Magazin für die Literatur des Auslandes

Digitized by Google

BP 373.1

SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joſeph Lehmann.

Fünfundſiebzigſter Band.

Januar bis Juni 1869.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1869.

Digitized by Google

IX, 6
BP 373.1

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY.
Subscription fund.

Digitized by Google

Inhalt.

* Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden ſich in der „Kleinen literar. Revue", † die mit einem Kreuz (†) bezeichneten im „Literar. Sprechſaal"

Deutſchland und das Ausland.

Januar. Alexander von Humboldt. S. 1. — Die hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Schiller's Werken. S. 3. — Leſſing, Boccaz und Swift. S. 4. — Die öſterreichiſche Armee ſeit Königgrätz. S. 4. — *Droyſen's Geſchichte der preußiſchen Politik. S. 13. — *Eine poetiſche Geſchichte des Hildesheimer Fundes. S. 13. — Pſychologiſche Forſchungen von Otto Caſpari. S. 13. — *Madeleine. S. 14. — *Gerſtäcker's neue Reiſen in Amerika. S. 14. — Illuſtrirte Monatshefte für Handel und Induſtrie. S. 14. — †Eine Stiftung der Brüder Grimm. S. 15. — Erinnerungen an Meyerbeer. S. 17. — Neue Romane von Brachvogel. Der deutſche Michael. Der blaue Cavalier S. 18. — *Pſychologie und Pſychiatrie. S. 26. — *Gedichte von Hermann Lingg und Martin Greif. S, 27. — *Reich und Arm. S. 27. — *Ein Album für Jäger und Naturfreunde. S. 27. — †Victorialyceum für Damen in Berlin. S. 28. — Franzöſiſche, engliſche und deutſche Univerſitäten. S. 29. — Die Organiſation der Kunſt-Gewerbeſchulen. S. 31. — Die Aeneide im Nibelungen-Versmaß. S. 31. — Deutſche Dichtungen aus Kärnthen. S. 33. — *Die Wichtigkeit des Waldes. S. 41. — *Der Hallodri. S. 42. — *Altpreußiſche Monatsſchrift. S. 42. — †Licht und Leben, nach Prof. Ferd. Cohn. S. 42. — †Martin Opitz; Eliſe Bürger. S. 43. — †Literargeſchichtliche Vorträge von Profeſſor Prutz. 43. — Der ſiebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken. S. 45. — C. Reclam: Der Leib des Menſchen. S. 46. — *Büchner's Vorleſungen über die Darwin'ſche Theorie. S. 54. — †Das achtzehnte Jahrhundert, von Robert Prutz. S. 55. — †Prof. Steinthal über die Mythe der Weltſchöpfung. S. 56. — †Eröffnung des Victoria-Lyceums in Berlin. S, 56. — †Gewerbeſchule für Mädchen. S. 56. — Aus dem Leben des Generals von Brandt. I. Die Belagerung von Zaragoza und der Guerillakrieg von 1809. S. 57. — Zur Literatur über Verſorgung des weiblichen Geſchlechts. S. 60. — *Ein neues deutſches Geſetz über das Verlags- und Urheberrecht. S. 69. — *Duiſchke's Unterricht im Freihandzeichnen. S. 70. — *„Auf dunklem Grunde" (von Eliſe Polko). S. 70. — *„Fußtapfen im Sande" (von Adelheid von Auer). S. 70. — †Todtenfeier des Präſidenten Lette. S. 70. — †Hiſtoriſch-politiſche Bibliographie. S. 71.

Februar. Ein neues Syſtem der religiöſen Weltanſchauung. S. 73. — Aus dem Leben des Generals von Brandt. II. Napoleon und die Polen im ruſſiſchen Feldzug. S. 74. — Weibliche Gärtnerei. S. 76. — *Die Patent-Geſetzgebung in Deutſchland und im Ausland. S. 86. — *Adolph und Karl Müller's Thierwelt. S. 86. — *Erzählungen aus der alten Weltgeſchichte. S. 86. — *Lieder eines Patreyks. S. 87. — †Autographen-Sammlung. S. 87. — †Die Schule der weiblichen Handarbeit. S. 87. — Die Philoſophie des Unbewußten, der Verzweiflung und der Blaſirtheit. S. 89. — Leopold von Ranke's ſämmtliche Werke. Franzöſiſche Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. S. 92. — *Der tauſendſte Band der Tauchnitz-Collection. S. 102. — *Zur bibliſchen Zeitrechnung. S. 103. — *Verkehrsleben im Alterthum. S. 103. — †Die Aufgabe unſerer Zeit. S. 104. — †Vergleichende Völkerpſychologie. S. 104. — †Genelli. S. 104. — Die Söhne Johann Sebaſtian Bachs. S. 105. — Richard Wagner: Oper und Drama. S. 106. — Ein Roman von Günther von Freiberg. S. 108. — *„Die Rechtslehrer und Rechtsſchulen im römiſchen Kaiſerreich" (von Bremer). S, 114. — *Bibliothek geographiſcher Reiſen. S. 114 — *Der Weltverkehr und ſeine Mittel. S. 115. — *Zur Geſundheitspflege des Heeres. S. 115. — †Gegen die beiden Wiener „Preſſen". S. 115. — †Auguſt Schleicher. S. 116. — Die rechtlichen und ſittlichen Grundlagen des Staatslebens. F. von Holtzendorff's Principien der Politik. S. 117. — Neue Novellen von Marie von Roskowska. S. 120. — *Leibniz und die Sozietät der Wiſſenſchaften in Wien. S. 128. — *Aegypten und die Bücher Moſe's. (Von Ebers.) S. 129. — *Deutſche Geſchichte für die Jugend bearbeitet. S. 129. — *Die Jubelausgabe des Stieler'ſchen Atlas. S. 130. — *Die Kammerjungfer. (Von Mützelburg.) S. 130. — †Zeitſchrift für vergleichende Rechtskunde. S. 130. — †L. von Rönne's Staatsrecht. S. 130. — †Littauen und die Littauer, von O. Glagau. S. 131. — *Zur „Philoſophie des Unbewußten". S. 131.

März. Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. S. 133. — Zur Roswitha-Frage. S. 135. — Oscar von Redwitz: „Hermann Stark, deutſches Leben". S. 137. — *Ludwig Uhland und ſeine Heimat Tübingen. S. 145. — *Dranmor's „Requiem". S. 145. — †Taktiſche Rückblicke auf 1866. S. 146. — †Ein öſterreichiſcher Pole über den Unterſchied zwiſchen Preußen und Rußland. S. 147. — Aus Friedrich Rückert's Leben. In München und in Berlin. S. 149. — Göthe und die Frauen, nach Adolf Stahr. I. S. 152. II. S. 166. — Lemcke's populäre Aeſthetik. Der Gottesbegriff der Hebräer und der Griechen. S. 154. — *Die Grundformen der antiken klaſſiſchen Baukunſt. S. 162. — *Neue Dichtungen von Fr. v. Schack. S. 162. — *Die Maler von Florenz. (Von H. Köſter.) S. 162. — *Maria Mancini. (Von J. Große.) S. 163. — *Das Vermögen der depoſſedirten Fürſten. S. 163. — †Bitter contra Gervinus. S. 163. — †H. Heine's „William Ratcliff". S. 163. — †Paul Morphy's Schachwettkämpfe. S. 164. — Berichtigung von Otto Glagau. S. 164. — Richard Wagner: Das Judenthum in der Muſik. S. 165. — Zur Beurtheilung der landwirthſchaftlichen Kultur unſerer Zeit. S. 168. — *Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe. S. 174. — *„Aus dem Tagebuche eines nach Sibirien Verbannten". (Von Th. v. Falken.) S. 174. — *Gedanken-Mainlinien, von Moritz Müller. S. 175. — †Zweite deutſche Nordpol-Expedition. S. 176. — †Die erſte Industrial Partnership in Berlin. S. 176. — Robert Hamerling: Der König von Sion. S. 177. — Zur Erinnerung an die Fürſtin Gallitzin, geb. Gräfin von Schmettau. S. 178. — Thekla von Gumpert's fünfundzwanzigjährige Wirkſamkeit als Jugendſchriftſtellerin. S. 180. — Zur Kunde der deutſchen Volksliteratur und Volksſprache. S. 181. — *„Es iſt beſtimmt in Gottes Rath". (Erzählung von Marie Greie.) S. 189. — †L. Bamberger's Schrift über den Grafen Bismarck. S. 189. — †Die orientaliſche Frage (Von E. Rüffer.) S. 190. — †Bopp- und Benary-Stiftung in Berlin. S. 191. — Richard Wagner's Judenpasquill. S. 191.

April. Von den deutſchen Hochſchulen und dem preußiſchen Unterrichtsweſen. S. 193. — Proteſtantiſche Kämpfe gegen die Jeſuiten. S. 194. — *Friedrich Rückert's ſämmtliche Werke. S. 205. — *Jahrbuch der deutſchen Dante-Geſellſchaft. S. 205. — *Zur Farbenlehre. S. 206. — Der Vater des blauen Auges. (Baron Heinrich v. Maltzan.) S. 209. — Max Ring: Fürſt und Muſiker. S. 213. — *Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe. S. 221. — *Fr. Gerſtäcker's „Miſſionäre". 222. — *Wilhelm Bornemann's Jagdgedichte. S. 222. — †Kulturhiſtoriſch-äſthetiſche Vorträge von Ludwig Eckardt. S. 223. — †Eduard Hildebrandt. S. 223. — †Eckardt über Karl Gutzkow. S. 224. — †Peſtalozzi und Dieſterweg. S. 224. — Ueber vergleichende Mythologie. I. S. 225; II. S. 242. — E. M. Oettinger's biographiſch-genealogiſch-hiſtoriſches Weltregiſter, genannt „Moniteur des Dates". S. 227. — Ueber Arbeitslöhne und die hierfür vorgeſchlagenen Verbeſſerungen. S. 228. — *Virchow, über Hoſpitäler und Lazarethe. S. 230. — *Der Ariſche Urſprung der Schlackenwälle in der Lauſitz. S. 237. — *F. Domcke's nautiſche und aſtronomiſche Tafeln. S. 237. — *Ein Stammbuch der Vierfüßigen. S. 238. — *„Edelweiß" von J. Weitritz. S. 238. — †Profeſſor Virchow und die Juden. S. 238. — — †Baſtian's und Hartmann's Zeitſchrift für Ethnologie. S. 238. — †Die Frauenfrage im Ausland. S. 239 — †Monatshefte für Muſikgeſchichte. S. 239. — †„Die Nebelſtreuche". S. 239. — Talvj's Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. S. 241. — Zur Literatur der Fröbel'ſchen Kindergärten. S. 244 — †Finanzweſen des Norddeutſchen Bundes. S. 251. — †Die St. Petersburger Zeitung gegen Richard Wagner. S. 252. — Letteſtiftung. S. 252.

Mai. Die Kurz'ſche Ausgabe von Göthe's Werken. S. 253. — Ein deutſcher Buchhändler im ſiebzehnten Jahrhundert. S. 254 — Marien, ein deutſches Kamelien-Drama. S. 256. — *Die Volks- und Schulausgabe von Brehm's „Illuſtrirtem Thierleben". S. 265. — *Steinſchneider's Hebräiſche Bibliographie. S. 266. — †Kongreß der Vereine für Krankheitspflege im Kriege. S. 266. — †Patentgeſetzgebung. S. 267. — Ferdinand Stolte's Fauſt. S. 269. — Blömer's Lichtſtrahlen aus Leſſing's Werken. S. 271. — Bilder und Skizzen aus der kleinſten Welt. S. 272. — Directe und indirekte Steuern. S. 273. — *Germaniſche Götterſage, von Ernſt Bratuſcheck. S. 281. — *Ein zweiter Trabant der Erde. S. 281. — *Die Seeſchrecken auf den Auswanderer-Schiffen. S. 282. — *Aus dem Berliner Volksleben. S. 282. — †Die Tapferkeit des öſterreichiſchen Generalſtabes. S. 283. — †Philoſophiſche Monatshefte. S. 284. — †Die Abſchaffung der

Digitized by Google

Todesſtrafe in Sachſen. S. 284. — †Wander's Abwehr gegen einen Angriff des Freiherrn von Rheinsberg-Dühringsfeld. S. 284. — Die Reform der Schule. Zur Begrüßung der deutſchen Lehrer-Verſammlung in Berlin. S. 285. — Die Seminarien für Volksſchullehrer. S. 287. — Pädagogiſche Beſtrebungen in Oeſterreich. S. 289. — *Der Sagenkreis Dietrich's von Bern. S. 294. — *Johannes Scherr's Allgemeine Geſchichte der Literatur. S. 295. — *Neue Zeitſchrift für das Verkehrsweſen. S. 295. — †Peſtalozzi's ſämmtliche Werke. S. 295. †Zur Jubelfeier A. von Humboldt's. S. 296. — †Die Stadtmauer Nürnberg's. S. 296. — Zur Geſetzgebung über Preſſe und Buchhandel. S. 297. — Die künſtleriſche Ausbildung der Frau. Die Female School of Art, Notre Dame aux Arts und die Scholz-Treſchel'ſche Akademie. S. 298. — *Vorgeſchichtliches über das Land Preußen. S. 309. — *Zur Geſchichte des Adels. S. 309. — *Friedrich Wilhelm Krummacher, eine Selbſtbiographie. S. 310. *Jellinek's israelitiſche Gotteslehre. S. 310. — *Zur Förderung der Kunſtgewerbe. S. 310. *Edmund Höfer's „Verlorener Sohn". S. 310. — †Geſellſchaft für vergleichende Geſetzgebung. S. 312. — †Polemiſche Schriften gegen Richard Wagner. S. 312. — †G. v. Oertzen's Kämpfe des Lebens. S. 312. Philoſophie der Erdkunde. Geographiſche Charakteriſtik der deutſchen Volksſtämme. S. 313. — A. Baſtian: Zur Ethnologie der Naturvölker. S. 315. — *Dichtungen des Auslandes. S. 325. — *Spaziergänge im Fabelkleide. S. 325. — „Für Frauen". S. 326. — *Der Revolutionär, von Julius Groſze. S. 326. — Das Schloß am Meere. (Von H. Kleinſtenber.) S. 326. — *Malerleben. S. 326. †H. Klencke's A. von Humboldt in ſechſter Auflage. S. 326. — †Freytag's Soll und Haben. S. 326. — †Gutzkow's Zauberer von Rom. S. 326. — †Die alte Stadtmauer von Nürnberg. S. 327. — †Preisausſchreiben eines öſterreichiſchen Verfaſſungs-Kauchismus. S. 327. — †Neue dramaturgiſche Zeitſchrift. S. 327.

Juni. Die Schule und die Geſetzgebung. S. 329. — *Die Ausbildung der evangeliſchen Kirchenverfaſſung in Sachſen. S. 338. — *Staat- und Volksbildung in ihrer Wechſelwirkung. S. 339. — *Die ſchöneren Stunden. S. 339. — *Neue Lieder von Auguſt Silberſtein. S. 339. — †Eine Verlagsrechts-Frage. S. 339. — †Gegen die Duelle. S. 340. — †Virchow's Erwiderung an D. Caſſel. S. 340. — †Abwehr von Wander's Abwehr. S. 340. — Die Civiliſation und der wirthſchaftliche Fortſchritt. S. 341. — Roswitha von Gandersheim. S. 342. — R. Weſtphal: Philoſophiſch-hiſtoriſche Grammatik der deutſchen Sprache. S. 345. — *Berlin und ſeine Entwickelung. S. 353. — *Geſchichte der volkswirthſchaftlichen Literatur im Mittelalter. S. 354. — *Das Schloß an der Oſtſee. S. 354. — †Das Institut de France über die Herausgabe der Leibniz'ſchen Handſchriften. S. 355. — †Profeſſor Virchow über confeſſionelle Krankenpflege. S. 3 5 — Die Ariſtoteliſche Definition der Seele. S. 357. — Das Verhältniß der Philoſophie zur Naturwiſſenſchaft. S. 358. — *Die Darwin'ſche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. (Von H. Jäger.) S. 367. — *Eine Hofgeſchichte des Herzogs Karl Eugen. S. 367. — †Leſſing und Herder in Frankreich. S. 367. — †Vereinsblatt der deutſchen Vegetarianer. S. 368. — Japaneſiſche, amerikaniſche, engliſche und ſchottiſche Studirende in Berlin. S. 369. Inſchriften und Zeichen in lebenden Bäumen, nach Göppert. S. 370. — Schutz den Bäumen! S. 371. — *Der Bibliothek-Katalog des deutſchen Buchhändler-Börſen-Vereins. S. 380. — *Die zweite Auflage von Spymer's Japan. S. 381. — *Zur Kritik des Materialismus. S. 381. — *Bäder und Frauen. S. 381. — †Das Jahr 1769. S. 381. — †Leibniz und Onno Klopp. S. 382. — †Prof. Heydemann über das internationale Autorrecht. S. 382. — †Richard Wagner's Broſchüre gegen Eduard Devrient. S. 383. — †Tribüne und Berliner Weſpen. S. 383. — †Ein weit verbreiteter deutſcher Roman. (Eliſabeth, von Marie Nathuſius.) S. 383.

Böhmen.

Januar. Ludwig Schleſinger: Geſchichte Böhmens. Die Deutſchböhmen ſeit der Regierungszeit Joſeph's II. S. 47.

April. Ludwig Schleſinger: Geſchichte Böhmens. Folgen der Schlacht am Weißen Berge. Die Čechen und das freie Bürgerthum. S. 214. — Prager deutſche Briefe. I. S. 245.

Mai. Der deutſche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Böhmen. S. 257. — †Preisaufgabe des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. S. 312.

Schweiz.

Januar. Literariſches aus Genf. Humbert's Werk über Thüringen. G. Roux's Illuſtrirter Kuhreigen. Das Escaladefeſt. S. 20. — Fanny Lewald: Sommer und Winter am Genferſee. Frauen als Schriftſteller. Schloß Coppet. Edgar Quinet. S. 60. — *Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. S. 70.

Februar. Die internationale Arbeiterbewegung in der Schweiz. S. 93.

März. Ein pädagogiſcher Roman. (Von Anna Behrens.) S. 137. — Die freie religiöſe Bewegung in der Schweiz. S. 155.

April. Die religiöſen und kirchlichen Bewegungen in der Schweiz. S. 195. — Geſpenſter in Sage und Dichtung. S. 246.

Mai. *Die Basleriſchen Stadt- und Landgeſchichten. S. 295. — Schweizeriſche Feldzüge gegen die römiſche Ketzerbaß. S. 301.

Juni. Das ſchweizeriſche Idiotikon. S. 333.

Holland.

Januar. Vondel's „Lucifer". S. 35.

Februar. *Die Kirchenmuſik in den Niederlanden. S. 85.

März. *Der Zeitungsſtempel in den Niederlanden. S. 144. — Internationale Arbeiter-Induſtrie-Ausſtellung in Holland. S. 176.

April. †Holländiſche Arbeiter-Induſtrie-Ausſtellung. S. 207.

Mai. †Eine Holländerin über Einrichtungen für und von Frauen in Berlin. S. 327.

Juni. Confeſſionelle- und Unterrichts-Zuſtände in Nord-Niederland. S. 331. — Die niederländiſchen Humaniſten. S. 360.

Belgien.

Januar. Vlamiſche Bewegung in Literatur und Kunſt. S. 19.

Februar. †Dautzenberg. S. 104. — J. M. Dautzenberg. S. 109.

März. Th. Juſte's Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II. S. 141. — Das Oratorium „Die Schelde" in Antwerpen. S. 163. — Die neue Zeitſchrift für das Weltrecht. S. 169.

April. †Der erſte niederländiſche Sprach- und Literatur-Congreß. S. 206. — Vlamiſche Bewegung. S. 207.

Mai. Niederdeutſch und Niederländiſch. S. 300.

Juni. Der belgiſche Unterrichtsbund. S. 382.

Dänemark.

März. *Anderſen's Dryade. S. 146.

Schweden.

Januar. Guſtav Adolf's Politik bis zur Landung in Pommern. S. 6. — Eine Jahresſchrift der Univerſität Upſala. S. 52.

Februar. Ein ſchwediſches Werk der vergleichenden Sprachforſchung. S. 109.

April. Carl Marin's vergleichende Sprichwörterſammlung. S. 202. — Zur Abſchaffung der Todesſtrafe. S. 215.

Mai. Ein Fürſt über einen Fürſten. S. 322. — *Eine ſchwediſche Kunſtgeſchichte. S. 325.

England.

Januar. Die Frauenrechte auf dem ſocial-wiſſenſchaftlichen Congreß zu Birmingham. S. 23. — †H. Lecky's Geſchichte der Aufklärung. S. 28. — Sir Robert Napier und die engliſch-abeſſiniſche Expedition. Nach Gerhard Rohlfs. S. 34. — †Frauenklub in London. S. 56.

Februar. Oſſian's Finnghal. S. 97. — †Temperaturgrade des Golfſtromes. S. 116. — Aus deutſchen Berichten über England. Das neue Parlament. Gladſtone und Bunſen. Lytton Bulwer und die engliſche Bühne. Die Eiſenbahn auf dem Theater. S. 121.

März. Der Canadier Alpheus Todd über die parlamentariſche Regierung in England. S. 140. — Deutſche Erläuterer von Shakeſpeare's Engliſch. S. 182. — †Deutſches Hoſpital in London. S. 191.

April. Die Schlegel-Tieck'ſche Shakeſpeare-Ueberſetzung. S. 200. — *Dixon's Buch über den Tower. S. 205. — †Carlyle's Geſchichte Friedrich's des Großen. S. 207. — †Ausſtellung des Vereins der Künſtlerinnen in London. S. 207. — *Todes- und Freiheitsſtrafe in England. S. 221. — *Shakeſpeare's Frauenideal. S. 221. — †Ein Brief Stuart Mill's über die politiſchen Rechte der Frauen. S. 224. — Miß Faithfull's Vorleſungen über die Frauenfrage. S. 224. — †Die Prinz Albert-Halle für Kunſt und Wiſſenſchaft. S. 251.

Mai. William Huggins: Ergebniſſe der Spectral-Analyſe. S. 262. — *Shakeſpeare's kleinere Dichtungen. S. 282.

Digitized by Google

Juni. *Engliſches ethnographiſches Journal. S. 367. — †Neues Kunſtakademie-Gebäude in London. S. 368. — Abermals eine neue Shakeſpeare-Ausgabe in Deutſchland. S. 378.

Frankreich.

Januar. Die deutſche Sprache im Elſaß. S. 8. — Charles Marelle's franzöſiſche Bearbeitungen deutſcher Poeſien. S. 55.

Februar. „Wenn ich Königin wäre!“ S. 82. — Neuer Roman von Victor Hugo. (L'homme qui rit.) S. 87. — Die Heitz'ſche Bücher- und Handſchriften-Sammlung in Straßburg. S. 110. — Eine neue Methode des Unterrichts in der franzöſiſchen Sprache. S. 126. — Ein elſaſſiſcher „Schlüſſel zum Studium des Deutſchen“. S. 127. *Napoleon I. in Elba. S. 129.

März. Die Archive der Baſtille. S. 138. — Die franzöſiſche Revolution und das Chriſtenthum. S. 157. — Heinrich IV., ein hiſtoriſches Lichtbild ohne Retouche. S. 170. — †Emil Olliviers „Neunzehnter Januar“. S. 175. — Paris im December 1851. S. 184. — Lanfrey's Geſchichte Napoleons I. S. 185. — *Littre's großes Wörterbuch. S. 189.

April. Die franzöſiſche Schulbildung im Jahre 1866. S. 204. — Sire de Joinville's Geſchichte des heiligen Ludwig. S. 218. — Alphons Royer: Geſchichte des Theaters. S. 219. — Eine franzöſiſche Beurtheilung Fritz Reuters. S. 248. — *Brachet's hiſtoriſche Grammatik. S. 250. — *Beaumarchais in Deutſchland. S. 250.

Mai. Zur antinapoleoniſchen Literatur. Le drame de Waterloo. S. 260. — *Nits-Marmier's Entdeckungsreiſe nach dem Ideal. S. 265. — Prachtausgabe von Balzac's Werken. S. 266. — Mademoiſelle Merquem, von George Sand. S. 277. — †Preisfrage der Straßburger Univerſität. S. 283. — †Die Affentheorie. S. 283. — Ein Staatsgefangener des zweiten Kaiſerreichs. S. 291. — Die Verfolgung der Waldenſer unter Franz I. S. 302. — †Montesquieu, Syrakus und Paris. S. 311. — *Victor Hugo's „Lachmännchen“. S. 324.

Juni. *Ein Aufruf gegen deutſche Arbeit und deutſche Wiſſenſchaft in Paris. S. 354. — †Leſſing und Herder in Frankreich. S. 367. — †Doré's Illuſtrationen zu Dante's Paradies. S. 368. — †Lanfrey's Geſchichte Napoleon's I. S. 368. — Die Memoiren des Miniſters Malouet. Neue Aufſchlüſſe über die erſten Jahre der franzöſiſchen Revolution. S. 375. — Der letzte Band der Correſpondenz Napoleon's I. S. 377.

Italien.

Januar. Umbriſche Volkslieder. S. 24. — Rom beim Ausgange des Mittelalters. Nach Alfred von Reumont. S. 37. — Machiavell's Buch vom Fürſten in neuer Ueberſetzung. S. 39. — †Die italiäniſchen Akademien und die Frauen. S. 56. — Pasquale Villari's Geſchichte Savonarola's und ſeiner Zeit. S. 66.

Februar. *Giacomo Leopardi's Dichtungen. S. 114. — Eine polyglotte Literaturgeſchichte aus Neapel. S. 124.

März. Ermanno Lunzi über Urchriſtenthum und chriſtliche Kirche. S. 183.

April. Fulin's Studien im Archiv der Staatsinquiſition von Venedig. S. 217. — Erinnerungen an Maſſimo d'Azeglio. S. 229. — Hermann Allmers: Römiſche Schlendertage. S. 250.

Mai. †Gegen das ökumeniſche Concil. S. 267. — †Luther in Italien. S. 267. — Graf Bismarck und General La Marmora. Eine italiäniſche Parallele mit deutſchen Randbemerkungen. S. 274. — Eine Papſtwahl vor hundert Jahren. S. 277. — Plattdeutſch in Italien. Klaus Groth's Quickborn. S. 301. — Dante-Forſchungen. Altes und Neues, von Karl Witte. S. 318. — *Siciliſche Revue für Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur. S. 325.

Juni. Cajus Silius Italicus. Von Onorato Occioni. S. 335. — *Politiſche Gedichte aus Italien. S. 339. — Die Geſchichte Rom's, von Gregorovius. S. 346. — Kaiſer Diocletian und das Chriſtenthum. S. 361.

Spanien.

Januar. Briefe aus dem neuen Spanien. I. Monarchie und Republik. S. 9; II. Die Stellung der Parteien. S. 62. — Das Scheitern der ſpaniſchen Revolution von 1820. S. 65.

Februar. Briefe aus dem neuen Spanien. III. Partei-Umtriebe weltliche und geiſtliche. S. 95; IV. Spanien in nationaler und volkswirthſchaftlicher Beziehung. S. 123.

März. Briefe aus dem neuen Spanien. V. Hoffnungen für die Zukunft. Cuba und die Kolonial-Politik. S. 144. — Die bisherige Verwaltung Cuba's durch die ſpaniſche Regierung. S. 171.

April. Calderon und die deutſche Kritik. S. 197. — Lope de Vega in deutſcher Bearbeitung. S. 220. — Joh. Faſtenrath's ſpaniſche Poeſieen. S. 232. — Die Tochter der Alhambra. S. 249.

Mai. Die bisherigen Cortes-Verhandlungen. Neubildung der Parteien. Unſicherheit der Regierung. S. 261.

Juni. †Die Macht der politiſchen Rede in Spanien. S. 355.

Rußland.

Januar. Kaiſerin Katharina an ihren Sohn, den Großfürſten Paul. S. 12.

Februar. †Eiſenbahnen und Telegraphen in Rußland. S. 116.

März. †Die deutſche Preſſe in Rußland. S. 147.

April. Weibliche Aerzte unter den Kirgiſen. S. 220. — †Die St. Petersburger Zeitung gegen Richard Wagner. S. 252.

Mai. Charaktere des ruſſiſchen Volkes, nach Karl Detlev. S. 305.

Baltiſche Provinzen.

Januar. †Riga und ſein Almanach. S. 14. — Das nationale Ehſtenthum. Von einem Finnländer. S. 40.

Februar. Die Bedeutung der baltiſch-deutſchen Provinzen für die Kultur Rußlands. S. 81.

März. *Schriften der gelehrten ehſtniſchen Geſellſchaft. S. 146.

April. Bertram über Wagien. S. 233. — †Die Ritterſchaften der baltiſchen Provinzen. S. 252.

Mai. Griechenthum und Proteſtantismus in Livland. S. 291. — Deutſche und Ehſten. S. 304. — Jegor von Sivers: Humanität und Nationalität. S. 316.

Juni. Die Nachtigall von Embach. S. 345. — Die Nothſtände in Liv-, Ehſt- und Kurland. S. 373.

Finnland.

Januar. Zur neueſten Literatur Finnlands. S. 53.

Februar. Der finnländiſche Dichter Ahlqviſt. S. 127.

Mai. Der Sampo Finnlands und des Lappen Zaubertrommel. S. 263.

Polen.

Januar. Forſchungen über die ſlaviſchen Urbewohner des öſtlichen Deutſchlands. S. 51.

Ungarn.

Januar. Der höhere Unterricht in Ungarn. S. 49. — †Volkszahl der Magyaren. S. 71.

Februar. Paul Hunfalvy's „Sprachwiſſenſchaftliche Mittheilungen“. S. 111.

April. Alexander Petöfi. S. 206.

Juni. Die deutſche Nationalität in Ungarn. S. 332.

Rumänien.

Januar. Ein Wort über Rumänien in verhängnißvoller Zeit. S. 11.

Juni. Rumäniſcher Charakter und rumäniſche Charaktere. I. Das Volk. S. 336; II. Die höhern Stände. S. 348.

Türkei.

Januar. Streifzüge in der Türkei im Jahre 1868. Ein bosniſcher Schullehrer und Literat. S. 24. — †Franz Maurer über die Bulgaren. S. 28.

März. Vom kranken Mann. Die türkiſche Armee und ihre Führer. S. 186.

Digitized by Google

Griechenland.

Januar. † Bilder aus Griechenland. S. 71.

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur.

Januar. †Zur Frage des jüdiſchen Kultus. S. 4?.

Februar. D. Caſſel's Schulbuch für jüdiſche Geſchichte und Literatur. S. 103. — Dr. Ad. Jellinek: Ethnographiſche Studien. Der jüdiſche Stamm. S. 112.

April. Eine jüdiſche Predigt in griechiſcher Sprache aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſto. S. 235.

Mai. Steinſchneider's hebräiſche Bibliographie. S. 266. — Der Kaiſer und der Rabbi. S. 279. — Die Meſſias-Idee nach altjüdiſchen Begriffen. S. 280. — Gebet eines jüdiſchen Arztes im zwölften Jahrhundert. S. 308.

Morgenländiſche Literatur.

Februar. Zur Kritik der Bücher des alten Teſtaments. S. 80.

Orient.

März. Die Zeitſchrift der morgenländiſchen Geſellſchaft. S. 173. — Semitiſche Inſchriften auf Siegeln und Gemmen. S. 188.

April. Ein altarabiſcher Dichter in deutſchem Gewande. S. 235. — *Arabiſcher Sprachſchatz. S. 251.

Mai. *Ninive und Babylon. S. 281. — Zur Urgeſchichte des Orients. I. Israeliten und Aegypter. S. 293; II. Babylonier, Aſſyrer und Phönizier. S. 306.

Juni. Der Orient und die deutſchen Eiſenbahnen. S. 337.

Paläſtina.

Februar. *Zur Belehrung über Paläſtina. S. 86.

März. Titus Tobler: Nazareth. S. 159.

Oſtindien.

Januar. Miß Carpenter über die Frauenerziehung in Oſtindien. S. 41.

März. Reiſen in Indien und Hochaſien von Hermann von Schlagintweit. S. 158.

Oſtaſien.

Januar. †Die naturwiſſenſchaftlichen Aufgaben der öſterreichiſchen Expedition nach Oſtaſien. S. 15. — *J. J. Hoffmann's Japaniſche Sprachlehre. S. 69.

Afrika.

Februar. Lejean am Weißen und am Blauen Nil. S. 100.

Mai. †Die Neger-Republik Liberia. S. 312.

Juni. Feldzüge der Civiliſation in Central-Afrika. Sir Samuel Baker und der Vicekönig von Aegypten. Baron C. von der Decken. S. 362.

Aegypten.

Februar. † Der Suezkanal. S. 87.

März. Eine ägyptiſche Königstochter. S. 173. — †Der Suezkanal und die Wüſten-Vegetation. S. 190.

Abeſſinien.

Februar. Zwei abeſſiniſche Miſſionäre über ihre Gefangenſchaft. S. 113.

Mai. Die Falaſchas oder abeſſiniſchen Juden. S. 308.

Südafrika.

Februar. Eine Schrift aus der Capſtadt über den Urſprung der Sprache. S. 84.

Nord-Amerika.

Februar. Engländer und Yankees, verglichen von einem Amerikaner. S. 63. — Amerikaniſche Lyrik. S. 85.

März. Der deutſche Volkskalender von San Francisco. S. 161. — † Amerikaniſcher Philologencongreß. S. 164. — † Amerikaniſches Denkmal für A. v. Humboldt. S. 175. — †Zeitungs- und Schulweſen in Ruſſiſch-Amerika. S. 176. — Präſidenten und Kongreß der Vereinigten Staaten am 4. März 1869. S. 182.

April. † Karl Schurz, amerikaniſcher Senator. S. 222. — † Amerikaniſches Staatshandbuch für 1869. S. 224.

Mai. † Humboldt-Denkmal in Amerika. S. 267. — C. Reinhold Schmidt: Die Geſchichte des amerikaniſchen Bürgerkrieges. S. 278. — Ein amerikaniſcher Juriſt über Patentgeſetze S. 293. — † Der ewige Jude in Amerika. S. 296. — † Die ſozialen Zuſtände in Nordamerika. S. 311. — Zur Geſchichte der deutſchen Sprache in Amerika. Die Deutſchen in Pennſylvanien. S. 323.

Juni. Deutſche Preſſe und deutſcher Buchhandel in Amerika. S. 379. — † Die Pacifiſche Eiſenbahn und die Alpen in Colorado. S. 383.

Mexiko.

Februar. Kaiſer Maximilian's letzte Tage. S. 77.

Juni. *Mexikaniſches Blaubuch über die franzöſiſche Invaſion. S. 367.

Oceanien.

Juni. Die engliſchen Staatenbildungen im Stillen Meere. I. Größeres Britannien. S. 352; II. Auſtraliens Kolonialwelt. S. 364.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 2. Januar 1869. [№ 1.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. 1869. Alexander von Humboldt. 1. — Die hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Schiller's Werken. 3. — Leſſing, Boccaz und Swift. 4. — Die öſterreichiſche Armee ſeit Königgrätz. 4.
Schweden. Guſtav Adolf's Politik bis zur Landung in Pommern. 6.
Frankreich. Die deutſche Sprache im Elſaß. 8.
Spanien. Briefe aus dem neuen Spanien. I. Monarchie und Republik. 9.
Rumänien. Ein Wort über Rumänien in verhängnißvoller Zeit. 11.
Rußland. Kaiſerin Katharina an ihren Sohn, den Großfürſten Paul. 12.
Kleine literariſche Revue. Droyſen's Geſchichte der preußiſchen Politik. 13. — Eine poetiſche Geſchichte des Hildesheimer Fundes. 13. — Pſychophyſiſche Forſchungen von Otto Caſpari. 13. — Madeleine. 14. — Gerſtäcker's neue Reiſen in Amerika. 14. — Illuſtrirte Monatshefte für Handel und Induſtrie. 14.
Literariſcher Sprechſaal. Riga und ſein Almanach. 14. — Die naturwiſſenſchaftlichen Aufgaben der öſterr. Expedition nach Oſtaſien. 15. — Eine Stiftung der Brüder Grimm. 15.

Inhalt und Titel des vorigen (vierundſiebzigſten) Bandes werden mit der nächſten Nummer ausgegeben.

Deutſchland und das Ausland.

1869.

Alexander von Humboldt.

Wir können dieſes Jahr nicht würdiger beginnen, als indem wir an die Spitze unſeres der Weltliteratur gewidmeten Blattes den Namen des großen Mannes ſtellen, deſſen Säkularjahr es iſt. Zwanzig Jahre nach Göthe und zehn nach Schiller geboren, hat Alexander von Humboldt dem Jahrhundert, welchem in der Geſchichte der deutſchen Literatur dieſe beiden Dichter den Stempel ihres Geiſtes aufgedrückt, in der Geſchichte der Wiſſenſchaft ſeine Signatur gegeben. Geboren in der Umgebung des großen Preußenkönigs, deſſen Thatenruhm elektriſch auf ſein Land und ſeine Zeit gewirkt hatte, waren die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt früh zu der Erkenntniß gelangt, daß, wie berechtigt auch das ſtolze preußiſche Selbſtgefühl ſei, Preußen doch die größere, ſtolzere Beſtimmung habe, durch ſeine Durchdringung mit deutſchem Geiſtes-, Wiſſenſchafts- und Kulturleben in dem Volksthume des großen, für Europas Geſchicke maßgebenden Deutſchlands aufzugehen. Früh trennten ſich daher auch die beiden Brüder in ihrem Denken, Forſchen und Thun von der Maſſe ihrer märkiſchen und preußiſchen Standesgenoſſen, der Eine um als Staatsmann den Geiſtes- und Rechtsſtaat Friedrichs, den eine ſchwächliche Generation hatte ſinken laſſen, wieder aufrichten zu helfen, und der Andere — unſer Alexander — um die Welt der Wiſſenſchaft für den neuen deutſchen Zukunftsſtaat zu erobern.

Gleichzeitig mit Alexander v. Humboldt wurde im J. 1769 Napoleon I. geboren, deſſen Ruhm eine Zeit lang den aller ſeiner Mitlebenden überſtrahlte; aber wie bald iſt dieſer ländererobernde, menſchenverachtende Kriegsheld zurückgetreten unter die Schaar der dunkeln Geiſterſchatten ſeiner Zeit, während Humboldt's, des friedlichen Welteneforſchers und Menſchenfreundes Name ein ſtrahlender Ruhm des Jahrhunderts geblieben. Nicht wie ſein ehrgeiziger Zeitgenoſſe, hat Humboldt die Menſchheit ſeinen perſönlichen Zwecken und ſeinem Ruhme dienſtbar zu machen geſucht; vielmehr hatte er ſeine ganze Perſönlichkeit, ſeine phyſiſche und ſeine geiſtige Kraft, ſein Vermögen und ſeine Kenntniſſe dem Dienſte des Menſchengeſchlechts und ſeiner Erziehung geweiht.

Von Anfang an hatte Alexander v. Humboldt ſich die wiſſenſchaftliche Lebensaufgabe geſtellt, die geſammte Naturlehre, von den Geſetzen der Schwere bis zu dem Bildungstrieb in den belebten Körpern, als ein organiſches Ganzes zu erfaſſen und zu durchdringen. Zu dieſem Zwecke hatte er ſich bald mit Eifer auf die Beobachtung der Natur, der uranologiſchen wie der telluriſchen, als eines durch innere Kräfte bewegten und belebten Weltganzen, geworfen. Nachdem er ſich durch Studien der Aſtronomie, der Geognoſie, der Zoologie und Botanik, der Phyſik und Chemie für die Beobachtung und richtige Beurtheilung kosmiſcher Erſcheinungen ausgerüſtet hatte, trat er jene großen Weltreiſen an, die ihm Gelegenheit gaben, alle Erdzonen und die Gebiete der verſchiedenartigſten Menſchenraſſen, Pflanzen, Vulkane und geologiſchen Schichten, „von der alpiniſchen Tropenlandſchaft Südamerikas bis zu der öden Steppennatur Aſiens“, zu durchwandern, zu erforſchen und in wiſſenſchaftlichen Arbeiten darzuſtellen, die den Ruf ſeines Namens über die ganze civiliſirte Welt verbreiteten.

Als Alexander von Humboldt, nach langem Aufenthalt in fremden Ländern, nach Veröffentlichung des die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe ſeiner Reiſen enthaltenden Rieſenwerkes in Paris, in ſein Vaterland zurückgekehrt war, wo der nationale Funke, den die Dichtungen großer Schriftſteller angefacht und den die Freiheitskriege der Jahre 1813—15 zu einer ganz Deutſchland erwärmenden und erleuchtenden Flamme entzündet hatten, unter den Füßen politiſcher und kirchlicher Reaktionäre erſtickt zu werden drohte, da trat ihm der rettende Gedanke vor die Seele, der Alles beſchönigenden Dialektik einer abſtrakten Philoſophie gegenüber mit Hilfe der empiriſchen Wiſſenſchaft ein friſches nationales Geiſtesleben wachzurufen und es über die Miſèren der Gegenwart hinwegzuheben.

In den Jahren 1827 und 1828 hielt Humboldt vor einem Zuhörerkreiſe von Gelehrten, Staatsbeamten, Geſchäftsmännern und deren weiblichen Angehörigen in der großen Halle der Singakademie und gleichzeitig vor einem Auditorium von Studirenden aller Fakultäten, in der großen Aula der Univerſität von Berlin, ſeine epochemachenden Vorleſungen über phyſiſche Weltbeſchreibung — Vorleſungen, von denen ein förmlicher Umſchwung in der Wiſſenſchaft der Natur datirt, welche von jetzt ab, an der Stelle der Philoſophie, der leitende Träger der ſcientifiſchen Forſchung, wie der allgemeinen literariſchen Bildung, in Deutſchland wurde.

„Nach langer Abweſenheit aus dem deutſchen Vaterlande“, ſo begann Humboldt ſeine Vorleſungen in der Singakademie, „unternehme ich es, vor Ihnen in freien Unterhaltungen über die Natur die allgemeinen phyſiſchen Erſcheinungen auf unſerem Erdkörper und das Zuſammenwirken der Kräfte im Weltall zu entwickeln.“ Und nun entrollte ſich vor dem Geiſtesauge der Zuhörer ein Panorama des Himmels und der Erde, von den

Digitized by Google

fernſten Nebelflecken und von kreiſenden Doppelſternen bis zu den kleinſten Organismen der thieriſchen Schöpfung in Meer und Land und bis zu den zarteſten Pflanzenkeimen hinab, welche die nackte Felsklippe am Abhang eiſiger Berggipfel bekleiden. Mit umfaſſendem, klarem Blick ordnete der von der Macht und dem Wohllaut der deutſchen Rede gehobene und getragene Lehrer die kosmiſchen Erſcheinungen nach wiſſenſchaftlich erkannten Geſetzen. „Aber“, ſo fügte er am Schluſſe eines ſeiner Vorträge hinzu, „Geſetze anderer, geheimnißvollerer Art walten in den höchſten Lebenskreiſen der organiſchen Welt: in denen des vielfach geſtalteten, mit ſchaffender Geiſteskraft begabten, ſpracherzeugenden Menſchengeſchlechts. Ein phyſiſches Naturgemälde bezeichnet die Gränze, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick ſich ſenkt in eine andere Welt. Es bezeichnet die Gränze und überſchreitet ſie nicht.“

Dieſe Vorträge, dieſe „freien Unterhaltungen über die Natur“, hat Humboldt nachmals, in ſeinem fünfundſiebzigſten Lebensjahre (1844) auszuarbeiten und niederzuſchreiben begonnen, und bis zu ſeinem neunundachtzigſten Lebensjahre (1858) fortgeſetzt und vollendet. Sie bilden die vier Bände des **Kosmos**, dieſes Buches aller Bücher des neunzehnten Jahrhunderts.

Neben der umfaſſendſten phyſiſchen Weltbeſchreibung enthält dieſes Buch eine Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Auffaſſung der Welt, eine Geſchichte der unter den Menſchen mit ihrer wachſenden Kultur zunehmenden Erkenntniß des „Begriffes vom Zuſammenwirken der Naturkräfte in einem Weltganzen“. Humboldt zeigt uns, daß, wie in der Weltgeſchichte, ſo auch in der Geſchichte der Weltauffaſſung durch die Kulturvölker, von den Griechen und Aegyptern bis zu den Italiänern, Franzoſen, Engländern und Deutſchen, eine einheitliche, höhere Idee ſich wahrnehmen laſſe, die zwar oft, wie die Spirallinie, ſcheinbar rückläufig ſei, aber mit Nothwendigkeit zu jenem, das Ewige und das Unendliche in ſich aufnehmenden Begriffe des Weltganzen führt.

Wohl erkannte Humboldt bei dieſem Beobachten, Ordnen und Regiſtriren aller kosmiſchen Erſcheinungen, daß der Zukunft noch Vieles aufzufinden und zu conſtatiren übrig bleibe, damit die Menſchheit unumſtößlich die Einheit in der Totalität erkenne. „Aber“, ſo fügte er hinzu, „neben der Freude an der errungenen Erkenntniß liegt, wie mit Wehmuth gemiſcht, in dem aufſtrebenden, von der Gegenwart unbefriedigten Geiſte die Sehnſucht nach noch nicht aufgeſchloſſenen, unbekannten Regionen des Wiſſens. Eine ſolche Sehnſucht knüpft das Band feſter, welches — nach alten, das Innerſte der Gedankenwelt beherrſchenden Geſetzen — alles Sinnliche an das Ueberſinnliche kettet; ſie belebt den Verkehr zwiſchen dem, was das Gemüth von der Welt erfaßt, und dem, was es aus ſeinen Tiefen zurückgiebt.“

Anſchließend an eine tiefe, geſchichtsphiloſophiſche Bemerkung ſeines Bruders Wilhelm von Humboldt, ſagt der Verfaſſer des Kosmos: „Wie bei der Darſtellung des Geſchehenen in der moraliſchen und politiſchen Sphäre der Geſchichtsforſcher, nach menſchlicher Anſicht, den Plan der Weltregierung nicht unmittelbar erſpähen, ſondern nur an den Ideen erahnen kann, durch die er ſich offenbart, ſo durchdringt auch den Naturforſcher bei der Darſtellung der kosmiſchen Verhältniſſe ein inniges Bewußtſein, daß die Erkenntniß der welttreibenden, der geſtaltenden und ſchaffenden Kräfte keineswegs durch das erſchöpft iſt, was ſich bisher aus der unmittelbaren Beobachtung und Zergliederung der Erſcheinungen ergeben hat.“

Dieſes „innige Bewußtſein von den welttreibenden, geſtaltenden und ſchaffenden Kräften“ liebte Alex. von Humboldt beſonders bei den Hellenen nachzuweiſen, deren ewig jugendliche Altersweisheit „das große Problem des Kosmos bereits geahnt und mit Vorliebe gepflegt, wenn auch nicht mit abſoluter Schärfe und Beſtimmtheit dargeſtellt hat“. Von Ariſtoteles namentlich ſagt Humboldt, daß die „Einheit der Natur“ das große, letzte Ziel ſeiner Forſchungen war. Mit beißender, kritiſcher Schärfe bemerkt der Stagirite: „In ihr (der Natur) iſt nichts zuſammenhangslos Eingeſchobenes, wie in einer ſchlechten Tragödie (oder wie in den Theorieen des Materialismus).“ Wie Darwin, hat bereits Ariſtoteles allmähliche Mittelſtufen von den Pflanzen zu den niederen Thieren und von dieſen zum Menſchen angenommen, aber gerade darin erkannte er ein Hauptmotiv zur Annahme einer einheitlichen, die Natur beherrſchenden Idee.

Im Kosmos leſen wir: „Die Grundidee, alle telluriſchen Naturerſcheinungen dem Impuls der Himmelsbewegung, dem Umſchwung der Himmelsſphäre zuzuſchreiben, tritt bei Ariſtoteles wiederholt hervor .... Vom „„unbewegten Bewegen der Welt““ hängt nach ihm der Himmel und die Natur, d. h. die telluriſche Sphäre der Erſcheinungen, ab. Der „„Anordner““ und der letzte Grund aller ſinnlichen Veränderungen muß als ein Nichtſinnliches, von aller Materie Getrenntes, betrachtet werden. Die Einheit der verſchiedenen Kraftäußerungen der Stoffe wird zum Hauptprinzip erhoben, und dieſe Kraftäußerungen ſelbſt werden ſtets auf Bewegungen zurückgeführt. So finden wir auch in dem Buche des Ariſtoteles „von der Seele“ ſchon den Keim der Undulations-Theorie.“*)

Wir betonen die Worte Humboldt's „Kraftäußerungen der Stoffe“, was ſicher etwas ganz Anderes iſt, als die, nach der Theorie des Materialismus, den Stoffen immanente Kraft. Dieſe Kraftäußerungen kommen vielmehr, nach der mit Ariſtoteles übereinſtimmenden Erklärung Humboldt's, durch die relativen Beziehungen der Materie zu dem Weltganzen, deſſen Theil ſie iſt, und das von einem Nichtſinnlichen, von der Materie Getrennten, bewegt wird, zur ſinnlichen Erſcheinung.

Ein Jahr nach dem Abſchluſſe des „Kosmos“ war auch das irdiſche Leben des großen Naturforſchers abgeſchloſſen. Sein Werk hat bereits die reichſten Früchte getragen, indem die berühmten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft, die in dem Jahrzehend nach dem Ableben Humboldt's gemacht worden, in ſeinem Werke nicht blos angedeutet, ſondern als nothwendige Ergänzungen ſeines einheitlichen Syſtems der Natur vorhergeſehen ſind: ſo namentlich die durch die Spektral-Analyſe herbeigeführte Entdeckung der Gleichartigkeit der Stoffe der Sonnenhülle und anderer Weltkörper mit den Stoffen unſerer Erdkugel; die Entdeckung des beſtändigen Gleichmaaßes der Naturkräfte, deren Aeußerungsformen nur wechſeln und in einander übergehen, ohne daß das Kraftmaaß des Naturganzen dadurch verändert wird; endlich die durch neuere Beobachtungen mehr und mehr ihre Beſtätigung findende Identität aller Naturkräfte: der Wärme, des Lichtes, der Bewegung, des Magnetismus und der Elektrizität (denen ſich höchſt wahrſcheinlich auch die Gravitation anſchließt), die ſämmtlich einem und demſelben Urquell entfließen und den direkteſten Beweis für die Lehre von der Einheit des Welt-

*) Aristoteles, De anima, II. Editio Bekkeri, pag. 419.

Digitized by Google

ganzen liefern, wie ſie uns in dem Buche der Bücher des neunzehnten Jahrhunderts, in Humboldt's Kosmos, überliefert iſt.

Joſeph Lehmann.

Die hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Schiller's Werken.*)

Unter den jetzt ſo zahlreichen Schiller-Ausgaben nimmt die „hiſtoriſch-kritiſche“ des alten Schiller- und Göthe-Verlegers Cotta den erſten Rang ein, ſowohl durch die Vollſtändigkeit, als durch den ihr beigegebenen kritiſchen Apparat, wie durch die geſchichtliche Anordnung, d. h. die Wiedergabe ſämmtlicher Schriften des Dichters in derjenigen Reihenfolge, wie ſie von ihm abgefaßt ſind. Der erſten beiden Bände dieſer Ausgabe, die bereits im November 1867 verſandt wurden, iſt in dieſen Blättern ſchon gedacht worden; es bedarf hier alſo nicht mehr einer Aufzählung ihrer charakteriſtiſchen Merkmale und der Grundzüge, von denen der Herausgeber, Herr Karl Gödeke, und ſeine Mitarbeiter geleitet werden. Gegenwärtig liegen uns der dritte und der vierte Band vor, von denen jener an hervorragenden Dichtungen: „Fiesko“ (in zwei Bearbeitungen), „Kabale und Liebe“ und außerdem Aufſätze der „Rheiniſchen Thalia“, dieſer des Dichters Arbeiten aus der Dresdner Zeit enthält.

Beide Bände bringen wieder eine größere Anzahl bisher noch ungedruckter Schriftſtücke Schiller's und außerdem viele Arbeiten, die inſofern als neu bezeichnet werden können, als ſie in den bisherigen Volksausgaben der Dichterwerke nicht angetroffen wurden und daher dem größeren Publikum — mit wenigen Ausnahmen — gänzlich unbekannt ſind. Der Herausgeber giebt in der Vorrede des III. Bandes (XIV und 596 S.) eine Geſchichte der Entſtehung des Schiller'ſchen Fiesko, dann eine Ueberſicht des vorhandenen und benutzten kritiſchen Apparates zu „Kabale und Liebe“, nebſt einer Geſchichte dieſer Dichtung. Darauf folgen einige Andeutungen über neu aufgenommene und nach den Originalhandſchriften bisher noch nicht veröffentlichte Stücke. Unter den letzteren erwähnen wir ein längeres „Hochzeitsgedicht“, ferner ein komiſches Heldengedicht unter dem Titel: „Wunderſame Hiſtoria des berühmten Feldzuges als welchen Hugo Sanherib König von Aſſyrien in's Land Juda unternehmen wollte ꝛc. in ſchwäbiſche Reimlein bracht von Simeon Krebsauge, Bakkalaur,“ (eine treffliche Satire auf die deutſche Kleinſtaaterei) und einen „Prolog“, welchen der Dichter, wie es ſcheint, für eine von Kindern geſpielte dramatiſche Darſtellung zur Feier der Wiedergeneſung des Herzogs von Meinigen ſchrieb. Sämmtliche drei Dichtungen datiren aus dem Januar des Jahres 1783 und ſind den Original-Handſchriften entnommen, von denen die zu dem erſten Gedichte ſich im Beſitze des Senators Fr. Cullmann in Hannover, die zu den beiden andern in demjenigen der Freifrau Emilie v. Gleichen-Rußwurm, geb. v. Schiller, befanden.

Die beiden erſten hier angeführten Gedichte ſind auch nach anderen, bereits früher erfolgten Veröffentlichungen in Hempel's National-Bibliothek der deutſchen Klaſſiker abgedruckt, in welcher die Aufnahme mancher bisher in den gewöhnlichen Ausgaben nicht enthaltenen Gedichte gegenwärtig einen heftigen Streit zwiſchen Diezmann und dem Herausgeber Hempel erregt hat.

Von nicht gewöhnlichem Intereſſe iſt der S. 180 ff. dieſes Bandes, ebenfalls nach einer im Beſitz der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm befindlichen Original-Handſchrift des Dichters mitgetheilte erſte Entwuf zum Don Carlos, mit dem Schiller bekanntlich in der ſpäteren Dresdner Periode ſeines Lebens beſchäftigt war, der ihn aber auch ſchon früher in Mannheim und Bauerbach beſchäftigte, und welcher beweiſt, wie er ſchon damals über die Grundzüge des Dramas mit ſich einig war. Hierher gehört auch die Widmung des erſten Aktes des Don Carlos an den Herzog Karl Auguſt von Weimar (S. 588 ff.) aus dem März 1785.

Auch die kleinen, in dieſem Bande mitgetheilten Stücke aus der Mannheimer Zeit, meiſtens Beſtandtheile der Rheiniſchen Thalia oder in Beziehung darauf, werden Vielen willkommen ſein, wenngleich Schiller ſelbſt nur die in der Mannheimer deutſchen Geſellſchaft vorgeleſene Abhandlung: „Was kann eine gute Schaubühne eigentlich wirken?“ ihrem weſentlichen Theile nach als Beleg für die Geſchichte ſeines Geiſtes der Aufbewahrung werth hielt. Unter dieſen bisher nicht allgemein bekannt gewordenen Stücken tritt eine von dem Dichter nach einem Manuſkript von Diderot überſetzte Erzählung: „Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache“, vor anderen hervor und bildet ein in pſychologiſcher Hinſicht intereſſantes Seitenſtück zu der in den gewöhnlichen Ausgaben veröffentlichten Geſchichte: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“; die letztere, welche der Dresdner Zeit entſtammt, hat aus dieſem Grunde erſt im folgenden IV. Bande unſerer Ausgabe Aufnahme gefunden. Sonſt dürften noch das „Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters“ und die vom Freiherrn v. Dalberg geſtellten „dramaturgiſchen Preisfragen“ Beachtung verdienen, die letzteren deshalb, weil ſie nicht allein mit Geſchick ausgewählt ſind, ſondern auch an ſich ſchon zeigen, wie ernſt man es zu jener Zeit in Mannheim mit der Schauſpielkunſt nahm, zumal wenn man erwägt, daß dieſe Aufgaben den Mitgliedern der Mannheimer Nationalbühne und jedem „denkenden Schauſpieler“ zur Löſung vorgelegt wurden, um ſie „über die Philoſophie ihrer Kunſt zu beſchäftigen und ihnen auf dieſe Weiſe Rechenſchaft über ihr Studium und Spiel abzufordern“.

Im Vorwort zum vierten Bande wird aus dem Leben des Dichters erwähnt, wie derſelbe, der Einladung Körner's und der Seinen folgend, am 17. April 1785 in Leipzig eingetroffen ſei und den Sommer in dem nahe gelegenen Dorfe Gohlis zugebracht habe. Am 11. September deſſelben Jahres kam er in Dresden an und lebte dort und in den benachbarten Ortſchaften Loſchwitz und Tharand die Zeit bis zum 20. Juli 1787. Was Schiller während dieſes Zeitraums vollendete oder doch begann, iſt, mit Ausnahme des Don Carlos und des Menſchenfeindes, in dem vierten Bande geſammelt. Das Meiſte davon erſchien zuerſt in der Thalia. Nur die Gelegenheits-Gedichte, die ſich vorzugsweiſe auf die Freundſchaft mit Körner beziehen, ſo wie die Ueberſetzung der Verſchwörung Bedemar's ſind an anderen Orten, zum Theil erſt neuerlich veröffentlicht; einige, freilich nicht beſonders wichtige Stücke, ſo das unter Nr. II. mitgetheilte Gedicht: „An Körner; unſerm theuren Körner, am 2ten des Julius 1785“, nach einer Abſchrift durch Marie Körner, im Beſitz der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, und das kleine Stück unter Nr. VIII. mit der Ueberſchrift „Operette“, die bisher noch ungedruckt waren, erſcheinen hier zum erſtenmal. Es iſt

---

*) Schiller's ſämmtliche Schriften. Hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe im Verein mit A. Elliſſen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oeſterley, H. Sauppe und W. Vollmer von Karl Goedeke. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

dankbar anzuerkennen, daß unter dem mancherlei Zuſammengetragenen, das bisher hier und da zerſtreut war, auch die Abhandlung nach Mercier: „Philipp der Zweite, König von Spanien“ und die „Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618“, hier Aufnahme gefunden haben, weil beide Stücke offenbar in Verbindung ſtehen mit des Dichters Studien zum Don Carlos und Fiesko. Auch die Wiedergabe der älteſten Form des Liedes „An die Freude“ iſt eine ſehr willkommene, da ſie die in den gewöhnlichen Ausgaben fehlende letzte Strophe mit den Anfangsworten: „Rettung von Tyrannenketten“, enthält.

Die Grundſätze der Textbehandlung, welche bei den erſten beiden Bänden befolgt wurden, ſind auch bei dieſen folgenden unverändert geblieben. Die älteſte erreichbare Urkunde iſt zum Grunde gelegt und nur in ſolchen Fällen, wo eine leichte Aenderung dringend geboten erſchien, ſind Abweichungen von derſelben geſtattet, über welche in den Anmerkungen jedesmal vollſtändige Auskunft ertheilt wird. Bei den Ueberſetzungen ſind die Originale verglichen worden, ſo bei „Philipp der Zweite“ Mercier's „Précis historique“ zu ſeinem Portrait de Philippe II., und zu dem unter Nr. XV. mitgetheilten Gedichte „Die unüberwindliche Flotte“ das poetiſche Gemälde, welches Mercier mit den Worten einleitet: „Voici de quelle manière un poëte a peint cet événement.“

Während nun die Volksausgaben Schiller's manche bisher nur den Gebildeten der Nation bekannte Schöpfungen unſeres volksbeliebteſten Dichters dem großen Publikum vermitteln, fährt dieſe Cotta'ſche Ausgabe in würdiger Weiſe fort, Alles, was bisher von Schiller bekannt geworden oder aufzufinden iſt, zu ordnen und kritiſch zu ſichten, um ſo auch dem Literarhiſtoriker und Kritiker das ganze Material zu ferneren Forſchungen in die Hand zu geben. Dr. Z.

Leſſing, Boccaz und Swift.*)

Ueber Leſſing's Drama „Nathan der Weiſe“ etwas Neues, etwas noch nicht Geſagtes ſagen zu wollen, ſcheint in der That unmöglich. Und doch liegt es hier vor: nicht blos etwas Neues und noch nicht Geſagtes, ſondern auch etwas Ueberraſchendes, zum Theil Unwiderlegliches, und nur zum kleinern Theil Gemachtes und Unhaltbares.

Herr Profeſſor Caro geht den Spuren des Stoffes von Leſſing's großer dramatiſcher Dichtung nach, und er weiſt dieſe Spuren nicht blos, wo ſie alle Welt, nach Leſſing's eigener Andeutung, ſchon kennt, in derjenigen Novelle des Decamerone auf, aus welcher die Erzählung von den drei Ringen geſchöpft iſt, ſondern auch in zwei anderen Novellen des Boccaz: Giornata V. Nov. V. und Giornata X. Nov. III., in welchen ſich einerſeits die Fabel findet von dem bei einer Kriegsplünderung in fremde Hand gelangten Kinde, das einem Dritten zur Pflege übergeben und das nachmals, als herangewachſene Jungfrau, vom eigenen Bruder, der ſie nicht kennt, geliebt wird, und wo andererſeits im fernen Morgenlande ein Alter, Namens „Nathan“, geſchildert wird, deſſen Ruf der Freigebigkeit und des Edelmuthes im Oſten und Weſten weit verbreitet iſt und der in ſeinem Edelmuthe ſo weit geht, daß er einem ehrgeizigen Jüngeren, der ihn beneidet, ſein Leben und ſein Eigenthum zur Verfügung ſtellt.

Aber hiermit begnügt ſich Herr Caro nicht; er will auch die Zeit nachweiſen, in welcher Leſſing, nach den Andeutungen ſeiner Biographen, viele Jahre vor der Dichtung des „Nathan“, die erſte Anregung zu dieſem Stoff erhalten. Es ſoll dies, nach Herrn C., die Zeit der Entſtehung des Trauerſpiels „Miß Sara Sampſon“, alſo 1754—55, geweſen ſein, um welche Zeit er nach Potsdam ſich zurückgezogen hatte, um ruhiger ſtudiren und dichten zu können. Mit den Charakteren dieſes ſeines erſten Trauerſpiels hat Leſſing zugleich, wie Herr Caro annimmt, die Keime der Handlung ſeines letzten, großen Dramas einer und derſelben Quelle zu verdanken — nämlich dem Leben des irländiſchen Humoriſten Jonathan Swift, wie es Chaufepié in dem von ihm ergänzten Dictionnaire von Bayle beſchrieben hat.

Swift zieht in ſeinem berühmten „Märchen von der Tonne“ einen paraboliſchen Vergleich des Katholicismus, des Proteſtantismus und des Calvinismus und kommt dabei zu dem Ergebniß, daß alle drei ſich ſoweit ſchon vom eigentlichen Geiſte des Chriſtenthums entfernt haben, daß er in keinem von ihnen mehr lebendig zu erkennen ſei. Hier alſo findet ſich, ebenſo wie in der Novelle des Boccaz, ein Anknüpfungspunkt an die Erzählung von den drei Ringen. Hierzu kömmt aber noch Folgendes: In Swift's Leben ſpielt ſeine Doppelliebe zu Stella Johnſon und Vaneſſa van Homrigh eine ebenſo myſteriöſe als tragiſche Rolle; er wird von Beiden leidenſchaftlich geliebt und er behandelt ſie Beide in gleich charakterloſer, erbärmlicher Weiſe. Dieſe unglückſelige Geſchichte iſt, wie Herr Caro nachweiſt, in „Miß Sara Sampſon“ dramatiſirt: in „Sara“ ſelbſt iſt Stella, in „Mellefont“ Swift und in der entſetzlichen „Marwood“ Vaneſſa wiedergegeben, während der Vater Sara's, Sir William Sampſon, kein Anderer als der bekannte Diplomat Sir William Temple ſein ſoll. Die Sage behauptet, daß Swift und Stella natürliche Kinder von Sir William Temple und ſomit Geſchwiſter waren, welcher Umſtand der geheime Grund der unerbittlichen Hartherzigkeit Swift's gegen Stella geweſen ſein ſoll. Man ſieht, worauf Herr Caro hinaus will: er erblickt in dieſem geſchwiſterlichen Liebesverhältniß abermals einen Keim zu der Stoffgruppirung im „Nathan“.

Aber wie einverſtanden wir auch mit den ſcharfſinnigen Erklärungen der beiden ſpäteren Novellen des Boccaz ſein mögen, ſo bedenklich erſcheint uns, was Herr Profeſſor Caro über Leſſing's Verhältniß zu Swift ſagt, zwiſchen denen er eine Aehnlichkeit entdeckt, die gewiß Niemand ſonſt aufzufinden vermag; während das, was er über die Entſtehung der Idee des „Templer“ und des Namens „Recha“ ſagt, nicht bloß künſtlich gemacht, ſondern völlig abſurd iſt. „Miß Sara Sampſon“ wollen wir allenfalls der Erinnerung an Swift preisgeben, aber der edle, großſinnige „Nathan“ hat ſicher nicht die allergeringſten Beziehungen zu dem cyniſchen Verfaſſer des „Märchens von der Tonne“! J. L.

*) Leſſing und Swift. Eine Studie über „Nathan der Weiſe“, von Dr. J. Caro, Profeſſor. Jena, Deiſtung's Buchhandlung (H. Dabis), 1869.

Die öſterreichiſche Armee ſeit Königgrätz.

Die jüngſten Verhandlungen über das öſterreichiſche Wehrgeſetz, ſowie die Erklärung des Kriegsminiſters v. Kuhn, daß Oeſterreich „vielleicht am Vorabende wichtiger Ereigniſſe“, und ſich die Rüſtungen Rußlands zu Gemüthe führen ſolle, haben die öffentliche Aufmerkſamkeit wieder im verſtärkten Maße der öſterreichiſchen Armee — ihrer innern Verfaſſung und Schlag-

Digitized by Google

fähigkeit zugewendet. Zumal hört man häufig die Frage, ob es denn in den Reihen dieſes Heeres ſeit Königgrätz — wo die Unfähigkeit Oeſterreichs, ſich mit einer militäriſchen Großmacht auf dem Schlachtfelde zu meſſen, ſo überaus traurig ſich geoffenbart — wirklich beſſer geworden?

Wir geſtehen, daß wir einigermaßen verlegen ſind, dieſe Frage zu Gunſten Oeſterreichs zu beantworten. Allerdings hat man in den hohen maßgebenden Kreiſen des öſterreichiſchen Heeres ſeit Königgrätz ſich alle Mühe gegeben, die Intelligenz in der Armee zu heben und zu ermuntern, alte Schäden, Mißgriffe und traditionelle Uebelſtände durch eine lange Reihe neuer Geſetze und Verordnungen auszumerzen, aber wir zweifeln, daß dieſer Ernſt und gute Wille unter der großen Maſſe des Heeres richtig erfaßt und unterſtützt worden. An ſchlagfähigem Material, d. i. an guten, tapfern Soldaten fehlt es Oeſterreich gewiß nicht, aber die Führung derſelben, von der oberſten bis zu der eines Unteroffiziers, hat bekanntlich in der Kriegsgeſchichte ſich wenig Anerkennung zu erringen vermocht. Wer je Gelegenheit gehabt, den Geiſt, die Bildung und das innere militäriſche Leben der Offiziere der preußiſchen, franzöſiſchen, engliſchen, ja ſelbſt der ruſſiſchen Armee aus eigener Anſchauung kennen zu lernen und ſeine Wahrnehmungen mit den Zuſtänden im öſterreichiſchen Offiziercorps zu vergleichen, der wird dieſes gewiß kaum auf Koſten jener zu erheben vermögen. Die Offiziere des gegenwärtigen öſterreichiſchen Heeres ſind nämlich ein höchſt eigenthümliches Conglomerat, deſſen Bruchtheile von verſchiedenem Geiſte beſeelt, von ſchroff ſich widerſprechenden Anſichten, Sitten und Gewohnheiten; was ſelbſtverſtändlich nicht dazu beiträgt, dem Unteroffiziers- und Mannſchaftsſtande gegenüber als gutes Beiſpiel zu wirken, das doch der Offizier nach allen Richtungen ſeines militäriſchen Lebens ſeinen Untergebenen bieten ſoll. Jene Verſchiedenheit ſcheint aber nicht allein in den ſcharf begränzten Nationalitäten zu liegen, aus denen der öſterreichiſche Staat und ſomit auch ſein Heer beſteht, ſondern — und vielleicht vorzugsweiſe — in der *ſozialen* und *intellectuellen* Ungleichheit, womit die öſterreichiſchen Offiziere im Laufe der jüngſten Jahrzehnde ohne Rückſicht auf das für jedes Heer abſolut nothwendige Einheitsgefühl zuſammengewürfelt worden. Wir finden nämlich unter den öſterreichiſchen Offizieren eine Menge hochariſtokratiſcher Namen, eine große Zahl Ausländer aus allen Gegenden Europa's, und endlich das ſogenannte demokratiſche, d. i. namen- und titelloſe Element, das ſelbſt oftmals der verſchiedenartigſten Herkunft und nicht ſelten ſeine Exiſtenz dem Mangel an Offizieren verdankt, der bei der Mobiliſirung vor dieſem oder jenem Feldzuge ſich fühlbar gemacht, und das Kriegsminiſterium in Verlegenheit ſetzt.

Was nun den erſten Bruchtheil, d. i. den *ariſtokratiſchen* anbelangt, ſo hat er bekanntlich in Oeſterreich in der Regel durch Wiſſen und Tüchtigkeit ſich nicht hervorgethan. Die Herren jener ſozialen Kategorie dienen zumeiſt in der Cavallerie, wo Nichtswiſſen, Bereiterkünſte und geiſtloſes Schwänkemachen traditionell geworden. Und dabei gab man ſich noch der Einbildung hin, die öſterreichiſche Cavallerie ſei die beſte Europas bis dieſen Wahn der Feldzug gegen die Franzoſen im J. 1859 und zuletzt der gegen Preußen gründlich zerſtörte. — Was nun die Anweſenheit der zahlreichen *Ausländer* in der öſterreichiſchen Armee betrifft, ſo iſt nicht recht zu begreifen, wie ſich jene mit den Grundſätzen eines conſtitutionellen Staates par excellence verträgt, wofür doch Oeſterreich in neueſter Zeit gern gelten will. Was bindet dieſe Fremden aus aller Herren Länder an die Fahne Oeſterreichs? Etwa der bloße Fahneneid, oder ihre materielle Exiſtenz, die ſie vielleicht in ihrer Heimat vergeblich geſucht? Von höheren moraliſchen Gefühlen wie von Vaterlandsliebe oder patriotiſcher Begeiſterung, die dem guten Soldaten oftmals ein Sporn zur That, kann bei dieſen Fremden, welche die Verhältniſſe Oeſterreichs gewöhnlich nur oberflächlich kennen, füglich nicht die Rede ſein. So ſind ſie alſo thatſächlich nur ein der Gegenwart vererbtes Ueberbleibſel jener mittelalterlichen Landsknechte, welche bekanntlich ihren Degen bald dieſem, bald jenem Potentaten, je nach der Höhe des Soldes, angeboten, der für dieſe Leute allein maßgebend geweſen. In neueſter Zeit verlangt zwar das Geſetz, daß jeder Ausländer, welcher als Offizier in die öſterreichiſche Armee treten will, zuvor das öſterreichiſche Staatsbürgerrecht erwerben müſſe; allein wir wiſſen bereits Fälle, wo man mit jenem Geſetze ziemlich leichtfertig umſprang, wie es denn überhaupt in Oeſterreich mit der pünktlichen, unparteiiſchen Beobachtung der Geſetze in der Regel noch flau genug ſteht.

Um nun zur großen Maſſe der bürgerlichen Offiziere überzugehen, die wir oben als demokratiſches Element bezeichnet, ſo giebt es unter ihnen hin und wieder gewiß intelligente und verſtändige Leute, aber ſie ſind eben zu ſpärlich vorhanden, und gehen in der Maſſe der Mittelmäßigkeit und Unbrauchbarkeit für das große Ganze ſpurlos unter. Dieſen bedauerlichen Uebelſtand mußte ſelbſt ein kriegsminiſterieller Erlaß zugeſtehen, der bald nach dem Feldzuge von 1866 in den Zeitungen erſchien, wo jener eben durch die Schärfe des miniſteriellen Tadels Aufſehen erregt. Es iſt aber in dieſer Richtung bis heute kaum beſſer geworden. Jene mittelmäßigen unbrauchbaren Elemente befinden ſich nach wie vor in der Armee, weil man erſtere eben ihrer großen Zahl halber nicht ſofort entfernen konnte, und für ſie auch kein maſſenhafter Erſatz vorhanden. Man verſucht es alſo, dieſe Leute zu „bilden“, — d. h. ſie in Offiziersſchulen und andern militäriſchen Lehranſtalten das nachholen zu laſſen, was ſie verſäumt und im Kriege unverläßlich gemacht. Einem großen Theile dieſer Leute fehlt es indeß an aller Luſt, etwas Tüchtiges zu lernen; ſie betrachten das Studium als eine Qual, ja in vielen Fällen fehlt es ihnen auch an Talent und Begriffsvermögen, die wiſſenſchaftliche Seite ihres Standes richtig zu erfaſſen. Unter ſolchen Umſtänden darf man daher ſich nicht wundern, wenn man in der öſterreichiſchen Armee noch gegenwärtig viele Offiziere trifft, die es vermöge ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten in einem andern Heere kaum zum Grade eines Unteroffiziers gebracht hätten. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß es in Oeſterreich bis zum Hauptmann — ja hin und wieder vielleicht noch höher hinauf — Offiziere giebt, die einen Satz weder ſtyliſtiſch noch orthographiſch richtig zu ſchreiben vermögen. Eine geographiſche Karte verurſacht dieſen Leuten oftmals auch viel Kopfzerbrechens, und nicht ſelten halten ſie auf jener eine Straße für einen Fluß oder umgekehrt. Einer dieſer Gelehrten zog ſich einmal in unſerer Gegenwart mit dem Ausrufe aus der Verlegenheit: „Ah was, das müſſen die Generalſtäbler wiſſen“! — Der Feldzug von 1866 hat in dieſer Richtung zu einer Menge Anekdoten Anlaß gegeben, die vielleicht ziemlich luſtig klängen, falls der Krieg für Oeſterreich nicht ſo überaus traurig geendet hätte.

Auch der Ton und das äußere Leben dieſer Sorte Offiziere läßt vieles zu wünſchen übrig. Sie meinen durch ein polterndes Benehmen, durch ein unſchickliches banales Geſchrei ihre wiſſenſchaftliche Hohlheit zu maskiren, müſſen aber gar oft, durch ein ernſtes Geſpräch in die Enge getrieben, ſchließlich ihre gränzenloſe Beſchränktheit offenbaren. — Durch dieſe Verhältniſſe

Digitized by Google

iſt auch die Kameradſchaft — welche der Hauptverband eines tüchtigen Offiziercorps ſein ſoll — bedeutend erſchüttert worden. Das Duzen, welches unter den öſterreichiſchen Offizieren gleichen Grades üblich, iſt oftmals nur ein Anachronismus, der nicht ſelten zu allerlei Unannehmlichkeiten, Ausſchreitungen und Konflikten führt. Da lobe ich mir die *anſtändige* Anſprache „Herr Kamerad", die unter den Offizieren im preußiſchen Heere üblich; ſie bezeichnet in höchſt delikater Weiſe die conventionellen Gränzen, innerhalb welchen der Offizier ſich bewegen ſoll. Dabei wird ſelbſtverſtändlich bei einem *wirklich freundſchaftlich-intimen* Verhältniß zwiſchen zwei oder mehreren Offizieren auch das Wörtchen „Du" nicht abſolut ausgeſchloſſen ſein.

Wie überaus locker es mit der Kameradſchaft unter den öſterreichiſchen Offizieren gewiſſer Waffengattungen beſtellt, dies zeigt ſich auch ſofort dem oberflächlichen Beobachter. So ſchließen ſich in der Regel die Cavallerie-Offiziere, die — wie wir ſchon bemerkt, größtentheils ariſtokratiſchen Familien angehören — von dem Umgange mit Infanterie-Offizieren ab, was zumal in öffentlichen Lokalen, welche die Offiziere jener Waffengattungen gemeinſchaftlich beſuchen, ſehr auffällig wirkt. Dort ſitzen Cavallerie- und Infanterie-Offiziere gewöhnlich an beſonderen Tiſchen, kommen und gehen ohne ſich zu begrüßen, es wäre denn, daß unter der einen oder der andern Gruppe ein höherer Offizier — ein Oberſt oder ſonſt ein Stabsoffizier — ſich befände. Wir wollen zugeben, daß dieſe Abgeſchloſſenheit zwiſchen der Cavallerie und Infanterie größtentheils die *ſoziale* Verſchiedenheit beider Elemente motivirt, aber wir meinen zugleich, daß es im Intereſſe der Zuſammengehörigkeit und des guten Geiſtes der Armee läge, wenn die Offiziere von höherer geſellſchaftlicher Bildung andere, welche dieſe noch nicht anzunehmen vermocht, zu ſich heranzögen, wie dies thatſächlich in der preußiſchen und franzöſiſchen Armee üblich. Was indeß die wiſſenſchaftliche Seite betrifft, ſo ſcheint dieſe für jene Abgeſchloſſenheit zwiſchen den öſterreichiſchen Cavallerie- und Infanterie-Offizieren wohl kaum maßgebend, weil erſtere — wie wir bereits mehrfach erwähnt — weder bei der einen noch bei der andern Offiziersgruppe ſtark vertreten.

Auch an der inneren Organiſation der öſterreichiſchen Armee iſt ſeit Königgrätz bis zur Stunde eigentlich wenig geändert worden. Zumal iſt die in einem Feldzuge überaus wichtige Heeresverpflegung — die in Oeſterreich ſtets vom Uebel geweſen — noch denſelben ſich längſt überlebten Normen unterworfen, welche die öſterreichiſche Armee im Feldzuge von 1859, ſowie im böhmiſchen Kriege, dem Hunger und andern harten Entbehrungen preisgegeben. Ueber die Unzuverläſſigkeit, ja Gewiſſenloſigkeit des öſterreichiſchen Verpflegungsweſens herrſcht in Oeſterreich nur Eine überaus laute Klage, die aber das Uebel an ſeiner Wurzel doch noch nicht zu erſchüttern vermocht.

Was die neue Bewaffnung des Heeres mit Hinterladern anbelangt, ſo will es damit auch nicht recht vorwärts. Die neuen Gewehre nach Wörndl's Syſtem ſind unter den Truppen noch unſichtbar; ja über die Möglichkeit der Beſchaffung jener Waffe gehen bereits in den Journalen die ſonderbarſten Gerüchte, welche offiziellerſeits noch kein Dementi veranlaßt. Bezüglich der zu Hinterladern umgearbeiteten alten Lorenz'ſchen Gewehre, womit die öſterreichiſche Armee gegenwärtig bewaffnet, läßt der Mechanismus des Verſchlußſtückes auch vieles zu wünſchen übrig. Daſſelbe iſt nämlich bei vielen Gewehren ziemlich eilfertig und ungenau gearbeitet, der Stift oftmals zu kurz, wodurch nicht ſelten die Exploſion verhindert wird. Mit Einem Worte, der Soldat hat zu dieſer mit geringer Solidität gearbeiteten Waffe kein übergroßes Vertrauen, was man im Laufe des jüngſten Sommers auf den öſterreichiſchen Militärſchießſtänden ohne Rückhalt ausgeſprochen.

Wenn wir nun alle dieſe hier berührten Wahrnehmungen zuſammenfaſſen, ſo müſſen wir geſtehen, daß es in Oeſterreich noch ziemlich lange Zeit währen dürfte, bis das neue Wehrgeſetz im Stande, nicht allein ein zahlreiches, ſondern auch ein *wirklich kriegstüchtiges, ſeiner militäriſchen Aufgabe bewußtes* Heer zu bilden. Auch möchten wir bemerken, daß die *allgemeine* Wehrpflicht nur in Staaten verläßlich und von Nutzen, die *politiſch aus Einem Guſſe*, von *allgemeiner Vaterlandsliebe und Begeiſterung* für ein gewiſſes Intereſſe erfüllt, zu deſſen Wahrung ſchließlich die Armee die Waffen ergreifen ſoll.

Daß dieſe Bedingungen als Grundlage für die allgemeine Wehrpflicht in Oeſterreich *nicht* vorliegen, bedarf wohl kaum einer weiteren Auseinanderſetzung. A. C. W.

Schweden.

Guſtav Adolf's Politik bis zur Landung in Pommern.*)

Guſtav II. Adolf, König von Schweden, iſt nicht nur der größte Herrſcher und Held ſeines Volkes geweſen, ſondern auch derjenige Monarch des ſiebzehnten Jahrhunderts, welcher die Richtung und die Grundſtimmung deſſelben am klarſten und ſchärfſten an ſich herausgebildet hat. Auf das Herz von Europa, auf Deutſchland, hat Guſtav Adolf entſcheidende Wirkungen ausgeübt. Er war es, der jenem fürchterlichen Kriege, der dreißig Jahre hindurch unſer Vaterland heimgeſucht hat, die für den Proteſtantismus günſtige Wendung gab; *ſeinem* Schwerte verdankt die gebildete Welt die Errettung der Denk- und Glaubensfreiheit und all' der ſittlichen Güter, welchen der gewaltige römiſche Theolog, Kaiſer Ferdinand II., blindlings den Untergang geſchworen. Das iſt Guſtav Adolf's Bedeutung, eine kulturhiſtoriſch nicht hoch genug anzuſchlagende, die ſelbſt Derjenige an ihm anerkennen darf, welcher den *politiſchen Eroberer* in ihm durchſchaut hat und unbeeinflußt von dem Rachegeſchrei der orthodox-lutheriſchen Theologie im Namen der *unparteiiſchen* Gerechtigkeit die Charakterſtärke, den perſönlichen Muth und die Herrſchtalente ſeines Gegners Ferdinand in die Wagſchale der Beurtheilung legt. Wenn *dieſer* deutſche Kaiſer, ſtatt ſeinen Völkern das Joch der römiſchen Rechtgläubigkeit aufzuzwingen und ſich mit den innerſten Trieben und Neigungen der deutſchen Nation in einen Verzweiflungskampf zu verwickeln, ſeine richtige Einſicht von der Nothwendigkeit feſter Einigung aller deutſchen Stämme auf geſetzlichem Wege zur Geltung gebracht, das föderale Prinzip der Reichsverfaſſung, die Rechte der Gewiſſen, wie die Rechte ſeiner Mitfürſten, geſchont hätte, er würde nicht gegen Ende ſeines ruheloſen Lebens von dem Gipfel der Macht herabgeſtürzt ſein, und kein Schwedenkönig und kein franzöſiſcher Premier-Miniſter hätte über Deutſchlands Zukunft den Würfel geworfen! Die *freie Selbſtbeſtimmung* iſt nun einmal das Lebensprinzip der deutſchen Nation. Mit ihr im Widerſtreit, mußte die [von Ferdinand

*) Guſtav Adolf, von G. Droyſen. Erſter Band. Leipzig, Veit u. Co., 1869. (XII und 369 S. gr. 8.)

Digitized by Google

gewaltſam verſuchte Reichseinheit ſcheitern, ſo lockende politiſche Ausſichten ſie auch immerhin bot, ja trotz des patriotiſchen Planes einer deutſchen Herrſchaft zur See! Gewiß war der von Wallenſtein eingeleitete Anfang einer deutſchen Reichs-Flotte der nächſte Anlaß von Guſtav Adolf's Einmiſchung in die Angelegenheiten Deutſchlands und nicht etwa ein romantiſcher Fanatismus für die lutheriſche Orthodoxie; aber niemals hätte ein ausländiſcher Fürſt die beſten Kräfte der Nation in offenen Krieg wider ihr Oberhaupt verſammelt, wenn nicht der vereidigte Hüter der deutſchen Freiheit die Grundfeſten dieſer Freiheit erſchüttert und die verfaſſungsmäßigen Rechte der Reichsſtände, deren bloßer primus inter pares er war, ſammt und ſonders in Frage geſtellt hätte. Als Verfechter des Prinzipes der freien Selbſtbeſtimmung, des Kerngehaltes der Reformation und des dynaſtiſchen Fürſtenrechts konnte Guſtav Adolf erſt auftreten, nachdem ihm Ferdinand mit der Liga im Bunde durch die Raubſchaaren Tilly's und Wallenſtein's den Boden bereitet. Das waren grobe politiſche Fehler und der wahnwitzige Kampf gegen die Reformation der gröblichſte. Mag man es beklagen oder ſich deſſen freuen, er iſt von den Staatsmännern Habsburgs begangen worden und von Oeſterreichs und des Katholicismus Gnaden, Dank einer hirnloſen Donquixoterie, wurde der kleine König von Schweden der Schiedsrichter Deutſchlands und der Retter der Denk- und Glaubensfreiheit in Europa.

Wenn Guſtav Adolf ein ſo hohes Verdienſt zukommt, möchte die Thatſache wohl auffallend erſcheinen, daß die Schriftſteller des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts dem Helden von Leipzig und Lützen weit günſtiger geweſen ſind, als die des neunzehnten. Mit Schiller's Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, an der Schwelle unſeres Jahrhunderts, beginnt ſchon der feindſelige Reigen. Und Schiller war Proteſtant! Es iſt überhaupt ein ſchlimmer Irrthum, zu glauben, die Stimmen über Guſtav Adolf ſeien nach dem Bekenntniſſe getheilt. Der proteſtantiſche Schleſier Adolf Menzel, deſſen Schriften („Geſchichte der Deutſchen" und „Geſchichte Schleſiens") ein tiefes Mißtrauen gegen Guſtav's Redlichkeit durchzieht, der freiſinnige Proteſtant Friedrich von Raumer („Geſchichte Europa's ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert"), der pommerſche Lutheraner Karl Barthold in ſeinem gründlichen Werke über den „großen deutſchen Krieg", endlich noch 1864 der Heidelberger Hiſtoriker Hanſert (in ſeiner barocken Schilderung: „Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege"), ſie Alle haben gegen die Reinheit der Abſichten Guſtav Adolf's Proteſt erhoben, während ſein bedeutendſter Biograph Gfrörer, der ihn denn doch ziemlich glimpflich behandelt, ſchon zur Zeit der Abfaſſung ſeines Buches recht lebhaft katholiſirte und 1855 offen zum Katholicismus übergetreten iſt. So ſteht die Sache auch ohne die Parteiſchriften eines Onno Klopp, dem übrigens der preußiſche Katholik Albert Heiſing mit zwei ſtachlichten Abhandlungen vorausgeſchritten war. Einen Lobredner, wie den Belgier F. Laurent, hat Guſtav Adolf unter den Deutſchen nicht gehabt.

Es war uns daher faſt überraſchend, als jüngſt der Sohn des Geſchichtſchreibers der preußiſchen Politik, Herr Prof. G. Droyſen in Halle, mit einem apologetiſchen Werke über Guſtav Adolf hervortrat. Wir ſagen mit einem „apologetiſchen Werke", denn trotz ihrer ſtreng wiſſenſchaftlichen Färbung tragen die hier im erſten Bande vorliegenden Studien über Guſtav Adolf's Politik einen dem ſchwediſchen Helden ſo überaus freundlich geſinnten Charakter, wie höchſtens noch „Guſtav Adolf der Große" von Rango, der als militäriſcher Bewunderer der Feldherrnthaten Guſtav's eine ſtarke Beredtſamkeit entfaltet hat. Aber des jüngeren Droyſen Entwickelung der ganzen Politik des Schwedenkönigs hat dem gegenüber einen viel höheren Werth. Wer auf dem Felde der Guſtav Adolfs-Literatur kein Laie iſt, weiß die Ausdauer, den Fleiß und das Darſtellungstalent des Autors, der ſich durch ein Labyrinth von Ränken und Gegenränken hindurchſchlagen mußte, ſehr wohl zu ſchätzen. Denn es iſt gerade der deutſche Autor, der bei Guſtav Adolf, faſt wie bei Richelieu, einen gar ſchweren Stand hat. Jene mächtige Schaar proteſtantiſcher und katholiſcher Kritiker, die des Schweden Verdienſt beſtritten haben, hat das mit dem neunzehnten Jahrhundert erwachte Nationalgefühl in die Schranken gerufen; das deutſche Bewußtſein hat an Guſtav's Ehrenſäulen gerüttelt und es giebt manches Mitglied der Guſtav-Adolf-Vereine, das unbekümmert desgleichen gethan! Wir dürfen hinzufügen: Gott ſei Dank, daß dem ſo iſt! Heutzutage kann man Guſtav Adolf's Geſtalt nicht mehr zum Schiboleth des Parteigeiſtes ſtempeln: dem deutſchen Nationalgefühl widerſtrebt jetzt die gewaltſame Beglückung durch ausländiſche Befreier; indeſſen auch dieſes höchſt berechtigte Gefühl darf ſeinerſeits nicht in Ungerechtigkeit ausarten und geſchichtswidrigen Ergebniſſen Beifall ſchenken.

Der Grund der großen Erfolge Guſtav's lag in ſeiner unvergleichlich begabten, ja beſtechenden Perſönlichkeit und andererſeits in der unverhältnißmäßigen Kleinheit ſeiner allermeiſten Gegner, Mitſtreiter und Nebenbuhler. Nur wenige Feinde, neben Ferdinand kaum Tilly und Wallenſtein, waren ihm ebenbürtig, unter den Bundesgenoſſen allein Bernhard von Weimar; Chriſtian IV. von Dänemark, Jakob I. von England, ſelbſt Sigismund von Polen ſtanden tief unter ihm — am tiefſten freilich die Führer des deutſchen Proteſtantismus, den elenden Friedrich V. von der Pfalz an der Spitze! Nichts war natürlicher, als daß Guſtav Adolf lange vor ſeiner Landung in Pommern das moraliſche Haupt des Widerſtandes gegen die ſpaniſch-öſterreichiſche Univerſal-Monarchie war. Andere begnügten ſich mit kleinen Mitteln, wie Chriſtian von Dänemark, der durch die Gründung von Glückſtadt dem Handel der Hanſa ein wenig ſchaden, durch einen läſſig geführten Krieg das Haus Oeſterreich ein wenig in Athem ſetzen wollte: Guſtav Adolf hingegen begriff, daß der Kampf wider die Habsburgiſche Uebermacht, einmal angefangen, ein Kampf auf Tod und Leben, ein Kampf aller phyſiſchen und moraliſchen Kräfte war, und hiernach hatte er ſeine Anſtalten getroffen. Hr. G. Droyſen ſchildert Schritt vor Schritt, mit welcher Vorſicht und Beharrlichkeit er zu Werke ging. Erſt mußte Polen bei Seite geſchafft, dann Dänemark neutraliſirt, dann auf deutſchem Boden (an Stralſund) ein ſicherer Stützpunkt erlangt werden, ehe der große Hauptplan des Monarchen, der unmittelbare Krieg gegen Habsburg, zum Vollzug gebracht werden konnte. Unabläſſig ſteht Guſtav auf der Warte, ausſpähend, wo dem Habsburgiſchen Einfluſſe beizukommen, wo und wie der gegneriſchen Partei Hilfe zu leiſten, verſteht ſich, ohne Beeinträchtigung ſeiner eigenen Stellung, die feſt und unverſehrt bleiben mußte, bis der Hauptſchlag gegen Habsburg geſchah. Daß er bei den Verhandlungen mit Dänemark über die gemeinſchaftliche Kriegführung das absolutum directorium belli, den uneingeſchränkten Oberbefehl, forderte und, als er dies nicht erlangte, ſich von Chriſtian's Unternehmen zurückzog, war militäriſch gerechtfertigt, weil die Einheit des Commandos im Felde für unerläßlich gilt, und außerdem um ſo gebotener, als die däniſchen Intriguen in Polen und

Digitized by Google

ſchließlich auch die Bemühungen Chriſtian's IV. um die Herrſchaft Dänemarks in der Oſtſee das ſchwediſche Intereſſe empfindlich gefährdeten. Aber Schwedens Intereſſe, ſein Wohl und Wehe, vor Allem ſeine Machtſtellung war Guſtav's vorzügliche Sorge.

So eifrig unſer Geſchichtſchreiber den großen Kampf gegen Habsburg in den Vordergrund ſchiebt — er kann nicht umhin, die ſpecifiſch ſchwediſchen Geſichtspunkte der Politik Guſtav Adolf's überall klar hindurch blicken zu laſſen. Hinter ſeiner Energie und ſeinem umfaſſenden Ehrgeiz ſtanden die däniſchen Plane bei Weitem zurück. Die Oſtſee ſollte ein ſchwediſches Meer werden, trotz der däniſchen Poſition am Sunde und trotz der geſchickten Verſuche Ferdinand's II., die Hanſa in das kaiſerliche Lager zu ziehen. Schweden war das politiſche Material, auf dem er fußte und an das allein er ſich halten konnte bei der groben Unzuverläſſigkeit ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen. Jene Leute, die keine Ahnung von der Wichtigkeit des Kampfes beſaßen, in den ſie ſeit zwölf Jahren bereits verwickelt waren, bildeten im Grunde gar keinen Faktor der politiſchen Rechnung; wenn ſie vor den Gewaltſtreichen Ferdinand's gerettet werden ſollten, ſo mußten ſie ohne ihr eigenes Zuthun gerettet werden: ſie ſelbſt hätten, auf eigenen Füßen ſtehend, Alles verdorben! Der Krieg Chriſtian's von Dänemark im Verein mit den Fürſten des Niederſächſiſchen Kreiſes lieferte den Beweis.

Es iſt tief demüthigend für uns Deutſche, daß die geborenen Vertreter und Verfechter der freien Selbſtbeſtimmung in kirchlichen und politiſchen Dingen zu einer freien ſchöpferiſchen That unfähig waren und daß es der Einmiſchung des Auslandes bedurfte, damit das Lebensprinzip des germaniſchen Genius erhalten blieb! Allein, da dem nun einmal ſo iſt, dürfen wir nicht durch Verketzerung der ausländiſchen Helfer die Schwäche und den Wankelmuth der einheimiſchen Machthaber beſchönigen wollen. Die Sonne der Politik Guſtav Adolf's war nicht fleckenlos, aber die Atmoſphäre Friedrich's von der Pfalz, Georg Wilhelm's von Brandenburg, Johann Georg's von Sachſen hatte kein Licht und keine Wärme. Wohl iſt es ein nationales Unglück, wenn die Guſtav Adolf und die Richelieu einem Volke nothwendig werden. Auch der beſte fremdländiſche Helfer verſteht ſich auf die Vortheile des Geſchäfts. Hoffen wir darum, daß an den Deutſchen wenigſtens nie wieder ein ſolcher Hort ſich ſeine Sporen verdiene!

Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Die deutſche Sprache im Elſaß.*)

Die Erhaltung der deutſchen Sprache im Elſaß, welche 150 Jahre nach dem weſtfäliſchen Frieden kaum in Frage zu kommen ſchien, iſt ſeit 1789 doch allmählich eine Zeitfrage geworden. Allerdings ward das Elſaß erſt in der franzöſiſchen Revolution, und genau im März 1790, dem franzöſiſchen Staatskörper einverleibt, während es vorher gleichſam einen nach Deutſchland hinein ſich erſtreckenden Vorpoſten dieſes Reiches gebildet hatte (und zwar als „pays conquis"); aber ſchon in der Epoche des ancien régime verbreiteten der conseil souverain d'Alsace in Colmar und die Provinzial-Intendantur zu Straßburg die franzöſiſche Sprache im Kreiſe der Rechtſuchenden und der Beamtung, und dieſer Einfluß wurde durch die immer engere Beſchränkung der reichsſtädtiſchen Freiheiten Straßburgs und ſeiner kleineren Schickſalsverwandten täglich weiter und mächtiger ausgedehnt. Es mußte ſogar noch Erſtaunen erregen, daß der brave Stadtſchreiber Andreas Ulrich am 6. Juli 1790 im Klub der Straßburger Conſtitutionsfreunde bei einem auf die Gleichberechtigung der deutſchen mit der franzöſiſchen Sprache abzielenden Antrage die Bemerkung machte, daß auf dreihundert Elſäſſer nur Einer komme, der des Franzöſiſchen vollkommen mächtig ſei! Seitdem hat die Maſchine der Centraliſation tüchtig gearbeitet. Als man am 6. Januar 1837 zu Straßburg den Prozeß gegen die Genoſſen des Prinzen Louis Napoleon zu verhandeln anfing, fiel es wie etwas ganz Unerhörtes auf, daß unter den Geſchworenen ein Bauer vom Kochersberg (einer ſtreng katholiſchen, früher dem Fürſtbiſchof von Straßburg unterthänigen Gegend) ſich vorfand, der in der That gar kein Franzöſiſch konnte! Von da ab hat, namentlich unter dem Niederrheiniſchen Präfekten Sers, die franzöſiſche Sprache neue, noch umfaſſendere Fortſchritte gemacht; die Unterrichts-Inſpectoren der Straßburger Akademie, den berühmten Kenner der deutſchen Philoſophie, Joſeph Willm, an der Spitze, ſind der „propagation de la langue nationale" auf's Eifrigſte dienſtbar geweſen, und gerade die demokratiſchen Elemente der Geſellſchaft haben lebhaft mitgewirkt, die Volksſchule franzöſiſch, ganz franzöſiſch zu färben. Das darf in einem demokratiſch centraliſirten Staate eben nicht Wunder nehmen. Alle Privilegien und Beſonderheiten ſind der nivellirenden Strömung verhaßt, auch die beſonderen Volksdialekte und die Patois. Für das Elſaß kommt noch hinzu, daß ängſtliche Gemüther den offenkundigſten Thatſachen zum Trotz von dem Wiederaufleben der deutſchen Sprache eine Frankreich ungünſtige Bewegung fürchten. Was die wohlgeſinnteſten Germaniſten dagegen anführen, verhallt in dem Dunſtkreiſe der Vorurtheile oft ſpurlos.

Zum Glück für die ſeeliſche Tiefe des Volkscharakters iſt die Geiſtlichkeit beider Confeſſionen dem Preisgeben des Deutſchen abhold; vielleicht ſogar die katholiſche mehr noch als die lutheriſche, welche, ihres geiſtigen Zuſammenhanges mit dem deutſchen Proteſtantismus wegen, die franzöſiſchen Empfindlichkeiten viel ſorgfältiger zu ſchonen hat. Der treffliche Biſchof von Straßburg, Herr Andreas Räß (eines Bauern Sohn), der Verfaſſer einer in gutem Deutſch geſchriebenen „Geſchichte der Convertiten", iſt der wärmſte Vertheidiger des Rechtes der deutſchen Sprache, zumal in der Volksſchule; ein großer Theil ſeiner Pfarrer und der Orden der Schulbrüder arbeiten in gleichem Sinne. Auf lutheriſcher Seite hat der Ober-Conſiſtorial-Präſident, Herr Theodor Braun, durch ſeine in dieſen Blättern ſehr anerkennend beſprochene Ueberſetzung der verſificirten Dramen unſeres unſterblichen Schiller ſich germaniſtiſch hervorgethan; auch unter ſeinen geiſtlichen Untergebenen giebt es treue Freunde der Volksſprache, die mit den Mühlhauſener Dichtern Auguſt Stöber und Georg Zetter (genannt Friedrich Otte) und den Straßburgern Theodor Klein, Guſtav Mühl und Albert Grün, in der Geltendmachung der Anſprüche des Deutſchen wetteifern. Selbſt in der Sphäre des Präfecturpalaſtes hat der Ober-Archivar Ludwig Spach,

*) Essai sur la conservation de la langue allemande en Alsace par L. Cazeaux. Strasbourg, 1867, Silbermann. — De l'enseignement de la langue allemande en Alsace et spécialement au Gymnase protestant de Strasbourg. Par Daniel-Eugène Scherdlin, professeur au gymnase. Strasbourg, Heitz, 1868.

Digitized by Google

als Vorſitzender der hiſtoriſch-archäologiſchen wie der literariſchen Geſellſchaft von Straßburg, auf die geiſtige Bedeutung der deutſchen Kultur fort und fort aufmerkſam gemacht.

Zwei uns vorliegende Schriften, die eine aus dem katholiſchen, die andere aus dem proteſtantiſchen Lager, verfechten mit überzeugender Schärfe und Klarheit, aber auch mit weiſer Mäßigung, die Nothwendigkeit der Erhaltung der deutſchen Volksſprache, und gerade vom franzöſiſchen Standpunkte das dringende Erforderniß einer gründlichen Hebung des Unterrichts im Deutſchen. Ein Ehren-Domherr des Straßburger Münſters, der Pfarrer von St. Johann, Herr L. Cazeaux (Urfranzoſe!) hat in ſeinem beredſamen Essai sur la conservation de la langue allemande, welcher dem Biſchof Räß gewidmet iſt, an Aufzählung der ſchlagenden Gründe das Mögliche geleiſtet. Einer der jüngeren evangeliſchen Prediger Straßburgs, der Seminar- und Gymnaſial-Profeſſor Eugen Scherdlin, der auf den Hochſchulen Berlin und Erlangen (1855—56) den Werth deutſcher Wiſſenſchaft kennen gelernt hat, iſt in die Fußſtapfen des katholiſchen Amtsbruders getreten, indem er am 6. Auguſt 1868 bei der Preisvertheilung des proteſtantiſchen Gymnaſiums der ihm übertragenen Feſtrede den Inhalt einer warm empfundenen Apologie der deutſchen Sprache und Literatur gab. Sehr geſchickt deutete Scherdlin hierbei an, daß am wenigſten der Kaiſer ſelbſt, der bei allen Vorſtellungen elſäſſiſcher Schullehrer das Studium der deutſchen Sprache betont hat, der Erhaltung des Deutſchen abgeneigt ſei, vielmehr dieſe Sprache gern und oft rede, ſie den kaiſerlichen Prinzen tüchtig lernen laſſe und, wie andererſeits der Unterrichtsminiſter Duruy durch Circular vom 24. November 1864, die Kenntniß des Deutſchen für das Abiturienten-Examen eingeſchärft habe. Die Sprache Luther's, Goethe's, Schiller's beſitzt auch auf Frankreichs Boden das unzerſtörbare Recht einer ebenbürtigen Kultur, und ein Volksſtamm, der längs der Gränzen Deutſchlands wohnt, muß ſchon in Kraft der nächſten Verkehrsbedürfniſſe mit der Sprache ſeiner Väter vertraut bleiben. Dieſes ruhig, vernünftig, würdig gezeigt zu haben, iſt ein wahrhaft humanes Verdienſt der beiden Männer, denen wir den beſten Erfolg wünſchen. T. v. B.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

I.

Monarchie und Republik.*)

Die Ereigniſſe hier in Spanien ſind jetzt zu einer gewiſſen Ruhe gelangt und der Art, einen geſammten Rückblick und eine Vorſchau in die muthmaßliche Geſtaltung der Zukunft zu geſtatten. Die einzelnen Wendepunkte, welche die Geſchichte dieſer „glorreichen Erhebung" beſtimmen, ſind ſich in zwei Monaten in raſchem, lebendigem Gange gefolgt; an die Vertreibung der Bourbonen, denen Spanien ſeine Erniedrigung von ſeiner einſtigen Höhe ſeit mehreren Jahrhunderten verdankte, haben ſich die weitgehendſten, ganz Europa in Erſtaunen ſetzenden Entwürfe einer Neugeſtaltung des Staates angeſchloſſen; in der That kann man wol kaum einen größeren Umſchwung der Dinge in der Geſchichte finden, als dieſen, wofern die gegründeten Hoffnungen der Neugeburt ſich verwirklichen. Gegründet aber muß man ſie bis heute unzweifelhaft bezeichnen, zumal wenn man den Ereigniſſen mit eigenen Augen folgen kann; denn daß jetzt die Parteien ſich gegenübertreten, war unvermeidlich und berechtigt noch nicht zu den peſſimiſtiſchen Anſchauungen, denen ſich die Legitimiſten aller Länder, dieſe Ritter des dürrſten, unfruchtbarſten und zugleich nichtswürdigſten Prinzips, mit ſchamloſer Freude hingeben.

So lange es ſich nur darum handelte, den Unrath der vorigen Regierung und ſie ſelbſt hinwegzufegen, konnte von Parteienbildung kaum die Rede ſein; denn die kleinen Parteien der Königin, der Carliſten, des Clerus fügten ſich oder flohen, oder warteten; für alle liberal Geſinnten aber enthielt das bekannte Programm von Cadiz mit ſeinen allgemeinen, von dem modernen Liberalismus als unumgänglich nothwendig erkannten Sätzen den gemeinſamen Ausdruck ihrer Beſtrebungen; alle Punkte, über die Differenzen entſtehen konnten, ausſchließend für die definitive Feſtſetzung durch die Cortes, den giltigen Ausdruck der allmächtigen Soberania nacional. Zugleich erklärten alle liberalen Parteien, in Folge des gemeinſamen Glaubensbekenntniſſes, ihre politiſche Identität und ihre Bereitwilligkeit, den Beſtimmungen der Cortes gegenüber ihre ſpeziellen Wünſche zu opfern. Und in der That, es ging damit anfangs ſehr gut. Wie man den Spaniern überall den Ruhm hat laſſen müſſen, ihre glorreiche Revolution mit großer Mäßigung, mit Anſtand und noblem Enthuſiasmus, zugleich jedoch mit Conſequenz und Energie ausgeführt zu haben, ſo zeigten auch die liberalen Parteien, die damals unter dem Namen der Unioniſten, Progreſſiſten und Demokraten auftraten, viel politiſche Klugheit und Enthaltſamkeit; man ſchien entſchloſſen, kleinere Differenzen und mehr die Ehre einzelner Städte oder Parteien betreffender, als gewichtiger Zwiſchenfälle vergeſſen zu wollen, damit die Durchführung der liberalen Grundſätze, die Ruhe und Sicherheit des Landes, die Achtung und das gute diplomatiſche Verhältniß mit dem übrigen Europa erhalten würden. So fügten ſich die Junten der Provinzialſtädte der von Madrid, nachdem dieſe eigenmächtig die proviſoriſche Regierung eingeſetzt hatte; ſo löſten ſich denn wiederum, nach dem Vorbilde der revolutionairen Junta in Madrid, die der Provinzen auf; ſo war des Ermahnens zur Eintracht und zum Vertrauen auf die proviſoriſche Regierung in Reden und Leitartikeln kein Aufhören. Aber gerade dieſe unaufhörlichen Ermahnungen zeigten die Schwierigkeit, welche in dem Zuſammenhalten der revolutionairen Elemente beſtand; und mehr und mehr ſtellen ſich jetzt die Parteien ſcharf, ja kampfbereit gegenüber.

Was die Reactionaire aller Art betrifft, ſo haben ſie, wie es bis jetzt ſcheint, wenig Ausſicht auf auch nur geringen Erfolg. „Keine Bourbonen mehr!" Dieſes Wort, ſo viel wiederholt und mit ſolchem Ingrimm und ſolcher Entſchiedenheit, wird gewiß eine Wahrheit werden; möglich, daß die tugendhafte Iſabella und der Prätendent Carlos, der „niño terso" allgemein genannt („das glatte Kindchen"), dem geliebten Lande ihrer glorreichen Ahnen noch zu einigen Unruhen verhelfen; denn der Hochmuth und Egoismus der Bourbonen hat ja nie zu erkennen vermocht, daß das Wohl des Landes die einzige wahrhaft berechtigte Legitimität ſei. Ihre Ausſichten in Spanien ſind dahin; das einigermaßen gebildete ſpaniſche Volk verachtet die vertriebene Dynaſtie mit ihrem Anhange aus tiefſtem Herzen, freut ſich über Carricaturen, die man von ihnen macht, beluſtigt ſich in Poſſen an der nackten Darſtellung der gemeinen Vergangenheit und des komiſchen Endes und gegenwärtigen Gebahrens

*) Geſchrieben in Cadiz am 1. Dezember 1868.

Digitized by Google

jener Camarilla, kurz, hat völlig mit der verjagten Dynaſtie gebrochen, und alle Gerüchte von den Plänen einiger Führer der Liberalen zu Gunſten des Prinzen von Aſturien oder Don Carlos ſind entweder baare Erfindung oder früheren Datums und jetzt aufgegeben. Giebt doch ſelbſt der Papſt und der Clerus Iſabella auf und ſucht ſich mit der neuen Ordnung der Dinge, wie auch immer, abzufinden; und in ſolchen Berechnungen möchte er noch am Eheſten unfehlbar ſein.

Was aber die verſchiedenen liberalen Parteien betrifft, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß die frühere Dreitheilung in Unioniſten, Progreſſiſten und Demokraten augenblicklich nicht mehr hervortritt; ſondern es hat ſich in Betreff der Frage um die Regierungsform eine viel entſchiedenere Stellung der monarchiſchen und republikaniſchen Partei gebildet. Beide natürlich wiederum mit vielen Schattirungen. Und wie es immer zu ſein pflegt, daß hinter der brennendſten Frage des Tages die anderen zurücktreten, ja als untergeordnet erſcheinen: wie in England jetzt die iriſche Kirchenfrage den Grund zur Parteienbildung im Parlament bildet, ſo auch hier in Spanien; trotz alles Ermahnens zur Eintracht, trotz der politiſchen Klugheit der Spanier konnte es nicht fehlen, daß bei der Neukonſtituirung das monarchiſche und republikaniſche Prinzip ſich gegenübertraten, wofern beide nur hinreichende Kraft beſäßen; und ſo iſt es geſchehen. Mag die Frage der Regierungsform nun mehr oder weniger wichtig ſein, ſie iſt augenblicklich die Tagesfrage und das Objekt mehr und mehr zunehmender Conflikte. Auf der einen Seite ſteht die große Partei der ſogenannten monarchiſchen Demokraten oder demokratiſchen Monarchiker, geleitet von Madrid aus durch hervorragende Männer zum Theil, zum Theil durch Intriganten und Leute, die für ſich perſönlich in der Monarchie das meiſte Heil, d. h. Erhaltung ihrer Stellung, ihrer Privilegien, Verſorgung im Staatsdienſte, und ganz beſonders in einer mit ihrer Hilfe zu Stande gekommenen Monarchie erblicken; auf ihrer Seite alſo ſtehen die Offiziere des Heeres und ein großer Theil des Heeres ſelbſt, die vielen Beamten und Alle, die es werden möchten; dann die Empleomanie, die Sucht, durch Beſitz eines oft ganz zweckloſen Amtes ſich zu verſorgen, iſt ein Grundübel des ſpaniſchen Staates; dazu dann Leute, die bei der Monarchie, beſonders in der Hauptſtadt, intereſſirt ſein können, und ein anderer Theil, der der Einſetzung einer Republik aus Ueberzeugung widerſtrebt; ſodann jagen die gewöhnlichen Befürchtungen vor den Conſequenzen des republikaniſchen Prinzips, die Elemente, welche zu jenem hinzuzukommen pflegen, insbeſondere die ſozialiſtiſchen und communiſtiſchen Tendenzen, die ſich hier und da zeigen, — und gerade in den unterſten Volksklaſſen haben die Republikaner viele Anhänger, — außerdem die Erfahrung, daß die Reaktion in der Republik eher Hoffnung ſieht, als in der conſtitutionellen Monarchie, und deshalb ihre Kräfte ihr zuwendet: alles dies jagt die bemittelten, praktiſchen Leute zu den Monarchikern, ſo daß dieſe Partei in der That eine bedeutende Stärke beſitzt, um ſo mehr, da auch die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung ihr angehören.

Dagegen ſteht feſt in ſich geſchloſſen die Partei der Republikaner, welche vielleicht mehr von ſich reden macht, als daß ſie in der That ſo ſtark wäre, um in den Wahlen ſiegreich zu ſein; jedoch kann man darüber nichts Sicheres muthmaßen, und es ſcheint die Hoffnung und Stärke dieſer Partei mehr und mehr zuzunehmen; und ich kann meinerſeits nur urtheilen, daß eine Einrichtung der Republik hier in Spanien mit großer Wahrſcheinlichkeit dauernd möglich iſt und deshalb ſofort Spanien über alle künftigen Transactionen hinweg an den Beginn der Staatsverfaſſung bringen könnte, in der das höchſte und allgemeinſte bürgerliche Glück, die wahre bürgerliche Ehre und die wahre Darſtellung der Idee der Gerechtigkeit allein zu finden iſt. Was hier und im Auslande dagegen vorgebracht wird, iſt großentheils ſehr doktrinär und ohne Kenntniß der wirklichen Verhältniſſe oder überhaupt mit irgend welcher vorgefaßten Meinung für die traditionelle Form der Monarchie geurtheilt. Man nennt die Spanier unreif für die Republik und geſteht ihnen doch das Lob zu, ihre Revolution mit großem Geſchick gemacht zu haben; man will die Republik erſt vorbereiten durch eine Monarchie; als ob eine Monarchie „mit allen ihren weſentlichen Attributen", wie Herr von Armijo ſagte, überhaupt zur Vorbereitung auf eine Republik tauglich wäre! Will man aber, nach Olozaga's Worten, eine wählbare Monarchie, zugleich liberale Inſtitutionen, was iſt dann zur Präſidentſchaft noch für ein großer Schritt, ähnlich der nordamerikaniſchen? Man weiſt auf die verunglückten Verſuche in Italien und Frankreich hin; als ob die Analogie in der Geſchichte irgend einen vernünftigen Sinn hätte und mit ihr nicht Alles bewieſen werden könnte, am Klarſten aus der ſpaniſchen Geſchichte ſelbſt; man hält den Republikanern den Mangel an Volksbildung entgegen; als ob dann nicht auch das Sufragio universal, die Selbſtverwaltung und Wahl der Provinzialbehörden und Cortes verworfen werden müßten; als ob auch Leſen und Schreiben der einzige Maßſtab für die politiſche Reife eines Volkes wären! Daß die Einrichtung einer Republik ihre Gefahren haben würde, insbeſondere auch wegen der Verbindung von allerlei pſeudorepublikaniſchen Elementen mit den wahren Republikanern, iſt nicht zu leugnen; aber ebenſo wenig, daß ſie durch eine ſtarke Centralgewalt in der erſten Zeit überwunden werden können; und nach meiner feſten Anſicht würde der Widerſtand gegen die Republik nicht groß ſein. Die wirklichen Republikaner benehmen ſich beſonnen und werden, im Falle ſie in der Minoriät bleiben, es ſicher nicht an Unterwerfung unter den Volkswillen fehlen laſſen; vor der Hand arbeiten ſie kräftig für die Verbreitung ihrer Anſichten; ſie beſtehen aus vielen gebildeten Leuten, beſonders in den Städten, nicht minder aus Leuten der niederen Klaſſen, im Allgemeinen aus Idealiſten aller Stände; in ſich ſelbſt enthalten ſie natürlich auch verſchiedene Nüancen, die ſpäter dann deutlicher hervortreten würden, falls die republikaniſche Staatsform erklärt wäre. Kämpfe zeigen ſich in jedem Falle in der Zukunft; doch die Geſchichte hat immer viel Zeit gehabt, um in ihrem Schnecken- oder Spiralgange ein Schrittchen vorwärts zu kommen; ſo muß man denn den Gang der Ereigniſſe abwarten. Großes iſt immerhin bereits gethan; es iſt wieder einmal ein Exempel ſtatuirt an allen reaktionären Richtungen auf einmal. Wird das Programm von Cadiz auch nur einigermaßen vollſtändig ausgeführt, ſo tritt allerdings Spanien plötzlich wieder neben, ja bald vor (?) die Cultur der andern europäiſchen Staaten.*)

Man kann der proviſoriſchen Regierung den Vorwurf nicht machen, bisher nicht nach Möglichkeit in liberalem Sinne thätig geweſen zu ſein; wenn ſie es nicht iſt, ſo ſucht ſie Manches mit allzugroßer Bedenklichkeit den Cortes zuzuweiſen, wie noch immer kein Geſetz über die Cultusfreiheit erſchienen iſt. Dazu kommen

*) Das Spiegelbild, welches uns die Geſchichte der ſpaniſchen Republiken Südamerikas liefert, läßt freilich keinen ſehr hoffnungsvollen Schluß auf den Gang der Ereigniſſe in einer ſpaniſchen Republik in Europa ziehen. D. R.

Digitized by Google

andere Punkte, welche die Regierung bei der republikaniſchen Partei in Mißkredit gebracht haben, abgeſehen davon, daß ſchon jede Regierung als ſolche immer eine Oppoſition haben muß. Es iſt erſtens die offene Manifeſtation der proviſoriſchen Regierung für die Monarchie; dieſelbe wäre freilich am beſten unterblieben und war höchſtens dann klug, wenn nicht ſowohl die Monarchie, als ein beſtimmter Monarch aufgeſtellt wäre; dieſe Allgemeinheit ſchadet der monarchiſchen Partei ungeheuer, und mit Recht fragt man immer von der andern Seite, wer denn König ſein ſolle oder wolle? Einen Bourbonen will man nicht, ebenſo wenig Montpenſier, oder überhaupt einen Auswärtigen, wie den Sohn von Victor Emanuel, den der Intrigant Olozaga, zu ſeinem Nutzen, zum König machen will; von den Einheimiſchen hat höchſtens Espartero einige Ausſicht auf allgemeine Anerkennung. Demnächſt iſt es die Beſtimmung im Wahlgeſetze, daß das Wahlrecht erſt vom fünfundzwanzigſten Jahre an beginnen ſolle, eine Beſtimmung, welche in der That ſehr wenig gerecht und verſtändlich iſt, von deren Aenderung (auf zwanzig Jahre) in dieſen Tagen die Rede iſt. Die Republikaner zählen natürlich gerade in den jüngeren Jahrgängen viele Anhänger, und auf dieſen zumeiſt beruht der Succeß und die Zukunft der revolutionären Bewegung, ſo daß jene Beſtimmung nur den Schein hat, die monarchiſche Partei zu ſtärken, und viele Proteſte hervorgerufen hat. Es iſt endlich der Mangel, wie es Vielen ſcheint, an Reformen und Energie, welcher die Regierung bei Vielen mißliebig gemacht, vorzüglich auch die Beibehaltung läſtiger Steuern, eine Seite, an der das Volk am Empfindlichſten iſt, und dazu kommen andere Dinge, die man der Regierung vorwirft, welche eben auch, wie alles Menſchliche, ihre Schwächen hat; und indem ſie und die monarchiſche Partei identificirt werden, wird ihr Alles zur Laſt gelegt, was die Liberalen ſündigen, wie umgekehrt. Auf dieſe Weiſe iſt die Stimmung der Republikaner ziemlich gereizt und macht ſich in Zeitungen und Reden Luft; eine Verſammlung der monarchiſchen Partei zur Bildung eines Wahlcomité im Theater hier in Cadiz wurde durch das Lärmen einer Anzahl von Republikanern unmöglich gemacht; eine zweite nur unter großem Spektakel und geängſtigt von den anweſenden Republikanern nothdürftig durchgeſetzt: ein Eingriff in die Freiheit, ſich zu verſammeln, der nicht der ganzen republikaniſchen Partei zur Laſt zu legen iſt und ſich auch in andern Städten, wie Cordova, Valladolid, wiederholt hat. Es kommt dazu, daß die Monarchiſten zum Theil aus wenig ehrenhaften Leuten beſtehen und nur zu bekannt ſind als perſönliche Zwecke verfolgend, wie die Oberſten derſelben in Madrid. Auch verlieren ſie, wenigſtens hier, mehr und mehr das Vertrauen auf einen Sieg ihrer Partei, vorzüglich aber fürchten ſie ſich vor den etwas terroriſtiſch und enthuſiaſtiſch auftretenden Republikanern, welche es an Demonſtrationen nicht fehlen laſſen und durch die Beſtimmtheit ihrer Beſtrebungen und ihren ſteten Hinweis auf die Vortheile der Republik immer mehr Boden gewinnen.

So wohnte ich heute auf dem Mercado einer Volksverſammlung bei, wo ein Herr aus Madrid, Garrido, das Volk haranguirte; er wies auf die Natur der Republik als der vernünftigſten, billigſten, gerechteſten, ehrenvollſten Verfaſſung hin, muſterte die andern Parteien mit ſcharfen Worten, wobei nur die Progreſſiſten leidlich fortkamen; mit ihnen zuſammen zu gehen, rieth er unter der Bedingung, Espartero zum Präſidenten zu machen, was, wie ſonſt, auch diesmal vielen Anklang fand; die Unterhaltung einer ſtehenden Armee, der ungezählten Beamtenſchaaren, des enormen Clerus wurde ſelbſtverſtändlich verurtheilt, und die hohen Ziffern der Koſten, welche eine Republik dem Volke erſparen würde, verfehlten ihren Eindruck nicht; ſehr vernünftig waren auch ſeine Ermahnungen, Ruhe zu halten, auch wenn die Cortes die Monarchie beſchlöſſen und dadurch, wie der Redner meinte, die Soberania nacional vernichteten; ebenſo ſich aller communiſtiſchen Tendenzen zu enthalten; es fehlte nicht an Hieben auf die fremden Regierungen, beſonders Italien und Frankreich im Sinne eines Rechtsſtaates unſerer Zeit. Dieſe würden ſchon Spaniens Beiſpiel bald nachfolgen; gewiß richtig. Auch Preußens und des neuen Norddeutſchen Bundes wurde gedacht. Preußen gilt hier für nicht viel freiſinniger als Rußland wegen ſeines Militarismus und ſeiner inneren Politik; ſeit dem Jahre 1866 hat zwar auch in Spanien Graf Bismarck manche Anhänger gewonnen, doch warten dieſe Anhänger ſeitdem vergebens auf ein 1866 im Inneren Preußens, insbeſondere auf den Gebieten des Kultus, des Volksunterrichts und der Selbſtverwaltung.

Sonſt verlaufen unſere öffentlichen Verſammlungen mit großer Ordnung; und wenn man die engliſchen Meetings damit vergleicht, möchte man den Spaniern kaum die politiſche Reife abſprechen!

Ein andermal mehr. Paul Foerſter.

Rumänien.

Ein Wort über Rumänien in verhängnißvoller Zeit.

Die Völker Europas richten wieder ihre ſorgenvollen Blicke auf den Orient, und fürwahr, das blutige Drama, welches ſich jetzt oder ſpäter, aber jedenfalls einmal dort abſpielen und möglicherweiſe ganz Europa in Mitleidenſchaft ziehen ſoll, iſt ganz dazu geeignet, eine tiefgreifende Theilnahme zu erregen. Man bedenke nur, daß es ſich im Orient um die Beſeitigung veralteter oder willkürlich, nicht naturwüchſig aus ſich ſelbſt herausgebildeter, neuer ſtaatlicher Schöpfungen handelt, und daß zur Zeit wenigſtens noch keinem Herkules, ſondern unzähligen, ſich einander widerſtrebenden, nationalen, politiſchen und ſozialen Elementen dieſe Arbeit zu verrichten zugefallen. Auch das Schickſal Rumäniens kommt dabei wieder in Frage, das erſt noch vor Wochen ſo viele journaliſtiſche und diplomatiſche Federn in Bewegung geſetzt. Der Befehl des Großherrn, alle Griechen von dem Boden zu entfernen, auf welchem die Ypſilanti's glorreiche Kämpfe für die rumäniſche und griechiſche Unabhängigkeit beſtanden und den ſie mit ihrem Blute getränkt, iſt von der weittragendſten Bedeutung. Doch nicht ihm, ſondern dem von Oeſterreich-Ungarn zunächſt angefeindeten Rumänien gelten die nachfolgenden Zeilen.

Als Verfaſſer eines im Jahre 1866 erſchienenen Schriftchens „Dakoromanien und ſeine Beziehungen zum Deutſchthum“,*) welches ich Sr. Hoh. dem Fürſten Karl von Rumänien gewidmet hatte, und in welchem ich in Deutſchland die wärmſte Theilnahme für das neu zu begründende Donaureich zu erwecken ſuchte, wird es mir vielleicht geſtattet ſein, den mich angeſichts der gegen Rumänien geſchleuderten Beſchuldigungen des öſterreichiſchen Rothbuches beſchleichenden Gefühlen Ausdruck zu geben. Ich habe in meiner Schrift für ein ſelbſtändiges rumäniſches Reich geſprochen, und ich habe es Dakoromanien genannt,

*) Leipzig, Verlag von Heinrich Mathes, 1866.

Digitized by Google

weil ſeine Ureinwohner einſt dem ſelbſtändigen Reiche eines Dekebalus und dem deutſchen Stamme der Daker angehörten, wenn ſie auch nachmals romaniſirt worden ſind. Sie wieder zu Deutſchen machen zu wollen, kann Niemanden einfallen, aber immerhin mag Deutſchland ein deutſches Intereſſe in der Erſtarkung ihres Staates und ihres Volksthums erblicken. Der Name Dakoromanien iſt übrigens nicht neu und bekanntlich ſchon längſt von den ſchwärmeriſch für ihr Land eingenommenen Jungrumänen angenommen worden, allerdings, wie nicht zu leugnen, unter der ſtillſchweigenden Vorausſetzung einer Hinzuziehung Siebenbürgens, welches noch die Trümmer der alten Dakerherrſchaft aufweiſt. In meiner Schrift legte ich die Hinderniſſe dar, welche ſich einem ſolchen Staatengebilde entgegenſtemmen würden, und heute, nach zwei Jahren, nachdem die Union Ungarns mit Siebenbürgen vollzogen, das magyariſche Reich wieder feſtbegründet worden, wird ſchwerlich noch ein verſtändiger Rumäne an eine Losreißung des herrlichen, freilich der Mehrzahl nach von Rumänen bewohnten, Großfürſtenthums Siebenbürgen von Ungarn denken. Wie kam nun aber das öſterreichiſch-ungariſche Rothbuch zu der Verdächtigung der rumäniſchen politiſchen Beſtrebungen gerade nach dieſer Richtung hin, und wie war es nur möglich, daß ein kluger Staatsmann, als welcher doch der Herr Reichskanzler v. Beuſt ſicherlich gelten will, ſich derſelben als Werkzeug bediente, um ſeiner Erbitterung gegen Preußen einen neuen Abfluß zu bereiten? Die Antwort darauf möchte ich in folgenden Sätzen ausdrücken:

Herr v. Beuſt verdächtigt die nationalen und ſozialen Regenerations-Beſtrebungen der Rumänen, weil ihm überhaupt ſchon ſeit den Tagen ſeiner ſächſiſchen Miniſter-Präſidentſchaft keine Neigung für ein ohne ſein Zuthun innerlich erſtarkendes geſundes Volksthum innewohnt, und er verdächtigt die Rumänen doppelt darum, weil er fühlt, daß dieſes innerlich erſtarkte, fünf Millionen Seelen zählende Volk bei einer europäiſchen kriegeriſchen, Ungarn-Oeſterreich mitbetreffenden Verwickelung, nicht mehr den bloß leidenden und gemißhandelten Theil wird abgeben wollen, ſondern unter ſeinem jugendlich kräftigen und geiſtig geweckten Herrſcher, dem Fürſten Karl von Hohenzollern, jede Gelegenheit ergreifen wird, ſich ſeine vollſtändige Selbſtändigkeit im europäiſchen Staatenleben zu erkämpfen.

Herr v. Beuſt fürchtet dieſe Selbſtändigkeit des rumäniſchen Volkes, einmal des Hohenzollernfürſten und ſodann Ungarns wegen, denn ſie würde unzweifelhaft zu einer Intereſſen-Verbindung des letzteren Landes mit Rumänien — der Koſſuth'ſchen Idee — führen und folgerecht das Intereſſe Ungarns an der Erhaltung eines ungariſch-öſterreichiſchen Staates in demſelben Grade ſchwächen. Herrn v. Beuſt würde aber dieſe Schwächung der ungariſch-öſterreichiſchen Einigung um ſo ungelegener kommen, als ihm dieſelbe bei ſeinen politiſchen Plänen zugleich Mittel zum Zweck der Bekämpfung des preußiſchen und zur Wiedererlangung des öſterreichiſchen Einfluſſes in Deutſchland iſt.

Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß

Herr v. Beuſt ebenſo zweifelhaft fähig iſt, das dauernde Glück des ungariſch-öſterreichiſchen Staates zu begründen, als unfähig, in einem jungen aufblühenden rumäniſchen Staate einen natürlichen Verbündeten für den Fall des neuangefachten orientaliſchen Krieges zu erkennen. Rußland und Frankreich mochten beide den thatkräftigen Miniſter Bratiano nicht, Grund genug für einen unbefangen und patriotiſch urtheilenden ungariſch-öſterreichiſchen Staatsmann, ihn juſt darum zu ſtützen. Herr v. Beuſt gab ihm noch einen moraliſchen Fußtritt, um ihn deſto ſicherer fallen zu machen, und das iſt denn nun ſicherlich nicht das Mittel, um ſich Sympathieen in Rumänien zu erobern und dem verwegenen Gedanken, dem ruſſiſchen Zaren in der Erbſchaft des türkiſchen Reiches den Rang abzulaufen, einen Halt zu ſichern.

Es iſt anſcheinend das alte, gränzenlos ſeichte Spiel der öſterreichiſchen Eintagspolitik, welche noch immer mit ihrem Grundſatze „Divide et impera", theile und herrſche, in dieſem Falle zunächſt nach Außen hin, auszukommen hofft. Wie unſäglich haben nicht Deutſchland und Italien, abgeſehen vom Kaiſerſtaate ſelbſt, darunter gelitten und unzweifelhaft werden ſie noch immer, wie auch aus dem Rothbuche erſichtlich, damit bedroht. Aber wenn es Italiänern und Deutſchen ſteigend leicht wird, ſich eines verhaßten Einfluſſes zu erwehren, ſo iſt das mit nichten bei den Völkern des zwiefach unglücklichen, allſeitig bevormundeten Orients der Fall. Gerade jetzt, wo ſie geheim und offen wieder gegeneinander gehetzt werden, fordern ſie dieſerhalb unſer tiefes Mitleid heraus. K. Badewitz.

Rußland.

Kaiſerin Katharina an ihren Sohn, den Großfürſten Paul.

Wie die periodiſch erſcheinende Sammelſchrift: „Arbeiten der geiſtlichen Akademie von Kiew" berichtet, hat die Kaiſerin Katharina II. an den Großfürſten, nachmaligen Kaiſer Paul, folgendes als letztwillige Anordnung betrachtetes Schreiben gerichtet:

„Durch meine Unterredung mit gelehrten Männern erfuhr ich, daß das alte Aegypten zur Zeit ſeiner größten Blüthe allen Fremden den Gränzübertritt verboten und wegen dieſer Verfügung den Beinamen „das kluge" erhalten habe. Folge dieſem Beiſpiele und bewahre als guter Vater Deine Familie vor Allem, was ihr ſchädlich werden könnte. Trachte, daß kein Buch, kein Journal, keine Karrikatur ohne Dein Wiſſen nach Rußland dringe. Ein Volk darf nie anders denken als ſein Herrſcher. Du ſollſt unter Deine Unterthanen nur eine ſtreng bemeſſene Summe Lichtes dringen laſſen, und zwar nur ſo viel, daß ſelbes weder Jenen noch Dir ſchädlich werden kann, denn ein frühreifer Unterricht raubt im Allgemeinen ſowohl dem Herrſcher als ſeinem Volke die Ruhe. Hat nicht ein Philoſoph meines Jahrhunderts, der von Genf, der für meine Wohlthaten unempfindlich blieb, in einem vortrefflichen Buche nachgewieſen, wie ſehr der Fortſchritt in den Wiſſenſchaften den Völkern ſchädlich werden könne? Und Jean Jacques hat vollkommen Recht. Die ſpätern Ereigniſſe haben nur zu deutlich die Richtigkeit dieſer Lehre bewieſen: Mit einem Volk, das raiſonnirt, iſt es unmöglich, nach eigener Einſicht zu regieren. Wären meine Unterthanen nicht von einer abergläubiſchen Verehrung des heiligen Nikolaus beſeelt, wären ſie nicht blind meiner Perſon ergeben, ſo hätten ſie nie den Halbmond erblaſſen gemacht und mir nie die Republik Polen überliefert. Ich rathe Dir, bei jedem Gränzzollamte eine ſtrenge Cenſur über die aus dem Auslande kommenden Bücher einzuführen. Ich könnte Dir manches Buch nennen, das einer gewiſſen Macht mehr Schaden als eine verlorene Schlacht oder Provinz gebracht hat. Ich kenne die Gelehrten, ich berief ſie in meine Umgebung, um ſie beſſer beobachten zu können. Wache ſorgfältig darüber, daß ſie keinen Staat im Staate bilden. Der unglückliche Ludwig XVI. würde heute noch regieren, wenn dieſer

Digitized by Google

ſchwache und unglückliche Monarch zur Zeit des Zuſammentritts der Notabeln nicht den Fehler begangen hätte, die Meinung der Gelehrten und Journaliſten über die kläglichen Finanzzuſtände Frankreichs hören zu wollen. Die öffentliche Meinung muß der Religion untergeordnet ſein, denn die Religion und der Gedanke des Menſchen müſſen untrennbar ſein und der letztere immer unter die Abhängigkeit der Cenſur und des Klerus geſtellt werden. Es giebt Thatſachen, deren Exiſtenz das Volk nicht einmal ahnen darf. Dulde im Staate nur ein paar Zeitungen und gieb der öffentlichen Neugierde nicht zu viel Nahrung; laſſe dem Volke auch nicht zu viel Zeit zum Nachdenken, es iſt dazu nicht geboren, es darf nicht raiſonniren. Nichts iſt ſchwieriger, als ein Volk zu regieren, das über Alles Rechenſchaft verlangt. Die Rolle des Volkes beſteht in Arbeit und Schweigen. Die Feder eines Gelehrten iſt ſchädlicher als der Krieg. Schicke jeden Schriftſteller nach Sibirien, der ſich beikommen läßt, den Staatsmann zu ſpielen."

So weit dieſes Aktenſtück, das in Petersburg großes Aufſehen erregt hat und deſſen Echtheit man dort zu beſteiten ſucht. Allerdings trägt das Dokument kein Datum, und man weiß auch nicht, in welcher Form die Kaiſerin dieſe ihre Gedanken zum Ausdruck gebracht hat, ob als Anhängſel zu ihrem Teſtament oder als Brief oder ſonſt wie. Allein ſind die hier niedergelegten Gedanken nicht echt ruſſiſch? Iſt heute noch der ruſſiſche Gränzverkehr, unter deſſen Plackereien namentlich die Oſtpreußen ſeufzen, etwa weniger beſchränkt als zur Zeit dieſer Kaiſerin, die ſich auf das Beiſpiel des alten Aegypten beruft?! Katharina hatte zwar mitunter ganz prächtige und aufgeklärte Anſichten, wie wir ſolche kürzlich in dieſen Blättern in Bezug auf die Tortur von ihr angeführt haben; aber ſie war und blieb doch immer Autokratin, und in den letzten Jahren ihrer Regierung hat ſie den despotiſchen Neigungen ungehemmt die Zügel ſchießen laſſen, was der Authenticität dieſes Schriftſtücks zur ſtarken Stütze gereicht.

Kleine literariſche Revue.

— **Droyſen's Geſchichte der preußiſchen Politik***) beginnt jetzt in zweiter Auflage zu erſcheinen und liegt uns der erſte Theil, welcher von der Gründung des Staates handelt, hier vor. Unter der „Gründung" verſteht Droyſen den Uebergang der Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern, in specie an den Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, der als Friedrich I. der erſte Brandenburgiſche Kurfürſt Hohenzollernſchen Geblütes war. Die urſprüngliche Anlage der Mark durch die immerhin hochbedeutſame Thätigkeit des Ascaniſchen (d. h. Anhaltiſchen) Fürſtenhauſes, das den großen Markgrafen Waldemar hervorgebracht, iſt nur einleitungsweiſe berührt und mit einer ſummariſchen Schilderung der ſtändiſchen und der Beſitz-Verhältniſſe in der Mark durchwoben. Das andere Hauptland des Staates, das eigentliche Preußen, der damalige Ordensſtaat, tritt hier noch gar nicht in die Entwickelung ein, ſondern wird vom Verfaſſer dem Theile ſeines Werkes vorbehalten, in welchem er den Erwerb Altpreußens durch die kurbrandenburgiſche Linie der Hohenzollern erzählt. Man ſieht alſo, daß der Plan des Werkes und die geſammte Disposition des Stoffes durchaus dieſelben geblieben ſind, wie in der erſten Auflage; alle Veränderung beſchränkt ſich auf ein paar Anmerkungen unter dem Texte, lediglich erläuternden und beſtärkenden Inhalts. Da unter dieſen Umſtänden eine neue Beſprechung des notablen Buches nicht geboten erſcheint, möchten wir uns der offenbaren Sachlage gegenüber nur die Aeußerung eines einzigen Bedenkens erlauben, das die vom Herrn Autor ſeinem Unternehmen geſteckte Aufgabe von ſelbſt rechtfertigt. Sollte eben dieſer gemäß der Titel des Werkes nicht viel genauer lauten: „Geſchichte der Politik des Hauſes Brandenburg-Hohenzollern"?

T. v. B.

— **Eine poetiſche Geſchichte des Hildesheimer Fundes.** Ein geſchätzter Kenner der antiken Kunſt, Herr Legationsrath Meyer, hat den Hildesheimer Fund durch einen epiſchen und einen Bardengeſang gefeiert, die zunächſt im „Wiſſenſchaftlichen Kunſtverein" zur Vertheilung kamen, jetzt aber auch gedruckt ſind und in größeren Kreiſen bekannt zu werden verdienen.*) Die gleichzeitig von mehreren Archäologen aufgeſtellte Hypotheſe, daß die bei Hildesheim, alſo nicht allzufern vom Teutoburger Walde, gefundenen ſilbernen Aufſatzſchaalen, mit den Bildern der Minerva, des Hercules, der Rhea und des Lunus, und ſonſtigen Trink- und Tafelgeſchirre aus dem Auguſtiſchen Zeitalter — wie dies durch mehrere Inſchriften derſelben bezeugt wird — dem römiſchen Feldherrn Varus angehört hatten und in die Hände ſeiner deutſchen Beſieger gefallen waren, hat etwas ungemein Verlockendes und iſt von Herrn Legationsrath Meyer mit Benutzung aller poetiſchen Ueberlieferungen der Hermanſchlacht zu ſeinen beiden Dichtungen geſchickt benutzt worden. Die epiſche Dichtung wird mit der Schilderung eines Gaſtmahls des Varus eröffnet, wo jene römiſchen Schalen, Göttergeſtalten und Trinkgeſchirre prangen und ſinnvoll von den Gäſten, unter denen ſich Herman ſelbſt befindet, gedeutet werden, während der Bardengeſang ein den Göttern in Walhalla dargebrachter Dank für den errungenen Sieg der Deutſchen iſt:

Schild und Bild, in deſſen Glanz noch das vollſtreckte Schickſal dreut,
Vaſen, von Gethier umgürtet, Eiſenkämpfen überſtreut,
Becher, deren Rand umtanzend Gott Silen des Trunks ſich freut:
— Freudig ſchon mit Meth gefüllet klingt des Silbers Feſtgeläut —
„Glück und Heil dir, König, dem der Hermansſieg die Krone beut,
„Glück und Heil, und hundertfält'ge Siegesfeſte noch wie heut!"

— **Pſychophyſiſche Forſchungen von Otto Caspari.****) Dieſe überaus fleißige, dem Begründer der Völkerpſychologie, Prof. Moritz Lazarus, gewidmete Arbeit eines jungen Gelehrten, die von ebenſo gründlichem Studium der Phyſiologie, als von tiefer pſychologiſcher Forſchung Zeugniß giebt, gewährt uns einen kritiſchen Einblick in die verſchiedenen Unterſuchungswege für die Natur des Subſtrats der pſychophyſiſchen Bewegung. Die elektro-phyſiologiſche Unterſuchung, welche, auf die Hypotheſe Du Bois Reymond's hin, das Weſen des pſychophyſiſchen Subſtrats durch die Natur der Elektrizität zu verdeutlichen ſtrebt, giebt für die eigentliche Erklärung deſſelben keine Reſultate. Die Betrachtung der Viviſektions-Ergebniſſe ſtellt

*) Geſchichte der Preußiſchen Politik von Joh. Guſtav Droyſen. 2. Auflage. Erſter Theil: Die Gründung. Leipzig, Veit u. Comp., 1868. VIII u. 471 S. gr. 8.

*) Germaniſch-antike Geſchichte des Hildesheimer Fundes. Von F. K. M. Berlin, Paul Scheller, 1868.

**) Die pſychophyſiſche Bewegung in Rückſicht der Natur ihres Subſtrats, von Dr. Otto Caspari. Leipzig, Leopold Voß, 1868.

Digitized by Google

es als unzweifelhaft feſt, daß nur auf dem Wege exakter morphologiſcher Vergleichung ſämmtlicher motoriſcher Lebens- und Bewegungs-Erſcheinungen das Ziel zu erreichen iſt. Nachdem der Verf. dann die Vergleichbarkeit der allgemeinen Bewegungs-Erſcheinungen zwiſchen biologiſchen und abiologiſchen Zuſammenhangsformen nachgewieſen hat, geht er zu Fechner's Schwellenphänomen über (nach welchem die Wirkungen des pſychophyſiſchen Subſtrats unmittelbar ineinandergreifen und verflochten ſind) und zeigt, daß vom pſychologiſchen Geſichtspunkte die Vergleichlichkeit der biologiſchen Subſtrate mit dem pſychiſchen Atome logiſch gefordert wird, um die Kluft in den Anſchauungen der Grundgeſetze der Kraft, welche ſich an die Natur der Subſtrate knüpfen, theoretiſch auszugleichen.

— **Madeleine,** eine Dorfgeſchichte, von Miß Kavanagh.*) Ein junges Mädchen, das ſich in den Kopf geſetzt hat, allerlei Leuten allerlei Wohlthaten zu erweiſen, Kranke zu beſuchen, Arme zu ernähren, Krüppel zu verſorgen, Unglückliche zu tröſten, Verlaſſenen beizuſtehen, Wittwen und Waiſen zu helfen: das iſt Madeleine, die Heldin dieſer Geſchichte. Und das Wunderbarſte bei alledem iſt, daß Madeleine ſelber ein armes, verlaſſenes Mädchen iſt, das ſich von ihrer Hände Arbeit mühſam ernähren muß — aber Gottvertrauen, echte Religioſität, Nächſtenliebe bis zur Selbſtverleugnung, das beſitzt ſie im Uebermaß, und damit gelingt es ihr endlich, trotz hämiſcher Anfeindungen und gewaltiger Hinderniſſe, ein Spital in einem Dorfe zu errichten. Das klingt wohl etwas unglaublich? Tiſchen uns aber die Romanſchreiber haarſträubende Geſchichten und unnatürliche Charaktergebilde auf zum Verderbniß frommer Art und Sitten, ſo darf einmal zur Abwechſelung auch in der Schilderung eines guten Mädchens zu Nutz und Frommen der Sittlichkeit übertrieben werden. Schlechter wird dadurch Niemand. Ohne alſo gerade in einen faden Predigerton zu verfallen, giebt die Bearbeiterin doch in dieſer Geſchichte eine gute Moral und treffliche Lehren.

— **Gerſtäcker's neue Reiſen in Amerika.****) Ein Theil der amerikaniſchen Preſſe erging ſich kürzlich in heftigen Schmähungen gegen den bekannten deutſchen Reiſenden. Berückſichtigen wir, daß Gerſtäcker in der rückſichtsloſeſten und durch keinerlei Bedenken beirrten Weiſe tauſenderlei Schäden aufdeckt, daß er, wie z. B. in der Schilderung des indianiſchen Pau-wau oder der Rathsverſammlung, gar ernſte Anklagen gegen die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika erhebt, ſo finden wir jene Angriffe freilich erklärbar. Andererſeits müſſen wir zugeben, daß eine Fahrt durch dieſes ungeheure Gebiet in ſo außerordentlich kurzer Friſt — allerdings nur die flüchtigſten und oberflächlichſten Eindrücke zurücklaſſen kann und daß damit alſo die hauptſächlichſten Vorwürfe: der Unkenntniß, Oberflächlichkeit und willkürlicher Beurtheilung begründet erſcheinen. Gerſtäcker vereinigt ja aber bekanntlich mit einem ſeltenen Scharfblick langjährige, reiche Erfahrungen; er hatte verſchiedene Theile von Amerika ſchon früher beſucht, und es mußte ihm alſo deſto leichter werden, in Vergleichen mit früheren die jetzigen Zuſtände kennen zu lernen; er hatte ferner drüben ſo zahlreiche alte Bekannte, mit denen er zum Theil ſtets im brieflichen Verkehr geblieben, deren Bekanntſchaft er zum andern Theil wieder aufgefriſcht hatte; dazu läßt ſich wohl beſtimmt annehmen, daß er wenigſtens die hauptſächlichſte Literatur über alle von ihm berührten und geſchilderten Lande fortwährend verfolgt haben werde — kurz und gut, die Chancen, aus dem Streite als Sieger hervorzugehen, ſtehen für Gerſtäcker mindeſtens ebenſo günſtig, als für ſeine Gegner.

Der erſte Band der „Neuen Reiſen" behandelt Nordamerika, der II. Band Mexiko, den Iſthmus und Weſtindien. Daß G. gewandt und ſtets ſpannend erzählt, daß er ungemein lebhaft und intereſſant ſchildert, daß er ſelbſt aus unſcheinbaren Dingen und Begebenheiten hübſche Skizzen und erregende Epiſoden zu ſchaffen weiß — das Alles iſt längſt bekannt und macht ſich in dieſen neuen Reiſen wieder und wohl noch in erhöhtem Maße geltend. Wie immer, ſchildert G. auch ſtets nach ſubjektiven Auffaſſungen und flicht zugleich alle ſeine kleinen und großen Regungen, ſeine kleinen Abenteuer und großen Begegniſſe in die oft großartigen Schilderungen. Und Niemand ſoll ſagen, daß ſeine Erzählungsweiſe nicht ſehr hübſch, feſſelnd und oft genug anregend ſei. Zugleich dürfen wir hervorheben, daß insbeſondere die Landſchafts- und Naturgemälde in dieſen Neuen Reiſen noch mehr als ſonſt eine gewiſſe Friſche und einen eigenthümlichen Reiz darbieten. R.

— **Illuſtrirte Monatshefte für Handel und Induſtrie.** Unter dem Titel „Welthandel"*) liegt uns das erſte Heft einer neuen Monatsſchrift vor. Wir freuen uns, dieſelbe als ein lebensfähiges und kräftiges Unternehmen erachten zu dürfen, indem dafür nicht allein die redaktionelle Einrichtung, die Ausſtattung, die Mitarbeiter, ſondern auch der Name des Leiters, eines bewährten Fachmanns — Profeſſor H. v. Marſchall in Zürich — bürgen. Das erſte Heft zeigt ſogleich, daß es mit dem Verſprechen: „außer der Förderung der Fachwiſſenſchaften auch genußreiche, belehrende Unterhaltung für die kaufmänniſchen, induſtriellen und gewerblichen Kreiſe und deren Familien" bieten zu wollen, völlig Ernſt iſt. Denn unter den freilich vorwaltend belehrenden Aufſätzen ſind auch nicht wenige, welche in anmuthiger und klarer Darſtellung intereſſante und anregende Unterhaltung gewähren können.

Literariſcher Sprechſaal.

Mit einem gewiſſen Herzklopfen haben wir diesmal den uns alljährlich zugehenden „Riga'ſchen Almanach"**) in die Hand genommen. Wird auch er jetzt, wie die „Baltiſche Monatſchrift", die „Riga'ſche Zeitung" und andere Organe des deutſchen Geiſteslebens in den alten chriſtlich-germaniſchen Provinzen Liv-, Ehſt- und Kurland, die negativen Spuren der griechiſch-moskowitiſchen Einflüſſe von Katkov und Genoſſen tragen? Man wird uns verſtehen, wenn wir von „negativen Spuren" ſprechen. Was vermag dieſes demokratiſche Popenthum mit ſeinem „Nihilismus" ſonſt, als zu hindern — zu hindern, daß die Sprache des Volkes der Denker, wie uns die Engländer nennen, nicht noch mehr Boden und Spielraum in dem nicht-

*) Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes.

**) Neue Reiſen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Weſtindien und Venezuela. Jena, Herm. Coſtenoble, 1868.

*) Stuttgart, Julius Maier.

**) Riga'ſcher Almanach für 1869. Mit drei Original-Stahlſtichen. Zwölfter Jahrgang. Riga, W. F. Häcker.

Digitized by Google

denkenden griechiſch-moskowitiſchen Volke gewinne? In St. Petersburg unterdrückt man das deutſche Theater und die deutſchen Bildungsvereine; in Dorpat ſorgt man für Purificirung der Univerſität vom nichtuniformirten deutſchen Corpsgeiſt der Studirenden, und in Riga läßt man die ruſſiſchen Cenſoren darüber wachen, daß dort nicht wieder, wie im vorigen Jahrhundert, die humaniſtiſchen Ideen eines Herder, eines Kant zuerſt gedruckt werden. Die Herren mögen auch wohl ihr Beſtes für den, wie es auf der Rückſeite des Titelblattes heißt, „von der Cenſur erlaubten" Riga'ſchen Almanach für 1869 gethan haben, aber ſie konnten nicht hindern, daß dem im vorigen Jahre verſtorbenen, wackern Bürgermeiſter von Riga, Otto Müller, ein literariſches Denkmal geſetzt und daß dabei ſeiner ſegenvollen Thätigkeit und der menſchenerziehenden, kulturverbreitenden Einwirkung des deutſchen Geiſtes auf die baltiſchen Provinzen gedacht wurde. Die edeln, ernſten Züge des Verewigten zieren, als Titelbild, den Almanach, der zugleich das ſchöne, der Bildung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens gewidmete Bauwerk der Stadt, das baltiſche Polytechnicum, welches vornehmlich durch Müller's Energie begründet und hergeſtellt wurde, zur Anſchauung bringt. „Riga iſt noch immer", wie die betreffende Lebensſkizze ſagt, „ein feſt in ſich geſchloſſenes, bürgerliches Gemeinweſen beſonderer Geſtaltung, in ſeinem Recht und ſeinen Einrichtungen in ununterbrochenem Zuſammenhange an ſeine älteſte Vergangenheit geknüpft; es ſteht noch heute in organiſcher Verbindung mit der Provinzial-Verfaſſung; ſeine Landboten tagen auf dem livländiſchen Landtage, und ſein Bürgerthum weiß ſich zugleich eines und doch im Gegenſatze mit der Ritterſchaft.... Und daß der Geiſt des deutſchen Bürgerthums von dieſer Stätte nicht gewichen, davon ſoll dem lebenden Geſchlechte die Geſtalt des Mannes, deſſen Andenken dieſe Blätter gewidmet, ein Zeugniß ablegen."

Von den übrigen Beiträgen des Almanachs, der, wie gewöhnlich, reich an belehrender Unterhaltung iſt, nennen wir eine Stilprobe von Guſtav Freytag mit der Ueberſchrift „Deutſcher Troſt". Ein ſolcher Troſt iſt es, wie F. bemerkt, wenn ein Deutſcher, der von Räubern geplündert worden, ausruft: „Sie haben mir doch wenigſtens das Hemd auf dem Leibe gelaſſen!" Und ſo ſoll es denn auch ein Troſt, eine Ermunterung zu muthigem Ausharren für die bedrängten Deutſchen in den baltiſchen Provinzen ſein, daß ſie ſich den goldenen Schatz ihrer Sprache und Sitte zu bewahren wiſſen. „Wer dieſe ſich feſt bewahrt in Unglück und Noth, der hat ein Recht, dem tröſtenden Freunde die Hand zu drücken und muthig zu ſagen: Es könnte noch ſchlechter ſein! Denn wir dürfen vertrauen, er wird dauerhaft und männlich das Seine dazu thun, daß es mit ihm beſſer werde."

J. L.

Die oſtaſiatiſche Expedition der öſterreichiſchen Regierung hat, neben dem vorwiegend kommerziellen Nutzen, auch die wiſſenſchaftliche Ausbeute ſich zur Aufgabe geſtellt. In der für die fachmänniſchen Begleiter ausgearbeiteten Inſtruction findet man daher auch „naturwiſſenſchaftliche Andeutungen", und die darauf bezüglichen Fragen wurden von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, von der geologiſchen Reichsanſtalt, von der zoologiſch-botaniſchen Geſellſchaft in Wien, von Prof. Karl Vogt u. A. geſtellt. Dieſe naturwiſſenſchaftlichen Fragen betreffen die animaliſchen und vegetabiliſchen Rohſtoffe des Handels, die noch nicht hinlänglich nach ihrer Erzeugung und Abſtammung bekannt ſind. So weiß man z. B. noch nicht, von welchem Baume der in vielen Haushaltungen als Gewürz und in der Liqueur-Fabrikation benutzte Stern-Anis abſtammt; dann iſt auch die Stammpflanze des Elemi-Harzes der Philippinen und der von China und Japan bezogenen Galgantwurzel nicht ſichergeſtellt; ebenſo herrſcht in Betreff der Abſtammung und Gewinnung des japaneſiſchen Pflanzenwachſes, eines ſehr wichtigen oſtaſiatiſchen Handelsartikels, eine verſchiedene Anſicht unter den Fachmännern. Die Inſtruction empfiehlt nun dieſe und andere ungenügend gekannte Pflanzen und Thiere zur Aufſammlung, und ſie fordert weiter auch geologiſche Aufklärungen über die Numuliten-Formation in Japan, von welcher die erſten Spuren vor einigen Jahren von Richthofen entdeckt wurden.

Unter den oberwähnten Naturforſchern, die ſich der wiſſenſchaftlichen Seite der Expedition zuwandten, befindet ſich auch der berühmte Darwin, der eine Reihe von Fragen, die ſich mit dem Studium der Geberden und des Geſichtsausdrucks der Menſchenracen befaſſen, zur Beantwortung vorgelegt hat. So fragt Darwin beiſpielsweiſe, ob ſich das Schamgefühl bei allen Raſſen, deren Farbe eine derartige Beobachtung zuläßt, durch Erröthen kundgiebt? ob der Entrüſtete oder Trotzige die Stirne runzelt? ob die ſtummen Zeichen der Bejahung und Verneinung dieſelben ſind, wie bei den Europäern? u. ſ. w. Man ſieht, daß die Mitglieder der Expedition hinlängliche Gegenſtände und Aufgaben zur Beſchäftigung haben, und wenn ſie die mitgegebenen Fragen auch befriedigend beantworten, ſo werden ihnen die wißbegierigen Frager, wie die Wiſſenſchaft ſelbſt, zu Dank verpflichtet ſein.

Es iſt uns ein Exemplar der kleinen Gratisausgabe der „Kinder- und Volksmärchen der Brüder Grimm" zu Geſicht gekommen, die Herr Hermann Grimm und ſeine beiden Geſchwiſter, als Geſchenk für die Kinder der fern vom Vaterlande angeſiedelten Deutſchen, vertheilen laſſen. Als im Jahre 1837 die verfaſſungstreuen ſieben Profeſſoren von Göttingen durch König Ernſt Auguſt von ihren Lehrſtühlen vertrieben worden waren, wurde in Deutſchland eine Sammlung zum Beſten dieſer ehrenfeſten, brodlos gewordenen Männer veranſtaltet. Die Brüder Grimm fanden nachmals (1840) Anſtellung und Gehalt in Berlin, und in Folge deſſen ſetzte Wilhelm Grimm in ſeinem Teſtamente feſt, es möge der auf ihn entfallene Antheil jener Sammlung zu einer Stiftung für Männer verwandt werden, die ihrer politiſchen Meinung wegen in ähnliche Bedrängniß geriethen. Mit Hilfe einer etwas gewagten Interpretation hat der Sohn die teſtamentariſche Beſtimmung des Vaters ausgelegt, indem er in der Widmung dieſer Ausgabe der Kinder- und Volksmärchen ſagt: „Dies nun ſollte geſchehen. Durch die Gründung von Norddeutſchland aber, eine Staatsbildung, welche alle diejenigen befriedigen muß, die über das, was Deutſchland frommt, richtige und geſunde Begriffe haben, iſt eine ſolche Stiftung zu einem überflüſſigen Dinge geworden. Es kann fortan keine Männer mehr geben in Deutſchland, welche, abgeſetzt und vertrieben, auf öffentliche Unterſtützung angewieſen wären, wie einſt vor dreißig Jahren die Göttinger Profeſſoren. Es galt, mit dem Gelde einen andern patriotiſchen Zweck zu erfüllen." — Und demgemäß werden jetzt für die Zinſen der ausgeſetzten 2000 Thaler jährlich 400 Exemplare der kleinen Ausgabe von Grimm's Märchen als Weihnachtsgeſchenke für die Kinder der deutſchen Ausgewanderten in alle Theile der Welt verſandt.

J. L.

Digitized by Google

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Luiſe, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. 1867. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büſte von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erſte Ausgabe dieſer Biographie der Königin Luiſe kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (1)

Das in Photographie wiedergegebene Bruſtbild der Königin nach einer Büſte von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Berthold Auerbach's Deutſcher Volkskalender für 1869.

Mit 23 Bildern nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. Velinpapier. 12½ Sgr.

Vollſtändiges Kalendarium mit Humboldt-Kalender, fernerer Inhalt:

Berthold Auerbach.
Der Straßen-Mathes. Eine Dorfgeſchichte.
Fr. v. Holtzendorff.
Chronik der Todesſtrafe (1867—1868).
Berthold Auerbach.
Benigna. Eine Dorfgeſchichte.
Alfred Woltmann.
Kunſt für's Haus.
Berthold Auerbach.
Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.
Dr. **Georg Pritzel.**
Zur Geſchichte der Kartoffel.
Auguſt Reißmann.
Die Pflege des Volksgeſanges in der Gegenwart.
Dr. **Edmund Reitlinger.**
Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.
Juſtus von Liebig.
Ueber den Ernährungswerth der Speiſen.

• • •

Die Sonntagsfeier. (2)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Reden und Vorträge.

Du Bois-Reymond (Emil), Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. 1868. Velinpapier. gr. 8. 5 Sgr.

Förster (Dr. W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr.

Grimm (Herman), Rede auf Schinkel, gehalten vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin am 13. März 1867. Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Dritter Abdruck. 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Grimm (Jacob), Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

Lazarus (Prof. Dr. M.), Ueber den Urſprung der Sitten. Zweiter unveränderter Abdruck. 1867. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.), Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten. 1867. Velinpapier. gr. 8. geh. 6 Sgr.

Wichelhaus (H.), Ueber die Lebensbedingungen der Pflanze. Vortrag, gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin. 1868. Velinpapier. 8. 5 Sgr. (3)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage beginnt demnächſt den zweiten Jahrgang:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.**

Preis (in Wochennummern) vierteljährl. 1 Thlr. In Monatsheften zum Preiſe von je 10 Sgr.

Die Fortſchritte unſerer Kenntniß der Natur und unſerer Einſicht in ihre Erſcheinungen und Geſetze ſind, Dank den raſtloſen Arbeiten zahlreicher Forſcher, ſo ſchnelle und reiche, daß auch die beſte naturwiſſenſchaftliche Bildung, mit der die Schule auszurüſten vermag, ohne fortlaufende Bekanntſchaft mit neuen Entdeckungen und Aufſchlüſſen für das Bedürfniß unſeres gebildeten Lebens bald unzureichend wird.

Es handelt ſich nun darum, und der „Naturforſcher“ hat dies Ziel nach dem Urtheile aller Berufenen mit Verdienſt und Glück angeſtrebt, die Reſultate der Forſchungen aller Länder — zum Theil aus den Verhandlungen der Vereine und Akademieen, zum Theil aus Monographieen und Fachjournalen — aufzuſammeln und in gedrängter Kürze gemeinverſtändlich wiederzugeben.

Eine ſolche Darſtellung wird allen Denjenigen willkommen ſein, die Berufsthätigkeit oder innerer Drang und Wiſſensluſt zur Beſchäftigung mit der Natur führen. Bei dem engen Zuſammenhang, in dem alle Seiten der Naturbeobachtung mit einander ſtehen, darf eine Zeitſchrift, die aus allen neuen Entdeckungen auf dieſem weiten Gebiete das Weſentlichſte und allgemein Intereſſirende bringt, auf große Theilnahme rechnen, was der bisherige Erfolg dieſes neuen, erſt Anfang vorigen Jahres begründeten Unternehmens auch vollſtändig beſtätigt. (4)

Ein Proſpekt über das Unternehmen, begleitet von einem Auszuge aus dem Inhaltsverzeichniß des erſten Jahrganges, ſowie eine Probenummer iſt durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In **Carl Heymann's Verlag** (Julius Imme) in Berlin iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des 19. Jahrhunderts. Von Dr. **A. E. Wagner.** 1. Band. gr. 8. 22 Bg. broſchirt. Preis 1⅓ Thlr.

Höchſt intereſſante Schilderungen aus dem umfangreichen Tagebuch eines ehemaligen katholiſchen Geiſtlichen und Mitgliedes des hiſtoriſch berühmten Benediktiner-Ordens enthaltend. (5)

In allen Buchhandlungen iſt vorräthig:

Karl Steffens Volks-Kalender für 1869.

Neunundzwanzigſter Jahrgang.

Preis 12½ Sgr.

Mit 8 Stahlſtichen und 4 Holzſchnitt-Illuſtrationen, vollſtändigem Kalendarium und Jahrmarkts-Verzeichniß.

Inhalt: (6)

Das theure Seidenkleid. Novellette.
(Louiſe Mühlbach.)
Ein engliſcher Premier und die Juden in England.
(Julius Rodenberg.)
Papa Steffens Kamin und was mir an demſelben eingefallen.
(Dr. **G. Lewinſtein.**)
Ein Abend bei Cagliostro. Erzählung.
(George Hiltl.)
Die neue deutſche Flagge.
(A. Lammers.)
Die Stadt im den tauſendjährigen Roſenſtock.
(Otto Glagau.)
Die Freuden einer Hochzeitsreiſe. Humoreske.
(Max Ring.)
Ein Schatzgräber in Schleſien. Criminalfall.
(Dr. **A. Vollert.**)
Chronik der neueſten Erfindungen.
(D. Philipp.)
Die Geſchichte von Scharnhorſt's erſter Liebe. Aus den Erinnerungen einer Siebzigjährigen.
Der räthſelhafte Geſandte.
Papa Steffens über den Tabak.

Berlin. Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

Hiſtoriſche Zeitſchrift (7)
herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
Zehnter Jahrgang. Viertes Heft.

Inhalt: VI. Kaiſer Karl V. und ſeine Mutter Johanna. Von G. Bergenroth. — VII. Zur Beurtheilung des Kurfürſten Moritz von Sachſen. Von W. Maurenbrecher. — VIII. Ernſt Graf zu Münſter. Von H. Ulmann. — IX. Johann Friedrich Böhmer. Von L. v. Ranke. — X. Literaturbericht. — XI. Bericht des Sekretariats über die neunte Plenar-Verſammlung der hiſtoriſchen Commiſſion.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr.

München. Literariſch-artiſtiſche Anſtalt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joſeph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 9. Januar 1869. — [Nº 2.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Erinnerungen an Meyerbeer. 17. — Neue Romane von Brachvogel. Der deutſche Michael. Der blaue Kavalier. 18.
Belgien. Vlamiſche Bewegung in Literatur und Kunſt. 19.
Schweiz. Literariſches aus Genf. Humbert's Werk über Thüringen. G. Roux's Illuſtrirter Kuhreigen. Das Escaladefeſt. 20.
England. Die Frauenrechte auf dem ſocial-wiſſenſchaftlichen Congreß zu Birmingham. 23.
Italien. Umbriſche Volkslieder. 24.
Türkei. Streifzüge in der Türkei im Jahr 1868. Ein bosniſcher Schullehrer und Literat. 24.
Kleine literariſche Revue. Pſychologie und Pſychiatrie. 26. — Gedichte von Hermann Lingg und Martin Greif. 27. — Reich und Arm. 27. — Ein Album für Jäger und Naturfreunde. 27.
Literariſcher Sprechſaal. Victorialyceum für Damen in Berlin. 28. — Franz Maurer über die Bulgaren. 28. — H. Lecky's Geſchichte der Aufklärung. 28.

Inhalt und Titel des vorigen (vierundſiebzigſten) Bandes werden mit dieſer Nummer ausgegeben.

Deutſchland und das Ausland.

Erinnerungen an Meyerbeer.

Wenn die Erinnerung nach den Worten eines unſerer Dichter „das einzige Paradies iſt, aus dem wir nicht vertrieben werden können", ſo iſt die geſammte Menſchheit auch ſehr geneigt, in dieſes Paradies zurückzukehren. Und zwar wallfahrten die Menſchenkinder nicht nur dahin im traulichen Zwielicht, am flackernden Kaminfeuer, allein mit ihren Gedanken, ihrer Phantaſie, ſondern ſie ſuchen es auch auf an hellem Tage, bewaffnet mit Brille und Feder, um ihre Ausbeute in der Geſtalt von Memoiren, Tagebüchern, Biographieen und wie die Bezeichnungen alle heißen mögen, der Mit- und will's Gott auch der Nachwelt, als Erzeugniſſe des Forſcher- und Schaffensdranges darzubieten. Es braucht hier nicht erſt darauf hingewieſen zu werden, wie viel die geſammte Kultur- und Literaturgeſchichte derartigen Beſtrebungen zu verdanken hat, braucht unſererſeits nicht erſt verſichert zu werden, daß wir die Herbeiſchaffung ſolches „lebendigen Materials", wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, als etwas ſehr Verdienſtvolles betrachten. Wir glauben das als ſelbſtverſtändlich vorausſetzen zu dürfen und doch nicht mißverſtanden zu werden, wenn uns die Sitte, vielleicht auch die Unſitte, nicht ganz unbedenklich erſcheint, ſobald ſich das Grab über einer bedeutenden Perſönlichkeit geſchloſſen, den literariſchen Markt mit großen und kleinen Schriften über ſie zu überſchwemmen. Man ſollte dem Todten einen Nekrolog ſchreiben und dann Zeit genug vergehen laſſen, um über ihn objectiv berichten zu können, denn nur ſelten gelingt es, zwiſchen den beiden Klippen, zu pietätvoll zu werden oder gegen die Pietät zu verſtoßen angeſichts eines friſchen Grabhügels glücklich hindurchzuſteuern.

Die uns vorliegenden Erinnerungen an Meyerbeer*) erfüllen die erſte der angedeuteten Bedingungen; ſie ſind einige Jahre nach dem Tode des großen Komponiſten geſchrieben; trotzdem konnten ſie ſich nicht ganz frei halten von dem zweiten Bedenken: ſie ſind ſehr ſubjectiv.

Herr Mendel hat das Glück gehabt, in näheren Beziehungen zu Meyerbeer zu ſtehen, und er würdigt dies in einer Weiſe, welche ſeinem Herzen alle Ehre macht und zugleich der unmittelbarſte Beweis für die Liebenswürdigkeit des Dahingeſchiedenen iſt. Ob aber der anſpruchsloſe, beſcheidene Künſtler, deſſen ganzes Leben und Schaffen ein ernſtes Ringen nach dem Wahren und Schönen in ſeiner Kunſt war, ſelbſt ſo unbedingt und ausſchließlich gelobt, ja was ſagen wir, überſchwänglich verherrlicht zu werden, gewünſcht hätte, darüber ſteigen uns doch einige beſcheidene Zweifel auf, und ebenſo möchten wir uns die Frage erlauben, ob man in dieſer Weiſe zum Ruhme eines geliebten Meiſters beiträgt oder nicht vielmehr ihm durch eine derartige Maaßloſigkeit ſchadet und einer ebenſo maaßloſen Kritik gegen den Verſtorbenen, wie ſie z. B. von Richard Wagner geübt worden, Waffen in die Hand liefert?

Wir ſehen jedoch von beiden Seiten dieſer ſubjectiven Kritik der Kunſt hier ab, wenden uns ausſchließlich dem biographiſchen Theile des vorliegenden Buches zu und ſind nun erfreut, dem Biographen unſere warme Anerkennung, unſeren beſten Dank ausſprechen zu können für das lebenswahre, ſonnenhelle Bild, das er uns von dem Verewigten gezeichnet. Hier, wo das rein Menſchliche in den Vordergrund tritt, hat der mit dem Herzen ſchreibende Autor Vortreffliches geleiſtet.

Wir treten mit dem Verfaſſer in das zu ſeiner Zeit hochangeſehene Vaterhaus des Komponiſten, wo der Reichthum, aber auch noch die einfachen, patriarchaliſchen Sitten des Judenthums herrſchend ſind; wir lernen die edle, vortreffliche Mutter, Frau Amalie Beer, kennen, und verehren den Geiſt und haben das volle Verſtändniß dafür gewonnen, der den Sohn ſein ganzes Leben lang leitete, die unbegränzte Liebe, mit welcher er an der Mutter hing, zu ihr wie zu einem Leit- und Hoffnungsſtern auf allen ſeinen Pfaden aufblickte.

Mit großem Intereſſe ſehen wir den neunjährigen Knaben zum erſtenmale in einem Concert als Klavierſpieler öffentlich auftreten; wir folgen ihm durch ſeine Studien, in deren Verlaufe er bald dem urſprünglich beabſichtigten Virtuoſenthum entſagt und ſich mehr und mehr der Kompoſition zuwendet. Raſtlos lernend und ſchaffend ſehen wir ihn in den verſchiedenſten Städten Deutſchlands, in Italien, bis er endlich auf der Höhe ſeines Ruhmes ſeine Tage zwiſchen Deutſchland, dem Lande ſeiner Geburt, und Frankreich, dem Lande ſeiner Wahl, theilend, in der Hauptſtadt des letzteren das weit und frei blickende Auge auf immer ſchließt und geleitet von den Beſten der Nation die letzte Reiſe nach dem Vaterlande antritt, um in der Stadt ſeiner Geburt, auf der Begräbnißſtätte ſeiner Glaubensgenoſſen, an der Seite ſeiner geliebten Mutter, ſeinem Wunſche gemäß, zur ewigen Ruhe gebettet zu werden.

In jedem Verhältniß, als Sohn, Gatte, Vater, Bruder und Freund, wie in ſeinen Beziehungen zu Mitſtrebenden und Mitlebenden, tritt uns Meyerbeer entgegen als eine Perſönlichkeit, in der ernſter Pflichteifer, geiſtige Klarheit und Feſtigkeit des Willens gepaart ſind mit der edelſten Humanität und einer

*) Giacomo Meyerbeer, eine Biographie von Hermann Mendel. Berlin, Verlag von L. Heimann, 1868.

Digitized by Google

wahrhaft rührenden Beſcheidenheit. Von letzterer weiß Mendel die überraſchendſten Züge zu erzählen; es ſei uns geſtattet, hier nur Einen anzuführen. „Um mit einer in Berlin anweſenden Sängerin (Jenny Lind) mehrere Geſangspiècen durchzugehen, wählte Meyerbeer in einer Muſikalienhandlung die betreffenden Noten aus. Man bietet ihm an, das Packet in das Hotel zu ſenden; er aber lehnt dieſes Anerbieten mit den Worten ab: „Der Handwerker ſchämt ſich nicht, mit ſeinem Handwerkszeug über die Straße zu gehen, weshalb ſollte der Muſiker ſich ſchämen, mit Noten geſehen zu werden?"

Ohne die ihm durch die Gunſt des Schickſals zugefallenen Glücksgüter gering zu achten, ohne ſich den Verpflichtungen, welche ihm durch deren Beſitz auch geſellſchaftlich auferlegt wurden, namentlich in ſeiner Vaterſtadt, zu entziehen, verfiel Meyerbeer doch von Jugend auf nie der mit dem Reichthum ſo leicht verknüpften Gefahr, das Studium, weil nicht aus äußerer Nothwendigkeit dazu getrieben, leichthin und oberflächlich zu treiben, ſondern er arbeitete bis wenige Tage vor ſeinem Tode mit dem angeſtrengteſten Fleiße, dem höchſten ſittlichen Ernſte und wiederholte oft und gern, wie ſehr ihn die Ueberzeugung beglücke, daß er, wenn es erforderlich geweſen wäre, von früher Jugend an hätte von ſeiner Kunſt leben können.

Auch ſeiner Beziehungen zu hochgeſtellten Perſönlichkeiten wird in eingehendſter Weiſe gedacht, und wir lernen den Meiſter, obwohl er vollendeter Hofmann war, obwohl er ſich im Verkehr mit den Mächtigen dieſer Erde gefiel, doch ſeiner politiſchen Geſinnung nach als freiſinnigen Mann kennen, welcher den Bewegungen der Zeit mit klarem Geiſte und offenem Herzen folgte und der, „wenn er auch zu Zeiten alle Ordensbänder, die er beſaß, anlegte, doch ſehr genau wußte, was die Elle davon werth ſei".

Ein ſchönes harmoniſches Menſchen- und Künſtlerleben iſt in der Biographie vor uns aufgerollt, und hat der Verfaſſer den Künſtler vielleicht nicht ganz taktvoll gelobt, ſo ſei es ihm vergeben, weil er den Menſchen ſo ſehr geliebt, und ſeine Arbeit ſei darum recht weiten Kreiſen zur Beachtung empfohlen.

J. H.

Neue Romane von Brachvogel.

Der deutſche Michael. — Der blaue Kavalier.

Der Dichter des „Narziß", denn dieſer wird Brachvogel, obgleich er ſeit dem Erſcheinen dieſer ſeiner erſten epochemachenden Arbeit vieles Andere und zum Theil Bedeutenderes geſchrieben, der deutſchen Leſewelt doch vorzugsweiſe bleiben; — der Dichter des Narziß, ſagen wir, hat, trotzdem ſeine Begabung ihn hauptſächlich auf die Thätigkeit für die Bühnen hinzuweiſen ſchien, ſich doch, der herrſchenden Zeitſtrömung folgend, mehr und mehr dem Romane zugewendet und unter den Vertretern dieſes Zweiges der Literatur einen bedeutenden Rang zu erlangen und zu behaupten gewußt. Trotzdem zeugt jeder Roman von der dieſem Autor nun einmal inwohnenden unbeſiegbaren Neigung, ſeinen Stoff dramatiſch zu behandeln, ſeine Charaktere plaſtiſch zu geſtalten; aber weit entfernt, ſeinen Arbeiten dadurch Eintrag zu thun, erhalten dieſelben durch dieſe Eigenartigkeit ihres Dichters einen ganz beſondern, eben nur ſeinen Werken eigenthümlichen Reiz. Wählte Brachvogel ſeine Stoffe aus der unmittelbaren Gegenwart, hätte er ſich den Salon-Roman oder die Dorfgeſchichte, den ſozialen oder ſelbſt den politiſchen Roman in dem Sinne, den wir Kinder der Neuzeit damit zu verbinden pflegen, zum Felde ſeiner Thätigkeit erwählt, ſo könnte die beſprochene Eigenartigkeit ſeines Talentes etwas Bedenkliches haben. Namentlich die beiden letzteren Gattungen des Romans verlangen weit mehr eine ſorgfältige Detail-Ausführung; ihre Aufgabe iſt es, das Werden und Reifen der Verhältniſſe zu belauſchen, ihnen den Boden bereiten zu helfen; ſie können nicht eine Geſtalt als Vorkämpfer und Träger einer ganzen Zeit hinſtellen, ſondern haben es mit den feinſten Nüancen und Schattirungen zu thun, ſie müſſen auf das Sorgfältigſte zeichnen und malen, können aber nicht einzelne Geſtalten vollkommen plaſtiſch hinſtellen. Brachvogel kann das, denn ſein Gebiet iſt der hiſtoriſche Roman und zwar der hiſtoriſche Roman im beſten Sinne des Wortes.

Es ſind gerade gegen den hiſtoriſchen Roman in der Kritik ſehr gewichtige Stimmen laut geworden, Stimmen, welche ihm, wo nicht alle Berechtigung abſprechen, doch ernſte, ſchwere Bedenken dagegen äußern wollten, und wir müſſen uns ihnen anſchließen, ſofern ſich ihr Tadel auf eine gewiſſe Art hiſtoriſcher Romanſchreiberei erſtreckt. Die von gewiſſer Seite beliebte und leider durch Beifall und Erfolg gekrönte Manier, irgend eine beliebige geſchichtliche Epoche zur Unterhaltungs-Lektüre zu verarbeiten, Männer und Frauen, die auf dem Welttheater eine tiefeingreifende Rolle geſpielt, im Hauskleide, in Schlafrock und Pantoffeln erſcheinen, ſie Dinge ſagen und thun zu laſſen, die ihrem innerſten Weſen fremd waren, und ſo die hiſtoriſche Treue dem unterhaltenden Geplauder zu opfern, hat ſeine ſehr bedenklichen Seiten, die um ſo ſchwerer wiegen, je mehr Eingang derartige Machwerke beim Volke finden. Iſt das die Geſchichte, die unſer Volk lernen ſoll? Iſt das der Spiegel, in dem es die Thaten der Vorzeit zu ſchauen hat, um einen Maßſtab zu finden für ſeine eigene Zeit? Man wird uns einwenden, daß es zu einer ſolchen Belehrung ja der vortrefflichen Geſchichtswerke genug gebe. Sehr richtig, aber eine große Anzahl von Menſchen lieſt nun einmal lieber Romane als Geſchichte, eine große Anzahl von Menſchen erfährt alle dieſe Begebenheiten erſt durch den Roman und darum hat der hiſtoriſche Roman eine ernſte, ſittliche Aufgabe, hat er die Verpflichtung der größten hiſtoriſchen Treue, muß er in dem Leſer nicht die Ueberzeugung hervorrufen, als ſei er durch die Lektüre dieſes einen Romans über Alles belehrt, was ihm zu wiſſen noth thue, ſondern er muß im Gegentheil erſt recht das Verlangen wecken, an den Quellen zu ſchöpfen, wo der Dichter geſchöpft, mit eigenen Augen zu ſchauen und zu lernen, nachdem ihm von kundiger Hand der Weg in die Vergangenheit gewieſen.

Alle dieſe Anforderungen erfüllen die uns vorliegenden beiden neueſten Romane von Brachvogel im vollſten Maße. Der Verfaſſer hat den richtigen Takt und das feine Verſtändniß ſeiner Aufgabe gehabt, die Helden ſeiner beiden Werke, die Repräſentanten großer, weltbewegender Ereigniſſe nicht aus den hiſtoriſch bekannten Perſonen zu wählen, ſondern er nimmt unbekannte, ſogar ſagenhafte Perſönlichkeiten, die er mit voller poetiſcher Freiheit geſtalten darf, wie es ihm ſein Genius eingiebt, wie er ſie als die Träger der zur Anſchauung zu bringenden Idee haben muß, und während er ſo dem Romane, der Fabel, ſein Recht angedeihen läßt, wahrt er der Geſchichte das ihrige, giebt ein treues Zeitgemälde, thut ihr nimmer Gewalt an.

Es iſt nicht zu leugnen, die beiden Romane, der deutſche Michael*) und der blaue Kavalier**) haben eine gewiſſe

*) Berlin, Otto Janke, 1868.

**) Breslau, Eduard Trewendt, 1869.

Digitized by Google

Familienähnlichkeit miteinander, die ihnen aber wie Kindern aus einem guten Hauſe keineswegs zum Nachtheil, ſondern weit eher zur Empfehlung gereicht.

Den deutſchen Michael, „das Märchen deutſchen Wehs und deutſchen Muthes, deutſchen Irrens und deutſchen Strebens, deutſcher Treue und deutſchen Erwachens, das ſpukhaft umgeht, über das man bald weinen, bald lächeln möchte", hat der Dichter verkörpert zu der Geſtalt des Ritters Felgentreu, des Kloſterzöglings, den Pfaffentrug ſchon in der Wiege um ſein Vatererbe betrogen und der aus dem Kloſter zieht als ein nie wankender, allezeit getreuer Kämpfer für die höchſten Güter, religiöſe und politiſche Freiheit und Unabhängigkeit. Der Roman umfaßt ein Menſchenleben, weit mehr noch aber eine der merkwürdigſten, bedeutendſten Lebensphaſen der deutſchen Nation, denn er beginnt mit dem Kampfe Luther's gegen die römiſche Hierarchie und ſchließt mit dem Augsburger Religionsfrieden. Von 1517 bis 1555 führt uns Brachvogel durch alle Phaſen jenes erſten großen Befreiungskampfes des deutſchen Weſens von Rom und Habsburg, eines Kampfes, der Jahrhunderte gewährt und 1866, wenn auch noch nicht vollſtändig entſchieden, doch endlich der Entſcheidung ſehr nahe gebracht iſt. Und dieſe Aehnlichkeit unſerer heutigen Lage mit der damaligen, die Brachvogel, ohne nur mit einem Worte direkt darauf hinzuweiſen, doch in jedem Momente hervorzurufen und wachzuhalten verſteht, verleiht dem Romane nicht nur einen hohen Reiz, ſondern ſtempelt ihn geradezu zu einer der bedeutendſten Erſcheinungen unſerer neueren Literatur, der, wie uns bedünken will, noch lange nicht die ihr gebührende Aufmerkſamkeit zu Theil geworden iſt. Wir enthalten uns einer bei Beſprechung eines Romanes ſonſt wohl üblichen Skizzirung ſeines Inhaltes, einmal weil es ganz unmöglich iſt, die Fülle der ein halbes Jahrhundert umfaſſenden Begebenheiten in den Rahmen einer kurzen Beſprechung zu drängen, dann weil ſich weder der Held, noch die ſich um ihn und neben ihm gruppirenden Haupt- und Nebenperſonen einzeln analyſiren laſſen. Der Roman iſt ein Ganzes; als Ganzes muß er genoſſen und beurtheilt werden; jedes willkürliche Herausreißen würde ihm nur ſchaden, und deshalb faſſen wir unſere ganze Kritik in dem Wunſche zuſammen, daß jeder unſerer Leſer auch ein Leſer des deutſchen Michael's werde.

Mit einer ähnlichen Empfehlung dürfen wir auch den blauen Kavalier ausſtatten, obgleich wir nicht verhehlen wollen, daß uns derſelbe nicht überall auf ganz gleicher Höhe mit dem „deutſchen Michael" zu ſtehen ſcheint. Rollt uns der erſtere Roman ein Gemälde des ſechzehnten Jahrhunderts auf, ſo verſetzt uns der zweite in das ſiebzehnte, das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges. Jedoch ſind es nicht die Verhältniſſe Deutſchlands, deren Schilderung ſich der Dichter vorzugsweiſe zur Aufgabe geſtellt; er berührt dieſelben vielmehr nur, wo ſie von Einfluß ſind auf das Schickſal der ſchönen unglücklichen Winterkönigin, der Tochter König Jakob's von England und Gemahlin Friedrich's von der Pfalz.

William Craven, der Sohn des Hofſchneiders Jakob's I., hat von früheſter Jugend eine ſchwärmeriſche Liebe für des Königs Tochter Eliſabeth gehegt. Durch eine glückliche Verkettung von Umſtänden leiſtet er dem Hofe einen wichtigen Dienſt, wird vom Könige zum Ritter geſchlagen, der blaue Kavalier genannt, ſpäter mit dem Hilfscorps, das Karl I. zu Guſtav Adolph ſtoßen läßt, nach Deutſchland geſandt. Hier zeichnet er ſich aus, wird von dem nordiſchen Helden in den Grafenſtand erhoben und, was mehr iſt, mit deſſen Freundſchaft und Vertrauen geehrt; hier tritt er auch dem Ideal ſeiner Jugend, der Kurfürſtin Eliſabeth, näher, begleitet ſie nach dem Tode Guſtav's und ihres Gemahls nach Holland, wo ſie die Aufopferung und Hingebung des Ewiggetreuen durch ihre Hand belohnt. Karl I., anfangs ſehr aufgebracht über die Meſalliance ſeiner Schweſter, ruft Craven, den er zum Herzog ernennt, in der Noth zu ſich und dieſer begiebt ſich; mehr ritterlich als klug, zu dem Schwager, deſſen Handeln er mißbilligt, deſſen Sache er verloren giebt, und ſetzt ſich, die geliebte Frau und die Seinen für den König dem Tode und der Gefangenſchaft aus. Indeß erkennt auch Cromwell William Craven's Reinheit und Größe; unbehelligt lebt er mit Eliſabeth und deren Tochter Sophie auf ſeinem Landſitze, und erſt die Heirat der Letztern mit Ernſt Auguſt, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, macht den Verdacht des Protektors rege und veranlaßt ihn, Eliſabeth aus England zu verbannen. Jedoch nicht lange bleibt ſie fern; mit Karl II. kehrt ſie nach England zurück, um kurze Zeit darauf in William's Armen zu ſterben, während er ſie noch lange genug überlebt, um zu erfahren, daß die Stuarts nichts vergeſſen und nichts gelernt haben, und ſie für immer der Krone verluſtig gehen zu ſehen. Wie ein rother Faden zieht ſich durch das Ganze der Bund der Freimaurer, deſſen Inſtitutionen Brachvogel nicht ſchildert, die er aber ahnen läßt als Baſis des reinſten Menſchthums, der wahren ſittlichen Größe. William Craven, der Großmeiſter des Ordens, lehrt Wilhelm III. bauen, wie er gebaut, und beſchließt mit dieſem Akte ſein thatenreiches Leben.

Auch in dieſem Roman hat Brachvogel überall Poeſie und Geſchichte in glücklichſter Weiſe zu verbinden gewußt und uns ein treues, farbenreiches Bild der engliſchen Revolution, zugleich aber auch ſehr eindringliche Lehren der Geſchichte gegeben. Erfreulich iſt es auch, wie er ohne Schönfärberei doch die Geſtalt der ſo vielfach verunglimpften Eliſabeth rein und würdig gezeichnet und durchgeführt hat. J. H.

Belgien.

Vlamiſche Bewegung in Literatur und Kunſt.*)

Es iſt uns kürzlich aus Gent ein bibliographiſches Verzeichniß der in Belgien, während der zwölf Jahre von 1856 bis und mit 1867, in vlamiſcher Sprache erſchienenen Bücher, ein ſtattlicher Band von 319 Oktavſeiten, zugegangen, der von dem Umfange der vlamiſchen Literatur und von der Bedeutung, die ſie in neuerer Zeit gewonnen, einen recht erfreulichen Beweis liefert. Ueber tauſend Namen von Dichtern, Schriftſtellern und Komponiſten werden hier genannt (72 vlamiſche Tonſetzer allein), unter denen allerdings nur Wenige ſich befinden, die auch in größeren Kreiſen, oder gar — wie Willems, Conſcience, Prudens van Duyſe, Dautzenberg, Ledeganck, Frans de Cort, Emanuel Hiel u. A. — auch im Auslande bekannt und geachtet ſind. Aber die Zahl derer, die entweder ausdrücklich, oder dadurch, daß ſie nur in vlamiſcher Sprache ſchreiben, gegen die Uſurpation und das alleinige Vorherrſchen des franzöſiſchen Sprachelements in Belgien proteſtiren, iſt doch immerhin zu groß, als daß dort jemals eine ähnliche, ſyſtematiſche Herabwürdigung

*) Vlaamsche Bibliographie, of Lijst der Nederduitsche Boeken, in België sedert 1830 uitgegeven. 3. deel. Tijdperk 1856–1867. Verzameld door Fr. de Potter. Uitgave van het Willems-Fonds. Gent, W. Rogghé, 1868.

Digitized by Google

und allmähliche Verdrängung der einheimiſchen Volksſprache, wie im Elſaß und in Deutſch-Lothringen, zu befürchten ſein ſollte. Zeigten in dieſen beiden franzöſiſchen Provinzen die deutſchredenden Gebildeten und Schriftkundigen auch nur die Hälfte des Eifers und der Thätigkeit der wackeren Vlamingen, dann würde die dortige, allgemeine Volksbildung nicht in ſo beſchämender Weiſe Rückſchritte gemacht haben, als es, nach ſtatiſtiſchen Ermittelungen, ſeit einem Menſchenalter der Fall iſt.

Charakteriſtiſch iſt die große Zahl von Schriften über die „vlamiſche Bewegung“ und über das Recht der vlamiſchen Sprache gegenüber der franzöſiſchen, von denen einzelne, wie „In Vlaanderen Vlaamsch!“ mehrere Auflagen erlebt haben. Auch in franzöſiſcher Sprache haben ſich viele Vertheidiger der vlamiſchen Volksſache gefunden: ein Erzieher des jetzigen Königs der Belgier, Herr J. J. de Cloet, hat ſogar einen „Essai sur les langues Française et Flamande; supériorité de celle-ci sur la première“ geſchrieben. Friedrich Oetker's deutſche Schrift über die vlamiſche Bewegung iſt ſowohl in's Vlamiſche als in's Franzöſiſche (Tournai, 1856) überſetzt worden. Eine nicht unintereſſante Bemerkung iſt, daß in früheren Jahren hauptſächlich gelehrte katholiſche Prieſter und darunter einige bekannte Jeſuiten Flanderns in Streitſchriften, Sprachlehren und Wörterbüchern für die Sprache des Volkes aufgetreten ſind, während in neuerer Zeit gerade der liberalere, mit den antirömiſchen Beſtrebungen Deutſchlands und Englands ſympathiſirende Theil der politiſch und wiſſenſchaftlich gebildeten Männer Belgiens für die Sache der vlamiſchen Bewegung wirkt und kämpft.

Dem entſprechend, bemerken wir auch, daß mit jedem Jahre die vlamiſche Preſſe einen humaneren, freiſinnigeren, den Standpunkt der Geiſter des neunzehnten Jahrhunderts gewinnenden Charakter gewinnt und ſich mehr und mehr von dem in Frankreich herrſchenden, in der Kirche die Geiſter auf römiſche Weiſe knechtenden und im Staate die Menſchen regimentirenden und uniformirenden Willkürſyſtem abwendet. Die in franzöſiſcher Sprache erſcheinenden belgiſchen Blätter unterſcheiden ſich in dieſer Beziehung weſentlich von den vlamiſch geſchriebenen Zeitungen. Das alte Journal de la Belgique, in früherer Zeit ein Organ der aufgeklärten Bourgeoiſie, iſt jetzt ein entſchiedener Vertheidiger des römiſchen Obſcurantismus; die Indépendance betrachtet Belgien als eine Domaine Frankreichs, die einem ähnlichen Schickſal, wie Lothringen und das Elſaß, entgegengehe, und Le Nord macht gar Propaganda für das Moskowiterthum.

Mit jedem Jahre wachſen in dem uns vorliegenden Handbuche der vlamiſchen Bibliographie die Nummern unter den Titeln: Rechtsgeleerdheid, Nijverheid (Volksfleiß), Koophandel, Huishoudkunde (Volkswirthſchaftslehre), Openbaar onderwijs (öffentlicher Unterricht), Opvoeding (Pädagogik), Wijsbegeerte en Zedeleer (Philoſophie und Ethik), Sterrekunde (Aſtronomie), Natuurkunde, Landbouw, Schoone Kunsten en Fraaje Letteren (Schöne Künſte und Wiſſenſchaften), Geschiedenis (Geſchichte) und Aardrijkskunde (Geographie).

Ganz beſonders iſt in neuerer Zeit das Gebiet der Poeſie, der Lieder mit und ohne Muſikbegleitung, gepflegt worden; das Verzeichniß dieſer poetiſchen Erzeugniſſe während der letzten zwölf Jahre nimmt nicht weniger als achtunddreißig eng gedruckte Blattſeiten der vorliegenden, bibliographiſchen Ueberſicht ein. Es ſchließt ſich daran das über zwanzig Seiten einnehmende Verzeichniß der Bühnenſtücke in vlamiſcher Sprache, das ebenfalls viel größer iſt, als wir erwartet hatten. Unter den produktivſten Verfaſſern dieſer Bühnenſtücke befinden ſich die Namen Sleeckx, Napoleon Deſtanberg, Onderret, van Drieſſche, van Peene, Verſnaeyen u. A. Als Komponiſten von Oratorien, Opern und Liedern ſind beſonders die Herren Benoit, Miry, van den Heeden, van Gheluwe u. A. zu nennen. Unter den Novelliſten zeichnet ſich natürlich Hendrik Conſcience (mit nicht weniger als 57 Nummern, worunter viele in mehreren Bänden) aus; nächſt ihm gebührt einer Dame, der Frau Courtmans, geb. Berchmans, der Ruhm, die beſten Erzählungen in vlamiſcher Sprache geſchrieben zu haben.

In Brüſſel geht man damit um, die rieſenhafte Schaubühne des Circus als vlamiſches Nationaltheater einzurichten. Es haben dort bereits italiäniſche, franzöſiſche, deutſche und engliſche Schauſpieler-Geſellſchaften Vorſtellungen gegeben; keine war jedoch im Stande, das große Haus ſo mit Zuſchauern zu füllen, wie die vlamiſchen Liebhaber, die dort geſpielt haben. Dies hat natürlich keinen anderen Grund, als daß die Vlamingen ſich nicht blos, wie jene Ausländer, an die Ariſtokratie der Hauptſtadt, ſondern an die große Mehrheit ihrer Einwohner wenden. Die Regierung, von deren Genehmigung hauptſächlich dieſe Errichtung eines vlamiſchen Nationaltheaters abhängt, ſcheint der Sache günſtiger zu ſein, als der franzöſirte Magiſtrat der Stadt Brüſſel. In Antwerpen hat dagegen der vlamiſch geſinnte Gemeinderath in richtiger Erkenntniß der ihm obliegenden patriotiſchen Pflicht zur Pflege der Landes- und Volksſprache die Summe von einer Million Francs zur Erbauung eines Schauſpielhauſes votirt, in welchem vlamiſche Opern, Trauer- und Luſtſpiele zur Aufführung kommen ſollen. Noch im Laufe des Jahres 1869 glaubt man, dieſen Tempel der vlamiſchen Kunſt vollenden zu können.

Das neue Jahr beginnt demnach mit guten Auſpizien; hoffen wir, daß wir im Laufe deſſelben in dieſen Blättern noch recht oft Gelegenheit haben werden, Günſtiges über den Fortgang der vlamiſchen Sache zu berichten.

Joſeph Lehmann.

Schweiz.

Literariſches aus Genf.

Humbert's Werk über Thüringen. — G. Roux's Illuſtrirter Kuhreigen. — Das Escaladefeſt.

Geſtatten Sie mir, Ihnen über einige neuere hieſige literariſche Erſcheinungen zu berichten, welche auch für Deutſchland nicht ohne Intereſſe ſein dürften. Ich behalte mir vor, in einem nächſten Brief unſere gegenwärtigen politiſchen, ſozialen und confeſſionellen Zuſtände zu ſchildern, welche wieder einmal nach allen Richtungen gipfeln, und neue Stürme im Glaſe Waſſer zu verkünden ſcheinen.

Das Buch, welches wir hier als beſonders uns Deutſche angehend zuerſt nennen wollen, ſind die Villes de Thuringe: Weimar, Erfurt, Jena, Gotha, Altenbourg, Cobourg, Meiningen (Paris, Didier et Co.), von Edouard Humbert, Profeſſor an der Akademie zu Genf. Es bildet dieſes Werk den zweiten Band des ſchon 1862 von demſelben Verfaſſer herausgegebenen und von uns auch in dieſen Blättern angekündigten Buchs: „Dans la forêt de Thuringe“. Wie der Herr Verfaſſer bereits in dem erſten Bande vollgiltigen Beweis geliefert hatte, daß er ſich bei ſeinen häufigen Beſuchen im Thüringerlande, wo er auch am Weimarer Hofe vom Großherzog, deſſen Erzieher der vor einigen Jahren geſtorbene Fré-

Digitized by Google

deric Soret, einer der letzten noch lebenden Freunde Goethe's, ein geborener Genfer war, mit zuvorkommendſter Freundlichkeit und Gaſtlichkeit aufgenommen wurde, eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten angeeignet hatte, zeigt er auch in dieſem zweiten Bande ſeine feine und anziehende Beobachtungsgabe, die warme Liebe, womit er ſeinen Gegenſtand behandelt, und weiß in treffenden, farbenreichen Bildern das Geſehene und Erlebte und Gelernte zu ſchildern. Während der erſte Band namentlich eine getreue Charakteriſtik des thüringiſchen Volkes giebt und auch die im Thüringerwalde noch ſo reich blühende Volksſage eingehend berückſichtigt, beſchäftigt ſich der eben erſchienene zweite Band hauptſächlich mit der hohen kulturgeſchichtlichen Bedeutung dieſes deutſchen Landes von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Der Herr Verfaſſer ſchildert nicht nur das an Ort und Stelle Geſehene und Geſammelte, ſondern hat auch alle wichtigen deutſchen Quellen in umfaſſendſter Weiſe benutzt und bekundet eine gründliche Kenntniß der bezüglichen deutſchen Literatur, namentlich auch über die klaſſiſche Periode von Weimar und Jena, welche wir bei Ausländern immer nur noch höchſt ſelten finden. So giebt es denn in der That auch wohl ſehr wenige Bücher in franzöſiſcher Sprache, in welchen wir ein ähnliches Eingehen auf deutſches Weſen und ein tieferes Verſtändniß deſſelben fänden, als in dem Humbert'ſchen Werke über Thüringen. Das Werk ſchließt mit einer lebensvollen Darſtellung des Wartburger Jubelfeſts vom Auguſt 1867, welchem der Verfaſſer perſönlich beiwohnte. Wir haben es immer für eine der wichtigſten Kulturaufgaben der Schweiz gehalten, das Kulturleben der drei Nationen, welche in der Eidgenoſſenſchaft vertreten ſind, literariſch zu vermitteln. Profeſſor Ed. Humbert iſt ſicher einer von den Männern, welche mit richtigem Verſtändniß und klarem Willen der Löſung dieſer Aufgabe ſich gewidmet haben, wie ſeine zahlreichen Arbeiten in der früher in Genf, jetzt in Lauſanne erſcheinenden Bibliothèque Universelle über deutſche Literatur des Mittelalters und der klaſſiſchen Periode genügend bekunden. Wir wünſchen dem Buch, welches ſich durch höchſt elegante typographiſche Ausſtattung (es iſt in der berühmten Officin von J. G. Fick in Genf gedruckt), ſowie durch ſchöne, ſehr entſprechende Holzſchnitt-Illuſtrationen, als wahres Prachtwerk qualificirt, ſeines vortrefflichen Gehalts wegen namentlich Verbreitung in Frankreich, und erfahren mit Vergnügen, daß verſchiedene Pariſer Blätter, z. B. der „Conſtitutionnel“, ja ſogar der „Moniteur“, demſelben anerkennende Beſprechungen gewidmet haben. Der literariſch hochgebildete Großherzog von Weimar hat bereits bei Erſcheinen des erſten Bandes dem Herrn Verfaſſer ſeine Anerkennung durch Verleihung des Falkenordens ausgeſprochen.

Das zweite Werk, welches wir hier zu erwähnen haben, iſt ein echt national-ſchweizeriſches Kunſtwerk: „Le Ranz des Vaches de Gruyère et Chanson de Vigneron. Illustrés par G. Roux“. Der Künſtler, ein Waadtländer, der ſich bereits durch viele vortreffliche Leiſtungen, namentlich Illuſtrationen zu mehreren in Paris erſchienenen Sammelwerken, z. B. zu Molière, wie auch als Mitarbeiter unſerer Illuſtrirten Zeitung in Leipzig, vortheilhaft bekannt gemacht hatte, zeigt ſich in dieſem Werk von rein nationalem Geiſte getragen; er führt uns hier das ſchweizeriſche Volksleben nach zwei ſeiner Hauptrichtungen in naturfriſchen, wahrheitathmenden Darſtellungen entgegen. Das iſt reinſte, naturwüchſigſte Realität in geſchmackvollſter Auffaſſung. Wer die Schweiz geſehen hat und ſich die dort empfangenen Eindrücke von der großartigen Natur und dem bunt geſtalteten Volksleben friſch und lebendig erhalten will, der mag ſich dieſes Werk mit in die Heimat nehmen und noch nach langen Jahren, in weiter Ferne in Betrachtung dieſer lebensvollen Darſtellungen ſich wieder zurückverſetzt fühlen in das Land ſeiner träumenden Sehnſucht. Das Buch wird eingeführt durch eine literariſche Notiz von L. Favraz, einem namentlich mit dem noch ſo wenig wiſſenſchaftlich durchforſchten Patois dieſer Gegenden ſehr vertrauten Lehrer in Lauſanne. Er ſagt: „Die zwei Volkslieder, welche die Anregung zu dieſem Werk gegeben haben, gehören der franzöſiſchen Schweiz an. Ein jedes derſelben charakteriſirt eine Seite des Volkslebens in dieſen lachenden Gegenden, wo uns das Hirtenland Gruyère (Greyerz im Kanton Freiburg) und die harmoniſchen Landſchaften von Clarens und Montreux entgegentreten. Der Kuhreigen, welcher mit Variationen im ganzen Lande geſungen wird, ſcheint aus Gruyère zu ſtammen. Es iſt wenigſtens wahrſcheinlich, daß die Senner (armaillis) von Colombettes, Abends am Heerde der Sennhütte vereinigt, ſelbſt die Worte erfunden haben. Es iſt dieſes Lied, an welches ſich die berühmte Weiſe knüpfte, welche Viotti ſo gern in ihrer ganzen Einfachheit vortrug und welche noch die Bewunderung aller Virtuoſen ärndtet. Dieſe Weiſe iſt ſehr alt, ſie wurde ſchon 1710 in Baſel gedruckt, in einer Abhandlung über das Heimweh, woraus man ſchließen darf, daß ſie ſchon damals ſeit langer Zeit bekannt und volksthümlich war. Auch iſt es ſicher, daß ſie der franzöſiſchen Schweiz angehört. Was die Worte anbetrifft, welche neueren Urſprungs ſind, ſo findet ſich da augenſcheinlich in den Wiederholungsverſen eine Nachahmung oder doch eine Erinnerung an die Kuhreigen der deutſchen Schweiz. Dies iſt ſehr natürlich, denn Gruyère gränzt an deutſch-ſprechende Landſchaften, und der benachbarte Kanton Bern beſitzt drei oder vier ſolcher Kuhreigen. Wir ſagten, daß dieſe Erinnerung ſich in den Wiederholungsverſen bemerklich mache, aber hauptſächlich auch in der Anrufung der Kühe: „ha! ha! liauba“, welche Anrufung in den Kuhreigen der deutſchen Schweiz wiederkehrt. In Glarus, Graubündten und Appenzell heißt es: loba, ho, loba, und weiter:

„Ho, Loba,
Dort oba,
Komm aba
Mußt haba
Dein Salz.“

Das Greyerzer Patois hat das Wort „liauba“ angenommen. Der Kuhreigen von Colombettes unterſcheidet ſich trotz dieſer Verwandtſchaft gründlich von den ähnlichen Volksliedern der deutſchen Schweiz. In jenen liegt die tiefe Gemüthlichkeit und Naivetät, welche den Grundcharakter der deutſchen Volkspoeſie bildet; den Kuhreigen von Colombettes vergleicht Herr Favraz mit einem „fabliau“, dem man ſofort den galliſchen Geiſt anmerkt. Ob dieſer Vergleich mit einem „fabliau“ richtig iſt, laſſen wir dahingeſtellt ſein; mit der Tiefinnigkeit eines deutſchen Volksliedes hat der Ranz des vaches des Colombettes allerdings nicht die entfernteſte Verwandtſchaft. Ein Senne ſingt: Die Hirten von Colombettes ſtanden früh Morgens auf, die Kuh auszutreiben. Als ſie an ein Waſſer (einen Bach) kamen, war dieſes ſo angeſchwollen, daß ſie nicht hindurch konnten. Da ſenden ſie einen zum Geiſtlichen, der ſoll dieſen bitten, eine Meſſe zu leſen, das werde helfen. Der Pfarrer verlangt einen Käſe für ſeine Mühe. Der Senne ſagt, der Pfarrer ſolle nur ſeine Magd ſenden, der wollten ſie den Käſe geben. Der Pfarrer antwortet: „Meine Magd iſt zu hübſch, ihr könntet mir ſie zurückbehalten.“ Der Senne entgegnet, das werde nicht geſchehen. „Von zu vielem Liebkoſen eurer Magd müßten wir

Digitized by Google

vielleicht beichten. Für Handanlegen am Kirchengut fänden wir keinen Ablaß." Darauf verſpricht der Pfarrer, die Meſſe zu leſen. Nun kehrt der Senne zurück und kann jetzt mit ſeinen Kühen das Waſſer überſchreiten. Und nun geht's an die Bereitung des Käſes. Der Text des Winzerliedes iſt im Ganzen ebenſo poeſielos; er enthält eine Aufforderung zur fröhlichen Arbeit der Weinleſe und Weinbereitung, etwa im Style einiger Lieder im „Dörflein Mildheim". Es kann alſo unmöglich der poeſiearme Gehalt dieſer beiden Volkslieder ſein, welche den Künſtler zu ſeinen warmen maleriſchen Darſtellungen begeiſterte. Es iſt die Erinnerung an das großartige herrliche Land ſelbſt, an das bunte Volksleben, unter welchem er ſelbſt ſeine Jugend verbrachte, welche ihm die reichen Ideen, die er uns hier in maleriſcher Darſtellung vorführt, eingab. Das in xylographiſcher Hinſicht ebenfalls wahrhaft künſtleriſch ausgeſtattete Werk iſt bei J. Dalp in Bern erſchienen, welche thätige Verlagshandlung auch durch ein anderes Unternehmen: „Schweizergeſchichte in Bildern", von welchen jetzt fünf Lieferungen vorliegen, viel zur Hebung vaterländiſcher Kunſt beiträgt.

In Genf wurde wieder im Monat December das altberühmte Nationalfeſt der Escalade zur Erinnerung an den von den Bürgern glücklich abgeſchlagenen Ueberfall der Savoyarden in der Nacht vom 11. auf den 12. December 1602 unter ungewöhnlicher Betheiligung der Bevölkerung gefeiert. Dieſe große Theilnahme hatte wohl ihren weſentlichſten Grund in der gerade gegenwärtig wieder in dem „proteſtantiſchen Rom" herrſchenden confeſſionellen Spannung, welche durch die ultramontanen Beſtrebungen des in Genf ſeinen Sitz habenden Biſchofs von Hebron in partibus, Mermilliod, der ſeine Pläne mit großer Rührigkeit und Gewandtheit verfolgt, genährt wird und bei den Großrathswahlen am 15. November 1868 in dem katholiſchen Städtchen Carouge zu bedauerlichen Exceſſen geführt hatte, gegenüber welchen der große Rath und die Regierung ſelbſt eine ſehr laue Haltung eingenommen hatten. Der volksthümliche Theil des Escaladefeſtes verlief in der altherkömmlichen Weiſe. Schaaren von maskirten Knaben und jungen Leuten durchzogen an den Abenden des 11. und 12. December, alte Escaladelieder ſingend, unter welchen das volksthümlichſte die Weiſe der Carmagnole hat, die Straßen und öffentlichen Schanklokale, wo ſie reiche Gaben ſammelten. Dieſes Jahr aber hatte noch, wie auch ſchon im vorigen Jahr, ein Comité einen hiſtoriſch-coſtümirten Feſtzug veranſtaltet, der am Abend des 13. December ſtattfand und wirklich großartig ausfiel. Wohl gegen 500 Perſonen nahmen an dieſem Zuge Theil, der allerdings ebenſo charakteriſtiſch als maleriſch gehalten war. Er gab in ſehr ſchönen, den Charakter der Zeit genau darſtellenden Coſtümen ein volles Bild der bei jenem merkwürdigen Ereigniß betheiligten Perſonen und Geſellſchaftsklaſſen. Die ſavoyiſchen Edelleute erſchienen zu Pferde in reicher ritterlicher Tracht. Auch der bei der Escalade gefallene Genfer Syndicus Chanal fehlte nicht, ebenſo wenig die Dame oder Mère Royaume, eine Frau, welche nach der Volksſage in der Rue de la Tartaſſa aus einem Fenſter einen ſchweren eiſernen Topf, eine Marmitte, auf die anſtürmenden Feinde geſchleudert und damit einen getödtet hatte. Aber auch der Scharfrichter Tabazan, der unter Calvin eine ſo ſchreckliche Berühmtheit erhielt und nach welchem noch heute eine Straße in Genf genannt wird, war in Begleitung zweier Gefährten in rothen Mänteln vorhanden, welche Stricke trugen, um die gefangenen Savoyarden am Galgen ihr kühnes, räuberiſches Unternehmen büßen zu laſſen. Nicht minder ſpazierte der Berner Mutz, das Wappenthier des mächtigen Bundesgenoſſen der jungen Republik gegen ſavoyiſche Vergewaltigung, luſtig in natürlichſter Geſtalt mit im Zuge, der unter dem vollen Schall einer ſchönen Muſik die Hauptſtraßen der Stadt von 6 Uhr Abends an durchzog. Ich ſah ihn an einem ſehr günſtigen Punkt, an dem Place Bourg du Four, wo ſich noch bis in dieſes Jahrhundert ein altburgundiſches Thor befand, und wo noch jetzt die alterthümlichen Häuſer den paſſendſten Hintergrund zu dieſem mittelalterlichen Bilde lieferten. Der Platz war bengaliſch beleuchtet, was die bunten und ſtrahlenden Farben der prächtigen Coſtüme nur noch mehr hervorhob. Endlich war der hiſtoriſche Zug vorüber, und es kam ſein phantaſtiſches, wenig paſſendes Anhängſel: die Genfer Preſſe, auf 15 Eſeln reitend. Die bengaliſchen Flammen erloſchen in dieſem Augenblick, ägyptiſche Finſterniß trat ein, ſo daß ich von der Genfer Preſſe nichts als das Eſelgetrappel bemerken konnte. Einige Organe ſollen in paſſenden Aufzügen vertreten geweſen ſein; ſo das ſehr calviniſtiſche „Journal de Genève" in der ſteifen Hoftracht des vorigen Jahrhunderts. Dieſes Blatt hatte ſeinen engherzigen Pedantismus ſo weit getrieben, daß es, in Anbetracht, daß das Feſt vom 13. December auf einen Sonntag fiel, in ſeiner an dieſem Tage erſchienenen Nummer unter ſeinen Annoncen mit Rieſenlettern gedruckt hatte: „Souviens-toi du jour du repos pour le sanctifier!" Die puritaniſche Warnung des frommen Blattes hatte jedoch nicht den mindeſten Erfolg. Tauſende von Menſchen ſtrömten bis tief in die Nacht auf den Straßen, die Eiſenbahn hatte ſogar mit ermäßigten Fahrpreiſen Tauſende von frommen Waadtländern nach Genf gebracht, die fröhlich ſingend den Volkslärm vermehrten.

Herr G. Revilliod, der ſich durch den auf ſeine Koſten veranſtalteten Wiederabdruck der wichtigſten Quellen der Genfer Geſchichte des 16. Jahrhunderts, wie der Bonivard'ſchen Schriften, der Froment'ſchen Chronik und der Denkwürdigkeiten der Nonne Jeanne de Juſſie ein wirkliches Verdienſt um die Literatur und Geſchichte ſeiner Vaterſtadt erworben hat, ließ auch heuer wieder eine kleine Feſtſchrift erſcheinen. Es iſt der Wiederabdruck einer 1609 in Lyon erſchienenen Flugſchrift, welche unter dem Titel: „Veritable Discours de la descouverte de l'entreprise de Loys de Comboursier, Sieur du Terrail" etc. ein blutiges Nachſpiel der Escalade erzählt. Es iſt die Geſchichte des Prozeſſes gegen den Edelmann Loys du Terrail aus dem Dauphiné und den Ingenieur la Baſtide aus Bordeaux, welche im Frühjahr 1609, nachdem ihnen durch die Folter Geſtändniſſe erpreßt waren, in Genf hingerichtet, der erſte geköpft, der zweite gehenkt wurden. Dieſe Broſchüre, deren wahrſcheinlich einzig erhaltenes Exemplar ſich in Revilliod's Beſitz befindet, wirft ein merkwürdiges Licht auf die in Genf nach der Escalade herrſchende mißtrauiſche Stimmung und bietet ein vielſeitiges kulturgeſchichtliches Intereſſe. Die beiden Hingerichteten waren angeklagt, im Einverſtändniß mit dem Herzog von Savoyen eine neue Ueberrumpelung Genfs vorbereitet zu haben. Die Anklage ſtützte ſich auf ſehr vage Ausſagen. Die beiden Franzoſen waren im Berniſchen Waadtland verhaftet und nur auf das dringendſte Anſuchen der Genfer von Bern ausgeliefert.

Von Profeſſor J. B. G. Galiffe wird nächſtens ein ſchon längſt angekündigtes größeres, kulturgeſchichtliches, reich illuſtrirtes Werk erſcheinen, in welchem der Herr Verfaſſer wahrſcheinlich wieder mit ſeiner bekannten, geſunden Kritik die Genfer Zuſtände des 16. Jahrhunderts beleuchten wird, welche von calviniſtiſchen Schriftſtellern der hiſtoriſchen Wahrheit zum Trotz nur zu lange in einem parteilichen Dämmerlicht gehalten wurden.

Genf, Ende December 1868. W. Lampmann.

Digitized by Google

England.

Die Frauenrechte auf dem ſocial-wiſſenſchaftlichen Congreß zu Birmingham.

Wie bereits mehrere ſeiner Vorgänger, ſo hat ſich auch der letzte, zu Birmingham abgehaltene Congreß der Geſellſchaft für Beförderung der Sozial-Wiſſenſchaften in England recht eingehend mit der Verbeſſerung der Stellung des weiblichen Geſchlechtes beſchäftigt. Die Verhandlungen über dieſen Gegenſtand drehten ſich vorzugsweiſe um zwei große Angelpunkte: die rechtliche Frage und die Erziehungsfrage.

In Betreff des erſteren Punktes war das Eigenthumsrecht der verheirateten Frauen ein Gegenſtand lebhafter Discuſſion. Es wurde hervorgehoben, welch großer Mißbrauch mit dem Geſetze, das dem Manne die unbedingte Verfügung über das Vermögen der Frau zuſpricht, getrieben werde. Daſſelbe gelte thatſächlich nur für die Armen, während man es in den höheren Klaſſen durch das im Heiratskontrakt der Frau feſtgeſetzte Leibgedinge (marriage settlement) illuſoriſch zu machen wiſſe. Mithin habe man in England zwei verſchiedene Geſetze, eins für die Reichen und eins für die Armen. Es liege ſchon hierin eine ſchwere Schädigung der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, die Sache werde aber um Vieles bedenklicher, wenn man erwäge, daß gerade da, wo man ſich vor dem Mißbrauche des Geſetzes zu ſchützen wiſſe, die Befürchtung einer ſolchen Eventualität am wenigſten nahe liege. Die arme Näherin, welche den Unterhalt für ſich und ihre Familie erarbeiten muß, bedarf weit mehr des Schutzes vor einem verſchwenderiſchen Ehemanne, als die vornehme Dame, die, komme es wie es wolle, doch nur in den ſeltenſten Fällen wirklichem Mangel preisgegeben ſein wird. Eine Abhilfe gegen dieſen Uebelſtand fand man nur in einem Geſetze, das den Verdienſt der Frau der Kontrolle des Ehemannes entzieht.

Mr. Hobhouſe zählte die durch Aufhebung des Geſetzes, welches dem Manne die Verfügung über das Eigenthum der Frau zuſpricht, angeblich erwachſenden Nachtheile auf: Frauen würden dadurch dem Gefängniß und der Beſtrafung unterworfen; ſie würden zur Erhaltung ihrer Kinder verpflichtet; es würden Schwierigkeiten im Geſchäftsleben erwachſen und Betrügereien gegen Gläubiger zunehmen; die Fälle, wo das Geſetz zur Härte würde, ſeien nur in einer kleinen Minderheit vorhanden, und man dürfe nicht Geſetze für die Minorität machen; endlich die Autorität des Gatten würde durch dieſe Veränderung bedeutend erſchüttert werden. Der Redner widerlegte alle dieſe Einwände und verweilte am ausführlichſten bei dem letzten, der ihm als der wichtigſte erſchien. Er verwies auf das Beiſpiel des eigenen Landes, wo das Geſetz ja in den höhern Klaſſen umgangen werde, ohne daß man im Familienleben die befürchteten üblen Folgen wahrnehme, dann aber auf die Vereinigten Staaten von Amerika und Ober-Canada, wo dieſe den Anforderungen unſeres Jahrhunderts entſprechende Geſetzesänderung bewirkt ſei, ohne daß ein nachtheiliger Einfluß auf Familie und Staat ſichtbar geweſen wäre.

Nach ihm ſprachen noch mehrere Redner, darunter auch einige Damen, für die Aufhebung des Geſetzes, wobei namentlich auch die Anomalie hervorgehoben ward, daß der unverheirateten Frau die unbeſchränkte Verfügung über ihr Vermögen frei ſteht, während die verheiratete vollſtändig unmündig, und wenn nicht ein ausdrücklich das Gegentheil beſtimmender Heiratskontrakt vorhanden iſt, dergeſtalt vom Manne abhängig wird, daß er nicht nur über ſein Vermögen, ſondern auch über das ihrige ſelbſt teſtamentariſch beſtimmen und ſie, wenn es ihm ſo gefällt, als Bettlerin nach ſeinem Tode zurücklaſſen kann.

Schließlich ward die Reſolution angenommen, beim Parlamente eine Aenderung des betreffenden Geſetzes zu beantragen.

Die zweite Frage: über Erziehung und Unterricht der Frau, wurde von den verſchiedenſten Seiten beleuchtet.

Miß Emily Davies machte in einem längeren Vortrage den Vorſchlag, ein neues College für Frauen zu gründen, durch welches die Erziehung der jungen Mädchen, nachdem ſie die Schule verlaſſen, ganz in derſelben Weiſe vollendet werde, wie dies durch die Univerſität für die Jünglinge geſchieht. Die Rednerin zählte alle gegen eine derartige Inſtitution erhobenen und noch zu erhebenden Einwürfe auf und widerlegte ſie; eines näheren Eingehens darauf können wir uns aber enthalten, da es eben nur die alten, ſchon häufig discutirten Bedenken der Gegner und die von allen Einſichtigen aufgeſtellten Widerlegungen ſind. Miß Davies will ihr College auf dem Lande einrichten, was den doppelten Vorzug gewähre, die Schülerinnen von Zerſtreuungen fern zu halten und ihnen einen geſunden Aufenthalt zu verſchaffen, während ſie in den Ferien Gelegenheit genug fänden, unter Aufſicht ihrer Mütter Bälle und Geſellſchaften zu beſuchen. Schließlich forderte ſie die reichen Mitglieder derjenigen Klaſſen, deren Töchter durch die Begründung eines ſolchen College am meiſten gewinnen würden, dringend auf, dafür die nöthigen Geldmittel zu zeichnen und den Frauen nicht länger vorzuenthalten, was man den Männern in ſo reichem Maße zu Theil werden laſſe.

Profeſſor Fawcett billigte den Vorſchlag, hoffte jedoch, man werde ſich durch Einrichtung eines ſolchen Frauen-College nicht des ganzen Umfangs der Verpflichtungen entledigt glauben, die man für die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes habe. Die dem Unterrichtsweſen in England ausgeſetzten Fonds ſeien enorm und die Frauen hätten ganz daſſelbe Recht wie die Männer, davon Nutzen zu ziehen.

Der gewerbliche Unterricht der Frauen fand eine ſehr warme Fürſprecherin in Miß Jeſſie Boucherett. Sie empfahl zu dieſem Zwecke beſonders die Einrichtung von Gewerbeſchulen für Frauen und wies dabei namentlich auf das Beiſpiel Frankreichs hin. Dort empfinde man bereits den ſchweren Irrthum, den man begangen, indem man Frauen von dem gewerblichen Unterricht ausſchloß, während man ihn Männern in ſehr ſorgfältiger Weiſe zu Theil werden ließ. Die Folge davon ſei geweſen, daß die Frauen nicht nur kein neues Arbeitsfeld erobern gekonnt, ſondern vielmehr aus manchen ihnen bisher eigenen Gebieten von den Männern verdrängt worden wären, wie die Pariſer Damenſchneider und Putzmacher bewieſen. Man gehe jetzt in Frankreich energiſch mit der Errichtung von Gewerbe- und Zeichenſchulen für Frauen vor und ſie rathe und bitte, den Nachbarn in dieſer Hinſicht nachzuahmen.

Nachdem noch verſchiedene Redner die beſſere Erziehung des weiblichen Geſchlechts, die Erziehung zur Arbeit des Lebens, die Emanzipation von der Unwiſſenheit, mit warmen Worten empfohlen und die verſchiedenſten dahin zielenden Vorſchläge gemacht hatten, ſchloß der Congreß die Discuſſion dieſer Angelegenheit, indem man freudig einen großen Fortſchritt anerkannte. Man ſei jetzt allgemein einig, daß der Unterricht der Frauen einer gründlichen Reform bedürfe, es handele ſich nicht mehr um die Frage, ob man zu beſſern habe, ſondern nur um die Entſcheidung über die erſprießlichen Mittel und Wege, durch welche eine ſolche Verbeſſerung herbeizuführen ſei.

Digitized by Google

Italien.

Umbriſche Volkslieder.

Seit dem 15. Mai 1868 erſcheint zu Spoleto, herausgegeben vom Profeſſor Luigi Morandi, eine Rivista letteraria e scientifica unter dem Titel: L'Umbria e le Marche. Ihr Inhalt iſt, wie der Titel beſagt, halb literariſch, halb wiſſenſchaftlich; ſie brachte in den acht Heften, die uns vorliegen, Novellen von A. G. Barili aus Genua, unter der Ueberſchrift: Antologia de' Poeti contemporanei, Dichtungen von verſchiedenen Profeſſoren und Doktoren, weiter Aufſätze über die Banca del popolo in Firenze von L. M. degli Azzi Vitelleschi; über La colonia agricola di Todi von Alceſte Henzi, Della vita e delle opere di Giovanni Santi, padre di Raffaello vom Cav. Profeſſor Pompeo Gherardi, endlich Beſprechungen über Bücher und Bilder und was ſonſt in dieſes Fach ſchlägt. Den werthvollſten Beitrag hat ſie im Novemberheft 1868 in einer Anzahl „Umbriſcher Volkslieder“ gebracht, deren Fortſetzung verheißen wird. Einige der originellſten theilen wir nachſtehend in Original und Ueberſetzung mit, indem wir nur bemerken, daß wir uns erlaubt haben, in der letzteren die pikante Naivetät des erſteren an einer Stelle ein wenig zu dämpfen.

1.

Ama lo bifolchetto, figlia bella,
Se lo voli mangià' lo pan de grano;
Sennò lo mangerai de semmolella:
Ama lo bifolchetto, figlia bella.

Schön Mädchen, liebe du den Ochſenbauer,
Willſt du das Brot von weißem Kornmehl eſſen;
Wo nicht, kriegſt du's von Kleien ſchwarz und ſauer:
Schön Mädchen, liebe du den Ochſenbauer.

2.

La giovinotta quanno fa lo letto,
De lacrime le bagna le lenzuola,
E s'arimira in quello bianco petto:
„Queste 'n so carne da dormi' più sola!“

Wenn früh ſein Bett das Mädchen macht, ſo fallen
Die Thränen in das Bettzeug ihm hinein,
Es ſiehet ſeinen weißen Buſen wallen:
„Nicht bin gemacht ich, um allein zu ſein“.

3.

Nulla m'importa, amor, se m'hai lassato;
Chè oggi mangerò con più appetito,
Sta notte dormirò più riposato;
Ma tu te vanterai che m'hai lassato,
E io me vanterò che'n t'ho voluto;
E poi me vanterò d'un' altra cosa:
Sul tuo giardino ci ho colta 'na rosa!

Mir thut's Nichts, Liebchen, daß du mich verlaſſen;
Ich werde heute beſſer mittagmahlen,
Die Nacht wird's ruhiger ſich ſchlafen laſſen;
Doch du wirſt prahlen, daß du mich verlaſſen,
Und daß ich nicht gewollt dich, werd' ich prahlen
Und dann noch rühmen mich, wie mir es glückte,
Daß ich die Roſ' in deinem Garten pflückte.

4.

L'era una volta ch'io n'amava due:
Una era ricca e l'altra poverella.
'la poverella glie donai lo core,
A quella ricca le rose e viole.
'la poverella glie donai lo petto,
A quella ricca le rose e spighetto.

Einſt iſt's geweſen, daß ich Zweie liebte:
Die Eine, die war reich, und arm die And're.
Der Armen ward das ganze Herz zu Theile,
Der Reichen bracht' ich Roſen dar und Veilchen.
Der Armen bot ich an die Bruſt voll Liebe,
Der Reichen ſchenkte Roſen ich und Spiele.

5.

O mamma, mamma, 'n mi mandar più sola;
Son piccolina e non mi so guardare.
I'è un giovanetto che quanno va a scuola
Sempre mi dice che mi vuol, parlare.
„Non mi parlate più: mamma non vòle,
A lei piangono gli occhi, a me lo core.“

O Mamma, ſchicket mich nicht mehr allein;
Ich bin zu klein und kann mich nicht bewachen.
Ein junger Menſch, der in die Schule geht,
Der will ſich immer bei mir niedlich machen.
„Sagt mir Nichts mehr; Mamma verſteht nicht Scherz;
Die Augen thränen Ihnen, mir das Herz!“

Ida von Düringsfeld.

Türkei.

Streifzüge in der Türkei im Jahr 1868.

Ein bosniſcher Schullehrer und Literat.

„Nun führen Sie mich in eine andere Luft, lieber Freund!“ ſagte ich zu unſerem Dragoman, dem ſprachkundigen Herrn Clemens Bozitj, als wir die Wohnung des fanariotiſchen Metropoliten Dionyſos, zu welchem Herrn er mich auf meinen Wunſch geführt, verlaſſen hatten.

Wir ſtiegen auf mehreren Treppen aus der luftigen Höhe, auf welcher ſich das Haus des Großwürdenträgers der griechiſchen Kirche befand, herab, und gelangten bald an ein zweiſtöckiges Haus, welches ſo zu ſagen an der Hügellehne klebte. Eine Stiege führte von Außen zu dem zweiten Stock des Gebäudes, zunächſt nach einer Galerie, auf der uns eine unverſchleierte Frau entgegentrat, der wir unſeren Wunſch, den Profeſſor Bogoljub Petranowitſch zu ſprechen, mittheilten. Sie nöthigte uns in ein ziemlich großes, aber niedriges Zimmer und verſchwand hierauf. Die Zeit des Wartens füllte ſich mit einer Muſterung des Inhalts dieſes „Staatsgemaches“ aus, was freilich keine ſonderliche Mühe verurſachte, denn es gab da nicht viel zu ſehen. Längs der Fenſterſeite und der Hauptwand des Zimmers lief, orientaliſchem Herkommen gemäß, ein ſogenannter Divan entlang, deſſen Polſterung mit grauem Tuche überzogen war; vor dieſem zum Sitzen ſowohl als Liegen eingerichteten Möbel ſtand, gegenüber der Thür, ein europäiſcher runder Tiſch aus gebeiztem Fichtenholze; in einem Winkel befand ſich ein Bücherſchrank und im anderen ein Bett in einer europäiſchen Bettſtelle; den Fußboden bedeckte ein einfacher Teppich. Der Tiſch und die Bettſtelle ſagten mir, daß ich mich in der Behauſung eines Mannes befand, der im Schooße der Kultur aufgewachſen ſein mußte und ſich von dieſen unentbehrlichen Attributen derſelben in dem Lande occidentaliſcher und orien-

Digitized by Google

taliſcher Barbarei nicht zu trennen vermochte, obwohl er ſonſt auf den gewohnten Comfort verzichtete. Mancher der geehrten Leſer wird vielleicht darüber lächeln, daß ich Tiſch und Bettſtelle als Attribute der Kultur bezeichne; wer jedoch den Orient geſehen hat, der wird meiner Anſicht beiſtimmen, daß die vorgenannten Möbel als alltäglicher und unumgänglicher Hausrath erſt da auftreten, wo die Kultur wirklich Boden gefaßt hat und Reinlichkeit, Häuslichkeit, ſowie geiſtiges Schaffen, ihren Sitz aufgeſchlagen haben.

Meine Betrachtungen wurden durch den Eintritt des erwarteten Hausherrn unterbrochen, und mein freundlicher Begleiter ſtellte mich ihm vor. Bogoljub Petranowitſch aus Druitſch in Dalmatien war eine imponirende und für einen Norddeutſchen zugleich fremdartige Erſcheinung, die eingehendes Intereſſe verdient. Man denke ſich einen Mann von hohem Wuchſe, hager, das echt ſlaviſche Geſicht in der unteren Hälfte von einem wallenden, ungemein üppigen, dunkeln Vollbarte verdeckt und die Stirn von langem, zurückgekämmtem Haare umrahmt, das auf der Mitte des Hauptes geſcheitelt iſt, dazu ein bis auf die Knöchel herabfallender ſchwarzer Talar, der von einem Gürtel um den Leib feſtgehalten wurde, und man hat ein ungefähr zutreffendes Bild dieſes Lehrers. Das Intereſſanteſte an dem Manne war mir natürlich der Ausdruck des Geſichts, aus deſſen Zügen eine ſo ſtill ergebene Entſagung und gleichzeitig ein ſo eiſerner Wille ſprachen, während aus den ſinnend blickenden Augen eine weit in die Ferne unverrückbar nach dem Ziele ſchauende Hoffnung leuchtete — der einzige Lohn für die Entſagung auf Freude und Befriedigung des Ehrgeizes in der Gegenwart. Ich muß geſtehen, ich war unwillkürlich von der Erſcheinung betroffen, ich fühlte Ehrfurcht — etwas, das mir im Verkehre mit Perſonen nicht zu oft widerfährt. Und wahrlich, man möge über die Ziele und Beſtrebungen der Südſlaven ſo verſchiedenartig urtheilen wie man wolle, man möge über ihre Illuſionen und ſanguiniſchen Hoffnungen lächeln, aber ein Pionier des Slaven- und des Chriſtenthums wie ein Lehrer *dieſer* Art iſt und bleibt für ſeine Perſon ehrwürdig und verdient die Achtung jedes Ehrenmannes. Man bedenke nur, welch hoher Idealismus und welche Entſagung dazu gehört, wenn ein gründlich gelehrter Mann, ein Forſcher, Schriftſteller und Dichter in Einer Perſon, es über ſich gewinnt, all ſein Wiſſen und Können dem ſcheinbar ſo unbedeutenden Zwecke zu opfern, etwa vierzig Kinder in den Elementar-Wiſſenſchaften zu unterrichten und einige Knaben unter dieſen bis zu den Kenntniſſen eines deutſchen Tertianers zu bringen, und dies Alles unter dem argwöhniſchen Auge der Hemmungen und dem Drucke von fanariotiſchen Pfaffen und türkiſchen Behörden, verbunden mit materiellen Entbehrungen und dem Leben unter einer mißtrauiſchen, herrſchenden und einer ohnmächtigen, beherrſchten und nicht immer dankbaren Bevölkerung, für welche letztere der Lehrer ſein Daſein opfert. Es hat zur Zeit der Dänenherrſchaft auf den frieſiſchen Inſeln deutſche Männer gegeben, welche in ähnlicher Weiſe wie dieſer ſlaviſche Lehrer, für ihre Nation duldeten und rangen, aber ihre Entbehrungen können doch nicht mit denen dieſes Mannes auf gleiche Stufe geſtellt werden; denn die deutſchen Prediger der Halligen lebten immerhin unter Menſchen, die ihnen an Geſittung, Charakter und materieller Kultur ebenbürtig waren und nur in Bildung nachſtanden, wohingegen die chriſtlichen ſowohl wie die muhamedaniſchen Bosniaken doch nur mit wenigen Ausnahmen Barbaren ſind.

Ich ließ mich vom Herrn Bogoljub Petranowitſch zunächſt über die von ihm geleitete und aus freiwilligen Beiträgen der ſerbiſchen Gemeinde Sarajewos unterhaltenen Schule unterrichten und kann über dieſelbe folgende Mittheilungen machen:*) Die erſtere hat vier Klaſſen, in denen die Kinder vom ſechsten bis zum zwölften Jahre unterrichtet werden; die Kleinen treten meiſtens alle mit dem ſechsten Jahre ein, alſo etwas früher als in Preußen, was nicht befremden darf, da ſie im Allgemeinen ſich zeitiger entwickeln als unſere Kinder. In der erſten oder unterſten Klaſſe lernen ſie leſen und ſchreiben, in der folgenden wird das Vorgenannte weiter geübt und dazu Rechnen und Kirchengeſchichte gelehrt; in der dritten Klaſſe wird mit der ſerbiſchen Grammatik begonnen, ſowie mit den Anfangsgründen der Erdbeſchreibung; Kirchengeſchichte wird fortgeſetzt und dazu Religion, d. h. der Katechismus, gelehrt; in der vierten Klaſſe werden alle die vorgenannten Wiſſenszweige nochmals, aber ausgebreiteter und gründlicher durchgenommen. Der Kurſus in der *kaufmänniſchen Abtheilung* dauert zwei Jahre und gleicht in ſeinen Erfolgen etwa denen, welche in der Untertertia eines deutſchen Gymnaſiums erzielt werden; es kommt hierbei viel auf Begabung und Wiſſensdurſt des Schülers an, da die Quelle der Belehrung auch für höhere Anforderungen ausreicht und nur tüchtig benutzt ſein will. Es wird in dieſer Abtheilung Geographie, Mathematik, italiäniſche Sprache und Geſchichte gelehrt, letztere unter Anwendung ſynchroniſtiſcher und ethnographiſcher Themata.

Es wird vielleicht manchem Leſer auffallen, daß in dieſer ſerbiſchen Schule der Kirchengeſchichte ein ſo großer Raum bewilligt iſt; dies hat jedoch ſeinen Grund in folgenden Umſtänden: Die Religion iſt an ſich das werthvollſte Gut der Chriſten des Orients, um deswillen ſie Jahrhunderte lang gelitten und geduldet haben und noch dulden, denn die Annahme des Islams machte ſie zwar noch nicht zu *freien* Männern (die es ja in der Türkei überhaupt nicht giebt, ebenſo wenig wie in Rußland!), aber aus rechtloſen Unterdrückten zu privilegirten Unterdrückern; außerdem iſt die *nationale* Geſchichte ſo innig mit der orientaliſchen Kirchengeſchichte verwebt oder läßt ſich wenigſtens mit dieſer verweben, daß ein geſchickter Lehrer unter ihrer Form ſehr gut die nationale Seite berückſichtigen kann, was er ſonſt *nicht* dürfte, denn es iſt weder den Osmanen noch den Fanarioten (letzteren freilich am wenigſten) damit gedient, die politiſche Vergangenheit der unterjochten Slavenſtämme aufleben zu laſſen und die Thaten der Sieger grauſigen Andenkens „tendenziös“ von den Nachkommen der Beſiegten beleuchten zu ſehen. — Sonſt läßt ſich über die vom Herrn Petranowitſch geleitete Schule noch ſagen, daß ſie auch dahin arbeitet, die ihr anvertraute Jugend mit der Civiliſation und deren Formen vertraut zu machen. Die Schulſtuben ſind nämlich ſo eingerichtet wie diejenigen unſerer Dorfſchulen und die Kinder ſitzen in denſelben nach *europäiſcher* Art auf Bänken vor Tiſchen mit Dintenfäſſern, nicht etwa nach Landesbrauch mit untergeſchlagenen Beinen und nackten Füßen, wobei das Knie die Stelle des Schreibtiſches vertritt; die Kopfbedeckung (ſtets ein Feß) müſſen ſie beim Betreten der Räume abnehmen und an der Thür laſſen, die Schuhe jedoch an den Füßen behalten, ſtatt, umgekehrt, die Schuhe ausziehen und bedeckten Hauptes im Zimmer zu weilen, wie es die Landesſitte ſonſt vorſchreibt. Bei dieſer Gelegenheit muß ich doch eine nach meiner

*) *Serben* nennen ſich jetzt in Bosnien alle ſlaviſchen Bekenner der griechiſchen Confeſſion, auch wenn ſie dem *kroatiſchen* Stamme angehören. Die Einbürgerung dieſer Benennung iſt einer der wenigen Erfolge der ſlaviſchen Beſtrebungen in Bosnien. Der Verfaſſer.

Digitized by Google

Meinung ſehr wichtige Frage aufwerfen, nämlich die: Haben die verſchiedenen Völkerſchaften, welche nunmehr ſeit Jahrhunderten unter der türkiſchen Herrſchaft ſtehen, oder bis vor 3—5 Jahrzehnden direct unter derſelben ſtanden, vor ihrer Unterjochung ſchon nach osmaniſcher Weiſe gehockt, — wobei das Knie als Schreibpult und der Fußboden als Eßtiſch dient, — oder haben ſie vor dieſer Zeit nach unſerer Art geſeſſen und ſich der Tiſche bedient?" Ich warf dieſe Frage auch in Sarajewo in einem Geſpräche mit unſerem Conſul, dem vielgereiſten und gründlich gelehrten Dr. Blau, auf, doch kamen wir zu keinem Reſultat. Ein auffälliger Umſtand iſt es jedenfalls, daß die vorgenannten Völkerſchaften, die Griechen des Königreichs im Allgemeinen eingeſchloſſen, noch jetzt hocken, ebenſo die freien Serben des Fürſtenthums, die ungebändigten Bewohner Montenegros und, wie ich mir ſagen ließ, auch die rumäniſchen Bauern der Donaufürſtenthümer, wogegen die Dalmatiner, die Rumänen Siebenbürgens, die öſterreichiſchen Kroaten und die Serben der Militärgränze, deren Vorfahren meiſt dem Türkenjoche durch Auswanderung entflohen ſind, nach unſerer Weiſe durchgehends ſitzen und ſich der Tiſche bedienen; ſie vermögen nicht eine längere Zeit mit untergeſchlagenen Beinen zu hocken, ebenſo wenig wie ich dies vermochte, als ich in türkiſchen Homs vom Erdboden zu ſpeiſen genöthigt war; ich mußte meine Mahlzeiten unterbrechen, um mich von der ungewohnten Anſtrengung erſt zu erholen, ſo wie der Orientale ſich nach dem Sitzen auf unſere Art immer erholen muß, da es ihn anſtrengt. Hier ſei auch erwähnt, daß Baſtian beſonders darauf aufmerkſam macht, daß die Oſſeten die einzigen unter den Völkerſchaften des Kaukaſus ſeien, welche nach unſerer Weiſe auf Stühlen oder Bänken ſitzen.

Nach dieſer ethnographiſchen Abſchweifung geſtatte mir der geneigte Leſer zur Sarajewöer Schule zurückzukehren. Zu derſelben gehört auch eine, ebenfalls aus Gemeindemitteln geſtiftete und unterhaltene Bücherſammlung, deren Bändezahl ſich allerdings nur nach Hunderten berechnen läßt, die aber viel nützt, indem ſie nach Art unſerer Volksbibliotheken, außer den Schülern, Jedermann unter gewiſſen Bedingungen zugänglich iſt. Dies unabläſſige, ſtille Streben der bosniſchen Serben nach Bildung und Aufklärung iſt wirklich rührend und wohl geeignet, manchen Feind der ſüdſlaviſchen Freiheitsbewegung zu verſöhnen oder doch gerechter zu ſtimmen. Bogoljub Petranowitſch wirkt auf literariſchem Gebiete zum Beſten ſeiner Nation und im Intereſſe des allgemeinen Wiſſens wirklich großartig. So hat er ein umfangreiches und den Stoff völlig erſchöpfendes Werk über bosniſch-ſerbiſche Volksgebräuche im Manuſcript vollendet, außerdem ſtarke zwei Bände bosniſch-herzegowiniſcher Heldenlieder zum Drucke fertig, die ſich an den ſchon 1867 von ihm herausgegebenen Band anſchließen werden*), der unendlich Schönes enthält, u. A. auch die Lieder über Marco Kraljewitſch; einen Band lyriſcher Volksgeſänge Bosniens hat er ebenfalls 1867 herausgegeben**) und einen zweiten derartigen Band ziemlich im Manuſcript fertig. Alle dieſe Arbeiten Petranowitſch's in cyrilliſcher Schrift ſeien Literarhiſtorikern, Ueberſetzern, Geſchichtsſchreibern und Ethnographen auf das Wärmſte empfohlen, denn ſie ſind wirkliche Volkserzeugniſſe, die in mühſamer, zum Theil höchſt origineller Weiſe geſammelt und von einem gediegenen Gelehrten in geiſtvoller Weiſe aneinander geflochten ſind. Ueber die Entſtehungsweiſe der zuletzt genannten lyriſchen Geſänge ſei hier Folgendes mitgetheilt: Bogoljub Petranowitſch hat einen bosniſchen Bauern, Namens Ilia Divianowitſch, an der Hand, einen hochbegabten, aber völlig ungebildeten und des Leſens wie Schreibens unkundigen Mann, der neben großem Sinn für Muſik und Poeſie mit einem außergewöhnlichen Gedächtniſſe begabt iſt. Dieſen Divianowitſch verwendet der Profeſſor als Liederſammler und ſchickt ihn im Lande umher. Nach wochenlanger Abweſenheit kehrt der Sammler ſtets mit Liedern zurück, die er am Orte ihrer Entſtehung oder Herrſchaft den Leuten abgelauſcht hat; er hockt dann auf den Boden nieder und ſingt das Gehörte ab, wobei er ſich mit den Klängen ſeiner Gusla (eines Monokords mit Metallſaiten) begleitet, während Petranowitſch das Gehörte niederſchreibt. Die ſolchergeſtalt erworbenen Lieder können alſo im vollſten Sinne des Wortes als urthümliche Volksgeſänge entgegen genommen werden; denn ſie ſind keine im Salon moderner Poeten entſtandene und erſt durch Reiſende importirte ſogenannte Volkspoeſieen, wie dies mitunter bei anderen derartigen Liedern und Sagen der Fall iſt. Leider kann Petranowitſch nicht gleichzeitig die Melodieen all dieſer nationalen Schätze ſammeln, obwohl eine derartige Sammlung im ethnographiſchen wie im Kunſt-Intereſſe von Wichtigkeit wäre; abgeſehen davon, daß dieſen bosniſch-ſerbiſchen Melodieen oftmals wunderſchöne Motive zu Grunde liegen, wie mir Muſikkenner verſicherten, denen ich die von türkiſchen Kapellmeiſtern in Noten geſetzten Stücke zeigte, welche ich mir in bosniſchen Kaſernen nach Geſängen der eingebornen Soldaten verſchafft habe (mit dankenswerther Unterſtützung der betreffenden Paſchas) und die ich meiner demnächſt erſcheinenden Reiſebeſchreibung als Anhang beigefügt habe; wobei ich doch bemerken muß, daß die Bosniaken keine guten Sänger ſind, denn ſie ſchreien furchtbar und die vielen vibrirenden Töne ihrer meiſt wehmüthigen Melodieen klingen bei ihrer Singweiſe mitunter eher wie Wolfsgeheul als wie Ergüſſe des überſtrömenden menſchlichen Gefühls. Franz Maurer.

*) Aus dem Cyrilliſchen umſchrieben lautet ſein Titel: Srpske narodne pjesme iz Bosne i Hertzegovine.

**) Srpske narodne pjesme iz Bosne. (Ženske.)

Kleine literariſche Revue.

— **Pſychologie und Pſychiatrie.** Wir haben in der letzten Nummer unſerer Zeitſchrift über die „pſychophyſiſchen" Beobachtungen eines jungen Gelehrten, Herrn Dr. Otto Caspari in Heidelberg, geſprochen. Dies giebt uns Veranlaſſung, auf einen, den Begriff des Pſychophyſiſchen erläuternden Vortrag des Herrn Prof. Moritz Lazarus hinzuweiſen, welchen derſelbe in der mediciniſch-pſychologiſchen Geſellſchaft in Berlin zur Erinerung an den kürzlich verſtorbenen, berühmten Irrenheilarzt, Prof. Grieſinger, gehalten*). Der Redner ſprach den Wunſch aus, daß die Wiſſenſchaft der Pſychologie durch die der Pſychiatrie erweitert werden möge, und ſagte: „In dieſem Sinne hat Grieſinger das Gebiet derſelben hier in Berlin von Neuem vorzugsweiſe ergriffen. Es war ein Act ethiſch werthvoller Selbſtbeſchränkung, daß er die Poliklinik und den entſprechenden Lehrzweig aufgab, um jenes Feld deſto energiſcher zu bearbeiten. Nicht blos der praktiſchen Seite, auf welcher er zu neuen Ueberzeugungen gelangt war, ſondern dem Fortbau an der Theorie

*) Rede auf W. Grieſinger, am 17. November 1868 in der mediciniſch-pſychologiſchen Geſellſchaft zu Berlin gehalten von Prof. Dr. M. Lazarus Berlin, Aug. Hirſchwald, 1869.

Digitized by Google

hat er ganz ſich widmen wollen. Nun giebt zwar das „neue Archiv", welches er gegründet hat, Zeugniß davon, daß er auf den Punkt gekommen war, die pſychiſchen Krankheiten überhaupt nur als einen Theil der Nervenkrankheiten zu behandeln. Allein in ſeinen Händen hatte dieſe Auffaſſung keine Gefahr; hatte er doch überall ausgeſprochen, daß ſie „„mit dem Verſtändniß der krankhaften Seelenerſcheinungen gepaart"" ſein müſſe. An und für ſich aber ſchließt dieſes Princip allerdings eine Gefahr ein, die nämlich, daß man die pſychologiſche Seite wiederum vernachläſſigte. Dann aber würde man von einer exacten und einer erfolgreichen Erkenntniß der Seelenkrankheit ebenſo weit abweichen, als wenn man dieſe rein ſpiritualiſtiſch betrachtete. Vor Allem aber würde man dann eines Vortheils verluſtig gehen, deſſen Ausbeute in Angriff zu nehmen vielmehr hoch an der Zeit iſt. Mag man die Seelenkrankheit als Nervenkrankheit behandeln! aber nicht blos in jener ſind auch pſychologiſche Prozeſſe und Geſetze zu erforſchen, ſondern längſt hat die Medicin die Schuld gegen die Pſychologie, auch in den übrigen und in den Nervenkrankheiten insbeſondere die pſychologiſchen Erſcheinungen zu ſtudiren; eine alte Schuld — aber noch hat die Medicin nicht Miene gemacht, ſie abzutragen. Nur die Phyſiologen im engeren Sinne haben, ſo viel ich weiß, große Verdienſte um jene Forſchungen, die unter dem Namen der Pſychophyſik aufblühen. — Wenn die Aerzte von dem Pſychologen lernen wollten, dann würden ſie ſofort Neigung und Fähigkeit gewinnen, ihn auch zu belehren. Das Krankenbett iſt eine bedeutſame pſychologiſche Beobachtungsſtation, die dem Pſychologen entzogen iſt und daher dem Arzte die Pflicht auferlegt, ſie theoretiſch zu verwerthen."

— **Gedichte von Hermann Lingg und Martin Greif.***) Dieſe beiden Sammlungen von Gedichten ergänzen ſich in anmuthiger Weiſe. Martin Greif's Gedichte ſind ganz lyriſchen, H. Lingg's Poeſieen in ihren gelungenſten Stücken ganz epiſchen Charakters. Greif vergleicht ſich ſelbſt mit dem Wanderburſchen, dem auf der Landſtraße Alles zu naturwüchſiger Poeſie wird. Es iſt die alte deutſche Lyrik, die alljährlich ein vielſeitiges Auferſtehungsfeſt feiert. Sie bewährt ſich auch in Martin Greif mit junger Kraft. Im Walde, wo die Sonnenſtrahlen durch die Blätter leuchten, an der Quelle, am Bache, der, ein Bild des Lebens, ohne Raſt dahinfließt, iſt dem Dichter am wohlſten. Seine Lieder wollen, kunſtlos, bald munter, bald traurig, mit dem Geſang der Vögel da draußen wetteifern. Es iſt eine wohlthuende Innigkeit und Natürlichkeit, doch meiſt verbunden mit Originalität der Natur-Anſchauung, in ihnen. Weniger anſprechend wirken die im Volkston gehaltenen erzählenden Gedichte Greif's. Sie haben einen etwas zu realiſtiſchen Beigeſchmack. H. Lingg dagegen zeigt ſich auch demjenigen, dem er als Autor des Epos „die Völkerwanderung" unbekannt wäre, ſogleich als Dichter von eminent epiſcher Begabung. Er beſitzt ein ſchönes Talent, in das Völkerleben ferner Zeiten einzudringen und es mit plaſtiſcher Wahrheit vorzuführen. In dieſem Sinne nennen wir die Gedichte in dem Abſchnitt „Mythus und Geſchichte" der jetzt edirten Sammlung Poeſieen von zuweilen erhabener Schönheit. Iſt es erlaubt, ſie als die aufgehobenen Späne jenes Epos zu bezeichnen? Gegen ſie gehalten wollen die rein lyriſchen Gedichte der Sammlung nicht recht vollwichtig erſcheinen, wenngleich unter ihnen mancher Edelſtein hervorblitzt. Die neun Verſe des Gedichts „Am Morgen", Seite 128, möchten wir dem Beſten der modernen Lyrik gleichſtellen. Einzelne Stücke des Abſchnitts „Bilder und Gedanken" können wohl nur durch Zufall in die Sammlung gekommen ſein. Gedichte wie „Petroleomanie" pflegen lieber Manuſcript zu bleiben als gedruckt zu werden. Durch beide Gedichtſammlungen hat der deutſche Dichterwald einen recht anmuthigen Zuwachs erhalten.

*) Gedichte von Hermann Lingg. Zweiter Band.
Gedichte von Martin Greif. Stuttgart, J. G. Cotta, 1868.

— **Reich und Arm.***) Nicht Jeder iſt ein Berthold Auerbach; es kann daher auch nicht Jeder eine Dorfgeſchichte ſchreiben. Es genügt nicht, Wald, Dorf und Bauern zuſammenzubringen und den Bregenzerwald als Scenerie hinzuſtellen — es kommt doch keine Schwarzwälder Dorfgeſchichte heraus. Jos, der Held der Geſchichte, iſt ein auf Stelzen gehender Menſch, der ebenſo geſchraubt ſpricht als er geht. Sein vorgeblicher Trotz und ſeine Händelſucht ſind gezwungen, unmotivirt und vom Verfaſſer oktroyirt. Sein Streit im Gaſthaus auf der Auer Kirchweih iſt geradezu vom Zaune gebrochen, und in ſolcher Weiſe, wie Jos da den Heuer anfährt und mit der Thür in's Haus fällt, könnte man am Ende Jeden reden und ſo einen Streit beginnen laſſen. Und wie geſchraubt iſt nicht die Diction des Verfaſſers auch da, wo er ein einfaches Natur-Ereigniß beſchreiben will! Man höre: „Auf dem grünlich-rothen Flor, der ſich von einer Spitze zur andern zu ziehen begann, zogen feuerrothe Roſſe kohlſchwarze Waſſerfäßchen ob das Thal herein. Hart neben einander beugten ſie ſich auf und ein heftiger Sturmwind band ſie plötzlich haufenweiſe zuſammen und hing ſie an hochaufragende Felſenköpfe feſt." Das ſoll die Schilderung eines heranziehenden Gewitters ſein! Wer ſind die „feuerrothen Roſſe", die auf einem „grünlich-rothen Flor" kohlſchwarze Waſſerfäßchen ziehen? — Wir geben übrigens gern zu, daß dem Verf. leidenſchaftliche Zuſtände und Gemüths-Aufwallungen darzuſtellen beſſer gelingt, wie er denn auch manche treffliche Bemerkung einzuſtreuen weiß. Zu der obgedachten Rauferei im Gaſthaus bemerkt er: „Freilich iſt ſie, wenn auch nur Bauerknecht und Heuer die Helden ſind, ebenſo gut Ausdruck verſchiedener Ideen und Leidenſchaften als eine andere, die mit Beobachtung der feinſten Formen vor ſich geht." Ganz richtig! nur müſſen eben Ideen und Leidenſchaften uns immer feſſeln: mit den Puppen allein iſt's nicht gethan! „Wahrſcheinlich wird man, wenn noch dreißig Jahre Dorfgeſchichten geſchrieben und alle deutſchen Erdenwinkel durchſtöbert ſind" — ſagt der Verf., ſich ſelbſt perſiflirend — dann wird man, ſagen wir, nicht für die Kirchweih-Woche, ſondern für das allgemeine Menſchliche die Entſcheidung treffen und uns die anziehenden Geſchichten dazu ſchreiben.

— **Ein Album für Jäger und Naturfreunde.****) In ſeltener Schönheit und in einer ganz neuen Weiſe der Auffaſſung tritt uns dies kleine Kunſtwerk entgegen. T. F. Zimmermann, längſt bekannt als hervorragender Künſtler gerade auf dieſem Gebiete, zeigt in den vorliegenden Blättern, daß liebevolle Hingebung an den Gegenſtand, Freude an und Sicherheit in der Ausführung

*) Eine Geſchichte aus dem Bregenzerwalde von F. M. Felder. Leipzig, S. Hirzel, 1868.

**) „In Auen und Wäldern", 24 Blätter aus dem heimiſchen Thierleben, nach Aquarellen von Zimmermann. Berlin, Friedr. Schulze. I. Lieferung.

Digitized by Google

dann beſonders Vorzügliches hervorzurufen vermögen, wenn ſie zugleich ſchöne und anmuthige Geſchöpfe für die Darſtellung gewählt haben. Und als die letzteren wird jeder Naturfreund die Thiere des Waldes und Feldes doch gewiß anerkennen. Dies Album iſt mit Recht nicht für den Jäger allein beſtimmt, denn es bringt keine Darſtellungen des Jagens und Erlegens, ſondern es zeigt alle bei uns noch freilebenden, größeren Thiere in anmuthiger Behaglichkeit. In der Ausſtattung hat die Verlagshandlung alles Mögliche geleiſtet; der Farbendruck (von Fr. Schwabe) iſt vorzüglich ausgeführt und mit dieſer ſchönen und geſchmackvollen Herſtellung wetteifert der auffallend billige Preis von 2 Thlrn. für die Lieferung von je 6 Blättern.

Literariſcher Sprechſaal.

Es liegt uns der Proſpectus des neuen, in Berlin gegründeten „Victoria-Lyceum für Damen“ vor, das ſich des Protektorates Ihrer K. H. der Frau Kronprinzeſſin von Preußen erfreut und das zu Mitgliedern ſeines Curatoriums die Herren Herzog von Ratibor, Prof. Bonitz, Prof. Gneiſt, Prof. v. Holtzendorff, Prof. Lazarus, Baron von Magnus und Kammerherrn von Normann zählt. In dieſem Lyceum ſoll jungen Damen, nach Vollendung des höheren Schulcurſus, Gelegenheit gegeben werden, einen weitergehenden Unterricht in den Naturwiſſenſchaften, in der Welt- und Kunſtgeſchichte, ſowie in der Geſchichte der Literatur der hauptſächlichſten Länder, und zwar in deren Landesſprachen ſelbſt, in der Form von akademiſchen Vorleſungen zu erhalten. Eine hochgebildete Engländerin, Miß Archer, ſteht als Leiterin an der Spitze des Unternehmens. Vorläufig werden vom 13. Januar ab im Hörſale des Gewerbe-Muſeums, Mittags zwiſchen 12—1 Uhr, an vier Tagen der Woche die Herren Dr. Haſſel über neuere Geſchichte, Dr. Jul. Leſſing über Geſchichte der griechiſch-römiſchen Kunſt, Dr. David Müller über Geſchichte der deutſchen Literatur und Dr. Gauthiod (in franzöſiſcher Sprache) über Geſchichte der franzöſiſchen Literatur leſen. Wir wundern uns, nicht auch bereits Vorträge von Miß Archer über Geſchichte der engliſchen Literatur angekündigt zu ſehen, da deren Unterricht in dieſem Zweige der Wiſſenſchaft rühmlichſt bekannt iſt. Zwei Curſus, die auf ſieben Monate berechnet ſind, ſollen künftig in jedem Jahre vom 1. October bis zum 24. December und vom 8. Januar bis Ende April ſtattfinden.

Herr Franz Maurer, der im Laufe des vorigen Sommers eine Reiſe nach der Türkei unternommen hatte, ſchreibt Folgendes über die nationalen und religiöſen Verhältniſſe der Bulgaren, dieſes noch vielfache Spuren ſeiner theilweiſe finniſch-tatariſchen Abſtammung tragenden, ſlaviſchen Miſchvolkes:

„Im Allgemeinen läßt ſich über das Leben der bulgariſchen Nation ſagen, daß daſſelbe ein höchſt unregelmäßiges war und ſich beſtändig um die Gegenſätze von völliger Lethargie und überſchwänglicher Thatkraft drehte; die Entwickelung war immer eine unnatürliche, ruckweiſe, die deshalb auch nach jedem Anlaufe bald wieder ſtillſtand und ſogar zurückwich. Trotz alledem hat dieſe Nation zur Zeit ihrer Selbſtändigkeit eine große Miſſion erfüllt, nämlich den Handel des mittleren Europas mit dem Orient vermittelt; ihre materielle Kultur war auch keine geringe, im Gegentheil, das Land ſtrotzte förmlich von Reichthümern aller Art. Intereſſant iſt es, daß die bulgariſchen Kaiſer mit anderen Nationen, beſonders mit den italiäniſchen Handelsrepubliken, förmliche internationale Verträge abgeſchloſſen hatten, die heute noch als Muſter von klarem volkswirthſchaftlichem Blick gelten können. Es darf auch nicht überſehen werden, daß die Bulgaren durch Annahme und Weiterverbreitung des ſogenannten cyrilliſchen Alphabets und Schaffung einer kirchlichen Literatur auf geiſtigem Gebiete Großes gethan und den größeren Theil der Slavenwelt der Civiliſation zugeführt haben. Leider iſt ihre weltliche Literatur faſt gänzlich verſchollen und zerſtört; daß aber eine ſolche, und zwar keine unbedeutende, exiſtirt hat, davon legte in unſeren Tagen die Barbarei eines griechiſchen (fanariotiſchen) Metropoliten redendes Zeugniß ab. Man entdeckte nämlich im Jahre 1858 in der chriſtlichen Kathedrale von Ternova in einer vermauerten Niſche eine bedeutende Sammlung altbulgariſcher Manuſcripte, deren Inhalt bis auf die früheſte Geſchichte dieſes Reiches zurückgegangen ſein ſoll; aber dieſer koſtbare Schatz wurde auf Befehl des Metropoliten Neophit bis auf die letzte Rolle verbrannt. Unter dieſem nichtswürdigen Fanarioten wurden auch die altſlaviſchen Säulen-Inſchriften der genannten Kirche abgeſchliffen, „weil ſie bulgariſche Erinnerungen hätten wachrufen können“. Die fanariotiſchen Pfaffen ſind überhaupt in der Türkei die nationalen Unterdrücker, was die Moslemin nie waren, denn dieſe Unterdrückten nur den Glauben, die Griechen oder Fanarioten hingegen verfolgen jede Sprache, die nicht neugriechiſch iſt; beſonders aber haſſen ſie die ſlaviſche Zunge, und dies alles, weil ſie ſich mit der Abſicht und Hoffnung tragen, das altgriechiſche Kaiſerthum mit der Hauptſtadt Konſtantinopel wieder aufzurichten. Um die unwürdige neugriechiſche Nationalität für dieſes Ziel zu kräftigen und die anderen Nationalitäten zu entkräften, unterdrücken ſie jede geiſtige Regung der ihnen preisgegebenen Chriſten, und laſſen u. A. jedes ſlaviſche Buch, wenn daſſelbe nicht unter ihrer Approbation aus dem Neugriechiſchen überſetzt iſt, durch die türkiſchen Gewalthaber konfisciren und verbrennen. Die Türken helfen ihnen hierbei gern, da ſie wohl fühlen, daß ihnen das Vorgehen der Fanarioten indirekt nützt, wenn auch gegen deren Willen.“

Der zweite Band des in Nr. 32, 37 u. ff. des „Magazin“ von 1868 beſprochenen engliſchen Werkes von H. Lecky: „Geſchichte der Aufklärung in Europa“, umfaßt die wichtigen Abſchnitte über die Verweltlichung der früher hauptſächlich von theologiſchen Rückſichten geleiteten Politik und über den Einfluß des wachſenden, bürgerlichen Gewerbfleißes auf die Aufklärung. Der Theilnahme der Völker Europa's an der Politik ſei es weſentlich zu verdanken, daß nicht bloß in proteſtantiſchen, ſondern auch in katholiſchen Ländern der auf Religionsunterſchieden ruhende Haß mehr und mehr aufhöre und dem Gefühle der Achtung der Rechte aller Nebenmenſchen gewichen ſei.

Dieſer Nummer liegt bei ein Proſpekt betreffend: **Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken.** Verlag der **Nikolai'ſchen Verlagsbuchhandlung** in **Berlin.** (1)

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— Berlin, den 16. Januar 1869. —— [Nº 3.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Franzöſiſche, engliſche und deutſche Univerſitäten. 29. — Die Organiſation der Kunſt-Gewerbeſchulen. 31. — Die Aeneide im Nibelungen-Versmaß. 31. — Deutſche Dichtungen aus Kärnten. 33.
England. Sir Robert Napier und die engliſch-abeſſiniſche Expedition. Nach Gerhard Rohlfs. 34.
Holland. Vondel's „Lucifer". 35.
Italien. Rom beim Ausgange des Mittelalters. Nach Alfred von Reumont. 37. — Machiavell's Buch vom Fürſten in neuer Ueberſetzung. 39.
Baltiſche Provinzen. Das nationale Ehſtenthum. Von einem Finnländer. 41.
Oſtindien. Miß Carpenter über die Frauenerziehung in Oſtindien. 41.
Kleine literariſche Revue. Die Wichtigkeit des Waldes. 41. — Der Hallodri. 42. — Altpreußiſche Monatsſchrift. 42.
Literariſcher Sprechſaal. Licht und Leben, nach Prof. Ferd. Cohn. 42. — Martin Opitz; Eliſe Bürger. 43. — Zur Frage des jüdiſchen Cultus. 43. — Literargeſchichtliche Vorträge von Profeſſor Prutz. 43

Deutſchland und das Ausland.

Franzöſiſche, engliſche und deutſche Univerſitäten.

„Eine kleine deutſche Univerſität mit ihren linkiſchen Profeſſoren und hungernden Privatdocenten leiſtet für die Wiſſenſchaft mehr, als alle prunkenden Reichthümer Oxfords." E. Rénan.

Ueber die Betheiligung der drei großen Kulturvölker, der Deutſchen, Engländer und Franzoſen, an der Entwickelung und Erweiterung der Wiſſenſchaften iſt ſchon manchmal geſchrieben und geſprochen worden. Aus der Verſchiedenheit des germaniſchen und romaniſchen Volkscharakters hat man einestheils die Leiſtungen der vorwiegend ideologiſch angelegten Deutſchen in den philoſophiſch-abſtrakten Wiſſenſchaften, aus dem mehr dem Praktiſchen zugewandten Naturell der Engländer und Franzoſen anderntheils die Bedeutung derſelben für die exakten Disciplinen im Allgemeinen richtig motivirt. In wie weit auch die *Methode* des *Unterrichts* und der *Bildung* als ein ganz entſcheidendes Moment dieſer verſchiedenen Entwickelung der genannten drei Kulturvölker zu betrachten iſt, iſt weniger bekannt. Der Bonner Profeſſor und Geſchichtsſchreiber v. *Sybel* hat neulich, bei Gelegenheit einer akademiſchen Feſtlichkeit, in einer längeren Rede die Verhältniſſe der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Univerſitäten mit ihren verſchiedenen Unterrichtsmethoden in Parallele geſtellt. Wir theilten unſern Leſern aus dieſer (kürzlich — Nr. 52 des Mag. von 1868 — auch von Herrn Prof. Dietz in Paris, bei Gelegenheit eines Vergleichs der franzöſiſchen mit den deutſchen Univerſitätsſtudien, berührten) Rede *Einiges* mit.

Hören wir demnächſt die ſchwerwiegenden Urtheile eines franzöſiſchen und eines engliſchen Gelehrten über die Univerſitäten ihrer Länder. Ueber franzöſiſche Univerſitäten äußert Rénan: „Unſere Hochſchulen ſind nicht mehr Stätten für die ſchöpferiſche Fortbildung der Wiſſenſchaft; *es iſt Gefahr, daß wir eine Nation von Sprechern und Redaktoren werden*". Wie kommt das aber, fragen wir.

In ganz Frankreich giebt es keine eigentliche Univerſität, keine Anſtalt, die die Geſammtheit der Wiſſenſchaft repräſentirt; es giebt medizíniſche Schulen, Rechtsſchulen, Fakultäten der Theologie u. ſ. w. — alſo überall *bloße Fachſchulen*.

Ein Pariſer Profeſſor hat nicht wie bei uns eine ſtehende Zuhörerſchaft auf beſtimmten Plätzen, auch durchaus nicht nur Studenten in ſeinem Auditorium; — ſein Hörſaal ſteht unentgeltlich Jedem offen, Neugierigen und Wißbegierigen, dem krittelnden Redacteur irgend welcher Zeitſchrift und dem blaſirten Mitglied der „guten Geſellſchaft", kurz dem bunteſten Publikum, verſchieden nach Anſprüchen, Bildung und Intereſſen. Den vielgeſtaltigen Erwartungen dieſer Menge ſoll der Profeſſor genügen. So iſt er genöthigt, zuoberſt Rückſicht auf möglichſte Formvollendung zu nehmen — rhetoriſch effektvoll muß ſein Vortrag ſein, aber auch ein abgeſchloſſenes Ganzes ſoll er bieten, denn der Profeſſor weiß nicht, ob die bunt zuſammengewürfelte Menge für gut findet, im nächſten Vortrag die Fortſetzung des heutigen hören zu wollen. Wo aber die Hauptkraft auf die *Form* verwendet werden muß, wird es blos einem genialen Gelehrten gelingen, auch den wiſſenſchaftlichen *Inhalt* unverkümmert zu ſeinem Rechte kommen zu laſſen. Und wenn es geſchieht, ſo werden blos die Schlußreſultate der Forſchung geliefert, „*wiſſenſchaftlicher Stoff, aber nicht wiſſenſchaftliches Arbeiten gelehrt*", nicht die ſchöpferiſche Fortbildung der Wiſſenſchaft gepflegt. „Es iſt Gefahr, daß wir eine Nation von Sprechern und Redaktoren werden!"

In *England* gelangt man bei der entgegengeſetzten Methode — zu demſelben Reſultate! Iſt auf franzöſiſchen Univerſitäten zu *wenig*, ſo iſt auf engliſchen zu *viel Schule*. In England wird der eigentliche Unterricht in den Colleges in der Form unſerer Gymnaſien ertheilt. „Vorleſungen hält der Profeſſor etwa ein Dutzend im Jahre, faſt nach Pariſer Weiſe. Der *Zweck dieſes Unterrichts* iſt *nicht ſpeziellere, tiefere Wiſſenſchaftlichkeit*, ſondern Entwickelung und Formirung der allgemeinen Geiſteskraft, — denken, urtheilen, ſprechen lehren; er erfüllt damit die Aufgabe unſerer Gymnaſien, nur höher gefaßt und dem reiferen Alter der Schüler entſprechend." Aus dieſem Geſichtspunkt iſt Alles geordnet. Die Studenten wohnen im College zuſammen, müſſen ihre Studien nach dem Plan der Anſtalt treiben und ſtehen fortwährend unter Aufſicht. Beſonders wirkſam hält man dieſes Internat für die Erwerbung „der vornehmen Haltung des Gentlemans im ſteten Verkehr mit Genoſſen guter Geſellſchaft". Den Lehrſtoff bieten die alten Sprachen, Mathematik, Geſchichte und „gewiſſe Reflexionen, die man Philoſophie nennt". *Das eigentliche Fachſtudium fällt erſt in die Jahre nach dem akademiſchen Studium!* Die *Unterrichtsform* iſt dialogiſch, auch liefern die Studenten Aufſätze, die der Lehrer korrigirt. Kurz, man ſieht, wie es *nirgends zum gründlichen, ſelbſtändigen Studium* kommt, ſondern überall der pädagogiſche Zweck vorwiegt. Zwar wird beſonders von den ſchriftlichen Arbeiten der Studenten Eleganz der Darſtellung, Gewandtheit des Denkens, verſtändig-politiſches Urtheil gerühmt, aber eben deswegen kommt der große Kenner des europäiſchen Unterrichtsweſens, der Engländer Pattiſon, über die engliſchen Hochſchulen zu dem Urtheil: „*Es iſt, als ſeien unſere Univerſitäten nur beſtimmt,*

Digitized by Google

den Zeitungen flinke Verfaſſer trefflicher Leitartikel zu liefern". Rénan ſagt von ſeinen vaterländiſchen Anſtalten faſt genau daſſelbe. So führen in England und Frankreich verſchiedene Ausgangspunkte zu demſelben Reſultat.

Was bewundern aber Rénan und Pattiſon an unſeren deutſchen Univerſitäten? „Die ſtete Verbindung und Verſchmelzung von Forſchung und Unterricht". Unſere Univerſitäten ſind eben nicht nur Lehranſtalten, ſondern zugleich Werkſtätten der Wiſſenſchaft. In Deutſchland wird ſelten ein namhafter Gelehrter ohne akademiſche Stellung ſein, in Frankreich und England iſt es faſt Regel, daß die Capazitäten der Wiſſenſchaft als Privatgelehrte leben. In Deutſchland iſt die Berufung in ein akademiſches Lehramt zum allerwenigſten von der pädagogiſchen Tüchtigkeit des Gelehrten abhängig, ſondern lediglich von deſſen literariſcher Bedeutung, von ſeiner Fähigkeit zu eigenen wiſſenſchaftlichen Produktionen.

„Die Aufgabe unſerer Univerſitäten iſt, dem Studenten die Methode ſeiner Wiſſenſchaft zu überliefern, ihn damit in den Stand zu ſetzen, nicht eben ſelbſt Gelehrter zu werden, aber jeden Beruf mit wiſſenſchaftlicher Kraft und mit wiſſenſchaftlichem Sinne zu treiben. Der Schüler ſoll an dem Entſtehungs-Prozeß der Gedanken anſchauend Theil nehmen, als beſte Vorbereitung für jeden Beruf." Erlangung wiſſenſchaftlicher Reife, Gelenkigkeit und Selbſtändigkeit des Denkens, alſo weſentlich formale Bildung erſtreben zunächſt unſere Univerſitäten.

Aber dem Inhalte nach verfolgen ſie zugleich Vorbereitung für den ſpeziellen Fachberuf, nur daß ſie nicht blos Fachſchulen ſind, wie in Frankreich, oder nur fortgeſetzte Gymnaſien, wie in England; nach der Methode des Unterrichts halten ſie den Geſichtspunkt der allgemeinen formalen Bildung feſt.

„Unſer Gymnaſium übt ſeine Schüler an dem von der Literatur dargebotenen Wiſſensſtoff; auf den Univerſitäten aber ſoll die gelehrte Schöpfung, die wiſſenſchaftliche Kritik, der literariſche Fortſchritt ſich vollziehen; die Schüler ſollen da zur geiſtigen Selbſtändigkeit erzogen werden. Nicht encyklopädiſche, verflachende Kenntniß, ſondern ein deutliches Bewußtſein von den Aufgaben der Wiſſenſchaft und von den Operationen, womit ſie dieſe Aufgaben löſt, ſoll der Student gewinnen. Es iſt nöthig, daß er wenigſtens an einem Punkte dieſe Operationen ſelbſt durchmacht, daß er einige Probleme bis in ihre letzten Conſequenzen verfolge, bis zu einem Punkte, wo er ſich ſagen kann, es gäbe nun Niemand mehr auf der Welt, der ihn hierüber noch etwas lehren könne, hier ſtehe er feſt auf eigenen Füßen und entſcheide nach eigenem Urtheil. Dieſes Bewußtſein geiſtiger, mit eigener Kraft errungener Selbſtändigkeit iſt geradezu ein unſchätzbares Gut. Damit reift inmitten der fröhlichen Jugendzeit der Jüngling zum Mann; dem ſchlummernden Geiſt iſt das Bewußtſein ſeiner Kraft und für immer die Richtung auf den Adel der Seele, auf ſelbſtbeſtimmende Eigenartigkeit gegeben.

„Wer in dieſem Sinne ſtudirt, hebt innerlich die ſcheinbare Abſonderung der akademiſchen Fachſchulen der Fakultäten wieder auf und ſtellt an ſeinem Theile die lebendige universitas literarum her. Wer an irgend einer Stelle eine gründliche, abſchließende Arbeit machen will, wird dadurch genöthigt, mit eigener Entſchließung ſelbſtändig zu allen Grundproblemen des Daſeins, zur Welt und zu Gott, Poſition einzunehmen. Das iſt der höchſte Segen der Univerſitäten, darin iſt der gewaltige Aufſchwung unſeres Volkes begründet, in der Tendenz auf volle Befreiung des männlichen Geiſtes. In der Schule beherrſcht nothwendig die Autorität den ganzen Menſchen, ſpäter nimmt die Praxis wieder mit ihrer Autorität anſehnliche Strecken des Daſeins in Beſchlag; aber wenigſtens einen Augenblick ſoll auf deutſchem Boden jeder gebildete Mann in ſeinem Leben haben, wo die Organe der Autorität, wo Nation, Staat und Lehrer ſelbſt als die höchſte aller Anforderungen ihm das Gebot verkündigen: geiſtig frei zu ſein! Aus dem Grunde der eigenen Seele heraus, mit der Leuchte ſelbſtändigen Wiſſens ſich den Lebensweg ſelbſt zu bahnen, das iſt das Ziel, welches das deutſche Univerſitäts-Syſtem ſeinen Schülern aufſteckt. Mag der Einzelne ſpäter orthodox oder liberal, konſervativ oder ketzeriſch ſein, wenn er es nur nicht aus überliefertem Gehorſam, ſondern aus wiſſenſchaftlicher Erwägung, kritiſcher Prüfung und eigenem Entſchluß geworden iſt."

Wir theilen noch einige Bemerkungen von höchſter Bedeutung mit, die Profeſſor Sybel am Schluß ſeiner Rede äußerte. Es ſind das reformatoriſche Ideen, von denen wir ſehr wünſchten, daß ſie das ganze gebildete Deutſchland in ernſte Erwägung zöge. Prof. Sybel ſagt: Die menſchliche Kraft iſt nicht mehr, aber die Wiſſenſchaften ſind immer tiefer und größer geworden. Die herkömmlich dreijährige Studienzeit reicht nicht mehr aus zur Bewältigung des Stoffes, und wenn vollends die einjährige Dienſtzeit als Freiwilliger in dieſe drei Jahre verlegt wird, — eine Maßregel, die vom akademiſchen Standpunkt aus ganz und gar zu mißbilligen iſt, — ſo wird die Ausbildung eines ernſten, wiſſenſchaftlichen Sinnes unmöglich. Sybel ſchlägt ein fünfjähriges Studium vor, dann würde auch die Klage über Zunahme des Brotſtudiums aufhören. „Die Jugend iſt immer wiſſensdurſtig und wiſſensfroh geweſen, eben weil ſie Jugend iſt; aber ſie bedarf allerdings zunächſt Brot, um zu leben; wer ſie materialiſtiſcher Verflachung anklagt, ſetze ſie erſt in die Lage, außer dem Brot nach Höherem ſtreben zu können". Um dieſe Verhältniſſe herbeizuführen, bedarf es aber des Geldes; Walter Perry ſagt: „Alle mangelhaften Einrichtungen auf deutſchen Univerſitäten beruhen auf dem Mangel an Geld". Aus einem Oxforder Jahresüberſchuß könnten ſechs deutſche Univerſitäten ihre Jahreskoſten beſtreiten. Außerdem giebt es in Oxford Prämien und Stipendien, nicht nur für Dürftige, ſondern für Fleißige überhaupt, beſonders auch für junge Doktoren, die nach der Promotion noch weiter ſtudiren wollen. Dieſe ſplendide Ausſtattung der Hochſchule geſchieht jedoch keineswegs durch Staatsmittel, ſondern iſt die ſucceſſive Stiftung einzelner wiſſenſchaftlich geſinnter Bürger. Von woher läßt ſich im „gelehrten Deutſchland" etwas Aehnliches berichten?

Nach Sybel iſt die dringendſte Lebensfrage der Univerſitäten die Sorge um die Mittel, mit denen der großen Zahl wenig bemittelter Studenten ein wenigſtens fünfjähriges Studium zu ermöglichen wäre. Doch verlangt er keine geſetzliche Verlängerung des Trienniums, weil dadurch eine Menge fähiger junger Leute vom akademiſchen Studium ganz ausgeſchloſſen würden; er will ein verlängertes Studium nicht durch Gebot erzwingen, ſondern durch Prämiirung ermöglichen. Daß bei der jetzigen politiſchen Lage der Staat nicht in der Verfaſſung iſt, koſtſpielige Univerſitäts-Reformen auszuführen, davon iſt Sybel überzeugt, aber das Intereſſe hochherziger Privaten wollte er dieſer für ganz Deutſchland hochwichtigen Angelegenheit zugewendet haben.

Er erinnert ſchließlich an Errichtung von Penſionen für Studirende nach Art der engliſchen Colleges, die zwar unter

Digitized by Google

Leitung eines akademiſchen Beamten geſtellt, aber organiſirt werden müßten auf dem Grundprinzip akademiſcher Freiheit, die über Eintritt und Austritt, Arbeitsſtoff, Arbeitszeit und Arbeitsweiſe volle Entſcheidung geſtatte, weil die deutſche Univerſität von ihren Schülern nur den Fleiß des eigenen Entſchluſſes erwarte und ſchätze.

Wünſchen wir den angeregten Reformen die hülfreiche Theilnahme aller patriotiſchen Deutſchen! O. Sr.

Die Organiſation der Kunſt-Gewerbeſchulen.

Das Berliner Gewerbemuſeum, welches am 12. Januar 1868 eröffnet wurde, kann mit Stolz auf das erſte Jahr ſeines Beſtehens zurückſehen. Von kleinen Anfängen ausgehend, hat es heut eine Sammlung von mehreren Tauſend Nummern in vier Sälen, welche ſich ſchon jetzt mit jeder großen Privatſammlung und den meiſten öffentlichen Sammlungen meſſen kann. In zwölf Curſen werden gegen 400 Schüler in allen Zweigen des Zeichnens, Malens und Modellirens unterrichtet, die dem Kunſtgewerbe als Vorbereitung dienen, eine Zahl, die die Reſultate der meiſten öffentlichen Inſtitute dieſer Art überflügelt und das Unternehmen als ein nothwendiges Zeitbedürfniß rechtfertigt. In öffentlichen Vorträgen ſind naturwiſſenſchaftliche, technologiſche, ſtyliſtiſche und äſthetiſche Materien beſprochen und von den Herren Julius Leſſing, Prof. Roſenthal, Buff und Biſchof behandelt worden. Andere Fachmänner haben die Anſtalt benutzt, um aus eigener Anregung dort Vorträge zu halten, und die Vorträge des Herrn Langhoff aus Potsdam über Chemie der Hauswirthſchaft haben unter der weiblichen Hörerſchaft Epoche gemacht. Ein Cyclus von öffentlichen Einzel-Vorträgen ſteht bevor, und in der Sammlung wie beim Unterricht hat ſich das hier für Berlin zum erſtenmale zur Anwendung gebrachte Leihſyſtem nach engliſchem Muſter in hohem Maße bewährt. Nicht minder erheblich iſt die Anzahl der von allen Seiten eingegangenen Geſchenke. — Unter dieſen Umſtänden iſt es nur erfreulich, daß der Vorſtand dem theilnehmenden Publikum auch durch geeignete literariſche Veröffentlichungen entgegenkommt, und wir haben zwei faſt gleichzeitige Schriftchen dieſer Art zu begrüßen.

Zunächſt ſind es die Mittheilungen des Vorſtehers E. Grunow*), welche einen kurzen Führer durch die Sammlung bilden ſollen, trotz aller Kürze aber mit ſolcher Präciſion geſchrieben ſind, daß ſie nicht nur einen vollſtändigen Katalog faſt erſetzen, ſondern auch über das Programm und Syſtem des Inſtitutes genaue Rechenſchaft geben. Das Büchlein enthält einen Auszug der Satzungen, ein Verzeichniß des dirigirenden und executirenden Perſonals, Programme des Unterrichts, der Vorleſungen, der Bibliothek und der allmonatlichen Verſammlungs-Abende zu Beſprechungen aus dem Gebiet des Kunſtgewerbes, welche an jedem erſten Mittwoch im Monate ſtattfinden; dann Verzeichniſſe der Gegenſtände der Sammlung, ſowohl nach räumlicher Vertheilung, als auch nach Material und Herſtellung, endlich den Grundriß der Räumlichkeiten der Sammlung und das Verzeichniß von käuflichen Gips-Abgüſſen.

Ueber die Organiſation der Kunſt-Gewerbeſchulen in Verbindung mit dem deutſchen Gewerbemuſeum läßt ſich in längerer Abhandlung, geſchrieben auf Veranlaſſung des Vorſtandes, Dr. H. Schwabe aus.*) Er reſümirt zunächſt die Lehren, welche Deutſchland der Pariſer Induſtrie-Ausſtellung von 1867 verdankt, beſpricht ſodann eingehend die ſoziale und wirthſchaftliche Bedeutung der Kunſt-Induſtrie, und behandelt ſchließlich nach vorausgeſchickter Beſchreibung des Gewerbemuſeums die Frage, wie ſich daſſelbe als Ausgangspunkt für weitere Beſtrebungen, namentlich als Central-Inſtitut für ähnliche Zwecke in induſtriellen Provinzialſtädten, verwerthen läßt.

Der Philoſoph unſerer Zeit iſt der Volkswirth. Dieſe zuerſt von Thomas Buckle in ſeinem Eſſay über John Stuart Mill ausgeſprochene Maxime bewährt ihre Richtigkeit in hohem Maße in der trefflichen Schrift Schwabe's. In ſeiner durchaus praktiſchen Weiſe verfährt er gleichwohl nach ganz conſtructiver Methode bei ſeinen Entwickelungen, die, von der völkerpſychologiſchen Erſcheinung der Weltausſtellungen ausgehend, nach einem Excurſe über den nationalen und internationalen Geſchmack, auf die ſozialen und wirthſchaftlichen Fragen der Zeit überhaupt kommt, und den Beitrag beſpricht, welchen die Kunſt-Induſtrie zur Löſung dieſer Fragen bringen kann und muß. In kurzen Worten wiederholt, geht dieſe Ausführung dahin, daß die Maſchine die Productivität des Arbeiters unſelbſtändig gemacht, ſie in Maſſenarbeit verwandelt und hierdurch die ſoziale Noth zu einer gemacht hat, die, wo ſie auftritt, als gemeinſame erſcheint, und daß es das Kunſtgewerbe iſt, welches hiergegen die nöthige Reaction zu bringen berufen iſt, indem es den Arbeiter wiederum individualiſirt. Die Fähigkeit, wohlfeile Stoffe durch richtige Formen in ihrem Werthe zu erhöhen, iſt nichts anderes, als das Vermögen des Arbeiters und damit den Wohlſtand des Staates erhöhen.

Wenn der Lohn guter Werke nicht bloß in Anerkennung, ſondern in den Thaten beſteht, zu denen ſie anregen ſollen, ſo iſt dem deutſchen Gewerbemuſeum ſchon gelohnt. Der Handelsminiſter hat begonnen, in den Provinzialſtädten von gewerblicher Bedeutung Abendſchulen in den Unterrichts-Gegenſtänden des Gewerbemuſeums zu begründen, und nicht bloß die Prinzipien deſſelben angenommen, ſondern die Männer zur praktiſchen Mitwirkung zugezogen, welche ſich in jenem erſten und Probejahr als Pioniere der Verbreitung der Kunſt-Induſtrie bewährt haben. L. L.

Die Aeneide im Nibelungen-Versmaß.

Es iſt jetzt Mode, die Werke der griechiſchen und römiſchen Claſſiker auf neuen Fuß in Reimen zu bringen. Herr v. Carlowitz, der ſächſiſche Staats-Miniſter a. D., hat die Odyſſee des Homer in Reimen überſetzt, und Herr Gymnaſialdirektor, Dr. Moritz Zille in Leipzig, hat denſelben Verſuch mit der Aeneide des Virgil gemacht**). Ob der Eine von der Abſicht des Andern gewußt, und wer von ihnen vor-, wer nachgegangen iſt, kann hier nicht entſchieden werden, aber jedenfalls iſt es eine eigenthümliche Erſcheinung, daß zwei Schriftſteller, Beide in Norddeutſchland, die griechiſche und die lateiniſche Epopöe in deutſche Reime übertragen, daß Beide faſt

*) Das deutſche Gewerbemuſeum zu Berlin. Kurze Mittheilungen über die Einrichtungen deſſelben und Führer durch die Sammlung. Von E. Grunow. Berlin, 1868. Preis 1½ Sgr.

*) Staatshilfe und Selbſthilfe auf dem Gebiete der Kunſt-Induſtrie. Von Dr. H. Schwabe. Berlin, Otto Loewenſtein, 1868.

**) Virgil's Aeneide im Nibelungen-Versmaß, überſetzt von Dr Moritz Zille. Leipzig, 1868, Selbſtverlag des Ueberſetzers.

Digitized by Google

daſſelbe Versmaß wählen, und daß ihre Ueberſetzungen gleichzeitig im Buchhandel erſcheinen. Warum Herr v. Carlowitz das neuere Versmaß wählte, mag man bei ihm ſelbſt nachforſchen; unſer Autor rechtfertigt aber dieſe Wahl in einer hinten ſtehenden „Vorbemerkung", und ſagt: daß der deutſche Hexameter „ſteif und gezwungen" ſei, daß damit nur „etwas Eckiges, Hölzernes und Klapperndes" geſchaffen werde, und daß kaum „ein undeutſcheres Versmaß" zu denken ſei, als das des Hexameters. Hingegen ſei der Reim „ein weſentliches Erforderniß der neueren Dichtung", und Dichten und Reimen ſei für uns „beinahe gleichbedeutend" geworden.

Wir können weder in das Lob, noch in den Tadel einſtimmen. Weder iſt der Hexameter ſo ſchwerfällig und gezwungen, daß nur „Hölzernes und Klapperndes" zum Vorſchein kommt, noch iſt der Reim ſo nothwendig und unentbehrlich, daß man ihn als „weſentliches Erforderniß" der modernen Dichtung betrachten müßte. Daß ſich der Ueberſetzer auf einen Kritiker beruft, der in Viehoff's Archiv ſich dahin äußert, daß unſere Sprache der Natur des Hexameters zu widerſprechen „ſcheint"; daß er weiter Friedrich Dörr anführt, der in ſeinem „Griechiſchen Liederſchatz" die hexametriſche Form als eine „Verkehrtheit" und als in unſerer Sprache „gar nicht möglich" (!) aufſtellt; daß er ſogar eine von Neuffer (in ſeiner Vorrede zur Aeneis) erzählte Aeußerung Schiller's vorbringt, wonach der Letztere den Hexameter „nicht für unſere Sprache" geeignet erachtete; daß der Ueberſetzer endlich im Verein mit Dörr und Anderen auf Klopſtock, Voß und Platen ſchimpft — beweiſt für uns gar nichts, denn mit demſelben Rechte könnte ein Anderer wieder den Jambus und die reimenden Uebertrager verſpotten, wie denn auch wirklich der gereimte Sechsfuß als Uebertragungsform der Alten ſchon mehrfaches Mißfallen erregt hat.*) Was doch die Herren immer vom Hexameter wollen! Sagt, daß der Hexameter nicht nach Eurem Geſchmacke iſt, und über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten, daß der Jambus Euch leichter oder daß er den Leſern angenehmer iſt, aber ſpottet deswegen nicht über den Hexameter und ſetzt nicht unſere Sprache herab! Und ſind denn die Hexameter Goethe's (in „Hermann und Dorothea") und Klopſtock's wirklich gar ſo ſchlecht? Iſt unſere deutſche Sprache in Wirklichkeit ſo ſchwerfällig und unbeholfen? Wir haben ſchon einmal (in Nr. 49 des „Magazin" vom 7. Dezember 1867) die Ausrede des Dichters Hamerling, der den „klappernden Reim" verſpottet und dafür den fünffüßigen reimloſen Jambus zum paſſendſten Versmaß erhebt, als unſtatthaft zurückgewieſen. Robert Hamerling wollte ſein Heldengedicht („Ahasverus in Rom") nicht reimen und ſpottet daher über den Reim; Herr Dr. Zille dagegen will reimen und ſpottet daher über den reimloſen Hexameter.

Zu ſeiner Rechtfertigung citirt Herr Zille auch einen niedlichen Streitgeſang zwiſchen Hexameter und Nibelunge von G. Butziger:

Nibelunge.

„Ich habe Vetter Sechsfuß, ſechs Füße gleich wie du,
Mir mißt wie dir der Wohllaut Längen und Kürzen zu.

War Hellas deine Wiege — dein Grab die alte Rom;
Ergieb dich drein, verſiege, du quellentodter Strom!" — —

*) Ein Kritiker der Voſſ. Ztg. (vom 29. Auguſt v. J.) ſagt: „Das Versmaß, in dem v. Carlowitz ſeine Ueberſetzung geſchrieben hat, iſt leider der Alexandriner, dieſer wegen ſeiner regelmäßigen Cäſur und ſeiner Eintönigkeit ſchon im vorigen Jahrhundert in argen Mißkredit gekommene Vers."

worauf Hexameter wieder auf die Lorbeerkränze von der „Zunft philologiſcher Abſolutiſten" hinweiſt. Eine weitere Ermunterung findet unſer Autor in dem Beiſpiele Schiller's, der für die „freie Ueberſetzung" des 2. und 4. Buches der Aeneide die gereimte Stanze gewählt hat, und in dem Verfahren des Franzoſen Jacques Delille, der 1804 in Paris eine franzöſiſche Ueberſetzung der Aeneis in Alexandrinern herausgab, ſo wie des Engländers John Dryden, von dem in London eine Ueberſetzung Virgil's in gereimten fünffüßigen Jamben erſchien.

Ungleich glücklicher, als in dieſer weit hergeholten Rechtfertigung des Nibelungen-Versmaßes, iſt der Ueberſetzer in der Vertheidigung des römiſchen Dichters, in der Schutznahme für Virgil ſelbſt. Er verwirft das geringſchätzende Urtheil Pauly's, der in ſeiner Real-Encyclopädie Virgil „ein bloßes Talent" nennt, welches „durch ſaure Arbeit" und mühſelig zu der zehnjährigen Ausführung ſeines Kunſtwerkes gelangte; er widerlegt die tadelnden Ausſprüche Bernhardy's, der in ſeinem „Grundriß der römiſchen Literatur" Virgil's Dichtung „eine kunſtmäßige Berechnung ohne ſchöpferiſchen Geiſt" nennt und den Dichter ebenfalls als „langſamen Arbeiter" bezeichnet, und er ſpendet dagegen der Aeneide das Lob, daß ſie bühnenmäßige Lebendigkeit habe, daß ſie eine anziehende und feſſelnde Erzählung, mithin ein Muſter- und Meiſterwerk erzählender Dichtung ſei. In Bezug auf die Langſamkeit der Arbeit verweiſt Herr Zille auf Schiller, der ſechs Jahre an ſeinem Wallenſtein gearbeitet, und auf Klopſtock, der länger als fünfundzwanzig Jahre zur Vollendung ſeiner Meſſiade gebraucht hat. Seien deswegen Schiller und Klopſtock „bloße Talente", die ſich wider ihre Natur abmarterten? — (Wenn Klopſtock gut dazu iſt, um hier als tüchtiger Dichter dem Ueberſetzer herzuhalten, ſo wird er wohl auch gut genug dazu ſein, um deſſen hexametriſchen Versbau gelten zu laſſen.)

Mit beſonderem Geſchick und großem Scharfſinn unterſucht und rechtfertigt Herr Zille die auffallende Erſcheinung der unvollendeten Verſe, auf die ſich die Tadler Virgil's ſo gierig und frohlockend geworfen haben. Nach dieſen wären die mangelhaften Verſe ein Beweis der Impotenz Virgil's; nach Andern, wie Donatus (in der Vita Virg. c. IX.) und Heyne, wären jene Verſe nur das Zeichen der Leicht- und Eilfertigkeit, mit der Virgil dichtete. Unſer Ueberſetzer zeigt nun, daß es nicht Ohnmacht und dichteriſches Unvermögen war, welches jene Verſe als Bruchſtücke hinterließ, denn wie ſollte ein Dichter, der in der Aeneide 9843 vortreffliche Verſe und ſo viele herrliche Gleichniſſe dichtete, wie ſollte der nicht auch noch 57 begonnene Verſe vollenden können! Auch Eilfertigkeit war es nicht, denn Donat ſelbſt geſteht, daß Virgil nur einige Verſe täglich dichtete und daher zehn Jahre an der Aeneide arbeitete; er konnte demnach weder leichtſinnig noch eilfertig gedichtet haben. Was Virgil aber zu der Abbrechung in dieſen Verſen bewog, war Vorbedacht und Abſichtlichkeit. Der Dichter wollte dieſe Verſe nicht vollenden, weil er entweder eine unterbrechende Pauſe in der Erzählung aufſtellen, oder einen beſondern Effekt erzielen, oder auch den Wohlklang durch Abwechslung im Gange des gleichförmigen Hexameters erhöhen wollte. Und nun zergliedert Herr Zille an den 57 mangelhaften Verſen die wahrnehmbare Abſicht des Dichters nach Maßgabe des einen oder andern Grundes. Mit Uebergehung der vielen und beherzigenswerthen Erklärungen der einzelnen Verſe wollen wir nur ein Beiſpiel als einleuchtende Motivirung hier hervorheben. Der 340. Vers im III. Buche lautet im Abbruch: „Quae tibi jam Troja — (Die dir in Troja —)",

Digitized by Google

und betrifft die Frage Andromache's nach der Gemahlin des Aeneas. Andromache hatte zuvor nach Ascanius, dem Sohne des Aeneas gefragt, und will eben ſich nach der Mutter dieſes Sohnes erkundigen, als ſie an der ſchmerzlichen Bewegung des Aeneas erkennt, daß ſeine Frau nicht mehr unter den Lebenden weilt — daher die Unterbrechung und Pauſe. Wir könnten uns nach dem Ueberſetzer auch eine tonkünſtleriſche Begleitung zu der Aeneide denken, und die Verslücken wären dann nach der Weiſe der hebräiſchen Pſalmen mit „Ssela (סֶלָה)“ zu ergänzen.

Was endlich die Ueberſetzung des Herrn Dr. Zille und ſeine Verſe betrifft, ſo können wir nach beiden Richtungen das vollſte Lob ausſprechen. Es iſt keine ſklaviſch treue, aber auch keine abirrende und fremdartige Ueberſetzung. Der Geiſt der Dichtung iſt treu wiedergegeben, Sinn und Bedeutung der Worte ſind ſprachmächtig übertragen, der Versbau iſt anmuthig und gefällig, und ſogar die Verslücken ſind paſſend nachgebildet. Manche Strophen ſind von vorzüglicher Schönheit, ſo der Eingang des ſiebenten Buches, wo es von Circe's Vorgebirge heißt:

„Hier dröhnt der Zorn der Löwen mit donnergleicher Macht,
Am Gitter rüttelnd, brüllen ſie wüthend in der Nacht;
Wild tobet in den Ställen der Säue borſtige Schaar,
Und in den Käfigen bäumt ſich der Bären ſtruppiges Haar.“

Wenn dieſe Ueberſetzung Theilnahme und Abgang findet, was wir ihr als wohlverdient gönnen, ſo wird Herr Dr. Zille einige ſtörende Fehler (wie S. 190 im 632. Vers: „Man flechtet ſich“) und die Unterlaſſungsſünden in der Apoſtrophirung der wegfallenden Silben wohl ausmerzen. H. L. B.

Deutſche Dichtungen aus Kärnten.

Das deutſche Herzogthum Kärnten lag bisher der großen literariſchen Heerſtraße ſo fern, daß ſelbſt die Exiſtenz deſſelben manchem Gebildeten, wenigſtens im Norden unſeres deutſchen Vaterlandes, in mythiſchem Nebel verhüllt erſchien. Und doch iſt es, ebenſowohl in Hinſicht ſeiner Bewohner, wie ſeiner Naturſchönheiten, ſicherlich nicht das ärmſte und reizloſeſte Stück deutſcher Erde! Laſſen Sie mich heute aus dieſem Theile unſeres deutſchen Vaterlandes nur folgende zwei literariſche Lebenszeichen beſprechen:

1. Elegieen vom Wörther-See, von Ernſt Rauſcher.*)

Zwanzig den bekannten Goethe'ſchen nachgebildete Elegieen, zum größeren Theil entſtanden unter den kriegeriſchen Ereigniſſen des Jahres 1866 und als ſolche von allgemeinerem Intereſſe.

Doch hören wir den Dichter ſelbſt, der trotz ſeiner Jugend unter ſeinen poetiſchen Landsleuten ſchon einen angeſehenen und beliebten Namen ſich erworben.

IX.

. . . . „Regent iſt der blutige Mars jetzt
Einzig auf Erden, der Welt einz'ger Tyrann: der Erfolg!“

XI.

. . . .
„Niederlage und Sieg — gleich traurig das Eine wie's Andre“ . . .

XIV.

. . . .
„Daß unnöthigen Jammers, ſo viel unermeßlichen Elends
Ueber den Menſchen der Menſch bringt in verblendetem Wahn!“ —

*) Klagenfurt, J. und F. Leon, 1867.

„Fort, barbariſcher Reſt barbariſcher Zeiten! Die Waffen
Ruhen geſättiget, o — möchten ſie ewig doch ruh'n!“

Würdevoll iſt der Schmerz des Deutſchöſterreichers geſchildert in den Worten:

Deutſch ſein darf ich nicht mehr? theilhaftig nimmer des Schutzes,
Den Germania ſonſt ihrem Gebornen vergönnt?
Soll verſtoßen, enterbt, für ewige Zeiten ein Fremdling
Ihrem Herzen und Haus, werth ihrer Liebe nicht ſein?
Ha! wer hat mich verdrängt . . . .
. . . .

XVI.

Freiheitsſonne, geh' auf — belebende Sonne der Bildung!
Ueber die Länder empor lodre mit ſiegendem Strahl . . .
Aber ſie werden erwachen und Alle zur Höh' der Erkenntniß
Einſt ſich erheben, auf der jetzt nur die Wenigſten ſteh'n!
Ja, ſie werden erwachen und auf der Bahn der Geſittung
Rüſtig und rüſtiger fortwallen — vernehmet mein Wort!
. . . . einſt werden die Völker der Erde
Neben einander beglückt wohnen — Ein einziges Volk,
Ewigen Friedens genießend, wetteifernd in Kunſt und Gewerb' nur,
Nur in der Wiſſenſchaft kämpfend unblutigen Kampf“ u. ſ. w.

Und ſo rufen auch wir dem neuen Bunde mit der Freiheit und Bildung ein herzliches Glückauf!

2. Deutſche Volkslieder aus Kärnten, geſammelt von Dr. V. Pogatſchnigg und Dr. Em. Herrmann.*)

Kärnten iſt ein an Volksliedern und bäuerlichen Dichtern reiches Land. Kärntiſche Lieder ſind ſeit einigen Jahren weit über die Gränzen Deutſchlands hinaus verbreitet.

In dieſem Buche liegt uns die erſte größere Sammlung ſolcher Volkslieder vor. Die Herausgeber leitete zunächſt ein kulturgeſchichtliches Intereſſe; ſie wollten damit einen Beitrag zur Quellenkunde des deutſchen Volkslebens liefern denn die Geſammtheit der Lieder giebt in ſachgemäßer Gruppirung ein Bild des Volkslebens, wie es treuer und plaſtiſcher nicht hergeſtellt werden kann, da es aus tauſend kleinen Geſtändniſſen der Volksſeele ſelbſt zuſammengeſetzt iſt.

Der vorliegende Band bringt nur Liebeslieder. Es ſoll jedoch bald ein zweiter Band nachfolgen, welcher Spott- und Rauflieder, Stände- und Berufslieder, hiſtoriſche Lieder, Balladen und Kinderlieder umfaſſen ſoll.

Die Lieder ſelbſt ſind von den Herausgebern mit ihrem Fundorte bezeichnet und in folgender Weiſe gruppirt:

I. Beginn der Liebe, II. Liebeserklärung und Werbung, III. Annahme der Liebeswerbung, IV. Zurückweiſung der Liebeswerbung, V. Verſchiedene Charaktere der Liebenden, VI. Die Liebe und die Außenwelt, VII. Scheiden und Wiederſehn, VIII. Kirchtag (Kirmes) und Tanz, IX. Brenteln (Fenſterln), X. Eintracht, Zwietracht und Verſöhnung, XI. Untreue, XII. Trennung wider Willen, XIII. Ende der Liebe, XIV. Trauer um den verſtorbenen Geliebten, XV. Im Brautſtande, XVI. Hochzeit, XVII. Liebe in der Ehe, XVIII. Sinnſprüche der Liebe.

So reichhaltig und intereſſant jede derartige Volksliederſammlung für den Kulturhiſtoriker und für jeden Freund deutſchen Volkslebens und deutſcher Volksdichtung ſein muß, ſo zweckmäßig wäre es geweſen, wenn jedes einzelne Lied vor Allem in ſeiner Mundart genau fixirt worden wäre. Ebenſo hätte zum Zwecke einer größeren Verbreitung dieſer Lieder vorher eine Auswahl derſelben, namentlich in moraliſch-äſthetiſcher Hinſicht,

*) 1. Band, Liebeslieder. Graz, Joſeph Pock, 1869. (392 S.)

Digitized by Google

ſtattfinden müſſen. Denn nicht jeder gereimte Einfall jedes Burſchen iſt geeignet, durch den Druck verewigt zu werden oder gar als Spiegel des geſammten Volkslebens jener Gegend zu dienen. Gar manche Liederchen würden dann weggeblieben und andere, wirkliche Perlen deutſcher Volkspoeſie nicht gänzlich überſehen worden ſein, z. B.:

1.
A lústigs Geblüet únd
An áufrichtigs G'müet únd
A Hérzál a tréu's, dás
Is éstréicha (stéierá u. ſ. w.) Wéis'.

2.
Mei' Hérzál is tréu, is
A G'schlöszál dabéi únd
An áanzíga Búa hât
's Schlüszál dazúa!

3.
In ûnsarn Thâl âus und éi'
Sénd brávi Léut:
Häbnt áuf 'n Húet Fédárn,
Send úntar'n Húet g'schéid!

4.
A tirólerisch G'wândlé,
A stéirischa Húat
Und a kärnarisch Dirndlé
Is fürs Hérzklöpfen gúat!

5.
A jédwéda Stérn söllt'
A schéans Dirndle séin —
Nâhar (Nachher) wöllt' i: es fällát
Da Himml gléi éin!

6.
Wânn der Millstädter See voll Dinten wär'
Und âlle Stern' a Schreiberheer —
Sie schriebatn doh nia zu End',
Wia die wâhre Liab im Herzen brennt!

7.
Wânn ka' Bérg únd ka' Thâl únd
Ka' Stérn únd ka' Wéin únd
Ka' Dirndle nit wáar', möcht'
I áh néamar (Ich auch nicht mehr) séin!

8.
Bin a lústiga Búa,
Bin a Kárnár lei léi (ein Kärntner nur) —
Wo a schéans Déandle is,
Is da Kárnár dabéi!

9.
Wânn i af's Albl (Aelpchen) géah,
Ziackt da Wind, schnéips an Schneea —
Wânn i widar háamwärts géah,
Bléanan dö kleea (Blüht der Klee)!

Mit herzlichem Gruß an ſeine lieben Landsleute.

Dr. E. S.

England.

Sir Robert Napier und die engliſch-abeſſiniſche Expedition.

Nach Gerhard Rohlfs.

Unter dem wunderlichen Titel: „Im Auftrage Sr. Majeſtät des Königs von Preußen mit dem engliſchen Expeditionscorps in Abeſſinien",*) veröffentlicht jetzt der geſchätzte Afrika-Reiſende Gerhard Rohlfs, deſſen große Reiſe durch Nord-Afrika, vom Mittelländiſchen Meere nach Kuka und bis zum Meerbuſen von Guinea (1865—1867), in zwei Ergänzungsheften zu Petermann's „Mittheilungen" erſcheint**), das Tagebuch, das er während ſeiner Anweſenheit bei dem engliſchen Heere im J. 1867—68 geführt hat.

In etwas ſcharfen und vielleicht zu dilettantiſch-ſubjektiven Umriſſen giebt der Verfaſſer ein Bild jenes weniger durch Kämpfe als durch ſonſtige Schwierigkeiten und durch das Reſultat merkwürdig gewordenen Kriegszuges. Ein Blick auf die beigegebene vortreffliche Karte aus Juſtus Perthes' Inſtitut genügt, um ſogleich über das klar zu werden, was das engliſche Corps auf dem Wege nach dem Herzen des Feindes in Ueberwindung von Marſch-Mühſeligkeiten geleiſtet hat. In ununterbrochener Kette ſchließt ſich auf dieſem Wege ein Berg dem anderen an. Man hatte ſich 10,000 Fuß über dem Meere durch ſchluchtige Gebirgspäſſe hindurch zu winden, und ſich dabei gegen alle Schreckniſſe afrikaniſcher Wildniſſe zu vertheidigen. Nur durch einen außerordentlichen Aufwand von Transport- und Verpflegungsmitteln konnte das natürliche Bollwerk des Feindes, der wüſtengleiche Zuſtand des abeſſiniſchen Hochlandes, überwunden und das Ziel des Marſches erreicht werden. Nun, die Engländer ſcheinen in der Beſchaffung von Hilfsmitteln nicht blöde geweſen zu ſein, damit ihrer Bequemlichkeitsliebe nicht zu viel zugemuthet werde. So hatten namentlich je zwei Soldaten immer fünf arbeitende Civilleute zur Dispoſition. In gleichem Verhältniſſe verfügte das Heer über Laſtthiere. Ein ſo gewaltiger und complizirter Marſch-Apparat gereichte freilich dem Unternehmen nicht zur Vereinfachung, und in der That waren dem kämpfenden Theile des Corps die Nichtkombattanten und Laſtthiere in ſo überwiegender Zahl beigemiſcht, daß kaum irgend ein Kommandant hätte wiſſen können, wie viele Soldaten und Pferde er mit ſich führe, geſchweige denn, daß er im Stande geweſen wäre, die Zahl der Nichtkombattanten, der Maulthiere und Kameele zu ermitteln.

Schon dieſer ſchwerfällige, den Regeln praktiſcher Kriegführung durchaus widerſprechende Apparat, deſſen Vorbereitung bekanntlich die engliſche Verwaltung lange Zeit beſchäftigte und die Ausführung der Expedition ungebührlich lange verzögerte, deutet darauf hin, entweder daß diejenigen, welche in England den Feldzugsplan gegen König Theodor ausarbeiteten, eine übertriebene Vorſtellung von dem Umfange der gegneriſchen Kräfte, von der Widerſtandsfähigkeit des Feindes und von dem Zeitaufwande, den die Expedition erfordern würde, ſich gemacht hatten, oder daß man nebenbei beabſichtigte, eine weittragende Demonſtration auf ganz Binnen-Afrika zu Gunſten des engliſchen Anſehens und Einfluſſes in's Werk zu ſetzen.

Ein aus beiden Alternativen zuſammengeſetztes Dritte erſcheint am plauſibelſten: nachdem man erkannt, ſich verrechnet zu haben, kam der Gedanke: zu demonſtriren.

*) Bremen, J. Kühtmann, 1869.

**) Gotha, Juſtus Perthes.

Digitized by Google

Sir Robert Napier wird als ein General von übertriebener Vorſicht dargeſtellt. Es fehlt ſogar nicht an ſpöttelnden Bemerkungen darüber. Als ob es ſich um die Bekriegung von ganz Afrika handelte und man die ganze Küſte vom Nildelta bis zum Cap der guten Hoffnung zur Operationsbaſis hätte, ſo wollte oder ſollte Napier urſprünglich von Indien aus die Expedition leiten! Von Bombay aus ließ er dem General Merewether und dem Chef des Generalſtabes, Oberſt Phayre, den Befehl zugehen, mit den Truppen an der Küſte zu halten und die abeſſiniſchen Hochlande vor ſeiner Ankunft nicht zu betreten. Dieſer Befehl wurde, offenbar zum Vortheil des Unternehmens, nicht beachtet. Ebenſo fand das Recognoscirungs-Gefecht bei Aroge gegen den ausdrücklichen Willen und die „ſchön ausgedachten Pläne" des Oberbefehlshabers ſtatt.

Amüſant iſt ferner die Begegnung mit dem Könige von Tigre. Mit dieſer afrikaniſchen Majeſtät ſuchte der engliſche Oberbefehlshaber eine Zuſammenkunft herbeizuführen, welche, nach der Meinung von Rohlfs, vollſtändig zweck- und nutzlos war und dadurch, daß man die Genugthuung haben wollte, in pomphaftem Au'zuge mit Elephanten vor dem König von Tigre zu erſcheinen, den Weitermarſch der in Antalo wartenden Armee um volle vierzehn Tage aufhielt. Dann ſollte der Angriff auf Magdala um zwei Monate verſchoben werden, wodurch der Erfolg der Expedition in Frage geſtellt, mindeſtens aber wegen der Regenzeit, deren Eintritt ſich bereits angekündigt hatte, auf ein ganzes Jahr hinausgeſchoben worden ſein würde, und nur dem Andrängen des Generals Merewether gelang es, Napier von jenem Entſchluſſe abzubringen und ihn zum weiteren Avanciren zu bewegen.

Und nun der Knalleffekt am Ende, der Sturm auf Magdala! Betrachten wir dies Ereigniß, das ſo viel Senſation erregt hat, vermittelſt dieſes Rohlfs'ſchen Tagebuchs etwas näher.

Nachdem die engliſche Armee am 10. April vor Magdala angelangt war, fand noch an demſelben Tage, gegen den Willen Napier's, auf Anlaß des Oberſten Phayre das Recognoscirungs-Gefecht bei Aroge ſtatt. Es endigte mit einer wilden Flucht der abeſſiniſchen Truppen, die durch eine Raketenbatterie und ein mörderiſches Kartätſchenfeuer anſcheinend ſehr erhebliche Verluſte erlitten, während die Engländer nicht einen einzigen Todten zu beklagen hatten. Der Erfolg des Gefechtes war für die Engländer ſo glücklich, ſo entſcheidend, daß König Theodor ſofort jede Hoffnung auf einen irgendwie nützlichen Widerſtand hätte aufgeben müſſen. Mehrere Tage vergingen mit den Verhandlungen wegen Herausgabe der Gefangenen. Theodor ſandte anfangs etwa dreißig derſelben, dann, auf weiteres Drängen, den Reſt in's engliſche Lager. Darauf erging an ihn die Aufforderung, ſich ſelbſt ebenfalls dorthin zu verfügen. Dieſer Zumuthung leiſtete er nicht Folge, ſondern zog ſich, wozu man ihm Gelegenheit gegeben zu haben ſcheint, mit dem ihm treu gebliebenen Reſte ſeiner Armee, d. h. mit ſieben Chefs und neun Soldaten, in Magdalas Feſte zurück, das Thor der letzteren mit Steinen verbarrikadirend. Nun folgte am 13. April ein zweiſtündiges, ganz zweckloſes Bombardement — man wollte doch das Belagerungsgeſchütz nicht vergeblich herbeigeſchleppt haben! — Und wunderbarer Weiſe verſchmähte man es, auch nur einen einzigen Schuß auf das Thor zu thun, was doch das Natürlichſte geweſen wäre; man begnügte ſich, „die Atmoſphäre von Magdala zu beſchießen"! Dann befahl der Oberbefehlshaber den Sturm, gegen den ſich Theodor hinter dem Thore mit 7 Chefs und 9 Soldaten vertheidigte. „Einige Verwundungen kamen auf engliſcher Seite vor; dann aber, — erſt dann! — wurde das Thor umgangen, die engliſchen Soldaten überſtiegen die Mauer, und im Augenblicke war der ungleiche Kampf zu Ende." Man hatte auch noch die Genugthuung, von Theodor's Leuten ſieben getödtet zu haben, wogegen, was übrigens von Rohlfs nur für höchſt wahrſcheinlich gehalten wird, Theodor ſelbſt ſich durch einen Piſtolenſchuß der engliſchen Gefangenſchaft entzog.

Holland.

Vondel's „Lucifer". *)

Man mag immerhin gering über die Literatur der Holländer denken, nichts berechtigt doch zu einer ſo auffälligen und anhaltenden Vernachläſſigung, wie ſie das moderne Deutſchland bis beinah in die jüngſte Zeit den niederländiſchen Literatur-Erzeugniſſen angedeihen ließ. Ich ſage abſichtlich „das moderne Deutſchland", denn es ſind noch keine zwei Jahrhunderte her, daß man eben in Deutſchland ganz anders über die literariſchen Verdienſte unſerer niederdeutſchen Brüder dachte, ja ſelbſt in gewiſſen Fällen es nicht verſchmähte, ſie als muſtergiltig anzuerkennen, ihnen nachzueifern. Ein halbwegs eitler Holländer könnte mit Recht geltend machen, daß es mit der Originalität des Regenerators der deutſchen Poeſie, Martin Opitz, ſeine eigene Bewandtniß habe, und daß Männer wie Daniel Heinſius, Hugo Grotius u. A. auch für die deutſche Literatur nicht ohne Bedeutung geblieben ſeien. Sei dem übrigens wie ihm wolle, die holländiſche Literatur hat ſich vollkommen ſelbſtändig entwickelt, periodenweiſe vielleicht ſelbſtändiger als ihre deutſche Schweſter, und wenn man ihr auch ſpäter vorwiegend franzöſiſche Einflüſſe vorgeworfen hat, ſo war dies jedenfalls nicht in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts zutreffend, wo Holland in ſtaatlicher wie in künſtleriſcher und beſonders in literariſcher Beziehung ſein „goldenes Zeitalter" feierte — in einer Periode überdies, wo beinahe alle anderen Staaten Europas, Deutſchland nicht ausgenommen, politiſch wie geiſtig erſchüttert, einen förmlichen Stillſtand in Kunſt und Literatur zu verzeichnen hatten.

Die jüngſte Zeit hat uns mit den zwei größten Meiſterwerken aus jener Blütheperiode der niederländiſchen Literatur vertraut gemacht, und die Deutſchen endlich in den Stand geſetzt, ein mehr ſelbſtändiges Urtheil über zwei Dichtungen zu fällen, welche mit allen ihren Lebensnerven in der Zeit wurzeln, in der ſie entſtanden ſind. Dies iſt überhaupt ein Reiz an den dichteriſchen Erzeugniſſen Hollands in jenem Zeitalter, daß wir nicht mit bloßen Phantaſiegebilden, ſondern mit lebenden Geſtalten, mit verkörperten Ideen der Zeit zu ſchaffen haben. Im „Palamedes" tritt uns die erhabene Geſtalt Oldenbarneveld's entgegen, im „Lucifer" will man eine Anſpielung auf die Erhebung der Niederlande gegen Philipp von Spanien erblicken.

Beide Meiſterwerke ſind dramatiſcher Natur, — beide haben denſelben Dichter und zwar den „holländiſchen Shakeſpeare" zum Verfaſſer.

Es ſind nunmehr 170 Jahre verfloſſen, ſeitdem ein deutſcher Dichter, Andreas Gryphius, Jooſt van den Vondel's Trauerſpiel „De Gebroeders", und zwar unter dem Titel: „Die Gibeoniter", in's Deutſche übertrug. Seitdem wurde, meines Wiſſens,

*) Jooſt van den Vondel's Lucifer. Ein Trauerſpiel. Ueberſetzt von Max Werner Quadt. Aachen, Alb. Jacobi, 1868. (97 S.)

Digitized by Google

kein Drama Vondel's mehr in's Deutſche überſetzt, bis im Vorjahre (1867) G. H. de Wilde das bürgerliche Trauerſpiel „Gysbrecht van Amſtel" bei Brockhaus in Leipzig in metriſcher deutſcher Ueberſetzung erſcheinen ließ. Was dieſe Tragödie unter den weltlichen Dramen Jooſt van den Vondel's, das iſt „Lucifer" unter den geiſtlichen deſſelben Verfaſſers. Auch dieſe dramatiſche Schöpfung des holländiſchen Shakeſpeare liegt uns nunmehr in einer jüngſt erſchienenen deutſchen Uebertragung von Max Werner Quadt vor.

Vondel's „Lucifer" entſtand im Jahre 1654, alſo vierzehn Jahre nachdem der Dichter vom Mennonitismus zum katholiſchen Glauben übergetreten war. Das Sujet bildet der, aus der bibliſchen Geſchichte ſattſam bekannte Aufſtand der Engel gegen Gott, zu welchem die Erſchaffung des Menſchen Anlaß gab, — und Viele wollen darin den Stoff erblicken, welchen fünfzehn Jahre ſpäter Milton in ſo erhabener Weiſe behandelte. Hierin beweiſt ſich aber nur die Ueberlegenheit des Engländers, der die epiſche Form als die einzige dem Sujet anpaſſende erkannte, wenn es nicht natürlicher iſt, anzunehmen, daß er den Grundgedanken direkt aus der Schrift, — einen Anhaltspunkt zur Form etwa aus Caedmon's „Christ and Satan" geſchöpft habe.

Wenn ich auch das in Holland landläufige Urtheil aufrecht halte, welches „Lucifer" als Vondel's bedeutendſtes geiſtliches Trauerſpiel bezeichnet, ſo kann ich doch andererſeits nicht umhin zu bemerken, daß der Stoff zur dramatiſchen Behandlung ſich wenig eignete. Bei allem reichen poetiſchen Gehalt, bei aller kühnen Gedankenfülle, bei aller ergreifenden Gefühlstiefe vermißt man doch ſchmerzlich ein echt dramatiſches Leben: ſo groß der Stoff, ſo dürftig iſt die Handlung. Dazu iſt dieſelbe über Gebühr breit getreten, und der Schluß inſofern ein unbefriedigender, als der Fall Adam's darin noch kurz vom Erzengel Gabriel erzählt wird, während das Stück doch offenbar mit der Niederlage Lucifer's hätte ſchließen ſollen. Wozu doch die ſittlich-äſthetiſche Stimmung, in welche uns der Sieg des Ewigwährenden verſetzt, durch den Bericht vom Sündenfalle des Menſchen trüben? Wendet ſich da nicht vielmehr wieder ein Theil unſerer Sympathieen den verſtoßenen Engeln zu, welche einer ſo nichtswürdigen Kreatur halber ſo viel leiden mußten? Ja, nachgerade widerſinnig klingt es, nachdem kurz zuvor der Engelchor ſalbungsvoll geſungen:

So geht es Jedem, der ſich gegen Gott entſcheidet
Und Gottes Ebenbild, den Menſchen, haßt und neidet!

Die Schönheiten, die ich am „Lucifer" rühmen möchte, glaube ich weniger in der Compoſition und Durchführung als in der ſchönen, kräftigen, dem Sujet angemeſſenen Sprache, einzelnen, aber wenigen mit ungewöhnlicher Raſchheit geführten Dialogen zwiſchen dem Engelchor und den Luziferiſten, ferner zwiſchen dieſen und Beelzebub im dritten Akte, — und namentlich in dem wirklich erhabenen Chorgeſang der Engel:

Wer iſt es, der ſo hoch geſeſſen,
So tief im unerforſchten Licht, u. ſ. w.

ſuchen zu ſollen. Aber ſelbſt die Sprache leidet unter der Mangelhaftigkeit der Durchführung, unter der Beſchränktheit der Begriffe: in den ſchönſten Verſen begegnet man Worten und Ausdrücken, die, durch die grobſinnliche Darſtellung des Dichters bedingt, entweder verletzen, oder — was dem gleichkommt — zur Heiterkeit reizen. Wer würde heutzutage nicht ſofort an den Hohenprieſter in Offenbach's „Schöner Helena" gemahnt, wenn Michael zu ſeinem Schildknappen Uriel ſagt: Schnell, Knappe Uriel, bring meinen Blitzſtrahl her! — Die Bewohner des Himmels ſind in Vondel's Tragödie, ſowohl was ihren Charakter als was ihre Handlungsweiſe betrifft, ganz gewöhnliche Menſchen, die, von menſchlichen Empfindungen und Trieben beſeelt, weltliche Würden und militäriſche Aemter bekleiden und menſchliche Thaten verrichten; es wirkt in der That befremdend, in den himmliſchen Regionen von „unwegſamen Steigen", Waffenhäuſern, Städten, — unter den himmliſchen Weſen von Statthaltern, Reichsverwaltern, Feldmarſchällen, Schildknappen, Soldaten u. ſ. w. ſprechen zu hören, welche in „Regimenter" eingetheilt, ganz ſo wie auf der Erde mit Schilden, Helmen, Streitäxten und Speeren bewaffnet, mit Fahnen und Standarten verſehen ſind.

Gewiß, dieſe Uebertragung weltlicher Begriffe und Einrichtungen auf die ätheriſchen Himmelszonen nöthigt uns heutzutage ein mitleidiges Lächeln ab; allein welche wäre die vernünftige Kritik, die einen Dichter oder Gelehrten, unabhängig von den Zeitverhältniſſen, in denen er gelebt, ſich bewegt hat, in's Auge faßte, und dann als abſolut gut erhöbe oder als abſolut ſchlecht verdammte? Nur im ſtrengſten Zuſammenhange mit ſeiner Zeit iſt ein gerechtes Urtheil möglich. — Wie könnte man es Vondel zum Vorwurf machen, mit Vorliebe Epiſoden aus der bibliſchen Geſchichte zum Gegenſtande ſeiner Dramen gewählt zu haben, nachdem die ganze Geiſtesrichtung ſeines Zeitalters mit Macht dazu drängte? Wenn ein Mann von ſo allgemein anerkannter Gelehrſamkeit wie Hugo Grotius ſich herbeilaſſen konnte, lateiniſche Tragödien wie „Christus patiens" und „Adamus exul" zu ſchreiben, ſo darf man es dem neuconvertirten, mitten im Parteigetriebe ſtehenden Dichter nicht verdenken, auch ſeine Stimme, die der Poeſie, in dem politiſch-religiöſen Chaos erhoben zu haben, wo nur Leidenſchaft und Fanatismus herrſchten. Daß uns heute nur die kleinen Mängel auffallen, und wir darüber die großen leitenden Prinzipien und Zwecke überſehen, daran trägt nur unſer religiöſer Indifferentismus Schuld; in einer Zeit aber, wo dieſe Prinzipien und Beſtrebungen die brennende Frage des Tages bildeten, wo eine ſolche Saite anſchlagen, ebenſo viel bedeutete, wie mit beiden Füßen in das politiſche und öffentliche Leben ſpringen, in einer Zeit endlich, wo man, den Paſſions- und Myſterienſpielen noch nicht ſo fern, an eine grobſinnlichere Darſtellungsweiſe mehr gewöhnt war als heutzutage, — mag man wohl der Hauptſache zu Liebe manches Nebenſächliche überſehen und Vondel's „Lucifer" in einem günſtigeren Lichte betrachtet haben.

Zum Schluſſe noch einige Worte in Betreff der Ueberſetzung ſelbſt. Wenn ſchon jene des „Gysbrecht van Amſtel" ſtrengen poetiſchen Anforderungen nicht zu genügen vermochte, ſo gilt dies noch in viel höherem Maaße von der Ueberſetzung des „Lucifer". Die Verſe ſind häufig holperig und die Sprache iſt jedes Schwunges baar. Selbſt Gemeinplätzen wie: „wo geht die Reiſe jetzt denn hin?", oder: „Vielwiſſen . . . . verurſacht manchmal Plagen", begegnet man mehrmals; überhaupt hält ſich die Ueberſetzung zu ſehr an das Original, was namentlich bei deutſchen Uebertragungen aus dem Holländiſchen gefährlich iſt; man wird dadurch verleitet, die anklingenden deutſchen Worte zu gebrauchen, während andere, treffendere Ausdrücke im deutſchen Sprachſchatze vorhanden ſind. Was mir aber von noch größerem Belange ſcheint, iſt, daß ſtellenweiſe der Sinn nicht einmal treu wiedergegeben wurde.

Ferdinand v. Hellwald.

Digitized by Google

Italien.

Rom beim Ausgange des Mittelalters.

Nach Alfred von Reumont.*)

Reumont's „Geſchichte der Stadt Rom", deren erſter, das Alterthum umfaſſender Band im „Magazin" von 1867 eingehend beſprochen worden iſt, ſchreitet mit erſtaunlicher Rüſtigkeit ihrem Ziele zu. Nachdem Anfangs des vorigen Jahres der zweite Theil erſchienen war, liegt gegenwärtig bereits die erſte Hälfte des dritten vor uns, in welcher die Geſchichte der ewigen Stadt von der Rückkehr der Päpſte (1420) bis zum Beginne des ſechzehnten Jahrhunderts weitergeführt iſt.

Wer die Schwierigkeiten der römiſchen Aſtygraphie einigermaßen zu würdigen vermag, wer ſich vergegenwärtigt, wie zu allen Zeiten die Fäden der europäiſchen Politik in Rom zu zahlloſen Verſchlingungen bald wirr durcheinander liefen, bald kunſtvoll verknüpft wurden, wer an den Mauern und Ruinen, Kirchen und Paläſten dieſer Stadt wahrgenommen hat, wie ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten von keiner Brandung der europäiſchen Staatengeſchichte unberührt geblieben iſt: der wird mit uns die Schnelligkeit, mit welcher ihr neueſter Geſchichtſchreiber ſeine große Aufgabe löſt, wahrhaft bewunderungswürdig finden. Die ſorgfältige Theilnahme, die Alfred von Reumont ſeit mehreren Jahrzehnden allen auf Italien bezüglichen Forſchungen zugewendet hat, und die bedeutende Stellung, die er in der deutſchen wie in der italiäniſchen Gelehrtenwelt ſelbſtthätig einnimmt, tragen ihm in dieſem Werke die ſchönſten Früchte. Ueberall tritt eine Fülle archäologiſchen, diplomatiſchen, kunſt- und literargeſchichtlichen Wiſſens zu Tage, die, mit der genaueſten Lokalkenntniß verbunden, in den abgelegenſten Details dieſer an Wechſelfällen des Geſchickes und an Dunkelheiten gleich reichen Geſchichte von Rom förmlich zu Hauſe iſt. Je mehr die Erzählung ſich der neueren Zeit nähert, um ſo zahlreicher werden die Einblicke in die Familiengeſchichten, die genealogiſchen Nachweiſungen, die Anknüpfungen an politiſche und literariſche Ereigniſſe aus der Geſchichte der europäiſchen Völker. Für ein Buch, das nach der Abſicht des Verfaſſers für weitere Kreiſe beſtimmt iſt, möchte indeſſen hier und da des Guten zuviel gegeben ſein. Wenigſtens leugnen wir nicht, daß in der vorliegenden Abtheilung die Menge intereſſanter Namen und Daten aus der Special- und Lokalgeſchichte uns zuweilen ermüdend und verwirrend erſchienen iſt.

Wenn ſich die Geſchichte der Stadt Rom im Alterthum mit der der Kaiſer vielfach kreuzt, ſo iſt ſie nicht minder während des Mittelalters und der Neuzeit mit derjenigen ihrer geiſtlichen Herrſcher keineswegs identiſch. Vielmehr ſind, wie einſt zu den Kaiſern, ſo auch zu den Päpſten die äußeren und innerlichen Beziehungen der ewigen Stadt einem ſteten, oft ſehr bunten Wechſel unterworfen geweſen. Wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß mehrere der mächtigſten Päpſte des Mittelalters, darunter der eigentliche Gründer der kirchlichen Abſolutie, der gewaltige Gregor VII., über die römiſche Stadtgemeinde eine Herrſchaft nicht beſeſſen haben, ja mehrfach in offenem Kampfe von ihr befehdet worden ſind. Im fünfzehnten Jahrhundert hat ſich dies Verhältniß äußerlich feſter geſtaltet; Rom iſt ſeit der Beendigung des großen Schisma bis auf unſere Tage, vier und ein halbes Jahrhundert lang, die kurzen, unfreiwilligen Exile des ſiebenten und des neunten Pius abgerechnet, ununterbrochen der Sitz der Curie geblieben, und nachdem ſeine Bewohner in dem Glanze und dem Gewinne, der ihnen durch die Hofhaltung der Päpſte auf tauſend Wegen mühelos zu Theil wurde, den Erſatz für ſtaatliche und bürgerliche Freiheit gefunden hatten, hat es während dieſer langen Zeit den Knechten der Knechte Gottes beinahe ausnahmslos Gehorſam geleiſtet. Innerlich freilich iſt trotzdem der Gegenſatz zwiſchen dem Papſtthum und der römiſchen Gemeinde niemals vollſtändig aufgehoben worden, und es hat in neuerer Zeit nicht an Anläſſen gefehlt, wo der alte Spalt ſich plötzlich weit und tief genug geöffnet hat. Für uns moderne Menſchen beruht die Bedeutung Roms, vom confeſſionellen Standpunkt abgeſehen, längſt nicht mehr darauf, daß die Nachfolger Petri dort ihre Reſidenz haben. Rom nimmt nicht mehr, wie während des Mittelalters, als die Stadt der Heiligen unbeſtritten die erſte Rolle unter allen Städten der Welt ein, ſondern es verdankt den hiſtoriſchen Erinnerungen, die ſeine Trümmerwelt umwehen, und den Kunſtſchätzen, die in ſeinen Kirchen und Paläſten angeſammelt ſind, daß ſein Name noch heute den Gebildeten aller Nationen ein theurer Klang iſt.

Dieſer Wandel in der inneren, der geiſtigen Stellung Roms hat ſich gerade während des fünfzehnten Jahrhunderts vollzogen, gleichzeitig mit der Befeſtigung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte, und, wie uns dünkt, in unverkennbarem Zuſammenhange mit ihr. Es iſt dieſes Jahrhundert das letzte geweſen, in welchem die Päpſte von der geſammten Chriſtenheit als ihr geiſtliches Oberhaupt betrachtet wurden: der Anfang des nächſten ſah den deutſchen Bauernſohn ſeinen kühnen Abſagebrief an die Thür der Wittenberger Schloßkirche heften, und während ſeines Verlaufes vollzog ſich unter dem Vortritte der Deutſchen die große und unwiderrufliche Befreiung des chriſtlichen Gewiſſens vom römiſchen Joche. Was hat unſern Martin Luther zu dem ungeheuern Schritte getrieben? Es war die gänzliche Verweltlichung und Glaubensloſigkeit, unter deren Bann die römiſche Kirche mit Haupt und Gliedern verſunken war! Seit einem vollen Jahrhundert den weltlichen Sorgen und Neigungen jeder Art rückſichtslos hingegeben, war der römiſchen Hierarchie dasjenige abhanden gekommen, was ihre geiſtige Herrſchaft begründet hatte: das Verſtändniß der religiöſen Bedürfniſſe der Chriſtenheit.

Die Reihe der von unſerm Verfaſſer mit Sorgfalt und vieler Schonung gezeichneten Papſtbilder jenes Jahrhunderts gewährt hierzu die unzweideutigſten Belege. Wie zu allen Zeiten, haben ſich auch damals unter den Fürſten der Kirche bedeutende Männer befunden. Aber iſt in dem ganzen Jahrhundert, das der Reformation voraufging, iſt von dem vierten Eugen bis zu Alexander VI. auch nur ein einziger Papſt aus wirklich religiöſen Motiven zu ſeiner Würde erhoben worden? Hat auch nur Einer ſein hohes Amt in religiöſem Sinne verwaltet? Wir mögen in's Auge faſſen wen wir wollen: den bauluſtigen Nicolaus V. oder den Belletriſten Pius II., den prachtliebenden Sohn Venedigs Paul II., oder Alexander VI., der keines Beiworts bedarf, — ſo verſchieden dieſe Männer in Charakter, Bildung, ſittlichem Werth und politiſcher Bedeutung ſind, in Einem Punkte ſind ſie Alle gleich: ſie haben Rom und die Kirche wie weltliche Herrſcher, nicht als geiſtige Oberhäupter regiert. Um den Klerus von den Banden der Welt möglichſt frei zu erhalten, hatte Hildebrand ihm das furchtbare Attribut

*) Geſchichte der Stadt Rom. Von Alfred von Reumont. Dritter Band. Berlin, Verlag der Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker), 1868. Mit zwei Plänen. (IX und 574 S. Lexikon-Octav.)

Digitized by Google

der Eheloſigkeit zuertheilt. Das fünfzehnte Jahrhundert hat die Früchte dieſer Vergewaltigung geſehen: jeder Papſt fand es ſelbſtverſtändlich, ſeine Verwandten im weiteſten Sinne des Worts auf Koſten der Chriſtenheit auszuſtatten. Der weite Mantel der Kirche reichte nicht hin, um Fürſten- und Herzogskleider für alle dieſe Piccolomini und Rovera und Borgia zuzuſchneiden; keine Cardinal-Promotion, bei der nicht Nepoten des regierenden Papſtes oder Geſchöpfe von Nepoten unter die höchſten Berather des Statthalters Chriſti berufen wurden. Nur auf dieſe Weiſe iſt es zu erklären, wie die ſonſt ſo weltverſtändige Curie in dem Augenblick, wo der größte Sturm über ſie hereinzubrechen drohte, wo eine geiſtige Revolution ſonder Gleichen ihrem Ausbruche nahte, ſich einen Alexander VI. zum Oberhaupte geben konnte.

Wie für die geiſtige Bedeutung, ſo auch für die äußere Geſtalt der Stadt iſt der Ausgang des 15. Jahrhunderts ein wichtiger Wendepunkt geweſen. Mit dem Studium der Klaſſiker war das Intereſſe an den Denkmälern des Alterthums wieder erwacht. Die rauhe Baronenzeit des Mittelalters hatte auf den Gräbern, den Tempeln und Paläſten der Kaiſerzeit ihre Burgen und Schanzen aufgerichtet; die Ruinen waren als Steinbrüche benutzt, die Trümmer von Säulen und Statuen — und leider nicht blos die Trümmer! — zu Kalk verbrannt worden. Die Aenderung kam allmählich, aber ſie kam. Das Zeitalter der großen Humaniſten Italiens war hereingebrochen. Man ſah einen Poggio, einen Valla die halbverſchütteten Inſchriften von den Bauwerken des Alterthums ſammeln; kunſtgelehrte Architekten, wie Leonbattiſta Alberti, Brunellesco Bramante, ſuchten und fanden unter den Ruinen Roms Vorbilder für die Baukunſt der Renaiſſance. Man fing an, der Erde die Schätze an Bildwerken, die ſie vor der zerſtörenden Hand der barbariſchen Zeit treu geborgen hatte, durch fleißige Nachforſchungen wieder abzufordern. Ein junger florentiniſcher Bildhauer, deſſen Name bald unauflöslich mit dem der ewigen Stadt verbunden werden ſollte, ließ ſeinen Amor auf römiſchem Boden vergraben und wieder auffinden, um ſeine Arbeit von Kennern als ein Werk des Alterthums geprieſen zu ſehen. Päpſte und Cardinäle umgaben ſich mit Gelehrten, mit Künſtlern und Kunſtfreunden, von denen ſie mit allen Ueberſchwänglichkeiten des raffinirteſten Hoftons, zugleich aber in klaſſiſch reiner Sprache, als Auguſte und Mäcene gefeiert wurden.

So begann nach und nach der düſtere Charakter des mittelalterlichen Roms einem lichteren Anblicke zu weichen. Feudalthürme, die bisher ohne Zahl die Straßen drohend überragt hatten, feſte Söller, die man als Zuflucht vor Angriffen und als Bruſtwehr zur Vertheidigung an den Häuſern angebracht hatte, wurden abgetragen; das trotzige Baronenkaſtell verbarg ſeine finſtern Mauern hinter einer Façade von Künſtlerhand; weite Höfe wurden von hohen hellen Arkaden umſpannt, von deren Loggien manche in nicht ferner Zeit von großen Malern mit dem herrlichſten Bilderſchmucke verziert werden ſollten. Drei der großartigſten römiſchen Palaſtbauten, der Palaſt von Venedig (auch von S. Marco genannt), die Cancellaria, und das Appartemento Borgia im Vatican, ſind in dieſer Zeit entſtanden. Die Namen und Wappen von Nicolaus V., Sixtus IV. und Alexander VI. ſieht man noch heute ungemein häufig an römiſchen Bauten aller Art, an Brücken und Thoren, Kirchen und Fontänen angebracht, Zeugen der durchgreifenden Veränderung, welche die Architektur der Stadt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfahren hat.

Am meiſten charakteriſtiſch wurde dieſe Veränderung ſichtbar an dem allerhervorragendſten Gebäude von Rom, der Peterskirche. Dieſer große, für das Wachsthum des römiſchen Pontificats faſt ſymboliſche Tempel der Chriſtenheit hatte trotz der unglaublichen Reihe von Wechſelfällen der Geſchicke, die ihn im Laufe von 12 Jahrhunderten betroffen hatten, doch bis in den Ausgang des fünfzehnten weſentlich den Charakter ſeiner Entſtehung bewahrt: er ſtand mit Porticus und Vorhof, Glockenthurm und Hauptgebäude da als die älteſte und vornehmſte der altchriſtlichen Baſiliken, umringt von einer Menge von Denkmälern aller Art, deren Urſprung zum Theil ebenfalls in die älteſten Zeiten der chriſtlichen Kunſt hinaufreichte. Dieſer alten Peterskirche, von der uns nichts bewahrt iſt, als wenige zerſtreute Erinnerungen (ihre Façade ſieht man z. B. abgebildet auf Rafael's Incendio in den vaticaniſchen Stanzen), widmet der Geſchichtſchreiber von Rom, an dem Zeitpunkte angelangt, da dieſer ehrwürdige Bau verſchwinden ſollte, eine überaus eingehende Schilderung. „Beinahe zwölf Jahrhunderte", ſagt er beim Eintritt in das Innere der Baſilika, „hatten dieſe Hallen erlebt, alle Geſchicke und Stürme des Pontificats hatten ſie mit durchgemacht, Triumph und Fall und Wiedererhebung in raſchem Wechſel geſchaut, wiederholt Schauplatz welthiſtoriſcher Ereigniſſe, in denen Rom Mittelpunkt, die ganze Chriſtenheit Peripherie war. Der lebendige Charakter dieſer großen Geſchichte war der vaticaniſchen Baſilika aufgedrückt. Auch in den Tagen fortſchreitenden Verfalls und ungeachtet der Merkmale der geſunkenen Kunſt der Zeit ihres Entſtehens, war ſie ein mächtig impoſanter Bau, ergreifender als in den Jahren ihres friſchen Glanzes durch die mit ihr gealterten Zeugniſſe des Sieges des Chriſtenglaubens über das Heidenthum. Man mochte der mangelnden Harmonie der Verhältniſſe, der Ungleichartigkeit der Materialien vergeſſen, wenn man ſich dem Jahrhundert Conſtantin's, Leo's, Gregor's des Großen, Karl's und Otto's, Gregor's VII., Alexander's III., Innocenz' III. nahegerückt fand. Rieſenhoch ſtrebte das Mittelſchiff der Baſilika empor, von je zweiundzwanzig korinthiſchen, keineswegs immer gleichartigen Marmor- und Granitſäulen und vier Pfeilern getragen, mit flachem, ſeit Nicolaus III. mit Papſtbildern in Muſiv geſchmücktem, gleich den Säulen von älteren Bauten entlehntem Marmorgebälk. Die darüber ſich erhebende Wand, wie bei allen der Bogen über den Säulen entbehrenden Baſilikenbauten unbelebt und von übermäßiger Höhe, war ſeit neun Jahrhunderten mit zwei Reihen Darſtellungen aus der Heiligengeſchichte geziert, während oben eine Reihe dreitheiliger Fenſter im Spitzbogenſtil, zwiſchen denen Geſchichten aus dem Leben der Apoſtel Petrus und Paulus angebracht waren, Licht einfallen ließ. Die Seitenſchiffe hatten über den Säulen Bogen, die Wände waren urſprünglich mit Marmorplatten bekleidet, wovon nur Reſte erhalten waren. Der Dachſtuhl des Mittelſchiffs war ſichtbar, das Paviment verſchiedenartig von Marmormuſiv und Marmorplatten, im Hauptſchiff mit mehreren jener großen Porphyr- und Granitrunde, von denen das eine, auf welchem das Gebet über den zu krönenden Kaiſer geſprochen zu werden pflegte, durch die Geſchichte Paſchalis' II. und Heinrich's V. berühmt worden iſt. So Mittelſchiff wie Seitenſchiffe wieſen längs Säulenreihen und Wänden zahlreiche Altäre, Heiligthümer, Monumente auf, von den älteſten Zeiten zum 15. Jahrhundert herabreichend. Hier lagen viele Päpſte des früheren Mittelalters, die meiſten der letzten Jahrhunderte. Ihnen ſchloſſen ſich zahlreiche Cardinäle, Biſchöfe, andere Würdenträger an, Geiſtliche wie Weltliche, Wohlthäter des großen Tempels durch Stiftungen und Bauten, fremde Herrſcher, die in Rom eine Ruheſtätte

Digitized by Google

ſuchten und fanden, welche die eigene Heimat ihnen verweigert hatte.“

Daß man dazu gelangen konnte, ein ſolches Denkmal der ganzen chriſtlichen Vergangenheit dem Untergange preiszugeben, iſt ein höchſt merkwürdiges Zeichen der Zeit. Es war Nicolaus V., der bauluſtige Mäcen der Humaniſten, der an die Stelle der alten Kirche einen rieſigen Neubau zu ſetzen beſchloß. Sein Plan bezweckte nichts weniger als eine vollſtändige Umgeſtaltung des geſammten vaticaniſchen Stadtviertels. Ohne Rückſicht auf das Vorhandene, von idealen Anſchauungen geleitet, war eine Anlage projectirt, die neben dem neuen Dom eine neue monumentale Reſidenz für den Oberherrn der römiſchen Kirche umfaſſen ſollte, mit Reſidenzen je nach den verſchiedenen Jahreszeiten, mit Quartieren für das Cardinals-Collegium und Localen für die ſämmtlichen Aemter und Geſchäfte der Curie, mit Prachtſaal für die Papſtkrönungen und den Empfang von Kaiſern, Fürſten, Botſchaftern, mit Räumen für das Conclave, mit Kapellen, Bibliothek, Waſſerleitung, Gärten, zugleich wie eine Burg gegen äußern Angriff geſchützt. — Der Papſt hat dieſen Plan, dem zu Liebe ſofort mit dem Abreißen der Anielſchen Grabkapelle, eines der ehrwürdigſten Denkmäler der alten Peterskirche, begonnen ward, nicht entfernt durchzuführen vermocht. Aber der Gedanke, eine neue Peterskirche an die Stelle der alten treten zu laſſen, war einmal ausgeſprochen; er blieb lebendig und ward im nächſten Jahrhundert durch den Bau jenes wunderbaren Domes verwirklicht, der, wie er als die gewaltigſte Schöpfung des gewaltigſten Meiſters der Renaiſſance bewundert zu werden verdient, gleichzeitig das ausgeprägteſte Denkmal der Verweltlichung des Papſtthums genannt werden muß.

P. D. Fiſcher.

Machiavell's Buch vom Fürſten in neuer Ueberſetzung.*)

Der Principe des Niccolo Machiavelli iſt in faſt alle europäiſche Sprachen überſetzt worden: dieſer Umſtand allein ſpricht ſchon für die hohe Bedeutung des merkwürdigen Buches, das Vielen ſo räthſelhaft, Anderen abſcheulich, den Meiſten furchtbar und gewaltig erſchienen iſt. Die jüngſte Entwickelung der Dinge in Italien und in Deutſchland hat die Blicke der Zeitgenoſſen wieder auf den großen Verfechter des politiſchen Jeſuitismus gelenkt und den Werken des einſtigen Staatsſekretärs der Florentiniſchen Republik, der mit allen Kräften und mit allen Mitteln die Einheit und Freiheit Italiens erſtrebte, neue Bewunderer gewonnen. Herr Dr. Alfred Eberhard in Berlin hat ſich nach Riedel und Regis an die deutſche Wiedergabe des Buches vom Fürſten gewagt und im Allgemeinen eine recht ſchätzenswerthe Arbeit geliefert, die zwar mit der franzöſiſchen Leiſtung des trefflichen Quinet nicht wetteifern kann, aber mit redlichem Fleiße, Treue des Ausdrucks und unbeſchadet einer viel zu lebhaft gefärbten apologetiſchen Tendenz mit Kenntniß der Tragweite der Gedanken des Autors gefertigt iſt.

So ſehr wir die Verbreitung machiavelliſtiſcher Grundſätze von dem Boden des deutſchen Vaterlandes entfernt wünſchen müſſen, ſo ſehr iſt dennoch die genaue Kenntniß der eiſern kaltblütigen Rathſchläge, die Machiavell den Fürſten ertheilt, nothwendig und heilſam, weil ſie den tiefſten Einblick in die Denkweiſe jener Machthaber gewährt, denen der politiſche Vortheil das oberſte Geſetz und die Moral blos auf Nützlichkeitsregeln hinauskommt. Es war eine Diplomatie, welcher Papſt Alexander VI. und ſein ihm an Schandthaten ebenbürtiger Sohn Cäſar Borgia die Muſterbeiſpiele jedweden Frevels gegeben hatten, die unmittelbar in Machiavelli's „Fürſten“ ſich wiederſpiegelt und für deren Nachfolger und Fortſetzer ſein Werk beſtimmt war. Im Hauſe der Mediceer hat die Widmung des Buchs an Lorenzo, Piero's Sohn, herrliche Früchte getragen! „Der Zweck heiligt die Mittel“, das iſt die Summa dieſer politiſchen Lehre. Sie iſt älter, als der Probabilismus der Geſellſchaft Jeſu, denn ſie iſt älter als die Reformation und Gegenreformation, aber ſie ſtimmt mit den innerſten Fäden der Jeſuitenmoral zuſammen und darf als ihr würdiger Vorläufer gelten. Das „omnia in majorem Dei gloriam“ iſt bei Machiavell in der Form des „omnia in majorem Rei publicae gloriam“ wiederzufinden. Raub, Diebſtahl, Betrug, Hinterliſt, Meineid, Meuchelmord können „unter Umſtänden“ ſehr paſſend und förderlich ſein, auch einem guten, achtbaren, nur um das Wohl ſeiner Unterthanen und um die Größe ſeines Vaterlandes beſorgten Fürſten; — ſo nach Machiavell und ſeinen Schülern.

Das 18. Capitel mit der Ueberſchrift: „Auf welche Weiſe die Fürſten Treue und Glauben halten müſſen“, giebt den Schlüſſel zum Verſtändniß des ganzen „Principe“, denn es drückt den Grundgedanken am Unumwundeſten aus und beweiſt am Schärfſten, wie tief Machiavell die Menſchen verachtete. Seine Discurſe über die erſte Decade des Titus Livius liefern den breiteren Commentar dazu*). Ein antiker Römergeiſt und Römercharakter war Machiavell, ſtählern, aber unendlich biegſam, was die Mittel zum Zweck betrifft, nur von dem Streben nach Vergrößerung ſeiner Heimat, nach weiteſter Ausdehnung ihres Herrſchaftskreiſes erfüllt, ein Italiäner, der nichts ſo ſehr haßte als die Fremden und unabläſſig auf Mittel zu ihrer Vertreibung ſann. Die Ideen eines Gioberti, eines Ceſare Balbo (in Delle speranze d'Italia) ſind von Machiavell vorbereitet worden; das Werk der Emanzipirung Italiens haben die Cavour, die Ricaſoli, die Ratazzi neben den Garibaldi und Mazzini, wenigſtens theilweiſe gewiß, nach Machiavelli's Vorſchriften in Scene geſetzt und wahrlich mit Glück und Erfolg. Ein glühender Patriot iſt Machiavelli geweſen: dieſer Ruhm iſt ihm bleibend und in den Schlußworten des Principe, die auch unſer Ueberſetzer kräftig wiedergegeben hat, glänzend verewigt. Aber, fragen wir, wenn das Vaterland die höchſten Opfer erheiſcht, warum ſollte es nicht werth genug ſein, durch redliche Mittel gerettet zu werden? Steht dieſes Gut darum ſo hoch, weil nur niedrige Handlungen es bewahren können? Soll eine Perle oder ein Demant nicht in goldener Einfaſſung prangen? Raub und Mord, Hinterliſt und Gewaltthat, Bruch des Vertrauens und des gegebenen Wortes haben noch niemals Staaten dauernd befeſtigt, und die Geſchichte zeugt mit feurigen Lettern, wie furchtbar Der irrt, welcher den Rathſchlägen eines Machiavell folgt.

Trauttwein von Belle.

*) Niccolo Machiavelli: Das Buch vom Fürſten. In's Deutſche übertragen von Alfred Eberhard. Mit Machiavelli's Portrait nach einer Originalbüſte des Berliner Muſeums. Berlin, Verlag von W. Adolf u. Comp. (H. Hengſt), 1868. XXVIII und 100 Seiten kl. 8.

*) Es iſt geradezu unbegreiflich, wie Herr Eberhard in ſeiner Vorrede hat behaupten können, das Buch vom Fürſten ſtehe unter den Schriften Machiavell's allein, während jeder Literarhiſtoriker weiß, daß die Tendenz der Betrachtungen über den Livius genau dieſelbe iſt!

Digitized by Google

Baltiſche Provinzen.

Das nationale Ehſtenthum.

Von einem Finnländer.*)

Das Schickſal der Völker iſt in des Allmächtigen Hand. So lang dieſe aber nicht ihren letzten Athem verhaucht haben, ſind ſie zu Schutz und Förderung ihrer nationalen Zukunft verpflichtet. Dieſe Idee iſt es, die in ſo mancher Gegend der Welt auch kleiner Völker Kräfte zu großen Anſtrengungen für ihre Selbſtändigkeit ſtählet.

Wir Finnländer haben in dieſer Art Beſtrebungen viel Widerſtand erfahren, und nur unſere Trägheit läßt die Förderung des allbereits begonnenen nationalen Werkes einen ſchleichenden Gang gehen. Viel Schwereres bleibt unſeren nahen Nachbarn und Blutsverwandten, den Wirolaiſet (Ehſten) zu thun; ihr ſozialer und politiſcher Zuſtand iſt ſechs Jahrhunderte lang ſo beſchaffen geweſen, daß ein anderes Volk ihn kaum überdauert hätte, und auch ihre heutige Stellung iſt noch in vieler Hinſicht ſehr bedenklich. Einerſeits bedrängt ſie unaufhörlich das Deutſchthum, andererſeits das Slaventhum. Wie groß muß alſo die Zähheit des kleinen, nur 800,000 Seelen zählenden Volkes ſein, daß es durch eine ſolche Vergangenheit der Zukunft entgegenzuſtreben wagt! In einiger Hinſicht haben die Ehſten uns ſogar überflügelt, oder, beſſer geſagt, ihr Streben iſt zwar gänzlich auf den nationalen Schauplatz beſchränkt geblieben, entwickelt aber in dem engen Kreiſe bedeutende Kraft. Die Volksliteratur der Ehſten iſt verhältnißmäßig reich zu nennen; Leſekenntniß und Leſeluſt finden ſich bei ihnen häufiger als unter uns; an jedem Orte giebt es Dorfſchulen; Zeitſchriften und Bücher finden guten Abſatz. Bemerkung verdient auch, daß die Protokolle der niederen Behörden ſchon ſeit lange in der Sprache des Volkes abgefaßt werden, denn der Geiſtliche iſt verpflichtet, dem „Hakenrichter" als Protokolliſt zur Seite zu ſitzen. Da nun vollends eine Verfügung vom Jahre 1866 die ganze Gemeindeverwaltung den Landbauern überläßt und inſonderheit feſtgeſetzt iſt, daß der amtliche Briefwechſel zwiſchen den Gemeinden und ihren Behörden in der Sprache jeder betreffenden Gemeinde geführt werden ſoll, ſo ergiebt ſich, daß Finnlands Zuſtände in mancher Beziehung hinter denen der Ehſten zurückgeblieben. Sobald wir jedoch über dies rein volksthümliche Intereſſe hinausgehen wollen, ſtoßen wir ſofort an eine ſcharfe Gränzlinie, deren Ueberſchreitung bis jetzt nie gelungen und ſelten verſucht worden. Der grundbeſitzende Adel, wie der höhere Bürgerſtand in den Städten iſt ſeiner Sprache und Geſinnung nach deutſch. Deutſch ſind alle ſogenannten gelehrten Schulen, und Ehſtlands Sprache gehört in denſelben ferner nicht einmal zu den Gegenſtänden des Unterrichts.

Da giebt es alſo nicht, wie in Finnland, einen der eignen Nation entfremdeten Stand, ſondern eine ganz verſchiedene Nationalität, deren Herz in Deutſchland wurzelt und welche den nationalen Boden ihres eignen Landes vollſtändig verachtet. Die Folge davon iſt auch, daß ein bitterer gegenſeitiger Haß und Argwohn die alltäglichen Verhältniſſe des Lebens vergiftet. Und ſo hat man ſchon ſiebenhundert Jahre neben einander gelebt! Es leidet aber keinen Zweifel, daß es nicht mehr lange ſo fortgehen kann. Irgend eine Veränderung iſt unausbleiblich. Zuvörderſt ſei erwähnt, daß die ſoziale Macht der ehſtniſchen Bevölkerung von Tag zu Tag anwächſt. Durch obenerwähnte Verfügung werden die Beamten allmählich gezwungen, ſich der Volksſprache zu bedienen. Andere Verfügungen geben den Bauern das Recht, eignes Land zu erwerben, und früher oder ſpäter kommt gewiß die Zeit, wenn der größere Theil des Bodens in nationalem Beſitze ſich befinden wird. Eine Folge davon muß wieder ſein, daß die ehſtniſchen Landeigenthümer Antheil erhalten an gewiſſen Rechten, die bis jetzt dem Adel allein zukamen, während die noch beſtehende Scheidemauer der Sprache einſtürzt.

Was den Schutz gegen die Moskowiten betrifft, welchen die Deutſchen in den Oſtſee-Provinzen von ihren Stammverwandten in Deutſchland etwa zu verhoffen haben, ſo iſt dieſer doch zu unverläßlich, als daß er die Augen Vernünftiger blenden könnte. Nur einträchtiges Zuſammenleben mit den Urbewohnern des Landes kann ihnen Macht geben, die beſonderen Gerechtſame und Einrichtungen aufrecht zu halten, die ihnen im Zeitalter Peter's des Erſten zugeſichert worden ſind. Aber vornehmſte Bedingung ſolcher Eintracht iſt Einheit der Sprache und Geſinnung. Man darf es als ein gutes Zeichen der Zeit betrachten, daß ſelbſt aus dem deutſchen Lager ſchon Stimmen zu Gunſten der ehſtniſchen Sprache ſich erheben. Ein in der Deutſchen Zeitung von Reval abgedrucktes Schreiben aus dem vorigen Jahre (Nr. 74) empfiehlt warm und mit ſtarken Gründen das Erlernen der Volksſprache in allen Lehranſtalten. Und in der That: ſo lange die deutſchen Bewohner des Ehſtenlandes das Ehſtniſche nicht kultiviren, haben ſie gar kein wahres Vaterland; denn ihr Sinn bleibt alsdann dem eignen Lande fremd und ſtrebt vergebens nach Deutſchland, das ihnen ebenfalls fremd iſt.

Ein guter Schritt vorwärts darf es alſo heißen, daß man von deutſcher Seite wenigſtens anfängt, die beſſere Richtung einzuſchlagen. Das Volk Ehſtlands iſt übrigens allzu klein, als daß es für ſeine Sprache eine vollkommene Herrſchaft in den höheren Gebieten des Geiſtes verhoffen oder auch verlangen könnte. Die deutſche Sprache (auch bei uns Finnen in großem Maße das Mittel zu höherem Wiſſen) braucht daher keineswegs aus Ehſtland zu verſchwinden, und ſoll es auch nicht. Aber das Ehſtniſche kann als vaterländiſche und Volksſprache in den Familien wie in den Schulen ſich einen Platz erkämpfen, und ſelbſt die höheren Stände können echte Ehſten werden, ohne ihr Deutſch zu vergeſſen. Die in letzter Zeit häufig verlangte Germaniſirung des Urvolkes wäre faſt ebenſo thöricht wie deſſen Ruſſifizirung, und ſelbſt die Zeloten des Deutſchthums geben zu, daß, während ihre Bemühungen unter den Letten in Kurland und dem ſüdlichen Livland wenigſtens einige Ausſicht auf Erfolg haben, das ehſtniſche Volk, von Werro bis zum finniſchen Meerbuſen, ihnen noch heute ebenſo hartnäckig widerſteht wie vor ſechs Jahrhunderten. Wenn aber die Nachkommen der Urbevölkerung durchaus bleiben wollen, was ſie ſind und waren, ſo kennen ſie doch zu viel von der Welt, um nicht von ihrer Kleinheit überzeugt zu ſein. Darum verſtehen ſie auch, ihre Forderungen zu beſchränken. Natürlich iſt der Blick der Ehſten mit Liebe Finnland zugewendet, wo ein nahes Brudervolk mit günſtigerem Glücke an der eignen nationalen Zukunft arbeitet, und viele Ehſten glauben, die finniſche Sprache ſei für ſie das paſſendſte Medium höherer Bildung. Der Ehſte kann dieſe

*) Nachſtehende, einer finniſchen Zeitſchrift entlehnte Mittheilungen ſind allerdings nicht im Sinne unſerer deutſchen Stammverwandten in Ehſtland geſchrieben, aber wir glauben nicht, ſie zurückhalten zu dürfen, da ſie uns als objektiv wahr erſcheinen und es den Deutſchen in den baltiſchen Provinzen nur von Nutzen ſein kann, zu wiſſen, was man im benachbarten Finnland über ſie denkt und ſchreibt. D. R.

Digitized by Google

nämlich ſehr leicht erlernen und Finnlands Literatur böte den dortigen Volksſchullehrern reiche Schätze des Wiſſens, dergleichen die Schriftſtellerei ihrer Landsleute ihnen nicht bietet.

Zu den neueſten Erſcheinungen der ehſtniſchen Literatur gehört das Kooli Lugemiſe raamat, d. i. „Leſebuch für Schulen“ eines Herrn Jakobſon, welches 248 kleine, theils proſaiſche, theils poetiſche Stücke enthält, die ſowohl der Zierde als der Verdeutlichung wegen mit ſehr ſchönen Holzſchnitten verſehen ſind. Die Stoffe, meiſt aus Natur- und Erdkunde gezogen, ſind ſehr gut gewählt und mannichfaltig, und das Buch überhaupt ſo beſchaffen, daß es uns (Finnen) als Muſter dienen könnte. Beſonders auffallend iſt der Reichthum an Beiträgen von nicht weniger als ſiebzehn vaterländiſchen Dichtern! Nicht Alles hat zwar großen poetiſchen Werth, aber man erkennt überall die metriſche Geſchmeidigkeit der Sprache. Unter den Beiſteuernden verdienen auszeichnende Erwähnung: die Herren M. Körber, L. Koidula, F. R. Kreuzwald, Fr. Brandt u. ſ. w.*)

Kuukauslehti.

Oſtindien.

Miß Carpenter über die Frauenerziehung in Oſtindien.

Aus Indien zurückgekehrt, wo das Studium des Gefängnißweſens wieder ihre Hauptaufgabe geweſen iſt, tritt Miß Mary Carpenter jetzt in England mit einem Projekt auf, das zwar anſcheinend auf einem andern Gebiete liegt als das, dem ſie bisher ihre unausgeſetzte Thätigkeit zugewendet hat, in Wahrheit aber auf das engſte mit demſelben zuſammenhängt. In der Unwiſſenheit, in der Verwahrloſung der Jugenderziehung erkennt Miß Carpenter die Quelle der Verbrechen; ſie glaubt durch Vermehrung der Schulen ganz naturgemäß zur Verminderung der Strafanſtalten beizutragen und erachtet in Indien als erſtes Erforderniß zur Durchführung einer ſozialen Reform eine gründliche Verbeſſerung der weiblichen Erziehung.

Um dieſe Reform durchführen zu können, iſt aber die Ausbildung von weiblichen Lehrerinnen das erſte und nächſte Bedürfniß. Das indiſche Volk im Allgemeinen iſt durchaus nicht abgeneigt, ſeinen Töchtern die Wohlthaten europäiſcher Bildung und Civiliſation zuführen zu laſſen, ſieht ſich aber durch zwei Umſtände daran verhindert, welche tief in ſeiner Anhänglichkeit an den Glauben und die Sitten der Vorfahren begründet ſind, wie in der Beſorgniß, ſeine Töchter dem erſtern abwendig, gegen die letzteren verſtoßen zu ſehen. Die Abgeſchloſſenheit, in welcher die indiſchen Frauen gehalten werden, verbietet den Mädchen, ſobald ſie das zwölfte, ja oft ſchon wenn ſie das zehnte Jahr erreicht haben, den Beſuch einer Schule, an welcher Männer unterrichten. Lehrerinnen gab es aber bisher nicht, oder wenn ſolche vorhanden waren, ſo waren ſie zu Zwecken der Miſſion in's Land gekommen, und der Eingeborne zieht ſich vor den Bekehrungsverſuchen mit der äußerſten Empfindlichkeit zurück.

Miß Carpenter hat nun die Abſicht, in Bombay eine Art von Lehrerinnen-Seminar zu errichten und unter ihre ſpecielle Leitung zu nehmen. Zu dieſem Zwecke will ſie im September oder Oktober dieſes Jahres nach Bombay zurückkehren, begleitet von einigen geprüften Lehrerinnen, die den Unterricht an dem zu begründenden Seminar übernehmen ſollen, von ſo vielen und gut vorgebildeten Damen, wie ſich ihr anzuſchließen geneigt ſind. Die Letzteren ſollen dann die erſten Schülerinnen des Seminars bilden und in Bombay ſelbſt diejenigen Kenntniſſe der Landesſprache und Sitten ſammeln, welche unerläßlich nothwendig ſind, ſie zur Leitung einer Schule für indiſche Mädchen zu befähigen. Es iſt aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß das auf ſolche Weiſe von engliſchen Frauen gegebene Beiſpiel von der lebendigſten Einwirkung auf die Hindus ſein und ſie zur zahreichen Nacheiferung anſpornen werde, ſobald man nur erſt allgemein die Ueberzeugung gewonnen, daß es ſich um Bildung und Verſittlichung und nicht um Proſelytenmacherei handelt. Miß Carpenter verlangt in dieſer Beziehung durchaus nicht, daß die Lehrerinnen ihren Glauben verleugnen, im Gegentheil, ſie ſollen ihn jederzeit ſehen und erkennen laſſen; vielmehr ſoll ihr Beruf von ihnen lediglich ſo aufgefaßt werden, daß ſie den Völkern des Oſtens die Elemente weſtlicher Bildung und Civiliſation zuzutragen haben. Neben der Miſſion chriſtlichen Glaubens giebt es auch noch eine Miſſion europäiſchen Wiſſens, die mit der erſtern parallel läuft und in Schichten der Bevölkerung zu dringen vermag, welche dieſer hermetiſch verſchloſſen bleiben. Es iſt eine Miſſion der Philanthropie, die Miß Carpenter zu unternehmen beabſichtigt; nicht blos England, die ganze civiliſirte Welt muß das Unternehmen mit dem lebhafteſten Intereſſe verfolgen und ihm den glücklichſten Erfolg wünſchen.

Kleine literariſche Revue.

— **Die Wichtigkeit des Waldes.** In der alten Chronik meines Heimatsſtädtchens, Baldenburg in Weſtpreußen, fand ich eine Schilderung der Noth, welche die Bürgerſchaft zur Zeit einer daſelbſt herrſchenden Peſt ertragen hatte. „Alle Leiden und allen Mangel“, ſo hieß es dort, „konnten wir ertragen und überwinden, allein die Strenge und Unmenſchlichkeit, mit der man uns auch vom Holze abſperrte, brachte uns mehr Entſetzen und Verzweiflung, als man ſich vorzuſtellen vermag. Die ſchwerſte Noth, geradezu unerträgliches Weh verurſachte uns der Mangel an Brennholz.“ — Recht lebendig ſtanden mir dieſe Worte vor Augen, als ich den Vortrag des Dr. H. Contzen über den „Einfluß des Waldes“*) in die Hand nahm. In der That, ein ſolch furchtbar ernſt drohender Mahnruf ſollte hinreichend ſein, uns den Werth, die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit des Waldes mit Flammenſchrift vor die Seele zu führen. Doch obwohl dergleichen Mahnrufe aus vergangenen Zeiten bis auf die Gegenwart herab gar zahlreich erklungen, von allen Seiten immer wiederholt worden und immer eindringlicher erſchallen, — ſo iſt doch die Behauptung des Verf. leider zweifellos richtig: daß über dieſe Frage faſt allenthalben noch die größten Vorurtheile und Irrthümer herrſchen. Um ſo dankenswerther iſt daher ihre eingehende Beleuchtung von Seiten eines Vertreters der Volkswirthſchaftslehre, welcher den Ausſpruch des Oberlandforſtmeiſters von Hagen zu ſeinem Motto wählt: „Ich hoffe, daß, wenn auch die Nationalökonomen ihre Stimme für die Nothwendigkeit einer vernünftigen Waldkonſervation erheben, dann auch die Geſetz-

*) Hier ſind unter vier Namen drei Deutſche, was doch ein Beweis zu ſein ſcheint, daß die ehſtniſche Sprache den baltiſchen Deutſchen nicht ſo gleichgiltig iſt, als der finniſche Ehſtenfreund behauptet. D. R.

*) Leipzig, Carl Wilfferodt, 1868.

Digitized by Google

geber endlich ihre Pflicht erkennen, und von der vorgefaßten Meinung ablaſſen werden, daß die Stimmen der Forſtmänner, als auf einſeitigen Anſichten beruhend, keine Beachtung verdienen.“

Es iſt im Allgemeinen längſt bekannt, daß nicht die oben erwähnte Beziehung allein den Wald wichtig erſcheinen läßt, ſondern daß auch ſein Einfluß auf Klima, Kultur, Wohlſtand und Sitten von weitgreifender Bedeutung ſind; allein ſogar in den gebildetſten Kreiſen hat man über den ganzen Umfang dieſer hochwichtigen Einflüſſe meiſtens doch nur geringe Vorſtellungen. In dem als Broſchüre vorliegenden Vortrag hat der Verf. nun nach allen dieſen Seiten hin, geſtützt auf zahlreiche Citate aus der hervorragendſten forſtwiſſenſchaftlichen, landwirthſchaftlichen, national-ökonomiſchen Reiſe-Literatur, dieſe Fragen ſachgemäß, ebenſo klar und allgemein verſtändlich als eingehend erörtert. Vorzugsweiſe intereſſant erſcheinen die vielen Beiſpiele von den mächtig eingreifenden klimatiſchen Veränderungen durch das Abholzen oder Anſamen des Waldes; kaum minder der freilich nur kurze Hinweis auf ſeine ſanitätliche Bedeutung; vielen Leſern neu und darum deſto bemerkenswerther werden die Angaben über den Einfluß des Waldes auf Sitte und Volksbildung ſein; vor Allem aber beherzigenswerth in allen maßgebenden Kreiſen müſſen wir das über die Waldſtreufrage Geſagte erachten. Wir können von der trefflichen Darſtellung nicht Abſchied nehmen, ohne ihr die weiteſte Verbreitung bei allen wahren Volksfreunden und Wohlmeinenden zu wünſchen. Zugleich aber ſei es geſtattet, auf dasjenige Werk bei dieſer Gelegenheit recht dringend hinzuweiſen, welches alle Freunde der Natur und des Volkes am eingehendſten und lebensvollſten über den Wald belehren und ſie damit zu ſeinen Freunden werben kann, auf Roßmäßler's „Der Wald“*), ein Buch, welches gar nicht warm genug empfohlen werden kann. K. Ruß.

— **Der Hallodri.****) Es iſt etwas ganz Abſonderliches, das uns Norddeutſchen in dieſen öſterreichiſchen Dorfgeſchichten entgegentritt. Schon die „Dorfſchwalben“***) Silberſtein's zeigten dieſes Etwas in hohem Grade, mehr aber noch der vorliegende „Hallodri“. Trotz dieſes ſcheinbar Fremdartigen fanden aber jene erſten und alle ferneren Schöpfungen dieſes Verfaſſers den allgemeinſten Beifall, ebenſo bei uns, wie im übrigen Deutſchland. Daher verlohnt es ſich wohl der Mühe, auf ihr eigenthümliches Weſen näher einzugehen. Da tritt uns zunächſt eine Gefühlswärme und Innigkeit entgegen, die uns Kälterfühlende wohl gar abſtoßen könnte; da begegnet uns ein urwüchſiger Humor, in den wir uns wohl gar nicht hineinzudenken vermögen. Allein wie harmoniſch weiß der Dichter jene Innigkeit einerſeits mit den markigen Zügen von Kraft und Charakterſtärke, und andererſeits mit der Glut ſüdlich-feuriger Temperamente zu einen; wie wohlthuend vermag er aber auch, zugleich mit den fröhlich-ausgelaſſenen, die ernſteſten, ſelbſt tief-unglücksvollen Seiten in dem Stillleben ſeiner Dörfler uns zu malen. Ebenſo wie in den Charakterſchilderungen zeigt Silberſtein auch in den Volkseigenthümlichkeits-, Landſchafts- und Naturſchilderungen eine meiſterhafte Sicherheit und treue Lebenswahrheit. In einer jeden ſolchen Dorfgeſchichte ſehen wir daher ein farbenreiches und zugleich wahres Stück des vielgeſtaltigen öſterreichiſchen Volkslebens vor uns. Das vorliegende Bändchen insbeſondere iſt reich an allen dieſen Vorzügen. Dazu führt es uns ein Stückchen einfachen Lebens vor's Auge, das in ſeiner ſchlichten „Alltäglichkeit“ dennoch einen tiefen und erhebenden Eindruck hervorruft. Er ſchildert den leichtfertigen, ſchwankenden Charakter eines Hallodri — nach unſeren Begriffen etwa „Allotriatreiber“, Leichtfuß und „ſchlechter Kerl“ zugleich — der durch den nur moraliſchen Einfluß ſeines ſchlichten, doch charakterſtarken, klugen und edlen Weibes am Rande des Abgrunds ergriffen, erhalten und, trotz allen Schwankens, zum tüchtigen, brauchbaren und geſetzten Menſchen gemacht wird. Nicht allein als Dorfgeſchichte, ſondern auch in ihrer meiſterhaften Ausführung, in ihrer packenden, lebensvollen Darſtellung tritt uns dieſe Idee durchaus neu und eigenthümlich entgegen. R.

— **Altpreußiſche Monatsſchrift.** Das Doppelheft der „Altpreußiſchen Monatsſchrift“ Band V. Heft 6*) enthält zwei ſehr werthvolle Beiträge von Profeſſor Neſſelmann in Königsberg: 1) „ein deutſch-preußiſches Vocabularium aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts, nach einer Elbinger Handſchrift“. Da von der ausgeſtorbenen preußiſchen Sprache nur ſehr dürftige Denkmäler erhalten ſind, nämlich ſonſt nur drei Bearbeitungen des lutheriſchen Katechismus und eine Sammlung von 100 Vokabeln, ſo iſt dieſe neu aufgefundene Sammlung, welche 802 Nummern führt, von großem Werth für die Sprachkunde. Zweitens bietet Herr Neſſelmann in dem Hefte die metriſche Ueberſetzung einer Epiſode, „Amba“ betitelt, aus dem ſanskritaniſchen Heldengedicht Mahabharata.

Literariſcher Sprechſaal.

Herr Profeſſor Dr. Ferdinand Cohn aus Breslau hielt am 7. Januar in der großen Halle des Berliner Handwerkervereins einen lichtvollen Vortrag über die Leben ſchaffende Wirkung des Lichtes. Der geſchätzte Botaniker begnügte ſich, den ſchöpferiſchen Einfluß der Sonne auf die Welt der Pflanzen nachzuweiſen, aber die ſchaffende Kraft, die er auf dieſem niederen Gebiete des organiſchen Lebens in vielen Erſcheinungen überraſchend nachwies, läßt ſich, bei näherem Eingehen auf das Weſen und die wunderbaren Wandlungen des Lichtes, in den höheren Regionen des animaliſchen, ja, des geiſtigen Lebens ebenfalls erkennen. Das Licht, ſagte Herr Prof. Cohn, iſt für die Pflanzenwelt das, was für den Menſchengeiſt Wahrheit und Freiheit iſt. Noch iſt zwar das Geſetz nicht begründet, nach welchem die Sonne die Pflanzen anzieht oder abſtößt, ſie bewegt und belebt, aber ſoviel ſteht feſt, daß die Kraft des Lichtes den Kampf mit der gewaltigen Kraft der Schwere (mit der Anziehungskraft der Erde) in den Erſcheinungen des Pflanzenlebens ſiegreich beſteht. Herr Cohn zeigte, daß die Pflanze, von ihren erſten Keimſpuren in den Chlorophyllkügelchen der Zelle bis zur Vollendung ihres organiſchen Lebens, unbedingt den Einflüſſen des Lichtes folgt, welches die Stoffe, die die Pflanze aus dem Boden oder aus der Luft aufnimmt, in Lebensſtoffe verwandelt. Das Licht iſt der Ernährer alles

*) Leipzig und Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung.

**) Eine Dorfgeſchichte aus Oeſterreich, von Auguſt Silberſtein. Berlin, Otto Janke.

***) Derſelbe Verlag.

*) Königsberg, Th. Theile's Buchhandlung.

Digitized by Google

deſſen, was auf Erden lebt: es ſchafft die Nährſtoffe der Pflanze, und dieſe nähren wieder die Thiere. Und ebenſo, wie die Nährſtoffe, ſetzt ſich das Licht auch in Leucht- und Wärmeſtoffe durch Vermittelung der Pflanze um. Das Holz, die Steinkohle, iſt nichts als conſervirtes Sonnenlicht, das, nachdem es eine größere oder kleinere Anzahl von Jahren latent war, in Geſtalt des Feuers wieder zur Erſcheinung kommt, welches letztere uns durch den in ihm wiedererweckten Sonnenſtrahl leuchtet, wärmt und neue Arbeitskräfte zuführt. Aus den Kohlenminen Englands allein wird alljährlich eine Summe von Arbeitskraft nutzbar gemacht, welche die zwiefache Kraft ſämmtlicher auf der Erde lebenden Menſchen erreicht. Alles das ſchuf das Licht aus der kleinen, unſcheinbaren Pflanzenzelle; aber woher hat das Licht dieſe Kraft, woher ſtammt die Urzelle ſelbſt? Hierauf weiß die Wiſſenſchaft keine poſitive Antwort zu ertheilen. Sie ahnt nur, daß das Licht, welches der Träger jener ſchaffenden Kraft iſt, nicht blos der Sonne, als der uns nächſten Lichtquelle, entſtrömt, ſondern in Beziehungen zu dem Weltganzen ſteht, in welchem, nach Humboldt's Kosmos, alle Naturkräfte zuſammenwirken und von ewigen Geſetzen beherrſcht werden. J. L.

Zur Orientirung in der, in allen jüdiſchen Gemeinden viel verhandelten Cultusfrage hat der ebenſo durch ſeine wiſſenſchaftliche Richtung, wie durch ſeine milde, verſöhnende Geſinnung bekannte Rabbiner der Gemeinde zu Breslau, Herr Dr. M. Joël, eine kleine Schrift herausgegeben, welche auch in Berlin und anderwärts in den betreffenden Kreiſen mit Intereſſe geleſen werden dürfte.*) Seinem Charakter getreu, hat der Verfaſſer die Frage zuerſt vom wiſſenſchaftlich-hiſtoriſchen, ſodann vom religiös-rituellen und endlich vom Standpunkte der Geiſtesbildung unſerer Zeit betrachtet. Selbſtverſtändlich ſucht die Schrift allen dieſen Standpunkten gerecht zu werden und auf dem Wege der Vermittelung den Frieden und die Eintracht der Gemeinden zu erhalten.

In ſeinen „kleinen Schriften zur Geſchichte und Literatur“**) theilt uns F. W. Ebeling einige intereſſante, bisher noch nicht bekannte Nachrichten über Martin Opitz, ſowie einen Beitrag zur Ehrenerrettung von Eliſe Bürger, mit. Zunächſt erhalten wir ſechs bis jetzt ungedruckte Briefe von Martin Opitz, die der Verfaſſer im Anhaltiniſchen Geſammtarchiv zu Köthen fand. Wenn Briefe von Opitz für den Literaturfreund ſchon an ſich Intereſſe haben, ſo gewinnen die vorliegenden ein erhöhtes durch den Umſtand, daß ſie Opitz in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft an den Fürſten Ludwig von Anhalt ſchrieb, und daß durch ſie Opitzens bis jetzt ziemlich unaufgeklärtes Verhältniß zu jener für die Geſchichte unſerer Sprache und Literatur ſo wichtigen Geſellſchaft einigermaßen aufgeklärt wird.

Den Hauptwerth legt der Verfaſſer auf den letzten Abſchnitt des Buches, der auch in einem Seperatabdruck erſchien. Derſelbe bezweckt nichts Geringeres als eine Ehrenrettung der bis jetzt übel berufenen dritten Frau des Dichters Bürger. Wir kommen etwas ſpät mit unſerer Anzeige und können daher anführen, daß die bis jetzt laut gewordenen Stimmen der Kritik die Ehrenrettung für eine gelungene erklären. Auch wir ſchließen uns dieſem Urtheile an, indem wir mit Vergnügen hinzufügen, daß der Verfaſſer ſich von einer Glorificirung ſeiner Heldin um jeden Preis durchaus fern gehalten hat, daß er auch ihre Schwächen und Fehler nicht verſchweigt oder bemäntelt. Briefe von Eliſe Bürger und an ſie, verſchiedene Blätter zuſammenhangsloſer Aufzeichnungen ihrer Hand, möglicherweiſe in der Abſicht einer Veröffentlichung ihrer Lebensgeſchichte erfolgt; Briefe von G. A. Bürger, von der Schriftſtellerin Marianne Ehrmann, der Vermittlerin der Heirat, und glaubwürdige Mittheilungen von Perſonen, welche die Arggeſchmähte gekannt haben, ſind das Material, auf das die Ehrenrettung ſich ſtützt. Ueber Eliſens Lebenslauf nach der Trennung von Bürger wird ebenfalls Neues beigebracht; der Verfaſſer hat ganz recht, wenn er auch daraus Schlüſſe auf den Charakter zieht und zu dem Reſultate kommt, daß demnach Eliſe auch früher kaum die geweſen ſein könne, für die man ſie bis jetzt hielt. Alles, was wir von Eliſe Bürger erfahren, läßt uns zu der Ueberzeugung kommen, daß ſie die volle Wahrheit ſchrieb, wenn es in einem ihrer Briefe an den Banquier Merk in Hamburg heißt: „Wenn ich mich vertheidigen ſoll, ſo muß ich zuvor erſt den Verſtorbenen auf's Schwerſte anſchuldigen, auf eine Weiſe, die ihn in den Augen der Nation auf's Tiefſte herabſetzen müßte. Er iſt aber als Dichter genug verkannt worden, und des Dichters wegen, will ich nun duldend und ſchweigend verzeihen, was der Mann, für meine Fehler über Gebühr, an mir verbrochen.“ A. R.

Wir theilen nachſtehend das Programm der acht Vorträge über die Geſchichte der deutſchen (franzöſiſchen und engliſchen) Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit, die Herr Profeſſor Dr. Prutz am 15. Januar im Saale des Vereins der Freunde in Berlin eröffnet:

1) Einleitung: allgemeine Charakteriſtik des 18. Jahrhunderts; die Aufklärung, ihr Begriff und ihre geſchichtliche Entwickelung. Rückblick auf die neubeginnende geiſtige Bewegung ſeit Mitte des 17. Jahrhunderts; Naturforſchung und Philoſophie. Früheſte Anfänge der Aufklärung in Holland, England und Frankreich; Spinoza, Newton, die engliſchen Deiſten, P. Bayle.

2) Anfänge der Aufklärung in Deutſchland; Leibniz, Chr. Wolf. Spener und die Pietiſten; Thomaſius. Die poetiſche Literatur in Deutſchland; die Berliner Hofpoeten, J. Chr. Günther.

3) Voltaire, ſein Leben, ſeine Werke und ſein Einfluß.

4) Die deutſche Literatur im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts; Brockes, Haller, Hagedorn. J. Chr. Gottſched, ſeine Anhänger und ſeine Gegner; Chr. F. Gellert.

5) Die engliſche Literatur gegen Mitte des 18. Jahrhunderts; Richardſon, die Sentimentalität und der Familienroman. Rückwirkungen auf Deutſchland; Klopſtock und Wieland.

6) Die franzöſiſche Literatur um Mitte des 18. Jahrhunderts; Montesquieu, Diderot. J. J. Rouſſeau, ſein Leben, ſeine Werke und ſein Einfluß.

7) Fortſchreitende Entwickelung der Sentimentalität in England; Young's Nachtgedanken, der angebliche Oſſian. Gegenwirkung der engliſchen Humoriſten; Fielding, Smollet, Goldſmith, Sterne.

8) Nachwirkungen in Deutſchland; Anfänge der Genieperiode. G. E. Leſſing; Hinweiſung auf Goethe, Schluß.

---

*) Zur Orientirung in der Cultusfrage. Von Dr. M. Joël, Rabbiner der Gemeinde zu Breslau. Breslau, Schletter'ſche Buchhandlung (H. Skutſch), 1869.

**) Moſaik. Kleine Schriften zur Geſchichte und Literatur. Von Fr. W. Ebeling. Leipzig, G. J. Purfürſt, 1867.

Digitized by Google

Alle Besitzer von Meyers Konversat.-Lexikon, 2. Aufl., werden auf den soeben vollendeten **Register- und Supplement-Band** (Preis 2 Thlr.) aufmerksam gemacht, welcher alle wichtigen Ergänzungen, Berichtigungen und Nachträge enthält, die das Werk auf den gegenwärtigen Stand der Kenntniss erheben. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, den Register-Band in demjenigen Einband zu liefern, in dem das Hauptwerk ausgegeben worden ist. (9)

Das **Bibliographische Institut** in Hildburghausen.

Durch die **C. Muquardt**'sche Buchhandlung zu Leipzig ist zu beziehen: (10)

De Toekomst. Nederduitsch tijdschrift voor opvoeding en onderwijs, uitgegeven door Frans de Cort, onder bestendige medewerking van voorname onderwijzers, taalgeleerden en letterkundigen in Vlaamsche België en Holland.

Die Zukunft. Niederdeutsche Zeitschrift für Erziehung und Unterricht, herausgegeben von Frans de Cort, unter beständiger Mitwirkung bedeutender Lehrer, Sprachkundiger und Schriftsteller in vlamisch Belgien und Holland.

Jährlich 12 Nummern von 48 Octav-Seiten. Abonnementspreis 2 Thlr.

Zum Anstausch der *Toekomst* gegen deutsche, dänische und schwedische pädagogische Blätter erklärt sich der unterzeichnete Herausgeber gern bereit.

Elsene bei Brüssel. **Frans de Cort.**

Vor Kurzem erſchien in unſerem Verlage:

Ueber das Studium der Chemie.

von **H. L. Buff,**

Dr. phil., Privatdocenten der Chemie an der Univerſität zu Göttingen.

Velinpapier. 8. geh. 5 Sgr.

Dieſe kleine Schrift iſt von Wichtigkeit für Alle, die Chemie ſtudiren, um ſich einem techniſchen Gewerbe zu widmen. Sie giebt wichtige Rathſchläge und Warnungen. (11)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei **Ambr. Abel** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Abriß der

Urgeſchichte des Orients

bis zu den mediſchen Kriegen.

Nach den neueſten Forſchungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient

bearbeitet von

Dr. **Moritz Buſch.**

2 Bände. 8o. geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr. = 4 fl. 48 kr. Südd.

Dieſes Werk iſt auf Grund der neueſten Forſchungen, die namentlich die Geſchichte Aegyptens und Aſſyriens, aber auch die der Iſraeliten, Perſer und Phönizier vielfach neu beleuchten und in weſentlichen Dingen umgeſtalten, bearbeitet und empfiehlt ſich durch klare Darſtellung und lebendige Schilderung auch zur Lectüre für nicht gelehrte Kreiſe. Vielen wird dadurch eine vollkommen neue Anſchauung vom Leben des alten Orients aufgehen. (12)

Im Verlage von **Juſtus Naumann's** Buchhandlung in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu haben:

Enoch Arden.

Ein Gedicht von A. Tennyſon überſetzt von **F. W. Weber.**

Eleg. broſch. 10 Ngr. f. geb. in Goldſchn. 15 Ngr.

Es zeichnet ſich dieſe Ueberſetzung durch poetiſchen Werth und treue Wiedergabe des Originals beſonders aus. (13)

Zeitſchriften für 1869 aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr. (14)

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Monatsſchrift zum Converſat.-Lexikon.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Dieſe beiden Zeitſchriften gehören zu den geachtetſten und gediegenſten der deutſchen Journalliteratur und ſind jedem Leſecirkel, jedem vom gebildeten Publikum beſuchten öffentlichen Local zur Anſchaffung zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern. Probenummern ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Für Leſecirkel, Leih- und Privat-Bibliotheken.

Fiamma. Roman von **Günther von Freiberg.** 2 Bände. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Verantwortlich. Roman von **Annie Thomas.** Aus dem Engliſchen überſetzt von Helene Lobedan. Autoriſirte deutſche Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 Thlr.

Auf dunkelm Grunde. Roman von **Eliſe Polko.** Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Dichtungen von **A. E. Brachvogel.** Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Preis 1½ Thlr.; in engliſchem Leinenband m. Goldſchn. und Deckelverzierung 1⅔ Thlr.

Verlag der Dürr'ſchen Buchhandlung in Leipzig. (15)

So eben erſchienen die erſten Nummern der neuen Zeitſchrift: (16)

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Wöchentlich vorläufig ein Bogen. Hoch 4°. Preis: vierteljährlich 1 Thaler.

Proſpekte ſowie Probenummer liefert jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) **in Berlin.**

In unſerm Verlage erſchien im vorigen Jahre:

Neue Studien von Karl Frenzel.

Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Von dem geiſtvollen Feuilletoniſten der National-Zeitung liegt ein Band „Neuer Studien" vor, welche wir auf das Angelegentlichſte Allen empfehlen, die für Kunſt und Wiſſenſchaft ein Bildungsintereſſe haben. — Die lebensvolle Form der Entwicklung aller Anſichten, welche ſtets in die volle Wirklichkeit hineingreift, iſt nicht der geringſte Vorzug des Buches und wird ihre Anziehungskraft auf einen gebildeten Leſerkreis bewähren." (17)

Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Allen Leſezirkeln, Leſevereinen und gebildeten Familien empfehlen wir nachſtehende Zeitſchriften:

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftl. Kenntniß und Naturanſchauung für Leſer aller Stände. **Mit xylogr. Illuſtrationen und einem naturw. Literaturblatte.** Herausg. von Dr. **O. Ule** und Dr. **K. Müller.** Achtzehnter Jahrgang. 1869. Preis pro Quartal 25 Sgr.

Der Comptoiriſt u. Kaufmann. Vereinigte Wochenſchrift für Verbreitung kaufmänniſcher Kenntniſſe, beſonders unter Handlungsgehilfen und jungen Kaufleuten. Redakt.: Dr. **Julius Schadeberg.** 1869. Preis pro Quartal 22½ Sgr. (18)

Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen darauf an. Probenummern gratis.

Halle a./S. **G. Schwetſchke'ſcher Verlag.**

Vor Kurzem erſchien in unſerm Verlage:

Die Geſundheitslehre

nach dem neueſten Standpunkt der Phyſiologie populär dargeſtellt von

Dr. **Wilhelm Sklarek.**

(21 Bogen.) 8. geh. 1 Thlr.

Aus Vorträgen entſtanden, welche der Verfaſſer in dem großen Berliner Handwerkerverein mit großem Beifall gehalten, zeichnet ſich dieſes Werk vor allen ähnlichen Schriften vortheilhaft aus. In abgerundeten und doch zuſammenhängenden Bildern zeigt der Verfaſſer die Thätigkeiten des geſunden Lebens, die Geſetze, welche es erhalten, die Schädlichkeiten, die es bedrohen, die Vorkehrungen der Natur zu ihrer Abwehr und die Wege, auf welchen eingetretene Störungen wieder ausgeglichen werden. Danach bildet Jedermann ſich mit Leichtigkeit ſelbſt die Regeln zur Erhaltung und Förderung ſeiner Geſundheit, Regeln, die er gern befolgt, weil er ihre Zweckmäßigkeit begriffen, und die er auch nicht leicht vergißt, weil er ſie gewiſſermaßen jederzeit von Neuem findet. (19)

Berlin, Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— Berlin, den 23. Januar 1869. —— [Nº 4.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Der ſiebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken. 45. — C. Reclam: Der Leib des Menſchen. 46.
Böhmen. Ludwig Schleſinger: Geſchichte Böhmens. Die Deutſchböhmen ſeit der Regierungszeit Joſeph's II. 47.
Ungarn. Der höhere Unterricht in Ungarn. 49.
Polen. Forſchungen über die ſlaviſchen Urbewohner des öſtlichen Deutſchlands. 51.
Schweden. Eine Jahresſchrift der Univerſität Upſala. 52.
Finnland. Zur neueſten Literatur Finnlands. 53.
Kleine literariſche Revue. Büchner's Vorleſungen über die Darwin'ſche Theorie. 54. — Charles Marelle's franzöſiſche Bearbeitungen deutſcher Poeſien. 55.
Literariſcher Sprechſaal. Das achtzehnte Jahrhundert, von Robert Prutz. 55. — Prof. Steinthal über die Mythe der Weltſchöpfung. 56. — Eröffnung des Victoria-Lyceums in Berlin. 56. — Frauenklub in London. 56. — Die italiäniſchen Akademieen und die Frauen. 56. — Gewerbeſchule für Mädchen. 56.

Deutſchland und das Ausland

Der ſiebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken.*)

Die deutſche Geſchichtſchreibung der letzten Jahrzehnde hat dem ſiebenjährigen Kriege eine ſich immer von Neuem verſtärkende Aufmerkſamkeit geſchenkt: das immer reger hervortretende Bewußtſein, daß der große Kampf Oeſterreichs und Preußens um die Oberherrſchaft in Deutſchland im höchſten Sinne des Worts das Schickſal der deutſchen Nation in ſich ſchließt, hat Männer des verſchiedenſten Standpunkts auf die Betrachtung jenes Kriegsdramas hingelenkt, welches Europa bis in's Innerſte bewegt und die Völker aus dem Zauberſchlafe der Zopfzeit aufgerüttelt hat. Aber nicht bloß die gewaltigen Hauptakte des Dramas, auch die Nebenhandlungen deſſelben verdienen genauere Beleuchtung und haben dieſelbe theilweiſe ſchon erfahren. Neben dem „großen Kriege" hat auch der „kleine Krieg" ſeine Wichtigkeit für das Ganze und für die Ergründung der Sache: ein im beſten Styl, mit vorzüglichem Fleiß geſchriebenes, auf gediegenen Quellenſtudien, zumal den Schätzen des preußiſchen und des ſchwediſchen Generalſtabs-Archives beruhendes Werk über den Parteigängerkrieg in Pommern und den benachbarten Marken, das den preußiſchen Generalmajor z. D. Herrn Marſchall von Sulicki, einen vielſeitig gebildeten Offizier, zum Verfaſſer hat, bietet die neueſte Bereicherung auf dieſem ſo intereſſanten und vielverſprechenden Felde der Kriegs-Literatur. Die glänzende Leiſtung des Generals hat bereits in Nr. 4 des Magazins vom 25. Januar 1868 mit einigen Zeilen eine ehrenvolle Würdigung empfangen; ſie verdient aber nach Inhalt und Form eine etwas eingehendere Beſprechung, denn, wie das vom General von Moltke, dem erſten Strategen der preußiſchen Armee, geſchriebene Vorwort erklärt, die Erfolge, die Friedrich der Große in ſieben drangvollen Kriegsjahren erkämpft hat, ſind die Staffel geweſen zu den Erfolgen des heutigen Preußens und ſeiner nunmehrigen Machtſtellung in Europa.

Die Coalition, welche Maria Thereſia's Streben nach Wiedererlangung Schleſiens in's Daſein gerufen, umfaßte bekanntlich neben Oeſterreich, Frankreich und dem deutſchen Reiche auch Rußland und Schweden. Preußens König war auf allen Kriegstheatern zugleich angegriffen, nach allen Himmelsgegenden mußte er Front machen; während er im Südoſten, Süden und Weſten die Gränzen ſeines Staates deckte, mußte er nicht minder den Norden und Nordoſten zu ſchirmen ſuchen; es war eine concentriſche Vertheidigung, deren Umkreis die Feinde fort und fort ſchärfer einzuengen bemüht waren. Dieſer Löwenkampf um den heimatlichen Boden, von dem Sein oder Nichtſein des Staates abhing, erforderte eine Anſpannung aller Körper- und Seelenkräfte, aller materiellen und geiſtigen Mittel der Staatsglieder, vom Fürſten herab bis zum unterſten Troßknechte; es war nichts gleichgiltig mehr in Bezug auf die Kriegführung, das Geſetz eiſerner Nothwendigkeit beherrſchte jeden Athemzug der Preußen, und die Nothwendigkeit ſelbſt gebar jenen Rieſenmuth und jene Rieſenkraft, welche die rettende That vollbringen konnten. Der Aufſchwung der Preußen des ſiebenjährigen Krieges bleibt allerdings gegen die Erhebung von 1813 zurück; die Stunde des nationalen Bewußtſeins der Deutſchen hatte noch nicht geſchlagen, aber ähnliche Züge von Aufopferung und ſogar einzelne Einrichtungen, welche die höchſte Gefahr des Vaterlandes zu erhöhter Lebensthätigkeit erweckte, erinnern an 1813 und ſind als die Vorboten der volksthümlichen Entwickelung des preußiſchen Heerweſens anzuſehen.

Auf dem nordiſchen Kriegsſchauplatze, an der Küſte von Pommern, den Einfällen der Ruſſen und Schweden gegenüber, hat König Friedrich dem kleinen Reſte hier noch verfügbarer Feldtruppen eine Art Aufgebot der unmittelbaren Volkskraft zur Seite ſtellen müſſen. Schon unter Friedrich Wilhelm I. beſtanden für Beſatzungszwecke vier Regimenter Landmiliz, auch Landregimenter genannt, ihrem Weſen nach eine Provinzial-Landwehr und eine Vorläuferin der am 17. März 1813 geſtifteten, indem von den Landregimentern im Frieden nur ein beſoldeter Stamm von halbinvaliden Offizieren und Unteroffizieren unter den Waffen blieb, während die Mannſchaft aus entlaſſenen, aber noch dienſtpflichtigen Soldaten beſtehend, bis zum Fall einer Mobilmachung der Feldarmee ihrem bürgerlichen Berufe zurückgegeben war. In Kriegszeiten bildeten die Landregimenter eine ganz tüchtige Verſtärkung der Garniſontruppen; ſie traten vollſtändig unter die Waffen und wurden faſt wie regelmäßige Truppen behandelt. Dieſes Element der Landesvertheidigung war es, dem der ſiebenjährige Krieg zu höherer Bedeutung verhalf. Durch den patriotiſchen Eifer der Stände Pommerns unterſtützt, konnte der König bereits im Sommer 1757 zehn neue Land-Bataillone, jedes zu 500 Gewehren, errichten; dieſelben wurden nach Stettin, Damm und Kolberg als Beſatzungen gelegt und haben den von ihnen gehegten Erwartungen völlig entſprochen. Die Neumark bildete für die Feſtung Küſtrin ebenfalls drei Landbataillone; desgleichen wurden in Pommern und den angränzenden Marken Landſchwadronen errichtet, welche reitende Miliz ſich der leichten

*) Der ſiebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken. Studie des Detaſchements- und des Kleinen Krieges von Karl Marſchall von Sulicki, k. preuß. Generalmajor z. D. Berlin Mittler und Sohn. 1867. (IV und 693 S.)

Digitized by Google

ſchwediſchen Cavalerie gewachſen, den Koſaken ſogar überlegen zeigte. Aus Forſtbeamten und gelernten Jägern formirte man Jäger-Abtheilungen, die auf des Königs Befehl den Frei-Bataillonen, d. h. der irregulären, nur aus geworbenen Ausländern gebildeten Feld-Infanterie angeſchloſſen wurden; in Hinterpommern haben ſie bei den Frei-Bataillonen Courbière und v. Wunſch vortreffliche Dienſte gethan. Neben letzteren iſt das Frei-Regiment von Hordt beſonders erwähnenswerth; es hat ſich gegen die Schweden ſtets auf das Rühmlichſte geſchlagen, und ſeine Geſchichte, welche ſich in der Sammlung ungedruckter Nachrichten über die Feldzüge der Preußen von 1740—1779 (Dresden 1782, von Naumann herausgegeben) befindet, hat dem Herrn Verfaſſer viele namhafte Aufſchlüſſe gewährt.

Weder die Schweden noch die Ruſſen haben in Pommern ſonderliche Lorbeern gepflückt. Nicht, daß die ſchwediſche Armee ſeit den Tagen Karl's XII. ihre kriegeriſchen Tugenden eingebüßt hatte; ſie war immer noch eine brauchbare, ſchlagfertige, von gutem Geiſte beſeelte Armee, aber ihre Oberleitung, Verpflegung und Ausrüſtung ließen Manches zu wünſchen übrig, und zumal die Vielherrſchaft des ſchwediſchen Reichsrathes und ſeine ſtoßweiſe Einwirkung auf die Operationen der Generale hemmte und lähmte die Energie der Kriegführung. Der Mangel an einer tüchtigen leichten Reiterei war gegen Belling's Huſaren und Plettenberg's Dragoner den Schweden öfters verhängnißvoll. Ueberdem war der Krieg bei ihnen ebenſo wenig populär, als bei den Ruſſen. In Schweden hatte, von Frankreich angeſtachelt, die herrſchende ariſtokratiſche Fraction das Kriegsfeuer künſtlich geſchürt, im entſchiedenſten Widerſpruche mit den handgreiflichen Intereſſen des Staates; in Rußland, das vollends keinen vernünftigen Kriegsgrund hatte, war die Kaiſerin Eliſabeth ſelbſt die eigentliche und einzige Veranlaſſung zur Parteinahme für Oeſterreich; Friedrich's beißende Scherze auf ihr ſkandalöſes Betragen hatten die Zarin tödtlich beleidigt, und aus dieſem rein perſönlichen Antriebe ſtürzte ſie ſich in die Coalition, obwohl der Sieg der Oeſterreicher und Franzoſen in Deutſchland der weſtwärts gewandten Bewegung des ruſſiſchen Machtkoloſſes alle Ausſichten verſperren mußte. Ihr Thronfolger, Peter von Holſtein, enthuſiaſtiſcher Verehrer Friedrich's, durchkreuzte fort und fort ihre Pläne; die ruſſiſche Generalität war bis auf wenige Ausnahmen von der politiſchen Fehlerhaftigkeit des Krieges tief durchdrungen, zum Theil in ähnlichem Grade wie Peter für Friedrich begeiſtert; deshalb rückten die Operationen nie recht von der Stelle, kein mit noch ſo vielem Blutverluſt erkaufter Erfolg wurde energiſch benutzt, Fermor, Soltikov und Butturlin und ſpäterhin Tſchernitſcheff wollten den preußiſchen Staat gerettet wiſſen, und Friedrich's Genius hat ihr freundliches Entgegenkommen zum Heil ſeiner Monarchie nach Kräften gewürdigt.

Was Pommern betraf, ſo verſtand es die ruſſiſche Generalität ausgezeichnet, ihre Schläge von dem Körper der Provinz abgleiten zu laſſen. Die Abſichtlichkeit ihres gleichgiltigen Benehmens wird durch nichts ſchärfer in's Licht geſtellt, als durch die Wahl des Hauptangriffs-Objektes, welches niemals in dem Schlüſſel von Pommern, nämlich dem ſtark befeſtigten Stettin, ſondern vielmehr ſtets nur in der Feſtung Kolberg, in Vergleich zu Stettin einem Nebenpoſten, beſtanden hat. Und wie läſſig ſind ſelbſt die Angriffe auf Kolberg betrieben worden! Ohne im Geringſten das Verdienſt des tapferen Kommandanten, Oberſten von der Heyde (sic!), noch der verſchiedenen zum Entſatz herangeſandten Truppenführer (Platen, Forcade, Werner, Prinz Eugen von Württemberg) ſchmälern zu wollen, muß man doch anerkennen, daß die lange ſo erfolgreiche Vertheidigung des Platzes, deſſen Eroberung erſt am 16. December 1761 dem Eifer des talentvollen Generals Romanzov glückte, ohne abſichtliche Verſchleppung der Operationen und grobe Fahrläſſigkeit ſeitens der übrigen Feldherren Rußlands eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Energie war dieſer ruſſiſchen Kriegführung fremd, ihr großentheils vortreffliches Material wußte ſie faſt nirgends angemeſſen zu verwerthen. Man blieb zwar immer noch hinter dem Grade der Unfähigkeit der ſchwediſchen Feldherrn zurück, unter denen bloß Hamilton und Ferſen etwas günſtiger hervortraten, allein man war auch dem ſchwediſchen Verbündeten durch die Geſammttruppenzahl, durch die Ausrüſtung der Streitkräfte und den Beſitz einer immerhin brauchbaren leichten Reiterei gar ſehr überlegen und hätte demnach bedeutend Größeres vollbringen können als die Schweden, deren äußerſter Vorſtoß, auch im ſiebenjährigen Kriege, nicht über Fehrbellin hinaus gelangt iſt. Wenn die ſchwediſche Infanterie im September 1757 thatſächlich ohne Pulver und Blei und mit den zum Exerciren benutzten hölzernen Flintenſteinen über die Peene marſchirte und erſt hart vor dem erſten Gefechte mit dem Nöthigſten verſehen ward, ſo braucht man kaum darüber erſtaunt zu ſein, daß lange Zeit das Huſaren-Regiment von Belling und das Frei-Regiment Hordt allein der ganzen ſchwediſchen Armee die Spitze bieten konnten, und daß die Thaten des letzten ſchwediſchen Oberfeldherrn, des Generals Ehrenſwärd, gegen Oberſt Belling und deſſen Huſaren (jetzt Blücher'ſche Huſaren Nr. 5), im Punkte der Richtigkeit an's Unglaubliche ſtreiften: ſo abſolut unſtrategiſch und zweckwidrig waren ſie!

Es iſt während des ſiebenjährigen Mordens nicht bloß öſterreichiſches und franzöſiſches Blut, ſondern auch ruſſiſches und ſchwediſches, und in allen feindlichen Lagern maſſenhaft deutſches Blut (über ein Drittel der ſchwediſchen Armee z. B. war deutſch) auf unverantwortliche Weiſe vergeudet worden; dieſer Weltkrieg hat 879,000 Menſchen das Leben gekoſtet, für die Angreifer nichts erzielt, der Nachwelt aber für alle Zeiten das warnende Beiſpiel von dem Fluche gegeben, der auf allen Cabinetskriegen ruht und den Ehrgeiz der Machthaber ſchließlich immer zum Verderben ihrer Völker ausſchlagen läßt.

Trauttwein von Belle.

C. Reclam: Der Leib des Menſchen.*)

Die Kenntniß der Vorgänge im menſchlichen Körper iſt ſelbſt bei Gebildeten eine mangelhafte, und doch giebt es auf dem geſammten Gebiete der Naturwiſſenſchaften nichts, was uns mehr Intereſſe einflößen müßte als der Bau, die Beſchaffenheit und die Funktionen unſeres Organismus. Die Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung iſt darin zu ſuchen, daß ein gehöriges Verſtändniß noch ſo populär gehaltener Schriften über dieſen Gegenſtand nur möglich iſt bei einer genügenden Vorbildung in der Lehre der Naturwiſſenſchaften überhaupt, welche ſelbſt auf den höheren Lehranſtalten, den Gymnaſien und Realſchulen, nur einen ganz nebenſächlichen Unterrichts-

*) Der Leib des Menſchen, deſſen Bau und Leben. Vorträge für Gebildete, von Prof. med. C. Reclam. Stuttgart. R. Thienemann's Verlag (Julius Hoffmann) 1868—69.

Digitized by Google

gegenſtand bildet. Prof. Virchow hat auf der letzten Naturforſcher-Verſammlung in Dresden mit beredten Worten und unter allſeitigem Beifall der Zuhörer auf dieſe Uebelſtände hingewieſen und die Nothwendigkeit einer vollſtändigeren Umgeſtaltung des Unterrichtsweſens in dieſer Beziehung dargethan. So iſt es bis jetzt ein faſt vergebliches Bemühen ſelbſt der Männer geweſen, die als Naturforſcher oder Aerzte einen bedeutenden Ruf genießen, durch Schriften aller Art Belehrungen über genannten Gegenſtand zu verbreiten; dieſe werden geleſen, aber von Laien, für welche ſie doch geſchrieben ſind, ſelten verſtanden; allenfalls tragen ſie dazu bei, bei Hypochondern, welche jedes mediciniſche Buch, in dem ſie Aufklärung über ihr räthſelhaftes Leiden zu finden hoffen, mit einer wahren Gier verſchlingen, die Hypochondrie noch mehr zu ſteigern.

Uns liegen die drei erſten Hefte eines Werkes dieſer Art von Prof. Reclam in Leipzig vor: „Der Leib des Menſchen, deſſen Bau und Leben, Vorträge für Gebildete.“ Mit der letzten Bemerkung hat Verf. den Leſerkreis von vornherein beſchränkt, und dies jedenfalls mit Recht. — Seine Darſtellungen erläutert er durch colorirte Abbildungen und Holzſchnitte, wie wir ſie beſſer ausgeführt, deutlicher und überſichtlicher in einem nicht rein wiſſenſchaftlichen Werke über Anatomie noch nicht geſehen haben. Selbſt Abbildungen mikroſkopiſcher Präparate, unter denen wir beſonders „die menſchliche Haut, in 50facher Vergrößerung“ hervorheben, ſind in großer Zahl vertreten und gewähren dem Laien einen Einblick in ein ihm bisher gewiß ganz fremdes Gebiet der wiſſenſchaftlichen Forſchungen. Dennoch werden alle dieſe Abbildungen, welche der Verf. in dem Text meiſt nicht erläutert, nur demjenigen verſtändlich ſein, der ſich mit Anatomie des menſchlichen Körpers beſchäftigt hat. Der eigentliche Inhalt des Buches bezieht ſich vorzugsweiſe auf die phyſiologiſchen Prozeſſe, welche von dem neueſten Standpunkt der Wiſſenſchaft aus möglichſt einfach und überſichtlich geſchildert werden, während der Anatomie nur im Allgemeinen gedacht und anſtatt einer ausführlicheren Beſchreibung derſelben auf die Abbildungen hingewieſen wird.

Bisher ſind folgende Kapitel behandelt worden: der Stoffwechſel, das Gehirn des Menſchen, Menſch und Affe, das Rückenmark und das Nervenleben. — Ein näheres Eingehen auf den Inhalt müſſen wir uns verſagen; wir wollen aber hervorheben, daß die bisher behandelten Kapitel ſehr anregend geſchrieben ſind und erwarten laſſen, daß auch die folgenden ein gleiches Intereſſe bieten werden.*) g.

*) Das in Frankreich unter ganz gleichem Titel, wie der des vorliegenden Werkes des Herrn Prof. Reclam (Le corps humain), erſchienene Buch von Dr. A. Le Pileur hat ſich eine ähnliche Aufgabe geſtellt, doch iſt es weder ſo umfaſſend in ſeinem Plane, noch ſo kunſtvoll ausgeführt, wie das deutſche Unternehmen. D. R.

Böhmen.

Ludwig Schleſinger: Geſchichte Böhmens.

Die Deutſchböhmen ſeit der Regierungszeit Joſeph's II.

Wir haben das Erſcheinen eines überaus wichtigen und intereſſanten Beitrages zur Geſchichte Böhmens anzuzeigen. Am 11. Mai 1866 faßte der in Prag ſeinen Sitz habende Ausſchuß des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen den Beſchluß, die Herausgabe einer populär geſchriebenen Geſchichte Böhmens zu veranlaſſen, und am 30. Mai 1866 bewilligte die Generalverſammlung die betreffenden Anträge, worauf der Geſchäftsleiter des Vereins, Herr Profeſſor Dr. Ludwig Schleſinger, mit der Ausarbeitung des Werkes beauftragt wurde.

Daſſelbe liegt uns jetzt in einem ſtattlichen Bande von 665 Seiten im größten Oktavformate vor*). Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß ergiebt ſchon, wie ſehr der Verfaſſer beſtrebt war, der ihm gewordenen Aufgabe nach allen Seiten hin nachzukommen. Beſonders aber iſt es ſein Augenmerk geweſen, eine Kulturgeſchichte ſeines Vaterlandes zu liefern, da gerade dieſes wichtige Moment der wiſſenſchaftlichen Geſchichtſchreibung ſeither in Böhmen ſehr vernachläſſigt wurde. Palacky und ſeine Schule haben mit richtigem Takt erkannt, daß ohne Hervorhebung der Verdienſte der Deutſchen um Geſittung und Bildung ihres Landes eine Kulturgeſchichte deſſelben gar nicht zu ſchreiben ſei; ſie haben daher in ihren czechiſchen Darſtellungen dieſes wichtige Moment entweder ganz übergangen, oder, wo ſie es, bei Erwähnung des Bürgerthums in den Städten, nicht gänzlich umgehen konnten, die Umwandlungen der ſlaviſchen Zuſtände des Gebundenſeins und der Hörigkeit in die germaniſchen des Rechts- und Freiheitsbewußtſeins als einen Rückſchritt der Landeskultur darzuſtellen verſucht.

Jede der ſieben geſchichtlichen Perioden des vorliegenden deutſchen Werkes weiſt demnach einen beſonderen Abſchnitt für die Kulturverhältniſſe und einen zweiten für die Geſchichte der Deutſchböhmen auf, und da nach dieſen beiden Richtungen hin theilweiſe von Grund aus neu gebaut und alles hiſtoriſche Material herbeigeſchafft werden mußte, ſo iſt das Verdienſt des Verfaſſers um ſo höher anzuſchlagen, wenn auch vielleicht Manches noch unvollſtändig und einer ſpäteren Krönung des Gebäudes vorbehalten iſt.

Die Geſchichte der uns geographiſch wie ethnologiſch ſo naheliegenden Deutſchböhmen hat für das übrige Deutſchland ein ſo hohes Kulturintereſſe; die Erhaltung ihrer politiſchen und ſittlichen Selbſtändigkeit dem Slaventhum gegenüber liegt uns ſo ſehr am Herzen, daß es gewiß gerechtfertigt erſcheint, wenn wir das vorliegende Werk des Herrn Ludwig Schleſinger, wie wir die Abſicht haben, wiederholt zum Gegenſtande der Beſprechung in dieſen Blättern machen. Einſtweilen wollen wir, nach dem letzten Abſchnitte des Buches, welcher die Geſchichte Böhmens von 1620 bis 1848 umfaßt, einen Verſuch zur Darſtellung des Verhältniſſes der öſterreichiſchen Regierung ſeit der Zeit des Kaiſers Joſeph zu den Deutſchböhmen mittheilen:

„Man hat der Habsburgiſchen Regierung nicht ohne Urſache den Vorwurf gemacht, daß ſie ihre deutſche Miſſion ſowohl in Deutſchland als auch in Oeſterreich außer Acht gelaſſen habe. Traurige Folgen begleiteten dieſe Vernachläſſigung der nationalen Aufgaben, und es dürfte nicht ſchwer ſein, mit derſelben die Verdrängung Oeſterreichs aus Deutſchland, ſowie die gegenwärtigen inneren Verfaſſungskämpfe, welche zumeiſt durch die Ueberhebung der nichtdeutſchen Nationen hervorgerufen werden, in innigen Zuſammenhang zu bringen. Wir wollen hier nicht auf die näheren Umſtände eingehen, welche die Poſition der Habsburger in Deutſchland gänzlich gelockert haben. Es berührt

*) Geſchichte Böhmens, von Ludwig Schleſinger. Herausgegeben vom Vereine für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Prag, J. G. Calve'ſche Univerſitätsbuchhandlung (Leipzig, F. A. Brockhaus), 1869. (Pr. 4 Gulden Ö. W.)

Digitized by Google

uns angelegentlicher die Auffaſſung der Nationalitätenfrage ſeitens der Regierung in Oeſterreich. Dieſelbe hielt die Anſicht feſt, daß gerade in der Verſchiedenartigkeit der Völker die Stärke der Monarchie beruhe, und es wurde traditionelle Politik, eine Nation durch die andere in Schach zu halten. Die Ueberzeugung der Gegner dieſer Politik, welche meinten, Oeſterreich könnte nur dann ſtark und kräftig werden, wenn allmählich eine einheitliche homogene Bevölkerung im Staate geſchaffen würde, verlangte unabläſſig die Germaniſirung des ganzen Staates oder wenigſtens einzelner Theile derſelben. Unter den Habsburgern war es der einzige Kaiſer Joſeph II., der ſich zu dieſem Plane neigte und denſelben mit all dem Ungeſtüm ſeines Charakters durchzuführen ſuchte. Daß er nicht zum Ziele gelangte, lag nicht blos in ſeiner kurzen Regierungszeit, ſondern auch in anderen Umſtänden. Kaiſer Joſeph zog ſeinen Wirkungskreis wie in ſo vielen Dingen auch hier zu weit. Das deutſche Element war in Oeſtereich nicht in jener großen Maſſe vertreten, als daß es hätte durch ſich ſelbſt ohne Zuhilfenahme anderer Kräfte die übrigen Nationalitäten dem Deutſchthum völlig gewinnen können. Jene Kräfte aber hätte Joſeph nur aus dem deutſchen Kaiſerthum ſchöpfen müſſen; allein daſſelbe hatte ja ſchon längſt ſeine hohe politiſche Bedeutung verloren und beſaß in den Händen der Habsburger keine nationale Miſſion mehr.

„Kaiſer Joſeph würde einen größeren Erfolg in ſeinen Germaniſations-Bemühungen gehabt haben, wenn er ſich in denſelben auf einen Theil der Monarchie, etwa blos auf Böhmen, beſchränkt hätte. In dieſem Lande lag der nationale Geiſt der Čechen ganz danieder; die Deutſchböhmen umſäumten dieſelben in kompakter Maſſe, und das benachbarte, zu höherem geiſtigen Leben ſich eben ermannende Deutſchland mußte zunächſt ſeine erobernde Macht auf Böhmen erſtrecken. In der That wurde auch zu Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia und ihres Sohnes Joſeph II. das deutſche Element in Böhmen in erklecklicher Weiſe geſtärkt und gefördert. Zum erſten Male ſeit den Zeiten der Přemysliden erfreuten ſich die Deutſchböhmen wiederum einer Unterſtützung ihrer Nationalität durch Anordnungen und Geſetze der Regierung; namentlich ſollte ihre Sprache durchwegs in Schule und Amt eingeführt werden. Schon 1770 wurde durch ein Hofdekret befohlen, daß alle Schullehrer in Böhmen deutſch können müßten, widrigenfalls ſie nicht angeſtellt werden dürften. 1774 erſchien eine Verordnung der Kaiſerin, welche die Errichtung von deutſchen Schulen in den Erblanden gebot. In Folge deſſen wurde im nächſten Jahre, 1775, in Prag eine deutſche Normalſchule errichtet, und nach ihrem Muſter traten bald im ganzen Lande deutſche Haupt- und Trivialſchulen in's Leben. Auch da, wo bloß čechiſch geſprochen wurde, ſollte nach einer Verordnung von 1776 von den Lehrern den Schülern die deutſche Sprache beigebracht werden. Als Hilfsmittel zu dieſem Unterrichte empfahl die Regierung 1777 einen von den Vorſtehern der Prager Normalſchule abgefaßten Plan, der unter dem Titel: „Hilfsmittel, durch deren Gebrauch und Anwendung die Erlernung der deutſchen Sprache ſowohl in urſprünglich čechiſchen Schulen als auch beim Privatunterrichte erleichtert und befördert wird“, in Druck erſchienen war. Inzwiſchen brach ſich auch an der Univerſität das Deutſche als Unterrichtsſprache immer mehr Bahn. Profeſſor Butſchek hielt ſeit 1768 deutſche Vorträge über „politiſche Wiſſenſchaften“; ſeit 1774 lehrte in derſelben Sprache Johann von Meyern die „Kreisämtlichen Wiſſenſchaften“ und Profeſſor Mader die Statiſtik. Als Profeſſor Ritter von Riegger im Jahre 1780 das deutſche Staatsrecht in deutſcher Sprache vorzutragen begann, wurde ihm dies auf eine anonyme Anzeige hin von Seiten der Regierung unterſagt. Kaiſer Joſeph hob nicht nur dieſes Verbot auf, ſondern er befahl ſogar durch ein Hofdekret vom 29. Juli 1784, für alle Vorleſungen an der Univerſität ſtatt der bisherigen lateiniſchen die deutſche Sprache einzuführen. Nur die Paſtoraltheologie und die Geburtshilfe ſollte in beiden Landesſprachen vorgetragen werden. Genannter Kaiſer verordnete ferner, daß nur ſolche Zöglinge in die lateiniſchen Schulen aufgenommen werden ſollten, welche der deutſchen Sprache mächtig wären (1785), daß zur Erlangung einer Stiftung die Kenntniß dieſer Sprache nachgewieſen werden müßte, ja daß zu Handwerken die Landeskinder nicht eher aufgedungen werden ſollten, bis ſie ſich mit dem Zeugniſſe der Normalſchule, alſo der Kenntniß der deutſchen Sprache, ausgewieſen hätten.

„Kaiſer Joſeph hat ſich durch ſeine Geſetze, wodurch er der Germaniſirung Vorſchub leiſten wollte, den erbitterten Haß der Čechen zugezogen. Obwohl wir in der Gegenwart uns gegen einen jeden Sprachenzwang erklären und alſo auch den Verordnungen Joſeph's in dieſer Beziehung nicht unbedingt beiſtimmen können, ſo dürfen doch die Maßregeln dieſes Kaiſers durchaus nicht dem Sprachengeſetze von 1615 oder ähnlichen andern an die Seite geſtellt werden. Denn es bleibt doch ein für alle Mal ein gewaltiger Unterſchied, ob die Erlernung einer großen Welt- und Kulturſprache oder die eines ſlaviſchen Idioms, das nur eine geringfügige Literatur aufzuweiſen hat und nur von wenig Millionen Menſchen geſprochen wird, geſetzlich anbefohlen wird. Ferner muß beachtet werden, daß gerade zu Kaiſer Joſeph's Zeiten die deutſche Literatur einen neuen Aufſchwung nahm, während das Čechiſche ſelbſt von guten Patrioten ſo viel wie zu den todten Sprachen bereits gerechnet wurde. Es iſt die Frage, ob nicht ohne die Germaniſirungsgeſetze Joſeph's die deutſche Sprache in Böhmen im XVIII. Jahrhunderte ebenſo verbreitet worden wäre, wie es der Fall war; denn die Germaniſirung beruhte auf der geiſtigen Macht der Ideen, deren erobernde Kraft viel eindringlicher wirkt, als Geſetzesparagraphe. Das aber iſt gewiß, daß durch die Joſephiniſchen Verordnungen eine čechiſch-nationale Oppoſition hervorgerufen wurde, die ſeit dieſer Zeit nicht mehr eingeſchlafen iſt, ſondern ſich immer mehr und mehr verſtärkte und ein neues nationales Leben der Čechen erweckte. Während nämlich einige, wie Pelzel, die feſte Ueberzeugung hegten, daß die čechiſche Sprache allmählich ganz aus dem Lande ſchwinden und daß Böhmen „das Schickſal von Meißen, Brandenburg oder Schleſien theilen und von der čechiſchen Sprache Nichts als die Namen der Städte, Dörfer, Flüſſe übrig bleiben werde“, boten Andere Alles auf, um den Untergang ihrer Mutterſprache zu verhindern. K. J. Tham und A. Hanke v. Hankenſtein ſchrieben Bücher über die Nützlichkeit und Schönheit der čechiſchen Sprache, Kramerius gab eine čechiſche Zeitung heraus; man verfaßte und überſetzte Volksbücher, es wurde eine čechiſche Schauſpielergeſellſchaft errichtet u. dergl. Uebrigens wurde der von Kaiſer Joſeph angeregte Germaniſirungsprozeß durch ſeinen frühzeitigen Tod und die bald darauf folgenden franzöſiſchen Kriege unterbrochen. Die Nachfolger Joſeph's aber verhielten ſich, wie die früheren Habsburger, in nationaler Beziehung mehr oder weniger paſſiv und ſuchten ihre Länder ſtrenger als je von Deutſchland abzuſperren. Obwohl der gebildete Čeche, der Forderung des Zeitgeiſtes nachgebend, auch freiwillig die deutſche Sprache erlernte, ſo verfolgte er doch dieſelbe mit unverſöhnlichem Haſſe und konnte dieſen auch in größeren Kreiſen des Volkes erwecken, wenn er mit Hinweis

Digitized by Google

auf die Joſephiniſchen Verordnungen behauptete, „man wolle alle Čechen zu Deutſchen machen von Geſetzes wegen".

„Während auf dieſe Weiſe die čechiſche Oppoſition allmählich erſtarkte, lag bei den Deutſchböhmen das Nationalbewußtſein noch im tiefen Schlummer. Der langjährige Abſolutismus, die Jeſuitenwirthſchaft, nachher die maßloſe Bevormundung von Seiten der Beamten und die hermetiſche Verſchließung gegen das deutſche Ausland ließen es ſo weit kommen, daß, wie unſer leider zu früh verſtorbener Landsmann Schmalfuß ganz richtig bemerkt, „der Deutſchböhme weder einen nationalen, noch einen öſterreichiſchen Patriotismus kannte". „Daraus und aus dem ganzen politiſchen Zuſtande", fährt Schmalfuß in ſeinem Büchlein über die Deutſchböhmen fort, „iſt auch nur erklärbar, wie in Deutſchböhmen und in Böhmen überhaupt — als in Deutſchland Alles ſchon längſt der Napoleoniſchen Knechtſchaft müde, wie Ein Mann aufſtand und zu den Waffen eilte, dem Vaterlande gern und freudig jedes Opfer brachte, um den Feind vernichten zu helfen — Alles ſo ruhig blieb und zuſah, und man nur eben gab nnd that, was man eben nur geben und thun mußte, und warum die begeiſterten patriotiſchen Lieder von Körner, Arndt, Schenkendorf u. ſ. w. ſo wenig Widerhall hier fanden."

„Als die Kriege gegen den franzöſiſchen Imperator glücklich durchgefochten waren, erlebte das deutſche Volk an ſeinen Fürſten den ſchwärzeſten Undank. Die freiheitlichen Verſprechungen, die man gemacht hatte, als man die Nation zu den Waffen rief, blieben unerfüllt; ja man ging ſo weit, jenen edlen Volksgeiſt, mit deſſen Hilfe man ſoeben die Freiheit des Vaterlandes erkämpft hatte, in ſchmählicher Weiſe mit Gefängniß, Verbannung u. dgl. zu verfolgen. Doch es gelang trotz aller Anſtrengung nicht, das einmal erwachte Nationalbewußtſein zu unterdrücken, und in erhöhter Begeiſterung zehrte das Volk an den Erinnerungen der großen Freiheitskriege. Auch die Deutſchöſterreicher nahmen Antheil an dem Wiedererwachen der deutſch-nationalen Strömung, obwohl gerade jetzt die öſterreichiſche Regierung ihre Länder ſtrenger als je gegen das Ausland abſchloß. Unter den Deutſchböhmen regte ſich nunmehr auch der nationale Geiſt, und namentich war es die junge Generation, welche ihre Sympathieen dem großen deutſchen Mutterlande wieder zuwandte und die Zuſammengehörigkeit der Deutſchböhmen mit demſelben betonte. Wenn auch damit für die Deutſchböhmen Manches gewonnen war, ſo kann doch nicht behauptet werden, daß dieſelben aus ihrer langjährigen Apathie gänzlich herausgeriſſen worden wären. Während der čechiſche Volksſtamm im Lande ſich immer mehr organiſirte und unter einheitlicher Leitung zu einer Aktion vorbereitete, nahmen die Deutſchböhmen die immer feindſeliger auftretende čechiſche Oppoſition ziemlich gleichgiltig hin und dachten am Allerwenigſten an eine feſte Konſolidirung und innere Erſtarkung ihres Stammes. Daher wurden ſie in ihrer ſorgloſen Zerfahrenheit von den Ereigniſſen des Jahres 1848 vollſtändig überraſcht und erſt durch dieſes verhängnißvolle Jahr zur richtigen Erkenntniß der Sachlage gebracht.

„Seither, namentlich aber ſeit den Tagen der konſtitutionellen Aera in Oeſterreich, iſt ein heilſamer Umſchwung in dem politiſchen Auftreten der Deutſchböhmen vor ſich gegangen. Sie haben durch die gemeinſame Gefahr das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit mit dem Mutterlande vollſtändig gewonnen; ſie haben ſich in ihrer ſichtlich bedrohten Lage unter einander als ein homogener deutſcher Stamm fühlen gelernt. Sie führen deswegen den ihnen aufgezwungenen Kampf in geſchloſſenen Reihen und verhalten ſich dabei, wie es ihrem Charakter entſpricht, in ſtrenger Defenſive. Mögen ſie die Stellung der kräftigen Abwehr nicht überſchreiten, mögen ſie aber auch keinen Augenblick ihre weite Vertheidigungslinie unbewacht laſſen und ſich, dem Beiſpiele der Gegner folgend, immer zweckmäßiger concentriren und ſtrammer discipliniren." J. L.

Ungarn.

Der höhere Unterricht in Ungarn.

Ungarn hat erkannt, daß, nachdem es ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit erlangt hat, es nunmehr auch ſeine Pflicht ſei, ſich geiſtig zu regeneriren. Der Patriotismus der Ungarn will nicht blos in einem geſunden und gut organiſirten Unterrichts- und Erziehungsweſen mit den gebildetſten Völkern Europas wetteifern, es will auch nicht im Punkte der Wiſſenſchaft zurückſtehen, und dies kann nur erreicht werden durch die Umgeſtaltung der einzigen Stätte des höheren Unterrichts, der Landes-Univerſität in Peſt. Der Verfaſſer der unten genannten Schrift*), der die Einrichtung des höheren Unterrichtsweſens in Frankreich, England und Deutſchland durch eigene Anſchauung gründlich kennen gelernt hat, hielt es für ſeine Pflicht, ſeine Gedanken über die Reorganiſation der ungariſchen Univerſität in Form einer Denkſchrift dem Unterrichts-Miniſter Eötvös zu überreichen. Wir geben ein kurzes Reſumé der auch bei uns und anderswo zu beherzigenden Vorſchläge des Verfaſſers.

Ihm ſind die Univerſitäten nicht, wie man ſie heute noch vielfach betrachtet, Inſtitute zur Heranbildung von Staats- und Kirchen-Beamten, ſondern, was ſie auch urſprünglich waren, Centren und Zufluchtsörter der Wiſſenſchaft. Sie ſollen nicht eine Vereinigung von Fachſchulen für die verſchiedenen gelehrten Berufsarten ſein, ſondern die Bildungsſtätte für die Beſten des Landes, die nicht aus Noth und des lieben Brotes wegen, ſondern aus freier Luſt und Liebe und aus edlem, berechtigtem Ehrgeize ſich vorbereiten wollen, an der Regierung des Staatsweſens theilzunehmen. Dieſem Ideale ſtehen die alten Univerſitäten Oxford und Cambridge in England näher, als die deutſchen Univerſitäten. In England erſtrebt man eine wahre Erziehung, in Deutſchland bloßen Unterricht; daher findet ſich in Deutſchland ein größeres Wiſſen ſelbſt bei Beamten niederer Kategorien, in England aber eine größere Zahl tüchtiger Staatsmänner. Die Univerſitäten haben aber auch die Aufgabe, durch Heranbildung von Gelehrten die Wiſſenſchaft zu fördern. In dieſer Beziehung ſind die deutſchen Univerſitäten unübertroffene Muſter; nirgends iſt der wiſſenſchaftliche Geiſt größer, nirgends die Methode ausgebildeter, der Unterricht vollkommener; deutſche Gelehrte waren es von jeher, welche in faſt allen Ländern Europas und Amerikas den Sinn für Wiſſenſchaft geweckt und genährt haben. Deshalb ermahnt der Verfaſſer ſeine Landsleute, nicht aus mißverſtandenem Patriotismus in dem Streben, die Wiſſenſchaft in Ungarn zu regeneriren, die ihnen ſo nahe liegende Hilfe zu verſchmähen. „Sollte etwa — meint er — der Sprachpunkt der Berufung deutſcher Gelehrten hinderlich im Wege ſtehen? Iſt doch die deutſche Sprache entſchieden

*) Ideen zur Reform des höheren Unterrichtsweſens. Denkſchrift gerichtet an den königl. ungar. Miniſter für Cultus und Unterricht von E. K. Akin. Deutſche Ausgabe. Peſt, Georg Kilian, 1868.

Digitized by Google

eine von den ungariſch-ſiebenbürgiſchen Landesſprachen, und wie könnte da folgeweiſe von der allen Bewohnern des geeinigten Reiches gewidmeten Univerſität die deutſche Sprache verbannt werden?“

Was das Weſen der Univerſität betrifft, ſo bildet, nach der Anſicht des Verfaſſers, hiſtoriſch und logiſch die philoſophiſche Facultät, die Facultas artium liberalium, den Anfang und den Kern der Hochſchule, während die theologiſche, juriſtiſche und mediciniſche Facultät Fachſchulen ſind, die, wie die polytechniſchen Schulen, die Berg-Akademieen, die landwirthſchaftlichen und Handels-Schulen, nur dem praktiſchen Bedürfniſſe dienen. Hochſchulen in dem Sinne unſeres Verfaſſers ſind in England, wo ſich öffentliche Einrichtungen jeder Art am längſten in ihrer urſprünglichen Form zu erhalten pflegen, die Univerſitäten Oxford und Cambridge, und in Frankreich das Collége de France. Die Hochſchule ſoll alle jene Wiſſenſchaften lehren, welche einerſeits als geiſtige Bildungsmittel dienen und andererſeits die Gränzen der Erkenntniß zu erweitern beſtimmt ſind. In der That kann der auf den Mittelſchulen gewährte Unterricht unmöglich genügend ſein für Solche, die nach der höchſten allgemeinen Ausbildung ihres Geiſtes ſtreben; noch können Fachſchulen diejenige allgemeine Bildung geben, welche der künftige Fachgelehrte, dem die Pflege und Erweiterung ſeiner Wiſſenſchaft obliegt, als letzte wiſſenſchaftliche Weihe nöthig hat. Zugleich gewährt die Hochſchule angehenden Fachmännern in den ſogenannten liberalen Berufsarten älteren und neueren Urſprungs die ausgedehnteſte Gelegenheit, ſowohl ihr theoretiſches als allgemeines Wiſſen zu vervollſtändigen und dadurch ihrer Fach- wie ihrer allgemeinen Menſchenbildung die nöthige ſolide Grundlage und Abrundung zu verleihen, je nach Umſtänden und Bedürfniß, ſei es vor oder während der Periode der eigentlichen Berufsſtudien. Endlich bietet die Hochſchule, indem der Zugang zu allen Vorträgen allgemein freigegeben wird, überhaupt Jedem, wes Standes und Berufes er auch ſei, das Mittel, ſeine Kenntniſſe zu mehren, ſeinen Geiſt zu erweitern, ſoweit Luſt und Wille, Muße und Begabung dafür vorhanden ſind.

Der Verfaſſer giebt hierauf eine Andeutung, wie eine ſolche Hochſchule organiſirt ſein müſſe. Ihr gehört ausſchließlich die Pflege der ſogenannten theoretiſchen Wiſſenſchaften an, deren Aufgabe es iſt, die Principien und allgemeinen Geſetze aufzufinden, während ſich die praktiſchen oder angewandten Wiſſenſchaften mit der Ausnutzung der ſo erkannten Principien und Geſetze für die reellen und materiellen Zwecke des Lebens befaſſen. Der Verfaſſer unterſcheidet in dem Rahmen der theoretiſchen Wiſſenſchaften folgende Hauptfächer: 1) Die Phyſik der Naturlehre im weiteſten Sinne des Wortes, wozu die eigentliche Phyſik (Chemie, Dynamik, Mechanik) und die Mathematik gehören; 2) die Kosmologie; 3) die Geologie; 4) die Biologie, die Lehre vom Leben und dem Lebendigen auf der Erde; 5) die Anthropologie, die Lehre vom Menſchen als der Spitze der belebten materiellen Schöpfung; 6) die Sociologie, die Lehre von der Menſchheit als Complex ſtaatlicher Geſellſchaften; 7) die Pſychologie, die Lehre vom Menſchen als denkendem Einzelweſen, wie es ſich in der Sprache, in der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Religion offenbart. Jede dieſer Disciplinen ſtellt ſich bezüglich des Unterrichts von zwei ſpeciellen Seiten dar: von der hiſtoriſchen oder beſchreibenden und der philoſophiſchen oder erklärenden. Für alle dieſe Fächer bedarf es einer ausreichenden Zahl von Lehrkräften, damit den Hörern ein organiſch gegliedertes ſyſtematiſches Ganzes in jeder Wiſſenſchaft innerhalb eines kurzen Zeitraumes geboten werden könne.

Was den Sitz einer Hochſchule betrifft, ſo zieht der Verfaſſer kleinere Orte, wo die Univerſität den Mittelpunkt des ganzen ſocialen Lebens bildet, den großen Haupt- und Reſidenzſtädten vor. Oxford und Cambridge ſind ihm die Verkörperung des Ideals eines Aufenthaltes von Gelehrten und ihren Jüngern wegen der Zurückgezogenheit und behaglichen Ruhe, die dort zu finden, und er zieht Göttingen, Heidelberg und Bonn in dieſer Hinſicht Wien, Prag und Peſt vor. Solche Hochſchulen können ihrem Berufe als Erziehungsſtätten leichter nachkommen, da die Berührung unter den Studirenden eine vielfachere iſt, als der zerſtreuende Einfluß einer großen Stadt ſie zuläßt, und fremde ſchädliche Einwirkungen leichter beſeitigt werden können und die akademiſche Disciplin beſſer zu handhaben iſt. Für die höheren Fachſchulen hingegen empfehlen ſich die größeren Städte mehr. Als ein treffliches Inſtitut zur Förderung des Zuſammenlebens und der geſelligen Bildung der Studirenden hat ſich auf den meiſten Univerſitäten der akademiſche Club bewährt. Bei der Aehnlichkeit der ungariſchen öffentlichen Verhältniſſe mit den engliſchen räth der Verfaſſer, ſich hierbei die in Oxford und Cambridge beſtehenden Unions zu Muſtern zu nehmen. Dieſe Vereine ſtehen unter ausſchließlicher Verwaltung der Studirenden und verwandeln ſich auch periodiſch in ein Haus oder Parlament. Der Präſident iſt Sprecher des Hauſes, die Mitglieder nehmen auf Bänken zu ſeiner Rechten und Linken Platz, während der Antragſteller einer ſchon vorher kundgemachten Motion, gewöhnlich rein politiſchen oder mit den Parlaments-Debatten zuſammenhängenden, ſonſt wohl auch ſocial-politiſchen oder auf die Verhältniſſe des Vereins bezüglichen anderen Inhaltes, ſeine Aufſtellung vertheidigt. Die Frage wird von Anhängern und der Oppoſition noch weiter erörtert und ſchließlich wird zur Abſtimmung geſchritten. So mancher gewiegte Parlamentsredner hat ſeine erſte oratoriſche Ausbildung der Union zu verdanken, wie andererſeits mehr als Einem verſprechenden Debater der Union, in Folge ſeines dort begründeten Rufes, die Pforten des Parlaments geöffnet wurden. Die Debatten werden mit Maß und Höflichkeit geführt, der Verein von dem erwähnten ſtudentiſchen Vorſtand muſterhaft verwaltet.

Neben der Hochſchule iſt es die Akademie der Wiſſenſchaften, auf deren Umgeſtaltung der Verfaſſer hinzuwirken ſucht. Während die Hochſchule ihre breitere und ſtärkere Baſis nach unten zu, der Intelligenz, zukehrt, ſucht die Akademie ihre größere Entfaltung nach oben, der Wiſſenſchaft, zuzuwenden. Die Akademie ſoll jedoch nicht ganz außer Verbindung mit dem größeren Publikum ſtehen. In den ſogenannten Geſammtſitzungen der Akademie ſoll eine, wie es die Franzoſen nennen, revue orale des progrès, eine Rundſchau über die neueſten Entdeckungen und Erfindungen in den experimentalen Wiſſenſchaften und über die Leiſtungen in den anderen Fächern zum Nutzen des geſammten gebildeten Publikums, wenigſtens der Hauptſtadt vorgeführt, und in einer akademiſchen Zeitſchrift ſollen die in den Sitzungen der Akademie gehaltenen Vorträge veröffentlicht und in Berichten alle wichtigen Vorgänge in Wiſſenſchaft und Literatur mitgetheilt werden. Die Akademie hat ferner den doppelten Zweck der Heranbildung von Gelehrten und der Production originaler Leiſtungen. Jener wird am Beſten erreicht durch Gründung von Gelehrten-Seminarien, worin den Jüngern der Wiſſenſchaft Gelegenheit zur vollſtändigen Ausbildung in ihrem Fache geboten wird, dieſer durch wiſſenſchaftliche Inſtitute und Sammlungen, welche den Repräſentanten der Wiſſenſchaft die Mittel zur Production originaler Leiſtungen gewähren.

Digitized by Google

Der Verfaſſer kommt am Schluſſe noch einmal auf die Nothwendigkeit der Berufung fremder Gelehrten zurück: „Möge man ſich nicht täuſchen: eine radicale Reform, wie ſie bei uns in der Wiſſenſchaft nothwendig iſt, läßt ſich nicht ohne Umwälzung, ohne friedliche Invaſion des Auslandes durchführen. Sind wir ernſtlich gewillt, uns wiſſenſchaftlich zu regeneriren und mit den Anforderungen der Jetztzeit in das Niveau zu ſetzen, wie es im Jahre 48 in politiſcher Hinſicht geſchehen iſt, ſo werden dort eben ſolche durchgreifende, tief einſchneidende Reformen nothwendig ſein, wie es hier der Fall war. Und laſſe man es ſich dabei zur Warnung dienen: gerade wie das zu ſtarke Betonen, das übermäßige Hervorkehren des Racen- ſtatt des wirklich nationalen Geſichtspunktes die Ereigniſſe von 1849 und der darauf folgenden Jahre als verhängnißvolle Nachgeburt in ſich barg, gerade ſo wird auch im Gebiete der Wiſſenſchaft nur mit Verleugnung nicht des National-Bewußtſeins, ſondern der Racen-Eitelkeit eine wahrhaft gedeihliche, Nutzen und Fortſchritt bringende Reform ſich durchführen laſſen."

E. M.

Polen.

Forſchungen über die ſlaviſchen Urbewohner des öſtlichen Deutſchlands.

Die namhafteſten deutſchen Alterthumsforſcher weiſen der Germanenwelt die möglichſt weiteſten Gränzen an. Sie beſchränken die Urſitze der deutſchen Stämme nicht auf das engere Germanien zwiſchen Rhein, Main, Elbe und Nordſee, ſondern dehnen ſie im Oſten bis über die Weichſel aus. Hier ſeien, meinen ſie, urſprünglich ebenfalls Deutſche anſäſſig geweſen und erſt zur Zeit der Völkerwanderung, im 4. und 5. Jahrhundert, haben die von ihnen verlaſſenen Gegenden zwiſchen Elbe und Weichſel ſlaviſche Stämme in Beſitz genommen. Gegen dieſe Meinung tritt der Verfaſſer des unten genannten Buches*) auf, ſeinen Stammgenoſſen, den Slaven, jenes Gebiet ſchon ſeit der Ureinwanderung der indo-europäiſchen Stämme zuſprechend. „Dieſe Anſicht — ſagt er — iſt nun zwar keine ganz neue, da ſie ſchon zu wiederholten Malen ſowohl von deutſchen, als auch von ſlaviſchen Forſchern ausgeſprochen, theilweiſe auch mit namhaften Gründen unterſtützt worden iſt; doch ein erſchöpfender hiſtoriſcher Beweis iſt bisher nicht verſucht worden." Einen ſolchen übernimmt hier der Verfaſſer. Er verhehlt ſich nicht, daß er mit ſeiner Anſicht auf entſchiedene Oppoſition der deutſchen Gelehrten ſtoßen werde, da Vorſtellungen, die man gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen und die man noch von den Schulbänken her als heilige Wahrheit zu betrachten ſich gewöhnt hat, nicht leicht aufzugeben ſind, es ſei denn nach langem, entſchiedenem Kampfe. Dieſen Kampf erwartet der Verfaſſer mit der Zuverſicht, daß aus dem Widerſtreit der Meinungen die Wahrheit unverfälſcht und rein hervorgehen werde. Hier, wo es ſich um eine wiſſenſchaftliche Frage handelt, muß das Nationalgefühl ſchweigen, und der Verfaſſer hat das Recht, eine unparteiiſche Prüfung zu verlangen, die man ihm um ſo unbedenklicher zugeſtehen kann, da, wie auch das Reſultat ausfalle, die Sache von keiner praktiſchen Bedeutung iſt. Denn möge auch die Bevölkerung im öſtlichen Deutſchland, in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Schleſien und der Lauſitz urſprünglich ſlaviſch geweſen ſein: die Culturentwicklung dieſer Länder macht, daß ſie Deutſchland zugezählt werden müſſen, wenn auch heute noch Theile der Bevölkerung ihre ſlaviſche Abkunft nicht verleugnen und ſich ihr ſlaviſches Idiom bewahrt haben. Die Prüfung ſelbſt müſſen wir Fachmännern überlaſſen; wir begnügen uns, die Hauptreſultate des Verfaſſers kurz mitzutheilen.

Die Gränzen des eigentlichen Germaniens bildeten kurz vor der chriſtlichen Zeitrechnung der Rhein, der Main, die Elbe und die Nordſee, innerhalb welcher die drei Hauptſtämme der Ingävonen, Herminonen und Iſtävonen ihren Sitz hatten. Das mächtigſte und ſtreitbarſte Volk nicht nur der Herminonen, ſondern der Germanen überhaupt, die Sueven, drangen erobernd ſchon vor Cäſar über den Main und wandten ſich ſpäter, um 12 v. Chr., unter ihrem kriegstüchtigen Führer Marbod nach Oſten, wo ſie die keltiſchen Bojen aus ihren Sitzen vertrieben und in Böhmen und Mähren ein Reich gründeten, von wo aus ſie die benachbarten Völker zwiſchen der Elbe und der Weichſel unterwarfen. Von dieſen erſcheinen die Semnonen an der Elbe und die Lygier an der Oder und Weichſel als die Hauptſtämme. Sieger und Beſiegte wurden mit dem gemeinſchaftlichen Namen Sueven bezeichnet. Germaniſche Sueven waren jedoch blos die Sieger; die Markomannen und Quaden die unterworfenen Völker, aber, die von jeher in dieſen Gegenden gewohnt hatten, waren ſlaviſchen Stammes und hießen ebenfalls Sueven, nicht blos, weil ſie den eigentlichen Sueven unterthänig waren, ſondern weil ihr Stammname Slowenen oder Swowenen zu der Namensverwechſelung mit Sueven Veranlaſſung gab.

Daß die Semnonen ſlaviſcher Abkunft waren, zeigt ſchon ihr Name. Sie leiteten nach Tacitus (Germ. 39) ihren Urſprung von der Erde her, die ſie in einem heiligen Haine verehrten, und nannten ſich daher Zemene, Zemane, Ziemianie, d. h. Kinder der Erde. Als ſolche konnten ſie mit Recht von ſich behaupten, das älteſte und edelſte Volk der Sueven zu ſein (vetustissimos se nobilissimosque Suevorum Semnones memorant), denn im Altpolniſchen und Altböhmiſchen bezeichnet Ziemianin, Zemenin einen Edelmann, und durften ſich für das Haupt der Sueven halten (se caput Suevorum credunt), d. h. derjenigen Völker, die man zwar Sueven nannte, die aber Slowenen oder Swowenen waren. Die Namen der kleineren Völker, die Marbod, nach Strabo, außer den Semnonen ſeinem Reich unterwarf, erklärt unſer Verfaſſer ebenfalls aus dem Slaviſchen: die Zumi, von dem böhmiſchen Worte suma, Wald, die Bewohner des böhmiſchen Waldgebirges, das noch heute Sumava heißt; die Mugilonen, von mogila, Hügel, in der Gegend des Städtchens Mogilno, heute Müggeln; die Sibinen oder Sirbinen, die Serben; die Butonen, vielleicht Bulonen, Poloni, die Polen. Andere von anderen Schriftſtellern erwähnte Völkernamen finden auf ähnliche Weiſe ihre Erklärung.

Wohnten die Semnonen von jeher auf dem rechten Elbufer, ſo waren in dem Gebiete zwiſchen der Oder und Weichſel die Lygier das bedeutendſte Volk. Auch ſie ſind, wie der Name zeigt, Slaven; denn die Lygier oder Legier ſind die Lechen, die eigentlichen Polen. Das Wort ſtammt von der Wurzel łeg oder ług, was ſumpfige Wieſe, Waldland oder Weideland bedeutet. Die Lygier ſind alſo die Bewohner der Wieſen- und Waldebenen zwiſchen der Oder und Weichſel. Die Namen der drei Hauptſtröme, die das ſlaviſche Gebiet bewäſſern, ſind ebenfalls ſlaviſch.

*) Die Lygier. Ein Beitrag zur Urgeſchichte der Weſtſlaven und Germanen, von Dr. Wojciech Kętrzyński. Mit einer Karte: Die Weſtſlaven und die vindiliſchen Germanen zu Tacitus' Zeiten. Poſen, Verlag von M. Leitgeber, 1868.

Digitized by Google

Weichſel, Viſula, Viſtula, Viscla, iſt ein ſlaviſches Wort, deſſen Wurzel wis ſich noch im Litthauiſchen findet, woher das Adjectiv wislas, fem. wisla, fruchtbar. Die Weichſel iſt in der That der polniſche Nil. Die Elbe nennen noch heute die umwohnenden Slaven laba, vom litthauiſchen Adjectiv labas, laba, gut, ſchön. Aus laba machten die Deutſchen Alba, Elbe. Der Name der Oder, poln. Odra, ſcheint im etymologiſchen Zuſammenhange mit dem altſloweniſchen adro oder jadro zu ſtehen, was überſchwemmtes Land, Meerbuſen bedeutet. Derſelben Wurzel iſt unzweifelhaft auch das lateiniſche Adria. Zu den Lygiern gehörten die Helvetonen oder Helveconen in Pommern, die Manimi oder Omani im Flußgebiet der Warta, wo der Ortsname Maniewo bei Obornik noch an ſie erinnert, die Eliſa, die Anwohner des Flüßchens Olſa oder Olsza in Schleſien, die Harier und Alier, die Berg- und Thalbewohner der Karpathen, die heutigen Goralen und Galizier, die Naharnavali, die Anwohner der Narew, die ſchon dem Herodot bekannten Neuren oder Nuren. Das Gebiet der Lygier umfaßte demnach faſt das ganze Land zwiſchen der Oder und Weichſel bis zum Rieſengebirge hin, erſtreckte ſich öſtlich über die Quellen der Weichſel hinaus an den Karpathen entlang und ward im Norden und Oſten durch Narew und Bug von den Aeſtiern und den Veneti, d. h. den Oſtſlaven, geſchieden.

Alle dieſe ſlaviſchen Völker haben ihre Wohnſitze unverändert bewahrt und ihre Ueberreſte haben ſich heute noch in jenen Gegenden erhalten. Die Slaven ſind von Alters her ein Ackerbau treibendes Volk und als ſolches haften ſie zäh an dem Boden; daher iſt ihnen auch der Wandertrieb, wie er ſich bei den Germanen zeigt, ſtets fremd geblieben. Als ſtilles, friedſames Volk ſind ſie oft die Beute anderer kriegeriſcher Völker, beſonders der Deutſchen, geworden und faſt überall erſcheinen ſie bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte als dienendes Volk. Dies iſt das Trauerloos der Slaven von jeher geweſen und daher hat auch der Name der Slaven faſt allen Völkern Europa's das Wort „Sklave" als den härteſten Ausdruck für Knecht hergegeben.

Den Gegenſatz zu den ſeßhaften Slaven bilden die wanderluſtigen Germanen im ſkandinaviſchen Norden. Von den Wenden oder Winden hießen alle aus Skandinavien in ſlaviſche Länder eingewanderten Germanen Vindili. Zu dieſen gehörten die Gothen, die über Gothland nach dem heutigen Litthauen zogen und zwiſchen der unteren Memel und der Düna, in der Nachbarſchaft der Letten und Finnen, wohnten. Von da wanderten ſie, um 160 n. Chr., nach Süden in ein Land Ovin oder Ouin, d. h. das Winland oder Wendenland, das Land der Taciteiſchen Veneti und von da auf der alten Handelsſtraße längs dem Dniepr an das ſchwarze Meer. Der Name der Gothen hat ſich in jenen Gegenden bis heute erhalten. Die alten Preußen nannten die Letten und Weißruſſen, die ehemaligen Unterthanen der Gothen, Gudden; der Lette nennt jetzt noch den Weißruſſen, ſeinen ſüdlichen Nachbarn, Godas, und der Litthauer verwünſcht in ſeinen Volksliedern den Guda keip szunia ruda, d. h. den Gothen, den rothbraunen Hund. Die Rugier oder Ulmi-Rugier, die nach Tacitus nebſt den Lemoviern am Ocean wohnten, hatten ihren Wohnſitz vom Ulmen- oder Ilmen-See bis zum baltiſchen Meere und dem finniſchen Meerbuſen. Die Lemovier ſaßen in der Nähe der Newa, wo der Fluß Lemovja noch ihren Namen trägt. Die Sciri wohnten in Kurland, die Hiri oder Heruli in Eſthland, die Turcilungi und Gepiden neben den Rugiern und Gothen, vielleicht in dem heutigen Livland, und die Vandalen, ein Seitenzweig der Gothen, zwiſchen den Gothen und Rugiern. Die Sitze der Burgunder ſind, wie die der meiſten vindiliſchen Völker, in der hiſtoriſchen Zeit nicht urſprüngliche, ſondern occupirte. Sie ſind von der Inſel Bornholm (Borgundarholms, Burgendaland, Burgunda insula bei Saxo Grammat.) nach dem Continent übergeſiedelt und wohnten auf lygiſchem Boden, etwa im Flußgebiet der Netze. Die Varini, von Tacitus zu den Sueven, von Plinius zu den Vindilen gerechnet, hatten wahrſcheinlich ihre Wohnſitze in dem Gebiete der ſlaviſchen Wranen am Fluſſe Wrana oder Warna. Die Longobarden ſind aus Skandinavien in die Elbgegenden eingewandert und lebten hier unter wendiſcher Bevölkerung, ſo daß ſie ſich ſpäter ſelbſt für Guiniles, Winiles, Wenden hielten. Dieſe Vindilen hatten von den Slaven, unter denen ſie lebten, manchen Götterdienſt angenommen. Der Verfaſſer weiſt nach, daß der Nerthus-Cult, der nach Tacitus einer ganzen Reihe von germaniſchen Völkern eigen war, ein ſlaviſcher geweſen. Mit der Nerthus ſteht der Gott Niordh, Niördr in Verbindung; auch dieſer und ſeine beiden Kinder Freyr und Freya ſind wendiſchen Urſprungs, da ſchon die alten Sagen Niordh und Freyr zu Wanen, d. h. Wenden, machen, die den Aſen feindlich gegenüberſtanden.

Alle dieſe vindiliſchen Völker charakteriſiren ſich als wandernde Kriegerſchaaren. Ihre urſprüngliche nordiſche Heimat war ein armes Land, zum Ackerbau wenig geeignet. Die Lage am Meere lud ſie zu Raubzügen oder ſogenannten Wikingerfahrten ein. Die erſten Wikingerfahrten beſchränkten ſich auf die nächſten Geſtade der Oſtſee und Nordſee. Auch nach dem Verlaſſen der Heimat wandten ſie bei ihrer Anſiedlung unter Fremden dem neuen Boden keine Liebe zu, was nur ackerbauenden Völkern eigenthümlich iſt, ſondern pflegten und hegten den alten Trieb nach Krieg und Beute. So erklärt ſich die ſeltſame Erſcheinung, daß keines der vindiliſchen Völker in ſeinen Sitzen geblieben iſt, in welchen wir ſie bei ihrer erſten Erwähnung in der Geſchichte finden, ſondern daß ſie alle viel herumgewandert ſind und zuletzt in fernen Ländern ihren Untergang gefunden haben. Während wir von ihren Wanderungen genaue Kunde haben, finden ſich nirgends Nachrichten, daß die Semnonen, Lygier und die andern ſogenannten ſueviſchen Völker zwiſchen Elbe und Weichſel ihre Wohnſitze verlaſſen haben und daß ihre Stelle von einwandernden Slaven eingenommen worden ſei. Dieſes Schweigen iſt ein beredtes Zeugniß, daß ſie von jeher dieſe Gegenden inne gehabt haben. Schon daß die Slaven an der Elbe faſt unmittelbar nach ihrer angeblichen Einwanderung als den Deutſchen unterthänig und dienſtbar erſchienen, ſpricht dafür, daß ſie da von jeher ſeßhaft geweſen; denn wo ſich ein einwanderndes Volk niederläßt, da wohnt es als Sieger und Gebieter, nicht als Sklave und Unterworfener.

E. M.

Schweden.

Eine Jahresſchrift der Univerſität Upſala.*)

War früher Lateiniſch die Sprache, in welcher die Gelehrten vorwiegend ſchrieben, beſonders diejenigen, welche an den Univerſitäten wirkten, ſo iſt jetzt in den meiſten Ländern die betreffende Mutterſprache zu dieſer Ehre gelangt, die ihr ſo lange, zum Schaden der Völker, entzogen worden war. Am Späteſten hat ſich dieſe heilſame Wandlung jedoch in Schweden

*) Upsala universitets årsskrift. 1867. Upsala, akademiska bokhandeln (C. J. Lundström.)

Digitized by Google

vollzogen, und wenn auch der Spott und die Klagen von Männern wie Atterbom, Geijer ꝛc. über den akademiſchen lateiniſchen Zopf viel genützt haben, die neue Zeit, die mit dem Jahre 1848 für ganz Europa anbrach, hat doch erſt in Schweden das allgemein gewordene Verlangen zum allgemeinen Durchbruch gebracht. Freilich hat die Neuerung zu Gunſten der Mutterſprache die ſchwediſchen Univerſitäten und überhaupt die Gelehrtenwelt dieſes Landes von der übrigen europäiſchen iſolirt und auf die Vermittelung von Ueberſetzern angewieſen, die ſich bei ihrer Arbeit völlig ſelbſt überlaſſen bleiben, da leider in nichtſchwediſchen Gelehrtenkreiſen der Cultus der ſchönen und lohnenden ſchwediſchen Sprache faſt gar nicht getrieben wird, ſo daß in den ſeltenſten Fällen ein Fachmann die Ueberſetzung eines zu ſeinem Bereiche gehörigen Stoffes veranlaßt oder ausführt, vielmehr die bloße Buchhändlerwahl hierbei vorwiegend den Anſtoß giebt oder entſcheidet. Freilich war es zur Zeit der excluſiven „ſchwediſchen Latinität“ auch nicht viel beſſer, denn was damals nicht in deutſcher oder einer anderen lebenden europäiſchen Sprache von ſchwediſchen Gelehrten publicirt wurde, war in lateiniſchem Gewande den Völkern ebenſo wenig zugänglich wie heute, blieb innerhalb der ausſchließlichen akademiſchen Kreiſe und wurde von dieſen meiſtens todtgeſchwiegen, wenn es ihnen nicht wichtig genug ſchien oder nicht in ihren Kram paßte; auch ſollen häufig Annexionen guter ſchwediſcher Gedanken unter Verſchweigung der Erzeuger vorgekommen ſein. Beſchuldigt doch der Dichter Atterbom in ſeinen Briefen aus Deutſchland ſogar einen Hegel in dieſer Beziehung*).

Ein Jahrbuch der Univerſität Upſala liegt uns in ſchwediſcher Sprache vor. Es iſt ein Buch von dem Umfange einer Bibel in groß Octav und bietet folgenden Inhalt: Theologie: „Thomas von Aquino als Moraltheolog. Von N. J. Linnarsſon.“ (110 Seiten.) — „Ueber den Hauptinhalt und den Plan der Schriften des neuen Teſtaments. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über das Verhältniß dieſer Schriften zu einander. Von Hermann Wilhelm Ulff.“ (124 Seiten.) — Rechts- und Staatswiſſenſchaften: „Ueber die Entwickelung der Gewerbefreiheit. Akademiſches Programm von Olof Matthias Theodor Rabenius.“ (23 Seiten.) — „Ueber res fungibiles und damit zuſammenhängende Materien. Von C. V. Nordling.“ (41 Seiten.) — Philoſophie, Sprachwiſſenſchaft und hiſtoriſche Wiſſenſchaften: „De confusione pronominum tertiae personae graecorum. Scripsit C. A. Walberg.“ (21 S.) — „Die Volksſprache in Nord-Ingermanland. Akademiſche Abhandlung von Dr. Karl Sidenbladh.“ (88 S.) — „Ueber die Volksſprache im Süder-Möre-Härad des Kabnarer Läns. Akademiſche Abhandlung von Dr. N. Linder.“ (202 S.) — Mathematik und Naturwiſſenſchaften: „Studien über die Operationsberechnung. Von C. F. E. Björling.“ (52 S.) — „Komet VI. von 1863. Von P. G. Roſén.“ (43 S.) — „Programm beim Rectoratswechſel im Jahre 1867. Von Jonas Fredrik Heſſe.“ (14 S.)

Eine eingehende Beſprechung dieſer akademiſchen Arbeiten, welche ſo viele Gebiete umfaſſen, könnte nur durch verſchiedene Kräfte bewirkt werden, da ein und derſelbe Kritiker unmöglich in allen dieſen Materien zu Hauſe ſein und ein kompetentes Urtheil haben kann. Der Zweck dieſer Zeilen iſt nur der einer Notiznahme von den Leiſtungen unſerer nordiſchen Vettern und ſoll die entſprechenden Kreiſe auf die ſchwediſchen Arbeiten aufmerkſam machen, doch wollen wir uns einige allgemeine Bemerkungen zu denſelben erlauben. Die beiden theologiſchen Abhandlungen ſind nicht blos für Geiſtliche, ſondern auch für Laien intereſſant; ganz beſondere Beachtung verdient aber die ſtaatswiſſenſchaftliche Arbeit von Rabenius über die Gewerbefreiheit, denn ſie iſt nicht blos voll von Gelehrſamkeit, ſondern zeugt von einem ſo vorurtheilsloſen und humanen Geiſte, daß man wohl hoffen darf, daß, wenn mehr Männer dieſer Richtung ſich in Schweden geltend machen, dort die ſociale Frage eine im Sinne aller Billigdenkenden gute Entwickelung nehmen wird. Die preußiſchen und franzöſiſchen Beſtrebungen auf dieſem Gebiete haben natürlicherweiſe in dem vorliegenden Aufſatze hervorragende Würdigung gefunden. Die Arbeit Nordling's über res fungibiles iſt nur für Juriſten beſtimmt und widmet deutſchen Autoritäten auf dem Rechtspflegegebiete die eingehendſte Beachtung. Die von umfaſſendem Wiſſen und etymologiſchem Scharfſinne zeigenden Arbeiten Walberg's, Karl Sidenbladh's und Linder's können nur für Philologen von Fach Intereſſe haben, dies liegt in der Natur der Sache; doch müſſen die Arbeiten der beiden zuletzt genannten Gelehrten als ſchätzenswerthe Beiträge auf dem Gebiete der vergleichenden germaniſchen Sprachforſchung bezeichnet werden. Die Abhandlung Björling's wendet ſich vorwiegend an jüngere Mathematiker und hat den ausgeſprochenen Zweck, das nach der Meinung des Autors etwas erkaltete Intereſſe für die Operationsrechnung wieder anzufachen und zu ſpeciellen Bearbeitungen anzuregen. Der Verfaſſer operirt nach dem Prinzipe: „Ein Derivationszeichen kann in ſolchen Combinationen, in welchen es den Diſtributions-, Commutations- und Indexgeſetzen folgt, in derſelben Weiſe behandelt werden, als wenn es eine Quantität wäre.“ Er giebt zu, daß dies eigentlich nichts Neues ſei, doch hofft er, daß aus ſeiner Methode für Manchen Früchte erwachſen können. In drei Kapiteln behandelt er die partiellen Differential-Gleichungen, die Operationszeichen und definitiven Integralen und die Operationszeichen und Reihen. — Roſén will, angeſichts der Ueberhäufung des aſtronomiſchen Feldes mit Arbeit, durch ſeine Abhandlung über Komet VI. 1863 der Geſammtheit eine Spezialarbeit abnehmen und das Material vermehren, durch welches die Einheit und Harmonie der einander kreuzenden Kometenbahnen unſeres Sonnenſyſtems in einer ſpäteren Zeit entdeckt werden könnte. Der von ihm behandelte Komet wurde am 9. October 1863 in Nauen von dem aſtronomiſchen Dilettanten Bäcker entdeckt und gehört zu den wenigen, hinſichtlich deren man Daten zur Unterſuchung der Frage hat, in wie weit der Kometenſchwanz eine Abweichung vom Bahnplaneten haben kann oder nicht, auch macht ihn der Umſtand in optiſcher ſowohl als aſtrophyſiſcher Hinſicht intereſſant, daß er dem von Tempel in Marſeille entdeckten Kometen IV. 1863 ganz nahe ſtand.

Möchten alſo dieſe Zeilen dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit des gelehrten Deutſchlands auf die Leiſtungen der Upſalaenſer Univerſität hinzulenken, ſo daß die bis jetzt fehlende gegenſeitige Beachtung herbeigeführt würde. F. M.

*) Franz Maurer's Ueberſetzung von Atterbom's Erinnerungen, pag. 150.

Finnland.

Zur neueſten Literatur Finnlands.

Von den geſammelten Werken des bedeutenden finniſchen Geſchichts- und Alterthumsforſchers Porthan (1739—1804) hat die „Finniſche Literaturgeſellſchaft“ im vorigen Jahre den dritten

Digitized by Google

Theil herausgegeben. Dieſer enthält 1) eine überaus gründliche „Geſchichte der Aboer Univerſitäts-Bibliothek“ in 23 Diſputationen; 2) eine Abhandlung über finniſche Poeſie; 3) als Anhang den von Porthan nur herausgegebenen Bericht eines Biſchofs von Abo, Juuſten, über deſſen leidenvolle ruſſiſche Geſandtſchaftsreiſe. Alles iſt lateiniſch geſchrieben, nur in der Abhandlung Nr. 2 ſind die als Proben angezogenen Lieder auch in der Urſprache mitgetheilt. Auch hier zeigt ſich daſſelbe Streben nach möglichſter Erſchöpfung des Gegenſtandes, das alle Leiſtungen Porthan's kennzeichnet. Keine ſpätere Schrift über dieſelbe Materie kann in dieſer Eigenſchaft mit der nun ſchon einhundertjährigen Arbeit ſich meſſen, obſchon die Schätze der älteren und alten Volkspoeſie in Suomi-Sprache ſeit ungefähr ſieben Luſtern ohne Vergleich umfaſſender bekannt geworden ſind, als in Porthan's Zeitalter der Fall geweſen. — Den noch immer ſehr leſenswerthen Geſandtſchaftsbericht hat der ebenſo große Gelehrte als warme Vaterlandsfreund mit folgenden Worten eingeleitet: „Die harten, der Menſchlichkeit wie dem Völkerrechte widerſtrebenden Schickſale der Geſandtſchaft, welche König Johann der Dritte von Schweden bei ſeiner Thronbeſteigung an den ob ſeiner wahnſinnigen Hoffahrt und empörenden Grauſamkeit ſo berüchtigten Großfürſten Iwan Waſſilijewitſch ſchickte, haben alle unſere, die Begebenheiten jener Zeiten behandelnde Hiſtoriker mit Entrüſtung erwähnt. Ich glaube, daß der folgende ausführliche und genaue Bericht aus der Feder des Hauptes jener unglücklichen Geſandtſchaft, des ehrwürdigen weiland Paul Juuſten, Biſchofs von Finnland, welchen er nach ſeiner Rückkehr dem König vorlegte, die Veröffentlichung in hohem Grade verdient.“ Wir ſetzen hinzu, daß Juuſten zum Lohne für die ausgeſtandenen Strapazen und empörenden Mißhandlungen — geadelt wurde. In ſeinem lithographiſch beigegebenen Wappen bemerkt man einen knieenden, von Oben bis an die Hüften entkleideten Ruſſen, der eine Geißel über ſeinem Haupte ſchwingt — alſo Zuchtmeiſterthum und Sklaverei des Züchtigers in charakteriſtiſchem Bunde, zur angenehmen Erinnerung.

Die gelehrte Zeitſchrift „Suomi“ für 1868 enthält unter Anderem einen dem nordiſchen Sprach- und Alterthumsforſcher dankenswerthen Artikel: „Kunde von vorzeitlichen Aufenthalts-Orten der finniſch-ungariſchen Völker“ (tietoja suomalais-ungarilaisten kansain muinaisista olopaikoista), worin Herr Europaeus an vielen geographiſchen Namen des heutigen Finnlands nachweiſt, daß vor Ankunft der eigentlich ſogenannten Finnen (Suomalaiſet) mehrere von ihnen verſchiedene, wenngleich in näherem oder weiterem Sinne verwandte Völker, namentlich Lappen, Syrjänen, Oſtjaken und Wogulen (Ugern, Jugern) auf finniſchem Boden gehauſet.

Von der durch die finniſche Literaturgeſellſchaft veranſtalteten Sammlung ſelbſtändiger und überſetzter Bühnenſtücke iſt 1867 ein vierter Band erſchienen. Zwiſchen Holberg's „Es iſt nicht an der Zeit“ (finniſch Ei ole aikaa) und „Don Ranudo de Colibrados“ bietet ſich uns ein ſtattliches finniſches Original-Drama in fünf Akten, von Herrn Kiwi, dem Verfaſſer des dramatiſirten Kullerwo, und der „Haide-Schuſter“. Wir lernen zwei feindliche Nachbarn kennen, von denen der Eine zum Schuldner des Anderen, eines echten, aber endlicher Reue und Zerknirſchung noch fähigen Junkers geworden iſt. Die Feindſchaft Beider koſtet, wie in „Romeo und Julie“, doch unter anderen Umſtänden und ohne Selbſtmord, zwei treuen Liebenden das Leben. Eine Analyſe des ziemlich komplizirten Stückes müſſen wir uns verſagen: nach unſerer Anſicht ſind die Vorzüge überwiegend. Mannichfaltigkeit, zum Theil Originalität der Charaktere, gute Durchführung derſelben und eine edle, echt poetiſche, von Schwulſt und Ueberladung freie Sprache würden dem Drama vielleicht auch ein deutſches Publikum gewinnen. Zu den Unwahrſcheinlichkeiten gehört der Umſtand, daß zwei aus harter ruſſiſcher Gefangenſchaft entflohene Liebhaber in ihrer franzöſiſchen Vermummung unerkannt bleiben, obgleich ſeit ihrem Abzug in den Krieg nur wenige Jahre verfloſſen ſind und man nicht wohl annehmen kann, daß ſie in den Bergwerken des Ural mit Pariſer Sitten ſo täuſchend vertraut geworden. Der Titel des Dramas iſt „Karkurit“ (die Flüchtlinge). Schott.

Kleine literariſche Revue.

— **Büchner's Vorleſungen über die Darwin'ſche Theorie.** Es war vorauszuſehen, daß die Vertreter des Materialismus ſich der von Darwin aufgeſtellten und auch in dieſen Blättern mehrfach beſprochenen Theorie bemächtigen würden, um mit Hilfe derſelben ihren Lehren eine feſtere Unterlage zu geben oder in ihr eine Beſtätigung der ſchon früher von ihneu erhobenen Hypotheſen zu ſehen. Ludwig Büchner, welcher es nicht ganz mit Unrecht für ſich in Anſpruch nimmt, ſchon in ſeiner Schrift: „Kraft und Stoff“, von welcher die erſte Auflage 1855 erſchien, in dem Kapitel „Urzeugung“ die Entſtehung neuer Arten als einen natürlichen, durch Abſtammung und Umwandlung vermittelten Prozeß hingeſtellt und als Haupturſache dieſer Umwandlung theils den Einfluß der wechſelnden Zuſtände der Erdoberfläche, theils eine allmähliche Umänderung der Keime bezeichnet zu haben, hat jetzt „Sechs Vorleſungen über die Darwin'ſche Theorie“*) erſcheinen laſſen, worin er ſeine in verſchiedenen früheren Arbeiten ausgeſprochenen, ſtreng materialiſtiſchen Anſchauungen auf Grund der Darwin'ſchen Lehren von neuem entwickelt und zu Conſequenzen gelangt, welche Darwin ſelbſt fremd ſind, indem dieſer ſich zu der dem Materialismus entgegenſtehenden Anſicht bekennt, daß wahrſcheinlich alle organiſchen Weſen, die jemals auf der Erde gelebt, von einigen oder vielleicht nur Einer Urform abſtammen, welcher das Leben zuerſt vom Schöpfer eingehaucht worden ſei.

In Wahrheit, Büchner hat uns auch in ſeinen neuen, mit einer Art von Triumph aufgeſtellten Behauptungen nicht überzeugen können, und wir können auch jetzt nicht begreifen, warum die Darwin'ſche Theorie, die auch uns einleuchtet und gegen die wir nichts einzuwenden haben, die Annahme eines Weltenſchöpfers unmöglich machen und warum ſie jede teleologiſche Auffaſſung für immer beſeitigt haben ſoll. Denn wenn B. mit Prof. Bronn, dem deutſchen Ueberſetzer Darwin's, dieſem entgegenhält, warum, wenn ſpecielle Schöpfungsakte für eine beſtimmte Zahl von Stammeltern nothwendig geweſen, dieſe nicht ebenſo für alle Weſen zuläſſig ſein ſollen; wenn er meint, daß es im philoſophiſchen Sinne ziemlich einerlei ſei, ob der Schöpfungsakt Einmal oder mehreremal ſtattgefunden und ſo

*) Sechs Vorleſungen über die Darwin'ſche Theorie von der Verwandlung der Arten und die erſte Entſtehung der Organismenwelt, ſowie über die Anwendung der Umwandlungstheorie auf den Menſchen, das Verhältniß dieſer Theorie zur Lehre vom Fortſchritt und den Zuſammenhang derſelben mit der materialiſtiſchen Philoſophie der Vergangenheit und Gegenwart. In allgemein verſtändlicher Darſtellung von Dr. Ludwig Büchner. Leipzig, Theodor Thomas, 1868.

Digitized by Google

immer noch ein Wunder an der Stelle des Naturgeſetzes ſtehe, und daß man demnach die Entwickelung der geſammten organiſchen Welt aus einem erſten und einfachſten organiſchen Formelement, vielleicht der ſogenannten Zelle oder dem Keimbläschen, abzuleiten habe, ſo iſt darauf zu erwidern: Mag man ſich die Urform alles Organiſchen auf der Erde noch ſo einfach denken, es lag in ihr doch eine Entwickelungsfähigkeit von Innen heraus; ſie hatte „Leben“. Iſt dies aber nicht eine ungeheure Kluft, welche das Organiſche von dem Anorganiſchen trennt; iſt es möglich, zu glauben, daß nur durch ein zufälliges Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände Erſteres aus dem Letzteren hervorgegangen, wie es Büchner uns glauben machen will? — Und ſelbſt, wenn dies der Fall wäre, wenn wirklich einſtmals die erſte Zelle, aus welcher ſich innerhalb Millionen von Jahren alle organiſchen Weſen der Reihe nach entwickelten, durch ein Zuſammenwirken von uns jedenfalls unbekannten Kräften aus dem Anorganiſchen entſtanden wäre, ſo könnten wir darin gleichfalls nichts weiter als Plan der Schöpfung ſehen, die für Alles beſtimmte, ewig unabänderliche Geſetze, Naturgeſetze, wie wir ſie nennen, feſtgeſtellt hat, die es ja allein ermöglichen, daß wir uns wiſſenſchaftlichen Forſchungen hingeben, ohne welche andrerſeits eine fortſchreitende Entwickelung des menſchlichen Geiſtes nicht gedacht werden kann. Muß uns dies nicht im Gegentheil immer mehr und mehr in dem Glauben an eine unendlich weiſe, ſich ſelbſt bewußte Schöpfungskraft befeſtigen, auch wenn unſer Verſtand nicht ausreicht, uns irgend eine beſtimmte Vorſtellung von derſelben zu machen? g.

— **Charles Marelle's franzöſiſche Bearbeitungen deutſcher Poeſien.** Herr Charles Marelle in Berlin, ein Sohn der Champagne, hat ſich die Aufgabe geſtellt, an der Vermittelung des deutſchen und des franzöſiſchen Geiſtes arbeiten zu helfen und zu dieſem Behuf die Zweige der Lyrik und der Fabeldichtung für ſein Theil auserſehen. Um zwei ſo verſchiedenartige Gattungen, wie die Heine'ſche Lyrik und die Kinderpoeſie, zu umfaſſen, bedarf es vieler Unbefangenheit und friſchen Empfänglichkeit. Herrn Marelle iſt das ſchwierige Wageſtück gelungen. Seine „Poésies choisies par Henri Heine, suivies de diverses autres poésies allemandes, traduites en vers“ (Berlin, B. Behr's Buchhandlung, E. Bock, 2. Aufl.) athmen in der That Heine'ſchen Geiſt, das genial Hingeworfene, halb Angedeutete, Neckiſch-Boshafte der Sprachweiſe des großen Lyrikers, deſſen Buch der Lieder und deſſen Romancero ſein Bearbeiter trefflich ausgebeutet hat, weiß Marelle durch ähnliche Accente des franzöſiſchen Ausdrucks gewandt wieder zu geben, indem er überall den Kern des Originalgedankens vor Augen hat und von ſklaviſcher Nachahmungsſucht ſich weislich fern hält. Ausgewählte Gedichte von Goethe, Uhland, Juſtinus Kerner und Wyß laſſen den weiten Umfang ſeines Ueberſetzertalentes ahnen und erregen das lebhafte Bedauern, daß der Veranſtalter dieſer allerliebſten Sammlung dem Buche des Straßburgers Schuré „Le Lied allemand“ nicht durch eine größere Ausdehnung ſeiner Aufgabe zuvorgekommen iſt. Aber ein literarhiſtoriſches Verdienſt höheren Ranges, weil faſt ein einziges in ſeiner Art, hat der fleißige Kenner des deutſchen Dichterſchatzes ſich durch die Uebertragung der deutſchen Fabeldichtung auf Frankreichs Boden erworben. Die Kinderfabel, wie Wilhelm Hey ſie, von Speckter's Zeichnungen unterſtützt, zur Höhe eines Kunſtzweiges entwickelt, fehlte bisher dem ſpirituellen Franzoſenthum; Charles Marelle hat das empfunden und dieſe Lücke in der Volksliteratur auszufüllen geſucht. Der frühlingsfriſche Hauch der deutſch-gemüthlichen Kinderwelt hat ihn angeweht, als er ſeine Sammlung „Le petit monde, enfantillage et poésie“ (Paris, J. Hetzel) herausgab. Sie beſteht vorzüglich aus Nachbildungen der Dichtungen Wilhelm Hey's, denen Bearbeitungen von Stücken aus Uhland, Körner, Fröhlich, Feige und Anderen beigefügt ſind. Die erſten Zeichenkünſtler von Paris haben die 150 Vignetten des Petit Monde geliefert und ihm damit die prächtigſte Ausſtattung verliehen. Der Ton herzlichſter Naivetät iſt der ſchönſte Vorzug dieſer Perlen der Kinderwelt. Die beſten derſelben finden ſich auch in dem Büchlein „Poésies enfantines, historiettes, chansonettes et petites fables pour les premières leçons“ (Berlin 1866, F. A. Herbig) wieder, das jedoch keineswegs auf die eigentliche Fabel ſich beſchränkt, ſondern den ganzen Kreis der Kinderpoeſie umſchließt. Jugendmuth, fröhliche Unbefangenheit und innige, lebenswarme Hingabe an die freie, ſchöne Gottesnatur bilden die Moral dieſer Liedchen und Erzählungen; man wundert ſich ſchier, daß die franzöſiſche Sprache mit ihren „Pointen“ dergleichen wiedergeben konnte und hat, als Freund der internationalen Literatur, alle Urſache, dem Autor für ſeine glücklichen Verſuche dankbar zu ſein. T. v. B.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Vorträge über die literariſche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, die Herr Profeſſor Prutz am 15. Januar in Berlin eröffnete, erregen hier ein ebenſo großes Intereſſe, als ſeine vorjährigen Vorträge über die deutſche Literatur der Gegenwart. Form und Inhalt ziehen das Publikum auf gleiche Weiſe an. In eleganteſter Weiſe bewegt ſich der frei gehaltene, ſchöne oratoriſche Vortrag auf den Gebieten des philoſophiſchen Gedankens und der äſthetiſchen Kritik. Eine ununterbrochene Kette von logiſchen Folgerungen verbindet den Ausgangspunkt des Vortrages mit ſeinem Schluſſe; der Faden aber, der durch das Ganze ſich zieht, iſt der der Erziehung des Menſchengeſchlechts zur Freiheit, der des Fortſchrittes der Kultur und der Humanität. Wir müſſen dem Vortragenden die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſelbſt denjenigen, die über die literariſche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts durch die trefflichen Arbeiten Schloſſer's und Hermann Hettner's unterrichtet ſind, viel durch geiſtvolle Gruppirung Ueberraſchendes und Intereſſantes zu ſagen weiß. Die Deutſchen haben erſt im letzten Drittel des Jahrhunderts ihre Gleichberechtigung mit den anderen europäiſchen Kulturvölkern nachzuweiſen angefangen; eine literariſche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts muß daher größtentheils die Literatur der Engländer und Franzoſen zum Gegenſtand haben; doch iſt es unverkennbar dieſelbe zuerſt von der Reformation in Deutſchland geweckte Idee der Befreiung der Menſchheit, die das ganze Jahrhundert, von den Deiſten Englands und den Encyklopädiſten Frankreichs (mit Einſchluß von Voltaire und Rouſſeau) bis zu den deutſchen Denkern und Dichtern Kant, Leſſing und Göthe, beherrſcht. Diejenigen europäiſchen Kulturvölker, die an dem Gedanken der Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts gar keinen Theil genommen hatten, wie die Italiäner, die Spanier, die Belgier ꝛc., ſind auch bei der geiſtigen Erhebung des achtzehnten Jahrhunderts ohne Antheil geblieben, wogegen das kleine Volk der Holländer, nachdem es ſiegreich aus ſeinem großen Kampfe gegen die ſpaniſch-römiſche

Digitized by Google

Tyrannei hervorgegangen war, zuerſt in Europa das Panier der Befreiung auch auf dem Gebiete des Denkens und des Forſchens erhob. Beſonders ſchön war, was Prutz bei dieſer Gelegenheit von Spinoza und ſeinem Gedanken des All-Einen in der Schöpfung ſagte, der bis zum heutigen Tage die Geiſter bewegt. Nicht minder treffend war das Citat von Kant, welches Prutz dem Cyklus ſeiner Vorträge als Geſammtmotto vorſetzen könnte. Kant ſagte nämlich vom achtzehnten Jahrhundert, daß es zwar noch keine aufgeklärte Zeit, aber eine Zeit der Aufklärung, noch keine Zeit der Freiheit, aber der Befreiung ſei. J. L.

In demſelben Saale, in welchem Prutz ſeine literargeſchichtlichen Vorträge an den Montagen und Freitagen hält, findet jetzt an den Dienſtagen eine Reihe wiſſenſchaftlicher Vorträge ſtatt, veranſtaltet von einem Kreiſe jüdiſcher Gelehrten zum Beſten eines Studienhilfsfonds. Herr Profeſſor Steinthal eröffnete dieſelben am 12. Januar durch einen Vortrag über die Ideen der Weltſchöpfung und des Urſprunges der Sprache, wie ſie in den Darſtellungen der beiden erſten Kapitel der Geneſis zum Ausdruck kommen. Der Verfaſſer, einer der hochgeſchätzteſten Vertreter der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft und der Völkerpſychologie, zeigte, daß von allen Mythen über die Schöpfung, die uns das Alterthum überliefert hat, die der Geneſis diejenige ſei, welche nicht allein der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung unſerer Zeit, ſondern auch dem Begriffe der Schönheit am Meiſten entſpreche. Die japhetitiſchen (ariſchen) ſowohl, als die chamitiſchen und die ſemitiſchen Völker, Letztere mit Ausnahme der Hebräer, nehmen durchweg einen dem Menſchengeiſte untergeordneten Anfang der Dinge an, und nur die beiden, obwohl von einander abweichenden Erzählungen der Geneſis ſtimmen in ihrer, von der anthropomorphiſtiſchen Gewandung entkleideten Idee mit unſerer Erkenntniß der Einheit des Weltganzen und des Menſchengeiſtes überein. J. L.

Am 14. Januar fand die Eröffnung des Berliner Victoria-Lyceums für Damen, in Anweſenheit ſeiner hohen Protektorin, der Frau Kronprinzeſſin, und eines zahlreichen Damenpublikums ſtatt. Herr Profeſſor Bonitz hielt die Eröffnungsrede, worin derſelbe auseinanderſetzte, daß, wenn das weibliche Geſchlecht auch durch Natur und Sitte von beſtimmten wiſſenſchaftlichen Berufsarten ſich ausgeſchloſſen ſehe, es doch, vermöge ſeiner geiſtigen Befähigung, einen Antheil an der eben nur durch Kenntniſſe und Studien zu gewinnenden höchſten Bildung beanſpruchen dürfe, da der Reichthum und Adel des Lebens von der Fülle unſeres Gedankenkreiſes abhängt. Es ſei keineswegs genügend, die großen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften zu bewundern, an dem Geſchick des Vaterlandes einen naiven, einſeitig patriotiſchen Antheil zu nehmen, ſich oberflächlich mit der eigenen und fremden Literatur zu beſchäftigen und die Schätze der bildenden Kunſt flüchtig aufzunehmen, ſondern die Frau ſoll auch, gleich dem gebildeten Manne, ein tieferes und energiſches Intereſſe an dem Allen zeigen. Dieſe Tiefe, dieſe Energie auch in dem weiblichen Geiſt zu wecken und zu pflegen, ſei der Zweck der neuen Anſtalt. Zwar liege dabei die Beſorgniß nahe, eine maſſenhafte Gelehrſamkeit und gedankenloſen Notizenkram oder dilettantiſche Oberflächlichkeit und damit verbundenen Dünkel bei den Frauen zu fördern, aber gerade das gründliche Wiſſen führe zur Beſcheidenheit und die Fülle des Materials, wenn ſie nur durch den Geiſt beherrſcht werde und mit unſerem Denken und Fühlen ſich vereinige, gewähre eine große Befriedigung. „Die zu löſende Aufgabe iſt alſo Herrſchaft über den Stoff und Erkenntniß des Bedeutenden aus der Menge des Gewöhnlichen. Eine beſondere Schwierigkeit dabei bietet noch der Mangel an Erfahrung, aber trotzdem muß die Löſung verſucht werden, auch den Frauen die Fülle des geiſtigen Lebens unſerer Zeit zu erſchließen. Dazu ſoll das Victoria-Lyceum dienen, deſſen Namen ſchon hinlänglich ſeine Stellung bezeichnet: nicht für den materiellen Erwerb, ſondern für die geiſtige Erhebung des weiblichen Geſchlechts durch Wort und Lehre zu wirken.“

Die Liſte der Damen, die ſich zu den Vorleſungen des Victoria-Lyceums angemeldet, weiſt bereits 180 Namen auf.

Eine große Anzahl von Damen und Herren in London, an deren Spitze die Gräfin von Portsmouth, Lady Boyer und Miß Lydia Becker ſich befinden, ſind zuſammengetreten, um daſelbſt einen Frauenklub (Women's Club and Institute) zu gründen. Dieſer Klub ſoll der zahlreichen Klaſſe von Frauen, die einem künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen oder gewerblichen Beruf angehören, einen Zuſammenkunftsort darbieten, wo ſie ihre Mußeſtunden „mit Comfort“ und in reſpectabler Geſellſchaft zubringen können. Zu dieſem Zwecke wird mit dem Klub ein Leſezimmer und eine Bibliothek verbunden ſein und ſollen dort Erfriſchungen zu mäßigen Preiſen gereicht werden. In einem beſondern Empfangsſaale ſollen die Mitglieder des Klubs auch Beſuche empfangen können, für deren Achtbarkeit die Erſteren verantwortlich bleiben. Es iſt bereits eine ziemlich bedeutende Summe aufgebracht, um die erſten Koſten des Etabliſſements zu decken, und es wird auf eine ſtarke Betheiligung gerechnet.

Aus Florenz wird uns geſchrieben, daß auch in Italien das Beſtreben der Frauen, ihren wiſſenſchaftlichen Unterricht zu verbeſſern und ſich eine regere Theilnahme an den Geiſtesarbeiten der Zeit zu verſchaffen, mehr und mehr Anerkennung finde. Einige Akademieen und gelehrte Geſellſchaften Italiens ſind in neuerer Zeit dazu geſchritten, Frauen zu ihren Ehrenmitgliedern zu ernennen; namentlich iſt dieſe Auszeichnung der bekannten Schriftſtellerin Dora d'Iſtria von Seiten mehrerer italiäniſchen Akademieen und Athenäen zu Theil geworden.

Mit großer Theilnahme begrüßen wir die von Herrn E. J. Nöggerath herausgegebene „Denkſchrift, betreffend die Errichtung einer Gewerbeſchule für Mädchen im Gewerbehauſe zu Brieg“, der erſten in der Provinz Schleſien. Das Gewerbehaus, die Stiftung eines patriotiſchen Bürgers von Brieg im J. 1864, iſt, ſeinen Statuten nach, ganz geeignet zur Aufnahme einer Anſtalt, welche „die Arbeitskraft der Töchter und Frauen gebildeter Stände in höherem Maße, als bisher geſchehen, zu nützlicher Verwendung bringen ſoll“. Wünſchen wir dem umſichtig entworfenen Plan eine baldige Ausführung!

J. L.

Dieſer Nummer liegt bei: Ankündigung von **Wetzel, Die Deutſche Sprache.** Zweite Auflage. Verlag von **Adolf Stubenrauch** in **Berlin.**

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 30. Januar 1869. [№ 5.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Aus dem Leben des Generals von Brandt. I. Die Belagerung von Zaragoza und der Guerrillakrieg von 1809. 57. — Zur Literatur über Verſorgung des weiblichen Geſchlechts. 60.
Schweiz. Fanny Lewald: Sommer und Winter am Genferſee. Frauen als Schriftſteller. Schloß Coppet. Edgar Quinet. 60.
Spanien. Briefe aus dem neuen Spanien. II. Die Stellung der Parteien. 62. — Das Scheitern der ſpaniſchen Revolution von 1820. 65.
Italien. Pasquale Villari's Geſchichte Savonarola's und ſeiner Zeit. 66.
England. Die fünfte Jahresverſammlung der Female Medical Society. 67.
Kleine literariſche Revue. Ein neues deutſches Geſetz über das Verlags- und Urheberrecht. 69. — J. J. Hoffmann's Japaniſche Sprachlehre. 69. — Domſchke's Unterricht im Freihandzeichnen. 70. — Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. 70. — Auf dunkelm Grunde. 70. — Fußſtapfen im Sande. 70.
Literariſcher Sprechſaal. Todtenfeier des Präſidenten Lette. 70. — Volkszahl der Magyaren. 71. — Bilder aus Griechenland. 71. — Hiſtoriſch-politiſche Bibliographie. 71.

Deutſchland und das Ausland.

Aus dem Leben des Generals von Brandt.*)

I.

Die Belagerung von Zaragoza und der Guerrillakrieg von 1809.

Man macht den Deutſchen den Vorwurf, daß ſie keine Memoiren zu ſchreiben verſtänden. Dieſer Vorwurf, ſchon an ſich nicht mit beſonderer Vorſicht aufgeſtellt, wird hier von neuem glänzend widerlegt. Eine Soldatenhand iſt es, die in Befolgung des Göthe'ſchen Wortes: „Wo man am Wenigſten Tinte und Feder ſparen ſollte, das iſt beim Aufzeichnen einzelner Umſtände merkwürdiger Begebenheiten" — ein Memoirenwerk von größtem Werthe aufgebaut hat. In der That haben wir ſeit langer Zeit aus der Memoiren-Literatur kein Buch von ſo feſſelndem, eigenartigem Inhalte unter den Händen gehabt, als das unten angezeigte Werk aus den Tagebüchern des Generals der Infanterie Heinrich von Brandt ihn darbietet. Nun, der General war einer der feingebildetſten und beſtunterrichteten Offiziere der preußiſchen Armee. Dieſe Eigenſchaften treten in dem Buche überall hervor. Die Memoiren ſind vorzugsweiſe zur Bereicherung der Militairgeſchichte geeignet. Aber ſie erregen auch dem Laien auf jeder Seite ein neues Intereſſe, lenken den Blick jeden Moment in die Richtung neuer Geſichtspunkte, reichen tauſend pikante Ausſprüche dar, rollen das Panorama wunderbarer Geſchichtsperioden weit auf und bevölkern es mit Details von bald ergreifendem, bald humoriſtiſchem, bald romantiſchem Charakter — und bei alledem wird die Theilnahme an der Perſönlichkeit des Erzählers immer höher und höher geſpannt. Man wird bald inne, daß die Feder aus dem reichen Borne eines umſichtig verwertheten, thatengefüllten Lebens geſchöpft hat.

Heinrich von Brandt, 1789 in Weſtpreußen geboren, trat im Jahre 1807 als Student in die preußiſche Armee, wurde nach dem Frieden von Tilſit entlaſſen und erhielt ſpäter durch einen bloßen Zufall, ungeſucht, das Patent als Sous-Lieutenant in der Légion de la Vistule, ausgefertigt vom Marſchall Duc d'Auerſtädt. Dieſer überraſchende Umſtand führte unmittelbar darauf — im April 1808 — den neunzehnjährigen Jüngling durch Frankreich nach Spanien, wo ſein Regiment dem dritten Corps zugetheilt wurde.

Von hier datirt der Beginn einer langjährigen kriegeriſchen Laufbahn, wie ſie ſich eben nur unter der Herrſchaft des Degens eines Napoleon I. geſtalten konnte — einer kriegeriſchen Laufbahn, die ſich räumlich zwiſchen Valencia und Moskau bewegte und, wie wir aus jedem Blatte der Memoiren herausleſen, einen Soldaten comme il faut heranbildete.

Wir finden den jungen von Brandt bald als un des plus braves officiers erkannt und ausgezeichnet. Er iſt immer an der Spitze der gefahrvollſten Unternehmungen, wird immer vorgeſchoben, wenn es einen beſonderen Grad von Muth und Scharfſinn erfordert, iſt unermüdlich im Ueberwinden furchtbarer Fatiguen und trotz aller Beſchwerden noch aufgelegt zu allerhand Abenteuern zarterer Natur. Mehrmals in augenſcheinlicher und außerdem täglich in ſchließlich gewohnter Todesgefahr, bewahrt ihn das Schickſal, um ihn ſpäter in Rußland noch furchtbarere Erfahrungen ſammeln zu laſſen. Im Alter von 22 Jahren ſieht er ſich im Beſitze zweier Dekorationen. Das war damals eine Aufſehen erregende Seltenheit, ein Umſtand, der ihn zur Vergleichung mit der heutigen Art der Orden-Verleihung veranlaßt. „Alors on méritait les décorations", ſagte Horace Vernet zu mir, als ihm Jemand in Berlin bemerkbar machte, daß ich das Kreuz für Zaragoza erhalten; „aujourd'hui ce sont des actes de grâces qui nous les procurent", und er hat Recht. Möchten die Fürſten aber bedenken, daß die weiſe Haushaltung damit den Werth derſelben bedingt. Iſt ein Markt zu ſehr mit Waare überfüllt, ſo fällt ſie im Preiſe."

Das Kreuz für Zaragoza! Die zweite Belagerung der unglücklichen Stadt war es, bei welcher der Sous-Lieutenant Brandt ſeinen erſten Waffentanz verſuchte!

So bekannt auch dieſe Belagerung durch die muthige Vertheidigung des Platzes geworden iſt, ſo wird es doch immer Intereſſe erregen, einen ſo ſcharf beobachtenden und techniſchen Augenzeugen darüber ſprechen zu hören. Hier nur einige Scenen:

„Je tiefer wir in die Stadt eindrangen, eine deſto ernſtere Wendung nahm der Kampf. Es ward ein Barrikadenkrieg, bei dem man Feuer von allen Seiten, aus allen Kellerluken, den vermauerten und mit Schießſcharten verſehenen Fenſtern, aus allen Etagen und von den Dächern bekam. Da es unmöglich war, auf der Straße vorzudringen, ſprengte man die Häuſer, verſuchte, ſich in den Trümmern feſtzuſetzen und von hier vorwärts zu kommen. Als man ſah, daß dies zu viel Menſchen koſtete, lud man die Minen ſchwach, legte nur die Wände nieder und verſchaffte ſich ſo Eingang in ein Haus, drang dann, indem man die Zwiſchenmauern einſchlug oder mittelſt Petarden öffnete, weiter vor. Eine Hauptſache hierbei war es, ſich ſofort in den geſicherten Beſitz des ganzen Hauſes zu ſetzen und ſorgfältig die Umgebung zu unterſuchen. Es kam vor, daß die Spa-

*) Erſter Theil: Die Feldzüge in Spanien und Rußland. 1808—1812. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen ſeines verſtorbenen Vaters zuſammengeſtellt von Heinrich von Brandt, Major im großen Generalſtabe ꝛc. Berlin, Mittler und Sohn. 1868.

Digitized by Google

nier abſichtlich ein Haus räumten, um es ſpäter, von günſtig gelegenen Lokalitäten aus, um ſo nachdrücklicher beſchießen zu können. Oft, wenn man ſich in der erſten Etage bereits eingerichtet hatte, erhielt man durch den Fußboden des zweiten Stockwerks oder vom Dache her plötzlich Feuer, oder es wurden Granaten von oben heruntergeworfen. Die zahlloſen Winkel in dieſen Baulichkeiten gaben vortreffliche Gelegenheiten zu Verſtecken. Vorzugsweiſe waren uns die Dächer gefährlich. Die leichten Aragoneſen in ihren Hanfſchuhen kletterten darauf wie Katzen umher, und oft, wenn man in einer bereits ſeit Tagen in unſern Händen befindlichen Lokalität ruhig an einem ſchwach glimmenden Feuer ſaß, erhielt man von irgend einem Dache her ein paar Kugeln zugeſchickt. Die Fenſterläden waren gewöhnlich ſtark zerſchoſſen. Es gab deren viele, die ſo durchlöchert waren, daß ſie wie ein Sieb erſchienen. Traf es ſich nun ſo, daß die Spanier die eine, wir die andere Seite der Straße beſetzt hatten, ſo lauerte der Tod, man könnte ſagen, an jedem Fenſter. So wie ſich nur etwas rührte, ſchlugen ein paar Kugeln ein. Es gehörte eine wahre Kunſt dazu, ſich durch die labyrinthiſchen Kommunikationen der zerſtörten Häuſer und durch die zahlreichen guet-apens, die ſich überall befanden, hindurchzuwinden."

„Hatte man ein Haus eingenommen, ſo kam es vor allen Dingen darauf an, die Fenſter und Thüren mit Sandſäcken zu blenden, ſich der Treppen zu verſichern, Kommunikationen zu eröffnen, ſich mit einem Worte darin feſtzuſetzen, bevor man daran denken konnte, weiter vorzugehen. Die Vernachläſſigung dieſer Vorſichtsmaßregeln führte gewöhnlich große Verluſte herbei. Nachdem wir dies wiederholentlich geſehen, verbot der Marſchall durch einen Tagesbefehl alle échauffourées, gebot die größte Vorſicht und befahl beſonders „qu'à mesure qu'on se sera emparé d'une maison, on s'y établisse avant de passer à une autre"; ebenſo ſollten die Truppen, die ſich in den Gebäuden feſtſetzten, durch Reſerven abgelöſt werden. Die Sapeurs und Mineurs waren es beſonders, die ſich hier in ihrer Glorie zeigten. Sie waren überall, wo Gefahr drohte, an den Spitzen der Sturmkolonnen, in den Kellern, wo der ſpaniſche Mineur arbeitete, auf den Dächern, wo feindliche Schützen lauerten, in Häuſern, wo man die Petarden anhängte, Mauern ſprengte, Kommunikationen ſchuf ꝛc. Die Soldaten hatten zu ihnen ein blindes Vertrauen und wenn ich den verfehlten Angriff auf Sa. Monica und die Caſa de Gonzales ausnehme, der viel beſprochen und getadelt ward, ſo iſt, glaube ich, dieſem herrlichen Corps nichts vorzuwerfen. Man konnte die Schnelligkeit, mit der ſie die Verhältniſſe beurtheilten, die Rüſtigkeit, mit der ſie an die Arbeit gingen, nicht genug bewundern. So wie ſie nur Anzeige erhielten, daß man irgendwo Geräuſch hörte, waren ſie bei der Hand. Hier ward eine Petarde angehängt, dort ein Sack Pulver hingelegt, eilig mit Sandſäcken verdämmt, mit Zündung verſehen, und ehe man es erwartete, flog ein Stück Mauer in die Luft, ſtürzte eine Wand ein. Oft, wenn wir in ein Haus gedrungen, hier die Zwiſchenmauern crenelirt und mit Gewehren wie geſpickt fanden und es aufgeben mußten, weiter vorwärts zu kommen, ſprengten ſie dergleichen Lokalitäten ſchon in die Luft, ehe man daran dachte, daß ſie mit den Vorbereitungen fertig ſein könnten. . . . Am meiſten mußte man ihre Fertigkeit in Auffindung geeigneter Anſchläge und Hilfsmittel bewundern, um den Feind aus vortheilhaften Lokalitäten zu vertreiben. Kamen wir z. B. an eine ſtarke Mauer, hinter der man die Spanier wußte, ſo arbeitete man dieſe bis auf eine geringe Stärke ab, ſtürzte ſie dem Feinde plötzlich auf den Kopf und drang im Getümmel nach.

„Als die Spanier ſahen, daß man ihnen ſo zuſetzte, beſonders ihnen mittelſt der Mineurs täglich näher rückte, kamen ſie auf den Gedanken, die Häuſer anzuſtecken und ſo unſere Fortſchritte zu hemmen. Sie hingen überall kleine, in Harz getauchte Reiſigbündel an Fenſter, Thürpfoſten und Balkons und zündeten dieſe an, ehe ſie ein Gebäude verließen. Dies war oft ſehr nachtheilig, verhinderte Tage lang jeden Fortſchritt und raubte uns eine koſtbare Zeit, welche die Spanier anwendeten, ſich anderweitig feſtzuſetzen. . .

„Der 7. Februar (1809) war für mich einer der fürchterlichſten Tage der Belagerung. Die Spanier hatten das Hoſpital des Waiſenhauſes verlaſſen, weil ſie durch unſere Mineurs, welche ſie arbeiten hörten, in die Luft geſprengt zu werden drohten. Wir drangen auch bald nach — aber der Anblick, der ſich uns hier darbot, war ſchrecklich. Wir fanden die Lagerſtätten mit zwei und drei Todten, die an dem ſtark herrſchenden Typhus geſtorben waren, belegt, außerdem den Fußboden voller Leichname. Kaum hatten wir uns im Gebäude ausgebreitet, als die Flammen von einem Flügel her uns entgegenſchlugen, und in einigen Augenblicken ſtand das Gebäude, da alle Vorbereitungen zur Verbreitung des Feuers getroffen waren, in voller Glut. Es blieb nichts übrig, als dieſen Ort des Schreckens alsbald wieder zu verlaſſen. Noch lange nachher, als das Hoſpital niedergebrannt war, erfüllte ein brenzlicher Fettgeruch, der um ſo unangenehmer auffiel, da wir wußten, was ihn bewirkt, die Atmoſphäre."

Nach einem Kampfe von ſolcher unerhörter Hartnäckigkeit erfolgte endlich am 21. Februar die Kapitulation. Die Spanier ſtreckten die Waffen und defilirten dann, noch immer 8—10,000 Mann ſtark, aber von ſehr geringem ſoldatiſchen Anſtand, an den Franzoſen vorbei. Brandt, ſpäter in die Stadt kommandirt, macht mit einem Kameraden eine Promenade durch die Straßen. „Wir gingen durch die Calle de Toledo, nach der Torre nueva. Ich glaube, daß hier Alles zuſammengedrängt war, was es Schreckliches gab. Unter den Arkaden lagen Kinder, Greiſe, Kranke, Sterbende, Leichen, Hausgeräth, abgemagerte Hausthiere, Alles in buntem Gewirr durcheinander. Auf dem Platz ſelbſt ſah man zahlloſe Leichen, viele ganz nackt, wie ſie Gott geſchaffen, übereinanderliegen. Unter den Lebenden gewahrte man Jammergeſtalten aller Art — namentlich flößten die abgemagerten Kinder Mitleiden ein. Hier und dort loderte ein Feuer empor, um das kochend und bratend einige Leute ſaßen, finſter blickende, in Mäntel gehüllte Geſtalten ſtanden in Gruppen zuſammen und brachen, als wir uns nahten, ihre Unterhaltung ab, ohne ſonſt von uns Notiz zu nehmen. . ."

Von den tapferen Zaragozanerinnen, die noch jüngſt wieder Pinſel und Palette in Bewegung geſetzt haben, erzählt uns Brandt kein Wort.

„Wir hatten 52 Tage vor Zaragoza gelegen, 23 mit dem Straßen- und Häuſerkampf zugebracht. Wir ſollen ca. 3000 Menſchen verloren haben, ungerechnet die Tauſende, welche in den Spitälern geſtorben. Der Verluſt der Spanier, die mitgezählt, welche der Typhus dahingerafft, ſoll ſich auf 53,600 Mann belaufen haben.

„Der Ruf, den dieſe Belagerung erlangt, hat ſich über die ganze Welt verbreitet. Aber es iſt merkwürdig, daß man hierbei nur den *Vertheidigern* den Ruhm zuerkennt, welcher doch recht eigentlich den *Angreifern* gebührt. 13,000 Mann, denn ſtärker war das Belagerungscorps nicht, hielten eine große kriegeriſche Stadt mit einer 30,000 Mann ſtarken Garniſon belagert, drangen unter den größten Beſchwerden und unter den eigen-

Digitized by Google

thümlichſten Verhältniſſen bis in die Mitte von Zaragoza vor und zwangen es zur Kapitulation. — Die Lage der Stadt war durch Bauart, Lage und durch die, wenn auch nur improviſirte Befeſtigung ziemlich ſtark; ca. 80 Klöſter innerhalb derſelben, ſowie mehrere größere Gebäude bildeten wahre Citadellen. Unter dieſen Umſtänden hat eine ernſtliche Vertheidigung doch nicht viel Befremdendes. Die Uebertreibung, mit welcher man in jener Zeit von der Tapferkeit der Spanier ſprach, hatte ihren Grund in dem allgemeinen Haſſe gegen die Franzoſen, in dem ſich die Völker damals begegneten. In dem übertriebenen Verluſte der Angreifer ſah man eine Art Troſt und Beruhigung, in dem Widerſtande der Spanier ein nachahmungswürdiges Beiſpiel."

Kehren wir nochmals zur Belagerung zurück, um uns einen charakteriſtiſchen Vorfall erzählen zu laſſen. Brandt hatte dort Gelegenheit, die Generale von bekannten Namen — Lannes, Junot ꝛc. — kennen zu lernen. „Eine hervorragende Stelle unter den Generalen nahm auch der General Habert ein; ein ſtark bebarteter, thätiger und entſchiedener Mann von martialiſcher Haltung und etwas brüsken Manieren, den aber die Soldaten gerade deswegen ſehr gern hatten. Ich erinnere mich in Bezug auf ihn einer merkwürdigen Scene. Wir waren durch eine Kommunikation auf eine Straße gelangt, hatten nach der gegenüberſtehenden Häuſerreihe eine Barrikade gebaut und dieſe doch mit Sandſäcken bedeckt, um von ihr feuern zu können. Die Paſſage war aber unter dem ganz nahen Feuer der Spanier gefährlich, und man mußte ſich ſehr bücken, um nicht geſehen zu werden. Der General, ein großer Mann, mußte dies natürlich mehr als ein anderer. Als nun eines Tages Habert hier die Poſten revidirte und ſehr gebückt hinter der Barrikade wegſchlich, rief einer von den in der Nähe ſtehenden Soldaten ganz laut: „Tiens! les généraux ont donc peur aussi!" Da kehrte ſich der General ſchäumend vor Wuth um, packte den Unglücklichen, der dies geſagt, mit beiden Händen und zog ihn, ſich dabei hoch in die Höhe richtend, aus ſeinem Verſteck hervor. Im Nu fielen einige Schüſſe — der Soldat erhielt deren gewiß 4—5 und ſank entſeelt nieder, während der General mit einer leichten Kontuſion am Arm davon kam. Dann gab er dem blutigen Leichnam, mit einem f.... conscrit, einen Stoß mit dem Fuße und ging ruhig weiter. „Parbleu", ſagten die Franzoſen, „le général a bien fait, c'était une infamie de dire cela d'un général comme celui-là."

Nach dem Falle von Zaragoza wurden die Polen bei den Operationen gegen Valencia verwandt. Wir finden unſeren Brandt als Führer einer polniſchen Voltigeur-Compagnie immer im Kreislauf zwiſchen Zaragoza und Valencia. Der Aufſtand war in Arragonien ausgebrochen und der Guerillakrieg mit ſeinen ermüdenden und erfolgloſen Streifereien wird zur Hauptaufgabe. Bald gilt es Tag und Nacht zu marſchiren, bald belagert man einen befeſtigten Platz, bald auch wird man belagert. Die Polen erlangen bald eine gewiſſe Berühmtheit in dieſer Kriegsführung. In der That iſt es, nach Brandt's Urtheil, unter allen Generalen der franzöſiſchen Armee allein der Polen-General Chlopicki, der den Bewegungskrieg gründlich verſtanden hat. Er allein weiß da, wo er kommandirt, den Aufſtand zu dämpfen. Seine Truppen, wohl disciplinirt, wiſſen, worauf es bei ſolch einem Kampfe ankommt: bon pied, bon oeil, le nez au vent, l'oreille au guet, le coeur assez calme — outre-ça adroit, patient, infatigable, und ſo lernen ſie den Spaniern auch ſehr bald das Einzige ab, was dieſe voraus haben: die Gabe des Marſchirens.

Unſer Brandt hatte in dieſer Zeit bemerkenswerthe perſönliche Schickſale. In dem Gefechte von Villel wurde er ſchwer verwundet — eine Folge ſeines unerſchrockenen Vorgehens in einem kritiſchen Momente. Raſch und glücklich wieder hergeſtellt, befindet er ſich unter denjenigen, welche ſich in Teruel eine peinliche Belagerung gefallen laſſen müſſen. In eine Kirche zurückgedrängt, ſind ſie 12 Tage lang ſtets im Begriff, in die Luft geſprengt zu werden, und gezwungen, unter ſich zu vernehmen, wie man die Vorbereitungen zu dieſer Reiſe in's Jenſeits trifft. Dann wieder, vor Tortoſa, wird Brandt als Parlamentär in die Stadt geſendet — eine anſcheinend ganz friedliche Miſſion, die nur das Unangenehme hat, daß die Spanier trotz alles Trompetens und Blaſens zuweilen auf den Parlamentär ſchießen oder ihn zurückzuhalten ſuchen. Später hat er das Vergnügen, Gefangene nach Frankreich zu transportiren. Auf dem Rückwege erhält er den Auftrag, das Wohnhaus des Inſurgenten-Anführers Mina, dieſes kühnen und gefürchteten Patrioten, in Irozin zu zerſtören. In Zaragoza verhindert er durch ſein entſchloſſenes Benehmen das Umſichgreifen einer Revolte, die in ſeinem Regimente, der ſchlechten Verwaltung wegen, auszubrechen im Begriff iſt. Dann hilft er Valencia belagern, eine Arbeit, die mit der Kapitulation der Beſatzung endet.

In Valencia kommandirte der ſpaniſche General Blake. Die Umſtände wären geeignet geweſen, dort die Vorgänge von Zaragoza zu wiederholen. Aber die Vertheidigung des Platzes ward ſchmachvoll geführt. Brandt nennt es unerklärlich, daß es Blake nicht hätte gelingen ſollen, irgendwo ein Loch zu finden und wenigſtens mit einem Theile der Armee zu entwiſchen.

Brandt iſt überhaupt weit entfernt, ſich zum Lobredner der damaligen ſpaniſchen Armee zu machen. Er fand die Führung ebenſo miſerabel als die Haltung der Truppen. Nirgends erreichten die Spanier das, was ſie hätten erreichen können. Die Generale fehlten darin, daß ſie ſich fortwährend auf's Batailliren einließen, wobei ſie ſtets den Kürzeren zogen, weil hier die überlegene Bravour und Disciplin der Franzoſen den Ausſchlag gab. Klüger waren die Inſurgentenführer, welche nichts als den kleinen Krieg zu unterhalten ſuchten und dadurch dem Feinde empfindlichen Nachtheil bereiteten. Wenn trotz alledem ſchließlich auch in Spanien die patriotiſche Sache ſiegte, ſo liegt das einerſeits daran, daß es der Junta endlich gelang, das ganze Land gegen die Franzoſen unter die Waffen zu bringen, andererſeits daran, daß auch die franzöſiſche Armee in Spanien ſich dem allgemeinen Unglück des Kaiſers nicht zu entziehen vermochte.

Uebrigens muß auch die franzöſiſche Oberleitung in Spanien gelegentlich einen Tadel über ſich ergehen laſſen. Mangel an Energie und Syſtem der Operationen ſind die Vorwürfe, die Brandt dieſer Leitung nicht erſparen kann, wogegen die Organiſation der Verwaltung und des Erſatzes ſein unbedingtes Lob erfährt.

In Valencia erhielt Brandt die heikle Miſſion, die Eskorte des gefangenen und nach Frankreich zu bringenden Generals Blake zu kommandiren. Die mündliche Inſtruction des Marſchalls Suchet lautete: „Vous lui rendrez les honneurs d'un général en chef, et vous le garderez comme un coquin".

Hiermit endigte die Kriegslaufbahn des jungen Brandt in Spanien, der bald darauf eine andere Miſſion, und zwar nach Rußland, erhielt, worüber unſer nächſter Artikel berichten wird.

Digitized by Google

Zur Literatur über Verſorgung des weiblichen Geſchlechts.

Ueber Jungfrauen-Verſorgung wird ſo viel geſprochen und geſchrieben, daß einerſeits das Bedürfniß derſelben nicht bezweifelt, andererſeits die Hoffnung ſeiner Befriedigung gehegt werden darf. Mit der ſteigenden wiſſenſchaftlichen Bildung der Mädchen, welche man früher mehr oder weniger grundſätzlich ſcheute, oder wenigſtens nur bis zu einer gewiſſen Gränze zulaſſen wollte, iſt, was man beſorgte und durch dieſes Gegenſtreben fern zu halten trachtete, allerdings eingetroffen. Die in den Eheſtand tretende Jungfrau macht mehr Anſprüche an das Leben, als die weniger gebildete gethan hat; der Mann muß mit dem Hausſtande um ſo mehr Rückſicht hierauf nehmen, als er ſelbſt durch höhere Bildung die Anſprüche der Frauen theilt. In Folge hiervon bleibt manche Ehe ungeſchloſſen, manche wackere Jungfrau, mancher ſtrebſame Mann des Eheglücks beraubt. Dieſes ſachliche und ſittliche Uebel haben wir ſomit wirklich der Wiſſenſchaft und der mit ihr im weiblichen Geſchlecht ſteigenden Geiſtesbildung zur Laſt zu legen. Nicht mehr wie billig, daß Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung in erſter Stelle Rath ſchaffen, ein in ihrem Gefolge ſich zeigendes Uebel zu beſeitigen, die Schattenſeite des gebrachten Lichtes zu mildern, wenn nicht ganz unſchädlich zu machen. Gehen über das Wie dieſer Hilfe die Meinungen augenblicklich auseinander — ſie werden allmählich das Rechte zu treffen nicht verfehlen. Die kenntnißreichere, denkende Hausfrau wird es lernen, ihren Sinn von eitlem Luxus ab-, zu edler Einfachheit hinzuleiten, ihr Wiſſen zum Beſten des Hausweſens zum Können zu geſtalten und dem Hausſtande des Mannes nicht mehr, ſondern weniger Koſten zu machen durch Vereinfachung ſeiner und ihrer eigenen Bedürfniſſe, durch zweckmäßigere und ſparſamere Verwendung der wirthſchaftlichen Mittel, durch kleine Nebenverdienſte in ihren Mußeſtunden, durch mancherlei ſinnigen Beiſtand, den ſie ihrem Manne in ſeinen Berufsgeſchäften und Sorgen zu Theil werden läßt. Sie wird ihm nicht blos den höheren *geiſtigen* Schatz zuführen, ſondern auch das werden, was die Frau früher dem Manne war, ein Haus-Schatz, der ſeiner Wirthſchaft zum Segen gereichte, ohne daß er nöthig hatte, ſein Ehebündniß von Mitgift-Schätzen abhängig zu machen.

Dieſe Möglichkeit zu erreichen, der für beide Geſchlechter ungemein beklagenswerthen Zunahme der Eheloſigkeit entgegen zu wirken, hat unſere Zeit zur Hauptaufgabe ſich zu ſtellen. Es wird dies am Sicherſten ihr gelingen, wenn ſie nicht einhält, ſondern raſtlos fortſchreitet in Allem, was zur geiſtig-ſittlichen Bildung beider Geſchlechter irgend beitragen kann. Lernt der Mann immer mehr durch Schulen und Fortbildungs-Anſtalten die Wiſſenſchaft nutzbar für das Leben und die ihm zugefallene Berufs-Aufgabe zu machen, ſo muß ein Gleiches auch für die Jungfrau und Frau erſtrebt werden. Sorgt Jener durch Vereins-Verſicherungen mancherlei Art gewiſſenhaft für ſein Alter und deſſen Hinfälligkeiten, ſo hat ein Gleiches nicht minder gewiſſenhaft für die Frau zu geſchehen. Man begrüße daher in erſter Stelle mit Freuden alle der Weiblichkeit entſprechende Fortbildungs-Anſtalten für Jungfrauen, und ſorge in zweiter Stelle für Vereine, welche dieſen, im Fall das hilfloſe Alter ſie ledig und verlaſſen findet, mütterlich fürſorgend und ſchützend zur Seite ſtehen.

Der günſtige Erfolg ſolchen Strebens wird nicht ausbleiben, je mehr es gelingt, die Bildung auf religiöſer Grundlage zu erhalten, oder dahin zurückzuführen, indem die Kirche ſich bemüht, Hand in Hand mit der fortſchreitenden Bildung und Wiſſenſchaft das religiöſe Leben anzubauen.

Thut ſie dies nicht, ſo trägt ſie in erſter Stelle die Schuld, wenn Gleichgiltigkeit gegen Kirche und Religion zunehmen, die Irrwege des Materialismus und Pantheismus mehr und mehr zur Tagesordnung Gebildeter und Halbgebildeter werden dürften. Nicht in der Einförmigkeit, ſondern in der Mannigfaltigkeit der Glaubensbekenntniſſe hat das Chriſtenthum Einigkeit der Seinen und die gehoffte einſtmalige Einheit „Eines Hirten und Einer Heerde“ zu erſtreben, eingedenk, daß der Welt-Heiland es ausdrücklich geboten, das Reich Gottes auf Erden, die Beglückung ſeiner Nachfolger, auf kindlich freier Glaubens-Ueberzeugung aufzubauen, dagegen den Zwang des tödtenden Buchſtabens zu meiden.

Fſtr.

Schweiz.

Fanny Lewald: Sommer und Winter am Genferſee.*)

Frauen als Schriftſteller. — Schloß Coppet. — Edgar Quinet.

„Den Frauen fehlt es an Phantaſie; Schriftſtellerinnen produziren nicht — ſie reproduziren bloß; ihre beſten Originale ſind nichts als geſchickte Copieen!“ Dergleichen Ausſprüche hört man oft von Dichtern, Schriftſtellern und Kritikern, die, ganz ebenſo wie die männlichen Arbeiter auf anderen Gebieten, auf ihren Vorrang, auf ihr Erſtgeburtsrecht unter den beiden Geſchlechtern, eiferſüchtig ſind. Vergebens weiſt man auf die Schriften der *Staël*, auf *Rahel Varnhagen*, auf *George Sand* u. A. hin. Das ſind, wie die Herren behaupten, eben nur Ausnahmen, die die Regel beſtätigen.

Zugegeben, daß die Männer viel produktiver ſind, als die Frauen, — ſind aber dafür nicht die Frauen viel receptiver als die Männer? Und gehört nicht eine ſtarke Receptivität zu den vorzüglichſten Begabungen guter Schriftſteller, beſonders derjenigen, die nicht die Vorgänge der Weltgeſchichte, ſondern die des menſchlichen Herzens, nicht die Probleme der Wiſſenſchaft, ſondern die des Gefühls zur Aufgabe ihrer Darſtellung machen?

Dieſes Vorzuges der Begabung der Frauen wurden wir uns recht lebhaft bewußt, als wir die reizenden vierunddreißig Briefe des Buches von Frau Fanny Lewald Stahr: „Sommer und Winter am Genferſee“ laſen. Wie in dieſen Briefen, in welchen überall mit einer ruhigen, leidenſchaftsloſen Beobachtung ein feines, tiefes Gefühl Hand in Hand geht, vermag uns keine männliche Feder die mannigfaltigen, ſeeliſchen Eindrücke wiederzugeben, welche eine romantiſche Landſchaft, oder die wechſelnden Erſcheinungen naiver Kinder, gemüthvoller Männer und Frauen auf einen Geiſt machen, der, eben weil er nicht berufen iſt, frei zu ſchaffen und zu erfinden, gerade um ſo empfänglicher für die rein pſychiſchen, der lebhafteren männlichen Beobachtung ſich entziehenden Eindrücke iſt.

Es haften ſolche Eindrücke auch minder lang bei einem Manne, der vor lauter neuen Studien und Forſchungen im Gebiete des Wiſſens nicht zu einer ruhigen, vollen Sammlung im Gebiete des Gefühls kommen kann. Die Verfaſſerin der Genfer-Seeſchilderungen erzählt von ſich: „Wir hielten uns nicht in Aigle, nicht in Bex auf, ſondern fuhren den Rhone

*) Sommer und Winter am Genferſee. Ein Tagebuch von Fanny Lewald. (Ein Band, VIII u. 490 S.) Berlin, Otto Janke, 1869.

Digitized by Google

entlang, vorwärts und vorwärts. Von den Bergen herunter ſtrömten ihm hier und da die wellenden Waſſermaſſen zu, und es war mir gerade wieder, wie vor Jahren und Jahren, als ich bei Villeneuve, das Dampfſchiff verlaſſend, den Poſtwagen beſtieg und wußte: ich gehe jetzt nach Italien, nach Rom! Ich kann die Fröhlichkeit dieſes Frühlingsmorgens nicht genug beſchreiben; ich habe es heute bei dieſer Fahrt und bei dieſem frohſinnigen Empfinden zum erſtenmal auch ganz begriffen, was es heißt, nicht zu altern, und worin dieſes Jungbleiben bis an des Lebens Ende ſeinen Urſprung hat: Es iſt eine Fähigkeit, eine Naturanlage wie eine andere, und ſie rührt vom Gedächtniß her. Wer mit einem treuen Gedächtniſſe geboren iſt, wem alſo in jedem beliebigen Augenblicke, ſo, wie der Anlaß ſie erweckt, alle Eindrücke ſeiner Jugend lebendig werden, der hat dieſe Eindrücke noch, der erlebt ſie noch, den überkömmt noch im weißen Haare die volle aufwallende Lebensluſt, die Alles, ja Alles — ſelbſt das nicht allzuferne harte Sterbenmüſſen — vollkommen vergeſſen und ſich mit vollem, freien Entzücken an den Genuß der Welt hingeben kann. Alles, was man Enttäuſchendes erlebt hat, Alles, was uns bedrohen kann, iſt wie weggewiſcht. Man iſt nur noch Ein Genießen, Eine Freude — Eins mit den rauſchenden Waſſern, mit den blühenden Bäumen, mit den hoch durch die Lüfte ziehenden Vögeln, Eins mit dem All, wie der erſte Menſch! Und in ſolchen Augenblicken glückſeligen Vergeſſens und Erinnerns iſt die Erde auch noch heut ein Paradies!“

In Genf, in der Stadt Calvin's, Rouſſeau's und Necker's, in welcher oder in deren Umgebungen, früher Voltaire gelebt, jetzt Edgar Quinet, Karl Vogt und Alex. Hertzen wohnen, weiß uns Fanny Lewald ebenſo prägnant als treffend die Menſchen und das Familienleben der Gegenwart und die der Beobachtung des Geſchichtſchreibers meiſt unzugänglichen häuslichen Züge der Vergangenheit zu ſchildern. Nicht etwa, daß ſie in ihre Darſtellungen nicht auch philoſophiſche, politiſche und ſtaatsökonomiſche Gedanken einſtreute — aber ſie giebt ſie niemals für eigene Ideen aus; ſie citirt gewiſſenhaft ihre Quellen und nimmt keinen Anſtand, von ſich zu ſagen: „Für mich, der es ſchwer wird, eine philoſophiſche Doctrin in ihrem geſchloſſenen Gange folgerichtig nachzudenken, ſchien, als eines der Ziele, welche L. (einem deutſchen Gelehrten, mit dem ſie ſich über Materialismus und Sozial-Philoſophie unterhalten hatte) vorſchwebten, die Erhebung des Nothwendigen zum Schönen ſich herauszuſtellen, und er ſelber wies auf Schiller's „Künſtler“ hin, als auf eine Dichtung, in welcher eine tiefe philoſophiſche Idee eben auch zur Schönheit erhoben und ausgeſtattet ſei.“

Vortrefflich weiß uns die Verfaſſerin in ihrer Schilderung des Schloſſes von Coppet in die Zeit zurück zu verſetzen, wo dieſes Schloß von der berühmteſten Frau ihres Landes und ihres Jahrhunderts, von Frau von Staël, bewohnt wurde, wo es Madame Recamier, Aug. Wilh. Schlegel, Benjamin Conſtant, Matthieu de Montmorency und andere von Napoleon I. verfolgte freie Menſchen unter ſeinem Dache beherbergt hat. Mit dem Licht und der Wärme ihres Geiſtes weiß ſie die von der Kunſt uns überlieferten, zum Theil von berühmten Meiſtern gemalten Bilder der franzöſiſchen Corinna und ihrer Freunde, die ſich auf dem noch jetzt von einer Frau von Staël, der Schwiegertochter Anne Louiſe Germaine's, bewohnten Schloſſe befinden, mit Leben und Bewegung auszuſtatten, ſo daß ſie vor unſerem Geiſtesauge aus ihren Rahmen heraustreten und vor uns wandeln mit allen ihren Vorzügen und Schwächen.

Von der berühmten Gegnerin Napoleon's I. führt uns Frau Fanny Lewald zu dem nicht minder berühmten Gegner Napoleon's III., Edgar Quinet. Der Verfaſſer des epochemachenden Buches über die Revolution macht unter den Franzoſen, als Charakter den ſittlichen Eindruck, den Johann Jacoby in Deutſchland macht. Wie Dieſer in ſeinem Vaterlande, verſchmähte Jener in Frankreich jeden Kompromiß mit der Gewalt und mit dem Erfolg. Sein von allen anderen hiſtoriſchen Darſtellungen der franzöſiſchen Revolution grundverſchiedenes Buch iſt nicht ſowohl eine Geſchichte, als eine Kritik der Revolution. Quinet weiſt nach, daß und warum die glorreiche Umwälzung von 1789 in ihren letzten großen Zwecken nothwendig ſcheitern mußte — nicht etwa weil Marat, Danton und Robespierre beſiegt wurden — er verabſcheut dieſe Blutmenſchen ebenſo, wie er das jeſuitiſche Gezücht haßt —, ſondern weil Ein Teufel ſtets durch den andern ausgetrieben wurde: 1793 durch den 18. Brumaire, die lüderliche Göttin der Vernunft durch einen neuen Pakt mit Rom; Romam esse delendam, iſt ſein erſtes und letztes Wort.

Quinet behauptet, daß, wenn die Freiheits-Ideen Voltaire's und Rouſſeau's die Revolution haben ſchaffen helfen, die Kompromiß-Ideen Voltaire's und Rouſſeau's — ihr Tolerantſein gegen das böſe Prinzip, wenn es nur ſelber Toleranz zeige oder heuchele — die Revolution wieder vernichtet und das abſolute Kaiſerreich zweimal heraufbeſchworen habe.

Ein Prinzip, das Edgar Quinet auf jeder Seite ſeines Buches über die Revolution aufſtellt und feſthält, iſt: „Ich kann für die Demokratie mein Leben opfern, aber nicht die Gerechtigkeit, nicht die Vernunft“. Und darum iſt er auch gegen die Revolution unerbittlich, ſo oft ſie ſich gegen das Recht und die höchſte Vernunft verſündigt. Jede Vergötterung der Gewalt, gehe ſie von dieſer oder von jener Seite aus, iſt ihm ein Greuel. „Der Demokratie“, ſagt er, „die heutzutage nicht die Macht auf ihrer Seite hat, bleibt nur Eines übrig: und dies iſt die Idee des Rechtes. An das Recht hat ſie ſich unerſchütterlich zu halten, um den blutigen Roſt zu vertilgen, welchen ihr die Zeit angehängt. An der Demokratie iſt es, das Recht überall aufzuſuchen, es hervorzuholen, es von jeder ſchlechten Beimiſchung zu reinigen, ihm in der Geſchichtsauffaſſung wie in der Geſittung, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart die erſte Stelle zu ſichern. Ja, die Demokratie hat die Aufgabe, der Welt das Vorbild des reinſten, des humanſten Rechtes zu geben, ihr das vollkommenſte Ideal darzubieten, das bisher den Menſchen vorgeſchwebt. Darauf allein beruht ihre Hoffnung, ihr Recht der Exiſtenz“*).

Wir wollen nunmehr Quinet in ſeiner Häuslichkeit kennen lernen, wie ihn uns Frau Fanny Lewald Stahr S. 202 in ihren Schilderungen des Genfer See's darſtellt:

„Herr Quinet und ſeine Frau empfingen uns mit jener zutraulichen Freundlichkeit, die ich das Freimaurer-Zeichen der Guten nennen möchte. Wo Menſchen ſich gegenſeitig ſchätzen und an einander glauben, macht der Verkehr ſich leicht. Edgar Quinet iſt in der erſten Hälfte der ſechsziger Jahre, und er muß ein ſchöner Mann geweſen ſein. Er iſt groß, ſeine Geſtalt und ſein Gang ſind etwas ſchwer geworden, ſein noch blondes, langes Haar und die feinen länglichen Formen ſeines Kopfes und ſeiner Naſe, die blauen Augen und der ſchöne, fein geſchnittene Mund geben ihm eher das Anſehen eines Deutſchen oder eines Engländers als eines Franzoſen. Mitunter fiel uns Varnhagen

*) La Révolution, par Edgar Quinet. 2 vol. Cinquième édition. Critique de la révolution. p. 36. (Paris, librairie internationale, 1868).

Digitized by Google

ein, wenn wir ihn anſahen, mitunter erinnerte ſein Profil uns an Lord Byron, und ein Reliefportrait, das David von ihm gemacht hat, wie ein Jugendbild, das unſer gemeinſamer Freund, der treffliche Sebaſtian Cornu, einſt in Rom in Bleifeder ſkizzirt, zeigen dieſe letzterwähnte Aehnlichkeit auf das Entſchiedenſte. Die Zeichnung von Cornu hat auch ſchon jenen Zug von Schwermuth mit Lord Byron gemein, die jetzt ihren trüben Schatten über die edle Stirn Quinet's ausgebreitet hat.

„Madame Quinet iſt jünger als ihr Gatte, aber — — ich füge hier Vieles nach ſpäterer, längerer Erfahrung hinzu, denn wir haben den Winter hindurch viel mit einander verkehrt — — es ſind das auch zwei Exiſtenzen, die nur ein Leben haben, und auf welche die mit Unrecht verſpotteten und doch oft ſo bezeichnenden Worte von Halm: „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag", ihre volle Anwendung finden. Madame Quinet iſt keine geborne Franzöſin, obſchon ihr Auge, ihre Lebendigkeit und ihre Sprache ſie als ſolche erſcheinen laſſen. Sie iſt in der Moldau zu Hauſe, einer der dortigen großen Familien entſproſſen, aber ganz in Frankreich erzogen worden. Ehe ſie die Gattin Quinet's wurde, war ſie mit einem angeſehenen Edelmann ihres Volkes, dem Fürſten Mourouſi, vermählt, deſſen Vorfahren einſt über die Donau-Fürſtenthümer geherrſcht haben, und ſie brachte aus dieſer Ehe ihrem jetzigen Gatten einen Sohn zu, der ihnen nicht erhalten geblieben iſt. Sie war es, deren raſche Entſchloſſenheit, mit Beihilfe ihrer Freundin, der Fürſtin Maria Calimachi, zur Zeit des Staatsſtreichs die Flucht ihres Gatten möglich machte, und wie ſie dem von ſeinem Vaterlande Entfernten Vaterland und Heimat in der Fremde iſt, ſo war und iſt ſie zugleich die treue Theilnehmerin an ſeinen Arbeiten und Studien, iſt ſie ihm eine Pflegerin und Hausfrau, die keine Arbeit und keine, ſelbſt nicht die härteſte Mühewaltung ſcheut, welche das Behagen ihres Gatten fördern oder ihm ein Unbehagen und eine Störung ſparen kann. Beide Eheleute verſtehen unſere Mutterſprache. Edgar Quinet hat in ſeiner Jugend einen Theil der Herder'ſchen Werke überſetzt und ſich mit unſern Klaſſikern beſchäftigt, aber das Deutſche iſt ihm doch mit den Jahren wieder, namentlich im mündlichen Gebrauche, weniger geläufig geworden, während Madame Quinet es in Wort und Schrift ganz vollkommen handhabt und mit größter Leichtigkeit beherrſcht.

„Wir fanden die trefflichen Menſchen von den Zuſtänden in ihrer Heimat mehr gedrückt und mehr entmuthigt, als wir es erwartet hatten. Sie hatten für ihr Vaterland nur Wünſche, nicht Hoffnungen; ſie arbeiteten Beide — denn auch Frau Quinet iſt Schriftſtellerin und eben jetzt mit der Herausgabe von Mémoires de l'Exil beſchäftigt — ſie arbeiten Beide, Jeder auf ſeine Weiſe, daran, den Gedanken der Freiheit in ihrem Volke lebendig zu erhalten, — indeß es iſt, als habe die Gewalt, welche die Freiheit in ihrem Vaterlande zertreten hat, auch ihnen einen Theil der Spannkraft gebrochen, als glaubten ſie, daß die Endlichkeit keine Gewalt habe über die großen Vergewaltiger, als ſei irgend Jemand auf der Erde, der nicht ſterblich ſei, als mache das ewige „Alles fließt" vor denen Halt, die ſich über die Reihen der großen Maſſen emporgeſchwungen haben, weil ſie ſich über Alles hinweggeſetzt, was andern Erdgeborenen heilig und eine Schranke iſt.

„Sie erhoben gewiſſe Seiten in unſerm Volke und in unſerm Nationalcharakter über ihr eigenes Volk; ſie bezeichneten die Kriegs- und Ruhmſucht der Franzoſen, die zuletzt ihre Quelle in der That nur in den niedrigſten Seiten der Menſchennatur, in Neid und Eitelkeit, haben, als die gefährliche Handhabe, die man nur zu ergreifen brauche, um die Franzoſen von dem Wege einer friedlichen und edeln Entwickelung abzuleiten — und ſie überſehen dabei, daß überall in Europa die Bildung nach dieſer Seite hin noch ſehr gering iſt. Der Friedenskongreß, zu welchem Herr Quinet ein Memoire vorbereitet, da ſeine Geſundheit ihn von dem Beſuche deſſelben abhält, wurde dann auch in Bezug auf ſeine mögliche Wirkſamkeit beſprochen, und als wir von einander ſchieden, hatten wir die Empfindung, in einer geiſtig reinen Luft und bei guten, edlen und großen Menſchen geweſen zu ſein.

„Man muß wiſſen, was Paris für den Franzoſen iſt, um den Idealismus zu begreifen und zu verehren, der lieber auf das Vaterland verzichtet, ehe er die Luft der Knechtſchaft athmen mag. Es iſt ſchön hier am See, ſehr ſchön! Es lebt ſich hier gut im Schoße der Freiheit; aber um dieſer ſchönen Gegend, dieſer ſchweizeriſchen Freiheit froh zu werden, muß man auch in ſich frei ſein, muß man nicht den Schmerz in der Seele tragen, daß man die Heimat nicht wiederſehen kann, ohne auf die Freiheit zu verzichten. Die trefflichen Menſchen leiden ſchwer unter der Sehnſucht nach dem Vaterlande, und ich glaube, daß ihnen thatſächlich die Möglichkeit der Rückkehr gegeben iſt, daß ſie nur zu wollen brauchten. Das ſteigert ihre Leiden; denn es giebt gar viele Fälle, in denen es Wohlthat iſt, „keine Wahl zu haben", und in denen die Nothwendigkeit eine Gunſt iſt!"

Joſeph Lehmann.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

II. *)

Die Stellung der Parteien.

So ſtehen wir denn in der That kurz vor den Wahlen zu den Cortes constituyentes; wie ſie ausfallen, welche Verfaſſung ſie Spanien geben und von welchen Folgen ſie demgemäß auch für das übrige Europa ſein werden, iſt noch ſehr ungewiß; noch mehr, ob überhaupt ihr Zuſammenkommen, welches erſt für Mitte Februar angeſetzt iſt, ſtattfinden wird. Denn jede Partei betrachtet die andere mit Mißtrauen und nicht mit Unrecht, jede muß auf ihrer Hut ſein, daß nicht eine andere durch einen Staatsſtreich und Anwendung terroriſtiſcher Mittel der Entſchließung durch die erwählten Vertreter der Nation vorgreife.

In Navarra rüſten die Carliſten, die ſich, wie es ſchon nicht mehr zweifelhaft erſcheint, mit den Iſabelliſten, überhaupt mit allen reactionären Elementen verbündet haben, zum Aufſtande, den man täglich erwarten kann; außer verſchiedenen unbedeutenderen Verſuchen und Demonſtrationen iſt neulich eine weiter angelegte, beſonders auch von Offizieren unterſtützte Verſchwörung in Barcelona entdeckt worden. So unnatürlich und rein zeitweiſe jener Bund der legitimiſtiſchen und reactionären Elemente auch iſt, ſo iſt er doch klug; denn allerdings gewinnen ſo jene Parteien, deren jede für ſich zu ſchwach wäre, eine gewiſſe Stärke; und mit dem vielen Gelde, das ihnen zu Gebote ſteht, um Briganten und anderes verkäufliche, vaterlandsloſe Volk anzuwerben, zugleich umgeben mit dem ſcheinheiligen Heiligenſcheine der Legitimität und als Vertheidiger des alten Glaubens auftretend, deſſen Reform ihnen mit dem Untergange des Lan-

*) Geſchrieben Mitte Januar 1869.

Digitized by Google

des gleichbedeutend iſt, können ſie es wohl erreichen, ihr „geliebtes“ Spanien noch in manche Verwirrung und in den alten, nun ſchon ſeit ſo langer Zeit erlittenen Jammer zurückzuwerfen. Erfolg indeß iſt kaum ja man kann getroſt ſagen unmöglich für ſie zu erwarten; auch fehlt ihnen diesmal die Unterſtützung der baskiſchen Provinzen, welche von einer liberalen Regierung, insbeſondere einer Republik, in Folge der Verkündigung der Decentraliſation oder des Föderalismus, nichts zu fürchten haben für ihre provinzielle, auf den alten fueros beruhende Selbſtändigkeit. Auch iſt es klar, daß, auch im Falle die Hydra der Reaction ihr Haupt nochmals erhöhe, damit an Stelle des einen Bürgerkrieges nur der andere zwiſchen Carliſten und Iſabelliſten ſelbſt geſetzt wäre. Zum Glücke aber für Spanien ſind, wie ſchon bemerkt, die Chancen dieſer Partei ſehr gering; auch in Spanien wird jetzt endlich das Mittelalter der modernen Zeit weichen müſſen.

Spanien iſt nicht mehr das Land des Fanatismus, Abſolutismus und der Abgeſchloſſenheit gegen Fortſchritt und Aufklärung, als welches es von dem übrigen Europa gewöhnlich, nicht ohne ſtarke Selbſtüberhebung und Ignorirung der eigenen Gebrechen, betrachtet wird; d. h. das Volk hat ſich zu einem großen Theile von den alten Anſchauungen losgemacht, und es wird vermöge der tüchtigen Eigenſchaften, die ihm immer noch eigen ſind, bald wieder den Weg zu ſeiner einſtigen Größe mit Erfolg betreten. Bis zu welchem Grade die Aufklärung hier gediehen iſt, zeigt vornehmlich die neueſte Revolution; auch im öffentlichen Leben kann man es leicht bemerken. So iſt z. B. die religiöſe Servilität hier weit geringer, als in Oberbayern und Tirol; ebenſo wenig tritt dem Auge hier überall auf Wegen, an Häuſern und überhaupt in der Oeffentlichkeit der Wuſt von geſchmackloſen Bildern, Symbolen, grobſinnlichen Darſtellungen transcendenter Dinge in dem Maaße entgegen, wie an manchen Orten Deutſchlands. Wahr iſt freilich, daß immer noch ein bedeutender Theil der Bevölkerung ſtreng katholiſch iſt, insbeſondere die Frauen, welche auch allen ihren Einfluß aufbieten, um den Gang der Kultur aufzuhalten. Um ſo ſchärfer aber ſticht dagegen ein großer Theil des Volkes ab, welcher nicht nur ſehr frei und tolerant, ſondern ſogar radikal in ſeinen Anſchauungen, religiöſen wie politiſchen, iſt.

Ich ſpreche zunächſt allerdings von Andaluſien, welches entſchieden zu den fortgeſchrittenſten Gegenden der Halbinſel gehört; aber ähnlich wie hier iſt's auch in vielen andern Provinzen und beſonders in den Städten. Die ſämmtlichen liberalen Parteien bekennen ſich nach dem Programme von Cadix zu der von der politiſchen Gerechtigkeit geforderten Freiheit des Glaubens, der Erziehung, der Preſſe, der Verſammlung und Rede; dieſe Parteien aber ſind doch heutzutage die dominirenden der Spanier, mögen auch viele Liberale perſönlich einen entſchieden katholiſchen Standpunkt einnehmen. Selbſt der Klerus iſt gar nicht mehr der fanatiſche der früheren Zeit und ſucht, einige ſtarre Eiferer ausgenommen, ſich mit der neuen Zeit abzufinden. Die wirklichen Fanatiker, die ſogenannten neo-catolicos oder ſchlechthin neos genannt, bilden nur noch eine verhältnißmäßig geringe Partei, die den anderen Aufgeklärten zum Gegenſtand des Spottes dienen muß, ſo daß ſogar der Name der neos ſchon zum Schimpfnamen geworden iſt.

Spanien, einmal den Einflüſſen der unaufhaltſam vorſchreitenden europäiſchen Kultur ausgeſetzt und von dem ſtarren Verbleiben bei mittelalterlichen Inſtitutionen und Anſchauungen abgehend, hat in ſich eine Partei gereift, welche, den Radikalen Europas die Hand reichend, auch vor den entſchiedenſten Konſequenzen der Vernunft in Staat, Geſellſchaft und Kirche nicht zurückweicht; dieſe Partei, die radikale ſchlechthin und ehrend genannt, zählt zwar unter den Gebildeten ihre meiſten Anhänger, iſt aber auch in der Menge des Volkes ſtark vertreten, wo zum mindeſten ein großer Indifferentismus um ſich gegriffen hat gegen die Tradition. Als ſicheres Merkmal davon kann man gewiß die ſo gewaltig verbreitete republikaniſche Geſinnung betrachten. Wenn dieſe zunächſt, wie auch das allgemeine Verlangen aller Liberalen nach einer wahrhaft conſtitutionellen Monarchie, beweiſt, daß die faſt ſprichwörtliche Loyalität der Spanier nicht mehr exiſtirt — obwohl man mit Recht dieſes Volk eines der loyalſten nennen kann, trotz aller Mißbräuche des Beamtenſtandes — daß man auch vor tiefeingreifenden Neuerungen nicht mehr zurückſchreckt, um nur wieder zu einer würdigen Staatsform zu gelangen und an der Löſung der großen Kulturfragen Theil nehmen zu können; ſo kann man aber ſicher noch weiter folgern, daß dadurch auch der entſchiedene Bruch mit dem traditionellen Glauben angezeigt iſt. Und ganz natürlich ja wirken, wie es immer geweſen iſt, auch hier die religiöſen oder allgemein philoſophiſchen Vorſtellungen auf die über Staat und Geſellſchaft unmittelbar ein.

Wie, nach orthodoxer Anſchauung, Gott die Welt nicht nach ewigen Geſetzen, ſondern nach Willkür regiert, wie man ſich in Folge deſſen gar nicht geſcheut hat, offenbare Ungerechtigkeiten, Schwachheiten, überhaupt Züge, welche bei einem göttlichen Weſen unverſtändlich erſcheinen, ihm nach der Ueberlieferung mythiſcher Religionsbücher und beſchränkter Stammesurkunden zuzuſchreiben mit der leichten Erklärung und Rechtfertigung, daß ja Alles, was vom höchſten Weſen ausgehe, gut und weiſe ſein müſſe, ohne den circulus vitiosus, den man dabei macht, zu merken — ebenſo ſchauen die Servilen auf zu dem abſoluten Könige, als zu einem über dem gewöhnlichen Empfindungsvermögen und der gewöhnlichen, oft freilich etwas genanten, bürgerlichen Moral ſtehenden Halbgotte, deſſen Werke und Gedanken, als von oben empfangen und in einem ganz beſonders erleuchteten Haupte concipirt, die oberſte Norm für ſeine getreuen Unterthanen ſein müſſe. Es wäre ganz konſequent geweſen, wie man ſich nicht entblödet hat, dem menſchlichen ein göttliches Recht gegenüber zu ſtellen, ſo auch noch ein abſolut königliches zu erfinden.

In Spanien, wo der Freiheitsſinn ſich jetzt mit einer Kraft gezeigt, welche Europa in Erſtaunen ſetzt, das hier wohl am wenigſten ihn vorausſetzte, hängt dies ſicher mit der geiſtigen Aufklärung zuſammen, welche ſeit einigen Decennien auch hier mächtig um ſich gegriffen hat; wer nicht mehr an die Weisheit der Prieſter glaubt, weiſt auch ihre Theorie von dem abſoluten Königthum zurück, als ob dieſe Staatsform die Gott einzig wohlgefällige wäre. Dazu kommt nun die Kritik der beſtehenden Verhältniſſe, die Mißregierung, welche gerade hier in Spanien Jahrhunderte lang auf dem Volke gelaſtet hat, das Verlangen der einzelnen Provinzen nach ihren alten fueros und der wohlberechtigten provinziellen Selbſtändigkeit, die durch die Freiheit am meiſten verbürgt wird, ferner die Ausſicht auf Verminderung der Steuerlaſt, Aufhebung der Dienſtpflicht (quinta), auf Freiheit des Handels und der Induſtrie, endlich die wohlbegründete Furcht, daß eine Monarchie, beſonders eine erbliche — und eine andere iſt bis jetzt nicht dageweſen — immer eine gewiſſe, für den Staat nicht nothwendige Einſchränkung der bürgerlichen Freiheit und eine Erſchwerung des ſtaatlichen Fortſchrittes mit ſich bringt: alle dieſe Umſtände haben die republikaniſche Partei in Spanien ſchon jetzt zu einer Stärke erhoben, daß, wenn

Digitized by Google

nicht gleich, ſo doch in kurzer Zeit der Sieg derſelben zu erwarten iſt.

Bemerkenswerth iſt, daß auch von der neugebildeten, aus den früheren Unioniſten, Progreſſiſten und einem Theile der Demokraten beſtehenden Partei, der demokratiſch-monarchiſchen, ein großer Theil als endliches Ziel die Republik aufſtellt, für welche jetzt Spanien nur noch nicht reif ſei, und daß ſie die Wahlmonarchie und keineswegs eine mit allen ihren weſentlichen Attributen ausgeſtattete wollen. Im Allgemeinen darf man danach den Republikanismus in Spanien als eine Macht bezeichnen, welche über kurz oder lang den Sieg davon tragen wird.

Daß übrigens auch in den unteren Klaſſen der republikaniſche Sinn ſo verbreitet iſt, hat beſonders ſeinen Grund in der jahrelangen Unterdrückung des Volkes durch die von der Regierung eingeſetzten und mit ihr alſo verbündeten Alkalden und andere Gemeindebehörden. Das Volk nennt ſie wegen ihrer Habſucht und Bedrückung der armen Leute caciques, Kaziken. Dieſelben haben beſtändig auf die ſchamloſeſte Weiſe ſich an dem Gemeindegute vergriffen, ſowohl an Weiden und Wegen welche zum Weiden des Viehes dienen (die ſogen. cañadas), als an dem Gelde, welches den Aermeren unverzinſt ausgeliehen wurde, den ſog. positos. Der Gemeindebeſitz iſt ſo mit zum großen Theile in die Hände der Reichen übergegangen.

Auswärtige, beſonders konſervative Blätter berichten vielfach von ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Tendenzen, ja von wirklichen Angriffen auf das Beſitzthum der Reichen, Gütertheilung u. ſ. w. Ich kann verſichern, daß das Meiſte davon auf Verdrehung der Wahrheit beruht; eben jene Räuber am Gemeindegut hat das Volk an einigen Orten zur Verantwortung gezogen, indem es einfach das Geſtohlene zurückgenommen hat, vielleicht auch etwas mehr; bei ſolchen Lagen iſt darauf nicht viel zu geben.

Im Uebrigen aber ſind die Spanier nicht im Mindeſten kommuniſtiſch geſinnt; denn wenn es an einigen Orten, wie Jerez, Malaga, üblich iſt, daß Arme in Ermangelung von Armenhäuſern beſtimmten Reichen zugewieſen werden, ſo iſt das nicht allzu auffallend, vor Allem nicht erſt jetzt eingerichtet. Da in Spanien überhaupt der Vermögensunterſchied nicht ſo groß wie anderwärts iſt; da Hoch und Niedrig, Reich und Arm viel freundſchaftlicher verkehren und das Menſchenmäkeln anderer Länder mit den widerwärtigen ſozialen Klaſſifizirungen Dank dem demokratiſchen Geiſte der Spanier hier kaum bekannt iſt; da der Tagelohn ziemlich hoch, die Arbeit nicht ſo drückend iſt, um in dem Arbeiter ein bitteres Gefühl gegen den Reicheren aufkommen zu laſſen; da das Proletariat, außer in größeren Städten, kaum vorhanden iſt; da endlich der Spanier ſehr genügſam und mäßig iſt und nicht viel nach Reichthum fragt, wenn er ſein Auskommen, ſeinen Eſel und ſeinen Himmel hat: ſo iſt auch hier von kommuniſtiſchen Tendenzen nicht viel zu befürchten; wäre es der Fall, ſo würde es ſich in der Revolutionszeit gezeigt haben, in der, außer der erwähnten Reſtitution von geſtohlenem Gemeindegut, nichts an Exceſſen vorgefallen iſt.

Wie die Corteswahlen ausfallen werden, iſt noch ſchwer zu ſagen. Ein Vorkampf waren neulich die Wahlen zu den Ayuntamientos, in welchen die Republikaner vielfach unterlegen ſind, aber gerade in einigen hervorragenden Orten, wie Cadiz, Barcelona, geſiegt haben. Freilich haben ſie ſich aus Mißmuth und Oppoſition gegen die proviſoriſche Regierung an manchen Orten der Wahlen ganz enthalten, ohne dies für die Corteswahlen zu beabſichtigen. Zum Vortheile der republikaniſchen Partei hat die monarchiſche bis heute ihre Unentſchloſſenheit hinſichtlich eines Kandidaten fortgeſetzt; bei der Menge derſelben iſt eben keine Einigkeit zu erzielen. Jetzt, vor den Wahlen endlich ſieht ein Theil die Nothwendigkeit ein, beſtimmter zu reden. Wenn nun aber die Reihe der Kandidaten die Revue paſſirt, ſo muß ein „Iſt gerichtet" nach dem andern ertönen. Abgeſehen davon, daß man ſich vielfach gegen jeden auswärtigen Fürſten erklärt hat, ſo ſind alle etwa aufgeſtellten viel zu unbeliebt, um Ausſicht zu haben. Die Bourbonen, der Herzog von Montpenſier, der italiäniſche Prinz, der alte König von Portugal: ein Jeder hat einige Zeitungen für ſich; dazu ſagt man gewiſſen hochgeſtellten Perſonen nach, ſie bemühen ſich um den Einen oder Andern; aber Popularität, worauf jetzt Alles ankommt, beſitzt Keiner von ihnen. Weit bedeutſamer iſt Espartero's Kandidatur, für die mehr und mehr Kundgebungen ſtattfinden. Ich glaube in der That, daß dies die glücklichſte Löſung wäre. Espartero iſt durch ſeine Popularität, ſeine ruhmreiche Vergangenheit, ſeine politiſche Erfahrung wohl geeignet, der Republik España den erſten Präſidenten zu geben; in Hinſicht ſeines Alters iſt zu bedenken, daß er doch nicht ohne die Häupter der Liberalen regieren würde und noch nicht ſo ſchwach iſt, um das Werkzeug einzelner Intriganten zu werden; unter ihm kann die Republik ſich konſolidiren und Beſtand gewinnen; ſein Charakter giebt jedenfalls die Garantie für ein ehrliches liberales Regiment. Auch iſt er nach den Antworten, welche er auf viele an ihn gerichtete Adreſſen gegeben hat, bereit, dem Rufe des Landes zu folgen. Was dabei aber das Wichtigſte iſt, iſt dies, daß ſeine Wahl allein noch die Progreſſiſten mit den Republikanern vereinigen zu können ſcheint. Die Erſteren haben ſich in Madrid jetzt bereit erklärt, gemeinſam mit den Letzteren Deputirte zu wählen, welche für den ihnen angehörigen Espartero als Präſidenten ſtimmen wollen. Die ſämmtlichen Behörden Sevillas haben neulich bei einem Feſtmahle dem Espartero einen Gruß zugehen laſſen mit der Bitte, ſei es als Präſident, ſei es als König, jedenfalls als Jefe del Estado, wieder Spaniens Leitung zu übernehmen. Und von einer Menge anderer ſehr enthuſiaſtiſcher Huldigungen an den greiſen duque de la Victoria, beſonders aus Zaragoza und dem übrigen Catalonien, könnte ich berichten. Die Republikaner ihrerſeits haben dagegen nichts einzuwenden und ſich auch vielfach dafür erklärt, während die Wahl eines Andern zum König mit Sicherheit einen Aufſtand derſelben herbeiziehen würde. Denn dieſelben ſind entſchloſſen, Alles daran zu ſetzen, um ihren Plänen den Sieg zu verſchaffen; und ziemlich ſicher würden ſie dann mit den Waffen glücklicher ſein, als in den Wahlen. Die Gegenpartei hat zwar das Heer; indeß iſt dies nicht ſicher genug, auch für einen Geſammtaufſtand der Republikaner zu ſchwach. Auf die Partei ſelbſt iſt nicht zu rechnen; denn ſie zählt viele indifferente, ſchwache und unthätige Mitglieder; dagegen ſind die Republikaner von einem Enthuſiasmus, Muth und Vertrauen auf ihre Sache erfüllt, die für ihren Erfolg viel verſprechen.

Ueber die proviſoriſche Regierung hört man viele Klagen; und ſo wenig ich ſie angreifen will, da ſie in der That ein ſchwieriges Amt hat, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß ſie in vielen Dingen auf dem Wege des Fortſchrittes zu langſam vorgeht; insbeſondere wird nichts gethan, um die Schaaren von Beamten einzuſchränken; mit Haſt verſorgt man ſich und ſeine Freunde mit Aemtern; ja viele aus früherer Zeit übelberüchtigte Leute finden von Neuem Anſtellung. Beſonders im Heere wird Alles gethan, um durch Beförderungen die Stimmung gut zu erhalten, wie ja gleich nach Vollendung der Revolution ſämmtliche Offiziere um einen Grad erhöht wurden. Die Hauptſache

Digitized by Google

dabei iſt, daß eben jede Regierung ihre Oppoſition hat, welche nun alle Fehler noch in's Größere erhebt, um die eigene Tüchtigkeit um ſo mehr hervorzuheben. Wenigſtens kann man mit der Toleranz der Regierung den andern Parteien gegenüber, mit ihrer Beobachtung der Forderungen der Revolution und ihren Bemühungen, entſprechende Geſetze zu erlaſſen, zufrieden ſein. Sehr gut wäre es ſicher geweſen, wenn ſie die Wahlen zu den Conſtituyentes nicht ſo lange hinausgeſchoben und bald einer definitiven Regierung Platz gemacht hätte.

So ſtehen wir hier vor einer ſehr ungewiſſen Zukunft; ſie droht mit viel Verwirrung und Schrecken; hoffen wir auf endliche glückliche Löſung nach der langen Nacht!

Das Licht vom Himmel läßt ſich nicht verſprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang ſich verhängen
Mit Purpurmänteln oder ſchwarzen Kutten.

Paul Foerſter.

Das Scheitern der ſpaniſchen Revolution von 1820.*)

Der zweite, jüngſt erſchienene Halbband des zweiten Theils von Hermann Baumgarten's trefflicher Geſchichte Spaniens ſchildert den Sieg und das Scheitern der von Riego in Andaluſien begonnenen Erhebung, die fünf Jahre Europa von ſich reden machte, die Hoffnungen des Liberalismus zu den kühnſten Erwartungen emportrug, um dann niederzuſinken wie ermattet von der eigenen Anſtrengung und der Invaſion des franzöſiſchen Heeres faſt widerſtandslos zu erliegen! Wen der Sinn zu hiſtoriſchen Betrachtungen, zur geſchichtlichen Auffaſſung der Staatsverhältniſſe hintreibt, der findet auf den bunten und krauſen Blättern der ſpaniſchen Annalen einen reichen Schatz von Belehrung. Viele Momente der Umwälzung von 1820 erinnern genau an die Vorgänge von 1868; auch der damalige Aufſtand hat bald nach dem Siege des Liberalismus ein Blutbad von Cadix gehabt (Ende 1819), ein ebenſo unvermuthetes, das gleichfalls von der Abneigung der Armee gegen die contrerevolutionäre Bürgermiliz hervorgerufen war: nur die Namen wechſeln in den vulkaniſchen Ausbrüchen der politiſchen Leidenſchaft des Spaniers, die Sache bleibt immer dieſelbe; ja dieſelbe Stätte des Bürgerkrieges ſcheint über ein halbes Jahrhundert hinweg zur Bethätigung des gleichen Parteihaſſes vorherbeſtimmt zu ſein! Der Boden wankt überall. Nirgends erblickt man feſte Geſichtspunkte, einen freien politiſchen Horizont, eine Vaterlandsliebe, die das Geſammtwohl des Volkes und Staates über einſeitig verfolgte Parteizwecke ſtellt! Spaniens blutgetränkte Erde hat die Ausſaat geliefert für alle politiſchen Schlagworte. Namen und Farben der ganzen Scala des Parteiweſens in Europa, Liberale und Servile, Conſervative und Progreſſiſten, Moderados und Exaltados hat Spanien vorbildlich für den politiſchen Bedarf Europas gefertigt, und mit allen dieſen hochtönenden Namen und Worten iſt es kaum einen Schritt weiter gekommen auf der Bahn geſetzlicher Freiheit und erſprießlicher Staatsentwickelung —

Worte, nichts als Worte!

Herr Baumgarten, der nicht die geringſte Sympathie mit dem wahnwitzigen Treiben der Bourboniſchen Reaction empfindet und die unglückſelige Wirthſchaft der Jahre 1814—1820, die Schwäche, die Grauſamkeit, die Hinterliſt und Erbärmlichkeit Ferdinand's VII. in heller Beleuchtung vorgeführt hat, hält auch mit dem Bilde der unglaublichen Fehler und Verſündigungen des ſpaniſchen Liberalismus nicht zurück. Die Herrſchaft der Clubs, welche jede geordnete Regierung unmöglich macht, die Zügelloſigkeiten der radikalen Demonſtrationen, welche der ſervilen Partei bald zur Folie, bald zur abgekarteten Unterſtützung dienten, die Zerfahrenheit der Cortes-Fractionen, denen jedwedes Einheitsband mit dem wirklichen Volksleben gebrach, die Ausſchreitungen der Tagespreſſe, welche von der Schwere der Staatskriſis gar keine Ahnung beſaß: alle dieſe Momente einer unglücklichen Verwickelung werden vom Autor gebührend gewürdigt und empfangen ihren richtigen Platz in dem Gemälde des politiſchen Schiffbruchs von 1820—1825.

Was den ſpaniſchen Liberalen jener Zeit am meiſten zum Vorwurf gereicht und am bitterſten ſich an ihnen gerächt hat, war ihre Unbekanntſchaft mit den gegebenen Zuſtänden des Landes, zu deren Verbeſſerung ſie eben berufen waren. In ihrer Phantaſie war die Armee eine Stütze des Despotismus, während gerade von der Armee jeder liberale Umſchwung ausgegangen war, und vielmehr die Provinzialmilizen, denen ſie ſich günſtig erwieſen, als die wahren Brutſtätten der ſervilen Reaction betrachtet werden mußten; den Adel beargwöhnten und verletzten ſie, obgleich ſeine Mehrheit, etwa wie in Neapel, eifrig dem Liberalismus huldigte; um den Bürgerſtand kümmerten ſie ſich wenig, obgleich er die reale Baſis ihrer Partei; höchſtens mit centraliſirenden, die Selbſtverwaltung ertödtenden Geſetzen beglückten ſie ihn; den Bauernſtand behandelten ſie, als wenn ſie franzöſiſche und nicht ſpaniſche, d. h. ſehr reactionär geſinnte Bauern vor ſich hätten. Mit der Geiſtlichkeit machten ſie gar nicht einmal den Verſuch, ſie für ſich zu gewinnen, ſondern verfuhren einfach konfiskatoriſch, und das in einer Manier, als wenn den Mönchsorden durch die Einziehung der Kloſtergüter ein beſonderer Gefallen geſchehe, wobei überdies allerlei Klauſeln und Ausnahmen die Tragweite des Kloſtergeſetzes empfindlich abſchwächten. Für die Tilgung der Staatsſchuld, die Eröffnung neuer Einnahmequellen, Minderung des Abgabendruckes geſchah gar nichts irgend Erhebliches, wogegen für die Verwirrung aller Verwaltungszweige, die Zerrüttung des Beamtenthums und die Untergrabung der militäriſchen Disciplin, indem z. B. den einzelnen Truppenkörpern die Prüfung der Verfaſſungsmäßigkeit von Regierungsmaßregeln geſtattet ward (unglaublich, aber buchſtäblich wahr!), allerdings das Menſchenmöglichſte geleiſtet wurde. Und dieſe Thorheiten beging man einem Könige gegenüber, der unabläſſig mit der Herſtellung des Abſolutismus beſchäftigt war und kein Bündniß mit den radikalſten Exaltados verſchmähte, um nur die konſtitutionelle Partei zum Falle zu bringen!

Andererſeits bemühte ſich der liberale Miniſter San Miguel, Spanien mit allen auswärtigen Mächten zu überwerfen. Ein ungeſchickterer Diplomat hat ſelten das Ruder geführt. Die Feindſchaft gegen die drei reactionären Oſtmächte war ſelbſtverſtändlich und konnte durch das einmal angenommene Syſtem allenfalls entſchuldigt werden; daß man aber das conſtitutionelle Frankreich, den feinen Politiker Ludwig XVIII. und vollends gar, um kleinlicher Privathändel willen, das parlamentariſche England in Harniſch brachte, war ein Anrennen wider alle Vernunft und Lebensklugheit, das den jähen Sturz des liberalen Syſtems unweigerlich nach ſich zog. Als ſchon in Frankreich ein Heer gegen Spanien marſchbereit war, brach San Miguel noch zu guter letzt einen diplomatiſchen Konflikt mit dem Papſte

*) Geſchichte Spaniens vom Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bis auf unſere Tage, von Hermann Baumgarten. Zweiter Theil, zweiter Halbband. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1868. S. 289—618.

Digitized by Google

vom Zaun, was bald darauf, Dank der Bearbeitung des Landvolkes durch den um ſo wüthenderen Klerus, den einrückenden Franzoſen, die der Herzog von Angoulême befehligte, ihre Bahn auf das Erwünſchteſte ebenen half. Nach der prahleriſchen Herausfordeung von ganz Europa die ſchmachvollſte Niedergeſchlagenheit, Flucht und Verzweiflung. Das war das Ende des ſpaniſchen Liberalismus der Reſtaurationsepoche.

Trauttwein von Belle.

Italien.

Pasquale Villari's Geſchichte Savonarola's und ſeiner Zeit.*)

Am Schluſſe einer abſterbenden Kulturepoche und an der Schwelle einer neu beginnenden ſteht die in mehr als Einem Sinne wunderbare Geſtalt Savonarola's, des kühnen florentiniſchen Mönches, den der Schöpfer des Lutherdenkmals in Worms an die Seite des großen Reformators geſtellt und der es wagte, mit kräftiger Hand an dem morſch gewordenen päpſtlichen Throne zu rütteln, ſo daß er in ſeinen innerſten Fugen erbebte, der aber ſo wenig von ſeiner Zeit getragen und verſtanden wurde, daß mit ſeinem Märtyrertode auch ſein Werk wieder zu Grunde ging.

Von dem düſtern Hintergrunde einer namenlos verderbten Zeit hebt ſich die reine Geſtalt des begeiſterten Mönches um ſo leuchtender ab. Boccaccio (wenn wir nicht irren) iſt es, der die Geſchichte jenes Juden erzählt, der, auf Zureden eines hohen Gönners nach Rom gekommen, um ſich taufen zu laſſen, dort mit Entſetzen die tiefe ſittliche Verſunkenheit der hohen wie der niederen Geiſtlichkeit wahrnahm. Nachdem er Alles eine Weile in der Nähe angeſchaut, erſchien er dennoch eines Tages bei einem Prieſter mit der Bitte, ihn zu taufen; denn, ſagte er, das ſei ihm nun klar geworden: eine Religion, deren Diener ſich ſolche Greuel zu ſchulden kommen ließen und die *trotzdem* ſo viele hundert Jahre ſich erhalten habe und ſtets weiter verbreite, müſſe in ihrem tiefſten Kerne die eigentliche Wahrheit enthalten, denn ſonſt hätte ſie ſchon längſt zu Grunde gerichtet ſein müſſen!

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nun, als Savonarola in Florenz im Kloſter San Marco lebte und wirkte, hatte das Verderben ſeinen höchſten Gipfel erreicht. Alexander VI. ſaß auf dem päpſtlichen Stuhle, jener Borgia, der in ſeiner Perſon alle Nichtswürdigkeit wie alle Schamloſigkeit ſeiner ganzen berüchtigten Familie zu vereinigen ſchien. Während die gemeineren Naturen ſich bereitwillig allen Genüſſen und Ueberſchreitungen hingaben, die erlaubt ſchienen, da das Haupt der Chriſtenheit mit ſolchem Beiſpiele voranging, bemächtigte ſich der ernſteren Gemüther eine um ſo tiefere Traurigkeit, ein dumpfer Schmerz, der keinen rechten Ausdruck zu finden wußte. Da brach plötzlich aus der Bruſt Savonarola's wie mit Flammenſtrömen hervor, was in den Seelen der Andern dunkel geruht hatte: die ganze tiefe ſittliche Entrüſtung über den ſchmählichen Verfall der Kirche, der glühende Wunſch einer Erneuerung derſelben an Haupt und Gliedern. Wunderartig waren die Wirkungen ſeiner begeiſterten Reden. Das Volk von Florenz ſchien zu neuem Leben zu erwachen, es änderte wie mit einem Schlage ſeine Sitten und Gebräuche, dann ſeine ganze Verfaſſung, die Savonarola, nachdem die Medici glücklich vertrieben, zu einer demokratiſchen oder eigentlich theokratiſchen Republik umgeſtaltete, deren Grundzüge er allein entwarf. Vielleicht im ganzen Laufe der Geſchichte wird man vergebens nach einem zweiten Beiſpiel ſuchen, wo ein einzelner Mann ohne jede militäriſche oder andere Macht rein durch das Gewicht ſeiner Perſon und ſeines reinen Willens ſo gründlich und ſo ſchnell die Geſchicke wie die Geſinnungen eines ganzen Volkes umgeſtaltet hat. Was dieſen Einfluß einigermaßen erklärt, iſt der damals allgemein herrſchende Glaube an ſeine prophetiſche Kraft, ein Glaube, den er ſelber zuletzt zu theilen begann — der einzige trübe Schimmer auf dem ſonſt ſo hell leuchtenden Bilde. Wie er dazu gekommen, iſt jedoch leicht zu begreifen. Seine ganze Seele hatte ſich, vom Irdiſchen losgelöſt, ſo ganz in das Eine ſehnliche Verlangen konzentrirt, die Kirche von innen aus gereinigt zu ſehen, ſeine Seele loderte ſo ganz in dieſer Sehnſucht auf, daß etwas wie Begeiſterung und Seherkraft über ihn kam wenn er davon redend in die Zukunft blickte. Einige Ereigniſſe ſchienen ſeine Vorherſagungen in merkwürdigſter Weiſe zu beſtätigen, Anderes wurde in dieſem Sinne umgedeutet, auch wohl hinzugefügt, und das genügte der wunderſüchtigen Zeit, in der er lebte, ihn als Propheten zu betrachten. Auch ſeine Gegner glaubten feſt daran, nur daß ſie die Quelle dieſer Macht dem Teufel zuſchrieben und darauf nun ihre Verfolgungen gründeten. Durch Torturen der grauſamſten Art wurde er zu Geſtändniſſen gezwungen, die er widerrief, ſobald er zur Beſinnung kam. Die Akten des Prozeſſes, obgleich vielfach verſtümmelt und gefälſcht, die jetzt erſt zur Einſicht Villari's gelangten, laſſen keinen Zweifel über die Art des Verfahrens, das man mit ihm anſtellte, und über die unglaubliche Grauſamkeit und Perfidie, mit der man zu Werke ging, wie andererſeits die reine Seele des edlen Schwärmers uns noch im Tode Bewunderung abnöthigt. Am 23. Mai 1498 wurde er mit noch zwei andern Mönchen auf dem Marktplatze zu Florenz öffentlich verbrannt. Seine Anhänger, zu ſchwach, die Vollſtreckung des Urtheils zu verhindern, bildeten nach ſeinem Tode eine ſtille Gemeinde, die ſein Andenken wie das eines Heiligen ehrte. — Wer dächte nicht bei dieſem Tode für eine Idee an Goethe's Worte:

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Man hat Savonarola häufig für einen Vorläufer Luther's und der Reformatoren gehalten; Luther ſelbſt, der einige Schriften von ihm herausgab, hielt ihn ſehr hoch. „Allerdings", bemerkt ein neuerer Schriftſteller über ihn, „verkündete er, die Kirche bedürfe einer Reformation und werde durch ſchwere Züchtigung gereinigt werden; er ſprach gegen Papſtthum und Kirchenverfaſſung, aber er wollte eben nur die *Verfaſſung*, die Zucht und äußere Ordnung verbeſſern, nicht die *Lehre*, und obgleich er durch das Studium der Kirchenväter und der ihm über Alles theuren heiligen Schrift zu einer reineren Einſicht in das Weſen des Chriſtenthums geführt war, ſo trat er doch dem Aberglauben und den Dogmen der römiſchen Kirche niemals entgegen. Dazu kam, daß er nicht bloß durch die Macht der Predigt, ſondern als Prophet durch Weiſſagung wirken, endlich, daß er nicht nur die Kirche, ſondern auch den Staat reformiren wollte, während Luther, ebenſo fern von politiſcher wie von religiöſer Schwär-

*) Nach neuen Quellen dargeſtellt. Unter Mitwirkung des Verfaſſers aus dem Italiäniſchen überſetzt von Moritz Berduſchek. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

Digitized by Google

merei, ſtets zum Gehorſam gegen die von Gott geſetzte Obrigkeit mahnte.“

Das unten angezeigte Werk Villari's, von kompetenter Seite als das beſte Geſchichtswerk bezeichnet, das Italien ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts hervorgebracht, iſt ſehr geeignet, den bisher herrſchenden Irrthum über Savonarola's Bedeutung als **Reformator** aufzuklären. Eifrige Forſchungen in verſchiedenen Privat- und öffentlichen Bibliotheken Italiens haben dem Verfaſſer eine Menge bis dahin unbekannten Materials erſchloſſen; auch fand er bei genauerer Prüfung, daß die früheren Biographen die vorhandenen Quellen durchaus nicht gewiſſenhaft genug benutzt hatten, indem ſie häufig auf Autoritäten hin Dinge für erwieſen angenommen, die in den Dokumenten gar nicht enthalten waren. „Der Grundſatz“, ſagt Villari in der Vorrede, „welchen ich bis an's Ende befolgte, war, alle neueren Arbeiten zu prüfen, aber keine andere Autorität gelten zu laſſen, als die der gleichzeitigen Schriftſteller, der Werke Savonarola's und der Original-Dokumente, und alle dieſe Schriften ſelbſt zu leſen und zu vergleichen, da ich die Ungenauigkeit fremder Citate zu oft erprobt hatte.“

Das ungemein reiche Material, das dem Verfaſſer zu Gebote geſtanden, hat er mit außerordentlicher Klarheit und Ueberſichtlichkeit geordnet, und ſeiner Darſtellung eine ſehr große, an vielen Stellen wahrhaft dramatiſche Lebendigkeit zu verleihen gewußt. Seine Schilderungen bieten auch ein großes **kulturhiſtoriſches** Intereſſe dar. Als Beleg möge hier eine Stelle aus dem dritten Kapitel des erſten Bandes folgen, der Einzug Karl's VIII. (von Frankreich) in Florenz:

„Die Medici waren eben erſt fortgejagt, die alte Regierung aufgehoben und die neue noch nicht eingeſetzt, und dabei ſollte nun der König einziehen, ohne Bedingungen und an der Spitze eines mächtigen Heeres, welches bereits mit italiäniſchem Blute befleckt war: in der That Gründe genug zu ernſter Beſorgniß. Aber zum Glück befanden ſich unter den Bürgern Männer von Klugheit und feſter Entſchloſſenheit, die der Signoria mit ihrem Rath zur Seite ſtanden. Da war beſonders Piero Capponi, der in dieſen Tagen gleichſam der Arm der Republik wurde, wie Savonarola ihre Seele und ihr Herz war. Der Eine predigte chriſtliche Liebe, Frieden und Einigkeit; der Andere war überall, wo man Rath und Hilfe bedurfte, und ſorgte für Waffen und Soldaten. Die Häuſer wurden mit Kriegsmunition aller Art verſehen, und Bretter und Balken zu Barrikaden in Bereitſchaft geſetzt. Die Klöſter und die Höfe lagen voll Soldaten, die ſich, wie es hieß, auf 6000 Mann beliefen und ſchlagfertig ſtanden, um auf das erſte Zeichen der Sturmglocke zur Vertheidigung der Republik hervorzubrechen.

In Abtheilungen von je fünfzehn oder ſechzehn Mann zogen mittlerweile einige Franzoſen in die Stadt und gingen mit ihrer martialiſchen und kecken Miene, unbewaffnet und mit Gips in der Hand, die Häuſer für die Einquartierung zu bezeichnen. Sie trugen große Verachtung und Gleichgiltigkeit zur Schau, konnten aber doch ihre Bewunderung beim Anblick dieſer Menge von herrlichen Gebäuden nicht verbergen und blieben an jeder Straßenecke ſtehen, ſtaunend über die neue Perſpektive, die ſich vor ihren Blicken aufthat. Was aber am meiſten ihre Aufmerkſamkeit erregte, das waren jene ernſten Paläſte, die wie uneinnehmbare Feſtungen ausſahen, und die Thürme, welche noch die Spuren wilder blutiger Bürgerkriege an ſich trugen. Zugleich ereignete ſich am 15. November (1494) vor ihren Augen ein Schauſpiel, das ganz geeignet war, ihnen einen nachhaltigen Schrecken einzujagen.

War es Zufall oder Abſicht: es verbreitete ſich plötzlich das Gerücht in der Stadt, Piero von Medici ſei vor den Thoren. Sofort fing die Sturmglocke an zu läuten, die Straßen füllten ſich mit wildem Volk, bewaffnete Männer ſchienen aus der Erde zu wachſen, und alle liefen nach der Piazza. Die Paläſte ſchloſſen ſich, die Thürme wurden beſetzt, man machte Anſtalten zu Verſchanzungen in den Straßen, und die Franzoſen ſahen hier zum erſtenmal eine Probe von Barrikaden. — Das Gerücht erwies ſich zwar bald als falſch und der Tumult legte ſich ebenſo ſchnell, wie er entſtanden war. — „Inzwiſchen hatte man den Palaſt der Medici*) zur Aufnahme des Königs glänzend hergerichtet. Die Straßen, durch welche der Zug kommen mußte, waren mit Tüchern überſpannt und mit Teppichen und gewirkten Tapeten geſchmückt.“ Um 2 Uhr Nachmittags geſchah der feſtliche Einzug. „Die Erſcheinung des Königs bildete einen auffallenden Gegenſatz zu dem martialiſchen Ausſehen des zahlreichen und kräftigen Heeres, an deſſen Spitze er einherzog. Er war mißgeſtaltet und hatte einen dicken, großen Kopf, mit langer Naſe und breitem Munde bei ſehr kleinem Körper, außerordentlich ſchmächtigen Beinen und unförmlichen Füßen. Dazu trug er einen Anzug von ſchwarzem Sammt und einen goldgeſtickten Mantel und ritt auf einem hohen Schlachtroß in kriegeriſcher Haltung, eine Lanze auf den Schenkel geſtemmt, was damals für das Zeichen der Eroberung galt. Alles dies trug nur dazu bei, die Armſeligkeit ſeiner Perſon noch mehr in die Augen ſpringen zu laſſen“.

Schon dieſes kurze Bruchſtück wird zeigen, daß die Ueberſetzung des Herrn Verduſchek, jetzt Lehrer der deutſchen und engliſchen Sprache am Gymnaſiallehrer-Seminar zu Piſa, das höchſte Lob verdient. So iſt dies Werk in jeder Hinſicht eine Bereicherung unſerer Literatur zu nennen, und wird in der ſchönen Ausſtattung, die die Brockhaus'ſche Firma ihr gegeben, ſicher bald eine Zierde ſo mancher deutſchen Bibliotheken bilden.

M. St.

England.

Die fünfte Jahresverſammlung der Female Medical Society.

Am 28. Okt. v. J. fand in London die fünfte Jahresverſammlung der Female Medical Society ſtatt. Es hatte ſich ein zahlreiches und hochachtbares Publikum eingefunden, unter welchem man neben vielen Damen, Freundinnen und Gönnerinnen der Anſtalt, wie gegenwärtigen und ehemaligen Schülerinnen derſelben, auch wohlbekannte und geſchätzte Aerzte, Geiſtliche und andere Männer der Wiſſenſchaft bemerkte.

Wir haben ſchon früher darauf hingewieſen, daß in den mediziniſchen Korporationen Großbritanniens noch mannigfache mittelalterliche Gerechtſame aufrecht erhalten werden und daß Dank denſelben einzig die Geſellſchaft der Apotheker **nicht** die Macht hat, Frauen, welche ein vorgeſchriebenes Studium der Medizin abſolvirt haben, zurückzuweiſen, ſobald dieſelben verlangen, von ihr examinirt zu werden. In Folge dieſes Umſtandes hatten wirklich einige Frauen bei der Geſellſchaft der Apotheker ihr Examen gemacht und die Erlaubniß zur Praxis erhalten. Eine derartige Neuerung war aber den gelehrten — oder auch nicht gelehrten — **Herren** keineswegs angenehm;

*) Der heutige Palaſt Riccardi.

Digitized by Google

ſie ſteckten die Köpfe zuſammen, beriethen, wie dem Eindringen der Frauen in ihre Rechte und Privilegien energiſch gewehrt werden könne, und glaubten endlich ein Mittel ausfindig gemacht zu haben, durch welches jeglichem Gelüſte dazu ein für alle Mal ein Riegel vorgeſchoben werde. Dieſes Mittel beſtand darin, daß ſie eine neue Beſtimmung aufſtellten, nach welcher Frauen, welche bei ihnen examinirt ſein wollten, nicht allein das bisherige Studium, ſondern auch Anatomie, Geburtshilfe und gerichtliche Medizin, und zwar in denſelben Klaſſen mit den jungen Studenten, getrieben haben müßten.

Man hatte ſich jedoch verrechnet. Die Frauen oder wenigſtens Einige von ihnen ließen ſich durch dieſe Anforderungen nicht abſchrecken und behaupteten ſogar, ihre Anweſenheit werde einen veredelnden Einfluß auf die jungen Männer ausüben; zu einem Verſuche, in wie weit dieſe Hoffnung ſich verwirklichte, kam es indeß nicht, denn die Studenten weigerten ſich entſchieden, dieſe Zweige ihrer Wiſſenſchaft in Gemeinſchaft mit Frauen zu ſtudiren und ebenſo die von ihnen geforderten praktiſchen Uebungen im Hoſpital gleichzeitig mit weiblichen Colleginnen zu machen. Trotz alledem trat zwar im Jahre 1865 eine Dame in die St. Bartholomäi-Schule, mußte jedoch bald wieder ausſcheiden, und ein zweiter, in der mediziniſchen Schule zu Briſtol gemachter Verſuch fiel nicht günſtiger aus.

Im Verlaufe des vorigen Jahres hat die Geſellſchaft der Apotheker, namentlich durch den Einfluß eines ihrer hervorragendſten Mitglieder, des Dr. Buchanan, den vorerwähnten Beſchluß zurückgenommen und Frauen unter den früheren Bedingungen wieder zur Prüfung zugelaſſen. Mrs. Thorne, eine Schülerin des College der Female Medical Society, machte von der ihr dadurch gebotenen Gelegenheit ſofort Gebrauch, und ihre Arbeiten erlangten, obgleich ſie das Examen zuſammen mit 37 jungen Männern machte, eine der ſechs erſten Cenſuren.

Dies vorausgeſchickt, wenden wir uns zu den Aufgaben der Female Medical Society, wie dieſelben auch in dieſer Jahresverſammlung kurz recapitulirt wurden. Es handelt ſich zunächſt und vor allen Dingen um die Ausbildung für die Geburtshilfe, wie für Behandlung von Frauen- und Kinderkrankheiten, und man iſt durchaus gegen das von anderer Seite vorgeſchlagene gemeinſchaftliche Studium beider Geſchlechter. Das zur Erreichung dieſes Zweckes 4 Fitzroy Square eingerichtete College bedarf jetzt allerdings noch des Zuſchuſſes der Geſellſchaft, verſpricht aber nach vollſtändiger Organiſation und bei der immer reger werdenden Theilnahme ſich ſelbſt zu erhalten. Daſſelbe ward bereits von 69 Studentinnen beſucht, von denen ſchon mehrere mit ſehr gutem Erfolge als Geburtshelferinnen praktiziren.

Die Geſellſchaft beabſichtigt, ein ganz neues Geſchlecht von Geburtshelferinnen zu erziehen, welche, indem ſie auf gleicher Stufe mit dem Arzte ſtehen und demzufolge ebenſo gut wie dieſer alle in das Gebiet der Geburtshilfe fallende Krankheiten der Frauen und neugebornen Kinder zu behandeln wiſſen, doch nicht wie der Arzt auch in allen andern Krankheitsfällen zu Rathe gezogen werden. Die Geſellſchaft und ganz beſonders Dr. Edmunds, eines der thätigſten Mitglieder derſelben und Lehrer am College, hofft durch dieſe Einrichtung, ſobald ſie erſt zur herrſchenden geworden, die Sterblichkeit unter den Kindbetterinnen und neugebornen Kindern bedeutend zu vermindern. Den für Anſteckung ſehr empfänglichen Wöchnerinnen wird nämlich nach Dr. Edmunds' Beobachtungen der Giftſtoff ſehr häufig durch den Arzt zugetragen, der von dem Bett eines Fieberkranken an das ihre tritt. Neben dieſer gewiß nicht zu unterſchätzenden Wohlthat gewährt aber die Medical Society der Menſchheit und ganz beſonders der Frauenwelt noch zwei andere ebenſo große, wo nicht noch größere Vortheile: Sie macht es den Frauen möglich, ſowohl in der ſchweren Stunde, wo ſich ein neues Leben aus ihrem Schooße emporringt, wie bei andern Krankheiten, wo ſie ſich nur mit äußerſter Selbſtüberwindung den Händen eines Arztes anvertrauen, den geſchickten, zuverläſſigen Beiſtand bei ihrem eigenen Geſchlechte zu ſuchen und ſetzt ferner eine Anzahl gebildeter, intelligenter Frauen in den Stand, ſich einen Wirkungskreis zu ſchaffen, durch den ſie Anderen reichen Nutzen bringen und ſich ſelbſt eine behagliche Exiſtenz gründen.

Außer dieſen mehr allgemein gehaltenen Mittheilungen hielt Dr. George Roß, Lehrer am College, noch einen ſehr intereſſanten Vortrag, welcher gleichſam den Schwerpunkt der diesjährigen Verſammlung bildete. Er begann mit der Erklärung, daß er ganz in derſelben Weiſe ſprechen werde, als ob er eine Klaſſe männlicher Studenten vor ſich habe, denn er erkenne keine Ueberlegenheit des einen Geſchlechtes über das andere an. Hierauf ging er auf die große Wichtigkeit der Arzneiwiſſenſchaft über, die er die erhabenſte, allumfaſſendſte aller menſchlichen Wiſſenſchaften nannte, zu deren Verfolgung die bedeutendſten geiſtigen Fähigkeiten erforderlich wären. Gäbe es indeß nur eine Arzneiwiſſenſchaft, ſo ſeien die Zweige derſelben doch ſehr mannigfach und es laſſe ſich recht wohl rechtfertigen, daß ihre Jünger ſich einem ſpeziellen Fache mit beſonderem Eifer zuwendeten. Die Einrichtung eines College für das Studium der Geburtshilfe ſei deshalb ſehr zeitgemäß.

Nach dieſer Einleitung ging der Redner näher auf den ſpeziellen Zweck des Inſtituts ein und knüpfte daran die Bemerkung, daß die Geburtshilfe in ganz Europa ausſchließlich von Frauen geübt ward bis zu der Periode, wo die Trennung der Künſte und Wiſſenſchaften von der Religion eintrat. Damals traten die Chirurgen zu einer Korporation zuſammen, wandten in dem ernſten Bemühen, ſich in ihrem Wiſſen zu vervollkommnen, ihre Aufmerkſamkeit auch der Geburtshilfe zu und ſahen nach und nach die Fälle, wo ein mehr als gewöhnlicher Beiſtand geleiſtet werden mußte, als ihr Privilegium an; in allen normalen Fällen war und blieb die Geburtshilfe jedoch noch lange Zeit ausſchließlich Sache der Frauen und die Einrichtung, daß überall und ohne Ausnahme der Arzt als Geburtshelfer herbeigerufen werde, ſei ſehr jungen Datums. Diejenigen, welche gegen das Studium und die gewerbliche Ausbildung der Frauen das durch das Alter geheiligte Herkommen geltend machten, könnten dieſes Argument in Bezug auf die von Frauen zu leiſtende Geburtshilfe nicht aufrecht erhalten. Aber auch andere ſich dagegen erhebende Bedenken, daß Frauen für die Ausübung dieſes Berufes zu zaghaft wären und auch nicht die nöthige phyſiſche Kraft für ſchwerere Operationen beſäßen, wußte der Redner aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen zu widerlegen, wobei er darauf hinwies, daß eine wiſſenſchaftlich gebildete Frau in Fällen, wo ſie ihre Unzulänglichkeit fühle, gewiß ſchneller bereit ſein würde, ſich männlichen Beiſtand herbeizuholen, als die unwiſſenden, ungebildeten Perſonen, die man ja in kleinen Dörfern und Weilern das Amt der Geburtshelferinnen verſehen laſſe.

Endlich führte der Vortragende noch eine Reihe von Frauen aus allen Ländern und Jahrhunderten an, die in den verſchiedenſten Gebieten der Wiſſenſchaft Bedeutendes geleiſtet, ja von denen Einige ſogar epochemachend geweſen ſind, und ſchloß mit den Worten: „Wir hoffen, daß bei uns, wo eine Königin auf

Digitized by Google

dem Throne ſitzt, die Regierung nicht anſtehen werde, das Werk der Female Medical Society zu kräftigen und zu conſolidiren, indem ſie dem College die königliche Beſtätigung verleiht, wofür demnächſt Schritte gethan werden ſollen, ſo daß die Frauen auf dieſem Felde echt weiblicher Thätigkeit nicht länger des geſetzlichen Schutzes und Beiſtandes entbehren."

Kleine literariſche Revue.

— **Ein neues deutſches Geſetz über das Verlags- und Urheberrecht.** Kürzlich iſt mit ſeinen Motiven der „Entwurf eines Geſetzes für den Norddeutſchen Bund, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Kunſt" ꝛc., im Druck erſchienen, ein Entwurf, der, auf den Grundlagen des in Deutſchland muſtergebend geweſenen, preußiſchen Geſetzes vom 11. Juni 1837 und auf den Verbeſſerungsvorſchlägen des Börſenvereins der deutſchen Buchhändler vom J. 1857 ruhend, ein kulturmomentliches Bedürfniß erfüllt, einerſeits dem internationalen literariſchen Austauſch und Verkehr und andererſeits den großen Fortſchritten der Kunſt-Induſtrie gegenüber, die ſeit dem J. 1837, beſonders ſeit Erfindung der Photographie, gemacht worden ſind. Uns liegt derjenige Abſchnitt des Geſetzentwurfes vor, welcher das Urheberrecht an Druckſchriften, reſp. Manuſcripten und Vorträgen und den Nachdruck (§. 1—38) die allgemeinen Beſtimmungen (§. 69—78) und die Eintragsrolle des Norddeutſchen Bundes betrifft, in welchen Beſtimmungen wir überall den ſittlichen Geiſt deutſcher, nationaler Gemeinſamkeit und kulturgeſchichtlicher Achtung des Völkerrechts wiedererkennen, einen Geiſt, der auch bei den kenntnißreichen Verfaſſern des Geſetzes vom 11. Juni 1837 geherrſcht hatte, den ferner die ſachkundigen deutſchen Buchhändler im J. 1857 bei ihren Verbeſſerungsvorſchlägen im Auge gehabt haben, welcher aber der in Preußen von 1849 bis 1866 herrſchend geweſenen Reaction völlig abhanden gekommen war. Die Schöpfung des Norddeutſchen Bundes hat auch in dieſer Beziehung wieder geſundere Ideen in Berlin aufkommen laſſen. Wir zweifeln nicht, daß die Beſtimmungen über das Urheberrecht an muſikaliſchen Compoſitionen, an Werken der bildenden Kunſt, an architektoniſchen, naturwiſſenſchaftlichen ꝛc. Abbildungen, an photographiſchen Aufnahmen nach der Natur und an der öffentlichen Aufführung muſikaliſcher und dramatiſcher Werke in gleicher Weiſe umfaſſend und liberal ſind, wie die vorliegenden über Druckſchriften, Manuſcripte und Vorträge, und ſehen demnach der Genehmigung des Ganzen durch den Reichstag, einzelne kleine Verbeſſerungen natürlich nicht ausgeſchloſſen, mit Zuverſicht entgegen.

Bereits hat ſich eine ſehr gewichtige, ſachkundige Stimme über den Geſetzentwurf vernehmen laſſen. Der Verlagsbuchhändler, Herr Baron B. von Tauchnitz, hat in der wiſſenſchaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung" (ſowie demnächſt in einem Separatabdruck) Bemerkungen zu dem gedachten Entwurf veröffentlicht, worin er ſeine Genugthuung darüber zu erkennen giebt, daß durch ein für den geſammten Norddeutſchen Bund giltiges Geſetz Einheit für ein größeres Gebiet und mit ihr eine ſegensreiche Wirkung für das ganze Deutſchland herbeigeführt werde. Nur in Betreff der Reciprocitäts-Bedingungen, die der Entwurf dem Auslande gegenüber aufſtellt, iſt Herr v. Tauchnitz nicht einverſtanden. „Die Wiſſenſchaft", ſagt er, „kennt keine Markſteine; der geiſtige Verkehr der civiliſirten Nationen unter ſich iſt ein ſo lebhafter, ſo inniger geworden, daß es Pflicht der Geſetzgebung iſt, dieſen in jeder möglichen Weiſe zu pflegen und den Autoren durch den ausgedehnteſten Schutz die Früchte ihrer Arbeit zu ſichern und zu vergrößern. Es wäre hochherzig und weitblickend, dem Auslande ohne Ausnahme den Rechtsſchutz, auch wenn die Reciprocität noch nicht nachgewieſen, zu gewähren. Ein ſolcher Vorgang kann nicht verfehlen, einen heilſamen moraliſchen Druck auf die Geſetzgebungen anderer Länder zu üben; er würde ſie gebieteriſch in dieſelben Bahnen drängen und ſo eine gemeinſame Geſetzgebung herbeiführen."

Auch wir können dieſer nobeln Anſicht des Verlegers der „Collection of British Autors", der in dieſer Beziehung Erfahrungen wie kein anderer deutſcher Buchhändler beſitzt, nur beipflichten. Wir ſprechen die ſichere Erwartung aus, daß ein ſolcher Vorgang des Norddeutſchen Bundes auch auf die internationalen, literariſchen Grundſätze des Nordamerikaniſchen Bundes einen wohlthätigen Einfluß üben wird. J. L.

— **J. J. Hoffmann's Japaniſche Sprachlehre.** Das ſchon längere Zeit angekündigte, nach unſerer Ueberzeugung Epoche machende Werk unſeres gelehrten und ſcharfſinnigen Landsmannes*) hat nun in holländiſcher und engliſcher Sprache zu Leiden die Preſſe verlaſſen. Es iſt ein **vollkommen ſelbſtſtändiges** Werk, die Frucht vieljähriger Beſchäftigung mit japaniſcher Literatur im weiteſten Sinne, und zugleich lebendiger Beobachtung an Eingebornen jeden Standes, wodurch der Verfaſſer befähigt worden, die mündliche oder Lebensſprache neben dem Bücherſtil gründlich abzuhandeln. Die Methode, nach welcher er alle Spracherſcheinungen analytiſch und ſynthetiſch darſtellt, iſt in Uebereinſtimmung mit dem Charakter des Japaniſchen einfach, natürlich und dabei durchaus praktiſch. Er hat dieſe Methode in allgemeinen Umriſſen ſchon vor zehn Jahren bekannt gemacht, und zwar bei Gelegenheit ſeiner mit den werthvollſten kritiſchen Zugaben verſehenen Ausgabe der ſehr mittelmäßigen Proeve eener Japansche Spraakkunst eines Herrn Donker Curtius. — Dem vorliegenden Werke ſoll eine Syntax folgen, zu welcher die Bauſtoffe — wie der Verfaſſer ſagt — ſchon beſchafft ſind. Durch ſolche Hilfsmittel in das Studium der Sprache eingeweiht, wird ihr Pfleger dann auch mit Nutzen das Japaniſch-Niederländiſch-Engliſche Wörterbuch gebrauchen können, deſſen Herausgabe unſer Landsmann vorbereitet.

Profeſſor J. J. Hoffmann, auch des Chineſiſchen ſehr mächtig, hat bereits manche gediegene Arbeit von größerem und geringerem Umfang herausgegeben. Wir nennen nur ſein „Buddha-Pantheon von Nippon" und „Japans Beziehungen zu der Halbinſel Korea und zu China". Als Jüngling ganz anderen Zweigen des Wiſſens und außerdem mit Leidenſchaft und Auszeichnung der Tonkunſt hingegeben, ließ er ſich durch die von Siebold nach Holland mitgebrachten oſtaſiatiſchen Schätze in diejenige Bahn lenken, die er bis heute mit rühmlicher und fruchtbringender Ausdauer eingehalten hat.

Sch.

*) Profeſſor Hoffmann, ſeit mehr als drei Dezennien in Holland eingebürgert, iſt ein geborner Würzburger.

Digitized by Google

— **Domſchke's Unterricht im Freihandzeichnen.***) Daß die Uebungen im freien Handzeichnen zu den inſtructivſten Bildungsmitteln der Jugend gehören, iſt längſt eine banale Wahrheit, und nichtsdeſtoweniger iſt bis heute dieſer wichtige Unterrichtszweig auf unſeren Schulen im Ganzen meiſt ſehr ſtiefmütterlich bedacht worden. Ein von der Wichtigkeit des Gegenſtandes tief durchdrungener Künſtler und in dreißigjähriger Erfahrung erprobter Lehrer, der Profeſſor des Zeichnenunterrichts an der Akademie der Künſte zu Berlin, Herr E. Domſchke, hat mit dem hier vorliegenden „Wegweiſer für den praktiſchen Unterricht im Freihandzeichnen", der für den Schulgebrauch wie zum Selbſtunterricht beſtimmt iſt, jene Lücke ausgefüllt, indem er den Boden eines demonſtrativ-rationellen Lehrgangs betreten hat und vom Einfachſten zum Schwierigeren und von da zum Schwierigſten den Schüler ſtufenweiſe emporführt, ihn immer feſt haltend, wo er ſtraucheln könnte. Den Leitfaden ſelbſt begleitet ein Atlas von 28 ſauber lithographirten Tafeln, welche das Gerüſt dieſer Methode darſtellen und keinen andern Zweck haben, als der freien Selbſtthätigkeit des Schülers durch die Anſchauung der *mathematiſchen Grundverhältniſſe* zur Staffel zu dienen. Dieſe ſoll der Schüler aus jeder beliebigen Raumgeſtalt *ſelbſtändig* entwickeln lernen, wie ſchon die Brüder *Dupuis* in Paris es mit ihren Zeichen-Modellen bezweckt hatten. Erſt ſo wird ein wirkliches *Freihandzeichnen* möglich gemacht und dem Hauptzwecke des ſonſtigen Schulunterrichts eine wirkſame, weil höchſt *anregende* Hilfsdisciplin geboten. T. v. B.

— **Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz.****) Der einſichtige Sammler dieſer 56 theils hochdeutſchen, theils mundartigen Stücke hat gewiß Recht mit ſeiner Annahme, daß ſchon eine bloße Sammlung und Sichtung der in verſchiedenen Zeit- und Gelegenheitsſchriften zerſtreut gedruckten, eigenartigen Schweizer Märchen für Niemand erſt einer Rechtfertigung bedurft hätte. Er giebt aber darüber hinaus eine Vervollſtändigung des gedruckt vorgefundenen Materials „theils durch handſchriftliche eigene und fremde Aufzeichnungen, theils durch unmittelbar aus dem Volksmund erhobene Mittheilungen, und ſchließlich eine ſorgfältige, auf Vergleichung mit den deutſchen Sammlungen gegründete Wahrung der Tradititon bei angemeſſener Geſtaltung zu Haus- und Kindermärchen". Für manche intereſſante Varianten iſt die Vergleichung angedeutet, die Quelle überall gewiſſenhaft angegeben, für ſchwierigere mundartliche Ausdrücke in einem Gloſſar der Schlüſſel hinzugefügt. Gegen ein nach Rochholz' Schweizerſagen aufgenommenes Stück: „Nr. 22, der faule Hans", haben wir doppeltes Bedenken, einmal in Bezug auf die Eigenſchaft als Märchen, die ihm ſchwerlich zuzuſprechen iſt, dann, was die ſchweizeriſche Eigenart betrifft. Dieſelbe charakteriſtiſche Anekdote von dem Burſchen, der „erſt warm werden" muß, bevor er ſich zur Anwendung ſeiner überlegenen Kräfte entſchließt und ſich lange Unbill gefallen läßt, findet ſich im Volksmunde in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg, und ſcheint in Niederſachſen autochthoner zu ſein, als in Schwyzerland. Für die pädagogiſche Berechtigung des Märchens ſpricht die Einleitung beredte, treffende Worte; von dieſem Geſichtspunkte aus wäre aber die Ausſchließung von Stiefmutter-Geſchichten wünſchenswerth geweſen, um ſo mehr, als deshalb nur *ein einziges* Märchen: „Goldig Betheli und Harzebabi" weniger in der Sammlung ſtehen würde. Fr. H.

*) Wegweiſer für den praktiſchen Unterricht im Freihandzeichnen ꝛc. von E. Domſchke, königl. Profeſſor. Erſte Abth. Berlin, R. Landau, 1869.

**) Geſammelt und herausgegeben von Otto Sutermeiſter. Mit Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von J. B. Weißbrod. Aarau, H. R. Sauerländer, 1869.

— **„Auf dunkelm Grunde"***) iſt der Titel einer neuen Novelle von *Eliſe Polko*; der dunkle Hintergrund iſt die große franzöſiſche Revolution und die hellen Geſtalten, welche auf demſelben mit liebevoller Hand gezeichnet werden, vier Frauen; die Nonne Benigna Gattry und drei ihrer Zöglinge im Kloſter von Poiſſy, Roſe de Cogny, Victoire de Gouveret und Louiſon de Noailles, die Schwägerin Lafayette's. Die Erzählung iſt ganz geſchickt und wird unter jungen Damen ein dankbares Publikum finden, aber die Erzählerin iſt auf andern Gebieten glücklicher, und wir möchten ihr nicht rathen, weiter in die Concurrenz mit Frau L. Mühlbach ſich hineinreißen zu laſſen zur Servirung von Fricaſſees der Weltgeſchichte für höhere Töchter.

— **„Fußſtapfen im Sande".****) Dieſer neue Roman von A. v. Auer theilt viele der Vorzüge der früher von uns beſprochenen kleineren Erzählung „Modern": die durchgehend geſunde ſittliche Lebensauffaſſung, ſowie die einfach natürliche Darſtellung menſchlicher Lebensbeziehungen, fern von jedem Haſchen nach Effekt. Wir ſehen diesmal die Geſchicke einer ganzen Familie, durch drei Generationen, an uns vorüberziehen und nach manchen tragiſchen Konflikten in den Enkeln endlich zu befriedigendem und verſöhnendem Abſchluſſe gelangen. Die meiſten Charaktere ſind wohlangelegt und durchgeführt. Nur die eigentliche und einzige Urſache aller Konflikte, der Charakter der Frau Artefeld, deren unbeugſame Starrheit ihre Kinder in Noth und Tod treibt, ſcheint uns in der Anlage verfehlt. So viel Mühe ſich auch die Verfaſſerin gegeben, ihn zu motiviren, immerhin bleibt es ſchwer begreiflich, daß eine Frau ſo gänzlich erfüllt ſein kann von dem Wunſche, den Glanz ihrer Handelsfirma möglichſt ſtrahlend zu erhalten, daß ſie darüber die natürlichſten Regungen des Herzens mit Füßen tritt, die Tochter zur Heirat mit einem ungeliebten Manne zwingt und den einzigen gutgearteten Sohn verſtößt, weil er ſich aus unüberwindlicher Abneigung gegen den Kaufmannsſtand weigert, in denſelben einzutreten. Ein weiblicher Charakter ſolcher Art erſcheint nicht ſowohl verwerflich, als vielmehr unwahrſcheinlich. M. St.

Literariſcher Sprechſaal.

Handwerker, Gewerbetreibende, Kaufleute, Lehrer, Stadt- und Staatsbeamte und Abgeordnete, ſowie deren Frauen, waren am Abende des 20. Januar in der Halle des großen Berliner Handwerkervereins zahlreich verſammelt, um eine Erinnerungsfeier an den edeln, im vorigen Monat hingeſchiedenen Hauptbegründer dieſer Inſtitution, „*Vater Lette*", zu begehen. Die Abgeordneten Dr. *Löwe-Calbe* und *Franz Duncker*, die Herren Profeſſor v. *Holtzendorff* und Dr. *Berthold Auer*-

*) Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung, 1869.

**) Roman von Adelheid von Auer. 4 Bde. Berlin, O. Janke.

Digitized by Google

bach, die Handwerker, Herren Hausknecht, Becker und Baumgarten ſprachen ſich, Jeder in anderer, herztreffender Weiſe über Adolf Lette, den Staats- und Rechtsmann, den Bürger der Stadt, den Helfer der Bedrängten und Nothleidenden und den Arbeiterfreund aus, der ganz und gar dem Gemeinwohl angehörte und dabei ſein eigenes Wohl hintanſetzte. Lette's Büſte wurde bekränzt, und erhebende Geſänge von Mozart, Beethoven, Grell und Franz Mücke wurden von dem trefflichen Chor des Handwerkervereins, unter Leitung ſeines Dirigenten Mohr, vorgetragen. Das Ganze machte auf alle Anweſende einen tiefen nachhaltigen Eindruck. Wir theilen von den Anſprachen nachſtehend die des Herrn Prof. v. Holtzendorff mit:

„Von Lette redend, wäre ich gleichſam von ſelbſt auf dasjenige ſeiner Werke hingewieſen, das ihn in ſeinen letzten Lebensjahren lebhaft beſchäftigte und in dem er mich ſeiner Mitarbeiterſchaft würdigte: die wirthſchaftliche und geſellſchaftliche Hebung des weiblichen Geſchlechts. Allein ich halte es für nachtheilig, gegenwärtig auf die Einzelheiten ſeines Wirkens und Schaffens beſchreibend einzugehen. Der volle Nachdruck iſt zu legen auf die Alles umfaſſende Einheit und Harmonie ſeines Weſens. Sein Herz war ſo weit, daß er alle Intereſſen der verſchiedenſten Volksſchichten umſchließen konnte. So gehörte er auch allen: dem Landmanne, der den Pflug treibt, dem einſamen Hirten auf der Weide, dem nach Bildung ringenden Arbeiter, dem emporſtrebenden Handwerker, den urtheilenden Gerichtshöfen, den Verſammlungen, welche parlamentariſch das Recht des Landes wahren. In der Lette-Feier erſcheint ſomit heute der Berliner Handwerkerverein als der Repräſentant einer dankbaren Nation! — Was ich über Lette ſagen will, iſt wenig: Er war ein freier Mann — frei von Furcht und Befangenheit gegenüber der Macht und dem Vorurtheil, frei von dem Drucke doktrinärer Formeln, die eine herrſchſüchtige Theorie jedem neuen Gedanken abſchreckend entgegenhält. So treu war er ſeinem Amtseide, daß er die Verfolgung um ſeiner Ueberzeugung willen über ſich ergehen ließ. So ſehr liebte er das Volk, daß er unfähig war, ihm eine Schmeichelei zu ſagen. — Er war ein gerechter Mann — ſo gerecht, daß er nicht fragte, was er am Andern zu ſondern habe, ſondern was er Andern ſchulde nach den Triebfedern der Menſchlichkeit, insbeſondere denen, die tiefer ſtanden als er — ein echter Rechtslehrer des Volkes, nicht durch den Beruf des Wortes oder den kunſtvollen Scharfſinn der Auslegungen, ſondern durch Beiſpiel und Leben. Alle Streitfragen waren für ihn entſchieden, indem er auf die letzten Gründe eines pflichttreuen Gewiſſens zurückging. — Der Tod iſt eine verſöhnende Macht, menſchliche Schwächen in Vergeſſenheit hüllend; aber für Lette iſt er ein hoher Würdenſpender. Er erſcheint uns, indem wir ſeinen Verluſt empfinden, als zugehörig zu dem hohen Adel der deutſchen Nation, in den Niemand erhoben werden kann, außer durch ſich ſelbſt. — Zwei Bäume pflanzt der Menſch mit Vorliebe auf den Gräbern ſeiner Todten: die Trauereſche, welche ihre Zweige, das Sinnbild irdiſchen Schmerzes, auf das Vergängliche herabſenkt, und die dunkle, in den unendlichen Himmelsraum emporſtrebende Cypreſſe, welche vom Irdiſchen aus in das Ewige mit ihren Spitzen hinzeigt. Ihr, der Cypreſſe, gleiche unſere Erinnerungsfeier; es lebe in ihr die Hoffnung, daß uns Lette unverloren bleibt, daß die unvergänglichen Ideen der Gerechtigkeit und Freiheit, die ihn trieben, fortwirken in ſeinen Schöpfungen, und ſeine Schöpfungen in ihnen!"

Den Ermittelungen des Herrn Alexius Fényes (correſpondirenden Mitglieds der Akademie) zufolge, betrug die magyariſche Bevölkerung im Jahre 1864:

im eigentlichen Ungarn	5,314,200	Seelen,
in Siebenbürgen	832,000	„
in Kroatien, Slavonien und an der Militairgränze	40,000	„
in der Bukowina	15,000	„
in der Stadt Wien	50,000	„
in Rumänien*)	40,000	„
alſo im Ganzen	6,292,100	Seelen.

Genauere Kunde von allen Nationalitäten des Landes Ungarn (deren es wenigſtens 13 giebt) werden wir in Kurzem erhalten; denn die Regierung will bei erſter Gelegenheit einen allgemeinen Cenſus veranſtalten. Die Magyariſirung macht übrigens gegenwärtig ſolche Fortſchritte, daß man bald Mühe haben wird, feſtzuſtellen, in welche Rubrik die übrigen Nationalitäten gehören. Sämmtliche Juden und die meiſten deutſchen Einwohner ſind magyariſch geſinnt: ſo kommt es z. B. vor, daß ganze deutſche Bauerngemeinden ihre Namen gegen ungariſche Namen vertauſchen. Die armeniſchen Bewohner ſind vollkommene Magyaren geworden und ſprechen reines Magyariſch als Mutterſprache (wie auch Juden und Zigeuner thun); ſo z. B. iſt der jetzige Miniſter Gorové ein Armenier. Ein Theil der Ruthenen hält ſchon ſeinen Gottesdienſt in ungariſcher Sprache ab, weil ſie keine andere mehr verſtehen. Eben dies gilt von den Rumänen in Ungarn, und unter den Slowaken finden ſich die eifrigſten Magyaromanen. Die Gefahr, welche der Selbſtändigkeit Ungarns von Seiten ſo verſchiedener Bevölkerungen im Lande gedroht und auf welche die Feinde der Magyaren ſo große Hoffnungen gebaut haben, ſcheint alſo immer mehr abzunehmen.

In der „literariſch-artiſtiſchen Anſtalt" von Trieſt (Julius Ohswald) erſcheinen jetzt, im Anſchluſſe an die „Bilder aus dem Orient" von Moritz Buſch, „Bilder aus Griechenland", Stahlſtiche und Holzſchnitte nach Zeichnungen von A. Löffler, zu denen Herr Buſch ebenfalls den Text liefert. Das erſte Heft enthält die beiden Stahlſtiche Corfu und Cap Matapan und empfiehlt ſich durch ſeine treffliche Ausſtattung.

Bei W. Adolf & Co. (H. Hengſt) in Berlin erſcheint jetzt in monatlichen Heften (Pr. 1⅓ Thlr. pro Jahr) unter dem Titel „Hiſtoriſch-politiſche Bibliographie" eine vollſtändige Ueberſicht der neueſten Erſcheinungen Deutſchlands und des Auslandes auf dem Gebiete der Geſchichte, der Politik und verwandter Wiſſenſchaften. Als Bearbeiter iſt Herr Dr. F. Jaerſchkerski genannt. Das uns vorliegende Januarheft (Nr. 1) umfaßt 537 bibliographiſche Anzeigen aus Deutſchland und dem Auslande.

*) Die Magyaren in Rumänien (Moldau und Walachei) ſind eines Theils Altangeſeſſene, die ſich Csangó-Magyaren nennen, einen eigenen Dialekt reden und zum römiſch-katholiſchen Glauben ſich bekennen, andern Theils ſpäter aus Siebenbürgen Eingewanderte reformirter Konfeſſion.

So eben erſcheint das Januarheft des zweiten Jahrgangs der Zeitſchrift: (20)

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Wöchentlich vorläufig ein Bogen. Hoch 4⁰. Preis: vierteljährlich 1 Thaler.

Proſpekte ſowie Probenummer liefert jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

Alle Besitzer von Meyers Konversat.-Lexikon, 2. Aufl., werden auf den soeben vollendeten **Register- und Supplement-Band** (Preis 2 Thlr.) aufmerksam gemacht, welcher alle wichtigen Ergänzungen, Berichtigungen und Nachträge enthält, die das Werk auf den gegenwärtigen Stand der Kenntniss erheben. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, den Register-Band in demjenigen Einband zu liefern, in dem das Hauptwerk ausgegeben worden ist. (21)

Das **Bibliographische Institut** in Hildburghausen.

Von **E. Steiger** in **New-York** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Harrisse, H., Bibliotheca Americana Vetustissima. A Description of Works relating to America published between the years 1492 and 1551. (22)

gr. 8⁰. LIV. und 520 S. Preis Thlr. 24.

Von unserem umfangreichen antiquarischen Bücherlager erschien so eben der Katalog Nr. 110 u. d. Titel: (23)

Bibliothèque slave.

Enthaltend:

Seltene und werthvolle Werke aus dem Gebiete der

Slavischen, namentlich polnischen Literatur und Geschichte,

grösstentheils aus dem Nachlasse des Herrn Dr. **A. Cybulski,** Prof. der slavischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Breslau.

Der Katalog wird unentgeldlich ausgegeben. Nach Auswärts auf Verlangen direct unter Kreuzband versandt.

Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch) in Breslau, Schweidnitzer-Str. Nr. 16-18.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen: (24)

Albert Fritsch.

Skandinavische Bibliographie 1869.

Jährlich 6 Nummern. Lex.-8. 7½ Ngr.

Die darin angezeigten Werke sind grösstentheils bei mir vorräthig und können sofort bezogen werden.

Gegen Einsendung von 10 Ngr. bin ich auch bereit, die einzelnen Nummern der Bibliographie franco unter Kreuzband zu versenden.

Leipzig, Januar 1869.

Albert Fritsch,
Skandinav. Sortiment.

Soeben erſchien im Verlag der **Weidmann**'ſchen Buchhandlung in **Berlin:**

Griechiſche Geſchichte

von

Ernſt Curtius.

Erſter Band.

Bis zum Beginn der Perſerkriege.

Dritte umgearbeitete Auflage. (25)

8. geheftet. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

In der **C. G. Lüderitz**'schen Verlagsbuchhandlung A. Charisius in Berlin erschien soeben: (26)

Die

Principien der Politik.

Von

Dr. Fr. von Holtzendorff,

Prof. der Rechte an der Univers. zu Berlin.

1869. 24 Bgn. gr. 8⁰. eleg. 1 Thlr. 18 Sgr.

Soeben iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Johanna d'Arc.

Heroiſches Drama in fünf Aufzügen (27)

von

Wilhelm von Iſing,

Verf. der Dramen „Himmel und Erde", „Robespierre", „Michael Kohlhaas" u. ſ. w.

kl. 8⁰. eleg. geb. 15 Sgr.

Caſſel. **A. Freyſchmidt.**

Im Verlage der **Dürr**'ſchen Buchhandlung in **Leipzig** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Bernhard Marx'

Verhältniß

zu (28)

Felix Mendelsſohn-Bartholdy

in Bezug auf Eduard Devrient's Darſtellung

berichtigt

von

Thereſe Marx.

Broſchirt. Preis: 6 Ngr.

Verlag von **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin.**

Luiſe, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. 1868. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büſte von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erſte Ausgabe dieſer Biographie der Königin Luiſe kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (29)

Das in Photographie wiedergegebene Bruſtbild der Königin nach einer Büſte von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: (30)

Paris im December 1851.

Historische Studie

über den Staatsstreich

von

Eugen Ténot,

Red. des Siècle, Verf. der „Provinzen im Decbr. 1851".

Deutsch von **Arnold Ruge.**

Einzig rechtmässige Uebertragung.

15½ Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Gekrönte Preisſchrift.

In der Agentur des Rauhen Hauſes zu Hamburg erſchien ſoeben und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bibel und Natur

in der Harmonie ihrer Offenbarungen.

Von **Theodor Zollmann.**

Zweite Auflage.

280 S. br. Preis 1 Thlr. (31)

Dieſe vom Central-Ausſchuß für innere Miſſion veröffentlichte Preisſchrift erſcheint hier nach wenigen Wochen bereits in zweiter Auflage. Die brennende Frage der Zeit nach dem Verhältniß zwiſchen Bibel und Naturwiſſenſchaften findet in ihr eine tiefgehende Erörterung, welche die Nichtigkeit des modernen naturwiſſenſchaftlichen Materialismus und die Harmonie des Schriftgehaltes mit den Reſultaten beſonnener Naturwiſſenſchaft mit ebenſo großer Schärfe wie allgemein verſtändlicher Klarheit nachweiſt.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten: (32)

Neue Eſſays über Kunſt und Literatur

von

Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerſon. — Die Akademie der Künſte und das Verhältniß der Künſtler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, ſeine Sonette und ſeine Geliebte. — Der Verfall der Kunſt in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Dieſer Nummer liegt bei: Ein Proſpekt über **„Altes und Neues".** Erbauungsblatt für gebildete evang. Chriſten. Verlag von **Julius Riedner in Wiesbaden.** (33)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Ausland.

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 6. Februar 1869. — [Nº 6.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Ein neues Syſtem der religiöſen Weltanſchauung. 73. — Aus dem Leben des Generals von Brandt. II. Napoleon und die Polen im ruſſiſchen Feldzuge. 74. — Weibliche Gärtnerei. 76.
Mexiko. Kaiſer Maximilian's letzte Tage. 77.
Morgenländiſche Literatur. Zur Kritik der Bücher des Alten Teſtaments. 80.
Baltiſche Provinzen. Die Bedeutung der baltiſch-deutſchen Provinzen für die Kultur Rußlands. 81.
Frankreich. „Wenn ich Königin wäre." 82.
Nord-Amerika. Engländer und Yankees, verglichen von einem Amerikaner. 84.
Süd-Afrika. Eine Schrift aus der Capſtadt über den Urſprung der Sprache. 84.
Kleine literariſche Revue. Die Kirchenmuſik in den Niederlanden. 85. — Amerikaniſche Lyrik. 85. — Die Patent-Geſetzgebung in Deutſchland und im Ausland. 86. — Adolf und Karl Müller's Thierwelt. 86. — Erzählungen aus der alten Weltgeſchichte. 86. — Zur Belehrung über Paläſtina. 86. — Lieder eines Patr[illegible]ka. 87.
Literariſcher Sprechſaal. Der Suezkanal. 87. — Neuer Roman von Victor Hugo. 87. — Autographen-Sammlung. 87. — Die Schule der weiblichen Handarbeit. 87.

Deutſchland und das Ausland

Ein neues Syſtem der religiöſen Weltanſchauung.

Wenn man auch der gegenwärtigen Zeit, und zwar anſcheinend mit Recht, den Vorwurf machen kann, daß ſie mehr dem Materiellen als dem Ideellen, mehr dem Streben nach realem Genuß als dem des Sichverſenkens in die innere Welt des geiſtigen Schauens und der inneren ſelbſtloſen Befriedigung ergeben ſei, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß trotz alledem die religiöſe Frage ſeit Decennien das Menſchengeſchlecht mit erneuter Lebhaftigkeit beſchäftigt; und daß auch hier wieder das deutſche Volk vorangeht, iſt begründet in ſeinem der Welt der Ideen und des Forſchens nach transcendenten Wahrheiten vorwiegend zugewandten Weſen. Man fühlt es, bei uns in Deutſchland vielleicht am Lebhafteſten, daß die Dinge auf religiöſem Gebiete, ſo wie ſie bisher gegangen, nicht weiter gehen können; der in einem abgeſtorbenen Buchſtabenglauben nach Stabilität ringende Orthodoxismus und noch weniger ſein verzerrtes Spiegelbild, der Pietismus, kann und darf nicht länger das Regiment führen, wenn nicht der letzte Reſt des denkenden Theiles der Nation der Kirche entfremdet werden und dieſe ſelber in ein unkräftiges Bonzenthum ausarten ſoll. Inſofern darf man von einer Religion der Zukunft ſprechen, wenn wir auch darunter nichts abſolut Neues verſtehen, ſondern dieſelbe aus den ewigen Grundlagen des Chriſtenthums ſich entwickeln ſehen.

Ob nun dieſe Form der neuen Religion, oder, richtiger geſagt, die aus ihrem Urquell erneuerte Form des Chriſtenthums die Religion der freien Gemeinde ſein wird, oder eine andere, das wagen wir nicht zu entſcheiden. Nur das iſt erſichtlich, daß die erneuerten Kämpfe auf religiöſem Gebiete auch den freigemeindlichen Beſtrebungen neues Leben einhauchen werden, und in dieſem Sinne begrüßen wir die neueſte Schrift Eduard Baltzer's, die es ſich zum Zwecke macht, für die neue Religion die Bahnen zu zeichnen oder die Grundmauern zu legen. Unter dem Titel „Gott, Welt und Menſch"*) verſucht nämlich der genannte Gelehrte, den wir — wenn ein Vergleich erlaubt iſt, den Melanchthon der freien Gemeinde nennen möchten — die Grundlinien der Religions-Wiſſenſchaft zu ziehen, welche, nach der Vorrede, die Beſtimmung hat, allen Einzelbeſtrebungen des Jahrhunderts in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Politik und ſozialem Leben ihre Weihe, ihre Einheit und Vollendung zu geben. Daß Eduard Baltzer dazu berufen iſt, ein Urtheil über die religiöſe Bewegung der Gegenwart abzugeben, und daß er berechtigt iſt, der Zeit in dieſer Beziehung zu einem Ausdruck zu verhelfen, ihr den Spiegel vorzuhalten, das hat er hinlänglich durch ſeine zahlreichen Schriften über dieſen Gegenſtand nachgewieſen, und ihm gebührt das Verdienſt, wie kein Anderer ſeiner gleichgeſinnten Zeitgenoſſen die wiſſenſchaftliche Begründung der neuen religiöſen Richtung, welche in den ſogenannten freien Gemeinden nach einem Ausdruck und nach einer Form für ihren Inhalt ringt, verſucht und angeſtrebt zu haben.

Schon deshalb verdient die neueſte Schrift Baltzer's die Beachtung aller Derjenigen, welche eine Neugeſtaltung unſeres religiöſen Lebens als ein Poſtulat der Zeit anerkennen, und wir bedauern es deshalb aufrichtig, daß der engbegränzte Raum dieſer Zeitſchrift uns nur eine ſehr allgemein gehaltene Angabe des reichen Inhaltes geſtattet, durch welchen auch dieſe Schrift des gelehrten Verfaſſers ſich auszeichnet.

Dieſelbe zerfällt, außer der Einleitung, welche das Weſen der Religion und dieſe ſelber in ihren verſchiedenen Aeußerungen unterſucht, in ſechs Abſchnitte, welche nach einander „die Lehre vom Schönen (Aeſthetik), die Lehre von der Weltanſchauung (Dogmatik), die Lehre von der Selbſterkenntniß (Religions-Philoſophie), die Sittenlehre (Ethik), die Kunſtlehre (Artiſtik) und die Arbeitslehre (Biologie) behandeln.

In der Einleitung geht der Verf. davon aus, zu unterſuchen, was Religion iſt. Er findet ſie begründet im Gefühl, wenn auch nicht identiſch mit demſelben, am wenigſten mit dem paſſiven Gefühl. Vielmehr muß, wie alles geiſtige Leben, ſo auch die Religion aus der Form des Gefühls in das Stadium des Vorſtellens eintreten; die Gefühls-Religion wird zur Verſtandes- oder Vernunft-Religion, welche, für ſich allein betrachtet, ein Unding, ein ſich ſelbſt zernichtendes Extrem iſt. Es werden dann die weiteren Aeußerungen der Religion, oder dieſelbe im Wiſſen, im Wollen, im Können, in der That, in der Gemeinſchaft (Sozialismus), in der Andacht betrachtet und danach das Weſen der Religion beſtimmt, welche nicht Eines von dem Allen, weder Gefühl, noch Verſtand, noch Wiſſen, noch Wollen, Können, That oder Gemeinſchaft, noch Andacht, jedes für ſich genommen, ſondern dies Alles in Einem iſt. „Je vollkommener die Verſchmelzung dieſer Elemente, deſto reiner die Religion." (S. 58.)

Von dieſer Grundlage aus entwickelt nun in den einzelnen oben angegebenen Kapiteln der Verf. das Syſtem ſeiner reli-

*) „Gott, Welt und Menſch". Grundlinien der Religionswiſſenſchaft, in ihrer neuen Stellung und Geſtaltung ſyſtematiſch dargelegt von Eduard Baltzer. Nordhauſen, Ferd. Förſtemann. 1869. (VI und 504 S. gr. 8.)

Digitized by Google

giöſen Weltanſchauung, das als das der freireligiöſen Richtung, wie ſich dieſelbe in ihm geſtaltet hat, angeſehen werden muß. Als die religiöſe Aufgabe der Gegenwart erkennt Baltzer: „die disparat ſcheinenden Elemente der Religion immer zur Einheit aufzuheben oder zu verſöhnen, und die Religion in verklärter Geſtalt zur Seele des wirklichen Lebens zu machen". In Bezug auf dieſe Aufgabe der Gegenwart zerfällt dieſelbe in folgende vier Parteien: in die religiös-feindliche Partei, die Indifferenten, in diejenigen, welche die politiſche Macht für die Religion in Anſpruch nehmen, und endlich in die, welche die freie Religionsgenoſſenſchaft als die folgerichtige Offenbarung des Weſens der Religion wollen. Die Aufgabe dieſer letzten Partei iſt, nach dem Verf., eine doppelte, eine theoretiſche und eine praktiſche. Wie die frei-religiöſen Genoſſenſchaften entſtanden, wird im Folgenden gezeigt. Nachdem nämlich der Rationalismus die Formen des Kirchenthums mit anderem Geiſte zu erfüllen anhob, ſchritt die wiſſenſchaftliche Kritik zur geiſtigen, bewußten Verneinung des Kirchenthums fort. Endlich drang das Bewußtſein dieſer Gegenſätze in der Gemeinde durch, und ſie fing an, dieſelben durch die That zu löſen. In der katholiſchen Kirche gab der Trier'ſche Rock Veranlaſſung zur Bildung der deutſch- oder chriſt-katholiſchen Gemeinden, in der proteſtantiſchen Kirche wurde der Streit, ob Agende oder Nichtagende, ob Symbol oder Nichtſymbol, ob Schrift, ob Geiſt, ob Kirche, ob Gemeinde, die Urſache zur Entſtehung der freien Gemeinden. Beide Arten unabhängiger Gemeinden empfanden das richtige Bedürfniß der Gemeinſchaft und gründeten zwei entſprechende Gemeindeverbände, und beide traten dann ſpäter zu einem Bunde „freier religiöſer Gemeinden" zuſammen, um ſich in ihrer Arbeit an der religiöſen Reform gegenſeitig zu unterſtützen. —

Auf dem langen Wege, welchen der Verf. nimmt, um ſein religiöſes Syſtem nach allen Seiten hin zu entwickeln, können wir ihn nicht begleiten; wir theilen aber ſeine Anſicht und ſeinen Wunſch, den er zum Schluß in folgenden Worten ausſpricht: „Wie der einzelne Menſch zuerſt empfindet, dann ſich Vorſtellungen macht, dann denken, wollen, können und thun lernt, ſo mußte die Wiſſenſchaft ſelbſt das Leben auffaſſen und nach der Andeutung unſerer Grundlinien Aeſthetik, Dogmatik, Philoſophie, Ethik, Kunſt- und Arbeitslehre im geſchloſſenen Zuſammenhange cultiviren. Sobald die Welt im Großen das thut, wird unſer Uebergangs-Zeitalter durchwandert und eine Menſchheit geſchaffen ſein, wie ſie bisher nie exiſtirte, die aber das, was immer den Menſchen ſelig gemacht, in verklärter Weiſe verwirklichen wird. Die Religion wird dann wieder die Seele des Lebens ſein, die Religionswiſſenſchaft die Stellung einnehmen, welche unſere Grundlinien kennzeichnen, und das Evangelium, die frohe Botſchaft vom Reiche des Ewigen, auf Erden einen reineren Widerhall finden als gegenwärtig, wo ſeine reingeſtimmten Glocken nur in der Verborgenheit reiner Herzen klingen, und die Wege des Heils nur vom ſcharfen Auge göttlichen Sinnes erkannt und von Denen, die ſolcher Erkenntniß treu ſind, betreten werden." A. Z.

Aus dem Leben des Generals von Brandt. *)

II.

Napoleon und die Polen im ruſſiſchen Feldzuge.

Brandt's Commando nach Frankreich war zugleich der Abſchied auf immer von Spanien. Rußland war die Parole des Kaiſers geworden, und die Polen erhielten die Beſtimmung, Spanien mit dem Norden zu vertauſchen. Brandt berichtet, daß über Napoleon's Zug nach Rußland unter den Offizieren der Armee ſchon damals ſchlimme Prophezeiungen umgingen. Unter Anderem erzählt er das hübſche Wort des Generals Chlopicki, das Napoleon's Lage zwiſchen Spanien und Rußland treffend bezeichnet: „Der gute Napoleon", hatte er geſagt, „zündet das Licht von beiden Seiten an und wird ſich dabei die Finger verbrennen!"

Nachdem ſich das Regiment noch in Spanien wieder vereinigt hatte, trat man über Paris, wo der Kaiſer eine Revüe über die Helden von Spanien abnahm, über Mainz und Leipzig den Rückmarſch nach der Heimat an, um ſich dem Heereszuge nach Rußland anzuſchließen.

Die Memoiren wiſſen das Intereſſe an dieſem verhängnißvollen Unternehmen von Seite zu Seite mächtig zu ſteigern. Die Gegenwart des Kaiſers, das Bewußtſein von der Nähe der Kataſtrophe, die den Cäſar in den Gefilden Rußlands erwartete, die ſpannende Schilderung der dortigen Begebenheiten, die ſich ſchließlich, wo es ſich um den Rückzug des Heeres handelt, zu einem grauenerregenden Nachtgemälde erweitert — das Alles vereinigt ſich, um aus der zweiten Hälfte des Buches eine im höchſten Grade feſſelnde Lectüre zu machen.

Was den Kaiſer betrifft, ſo finden wir Gelegenheit, ihn zuerſt in Poſen in ſeinem Verhältniſſe zu den Polen zu beobachten. Dort geruhte er eines Tages eine große Cour in dem ehemaligen Refectorium des Jeſuitenkloſters anzunehmen. Hier eingetreten, hatte er zu der Menge vornehmer Leute, die er Alle im Hofkoſtüm fand, geäußert: „Messieurs, j'aurais préféré de vous voir bottés et éperonnés, le sabre à coté à l'instar de vos ancêtres à l'approche des Tartares et Cosaques; nous vivons dans un temps où il faut être armé de pied en cap et avoir la main à la garde de l'épée..." Bei den perſönlichen Vorſtellungen ward ihm Graf Szoldrcki, damals der reichſte Gutsbeſitzer in Großpolen, vorgeſtellt. Der Herr bekleidete das Amt eines Friedensrichters, führte das Prädikat Excellenz und hatte für die vielen Streitigkeiten, die er geſchlichtet, eine große Dekoration, die ad hoc geſtiftet und bei der die Emaille nicht geſchont war, erhalten. — „Wie viel Menſchen beſchäftigen Sie in Ihren Fabriken?" — fragte ihn der Kaiſer. Da der Graf, der auf allen Gütern Wohlthätigkeits-Anſtalten vollauf, aber keine Fabriken hatte, hierauf verlegen ſchwieg, fragte der Kaiſer wieder: „Sie haben doch Porzellan-Manufakturen, vous faites en porcelaine". — Hierauf antwortete der Präfekt: „Sire, c'est le comte Szoldrcki, le plus riche propriétaire du pays" — worauf ſich der Kaiſer mit einem „ah! c'est très-bien" an einen Anderen wandte. — Bei der Vorſtellung der Damen ward ihm Gräfin Mycielcka präſentirt Sie war erſt 17—18 Jahre alt, mais plus que potelée, dabei etwas koloſſal. „Combien avez-vous d'enfants?" „Sire, je n'en ai pas." „Vous êtes donc divorcée?" „Sire, je ne suis pas mariée du tout, je suis encore demoiselle." „Ah, il ne faut pas trop choisir, vous n'avez pas de temps à perdre."

*) Erſter Theil. Die Feldzüge in Spanien und Rußland. Berlin Mittler, 1868.

Digitized by Google

„Was", fragte ich meinen Freund, der ein ſehr guter Beobachter war, nach allen Seiten hin horchte und ſelbſt eine vortreffliche Erziehung erhalten, „hat denn der Kaiſer hier auf die haute volée für einen Eindruck gemacht?" „Nun", war die Antwort, „man findet ihn de mauvaises manières, la voix brève et stridente, le ton tranchant et impérieux — on le trouve beaucoup inférieur sous ce rapport au prince Poniatowski, qu'on regarde ici comme le type d'un chevalier comme il faut." Das war der Totaleindruck, den ſeine Audienz auf den höheren Adel, namentlich auf die Damen, hinterlaſſen. Andere Aeußerungen von Mitgliedern des polniſchen Adels beweiſen, daß man in Polen ſchon damals anfing, das Vertrauen auf den Kaiſer zu verlieren. Gewiß gab es polniſche Patrioten, die ihn durchſchauten und ſich durch ſeine Verſprechungen in Bezug auf die Unabhängigkeit Polens nicht täuſchen ließen. Nur Poniatowski ließ in ſeinem großen Herzen keinen Zweifel aufkommen, trotz der harten und unwürdigen Behandlung, die ihm der Kaiſer zuweilen angedeihen ließ. Hier eine Scene, die unmittelbar nach der Schlacht bei Smolensk ſpielte.

„Am 21. beſichtigte Napoleon das Corps des Fürſten Poniatowski. Der Kaiſer überſchüttete es mit Gnadenbezeugungen. Witzbolde nannten dieſen Tag den Tag der Rechtfertigung Napoleon's. Um dies zu verſtehen, muß ich Folgendes anführen: Der Fürſt hatte ſich am Tage vor dem Angriff auf Smolensk mit ſeinem Stabe in das Hauptquartier des Kaiſers nach Iwanowskoe begeben, ſei es, ſich ihm vorzuſtellen, ſei es, die näheren Befehle für den folgenden Tag einzuholen, ſei es endlich, um den üblen Eindruck zu verwiſchen, den die früheren Klagen und Beſchwerden des Prinzen wegen Mangel an Verpflegung, Geld u. ſ. w. und ſeine Theilnahme an Jérome's Fehlern hervorgerufen hatte. Napoleon hatte dieſe damals auf eine etwas herbe und ungewöhnliche Art niedergeſchlagen oder vielmehr beſeitigt. Der Brief hierüber aus Wilna vom 9. Juli war durch indiskrete Hände in Umlauf gekommen und lautete folgendermaßen: „Mon cousin! Répondez au prince P. que vous avez mis sa lettre sous les yeux de l'empereur, que S. M. a été très-mécontente de savoir qu'il parle de solde, de pain, lorsqu'il s'agit de poursuivre l'ennemi; que S. M. a été d'autant plus surprise, qu'il est seul de son côté avec peu de monde, et que, lorsque les gardes de l'empereur, qui sont venus à Wilna à marches forcées de Paris, au lieu d'avoir demi-ration, manquent de pain, n'ont que de la viande et ne murmurent point. L'emperour n'a pu voir qu'avec peine que les Polonais soient assez mauvais soldats, et aient assez mauvais esprit pour relever de pareils privations, et que S. M. espère, qu'elle n'entendra plus parler de cela."

„Der Prinz, vom General Fiezer, dem Chef des Generalſtabes, mehreren Generalen ꝛc. begleitet, ſoll den Kaiſer an einem Bivouacfeuer getroffen haben. Nach einem ziemlich freundlichen Empfang fragte der Kaiſer nach der Effectiv- und der Präſenzſtärke, und als ſich zwiſchen dieſer in Folge der Entbehrungen, Märſche und Beſchwerden ein ſehr bedeutender Unterſchied herausſtellte, fragte Napoleon, ſich heftig gegen General Fiezer wendend: „Mais f..... ou avez-vous laissé votre monde?" „Sire", entgegnete dieſer, „le manque des vivres, les fatigues, les..." „Bah", unterbrach ihn der Kaiſer, „vous me chantez toujours la même antienne; pourquoi les autres corps n'ont-ils pas laissé la moitié de leur monde en route — mais je sais bien, d'où cela vient, vous tous n'êtes bons qu'avec vos p... à Varsovie" — Andere behaupten, der Kaiſer habe geſagt: „qu'avec vos danseuses..." Unmittelbar hierauf ward die Verſammlung entlaſſen. — Auf den Prinzen mußte dieſe Scene natürlich den lebhafteſten Eindruck machen — er ſoll, außer ſich gerathen, kaum ſeiner Herr geblieben und einen Augenblick ſchon Willens geweſen ſein, die Armee zu verlaſſen.

„Nachdem eine Art Verſöhnung herbeigeführt war, begab ſich der Fürſt nochmals zu Napoleon. Er ſoll ihn darauf aufmerkſam gemacht haben, daß ſein Corps ſich bei der Armee doch eigentlich nur verlöre, eine unbedeutende Rolle ſpiele, daß es ihm aber von unendlichem Nutzen ſein würde, wenn er ſich mit demſelben auf Kiew dirigiren dürfte. Dort ſei Ueberfluß an Lebensmitteln, die Bevölkerung erwarte ihn dort; man könne dort leicht neue Truppen formiren, beſonders viel leichte Reiterei, dort wäre die ſchwache Seite Rußlands, das nur mit Mühe die Inſurrektionen des Landes, mit dem er ſeit längerer Zeit in Verbindung wäre, unterdrücke. Als der Kaiſer dies zurückwies, ſoll der Fürſt dringender, überzeugender geworden und den Kaiſer endlich auf den Knieen um die Erlaubniß zum Abmarſch gebeten haben. Dies nun ſoll den Kaiſer aigrirt haben. Nach den zuverläſſigſten Nachrichten hatte er ſich erzürnt vom Fürſten gewendet und zuletzt noch geäußert, er werde ihn erſchießen laſſen, wenn er gegen ſeinen Willen dieſen Marſch antrete. An dieſen Vorfall, der bald bekannt wurde, knüpfte man ſchon damals an Ort und Stelle allerhand Betrachtungen; der Glaube an die Unfehlbarkeit des Kaiſers hatte bei Smolensk einen harten Stoß erlitten."

Brandt war bei Smolensk im heftigſten Feuer. Dann rückte er mit in Moskau ein. Den Brand der Stadt beobachtete er in nächſter Nähe. Ueber die Entſtehungsurſache iſt er nicht mit ſich im Klaren. Er ſcheint die „That" Roſtoptſchin's zu bezweifeln und mehr an einen vernachläſſigten Zufall zu glauben. In dem Gefechte bei Czernicznia in der Nähe von Moskau verwundet, wird er nach Smolensk zurücktransportirt. Unterwegs trifft ihn die Kunde von dem beginnenden Rückzuge, und der Aermſte wird nun von dem allgemeinen Strudel mit fortgeriſſen. Er erlebt furchtbare Scenen. Er ſelbſt ſchleppt ſich mit ſeiner Fußwunde unter unſäglichen Beſchwerden in dem großen Troß mit fort, bis er, mit der Erinnerung an das entſetzlichſte Verhängniß belaſtet, das je ein eroberungsſüchtiges Heer getroffen, in Thorn ſeinen Hafen findet.

Die Urſache der Kataſtrophe iſt nach Brandt weder in Rußlands Winter noch in den Ruſſen zu ſuchen. Im Gegentheil: die ganze große Armee hätte ganz gut um Moskau überwintern können, wenn die Franzoſen ſich dort auf's Organiſiren der Verpflegung ꝛc. verſtanden hätten. Und was die Ruſſen anlangt, ſo hätten ſie, bei richtiger Benutzung der Umſtände, unzweifelhaft der ganzen Armee an der Bereſina das Grab bereiten müſſen. Die Urſache ſeines Unglücks hatte der Kaiſer ſchon mit nach Rußland genommen: die Unordnung, die im Heere herrſchte und die er duldete. Schon beim Avanciren ſammelte ſich hinter dem Heere ein Troß von ca. 40,000 unbewaffneten *dienſtfähigen* Soldaten, die aller Ordnung ſpotteten. Bei Moskau und noch vor Beginn des Rückzugs wuchs die Zahl dieſer trainants in's Unglaubliche. Der Kaiſer hatte durch ſein desorganiſirendes Vorgehen die Armee ruinirt, noch ehe ſie eigentlich zum Schlagen kam. Er allein trug die Schuld von allem Uebel, das wie ein unheilbarer Krebsſchaden um ſich griff, denn, wie Marmont von ihm ſagt: l'orgueil avait remplacé les éclaires du génie.

Digitized by Google

Weibliche Gärtnerei.

Kein Gebiet iſt bis jetzt weniger für die weibliche Thätigkeit in das Auge gefaßt worden, als die Gärtnerei, und doch entſpricht keines mehr derſelben.

Wir laſſen unſere Frauen mit dem Pechdraht und der Buchdruckerſchwärze handtiren, um ihnen Erwerbsquellen zu erſchließen, ſperren ſie in ſchlechte, von üblen Dünſten erfüllte Lokale gefängnißartig ein, ſtatt ihnen eine Thätigkeit zu gewähren, bei welcher ſie erfriſchende, von Wohlgerüchen erfüllte Luft einathmen könnten, wir ſchrauben ſie als Abſchreiberinnen an einen Aktentiſch und als Telegraphiſtinnen in ein Central-Büreau, wo ſie mit todten Zeichen verkehren müſſen, ſtatt ſie mit dem blühenden Leben der Pflanzen in Beziehung zu ſetzen, deren Pflege ihnen zugleich die nöthige Bewegung und Erheiterung verſchaffen würde.

Wir haben bis jetzt keine weiblichen Gartenſchulen, wohl aber männliche Gärtner, welche die beſchwerlichen und rohen Dienſtleiſtungen im Garten: das Ausjäten, das Kies- und Sandfahren und Aehnliches den Frauen, die ihrer Anſicht nach nichts Beſſeres verſtehen, übertragen. — Paſſender würde es jedenfalls ſein, daß junge Gärtnerburſchen ſtatt der alten Frauen, denen das Bücken ſchwerfällt und deren Augen ſchwach geworden ſind, ſich den beſchwerlicheren Gartendienſten unterziehen. Wir aber wollen ſie von weiblichen Novizen verrichtet ſehen.

Wie der beſte General gewiß immer der iſt, welcher von der Pike herauf gedient hat, ſo wird auch eine umſichtige, wiſſenſchaftkundige Gärtnerin nur herangebildet werden, wenn ſie ihre Novizen-Lehrzeit im einfachen Gartendienſt durchzumachen hat und ſo zu ſagen von der Schaufel und dem Rechen ſich ebenſo aufwärts zur Garten-Directrice dient, wie der Soldat von der Pike aufwärts zum General.

Das Verſtändniß der Botanik kommt nicht mit dem Nachſprechen und Auswendiglernen der lateiniſchen Pflanzennamen ihrer specimina und Familienverwandtſchaften, ſondern in einem Kennen und Verſtehen der Pflanzen-Individualitäten, ihrer Bedürfniſſe von Schatten und Licht, von Feuchtigkeit und Trockenheit, fettem oder ſandigem Wurzelboden u. ſ. w.

Die Geſchichte der Pflanzen, ihre Ueberſiedelung aus heißen Ländern in kältere, ihre Akklimatiſirung und Verwandlung unter derſelben iſt dabei von großer Wichtigkeit und intereſſant genug; jedenfalls iſt Pflanzen-Geographie von univerſellerer wiſſenſchaftlicher Bedeutung als die Miſſions-Geographie, doch tritt die Geſchichte der unfreiwilligen Pflanzen-Wanderungen erſt ergänzend zu der Naturgeſchichte ſelbſt.

Dem Studium der Pflanzenkunde wäre damit auch mehr gedient, als durch Blumenmalen und Blumenzeichnen in den Mädchenſchulen, was ohne alles Verſtändniß der Blume, welche hier als Vorlage dient, mechaniſch geübt wird. Bis jetzt ſind unſere Schulvorſteher aber viel mehr darauf bedacht, den jungen Pflanzen der Menſchheit trocknen Wuſt in den Kopf zu drängen, als ſie mit den Naturwiſſenſchaften bekannt zu machen; ja der bloße Verſuch, ein Aquarium zur Beobachtung des Thier- und Pflanzenlebens in eine Mädchenſchule einzuführen, begegnete dem heftigſten Widerſpruch bei ihren Lehrern. Ja ſelbſt da, wo ſich an einem Erziehungs-Inſtituts-Gebäude zufällig ein Garten befindet, wird er aus ökonomiſchen Gründen vernachläſſigt. „Es iſt Sache des Hausherrn; der Inſtituts-Vorſteher kann nicht auch noch für den Garten Ausgaben machen, da er ſchon eine ſo hohe Miethe zahlt; er läßt demnach das Stückchen freie Natur verkommen, in welchem die Mädchen ſich unter der Leitung des Gärtners mit Gartenarbeit beſchäftigen und, ſtatt aus der gedruckten Pflanzenlehre, aus dem praktiſchen, friſchen Leben Naturwiſſenſchaften ſtudiren könnten, und macht für das Geld, welche die Pflege des Gartens koſten würde, lieber zweimal im Jahre mit den Kindern eine Vergnügungsfahrt und bewirthet ſie dabei mit Wein und Kuchen. Das giebt der Anſtalt ein Relief, darüber wird geſprochen, das wird anerkannt.

Daß der Gartenunterricht, die Bewegung dabei, der Geſundheit der Schülerinnen zuträglich ſind, kommt auch nicht in Betracht; er gehört eben nicht zu dem Schulreglement und iſt für den Lehrer, der immer nur aus dem Buche docirte, unbequem.

Blumen in einem Schulzimmer, wo findet man ſie? Sie ſind als zerſtreuender Luxus verpönt; die Mädchen, durch eine ungeheure Kluft — welche mit Büchern ausgefüllt iſt — von der Natur getrennt — würden darüber lachen. Erſt nachdem der Arzt —, nicht der Volksarzt, denn dieſer wird überhört, nein, der Haus- und Inſtitutsarzt, aus Geſundheitsrückſichten Blumen in den Schulzimmern „verordnet“, würden ſolche hingeſtellt werden, ſo wie man pflichtgemäß Globen, Landkarten und dem ähnliche Schulrequiſiten hinhängt und hinſtellt.

Auch in den Mädchen-Penſionaten, wo das Gemüthsleben neben der Geſundheit gepflegt werden ſollte, iſt von Gartenleben, Blumenpflege, ſelbſt nicht einmal von Zimmerblumen die Rede.

An Geburtstagen werden ohne alle ſinnige Auswahl Thaler-Bouquets gekauft und dem Geburtstagsaltar gewohnheitsgemäß geopfert, denn, abgeſehen von dem gedankenlos hinausgeworfenen Thaler für ein ſolch poeſieloſes, von fremden Händen gebundenes Bouquet, muß dieſes auch noch gemeinhin den Verſchmachtungstod ſterben, der dann glücklicherweiſe ſchon am folgenden Tage eintritt, wo das Bouquet von den Dienſtboten weggeräumt wird, die daſſelbe noch einige Tage am Küchenfenſter zu erhalten ſuchen.

Wollten Schulvorſteher, ſtatt ſich an ihren Geburtstagen mit Thaler-Bouquets beſchenken zu laſſen und damit eine Art Luxusparade der Eitelkeit zu halten, dieſe gedankenloſen Geldbeutel-Geſchenke zurückweiſen und dagegen ſelbſtgezogene, von Samen und Keimling auf gepflegte Blumen von den Schülerinnen als willkommene Geſchenke anſehen, es würde damit abermals viel gewonnen und erſpart ſein.

Bei ſo wenig Rückſichtnahme der Schulen auf den Garten und die Blumenpflege kann es uns nicht Wunder nehmen, daß ſich erſtens ſo gut wie gar kein Gartenintereſſe, nicht einmal ein landſchaftliches, bei unſeren Frauen im Allgemeinen findet, daß auch noch gar nicht daran gedacht worden iſt, die Gärtnerei zu einer weiblichen Berufsthätigkeit zu machen. Es iſt um ſo nöthiger, auf ſolche hinzuwirken, als bei der gegenwärtig epidemiſchen Nervoſität unſerer unbefriedigten Salondamen durch die Gartenarbeit eine gute Heilkur geboten wäre, die manche Badereiſe erſparen würde, und als ferner in erwerblicher Hinſicht der Gartenbau in ſeiner Dreitheilung, als Zierblumen-, Gemüſe- und Obſt-Garten, ebenfalls ein ſehr ergiebiges Feld darbieten würde.

Die feine Gemüſezucht, welche der Kochkunſt unterſtützend zu Hilfe kommt, iſt jedenfalls der weiblichen Hand ebenſo gut anzuvertrauen wie der männlichen.

Es ſei hier noch ein Wort bezüglich der Geſundheitspflege junger Mädchen in Penſionaten geſagt.

Im Allgemeinen begnügt man ſich damit, wenn nicht eine

Digitized by Google

akute Krankheit oder ein chroniſches Leiden, das ſtörend in den täglichen Verkehr eingreift, wie Augenleiden, Harthörigkeit oder dem Aehnliches da iſt, die Penſionairin für geſund zu erklären, denn nur wenige der Vorſteher ſind Anthropologen, oder haben wiſſenſchaftliches Verſtändniß vom menſchlichen Organismus. Daß Mädchen, welche nur auf Schulbänken, an Klavieren, an Speiſetiſchen oder in Droſchken ſitzen, um nicht gehend auf der Straße geſehen zu werden, was auffällt und nicht anſtändig iſt, ſich nicht geſund befinden können, bedarf keiner Erörterung. So ſehen wir denn auch in dergleichen Penſionaten meiſtens Aufgedunſenheit, Bleichſucht, hervortretende und aufgetriebene Leiber, unnatürlichen Fettanſatz und mehr dergleichen Erſcheinungen, die ſich aus der geführten Lebensweiſe ſelbſt erklären.

Freilich wird, mit Ausnahme des Sonntags, täglich eine Stunde vorſchriftsgemäß fein anſtändig promenirt, von welch langweiligem Vergnügen ſich die Mädchen unter allerlei Vorwänden, namentlich dem erfolgreichen der zu vielen Schularbeiten, loszumachen ſuchen; aber wie ſteif und inhaltslos wird dieſer auch beſorgt. Leer und gleichgiltig wie ſie ausgegangen, kehren dieſe Spaziergängerinnen pünktlich nach einer Stunde wieder zurück; keine von ihnen bringt eine Blume, ein Blatt, irgend eine kleine Beute oder Errungenſchaft aus dem Naturleben mit nach Hauſe, denn keine hat etwas geſehen, etwas beobachtet.

In einen Garten geht man, entweder um eine Blumen-Ausſtellung zu beſuchen und über dieſe mitſprechen zu können, oder man durchſtreift den zoologiſchen Garten etwa zwei Mal im Jahr, um die „Löwen“, oder ſonſt ein beſonderes Thier zu ſehen, niemals aber geht man um des Gartens ſelbſt, ohne Pomp und Prätenſion dahin, niemals aus Theilnahme für die Blumenzucht, für Gartenanlagen überhaupt.

Würden Schulvorſteher ſich mit Kunſtgärtnern in ein pädagogiſches Verhältniß zu ſetzen wiſſen, ſo könnte wenigſtens mit den Spaziergängen ein erfriſchender und lehrreicher Gartenbeſuch verbunden werden.

Statt deſſen genügt es, einige Toiletten geſehen und die Blumen auf den Chignondeckeln der vorüberwandelnden Damen betrachtet und kritiſirt zu haben.

Würden ſich demnach jetzt weibliche Gartenſchulen organiſiren laſſen, ſo hätte der Gartenunterricht bei den jungen Mädchen und Frauen, da in den Schulen nichts dafür geſchehen, von Anfang an zu beginnen. Das Intereſſe und die Liebe zur Sache müßte erſt ſo zu ſagen urbar gemacht werden; doch liegt ja auch in jedem weiblichen Weſen ſo viel mütterlich pflegender Sinn, als die Garten- und Blumenflege erfordern, um mit Vertrauen Hand an das Werk zu legen, das heißt, ein Stück Gartenfeld ſelbſt zu pachten und darin von einem wiſſenſchaftlich gebildeten Gärtner einen praktiſch-äſthetiſchen Gartenunterricht für Frauen und Mädchen beginnen zu laſſen.

Jeanne Marie v. Gayette-Georgens.

Mexiko.

Kaiſer Maximilian's letzte Tage.*)

Die Belagerung von Queretaro erhält durch die Tagebücher des Prinzen Salm große Anſchaulichkeit. Er eröffnet ſeine Schilderung jener denkwürdigen Tage mit kurzen aber ſaillanten Charakterſkizzen Derjenigen, welche berufen waren, Hauptrollen in den Schlußſcenen jenes immer mehr zur Höhe der Tragödie ſich ſteigernden Dramas zu ſpielen.

In Queretaro herrſchte eine Zeit lang nach dem Einzug der Kaiſerlichen die Ruhe, welche großen Stürmen vorauszugehen pflegt. Das Theater Iturbide, das ſpäter Zeuge einer ſo unwürdigen Verhöhnung der Juſtiz ſein ſollte, war fortwährend geöffnet und beſucht, in der Arena fand ein Stiergefecht ſtatt.

Den handelnden Perſonen erſchien die Situation noch lange nicht verzweifelt. Der Kaiſer übertrug dem Prinzen Salm am 12. März das Commando des Elite-Corps der Cazadores. „Es war ein wildes Corps, aber es waren tüchtige Soldaten.“ — Faſt bei all' den zahlreichen Ausfällen, welche während der Belagerung unternommen wurden, war der Prinz thätig. — In richtiger Würdigung der Verhältniſſe erſchien es Salm verderblich, ſich in einem ſo unvortheilhaft gelegenen Orte wie Queretaro einſchließen zu laſſen, und er rieth dem Kaiſer nach dem erſten glänzenden Ausfall, bei dem er ſelbſt mit ſeinen Cazadores die Liberalen in die Flucht geſchlagen hatte, die Entmuthigung des Feindes zu einem entſcheidenden Schlag zu benutzen und nach San Luis Potoſi, dem damaligen Sitz der Regierung, vorzudringen. „Marquez war aber anderer Meinung, und dieſer galt damals beim Kaiſer Alles. So klug Maximilian war, ſo war er doch zu rein und zu edel, um die Ehrloſigkeit und den Verrath zu begreifen. Marquez drang mit ſeiner Meinung durch und es wurde beſchloſſen, ſich in Queretaro einſchließen zu laſſen.“

Der zum Generallieutenant des Kaiſerreiches ernannte Marquez ſollte nach Mexiko gehen, um alle dort befindlichen Truppen, nebſt Geld, nach Queretaro zu bringen. Marquez gab vor allen verſammelten Generalen ſein Ehrenwort, daß er in 14 Tagen wieder in Queretaro ſein werde, koſte es, was es wolle.

In der Stadt begannen nach und nach Lebensmittel und Munition auszugehen. Die ärmere Bevölkerung nährte ſich zuletzt nur mehr von Mais, die Soldaten bekamen Maulthier- und Pferdefleiſch. Aus dem bleiernen Dache des Theaters wurden Kugeln gegoſſen. Die Straßen wurden unſicher, da die Stadt viel beſchoſſen wurde. Man gewöhnte ſich indeſſen an die Gefahr, und die Kaffeehäuſer und Promenaden blieben fortwährend beſucht.

„Der Kaiſer pflegte des Nachts oder zu anderen Tageszeiten die Trancheen zu beſuchen und die Soldaten zu fragen, ob ſie ihre Löhnung richtig erhielten. Es war dies eine ſehr gute Controle für die Offiziere, und ſolche Sorgfalt war den Soldaten ſo neu und ſchmeichelhaft, daß ſie darum den Kaiſer ganz außerordentlich lieb gewannen, beſonders, da er mit ihnen alle Gefahren und Entbehrungen theilte.“

Das Tagebuch des Prinzen Salm iſt reich an Zügen hohen perſönlichen Muthes und großer Herzensgüte Maximilian's.

Der 30. März war ein feſtlicher Tag für die Tapfern von Queretaro. Der Kaiſer hatte alle zur Verleihung von Auszeichnungen vorgeſchlagenen Offiziere auf die Plaza de la Cruz beſchieden. Hier ſteckte er ihnen ſelbſt die bronzene Medaille für Tapferkeit, die er nur in außerordentlichen Fällen verlieh, an die Bruſt und gab ihnen das mexikaniſche embrazo. Schon damals wollte der Kaiſer den Prinzen Salm zum General ernennen, und es hielt ihn nur der Gedanke, dadurch die Eiferſucht und Unzufriedenheit der mexikaniſchen Generale zu erregen, davon ab. — Es geſchah einige Zeit ſpäter. Das Patent wurde

*) Queretaro, von Felix Prinz zu Salm-Salm. Stuttgart, A. Kröner, 1868. (Vgl. Nr. 50 des „Magazin“ von 1868.)

Digitized by Google

dem Prinzen erſt ausgefertigt, als Maximilian ſchon im Gefängniß war. An jenem Tage verlieh er auch ihm die bronzene Tapferkeitsmedaille. „Sie wiſſen", ſagte er dabei, „wie ſehr ich an Ihnen hänge und wie lieb ich Sie habe; ich möchte gern mehr für Sie thun, allein ich kann es vorläufig nicht."

„Als die Offiziere mit verſchiedenen Orden dekorirt worden waren und der Kaiſer ſich entfernen wollte, trat General Miramon auf Oberſt Pradillo zu, der die Orden trug, nahm eine bronzene Medaille, trat damit vor den Kaiſer, und indem er ſie demſelben an die Bruſt ſteckte, ſagte er folgende Worte: Ew. Majeſtät haben Ihre Offiziere und Mannſchaften dekorirt, als ein Zeichen der Anerkennung für Tapferkeit, Treue und Ergebenheit. Dem Tapferſten von Allen, welcher uns ſtets in allen Gefahren und Entbehrungen zur Seite ſtand und uns mit dem erhabenſten und glänzendſten Beiſpiele ſtets vorangegangen iſt, nehme ich mir hiermit im Namen Ew. Majeſtät Heeres die Freiheit, dieſes Zeichen der Tapferkeit und der Ehre zu verleihen, welches Sie mehr als jeder Andere verdienen."

„Der Kaiſer war ſehr überraſcht und gerührt von dem ſinnreichen und ſchönen Akt, umarmte General Miramon, nahm die Medaille an und trug ſie ſeitdem als ſeine erſte und vornehmſte Dekoration."

Unterdeſſen verſtrich die Zeit, innerhalb welcher General Marquez von Mexiko zurückzukehren verſprochen hatte. Vergebens ſandte man Kundſchafter nach ihm aus. Es war nichts Zuverläſſiges über ihn zu erfahren. Die Meiſten begannen an ſeiner Treue und ſeiner Rückkehr zu zweifeln.

In einem Kriegsrath vom 9. April wurde in Vorſchlag gebracht, ſich mit der ganzen Armee durchzuſchlagen. Dagegen ſprach ſich General Mendez aus. Gegen den Plan, der Kaiſer ſolle ſich mit der Cavallerie allein nach der Sierra Gorda durchſchlagen, deren Päſſe, einmal beſetzt, leicht hätten vertheidigt werden können, und deren indianiſche Bevölkerung zur Partei Mejia's gehörte, war Miramon. Dieſer glaubte, die Stadt könne ſich noch lange halten. — Der Kaiſer theilte ſeine Anſicht und hoffte fortwährend auf Marquez' Rückkehr. Auch erklärte er, es ſei gegen ſeine Ehre, die Armee im Stich zu laſſen, und er wolle ſich lieber begraben laſſen, als das thun."

Am 15. April wurde beſchloſſen, daß Prinz Salm ſich mit Moret nach Mexiko begeben ſolle, um mit den Truppen, mit oder ohne Marquez, nach Queretaro zurückzukehren und die Stadt zu entſetzen. Die ſehr detaillirten Inſtructionen und Vollmachten des Kaiſers ſind in dem Tagebuch des Fürſten abgedruckt. Der Plan aber wurde durch Verrath vereitelt. Prinz Salm ſpricht die Vermuthung aus, daß es wohl Lopez geweſen ſei, welcher die Feinde davon in Kenntniß geſetzt habe.

Am 21. April wurde Prinz Salm zum Flügeladjutanten des Kaiſers ernannt. Sein Verhältniß zu Maximilian wurde dadurch ein wo möglich noch intimeres. Salm gab ſich fortwährend alle Mühe, den Kaiſer zu bewegen, Mexiko zu verlaſſen. „Der Kaiſer ging darauf ein, allein nur unter der Bedingung, ſich mit der ganzen Armee durchzuſchlagen. Es quälte ihn nämlich fortwährend der Gedanke, nicht genug gethan zu haben für ſeine militäriſche Ehre, und außerdem wiederholte er häufig: Marquez kommt doch!" Dieſe Hoffnung ſollte ihm jedoch bald gänzlich genommen werden.

Prinz Salm hatte einen ihm ergebenen Elſaſſer, Namens Muth, nach Mexiko geſchickt. Dieſer war nur bis in das feindliche Lager gekommen, hatte ſich als Deſerteur ausgeben müſſen und kehrte nun mit der Nachricht zurück: Marquez ſei auf dem Wege nach Puebla völlig vernichtet worden!

Nun kam der Entſchluß, ſich mit der Armee durchzuſchlagen, wieder in Aufnahme. Am 27. April ſollte er effectuirt werden.

Prinz Salm wurde zum Chef des k. Haushaltes ernannt und die Huſaren und die mexikaniſche Leibwache unter ſein ſpezielles Commando geſtellt. Der Ausfall gelang glänzend. Die Niederlage der Juariſten war ſo vollſtändig, daß, wie Salm nach der Einnahme erfuhr, damals mehrere feindliche Generale der Anſicht waren, man ſolle die Belagerung aufheben. Ja, ſo glänzend war dieſer Sieg, daß Miramon den Kaiſer überreden konnte, den Abzug aufzuheben und noch einen Verſuch zu machen, den Feind gänzlich zu vernichten.

„Früher war Marquez, nun war Miramon des Kaiſers böſer Geiſt. Erſterer iſt ein Verräther, darüber herrſcht kein Zweifel; Letzterer büßte mit dem Tode, und ſo lange wir nicht Beweiſe für das Gegentheil haben, wollen wir annehmen, daß Miramon vielleicht perſönlich ehrgeizige Abſichten hatte, aber ſich mehr ſelbſt durch ſeine Illuſionen täuſchen und durch ſeinen Ehrgeiz hinreißen ließ, als daß er den Kaiſer täuſchen und abſichtlich zu verderblichen Handlungen veranlaſſen wollte."

Der zweite Verſuch mißlang vollſtändig. Prinz Salm blieb indeſſen bei ſeiner Anſicht, daß man noch immer durchbrechen müſſe. Vergebens ſuchte er den Kaiſer davon zu überzeugen. Miramon hatte ihn gänzlich befangen. Derſelbe redete wieder von ſeiner militäriſchen Ehre, die ihm nicht geſtatte, die Stadt aufzugeben und in derſelben die ſchwere Artillerie zurückzulaſſen. „Und was", rief er aus, „ſoll aus dieſer unglücklichen Stadt werden, die ſo treu zu uns gehalten hat? und was aus unſeren armen Verwundeten, die wir nicht mitnehmen könnten?" —

Sehr richtig ſcheint uns die Bemerkung zu ſein, welche Prinz Salm dieſer Anſchauung gegenüber an derſelben Stelle macht: „Wir konnten ſeine Gründe nicht ſtichhaltig finden. Eine Feſtung aufzugeben, wenn man ſie allenfalls noch halten kann, oder Geſchütze im Stich zu laſſen, mag gegen die Ehre eines Commandanten oder Artillerie-Offiziers ſein, und es iſt gewiß ſehr zweckmäßig, daß ſolche Anſichten in einer Armee Glaubensartikel ſind; allein dieſe Geſetze können unmöglich für den Souverain gelten, für den ganz andere Grundſätze maßgebend ſein ſollten, als die der ſpeziellen militäriſchen Ehre."

Am 3. Mai wurde der letzte Angriff von Seite der Kaiſerlichen unternommen. Es waren deren 15 gemacht worden. — Wohl mit Recht erklärte General Mendez all' dieſe Gefechte für durchaus unnütz; man verliere nur Leute dabei, ohne irgend einen Vortheil zu gewinnen. — Es konnte nicht unſere Aufgabe ſein, all' die intereſſanten Einzelnheiten hervorzuheben, welche ſich in dem Tagebuch des Fürſten zu einem lebendigen, geſtaltenreichen Bilde zuſammenfügen.

Auch den Eindruck der letzten Scenen der Belagerung, Lopez' Verrath, wollen wir nicht durch Auszüge aus Salm's Tagebuch abſchwächen. Miquel Lopez hatte die Frechheit, ſich in einer Vertheidigungsſchrift auf den Prinzen Salm zu berufen. Der Prinz ſchrieb noch im Gefängniß eine Entgegnung, die die letzten Zweifel an Lopez' Schuld — welche Zweifel übrigens in Mexiko kaum beſtanden — ſchwinden macht, und die ganze Niedrigkeit des Verräthers auf die eclatanteſte Weiſe darthut. Die beiden intereſſanten hiſtoriſchen Dokumente finden ſich dem Tagebuche des Fürſten beigedruckt.

Während der Gefangenſchaft war Prinz Salm anfangs von Maximilian getrennt. Des Prinzen richtiger Blick erkannte ſogleich, daß nur die Flucht Maximilian retten könne, und daß jede andere Hoffnung nur Illuſion ſei. Salm ſcheute keine

Digitized by Google

Drohung der Feinde, keine perſönliche Gefahr, dieſelbe zu ermöglichen. Ein Beweis dafür iſt unter Anderem Folgendes:

Am 8. Juni kam von der Regierung zu San Luis Potoſi der Befehl, daß der Kaiſer und ſämmtliche Generale in Gemäßheit des Geſetzes vom 25. Januar 1862 vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſollten. Die Oberſten wurden in demſelben Ukas der republikaniſchen Regierung zu ſechs Jahren Gefängnißſtrafe verurtheilt.

„Nach dieſer Ordre", erzählt Prinz Salm, „würde ich als Oberſt zu ſechs Jahren Strafgefängniß verurtheilt geweſen ſein und meine Strafe, wie es auch angeordnet war, augenblicklich haben antreten müſſen. *Der Gedanke war mir aber unerträglich, unter den obwaltenden Verhältniſſen vom Kaiſer getrennt zu werden, und um das zu verhindern, zeigte ich mein Generals-Patent vor.* Der feindliche Oberſt machte mich darauf aufmerkſam, daß das Geſetz vom 25. Januar 1862 Tod bedeute, und daß keine Begnadigung zu erwarten ſei; er wolle davon ſchweigen, daß ich das Generals-Patent beſitze. *Ich blieb jedoch bei meinem Entſchluſſe.*"

Zwei wohlangelegte Fluchtpläne wurden entworfen und ſchienen alle Ausſicht auf glücklichen Erfolg zu haben. *Faſt* wären ſie gelungen. Es iſt daſſelbe ominöſe „Faſt", das uns ſchon während der Belagerung ſo traurig oft entgegentritt. Der erſte Verſuch ſcheiterte an der Weigerung Maximilian's, Queretaro zu verlaſſen, bevor die Geſandten kämen. „Was würden die fremden Geſandten, die ich hierher beſtellt habe, von mir denken, „ſagte der unglückliche Kaiſer," wenn ſie ankommen und mich nicht hier finden!" — Seltſam, wahrhaft ſeltſam iſt dieſer Einwurf, und ungemein ſchlagend die Entgegnung des Prinzen Salm: „Sie würden herzlich froh ſein, Ew. Majeſtät nicht mehr hier zu treffen!" Salm beſchwor den Kaiſer faſt auf den Knieen, von ſeinem Vorſatz abzuſtehen. Vergebens!

Der zweite Fluchtverſuch ſcheiterte an der Weigerung der Geſandten, die zur Beſtechung nothwendigen Wechſel zu unterſchreiben. „Die Herren fürchteten, an den Galgen zu kommen."

Baron Lago hat dieſer Tage eine Erwiederung auf die ihn beſchuldigenden Berichte des Prinzen Salm abgegeben. Wir werden bei der Beſprechung des Tagebuches der Prinzeſſin Salm darauf zurückkommen.

Das Kriegsgericht über den Kaiſer und die Generale Miramon und Mejia fand im Theater Iturbide ſtatt. „Warum man das Theater dazu wählte, während es ſo viel andere anſtändigere Lokale in Queretaro gab, die für dieſen Zweck geeignet waren, kann ich mir nur dadurch erklären, daß man den Kaiſer dadurch zu beſchimpfen meinte, wenn man nicht etwa andeuten wollte, daß ja das Ganze nur eine Komödie ſei." „Das Theater war mit Fahnen und republikaniſchen Emblemen zu dem beſonderen Zweck ausgeſchmückt worden und hell erleuchtet, wie bei jeder anderen Vorſtellung. An die Bürger waren Billets ausgegeben. — Auf der Bühne ſaßen die ſieben Richter und die anderen bei der Vorſtellung mitwirkenden Perſonen. Mejia und Miramon ſaßen in der Proſceniumsloge."

Bedeutungsvoll ſind die Motive, welche die republikaniſche Regierung bewogen, den Tod Maximilian's zu beſchließen. Es ſind bloße Opportunitätsgründe.

Der Prinz giebt als ſolche die Beſorgniß der Regierung an, daß die Verbannung Maximilian's ſeine Sache, bei dem Anhang, den er in Mexiko hatte, nicht für immer und gänzlich brechen würde. „Außerdem gab es eine Menge von Leuten, beſonders in der Armee, welche den Tod des Kaiſers aus Rache forderten, und deren Stimme und Unterſtützung Juarez durchaus brauchte, wenn er wieder zum Präſidenten gewählt ſein wollte."

„Ein drittes Motiv endlich, welches die Regierung bewog, den Tod des Kaiſers zu beſchließen, war, wie aus mehrfachen Angaben der Regierung nahe ſtehender Perſonen hervorgeht, daß ſie den ſeltenen Fall der Gefangennahme eines gekrönten Hauptes benützen wollte, um das republikaniſche Prinzip an der Monarchie zu rächen."

Am 15. Juni wurde der Kaiſer von dem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Drei Beiſitzer hatten für den Tod, drei für die Verbannung geſtimmt. Die Stimme des Vorſitzenden hatte den Ausſchlag gegeben.

Die Hoffnung auf Rettung lebte faſt bis zuletzt in Maximilian's Seele. Wie einſt Napoleon I., als ſein Stern erblichen war, an große wiſſenſchaftliche Reiſen dachte, die fortan ſeinen raſtloſen Geiſt beſchäftigen ſollten, ſo erwachte auch in Maximilian in den letzten Tagen die Wanderſehnſucht ſeiner früheren Jahre wieder. Mit Wehmuth lieſt man die Reiſepläne, die er mit dem Prinzen Salm entwirft.

Am 16. Juni Morgens 11 Uhr wurde dem Kaiſer das Todesurtheil vorgeleſen. Maximilian hörte es ruhig lächelnd an. Es ſollte ihm übrigens noch die Qual eines Aufſchubes zu Theil werden.

Prinz Salm hatte an den Kaiſer die Bitte gerichtet, ihn auf ſeinem letzten Gange begleiten zu dürfen. — Der Kaiſer ließ ihm ſagen: Er laſſe ihn umarmen und ihm danken für Alles, was er für ihn gethan habe. Der Prinz kenne ſeine große Anhänglichkeit an ihn, und ſo gern er ihn auch auf dem letzten Wege in ſeiner Nähe zu haben wünſche, ſo fürchte er doch, daß der Prinz ſich zu Schritten hinreißen laſſen möchte, welche ihm das Leben koſten könnten. „Er habe mit der Welt abgeſchloſſen und es würde ihn zu ſehr ergreifen, von einer Perſon Abſchied zu nehmen, die ihm ſo nahe geſtanden habe und die ihm ſo theuer ſei."

Wir eilen über die Executionsſcene hinweg. Maximilian ſtarb mit der heiteren Würde eines Helden.

„Als das Unglück hereinbrach — ſagt Prinz Salm ſchön und wahr von ſeinem kaiſerlichen Freunde — zeigte ſich der Geiſt des Kaiſers in ſeiner ganzen milden Kraft und ſittlichen Würde und ſein Tod iſt ein erhebendes Beiſpiel für alle Zeiten."

Viele haben es ausgeſprochen und drucken laſſen in Deutſchland, Maximilian habe in ſeinem Tode nur die gerechte Sühne eines ſtrafbaren Ehrgeizes erlitten. Sie verwechſelten ſeine edlen und milden Intentionen mit den eitlen Begierden der Herrſchſucht. Aber man muß fragen, was wird noch Großes hervorgebracht werden, wenn der Ehrgeiz — als das Beſtreben, ſchwierige und gefahrvolle Aufgaben nicht ſcheuend, Gutes zu wirken je nach Stand und Lage — aus der Reihe der berechtigten Weltfactoren geſtrichen werden ſoll?

Jedenfalls ſcheint die Annahme nicht ohne Berechtigung — wie ſie auch jüngſt in einem bedeutenden Aufſatz über die lateiniſchen Racen von kompetenter Feder ausgeſprochen wurde — daß mit dem Fall des Kaiſerthums dem mexikaniſchen Volke eine neue — und vielleicht die letzte Chance — einer glücklicheren Zukunft entging. Es ſind nicht die Staatsformen allein, welche die Völker glücklich machen. Mexiko beſitzt nun ſeine republikaniſche Verfaſſung wieder; aber wenn uns nicht alle Nachrichten trügen, die wir aus dieſem Lande empfangen, ſo iſt es weiter denn je davon entfernt, die Utopien ſich verwirklichen zu ſehen, die es davon zu erwarten ſchien — weiter denn je

Digitized by Google

davon entfernt, das Problem zu löſen, die materiellen Bedürfniſſe des Volkes zu befriedigen und die geiſtigen zu wecken und zu hegen.

Wir haben es verſucht, den Inhalt der Tagebücher des Prinzen Salm in ſeinen Grundzügen mitzutheilen. Sie bilden von nun an eine der wichtigſten Quellen der zeitgenöſſiſchen Geſchichte Mexiko's. Sie ſind bedeutend durch die Fülle ihrer Angaben, bedeutend durch den Charakter, die Einſicht und die Stellung ihres Verfaſſers. Gottfried Böhm.

Morgenländiſche Literatur.

Zur Kritik der Bücher des Alten Teſtaments.*)

Wenn irgend einem Buche, ſo iſt dem vorliegenden des Herrn Profeſſor Nöldeke der Charakter ſeines Weſens auf die Stirn geſchrieben. An die Stelle der ſogenannten Einleitung in das Alte Teſtament, in welcher, je nach der verſchiedenen theologiſchen Schule, welcher ein Verf. angehört, der Inhalt, die Zeit, der Verf., der Charakter jedes Buchs im a. T. beſprochen wird, tritt hier die altteſtamentliche Literaturgeſchichte, ein freies philologiſches Forſchen in dem und über das Buch der Bücher geltend zu machen.

Prof. Nöldeke, als ein ſcharfer Kritiker und gründlicher Forſcher im Gebiet der ſemitiſchen Philologie bekannt, will die Forſchungen der letzteren auf dieſem Gebiete in weiteren Kreiſen bekannt machen, und können wir in dieſer Beziehung das Buch, wegen ſeiner klaren, lichtvollen Darſtellung, beſtens empfehlen.

Er behandelt in demſelben zunächſt die geſchichtliche Literatur in drei Abſchnitten:

I. Das große Buch der Geſchichte, d. i. V. B. Moſis, Joſua, Richter, Samuelis, Könige, die Geſchichte von der Schöpfung bis zum Untergang Juda's.

II. Das ſpätere Buch: Chronik, Eſra, Nehemia, zwar auch noch mit dem Anfang beginnend, eigentlich aber Geſchichte des ſpäteren Juda bis zur Wiederherſtellung des Tempels.

III. Makkabäer, Thaten und Leiden Juda's im II. sec. v. Chr.

Es iſt nun beſonders das erſte Buch und von dieſem wieder ſpeciell der erſte Theil der V Bücher Moſis, welches den Scharfſinn der Forſcher ſchon ſeit Jahrhunderten beſchäftigt. Denn obwohl hier jener Irrthum von der moſaiſchen Abfaſſung des Buchs ſich ſchon vom unkritiſchen Judenthum auf's Chriſtenthum vererbt hat und eine ſolche Anſicht beſonders von der ſtarren Inſpirations-Theorie geſtützt ward, ſo hat es doch unter den geiſtreichen Juden und Chriſten nie an Zweiflern an der ſogenannten Authenticität gefehlt. Ibn Eſra, der große jüdiſche Gelehrte des 12. sec., muß bei Stellen: „Es waren aber Könige in Juda ehe Könige in Edom waren, dieſe 7", ſo wie bei der Beſchreibung des Todes Moſes, erklären, daß ſolche Stellen von Moſe nicht verfaßt ſein konnten. Aber erſt ſeit einem Jahrhundert, ſeit Aſtruc, hat die wiſſenſchaftliche Anſicht über die Zuſammenſetzung der Bücher Moſis eine beſtimmte Conſiſtenz gewonnen. Die zwei Urkunden, welche nebeneinander herlaufen und welche als der Elohiſt und Jehoviſt nach der verſchiedenen Benennung Gottes geſchieden werden, ſtehen für die Kritik feſt. Doch wird von Nöldeke, wie dies ſchon Hupfeld that, der Jehoviſt noch in zwei Urkunden getheilt, von denen der eine, der Lebensbeſchreiber Joſeph's, dem nördlichen Reich angehört — dazu kommt der Redactor. — Offenbar hat aber ſchon der Elohiſt, der älteſte Geſchichtsſchreiber, vorliegende Urkunden, wie z. B. das Buch Jahve's, benutzt.

Der Deuteronomiſt iſt ganz für ſich beſtehend; in ihm erſcheint ſchon die heroiſche Geſtalt des Moſes ganz in's Alterthum gerückt, ſo daß er ihm dies Geſetz als Redner in den Mund legt.

Der Pentateuch vereint ſomit in ſich alles Schöne, welches in der Zeit vor dem Exil an Geſchichte von den Juden geleiſtet ward; er beginnt mit Mythen, welche die allgemeinen Räthſel, die den Geiſt des Menſchen beſtürmen, in der Form von Geſchichten löſen; er kennzeichnet in der Sage, der Ausſchmückung des Factums den Geiſt des Volks; er ſtellt die Entwicklung des erhabenen Volks von der Kindheit zum Jünglingsalter dar. Als ein ſolches Buch iſt der Pentateuch die Fundgrube der Geſchichte und ein treuer Spiegel für den Geiſt jenes Volkes, das im Dienſte des Einen Gottes die Aufgabe ſeines ganzen nationalen und geiſtigen Lebens fand.

Die Bücher der Könige und Chroniken führen offenbar auf ein Urchronikon zurück. Nöldeke ſetzt daſſelbe etwa 550, doch ſo, daß unſere Chroniken nicht aus unſerem, ſondern aus verlorenen Büchern der Könige geſchöpft ſind. Die ſpäteren hiſtoriſchen Bücher Esra, Nehemia, Makkabäer ſind dagegen zum größten Theil authentiſch.

An die Bücher wirklicher Geſchichte reiht N. die dichteriſchen Erzählungen oder Romane; als ſolche wird erſtens das Buch Jona, eine märchenhafte Prophetengeſchichte, welcher tiefe Gedanken über das eigentliche Weſen des Propheten zu Grunde liegen, behandelt; dann das Buch Eſther, welches den Zweck hat, das Purimfeſt, welches offenbar perſiſchen Urſprungs war, zu empfehlen; ihm mangeln höhere geiſtige Motive. — Drittens das Buch Judith, in welchem die Hauptheldin als Muſter der jüdiſchen Tugend glänzt, offenbar in der makkabäiſchen Heldenzeit. — Viertens das Buch Tobit, eine Schilderung des ſchönen Familienſinns der Gerechten unter der Obhut Gottes, und ſchließt daran N. noch fünftens das Buch des Ariſteas, eine Verherrlichung des jüdiſchen Geiſtes, wie er ſich durch die Inſpiration der 70 Ueberſetzer dargeſtellt, ein Produkt jüdiſcher Eitelkeit.

Der zweite Theil des Buchs iſt der hebräiſchen Dichtung gewidmet. Die hebräiſche Lyrik iſt, wie die aller Semiten, die unmittelbare Wiedergabe des poetiſch angeregten Gefühls; dem entſpricht die Form, die Entwicklung des Gedankens und des Rhythmus in parallelen Gliedern, der ſogenannte parallelismus membrorum. Offenbar hatten die Hebräer auch weltliche Lieder, wie der Deborah Siegeslied, Richt. 5, und Davids Lied vom Bogen, 2. Sam. 1, 19, beweiſen, doch iſt auch hier der religiöſe Standpunkt bald überwiegend, wie ein ſolcher in dem Pſalmenbuch ausgeprägt iſt. Daſſelbe beſteht aus fünf Sammlungen und iſt ihr Abſchluß, da auch makkabäiſche Pſalmen darin enthalten ſind, wohl erſt ins 2. sec. v. Chr. zu ſetzen. Die von den ſpäteren Juden hinzugefügten Ueberſchriften, wonach die meiſten der Lieder David und ſeinen Zeitgenoſſen zugeſchrieben werden, gelten für die Kritik nichts. David iſt für die Kritik wohl ein weltlicher Dichter, ſeine religiöſe Dichtung iſt aber nicht ſo gewiß. Später wurde der mächtige Ordner des Reichs auch als frommer Sänger verherrlicht.

An die Pſalmen ſchließen ſich die Klagelieder Jeremiä, die

*) Die altteſtamentliche Literatur, von L. Nöldeke. Leipzig, Quandt u. Händel, 1868.

Digitized by Google

das herbe Schickſal des jüdiſchen Volkes beweinen, als fromme Elegieen an.

Das hohe Lied Salomonis iſt das einzige ganz weltliche Produkt der hebräiſchen Dichtung. Schon längſt hat die Forſchung in dieſem Buch eine Sammlung hebräiſcher Liebeslieder erkannt. R. erklärt es mit der neueren Ewald's und Hitzig's für ein Drama: „die Treue der Hirtin“. Wir halten dieſe neuere Anſicht für etwas kühn; man muß gar ſehr die Phantaſie reizen, um dieſe Scenerie, daß eine Hirtin von Sulam eingefangen und in den Harem Salomo's geſchleppt ſei, und nun dort ſowohl von den Haremsfrauen als dem Salomo die ſinnliche Liebe, von ihr dagegen die treue Liebe geprieſen werde, ſich auszubilden; und wer ſoll dann glauben, daß ein ſinnlicher Deſpot wie Salomo ſo viel Umſtände mit einer eingefangenen Hirtin machen werde. R. giebt ſelbſt zu daß das hohe Lied, obwohl es das ſchönſte Drama der Hebräer war, nie aufgeführt worden ſei, die ſchlechteren alſo wohl auch nicht, — auch finden wir nirgends von der Aufführung eines Drama in der Geſchichte der Hebräer eine Spur. Wie ſehr widerſpricht der erregten, unruhigen Subjektivität der Semiten jene doch mehr objektive dramatiſche Dichtung. Dagegen iſt's noch heute die Weiſe dieſer Völker, in Sang und Gegenſang einen Gegenſtand, alſo hier die Liebe, von verſchiedenen Geſichtspunkten und Gefühlen aus zu behandeln.

Es folgt die didaktiſche Dichtung der Hebräer; als ſolche finden ſich im Kanon die Sprüche Salomonis, Jeſus Sirach, der Prediger, die Weisheit Salomonis. Der kurze Sinnſpruch, in ſchlagenden Bildern eine Lebensweisheit bergend, entſpricht ſo recht dem Geiſt der Semiten, die in ihrem ganzen Satzbau ſchon kurz, abgeriſſen und in Sprüngen ihre Gedanken wiedergeben. So enthalten denn auch dieſe Bücher und beſonders das erſte eine reiche Fülle hebräiſcher Lebensweisheit. Sie wurden wohl meiſt dem Salomo zugeſchrieben, obwohl dieſer Herrſcher, nach der Geſchichte, gerade nicht als beſonders weiſe erſcheint. Schlug er nicht durch ſeine Vielweiberei und die dadurch herbeigeführte fremde Kultur dem Reiche tiefe Wunden? Indeß, er war der Glückliche; nur zwei Herrſcher beherrſchten das geſammte Reich und er war der Eine; er war ein politiſcher Glanzpunkt, und das iſt Grund genug, ihm die Weisheit zuzuſchreiben.

Als das größte und herrlichſte Lehrgedicht ſchildert R. mit Recht das Buch Hiob. Da der Glaube an die Unſterblichkeit bei den Hebräern nicht ausgebildet war, der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes aber als Grundſäule das ganze geiſtige Leben der Hebräer trug, war die fürchterliche Conſequenz nicht zu vermeiden: das Unglück büßt für eine Schuld. Doch wie verſchieden iſt dagegen das Leben, wo ſo oft der Böſe glücklich bis zu ſeinem Ende lebt. Das Problem wird ein Prüfſtein für die Geiſter im Hiob, die mit den tiefſten Gedanken, den herrlichſten Schilderungen vom Weſen Gottes dieſes Problem erfaſſen und behandeln; endlich aber wird die jüdiſche Theodicee gerettet. Hiob wird wieder glücklich, da er fromm blieb. — R. ſetzt das Buch als das erhabenſte Erzeugniß hebr. Poeſie in die Zeiten Jeſaja, alſo Ende des 8. sec. v. Chr. Die Reden des Elihu 32—37 ſcheidet er, als nicht zum Ganzen gehörig, aus.

Ein dem Stamm der hebräiſchen Literatur ganz eigenthümlicher Zweig iſt das prophetiſche Schriftthum. Die treibende Kraft des Gottesgedankens geſtaltet ſich in den Propheten zu einer unüberwindlichen geiſtigen Macht, mit der ſie an Gott zwar gebunden, aber frei den Menſchen gegenüber auf der Bühne israelitiſcher Geſchichte auftreten. Dieſe geiſtige Macht des Prophetenthums begleitet zwar die Geſchichte der Iſraeliten ſchon ſeit Samuel, aber in ihren geiſtigen Produkten treten ſie uns doch erſt ſeit der aſſyriſchen Periode hervor; man unterſcheidet vier Perioden:

1. bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts die Blüthe der Prophetie, beſonders Jeſaja's Geiſt, ſie hoffen Juda noch als Staat zu retten;

2. bis zum Exil: Jeremia, der Hauptvertreter, ohne Hoffnung für Juda's Erhaltung;

3. Aufleben der Nation gegen den Schluß des Exils, beſonders im II. Theil Jeſajas Cap. 9, 40—66, der ja offenbar von anderer Hand iſt;

4. die Nachexiliſchen, mehr nur Nachahmungen. — Es iſt das Weſen dieſer gewaltigen Charaktere, daß ſie das ganze Gewicht ihres Selbſt für ihr Wort in die Wagſchale werfen, mit ihrem ganzen Weſen für daſſelbe eintreten. Ihr Wort aber iſt aus der Ueberzeugung geboren, daß Jahve, der Allmächtige, nicht allein die äußere Welt in ſeinem Zügel hält, auch das geiſtige Leben iſt aus ihm entſprungen. Nur ſo lang das Volk ihm treu bleibt, iſt es mächtig, glücklich, doch von ihm abgewandt, ſtürzt es rettungslos in's Verderben. So iſt das Leben Iſraels das Sinnbild aller Staaten. Das Wahrſagen der Propheten iſt ein „wahres ſagen“, als Ausdruck dieſer Ueberzeugung, nicht ein weißſagen, ſondern ein „weiſes ſagen“ von dem Weſen Gottes.

Daniel und die Apokalyptiker bilden den Schluß des Kanon. Iſt Daniel Prophet oder nicht? Die Frage wird von der Kritik etwa ſo beantwortet: die Propheten waren mit dem vierten Jahrhundert verſtummt, und Iſraels Heil noch immer nicht gekommen. Doch es gab eine Weiſſagung von Jeremia, nach 10×7 Jahren werde das Heil im Meſſias erſcheinen. Da erſteht etwa 167 v. Chr. ein Mann, welcher Jeremia's Ausſpruch zum Troſt ſeiner Zeitgenoſſen neu erklärt. Nicht 7×10, nein 7×70 Jahre ſeien gemeint; darum ſei noch zu hoffen und zur Beglaubigung dieſer, dem alten frommen Daniel untergeſchobenen Erklärung, ließ er dieſen Daniel die bis dahin verlaufene Geſchichte im Traumgeſicht erzählen. Daher jene vier Reiche.

Am Ariadnefaden der Kritik führt uns ſomit dieſes Buch durch die langjährige Forſchung über die Bücher des A. T. von den Schriftſtücken uralter Zeit bis zum letzten Aufflackern des hebräiſchen Geiſtes. Alle Phaſen der geiſtigen Entwickelung dieſes geiſtig ſo hoch begabten, dem religiöſen Gedanken durch Jahrtauſende nachringenden Volkes in Einem Buch. — Die hiſtoriſch-kritiſche Schule raſtet nicht in ihrer Forſchung; ſie weiß, daß nur, wenn man rein menſchlich jene Denkmale des hebräiſchen Geiſtes betrachtet, wenn man den gewaltigen geiſtigen Kampf dieſes Volkes verfolgt, nur dann die erhabene Höhe, zu der dieſes Volk emporſtieg, erkannt und die tiefe Weisheit der Vorſehung, die bei den verſchiedenen Völkern verſchieden die Keime der geiſtigen Entwickelung erſprießen ließ, richtig gewürdigt werden kann.

Dieterici.

Baltiſche Provinzen.

Die Bedeutung der baltiſch-deutſchen Provinzen für die Kultur Rußlands.

Gegenüber der Oberflächlichkeit und Kurzſichtigkeit, mit der noch immer auch in der deutſchen Preſſe von der Schwäche des deutſchen Elements in den Oſtſeeprovinzen und von deſſen baldiger vollſtändiger Vertilgung geſprochen wird, kann man

Digitized by Google

nicht ſorgfältig genug alle Beweiſe für deſſen faſt wunderbare Kraft und Ueberlegenheit gegen alle übrigen dort vertretenen Volksſtämme, ſo wie von ſeiner darauf fußenden Zuverſicht, ſammeln und veröffentlichen. Neue Belege dafür liefert uns das neueſte Heft der „Livl. Beiträge.“*)

Nicht zum geringſten Theile beſtehen dieſelben in Auszügen und kritiſchen Beleuchtungen des Werkes „Die Gränzgebiete Rußlands“ von Samarin, einem würdigen Vertreter der moskowitiſchen Nationalpartei in ihren Hauptcharakterzügen, im Haß und Neid gegen die Fremden, namentlich die Deutſchen, in dem Gelüſt, über ſie zu herrſchen und ſie zum eignen Vortheil auszunutzen, ſo wie in der geiſtigen und ſittlichen Ohnmacht bei der Befriedigung deſſelben, in der Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit, welche demzufolge gegen das verhaßte Volk angewendet werden, und endlich in dem Prunken mit dem Firniß und den Stichwörtern der Kultur, der Geiſtesbildung und der Freiheit der weſtlichen Völker, denen man es in dem Weſen dieſer Dinge doch nicht gleich thun kann. Einen Hauptbeſtandtheil des Samarin'ſchen Buches bilden die „Denkwürdigkeiten des rechtgläubigen Letten Indrik Straumit,“ durch welche als eine naive Kundgebung aus dem Schoße des Lettenvolkes der Verfaſſer beweiſen will, daß der Uebertritt der Letten und Ehſten in den Vierziger-Jahren zur orthodoxen ruſſiſchen Kirche nicht durch „offiziellen Betrug“ bewirkt iſt, wie Graf Bobrinsky dem Kaiſer erklärt hat, ſondern aus freier, naturgemäßer Bewegung der „unglückſeligen, unterdrückten“ beiden Stämme und aus ihrer Erhebung aus deutſcher Barbarei zu ruſſiſcher Kultur hervorgegangen ſei. Der Herausgeber der „Livl. Beiträge,“ Herr W. v. Bock, weiſt nun nach, daß dieſe angeblichen „Denkwürdigkeiten“ nichts weiter als ein Machwerk des Herrn Samarin ſind, welches mit dem gut proteſtantiſchen Volksgeiſt der Letten und Ehſten nichts gemein habe.

Zeugt ſomit einerſeits dieſer Moskowite durch ſeine in ihrer Richtigkeit aufgedeckten Feindſeligkeiten und Angriffe wider Willen für die Feſtigkeit des Deutſchthums in den Oſtſeeprovinzen, ſo führt Herr v. Bock andererſeits noch zwei Ruſſen als unmittelbare Zeugen für daſſelbe auf: der eine iſt Herr P. von Lilienfeld, deſſen deutſcher Name auf baltiſche Abkunft hinweiſt, der jedoch im Gouvernement St. Petersburg zuhauſe iſt und der ruſſiſchen Kirche angehört. In einer ruſſiſch geſchriebenen Broſchüre „Land und Freiheit“, zieht er gegen die ruſſiſchen Agrarzuſtände her, beſonders gegen den Gemeindebeſitz, den die moskowitiſche Partei bekanntlich auch in den Oſtſeeprovinzen einführen will, und verlangt eine Landgemeinde-Verfaſſung und eine ländliche Beſitzordnung, welche der baltiſchen gleicht, wie ein Ei dem anderen.

Noch beſtimmter ſpricht ſich Herr Obuchov, früher Gouverneur von Pleskau, welches Gubernium bekanntlich an Livland gränzt, jetzt Miniſter-Adjunkt, in dieſem Sinne in einer „Denkſchrift“ aus, beſonders in folgendem Paſſus: „Das Gouvernement Pleskau, an dem äußerſten Rande des großruſſiſchen Stammes und der großruſſiſchen Civiliſation belegen und an Gouvernements gränzend, welche ſich unter anderen hiſtoriſchen und Kultur-Bedingungen entwickelt haben, mußte bekanntlich unvermeidlich eine Beimiſchung der benachbarten Elemente in ſich aufnehmen. In ethnographiſcher Beziehung ſtellt die Bevölkerung in ſich einen keineswegs gleichartigen Beſtand dar: in den niederen Schichten ſind die angeſtammten ruſſiſchen Einwohner mit finniſchen Stämmen verſetzt, in den höheren mit deutſchen. Obgleich in der Beziehung auf die Idee des Reiches im Gouvernement Stammesunterſchiede nicht vorkommen, ſo machen ſie ſich doch geltend ſowohl im Charakter der Privatthätigkeit der Bevölkerung, als auch in ihrem häuslichen Weſen. In dieſen beiden letzteren Beziehungen kann man nicht umhin, die ſchroffen Unterſchiede zu bemerken, welche die Perſonen deutſchen Stammes kennzeichnen, indem ſich dieſelben von der allgemeinen Maſſe abſondern und über das Niveau von deren geiſtiger Entwickelung wie über die Stufe von deren materiellem Wohlſtande erheben. Die ihnen gehörigen Grundſtücke zeichnen ſich durch gute Bewirthſchaftung aus, deren Abweſenheit bei ihren Nachbarn ſo ſtark hervorſticht. Die aus den Oſtſee-Gouvernements herüberſiedelnden kleinen Landwirthe richten ihre Wirthſchaften unvergleichlich viel beſſer ein, als die Stammbevölkerung, und in dieſer Beziehung kann man nicht umhin zu bekennen, daß die Verſtärkung dieſes Elementes zur materiellen Entwickelung des Gouvernements wohlthätig mitwirken wird. Hinſichtlich der Intereſſen des Reiches würde eine ſolche Verſtärkung nicht nur keinerlei Uebelſtände herbeiführen, ſondern könnte ſogar in dieſer Beziehung nicht minder nützlich werden, als in wirthſchaftlicher, da die Hauptmerkmale, welche es auszeichnen, beſtehen: in Arbeitſamkeit, Gewöhnung an Ordnung und Zucht — lauter Eigenſchaften, welche die Wurzel des konſervativen Elements ausmachen, auf welchem hinwiederum eine geſunde Entwickelung und die Macht des Reiches beruht. Die kleinen Landwirthe aus den Oſtſeegouvernements kaufen hier gar gern Land. Sollte es möglich gefunden werden, ihnen Kronland-Parzellen zu verkaufen, ſo würde die Zahl der kleinen Landwirthe anſehnlich, zu unzweifelhaftem Gewinne des Gouvernements und nicht ohne Vortheil für die Reichskaſſe, ſich vermehren, welcher letzteren die Verwaltung der Reichsbeſitzlichkeiten, beſonders im Pleskau'ſchen Gouvernement, ganz unverhältnißmäßig ſchwere Laſten auferlegt.“

Es erhellt aus dieſer Darlegung Obuchov's, daß die baltiſchen Deutſchen, ſo wie die mit ihnen engverbundenen Letten und Ehſten, weit entfernt davon, einem Eindringen der Ruſſen in den Oſtſeeprovinzen zu weichen, vielmehr ihrerſeits in die benachbarten ruſſiſchen Gouvernements vordringen und die Ruſſen aus dem Grundbeſitz drängen, daß ſie dabei ihr Volksthum und ihre Sprache bewahren und daß dieſe ihre friedlichen Eroberungen von hellblickenden Ruſſen ſelbſt als eine Wohlthat für das Reich erkannt werden.

E. K.

*) Berlin, Stilke und van Muyden.

Frankreich.

„Wenn ich Königin wäre.“

Eine junge Frau, die in der großen Welt lebt, entdeckt darin ſo viele Mängel, Irrthümer und Ungerechtigkeiten, daß ſie zur Beſeitigung derſelben den lebhaften Wunſch empfindet, aber keine Mittel weiß; nur „wenn ich Königin wäre“, ſagt ſie ſich, „könnte es gelingen“!

So iſt der Titel eines Buches entſtanden, das die bekannte Novelliſtin Marie von Solms-Wyſe, Gemahlin des berühmten Miniſters Ratazzi, ſo eben in franzöſiſcher Sprache veröffentlicht hat. Die Romane dieſer Dame waren bisher durchaus nicht ernſt, ſie galten ſogar für ſehr leichte Waare; um ſo mehr überraſcht, daß ſie jetzt eine philanthropiſche Baſis für ihren neueſten Roman gewählt hat.

Digitized by Google

Die junge Frau, welche ſie als Trägerin deſſelben aufſtellt, erzählt ihre Lebensereigniſſe allerdings in Romanform, aber eigentlich ſind ſie nur Nebenſache; die menſchenfreundlichen Beſtrebungen, denen ſie huldigt, ſind augenſcheinlich der Hauptzweck ihres Buches. Allerdings wird darin nicht viel Neues geſagt, aber es iſt doch merkwürdig, daß die Franzöſin genau dieſelben Fragen beſpricht, welche unſere deutſchen Frauen augenblicklich ſo lebhaft beſchäftigen. Es iſt das Elend der Armen, welches ihr Mitgefühl erweckt.

„Wenn ich Königin wäre", ſagt ſie, „würde ich geben, mit vollen Händen geben, aber mit Vorſicht, mit Ueberlegung, damit die redliche Armuth gelindert und nicht die Faulheit oder gar das Laſter unterſtützt würde. Ich würde mir ein förmliches kleines Heer organiſiren, das ich ausſenden könnte, um die verſchämten Armen, die verborgenen Elenden und Kranken aufzuſuchen und ihnen als Boten des Mitleids und der chriſtlichen Barmherzigkeit zu erſcheinen. Welche Wonne müßte es ſein, noch zu rechter Zeit eine Mutter vor der Verzweiflung, ein junges Mädchen vor dem Verderben zu bewahren!

„Ich würde unter den Frauen meiner Bekanntſchaft die beſten, die reichſten und mildeſten auswählen und ſie in meine Stadtviertel ausſenden, um das Elend in ſeinen geheimſten Schlupfwinkeln aufzuſuchen. Jeden Morgen würde ich dann Berichte empfangen über die Entdeckungen des vorigen Tages und würde Lobſprüche austheilen für Diejenigen, die am Meiſten Bedürftige für meine Unterſtützungen aufgefunden hätten. Ich würde ein förmliches Wettrennen der Barmherzigen auf dieſe Weiſe veranſtalten.

„Alsdann würde ich ſelbſt hingehen und Hilfe bringen; das Elend der Familien würde ich durch beſſere Einrichtung ihrer Wohnungen mildern, ein Gardinenbett für die Eltern, Bettſtellen für die Kinder verſchiedenen Geſchlechts anſchaffen. Der Hausfrau würde ich lehren, durch Reinlichkeit und Freundlichkeit ihrem Manne die Heimkehr zu erleichtern, durch gute Koſt das Wirthshaus entbehrlich zu machen.

„Dazu würde ich Volksküchen errichten, wo nahrhafte Speiſen bereitet und der Familienmutter Zeit und Geld erſpart werden könnten. Die Obdachloſen würden in dieſen Küchen einen Platz finden, um ſich zu wärmen und auszuruhen, ehe ſie wieder an irgend ein hartes Tagewerk gehen.

„Die größte Sorgfalt würde ich den Unglücklichen widmen, die Mütter ohne Ehemänner ſind; ich würde ihnen eine kleine Ausſteuer für das Neugeborne ſchenken, ich würde ſie unterſtützen, wenn ſie es ſelbſt ſtillen wollten; ich würde ſie belehren, daß ſie ihre Schande auslöſchen können, wenn ſie gute Mütter werden.

„Für Alter und Krankheit würde ich fortwährend Aerzte und Stärkungsmittel bei der Hand haben; wenn ich meine Beſuche in den Stadtvierteln machte, müßten mir Wagen folgen, um die Kranken in's Hoſpital zu bringen, wenn ſie nicht zu großen Abſcheu davor hegen, wie leider die meiſten Menſchen der niedern Volksklaſſen. Deshalb würde es mein Wunſch ſein, die Pflege in der eigenen Häuslichkeit der Armen zu organiſiren." —

Es iſt allerdings nichts Neues, was Frau Ratazzi thun möchte, aber es iſt leider etwas Unmögliches; deshalb verſuchen wir es nicht, ihre Auseinanderſetzungen hier in ihrer ganzen Länge und Breite wiederzugeben; ſie zeugen von gutem Willen, aber von ſchlechter Einſicht. Alle Königinnen der Erde würden es nicht durchſetzen können, eine ſo vortreffliche Armenpflege zu bewerkſtelligen; dieſelbe wird ewig ſcheitern an den Hinderniſſen, die von den Armen ſelbſt herzuleiten ſind. Aber freilich ſoll deshalb die Barmherzigkeit und Menſchenliebe nicht ermüden, immer wieder Verſuche zur Linderung der Noth zu unternehmen. In Deutſchland giebt es gewiß keine Stadt, wo nicht ſchon Einiges von dem beſteht, was Frau Ratazzi einrichten möchte, wenn ſie Königin wäre. Namentlich beſitzt Caſſel wahre Muſteranſtalten der Armenpflege. Die ſämmtlichen Damen der Stadt beſuchen die armen Kranken in ihren elenden Wohnungen, bringen ihnen Lebensmittel, ſorgen für Reinlichkeit, Kleider, Beſchäftigung und Tröſtungen der Religion. Es hat ſich herausgeſtellt, daß die Koſten dieſer Privat-Armenpflege bedeutend geringer ſind, als die der öffentlichen Heilanſtalten. In Berlin haben wir ebenfalls eine Menge Vereine zur Linderung der Noth und der Krankheiten, aber die Ausdehnung der Rieſenſtadt macht es ſchwerer, durch Privatmittel zu wirken. Die ſegensreichſte Einrichtung in Berlin ſind die Volksküchen, die ſeit länger als zwei Jahren hier in's Leben getreten ſind. Es ſcheint, als ob man in Paris noch nicht ſo weit gekommen iſt; wenigſtens erwähnt Frau Ratazzi nur einer einzigen Kochanſtalt als muſtergiltig, die ein Herr von Villeneuve dort errichtet hat.

Die Fürſorge für vaterloſe Kinder, wie ſie in Findelhäuſern angeſtrebt wird, iſt allerdings nicht geeignet, die Moralität der Mütter zu befördern, und es würde für ſie gewiß viel heilſamer ſein, wenn Frau Ratazzi die guten Abſichten ausführen könnte welche ſie für die filles-mères hegt. Dieſe zu unterſtützen in der gewiſſenhaften Ausübung ihrer Mutterpflichten, iſt indeſſen eine ſehr ſchwere Aufgabe, zu deren Erfüllung kein Magdalenäum ausreicht; es müßten dazu erſt neue Beſſerungshäuſer gegründet werden.

Frau Ratazzi hat die humaniſtiſchen Tendenzen ihres Buches ſehr geſchickt in die Form eines Romans verſteckt, um ſie auf dieſe Weiſe leichter den Leſern zugänglich zu machen, die ſich ſonſt nicht um ſo ernſte Dinge bekümmern. Der Roman an ſich iſt ziemlich unbedeutend; er wird in Deutſchland am Hofe eines kleinen Fürſten geſpielt. Deutſche Sitten und deutſche Zuſtände werden möglichſt lächerlich gemacht; ſo iſt ein Herr „von Dunnerweitter" darin geſchildert und eine Madame „Müller", wie ſie kaum in Kotzebue's „deutſchen Kleinſtädtern" vorkommen könnten. Der guten Tendenz wegen kann man indeſſen dieſe Hiebe in's Blaue großmüthig verzeihen.

F. von Hohenhauſen.

Nord-Amerika.

Engländer und Yankees, verglichen von einem Amerikaner.

Die erhöhte Regſamkeit auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit mag es rechtfertigen, wenn, anſtatt ein bereits erſchienenes Werk zu beſprechen, hier auf eines hingewieſen werden ſoll, das noch keineswegs die Preſſe verlaſſen, von welchem aber ſchon einzelne Abſchnitte ihren Weg zunächſt in Tinsley's Magazine (London) und von dort in andere Journale gefunden haben. Es darf auch hinzugefügt werden, daß der amerikaniſche Verfaſſer der „English Photographs" oder „Sketches of English Life, People, Customs, &c." ſich vor einigen Wochen nach Deutſchland gewandt hat, um für ſein entſtehendes Werk einen Ueberſetzer und Verleger ausfindig zu machen, da daſſelbe gleichzeitig in England, Frankreich und Deutſchland erſcheinen ſoll. Er

Digitized by Google

ſprach bei dieſer Gelegenheit die Hoffnung aus, es in einigen Monaten vollenden zu können. Obgleich nun das Werk noch nirgends, ſelbſt nicht in England, dem Aufenthaltsorte des Autors, erſchienen, erregt es doch bereits weit über deſſen Gränzen hinaus ein lebhaftes Intereſſe, und es mag als charakteriſtiſch für die modernen Verkehrsverhältniſſe erwähnt werden, daß uns ein Pröbchen aus jenem noch im Embryo verharrenden Buche in einem californiſchen Journale, dem San Francisco Bulletin vom 6. November, begegnet. Iſt es nicht in der That ein Zeugniß von großer Regſamkeit, wenn einzelne Theile eines geiſtigen Produkts, noch lange bevor das Ganze den Schreibtiſch des Verfaſſers verlaſſen, ſchon rings um den Erdball zur Kenntniß verſchiedener Nationen gebracht worden! Freilich wird das Urtheil eines Amerikaners über ſein ehemaliges Mutterland und deſſen Volk und Eigenthümlichkeiten ſtets einen beſonderen Reiz gewähren; es iſt der herangewachſene Sprößling, welcher ſich über ſeine Erzeugerin ausſpricht, wie etwa folgendermaßen:

„Der amerikaniſche Beobachter wird eigenthümlich und unangenehm berührt durch den unter Engländern herrſchenden Kaſtengeiſt. In den Vereinigten Staaten exiſtirt eine außerordentlich gemiſchte Bevölkerung, man findet aber keinen Kaſtenunterſchied bei eingeborenen Amerikanern. Es mag der Eine reicher als der Andere, Dieſer gebildeter als Jener, die geſellſchaftliche Stellung eine verſchiedenartige ſein, aber ein gewiſſes Etwas in Jedem zeigt uns an, daß Er grade eben ſo gut wie der Andere und daß er ſich deſſen bewußt iſt. Man kann die, einen großen Theil der Bevölkerung bildenden, Irländer und Deutſchen mit Leichtigkeit herauserkennen; oder, falls ſie ſich nicht mehr von der Geſammtheit der Amerikaner unterſcheiden, ſo liegt es einfach daran, daß ſie ihre heimatlichen Eigenthümlichkeiten abgeſtreift und den nationalen Ton und die Gewohnheiten des Adoptivlandes ſich angeeignet haben. Kein Amerikaner wird auf der Eiſenbahn in einer anderen als der erſten Klaſſe fahren; nur Einwanderer benutzen die untergeordneten Plätze. Kein Amerikaner läßt ſich herbei, eine Dienſtbotenſtellung zu bekleiden, dieſe bleiben den Einwanderern, welche noch nicht Zeit genug gehabt, ſich emporzuarbeiten, und den als Geſinde ſtets begehrten Negern überlaſſen. Man wähle den ärmſten Amerikaner, den man zu finden vermag, und beginne ein Geſpräch mit ihm; bald wird man entdecken, daß er wohl bewandert iſt in politiſchen Dingen, daß er genügende Bildung empfangen hat, um ſeine Ideen klar entwickeln und durch logiſche Argumente begründen zu können. In ſeinem Umgange mit Anderen dokumentirt ſich ſtets das Gefühl der vollkommenſten Gleichberechtigung und ein faſt unbewußter Unabhängigkeitsſinn, welcher, alle ſeine Handlungen, ſowie ſeine Sprache durchdringend, jene nicht zu definirende Eigenſchaft der Männlichkeit, dieſen Hauptcharakterzug des Amerikaners, darſtellt.

„In England ſtammt die Bevölkerung faſt von Einer Race — als wenn, vergleichsweiſe, Amerika nur von eingeborenen Amerikanern bewohnt wäre — und dennoch iſt der Unterſchied der Klaſſen ein ſo großer, daß er an jene von Lazarus geſchilderte Kluft erinnert. Engländer ſind ſie Alle, aber welche Verſchiedenheit in ihrem Weſen! Viele von ihnen ſehen wir eifrigſt bemüht, wie leider conſtatirt werden muß, ſich ihres Menſchenthums zu entäußern, während Bevorzugtere auf Jene herabblicken wie auf Geſchöpfe einer anderen Species. Es giebt unter den Engländern Klaſſen mit dem angeborenen Inſtinkt der Unterwürfigkeit. Andere Klaſſen werden erzeugt wie Maden und mäſten ſich in den Schlupfwinkeln der Corruption. Die Bevölkerung läßt ſich in beſtimmte Abtheilungen zerlegen, man kann ſie klaſſenweiſe gruppiren wie die Schuljugend; da bewegt ſich ein Jeder innerhalb feſt geſteckter Gränzen, über die er nicht hinaus kann, es ſei denn, daß er das Land verläßt. Da ſehen wir eine Klaſſe faſt mit militairiſcher Disciplin die Gefängniſſe anfüllen, eine andere auf den Straßen hauſend, eine als Geſinde fungirend, eine im Kleinhandel, eine in Läden, eine im Großhandel, eine im Banquier-, eine im Gelehrtenfache beſchäftigt und eine ebenſo ausſchließliche Klaſſe, die Ariſtokratie. Keiner verſucht auch nur ſeine Genoſſen zu verlaſſen und eine höhere Stufe zu erklimmen und Jeder paßt ſeine Manieren ſeiner Stellung an.“

Dieſer kurze Abſchnitt beweiſt, daß der amerikaniſche Autor, deſſen Anonymität vielleicht bei der bevorſtehenden deutſchen Ausgabe verſchwinden wird, die Schwächen ſeiner continentalen Vettern nicht zu übertünchen gedenkt. Andererſeits wird er hoffentlich deren gute Seiten in ein richtiges und unparteiiſches Licht ſtellen, und ſich nicht dem Verdacht ausſetzen, als Rächer des von Mr. Trollope gegen ſeine Nation verübten Unrechts auftreten zu wollen.

Süd-Afrika.

Eine Schrift aus der Capſtadt über den Urſprung der Sprache.*)

Die Frage nach dem Urſprung der Sprache wird immer eines der intereſſanteſten Probleme für den forſchenden Geiſt des Menſchen bilden, und zwar deshalb, weil ihre Beantwortung mit der Frage über die Entſtehung der Menſchheit ſelber eng zuſammenhängt. Schon die alte Sage von der Entſtehung der vielen Sprachen bei Gelegenheit des Babyloniſchen Thurmbaues deutet darauf hin, daß man früh dieſer Frage nach dem Urſprung der Sprachen und ihrem innern Zuſammenhange unter einander ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt hat, und ſeit den Forſchungen neuerer Gelehrten, ſeit W. v. Humboldt's und Anderer hierher gehörigen Unterſuchungen iſt der Gegenſtand immer wieder aufgenommen und zu größerer Klarheit geführt worden.

Wie W. v. Humboldt ſeine Reflexionen an eine der weniger entwickelten Sprachen der Naturvölker, an die Kawi-Sprache anlehnte, ſo pflegt man auch fernerhin bei dieſen Arbeiten zu Werke zu gehen; man beobachtet und lernt von den in der Kindheit befindlichen Sprachen, weil man bei ihnen noch am tiefſten in die Werkſtatt des arbeitenden Menſchengeiſtes hineinblicken kann. In dieſer Hinſicht verdient eine kleine Schrift eines Gelehrten Erwähnung, welcher ſeit dreizehn Jahren in Südafrika verweilt und ſich dort mit der vergleichenden Forſchung der ſüdafrikaniſchen Sprachen beſchäftigt hat. Es iſt dies eine Schrift: „Ueber den Urſprung der Sprache von W. H. J. Bleek“, die mit einem Vorwort vom Profeſſor der Zoologie Dr. Ernſt Haeckel in Jena herausgegeben iſt.

Die kleine Schrift verdient inſofern die volle Beachtung aller Sprach-, Geſchichts- und Naturforſcher, weil ſie den Gegenſtand, mit welchem ſie ſpeziell ſich beſchäftigt, in den engſten Zuſammenhang mit der Alterthums-, Geſchichts- und Naturbetrachtung bringt, von denen ſie auch in der That nicht ge-

*) Ueber den Urſprung der Sprache, von W. H. J. Bleek, Dr. der Philoſophie, Curator von Sir G. Grey's Bibliothek in der Kapſtadt. Weimar, Hermann Böhlau, 1868. (XXIX u. 72 S.)

Digitized by Google

trennt behandelt werden kann, und weil der Verfaſſer in den von ihm aufgeſtellten Grundſätzen und Behauptungen zeigt, daß ihm die auf den Gebieten der genannten Wiſſenſchaften in neueſter Zeit gemachten Fortſchritte wohl vertraut waren, um auf ihnen weiter zu bauen.

Was nun die Sache ſelbſt betrifft, ſo geht der Verfaſſer davon aus, zu zeigen, wie die Thierſprache ſich von der menſchlichen unterſcheide; ſelbſt die niedere Thierwelt beſitzt etwas der Sprache Analoges; es liegen in den thieriſchen Mittheilungs-Aeußerungen von Gefühlen die Anſätze, aus denen unter günſtigen Bedingungen (in Folge deren die Zerſetzung der Rede in artikulirte Beſtandtheile ermöglicht wurde) menſchliche Sprache entſtehen konnte. Dieſe Anſchauungsweiſe habe, wie weiter gezeigt wird, nichts Erniedrigendes, ſondern im Gegentheil Erhebendes und Hoffnungsreiches, denn an dem, was wir ſchon erreicht haben, eröffne ſie eine günſtige Perſpektive für das, was unſer Geſchlecht möglicherweiſe noch erreichen könne. Der Unterſchied des Menſchen vom Thiere beruht, nach dem Verf., weſentlich in der Stellung des Einzelnen zur Gattung, welche die in Ewigkeit fortſchreitende Entwickelung der Menſchheit oder des Menſchen repräſentirt, während von einem Fortſchritte der Gattung als ſolcher und demnach von einem wirklichen einigen und dadurch unvergänglichen und unſterblichen Leben derſelben bei den Thieren nicht die Rede ſein kann. Die Bedeutung und die Thätigkeit des einzelnen Menſchen für die Gattung wird nach des Verfs. Anſicht bedingt je nach der geiſtigen Kraft, mit welcher er den Organismus der Menſchheit durchdringt. In dieſer Beziehung heben wir hervor, was auf S. XIII der Vorrede geſagt wird: „Geiſt nennen wir eben das Ewige und Unvergängliche im Verhältniſſe des Menſchen zur Menſchheit, das lebenſpendend den ganzen Organismus durchdringt und ihn zu größerer Einheit und fortſchreitend höherer Entwickelung befähigt, und das jeden einzelnen Theil, ja jedes einzelne Theilchen, in größerem oder minderem Grade durchdringt. Je nach ſeiner Theilnahme an dieſem Lebenselemente des Ganzen bedingt ſich die Bedeutung des einzelnen Menſchen — ob er in mehr thieriſcher Weiſe an den überkommenen Errungenſchaften zehrt, oder dieſelben zu höheren Entwickelungen fortzuführen thätig iſt."

Es mag dieſe Anführung genügen, um an ihr zu zeigen, in wie tiefer, pſychologiſch-philoſophiſcher Weiſe der Verf. die Löſung ſeiner Aufgabe auffaßt, und wie intereſſant gerade dadurch die kleine Schrift iſt. — Ueber den Gegenſtand, den Urſprung der Sprache ſelber, haben wir hier nur wenig zu bemerken. Der Verf. geht aus von der Feſtſtellung der Verſchiedenheit zwiſchen dem Worte der menſchlichen Rede und dem thieriſchen Laute und erkennt als den erſten Anſatz zur Menſchwerdung die Entſtehung des Bewußtwerdens von dem Unterſchiede des Lautes und der Empfindung, dies ſich Feſtſetzen des Lautes als eigenes Weſen, das von der ihn ergreifenden Willensthätigkeit ſo zu ihrem Werkzeuge umgeſtempelt wird.

Wie ſich aus dem einfachen Laut das Wort entwickelt, das iſt Gegenſtand der nun folgenden Unterſuchung, in welcher zugleich ein Seitenblick auf die neueſten Forſchungen in Bezug auf die Abſtammung des Menſchen von dem Affen geworfen und welche dann ſelber mit der Bildung des Wortes beendigt wird; denn, wie der Verf. richtig bemerkt, iſt mit der Entſtehung des Wortes die Frage über den Urſprung der Sprache erledigt, und die Verfolgung der ferneren Entwickelung der lautlichen Form und ihres begrifflichen Inhalts muß der Sprachgeſchichte überlaſſen bleiben. Z.

Kleine literariſche Revue.

— **Die Kirchenmuſik in den Niederlanden.***) A. W. Ambros ſagt in ſeiner Geſchichte der Muſik: „Das Jahrhundert von 1450 bis 1550 verdient in der Muſikgeſchichte recht eigentlich den Namen des Jahrhunderts der Niederländer. Die Niederlande galten für die Hochſchule der Muſik, ſelbſt noch dann, als Italiens muſikaliſcher Ruhm ſchon im vollen Glanze ſtrahlte." Bereits im J. 1829 hat Kieſewetter in einer vom damaligen k. niederländiſchen Inſtitut gekrönten Preisſchrift auf die frühzeitigen Verdienſte der Vlamingen und Holländer — Verdienſte, die älter als die der bekannten alten italiäniſchen Tonmeiſter ſind — aufmerkſam gemacht. H. de Zelandia und Jacobus Hobrecht ſind ſeitdem bekannte und gefeierte niederländiſche Namen, doch hat man in den Niederlanden ſelbſt bisher wenig gethan, um dieſen in Deutſchland zuerſt verkündeten Ruhm in das rechte, helle Licht zu ſtellen. Erſt in neueſter Zeit iſt in Amſterdam ein „Verein für niederländiſche Muſikgeſchichte" gegründet worden, deſſen Vorſitzender, Herr Profeſſor W. Moll, ſo eben die in der Anmerkung genannte Schrift, einen Abdruck aus den Verhandlungen der niederländiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, hat erſcheinen laſſen, worin er über den Kirchengeſang in den Niederlanden „zur Zeit des Entſtehens und der Blüte der altniederländiſchen Muſikſchule" berichtet. Herr Moll iſt mit Studien zu einer „Kirchengeſchichte von Niederland vor der Reformation" beſchäftigt, und dieſen Studien verdanken wir die vorliegenden, für jeden Freund der Geſchichte der Muſik Intereſſe habenden Mittheilungen über das Kirchenlied und die Orgel in Nordniederland.

— **Amerikaniſche Lyrik.****) Der Verfaſſer dieſer Gedichte, ein junger Amerikaner, der mehrere Jahre in Deutſchland verweilte, um deutſche Philoſophie und Literatur zu ſtudiren, giebt in den nach ſeiner Rückkehr in die Heimat veröffentlichten Gedichten den Gefühlen der Dankbarkeit und Zuneigung, die ihn für das „ſchöne Land der Denker" beſeelen, den lebhafteſten Ausdruck. Man wird in der kleinen Sammlung mit Vergnügen den Eindrücken begegnen, die der junge Dichter auf deutſchem Boden in ſich aufgenommen hat — Eindrücke, die ſich weniger in Nachahmung deutſcher Formen verrathen, als vielmehr in dem kräftigen Streben nach geiſtiger Unabhängigkeit und in der Bekämpfung nationaler Vorurtheile offenbaren.

Den beiden großen deutſchen Vorkämpfern wird der Zoll der innigſten Verehrung und Huldigung dargebracht: Schiller, der Reine, raſtlos Strebende, und Göthe, der Weiſeſte der Weiſen,

. . . they each, the teacher and the friend
Hold in my innermost a separate place —
A separate place upon a common throne.

Zur beſonderen Zierde des Buches ſind vortrefflich gelungene Ueberſetzungen der Göthe'ſchen Hymnen: „Prometheus", „das Göttliche" und „Meine Göttin" beigefügt, von denen wir nachſtehende Probe mittheilen:

*) Berigten aangaande den staat van het Kerkgezang in Nederland tijdens de opkomst en den bloei der oud-nederlandsche Muziekschool, verzamelt door W. Moll.

**) Poems by Burr Griswold Hosmer, Cambridge (Massachusetts), 1868.

Digitized by Google

Didst thou fancy perchance
I should hate life,
Flee into deserts,
Because not all
Dream-blossoms ripened?

Here I set, fashion men
After my image,
A race like unto me,
To suffer, to weep,
To enjoy and to rejoice,
And to ignore thee,
As I do.

— Die Patent-Geſetzgebung in Deutſchland und im Ausland. Herr Oberbergrath Kloſtermann, deſſen gründliche Unterſuchungen über Verlagsrecht und Nachdruck*) wir zur Zeit in dieſen Blättern angezeigt, hat jetzt in demſelben Verlag eine Fortſetzung jenes Werkes unter dem Titel: „Die Patent-Geſetzgebung aller Länder, nebſt den Geſetzen über Muſterſchutz und Waarenbezeichnungen“ herauszugeben begonnen.**) Dieſe Fortſetzung, deren erſte Hälfte bisher vorliegt, entwickelt nach amtlichen Quellen die Grundſätze, die bisher in Preußen bei der Ertheilung, reſp. Aufhebung von Erfindungs-Patenten befolgt worden und geht ſpeziell auf die in neuerer Zeit zum Theil ſehr modifizirte Patentgeſetzgebung in England, Belgien, Italien, Nordamerika, Schweden u. ſ. w. ein. Gegenüber der Controverſe: ob Beibehaltung oder Aufhebung des Patentſchutzes? hat der Verfaſſer den in der Einleitung entwickelten Standpunkt eingenommen, auf welchem er die Nothwendigkeit der Patent-Geſetzgebung vertheidigt und deren Reform nach den von ihm entwickelten Geſichtspunkten befürwortet. Nicht minder wird zur Löſung der Frage über den Muſterſchutz, deren Dringlichkeit für unſeren Gewerbeſtand ſich mehr und mehr herausſtellt, in der vorliegenden Schrift vieles intereſſante Material geliefert.

— Adolf und Karl Müller's Thierwelt.***) Die ungemein rührige Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig hat unter ihren vielen trefflichen Unternehmungen auch eine in's Leben gerufen, welche vorzugsweiſe Beachtung verdienen dürfte. Sie betitelt ſich in der Geſammttheorie „Aus dem Reiche des Lebens in Pflanzen-, Thier- und Menſchenwelt“, und der erſte Band „Aus der Thierwelt“ bildet eben das vorliegende Buch. Wie jedenfalls ſehr oft, ſo geſtaltete ſich auch hier unter den Händen der Schriftſteller etwas ganz Anderes, als der urſprüngliche Plan des Verlegers beabſichtigte. Zweifellos iſt dies aber nicht zum Nachtheil dieſes Bandes geſchehen, denn wir haben in ihm ein Werk vor uns, welches wir für Jung und Alt warm empfehlen dürfen. Es bildet ein Stück Naturgeſchichte, nicht willkürlich herausgeriſſen, ſondern in abgerundeter, harmoniſcher Form, welches den Leſer belehrend und unterhaltend zugleich durch eines der intereſſanteſten Gebiete des Thierlebens führt. — Die Brüder Müller ſind, als emſige Naturbeobachter und gewandte Schilderer des Beobachteten, nicht mehr unbekannt. Hier haben ſie, neben Eigenem, auch alle fremden Mittheilungen der bezüglichen Literatur in der ſorgfältigſten Weiſe zuſammengeleſen und bearbeitet. Ihre Darſtellungsweiſe iſt ſehr lebhaft und anſchaulich, zuweilen überſchwenglich; doch wird dies für die meiſten Leſer nicht ſtörend ſein. — Ein Theil der Bilder iſt nach den Zeichnungen des einen Verfaſſers, Ad. Müller, die übrigen ſehr zahlreichen Abbildungen ſind von bekannten Künſtlern, wie R. Kretſchmer, Leutemann, Keyl, Thieme u. A. entworfen und dienen nicht allein zum Schmuck, ſondern zugleich zur belehrenden Veranſchaulichung.

*) Berlin (XII und 452 S.), J. Guttentag, 1867.

**) Beide Arbeiten führen den gemeinſamen Titel: „Das geiſtige Eigenthum an Schriften, Kunſtwerken und Erfindungen, nach preußiſchem und internationalem Rechte.“

***) Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der höheren Thierwelt. Leipzig, Otto Spamer.

— Erzählungen aus der alten Weltgeſchichte.*) Den Kindern der häuslichen Gewohnheit, den Frauenzimmern und den wißbegierigen Knaben, iſt in dieſem zweitheiligen Buche ein Mittel zur Belehrung und zur Erwerbung geſchichtlicher Kenntniſſe gegeben. Im Gewande anmuthiger Erzählung bietet Herr Dr. Stacke ihnen im erſten Theil die Begebenheiten im trojaniſchen und meſſeniſchen Kriege, beſchreibt er ihnen, was Lykurgos, Solon, Miltiades, Leonidas, Pauſanias, Perikles, Alcibiades und Sokrates den Spartanern und den Griechen geweſen, und ſchildert ihnen auch die Heldenthaten der Perſer und die Thaten Alexander's des Großen. Im zweiten Theile weiht der Verfaſſer ſeine ihm gern folgenden Leſer in die mittlere und neue Geſchichte ein. Er führt ſie da mit dem kühnen Bartholomäus Diaz nach Oſtindien, mit Chriſtoph Columbus nach Amerika, mit Vasco de Gama nach der malabariſchen Küſte, mit Cortez nach Mexiko und mit Pizarro nach dem goldreichen Peru. Darauf wendet er ſich zu den hervorragenden Männern der Reformation, ſchildert Luther, Melanchthon, Ulrich Zwingli und die Helden des dreißigjährigen Krieges, geht dann zu den Königen von Frankreich über, zu den herrſchenden Frauen in England, kehrt wieder nach Frankreich zurück zu Ludwig XIV., folgt den Spuren der ruſſiſchen Reichsbegründung unter Peter dem Großen, zeigt den großen Friedrich in ſeinen Jugendjahren und in ſeiner Regierungsweiſe, befaßt ſich mit den nordamerikaniſchen Colonieen und mit dem Freiheitskriege der Amerikaner, und ſchließt mit der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Der durch mehrere Auflagen dem Verdienſte des Verf. zu Theil gewordenen Anerkennung ſchließt ſich hiermit die unſerige an.

— Zur Belehrung über Paläſtina. Ueber das „gelobte Land“ liegt uns ein recht empfehlenswerthes Buch vor von A. E. Fiſcher: „Paläſtina, nach ſeinen natürlichen und geſchichtlichen Verhältniſſen geſchildert, für Schule und Haus“.**) Der Verfaſſer bezweckt neben der Belehrung auch Unterhaltung; es iſt ſein Inhalt aus den beſten Quellen und neueren Forſchungen geſchöpft, und um den Schilderungen größere Lebendigkeit zu geben, ſind oft Reiſebeſchreibungen wortgetreu excerpirt, und an geeigneten Stellen paſſende Dichtungen (aus den Werken des Dichters L. A. Frankl) eingeflochten.

*) Erzählungen aus der alten Geſchichte von Dr. Ludwig Stacke, erſter Theil, 7. Auflage; zweiter Theil (aus der mittlern und neuen Geſchichte) von Demſelben, 5. Aufl. Oldenburg, Gerhard Stalling, 1868.

**) Mit einer Karte des heiligen Landes. Wien, Herzfeld und Bauer, 1868.

Digitized by Google

— **Lieder eines Patrezka***). Als Motto hat der ungenannte Verfaſſer ein Wort Wolfram's von Eſchenbach genommen: Schildes ambet ist min art. Ob dem modernen Poeten dabei wohl klar geweſen iſt, daß dies eigentlich ſagen will: „Schriftſtellerei iſt nicht mein Fach"? — Bei Wolfram ergiebt ſich das aus dem Zuſammenhange

Schildes ambet ist min art,
swâ min ellen si gespart,
swelhin mich minnet umbe sanc,
sô dunket mir ihr witze kranc.

Der Verleger iſt vielleicht ſolcher Anſicht geweſen, er hat auf den Umſchlag geſetzt: „Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare, oder ſolche, welche die geringſten Spuren des Leſens tragen, werden nicht zurückgenommen." Ganz gerechtfertigte Vorſicht, denn wir glauben auch, es wird ſchwer ſelbſt nur eine kleine Zahl von Gutmüthigen zu finden ſein, welche dieſen gnoſtiſch-germaniſch-romantiſch-weltſchmerzlich-ſocialiſtiſch-patriotiſchen Brei, gepfeffert mit Cynismen und geſalzen mit Schimpfworten, ſchmackhaft finden können. Hoffentlich iſt der Verfaſſer noch ein junger Mann; in dieſem Falle können ihn gründlichere Studien allmählich überzeugen, daß er noch weit entfernt iſt, aller Räthſel Löſungsworte gefunden zu haben, und er durch treu fleißige Arbeit ſeinem Volke nützlicher werden kann, als durch allſeitig fertiges Abſprechen. In ſeinem jetzigen Logesbruderſchafts-Bewußtſein wird er dieſe gute Meinung allerdings unendlich philiſterhaft finden. Fr. H.

Literariſcher Sprechſaal.

In einer der letzten Sitzungen der Berliner geographiſchen Geſellſchaft ſchilderte Herr Zenker den noch in der Ausführung begriffenen Suezkanal, welcher Suez am Rothen Meer mit Port Said am Mittelmeer verbindet und den der Vortragende in ſeiner ganzen Länge befahren hatte. Nach der Ueberzeugung des Letzteren wird der Kanal nach ſeiner im nächſten Jahre zu hoffenden Vollendung die Stelle einer Meerenge vollkommen erſetzen. Er hat eine Länge von 160 Kilometer, d. h. 22 Meilen, und eine Tiefe von 8 Meter. Die Breite der Sohle iſt auf 22 Meter, die Breite der Oberfläche auf 58 bis 120 Meter berechnet. Die Frage, ob der Kanal in Zukunft der Verſandung ausgeſetzt ſein werde, glaubt der Vortragende verneinen zu dürfen, da an allen Punkten, wo man den alten Kanal aufgefunden hat, derſelbe, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, frei von Sand geweſen iſt. An dieſer Stelle würden ſich aber, meint man, durch ein dreimonatliches Baggern die Maſſen ohne Schwierigkeit hinwegſchaffen laſſen, die ſich vielleicht in einem Jahre angehäuft hätten. Ob die ganze Landenge in einer Hebung begriffen ſei, iſt noch nicht erwieſen, doch ſoll während des Baues in Port Said das Meer um einen Fuß geſunken ſein, was auf eine Hebung hindeuten könnte. Die Kanalbau-Geſellſchaft rechnet, weil die Winde im Rothen Meere häufig ungünſtig ſind, beſonders auf den Verkehr der Dampfſchiffe, und will 10 Frcs. pro Tonne Kanalgeld erheben. Schon jetzt erfreut ſich der Kanal durch den Kohlentransport nach Port Said eines lebhaften Verkehrs.

*) Hamburg, Hermann Grüning, 1869.

Ein neuer Roman von Victor Hugo ſoll noch im Laufe des Februar erſcheinen. Der Titel iſt „L'homme qui rit". Der Roman wird in zwei Abtheilungen, jede von zwei Bänden, veröffentlicht. „Der Mann, der lacht", verſetzt uns nach England, mitten in's achtzehnte Jahrhundert, unter eine Ariſtokratie, die ihre Privilegien nicht antaſten laſſen will, trotz der rings um ſie her ſich kundgebenden Revolutionen und des Falles von Dynaſtieen. Die verſchiedenen, wie aus dem Leben gegriffenen Charaktere ſind mit beißender Schärfe gezeichnet. Beſonders wird der Leſer Intereſſe an der Schilderung der Kinderverkäufer nehmen, welche man, ein Wort aus den ſpaniſchen Colonieen entnehmend, in London comprachios nennt. Es kommen da Scenen vor, welche jeder Mutter Grauen erregen müſſen. Der Homme qui rit iſt der Vorgänger eines anderen Werkes von gleichem Schlage, welches zur Zeit des fünfzehnten Ludwig ſpielt und die franzöſiſche Monarchie der engliſchen Ariſtokratie gegenüber ſtellt. Das Ganze wird dann durch ein drittes Werk gekrönt werden, das „1793" heißt und die franzöſiſche Revolution zum Gegenſtand hat.

Der kürzlich von dem antiquariſchen Buchhändler Herrn Richard Zeune in Berlin herausgegebene Katalog XIV ſeiner Autographen-Sammlung enthält eine große Anzahl der ſeltenſten Handſchriften, z. B. vom Herzog von Alba, Bernhard dem Großen von Weimar, Guſtav Adolf, Eſſex, Heinrich VIII. von England, Holck, Jacob I. von England, Loudon, König Ludwig Philipp, Mirabeau, Peter dem Großen, Robespierre, Santerre, Starhemberg, Théroigne de Méricourt, Touſſaint-Louverture, Wallenſtein — ferner von Spalatin, Bürger, Fichte, Gellert, Göthe, Hugo Grotius, Otto von Guericke, Klopſtock, Schiller, Schlegel, Sophie Albrecht, C. P. E. Bach, Beethoven, Calviſius, Chodowiecki, Flaxman, Mendelsſohn-Bartholdy, Paganini, C. M. v. Weber ꝛc. Einige dieſer Briefe ſind höchſt merkwürdigen Inhalts, z. B. die beiden von Wallenſtein, und machen den Katalog auch in weiteren Kreiſen als denen der Autographenſammler intereſſant. Freilich gilt leider hierbei, daß man ſich in Deutſchland in gewiſſen Kreiſen zwar lebhaft für die Privateigenſchaften und die Briefe berühmter Perſonen intereſſirt, aber hier nicht, wie in England und Frankreich, Geld dafür ausgiebt; die in Deutſchland ſich dafür Intereſſirenden haben kein Geld, und die Geldhabenden haben in der Regel keinen Sinn für dergleichen geiſtige Bezüge, welcher nöthig iſt, um oft unſcheinbaren, vergilbten Papieren Geſchmack und Verſtändniß abzugewinnen.

Wir haben des erſten Heftes der Muſter-Anleitungen für weibliche Handarbeit gedacht, welche Herr Dr. J. D. Georgens und deſſen Gattin, Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens, unter dem Titel „Die Schule der weiblichen Handarbeit" herausgeben.*) Die ſeitdem erſchienenen vier Hefte umfaſſen: 1) die Schule der Kanevasſtickerei; 2) die Schule der Plattſtickerei; 3) die Schule der Nahtſtickerei, des Auflegens und der Saumverzierungen und 4) die Schule der Flecht-, Knüpf-, Strick- und Spitzenverzierung. Jedes Heft iſt mit einer großen Anzahl geſchmackvoll gezeichneter und in Farbendruck ausgeführter Muſterblätter ausgeſtattet, die einen viel künſtleriſcheren Eindruck machen, als alle jene Stick- und anderen Muſterzeichnungen, die mit vielen Damenzeitungen ausgegeben werden.

*) Berlin, Otto Löwenſtein, 1868—1869.

Digitized by Google

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) ist erschienen:

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26¼ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen, der erste Theil der „Kleineren Schriften" von Jacob Grimm, bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze. Herr Prof. Robert Prutz begrüsst im „Deutschen Museum" das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

... „Auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (34)

Alle Besitzer von Meyers Konversat.-Lexikon, 2. Aufl.,

werden auf den soeben vollendeten **Register- und Supplement-Band** (Preis 2 Thlr.) aufmerksam gemacht, welcher alle wichtigen Ergänzungen, Berichtigungen und Nachträge enthält, die das Werk auf den gegenwärtigen Stand der Kenntniss erheben. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, den Register-Band in demjenigen Einband zu liefern, in dem das Hauptwerk ausgegeben worden ist. (35)

Das **Bibliographische Institut** in Hildburghausen.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue Eſſays über Kunſt und Literatur (36)

von

Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Die Ausſtellung der Cartons von Cornelius giebt uns Veranlaſſung auf vorſtehendes Werk und namentlich auf den Aufſatz: die Cartons von Peter von Cornelius hinzuweiſen, in dem eine vergleichende Beſchreibung dieſer bedeutenden Kunſtwerke gegeben wird. Der früher beſonders erſchienene Abdruck deſſelben iſt ſeit geraumer Zeit vergriffen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M.

Auguſtin's Bekenntniſſe.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt von Dr. **Fr. Merſchmann.**

gr. 8. XX u. 403 S. broch. 1 Thlr.

Erſte vollſtändige Ueberſetzung mit kurzer Biographie.

Auguſtinus, „einer der größten Geiſter" wie Niebuhr ſagt, der erſte Meiſter religiöſer Confeſſionen, war Petrarca's Vorbild. Beide hatten in Gutem und Böſem die Welt ſo lange von ſich reden gemacht, daß es ihnen ſelbſt faſt zur moraliſchen Nothwendigkeit wurde, ſich ſelbſt und andere über den wahren Zuſtand ihrer Geſinnungen, ihres Herzens, ihres Charakters zu belehren.

Die „Bekenntniſſe" ſind das nützlichſte, jedenfalls das tiefſinnigſte Buch des kirchlichen Alterthums, ſie gehören zu den claſſiſchen Erbauungsbüchern aller Confeſſionen und laſſen ſich an Popularität nur mit der Nachfolge Chriſti von Th. v. Kempis und Bunyans Pilgerreiſe vergleichen. (37)

In dem unterzeichneten Verlage erſcheint der zweite Jahrgang der Zeitſchrift:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.**

In Wochennummern vierteljährlich 1 Thlr. In Monatsheften zum Preiſe von je 10 Sgr.

Die Fortſchritte unſerer Kenntniß der Natur und unſerer Einſicht in ihre Erſcheinungen und Geſetze ſind, Dank den raſtloſen Arbeiten zahlreicher Forſcher, ſo ſchnelle und große, daß auch die beſte naturwiſſenſchaftliche Bildung ohne fortlaufende Bekanntſchaft mit neuen Entdeckungen und Aufſchlüſſen bald unzureichend wird.

Es handelt ſich nun darum, und der „Naturforſcher" hat dies Ziel nach dem Urtheile aller Berufenen mit Verdienſt und Glück angeſtrebt, die Reſultate der Forſchungen aller Länder — zum Theil aus den Verhandlungen der Vereine und Akademieen, zum Theil aus Monographieen und Fachjournalen — aufzuſammeln und in gedrängter Kürze gemeinverſtändlich wiederzugeben.

Eine ſolche Darſtellung wird allen Denjenigen willkommen ſein, die Berufsthätigkeit oder innerer Drang und Wiſſensluſt zur Beſchäftigung mit der Natur führen. Bei dem engen Zuſammenhang, in dem alle Seiten der Naturbeobachtung mit einander ſtehen, darf eine Zeitſchrift, die aus allen neuen Entdeckungen auf dieſem weiten Gebiete das Weſentlichſte bringt, auf große Theilnahme rechnen, was der bisherige Erfolg dieſes neuen, erſt Anfang vorigen Jahres begründeten Unternehmens auch vollſtändig beſtätigt.

Ein Proſpekt über das Unternehmen, begleitet von einem Auszuge aus dem Inhaltsverzeichniß des erſten Jahrganges, ſowie eine Probenummer iſt durch jede Buchhandlung zu erhalten. (38)

Das erſte Heft (Januar) des neuen Jahrgangs iſt erſchienen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erſchien in unſerm Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe.

Ein Vortrag von Dr. **C. Abel.** (39)

Velinpapier. 8. geh. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei uns erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Complément zu D'Hozier, Armorial général und L'histoire généalogique du Père Anselme:

Nobiliaire de Champagne. Recherche de la Noblesse de Champagne par M. de Caumartin, Intendant en Champagne, sur les généalogies dressées en revues par Charles René d'Hozier. Précédée de deux notices historiques et suivie d'un complément généalogique. (Réimpression textuelle de l'édition de Châlons, chez Jacques Seneuze, 1673.) 1. Partie. Fol. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.; complet in 16 Livrs. zu demselben Preise.

Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des Religieux Bénédictins de la Congrégation de St. Maur, et continué par des membres de l'Institut (Académie des Incriptions et Belles-Lettres). Tome XXV. Quatorzième siècle. In-4. Preis 6 Thlr.

Supplément au Manuel du Libraire:

Dictionnaire de Géographie ancienne et moderne. Livr. 15. In-8. Preis 8 Sgr.

Decaisne, le Jardin fruitier du Muséum. Livr. 97. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Encyclopédie de famille. Répertoire général des connaissances usuelles. Tome 9. In-8. Preis 1 Thlr. 2½ Sgr.

Paris, im Januar 1869. (40)

Firmin Didot Frères, Fils & Co.

Im Verlag von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (41)

O. Glaubrecht.

Die Goldmühle. Eine Erzählung für das Volk. 3. Aufl. cart. 5 Ngr.

Die Schreckensjahre von Lindheim. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des 17. Jahrhunderts. Für das Volk erzählt. Mit Abbildung. 5. Aufl. cart. 8 Ngr.

„O. Glaubrecht iſt als einer unſerer beſten Volksſchriftſteller anerkannt. Eine ausgezeichnete Darſtellungsgabe, ein leichter und dabei edler Styl, genaue Kenntniß des Landlebens und des menſchlichen Herzens, evangeliſche Frömmigkeit und eine durchaus deutſche Geſinnung ſind die Vorzüge, welche ſeine Schriften mit Recht beliebt gemacht haben."

Literar. Centralblatt.

Dieſer Nummer liegt bei ein Verzeichniß: **Intereſſanter naturgeſchichtlicher Neuigkeiten** aus dem Verlage von **Otto Spamer in Leipzig.** (42)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 13. Februar 1869. — [№ 7.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Philoſophie des Unbewußten, der Verzweiflung und der Blaſirtheit. 89. — Leopold von Ranke's ſämmtliche Werke. Franzöſiſche Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 92.
Schweiz. Die internationale Arbeiter-Bewegung. 93.
Spanien. Briefe aus dem neuen Spanien. III. Partei-Umtriebe, weltliche und geiſtliche. 95.
England Oſſian's Finnghal. 97.
Afrika. Lejean am Weißen und am Blauen Nil. 100.
Kleine literariſche Revue. Der tauſendſte Band der Tauchnitz-Collection. 102. — Zur bibliſchen Zeitrechnung. 103. — D. Caſſel's Schulbuch für jüdiſche Geſchichte und Literatur. 103.
Literariſcher Sprechſaal. Verkehrsleben im Alterthum. 103. — Die Aufgabe unſerer Zeit. 104. — Vergleichende Völkerpſychologie. 104. — Genelli. 104. — J. M. Dautzenberg. 104.

Deutſchland und das Ausland.

Die Philoſophie des Unbewußten, der Verzweiflung und der Blaſirtheit.*)

Wir ſind zweifelhaft, ob wir unſeren Leſern die Lektüre des in der Ueberſchrift genannten Buches empfehlen, oder ob wir ihnen davon abrathen ſollen. Es kleidet ſeinen Stoff in eine ſo anziehende Form, wir finden in ihm ſo viele neue Geſichtspunkte über Geiſt und Natur, ſo viele überraſchende Löſungen der ſchwierigſten Fragen und der wunderbarſten Räthſel des organiſchen Lebens, in einer ſo klaren, allgemein verſtändlichen Darſtellung, die ſich zuweilen ſelbſt bis zum poetiſchen Schwunge erhebt, daß die Lektüre einen wahren Genuß gewähren würde, wenn nicht das Endreſultat ein ſo trauriges wäre: „Alles iſt eitel; das Leben iſt eine Qual; die Erlöſung findet die Welt nur, wenn ſie aus dem Daſein wieder in das Nichtſein zurückkehrt". Doch liegt in dieſem Reſultate zugleich der Troſt, daß, wenn Alles eitel, Alles Illuſion iſt, auch die Philoſophie des Unbewußten mit ihrem Ergebniſſe eine Illuſion ſein könnte, und ſo möge der Leſer ſich nicht abhalten laſſen, das Buch näher kennen zu lernen.

Dem Verfaſſer iſt das Unbewußte Wille und Vorſtellung, ähnlich wie Schopenhauer die Welt als Wille und Vorſtellung betrachtet. Beide ſtimmen darin überein, daß die Welt ihren erſten Urſprung einem unvernünftigen Akte verdankt, d. h. einem ſolchen, bei welchem die Vernunft nicht mitgewirkt hat, alſo dem bloßen grundloſen, unbewußten Willen. Dieſem unbewußten Willen iſt die unbewußte Vorſtellung unterworfen. Nach Schopenhauer iſt die Vorſtellung nur ein zufälliges Hirnprodukt; es findet ſich in der Welt nur ſo viel Vernunft, als die zufällig entſtandenen Gehirne hineinzulegen belieben, und ſo mußte aus einem abſolut blinden, unvernünftigen und dummen Prinzip nothwendig eine ſchlechte und unvernünftige Welt hervorgehen. Unſerem Verfaſſer hingegen iſt der Wille zwar blind und unvernünftig, die Vorſtellung aber das abſolut Vernünftige. Inſofern der blinde Wille die Welt gewollt, alſo das „Daß" derſelben veranlaßt hat, iſt die Welt ſchlecht und unvernünftig und es wäre beſſer, daß die Welt nicht exiſtirte, als daß ſie exiſtirt; inſofern aber die Vorſtellung des „Was und Wie" der Welt beſtimmt, iſt ſie die vernünftige und daher die beſte.

Die unbewußte Vorſtellung oder die abſolute Vernunft offenbart ſich in dem phyſiſchen und geiſtigen Leben alles Geſchaffenen. „Das Unbewußte — ſagt der Verfaſſer — bildet und erhält den Organismus, ſtellt innere und äußere Schäden wieder her, leitet ſeine Bewegungen zweckmäßig und vermittelt ſeinen Gebrauch für den bewußten Willen; es giebt im Inſtinkte jedem Weſen das, was es zu ſeiner Erhaltung braucht und wozu ſein bewußtes Denken nicht ausreicht, z. B. dem Menſchen die Inſtinkte zum Verſtändniß der Sinneswahrnehmungen, zur Sprach- und Staatenbildung und vieles Andere; es erhält die Gattung durch Geſchlechtstrieb und Mutterliebe, veredelt ſie durch die Auswahl in der Geſchlechtsliebe und führt die Menſchengattung in der Geſchichte unverrückt dem Ziele ihrer möglichſten Vollkommenheit zu; es leitet die Menſchen beim Handeln oft durch Ahnungen und Gefühle, wo ſie ſich durch bewußtes Denken nicht zu rathen wiſſen; es fördert den bewußten Denkprozeß durch ſeine Eingebungen im Kleinen und Großen und führt die Menſchen in der Myſtik zur Ahnung höherer, überſinnlicher Einheiten; es beglückt endlich die Menſchen durch das Gefühl für das Schöne und die künſtleriſche Produktion."

Dieſem Unbewußten gegenüber tritt das Bewußtſein im Menſchen auf. Wie und warum dies geſchieht, erklärt der Verfaſſer alſo: „Der Wille iſt in ſeinem Weſen vorläufig nichts, als unvernünftig, alogiſch; indem er aber wirkt, wird er durch die Folgen ſeines Willens (und dies iſt ein reiner Zufall) widervernünftig, antilogiſch, indem er die Unſeligkeit, das Gegentheil ſeines Wollens, erreicht. — Dieſes widervernünftige Wollen nun, welches ſchuld iſt an dem „Daß" der Welt, wieder in's Nichtwollen und in die Schmerzloſigkeit des Nichts zurückzuführen, das iſt die Aufgabe des Logiſchen im Unbewußten, das Beſtimmende für das „Was und Wie" der Welt. Für die Vernunft handelt es ſich darum, wieder gut zu machen, was der unvernünftige Wille ſchlecht gemacht hat. Die unbewußte Vorſtellung hat aber keine Macht über den Willen, weil ſie keine Selbſtändigkeit gegen ihn hat; darum muß ſie ſich eines Kunſtgriffes bedienen, die Dummheit des Willens benutzen und ihm an ihr einen ſolchen Inhalt geben, daß er durch eigenthümliche Umbiegung in ſich ſelbſt in der Individuation in einen Conflikt mit ſich ſelbſt geräth, deſſen Reſultat das Bewußtſein, d. h. die Schaffung einer dem Willen gegenüber ſelbſtändigen Macht iſt, in welcher ſie nun den Kampf mit dem Willen beginnen kann. So erſcheint der Weltprozeß als ein fortdauernder Kampf des Logiſchen mit dem Unlogiſchen, der mit der Beſiegung des letzteren endet." Die unbewußte Vernunft hat die bewußte Vernunft in dem Menſchen geſchaffen, damit dieſe, die dem unbewußten Willen nicht unterworfen iſt, ſich ihm widerſetze und ſo ihn und mit ihm die Welt aufhebe.

Der Weltprozeß verläuft nun folgendermaßen: Der Verfaſſer kennt nicht den Dualismus von Geiſt und Materie; ihm geht der Stoff in der Kraft auf. Unter Kraft verſteht er aber

*) Philoſophie des Unbewußten, Verſuch einer Weltanſchauung. Speculative Reſultate nach inductiv-naturwiſſenſchaftlicher Methode. Von E. von Hartmann, Dr. phil. Berlin, Carl Duncker's Verlag (C. Heymons), 1869.

Digitized by Google

einen anziehenden und abſtoßenden, poſitiv oder negativ wirkenden Kraftpunkt. Die anziehende Atomkraft ſtrebt, jedes andere Atom ſich näher zu bringen; das Reſultat dieſes Strebens iſt die Ausführung oder Verwirklichung der Annäherung. Das Streben liegt vor der Ausführung, mithin kann die reſultirende Bewegung nicht als Realität in dem Streben enthalten ſein, ſondern es beſitzt ſie ideell als Vorſtellung. Das Streben der Kraft iſt Wille, deſſen Inhalt oder Objekt die unbewußte Vorſtellung deſſen bildet, was erſtrebt wird. Die Aeußerungen der Atomkraft ſind alſo individuelle Willensacte, deren Inhalt in unbewußter Vorſtellung des zu Leiſtenden beſteht, und ſo iſt die Materie in der That in Wille und Vorſtellung aufgelöſt und damit der radikale Unterſchied zwiſchen Geiſt und Materie aufgehoben. Ein Unterſchied beſteht nur noch in höherer oder niederer Erſcheinungsform deſſelben Weſens, des ewig Unbewußten. Dieſes Unbewußte iſt das All-Eine, das abſolute Weſen, welches alle anderen Individuen ſetzt, das Einzelweſen, das Alles iſt, während die Welt mit ihrer Herrlichkeit zur bloßen Erſcheinung wird, nicht blos für uns, wie bei Kant, Fichte und Schopenhauer, ſondern auch an ſich, wie bei Schelling und Hegel. Was uns als Stoff erſcheint, iſt, wie Schelling ſagt, bloßer Ausdruck eines Gleichgewichts entgegengeſetzter Thätigkeiten; was als Bewußtſein, bloßer Ausdruck eines Widerſtreites entgegengeſetzter Thätigkeiten. „Jenes Stück Materie dort iſt ein Conglomerat von Atomkräften, d. h. von Willensakten des Unbewußten, von dieſem Punkte des Raumes aus in dieſer Stärke anzuziehen, von jenem Punkte in jener Stärke abzuſtoßen. Das Unbewußte unterbreche dieſe Willensakte und hebe ſie auf, ſo hat in demſelben Momente dieſes Stück Materie aufgehört zu exiſtiren; das Unbewußte wolle von Neuem, und die Materie iſt wieder da. Hier verliert ſich das Ungeheuerliche der Schöpfung der materiellen Welt in das alltägliche, jeden Augenblick ſich erneuernde Wunder ihrer Erhaltung, welche eine continuirliche Schöpfung iſt. Die Welt iſt nur eine ſtetige Reihe von Summen eigenthümlich combinirter Willensakte des Unbewußten; das Unbewußte höre auf, die Welt zu wollen, und dieſes Spiel ſich kreuzender Thätigkeiten des Unbewußten hört auf zu ſein.“

Zur Darſtellung der allereinfachſten Form des Lebens, der Zelle, oder wenn es noch ein Einfacheres giebt, bediente ſich das Unbewußte der Urzeugung aus unorganiſcher Materie, doch nur ſo lange, bis die Elternerzeugung ſie erſetzen konnte. Es entſteht darauf die höhere Organiſation aus der niederern aus einem günſtig angelegten Keim der niederen Art in möglichſt kleinen Schritten durch Summirung einer Menge kleiner Unterſchiede, durch Benutzung der bei jeder Zeugung zufällig entſtehenden individuellen Abweichungen. Das Feſthalten der gleichviel wie entſtandenen Abweichungen geſchieht durch die natürliche Ausleſe im Kampfe um das Daſein. Aber auch eine directe Thätigkeit muß das Unbewußte bei der Fortentwicklung der Organiſationen entfalten, einerſeits um beim neuen Keime die nicht zufällig entſtehenden und doch in ſeinem Plane liegenden Abweichungen hervorzurufen, und andererſeits um die entſtandenen Abweichungen, welche zu ſeinem Plane gehören, aber dem Organismus keine geſteigerte Fähigkeit zum Kampfe um das Daſein verleihen, vor dem Wiedererlöſchen durch Kreuzung zu bewahren.

Bei aller Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Individuen bleibt doch die Einheit des Unbewußten unberührt. Die Individuen ſind gewollte Gedanken oder beſtimmte Willensakte deſſelben. Da nun das Unbewußte die Allweisheit iſt, ſo iſt auch die Welt, wie Leibniz meint, unter allen möglichen Welten die beſte. Das Uebel iſt jedoch nicht, wie Leibniz annimmt, ein Privatives, ein geringerer Grad des Wohles; denn Luſt und Schmerz, Wohl und Uebel verhalten ſich zwar in der That wie Poſitives und Negatives, doch ſo, daß das Negative genau ſo viel Realität hat, wie das Poſitive, und daß es rein eine Sache des ſubjektiven Standpunktes und mithin, da dieſer ein ſelbſtgewählter iſt, eine Sache der Willkür iſt, welches von zwei Entgegengeſetzten man als poſitiv oder negativ bezeichnen will. Man hat die beſte Welt als die abſolut gute betrachtet; allein die Welt iſt nur deshalb die beſte, weil zu ihrem nachweislich vorhandenen Zwecke die beſten Mittel angewendet werden; im Falle der Zweck ein ſchlechter iſt, ſo bleibt die Welt, trotzdem ſie eine ſchlechte iſt, doch die beſte, wenn die Mittel dem Zwecke angemeſſen ſind. Es fragt ſich dann nur, ob es für die Welt nicht beſſer ſei, daß ſie aufhöre, als daß ſie fortbeſtehe.

Den Zweck der Welt hat man in das Walten der Glückſeligkeit, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit geſetzt. Was zunächſt die Sittlichkeit und Gerechtigkeit betrifft, ſo haben beide nur eine Bedeutung auf dem Standpunkte der Individuation, d. h. ſie gehören nur der Welt der Erſcheinung, nicht dem Weſen an. Die Individuation verlangt als Grundinſtinkt zur Erhaltung der Individuen, alſo als Grundbedingung ihrer Möglichkeit, den Egoismus. Ohne Egoismus kein Individuum; mit Egoismus nothwendig ſofort Verletzung des Anderen, des eigenen Vortheils wegen, d. h. Unrecht, Böſes, Unſittlichkeit. Dies Alles iſt alſo ein nothwendiges, um der Individuation willen unvermeidliches Uebel. Zu bewundern iſt nun die Weisheit des Unbewußten, die als Gegengewicht gegen den Egoismus jene anderen Inſtinkte, wie Mitleid, Wohlwollen, Dankbarkeit, Billigkeitsgefühl und Vergeltungstrieb, in des Menſchen Bruſt gelegt hat. Dieſe verhüten viel Unrecht und erzeugen poſitive Wohlthaten; der Vergeltungstrieb aber und das Billigkeitsgefühl in Verbindung mit dem Staatsbildungstriebe haben nach Uebertragung der Vergeltung an die Staatsgewalt die Idee der Gerechtigkeit erzeugt, welche nun ihrerſeits durch die in Ausſicht geſtellte Strafe die Unterlaſſung des Unrechts zu einer Sache des Egoismus macht, ſo daß dieſer ſich ſelbſt in ſeiner Ueberſchreitung aufhebt. Sittlichkeit und Gerechtigkeit ſind ſo immer nur Ideen, die blos in Bezug auf das Verhalten der Individuen zu einander und zu den aus Individuen gebildeten Corporationen eine Bedeutung haben, aber auf das all-einige Unbewußte angewendet, bedeutungslos ſind. Nur die durch Sittlichkeit und Unſittlichkeit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in ſämmtlichen Betheiligten, handelnden und leidenden Individuen erzeugte Summe von Luſt und Schmerz, d. h. die durch ſie bewirkte Glückſeligkeit oder Unſeligkeit der Welt im Ganzen, kann in Rechnung kommen als etwas, was das Unbewußte trifft. Die Glückſeligkeit iſt der höchſte Zweck der Welt, weil wir ſonſt nicht begreifen können, wie es etwas geben ſollte, das ein Opfer an Glückſeligkeit lohnte, es ſei denn die Ausſicht einer höheren Glückſeligkeit, oder was uns zur Aufſichnahme eines Schmerzes bewegen könnte, wenn nicht die Ausſicht auf die Vermeidung eines größeren Schmerzes. Wenn alſo Glückſeligkeit der Zweck der Welt iſt, ſo fragt es ſich, ob die Welt dieſen Zweck auch erreicht, und erreicht ſie ihn nicht, ſo iſt offenbar das Nichtſein der Welt ihrem Sein vorzuziehen.

Der Verfaſſer bietet nun allen Scharfſinn und alle Beredtſamkeit auf, nachzuweiſen, daß die Summe der Schmerzen die Summe der Luſt überwiegt ſowohl in den einzelnen Individuen, wie im Ganzen. „Die Welt — ſagt er — gleicht einer Geld-Lotterie: die eingeſetzten Schmerzen muß man voll einzahlen

Digitized by Google

aber den Gewinn erhält man nur mit Abzug ausgezahlt.“ Geſundheit, Jugend, Freiheit, auskömmliche Exiſtenz werden gewöhnlich und nicht ohne Grund als die höchſten Güter des Lebens in Anſpruch genommen; gleichwohl gewähren ſie für ſich keine poſitive Luſt, ſondern halten ſich auf dem Nullpunkt der Empfindung von Luſt und Unluſt. Wir erkennen den Werth der Geſundheit erſt, wenn wir krank, den der Jugend, wenn wir alt ſind; die Unfreiheit lehrt uns erſt die Freiheit, und die Noth ein gutes Auskommen ſchätzen. Dieſe Güter ſind höchſtens die äußeren Bedingungen zur Zufriedenheit; die innere Bedingung aber iſt Reſignation, das ſich Beſcheiden mit dem Nothwendigen. Das abſolut zufriedene Leben würde alſo ein ſolches ſein, das keinen Schmerz kennt; es würde ſeinem Werthe nach dem Nichtſein gleich ſtehen. Da aber ſelbſt der Zufriedenſte nicht immer völlig und in jeder Hinſicht zufrieden iſt, ſo ſteht alles Leben an Werth unter dem abſolut Zufriedenen, folglich unter dem Nichtſein.

Nach Schiller bewegt ſich das Getriebe der Welt durch Hunger und durch Liebe. Durch die Stillung des Hungers erfährt das Individuum nie eine poſitive Erhebung über den Nullpunkt der Empfindung. Der Wohlgeſchmack der Speiſen und das Wohlbehagen der Verdauung gewähren zwar einen poſitiven Ueberſchuß an Luſt, aber im Thierreich, wie im Menſchenreich, überwiegt die durch den Hunger und ſeine Folgen geſchaffene Qual und Unluſt bei Weitem die mit ſeiner Befriedigung verknüpfte Luſt. Wie viele Schmerzen die Liebe bereitet, davon ſingen die Dichter aller Zeiten; ſelbſt die glückliche Liebe wandelt ſich mit der Zeit in Gleichgiltigkeit, wo nicht gar in Widerwillen um.

Eine Illuſion nach der anderen ſchwindet, je älter der Menſch wird, je mehr er an Erfahrung und Erkenntniß zunimmt. Gerade die ärmeren Klaſſen und die rohen Naturvölker ſind verhältnißmäßig glücklicher, als die Gebildeten und die Wohlhabenden, offenbar weil ſie roher und ſtumpfſinniger ſind, wie ja eben deshalb das Thier ſorg- und kummerlos dahinlebt, ſtatt wie der Menſch dem Glücke nachzujagen. Deshalb iſt auch die unerfahrene Jugend die Zeit der Illuſionen, wo Alles im roſigen Lichte erſcheint. Von den Jugendhoffnungen wird aber bei zunehmendem Alter und Erfahrung eine nach der anderen als nichtig erkannt. Der Mann ſteht ſchon viel ärmer an Illuſionen als der Jüngling da; ihm iſt gewöhnlich nur noch Ehrgeiz und Erwerbstrieb geblieben. Auch dieſe beiden werden von dem Greiſe als illuſoriſch erkannt, wenn nicht der Ehrgeiz in kindiſche Eitelkeit und der Erwerbstrieb in Geiz verknöchert, und unter verſtändigen Greiſen wird man in der That nicht viel Illuſionen finden, die auf das Leben des Individuums Bezug haben, ausgenommen natürlich die inſtinktive Liebe zu den Kindern. Das Reſultat des individuellen Lebens iſt alſo, daß man von Allem zurückkommt, daß man wie Koheleth einſieht: Alles iſt ganz eitel, d. h. illuſoriſch, nichtig.

Im Leben der Menſchheit zeigt ſich ganz derſelbe Prozeß. Das erſte jugendliche Stadium der Illuſion, daß das Glück auf Erden zu finden ſei, und das Zurückkommen von derſelben wird durch die antike Welt repräſentirt. Im zweiten Stadium, in der chriſtlichen Zeit, klammert ſich die Menſchheit an die Hoffnung auf eine jenſeitige Seligkeit. Mit dem durch die Reformation aufgeſtellten Prinzip der freien Forſchung und Kritik hebt die allmähliche Zerſetzung des chriſtlichen Dogmas von dem Seligſein im Jenſeits an und die Wiedergeburt der alten Kunſt und Wiſſenſchaft, das Aufblühen des Handels, die Fortſchritte in der Technik, die allſeitige Erweiterung des geiſtigen Geſichtskreiſes laſſen die Liebe zur Welt wieder erwachen. „Sichtbar gewinnen die weltlichen Beſtrebungen täglich an Macht, Ausdehnung und Intereſſe, ſichtbar greift der Antichriſt weiter und weiter um ſich, und bald wird das Chriſtenthum nur noch ein Schatten ſeiner mittelalterlichen Größe ſein.“

Dieſes dritte Stadium, in welchem wir uns jetzt befinden, das des Weltfortſchrittes, giebt ſich der Illuſion eines im Verhältniß des Fortſchrittes ſteigenden Weltglückes hin. Allein wie das Leiden der Welt gewachſen iſt mit der Entwicklung der Organiſationen von der Urzelle an bis zur Entſtehung des Menſchen, ſo wird es weiter wachſen mit der fortſchreitenden Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, bis dereinſt das Ziel erreicht iſt. Daher zog Rouſſeau aus der Erkenntniß des wachſenden Leidens den Schluß: die Welt muß wo möglich umkehren zum Kindesalter zurück. Als ob das Kindesalter der Menſchheit nicht auch Elend geweſen wäre! Nein, wenn ſchon rückwärts, dann immer weiter und weiter bis vor Erſchaffung der Welt. Aber wir haben ja keine Wahl; wir müſſen vorwärts, auch wenn wir nicht wollen, auch wenn wir wiſſen, daß nicht das goldene, ſondern das eiſerne Zeitalter vor uns liegt. Denn die Träumereien von dem goldenen Zeitalter der Zukunft erweiſen ſich noch viel nichtiger, wie die von dem der Vergangenheit. Wie das Kind dem Augenblicke lebt, der Jüngling in transcendenten Idealen ſchwärmt, der Mann dem Ruhme und ſpäter dem Beſitz nachſtrebt, bis er endlich als Greis die Eitelkeit alles Strebens erkennt und ſein müdes, nach Frieden ſich ſehnendes Haupt zur Ruhe legt, ſo auch die Menſchheit; nur daß die greiſe Menſchheit keinen Erben haben wird, dem ſie ihre aufgehäuften Reichthümer überlaſſen könnte. Lebensſatt wird ſie dann nicht mehr ein Leid, ſondern ein Mitleid mit ſich ſelber fühlen. Die Illuſionen ſind todt, die Hoffnung iſt ausgebrannt; denn worauf ſollte ſie noch hoffen? Todesmüde ſchleppt ſie ihren gebrechlichen irdiſchen Leib mühſam von Tag zu Tage. Sie hat die Thorheit ihres Strebens eingeſehen; ſie verzichtet endlich auf alles poſitive Glück und ſehnt ſich nur nach der abſoluten Schmerzloſigkeit, nach dem Nichts, dem Nirwana! Das iſt das einzig denkbare Ende von dem dritten und letzten Stadium.

Wie dieſe Erlöſung vom Elend des Wollens und Daſeins zur Schmerzloſigkeit des Nichtwollens und Nichtſeins erfolgen müſſe, das zeigt der Verfaſſer am Schluſſe ſeines Buches. Für den Einzelnen wäre der Selbſtmord der einzig ſichere Weg, ſich dem Elende des Daſeins zu entziehen; allein der gewaltſame Tod Einzelner alterirt das all-einige Weſen der Welt ſo wenig, wie die vielen natürlichen Todesfälle; denn es fährt fort, das Leben zu packen, wo es daſſelbe findet und packen kann. Es hälfe auch nichts, wenn die Menſchheit durch geſchlechtliche Enthaltſamkeit ausſtürbe. Das Unbewußte würde die nächſte Gelegenheit benutzen, einen neuen Menſchen oder einen ihm ähnlichen Typus zu ſchaffen. Das Ende der Welt, das Nichts, kann nur eintreten, wenn den größeren Theil des in der Welt ſich manifeſtirenden bewußten Geiſtes eine ſo tiefe Sehnſucht nach dem Frieden und der Schmerzloſigkeit des Nichtſeins erfaßt hat und alle bisher für das Wollen und Daſein ſprechende Motive ſo ſehr in ihrer Eitelkeit und Nichtigkeit durchſchaut ſind, daß jene Sehnſucht nach Vernichtung des Wollens und Daſeins zur widerſtandsloſen Geltung als praktiſches Motiv gelangt. Dieſer Erfüllung im Greiſenalter der Menſchheit gehen wir mit der größten Wahrſcheinlichkeit entgegen. Durch das entgegengeſetzte Begehren der in der Menſchheit waltenden Vernunft wird der poſitive Weltwille paralyſirt und in das

Digitized by Google

Nichts zurückgeſchleudert, womit der Prozeß und die Welt aufhört. Die Majorität des bewußten Geiſtes zwingt das Unbewußte, ſeinen Willen aufzugeben, wodurch die Welt im Augenblick in das Nichts zurückſinkt. Die Wahrſcheinlichkeit, daß ſich der Wille von Neuem erraffe und eine neue Welt hervorbringe, hält unſer Verfaſſer für ſehr gering. Bis das Weltende eintritt, verlangt die praktiſche Philoſophie die volle Hingabe der Perſönlichkeit an den Weltprozeß. Der Inſtinkt muß wieder in ſeine Rechte eingeſetzt und die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig Richtige proklamirt werden; denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und ſeine Schmerzen, nicht in feiger perſönlicher Entſagung und Zurückziehung iſt etwas für den Weltprozeß zu leiſten.

Das ungefähr iſt das Reſultat der Philoſophie des Unbewußten. Der Verfaſſer bemerkt hierüber: „Wenn dem Leſer dieſes Reſultat troſtlos erſcheint, ſo muß ich ihm erklären, daß er ſich im Irrthum befand, wenn er in der Philoſophie Troſt und Hoffnung zu finden ſuchte. Zu ſolchen Zwecken giebt es Religions- und Erbauungsbüchlein. Die Philoſophie aber forſcht rückſichtslos nach Wahrheit, unbekümmert darum, ob das, was ſie findet, dem in der Illuſion des Triebes befangenen Gemüthsurtheil behagt oder nicht.“

Allerdings! Aber was iſt Wahrheit? hat ſchon Pilatus gefragt. Der Melancholiker ſieht die Welt im trüben, der Sanguiniker im heiteren Lichte und Jeder hält *ſeine* Lebensanſchauung für die wahre; Heraklit weint und Demokrit lacht; Epikur predigt den Genuß und Zeno die Entſagung. Auch die Philoſophie des Unbewußten iſt wahr als Philoſophie der Verzweiflung oder der Blaſirtheit, die die Wahrheit in dem Nichts findet, da ihr die Welt die Lügnerin iſt, die nicht hält, was ſie verſpricht. Für uns aber, die wir noch nicht an der Welt verzweifeln, die wir noch nicht von dem, was ſie bietet, überſättigt ſind, enthält dieſe Weltſchmerz-Philoſophie, dieſer moderne Buddhismus mit ſeinem Welt-Nirwana inſofern eine Wahrheit, als ſie zeigt, wohin das logiſche Denken gelangt, wenn es à la Schopenhauer an die Spitze der Welt den blinden, unvernünftigen Willen ſtellt; und dieſe Wahrheit iſt in der That eine tröſtende und erfreuliche für Alle, die mit ihrer Philoſophie noch nicht ſo weit gekommen ſind, wie Schopenhauer und unſer Verfaſſer, ſondern die es noch mit dem alten Prediger der Welt-Eitelkeit halten, welcher die Hauptſumme ſeiner Lehre in die Worte faßt: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote“, eine praktiſche Philoſophie, die wenigſtens nicht zum Nirwana führt. Uebrigens glauben wir, daß, wie der Weltſchmerz, der vor etwa dreißig Jahren in der Poeſie geherrſcht, nicht vermocht hat, die Menſchheit weltmüde zu machen, der philoſophiſche Weltſchmerz es ebenſo wenig vermögen wird.*) E. M.

*) Was die ſogenannte „Philoſophie des Unbewußten“ an pſychologiſcher Forſchung und Beobachtung enthält, das hat, wie uns ſcheint, ein geſchätzter Vertreter der *Wiſſenſchaft der Seele*, Herr Profeſſor *M. Lazarus*, in ſeinen Schriften viel treffender, d. h. der Wahrheit näher kommend, dargeſtellt und entwickelt. In einem Vortrage über „natürliches und künſtliches Denken“ (gehalten in der Sitzung der Berliner mediziniſch-pſychologiſchen Geſellſchaft vom 21. Januar 1868 und in referirender Form im „Archiv für Pſychiatrie und Nervenkrankheit“ abgedruckt) weiſt Herr Lazarus nach, daß der Menſch, der mitten im großen Mechanismus der Natur ſteht, nur durch das *Zuſammenwirken* der in ihm enthaltenen Naturelemente mit *einander* einerſeits und mit der Außenwelt, der endlichen wie der unendlichen, andererſeits Zuſtände und Wirkungen beſonderer Art, nämlich pſychiſche Ereigniſſe, ſammt deren bleibenden und fortwirkenden Erfolgen erzeuge. Das „Unbewußte“ iſt eben nur das dem eigenen Lauf der Naturelemente, ohne Einwirkung des davon abgeſonderten pſychiſchen Elements, Ueberlaſſene, welches Letztere nicht blos in der Einwirkung der *eigenen* Pſyche ſich zeige, ſondern auch, durch Lehre, Förderung oder Hemmung, in den phyſiſchen Prozeß der Natur Anderer eingreift. J. L.

Leopold von Ranke's ſämmtliche Werke.*)

Franzöſiſche Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert.

Wir haben im „Magazin“ 1867. Nr. 37. den erſten Band der „Deutſchen Geſchichte im Zeitalter der Reformation“ von Leopold von Ranke, als erſte Lieferung der Geſammtwerke des großen Hiſtorikers, angezeigt. Es freut uns, jetzt über den raſchen Fortgang des Unternehmens berichten zu können, da uns bereits der erſte Band (der achte der ſämmtlichen Werke) der franzöſiſchen Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts vorliegt.

In welchem Sinne Ranke als Deutſcher die franzöſiſche Geſchichte behandelt hat, darüber ſpricht er ſich im Vorworte ſelber aus. Große Völker und Staaten, meint er, haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthiſtoriſchen; daher bietet ihre Geſchichte, inwiefern ſie ein weſentliches Moment in der allgemeinen Entwickelung der Menſchheit bildet oder in dieſelbe beherrſchend eingreift, auch den Fremden ein über die Schranken der Nationalität reichendes Intereſſe. Keines der neueren Völker hat aber einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt, als das franzöſiſche, und zwar ſo, daß man oft gemeint hat, die franzöſiſche Geſchichte, wenigſtens in den neueren Jahrhunderten, ſei ſchon die Geſchichte Europas. Ranke iſt weit entfernt, dieſe Meinung zu theilen. Die vier anderen großen Nationen der europäiſchen Kulturwelt haben das Ihrige beigetragen, die franzöſiſche Nation zu dem zu machen, was ſie geworden iſt. Literariſche und künſtleriſche Kultur empfing ſie von Italien; Spanien gab das Muſter der feſt zu gründenden Monarchie; die Tendenzen der religiöſen Reform ſchloſſen ſich an Deutſchland, die der politiſchen an das Beiſpiel von England an. Nicht zu leugnen jedoch iſt, daß ſeit langer Zeit die allgemeinen Gährungen und Bewegungen in Frankreich ihren Urſprung haben. Den Grund findet Ranke in der Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Geiſtes: „Mit den Problemen des Staates und der Kirche haben ſich die Franzoſen immer auf das Lebendigſte beſchäftigt und ſie mit eigenthümlichem Talent des Ausdruckes allen Anderen nahe gebracht; es iſt allezeit ihre Art geweſen, die freien Beſtrebungen des Geiſtes zu centraliſiren und der ergriffenen Theorie eine praktiſche Anwendung zu geben. Und mit nichten allein im Reiche der Meinungen ſuchten ſie zu herrſchen. Von nationalem Selbſtgefühl fortgeriſſen, ehrgeizig und kriegsluſtig, haben ſie die Nachbarn unaufhörlich auch mit den Waffen in Athem gehalten, entweder aus ihren Syſtemen Anſprüche entwickelnd, oder auch ohne dies, bald angreifend, bald gegen wirkliche oder vermeinte Gefahren ſich vertheidigend, zuweilen Unterdrückte befreiend, noch öfter bemüht, Freie zu unterdrücken. Dann und wann ſind Epochen eingetreten, in welchen die nationale Geſchichte von Frankreich durch die Bedeutung deſſen, was ſich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung, die ſich daran knüpfte, an und für ſich einen univerſalhiſtoriſchen Charakter gewonnen hat.“

Eine ſolche Epoche iſt die, von welcher dieſes Buch handelt.

*) Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1868.

Digitized by Google

Nach einer überſichtlichen Darſtellung der früheren Epochen der franzöſiſchen Geſchichte führt es uns die mit Franz I. beginnenden verhängnißvollen politiſchen und religiöſen Kämpfe vor, die mit der Krönung Heinrich's IV. in Chartres (27. Februar 1594) und ſeinem Einzuge in Paris (22. März 1594) ihren Abſchluß finden, ſo daß darauf das Königthum die Kraft gewinnen kann, ſich zu einer Machtfülle zu entwickeln, mit der es in den romaniſch-germaniſchen Nationen noch nie bekleidet geweſen war. Die hervorragendſten Geſtalten dieſer Zeit: Franz I., Katharina von Medici mit ihren Söhnen, der Admiral Coligny und die beiden Guiſen, Heinrich IV., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., die, wie Ranke mit Recht bemerkt, nicht bloß der franzöſiſchen, ſondern ebenſo gut der allgemeinen Geſchichte angehören, treten uns in ihrem Denken und Handeln mit einer Wahrheit und Lebendigkeit vor Augen, wie vor Ranke bei keinem Hiſtoriker. Dieſen Vorzug verdankt Ranke dem umfaſſenden Quellenſtudium, das ſich nicht auf die gleichzeitigen und ſpäteren Hiſtoriker beſchränkte, ſondern ſich vorzüglich auf die noch ungedruckten Dokumente und Aktenſtücke in Bibliotheken und Archiven ausdehnte. Er ſelbſt ſetzt ſein Hauptverdienſt darein: „Nicht eine nach dem Muſter alter und neuer Meiſter gleichmäßig ausgeführte Geſchichte wollte oder konnte ich verfaſſen. Dazu wurde ein in ungeſtörter Benutzung der Archive Frankreichs und ſeiner Nachbarlande zugebrachtes Leben gehören. Es war mir genug, wenn ich, jenſeits der gegenſeitigen Anklagen der Zeitgenoſſen und der oft beſchränkten Auffaſſung Späterer, durch urſprüngliche und zuverläſſige Kunde zur Anſchauung des Objektiven der großen Thatſachen gelangt zu ſein glauben durfte. Bei dem minder Bedeutenden wenig verweilend, habe ich das welthiſtoriſch Wichtige um ſo ausführlicher zu erläutern geſucht." E. M.

Schweiz.

Die internationale Arbeiter-Bewegung.

Trotz der hochgehenden Wogen, welche ſich vor einem Jahr durch die Reviſions-Bewegung vom Canton Zürich aus über die Schweiz verbreiteten, und welche in der That in manchen Cantonen und ſogar in der geſammten Eidgenoſſenſchaft, wo die Frage einer Bundesverfaſſungs-Reviſion angeregt wurde, einen mächtigen Nachhall fanden, iſt gegenwärtig das politiſche Leben der Schweiz in eine gewiſſe Stagnation gerathen, welche ſelbſt einer politiſchen Apathie verwandt zu ſein ſcheint. Das Volk hat zuletzt doch nicht das tiefe Intereſſe an der Sache genommen, welches die Führer vorausſetzten. Während ſich vor einem Jahr in der Züricher Preſſe die heftigſte Polemik kundgab, herrſcht jetzt ſeit einiger Zeit ein wahrhaft idylliſcher Ton in derſelben, wie auch in den meiſten übrigen ſchweizeriſchen Blättern. Dennoch geht gerade jetzt in der Schweiz eine Bewegung vor ſich, welche wohl zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, die die Geſchichte Europas ſeit 1848 geſehen hat, gehören dürfte: die ſozialiſtiſche, ſogenannte internationale Arbeiter-Bewegung. Der „internationale Arbeiterbund", deſſen Anfänge ſchon in das Jahr 1864 zurückgreifen, hat ſeit ſeinen großen Congreſſen in Genf 1866, in Lauſanne 1867 und in Brüſſel 1868 eine außerordentliche, ganz Europa umſpannende und ſelbſt nach Amerika hinübergreifende Ausdehnung gewonnen. Um ganz genau zu ſein, müſſen wir erwähnen, daß die erſte Anregung zu dieſem internationalen Bund auf einer Verſammlung von Emigranten verſchiedener Nationalität in La Chauxdefonds im Canton Neuenburg im Sommer 1863, zur Zeit des eidgenöſſiſchen Schützenfeſtes gegeben wurde, wo der aus den Jahren 1848 und 1849 bekannte deutſche Flüchtling J. Ph. Becker das Vice-Präſidium führte, ein ſpaniſcher General Caſt († 1864 in Brüſſel) und der Genfer Staatskanzler Elie Ducommun, der Freund Laſſalle's, und andere Männer dieſer Farbe zugegen waren, wie z. B. W. Rüſtow, Herwegh und der franzöſiſche Oberſt Charras. Im Herbſt deſſelben Jahres fand ein Congreß in Brüſſel ſtatt, wo namentlich die von London herübergekommenen deutſchen Arbeiter auf eine Verbrüderung aller Völker drangen. Auf dem dann noch in demſelben Jahr in London ſtattgefundenen Congreß fand namentlich unter K. Marx' maßgebendem Einfluß die definitive Gründung des Bundes ſtatt. Dort wurde die Abhaltung des Genfer Congreſſes im Jahr 1866 beſchloſſen. Es kann nicht mehr in Abrede geſtellt werden, daß durch die ſeit jener Zeit begonnene Propaganda das Selbſtbewußtſein und namentlich das Solidaritäts-Bewußtſein unter den arbeitenden Klaſſen in allen Ländern mächtig erwacht und gehoben worden iſt. Es iſt unmöglich, ſich darüber noch zu täuſchen; deßhalb iſt es, unſerer Meinung nach, auch Pflicht der Preſſe, dieſe Erſcheinung und ihre fortſchreitende Bewegung ernſtlichſt in's Auge zu faſſen und objektiv zu würdigen.

Daß dieſer „internationale Arbeiterbund", mit Rückſicht auf die in der Schweiz herrſchenden freien Vereinsgeſetze, gerade dieſes Land zur Entwicklung ſeiner Beſtrebungen auserſah, ſcheint uns ganz natürlich und nur ein Beleg für das richtige Urtheil der leitenden Führer. Die Genfer Grève („Strike") im Frühjahr 1868, die mit einem theilweiſen Siege der Arbeiter ſchloß, gab der Bewegung in der Schweiz den erſten Halt; ſie dehnte ſich bald in immer größerem Umfang auf andere Cantone aus. Jetzt beſitzt der „Bund" in allen Cantonen Sektionen, welche in feſter Organiſation verbunden ſind. Der zweite, bedeutendere Akt ſeiner Thätigkeit ſind die Zuckungen, welche ſich ſeit Anfang dieſes Jahres in Baſel, namentlich unter den Seidenfabrik-Arbeitern bemerklich machen, wenn auch bis jetzt noch mit weniger Erfolg als die Genfer Grève, immerhin von großer Bedeutung, da von einer Niederlage der Arbeiter, wie die Baſeler Bourgeois-Organe der Welt glauben machen möchten, bis jetzt keine Rede ſein kann. Sonderbar, daß die erſten bedeutenden Regungen der internationalen Bewegung ſich gerade in den beiden Schweizerſtädten geltend machen, deren Einwohner in der ganzen Eidgenoſſenſchaft wegen ihrer egoiſtiſchen Habſucht und Geldgier nicht in beſtem Rufe ſtehen. Sagt doch ein altes Volksſprichwort: „Auf einen Baſeler gehen zehn Juden, aber auf einen Genfer zehn Baſeler". Faſt die geſammte Schweizerpreſſe, die conſervative wie radikale, machte Chorus gegen die internationale Bewegung. Selbſt das bedeutendſte ſchweizeriſche Organ, der in Bern erſcheinende „Bund", der ſich ſchon über den Verlauf der Genfer Grève hatte Sand in die Augen ſtreuen laſſen, ließ ſich auch von Baſel aus irre führen, bis ſich endlich die Wahrheit ſiegreich Bahn brach. Der „Bund" brachte dann in ſeiner Nummer vom 30. December einen großen Leitartikel, welcher nach unſerer Meinung auch die Anſicht der ſchweizeriſchen Centralregierung, des Bundesraths, an welchen ſich eine Deputation der Baſeler Sektionen des „internationalen Bundes" direkt gewandt hatte, ausſprach, und jedenfalls die richtige Stellung bezeichnete, welche nach der ſchweizeriſchen Geſetzgebung, die, wie jeder anderen Klaſſe, ſo auch den Arbeitern das Coalitionsrecht garantirt, die Centralregierung allein einnehmen konnte.

Digitized by Google

Wir theilen hier das Weſentlichſte dieſes Leitartikels, der die Sache vom total objektiven, unabhängigen Standpunkt beleuchtet und deshalb auch im Ausland bekannt zu werden verdient, mit. Es heißt dort: „Der internationale Arbeiterverein ſpielt gegenwärtig eine bedeutende Rolle in der Schweiz. Seine Thätigkeit in Genf iſt bekannt, und bei den Wirren in Baſel iſt der Name der „Internationalen" in Aller Mund. Wir ſind in die Geheimniſſe dieſes „rothen Geſpenſtes" nicht eingeweiht, aber ſo viel wir über den Verein wiſſen, theilen wir hier gern mit.

„Der internationale Arbeiterverein hat, wie es ſein Name ſagt, Verbindungen durch die ganze Welt. Er erklärt ſich vollkommen unabhängig von Farbe, Sprache, Religionsbekenntniß. Der jüdiſche Bruder iſt ihm ſo lieb wie der chriſtliche, der deutſche Arbeiter iſt in einem andersredenden Verein nicht ſchlechter aufgehoben, als das eigene Vereinsmitglied. Was das Ganze zuſammenhält, iſt das große Geſetz der Solidarität der Intereſſen.

„An der Spitze der Statuten der Internationalen ſteht der Satz: Wir exiſtiren zum Zwecke der Hebung des Arbeiterſtandes. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſes Geſetz eine ſtark premirte politiſche Seite hat. Solche, welche ſich nicht aufzuſchwingen vermögen zu einer objektiven Anſchauung der Verhältniſſe, bleiben im Gefühl dieſes Kriegszuſtandes hängen; daher der unglückliche Gegenſatz zwiſchen Kapital und Arbeit, zwiſchen zwei Faktoren, welche von Natur auf einander angewieſen ſind, und zwiſchen welchen nur Unverſtand und Leidenſchaft feindliche Gränzen ziehen können.

„Neben dieſer negativen Seite hat aber die Deviſe der Internationalen auch eine poſitive, welche innerer Berechtigung nicht entbehrt. Sie ruft dem zwingenden und drückenden Staate gegenüber den allgemeinen Menſchheitscharakter, den poſitiven Geſetzen gegenüber das natürliche Recht an. Leider muß anerkannt werden, daß in den ſozialen und politiſchen Verhältniſſen ſehr Vieles anders iſt, als es ſein ſollte, und daß die Berufung auf ein höheres, natürliches Recht durchaus nicht immer ungerechtfertigt iſt.

„Die Internationalen betrachten ſich auf der ganzen Erde als durch gleiche Intereſſen verbundene Brüder. Dieſer Bruderbund entbehrt aber keineswegs der Organiſation. In den meiſten größeren Städten beſteht ein Verein, welcher ſeine Mitglieder nach Tauſenden zählt. Dieſer Verein theilt ſich in Sektionen (in Baſel beſtehen z. B. 29 Sektionen, in Genf 27 oder 28) nach den verſchiedenen Berufsthätigkeiten; dieſe Sektionen berathen ihre ſpeziellen Intereſſen getrennt, ſtehen aber mit der Geſammtheit durch das Organ eines Central- und eines Sektions-Ausſchuſſes in der regſten Verbindung. Jede Sektion ordnet von Zeit zu Zeit Deputirte ab, welche mit dem Central-Ausſchuſſe zuſammentreten und die Angelegenheiten des ganzen Vereins beſprechen.

„Intereſſanter übrigens, als die Organiſation in kleinen Kreiſen, iſt die Organiſation im Großen. Jedes Mitglied der „Internationalen" erhält eine Karte, auf welcher das Symbol des Vereins, ein Senkblei, mit der indicirenden Ueberſchrift abgezeichnet iſt. Dieſe Karte iſt in der ganzen Welt — der internationale Arbeiterbund zählt Vereine in allen Weltgegenden — ein Passe-partout, welcher ſofort legitimirt. Auf der anderen Seite iſt gegen allfälligen Mißbrauch dieſer Karte dadurch geſorgt, daß jedes Vereinsmitglied nebſt der Karte noch ein Exemplar der Vereins-Statuten bei ſich tragen ſoll, mit welchem es ſich im Mißtrauensfall als echt dokumentirt.

„Wir haben einen über den Erdkreis verbreiteten Arbeiterbund vor uns, und ſtaunend ſtehen wir vor dieſem mächtigen Reis, welches der Aſſoziationsgeiſt getrieben. Sollen wir die gewaltige Erſcheinung verdammen? Daß ſie exiſtirt und lebensfähig ſich ausbreitet, iſt der beſte Beweis für ihre Berechtigung.

„Wir glauben, daß die Stellung, welche Staat und Geſellſchaft den „Internationalen" gegenüber einzunehmen haben, durch die Natur der Verhältniſſe klar vorgezeichnet iſt. Der Staat ſoll auch gegenüber den „Internationalen" ebenſo ſorgfältig, wie gegenüber jedem anderen Verein das Vereinsrecht reſpektiren. Er darf ſich nicht durch ängſtliche Stimmen zu Präventivmaßregeln fortreißen laſſen. Wenn dann aber eine Vereinsſektion im Vollgefühl ihrer Kraft die öffentliche Ordnung verletzt und allfällige revolutionäre Tendenzen äußerlich zu dokumentiren verſucht, dann iſt der Staat nicht blos berechtigt, ſondern verpflichtet, geeignete Repreſſivmaßregeln zu ergreifen. Wir hoffen: in der Schweiz werde es nie zu dieſem Aeußerſten kommen.

„Wie die Geſellſchaft ſich zum allgemeinen Arbeiterbunde verhalten ſoll, iſt eine ſchwierigere Frage. Sie kann die Exiſtenz des Arbeitervereins nicht hinnehmen, wie der Staat, welcher einen Verein nur vom Rechtsſtandpunkte aus auffaßt. Die Arbeiter fühlen ſich allerorts von der Idee einer Aſſoziation über den ganzen Erdkreis um die gleichen wirthſchaftlichen und ideellen Intereſſen angezogen. Und etwas Großartiges läßt ſich dieſer Idee nicht abſprechen. Diejenigen Kreiſe, welche auf die Arbeiter angewieſen ſind, thun am Beſten, wenn ſie ſich mit dem Gedanken befreunden, nicht vereinzelte Individuen, ſondern eine imponirende Macht ſich gegenüber zu haben. Es wird dieſer Gedanke ſie dahin führen, die Arbeiter in jeder Hinſicht menſchenwürdig zu ſtellen und zu behandeln. Damit aber wird das Schreckliche der allgemeinen Arbeiter-Aſſoziation ſich verlieren, und dieſe nur noch das ſein, was ſie unter normalen Verhältniſſen einzig ſein kann: eine harmloſe Vereinigung gleich beſchäftigter Leute ohne irgendwelche der Geſellſchaft feindſelige Tendenzen.

„Was ſpeziell das Auftreten der „Internationalen" in Baſel betrifft, ſo begreift man auf der einen Seite das Eingreifen des internationalen Vereins in die Regulirung der Arbeiter-Verhältniſſe und auf der anderen Seite die Weigerung der Arbeitgeber, mit den „Internationalen" etwas zu ſchaffen zu haben. Die „Internationalen" ſtehen auf ihrem Vereinsſtandpunkt unter der Deviſe: „Einer für Alle, Alle für Einen". Die Fabrikanten ſehen nur ihre Arbeiter vor ſich; von anderen Elementen wollen ſie nichts wiſſen. Es iſt dies auch ſehr verzeihlich. Die „Internationalen" treten aus ihrem Vereinskreis heraus und wagen es, den Fabrikanten das Geſetz vorzuſchreiben. Ein ſolches Vorgehen würde conſequent die ganze Geſellſchaft auf den Standpunkt des „qui vive" ſtellen. Die Fabrikanten haben Verträge abgeſchloſſen mit ihren Arbeitern, aber nicht mit einem Verein. Der Verein hat kein Recht, ſich zwiſchen die Contrahenten zu drängen. Der Verein mag im Vereinskreis dafür ſorgen, daß die Vereins-Mitglieder ihr wirkliches oder vermeintliches Recht dem Arbeitgeber gegenüber energiſch verfolgen, aber er ſelbſt iſt nicht dazu legitimirt, aktiv in die Verhältniſſe zwiſchen den Arbeitern und Fabrikanten einzugreifen. Es ſteht übrigens nicht zu befürchten, daß die Fabrikanten in Baſel außer ihren Contrahenten einen Drittmann, wie ihn der „internationale Verein" repräſentirt, als Vertrags-Gegner anerkennen werden.

„Im ſozialen Leben wird man dem großen Arbeiterbund

Digitized by Google

Rechnung tragen dadurch, daß man im Arbeiter mehr als bisher den Menſchen ehrt. In Vertrags-Verhältniſſe hat der „internationale Arbeiterverein" kein Wort zu ſprechen, weil er außer den Arbeits-Verträgen ſteht. Auf politiſchem Boden endlich wird der Staat die revolutionären Gelüſte ehrgeiziger Maſſenführer, welche die treffliche Organiſation des Arbeitervereins ausbeuten, im Zaume halten. Unter der Herrſchaft dieſer Geſichtspunkte iſt der „internationale Arbeiterverein" ein Gebilde des modernen Aſſoziationsgeiſtes, welches nicht verdammt, ſondern begrüßt zu werden verdient."

Dieſer augenſcheinlich wohlgemeinte, durchaus objektiv gehaltene Artikel des Berner Blattes fand bei der Bourgeois-Preſſe in Baſel eine keineswegs günſtige Aufnahme. Die Baſeler Preſſe und namentlich die „Baſeler Nachrichten" hatten ſich, augenſcheinlich unter dem Eindruck der Ereigniſſe, in eine wahre Berſerkerwuth hineingeredet, unter welcher der Verfaſſer dieſer Zeilen, als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung", ſelbſt zu leiden hatte. Er hatte dieſem, namentlich auch in der Schweiz ſehr verbreiteten Blatte in durchaus objektiver Weiſe nach aus ſicherſter Quelle geſchöpften Mittheilungen Bericht über die Baſeler Zuſtände erſtattet. Darauf die heftigſten Angriffe, aber keine Widerlegungen in den „Baſeler Nachrichten". In einem Privatbriefe wurde die „Allgemeine Zeitung" ſogar aufgefordert, ihre „ſozialiſtiſchen" Correſpondenten abzuſchaffen, widrigenfalls mit Abonnements-Entziehung gedroht wurde. Die Redaktion antwortete in würdiger Weiſe. Aus jenem Privatbriefe ließ ſich übrigens ein Schluß auf den ſittlichen Standpunkt jener Herren ziehen. Wenn ſie durch Androhung eines ſolchen materiellen Nachtheils, wie Abonnements-Entziehung, ein unabhängiges Blatt des Auslandes einſchüchtern zu können glaubten, ſo kann man ſich etwa denken, was ſie gegebenen Falls den wirklich materiell von ihnen abhängigen Arbeitern zuzumuthen wagen dürften.

Nach ſolchen Vorgängen wird dem internationalen Bund kaum die ſittliche Berechtigung abzuſprechen ſein. Daß die Bewegung leider auch von politiſchen Agitatoren auszubeuten verſucht wird, iſt natürlich. In dieſer Richtung iſt z. B. der bekannte badiſche Revolutionär A. Gögg, der jetzt namentlich auch zu den ſüddeutſchen Partikular-Demokraten gehört, thätig. Die deutſchen Arbeiter-Bildungs-Vereine in der Schweiz, welche auch zum internationalen Bund gehören, haben ihn und den Dr. Ladendorf in Zürich zu Redaktoren ihres jetzt in Genf erſcheinenden Organs „Felleiſen" erwählt, auf einem Congreß, den ſie im Auguſt 1868 in Neuenburg hielten. Dort wurde die Redaktion verpflichtet: „in politiſcher Hinſicht hat das Blatt ausſchließlich den demokratiſch-republikaniſchen Standpunkt zu vertreten". Hr. Gögg iſt nun bemüht, in dieſem Blatt für ſeine politiſchen Tendenzen Propaganda zu machen, indem er ſich bemüht, den Arbeitern zu beweiſen: die ſoziale Frage könne nur in der Republik gelöſt werden. Er ſagt u. A. in Nr. 1: „Wie der deutſche Arbeiter in der Schweiz die unſchätzbare Gelegenheit hat, die unberechenbaren Vortheile eines republikaniſchen Gemeinweſens kennen und lieben zu lernen, ſo wird es eine der Hauptaufgaben unſeres Arbeiterblattes ſein, an der Entwickelung der hieſigen Verhältniſſe unter ſteter ſachgemäßer Kritik zu zeigen, wie der Arbeiter einzig und allein durch die unermüdliche Theilnahme an der politiſchen Entwicklung und Geſetzgebung, zugleich mit der politiſchen Gleichberechtigung, Schritt um Schritt ſeine ſoziale Befreiung zu erkämpfen hat."

In anderer Art wirkt der durch ſeine revolutionäre Thätigkeit und Lebensſchickſale bekannte Ruſſe Bakunin, der vor allen Dingen die religiöſe Frage in's Bereich der Agitation zu ziehen bemüht iſt. Er hat in Genf einen aus den verſchiedenſten Nationalitäten zuſammengeſetzten Club, der ſich als Sektion dem „internationalen Bund" angeſchloſſen hat, gegründet, deſſen erſter Revolutionsartikel lautet: Der Club bekennt ſich zum Atheismus. Das ſind nun Alles Dinge, welche, der ſozialen Bewegung an ſich fremd, nur Schrecken über dieſelbe verbreiten können. Es iſt eben noch ein wildes Chaos, deſſen Endziele ſchwer im Voraus zu beſtimmen ſind. Die ſoziale Frage iſt aber einmal da, und es wäre Thorheit und unmöglich, ſie todtſchweigen zu wollen.

Genf. W. L.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

III.*)

Partei-Umtriebe, weltliche und geiſtliche.

Die Wahlen zu den Cortes Constituyentes ſind glücklich vorüber; ihr Ausfall bekanntlich den monarchiſchen Parteien günſtig; die ſogenannte monarchiſch-demokratiſche Partei hat etwa 213 Kandidaten durchgebracht, die Republikaner nahe an 80, die Reaktionäre 20. Genau läßt ſich das Zahlenverhältniß noch nicht angeben; auch kommen noch die vielen Wiederwahlen in Betracht. So ſcheint es, daß, wenn die Dinge ſich friedlich weiter entwickeln, Spanien für die nächſte Zukunft wieder des Glückes einer Monarchie theilhaftig werden wird; aber eben an den Frieden will Niemand recht glauben und nicht ohne Grund.

Denn die ſchwierige Parteiſtellung läßt kaum hoffen, daß der Majorität der Cortes Alles ſich freiwillig fügen werde; die Reaktion ganz und gar nicht, welche im hohen Bewußtſein ihrer weltbeglückenden Miſſion immer offener alle Mittel, die zum Zwecke führen, heiligt und anwendet. Schon muß man von Tag zu Tag mehr, je näher die Eröffnung der Cortes herankommt, auf einen Ausbruch des Aufſtandes im Norden gefaßt ſein, und es iſt ungewiß, ob die militäriſche und polizeiliche Thätigkeit der Regierung den niederträchtigen Umtrieben gewachſen bleiben wird. Cabrera hat ſchon einen Aufruf an die Navarreſen, dieſe Tiroler Spaniens, erlaſſen, mit den gewohnten Redensarten die Sache von Don Carlos vertheidigend und auffordernd, zur rechten Zeit dem Rufe der Führer zu folgen; ſchon haben die Generale Iſabella's und Carl's in Bayonne eine Zuſammenkunft gehabt und unter ſich die Provinzen für den Feldzug vertheilt. Mehrere dieſer großen Diebe ſind ſoeben, weil ſie es unterlaſſen hatten, auf den Canariſchen Inſeln ihren Wohnſitz zu nehmen oder auch gegen die Wahlen proteſtirt hatten, aus der Armee geſtrichen worden. Die Stimmung im Norden wird immer bedrohlicher, beſonders in Pamplona. Die franzöſiſche Regierung aber iſt ſo höflich, die Anhäufung von Waffen und Leuten an der Gränze zu erlauben.

Von der andern Seite ſind die Republikaner zu fürchten, die zwar in den Wahlen in der Minorität geblieben, aber doch ſtark genug ſind, um noch einen Verſuch zu machen, eine neue Revolution nicht lange hinauszuſchieben, ſondern auf die letzte gleich eine andere in ihrem Sinne zu pfropfen. Man kann ſie deswegen nicht ſo unbedingt verurtheilen, da ſie ſich ihres ehr-

*) Geſchrieben Ende Januar 1869.

Digitized by Google

lichen Strebens bewußt ſind und nur zu gut ſehen, wie ein großer Theil der Gegenpartei ſehr mäßig liberal und mehr für ſich als für das Ganze bedacht iſt, wovon die proviſoriſche Regierung hinreichende Beiſpiele gegeben hat; die liberalen Inſtitutionen aber — man kennt dies — würden zwar dem Namen nach bleiben, aber hinreichend beſchränkt und durch andere Auslegungen und Gegenbeſtimmungen geſchwächt werden. So kommt es, daß man von dieſer Seite ſich gar nicht ſicher fühlt und immer wieder von einem nahen Aufſtande ſpricht. Natürlich mag ich einen ſolchen nicht im Mindeſten rechtfertigen; denn in der gegenwärtigen Lage iſt Eintracht unbedingt die Hauptſache, beſonders den reaktionären Umtrieben gegenüber; auch kann man auf einen großen Theil der Monarchiker Vertrauen haben, beſonders auf die Demokraten unter ihnen, da dieſe wirklich das Wohl des Landes und die Befeſtigung der Freiheit durch das Königthum erſtreben; endlich, wenn wirklich ein ſo großer Theil des Volkes noch monarchiſch iſt, ſo iſt zu fürchten, daß auch, wenn ein Gewaltſtreich der republikaniſchen Partei gelänge, derſelbe nur von kurzem Erfolge begleitet ſein würde. Auch ſprechen ſich die angeſehenſten republikaniſchen Blätter entſchieden gegen eine ſolche eigenmächtige Politik aus, ſo der „Pueblo" in Madrid, den Garcia Ruiz, der in Zaragoza gewählte Deputirte, redigirt, das Organ der unioniſtiſchen Republikaner. Andere dagegen, wie die „Discussion", fordern unverholen auf, alle Mittel gegen die Einſetzung eines neuen Königs zu verſuchen und weiſſagen aus einem neuen Königthum nur den ſicheren Bürgerkrieg. Es herrſcht unter den Leuten dieſer Partei eine ſolche Erregung, ein ſolcher Radikalismus in der Sprache, eine ſolche Ueberzeugtheit von der Unfehlbarkeit und dem baldigen Siege ihrer Ideen, dabei eine ſtarke Disciplin — ausgenommen natürlich den unvermeidlichen Theil von Janhagel — und Geſchicklichkeit, im Volke Propaganda zu machen; freilich nicht immer mit voller Ehrlichkeit in den Verſprechungen oder auch mit eigener Täuſchung. Dem übrigen loyalen Europa würden die Haare zu Berge ſtehen, wenn es die Conſequenzen hörte und läſe, welche hier ſo ruhig gemacht werden. Die Deviſe eines hier erſcheinenden republikaniſchen Blattes iſt: La historia de los reyes es la martirologia de los pueblos.

Wahr iſt's, daß dieſe Partei nur ¼ der Deputirten erreicht hat; aber dabei iſt zu beachten, daß dieſelbe in ihren Zielen viel einiger iſt, als die Gegenpartei, die faſt nur dem Namen nach eine eigene iſt, und daß ſie ein größeres moraliſches Anſehen hat. Denn gerade in den aufgeklärteſten Gegenden und hervorragenden Städten ſind jene, zum Theil mit bedeutender Majorität, gewählt. Wie es bei uns in Preußen einen großen Unterſchied ausmacht, wenn den liberalen, in der Hauptſtadt und den hervorragenden Provinzialſtädten gewählten Abgeordneten die Coalition der Beamten, Gutsbeſitzer, Schulräthe und Landräthe entgegentritt, welche zum größten Theil auf dem Lande und in den Winkelſtädten durch die Anſtrengung aller hochehrwürdigen und hochedeln Herren und Dependenten von oben gewählt worden ſind: ſo finden wir diesmal in Spanien gerade in den durch Bildung und Fortſchritt ausgezeichneten Städten die republikaniſchen Wahlen, während die Majorität der Monarchiſten in den wenig hervorragenden Diſtrikten beſonders zu Stande gekommen iſt.

Selbſt in der alten Königsſtadt Madrid haben es die Republikaner auf nahe 14,000 Stimmen gebracht gegenüber den 34,000 der Monarchiker. Geſiegt haben ſie in Cadiz mit 17,381 gegen 14,585 Stimmen, in der Stadt allein mit 6840 gegen 2682; gewählt iſt hier auch Salvochea, der Hauptleiter des Aufſtandes, der zu 12 Jahren Verbannung verurtheilt iſt, aber noch hier in Verwahrung gehalten wird; die andern Republikaner iſt man unparteiiſch genug geweſen, freizuſprechen. In Sevilla haben ſie geſiegt mit 19,648 Stimmen gegen 3821, in Jerez mit 8225 gegen 1759, in Zaragoza mit 3700 gegen 1200. Außerdem haben ſie ihre ſämmtlichen Kandidaten durchgebracht in Barcelona, wo man freilich gegen die Wahlen vielfach proteſtirt, in Valencia, Huesca, Lerida, Malaga, Moron, Tortoſa, Seo de Urgel, Taragona, Alicante und zum Theil in Badajoz, Gerona, Murcia, Ecija. Und man meine nicht, daß in dieſen Städten gerade das gebildete Element das monarchiſche ſei, mögen auch immerhin in den beſitzenden und daher vor größeren Veränderungen ängſtlich zurückweichenden Klaſſen die Monarchiſten beſonders vertreten ſein.

Die Wahlen ſind übrigens im Allgemeinen mit muſterhafter Ordnung verlaufen und haben von dem politiſchen Takte und noblen Sinne des Volkes wiederum ein Beiſpiel abgegeben; die Betheiligung iſt ziemlich rege geweſen, natürlich bleibt immer noch ein bedeutendes Reſiduum der an den Geſchicken des Vaterlandes keinen Theil nehmenden Indifferenten.

Die große monarchiſch-demokratiſche Partei iſt, wie früher, ohne Zuſammenhalt. Der Herzog von Aoſta iſt ſicher jetzt aufgegeben; ob es gelingen wird, eine Majorität der Deputirten oder gar des Volkes für einen Thronkandidaten zu vereinigen, iſt ſehr fraglich. Ein vortreffliches Königthum würde ſich vielleicht aufrecht halten können, aber woher dies nehmen? Montpenſier, welcher ein guter Familienvater und nüchterner Hauswirth ſein ſoll, würde ſich wegen dieſer Eigenſchaften allein nicht empfehlen; er iſt außerdem habſüchtig und auch in Sevilla, wo er gelebt hat, unpopulär, ohne ſittliche Feſtigkeit, eben ein richtiger Sohn von Louis Philipp. Ihn und Espartero ausgenommen iſt aber kaum von Prätendenten die Rede. Letzterer iſt zwar ſchon alt und ſchwächlich, würde aber immer noch am Erſten bei einer Abſtimmung in den Cortes oder auch durch ein Plebiscit die Majorität erhalten. Daß er in Zaragoza, wo er, wie in ganz Catalonien, ſehr beliebt iſt, den republikaniſchen Kandidaten unterlegen iſt, beweiſt nichts gegen das Geſagte; denn mögen ihn auch die Republikaner nicht als monarchiſchen Deputirten wollen, ſo haben ſie doch gegen ihn als Führer des Staatsruders nichts einzuwenden. Ueber die Art und Weiſe, den Willen der Nation für einen beſtimmten Thronbewerber zu ermitteln, wird Verſchiedenes geſagt, und es iſt müßig, alles zu referiren. Wenn es heißt, die Regierung wolle einfach den Cortes einen beſtimmten Kandidaten vorſchlagen zur Annahme oder Verweigerung, nämlich „um Diskuſſionen über das Königthum als ſolches und die einzelnen Bewerber auszuſchließen, die dem Anſehen der königlichen Macht nachtheilig werden müßten", ſo klingt das nicht unwahrſcheinlich; denn allerdings könnten leicht Worte fallen, die dem loyalen Ohre und den andern Höfen ſehr ungewohnt klingen, insbeſondere dem hier ganz beſonders verhaßten Napoleon; bei Manchen gewinnt Montpenſier gerade darum, weil man Napoleon als ihm, dem Orleans, ungünſtig annimmt. Man ſieht aus alledem, wie völlig unſicher noch die nächſte Zukunft iſt; man lebt in jeder Beziehung aus der Hand in den Mund.

Die Miniſter haben nun nächſtens ihr Proviſorium zu endigen und den Cortes Rechenſchaft abzulegen; man kann keineswegs ſagen, daß ſie ſich bei den Liberalen beliebt gemacht haben; auch ſind es nicht nur die Republikaner, ſondern auch viele Blätter der Progreſſiſten, welche ihnen Manches vorwerfen. Und in der That ſind dieſelben hinter den Erwartungen der Nation

Digitized by Google

ſtark zurückgeblieben, etwa den Kultusminiſter Zorrilla ausgenommen, der für Erziehung, Schulen, Univerſitäten viele durchgreifende Erlaſſe gegeben hat. Im Heere werden ebenſo wenig wie in der Adminiſtration Erfahrungen gemacht, im Gegentheil möglichſt raſch alle Stellen von Bedeutung mit Leuten der miniſteriellen Partei beſetzt; dazu kommen dann die Schaaren von ſogenannten Cesantes, d. h. penſionirten Beamten, welche von dem allemal gegenwärtigen Gouvernement beſeitigt worden ſind und die ſchwachen Geldquellen des Landes mit erſchöpfen, übrigens ſonſt völlig arbeitsfähig ſind. Dazu kommt die unveränderte Stellung zu der Kirche; weder hat man das Kirchengut konfiszirt, noch iſt man dem Klerus entſchieden gegenüber getreten; zwar iſt man völlig tolerant in Bezug auf freie Religionsausübung; ſchon gibt es in Madrid, Sevilla u. a. proteſtantiſchen Religionsunterricht, auch das Edikt, welches im 15. Jahrhundert die Juden ausgewieſen hat, iſt aufgehoben; aber geſetzlich iſt noch immer die Kultusfreiheit nicht beſtimmt, ſo allſeitig ſie auch von den Liberalen verlangt wird und als Spitze dieſer Revolution ſchon lange proklamirt werden mußte. Noch immer will man nicht entſchieden mit Rom brechen, bezahlt dem Nuntius noch immer ſeine 25,000 Duros (= 4000 preuß. Thlr.), obwohl Herrera in Rom vom Papſt nicht einmal offiziell als ſpaniſcher Geſandter angenommen iſt. Der Uebermuth des Klerus der unentſchiedenen Regierung gegenüber nimmt zu und gibt ſich kund in bedenklicher Weiſe. Die ungeheuren Zuſchüſſe des Staates an die Kirche werden weiter gezahlt, damit der Klerus im Stillen der revolutionären Regierung entgegenarbeite. Eine lächerliche Demonſtration war es neulich, daß etwa 15,000 ſpaniſche Damen durch einige Gräfinnen dem Miniſterium eine Adreſſe zu Gunſten der Glaubenseinheit überreichen ließen; eine ſehr bedenkliche dagegen hat vor einigen Tagen in Burgos ſtattgefunden durch folgende Veranlaſſung:

Unter der Obhut der Geiſtlichkeit haben bisher viele Archive, Bibliotheken, Kabinete werthvoller Kunſtwerke geſtanden, ſtatt von angeſtellten ſachverſtändigen Beamten und zum Beſten des Publikums als Staatseigenthum verwaltet zu werden. Nun entdeckte man jetzt in Madrid in der Kirche von Atocha, wo ein beſonders wunderthätiges Marienbild iſt, das Fehlen verſchiedener Edelſteine; ebenſo in einer Kirche von Andaluſien. Weiter fehlten in der Kaſſe des Hoſpitals del Buen Suceso 1½ Mill. Realen (= 107,000 Thlr.); ſtatt deren fand man zwei Scheine, mit denen Francisco de Aſis, der Mann der Iſabella, beſcheinigt, vom Patriarca de las Indias die Summe empfangen zu haben, aus den Jahren 1862 und 1867; wie er ſolche Summen verwendet, iſt bekannt. Ferner fehlen im Escorial Edelſteine im Werthe von 7 Millionen Realen (= 500,000 Thlr.), die ſich Pater Claret mitgenommen hat.*) Durch ſolche ſchamloſe Veruntreuung des Kirchengutes veranlaßt, verordnete Sagaſta, der Miniſter des Innern, daß am 24. Januar in jeder Stadt der oberſte Gouverneur alle Urkunden-Archive, Bibliotheken, Kabinete von Pretioſen und Antiquitäten, ſofern ſie nicht unmittelbar zum Kultus noch dienten, als Staatseigenthum übernehmen und ſich in Folge deſſen in Begleitung der betreffenden Geiſtlichen und eines Sachverſtändigen an Ort und Stelle begeben ſolle, um die Gegenſtände unter Verſchluß zu legen und die Kataloge einzuſehen. Dieſe Maßregel war nicht geheim gehalten worden, was zur Folge die Entlaſſung von 53 Beamten im Miniſterium hatte; die Geiſtlichen wußten alſo ſchon davon; indeß verlief alles ruhig, da das Volk nicht hinreichend zu fanatiſiren war und man auch die Polizei aufgeboten hatte. Nur in Burgos kam es zu einer ſcheußlichen That. Während hier der Gouverneur nach der vorgeſchriebenen Weiſe die Kathedrale viſitirt, dringen Volkshaufen ein, ermorden ihn, ſchleifen den Leichnam nackt hinaus, verbrennen ſeine Uniform u. ſ. w. Weitere Scheußlichkeiten wurden durch eiliges Aufgebot der municipalen Kräfte verhindert. Natürlich, daß dieſes Verbrechen in ganz Spanien die höchſte Aufregung gegen den Klerus und Agitation zu energiſchem Vorgehen von Seiten der Regierung hervorgerufen hat, die ihrerſeits durch ihr Zaudern eine derartige Frechheit mit hervorgerufen hat. Denn daß der Klerus die Menge in Burgos fanatiſirt hat, ſteht feſt; der Erzbiſchof ſelbſt ſoll geſchrieen haben: „Sie rauben uns unſere Reliquien", um die Menge anzuſtacheln. Schon hat man an 58 Perſonen gefangen eingezogen, unter ihnen viele Geiſtliche. Dieſe haben ſicher auf beſſeren Erfolg gerechnet und auf Aehnliches in anderen Städten; man ſieht aber, ihre Rechnungen mit der Herrſchaft über den Pöbel ſind ziemlich nichtig, und ein derart mißlungener Coup heißt nur Verbrechen. Mit ſolchen Exceſſen ſtimmt ganz überein die Sprache der Blätter der Rea; ſo ſagt eines: „Schon kämpfen die Liberalen nicht mehr gegen die Diener der Kirche und dieſe, ſondern gegen Gott ſelbſt" — natürlich im Sinne der abendländlichen Fetiſchdiener.

Die Reviſion der Kirchenſchätze hat noch einige derartige Unterſchlagungen ergeben; andere mehr werden noch zum Vorſchein kommen. Die liberalen Blätter ſind Feuer und Flamme ob dieſer inneren Faulheit der Kirche, und in Madrid wäre es wegen des Vorfalls in Burgos beinahe zu Unruhen gekommen; man hat mit Mühe verhindern können, daß nicht die Nunciatur angezündet worden iſt, und von der italiäniſchen Kirche iſt das päpſtliche Wappen abgeriſſen worden. Die Regierung, beſtürmt, die unbedingte Kultusfreiheit zu verkünden, hat heute ein Manifeſt erlaſſen, worin ſie dieſelbe als in der That ſchon exiſtirend anerkennt, die Löſung der Frage aber wegen Trennung der Kirche vom Staate den Cortes überweiſt. Ich bin geſpannt, wie dieſe die ſchwierige, wahrhaft europäiſche Frage erledigen werden. In ihrer Antwort an Deputationen, die in dieſer Angelegenheit zu ihnen gekommen, ſollen einzelne Miniſter gemeint haben, die freie Kirche im Staate wäre gegen das liberale Prinzip der Staatseinheit und hieße, der Reaktion den Staat überantworten. Merkwürdige Anſichten, wenn es wahr iſt!

So weit für heute über die Zuſtände eines Volkes, das durch alle die politiſchen Mißregierungen hindurch immer noch einen guten Kern bewahrt hat, von dem aus es ſich zu altem Glanze erheben kann, und das die Sympathieen aller Guten auch in Deutſchland verdient. Hoffen wir, daß mit dem beginnenden Frühling auch für den Staat eine neue Blütenzeit eintrete!

P. Förſter.

*) Auch hat man erfahren, daß in England mehrere werthvolle, aus ſpaniſchen Bibliotheken herrührende Manuſcripte für geringes Geld verkauft ſind.

England.

Oſſian's Finnghal.*)

Herr Prof. Prutz, deſſen Vorleſungen über die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts einen ſo verdienten, allgemeinen

*) Epiſches Gedicht, aus dem Gäliſchen metriſch und mit Beibehaltung des Reims überſetzt von Dr. Auguſt Ebrard. Nebſt einem Anhang: Ueber Alter und Echtheit von Oſſian's Gedichten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

Digitized by Google

Beifall gefunden, hat in ſeinem Vortrag am 5. Februar auch des „angeblichen Oſſian“ und ſeines „Finnghal“ gedacht, deren poetiſche Wiedererweckung durch Mac Pherſon er als eine kunſtvolle literariſche Täuſchung bezeichnete. Allem Anſchein nach hat Herr Prutz von der kürzlich erſchienenen, deutſchen metriſchen Ueberſetzung des „Finnghal“, von Auguſt Ebrard, noch keine Kenntniß gehabt. Der ſcharfblickende Literarhiſtoriker würde ſonſt ſein Urtheil über Oſſian und Mac Pherſon gewiß ſehr modifizirt haben

Hat es einen Oſſian gegeben und ſind ſeine Dichtungen die Erzeugniſſe des alten Barden oder Fälſchungen einer ſpäteren Zeit? Bekanntlich ſind die Gedichte Oſſian's zuerſt im Jahre 1762 durch die Ueberſetzung Mac Pherſon's bekannt worden, und der vollſtändige gäliſche Text erſchien erſt im Jahre 1807. Die Bewunderung, die ſelbſt ein Herder und ein Göthe der erhabenen Poeſie des nordiſchen Sängers ſchenkten, wich bald dem kritiſchen Zweifel an der Echtheit der Gedichte, der ſich faſt zur Gewißheit einer Täuſchung ſteigerte, als namhafte Forſcher zu erweiſen verſuchten, daß die Oſſian'ſchen Gedichte den angeblichen Finder Mac Pherſon ſelbſt zum Verfaſſer haben und daß der gäliſche Text erſt die Rückūberſetzung aus dem Engliſchen in's Gäliſche ſei. In der That gelang es nicht, eine Handſchrift aufzufinden, welche älter als Mac Pherſon ſei, wiewohl Zeugniſſe ehrenhafter Perſonen die Exiſtenz älterer, ſowohl ſchriftlicher wie mündlicher Ueberlieferungen beſtätigten. Dazu kam der theils ſentimentale, theils hochtrabende Ton der Gedichte ſelbſt, der mehr an den damals herrſchenden Geſchmack, als an die Zeit der rohen Gälen erinnerte; ja es fanden ſich ganze Stellen, die unverkennbar Bibelverſen nachgebildet waren. Bei der im Allgemeinen ſeltenen Kenntniß des Gäliſchen iſt das literariſche Publikum faſt einzig auf die Ueberſetzungen angewieſen; es kann ſich aber nur dann ein richtiges Urtheil bilden, wenn es ſicher iſt, daß der Ueberſetzer den Dichter richtig erfaßt und nicht bloß ſeine Worte, ſondern auch ſeinen Geiſt treu wiedergegeben hat. Eine ſolche Bürgſchaft giebt uns der unten genannte Ueberſetzer. Er hat ſich die treueſte Wiedergabe der Gedanken und Anſchauungen, aber in echt deutſcher Form, zur Pflicht gemacht, und ſo iſt ſeine Ueberſetzung eine Appellation an den geſunden Sinn unbefangener Leſer, deren Entſcheidung hoffentlich zu Gunſten des Dichters ausfallen wird.

Herr Ebrard zeigt an Beiſpielen, wie Mac Pherſon nicht fähig geweſen, den gäliſchen Text auch nur ſprachlich richtig zu überſetzen, geſchweige denn ſolche Gedichte zu erfinden: „Weſentlich ſeinen Mißverſtändniſſen, der Zerreißung einheitlicher Bilder und dem trüben Miſchmaſch unadäquater Vorſtellungen iſt es zuzuſchreiben, wenn Oſſian's Gedichte einen ſo nebelhaft unklaren, verwaſchenen und verworrenen Eindruck machen. Im Original iſt Alles klar, feſt und beſtimmt; Nebel werden da zwar allerdings oft erwähnt, aber ſie ſpielen keine größere und andere Rolle, als ſie in der Natur des ſchottiſchen Hochlandes wirklich ſpielen. Aber nicht bloß gefehlt hat Mac Pherſon, er hat auch geſündigt. Wenn auch keine Myſtifikation im Großen, ſo hat er ſich doch Myſtifikationen im Kleinen erlaubt. Um dem Geſchmacke ſeiner Zeit — jener hochtrabenden Klopſtock'ſchen Periode — ſeinen Oſſian gerecht zu machen, hat er ſich erlaubt, namentlich bei Gleichniſſen und Naturſchilderungen, Verſe oder Zeilen hinzuzudichten, von denen in dem von ſeiner eigenen Hand niedergeſchriebenen Original nichts zu finden iſt; insbeſondere hat er bei Naturſchilderungen Pſalmverſe oder Phraſen, die er einzelnen Pſalmverſen nachbildete, eingeflickt; und gerade ſolche Stellen mit ihrem der ſchottiſchen Hochlandsnatur fremden Element und mit ihren deutlichen Reminiſcenzen an den Pſalter waren es, welche die Kritik wachrieſen und ihr Handhaben verliehen. Man konnte mit Recht nicht begreifen, wie in ein aus der grauen Heidenzeit ſtammendes Gedicht ſolche Anklänge an die Bibel kommen konnten. Das Original trifft dieſer Einwand nicht.“

Für die Echtheit ſpricht ferner die hiſtoriſche Grundlage, auf welcher die Dichtung beruht. Der Inhalt des Epos Finnghal iſt kurz folgender: Eine Normannenſchaar fällt unter ihrem Könige Suaran in Irland ein, wo Cuchullin als Vormund und Reichsverweſer an der Stelle des jungen Königs Cormak herrſcht Cuchullin nimmt in übermüthiger Zuverſicht den Kampf an, ohne erſt die Ankunft ſeines Verbündeten, des Caledonier-Königs Finnghal, abzuwarten, und wird geſchlagen. Finnghal landet nun mit ſeinen Helden und rettet Cuchullin, indem er Suaran beſiegt und ihm edelmüthig freien Abzug nach Norwegen gewährt. Der däniſche Geſchichtsforſcher Suhm hat in ſeiner däniſchen Geſchichte erwieſen, daß es wirklich einen König Swaran von Weſtgothland gegeben hat, der in einem Kriege mit König Gram von Norwegen fiel, im Jahre 240. Die Fahrt nach Irland iſt daher nach Suhm einige Jahre früher, etwa um 238, zu ſetzen. Ebenſo entbehren die anderen Gedichte Oſſian's der geſchichtlichen Grundlage nicht.

Wie der hiſtoriſche Stoff, ſo weiſt auch der kulturhiſtoriſche auf eine alte Zeit. In Oſſian's Gedichten findet ſich auch nicht die leiſeſte Spur einer Bekanntſchaft mit dem Chriſtenthum, die gewiß nicht fehlen würde, wären ſie in der ſpäteren chriſtlichen Zeit entſtanden. Die Kulturzuſtände, welche die Gedichte ſchildern, ſind ganz die primitiven, wie ſie für die Zeit Oſſian's paſſen und die ein mittelalterlicher oder ſpäterer Dichter ſchwerlich gekannt hat. Dabei iſt die Unterſcheidung ſkandinaviſch-germaniſcher und caledoniſch-keltiſcher Sitte und Mythologie ſo ſcharf und ſicher, daß der Hiſtoriker Suhm aus eben dieſen Gründen erklärt hat, Oſſian könne geradezu als ſubſidiäre Geſchichtsquelle gebraucht werden. In dieſen inneren Gründen liegt die Bürgſchaft der Echtheit, wie ſehr auch äußere Gründe, beſonders der Mangel an älteren Handſchriften, Zweifel zulaſſen.

Die Sprache, in der uns jetzt die Gedichte vorliegen, hat freilich mit der Zeit eine Veränderung erlitten. Ein Gedicht, das ſich von Generation zu Generation mündlich fortpflanzt, muß in ſeinem Texte die Wandlungen erfahren, welche die Sprache ſelbſt allmählich erfährt. So iſt es nicht zu verwundern, daß wir im Oſſian nicht das Altiriſche oder Altgäliſche des 3. Jahrhunderts, ſondern eine Sprache finden, welche ſich zur altiriſchen etwa ſo verhält, wie das Mittelhochdeutſche des Nibelungenliedes oder des Parcival zu dem Althochdeutſchen des Weſſobrunner Gebetes. Wiederum verſchieden iſt die Sprache des Oſſiantextes von dem heutigen Gäliſchen Erſt durch die ſchriftliche Aufzeichnung iſt der Text fixirt worden. Dieſen Zeitpunkt ſetzt unſer Ueberſetzer in das 9. oder 10. Jahrhundert, als unter Kenneth, welcher 843 das Pictenreich mit ſeinem caledoniſchen Reiche vereinigte, eine mehrhundertjährige Periode der Ruhe und des Glanzes begann, in welcher gäliſche Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt gepflegt wurde und die erſt ihr Ende fand, als von König Alexander (1107—1124) normanniſche Sprache, Sitte und Verfaſſung eingeführt und das Gäliſche zur Sprache des gemeinen Volkes herabgedrückt wurde.

Zur richtigen Würdigung Oſſian'ſcher Poeſie iſt die Eigenthümlichkeit der keltiſchen Bardendichtung, ſowohl der iriſch-gäliſchen wie der wäliſchen, zu beachten. Sie kennt die ſcharfe Trennung zwiſchen Epos und Lyrik, welche wir von den antiken

Digitized by Google

Klaſſikern her gewöhnt ſind, nicht. Es war uralte gemeinſame Sitte aller keltiſchen Stämme, daß die Barden das Heer in die Schlacht begleiteten und daß jede Kriegs- und Heldenthat alsbald von dieſen Barden in mehr oder minder ausführlicher Weiſe gefeiert wurde. Daher kommt es, daß in faſt allen Schlachtenliedern, deren eine große Zahl aus verſchiedenen Jahrhunderten erhalten iſt, der Barde ſeine ſubjectiven Empfindungen und Betrachtungen in die objective Darſtellung des Ereigniſſes miſcht. Oſſian, der Sohn des Finnghal, war Krieger und Barde zugleich. Nach Finnghal's Tode und nach dem Untergange ſeines Reiches flüchtete Oſſian auf eine der Hebriden, und als erblindeter Greis faßte er die von ihm ſelbſt und von befreundeten Barden, wie Carul und Ullin, geſungenen Lieder in die größeren Epen Carthonn, Finnghal und Tighmora zuſammen, die als Erinnerungen an die vergangene Herrlichkeit des Caledonierreiches mit liebender Zähigkeit feſtgehalten und auf die gewohnte Weiſe des Auswendiglernens von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt wurden. Mag nun Oſſian ſelbſt oder ein Späterer unter Oſſian's Namen der Ordner dieſer Epen ſein, immer mußte der Umſtand, daß des Dichters eigene Perſon mit den Begebenheiten, welche er erzählt, verflochten iſt, dem epiſchen Stoffe das lyriſche Element beigeben, wodurch dieſen Geſängen ein eigener Reiz verliehen wird, der den antiken Epen abgeht. Die Vorausſetzung, daß der hochbetagte, blinde Sänger die glücklichen, ſtolzen Tage ſeiner Jugend beſingt, verleiht den Gedichten den ſentimentalen, wehmüthigen Ton, der, wie man meinte, zu einem rauhen Kämpen des 3. Jahrhunderts ſo wenig paßt. „Allein — bemerkt unſer Ueberſetzer — jener Wehmuth, welche uns in den klagenden Stellen Oſſian's ſo modern anmuthet, begegnen wir in ganz ähnlicher Weiſe in den Liedern gar manches Barden, der gleich Oſſian an der Seite ſeines Fürſten einſt tapfer gekämpft hatte. Ja auch in Oſſian's Gedichten ſprechen andere Helden ganz ebenſo wie er ſelbſt ihre wehmüthigen Erinnerungen an die verſtorbene Geliebte der Jugend aus. Und überdies wird man zugeben müſſen, daß dieſe wehmüthigen Stellen außerordentlich einfach, wahr und ergreifend und nichts weniger als gemacht ſind."

Zur Beſtätigung dieſer Behauptung geben wir ein Beiſpiel, das zugleich als Ueberſetzungs-Probe dienen mag, aus dem Anfange des vierten Geſanges, wo Oſſian ſein gegenwärtiges Leid beklagt und ſich der glücklichen Tage erinnert, als er ſeine Geliebte Ewirallun im Kampfe mit dem Nebenbuhler ſich errungen:

Es gingen dahin unter Kampf meine Tage;
Mein Alter iſt Kummer und Gram und Plage.
O Tochter der ſchneeigen Hände, nicht
War ich ſo traurig und ſo blind,
Nicht war ich ſo düſter und ohne Licht
Als ihre Liebe mir Brano's Kind,
Ewirallun, ſchenkte, die braungelockte,
Die weißbuſige, glanzumflockte.
Sie umwarben tauſend Helden;
Tauſenden weigerte ſie die Hand.
Ob kühne Krieger ſie umſtellten:
Ihr ſchien Oſſian der ſchönſte im Land.
Die Maid zu ſuchen, kam ich gezogen
Nach Lego's*) weiten, ſchwarzen Wogen.
Zwölf Helden waren meine Begleiter,
Des ſtromreich bergigen Morwen Streiter.
Zu Brano kamen wir fremdedurchirrenden,
Zu Brano, dem Manne der Panzer, der klirrenden.
„Woher", ſprach der Häuptling, der glanzumtagte,
„Kommt der Jüngling dort unter Waffen und Stahl?
Nicht leicht giebt Zutritt die Maid; ſie entſagte
Erinus blauäugigen Fürſten zumal.
Du aber ſei mir hundertmal
Gegrüßt, ruhmreicher Finnghalsſproß!
Glücklich die Maid, die dir ſich neigt,
Du kühner Held, von Thaten groß.
Hätt' ich der Töchter zwölf gezeugt,
Dich, Tapfrer, träfe meine Wahl."
Er öffnete der Jungfrau Halle,
Der braungelockten Ewiralle.
Da hub der Jubel des Volkes an,
Begrüßend die Tochter des Seeherrn Bran.
Hoch auf des Hirſches Moore ſtand
Cormak*) ſammt ſeiner Mannen Zahl.
Sechs Helden waren ihm zuhand;
Die Sonne glänzte auf ihrem Stahl.
Colla und Dura, die Wundenſchläger,
Tög und Freſchdal, die kühnen Jäger,
Döra, nicht kleiner Thaten Vollbringer,
Döla, der ſtarke Feindebezwinger;
Sein Schwert eine Flamm' in ſeiner Hand,
Sein Antlitz weiß am Bergesrand.
Von den Recken, die Oſſian mit ſich genommen,
Waren acht heil über das Meer gekommen.
Da war Ullin, der kampfesrührige,
Mulla, der ſchwerter- und thatenbegierige,
Schiallag, der edle, mit ſittiger Hand,
Oglan, in heißem Zorn entbrennend,
Duw und Cördjel, Furcht nicht kennend,
Roinne, der hoch mir zur Seite ſtand,
Dräuenden Tod auf der Augenbraue.
Doch warum nenn' ich zuletzt von Allen
Dich, deß Ruhm die Lieder ſchallen:
Tapfrer Ogar von Arwen's Aue?
Ogar begegnete Döla, dem rauhen,
Mann an Mann auf dem Streitgefild.
Wie der Sturm auf dem Meer war ihr Kampf zu ſchauen,
Wenn die wilde Woge ſchäumt und brüllt.
Ogar gedacht' an ſein fleckiges Schwert,
Die Waffe, die ihm am nächſten zur Hand.
Neue Wunden haben den Feind verſehrt;
Da hat ſich der wüthende Sturm gewandt.
Ich brach des Cormak Schild dreimal;
Dreimal brach ſeiner Lanze Stahl.
Sein ſchönes Haupt rollt auf den Hügel.
Die Flucht gab ſeinen Freunden Flügel.
Wer war der Mann, mir zu ſagen, o Maid,
Als ich ein Licht war im Heeresſtreit,
Daß ich einſt blind in trauriger Wacht
Im Nebel würde verbringen die Nacht?
Der hätte dürfen im Harniſch kühn —
Ein Held ohnegleichen — die Klinge ziehn! —

Eine auffallende Erſcheinung in den Oſſian'ſchen Gedichten iſt, daß von heidniſchem Götterglauben keine oder nur ganz ſchwache Spuren ſich finden. Götter, wie ſie die Gallier und andere Kelten verehrten, kennt Oſſian ebenſo wenig, wie den bei allen keltiſchen Völkern ſehr ausgebildeten Prieſterſtand der Druiden. „Nie wird einem Gotte Opfer gebracht, noch ein ſolcher um Hilfe angerufen. Eine Begrüßung der aufgehenden Sonne als des Sohnes des Himmels iſt das Einzige, was uns allenfalls an einen Götterdienſt erinnern könnte. Alle Religion

*) Lega, Lego, eine Gegend Nordirlands (die Grafſchaft Sligo?)

*) Als Nebenbuhler, kampfgerüſtet.

Digitized by Google

ſcheint im Umgang mit den Geiſtern der im Kampfe gefallenen Helden aufzugehen." Dabei iſt Oſſian der Götterglaube der Skandinavier nicht unbekannt. Er läßt die Seelen der gefallenen Normannen zum Geiſt Lodun, d. h. zu Odin, kommen, während die Seelen der gefallenen Caledonier als Nebelgeſtalten ihre Gräber umſchweben und ihren Hinterlaſſenen nahe bleiben. Herr Ebrard findet in dem Sonnen- und Todtenkultus der Oſſian'ſchen Gälen eine Aehnlichkeit mit dem Sabäismus, wie er ſich in Central-Arabien trotz dem Mohammedismus noch erhalten hat. Entweder, meint er, haben die Gälen zu Oſſian's Zeiten noch keine andere Religion gekannt, als dieſe uralte, vorkeltiſche, oder die Beziehungen auf heidniſchen Götterdienſt ſeien von dem Barden-Orden, als er ſich mit dem ſchottiſchen Volke dem Chriſtenthume zuwandte, abſichtlich ausgemerzt worden, indem er ſie nicht auswendig lernen ließ. Uns ſcheint die letztere Annahme unwahrſcheinlich, weil eine ſolche Ausmerzung die Gedichte in ihrem ganzen Geiſte allzuſehr alterirt hätte, ohne daß doch dem chriſtlichen Gemüthe dadurch genügt worden wäre. Hätten die chriſtlichen Barden die alten Sagen den chriſtlichen Anſchauungen anpaſſen wollen, ſo würden ſie ſie völlig umgedichtet haben, ungefähr wie dies mit dem Nibelungenliede geſchehen iſt. Wir glauben daher, daß uns die Oſſian'ſchen Gedichte auch in dieſer Beziehung treu überliefert worden ſind.

Zu der kindlich einfachen religiöſen Anſchauung paßt auch die einfache Lebensweiſe und Sitte. Jagd und Viehzucht ſind die einzigen Beſchäftigungen. Um den Beſitz einer ſchönen weißen Kuh gehen die Fürſten einen tödtlichen Zweikampf ein. Von Ackerbau findet ſich keine Spur. Pracht in Kleidern und Wohnung kennt man nicht. Der König hält in offener Halle Hof; zum Mahle lagert er ſich im Freien auf Moos und Heide. Edeln Fürſtentöchtern dient eine Höhle oder Grotte zum Aufenthalte. Die Liebe ſpielt bei Oſſian eine große Rolle, doch iſt von einer eigentlichen Ehe noch keine Rede. Die Geliebte wird durch Kampf mit den Nebenbuhlern erworben. Mit der Liebe endet die Ehe; ſie wird durch gegenſeitige Uebereinkunft getrennt, wenn die Neigung eine andere geworden. Beſchränkt iſt der Kreis der ethiſchen Ideen, doch die Geſinnung eine menſchlich edle. Muth und Treue gelten für die höchſten Tugenden; Verſöhnlichkeit und Milde gegen den Feind ehren den Helden. So ermahnt Finnghal ſeinen Enkel Oskar vor dem Kampfe mit den ſchönen Worten:

„Sohn meines Sohnes", ſprach der König,
„Oskar, du Held in deiner Jugend!
Dein Schwert, das grimmige, hab' geſehn ich;
Stolz bin ich auf der Ahnen Tugend
Folg' ihrem Ruhme, die zur Ruh'
Gegangen; wie ſie, ſo ſei auch du!
Wie Trenor, der oberſte Mannengebieter,
Wie Trahal*), der Helden zur Welt gebracht.
Sie ſchlugen in ihrer Jugend die Schlacht;
Ihr Ruhm lebt durch der Barden Lieder.
Gegen die Starken ſei wie ein Strom,
Gegen die Schwachen ſei ſo gelind,
Wie auf der Wieſe der ſäuſelnde Wind.
So war Trenor, der Schildezerſchmieder,
Und Trahal, der herrliche Fürſtengebieter.
So waren meine eigenen Thaten,
Im Streite kühn, im Siege milde.
Der Arme war bei mir ſtets wohlberathen;
Muth kam dem Schwachen unter meinem Stahl.
Suche du nicht den Kampf der Schilde,
Und verweigr' ihn nicht im Felſenthal!" —

*) Trahal war der Großvater und Trenor der Urgroßvater Finnghal's.

Von den ſpäteren Gewohnheiten der Kelten finden wir bei Oſſian noch keine Spur. Im Mittelalter wird zum Kampfe aufgeboten durch Umhertragen eines rothen Kreuzes, bei Oſſian durch Anſchlagen eines Schildes. In Irland und Schottland iſt im Mittelalter die Sackpfeife das nationale beliebteſte Inſtrument, mit welchem die Heere in den Kampf ziehen; bei Oſſian wird ein großer Schild als Heerpauke benutzt, ein Stierhorn iſt die einzige kriegeriſche Muſik. Auch die Namen der mittelalterlichen Clan-Eintheilungen finden ſich noch nicht. Wären dieſe Gedichte mittelalterlichen Urſprungs, ſo würde der Dichter den einen oder anderen Clan damit geehrt haben, daß er ihm eine Abſtammung von Finnghal angedichtet hätte. Alle dieſe Erſcheinungen beſtätigen das hohe Alter und die reine Bewahrung dieſer Gedichte. Jeder Freund alter Poeſie wird es daher dem Ueberſetzer danken, daß er es verſucht hat, Oſſian wieder unter uns heimiſch zu machen. Mögen die übrigen Dichtungen des gäliſchen Homers bald in gleicher Weiſe folgen.

Afrika.

Lejean am Weißen und am Blauen Nil.

Der Franzoſe Guillaume Lejean, der ſchon lange durch ſeine geographiſchen Arbeiten der gelehrten Welt bekannt iſt, hat ſoeben in Paris bei Hachette ſein Werk über Afrika erſcheinen laſſen unter dem Titel: Voyage aux Deux Nils (Nubie, Kordofan, Soudan oriental), exécuté de 1860 à 1864 par Guillaume Lejean.*) Dieſer Reiſende, welcher zu der Zahl der kühnen Männer gehört, die keine Gefahren ſcheuen, um ihren und der Welt Wiſſensdurſt zu befriedigen, legt hier Rechenſchaft von ſeinen Reiſen in Afrika ab, und zwar in höchſt intereſſanter und auch dem Laien willkommener Weiſe.

Im Allgemeinen ſind in Frankreich, wo man vielfach die Anſicht hören kann, daß Bukareſt die Hauptſtadt von Bokhara ſei, die ernſthaften Reiſenden nicht gerade ſehr häufig: der franzöſiſche Charakter bringt mehr flanirende Touriſten und Buchmacher hervor. Um ſo mehr muß man die Verdienſte von Männern wie der verſtorbene Leſaint und Guillaume Lejean hervorheben. Es iſt wahrſcheinlich, daß der Letztere die Route von Leſaint wieder aufnehmen wird, was übrigens nur die Fortſetzung ſeiner früheren Reiſen ſein würde, denn er ſelbſt iſt über Gondokoro hinaus geweſen, welches unter dem 4ten Grad 54 Minuten 6 Sekunden nördlicher Breite und dem 30ſten Grad 46 Minuten 9 Sekunden der Länge liegt.

Wir entnehmen dem Werke Einiges, was den Leſer intereſſiren kann, ohne uns auf die ſtreng wiſſenſchaftlichen Reſultate einzulaſſen. — Lejean war der Erſte, der den Lauf des Bar el Gazal, des Bar el Arab, des Bar el Dſchur unterſucht hat, die, im See No vereinigt, ſich in den Weißen Nil ergießen und die ſtets feuchten Einöden bedingen, welche durch ihre Sumpffieber den Reiſenden ſo gefährlich werden, und unter denen Lejean auch zu leiden hatte. In dieſen Gegenden befand ſich eine öſterreichiſche Miſſion, welche vom beſten Geiſte beſeelt war, aber ſich doch nicht halten konnte und jetzt verſchwunden iſt.

*) Ein Volumen Text und ein Atlas.

Digitized by Google

Sie hatte zwei Niederlaſſungen, welche unter der ſie umgebenden Bevölkerung nicht gedeihen konnten. Die eine, Heiligenkreuz zubenannt, war die begünſtigtere. Die frommen Väter vertheilten, von dem Gefühle der Schamhaftigkeit verleitet, Hoſen an die Kitſchi, aber dieſe wollten durchaus nicht begreifen lernen, wozu ſie ſolche Dinger gebrauchen könnten; ſie zogen ſie auf die Arme oder machten ſich einen Kopfputz daraus, und denjenigen, welchen die ehrwürdigen Väter ſelber dies Kleidungsſtück anzogen, um ihre Adepten erſt daran zu gewöhnen, paſſirte wiederholt allerlei zwar nicht merkwürdiges, aber unausſprechbares Unglück. — Der anderen Niederlaſſung erging es noch ſchlimmer. Sie befand ſich in Gondokoro ſelbſt: ſie beſaß eine Kirche mit einem Glockenthurm und in dem Thurm auch Glocken, und das war ihr Unglück. — Ein Hauptſpaß war es nämlich für die Wilden, die Kirche mit Sturm zu nehmen und ohne Aufhören Tag und Nacht die Glocken zu läuten und Freudengeſchrei auszuſtoßen, dabei aber Bewegungen und Sprünge zu machen wie epileptiſche Affen. — Die Väter mußten darauf verzichten, ſo unruhige Katechumenen zu bekehren; ſie verließen die Niederlaſſungen, die nun Ruinen ſind.

Mit ſchon eingewurzelten, vorgefaßten religiöſen Ideen hatten die Miſſionäre übrigens nicht zu kämpfen; dieſe Neger glauben im Grunde an nichts, höchſtens an böſe Zauberer, die den Regen machen; es ſind eben große, verſchmitzte Kinder, leicht Eindrücken unterworfen, von haarſträubender Beweglichkeit, mit jeder Sekunde ihre Meinung, ihre Gefühle wechſelnd und vor Allem nicht im Stande, ihre Aufmerkſamkeit auf irgend einen Punkt zu fixiren, am Allerwenigſten aber auf abſtrakte Raiſonnements. — Bei manchen der dortigen Völkerſchaften dagegen, den Dekka z. B., ſcheint es, als ob einige brahmaniſche Traditionen irgendwie Eingang gefunden hätten; denn es iſt bei ihnen die Ehrfurcht vor der Kuh bis zum Alleräußerſten getrieben. An ihr iſt Alles und Jedes heilig, nichts iſt unrein an ihr und in ihr. Bevor ſie die Milch trinken, reiben ſie ihre Kalebaſſe mit einer Feuchtigkeit, welche auch von der Kuh kommt. In Chartum hat, wie Lejean erzählt, Jedermann eine von einem Franzoſen *adoptirte* Negerin ſehen können, ein ſtolzes Weib, welches niemals ohne eine Eskorte von Speerträgern ausging. Sah ſie eine Kuh in einem gewiſſen Augenblicke, ſo warf ſie ſich trotz ihrer prunkenden Kleider zwiſchen die Hinterbeine des Thieres nieder und ließ voller Freude und Andacht den ſonderbaren und ſehr reichlichen Thau auf ſich niederträufeln. Paul de Potters bekannte Kuh würde man bei ſolchen Leuten als mächtigen Fetiſch benutzen können.

Zu Chartum hielt Lejean ſich verſchiedene Male auf; es war dies ſo zu ſagen ſein Raſtpunkt und Verpflegungsmagazin. Die Stadt liegt an der nördlichen Spitze des Delta, welches ſich zwiſchen dem Weißen und Blauen Nil hinaufzieht. — Mehemed Ali hat ſie begründet oder vielmehr außerordentlich vergrößert zu der Zeit, wo er, befürchtend, die Pforte könne ihm Aegypten und Nubien nehmen, ſich ein großes ſudaniſches Reich gründen zu können träumte. Chartum iſt am oberen Nil eine Art von Gomorrha und in jeder Hinſicht der Strafe würdig, welches jene verfluchte Stadt traf. Zu fern von der Centralbehörde, welche ſich in Cairo befindet, von Beamten regiert, deren ſittliche Verworfenheit ebenſo groß iſt als ihre Käuflichkeit, birgt dieſe Stadt in ihren Mauern eine Bevölkerung von Schurken, die unter dem Vorwande, Elfenbeinhandel zu treiben, nicht bloß mit Sklavenhandel ſich beſchäftigen, ſondern auch mit Negerjagd. Sie rüſten auf ihre Koſten kleine Kriegscorps aus, plündern die Wohnungen, verwüſten das Land, führen Weiber und Kinder weg, und machen bei dem nichtswürdigſten, gemeinſten und allen Leidenſchaften fröhnenden Leben ein Geſchäft mit lebendigem Menſchenfleiſch.

Das ganze Europa proteſtirt fortwährend auf diplomatiſchem Wege, eine ſchlechte Methode Türken gegenüber, die vor Nichts ſich fürchten als vor Schlägen. Die ägyptiſche Regierung verſichert, daß ſie nicht wiſſe, was man meine, der Sklavenhandel ſei ja lange abgeſchafft, und bleibt Complice und nutzenziehender Complice aller dieſer Infamien. Denn durch die Negerrazzia's completirt ſie ihre Armee. — Wer in Chartum ſo viel hat, daß er eine oder zwei Barken miethen, 60 bis 70 Schnapphähne und Galgengeſindel mit Gewehren verſehen kann, der verſucht eine Expedition. Man fährt den Weißen Nil ſo weit als möglich hinauf, überfällt Nachts ein Dorf, legt Feuer an, metzelt, wer Widerſtand leiſtet, nieder, ergreift und feſſelt jedes lebende Weſen, auf das man ſtößt. Dann wird dieſe Ladung Menſchenfleiſch nach gewiſſen Orten transportirt, welche den Beamten des Vicekönigs zwar gut bekannt ſind, aber gegen klingende Bakſchiſch von dieſen nicht controlirt werden. Unter Umſtänden würden ſie ſogar die Kaſernen herleihen, um dieſe unglückſelige Menſchenwaare einzupferchen.

Man braucht aber nicht zu glauben, daß es bloß Aegypter und Türken ſind, welche dies ſchnöde Gewerbe betreiben. Dieſe können ſich noch hinter den Koran verſchanzen, der ſagt: „Du kannſt in Frieden alle Sklaven behalten, welche deine rechte Hand dir erworben hat.“ Nein, die Europäer ſind die Aergſten, ſie geben das Beiſpiel und mit einer unbeſchreiblichen Sittenverderbniß verbinden ſie Wildheit und Grauſamkeit, welche an die gräßlichen Exceſſe erinnert, mit welchen die Spanier nach der Eroberung von Amerika ſich beſudelt haben.

Lejean ſpricht ſich mit ſeinen Beſchuldigungen ſehr poſitiv aus und deckt die Verbrechen ohne alle Scheu auf. Wenn er brave Männer, wie die Gebrüder Poncet (ſiehe auch Petermann's Mittheilungen Jahrgang 1868, XI. Heft), Penney, Alexander Peyſſière (einſt Mitarbeiter der Revue des Deux Mondes, jetzt todt) ſehr lobend erwähnt und mit vollſtändiger Kenntniß der Umſtände und Perſonen die Moralität verſchiedener Kaufleute von Chartum ehrend hervorhebt, ſo geißelt er ebenſo ohne Schonung diejenigen, welche ſich durch dieſes nichtswürdige Gewerbe bereichern. Für dieſe Leute ohne Treu und Glauben hat die Negerrace keinen anderen Namen als das bezeichnende Wort el mâl, „das Kapital“.

Ein ehemaliger Legationsſecretair zeichnete ſich in dieſem Gewerbe durch eine unerhörte Raffinirtheit und Grauſamkeit aus; glücklicherweiſe endete er in Folge unmäßigen Trinkens. Ein Oeſterreicher hat das Etabliſſement gekauft, welches Jener in Runga begründet hatte, und ſetzt ſein verbrecheriſches Geſchäft fort, während er doch nach Europa Correſpondenzen ſchickt, die gegen die Sklaverei kämpfen und vom humanſten chriſtlichen Sinne durchdrungen ſind. Mit der höchſten Unverſchämtheit ſteckt man den Fluß entlang die engliſche, franzöſiſche, öſterreichiſche, türkiſche und ſelbſt die amerikaniſche Flagge auf. Man kann ſich wohl den moraliſchen Zuſtand der Gegenden denken, welche dieſe Verbrecherbrut beſucht.

„Wenn man, ſagt Lejean, die jedenfalls wahrheitsgetreuen Schilderungen lieſt, welche die Beſucher von 1840 und noch in den folgenden Jahren von der braven und ſtolzen Bevölkerung dieſer Gegenden machen, ſo glaubt man zu träumen, wenn man jetzt nach Gondokoro mitten in dieſe Schaar von Trunkenbolden und ſchamloſen entarteten Weibern hineingeräth. Ich hebe die letzteren beſonders hervor, denn die Hauptſchuld dieſer Negerhändler

Digitized by Google

besteht darin, daß sie am Weißen Flusse noch mehr sittenloses Verderben verbreitet haben als getödtet und Brand gestiftet."

Unter allen Breiten und bei den verschiedensten Religionen sind die Sophismen, welche den Sklavenhandel decken sollen, stets dieselben. Die katholische Kirche verdammte die Sklaverei nicht, weil sie für sie ein Mittel war, die ungläubigen Heiden in den wahren Glauben hineinzulocken; der träge Islam räsonnirt gerade auf dieselbe Weise. Was man in Südamerika in den französischen Kolonieen sagte, als Ludwig XIII. Miene machte, mit einem einzigen Schlage diese unwürdige Sitte abzuschaffen, genau dieselben Argumente bringt man heute in Darfour und Wadaï vor. „In den Augen der Muselmänner sind diese Akte der Unmenschlichkeit nicht bloß durchaus erlaubt, sondern sogar gesegnet, denn sie machen Proselyten für den Propheten." Die Sklaverei ein Mittel für die Propaganda, weiter kann die Heuchelei nicht gehen! Zu diesem Elend, welches die Unglücklichen trifft, kommen nun aber noch Ortsgebräuche und seltsame Ansichten von Ehre. Wenn bei den Boges ein Mann insolvabel stirbt, so haben seine Gläubiger das schreckliche Recht, die Kinder des Verstorbenen zu ergreifen und sie als Sklaven zu verkaufen. Diejenigen Missionäre, welche den Muth haben, den Gefahren des Propagandamachens zu trotzen, machen sich in diesen Ländern vergebene Mühe. — Du bist ein Weißer, ein Kinderräuber und Verkäufer von Weibern, verflucht seist du! Geh von mir! sagen sie. — Da begnügen sich denn verschiedene dieser frommen Herren, um ihre Mission zu befestigen, mit dem kindischen Vertheilen von Medaillen, welche, wie sie den Negern versichern, ganz besondere Tugenden haben; sie, die Neger, ziehen sich die Fäden, woran die Medaillen hängen, ganz getrost durch die Nase und kommen sich schön damit vor.

Von Chartum werden die Sklaven meist nach Massaua geschickt, um von da über Dschedda nach der arabischen Halbinsel dirigirt zu werden. Herr Barroni, ein Apotheker aus Bologna, der ad interim das englische Vicekonsulat lange Zeit verwaltete, kämpfte mit der Hartnäckigkeit eines braven Mannes erbittert gegen das Sklavenhändlerwesen. In Person griff er die Karawanen an und befreite die gefangenen Neger. Er stachelte den Eifer des englischen Residenten in Aden mit allen möglichen Gründen und Bitten an, weil dieser zur Zeit sein Vorgesetzter war. Aber derselbe „deutete ihm an, er möge in seinem Kriege gegen die Sklaverei unter der türkischen Flagge nicht beharren, aus Furcht, das Ansehen dieser mit England befreundeten Flagge möge im Rothen Meere darunter leiden". — „Ich führe dieses kleine Faktum, sagt Herr Guillaume Lejean, für welches ich den schriftlichen Beweis in Händen habe, als Beispiel an, was von der aufrichtigen und ganz durchdrungenen Ueberzeugung unserer abolitionistischen Freunde jenseits des Kanals zu halten ist." — Was die ägyptischen und türkischen Beamten angeht, so ist denen nun gar in keiner Weise zu trauen. — Wenn sie nicht ganz offen den Handel auf ihre Rechnung treiben, so thun sie es doch heimlich oder dulden das Geschäft wenigstens gegen die nöthigen Bestechungsgelder. Eine Stellung mit etwa 6000 Franken Gehalt bringt wenigstens 50,000 Franken Nebenverdienst. Danach kann man die Moral der einheimischen Agenten beurtheilen.

Die Sklavenhändler sind nicht immer ernsthafte Leute, o nein, sie machen mitunter auch sehr schalkhafte Späße; sie lieben die Lustigkeit und tollen Witz. Einer von ihnen kommt, mit seinem Gewehre bewaffnet, eines Tages zu einem Negerhäuptling. Dieser Letztere hält das Gewehr für einen Tschibuk und bittet um die Ehre, aus dieser langen Pfeife rauchen zu dürfen. Der Sklavenhändler willigt ein. Der Neger nimmt gravitätisch das obere Ende in den Mund. Auf ein Zeichen des Kaufmanns legt ein Bedienter glühende Kohle auf die Pfanne, die Flinte war geladen und man kann sich das Uebrige denken. So etwas wird am Weißen Fluß ein „prächtiger Witz" genannt. — Ein Anderer, ein Franzose, dem seine Negerin die Suppe nicht nach seinem Geschmack gekocht hatte, goß sie dem armen Geschöpf siedend über den Kopf. Er erzählte die Sache und rühmte sich damit, indem er sagte: „Wo meine Suppe hinkommt, da wächst keine Wolle mehr!" — Doch genug von solchem Greuel, das Herz starrt uns vor dieser Entmenschtheit.

Herr Lejean hat berechnet — und man wird ihm wohl glauben dürfen — daß von 1858 bis 1862 der Weiße Nil ungefähr 6000 Sklaven jährlich auf das ägyptische Gebiet getragen hat, und daß in den folgenden zwei Jahren die jährliche Zahl sich auf 15,000 belief. — Auf diese Weise natürlich muß es dahin kommen, daß Afrika den ehrenwerthen Kaufleuten verschlossen wird und wir eines Marktes entbehren, der, außerordentlich groß und gewinnbringend, schließlich von uns schmerzlich vermißt werden wird. — Hoffentlich ist die Zeit nahe, wo die Eröffnung des Kanals von Suez uns endlich in direkte und fortwährende Verbindung mit dem Rothen Meere und den benachbarten Gebieten setzen wird. Die civilisirten Völker Europas, besonders die Seemächte England, Frankreich, Oesterreich, Italien und Griechenland, haben ein hohes Interesse daran, einer solchen Lage der Dinge ein Ende zu machen, denn sie gereicht der Menschheit zur Unehre und man hat nicht das geringste Motiv, sie länger so andauern zu lassen. — Es ist wohl richtig, daß man in Chartum keine europäische Flottenstationen halten kann, welche den Fluß überwachen, auf die Händler fahnden und ihnen ihre Beute entreißen. Aber Alexandria ist solidarisch für Chartum und Alexandria ist den europäischen Kriegsschiffen zugänglich. An dem Tage, wo der Vicekönig von Aegypten ernstlich für die Verbrechen seiner Agenten verantwortlich gemacht wird, wird er sich wohl hüten, sich mit der weiten Entfernung jener Gebiete auszureden und diesen scheußlichen Zustand noch länger bestehen zu lassen. Was die Franken anbetrifft, welche unter civilisirter Flagge ihre Nationalitäten entehren, so müßten sie ihren betreffenden Generalkonsuln und unnachsichtlich ihren europäischen Gerichten übergeben werden, damit sie im Zuchthause die Süßigkeiten der Knechtschaft kennen lernen.

Diese verworfenen Sitten, diese Grausamkeit der Behandlung hat mehr zur Verschlossenheit Afrikas für uns gethan als alle Unwirthbarkeit der Wüstenstrecken.

Kleine literarische Revue.

— **Der tausendste Band der Tauchnitz-Collection.***) Um den tausendsten Band seiner Sammlung von Werken in englischer Sprache mit einem würdigen Inhalt auszustatten, hat sich der Verleger dieser großartigen Bibliothek mit Herrn Prof. Konstantin Tischendorf zur Publication einer vergleichenden, durch historisch-kritische Anmerkungen erläuterten Ausgabe der

*) The New Testament: the Authorized English Version, with Introduction and Various Readings from the Three most celebrated Manuscripts of the Original Greek Text. By Constantine Tischendorf. Tauchnitz Edition, Vol. 1000. Leipzig, 1869.

Digitized by Google

in der proteſtantiſchen Kirche Englands ſeit drei Jahrhunderten eine gleiche Autorität wie der Text Luther's in Deutſchland beſitzenden, engliſch-epiſkopalen Ueberſetzung des Neuen Teſtaments verbunden. Der Auffinder des berühmten, jetzt in St. Petersburg befindlichen Sinaitiſchen Codex hat mit ſeiner umfaſſenden Kenntniß des bibliſchen Textes eine Vergleichung dieſer älteſten aller bekannten alten Handſchriften des Neuen Teſtamentes (die vermuthlich aus der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts ſtammt) mit den beiden ihr, dem Alter nach, wahrſcheinlich ſehr naheſtehenden Codices des Vatikans in Rom und der ſogenannten Alexandriniſchen Handſchrift im British Museum angeſtellt und die zum Theil ſehr wichtigen abweichenden Lesarten unter dem Text der autoriſirten engliſchen Ueberſetzung zuſammengeſtellt. Es bildet demnach dieſes tauſendſte Bändchen der Collection of British Authors, das Herr Tauchnitz mit gewohnter Liberalität zu einem ungemein billigen Preiſe publizirt, einen überaus werthvollen Beitrag zur vergleichenden, bibliſchen Literaturwiſſenſchaft. Die von Herrn Tiſchendorf in engliſcher Sprache abgefaßte Einleitung giebt eine Ueberſicht der Geſchichte und der weſentlichen Unterſcheidungs-Merkmale der gedachten drei älteſten Handſchriften des Neuen Teſtaments. Schriftproben der drei Codices des Sinaï, des Vatikans und des British Museum ſind dem Titelblatte des Buches vorgeſetzt, das, ungeachtet ſeines compreſſen Druckes, auch typographiſch einen ſehr guten Eindruck macht.

— **Zur bibliſchen Zeitrechnung.** Dem Herrn Profeſſor Julius Oppert in Paris gebührt das Verdienſt, durch wiſſenſchaftliche Forſchung die Zeitrechnung der Bibel zu Ehren gebracht zu haben. In einer in der Revue Archéologique veröffentlichten und auch als Separat-Abdruck erſchienenen Abhandlung*) beweiſt dieſer Gelehrte auf Grund von Nachforſchungen, die er im Britiſchen Muſeum und anderwärts gepflogen, daß die bibliſche Zeitrechnung, wie ſie in den Büchern der Könige dargelegt wird, vollſtändig genau und in Uebereinſtimmung mit den wirklichen Begebenheiten in Aſſyrien und Judäa iſt. Die erhaltenen aſſyriſchen Inſchriften verzeichnen die ſtattgehabten Sonnenfinſterniſſe, und nach ihnen berechnet er, daß Achab im Jahre 900 (ſpäteſtens im Oktober oder November) v. Chr. ſtarb und daß Jehu im Frühjahr 887 den Thron beſtieg. Beide Angaben folgert Herr Oppert aus der inſchriftlich erwähnten Sonnenfinſterniß vom 13. Juni 809 v. Chr. oder 9192 Jahre nach Erſchaffung der Welt (nach Oppert's Berechnung). Ein Jahr früher, alſo 810, gelangte der judäiſche Oſiah zur Regierung; achtzehn Jahre ſpäter (792 v. Chr. oder 9209) wurde Ninive zum erſtenmal eingenommen; am 18. Ijar (Mai) 744 kam Tiglath-Pileſſar zur Regierung; ihm folgte 742 Achas und Menachem II.; am 12. Ab (Auguſt) 704 beginnt das Reich des Sancherib; im Jahre 606 erfolgte die Zerſtörung Ninivehs, und achtzehn Jahre darauf (9. Ab 588) die Zerſtörung Jeruſalems durch Nebuchadnezar. Den Tod Salomon's berechnet unſer Autor auf das Jahr 978 v. Chr. (9028). Bei dieſen ſcharfſinnigen Berechnungen corrigirt Herr Oppert auch die in die Bibel eingeſchlichenen Fehler. Er erklärt die dunklen Stellen im 30. und 31. Verſe des 15. Kapitels im 2. Buche der Könige und nimmt an, daß ſtatt zwanzig עשרים urſprünglich ſtand כ (welcher Buchſtab auch zwanzig bedeute), und daß es demnach heißen müſſe בשנת כלי יותם בן עזיה „im Todesjahre des Jotham“, und darauf habe die Geſchichte des Menachem II. zu beginnen; was aber der Copiſt verſehen, der die Verſe verſetzt habe. Jedenfalls iſt dieſer Verſuch zur Bibel-Erklärung weniger gewagt und gezwungen, als mancher talmudiſche und chriſtlich-theologiſche. Bibelfreunde mögen ſich die Lectüre der Oppert'ſchen Schrift angelegen ſein laſſen.

*) „Die bibliſche Zeitrechnung, wie ſie ſich nach den in den Keilſchriften verzeichneten Sonnenfinſterniſſen feſtſtellen läßt.“ Von J. Oppert. Paris, Didier u. Comp., 1868.

— **D. Caſſel's Schulbuch für jüdiſche Geſchichte und Literatur.** Ein gutes Lehr- und Handbuch für Schulen zu ſchreiben, iſt kein kleines Verdienſt, und es bedarf eben wegen der nothwendigen Einſchränkung in Stoff und Stil mehr Kunſt, als ein großes, weitſchichtiges, gelehrtes Werk, das, mit Hilfsmitteln und gelehrtem Apparat ausgeſtattet, nur für den Fachgelehrten berechnet iſt. Es gehört ein geübtes, praktiſches Verſtändniß dazu, zu bemeſſen, wie der Lehrſtoff dem Schüler ein Geſammtbild des Gegenſtandes, den er zu erlernen hat, beibringe, ihm das Nöthige und Wiſſenswerthe in faßlicher und paſſender Weiſe biete, ohne ihm Unnöthiges und Nebenſächliches aufzudringen. Wir freuen uns, ein ſolches befriedigendes Urtheil über den „Leitfaden für den Unterricht in der jüdiſchen Geſchichte und Literatur“, von Dr. D. Caſſel*), abgeben zu können, welcher in 149 kurzgedrängten Paragraphen einen für die Schulen vollſtändig genügenden Umriß der jüdiſchen Geſchichte und Literatur enthält. Was an dem Buche wahrhaft zu rühmen und worauf beſonders Gewicht zu legen bleibt, iſt die klare und faßliche Darlegung der jüdiſchen Literatur in der jedesmaligen Geſchichtsperiode, weil ſie dem Lernenden ein Bild von der Reichhaltigkeit dieſer Wiſſenſchaft, wie und von wem ſie zu allen Zeiten gepflegt wurde, und ſomit einen neuen Beweis von dem die Lebenskraft eines Volkes erhaltenden und vermehrenden Einfluſſe literariſcher und wiſſenſchaftlicher Thätigkeit liefert. Selbſt aus den kurzen Umriſſen dieſer Schrift leuchtet des Verfaſſers gründliche Kenntniß hervor, der mit gewiſſenhafter Treue die beſten Forſchungen und Studien benützt hat. Wir empfehlen das Buch den Schulen als ſehr brauchbar. — Am Schluſſe giebt der Verfaſſer noch eine Ueberſicht der Geographie Paläſtinas. K.

*) Leitfaden u. ſ. w. Nebſt einer kurzen Darſtellung der bibliſchen Geſchichte und einer Ueberſicht der Geographie Paläſtinas. Berlin, Louis Gerſchel, Verlagsbuchhandlung, 1868.

Literariſcher Sprechſaal.

In Friedrich von Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuche“ für 1868 giebt der Geheime Ober-Poſtrath Heinrich Stephan eine Darſtellung des Verkehrslebens im Alterthum, die durch die Reichhaltigkeit des Stoffes wie durch die Friſche und Anſchaulichkeit der Behandlung ebenſo anziehend als lehrreich iſt. Von den großen nationalen Zuſammenkünften ausgehend, in welchen im Morgenlande wie in Hellas der älteſte Handelsverkehr ſeine Mittelpunkte fand, zeigt der Verfaſſer in lebhaften, den Berichten des Alterthums entlehnten Bildern den Zuſammenhang, der zwiſchen den politiſchen Einrichtungen der griechiſchen und römiſchen Welt und ihrem Verkehrsleben beſtand; er erörtert die Natur des alten Handelsverkehrs, und

Digitized by Google

vergegenwärtigt die Beſchränkungen und die Schwierigkeiten, mit denen derſelbe zu kämpfen hatte. Insbeſondere wird dargelegt, in welchem Maße dieſer Verkehr von der perſönlichen Gegenwart des Kaufmannes abhängig war und in wie hohem Grade hierdurch das Reiſen zur Nothwendigkeit gemacht wurde. Die Karavanenzüge des Orients ſind noch heute die weſentlich unveränderten Abbilder jenes älteſten Verkehrs, wie ſie ſich denn zum Theil noch heute auf ſeinen älteſten Straßen bewegen. An die Schilderung des Landhandels reiht ſich die des Schifffahrtverkehrs, an welche ſich eine ſehr intereſſante Vergleichung der Schnelligkeit und der Entfernungen von ſonſt und jetzt anreiht. Die Reiſe um die Erde, ſo erfahren wir hierbei, kann bei den zur Zeit beſtehenden Verbindungen, über Alexandria, Point de Galle auf Ceylon, Sidney, Neuſeeland, Panama, St. Thomas, in 3½ Monaten zurückgelegt werden. Nach Vollendung der Pacific-Eiſenbahn wird die ganze Fahrt nur noch 80 Tage erfordern. — Dem Reiſeverkehr im Alterthum, den eine irrige Meinung gering anſchlägt, während er nachweisbar von ganz außerordentlichem Umfange war, wird eine eingehende Schilderung zu Theil. So lebhaft war die perſönliche Berührung, daß ſie zum Theil die empfindlichen Mängel erſetzte, an denen die Fernmittheilung litt. Wie weit ſtehen die Feuerzeichen, Flaggenſignale und Rufpoſten, die wir vereinzelt, letztere in Perſien, finden, hinter unſeren Communicationsmitteln zurück! Wie unſicher und langſam war der lediglich auf Privatboten oder gelegentliche Mitnahme angewieſene Briefverkehr! Ganz ſo, wie Heinrich Barth von ſeinen Reiſen im Sudan berichtet, war im Alterthum der Reiſende durch die Sitte verpflichtet, die Briefe von Bekannten und Unbekannten mitzunehmen. Freilich kamen dadurch auf den belebteſten Routen unglaubliche Verzögerungen vor. Ein Brief, den Atticus aus Athen an Cicero nach Rom ſchrieb, war drei Monate unterwegs; während er jetzt bis zu unſeren Gegenfüßlern in Neuſeeland kaum zwei Drittel dieſer Zeit braucht. Geſichertere und ſchnellere Verbindungen waren, wo ſie beſtanden, wie in Perſien, nur für den Staatsgebrauch beſtimmt. Die umfaſſendſte dieſer Einrichtungen, der Cursus publicus, eine großartige Schöpfung des römiſchen Kaiſerreichs, war eine furchtbare Laſt für die Bevölkerung, welche von derſelben direkt gar keinen Nutzen zog. Im Gegenſatz zu den ſeit der Reformation in Deutſchland hergeſtellten Poſten war der Cursus publicus lediglich eine Staats-Verkehrsanſtalt; er war nicht für Jedermann, ſondern nur für die Inhaber der vom Staate ertheilten Poſtpäſſe benutzbar; es beſtand kein regelmäßiger, fortlaufender Poſtcours mit beſtimmten Abgangszeiten, ſondern es fand nur Beförderung ſtatt, wenn gerade Depeſchen oder Staatsreiſende vorkamen. — Eine Ueberſicht des großen, von Rom ausgehenden Straßennetzes, des unvergänglichſten Denkmales des weltbeherrſchenden Römergeiſtes, bildet den Schluß der Darſtellung, die als ein ſchätzenswerther Beitrag zur Kulturgeſchichte des Alterthums in weiten Kreiſen bekannt zu werden verdient.

Von der in dieſen Blättern bereits angezeigten „Geſchichte der Jahre 1860 bis 1867", von Eduard Arnd, liegt uns jetzt der zweite und letzte Band vor.*) Derſelbe umfaßt die Geſchichte der außereuropäiſchen Staaten in der gedachten zeitgenöſſiſchen Periode. Mit Aſien, mit dem Orient, der jetzt eine immer näher tretende Frage der europäiſchen Politik bildet, beginnt dieſer Theil der Zeitgeſchichte. „Was die gegenwärtige Politik der europäiſchen Mächte von ihrer früheren weſentlich unterſcheidet, iſt, daß nicht Eroberungen, ſondern freier Verkehr das Ziel ihrer Unternehmungen ſind, und daß ſie nur dann zum Kriege greifen, wenn den Forderungen der gegenſeitigen Annäherung und des Austauſches der Natur- und Kunſterzeugniſſe mit Gewalt widerſtrebt wird. Jede große Epoche in der Geſchichte Europas hat ihren beſondern Charakter und ihre eigenthümlichen Tendenzen bei Auffaſſung und Behandlung des Weltverkehrs gehabt; unſere Zeit hat die Aufgabe, die in ihrem Beſitze befindlichen Kulturelemente durch friedliche Mittel, durch Verbreitung des Chriſtenthumes, durch Einführung europäiſcher Geſetze und Sitten, durch Anknüpfung von Handelsverbindungen, über die ganze Erde zu tragen, und keine dieſer Bewegung von Barbarei und Fanatismus entgegengeſetzten Schranken (wie ſie z. B. das moskowitiſche Reich aufſtellt) anzuerkennen."

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Für die Wiſſenſchaft der vergleichenden Völker-Pſychologie giebt ſich gleichzeitig in Rußland und in den Vereinigten Staaten eine recht erfreuliche Theilnahme kund. In den zu Woroneſch erſcheinenden, von A. Chowanskij herausgegebenen „Philologiſchen Denkwürdigkeiten" werden die Ideen über Völker-Pſychologie von Lazarus und Steinthal in ruſſiſcher Sprache mit großer Schärfe und Präciſion dargelegt, und in dem von Theodor Plate, E. Preetorius, Arthur Olshauſen und Karl Schurz in St. Louis herausgegebenen „Weſtlichen Boten" (vom 5. Januar 1869) wird den Deutſchen in Amerika die Berliner „Zeitſchrift für Völker-Pſychologie und Sprachwiſſenſchaft" dringend empfohlen, da durch dieſelbe den praktiſchen Beſtrebungen in der neuen Welt ein ideales Element, gewiſſermaßen „die Ethik der Völker und die Technik und Aeſthetik der Staaten", zugeführt werde.

Die Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig beabſichtigt eine Biographie des jüngſt verſtorbenen Meiſters B. Genelli herauszugeben und wünſcht, dieſelbe durch ein vollſtändiges Verzeichniß der bekanntlich ſehr zerſtreuten einzelnen Originalarbeiten dieſes Künſtlers zu bereichern. Sie richtet daher an alle Beſitzer von Genelli'ſchen Zeichnungen, Bildern, Studien ꝛc. die Bitte, ihr zu dieſem Zweck ausführliche Notizen hierüber zukommen zu laſſen. Ebenſo erwünſcht wäre auch die Mittheilung einzelner ſchriftlicher Erinnerungen, als Briefe und dergleichen, welche in irgend einer Weiſe für den Künſtler charakteriſtiſch ſind.

Der hochgeſchätzte vlamiſche Dichter J. M. Dautzenberg, ein treuer Verehrer der ſtammverwandten deutſchen Sprache und Literatur, iſt am 4. Februar, im einundſechszigſten Jahre ſeines Alters, zu Elſene bei Brüſſel mit Tode abgegangen.

Dieſer Nummer liegt bei: **Bücher-Anzeiger der Mai'ſchen Buchhandlung in Berlin.** Nr. 2.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — **Berlin, den 20. Februar 1869.** — [Nᵒ· 8.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Söhne Johann Sebaſtian Bach's. 105. — Richard Wagner: Oper und Drama. 106. — Ein Roman von Günther v. Freiberg. 108.
Belgien. J. M. Dautzenberg. 109.
Schweden. Ein ſchwediſches Werk der vergleichenden Sprachforſchung. 109.
Frankreich. Die Heitz'ſche Bücher- und Handſchriften-Sammlung in Straßburg. 110.
Ungarn. Paul Hunfalvy's „Sprachwiſſenſchaftliche Mittheilungen". 111.
Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur. Dr. Ad. Jellinek: Ethnographiſche Studien. Der jüdiſche Stamm. 112.
Abeſſinien. Zwei abeſſiniſche Miſſionaire über ihre Gefangenſchaft. 113.
Kleine literariſche Revue. Giacomo Leopardi's Dichtungen. 114. — „Die Rechtslehrer und Rechtsſchulen im römiſchen Kaiſerreich". 114. — Bibliothek geographiſcher Reiſen. 114. — Der Weltverkehr und ſeine Mittel. 115. — Zur Geſundheitspflege des Heeres. 115.
Literariſcher Sprechſaal. Gegen die beiden Wiener „Preſſen". 115. — Auguſt Schleicher. 116. — Temperaturgrade des Golfſtromes. 116. — Eiſenbahnen und Telegraphen in Rußland. 116. — Goldſchmiedearbeiten im engliſchen Gewerbemuſeum. 116.

Deutſchland und das Ausland.

Die Söhne Johann Sebaſtian Bach's.

Herr C. H. Bitter, rühmlich bekannt durch ſeine ſorgfältige Biographie Johann Sebaſtian Bach's*), hat nun ein dem vorigen an Umfang ähnliches Werk den übrigen Muſikern gewidmet, welche dieſer durch die Meiſterſchaft über die Tonwelt ſo geſegneten Familie angehörten**). Die vortrefflichen Stammbäume, welche dem zweiten Bande angehängt ſind, ergeben, daß unter hundert Männern, die zwiſchen dem Jahre 1604 und dem Anfange dieſes Jahrhunderts den Namen Bach trugen, mehr als fünfzig Cantoren, Organiſten, Raths- und Stadt-Muſici, Kapellmeiſter, Kammermuſiker u. dgl. waren, während die übrigen überwiegend dem geiſtlichen und Lehrerſtande angehörten. Der große Johann Sebaſtian Bach, den, wie einſt Garrik den Meiſter Shakeſpeare der Verborgenheit nach hundert Jahren entriſſen, ein deutſcher Schauſpieler, Eduard Devrient, mit Felix Mendelsſohn's Hilfe nach einem Jahrhundert neu belebte, gerieth ſchon wenige Decennien nach ſeinem Tode beim größern Publikum in Vergeſſenheit. Weniger der Umſtand, daß er ſeiner Zeit ein Jahrhundert voraus geweſen wäre, war hieran Schuld, als der geringe buchhändleriſche Verkehr und die kleinen muſikaliſchen Verhältniſſe der Zeit. Man druckte im vorigen Jahrhundert nicht leicht rieſengroße Partituren, und namentlich bei Noten reichte der theuern Herſtellung halber die Mittheilung durch Abſchriften bis an die Gränze unſerer Tage. Ebenſo hatte nicht jede deutſche Stadt ihren Geſangverein und ihr Dilettanten-Orcheſter, und hatten ſie es, ſo reichten die geringen Mittel nur zu ſehr beſchränkten Aufführungen. Nur fürſtliche Municicenz oder vereinzelte großſtädtiſche Verhältniſſe machten große Aufführungen möglich, und es iſt kein Zufall, daß ſich am Ende des vorigen Jahrhunderts, neben den Provinzial-Oeſterreichern Gluck und Haydn, der Salzburger Mozart, der Rheinländer Beethoven und die Italiäner Salieri und Clementi in Wien niederließen, alles Männer, die neben dem Hof ein Publikum ſuchten, das in Dresden, München, Düſſeldorf, Mainz oder wo ſonſt eine glänzende Hofhaltung war, ſo wenig zu finden war, wie in dem zwar ſchon politiſch und wiſſenſchaftlich aufſtrebenden, aber noch ziemlich einfachen und bürgerlichen Berlin.

Eine Ausnahme hatte von jeher Leipzig gemacht, wo Sebaſtian Bach ſeine Söhne erzog. Die beiden bedeutendſten unter dieſen Söhnen ſollten den Haupttheil ihres Wirkens eben in Berlin finden, ohne hier jedoch auch nur annähernd ſo hervorzutreten, als jene vorher genannten Männer in der Kaiſerſtadt. Es iſt bekannt, daß der alte Bach kurz vor ſeinem Tode mit erblindenden Augen ſelbſt die Werke in Kupfer zu ſtechen begann, für die er keine Verleger fand, und die er doch vor der ewigen Vergeſſenheit zu retten wünſchte, und ſo waren denn gewiſſe Werke nur in Leipzig zu finden, wo Bach's getreue Schüler ſie wie Heiligthümer bewahrten. Die Biographen Mozart's erzählen ausführlich, wie er, mit den beiden Doles zuſammen, Bach'ſche Muſik auf der Orgel der Thomaskirche in Leipzig geſpielt, und hierdurch den alten Doles zu Thränen gerührt und ihn zu der Aeußerung bewogen habe, „Bach ſei wieder auferſtanden". — So war denn nach und nach zweierlei mit den Werken Bach's geſchehen. Das große Publikum kannte ſie gar nicht, und einzelne Kenner und Liebhaber bewahrten ſie wie Schätze in verſchloſſenen Schränken. Mit dieſer verlorenen Wirkung der Schöpfungen wäre dann auch der Schöpfer vergeſſen worden, hätte nicht ein faſt gleichzeitiger Biograph, Forkel, ein vortreffliches Lebensbild Bach's geſchrieben.

Was nun von dem Vater gilt, das iſt auch den Söhnen geſchehen; nur daß ihre geringere Leiſtungskraft als Componiſten nicht einmal zu biographiſchen Arbeiten, die ſich mit der Forkel's vergleichen ließen, Anlaß gaben. Eine Tradition der Kenner klingt auch hier herüber, und in manchem altfränkiſchen Schrank liegt manches Manuſcript Emanuel's und Friedemann's begraben; das Publikum weiß von ihnen nichts. Und auch die Tradition beginnt zu ſchwinden. Der Schreiber dieſes Artikels entſinnt ſich, daß ein altes Pärchen, das nun längſt nicht mehr auf Erden wandelt, ſeinen Stolz darein ſetzte, die berühmten alten Bach's alle unterſcheiden zu können, den Hamburger und den Berliner, den Holländiſchen, den Engliſchen, den Bückeburger und den „Lüderjahn". Mit letzterem Liebeswort wurde Friedemann Bach bezeichnet. Wo findet man heute noch einen ſolchen Nachklang des vergangenen Jahrhunderts? Vielleicht die geniale Lüderlichkeit Friedemann's gerade iſt es geweſen, die den erſten Anſtoß gegeben, ſich wieder mit dieſer etwas entlegenen Ecke der Kunſtgeſchichte zu befreunden. Die geiſtvolle Feder Brachvogel's hat es verſtanden, dem ſpröden Stoff, den Friedemann als Romanheld gab, mannigfaches Intereſſe abzulocken, und die Publikation einiger Lieder und Pianoforte-Werke aus jenen alten Schätzen hervorzurufen.

Der Verf. des vorliegenden Buches nun bringt uns, wenngleich nicht vollſtändige Lebensbilder der Söhne Bach's, ſo doch eine ſehr fleißige Sammelarbeit über das, was ſich noch an Erinnerungen an dieſelben vorfindet. Vielleicht ſpielt ſogar

*) Berlin, Ferdinand Schneider, 1865. Zwei Bände.

**) Carl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder. Berlin, W. Müller, 1868. Zwei Octav-Bände.

Digitized by Google

das Urkundliche, wie Eingaben, Contrakte, Programme ꝛc. eine zu große Rolle: allein auf der anderen Seite gewinnt gerade hierdurch das Bild an unmittelbarer Schärfe, und kann ſogar als ein kulturhiſtoriſcher Beitrag aus der Zeit überhaupt gelten. Emanuel Bach hat eine beſondere, nicht zu unterſchätzende Bedeutung in der Geſchichte der Muſik. Die virtuoſe Behandlung des Klaviers, des heute herrſchenden Inſtrumentes, nimmt von ihm ſeinen direkteſten Anfang. Mozart's, Clementi's, Beethoven's Sonaten-Compoſitionen und ihr Spiel ſtehen auf ſeinen Schultern. Er hat auf Männer wie Hummel, Duſſek, Field, an die ſich anſchließend unſere heutigen Virtuoſen Liszt und Rubinſtein ihre Kunſt ausgebildet haben, bedeutſam eingewirkt. Mit der Verbeſſerung des techniſchen Klavierbaus gingen ſeine Reformen Hand in Hand. Er hat nicht nur eine Menge Regeln über Bord geworfen, ſondern auch einen großen Reichthum in der Anwendung neuer Formen, namentlich der Sonatenform, der am letzten Ende auch die Symphonie ihre Entſtehung dankt, entwickelt. Der Verf. bringt Nachrichten über ſein an Ereigniſſen armes Leben, das in ernſter Ausübung der amtlichen Pflichten in Berlin und Hamburg ſtill dahinfloß, „wie ein Bach", und außerdem ein Verzeichniß und eine Analyſe ſeiner zahlreichen Compoſitionen; den Schluß des Werkes bilden die Brüder. Chriſtian, der in London, und Chriſtoph Friedrich, der in Bückeburg lebte, werden kurz, Friedemann (der Halliſche) etwas ausführlicher behandelt. Der Letztere war, aller Wunderlichkeiten unerachtet, des Vaters treueſter Sohn. Seine ganze Verkommenheit ſchreibt ſich davon her, daß er des Vaters ererbte Weiſe in vollem Umfange als muſtergiltig und mit Starrheit aufrecht erhielt, ohne ſich dem Fortſchritt der Zeit fügen zu wollen. Sein Ende in Berlin iſt in das Dunkel der ärmlichſten Herabgekommenheit gehüllt. Als ſeine letzte Schülerin bezeichnet der Verf. die geiſtreiche, im vorigen Jahrzehend verſtorbene Frau Sara Levy, die zwar nicht, wie der Verf. meint, die Großmutter Felix Mendelsſohn's war, wohl aber mit zahlreichen Notabilitäten der Berliner Kunſt und Wiſſenſchaft in geiſtiger Verbindung oder verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand.

Friedemann Bach iſt, als er alt und grau geworden war, im großſtädtiſch aufblühenden Treiben Berlins geradezu ‚verſchollen. Man kennt weder den Tag ſeines Todes, noch den Ort ſeiner letzten Ruhe. L. L.

Richard Wagner: Oper und Drama.

Hoffmann von Fallersleben theilt im fünften Bande ſeiner Autobiographie die von ihm verfaßten Texte zu zwei Opern mit und erzählt hier und da von ſeinen Verhandlungen mit bekannten und tüchtigen Muſikern, die er zur Compoſition eines oder des andern dieſer Texte habe bewegen wollen. Dieſelben hatten auch dieſe ohne Ausnahme als trefflich anerkannt, keiner aber hatte ſich an das Componiren gewagt, und Einer von ihnen erklärte, die Texte ſeien zu gut, d. h. zu poetiſch werthvoll und deshalb nicht für die muſikaliſche Compoſition geeignet. Das iſt ein eigenthümliches Urtheil, welches aber, wenn man die Texte zu unſeren neueren Opern überblickt, inſofern beſtätigt wird, als in der That die meiſten von ſehr geringem dramatiſchen Werth ſind, ja einige ſprechen geradezu allen dramatiſchen Regeln Hohn und würden ohne die vortreffliche Zuthat des Componiſten ungenießbar ſein.

Woher kommt das? Sind wirkliche dramatiſche Dichtung und ihre Wiedergabe durch die Muſik unvereinbar, oder liegt das bisherige Mißlingen des Verſuches, beide mit einander zu verbinden, daran, daß man ihr Verhältniß nicht richtig erkannte und würdigte? Eine Antwort auf dieſe Frage hat Richard Wagner in ſeinem bekannten Buche: „Oper und Drama", welches zuerſt im Jahre 1851 erſchien und das jetzt in zweiter Auflage vor uns liegt*), zu ertheilen verſucht. Daſſelbe erregte bei ſeinem erſten Erſcheinen großes Aufſehen, einmal wegen der eigenthümlichen Perſönlichkeit des Verfaſſers, der in ſeiner Behandlung der Oper ganz abſonderliche Wege eingeſchlagen und ſich von ganz neuen Prinzipien leiten ließ, die man jedenfalls aus der vorliegenden Schrift gründlich kennen zu lernen hoffen durfte, dann aber auch wegen ſeiner ſcharfen Urtheile, mit welchen er die Manier einiger unſerer neueſten beliebten Tondichter verdammte. Inzwiſchen iſt eine lange Zeit vergangen, und wenn auch das Werk, nach des Verf. eigener Erklärung, jetzt in wenig veränderter Geſtalt erſcheint, ſo dürfte die lange Zeit, die es faſt in Vergeſſenheit gebracht hat, und das fortwährende Intereſſe, mit welchem das Publikum die ſeitdem an das Licht getretenen Schöpfungen des Componiſten begleitet hat, es rechtfertigen, wenn wir hier etwas näher auf ſeinen Inhalt eingehen.

Aus der Thätigkeit, die Wagner als Componiſt und Textedichter von Opern ſeit einer Reihe von Jahren ausgeübt, ergiebt ſich ſchon von ſelbſt, daß er ſich in Bezug auf die Entſcheidung in der von uns geſtellten Alternative unmöglich der erſteren von beiden Möglichkeiten zuneigen kann; er hält, wie er durch die That zu beweiſen fortfährt, eine Vereinigung der wirklich dramatiſchen Dichtung mit der muſikaliſchen Compoſition, d. h. die Oper, wohl für möglich und erklärt das bisherige faſt ausnahmsloſe Mißlingen der bisherigen Opernſchöpfungen durch den Irrthum „daß ein Mittel des Ausdrucks (die Muſik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdruckes (das Drama) aber zum Mittel gemacht war". Um dies nachzuweiſen, handelt der Verf. nach der aus der eben mitgetheilten Charakteriſtik der modernen Oper ſich von ſelbſt ergebenden Eintheilung im erſten Theil ſeines Buches von der Oper und dem Weſen der Muſik, im zweiten vom Schauſpiel und dem Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt und ſpricht endlich im dritten Theil von der Vereinigung beider oder von der „Dichtkunſt und Tonkunſt im Drama der Zukunft".

Mit dem oben von Wagner aufgeſtellten Kanon muß man ſich ohne Weiteres einverſtanden erklären; er trifft den Kern der Sache und iſt dabei ſo einfach und wird durch die meiſten unſerer Opern ſo ſchlagend als richtig erwieſen, daß ſich gegen denſelben nichts einwenden läßt. In der Oper war wirklich die Muſik als Zweck, das Drama aber nur als Mittel verwandt; der Dichter erhielt ſeine Inſpirationen vom Muſiker, er mußte den Launen der Muſik lauſchen, der Neigung des Muſikers ſich fügen, den Stoff nach deſſen Geſchmack wählen, ſeine Charaktere nach der, für die rein muſikaliſche Combination erforderlichen Stimmgattung der Sänger modeln, dramatiſche Unterlagen für gewiſſe Tonſtückformen, in denen der Muſiker ſich ergehen und ausbreiten will, herbeiſchaffen, — kurz, in ſeiner Unterordnung unter den Muſiker das Drama nur aus ſpeziell muſikaliſchen Intentionen des Componiſten heraus conſtruiren. Die Abſicht der Oper lag alſo von je, und ſo auch heute, in der Muſik. Blos wie der Wirkſamkeit der Muſik Anhalt zu irgendwie

*) Oper und Drama. Von Richard Wagner. Zweite, durchgeſehene Auflage. Leipzig, J. J. Weber, 1869. (XVI u. 350 S. gr. 8.)

Digitized by Google

gerechtfertigter *Ausbreitung* zu verſchaffen, wird die Abſicht des Dramas *herbeigezogen*, — natürlich aber nicht um die Abſicht der Muſik zu verdrängen, ſondern vielmehr ihr nur als *Mittel* zu dienen. Und dabei ſchmeichelt man ſich mit der Hoffnung, in dieſer Weiſe und auf der Baſis der abſoluten Muſik das wirkliche Drama zu Stande zu bringen. Wie das zu denken iſt, — um das zu begreifen, iſt eine Betrachtung der modernen Oper erforderlich, die vom Verf. in ſehr ausführlicher Weiſe gegeben wird, ſo daß wir ihm nur andeutend folgen können. Es genügt auch für unſern Zweck, zur Darſtellung ſeines Standpunktes, die hauptſächlichſten Momente ſeiner Deduktion zu berühren.

Richard Wagner geht von der muſikaliſchen Grundlage der Oper aus, als welche er die *Arie* bezeichnet, und zwar dieſe als das vom Kunſtſänger der vornehmen Welt vorgeführte Volkslied. Zu ihr geſellte ſich das *Ballet*, beide mußte der Dichter mit einander verbinden, wobei er die Abſicht des Dramas nur angeben, keinesweges aber aufnehmen konnte. Als Mittel dieſes Zuſammenhanges diente das *Recitativ*, das aus der Kirche entlehnt wurde. Gluck's Verdienſt iſt es, daß er die ſchickliche Nothwendigkeit eines der Textunterlage entſprechenden Ausdruckes in Arie und Recitation mit Bewußtſein und grundſätzlich ausſprach; dem dramatiſchen Inhalte der Textunterlage ſoll durch einen wahren Ausdruck des Componiſten und des Sängers entſprochen werden, mit anderen Worten: die Muſik ſoll ſich dem Texte möglichſt anſchmiegen. Dadurch würde freilich in der Stellung des Dichters zum Componiſten nichts geändert, eher war die Stellung des Componiſten gegen ihn noch dictatoriſcher geworden. Die italiäniſchen und franzöſiſchen Componiſten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts und mit ihnen Spontini erfanden dazu das ſogenannte dramatiſch-muſikaliſche Enſemble; geändert wurde dadurch aber im Weſentlichen nichts.

Die Muſik kann aber in der Oper nichts Anderes ſein, als Ausdruck der Empfindung des Redenden und Darſtellenden; Beſtrebungen, ſie zum Inhalte und zwar zum Inhalte des Dramas ſelbſt zu machen, müſſen in Unnatur des Kunſtgenres der Oper enden, und das iſt nach Wagner der Fall in der *modernen* Oper, deren Entwickelung er als die frivole charakteriſirt. Vorher betrachtet er noch eine Erſcheinung, welche er mit dem Namen der „naiven" Oper bezeichnet und als deren Repräſentant ihm *Mozart* gilt, der in ſeiner unendlich reichen Begabung jeden Text durch ſeine Muſik beſeelte, und der, wenn er den rechten Dichter getroffen hätte, das Opernproblem gelöſt haben würde. In Italien dagegen ging man nach Mozart darauf aus, die Oper nach einem — durch den Apparat der Bühne nur gereizten — keinesweges ergreifenden und wirklich belebenden, ſondern berauſchenden und oberflächlich ergötzenden Genuß jagen zu laſſen. *Roſſini* war als das einzig Lebendige die abſolute Melodie aufgegangen, die nackte, ohrgefällige Melodie, die eben nur Melodie war und nichts Anderes; die Worte waren ihm vollſtändig gleichgiltig. Mit ihm war die eigentliche Geſchichte der Oper zu Ende, jedes Vergeben des Dramas bis zur Grundſätzlichkeit beſeitigt; es iſt jetzt nur noch die Geſchichte der Opernmelodie.

Die Oper kann, nach Richard Wagner, nur regenerirt werden durch eine Theilnahme des Dichters; das Verhältniß zwiſchen ihm und dem Muſiker muß ein dem bisherigen vollkommen entgegengeſetztes ſein. Dies führt den Verf. im zweiten Theil ſeines Werkes auf das *Schauſpiel und das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt.*

Wir können hier nicht näher auf die umfangreiche Unterſuchung eingehen, halten dies auch nicht erforderlich, da das, was die dramatiſche Dichtkunſt will, hinlänglich bekannt iſt, und wir es für einen Gewinn der ganzen von Wagner beabſichtigten Darſtellung erachtet haben würden, wenn er in dieſem Abſchnitt kurz ſich auf das bezogen und das aufgenommen hätte, was ja anderswo als allgemein zugeſtanden längſt feſtgeſtellt iſt. Wir wollen, um das Endreſultat der Unterſuchung kurz wiederzugeben, auf das vom Verf. gebrauchte Bild eingehen. Er ſtellt das Verhältniß zwiſchen Dichter und Componiſt dar in dem Bilde der Liebe oder der Verbindung durch dieſelbe zwiſchen Mann und Weib. Der Dichter iſt der Mann, die Muſik das Weib, die Dichtung führt der Muſik den Stoff zu, die Muſik nimmt ihn hingebend und liebend auf, und ſo wird das Kunſtwerk, die Oper, erzeugt, weſentlich durch die Thätigkeit des Dichters, gegen welche die Muſik ſich als empfangend verhält.

Hierdurch iſt zugleich das Ziel des Ganzen, der Hauptinhalt des dritten Theils: „Dichtkunſt und Tonkunſt im Drama der Zukunft" kurz bezeichnet. Auch hier können wir nicht näher auf Einzelnes eingehen, der Inhalt verbreitet ſich theils zu ſehr in's Spezielle, theils iſt die Sprache und die ganze Darſtellungsweiſe ſo ſchwer verſtändlich, daß man Mühe hat, dem Verf. in ſeinen Deductionen zu folgen und ſich überall gegenwärtig zu halten, wohin er ſtrebt. Uns genügt es zu erfahren, wie Wagner das Verhältniß zwiſchen beiden mit einander Wirkenden conſtruirt Beide, Dichter und Muſiker, ſollen in vollkommenſter Freiheit thätig ſein, jeder aber zugleich in der höchſten Selbſtaufopferung zu Gunſten eines geliebten Gegenſtandes; auf dieſe Weiſe wird das Drama in ſeiner höchſten Fülle in der Oper wiedergeboren.

Es iſt ein Mangel der Beweisführung, daß uns das Endergebniß nur in der Form eines Gleichniſſes und zwar dem der freien Liebe vorgetragen wird, wir hätten es lieber in concreter Form gehabt, womöglich an einem beſtimmten Stoff veranſchaulicht. Doch was der Forſcher erſtrebt, hat er ja ſelbſt als Componiſt in reichlichen Proben vorgelegt, und ſo mag man irgend eine Wagner'ſche Oper als die Löſung des Problems betrachten. Ihm iſt die Muſik nicht Zweck, ſondern ein Mittel zum Zweck, als welcher einzig das Drama, die dramatiſche Entwickelung und Charakteriſirung bis zur Löſung des Conflikts, beſtehen bleibt. Es fragt ſich nun, ob dies in der Oper möglich iſt, und dies führt auf die andere Frage zurück, ob die Oper überhaupt als ein wirkliches, für ſich beſtehendes Kunſtgenre angeſehen werden kann. Wir wollen der Oper keinesweges die Berechtigung abſprechen, nur das wird ſchwer zu beweiſen ſein, daß ſie die höchſte Form des Dramas iſt, und doch müßte dies der Fall ſein, wenn — wie Wagner will — das Drama durch die Verbindung mit der Muſik nicht beeinträchtigt würde. Wir halten aber ein Shakeſpeare'ſches Drama nicht für einen zur Operncompoſition geeigneten Text; er iſt eben zu gut, d. h. zu dramatiſch dazu, es müßte Manches und gerade das, was die Entwickelung und die Charakteriſirung als echt dramatiſch auszeichnet, geopfert, an der ſtrengen dramatiſchen Structur Manches gemildert werden, um daſſelbe componirbar zu machen. Wir verkennen nicht den großen Fortſchritt, den Wagner in Bezug auf die dramatiſche Geſtaltung in ſeinen Opern gemacht hat; ein Wagner'ſcher Operntext iſt aber noch kein Shakeſpeare'ſches Drama, und es iſt auch wohl nicht zufällig, daß Wagner gerade ſolche Texte zu ſeinen Compoſitionen gewählt hat, die, wie der Tannhäuſer, Lohengrin, Triſtan u. A., viele lyriſche Momente enthalten. Es kann uns auch nicht in den Sinn kommen, den

Digitized by Google

Text ſelbſt für gleichgiltig und die vielen, in der That erbärmlichen Operntexte, über die unſere Componiſten, ſelbſt ein Mozart, ihr herrliches Talent ergoſſen haben, für angemeſſen zu halten; wir verlangen vielmehr, daß auch hier auf möglichſt ſtrenge dramatiſche Geſtaltung gehalten werde, aber die Oper als die höchſte Vollendung des Dramas hinzuſtellen, das widerſtrebt ſowohl der Idee des Dramas, als der Geſchichte der Oper, die wir nach ihrer Entſtehung wohl als eine Abart des Dramas, niemals aber als ein ſelbſtändiges, aus der Idee deſſelben ſelbſt mit Nothwendigkeit ſich ergebendes Kunſtgenre begreifen können. Dr. Zapp.

Ein Roman von Günther v. Freiberg.*)

Der junge fleißige Mitarbeiter des „Magazin f. d. Lit. des Auslandes“ hat ſich mit einem zweibändigen Roman in die Kreiſe der großen Literatur eingeführt. Unmöglich können wir dies mit Stillſchweigen übergehen. Günther v. Freiberg beſitzt den Herzenszug der Deutſchen nach Italien und verſetzt den zweiten Theil ſeines Romans auf den poetiſchen Boden, wo er ſelbſt jetzt Wurzel gefaßt und eine neue Heimat gefunden hat. Hören wir, mit welchen begeiſterten Liebesworten er die Perle des ſchönen Landes beſchreibt:

„Jauchze, mein Herz, das iſt der Golf von Neapel, rief ich wonnetrunken, als der Dampfer um ſechs Uhr in der Frühe an den Felſeninſeln Procida und Iſchia vorüberglitt und das ſtrahlende Halbrund der göttlich heitern Küſtenſtadt und ihrer amphitheatraliſchen Ufer aus dem grüngoldenen Meeresſpiegel emporſtieg. Trotzdem ich dieſen Anblick ſchon früher einmal genoſſen, fühlte ich mich doch ſo vollſtändig davon berauſcht, daß ich in der erſten Freude den eigentlichen Zweck unſerer Pilgerfahrt vergaß; meine Seele tauchte gleichſam in dies Bad von Schönheit und ſog ſo viel Friſche und Wonne ein, daß eigenes und fremdes Leid ſich von mir ablöſte wie dürre Blätter vom neugrünen Baume. In Deutſchland lag noch Weg und Steg verſchneit, in Italien waltete König Lenz in vollſter Glorie. Sein duftiger Athem quoll mir warm entgegen.

„Näher und näher kamen die maleriſchen Häuſerterraſſen, die, von Waldungen gekrönt, ihre Granitſtufen im Ocean baden. Die Wellen rings umher ſchienen Goldfunken und bunte Edelſteine an das Land zu ſpülen; ſo regenbogenfarbig glitzerte die Morgenſonne auf dem bewegten Flutenſchaum. Welch eine großartige Farbenſcala! welche zartverſchmolzenen Uebergänge in dieſen magiſchen Tinten, dieſen roſigen Dämpfen, die in der feuchten Atmoſphäre bald entſtehen, bald verſchwinden, von den ätheriſchen Perlmutter-Nüancen bis in das brennendſte Orangegelb!

„O dolce Napoli, o sol beato! ſangen die Fiſcher und Laſtträger, die uns in kleinen Barken entgegenfuhren, ſangen die halbnackten Lazzaronikinder, von denen die verwegenſten kopfüber in die Flut ſtürzten, um die kleinen Geldmünzen, welche die Schiffsgeſellſchaft hinabwarf, mit den Zähnen aus dem Waſſer zu holen. Ihnen folgten Muſikanten; das geigte und flötete nach Herzensluſt. Andere ſangen, und was für hinreißende Volksmelodieen und mit welch' einem Vortrage! Mag die Stimme null ſein, die Technik bleibt dem neapolitaniſchen Straßenſänger, jene unvergleichliche Methode, woran der Landsmann Paeſiello's und Cimaroſa's gleich zu erkennen iſt. Im ganzen übrigen Italien iſt das Volkslied eigentlich nur ein melodiſcher Singſang, naiv und naturwüchſig wie ſein Text — im Neapolitaniſchen erhebt er ſich zu echt künſtleriſcher Muſik, meiſt ſchelmiſchen Charakters, oft bis zu einer gewiſſen Raffinirtheit, die ebenſo die Nerven wie die Herzen trifft.

„Immer dichter wurde das farbige Gewühl zu beiden Seiten des Dampfſchiffes, immer feuriger der Geſang, ausdrucksvoller die Geberden, lauter das Gelächter — unabweisbare Aufforderung zu Lebensgenuß und holder Thorheit — hinein in den tollen Reigen, hinein!

„Ich ſollte allen Denen, die Neapel nicht ſahen oder vielmehr nie ſehen werden, das Herz nicht ſchwer machen, indem ich es für den größten Lebensverluſt erkläre: ſterben zu müſſen, ohne dies Eden betreten zu haben — aber wer vermöchte zu ſchweigen angeſichts der höchſten Naturſchönheit! Laßt mich ſchwärmen, laßt mich unaufhörlich ſchwelgen! War es nicht eben dies wunderholde Parthenope, das den kaſtanienbraunen Virgil (Virgilio marone ſagt der italiäniſche Volksmund) zu ſeinen Eclogen begeiſterte, ihn das idylliſche Landleben den Kaiſerpaläſten vorziehen ließ? Blickt nicht heute noch ſein ſchönes Antlitz ſtill befriedigt aus dem ihm geweihten Tempel in der Villa reale über Stadt und Meer hinaus? Sang Taſſo, das Sorrentiner Kind, hier nicht ſeine erſten Lieder? Als Bocaccio, aus Florenz kommend, zum erſtenmal den Golf Neapels vor ſich liegen ſah, ergriff ein heiliger Freudenſchauer ſein Herz .... er warf ſich auf die Kniee und ſchwur überſtrömenden Auges den Kaufmannsſtand ab, und fortan war der Genius in ihm rege: er wurde ein Dichter. Hier fand auch der deutſche Horaz, Platen, die wonne-irren Accente auf ſeiner rhythmiſchen Leier.“ ..... Die Macht der Schönheitswirkung von Neapel giebt dem jungen, glühend aber richtig fühlenden Autor auch den glücklich erfundenen Schluß ſeines Romans; er läßt ſeinen liebekranken Helden dort geneſen und ausrufen: nicht ſterben wird man, wenn man Neapel geſehen hat, ſondern leben!“

Das Talent Günther's v. Freiberg hat in dieſem Roman einen bedeutenden Aufſchwung genommen; ſeine Fiamma kann es mit den Heldinnen von George Sand und Ida Hahn-Hahn aufnehmen; ſie iſt verwandt mit Göthe's Mignon und Immermann's Flämmchen, gleichwohl aber ein Originalbild des Frauenherzens. F. v. H.

Wir fügen über „Fiamma“ auch noch Folgendes aus anderer Feder hinzu:

Das reiche Talent und die blühende Phantaſie der Verfaſſerin — denn Günther von Freiberg's Pſeudonymität i ja ſchon ſeit langer Zeit eine ſehr durchſichtige — ihre innige Vertrautheit mit den höchſten Lebensſphären und eine ſeltene Beleſenheit befähigen ſie zu einer Gattung von Roman, wie wir ihn auf deutſchem Boden eigentlich ſelten finden und wie er uns ähnlich nur noch bei Ida Hahn-Hahn vorgekommen iſt Günther von Freiberg bannt uns in einen Zauberkreis. Es iſt, als wären wir in ein orientaliſches Wunderland verſetzt: Farben, Töne, Düfte, ſeltſam berauſchend und beſtrickend, umgeben uns, hüllen uns ein, nehmen unſere Sinne gefangen und wir ſind der Verfaſſerin im erſten Augenblicke kaum dankbar, wenn ſie, wie dies in „Fiamma“ geſchieht, ihrem Feenkinde plötzlich den Glorienſchein nimmt, der ſchimmernden, duftenden Welt, in der es lebt, die täuſchende Decke wegzieht und uns ernüchtert in einen Sumpf ſchauen läßt. Daß ein Künſtlergemüth wie Hangö trotz beſſeren Wiſſens und Wollens ſich zuletzt von der Sirene Fiamma beinahe um ſeine Vernunft bringen läßt, iſt durchaus

*) Fiamma. Leipzig, Dürr'ſche Verlagshandlung, 1869.

Digitized by Google

nicht unwahrſcheinlich; ob aber Eine Begegnung mit ſeinem beglückten Nebenbuhler vollſtändig ausreichend für ſeine gänzliche Wiederherſtellung iſt, will uns nicht ſo ganz einleuchten; indeß mag bei ſolchen excentriſchen Naturen allerdings kein Ding unmöglich ſein. Jedenfalls iſt „Fiamma" ein beachtenswerthes Bild „aus der Geſellſchaft", für das der Verfaſſerin, welche es in einem ſo feſſelnden Gewande darzuſtellen verſtand, alle Anerkennung gebührt. J. H.

Belgien.

J. M. Dautzenberg.

Der am 4. Februar verſtorbene vlamiſche Dichter Dautzenberg war im J. 1808 in Limburg geboren und hat ſich bereits vor vielen Jahren durch ſein poetiſches Talent einen Namen erworben. Seine erſte Sammlung vlamiſcher Dichtungen erſchien im J. 1852, und ſeitdem iſt Alles, was er publizirte, mit Theilnahme und Beifall begrüßt worden. Wir nennen davon die beiden in Hexametern geſchriebenen, an Joh. Heinr. Voß erinnernden, ländlichen Idyllen „De doop" (Die Taufe) und „De moriljen" (Die Morcheln), in welchen beſonders die edle Perſönlichkeit des Dichters den Leſer erhebt und erquickt. Mit Prudens van Duyſe gemeinſchaftlich gab er ein Handbuch hiſtoriſcher Erzählungen (Geschiedskundige Verhalen) heraus, das bereits die dritte Auflage erlebte und in allen vlamiſchen Schulen eingeführt iſt. Auch eine Nederduitsche prosodie hat er verfaßt, die der jungen vlamiſchen Muſe die Wege bahnen half. Bei ſeiner Beerdigung in Brüſſel gab ſich eine ſehr lebhafte Theilnahme kund, beſonders von Seiten der Förderer der „vlamiſchen Bewegung". Am Grabe wurde auch eine Rede in deutſcher Sprache von Herrn Profeſſor Arntz gehalten, die wir, da ſie eine treue Charakteriſtik des Verewigten enthält, in Nachſtehendem wiedergeben:

„In dem Augenblicke, wo wir uns auf immer von der ſterblichen Hülle unſeres Freundes Dautzenberg trennen, möge ein Wort des Abſchieds auch aus deutſchem Munde und deutſchem Herzen ihn auf ſeinem letzten Wege begleiten, möge an ſeinem Grabe nochmals die Sprache ertönen, mit welcher ſein ganzes geiſtiges und Seelen-Leben ſo innig verflochten war.

„Unſer zu früh hingeſchiedener Freund, den wir mit ſeiner Familie betrauern, gehört nicht allein ſeiner vaterländiſchen Sprache, Literatur und Dichtkunſt an, ſondern auch die hochdeutſche Sprache verliert in ihm einen Verehrer, einen Forſcher, Schriftſteller und Dichter. Seine Schriften ſind in Deutſchland bekannt; er gehört Deutſchland an als Mitglied mehrerer literariſchen Geſellſchaften und durch ſeine fortgeſetzten Verbindungen mit deutſchen Gelehrten. Wenige waren, wie er, durchdrungen von dem tiefen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Geiſte des germaniſchen Volksſtammes; Wenige erkannten und würdigten, wie er, den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, die Tiefe und Erhabenheit der deutſchen Sprache in ihren verſchiedenen Abzweigungen, welche er mit gleicher Liebe erfaßte und ſich aneignete. Wenn er ſeine Muße und Kräfte beſonders der Sprache ſeines Vaterlandes gewidmet und darin Dichtwerke hinterlaſſen hat, durch die er ſich ein unvergängliches Denkmal geſtiftet, ſo beweiſen auch ſeine Werke in der hochdeutſchen Sprache, mit welcher Gewandtheit er in derſelben allen ſeinen dichteriſchen Gefühlen einen Ausdruck zu verleihen wußte. Seine in beiden Sprachen erſchienene „Taufe" (de doop) iſt ein Muſter von lyriſcher Zartheit; ſeine Ueberſetzung des „Großen Deutſchen Vaterlandes", von ſeinem Freunde Nolet de Brauwere, ein Muſter erhabener Kraft.

„Und ſoll ich vom Charakter unſeres verewigten Freundes ſprechen? Wer von uns hat ihn nicht in ſeinem ganzen Werthe, in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erkannt? Sein Leben ſtand in Einklang mit ſeinen Worten, ſeiner Lehre. In vollem Maße paſſen auf ihn die Worte, mit denen er in ſeiner Ode „de Dichter" das Ideal des Dichters ſchildert. Es ſei mir vergönnt, ſie hier in hochdeutſcher Sprache zu wiederholen:

„Rein von Herz und Gemüth, wie ein Kind unſchuldig,
Stets für's Schöne nur ſchwärmend, ein Freund der Wahrheit,
Froh'n Muth's lächelnd der Welt, ſei
Wer ſich zum Dichten erkühnt.
Wer's urſprüngliche Kleid unbefleckt bewahrt hat
Auch vom ſchimmernden Staub, der die Menge hinzieht,
Der darf kühn aus dem Herzen
Singen vor Niedern und Hohen."

„So war er. Möge ſeine ſtets nach dem Ideale ſtrebende Seele verklärt am Throne Gottes der Ruhe und des Glückes genießen, welches in einem beſſern Leben den Guten und Gerechten erwartet!"

Schweden.

Ein ſchwediſches Werk der vergleichenden Sprachforſchung.

Einer der tüchtigſten nordiſchen Sprachforſcher, Herr H. Tullberg in Lund, hat es jüngſt unternommen, die Früchte langjähriger ſprachwiſſenſchaftlicher Mühen in einem vergleichenden Werke zu ſammeln, das er „Beitrag zu einem etymologiſchen Wörterbuche über die Fremdwörter der ſchwediſchen Sprache" genannt hat.*)

Bereits vor nahe an vier Jahrzehnden trat Herr Tullberg mit dem erſten ſeiner zahlreichen ſprachwiſſenſchaftlichen Werke an die Oeffentlichkeit. Dieſe bezogen ſich bis jetzt immer nur auf einzelne Sprachen. Es waren Lehrbücher über die ſchwediſche, deutſche, franzöſiſche, hebräiſche, ſyriſche Sprache. Für dieſe einzelnen wiſſenſchaftlichen Strahlen bildet das „Wörterbuch" den Sammelpunkt. Obgleich der Redaktion des Werkes umfaſſende, ja ein halbes Jahrhundert währende Studien voraufgingen, ſo glaubt der Herr Verfaſſer es dennoch nur mit einem gewiſſen Zagen an die Oeffentlichkeit bringen zu können. Er weiſt zur Motivirung dieſes Gefühls auf die Schwierigkeit des Unternehmens und auf den Umſtand hin, daß er in Folge veränderter Lebensſtellung mehr als zwanzig Jahre von öffentlich wiſſenſchaftlicher Thätigkeit fern gehalten war. Wir erlauben uns, als hauptſächliches Motiv die Beſcheidenheit vorauszuſetzen, eine Eigenſchaft aller wahrhaft tüchtigen Männer, welche ſelbſt ihr beſtes Werk noch gering finden im Verhältniß zu der Größe der Aufgabe, wie ſie ihnen während der Arbeit vorgeſchwebt hat.

Man kann ſeine Neigung zum Lieblingsſtudium nicht glücklicher offenbaren, als es Herr Tullberg ſeinerſeits im Vorworte zum Wörterbuche thut. Er ſagt: „Die etymologiſche Wiſſenſchaft iſt wie ein Springbrunnen; je mehr man darauf drückt, deſto ſtärker und höher wird die herausſprudelnde Springfluth."

*) Bitrag till etymologiskt lexikon över främmande ord i svenska språket, af Hampus Kristoffer Tullberg. Lund, Håkan Ohlsson, 1868.

Digitized by Google

Ob der ſchwediſche Etymologe in ſeinem Werke den Strahl ſeiner Forſchungen bis zu der Höhe getrieben hat, auf welcher die etymologiſche Wiſſenſchaft heute überhaupt ſteht, das zu beurtheilen wollen wir den Gelehrten vom Fache überlaſſen. Es kommt dabei weſentlich mit in Frage, wie weit der Begriff Fremdwort gedehnt worden iſt. Es ſcheint uns, daß Herr Tullberg großen Werth auf die aus den romaniſchen und germaniſchen Sprachen ſtammenden Wörter gelegt, den ſlaviſchen Abkömmlingen aber wenig Berückſichtigung geſchenkt hat, während man doch mit Sicherheit annehmen kann, daß auch manche ſlaviſche Form Eingang in die ſchwediſche Sprache gefunden haben wird.

Wir ſehen in dem etymologiſchen Wörterbuche die Abſicht verfolgt, eine rückwärts aufſteigende Geſchichte der ſchwediſchen Fremdwörter zu geben. Der Verf. ſucht gewiſſermaßen den Weg zurückzugehen, den wahrſcheinlich ein Wort gegangen iſt, um ſich der ſchwediſchen Sprache zu aſſimiliren. In den meiſten Fällen erreicht er ſein Ziel zu unſerem vollen Beifalle. Indeß glauben wir, daß er auf jenem Wege die deutſche Sprache als Mittelſtation mehr als geſchehen hätte berückſichtigen können. Wenn er z. B. ſagt:

„skola, substantiv, undervisnings-anstalt, -ställe, lat.: schola, det gr. σχολή“,

ſo wird der Annahme Raum gegeben, als habe ſich das lateiniſche Wort unmittelbar in die ſchwediſche Form skola verwandelt. Das iſt doch ſchwer zu glauben! Es dürfte, namentlich mit Rückſicht auf die Ausſprache, ſicherer ſein, zu ſagen: skola. schule, schola, σχολή. Wir wollen indeß Herrn Tullberg keinen Zwang anthun, nur iſt es gewiß ein billiges Verlangen, daß er in ſeinen Ableitungen gleichmäßig verfahre. Während indeß — wir bleiben beim Worte skola — neben dem Stamme skola weder das deutſche noch das franzöſiſche Wort erwähnt iſt, tritt bei den Tochterwörtern skolär ꝛc. die franzöſiſche Bedeutung, nicht aber zugleich die deutſche Form auf. — Bei dem Worte „wohlthäter“ iſt auf den offenbaren deutſchen Urſprung gar nicht hingewieſen.

Die deutſchen Subſtantiva ſind mit lateiniſchen Lettern und kleinen Anfangsbuchſtaben geſchrieben. Gegen die letztere Schreibweiſe finden wir nichts zu erinnern; wir befürworten ſogar ihre Ein- und Durchführung im Vaterlande, im Intereſſe der Kinder, deren Zeit und Mühe auf nützlichere Sachen verwendet werden könnten, als auf das Einprägen der Regel, nach welcher deutſche Subſtantiva „groß“ zu ſchreiben ſind.

Die Fremdwörter mit gleichem Stamme ſind in je einen Artikel zuſammengefaßt und unter ſich mit fortlaufenden Nummern bezeichnet: kurant, 2. kurir, 3. kurs u. ſ. w. Nicht immer natürlich laſſen ſich die verwandten Worte ſo leicht wie in dieſem Beiſpiele ſammeln. Aber der Verf. weiß auch weit auseinandergezogene Elemente wieder zuſammenzubringen, gleichſam alle verlorenen Söhne einer Wortfamilie ins Vaterhaus zurückzuführen: legend. 2. legión. 3. legitim. . . 6. lektion. — lumen. 2. luna, u. ſ. w.

Im Uebrigen hat ſich Herr Tullberg der neuen deutſchen philologiſchen Richtung inſofern angeſchloſſen, als er den mit o und as endenden lateiniſchen Subſtantiven die Akkuſativform anſetzt und dieſe der Ableitung zu Grunde legt.

Dies kommt ihm bei einigen Konflikten mit Diez ſehr zu Statten. Er legt auf dieſen deutſchen Etymologen großen Werth, weiß aber, wenn er von ihm abweicht, ſeine ſelbſtändige Meinung zu verfechten. So hinſichtlich des Wortes „kostym“, das er über das franz. coûtume und das provenc. costum auf das lateiniſche consuetudin—em zurückführt. „Der ſcharfſinnige Diez, etymolog. Wörterbuch I. 143, zerbricht ſich ganz unnöthiger Weiſe den Kopf mit der Erklärung des ſchließenden m. in costum, costume, mittelſt eines erdichteten suffix — umen. Er ſagt unter Anderem: „Schlechtweg aus consuetudo, zuſammengezogen cosdu, läßt es ſich nicht erklären.“ Ja wohl! Aber ein ſolcher Erklärungs-Ausweg wie jener ſollte vorſichtigerweiſe nicht verſucht werden. Diez's ſchiefe Anſicht gründet ſich darauf, daß im lat. Wort ſich das m lediglich als Akkuſativform findet, während es doch ein Beſtandtheil des Stammes ſein müßte. Wie aber der Akkuſativ radium rayon bildet, ſo wird auch aus consuetudinem das costume gebildet, nämlich —tudinem bildet —tume, das dazwiſchen liegende —dine wird im Zuſammenziehen verſchluckt. Auf dieſe Weiſe wird consue—tudinem = costume, amari—tudinem = amertume, inc—ludinem = enclume. Das von Diez angeführte portug. mansdume iſt eine echt romaniſche Ausbildung von mansuetudinem. Man braucht alſo nicht, um das m in costume zu erhalten, zu dem erdichteten Suffix umen ſeine Zuflucht zu nehmen — das m iſt bereits da.“ Tullberg hat Recht, und er hat in Deutſchland Recht gefunden, noch ehe er ſein Wörterbuch ſchrieb.

Zu einem anderen Turnier mit Diez giebt ihm das Wort retiräd Anlaß. Dorthin wollen wir ihm jedoch nicht folgen. Nur die Bemerkung noch, daß er bei dergleichen Gelegenheiten ſeinem genannten Freunde ſtets das Epitheton „ſcharfſinnig“ beilegt.

G. H.

Frankreich.

Die Heitz'ſche Bücher- und Handſchriften-Sammlung in Straßburg.*)

Der am 16. Juni 1867 verſtorbene Straßburger Buchdrucker und Buchhändler Friedrich Carl Heitz hat den Ruf eines der gründlichſten Kenner der alſatiſchen Geſchichte und Literatur vollauf verdient. Geboren am 11. Juni 1798, widmete er ſich früh dem buchhändleriſchen Geſchäfte ſeines Vaters und konnte, durch die Umſtände begünſtigt, ſowohl einen Schatz hiſtoriſchen Wiſſens, als auch eine ungewöhnlich reichhaltige Sammlung von Schriftdenkmalen ſeiner Heimat erwerben, die er wiederum für die Herausgabe werthvoller Geſchichtswerke auszubeuten verſtand. Durch ſein Buch über die St. Thomaskirche in Straßburg (1841), durch die Schilderung des alten Zunftweſens der Vaterſtadt (1856), beide Werke in deutſcher Sprache, durch ſeinen Katalog der Hauptdruckwerke des Nieder-Elſaſſes (1858), ſeine Ueberſicht der Territorialverhältniſſe von 1789 (L'Alsace en 1789, erſchienen 1860), durch die 1861 herausgegebenen Actenſtücke zur Geſchichte der Blokaden Straßburgs 1813—15, durch die 1862 veröffentlichten Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider, vorzüglich aber durch die beiden 1863 und 1865 veranſtalteten Urkundenſammlungen „Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790 à 1795; extraits de leurs procès-verbaux, die Akten des Straßburger Jakobinerklubs enthaltend, und La Contre-Révolution en Alsace de 1789 à 1793, eine faſt vollſtändige Ueberſicht der revolutionsfeindlichen Kundgebungen im Elſaß, hatte der unermüdliche Heitz allen Freunden der alſatiſchen Geſchichtsforſchung die Gewißheit verſchafft, daß in ſeinen Händen ein koſtbarer Schatz der herrlichſten Materialien ver-

*) Bibliothèque alsatique. Catalogue des livres, manuscrits, dessins, gravures, cartes, autographes etc. de feu M. F. C. Heitz, avec notice préliminaire par Rod. Reuss. Strasbourg 1868, Impr. J. H. E. Heitz. XIII et 335 pag. in — 8.

Digitized by Google

einigt ſei, und ſein Tod hat dieſe Thatſache beſtätigt. Das im November 1868 publicirte Inventar der „Bibliothek Heitz", zu welchem Herr Rudolf Reuß (Verfaſſer einer vortrefflichen Studie über die Gegenreformation in Böhmen 1620) eine Vorrede geſchrieben hat, umfaßt 5420 Nummern mit 27,503 Stücken, worunter 1818 Handſchriften.

Die vaterländiſche Geſchichte des Elſaſſes iſt der umfaſſende Kern und Grundſtock der Sammlung; nur äußerſt wenige Werke derſelben haben gar keine Beziehung zum Elſaß. Aber innerhalb dieſes nicht allzu engen Kreiſes hat Heitz Ueberraſchendes geleiſtet. Die allgemeine Geſchichte des Elſaſſes zählt 2000 Nummern, unter denen man nichts Erhebliches vermißt: Wimpheling, Laguille, Schöpflin, Grandidier ſind mit allen ihren Werken vorhanden; neben ihnen eine Maſſe handſchriftlicher Schätze, wie z. B. die Amtsberichte der verſchiedenen Provinzial-Intendanten des Elſaſſes. In der Zeitgeſchichte dieſes Landes erblickt man zuvörderſt die reiche Flugſchriftenſammlung aus dem Straßburger Episcopalkriege und dem dreißigjährigen Kriege, dann die Handſchrift des Straßburger Stadtſyndikus Johann Joachim Frantz, der, ein Zeitgenoſſe Ludwig's XIV. und Diplomat ſeiner Vaterſtadt, die beſten Nachrichten über die Urſachen der Straßburger Capitulation von 1681 zu geben vermochte; ferner das merkwürdige, ebenfalls handſchriftliche und bisher nie edirte „Memorial unſeren Staat allhier betreffend" vom Ammeiſter Reißeiſen, der, auch Zeitgenoſſe, dieſelbe Epoche und die erſten Jahre der Franzoſenherrſchaft in Straßburg ſchildert; dann die an Staatsproceſſen und causes célèbres ſo überreiche Zeit des ancien régime.

8000 Nummern in 152 Sammelbänden aller Formate betreffen die franzöſiſche Revolution, welcher Heitz eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet hat. Hier ſieht man die eigenhändigen Briefe des Schreckensmannes Eulogius Schneider und einiger ſeiner Geſinnungsverwandten, hier zugleich eine Unſumme von Pamphleten aller in der Revolution aufgetretenen Parteien. Für die Zeit des erſten Kaiſerreiches iſt die handſchriftliche Geſchichte der Blokaden Straßburg's von 1813—15 das intereſſanteſte Stück, an das ſich die autographiſchen Berichte, welche der Optiker Diebold in jenen Tagen an den General Sémélé richtete, unmittelbar anreihen. Die Reſtaurationsepoche bietet beſonders die Originaldenkſchriften des royaliſtiſchen Agenten Demougé an die Bourbons und an die Präfekten und enthüllt uns die geheimen Umtriebe der Zeit von 1815—1823. Kirchengeſchichte, Rechtsgeſchichte und Kriegsgeſchichte hat Heitz mit faſt gleicher Vorliebe geſammelt; der Proteſtant Heitz wußte die Literatur der Legende von der heiligen Odilia, der Schutzpatronin des Elſaſſes, mit der Geſchichte der Glaubenskämpfe ſeiner eigenen Confeſſion urkundlich zu vereinigen; ein ſchönes Exemplar der „Architectura von Feſtungen" des Daniel Speckle findet man in der Abtheilung Militaria; vorn bei der allgemeinen Geſchichte Frankreichs das eigenhändige Tagebuch des Generals Humbert, Befehlshabers der franzöſiſchen Expedition nach Irland im Jahre 1796.

Wir ſchließen dieſe Andeutungen mit dem Wunſche des Herrn Reuß, daß die köſtliche „Bibliothek Heitz" nicht zerſplittert werde, ſondern beiſammen bleibe, ein Denkmal der Geſchichte ihres Landes und des Fleißes eines der erſten Sammler von Europa. Trauttwein von Belle.

Ungarn.

Paul Hunfalvy's „Sprachwiſſenſchaftliche Mittheilungen."

Unter dieſem Titel (Nyelvtudományi közlemények) erſcheint ſeit 1862 auf Koſten der Magyariſchen Akademie und redigirt von ihrem verdienſtvollen Bibliothekar, Herrn P. Hunfalvy, eine nicht für Ungarn allein wichtige Zeitſchrift, von welcher ſeit 1862 jährlich drei ſtarke Hefte herauskommen. Die Artikel ſind ohne Ausnahme in magyariſcher Sprache, und als Mitarbeiter nennen ſich, außer dem Redacteur, die Herren Budenz, Mátyás, Fábián, Vaß, Ballagi u. ſ. w. Für vorzugsweiſe bedeutend müſſen wir — Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide geſagt — die Arbeiten des Redacteurs und des zuerſt genannten Mitarbeiters erklären, zumal ſofern wichtige grammatiſche Erſcheinungen des Magyariſchen und dieſem näher verwandte Idiome in Betracht kommen. Während unſer, ſeit etwa zwölf Jahren in Ungarn eingebürgerter Landsmann Joſeph Budenz (ein geborner Kurheſſe, wenn wir nicht irren) bis jetzt auf rein ſprachliche Unterſuchungen ſeinen Scharfſinn verwendet, beleuchtet Hunfalvy auch Geſchichtliches und Völkerkundliches mit der Fackel ſtrenger Kritik. Obgleich echter und eifriger Freund ſeines Vaterlandes, iſt Hunfalvy immer noch einer von den verhältnißmäßig wenigen Magyaren, denen es, mit Hintanſetzung jedes nationalen Vorurtheils, nur um gegenſtändliche Wahrheit zu thun. Beide Herren haben die von Reguly hinterlaſſenen reichen linguiſtiſchen Sammlungen mit wahrem Beruf zur Sache ausgebeutet, und das wichtigſte, was für die Sprachen türkiſchen Stammes, wie unter denen des finniſch-uraliſchen für die der Wogulen, Mordwinen, Tſcheremiſſen geſchehen, verdankt man ihren Bemühungen.

Die meiſten behandelten Gegenſtände ſind allerdings von der Art, daß ein ausführlicher Bericht darüber, da Politik und Bellettriſtik ausgeſchloſſen ſind, nur für einen ſehr engen Leſerkreis Anziehungskraft haben würde. Wen dürften z. B. jenſeit dieſes Kreiſes des Herrn Budenz muſterhafte Beleuchtung der merkwürdigen magyariſchen Partikeln meg und el, oder der lautnachahmenden (hangutánzó) Verba der Türken, des tatariſchen Dialektes von Chiwa, u. ſ. w., wen Hunfalvy's Forſchungen über geographiſche und Ortsnamen Ungarns, über die bedeutſamen grammatiſchen Anbildungen des Magyariſchen, über die Sprache der Lappen u. ſ. w., wen Herrn Vaß's Beiträge zur Dialektenkunde ſeiner Mutterſprache, Herrn Ballagi's Kritik magyariſcher Bibelüberſetzungen u. dgl. intereſſiren, es ſei denn, daß er zu den Fachmännern gehörte?

Der rühmlich bekannte Reiſende Vámbéry liefert türkiſche Sprichwörter (die größtentheils ſchon veröffentlicht waren), berichtet über eine Abhandlung des alten tatar-türkiſchen Schriftſtellers **Mir Ali Schir**, und theilt eine Sammlung angeblich nördlich-tatariſcher Lieder mit, die ſchon in Rußland gedruckt war. Dieſe Sammlung hat Schott zu einem, in den Monatsbericht der Berliner Akademie (1868, S. 492 ff.) aufgenommenen Vortrage veranlaßt. Die Arbeit des Mir Ali Schir iſt deshalb merkwürdig, weil ihr Verfaſſer darin Vorzüge ſeiner türkiſchen Mutterſprache vor dem Perſiſchen und ſelbſt dem Arabiſchen geltend machen will — eine bei türkiſchen Gelehrten ſonſt wohl beiſpielloſe Kühnheit.

Herr Franz Ribáry liefert eine ſehr befriedigende Darſtellung der höchſt merkwürdigen baskiſchen Sprache, dieſer wahren lingua sine matre et sororibus, die an wunderſamer gram-

Digitized by Google

matiſcher Complication Alles übertrifft, was jede einzelne ihrer Colleginnen in Europa und Aſien uns bietet.

Jetzt noch einen Blick auf J. Kriza's „Wilde Roſen" (Vadrózsák), eine reichhaltige Sammlung von Volksliedern der Szekler, dieſes älteſten Magyarenſtammes. Zu den um Szekely Udvárhely geſammelten Balladen gehört „das Eheweib des Maurers Kelemen", von Hunfalvy auszugsweiſe mitgetheilt:

Zwölf der Maurer pflegten unter ſich des Rathes,
Wie ſie wollten bauen Déwa's hohe Mauer,
Wie ſie wollten bauen eine Hälft' aus Silber,
Eine Hälft' aus Silber und aus Gold die andre.
Doch was fertig Mittags, ſtürzte ein am Abend,
Was am Abend fertig, ſtürzte ein am Morgen.
Wieder ſich beriethen die zwölf Maurermeiſter,
Wie es würde möglich, feſt zu bau'n die Mauer.
Kam den Meiſtern endlich folgender Gedanke,
Den ſie ganz einmüthig zum Beſchluß erhoben:
„Weſſen Weib zuerſt ſich an den Ort begiebet,
Die ergreifen gleich wir, werfen ſie in's Feuer,
Zarten Leibes Aſche mit dem Kalk zu mengen,
Auf daß Déwa's Mauer endlich feſt beſtehe".

Kelemen's Gattin kommt an und grüßet die Maurer und ihren Mann, der ihr ſo antwortet:

Dir auch guten Tag, o theuere Gefährtin!
Aber, ach! zum Tode biſt Du hergekommen;
Müſſen Dich ergreifen, Dich in's Feuer werfen:
Zwölf der Maurermeiſter haben ſo beſchloſſen.

Kelemen's Weib geht heim, ihren Freundinnen und ihrem ſchönen kleinen Sohne Lebewohl zu ſagen, kehrt dann weinend zurück und fällt als Opfer des grauſamen Beſchluſſes. Ihr kleiner Sohn fragt den troſtlos heimkehrenden Vater, wo ſeine liebe Mutter ſei:

Macht der kleine Sohn dann weinend auf den Weg ſich,
Kam er ſchluchzend an bei Déwa's hoher Mauer.
„Mutter, liebe Mutter! ſprich zu mir ein Wort nur!" —
„„Kann nicht reden, Söhnlein, wucht'ger Stein erdrückt mich,
In die ſchweren Flieſen bin ich eingemauert"".
Und es brach ſein Herzlein und die Erd' ſich ſpaltet.
In den Spalt verſank er, Mutters kleiner Liebling.*)

Mehrere Stellen dieſer Ballade erinnern lebhaft an die im „Buch der Richter" ſo unvergleichlich erzählte Begegnung Jephtha's mit ſeiner Tochter. — Déwa heißt noch eine Stadt im Comitate Hunyad. Ihr Name ſcheint übrigens nicht magyariſch, ſondern ſlaviſch zu ſein und bedeutet alsdann „Jungfrau". Vgl. Parthenope (alter Name Neapels), Magdeburg, u. ſ. w. Auf die Sage kann der Name ſich begreiflicher Weiſe nicht beziehen. Sch.

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur.

Dr. Ad. Jellinek: Ethnographiſche Studien.

Der jüdiſche Stamm.**)

In einem Briefe an Herder ſchreibt Joh. Georg Hamann: „Ein Wunder aller Wunder der göttlichen Vorſehung, Regierung und Staatskunſt, mehr als Noah's Kaſten und Loth's Weib und Moſe's brennender Buſch, iſt für mich jeder Jude". Dieſer Ausſpruch des „Magus des Nordens", kam uns in den Sinn, als wir das unten näher bezeichnete Buch laſen.

Der Verfaſſer hat die Abſicht, in ſeinem Buche, „den jüdiſchen Stamm zu charakteriſiren, welcher durch den fortſchreitenden und ſiegenden Humanismus eine neue und einflußreiche Stellung in den meiſten europäiſchen Staaten gewonnen hat, in die Entwickelung des modernen Geſellſchaftslebens mit tauſend Armen eingreift und über den das Vorurtheil polemiſcher und die Voreingenommenheit apologetiſcher Schriftſteller die Urtheile verwirrt haben". — Hamann hat nicht Unrecht, wenn er das Fortbeſtehen der Juden durch alle Zeiten ihres Glückes und des gewaltigſten Unglückes als ein großes Wunder anſieht. Der Verfaſſer des genannten Buches will uns in vielen Dingen den Schlüſſel zur Löſung dieſes Räthſels oder Wunders geben. — Der Jude iſt von zäher Natur und nicht durch äußere Kämpfe zu bewältigen; er iſt, man kann es nicht leugnen, dem Geiſte nach durch und durch Kosmopolit; er findet ſich in alle Lagen, faßt alle geiſtigen Richtungen mit Feuer auf, folgt ihnen und weiß ſie ſich zu aſſimiliren, während er dem Herzen nach den überlieferten Richtungen und Gewohnheiten treu bleibt und ſo einerſeits geiſtig expanſiv der ganzen Welt angehört, von Gemüth aber innerhalb der liebgewordenen Schranken lebt; Beides erhält ihm ſeine Lebensfähigkeit. So löſt ſich auch der Widerſpruch, der ſich in den Vorwürfen, die die Gegner der Juden erheben, kundgiebt, da dieſe die Juden einerſeits auf- und zudringlich, andererſeits aus- und abſchließend nennen; wo der Jude geiſtige Größe und Hervorragendes, wenn auch zuweilen nur zum Scheine, merkt, da nähert er ſich und drängt ſich zu; wo er aber ſich geltend machende Blaſirtheit, eingebildete Ueberhebung und Abſtoßung findet, da zieht er ſich zurück. Die Tugenden des Herzens, wie Familienſinn, Freundestreue, finden ſtets Anerkennung und ſind in jüdiſchen Kreiſen vorwaltend, während manche Fehler des Geiſtes, wie prickelnder, oft kauſtiſcher Witz, der zuweilen über das Maß des Anſtandes hinausgeht, und andere Untugenden die Tugenden des Geiſtes überwuchern. Der Verfaſſer verkennt und verſchweigt weder das Eine noch das Andere und zeichnet in Skizzen mit feinem beobachtenden Sinn das innere und äußere Leben des Juden der Jetztzeit, die ſich anlehnend an des Juden Vergangenheit, oft nur daraus ſich erklären läßt. So werden dieſe Skizzen auch zu wirklichen Studien und man lernt aus ihnen ein richtiges, nicht einſeitiges Urtheil.

Von den vielen Skizzen geſtatten wir uns eine aus dem Buche hervorzuheben, weil ſie unſere neueſten ſozialen Beſtrebungen ganz nahe berührt; ſie führt die Ueberſchrift: Weibliche Arbeit. (Sie iſt bereits im Jahre 1863 geſchrieben.)

„Der jüdiſche Stamm hat ſich ſeit ſeinem erſten Eintritt in die Geſchichte bis auf unſere Zeit nicht als ein theoretiſch-ſpekulativer, ſondern als ein inſtinktiv-praktiſcher bewährt. Was er bedeutet, quillt aus ſeiner Stammesnatur heraus, und was er leiſtet, ſtrömt in das praktiſche Leben hinein. Eine eingehende Schilderung der Mächte, welche unſere Geſellſchaft beherrſchen und den Sieg davontragen, würde auf allen Gebieten der ſozialen Beſtrebungen den Beweis liefern, daß Vieles, was die Juden gleichſam inſtinktiv herausgebildet und geſtaltet haben, in der modernen Geſellſchaft erſt als Folge ſiegender Theorieen zur Geltung gelangt. Wir wollen aber das Behauptete blos an einem wichtigen Momente, an der ſozialen Stellung des Weibes auf dem Felde der Arbeit, zu erhärten ſuchen.

*) Szüve meghasada 's a főd is alatta,
'S az ő kicsi fia oda beléhulla.

Wörtlich: „Sein Herz ſpaltete ſich und die Erd' auch unter ihm, und ihr kleiner Sohn da einſank."

**) Studien und Skizzen. Erſter Theil. Der jüdiſche Stamm. Ethnographiſche Studie von Dr. Ad. Jellinek. Wien, Herzfeld und Bauer, 1869.

Digitized by Google

„Pſychiſch wie phyſiologiſch iſt das Weib eines der dunkelſten Geheimniſſe der Schöpfung, und die Anſchauungen über den Platz, den es im Organismus der Geſellſchaft einzunehmen hat, gehen weit auseinander. Der jüdiſche Stamm nahm ſeit uralten Zeiten das Weib als die Indifferenzirung und Aufhebung der männlichen Gegenſätze, als die ſchöpferiſche Syntheſe der im Manne arbeitenden Antitheſen, als die zur Ruhe gelangten Conflikte, die im Manne zum Durchbruche kommen: Das Weib geht aus dem Manne hervor, trägt in ſich alle Kräfte deſſelben, aber während er ſchläft, die treibenden Gegenſätze in ihm ruhen. Es iſt demnach dem Manne verwandt, aber nicht gleich, hat eine beſondere Daſeinsform, aber keine ſelbſtändige, ſich ſelbſt genügende, beſitzt alle männlichen Kräfte, aber nicht in ihrem Widerſtreit. Dieſe jüdiſche Anſchauung blieb maßgebend für die Auffaſſung und die Stellung des Weibes, iſt der Erklärungsgrund für viele Erſcheinungen, die in der Praxis ſich entwickelt haben.

„Das jüdiſche Weib war nie ein Gegenſtand ritterlichen Cultus; ſeine reiche Gemüthswelt, die Tiefe ſeines Herzens, die Zartheit ſeines Geiſtes, die Fülle ſeines Seelenlebens, die Weichheit ſeines Weſens, die Unwandelbarkeit der Muttertreue wurden anerkannt und gewürdigt, und mehr als durch alle mittelalterlichen Turniere, welche der ſinnlichen Erſcheinung des Weibes huldigten, wird es durch die jüdiſchen Propheten gefeiert, indem ſie „Gott ſein Volk tröſten laſſen, wie eine Mutter ihren Sohn tröſtet", und das israelitiſche Volk zum Vertrauen auf Gott ermuthigen, „der deſſen eben ſo wenig vergeſſen kann, wie eine Mutter ihres Kindes". . . Was iſt aus dem Frauencultus des mittelalterthümlichen Ritterthums geworden, welcher der äußeren Schönheit ſeine Dienſte weihete, die Form verehrte, dem inneren Heiligthum des Weibes aber fremd blieb? Er iſt dahin geſchwunden als eine welke Blüte der Sinnlichkeit, blos einiges dürre Laub hat ſich davon im Umgange und in nichtsſagenden conventionellen Formen erhalten. Was heute am Weibe hochgeehrt wird, das ſind jene feineren Nüancen und jene edleren Regungen, welche der jüdiſche Stamm ſtets ausgezeichnet hat.

„Die geiſtige Sphäre des Weibes iſt vom jüdiſchen Stamme nie engherzig und mit männlichem Hochmuthe umſchrieben worden. Das jüdiſche Weib wird Richterin und leitet die öffentlichen Angelegenheiten in außerordentlichen Nöthen, tritt als Prophetin auf in lauter Rede, iſt weder orientaliſch ausgeſchloſſen von der thätigen Theilnahme an der Sache ſeines Volkes, noch „trägt es Männertracht". . . . .

„Die Arbeit des Weibes, deſſen Befähigung zur Arbeit, deſſen Wahl der Arbeit, deſſen Verhältniß zum Umfange der geſellſchaftlichen Arbeit ſind in neueſter Zeit ein viel erörterter Gegenſtand der Sozialiſtik. Welches iſt der Wirkungskreis des Weibes? Welche Arbeit entſpricht ſeinen natürlichen Anlagen? Wie ſoll es auf ſeinen künftigen Beruf vorbereitet werden? Kann die Arbeit des Weibes dahin gelenkt werden, daß es im Stande ſei, die Familie zu ernähren, wenn das Haupt derſelben ſtirbt? Dieſe Fragen hat der jüdiſche Stamm praktiſch gelöſt, und das jüdiſche Weib hat ſich in den verſchiedenen Gattungen der Arbeit erprobt und bewährt." . . . Dafür bringt der Verfaſſer mehrere Belege und vergißt aber auch nicht die geiſtige Arbeit des Weibes durch gute Erziehung ihrer Kinder. „Die Arbeit ward beim jüdiſchen Stamme als ein Schmuck und eine Zierde des „Biederweibes" gehalten", und der Salomoniſche Hymnus vom „Biederweibe" hat ſich im jüdiſchen Familienleben gar häufig auf das Schönſte bethätigt.

Auch in jüdiſchen Sprichwörtern (dieſer Philoſophie auf der Gaſſe, wie Joh. Mich. Sailer die Sprichwörter nennt), aus alter und neuer Zeit, kennzeichnet der Verfaſſer die gemüthliche, wie die geiſtig geweckte Seite des jüdiſchen Lebens.

Mag auch manches Gewagte in dieſen Skizzen ſich finden, ſo haben ſie doch ſehr viel Beachtenswerthes zur Kenntniß und richtigen Beurtheilung des „jüdiſchen Stammes". K.

Abeſſinien.

Zwei abeſſiniſche Miſſionaire über ihre Gefangenſchaft.*)

Die beiden Schriften, welche die untenſtehenden Titel führen, ſchildern in anſpruchsloſer Weiſe hauptſächlich die perſönlichen Erlebniſſe und Leiden der beiden Verfaſſer in Abeſſinien, beſonders während ihrer Gefangenhaltung durch König Theodor. Die ältere Miſſionsthätigkeit des Herrn Flad iſt von demſelben ſchon früher beſchrieben.**) Die Verfaſſer beanſpruchen in keiner Weiſe, unſere Kenntniß des Landes zu erweitern; ſie haben jedoch das Verdienſt, die Geſchichte der politiſchen Verwickelungen zwiſchen Theodoros und England und die Geſchichte der Gefangenen am Ausführlichſten zu geben; wenigſtens kennt Ref. kein deutſches Buch, in welchem dieſer Gegenſtand mit gleicher Ausführlichkeit beſprochen wäre. Engliſch lieſt man denſelben allerdings noch ausführlicher bei Beke, The British captives in Abyssinia, London 1867.

Beide Bücher beſtätigen im Allgemeinen das, was ſchon früher in Europa bekannt war; ſo die traurige Thatſache, daß nicht alle Europäer die Ehrfurcht, mit der ihnen die Eingebornen entgegenkamen, ſich zu erhalten wußten, ferner den Intriguenkampf der engliſchen und franzöſiſchen Agenten um den alleinigen Einfluß in Abeſſinien. Das Reich Theodor's, meinen die Verf., hätte auch ohne die Einmiſchung der Engländer keinen Beſtand mehr gehabt. Theodor war, wie die meiſten Eroberer, ein ſchlechter Regent. Seine unerhörte Grauſamkeit und ſein Zerwürfniß mit der Geiſtlichkeit des Landes bewirkten, daß eine Provinz nach der anderen abfiel, bis ihm zuletzt „rein nichts mehr übrig blieb als der Ort, wo er mit ſeinen 7000 Soldaten gerade das Lager aufgeſchlagen hatte".

Die Erzählung, daß Theodor um die Hand der Königin Victoria angehalten habe, welche, wenn Ref. nicht irrt, noch neulich G. Rohlfs in ſeinem Buch über die engliſche Expedition brachte, bezeichnet Herr W. in Uebereinſtimmung mit Beke als ein Märchen. Das ſchlechte Verhalten der engliſchen Soldaten nach der Erſtürmung von Magdala wird beſtätigt, beſonders daß die Hindus „anfingen zu rauben und zu plündern, als wären ſie bei Theodoros in die Schule gegangen". Aufgefallen iſt es Ref., daß Herr Flad S. 25 die Gaſtfreundſchaft rühmt, welche die Abeſſinier unentgeltlich gewähren. Andere Reiſende, ſo v. Katte, wiſſen das Gegentheil zu erzählen. Den Eindruck, welchen die abgerichteten, mit Kanonen beladenen Elephanten

*) Zwölf Jahre in Abeſſinien, oder Geſchichte des Königs Theodoros II. und der Miſſion unter ſeiner Regierung, von M. Flad, Miſſionar. Baſel, C. F. Spittler, 1869.

Erlebniſſe in Abeſſinien in den Jahren 1858—1868, von Theophil Waldmeier, Pilgermiſſionar. Baſel, C. F. Spittler, 1869.

**) Notes from the Journal of F. M. Flad, edited by Rev. W. D. Veitch. London 1860.

Digitized by Google

auf die Abeſſinier machten, ſchildert Herr Flad als gewaltig, während Rohlfs behauptet, ſie hätten dieſelben kaum beachtet. Am Schluß ſeines Buches giebt Herr Flad eine deutſche Ueberſetzung der Geſchichte Abeſſiniens von 1780—1854, in amhariſcher Sprache verfaßt von Debtera Saneb, Schreiber des Königs.*)

Herrn Waldmeier's Buch iſt mit zwölf Lithographien ausgeſtattet, darunter das Facſimile eines amhariſchen Briefes mit dem Siegel Theodor's; das Bild, welches den Transport der großen Kanone des Königs darſtellt, an welcher vorn und hinten Hunderte von Menſchen angeſpannt ſind, erinnert an ähnliche Scenen aus dem ägyptiſchen Alterthum. Bei Angabe von abeſſiniſchen Namen hat Ref. nur zweimal Druckfehler bemerkt. — Der Ertrag beider Bücher (Preis für beide ungefähr 25 Sgr.) iſt zum Beſten der Miſſion in Abeſſinien beſtimmt.

Welche Anſicht man auch immer über die Miſſion haben mag, man muß Ausdauer und Selbſtverleugnung der Verfaſſer hochachten, welche ſich durch ihr vielfaches Mißgeſchick nicht abſchrecken laſſen und ſich ſchon rüſten, von Neuem in Abeſſinien ihr unterbrochenes Werk aufzunehmen. Ps.

Kleine literariſche Revue.

— **Giacomo Leopardi's Dichtungen.** **) Zum erſtenmale liegen uns Giacomo Leopardi's Dichtungen in einem deutſchen Gewande vor, das nichts zu wünſchen übrig läßt. Die früheren Bearbeitungen von Kannegießer, Hamerling, H. W. Schulz, Ebeling und ſelbſt von Paul Heyſe, wie gelungen auch Einzelnes darin iſt, erſcheinen dagegen mangelhaft und unzutreffend. Herr Guſtav Brandes giebt über die bei ſeiner Uebertragung maaßgebend geweſenen Prinzipien, ſowie zu den einzelnen Gedichten, Aufſchlüſſe und Erläuterungen ſo belehrender Art, daß uns der ſonſt ſehr ſchwierige und zuweilen wie Dante dunkle, italiäniſche Dichter wie ein durchſichtiger Geiſt vor die Seele tritt, deſſen patriotiſche Klagen, deſſen poetiſche Ausbrüche von Weltſchmerz wir verſtehen, wenn wir letztere auch nicht theilen können. Graf Leopardi war nichts weniger als ein geſundes poetiſches Naturell; er war vielmehr eine durch und durch kranke Seele in einem durch und durch kranken Körper und lebte überdies in einer durch und durch kranken Zeit. Leopardi iſt der Dichter der Verzweiflung und der Blaſirtheit — ein italiäniſcher Lord Byron. Er ſchreibt ſelbſt von ſich: „Ich bin durch meine Unterſuchungen zu einer Philoſophie der Verzweiflung gelangt und habe keinen Anſtand genommen, mich ihr ganz hinzugeben." Leopardi hat, obwohl er wahrſcheinlich nie etwas von Schopenhauer geleſen, die Philoſophie deſſelben, oder vielmehr deſſen Mangel an aller wahren Philoſophie, in die wohllautendſten Verſe der wohllautendſten Sprache gebracht. Seltſamerweiſe ſucht Herr Brandes die Anſchauungen Leopardi's auch durch ein breites Excerpt aus Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorſtellung" zu erläutern. Es könnte dies die Leſer eher zurückſchrecken, als ſie aufmuntern, die Verſe des Italiäners kennen zu lernen; glücklicherweiſe iſt man jedoch geneigt, dem Dichter die Verzweiflung eher zu verzeihen, als dem Philoſophen, und den nur in der ſubjektiven Einbildung vorhandenen Weltſchmerz für das Gebilde einer poetiſchen Phantaſie zu erklären.

J. L.

— **„Die Rechtslehrer und Rechtsſchulen im römiſchen Kaiſerreich"** betitelt ſich eine rechtswiſſenſchaftliche Abhandlung des Profeſſors Dr. F. P. Bremer in Göttingen*), welche über die Lehrthätigkeit und die Stellung jener professores iuris, von denen uns die römiſchen Rechtsquellen mehrfach berichten, eingehende Forſchungen bringt. Während es in der neueren Literatur Sitte iſt, die Bedeutung dieſer römiſchen Rechtslehrer gering zu ſchätzen und ihnen nur etwa die Stellung von Schulmeiſtern zuzuweiſen, zeigt die ſorgfältige Unterſuchung des Verfaſſers, daß die Juriſten, an deren Namen wir die Blüthe der römiſchen Rechtswiſſenſchaft knüpfen, wenigſtens eine Zeitlang Profeſſoren geweſen ſind. Mit unglaublicher Mühe ſind ſodann alle Belege geſammelt, aus denen über Vaterland und Abſtammung der hervorragendſten römiſchen Rechtslehrer Anhalt zu gewinnen iſt. Für das Geſammtbild des kaiſerlichen Rom ergiebt ſich hier der nicht unweſentliche Beitrag, daß eine ſehr große Zahl gefeierter juriſtiſcher Autoren aus den Provinzen ſtammte, unter ihnen gerade „die Spitzen", ein Julian Scaevola, Papinian, Ulpian, Modeſtin Weniger eingehend ſind die Rechtsſchulen behandelt, deren bekanntlich auch in den Provinzen, z. B. in Berytus, Troas, Athen ꝛc. verſchiedene vorhanden waren. Es iſt das um ſo mehr zu bedauern, als es dem Verfaſſer bei dem hohen Grade von Fleiß und Scharfſinn, der in der Verwerthung ſeiner Quellenſtudien zu Tage tritt, gewiß möglich geweſen ſein würde, die Lücke zu ergänzen, die gerade in Beziehung auf dieſe Inſtitute in unſerer Kenntniß des antiken Unterrichtsweſens vorhanden iſt. Savigny's Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter hat uns das Erblühen und das Weſen der großen Univerſitäten des mittelalterlichen Italiens mit ſolcher Klarheit veranſchaulicht, daß der Wunſch nahe liegt, es möge auch den Rechtsſchulen des Alterthums eine ähnliche Reconſtruction beſchieden ſein.

— **Bibliothek geographiſcher Reiſen.** **) Gerade ein ſolches Unternehmen, wie das vorliegende, verdient die Aufmerkſamkeit und Theilnahme aller Gebildeten im hohen Grade. Ebenſo, wie ſich die Populariſirung aller Gegenſtände des Wiſſens — in der neueſten Zeit mit beſonderem Eifer auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft — bemächtigt, ſo iſt es auch Pflicht, dem Publikum, in leicht verſtändlicher und anmuthiger Form, Schilderungen der Mühen und Beſchwerden, der Gefahren und Leiden, beſonders aber der Forſchungs-Ergebniſſe berühmter Reiſenden zu bieten. Dies iſt iſt nun eben die Aufgabe, welche die bekannte, geachtete Verlagshandlung in dieſer „Bibliothek geographiſcher Reiſen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit" ſich geſtellt hat.

Bereits der erſte Band: „Das offene Polar-Meer" behandelt einen ebenſo zeitgemäßen, als gerade jetzt für's deutſche Volk — durch Dr. Petermann's raſtloſe Thätigkeit und Ermöglichung der Deutſchen Polarfahrt — wichtig gewordenen Gegenſtand. Der Griff der Verlagshandlung iſt ein ſehr glücklicher, indem ſie das in Amerika bekanntlich mit größtem Beifall aufgenommene Werk von J. J. Hayes in trefflicher Ueber-

*) Das amhariſche Original, oder wenigſtens eine Kopie deſſelben befindet ſich auf der kgl. Bibliothek zu Berlin (Ms. orient. quart. 478).

**) Deutſch von Guſtav Brandes. Mit einer Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters. Hannover, Carl Rümpler, 1869.

*) Berlin, J. Guttentag, 1868.

**) Jena, Hermann Coſtenoble.

Digitized by Google

ſetzung bringt. Der zweite Band enthält Fernand Mendez Pinto's Abenteuerliche Reiſe durch China, die Tatarei, Siam, Pegu und andere Länder des öſtlichen Aſiens", neu bearbeitet von Ph. H. Külb, und der dritte Band bietet: „Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforſchung der Nilquellen", von Samuel White Baker, wiederum ſehr gewandt überſetzt von Dr. J. E. A. Martin.

Bei der Beurtheilung dieſer „Bibliothek" iſt es alſo von vornherein hervorzuheben, daß die Verlagshandlung das Verſprechen des Proſpekts: nur gediegene, wirklich lehrreiche und von hervorragenden Reiſenden ſelbſt herrührende Schilderungen zu bringen, gewiſſenhaft hält. In nicht minder lobenswerther Weiſe beſtehen die Abbildungen nicht etwa in phantaſtiſchen oder willkürlich aufgefaßten, ſondern nach den Entwürfen und Zeichnungen der Forſcher ſelbſt hergeſtellten Holzſchnitten. — Der Verlag von Coſtenoble iſt in dieſer Hinſicht auch bereits rühmlichſt bekannt und die, außer dieſer Bibliothek von ihm herausgegebenen Reiſewerke von Baſtian, Dixon, Livingſtone u. A., wie auch neuerdings von M. Th. von Heuglin, ſprechen von vornherein für die Solidität und den Werth dieſer Literatur. K. R.

— **Der Weltverkehr und ſeine Mittel.***) Ein großartiges Unternehmen der Spamer'ſchen Verlagshandlung hat ebenſowohl die geſammte Kritik mit großer Anerkennung begrüßt, als auch das Publikum in der dankbarſten Weiſe entgegengenommen. Dies iſt das „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Induſtrieen", eine Rundſchau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit. Wenn wir nun auf dies rühmenswerthe Unternehmen auch nicht näher eingehen können, ſo iſt es uns doch vergönnt, eine Einzel-Ausgabe: „Der Weltverkehr und ſeine Mittel", welche ſowohl einheitlich im ganzen Werke ſich befindet, als auch für ſich einen Ergänzungsband deſſelben bildet, oder ganz ſelbſtändig und einzeln abgegeben wird, hier zu beſprechen.

Es wird den Leſer nicht ermüden, wenn wir auf den ungemein reichen Inhalt näher eingehen. Nach einer klar und ſchön geſchriebenen Einleitung oder Ueberſicht des Ganzen wird der beginnende Verkehr, ein Abriß der Handelsgeſchichte, Schilderung der großen Verkehrswege und des Poſtweſens zu Lande und Waſſer gegeben. Dann folgen „Internationale Routen", „Güterbewegung", Märkte und Meſſen, Entwickelung der Schifffahrt und des Schiffbaues, Dampf-, Schrauben- und Eiſenſchiffe, Beſchreibung aller nautiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente. Daran ſchließen ſich Schilderungen der Sicherung des Seeverkehrs, der Rettungsanſtalten, Taucher- und Hebungsapparate, Leuchtthürme, Häfen und Docks, des ganzen Seeweſens und des Seeverkehrs der Gegenwart, und der Gewinnung der Meeresſchätze. Die Abſchnitte: Welt-Telegraphie, Krieg und Frieden nebſt den älteſten bis neueſten Waffen, der Luxus vormals und heute, Volkswirthſchaft und Weltverkehr geben ſodann eine vollſtändige, befriedigende Ueberſicht, an welche ſich noch treffliche Abhandlungen über Münz-, Maß- und Gewichtseinheit, Aſſociationsweſen, Auswanderung, International-Verträge ſchließen. Und um auch dem Neueſten zu genügen, iſt eine vorzüglich gearbeitete Ueberſchau der letzten Welt-Ausſtellung zu Paris angefügt.

Sechs Gelehrte, Jul. Engelmann, R. Andree, Fr. Luckenbacher, M. Lange, C. v. H. und Jul. Zöllner, haben ſich in die Arbeit getheilt, von der man ſagen muß, daß ſie ſowohl an klarer Darſtellung, Gründlichkeit und Vollſtändigkeit, als an Fülle gediegener Kenntniſſe ſich als eine echt deutſche zeigt. In Hinſicht des Stils ſei bemerkt, daß er nur ſelten in die Schwerfälligkeit der deutſchen Gelehrten verfällt.

Ueber 500 Text-Illuſtrationen, ein Titelbild, die um den Weltverkehr verdienteſten Männer darſtellend, ſieben Tonbilder, eine Flaggen- und Welt-Telegraphenkarte, ſowie ein vergleichendes Tableau der Eiſenbahnlängen, bilden den werthvollen Schmuck des ſtattlichen Bandes von 97 Bogen gr. Oktav, und ſehen wir dazu das treffliche Papier und den geſchmackvollen Einband mit Goldpreſſung an, ſo müſſen wir anerkennen, daß die Ausſtattung eine dem wichtigen Gegenſtande durchaus angemeſſene und würdige ſei. K. R.

— **Zur Geſundheitspflege des Heeres.***) Es iſt bekannt, welche großen Schwierigkeiten die Verpflegung der Armee in dem abeſſiniſchen Feldzuge darbot und wie viele der Geſundheit ſchädliche Einflüſſe außerdem in demſelben zu beſiegen waren, während andrerſeits von der Erhaltung der Geſundheit unter den Truppen der Erfolg des ganzen Feldzugs zum nicht geringen Theile abhängig ſein mußte. Mit wie großer Vorſicht und Sachkenntniß die engliſche Regierung hiebei zu Werke ging, erfahren wir in der unten genannten kleinen Schrift des Herrn Dr. Roth, der ſich in einer nicht genug anzuerkennenden Weiſe, um die Förderung des Militär-Sanitätsweſens bereits durch verſchiedenen, dieſes Gebiet betreffenden Schriften verdient gemacht hat. — Wir müſſen erſtaunen, mit welcher Genauigkeit die engliſche Regierung ſich vor Beginn des Feldzugs über klimatiſche und hygieiniſche Verhältniſſe eines wenig bekannten Landes inſtruirt hatte und über die in das Spezielſte eingehenden Inſtruktionen, die mit Rückſicht auf jene dem Sanitary-Officer gegeben wurden. Von großer Bedeutung ſchien die Beſchaffung eines guten Trinkwaſſers, wobei auch die Anwendung condenſirten Waſſers berückſichtigt wurde; eine nicht minder große Rolle ſpielte außer der Verpflegung auch die Kleidung der Truppen. Ganz außerordentlich nützlich haben ſich waſſerdichte Decken gezeigt. Für Lazaretheinrichtungen, Krankentransportmittel, Hoſpitalſchiffe war auf das Zweckmäßigſte geſorgt, worüber uns ausführliche Mittheilungen gemacht werden. Ohne auf ein Näheres in dieſer Schrift einzugehen, möchte jedoch, was wir in ihr über den Krankenſtand und die Todesfälle der aus England ſelbſt gekommenen Truppen leſen, erwähnenswerth ſein. Die durchſchnittliche Stärke der engliſchen Truppen während des ganzen Feldzuges wird auf 2688,8 Mann, der tägliche Krankenbeſtand auf 156,62 Mann, die Zahl der Todesfälle auf 11 Offiziere und 37 Mann angegeben. Verwundet wurden 2 Offiziere und 28 Mann, getödtet keiner.

Literariſcher Sprechſaal.

Die beiden großen polititiſchen Organe der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, die „Preſſe" und ihr neuer freier (?) Ableger, liefern ſich zwar täglich Fehden, wie ſie etwa nur unter

*) Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

*) Der Geſundheitsdienſt bei der engl. Expedition nach Abeſſinien. Ein Beitrag zur Armee-Geſundheitspflege; bearbeitet von Dr. W. Roth, Königl. Preuß. Ober-Stabs-Arzt. Berlin, Mittler u. Sohn, 1868.

Digitized by Google

gewiſſen Damen der Brodneid hervorzurufen vermag, vereinigen ſich aber ſofort zu ruhrender Harmonie, wenn es gilt, deutſche, in specie norddeutſche Zuſtände und Dinge zu begeifern. So haben ſie ſich neulich wieder in ungeſalzenen Witzen ergangen, weil von dem von Keck und Johannſen im Auftrage des preuß. Kultusminiſteriums herausgegebenen „Norddeutſchen Leſebuch“ der bekannte alte Spruch (die „Preſſe“ nennt es ein Liedchen!): „Ich lebe, ich weiß nicht wie lang ꝛc.“ zugleich in folgender Umdichtung enthalten iſt·

„Ich lebe, und weiß wohl wie lang;
Ich ſterbe, und weiß wohl wann;
Ich fahre, und weiß wohl wohin;
Mich wundert's, daß ich noch traurig bin.“

Die alte „Preſſe“ knüpft daran eine billige Spötterei über die nachgerade „gänſehauterregende Frömmigkeit“ des preußiſchen Kultusminiſteriums und macht den Vorſchlag, die deutſchen Klaſſiker in ähnlicher Weiſe umzuarbeiten; die junge bemerkt mit der Miene vornehmer Entrüſtung: „Was bei einer derartigen Verarbeitung von den köſtlichſten Perlen der deutſchen Poeſie übrig bliebe, das weiß wohl auch Jeder!“ Leider haben ſich die Herren in ihrem edlen Streben, Alles zu bewitzeln und beſpötteln, was von jenſeits der ſchwarzgelben Schranken kommt, nur wieder einmal ein Zeugniß ihrer gänzlichen Unbewandertheit in allen Dingen, die über den „Brockhaus“ und „Rotteck-Welcker“ gehen, ausgeſtellt. Sie mögen alſo wiſſen, daß jene Umdichtung des alten Spruches von keinem Geringeren ſtammt, als von Martin Luther und in deſſen Schrift „Das XIV. und XV. Kapitel Johannis gepredigt und ausgelegt; Wittenberg 1538“ zu leſen ſteht. Damit aber die Herren ſich nicht erſt zu einer ſo entlegenen Quelle bemühen dürfen, um ihr ohne Zweifel heißes Sehnen nach Belehrung zu ſtillen, mögen ſie auf die in Wien erſchienene „Germania, Vierteljahrsſchrift für deutſche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer“ (VI. Jahrg. 1861) verwieſen ſein, wo Reinhold Köhler in einem längeren Artikel über jenen alten Spruch die betreffende Stelle aus dem Luther'ſchen Schriftchen vollſtändig hat abdrucken laſſen.

Wien. J. M. Wagner.

Die „Illuſtrirte Zeitung“ vom 13. Februar bringt ein vortreffliches Bildniß Schleicher's, des ausgezeichnetſten Schülers von Bopp, dem er ſo bald in das Grab gefolgt iſt. Auguſt Schleicher, geboren am 19. Februur 1821 in Sonneberg, ſtarb am 6. December 1868 als Profeſſor der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft in Jena. Der Verfaſſer der „Vergleichenden Sprachunterſuchungen“ hatte den erſten Theil derſelben unter dem Titel „Zur vergleichenden Sprachgeſchichte“ bereits im J. 1848 zu Bonn, wo er Privatdocent war, erſcheinen laſſen. Von hier an die Univerſität Prag als Profeſſor des Sanskrit berufen, machte er ſich dort mit den ſlaviſchen Sprachen ſo vertraut, daß er nicht blos eine „Formenlehre der kirchenſlaviſchen Sprache“, ſondern auch eine čechiſche Ueberſetzung des indiſchen Epos „Nal und Damajanti“ ſchrieb und herausgab. Mehrere ſeiner kleineren Abhandlungen ſind in ruſſiſcher Sprache abgefaßt. In weiteren Kreiſen wurde Schleicher durch ſein populär gehaltenes, treffliches Werk: „Die deutſche Sprache“, bekannt, worin er die Ergebniſſe der Sprachwiſſenſchaft jedem Gebildeten zugänglich machte und zugleich das Weſen der deutſchen Sprache in ſeinen Hauptzügen darlegte. Schleiden's Hauptwerk iſt ſein „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermaniſchen Sprachen“, in welchem zum erſtenmale nach Bopp's bahnbrechendem Vorgange eine zuſammenfaſſende Darſtellung der geſammten Grammatik des Indogermaniſchen gegeben wird, an welches Werk ſich die kurz vor ſeinem Ableben erſchienene „Indogermaniſche Chreſtomathie“ ſchließt.

In der letzten Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft von London wurde eine Abhandlung des Commander W. Chimmo über Sondirungen und Temperatur-Grade des Golfſtromes verleſen. Mit dem britiſchen Fahrzeuge „Gannet“ von Halifax abfahrend, unterſuchte er den Meeresboden bis Neufundland und regiſtrirte dabei die Temperatur-Unterſchiede. Im 43. Gr. 2 Min. nördlicher Br. und 60. Gr. weſtlicher Länge wurden aus einer Tiefe von 15,000 Fuß viele ſchön gefärbte kleine Muſcheln und ſieben Gattungen von Cruſtaceen heraufgeholt. In Neufundland zeigte es ſich, daß die Temperatur an der Oberfläche um 20 Grad höher ſei, als in einer Tiefe von 500 Fuß, und zuweilen fuhr das Schiff zur Hälfte auf dem Golf-, zur Hälfte auf dem Polarſtrom, die ſtrenge geſchieden nebeneinander hinfließen und einen Wärme-Unterſchied von 20 bis 25 Grad zeigten. Für die geringe Tiefe des Golfſtromes zeigt der Umſtand, daß ſeine Temperatur ſchon bei 100 Faden Tiefe um 15 Grad abnimmt. Kalte Polarſtrömungen ſcheinen ſich ſchon 200 F. unter dem Golfſtrome einzuſtellen. Vom Sable Island bis zu den Azoren, ſomit auf einer Fläche von 10,000 Q.-Meilen, fand Chimmo die Temperatur des Meeresgrundes überall gleichförmig und, ſelbſt vermittelſt der beſten Mikroſkope, konnten in keiner der vielen heraufgeholten Muſcheln Lebenszeichen entdeckt werden. Je größer übrigens die Tiefe, deſto vollkommener erhalten waren die Muſcheln.

In Rußland waren Ende 1867 3455 Werſt (484 preuß. Meilen) Eiſenbahnen im Betriebe, welche pro 1867 (nach einer in den St. Petersburger Zeitungen veröffentlichten Bekanntmachung) 34,687,330 Rub. Brutto-Einnahmen ergaben. Ende 1868 betrug die Länge dieſer Eiſenbahnen 5167 Werſt (688 M.); die Brutto-Einnahmen im J. 1868 beliefen ſich auf 41,992,259 Rubel.

Die Telegraphen beförderten im J. 1866 1,416,351 Depeſchen, welche 2,097,664 Rub. Reineinnahme ergaben. Die Telegraphenlinien waren Ende 1866 34,748 Werſt (4864 Meilen), die Leitung 67,019 Werſt (9382 Meilen) lang; die Zahl der Stationen betrug 338.

(Beſondere Beilage des Pr. St. Anz.)

Die beiden letzten Monatshefte des Art. Journal enthalten einen anziehenden Artikel über die Muſterausſtellungen des Gewerbe-Muſeums von South Kenſington. Wir erſehen daraus, welchen großen Werth beſonders die geſchmackvollen Gold- und Silberarbeiten der engliſchen Goldſchmiede haben. London allein zählte im J. 1861 5647 Goldſchmiede. Sie bilden dem Reichthume nach, die erſte, und der Zahl nach die zehnte Gilde der Hauptſtadt.

Dieſer Nummer liegt bei eine Ankündigung der **Zeitſchrift für Ethnologie.** Herausgegeben von **A. Baſtian** und **R. Hartmann.** Verlag von **Wiegandt und Hempel** in **Berlin.**

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 27. Februar 1869. [№ 9.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die rechtlichen und ſittlichen Grundlagen des Staatslebens. F. von Holtzendorff's Principien der Politik. 117. — Neue Novellen von Marie von Roskowska. 120.
England. Aus deutſchen Berichten über England. Das neue Parlament. Gladſtone und Bunſen. Lytton Bulwer und die engliſche Bühne. Die Eiſenbahn auf dem Theater. 121.
Spanien. Briefe aus dem neuen Spanien. IV. Spanien in nationaler und volkswirthſchaftlicher Beziehung. 123.
Italien. Eine polyglotte Literaturgeſchichte aus Neapel. 124.
Frankreich. Eine neue Methode des Unterrichts in der franzöſiſchen Sprache. 126. — Ein elſaſſiſcher „Schlüſſel zum Studium des Deutſchen". 127.
Finnland. Der finnländiſche Dichter Ahlqviſt. 127.
Kleine literariſche Revue. Leibniz und die Sozietät der Wiſſenſchaften in Wien. 129. — Aegypten und die Bücher Moſe's. 129. — Napoleon I. in Elba. 129. — Deutſche Geſchichte für die Jugend bearbeitet. 129. — Die Jubelausgabe des Stieler'ſchen Atlas. 130. — Die Kammerjungfer. 130.
Literariſcher Sprechſaal. Zeitſchrift für vergleichende Rechtskunde. 130. — Ludw. v. Rönne's Staatsrecht. 130. — Littauen und die Littauer, von O. Glagau. 131. — Zur „Philoſophie des Unbewußten". 131.

Deutſchland und das Ausland.

Die rechtlichen und ſittlichen Grundlagen des Staatslebens.

F. von Holtzendorff's Principien der Politik.*)

Wenn es ein unterſcheidendes Merkmal des deutſchen Geiſteslebens im neunzehnten Jahrhundert genannt werden darf, daß in der Literatur wie im bürgerlichen Verkehr die Beſchäftigung mit dem Staate diejenige Stelle einzunehmen beginnt, die vormals den religiöſen Fragen, im Jahrhunderte der Aufklärung aber den ſchönwiſſenſchaftlichen, vorzüglich dichteriſchen Beſtrebungen eingeräumt war: ſo können wir uns doch nicht verhehlen, daß die politiſche Bildung unſeres Volkes noch in beträchtlichem Maße der Vervollkommnung fähig und bedürftig iſt. Seit Jahrhunderten, anfangs durch die Noth und die Enge der Verhältniſſe, dann durch die bevormundende Fürſorge allwaltender Regierungen vom Staatsleben fern gehalten, war uns Deutſchen allmählich ſelbſt das Intereſſe für die ſtaatlichen Dinge in einem Maße abhanden gekommen, das dem Auslande lange Zeit ein ſtereotyper Gegenſtand des Befremdens und des Spottes geblieben iſt. Aber auch nachdem die Theilnahme an politiſchen Fragen in Deutſchland, innerlich wie äußerlich, im weiteſten Umfange rege geworden iſt, nachdem durch die Aufrichtung von Verfaſſungsgeſetzen, durch die harten Lehr- und Lernjahre von 1848—1866, ſchließlich durch die unvermuthete Verwirklichung des demokratiſchen Urbildes in der Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, die praktiſche Beſchäftigung mit der Politik ſich für jeden geiſtig geſunden und ſtrebenden Deutſchen einfach als eine Pflicht erweiſt, haftet als ein Erbfehler jener hoffentlich für immer überwundenen ſtaatenloſen Epoche unſerem politiſchen Thun und Treiben noch immer ein unverkennbar dilettantiſcher Charakter an, der ſich in dem Mangel feſter überlieferter Ziele, in dem Schwanken und den Umſchlägen der Parteibildung, in der Unthätigkeit und der Unſicherheit der politiſchen Action bis in die jüngſten Tage hinein dieſſeits wie jenſeits des Main gleich deutlich kundgiebt. Unter der Fülle von Urſachen, in denen dieſer Dilettantismus unſeres politiſchen Daſeins wurzelt, iſt vielleicht keine mächtiger und nachhaltiger, als die Unklarheit, welche ſelbſt in Kreiſen von tüchtiger Bildung über das Weſen, die Grundlagen, die Zwecke und die Mittel des politiſchen Handelns, mit einem Worte: über die Principien der Politik, vorherrſchend iſt.

Wir haben es daher mit lebhafter Freude zu begrüßen, daß der Profeſſor der Rechte an der Berliner Univerſität, Herr Dr. Fr. von Holtzendorff, in ſeinem ſo eben erſchienenen, in dieſen Blättern bereits früher ſignaliſirten Buche es unternimmt, dieſe Unklarheit durch eine ebenſo lichtvolle als gediegene Darlegung der Principien der Politik zu beſeitigen. Die umfaſſende Thätigkeit, welche der Verfaſſer als Lehrer des öffentlichen Rechts, als Schriftſteller auf dem Gebiete der Sozialwiſſenſchaften, als Vertreter und Beförderer einer nicht geringen Zahl humaner und politiſcher Kulturbeſtrebungen entwickelt, befähigt ihn vorzugsweiſe zu einer Arbeit, welche den ernſteſten Forderungen der Wiſſenſchaft wie dem Bedürfniſſe des praktiſchen politiſchen Lebens in gleichem Maße gerecht wird.

Bei einem Manne, der in ſeiner ganzen öffentlichen Wirkſamkeit jenes alte Soloniſche Geſetz, das die Parteinahme in politiſchen Fragen zum Pflichtgebot erhob, ſtets mit hervorragender Entſchiedenheit bethätigt, verdient die Unbefangenheit und die Unabhängigkeit der Geſinnung, von welcher ſein Buch durchdrungen iſt, mit beſonderem Nachdrucke anerkannt zu werden. Wie unerläßlich dieſe Eigenſchaft des Geiſtes für jede wiſſenſchaftliche Thätigkeit iſt, wird theoretiſch ebenſo allgemein zugeſtanden. als in Wirklichkeit, und vornehmlich bei Erörterung politiſcher Fragen, außer Acht gelaſſen. Der Verfaſſer bezeichnet es als die erhabene Aufgabe der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß des Staates, daß ſie berufen iſt, die Gränzen feſtzuſtellen, welche die Brandung der Parteibewegungen nicht überſchreiten darf. „Indem ich die „Principien der Politik" niederſchrieb, habe ich nicht gefragt, ob ich überall in Uebereinſtimmung mit denen blieb, denen ich mich im öffentlichen Leben zumeiſt verwandt fühle, oder ſolchen überall widerſpreche, die ich ſonſt als meine Gegner betrachte. Wie Feuerbach, wünſchte ich im Stadium der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung wohl von mir ſagen zu können: nulli me mancipavi, nullius nomen fero." In der ſtrengen Durchführung dieſes Vorſatzes hat der Verfaſſer ſich ſelbſt dadurch nicht beirren laſſen, daß er, auch hierin unabhängig vom Ueberlieferten, die Beiſpiele und Belege für ſeine Erörterungen beinahe durchweg der Gegenwart und der jüngſten Vergangenheit entnimmt. Die harte Schule praktiſcher Politik, welche das preußiſche Volk — die Regierenden nicht minder als die Regierten — in dem Streite über die Militär-Reorganiſation durchzumachen gehabt hat; der Zwiſt der Parteien über Werth und Unwerth der norddeutſchen Bundesverfaſſung, die großen politiſchen Ereigniſſe, welche während des eben verfloſſenen Jahrzehnds die Geſtalt der europäiſchen Staatenwelt ſo gründlich verändert haben, nicht minder ferner die Neugeſtaltung der nordamerikaniſchen Union: das ſind die Stoffe, die in den „Principien der Politik" wiſſenſchaftlich verwerthet werden.

*) Die Principien der Politik. Berlin, C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius), 1869. XVI u. 360 S. Gr.-Oct.

Digitized by Google

Ein weiteres charakteriſtiſches Merkmal des Buches erkennen wir in dem Umfange, in welchem die Ergebniſſe der ausländiſchen Publiciſtik, vorzüglich der franzöſiſchen, engliſchen, amerikaniſchen, niederländiſchen und italiäniſchen Literatur über Staatswiſſenſchaften, und zwar durchgehends der neueſten Zeit, herangezogen worden ſind. Weit entfernt von dem Wahne, der ſich vermißt, nach abſtrakten Grundſätzen ein alle Nationen gleichmäßig beglückendes Staatskunſt-Schema zu entwerfen, vielmehr von der Ueberzeugung beſeelt, daß die Politik in dem individuellen Charakter eines jeden Volkes ihre weſentlichſten Grundlagen zu finden hat, bringt der Verfaſſer doch auch die internationalen Elemente, welche in dem praktiſchen politiſchen Verkehr eine ſo wichtige Rolle ſpielen, ſchon in der ganzen Anlage ſeiner Arbeit zum vollſten Ausdruck. Bei der außerordentlichen Gedrängtheit der ganzen Darſtellung iſt die Art, wie die hervorragendſten Erſcheinungen des Auslandes nachgewieſen und zugänglich gemacht worden ſind, geradezu als eine muſterhafte zu bezeichnen.

Von den drei Hauptabſchnitten, in welche das Buch ſich gliedert, und von denen der erſte das Verhältniß der wiſſenſchaftlichen Politik und der praktiſchen Staatskunſt entwickelt, der letzte in der Darlegung der Staatszwecke die realen Aufgaben der Politik nachweiſt, wählen wir den mittleren, die Darſtellung ihrer rechtlichen und ſittlichen Grundlagen, zu eingehenderer Betrachtung. Denn über die Stellung der Politik zum Rechte und zur Moral haben von Alters her die abweichendſten Vorſtellungen beſtanden, und noch heute iſt dies der beſtrittenſte und ſchwierigſte Theil des ganzen Terrains, auf dem die politiſche Erörterung ſich zu bewegen hat. Aehnlich wie vor wenigen Tagen in einer hervorragenden Debatte dem Grundſatze: man müſſe auch dem Feinde die Treue wahren, von der Gegenſeite das Axiom: Dem Feinde gegenüber behalte man immer Recht, entgegengeſtellt wurde: ſo ſtehen ſich bei der Frage nach dem rechtlichen und ſittlichen Werthe der Politik die ſchroffſten Widerſprüche gegenüber. Nicht nur, daß die Meinung, welche in der Politik überhaupt nichts mit dem Rechte und der Sittlichkeit Gemeinſames erblickt, auch heute noch, wenn auch abgeſchwächt und vielfach verhüllt, fortlebt, während andererſeits die unbedingteſte Abhängigkeit des politiſchen Handelns von den Geboten des Rechts und der Moral als unerläßliches Erforderniß aufgeſtellt wird; ſondern im Streite der Parteien pflegt jede je nach Bedürfniß bald den Rechtsſtandpunkt, bald die politiſche Zweckmäßigkeit als das ausſchließlich Entſcheidende geltend zu machen, wobei dem Gegner dann abwechſelnd der Vorwurf des Rechtsbruches oder der Principienreiterei zufällt.

Trotz der harten und zahlreichen Konflikte, die wir zwiſchen dem Rechte und der Politik im täglichen Leben ausbrechen ſehen, darf es doch, im Unterſchiede zu früheren Jahrhunderten, für die Gegenwart ſowohl eine communis opinio der Theorie als ein vielfach beſtimmendes Bedürfniß der Praxis genannt werden, daß die Politik mit dem Rechte in Uebereinſtimmung zu bleiben habe. „Keine Regierung iſt heutzutage ſo ſchlecht, keine Partei ſo ſelbſtvertrauensvoll, daß ſie den Vorwurf des Rechtsbruches nicht abzuweiſen ſuchen ſollte.“ Dennoch zeigt die genaue Betrachtung, daß dieſe Uebereinſtimmung nach der Natur des zwiſchen Recht und Politik beſtehenden Verhältniſſes keineswegs unbedingt iſt, und daß es Fälle giebt, in denen mit Nothwendigkeit ein offener Gegenſatz eintreten muß.

Das poſitive Recht wurzelt in dem Begriffe der Nothwendigkeit. Wie es auch auftreten mag, als Verbot, als Gebot oder als Geſtattung: in jedem Falle iſt die Rechtsfolge des Zwanges, ohne die es kein Rechtsgeſetz giebt, an ſeine Beachtung oder Uebertretung geknüpft. Für das Verhältniß des Rechts und der Politik iſt es nun zunächſt eine beachtenswerthe, erfahrungsmäßige Thatſache, daß die Letztere ihre Berührung mit dem Rechte in denjenigen Geſetzen findet, welche eine Ermächtigung ausſprechen, ein fakultatives Handeln geſtatten, während es zu allen Zeiten als eine Unmöglichkeit empfunden worden iſt, die Zwecke des Staates nur in abſolut gebietenden oder verbietenden Geſetzen zu erfüllen. An der Hand der Erfahrung wie aus der begrifflichen Erörterung gelangen wir zu der Erkenntniß, daß dem Rechte die Summe der conſtanten, in der Anwendung gleichbleibenden Zweckmäßigkeiten oder Nothwendigkeiten des ſtaatlichen Lebens, der Politik hingegen die Reihe der variablen Zweckmäßigkeiten angehört.

Scheiden ſich hiernach die Ziele des Rechts und der Politik, ſo erhellt ſofort, daß die Letztere nicht meinen darf, der Rechtskenntniß entrathen zu können. Gerade aus der Fehlerhaftigkeit der Geſetze empfängt ſie einen ſehr erheblichen Theil ihrer praktiſchen Aufgaben, indem es ihr obliegt, die Action der Geſetzgebung anzuregen und zu leiten. Es kann ferner ein Zweifel darüber nicht beſtehen, daß ſie begriffsmäßig an die gebietenden und unterſagenden Geſetze gebunden iſt. Aber es leuchtet auch weiter ein, daß und weshalb das Geſetz mit anderen Augen vom Richter, mit anderen vom Politiker angeſehen wird. Die juriſtiſche Auffaſſung geht aus von der Präſumtion der allgemeinen Anwendbarkeit des geltenden Rechts; ſie beruht auf der größten aller denkbaren Fictionen, indem ſie annimmt, daß dieſes Recht Jedem in ſeinem ganzen Umfange bekannt ſei. Ganz anders in der Politik; für ſie hat das Geſetz nur Werth als eines der Mittel, wodurch die Zwecke des Staates erreicht oder befördert werden können, und nur inſoweit, als dies wirklich der Fall iſt. Ihr gegenüber trägt daher das Geſetz durchaus die Merkmale an ſich, die den Inſtrumenten für menſchliche Lebenszwecke überhaupt zukommen. „Eine Zeit lang ſchwerfällig zu brauchen, ehe die Gewohnheit zu Hilfe kommt, wird es allmählich tauglich; es arbeitet leicht und wie von ſelbſt; es ſtumpft ſich ab und wird unbrauchbar: ein todter Buchſtabe!“

Bei ſo erheblichen Verſchiedenheiten in den Zielen und den Anſchauungen ſtellen ſich die zahlreichen theils ſcheinbaren, theils wirklichen Konflikte zwiſchen der Handhabung des Rechts und der praktiſchen Politik als pſychologiſch erklärliche Thatſachen dar. Scheinbar zwar, aber keineswegs unerheblich ſind diejenigen Colliſionen, welche im Volksbewußtſein beſtehen, ohne daß ihnen ein wirklicher Widerſpruch im Staatsleben zu Grunde liegt. Eine ihrer reichlichſten Quellen iſt jenes ſchlechthinige Mißtrauen gegen alle politiſche Maßnahmen, das als ein Erbtheil aus dem abſolutiſtiſchen Staat, aus der Zeit, in der die Gewiſſenloſigkeit als nothwendige Vorbedingung für eine politiſche Laufbahn angeſehen wurde, auf uns überkommen iſt. Ein zweiter Grund liegt darin, daß man über das Mangelhafte in der richterlichen Thätigkeit ſtillſchweigend hinwegſieht, während jeder Akt der Verwaltung als ein Vorgang von allgemeiner Bedeutung empfunden, als ein Ausfluß rein perſönlicher Auffaſſungsweiſe beurtheilt zu werden pflegt. Es iſt im höchſten Maße lehrreich für die Politik, daß die zahlreichen und zuweilen haarſträubenden Irrthümer in der Rechtſprechung ſogar der höchſten Gerichtshöfe, die willkürlichen Interpretationen, die einem und demſelben Geſetze, zuweilen in unglaublich raſcher Folge, von einem und demſelben Kollegium gegeben werden, daß des Rechtes Aufſchub, den der Dichter unter den am ſchwerſten erträglichen Laſten des Lebens aufzählt, trotz alledem das

Digitized by Google

Vertrauen auf die Rechtspflege im Großen und Weſentlichen unerſchüttert laſſen. Mit vollem Recht bezeichnet der Verfaſſer dies zu weit gehende Vertrauen der Laien auf die Feſtigkeit des Geſetzes, die Zuverſicht auf die Formen des Prozeſſes als einen Wegweiſer, dem man folgen ſollte, wenn es darauf ankommt, die Verwaltung moraliſch zu kräftigen. Die Uebertragung ſummariſcher Prozeßformen auf ſtreitige, das Einzelrecht berührende Verwaltungsfragen, die Ausdehnung der Oeffentlichkeit, die Kräftigung der Selbſtverwaltung: das ſind Schritte, welche das Vertrauen zu den politiſchen Organen unbedingt erhöhen, und welche, wir ſagen es mit voller Ueberzeugung, ohne Schädigung der materiellen Regierungsgewalt geſchehen können.

Aber neben dieſen ſcheinbaren giebt es im Staatsleben **wirkliche** Konflikte zwiſchen dem poſitiven Recht und der praktiſchen Politik. Sie treten zu Tage entweder zwiſchen dem Geſetz und der Verwaltung, oder zwiſchen Ausſprüchen der Gerichte und Akten der Verwaltung, ferner zwiſchen den Gerichten und dem Geſetz, und endlich zwiſchen der höchſten Staatsgewalt und einem poſitiv anerkannten Geſetz. Wenn die erſten beiden Modalitäten ſich zum guten Theil aus der Theilung des Geſchäftsganges, auch wohl aus den Nachwirkungen der ſtaatsrechtlichen Theorie von der Trennung der Gewalten ergeben, und nur bei häufigerer Wiederkehr zu bedenklichen Symptomen werden, ſo wohnt jedem Konflikte zwiſchen den Ausſprüchen der Gerichte und der beſtehenden Geſetzgebung, ſofern er ſich nicht auf einen immerhin unerwünſchten Rechtsirrthum zurückführen läßt, an ſich ein äußerſt bedrohlicher Charakter inne. „Das Geſetz wird durch Diejenigen verletzt, welche zur Aufrechterhaltung deſſelben vorzugsweiſe berufen wurden. Vergebens ſucht man mit dem Vorwande, daß eine rechtskräftige Entſcheidung höchſter Gerichtshöfe vorliege, das empörte Rechtsgefühl zu erſticken. Ein einzelner klarer Vorgang des Rechtsbruches unter den Formen der Juſtiz iſt geeignet, das Vertrauen in die Rechtspflege auf Jahrzehnde zu beſchädigen.“

Von noch weit höherer Bedeutung ſind jedoch diejenigen Konflikte, in denen es ſich um die gewaltſame Verletzung oder Aufhebung poſitiv anerkannter Geſetze handelt. Dieſe Kategorie ſchließt die wichtigſten Lebensprozeſſe der bisherigen ſtaatlichen Entwickelung in ſich: die Fälle der **Revolution** und des **Staatsſtreiches**. Zwiſchen ihnen beſteht kein juriſtiſcher Unterſchied, namentlich exiſtirt ein Vorzugsrecht für Regierungen; juriſtiſch ſind ferner beide gleich ungerechtfertigt. Aber wohl giebt es vom geſchichtlichen und ſittlichen Standpunkte ſehr begründete Rechtfertigungen für den Bruch des poſitiven Rechts in Ausnahmefällen. So unbedingt diejenigen Umwälzungen zu verwerfen ſind, welche ſich als Akte der Herrſchſucht oder der Willkür — ſei es bei Herrſchern oder Beherrſchten — darſtellen: ebenſo erlaubt, ja ſittlich geboten ſind gewaltſame Rechtsverletzungen, wenn ſie als letztes Mittel den Bruch eines auf legalem Wege unverbeſſerlichen, dem Staatsbeſtande gefährlich gewordenen Geſetzes bewirken.

Wo die großen Lebensprozeſſe des Staates ſelbſt durch ein juriſtiſch unabänderliches Geſetz, das ſich weder umgehen noch aufheben läßt, in Gefahr ſind, da muß die Politik unbedenklich das Geſetz brechen, und an die Stelle des geſetzlichen Unrechts das nach Exiſtenz ringende Recht Geſetz werden laſſen!

Als Beiſpiele ſolchen, nicht entſchuldbaren, ſondern ſittlich nothwendigen Rechtsbruches dienen aus der jüngſten Zeit die Aufhebung der deutſchen Bundesverträge im Jahre 1866 und die Verletzung des öſterreichiſchen Concordats von 1855 durch die Publikation der konfeſſionellen Geſetze in Oeſterreich. Die Schuld der Rechtsverletzung trifft in beiden Fällen nicht Die, welche, dem oberſten Gebote der politiſchen Moral, der Selbſterhaltung des Staates folgend, ein den Staat gefährdendes, formell unabänderliches Geſetz brachen, ſondern ſie iſt ganz auf Seite Derer, welche dieſe in ihren Folgen unberechenbaren Staatsverträge für alle Ewigkeit abſchloſſen, und hierdurch im Voraus den künftigen Vertragsbruch ſchufen.

Darum iſt im Intereſſe der wahrhaft hiſtoriſchen, nämlich der ſich organiſch durch Reform fortbildenden Rechtsentwickelung unerläßlich: einmal, daß die zukünftige Abänderung des Geſetzes im Voraus in's Auge gefaßt, und zweitens, daß für außerordentliche Nothſtände die Suspenſion des Geſetzes vorübergehend geſtattet werde. Nur ſo kann die Nothwendigkeit eines Rechtsbruches vermieden werden.

Indem ſo nachgewieſen iſt, daß die Politik bei den wichtigſten Kriſen des Staatslebens nicht dem Legalitätsprincipe, ſondern ſittlichen Geboten zu folgen verpflichtet iſt, erſcheint es überflüſſig, die Bedeutung des zwiſchen der Politik und der Moral beſtehenden Verhältniſſes noch beſonders zu betonen. Wohl aber iſt es eins der intereſſanteſten und ſchwierigſten Probleme, dieſe Staatsmoral ſelbſt näher zu beſtimmen. Wir können aus der trefflichen Erörterung dieſes Themas hier nur noch wenige Geſichtspunkte hervorheben.

Zunächſt weiſt der Verfaſſer mit Entſchiedenheit jeden konfeſſionellen und kirchlichen Standpunkt in der Beurtheilung der dem Staate obliegenden moraliſchen Verpflichtungen zurück. Schon allein die unumſtößlich gewordene Thatſache der Glaubensſpaltung in Deutſchland reicht hin, um jeden Verſuch, die Politik auf die Baſis religiös-konfeſſioneller Principien zurückzuführen, als einen vergeblichen zu erkennen. Nicht als Ausfluß eines Dogmas, ſondern als geſchichtlich werdende Erkenntniß der dauernden Zweckmäßigkeiten im Leben der Menſchen und der Völker kann und ſoll die Moral ein politiſches Princip ſein. Und von dieſem Geſichtspunkt ergiebt ſich zwiſchen Politik und Moral eine nothwendige Uebereinſtimmung; es ergiebt ſich der Grundſatz: daß das in Beziehung auf den Staat Unſittliche weder als Zweck von der Politik gewollt, noch als Mittel zur Erreichung eines an ſich zuläſſigen Zweckes gebraucht werden darf. Hierin iſt ein weſentlicher Fortſchritt gegen die Anſchauungen und die Praxis früherer Zeiten zu konſtatiren.

„Die Politik der fürſtlichen Kabinete während des 17. und 18. Jahrhunderts war keineswegs ſchlechter beſchaffen als diejenige der Republiken, wie Venedig. Auf dem ganzen europäiſchen Continent herrſchte die Anſicht, daß es für den Staatsmann thöricht ſei, ſich an moraliſche Vorſchriften zu binden, deren Beobachtung mit der Erreichung politiſcher Erfolge unvereinbar ſchien. So allgemein war dieſer Gedanke, daß er offenbar auf die individuelle Uebereinſtimmung der Machthaber nicht zurückgeführt werden kann. Die Politik, welche man kurzweg als Machiavellismus zu bezeichnen pflegt, und deren Weſen darin beſteht, daß das politiſche Urtheil nur von dem Eintreten des gewollten Erfolges, nicht aber durch die Beachtung der geſetzlichen und ſittlichen Principien bedingt ſei, war eine aus dem Mittelalter hervorgegangene Nothwendigkeit. Denn der Staat, in welchem Recht gelten konnte, war erſt zu ſchaffen aus dem Chaos der Verwirrung, der Sittenloſigkeit und der Gewaltthat, in welchem ein geſellſchaftliches Moralprincip überhaupt nicht anerkannt war. Wenn Machiavelli die Fürſten lehrte, daß ſie ſich ihrer Gegner in dem Werke des ſtaatlichen Schöpfungsaktes einfach durch Mord entledigen ſollten, ſo wieder-

Digitized by Google

holte er nur die geltende Praxis der Päpſte wie Alexander Borgia und die ſpäter theoretiſch gepredigte und thatſächlich geübte Lehre, welche den Fürſten- oder Tyrannenmord im Intereſſe der Kirche als ein verdienſtliches Werk anpries. Eine Staatsmoral konnte von Machiavelli nicht vorausgeſetzt werden, weil weder der Staat unſerer Denkweiſe noch auch das Bewußtſein allgemeiner ſtaatlicher Verpflichtungen gegeben war.“

Gegenwärtig, wo die perſönliche Freiheit des Menſchen, im Gegenſatze zur alten Kirchenlehre, zwar eine fortſchreitende Ueberzeugung, aber noch keine vollendete Thatſache genannt werden kann, befindet ſich auch die Stellung der Politik zur Moral noch in einem Uebergangsſtadium. Häufig genug tritt die Praxis auch noch heut zu jenem vorhin entwickelten Grundſatze in Widerſpruch. Dennoch iſt auch hierin die Beſſerung unverkennbar. Sie zeigt ſich ebenſo ſehr in der Vermenſchlichung der Kriegsführung, wie in dem Charakter der innern und äußern Politik der Gegenwart. Ueberall haben ſich hier in den letzten Decennien ſittliche Forderungen verwirklicht, die man früher einfach in's Reich der Träume verwies. Selbſt von der Diplomatie, ſo unvolksmäßig ſie im Ganzen auch iſt, bricht ſich allmählich eine andere Anſchauung Bahn, als jene frühere, wonach ein Geſandter ein Mann iſt, der in's Ausland geſandt wird, um für das Vaterland — zu lügen.

Wir hoffen, daß es uns gelungen ſein möge, den Geiſt, von dem die „Principien der Politik“ durchdrungen ſind, ſo zu veranſchaulichen, wie der Werth und die Bedeutung des Werkes es erfordern. Es erfüllt uns mit beſonderer Genugthuung, daß das tiefe Verſtändniß des modernen Staatslebens und die männliche Charakterfeſtigkeit, welche aus dieſem Buche reden, — Eigenſchaften, auf denen jeder wirkliche Fortſchritt in der Politik beruht — der ſtudirenden Jugend an der größten deutſchen Hochſchule durch die Vorleſungen des Verfaſſers nahe gerückt werden.

Neue Novellen von Marie von Roskowska.

Wer den Erzeugniſſen der ſchönwiſſenſchaftlichen Journal-Literatur der letzten zehn Jahre eine auch nur ſehr flüchtige Aufmerkſamkeit geſchenkt hat, dem wird der Name Marie von Roskowska als der einer ſehr fruchtbaren Schriftſtellerin auf dem Gebiete der Erzählung und Novelle ſicher aufgefallen ſein; wer ſich aber eingehender mit ihren Arbeiten befaßt hat, der wird ihr nicht nur ein recht ſchätzbares Talent zugeſtehen, ſondern vor allen Dingen den Fleiß, den Ernſt, die Gründlichkeit, mit denen ſie bei Allem, was ſie ſchreibt, zu Werke geht, anerkennen. Unbekannter dürfte Marie von Roskowska denen ſein, welche aus den feſten Bänden der Leihbibliothek ihren Bedarf an Unterhaltungslektüre zu ſchöpfen pflegen, denn ſie iſt im Vergleich zu ihrer übrigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit erſt mit wenigen Sammlungen an die Oeffentlichkeit getreten und eine größere Arbeit — ein Roman — exiſtirt, ſo viel uns bekannt, von ihr überhaupt nicht. Eine gewiſſe Tragi-Komik liegt deshalb in dem Umſtande, daß jetzt, wo Marie von Roskowska dem Publikum zwei Bände geſammelter Novellen überreicht,*) die ſtrenge Hand des Geſetzes dazwiſchengreift und wenigſtens den erſten Band vor Gericht zog**). Wenn wir trotzdem auch über den Inhalt dieſes erſten Bandes berichten können, ſo geſchieht dies nicht etwa, weil wir uns einer Uebertretung des Geſetzes ſchuldig gemacht und ein konfiszirtes Buch geleſen haben, auch nicht weil wir zu den Glücklichen gehören, denen es vor ſeiner Beſchlagnahme in die Hände gekommen iſt, ſondern einfach, weil uns der Inhalt des erſten wie des zweiten Bandes längſt aus verſchiedenen Zeitſchriften bekannt war, wie denn namentlich „der Wanderlehrer“, die Erzählung, welche, wie wir hören, die Maßregel gegen das Buch und ſeine Verfaſſerin hervorgerufen hat, bereits vor einigen Jahren unbeanſtandet zuerſt im hieſigen Sonntagsblatte und darauf mindeſtens noch in zehn anderen Zeitſchriften gedruckt und zu leſen war.

Gehen wir nun auf den Inhalt des Buches und zuvörderſt auf ſeinen Titel etwas näher ein. Unpolitiſch ſind die Geſchichten, vielleicht mit Ausnahme der erſten „Klein Germania“, die kurz vor Ausbruch des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges von 1864 in Schleswig ſpielt, allerdings, ſobald man darunter nur die hohe Politik, die Politik der Diplomaten, verſteht. Bezeichnet man aber mit Politik auch die Vorgänge im Innern, die Maßregelungen, Preßprozeſſe, Wahlbeeinflußungen u. ſ. w., ſo hat jede von Marie Roskowska's „Unpolitiſchen Novellen“ eine ſehr ſcharf ausgeprägte politiſche Pointe. „Der Wanderlehrer“ und „ein Hilferuf“ behandeln die Verhältniſſe der Volksſchulen und Volkslehrer und ſind tief erſchütternde, ja man könnte ſagen Entſetzen erregende Zeitbilder, die man dreiſt Harriet Beecher Stowe's „Onkel Tom's Hütte“ an die Seite ſetzen könnte. Die Verfaſſerin wird ſich darüber auszuſprechen haben, ob ſie nicht zu grell gemalt. Freilich wird man ihr wohl unter keinen Umſtänden geſtatten, gleich der Beecher Stowe einen „Schlüſſel zu Onkel Tom's Hütte“, einen Schlüſſel zum Wanderlehrer zu veröffentlichen. „Eine Conceſſion“ hat es mit der Beamtenwillkür zu thun, wirkt aber weniger ergreifend, weil der Schluß kein tragiſcher iſt; „Mit der Schleife“ endlich geißelt ſie die Ordensmanie. Die Taktik, einen Orden als Köder zu benutzen, um einen einflußreichen Mann aus dem liberalen Lager in das conſervative hinüberzuziehen, mag oft und zuweilen mit Erfolg angewendet ſein; dennoch liegt nach unſerem Ermeſſen eine Unwahrſcheinlichkeit bei dieſer Erzählung nicht im Stoffe, ſondern in der Veranlagung der Perſönlichkeit des Kommerzienrath Bürger; einen Mann mit ſolcher Vergangenheit und von ſolchem Verſtande fängt man doch wohl kaum mit ſo plumpen Mitteln, wie hier angewendet werden. Politiſch oder auch ſozial, wie man es nehmen will, die harmloſeſte, erſcheint uns „Mit der Schleife“ auch als die am Wenigſten gelungene Erzählung der Sammlung, in welcher ſonſt überall das feine Beobachtungstalent der Verfaſſerin, ihr großes Geſchick für Charakteriſtik und Detailmalerei zu Tage tritt. Wir erwähnten im Eingange ſchon, daß unſeres Wiſſens kein Roman von Marie v. Roskowska exiſtirt, und wir glauben, ſie thut recht daran. Nicht Jedem geben die Götter Jedes; ihre Stärke liegt ſicher mehr im Entwerfen und Ausmalen kleinerer Bilder, als in der Al-Fresko-Arbeit, und ſehr anzuerkennen iſt es, daß ſie die richtige Selbſterkenntniß und Beſcheidenheit beſitzt, auf ihrem eigenſten Gebiete zu bleiben; dadurch leiſtet ſie wirklich Tüchtiges. Wir geben uns der Hoffnung hin, der Marie von Roskowska aus ihrem Wanderlehrer erwachſende Preßprozeß werde nicht allzuübel für ſie ablaufen, ſind aber überzeugt, ſie werde alle ſich daraus etwa ergebenden Konſequenzen tragen wie ein Mann und nicht etwa irgend eine Milderung auf Grund ihres Geſchlechtes nachſuchen. Es wäre das ihrer nicht würdig, wäre ein von ihr ſelbſt unterzeichnetes Zeugniß der Schwäche und Unmündigkeit.

J. H.

*) Unpolitiſche Geſchichten von Marie von Roskowska. Berlin, Franz Duncker, 1869.

**) Wo die Verfaſſerin ſoeben in erſter Inſtanz freigeſprochen worden

Digitized by Google

England.

Aus deutſchen Berichten über England.

Das neue Parlament. — Gladſtone und Bunſen. — Lytton Bulwer und die engliſche Bühne. — Die Eiſenbahn auf dem Theater.

Man erzählt von Molière, daß er ſeine Theaterſtücke immer zuerſt ſeiner Haushälterin vorgeleſen und nach deren Urtheil alle zu genial und geiſtreich klingenden Stellen geſtrichen oder gemeinplätzig gemacht habe. Ein eben ſolcher hausbackener Haushälteringeiſt hat bei den engliſchen Wahlen geherrſcht und alle Männer von geiſtiger und wiſſenſchaftlicher Bedeutung geſtrichen. Mill iſt fort, der eigentliche und vielleicht einzige Philoſoph des heutigen Englands; Gibſon's mildes, freundliches Licht ward ausgeblaſen; Roebuck, der alte, ſcharfe Ehrenmann, ward für ſeine Ehrlichkeit von den Meſſermachern und Schleifern Sheffields, dieſen berüchtigten Janitſcharen gegen Gewerbefreiheit und perſönliche Arbeiterfreiheit überhaupt, mit Minorität beſtraft; Osborne und Horsman, die Männer parlamentariſchen Witzes und Humors, ſind durchgefallen, und ſelbſt die Führer der Gewerbsgenoſſenſchaften, ſogenannte echte Volksmänner, wie Beals und der inzwiſchen verſtorbene Jones, mußten dem Urtheile der Haushälterin weichen. Kurz, alle Weisheit, aller Witz und Humor haben Sitz und Stimme im neuen Parlamente verloren, um den Moneten und der Mittelmäßigkeit die Plätze zu räumen. Und ſo werden wir vorausſichtlich an der Stelle der gebrochenen Ariſtokratie und des ſeit 1832 herrſchenden höheren Mittelſtandes ein echtes Plutokraten-Parlament um die großen Geiſter Gladſtone und Bright verſammelt ſehen. Was das Geld bei dieſen Wahlen, trotz aller ſcharfen Geſetze gegen Beſtechung, für eine Rolle geſpielt haben mag, davon hört man fabelhafte Gerüchte; die Zeitungen ſchienen es trotz aller unbedingten Preßfreiheit bis jetzt nicht zu wagen, mit beſtimmten Thatſachen herauszurücken, und die Krähen im Parlamente werden ſich die Augen auch nicht gegenſeitig aushacken. Es würde ohnehin zu viel Skandal geben und der Geiſt der herrſchenden Mittelmäßigkeit und des Mammon dadurch gebrochen werden. Man rühmt ſich deshalb auch lieber der beiſpielloſen Ordnung und Anſtändigkeit, welche diesmal durchweg auch die heftigſten und heißeſten Wahlſchlachten charakteriſirt haben. Dies iſt auch richtig, wenn auch nur vergleichungsweiſe zu den früheren Demonſtrationen bei ſolchen Gelegenheiten, wo Betrunkenheit, blutige Köpfe, zerbrochene Rippen und Fenſterſcheiben bei Wahlſtreitigkeiten gewiſſermaßen zur Geſchäftsordnung gehörten. An ſolchen Scenen fehlte es zwar auch diesmal nicht, aber ſie gehörten zu den Ausnahmen. Unter dieſen ſtehen die brutalen Emeuten in Ripley (Derbyſhire) obenan. Hier wurde die kleine Urſache, nämlich ein am Schwanze mit einem blauen Bande geſchmückter Hund*), unter die entgegengeſetzte Partei der Wähler getrieben, zu der großen Wirkung von ein Dutzend demolirten Häuſern, Hunderten von zerbrochenen Fenſterſcheiben, Rippen und Naſen und einer in Millionen Scherben zertrümmerten Apotheke. Im Ganzen aber haben ſich ſiegende und beſiegte Wähler gegen Pränumerando-Zahlung durchaus mittelmäßig anſtändig benommen und überall Denen, welche ſich durch Mittelmäßigkeit auszeichneten, den Sieg verſchafft. Mammon und Mittelmäßigkeit — das iſt ja überhaupt die triumphirende Macht unſerer Zeit — und Geltendmachung eigener genialer Kraft gilt als Verletzung des parlamentariſchen Taktes, der auch außerhalb der Parlamente in Wort und Schrift, in Umgang und Geſellſchaft die gebildete Menſchheit beherrſcht. Auflehnung dagegen nennt der Berliner „Aufmucken“, und was der Philiſter im Kladderadatſch ſagt: „Wer hier aufmuckt, wird gleich Redensart“, das erfährt jeder ſelbſtändige Kopf und geniale Gedanke, ſobald er außerhalb der privilegirten Kreiſe der Witzblätter auftritt.

Merkwürdigerweiſe iſt das zukünftige Haupt dieſer parlamentariſchen Mammon-Mittelmäßigkeit, Gladſtone, ein ſelbſtändiger, wenn nicht genialer Charakter. Deshalb ſcheint er ſich auch geradezu zu fürchten und hat wohl hauptſächlich nur deshalb „ein Kapitel aus ſeinem Leben“*) geſchrieben und drucken laſſen, um ſich wegen ſeiner früheren ſelbſtändigen Ehrenhaftigkeit zu entſchuldigen. Die Times meint, dieſes Buch ſei ein Beweis von der inneren Ehrenhaftigkeit und Selbſtändigkeit des jetzigen parlamentariſchen Cäſar, aber nicht von ſtaatsmänniſcher Klugheit. Er habe ſich wegen ſeiner früheren Anſichten und Standpunkte, die er einſt feſtgehalten, aber aus Studium und Erfahrung habe aufgeben lernen müſſen, entſchuldigt, und es gelte immer noch: Qui s'excuse s'accuse. Dies iſt ganz der Mittelmäßigkeits-Standpunkt unſerer conventionellen Bildung, welche von jedem hervorragenden Manne verlangt, daß er wie ein Chineſe in ſeinen Geſinnungen und Anſichten nie einen Fortſchritt mache. Daher triumphirt auch die Mittelmäßigkeit nie ſtolzer, als wenn ſie einem hervorragenden Manne vorwerfen oder nachweiſen kann, daß er vor dreißig oder vierzig Jahren anders gedacht und wohl gar das Gegentheil geſagt und vertreten habe. Manches der Art werden gelehrte Perückenſtöcke dem neuen Premier vorwerfen. Schrieb er doch früher nicht nur für die Macht der Kirche überhaupt, ſondern auch für die der engliſchen Hochkirche in Irland, während ihn jetzt die Forderung, daß ſie aufgehoben werden müſſe, zum parlamentariſchen König Englands erhob. Dies wird man ihm vielleicht ebenſo vorhalten, wie dem preußiſchen Miniſter Mühler ſein: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus.“ Freilich ſind dieſe Beiden ganz verſchiedene Größen. Gladſtone war immer ein Mann des Geiſtes und ſelbſtändigen Denkens. Dieſem brachte er nicht ſelten bedeutende Opfer. So gab er 1844 ſchon ſein Miniſter-Portefeuille unter Peel und 1851 ſeinen Sitz im Parlament aus Grundſätzen auf. Kurz, das neue Parlament wird wenigſtens wirkliche Genies und ehrliche Männer an der Spitze haben, und wir hoffen ſogar, daß Gladſtone nun ſeine wahre, in England lange verkannte Größe entwickeln werde.

Es war der preußiſche Geſandte Bunſen, der in ihm ſchon vor einem Vierteljahrhundert den Mann der Zukunft, den Genius des Denkens und ſittlicher Größe entdeckte. Als er damals eines Abends nach Hauſe kam, fand er ein Buch Gladſtone's auf ſeinem Tiſche, das er ſofort während der Nacht gierig durchlas und mit Anmerkungen für den Prinzen Albert verſah. Und ſchon damals verkündete Bunſen, der Prophet, der in ſeinem Vaterlande nichts galt, obgleich er Alles richtig ſah, wie es kommen würde und ſeitdem auch wirklich überraſchend eingetroffen iſt, in einem ſeiner Briefe die künftige Größe Gladſtone's.

Dieſe Briefe Bunſen's aus den Zeiten ſeiner zweiundzwanzigjährigen römiſchen und zwölfjährigen engliſchen Geſandtſchaft, waren ſchon ſeit Monaten in engliſcher Ueberſetzung und Abſchwächung veröffentlicht, ein politiſches und literariſches Ereig-

*) Dem Zeichen conſervativer Geſinnung.

*) A Chapter of an Autobiography. By the Right Hon. William Gladstone. London, Murray. (Berlin, A. Asher & Co.)

Digitized by Google

niß, welches von der engliſchen Preſſe zum Theil mit wahrhafter Begeiſterung begrüßt und gewürdigt ward. Seine Witwe, eine geborene Engländerin, hatte nämlich ſein Leben und Wirken und eine große Menge ſeiner deutſch geſchriebenen geiſt- und gemüthvollen, für die Geſchichte unſeres Jahrhunderts, namentlich Preußens unter Friedrich Wilhelm IV., ungemein wichtigen Briefe in zwei umfangreichen, ſtattlichen Bänden herausgegeben, und ſelbſt die Engländer, namentlich die „Times", bedauerten es, daß dadurch den in ihrer deutſchen Originalität charakteriſtiſchen Briefen der eigentliche Duft entzogen worden ſei." Um ſo mehr freuen wir uns, daß dieſes für die politiſche, wiſſenſchaftliche und literariſche Geſchichte unſerer Zeit ſo inhaltreich wichtige Werk jetzt bedeutend vervollſtändigt und durch ſehr weſentliche Anmerkungen geklärt, in einer würdigen deutſchen Ausgabe und Ausſtattung erſchienen iſt.*) Zwar liegt zunächſt nur der erſte Band der deutſchen Ausgabe vor, aber er giebt uns ſchon ein ſchöneres Bild von der edlen, reinen Größe dieſes Propheten aus dem kleinen Waldeck, welchem wir überhaupt auf den verſchiedenſten Gebieten Männer von ſegensreicher Bedeutung verdanken. Wir erkennen erſt jetzt in Bunſen ſeine edle, reiche Wirkſamkeit im Leben, aber noch mehr den Mann der Zukunft, ſo daß wir vielleicht bald von ihm, wenigſtens zu den Diplomaten, die ihn bei Friedrich Wilhelm IV. verleumdeten und ſeinen wohlthätigen Einfluß immer wieder tödteten, ſagen können:

„So lange er lebte, war er für Euch todt,
Doch nun er todt, freut Ihr Euch ſeines Lebens."

Was er wollte und beim Könige zu deſſen und des Volkes Heil vergebens zu erwirken ſuchte, das iſt nun erſt jetzt erreicht worden, freilich mit entſetzlichen Opfern und Strafen; aber die damaligen Feinde Bunſen's genießen nun die Erfolge und ſchreiben ſie ſich zum Theil ſelbſt zu. Wir werden den Mann, der in Rom das deutſche Hospital und den Friedhof, die evangeliſche Gemeinde und das archäologiſche Inſtitut als bleibenden Segen ſeiner Wirkſamkeit zurückließ, den berühmten Aegyptologen und Pionier der nach allen Seiten neues Licht verbreitenden vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, den geiſtvollen Bibelforſcher und Diplomaten in ſeiner widerſpruchsvollen und tragiſchen Wirkſamkeit im zweiten Bande noch näher kennen lernen.

Männer der Wiſſenſchaft und zugleich des höheren Staatsdienſtes ſind jetzt in Deutſchland eine große Seltenheit. Das iſt in dem als ariſtokratiſch verſchrieenen England viel beſſer. Disraeli brach ſich aus dem Judenthume und der Literatur Bahn zum parlamentariſchen Throne; Gladſtone iſt von niederer Abkunft und immer mehr Mann der Wiſſenſchaft als der Diplomatie geweſen. Neben ihnen giebt es nur wenige literariſche Größen, die auch im Staatsleben hochſtiegen. Zu ihnen gehört der alte, fruchtbare Romanſchreiber Bulwer Lytton, der wenigſtens neuerdings eine Rolle im Parlamente und unter den oberſten Zehntauſend ſpielte. Vor einigen Wochen lebte er auch wieder als dramatiſcher Dichter auf, nachdem früher ſeine „Lady of Lyons", „Richelieu", „Money" und „Sea-Captain" auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, geglänzt hatten. Es war ein Ereigniß in der höheren gebildeten Welt, als vor einigen Wochen zum erſtenmale ein neues Stück von ihm: „The Rightful Heir", mit dem deutſchen Schauſpieler Bandmann in der Hauptrolle, im Lyceum-Theater gegeben ward. Alle ſtaatlichen und literariſchen Größen drängten ſich herbei und fanden, daß dieſer „rechtmäßige Erbe" eigentlich der alte Seekapitän, im Geiſte der Senſationspoeſie aufgefriſcht, war. Den in allen neuen engliſchen Theaterſtücken realiſtiſchen überraſchenden Haupteffect bildete hier der Sturz des Helden in einen ungeheuren Abgrund hoch vom Felſen herab, vermittelſt einer genialen koſtbaren Maſchinerie. Während des vorletzten Zwiſchenaktes wird er zum Skelet und als ſolches entdeckt, kommt aber doch im letzten Akte friſch und lebendig wieder, um als „rechtmäßiger Erbe" ſeine Anſprüche geltend zu machen.

Der jetzt in London auf dem Theater Mode gewordene Knall- und Senſationseffect ſtammt aus Paris, wanderte von da nach Amerika und von da erſt als freie Ueberſetzung nach London. Er beſteht in einer Eiſenbahnſcene. In England trat ſie zuerſt in dem neueſten Stücke Dion Boucicault's, Verfaſſers der beinahe dreihundertmal gegebenen „Straßen Londons" auf. Es heißt: „After Dark", frei nach dem Amerikaniſchen: „Under the Gaslight". In beiden Stücken ſehen wir den Helden auf den Eiſenbahnſchienen gefeſſelt, und während der Zug mit furchtbarem Gedonner ganz naturgetreu heranbrauſt und wir für ſein Leben zittern, wird er noch in derſelben Sekunde, wo der Zug wirklich über die Bühne donnert, gerettet und weggeriſſen. Der engliſche Effect iſt freilich viel großartiger, da er in die berühmte unterirdiſche Eiſenbahn Londons, alſo in einen künſtlich beleuchteten Tunnel, verlegt iſt. Solche Eiſenbahnſcenen ſind in den verſchiedenſten Modifikationen erneuert und noch grauſiger gemacht worden.

Das Großartigſte leiſtet jetzt das Standard-Theater in dem Stücke: „Danger" (Gefahr). Hier regnet es auf den Eiſenbahneffect mit Donner und Blitz ſo täuſchend ſichtbar und wahr, daß vor unſeren Augen die ganze Bühne und alle Schauſpieler von Regen überſchwemmt und bis auf die Haut durchnäßt werden, ſo daß empfängliche Zuſchauer thatſächlich Schnupfen und Zahnſchmerzen davon bekommen.

Die berüchtigte Senſations-Belletriſtik von Wilkie Collins und Miß Braddon iſt alſo auch auf die Bühne übergegangen, aber auch in Romanen noch nicht ausgeſtorben. Die Hauptvertreterin derſelben, Miß Braddon, an einen Buchhändler verheiratet und Redactrice der vornehmthueriſchen Monatsſchrift „Belgravia" (Name eines vornehmen Stadttheiles im Weſtende) iſt jetzt mit einem neuen Romane dieſer Art: „Run to Earth" niedergekommen. Er wird ohne unſere Empfehlung oder Warnung im Original und in Ueberſetzungen geleſen werden. Dagegen empfehlen wir als geſunde Koſt in Handlung und Perſonen: „The Spanish Gipsy" (Die Spaniſche Zigeunerin) von George Eliot (Miß Evans), welche durch ihren „Adam Bede", „Die Mühle auf dem Floß" u. ſ. w. gewöhnlichen Werkeltagsmenſchen und geſunder Schilderung und Anſchauung wieder Bürgerrecht in der engliſchen Belletriſtik verſchaffte. Ueberhaupt hat das Volk in ſeiner Arbeit und Noth nach und nach in der Dichtung immer mehr Recht und Beſitz gewonnen, ſo daß deſſen parlamentariſche Berechtigungen nur als wirkliche Frucht dieſes idealen Gewinnes erſcheinen. Freilich machen die Arbeiter, welche ſich für einen privilegirten Stand zu halten ſcheinen, weil ſie mit Hand und Hobel und nicht geiſtig arbeiten, von ihrer Noth und ihren Rechten nicht überall den rechten Gebrauch und verlangen namentlich in England und Deutſchland ganz beſondere Vorzüge und ſogar Staatsunterſtützungen. Nichts iſt aber richtiger, als daß ſie ſich, wie jeder andere Menſch, ſelbſt zu helfen und zu tröſten ſuchen müſſen. Die Hilfe von außen würde ohne Wirthſchaftlichkeit und Sittlichkeit in ihren eigenen Häuſern und Herzen nichts fruchten, ſie ſelbſt und alle anderen

*) Wir haben dieſe Memoiren Bunſen's in unſerer Zeitſchrift ausführlich beſprochen und auch der deutſchen Ausgabe bereits gedacht.

Digitized by Google

Staatsgenoſſen benachtheiligen. Deshalb gilt es, die Würde der Arbeit beſſer zu erkennen, wozu die engliſche Literatur, namentlich durch verſchiedene Natur- und Volksdichter, viel beigetragen hat.

Das neue engliſche Miniſterium hat zum erſtenmale in Göſchen ein deutſches Mitglied. In der Handels- und Geſchäftswelt Englands giebt es gar viele Könige und Kröſus deutſcher Abkunft. Als Fechter, der Sohn eines deutſchen Vaters, den Engländern zum erſtenmale den wahren blonden Göthe'ſchen Hamlet zeigte, brach ein wahrer Sturm begeiſterter Anerkennung und wüthender Empörung von entgegengeſetzten Seiten in der Preſſe aus. Dieſer beruhigte ſich endlich zur klaren, feſten Anerkennung des engliſchen Schauſpielers und Theater-Directors deutſcher Abkunft und Bildung.

Ein neuer Triumph Deutſchlands auf der engliſchen Bühne iſt Herr Bandmann, der, wie erwähnt, den Haupthelden in Bulwer Lytton's Stücke ſpielt. Die Kritik wollte ihn erſt auch nicht recht anerkennen, und ſelbſt der Theater-Referent der Times verſündigte ſich an ihm. Es gereicht aber der oft verſchrieenen Redaction derſelben zur Ehre, daß ſie ihm lange Spalten zu ſeiner Vertheidigung und Rechtfertigung einräumte, eine Unparteilichkeit, welche wir in deutſchen Blättern im Intereſſe ungerecht angegriffener Landsleute oft vergebens ſuchen.

Ein anderer Triumph Deutſchlands in London iſt die neue Turnhalle und der Geſangverein. Beide zählen beinahe die Hälfte engliſche Mitglieder und werden von dem engliſchen Publikum immer unbedingter, weiter und breiter anerkannt. So war ein Concert zum Beſten dieſer Turnhalle ſtärker von Engländern beiderlei Geſchlechts beſucht als von Deutſchen. Erſtere waren mit ihrem Beifall über Mendelsſohn's Antigone und die von Bandmann vorgetragene Schiller'ſche Glocke mindeſtens ebenſo freigiebig als unſere Landsleute. B.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

IV.*)

Spanien in nationaler und volkswirthſchaftlicher Beziehung.

Die Eröffnung der Cortes, die eben in Madrid ſtattfindet, wird die Entſcheidung über die Zukunft Spaniens beſchleunigen, gleichviel ob ſie nun friedlich ſtattfinde, oder die Parteien mit den Waffen in der Hand ihre Prinzipien geltend machen werden. Man hat zuweilen den Eindruck, als ob die Situation etwas von der Frankreichs im Jahre 1789 an ſich habe; leichtmöglich erleben wir hier eine ähnliche Reihe von Transaktionen, ohne daß indeſſen jene furchtbaren Kataſtrophen, welche Frankreich durchzumachen hatte, zu fürchten wären; der bisherige Verlauf der ſpaniſchen Revolution iſt viel zu gemeſſen und anſtändig, als daß die übrigen Akte des Schauſpiels einen ſo furchtbaren Charakter annehmen ſollten.

Ich benutze dieſe Tage der Ruhe, um einige allgemeine Bemerkungen über Spaniens gegenwärtigen Zuſtand in merkantiler, induſtrieller, ſozialer, überhaupt kulturgeſchichtlicher Beziehung mitzutheilen. Freilich öffnet ſich hier dem Beſchauer keine wohlthuende Ausſicht; indeſſen hat man es hier mit beſtändig veränderlichen Faktoren zu thun; die peſſimiſtiſchen Anſchauungen müſſen durch den weithinausſchauenden Idealismus überwunden werden; derſelbe iſt bei den Spaniern ſelbſt in erfreulichem Wachsthum und verbunden mit klarer Erkenntniß des Nothwendigen, und wenn das Volk in der großen Zahl der Patrioten ſich noch nicht aufgiebt, ſo ſteht es dem übrigen Europa auch nicht zu, den Richterſpruch zu fällen; das Phariſäerthum iſt hier ebenſo unangenehm, wie im Privatleben. Und wahrhaftig, welcher von den großen europäiſchen Kulturſtaaten weiſt denn nicht fortwährend Symptome auf von ſeiner inneren Mangelhaftigkeit und von der Schwäche im politiſchen Handeln, wenn es gilt, die Ueberzeugungen der aufgeklärten Parteien zur Geltung zu bringen? Welcher zeigt nicht im Volke noch Berge von Aberglauben und Unwiſſenheit; wenn auch 90 und mehr Prozent leſen, ſchreiben und rechnen können, wie viele Prozente haben es ſchon zu einigermaßen freiem Denken gebracht? Der Charakter welches Volkes zeigt nicht im Staats- wie Privatleben übergenug Verderben und Nichtswürdigkeit? Welches hat Geiſt und Phantaſie genug, um auf die anderen herabzuſehen? Und wenn hier oder dort Handel und Induſtrie nicht blühen, giebt denn das den Maßſtab ab für den Kulturzuſtand uud die Kulturfähigkeit eines Volkes? Was giebt das Recht, über ein Volk den Stab zu brechen, welches einmal und zwar mit ganz anderer Kraft und Ueberzeugung, als früher, den Verſuch freier Selbſtbeſtimmung macht; das, zwar durch langen Druck zweier Dynaſtieen, die Jahrhunderte lang das Unglück ganz Europas geweſen ſind, verkommen und in ſeiner Entwickelung zurückgedrängt, aber doch noch nicht zu Grunde gerichtet iſt? Wer beurtheilt denn überhaupt ein Volk richtig, wenn er nur ſeinen gegenwärtigen Zuſtand in Betracht zieht und die Geſchichte unbefragt läßt, vor Allem aber nicht ſich von dem tranſcendenten Charakter, um mich dieſes Ausdrucks zu bedienen, eine Vorſtellung zu machen ſucht? Der Pädagog urtheilt ebenſo wenig, wenn ein noch werdender Menſch einmal Perioden einer gewiſſen Faulheit, Langſamkeit im Fortſchreiten, ja Lüderlichkeit hat, ſofort: Es wird nichts werden; ſondern er hofft auf Grundlage der Verhältniſſe und der geiſtigen und Charakter-Eigenſchaften noch einmal ein nach ſeiner Art glücklich gediehenes Individuum zu ſehen. Die Völker Europas aber ſind in ihrem Hauptſtock noch jugendlich und können weiter und weiter ein jedes zu individueller Vollkommenheit ſich ausbilden; und das ſpaniſche wird dann wohl einſt in dem Chore auch ſeinen Ehrenplatz erhalten, ſofern es in allen Gebieten des Lebens die Thätigkeit entfaltet, die, wie ich glaube, man erwarten kann.

Denn freilich der gegenwärtige Zuſtand des Landes genügt in keiner Weiſe und entſpricht durchaus nicht den reichen Anlagen des Volkes und Bodens. Auf 9196 Quadratmeilen 16¼ Millionen Einwohner: dieſe Zahlen bedeuten viel. Man findet ſelbſt hier in Andaluſien, dicht an guten Straßen, ungeheure Strecken unbebauten und durchaus kulturfähigen Landes; andererſeits iſt der Zuſtand des Ackerbaus ſehr wenig der modernen Induſtrie angemeſſen. Ueber dieſe agrariſchen Verhältniſſe behalte ich mir vor, nächſtens ausführlicher zu berichten, wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert.

Nicht beſſer ſteht es mit der Induſtrie, die höchſtens in Katalonien größere Dimenſionen angenommen hat und auch nur bis jetzt unter dem Einfluſſe des Schutzhandel-Syſtems. Das Volk freilich iſt außerordentlich genügſam, und das milde Klima und der Reichthum des Bodens machen es vom Auslande ziemlich unabhängig; die Bedürfniſſe der höheren Klaſſen

*) Geſchrieben Cadiz, am 11. Februar 1869.

Digitized by Google

dagegen müſſen zum größten Theile durch Import befriedigt werden. Der Export hält dieſem nicht das Gleichgewicht, wovon die Folge iſt, daß der Geldmangel zunimmt; die Kapitalien, die zur Spekulation dienen könnten, ſind ungenügend, der Geiſt des Volkes neigt überhaupt wenig zur Spekulation, im beſten Sinne des Wortes, und zur Exploitirung der vielen natürlichen Hilfsquellen der Halbinſel. Dazu iſt bis auf die neueſte Zeit wegen der Sklaverei der Gewiſſen eine freie Concurrenz von Ausländern nicht möglich geweſen.

Außerdem iſt auch der ſpaniſche Handel von den großen Handelskriſen der letzten Decennien ſtark betroffen und auch augenblicklich noch ſehr gedrückt; die Revolution hat bis jetzt zu ſeinem Aufſchwunge nichts beitragen können.

Ein Gebiet, welches eine 2—3mal ſo große Einwohnerzahl haben könnte, als es hat, und in der That einſt gehabt hat, liegt ſo zum großen Theile unbenutzt; auch die einſt ſo berühmten Minen ſind jetzt größtentheils verfallen. Die Verkehrsmittel und Straßen ſind im Vergleich zu anderen Ländern noch ſchlecht und ungenügend, obwohl dafür ſchon viel gethan iſt. Der Handwerkerſtand ſteht bei der geringeren Bildung und bei der Mangelhaftigkeit der Induſtrie zurück hinter dem der anderen Länder, in welchen die abendländiſche Kultur blüht. Das Land iſt in jeder Weiſe, wie bekannt, zurückgeblieben, etwa die Hauptſtädte ausgenommen.

Daſſelbe gilt von der Volksbildung. Zwanzig Prozent durchſchnittlich von der Bevölkerung können leſen und ſchreiben. Die Volksſchulen ſind ſchlecht und durchaus unter dem Einfluſſe des Klerus, natürlich auch wenig beſucht, denn von Schulzwang iſt nicht die Rede; auch möchte er ſich freilich kaum vertheidigen laſſen, ſofern die Schule unter dem einſeitigen Einfluſſe der Regierung ſteht und den Forderungen des Volkes ſelbſt nicht entſpricht. Die höheren Bildungsanſtalten (die für die enseñanza segunda) ſind auch ſehr mangelhaft, der Unterricht wird in den verſchiedenen Disciplinen unabhängig ertheilt, nach der Wahl des Schülers oder der Eltern. Dazu kommen beſtimmte Fachſchulen. Demgemäß iſt der allgemeine Bildungsgrad des Volkes ein ziemlich geringer, der des weiblichen Geſchlechtes ganz beſonders. Wer einen höheren ſucht und empfangen ſoll, geht meiſt einige Jahre nach Frankreich oder England, natürlich um mehr mit dem Bewußtſein, etwas zu wiſſen, als mit wirklicher Bildung zurückzukehren. Die ſogenannte höhere Geſellſchaft unterſcheidet ſich von dem übrigen Volke weniger durch eine tiefere Bildung, als durch das Aeußere, die Feinheit in Kleidung, Bewegung und Ausdruck: der geringe Anflug von Bildung iſt die Fähigkeit zu parliren in einer fremden Sprache und die leichte und ſeichte Unterhaltungslektüre derſelben zur Ausfüllung der Zeit zu leſen. Das Geſpräch in den Kreiſen jener eleganten Welt bewegt ſich um Liebesverhältniſſe, Moden, Küche u. dergl. Klaſſiſche Bildung und eingehendes geſchichtliches Studium, ſowie philoſophiſche Beſchäftigungen ſind ſehr ſelten; es fehlen alſo gerade die Hauptelemente einer wahren, allſeitigen Bildung. Jedoch finden ſich auch nicht wenige anerkennenswerthe Ausnahmen von Männern, welche im Bewußtſein der Inferiorität, in der Spanien in dieſer Beziehung den anderen europäiſchen Kulturſtaaten gegenüberſteht, und in der Erkenntniß der Nothwendigkeit das Verſäumte nachzuholen, durch Selbſtſtudium zu einem hohen Grade der Bildung gekommen ſind; und dieſe wiſſen den durch eigenen Antrieb und mühevoll errungenen Schatz höher zu achten, als viele Gebildete anderer Länder, die in dem feſtgeordneten Schulweſen die leichteſte Art zur Erlangung der allgemeinen Bildung gehabt haben, um zugleich oft viele Autoritätsurtheile und beſchränkte Anſchauungen ſich mit anzueignen. Eigentliche Gelehrte ſind danach in Spanien ſelten; es iſt wie ein lange verſchloſſenes Land, das, endlich dem Einſtrömen der modernen Bildungselemente eröffnet, zuerſt genug zu thun hat, dieſelben in ſich aufzunehmen und ſich nach ihnen zu reformiren.

Auf dieſe Weiſe wird mehr und mehr das eine Grundübel, an dem Spanien gelitten, die geiſtige Unfreiheit, verſchwinden. Ich habe ſchon neulich geſagt, daß die Erlöſung von dem Drucke ſchon große Fortſchritte gemacht hat und daß der altkirchlichen Partei eine zahlreiche, nicht minder entſchiedene aufgeklärte gegenüberſteht. Das andere Hauptübel iſt die Depravation gerade der höheren Stände, in deren Händen zumeiſt die Regierung liegt; ſie äußert ſich am Deutlichſten in der Ueberfülle von Beamtenſtellen und dem Jagen danach; ein empleo zu erhalten, erſcheint den Meiſten als das Ziel ihres Strebens und, was ſchlimmer, als eine Art berechtigter Forderung trotz der Mangelhaftigkeit der Bildung und der völligen Ueberflüſſigkeit vieler Stellen, ſowohl in der Armee wie in der Verwaltung; der Nepotismus ſpielt natürlich dabei eine große Rolle. Alle Einſichtigen erkennen das Uebel, ohne daß bis jetzt, auch nicht von der proviſoriſchen Regierung, Heilmittel angewendet wären; ohne ſie iſt auf kein geſundes Staatsleben zu hoffen. Auch außerdem aber zeigt ſich die moraliſche Verſunkenheit der höheren Schichten vielfach; keine Thätigkeit, keine Kraft, kein entſchiedenes Streben nach geiſtiger Ausbildung. Der Kern des Volkes dagegen iſt geſund und tüchtig, erfüllt von einer wahrhaft demokratiſchen Geſinnung, die wohl Spanien und die anderen Länder, oder auch die ſpaniſchen Provinzen ſich gegenüberſtellt, nicht aber verſchiedene Klaſſen der Geſellſchaft macht und kaſtenartig ſcheidet. Dabei fehlt es dem Volke nicht an Klugheit, Feuer der Phantaſie, Energie und Muth, Gerechtigkeitsſinn und Loyalität; man wende nicht die berüchtigten ſpaniſchen Räuberbanden ein, die überdies heutzutage ſehr wenig blühen; es iſt das eben ein Auswuchs, wie er überall vorkommt, und ganz naturgemäß durch die Bedrückungen der Beamten und durch die ſchlechte Verwaltung hervorgerufen; Diebſtähle und andere Beſchädigungen des Eigenthums ſind dagegen hier weit ſeltener, als z. B. in Deutſchland.

P. Förſter.

Italien.

Eine polyglotte Literaturgeſchichte aus Neapel.

„Nationalliteratur will jetzt nicht viel ſagen: die Epoche der Weltliteratur iſt an der Zeit, und Jeder muß jetzt dazu wirken, dieſe Epoche zu beſchleunigen." Schon vor vierzig Jahren ſprach Goethe dieſen Gedanken, welcher unſer „Magazin f. d. Lit. d. Auslandes" in's Leben gerufen, gegen Eckermann aus, ohne noch ahnen oder gar überſehen zu können, welche gewaltige Ausdehnung dem internationalen Verkehr der Völker nahe bevorſtehe, und wie in jedem Volke, ſobald es die Sprache, die Erzeugniſſe, die Sitten und Einrichtungen des Nachbarvolkes kennen gelernt, auch naturgemäß der Wunſch erwachen mußte, nun auch das Abbild ſeines Seelenlebens: ſeine Literatur, kennen zu lernen. Vielleicht giebt es kein wirkſameres Gegengift gegen den Nationalhaß, aus dem die fortwährenden Kriege, wenn auch nicht ihre Anläſſe, ſo doch ihre Nahrung ziehen, als dieſes Beſtreben des gegenſeitigen Kennenlernens. Sobald ich mich lebhaft in

Digitized by Google

die Leiden und Freuden meines Nebenmenſchen hineinverſetze, ſie nachempfinde, verliere ich ſofort die Fähigkeit, ihn kräftig zu haſſen. Sollte es den Völkerindividuen anders ergehen? Nationalhaß iſt, nach Goethe, überhaupt nur auf einer niederen Kulturſtufe denkbar.

Das italiäniſche Volk iſt in gewiſſem Sinne zuletzt in die Familie der europäiſchen Kulturvölker eingetreten, daher ſcheint auch erſt jetzt der Wunſch, die andern Glieder dieſer Familie kennen zu lernen und von ihnen erkannt zu werden, in ihm zu erwachen. Ein in dieſem Sinne recht erfreuliches Zeichen iſt uns aus Neapel zugegangen; es iſt der Verſuch einer polyglotten Literaturgeſchichte des Marcheſe Pulce.*) Daß es nicht viel mehr als ein Verſuch ſein kann, was der Verf. darbietet, erhellt ſchon daraus, daß er es unternimmt, in zwei mittelſtarken Bänden einen Ueberblick der geſammten poetiſchen Literatur Europas von Perikles bis auf unſere Tage nebſt den Proben dazu zu geben. Daß dabei einzelne Autoren, ja ganze Völker bedeutend zu kurz kommen müſſen, iſt ſelbſtverſtändlich; für große Partieen der Literaturgeſchichte konnte ſich der Verf. eben nur auf eine Nomenklatur beſchränken; leider entbehrt auch dieſe ſowohl der Vollſtändigkeit als der Genauigkeit.

Was die mitgetheilten Proben betrifft, ſo ſind bei weitem nicht alle glücklich gewählt; auch verſtehen wir nicht recht, für welche Art der Leſer ſie berechnet ſind. Den nicht mit fremden Sprachen vertrauten Italiänern ſind ſie völlig überflüſſig, die andern aber können ſelber an den Quellen ſchöpfen gehen; ſie werden aus den mitgetheilten Bruchſtücken ſich ſo wenig ein Bild des Ganzen machen können, als einzelne Blätter vermögen, einen Wald vor die Seele zu zaubern. Hoffen wir denn, daß Dieſer und Jener denn aber doch im Stande ſei, aus dem Theil auf's Ganze zu ſchließen und daher, durch den „Saggio" angeregt, dahin ſtrebe, die Dichter ganz leſen zu können, von denen ihm hier nur ein ſchwacher Vorgeſchmack geboten wird. Die Eintheilung des Werkes iſt folgende:

Einer kurzen Abhandlung über die Poeſie im Allgemeinen folgt eine Charakteriſtik des griechiſchen Blüthezeitalters, dann eine des lateiniſchen (mit Proben), ein Wink (cenno) über die orientaliſche Poeſie und das Wiedererwachen der Künſte und Wiſſenſchaften in Italien. Daran ſchließen ſich kurze Abhandlungen über die Poeſie im Beſondern, d. h. die lyriſche, die epiſche, die dramatiſche, wie ſie ſich bei Griechen, Lateinern, Italiänern, Franzoſen, Spaniern, Engländern und Deutſchen entwickelt hat, auch Einiges über Dänen, Ungarn und Polen, und dieſen Abhandlungen reihen ſich Bruchſtücke der Dichter in hiſtoriſcher Reihenfolge an.

Der Verf. ſcheint ſomit jener Anſicht zu huldigen, welche keine didaktiſche Poeſie als ſolche mehr anerkennen will. Wir geſtehen, dieſer Anſicht nicht beipflichten zu können. Wohin will man denn Gedichte wie Schiller's Spaziergang, die Glocke, Leſſing's Fabeln und ſo viele ähnliche Meiſterwerke rechnen, wenn man keine didaktiſche Dichtungsart mehr gelten läßt? — Wohl iſt ein ausgeſprochener Nebenzweck dem reinen Eindrucke jedes Kunſtwerks hinderlich, und treffend iſt in dieſer Hinſicht das Wort Geibel's:

„Zweck? Das Kunſtwerk hat nur Einen:
Still im eignen Glanz zu ruhn,
Aber durch ihr bloß Erſcheinen
Wird die Schönheit Wunder thun."

*) Saggio storico di Letteratura poetica. Dal secolo di Pericle fine al nostro. Dal Marchese Giuseppe Pulce. Napoli, 1868. Stamperia del Fibreno.

Doch eine Meiſterhand kann eben jede Form dem Gedanken dienſtbar machen.

Die Würdigung, die der Verf. dem deutſchen Genius zu Theil werden läßt, iſt nicht ohne eine gewiſſe Ehrfurcht, ja Scheu, letztere beſonders vor der deutſchen Philoſophie; ſie ſcheint ihm ein gar gefährlich ernſthaftes Ding zu ſein. Ob er wohl eine recht klare Vorſtellung damit verbindet, wenn er behauptet: die Verſchmelzung (fusione) von Klaſſizität und Romantik, die ſich jetzt in Deutſchland vollziehe, ſei durch den wohlverdienten Denker Schelling angeregt worden, und wenn ſie noch zögere, die rechte Frucht zu tragen, ſo ſei dies der Dreiſtigkeit der Romantiker in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts zuzuſchreiben, die aller Beſtrebungen des dottissima Hegel ſpotteten (?). (I. S. 202.) — Uns ſcheint vielmehr Deutſchland jetzt auf dem ſchon von Goethe als wünſchenswerth bezeichneten Standpunkte angelangt, wo man den unfruchtbaren Streit zwiſchen klaſſiſch und romantiſch überhaupt auf ſich beruhen läßt, und vielmehr danach trachtet, ein wirklich gutes Kunſtwerk zu ſchaffen — für die Klaſſificirung werden dann ſchon Andere ſorgen.

Daß jedoch des Verf. nationale Vorurtheile noch größer ſind als ſeine Verehrung des Deutſchen, ſieht man daraus, daß er Manzoni kühn über Goethe ſtellt, der „zwar fruchtbarer als Jener, in ſeinen Werken doch nicht die Vollendung der Kunſt zu erreichen gewußt habe, zu der Manzoni ſich emporgeſchwungen".

Ueber unſere alte Literatur leben in des Verf. Gehirn einige ſonderbare Vorſtellungen. So führt er in der Liſte der Minneſänger, die der Beſprechung derſelben vorangeht, folgende mit auf: Straßeburg, Reneke, Fuchs, Murner ꝛc. Und von den Nibelungen ſagt er I, 601: „Im Gedächtniß der Deutſchen blieben die Nibelungen, beſungen von den Walther, den Wogelwaide (sic), den Offendingen, den Wolfranh von Eſchenbach; in ihnen ſprach man von Arthur, Triſtan, der ſchönen Iſolde, Dietrich von Bern und anderen Helden."

Solche Verſtöße darf man nicht allzu ſtreng beurtheilen, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten die deutſche Sprache dem Ausländer darbietet, Schwierigkeiten, die vielleicht nur Der ganz zu würdigen weiß, der es einmal unternommen, Fremde das Deutſche zu lehren. Bei dem geſteigerten internationalen Verkehr auf intellektuellem Gebiete, bei dem allſeitigen Streben, in das geiſtige Leben befreundeter Nationen einzudringen, hätten wir beſonders die Verpflichtung, den Fremden dies Eindringen zu erleichtern, da keine Sprache dem Lernenden ſolche Schwierigkeiten darbietet als die unſere. Möchten doch das die Schriftſteller, auch was die äußerliche Schreibweiſe angeht, mehr bedenken!

Mit großer Begeiſterung ſpricht unſer Verf. von Klopſtock, für den er kaum ſchmückende Epitheta genug zu finden weiß; doch hat die Art des Lobes einen gewiſſen Anſtrich von konventioneller Begeiſterung, die man heutzutage ſchon veraltet nennen möchte. Wünſchte doch ſchon Leſſing weniger erhoben und fleißiger geleſen zu werden, als Klopſtock, und auch wir möchten uns gelinde Zweifel erlauben, ob der Verf. den Sänger der Meſſiade wirklich kennt. Es fällt uns dabei eine ſelbſterlebte charakteriſtiſche Scene aus der Jugend ein.

Einer unſerer Lehrer war ein begeiſterter Verehrer der Klopſtock'ſchen Muſe und konnte ſich ſchwer ärgern über die Gleichgiltigkeit, die dem erhabenen Sänger von der Jugend entgegengebracht wurde. Eines Nachmittags wollte er, um uns das Verſtändniß für ihn zu eröffnen, einen ganzen Geſang der Meſſiade vorleſen. Mit erhobener Stimme und kräftigem Ausdruck begann er die ſchwer dahinrollenden Verſe zu recitiren;

Digitized by Google

ganz allmählich ließ die Kraft der Stimme ein wenig nach; jetzt blätterte er, ohne ſich im Leſen zu unterbrechen, weiter, überblickte immer öfter die noch übrigen Seiten des Geſanges, während der weihevolle Ausdruck matter und matter wurde, und urplötzlich das Buch zuſchlagend rief er in ärgerlichem Tone: „Und ſo redet dieſer Engel Gabriel noch vier und eine halbe Seite weiter!“

Auch die beiden Schlegel und ihre Verdienſte um die Literatur preiſt der Verf. ſehr hoch, kennt ſie aber offenbar nur vom Hörenſagen, denn Joh. Elias Schlegel, bekanntlich ein Dichter aus der Zeit der „Bremer Beiträge“, und Onkel von Auguſt Wilhelm und Friedrich, iſt ihm der eigentlich berühmte, und ſeine längſtvergeſſenen Dramen „Hermann“ ꝛc. werden als die Meiſterwerke der romantiſchen Schule geprieſen. Leſſing hingegen muß ſich herben Tadel gefallen laſſen, da er ſich dem *Schauſpiel* mehr als billig zugewandt, einer Gattung, die in Italien ziemlich unbekannt iſt und die der Verf. auch an anderem Orte ein unglückliches Zwitterding von Tragödie und Komödie nennt, und nicht begreifen kann, wie die Deutſchen je Geſchmack daran finden konnten. Er ſcheint mit Shakeſpeare zu denken:

Ich lieb' das Sauerſüße nicht,
Ganz ſei die Luſt und auch die Trauer.

Seine Schlußworte über Leſſing lauten:

„Wenn Leſſing ſich der heroiſchen Tragödie wieder zugewandt hätte, anſtatt ſich in ſeine düſtern *Dramen* zu vertiefen, in denen man dennoch Kraft, Erfindung und hohe Poeſie bewundern muß, würde er den Namen eines großen Dichters hinterlaſſen haben. Trotzdem erregte ſein Beiſpiel in Deutſchland eine unbeſchreibliche Bewegung. Gottſched war vergeſſen, die klaſſiſche Tragödie gab dem Familiendrama Raum, und Engel, Jünger, Schroeder, Wezel, Linz (Lenz?) mit andern Dichtern jener Zeit fingen an, im *larmoyanten Genre* zu komponiren.“ Es folgt nun eine Scene aus „Nathan“, von dem der Verf. ſagt, Leſſing habe darin einigermaßen das „Weinerliche“ vermieden.

Was uns die Schiefheit dieſes Urtheils um ſo merkwürdiger macht, iſt die feſte Ueberzeugung, daß kein deutſcher Dichter oder Denker ſo geeignet wäre, gerade von den Italiänern richtig begriffen zu werden, als Leſſing, wenn ihnen derſelbe in guten Ueberſetzungen nahe gebracht würde. Eine Probe würde dies ſicher erweiſen.

An den Schiller'ſchen Dramen iſt dem Verf. beſonders merkwürdig, daß eine ſo große Anzahl von Perſonen darin auftreten, da dies der italiäniſchen Sitte ganz widerſpricht, und er verſäumt nicht, bei Erwähnung jedes einzelnen Stückes genau anzugeben, wie viel Perſonen mitwirken, die denn im Tell ſich auf einige vierzig belaufen.

Was die deutſchen Dichter der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts betrifft, ſo ſcheint dem Verf. ein Handbuch ganz eigener Art zu Gebote geweſen zu ſein; er erwähnt faſt nur ſolche, deren Namen „ſo fremd unſeren Ohren“ klingen, daß ihre angebliche Berühmtheit wohl nur eine ſehr lokale ſein kann. Man urtheile ſelbſt: Bernhard, Kuhler, Bragger, Reinohl, Heinrich, Kuorin, Feige, Strom und Renhardt. Von Letzterem wird geſagt, er habe ſich beſonders durch ſcherzhafte Gedichte und Balladen ausgezeichnet. Sollte hier ein ähnliches Mißverſtändniß obwalten wie bei den beiden Minneſängern Reneke und Fuchs? — Die drei Namen Freiligrath, Herweg (Herwegh) und Heine ſchließen die Liſte der obengenannten großen Unbekannten.

Glücklicher als in der deutſchen iſt der Verf. in Würdigung der franzöſiſchen Literatur geweſen, wo die ſtammverwandte Sprache weniger Schwierigkeiten darbot, und Voltaire und ſpäter Villemain ſo vortreffliche Wegweiſer abgaben. Auch ſind in den mitgetheilten Proben nicht ſolche Maſſen ſinnentſtellender Druckfehler zu beklagen, wie in den deutſchen, bei denen man ſich förmlich auf's Rathen legen muß.

Nicht ganz ſo gut wie die franzöſiſche und nicht ganz ſo ſchlecht wie die deutſche iſt die engliſche Literatur fortgekommen, und unter den mitgetheilten italiäniſchen Gedichten findet ſich manches hier noch nicht gekannte ſchöne und erfreuliche Erzeugniß. Anerkennenswerth iſt ferner der konfeſſionell ganz freiſinnige Standpunkt des Verfaſſers.

Wenn nun auch im Ganzen dieſer „Verſuch“ noch hinter dem zurückbleibt, was wir von einer Literaturgeſchichte zu erwarten gewohnt ſind, ſo bietet er doch manches Dankenswerthe. Am Dankenswertheſten freilich wäre es, wenn er ähnliche Beſtrebungen anregte und die Bande der Freundſchaft und des Verſtändniſſes von Volk zu Volk befeſtigen hülfe!

M. St.

Frankreich.

Eine neue Methode des Unterrichts in der franzöſiſchen Sprache.

Bei dem ſo lebhaft ſich ſteigernden internationalen Verkehr der modernen Kulturvölker, der vielleicht ein wirkſameres Palliativ gegen Kriegsgefahren bildet, als alle feierlichen Verträge, ſtellt ſich auch immer dringender für den Einzelnen das Bedürfniß heraus, die betreffenden Sprachen zu beherrſchen oder doch wenigſtens zu verſtehen. Vor Allem iſt der Beſitz des Franzöſiſchen dem Deutſchen faſt unerläßlich geworden, denn Franzöſiſch iſt und bleibt der Schlüſſel im Weltverkehr, und gewiß iſt es kein Zufall, daß gerade dieſe Sprache dazu geeignet gefunden worden.

Dem gegenüber iſt die ſo äußerſt mangelhafte Vorbildung im Franzöſiſchen, die immer noch auf den Gymnaſien und andern gelehrten Anſtalten geleiſtet wird, im höchſten Grade ungenügend zu nennen. Um nun wenigſtens auf Real- und Bürgerſchulen dieſer Lebensanforderung beſſer Rechnung tragen zu können, „*um eine Beherrſchung des Franzöſiſchen bis zum freien mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck zu erreichen, was der bisher üblichen grammatiſch-philologiſchen nicht möglich*“, hat Herr Ignaz Lehmann*), Vorſteher einer Knaben-Erziehungsanſtalt zu Neuſtadt an der Hardt (Rheinpfalz), eine ganz neue Methode ausgearbeitet, deren hervorſtechendſter Zug darin beſteht, daß er den zuerſt von Peſtalozzi aufgeſtellten Grundſatz, daß jeder Elementar-Unterricht mit der *Anſchauung* beginnen müſſe, auch auf den Sprach-Unterricht anwendet. In welcher Weiſe er dies Prinzip zur Geltung bringen will, darüber ſagt er in der Einleitung:

„Wir treten mit einem Stöckchen in der Hand vor unſere vielleicht ſehr zahlreiche Klaſſe, zeigen etwa auf das Fenſter und ſprechen laut und deutlich: voilà la fenêtre; der erſte, der zweite, mehrere, alle Schüler einer Bank zuſammen, die ganze Klaſſe

*) Lehr- und Leſebuch der franzöſiſchen Sprache nach der *Anſchauungsmethode* und nach einem ganz neuen Plane mit Bildern, unter Benutzung der neueſten und beſten deutſchen und franzöſiſchen Jugendſchriften, von Ignaz Lehmann. Mannheim, J. Bensheimer, 1868.

Digitized by Google

zuletzt im Chor wiederholt: voilà la fenêtre. So machen wir die Zöglinge nach und nach mit allen Gegenſtänden um ſie und an ihnen, ſo weit wir ſie ihnen in Natur vorführen können, bekannt.“ Durch Pantomimen, Zeichen, Bewegungen ꝛc. ſollen denn auch ein Theil der nöthigſten Eigenſchafts- und Zeitwörter dem Schüler anſchaulich gemacht und dann gleich die franzöſiſche Benennung gegeben werden. Auf der darauf folgenden Stufe werden dem Schüler Bildertafeln vorgeführt, wie ſolche für den Anſchauungsunterricht in den deutſchen Schulen ſchon lange eingeführt ſind. Sie ſtellen Vorgänge des täglichen Lebens in der Umgebung eines Gartens, Dorfes, einer Straße oder einer Stube dar und bezwecken natürlich weniger einen künſtleriſchen Eindruck als vielmehr möglichſt reiches Material für Beſprechung zuſammenzuſtellen.

In der vorliegenden Grammatik ſind dieſe Bildertafeln in Holzſchnitt den einzelnen Kapiteln vorgedruckt; und dieſe ſelbſt enthalten eine äußerſt genaue und ausführliche Anleitung, wie die Bildergegenſtände durch Frage und Antwort dem Schüler eingeprägt werden können in der Weiſe, daß er gleichſam dazu gezwungen wird, nicht nur die Benennungen zu lernen, ſondern gleich ſelbſt in der fremden Sprache zu denken und ſich darin auszudrücken; nicht Sätze zu überſetzen, wie bisher, ſondern ſie ſelber zu bilden. Dieſer Vorzug der Methode iſt ſicherlich nicht gering anzuſchlagen, wenn man anerkennt, daß nicht nur das Wiſſen, ſondern das Können, d. h. nicht bloß die Sprache, ſondern das Sprechen dem Schüler von der Schule mitgegeben werden ſoll. Den eigentlich grammatiſchen Unterricht will Herr Lehmann erſt dann beginnen laſſen, wenn eine gewiſſe Fertigkeit im Sprechen bereits erlangt iſt und nicht, wie es bisher üblich war, „die erſte Lection mit régal und local, mit caillou und maton, mit zehn Regeln und zwanzig Ausnahmen beginnen.“ Auf der dritten Stufe, die aber theilweiſe ſchon mit den beiden früheren abzuwechſeln hat, beginnen die Lectures graduées, und hierfür iſt es Herrn Lehmann gelungen, ein ſo reiches und gutes Material herbeizuſchaffen, daß man ſagen kann, in dieſem einen Bande ſei eine ganze Bibliothek enthalten, da hier wirklich jedes Stück muſtergiltig iſt, viele allerdings erſt aus dem Deutſchen zu dieſem Zwecke überſetzt. Auch bei den Lehrſtücken iſt durch angehängte questionnaires darauf Bedacht genommen, ſie für den Lernenden möglichſt fruchtbar zu machen.

Allerdings ſtellt dieſe Methode an die Lehr- und Sprachfertigkeit des Lehrers weit höhere Anſprüche als alle früheren: ſie verlangt einen ganzen, gewappneten und jederzeit ſchlagfertigen Mann, wo ſich aber ſolche finden, da glauben wir in der That, daß die Reſultate höchſt überraſchend ſein werden und müſſen.

M. St.

Ein elſaſſiſcher „Schlüſſel zum Studium des Deutſchen.“ *)

Daß die deutſche Volksſprache des Elſaſſes noch nicht abſtirbt, bezeugt gegenwärtig das Auftauchen einer Reihe von Stimmen, welche, wie in dieſen Blättern erzählt ward, der Aufrechthaltung und der gründlichen Pflege des deutſchen Unterrichtes mit Einſicht und Kraft das Wort reden. Auch ein würdiger Veteran der proteſtantiſchen Kirche dieſes Landes, der greiſe reformirte Pfarrer F. W. Culmann zu Biſchweiler im Niederelſaß, unter den Kennern unſerer Literatur als Förderer des deutſchen Kirchenliedes z. B. durch ſeine „Hymnologiſchen Studien und Kritiken“ (Leipzig 1862) ehrenvoll bekannt, hat ſich den treuen Hütern des deutſchen Sprachſchatzes angeſchloſſen, indem er um Pfingſten 1868 einen etymologiſchen „Schlüſſel zum Studium des Deutſchen“ herausgab und das Motto: „Litera animi nuntia“ zugleich zum bedeutſamen Nebentitel ſeines Werkes erkor. Der wackere Landsmann des Dichters, Germaniſten und Philoſophen Carl Candidus übertrifft den Letzteren (der ebenfalls aus Biſchweiler) an Klarheit und ungezwungener Gemüthlichkeit des deutſchen Ausdrucks. Herr Culmann, der unſeres Wiſſens alle ſeine Schriften in deutſcher Sprache verfaßt hat, ſchreibt einen prächtigen deutſchen Styl; ja wir glauben keineswegs des Guten zu viel zu thun, wenn wir behaupten, daß uns bisher noch kein neuerer Elſäſſer vorgekommen, der einen beſſeren geſchrieben hätte. Das Buch iſt durchweg deutſch gedacht und deutſch empfunden; es iſt eine Laut- und Wort-Philoſophie der deutſchen Sprache eigenthümlicher, doch nicht phantaſtiſcher Art. Der Grundgedanke des Buches iſt S. 36 in den Worten niedergelegt:

„Aus dem Herzen gehet das Leben. Das heißt, wie das Leben des Menſchen mit ſeinen Freuden und Leiden zuletzt auf dem Grund und Boden ſeines Innern wurzelt, ſo nicht minder auch das Leben ſeiner Sprache mit allen ihren Lauten und Lautgebilden. Nur weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über, und zwar zunächſt in einzelnen Lauten, und dann erſt in vollen Worten, wie ſpäter in ſtrömender Rede.“

Auf den Forſchungen von Franz Bopp und Jakob Grimm weiter bauend, hat Herr Culmann ſein Sprachſyſtem in der Richtung auf die Seele der Volksſprache entwickelt; er zeigt ſich als der geſchworene Vertheidiger der Innerlichkeit unſeres Sprachgehaltes; er will den Charakter des Deutſchen als einer Urſprache zur vollen Geltung bringen; der organiſche Bildungstrieb, der ſo einfach, ſo regelmäßig, ſo plaſtiſch bildſam im Deutſchen waltet, iſt ihm der Führer auf der Bahn der Erkenntniß und lehrt ihn von den Formen des jetzigen Hochdeutſch bis zu den Uranfängen unſerer Sprache und ſelbſt bis zu denen „aller ihrer Verwandten, Schweſtern und Baſen emporſteigen.“

An Widerſprüchen wird es freilich bei einem ſolchen Werke nicht fehlen. Aber die Einfachheit und Ungeſchminktheit ſeiner Ergebniſſe ſpricht wohl in den meiſten Fällen für des Verfaſſers Behauptung, daß jedweder deutſche Laut eine ſeeliſche Bedeutung hat, daß die Formen und Bedeutungen der Worte unſerer deutſchen Urſprache ſich wie Leib und Seele verhalten und daß der Reichthum an echt germaniſchen Wurzeln im Neuhochdeutſchen groß genug iſt, um Rückſchlüſſe auf die ältere Sprache zu gewähren. Möchten die Meiſter unſerer germaniſtiſchen Sprachforſchung ſich dem Unternehmen des Autors, das dieſer ſelbſt als einen „Verſuch“ bezeichnet hat, günſtig erweiſen und die Bürger Alſatiens durch die freundliche Anerkennung der deutſchen Kritik zum fortgeſetzten Anbau der deutſchen Mutterſprache lebhaft ermuthigt werden!

T. v. B.

*) Schlüſſel zum Studium des Deutſchen. Litera animi nuntia. Ein ſprachwiſſenſchaftlicher Verſuch von F. W. Culmann. Leipzig, 1868, Friedrich Fleiſcher. 285 S. gr. 8.

Finnland.

Der finnländiſche Dichter Ahlqviſt.

Als vor acht Jahren das erſte Heft dichteriſcher „Funken“ (Säkeniä) des als Sprachforſcher und Reiſebeſchreiber auch außer

Digitized by Google

Finnlands Gränzen mit Ruhm genannten August Ahlqviſt (Okſanen) erſchien, überzeugten ſich ſeine Landsleute mit freudigem Stolze, daß die reiche und ſchöne Suomi-Sprache zu poetiſchen Eingebungen verſchiedenſter Art, wie zur Nachbildung fremder Dichterwerke ein ſehr gefügiges Organ werden kann. Das neulich uns zugegangene zweite Heft zeigt uns wieder, neben höchſter Meiſterſchaft in lyriſcher Handhabung der Mutterſprache, das immer vorwärts ſtrebende Kraftgefühl des Dichters, die Glut, mit welcher er alles Große und Edle an ſein Herz drückt, aber gelegentlich auch eine verbitterte Gemüthsſtimmung, das Ergebniß mancher erlebten Täuſchungen. Dann und wann begeiſtern ihn Erinnerungen aus ſeiner Jugend zu Liedern, die halb heiter und halb melancholiſch ſtimmen, gleich jenem wunderſamen, einer Fata Morgana ähnlichen, bläulichen Nebelflor, der (nach dem Ausdruck eines finniſchen Kritikers) zuweilen an hochnordiſchen Sommerabenden über den Fluren ſchwebt. Reicher noch an Gemüth als an Phantaſie, iſt Ahlqviſt durchaus ſubjektiver Dichter, und ein Theil ſeiner Ergüſſe zeugt von dem ſchwerſten aller Kämpfe, dem Kampfe gegen ſich ſelbſt.

Es möge jetzt unſere Verdeutſchung zweier Stücke folgen:

Aus den Orten meiner Kindheit.
(Lapsuuteni paikoilta.)

Dort iſt jener Wald von Louhiwaara,
Den ich weiland, noch im Knabenalter,
Oft durcheilt, die Schule zu beſuchen.
Sieh'ſt da meilenweit nicht Haus noch Hütte,
Höreſt nie der Rinderglocken Läuten,
Noch des treuen Heerdenhüters Bellen.
Föhren ſtreuen Reiſer in die Runde,
Tannen ſtreben zu des Himmels Wölbung:
Längſt erſtarrter Rieſen grauſer Schatten
Schreckt den Wanderer auf ſeinem Wege.

Ha, mit welchem friſchen Lebensmuthe
Glitt ich auf dem Schneeſchuh durch die Wildniß,
Während Andern vor dem grimmen Bären,
Oder auch vor Räubers Anfall graute!
Ja ich hoffte gar, im tiefen Dickicht
Den Zigeuner aufgeſcheucht zu greifen,
Zu bekämpfen und ihn feſt zu binden,
Der Gemeinde Dank ſo zu erwerben —
Oder, wenn mir Braun entgegenkäme,
Brummend, weit aufſperrend ſeinen Rachen,
Aus dem Gürtel meinen Dolch zu ziehen,
Und mit ſtarker Heldenfauſt die Klinge
In des Ungeheuers Schlund zu ſtoßen.
Ach, er ſchwand dahin, der junge Vorſatz.
Iſt mein Arm ſeitdem auch nervig worden.
Mich verſchwärzen jetzt die ſchwarzen Wichte,
Ungefeſſelt, darf nicht Rache nehmen;
Muß dem Glück noch danken, kann mit heiler
Haut zur Seit' ich geh'n zweibein'gen Petzen.

Meines Herzens Bewohner.
(Sydämeni asukkaat.)

Ein Teufelein,
Ein Engelein:
Die wohnen Beid' in Herzens Schrein.
Sie balgen ſich
Gar fürchterlich,
Denn Herrſcher will ein Jeder ſein.

Hat Teufelein
Geſiegt im Streit,
Dann tobt im Herzen Sündlichkeit:
Die Eſſe ſprüht,
Die Eſſe glüht,
Wie wenn der Aetna Flammen ſpeit.

Doch ſiegt einmal
Das Engelein,
Dann wird mein Herz ein Liebeshain,
Und Fried' allein,
Und Lieb' allein
Erblüh'n an des Vulkans Geſtein.

Wann kommt die Zeit,
Daß ich den Streit
Ertödten kann im Herzen mein?
O Engelein!
O flög' herein
Zu Hilf' Dir noch ein Engelein!

Sch.

Kleine literariſche Revue.

— **Leibniz und die Sozietät der Wiſſenſchaften in Wien.** Einen neuen Beitrag zur Geſchichte der umfaſſenden Geiſtesthätigkeit und der deutſchen Geſinnung des großen Leibniz hat kürzlich Herr Onno Klopp in Wien veröffentlicht.*) Die in der Bibliothek von Hannover aufbewahrten, nachgelaſſenen Handſchriften von Leibniz haben bereits zu mehreren anziehenden Publicationen in Deutſchland und in Frankreich Anlaß gegeben, denen ſich nun die gegenwärtige mit gleicher Berechtigung auf die Theilnahme der Wiſſenſchaftsfreunde anreiht. Noch bevor Leibniz mit Hilfe ſeiner großſinnigen Freundin, der Königin Sophie Charlotte, den Gedanken einer deutſchen Sozietät (Akademie) der Wiſſenſchaften in Berlin verwirklicht hatte, war von ihm ein Plan entworfen worden, „die Teutſchen, die an geiſtiger Begabung, an Erfindungskraft und Fleiß die erſte aller Nationen ſind", durch ein die Wiſſenſchaften und die Kultur förderndes Inſtitut mit den Franzoſen und Engländern gleichzuſtellen. Seine erſte Idee war, in Frankfurt a. M. eine ſolche Sozietät zu gründen. Seine Entwürfe dazu ſind aus den Jahren 1667 u. ff. datirt und gelangten durch Vermittelung ſeines gelehrten Freundes Boineburg an den Kurfürſten-Erzkanzler von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der auch den Kaiſer Leopold, welcher in Frankfurt ein „Commiſſariat zur Ueberwachung des deutſchen Buchhandels" eingeſetzt hatte, zu bewegen verſuchte, an deſſen Stelle eine Sozietät von Gelehrten zu gründen, welcher obliegen ſolle, den allgemeinen Verkehr der wiſſenſchaftlichen Männer in Deutſchland zu fördern und eine „Univerſal-Bibliothek" zu ſammeln. Dem Kaiſer erſchien jedoch die Idee, in Deutſchland gewiſſermaßen eine ſich ſelbſt regierende Republik der Wiſſenſchaften herzuſtellen, gefährlich, und auch Boineburg, wie der Kurfürſt-Erzkanzler, wurden durch die vom Weſten her drohenden Kriegsſtürme von einer anderweitigen Ausführung des Leibniz'ſchen Planes zurückgehalten. Nach mehr als vierzig Jahren, nach einem Leben voll geiſtiger, von großen wiſſenſchaftlichen Er-

*) Leibniz' Plan der Gründung einer Sozietät der Wiſſenſchaften in Wien. Aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe von Leibniz in der k. Bibliothek zu Hannover dargeſtellt von Onno Klopp. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1868.

Digitized by Google

folgen begleiteter Thätigkeit, wandte ſich Leibniz zum zweiten Male an den Kaiſer (Karl VI.). „Il est vray", heißt es unter Anderm in einer ſeiner im J. 1712 nach Wien geſandten Denkſchriften, que le feu Roy de Prusse, nonobstant la guerre, fonda sur mes projets une espéce de Société des Sciences, dont il me donna la direction, mais les tems difficiles l'ont rendu trop bornée". — Leibnizen's Bemühungen in Wien, wo er ſich 1713 und 1714 befand und zu dieſem Zweck auch mit dem Prinzen Eugen von Savoyen verbunden hatte, blieben ebenſo fruchtlos, wie ſeine früheren bei Kaiſer Leopold I. Der Kaiſer hatte ihn zwar zum Reichshofrath (ohne Gehalt, wiewohl nicht taxfrei) ernannt, aber dem Einfluſſe der Jeſuiten gelang es, trotz der perſönlichen Geneigtheit des Kaiſers, den ſchönen Plan völlig erfolglos zu machen. J. L.

— **Aegypten und die Bücher Moſe's.** Ein höchſt intereſſantes Werk, nicht blos für chriſtliche und jüdiſche Theologen, ſondern auch für jeden Kenner und Freund der älteſten bibliſchen Geſchichte, iſt das von Dr. Georg Ebers, Privatdocenten an der Univerſität Jena, herausgegebene Buch: „Aegypten und die Bücher Moſe's"*). Im Laufe der letzten Jahrzehnde haben die ägyptologiſchen Forſchungen ſo viele neue Aufſchlüſſe auf dem Gebiete der mit Mizraim zuſammenhängenden Geſchichte der Israeliten herbeigeführt, haben namentlich Chabas, Lepſius, Brugſch und Dümichen ſo viel intereſſantes Material aus Papyrusrollen — wir erinnern nur an die von Leyden —, Pyramiden-Gräbern und Tempeln zuſammengetragen, daß es für einen jungen Gelehrten, wie Herr Ebers, dem wir bereits den archäologiſchen Roman „Die ägyptiſche Königstochter" verdanken, eine verlockende Aufgabe war, vergleichende Studien dieſer alten Ueberlieferungen mit denen der Bibel anzuſtellen, und dieſe ſind, wie es ſcheint, wirklich ſehr belohnend ausgefallen. Der Verfaſſer ſagt, daß die gedachten Studien „ſeine Verehrung jener wunderbaren Bücher, die ſo vielen Geſchlechtern heilig waren und es noch vielen Generationen ſein werden", nur vermehrt haben. Der vorliegende erſte Band, der die Völkertafeln der Geneſis, mit einer ausführlichen Unterſuchung über die „Kaphtorim", welche als identiſch mit den Phöniciern und als die erſten chamitiſchen Koloniſten des Nildelta ermittelt werden, und die Zeit der Erzväter Abraham bis Jacob umfaßt, reicht bis zur Deutung der Träume des Pharao durch Joſeph, von welchem Letzteren Herr Ebers bemerkt, daß die bibliſche Erzählung über ihn und ſeine Wirkſamkeit in Aegypten vollkommen harmoniſch mit den Berichten altägyptiſcher Urkunden uber die betreffende Zeit ſei. Die für den zweiten Band vorbehaltene Geſchichte Moſe's wird unſtreitig eine für den Kulturgeſchichtsforſcher noch viel reichere Ausbeute, als der erſte Band, liefern. Wenn es uns irgend geſtattet iſt, werden wir auf dieſes reichhaltige Buch ausführlicher zurückkommen. J. L.

— **Napoleon I. in Elba.** Der im J. 1827 verſtorbene, engliſche Generalmajor, Sir Neil Campbell, hat über ſeinen Antheil an den engliſch-franzöſiſchen Kriegen von 1810 (in Spanien) bis 1814 Denkwürdigkeiten hinterlaſſen, die erſt jetzt von einem ſeiner Neffen, dem Geiſtlichen Campbell Maclachlen, veröffentlicht worden ſind.*) Den intereſſanteren Theil dieſer Denkwürdigkeiten bildet ein Tagebuch, das der General, als britiſcher Regierungsbevollmächtigter bei Napoleon nach deſſen Abdankung in Fontainebleau, ſowie auf der Reiſe nach Elba und während ſeines Aufenthaltes daſelbſt, geführt hat. Napoleon wurde dort bekanntlich als Souverain behandelt; er hatte ſeine Miniſter, ſeinen Hofhalt und ſeine kleine Armee. Die kaiſerliche Mutter, Frau Lätizia, war mit Töchtern, Söhnen und Schwiegerſöhnen von Rom nach Elba gekommen, wo nun Franzoſen und Italiäner gemeinſchaftlich konſpirirten, gegen einander intriguirten und endlich die berühmte Expedition ausführten, die den Feldzug von 1815 und die Schlacht von Waterloo zur Folge hatte. Ein großer Diplomat ſcheint der tapfere Sir Neil Campbell nicht geweſen zu ſein, denn er hat die wichtigen Dinge, die damals auf Elba vorbereitet wurden, nicht im Mindeſten geahnt, und in ſeinem Tagebuche erſt Alles notirt, als es zu ſpät war. Gleichwohl bietet dieſes Tagebuch auch heutzutage noch ein großes Intereſſe. Namentlich ſind die Geſpräche, die Napoleon mit dem General über Kriegs- und andere Begebniſſe, über Perſonen und Zuſtände geführt, welche Geſpräche Letzterer in ſeinem Tagebuche ſtets unmittelbar nachher aufgeſchrieben, ein anziehender Kommentar zu den Zeitereigniſſen. Wir zweifeln nicht, daß franzöſiſche und deutſche Ueberſetzungen dieſes Theiles des ſonſt ſehr weitſchweifigen Buches auch in Frankreich und Deutſchland gern geleſen werden würden. J. L.

— **Deutſche Geſchichte für die Jugend bearbeitet.** Von dem „Illuſtrirten goldnen Bilderbuche", mit „deutſchen Geſchichten für die Kinderſtube", reichhaltig ausgeſtattet, iſt jetzt die zweite Sammlung erſchienen, welche in zwei Bändchen deutſche Geſchichten von der Reformation ab bis zur Gegenwart enthält.**) Die Signatur des Spamer'ſchen Verlags in Leipzig deutet immer darauf hin, daß der Inhalt des betreffenden Buches in praktiſcher Weiſe zur Erreichung eines hohen idealen Zieles die Hand bietet. So ſind die deutſchen Geſchichten des goldnen Bilderbuchs zu dem Zwecke geſchrieben, um ſchon in der Jugend, die ja unſer nationales Werk dereinſt vollenden ſoll, den vaterlandliebenden Sinn zu wecken, für die Erziehung unſerer Kinder zu Staatsbürgern den erſten Grund zu legen. Wir beglückwünſchen den Herausgeber, Herrn Franz Otto, wegen der Vorrede, die er „an das Elternhaus und unſere Erzieher" überhaupt gerichtet, und freuen uns der wahrhaft patriotiſchen Gedanken, die er darin niedergelegt hat; ſie ſind der Anerkennung um ſo mehr werth, als ſie aus einem „warmblütigen, ſüddeutſchen Herzen gefloſſen ſind, dem die politiſche Erfahrung aus den letzten Jahren, die Unterordnung und Entſagung, die ihm auferlegt ward, ſchwer genug angekommen iſt". Der Herausgeber übt dieſe Entſagung, weil ihn der Gedanke leitet, daß wir das, was wir von unſeren Kindern verlangen, vor Allem ſelbſt wollen und rückhaltslos thun müſſen. Er ſtellt ſich daher feſt auf den politiſchen Boden, den die Ereigniſſe von 1866 in Deutſchland geſchaffen haben. „Wir müſſen", ſo ſagt er u. A., „als oberſte Pflicht anerkennen, nach Kräften mitzuarbeiten an der vaterländiſchen Erhebung, am Ausbau des neu entſtandenen Bundesſtaats, indem wir Bedacht

*) Sachlicher Commentar zu den aegyptischen Stellen in Genesis und Exodus. Erster Band. Mit 59 Holzschnitten. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1868.

*) Napoleon at Fontainebleau and Elba. London, Murray (Berlin, A. Asher & Co.), 1869.

**) Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Titel- und Tonbildern u. ſ. w. Leipzig, Otto Spamer, 1869.

Digitized by Google

nehmen, die Jugend frühzeitig für alle damit zuſammenhängende Entwickelungs-Phaſen zu erwärmen; dieſe Pflicht iſt geradezu eine nationale Forderung geworden, ſeit die gewaltigen Umwandlungen von 1866 vor ſich gegangen ſind; und weil jener Ausbau hochſtrebende Werkmeiſter und viel kräftige, gewandte Handlanger bedarf, ſo ſtehen wir abwehrend aller Weichherzigkeit und Kleinmüthigkeit gegenüber: denn wir brauchen ein mannhaftes Geſchlecht von tüchtiger, furchtloſer Geſinnung . . ." Auf ſolcher Grundlage ſind die „deutſchen Geſchichten" geſchrieben, und der markige, eindrucksvolle Ton ihrer Erzählung iſt wohl geeignet, im Kindesgemüth die nachſtrebende Luſt am Großen und Edlen unſerer Nation wach zu rufen. Wenn es übrigens auch nur „Geſchichten" ſind, ſo geben ſie doch immerhin ein zuſammenhängendes Bild der ſtaatlichen und geiſtigen Entwickelung des deutſchen Volkes, ſoweit ſich dieſes Thema zur Darſtellung für die Kinderwelt eignet. Wir meinen, daß den wackeren Bemühungen des Herausgebers und des Verlegers in ihrem ſchönen Unternehmen der günſtigſte Erfolg nicht fehlen kann. G. H.

— **Die Jubelausgabe des Stieler'ſchen Atlas.** Mit der ſo eben erſchienenen 28. Lieferung iſt nun die mit den beiden Jubeljahreszahlen 1817 und 1867 geſchmückte, von H. Berghaus und A. Petermann beſorgte, neue Ausgabe von A. Stieler's Handatlas beendigt.*) Die Oceaniſche Inſelwelt bildet die beiden Schlußblätter des alten, völlig verjüngten Werkes, das auf jedem einzelnen ſeiner vierundachtzig Kartenblätter, auf denen ſich mindeſtens eine ebenſo große Anzahl von Nebenkärtchen befindet, die Fortſchritte der geographiſchen Wiſſenſchaft ſeit einem halben Jahrhundert bezeugt. Karten über das Weltgebäude (der nördliche Sternhimmel, der ſüdliche Sternhimmel, das Planetenſyſtem der Sonne, die ſichtbare Seite der Mond-Oberfläche) gehen den Erd- und Meeres-Ueberſichten (weſtliche Halbkugel, öſtliche Halbkugel, Weltkarten der Luftſtrömungen und der Meeresſtrömungen, Nord- und Südpolarkarten ꝛc.) voran. General- und Specialkarten der einzelnen Welttheile und Länder ergänzen ſich gegenſeitig, und iſt überall neben einem allgemeinen Landesbilde auch eine Anſchauung von der Bodengeſtalt, eine vergleichende Ueberſicht der Höhen ſowohl, als der Meerestiefen, nach den wiſſenſchaftlichen Ermittelungen der neueren Zeit, gegeben. In zahlreichen Nebenkarten ſind auf den Ueberſichtsblättern Pläne der meiſten europäiſchen Hauptſtädte, ſowie der großen Städte anderer Welttheile, der berühmteſten Vulkane ꝛc. enthalten. Die Staatenüberſicht von Deutſchland giebt zwar auch ein treues Bild der neueren politiſchen Geſtaltung unſeres Vaterlandes, aber ſie hält auch an dem allgemeinen deutſchen Bewußtſein feſt, daß Nord- und Süddeutſchland demungeachtet ein einiges großes Ganzes verbleiben. Die Ergebniſſe der neueren Entdeckungsreiſen in fremden Welttheilen ſind natürlich überall von dem Herausgeber der geographiſchen „Mittheilungen" mit gewiſſenhafter Sorgfalt benutzt. In dem gedruckten Vorberichte wird unter Anderem mit Bezug auf die Karte von Südafrika und Madagaskar geſagt: „Die Geographie und Kartographie Südafrikas, die den vielen Entdeckungsreiſen der letzten funfzehn Jahre mehr zu danken hat, als allen früheren Jahrhunderten, erhält noch immer unausgeſetzt ſo viele und ſo weſentliche Bereicherungen, daß nicht bloß während der Zeichnung und des Stiches ganze neue weite Gebiete unſerer Kenntniß zum erſtenmale erſchloſſen worden ſind, ſondern daß ſogar während des Druckes der neuen Auflage große Veränderungen auf der Platte nöthig wurden." J. L.

*) Gotha, Juſtus Perthes.

— **Die Kammerjungfer.** Der Kriminalroman: „Die Kammerjungfer", von Adolf Mützelburg*) bietet nichts dar, was ſeine nähere Beſprechung im „Magazin", deſſen Zwecken gegenüber, rechtfertigen könnte. Indeß wollen wir dem durch ſeine novelliſtiſche Thätigkeit im Publikum bereits wohlbekannten Verfaſſer gern bezeugen, daß er gewiſſe Ereigniſſe, welche vor einigen Jahren die ariſtokratiſchen Kreiſe der Mark in wechſelreiche Bewegung geſetzt haben, zu einer ungewöhnlich ſpannenden Lektüre zu verarbeiten gewußt hat. Wer aus der Leihbibliothek ſein täglich Brod entnimmt, mag nach dem Roman als nach einem Leckerbiſſen ſchnappen, der ſich unter anderem auch dadurch empfiehlt, daß ſeine Lectüre nur wenige Stunden beanſprucht.

*) Berlin, E. Mecklenburg (B. Brigl), 1868.

Literariſcher Sprechſaal.

Durch die zunächſt in Brüſſel gegründete, gleichzeitig in den Niederlanden, in Deutſchland, England, Frankreich und Italien mit würdigen Arbeitskräften ausgeſtattete „Revue de droit international et de législation comparées" iſt eine Zeitſchrift der vergleichenden Rechtskunde in's Leben gerufen, von welcher man eine ſegensreiche Ausſaat für Recht und Geſetzgebung, die in der ganzen civiliſirten Welt übereinſtimmend werden müſſen, ſich verſprechen darf. Das kürzlich erſchienene erſte Heft dieſer Zeitſchrift enthält bereits eine Reihenfolge von Abhandlungen der obengenannten Länder im angedeuteten Sinne: ſo des Advokaten Rolin-Jaquemyns in Genf über das Studium der vergleichenden Geſetzgebung und des Völkerrechts, des Prof. von Holtzendorff in Berlin über die neueren Erſcheinungen auf dem Gebiete des Gefängnißweſens, des Dr. Max Wirth in Bern über die Armengeſetzgebung dieſes Kantons, des Profeſſors Aſſer in Amſterdam und des Advokaten Jazon in Paris über die Geltung civil- und kriminalgerichtlicher Erkenntniſſe des Auslandes in den verſchiedenen Ländern, des Rechtslehrers Weſtlake in London über die zwiſchen den Vereinigten Staaten und anderen Ländern in neuerer Zeit abgeſchloſſenen Verträge über Expatriation und Naturaliſirung der Einwanderer, des Prof. Pradier-Fodéré in Paris über die Conſulargerichtsbarkeit in der Levante ꝛc., woran ſich endlich eine Chronik der bedeutendſten Zeitereigniſſe für die Ausbildung des internationalen Rechtes reiht. Gewiß wird man überall, wo man ſich für die wachſenden, friedlichen Rechtsbeziehungen der Völker intereſſirt, dieſe großartige neue Zeitſchrift unterſtützen. J. L.

In dritter Auflage wird jetzt von der F. A. Brockhaus'ſchen Buchhandlung in Leipzig Ludwig v. Rönne's „Staatsrecht der preußiſchen Monarchie" ausgegeben. Das aufblühende Verfaſſungsleben der preußiſchen Monarchie, mit welchem ſeit zwanzig Jahren das politiſche Bewußtſein des geſammten deutſchen Volkes Hand in Hand gegangen, hat die Kenntniß ſolcher

Digitized by Google

Werke, welche von dem öffentlichen Rechtszuſtande in Preußen handeln und die Prinzipien enthalten, die dem Verfaſſungs- wie dem Verwaltungsrecht in Preußen zum Grunde liegen und auch bei ſeinen Rechtsbeziehungen zum Auslande als Norm dienen, mehr und mehr zur Nothwendigkeit gemacht. In jeder Seſſion des preußiſchen Landtages wird von Mitgliedern ſowohl der miniſteriellen als der Oppoſitionspartei auf die Autorität des Rönne'ſchen Staatsrechts hingewieſen, das in ſeinen Darlegungen bis zur Entſtehung der preußiſchen Rechtsbeſtimmungen und zu ihren Motiven zurückgeht und mit einem ſo reichen Apparate vergleichender Hinweiſungen auf andere Geſetzgebungen und erläuternder hiſtoriſcher Anmerkungen ausgeſtattet iſt, daß dem Nachſchlagenden kaum irgend eine das Staats- und Völkerrecht berührende Frage unbeantwortet bleibt. Seit der erſten Auflage des Rönne'ſchen Werkes im J. 1856, die bald nach ihrem vollſtändigen Erſcheinen vergriffen war, haben ſich die inneren und auswärtigen Verhältniſſe Preußens bedeutend geändert, und dieſe Aenderungen hat der Verf. auch in der gegenwärtigen dritten, vermehrten und verbeſſerten Auflage nach allen Seiten hin berückſichtigt. J. L.

Das Buch „Littauen und die Littauer", von Otto Glagau*), hat in Littauen ſelbſt und in Oſtpreußen überhaupt großes Mißfallen erregt und vielfache Reclamationen in den dortigen Zeitungen hervorgerufen. Einer unſerer Mitarbeiter in Königsberg ſchreibt uns über das Buch:

„Man erzählt von einem Muſikfreunde, der beim Anhören eines neuen Stückes von Zeit zu Zeit den Hut abgenommen, um die bekannten Komponiſten zu begrüßen, die er aus dem Opus heraushörte. In dieſe Lage verſetzt uns unſer Autor faſt durch das ganze Buch. Glücklicherweiſe kannte er nicht alle ſeine Vorgänger, die über dieſe Provinz geſchrieben, ſonſt würden wir noch öfter den Hut ziehen müſſen. Er hat nur wenige Werke aus unſerer Provinzial-Literatur zu Geſicht bekommen: einige Bände der „Neuen Preußiſchen Provinzialblätter" und der „Altpreußiſchen Monatsſchrift"; Gervais' „Notizen von Preußen"; Roſenkranz' „Königsberger Skizzen"; Legner's „Littauer"; vor Allem aber die „Feſtgabe": Die Provinz Preußen. Alles Uebrige iſt ihm völlig unbekannt geblieben. Die reichhaltigen Aufſätze von Jachmann und Wutzke über die kuriſche Nehrung, die Memel und deren Delta; das Buch von Krauſe: „Littauen und ſeine Bewohner"; Ranke's „Wanderung"; die Aufſätze im „Erläuterten Preußen"; die „Acta Borussica" und vieles Andere iſt von ihm nicht benutzt, weil nicht gekannt. Was der Autor kennt, das hat er nicht bloß benutzt, ſondern ausgeſchrieben, namentlich den verſtorbenen Schumann und Berendt."

Zur „Philoſophie des Unbewußten".

Die Beſprechung meines Buchs in Nr. 7 dieſer Zeitſchrift veranlaßt mich durch ihre Ueberſchrift und ihren Schluß zu folgenden Bemerkungen: Der Schopenhauer'ſche Peſſimismus iſt in ſeiner Einſeitigkeit ebenſo falſch wie der Leibniz-Hegel'ſche Optimismus. Wenn ein Balanciren auf der punktuellen gleichſchwebenden Mitte zwiſchen beiden Anſichten unmöglich iſt, ſo kann die Wahrheit nur in einer organiſchen Verbindung beider geſucht werden, wie ich ſie angeſtrebt habe. Wenn ich einen von allweiſer Vorſehung geleiteten hiſtoriſchen Entwickelungs-Prozeß lehre, der auf allen Gebieten (Staat, Geſellſchaft, Volkswirthſchaft, Technik, Wiſſenſchaft u. ſ. w.) den Anforderungen des ſtrengſten Optimiſten gerecht wird, wenn ich, wie der Herr Referent ſelbſt anführt, innerhalb dieſes Prozeſſes die Bejahung des Willens zum Leben als das allein Richtige proclamire, und von Jedem ein richtiges Eingreifen und Mitarbeiten an dem Fortſchritt des Ganzen fordere, ſo kann ich darin nur das ſtrikte Gegentheil von den quietiſtiſchen Tendenzen Schopenhauer's und der Weltſchmerzdichter ſo wie des modernen Nihilismus der Verzweiflung erkennen, da ich, weit entfernt, „die Menſchheit weltmüde machen" zu wollen, vielmehr kräftigere Motive, als jemals Einer vor mir, aufzuſtellen glaube, um ſie „weltmunter" zu machen. Wenn ich eine bedürfnißloſe Zufriedenheit höher ſtelle, als den raffinirten Genuß, ſo habe ich darin die Autorität der Religion und Philoſophie gleichmäßig für mich, und muß den Vorwurf der Blaſirtheit mit voller Entſchiedenheit zurückweiſen, zumal da ich wiederholentlich darauf hinweiſe, daß die illuſoriſche Beſchaffenheit der Grundlage eines Gefühls der Realität deſſelben nicht den geringſten Abbruch thut. Schon der nüchterne Ernſt und die vorſichtig abwägende, allen Einwürfen gerecht werdende Objektivität meiner Unterſuchungen läßt jeden Vergleich der Stimmung meiner Weltanſchauung mit derjenigen der blaſirten Weltſchmerz-Poeſie als unzutreffend erſcheinen. Wenn ich, wie ich glaube, nachgewieſen habe, daß es Thorheit ſei, dem Idol eines poſitiven Glückes nachzujagen, ſo entſpricht dies völlig der Weltanſchauung des neuen Teſtaments und führt am ſicherſten zu der Selbſtverläugnung, welche die erſte Forderung des Chriſtenthums iſt. Die poſitive Seite der Selbſtverläugnung aber, die Nächſtenliebe, gewinnt die tiefſte Begründung, deren ſie fähig iſt, erſt durch meinen Nachweis, daß das Weſen, welches in meinem Nächſten lebt und fühlt, mir unbewußter Weiſe ein und daſſelbe iſt, welches in mir lebt und fühlt. Meine Forderung endlich, ſich und ſeine Perſon rückſichtslos an den Prozeß des Ganzen hinzugeben, und ſein ſubjektives bewußtes Ermeſſen der unbewußten Weisheit unterzuordnen, ſagt in philoſophiſcher Sprache daſſelbe, was das religiöſe Gebot verlangt: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote". Denn wer ſich mit den äußerlich an ihn herantretenden Geboten des Offenbarungs-Glaubens begnügt, der philoſophirt nicht; wer aber philoſophirt, der erkennt eben Gottes Gebote in jener innern, der Entſtehung nach ihm unbewußten Stimme, welche man als Inſtinkt im weiteſten Sinne bezeichnen kann, und welche letzten Endes weiſer iſt als alle Weisheit der bewußten Kritik.

Schließlich bemerke ich, daß die ſehr geſchickt verfaßte Inhaltsangabe des Herrn Referenten nur die zweite Hälfte meines Buches berührt, alſo die grundlegenden phyſiologiſchen und pſychologiſchen Unterſuchungen nicht näher berückſichtigt. Wie dieſe ſich zu den ſchätzbaren verwandten Forſchungen des Herrn Prof. Lazarus verhalten, überlaſſe ich der Fachkritik zu beurtheilen.

Dr. E. v. Hartmann.

---

*) Tilſit, J. Reyländer, 1869.

Digitized by Google

In dem unterzeichneten Verlage erſcheint ſeit Anfang vorigen Jahres: (45)

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Januarheft (Nr. 1—5) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Aſtronomie. Der Novemberſchwarm im Jahre 1868. — Spektralbeobachtungen des Sonnenrandes. — Die Sonnenfinſterniß des 18. Auguſt 1868. — Das Vorkommen von Titan in der Sonne. **Meteorologie.** Schwankungen des Erdmagnetismus und der Erdelektrizität. — Ueber die Spektren der Blitze. **Kosmologie.** Die Meteorſteine von Pultusk. **Geologie.** Das Schwinden der Meere in den letzten geologiſchen Epochen. — Das Vorkommen von Phosphorſäure in den geſchichteten Geſteinen Baierns. — Verbreitung der Stein-Inſtrumente in Süd-Indien. — Ueber Irrblöcke. **Geographie.** Die Nordpol-Expeditionen im Jahre 1868. **Phyſik.** Die Spektren des glühenden Waſſerſtoffs. — Elektrizitäts Leitung durch verdünnte Luft. — Die Temperatur der Flammen und der Druck der brennenden Gaſe. — Die Flammenſpektren kohlenſtoffhaltiger Gaſe. **Chemie.** Die Verflüchtigung des Salmiaks. — Die Ueberführung der Eſſigſäure in Alkohol. — Die Dichte des Chlorgaſes. — Ueber das Ammonium-Amalgam. **Botanik.** Die Waſſeraufnahme der Pflanzen. — Struktur der Pflanzen in verſchiedenen Medien. **Biologie.** Ueber die Gehirne zweier Mikrocephalen. — Thierleben in der Tiefe des Meeres. **Phyſiologie.** Die Endigung des Sehnerven und die Wahrnehmung des Lichts. **Agrikultur.** Chemiſche Zuſammenſetzung und Ertragsfähigkeit des Waldbodens. **Kleinere Mittheilungen.**

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Die innern Kämpfe der Nordamerikaniſchen Union bis zur Präſidentenwahl von 1868.

Von Heinrich Blankenburg.

Mit einer Ueberſichtskarte des Staatengebiets, Plänen des Kriegsſchauplatzes, und der bis auf die neueſte Zeit vervollſtändigten Verfaſſungsurkunde der Union.

8. Geh. 2 Thlr. (46)

Im Verlage von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bonhomme, H., Le Duc de Penthièvre (Louis-Jean-Marie de Bourbon). Sa vie — sa mort (1725—1793) d'après des documents inédits. 1 vol. in 18°. Preis 24 Sgr.

Fétis, F. J., Histoire générale de la Musique depuis les temps les plus anciens jusq'à nos jours. Tome I. Un fort volume gr. in-8. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk wird in ungefähr 8 Bänden von gleicher Stärke und gleichem Preise complet werden. (47)

Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig.

Neu!

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Die Nipponfahrer
oder
Das wiedererſchloſſene Japan.

In Schilderungen der bekannteſten älteren und neueren Reiſen, insbeſondere der Amerikaniſchen Expedition in den Jahren 1852 bis 1854 ſowie der Preußiſchen Expedition nach Oſtaſien in den Jahren 1860 und 1861. Bearbeitet von **Friedrich Steger** und **Hermann Wagner.**

Neu herausgegeben
von
Dr. **Richard Andree.**

Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit 170 Text-Abbildungen, 8 Tondrucktafeln ſowie einer Karte von Japan.

Geheftet 2 Thlr. Elegant gebunden $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Seit die erſte Auflage dieſes Werkes erſchien, die vorzugsweiſe die Eröffnung Japans durch das amerikaniſche Geſchwader unter Commodore Perry behandelte, hat ſich die Kenntniß des merkwürdigen Landes weſentlich vermehrt. Dennoch beginnt es erſt jetzt Licht zu werden, ſo daß wir auch tiefer in die inneren, uns bis vor Kurzem noch mangelhaft bekannten Verhältniſſe des „Sonnenaufgangreiches" blicken können. Infolge deſſen hat das letzte Drittel des Buches, das die Geſchichte Japans bis zum Jahre 1868 vorführt, ein völlig neues werden müſſen. — Text und Illuſtrationen ſind wohlgeeignet, dem Leſer ein vollſtändiges Bild des Landes zu geben, das von Tage zu Tage wichtiger auch für Deutſchland wird und mit welchem Handelsbeziehungen anzuknüpfen ſich jetzt auch Oeſterreich durch die Entſendung eines Geſchwaders beſtrebt.

Das vorſtehende Werk kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden und bildet einen Band von **Otto Spamer's** „Buch der Reiſen und Entdeckungen", einem Unternehmen, das bereits in mehr denn 90,000 Bänden verbreitet iſt und ſich durch reichen Inhalt, gepaart mit wiſſenſchaftlicher Einſicht und volksthümlicher Darſtellung, ſowie durch ſorgfältige, ſplendide Illuſtrirung, endlich durch äußerſt billigen Preis allgemeine Anerkennung und Beliebtheit erworben hat. (48)

Prospecte über das „Buch der Reisen und Entdeckungen" sowie über andere Werke desselben Verlages sind durch alle Buchhandlungen des In- und Anslandes in Empfang zu nehmen.

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Eben erschienen neu:

HISTORIA MISCELLA
RECENSUIT
FRANCISCUS EISSENHARDT.
VIII. u. 731 S. Gr. 8. Geh. Preis $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Q. HORATIUS FLACCUS
Episteln und Buch von der Dichtkunst.
Mit Einleitung und kritischen Bemerkungen
von (49)
OTTO RIBBECK.
VI. u. 260 S. gr. 8vo. Geh. Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (50)

Wuttke, A., Prof. Dr. **Der deutſche Volksaberglaube der Gegenwart.** Zweite, völlig neue Bearbeitung. 2 Thlr. 5 Sgr.

Soeben erſchien in zweiter Auflage und iſt vorräthig in allen Buchhandlungen:

Taktiſche Rückblicke auf 1866.

Gr. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Die Schrift beſpricht Stärken und Schwächen der Preußiſchen Taktik im Jahre 1866, die Mitwirkung der einzelnen Waffen und die Gefechte von Trautenau und Langenſalza.

Der Abſatz der erſten Auflage in wenigen Wochen, ſowie das Erſcheinen einer franzöſiſchen Ueberſetzung in Paris bezeugen das große Aufſehen, das dieſe Schrift in militäriſchen Kreiſen macht. (51)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Reisen durch Südamerika.

Von
Johann Jakob von Tschudi.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzſchnitt und lithographirten Karten.

Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 3 Thlr., geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

Mit dem fünften Bande liegt das grosse Reisewerk Tschudi's über Südamerika, dem allgemein eine Stelle ersten Ranges im Gebiete der Reiseliteratur zuerkannt wird, vollständig vor. (52)

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Soeben erschien:

Die Patentgesetzgebung aller Länder

nebst den Gesetzen über
Musterschutz & Waarenbezeichnungen
systematisch und vergleichend dargestellt
von
Dr. R. Klostermann, (53)
Oberbergrath.

Erste Hälfte. Preis für das Ganze $2\frac{2}{3}$ Thlr.
(Die II. Hälfte erscheint im März.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthaikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 6. März 1869. [Nr. 10.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. 133. — Zur Roswitha-Frage. 135. — Oscar von Redwitz: „Hermann Stark, deutſches Leben". 137.
Schweiz. Ein pädagogiſcher Roman. 137.
Frankreich. Die Archive der Baſtille. 138
England. Der Canadier Alpheus Todd über die parlamentariſche Regierung in England. 140.
Belgien. Th. Juſte's Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II. 141.
Spanien. Briefe aus dem neuen Spanien. V. Hoffnungen für die Zukunft. Cuba und die Kolonial-Politik. 144.
Kleine literariſche Revue. Der Zeitungsſtempel in den Niederlanden. 144. — Ludwig Uhland und ſeine Heimat Tübingen. 145. — Dranmor's „Requiem". 145. — Anderſen's Dryade. 146. — Schriften der gelehrten ehſtniſchen Geſellſchaft. 146.
Literariſcher Sprechſaal. Taktiſche Rückblicke auf 1866. 146. — Ein öſterreichiſcher Pole über den Unterſchied zwiſchen Preußen und Rußland. 147. — Die deutſche Preſſe in Rußland. 147.

Deutſchland und das Ausland.

Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben.*)

Wenige literariſche Erſcheinungen unſerer Tage haben in ſolchem Maße die Beachtung aller Gebildeten verdient, als das vorliegende Werk des unten genannten ehemaligen Paters des Benediktiner-Ordens, der denkenden Laien ſchon vortheilhaft durch ſeine zwei Bände „Freigemeindlicher Glaubens- und Herzensfragen" bekannt iſt. Das in der Ueberſchrift genannte Buch, dem hoffentlich bald der zweite Band folgen wird, iſt ein Unicum, denn bisher hatten wir gar nichts Authentiſches über das Kloſterleben — eine Lücke, die von den größten Denkern unſerer Zeit auf religiöſem Gebiete oft beklagt wurde, weshalb ſich auch die erwähnten Theologen wiederholt an den Verfaſſer um Publication ſeines nun endlich erſchienenen „Kloſterlebens" gewandt hatten. Der Umſtand, daß dies Buch ſofort nach ſeinem Erſcheinen in's Holländiſche überſetzt wurde (wovon man weiß), kann einigermaßen als Werthmeſſer dienen. Das Buch iſt mehr als „ein Beitrag zur Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts", wie es der Verfaſſer beſcheiden nennt, denn es enthält außerdem tief durchdachte moraliſche Betrachtungen und Lebensweisheit, wie ſolche von einem Manne zu erwarten ſind, dem die Menſchheit dreizehn Jahre lang als Prieſter der katholiſchen Kirche ihr Herz erſchloß und der ſo viel von den geheimen Triebfedern der Maſchinerie geſehen hat, durch welche die überwiegende Menge des gemeinen Volkes am Gängelbande gelenkt wird. Wagner's Memoiren ſind nicht nachträglich verfaßte, ſondern gleichzeitig mit den Erlebniſſen niedergeſchriebene Erinnerungen und deshalb gerade von unſchätzbarem Werthe; denn „jetzt würde der alte Mann Manches anders ſagen, aber er fühlt ſich nichtsdeſtoweniger gebunden an den urſprünglichen Ausdruck", bemerkt der Verfaſſer ſelbſt in der lakoniſchen Einleitung zu ſeinem Buche. Dieſe erbarmungslos objektive Wiedergabe damaliger Eindrücke wirkt natürlich mit vernichtender Schärfe; um ſo mehr, als ihnen jeder Schein von Effecthaſcherei oder Haß fehlt. Die Namen der vorkommenden Perſonen, von denen viele noch am Leben, ſind ſämmtlich Pſeudonyme, wie ſich dies von einem anſtändigen Autor erwarten ließ, denn Klöſter, Waiſenhäuſer und ähnliche Inſtitute ſind große, aber ſtreng abgeſchloſſene Familienkreiſe und ihre Mitglieder keine der Oeffentlichkeit angehörige Perſonen, wie in Memoiren politiſchen Inhalts, die durch Anonymität oder Pſeudonymität jeden Werth verlieren würden.

Der Verfaſſer iſt ein Böhme, aber kein Slave, ſondern ein Deutſcher, doch werden auch die Deutſchböhmen von den eigentlichen Oeſterreichern oft für Slaven angeſehen, ebenſo wie die deutſchen Mährer. Er hat den geiſtlichen Stand nicht freiwillig gewählt, ſondern folgte hierin dem Wunſche der Eltern, von denen die Mutter ihn durch feierliches Gelübde dem Dienſte der Jungfrau Maria geweiht hatte, als er noch ein kleines Kind war und von einer ſchweren Krankheit befallen wurde. Er ſagt hierüber: „Solche Gelübde ſollen unter Frauen der bürgerlichen Volksklaſſe nicht wenig beliebt ſein und daher häufig vorkommen. Im erſten Augenblicke der religiöſen Aufregung mögen ſie genug Reiz haben und — ſie ſind auch wohlfeil. Es kann auch ſein, daß dem geängſteten Mutterherzen kein anderes Gelübde von ausreichender Wirkung geſchienen habe. Zu jenen bedeutſamen Gelöbniſſen, wie ſie von reichen Leuten manchmal gemacht werden, fehlten jedenfalls die Mittel. Außerdem iſt es allbekannt, daß unſere katholiſche Frauenwelt am Prieſterthum viel Wohlgefallen hat, und ein unermeßliches, ja unausſprechliches, wenn die eigenen Kinder ihm angehören. Endlich iſt der geiſtliche Stand, nach allgemeinem Dafürhalten des Volkes, die allerbeſte Verſorgung, die ein Menſch ſich wünſchen kann. Das Alles rechtfertigt mir meine Mutter." Da der Sohn das Herz dieſer guten, lieben Mutter gebrochen haben würde, hätte er das Gelöbniß nicht reſpektirt, ſo blieb ihm nichts weiter übrig, als in den geiſtlichen Stand zu treten, über welchen er — ſchon als Prager Student ein Freidenker in religiöſen Dingen — grade nicht beſonders ehrfurchtsvoll dachte, während er Neigung hatte, Mediziner zu werden. Poeten haben oft den Kampf liebeglühender Jungfrauen geſchildert, denen der Schleier aufgezwungen wurde, um ſie von dem Manne ihrer Wahl zu reißen; der Kampf eines denkenden und gleichzeitig fühlenden Mannes vor Ablegung des geiſtlichen Gelübdes ſcheint bisher weniger poetiſche Würdigung gefunden zu haben, und doch dürfte er furchtbarer ſein, als der eines gefühlvollen jungen Mädchens. Man leſe nur das folgende Geſtändniß in den Memoiren:

„Heute fühle ich mich in einer ungewöhnlichen Stimmung. Ich bin nahe daran, mich für unredlich und darum für verächtlich zu halten. Aller Leichtſinn, alle Frivolität iſt dahin. Ich erkenne mit Wehmuth, daß ich hierher in dieſe Verhältniſſe gar nicht paſſe. Ich denke zu viel, ich urtheile, kritiſire, ſcherze und ſpotte: das Alles paßt nicht nur nicht in dieſes klöſterliche Weſen, ſondern verkehrt Alles, was da iſt. Ich müßte mir Gewalt anthun und Mann genug ſein, um die Ablegung der Gelübde zu unterlaſſen. Ich müßte gehen und in der weiten Welt ein anderes Brod ſuchen. Aber meine Eltern! Meine arme, gläubige Mutter! Wird ſie mich verſtehen?" — Und dann heißt es über den Akt der Weihe:

*) Von Dr. A. E. Wagner. Berlin, Carl Heymann's Verlag (Julius Imme), 1869.

Digitized by Google

„Die heutige Ceremonie hatte etwas Düſteres, Niederbeugendes, Erſchütterndes an ſich, obgleich ſie im Ganzen doch nur wie eben eine Ceremonie, ein Schauſpiel, eine Formalität anzuſehen ſein mochte. Sie fand in der Kirche ſtatt. Der Hauptinhalt aller dabei vorgekommenen Symbole und Worte war Tod und Begräbniß. — Ich laſſe die Bilder noch einmal an mir vorübergehen: Der Abt ſitzt wieder in ſeinem Lehnſtuhle vor dem Hochaltar; ſeine Kleidung iſt weiß und ſchmucklos; eine einfache, weiße Biſchofsmütze leuchtet auf ſeinem Haupte. Die Brüder ſind in ihrer gewöhnlichen ſchwarzen Ordenskleidung erſchienen. Ich, der ſterbende und demnächſt zu begrabende junge Menſch, komme in Begleitung des Priors, als meines geiſtlichen Direktors, vor den Thron des Hochwürdigſten. Auf den Knieen leſe ich laut und deutlich die „schedula“ ab, meine auf Pergament-Papier eigenhändig geſchriebene Petition und Profeſſions-Formel. Der Abt antwortet dann: „Haec tibi facienti promitto vitam aeternam“. (Dabei kann ich mich des Zweifels nicht erwehren, ob nun ich oder der Abt mehr gelebt.) Darauf führt mich mein lieber, guter Prior in das Schiff der Kirche und ich ſinge, auf drei verſchiedene Stellen vorrückend und die Kniee beugend, zuerſt in tiefem, dann aber immer höher ſteigendem Tone: „Suscipe me, Domine, secundum eloquium tuum ut vivam, et non confundas me ab expectatione mea“. Die Anweſenden wiederholen im Chor ſingend meine Worte, während ich ſchrittweiſe bis zum Begräbnißplatz, welcher mitten im Presbyterium für mich errichtet iſt, gelange. Dann folgt die Einweihung der neuen Kleider und die Anlegung derſelben. Die Geiſtlichen reichen mir Einer nach dem Andern den Bruderkuß und nun lege ich mich in das ſymboliſche Grab. Das große Bahrtuch, womit man die Särge der Todten zu verhüllen pflegt, iſt in ſeiner ganzen Breite über den Fußboden gelegt. Darauf ſtrecke ich mich der Länge nach aus, das Geſicht auf einen ſchwarzen Polſter ſtützend. Rings um mich ſtellt man in gewöhnlicher Anzahl die brennenden Todtenlichter; die Mönche ſprechen dumpf und monoton als Grabgeſang die ſieben Bußpſalmen; vom Kirchenthurme erſchallt das Geläute aller Glocken — das Begräbniß geht vor ſich. Während deſſen hätte ich Zeit, über mich und das, was um mich herum vorgeht, nachzudenken. Sonderbar! Ich bin es nicht im Stande. Eine unſägliche Verwirrung macht ſich in meinem armen Kopfe breit. Mein Geiſt ſcheint ohnmächtig geworden zu ſein. Ich weiß nicht einmal, ob die Ceremonie lange dauert. Nach und nach erſterben die Glockentöne und die Brummſtimmen der Mönche; ich höre nichts mehr, alles iſt ſtill geworden. Plötzlich ruft eine ſanfte Stimme, die meines Priors, mir zu: „Surge, qui dormis, et exsurge a mortuis et illuminabit te Christus“. Ich ſtehe auf, wie Einer, der gehorſam iſt und gelange an der Seite des alten Herrn zu meinem Betſchemel. Die Ceremonie geht zu Ende; die Meſſe nimmt ihren Fortgang; ſchließlich empfange ich das heilige Abendmahl und den Segen des Prälaten. Nun bin ich wirklicher monachus, gebunden an geiſtliche Vorgeſetzte, an die Kirche, an das Kloſter, an die canoniſchen Geſetze, an die Regel, die Conſtitutionen, die Gewohnheiten, an den Geiſt dieſes Hauſes, gebunden auf Lebenszeit. Aber ich bin auch, wie der heilige Bernhard in ſeinen praeceptis Cap. 23 ſagt: „professor et amator Dei, angelis similis, hominibus dissimilis“.

Die nun folgenden Betrachtungen über die mit der Weihe vollbrachten Wunder wollen wir den Leſern des Buches nicht vorweg nehmen, hingegen darauf hinweiſen, daß noch mehr Männer als der Dr. phil. Wagner mit Zwieſpalt und verwundetem Herzen in das Kloſterleben eingetreten ſind. Unſer Gewährsmann erhielt über dieſen Punkt gleich beim Eintritte in das Stift, noch ehe er das eigentliche Noviziat antrat, in dem ſogenannten Studentenzimmer Aufſchluß, in welchem die Candidaten vor Eintritt in die Clauſur einquartirt zu werden pflegten. Die grauen Mauern und die Fenſterwände dieſes großen Gemaches waren mit Bleiſtift beſchrieben, und es erregten dieſe Inſchriften das ganze Intereſſe des Neulings.

Hier ſind einige derſelben:

„Traue keinem Heiligen, ſüße Worte ſpricht er, aber in der Kutte ſteckt manchmal ein Halunke.“

Dann weiter:

„Ach, daß doch die, ſo fort im vollen Sauſen ſchweben,
Nicht ernſtlich denken an ihr zukünft'ges Leben.“

„Der Tannenbaum hat Zapfen, der Birnbaum Birn, und a guet's Herz is mir lieber, als das g'ſcheiteſt Gehirn.“

„Hab' mein Lebtag nicht g'wart't, bis mir Ein's hat g'ſagt; wann mi wer nicht mögen hat, hab' ich auch nicht nach g'fragt.“

„Venite, filiae, audite me, timorem domini darebo vos.“

„Memento mori? warum nicht: memento vivere? Wär's nicht beſſer, flott zu leben?“

„Euer Reichthum macht euch hier nicht glücklich, aber mich meine Armuth auch nicht.“

„Ubi sunt, qui ante nos olim hic fuere?
Vadite ad superos, transite ad inferos.“

„Mein armes Herz hienieden,
Von vielem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wenn es nimmer ſchlägt.“

„Leb' wohl, mein Bräutchen ſchön,
Muß jetzt in's Kloſter geh'n!
O jamm're nicht in bittern Klagen,
Mein Liebchen bleib und lern' ertragen.
Ertrag' es nur und ſprich nicht laut!
Ich abſolvir' Dich, meine Braut.“

„Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken und eure Wege ſind nicht meine Wege, ſpricht der Herr.“

Viele der Inſchriften waren ohne allen Werth, aber es ſtimmt wohl keine einzige der angeführten mit ihrer Umgebung, die Frieden und heiligen Ernſt einſchließen, Leidenſchaft, Hohn und Frivolität aber ausſchließen ſoll. — Dem Verfaſſer ſtand ein feiner Humor neben ſcharfer Beobachtungsgabe und Reflexion zu Gebote, Gaben, die im Kloſterleben mitunter wohl ihre Dienſte gethan haben mögen, oftmals indeſſen ihrem Beſitzer auch Unannehmlichkeiten verurſacht haben müſſen. Eine Darſtellung iſt beſonders launig und betrifft die Strafarbeit, welche den drei Novizen, zu denen Wagner gehörte, wegen Lachens vom geſtrengen und äußerſt groben Novizenmeiſter auferlegt worden war; denn der alte mürriſche Herr fand für gut, das Lachen im Munde eines Mönchs für eine Todſünde zu halten. Die Strafe war ſonderbar genug, denn der Verfaſſer, „als der ärgſte Hanswurſt“, ſollte in einer ſchriftlichen Meditation die Frage beantworten, wozu das Lachen gut ſei, der andere Novize dagegen auseinanderſetzen, was das Lachen ſchade, und der Novizen-Senior ſollte über Beide das „Verdammungs-Urtheil aus Schrift und Regel“ fällen. Die drei jungen Männer löſten ihre Aufgaben gemeinſam unter Nachahmung des derben Tons des Meiſters und einiger ſeiner Redewendungen. Hier möge das „Verdammungs-Urtheil“ über Vertheidigungs- und Anklageſchrift folgen:

„Risum reputavi errorem. Darum: „Wehe über euch, die ihr lachet und euch freuet, ihr werdet bald weinen.“ So wie der heiligſte Mann Benedikt in ſeiner Regula das Lachen für alle

Digitized by Google

Zeiten verdammt, indem er ſpricht: Scurrilitates aeterna clausura damnamus, ſo muß auch jeder rechte Sohn dieſes heiligſten der Väter, vorzüglich alſo jeder Benediktiner, den ſtrengſten Fluch dem Mönch zudonnern, der dazu Anlaß giebt, oder ſich von Andern verführen läßt oder wohl gar ſich unterfängt, auf die eine oder andere Weiſe das Lachen zu rechtfertigen. Ihr, meine ehrwürdigen Brüder, habt Beide übel daran gethan, daß Ihr die Euch geſtellten Aufgaben auf unrechte Art zu löſen bemüht waret, der Eine mit verdammungswürdiger Vernünftigkeit das Lachen vertheidigend, der Andere aber in ſo zweideutiger, oft ſogar ironiſcher Weiſe tadelnd, daß beide Darſtellungen des heiligen Ernſtes und der inneren Würde entbehren. Wie wollt Ihr, meine innigſt geliebten Brüder, gerecht urtheilen und auf die vorgelegten Fragen überzeugend antworten, wenn Eure ganze Redeweiſe ſelber lachenerregend und beſtechlich abgefaßt iſt. Was ſagt die Regel? Omnes scurrilitates et verba risum moventia damnamus. Ihr, meine ehrwürdigen Brüder, habt die Sache noch ärger gemacht, als ſie iſt, „Wehe aber dem, durch den ein Aergerniß kommt; es wäre beſſer, ihm einen Mühlſtein an den Hals zu hängen und ihn zu erſäufen!" — In brüderlicher Liebe beklage ich die frech und gottlos verfaßte Auseinanderſetzung und ſchleudere ihr jenen Fluch zu, der einer jeden ſolchen Unthat gebührt. Ewige Verdammniß wird den treffen, der uns den heiligen Ernſt klöſterlicher Demuth durch Witze und Späße rauben will. Er ſoll nimmer ſelig werden. Denn wie ſagt die Schrift? „Selig ſind nur die Traurigen und Flennenden". Punktum."

Durch den Conventdiener erfuhren die jungen Leute, daß ihre Arbeiten dem geſtrengen Meiſter und ſeinem Nachbar, einem anderen Pater, unglaublichen Spaß gemacht hätten. Die urtheilende Randbemerkung lautete natürlich ganz anders und zwar für obiges Verdammungsurtheil dahin: „Viel zu zahm! Man ſieht ſchon, daß aus Ihnen kein Papſt wird!" Man darf jedoch nicht glauben, daß dieſe Gemüthlichkeit ſich immer geltend macht — eine Gränze giebt es, die nie überſchritten wird, nämlich die der Dogmen und Satzungen in der Glaubenslehre, und wehe dem, der hierin einer zweimaligen Warnung nicht nachkommt: er wird als Irrſinniger oder als Pönitent in ein anderes Kloſter gebracht und endet dort oft in der Zwangsjacke. Der Verfaſſer berichtet von derartigen Vorkommniſſen und erzählt auch von einem Pater ſeines Kloſters, der mit ſeinem Gelöbniſſe und ſeiner Ueberzeugung in Conflikt gerathen war, was Alle zu wiſſen ſchienen, obwohl er Keinen eingeweiht hatte, doch ließ man ihn völlig unbehelligt ſich von den mönchiſchen Handlungen und der gemeinſamen Tafel ꝛc. ausſchließen und der Einſamkeit ſowie dem Schweigen leben. Beim Landvolke führte er wegen ſeines Umherſtreichens in den Wäldern und in Folge ſeines abwehrenden, verſtörten Weſens den Namen der „wilde Herr".

Damit wollen wir das „Kloſterleben" nochmals als ein werthvolles und durchaus allein ſtehendes Werk allen denkenden Leſern empfehlen und den Wunſch ausſprechen, daß bald der zweite Band dem erſten folgen möge. F. M.

Zur Roswitha-Frage.

Der Roswitha-Frage iſt ſchon im „Magazin" 1867, Nr. 44 und 52 gedacht worden. Ein Beweis des großen Intereſſes, das ſie in der Gelehrtenwelt Deutſchlands erregt hat, iſt das Bedürfniß einer zweiten Auflage der im gedachten Jahre erſchienenen Aſchbach'ſchen Schrift: Roswitha und Conrad Celtes, die der Verfaſſer mit drei nachträglichen Unterſuchungen über die Münchener Handſchrift der Roswitha, über die Legende des h. Pelagius und über den Ottoniſchen Panegyricus verſehen hat.*)

Herr Profeſſor Aſchbach beklagt ſich in dem Vorworte, daß ſeine Gegner ſeine für die Fälſchung ſprechenden Gründe nicht in ihrer Geſammtheit geprüft und bekämpft, ſondern ſie einfach ignorirt und, hinter den angeblich alten Münchner Codex ſich flüchtend, behauptet haben, Alles, was gegen die Echtheit der Roswitha'ſchen Dichtungen vorgebracht worden, ſei nichtig und nicht überzeugend. Wir müſſen geſtehen, daß auch für uns die Gründe, die Herr Aſchbach aus dem Inhalte, der Sprache und der metriſchen Form der Roswitha'ſchen Werke vorgebracht hat, keine zwingende Beweiskraft haben. Auffallende Anachronismen und Verſtöße gegen die Ideen und Anſchauungen des zehnten Jahrhunderts hat er nicht nachgewieſen, und es iſt um ſo wunderbarer, daß ſolche nicht vorkommen, wenn man bedenkt, daß nicht Einer, ſondern Mehrere die angeblichen Werke der Roswitha verfaßt haben ſollen. Es iſt faſt pſychologiſch unmöglich, daß verſchiedene Männer des fünfzehnten Jahrhunderts, welche dem einer freieren religiöſen Richtung huldigenden Humaniſtenkreiſe angehörten, ſich in die naive Gläubigkeit einer Nonne des zehnten Jahrhunderts ſo geſchickt verſetzt haben ſollen, daß ſie ſich auch nicht mit Einem Worte verriethen. Der Einwand des Herrn Aſchbach, daß ſich die Humaniſten durch die Wahl ſchlüpfriger Stoffe verrathen, da es unglaublich ſei, daß eine keuſche, züchtige Nonne unter Aufſicht und mit Wiſſen ihrer Aebtiſſin, einer Verwandten des kaiſerlichen Hauſes der Ottonen, ſolche Stoffe zu ihren Produktionen gewählt habe, auf die näher einzugehen für eine ehrbare, ſittſame Frau, geſchweige für eine fromme, dem argen Welttreiben abgeſtorbene Nonne ſich nicht ſchickte, iſt nur ein ſcheinbar treffender. Die klöſterliche Frömmigkeit ſchließt die Luſt nicht nur nicht aus, ſondern fördert ſie vielmehr, wie Herr Aſchbach ſelbſt zugeſteht, daß viele Legenden von dem Vorwurfe der Schlüpfrigkeit nicht freizuſprechen ſeien; allein dieſe, meint er, ſeien von Männern geſchrieben, und es dürfte ohne Beiſpiel ſein, daß eine Nonne ſich derartige anſtößige Stoffe gewählt habe. In der That bildet hierin Roswitha eine Ausnahme, aber nicht weil ſie eine Nonne, ſondern weil ſie, was Nonnen nicht zu ſein pflegten, Schriftſtellerin war. Die Legendendichtung fordert es, daß man nicht blos die Marter der Heiligen, ſondern auch ihre Verſuchungen mit den grellſten Farben male, und es iſt eine bekannte Erfahrung, daß die überreizte Phantaſie der Mönche und Nonnen gern in erotiſchen Vorſtellungen, die ſie ſelbſt auf das Heilige überträgt, eine Befriedigung ſucht.

Das Argument gegen die Echtheit, das Herr Aſchbach von der ſprachlichen Form hernimmt, wäre ein ſchlagendes, wenn es ſich um Schriftſtücke in deutſcher Sprache handelte. Das Deutſche des zehnten Jahrhunderts war allerdings ein anderes, als das des fünfzehnten Jahrhunderts. Allein wenn die Sprache der Roswitha die größte Aehnlichkeit mit der der Humaniſten zeigt, ſo kommt dies daher, daß Beide in einer todten, der Entwickelung nicht mehr fähigen Sprache, die ſie aus denſelben Schriftwerken geſchöpft hatten, ſchrieben. Ein ſorgfältiges Studium der römiſchen Klaſſiker und ein beſonderes Aneignungstalent

*) Roswitha und Conrad Celtes, von Joſeph Aſchbach, wirkl. Mitgliede der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller, 1868.

Digitized by Google

konnten auch in früheren Zeiten zu Leiſtungen befähigen, welche denen der Humaniſten glichen. Daſſelbe gilt auch von der metriſchen Form. Endlich die Zeugniſſe, die Herr Aſchbach aus den kurzen und räthſelhaften Andeutungen in den Briefen der bei dem Werke betheiligten Humaniſten an Celtes entnimmt, ſind von ſo unbeſtimmter Beſchaffenheit, daß wir ihnen ein beſonderes Gewicht nicht beilegen können.

Es beruht demnach die Entſcheidung der Frage faſt einzig darauf, ob der Münchner Codex wirklich aus dem zehnten Jahrhundert ſtammt oder eine ſpätere Fälſchung iſt. Hier kann nur das Urtheil Sachverſtändiger maßgebend ſein und dieſe haben ſich, wie Herr Aſchbach ſelbſt zugeſteht, für die Echtheit ausgeſprochen. Selbſt der Director der Münchner Hofbibliothek, Herr Profeſſor Halm, auf deſſen Zeugniß für die Unechtheit ſich unſer Verfaſſer beruft, hat, wie wir aus einer Anmerkung S. 78 erſehen, ſeine Meinung ſpäter geändert, umgeſtimmt, wie Herr Aſchbach vermuthet, durch das Urtheil des Dr. Jaffé. Die gewaltſamen Aenderungen und Correcturen, die ſich Celtes mit dem Texte des Codex erlaubt hat und worin Herr Aſchbach jedenfalls ein Zeichen der Unechtheit ſieht, dürften gerade für das Gegentheil ſprechen. Wenn der Codex aus den Beiträgen des Celtes und ſeiner Genoſſen erſt zuſammengeſtellt worden wäre, ſo hätte Celtes, dem doch gewiß die Redaction oblag, dem Schreiber die ſchon corrigirten Texte ſeiner Mitarbeiter übergeben und er würde höchſtens nur Schreibfehler oder ſonſtige Verſehen des Copiſten zu verbeſſern gehabt haben. Gerade die Willkür, mit der er verfährt, zeigt, daß er es mit dem Produkte eines längſt verſtorbenen Autors, nicht mit den Erzeugniſſen von Zeitgenoſſen und Freunden zu thun hatte, die mit Recht ihn wegen ſeiner gewaltſamen, oft ihre Worte und Gedanken entſtellenden Aenderungen zur Rechenſchaft hätten ziehen können. Wir erinnern an die unglückliche Correctur des Celtes, die der Referent der Augsburger Allgemeinen Zeitung, 23. Sept. 1867, nachgewieſen hat und die Herr Aſchbach damit entſchuldigt, daß Celtes hier nicht ſich ſelbſt, ſondern ſeinen Freund Janus Tolophus aus Regensburg mißverſtanden und alſo ſchlecht corrigirt habe.

Von nicht geringer Wichtigkeit für den Nachweis der Unechtheit der Roswitha'ſchen Werke iſt die Ermittelung der Gründe, welche die Fälſcher zu einem ſo unerhörten Betruge bewogen haben. Daß von Einzelnen Schriften untergeſchoben worden ſind, davon liefert jede Zeit Beiſpiele in Menge, und beſonders häufig waren ſolche Fälſchungen in der humaniſtiſchen Periode. Von Celtes namentlich wiſſen wir, daß ihm eine Fälſchung keine Gewiſſensſkrupel machte. Wir können uns auch leicht denken, wie einen Einzelnen entweder die Eitelkeit, ſich durch Auffindung und Herausgabe eines für verloren gehaltenen Autors einen Namen zu machen, oder die Hoffnung auf Geldgewinn zu einer literariſchen Fälſchung treibt. Wenn aber eine ganze Geſellſchaft der angeſehenſten und achtbarſten Männer, wie die Sodalität der rheiniſchen Humaniſten war, zu welchen unter Anderen Joh. Reuchlin, Trithemius, Abt von Sponheim, Joh. Dalberg, Biſchof von Worms, Willibald Pirkheimer aus Nürnberg gehörten, ſich zu einem literariſchen Betruge vereinigen, ſo müſſen ganz andere Gründe als die bloße Eitelkeit oder die Ausſicht auf Gewinn vorausgeſetzt werden. Hören wir, welche Gründe Herr Aſchbach angiebt: „Die italiäniſchen Humaniſten ſahen auf die deutſchen Leiſtungen in der lateiniſchen Sprache und Dichtkunſt mit Geringſchätzung herab, und Celtes hatte während ſeines Aufenthalts in Italien die Ueberhebung der italiäniſchen Gelehrten ſelbſt kennen gelernt. Es ſollte nun der Welt gezeigt werden, daß ſchon in einer Zeit, wo in Italien die klaſſiſche Sprache und der wahre Sinn für die Poeſie und die freien Künſte verloren gegangen war, in dem als ganz barbariſch verſchrieenen ſächſiſchen Lande nicht nur bei den gebildeten Männern Wiſſenſchaft und Dichtkunſt noch gefunden worden, ſondern es auch eine Frau, eine Nonne, gegeben, welche in reiner lateiniſcher Sprache mit Kenntniß der Dichtkunſt und dichteriſchem Schwung, mit taktvoller und philoſophiſcher Bildung Werke zu produziren vermochte, ſo daß man ſie als eine echte Muſe in den Kreis ihrer neun Schweſtern einzuführen vollſtändig berechtigt ſei. Dieſen Vorzug Deutſchlands vor Italien ihrem Vaterlande anzueignen und den dünkelhaften italiäniſchen Humaniſten eine Lehre zu geben, wollten Celtes und ſeine humaniſtiſchen Freunde ihre eigenen Produktionen als Werke einer ſächſiſchen Nonne aus dem zehnten Jahrhundert veröffentlichen." — Wir überlaſſen es unſeren Leſern, zu entſcheiden, ob es für die deutſchen Humaniſten nicht blos ehrenhafter, ſondern auch zweckentſprechender geweſen wäre, wenn ſie mit offenem Viſir ſtatt unter der Maske einer Nonne aus dem zehnten Jahrhundert ſich mit ihren italiäniſchen Gegnern in einen Wettkampf eingelaſſen hätten, da ja die Italiäner mit Recht ſagen konnten, daß die Leiſtungen einer Nonne aus dem zehnten Jahrhundert noch keinen Beweis für die Bildung der Deutſchen des fünfzehnten Jahrhunderts abgeben. Uebrigens widerſpricht Celtes ſelbſt der ihm von Herrn Aſchbach untergelegten Abſicht, die Nonne Roswitha den Italiänern als eine in ihrer Art einzige Erſcheinung entgegenzuhalten. In dem Epigramm des Celtes, welches ſich unter den Epigrammen der anderen Humaniſten zum Lobe der Roswitha befindet (S. 59), ſtellt Celtes vielmehr die deutſche Dichterin der römiſchen Dichterin Proba Falconia zur Seite, die, wie er meint, Roswitha's Leiſtungen, wenn ſie ſie gekannt hätte, gewiß gelobt haben würde. Dies iſt freilich dem Herrn Aſchbach entgangen, weil er das Epigramm des Celtes in einer Form wiedergiebt, die ein Verſtändniß deſſelben rein unmöglich macht. Es lautet nämlich bei ihm folgendermaßen:

> Si proba magniloquum cogens centono Maronem,
> Atque aluit, doctum quos tulerat Latium:
> Hanc nostram legerent Saxono sanguine cretam:
> Nostrae laudassent carmine vatis opus.

Ohne Zweifel hat Celtes ſo geſchrieben:

> Si Proba, magniloquum cogens centone Maronem
> Atque alios, doctum quos tulerat Latium,
> Hanc nostram legeret Saxono sanguine cretam:
> Nostrae laudasset carmine vatis opus.

Der Sinn iſt: „Hätte Proba, welche Virgil und andere lateiniſche Dichter in einem Cento zuſammengefaßt, dieſe unſere aus ſächſiſchem Blute Entſproſſene geleſen, ſo würde ſie das Werk unſerer Dichterin durch ein Gedicht geprieſen haben." Proba Falconia war bekanntlich eine römiſche Dichterin, die in ſogenannten, aus Verſen des Virgil und anderer lateiniſcher Dichter zuſammengeſetzten Centonen Geſchichten aus dem alten und neuen Teſtament wiedergegeben hat. Hier, wie in den übrigen Epigrammen der Mitglieder der Sodalität, erſcheint Roswitha nicht, wie Herr Aſchbach meint, als Allegorie der deutſchen Muſe und als Repräſentantin des deutſchen Humanismus, ſondern Celtes rühmt einfach die deutſche religiöſe Dichterin als eine glückliche Nebenbuhlerin der römiſchen, während die Anderen ſie in der gewöhnlichen hyperboliſchen Weiſe ſolcher Lehrgedichte mit den Muſen, mit Sappho, Orpheus, dem latei-

Digitized by Google

niſchen Dichter Terenz, Horaz und Virgil, den ſieben Weiſen Griechenlands und als Verfaſſerin des ottoniſchen Panegyricus mit den Ottonen ſelbſt vergleichen.

Ein zweiter Grund, der die Fälſchung veranlaßt hat, ſoll nach Herrn Aſchbach folgender geweſen ſein: „Celtes war mit der Nürnberger Patrizierfamilie Pirkheimer auf das innigſte befreundet. Willibald Pirkheimer's Schweſter Charitas, Nonne in dem Nürnberger Clariſſinnen-Kloſter, von ihrem Bruder und von Celtes für die alte Literatur und vorzüglich für römiſche Dichtungen gewonnen, beſaß eine für eine Frau ungewöhnliche Bildung: ſie verſtand die lateiniſche Sprache und ſchrieb mit Zierlichkeit und Correctheit lateiniſche Briefe, wie ſie in dem lebhaften Briefwechſel mit Celtes bekundet, für welchen ſie auch eine innige Verehrung und ſchweſterliche Liebe an den Tag legt. Zelotiſche Kleriker, namentlich die des Franziskaner-Ordens, dem die Aufſicht über die Nürnberger Clariſſinnen zuſtand, ohnehin der humaniſtiſchen Richtung entgegen, eiferten gegen den Verkehr der Nonne mit dem Dichter, der ſo manche ſchlüpfrige Poeſieen geliefert und darin auch die Geiſtlichkeit nicht mit Schonung behandelt hatte. Celtes wollte nun den Eiferern das Beiſpiel einer ſächſiſchen Nonne im zehnten Jahrhundert vorführen, welche ihre lateiniſchen Dichtungen nicht nur dem Kaiſer Otto I., ſondern auch dem Sohne deſſelben, Wilhelm, Erzbiſchof von Mainz, mitgetheilt und mit Wiſſen, Zuſtimmung und Unterſtützung ihrer Aebtiſſin ſich den gelehrten und dichteriſchen Beſchäftigungen gewidmet hatte. Es ſollten die Dichtungen der Roswitha zugleich wie ein Triumph des weiblichen Geſchlechtes anzuſehen ſein, das von dem Talent und der Möglichkeit der Erwerbung ausgezeichneter Kenntniſſe nicht ausgeſchloſſen ſei, ſondern ebenſo gut wie begabte Männer auf geiſtigem Gebiete zu glänzen wohl vermöge." — Dieſes rein perſönliche Motiv des Celtes, wie es Herr Aſchbach ſelber nennt, dürfte wohl ſchwerlich die Anderen zu einer ſo gefährlichen Täuſchung, wobei ihr ſittlicher Ruf und ihr literariſches Anſehen auf dem Spiele ſtand, mit fortgeriſſen haben, zumal der Erfolg ein ſehr zweifelhafter war. In der That ließen ſich die Franziskaner auch nicht durch das Beiſpiel der Roswitha bekehren, ſondern verboten, drei Jahre nach der Erſcheinung der Roswitha'ſchen Schriften, der Nonne Charitas das Schreiben lateiniſcher Briefe, wie ihr Bruder in einer Zuſchrift vom 14. März 1504 dem Celtes berichtet.

Wir haben hier einige Bedenken ausgeſprochen, nicht um Herrn Aſchbach zu widerlegen, ſondern um zu zeigen, daß die Unterſuchung auch jetzt noch nicht abgeſchloſſen ſei. Nach einer Notiz im „Magazin" 1868, Nr. 40, S. 607 haben wir nächſtens eine Monographie über Roswitha von Herrn Profeſſor Köpke im Anſchluß an ſeine Studien über Widukind zu erwarten. Hoffentlich wird uns dieſe der Entſcheidung der Roswitha-Frage näher bringen.

Eduard Munk.

Oscar von Redwitz: „Hermann Stark, deutſches Leben".*)

Das lange angekündigte, neue Werk des Baron Redwitz iſt nun endlich erſchienen. Die Erwartung des ſüddeutſchen Publikums (in Norddeutſchland gilt der Name Oscar v. Redwitz ſchon lange nicht mehr viel) war ſehr geſpannt, aber daſſelbe Publikum geſteht, daß es ſich enttäuſcht ſieht.

Oscar v. Redwitz nennt den jüngſten Sohn ſeiner Muſe nicht „Roman". Und inſofern man unter „Roman" jenes ſo belehrende und zum Nachdenken über die Menſchen und die menſchlichen Dinge anregende Widerſpiel und Aufeinanderwirkenlaſſen der Charaktere verſteht, kann man das neue Werk allerdings keinen Roman nennen. Es iſt mehr eine Art von „Biographie". „Deutſches Leben" nennt es der Verfaſſer. Und daß es in Wahrheit durch und durch „deutſch" iſt, dies ſcheint uns ſo ziemlich das einzige Gute zu ſein, das ſich darüber ſagen läßt.

Im Gegenſatz zu ſo ungemein vielen deutſchen Romanen, die zum größten Theil engliſchen, ſkandinaviſchen oder franzöſiſchen Muſtern nach- und anempfunden ſind, wirkt es wohlthuend, einmal wieder einen jener ſeltenen deutſchen Romane zu finden, die nach Anlage und Situation in Haupt- und Nebendingen deutſch ſind und ſein wollen.

Deutſch iſt in der That Alles in dem Buche des Baron Redwitz, leider auch die große Verſchwommenheit der Charakterzeichnungen und eine gewiſſe abſchreckende Weitſchweifigkeit.

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung", welche für Werke Cotta'ſchen Verlags überhaupt vielfach von ihrer ſonſtigen kritiſchen Strenge abzugehen pflegt, hat über das Buch von Redwitz einen Panegyricus geliefert, über den man ſich wundern muß. Es iſt darin unter Anderem geſagt: Hermann Stark nehme für unſere Zeit die Stellung ein, wie „Wilhelm Meiſter" für die ſeinige! Der Roman ſei voll Dickens- und Meiſſonier-ſcher Feinmalerei und erinnere an die Cabinetsſtücke des Jan Steen und Gerhard Dow; er ſage in jeder Zeile, daß er nicht geſchrieben ſei, um ſeinen Leſerkreis nur anmuthig zu unterhalten, ſondern zugleich tiefere ſittliche Wirkungen zu erreichen, und dergleichen mehr.

Die öffentliche Meinung — wenigſtens hier in München — iſt mit dieſen Uebertreibungen durchaus nicht einverſtanden, und es iſt nicht bloß individuelle Anſicht, wenn wir ausſprechen, daß Oscar v. Redwitz durch ſeinen „Hermann Stark" irgendwie Bedeutendes uns nicht geliefert habe. Ja, er erwies ſich vielmehr unfähig, „Charaktere" im eigentlichen Sinne des Wortes zu zeichnen. — Alle in ſeinem Buche auftretenden Perſonen leiden an einer gewiſſen bedenklichen Familien-Aehnlichkeit, das Ganze aber iſt ſo langgezogen, ſo arm an neuen oder originellen Ideen, ſo wenig realiſtiſch gehalten, daß es nicht umhin kann, hier und da in jenes „Genre" überzuſpielen, von welchem ein franzöſiſches Sprichwort ſagt, daß es allein von Allen abſolut zu verwerfen ſei.

Schließlich ſoll nicht geleugnet werden, daß der Roman hier und da auch gelungene Schilderungen enthält, beſonders landſchaftlicher Stimmungen, und wer in unſerer ſo viel Leſenswertheres produzirenden Zeit Muße findet, ſich durch die drei dicken Bände hindurchzuarbeiten, wird gewiß davon hin und wieder einen gemüthlichen, harmoniſchen Eindruck empfangen.

Schweiz.

Ein pädagogiſcher Roman.

Wir haben ſchon einmal an dieſer Stelle auf die pädagogiſchen Beſtrebungen der Schweiz bei Gelegenheit der Beſprechung der vom Seminar-Director Rebſamen herausgegebenen „Zwei ſchweizeriſchen Lehrertage" (Magazin 1868, Nr. 41) aufmerkſam gemacht. Heute liegt uns eine neue literariſche Erſcheinung vor, welche beweiſt, daß jener edle Geiſt Peſtalozzi's

*) Stuttgart, Cotta, 1869.

Digitized by Google

dort fort und fort wirkt und immer neue unverwelkliche Blüten treibt. Als ſolche bezeichnen wir eine von zarter Frauenhand verfaßte Erzählung*), in der die Wirkungen einer naturgemäßen und doch echt frommen Erziehung in ſchöner Form als Wahrheit und Dichtung dargelegt ſind. Dieſe echte Frömmigkeit zeigt ſich freilich nicht in dogmatiſchen Redensarten, und es iſt darum auch nicht erſichtlich, welcher Confeſſion die handelnden Perſonen eigentlich angehören; aber jenes erſte Gebot der Liebe zu Gott und den Menſchen wird darin thatſächlich durchgeführt und bringt als Frucht jenen innern Frieden auch unter äußerlich wenig günſtigen Verhältniſſen mit ſich (es iſt hauptſächlich eine Lehrerfamilie auf dem Lande, die als Träger eines ſolchen Geiſtes dargeſtellt wird), daß unwillkürlich auch der Leſer mit innerer Befriedigung erfüllt wird, während an einem contraſtirenden Bilde gezeigt wird, wie die Richtachtung und Vernachläſſigung jenes Gebotes im Gemüthe nur eine troſtloſe Oede und Leere hervorbringt, die kein äußeres Wohlleben auszufüllen im Stande iſt.

Die Erzählung iſt für die reifere Jugend geſchrieben und dürfte hauptſächlich jungen Damen zu empfehlen ſein, weil die Hauptactionen in dieſer Erzählung dem weiblichen Geſchlechte zufallen. Sie iſt ein treuer Spiegel des weiblichen Herzens und als ſolcher vorzüglich geeignet, die Keime alles Guten und Edlen in das noch unverdorbene Gemüth zu pflanzen. Aber auch den Müttern empfehlen wir das anziehende Buch; ſie werden darin einen Schatz von Erfahrungen finden, der, wenn ſie ihn zu heben verſtehen, vielen Segen in das Familienleben bringen wird.

Der Schauplatz der Darſtellung iſt die alte und die neue Welt. Man merkt es bald, daß hier nicht reine Phantaſiegebilde, ſondern Thatſachen des realen Lebens vorgeführt werden, wie denn auch die Verfaſſerin ihre Erfahrungen in beiden Hemiſphären ſelbſt geſammelt hat. Es iſt uns nicht möglich, den Gang der Erzählung in Kürze wiederzugeben, da zu verſchiedenartige Verhältniſſe und zu viel handelnde Perſonen vorkommen; auch würden wir damit nur ein dürres Gerippe geben, dem die eigentliche Füllung, die Darſtellung des das Ganze treibenden, Verwickelung und Entwickelung wirkenden Seelenlebens fehlen würde, und dieſe Charakterzeichnung iſt es gerade, die uns vortrefflich gelungen erſcheint. Es ſind meiſt Perſonen aus den höhern Ständen, die hier mit beſonderer Feinheit gezeichnet werden, doch fehlt auch nicht das von einer überreizten Kultur noch nicht angeſteckte Element, das in einer Lehrerfamilie, deren Kinder vielfach in den Gang der Handlung eingreifen, ſeine Vertretung findet.

Die eigentlich pädagogiſche Wirkſamkeit aber geht von einem unter einer erfahrenen Lehrerin ſtehenden Mädchen-Penſionate aus. Peſtalozzi hat einſt der Mutter die Erziehung der Kinder zuertheilt: hier ſehen wir, wie in einem edeln, nach höheren Idealen ſtrebenden Frauengemüthe eine ſittliche Kraft ruhen kann, die im Stillen ſchaffend, umgeſtaltend und veredelnd auf das Leben einzuwirken vermag, und nicht blos auf ihr eigenes, ſondern auch auf das ihrer Umgebung. Dieſe Verſchönerung und Hebung des menſchlichen Lebens, das iſt die wahre Aufgabe des weiblichen Geſchlechtes und wir ſehen in dieſer Erzählung, wie das für alles Gute und Edle erwärmte weibliche Gemüth dieſe ihre natürliche Aufgabe auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen zu löſen vermag. Dieſer tiefe ſittliche Gehalt iſt es, der uns in der Erzählung ſo wohlthuend anweht.

Die Verfaſſerin war früher ſelbſt Lehrerin. Durch ein Gehörleiden an der Ausübung ihres Berufes behindert, ſucht ſie jetzt durch Darſtellung der erziehlichen Prinzipien im Gewande der Dichtung ein neues Feld ihrer Thätigkeit. Wenn es mit der Erziehung, der privaten wie der öffentlichen, wieder beſſer werden ſoll, ſo iſt es durchaus nothwendig, daß das geſammte deutſche Volk, in ſeinen Höhen wie in ſeinen tieferen Regionen, ſelbſt aufgeklärt werde über dieſe hochwichtige Angelegenheit, daß die Herzen dafür gewonnen werden, wie einſt das Herz einer Königin Luiſe dafür erglühte; wir halten nichts für ſo geeignet zu dieſem Zwecke, als derartige poetiſche Schöpfungen. Wie Peſtalozzi einſt durch ſeinen Roman „Lienhard und Gertrud“ mehr für die Sache der Erziehung wirkte, als durch ſeine praktiſchen Verſuche und begrifflichen Feſtſetzungen, ſo wird auch dieſe Literatur, die zugleich ein Zeichen des wiedererwachenden Intereſſes iſt — wir verweiſen hier gleich mit auf Ferdinand Schmidt's ganz vortreffliche Erzählungen aus dem Berliner Volksleben (Breslau, Trewendt), die von gleichem Geiſte getragen ſind —, wieder eine beſſere Zeit mit heraufführen und den pädagogiſchen Mechanismus und Materialismus auf geiſtigem und religiöſem Gebiete vertreiben helfen, der ſeit einem Menſchenalter wieder nach der Herrſchaft ſtrebt und ſchon unendlichen Schaden angerichtet hat. Nehmen ſich erſt wieder die Frauen der Sache an, dann ſind wir ſicher, daß die ewig wahren Prinzipien Peſtalozzi's den Sieg wieder erringen werden.

L. W. S.

*) Dieſſeits und Jenſeits des Oceans. Eine Erzählung für die reifere Jugend von Anna Behrens. Mit Titelvignette in Farbendruck. Zürich, Hans Staub, 1869.

Frankreich.

Die Archive der Baſtille.*)

Daß man heutzutage etwas als vollſtändig falſch erkennt, was Jahrhunderte lang unbedingte Geltung der Wahrheit gehabt, daß durch einen glücklichen Fund irgend eines Forſchers ein ſogenanntes Urtheil der Geſchichte umgeſtürzt wird, iſt nichts Seltenes. Beſonders oft aber iſt es bei der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts der Fall, daß durch die immer häufiger werdenden Veröffentlichungen von amtlichen Regiſtern, Privatkorreſpondenzen, Geſandtſchaftsberichten und ähnlichen Dokumenten Thatſachen an's Licht kommen, die mit den bisher angenommenen im ſchroffſten Widerſpruche ſtehen. Eine Entdeckung wie die kürzlich über die Mutter Kaiſer Karl's des Fünften gemachte, die drei Jahrhunderte lang Johanna die Wahnſinnige hieß und jetzt als unſchuldiges Opfer der Herrſchſucht ihrer allernächſten Verwandten erkannt iſt, welche ſie für wahnſinnig ausgaben, um nur ihr, der rechtmäßigen Erbin Iſabella's von Kaſtilien das Reich und die Regierung nicht überlaſſen zu müſſen: eine ſolche Entdeckung wird freilich nicht jeden Tag gemacht.

Bringt die vorliegende Sammlung der werthvollſten unedirten Dokumente aus einer der intereſſanteſten Perioden der franzöſiſchen Geſchichte auch nicht gerade in ſolchem Maße unerwartete Lichter über dieſe Periode, ſo bringt ſie doch wenigſtens das nöthige Material, einerſeits ein bereits arg in's Schwanken gerathenes Vorurtheil der Geſchichte vollends umzuſtürzen und

*) Archives de la Bastille, documents inédits recueillis et publiés par François Ravaisson. Règne de Louis XIV. Paris, Durand, 1868.

Digitized by Google

die Schuld des vielbeklagten Intendanten Fouquet völlig zu erweiſen, andererſeits eine wenigſtens theilweiſe Rettung der Baſtille zu ermöglichen, die man ſeit Konſtantin von Renneville's Schilderungen den Kerkern der Inquiſition an die Seite zu ſtellen geneigt war.

Die Geſchichte dieſer werthvollen Dokumente iſt ſo romantiſch und abenteuerlich, wie ſie nur irgend ſein kann, und können wir uns nicht verſagen, wenigſtens eine kurze Ueberſicht der ausführlichen Details zu geben, die der Herausgeber in der Einleitung des erſten Bandes darüber mittheilt:

Als am 11. Juli 1789 die Baſtille geſtürmt worden war, hatten die Sieger der Republik nichts Eiligeres zu thun, als die alte Feſtung zu plündern und zu demoliren. Ehe ſie mit ihrem Zerſtörungswerk anfingen, warfen ſie Alles, was ſie an Möbeln, Akten und Papieren in den Zimmern fanden, aus den Fenſtern in die großen Höfe der Baſtille hinab. Es waren natürlich ſofort genug Neugierige und Habſüchtige bei der Hand, die ſich namentlich auf die Papiere warfen, in denen man die wichtigſten Staatsgeheimniſſe vermuthete, und einen großen Theil davon fortſchleppten. Man entfernte zwar bald die Diebe und ſtellte Soldaten als Wache dazu, doch verfuhren dieſe nicht eben reſpektvoller mit den ihnen anvertrauten Schätzen, indem ſie dieſelben auf jede Weiſe verunreinigten. Das Stadthaus-Comité faßte ſchnell einen Entſchluß und wählte ſchon am 16. Juli eine Commiſſion von vier Mitgliedern, unter denen auch ein in jener Zeit berühmter Gelehrter und Akademiker, Jean Duſſaulx, ſich befand, mit dem Auftrage, die werthvollen Akten und Papiere ſofort nach der Abtei St. Germain-des-Prés ſchaffen zu laſſen. Doch waren ſie am 19. noch in den Höfen der Baſtille, als der gelehrte Bibliothekar Ameilhon ihre Deponirung in der ſtädtiſchen Bibliothek verlangte. Seinem Verlangen wurde Folge gegeben, und ſo vertauſchten endlich die werthvollen Dokumente den Aufenthalt unter dem freien Himmel der Baſtillenhöfe mit den Bibliothekſälen des Stadthauſes. Natürlich hatten ſie ſchon vorher manche Verminderung erlitten, namentlich ſoll Beaumarchais, der Dichter des Figaro, welcher ganz in der Nähe der Baſtille wohnte, ſich eine hübſche Sammlung werthvoller Dokumente bei dieſer Gelegenheit angelegt haben. Andere in dieſen Tagen abhanden gekommene Dokumente, welche die Stadt niemals wieder ſah, bildeten ſpäter den Grundſtock zu der „enthüllten Baſtille“ und den „Memoiren der Baſtille“. Bald verlangte auch das Publikum die Veröffentlichung der Papiere. Die Nationalverſammlung ernannte darauf eine Commiſſion zu dieſem Zwecke, die auch in Funktion trat und zunächſt einmal die Papiere in Ordnung zu bringen anfing. Die Arbeiten der Commiſſion ſchritten aber nur ſehr langſam vorwärts, und bald machte die eintretende Schreckenszeit ihnen ganz ein Ende. Ameilhon wurde bald darauf Vorſteher der Arſenalbibliothek und ließ die Papiere vom Stadthauſe dorthin bringen. Hier wurden ſie in einer niederen dunkeln Kammer bis unter die Decke hin aufgeſchichtet und blieben da dreißig Jahre liegen, ohne daß ſich Jemand um ſie kümmerte, bis man am Ende kaum mehr wußte, was für Papiere die dunkle Kammer enthielt und die Ueberlieferung von den Archiven der Baſtille ſchon unter den Bibliothek-Beamten ſagenhaft wurde.

Da drang im Jahre 1840 der jetzige Herausgeber, Herr Ravaiſſon, damals ein junger Beamter der Bibliothek, in dieſe dunkle Kammer und entdeckte zu ſeiner Freude, daß er endlich den lange geſuchten Schatz vor ſich habe, von deſſen Daſein man gar keine ſichere Kenntniß mehr hatte. Sofort beſchloß er, für dieſe Schätze allein das zu thun, womit die Commiſſion der Republik nicht zu Stande gekommen war. Die Bibliothek-Verwaltung war verſtändig genug, ihn in dieſem Vorhaben nur aufzumuntern. Das war auch nöthig; denn die Aufgabe, die Akten der Pariſer Polizei aus einem Zeitraume von 115 Jahren zu ordnen, zu klaſſifiziren und zu vervollſtändigen, war keine geringe. Herr Ravaiſſon ſetzte zwanzig Jahre ſeines Lebens daran, vervollſtändigte ſein Material aus den kaiſerlichen Archiven, aus den Archiven des Kriegsminiſteriums und des Marineminiſteriums, aus der kaiſerlichen Bibliothek, aus der Bibliothèque Mazarine, der Bibliothèque Ste. Geneviève, der des Inſtituts und des geſetzgebenden Körpers, den Archiven der Polizei-Präfektur, ferner nach den Bibliotheken von Toulouſe und Dijon, den Archiven von Venedig und in London dem State papers office und dem British Museum, und brachte ſo bis jetzt zwei mächtige Bände eines koloſſalen Sammelwerks zu Stande, das den franzöſiſchen Geſchichtsſchreibern des 17. Jahrhunderts forthin eine unentbehrliche Quelle ſein wird. Wenn man denkt, daß dieſe zwei ziemlich compreß gedruckten Bände des größten Octavs von nahezu 500 Seiten jeder nur die Jahre 1659 bis 1665 umfaſſen, ſo kann man ſich einen Begriff machen von der reichen Ausbeute für den Spezialhiſtoriker. Dieſe Hunderte von unedirten Briefen von Ludwig XIV., Mazarin, Le Tellier, Colbert, dem Kanzler Seguier, Condé, Fouquet, d'Artagnan, Peliſſon, Lauzun, Cinq-Mars, der Königin von Spanien, Anna von Oeſterreich und unzähligen Anderen, daneben zahlreiche wichtige Dokumente der Pariſer Juſtizkammer, bilden ein werthvolles, faſt unſchätzbares Quellenwerk für die politiſche und Kulturgeſchichte jener Zeit.

Aber der Herausgeber hat ſich nicht begnügt, die Briefe und Dokumente, die er zur Vervollſtändigung der von ihm wieder aufgefundenen Archive der Baſtille aus allen Winkeln Europas zuſammengeſucht, mit dieſen zuſammenzuordnen und mit Anmerkungen zu verſehen; er hat ſie auch mit ſehr gut und ſorgfältig ausgearbeiteten Abhandlungen über das Finanzſyſtem des 17. Jahrhunderts, und namentlich über die Geſchichte der Baſtille und die Art und Weiſe, wie die Gefangenen darin lebten, begleitet. Letztere Unterſuchung iſt namentlich intereſſant, da ſie zu Reſultaten führt, die für viele Leſer wohl ziemlich unerwartet ſein werden. Wir erfahren, daß die Baſtille, Alles in Allem, nur 42 Zimmer hatte, daß die Gefangenen nach Belieben Katzen, Hunde und Vögel in großen Vogelhäuſern auferzogen, daß die Gefangenen Bücher kaufen konnten, daß 1783 ſogar eine Bibliothek für ſie exiſtirte, die ſo zahlreich war, daß man einen beſonderen Katalog anfertigte. Auch konnte man Schach, Dame und Karten ſpielen; man konnte mit beſonderer Autoriſation Papier, Dinte und Feder haben. Morgens wurden die Zimmer von durchſchnittlich dreißig Gefangenen geöffnet, die dann den ganzen Tag ſpazieren gehen konnten, in ihrem Zimmer oder im Hofe Beſuche empfangen, auch im Hofe Kegel ſpielen konnten; ſogar ein Billard war da. Die Nahrung war geſund und im Ueberfluſſe vorhanden; ſelbſt Conſtantin von Renneville zählt mit Vergnügen die guten Mahlzeiten auf, die er im Schloſſe gehalten. Es gab ſtets mehrere Gänge zum Mittagseſſen, zwei Flaſchen Wein, Burgunder oder Champagner, und eine dritte, um ſie über Tag zu trinken. Den übrig bleibenden Wein hoben die Gefangenen auf; ſo beſaß mancher einen wohlverſorgten Keller in einem Winkel ſeiner Zelle.

An Feſttagen wurde mehr Wein geſchickt, und Renneville erzählt, daß er einmal ſechs Bouteillen Champagner geſandt bekommen habe. Es gab ſogar Gefangene, welche die Nahrung ſo ausgeſucht fanden, daß ſie dem Gouverneur vorſchlugen, ſie

Digitized by Google

einfacher zu bewirthen und die Differenz von Dem, was ihr Unterhalt koſte und Dem, was der König dafür ausſetze, zu theilen. So ſammelte mancher Gefangene, der lange in der Baſtille blieb, Summen dort an, wie er ſie vorher niemals beſeſſen hatte.

Dieſes lachende Bild ſchließt Herr Ravaiſſon mit einer Betrachtung über die moraliſche Korruption der Zeit und findet, daß Ludwig XIV. ſein Land moraliſch regenerirt habe, und daß die Baſtille eines ſeiner Regenerationsmittel geweſen. — Mit dieſen Anſichten dürfte Herr Ravaiſſon wohl ziemlich allein ſtehen.

Nicht minder intereſſant iſt im Eingange des zweiten Bandes die Unterſuchung über das Finanzſyſtem des 17. Jahrhunderts, die eine nothwendige Vorbereitung zu allen den wichtigen Details iſt, welche der zweite Band bringt. Herrn Ravaiſſon's Mittheilungen über die Steuerpflichtigen, über die Steuern ſelbſt, über die Art ihrer Erhebung und die dabei vorgekommenen Mißbräuche ſind höchſt belehrend. Was er dann ſchließlich über die Verwaltung Fouquet's ſagt, den er trotz ſeiner Vertheidigung durch Peliſſon und andere Dichter und Schriftſteller ſeiner Zeit, die von dem gefallenen General-Intendanten Gehälter bezogen hatten, für einen großen Spitzbuben hält, ſtimmt zu den Anſichten, welche die neueren Gelehrten, die ſich mit Fouquet's Schickſal beſchäftigt: Walckenaer, Pierre Clement und Cheruël, über denſelben ausgeſprochen haben. Die Verurtheilung des Generalpächters der Finanzen war vollſtändig gerecht; jeder Zweifel, der darüber etwa noch blieb, wird durch die von Herrn Ravaiſſon veröffentlichten Dokumente beſeitigt. Er war ein ganz gewiſſenloſer Menſch, ohne jedes Ehrlichkeits-Princip, das ſagen auch ſchon ſeine Zeitgenoſſen, die klar blickten und nicht eine beſondere Veranlaſſung hatten, ihn zu ſchonen.

Während der erſte Band eine Maſſe Details über kleinere Uebelthäter enthält, welche in der Baſtille gefangen gehalten wurden, über Buchdrucker, Zauberer, Fälſcher, Zeitungsſchreiber, Dichter, Duelliſten und Indiskrete (darunter auch einen Reſidenten des Kurfürſten von Brandenburg, Namens Wiquefort, von dem man Briefe aufgefangen hatte, in welchen er dem Kurfürſten die Liebesgeſchichte Ludwig's XIV. mit der Mancini erzählte), beſchäftigt ſich der zweite, kürzlich veröffentlichte Theil ausſchließlich mit Fouquet; der folgende Band wird dann die Briefe und Aktenſtücke enthalten, welche ſich auf die berüchtigten Giftmiſcherinnen, die Voiſin, die Brinvilliers und Andere beziehen. Was uns Herr Ravaiſſon bis jetzt gegeben, berechtigt zu den beſten Hoffnungen für die Fortſetzung dieſes wichtigen Quellenwerks, das vermuthlich in dem bald zu erwartenden dritten Bande ſeinen Abſchluß noch nicht finden wird.

Paris. F. W.

England.

Der Canadier Alpheus Todd über die parlamentariſche Regierung in England.*)

Die Erforſchung des Weſens der engliſchen Staatsverfaſſung hat, wie wohl allgemein bekannt iſt, in den letzten Jahrzehnden unvergleichliche Fortſchritte gemacht. Auch die deutſche Nation hat ſich neben der engliſchen an dieſer großartigen Geiſtesarbeit betheiligt; die Werke von Rudolph Gneiſt, welche in der Heimat der parlamentariſchen Inſtitutionen eine ſo gerechte Anerkennung gefunden haben, ſind ein lebendiger Beweis davon. Man hat ſogar behauptet, daß die Theorie des engliſchen Staatsrechts überhaupt erſt durch deutſche Studien zu völliger Klarheit gediehen ſei. Hieran iſt gewiß etwas wahr, denn die Engländer ſind keine ſtarken Helden der Theorie; allein jedem Volke wird man, in den Spitzen ſeiner Kultur wenigſtens, das genauere Verſtändniß ſeiner eigenen Angelegenheiten zugeſtehen dürfen: Bowyer, Erskine May und in neueſter Zeit Homersham Cox haben durch ihre hervorragenden Leiſtungen den Ruf hochbegabter Publiziſten verdient und das Urtheil über Englands Verfaſſungs-Geſchichte weſentlich bereichert und vertieft. Im Jahre 1867 iſt ein britiſcher Anglo-Amerikaner hinzugetreten, der Bibliothekar des Repräſentantenhauſes von Canada, Herr Alpheus Todd, welcher in ſeiner Heimat für einen ausgezeichneten Kenner der engliſchen Parlamentspraxis gilt. Schon 1841, während Todd, dazumal Aſſiſtent der Provinzial-Bibliothek von Ober-Canada, noch ein ſehr junger Mann war, hatte ihm die Legislative der beiden Canada die Ausarbeitung eines parlamentariſchen Handbuchs zum Gebrauch der Mitglieder übertragen und er ſich dieſes Auftrages zur vollen Zufriedenheit der canadiſchen Staatsmänner entledigt. Sein gegenwärtiges, umfangreiches Werk, das ein Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, Herr Kreisgerichtsrath a. D. Aßmann, ſehr geſchickt überſetzt hat, offenbart auf den erſten Blick den erfahrenen Beobachter engliſcher Staatsentwickelung, den gediegenen Publiziſten und vorurtheilsfreien Denker. Herr Alpheus Todd ſtellt dem Parlamentarismus Englands ein ſicheres, klares und ſcharf bemeſſenes Horoſkop; wir glauben, daß er in allen Hauptſachen Recht hat, und würden lebhaft wünſchen, daß Männer von Todd's ſtaatsmänniſchen Einſichten auf die Geſtaltung der Verhältniſſe des Mutterlandes einen heilſamen Einfluß gewännen!

Um es ohne Umſchweif herauszuſagen, Herr Alpheus Todd iſt ein Verehrer Altenglands. Er iſt ein Anhänger der auf ſtarker corporativer Selbſtregierung beruhenden geſetzlichen Freiheit eines monarchiſch geleiteten Volkes. Die Ideen des germaniſchen Königthums, der germaniſchen Gauverfaſſung, des germaniſchen Friedensrechtes, wie ſie auf Englands Boden im königlichen Rathe (privy council), in der Grafſchafts-Verfaſſung und im Friedensrichter-Amte ſich geformt und gefeſtigt haben, ſind die Grundideen von Todd's Würdigung des engliſchen Staatslebens. Gegenüber der auflöſenden Tendenzen der Radikalreformer, die jetzt ſchon bis in's Cabinet der Krone gedrungen ſind, vertritt der britiſche Anglo-Amerikaner die althergebrachten Vorſtellungen altengliſcher Freiheit. Nicht nach naturrechtlichen Prinzipien, nicht nach den Anſprüchen der modern ſozialiſtiſchen Strömung, ſondern nach dem geſchichtlichen Entwickelungs-Prozeß der Inſtitutionen Altenglands beurtheilt Herr Alpheus Todd das Heilſame oder Unheilſame jedweder Neuerung. Was ſeine Wurzeln in der freien Selbſtthätigkeit des Volkes hat, das iſt ihm lieb und theuer; was auf büreaukratiſche Bevormundung oder auf radikale Maſſenherrſchaft hinaus will, das bekämpft er entſchieden und ohne Rückhalt. Mit tiefem Schmerze geſteht er zu, daß der politiſche Genius der Nation in der vollen Selbſtentfremdung begriffen iſt. Die Ablagerung der Arbeit für den Staat auf die Schultern Einzelner und das Herandringen der Maſſen zur Wahlurne, nicht um Pflichten für den Staat zu erfüllen, ſondern lediglich um ſub-

*) Ueber die parlamentariſche Regierung in England, ihre Entſtehung, Entwickelung und praktiſche Geſtaltung von Alpheus Todd. Aus dem Engliſchen überſetzt von R. Aßmann. Erſter Band. Berlin, Julius Springer, 1869. (XVI u. 542 S. gr. 8.)

Digitized by Google

jektive Rechte egoiſtiſch auszubeuten — dieſe beiden Klippen der neuengliſchen Geſellſchaft, vor denen auch Gneiſt mit beredtem Munde gewarnt hat, werden von Todd ſchon in der Einleitung ſeines Buches als die ſchlimmſten Gefahren der heutigen Parlaments-Regierung bezeichnet. Ja, ſo furchtbar iſt die Gefahr, daß ſie ſelbſt die fernere Exiſtenz der Parlaments-Regierung in Frage ſtellt. Hören wir, wie dies zugeht!

Eine große Zahl ſympathiſcher Bewunderer der engliſchen Staatsform iſt von jeher darin einverſtanden geweſen, daß die Reformbill von 1832 ein großer politiſcher Fortſchritt war. Man kann den Umſchwung, der in den Stimmungen der aufgeklärteſten Politiker ſtattgefunden hat, nicht ſchärfer hervorheben, als durch den Hinweis auf die Thatſache, daß obige Anſicht bei den beſten Köpfen keine Geltung mehr hat. Herr Todd betrachtet die Reformbill nicht geradezu als ein Unglück, doch bedauert er ſie, weil ſie unzweifelhaft die Autorität der Krone im Parlamente geſchwächt hat. Denn ſoll das parlamentariſche Regiment nicht in Zügelloſigkeit ausarten, ſo bedarf es des mäßigenden, ausgleichenden Gegengewichts der königlichen Prärogative. Krone und Parlament ergänzen ſich gegenſeitig; die Krone hatte bisher am Parlament, das Parlament an der Krone den natürlichen Stützpunkt. Alle großen politiſchen Talente Altenglands, welche mit hiſtoriſchem Tiefſinn an dem monarchiſchen Charakter des Staates feſthielten, verdankten faſt ohne Ausnahme den Nomination boroughs oder Rotten boroughs, jenen „verrotteten Burgflecken", welche der Radikalismus ſo arg verſchrieen, ihren Eintritt in's Parlament. Von Pitt, Fox, Canning bis auf Sir Robert Peel, Lord Stanley, Lord Palmerſton, Sir George Grey und ſogar bis auf den Heros der Mittelmäßigkeit, Lord John Ruſſell, herab haben alle politiſchen Männer Altenglands zu kleinen Wahlflecken ihre Zuflucht nehmen müſſen, weil die Wählerſchaften der größeren Bezirke lokalen Berühmtheiten, beſchränkten Strudelköpfen und volksſchmeichleriſchen Agitatoren den Vorzug gaben. Recht unbedeutend und deshalb den Gevatterſchafts-Größen recht ungefährlich zu ſein, hat, wie auch in andern Ländern, ſtets für den herrlichſten Vorzug eines „geſinnungstüchtigen" Vertreters großer Wählerſchaften gegolten. Wenn das ein engliſcher Tory geſagt hätte, ſo würde mancher vorurtheilsfreie Mann es beſtreiten; da aber ein amerikaniſcher Parlamentariſt dieſelbe Meinung lediglich beſtätigt, ſo wird man auf dem Feſtlande Europas wohl an die Wahrhaftigkeit dieſes Urtheils glauben dürfen. Wirkliche Staatsmänner ſind ſelten oder nie aus dem Votum der Maſſen-Meetings hervorgegangen.

Die Tragik der Reform-Akte von 1832 iſt die Tragik des modernen Englands. Was den Bekenner der traditionellen Parlaments-Regierung gegen ſie einnimmt, iſt der offenkundige Bruch mit dem hiſtoriſchen Grundprinzip des engliſchen Vertretungsmodus. Das engliſche Parlament hat nie Kopfzahlen vertreten ſollen, ſeine Aufgabe war vielmehr, den politiſchen Beruf der Nation zu verkörpern, den hiſtoriſch anerkannten Rechts-Individualitäten, den Corporationen, den Vertrauensmännern der Krone und des politiſch gegliederten Volkes zum geſetzlichen Ausdruck ihrer Ueberzeugung zu verhelfen. Das hatte mit „allgemeinem Stimmrecht", mit Maſſenherrſchaft, mit ſchematiſchem Wahlmechanismus nicht das Geringſte gemein. Indem nun die Reformbill von 1832 auf den Boden der franzöſiſchen Anſchauungsweiſe hinübertrat, büreaukratiſch geregelte Wahlbezirke, ſozial gefärbte Wählerſchaften hervorrief, indem jetzt die Amtspflicht des Wählers von dem ſozialen Rechte des Wählers in Schatten geſtellt ward, begann mit jener berühmten Maßregel, ſo ſehr ſie auch äußerlich an das bisherige Vertretungsſyſtem anknüpfte, eine neue Entwickelungsreihe, deren Gang durch das ſtetige Andringen der Maſſen auf Erweiterung der Wahlrechte beſtimmt ward. So kam es zu der unheilſchwangeren „Chartiſten-Bewegung". Der rein quantitative Progreß iſt, wie Jedermann weiß, unendlich und unaufhaltſam. Jede Vermehrung der Wählermaſſe bringt binnen Kurzem eine nochmalige Vermehrung auf's Tapet: heute ſind es die arbeitenden Klaſſen, welche der gentry, der alten regierungsfähigen und herrſchgewohnten Ariſtokratie Englands, das Heft aus den Händen reißen wollen; morgen ſind es die Frauen, die neben den Männern das gleiche Wahlrecht beanſpruchen. Die neue Reformbill von 1868 hat zwar noch die Frauen ausgeſchloſſen, aber nicht einmal ausdrücklich; dagegen hat es den Arbeiterſchaaren der großen Fabrikſtädte die Hallen der politiſchen Arena weit aufgethan, und nur noch das Schaukelſpiel parlamentariſcher Balancirkünſte erhält die gentry vorläufig am Ruder. Das Tory-, oder neumodiſch geſagt, das „conſervative" Miniſterium D'Israëli hat dieſe von den alten Whigs nicht über's Herz gebrachte Reform in Scene ſetzen müſſen, mit Noth und Mühe hat es dabei das Wahlrecht von Minoritäts-Deputirten (Sammelvotum der Minderheiten eines Diſtrikts) errungen, jenes von dem Radikalen Stuart Mill erdachte Correctiv des allgemeinen Stimmrechts, das allerdings hie und da conſervativen Candidaturen den Sieg verſchafft, aber den Bruch mit dem traditionellen Wahlſyſtem nur um ſo greller beleuchtet! Wie weltenweit ſind die Minoritäts-Vertreter, die man zur verſtohlenen Rettung der gentry eingepaſcht, von den alten Knights of the Shires und den Esquires of the Boroughs entfernt! Herr Alpheus Todd ſchildert nicht mehr dieſen neueſten Umſchwung; er ſchließt ſeine desfallſigen Betrachtungen mit dem Amtsantritte des Miniſteriums Derby-D'Israëli (Anfang 1868) ab, doch beſpricht er die Einleitungen der bedenklichen Neuerung; er hat laut und kräftig davor gewarnt und würde gewiß einen Erfolg erzielt haben, wenn ſtaatsmänniſche Einſichten der aufgeregten Begehrlichkeit ſozialer Leidenſchaft gegenüber in Zeiten voll Sturm und Drang irgendwelchen Eindrucks noch fähig wären!

Die Möglichkeit einer parlamentariſchen Regierung beruht auf der intelligenten Herrſchaft einer ſtaatsmänniſch geſchulten Minderheit von Charakteren, welche den unklaren Wünſchen der Menge Maß und Richtung verleiht. Wird aber die Maſſe ſelbſt zur Herrſchaft berufen, ſo iſt die Selbſtregierung in Lebensgefahr, ſie ſtürzt in die Schlingen der Büreaukratie und ſehr bald auch — des Cäſarismus!

Trauttwein von Belle.

Belgien.

Th. Juſte's Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II.*)

Der belgiſche Hiſtoriker Theodore Juſte, welcher mit ausgezeichnetem Talente die Quellen der niederländiſchen Geſchichte aus dem 15. bis 17. Jahrhundert in Fluß zu bringen verſteht, und dem die hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſchon manch

*) 2 vol. Bruxelles, Gand, Leipzig, Muquard.

Digitized by Google

wackere Werk über jene Periode der Vergangenheit ſeines Vaterlandes verdankt, hat ſeine große Arbeit: Histoire de la Révolution des Pays-Bas sous Philippe II. bis zum Genter Frieden fortgeführt.

In dem erſten Theile des Werkes waren die Ereigniſſe mitgetheilt worden, deren Schauplatz die Niederlande von der Abdankung Carl's V. (1555) an bis zur Einnahme von la Briele durch die See-Geuſen (1572) waren. Der zweite Theil bringt in zwei ſtarken Bänden (1863 und 1867 erſchienen) die Darſtellung der an wechſelnden Ereigniſſen ſo reichen Epiſode in den wenigen Jahren von 1572 bis 1576.

Juſte's Geſchichte der niederländiſchen Revolution iſt ein zum großen Theil unmittelbar aus den Quellen geſchöpftes Werk. Es iſt vor allen Dingen objektiv geſchrieben. Man könnte es einen Bericht aus den Akten der Revolution nennen. Darin unterſcheidet es ſich weſentlich von der gleichzeitig entſtandenen Arbeit des Amerikaners Motley über den gleichen Gegenſtand. Motley unternimmt es, die Perſonen, welche in dem Drama als große Rollenträger auftreten, in freilich vorzüglich kolorirten Portraits dem Leſer vorzuführen. Aber der Leſer iſt genöthigt, bei Betrachtung dieſer Portraits ſich der Motley'ſchen Augengläſer zu bedienen. Der Amerikaner weiß ſein Urtheil über Perſonen und Situationen mit Sicherheit dem Geiſte des Leſers einzuimpfen; es iſt etwas von Schiller'ſcher Kraft in ihm. Mit tauſend Künſten der Beredtſamkeit nimmt er den Leſer gefangen und führt ihn mit ſich, wohin er will. Wie verſchieden davon der Belgier! Dieſer läßt ſeinen Standpunkt zu den Perſonen und zur Sache eigentlich nur in der Vorrede und im Schluſſe erkennen. Es iſt ſelbſtredend der nationale Standpunkt. Aber in der Arbeit ſelbſt tritt der Verfaſſer beſcheiden zurück. In anſpruchsloſer, aber eleganter und zuweilen romanhaft ſpannender Sprache reiht er eine Thatſache an die andere, ſcheinbar unbekümmert darum, welchen Eindruck die Aufſtellung machen wird. Er weiß, die Thatſachen reden laut genug, und er iſt ihrer Wirkung in empfänglichen Herzen ſicher.

Keine Reflexionen! Welche köſtliche Gelegenheit z. B. hatte der Verfaſſer, die Politik Carl's IX. von Frankreich mit der Gegenwart zu vergleichen, die damaligen Gelüſte Frankreichs auf die fetten Niederlande mit neueren ähnlichen Beſtrebungen in Beziehung zu ſetzen! Er begnügt ſich, den plumpen Spuren jener ſchmutzigen Politik mit ruhigem Tritte nachzugehen. Dem Leſer bleibt es überlaſſen, ihm mit freiem Urtheile zu folgen und die Früchte ſeiner Mühen einzuſammeln. Mag ſich nur jeder Leſer mit ausreichender Kraft für Entrüſtung und Bewunderung verſehen — für Entrüſtung über das frivole Spiel, das Carl IX. wie ſcherzend mit der proteſtantiſchen Sache und den niederländiſchen Independenten trieb und das mit der Ermordung Coligny's, mit der Bartholomäusnacht aufgedeckt wurde — für Bewunderung des Heroismus, den die niederländiſchen Vertheidiger ihrer Unabhängigkeit und ihrer Glaubensfreiheit gerade bei dieſer Gelegenheit bewieſen, indem ſie ſich trotz der herben Enttäuſchung, die ſie mit jenen Ereigniſſen erfuhren, in ihrem Kampfe gegen den ſpaniſchen Rieſen nicht einen Augenblick, nicht einmal in ihren nächſten Unternehmungen irre machen ließen, bei denen ſie auf Frankreichs Hilfe hatten rechnen dürfen!

Und war die Politik der großen Eliſabeth auf Englands Throne in Bezug auf die niederländiſche Bewegung etwa viel ehrlicher?

Sehr zurückhaltend iſt unſer Hiſtoriker in der Vorführung der Hauptfiguren ſeines geſchichtlichen Dramas. Philipp II. erſcheint faſt nie, Wilhelm der Verſchwiegene nur ſehr ſelten im Vordergrunde der Darſtellung. Aber man fühlt in jedem Augenblicke die Macht der Perſönlichkeit Beider, die Macht der Prinzipien, die ſie vertreten. So erreichen Beide, beinahe unſichtbar, geheimnißvoll, eine in Jenem verdüſterte, in Dieſem verklärte Größe, welche ihnen auch die ausführlichſte Schilderung ihrer Perſönlichkeit nicht hätte geben können.

Beide kämpften um Prinzipien, um Prinzipien, die ſich noch heute unbeſiegt gegenüber ſtehen. Das iſt es, was jenen Kampf ſo weit über das lokale Intereſſe hinaushebt, in jeder neuen Zeitperiode den Hiſtoriker zu ſeiner eingehenden Darſtellung reizt, ihn immer wieder zu einer erſchütternden und erhebenden, jedenfalls feſſelnden Lektüre macht.

Das Non possumus des gegenwärtigen Rom iſt kein anderes, als das des damaligen Spanien. Drei Jahrhunderte haben darin nichts geändert. Nur iſt das Non possumus des 16. Jahrhunderts gepaart mit einem wahrhaft ſataniſchen Vergnügen an bluttriefender Henkerarbeit.

Zur Ehre der Throne ſei es geſagt: das letzte Mittel, deſſen Plan in eines Alba Gemüthe zur Durchführung des römiſchen Prinzips ausgedacht werden konnte, blieb unausgeführt: den Vorſchlag, die widerſpänſtigen Provinzen ſyſtematiſch durch Feuer zu verwüſten, lehnte Philipp II. doch ab. Im Uebrigen aber ſchonte er, wie wir auf jedem Blatte der Geſchichte leſen, weder ſich noch Andere in ſeinem Willen, ſich zum Repräſentanten unbeugſamer Conſequenz zu machen. Sehen wir von dem Regime Alba ab: man iſt einig darüber, daß es das von Tollheit und Blindheit inſpirirte Prinzip war. Aber Philipp ſchien ſich von der Blindheit zu befreien: er ließ Alba durch Requeſens ablöſen. Und was ſehen wir? Der neue Gouverneur der Niederlande empfängt zwei Inſtruktionen, von denen die eine geheim, die andere noch viel geheimer war. Jene, franzöſiſch verfaßt, läßt die Abſicht des Königs erkennen, den von vermittelnder Seite vorgeſchlagenen, ſchon redigirten General-Pardon durch den neuen Gouverneur in den Niederlanden publiziren zu laſſen. Nun, ſchon aus dem Schluſſe dieſer Inſtruktion erſieht man das Woher und Wohin der Abſicht: „Er ſei, ſo ſagt Philipp, gegenwärtig zwar in einer Geldnoth, daß er weder ein noch aus wiſſe; aber niemals denke er daran, den Belgiern etwas zu bewilligen, was mit dem heiligen katholiſchen Glauben und mit der Autorität des Königs unvereinbar ſein möchte, und wenn er die Niederlande verlieren ſollte." In der zweiten, ſpaniſch verfaßten Inſtruktion wurde das, was in der erſten etwa Milde athmete, völlig aufgehoben: Requeſens hatte das Syſtem Alba aufrecht zu erhalten, und es wurde ihm ausdrücklich verboten, „Vergehen der Religion und der Rebellion zu vergeben".

Erſt die Noth in ihrer hagerſten Geſtalt vermochte dem Könige Conceſſionen abzuringen; ſein Prinzip zu brechen vermochte ſie nicht.

Wie anders war das entgegenſtehende Prinzip in Wilhelm von Oranien repräſentirt! Es iſt hier nicht von dem Patriotismus des Verſchwiegenen zu ſprechen. Das hieße Salz in's Meer ſchütten. Dieſer Patriotismus überragt faſt alle klaſſiſchen Vorbilder, und das Wort des Oraniers „mit Gottes Hilfe" giebt ihm noch dazu die Eigenthümlichkeit unendlicher Demuth! Nicht nur einen patriotiſchen, ſondern auch einen echt ſtaatsmänniſchen Vertreter fand in Wilhelm das von ihm erhobene Prinzip. Während Philipp in der Starrheit ſeines Prinzips alle Eigenſchaften eines Staatsmannes verlor und ſich

Digitized by Google

zum Scharfrichter degradirte, ſchwang ſich Wilhelm durch die Berechtigung des ſeinigen zu einem der erſten Staatsmänner ſeiner Zeit empor. Dies zeigt ſich nicht allein in der gewandten Weiſe, wie er ſeine Sache diplomatiſch vertrat, ſondern hauptſächlich auch in der Gerechtigkeit und Milde, die er auch den Feinden gegenüber walten ließ. Jemehr bei Philipp und Alba der Grundſatz Geltung erhielt, daß ein den „Rebellen" gegebenes Verſprechen ohne Weiteres gebrochen werden könne, deſto gewiſſenhafter war Wilhelm in der Erfüllung jedes Abkommens, das er mit den Feinden zu treffen hatte, und je roher die verwüſtende Gewalt der königlichen Kriegsknechte auftreten durfte, deſto nachdrücklicher ſchärfte Wilhelm den Seinigen das Gebot der Menſchlichkeit im Kriege ein. Und er mußte an dem verdienſtvollen, aber gewaltthätigen Grafen von der Mark ein Exempel zu ſtatuiren!

Der ſpannende Kampf jener Prinzipien hatte einen höchſt beſchränkten Schauplatz. Und doch müſſen wir uns dieſen Raum noch getheilt denken, wenn wir die Urſachen klar zu ſtellen ſuchen, welche dem Prinzipe der Freiheit im Jahre 1576 den Sieg verſchafften.

Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß die Provinzen Holland und Seeland den königlichen Truppen — deren Tapferkeit übrigens von Hrn. Juſte allenthalben hervorgehoben wird — endlich hätten unterliegen müſſen, wenn es nicht in letzter Stunde und ziemlich unerwartet gelungen wäre, die ſüdlichen, katholiſchen Provinzen für die gemeinſame Sache in Bewegung zu ſetzen. Auch dieſe Provinzen waren ja längſt unzufrieden; auch ſie fanden ja die Laſt der Fremdherrſchaft unerträglich. Aber durch religiöſe Rückſichten und durch den äußeren Zwang königlicher Beſatzungen zurückgehalten, gaben ſie dem Prinzen von Oranien wenig Hoffnung auf ihre thatkräftige Theilnahme. Es ſcheint noch nicht völlig gewürdigt worden zu ſein, daß es im Grunde zwei ganz zufällige, aber bei Juſte ſtark hervortretende Umſtände waren, welche ſich vereinigten, um den Akt des Dramas mit ausſpielen zu helfen, welcher mit dem Frieden von Gent, d. h. mit der jubelnd begrüßten Vereinigung aller Provinzen für ihre Unabhängigkeit, endete.

Der eine dieſer Umſtände war der plötzliche Tod des Gouverneurs Requeſens, die dadurch herbeigeführte Unſicherheit in der Leitung der Staatsgeſchäfte, und die von Wilhelm's Freunden eifrig und glücklich wahrgenommene Gelegenheit, dem Staatsrath, der die Gouverneur-Geſchäfte einſtweilen übernommen, ein Uebergewicht von nationalen Elementen beizumiſchen. Dies iſt ein Punkt, der lebhaft an die Wendung erinnert, den Friedrich des Großen Geſchick im ſiebenjährigen Kriege mit dem Tode ſeiner ruſſiſchen Gegnerin nahm.

Der zweite Umſtand erſcheint uns heute von höchſt ſonderbarer Art. Der Krieg in den Niederlanden wurde von beiden Seiten ohne Geldmittel geführt. Nach unſeren Begriffen hätte er nicht zwei Jahre unterhalten werden können. Er währte Jahrzehende. Die Größe der Prinzipien, um die man kämpfte, glich auf beiden Seiten die Geringfügigkeit der Mittel aus. Das reiche Spanien war an dem Kampfe bankerott geworden. Wir haben das Geſtändniß der Noth aus Philipp's eigenem Munde vernommen. Wie dringend auch die Geldforderungen aus den Niederlanden kamen, es war ihm nicht mehr möglich, Geld oder Wechſel aufzutreiben. In den Niederlanden ſelbſt wurde die Steuer verweigert. Man mußte zu den verwegenſten Anleihen ſeine Zuflucht nehmen. Alba ſelbſt, ſo behauptete er wenigſtens, war genöthigt, ſein Mobiliar zu verpfänden, um Sold zu beſchaffen. Schließlich mußte er aus Amſterdam heimlich entweichen, um ſeinen dortigen Gläubigern zu entgehen. Dieſe peinlichen Geldverlegenheiten wurden ſehr wichtige Bundesgenoſſen des Oraniers. Unter ihnen litt die Disciplin der königlichen Truppen je länger je mehr. Den Soldaten wurde der Sold äußerſt unregelmäßig gezahlt; ſie waren zuweilen jahrelang Gläubiger des Königs von Spanien. Der Krieg war ihnen aber vor allen Dingen Erwerbszweig. Ohne Sold keine Arbeit. Die Meutereien kamen auf die Tagesordnung; ſyſtematiſch betrieben, lähmten ſie nicht ſelten in entſcheidenden Augenblicken die Energie der Kriegführung. Mit Aufwendung aller Kunſtgriffe ſuchte man die Meuterei zu beſchwichtigen. Der Sold wurde ihnen in ſolchen Fällen wohl zum Theil baar, zum Theil in konfiscirten Sachen, Tuch ꝛc. entrichtet. Schlimmſten Falls behalf man ſich mit einer Verheißung: man gab den Meuterern eine Stadt, die ſie erobern helfen mußten, auf drei bis acht Tage preis. Dann traten jene furchtbaren Plünderungen ein, die in der Geſchichte dieſes Krieges eine ſo ſchreckliche Rolle ſpielen. Gerade die Meuterei der Truppen im Jahre 1576 wurde der ſpaniſchen Herrſchaft verhängnißvoll. Die wüſten Geſellen der königlichen Regimenter, damals mehr als je ohne Ausſicht auf Sold, ſuchten auf eigene Hand zu erpreſſen. Das Eigenthum des Bürgers, des Bauern wurde als Gemeingut angeſehen. Man wehrte ſich, ſo gut man vermochte; man vertheidigte die Ehre ſeines Hauſes, die Sicherheit des Beſitzthums mit den Waffen, die ſich eben darboten. Die Nothwehr kannte keine Furcht mehr vor einem Morde. So geſtaltete ſich der Zuſtand in den „treuen Provinzen", und er wurde mit jedem Tage unerträglicher. Die Verzweiflung des Volks über die Unmenſchlichkeiten ſeiner Peiniger durchbrach endlich alle Bedenklichkeiten — der Sturm brach los.

Unter dem Eindrucke ſolcher Zuſtände, unter dem Eindrucke des Schreckens, den die Einnahme und Verwüſtung Antwerpens, der damals reichſten und luxuriöſeſten Stadt Europas, weithin verbreitete, wurde der Friede von Gent zwiſchen den katholiſchen und reformirten Provinzen geſchloſſen. Er enthielt Alles, was der Oranier zunächſt nur wünſchen konnte. Es war ſein Werk und ſein Triumph. In Bezug auf die Religion hatte man ſich darauf beſchränkt, vorläufige Gewiſſensfreiheit eintreten zu laſſen.

Nur zu bald aber zeigte es ſich, daß dieſe Vereinigung nicht auf allen Seiten aus einem inneren Gemüthsbedürfniſſe, nicht aus der Neigung zur Toleranz, nicht einmal überall aus reinem Unabhängigkeitsſinne hervorgegangen war. Ach, die Furcht vor den ſpaniſchen Kriegshorden war der hauptſächlichſte Beweggrund, der die meiſten der ſüdlichen Provinzen in die Vereinigung führte. Denn alsbald nach Ankunft des neuen Gouverneurs Don Juan d'Auſtria, der ſich mit einer allgemeinen Amneſtie, aber auch als Beſchützer des „katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Glaubens" einführte, alsbald nach dem von ihm bewilligten Abzuge der ſpaniſchen Horden, ſehen wir die Mehrheit der Generalſtaaten, die katholiſchen, vom Genter Frieden ſich zurückziehen. Noch einmal gelingt es der Gewandtheit und Energie des Oraniers, ſich zum Herrn der Situation zu machen und die Provinzen zur „Union von Brüſſel" zu vereinigen. Aber gerade das, was den religiöſen Streitigkeiten für immer hätte ein Ende machen können, rief einen lang andauernden, tief in die Geſchicke des Landes einſchneidenden Bruch herbei. Es iſt das köſtliche, vom Erzherzog Matthias, dem Protektor der Union, erlaſſene Edikt d. d. Antwerpen 22. Juli 1578. Es erweiterte die „Gewiſſensfreiheit" des Genter Friedens zur völligen „Religionsfreiheit". „Jeder Angehörige der beiden Religionen ſoll frei, ſoll ſein können, wie er

Digitized by Google

das vor Gott verantworten will!" — Worte, bewunderungswürdig, aber zu ſchön für eine Epoche, wo die wahre Toleranz noch unbekannt war. Die Fanatiker auf beiden Seiten empörten ſich über die Zumuthung, ſich gegenſeitig die Liebe Gottes gönnen zu ſollen. Die Katholiken, von den Calviniſten auf's Heftigſte angegriffen, vereinigten ſich zur Conföderation von Arras und ließen ſich, kurzſichtig genug, in die Arme der ſpaniſchen Herrſchaft zurücktreiben. Die Calviniſten ihrerſeits gründeten die Union von Utrecht mit dem Entſchluſſe, die Spanier weiter zu bekämpfen und ihre Religionsfreiheit aufrechtzuerhalten.

Unheilvoller Bruch, den die Conföderirten von Arras ſchwer zu bereuen hatten. Die zehn Provinzen, die ſich in Arras verbunden hatten, mußten noch zwei Jahrhunderte lang Fremdherrſchaft, unerhörte Schickſale, allmähliche Zerſtückelungen, einen kläglichen Verfall ertragen.

Die anderen ſieben Provinzen, Holland und Seeland an der Spitze, treu den Prinzipien des Genter Friedens und der Utrechter Union, erlangten für immer Befreiung vom ſpaniſchen Joche, ſtaatliche Unabhängigkeit, eine glänzende Macht, eine ehrenvolle Stellung in Europa.

„Wie glücklich", ſo ſchließt Herr Juſte ſein Werk, „wären die Belgier geworden, wenn ihre Führer, anſtatt gegen ihre eigene Freiheit zu conſpiriren, die Union von 1576 energiſch aufrecht erhalten hätten! Glücklicher noch waren die Niederlande, wenn ſie, ſtatt ſich zu entzweien, dauernd vereint für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit gekämpft hätten! Aber ach! zwei fanatiſche Parteien, die Ultrakatholiken und die Ultracalviniſten, begingen das nie wieder gut zu machende Unrecht, die edle und fruchtbare Deviſe der erſten Verbündeten zu vergeſſen: „Vis unita fortior!"

G. H.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

V.

Hoffnungen für die Zukunft. — Cuba und die Kolonial-Politik.

Den großen Gebrechen gegenüber, an denen Spanien laborirt, iſt es in der Ordnung, auf die Punkte hinzuweiſen, welche zur Hoffnung berechtigen. Die Hauptſache iſt, daß die Führer des Volkes, d. h. die gebildeten Klaſſen, immer mehr zur Erkenntniß kommen von dem, wie es iſt und ſein ſollte; die Patrioten nehmen zu und ſtrengen ſich an, durch Rath und That, Wort und Schrift ihr Volk aus der Verſunkenheit herauszureißen. Zeugniß davon geben die in der gegenwärtigen Revolution aufgeſtellten Punkte und die unumwunden ausgeſprochene und ſchon in Manchem verwirklichte Abſicht der aufgeklärten Parteien, mit dem früheren Syſteme gründlich zu brechen. Die Freiheit der Erziehung, der Verſammlung, der Preſſe beſteht, die des Kultus auch, und die Frage wegen der Stellung des Staates zur Kirche wird von den Cortes behandelt werden; es iſt das erſte Mal, daß man auch in der Religionsfrage ſich entſchieden für Unterdrückung der Kirche als eines Staats-Inſtitutes ausgeſprochen hat. Die Freiheit des Kultus wird Ausländer in größerer Menge herbeiführen; denn nirgends wohl hat ein ſpekulirender Kapitaliſt ſolche Ausſichten wie hier. Die Aufhebung des Schutzzoll-Syſtems wird zu erhöhter Thätigkeit und Induſtrie auffordern. Mit dem beſtändigen Steigen der Einwohnerzahl wird die Kultur des Landes immer mehr aufblühen; das Volk, entfremdet dem geiſtloſen Kultus, in dem es Jahrhunderte die Befriedigung ſeines religiöſen Gefühles gefunden hat, wird ſich zur Aufklärung und Ausbildung der ihm verliehenen Gaben wenden. Schon an und für ſich beſitzt es eine hohe Bildung des Urtheils und ein Geſchick in der Rede und Auffaſſung; auch trifft die Anſicht von der Faulheit deſſelben im Arbeiten ſehr wenig zu; in Anbetracht des heißen Klimas arbeitet es ſogar ſehr ſtark, und wer will es tadeln, daß es dabei auch für den Genuß des Lebens und heitere Geſelligkeit Sinn hat und nicht mehr arbeitet, als zum Lebensunterhalt nöthig iſt? Zum mindeſten findet man hier nicht die moderne Sklaverei nördlicher Fabrikgegenden, noch die ſervile Unterwürfigkeit der niederen Klaſſen; der Servilismus iſt auch hier, beſonders in den höheren Schichten der Geſellſchaft, vertreten; die mittleren und niederen ſind die der Zukunft.

Eine Frage von der höchſten Wichtigkeit für Spanien iſt die über die Stellung Cubas. Es iſt unwahrſcheinlich, daß die Kolonie ſchon jetzt ſich lostrenne; die Waffengewalt wird wohl die Empörung unterdrücken, und eine gerechte Behandlung kann die reiche Inſel noch lange für das Mutterland erhalten. Indeß machen ſich Einſichtige ſchon mit dem Gedanken an den Verluſt vertraut. Je ärmer die Hilfsquellen Spaniens ſelbſt fließen und zur Unterhaltung eines Hofes, einer über alles Maß zahlreichen Geiſtlichkeit, eines desgleichen übergroßen Beamtenſtandes ungenügend ſind, um ſo wichtiger ſind die hohen Abgaben der Kolonieen, welche hart bedrückt und ausgeſogen werden; Cuba allein ſoll jährlich etwa 41 Millionen Thaler zahlen. Der Verluſt ſolcher Einkünfte würde von unberechenbarer Wirkung auf das Land ſein, vorausſichtlich von ſehr heilſamer. Statt von den reichen Abgaben Schaaren unthätiger Beamten und ein faules Hofleben zu unterhalten, müßten ſich die Blicke auf die Halbinſel ſelbſt richten und hier den Bereich ihrer Thätigkeit finden; der letzte Ueberreſt des Unſegens, welchen die Eroberungen in Amerika dem Mutterlande gebracht haben, würde aufhören; denn von daher rührt der Hang zur Unthätigkeit, die Gewohnheit, durch geringe Mühe eine Exiſtenz zu begründen, die Depravation der höheren Stände durch Reichthum und Gunſt von oben.

Es möchte wohl auch keinem Zweifel unterliegen, daß Cuba, wie andere zu ſelbſtändiger Kultur gelangte Kolonieen, über kurz oder lang ſelbſtändig werden wird. Zwei Geſetze beherrſchen ſeit alter Zeit die Staatenbildung, das der gemeinſamen Nationalität und das geographiſche; das erſtere iſt nicht erſt in unſerer Zeit aufgekommen, ſondern zeigt ſich ſchon im Alterthum und dann wieder beſonders wirkſam von der Zeit der Reformation an. Nur Völker geringer Kultur laſſen ſich auf die Dauer zu einem größeren Ganzen verbinden, und auch dann iſt es ſchwer, zwiſchen Centraliſation und Freiheit der Theile die richtige Mitte zu finden; ein Abweichen nach einer Seite führt zur Auflöſung und Entzweiung.

P. F.

Kleine literariſche Revue.

— **Der Zeitungsſtempel in den Niederlanden.***) Herr H. Tiedeman in Amſterdam hat, wie uns aus einer früheren

*) Het Koerantenzegel in Nederland. Eene historisch-economische Studie. Amsterdam, G. L. Funke, 1868.

Digitized by Google

Publication bekannt, das achtungswerthe Streben, bei ſeinen Landsleuten das Bewußtſein zu wecken, daß jede Beſteuerung des gedruckten Wortes eine Verhöhnung der Geiſteskultur und in den Niederlanden ein offenbarer Widerſpruch mit den daſelbſt ſeit Jahrhunderten herrſchenden Prinzipien der Preß-, Rede- und Denkfreiheit ſei. Wir haben bereits früher einer ſeiner Denkſchriften in dieſer Richtung gedacht, die er den Generalſtaaten eingereicht, deren Majorität jedoch, und zwar aus finanziellen Gründen, den Antrag auf Abſchaffung des Zeitungsſtempels und der Inſeratenſteuer bisher nicht berückſichtigt hat. In der gegenwärtigen Seſſion des holländiſchen Parlaments iſt mehr Ausſicht dazu vorhanden, da die Regierung die Initiative ergriffen und der Finanzminiſter zur Deckung des Ausfalles, der in der That, bei der Höhe der betreffenden beiden Steuern, nicht unbedeutend ſein würde, eine höhere Beſteuerung des Branntweins und des Tabaks in Vorſchlag gebracht hat. Die vorliegende neue Schrift des Herrn Tiedeman*) iſt eine hiſtoriſch-volkswirthſchaftliche Studie im wahren Sinne des Wortes, indem ſie ſtatiſtiſch nachweiſt, daß Niederland, welches von allen Staaten zuerſt die periodiſche Preſſe beſteuert habe und auch jetzt noch, was die Höhe dieſer Steuer betrifft, die nicht beneidenswerthe erſte Stelle in der Welt einnehme, in Folge deſſen die ſchlechteſte, einflußloſeſte, politiſche ſowohl als wiſſenſchaftliche und literariſche Journaliſtik beſitze, während andererſeits auch die Gewerbe und der Handel benachtheiligt werden, indem man ihnen die Mittel zur Empfehlung und Bekanntmachung ihrer Verkehrsobjekte durch die Inſeratenſteuer und durch die mit jeder Beilage eines periodiſchen Blattes wachſende Stempelgebühr deſſelben verſchränke. Ein nicht minder ſchlagender Beweis für die nachtheiligen Wirkungen der „Tax on Knowledge" iſt der Umſtand, daß in Belgien, ſeit ſeiner Trennung von Holland im Jahre 1830 und ſeitdem in dieſem Lande der Zeitungsſtempel abgeſchafft worden, die Zahl der dort erſcheinenden periodiſchen Blätter um 310 Prozent ſich vermehrt hat, während ſie in Holland ſeitdem nur um 91 Prozent gewachſen iſt. — Herr Tiedeman ſagt in einer Nachſchrift zu ſeiner vortrefflichen hiſtoriſchen Skizze: „Die Aufhebung der Stempelſteuer wird in Niederland das große Recht der Freiheit des Wortes unzweideutig und glänzend wieder herſtellen und uns in der Welt den uns gebührenden Rang eines ebenſo tüchtigen als aufgeklärten Volkes wieder ſichern. Die ungehinderte Concurrenz auf dem Gebiete der Journaliſtik wird für unſere Bildung und unſern Fortſchritt das Uebrige thun, — die ungehinderte Concurrenz, die auf dem Gebiete des Gedankenaustauſches ebenſo unentbehrlich für das Volksleben, als die ungehinderte Athmung, der ungehinderte Blutumlauf auf dem Gebiete des Stoffwechſels für das Leben des Individuums iſt."

Ebenſo wie Belgien, bietet auch England ein merkwürdiges Beiſpiel von dem Aufſchwunge und dem damit verbundenen ſittlichen Einfluſſe der periodiſchen Preſſe nach Beſeitigung des jedes freien Staates unwürdigen Zeitungsſtempels. Hoffentlich wird man auch im Norddeutſchen Bunde ſehr bald zu der Einſicht gelangen, daß man ſich ſelbſt einer großen moraliſchen Stütze und eines mächtigen Faktors politiſchen Einfluſſes auf das übrige Deutſchland und das Ausland beraubt, wenn man fortfährt, den eigenen Organen der öffentlichen Meinung die Exiſtenz durch Steuern und Abgaben zu erſchweren. J. L.

*) Das „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel" brachte in ſeinen Nummern 25, 27 und 31 d. J. eine von Herrn Otto Mühlbrecht eingeleitete, vollſtändige deutſche Ueberſetzung der Schrift des Herrn Tiedeman, unter dem Titel: „Ueber die Zeitungsſtempelſteuer, mit beſonderer Hinſicht auf Holland."

— **Ludwig Uhland und ſeine Heimat Tübingen.***) Während der Dichter, ſeiner Beſtimmung folgend, dem Zuge der Zeit auf leichtgeflügelten Gedanken voranzueilen ſucht, pflegt er ſein Leben lang in einer gewiſſen Abhängigkeit von der Stelle zu bleiben, wo ſeine Wiege ſtand. Die örtlichen Umgebungen, welche dem jungen Gemüthe die erſten Eindrücke gaben, machen ſich mehr oder minder ſelbſt im ſpäteſten Schaffen des Dichters geltend. Mitten in ihnen ſteckt der Pflock der Kette, welche, wenn auch noch ſo dehnbar, zartgliedrig und leicht, ſeine Ideenwelt mit dem Schauplatze ſeiner Jugend unaufhörlich verbindet. Dieſem Umſtande, welcher als eine Beſchränkung der Dichterfreiheit erſcheint, haben wir gleichwohl eine Reihe der ſchönſten dichteriſchen Gaben zu verdanken. Dies gilt vorzugsweiſe in Bezug auf Uhland, und es iſt eine ſich ganz natürlich darbietende Aufgabe, das Schaffen dieſes Meiſters im ſinnigen und innigen Liede aus dem Geſichtspunkte ſeiner Heimat zu betrachten. Wir ſprechen es gern aus, daß der Verf. der unten bezeichneten „Studie" an dieſe Aufgabe mit großer Liebe für den Dichter und mit feiner Auffaſſung ſowohl ſeines Charakters wie ſeiner Dichtungen herangegangen iſt. Uhland erſcheint hier als der leuchtende Mittelpunkt einer mit natürlichen Reizen, den Ueberreſten anziehender Kunſtdenkmale und einem prächtigen Menſchenſchlag gleich glücklich ausgeſtatteten Landſchaft, die mit dem Gemüthe des Dichters in beſtändiger lebendiger Wechſelwirkung ſteht. Dieſer Wechſelwirkung iſt es zuzuſchreiben, wenn wir ſagen können, daß der Glanz, den Uhland's Gedichte aus ihrer Heimat geſogen haben, verherrlichend auf Tübingen und ſeine Umgebung zurückgefallen iſt. Das typographiſch recht gut ausgeſtattete Buch iſt wohl geeignet, das Verſtändniß von Uhland's Dichtungen zu fördern, während die darin eingeſtreuten, zum Theil vortrefflichen Holzſchnitt-Illuſtrationen die Tübinger Landſchaft veranſchaulichen helfen. Es fehlt dem Buche nur ein Bild deſſen, dem zur Erinnerung die „Studie" geſchrieben iſt.

G. H.

— **Dranmor's „Requiem".** Unter dem Namen Dranmor hat ein im Auslande lebender, angeſehener öſterreichiſcher Beamter im vorigen Jahre eine Nänie auf den Tod des Kaiſers Maximilian erſcheinen laſſen**), die durch tiefes Gefühl, durch Schwung der Gedanken und durch eine ſchöne poetiſche Form ſich auszeichnet. Von demſelben Dichter waren bereits früher „Poetiſche Fragmente"***) erſchienen, deren transatlantiſche Scenerie und tropiſches Colorit den Wanderer in den Savannen und Pampas verräth, der nicht, wie Freiligrath, blos in der Phantaſie den Stillen Ocean und die Gegenfüßler Europas geſehen hatte. Gegenwärtig iſt von Dranmor eine neue kleine Sammlung von Poeſieen unter dem Titel „Requiem" erſchienen†), die, was die dichteriſche Form betrifft, jenen älteren Erzeugniſſen vielleicht noch überlegen iſt, hinter dieſen aber in der Erhabenheit der Gedanken, in der äſthetiſchen Befriedigung des

*) Eine Studie von Eduard Paulus. Mit Illuſtrationen nach Zeichnungen von Guſtav Cloß, in Holz geſchnitten von Cloß u. Ruff. Berlin, G. Grote, 1869.

**) Kaiſer Maximilian. Von Dranmor. Raab, 1868.

***) Zweite Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

†) München, literariſch-artiſtiſche Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1869.

Digitized by Google

Gefühls weit zurückbleibt. Wir haben es kürzlich erſt, bei Erwähnung der Brandes'ſchen Ueberſetzung von Giacomo Leopardi's Dichtungen (Nr. 8 dieſer Blätter) ſehr lebhaft empfunden, wie die Poeſie, welche die Aufgabe hat, des Menſchen Herz aus ſeiner Vereinſamung und Trauer zu dem gemeinſamen Quell und Brennpunkt alles Lebens, aller Schönheit und Wahrheit emporzuheben, ſich ſelbſt und jeden nachhaltigen wohlthuenden Eindruck zerſtört, wenn ſie, wie die Philoſophie Schopenhauer's, in der ewigen Vernichtung ihr Ideal, ihre Seligkeit erblickt und ſucht. Dranmor's „Requiem" iſt gewiſſermaßen der Gegenſatz des Requiems von Mozart, der in ſeiner Tonſchöpfung mit hinreißendem Gefühle durch den Tod zu neuem Leben, durch Nacht zum Licht emporführt. Dranmor iſt kein Prieſter des Lichts. Für ihn iſt der Tod „Herr über Alles, was die Sonnen wecken". „Ich will", ruft er dem Tode zu, „dein Sänger ſein und dein Prophet, doch nur um dich mit Roſen zu bedecken". Keine Ahnung hat er davon, daß Licht und Leben die todte Materie nur verlaſſen, um zum Urquell alles Lichtes und Lebens, zu dem, der ohne Anfang und ohne Ende iſt, zurückzukehren.

J. L.

— **Anderſen's Dryade.** „Die Dryade", heißt das neueſte, nach Deutſchland gelangte Kunſterzeugniß des däniſchen Dichters H. C. Anderſen.*) Die Pariſer Weltausſtellung von 1867, die der Dichter perſönlich beſucht hat, iſt der Boden, auf dem dieſe Phantaſie-Blume des berühmten Zaubergärtners gewachſen iſt. Stoff genug bot das Marsfeld allerdings zu einer neuen orientaliſchen „Tauſend und Eine Nacht". Die Aufgabe war verlockend für den Dichter des Mondbilderbuches, für den Erzähler ſo vieler anmuthiger und phantaſtiſcher Märchen. Aber es iſt nicht mehr der alte Anderſen, der dieſe „Dryade" gedichtet, ein „Abenteuer", wie er die Erzählung nennt, die weder abenteuerlich, noch märchenhaft, noch überhaupt anziehend und unterhaltend iſt. Die liebliche Dryade ſehnte ſich aus dem ſtillen, dunkeln Wald, aus der Umgebung ehrwürdiger prieſterlicher Eichen, hinein in das laute, gasbeleuchtete, cancantanzende Paris, und nicht zufrieden mit ihrer Verſetzung auf einen der neuen „Squäre" des Herrn Haußmann, wo ſie die Lebensgefährtin eines jungen blühenden Kaſtanienbaumes iſt, beneidet ſie die zu den Wundern des Marsfeldes ſtrömenden Hunderttauſende, und um dort einen kurzen Augenblick zu genießen, will ſie das ihr beſtimmte lange Leben auf dem neuen Square gern zum Opfer bringen. Und der Märchengott ſtillte auch dieſe Sehnſucht der Dryade, die nun über die Boulevards mit deren Cafés und Reſtaurants, mit deren, die ländliche Schöne ſchmückenden Putz- und Geſchmeideläden, durch die Polkakirche der „Madeleine" und, wunderbar genug, auch gar durch die Katakomben und Kloaken der alten Lutetia, durch Mabille's Garten, wo ſie ſelbſt mit im Cancan tanzt, hinaus zu den unzähligen Wundern des Marsfeldes eilt. Doch dem kurzen, ſüßen Champagnerrauſche des Völkerfeſtes folgte ſehr bald ein Katzenjammer mit dem elegiſchen Nachruf: „Auf der Erde lag eine geknickte, verwitterte Kaſtanienblüthe; ſogar das Weihwaſſer der heiligen Kirche vermochte die Blume nicht vom Tode zu wecken; die Füße der Menſchen traten ſie bald in den Staub." Alles das, in Proſa erzählt und nur hier und da von einem poetiſchen Gedanken unterbrochen, macht einen ſo ernüchternden Eindruck auf den Leſer, daß er mit größerem Sehnen, als die Dryade ſich hineingewünſcht, aus dem Irrgarten der Marsfeld-Phantaſie herauszukommen ſucht.

J. L.

*) Von der Weltausſtellung 1867. Die Dryade. Ein Abenteuer. Von H. C. Anderſen. Deutſch von Dr. Aug. W. Peters. Bremen, J. Kühtmann, 1869.

— **Schriften der gelehrten ehſtniſchen Geſellſchaft.** Die 5. und 6. Nummer dieſer, an Stelle der früheren „Verhandlungen" der erwähnten Geſellſchaft getretenen Einzelſchriften (Beide vom Jahre 1867) ſind uns vor Kurzem erſt zugekommen. Die eine iſt ein „Chronologiſches Verzeichniß" aller in der Bibliothek des ſeit 1846 beſtehenden Vereines ſich befindenden ehſtniſchen Druckſchriften (zuſammengeſtellt von Schwabe); die andere eine antiquariſch intereſſante Arbeit Herrn Grewingk's: „Ueber die frühere Exiſtenz des Rennthiers in den Oſtſeeprovinzen und deſſen Kenntniß bei den Eingeborenen derſelben." Wir können hier nicht in die gelehrten Unterſuchungen des Verfaſſers eingehen; als Hauptergebniß ſprachlicher und die Sage betreffender Erörterungen ſtellt ſich heraus: daß das Rennthier bei Ehſten und Liven, und auch wohl bei den Letten, ſeitdem dieſe Völker auf dem noch gegenwärtig von ihnen eingenommenen Boden wohnen, „keine große Rolle geſpielt hat". Seite 15 erlauben wir uns nichts Geringeres, als — ein Komma auszuſtreichen! Das Rennthier heißt nämlich bei den Tataren Oſt-Sibiriens nicht ak oder kik, wie die unberechtigte Anweſenheit des Komma's zwiſchen beiden Wörtchen könnte ſchließen laſſen, ſondern ak-kik, d. i. weißer Hirſch, wie z. B. der Schwan von den meiſten Türkenſtämmen ak-kusch, d. i. weißer Vogel, genannt wird. — In dem aus 1395 Nummern beſtehenden Bücherverzeichniſſe iſt das älteſte datirte Buch (denn es giebt auch ehſtniſche Druckſchriften ohne Datum) vom Jahre 1632. Unter den ſelbſtändigen Geiſteswerken neueſter Zeit dürfte wohl Ojamölder ja temma minnia (Bachmüller und ſeine Schwiegertochter) von der edeln und geiſtvollen Lydia Jannſen (Dorpat 1863) neben den ſchon öfter gerühmten und bald auch dem deutſchen Publikum vollſtändig zugänglichen Eesti rahwa ennemuistesed jutud (alte Erzählungen des Ehſtenvolkes) Herrn Dr. Kreutzwald's, des als Arzt und Schriftſteller hochverdienten National-Ehſten, auszeichnende Erwähnung verdienen.

Sch.

Literariſcher Sprechſaal.

Die kleine Broſchüre „Taktiſche Rückblicke auf 1866"*) hat innerhalb weniger Wochen zwei Auflagen erlebt und beſonders in militairiſchen Kreiſen Aufmerkſamkeit erregt und große Beachtung gefunden. Der Verfaſſer iſt kein Chroniſt, der die bereits hundertmal erzählte Kriegsgeſchichte von 1866 zum hundertunderſten Male wiederholt und variirt; der Verfaſſer iſt ein Mann der Kriegswiſſenſchaft, der im Jahre 1866 mitgekämpft, und der das, was er „taktiſche Rückblicke" nennt, als Beobachtungen zu Nutz und Frommen für die Zukunft, falls dieſelbe zu einem Kriege mit einem ſtärkeren, moraliſch und phyſiſch beſſer gerüſteten Feinde, als Oeſterreich war, führen ſollte, geſammelt und herausgegeben hat. „Eins freilich", ſagt der Verf. in der Einleitung, „iſt unumſtößliche Bedingung: wenn man nützen will, muß man den Muth der Wahrheit haben. Man

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1869. (67 S.

Digitized by Google

muß die Dinge hinſtellen, wie ſie ſind, nicht — ſich in den Mantel eines verlogenen, patriotiſch genannten Gefühles hüllend — lobend und beſchönigend ſich und Andere belügen. Wir ſind Menſchen und haben menſchlich gekämpft und auch geirrt, aber wir ſind ſtark genug, die Wahrheit hören zu können.“ — An dieſe Einleitungsworte reihen wir die Schlußworte des uns unbekannten, aber durch ſeine Schrift mit wahrer Hochachtung alle ſeine Leſer erfüllenden Verfaſſers:

„Die Gegenwart iſt zu ernſt zum ſorgloſen Dahinleben! Wie die politiſchen Combinationen ſich löſen werden: ob kriegeriſch, ob friedlich, kann Niemand vorausſagen; der Lauf der Begebenheiten täuſcht oft die ſcharfſinnigſten Speculationen. Aber ziemt es ſich, wenn eine Gefahr drohen kann, zu ſagen: ſie wird nicht kommen, oder noch nicht kommen? Der Krieg, der vor uns ſtehen kann, wird ein ernſter Moment für den Soldaten ſein; er kann und wird ihm mit dem vollſten Vertrauen auf die erprobte Kraft entgegengehen. Aber das bedingt eine ernſte Selbſtprüfung. Unſere Armee verdankt ihre bisherigen Erfolge dem Umſtand, daß in ihr ernſte Arbeit zu Hauſe iſt; ſie wird auch in Zukunft nicht von ſich ſagen wollen: „wir haben das Höchſte erreicht“; denn nur in dem Streben nach dem Höchſten liegt friſches Leben.

„Ein Schlußreſultat aber kann aus allem Bisherigen gezogen werden: Das Entſcheidende in den Kriegen der Zukunft iſt nicht die todte Materie, ſondern vielmehr der Geiſt, nicht nur beim Führer, ſondern herunter bis zum letzten Soldaten. Jeder Einzelne wird das volle Gewicht ſeiner geiſtigen Individualität in die Wagſchale drücken. Der Kampf zweier Armeen iſt nichts Anderes, als das Ringen zweier Nationen, welche ihre edelſten Kräfte daranſetzen zur Vertheidigung deſſen, was ihnen das heiligſte iſt. So lange die Prinzipien, die eine Nation vertritt, wirklich diejenigen ſind, kraft deren die menſchliche Geſittung vorwärts ſchreitet, ſo lange kann ihre Armee nicht beſiegt werden.“ J. L.

Eine ſo eben in Lemberg in deutſcher Sprache erſchienene Schrift über Rußland und Polen, ſowie über die Verhältniſſe Oeſterreichs zu Preußen und Rußland*) faßt die gegenwärtige Weltlage von einem realpolitiſchen und zugleich polniſchen Standpunkt auf, welcher, nach des Verfaſſers Anſicht, mit dem ungariſchen Standpunkt inſofern völlig übereinſtimmt, als er Deutſchlands Einigung unter Preußens conſtitutioneller Führung für eine Frage unbedingter Zuſtimmung von Seiten der großen Mehrheit der unter Oeſterreichs Führung befindlichen Völker erklärt. Um den Geiſt der gedachten Schrift zu kennzeichnen, laſſen wir hier nachſtehende Stelle daraus (S. 160) folgen:

„Der weſentliche, gewaltige Unterſchied zwiſchen dem Verhältniſſe Rußlands und Preußens zu Oeſterreich iſt demnach: daß Rußland die Vernichtung Oeſterreichs unbedingt anſtreben muß, Preußen dagegen dies nur bedingungsweiſe zu erzielen trachten wird. Oeſterreich wird demnach an Rußland ſtets den ingrimmigſten, unverſöhnlichſten Feind haben; Preußen dagegen kann unter gegebener Vorausſetzung ſogar ein aufrichtiger Freund und Bundesgenoſſe Oeſterreichs werden. Ein weiterer bedeutungsvoller Unterſchied iſt: das gegen Oeſterreich gerichtete Streben Rußlands gefährdet und ſchädigt das civiliſatoriſche Intereſſe Europas im höchſten Grade, während das Streben Preußens dieſe nicht nur nicht ſchädigt, ſondern vielmehr bedeutungsvoll fördert (wobei natürlich nicht an die momentan in Preußen herrſchenden Grundſätze der innern Verwaltung, ſondern an Preußens alten bewährten Ruf eines Rechts- und Vernunftſtaates gedacht wird), indem es die Einigung eines mächtigen Kulturvolkes zur Wahrheit macht und ſolchergeſtalt ein weiteres Glied in den Neubau der künftigen Geſtaltung Europas einfügt — einer Geſtaltung, die als unbedingte Grundlage einer ungehemmten civiliſatoriſchen Entwickelung Europas, der Entwaffnung und der Friedens-Aera angeſehen werden muß. Endlich iſt noch einer der wichtigeren Unterſchiede der, daß das Streben Rußlands gegen Oeſterreich die Völker Oeſterreichs zu Widerſachern hat — allerdings mit einigen, wohl nicht allzuhoch anzuſchlagenden Ausnahmen, — dem Streben Preußens dagegen (vorausgeſetzt, daß es ſich auf die Einigung Deutſchlands beſchränkt) der weitaus überwiegende Theil der Bevölkerung Oeſterreichs zugethan iſt, wobei betont werden muß, daß dieſe Mehrheit dem gedachten Streben Preußens in einem Oeſterreich entſchieden freundlichen Sinne gewogen iſt.“

Als Verfaſſer der Schrift iſt uns Dr. Smolka genannt worden. J. L.

*) Politische Briefe über Russland und Polen. Von einem Polen. Lemberg, Karl Wild; Berlin, B. Behr (E. Bock), 1869. (230 S. 8.)

Das ruſſiſche Zerſtörungswerk der deutſchen Kultur in den Oſtſeeprovinzen geht Schritt vor Schritt vorwärts. Ende Januar vernahmen wir, daß der verdiente Statiſtiker v. Jung-Stilling, welcher ſich durch ſeine unwiderlegbaren Zahlen in Betreff der livländiſchen Städte den Haß der Herren Katkov und Genoſſen zugezogen, dem in ihrem Sinne handelnden Civilgouverneur Lyſander in Riga gewichen ſei, indem er die Leitung des livländiſchen ſtatiſtiſchen Bureaus aufgab. Die Moskowiten wollen lieber gar keine Statiſtik, als eine ſolche, die ihnen nicht dienſtbar iſt. Dieſelbe Anſicht hegen ſie auch in Bezug auf die deutſche Publiziſtik der Oſtſee-Provinzen. Da aber eine gewaltſame Unterdrückung der deutſchen Preſſe zu viel Aufſehen erregen und die liberalen Phraſen Moskaus zu offen Lügen ſtrafen würde, ſo begnügt man ſich, die einzelnen Organe derſelben zu bedrängen und zu ſchikaniren, bis ſie dem Drucke weichen und zu erſcheinen aufhören. Dieſes Schickſal trifft ſo eben auch die unſeren Leſern bekannte, weit und breit geachtete „Baltiſche Monatsſchrift“. Nachdem die Abonnenten derſelben auf das Septemberheft v. J. vier Monate hindurch gewartet haben, erſcheint daſſelbe endlich mit der Druck-Erlaubniß des Cenſors vom 25. Januar a. St. (6. Febr.) und zugleich mit der Erklärung der Redaktion, daß der Jahrgang 1868, der noch vervollſtändigt werden ſoll, der letzte der Zeitſchrift ſein werde. Dr. Berkholz iſt der Cenſur-Schwierigkeiten müde. Bald wird es ſo weit ſein, daß kein deutſcher Schriftſteller innerhalb der ruſſiſchen Gränzen etwas wird drucken laſſen können, es ſei denn, daß er ſeine Feder verkauft hat. E. K.

Digitized by Google

Zur Einführung in Schulen und zur Benutzung beim Privat-Unterricht empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin:

Lehrbücher

der franzöſiſchen und engliſchen Sprache

von

Dr. **Bernhard Schmitz**,

Gymnaſiallehrer und Lector der franzöſiſchen und engliſchen Sprache an der Univerſität zu Greifswald.

(54)

Franzöſiſches Elementarbuch, nebſt Vorbemerkungen über Methode und Ausſprache.

Erſter Theil: Vorſchule der franzöſiſchen Sprache. Fünfte, ſorgfältig durchgeſehene Auflage. 1868. (8½ Bogen) 10 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klaſſen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13½ Bgn.) 15 Sgr.

„Beſtimmtheit, Kürze und Ueberſichtlichkeit ſind die Vorzüge dieſes Elementarbuchs." Pädagog. Reform.

Engliſches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Ausſprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch ſelbſtändig die engliſche Sprache leicht und richtig erlernen kann. Vierte, unveränderte Auflage. 1867. (9 Bogen.) 10 Sgr.

Engliſche Grammatik, nebſt einer literariſchen Einleitung in das Studium der engliſchen Sprache überhaupt. Vierte Auflage. Neue Bearbeitung. 1868. (23½ Bogen.) 1 Thlr.

„Der Verfaſſer, deſſen Bücher Niemand, der für die Methode des Unterrichts in den neuern Sprachen ein Intereſſe hat, ignoriren darf, iſt durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlichſt bekannt. Seine in dritter Auflage erſchienene „Engliſche Grammatik" iſt unſtreitig eine der gediegenſten." Pädagog. Archiv.

Engliſches Leſebuch aus den bedeutendſten engliſchen Dichtern und Proſaikern, von Shakſpeare bis Macaulay, mit einer Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Literatur, erläuternden Anmerkungen, und einigen Zeichen zur Erleichterung der Ausſprache; nebſt einer beſonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bog.) 25 Sgr.

„Dieſe mit Geſchick und Geſchmack veranſtaltete Sammlung des durch ſeine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfaſſers iſt durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbſtunterricht recht brauchbar." Pädagog. Reform.

Die engliſche Ausſprache in möglichſt einfacher und zuverläſſiger Darſtellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder engliſchen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbſtunterricht. geh. 15 Sgr.

„Von beſonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Intereſſe gründlich befriedigende, endlich zuverläſſigere Darſtellung." Pädagog. Archiv.

Fr. Gedike's Franzöſiſches Leſebuch für mittlere Claſſen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz**. Zwanzigſte verbeſſerte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12½ Sgr.

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meiſterhaften an ſich." Allgem. Schulzeitung.

Den Herren Lehrern ſtehen auf direkt ausgeſprochnes Verlangen Exemplare dieſer Bücher gratis zur geneigten Prüfung zu Dienſten.

Als Konfirmationsgeſchenk empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens. (55)

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Prachtausgabe (Zwanzigſte Auflage. 1866) gr. 8. mit einer biographiſchen Einleitung von A. Krummacher, mit L.'s Portrait in Stich; in engl. Einband m. Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlſtich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in engliſchem Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Einundzwanzigſte Auflage. 1868). Mit L's Porträt in Kupferſtich; in engl. Einband mit Goldſchnitt 20 Sgr. — Dieſelbe geheftet 10 Sgr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Schulprämien.

Folgende Artikel unſeres Verlages empfehlen ſich durch ihren inneren Gehalt und anſprechende Ausſtattung zur beſonderen Berückſichtigung:

Grimm (Jacob), Reden und Abhandlungen. 1864. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Selbstbiographie. — Meine entlassung. — Italienische und skandinavische reiseeindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savignys doctor-jubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — Ueber etymologie und sprachvergleichung. — Ueber das pedantische in der deutschen Sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Munk (Prof. Dr. **Eduard**), **Geſchichte der griechiſchen Literatur.** Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten. Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. 1863. 8. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil ward, war für den Verfaſſer ein Antrieb, daſſelbe noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen anzuordnen.

Munk (Prof. Dr. **Eduard**), **Geſchichte der römiſchen Literatur.** Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten. Drei Theile. 1857—1861. 8. geh. 3 Thlr. — In drei eleganten Halbleinwandbänden 3 Thlr. 10 Sgr.

Durch Mittheilung zahlreicher Proben in Text und Ueberſetzung eignet ſich das Werk beſonders zum Privatſtudium der Schüler höherer Gymnaſialklaſſen.

Richter (Dr. **Heinrich**), **Das weſtrömiſche Reich**, beſonders unter den Kaiſern Gratian, Valentinian II. und Maximus (375—388). 1865. gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Sgr.

Das Werk ſchildert in anziehender Darſtellung den mächtigen Einfluß des Chriſtenthums und der Germanen auf die Auflöſung des römiſchen Reiches.

Steinthal (Prof. Dr. H.), **Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.** Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Dieses Werk ist die einzige Darstellung der wichtigeren Sprachstämme der Erde, die durch zahlreiche Proben in Umschrift und Uebersetzung erläutert werden.

Steinthal (Prof. Dr. H.), **Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern** mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 1863. gr. 8. geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Ein umfassendes und grundlegendes Werk, das den Zusammenhang der Grammatik der Alten mit der Philosophie gründlich und eingehend nachweist und von hier aus nach vielen Seiten neues Licht wirft.

Voigt (Profeſſor **F.**), **Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates.** Zweite verbeſſerte Auflage. Zwei Theile. 1867. 8. geh. 2 Thlr.

In dieſer neuen Auflage iſt das Werk bis auf die neueſte Zeit fortgeführt. Die objektive Darſtellung, die gründliche Behandlung des Stoffes, die beſondere Berückſichtigung, die der Culturgeſchichte gewidmet wird, ſind anerkannte Vorzüge dieſes Werkes. (56)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erſchien in unſerm Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Sprache

als Ausdruck nationaler Denkweiſe.

Ein Vortrag

von Dr. **C. Abel.** (57)

Velinpapier. 8. geh. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin. Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joſeph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— Berlin, den 13. März 1869. —— [Nr. 11.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Aus Friedrich Rückert's Leben. In München und in Berlin. 149. — Göthe und die Frauen, nach Adolf Stahr. I. Werther's Lotte und Gretchen in „Fauſt". 152. — Lemcke's populäre Aeſthetik. Der Gottesbegriff der Hebräer und der Griechen. 164.
Schweiz. Die freie religiöſe Bewegung in der Schweiz 155.
Frankreich. Die franzöſiſche Revolution und das Chriſtenthum. 157.
Oſtindien. Reiſen in Indien und Hochaſien von Herm. v. Schlagintweit. 159.
Paläſtina. Titus Tobler: Nazareth. 160.
Nord-Amerika. Der deutſche Volkskalender von San Francisco. 161.
Kleine literariſche Revue. Die Grundformen der antiken klaſſiſchen Baukunſt. 162. — Neue Dichtungen, von Friedr. v. Schack. 162. — Die Maler von Florenz. 162. — Maria Mancini. 163. — Das Vermögen der depoſſedirten Fürſten. 163.
Literariſcher Sprechſaal. Bitter contra Gervinus. 163. — H. Heine's „William Ratcliff". 163. — Das Oratorium „Die Schelde" in Antwerpen. 163. — Amerikaniſcher Philologen-Kongreß. 164. — Paul Morphy's Schachwettkämpfe. 164. — Berichtigung von Otto Glagau. 164.

Deutſchland und das Ausland.

Aus Friedrich Rückert's Leben.*)

In München und in Berlin.

Bücher haben zuweilen die Ehre, große Perſönlichkeiten zu repräſentiren. Andererſeits ſind ſie aber auch einem nicht immer beneidenswerthen Schickſale unterworfen. Ohne Einwendungen erheben zu können, müſſen ſie ſich gefallen laſſen, je nach der Neigung des Verfaſſers, zum Gegenſtande einer Widmung gemacht zu werden, ſelbſt wenn ſie derſelben, ihrer inneren Natur nach, nur widerſtrebend zu dienen vermöchten. Manches Buch könnte in dieſer Beziehung eine Epiſode zur Geſchichte „europäiſchen Sklavenlebens" erzählen, manches Buch die bibliſche Sage von der Opferung Iſaak's mutatis mutandis auf ſich anwenden!

Man kennt die Affaire Geibel am Münchener Hofe. Ein deutſcher Dichter, welcher ſeiner deutſchen Geſinnung poetiſchen Ausdruck gegeben hat, fällt in Allerhöchſte Ungnade — ein kleiner Beitrag zu den Akten über den deutſch-fürſtlichen Partikularismus, zum Glück aber illuſtrirt durch die wackere Haltung eines anderen, nicht minder gefeierten deutſchen Dichters — Paul Heyſe —, welcher, mit ſeinem Bruder in Apollo auf demſelben patriotiſchen Standpunkte ſtehend, an derſelben Allerhöchſten Stelle ſich dieſelbe Allerhöchſte Ungnade erbittet. Und wie wir nachträglich vernehmen, iſt auch dem deutſchen Dichter Friedrich Bodenſtedt dieſe Allerhöchſte Berückſichtigung durch Entziehung der ihm vom König Max bewilligten Penſion, bei Gelegenheit ſeines Abganges nach Meiningen, als Intendant des dortigen Hoftheaters, zu Theil geworden.

Ein halbes Jahr vor dieſen kleinen Affairen war es, als das Buch „Friedrich Rückert, ein biographiſches Denkmal", von ſeinem Verfaſſer, Herrn Dr. C. Beyer in Coburg, Sr. Majeſtät dem regierenden Könige von Bayern, Ludwig II., gewidmet wurde, nachdem die Annahme der Widmung ſchon vorher Allergnädigſt ausgeſprochen worden war.

Großer Friedrich Rückert! Wir ſind im tiefſten Herzen überzeugt, daß du, wäre es dir vergönnt geweſen, die Regenerirung Deutſchlands im Jahre 1866 zu erleben, dem neuen nationalen Leben dich mit deinem ewig jugendlichen Gemüthe angeſchloſſen, der wiedererwachten Kraft des Vaterlandes deine dichteriſchen Gedanken zugewendet haben und dich in freier, vorurtheilsloſer Vaterlandsliebe mit Geibel und Heyſe innig verbunden fühlen würdeſt. Der Geiſt deiner geharniſchten Sonette, dein in tauſend und abertauſend Liedern tönender hoher deutſcher Sinn, dein dem Kleinlichen abholder, erhabener Charakter, dein weitſehender, heller Blick bürgen uns dafür! Das Buch, dein Denkmal enthaltend, würde, von deinem Geiſte erfüllt, ſeine jetzige Widmung nicht tragen, ſondern, wie Paul Heyſe, einer freien, männlichen, charaktervollen Entſchließung gefolgt ſein. Beklagenswerthe Sklaverei eines Buches — um ſo beklagenswerther, als das Buch, von welchem hier die Rede iſt, Liebe und Verehrung für den großen deutſchen Barden ausſtrahlt und ſeine eigentliche Adreſſe lautet: Dem deutſchen Volke!

Der Verfaſſer, in Coburg, nahe bei Neuſeß, dem Tuskulum Rückert's, lebend, ſcheint ſich das Studium und die Verherrlichung des letzten unſerer klaſſiſchen Dichter zu einer Hauptaufgabe ſeines Lebens gemacht zu haben. Eine Reihe vortrefflicher Arbeiten theils über die Perſon, theils über die Werke Rückert's ſind ſchon früher aus dieſem Studium hervorgegangen. Wir glauben auch nicht in der Annahme zu irren, daß der Verfaſſer bei der Herausgabe der bereits öfter in dieſen Blättern beſprochenen „Geſammelten Werke" Rückert's ſich betheiligt hat. — In dem vorliegenden Buche, das, als werthvolle Einlagen und Zugaben, eine große Anzahl bis jetzt nicht veröffentlichter Gedichte des deutſchen Brahmanen enthält, ſtellte ſich der Verfaſſer die Aufgabe, mit Ausſchluß jeglicher Analyſe, eine nur den Gehalt der einzelnen Dichtungen Rückert's in's Auge faſſende, möglichſt vollſtändige Biographie des Dichters zu geben, verbunden mit einer eingehenden Charakteriſtik und Würdigung des Menſchen und des Dichters Fr. Rückert, unter beſonderer Berückſichtigung und Fixirung ſeiner Stellung auf dem deutſchen Parnaß. Dieſe Aufgabe, doppelt ſchwierig wegen des Mangels an großen, hervortretenden äußeren Ereigniſſen im Leben des Dichters und wegen der gewaltigen Menge des zu verwerthenden Materials, iſt in einer des Gegenſtandes höchſt würdigen Weiſe gelöſt worden. In dieſem Denkmal wird der ganze Mann Rückert in ſeiner erhabenen, einfachen Größe dem deutſchen Volke gezeigt.

Das Geheimniß Rückert's, in einem Menſchenalter Arbeiten zu vollenden, welche unter anderen Verhältniſſen zehn Lebenszeiten ausgefüllt haben würden, liegt in der Behaglichkeit, in welcher ſein harmoniſches Gemüth ſich zu wiegen liebte. Wenn von irgend einem Dichter, ſo iſt Göthe's Forderung: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, ſo kommandirt die Poeſie", von Rückert erfüllt worden. Aber er hatte die Macht über die Poeſie nur in der Stille eines zurückgezogenen Daſeins und im ungetrübten Genuſſe der Natur. In Coburg, in Erlangen und vor Allem in ſeinem Beſitzthum Neuſeß bei Coburg, wo ihm die Natur gleichſam die Hand reichte, gelangte ſein poetiſches Gemüth zur

*) Friedrich Rückert. Ein biographiſches Denkmal. Von Dr. C. Beyer. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1868.

Digitized by Google

weiteſten Entfaltung. In ſolchen Verhältniſſen war es, wo er in dem einzigen Jahre 1833 449 größere und kleinere Lieder ſchrieb. Jeder Gedanke wurde ihm zum Gedicht. Charakteriſtiſch iſt, daß er es liebte, liegend zu dichten und liegend ſeine Verſe zu notiren.

Den innigen Zuſammenhang zwiſchen der Poeſie Rückert's und ſeiner Liebe zur Natur hatte man überſehen, als man den Orientaliſten Rückert nach Berlin zog, um den Dichter Rückert in der Nähe ſingen zu hören. Auch Rückert ſelbſt ſcheint, als er der Berufung folgte, dem Grundzuge ſeines Gemüths nicht volle Rechnung getragen zu haben. Jedenfalls war er, als er nach Berlin ging, in großer Unkenntniß über die dort herrſchenden Perſonen und Verhältniſſe. Kein Wunder, daß ſeine Poeſie, an die Behaglichkeit eines Naturlebens gewöhnt, dort, ohne Joſeph's Traum, ſieben magere Jahre durchleben mußte, bis ihre Bekümmerniß den Dichter nach Neuſeß zurücktrieb.

Rückert's Verhalten während ſeines Aufenthalts in Berlin hat damals zu vielen ihm nicht günſtigen Deutungen Anlaß gegeben. Es iſt ein großes Verdienſt des Beyer'ſchen Buches, das Verhältniß, in welchem Rückert hier lebte, bis auf den Grund aufzuklären. Die Sache iſt wichtig und ſowohl für Rückert wie für die damaligen Zuſtände charakteriſtiſch genug, um hier näher berührt zu werden. Wir folgen im Weſentlichen der Darſtellung des Verfaſſers.

„Im Jahre 1841 berief endlich, nachdem die Verhandlungen einen Rückert zufriedenſtellenden Ausgang genommen hatten, der König Friedrich Wilhelm IV. durch ein ehrenvolles Handſchreiben unſeren Dichter und Gelehrten nach Beriin in die Stellung eines Profeſſors der orientaliſchen Sprachen mit dem Titel eines „Geheimen Rathes". Die durch Schelling, Tieck und Cornelius vertretene neue Aera romantiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſollte auch er verherrlichen helfen.

Seine Berufung wurde weſentlich durch Varnhagen von Enſe und auf deſſen Drängen durch Alexander von Humboldt herbeigeführt; außerdem hatte der berühmte Verlagsbuchhändler J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß. Daß ſchon im Jahre 1837 an Rückert gedacht worden war, zeigt die Notiz aus dem September dieſes Jahres in den Tagebüchern Varnhagen's: „Abends bei Stägemann wurde viel zu Gunſten Rückert's geſprochen, und der Herr Miniſter von Werthern meinte, ſeine Hierherberufung, welche der Kronprinz wünſche, müſſe ſich durchſetzen laſſen, und er wolle dazu mitwirken."

Lange zögernd und erſt nach mehrfachen Unterhandlungen folgte Rückert dem ehrenvollen Rufe im Herbſte 1841. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken berufen, ſo daß Rückert glauben mochte, dem Könige ganz nahe zu ſtehen und mit ihm direkt verkehren zu können. Aber ſchon als Rückert ſich beim Könige melden ließ, hat ihn dieſer lange Zeit gar nicht rufen laſſen. Darauf wurde er mit Anderen eingeladen, und der König hat ihn dabei nur ſo geſprochen, wie eben auch alle anderen Gäſte — vorübergehend und oberflächlich. Späterhin wurde Rückert zwar manchmal zur königlichen Tafel geladen — aber weiter hat ſich der König nicht um ihn gekümmert, und das hat Rückert verletzt. Es wird uns von authentiſcher Seite verſichert, daß Rückert gewiß gern in Berlin geweſen wäre, wenn insbeſondere ſein Verhältniß zum Könige ein ihn mehr befriedigendes geweſen wäre. So war er verbittert und trug dieſe Stimmung auch auf andere Verhältniſſe über. In dem folgenden, bis jetzt ungedruckten Sonette, das er einer ihm ſehr befreundeten Dame in's Album geſchrieben, bereut er ſeine Ueberſiedelung nach Berlin:

Berlin, im März 1842.

Der Weltentſagung wieder zu entſagen,
Laß' ich von welcher Lockung mich verführen!
Nun kann ich's hier an allen Zeichen ſpüren,
Daß nicht zum Glück mein Zelt ward aufgeſchlagen.
Wer bringt mir das verſcherzte Wohlbehagen
Zurück, mein Feu'r auf eignem Herd zu ſchüren,
Und für mich ſelbſt mein Saitenſpiel zu rühren,
Entfernt von denen, die danach nicht fragen.
Doch klage nicht! Voreilig war dein Brüſten
Mit Weltentſagung, die von wahrem Weſen
Nicht war, weil ſie getäuſcht ein falſch Gelüſten.
Nimm, was der Himmel dir zur Zucht erleſen:
Am lauten Markte, nicht in ſtiller Wüſten,
Herz, mußt du lernen von der Welt geneſen.

Man mochte in Beriin erwartet haben, daß ſich Rückert für die Gnade des Königs auf eine eklatante Weiſe dankbar zeigen werde, daß er ununterbrochen und ſchöner als je ſingen müſſe, wie ein Vogel, den man im goldenen Käfige füttert. Aber Rückert iſt ſich treu geblieben, wie er ſich treu bleiben mußte. „Eine Zunge läßt ſich zwar löſen, aber für Etwas, was mit den innerſten Organen der Seele verwachſen iſt, wie Rückert's Poeſie, giebt es keine Inſtrumente." Rückert konnte daher nie Berliner Dichter werden, ſeine Poeſie konnte ihre innere Wahrheit nicht gegen äußere „vielleicht Aufſehen machende Fictionen" aufgeben.

Seine Wohnung befand ſich anfangs in der Schulgarten- (jetzt Königgrätzer-) Straße, gegenüber der damals noch ſtehenden Stadtmauer, über welche hinweg er die Ausſicht auf die weiten Gärten und Parks der Paläſte in der Wilhelmſtraße hatte. Die Gebrüder Grimm, Cornelius, der Maler Hermann und andere Freunde Rückert's wohnten in der Nähe.

Es iſt Manches für und wider Rückert's Leben in Berlin geſchrieben worden. Als Thatſache bleibt ſtehen, daß er ſich nie in die moderne Geſellſchaft Berlins eingewöhnen konnte und ſich nie in dieſem neuen Wohnſitze wohl gefühlt hat. Auch er war, durch den mächtigen Aufſchwung, den der öffentliche Geiſt 1840 zu nehmen ſchien, begeiſtert, nach Berlin gegangen, um ſelbſt mit Hand anlegen zu können an dem großen Werke der Wiedergeburt Deutſchlands. Freilich hatte er dieſe auf anderen Bahnen geſucht, als das ſogenannte Eichhorn'ſche Syſtem, und er hat dies auch unumwunden ausgeſprochen.

Es war die Zeit der hohen Politik in der preußiſchen Metropole, und die gefeierten Männer der Wiſſenſchaft und des klaſſiſchen Stils, Humboldt, Varnhagen 2c., machten auch im Geheimen eifrig in dieſem Genre. Rückert dagegen hatte ſich, nachdem er die Krebsſchäden diplomatiſcher Kunſt eingeſehen, ganz von der Politik zurückgezogen; ſie war ihm ein Faktor, der ihn nur in ſeinen brahmaniſchen Betrachtungen ſtören konnte. Unverſehens gerieth er in die Oppoſition und trat mit gränzenloſem Freimuthe offen und geradezu damit heraus. Und doch war er ſich bewußt, poſitiv zu ſein, freilich anders, als die es verſtanden, die es zu ſein behaupteten. So fühlte er ſich ſowohl nach rechts wie nach links vereinſamt und galt dem Einen als Revolutionär, dem Andern als Reaktionär. Natürlich war es, daß er ſich von den Extremen beider Lager unter ſeinen Freunden zurückzog, z. B. mit Stahl hüben und Bettina drüben den Verkehr möglichſt einſchränkte und endlich ganz abbrach.

Den erſten Winter belebte noch eine rege Geſelligkeit.

Digitized by Google

Rückert paßte aber mit ſeinem Negligé der Geſinnung und ſeines ganzen Weſens nicht in die geſchnürten Salons der neuen Aufklärer und mußte ſich immer mehr wie ein in's 19. Jahrhundert verſchlagener „Urgermane" vorkommen. Während die feine Welt rings umher über den vereinigten Landtag und die Reichsſtände disputirte, ſaß er wie träumend in ſeinem Arbeitsſtuhle und ſann über ſein morgenländiſches Eldorado nach. Eine Einladung, zu der Leipziger Zeitſchrift „Comet" Beiträge zu liefern, lehnt er ab, weil er „weder Stoff noch Stimmung hat, ſich auf den literariſchen Markt, deſſen Treiben ihm ganz verleidet iſt, zu wagen". Den ganzen Winter, fügt er hinzu, hat er an die Neuheit ſeiner Lage verloren. Sollte ihm aber im Sommer, in behaglicher Stille, wohin er zu flüchten gedenkt, mit dem Gefühle neuer Geſundheit auch die böſe Luſt, kleine Lieder zu ſchreiben, wieder kommen, ſo wird er an die Einladung denken.

Es ſchloſſen ſich nicht viele Familien an Rückert an, wie dieſer es ja auch nicht ſuchte. Der Regierungsrath John, der frühere Secretair Göthe's, der ſich eines näheren Umgangs mit Rückert erfreute, war als Polizeibeamter und politiſcher Cenſor eine wenig beliebte Perſönlichkeit und nicht geeignet, in den höher gebildeten Kreiſen für Rückert-Sympathie zu erwecken.

Was die Collegien betrifft, ſo waren dieſe im Anfange ſeines Berliner Aufenthalts ſchon durch die Bedeutung des Rückert'ſchen Namens beſucht, nahmen aber ſpäter an Frequenz ab. Zuletzt hielt er ſie in ſeinem Arbeitszimmer und kam dann gar nicht mehr zur Univerſität.

Im Jahre 1844 kündigte Rückert einen Curſus über Perſiſch an. Nur der ſpäter berühmt gewordene Sanskritiſt Max Müller, der zum Studium der Berliner Sanskrit-Manuſcripte gekommen war, inſcribirte ſich. Da aber ein Minimum von drei Zuhörern für das Zuſtandekommen des Collegs erforderlich war, ſo begeiſterte der ſtrebſame Student noch zwei Commilitonen, und Rückert las nun mit ſeltener Ausdauer. Der Fleiß und die Wißbegierde der Zuhörer wirkten anfeuernd auf ihn ein. Andererſeits war es ſeine Begeiſterung für den Gegenſtand, ſein ſittlicher Ernſt, ſeine Unbefangenheit und das Bewußtſein ſeiner Bedeutung, das ſich in ſeinen Vorträgen ausſprach und wodurch er ſich die Herzen ſeiner Schüler meiſt unbewußt gewann. — Für Max Müller legte er in der Folge eine dauernde freundliche Zuneigung an den Tag, indem er ihm Rath und Belehrung zuvorkommend angedeihen ließ.

Rückert hatte die beſondere Vergünſtigung, nur im Winter in Berlin leben zu müſſen. Die Sommer brachte er auf ſeinem lieblichen Landſitze in Neuſeß zu. Schon von 1843 an verlegte er den Schwerpunkt ſeines Lebens dahin, und Neuſeß wurde von da an bis zu ſeinem Ende ſeine eigentliche Heimat. Seine Familie wohnte ſchon damals ganz dort, während er in ſeinem Winterquartiere Berlin eine Art Junggeſellenleben führte, deſſen Einſamkeit ihm allein verſchönt wurde durch den freundſchaftlichen Umgang mit der Familie des Medicinalraths und Profeſſors Dr. R. Froriep, in deſſen Hauſe, Behrenſtraße 65, er im Winter 1843 auf 1844 wohnte.

Aus der Periode des Hin- und Herſchwankens zwiſchen Berlin und Neuſeß ſtammen jene Gedichte im Album der Tiedge-Stiftung (Dresden 1843, Bd. I.): „Ein Winter in Berlin", welche dem Widerwillen gegen das Berliner Leben einen kräftigen Ausdruck gaben und eine große Senſation in den Berliner Kreiſen hervorriefen. Ebenſo hatte er Gedichte im Berliner Taſchenbuche (bei A. Duncker, 1843) veröffentlicht, über welche die Berliner Welt ebenfalls ihre Bemerkungen machte. Wie wenig hatte ſie freilich den Dichter verſtanden, deſſen Poeſie im Kampfe gegen eine kalte Wirklichkeit lag, und wie unbegreiflich war ihr daher der Schmerz, welcher aus dieſen Gedichten ſprach! Man ſagte, Rückert werde alt, die Poeſie gehe bei ihm zur Neige, er producire wenig und das ſchlecht, und was dergleichen Phraſen mehr waren. Man wußte aber nicht, daß Rückert's Gedichte nichts ſind als ſein Leben, daß ihm die Natur Alles und daß er ein Vogel war, der nur im Freien, im rauſchenden Walde, am grünen Hage ſingen konnte. Rückert's Poeſie ließ ſich eben nicht abrichten. Die glänzende äußere Stellung hat ſeine Lyrik in Berlin nicht zu Kraftäußerungen getrieben, durch die ein Anderer vielleicht ſein Recht zu dieſer Stellung hätte bethätigen mögen. Das Leben wurde ihm in Berlin trübe, und ſo auch ſeine Lieder. Berlin war ein glänzender Kerker für den Dichter; ſeine Bruſt war gebunden, denn „die Dryaden und Hamadryaden an der Spree tragen", wie Gutzkow ſagt, „aſchgraue Staubmäntel". Die moderne Geſellſchaft enthielt für ihn keine Poeſie; ſein Auge wurzelte in den Soireen der Hauptſtadt ebenſo troſtlos am Boden, als es dagegen an den Abenden in Neuſeß fröhlich von Wolken zu Blumen, von Bergen zu Quellen irrte; ſeine Bruſt empfing dort ebenſo wenig einen belebenden Hauch, als ſie dieſen hier aus jeder Erſcheinung der Natur zu trinken und ſich ganz eigen zu machen wußte. So waren denn ſeine Poeſieen nur eine Sehnſucht nach dem geliebten Neuſeß, nach einem ungeſtörten Naturleben. Dazwiſchen lag die Ueberfeinerung Berlins und der Sand der Mark.

Während des gegen ihn losgebrochenen Sturmes in Berlin befand er ſich ruhig in Neuſeß und empfand auch ſpäter wenig von dem Gebrauſe deſſelben, da die politiſchen Wogen dergleichen Epiſoden weggeſchwemmt hatten. Es folgten für ihn eine Reihe einſamer Winter in Berlin und frohbewegter Sommer in Neuſeß.

Nach ſeiner Rückkehr von Neuſeß, im Herbſte 1844, miethete er ſich eine Wohnung an der Ecke der Louiſenſtraße und des Schiffbauerdammes mit der Ausſicht auf die Spree. Als im Februar 1846 die Familie Froriep nach Weimar überſiedelte, hatte Rückert in Berlin eigentlich Niemanden mehr, an den er ſich enger angeſchloſſen hätte. Er wollte auch nicht mehr in das lebhafte Fahrwaſſer des Verkehrs einlenken. Geſellſchaft ſuchte er immer weniger. Ohne Begleitung unternahm er ſeine täglichen Spaziergänge in den nahen Thiergarten und an ſonnigen Mittagsſtunden nach „den Linden". Er wandelte dann, eine ſelbſt in Berlin einzige und von Vielen angeſtaunte, aber nicht begriffene Geſtalt, langſam vom Brandenburger Thore bis zum Schloſſe und wieder zurück in ſeine Wohnung. Ein ſolcher Gang, pflegte er oft zu äußern, führe ihm am Beſten das einzig würdige Stück der ganzen deutſchen Geſchichte ſeit dem dreißigjährigen Kriege, die Geſchichte Preußens von Friedrich dem Großen bis 1815, vor die Augen, und deshalb mache er den Gang unter den Linden. Zuweilen ſtattete er auch dem Atelier des großen Rauch, den er ſehr verehrte, einen Beſuch ab. Der geſellige Verkehr aber hörte zuletzt ganz auf, und Rückert verſenkte ſich tief in ſeine ernſte, ſtille Geiſtesarbeit.

Im Winter 1847 kam er zum letztenmale nach Berlin. Hier hatte ſich das ſogenannte Eichhorn'ſche Syſtem inzwiſchen immer mehr den Widerwillen aller Derjenigen zugezogen, welche von aufrichtiger Liebe für den preußiſchen Staat erfüllt waren. Unter ihnen natürlich Rückert, den dieſer Widerwille immer ſo zeitig als möglich aus Berlin hinaus nach Neuſeß zog.

Zwei Tage vor der März-Revolution verließ er, um nach Neuſeß zu eilen, die Reſidenz, ohne zu ahnen, daß er nicht

Digitized by Google

zurückkehren werde. Im nächſten Winter ließ er ſich von dem Aufenthalte in Berlin dispenſiren und im Jahre 1849 penſioniren. Die immerhin generöſe Weiſe, wie ihm die Penſion in einem weit über das reglementsmäßige Maß hinausgehenden Betrage gewährt wurde, beweiſt wenigſtens, daß der Unmuth, mit welchem ſich Rückert in ſeinen Gedichten über das Berliner Leben geäußert hatte, ohne irgend einen Einfluß auf die ihm vorgeſetzte Behörde und auf den Antrag geblieben iſt, welchen dieſelbe, der Penſion halber, in hoher Achtung der ausgezeichneten dichteriſchen Begabung unſeres Rückert, ſelbſt in den bedrängteſten Zeiten des Staates, an den König und deſſen dem unſterblichen Sänger des Liebesfrühlings gewidmetes Wohlwollen zu richten ſich verpflichtet fühlte.

Göthe und die Frauen, nach Adolf Stahr. *)

I.

Werther's Lotte und Gretchen in „Fauſt“.

Wenn für den Erfahrungsſatz, daß die Frauen im guten und böſen Sinne auf die Bildung des Mannes und namentlich auf die Geſtaltung ſeines Charakters einen weſentlichen Einfluß üben, nach einem geſchichtlichen Beiſpiele geſucht wird, ſo wiſſen wir kein prägnanteres zu bezeichnen, als das des größten Kenners des Frauenherzens, Göthe's, ſelber. Wie viel er dem Umgang mit edlen Frauen verdankt, iſt bekannt, und wohl ihm, daß ihn ſein freundliches Geſchick nur mit den Edelſten und Beſten ihres Geſchlechtes in nähere Beziehung gebracht hat! — Aus dieſem regen Verkehr aber, den der Dichter von ſeinen Jünglingsjahren an bis in ſein Greiſenalter mit edlen Frauen unterhielt, ſchöpfte er auch ſeine tiefe Kenntniß all der wunderbaren Eigenthümlichkeiten und Modalitäten im Weſen der Frauen, und deshalb wieder war er im Stande, uns eine Reihe von Frauengeſtalten zu zeichnen, wie ſie wahrer und wirklich getreuer niemals von einem Dichter vor oder nach ihm geſchildert ſind. Welch eine Friſche, welch ein Zauber und zugleich welch ein Reichthum und welche Mannigfaltigkeit der verſchiedenartigſten Typen weiblicher Charaktere tritt uns in den Frauen ſeiner Dichtungen und ſeines Lebens entgegen von Werther's Lotte an bis zur Ottilie und Charlotte in den Wahlverwandtſchaften! Verdanken wir doch dem genialen Pinſel des Meiſters Kaulbach eine Reihe trefflicher Gemälde, in denen uns die Frauengeſtalten der Göthe'ſchen Dichtungen verkörpert werden! Aber auch vor unſer geiſtiges Auge ſind ſie hingeſtellt durch die Feder des Mannes, der von allen jetzt lebenden Schriftſtellern beſonders dazu befähigt erſcheint: von Adolf Stahr, deſſen geiſtreiche Schrift über die Göthe'ſchen Frauen, die zu Anfang des vorigen Jahres erſchienen, heute bereits in zweiter Ausgabe vor uns liegt.

Ueber ein Werk Adolf Stahr's zu ſprechen, hat ſeine beſonderen Schwierigkeiten, wenn man ſich nicht etwa mit einer kurzen Notiz begnügen will. Denn es iſt bekannt, daß dieſem trefflichen Kenner unſerer Literatur, dem verdienſtvollen Gelehrten, dem Biographen Leſſing's, eine ſolche Fülle von Wiſſen, von gründlicher Kenntniß und dabei von Schärfe des Urtheils und Wärme der Diktion zu Gebote ſteht, daß man unwillkürlich bei der Lektüre ſeiner Schriften ſich angezogen und von Allem, was er ſagt und darſtellt, eingenommen fühlt, ſo daß man bei Beſprechung ſeiner Arbeiten entweder in den Fehler geräth, zu ausführlich aus dem reichen Schatze ſeines Geiſtes zu ſchöpfen und ſo zu wiederholen, was man beſſer in dem Buche ſelber geſagt findet, oder daß man ſich mit einigen Prädikaten des Lobes und der Anerkennung begnügt, um zur Lektüre ſeines Werkes aufzufordern. Das gilt auch im beſten Sinne von der uns vorliegenden Schrift; dieſelbe iſt nicht nur mit treffendem Urtheil und tiefem Verſtändniß des Dichters, ſeiner Beziehungen zur Frauenwelt und der von ihm mit Vorliebe dargeſtellten Frauengeſtalten, ſondern auch zugleich mit ſo inniger Hingabe an den Gegenſtand und darum mit ſo viel Wärme abgefaßt, daß es uns doppelt ſchwer wird, Einzelnes als beſonders beachtenswerth hervorzuheben und Anderes zu übergehen. Höchſtens können die einzelnen Frauen aus Göthe's Dichter- und Lebenskreiſe und das größere oder geringere Intereſſe, welches ſie bei näherer Bekanntſchaft uns einflößen, ein Kriterium für unſere Auswahl abgeben. Denn wenn auch alle die Frauen, mit denen der Dichter während ſeines langen Lebens in nähere Beziehung trat, oder die er in ſeinen Werken ſchildert, ohne Unterſchied unſere lebendige Theilnahme erregen und verdienen, ſo erkennen wir doch auch hier ein Mehr und ein Weniger, und fühlen uns zu Werther's Lotte oder zu Hermann's Dorothea, wie zum Gretchen Fauſt's, oder zu des Dichters Friederike von Seſenheim, ſowie zu Wilhelm Meiſter's Marianne und Mignon, ſympathiſcher hingezogen, als zu einer Adelheid von Walldorf, oder zu Fauſt's Helena, zur Eugenie, zur Frau Melina und ſelbſt zu Ottilie in den Wahlverwandtſchaften. Nach dieſem Kanon mag es uns geſtattet ſein, an eine Beſprechung des Werkes heranzutreten, von dem wir nur wünſchen können, daß es in ſeiner zweiten Ausgabe den Kreis ſeiner Leſer noch bedeutend erweitern möge.

Der Verf. giebt als Einleitung eine eingehende Betrachtung und Erläuterung über „Göthe's Muſe“ nach dem am Eingange der Göthe'ſchen Gedichte ſich befindenden Gedichte „Zueignung“, dem Kaulbach's Meiſterhand eine ſo ſinnige ſichtbare Geſtaltung gegeben hat. Wir erfahren hier aus der Geſchichte dieſes Gedichtes, daß daſſelbe, hervorgerufen durch die Liebe zu Charlotte von Stein, anfangs ein der Geliebten zugedachtes größeres Gedicht einleiten ſollte; als aber die italiäniſche Reiſe jenes Verhältniß löſte, blieb jenes Gedicht unvollendet, und die Einleitung zu demſelben erhielt eine andere, höhere und würdigere Beſtimmung. Losgelöſt von jenem fragmentariſchen Werke und gereinigt von allen auf eine beſtimmte einzelne Perſon bezüglichen Wendungen und Beſtandtheilen, bilden nunmehr dieſe Strophen die Eingangsweihe ſeines ganzen dichteriſchen Schaffens und Strebens. Und es iſt für die Würdigung Göthe's und ſeines Strebens bezeichnend, was auch Adolf Stahr beſonders hervorhebt, daß der Dichter die Früchte ſeines Lebens nicht der Geliebten, nicht ſeinem fürſtlichen Freunde und Beſchützer, geſchweige denn ſonſt einem Könige oder Kaiſer, freilich auch nicht der deutſchen Nation, die damals noch nicht „erfunden“ war, ſondern daß er ſie „den Freunden“ darbringt, d. h. allen Denen, die ſich ſelbſt zu eigen machen wollen und können, was er darbringt, die ſeine Gaben aufnehmen, wie er ſie bietet, den mitempfindenden, verſtehenden, Freude und Leid des Menſchendaſeins mit ihm theilenden — dieſen wahrhaften Freunden, in denen Er die Welt ſieht. Auch hier wieder müſſen wir darauf hinweiſen, wie großes Unrecht Diejenigen dem Dichter thun, die ihn einen kalten, vornehmen „Höfling“ ſchelten, und trefflich

*) „Göthe's Frauengeſtalten“, von Adolf Stahr. Zweite Ausgabe. Berlin, J. Guttentag, 1869. 2 Bände. 8. VIII, 237 u. 258 S.

Digitized by Google

iſt, was der Verf. über die Freundesliebe Göthe's ſagt, anknüpfend an ſein Wort:

„Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!“

„Dieſes Wort iſt innerſte Lebensmaxime des Dichters. Es klingt hindurch durch alle ſeine geheimſten Geſtändniſſe, in den vertrauteſten Herzensergießungen gegen ſeine Freunde vom Anfange bis an's Ende ſeines Lebens, und es iſt oft rührend, zu ſehen, mit wie dankbarer Seele der große Dichter jedes verſtändnißvolle Entgegenkommen, jeden, auch den kleinſten Beweis freundlicher und beifälliger Theilnahme an ſeinem Denken und Schaffen entgegen- und aufnahm.“ (I, S. 10 ff.)

Doch wir müſſen hiermit jenes einzige Gedicht und ſeinen von dem Geiſte deſſelben durchhauchten Commentar verlaſſen, um uns einzelnen der Göthe'ſchen Frauengeſtalten ſelber zuzuwenden.

Wir haben im Vorhergehenden zwar ſchon einige der hervorragendſten Frauen genannt, welche in dem Stahr'ſchen Buche beſprochen ſind; um aber die Reihenfolge der Geſtalten, wie ſie hier geordnet iſt, vollſtändig überblicken zu laſſen, zählen wir ſie ſämmtlich noch einmal auf. Der erſte Theil enthält: Werther's Lotte, Adelheid von Walldorf, Dorothea, Gretchen, Helena, Iphigenie, Leonore von Eſte, Eugenie, Friederike von Seſenheim, Maximiliane La Roche und Lili. Im zweiten Theile, welcher die Frauen aus Wilhelm Meiſter und aus den Wahlverwandtſchaften ſchildert, bringt der Verf. zunächſt eine Abhandlung „zur Entſtehungsgeſchichte des Wilhelm Meiſter“, worauf dann die Frauen deſſelben folgen, nämlich: Marianne, Frau Melina, Philine, Aurelie, Lydie, Thereſe, Natalie und Mignon; den Schluß bilden die Frauen der Wahlverwandtſchaften: Ottilie, Charlotte und ihre Tochter Luciane.

Unter den Geſtalten des erſten Theiles zieht zunächſt Werther's Lotte unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Während wir in dem Werther eine jener „problematiſchen Naturen“ kennen lernen, „die keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, denen keine Lage genug thut“, finden wir in Lotte das vollendete Gegenbild deſſelben. In mäßigen, ja beengten Verhältniſſen geboren, als das älteſte von neun Kindern eines fürſtlichen Amtmanns, iſt ſie in ſtiller Beſchränktheit und eifriger häuslicher Thätigkeit aufgewachſen, und mit dem Bewußtſein ſchwerer Pflichten iſt früh etwas über ihre Jahre Verſtändiges, Hausmütterlich-ernſtes, ſelbſt hier und da Pedantiſches in ihr übrigens heiteres und leichtlebiges Weſen gekommen. Aeußere Kultur durch Schule und Unterricht ſind wenig an ſie herangekommen. Sie hat wohl hier und da auch ihren Roman geleſen, aber doch nur ſelten, und als ſie Werther kennen lernt, ſind ihr ſchon lange, wie ſie uns geſteht, nur die Romane die liebſten, „in denen es zugeht, wie um ſie her, und wo ſie ihre eigenen häuslichen Zuſtände wiederfindet“. — „So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bei ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit!“ Dieſe eigenen Worte des Dichters, mit denen Werther zuerſt ihr Weſen ausſpricht, ſie ſind der wahrſte, treffendſte Abdruck ihres Charakters und mit ihnen erſcheint Lotte lebhaft vor unſeren Augen, wie ja auch Kaulbach's reizendes Bild ſie in dieſer hausmütterlichen kleinen Welt uns vergegenwärtigt.

Wie ganz anders, wenn auch gleich Lotten der bürgerlich beſchränkten Sphäre des Lebens angehörig, erſcheint dagegen Gretchen vor uns, zu der wir uns, mit Uebergehung der durchaus verſchieden gearteten Adelheid von Walldorf und der thatkräftigen Dorothea Hermann's, wenden. Die Schilderung ihrer Eigenthümlichkeit, wie dieſelbe uns in dem Gretchen vor der Schuld entgegentritt, leitet der Verf. mit den treffenden Worten ein: „Die Geſtalt Gretchens iſt ſo einzig, wie das Gedicht ſelbſt, dem ſie angehört, einzig daſteht unter allen Dichtungen der Literatur aller Zeiten und Völker. Zu allen anderen Göthe'ſchen Frauengeſtalten laſſen ſich aus dem Bereiche der poetiſchen Literatur Analogieen und Parallelen auffinden; das Weſen aber, das der Dichter des Fauſt in ſeinem Gretchen erſchaffen, iſt unvergleichbar mit irgend welcher anderen Schöpfung irgend welches anderen Dichters.“ Sie iſt die Verkörperung jener erſten Liebe, die, einmal dahin, nimmer wiederkehrt, ſo wenig wie die Jugend ſelbſt, deren Kind die erſte Liebe iſt! Ebenſo treffend finden wir den von dem Verf. aufgeſtellten Vergleich Gretchen's mit dem Geiſt des deutſchen Volksliedes, wie es in Göthe ſeine ideale Vollendung erreicht hat. „Wie das deutſche Volkslied in ſeiner wunderbaren Tiefe und Innerlichkeit, in ſeiner hingehauchten ahnungsvollen Empfindung eine unendliche Gewalt beſitzt, die unſer Herz bis in ſeine letzten Tiefen erzittern macht, ebenſo iſt dies Gretchen in der Beſchränktheit ihres „kindlich dumpfen“ Weſens einer Kraft der Leidenſchaft und einer Feſtigkeit des Entſchluſſes fähig, an denen alle Leidenſchaft des geliebteſten Mannes, ja ſelbſt der Witz der Hölle ſcheitern müſſen.“ Doch auch dieſem edlen Bilde fehlt nicht der Schatten, denn Gretchen iſt ein Kind des Volkes, kein Ideal. Auf dieſe Seite ihres Weſens werden wir hingewieſen in dem zweiten Bilde, welches uns Gretchen als die Schuldige, ihre „Schuld und Sühne“ kennen lehrt. Dieſe Schattenſeite zeigt uns der Verf. in Gretchen's Verhältniß zu ihrer Mutter und namentlich zur Nachbarin Martha, deren perſonificirte ſelbſtſüchtige Gemeinheit erſt Gretchen's Unſchuld und Reinheit, ihre ſelbſtloſe Hingebung in der Liebe um ſo heller hervorleuchten laſſen.

Wir können hier nicht näher eingehen auf die von Stahr gegebene Zergliederung der einzelnen Situationen, in welcher der Dichter uns Gretchen in ihrem tiefſten Seelenleiden, von dem erſten Fehltritt an bis zu ihrem Untergange vorführt, nur das ſei noch angedeutet, daß auch hier der Verf. in Gretchen, wie ſie die Schlußſcene im Kerker uns zeigt, nicht eine Wahnſinnige erblickt, obwohl man nur zu ſehr gewohnt iſt, ſie als eine ſolche zu denken, und ſie auch meiſt ſo dargeſtellt ſieht. Dagegen nimmt Stahr den Dichter in Schutz: „Der Dichter des Fauſt hat nicht daran gedacht, ſein Gretchen im Wahnſinne enden zu laſſen. Zwar iſt all ihr Empfinden, ihre ganze Phantaſie durch ihre Lage bis zur höchſten Ueberſpannung geſteigert; aber was ſie empfindet, was ſie ſieht, iſt furchtbare Wahrheit, ihr ganzes Denken von einer grauenvollen Folgerichtigkeit, die nur um ſo entſetzlicher iſt, weil ſie ſich nicht in der Form des verſtändigen Reflektirens, ſondern immer nur in Viſionen der Thatſächlichkeit kundgiebt, welche den richtigen Gedanken in ein Phantaſiebild eingekleidet enthalten.“ Dieſe Auffaſſung wird durch eine Zergliederung der Vorgänge in der Kerkerſcene näher begründet, und die ganze Darſtellung mit einem Hinweis auf den Schluß des zweiten Theiles des Fauſt beendigt, als deſſen Reſultat die Wahrheit hingeſtellt wird, daß die Liebe ſtärker iſt als der Tod und ihr Wille feſter als die Hölle. „Dieſe Liebe iſt die Liebe Gretchen's, und Fauſt hat Theil genommen an dieſer Liebe und dieſe Liebe an ihm.“ Darum wird auch er gerettet.

Digitized by Google

Lemcke's populäre Aeſthetik.*)

Der Gottesbegriff der Hebräer und der Griechen.

Von dieſem Werke iſt bereits eine zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage erſchienen. Das Buch verdient die günſtige Aufnahme, die es gefunden. Nach des Verfaſſers Grundſatz hat die Aeſthetik nicht die Aufgabe, unmittelbar zu lehren, wie das Schöne zu erſchaffen ſei, ſondern ſie ſoll ſuchen, in das Weſen des Schönen einzudringen und es deutlich zu machen, und zwar in einer verſtändlicheren Weiſe, als es häufig von Solchen geſchehen iſt, die durch den Zunftkram den Unzünftigen die philoſophiſchen Wiſſenſchaften unerquicklich machten und erſchwerten. In der That verſteht es der Verfaſſer, die Lehre vom Schönen auf eine faßliche Weiſe, ohne ſie in eine ſtreng ſyſtematiſche Form zu zwängen, einem größeren Leſerkreiſe verſtändlich zu machen; er weiß beſonders dadurch das Intereſſe lebendig zu erhalten, daß er häufig ſeine Lehren aus Beiſpielen oder bildlichen Darſtellungen vorhandener Meiſterwerke zieht oder an ihnen beſtätigt. Das Buch zerfällt in drei Haupttheile: Begriff und Weſen der Aeſthetik; das Schöne in der Natur; die Kunſt. Der letzte Theil ſchließt mit der Dichtkunſt und ihren Gattungen. Wir hätten auch eine genauere Berückſichtigung der Proſa gewünſcht, die der Verfaſſer S. 456 nur mit wenigen Worten abfertigt. In unſerer Zeit, in welcher gegen die Macht des ungebundenen Wortes der Einfluß der Poeſie faſt verſchwindet, thut es noth, das Volk auch über die äſthetiſchen Forderungen zu belehren, die an die proſaiſchen Gattungen des Romans, der geſchichtlichen Darſtellung, der Beredtſamkeit und der wiſſenſchaftlichen Belehrung geſtellt werden müſſen. Hat der Verfaſſer in dem Abſchnitte von den bildenden Künſten die Tektonik berückſichtigt, warum nicht auch bei den redenden Künſten die Proſa? An trefflichen Muſtern aus alter und neuer Zeit, an denen die Geſetze des Schönen nachgewieſen werden können, iſt ja eine reiche Fülle vorhanden.

Ueber manche einzelne Anſchauungen des Verfaſſers, ſo viel Treffliches auch ſein Buch enthält, ließe ſich ebenfalls rechten. Wir heben nur Eins hervor. Der Verfaſſer ſpricht über das Erhabene und erläutert den Unterſchied des Erhabenen und Furchtbaren alſo: „Die Gottheit, das Schickſal ſind furchtbar und erhaben, je nachdem ich die Willkür von ihnen hinwegdenke und ihnen eine Harmonie, ein Maß beilege. Der Gott Juda's iſt furchtbar, denn er iſt willkürlich und maßlos, unbändig in ſeinem Grimme, rückſichtslos und unbarmherzig in ſeiner Rache. Der Jude kennt für ihn kein Maß und Ziel; er fürchtet einen Herrn, der zum Wütherich werden mag, während er in Güte zu einem Verſchwender wird. Der Jude bleibt ſeinem Gotte gegenüber ein Kind oder ein Sklave. Der Zeus der Hellenen dagegen iſt erhaben. Auch er vermag Himmel und Erde mit ſeinen Augenbrauen zu erſchüttern, aber ſein Anbeter kann freudig zu ihm aufſchauen; das Maß thront auf ſeinem Antlitz, wie es ſeine Handlungen beſtimmt."

Stellte nicht der Verfaſſer den Gott der Juden dem Zeus der Hellenen gegenüber, ſo würden wir in ihm einen jener Frommen vermuthen, die ihren Judenhaß auch auf den Gott der Juden übertragen; ſo aber iſt er nur ein Kunſtlehrer, der neben dem Bilde eines ſchönen Gottes das eines häßlichen braucht, um ſeinen Schülern den Unterſchied des Erhabenen und Furchtbaren anſchaulich zu machen. Wir ſollten meinen, das Schreckbild irgend eines ägyptiſchen oder indiſchen Hauptgötzen, dem Zeusbilde eines Phidias gegenübergeſtellt, wäre am Geeignetſten, den Unterſchied recht deutlich zu zeigen. Statt deſſen vergleicht unſer Verfaſſer ſeine eigene häßliche Vorſtellung von dem unbildlichen Gotte der Juden mit dem ſchönen Kunſtwerke des griechiſchen Meiſters. Es kann aber nur Bild mit Bild und Vorſtellung mit Vorſtellung verglichen werden. Fragen wir, welche Vorſtellung dem Zeusbilde des Phidias zu Grunde lag, ſo wiſſen wir, daß der Künſtler den Zeus als den die Bitten erhörenden Gott, als den Ζεὺς κατανεύων, in der Situation dargeſtellt hat, die Homer, Il. I, 528—530, ſchildert. Hier fleht Thetis den Zeus, die Troer mit Siegeskraft zu ſtärken, bis die Achäer ihren Sohn Achilleus, welchem Agamemnon ſein Ehrengeſchenk geraubt, hoch mit Ehre verherrlicht haben würden. Zeus fürchtet den häuslichen Zwiſt mit ſeiner Frau Here, wenn er den Troern helfe, darum ſolle Thetis ſich nur eilig entfernen, damit Here ſie nicht bemerke; ihre Bitte werde er ihr erfüllen:

> Aber wohlan, mit dem Haupte dir wink' ich es, daß du vertrauest.
> Solches iſt ja meiner Verheißungen unter den Göttern
> Heiligſtes Pfand; denn nie iſt wandelbar oder betrüglich,
> Noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gewähret.
> Alſo ſprach und winkte mit ſchwärzlichen Brauen Kronion;
> Und die ambroſiſchen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
> Von dem unſterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.

Von dem Gotte der Juden giebt es kein Bild; wir können alſo höchſtens Vorſtellung mit Vorſtellung vergleichen. Wir wählen zur Gegenüberſtellung jener Homeriſchen Offenbarung von der Macht und Gnade des Zeus die Gottesoffenbarung in 2. Moſ. 34, 6—7. Die Israeliten waren von Gott abgefallen; ſie hatten dem goldenen Kalbe geopfert. Moſes ſteigt auf den Sinai und fleht zu Gott, ihnen die Sünde zu verzeihen. Dem Volke wird die Vergebung und Moſes verlangt als Pfand, daß Gott noch ferner unter ihnen weilen werde, das Angeſicht Gottes zu ſchauen. „Mein Angeſicht kann kein Lebender ſchauen, aber mein göttliches Weſen will ich dir offenbaren." Und Gottes Stimme rief: „Gott, Gott, mächtig, barmherzig, gnädig, langmüthig und groß an Huld und Treue, bewahret die Liebe bis in das tauſendſte Geſchlecht, vergiebt Vergehen, Verbrechen und Sünde, läßt aber nichts ungeſtraft, heimſuchend der Väter Miſſethat an den Kindern und Kindeskindern bis in das dritte und vierte Geſchlecht."

Welche von beiden Vorſtellungen iſt die erhabenere? Die Homeriſche gab Veranlaſſung zu dem ſchönen Bilde eines mächtigen Gottes in Menſchengeſtalt, der den Bitten ſeiner Verehrer Gewährung zuzuwinken ſcheint; die moſaiſche weiſt ausdrücklich jede Verſinnlichung zurück und will nur Gott im Geiſte erkannt wiſſen als Gott der Gerechtigkeit, aber auch der Milde und Gnade, der dem Sünder ſeine Verirrung verzeiht und, da er die böſe That mit ihren Folgen für die Mit- und Nachwelt nicht ungeſchehen machen kann, die Wirkung des Böſen nur auf die nächſten Geſchlechter beſchränkt, während er das Gute das der Menſch thut, noch im tauſendſten Geſchlechte fortwirken läßt. Iſt das der Gott, der ohne Maß mit blinder Willkür nur Rache übt, um ſich furchtbar zu machen? Iſt er nicht vielmehr der ernſte, aber milde Richter, der ſich ſelbſt unter das Geſetz ſtellt? Und in der Anerkennung dieſes von der Geſchichte der Menſchheit wie der Einzelnen beſtätigten Geſetzes, daß das Wohl und Wehe der künftigen Geſchlechter von unſerem eigenen moraliſchen Verhalten abhängt, liegt ein weit edleres Motiv, das Gute zu thun und das Böſe zu meiden, als in der ſelbſtſüchtigen Hoffnung auf eine künftige Seligkeit im Himmel und in der ſklaviſchen Furcht vor den ewigen Qualen der Hölle.

---

*) Leipzig, E. A. Seemann, 1867.

Digitized by Google

Aus dem Gottesbegriffe, wie der Verfaſſer ihn den Juden andichtet, hätte unmöglich eine Literatur hervorgehen können, die in einem höheren Sinne Weltliteratur geworden iſt, als die griechiſche; denn aus ihr haben zu allen Zeiten Millionen Herzen Erhebung, Erbauung und Troſt geſchöpft und werden ſie noch ferner ſchöpfen. Wie ſich der äſthetiſche Sinn der Griechen in ihren künſtleriſch ſchönen Götterbildern wiederſpiegelt, ſo iſt der Gottesbegriff der Hebräer der treue Ausdruck des mächtigſten ethiſchen Gefühls, das ſeine Liebe zum Guten und ſeinen Haß gegen das Böſe auf ſeinen Gott überträgt mit einer Kraft und Erhabenheit der Ausdrücke und der Bilder, die ein ſchwächliches Geſchlecht, deſſen Gottesbewußtſeln durch die widerſprechendſten Dogmen und Philoſopheme verwirrt und getrübt iſt, nicht mehr zu faſſen und zu vertragen vermag. E. M.

Schweiz.

Die freie religiöſe Bewegung in der Schweiz.

Einem aufmerkſamen Beobachter der ſchweizeriſchen Zuſtände kann es nicht entgehen, daß die politiſche Bewegung in der früher oft ſo ſehr aufgeregten Eidgenoſſenſchaft mehr und mehr ins Stocken geräth, und daß gegenwärtig hier rein politiſche oppoſitionelle Bewegungen eine allgemeinere Bedeutung nur ſelten noch erlangen, — ein Schickſal, welches übrigens die Schweiz gegenwärtig mit vielen monarchiſchen Staaten zu theilen ſcheint. So will die von einer jungradikalen Partei in vielen Organen angeſtrebte Propaganda für eine Reviſion der Bundesverfaſſung beim Volk nicht recht Feuer fangen. Man giebt das Wünſchbare einzelner Forderungen zu, intereſſirt ſich aber im Ganzen nur in ſehr matter Weiſe für oder gegen die abſtrakte Prinzipienreiterei, wie ſie in manchen Blättern getrieben wird.

Nur Ein Canton ſcheint eine geharniſchte Stellung gegen eine Reviſion der Bundesverfaſſung einnehmen zu wollen: der Canton Waadt, der hier, wie ſchon früher oft bei anderen Gelegenheiten, eine vermehrte Centraliſation der Eidgenoſſenſchaft fürchtet, wogegen Waadt in ſeinem entſchiedenen Cantonal-Souveränetäts-Bewußtſein, und weil die Centraliſation, nach waadtländiſchen Anſichten, wie ſie früher namentlich ſchon bei der Frage einer Gründung einer eidgenöſſiſchen Univerſität ſich überall ausſprachen, mit Nothwendigkeit zu einer Germaniſirung der geſammten Schweiz führen würde. Sonderbarer Weiſe war einer der Hauptgründer der neuen Eidgenoſſenſchaft, Henri Druey, ein Mann von wahrhaft freien Anſchauungen, ein Waadtländer.

In ſcharfem Gegenſatz zu dem erſchlaffenden politiſchen Leben der Schweiz tritt eine um ſo kräftiger ſich entfaltende Regſamkeit auf ſozialem, religiöſem und confeſſionellem Boden auf, und dieſe Bewegung dürfte das allgemeine europäiſche Intereſſe um ſo höher in Anſpruch nehmen, als ihr vielleicht, wie dies ſchon bei früheren ſchweizeriſchen Bewegungen in dieſem Jahrhundert der Fall war, eine prototypiſche Bedeutung zukommen könnte.

Von der durch den internationalen Arbeiterbund in die Schweiz importirten ſozialen Bewegung haben wir in einem früheren Artikel (Nr. 7 des „Magazin") geſprochen; heute ſei es uns geſtattet, von der vom Canton Neuenburg ausgehenden religiöſen Bewegung eine allgemeine Schilderung zu entwerfen.

Man darf im Allgemeinen behaupten, daß bisher in der Schweiz die Orthodoxie einen feſten Fuß gefaßt hatte; der populärſte ſchweizeriſche Volksſchriftſteller, Jeremias Gotthelf, war entſchieden ſtrenggläubig. Kritiſche Spekulationen, wie ſie zur Zeit des Deutſchkatholicismus, der Lichtfreunde u. ſ. w. ſelbſt die deutſchen Volkskreiſe ergriffen hatten, ließen die praktiſchen, nur dem materiellen Leben zugekehrten, allem Idealismus fremden Schweizer völlig unberührt. Als eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung muß es angeſehen werden, daß kurz nach der Reſtauration, in den Jahren 1815—1820 und den folgenden, eine Anzahl engliſcher und ſchottiſcher Miſſionäre mit viel Erfolg, namentlich in der franzöſiſchen Schweiz und beſonders in Genf, eine myſtiſch-pietiſtiſche Propaganda unternahmen, aus welcher in Genf und Waadt die ſogenannte „freie Kirche" (lucus a non lucendo), welche ſich unabhängig vom Staat conſtituirte, hervorging. (Vergl. unſeren Aufſatz in Nr. 30 des „Magazin" von 1866, der den Titel führt: „Die religiöſen Parteien in Genf; die Nationalkirche, die Methodiſten und die freie Kirche".) So unpopulär dieſe religiöſen Vereine, welche einem dumpfen Myſticismus und überhaupt den unduldſamſten Grundſätzen huldigten, urſprünglich auch waren (das Volk nannte ihre Mitglieder ſpottend „Momiers"), ſo haben ſie doch in Folge ihrer feſten Organiſation und ihrer politiſchen Schlauheit in vielen Cantonen, vor allem in Genf, einen außerordentlichen Einfluß auf das ſoziale Leben zu erringen gewußt.

In Genf iſt das Cliquenweſen ſo gut organiſirt, daß es den Ton des geſellſchaftlichen Leben nach den verſchiedenſten Richtungen beherrſcht. Selbſt die Freimaurerei iſt in Genf in ſolches Cliquenweſen ausgeartet. Man räth jungen Fremden, welche in Genf ihre Zukunft ſuchen, entweder der „Momerie" oder der „Maurerei", oder beiden zugleich ſich anzuſchließen; und in der That reuſſiren diejenigen, welche dieſem wohlwollenden Rath folgen, ungleich raſcher und beſſer, als diejenigen, welche ihre Unabhängigkeit zu bewahren ſuchen. Es hat ſich in Folge dieſes Treibens ein wahrhaft jammervoller Servilismus in Genf eingeſchlichen, von welchem man ſich im Ausland, wo man in einer demokratiſchen Republik ſo etwas nicht für möglich hält, nur ſchwer einen Begriff machen kann. Den meiſten Genf flüchtig beſuchenden Fremden entgehen dieſe Dinge.

Auch Frau Fanny Lewald, welche eine ſo geiſtvolle und anziehende Schilderung der ſchönen Außenſeite Genfs in ihrem „Sommer und Winter am Genferſee" gegeben, ſcheinen dieſe thatſächlichen Zuſtände völlig entgangen zu ſein. Freilich, um ſie genauer kennen zu lernen, muß man jahrelang in Genf verkehrt und mehr als Einen Blick hinter die Couliſſen gethan haben, welche die Genfer mit großer Kunſtfertigkeit den Fremden gegenüber vor ihre zahlloſen inneren Schattenſeiten zu ſtellen wiſſen.

In den Kantonen Waadt und Neuenburg, desgl. in Baſel, hat ſich der ſoziale Einfluß des religiöſen und ſonſtigen Cliquenweſens, in ähnlicher Weiſe, wenn auch nicht ſo allgewaltig, entwickelt. Einer energiſchen Oppoſition gegen dieſes Unweſen dürfte alſo die entſchiedenſte ſittliche Berechtigung ſicher nicht abzuſprechen ſein. Im Kanton Neuenburg hat die Bewegung zuerſt eine beſtimmte Geſtalt angenommen und zu einem höchſt wichtigen und wahrſcheinlich ſehr folgenſchweren Ergebniß geführt. Dort hat ſich ein „Reformverein" gebildet, und dieſer erließ ein Manifeſt, worin er zur Bildung einer „freien Kirche" auffordert, indem er die Grundſätze aufſtellt, welche gewiſſermaßen das Glaubensbekenntniß dieſer „freien Kirche" umfaſſen. Dieſes Manifeſt lautet:

Digitized by Google

„Unter dem Namen „freies Chriſtenthum" verſtehen wir eine Religion, welche zum einzigen Zweck hat: die ſittliche Vervollkommnung des Menſchen und der Menſchheit. Unter dem Namen „freie Kirche" verſtehen wir eine freiwillige Genoſſenſchaft Derer, welche gemeinſam ein ſittliches Ideal anſtreben, das ſich über die engen Gränzen ſtrenger Gerechtigkeit erhebt. Dieſes Ideal, welches die beſtändige und rückhaltloſe Unterwerfung unter eine einzige Autorität, die des Gewiſſens, vorausſetzt, iſt: unbedingte Hingabe an das abſolut Gute. Der Kultus des Guten, welcher der Kern dieſer Religion iſt, äußert ſich beſonders in der Liebe Gottes und in der Menſchenliebe.

„Die Liebe Gottes iſt die freiwillige Unterordnung unſerer Handlungen, Gedanken und Abſichten unter jene höhere Macht, welche alle Menſchen mehr oder weniger dunkel unter dem Namen Gott empfinden, und die den Einen als erſte Urſache, den Andern als abſolute Subſtanz, Dieſen als unwandelbares Geſetz, Jenen als freier Wille erſcheint. Auf welche Weiſe Jeder auch den Begriff Gottes theoretiſch beſtimmen mag, Alle geben zu, daß die Liebe Gottes darin beſtehe, daß wir zu jeder Zeit über unſere Intereſſen und unſere Perſonen die Befolgung der allgemeinen Ordnung ſetzen.

„Deshalb liebt Derjenige Gott von ganzem Herzen, der vollkommen durchdrungen iſt von der Idee und dem Gefühl der Pflicht. Das in unſer ſittliches Bewußtſein eingeſchriebene Geſetz der Pflicht iſt von allen Offenbarungen Gottes die einzige, die allen Menſchen gemeinſam, die allgemein anerkannt, wenn nicht befolgt, die, klar und ſicher für Alle, für Alle verbindlich iſt. Sie iſt auch die einzige Form des Glaubens an Gott, welche verſchieden Denkenden als Band dienen kann, ohne daß ſie deshalb ihrer Freiheit oder ihrer perſönlichen Würde zu entſagen brauchen.

„Die Menſchenliebe iſt die freiwillige Unterordnung unſerer Intereſſen unter diejenigen der Menſchheit. Seinen Nächſten wie ſich ſelbſt lieben, das heißt nicht nur, ſich die Unterdrückung der Selbſtſucht, ſondern die ganze Hingabe ſeiner ſelbſt, die Selbſtverleugnung, die Aufopferung ſeiner ſelbſt zur Aufgabe ſtellen.

„Das iſt unſer Bekenntniß. In der Annahme deſſelben und in der Verpflichtung, es nach Kräften befolgen zu wollen, liegt das einzige Glaubensbekenntniß, welches als Eintrittsbedingung in die „freie Kirche" gefordert wird.

„Wenn wir für eine Religion, welche jedem ihrer Bekenner die vollkommene Freiheit ſeiner Meinungen wahrt, den Namen Chriſtenthum beibehalten, ſo geſchieht dies nicht nur, um das Band feſtzuhalten, welches uns mit der religiöſen Vergangenheit unſeres Volksſtammes und unſeres Landes verknüpft. Die „freie Kirche" wendet ſich auch an die ganze menſchliche Geſellſchaft und nicht nur an einige auserleſene Geiſter; ſie wendet ſich vorzugsweiſe an das Volk, dem bis jetzt keine Wahl gelaſſen war zwiſchen der glaubensſtarren, mit äußerer Gewalt ausgeſtatteten Kirche und dem vollkommenen Entſagen auf jedes gemeinſame religiöſe Leben. Männern und Frauen, die weder Zeit noch Mittel beſeſſen haben, ſich mit der Sprache der Philoſophie vertraut zu machen, muß man keine allgemeine Theorie, ſondern eine geſchichtliche und greifbare Geſtalt, eine menſchliche Perſönlichkeit darſtellen, die für ſich allein ein ganzes, lebendiges Bekenntniß ausmacht. Aber wir kennen keine vollkommenere, keine ergreifendere Geſtalt für alle Herzen und für alle Köpfe, Gebildete oder Ungebildete, als diejenige von Jeſus von Nazareth, dem Begründer der einzigen, wahren Religion: der Religion des Gewiſſens und der Freiheit.

„Jeſus, der Sohn eines einfachen Handwerkers, er ſelbſt ein einfacher Handwerker, der in ſeiner Seele von jenem Gott erfüllt iſt, den Andere in äußeren Wundern ſuchen, der ſich in der Sprache ſeines Landes, im Namen ſeines Gewiſſens den Sohn Gottes nennt, und alle Menſchen auffordert, wie er, Söhne Gottes zu werden durch die Liebe und den reinen Wandel; Jeſus, der ſich die Aufgabe ſtellt, die Menſchen vom Laſter und der Sünde zu retten, indem er vor ihnen durch ſein Wort und ſein Leben das ſchönſte Ideal menſchlicher Sittlichkeit ſtrahlen läßt, indem er ſo durch ſeine Heiligkeit und in Kraft allein dieſer Heiligkeit nicht nur eine auserleſene Schaar, ſondern die Maſſe, ja den Auswurf der Menſchheit ſelbſt mit ſich fortreißt; Jeſus, der Glauben genug beſitzt an die Macht des Guten über die menſchliche Seele, um zu fühlen, daß ſein Beiſpiel entſcheidend ſein werde und in Zukunft ihm gehöre, der mit Zuverſicht in klaren, volksthümlichen und rührenden Worten nicht nur die Tugend, ſondern das eifrige Streben nach ſittlicher Vervollkommnung predigt, der eine ſtrenge Beſſerung nicht nur im Thun und Handeln, ſondern in den geheimſten Regungen unſeres Herzens fordert und anbefiehlt; Jeſus, der dem engen Formenweſen der Orthodoxie ſeiner Zeit den Kultus der reinen Liebe im Geiſte und in der Wahrheit entgegenſetzt; Jeſus mit ſeinem unwandelbaren Glauben an ſeine Sendung, bereit, für ſie zu ſterben, um ſie mit ſeinem Blut zu befruchten; Jeſus, der endlich mit der Gewißheit ſtirbt, daß er ſeinen Jüngern durch ſein Leben, ſeine Lehre und ſeinen Tod eine Macht hinterlaſſe, welche die Welt beſiegen werde, die Macht des Glaubens, die Macht der Aufopferung; Jeſus, der den Märtyrertod erlitt, wie er das Gute gethan, nicht als Gott, ſondern als Menſch, ohne eine hochmüthige Unempfindlichkeit zur Schau zu tragen, ohne ſeine Todesangſt und ſeine menſchliche Schwäche zu verbergen, aber aus ſeinem gotterfüllten Bewußtſein den ſtillen Heldenmuth und die gränzenloſe Liebe ſchöpfend; Jeſus, der am Kreuze verſcheidet, ohne einen Gedanken des Haſſes, ohne ein Wort des Vorwurfs gegen ſeine Henker: — dieſer Jeſus des Evangeliums ſpricht mehr zu den Seelen, denen wir ihn als unſer Bekenntniß näher führen, als die umſtändlichſten Formeln; er bietet in einem einzigen, ewig wunderbaren Bilde, wenn nicht alle, doch die weſentlichſten Züge des ſittlichen Ideals, die wohl auch anderswo ſich zerſtreut finden, aber nirgends ſo tief, ſo rein. Deshalb glauben wir feſt, daß es keinen rechtſchaffenen Menſchen giebt, welcher Art auch ſeine Erziehung geweſen, der nicht ſeinen Zoll, nicht etwa der Anbetung, doch der freien und ehrfurchtsvollen Zuſtimmung jenem Manne ertheilen möchte, welcher allen Menſchen zugerufen: „Seid vollkommen!" Der Jude, der Katholik, der Proteſtant, der Freidenker, jeder Menſch fühlt ſich im innerſten Herzen getroffen im Angeſicht eines ſolchen Beiſpiels. Und die ſittliche Erſchütterung, die göttliche Erregung, die allmächtige Wirkung auf die Seele iſt ja das Weſentlichſte in der Religion. Deshalb wird es für Jedermann leicht verſtändlich ſein, was eine Kirche bedeutet, die keine andere Frage ſtellt als dieſe: Wollt ihr Jeſus als Vorbild nehmen, wollt ihr euch mit demſelben Geiſte beſeelen, der ihn beſeelte? Glaubt ihr an ihn? das heißt: fühlt ihr, wenn er ſie euch in ſich ſelbſt verkörpert zeigt, jene unſichtbaren und göttlichen Wirklichkeiten, die Gerechtigkeit und die Wahrheit, die Pflicht und das Recht, die Liebe und die Heiligkeit? Im Angeſicht eines ſo erhabenen Meiſters, fühlt ihr den Abſcheu vor den Fehlern, die Reue, die Schande, den Ekel vor dem Böſen und das glühende Bedürfniß, beſſer zu werden?

„Wenn wir uns „freie Chriſten" nennen, ſo nehmen wir

Digitized by Google

damit die ſittliche Ueberlieferung des Chriſtenthums an, nicht als abſolut und unfehlbar, ſondern weil dieſelbe uns als das getreue Echo des Gewiſſens, der Stimme Gottes in der Seele erſcheint. Wir faſſen alſo Wurzel in der menſchlichen Ueberlieferung, ohne uns an den Buchſtaben einer ſpeziellen Vergangenheit, einer jüdiſchen, katholiſchen oder proteſtantiſchen, zu binden. Wir wollen weder eine Synagoge, noch eine Sekte, und ſei es die ehrwürdigſte von allen, aber wir wollen die allgemeine Kirche, der offene Hafen für alle Diejenigen ſein, welche frei an Gott glauben und in ihm leben, ihre Brüder lieben und ihnen dienen, welche das menſchliche Ideal faſſen und verwirklichen wollen.

„Der Name, den wir uns geben, drückt die Thatſache aus, daß die alten Kirchen uns nicht mehr genügen, und daß wir nicht ferner in der Vereinzelung einer unfruchtbaren Verneinung leben, noch auf die Wohlthaten einer frei ausgelegten religiöſen Ueberlieferung verzichten, und beſonders auch nicht auf die lebendigen Kräfte verzichten wollen, die der freie und ſympathiſche Austauſch von Ideen und Meinungen erzeugt. Wir fühlen das Bedürfniß, auf dieſem Gebiete wie auf jedem anderen die normale Bedingung des menſchlichen Daſeins zu erfüllen.

„Wir wollen alſo:

Eine Kirche, aber ohne Prieſterthum;
Eine Religion, aber ohne Katechismus;
Einen Kultus, aber ohne Myſterien;
Eine Sittenlehre, aber ohne Theologie;
Einen Gott, aber ohne Syſtem.

„Wir wollen endlich, und glauben im freien Chriſtenthum zu finden:

„Eine freie Religion, die es dem Menſchen verwehrt, ſich vor irgend einer vermeintlich unfehlbaren Autorität zu beugen, ſei es der Papſt, die Bibel oder eine Synode;

„Eine Religion des Gewiſſens, die Niemandem den Glauben aufdrängt, daß ſein Heil von dieſer oder jener Meinung abhänge;

„Eine Religion der Vernunft, die den kühnen Schwung des Gedankens nicht hemmt, ſondern die Wiſſenſchaft und den Fortſchritt ermuthigt;

„Eine Religion der That, welche daran gewöhnt, nicht Diejenigen als religiöſe Menſchen zu betrachten, die am Meiſten dogmatiſchen Glauben, fromme Formeln oder myſtiſche Gefühlsſchwärmerei in ſich aufgenommen, ſondern Diejenigen, die in Wirklichkeit am meiſten danach gerungen haben, gut zu ſein, Diejenigen, die das reichſte und erhabenſte ſittliche Leben führen;

„Eine Religion der Gleichheit, die Allen nicht nur dieſelben Rechte und Pflichten, ſondern auch dieſelben Mittel ertheilt, um ſie zu erfüllen, indem ſie die religiöſe Geſellſchaft auf einem Boden aufbaut, der unabhängig iſt von jeder Theologie und Philoſophie, und indem ſie hiermit jeden Grund aufhebt, unter der dogmatiſchen Vormundſchaft irgend eines Klerus zu ſtehen;

„Endlich und vor Allem eine Religion der Liebe, welche zuſammenführt, was die Andern trennen, welche Alles der Moral, und dieſe nichts Anderem unterordnet, welche die Menſchen nicht mehr lehrt, ſich gegenſeitig zu verdammen um unerklärbarer Dogmen willen, ſondern ſich gegenſeitig zu helfen und zu lieben um des allgemeinen Wohles der Menſchheit willen.“

In Anbetracht der in dem ſozialen und überhaupt öffentlichen Leben mancher Cantone eingeriſſenen Corruption, wie wir ſie Eingangs andeuteten, kann eine ſolche reformatoriſche Bewegung, welche auf den in dem vorſtehenden Manifeſt ausgeſprochenen Grundſätzen beruht, nur als eine ſittliche Nothwendigkeit betrachtet werden. Es wird natürlich nicht an heftigen Kämpfen fehlen, und wir erwarten die heftigſten in Genf, wo in aller Kürze Profeſſor Buiſſon aus Neuenburg, der gerade in dieſem Canton einer der Hauptanreger der Bewegung war, eintreffen ſoll, um eine Reihe öffentlicher Vorträge zu halten, welchen ſchon jetzt die „Momiers“ mit Entſetzen entgegenſehen. Die religiös-reformatoriſche Bewegung wird vorausſichtlich überall an der im „internationalen Bund“ organiſirten ſozialen einen mächtigen Bundesgenoſſen finden, und aller Wahrſcheinlichkeit nach ſich ſo wenig, wie dieſe, durch die Alpen Gränzen ziehen laſſen, ſondern in nicht ferner Zeit auch in den Nachbarländern ihren Widerhall finden. Auch dieſe neue „freie Kirche“ wird „international“ werden. Qui vivra, verra!

Genf. W. Lampmann.

Frankreich.

Die franzöſiſche Revolution und das Chriſtenthum.*)

Die Discuſſionen über das Verhalten der franzöſiſchen Revolution zum chriſtlichen Kirchenglauben ſind in den letzten Jahrzehnden immer lebhafter geworden und haben die Federn der bedeutendſten Publiciſten Frankreichs in Bewegung geſetzt. Preſſenſé, Quinet, Tocqueville, Laboulaye haben ihr Verdict geſprochen; es iſt wohl kein Wunder, daß ein in die religiöſen Debatten ſo tief verwickelter Forſcher, wie der belgiſche Geſchichtsphiloſoph F. Laurent, den ganzen zweiten Theil ſeiner Betrachtung der franzöſiſchen Revolution (Tome XIV der Etudes sur l'histoire de l'humanité) dieſem Thema gewidmet hat. Von der Religionsfrage hängt allerdings an erſter Stelle das Schickſal der neueren Völker ab, vielleicht am Meiſten das Schickſal Frankreichs! Das iſt jenes „Ce qu'il faut à la France“, welches in der ſo betitelten Abhandlung der calviniſche Independent, Herr Prof. Roſſeeuw-Saint-Hilaire, leider nur von ſehr einſeitigem Standpunkte, aufgefaßt hat. Laurent, der es im Sinne des reinen Theismus verſteht, iſt aber ſelbſt wiederum Dogmatiſt, nämlich Anhänger der Rouſſeau'ſchen Civilreligion; ſeine Vorliebe für Robespierre's culte de l'être suprême iſt durchaus ernſt gemeint und hat daher die weitgreifendſten Folgen. Mit einem wahren Bekehrungseifer verficht Laurent nochmals die religiöſe Seite der franzöſiſchen Revolution und weiß ihr Dinge nachzurühmen, an welche ſie in der Hitze der, unſerer Anſicht nach, eminent politiſchen Kämpfe ſchwerlich einmal gedacht hat. Unzweifelhaft hat die Religion in dem Drama der großen Umwälzung eine gewichtige, ja ſogar verhängnißvolle Rolle geſpielt, aber der Hauptgegenſtand des Streites war ſie am Wenigſten; als Mittel, als Parteihebel iſt ſie von den Revolutionären, wie von den Contrerevolutionären, gebraucht worden. Zweck und Lebenselement, Brennpunkt ihres geſammten Strebens iſt ſie weder den Einen noch den Anderen geweſen, weder dem Republikaner Robespierre noch den Legitimiſten Maury und Cazalès.

Aus dieſem Grunde ſcheint es offenbar, daß eine Würdigung der franzöſiſchen Revolution, welche die politiſch-ſocialen Geſichtspunkte von den religiöſen ganz überwuchern läßt, den

*) F. Laurent, Etudes sur l'histoire de l'humanité, Tome XIV: La Révolution française, Deuxième Partie. Paris 1868, Librairie internationale (A. Lacroix, Verboeckhoven & Cie.) 574 pag.

Digitized by Google

wirklichen kulturhiſtoriſchen Antheil der religiöſen Ideen an dieſer Weltkataſtrophe eher verkümmern muß. Die confeſſionellen Rückſchläge, welche das Gebahren der Revolutionsmänner hervorrief, werden von Laurent nicht aus den politiſchen Situationen Frankreichs abgeleitet, ſondern unmittelbar aus der allgemeinen ſkeptiſchen Bewegung des 18. Jahrhunderts und weit über dieſes hinaus bis zu Giordano Bruno. Ja, er ſchickt eine Einleitung voran, welche dem Prinzip aller miraculöſen Religion den Krieg erklärt und an die Stelle der wunderhaft geoffenbarten, dogmatiſch abgeſchloſſenen Religion die Idee der fortſchreitenden Offenbarung und eines vervollkommnungsfähigen Glaubens, die „religion perfectible" des franzöſiſchen Rationalismus, entgegengeſetzt.

Theologiſch iſt, den Standpunkt des Autors zugegeben, das Recht zu einer ſolchen Erörterung unbeſtreitbar, doch läßt ſich fragen: hat ſie ihren berechtigten Platz vor dem Hauptheil einer Prüfung des geſchichtsphiloſophiſchen Werthes der franzöſiſchen Revolution? Möchte ſelbſt dies nun auch eingeräumt werden, ſo dürfte man aber die fernere Frage ſtellen, ob Laurent nicht, ſtatt des inneren Gegenſatzes, den die confeſſionellen Glaubensformen mit der fortſchreitenden Offenbarung, d. h. der hiſtoriſchen Entwickelung der religiöſen Ideen, bilden, einen äußerlichen und darum gehäſſigen, die Bitterkeit des Parteihaſſes aufregenden Widerſtreit vorgeführt hat? Was unſer deutſcher Leſſing von der Erziehung des Menſchengeſchlechtes geſchrieben, ſcheint uns das beſte Schiboleth für dieſe Kämpfe. Dort iſt ein verſöhnender Maaßſtab für alle Glaubensformen gegeben, hier, bei Laurent, ein rationaliſtiſcher Canon, der ſeinerſeits keinen Widerſpruch duldet. Unſere höchſte Anerkennung der Kraft und Entſchiedenheit der Ueberzeugungen des Autors läßt uns gerade die ſchlichtende Hand des Culturhiſtorikers vermiſſen, der im eifrigſten Feſthalten an den Grundlagen der Gewiſſensfreiheit, doch die höhere Einheit der vielgeſtaltigen Bekenntniſſe nicht aus dem Auge verliert und unbekümmert um das Gezänk der „Halben" und der „Ganzen" in allen Lagern jede Glaubensform als eine Stufe in dem Erziehungsgange der Menſchheit erkennt, und zwar als eine Stufe, die keineswegs mit dem Ablauf einer beſtimmten Zeitepoche abſchneidet. Die älteſten Formen der Gottesverehrung ſind heute noch in Uebung; noch heute giebt es Götzen und Feueranbeter neben Chriſten, Juden und Muhamedanern; der fortgeſchrittenſte Proteſtantismus hat heute noch den traditionellſten Katholicismus neben ſich. Niemanden dürfen wir ſeines Glaubens wegen verdammen, oder für dümmer und ungebildeter halten, weil Dieſes oder Jenes ihm heilig iſt. Das Verfahren der alten Römer und der modernen Revolutionsmänner gegen das Chriſtenthum war unduldſam, unbeſonnen und roh; das des Letzteren hat lediglich den Zwecken der Reaction gedient und die Bewegung der beſten ſittlichen Kräfte beraubt.

Zum Erlaß einer Civilconſtitution des Clerus, mit andern Worten: einer katholiſchen Kirchenverfaſſung, war die Nationalverſammlung völlig incompetent; ſie durfte wohl das Verhältniß der Kirche zum Staate ordnen, nicht aber die Einrichtungen der Kirche ſelbſt und am Wenigſten, nachdem die Abſchaffung der Staatsreligion proclamirt war. Daß proteſtantiſche und iſraelitiſche Wähler auf ihre politiſche Legitimationskarte hin katholiſche Biſchöfe wählen durften, war ein Mißbrauch und ebenſo unſtatthaft, als wenn Katholiken zur Wahl proteſtantiſcher Conſiſtorien berechtigt geweſen wären. Dergleichen hätte der Juriſt Laurent bedenken ſollen. Wahrlich, die Apologie irgend einer Dogmatik iſt nicht die Aufgabe der freien Wiſſenſchaft, aber ebenſowenig die abſolute Vertheidigung der Revolution oder gar der Napoleoniſchen Kirchengeſetzgebung. Was Edouard Laboulaye hierauf bezüglich in dem merkwürdigen Buche „Paris en Amérique" beredſam entwickelt, iſt aller Bevormundungsſyſteme ſchlagendſte Widerlegung.

Trauttwein von Belle.

Oſtindien.

Reiſen in Indien und Hochaſien von Herm. v. Schlagintweit.*)

Seitdem durch Carl Ritter und Alexander v. Humboldt die Geographie in die Reihe der Wiſſenſchaften erhoben und der nie ruhende Forſchungsgeiſt der Deutſchen auch nach dieſer Richtung hin mächtig angeregt wurde, ſind deutſche Reiſende in verſchiedenen Welttheilen, namentlich in Afrika und Aſien, vielfach beſchäftigt geweſen, mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit auch das Ihrige zur Erforſchung und Beſchreibung der bisher noch wenig bekannten Länder der Erde beizutragen. Es iſt bekannt, welche Schwierigkeiten gerade den Reiſen in Indien und dann beſonders in den Ländern nördlich des Himalaja ſich entgegenſtellen, und wie dieſe es dem einzelnen, auch bei hinreichenden Mitteln, ſelbſt mit Thatkraft und Kenntniſſen reichlich verſehenen Forſcher faſt ganz unmöglich machen, in das Innere jener Länder vorzudringen. Dem iſt es zuzuſchreiben, daß, außer einzelnen von Engländern angeſtellten Reiſen und Forſchungen, ſeit jenen Unternehmungen des preußiſchen Prinzen Waldemar in der Mitte der vierziger Jahre nichts von Bedeutung über Indien und die Himalaja-Länder bei uns bekannt geworden iſt, bis nach Verlauf von zehn Jahren die drei Gebrüder Schlagintweit zuerſt wieder ihre ausgebreiteten Kenntniſſe, ihre Energie und ihren ganzen wiſſenſchaftlichen Eifer vereinigten, um der Welt jene Länder in einer Weiſe aufzuſchließen, wie dies vorher weder verſucht noch ausgeführt worden. Ihnen gebührt das unbeſtrittene Verdienſt, auch hier als die muthigen und kühnen Pioniere der Wiſſenſchaft neue Bahnen gebrochen zu haben, und zugleich, indem ſie ihren Fuß in bisher faſt ganz unbekannt gebliebene Länder ſetzten, eine Menge von zuverläſſigen und gründlichen Beobachtungen, Meſſungen und Forſchungen in allen Gebieten des Wiſſens über jene Landſtriche uns errungen zu haben, die auf alle Zeiten hin ihren und den deutſchen Namen mit der Geſchichte jener Länder und mit der von ihnen bereicherten Wiſſenſchaft in Verbindung bringen müſſen.

Nach wiederholten Reiſen und Forſchungen in den Alpen erhielten bekanntlich die drei Brüder Hermann, Adolph und Robert Schlagintweit durch Vermittelung Alex. v. Humboldt's vom Könige von Preußen und der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie den Auftrag zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Indien. Die drei Brüder ſchifften ſich am 20. September 1854 nach Aegypten ein und reiſten zunächſt von Bombay aus auf zwei verſchiedenen Wegen durch das Dekan bis Madras. Hierauf

*) Baſirt auf die Reſultate der wiſſenſchaftlichen Miſſion von Hermann, Adolf und Robert v. Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—58. Von H. v. Schlagintweit-Sakünlinski. Erſter Bd. Indien. Mit Karten, landſchaftlichen Anſichten ꝛc. Jena, Hermann Coſtenoble, 1869. (XVIII und 568 S. gr. 8.)

Digitized by Google

wandten ſich im März 1855 Adolph und Robert nach den nordweſtlichen Provinzen und widmeten ſich hier den Sommer hindurch der Erforſchung der Gebirgswelt, der Hochpäſſe und Rieſengletſcher des weſtlichen Himalaja. Am Ibi-Gamin, einem der höchſten Berge Tibets, erſtiegen ſie eine Höhe von 20,886 Par. Fuß, die größte, die bisher von einem wiſſenſchaftlichen Reiſenden erreicht worden iſt. Nachdem Beide den Winter von 1855 auf 1856 wieder mit Unterſuchungen auf der Halbinſel verbracht, vereinigten ſie ſich im Mai 1856 zu Simla mit Hermann, der inzwiſchen im öſtlichen Himalaja (Sikkim und Bhutan), in Aſſam und den Gebirgen zwiſchen Brahmaputra und Hinterindien thätig geweſen war. Die drei Brüder wandten ſich nun dem Himalaja zu, beſuchten theils einzeln, theils vereint, Kaſhmir, Ladak und Balti, und Hermann, damals von Robert begleitet, drang über die Ketten des Karaborum und des Knülün zum chineſiſchen Turkeſtan vor. Nach der Rückkehr trennten ſie ſich abermals am 13. December 1856 zu Raulpindi im nördlichen Pendſchab. Robert durchzog das Indusland und ſchiffte ſich im Frühjahr 1857 zu Bombay nach Aegypten ein. Hermann nahm ſeine Route durch Hindoſtan und Bengalen, beſuchte Nepal und verließ Ende April 1857 Kalkutta zur See, um mit Robert in Aegypten zuſammenzutreffen. Beide Brüder landeten einige Monate ſpäter, am 8. Juni 1857, glücklich zu Trieſt. Adolph S., der ſeinen Aufenthalt in Indien noch um ein Jahr verlängern wollte, begab ſich im Sommer 1857 auf's Neue nach den nördlichen Hochländern des Himalaja, von wo aus auch er in das chineſiſche Turkeſtan, dann nach dem ruſſiſchen Aſien zu gehen beabſichtigte. Doch wurde er am 26. Auguſt 1857 bei Kaſchgar ermordet.

Hermann und Robert legten nach ihrer Rückkehr in's Vaterland die Ergebniſſe ihrer Reiſen und Forſchungen in den „Results of a Scientific Mission to India and High-Asia“ (Bd. 1—4, Leipzig 1860—66) nieder, einem Prachtwerk, das auf neun Bände mit einem Atlas von etwa 120 Tafeln (darunter trefflich ausgeführte Gebirgs- und Landſchaftsbilder in Farbendruck) und Karten berechnet iſt, und ungemein reichhaltige Materialien zur phyſikaliſchen Geographie, Meteorologie, Geologie und Ethnographie der von den drei Brüdern unterſuchten Gegenden gewährt. — Eine Reihe von 275 Raſſentypen wurde mehrmals galvaniſch reproducirt.

Als neueſtes Werk erſchien nun ferner dasjenige, welches den oben angeführten Titel trägt und eine Arbeit von Hermann v. Schlagintweit iſt. Derſelbe iſt nach ſeiner Rückkehr aus Indien vom König Maximilian II. von Baiern in den erblichen Adelſtand erhoben worden.

Während in jenem umfaſſenden Werke in der Weiſe, wie ſie Humboldt's Anſichten der Natur gelehrt, in großen Zügen das Bild der Natur, zugleich mit den weſentlichſten phyſiſchen und geologiſchen Verhältniſſen verbunden, dargeſtellt wird, glaubte der Verf. in dem vorliegenden Werke einen chronologiſch-deſcriptiven Bericht über die Reiſe geben zu müſſen, welcher, neben den wiſſenſchaftlichen Beobachtungen, zugleich den Eindruck wiederſpiegele, welche die durchzogenen Länder auf dem Marſche und den einzelnen Ruhe- und Halteplätzen auf die Reiſenden gemacht. Auch iſt hier das Erlebte, gleich Vordergrund und Staffage in einem Landſchaftsbilde, zur Vervollſtändigung des Ganzen noch aufgenommen, doch ſo, daß es nicht vorherrſchend wird, um die richtige Auffaſſung des Hauptgegenſtandes — die Natur des fremden Landes im weiteſten Sinne des Wortes — nicht zu beſchränken. Und in der That, der vorliegende erſte Band dieſes auch in ſeiner mehr auf das allgemein Brauchbare gerichteten Beſchränktheit nach ſehr umfangreichen Werkes bietet nach jeder Seite hin eine reiche Ausbeute für die Kenntniß Indiens in ſeinen verſchiedenen Theilen. Von der Weſtküſte von Bombay aus, das in ſeiner Nähe die mit den denkwürdigen Alterthümern bedeckten Inſeln und Küſtenſtriche bietet, überſchreiten wir an der Hand des ſichern und kundigen Führers die weſtliche Ghatkette und ziehen mitten durch das Dekan über Maiſſur nach Madras, um von da, nachdem die öſtlichen Gebiete von Central-Indien erforſcht und nach ihren Pflanzen, Geſteinen und Thieren, wie nach Klima, Temperatur und Jahreswechſel, Bodenbeſchaffenheit und Menſchenraſſen beſchrieben ſind, das ſüdliche Indien und die Inſel Ceylon zu beſuchen. Von da wendet ſich die Reiſe dem Tieflande und dem Gangesgebiete der Präſidentſchaft Bengalen zu, geht dann am Ganges aufwärts über Benares, Allahabad, Lakhnau, Agra und Delhi in das Penjab und die weſtlichen Provinzen bis nach Sindh, dem ſüdlicher gelegenen Stromlande des untern Indus. Von hier werden wir wieder in das mittlere Stromland des Brahmaputra, nach Aſſam, geführt, und von da in das Gebiet des Irawaddi, in das Innere von Birma in Hinterindien.

Wir müſſen uns auf dieſe kurze Skizze des Inhaltes jenes Reiſewerkes beſchränken, welches des Wiſſenswerthen, Neuen und Intereſſanten ſo viel und in ſo reicher Fülle darbietet, daß es nach dem uns zugemeſſenen Raum völlig unmöglich wird, auf Einzelnes näher einzugehen. Werden doch noch Jahre vergehen, bis das, was jene Reiſen zu Tage gefördert haben, in gangbare Münze geprägt und ſo dem Austauſch in den einzelnen Gebieten der hierher gehörigen Wiſſenſchaften zugänglich gemacht iſt, und wir können uns einer näheren Unterſuchung und Beſprechung dieſer reichhaltigen Fundgruben um ſo eher für enthoben halten, als der Name der Gebrüder Schlagintweit und die Bedeutung ihrer Reiſen längſt allgemein bekannt geworden ſind, ſo daß es nur der Anzeige eines von ihnen veröffentlichten Werkes bedarf, um die Fachmänner und außer ihnen die zahlreichen Freunde und Bewunderer deutſchen Forſchertriebes und deutſcher Wiſſenſchaft auf daſſelbe zu lenken.

Dr. Z.

Paläſtina.

Titus Tobler: Nazareth.*)

Wieder ein Werk des unermüdlichen und wohlverdienten Paläſtinafahrers Titus Tobler! Wir wollen es ſorgfältig, wie es der Werth und der darauf verwandte Bienenfleiß verdienen, durchmuſtern.

Der erſte Abſchnitt handelt von der Lage Nazareths. Die geographiſche Lage, die Entfernungen von Jeruſalem und andern Städten werden angegeben, dann Winkelmeſſungen verzeichnet von Hermon, Torân, El-Meſched u. ſ. w. Der zweite Abſchnitt iſt überſchrieben: Klima. Es wird im Ganzen geſund genannt. Die Temperatur wird auch genau behandelt nach Thermometer- und Barometer-Beſtimmungen vom 15.—26. December 1838, Durchſchnitt: 5° — 11° R. Ende Octobers beginnen die Regen.

*) Nazareth in Palästina. Nebst Anhang der vierten Wanderung. Von Titus Tobler. Mit einer artistischen Beilage. Berlin, G. Reimer, 1868. (VII und 344 Seiten.)

Digitized by Google

Der Schnee iſt dort ein ſeltener Gaſt; nicht ſo der Hagel. Ein Erdbeben fand im J. 1837 ſtatt, wo es ganze Häuſer zum Einſturz und drei Menſchen zu Tode brachte. — Der dritte Abſchnitt handelt von der Bodenbeſchaffenheit, den Pflanzen und Thieren. Das Gebirge iſt Kreide.

Der vierte Abſchnitt iſt überſchrieben: „Die Stadt, Häuſer, Gaſſen, Markt.“ Es folgt eine ausführliche Literatur der Anſichten von Nazaret, vom J. 1500—1863.

Daran ſchließt ſich ein „Rückblick: Geſchichte der Stadt, Archäologiſches“. Tobler ſchreibt „Nazareth„, Ναζαρέθ; vielleicht iſt aber doch Ναζαρέτ richtiger. Jedenfalls iſt beachtenswerth, daß nicht blos Bruder im Ταμιεῖον, ſondern ſelbſt die erſte Autorität in ſolchen Dingen, Tiſchendorf, uns hier keine Entſcheidung giebt. Denn noch in ſeiner neuen Editio VIII. hat er Matth. 2, 23. und 21, 11. Ναζαρέθ; Marcl 1, 9. aber auffallenderweiſe Ναζαρετ. — Zwei Stellen bei Tiſchendorf geben gar nicht die Form Ναζαρέθ oder Ναζαρέτ, ſondern Matth. 4, 13, und Luc. 4, 16. ſteht Ναζαρά. Dieſe Form aber giebt Tobler gar nicht an. Ich für mein Theil ſchreibe Ναζαρέτ, wie Γεννησαρέτ, welches Tiſchendorf auch in der Edit. VIII. Matth. 14, 34., Marc. 6, 53., Luc. 5, 1· mit τ ſchreibt. Daß Sepp Nazaret ſchreibt, wundert mich, da die Vulgata immer Nazareth zu haben ſcheint. Der Cod. Sin. hat Matth. 2, 23. Ναζαρετ, 21, 11. aber Ναζαρεθ, und ſo ſchwankt er auch an den übrigen Stellen, hat jedoch öfter Ναζαρετ, nämlich Marc. 1, 9., Luc. 1, 26., 39., 51.; Joh. 1, 46. 47., alſo 6 Stellen gegen 4. Auf dieſe orthographiſche Unterſuchung wird wohl der Nichtphilologe nicht viel geben; mehr aber auf die ſo eben ermittelte Form Ναζαρά, welche der arabiſchen En-Nasirah offenbar ſehr nahe kommt. Nazara aber bedeutet nach Sepp Jeruſ. V, 13. Blumenquelle. Wenn nun, wie C. L. W. Grimm im Lexikon des N. T. anführt und Sepp beſtätigt, Nazaret im Talmud נֵצֶר genannt wird, ſo kommen wir damit zurück auf die bekannte, zur Erklärung des Ναζωραῖος Matth. 2, 23. von jeher dienende Jeſaiasſtelle 11, 1., wo der Meſſias נֵצֶר surculus (Zweig) genannt wird. So bezeichnen ihn auch Jeremias und Zacharias als Zweig, aber — wie Jeſaias ſelbſt auch 4. 2. — nur dem Begriffe nach, dem Laute nach nicht. Denn Jeſ. 4, 2., Jerem. 23, 5., 33, 15., Zach. 3, 8., 6, 12. wird der Meſſias צֶמַח zemach genannt. Die Propheten weiſen alſo auf den surculus genannten Meſſias hin, und der Stadtname Ναζαρέτ iſt von נֵצֶר surculus abzuleiten. Wenn nun aber Tobler ſagt, Hitzig lehre: Nazaret bedeute die Glücksgöttin oder die Helfende, ſo ſcheint mir dieſe Hypotheſe verfehlt zu ſein. Was hindert denn Nazaret, Ναζαρά, Nasirah, die Stadt der Zweige, der Büſche zu nennen? Auch Bovet weiſt auf die „buissons“ Nazarets hin. Dem Hebräer Matthäus ſchwebte gewiß dieſe Bedeutung vor; denn hätte Nazaret etwas ganz Anderes bedeutet, ſo wären ihm die Prophetenſtellen nicht in den Sinn gekommen; er hätte die Hinweiſung unterlaſſen. — In Γεννεσαρέτ aber Get das Thal und Nazaret zu ſehen, iſt eine Idee, der ich an Tobler's Stelle die Aufnahme in mein Buch verſagt hätte. Ganz anders aber iſt es, wenn Sepp Jeruſ. II, 796. Genneſaret für גִּנֵּיסַר Pflanzgarten, Thal der Setzlinge, nimmt, und ſagt, der Name Nazaret kehre darin wieder. Denn ſo iſt offenbar auch ihm Ναζαρέτ die Stadt der Setzlinge, der Pflanzen, und er iſt mit mir einer Anſicht. Seite 36 ſagt Tobler, erſt im 4. Jahrhundert habe Nazaret Nazara geheißen: aber wir haben geſehen, daß ſchon die Evangeliſten Matthäus und Marcus es ſo nannten. Aus Ναζαρά wurden offenbar auch leichter die Formen Ναζαραῖος, Ναζαρηνός, als aus Ναζαρέτ; Ναζαρά iſt alſo wohl ſchon eben ſo alt, wie Ναζαρέτ. Wenn Tobler S. 36 Anmerkung Matth. 2, 23. Ναζαραῖος lieſt, ſo widerſpricht er der modernen Kritik, welche Ναζωραῖος recipirt hat. Vgl. Bruder in der Concordanz.

Von S. 35 an folgt eine ſehr genaue Geſchichte der Stadt, welcher ſich archäologiſche Notizen anſchließen.

Der ſechſte Abſchnitt beſpricht die Bewohner. Die Stadt zählte 1867 etwa 5660 Einw., darunter 100 Proteſtanten, die übrigen größtentheils Katholiken. Die Tracht iſt maleriſch, bibliſch. Die Weiber tragen: „tinkling ornaments about their feet“. Sie färben ſich die Augenlider, und rothgefärbte Haare kommen vor. Daß ſie noch wie einſt die Mutter Jeſu gekleidet gehen ſollen, dazu, ſagt Tobler, „gehört ein ſtarker Glaube“. Die Frauen tragen Hoſen, die Männer aber nicht.

Sehr intereſſant iſt der Abſchnitt: Sprache, Sitten und Gebräuche. Die Sprache iſt die arabiſche, aber mit beſonderem Dialekte. Von S. 86 ab iſt von den Leichenfeierlichkeiten die Rede. Man beachte beſonders den Todtentanz. Ein Sarg wird nicht gebraucht.

Der nächſte Abſchnitt: „Regierung, Unſicherheit, Steuern, angeſehene Perſonen, Garniſon“ iſt ein trübes Kapitel, welches dem Padiſchah an's Herz zu legen wäre.

Der dreizehnte Abſchnitt iſt überſchrieben: Gotteshäuſer. Verkündigungskirche. Der Grundriß der Marienkirche zur Zeit der Kreuzfahrer, am Ende des Werks, iſt, wie Tobler ſagt, nach Roger gefertigt. Geſchichte und genaue Beſchreibung gehen Hand in Hand. Die heutige Kirche wird natürlich ſorgfältig geſchildert.

Die Verkündigungskirche zur Zeit der Kreuzfahrer beſchreibt Tobler auch, und giebt von derſelben einen Grundriß nach Roger am Ende des Buchs. Dieſen Abſchnitt ſchließt ein Abriß der Geſchichte des Biſthums Nazaret. Der folgende Abſchnitt umfaßt die Kapellen Nazarets. Die Beſchreibung des Altars mit dem Blumenſchmuck, dem immer neu mit Lilien beſtreuten Boden, hat etwas gar Anmuthendes. Die Kritik der Marienſäule wird ſcharf geübt. Daß das lauretaniſche Haus von Tobler kritiſch untergraben wird, verſteht ſich von ſelbſt; kann er doch ſelbſt auf den Katholiken Sepp ſich berufen! Auch Tobler weiſt auf die Backſteine des Lorettohauſes hin, während man im heil. Lande Bruchſteine anwende. — Danach folgt eine Beſchreibung und Geſchichte des feſtungsartigen Franziskaner-Kloſters. Die bekannte Pilgerherberge der Franziskaner, die casa nuova, beſpricht Tobler. Er empfiehlt dieſelbe recht ſehr, d. h. gebildeten Reiſenden, nicht aber arbeitsſcheuen und nur wanderluſtigen Handwerksburſchen.

Der folgende Abſchnitt handelt von der Synagoge oder Kirche der Melchiten. Es iſt die Kirche, welche an der Stelle der Luc. 4, 16 ff. erwähnten Schule (Synagoge) ſtehen ſoll, in der der Herr lehrte. Noch jetzt heißt ſie auf arabiſch „Schule des Meſſias“. Tobler empfiehlt ſie den Pilgern zu größerer Beachtung. Uebrigens ſind die Melchiten nicht etwa Melakanen, ſondern eine griechiſche Sekte, über die uns aber Tobler leider nichts mittheilt. Nach Kurz's Lehrb. der Kirchengeſch., S. 145, wären ſie Katholiken. Aber darin irrt er. Das Wahre giebt Sepp II, 328: die Melchiten ſind unirte arabiſche Chriſten. Die Mensa Domini findet bei Tobler natürlich keine Gnade, ſo wenig wie das Haus oder die Werkſtätte Joſeph's. Das neue Haus der Damen von Nazaret bietet auch pilgernden Frauen Unterkunft. „Die Nonnen“, ſagt Tobler, „ſind ſehr gefällig gekleidet; ſie ſehen gelaſſen und liebevoll aus“. Es ſind Franzöſinnen.

Der fünfundzwanzigſte Abſchnitt giebt Kunde von der proteſtantiſchen Kapelle und Gemeinde. Die Gemeinde, von Geiſtlichen ſchweizeriſcher Abkunft bedient, zählt 100 Seelen und hat

Digitized by Google

wohl ein Pfarrhaus, aber noch keine Kirche. Es wird aber daran gebaut und die Abbildung theilt Tobler mit. Ein ſtattlich Kirchlein!

Was die Schulen anlangt, ſo berichtet uns Tobler von einer katholiſchen Knabenſchule im Franziskanerkloſter, von einer ſolchen Mädchenſchule der franzöſiſchen Nonnen, von Schulen der Griechen und von der proteſtantiſchen, die 1867 70 Kinder zählte.

Der praktiſche Arzt Tobler unterläßt es nicht, uns ein Kapitel zu liefern, welches überſchrieben iſt: *Krankenhaus, Krankheiten, namentlich Peſt und Cholera, Aerzte.* Die Frauen von Nazaret werden als Krankenpflegerinnen ſehr gerühmt, und der einzige geſchulte Arzt, Dr. Vartan, ein Engländer, nicht minder.

Die Stelle oder Kirche der Santa Maria del timore und das Praecipitium Domini in Bezug auf Luc. 4, 23 ff. werden ſorgfältig beſprochen und zum Schluß erklärt, der Abſturzberg könne gar nicht die ὀφρὺς τοῦ ὄρους Luc. 4, 29. ſein: er liegt, worin man Tobler nur Recht geben kann, viel zu weit von der Stadt entfernt.

Als Anhang folgt Tobler's vierte Wanderung im J. 1865. Dieſe iſt ſchon in der „Allg. Zeitung“ und in Peſchel's „Ausland“ gedruckt erſchienen, folgt aber hier überarbeitet und ergänzt. — Ein ſorgfältig angefertiges Regiſter beſchließt die Arbeit.

Zum Schluſſe können wir dem verehrten Verfaſſer wegen ſeiner reichen Beleſenheit, ſeines gründlichen Fleißes unſere Anerkennung nicht verſagen. Der Anmerkungen ſind ſo viele, daß oft für den Text faſt gar kein Raum bleibt. Der Verf. wollte im J. 1865 eben um dieſes Werkes willen noch einmal wieder Nazaret ſelbſt ſehen; die Cholera verhinderte ihn daran. So konnte er nur, was er bis 1846 aus Autopſie erkundet und was er aus ſeinem reichen Bücherſchatze erhoben, nebſt dem, was ihm die Güte des Herrn Pfarrers und Miſſionars Zeller zu Nazaret mitgetheilt hatte, den lernbegierigen Leſern darreichen. Wir glauben aber nicht mit ihm und wünſchen nicht, daß dies Titus Tobler's letzte größere Arbeit über das heilige Land ſein werde. Dr. L—t.

Nord-Amerika.

Der deutſche Volkskalender von San Francisco.

Aus Kalifornien iſt uns *Philo Jacoby's* deutſch-amerikaniſcher Volkskalender für 1869 zugegangen*), den der tüchtige, deutſche Buchdruckereibeſitzer von *San Francisco* nunmehr bereits zum vierten oder fünften Male herausgiebt. Der Kalender iſt wiederum reichhaltig mit Artikeln über die Zuſtände, Einrichtungen und Fortſchritte Kaliforniens und insbeſondere ſeiner Hauptſtadt ausgeſtattet. Auch beſchreibt der Herausgeber darin eine Reiſe nach Deutſchland, die er im vorigen Jahre unternommen und bei welcher Gelegenheit wir ihn in Berlin geſehen und geſprochen haben. Der Buchdrucker Philo Jacoby war vor zwölf Jahren ausgewandert, und zwar hatte er, da ihm die Mittel zur Ueberfahrt nach Amerika fehlten, Dienſte auf einem Schiffe genommen. Es iſt nicht unintereſſant, zu leſen, was er in der Einleitung der vorliegenden Reiſeſkizzen über ſeine Erinnerungen in dem Momente ſagt, als er eben im Begriffe war, über Panama zum erſtenmale wieder nach dem deutſchen Vaterlande zurückzukehren:

„Da ſtand ich nun auf dem Decke der „Montana“ und ſah und hörte das Treiben und Getöſe, welches alle nach Panama abgehenden Dampfer begleitet, wie im Traume an. Mein ganzes californiſches Leben glitt wie ein Panorama vor meinen geiſtigen Augen dahin: wie ich vor 9 Jahren mit erfrorenen Füßen, welche ich mir zwiſchen Eisfeldern ſüdlich vom Kap Horn geholt, als Seemann auf dem Clipper „Whirlwind“, in der Golden Gate einlief; wie ich, als ich morgens früh die Stadt San Francisco, in Nebel gehüllt, erblickte, den feſten Vorſatz faßte, hier im Lande zu bleiben und meinem Seeleben Valet zu ſagen; wie ich ſpäter einen Tag an der Boden-Nivellirung von Clayſtraße arbeitete und, da meine Füße noch nicht Stich halten wollten, in Sailor's Home wieder das Bett hüten mußte, nachdem ich geneſen, meine Bücher und Inſtrumente verkaufte und nach Sacramento reiſte, in dieſer edlen Reſidenz vier Tage lang von Geſchäft zu Geſchäft ging, meine Dienſte, wenn auch nur gegen Koſt und Wohnung, anbietend, aber immer abgewieſen wurde, weil ich zu ſchwächlich ausſah; wie ich dann, als meine Baarſchaft beinahe vollſtändig erſchöpft, mich zwei Tage mit Waſſermelonen ſättigte und meine Schlafſtätte bezog auf den aufgeſtapelten Weizenſäcken an der Levee, mit ungehinderter Ausſicht auf die trüben Fluthen des Sacramento; wie des Morgens früh ein Mann mit dem Rufe: „do you want to work?“ mich weckte, ich Ja ſagte und er mir dann erklärte, daß er von einem Farmer dicht bei der Stadt geſchickt ſei, um einen Mann zum Arbeiten an einer Dreſchmachine zu holen. Lebhaft erinnerte ich mich des ſauren Geſichts des alten Farmers, als er mich erblickte und dann rief: „*Was, den bringſt Du zum Arbeiten?* der kann ſich ja kaum ſelber auf den Beinen halten; nun, er ſoll ein gutes Frühſtück bekommen, aber arbeiten wird er wohl nicht können.“ Wie die andern Arbeiter, meiſtens große, ſchwere Leute, ſich über die Dreiſtigkeit des little Dutchman, an einer Dreſchmaſchine arbeiten zu wollen, luſtig machten, ich aber — ſtill ſchwieg und mir das Beefſteak mit Kartoffeln und den guten Kaffee gut ſchmecken ließ. Wie dann die Arbeit auf dem Felde anfing: die Maſchine in der Mitte und wir rings umher, die erſtere, wie ein gefräßiges Ungeheuer, mehr Weizen verſchlingend, als zehn Mann ihr zuwerfen konnten, und dann die Sonne zu brennen anfing (es war im Juli), immer heißer und heißer, die Leute ihre Jacken und ſogar Hemden auszogen und über die Hitze fluchten; wie endlich Einige ſogar ganz aufhörten und ſagten, ſie würden ſich für kein Geld zu Tode arbeiten, und ich, deſſen Haut vom Seewaſſer gepökelt und von der Sonne Afrikas und Weſtindiens verbrannt war, in meiner Seemannsjacke ruhig weiter arbeitete und, zum Aerger der Leute, die früher über mein ſchwächliches Ausſehen ſo gelacht, recht volle Gabeln Weizen aufpackte und in die Maſchine warf. Wie beim Mittagstiſch der Farmer ganz anderer Meinung wie am Morgen war, und wie ich dann der Maſchine von Farm zu Farm folgte, meine zwei Dollar täglich nebſt Koſt verdienend; wie dann ſpäter in Sacramento ſich mir die „ſchwarze Kunſt“ als treue Freundin bewährte und ich Beſchäftigung in der

*) Philo Jacoby's Kaliforniſcher Staatskalender. 1869. San Francisco, Deutſche und Engliſche Buchdruckerei, 420 Montgomery-Straße. (Die Inſerate ſind wieder, wie dies in dergleichen amerikaniſchen Publicationen häufig geſchieht, zwiſchen den Seiten des Textes in bunter Miſchung gedruckt, doch unterſcheiden ſich dieſe deutſchen Inſerate dadurch vortheilhaft von denen in ähnlichen anglo-amerikaniſchen Kalendern und Journalen, daß ſie keine ſittlich anſtößigen, obendrein manchmal illuſtrirten Anzeigen enthalten.)

Digitized by Google

Staatsdruckerei fand, endlich, Sacramento den Rücken wendend, nach San Francisco zurückkehrte, und wie ich hier die langen Jahre gekämpft und gerungen, um mir eine Exiſtenz zu gründen, und wie es mir jetzt vergönnt war, meine Lieben im alten Heimatlande nach zwölfjähriger Trennung wiederzuſehen.“

Kleine literariſche Revue.

— **Die Grundformen der antiken klaſſiſchen Baukunſt.***) Beim Jugendunterricht ſoll man nie vergeſſen, daß die höchſte Tugend des Lehrers Gründlichkeit iſt, und daß es von dem, was als wirklich ſchön und muſtergiltig feſtſteht, keine beſſere Anwendung giebt, als reiche Mittheilungen an jugendliche lernbegierige Gemüther. Die Worte „zu hoch, zu früh, zu ſchade“ ſind allemal Verkennung der Schwungkraft eines ſtrebſamen jugendlichen Lerntriebes. Mit den erſten muſikaliſchen Grundlagen die Harmonielehre zu verbinden, bei der erſten poetiſchen Lektüre die Regeln der Proſodie einzuflechten, das wird dem Lehrer nicht zu ſchwer fallen, und der Faſſung und dem Erkenntnißvermögen des Kindes von reicher, wohlthätiger Wirkung ſein. — Solche Gedanken haben den Verfaſſer zu dem glücklichen Unternehmen geführt, für reifere Knaben, etwa gute Gymnaſiaſten der mittleren oder höheren Klaſſen, die Grundformen der klaſſiſchen Baukunſt in Bild und Erklärung zu correcter und faßlicher Anſchauung zu bringen. Die verſchiedenen Stile, die in ihnen zur Anwendung gelangenden Formen, die äußere Schmuckweiſe und die wichtigſten Denkmale ſind genannt und erklärt. Nicht nur eine zahlreiche Anzahl der bei der Lektüre der Klaſſiker und allen archäologiſchen Studien zur Anwendung gelangenden Fremdwörter ſind hierdurch erklärt, ſondern, was wichtiger iſt, es iſt einer durch irrige Selbſterklärungen ſehr häufigen mißverſtändlichen Auffaſſung der architektoniſchen Formen vorgebeugt. Die Säule und ihre Theile, Wände, Pfeiler, Eintheilungen, Ornamente, Gebälk, Fries, Geſims, Dach und Decke, von den archaiſchen Pelasger-Formen bis zur letzten römiſch-etruskiſchen Umbildung, werden vorgeführt, und ein keramiſcher Anhang giebt die wichtigſten Formen und Benennungen der Gefäßbildnerei, und dies Alles mit einem Aufwande von kaum dreißig Druckſeiten und vier Lithographieen.

— **Neue Dichtungen von Friedr. v. Schack.****) Der geſchätzte Dichter, ein geborener Norddeutſcher, der ſeit Jahren dem Münchner Dichterkreiſe als wirkſames Mitglied angehört, deſſen meiſterhafte Behandlung perſiſcher und ſpaniſcher Poeſieen ihm in Deutſchland einen geachteten Namen verſchafften, hat jetzt eine Reihenfolge von ſechs erzählenden Dichtungen veröffentlicht, welche meiſt auf den Feldern ſeiner früheren Wirkſamkeit als Reiſender und Dichter in Italien und dem Orient ſpielen. Er verbindet mit einer leichtfließenden Erzählung einen dämoniſchen Zug, und da mächtige Schickſalsſchläge faſt überall den tragiſchen Ausgang herbeiführen, ſo gemahnen Form, Inhalt und Scenerie oft und unwillkürlich den Leſer an Lord Byron's epiſche Dichtungen, ja ſelbſt eine poetiſche Verwandtſchaft mit dem Gewande der Gildemeiſter'ſchen Ueberſetzung läßt ſich nicht wegleugnen. Während der „Regenbogenprinz“ eine überaus ſchattenhafte Ausgeburt der Phantaſie iſt, der es ſelbſt für das Leben in jenen Wolkenregionen an jeder plaſtiſchen und ausdenkbaren Möglichkeit fehlt, wie ſie auch das tollſte Märchen erheiſcht, bieten die fünf anderen Erzählungen gerade — und das iſt ihr Vorzug — greifbare Geſtalten und Situationen. Nur lähmt den Leſer jene entſetzliche Tragik, ohne ihn zu erheben. Denn wenn in „Roſa“ ein Mädchen in der ſchönſten Lenzesblüthe hingerafft wird und noch drei andere Opfer nach ſich zieht, weil ſie, von der Mutter dem Kloſter gelobt, ſich von irdiſcher Liebe nicht freigehalten, ſo fehlt uns, wenigſtens dieſſeit der Mainlinie, dafür die rechte Mitempfindung. Am Beſten gelingen dem Verfaſſer Beſchreibungen auf hiſtoriſchem Boden, und zeichnen ſich in dieſer Beziehung „Giorgione“ und das alte Venedig, ſowie „Dandolo“ aus, deſſen Jugenderlebniſſe in Conſtantinopel er ſelbſt als erblindeter Greis erzählt. Der Geſammteindruck der gereimten Novellen iſt jedoch ein verſtimmender, da unter allen nur Eine mit einem beruhigenden Ende abſchließt: „der Flüchtling von Damaskus“, in welcher aber gebleichte Todtenbeine, der Erwürgten dumpfes Röcheln, dichter Blutqualm, dampfend, und andere entſetzliche Dinge unſer Grauen mehr als billig erregen.

— **Die Maler von Florenz.** Der beſonders in Berliner Kreiſen bekannte Schriftſteller Hans Koeſter hat ſich mit ſeiner als Geſangsmeiſterin unvergeßlichen Gattin ſeit einiger Zeit in dem oberlauſitziſchen Badeorte Muskau niedergelaſſen und weiß, wie Leopold Schefer, die Muſen an das allerliebſt gelegene Städtchen zu feſſeln. Sein neueſtes, ſo eben edirtes Werk iſt ein Luſtſpiel „Die Maler von Florenz“, das in unſerer dramatiſch ſo mangelhaft und einſeitig produzirenden Zeit Beachtung verdient. Der Kern der Fabel beſteht darin, daß ſich unter den Malern, die Graf Santa Fiore zur künſtleriſchen Ausſchmückung ſeines Schloſſes engagirt hat, ein junger Mann befindet, der die Liebe der Tochter vom Hauſe erwirbt und nach den hieraus entſpringenden Verwickelungen und nach der ohne väterlichen Conſens à la Romeo und Julie heimlich ſtattfindenden Trauung ſich als Graf Pandolfo entpuppt, und zwar juſt als der Mann, den Graf Santa Fiore, freilich ohne ihn zu kennen, ſeiner Tochter zum Gemahl ausgewählt hatte. Die Entwickelung des Liebesverhältniſſes giebt Anlaß zu einigen höchſt poetiſch geſchriebenen Scenen, mit denen die übrigen in abſichtlicher Derbheit ſcharf kontraſtiren. Als Vermittler, Vertreter einer vorurtheilsfreien Herzensbildung und rettende Gottheit ſteht, eine ſehr originelle Geſtalt, der Pater Probus da. Es iſt unverkennbar und aus der ganzen Oekonomie des Stückes zu erweiſen, daß der Herr Verfaſſer ſich bewogen gefunden hat, auf die Shakeſpeare'ſche Luſtſpiel-Organiſation zurückzugehen. Das iſt bei der bedenklichen Richtung, die das moderne Luſtſpiel in immer ſchnellerem Tempo einſchlägt, mehr ein Fortſchritt als ein Rückſchritt. Nur glauben wir, daß der Verfaſſer, ohne dem Stück, dem Publikum und Shakeſpeare's Namen wehe zu thun, der Shakeſpeare'ſchen niederen Komik durch einige muthige Schnitte das große Uebergewicht entziehen könnte, das ſie jetzt in den „Malern von Florenz“ behauptet.

*) Von Dr. E. Wagner und G. Kachel. Heidelberg, Baſſermann, 1869.

**) Epiſoden, von Friedrich von Schack. Berlin, Wilhelm Hertz, 1869.

Digitized by Google

— **Maria Mancini,** die ſchöne Nichte des Kardinals Mazarin, für welche der jugendliche König Ludwig XIV., als er noch unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Anna von Oeſterreich ſich befand, in Liebesgluth entbrannt war, iſt der Gegenſtand eines neuen Romanes des beliebten Erzählers Julius Groſſe*). Wir haben kürzlich (Nr. 10 des „Magazin") erwähnt, daß neuerdings unter den Papieren der Baſtille auch die Berichte über einen gewiſſen Wiquefort aufgefunden wurden, der an den Großen Kurfürſten von Brandenburg geheime Mittheilungen über das Liebesverhältniß des jungen Königs zur Mancini gemacht hatte und deshalb in die Baſtille eingeſperrt worden war. Man erſieht hieraus, wie anziehend ſchon damals dieſe Geſchichte auch für das Ausland war, welche Wichtigkeit ſie auch in diplomatiſcher Beziehung hatte und wie ſtreng der franzöſiſche Hof jede Veröffentlichung des Geheimniſſes verfolgte. Herr Julius Groſſe hat in ſeiner Darſtellung jener Intrigue die berühmten handelnden Perſonen ſämmtlich, ſowie die Zeit der Handlung, mit warmem und treffendem Colorit wiederzugeben gewußt.

— **Das Vermögen der depoſſedirten Fürſten.** Die Verhandlungen der beiden Häuſer des preußiſchen Landtages über die Geſetzesvorlagen, betreffend die Beſchlagnahme des Vermögens des ehemaligen Königs Georg von Hannover und des ehemaligen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Heſſen ſind jetzt, nach den ſtenographiſchen Berichten zuſammengeſtellt, als beſondere Schrift im Druck erſchienen.**) Es bietet dieſe ſtaatsrechtliche Frage nach allen Seiten hin, ſowohl was die urſprüngliche Bewilligung der enormen Vermögensbeträge an die depoſſedirten Fürſten, als was die demnächſt erfolgte Beſchlagnahme betrifft, ſo viele kontroverſe Geſichtspunkte, daß die kleine Schrift wirklich als ein intereſſanter Beitrag zur Rechtsauffaſſung unſerer Zeit zu betrachten iſt.

Literariſcher Sprechſaal.

Das Witzwort: „Gute Menſchen aber ſchlechte Muſikanten", ſollte in unſeren Tagen noch einmal Fleiſch und Blut gewinnen.***) Unſer ausgezeichneter Hiſtoriker, der hochgeachtete Staatsmann, der makelloſe Bürger, der allgemein beliebte Literarhiſtoriker, mit Einem Wort: der wackere alte Gervinus, eine Perle der deutſchen Nation in allen andern Dingen, iſt auf das muſikaliſche Glatteis gegangen und hat ſich die Kokarde Händel an den Hut geſteckt. Wie Shakeſpeare der größte Dramatiker, iſt ihm Händel der alleinſeligmachende Muſiker, und alle Muſik bis zu Händel war ihm nur Vorbereitung auf den Einzigen, ſeit deſſen Heimgang alle Muſik nur Verfall iſt. Dieſe unſerem ganzen modernen Kunſttreiben gröblich in's Geſicht ſchlagende Behauptung will nun Gervinus damit erweiſen, daß er die geſammte neuere Inſtrumentalmuſik als eiteln Formalismus ohne geiſtigen Inhalt verwirft. — Gegen das Buch „Händel und Shakeſpeare" nun hat Herr C. H. Bitter eine recht wackere Gegenſchrift erſcheinen laſſen.*) Mit einem Ernſt, der bewundernswerth und einer beſſeren Sache würdig iſt, mit einer höflichen Würdigung, wie ſie in ſolchem Falle nur einem ſonſt ſo verdienten Manne gegenüber, wie Gervinus iſt, möglich erſcheint, bringt Herr Bitter alle Argumente zuſammen, die des Gegners Schwächen demaskiren und ſeine Behauptungen über den Haufen werfen. Nur Eins hat Herr Bitter vergeſſen, und das dünkt uns das Wichtigſte: nämlich der Vorwurf, daß die geſammte moderne Inſtrumentalmuſik Formalismus iſt und auch auf die Behandlung der Stimme ſich nach und nach inſtrumentalmäßig ausgebildet hat, iſt an ſich zum Theil richtig; ſie iſt aber, was auch Herr Gervinus darüber ſagen möge, eine berechtigte Erſcheinung auf dem Gebiet der Kunſt, da auch die Freude an ſchöner Form eine wohlberechtigte iſt. Welches Recht hätte ſonſt in der Wiſſenſchaft die Mathematik, welches Recht das ſo hochverehrte königliche Schachſpiel, welches Recht in den bildenden Künſten alles ſinnige Schmuck- und Ornamentenweſen, an welchem ſich ſeit Jahrtauſenden die Welt erfreut? Ebenſo berechtigt iſt denn doch auch die wortloſe, blos formelle Muſik, die den Marſch, den Tanz begleitet. Und es iſt gewiß ein hoher geiſtiger Fortſchritt, wenn der Muſiker in ſolche Muſik eine Welt von Empfindungen legt, wenn er für die Fülle unausgeſprochener Empfindungen eine Welt von Tönen beherrſcht. L. L.

H. Heine's Tragödie „William Ratcliff" iſt in voriger Woche auf der kaiſerlichen Hofbühne von St. Petersburg als Oper, und zwar mit dem faſt wörtlich überſetzten Text in ruſſiſcher Sprache, aufgeführt und mit enthuſiaſtiſchem Beifall begrüßt worden. Der Komponiſt der Muſik iſt der ruſſiſche Oberſt von Cuy, der ſeine ſchwierige Aufgabe meiſterhaft gelöſt hat. Die ganze Inſcenirung mit prachtvollen neuen Decorationen, mit glänzenden ſchottiſchen Coſtümen, mit effektvollſter Darſtellung der in dem Stücke vorkommenden Nebelbilder, war großartig. Die Oper wurde in wenigen Tagen dreimal aufgeführt und hat ſich bei jedem neuen Anhören größeren Beifall der Kenner und des Publikums erworben. Es wäre intereſſant, wenn dieſe Bearbeitung eines Heine'ſchen Textes ihre Rückübertragung in's Deutſche fände und man auch in Deutſchland Gelegenheit hätte, die ruſſiſche Compoſition des „William Ratcliff" kennen zu lernen.

Die am 22. Februar in Antwerpen ſtattgefundene erſte Aufführung des vlamiſchen Oratoriums „die Schelde", gedichtet von Em. Hiel und komponirt von Benoit, iſt als ein kulturhiſtoriſches Ereigniß, als ein Moment des Wiedererwachens künſtleriſchen Nationallebens in Belgien zu betrachten. Aus allen Gegenden der flandriſchen Provinzen und ſelbſt aus Holland waren Freunde der Renaiſſance der vlamiſchen Sprache und Literatur erſchienen, um den Triumphen beizuwohnen, welche Dichter und Komponiſt des neuen Werkes davontrugen. Von etwa 3000 Zuhörern waren die Logen und das Parterre des ſchönen Theaters von Antwerpen gefüllt, während die auf der Bühne amphitheatraliſch aufgeſtellten Sänger und Sängerinnen größtentheils aus Mitgliedern der hochgeachtetſten Familien der Stadt beſtanden. Der Text des Oratoriums „die Schelde" hat

*) Anna Mancini, Roman von Julius Groſſe. Zwei Bände. Stuttgart, Ed. Hallberger, 1869.

**) Berlin, Fr. Kortkampf, 1869. (226 S. 8.)

***) Mit Bezug auf eine ſo eben von einem berühmten Muſiker herausgegebene Streitſchrift voll Gift, Galle und Egoismus könnte man das Witzwort auch umdrehen und ſagen: „Gute Muſikanten, aber ſchlechte Menſchen." Wir werden auf dieſe neue Mißgeburt der Zukunftsmuſik nächſtens zurückkommen. D. R.

*) Berlin, Verlag von Wilh. Müller, 1869.

Digitized by Google

dem Dichter Gelegenheit gegeben, das ſchöne Land und ſeine glorreiche Geſchichte zu verherrlichen; wie in einem Panorama gleitet der nationale Strom mit allen Helden der Vergangenheit, von den „Kerels" (Kerle, Zarle) bis zu den „Geuſen", bis Artevelde und Wilhelm von Oranien, vorüber. Das altniederländiſche Volkslied „Wilhelmus van Nassouwen" hat der Komponiſt ſehr geſchickt dazu benutzt, das vaterländiſche Gefühl ſofort, in der Einleitung ſeiner Kompoſition, anzuregen und bis zum Schluſſe zu ſteigern, der in dem Rufe „Einheit und Freiheit!" ſeine Krönung findet. Es wird vielleicht das Werk mit ſeinen vorherrſchend nationalen und lokalen Erinnerungen wenig geeignet ſein, auch in anderen Ländern aufgeführt zu werden, aber jedenfalls iſt es ein die allgemeinſte Theilnahme auch in Deutſchland verdienender, neuer edler Aufſchwung der poetiſchen und der muſikaliſchen Kunſt, um das Volk, wie die Gebildeten, dieſes Theiles der alten Niederlande für ihre von mächtiger Seite bedrohte, nationale Selbſtändigkeit zu erwärmen und zu begeiſtern.

Am 27. Juli 1869 wird in Poughkeepſie bei Newyork ein amerikaniſcher Philologen-Kongreß zuſammentreten, der ſich zunächſt mit der Gründung einer „National-Societät zur Förderung philologiſcher Studien und Forſchungen in Amerika" beſchäftigen wird, worauf dann verſchiedene wiſſenſchaftliche Vorträge amerikaniſcher, klaſſiſcher Philologen und neuerer Sprachforſcher gehalten werden und zur Discuſſion kommen ſollen. Folgende Fragen ſind außerdem zur Erörterung geſtellt:

1) Wie viele Zeit ſoll man den Sprachſtudien auf höheren Unterrichtsanſtalten widmen?
2) Wie viel von dieſer Zeit ſoll den neueren Sprachen angehören?
3) Soll die Erlernung des Franzöſiſchen und des Deutſchen der des Lateiniſchen und Griechiſchen vorangehen?
4) Welchen Rang ſoll das Studium der engliſchen Sprache auf Colleges und anderen höheren Unterrichtsanſtalten Amerikas einnehmen?
5) Welches iſt die wirkſamſte Methode des Unterrichts in den klaſſiſchen Sprachen?
6) Welches iſt das beſte Syſtem der Ausſprache des Lateiniſchen und Griechiſchen?
7) Iſt der geſchriebene Accent bei der Ausſprache des Altgriechiſchen zu berückſichtigen?
8) Welche wirkſamere Maßregeln können getroffen werden, um die Sprachen der amerikaniſchen Indianer vor Vernichtung zu bewahren?

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch gelehrte Gäſte aus Europa dem Kongreſſe ſehr willkommen ſein werden.

Für Freunde und Liebhaber des Schachſpiels ſind in dem unten genannten Werkchen*) die vollſtändigen Wettkämpfe des berühmten amerikaniſchen Meiſters veröffentlicht, der als einundzwanzigjähriger Jüngling die gereiſten und gediegenen Kämpen Anderſſen, Harrwitz und Löwenthal nebſt anderen diis minorum gentium auf's Haupt ſchlug und ſeit dieſer Zeit dem Schachſpiel Valet geſagt hat. Die hier mitgetheilten Partieen ſind gewiß die merkwürdigſten und gediegenſten, die jemals geſpielt worden ſind — Bataillen, reich an Abwechſelung, vom 20- und 30zügigen Scharmützel bis zur 80zügigen Rieſenſchlacht. — Unter den Partieen Anderſſen's, der auch in der Niederlage groß iſt und ſelbſt im Untergange glänzt, heben wir die zehnte, von ihm gewonnene als ein Meiſterwerk in geſchickter Bauern- und Figurenführung hervor. Der Herausgeber, ſelbſt ein Schachſpieler erſten Ranges, hat den Morphy-Partieen die beſten Kämpfe des Pariſer Schachturniers von 1867 beigeſellt, in welchem bekanntlich der geniale J. Koliſch aus Wien den erſten Preis, erhöht durch ein werthvolles Geſchenk des Kaiſers, davontrug. Das Werkchen enthält gewiſſermaßen die Blüte des modernen Schachſpiels oder vielmehr des Schachſpiels überhaupt, denn beſſer iſt wohl nie geſpielt worden. Der Herausgeber hat die Partieen mit gediegenen Anmerkungen verſehen und durch Diagramme veranſchaulicht. Das wohlausgeſtattete und billige Buch (Preis 22½ Sgr.) wird hoffentlich überall heimiſch werden, wo Schachſpieler ihre Zuſammenkünfte halten.

*) Paul Morphy's Schachwettkämpfe. Nebſt den beſten Partieen des Pariſer Schachturniers vom Jahre 1867 herausgegeben von Jean Dufresne. Berlin, Carl Heymann's Verlag (Julius Imme). 2. Auflage.

Berichtigung.

Es iſt ganz richtig, daß ich bei Abfaſſung der jetzt in Buchform erſchienenen Skizzen „Littauen und die Littauer" die von Ihrem „Mitarbeiter aus Königsberg" in Nr. 9 aufgeführten Bücher ſämmtlich benutzt habe. Dieſe Entdeckung kann jedoch nur einen mäßigen Aufwand von Scharfſinn und Gelehrſamkeit verurſacht haben, und ich hoffe, auch andere Leſer meines Büchleins ſollen ſie machen, denn ich ſelber bin ſchon ſo frei geweſen, jene Werke ausdrücklich und wiederholentlich zu nennen. Ich habe ſogar noch eine Reihe weiterer Bücher benutzt, was Ihr „Mitarbeiter aus Königsberg" wahrſcheinlich nur deshalb überſehen, weil ich dieſe Bücher nicht in einer beſondern Fußnote, ſondern mitten im Text citire. Die Behauptung endlich, ich hätte einen gewiſſen Herrn G. Berendt „ausgeſchrieben" — iſt ſchon im vorigen Sommer, wie ich vermuthe, von derſelben Seite, im „Literariſchen Centralblatt" verſucht, und von mir nach Gebühr dort abgefertigt worden. Bringt man nun in Abzug alles Das, was ich thatſächlich entlehnt habe, ſo iſt dies eben nichts weiter als, ſo zu ſagen, die Staffage zu meinen Skizzen, und es bleibt immer noch „Littauen und die Littauer" übrig, das ich trotzdem und alledem in voller Beſcheidenheit als ein Originalgemälde bezeichnen darf. Mein Vergehen beſteht nur darin, daß ich, was ſonſt nicht immer von Touriſten zu geſchehen pflegt, die benutzten Quellen ſorgfältig angeführt, und außerdem durch eine gewiſſe Stelle mir den Zorn eines in Littauen erſcheinenden Blättchens, genannt „Bürger- und Bauernfreund", zugezogen habe.

Auf die Denunciation des „Bürger- und Bauernfreund" und auf einen ähnlichen, wahrſcheinlich aus derſelben Quelle entſpringenden Ausfall in der „Königsberger Hartung'ſchen Zeitung" laſſen ſich denn auch, wenigſtens ſo viel mir davon bekannt geworden, das „große Mißfallen" und die „zahlreichen Reclamationen" zurückführen, welche mein Büchlein in Oſtpreußen erfahren haben ſoll. Als meine jetzt geſammelten Skizzen vor Jahresfriſt zuerſt in der hieſigen „Nationalzeitung" erſchienen, fanden ſie gerade auch in Oſtpreußen allgemeine Theilnahme und Zuſtimmung, und dieſer Umſtand bewog Herrn J. Reyländer in Tilſit, mich aufzufordern, die Skizzen zuſammenzuſtellen und ſie in ſeinem Verlage als Buch herauszugeben.

Berlin, 1. März 1869. Otto Glagau.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— Berlin, den 20. März 1869. —— [№ 12.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Richard Wagner: Das Judenthum in der Muſik. 165. — Göthe und die Frauen, nach Adolf Stahr. II. Friederike von Seſenheim und Mariane in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren". 166. — Zur Beurtheilung der landwirthſchaftlichen Kultur unſerer Zeit. 168.
Belgien. Die neue Zeitſchrift für das Weltrecht 169.
Frankreich. Heinrich IV., ein hiſtoriſches Lichtbild ohne Retouche. 170.
Spanien. Die bisherige Verwaltung Cuba's durch die ſpaniſche Regierung. 171.
Orient. Die Zeitſchrift der morgenländiſchen Geſellſchaft. 173.
Aegypten. Eine Aegyptiſche Königstochter. 173.
Kleine literariſche Revue. Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe. 174. — Aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten. 174. — Gedanken Mainlinien. von Moritz Müller. 175.
Literariſcher Sprechſaal. Amerikaniſches Denkmal für Alexander v. Humboldt. 175. — Emil Ollivier's „Neunzehnter Januar". 175. — Zweite Deutſche Nordpol-Expedition. 176. — Zeitungs- und Schulweſen in Ruſſiſch-Amerika. 176. — Die erſte Industrial Partnership in Berlin. 176. — Internationale Arbeiter-Induſtrie-Ausſtellung in Holland. 176.

Deutſchland und das Ausland.

Richard Wagner: Das Judenthum in der Muſik.*)

„In ſteter Nothwehr gegen arge Liſt bleibt auch das redlichſte Gemüth nicht wahr"; ein weniger redliches Gemüth aber kann auch unwahr werden, ja ſogar den pſychologiſchen Maßſtab ſo weit aus der Erinnerung verlieren, daß ſelbſt ein reicher Geiſt, wie Taſſo, von einer Gränze zu der andern ſchwankt. Nur in dieſer Weiſe können wir Richard Wagner's neueſtes, oben genanntes Buch begreifen, und mit Antonio rufen: „Du erlaubſt Dir Wort auf Wort, das Du Dir ſelber nie verzeihen kannſt." Und nicht einmal das Mitleid, das wir dem wahnſinnig gewordenen Taſſo ſchenken, verdient dieſes große muſikaliſche Genie; denn wenn Wagner auch mit Jenem ſagen kann: „Ich bin verſtoßen, bin verbannt", ſo hat er doch nicht des Dichters verſöhnenden, ausgleichenden Zuſatz: „Ich habe mich ſelbſt verbannt." In eitler Selbſtüberhebung ſucht er nicht bei ſich die conſequenten Folgen der Abneigung, die ſeine ſo unangenehme Feder in zwanzig Jahren mühſamer Schriftſtellerei ihm erworben, ſondern außerhalb. Und da ihm gerade nichts Anderes einfällt, ſo geräth er wieder einmal auf die Juden.

Böſe Anwandlungen haben öfter Menſchen dahin geführt, Leute, gegen die ſie in argen Zorn verfallen waren, den Juden zu geſellen, gleichſam um noch ein beſonders trockenes Scheitlein Holz in den großen Scheiterhaufen zu tragen, und ſo ſind die Juden 1848 den Polen und Franzoſen, 1862 den Kreisrichtern und Demokraten, 1869 den Krämern und Poſtſchreibern zugeſellt worden. Wagner nun, der einen argen Grimm auf die Majorität der Muſiker hat, hält das Mittelchen für bewährt und geſellt Juden und Muſiker. Die Erfolge Meyerbeer's, die Liebe und Verehrung, die ſich Felix Mendelsſohn erworben hat, die Achtung des Publikums vor Ferdinand Hiller, die ſchriftſtelleriſchen Talente Hanslick's haben ihn nicht ſchlafen laſſen, und da er nun allein gegen dieſe Alle, ein neuer Horatius Cocles, zu Felde zieht, ſo nimmt er gleich noch einige Hundert andere Muſiker mit in den Kampf und ruft: „Die Freunde meiner Feinde ſind auch meine Feinde." Und da ſchlägt denn unſer Don Quixote auch auf Leute los wie Robert Schumann, Profeſſor Biſchof, den General-Intendanten von Hülſen. — — — „Aber ſind denn das auch Juden?" wird man hier fragen. — „Thut nichts, der Jude wird verbrannt", antwortet er. Sie ſind verjüdelt, die ganze moderne Muſik ſpricht, athmet, träumt im jüdiſchen Jargon, ja eigentlich iſt ihm der Körper der Muſik verweſt und umgeſetzt in die jüdiſchen Würmer, die ihn freſſen — ein Bild, für deſſen Wiederholung wir den Leſer mit dem Bemerken um Verzeihung bitten, daß, was wir auch aus dieſer Schrift zu citiren vermöchten, gleich widerlich berührt.

Der ganze Unterſchied, den Wagner ſowohl aus dem Sonderglauben des Juden, als auch und noch mehr aus ſeiner nationalen Beſonderheit herleitet, iſt in den zwanzig Jahren, ſeit denen er den deutſchen Verhältniſſen fremd geworden iſt, völlig ausgeglichen. In ſeiner ſchweizeriſchen Verbannung iſt ihm die bewirkte Ausgleichung, ein ſchöner Fortſchritt der deutſchen Nation, entgangen, und er ſtellt Dinge auf, die man vor zwanzig Jahren hierorts bekämpft haben würde, heute — gar nicht mehr verſteht. Thun wir aber einmal, als vermöchten wir dem Verfaſſer auf das Gebiet der nationalen Unterſcheidung der deutſchen Chriſten von den deutſchen Juden zu folgen, und reden wir einmal in ſeiner, auf einem von uns beſtrittenen Fundamente ruhenden Anſchauungsweiſe mit ihm. So ſagt er vom Juden, daß er an ſich unfähig ſei, weder durch ſeine äußere Erſcheinung, noch durch ſeine Sprache, am Allerwenigſten aber durch ſeinen Geſang, ſich uns künſtleriſch kundzugeben (S. 17). Wir wollen es vermeiden, ihn durch ſchlagende, aber immerhin individuelle Beiſpiele zu widerlegen, wie z. B. die äußere Erſcheinung und Sprache eines Eduard Simſon, die Gewalt der künſtleriſchen Kundgebung eines Joachim, ja die herrſchenden Bühnenerſcheinungen eines Dawiſon und einer Pauline Lucca; wir wollen ihn nur fragen, ob er, ſelbſt die Juden als fremde Nation betrachtet, irgend einem fremden Kulturvolk überhaupt die Eigenſchaft, ſich künſtleriſch kundzugeben, abzuſprechen wagt?

Wenn Herr Wagner von einem Architekten oder Bildhauer jüdiſcher Abkunft nichts weiß, ſo gereicht dies weniger dem Ruhme unſerer gefeierten Landsleute Hitzig und Sußmann-Hellborn zum Schaden, als es in helles Licht ſtellt, daß ſich Wagner um die Kunſtzuſtände des heutigen Deutſchlands ſeit zwei Jahrzehnden nicht mehr kümmert. Um ſo eifriger muß er ſich aus den Synagogen berichten laſſen, da er zu dem wunderlichen Generalurtheil gelangt (S. 29): „Wer die freche Zerſtreutheit und Gleichgültigkeit einer jüdiſchen Gemeinde während ihres muſikaliſch ausgeführten Gottesdienſtes in der Synagoge betrachtet hat ꝛc." An ſolchen allgemeinen Wahnurtheilen, die in keiner Stadt, keiner Provinz lokaliſirt ſind, iſt das Pasquill übrigens überreich, — ſo iſt z. B. Seite 37 von „einem allgemeinen Zweck des Muſikjudenthums" die Rede, und auch „die Preſſe, die deutſche große Preſſe" gehört „den Juden". Ja der Verfaſſer verſteigt ſich bis zu dem Ausſpruch (S. 41): „Unſere Liberalen und Fortſchrittsmänner haben es empfindlich zu büßen, von den altkonſervativen Gegenparteien mit dem

*) Leipzig, J. J. Weber, 1869.

Digitized by Google

Judenthum und ſeinen ſpezifiſchen Intereſſen in Einen Topf geworfen zu werden." Büßen! Man büßt doch nur eigene Schuld, aber wenn man ſelbſt dieſen logiſchen Fehler hingehen läßt und unter Büßen Leiden verſteht, zeugt der Satz nur für des Verfaſſers Unkenntniß der Dinge. Einerſeits haben die Liberalen dergleichen Vorwürfe der Reaction niemals übel empfunden, ſondern ſtets mit beſonderem Humor aufgenommen; andererſeits ſollte Wagner, der in neuerer Zeit ſo ſehr mit den Muckern*) und mit der politiſch herrſchenden Partei**), ja ſogar mit Rußland harmonirt — man vergleiche die Widmung des vorliegenden Werkes und die Wunder in Petersburg und Moskau auf Seite 43 — ſo weit in der reactionären Preſſe Beſcheid wiſſen, daß ihm nicht die Zahl der dort für Geld und um ihrer Geſinnung willen beſchäftigten conſervativen Juden, daß ihm nicht die Wirkſamkeit von Männern wie Stahl, Hahn, Paulus Caſſel, Weil und vieler Anderer entgangen ſein dürfte.

Aber nicht bloß die Zeitungspreſſe hat für den erleuchteten Verfaſſer dieſes Gebreſte, nein, in wiſſenſchaftliche Lehrbücher drängt ſich das ſchwarzbraune Entſetzen. Man denke, Wagner hat ermittelt, daß in Viſcher's Aeſthetik der Muſiktheil auf Mittheilung eben jenes von ihm ſo vervehmten Hanslick beruht. „So ſaß denn", heißt es S. 47, „die muſikaliſche Judenſchönheit mitten im Herzen eines vollblutig germaniſchen Syſtems der Aeſthetik, was auch zur Vermehrung der Berühmtheit ſeines Schöpfers um ſo mehr beitrug, als es jetzt überlaut in den Zeitungen geprieſen, ſeiner großen Unkurzweiligkeit wegen aber von Niemand geleſen ward." — Alſo das ſonſt deutſche Buch iſt durch den angeblichen jüdiſchen Mitarbeiter langweilig, durch deſſen induſtrielle Reclamen aber berühmt geworden? Kann das Herr Wagner wirklich glauben? Kann ihm der Gedankengang ernſt ſein? Nicht einem ſo ehrenhaften und gut berufenen Schriftſteller, wie Dr. Hanslick, ſchlägt Wagner damit in's Geſicht, ſondern der ganzen deutſchen Nation. Oder iſt etwas Geringeres damit geſagt, als daß das deutſche Publikum ſich über den Werth von Büchern durch Annoncen-Induſtrie und Reclame täuſchen laſſe? Und wer iſt es, der gerade dieſes Mittel verwerflich findet? Iſt es wirklich eben dieſer Wagner, der ſtets jedes ſeiner Werke mit einer literariſchen Reclame zu begleiten pflegt? Oder verwirft er auch die Bücherreihe, die ſein Verleger auf der letzten Seite der vorliegenden Schrift anzuzeigen nicht unterläßt? Es wäre nicht wunderbar, denn der Mann trägt niemals Scheu, ſich und ſeine Vergangenheit ſchnöde zu desavouiren. Als er den „Holländer" ſchrieb, verwarf er den „Rienzi", jetzt iſt ihm ſchon der „Tannhäuſer" ein halb zweifelhaftes Opus.

Aber nicht bloß auf dem Kunſtgebiet, nein, auf dem des öffentlichen Lebens bricht er mit ſeiner beſſeren, idealeren Vergangenheit. Ohne Scham ruft der politiſche Märtyrer von Dresden: „Als wir für Emancipation der Juden ſtritten, waren wir aber doch eigentlich mehr Kämpfer für ein abſtractes Prinzip, als für den concreten Fall, wie all unſer Liberalismus ein nicht ſehr hellſehendes Geiſtesſpiel war, indem wir für die Freiheit des Volkes uns ergingen, ohne Kenntniß dieſes Volkes, **ja mit Abneigung gegen jede wirkliche Berührung mit ihm.**"…. Wohlverſtanden, hier meint Wagner nicht die Juden, ſondern das geſammte deutſche Volk, das treue, wahre, edle, das ihm in ſeinen ärmeren oder ungebildeteren Schichten nun, wie es ſcheint, ſchlechthin zum Pöbel gehört, wie vor hundert Jahren vielleicht manchem rohen Junker, wie heutzutage keinem Manne mehr, der Anſpruch auf einen Platz unter dieſer vorwärtsſtrebenden Nation macht.

Genug und zu viel! Wir brechen ab, weil wir keine Streitſchrift beabſichtigen, und den Gegenſtand dazu für nicht würdig halten. Die Feder, die dieſe Zeilen ſchreibt, iſt nicht polemiſch angelegt, ſonſt würde ſie aus den gemeinſten Stellen der Schrift Kapital machen können, wie aus dem unverſchämten „Unſerm", wenn von des Verfaſſers „natürlichem Widerwillen gegen jüdiſches Weſen" die Rede iſt (S. 11), wie aus dem wahrheitswidrigen Wort: „Der Jude, der bekanntlich einen Gott ganz für ſich hat" (S. 13), wie aus dem Vorwurf „des ziſchenden, ſchrillenden, ſummſenden und murkſenden Lautausdrucks der Sprechweiſe der Juden" (S. 15), „der kalten Gleichgiltigkeit des eigenthümlichen Gelabbers" (S. 16) und vielen anderen ſittlich verwerflichen, ſtyliſtiſch verderbten, logiſch unbegreiflichen Stellen. Wir verſchmähen es, einen Kampf aufzunehmen, in welchem der Gegner, nachdem er Schwert und Feder entweiht, zum Schmutz greift. „Es iſt ein ungleicher Kampf, in welchem ich unterliegen würde", ſagte jener griechiſche Weiſe, als ein Gegner ihn auf der Straße ſchimpfte, dem er ſich in dieſer Waffe nicht gewachſen fühlte.

Und Liszt? der Ungar? Hat er denn den Vorzug der deutſchen Mutterſprache reicher, als der ſeit Generationen im Herzen des Vaterlandes heimiſche, mit ihm innig verwachſene deutſche Jude? Und kann jener wunderliche Heilige, der bei allen ſeinen Kapuziner-Schrullen ein edler Meiſter ſeiner Kunſt iſt, ſeinem Freunde auch auf dieſes Gebiet noch folgen? Gewiß nicht! Auch er wird den hochbegabten Tonſetzer von dem Schriftſteller unterſcheiden müſſen, deſſen geiſtigen Gängen zu folgen, Aerzten und Pſychologen überlaſſen werden mag. Vielleicht, daß der eingangs dieſer Zeilen verſuchte Vergleich des Sängers des befreiten Jeruſalem mit dem heutigen Feinde des zerſtreuten Jeruſalem eine ſchmerzliche Berechtigung hat!

*) Siehe das Urtheil der Süddeutſchen Preſſe auf S. 49 der Schrift.

**) S. den Brief an Conſtantin Franz, der der neuen Auflage von „Oper und Drama" als Vorrede dient.

Göthe und die Frauen, nach Adolf Stahr.

II.

Friederike von Seſenheim und Mariane in „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren."

Wir übergehen die vier folgenden Frauengeſtalten aus des Dichters Werken, die Helena, die allegoriſche Perſonifizirung der antiken klaſſiſchen Kunſt und Kultur, die Iphigenie, dieſe moderne „ſchöne Seele" in griechiſchem Gewande, von welcher Göthe in ſeinen Italieniſchen Briefen ſchreibt, daß er ihre Worte dem edel jungfräulichen Bilde der heiligen Agathe von Raphael vorleſen und jene nichts werde ſagen laſſen, was dieſe nicht ausſprechen möchte; die fürſtliche Jungfrau Leonore von Eſte, „die Verkörperung bewußter Entſagung und eines poetiſchen Idealismus, der fern iſt von aller berechnenden Selbſtſucht", und Eugenie, die natürliche Tochter eines Fürſten, eine echt ariſtokratiſche Seele, das Erzeugniß der Sünde der großen Welt, um bei der intereſſanteſten Geſtalt aus dem Leben des Dichters, bei der von ihm vielleicht allein wahrhaft geliebten Friederike von Seſenheim etwas länger zu verweilen.

„Unter allen in Göthe's Jugendleben ſo überaus zahlreichen Herzensgeſchichten hat keine die Theilnahme der Menſchen in

Digitized by Google

höherem Grade auf ſich gelenkt, als die idylliſche Liebesepiſode, welche der einundzwanzigjährige Dichter während ſeiner Straßburger Studienzeit in dem Pfarrhauſe zu Seſenheim durchlebte. Er ſelbſt hat dieſe Epiſode über vierzig Jahre ſpäter mit ſeiner Meiſterhand in Dichtung und Wahrheit geſchildert und allen Zauberduft glückſeliger Erinnerung über dieſe Jugendliebe und über das holdſelige Bild der Pfarrerstochter von Seſenheim ergoſſen.“ Dieſe Worte, mit welchen Adolf Stahr die Schilderung dieſer Jugendgeliebten Göthe's einleitet, rechtfertigen es hinlänglich, warum wir gerade ihr unter den drei Geſtalten, welche aus des Dichters Jugendleben und -Lieben beſprochen ſind, den Vorzug geben. Wie ein wonniger, heiterer Frühlingstag iſt dieſe Liebe in das reiche Leben des Dichters eingereiht, und ſo empfindet er ſie noch nach vierzig Jahren in ſeiner Erinnerung. „Wie das „herrliche Elſaß“ mit der ſonnigen Milde ſeines Klimas, mit der überſchwänglichen Fruchtfülle des geſegneten Bodens ..... dem unter dem rauhen Himmel Thüringens duldenden Dichter in der Erinnerung doppelt reizvoll erſchien, ſo lag auch die ganze Zeit jener Seſenheimer Liebesidylle, als er das entzückende Gemälde derſelben im zehnten und elften Buche von Dichtung und Wahrheit entwarf, vor ihm da, wie ein voller Kranz von lauter ſonnengoldenen Frühlingstagen.“ Und aus dieſem Blüthenkranze leuchtet Friederike ſelber als die lieblichſte Blume dem jugendlichen, empfänglichen Dichter entgegen und erfüllt bald nach der erſten Bekanntſchaft ſein Herz mit wahrer, inniger Liebe, die durch jeden folgenden, ſich raſch wiederholenden Beſuch nur geſteigert wurde. Wie hätte es denn auch anders ſein können, da Friederike Brion, nach des Dichters eigener Beſchreibung, ganz geartet war, das Herz eines jungen gefühlvollen Mannes einzunehmen. Man braucht nur die reizende Schilderung ſeines Seſenheimer Lebens in „Wahrheit und Dichtung“ nachzuleſen, um zu fühlen, wie noch nach vierzig Jahren das Herz des alternden Göthe brannte, wenn er jener glückſeligen Jugendzeit und der einzig von ihm Geliebten gedachte, und jedes Wort, ſie zu ſchildern, iſt, neben dieſen Ergüſſen des Dichters, überflüſſig, ja es würde, wie Stahr es nennt, „ein frevelhaftes Unternehmen“ ſein. Göthe ſelbſt bezeichnet als Grundzüge ihres Weſens, „beſonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtſein, und Frohſinn mit Vorausſehen: Eigenſchaften, die unverträglich ſcheinen, die ſich aber bei ihr zuſammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten.“ Daneben entzückte ihn die Herzensfeinheit, mit der ſie ſeine Aufmerkſamkeit und ſein Eingehen auf die Schwächen und Grillen ihres alten Vaters bemerkte und ihm dankte, und die ruhige Sicherheit, mit der ſie ſeiner leidenſchaftlichen, bald auch von der Umgebung bemerkten Neigung zutrauensvoll begegnete. „Sie war“ — heißt es in Göthe's ſpäteren Lebensbekenntniſſen, nach der Erzählung des zweiten Buches, — „von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die ſechs Stunden ſchienen keine Entfernung mehr.“ Wie ſollte ſie auch nicht überzeugt ſein, da der Liebende es an nichts fehlen ließ, ſein Verhältniß zu dem geliebten Weſen immer enger zu knüpfen, und ſie auch durch die Theilnahme an ſeinem geiſtigen Leben ſich immer näher zu verbinden! Ein lebendig unterhaltener geiſtiger Verkehr entwickelte ſich. Seine Briefe, ſeine Lieder flogen in ununterbrochener Folge zu ihr, unter ihnen Lieder, die zu den ſchönſten und reinſten gehören, welche unſere Sprache beſitzt, und welche neben der Tiefe ſeiner Liebesempfindung zugleich den vollen Ernſt des Entſchluſſes, dieſer Liebe für das Leben Folge zu geben, unzweideutig ausſprachen. Und doch kennen wir das baldige Ende dieſer reinſten, wahren Herzensneigung des Dichters, und was man auch verſucht hat, ihn zu entſchuldigen, es wird doch niemals gelingen, von ihm den Vorwurf eines frevelhaften Leichtſinnes hinwegzunehmen, mit welchem er ſo viel Liebe täuſchte und ein ſo reines Herz um das Glück ſeines Lebens betrog. Auch unſer Autor verſucht es nicht, Göthe zu rechtfertigen; er läßt ſeine Schuld in ihrer vollen Größe beſtehen, fügt aber hinzu: „Aber die Gerechtigkeit gebietet, hinzuzuſetzen, daß er ſelbſt ſich zu keiner Zeit ſeines Lebens über dieſe ſeine ſchwerſte Verſchuldung verblendet oder dieſelbe irgendwie zu beſchönigen verſucht hat, wenn er es auch unternahm, ſie durch ſeine Erklärungen einigermaßen zu mildern.“

Wie dagegen Friederike ihre Jugendliebe ein langes, einſames Leben hindurch bewahrt hat, iſt bekannt. Sie blieb unvermählt, indem ſie wiederholte Anträge von Bewerbern zurückwies, weil Göthe's Bild ihrem Herzen ewig eingeprägt blieb. Ueber Göthe, ſo erzählt ein Bericht über ihre letzten Lebensjahre in dem Hauſe ihres Schwagers, eines Pfarrers in Dießberg bei Offenbach, ſprach ſie ſtets nur mit Achtung; auf bittere Anſpielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte ſie mit rührender Beſcheidenheit: er ſei zu groß, ſeine Laufbahn zu hoch geweſen, als daß er ſie habe heimführen können.

Unter den Frauengeſtalten des „Wilhelm Meiſter“, welche der zweite Theil des Werkes uns bringt, begegnen wir einer, welche vor allen anderen unſere Theilnahme feſſelt; es iſt dies Mariane, deren Bild der Dichter mit beſonderer Vorliebe gezeichnet hat. Adolf Stahr nennt ſie die „holdſelige Geſtalt“, und ſchon die erſte Scene, in welcher uns der Dichter zu ihr führt, genügt, dies reizende Geſchöpf, in welchem der liebestrunkene Jüngling ſeine erweckende, ſeinen Lebensvorſatz beförbernde „Gottheit“ ſieht, in allem Zauber ſeines Weſens vor uns hinzuſtellen. Die junge, ſchöne, gefeierte Schauſpielerin erſcheint vor uns in der phantaſtiſch reizenden Bühnentracht „als junger Offizier“ gekleidet, wie ſie vor wenigen Minuten „noch das Publikum entzückt hat“, ſtrahlend von Jugendfriſche, leuchtend von wahrer, reiner, ganz hingebender Glut einer erſten Liebe, Alles vergeſſend, Alles von ſich weiſend, was ſie abhalten ſoll, ſich einer Leidenſchaft zu überlaſſen, „die ſie ſo oft dargeſtellt und von der ſie doch keinen Begriff gehabt hatte“. — So oft man auch dieſe erſten Kapitel des Wilhelm Meiſter lieſt, immer wieder fühlt man ſich von dem Zauber, mit welchem der Dichter die erſte Jugendliebe ſeines Helden, dieſe Mariane, ausgeſtattet hat, angezogen und überwältigt. — „Der ganze Schwung der Jugend und Leidenſchaft, geſteigert noch durch das Phantaſtiſche ihres Berufs, durch das Abenteuerliche, Aufgeregte ihres Schauſpielerlebens, durch die Exaltation der eben gehabten Anſtrengung, das Alles tritt uns in dieſer Mariane des erſten Kapitels in all' ſeiner bunten Pracht entgegen.“ Und wie dem Gretchen Fauſt's die Martha, ſo hat der Dichter auch der Mariane eine Barbara zur Seite geſtellt; Stahr nennt ſie „die richtige Milchſchweſter der Shakeſpeare'ſchen Amme Julia's“, „ein Weib, wie auserleſen zum Kuppler- und Zigeunerweſen“.

Was unſer Intereſſe an der Geſtalt der Mariane noch erhöht, und worauf auch die vorliegende Beſchreibung ihres Bildes aufmerkſam macht, iſt der Umſtand, daß Mariane nicht mehr ohne Schuld iſt, als Wilhelm in ihre Kreiſe tritt. Sie hat ſich durch die alte Barbara verkaufen laſſen; dadurch hat das Böſe Macht über ſie gewonnen, und dieſer Eine Fehltritt, zu dem ſie ſich hat bewegen laſſen, gewinnt ihrer Geſtalt unſer ganzes Mitgefühl; er iſt es aber auch, der ſie von ihrem Glücke, von dem Geliebten trennt, und ſie dem Schmerz und der Ent-

Digitized by Google

ſagung, einem freudeloſen Daſein und einem frühen Tode entgegenführt. So vereint ſich Alles, uns die Geſtalt der Mariane beſonders werth zu machen, und mit Recht weiſt Stahr darauf hin, wie Göthe an keine der Frauengeſtalten des Romans ſo viel Liebe verwandt, keine ſo mit allen Mitteln ſeiner Kunſt vor unſere Phantaſie hingezaubert hat, ja wie die holde Schattengeſtalt der Todten ſich durch den ganzen Verlauf der Dichtung hindurch zieht, „als wenn ſie noch mitten unter den Lebenden wäre, von denen ſie doch ſchon im Beginne derſelben geſchieden iſt“.

Wir glauben, hiermit am Beſten von dem Buche ſcheiden zu können, mit welchem der Verfaſſer ſich um die Bereicherung der Literatur Göthe's und um ein richtiges Verſtändniß ſeiner Geſtalten und Schöpfungen ein neues hervorragendes und bleibendes Verdienſt erworben hat. Während die Lektüre deſſelben unſere Kenntniß der Geſchichte der Göthe'ſchen Dichtungen bereichert, übt ſie zugleich einen mächtigen, gewinnenden Zauber aus, der aus der ſinnigen, lebenswahren und warmen Darſtellung in uns überſtrömt, ſo daß auch unſer Gemüth eine ſeltene Befriedigung findet und wir daſſelbe mit einem ſtillen, aufrichtigen Danke gegen den Verfaſſer aus der Hand legen.

Zur Beurtheilung der landwirthſchaftlichen Kultur unſerer Zeit.

Bei der innigen Beziehung, welche zwiſchen der Landwirthſchaft und der National-Oekonomie oder Volkswirthſchaft ſtattfindet, bedarf es für den Freund der internationalen Kultur keiner Verſicherung, einen wie hohen Werth die Gruppirung der Ackerbau-Erzeugniſſe aller civiliſirten Länder gehabt hat und haben muß und wie ſehr auch auf dieſem Gebiete die letzte Pariſer Weltausſtellung von umfaſſender Bedeutung war. Man hat behauptet, daß erſt ſie überhaupt eine wahrhaft „univerſelle“ geweſen iſt, mehr noch ſelbſt als die Londoner von 1862, und obgleich gerade die Landwirthſchaft nach dem Urtheile der Sachverſtändigen etwas ſtiefmütterlich bedacht war, zumal in Betreff des ihr angewieſenen Raumes und ſeiner Lage, und der Umfang ihrer Vertretung hinter den Erwartungen zurückblieb, ſo darf demſelben Urtheile gemäß der ſoziale Werth der Vorführung dieſer Spezies menſchlicher Arbeit nicht gering angeſchlagen werden. Mochten eine Menge von Umſtänden mitwirken, um zu verhindern, daß ein ganz genaues Bild des heutigen Standes der Landwirthſchaft gegeben ward, ſo haben doch alle Pfleger dieſes wichtigen Kulturzweiges (von dem ja die Kultur überhaupt ihren Namen hat) von dem Dargebotenen eine mächtige Anregung davon getragen.

Die von Herrn von Salviati herausgegebenen „Berichte über den landwirthſchaftlichen Theil der Pariſer Weltausſtellung von 1867“*), von welchen der erſte, nach dem zweiten erſchienene Theil uns vorliegt, geben einen klaren Begriff von der überwältigenden Maſſe des Stoffes, der im Park des Marsfeldes und auf der Inſel Billancourt aufgehäuft war. Es gewähren dieſe, von verſchiedenen Verfaſſern, und darunter von den erſten landwirthſchaftlichen Autoritäten Preußens entworfenen Berichte mit ihrer prächtigen Ausſtattung (11 lithographirte Tafeln und 73 Holzſchnitte ſind allein dem I. Theil beigegeben) und überſichtlichen Anordnung eine treffliche Rundſchau des Geſammteindrucks der ganzen Ausſtellung, wie insbeſondere der einzelnen zur Oekonomie gehörigen Klaſſen.

Man ſieht aber aus den gewaltigen Lücken, die an einzelnen Ländern und in einzelnen Fächern auffällig hervortraten, weſſen die europäiſche Landwirthſchaft fähig geweſen wäre, wenn die gegebenen Verhältniſſe ſie beſſer begünſtigt hätten. Selbſt Frankreich, für deſſen Ausſteller der Transport der landwirthſchaftlichen Produkte und Werkzeuge natürlich am wenigſten koſtſpielig war, zählte nur zwei Departements, du Nord und Seine et Marne, welche nach allen Richtungen hin ihre ökonomiſche Produktivkraft ausgiebig dargethan hatten, und ſtreng genommen, ſogar nur Eines: das Nord-Departement (Franzöſiſch-Flandern). Alle übrigen Departements ſchloſſen ſich mit ihren Erzeugniſſen an die Kollektiv-Ausſtellung des Nord-Departements an; das im Ackerbau ſo weit vorgeſchrittene Elſaß war auf der Ausſtellung nur mäßig vertreten. Nur von ſeinem Tabak- und Hopfenbau konnte man einen annähernden Begriff bekommen.

Englands Wollproduktion hat doch gewiß den begründetſten Ruf, allein auf der Weltausſtellung fehlte die altengliſche Wolle ganz, wogegen die auſtraliſche angemeſſen vertreten war. Nicht minder ſchwach war es mit den lebendigen Repräſentanten der Schafzucht beſtellt: das franzöſiſche Schaf war weit überwiegend, von den Leiſtungen der anderen Nationen in dieſem Theile der Viehzucht bemerkte man ſo gut wie gar nichts. Auch das Gebiet der Pferdezucht ließ viel zu wünſchen übrig, wenngleich es den Beweis lieferte, daß Frankreich in dieſer Hinſicht unter Napoleon III. anſehnliche Fortſchritte gemacht hat.

Das Pflanzenreich war mit Allem, was dort einſchlägt, viel reichlicher bedacht, als das Thierreich und die aus thieriſchen Subſtanzen erzeugten Stoffe. Frankreich glänzte beſonders im Gartenbau; die Ausſtellung der Pariſer Samenhandlung Vilmorin, Andrieux u. Co. war muſtergiltig und hat dem neuen Berliner Landwirthſchaftlichen Muſeum einen großen Theil ſeines beſten Inhalts dargeboten. Auch hat dieſe Firma durch den Eifer, mit welchem ſie die Gärten am Ausſtellungs-Palaſt immer wieder mit friſchen Blumen und Staudengewächſen verſah, um den äußeren Eindruck der Lokalitäten des Champ de Mars ſich ein ſchönes Verdienſt erworben.

Was die Forſtkultur anlangt, ſo war, obgleich an mannigfachen Stellen verſtreut, viel Bedeutendes und Großartiges hier verſammelt. An Holzproben, ganzen Waldbäumen, Rieſenexemplaren von ſolchen, Rinden, Holzfabrikaten, Flechtwaaren und dergleichen war kein Mangel; Frankreich hatte ſich lebhaft angeſtrengt, durch die Menge, die Schönheit und die Dimenſionen ſeiner Hölzer von der Stufe ſeiner Forſtwirthſchaft die günſtigſte Meinung beizubringen, während Oeſterreich, an gigantiſchen Baumexemplaren nicht zurückbleibend, mehr den praktiſchen Zweck, die Aufmerkſamkeit des Handels und der Induſtrie auf ſeine unerſchöpflichen Waldſchätze hinzulenken, in's Auge gefaßt hatte. Die Forſtverwaltungen der übrigen deutſchen Staaten hatten die Ausſtellung leider gar nicht beſchickt, ſo daß Deutſchland ſelbſt hinter Spanien und Italien relativ zurückſtand.

Sehr richtig iſt daher von mehreren Berichterſtattern bemerkt worden, daß allgemeine Weltausſtellungen keineswegs einen tiefen Einblick in das Detail einzelner techniſcher Zweige

*) Berichte über den landwirthſchaftlichen Theil der Pariſer Weltausſtellung von 1867, herausgegeben im Auftrage des preuß. Miniſteriums für die landwirthſchaftlichen Angelegenheiten von C. v. Salviati. Theil I: Die Erzeugniſſe des Pflanzen- und Thierreichs und das Rüſtzeug des Landwirths (mit Ausnahme der Maſchinen und Geräthe) nebſt verſchiedenen Ueberſichten. Berlin, Wiegandt u. Hempel, 1868. (XVI und 376 S. gr. 4.)

Digitized by Google

gewähren. Ihre Bedeutung liegt vor Allem in dem Totaleindruck des Ganzen und in dem Wettſtreite der Leiſtungen des Gewerbfleißes mit den Stoffen und Kräften der Natur. Das ſchließt einen achtbaren Platz für die Landwirthſchaft nicht aus, aber es giebt ihr die zweite Stelle.*) T. v. B.

Belgien.

Die neue Zeitſchrift für das Weltrecht.**)

Der deutſche Geſchichtſchreiber des neunzehnten Jahrhunderts verweilt im Eingange ſeines großen Werkes bei dem Umſchwunge, der ſich gleichzeitig mit dem Sturze des erſten Kaiſerreichs in der Literatur aller europäiſchen Völker verfolgen läßt. Frei von dem Drucke der Fremdherrſchaft, erhob ſich das Nationalitätsgefühl auch in der Literatur zu ausſchließlicher Geltung und ſah mit Geringſchätzung auf die kosmopolitiſchen Beſtrebungen, die noch kurz zuvor als die höchſten Ziele menſchlicher Bildung und Geſittung betrachtet worden waren. Auch in der Rechtswiſſenſchaft erlangte damals der Gegenſatz des Weltbürgerlichen und des Volksmäßigen eine tief eingreifende Bedeutung. In faſt feindlichem Eifer erhob die hiſtoriſche Schule, von der an ſich richtigen, jedoch einſeitigen Erkenntniß geleitet, daß das Recht in ſeiner Entwickelung ſich nie ohne innere Schädigung von ſeinen geſchichtlichen Grundlagen trennt, ihr Panier gegen die nivellirende Geſetzgebung; ſie forderte und zeigte die Rückkehr zu den Quellen als einziges Heilmittel für die Gebrechen der ſtaatlichen und rechtlichen Zuſtände, und trat in ſchroffen Gegenſatz zu der Richtung, welche aus der innern Natur der Rechtseinrichtungen, wie aus der Vergleichung des in anderen Staaten Erreichten, auf die Verbeſſerung des thatſächlich Gegebenen hinarbeitet. Es hat eines heißen Kampfes bedurft, bis die Gegner ſich von ihrer wiſſenſchaftlichen Ebenbürtigkeit überzeugten und in Anerkennung ihrer beiderſeitigen Berechtigung zu friedlicher Mitarbeiterſchaft gelangten.

Zu dieſem Friedensſchluſſe der ſtreitenden Schulen trug vornehmlich das Leben ſelbſt durch ſeine Anforderungen und Bedürfniſſe bei. Während die juriſtiſche Wiſſenſchaft über den Gegenſatz kosmopolitiſcher und patriotiſcher Anſchauungen haderte, hatte das Völkerleben ſelbſt begonnen, durch eine unvergleichliche, nie geahnte Entwickelung des Verkehrs den Gegenſatz auszugleichen. Aus den neuen, täglich wachſenden Beziehungen von Volk zu Volk entſprangen für die Jurisprudenz und die Geſetzgebung eine Fülle von Aufgaben, die ihre ſofortige Löſung mit dem Ungeſtüm des unabweislichen Bedürfniſſes forderten und alle Kräfte zu praktiſcher Betheiligung aufriefen. So trat im Anſchluſſe an den Werdegang unſerer fortſchreitenden Civiliſation ein neues Element in die Entwickelung des Rechts und der Rechtswiſſenſchaft ein: das internationale Recht — das „Weltrecht", wie wir es, analog mit „Weltliteratur", „Welthandel", „Weltbürger" nennen möchten, da unter der Bezeichnung „internationales Recht" bisher immer nur das „Völkerrecht" verſtanden wurde — ſuchte die Gebiete, welche durch die rieſenhaften Fortſchritte der Verkehrsmittel, den Austauſch aller materiellen und geiſtigen Güter für das Zuſammenleben der Völker gewonnen wurden, rechtlich zu durchdringen und zu befeſtigen.

Die Bedeutung, welche dieſem neuen Faktor für die fernere Ausbildung des Rechts zukommt, läßt ſich kaum hoch genug anſchlagen. Schon gegenwärtig, in den Anfängen ſeines Wirkens, kann man ſich der Erkenntniß nicht verſchließen, daß nicht nur diejenigen Disciplinen und Materien des Rechts, die unmittelbar auf internationalen Beziehungen beruhen, ſondern weit darüber hinaus die umfaſſendſten Gebiete, ja der geſammte Rechtskörper ſeiner Einwirkung unterworfen ſind. Schon jetzt darf die Ueberzeugung ausgeſprochen werden, daß mit dem Eintritt des Weltrechts-Elements in die Rechtsentwickelung eine neue Epoche für dieſelbe begonnen hat. Das Recht, das im Alterthum geknüpft war an die Zugehörigkeit zu einer Stadtgemeinde, im Mittelalter durch die engen Schranken der Familie, des Stammes, der Genoſſenſchaft eingefriedigt ward, hat Jahrhunderte gebraucht, ehe es ſich mit dem werdenden Staate zu einem gemeinſamen Gute aller Bürger deſſelben erhob. Jetzt fangen die territorialen Gränzen der Staatsangehörigkeit an, wie ſie längſt das Leben der Menſchen thatſächlich nicht mehr in ſich ſchließen, auch für die bürgerliche Rechtsfähigkeit bedeutungslos zu werden. Vorläufig unter dem Schutze völkerrechtlicher Verträge, aber auf immer breiterer Grundlage bildet ſich ein die geſammte civiliſirte Welt umfaſſendes, ohne Unterſchied der Nationalität gewährleiſtetes Recht aus, ein jus gentium in höherem Sinne, als in dem der alten römiſchen Juriſten, ein Recht, das in ſeiner Geltung dem weltumſpannenden modernen Verkehr entſpricht.

An dem wiſſenſchaftlichen Ausbau dieſes Weltrechtes haben Juriſten aller Länder, vornehmlich aber nordamerikaniſche, engliſche, franzöſiſche und deutſche Rechtsverſtändige, bereits mit weſentlichem Erfolge gearbeitet. Werke, wie die des Amerikaners Wheaton, des Franzoſen Foelix, des Deutſchen von Bär, ragen unter einer zahlreichen Literatur hervor. Für den Grad, welchen die Ausbildung dieſes Rechts ſchon jetzt erlangt hat, iſt es bezeichnend, daß bereits vor Jahren auf einem Congreſſe der großen engliſchen Association for the promotion of Social Sciences der Vorſchlag einer Codification deſſelben gemacht werden konnte. Ja, es liegen bereits die Vorarbeiten zu einer ſolchen von dem Amerikaner Dudley Field vor.

Man darf es daher als ein durchaus zeitgemäßes Unternehmen begrüßen, daß Juriſten aller Länder ſich neuerdings zur Begründung einer der Pflege des Weltrechtes beſonders gewidmeten Zeitſchrift verbunden haben. Die Revue de Droit international et de Législation comparée, welche ſeit dem Beginne dieſes Jahres in Gent*), unter der Redaction des belgiſchen Advokaten Rolin-Jacquemyns, des niederländiſchen Profeſſors Aſſer und des engliſchen Juriſten Weſtlake erſcheint, zählt unter der vorläufigen Liſte ihrer Mitarbeiter eine Reihe der hervorragendſten Namen aus der franzöſiſchen, italiäniſchen, niederländiſchen und deutſchen Rechtswiſſenſchaft. Vor-

*) Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß die neunte Wanderverſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe vom 9. bis 15. Mai d. J. in Breslau, unter der Leitung des geſchätzten Landwirthes, Herrn M. Elsner von Gronow, ſtattfinden wird. Wie gewöhnlich ſoll auch wieder eine große internationale Ausſtellung von Maſchinen und ein Markt von landwirthſchaftlichen, forſt- und hauswirthſchaftlichen Maſchinen und Geräthen damit verbunden ſein. D. R.

**) Revue de droit international et de législation comparée, Ie année, 1869, Nr. 1. (Berlin, Buchhandlung für Staats- und Rechtswiſſenſchaft von Puttkammer u. Mühlbrecht. — Vgl. Nr. 9 des „Magazin".)

*) Bureau de la Revue de droit international, Gand, imprimerie de Van Doosselaere.

Digitized by Google

nehmlich aber ſind es belgiſche Gelehrte von Ruf, die ſich den Begründern der neuen Zeitſchrift angeſchloſſen haben: Rolin, Haus, Laurent in Gent, Thoniſſen in Löwen, Rinier in Brüſſel. Von den Deutſchen nennen wir die Profeſſoren Ahrens in Leipzig, Bluntſchli in Heidelberg, von Holtzendorff in Berlin. Ihnen reihen ſich der Schwede v. Olivecrona, die italiäniſchen Univerſitätslehrer Carnazza-Amari in Catania und Mancini in Turin, ſogar Juriſten aus Portugal, Conſtantinopel und Buenos-Ayres an. Die Betheiligung von ausreichenden Vertretern Englands, der amerikaniſchen Union, Rußlands u. ſ. w. wird als geſichert bezeichnet.

Das uns vorliegende erſte Vierteljahrsheft der Revue de droit international giebt hinreichende Gewähr dafür, daß die Herausgeber die umfaſſende Aufgabe, welche der Gegenſtand darbietet, nach ihren verſchiedenſten Richtungen zu würdigen gedenken. Ein einleitender Aufſatz des Mitherausgebers Rolin-Jacquemyns bezeichnet die Ziele und auch die Methode, die dem Studium der vergleichenden Geſetzgebung eigen ſind. Er verweilt, nach einem Hinblick auf Franz Bacon, der in ſeinem großen Werke De dignitate et augmentis scientiarum auf die Nothwendigkeit einer doctrina de justitia universali zuerſt hingewieſen hatte, insbeſondere bei Montesquieu und Bentham. Zwiſchen Beiden ergiebt ſich eine intereſſante Parallele voll pikanter und doch wahrer Gegenſätze. Bei dem Franzoſen finden wir Weisheit, Ruhe, Achtung vor dem hiſtoriſchen Recht; beim Engländer Kühnheit, Heißblütigkeit, Verachtung der Tradition; der Franzoſe iſt knapp, der Engländer wortreich; der erſte beſcheiden, der andere eitel; jener lehnte die Bezeichnung als Reformator ab, dieſer erſtrebte ſie mit äußerſtem Eifer, wie er ſich denn aller Welt als Geſetzgeber ſelbſt anbot, und ſogar fertige Geſetzbücher an den Herrn wie an den Präſidenten der Vereinigten Staaten, an's engliſche Parlament wie an den Dey von Tripolis, ſandte; Montesquieu endlich, ein neuer Bewunderer Englands, wird vorzugsweiſe dort und in Deutſchland gewürdigt, während Bentham, Ehrenbürger der franzöſiſchen Republik und in Wahrheit Kosmopolit, ſich ſtets bitter über die Inſtitutionen ſeiner Heimat äußerte und hauptſächlich in den Ländern der lateiniſchen Race Autorität beſaß. Der vergleichenden Geſetzgebungskunde gehören ferner an die Aufſätze des Franzoſen P. Jazon, über die Aufhebung der Schuldhaft, und des Mitherausgebers, Prof. Aſſer, über die Wirkung und Vollſtreckung ausländiſcher Civilerkenntniſſe, welche beide einen Ueberblick über den derzeitigen Stand der Frage nach den verſchiedenen Landesgeſetzen gewähren. Aus dem Deutſchen übertragen ſind eine Ueberſicht über die neueſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Strafvollſtreckung, vom Prof. v. Holtzendorff, ſowie eine Darſtellung der Armengeſetzgebung im Canton Bern, von Max Wirth, dem Director des ſtatiſtiſchen Büreau der Schweiz. Ueber die neuerdings in den Vordergrund getretene, durch eine Reihe von Verträgen zwiſchen Nordamerika und verſchiedenen Staaten Europas geregelte Frage nach der Naturaliſation und Expatriation äußert ſich der engliſche Mitherausgeber Weſtlake. In den Orient führt eine Darſtellung der Capitulationen, auf denen die Gerichtsbarkeit der in den Ländern der hohen Pforte fungirenden abendländiſchen Conſuln beruht, vom Prof. Pradier-Fodéré in Paris.

Den Schluß bildet eine ausführliche Chronik des Weltrechtes, in welcher Herr Rolin-Jacquemyns einen fortlaufenden Bericht über die Ereigniſſe und die Rechtsentwickelung, welche für dieſes Gebiet in Betracht kommen, zu geben unternimmt. Dieſelbe umfaßt diesmal das Jahr 1868 bis gegen den Schluß deſſelben; ſie findet eine Reihe von nicht unweſentlichen Fortſchritten zur friedlichen Löſung drohender Conflicte und zum inneren Ausbau des Weltrechtes zu verzeichnen. Wenn der Verfaſſer dagegen eine Begebenheit von beſonders hervorragender Bedeutung vermißte, ſo hat der Jahresſchluß dieſe Lücke durch den Eintritt der griechiſch-türkiſchen Frage ausgefüllt, und wir werden im nächſten Heft in der Wirkſamkeit der Pariſer Conferenz einen wichtigen Beitrag zur Befeſtigung eines friedlichen europäiſchen Rechtsſchutzes zu begrüßen haben. F.

Frankreich.

Heinrich IV., ein hiſtoriſches Lichtbild ohne Retouche.*)

Wenn einzelne neuere Schriftſteller es als eine Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik anſehen, „Rettungen" ſolcher geſchichtlichen Perſönlichkeiten zu unternehmen, deren Namen bisher als Symbol aller Schlechtigkeit gegolten, ſo ſind Andere an der Hand genauer Forſchung zu entgegengeſetzten Reſultaten gelangt: ſie ziehen mit erbarmungsloſer Hand die ſchmückende Hülle von Erſcheinungen, die bis dahin einen leuchtenden Schein um ſich verbreitet, und zeigen unwiderleglich, daß dieſer Schein eben nur „Schein" war, daß der „große Mann", in der Nähe geſehen, nicht nur ein Menſch geweſen wie Andere mehr ſondern oft noch weit weniger.

Eine ſolche Umwandlung muß ſich nun auch Heinrich IV., König von Frankreich, gefallen laſſen. Das Bild dieſes noch bis zur Stunde ſehr populären Königs leuchtet mit hellem Glanze aus düſterer Zeit herüber. Iſt es doch, als ob die ganz beſonders dunklen Schatten, die ſich über die Geſchichte ſeiner unmittelbaren Vorgänger ſowohl als über die ſeiner Nachfolger breiten, nur dazu dienen, den Glanz ſeiner eignen Erſcheinung mehr hervortreten zu laſſen. Zahlreiche Anekdoten, „dieſe Handhaben großer Seelen, wodurch ſie faßlich werden für den Hausgebrauch," haben dazu beigetragen, die Erinnerung an den „guten" König Heinrich im Volke lebendig und dieſes ihm dankbar zu erhalten. Und wie arm iſt die Geſchichte aller Völker an ſolchen Erſcheinungen! Wie weniger Fürſten Namen leben wirklich geſegnet in ihrem Volke fort, und von dieſen wenigen ſoll man nun noch die liebſten rauben können? Faſt möchte man zagen, es zu thun, wenn nicht die höchſte, die einzige Rückſicht, die der Geſchichtsforſcher überhaupt kennt und kennen darf, die der Wahrheit, es gebieteriſch forderte.

Wie es kommt, daß das Bild Heinrich's bisher in ſo falſchem Lichte erſchienen, darüber ſagt der Verfaſſer der vorliegenden Charakterbilder: „Die große offizielle Lüge: „„es giebt keine Reformirten in Frankreich"" hat nicht bloß auf ſtaatlichem Gebiet ein volles Jahrhundert geherrſcht; auch in der Literatur und Geſchichte wurden ihre Schriften einfach ignorirt und bei Heinrich hatte man darin ein doppeltes Intereſſe, das: dem franzöſiſchen Volke und zugleich dem Königshauſe in ſeinem Ahnherrn zu ſchmeicheln. So kommt es, daß ein neuerer franzöſiſcher Kritiker ſagen kann: „Kein Gegenſtand erſcheine

*) Bilder aus der franzöſiſch-reformirten Kirche. (König Heinrich IV. — Das Edikt von Nantes. — Die Kirche der Wüſte.) Von H. Lor. Roquette, franz.-ref. Pred. zu Königsberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes, 1869.

Digitized by Google

ſo abgenutzt, ſo vollſtändig durch jede Art von Schmeichelei erſchöpft, aber für Eine Betrachtungsweiſe ſei er doch noch neu, nämlich — für die Wahrheit. — Dieſe iſt auch jetzt viel mehr möglich, da ſich eine Reihe urkundlicher Quellen aufgethan hat, vor Allem die eignen Briefe Heinrich's, die in unſeren Tagen aus den Staatsarchiven an's Licht getreten ſind; dann haben die unermüdlichen Arbeiten der Geſellſchaft für die Geſchichte des franzöſiſchen Proteſtantismus eine bedeutende Zahl urkundlicher Dokumente veröffentlicht, welche auf ſeinen Charakter wie ſeine Geſchichte ein ganz anderes Licht werfen. Vielleicht wird man mit dem neueſten deutſchen Geſchichtſchreiber des franzöſiſchen Calvinismus, G. v. Polenz, ſich beſcheiden, daß die Zeit noch nicht gekommen iſt, um das Urtheil über Heinrich IV. abzuſchließen. Jedenfalls aber ſteht die Sache ſo, daß das herkömmliche Urtheil über dieſen König entſchieden unrichtig, wenn nicht gefälſcht iſt, und daß einſtweilen bei den Forſchern über dieſe Periode der Geſchichte die Kehrſeite ſeines Bildes entſchieden überwiegt.“

Auf die vorgenannten Quellen geſtützt, giebt der Verfaſſer in leichten aber beſtimmten Zügen ein Bild Heinrichs, das dem bisher bekannten allerdings ſchnurſtracks widerſpricht. Er theilt Heinrich's Leben in drei Abſchnitte. Erſtens ſeine Jugend; hier ſehen wir ihn, nach jeder Richtung begabt und vielverſprechend, ſich unter den Augen ſeiner vortrefflichen und frommen Mutter, der Johanna d'Albret, entwickeln, eine Hoffnung und Stütze der Hugenotten, denen er ſcheinbar von ganzem Herzen zugethan. Mit ſeiner blutigen Hochzeit endet dieſe Periode. Dem Einfluß ſeiner Mutter zu jung (19 J. alt) entriſſen, zu ſchwach, um den Verlockungen des laſterhaften Hoflebens allein einen wirkſamen Widerſtand entgegenſetzen zu können, gerieth er bald in das wüſte Treiben hinein, das ſeine ſittliche Kraft ganz und für immer untergraben ſollte, wie ſeine edle Mutter es noch kurz vor ihrem Tode ahnend ausgeſprochen hatte. Dieſe ganze zweite Periode bis zu ſeiner Thronbeſteigung bietet daher das Bild des Kämpfens und Schwankens dar, doch fühlt man bald, daß das Gute nicht mächtig genug mehr iſt, um den Sieg davon tragen zu können. Aeußerlich, in Folge der Bartholomäusnacht zum Uebertritt gezwungen, weiß er doch in den Hugenotten die Ueberzeugung wach zu erhalten, daß, ſobald er nur zur Macht gelangt ſei, er ſie auch wieder beſchützen werde. Er umgiebt ſich mit hervorragenden Hugenotten-Häuptern, wohl wiſſend, daß bei der allgemeinen Treuloſigkeit und Sittenverderbniß hier allein ein feſter Halt zu hoffen ſei. Dennoch empört er die in Sittenſtrenge und Einfachheit lebenden Gemeinden durch ſeine zügelloſe Lebensweiſe, und nur ſeiner angebornen Liebenswürdigkeit, ſeiner „Leichtigkeit“ gelingt es immer wieder, ſie zu verſöhnen. Da wird durch Heinrich's III. Ermordung der Weg zum Thron für ihn frei, wenn er durch völligen Uebertritt zum Katholizismus und durch Aufgeben, ja Verfolgen ſeiner bisherigen Bundesgenoſſen ſich die Krone erkaufen will. Innerlich nicht einen Augenblick ſchwankend, den Preis zu zahlen bereit, weiß er doch durch äußerliche Unſicherheit und Bedenken aller Art alle Parteien, die den Frieden heiß erſehnten, zu möglichſt großen Conceſſionen zu zwingen, und benutzt ſeine ſcheinbaren Gewiſſensſkrupel in der ſchnödeſten Weiſe zu Erlangung weltlicher Vortheile. Sein Uebertritt ſelbſt war vielleicht, wie es von den meiſten Schriftſtellern dargeſtellt worden, eine politiſche Nothwendigkeit; ein proteſtantiſcher König auf Frankreichs Thron war eine Unmöglichkeit, und er konnte als König endlich ſeinem Volke den langerſehnten Frieden geben, aber die Art, wie dieſer Uebertritt geſchehen, das ſcheinbare Schwanken, das beharrliche Leugnen den proteſtantiſchen Fürſten Europas gegenüber, bis die That wirklich geſchehen, das iſt es, was einen ſo widerwärtigen Eindruck hervorruft.

Von nun an, in dieſer dritten Periode ſeines Lebens, bis zu ſeinem gewaltſamen Tode, iſt es nichts als die kraſſeſte Selbſtſucht, die alle ſeine Thaten beſtimmt, alle ſeine Schritte leitet. „Er liebte Niemand und haßte Niemand“, tiefſte Gleichgültigkeit war ſein ſcheinbares Vergeben von Beleidigungen; keine ſeiner vielen Geliebten hat je den geringſten Einfluß auf ihn auszuüben vermocht — ſein eignes Wohlbefinden und Behagen war einziger Zweck aller ſeiner Handlungen, und ſo verſank er mehr und mehr.

„Der Grundſatz aller Lebemänner: Leben und leben laſſen! war jetzt der ſeinige. „„Er habe lange genug für das Allgemeine gearbeitet und des Tages Laſt und Hitze getragen; er dürfe ſich nun wohl durch ein paar heitere Stunden dafür belohnen.““ Weiber, die Flaſche und das Spiel, Jagd und prächtige Bauten — das iſt ſeine Belohnung. Für ſeine Spiel-Leidenſchaft griff er unbedenklich die nothwendigſten öffentlichen Gelder an. In ſeinen Liebſchaften, denen man zu viel Ehre anthut, wenn man ihnen dieſen Namen giebt, ſank er zur völligen Schamloſigkeit herab Auch äußerlich bot er nur noch das Bild der höchſten Verlotterung .... Die Spannkraft ſeines Weſens iſt verloren, alles Edle dahin und mit blutendem Herzen ſieht man von dem alſo heruntergekommenen Fürſten auf das hoffnungsreiche Bild ſeiner Jugend zurück. Dafür wird man nicht entſchädigt durch die unleugbaren Vorzüge ſeiner Regierung. Sie war in der That ein goldenes Zeitalter für ſein Land, und wenn man den Klügſten und Stärkſten, der es verſteht, alle die verſchiednen Kräfte eines Zeitalters ſich dienſtbar zu machen, „groß“ nennen will, ſo war er ein großer Fürſt, namentlich wenn man ihn an den Valois und den übrigen Bourbons mißt. Aber nicht an ihnen muß man Heinrich meſſen, ſondern die genannten Hugenotten-Geſtalten müſſen den Maßſtab für ihn abgeben; ſie, in ihrer Kraft und Schönheit, zeigen, was ein Heinrich, vor deſſen Gaben ſie Alle ſich bewundernd beugen, ſein ſollte und konnte. Seine höchſte Beſtimmung hat er verloren.“

Dies ſind die Schlußworte, mit denen Hr. Roquette das Charakterbild Heinrich's IV. beendet. Wenn wir dieſem Bilde, ſeines Gegenſtandes willen, hier eine ausführlichere Beſprechung zu Theil werden ließen, ſo wollen wir doch die allgemeine Aufmerkſamkeit ebenſo auf die beiden anderen Skizzen richten, die ebenfalls von edler Begeiſterung durchhaucht und in echt proteſtantiſchem Sinne geſchrieben ſind. Sie führen uns Bilder jener finſteren Zeiten vor, die hoffentlich für immer hinter uns liegen, da ein äußerlicher Unterſchied in der Art der Gottesverehrung genügte, Tauſende von Unſchuldigen einem qualvollen Tode preiszugeben. Möchte doch dieſe ſehr empfehlenswerthe kleine Schrift an ihrem Theil dazu beitragen, die religiöſe Unduldſamkeit mehr und mehr zu vertilgen!

Spanien.

Die bisherige Verwaltung Cuba's durch die ſpaniſche Regierung.*)

Der Aufſtand in Cuba, ſtatt nachzulaſſen oder unterdrückt zu werden, nimmt einen immer größeren Umfang an und erfor-

*) Von unſerem Korreſpondenten in Cadiz.

Digitized by Google

dert immer bedeutendere Anſtrengungen von Seiten des Mutterlandes; man führt den Krieg von demſelben aus mit einer gewiſſen Begeiſterung, die allerdings nicht im mindeſten idealer Natur iſt, ſondern hauptſächlich in der großen Bedeutung der Kolonie für den Handel und die Finanzen ihre Quelle hat. Bei dieſem Stande der Dinge wird es vielen der univerſell gebildeten deutſchen Leſer intereſſant ſein, etwas Ausführlicheres über die Verwaltung zu erfahren, die Cuba bisher erduldet hat, um ſo mehr, da die Frage über die Stellung der Inſel, die damit zuſammenhängende über die Sklaverei u. a. ſich über kurz oder lang entſcheiden müſſen. Ich entnehme die folgenden Angaben einem Manifeſte des republikaniſchen Comités von Habana an das Volk von Cuba vom Oktober 1868, welches nicht auf Losreißung der Inſel von Spanien, ſondern allein auf freie Selbſtregierung, Reformen, Gerechtigkeit der Verwaltung dringt, alſo, indem es völlig objektiv die Sachlage darſtellt, nicht gegen den Zuſammenhang mit Spanien, ſondern allein gegen das alte Regime zu Felde zieht. War ſchon die Wirthſchaft in der Halbinſel ſelbſt eine unerträgliche, ſo bekommt man hier einen Einblick in eine Corruption und ein Syſtem der gemeinſten Art, wie es im neunzehnten Jahrhundert kaum möglich ſcheint. Es erſcheint freilich für den vernünftigen Denker Manches allenthalben auf dem Erdenrund für unſere Zeit unmöglich, und doch iſt es da; die Völker verdienen eben ihre Behandlung, und Phlegma iſt eine der ſchlimmſten Gaben der Natur bei einem Volk; wenn ſich noch Servilismus und Egoismus dazu miſcht von Seiten einzelner Stände, wie es auch in Cuba der Fall war, iſt die Thatſache noch weniger wunderbar.

Nach einigen einleitenden Abſätzen heißt es in jenem Manifeſt ſehr treffend und ſchön: „Vergebens glaubte und ſtrebte eine kleine Zahl von Cubanern und Spaniern mit gutem Glauben dahin, einige politiſche, ökonomiſche und adminiſtrative Reformen zu erlangen, welche ein wenig die Lage und Ausſicht unſeres Landes verbeſſerten, in der Hoffnung, daß die Regierung Iſabella's II. dankbar die Fingerzeige annehmen würde, die man ihr auf geſetzlichem Gebiete machte. Vergebens brauchte man den Ton der Bitte, in dem man Gerechtigkeit von den Königen zu verlangen gewohnt iſt, die ſich für Emanationen der Gottheit halten. Die Spanier und Cubaner, welche mit gutem Glauben und der beſten Abſicht einen ſolchen Verſuch unternahmen, mußten ein Mal mehr Verachtung und Erniedrigung als Belohnung ihrer *Loyalität* erfahren. An Stelle von jenen Freiheiten gab man den Generalen Lerſundi und Manzano Inſtruktionen, die Strenge in der Cenſur der Preſſe zu verdoppeln, um mit Gewalt jeden Verſuch liberaler Reformen zum Schweigen zu bringen, und als Strafe, die man der Kühnheit und Inſolenz der *Sklaven*, die um Freiheiten baten, auferlegte, willfahrte man uns mit der Einrichtung der Militär-Commiſſionen und mit den höchſten und drückendſten Auflagen, die jemals ein Volk erfahren hat: eine Auflage von 15 pCt. direkter und 35 pCt. indirekter Steuer auf die Import-Artikel: eine Auflage von 50 pCt., welche allen Klaſſen der Geſellſchaft furchtbar geſchadet hat und beſonders den Handwerkern, Induſtriellen, Ackerbautreibenden und öffentlichen Lehrern, die man mit einer unerhörten Steuer belaſtet hat, einer fünfmal ſo hohen, als ſie vor dem Verſuch der Reformen bezahlten." Auf dieſe Weiſe ſtiegen die Abgaben von 35 Millionen auf 60 Mill. Peſos (49 und 85 Mill. Thlr.). Und während das ſo erpreßte Geld beſtändig nach Spanien ging, während man die Ayuntamientos durch immer neue Laſten bedrückte, ebenſo wie alle municipalen Beamten und öffentliche Lehrer: blieb man Unternehmern die eingegangenen Verpflichtungen ſchuldig; die Straßenordnung war ſchlecht; ſelbſt Nachtwächter konnten für 3, 6, 9 Monate keinen Sold erlangen.

Zu dieſen Erpreſſungen kam der Schwindel der überall ſchlecht akkreditirten ſpaniſchen Regierung mit der Bank von Cuba, bei welcher jene ein Anlehen von 22 Millionen machte, indem ſie ihr als Garantie 12 Millionen Schatzbons, etwa in einem realen Werthe von 3 Millionen, überwies und die Erlaubniß gab, 10 Millionen neue Scheine zu emittiren, außerdem die zur Einrichtung von Sukkurſalen in anderen Städten der Inſel. Die Folgen der dummen, unberechneten und maliziöſen Maßregel waren ein Konflikt mit dem Handelsſtand der Inſel und der Bankerott der Bank.

Sehr treffend heißt es dann: „Seit 1836 wiederholte man beſtändig von Seiten der Preſſe und der Leute der Regierung Iſabella's II., daß es inkonvenient wäre, Cuba irgend eine Art politiſcher Reformen in liberalem Sinne zuzugeſtehen, deshalb, weil unſer Volk nicht reif genug dazu wäre. Dagegen hat man uns immer für hinreichend reif gehalten, um alle Art von Ungerechtigkeiten, Plagen, Raub und Tyrannei zu erleiden; gleich als ob weniger gefährlich wäre ein Volk, das durch die Gewalt unterdrückt, als eines, das durch weiſe und gerechte Geſetze beherrſcht iſt."

Auf dieſem Wege iſt ſchon ganz Südamerika für Spanien verloren gegangen; und in der Nachbarſchaft Südamerikas und der Vereinigten Staaten will man Cuba durch eine tyranniſche Behandlung „siempre fiel" (ſtets getreu) erhalten, wie das ſchmähende Attribut klang, das der Inſel für ihre Submiſſion zu Theil wurde.

Um ein ſolches Regiment auf der Inſel aufrecht zu halten, wendete die königl. ſpaniſche Regierung die ſchlechteſten Mittel der Beſtechung und Begünſtigung der höheren Stände an. Die Aufrechthaltung der Sklaverei und der Mangel an allem freien politiſchen Leben führten die ſozialen Sonderungen zwiſchen Herr und Knecht, Reich und Arm, Weiß und Schwarz, Soldat und Bürger, ja ſelbſt zwiſchen dem afrikaniſchen und aſiatiſchen Koloniſten in voller Blüte ein. Durch das „divide et impera", den Einfluß der Hierarchie, Vertheilung der Stellen und Titel behauptete ſich die Regierung; „indem auf einmal als Caballeros erſtanden, die noch Tags zuvor bekannt waren als Sklavenverkäufer, als reichgewordene Gauner, als berüchtigte Denuncianten oder feile Schmeichler". Abgeſehen von dieſen Automaten der Monarchie, welche es überall giebt, ſei es durch Geburt und lächerliches Vorurtheil, ſei es durch die allerhöchſte Gnade, ſtanden auf Seiten der Regierung die Kaufleute und Grundeigenthümer, „welche, intereſſirt an der Aufrechthaltung der *Ordnung*, des *Friedens* und der *Ruhe* unter jeder Bedingung, um ſo ihre guten Geſchäfte fortſetzen zu können, ſich zu Erhaltern eines Syſtems aufgeworfen hatten, welches ihr Gewiſſen verdammte, ihr Egoismus gelehrig annahm; während dem verbrachten eine Million Weiße und 400,000 Schwarze ein Leben voll Schmerzen, Entbehrungen und Elend." Aus jenen ſogen. mayores contribuyentes nun wählte der Capitan General die Kandidaten aus für die nach beſchränktem Wahlrecht gewählten Municipal-Behörden, reine Figuren und Kreaturen, die zu Allem, was der Präfekt für gut befand, Ja ſagten. „Dieſe Menſchen, gefeſſelt an die Macht durch das Intereſſe, ihre *Ehren* und Reichthümer zu erhalten, ſanktionirten in allen Fällen die größten Abſurditäten und ſchwärzeſten Ungerechtigkeiten zum Schaden des Volkes; denn die höher Beſteuerten verwarfen den Patriotismus, die Ehre, den Anſtand und die

Digitized by Google

Bürgerpflicht wie Worte ohne Sinn, die ſich unterordnen mußten dem Werthe des ſchwarzen Sklaven und des Zuckerhutes."

Im Jahre 1868 belief ſich das Budget der Inſel auf

2,654,653	Peſos für das Miniſterium	des Innern,
910,694	„ „ „ „	der Juſtiz,
9,601,908	„ „ „ „	des Handels,
6,873,096	„ „ „ „	des Kriegs,
2,636,176	„ „ „ „	der Marine,
648,686	„ „ „ „	des Kultus,
2,010,087	„ „ allgemeine Verpflichtungen,	
490,727	„ „ außerordentliche Ausgaben,	
7,173,973	„ Einnahmen der Krone.	

Summa 33 Millionen (etwa 47 Mill. Thlr.) auf 1½ Millionen Einwohner, ungerechnet die Contrebande und die vielen Gratifikationen an die Beamten der öffentlichen Verwaltung. Und dieſe Summen waren für die Inſel ohne weſentlichen Nutzen; der Poſten für Kultus reichte nicht aus auch nur für den Sold des Perſonals für öffentliche Anſtalten; nichts für öffentliche Erziehung, Wohlthätigkeit, Wege. Mit Recht ſagt das Manifeſt, daß ein Fünftel jenes Budgets in der Republik genügen würde, allen Anforderungen zu genügen.

Und der arme ſpaniſche Soldat iſt in Cuba nicht allein vom Klima und der Strenge der Militärordonnanzen beſtändig bedroht, ſondern auch bei den Bürgern, als Werkzeug der Tyrannei, verhaßt. Das iſt die Frucht jenes famoſen paternal gobernio. Am Schluſſe des Manifeſtes begegnen wir unter den gewöhnlichen Punkten des republikaniſchen Programms auch der Forderung der Abſchaffung der Sklaverei.

Wenn Cuba jetzt eine wahrhaft liberale Verwaltung erlangt, mag es noch längere Zeit dem Mutterlande erhalten bleiben; denn der jetzige Aufſtand iſt ein von den Kreolen unterhaltener: im anderen Falle aber möchte bald die Majorität der Bevölkerung den Kampf von Neuem unternehmen. P. F.

Orient.

Die Zeitſchrift der morgenländiſchen Geſellſchaft.

Der zweiundzwanzigſte Band (Jahrgang 1868) der „Zeitſchrift der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft" iſt nunmehr vollſtändig erſchienen und hat wieder eine Menge intereſſanter und wichtiger Arbeiten gebracht. Der geſchickten Leitung der Redaktion (Prof. Krehl in Leipzig) iſt es zu verdanken, daß kein Zweig der orientaliſchen Wiſſenſchaft vernachläſſigt iſt. Der größte Theil der Aufſätze bezieht ſich, wie gewöhnlich, auf den ſemitiſchen Orient; einen ebenfalls großen Theil nimmt der indogermaniſche Orient in Anſpruch, während das turaniſche und chamitiſche Gebiet weniger häufig vertreten ſind.

Unter den hiſtoriſch-geographiſchen Aufſätzen heben wir folgende hervor: Sax, „Ueber die babyloniſche Urgeſchichte". Das Reſultat ſeiner intereſſanten Unterſuchung ſtellt der Herr Verf. ſelbſt in folgender Tabelle zuſammen:

Schema der babyloniſchen Urgeſchichte.

Jahre vor Chr. Geb.	
?	Semitiſche Urbevölkerung.
?	Einwanderung der Kasluchen aus Aegypten über das erythräiſche Meer.
?	Einwanderung der Arphachſaditen vom Ararat herab.
? —2458	I. Dynaſtie: Aegyptiſche Herrſchaft.
2458—2234	II. Dynaſtie: Herrſchaft der mediſchen Kuſchiten.
2234—1976	III. Dynaſtie: Chaldäiſche und ariſche Herrſchaften unter elamitiſcher Oberhoheit.
1976—1518	IV. Dynaſtie: Unabhängiges Chaldäer-Reich.
1518—1273	V. Dynaſtie: Arabiſche Herrſchaft unter aſſyriſcher Oberhoheit.
1273	Vollſtändige Unterwerfung unter Aſſyrien.

Vieles, ja das Meiſte, beruht auf Hypotheſen, wie es bei einem vorläufig noch ſo dunklen Gegenſtande nicht anders ſein kann; nichts deſtoweniger hat Ref. die von großer Beleſenheit, bedeutendem Scharfſinn und glücklicher Combinationsgabe zeugende Abhandlung mit großem Intereſſe geleſen.

Auf feſterem Boden ſteht die Unterſuchung von Otto Loth, „Ueber die Vulkanregionen Arabiens", da demſelben hierbei die beſtimmten Angaben des arabiſchen Geographen Jakut zur Seite ſtehen.

Die Wanderung der ſabäiſchen (ſüdarabiſchen) Völkerſtämme im zweiten Jahrhundert nach Chr. hat Dr. Blau nach arabiſchen Sagen und Ptolemäus bearbeitet.

Von rein philologiſchen Arbeiten erwähnen wir Schmidt's „Abriß der Shoagalla-Grammatik"*) und vor Allem die größere Arbeit von Wetzſtein: „Sprachliches aus den Zeltlagern der ſyriſchen Wüſte", durch welche ein ganz neuer Zweig der orientaliſchen Sprachwiſſenſchaft eröffnet wird. Die Kenntniß der Sprache der ſyriſchen Nomadenſtämme beſchränkte ſich vordem nur auf das ſpärliche Material, welches Wallin in früheren Jahrgängen der Zeitſchrift mitgetheilt hatte. Vor Allem iſt zu wünſchen, daß der Herr Verf. ſich durch das lebhafte Intereſſe, welches ſeine Arbeit in wiſſenſchaftlichen Kreiſen gefunden hat, bewegen laſſen möge, bald etwas Vollſtändiges über dieſen Gegenſtand zu geben, ſo wie den ſchon oft geäußerten Wunſch zu erfüllen, über die arabiſche Vulgärſprache in Syrien eine ausführliche Grammatik zu ſchreiben, zu welcher Arbeit kein Anderer als er befähigt iſt. —s.

Aegypten.

Eine Aegyptiſche Königstochter.**)

Daß ein archäologiſcher Roman, wie dieſe „Königstochter", nach kaum vier Jahren ſeines erſten Erſcheinens eine zweite Auflage erlebt, ſpricht jedenfalls für den wiſſenſchaftlichen Sinn und den gebildeten Geſchmack des deutſchen Publikums. Es liegt freilich in den Offenbarungen über das alte Aegypten, das uns in den beiden letzten Decennien mehr und mehr erſchloſſen worden iſt, Etwas, was uns unendlich mehr noch anzieht, als ſelbſt die ſchönen Mythen der helleniſch-klaſſiſchen Welt. Wir ahnen den Zuſammenhang, der zwiſchen den erhabenſten Ideen der chriſtlichen Weltanſchauung und jenen älteſten Geheimniſſen des Nils und ſeiner Gräber-Weisheit ſtattfindet. Im Gefühle dieſes Zuſammenhanges, dieſer Verwandtſchaft

*) Die Galla ſind chamitiſche Kriegervölker, welche vom Aequator bis an die Südgränzen von Abeſſinien wohnen.

**) Eine Aegyptiſche Königstochter. Hiſtoriſcher Roman von Georg Ebers. Zweite Auflage. Drei Bände. Stuttgart, Ed. Hallberger, 1869.

Digitized by Google

unſerer Ideen des Ueberſinnlichen mit denen der Schule, aus welcher der erſte bekannte Lehrer des monotheiſtiſchen Gottesbegriffes hervorgegangen, greift der gebildete Leſer mit Vorliebe nach dieſen neueren Offenbarungen über die Tempel, die Pyramiden-Gräber, die Inſchriften und die Papyrusrollen Aegyptens.

Dr. Ebers hat in geſchickteſter Weiſe einen Theil der von gelehrten Forſchern im Lande der Pharaonen neuerdings gemachten Entdeckungen zum Stoff und als Bindemittel einer Erzählung benutzt, deren urſprüngliche Fabel er dem Vater der Geſchichte, Herodot, entlehnte. Er führt uns an der Hand dieſes älteſten aller Erzähler hiſtoriſcher Romane aus den Kreiſen des helleniſchen Lebens, deſſen Weſen uns nicht fremd iſt, deſſen Empfindungen im Gebiete des Schönen und der Kunſt mehr oder weniger noch die unſerigen ſind, nach dem geheimnißvollen, fremdartigen Aegypten, von dort nach dem alten Perſien des Cyrus, Cambyſes und Darius, und von da wieder nach dem Nile, zu den Pyramiden, Tempeln und Paläſten zurück, deren Erbauer und Bewohner erſt in neueſter Zeit die volle Anerkennung ihrer bisher in myſtiſchem Dunkel verhüllt geweſenen Größe und Weltbedeutung erlangt haben. Der Leſer wird in dieſer Erzählung durch das helleniſche und altperſiſche Leben in das der pharaoniſchen Aegypter eingeführt; er wird vermittelſt deſſen, was ſeiner Denk- und Anſchauungsweiſe geläufig und homogen, mit dem vertraut und befreundet, was derſelben durch Jahrtauſende entfremdet iſt; und wenn dies anfangs nur ein Intereſſe der Wiſſenſchaft erweckt, ſo erkennen wir, bei näherem Eingehen auf das Weſen der Sache, ſehr bald ihre nahen Beziehungen zu den höchſten Problemen unſeres eigenen Denkens und Forſchens.

Wir haben die „Aegyptiſche Königstochter", bald nach ihrem Erſcheinen, in dieſen Blättern ausführlich angezeigt, und conſtatiren jetzt mit Vergnügen, daß in der neuen Auflage, namentlich in dem reichen Apparate der Erläuterungen und Anmerkungen, Vieles hinzugefügt und verbeſſert und Alles benutzt iſt, was ſeit dem Jahre 1864 auf dem Gebiete der altägyptiſchen Sprach- und Denkmälerkunde erforſcht und bekannt worden. Ja, die Aerndte der Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete wächſt mit jedem Tage! Hat doch Herr Ebers ſelbſt, nachdem ſeine „Königstochter" bereits publizirt war, angefangen, ein vergleichendes Werk der ägyptiſch-israelitiſchen Geſchichte („Aegypten und die Bücher Moſe's") herauszugeben, das wiederum ganz neue Geſichtspunkte der Kulturgeſchichte zu eröffnen und dem Auge der Gebildeten klar zu legen geeignet iſt.

J. L.

Kleine literariſche Revue.

— **Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe.** Eine militairiſche Monographie dieſes kleinen deutſchen Souverains aus dem Jahrhundert Friedrich's des Großen (1724—1777), deſſen vollſtändige Lebensbeſchreibung Varnhagen in ſeinen „Biographiſchen Denkmalen" geliefert, iſt ſoeben aus der Feder eines ſeiner Seitenverwandten, des Grafen E. zur Lippe-Weißenfeld erſchienen.*) Wilhelm, Graf zur Lippe, ein Mitkämpfer Friedrich's im ſiebenjährigen Kriege gegen die Franzoſen und die Reichsarmee, Generalfeldmarſchall im Dienſte Großbritanniens und Oberbefehlshaber der portugieſiſchen Armee, war kein gewöhnlicher Soldat und Haudegen. Moſes Mendelsſohn ſagte von ihm (in ſeinen Anmerkungen zu Thomas Abbt's freundſchaftlicher Korreſpondenz): „Er liebte die Wiſſenſchaften und große Thaten"; nach Herder's Zeugniß ſprachen „Erhabenheit, Scharfſinn, Feinheit und Güte mit den lebendigſten Zügen aus ſeinem Geſicht", und die Akademie der Wiſſenſchaften von Berlin erwählte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Nicht unintereſſant iſt, daß, wie die vorliegende Schrift nachweiſt, Graf Wilhelm der erſte Souverain war, der (1753) in ſeinem Lande die allgemeine Dienſtpflicht einführte. Seine löbliche Abſicht dabei war, den fremden Werbungen, namentlich denen der benachbarten Holländer, welche die jungen Weſtfalen nach Java ſchickten, dadurch einen Riegel vorzuſchieben. Im J. 1753 legte Graf Wilhelm nach eigenem Plane in ſeinem Lande (nicht fern von der heutigen Krupp'ſchen Fabrik in Eſſen) eine Stückgießerei an, wo er ſeine nachmals gegen die Franzoſen ungemein wirkſam geweſenen Geſchütze (46 Stück, worunter 4 ſchwere Mörſer) anfertigen und in ſpäterer Zeit auch für England und Portugal Kanonen nach einem beſonderen Syſteme bohren ließ. Daß der Graf auch bereits eine Art von Miniégeſchoſſen erfunden und Verſuche mit Infanterie-Hinterladern gemacht, dafür ſpricht ſein noch vorhandenes altes Zeughaus-Material. Unabläſſig ſtrebte Graf Wilhelm nach Vervollkommnung des Kriegsweſens, und zwar, wie er ſich ausdrückte, „weil das auf den höchſten Grad geſteigerte Kriegsweſen den Gegner behindert, leichtfertig einen gefährlichen Kampf zu beginnen". Nachdem Friedrich im J. 1762 den Frieden mit Frankreich abgeſchloſſen hatte, bei welchem Friedensſchluß auch der ſouveraine Graf von Lippe betheiligt war, nahm Letzterer den durch Vermittelung Englands an ihn gelangten Ruf als Oberbefehlshaber der Armee in Portugal an, wo er für den Krieg gegen Spanien das ganze Heer neu zu organiſiren hatte. Ungeachtet der elenden Finanzwirthſchaft in Portugal gelang dies dem Grafen in dem Maße, daß er mit einem Heere von 15,000 Mann die gegen 40,000 Mann ſtarke Armee der Spanier (unter denen ſich auch einige franzöſiſche Bataillone befanden) ſchlug. Das portugieſiſche Volk pries den Grafen als des Landes „Erretter", und ruhmgekrönt, mit einem koſtbaren Geſchenke des Königs von Portugal (ſechs kleine goldene Kanonen, jede 14 Pfund Gold enthaltend ꝛc.), kehrte er Ende 1763 nach Bückeburg zurück. Seine militäriſchen Erfahrungen und Beobachtungen hat der Graf in mehreren von ihm verfaßten kriegswiſſenſchaftlichen Schriften niedergelegt. Er gründete zu Wilhelmſtein eine Kriegsſchule, aus welcher unter Anderen der berühmte Scharnhorſt hervorgegangen, dem der Graf noch ſelbſt Unterricht ertheilte. Ueber ſeine merkwürdigen artilleriſtiſchen Verſuche, ſowie über die vom Grafen Wilhelm entworfenen Pläne zu den intereſſanten Fortifikationen im Steinhuder Meer ꝛc. giebt die Schrift des Grafen Lippe-Weißenfeld ausführliche Nachrichten, die für militairiſche Leſer jedenfalls ein großes Intereſſe haben.

J. L.

*) Berlin, Druck von E. S. Mittler u. Sohn, als Separatabdruck aus dem „Militairwochenblatt", mit einer Ergänzung in den „Militairiſchen Blättern".

— **„Aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten."** *) Herr Theophil von Falken, ein in Preußen geborener und gebildeter, landwirthſchaftlicher Beamter nahm im Jahre 1862 eine Stellung als General-Bevollmächtigter auf den großen

*) Von Theophil von Falken. Berlin, Otto Janke, 1869. (1 Bdchn., 284 S.)

Digitized by Google

Gütern eines Grafen C. in Ruſſiſch-Littauen an. Herr von Falken führte mit großer Energie Verbeſſerungen auf den derſelben ſehr bedürfenden Gütern des Grafen ein, welcher Letztere inzwiſchen mit ſeiner Gemahlin in's Ausland, nach Dresden, gegangen war. Da brach im Jahre 1863, unter der Leitung der berüchtigten geheimen National-Regierung, in Warſchau die Inſurrection aus, deren blutiges Saatfeld ſich bald auch über das ruſſiſche, ehemals polniſche Littauen ausdehnte. Falken trat als entſchiedener Gegner der mit Raub, Plünderung und Mord Hand in Hand gehenden Inſurrection auf; gleichwohl hatte er ſich, als Deutſcher, das Mißtrauen des Generals Murawiew und ſeiner Schergen zugezogen, und da er das Eigenthum ſeines Vollmachtgebers ebenſo gegen ruſſiſche, wie gegen polniſche Uebergriffe zu ſchützen ſuchte, ſo wurde er von ſeinen Unterbeamten bei Murawiew in Wilna als geheimer Affiliirter der polniſchen Vehme angeſchwärzt, während ihm von Seite der letzteren bald Vorladungen vor ihr Tribunal und bald ſein Todesurtheil anonym zugeſchickt wurden. Vor ein ruſſiſches Kriegsgericht geſtellt, weil eine Quantität Blei, die ohne ſein Wiſſen auf dem von ihm verwalteten Gute lagerte, in die Hände der Inſurgenten gefallen war, wurde er im Jahre 1864, obwohl, auf Veranlaſſung ſeiner preußiſchen Freunde, Graf Bismarck ſich ſofort ſeiner angenommen hatte, zur Deportation nach Sibirien verurtheilt und wirklich dahin abgeführt. Seine Leiden in dieſer Zeit, ſein Transport über Moskau und Tobolsk nach dem Ural und ſeine endliche Befreiung in Folge der unausgeſetzten Reclamationen des Grafen Bismarck und des preußiſchen Geſandten bilden den höchſt intereſſanten Inhalt des vorliegenden Büchleins, das überall in Deutſchland, wo nur irgend der Wunſch noch vorhanden iſt, „in Rußland ſein Glück zu verſuchen", geleſen zu werden verdient. J. L.

— **Gedanken-Mainlinien, von Moritz Müller.** Der bekannte Volksſchriftſteller, Fabrikant Moritz Müller in Pforzheim, der ſonſt ſeine kleinen, religiöſe, politiſche und ſoziale Fragen behandelnden Volksſchriften immer als Flugblätter publicirt, deren Zahl bereits über vierhundert beträgt, die er meiſtens zu verſchenken pflegt, hat jetzt ein Convolut von ſieben ſolcher populären Eſſays zuſammen drucken laſſen und unter dem Titel „Gedanken-Mainlinien oder: Durch Nacht zum Licht", als ein Buch von 21 Bogen in 8., im Buchhandel erſcheinen laſſen.*) Alle ſieben Eſſays haben ſich die Aufgabe geſtellt, den Materialismus vom Standpunkte des ſchlichten, geſunden Menſchenverſtandes aus zu bekämpfen, und nachzuweiſen, daß der Unglaube, wie er jetzt ſyſtematiſch gelehrt und verbreitet werde, im Grunde genommen ein größerer Aberglaube ſei, als ſelbſt der orthodoxe Glaube mit ſeiner Symbolik. Die ſieben Eſſays haben folgende Ueberſchriften: 1) Ueber höchſt freireligiöſe Gelehrſamkeit und über irreligiöſen Fortſchritts-Entwickelungs-Schwindel; 2) Die Abſtammung von der Thierſeele, oder die Verwandtſchaft mit den Affen; 3) Philoſophie und geſunder Menſchenverſtand; 4) Die Erlöſung vom Uebel und die Erlöſer der Menſchheit; 5) Heiligt der Zweck die Mittel? 6) Gottes Allwiſſenheit und Allmacht und des Menſchen Wille, Freiheit und Sittlichkeit; 7) Die Wahrheit. — Herr Moritz Müller iſt in dem Kriege, in welchem die Geiſter aufeinander platzen, ein Freiſchaaren-Führer, deſſen kühne Taktik, wenn ihr auch keinerlei wiſſenſchaftliche Studien zum Grunde liegen, mehr Chancen des Erfolgs für ſich hat, als alle gelehrten Operationspläne ſeiner Gegner. Den philoſophiſchen Jargon der Letzteren bezeichnet er als die für ihn unüberſchreitbaren „Gedanken-Mainlinien". „Dieſe Art Weisheit", ſagt er, „vermag ich dem Leſer nicht zu bieten; ich berühre zwar große und wichtige Fragen, rede aber ſo einfach als möglich nur zu meines Gleichen; vielleicht haben auch einige Männer der Wiſſenſchaft ihre Freude daran." J. L.

*) Leipzig, H. Häßel, 1869. (Pr. 1 Thlr.)

Literariſcher Sprechſaal.

Die deutſche „Newyorker Handelszeitung" — beiläufig bemerkt: eines der beſtredigirten Organe des Handelsſtandes — bringt folgende Notiz über ein dem großen Weltbürger Alexander von Humboldt in Newyork zu errichtendes Denkmal:

„In hieſigen Kreiſen findet der Vorſchlag, den hundertjährigen Geburtstag Humboldt's (geboren am 14. September 1769) durch Errichtung eines Monuments im Centralpark zu verherrlichen, allgemeinen Anklang. Ein Comité iſt im Begriff, ſich zu organiſiren, um die nöthigen Geldmittel zu beſchaffen und die Ausführung des Monuments zu veranlaſſen, zu deſſen Aufſtellung im Park die Commiſſaire ihre Einwilligung gegeben haben.

„Der Geſandte des Norddeutſchen Bundes in Waſhington, Baron von Gerolt, ſchreibt mit Bezug darauf:

„Auf Ihre Anfrage, ob Sie meinen Namen denen des Comités zufügen können, beeile ich mich, zu erwidern, daß ich ſtolz darauf und ſtets bereit ſein werde, meinen Namen zur Verherrlichung des Andenkens von unſerem großen Landsmann zu zeichnen und meinen Theil zur Ausführung ſeines Monumentes beizutragen.

Mit vorzüglicher Achtung zeichne
Ew. Wohlgeboren ergebenſter
Fr. v. Gerolt.

Herrn Wm. Aufermann, Newyork."

Von dem neuen Buche des franzöſiſchen Deputirten Emil Ollivier, betitelt „Le 19 Janvier", ſind in Paris während der letzten vierzehn Tage nicht weniger als vier Auflagen total ausverkauft worden. Der Zweck des Buches iſt eine Art Selbſtſchau Ollivier's vor ſeinen Wählern, von denen er bei den demnächſtigen Wahlen wieder in den Geſetzgebenden Körper gewählt werden möchte. Das Buch ſoll nun die Schwenkung rechtfertigen und erklären, vermöge welcher der redegewandte Deputirte am 19. Januar 1867 beinahe Miniſter geworden wäre. Es iſt ihm damals und ſeitdem gegangen, wie Allen, welche Gegenſätze vereinigen wollen; er hat es mit beiden Parteien verdorben. Man wird auch in Deutſchland und namentlich in Berlin auf einzelne Perſönlichkeiten hinweiſen können, denen es ebenſo ergangen. Seinen Zweck wird das Buch deshalb wohl, trotz des maſſenhaften Abſatzes, nicht erreichen. Es bleibt aber ein intereſſantes Denkmal der Zeitgeſchichte, da es, trotz der maßloſen Eitelkeit des Verfaſſers, andererſeits für ſeine große Aufrichtigkeit Zeugniß ablegt. Durch dieſe Eigenſchaften hat es ſogar eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Rouſſeau's „Confessions", eine Vergleichung, die wir jedoch nur „cum grano salis" verſtanden wiſſen möchten.

Digitized by Google

Die zweite deutſche Nordpol-Expedition, für deren Zuſtandekommen Vorbereitungen ſeit vorigem Herbſt im Gange geweſen ſind, iſt beſtimmt, von Bremerhaven aus in der erſten Woche des Juni, wo möglich am 1. Juni, in See zu gehen. Sie wird aus zwei Schiffen beſtehen, einem Schraubendampfer von 120 Tonnen und 30 Pferdekraft, und dem Schiff der erſten Expedition, einer Segel-Jacht von 80 Tonnen. Dieſe wird den Namen „Grönland", das neue Schiff den Namen „Germania" führen. Die ganze Expedition wird unter dem Befehl des Kapitän K. Koldewey ſtehen, der ſich im vorigen Jahre in jeder Beziehung ſo trefflich bewährt hat, als Seemann wie als Mann der Wiſſenſchaft und als ein ausgezeichneter Charakter voll Muth, Ausdauer und Hingabe für die Sache. Außer ihm werden ein Oberſteuermann, Unterſteuermann, Maſchiniſt, Heizer, Zimmermann, Koch, Steward und 5 Matroſen die Schiffsmannſchaft bilden. Die wiſſenſchaftliche Seite iſt zunächſt vertreten durch zwei Aſtronomen und Phyſiker, die Herren Börgen und Copeland von der königlichen Sternwarte in Göttingen, den öſterreichiſchen Oberlieutenant Julius Payer als Geologen und einen Zoologen. Unter den ſpeziellen, in Ausſicht genommenen wiſſenſchaftlichen Arbeiten befindet ſich eine Gradmeſſung in möglichſt hoher Breite; alle bisherigen Meſſungen dieſer Art zur Beſtimmung der Größe und Geſtalt unſerer Erde erreichten noch nicht das europäiſche Nordkap in etwa 71 Grad N. Br., und nachdem die Engländer ſeit beinahe 50 Jahren und die Schweden ſeit 10 Jahren die Meſſungen in Spitzbergen wo möglich bis zum 80. Gr. N. Br. fortzuführen ſehnlichſt getrachtet haben, wird von dieſer deutſchen Expedition nunmehr der erſte ernſthafte Verſuch dazu in möglichſt hohen Breiten an den zu erforſchenden Polarküſten gemacht werden.

Kaum war das bis zum J. 1867 ruſſiſche Amerika in den Beſitz der Vereinigten Staaten übergegangen, als für daſſelbe eine Zeitung eingerichtet wurde, welche in ruſſiſcher und engliſcher Sprache Leitartikel und Inſerate enthält. „Alaska Herald, СВОБОДА" (die Freiheit), heißt die ſeit dem 1. März 1868 einmal wöchentlich erſcheinende, ruſſo-amerikaniſche Zeitung, deren Redacteur Herr Agapius Honcharenko aus Kiew, angeblich früherer ruſſiſcher Legationsſecretair in Griechenland, iſt. Das Blatt wird in San Francisco gedruckt und erfreut ſich, wie verſichert wird, einer weiten Verbreitung im Territorium Alaska und auf den Aleutiſchen Inſeln, ſowie in Sibirien, Japan, China und den Sandwich-Inſeln. In der uns vorliegenden Nummer vom 15. December 1868 befindet ſich ein Leitartikel über den Mangel an Schulen in Alaska, worin darüber geklagt wird, daß nach Abtretung des Landes an die Vereinigten Staaten die bis dahin von der ruſſiſchen Regierung angeſtellt geweſenen Lehrer, die nicht weniger als dreizehn Schulen geleitet hatten, das Territorium verlaſſen haben. Wenn die amerikaniſche Regierung nicht ebenfalls etwas für den Unterricht der Jugend dort thut, wird man in Alaska bald die Herrſchaft der Ruſſen für humaner und kulturfördernder als die der Amerikaner halten. Die ruſſo-amerikaniſche Zeitung wird den Aleuten ſchwerlich ein Erſatz für die verlorenen ruſſiſchen Schulen ſein!

Die auf dem Prinzipe der engliſchen Industrial Partnership (Betheiligung der Arbeiter am Ertrage des Geſchäftes) gegründete Bonus- und Dividenden-Geſellſchaft des W. Borchert'ſchen „Neuen Meſſingwerkes" in Berlin vertheilte am 28. Februar ihren erſten Jahresertrag. Die ſehr günſtige Bilanz des Geſchäftsjahres 1868 ergab für drei Unterbeamte und 66 Arbeiter, deren Gehalte und Arbeitslöhne in dieſem Jahre 21,405 Thaler betragen hatten, ein Bonus von 2106 Thlr. 15 Sgr., alſo ungefähr zehn Procent. Die Vertheilung fand in vier Klaſſen ſtatt, je nachdem die Arbeiter lediglich Zeitarbeiter, oder Zeit- und Stückarbeiter zugleich, oder blos Stückarbeiter, oder endlich auf Bruttotantième engagirt waren. Kapital-Einlagen waren im Laufe des Jahres von 4 Oberbeamten, 2 Unterbeamten und 26 Arbeitern mit 14,521 Thlr. gemacht worden. Dieſes Kapital hatte, außer dem Zins von 5 Proc. eine Dividende von 8⁸⁶/₁₀₀ Proc. erzielt. Jedem Beamten und Arbeiter ward eine Berechnung des ihm zuſtehenden Bonus und der auf ſeine Einlage entfallenden Zinſen und Dividende eingehändigt und ihnen Allen freigeſtellt, entweder das Ganze oder einen Theil ſich an der Geſchäftskaſſe auszahlen, oder auf Sparconto, oder auf Antheil-Conto ſtehen zu laſſen. Herr Borchert hatte auf ſeinen Bonus verzichtet und ihn theilweiſe einem verunglückten, doch nun bald wieder hergeſtellten Arbeiter, theilweiſe dem Gewerbe-Muſeum überwieſen. Mit Recht hob er in ſeiner Anſprache hervor, daß jeder und auch der einfachſte Arbeiter gleichfalls verpflichtet ſei, dieſem hochnützlichen Inſtitut ſeine Theilnahme zu ſchenken, denn es nütze ihm direct wieder, indem es die Induſtrie fördere und hebe und ſo auch dem Arbeiter immer von Neuem Gelegenheit zu dauernder und lohnender Arbeit gebe.

Es gereicht dem Herrn Borchert zu großer Ehre, in Deutſchland den erſten erfolgreichen Verſuch mit dem Syſteme der Industrial Partnership gemacht und durch die Praxis die vielen theoretiſchen Einwendungen widerlegt zu haben, die bisher bei uns dagegen erhoben worden ſind.

Der niederländiſche Verein für Fabrik- und Gewerbe-Induſtrie wird im Auguſt und September d. J. zu Utrecht eine internationale Ausſtellung von Gegenſtänden für den häuslichen und gewerblichen Bedarf der arbeitenden Klaſſen veranſtalten. Mit dieſer Ausſtellung wird beabſichtigt, dem Arbeiter zu zeigen, was ihm zur Erſparung an Haushaltungs-Material, Arbeitsgeräthen, Kleidungs-, Ernährungs- und Erziehungskoſten von der Induſtrie in verſchiedenen Ländern dargeboten wird, wobei Wohlfeilheit, Einfachheit, Brauchbarkeit und Haltbarkeit der ausgeſtellten Objekte hauptſächlich bei der Zuerkennung der Preiſe gewürdigt werden ſollen. Das Ausſtellungsprogramm umfaßt nachſtehende ſieben Klaſſen: 1. Behauſung der Arbeiter. 2. Hausrath. 3. Kleidung. 4. Nahrungsmittel. 5. Arbeitsgeräthe. 6. Mittel zur geiſtigen, ſittlichen und körperlichen Bildung. 7. Statuten, Reglements und Berichte von Arbeitervereinen.

In Anbetracht der unzweifelhaften Nützlichkeit dieſes Unternehmens, iſt eine Anzahl angeſehener Männer in Berlin zu einem Centralcomité für den preußiſchen Staat zuſammengetreten, um daſſelbe nach beſten Kräften zu unterſtützen. Wir hoffen, daß ſich ebenſo, wie in England und Belgien, auch in Deutſchland eine recht lebhafte Betheiligung an dieſem zeitgemäßen Unternehmen durch Einſendung von Ausſtellungsgegenſtänden zeigen werde und verweiſen auf die das Nähere enthaltende Bekanntmachung des Centralcomité in den Berliner und anderen norddeutſchen Zeitungen.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 27. März 1869 — [Nr. 13.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Robert Hamerling: Der König von Sion. 177. — Zur Erinnerung an die Fürſtin Gallitzin, geb. Gräfin von Schmettau. 178. — Thekla von Gumpert's fünfundzwanzigjährige Wirkſamkeit als Jugendſchriftſtellerin. 180. — Zur Kunde der deutſchen Volksliteratur und Volksſprache. 181.

England. Deutſche Erläuterer von Shakſpeare's Engliſch. 182.

Nord-Amerika. Präſidenten und Kongreß der Vereinigten Staaten am 4. März 1869. 182.

Italien. Ermanno Lunzi über Urchriſtenthum und chriſtliche Kirche. 183.

Frankreich. Paris im December 1851. 184. — Lanfrey's Geſchichte Napoleon's I. 185.

Türkei. Vom kranken Mann. Die türkiſche Armee und ihre Führer. 186.

Orient. Semitiſche Inſchriften auf Siegeln und Gemmen. 188.

Kleine literariſche Revue. Littré's großes Wörterbuch. 189. — Louiſa Siefert: „Rayons perdus". 189. — „Es iſt beſtimmt in Gottes Rath." 189.

Literariſcher Sprechſaal. Ludwig Bamberger's Schrift über den Grafen Bismarck. 189. — Die orientaliſche Frage. 190. — Der Suezkanal und die Wüſten-Vegetation. 190. — Bopp- und Benary-Stiftung in Berlin. 191. — Deutſches Hoſpital in London. 191. — Richard Wagner's Judenpasquill. 191.

Benachrichtigung.

Mit dieſer Nummer (13) endet das laufende Quartal dieſer Zeitſchrift. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebenſten Erſuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Beſtellung auf das nächſte Quartal möglichſt bald zu bewirken, um im Empfang der Nummern keine Unterbrechung zu erleiden.

Die Verlagshandlung.

Deutſchland und das Ausland.

Robert Hamerling: Der König von Sion.*)

Der Stoff, den ſich Hamerling für ſein Epos diesmal ausgewählt hat, ruht mit den Perſonen und ihren Thaten und Erlebniſſen im Sarkophag der Geſchichte. Während im „Ahasverus in Rom" der Titelheld ſelbſt als mythiſche Perſon auftritt und in die epiſche Handlung hineingedacht wird, läßt der Dichter jetzt ſeinen Helden mit den Rädelsführern und Helfershelfern und Widerſachern aus dem Grabgewölbe geſchichtlicher Vergangenheit aufſteigen und ihre wirklich vorbereiteten Anſchläge und vollbrachten Handlungen nun im Gewande und im romantiſchen Lichte der Poeſie ausſpinnen und vollführen. Es iſt die Zeit von 1521 bis 1536, die Zeit des Bauernkrieges und der religiöſen Kämpfe, die Zeit der ſchwärmeriſchen Propheten und Wiedertäufer; es iſt das Bild des zum König gewordenen Schneiders Johann Bockold, der, als Johann von Leyden, bereits in der Oper Meyerbeer's ſein tragiſches Geſchick in ergreifenden Tönen, und nun in Hamerling's Epos in zehn Geſängen an's Herz legt.

Verwoben mit dem abenteuerlichen Lebenslauf des träumeriſchen Propheten und ſeiner verzückten Anhänger iſt die Schilderung der damaligen Sitten und Zuſtände, die Beſchreibung des Hauptſchauplatzes der Begebenheiten, der ſchwer heimgeſuchten Stadt Münſter. Gleich im erſten Geſange zeigt uns der phantaſiereiche Dichter die wildromantiſche Gegend eines Nachtlagers, „wo Polſter von röthlicher Haide ſchwellend ſich dehnen, umragt von mooſigen Felſen und Kiefern", wo zwiſchen dem Zwergholz in der Niederung „ſich grünſchlammige Tümpel, von ſchwankenden Binſen wehend umrahmt", verbreiten, und wo die zerlumpten Gaukler bei ihrer Fahrt nach Münſter ausruhen. Hier nun läßt der Dichter ſeinen Helden myſtiſche Erſcheinungen erblicken, die den von Natur zum Wunderbaren und Räthſelhaften neigenden Sinn deſſelben vorweg einnehmen. Der Jüngling Jan van Leyden ergeht ſich nächtlicher Weile im finſtern Walde, wo die Kiefern ihr ſparriges Aſtwerk ausbreiten, und ſieht da ein Eichhörnchen mit zornigen Augen und geſtrecktem Schweif davonſchießen; dann ſucht der am verdorrten Geäſte des Tännlings hängende ſchwarze Rabe mit gewaltigem Flügelſchlag krächzend den Weg zum tiefern Herzen der Wildniß, als hätt' er den nahenden Fremdling wo zu verkünden; weiter ſchreitend erblickt dieſer eine geringelte Natter, die züngelnd ihr Haupt erhebt und des Leibes Ringe im Zorn bandartig flachſtreckt: Aug' in Auge meſſen ſich einen Moment lang die Schlange und der furchtlos blickende Jüngling; und wieder erblickt er einen finſtern Kolk, deſſen umdunkeltes Auge trüb und verglaſt iſt, und inmitten des Auges ſitzt ein wilder Schwan, der im Röhricht träumt und unter dem Fittig verdroſſen das Haupt birgt. Mit hohem und echt dichteriſchem Verſtändniß bereitet ſo Hamerling die kommenden Ereigniſſe vor, dieſe epiſchen Ereigniſſe, bei denen immer übermenſchliche Kräfte und Weſen mitwirken, wo alſo die ſinnliche, ſymboliſch-mythiſche Anſchauung das göttliche Eingreifen in die Handlungen der Menſchen bildlich darſtellt.

Da auch, im Waldesgrauen und bei hervorbrechendem Mondlichte, empfängt der Jüngling die Wiedertaufe und die erſte Predigt von Matthiſſon, dem Propheten und Meiſter von Harlem. Matthiſſon eifert gegen die Bibel, gegen die Grübler und Skribler, die zagen Kloſterlateiner, die Gottes Wort zu verkündigen ſich vermeſſen und doch nur Söldlinge und geſchorene Pfaffen ſeien. Aber Gott müſſe mit ihm ſelber reden, wie mit Abraham und Iſaak und Jakob, weiſſagt der Prophet, denn ſonſt

> „Acht' ich nimmer ihn werth einen klingenden Heller: er iſt ja
> Nicht ein lebendiger Gott, nur ein eitel hölzerner Herrgott,
> Welcher beſtaubt von der Wand, um die Kinder zu ſchrecken, herab droht."

Dieſe Verſe, wie die folgenden, welche den Anzug der geputzten Gaukler vor Münſters Thoren ſchildern:

> „Vorwärts wogte die Schaar. Wie ein ziehender Strom an der Mündung
> Nicht ſogleich ſich verliert in dem Wellengewoge des Meeres,
> Nein, beiſammen noch hält die Gewäſſer und weithin die eig'ne
> Bahn noch wallt, durchſchneidend den ruhigen Spiegel der Meerflut" —

mögen als Probe der Fertigkeit dienen, mit welcher Hamerling den Hexameter handhabt, und als Beweis dafür, daß er in ſeinem „Ahasver" ſich vergeblich angeſtrengt hat, den fünffüßigen Jambus in den Himmel zu preiſen und den klaſſiſchen Hexameter als „antiquirt" herabzuſetzen. Es freut uns, daß er von unſeren

*) Der König von Sion. Epiſche Dichtung in zehn Geſängen von Robert Hamerling. Hamburg, J. P. F. E. Richter, 1869. — Zweite Auflage, 1869.

Digitized by Google

damaligen Einwendungen und Gegenbemerkungen Akt genommen und ſein Versmaß mit der gewonnenen Einſicht modifizirt hat.

Was den Bau dieſer Epopöe, die Scenirung und Gruppirung der Begebenheiten und Perſonen betrifft, ſo hat uns die Dichtung nach allen drei Richtungen den lebhafteſten Beifall abgerungen. Der Leſer wird ſich mit hoher Befriedigung an dem geiſtigen Mahle ſättigen, das ihm hier in feinſter Zubereitung auf zierlichen Blättern dargereicht wird; er wird ſo zu ſagen tropfenweiſe — Wort für Wort — den vom Dichter reichlich gewürzten Nektar einſchlürfen und ſo allmählich in ſüßen Rauſch verſetzt, und er wird nach beendigter Lectüre von jenem entzückenden Gefühl ergriffen ſein, welches der äſthetiſche Genuß und der Anblick eines in ſeiner Schönheit prangenden Kunſtwerks erregt. Das iſt der Nachtheil, aber auch der Vorzug des in Worte und Verſe gekleideten und mit Gedanken geſchmückten Dichterwerks vor den Gebilden anderer Kunſtarten, vor den Werken der Malerei, der Bildhauerei und der Architektur. Ein Kunſtwerk dieſer Art bietet gleich beim erſten Anblick die ganze Fülle ſeiner Schönheit dar und übt auf den Beſchauer ſofort die volle Wirkung der kunſtvollen Schöpfung aus. Sieht man ein ſchönes Gemälde, eine herrliche Statue, einen prächtigen Palaſt, ſo ſpringt der ganze Plan und die Idee des Künſtlers gleich in die Augen; man bedarf zur Auffaſſung keines langen Kopfbrechens und braucht nicht erſt abzuwarten, wie dieſe Perſon im Bilde da ſich geſtalten, wie das kauernde Thier zur Statue dort ſich verhalten und wie das Geſimſe zum Gebäude paſſen wird. Das poetiſche Werk des Dichters aber muß erſt geleſen und verſtanden werden; hier entſteht im Fortleſen das Bild gleichſam vor unſeren Augen, und wir gelangen nur allmählich und nach und nach zur Kenntniß des Planes und zur Ueberſicht des aufgeführten Baues. Dafür erfreut uns aber auch die Schönheit der Schöpfung in allen ihren Gliedern und Einzelheiten; dafür prägt ſich uns jeder ſchöne Vers und jeder erhabene Gedanke des Dichters deſto tiefer ein, und dies iſt bei Robert Hamerling's Dichtung ſehr oft der Fall.

Das raſche Erſcheinen einer zweiten Auflage des „Königs von Sion", die in formeller Beziehung auch eine verbeſſerte zu nennen, widerlegt einerſeits die Meinung, daß das deutſche Publikum keinen Sinn mehr habe für das poetiſche Ideal, und andererſeits die Behauptung, daß die epiſche Dichtung keine Anziehungskraft für unſere Zeit habe; — es kommt nur darauf an, wer der Dichter und welches der Stoff iſt, den er gewählt und bearbeitet hat. Nicht minder charakteriſtiſch aber iſt das dieſer zweiten Auflage unmittelbar auf den Fuß folgende, von einem andern Verleger angekündigte Erſcheinen einer umfaſſenden kritiſchen Arbeit über Robert Hamerling und ſeine beiden Dichtungen „Ahasverus in Rom" und „Der König von Sion".*) Eine ſolche Auszeichnung der Kritik bald nach dem Erſcheinen poetiſcher Werke iſt keinem unſerer großen Dichter je zu Theil geworden. Der Verfaſſer dieſer kritiſchen Schrift iſt nicht bloß mit dem Leben und Wirken Robert Hamerling's auf das Innigſte vertraut — er hat auch die vielen über ſeine Dichtungen erſchienenen Recenſionen der großen und kleinen Blätter Deutſchlands, von Graz und Trieſt bis Frankfurt a. M. und Altona, ſämmtlich geleſen und ſtellt nun die Quinteſſenz derſelben, hier und da mit Anmerkungen und ſcharfſinnigen Beobachtungen gewürzt, zur Verherrlichung des Dichters zuſammen. Es iſt dies jedenfalls eine geſchicktere und würdigere Empfehlung, als jene Zuſammenſtellungen von kritiſchen Urtheilen aus der Schöppenſtedter Zeitung, dem Krähwinkler Wochenblatt und anderen literariſchen Autoritäten, welche manche Verleger jetzt, als Flugblätter der Reklame, oder auch als Anhang zu den empfohlenen Werken ſelbſt, drucken laſſen und verſenden. Hamerling's Jan van Leyden wird ſicher, ebenſo wie ſein Ahasver, auch ohne ſolche Empfehlungsbriefe überall ſich einzuführen wiſſen, wo man Sinn für die Kunſt hat, große und erhabene Gedanken in anmuthige poetiſche Formen zu kleiden.

*) Robert Hamerling, ſeine Dichtungen und deren Beurtheilung. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte der Gegenwart. Von F. W. Berlin, Internationale Buchhandlung (R. Leſſer). 55 S. in 8.

Zur Erinnerung an die Fürſtin Gallitzin, geb. Gräfin von Schmettau.

Das Bild einer ausgezeichneten Frau des vorigen Jahrhunderts, entwickelt ſich aus dem ohne Angabe des Herausgebers jüngſt erſchienenen, mit Erläuterungen leider nur ſehr ſpärlich verſehenen Buche: „Mittheilungen aus dem Tagebuche und Briefwechſel der Fürſtin Adelheid Amalia von Gallitzin"*). Die Frau, eine geborne Gräfin von Schmettau, gehört mit in die Reihe der Perſönlichkeiten, deren geiſtſprühende Thätigkeit dem Deutſchland der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen ſo wunderbaren Glanz verliehen hat.

Wäre die Fürſtin nichts geweſen, als die „gelehrteſte Beſchützerin und Freundin der Wiſſenſchaften", wie ein Literarhiſtoriker ſie nennt, ſo würde ihre Erſcheinung wenig die allgemeine Erinnerung überragen, die wir der Stellung des Adels von damals im kulturhiſtoriſchen Intereſſe ſehr gern widmen. Allein die Fürſtin verdient ſicher, in ihrer ſelbſtändigen Bedeutung gewürdigt zu werden.

Durchblättert man die Auszüge aus dem Tagebuche der Fürſtin, ſo muß man billig über die ungeheure Geiſtesarbeit erſtaunen, die ſie zu verrichten im Stande war. Mit einer wunderbaren Leichtigkeit wußte ſie ſich faſt alle Wiſſenſchaften zu eigen zu machen. Beſonders war es die Philoſophie mit den verwandten Gebieten, auf die ſie ihr Studium richtete. In den alten und in den modernen Philoſophen war ſie gleichmäßig bewandert. Der Mathematik ſcheint ſie auf den Grund gegangen zu ſein. Der Anatomie und der Chemie wandte ſie ein lebhaftes Intereſſe zu. Kein irgendwie hervorragendes Werk entging ihrer Kritik. Die Frauenwelt unſerer heutigen Ariſtokratie wird dies vielleicht für unbegreiflich und lächerlich erklären.

„Ich bitte", ſchreibt ſie einmal ihrem Freunde, dem ausgezeichneten Staatsmanne Fürſten zu Fürſtenberg „um die philosophie rurale, um das große Werk (des Fürſten), da ich das beſchwerliche und mich drückende Studium je eher je lieber beginnen muß." Dann wieder: „17 Prozent aus der ſphäriſchen Trigonometrie habe ich glücklich und ohne Indigeſtion genoſſen. Nun noch ebenſo viel, dann iſt's geſchehen. Es iſt wahrhaftig Schade, daß die Profeſſoren ſo viel Lärmen von dem Dinge machen. Ich glaube, ſie thun es wie die ägyptiſchen Prieſter, um das Volk davon entfernt zu halten und ſich etwas voraus zu behalten." Und ferner: „Ich bin von meinem geſtrigen Tage, den ich ganz mit Schatten der Schatten, d. h. mit Logik und Metaphyſik zugebracht habe, ſo ſtumpf, dürr, trocken und zuſammengezogen, daß u. ſ. w." Später wieder: „Ich leſe nun die Bibel in der lateiniſchen Verſion; das macht mich achtſamer."

*) Mit dem Bildniß der Fürſtin. Stuttgart, S. G. Lieſching, 1868.

Digitized by Google

Mit faſt allen bedeutenden Männern der deutſchen Wiſſenſchaft und Literatur ſehen wir ſie zum Theil im innigſten perſönlichen Verkehre, zum Theil in lebhaftem Briefwechſel. Der Königsberger Philoſoph Hamann ſtarb gewiſſermaßen unter ihren Händen, und ſie begrub den „lieben Heiligen“, nicht ohne Schwierigkeiten, in ihrem Garten zu Angelmodde. Das Gleiche hätte ſie beinahe dem niederländiſchen „Sokrates“ Hemſterhuys gewähren müſſen. Beide durften ſich ihrer aufopfernden Pflege erfreuen. Mit Jacoby ſtand ſie auf dem beſten Fuße. In welchem Verhältniſſe ſie zu dem Fürſten zu Fürſtenberg in Münſter ſtand, geht leider aus dem Buche nicht klar hervor. Jedenfalls war das Verhältniß ein ſehr inniges und vertrauensvolles. Man glaubt, dieſem Gedankenaustauſch gegenüber, Bruder und Schweſter vor ſich zu ſehen. In den Briefen der Fürſtin an Andere wird Fürſtenberg ſtets nur le grand homme genannt. Es ergiebt ſich auch, daß ſie in die Projekte dieſes im Werke der Aufklärung mit Friedrich II. und Joſeph II. glücklich wetteifernden Staatsmannes tief eingeweiht war.

Eine nicht geringe Anzahl wiſſenſchaftlicher und literariſcher Größen ſieht man ſich beeilen, ihre Manuſkripte der Fürſtin zur kritiſchen Durchſicht vorzulegen. Ihre Urtheile über Perſonen und Werke ſind eingehend, tiefblickend, ſcharf ausgeſprochen, aber immer von Wohlwollen durchdrungen. Sie liebt es, ihre Bemerkungen zu numeriren.

Es muß ein weit über den gewöhnlichen Einfluß der Weiblichkeit hinausgehender Zauber in ihrer perſönlichen Erſcheinung gelegen haben. Ueberall wird ihr eine außerordentliche Verehrung entgegengetragen. Auf Göthe machte ſie bei einem mehrtägigen Aufenthalte in Weimar — 1785 — einen ſo tiefen Eindruck, daß er ihr ſchrieb, „ſie allein habe den Schlüſſel ſeines lange verſchloſſenen Herzens gefunden, ihr möchte er ſich ganz öffnen, nach ihrem gegenſeitigen Vertrauen verlange ihn“. Der Eindruck war gegenſeitig; auch die Fürſtin bekennt, daß Göthe allein ihr Herz berührt habe. Aber den Briefwechſel vermeidet ſie: „Einen ganzen Winter“, ſo ſteht im Tagebuche, „blieb ich im Kampf, ſolle ich, ſolle ich nicht. Aber da ich keinen wahrſcheinlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zu viel Beſchäftigung für mein Herz darin muthmaßte, konnte ich mich zu keiner Antwort entſchließen. Kurz vorher hatte Lavater mir zweimal geſchrieben und den ſelbigen Anlaß zu einer Verbindung angeboten. Dieſe unbeantwortet zu laſſen, koſtete mich nicht einmal einen Kampf, und Herdern, der auch nachher an mich ſchrieb, deſſen Berühmtheit aber meinem Herzen gar nichts anbot, zu antworten, fühlte ich, ſo zu ſagen, einen unüberwindlichen Widerwillen ...“ Aus dem Jahre 1802 findet ſich dann ein Brief von Göthe als Antwort auf eine Anfrage der Fürſtin — aber der Inhalt iſt kühl und trocken, wie der Gegenſtand, um den es ſich handelt, eine Sammlung geſchnittener Steine.

Caroline Herder ſchreibt aus Anlaß jenes Beſuchs in Weimar: „Ein Weib von dem feſten Charakter wie die Fürſtin Gallitzin habe ich noch nicht geſehen ...“ Dieſer Ausruf kennzeichnet indeß nur ſo viel von dem Charakter der Fürſtin, als eben beim Sehen von ihm erkannt werden konnte. Das Urtheil modifizirt ſich einigermaßen nach ihren Tagebuch-Bekenntniſſen. Feſter Wille in Verfolgung mancher Ziele war ihr gewiß eigen, auch Feſtigkeit in dem Verſuche, ihr phyſiſches Ich den Kräften der Seele völlig unterzuordnen, wie ſie denn einſt befriedigt ſchreibt: ſie habe es glücklich ſo weit gebracht, nur mit fünf Stunden Schlaf auszukommen. Aber das begründet doch noch keinen feſten Charakter. Ihr Tagebuch iſt die ſicherſte Quelle ihrer Beurtheilung. Mit der größten Offenheit ſtellt ſie ſich darin als eine mit tiefem Ernſte nach Selbſterkenntniß ringende Seele dar, die ſich insbeſondere im Spiegel der Religion mit ſcharfer Selbſtkritik zu beſchauen pflegt. Man ſieht, wie ein ſtarker, aber immerdar weiblicher Geiſt, in ſteter Beſorgniß, beim reinſten Denken zu ſchwindeln, einen feſten Anhaltspunkt zu erreichen ſtrebt. Sie ſelbſt bekennt, welche Wandlungen in ihr vorgegangen ſind. Unterm 22. März 1778 ſchreibt ſie aus Münſter an Hemſterhuys: „Depuis 7 ans que j'y suis, ma réputation a étrangement variée. Par rapport à la réligion j'ai passé tour a tour pour Grecque, Athée, Déiste et Chrétienne ...“ — Sie galt nicht nur für dies Alles, ſondern ſie war das nacheinander wirklich, und man muß ihr glauben, wenn ſie im Tagebuche ſagt: „Ich zweifelte an der Exiſtenz Gottes, an der Unſterblichkeit meiner Seele. In einem ſolchen gräßlichen Zuſtande habe ich mit einigen wenigen Zwiſchenräumen etliche Jahre zugebracht ...“ Das Ende ihrer Wandlungen war, daß ſie den Stolberg, Fr. Schlegel u. A. auf dem bekannten Wege nach Rom voranging, was damals freilich eine andere Bedeutung hatte, als heute.

Ungeachtet ihrer Vertiefung in ihr Selbſt wußte ſie jedoch auch den politiſchen und ſozialen Bewegungen der Zeit mit Umſicht und Verſtändniß zu folgen. In dieſem Briefwechſel finden ſich zwei, wie wir glauben, noch nicht oder nicht vollſtändig bekannte Briefe von Johannes von Müller an die Fürſtin, wovon insbeſondere der zweite, d. d. Caſſel den 26. Mai 1782, ein wahres Kabinetsſtück ſeines Genres iſt. Man ſieht, daß der damals im erſten Anlaufe zu ſeiner Berühmtheit befindliche Geſchichtsſchreiber das vollſte Vertrauen zu der Einſicht der Fürſtin hat. Er ſchreibt in ſeinem ſchwunghaften Franzöſiſch unter dem Eindrucke des Aufſehens, das ſein Buch: „Die Reiſen der Päpſte“, gemacht hatte. Er lebt noch vollſtändig in dem Geſichtskreiſe dieſes Werkes, und entwickelt einige damit zuſammenhängende Ideen auf folgender Grundlage: „En général je suis enchanté de ce qui arrive à l'église: jusqu'ici le peuple et la noblesse avaient seuls souffert du gouvernement despotique; désormais le clergé fera cause commune avec l'humanité; c'est dorénavant qu'il sera plus utile que jamais, plus digne d'être soutenu. Qu'importe qu'il perde son influence dans une certaine cour (Wien?) ce petit malheur lui rendra ailleurs un plus grand accueil; et comme il est près du peuple (les soldats aussi sont peuple) il ne sera jamais indifférent comment il pense. L'essentiel est de lui inspirer les pensées, qu'il doit avoir! ...“ Wie ſich das heutzutage lieſt! Ja freilich, das Weſentliche hatte der Briefſchreiber getroffen — nur Schade, daß die Bedingung nicht erfüllt wurde! — Eine andere Stelle iſt nicht minder charakteriſtiſch: „J'ai un principe très-simple dans les affaires du temps; je demande, telle ou telle chose est elle agréable ou desagréable au plus puissant? Dès que je sais ce qu'il veut, je crois dévoir soutenir le contraire; je le soutiendrais, et quand il ordonnerait par une lois de croire que 2 et 2 font 4 ...“

Während hier der berühmte Hiſtoriker ſich in ſeinen geheimſten Gedanken der Fürſtin überliefert, wird ſie von Thulmeier, dem preußiſchen Geſandten im Haag, in die diplomatiſchen Verhandlungen über die den Fürſten Fürſtenberg angehende Coadjutorwahl im Erzſtift Cöln und im Hochſtift Münſter eingeweiht. Und ſie weiß dem Diplomaten ebenſo gerecht zu werden wie dem Hiſtoriker, dem Philoſophen, ihrem Gotte und ihrem Gewiſſen. In ſolcher Vielſeitigkeit ſtellt ſich die Fürſtin als ein Phänomen dar, das nur im Zuſammenhange mit der unvergleichlichen geiſtigen Bewegung ihrer Zeit genügend erklärt werden kann.

G. H.

Digitized by Google

Thekla von Gumpert's fünfundzwanzigjährige Wirkſamkeit als Jugendſchriftſtellerin.

Mit dieſer dritten Ausgabe ihres Meiſterwerkes*) feiert eine deutſche Jugendſchriftſtellerin ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Sei es uns erlaubt, über eine ſo lange und, wie wir ſagen dürfen, ſegensreiche Wirkſamkeit auf einem ſo wichtigen Felde bei dieſer Gelegenheit einen Rückblick zu werfen.

Thekla von Gumpert wurde den 28. Juni 1810 in Kaliſch geboren; ihr Vater kam als Regierungs-Medizinalrath bald darauf nach Poſen, wo ſie ihre Jugend verbrachte, zum Theil im Hauſe der Prinzeſſin Luiſe von Preußen, Fürſtin Radziwill, mit deren Tochter Wanda die innigſte Freundſchaft ſie verband. Dieſer Freundſchaft, in Folge deren ſie nach dem Tode der Fürſtin Wanda, ſpäteren Fürſtin Czartoryiska, die Erziehung der Kinder der Freundin auf ſich nahm, und den hieraus ſich ergebenden Verhältniſſen ſchreibt die Schriftſtellerin ſelbſt einen großen Einfluß auf ihren Entwickelungsgang zu. Sie hatte jedoch im Laufe der Zeit noch mehrmals Gelegenheit, ſolche Aufgaben zu erfüllen und die praktiſche Seite des erwählten Lebensberufes mit der theoretiſchen zu vereinigen, wenn auch ihre eigene Ehe (ſeit 1856) mit dem Legationsrath Franz von Schober, einem mehrfach genannten Schriftſteller, kinderlos blieb.

Jener geliebten Freundin war ihr erſtes Werk, das vorgenannte, als es zu Weihnachten 1843, damals bei Alexander Duncker in Berlin, erſchien, gewidmet. Wir nannten es ihr Meiſterwerk, und das aus zwei Gründen: Erſtens hat ſelten ein Erſtlingswerk ſo ſehr wie dies, als es damals von Agnes Franz in die Literatur mit hoher Anerkennung eingeführt wurde, mit Einem Schlage das Renommé ſeines Verfaſſers für die folgende Zeit feſtgeſtellt. Kritik und das kaufende Publikum wetteiferten in der Anerkennung, ſo daß der Verleger nach neuen Manuſcripten verlangte, wovon „Mein erſtes weißes Haar", und „Die Badereiſe der Tante" die Folge waren, die ſich dem erſten würdig anreihen. — Der zweite Grund aber iſt der, daß uns nach *einer* Seite hin dieſes erſte Werk noch heute unter den vielen und rühmenswerthen Productionen der Verfaſſerin obenan ſteht. Als nämlich dieſe damit den aus reinem inneren Drange ergriffenen Beruf vor ſich und der Welt unwiderleglich bewieſen und ſich die Bahn gebrochen hatte, auf der ihr von nun ab Anerbieten und Aufträge entgegenkamen, um ſie von einem Erfolge zum andern zu führen, begann ſie, ſehr natürlich, ihre Aufgabe, die Erziehung der Jugend, vorzüglich der weiblichen, ſyſtematiſch zu erfaſſen, der Idee vorwiegend mit der Abwägung der Zweckmäßigkeit, im Einzelnen wie im Hinblick auf das Ganze, nachzuſtreben. Bei einer regelmäßigen Thätigkeit, wie ſie dieſelbe beſonders in dem „Töchter-Album" und in „Herzblättchens Zeitvertreib" ſeit 14 reſp. 13 Jahren, und früher ſchon im „Familienbuch" verfolgte, war dies nicht nur unvermeidlich, ſondern auch nothwendig. Es konnten ſich aber dieſe ſpäteren Werke in dem einen Punkte, den wir meinen, auch nun nicht mehr mit dem erſten Werke auf Eine Linie ſtellen. Die Freiheit und Unbefangenheit des Blickes, die *abſichtsloſe* Art der Darſtellung, in welcher ein umfaſſendes, reizvolles Bild jener Welt der Kleinen neben der großen im „kleinen Vater" gegeben wurde, und die das Buch, das ſo der friſcheſte Ausquell eines mächtigen Talentes geworden iſt, noch für einen Erwachſenen ſo anziehend und zu einer erfriſchenden Lectüre machen, traten zurück. Am Meiſten ſind ſie noch im „erſten weißen Haar" und der „Badereiſe" wirkſam. Auch treten ſie in den „kleinen Helden" wieder mehr hervor.

Dabei dürfen wir nicht verhehlen, daß zwar die Verfaſſerin in allen ſpäteren Werken den Grundſatz „bete und *arbeite*" conſequent vertritt, daß aber doch gar manchem Leſer, beſonders in heutiger Zeit, ſcheinen könnte, es werde auf das erſte Moment des Sprichwortes ein zu ſtarker Accent gelegt. Doch wird man beim Leſen ihrer Werke finden, daß die tiefe und innige Frömmigkeit, welche hier in die jungen Herzen gelegt werden ſoll, auf einem edlen und ehrlichen Grunde erwächſt. Nicht Frömmelei, die ſich an Formeln klammert, wird gelehrt, nicht Heuchelei, welche die Frömmigkeit zu außerhalb ihrer liegenden Zwecken mißbraucht. Auch wird bei aller Milde und Weiche nicht jene rührſelige Sentimentalität, welche geſunde und heitere Kinderſeelen vergiftet, gepflegt; ſondern das Weſen dieſer Frömmigkeit iſt die werkthätige Liebe zum Nächſten. Dieſen Nächſten als ſeines Gleichen anerkennen, zu erkennen, wie er vom Schöpfer ebenſo beſtimmt iſt zu einem menſchenwürdigen Daſein, gleich beſtimmt zu einem ſchönen und ſittlichen Lebensinhalt — wir meinen, wenn dieſe reine Lehre der Humanität der Kern iſt, der in den friſchen und unberührten Herzensacker gepflanzt wird, ſo muß die Sache eine gute, ihre Wirkung von Segen ſein Und dabei zeichnet alle Schriften dieſer Verfaſſerin noch ein wichtiges Moment aus. Die Gemüth und Phantaſie des Kindes gleich anſprechenden Bilder und Geſchichten, in denen jene Lehre vorgetragen wird, ſind nicht willkürliche Spiele einer fruchtbaren, aber unerfahrenen Phantaſie, ſie ſind vielmehr Früchte eigener Erfahrung und eigener hingebender Beobachtung aller ſozialen Kreiſe, — und zwar der bevorzugteren, wie der ärmeren, geringen, gedrückten.

Man wird aus dieſer kurzen Darſtellung die Momente erkennen, die dieſer Schriftſtellerin einen ſo anerkannten Platz in der Literatur und eine ſo tiefe Wirkung auf die Seelen der Kleinen — eine Wirkung, welche Betheiligte immer neu beobachten werden — erringen und ſichern mußten. Werfen wir nun nur noch einen Blick auf die Fülle der Arbeit dieſer fünfundzwanzig Jahre eines Frauenlebens, in chronologiſcher Folge ihre Schriften aufführend. Es erſchienen, zum Theil in mehrfachen Auflagen, zuerſt bei Alex. Duncker, dann bei Hirt in Breslau, dann bei Carl Flemming in Glogau, der ſeit 1854 einziger Verleger dieſer Schriften iſt: 1) Der kleine Vater und das Enkelkind. — 2) Mein erſtes weißes Haar. — 3) Die Badereiſe der Tante. — 4) Der Bettelknabe. — 5) Der kleine Schuhmacher. — 6) Vier Wochen Ferien. — 7) Poch, Poch, Poch! — 8) Das ſtumme Kind. — 9) Die kleinen Helden. — 10) Der Mann im Korbe. — 11) Die Kinder des Auswanderers. — 12) Die Schloßmutter (wir empfehlen ſie beſonders). — 13) Grüß Gott! (eine Schilderung deutſcher und engliſcher Wohlthätigkeits-Anſtalten, ſowie der zu dieſem Zweck unternommenen Reiſe durch England und Deutſchland). — 14) Das Töchter-Album, Zeitſchrift für die heranwachſende weibliche Jugend. — 15) Herzblättchens Zeitvertreib. Dreizehn Jahrgänge. Dieſe Jugend-Zeitſchrift entſtand, weil die Verfaſſerin eine Vorbereitungsſtufe zum „Jugend-Album" vermißte, und iſt für kleine Knaben und Mädchen zugleich beſtimmt, weil in dem frühen Alter Verſchiedenheit der Intereſſen und des Geſchmackes noch nicht hervortritt. — 16) Zwei Bändchen Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur, für kleine Kinder, der vorigen Nummer vorausgehend, und „Die Herz-

*) Der kleine Vater und das Enkelkind. Eine Erzählung für Knaben und Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren, von Thekla von Gumpert. Dritte Auflage. Mit ſechs Bildern von L. Venus. Glogau, Carl Flemming.

Digitized by Google

blättchen" genannt. — 17) Schloßpeterchen und Bauerhänschen, eine Geſchichte, welche dem Kinde zeigen ſoll, wie Mutterliebe in allen Ständen dieſelbe iſt. — 18) Nach der Schule, Vaterwort und Mutterauge, zunächſt für Knaben. — 19) Ein Jahr, Tagebuch für die reifere weibliche Jugend, zu dem Zwecke, junge Mädchen beim Austritt aus der Schule zu fernerer, nun eigener Bildung von Herz und Verſtand hinzuleiten. — 20) Mutter Anne und ihr Gretchen. — 21) Mutter Anne und ihr Hänschen. Die beiden letzteren ſchildern Mütter aus dem Volke in ihrem Leben mit ihren Kindern bis zu deren Schulzeit.

Ueberſetzungen der Verfaſſerin ſind: Gott in der Natur, Hymnen für Kinder, aus dem Engliſchen der Miß Barbauldt. — Robinſon's Enkelin, aus dem Franzöſiſchen der Gräfin Germanie. — Echte Perlen, aus einem alten engliſchen Buche geſammelte Gedanken. — Das Familienbuch, zehn Bändchen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen.

Und wie ſie ſich beſtrebte, Gutes von außen her für unſere Kinderwelt zu verwerthen, ſo iſt auch von ihren Schriften Mehrfaches in's Engliſche, Franzöſiſche, Schwediſche überſetzt worden

Bei allem Angeführten gewann ſie noch Zeit, vielfach zu wohlthätigen Zwecken freie Gaben ihrer Feder wegzuſchenken, ſo: „Ann' Roſel", 1848 für die Typhuswaiſen Oberſchleſiens, — „Der Heckpfennig", für Berliner Kinderbewahranſtalten, — „Mich dürſtet" und „Der alte Diener", für das Rettungshaus Schreiberhau, — „Der Herbergsvater", für eine Geſellenherberge, — „Der alte Stelzfuß" und „Gott mit uns", 1866 für Sachſens und Preußens Invaliden, die beide einen reichen Ertrag brachten, — „Aus der Gegenwart", für die Oſtpreußen.

Fürwahr, eine reiche Füllung für den Rahmen von 25 Jahren! Die Schriftſtellerin mag ſie mit Stolz überblicken, wenn ſie beim Ueberleſen dieſer Titel findet, daß es nicht leere Namen, ſondern die Formen ſind, in denen der Inhalt eines thatkräftig wirkſamen Lebens ausgedrückt wird. Dr. G. v. Seydlitz.

Zur Kunde der deutſchen Volksliteratur und Volksſprache.

I. Der Volksmund in der Mark Brandenburg.*) Das Buch enthält eine von den Lehrern A. Engelien und W. Lahn unter Mitwirkung von Freunden der Volkspoeſie veranſtaltete und herausgegebene Sammlung von Sagen, Märchen, Spielen, Sprichwörtern und Gebräuchen aus der Mark Brandenburg. Es iſt eine Nachleſe zu den verwandten Sammlungen von A. Kuhn und W. Schwartz und wird fortgeſetzt werden. Dies erſcheint dringend wünſchenswerth. Freilich wird man niemals im Stande ſein, den Schatz von Poeſie und Witz, der im Volke lebt und ſich fortwährend vermehrt, vollſtändig zu heben. Aber man darf, um des Gewinnes ſicher zu ſein, nicht müde werden, ſo viel davon als nur möglich aus der Tiefe des Volksgeiſtes herauszuholen. So ſtattlich der vorliegende Band ſich ausnimmt, ſo kann man doch nicht anders als mit den Herausgebern bekennen, daß die 70 lokalen Sagen, 16 Märchen, ca. 100 Kinderſpiele und Spielreime, 132 Räthſel, 167 Sprichwörter und etwa 300 Gebräuche, die er enthält, nur erſt die vom Rande des unüberſehbaren Feldes weggepflückten Beiträge zum Kranze ſind. Hier mitzuwirken und das verdienſtvolle Unternehmen der Herausgeber zu unterſtützen, iſt eine Aufgabe, die namentlich von den Herren Geiſtlichen, Lehrern, Aerzten und Beamten in Stadt und Land nicht unbeachtet bleiben ſollte. Die Herren Herausgeber beabſichtigen, im zweiten Theile die Sammlung mit Inſchriften und Wahrzeichen an Häuſern, ſowie mit eigenthümlichen Grabſchriften zu erweitern, wozu es bei der Eigenthümlichkeit des märkiſchen Volkscharakters an trefflichem Material nicht fehlen wird. Man wird dabei auch auf Bibeln, Geſangbücher, Kalender ꝛc., welche häufig mit Einweihungs-Sprüchen verſehen werden, ſein Augenmerk richten können. Als Schluß ihres Unternehmens betrachten die Herren Herausgeber die Herſtellung eines Wörterverzeichniſſes aus den Dialekten, das ſie mit etymologiſchen Erklärungen zu verſehen gedenken. Wir wünſchen dem Unternehmen guten Fortgang, glauben aber nicht, daß ſich das Wörterbuch nach dem Plane der Herausgeber mit der Sammlung zu einem zweiten Theile verbinden laſſen wird, wenn dieſe ſich der Vollſtändigkeit nähern und jenes etymologiſchen Werth erhalten ſoll. Welchen weitläufigen Apparat ein ſolches Wörterbuch erfordert, ſehen wir an dem ſo eben ausgegebenen Theile des

*) 1. Theil. Berlin, Wilh. Schultze, 1868.

II. „Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs*), welches einen verwandten Zweck verfolgt. Es iſt ein ſtattlicher, ſehr ſplendid gedruckter Band, der auf 424 Seiten die Erklärung von ca. 3000 Wörtern enthält. Es iſt aber eben nur der zweite Nachtrag zu dem urſprünglichen Werke, das damit ſicher noch keine Vollſtändigkeit erlangt hat. Was dies Werk ſelbſt anlangt, ſo iſt es in den fünf erſten Theilen bereits vor hundert Jahren erſchienen. Hierzu, ſagt der Herr Herausgeber, einen ſechſten Band zu ſchreiben, wäre ein wunderlicher Einfall, wenn nicht das Manuſcript zur guten Hälfte ſchon im vorigen Jahrhunderte zum Drucke bereit gelegen hätte, in dieſer Weiſe hergeſtellt von dem ausgezeichneten Sprachforſcher Profeſſor E. Tiling. Der Herausgeber iſt ſo beſcheiden, das, was er ſelbſt hinzugefügt hat, als unbedeutend zu bezeichnen, während ſich doch an der Mühſeligkeit der Arbeit, die zum Theil nicht mehr lebenden Wörter mit dem hochdeutſchen Dialekte, der lateiniſchen und griechiſchen Sprache zu vergleichen und ſo zu ſagen ihren Fundort anzugeben, die Größe ſeines Verdienſtantheils leicht ermeſſen läßt. — Der Herr Herausgeber beklagt es, daß in ſeiner Vaterſtadt Bremen die Mutterſprache ſich raſch ihrem Untergange nähert, „Dank den oberländiſchen Volksſchullehrern, welche das Sprechen derſelben ſogar im Elternhauſe verbieten, und der Eitelkeit der niederen Stände, die wenigſtens zunächſt dafür ein gar armſeliges Hochdeutſch eintauſchen." Er fordert daher die Wiſſenſchaft auf, zu ſammeln, was noch zu ſammeln iſt. Aber er hofft auch, daß, wenn ſich nur erſt ein hochdeutſcher bremiſcher Dialekt herausgebildet hat, das Niederſächſiſche noch in unſere „vornehme Schulſprache" aufgenommen und ſo dem Hochdeutſchen gegenüber nicht nur als Dialekt erhalten, ſondern als Sprache wieder hergeſtellt werden wird. Wie viel Anlaß zu ſolcher Hoffnung vorhanden iſt, muß der Herr Herausgeber freilich am beſten wiſſen. Wir ſollten aber meinen, daß die Zeit, wo ſich zwei hochdeutſche Sprachen gegenüberſtanden, für immer vorüber iſt. Die Sprache kann in ihrer Entwickelung nicht einmal ſtille ſtehen, geſchweige denn rückwärts ſchreiten. G. H.

*) Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs, worin nicht nur die in und um Bremen, ſondern auch faſt in ganz Niederſachſen gebräuchliche eigenthümliche Mundart nebſt den ſchon veralteten Wörtern und Redensarten in bremiſchen Geſetzen, Urkunden und Diplomen geſammelt, zugleich auch nach einer behutſamen Sprachforſchung und aus Vergleichung alter und neuer verwandter Dialekte erklärt ſind. Herausgegeben von der bremiſchen deutſchen Geſellſchaft. VI. Theil. Bremen, Karl Tannen, 1869.

Digitized by Google

England.

Deutſche Erläuterer von Shakſpeare's Engliſch.

Es iſt wahrhaft erſtaunlich und verdient die Anerkennung Aller, die ſich in und außer England für den Cultus des Shakſpeare'ſchen Genius intereſſiren — wenn es hier und da auch wohl ein Lächeln nnd Kopfſchütteln erregt — welches Studium und welche Arbeit in Deutſchland auf die Erklärung des Textes der Dramen des großen britiſchen Dichters verwendet wird. Daß bereits ſo bald eine dritte Auflage der trefflichen, mit allen kritiſchen Hilfsmitteln ausgeſtatteten, großen Ausgabe des von Nikolaus Delius edirten und erläuterten, engliſchen Shakſpeare*) nothwendig geworden, iſt gewiß ein ebenſo dem deutſchen Publikum, wie dem gelehrten Herausgeber zum Ruhme gereichendes Phänomen. Daneben aber fährt die deutſche Gelehrtenwelt fort, auch noch andere Arbeiten der Art zu Tage zu fördern. Der kritiſch-encyklopädiſchen Hamlet-Edition von Max Moltke haben wir bereits gedacht. Profeſſor Ludwig Herrig hat mit bekannter Sprach- und Sachkenntniß Macbeth und den Merchant of Venice zu Gegenſtänden einer ſehr eingehenden, philologiſchen Kritik gemacht und edirt.

Gegenwärtig aber liegt uns ein wahrhaft ameiſenartig zuſammengetragenes Werk über ein Shakſpeare'ſches Drama vor: Herr Karl Blumhof hat in der „Sammlung engliſcher Schriftſteller mit deutſchen Anmerkungen", herausgegeben von Ludwig Herrig**) Antony and Cleopatra mit einer Fülle von kritiſchen, ſprachlichen, geſchichtlichen, biographiſchen und pſychologiſchen Erläuterungen ausgeſtattet, die den Encyklopädismus von Max Moltke noch übertrifft. Der engliſche Text nimmt auf jeder der enggedruckten 358 Seiten des Buches nur einen ſehr geringen Raum ein; ja auf einzelnen Seiten beſchränkt er ſich auf zwei Zeilen. Wir laſſen Herrn Blumhof ſelbſt erzählen, was er hier Alles zuſammengetragen:

„1) eine allgemeine Einleitung zur Beleuchtung der Entſtehungszeit dieſes Dramas, der Feſtſtellung ſeiner Akte und Scenen, Beurtheilung ſeiner Charaktere ꝛc.;

„2) eine biographiſch-geſchichtliche Ueberſicht der zu Grunde liegenden Begebenheiten, reſp. Lebensumſtände der Hauptperſonen, an der Hand der alten Schriftſteller, namentlich Plutarch's, um einestheils den hiſtoriſchen Verlauf, der im Drama mehr uncombinirt und ſkizzenhaft zu Tage tritt, als ein Ganzes feſtzuhalten, und anderntheils die in ihm oft nur kurz berührten Facten reſp. Anſpielungen dem Leſer verſtändlich zu machen;

„3) ein reichhaltiger Auszug aus dem engliſchen Plutarch des Sir Thomas North, um die genaue Beziehung des Dichters auf die ihm vorliegende hiſtoriſche Quelle, reſp. auf den Wortlaut derſelben, der Vergleichung des Leſers nahe zu bringen;

„4) eine Berichtigung des Textes, möglichſt im Anſchluſſe an die Folio-Ausgabe von 1623, und Ergänzung der nothwendigen, bisher oft vernachläſſigten Bühnenweiſungen;

„5) eine Erklärung Shakſpeare's durch ſich ſelbſt, d. h. Aufhellung und Feſtſtellung der vorkommenden Gedanken, Phraſen, Worte, Wortſpiele ꝛc. durch verwandte Stellen ſeiner Werke, ſo daß die erläuternden Anmerkungen des Herausgebers ſoviel als möglich das vom Dichter ſelbſt Gegebene als Grundlage haben."

Wir fürchten nur, daß ſich in Deutſchland ſehr wenige Liebhaber dafür finden werden, Herrn Karl Blumhof auf allen dieſen weiten Wegen zum Studium von Antony and Cleopatra zu folgen.

*) Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius. Dritte wohlfeile Ausgabe. (Circa 120 Druckbogen zum Preise von 5⅓ Thlr.) Elberfeld, R. L. Friderichs, 1868—69.

**) Celle, Schulze'ſche Buchhandlung, 1868.

Nord-Amerika.

Präſidenten und Kongreß der Vereinigten Staaten am 4. März 1869.

Ueber die politiſche Stimmung in den Vereinigten Staaten bei dem jüngſten Amtswechſel des Präſidenten der Republik giebt folgender, kurz vor dem 4. März (dem Tage des Präſidentenwechſels) geſchriebener Artikel, den wir der Deutſchen Handels-Zeitung von Newyork entlehnen, ſehr beredte Auskunft:

„Ein Präſidenten-Wechſel iſt hier nicht mit demſelben Eclat verbunden, wie in monarchiſchen Ländern ein Thronwechſel; die Phyſiognomie des Landes und Volkes verändert ſich nur inſofern, als vielleicht einige Tauſend Fahnen mehr denn gewöhnlich im Winde flattern und zu einer beſtimmten Stunde die Zeitungs-Büreaus von Leuten umringt ſind, welche auf das erſehnte Extrablatt warten; dennoch läßt ſich die Bedeutung des Tages diesmal kaum überſchätzen. Alles ſehnt ſich ſo ſehr nach dem 4. März, daß wohl noch nie einem beſtimmten Kalendertage mit größerer Freude entgegengeſehen wurde; ja wir möchten nicht dafür einſtehen, daß nicht Mancher an jenem Tage einen Brief ſchreiben wird, den er ſonſt noch hätte warten laſſen, nur um das Vergnügen zu haben, jenes Datum mit ſeinen eigenen, gebenedeiten Händen auf's Papier zu bringen und liebreich zu beäugeln. Der Präſidentenſtuhl wird von Einem geräumt, der ihn ſchmählich entweiht hat, und nach oberflächlicher Säuberung eingenommen von Einem, der das unbedingte Vertrauen aller Parteien genießt. Denkt man an das zurück, was während des Veitstanzes der Wahlcampagne über Grant geſagt wurde, über den Mann, welcher, wie Frank Blair auf ſein Ehrenwort verſicherte, „das Volk mit der Spitze ſeines Bayonnets an den Boden geheftet hielt", und ſieht man jetzt, wie er wahrhaft der Erwählte und Erſehnte des ganzen Volkes iſt, ſo möchte man kaum ſeinen eigenen Sinnen trauen.

„Wahrlich, es iſt nicht die Schuld Grant's und Derer, die ihn erwählt, wenn das Decorum, welches ſonſt bei derartigen Gelegenheiten ſtets beobachtet wurde, diesmal zum Theil fehlen wird. Sitte iſt, daß der neue und der alte Präſident mit einander zur Ceremonie nach dem Capitol fahren. Grant will ſich hierzu nicht hergeben. Kann man ihm daraus einen Vorwurf machen? Es iſt ihm unmöglich, zu vergeſſen, daß Johnſon ihn vor dem ganzen Volke einen Lügner genannt und dieſes Wort nicht zurückgenommen hat. Mit einem Manne, der ihn inſultirt und verleumdet, will er in keine Berührung irgend einer Art kommen. Er iſt ein Gentleman in der vollſten Bedeutung des Wortes. Thorheiten kann er vergeben und vergeſſen, aber keine Gemeinheiten. Wir ehren Grant dafür, daß er nicht im Stande iſt, zu heucheln. Und unwürdiger als Johnſon hat noch kein Präſident ſeine Wirkſamkeit beſchloſſen. Um des Himmels willen, wie nur der Mann dazu kommen mag, ſich zum

Digitized by Google

ſpeciellen Beſchützer aller Spitzbuben aufzuwerfen? Unter hundert verurtheilten Falſchmünzern hat er nicht weniger als ſiebenundneunzig begnadigt und die drei Reſtirenden ſehen mit kindlicher Zuverſicht ihrer Befreiung vor dem 4. März entgegen. Die vor dem Tribunal ſtehenden Whiskey-Diebe lachen den ſie verurtheilenden Richtern in's Geſicht, denn ſie haben ihre Begnadigung ſchon ſo gut wie gewiß in der Taſche. Ja, der Mann kann ſich nicht einmal enthalten, denen durch die That ſeine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, welche ihn dadurch zum Präſidenten gemacht, daß ſie ſeinen Vorgänger ermordeten. Wahrhaftig, es thut uns leid, auf dieſe Weiſe über einen abtretenden Präſidenten urtheilen zu müſſen; aber wollen wir der Wahrheit gerecht werden, ſo bleibt uns keine Wahl.

„Damit, daß der vierzigſte Kongreß erliſcht, kann man auch ſchon zufrieden ſein. Wenn nur einige Ausſicht dazu vorhanden wäre, daß der einundvierzigſte beſſer ſein wird! In den Verhandlungen tritt durchaus nicht der redliche patriotiſche Wille, der ſittliche Ernſt hervor, den man bei Geſetzgebern vorausſetzen muß. Der Senat hält kaum noch den oberflächlichen Anſtand aufrecht: es finden im Senate ſo tumultuariſche Scenen ſtatt, daß der Vorſitzende, wie weiland Soiron in der Paulskirche, total den Kopf verliert und offen geſteht, er wiſſe ſelbſt nicht mehr, was auf der Tagesordnung ſei. Was dem Senat am meiſten verargt wird, iſt ſeine Weigerung, das zur Zügelung Johnſon's geſchaffene Aemterdauer-Geſetz in Uebereinſtimmung mit dem Beſchluß des Hauſes aufzuheben, oder es auch nur zu modificiren. Zufrieden geweſen wäre man mit der vorgeſchlagenen Modification, wonach der Präſident unter allen Umſtänden das Recht der Suspendirung ohne Angabe der Gründe, vorbehaltlich der Beſtätigung des Senats, haben ſolle; bleibt aber das Geſetz ſo wie es jetzt iſt, ſo kann Grant unmöglich die Erwartungen befriedigen, die man von ihm hegt. Er will der Corruption, ſo viel es in ſeiner Gewalt ſteht, ein Ende machen, will corrupte Beamte durch redliche, unfähige durch fähige erſetzen. Dazu iſt vonnöthen, daß Tauſende von Aemtern ihre Inhaber wechſeln. Aber er müßte mehr als ein Herkules ſein, wenn er im Stande wäre, jeden einzelnen Fall dieſer Art mit Gründen zu belegen. Im republikaniſchen Ausſchuß wurde beſchloſſen, die Sache bis zur nächſten Seſſion zurückzulegen, da ſo viel Wichtigeres und Dringenderes die koſtbare Zeit beanſpruche. Eitle Ausflucht! Der Senat will die Macht nicht aus den Händen geben, welche ihm das jetzige Geſetz verleiht. Die einzelnen Senatoren wollen dem Einfluß nicht entſagen, welcher ihnen dadurch innewohnt. Nun, Ihr Herren, behaltet Ihr die Macht für Euch, ſo ruht auf Euch auch die Verantwortung, und geht nicht Alles ſo wie es gehen ſollte, ſo wird man wiſſen, an wen man ſich zu halten hat.

„Daß kein neues Conſtitutions-Amendement zu Stande kommt, iſt auch die Schuld des Senats, denn das Repräſentantenhaus hat im Entgegenkommen das Seinige geleiſtet. Und derſelbe tugendhafte Körper weigerte ſich, das Frankirungs-Privilegium abzuſchaffen; ja der Senator Nye lachte über die Zumuthung, welche durchaus nicht mit dem Geiſte des Volkes harmonire, und ein Anderer ſagte: „So lange das Volk meine Dienſte beanſprucht, ſoll es auch mein Porto bezahlen". Die wichtigſten Sachen bleiben unerledigt, und eine leichte Aufgabe wird ſich der nächſten Adminiſtration nicht bieten."

Ueber die moraliſche Integrität des bald zu Ende gehenden vierzigſten Kongreſſes äußert ſich dieſelbe deutſche Zeitung Newyorks folgendermaßen:

„Man weiß wahrlich nicht, ob man unſere Volksvertreter wegen ihrer totalen Unfähigkeit zur Anbahnung einer Finanz-Reform, oder wegen ihrer entſchiedenen Abneigung, unſeren großen Schwindler-Cliquen ein Hinderniß in den Weg zu legen, mehr verdammen ſoll. An einzelnen guten Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Bundes-Finanzen hat es in dieſer Seſſion allerdings nicht gefehlt, aber deren Annahme wurde durch eine böswillige Majorität hintertrieben, und wohl nicht ohne Grund wirft die gutgeſinnte Tagespreſſe dem Kongreß vor, daß er mit den Newyorker Spekulanten unter Einer Decke operire. Bekanntlich hat die vom Repräſentantenhauſe angenommene Reſolution gegen jede weitere Vermehrung der Schuld ſowohl hier als in Europa einen höchſt günſtigen Eindruck gemacht, aber der Senat hat bis jetzt Ausflüchte gefunden, dieſe Reſolution zu genehmigen, weil, — ſo wird wenigſtens in gut unterrichteten Kreiſen behauptet —, die Contremine unſerer Börſe noch ſehr große Blanco-Verkäufe von Bundes-Obligationen, bei welchen hervorragende Senats-Mitglieder intereſſirt ſind, zu decken hat. Aus gleichen Gründen dürfte der, nach langer Verſchleppung endlich im Repräſentantenhauſe angenommenen ſogenannten Schenck'ſchen Bill, nach welcher das Capital aller ausſtehenden „Fünf-Zwanziger" in Gold heimzahlbar iſt, die Genehmigung des Senats vorenthalten werden, und während der wenigen Tage, welche bis zum Schluß dieſer Seſſion überhaupt noch bleiben, haben die Herren Senatoren zur Füllung ihrer eigenen Taſchen vermuthlich weit wichtigere Angelegenheiten als das Gemeinwohl zu beſprechen."

Italien.

Ermanno Lunzi über Urchriſtenthum und chriſtliche Kirche.*)

Es iſt charakteriſtiſch für die Peripetien unſerer Zeit, daß die Unterſuchung der Natur des Urchriſtenthums wieder in den Mittelpunkt der Debatte getreten iſt. Schenkel hat es das „Chriſtenthum Chriſti" genannt, und indem er, ungeachtet ſeines Widerſpruches gegen die Orthodoxie, den eigenſten Traditionen des Proteſtantismus folgte, Berge von goldenen Erwartungen an die Erkenntniß der urſprünglichen Denkungsart Chriſti geknüpft. Das iſt der Reſt von Autoritätsglauben, auf welchen im rationaliſtiſchen Lager die proteſtantiſche Kirche zurückgeführt iſt. Ja, die Einwirkung dieſer Gedanken reicht weit über die Gränzen des Proteſtantismus hinaus. Beweis davon die Schriften des Grafen Ermanno Lunzi, eines Zantioten venetianiſcher Abkunft, von welchem uns hier eine fein und ſcharfſinnig geſchriebene kirchenhiſtoriſche Studie vorliegt. Leider iſt der treffliche Lunzi kürzlich geſtorben. Welch eine Kraft muß der proteſtantiſche Individualismus beſitzen, daß er die ihm fernſtehendſten Geiſter in die Kreiſe ſeiner Zaubermacht hineinreißt! Der katholiſche Süden Europas iſt von der kritiſchen Strömung des Proteſtantismus bereits lebhaft ergriffen, die Schriftauslegung wird auch dort zur kirchlichen Lebensfrage, die Bibelforſchung auch dort ein Hebel des geiſtig-ſittlichen Fortſchritts — wenigſtens nach der Meinung der gebildeten Laienwelt.

Graf Lunzi, der ſeine Kritik des Urchriſtenthums von Hauſe aus in den Spalten des Mailänder Politecnico veröffentlicht

*) Sullo svolgimento storico del primo cristianesimo. Memoria di Ermanno Lunzi. Milano, amministrazione del Politecnico, 1868.

Digitized by Google

hatte, gehört den Reihen der gemäßigten Beförderer der katholiſchen Reformbewegung an; er iſt mit den florentiniſchen Neukatholiken nicht zu verwechſeln, denn viel eifriger als ſie geht er auf die Urkunden des Chriſtenthums ein und bezeugt dadurch ſeinen dem Proteſtantismus befreundeten Standpunkt. Mit Unbefangenheit und Wärme erläutert er im Sinne der neueren Kritik die apoſtoliſchen Berichte von der äußeren Stiftung der chriſtlichen Kirche; er will kein abſtrakter Freidenker, ſondern ein hiſtoriſch gebildeter Chriſt ſein; er iſt fern von liebloſer Verwerfung und ſtrebt vielmehr nach möglichſt klarer und kräftiger Darlegung ſeiner poſitiven Ergebniſſe. Eine derartige Behandlung des Stoffes kann ihres wohlthuenden Eindrucks nicht verfehlen. Mag man auch im Princip wie im Einzelnen abweichen, es bleibt doch immer der Gewinn einer ſchönen Anregung und eines tüchtigen Spornes zum Selbſtdenken beim Leſer.

Daß der heilige Stephanus, dieſer helleniſche Geiſt, durch ſein Predigen und Märtyrerthum den äußeren Anlaß zur Stiftung der chriſtlichen Gemeinſchaft gegeben, iſt nicht die Erfindung des Grafen Lunzi. Wir begegnen dieſer Anſicht ſchon bei hervorragenden älteren Kritikern; ſie hat ohne allen Zweifel die lebensfriſche Auffaſſung der in That und Handlung ſich offenbarenden Weltgeſchichte für ſich. Ein Jude von griechiſcher Abſtammung war es, der die ſtarre Mauer des alten Geſetzes einriß und zuerſt die Unverträglichkeit des Chriſtenthums mit den jüdiſchen Bräuchen erklärte. Beſſer, als die Apoſtel, hatte Stephanus die Epoche machende Tragweite der Lehre Chriſti verſtanden. Erſt in Stephanus und dem gewaltigen Proſelyten Paulus trat das Chriſtenthum aus den traditionellen Formen des Judenthumes heraus, aber des Stephanus großartiges Ende war eben in des Saulus Gemüth der Stachel geweſen, der ihn zur Erkenntniß der Wahrheit in Chriſto hintrieb. Die innerliche Umwandlung des Chriſtenthums aus einer von Meſſias-Erwartungen begeiſterten Judenſekte zur Weltreligion der neueren Menſchheit hebt mit Stephanus' Wirken und Märtyrerthum und mit Pauli Bekehrung an. Eine Geſchichte des Chriſtenthums giebt es erſt von hier ab: das iſt ihr Anfang und ihr lebendiger Quell. Paulus in den Fußſtapfen des Stephanus erweitert den Meſſias der Juden zum Meſſias der Menſchheit, und nun beginnt der Eroberungszug der jungen Gemeinde, der langſam, ſehr langſam (denn im 4. Jahrhundert nach Chriſtus iſt Rom noch die Hauptſtadt der heidniſchen Welt), doch unabläſſig bis zur Spitze der Civiliſation empordrang. Solchergeſtalt hat das Urchriſtenthum die höchſte Bedeutung, nicht ſowohl als das „Chriſtenthum Chriſti", welches ein ſchiefer Begriff, ſondern als Urquell des Chriſtenthumes der Menſchheit. Wie der erhabene Religionsſtifter über jedweden Punkt der Lehre gedacht hat, wiſſen wir nicht und können wir nicht wiſſen, denn er hat Keime gepflanzt, aber nicht Bäume gezaubert, er hat kein theologiſches Syſtem offenbart, ſondern eine praktiſche Anweiſung zum ſeligen Leben. Hiervon giebt Lunzi richtige Ahnungen kund. Daß er nicht zu dem Grade von Unparteilichkeit gelangen kann, um den Juden, den konſervativen Vertheidigern ihres nationalen Cultus, von ihrem Standpunkte Recht zu geben, dürfen wir ihm nicht allzu heftig verargen, nachdem ſelbſt der Freidenker Renan die abgeſtandenen Anklagen gegen Hanna und Kaiphas wieder aufgewärmt hat. Im jüdiſchen Sinne hatte Chriſtus das Geſetz allerdings nicht erfüllt, ſondern aufgehoben; im jüdiſchen Sinne war die Beſchuldigung der Selbſtvergötterung gerechtfertigt und die nachfolgende Geſchichte, zumal das Heidenchriſtenthum, das die Lehren des Menſchenſohnes in den Bereich dialektiſcher Speculation zog, hat die Befürchtungen der ſtrengen Monotheiſten vollauf beſtätigt.

Freier und kosmopolitiſcher war Chriſti Werk unter den Händen ſeiner helleniſchen und römiſchen Pfleger geworden, aber auch mit logiſchen Abſtraktionen und pantheiſtiſchen Vorſtellungen bereichert worden. Tiefer und tiefer ſenkte ſich die Kluft gegen das monotheiſtiſche Judenthum, unheilbar ſeit dem Mariendienſt und der Heiligenverehrung. Was die Reformation dem entgegengewirkt hat, blieb an der Oberfläche der Dinge haften. Denn umſonſt iſt alles Bemühen, die Keime der katholiſchen Cultusformen aus der Bibel herauszuſchneiden. Sie ſind nun einmal im Neuen Teſtamente plaſtiſch enthalten: es giebt katholiſche Katechismen, in denen jeder Satz mit Bibelſtellen belegt iſt. Mit Drehen und Deuteln und Sylbenſtechen iſt an der Schrift kein Jota zu ändern. Auf dem Boden der bloßen Auslegung wächſt uns kein Troſt. Der wohnt nicht in dem Pochen auf Worte und Buchſtaben, ſondern in der andachtsvollen Betrachtung der providentiellen Menſchheitsgeſchicke, welche alle Erdenbürger jedweden Bekenntniſſes um den Altar Eines Gottes und Schöpfers vereinigt. Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Paris im December 1851.*)

Es war die Abſicht des Verfaſſers dieſer Schrift, der neuen, ſeit dem Staatsſtreich herangewachſenen Generation treu über dieſes für Frankreich ſo verhängnißvolle Ereigniß zu berichten. Er giebt einfach die Thatſachen nach gewiſſenhafter Ermittelung der Wahrheit und überläßt dem Leſer, welche Schlüſſe er daraus ziehen und was für ein Urtheil er darüber fällen wolle. Die Schrift hat bekanntlich in Frankreich, vielleicht eben deshalb, weil ſie ſich rein objektiv hält, ein gewiſſes Aufſehen erregt; ob die Wirkung tiefer in das Volk gedrungen und ob überhaupt die wachſende Oppoſition gegen den Mann vom 2. December auf einer allgemeinen Ueberzeugung, daß ſeine Macht eine uſurpirte ſei, beruht, das wird erſt aus dem Ergebniß der neuen Wahlen hervorgehen. Für uns hat die Schrift nur einen hiſtoriſchen Werth, inſofern ſie Vieles, was die offiziellen Blätter und andere Mittheilungen von Anhängern Napoleon's über den Staatsſtreich gebracht haben, berichtigt und ergänzt. Wir laſſen uns deshalb nicht auf eine Angabe des Inhaltes ein, zumal dieſer ſchon gewiß den meiſten unſerer Leſer aus politiſchen Blättern bekannt ſein wird, ſondern beſchränken uns auf die kurze Darſtellung der Situation, die den Staatsſtreich unvermeidlich herbeiführen und ſein Gelingen fördern mußte.

Die Republik von 1848 war ein todtgeborenes Kind. Herr Ténot geſteht ſelbſt, daß die Verfaſſung vom 4. November 1848 nur ein Abkommen zwiſchen den demokratiſchen Beſtrebungen Frankreichs und ſeinen monarchiſtiſchen Ueberlieferungen geweſen ſei; denn ſie behielt die vollkommene Centraliſation bei, die alle Unabhängigkeit, alles lokale Leben erſtickt, das Beamtenweſen im übertriebenen Maße entwickelt, die freie Selbſtbeſtimmung

*) Hiſtoriſche Studie über den Staatsſtreich von Eugen Ténot, Redacteur des Siècle, Verfaſſer der „Provinzen im December 1851", Deutſch von Arnold Ruge. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'ſche Verlagshandlung, 1869.

Digitized by Google

der Bürger lähmt und ganz Frankreich in die Maſchen eines ungeheueren Netzes einſchnürt, deſſen Hauptſchnur vom Miniſterium des Innern aus gezogen wird. Sie beſtätigte der katholiſchen Kirche die Herrſchaft des Concordats und verſah die Geiſtlichkeit mit Geldmitteln, welche ſie dazu anwandte, die Republik zu bekämpfen. Sie ließ endlich eine Einrichtung beſtehen, die am Wenigſten vereinbar mit der Republik iſt, ein Heer, das ſich durch die Conſcription rekrutirt, 500,000 Soldaten, die nur Eine Geſinnung hegen: paſſiven Gehorſam, und nur Ein Geſetz kennen: den Befehl ihres oberſten Vorgeſetzten, und die im vollen Frieden mitten unter der unbewaffneten Nation im Feldlager bleiben. Die Macht des Präſidenten, obgleich nur eine temporäre, war dadurch, daß er die oberherrliche Gewalt über die zwei großen organiſirten Körper, über die Beamtenwelt und das Heer, hatte, eine wirkliche, indeß die Macht der Nationalverſammlung nur eine ideelle war und bloß ſo lange beſtand, als der Präſident wollte. Wenn auch die Nationalverſammlung das Recht hatte, den Präſidenten und ſeine Miniſter in den Anklageſtand zu verſetzen und dem hohen Gerichtshofe zu übergeben, ſo hatte ſie doch keine Macht, einen rebelliſchen Präſidenten zu zwingen. War nun gar der Präſident der Erbe eines Mannes, der ſchon einmal durch einen Staatsſtreich einen Kaiſerthron gewonnen, ſo war es ganz natürlich, daß der von einer ſo überwiegenden Stimmenmehrheit Gewählte in der Wahl nichts Anderes ſah, als die Aufforderung, dem Beiſpiele ſeines Oheims zu folgen und der Republik, an deren Lebensfähigkeit kein Verſtändiger glaubte, ein Ende zu machen. Einen Waſhington erwartete gewiß Niemand in dem Neffen Napoleon's I. und in dem Inſurgenten von Straßburg und Boulogne. Frankreich wollte die Republik nicht, das zeigten die Wahlen zu der geſetzgebenden Verſammlung im Mai 1849. Von 750 Vertretern, welche die Verſammlung ausmachten, gehörten mehr als 500 der Reaction an, nur etwa 220—230 waren Republikaner der verſchiedenſten Schattirungen. Die Furcht vor der rothen Republik erregte unwillkürlich bei allen nicht-republikaniſch Geſinnten, welcher Partei ſie auch ſonſt angehörten, das Verlangen nach einer ſtarken perſönlichen Regierung. Die Mehrzahl ſah es daher gleichgiltig mit an, daß die franzöſiſche Republik der römiſchen Republik ein Ende machte und den Papſt nach Rom zurückführte, und daß in Frankreich ſelbſt die Eigenſchaft eines Republikaners der Beweggrund zum Verdacht und zur Verfolgung wurde.

Die neuen Wahlen, die im Mai 1852 ſtattfinden ſollten, konnten das Verhältniß der Parteien in der Nationalverſammlung ändern; der Präſident durfte daher nicht zögern, wenn er nicht das Opfer der republikaniſchen Partei werden wollte. Drei Männer waren die Vertrauten ſeines Entſchluſſes: Morny, Perſigny und Fleury. Mit der Ausführung beauftragte er Morny als Miniſter des Innern, Maupas als Polizei-Präfekten und den General Saint-Arnaud als Kriegsminiſter. Die Seele von Allen war Morny. Von ihm rührte der Plan des Staatsſtreichs her und er leitete die Ausführung mit einer kaltblütigen Ruhe, die zum Gelingen nicht wenig beitrug. Maupas war der Aufgabe weniger gewachſen; ohne Morny's Ermuthigung hätte er leicht die nöthige Beſinnung verloren. Saint-Arnaud hatte nur ſich ſtreng an die Vorſchriften Morny's zu halten. Morny wußte die Fehler zu vermeiden, die bei früheren Volksaufſtänden die Niederlage der Militärmacht veranlaßt hatten: die Zerſplitterung der Truppen in kleine Haufen, die Ermüdung derſelben durch fortgeſetzte, nichts entſcheidende Angriffe und die Erſchöpfung durch den Mangel an Lebensmitteln und Erfriſchungen. Hier, wo es ſich um die eigene Exiſtenz handelte, war ein rückſichtsloſes, energiſches Eingreifen durchaus geboten. Das Erſchießen entwaffneter Gefangenen, bei keiner früheren Emeute anbefohlen, geſchah nach einer ausdrücklichen Verordnung des Kriegsminiſters. Dieſes barbariſche Verfahren, wie die Exceſſe auf den Boulevards gegen das unbewehrte Volk erreichten ihren augenblicklichen Zweck, die Bewohner von Paris durch den Schrecken gleichſam zu verſteinern. Man ſah, weſſen ein vom Volke losgelöſtes Heer fähig war, und der Widerſtand erlahmte.

Der Verfaſſer will die Veranlaſſung und Verantwortung dieſer Maßregeln nicht vom ſittlichen Geſichtspunkte beurtheilen, weil die Zeit dazu noch nicht gekommen. Die Zeit wird gewiß einmal kommen; aber das Traurige iſt, daß die franzöſiſche Nation durch die Abſtimmung vom 20. December 1851 ſich für immer des Rechtes begeben hat, den Urheber des Staatsſtreiches und ſeine Helfershelfer vor ein moraliſches Gericht zu ziehen denn durch dieſe Abſtimmung hat Frankreich, wie Napoleon ſelbſt es ausgeſprochen hat, die Thatſache des 2. Decembers für nicht verbrecheriſch erklärt. Es hat ſich ſelbſt zum Mitſchuldigen gemacht, und wie die Schuld, muß es auch die Strafe theilen. Der Fluch der Tyrannis, das Mißtrauen zwiſchen Herrſcher und Volk, laſtet ſchwer auf beiden. Der Kaiſer des Friedens, als welchen Napoleon ſich ſelbſt bezeichnet hat, kann weder ſelbſt den Frieden finden, noch ihn dem Volke gewähren. Ein ruhiger Genuß ſeiner Macht iſt ihm nicht geſtattet und dem Volke darf er die ungeſtörte Fortentwickelung auf allen Gebieten des politiſchen und ſozialen Lebens nicht gönnen, weil er die Nation in einer beſtändigen Aufregung erhalten muß, damit ſie nie die Ruhe gewinne, über ihr Unglück und ihre Schmach nachzudenken. Armes Frankreich! E. M.

Lanfrey's Geſchichte Napoleon's I.

Von Lanfrey's Geſchichte Napoleon's iſt eben der dritte Band erſchienen, welcher die Jahre 1803—1806 umfaßt. Bekanntlich ſtrömt dieſes Werk auf jeder Seite einen glühenden Haß des großen Eroberers aus, eine Eigenſchaft, welche der unparteilichen Geſchichtſchreibung nicht anders als ſchaden kann. In kindlicher Bewunderung die Großthaten jenes Eroberers anzuſtaunen, welcher im neunzehnten Jahrhundert neue Alexanderzüge und die Begründung eines Weltreiches nicht allein träumte, ſondern auch realiſirte, das iſt freilich ein verlaſſener Standpunkt; man mag auch die Kehrſeite anſehen, das Blut und die Leichen, Pauperismus, Entvölkerung, Corruption und Niederlage der höheren geiſtigen Kultur und was ſonſt für Schreckgeſpenſter im Gefolge eines ſolchen Eroberers ſind. Man mag auch ein Verdammungsurtheil über hiſtoriſche Perſönlichkeiten ausſprechen, deren Größe hauptſächlich darin beſteht, daß ſie mit kalter, rückſichtsloſer Energie und einem beiſpielloſen Egoismus ihre Pläne zu verwirklichen wiſſen, unbekümmert um das geſtörte Glück von Tauſenden, man mag ſie als Monſtruoſitäten betrachten, die nicht in das civiliſirte Europa des 19. Jahrhunderts gehören, ſondern vor zweitauſend Jahren als große Perſerkönige unter halbwilden aſiatiſchen Völkern weit beſſer an ihrem Platze geweſen wären.

Je ſtrenger man aber auch auf der einen Seite ſolche Eroberer verdammen mag, die durch den äußeren Glanz und die „Gloire" ihrer Perſönlichkeit „kurze Sinne verwirren", wie Gottfried von Straßburg ſagt, deſto gerechter muß man auf der anderen Seite gegen ſie ſein. Das iſt Herr Lanfrey nicht. Er

Digitized by Google

iſt vollſtändig blind gegen das wirklich Große in Napoleon's Charakter, das man immerhin anerkennen muß, wenn dieſer Charakter als ſolcher unſere Sympathieen auch keineswegs hat und verdient; die ſyſtematiſchen Verkleinerer Napoleon's ſind ſeine beſten Quellen, ſeine Gegner erhebt er, um ihn deſto niedriger zu ſtellen, kurz er iſt von einer Voreingenommenheit, von der ſich vor Allem der Hiſtoriker fern halten ſollte. Dieſe Voreingenommenheit tritt im vorliegenden Bande noch weit ſchärfer in's Licht als in den beiden vorhergehenden.

Es iſt wahr, daß die in dem vorliegenden Bande erzählten Ereigniſſe zu einer ungünſtigen Beurtheilung weit mehr Anlaß geben, als die Jugendgeſchichte Napoleon's, die reiner und ſchlackenfreier iſt; wenn aber Herr Lanfrey auf dieſem Wege und in dieſem Verhältniſſe fortſchreitet, ſo wird ſein letzter Band ein Pamphlet ſein, aber nicht mehr Geſchichte.

Türkei.

Vom kranken Mann.*)

Die türkiſche Armee und ihre Führer.

Man iſt daran gewöhnt, von dem am meiſten ſprechen zu hören, was man am wenigſten kennt und verſteht. So geht'es uns namentlich mit der Türkei. Kaum giebt es ein Land, von dem man mehr geſchrieben und geſprochen hat und welches trotzdem von dichteren Wolken des Geheimniſſes umgeben iſt, als die Türkei. China und Auſtralien ſind uns beſſer bekannt, als jenes Reich.

Aus dieſem Grunde begrüßen wir mit Freuden ein Werk, welches uns einen näheren und genauen Aufſchluß über die gegenwärtigen inneren Verhältniſſe dieſes großen Reiches zu geben verſpricht. Es iſt dies das unlängſt in Paris erſchienene Werk eines ehemaligen türkiſchen Militairs, des Herrn Friedrich Millingen, eines geborenen Deutſchen, der, als türkiſcher Oberſt, den Namen Osman Seify Bey geführt und der uns jetzt die Türkei unter der Herrſchaft des Sultans Abdul Aſis, von 1862—1867, ſchildert und daran Betrachtungen über die in Bezug auf den „kranken und ſterbenden Mann" ſeitens der europäiſchen Großmächte beobachtete Politik knüpft.

Der Verf. will durch ſeine Aufzeichnungen uns einen getreuen Bericht über die in der Verwaltung der Türkei, namentlich in der Armee, herrſchenden Mißbräuche geben, welche die Urſache des beklagenswerthen Zuſtandes derjenigen Länder ſind, die ſich zur Zeit unter dem Scepter der hohen Pforte vereinigt finden. Er thut dies an dem Faden ſeiner eigenen Erlebniſſe, welchem wir freilich nicht folgen können, da dieſelben zu ausgedehnt erzählt und auch theilweiſe nicht von der Wichtigkeit ſind, wie dies anfangs ſich vermuthen ließ. Wir werden an dieſem Faden in den fernen Oſten, bis an die Gränzen des Reiches in Aſien, nach Armenien und Kurdiſtan geführt, wohin der Verf., nach einigen in Albanien und Montenegro verlebten Dienſtjahren, im Jahre 1862 als Bataillonschef kommandirt wurde. Auch müſſen wir darauf Verzicht leiſten, ihm bei der Beſchreibung jener fernen Provinzen des Reiches zu folgen, ſo intereſſant und neu auch die Details ſind, in welche er uns blicken läßt. Es zeigen ſich hier alle traurigen Zuſtände eines wilden, in loſer Abhängigkeit von dem Mittelpunkt des Reiches ſtehenden Nomadenvolkes, das noch in den Anfängen menſchlicher Kultur ſteht, und welches durch eine despotiſche, corrumpirte Regierung geleitet wird, deren oberſte Beamte, unwiſſend und der Beſtechlichkeit ſtets zugänglich, nichts dazu beitragen, das Elend jener Menſchen zu mildern.

Wie das Land und die Regierung, ſo bietet auch die Armee, namentlich die in den fernſten Theilen des Reiches ſtationirten Truppen, ein trauriges Bild der Zerrüttung und der Depravation dar. Zwar rühmt der Verf. an dem türkiſchen Soldaten den Gehorſam und die Ergebenheit als ſchöne und ſeltene Eigenſchaften, aber dieſelben fließen her aus dem Mangel der dem Soldaten unerläßlichen Tugenden, aus dem Mangel an Thatkraft und Eigenliebe. Die Strapazen und Entbehrungen zu ertragen, das iſt von dem Gewerbe des Soldaten untrennbar; aber, wenn der Hunger, die Nacktheit und ein völliges Elend nur die Folge von Begierden ſind, welche, anſtatt der Epauletten, den Pranger verdienten, ſo kann die Ergebenheit nicht mehr als Tugend betrachtet werden. Und — was das ſchlimmſte iſt — nicht bei den Untergebenen muß man die Quelle dieſer Entſittlichung ſuchen, ſondern bei den Befehlshabern, deren Corruption und Tyrannei täglich mehr und mehr die Bevölkerung entnerven und verthieren.

Es folgt eine Beſchreibung von dem Zuſtande, in welchem der Verf. ſein Bataillon übernahm, die allerdings einen ſehr bezeichnenden Commentar zu der obigen Betrachtung liefert. „Der Zuſtand meiner Soldaten", ſagt der neu ernannte Oberſt, „war wahrhaft bejammernswerth; zwei Drittheile waren buchſtäblich ohne Leibwäſche, die Beinkleider am Kniee zerriſſen, die Uniformen ſo alt, daß ſie ihre urſprüngliche Farbe nicht mehr zeigten; mitten im Januar hatten dieſe Soldaten keine Strümpfe auf den Füßen; man hätte ſie in dieſer Ausſtattung viel eher für Bettler als für Soldaten gehalten. Und dabei, während wir in Lumpen gehüllt waren, verkündete Fuad-Paſcha (der Kriegsminiſter) durch die Zeitungen, daß nimmer vor ſeiner Verwaltung der Zuſtand der osmaniſchen Armee ſo blühend geweſen ſei. Ganz Europa glaubte es, da es keine Mittel hatte, Beweiſe vom Gegentheil zu erhalten. Unſere Rationen waren in demſelben Zuſtand wie unſere Bekleidung. Unſer guter Diviſionsgeneral, eng verbunden mit den Lieferanten der Lebensmittel, ließ uns eſſen, was der Zuave „de la vache enragée" genannt haben würde. Die Butter und der Reis wurden wegen ihres ſchlechten Geruches und ihrer gräulichen Beſchaffenheit mehrere Male zurückgewieſen. Während acht Tagen blieben wir ohne Brod, ſo daß ich mich, um zu leben, genöthigt ſah, die Dörfer der Umgegend zu plündern. Seit ſechsundzwanzig Monaten hatte mein Bataillon keinen Sold empfangen, während das zweite Bataillon meines Regiments, welches in Bayazid in Garniſon lag, den Sold für vierunddreißig Monate zu fordern hatte. Die Epidemie war allgemein. Vergebens ſchilderte ich den Zuſtand meiner Soldaten, vergebens forderte ich irgend eine Verbeſſerung. Vor meiner Ankunft, als das Bataillon durch den Oberſt-Lieutenant kommandirt wurde, war die theoretiſche Inſtruction für die Offiziere und Unteroffiziere außer Gebrauch, ſo daß wenige unter ihnen die Bataillons-Exercitien kannten und keiner die Linien-Evolutionen. Der innere und äußere Dienſt war unbekannt, die Laune des Chefs war die einzige Quelle der Verwaltung und der Disciplin.

*) La Turquie sous le règne D'Abdul Aziz (1862—1867). Accompagnée d'une carte de l'Arménie Orientale ou Kurdistan septentrional, par Frédérik Millingen (Osman-Seify-Bey), ancien chef de Bataillon au service ottoman. Paris, libraire internationale, 1868. (494 S. gr. 8.)

Digitized by Google

„Die Unterweiſung, welche eine Armee geſchickt machen muß, jedes Unternehmen mit Erfolg auszuführen, welches das Wohl des Staates fordert, und die Disciplin, welche allein die Stärke einer Armee ausmacht: dieſe beiden Säulen des Militairweſens ſind todte Buchſtaben in der osmaniſchen Armee. Ihre Anwendung und Einführung wird bis jetzt von den Chefs als überflüſſig betrachtet oder vielmehr wie ein Hinderniß für die freie Ausübung ihrer Launen und Veruntreuungen. Der ſchlechte und wenig befriedigende Zuſtand, in welchem man den militairiſchen Unterricht läßt, hat mehrere Urſachen. Die Gleichgiltigkeit und die Anmaßung der oberen Offiziere ſind die erſten. Dieſe Leute, verſenkt in eine Gefühlloſigkeit und Faulheit, welche mit Recht ſprichwörtlich ſind, halten es einer hochgeſtellten Perſon für unwürdig, eine andere Sorge zu haben, als ein gutes Mahl zu halten, ein vornehmes Leben zu führen und das ſicherſte und leichteſte Mittel zu finden, Reichthümer aufzuhäufen. Dank der Sorgloſigkeit und dem verderblichen Einfluß ähnlicher Chefs, iſt die theoretiſche Inſtruction ſo gut wie unbekannt; die Uebungen werden mit Nachläſſigkeit und Unordnung gemacht, weil die Subalternoffiziere wenig Gewandtheit beſitzen. Eine zweite Urſache dieſer vollſtändigen Unwiſſenheit in den militairiſchen Kenntniſſen beſteht darin, daß in der osmaniſchen Armee das Syſtem der Regiments-Schulen niemals eingeführt worden iſt. Das Fehlen einer Unterweiſung, welche unerläßlich iſt, um die elementaren und theoretiſchen Kenntniſſe bei den Unteroffizieren der Truppen zu verbreiten, iſt eine der Urſachen, weshalb die türkiſche Armee, ungeachtet ihres vierzigjährigen Beſtehens, dieſen Grad von Vollkommenheit nicht erreicht hat, welcher ſie in den Stand ſetzen würde, ſich mit Vortheil mit einem kriegsgewohnten und in den Manövern geübten Feinde zu meſſen. Die dritte Urſache, welche ſpeziell dazu beiträgt, einen ſo beklagenswerthen Zuſtand zu erhalten und zu begünſtigen, iſt nur eine natürliche Folge des Syſtems, welches man anwendet in der Vertheilung der türkiſchen Streitkräfte über die ganze Ausdehnung eines ſo weiten Gebietes. Die Bataillone werden nämlich detaſchirt in großen Zwiſchenräumen, die einen entfernt von den andern, fern von der Oberaufſicht ihrer Chefs, indem ſie während eines Zeitraumes von ſechs bis ſieben Jahren in derſelben Stadt in Garniſon liegen, ohne daß ſie abgelöſt und gewechſelt werden, und es iſt klar, daß die Truppen, ſo ſich ſelbſt überlaſſen, ihre Unteiweiſung und ihre Diciplin mehr und mehr verſchlechtern laſſen. In Wahrheit, um in den verſchiedenen Corps den Geiſt und die durch die militairiſchen Inſtitutionen eingeprägte Gewohnheit zu erhalten, fordern die Beſtimmungen, daß Offiziere, welche mit der Inſpection der Haltung, des Unterrichts und der Verwaltung der Truppen beauftragt ſind, zu gewiſſen Zeiten von den kommandirenden Generalen abgeſchickt werden. Aber dieſe Maßregel, welche in den Armeen Europas dem Soldaten ſeine behagliche Stellung, der Armee die Ordnung und die Stärke garantirt, iſt in der Türkei nur ein Mittel, welches angewandt wird, um der Menge zu imponiren und um irgend einem Generaladjutanten oder einem anderen Günſtling die Gelegenheit zu geben, etwas Geld zu gewinnen. Die Offiziere, welche abgeſandt werden, um die Garniſonen und die detachirten Corps zu inſpiziren, ſind gewöhnlich der Perſon der Generale attachirte Militairs. Da ſolche Miſſionen eine Quelle von Einnahmen ſind, ſo bewilligen die Generale ſie nur als Zeichen ihrer Gunſt und um ſich erkenntlich zu zeigen für Dienſte, welche ihre Generaladjutauten ihnen erwieſen haben. Der Inſpecteur, einmal in einer Garniſou angekommen, wird der Gegenſtand von Ovationen und Ehrenbezeugungen, welche die Offiziere dem Abgeſandten und Vertrauten des Paſcha angenehm erſcheinen laſſen ſollen. Indem er ſich ein Anſehen von Wichtigkeit und Gnade giebt, verſpricht der Inſpecteur Allen Gerechtigkeit, Gunſt und Beförderung, und nachdem er Sorge getragen, ſich prächtig bedienen zu laſſen und einige Goldſtücke einzuſacken, kehrt er zu ſeinem Chef zurück, um ihm die beruhigendſten Auskünfte über den Zuſtand der Truppen zu geben, deren Inſpection er gemacht zu haben vorgiebt. Verſicherungen, daß die Offiziere und Soldaten, ſeine Sklaven, nicht aufhören, Tag und Nacht heiße Gebete an die Vorſehung zu richten für ein langes Leben des Paſcha, ſchmeicheln und kitzeln deſſen knabenhafte Eitelkeit, und machen, daß die Zuſtände immer ſchlechter werden.

„So preisgegeben der Laune und der Willkür, bietet dieſe Armee das Schauſpiel einer Vereinigung von Menſchen dar, welche, beraubt der Wohlthat des Lichtes, in der Unſicherheit umherirren, in Gefahr, auf jedem Schritte auf Hinderniſſe zu ſtoßen, welche ihren Marſch hemmen und Gefahren auf ihrem Wege bereiten. Die Untergebenen kennen kein Geſetz, keine Vorſchrift, welche ihnen in klarer Weiſe befiehlt, wie ſie ihr Betragen einzurichten haben und welches ihnen als Regel dienen kann, nach der ſie ihre Pflichten zu erfüllen haben. Sie ſehen ſich alſo gezwungen, zur Lüge, zur Intrigue, zur Schlechtigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, um in Gunſt bei ihren Vorgeſetzten zu kommen, deren Launen ihr Geſetz ſind. Die Oberen ihrerſeits, die durch nichts an der freien Ausführung ihres Willens und ihrer ungeregelten Leidenſchaften gehindert werden, greifen als Tyrannen und unumſchränkte Herren ein in die Rechte ihrer Untergebenen, und haben keinen andern Zweck vor Augen, als die Truppen auszubeuten und zu tyranniſiren, die ihnen anvertraut ſind, und mit ihres Gleichen und ihren Kollegen zu rivaliſiren und ſie zu ſchikaniren. Wenn man zu dem Allen die demoraliſirende Wirkung hinzufügt, welche die orientaliſchen Gewohnheiten hervorbringen, indem ſie die ſchmutzigſten Laſter verbreiten und eine entwürdigende Günſtlingſchaft erzeugen, ſo wird man ſich eine richtige Vorſtellung von Dem machen können, was das in den türkiſchen Heeren beſtehende Regiment iſt.“

Der Verf. ſchließt dies Gemälde mit folgenden Worten: „Indem ich ſo in klarer und eingehender Weiſe, ſo weit es die Gränzen dieſes Werkes geſtatten, den Zuſtand der türkiſchen Armee, die Eigenſchaften und Fehler des Soldaten und der auf den unterſten Stufen der militairiſchen Hierarchie ſtehenden Perſonen geſchildert habe, hieße es das Gemälde unvollendet laſſen, wenn ich meinen Leſern hier nicht eine Skizze böte, durch welche ſie in den Stand geſetzt werden, zu beurtheilen, wie die oberen Offiziere, welche die Stabsoffiziere dieſer Armee bilden, beſchaffen ſind. Muſtapha-Bey, Oberſtlieutenant meines Regiments, iſt der getreueſte Typus, welchen man finden kann, von dieſer Klaſſe Menſchen, deren Beſtechlichkeit, Feigheit und Unwiſſenheit den Untergang der Armee von Kars während des Krimkrieges herbeiführten. Ebenſo ſtolz wie tyranniſch gegen ſeine Untergebenen, kriechend, geſchmeidig und feil gegen ſeine Vorgeſetzten, beſtechlich und geizig, entbehrt dieſer Menſch jedes Grundſatzes und jedes Gefühls von Ehre. Bekannt in Kurdiſtan und zu Konſtantinopel, genoß er des Rufes eines Intriganten erſter Klaſſe und desjenigen eines gefährlichen Meuſchen; verflucht von den Soldaten, wurde er von der Bevölkerung verabſcheut. In der Kriegskunſt weiß Muſtapha Bey nichts von dem Daſein der Strategik, und ſeine taktiſchen Bemerkungen gehen nicht weiter, als bis zum Auswendigwiſſen zweier techniſcher Wörter: „in deployirter Ordnung“ und „in tiefer Stellung“, Worte, die er jeden Augenblick in die Unterhaltung miſcht,

Digitized by Google

um mit ſeinem Wiſſen Staat zu machen. In Hinſicht des Muthes und der Tapferkeit iſt dieſer Offizier ein wahrer Sancho Panſa; ſeine Geſchichten und Märchen bilden einen Gegenſtand des Vergnügens und des Spottes bei den Soldaten. Ungeachtet dieſer Fehler iſt Muſtapha Bey begabt mit einer Einſicht und einem überraſchenden Scharfſinn; er beſitzt ein glückliches Gedächtniß, welches aus Mangel an Unterricht, aus ihm einen literariſchen Pedanten macht."

Wir haben uns bei dieſer militairiſchen Diatribe etwas länger verweilt, einmal weil das Buch, da es von einem Militair geſchrieben iſt und ſeinen ſoldatiſchen Erlebniſſen folgt, dieſe Partie mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt, dann auch, weil aus dem Zerfall und der Auflöſung, in welcher ſelbſt dieſe Stütze des türkiſchen Reiches gegenwärtig ſich befindet, am Sicherſten auf die Depravation und das herannahende Ende des ganzen Reiches geſchloſſen werden kann. Deshalb glauben wir auch, hier nur noch darauf hinweiſen zu dürfen, in welchem traurigen Zuſtande, nach den Beobachtungen unſeres Bataillonschefs, die übrigen Verwaltungszweige des türkiſchen Reiches ſich befinden. Von der elenden Rechtspflege giebt uns ein Abſchnitt des Buches einen deutlichen Beweis, welcher uns die Geſchichte von der Ermordung eines israelitiſchen Kaufmannes erzählt, der auf Betreiben des Mudirs, des Chavas eines kurdiſchen Volksſtammes, von gedungenen Mördern auf der Heimreiſe erſchlagen und beraubt wird. Der Mudir und die gedungenen Mörder werden, auf die Anzeige und das Betreiben des Oberſten, ergriffen und des Mordes überführt, aber von dem Paſcha von Wan reklamirt, und da dieſer, von ihnen beſtochen, ihre Sache führt, wird der Mudir für unſchuldig erklärt und die Mörder werden in Freiheit geſetzt.

Sehr intereſſant und wohl beachtenswerth iſt das letzte Kapitel des Buches, welches, nachdem in den vorhergehenden der Charakter und die Regierungsweiſe des jetzigen Herrſchers des osmaniſchen Reiches und der oberſten Beamten näher dargelegt iſt, ſich damit beſchäftigt, die Orientfrage und die Stellung der drei bei derſelben vor allen intereſſirten europäiſchen Großmächte Rußlands, Englands und Frankreichs, zu erörtern. Wir müſſen es uns verſagen, aus den ſachkundigen Bemerkungen des Verf. hier Näheres anzuführen; da die Frage aber jedenfalls in nächſter Zukunft eine Entſcheidung fordern und dann vielleicht einen allgemeinen europäiſchen Kriegsbrand erzeugen wird, ſo dürfte gerade dieſe Partie des Buches für alle diejenigen Männer, welche die Geſchicke der europäiſchen Staaten zu leiten haben, von beſonderer Wichtigkeit ſein und ihre ſpezielle Beachtung verdienen. Nur die Schlußworte, mit denen der gewandte Beobachter ſeine Bemerkungen endigt, mögen hier noch Platz finden:

„In dem Verlauf meines Werkes", ſagt er, „hat man geſehen, daß, den Orient unter der alten Herrſchaft erhalten zu wollen, gleich gilt einem Verrath gegen die geheiligten Geſetze der Natur, gegen die Grundſätze des neunzehnten Jahrhunderts, gegen den Geiſt des Chriſtenthums und gegen die Menſchheitsrechte. Man hat gleichfalls geſehen, daß die Nachfolge des griechiſchen Königreichs im osmaniſchen Reiche das einzige praktiſche Mittel iſt, um die orientaliſche Frage in einer Weiſe zu löſen, welche dieſen Völkern, ſowie Europa, Genüge leiſtet. Man hat endlich dargethan, daß die neue in Europa eingeleitete politiſche Aera eine Veredelung in den Beziehungen der europäiſchen Mächte zum Orient verlangt. Ich halte hier inne, indem ich mich an den verſtändigen Sinn, den Scharfblick und die Ergebenheit der Staatsmänner aller Länder wende, damit thatkräftige Anſtrengungen gemacht werden, um Uebel zu beſchwören, deren ganze Gefährlichkeit zu ermeſſen ſchwer ſein möchte."

Orient.

Semitiſche Inſchriften auf Siegeln und Gemmen.

Die unten genannte kleine Schrift*) liefert einen Beitrag zur ſemitiſchen Epigraphik. Dem durch ſeine phöniziſchen Studien, ſein phöniziſches Wörterbuch und ſeine Geſchichte der jüdiſchen Münzen rühmlichſt bekannten Verfaſſer war es weniger um eine archäologiſche Deutung der auf den Siegeln und Gemmen befindlichen Figuren, als um die Erklärung der Inſchriften zu thun. Wir zweifeln nicht, daß er in den meiſten Fällen das Richtige getroffen hat, müſſen jedoch eine eingehendere Kritik Fachmännern überlaſſen.

Von beſonderem Intereſſe ſind für uns die Siegelſteine der Hebräer. Der Gebrauch von Siegelringen iſt bei den Hebräern uralt: ſo verpfändet ſchon Juda der Thamar ſeinen Siegelring (1. Moſ. 38, 18). Von den Siegelringen, die unſer Verfaſſer anführt, reichen die älteſten bis in das achte Jahrhundert v. Chr. Die hebräiſchen Siegelringe erkennt man aus gewiſſen Formen der Eigennamen (meiſt Zuſammenſetzungen mit Jahu oder Jah) und zum Theil aus der Abweſenheit jeglicher Bildniſſe. Das Fehlen der Bilder iſt jedoch nur ein negatives Kennzeichen, da ſich auch Steine mit echt hebräiſchen Inſchriften finden, die von Symbolen und zwar nicht ſelten von ſolchen, welche mit Götzendienſt in Verbindung ſtehen, begleitet ſind. Gerade dieſe pflegen zu den älteſten zu gehören, weil in der Zeit des achten Jahrhunderts bis zur Rückkehr aus dem Exil der Götzendienſt unter den Hebräern vorwaltete, nicht blos in der öffentlichen Gottesverehrung, ſondern weit mehr noch im Privatleben, wo der Willkür und nicht ſelten der herrſchenden Mode mehr Spielraum gelaſſen iſt. Es bleibt jedoch auch die Möglichkeit offen, daß manche dieſer Siegel einer Perſon aus einem Nachbarvolke der Israeliten angehört haben; ſo iſt das unter Nr. 12 angeführte Siegel, deſſen Beſitzer Kamosjechi hieß, doch wohl eher einem Moabiter oder Ammoniter, den Verehrern des Gottes Kamos, beizulegen, als einem Israeliten.

Die Siegel dienten nicht blos zum geſchäftlichen Gebrauch, ſondern auch zum Schmucke. Man trug ſie ſowohl am Finger, als auch an einer Schnur befeſtigt am Halſe. Bezeichnend für die Stellung der Frauen bei den Hebräern iſt es, daß ſich auch Siegel finden, die den Namen einer Frau mit der Angabe ihres Vaters oder ihres Mannes tragen. Ebenſo kommen Siegel vor, welche den Beſitzer als Diener eines Herrn bezeichnen. Offenbar deuten ſolche Siegel darauf hin, daß auch Frauen befähigt waren, ſelbſtändig, und Diener im Auftrage des Herrn Geſchäfte abzuſchließen. E. M

*) Siegel und Gemmen mit aramäiſchen, phöniziſchen, althebräiſchen, himjariſchen, nabathäiſchen und altſyriſchen Inſchriften, erklärt von Prof. Dr. M. A. Levy. Mit drei lithographirten Tafeln. Breslau. Verlag der Schletter'ſchen Buchhandlung (H. Skutſch). 1869.

Digitized by Google

Kleine literariſche Revue.

— **Littré's großes Wörterbuch.** Von Emile Littré's großem Dictionnaire de la langue française iſt ſoeben die einundzwanzigſte Lieferung erſchienen, welche auf zwanzig Bogen des größten Quartformats zu drei ſehr enggedruckten Colonnen die Wörter Perdre bis Port umfaßt. Dank ſeinem koloſſalen Arbeitsfleiß und zum Theil auch ſeinen zahlreichen Mitarbeitern, die er zu verwenden weiß wie Keiner, hat Littré in ſechs Jahren (Band I. erſchien 1863) dieſes koloſſale Werk ſeinem Ende ſchon ſo nahe gebracht, daß wir bald hoffen dürfen, es vollſtändig vor uns liegen zu ſehen. Es hat alſo das Grimm'ſche Wörterbuch, dem es in Bezug auf ſeine ernſte kritiſche Methode wohl zu vergleichen iſt, ſehr bald überholt. Freilich iſt es auch, abgeſehen von den günſtigeren äußeren Umſtänden, nach einem ganz anderen Plane angelegt, den auseinanderzuſetzen hier weder Ort noch Raum iſt. Aber die Schnelligkeit, mit welcher das Grimm'ſche Wörterbuch veröffentlicht wird, iſt noch enorm gegen die Zeit, welche z. B. die franzöſiſche „Académie des inscriptions et belles lettres“ dazu gebraucht hat, zwei Heftchen ihres „Dictionnaire historique“ zu veröffentlichen. Auf der Baſis der 20 Jahre, welche zur Vollendung dieſer beiden Heftchen erforderlich waren, hat Jemand ausgerechnet, daß, wenn man auch eine viermal größere Schnelligkeit bei der Veröffentlichung der demnächſt folgenden Hefte vorausſetze (nachdem die Materialien einmal geſammelt ſind), doch bis zur Veröffentlichung des ganzen Werkes (es iſt auf wenigſtens 900 Hefte beſtimmt), immerhin zwei und ein halb Jahrtauſende hingehen werden. Ob bis dahin die franzöſiſche Sprache noch exiſtirt, iſt freilich nicht zu verbürgen. Herr Littré hat alſo ganz wohlgethan, ſich etwas mehr zu beeilen.

— **Louiſa Siefert:** „Rayons perdus“.*) Unter dieſem beſcheidenen Titel liegen uns die in Paris erſchienenen Erſtlingsblüten eines vielverſprechenden Talentes vor. Der deutſche Name der Dichterin ſcheint eine beſondere Beachtung auch von deutſcher Seite zu heiſchen, doch verrathen die Gedichte ſelbſt keineswegs eine Verwandtſchaft mit deutſchem Geiſte: ſie ſind, und das ſei zu ihrem Lobe geſagt, echt national empfunden; hier und da mahnen ſie durch die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, ſowie durch einen gewiſſen, tief wehmüthigen Zug an Victor Hugo, ohne daß man ſagen könnte, er ſei der Dichterin Vorbild geweſen. Vorwiegend lyriſcher Natur, wie alle Erſtlingswerke ſind und ſein müſſen, ſchildern dieſe Poeſieen beſonders die Empfindungen eines Mädchenherzens, dem das herbe Loos zu Theil geworden, eine unerwiderte oder, was eigentlich noch tragiſcher, nur halb erwiderte Neigung in ſich zu hegen. Louiſa Siefert hat es verſtanden, dem ſonſt ſo tief verſchwiegenen Leid rührendſten Ausdruck zu leihen, und darf mit Taſſo von ſich ſagen:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.

Wenn es ihr ſpäter gelingen ſollte, auch fremde Exiſtenzen ſo lebhaft durchzufühlen und ihr Empfinden plaſtiſch zu geſtalten, dann darf man ihr eine ſchöne Zukunft vorausſagen. Immerhin war es uns ſchon jetzt eine Freude, einen duftigen Strauß ſo reiner Blüten zu erblicken, der dem verderbten Boden des zweiten Kaiſerreichs entkeimen konnte. Als beſonders gelungen heben wir hervor: Marguerite, Idylle, Promenade und Les Remembrances.

M. St.

*) Paris, Alphonse Lemerre, 1868.

— **„Es iſt beſtimmt in Gottes Rath“**, ſo nennt ſich eine kleine Erzählung von Marie Gieſe*). Das Buch war uns von ſo verſchiedenen Seiten als vortrefflich empfohlen und auch, namentlich von hieſigen Blättern, ſo günſtig beſprochen worden, daß wir es mit hochgeſpannten Erwartungen zur Hand nahmen. Aber wir müſſen bekennen, daß dieſelben, wenn möglich, noch übertroffen worden ſind. — Wir wünſchen, daß man dieſes unſer Geſammturtheil nicht als die übliche conventionelle Redensart betrachten möge, die man gebraucht, wenn man ſich kurz mit einer Leiſtung abfinden will, der man gern ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben möchte, über die man aber nicht viel ſagen kann oder darf. Die anſpruchsloſe Erzählung der Verfaſſerin zeichnet ſich durch große Einfachheit aus — es ſind die Erlebniſſe in der Pfarrers-Familie einer Herrnhuter Gemeinde —; dabei aber ſind dieſe Erlebniſſe von einer ſolchen Innigkeit, von einer ſolchen Tiefe und Wahrheit des Gefühls, und zwar eines echt menſchlichen Gefühls durchweht, wie wir ſie lange nicht in einer Erzählung, ſelbſt nicht in den beſten Novellen der berühmteſten Autoren der Gegenwart, gefunden haben. Es iſt der Conflict geſchildert, in welchen ein junges, für die Kunſt prädisponirtes Mädchen mit den Anſchauungen einer ſtreng herrnhutiſchen, von ihr als elterliche Autorität angeſehenen Prediger-Familie geräth, als ſie, von unwiderſtehlicher Liebe zur Muſik getrieben und mit beſonderem Talente begabt, alle Schranken durchbricht und die Laufbahn als Sängerin, ja als Opernſängerin betritt Schließlich, aber erſt am frühen Ende ihrer Laufbahn, ſiegt die Leidenſchaft über das Vorurtheil in dem Herzen des jungen Pfarrers, und ſo verſöhnt der Schluß mit dem anfangs gegen die junge Künſtlerin begangenen Unrecht. — Die Erzählung trägt dabei einen ſtreng religiöſen Charakter, doch — und das heben wir beſonders hervor — es iſt jene wahre, innige und aufrichtige Frömmigkeit, die, weil ſie aus dem innerſten Herzen kommt und fern iſt von allem Süßlichen und Unnatürlichen, darum auch wieder zu Herzen geht, und gerade dieſer Zug erklärt es, warum der talentvollen Verfaſſerin nach dem Erſcheinen ihres Erſtlingswerkes ſo viele aufrichtige und ſchmeichelhafte Zeichen der Theilnahme und der Aufmunterung zu Theil werden. Möge ſie auf dem betretenen Wege, unbeirrt von Lob oder Tadel, weitergehen.

—p.

Literariſcher Sprechſaal.

Von Ludwig Bamberger's urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaßter Lebensgeſchichte des Grafen Bismarck und der damit verbundenen politiſchen Abhandlung „Deutſchland, Frankreich und die Revolution“, iſt kürzlich unter des Verfaſſers Mitwirkung eine von Charles Lee Lewes (nicht mit dem Biographen Göthe's, G. H. Lewes, zu verwechſeln) bearbeitete engliſche Ueberſetzung erſchienen**), die in England gewiß einen empfänglicheren Boden findet, als das Original in

*) Berlin, Otto Janke, 1869.

**) Count Bismarck. A Political Biography by Ludwig Bamberger. Translated from the German by Charles Lee Lewes. Authorized Edition. London: Trübner & Co. Breslau: E. Günther, 1869.

Digitized by Google

Frankreich gefunden hat. Der freiſinnige Mainzer, den ein langer Aufenthalt in Paris, wo er als politiſcher Flüchtling gelebt hatte, mit der Denk- und Urtheilsweiſe des großen franzöſiſchen Publikums vertraut gemacht, hat durch ſeine franzöſiſch abgefaßte Schrift über die Politik des Grafen Bismarck dazu beitragen wollen, die konfuſen Anſichten der meiſten Franzoſen über das deutſche Volk, über nord- und ſüddeutſche Nationalität, ſowie über Gefährdung des franzöſiſchen Machteinfluſſes und des europäiſchen Gleichgewichts durch die neuere Politik Preußens, aufzuklären und zu berichtigen. Gleichzeitig hatte die Schrift den Zweck, die Freunde der Freiheit und des Kulturfortſchrittes in Frankreich, deren es dort doch noch viel mehr giebt, als man gewöhnlich, nach dem äußeren Anſcheine der Dinge, anzunehmen geneigt iſt, darüber zu beruhigen, daß es eine bloße deutſche Wiederholung der freiheits- und fortſchrittsfeindlichen Politik des franzöſiſchen Cäſarismus ſei, was in Preußen vor ſich gehe, daß hier andere geſchichtliche Entwickelungen und Bedingungen auch einen anderen Gang den Dinge nothwendig zur Folge haben, und daß, ſelbſt wenn der Anſchluß des Südens an den Norddeutſchen Bund erfolgen ſollte, dadurch eher eine Verminderung als eine Vergrößerung der Gefahr, auch dieſſeits des Rheins die heilloſe Wirthſchaft und Allgewalt der Centraliſation eintreten zu ſehen, herbeigeführt werden würde. Der Verf. ſucht namentlich auch die in Frankreich, und zwar beſonders unter den freiheitliebenden Gegnern des Napoleonismus, herrſchende Beſorgniß zu zerſtreuen, daß Preußen der geborene Feind jedes freien Volkes und der liberalen Ideen des Jahrhunderts ſei und daß es, wie zur Zeit der erſten Revolution, mit allen Reactionairen Europas gemeinſchaftliche Sache machen würde, um das, was in Frankreich an jene Revolution noch erinnere, zu bekämpfen und mit Stumpf und Stiel auszurotten. Der Verfaſſer weiſt nach, daß Graf Bismarck durchaus nicht mit der den Staat rückwärts drängenden, aber das preußiſche Volk in keiner Weiſe vertretenden Majorität des Berliner Herrenhauſes zu verwechſeln ſei. Er beweiſt dem Auslande, daß die Politik des Königs Wilhelm und ſeines ſtaatsklugen Miniſters zwar einen konſervativen, aber keinen contrerevolutionairen Charakter habe und daß, wenn ſie auch nicht geeignet ſei, ſich die Sympathieen Europas zu erwerben, ſie doch noch viel weniger ſein Mißtrauen und Zweifel an der Aufrichtigkeit der Friedensliebe Preußens erwecken dürfe.

Auch in Holland wäre es vielleicht von gutem Erfolge für die friedlichen gegenſeitigen Beziehungen des niederländiſchen und des deutſchen Volkes, wenn die Bamberger'ſche Schrift überſetzt und viel verbreitet wäre. Man glaubt gar nicht, welches eigenſinnige Mißtrauen dort noch gegen die preußiſche Militair- und Eroberungs-Politik herrſcht. Ja, aus phantaſtiſcher Furcht vor der Charybdis des Bismarck'ſchen Preußen, iſt man dort bei jedem diplomatiſchen Conflicte geneigt, ſich in den Strudel der Napoleoniſchen Scylla zu ſtürzen und alle Lehren der Geſchichte der franzöſiſchen Protectorſchaft von Ludwig XIV. bis auf die Republik von 1793 und von Napoleon's I. Einſackung des Königreichs Holland bis auf die Belagerung der Citadelle von Antwerpen zu vergeſſen. J. L.

Zur Löſung der orientaliſchen Frage ſind ſeit geraumer Zeit nicht nur die europäiſchen Cabinette und Diplomaten, ſondern auch eine Anzahl publiciſtiſcher Federn thätig, und wenn man alle die Schriften auch nur aufzählen wollte, welche ſeit der letzten drohenden Gefahr eines aus dieſer Frage von Neuem entbrennenden europäiſchen Krieges ſich damit beſchäftigen, die Frage zu löſen, ſo würde man eine ganz enorme Ziffer erhalten. Eine kleine beachtenswerthe Schrift über dieſes Thema liegt uns vor. Sie führt den Titel: „Die Balkan-Halbinſel und ihre Völker vor der Löſung der orientaliſchen Frage"*). Dieſe Schrift behandelt in acht Kapiteln alle hier einſchlägigen Verhältniſſe, namentlich zeigt ſie die große Schwäche der Türkei, die Troſtloſigkeit der dortigen Verhältniſſe, ihren unabwendbaren Sturz und die Nothwendigkeit der Erſetzung derſelben durch ein griechiſches Balkan-Reich. Dabei muß, als eine beſondere Eigenthümlichkeit, die Anſicht des Verf. hervorgehoben werden, daß die ruſſiſchen Abſichten auf die Türkei keineswegs gefährlich und daß ihnen keine rein eroberungsſüchtigen Pläne unterzuliegen ſind, wie denn überhaupt die ganze Schrift entſchieden für Rußland Partei nimmt. „Es iſt lächerlich", ſagt der Verf. auf S. 14, „wenn man Rußland europäiſche Eroberungsgelüſte in die Schube ſchieben möchte, weil es das Kreuz wieder auf dem St. Sophiendom erglänzen ſehen will. Rußland bedarf nicht der Balkan-Halbinſel; es bedarf blos der Vertreibung der Türken aus dieſem herrlichen Gebiet, das jetzt zur Schande der europäiſchen Civiliſation, ſtatt daß es ein Garten ſein könnte, unter der Hand der Barbaren, eine troſtloſe Wüſte iſt......" „Rußland rechnet heute mit den Völkern (Nationalitäten), weil es ſie braucht; ſeine Rechnung iſt aber dabei viel zu groß, als daß es ihm noch daran liegen könnte, die Rajah der Hämos-Halbinſel ſich künftig einmal zu incorporiren." Aber — das weiß man auch ſehr wohl — Rußland macht die Rechnung niemals ohne den Wirth: es wird ſchwerlich den Halbmond aus Conſtantinopel verjagen helfen und das griechiſche Kreuz mit der Königskrone dort aufrichten, ohne ſich wenigſtens das Protektorat über dieſes neue Königthum zu ſichern. Sonſt enthält die kleine Schrift manche werthvolle ſtatiſtiſche Angaben und Zahlen über die Verhältniſſe auf der Balkan-Halbinſel, die nicht wenig zur Aufklärung über die gegenwärtige Lage des türkiſchen Reiches dienen, und deshalb ſchon empfehlen wir ſie der Beachtung.

Es iſt nicht unintereſſant, aus den neueſten Berichten über den Suezkanal zu erſehen, daß derſelbe, neben ſeiner nunmehr unzweifelhaften Bedeutung für die künftige Geſtaltung des Welthandels, auch bereits ſehr überraſchende Erfolge für die Landeskultur Aegyptens und für die Vegetation der Wüſte gehabt hat. Eines der Mitglieder der im J. 1868, bei Gelegenheit der Sonnenfinſterniß-Beobachtung, nach Aden und nach dem Nil unternommenen deutſchen Expedition, der geſchätzte photographiſche Künſtler und akademiſche Lehrer, Dr. H. Vogel, berichtet darüber (Voſſ. Ztg., Sonntags-Beilage Nr. 11):

„Auch die Vegetation fehlt in der Wüſte nicht ganz. Freilich mag dieſelbe erſt durch das belebende Naß hervorgerufen worden ſein, welches der ſeit fünf Jahren fertig gewordene Süßwaſſerkanal dem dürren Boden ſpendet. Dieſer Süßwaſſerkanal iſt ein circa 40' breiter und 4' tiefer Graben, der in einer mehrfach geſchwungenen Kurve mit einer Steigung von 20 Fuß von Suez nach Jsmailia 13 Meilen weit führt, dann nach Weſten hin abſchweift und in das Nildelta mündet. Sechs Schleuſen reguliren ſeinen Gang. In vielen Punkten iſt das Bett des Kanals höher als das Niveau der Wüſte; er wird dann durch Dämme gehalten und an vielen Stellen ſickert das ſüße Waſſer hindurch und bildet jenſeits der Dämme Waſſerlachen mit binſen-

*) Eine politiſch-ethnographiſch-militäriſche Skizze von Eduard Rüffer. Bautzen, Schmaler u. Pech. 1869.

Digitized by Google

artigem Wüſtengras, deſſen grüne Flecken weithin inmitten des gelben Sandes ſichtbar ſind. Das Waſſer ſelbſt iſt trübe wie das Nilwaſſer; es hat bereits eine nicht unbedeutende fruchtbare Schlammſchicht abgelagert und ſeine Ufer ſind daher mit Tamarisken-Geſträuch und dichten Schilfmaſſen geziert. Neben dieſer natürlichen Vegetation findet ſich an den, an dem Suezkanal bereits emporgewachſenen Handelsplätzen und Arbeiter-Kolonieen eine künſtlich erzeugte, die an dieſen Orten durch ihre prangende Fülle oft in Erſtaunen ſetzt. Die Kanal-Arbeiter, welche verdammt ſind, ihr Leben in der Wüſte zuzubringen, haben fruchtbare Nilerde aus weiter Ferne herbeiſchaffen laſſen, Birnen, Pfirſichbäume, Wein, Dattelpalmen und die herrlichſten Ziergewächſe angepflanzt, und ſo fanden wir zwei Meilen nördlich von dem aller Vegetation baaren Suez hinter den Schuppen der Arbeiter-Kolonie Schalouff einen reizenden Garten zur Erholung der Kranken neben dem muſterhaft eingerichteten Hoſpital, und in Ismailia und eine Meile weiter in El Guisr förmliche Parks, in deren Schatten auszuruhen und dann köſtliche Weintrauben zu genießen, nach der Tour durch die glühende Wüſte, ein wahrer Göttergenuß war. Natürlich ſind dieſe kleinen Paradieſe erſt exiſtenzfähig geworden ſeit der Vollendung des Süßwaſſerkanals, und verwunderlich erſcheint es, daß in Suez ſelbſt, dem frequenteſten Orte, Endpunkte des Kanals und Haupthafen des Rothen Meeres, ſich von ſolchen Gartenanlagen ſo gut wie nichts findet. Vielleicht haben die dortigen Bewohner europäiſchen Urſprungs mehr Sinn für Porter und Pale Ale, Sherry und Claret, Cafés chantants und Roulette — Artikel, die in Suez zur Genüge vertreten waren.

Zur Bopp-Stiftung der Berliner Univerſität iſt kürzlich ein Beitrag von 143 Pfd. Sterl. (nahezu 1000 Thlr.) aus Calcutta eingegangen, nachdem bereits früher aus Bombay, namentlich von gelehrten Parſen, ein anſehnliches Geſchenk gekommen war. Höchſt intereſſant iſt dabei, daß das Comité, das ſich zu dieſem Zweck in Calcutta gebildet hatte, in ſeinem Aufruf auf die hohe politiſche Bedeutung aufmerkſam machte, welche Bopp's Forſchungen für Oſtindien gehabt und noch haben werden. Es ſei durch ihn zuerſt die Verwandtſchaft und der Zuſammenhang der großen indogermaniſchen Völkerfamilie nachgewieſen worden, und das Bewußtſein dieſer Verwandtſchaft werde mehr und mehr diejenigen, welche ſich bisher in Indien als Eroberer und Beſiegte einander gegenüberſtanden, zuſammenführen und verſöhnen.

Neben der Bopp-Stiftung zur Prämiirung ausgezeichneter Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde iſt kürzlich an der Berliner Univerſität, zu Ehren des am 4. Dec. 1860 verſtorbenen Profeſſors Agathon Benary, von deſſen Sohne, einem wiſſenſchaftlich gebildeten deutſchen Banquier in Paris, auch ein Stipendium für Studirende der Philologie geſtiftet worden, deren Studium vornehmlich auf die allgemeine und vergleichende Sprachforſchung gerichtet iſt.

Durch das Zuſammentreten eines Damen-Comité in Berlin, an deſſen Spitze wir die Namen der Frau Gräfin v. Bismarck-Bohlen und der Frau Gräfin Itzenplitz bemerken, iſt auch hier Gelegenheit gegeben, Beiträge zu dem Bazar zu liefern, der in London im Monat Mai d. J. zum Beſten des dortigen Deutſchen Hoſpitals eröffnet werden ſoll. Seit ſeiner Gründung im J. 1845 hat dieſes Inſtitut unendlich viel Gutes geſtiftet; beſonders hat es ſich der armen erkrankten Deutſchen, die ſonſt in der großen Weltſtadt ſehr übel daran waren und häufig im Elend umkamen, mit Liebe angenommen und Vielen das Leben erhalten. Seit dem Jahre 1865 beſitzt die Anſtalt ein eigenes großes Hoſpital-Gebäude, in welchem demnächſt wieder ein neuer Krankenſaal mit 25 Betten eröffnet werden ſoll. Zu dieſem Zwecke ſowie zur Deckung einiger noch vom Bau jenes Hauſes reſtirenden, drückenden Schulden, iſt der gedachte Bazar, unter der Leitung der Frau Gräfin Bernſtorff, Gemahlin des preußiſchen Botſchafters in London, projektirt. Hoffentlich werden auch in Deutſchland zahlreiche Fauen zu dieſem unſeren armen Landsleuten im Auslande zu Gute kommenden Liebeswerke beitragen. Die Herren Mendelsſohn u. Co. und A. Hauſotte jun. in Berlin, Gebrüder Goldſchmidt in Kaſſel, Heinrich Henle in Frankfurt a. M., Alois Beeſen in Köln, Rudolph Förſter in Königsberg, Guſtav Hubbe in Magdeburg, Johannes Tiedemann in Bremen, Roß, Vidal u. Co. in Hamburg und Schöller u. Co. in Wien nehmen Beiträge für das Deutſche Hoſpital in London und Gegenſtände für den Bazar an.

Der Redaction gehen noch folgende charakteriſtiſche Notizen zur Beleuchtung von Richard Wagner's in der vorigen Nr. dieſes Blattes beſprochenen Broſchüre: „Das Judenthum in der Muſik" zu. In Weimar, in Liſzt's Weimar, waren vor einigen Jahren bei einer Aufführung des „Tannhäuſer" ſämmtliche kämpfende Minneſänger Männer von jüdiſcher Herkunft. Nicht minder erwähnenswerth dürfte der ſehr wohl beglaubigte Umſtand ſein, daß es Wagner ſelbſt nicht verſchmäht hat, ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen durch die ſo verachteten materiellen Mittel, die Meyerbeer's edler Sinn ihm bot, heben und ſtützen zu laſſen. Zum Schluß noch ein pikantes und geiſtreiches Wort: Den Einen Juden, der ſich in das deutſche Volksleben eingelebt hat, und den Wagner als Ausnahme ſchätzt, dem er aber vorwirft, daß er nicht für die Zukunftsmuſik geſchrieben, glauben wir, nach den portraitähnlichen Zügen Wagner's, erkannt zu haben — oder ſollte es nicht derſelbe geiſtreiche und beliebte Dorfgeſchichten-Erzähler ſein, den wir neulich mit herzlichem Lachen ſagen hörten, das Neueſte, was man ihm vorgeworfen, ſei ein neu erfundener Begriff, nämlich — freches Schweigen!!

Dr. Eduard Hanslick in Wien hat in der „Neuen Freien Preſſe" vom 16. März auf das auch gegen ihn gerichtete Pasquill Wagner's geantwortet. Hanslick iſt ebenſo wenig jüdiſcher Abkunft, als er der Verfaſſer des muſikaliſchen Theiles von Viſcher's (in Zürich) „Aeſthetik" iſt, welchen Abſchnitt, wie Jeder wiſſen kann, der das Buch nur in in die Hand genommen, Prof. Köſtlin in Tübingen geſchrieben hat. Hanslick's Schrift „Vom muſikaliſch Schönen", eine allgemein geachtete, ſtreng wiſſenſchaftliche Studie, beſpricht zwar auch die Wagner'ſchen Opern, aber lange nicht mit der Strenge und „hinrichterlichen Wucht", mit welcher der berühmteſte deutſche Muſikkritiker, Prof. Otto Jahn, über „Tannhäuſer" und „Lohengrin" geurtheilt. Der Größenwahnſinn und die damit ſtets verbundene fixe Idee, verfolgt zu ſein, wird übrigens von Hanslick, wie von allen anderen, uns bisher zu Geſicht gekommenen Recenſionen der Wagner'ſchen Schrift, als ein für die Zukunftsmuſik ſehr bedenkliches und bedauerliches Moment bezeichnet.

Digitized by Google

Im Verlage von **Ludwig Denicke** in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register
enthaltend die Personal-Akten der Menschheit
d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag von mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen
mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität
von
Eduard Maria Oettinger,
Verfasser der „Archives historiques“, der „Bibliographie biographique universelle“ etc.

muera el hombre, viva el nombre.
Calderon.

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler. (58)

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen.

Gegen geringes Honorar wünſcht ein Journaliſt, gewandter Ueberſetzer a. d. Engl., Franzöſ., Italien. u. Span. Beſchäftigung bei einer Redaction. Adr. C. St. A. H. poste rest. Berlin. (59)

Bei mir ſind erſchienen: (60)
Dr. **Bertram, Wagien, baltiſche Studien und Erinnerungen** 1868. 1 Thlr. 10 Sgr.
Deſſelben baltiſche Skizzen oder fünfzig Jahre zurück. 2. Auflage. 1⅓ Thlr.
W. Gläſer's Verlag in Dorpat.

So eben erſchien in unſerm Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Sprache
als Ausdruck nationaler Denkweiſe.
Ein Vortrag
von Dr. **C. Abel.** (61)
Velinpapier. 8. geh. 5 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Deutſche Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.
Herausgegeben von
Karl Goedeke und Julius Tittmann.
Erſter Band.
Martin Opitz, Ausgewählte Dichtungen.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den mit ſo allſeitigem Beifall aufgenommenen drei Sammlungen: „Deutſche Claſſiker des Mittelalters“, „Deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts“, und „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“ ſchließt ſich die hiermit beginnende neue Sammlung als Mittelglied an.

Der Eröffnungsband enthält die beſten lyriſchen und didaktiſchen Dichtungen des berühmten Schleſiers Martin Opitz, der bekanntlich an der Spitze der neuen Richtung ſteht, welche die deutſche Dichtung ſeit dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts einſchlug. Von dem Herausgeber, Julius Tittmann, wurde eine aus den Quellen geſchöpfte eingehende Darſtellung der theoretiſchen und productiven Thätigkeit des Dichters vorausgeſchickt, ſowie der Text mit Worterklärungen und Angabe der abweichenden Lesarten verſehen. (62)

Ein Proſpect über die neue Sammlung iſt in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Begründet von **Franz Pfeiffer.**
Sechster und siebenter Band.
8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese zwei neuen Bände der von dem verstorbenen Professor Pfeiffer begründeten, allgemein bekannten und beliebten Sammlung werden den zahlreichen Freunden derselben besonders willkommen sein. Der sechste Band, das classische Epos „Iwein“ enthaltend, beendet die von Fedor Bech herausgegebenen Werke Hartmann's von Aue. Der siebente Band bringt den ersten Theil der anmuthigsten Romandichtung des deutschen Mittelalters, des „Tristan“ Gottfried's von Strassburg, herausgegeben von Reinhold Bechstein. Binnen kurzem wird auch der achte Band, welcher den zweiten und letzten Theil des „Tristan“ enthält, zur Ausgabe gelangen.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände:

Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.
Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.
Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Erster Theil. (63)

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wichtig für jeden Schachspieler.
Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
D. Harrwitz, (64)
Lehrbuch des Schachspiels
enthaltend
die Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen.
21½ Bogen. 8. gebd. 1 Thlr.

Der Verfasser ist als einer der stärksten Spieler bekannt und viele Jahre Lehrer des Schachspiels in Paris und London gewesen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Hiſtoriſche Zeitſchrift (65)
herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
Elfter Jahrgang. Erſtes Heft.
Inhalt:
I. Ueber Geſetz und Geſchichte der Burgunder von Alfred Boretius.
II. Cardinal Wolſey und das Parlament von von 1523. Von R. Pauli.
III. Das häusliche Leben von Thomas Morus. Von E. L. Th. Henke.
IV. C. A. Circgna. Von A. v. Reumont.
V. Franzöſiſche Friedensanträge an Preußen 1758 Von Arnold Schäfer.
VI. Zur Geſchichte der letzten Jahre der Republik Polen. Von X. Liske.
VII. Literaturbericht.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr.
München Literariſch-artiſtiſche Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Im Verlage der **Schletter**'ſchen Buchhandlung **(H. Skutsch)** in **Breslau,** ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (66)

Pieśni Ludu Polskiego
w Górnym Szlasku
z muzyką zebrał i wydał
Juliusz Roger, Dr. med.

Polniſche Volkslieder
der Oberſchleſier.
Mit Melodien geſammelt und herausgegeben von
Julius Roger, Dr. med.
1863. 18 Bogen in Groß-Octav-Format, auf ſtarkem Velinpapier, elegant geheftet.
(Früherer Preis 3 Thlr.)
Ermäßigter Preis 1½ Thlr.

Zum erſtenmal erſchien mit obigem Werke eine Sammlung der polniſchen Volkslieder Oberſchleſiens und dürfte dieſelbe nicht nur jedem Forſcher im Gebiete der ſlaviſchen Literatur, ſondern auch jedem Freunde des Volksliedes und der Volksmuſik von großem Intereſſe ſein.

Das Buch enthält in 18 Abtheilungen 546 Lieder, deren Text und Melodien größtentheils aus dem Munde des Volkes geſammelt ſind.

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung betr.: **M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia** edd. **J. G. Baiter, C. L. Kayser,** Verlag von **Bernhard Tauchnitz** in Leipzig. (67)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Kalkhaſkirchſtraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — **Berlin, den 3. April 1869.** — [№ 14.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Von den deutſchen Hochſchulen und dem preußiſchen Unterrichtsweſen. 193. — Proteſtantiſche Kämpfe gegen die Jeſuiten. 194.
Schweiz. Die religiöſen und kirchlichen Bewegungen in der Schweiz. 195.
Spanien. Calderon und die deutſche Kritik. 197.
England. Die Schlegel-Tieck'ſche Shakeſpeare-Ueberſetzung. 200.
Schweden. Carl Marin's vergleichende Sprichwörterſammlung. 202.
Frankreich. Die franzöſiſche Schulbildung im Jahre 1866. 204.
Kleine literariſche Revue. Friedrich Rückert's ſämmtliche Werke. 205. — Jahrbuch der deutſchen Dante-Geſellſchaft. 205. — Dixon's Buch über den Tower. 205. — Alexander Petöfi. 206. — Zur Farbenlehre. 206.
Literariſcher Sprechſaal. Der elfte niederländiſche Sprach- und Literatur-Kongreß. 206. — Vlamiſche Bewegung. 207. — Carlyle's Geſchichte Friedrich's des Großen. 207. — Ausſtellung des Vereins der Künſtlerinnen in London. 207. — Holländiſche Arbeiter-Induſtrie-Ausſtellung. 207.

Deutſchland und das Ausland.

Von den deutſchen Hochſchulen und dem preußiſchen Unterrichtsweſen.*)

In den letzten Jahren ſind gegen unſere ſämmtlichen Lehrinſtitute, von der einklaſſigen Volksſchule bis zur Univerſität, Bedenken und Einwürfe mancherlei Art erhoben worden, und wenn auch nicht immer gründlich, ſo doch mit ſolcher Entſchiedenheit und Unabweisbarkeit, daß auch ein weniger zur Kritik geneigtes Gemüth zu der Einſicht gelangen muß, mit dem gegenwärtigen Zuſtand unſeres Unterrichtsweſens ſei nicht Alles ganz in der Ordnung. Zunächſt muß es als eine äußerſt erfreuliche Thatſache bezeichnet werden, daß dieſe ſo wichtige Frage als eine offene, noch zu löſende betrachtet wird und die Blicke immer von Neuem auf ſich lenkt, ſollte auch der mannigfach erhobene Tadel nicht immer aus den richtigen Motiven hervorgehen; denn nur die eindringende Arbeit der Sachverſtändigen und die volle Theilnahme des gebildeten Publikums kann uns Ausſicht auf glückliche Reſultate geben. Wir meinen daher, daß die Fragen von Schule und Kirche, deren Verhältniß zum Staat und zu den Gemeinden ſowie unter ſich u. ſ. w., obwohl ſchon vielfach ventilirt, noch mehr als bisher Gegenſtand der für Gebildete beſtimmten Publiciſtik werden müßten.

Im Allgemeinen nun erfreut ſich zwar unſer Unterrichtsweſen eines wahrhaft glänzenden Rufes; andere Nationen pflegen in ihm ihr Ideal zu ſehen, und bei uns wird die ſchon zur Trivialität gewordene Wahrheit zur Ermüdung oft wiederholt: Bei Königgrätz haben die preußiſchen Schulmeiſter geſiegt! Alles dieſes ſcheint uns vollſtändig berechtigt; vergeſſen wir aber doch ja nicht, daß der faſt zu gewiſſenhaft anerkannte Ruhm unſerer Lehrinſtitute nur relativen Werth hat, uns aber nie die höchſt verderbliche Meinung beibringen darf, als ob dieſe Vortrefflichkeit eine abſolute ſei. Um dies zu glauben, müßte man in der That von einem ſträflichen Optimismus befangen oder erſtaunlich unkritiſcher Natur ſein. Es wäre ein Beweis von großer Energieloſigkeit und Lebensunfähigkeit, wenn wir durch das erreichte Gute uns von dem Streben nach Beſſerem abhalten laſſen wollten. Stillſtehen iſt Stagnation, iſt Tod, und auf keinem Gebiete gefährlicher als auf dem genannten. Daher muß jeder Verſuch willkommen geheißen werden, Bewegung in die beginnen wollende Erſtarrung zu bringen; denn von Erſtarrung dürfen wir dann reden, wenn die Fühlung zwiſchen dem Schulweſen einerſeits und der Wiſſenſchaft und den übrigen Zweigen des öffentlichen Lebens andererſeits zu ſchwinden anfängt.

Alle hierher gehörigen Fragen ſind entweder tiefergehender prinzipieller Natur, oder ſie betreffen die augenblicklichen, allerdings ſchlimmen, aber hoffentlich vorübergehenden Mißſtände. Die letzteren nehmen natürlich das Intereſſe zunächſt in Anſpruch und ſind deshalb auch vorwiegend Gegenſtand der Broſchüren- und Tagesliteratur geweſen, beſonders ſeit den betreffenden Verhandlungen im preußiſchen Abgeordnetenhauſe, welche freilich in dieſer Beziehung ſelbſt nur wenig geleiſtet und anerkanntermaßen vielmehr mit einem Triumph der ſtreng orthodoxen Richtung und einem kaum zu verkennenden Fiasko der Gegner derſelben geendigt haben. Hier lohnt es wohl vor Allem der Mühe, noch einmal auf die mit feinſtem Verſtändniß geſchriebenen, in ihrer Art faſt klaſſiſchen Briefe eines äußerſt unterrichteten, anonymen Berichterſtatters „von der Saale“ hinzuweiſen, welche im Januar d. J. in der Augsb. Allg. Ztg. (Nr. 8—11) die zeitweilige Richtung der preußiſchen Regierung in ihrem Einfluß auf das geſammte Schulweſen kritiſirten. Doch alle dieſe Beſtrebungen, ſo anerkennenswerth und wichtig ſie auch ſind, bekämpfen doch nur einen augenblicklichen Mißſtand, deſſen Ende man in nicht allzu ferner Zeit abſehen kann, nach dem Erfahrungsſatze, daß die allzu ſehr geſchärfte Spitze zu brechen pflegt.

Das Beſtreben unſerer Behörden, in Schule und Kirche eine immer finſterere Orthodoxie zur Geltung zu bringen und durch immer ſtraffere Concentration der Verwaltung das demokratiſche Prinzip der Selbſtverwaltung der Communen, dieſes Lebenselement des modernen Staates, mehr und mehr zu unterdrücken, — dieſes Beſtreben ſteht in ſo ſchroffem Widerſpruch mit dem deutſchen Volksgeiſt und der ganzen Richtung unſerer Zeit, daß es wohl mancherlei Schaden anrichten kann, aber auf dauernden Erfolg nimmermehr zu rechnen hat.

Daher ſcheint es uns noch wichtiger und anerkennenswerther, wenn Fragen von tiefergehender Bedeutung und ſchwierigerer Löſung zur Erörterung gebracht werden, namentlich wenn dies mit ſolcher Gründlichkeit, Schärfe und Eleganz geſchieht, wie in dem Buche, welches die indirekte Veranlaſſung zu dieſen Betrachtungen iſt. Die deutſchen Hochſchulen! Wem wird nicht das Herz weiter bei dem Gedanken an dieſen Hort deutſcher Wiſſenſchaft und echt deutſchen Weſens; und wer muß andererſeits nicht eingeſtehen, daß Mancherlei an ihnen in einem eigenthümlichen Contraſt zu anderen Seiten unſeres öffentlichen Lebens ſteht, daß manche Reform dringend gefordert erſcheint. Alles dieſes aber gründlich, ſo zu ſagen wiſſenſchaftlich, darzuſtellen, dazu gehört genaueſte Sachkenntniß, Liebe zur Sache und Erfahrung.

*) Von den deutſchen Hochſchulen. Allerlei, was da iſt und was da ſein ſollte. Von einem deutſchen Profeſſor. Berlin, Georg Reimer, 1869.

Digitized by Google

Alles dieſes vereinigt der anonyme Verfaſſer des genannten Buches, vermuthlich ein der juriſtiſchen Fakultät angehöriger Berliner Gelehrter, in hohem Grade, und fügt als angenehme Zugabe eine feine Darſtellung und einen liebenswürdigen Humor hinzu — Alles Eigenſchaften, die in ihrem Verein eine weitere Empfehlung des Buches wohl auch für diejenigen überflüſſig machen, denen nicht ſchon der bloße Titel Veranlaſſung genug geweſen iſt, daſſelbe in die Hand zu nehmen. Der Vf. bemerkt übrigens ausdrücklich, daß der ganze Nachdruck auf das „was da ſein ſollte“ zu legen ſei, und die Schilderungen nur den Zweck haben, dem Leſer ein Urtheil hierüber zu ermöglichen. „Denn dieſe Skizzen ſind nicht geſchrieben, einer vorgeſetzten Behörde als Denkſchrift vorgelegt zu werden, oder um die Collegen zu gemeinſchaftlichen, höheren Orts anzubringenden Eingaben zu bewegen, nein, die Sache ſoll gleich an die höchſte Inſtanz, vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen werden.

Das Buch hält, was Titel und Einleitung verſpricht. Alle Verhältniſſe unſeres akademiſchen Lebens werden einer gründlichen Reviſion unterzogen; alle mit der Univerſität in Verbindung ſtehenden Perſonen, die Studenten und Profeſſoren, ebenſo wie die Pedelle und Univerſitätsrichter, werden beſprochen, eine Anzahl der drückendſten Schäden aufgedeckt und theilweiſe ſehr beherzigenswerthe Reformvorſchläge gemacht. Alles dies geſchieht in ſo feiner Weiſe, ſo ganz sine studio et ira, daß ſelbſt die, welche hier und da ſich getroffen fühlen müſſen, keinen Groll hegen können. Es iſt in der That ein vortrefflicher Spiegel für Alle, die zu den Hochſchulen gehören, und wir wünſchen, daß es noch Vielen Anlaß zu weiterer Prüfung in dieſer ſo heiklen und ſo wichtigen Frage ſei.

Von dem, was der Verf. ſchreibt, wüßten wir nur kleine Einzelheiten zu beanſtanden, und das mag hier billig unterlaſſen bleiben; auch eine weſentliche Lücke haben wir nicht bemerkt, aber Manches iſt mehr ſkizzirt und angedeutet, und da findet Jeder, der ſtudirt hat oder noch ſtudirt und überhaupt ſonſt mit unſern Univerſitäten bekannt iſt, reichliche Veranlaſſung, aus ſeiner eigenen Erfahrung die Ausführung zu geben.

Es wäre leicht, eine lange Reihe treffender Bemerkungen und Vorſchläge, deren das Buch voll iſt, anzuführen wir begnügen uns mit Einzelheiten, die uns von dem Guten das Beſte zu ſein ſcheinen. Ueber die Habilitationen wird das vortrefflich motivirte Urtheil in folgenden ſchlagenden Sätzen zuſammengefaßt: „Die Habilitation ſollte geſchehen nicht anders als auf Grund einer größeren literariſchen Leiſtung, welche die wiſſenſchaftliche Selbſtändigkeit des Verfaſſers bekundet, ſein Vermögen zu urſprünglich eigenem Denken auf dieſem Felde. Jede derartige Schrift aber wäre mit dem Vermerk zu verſehen, daß auf Grund derſelben die Habilitation erfolgt ſei, und dann durch den Buchhandel zu verbreiten. Kann ſein, daß damit auch nicht überall geholfen würde; auf die Mehrzahl der Fakultäten aber dürfte doch die Achtung der öffentlichen Stimme entſcheidend einwirken, und Diejenigen, welche ſich dieſem Einfluß entziehen wollten, würden bald heraus erkannt und gezeichnet ſein.“

Unter der Ueberſchrift „Wohin?“ finden wir weiter eine ausgezeichnete Hinweiſung auf die muthmaßliche Zukunft unſerer Hochſchulen. „Seit alten Zeiten haben die Univerſitäten Zwitternatur, indem ſie beſtimmt ſind, zweien Zwecken, der Forſchung und der Lehre, neben einander zu dienen. Dieſe Zwitternatur iſt in einigen Ländern ſchon ſo gut wie beſeitigt. — In Deutſchland ſteht die Verbindung beider Richtungen noch in Blüte, aber nicht blos das Beiſpiel anderer Länder, weit mehr die Betrachtung unſerer eigenen Verhältniſſe, wie die Gegenwart ſie geſtaltet hat und weiter zu entwickeln verſpricht, mahnt uns, der Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit zu gedenken, daß auch bei uns das Gleichgewicht verloren gehen könne. Dann wird zu entſcheiden ſein, welches der beiden Elemente den Vorzug verdient.... Unſer „Wohin?“ bedeutet die Alternative: Schule oder Akademie.“ — Der Verf. entſcheidet ſich entſchieden für die conſequente Bevorzugung des Forſchungszwecks: „Die Lehre iſt die unausbleibliche Folge der Forſchung, jeder Fortſchritt der Forſchung hebt unwillkürlich die Lehre mit in die Höhe.... Dagegen führt die einſeitige Bevorzugung der Lehre nicht blos zur Erniedrigung, ſondern ſchließlich zur Vernichtung der Univerſitäten.“

In ähnlicher ſchlagender Weiſe wird über die Examina, Doctorpromotionen, die Gymnaſialbildung geſprochen, wird der Wegfall des Honorars für die Collegia befürwortet und die Umänderung eines großen Theils der Vorleſungen in Disputatorien, Verkehr in Seminarien, überhaupt mündlichen Gedankenaustauſch zwiſchen Docenten und Studirenden als dringend gefordert bewieſen; auch äußerſt geeignete Vorſchläge zur Umänderung des Stipendienweſens werden gemacht.

Das Buch bietet auf geringem Raum ungemein Viel, offenbar die Frucht eines an Erfahrung auf dieſem Gebiete reichen Lebens. Es mag dem um unſere Univerſitäten hochverdienten Dr. Johannes Schulze, dem es gewidmet iſt, noch kurz vor ſeinem Tode eine willkommene Gabe geweſen ſein.

Ludwig Bernhard.

Proteſtantiſche Kämpfe gegen die Jeſuiten.*)

Unter den zehn Plagen Aegyptens ſpielt die Finſterniß eine ſehr wichtige Rolle, denn ſie kommt gleich nach den Heuſchrecken und bildet den neunten und vorletzten Grad der von Gott wegen der pharaoniſchen Tyrannei über Aegyptenland verhängten Strafen. Die Heuſchrecken hatten das mit der Finſterniß gemein, daß ſie wie dieſe das Land verfinſterten, und ſo lieferten ſie mit ihrer Avantgarde eigentlich nur das Vorſpiel zu der dann förmlich eintretenden „dicken“ Finſterniß. Gezogen kamen die Heuſchrecken durch den Oſt-Wind, vertrieben wurden ſie durch den Weſt-Wind. So erzählt die Bibel. Zu den modernen Plagen der Länder gehören jene ſchwarzen Brüder vom Orden Loyola's, die die Finſterniß bringen, wo ſie einwandern, und die auswandern, wo es Licht wird. Vertrieben wurden ſie auch durch den Weſt-Wind, der jetzt über Spanien her zu uns weht. Ihrer Viele haben ſich nach Oeſterreich gewendet, und da wird die Bibel uns wieder ein Beiſpiel und die Moral geben. Als David vor den Nachſtellungen Saul's floh, kam er zu Achis, dem Könige von Gath. Aber die Knechte Achis' erkannten ihn und ſangen das Lied am Reigen, daß David zehntauſend ſchlug. Und David fürchtete ſich ſehr vor Achis, und verſtellte ſich, that wie raſend, ſtieß ſich an die Thür und ließ ſeinen Geifer in den Bart fließen. Da ſprach Achis zu ſeinen Knechten: „Ihr ſehet, daß der Mann unſinnig iſt: warum habt ihr ihn zu mir gebracht? Habe ich denn einen Mangel an Unſinnigen? Sollte dieſer noch in mein Haus kommen?“ — Nun gleichen die Jeſuiten weder dem Saul und noch viel weniger

*) Neuer Jeſuitenſpiegel. Von J. K. L. Maurer. Mannheim, Löffler, 1868.

Digitized by Google

dem David, aber verſtellen können ſie ſich deswegen doch ganz vortrefflich, und ſo könnte der Kaiſer von Oeſterreich auch jetzt fragen: Habe ich denn einen Mangel an Jeſuiten? Beſitze ich dergleichen nicht ſchon genügend, ſelbſt unter meinen deutſchen Univerſitäts-Profeſſoren in Wien, Prag und Innsbruck? Sollten deren noch in mein Land kommen? Sie waren früher ſchon aus Italien eingewandert, als der große Thron des Königreichs auf den zuſammengebrochenen kleinen Thronen der italiäniſchen Herzogthümer errichtet wurde, und jetzt ziehen ſie wieder aus Spanien heran, nachdem ihre Schutzherrin Iſabella im gezwungenen Auszug ihnen vorangegangen war.

Aber auch Nord- und Süddeutſchland hat keinen Mangel an Jeſuiten, und doch ſind ihrer einige aus Spanien hierher gezogen. Da wird es denn an der Zeit ſein, etwas von dem Kampfe der Proteſtanten gegen die jeſuitiſchen Väter zu erzählen. Vor zwei Jahren hatte der Herr C. K. L. Maurer, proteſtantiſcher Pfarrer zu Bergzabern in der Rheinpfalz, in einem proteſtantiſchen Kirchenblatte, in der von ihm redigirten „Union", die jeſuitiſche Moral angegriffen und dabei als Grund- und Eckſtein derſelben den Satz hingeſtellt: „Der Zweck heiligt die Mittel". Darob entbrannte das Organ der pfälziſchen Ultramontanen, der „Chriſtliche Pilger", in grimmen Zorn, nannte Maurer einen Lügner und Verleumder und forderte ihn auf, ſeine Behauptung zu beweiſen und die Arbeit der Juriſten-Fakultät in Bonn oder Heidelberg vorzulegen. Erkläre dieſe der Beweis ſei geliefert, ſo würde der „Chriſtliche Pilger" ihm ſofort tauſend Gulden auszahlen. Pfarrer Maurer ließ ſich das nicht zweimal ſagen und arbeitete den Beweis aus, worauf der „Chriſtliche Pilger", um ſeine tauſend Gulden bange, ſich unter allerlei Ausflüchten zurückzog. Seiner Zeit hatte auch der bekannte Jeſuiten-Pater Roh von der Kanzel herab erklärt: Wenn Jemand der juridiſchen Fakultät in Bonn ein von einem Jeſuiten verfaßtes Buch vorweiſt, in welchem nach Urtheil der Fakultät der einfache Grundſatz: „Der Zweck heiligt die Mittel", entweder in dieſen oder gleichlautenden Worten enthalten iſt, ſo werde er dem Vorweiſer jenes Buches 1000 Fl. auszahlen. Jetzt hat ein ſchweizeriſches Blatt einen Aufruf von Dr. Franz Huber an den eben in der Schweiz anweſenden Pater Roh veröffentlicht, worin jener erklärt, er ſei ſofort bereit, den von Pater Roh verlangten Beweis anzutreten, wenn dieſer ſeine Erklärung von damals noch heute aufrechterhalten und die Juriſten-Fakultät neuerdings bezeichnen will, welche das Schiedsrichter-Amt übernehmen ſoll.

Welchen Beweis Dr. Huber im Sinne hat, kann hier nicht beſtimmt angegeben werden, aber Maurer hat ſeinen Beweis ſehr deutlich in ſeinem „Neuen Jeſuitenſpiegel" geliefert, und Huber ſtützt ſich vermuthlich auch auf denſelben. Maurer führt an, daß die entſcheidenden Worte in dem Werke „Medulla Theologiae Moralis" des berühmten Jeſuiten Buſembaum ſtehen. Daſelbſt iſt im Buch VI, Kapitel 3 zu leſen: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licita." Zu deutſch: „Wenn der Zweck erlaubt iſt, ſind auch die Mittel erlaubt." Nun hat Buſembaum und haben einige ſpaniſche Caſuiſten, wie Hurtado, Escobar, Sanchez ꝛc., folgende Fälle angeführt und dadurch dargethan, daß es ſich keineswegs immer um gute Mittel handelt: Wenn ein Dienſtbote ſeinen Herrn beſtiehlt und das geſtohlene Geld den Armen ſchenkt, ſo iſt das nach der Lehre der Jeſuiten eine erlaubte Handlung. Wenn ein Edelmann Jemanden, der ihm eine Ohrfeige verſetzt oder nur verſetzen wollte, zur Herſtellung ſeiner gekränkten Ehre über den Haufen ſticht, ſo iſt das nach der Lehre der Jeſuiten eine erlaubte Handlung. Wenn einem Geiſtlichen ſchmähliche Dinge nachgeſagt werden, gleichviel ob er ſie wirklich begangen oder nicht, und der Geiſtliche kein anderes Mittel hat, die böſe Zunge ſtumm zu machen, als den Redner zu ermorden, ſo iſt das nach der Lehre der Jeſuiten gleichfalls eine erlaubte Handlung. Pfarrer Maurer hat ſich hierin an Pascal gehalten, der bereits vor zweihundert Jahren im ſiebenten ſeiner „Provinzialbriefe" die ungeheuerliche Moral der Jeſuiten aufdeckte, und Pfarrer Maurer hat dieſen „Provinzialbrief" überſetzt und ſeinem „Neuen Jeſuitenſpiegel" einverleibt.

Aber dieſer treffliche Pfarrer hat uns Preußen einen beſondern Dienſt geleiſtet. Er hat die Aeußerungen und Thatſachen zuſammengeſtellt, die man 1866 gegen Preußen vorgebracht und vorgelogen hat. Allenthalben, in Bayern, in Baden, in Rheinheſſen ſuchte die Geiſtlichkeit, die Jeſuiten voran, den Krieg gegen Preußen als einen Religionskrieg darzuſtellen und die Leidenſchaften der Katholiken gegen ihre proteſtantiſchen Mitbürger zu entflammen. In Herrieden, mitten im proteſtantiſchen Franken, hat ein von der Geiſtlichkeit aufgeſtachelter Pöbelhaufe im Juni 1866 eine Ketzerhetze und einen unerhörten Skandal aufgeführt. Damals beachtete man dies nicht; in der Aufregung des Krieges ſchenkte man dieſen Vorgängen zu wenig Aufmerkſamkeit — aber heute und jetzt iſt es gut, daß man ſich daran erinnere. Die von Pfarrer Maurer mitgetheilten Vorfälle ſind faſt durchweg behördlich erhoben und beſtätigt.

Sollen ſolche Leute nur auch aus Spanien in unſer Land kommen? Will Preußen die Schlange wieder an ſeinem Buſen erwärmen, bis ſie die Gelegenheit erſieht und ihm den giftigen Stich verſetzt? Oder ſollen um ihretwillen proteſtantiſche Bürger hart angelaſſen, ſollen ſie etwa gar in Strafe gezogen werden, weil ſie die Endziele der Loyola'ſchen Väter erklären, weil ſie die jeſuitiſche Moral abwehren? Lernen wir von unſern Feinden und nehmen wir uns ein Beiſpiel an Oeſterreich. Was dort verdorben, verfault und vertrackt iſt, iſt das Produkt jeſuitiſcher Lehren, ſei es im Saale der Regierung, ſei es im Rathe der Bauern; deſſelbigen Gleichen in Spanien. Der Jeſuitenorden iſt ausdrücklich dazu gegründet worden, die Ausrottung der Ketzer anzuſtreben, und er verfolgt auch heute noch denſelben Zweck. Wir haben aber nicht Luſt, ihm als Objekt der Bekehrung zu dienen, noch tragen wir Verlangen, uns als Ketzer von ihm ausrotten zu laſſen, und deswegen möge die preußiſche Regierung den eingewanderten Vätern der Geſellſchaft Jeſu in aller Freundlichkeit bedeuten, daß wir ganz und gar untauglich ſind zu ihrer Schule der Erziehung, und daß ſie ſich daher nach beſſeren Pflanzſtätten und nach würdigeren Zöglingen umſehen mögen.

Schweiz.

Die religiöſen und kirchlichen Bewegungen in der Schweiz.*)

Das Kulturleben kümmert ſich nicht um Herrſcher und politiſche Gränzen; es hat ſeine eigenen Geſetze und Bahnen. Wo es nicht durch äußere Mächte gewaltſam gehemmt wird, folgt es dem Zuge des aus der volksthümlichen Anlage ſich frei aufſchwingenden Geiſtes und giebt ſich ſo in jeder beſondern Form einen eigenthümlichen Ausdruck. Die verſchiedenen Volksgeiſter,

*) Vgl. Nr. 11 des Magazin von 1869.

Digitized by Google

als Träger der Kultur, werden zwar durch tiefgreifende geſchichtliche Ereigniſſe, welche ſie ſelbſt mitgeſtaltend hervorrufen, mannigfach beeinflußt, umgebildet, vorwärts getrieben; wo aber eine Idee, entſprungen aus dem innerſten Schachte eines allen Menſchen gemeinſamen Bedürfniſſes, mit der ganzen ſittlichen Kraft ihrer eingeborenen Wahrheit auftritt, da arbeitet ſie ſich nicht allein empor über die Unterſchiede der mannigfach gearteten Volksgeiſter, da unterwirft ſie dieſelben auch der Macht ihrer durchdringenden Klarheit und vereinigt ſie zu einem neuen Volksgeiſt. Sie unterwirft ſie, nicht um ſie in ihrer Eigenart zu vernichten — unter ihrem ſchützenden und belebenden Einfluß ſollen ſie vielmehr nur um ſo friſchere Blüthen treiben —, ſondern um ſie zuſammenzuhalten in der Richtung auf ein gemeinſames Ziel durch das einheitliche Princip, welches ſie ſelbſt iſt.

Die Idee der Freiheit, das Schooßkind aller menſchlichen Wünſche und Beſtrebungen, hat in der Schweiz dieſen intereſſanten Verſchmelzungsprozeß vollzogen. Seit Jahrhunderten haben die Wellen der Geſchichte und Kultur dreier grundverſchiedener Nationalitäten an ihre friedlichen Berge hinaufgeſchlagen. An den Beſtrebungen aller dreier hat die Schweiz, als an ihrem Geiſte participirend, jederzeit thätigen wie leidenden Antheil genommen, aber in eigenem Geiſte hat ſie dieſelben auch wieder verſöhnt und verbunden zu einem beſondern Volkscharakter, ohne ſie jedoch ihrer eigenthümlich nationalen Färbung zu entkleiden.

Ob es ihr mit den religiöſen und kirchlichen Beſtrebungen, welche allenthalben die Gemüther beherrſchen, in gleicher Weiſe gelingt? — Die Gegenwart ringt auf dieſem Gebiet einerſeits nach freieren kirchlichen Formen, andererſeits nach gereinigtem religiös-ſittlichen Inhalt, der im Einklang mit der geſteigerten Zeitbildung ſich gleichſehr erweitern und vertiefen ſoll.

Wie die Macht der Freiheit Form und Inhalt dieſer Reformgedanken in der deutſchen Schweiz ineinandergewirkt hat zur echt nationalen Volkskirche, das hat eine kundige Feder kürzlich (vgl. Nr. 50 des letzten Jahrg.) mit Gewandtheit und Schärfe den Leſern dieſer Blätter zum Bewußtſein gebracht. Dem lichtvollen Bilde, das dort entworfen iſt, dürften auch die Vorgänge, welche ſich ſeit einiger Zeit in Bern vollziehen, zur nicht unwürdigen Illuſtration dienen, indem daſelbſt eine gut organiſirte Reformpartei mit rühriger Energie in Preſſe und öffentlichen Vorträgen für ihre Ideen Propaganda macht und das religiöſe und kirchliche Leben in neuen Fluß gebracht hat, da auch die abweichenden Meinungen ſich ihr gegenüber auszuſprechen genöthigt ſehen. Ohne auf ihre Tendenzen näher einzutreten, merken wir nur beiläufig das Programm an, welches der Reformverein anläßlich der Schleiermacherfeier aufſtellte und das in die Formel zuſammengefaßt war: einen Gott ohne Wunder, eine Religion ohne Dogmen, eine Kirche losgelöſt vom Staat.

Weſentlich anders haben ſich die Verhältniſſe in der franzöſiſchen Schweiz geſtaltet. Der Lebensnerv der franzöſiſchen Nation iſt der Katholizismus.*) Mit ihm ſteht und fällt ſie. Wie die Revolution ihn beſeitigte, ſank ſie in Ohnmacht; durch ihn erhob ſie ſich wieder aus ihrer Vernichtung. Iſt nun die franzöſiſche Schweiz unter dem Einfluß Calvin's proteſtantiſch geworden, ſo hat dadurch das ſpecifiſch-gallikaniſche Element eine ſtarke Ablenkung von ſeinem Weſen erfahren. Aber es iſt ihm dennoch Kraft genug geblieben, um den Proteſtantismus in eigenthümlicher Geſtalt auszuprägen, in einer Geſtalt, an der ſich ſelbſt der numeriſch weit überlegene Proteſtantismus Frankreichs als an ſeiner unentbehrlichen Stütze emporrankt. Verſchieden von den Parteiſtellungen der deutſchen Schweiz gruppiren ſich hier die Streitfragen. In materieller Hinſicht kennt der ſchweizeriſch-franzöſiſche Proteſtantismus nur die zwei ſich ausſchließenden Parteien der Orthodoxie und des Rationalismus; bei dem Mangel an philoſophiſcher Durchbildung, wie der Deutſche ſie ſucht, anerkennt er keine Vermittelung. In formeller Hinſicht ſtehen ſich ebenſo ſchroff die freie und die Staatskirche gegenüber, und über dieſen Differenzpunkt wird weit lebhafter diskutirt als über jenen. Denn während die Mehrzahl der Theologen beider Kirchen ſich in der orthodoxen Faſſung des Dogmas einig weiß, hat die freie den drei ſtaatskirchlichen theologiſchen Fakultäten in Genf, Lauſanne und Neuenburg, denen ſich Montauban anſchließt, zwei ebenbürtige Anſtalten: das Oratoire in Genf mit Merle d'Aubigné an der Spitze und die von Vinet geſtiftete freikirchliche Fakultät in Lauſanne, gegenübergeſtellt. (Straßburg vermittelt unabhängig dem franzöſiſchen Proteſtantismus die deutſche Theologie.) Wie wenig bei den vorhandenen dogmatiſchen Gegenſätzen gegenwärtig auf eine Vermittelung zu hoffen iſt, das trat am deutlichſten zu Tage auf den proteſtantiſchen Generalverſammlungen Frankreichs zu Paris 1865 und 1866, welche ſich auflöſten, als im Kampf über die Principien des Chriſtenthums jegliche Conceſſion an der Leidenſchaft der Parteien ſcheiterte. Daſſelbe Schauſpiel wiederholt ſich, wenn auch in beſchränkterem Umfange, gegenwärtig in Neuenburg und Genf, wo die Wogen des Streites hoch gehen und die ganze Bevölkerung mitreißen.

Dieſe Bewegung wurde veranlaßt durch eine öffentliche Vorleſung, welche Herr Buiſſon, Profeſſor der Philoſophie, am letzten 5. December zu Neuenburg hielt, in der er mit Wärme und Entſchiedenheit die Entfernung des Alten Teſtamentes aus dem Schulunterricht befürwortete.*) Drei Tage darauf antwortete der angeſehene theologiſche Lehrer und Schriftſteller Godet daſelbſt mit einem Gegenvortrag. Jetzt herrſcht in Preſſe und Publikum allgemeine Aufregung gegen den Einen wie gegen den Andern. Ein öffentliches Religionsgeſpräch über die freiſinnige Theologie ſollte zwiſchen den Combattanten entſcheiden, aber unterblieb, weil ſie ſich über die Grundlagen der Diskuſſion nicht zu einigen vermochten. Buiſſon wiederholte ſeinen Vortrag in La Chaux de Fonds und Locle, und Godet folgte ihm mit ſeiner Entgegnung ebendahin nach. Broſchüren, Predigten, Vorträge, Verſammlungen drängten ſich und ſchürten das Feuer immer mehr. Nach Genf berufen, wo kein Lokal genügt, um ſeine Zuhörer zu faſſen, erregt Buiſſon gegenwärtig großes Aufſehen und entrollt bei gleicher Oppoſition mit gleichem Freimuth das Banner der Reform.**)

Wie bei den einfachen republikaniſchen Verhältniſſen der Schweiz die öffentliche Meinung, um zu geſetzlicher Anerkennung zu gelangen, ſich nicht erſt durch ein undurchdring-

---

*) Vgl. Kritik über Guizot's Méditations sur la Religion. Revue des deux mondes, Févr. 1869.

*) Daſſelbe iſt kürzlich ſogar auch von einem Lehrer der Religion des Alten Teſtamentes, von Herrn Dr. Popper, Director der Religionsſchule der jüdiſchen Reformgemeinde von Berlin, in ſeinem Oſterprogramme beantragt worden. D. R.

**) Was in Neuenburg vereitelt wurde, wird in Genf zu Stande kommen: eine zweitägige öffentliche Diskuſſion vor dem großen Publikum, kontrolirt durch ein von beiden Parteien gleichmäßig zuſammengeſetztes Büreau, iſt für die nächſte Zeit verabredet. Auch Bern, wohin Buiſſon gerufen iſt, hat ſich zur Vermehrung ſeiner Erfolge erhoben.

Digitized by Google

liches Dickicht von büreaukratiſchen Inſtanzen und Verklauſulirungen hindurchzuarbeiten hat, ſo gab ſich die erſte Folge dieſer Gährung zunächſt darin kund, daß eine Volksverſammlung in Neuenburg vom großen Rath die Lostrennung der Kirche vom Staat verlangte. Es ſteht nun noch zu erwarten, ob der Erfolg die Forderung gutheißen wird. Wenn ja, ſo wird ſich der europäiſchen Welt zum erſtenmal in ihrer Mitte das intereſſante Bild eines konfeſſionell und religiös neutralen Staates darſtellen. — Im Uebrigen wird dieſe Bewegung kaum anders zu betrachten ſein, denn als Vorſpiel zu allgemeineren und umfaſſenderen.

Was endlich das italiäniſche Element im kirchlichen Leben der Schweiz anbetrifft, ſo wird daſſelbe in ſeinem Weſen repräſentirt durch den römiſchen Katholizismus. Wir haben deshalb bei der deutſchen Schweiz lediglich den Proteſtantismus in's Auge gefaßt; denn der deutſche Geiſt iſt proteſtantiſch, das römiſche Element iſt ſeinem Weſen fremd und aufgedrungen. Auch in der katholiſchen Kirche hat es in der letzten Zeit an lebhaften Bewegungen nicht gefehlt. Allein dieſelben haben inſofern weniger ein ſpecifiſch volksthümliches Gepräge, als der Conflict des Liberalismus mit dem Ultramontanismus innerhalb ihres eigenen Bereichs überall weſentlich derſelbe ſein muß und ewig erfolglos bleibt. Denn die geringſte Conceſſion an das Zeitbewußtſein iſt jedesmal eine Breſche in den kunſtvollen, aber ſtarren Organismus ihres hierarchiſchen Baues; und deren vermöchte ſie nicht manche zu ertragen, da ſie nur die Alternative hat, entweder weſentlich zu bleiben, was ſie iſt, oder zuſammenzubrechen. Ein Kampf gegen ſie iſt nur denkbar, ſofern er ſich nicht bloß gegen Einzelnes, ſondern gegen ihre ganze Grundlage richtet. — Die durch die Unduldſamkeit des Biſchofs von St. Gallen angefachten, über die ganze Schweiz ſich verbreitenden Zwiſtigkeiten der letzten Monate ſind aus den Tagesblättern bekannt. Wir begnügen uns, hier darauf hinzuweiſen, daß der reactionären Tendenz des ſonſt unnahbaren katholiſchen Syſtems in der Schweiz in vielleicht nicht allzu ferner Zeit ein Schlag von entſcheidender Tragweite bevorzuſtehen ſcheint. Der freiſinnigen Strömung auf proteſtantiſchem Boden ſchließen ſich nämlich aus ſeinem eigenen Lager gewichtige Stimmen an, die nichts Geringeres anſtreben, als auf dem Weg der Bundesreviſion die Losſagung der katholiſchen Kirche von der Herrſchaft Roms zu bewirken. Sollte dies gelingen, ſo ſtünde zu hoffen, daß auch das dem Einfluß der Zeit bisher faſt unzugängliche klerikale Element, wie zu den Zeiten Eduard's VIII. in England, ſich allmählich dem befreienden Geiſt echt nationaler Kultur und volksthümlicher Friſche erſchließen würde.

So weht uns denn aus dem religiöſen und kirchlichen Bewußtſein der Schweiz ein recht erquickender Hauch friſcher Alpenluft entgegen. Wir überzeugen uns, daß einerſeits zwar der durchſchlagende Gedanke der Freiheit in ihren drei Nationalitäten die Beſtrebungen auf dieſem Gebiete beſtimmt und leitet, ob auch mit größerer oder geringerer Energie, andererſeits aber doch einer jeden ihr beſonderes Gepräge gewahrt bleibt. Und das iſt, wenngleich pſychologiſch nothwendig, doch das Intereſſante an der ganzen Erſcheinung.

Ein neues und ſelbſtändiges Drittes aber, das alle Konfeſſionen und national verſchieden gearteten theologiſchen Richtungen aufhöbe und in ſich vermittelte, über dieſelben erheben und zum Gemeingut eines Volkes machen zu wollen, hieße etwas beanſpruchen, wozu die Elemente in der Gegenwart noch viel zu ſporadiſch vorhanden ſind. Das iſt ein Ideal der Zukunft, zu deſſen Verwirklichung bis jetzt ſelbſt die allernothwendigſten Vorausſetzungen fehlen. Und doch begegnet uns in der Schweiz auch hierzu ein Anlauf. Im Anſchluß an die Reformbewegung in Neuenburg hat ſich nämlich daſelbſt eine freie Kirche konſtituirt mit dahin abzielenden Tendenzen. Ein anderer Mitarbeiter des „Mag. f. d. Lit. des Auslandes" iſt uns bereits zuvorgekommen, indem er in Nr. 11 d. Bl. das Manifeſt dieſer freien Kirche mitgetheilt, aus welchem die Grundanſchauungen der neuen Vereinigung zu entnehmen ſind.

Dieſes Manifeſt *) enthält zwar eigentlich nichts Neues; Weſentliches vermißt man, und Vieles iſt unklar, namentlich die Gränze zwiſchen Religiöſem und Sittlichem; aber es behält gleichwohl ſeine Bedeutung, weniger um ſeines bewußten ſittlichen Ernſtes und ſeiner männlichen Nüchternheit willen, die eine Zuſammenſtellung mit blaſſer rationaliſtiſcher Tugendlehre oder allerlei ſchwärmeriſchem Charlatanismus verbieten, denn als ein gewaltiger Proteſt des gebildeten Zeitbewußtſeins gegen Gewiſſenszwang, Dogmatismus und Pfaffenthum.

Ernſt Buß.

Spanien.

Calderon und die deutſche Kritik.

Aus dem Verlage des überaus rührigen Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen, das ſich die Vermittelung ausländiſcher klaſſiſcher Literatur mit dem deutſchen Publikum zur dankenswerthen Aufgabe macht, liegt uns das jüngſte Produkt vor: zwei Bände eines neuen „Spaniſchen Theaters"**), die hauptſächlich Poſſen von Gil Vicente und Lope de Rueda und die Zwiſchenſpiele des Cervantes enthalten, und denen der Herausgeber, Herr Moritz Rapp, noch zwei andere, mit Dramen von Lope de Vega, Calderon, Moreto und Tirſo de Molina folgen zu laſſen beabſichtigt. (Sind auch bereits zum Theil erſchienen).

Die große Unkenntniß, die ſich in Bezug auf dieſen wichtigen Theil der Weltliteratur noch aus der Zeit der Schlegelianer durch Nachbeterei und Antipathie kritikloſer Literarhiſtoriker bis auf uns vererbt hat, läßt ein derartiges Unternehmen von vornherein als höchſt zeitgemäß erſcheinen; doppelt dankbar dafür ſind wir, wenn das Ganze in ſo gelungener Weiſe zur Ausführung kommt, wie die erſten, uns vorliegenden Proben erhoffen laſſen. — Mit Recht hat der Ueberſetzer ſeine Kunſt auch auf die metriſche Form der Originale ausgedehnt: er hat den ſpaniſchen in deutſchen Rhythmus, die ſpaniſchen Achtſylbler mit trochäiſchem Fall in den deutſchen nationalen Dramenvers umgedichtet und bemerkt hierüber zu ſeiner Vertheidigung gegen die bisherigen falſchen Anſchauungen in dieſem Punkte: „Trochäen und Aſſonanzen wurden (durch Schlegel und Genoſſen) mit großer Kunſtfertigkeit der deutſchen Sprache aufgedrängt, die dafür gar kein Ohr hat. Man hat einigemale

*) Wir lernten es zuerſt aus den Mittheilungen der ſchweizeriſchen „Sonntagspoſt" kennen. Bei dieſer Gelegenheit möchten wir alle diejenigen, welche dem Fortſchritt des ſchweizeriſchen Kulturlebens Intereſſe ſchenken, auf dieſe trefflich redigirte Wochenſchrift aufmerkſam machen. Sie verdient um ſo größere Beachtung, als ſie es ſich zur beſondern Aufgabe macht, in ihren Fachberichten alles wahrhaſt nationale und volksthümliche Streben in Literatur, Kunſt und Sitte des Schweizervolks gebührend zu beleuchten. E. B.

**) Spaniſches Theater. Herausgegeben von Moriz Rapp. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut, 1868—69.

Digitized by Google

verſucht, dieſe Stücke aufzuführen, zur Quälerei der Schauſpieler und zur Langweil des Publikums Die Wahrheit iſt, unſere Romantiker, die den Zopf des franzöſiſchen Alexandriners in unſerer Literatur ſchon beſeitigt antrafen, wollten der deutſchen Literatur einen Zopf neuer Art im ſpaniſchen Aſſonanzvers aufdringen.“ *)

Willkommen wird dem weiteren Leſerkreiſe auch die vorangeſchickte Einleitung ſein, die ein kurzgefaßtes Bild der Entwickelung des ſpaniſchen Dramas bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts, in großen, oft verſchwimmenden Umriſſen, aber im Ganzen treu und richtig, entwirft. Vom ſtreng literariſchen Standpunkte indeß müſſen wir hier in Bezug auf einzelne hochwichtige Details ein entſchiedenes Bedauern, ja einen Tadel ausſprechen, der übrigens nicht allein das vorliegende Werk, ſondern ziemlich alle neuere Beſprechungen deſſelben Gegenſtandes trifft: — wir finden nämlich, daß der Verfaſſer leider die neue Phaſe, in welche die Kritik der klaſſiſchen Periode des ſpaniſchen Dramas durch die Arbeiten von Hartzembuſch und A. F. von Schack getreten, durchaus ignorirt und dafür aus den ſchlechten Compilations-Ausgaben der Baudry'ſchen Klaſſiker-Sammlung die antiquirte und längſt durch die genannten Autoren zurechtgewieſene Darſtellung von Eugenio Ochoa benutzt hat. Beſonders für die Kritik Calderon's iſt dieſer Umſtand von zu großem, allgemein wichtigem Intereſſe, als daß wir nicht an dieſer Stelle, ſo weit es der Raum geſtattet, mit einigen Bemerkungen hierbei verweilen ſollten.

Wir greifen (S. 17) eine Note heraus, mit welcher der Verfaſſer bei Benennung des Schauſpiels „El Conde de Sex“ mit mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit die alte Fabel erneuert, daß König Philipp IV. dies Stück in Gemeinſchaft mit Calderon gearbeitet habe: „Das Stück hat die Vorzüge Calderon's ziemlich, ſeine Fehler aber übermäßig, und das wird von Sr. Majeſtät herkommen.“ Der Fall iſt an ſich für die deutſche Literatur inſofern ganz beſonders intereſſant, als Leſſing (Hamburgiſche Dramaturgie, Stück 60—68) die nämliche Dichtung anläßlich einer Analyſe des „Count of Essex“ von J. Banks (1762), auf deren Baſis bekanntlich Heinrich Laube mit Benutzung der Leſſing'ſchen Aenderungs-Vorſchläge ſein renommirteſtes Theaterſtück baute, einer ſehr eingehenden Beſprechung würdigte und dabei überhaupt zum erſtenmale auf die ſpaniſche Nationalbühne aufmerkſam machte. Die Autorſchaft dieſes Dramas war lange Zeit dadurch zweifelhaft, daß ſich der Dichter, wie viele ſeiner Collegen, aus Furcht vor dem in dramatiſchen Fragen ſehr rigoroſen Madrider Publikum, unter der Bezeichnung „un ingenio de esta corte“ (ein Literat hieſiger Reſidenz, nicht etwa „hieſigen Hofes“) verſteckt hatte. Abgeſehen davon, daß viele hundert Dramen mit ähnlicher Autorbezeichnung vorhanden ſind (auch ſolche de dos, tres und ſelbſt seis ingenios de esta corte, von 2, 3 und 6 Mitarbeitern), wird die Vermuthung, daß jener „Ingenio“ König Philipp ſei, ganz einfach durch die Thatſache widerlegt, daß Schack bereits vor mehr als zwanzig Jahren (Geſchichte der dramatiſchen Kunſt und Literatur in Spanien, Bd. III) von verſchiedenen Eindrücken des „Conde de Sex“ berichtet, die übereinſtimmend den Antonio de Coello (1652 †) als den Verfaſſer nennen. Am Schlagendſten aber werden jene vagen Hypotheſen durch eine authentiſche Cenſur-Erlaubniß vernichtet, die Schack auf ſeinen neueren ſpaniſchen Reiſen in der Bibliothek des Herzogs von Oſſuna am Ende einer alten Handſchrift unſeres Schauſpiels fand und die folgendermaßen lautet: „Hé visto esta comedia del Conde de Sex con todo cuidado por ser caso de Inglaterra, y quitados unos versos quevan anotados en la primera Jornada, que tocan en la armada que el Señor Phelipe II apresto contra aquel Regno, noticia que no es bien que se toque“ etc. (Ich habe dieſes Schauſpiel vom Grafen Eſſex beſonders ſorgfältig durchgeſehen, weil es in England ſpielt, und habe im erſten Act einige Verſe geſtrichen, welche der Armada erwähnen, die Philipp II. gegen jenes Land ausſandte, ein Fall, der lieber nicht wieder berührt wird.) Die beanſtandeten Verſe (dreizehn) berühren das Flotten-Unglück in ſehr unſchuldiger, methapherngezierter Sprache; der Cenſor tilgt die ganze Stelle und verkleiſtert die Lücke äußerſt plump, wobei Schack ſehr richtig bemerkt: „Gewiß würde die Theater-Cenſur ſich nicht erlaubt haben, dergleichen Verſtümmelungen mit dem Werke des Monarchen vorzunehmen.“ (Für den Geſchichtsforſcher iſt dieſes Document nebenbei inſofern von Gewicht, als es deutlich zeigt, wie tief jenes unglückliche Ereigniß von den Gewaltherren Spaniens als Wendepunkt ihrer Macht empfunden wurde, da noch nach 83 Jahren dem Ohre des Enkels ſelbſt die leiſeſte Erinnerung an die furchtbare Kataſtrophe fern gehalten werden mußte, die für alle Zeiten dem Throne ſeiner Ahnen den Todesſtoß gegeben hatte.)

Zur Steuer der Wahrheit mußte alſo hier Herr M. Rapp ſeinem Ochoa untreu werden; wollte er aber durchaus Calderon und den König Philipp in Mitarbeiterſchaft zeigen, ſo hätte ihm das Werk von Schack an Stelle jener pikanten Randgloſſe die folgende kleine Geſchichte dargeboten: Philipp IV. hat zu einer Soirée die angeſehenſten Dichter und Künſtler Madrids vereinigt und macht den Vorſchlag, eine Komödie, und zwar „die Schöpfung der Welt“, zu improviſiren. Man entwirft gemeinſchaftlich den Plan und theilt ſich in die Rollen. Der König ſpielt den „Herrn der Welt“, und u. A. Calderon den Adam. Die Aſſonanzen erklingen, und Alles geht vortrefflich zu allſeitiger Zufriedenheit bis zu einer Scene, wo der Erſterſchaffene die Herrlichkeiten des Paradieſes zu feiern hat. Calderon, bei ſeiner Vorliebe für übermäßig gedehnte rhetoriſche Prachtſtücke, ergreift die Gelegenheit und ergeht ſich nach der bekannten Melodie, wovon jedes ſeiner Dramen traurige Zeugniſſe hat, in endloſen Schilderungen ohne Maß und Ziel, ſo daß zuletzt Se. Majeſtät Gott-Vater, etwas gelangweilt, Zeichen großer Ungeduld giebt und auf die theilnahmvolle Frage ſeines Geſchöpfes, „was ihm ſei,“ im Tone der Rolle antwortet: „Es gereut mich von Herzen, einen ſo redſeligen Adam erſchaffen zu haben.“

Von viel ernſterer, geradezu von reformatoriſcher Bedeutung auf unſerem Gebiete ſind aber, namentlich in Bezug auf die Stellung Calderon's in der Literatur, die neuen Forſchungs-Reſultate, die Schack nach wiederholtem Aufenthalte in Spanien 1854 als „Nachträge“ zu ſeinem Hauptwerke veröffentlichte und die wohl hauptſächlich nur ihrer unſcheinbaren Form wegen (ſie bringen blos die nackten, verarbeiteten Materialien) bisher wenig Beachtung gefunden haben. Vor Allem heben wir hier daraus hervor, daß gerade die gefeiertſten Dramen des Dichters, darunter zufällig diejenigen, auf Grund deren Herr M. Rapp ſeinen Calderon beurtheilt und klaſſificirt, durchaus keine Originalwerke, ſondern nur ſprachliche Ueberarbeitungen fremder Dichtungen ſind. Während „Der ſtandhafte Prinz“ in Lope's „Fortuna adversa del Infante Don Fernando de Portugal“ und „Das Liebchen des Gomez Arias“ in dem gleichnamigen Stücke von

*) Es giebt wirklich kaum etwas Unpoetiſcheres und Undeutſcheres, als die ſo lange geprieſenen deutſch-ſpaniſchen Trochäen von Gries, z. B. in deſſen Ueberſetzung von Calderon's „Leben ein Traum“. J. L.

Digitized by Google

Guevara wurzelt, iſt beſonders „Der Arzt ſeiner Ehre“ Scene für Scene, nach einem handſchriftlich vorhandenen „Medico de su honra“ von Lope de Vega, blos neu verſificirt und mit einem milderen Schluſſe verſehen. Ferner entnahm Calderon den ganzen zweiten Act zu einer ſeiner erſchütterndſten Tragödien, „Die Locke des Abſalon“, wörtlich der „Venganza de Tamar“ von Tirſo de Molina, und vom „Richter von Zalamea“ gehört ihm einzig und allein ebenfalls nur die Versform, alles Andere iſt das Eigenthum Lope's, deſſen Original ſich heut in der Bibliothek des kürzlich verſtorbenen Don Auguſtin Duran befindet.

Von bedeutender Tragweite ſind dieſe Entdeckungen deshalb, weil erſt mit ihrer Hilfe das Verhältniß Calderon's zu den übrigen Dramendichtern ſeiner Nation und ſomit überhaupt ſein Platz im Pantheon der Weltliteratur beſtimmt werden kann. Alle obengenannten Stücke, weniger der „Standhafte Prinz“, zeichnen ſich nämlich ſehr günſtig vor den Originalſchöpfungen Calderon's durch eine Eigenſchaft aus, die den letzteren in auffallender Weiſe faſt durchgängig fehlt: — die lebenswahre, dramatiſche Charakteriſtik individueller Geſtalten, eine Eigenſchaft, für deren Vorhandenſein bei unſerem Dichter bis jetzt immer jene Reihe von Komödien, beſonders der „Alcade de Zalamea,“ als Beweis angeführt wurde. Aeußerlich ſtechen ſie auch ſonſt noch hervor durch einfachere, kernige und ſtreng dramatiſche Diction, der, zumal im Letztgenannten, nur ſtellenweiſe dicke Lagen ſchwülſtiger Metaphern und Gongorismen aufgeleimt zu ſein ſcheinen, und durch das Fehlen der großen Expoſitions-Erzählungen. Alles in Allem, reſultirt daraus die Ueberzeugung, daß Calderon die originell aus ſich ſelbſt geſtaltende dramatiſche Dichterkraft in der höchſten Potenz, wie ſie bei Shakeſpeare und Lope de Vega erſcheint, nicht beſeſſen hat, und daß jene ſouveräne Stellung, die ihm aus religiös-mythiſchen Nebenabſichten unſere Romantiker in der Literatur vindicirten, und deren Titel als verſteinerte Antiquität aus jener Zeit des romantiſchen Hexenſabbaths bis auf uns gekommen und traditionell-gedankenloſe Anerkennung noch heute finden, eine durchaus falſche und unverdiente iſt. Weit entfernt, den wahren poetiſchen Genius Calderon's verkleinern zu wollen und das Großartige in manchen ſeiner Dichtungen zu verkennen, ſind wir vielmehr der Meinung, daß eine genauere kritiſche Analyſe ſeiner Werke dieſem Dichter erſt zu wirklicher Würdigung und Beliebtheit unter uns verhelfen wird, während gegenwärtig ſein ganzer Ruhm in Deutſchland, offen geſagt, über eine reſpectvolle und ohne Bewußtſein lobende Nennung ſeines Namens nicht hinausgeht. Man tritt an ihn heran mit Anforderungen und Erwartungen, die er billig nicht erfüllen kann, und fühlt ſich enttäuſcht und verſtimmt. Gerade die „unendliche Pracht der Diction“, von der ſeit den Tagen der Romantik in überſchwenglichſter Weiſe gefabelt worden, iſt bei Calderon keineswegs vorhanden. Die beſte Probe für den Gehalt einer fremden Dichtung iſt nach Göthe die Ueberſetzung ins Deutſche: man übertrage Calderon Vers für Vers, Wort für Wort, und von jener angeblichen Pracht ſehen wir nichts als eine gedrechſelte, oft ſehr triviale Phraſe mit überlangen ſtaubigen Schleppen, hin und wieder aufgeſchmückt durch geſchnörkelte Figuren, deren abgezirkelter, drei- und vierfach paralleler Aufbau und unorganiſche Verbindung mit dem kahlen Grundton des Ganzen auf uns nur erkältend und abſtoßend wirkt. So erſcheint dieſer Dichter in den als ſprachliche Kunſtſtücke nicht genug anzuerkennenden Ueberſetzungen von Gries und Schlegel. Und doch, im ſpaniſchen Original welche coloriſtiſche Glut, welche ohrbezaubernde Klangfülle! Das iſt aber nicht Calderon's Eigenthum, dem dieſe Eigenſchaften damals als Monopol zuerkannt wurden — das ſind Eigenſchaften des ſpaniſchen Idioms, das dieſelben nicht blos dem Einen Calderon, ſondern in gleichem Maaße unzähligen anderen und geringeren Dichtern und in weit mächtigerer Fülle, z. B. einem Lope de Vega (den Schlegel eingeſtandenermaßen nur aus einem Dutzend Stücken kannte), einem Tirſo de Molina, ja ſogar vielen Neueren gewährt hat — ich nenne nur den jetzigen Unterrichtsminiſter der proviſoriſchen Regierung, Joſé Zorrilla, mit ſeinem romaniſchen Fauſt-Drama „Don Juan Tenorio“, und ſeinen „Cuentos del Trovador“.

Das wahre Verdienſt Calderon's beſteht meines Erachtens nicht darin, daß er wirklich das von ungeſundem, romantiſchem Geſchmacke ausgepoſaunte Prototyp blühender Diction iſt, ſondern vielmehr in der zum nationalen Muſter ausgebildeten bühnlichen Formvollendung, die er nach dem Vorbilde Lope's mit faſt beiſpielloſer theatraliſcher, manchmal auch etwas bretterhafter Virtuoſität der Mehrzahl ſeiner Dramen aufgedrückt hat — ſicherlich ein Moment, das ihn mehr, als das von Schlegel einſeitig Herausgegriffene unſeren heutigen Dramatikern im Gegenſatz zu Sardou und Dumas fils zum Studium empfiehlt. Iſt es auch nicht immer Poeſie erſter Hand, was er uns darbietet, immerhin iſt es doch Poeſie, ein Etwas, was jene ſauberen Geiſter nicht nur von der Bühne zu verbannen, ſondern überhaupt auch aus dem Leben hinaus zu lügen beſtrebt ſind, um zum Erſatz dafür den Cancan ihrer ſubjectiven cyniſchen Lebensanſchauung mit dem Jammer der ſocialen Morgue als Wahrheit und Weisheit des Lebens und als Lebenszweck hinzuſtellen. —

Was vorläufig von dem Obigen dem größten Theile unſerer Leſer paradox erſcheinen muß, weil der Raum ein tieferes Eingehen verbietet, wird, wir ſind davon überzeugt, in nicht allzu langer Zeit Gemeingut jedes Gebildeten ſein. Wir ſind überzeugt, daß die ſich in unſeren Tagen vollziehende Umwälzung Spaniens, mag ſie einen Ausgang nehmen welchen ſie will, zwiſchen uns und dieſem Lande dem Fortſchritt und dem Verkehr die bis jetzt fehlenden Brücken bauen und namentlich der europäiſchen Geſchichtsforſchung die bisher ſo ſchwer und theilweiſe gar nicht zugänglich geweſenen Archive der Kirche und des Staates öffnen wird. Speciell die ſich dann mit unendlichem, neuem Material füllenden Annalen der Dramen-Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, in welcher ſich mehr als bei jedem anderen Volke das Geſammtleben der ſpaniſchen Nation concentrirte und kryſtalliſirte, werden ein überraſchendes Licht auf viele noch dunkle Partieen jener intereſſanten und wichtigen Cultur-Epoche werfen, die wir noch allzuſehr, nach der Schablone, nur durch den Blutdampf qualmender Autodafés zu betrachten gewohnt ſind, — die aber in Wahrheit aus den Werken ihrer dramatiſchen Dichter und ſchon aus dem Don Quijote uns mit ganz anderen, heiteren und freieren Farben entgegentritt. Viele in Theater-Manuſcripten zerſtreute Details werden Aufklärung über hiſtoriſche Facta bringen. Vielleicht auch tritt es dann u. A. offenbar und endgiltig noch zu Tage, aus welchen Gründen der Vater des Don Carlos gleich nach ihrer erſten Aufführung eine der meiſterhafteſten Tragödien von Lope de Vega (El castigo sin venganza) verbot, die unter der Maske der florentiniſchen Pariſina-Fabel gewiſſe Familienverhältniſſe des königlichen Gebieters, in den Hauptmotiven mit Schiller übereinſtimmend, behandelt; im Großen und Ganzen aber wird das erneute, regere und tiefere Studium des ſpaniſchen Dramas, abgeſehen von jenen poſitiven Geſchichtsreſultaten, vor Allem wieder eine erhebende, nur von Gervinus nicht eingeſtandene Wahrheit

Digitized by Google

glänzend beſtätigen, nämlich die, daß der Spruch unſeres Dichters:

....„Der Menſch iſt frei
„Und wär' er in Ketten geboren!"

gerade auf die Dichter ſelbſt die ſchönſte Anwendung und durch ſie die ſtärkſte Bewahrheitung findet, und daß weder politiſche noch dogmatiſche Zeitrichtungen den Genius hindern, unter allen Verhältniſſen, wenn er nur der rechte iſt und wenn ſeine Stunde gekommen, der Nation ſein freieſtes Wort in die Seele zu legen.

„Die Zeit ladet nicht ein zu muſiſchen Beſchäftigungen" — „unſere Gegenwart iſt der Lyrik, iſt dem höheren Drama abhold oder nicht günſtig", ſind leere Fragen zur Beſchönigung literariſcher Unproductivität, Schminke für die zunehmenden Alterszeichen der heutigen lebensmüden Kritik. Die Zeit ſchafft und bildet keine poetiſchen Genies, das Genie bildet ſeine Zeit. Findet es religiös und ſtaatlich freie Zuſtände, ſo nimmt ſeine Entwickelung ihren ruhigen, ſchönen Verlauf, — äußerem Druck aber und äußeren Feſſeln ſetzt es nur größere Spannkraft ſeines Weſens entgegen und ſchlägt Waſſer aus dem Felſen wie Moſes in der Wüſte. Ja, gerade in den „abholden" und „wenig einladenden Zeiten", in Verhältniſſen und Epochen, wo die Rohheit der Außenwelt, die Herrſchaft dunkelmänniſcher Ignoranz, der anmaßende Zwang des Egoismus und Materialismus jede geiſtige That zu verneinen, jedem Flug in's Land der Sterne von vornherein die Schwingen verſtümmeln zu wollen ſcheint, da flüchtet ſich der Geiſt des Dichters erſt recht in das Heiligthum des Ideals, um ſein Schönſtes zu ſchaffen, und wenn ſeine Nation etwas werth iſt, ſo folgt ſie ihm und nennt ihn ſtolz den Ihren, — wenn nicht, ſo wartet er auf die Nachwelt. Einen Sigismund jedoch, einen Poſa, einen Hamlet oder Fauſt, wenn er ſich in der Seele zu regen beginnt, willkürlich zurückzuhalten und zu unterdrücken, blos weil „die Zeit nicht zu muſiſchen Beſchäftigungen einladet", das dürfte wahrlich ſo unmöglich ſein, als dem ewigen Geſtaltungs- und Zeugungsproceß des Kosmos ein Halt zu gebieten.

In dem elenden Dorfkerker der Mancha ſchreibt Cervantes, in Oppoſition mit Geſchmack und Richtung von ganz Spanien, ſeinen unſterblichen Meiſterroman. Schiller, als er die erſten gewaltigen Flügelſchläge ſeines Genius wagte, genoß nicht die Freiheit eines Staatsbürgers der Union. Das herrlichſte deutſche Drama nach „Wallenſtein", „Der Prinz von Homburg", entſtand in der allertrübſten Zeit unſeres Vaterlandes. Seinen „Gyges" und die „Nibelungen" dichtete Hebbel in der niederdrückenden, faulen Atmoſphäre des Concordats, und unter den abwechſelnden Ungewittern blutiger Bürgerkriege und noch blutigeren Despotendrucks erhob ſich in den letzten vier Jahrzehnden, nicht unähnlich ſeinen Ahnen, der Phönix der ſpaniſchen Sprache und Literatur von Neuem zu reichem, ſchönem Leben. Hat die Geſchichte der Dynaſtieen und Völker der Menſchenſeele Tröſtlicheres zu melden? Herlth.

England.

Die Schlegel-Tieck'ſche Shakeſpeare-Ueberſetzung.

Die durch die deutſche Shakeſpeare-Geſellſchaft begonnene neue Ausgabe der Werke des großen britiſchen Dramatikers in der Ueberſetzung von Schlegel und Tieck ſchreitet rüſtig vorwärts; es liegen uns gegenwärtig wieder zwei Bände, der vierte und fünfte, vor*), von denen jener König Heinrich VIII., Romeo und Julie und den Sommernachtstraum, dieſer den Julius Caeſar, Was ihr wollt, und den Sturm enthält. Die Trefflichkeit der Ueberſetzung iſt längſt anerkannt, ſie iſt noch heute nicht überboten, an ihr war daher wenig zu ändern und auf ſie wollen wir deshalb nicht näher zurückkommen. Was uns hier allein zu beſchäftigen hat, ſind die Einleitungen, welche die Bearbeiter den einzelnen Stücken vorausgeſchickt haben, und die ſich zunächſt auf die Geſchichte der Entſtehung der jedesmaligen Dichtung, dann auf eine kritiſche und äſthetiſche Würdigung derſelben beziehen.

Dieſe Abhandlungen ſind äußerſt ſchätzenswerthe Zuſammenſtellungen und Combinationen, durch welche wir alles zum richtigen Verſtändniß der Situationen und der Charaktere Erforderliche erhalten, ja die uns tiefe Blicke in die Werkſtätte des ſchaffenden Genius ſelber thun laſſen. So erfahren wir über das erſte Stück des vierten Bandes, über König Heinrich VIII., aus der der Ueberſetzung von W. St. B. Hertzberg voraufgeſchickten Einleitung, daß dieſes Schauſpiel zum erſtenmal am 29. Juni 1613 und zwar zur Feier der Hochzeit des Pfalzgrafen Friedrich mit der Prinzeſſin Eliſabeth aufgeführt und kurze Zeit vorher verfaßt worden iſt. Aus dieſer ſeiner Entſtehung erklären ſich auch ſeine Mängel; es iſt gar kein Drama, ſondern ein ſceniſcirtes hiſtoriſches Gelegenheitsgedicht zur Feier dieſes frohen Familienereigniſſes am Hofe Jacobs I. Schon Ulrici hat klar genug dargethan, wie eine Haupt- und Staatsaction mit drei und einer halben Kataſtrophe (Buckingham — Wolſey — Katharina — Cranmer), variirt durch eine Hochzeit und einen Krönungszug, abrupt zu Ende gebracht durch eine Kindtaufe, in welcher die Elemente eines Satyrdramas mit einer prophetiſchen Extaſe ſich begegnen, und dies Alles locker zuſammengehalten durch die Perſon des Titelhelden, aus welcher kein Dichter im Himmel oder auf Erden je eine tragiſche Geſtalt zu machen im Stande geweſen wäre, — wie ein ſolches Stück nun und nimmer eine Tragödie genannt werden dürfe.

Daß aber ein Dichter wie Shakeſpeare, auch wenn es nur ein Gelegenheitsgedicht galt, ſich nicht begnügen konnte, eine Reihe incohärenter Scenen zuſammen zu würfeln, um eine Hochzeit und Kindtaufe anzuflicken, verſteht ſich ja wohl von ſelbſt. Ja, daß der große Verfaſſer der Hiſtorien dazu einen Gegenſtand auserſah, der den Schlußſtein bildete zu jenem Pantheon der höchſten dramatiſchen Meiſterwerke, die je durch das Hirn eines Menſchen vom Geiſt der Geſchichte empfangen, der Welt poetiſch verklärt wiedergegeben ſind, daß der Dichter einen ſolchen Gegenſtand wählte, und ihn nicht mit vollem Bewußtſein dieſer großartigen Bedeutung gewählt haben ſollte, ihn ſo würdig wie möglich hinzuſtellen, — das wird uns Niemand glauben machen.

Aber in dieſem Ziel: „So würdig wie möglich", lag eben die unendliche Schwierigkeit, die dramatiſche Unlösbarkeit der Aufgabe, und die Löſung, welche ihr Shakeſpeare gegeben hat.

Der gewaltige Kampf der Roſen war in den Tudor's erloſchen; noch waren die Reſte des Feudaladels, die Macht der

*) Shakeſpeare's dramatiſche Werke nach der Ueberſetzung von Auguſt Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck, ſorgfältig revidirt und theilweiſe neu bearbeitet, mit Einleitung und Noten verſehen, unter Redaction von H. Ulrici, herausgegeben durch die deutſche Shakeſpeare-Geſellſchaft. Vierter Band, 428 S., und fünfter Band 372 S. 8. Berlin, Georg Reimer, 1868 und 1869.

Digitized by Google

Kirche zu brechen, den Einfluß Roms auf die Geſchicke Englands für immer zu beſeitigen, um durch die Concentration der Staatsgewalten in der Hand eines wohlwollenden und aufgeklärten Despotismus dem Lande Ruhe und Ordnung, dem Volke Wohlſtand und bürgerliches Glück, der Kunſt und Wiſſenſchaft einen fruchtbaren Boden zu ſchaffen. Aber dieſer wunderbare Umſchwung ſollte nach dem Rathſchluß der Vorſehung durch einen der werthloſeſten und nichtigſten Menſchen, die je einen Thron entehrt haben, durch ſeine kleinlichen und gemeinen Leidenſchaften und die zufälligen Folgen, welche aus dieſen Leidenſchaften entſprangen, vollzogen werden. Heinrich VIII. bot dem *Tragiker* Shakeſpeare nicht *einen* Anhaltspunkt für ſeine Kunſt. Treu ſeinem Grundſatz, der Geſchichte ihre eigenen Züge aus dem klaren Spiegel des Dramas entgegenleuchten zu laſſen, konnte er die geſchichtlichen Charaktere nicht mit eitlen Phantasmagorieen vertauſchen wollen. Hier blieb ihm nur der welthiſtoriſche Standpunkt übrig, aus dem wir erkennen, daß Gott, der Geiſt der Geſchichte, nicht nur das Böſe, den herriſchen Satanas, ſondern auch das Gemeine und Kleinliche und das, was wir, ſelber blind, den blinden Zufall nennen, zu Werkzeugen und Vollſtreckern ſeiner ewigen Pläne wählt.

Es wird ſo von dem Ueberſetzer gezeigt, warum Shakeſpeare nicht eine Verherrlichung jenes Zeitalters geben konnte, vielmehr nur eine Aufdeckung der Fäden und Zuſammenhänge, die gegen Abſicht und Willen der äußerlich maßgebenden Träger der Macht, das wirklich glorreiche Zeitalter Eliſabeth's ermöglichten und herauſführten. Und hierbei waltet Shakeſpeare's Muſe mit der unverbrüchlichen und unerbittlichen Wahrheitsliebe des hiſtoriſchen Richteramtes.

Weiter erfahren wir aus der leſenswerthen Einleitung, daß auch bei dieſem Stücke der Dichter (mit nur Einer erheblichen Ausnahme) ſich für die hiſtoriſchen Facta lediglich an Holinſhed gehalten hat. Dafür werden einige Beiſpiele angeführt, und dann im weiteren Verlaufe gezeigt, daß Shakeſpeare nicht blos Thatſachen, ſondern auch Urtheile über Perſonen, wenn es ihm paßt, nach ſeinem Gewährsmanne wiedergiebt und dabei ſelbſt Fehlgriffe und Gedankenloſigkeiten mit wunderbarem Geſchick zu ſceniſchen und dialogiſchen Effecten zu verwenden weiß. Zum Beweiſe dafür ſei es geſtattet, hier eine Scene anzuführen, die zugleich uns einen tiefen Blick in die Werkſtatt des großen Künſtlers thun läßt. Holinſhed giebt nämlich wenige Seiten hintereinander zwei ganz entgegengeſetzte Charakteriſtiken Wolſey's, die eine nach dem ſervilen Lobredner Heinrich's und erbitterten Gegner des Cardinals, Hall — ohne ſeine Quelle zu nennen —, die andere nach dem beſonnenen Geſchichtsſchreiber Irlands, Campion, der bei den großen Eigenſchaften des Verſtorbenen mit Anerkennung verweilt. Shakeſpeare überſetzt beide Urtheile in Verſe und zwar in derſelben Scene; aber er vertheilt ſie unter Katharina und Griffith und erzielt dadurch einen doppelten Erfolg. Er gewinnt durch die Gegenſätze der Anſchauungen ein neues und energiſches Mittel, die Stimmung ſeiner eigenen dramatiſchen Perſonen zu charakteriſiren, und indem er ſie zu Repräſentanten der widerſprechenden Urtheile der Zeitgenoſſen macht, vermittelt und verſöhnt er dieſe Widerſprüche in dem Gemüth des theilnehmenden Hörers. Mit wie kleinen Mitteln wußte der Dichter alſo große Wirkungen zu erzielen! Das Urtheil Hall's lautet: „Dieſer Cardinal war von großem Hochmuth; denn er ſtellte ſich den Fürſten gleich und durch liſtiges, geheimes Treiben gewann er unermeßliche Schätze. Er machte ſich wenig Gewiſſen aus Simonie, war nicht mitleidig, und leidenſchaftlich auf ſeine Anſichten verſeſſen. Im offenen Audienzſaal log er und ſprach die Unwahrheit und war doppelzüngig in Wort und Meinung. Er verſprach viel und that wenig; er war ſündig im Fleiſch und gab der Geiſtlichkeit ein böſes Beiſpiel." Man vergleiche hierzu Shakeſpeare's Heinrich VIII. Act IV, Scene 2, 31—44, und man wird finden, daß er hier Wort für Wort jene Schilderung wiedergegeben hat. Er läßt Katharina über jenen Cardinal ſagen:

„— — — — — — — — Er war ein Mann
Von unbegränzter Ehrgier; ſtets mit Fürſten
Sich meſſend, der durch ſein geheimes Treiben
Das ganze Reich band. Simonie war Recht,
Sein Wille ſein Geſetz; im Audienzſaal
Sprach unwahr er, war immer doppelzüngig
In Wort und Meinung. Mitleid zeigt' er nie,
Es ſei denn, daß er wen zu ſtürzen ſann.
Was er verſprach, war mächtig wie er ſelbſt;
Doch was er hielt, war — was er jetzt iſt — nichts.
Sein Fleiſch war böſ'; er gab der Geiſtlichkeit
Ein ſchlimmes Beiſpiel."

Aber auch in Campion's Charakterſchilderung hat er nur Weniges und mit dem feinſten Tact verändert: „Dieſer Cardinal war ein Mann unzweifelhaft zur Hoheit geboren — höchſt weiſe, ſprach ſchön, war von hohem Geiſt, aber rachſüchtig und ſündig im Fleiſch, ſtolz gegen ſeine Feinde und waren ſie noch ſo mächtig; aber gegen die, ſo ſeine Freundſchaft annahmen oder ſie ſuchten, wunderbar freundlich: ein weiſer Gelehrter, ein Knecht ſeiner Neigungen, durch Schmeicheleien leicht gewonnen, unerſättlich im Erwerben, fürſtlicher im Schenken, wie dies ſich erweiſt durch ſeine beiden Collegien zu Ipswich und Oxford, erſteres mit ſeinem Fall zugleich umgeſtoßen, letzteres unvollendet und doch, wie es daſteht als ein Haus für Studirende, wenn man Alles, was dazu gehört, betrachtet, unvergleichlich in der Chriſtenheit." — Man vergleiche damit Shakeſpeare's Schilderung, die er durch Griffith jenen harten Worten Katharina's entgegenſtellt, in der oben angeführten Scene (Act IV, Scene 2, 48—63):

„— — — — — — — Der Cardinal,
Obwohl von niederm Stamm, war ohne Zweifel
Zur Hoheit angelegt ſchon in der Wiege.
Er war gelehrt, gründlich und reif gelehrt,
Dazu höchſt klug, ſprach ſchön und überzeugend;
War ſtolz und bitter gegen ſeine Feinde,
Doch gegen ſeine Freunde ſommermild.
Und war er ungenügſam im Erw rb
(Und das war ſündhaft), war er doch im Geben
Höchſt fürſtlich. Zeugniß deß das Zwillingspaar
Gelehrten Wiſſens, das er Euch geſtiftet,
Ipswich und Oxford! Jenes fiel mit ihm,
Des Gründers Güte nicht zu überleben;
Dies, wenn auch unvollendet, ſo berühmt,
So hoch in freier Kunſt und noch ſo ſteigend,
Daß ſtets die Chriſtenheit es preiſen wird."

In ſolcher Weiſe benutzte Shakeſpeare die Geſchichtſchreibung und ihre Autoren!

Statt auf jedes der einzelnen in den beiden Bänden enthaltenen Dramen näher einzugehen, ſei es uns vergönnt, hier nur noch Einiges aus der dem zweiten, Romeo und Julie, von dem Bearbeiter A. *Schmidt* voraufgeſchickten Einleitung anzuführen, um auch Shakeſpeare's Kunſt, namentlich das dramatiſche Geſchick, mit welchem er ſeine Gewährsmänner zu benutzen verſtand, darzuthun.

Digitized by Google

Eine der prächtigſten Geſtalten in jenem Drama iſt bekanntlich die alte geſchwätzige Amme der Julia. In einem längeren Gedichte von Arthur Brooke, welches ſchon 1562 in England erſchienen war, und dem Shakeſpeare in den Einzelnheiten ſeiner Tragödie folgt, wird nun auch dieſer Amme ausführlicher gedacht und ſie wird dort in einer Weiſe charakteriſirt, in welcher wir viele Züge wiedererkennen, mit denen Shakeſpeare dieſe Figur ausgeſtattet hat. So erzählt ſie, als die Botin Julia's an Romeo, dieſem von ihrer jungen Herrin Folgendes:

„Ach Gott, wie konnte allerliebſt das herz'ge Dingchen krehlen!
Ich legt' ſie über'n Schooß wohl tauſendmal und mehr,
Und klatſcht' ihr — — — — ſanft und küßt' es hinterher;
Und ſolch' ein Schmätzchen war mir größerer Genuß,
Als je von vorne auf den Mund 'nes alten Buhlers Kuß.
So ſprach die Schwätzerin von Julia's Kinderzeit,
Und wie es jetzt mit ihr beſtellt, erzählend lang und breit."

Wer wird durch dieſe Erzählung nicht an jene ähnliche erinnert, wo bei Shakeſpeare die alte geſchwätzige Amme der Mutter ſowohl wie Julien von ihrem gefährlichen Falle in der Kindheit zu erzählen weiß? — Die Einleitung verfolgt ausführlich die Erzählung nach jenem Gedichte, und wir werden durch die Angabe des Inhaltes deſſelben in den Stand geſetzt, Vergleiche anzuſtellen über das große dramatiſche Geſchick, mit welchem Shakeſpeare die einzelnen Züge zur lebendigen Charakteriſtik ſeiner Figuren und zur Belebung der Handlung zu verwerthen wußte.

Die Einleitung zu dem dritten Stück des vierten Bandes, zum „Sommernachtstraum", welche ebenfalls von A. Schmidt geſchrieben iſt, bringt zunächſt eine Unterſuchung über die Zeit der Abfaſſung dieſes Dramas, als welche dieſelbe feſtgeſetzt wird, in welche auch Richard III., Romeo und Julie, und wahrſcheinlich auch Richard II. fallen, die Uebergangsperiode des Dichters von jugendlicher Bedingtheit zur männlichen Reife, etwa um das Jahr 1594. Darauf folgt eine ausführliche Abhandlung über den Volksglauben von den Feen und Elfen zu Shakeſpeare's Zeit, die ſelbſtverſtändlich auf dieſe Geſtalten in dem Stücke ein helles Licht werfen und ihr Verſtändniß weſentlich erleichtern muß.

Im „Julius Cäſar", mit welchem Stücke der fünfte Band beginnt, bringt uns die von demſelben Commentator abgefaßte Einleitung, außer einer Feſtſtellung der Abfaſſungszeit, eine ausführliche Mittheilung aus Plutarch's Leben Cäſar's, aus welcher wieder die Art und Weiſe, wie Shakeſpeare dieſen Geſchichtsſchreiber zu ſeiner Tragödie benutzt hat, ſichtbar wird. Aehnlich iſt von demſelben Verfaſſer zu dem zweiten Stücke des fünften Bandes, zu dem Luſtſpiel „Was ihr wollt", deſſen Abfaſſung in die Zeit zwiſchen 1598 und 99 geſetzt wird, als Argument deſſelben ein Auszug aus der im Jahre 1581 erſchienenen Geſchichte von Apollonius und Silla in Barnaby Rich's Farewell to Military Profession mitgetheilt, der in allen Hauptzügen mit Shakeſpeare's Behandlung des Stoffes übereinſtimmt.

Als das letzte der überſetzten und erläuterten Stücke ſchließt „der Sturm" den fünften Band, in deſſen Einleitung A. Schmidt als die früheſte Zeit der Abfaſſung das Jahr 1610 feſtſetzt und dann nachweiſt, daß höchſt wahrſcheinlich Shakeſpeare — worauf ſchon Tieck 1817 hingewieſen, und was dann ſpäter durch Albert Cohn in ſeinem Werke über die engliſchen Schauſpieler in Deutſchland (London 1865) als ziemlich ſicher dargethan iſt — des deutſchen Dichters Jakob Ayrer's, ſeines älteren Zeitgenoſſen, Schauſpiel „die ſchöne Sidea" gekannt und bei der Abfaſſung ſeines „Sturm" vielfach benutzt habe. Aus dem Stücke Ayrer's werden dann ſchließlich mehrere Scenen wörtlich mitgetheilt, welche zu einer Vergleichung mit Shakeſpeare von ſelbſt auffordern, aus denen aber auch ſofort die große geiſtige Ueberlegenheit des engliſchen Dramatikers und ſeine ſelbſtändige Behandlungsweiſe des überlieferten Stoffes erhellen.

Dr. Zapp.

Schweden.

Carl Marin's vergleichende Sprichwörterſammlung.

Seit dem Jahre 1515, wo der gelehrte Erasmus ſeine Sammlung von Sprichwörtern des Alterthums (Adagiorum collectanea) in Paris herausgab, ſind faſt in allen Ländern wiederholte Verſuche gemacht worden, die Sprichwörter der verſchiedenen Völker vergleichend zuſammenzuſtellen.

Bald iſt es eine Auswahl von Sprichwörtern aus mehr oder weniger fremden Sprachen, welche G. Meurier [1]), der Abbé d'Humière [2]), der als Erzbiſchof von Avignon ſtarb, und A. Delanore [3]) in's Franzöſiſche, G. Varrini [4]) in's Italiäniſche und J. Mapletoft [5]) in's Engliſche überſetzt; bald ſind es analoge Sprichwörter anderer Völker, welche die Herausgeber von Sprichwörter-Sammlungen im Originaltext mitgetheilt haben.

So hat ſchon der berühmte Commentator H. Nuñez ſeinen Refranes o Proverbios en Castellano, der zweitälteſten ſpaniſchen Sprichwörter-Sammlung (Madrid, 1555), franzöſiſche, italiäniſche und portugieſiſche Sprichwörter beigefügt.

H. Megiſer's Paroemiologia polyglottos (Lipsiae, 1605) und J. Gruter's Florilegium ethico-politicum nunquam antea editum (Francofurti, 1610—12) enthalten zahlreiche Anführungen aus den damals bekannteſten Sprachen des Occidents und Orients.

A. Monoſini verglich in ſeinen Floris Italicae linguae libri novem (Venetiis, 1604) die italiäniſchen Sprichwörter mit den altgriechiſchen und lateiniſchen.

Profeſſor Matras ſtellte ſeine 1633 in Kopenhagen veröffentlichten Proverbes, sentences et mots dorés en Français, Danois, Italien et Allemand in vier Columnen neben einander, und ſelbſt der ehrenwerthe Bürgermeiſter Ch. L. Grubb in Kalmar verfehlte nicht, in ſeinem Penu proverbiale (Linköping, 1665) die ſchwediſchen Sprichwörter durch ähnliche aus anderen Sprachen zu erläutern.

In neuerer Zeit hat namentlich G. von Gal ein „Sprichwörterbuch in ſechs Sprachen" (Wien, 1830), Karoline Ward „National Proverbs" (London, 1842) in fünf Sprachen, und Fr. L. Čelakovský die Sprichwörter ſämmtlicher Slavenſtämme [6]) vergleichend zuſammengeſtellt herausgegeben, und ihnen hat ſich kürzlich ein Schwede, Carl Marin, mit ſeinen „Sprichwörtern und Redensarten" [7]) in ſechs Sprachen angeſchloſſen. Denn

[1]) Recueil de Sentences notables. Anvers, 1568.

[2]) Recueil de proverbes à l'usage des écoles. Paris, 1800.

[3]) Choix de Proverbes. Paris.

[4]) Scielta de' Proverbi e Sentenze italiani, tolti da varie lingue. (Venetia, 1668.)

[5]) Select Proverbs. London, 1707.

[6]) Mudrosloví Národu Slovanského ve Přislovích. V Praze, 1852.

[7]) Ordspråk och Talesätt pa Svenska, Latin, Franska, Tyska, Italienska, och Engelska, samlade och utgifne of Carl Marin. Stockholm, 1867.

Digitized by Google

K. Kelly's Proverbs of all Nations (London) iſt kaum ein Verſuch zu nennen; H. Bene's A Polyglot of foreign Proverbs (London, 1857) beſteht aus ſieben getrennten Sprichwörterſammlungen, welche bloß durch einen gemeinſchaftlichen Index verbunden ſind, und Wander in ſeinem großen, für die Wiſſenſchaft leider werthloſen „Deutſchen Sprichwörterlexikon“ hat zwar die Sucht, möglichſt viele Sprichwörter aus fremden Sprachen zur Vergleichung anzuführen, wird aber, da ſeine Sprachkenntniſſe ſich auf Lateiniſch zu beſchränken ſcheinen, nur zu oft von dem Mißgeſchick betroffen, dieſe Sprichwörter an der unrechten Stelle anzubringen, oder ſie mit allen Druckfehlern abzuſchreiben, die in der betreffenden Originalſammlung ſtehen, ſo daß wir z. B. auf S. 58:

The young people grunts like the old sow,

auf S. 35:

Alla simia piace le cirege,

und auf S. 10:

Avec un Si on mettrait Paris dans bouteille,

leſen, und bei der Redensart: „Es geht ab wie warme Semmel“ die franzöſiſche finden: Il y a grande foule.

Marin dagegen kennt nicht nur die Sprachen, aus denen er Sprichwörter mittheilt, ſondern hat auch meiſt die richtigen Analogieen gewählt. Als Schwede hat er natürlich die Sprichwörter und Redensarten ſeines Vaterlandes vorangeſtellt, und ihnen die entſprechenden lateiniſchen, franzöſiſchen, deutſchen, italiäniſchen und engliſchen in nebeneinanderſtehenden Columnen folgen laſſen. Paſſender wäre es jedenfalls geweſen, auf einer Seite die drei germaniſchen und auf der andern die drei romaniſchen Sprachen zuſammenzuſtellen; da jedoch der Verfaſſer ſein Buch weniger für die gelehrte Welt als für das allgemeine Leſepublikum beſtimmt zu haben ſcheint, ſo kömmt es weniger auf die wiſſenſchaftliche Anordnung des Ganzen als auf die Richtigkeit des Inhalts an. Darum hat es auch nichts auf ſich, wenn wir mitunter Sentenzen, die wohl nie in's Volk gedrungen, wie die franzöſiſche:

Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que Voltaire, c'est tout le monde,

und ähnliche, als Sprichwörter aufgenommen oder auch öfter in der oder jener Sprache ein Sprichwort angeführt ſehen, das urſprünglich einer andern angehört und bloß durch Uebertragung ſich in einem neuen Kleide zeigt. Indeſſen läßt ſich nichts ſchwerer nachweiſen, als der Heimatsſchein eines Sprichworts, und da der Verfaſſer der vorliegenden Sammlung es verabſäumt hat, die Quellen anzugeben, denen er ſeine Sprichwörter entnommen, wagen wir nicht zu entſcheiden, wie viele von dieſen Sprichwörtern, die uns unecht ſcheinen, es wirklich ſind, oder ſich in ihrer neuen Geſtalt Bürgerrechte erworben haben.

Hat doch Wander in ſeinem Lexikon, ganz abgeſehen von den vielen Sprichwörtern, die er nach Körte's Behauptung ſelbſt gemacht, Alles als deutſche Sprichwörter drucken laſſen, was er in deutſcher Sprache gefunden hat, gleichviel ob es aus dem Arabiſchen überſetzt war, wie:

Ueber Abbadan geht kein Dorf (S. 5),

oder aus dem Ruſſiſchen, wie:

Wenn dir der Archijerej nützen soll, so nenne ihn Metropolit (S. 125),

oder aus dem Neger-Engliſch in Surinam, wie ſämmtliche Sprichwörter unter der Rubrik „Aasgeier“ (S. 5), die eigentlich nur hätten zu Vergleichen dienen ſollen.

Wir wollen uns daher damit begnügen, als Probe einige Sprichwörter mitzutheilen, bei denen Ergänzungen nöthig oder Aenderungen wünſchenswerth ſein dürften.

Das ſchwediſche Alla dagar äro inte sötebrödsdagar,
lat. Non semper oleum,
franzöſ. Il n'est pas tous les jours fête,
deutſch —
ital. Ogni di non è festa,
engl. Christmas comes but once a year,
iſt das deutſche: Es ist nicht alle Tage Kirmess,
oder: Jahrmarkt ist nicht alle Tage,
welches am Mittelrhein: Et es net ömmer Sonnig (Es iſt nicht immer Sonntag),
in der Schweiz: Es ist nicht alle Tage Fleischtag,
in Preußen: Es ist alle Tag' Fischtag, aber nicht Fangtag,

lautet und in den weſtfäliſchen und andern plattdeutſchen Dialekten zwiſchen Sonntag, Kirchweih, Jahrmarkt und Fangtag ſchwankt.

Die Holländer haben: Het is alle dagen geen Vastenavond (Es iſt nicht alle Tage Faſtnacht); Het is altijd geen Maiavond (Sins Maartensavond) (Es iſt nicht immer Mai- (St. Martins-) Abend), oder: Het is alle dagen (altijd) geen jaag-dag (vang-dag) (es iſt nicht alle Tage [immer] Jagd- [Fang-] Tag); die Dänen, gleich den Schweden: Det er ei hver Dag Bagedag, es iſt nicht jeder Tag Backtag (Det äro icke alla dagar bakedagar); die Norweger: D'er inkje hvar Dag Kvitsundag, es iſt nicht jeden Tag Pfingſten, und die Isländer: „Nicht immer iſt Faſttagsabend (Jul).“

Im Lateiniſchen wäre geeigneter:

Non semper sunt Saturnalia,

und im Italiäniſchen hinzuzufügen:

Ogni giorno non si fanno nozze (Nicht jeden Tag iſt Hochzeit).

Das italiäniſche Sprichwort:

A testa bianca spesso cervello manca

iſt nicht das deutſche: Alter schützt vor Thorheit nicht, ſondern: Alter macht zwar immer weiss, aber nicht weise, welches die Dänen (Alderdom gjör hvidere, men ei bedere, Alter macht weißer, aber nicht beſſer), und Norweger (Dei er inkje alle vise, som er graae i Kollen, Es ſind nicht Alle weiſe, die graue Köpfe haben), kennen, aber die Schweden nicht haben, und das dem lateiniſchen:

Canitiei non semper comes virtus

entſpricht.

Bei dem Sprichwort: Som de gamla sjunga, så qwittra de unga,
lat. A bove majore discit arare minor,
deutſch Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen,
engl. As the old cock crows, so crows the young,

fehlt das franzöſiſche:

Ce que chante la corneille,
Si chante le corneillon,

wogegen das lateiniſche nicht hierher, ſondern zu dem deutſchen gehören würde: „Das Kalb lernt von der Kuh“.

Die volksthümlichen Bezeichnungen des Nimmermehrs-Tages:
ſchwed. När det blir sju torsdagar i en wecka,
lat. Cum muli pariunt. Ad Graecas calendas,
franz. La semaine des trois jeudis,
deutſch: Oſtern, wenn die Böcke lammen,
ital. Quando i muli partoriscono,
engl. When two Sundays meat. At latter Lammas,

haben wir bereits in Nr. 40 des 31. Jahrgangs dieſer Blätter in einem beſonderen Artikel behandelt, zu dem wir hier noch einige Nachträge hinzufügen wollen.

Zu den Heiligen, welchen dieſer Tag geweiht iſt, kommt noch in der Romagna San Gnacara, in Piemont San Mai, und in der Heimat des Rouchi in Nord-Frankreich St. Soion, zu deſſen Ehren man „die Kälber ſcheert“.

Digitized by Google

In der Romagna vertröſtet man auf „das Jahr mit zwei Carnevals" (l'ann di du Carnuvel) oder l'ann de méi, das nie kommt; in Sizilien auf „die Woche ohne Samſtag" (la simana senza sabatu); in Neapel „wenn es Roſinen und Feigen regnet" (quanno chiovettero passe e fico cecche), oder „wenn die Lebern Haare und die Affen Schwänze haben"; in der Provence „auf die Woche mit vier Donnerſtagen (A la semano deis quatre dijous); in der Picardie „wenn die Fröſche Schwänze" oder „die Hühner Zähne haben" (Quand chés guernoules (glaines) iz (az) avont des queues (deints); in Northamptonſhire auf Tib's eve, der weder vor noch nach Weihnachten kommt, oder: When we have a month o' Sundays.

Die Deutſchen haben „der Jüden Chriſttag", „zu Weihnachten im Schnitt" oder „im Sommer", „wenn der Schneekönig*) wieder kommt", „wenn die Henne vor ſich ſcharrt", wenn es ſchwarzen Schnee giebt"**), „wenn Schaben (Motten) in's Salz kommen", „wann die Kühe lachen", oder, wie in Darmſtadt: „Wann die Kuh en Batze gilt", und: „Uebermorgen, wenn's Heu blüht".

In Preußen ſpricht man: „Es geſchieht am Zweiunddreißigſten"; „auf weiße Pfingſten" oder „Op Plumepingste"; in Holſtein: Pingsten um de listied (Eiszeit); in Siebenbürgen: „Won de Kätz en Oache liegt" (wenn die Katze ein Ei legt); „wenn der Teufel im Weiher ertrinkt", oder: âf den Gorrefôatstâg, auf Pferdepfingſten; in der Schweiz: „Wann die Katzen Ganseier legen"; „Am letzten Bohnenmarkt", und „am Nümmerlistag, wenn d' Schnecken bellen"; im Oberharz: „Wenn die Elbe brennt und die Gänſe Waſſer tragen", und in Tirol: „Wenn zwei Staubbeſen zuſammenkommen".

In Norwegen ſagt man: „naar han Sant-Olav kjem atter nordantil, wenn St. Olav wieder nach Norden kommt; in Schweden: Når Swijnen klippas, wenn die Schweine geſchoren werden; in Dänemark: Naar der kommer to Sondage i een Uge, wenn zwei Sonntage in einer Woche kommen; in Holland: Wenn Oſtern und Pfingſten auf einen Tag fallen; te Sint Jutmis, als de kalveren op het ijs danssen ***) und als Passchen op een' goed vrijdag komt†), wenn Oſtern auf einen Charfreitag kommt."

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Frankreich.

Die franzöſiſche Schulbildung im Jahre 1866.

Die Geſammtbevölkerung Frankreichs betrug im Jahre 1866: 38,067,064 Seelen. Wieviel giebt es nun Männer, Frauen und Kinder, welche nicht leſen oder ſchreiben können?

Man muß natürlich ganz von den Kindern abſehen, die ihres Alters wegen unzurechnungsfähig ſind. Das Kind beſucht in der Regel die Elementarſchule erſt vom ſiebenten Jahre an; erſt nach verfloſſenem achten Jahre kann man von ihm verlangen, daß es, wenn auch noch nothdürftig, leſen und ſchreiben kann.

Nun gab es im Jahre 1866 in Frankreich 5,774,814 Kinder unter acht Jahren; dieſe, von der Geſammtbevölkerung abgezogen, bleiben 32,292,250 Franzoſen von acht bis hundert Jahren oder mehr, die, zwiſchen den Jahren 1766 und 1858 geboren, unter den verſchiedenen betreffenden Regierungen die hinlängliche Schulbildung hätten erlangen ſollen, um heute leſen und ſchreiben zu können.

Zieht man von der letzten Zahl 454,557 Perſonen ab, deren Schulbildung nicht ermittelt werden konnte (221,212 männlichen und 233,315 weiblichen Geſchlechts), ſo bleibt ein Total von 31,837,793 Perſonen (15,870,173 männlichen und 15,967,520 weiblichen Geſchlechts), deren Bildung conſtatirt wurde.

Das Reſultat der Unterſuchung iſt nun folgendes:

Von 15,870,173 Männern und Knaben über acht Jahren können 3,824,483 (alſo 24,11 pCt.) nicht leſen. (Nach der Statiſtik des Kriegsminiſters betrug im Jahre 1866 die Zahl der Rekruten, die nicht leſen konnten, 24,68 pCt.). Von 15,967,520 Frauen und Mädchen über acht Jahren können 5,245,506 (alſo 32,85 pCt.) nicht leſen. Beide Geſchlechter zuſammengenommen, ergiebt alſo ein Total von 9,066,989 Perſonen (im Durchſchnitt alſo 28,48 pCt.), die nicht leſen können.

Was die Zahl derer betrifft, welche ſchreiben können ſollten, es aber nicht können, ſo beträgt ſie 5,468,999 Männer und Knaben über acht Jahre (34,46 pCt.; im Jahre 1866 konnten auf hundert Neuvermählte 25,86 pCt. ihren Ehekontrakt nicht unterzeichnen und auf hundert Rekruten konnten 27,22 pCt. nicht ſchreiben), und 7,487,314 Frauen und Mädchen über acht Jahre (46,89 pCt; im Jahre 1866 konnten auf hundert Neuvermählte 40,98 pCt. ihren Ehekontrakt nicht unterzeichnen). Die Geſammtzahl beträgt alſo 12,956,313 Perſonen oder 40,69 pCt.

Die Schätzung der franzöſiſchen Bevölkerung findet alle fünf Jahre ſtatt. Fragen wir daher 1871 wieder nach. Im Jahre 1866 konnten von 12 Franzoſen 3 nicht leſen, 4 nicht ſchreiben, von 12 Franzöſinnen 4 nicht leſen, 6 nicht ſchreiben. Zehn Jahre früher wurde mir erzählt, daß bei einer Hochzeit von Landleuten in einem kleinen Orte der Vendée von 15 bis 20 Perſonen das kirchliche Ehezeugniß nur zwei unterzeichnen konnten; Einer von dieſen Zweien war ein Deutſcher! Trotz dieſer Thatſachen will die klerikale Partei nichts von Schulzwang wiſſen.

Der Miniſter des Unterrichts, Herr Duruy, dem es um die Hebung der Elementarſchule Ernſt iſt, hilft ſich ſo gut er kann. Die von dem Elſäſſer Jean Macé gegründete Ligue für den Volksunterricht ſucht das Publikum für die Frage zu intereſſiren und durch Privatkräfte zu wirken; ſie wird aber von dem blödſinnigen Klerus befehdet, und noch jüngſt erließ der Biſchof von Orleans, der bekannte Dupanloup, deſſen Talente weit übertrieben worden ſind und der in einem proteſtantiſchen Lande, auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen, eine ſehr mittelmäßige Größe ſein würde, gegen dieſe Ligue eine heftige Ermahnung an ſeine Pfarrer. Dieſe Ligue hat aber zuletzt doch die Nothwendigkeit bei der legitimiſtiſch-klerikalen Partei begreiflich gemacht, daß ſie dieſelbe mit gleichen Waffen bekämpfen muß. Es iſt in Rennes, einem legitimiſtiſchen Rattenneſt, eine katholiſche Ligue für den Unterricht gegründet worden; das Volk wird zwar von derſelben albernes Zeug zu leſen bekommen, es lernt aber doch leſen. Der Erzbiſchof von Rennes hat ihr ſeinen Segen gegeben. Uebrigens hat in ſeiner Diöceſe, im Orte La Guerche, ein Pfarrvikar ſchon ſeit zwei Jahren den Kampf gegen den Schulunterricht durch Laien aufgenommen, indem er ſich mit vier „Brüdern" des Ordens Lamennais, geſtiftet vom Bruder des berühmten Verfaſſers der Paroles d'un Croyant, in der Stadt angeſiedelt hat und dort Schule hält, ſtatt in der Pfarre zu bleiben. In Amiens ſucht der Pfarrer von Notre-Dame de Conſolation auf eigene Art die von ordentlichen Schullehrern

*) Guſtav Adolph von Schweden.

**) Altdeutſch: Bis der ſwarze Sne ſneit!

***) Vlamiſch: To zomer, als de kalveren op het ys dansen (Im Sommer, wenn die Kälber auf dem Eiſe tanzen).

†) Weſtfäliſch: Wenn Pinksten upp'n Fridag kümmt.

Digitized by Google

gehaltenen Volksſchulen zu entvölkern und die Kinder zu zwingen, bei den frères ignorantins in die Schule zu gehen; er weigert ſich, ſie zur erſten Abendmahlsfeier zuzulaſſen, von einunddreißig fanden nur zwei bei ihm Gnade. In Perigueux hat vor zwei Jahren der Präfekt eine Geſellſchaft in's Leben gerufen, die ſich die Hebung des Elementarunterrichts und des Schulbeſuches zur Aufgabe ſtellt; der dortige Biſchof, der unlängſt einen anſtändigen Mann mit einem Fußtritt abfertigte, weil derſelbe es gewagt hatte, um die Abſetzung eines Dorfpfarrers anzuhalten, der ein junges Mädchen verführt hatte, hat ſeiner Geiſtlichkeit ſtreng verboten, dieſer Geſellſchaft förderlich zu ſein oder ſich überhaupt mit ihr einzulaſſen.

Mit ſolchen Hinderniſſen hat der Volksſchul-Unterricht in Frankreich zu kämpfen! S.

Kleine literariſche Revue.

— **Friedrich Rückert's ſämmtliche Werke.** Die vortreffliche, literariſch-kritiſch geordnete Geſammtausgabe von Friedrich Rückert's poetiſchen Werken in zwölf Bänden (in kl. 8.) iſt nunmehr bis zur 34. Lieferung, bis zur Vollendung des neunten Bandes, gediehen.*) Wir haben uns über die Zweckmäßigkeit der Eintheilung der neuen Ausgabe, durch welche zur vollen Anerkennung dieſes, wie kein Anderer, formengewandten und fremdes Völker- und Kulturleben umfaſſenden, deutſchen Dichters weſentlich beigetragen wird, in dieſen Blättern bereits ausgeſprochen. Mit Ausnahme der allerdings an vielen Mängeln leidenden Dramen, welche den neunten und zehnten Band der Sammlung bilden, kann dieſe Ausgabe Rückert's als würdigſter Abſchluß des mit Leſſing beginnenden Cyklus deutſcher Klaſſiker gelten, und ſie darf daher in keiner Bibliothek fehlen, die auf literarhiſtoriſchen Werth irgendwie Anſprüche macht. Die beiden Bildniſſe Rückert's, die dem erſten und dem achten Bande beigegeben ſind, ergänzen ſich gegenſeitig in höchſt anziehender Weiſe. Das erſte ſtellt nämlich Rückert mit ſeinem genialen, jugendlich-feurigen Antlitz dar, wie es in Rom, im Jahre 1818, von einem deutſchen Künſtler gemalt wurde, und das zweite zeigt uns den Greis, den Landmann von Neuſeß, im J. 1864 von Bertha Froriep gemalt, deſſen langes, wallendes Haupthaar zwar ergraut iſt, deſſen Züge aber noch, wie vor einem halben Jahrhundert, die Signatur des Genius und des freien deutſchen Mannes tragen.

Die Deutſchen in Nord- und in Süddeutſchland und im großen öſterreichiſchen Kaiſerſtaat werden hoffentlich überall auch durch Anſchaffung dieſer echten deutſchen Dichterwerke beweiſen, daß ſie ein „einig Volk von Brüdern" ſind. J. L.

— **Jahrbuch der deutſchen Dante-Geſellſchaft.** Der kürzlich erſchienene zweite Band dieſes Jahrbuches**), herausgegeben von Karl Witte, ſtellt ſich als ein Vereinigungspunkt nicht bloß deutſcher, ſondern auch italiäniſcher und engliſcher Studien über Dante dar. Herr Giambattiſta Giuliani, der heutige Erklärer der Divina Commedia am Istituto di studi superiori in Florenz, wo bekanntlich Boccaz der Erſte war, der dieſes Lehramt bekleidete, theilt darin in italiäniſcher Sprache ſeinen Commentar des dreizehnten Geſanges der „Hölle" mit, und zwar mit der ſein Syſtem der Kritik bezeichnenden Ueberſchrift „Dante spiegato con Dante". In engliſcher Sprache veröffentlicht Dr. Henry Clark Barlow Conjecturen über die Perſönlichkeit der Matelda, welche Dante im „Paradies" als Donna soletta einführt. Einer längeren Abhandlung des ſchweizeriſchen Pfarrers Scartazzini über Dante's Viſion im irdiſchen Paradies, verglichen mit der bibliſchen Apokalyptik, ſchließt der deutſche Paſtor Leopold Witte (ein Sohn des Herausgebers) Betrachtungen über dieſe Viſion an. Karl Witte ſelbſt hat zahlreiche Beiträge geliefert: zunächſt über „die Thierwelt" in der D. C., über Handſchriften der D. C. in Konſtantinopel und Cagliari, und Nekrologe von ſechs ſeit Gründung der Deutſchen Dante-Geſellſchaft verſtorbenen Mitgliedern derſelben: L. G. Blanc, Eduard Gerhard, G. Tamburini, Adolf Dörr, Vogel von Vogelſtein und J. F. H. Abegg, woran V. A. Huber den Nekrolog einer hochbegabten Frau und Dante-Kennerin, Joſefa's von Hoffinger, gereiht hat. Hermann Grieben berichtet über einen Dante-Codex in der Capſtadt, Alfred von Reumont über Dante's Familie, Theodor Paur über Dante's Portrait und Karl Bartſch über die von Dante benutzten provenzaliſchen Quellen. Außerdem ſind noch zehn verſchiedene, größere oder kleinere Abhandlungen über Dante und die D. C. in dem vorliegenden Bande enthalten, der jedenfalls ein achtungswerther Beweis der großen Verehrung iſt, die dem Vater der modernen italiäniſchen und europäiſchen Poeſie und Epik in Deutſchland zu Theil wird. J. L.

— **Dixon's Buch über den Tower.***) Der Verfaſſer von Neu-Amerika" und der „Seelenbräute" hat ſich aus der ungeſunden Sphäre der amerikaniſchen, engliſchen und deutſchen Mucker wieder auf den kulturgeſchichtlichen, lehrreichen Boden Altenglands geflüchtet, und in einem anziehenden Buche, welches Nr. 1007 der Tauchnitz Collection for Continental Circulation bildet, präſentirt er uns vierunddreißig, Ihrer Majeſtät der Königin Victoria gewidmete, hiſtoriſche Studien über Her Majesty's Tower, dieſes älteſte aller Burgſchlöſſer und Burgverließe Europas, ſo viele deren in alten Bauwerken noch vorhanden ſind. Während, wie Dixon ſagt, die älteſte öſtliche Fronte der kaiſerlichen Burg in Wien aus der Zeit des engliſchen Königs Heinrich III., der Kremel in Moskau und der Dogenpalaſt in Venedig aus dem 14. Jahrhundert, die Anfänge des Vaticans aus der Zeit der Borgias, das Louvre aus der Zeit Heinrich VIII., die Tuilerien aus der Zeit Eliſabeth's, Sansſouci und das Escorial aus dem achtzehnten Jahrhundert ſtammen, wurden die jetzigen Gebäude des Towers, die ſich an einer Stelle befinden, wo einſt ein römiſches Caſtrum aus der Zeit Cäſars ſtand, von Wilhelm dem Eroberer angelegt und von ſeinen normanniſchen Nachfolgern vollendet, und bis zum Jahre 1100 reichen die Chroniken und die Kerkergeſchichten des Towers zurück. „Der Tower", ſagt Dixon, „hat für uns eine Anziehungskraft, wie diejenige, welche das Vaterhaus oder die Schule, in der wir erzogen wurden, auf uns übt. Wohin wir auch wandern — jenes grimme alte Bauwerk am Themſepfuhl wandert mit uns: es bildet einen Theil von Allem, was wir wiſſen, von Allem, was wir ſind. Ob das Meer uns auch

*) Friedrich Rückert's geſammelte Poetiſche Werke in zwölf Bänden. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1868—69.

**) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869.

*) Her Majesty's Tower. By William Hepworth Dixon. Copyright Edition. Leipzig, Tauchnitz, 1869.

Digitized by Google

von der Themſe trennt — der Tower haftet feſt an uns, als ob er ein Lebenselement wäre. Shakſpeare's Blätter zeugen von ihm und auf Bacon's Geſchichte wirft er ſeinen düſtern Schatten. Viele unſerer Bücher wurden in ſeinen Kellergewölben geſchrieben: des Herzogs von Orleans „Poesiees", Raleigh's History of the World, Eliot's Monarchy of Man und Penn's No Cross, no Crown. . . . Von den Tagen Heinrich's des Erbauers bis zur Zeit Heinrich's von Richmond war der Tower, als der ſtärkſte feſte Platz im Süden Englands, abwechſelnd das prachtvolle Schloß und das dumpfe Burgverließ aller unſerer Fürſten. Hier hielt Richard III. ſeinen Hof und gab er ſeine Krone auf. Hier wurde Heinrich VI. ermordet, hier der Herzog von Clarence in Wein erſäuft und hier wurden König Eduard und der Herzog von York auf Richard's Befehl erſchlagen." J. L.

— **Alexander Petöfi.***) Dem im Kampfe für die Freiheit und das Verfaſſungsrecht ſeines Vaterlandes im J. 1849 gefallenen magyariſchen Dichter iſt in der Schweiz, wie in Deutſchland, fortdauernd ein ſo lebhaftes poetiſches Intereſſe gewidmet, daß die im vorigen Jahre zu Bern erſchienene neue deutſche Ueberſetzung der Dichtungen Petöfi's, von Theodor Opitz, auf eine wohlwollende Theilnahme von Seiten des Publikums rechnen konnte, obwohl wir ſeit zwanzig Jahren mit Bearbeitungen Petöfi's, die allerdings, was die künſtleriſche Form betrifft, Manches zu wünſchen übrig ließen, förmlich überſchüttet worden ſind. Die vorliegende neue Ueberſetzung eines Theiles ſeiner epiſchen und ſeiner ſämmtlichen lyriſchen Gedichte, denen eine treffliche Lebensſkizze Petöfi's auf 109 S. vorangeht, iſt zwar auch noch immer nicht ganz frei von äſthetiſchen Sünden und proſodiſchen Verſtößen, doch ſie liefert im Ganzen ein treues, Achtung einflößendes Bild des tapfern Magyaren, der bis zu ſeinem letzten Lebenshauche, mit der Leier wie mit dem Schwerte, gegen die öſterreichiſchen Unterdrücker ſeines Vaterlandes gekämpft hat. J. L.

— **Zur Farbenlehre.** In dem vornehmlich für Architekten, Maler, „ſodann aber auch für Techniker, Bau- und polytechniſche, höhere Gewerbe- und Realſchulen" beſtimmten Büchlein: „Die Farbenlehre von Guido Schreiber"**) hatten wir eigentlich etwas Anderes erwartet. Es iſt der dritte und letzte Band des von demſelben Verfaſſer herausgegebenen Werkes „Das techniſche Zeichnen", in welchem ſich der Verfaſſer ſo ziemlich auf den praktiſchen Standpunkt allein ſtellt. Auch in dem Vorwort zu dieſem Bändchen ſagt er: „Wir ſtützen unſern gegenwärtigen Vortrag zunächſt auf eine empiriſche Auffaſſung der Naturerſcheinungen; denn wir wollen die Farbenlehre populariſiren zum Nutzen all' Jener, welche Farben in artiſtiſcher Abſicht zu behandeln wünſchen. Dem Phyſiker bleibe es überlaſſen, daſſelbe Feld mit ſeinen experimentellen und analytiſchen Hülfsmitteln zu bearbeiten und hier den Zuſammenhang der Dinge bis zu den Marken der menſchlichen Erkenntniß nachzuweiſen. Für uns muß alles Hypothetiſche auf das Unmögliche beſchränkt bleiben, weil es dem nicht ganz Kundigen das Auge trübt. Lebten doch die größten und für immer bewunderten Koloriſten ſchon lange, bevor Newton ſeine „Optik" ſchrieb, und wir haben ja der Zeugniſſe genug, wie ſie mit offenem Sinne zur Natur ſchauten und bei ihr jene Belehrungen und Anreize fanden, mit deren Hülfe ſie das Große geleiſtet." Dennoch geht der Verfaſſer auf die neueſten Hypotheſen, beſonders im II. Theil über „das Vorkommen der Farben" tief und gründlich und leider nicht immer in erwünſchter Klarheit ein. Uebrigens ſoll dieſe Bemerkung über den Widerſpruch des Vorworts mit der Behandlung durchaus kein Vorwurf ſein. Wir wollten nur konſtatiren, daß bei der Behandlung eines ſolchen Stoffes weder die Grundregeln und Wahrheiten, noch die Annahmen und vernunftgemäß begründeten Schlüſſe der Wiſſenſchaft ignorirt werden können — und daß, wenn man Göthe's Wegen nachfolgt, man ſelbſt auf der Bahn des „Entwurfs der Farbenlehre" weder Poeſie noch Wiſſenſchaft vernachläſſigen darf.

Wahrhaft populäre Darſtellung nennen wir — gleichviel auf welchem Gebiete — eine klare, für Jeden verſtändliche; und dieſelbe wollen wir dem Hefte im Allgemeinen keineswegs abſprechen. Daß der Verfaſſer auf ſeinem Gebiete durchaus zu Hauſe iſt und daher für den praktiſchen Gebrauch etwas Tüchtiges geleiſtet hat, müſſen wir anerkennen. Die Ausſtattung, mit 8 Farbentafeln und 15 Abbildungen des Verfaſſers, iſt Spamer'ſch lobenswerth. R.

*) Alexander Petöfi. Von Theodor Opitz. (1 Band von 372 S.) Bern, Haller'ſche Verlagsbandlung, 1868.

**) Leipzig, Otto Spamer.

Literariſcher Sprechſaal.

Der elfte „Niederländiſche Sprach- und Literatur-Kongreß" wird im J. 1869, in den Tagen vom 5. bis 8. September, in Belgien, und zwar in der Univerſitätsſtadt Löwen, ſtattfinden. Schon jetzt erläßt das Lokal-Comité, aus den angeſehenſten Männern der Stadt zuſammengeſetzt, an alle Freunde der gemeinſamen Sprache und Nationalität in Nord- und in Südniederland die Aufforderung, ſich recht zahlreich auf dem bevorſtehenden Kongreſſe einzufinden. Es heißt in dieſer Anſprache: „Zehn Kongreſſe haben abwechſelnd in Süd- und in Nordniederland ſtattgefunden, und es iſt erfreulich, ausſprechen zu können, daß durch das unermüdliche Streben der Freunde der eigenen Volksthümlichkeit und gemeinſamen Bildung die ſittliche Einigung beider Länder mehr und mehr an Kraft gewonnen hat. Es wäre überflüſſig, etwas über den Zweck und die Tendenz dieſer Verſammlungen zu ſagen. Ihr ununterbrochenes Fortbeſtehen zeugt für ihre Zweckmäßigkeit und ihren Nutzen; ja, unter den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen ſind ſie in der That eine Nothwendigkeit geworden." — Ein beſonders erfreuliches Zeichen der Zeit iſt es, daß auch die gelehrten Mitglieder der früher ſo wenig duldſam geweſenen „katholiſchen Univerſität" von Löwen nicht bloß ihre gaſtlichen Häuſer, ſondern auch ihre Herzen freudig den aus Holland zu erwartenden meiſtens aus Nichtkatholiken beſtehenden Freunden und Förderern der niederländiſchen Sprache und Literatur öffnen. Das Bewußtſein, daß man einer drohenden, gemeinſamen Gefahr gegenüber ſich befinde, drängt alle konfeſſionelle Eiferſucht in den Hintergrund und muntert auf beiden Seiten das Beſtreben auf, ſich geiſtig zu rüſten, um für die gemeinſamen ſittlichen Güter ſolidariſch einzuſtehen.

Eine andere erfreuliche Erſcheinung in Belgien iſt, daß auch im walloniſchen Theile des Landes, und zwar in deſſen Hauptſtadt Lüttich, die Theilnahme für das nationale Leben und Streben der Vlamingen zu erwachen beginnt. Unter der Leitung des Profeſſors Stecher in Lüttich wurde daſelbſt ein

Digitized by Google

vlamiſcher Verein begründet, an welchem ebenſowohl Studirende als Arbeiter Theil nehmen, und wo von Zeit zu Zeit Vorträge in vlamiſcher Sprache über die Geſchichte und die Literatur der alten niederländiſchen Provinzen gehalten werden.

Auch in Brüſſel iſt man jetzt in patriotiſcher Aufregung den franzöſiſchen Wühlereien gegenüber bei Gelegenheit der Differenz über die Frage, ob Directionen, die in Frankreich ihren Sitz haben, belgiſche Eiſenbahnen ſollen verwalten können. In einer am 21. März ſtattgehabten Verſammlung von Schriftſtellern und Gelehrten, unter denen ſich die Herren Conſcience, Delcroix, Dodd, Baron Geelhand, Eman. Hiel, van der Hove und viele andere Männer von Ruf befanden, wurde die Gründung einer Geſellſchaft zur Beförderung der niederländiſchen Literatur und Kunſt angeregt. Demnächſt will man nun ernſtlich zur Errichtung eines vlamiſchen Nationaltheaters in Brüſſel, mit einem vollſtändigen Repertoire von Schau- und Luſtſpielen und Opern ſchreiten. Sowohl die Staats- als die Stadtbehörden ſollen um Geldunterſtützung angegangen werden, und hofft man, daß ſie unter den gegenwärtigen Verhältniſſen bereitwilliger dazu ſein werden, als ſie früher waren. Es iſt ein Comité ernannt, welches die Sache mit vielem Eifer in die Hand genommen hat.

Für den 11. April iſt eine Aufführung des von Hiel gedichteten und von Benoit komponirten hiſtoriſchen Oratoriums „die Schelde" im Théâtre de la Monnaie in Brüſſel in feſtlichſter, großartigſter Weiſe vorbereitet. Es ſind Einladungen dazu an alle bekannten Verfechter der vlamiſchen Sache und der belgiſchen Selbſtändigkeit ergangen. Für diejenigen, die kein Vlamiſch verſtehen, iſt ein erklärendes Textbuch in franzöſiſcher Sprache erſchienen.*) Eine vollſtändige Ueberſetzung hat Herr A. van Souſt de Borkenfeldt geliefert.**) Die in dieſem wahrhaft begeiſternden Muſikwerke vorkommenden vaterländiſchen Geſänge ſind jetzt in Aller Munde, ebenſo der berühmte, gegen die franzöſiſchen Eindringlinge gerichtete Schlachtenruf der alten Vlamingen: „Vlaandern den Leeuw!" (Flandern dem Löwen!) Auch in Brüſſel fangen die walloniſchen Elemente des Volkes an, Sympathieen für die nationale Erhebung ihrer vlamiſchen Landesgenoſſen zu zeigen, obwohl die höheren Schichten der Bevölkerung meiſtens noch indifferent ſind.

Kürzlich iſt von der durch die Krankheit und das Ableben des bisherigen Bearbeiters Dr. J. Neuberg lange unterbrochen geweſenen deutſchen, autoriſirten Ausgabe von Thomas Carlyle's „Geſchichte Friedrich's II. von Preußen" ein neuer Band (der fünfte und vorletzte des ganzen Werkes) erſchienen.***) Von dieſem uns vorliegenden fünften Bande hatte Herr Neuberg nur die Ueberſetzung des achtzehnten Buches und die erſten Seiten des neunzehnten, etwa die Hälfte des Bandes, hinterlaſſen; die Bearbeitung der anderen Hälfte deſſelben wurde, unter Zuſtimmung des Herrn Carlyle, der mit Neuberg in perſönlicher Verbindung geſtanden, dem ebenfalls in England lebenden Dr. Friedr. Althaus übertragen, und wir können, nach Vergleichung der Arbeit des Letztern mit der ſeines verſtorbenen Vorgängers, die Verſicherung ausſprechen, daß dadurch das deutſche Buch eher gewonnen als verloren hat. Herr Neuberg hat bekanntlich etwas darin geſucht, den krauſen, hyperboliſchen Stil Carlyle's nicht blos treu wiederzugeben, ſondern ihm auch noch durch eigene Seltſamkeiten ein von der heutigen hiſtoriſchen Schreibart der Deutſchen ſehr abweichendes Anſehen zu verleihen. Nicht den leiſeſten Verſuch hat Herr Neuberg aber gemacht, in einer berichtigenden Anmerkung zum Text die von völliger Unkenntniß der hiſtoriſchen Arbeiten eines Schloſſer, Ranke, Häuſſer, v. Sybel u. A. zeugenden Angriffe Carlyle's auf den deutſchen „Dryasduſt" zu widerlegen. Es mag allerdings eine ſolche Berichtigung nicht gerade die Aufgabe eines vom Verfaſſer ſelbſt protegirten deutſchen Ueberſetzers geweſen ſein; in keinem Falle brauchte er jedoch die abenteuerlichen Auffaſſungen deutſcher Wiſſenſchaft, wie ſie Herr Carlyle ſeinem „Smelfungus" in den Mund legt, noch durch eigene Anmerkungen zu beſtätigen, wie dies z. B. noch im vorliegenden fünften Bande auf S. 260 geſchieht.

Der Londoner „Verein der Künſtlerinnen" (Society of Female Artists) hat ebenſowohl philanthropiſche als künſtleriſche Zwecke, indem er durch ſeine Ausſtellungen auch zur beſten Verwerthung der von weiblicher Hand gelieferten Kunſtarbeiten beizutragen ſucht. Das Vermögen dieſes Vereins, das ſich durch Beiträge und Schenkungen ſtets erhält und vermehrt, wird zum Theil zu Unterſtützungen bedürftiger Künſtlerinnen verwandt. Die in dieſem Jahre vom Verein veranſtaltete dreizehnte Kunſtausſtellung zeigt nicht weniger als 483 Gemälde und Zeichnungen von Damen, unter denen ſich viele wahrhafte Künſtlerinnen befinden. Die Waſſerfarben-Malerei, die ſich in England einer großen Liebhaberei erfreut, hat unter den Damen viele Verehrerinnen; die Waſſerfarben-Bilder ſind daher auf der Ausſtellung zahlreicher, als die Oelgemälde. Beſonders werden die charaktervollen Bilder einer Mrs. Backhouſe bewundert, von denen das eine „Papa's Diner" und das andere „Wünſchen Sie etwas Ale?" heißt. Die meiſten Triumphe trägt jedoch das gewiſſermaßen der Frauenhand von der Natur angewieſene Kunſtgebiet der Blumenmalerei auf dieſer Ausſtellung davon. Unter den Namen der beſten Künſtlerinnen befinden ſich eine Miß Landſeer (Schweſter des geſchätzten Thiermalers Sir Edwin L.), zwei Miſſes Swift und eine Mrs. Ward, welche Letztere jetzt die berühmteſte Malerin Englands iſt.

Die holländiſche Arbeiter-Induſtrie-Ausſtellung zu deren Förderung ſich in Berlin ein Central-Comité gebildet hat, findet in England, Belgien und Nordamerika ſo großen Beifall, daß die Veranſtaltung derſelben ganz andere Dimenſionen annimmt, als man anfangs für erforderlich hielt. Es wird darum nicht die Ausſtellung in Utrecht, ſondern in Amſterdam ſtattfinden. Eine lebhafte Betheiligung deutſcher Ausſteller an dieſem auf das Wohl der arbeitenden Klaſſen beſonders berechneten Unternehmen iſt aus mehr als Einem Grunde höchſt wünſchenswerth. Insbeſondere iſt es nicht unwichtig, daß gerade jetzt neben Frankreich auch Deutſchland in den Augen der Niederländer würdig vertreten werde. Anmeldungen nimmt der Secretair des Berliner Central-Comité's, Kanzleirath Quandt, Artillerieſtraße Nr. 7, in Empfang.

---

*) Analyse de l'oratorio historique flamand „De Schelde". Anvers, B. J. Mees.

**) L'Escaut. Traduction française en vers. Bruxelles, Vanderauwera.

***) VI u. 708 S. Mit fünf Tafeln in mehrfarbigem Steindruck. Berlin, k. Geh. Oberhofbuchdruckerei, R. v. Decker, 1869.

Digitized by Google

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von **Herman Grimm.** Dritte Auflage 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr. (68)

Der zweite Abdruck (1864), die Photographieen der Brüder Grimm enthaltend, kostet 20 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COLECCION DE AUTORES ESPAÑOLES.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neu erschienen:

Tomo XXV. **Cervantes,** Novelas escogidas.

Eine ähnliche billige Ausgabe dieser Musternovellen existirte bisher noch nicht.

Tomo XXVI. **Trueba,** Cuentos de color de rosa.

Diesem Band der beliebten Erzählungen ist zugleich ein Glossar beigegeben zur Erklärung besonderer Ausdrücke.

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neu erschien:

Tomo IX. **Silvio Pellico,** Le mie Prigioni e Poesie scelte.

Dieser Band enthält ausser einer correcten Ausgabe von „*Le mie Prigioni*“ auch die 12 *Capituli aggiunti* hierzu und die Zusätze von Piero Maroncelli. Ferner sind darin die beiden Tragödien „*Francesca da Rimini*“ und „*Tommaso Moro*“, eine sorgfältig getroffene Auswahl aus den *Cantiche* und *Poesie* des Verfassers, sowie endlich eine Biographie von Silvio Pellico aufgenommen. (69)

Verzeichnisse der bisher erschienenen Bände meiner **Bibliothek ausländischer Autoren in den Originalsprachen** sind durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Jn Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſcheint:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.** (70)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Februarheft (Nr. 6—9) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Aſtronomie. Die Protuberanzen. — Die Sonnenfinſterniß am 18. Auguſt 1868. **Meteorologie.** Die Temperaturabnahme mit der Höhe und die Windrichtungen. — Der Föhn der Südalpen. **Geologie.** Salpeterbildung in den nordweſtlichen Provinzen Indiens. — Die geologiſche Entwickelung des Samlandes. **Phyſik.** Eine neue chemiſche Wirkung des Lichtes. — Elektrizität durch Druck. — Ueber dunkle Wärmeſtrahlen. — Elektrizitätserregung durch chemiſche Lichtwirkung. — Der Aether. — Die Spektren des Sauerſtoffs und Stickſtoffs. **Chemie.** Neue Verbindungen des Siliciums. — Die Bildung der Blauſäure aus ihren Elementen. **Botanik.** Einfluß des Leuchtgaſes auf die Vegetation. — Löſung der Bodenbeſtandtheile durch die Pflanze. **Biologie.** Entſtehung der kleinſten Organismen. — Flügelbewegung der Inſekten. **Zoologie.** Ueber Sternſchnuppengallert. **Technologie.** Leuchtgas aus Petroleum-Rückſtänden.

Jn der **C. F. Winter**'ſchen Verlagshandlung in **Leipzig** und **Heidelberg** iſt ſoeben erſchienen: (71)

Baron **Carl Claus von der Decken's Reiſen in Oſt-Afrika** in den Jahren 1859 bis 1865. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reiſenden, Fürſtin Adelheid von Pleß, von **Otto Kerſten**, früherem Mitgliede der von der Decken'ſchen Expedition. **Erzählender Theil.** Mit zahlreichen Abbildungen, gezeichnet von C. Hein, E. Hein, G. Sundland und Anderen, und Karten von B. Haſſenſtein. **Erſter Band.** gr. 8. carton. Preis 5 Thlr. 15 Ngr.

Ein wirklich gutes Reiſewerk iſt eine Seltenheit, eine ſchwierige, nicht oft gelöſte Aufgabe. Iſt es anziehend, lesbar und unterhaltend, ſo hat es in der Regel wenig oder keinen geographiſchen Werth; iſt es dagegen gediegen und inhaltreich, ſo iſt es gewöhnlich ſeiner Form nach langweilig und abſtoßend. Das vorſtehende Werk aber vereinigt in ſeltener Weiſe beide gute Eigenſchaften und iſt deshalb ſowohl Denjenigen zu empfehlen, welche ein unterhaltendes Reiſewerk ſuchen, als Denen, welche ein Buch wiſſenſchaftlichen Inhalts erwarten.

Das vollſtändige Werk wird aus zwei Theilen beſtehen, aus einem erzählenden und einem wiſſenſchaftlichen, von welchen jeder wieder in zwei Bände zerfällt.

Käufer des erzählenden Theiles ſind nicht zur Annahme des wiſſenſchaftlichen verpflichtet.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen: (72)

Friedländer, L., Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms in der Zeit von Auguſt bis zum Ausgang der Antonine. Erſter Theil. Dritte vermehrte Auflage. gr. 8. 2⅓ Thlr.

Candidus, K., Vermiſchte Gedichte. 8. Preis 24 Gr.

Jn Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erſchien im vorigen Jahre:

So ſprechen die Schwaben.

Sprichwörter, Redensarten, Reime,

geſammelt von (73)

Dr. **Anton Birlinger.**

Velinpapier. 16. mit eleg. Umſchlag; 12 Sgr.

Der Verfaſſer, ein Kenner von Land und Leuten in Schwaben, ſtellt hier, was er und ſeine Freunde auf mancherlei Kreuz- und Querzügen geſammelt, zu einem Büchlein zuſammen. Hie und da etwas derb, feſſelt es durch urwüchſigen Humor und naive Lebensweisheit.

Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie.

Von ſeinem Bruder **Maximilian Heine.**

1868. Velinp. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in dieſen Skizzen ſeines Bruders vieles Anziehende finden. Von beſonderem Werth ſind die zum erſten Male mitgetheilten Teſtamente H. Heine's; das deutſche von 1846, und das franzöſiſche von 1848.

In unserm Verlage ist erschienen:

Herman Grimm,

Ueber Künſtler und Kunſtwerke.

Zwei Bände. Lex.-8. Velinpapier.

Mit 15 Photographieen von Kunstwerken. 1865. 67. eleg. geh. Preis 4 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten anziehende Essays über die bedeutendsten Künstler, u. A. über Raphael, Michelangelo, Lionardo, Dürer, Hans Holbein, Carstens, fast sämmtlich aus der Feder des Herausgebers. Wir heben hier unter vielen nur die folgenden heraus.

I. Renans Leben Jesu und die Kunstgeschichte. — Die Darstellungen Christi in der modernen Kunst. — Jacob Asmus Carstens. (Vortrag.) — Albrecht Dürer in Venedig. — Michelangelo's Statuen der Medicaeer. — Lionardo's Statue des Francesco Sforza. (74)

II. Raphaels Verhältniss zur Antike. — Dürer und Raphael. Raphaels Galatea. Raphaels Tod. — Gelegentliches über Albrecht Dürer und Goethe. — Eine Medaille der Lucrezia Borgia dem Filippino zugeschrieben. — Nachträge zum Leben Michelangelo's. — Holbeins Reise nach Frankreich. — Die Briefe des Erasmus, Pirckheimer und Dürer. — Die Composition der Wandgemälde Raphaels im Vatican. Ein Vortrag von Dr. H. Brunn. — Albrecht Dürer's Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Befestigungskunst von Colmar Freihr. von der Goltz. — Shakespeare's Todtenmaske. —

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthaikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joſeph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 10. April 1869. [Nr. 15.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Der Vater des blauen Auges. (Baron Heinrich von Maltzan.) 209. — Max Ring: Fürſt und Muſiker. 213.
Böhmen. Ludwig Schleſinger: Geſchichte Böhmens. Folgen der Schlacht am Weißen Berge. — Die Cechen und das freie Bürgerthum. 214.
Schweden. Zur Abſchaffung der Todesſtrafe. 215.
Italien. Fulin's Studien im Archiv der Staatsinquiſition von Venedig. 217.
Frankreich. Sire de Joinville's Geſchichte des heiligen Ludwig. 218. — Alphonſe Royer: Geſchichte des Theaters. 218.
Spanien. Lope de Vega in deutſcher Bearbeitung. 220.
Rußland. Weibliche Aerzte unter den Kirgiſen. 220.
Kleine literariſche Revue. Todes- und Freiheitsſtrafe in England. 221. — Shakeſpeare's Frauenideal. 221. — Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe. 221. — Friedr. Gerſtäcker's „Miſſionäre“. 222. — Wilh. Bornemann's Jagdgedichte. 222.
Literariſcher Sprechſaal. Karl Schurz, amerikaniſcher Senator. 222. — Kulturhiſtoriſch-äſthetiſche Vorträge von Ludwig Eckardt. 223. — Eduard Hildebrandt. 223. — Eckardt über Karl Gutzkow. 224. — Peſtalozzi und Dieſterweg. 224. — Ein Brief Stuart Mill's über die politiſchen Rechte der Frauen. 224. — Miß Faithfull's Vorleſungen über die Frauenfrage. 224. — Amerikaniſches Staatshandbuch für 1869. 224.

Deutſchland und das Ausland.

Der Vater des blauen Auges.

(Baron Heinrich von Maltzan.)

Man hat mich häufig eine Touriſtin genannt, und ich habe mich gegen dieſe Benennung immer verwahrt. Aufhalten in einigen außerdeutſchen Ländern, die ſämmtlich ſtreng innerhalb des chriſtlichen Europas liegen, macht noch keine Touriſtin aus. Wer ein Touriſt im buchſtäblichen Sinne des Wortes genannt werden darf, das iſt Baron Heinrich von Maltzan, oder Bu Ain Asrak, „Vater des blauen Auges“, der Name, welchen er ſeiner hellen Augen wegen in Mekka erhielt. Wenn er als Hadſch den Ihram, das vorgeſchriebene Gewand des Mekkapilgers, trägt, „Labik“, den Jubelruf der Wallfahrt, ausſtößt, bei Dſchedda am Grabe der Mutter Eva betet, in Mekka den ſiebenmaligen Tuaf oder Umgang um die Kaaba macht, den Berg Arafa beſteigt, Verſtöße gegen das geheiligte Ceremoniell begeht und zu ihrer Sühnung immerfort Hammel opfert, ſo wandert er in Marokko als Jude verkleidet, die Füße bloß und die Schuhe in der Hand, durch die Maurenſtadt, die kein Chriſt betreten darf. In Sicilien weint er am Grabe Platen's und klagt an dem Friedrich's II. von Hohenſtaufen über den Südzauber, der den Deutſchen umſtrickt und dem Vaterland entfremdet. „Durch die Ebene von Granada ſieht er den Darro fließen“, in Algerien träumt er am „Grab der Chriſtin“, oder bringt Rue du Commerce Nr. 1 im Wirthshaus von Madame Gautier angenehm den Winter zu. Am Bosporus ſchwärmt er in Bujukdere und betrauert den Islam, „deſſen Macht niemals wiederkehrt“. In „Thebens Thal“, wo „Millionen Palmen ragen aus der Grüne auf zum Aether“, ruft er ſich Rom zurück, das „mit Theben engverſchwiſtert“. In Smyrna, in Damaskus läßt er ſich von der Glut des Orients ergreifen; am Tabor denkt er an Jeſus und am Kephyſſos an Plato. Von Orten, die uns und wohl auch Andern ſchon lohnende Reiſeziele dünken, ſpricht er gar nicht erſt, — ſie ſind ja ſo bekannt! Ueber Capri ſchrieb er mir erſt neulich: „welches abgedroſchene Thema!“

Wir lernten ihn im Oktober 1867 zu Meran kennen. Er überſetzte dort den Koran metriſch. Er hatte unſere Namen in der Kurliſte gefunden und wünſchte mich kennen zu lernen, weil er vor Jahren in der Schweiz mein „Alpenmärchen vom Genferſee, Anemone“ geleſen hatte. Aber daß er gekommen wäre, um ſich vorzuſtellen? Behüte! „Das kann man ja doch nicht, ſo zu den Leuten kommen, ohne daß man weiß, ob ſie Einen haben wollen!“ Er wartete geduldig, bis er mit Baron Reinsberg in der Moſer'ſchen Buchhandlung zuſammentraf, und dort ließ er ſich von dem Verleger meines „Aus Meran“ förmlich vorſtellen, und bat um Erlaubniß, kommen zu dürfen. Er that's wirklich — iſt je auf Erden die Beſcheidenheit perſonificirt worden, ſo iſt ſie's durch Heinrich von Maltzan.

Er hatte glücklich ſo lange gezögert, daß wir nur noch drei Abende in Meran hatten: die brachte er allerdings bei uns zu, und am Morgen der Abreiſe kam er auch noch, um unſere Blumenſträuße ſorgfältig in den Wagen zu legen. Aber ſo recht kennen gelernt habe ich ihn doch erſt durch ſeine Bücher und Briefe und hauptſächlich durch ſeine Biographie.

Wenn ich einem Menſchen begegne, welcher mich genug intereſſirt, um mich mit ihm eingehend zu beſchäftigen, ſo laß' ich mir gern von ihm ſein Leben aufſchreiben, d. h. ſo viel davon, wie man einer Bekannten und allenfalls dem Publikum anvertrauen mag. Auch Baron Maltzan bat ich beim Abſchied um dieſe Mittheilung, und im November ſchrieb er mir aus Meran nach Wilhelmshöhe, wo wir eben in Schelling's früherer Wohnung den Unterſchied zwiſchen Frieren und Erfrieren praktiſch ſtudirten: „Geſtern ſandte ich an Sie ein ſchreckliches Machwerk ab, meine Autobiographie, die ich Sie bitte, mit aller Nachſicht zu beurtheilen. Ich kann Ihnen kaum ſagen, welche Ueberwindung es mich gekoſtet hat, ſelbſt dieſe oberflächliche Lebensgeſchichte aufzuſchreiben. Ich weiß nicht, ob es andern Menſchen auch ſo geht, aber mir iſt es etwas Fürchterliches, meine Lebensſchickſale zu erzählen. Das Erlebte kommt mir ſo langweilig vor, daß ich mich bei jeder Zeile frage, ob es ſich der Mühe lohnt, dergleichen aufzuſchreiben. Dies ſoll durchaus nicht geſagt ſein, um mir bei Ihnen ein Verdienſt zu begründen, daß ich meinen Widerwillen überwunden habe, ſondern nur um Ihre Nachſicht in Anſpruch zu nehmen. Zudem bin ich wirklich krank und kann kaum ein vernünftiges Wort zu Papier bringen. Ich bitte Sie daher dringend, dieſe Autobiographie höchſtens als Material anzuſehen.“

Als ich dieſe Zeilen las, war ich nahe daran, mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich meinen Correſpondenten zu etwas ihm ſo Widerwärtigen genöthigt, aber als ich den einfachen und doch ſo eigenthümlichen Lebensgang las, durch welchen dieſer äußerlich Unruhige und innerlich Einſame gebildet worden, da ertheilte ich mir ſelbſt Abſolution. Mochte es ihm immerhin ſchwer geworden ſein, es war gut geworden, und das war die Hauptſache.

Heinrich von Maltzan iſt am 6. September 1826 auf Find-

Digitized by Google

later's Villa bei Dresden geboren. Sein Vater war ein Mecklenburger, welcher 1813 in bayeriſche Dienſte getreten war — ſeine Mutter eine Schweſter des engliſchen Staatsmanns und Miniſters, Lord Sydenham. Dieſe halbengliſche Abſtammung erklärt uns Mehreres in Maltzan's Weſen und Charakter: die gewiſſe friſche Naivetät, welche man mit Vergnügen bei einem ſo erfahrenen Manne findet, die gänzliche Abweſenheit von Pedantismus bei ſeinem wahrhaft erſtaunlichen Wiſſen, und den tiefen, unwiderſtehlichen Hang und Drang zu gefährlichen Abenteuern bei der einfachſten, ſchlichteſten und ſanfteſten Erſcheinung.

Bis zum Jahre 1830 lebten Maltzan's Eltern in Dresden, dann trennte ſie eine Scheidung. Die Ehe war kinderreich geweſen, doch waren nur zwei Söhne am Leben geblieben: ſie wurden jetzt getheilt. Der jüngere, Ernſt, wurde der Mutter gelaſſen, Heinrich dem Vater zugeſprochen. Dieſer befand ſich jedoch eben auf Reiſen, und ſo kam der Knabe zu einer Tante nach Mecklenburg, wo er, theils auf dem Gute, theils in Neuſtrelitz, bis zu ſeinem ſechsten Jahre blieb. Aus dieſer Zeit „datiren ſeine erſten Erinnerungen", doch ſind ſie „nur ſehr dürftig": ein langes Krankenlager am Scharlachfieber, eine höchſt langweilige Reconvaleſcenz, ein Aufenthalt am Meere mit Seebädern. Von ſechs Monaten, die er dann in Ulm zubrachte, wo ſeine Mutter mit einem Würtemberger neu verheiratet war, ruft er ſich gar Nichts zurück; um ſo lebendiger iſt ihm Lindau geblieben, wo ſein Vater, der ſich ebenfalls wieder verheiratet hatte, eine Villa beſaß. Dort bekam Heinrich den erſten Unterricht, hatte einen Hauslehrer und noch Privatſtunden. „Die Gegend war reizend, das Leben höchſt gemüthlich" und ſeine Stiefmutter ſo überaus freundlich gegen ihn, daß er mehr an ihr hing, als an der eigenen, „von welcher er faſt immer getrennt geweſen war".

Dieſe glückliche Zeit ſollte nicht lange währen. „An meinem ſiebenten Geburtstage", erzählt Maltzan, „eröffnete mir mein Vater, daß ich nun ſchon ein halber Mann ſei und in die Welt hinaus müſſe. Das ‚In die Welt hinaus' hatte jedoch keinen andern Sinn, als daß ich in ein Erziehungs-Inſtitut geſteckt werden ſollte. Ich hatte keine Ahnung davon, welchen Leiden ich entgegenging, und freute mich auf die Veränderung und hauptſächlich auf die Reiſe, welche ich in Geſellſchaft des Hauslehrers machen ſollte."

Für den Augenblick ſollte der arme Heinrich acht volle Jahre hindurch ſtationär bleiben und in ihrer erſchöpfendſten Bedeutung die mitleidigen Blicke begreifen lernen, mit welchen ſeine Mitſchüler bei ſeiner Ankunft in der Anſtalt ihn angeſehen hatten. „Es war", ſagt er, „ein ſogenanntes Abhärtungs-Inſtitut. Wir mußten im Sommer um 4, im Winter um 5 aufſtehen, im Freien unſere Kleider ſelbſt rein machen, und bekamen zum Frühſtück nichts, als Milch und Schwarzbrod. Kaffee, Wein, Kuchen u. ſ. w. erſchienen mir gar bald als unerhörte Luxusartikel. Dieſe Abhärtung war kein Fehler, wohl aber war es einer, daß die Koſt faſt ausſchließlich vegetabiliſch war, in Folge deſſen ich, früher an ganz andere Nahrung gewöhnt, beſtändig kränkelte. Ueberhaupt war ich, glaub' ich, das elendeſte, ſchwächlichſte Jüngelchen, welches je exiſtirte."

Dieſe Meinung Maltzan's von ſich ſelbſt wurde mir in Braunſchweig durch Dr. Adolf Glaſer beſtätigt, welcher mit Maltzan zugleich im Inſtitut, aber mehr als mit ihm mit ſeinem Bruder Ernſt Kamerad geweſen war. Ernſt von Maltzan kam bei dem Tode ſeiner Mutter auf das Inſtitut, ein halbes Jahr ſpäter als ſein Bruder. Er war gänzlich verſchieden von Heinrich, dem ſeine ſchwache Geſundheit alles Wildſein unterſagte. Ernſt ſteckte voll Komik, denn wenn er ſich daran machte, konnte Niemand ihn ohne Lachen anhören; zugleich war er bis zur Verkehrtheit wunderlich, und ſeine Geſellſchaft gereichte Heinrich durchaus nicht zum Troſt; im Gegentheil: die Brüder vertrugen ſich ebenſo ſchlecht, wie ſie ſich herzlich liebten. Von ihrem Vater ſahen ſie die ganzen acht Jahre in Wiesbaden nicht das Mindeſte, und Heinrich gelangte allmählich zu der Empfindung: das Inſtitutleben ſei eigentlich „der Normalzuſtand des Menſchen und müſſe ohne Aufhören fortdauern".

Endlich erſchien 1842 die Zeit von Heinrich's Confirmation und zugleich, freundlich wie immer, zum erſten Male wieder der Vater. Die Idee der Befreiungs-Möglichkeit ergriff den Jüngling; er bat, er flehte, und der Vater gab nach. In ſein Haus konnte er die Söhne nicht nehmen, dort war eine zweite Stiefmutter, eine Engländerin, welche, ſelbſt kinderlos, Abneigung gegen alle Kinder, Zuneigung nur für Hunde und Kanarienvögel hegte. Die Brüder mußten alſo in ein neues Inſtitut, dieſesmal nach Heidelberg. Das Leben dort, verſichert Maltzan, nur mit der Zucht wilder Thiere vergleichen zu können, die in einer Menagerie gezähmt werden ſollen. Von den beiden Maltzan's wurde Heinrich wahrhaft melancholiſch; Ernſt gerieth, um ſich zu zerſtreuen, auf die verrückteſten Einfälle, und wenn er ſchon in Wiesbaden einſt ein halbes Jahr die Hyäne geſpielt und den „hinkenden Schleppgang" dieſes Thieres nachgeahmt hatte, ſo bildete er ſich jetzt ein, daß er ein Fiſch ſei und machte unaufhörlich Schwimmbewegungen.

Neue Bitten beſtürmten den Vater, und er ließ ſich bewegen, die Söhne auch aus dem zweiten Inſtitut zu erlöſen. Beide kamen, Heinrich mit 17 Jahren, nach Mannheim zu einem Profeſſor, welcher einer der tüchtigſten Lehrer am dortigen Lyceum war und keine Anſtalt, ſondern nur einige junge Leute in Penſion hatte. Dort empfand Heinrich zum erſten Mal „etwas von Jugendfreude", aber die Eindrücke, welche ſein zehnjähriges Inſtitutsleben auf ſein Gemüth gemacht, waren nicht mehr zu verwiſchen. Ich habe ſchon geſagt, daß er ein innerlich Einſamer iſt — das Bedürfen des Alleinſeins kann gar nicht nachdrücklicher, um faſt zu ſagen ängſtlicher ausgeſprochen werden, als Maltzan es an vielen Stellen ſeines afrikaniſchen Reiſebuches und hauptſächlich in mehreren ſeiner Gedichte gethan hat. Die Sehnſucht, welche den Mann wieder und wieder in die Wüſte führt, iſt ſchon während ſeiner verlaſſenen Kindheit in ihm aufgekeimt. Naturanlage zur Einſamkeit mag allerdings vorhanden geweſen ſein, aber bis zur Leidenſchaftlichkeit iſt ſie durch jene Kinderleiden geſteigert worden. Nicht daß Maltzan ungern in Geſellſchaft wäre — er hat zu viel Talent zur Converſation, um ihrer nicht dann und wann zu bedürfen. Aber es iſt eben nur dann und wann; ſein eigentliches Leben hat er für ſich allein. Er kann nicht zu Zweien ſein — er hat auf ſeinen Reiſen immer nur ausnahmsweiſe einen Gefährten gelitten, und er hat bis jetzt noch nicht an die Ehe gedacht. Er iſt durch und durch eine Einſiedlernatur.

Für eine ſolche wird immer das Morgenland die wirkliche Heimat ſein. Schon als Maltzan nacheinander die Univerſitäten von München, Heidelberg, Bonn und Erlangen beſuchte, um offiziell Jurisprudenz zu ſtudiren, bereitete er ſich auf ſeine ſpätere Lebensbeſtimmung vor. Als Knabe bereits hatte er gierig Reiſewerke und alte Geſchichtsbücher verſchlungen, beſonders wenn ſie von Aſien und Afrika handelten; jetzt zog es den jungen Mann immer ſtärker und ſtärker in den Orient, „dieſes Land der Träume, der Räthſel, der im Grabe ſchlummernden

Digitized by Google

uralten Civiliſationen, dieſe Wiege aller Religionen, dieſe Geburtsſtätte aller, oder doch wenigſtens der meiſten Märchen." Er ſtudirte Hammer-Purgſtall, er lernte Hebräiſch, er fing Arabiſch an. Es war deutlich, daß Deutſchland einen Juriſten verlieren und einen Touriſten gewinnen würde.

Doch noch lange nicht ſollte der Wunſch einer morgenländiſchen Reiſe erfüllt werden. Heinrich wurde krank, wie die Aerzte behaupteten, bruſtkrank. Sie ſchickten ihn zuerſt nach Meran, dann nach Rom, wo er den Winter von 1850—51 verlebte und ſich viel mit Archäologie, eine andere Lieblingsneigung von ihm, beſchäftigte. Auch auf einer dreiwöchentlichen Reiſe zu Pferde durch Sicilien, wohin er von Neapel aus ging, ließ er „kein antikes Baudenkmal unbeſucht und in ſeinem Tagebuche unbeſchrieben".

Geneſen nach Deutſchland heimkehrend, fand er den Vater äußerſt leidend an der Kopfgicht; die Lebhaftigkeit der Söhne ſtörte den Kranken, er ſchickte ſie auf Reiſen. Ueber Belgien, deſſen Architektur und Malerei Heinrich ſehr anzog, gingen ſie nach London, wo eben die erſte Weltausſtellung ſtattfand. Wie Heinrich als Student in München in die dortige Geſellſchaft eingeführt worden war, ſo hatte er jetzt im Verkehr mit den Brüdern und Neffen ſeiner Mutter die vortrefflichſte Gelegenheit, in dem engliſchen Stadt- und Landleben heimiſch zu werden.

Jerſey und Guernſey wurden beſucht, dann vier Monate lang franzöſiſche Provinzen durchſtreift. Die Brüder ſahen „die Normandie mit ihren gothiſchen und romaniſchen Kirchen, die Bretagne mit ihren Dolmen, Menhir und anderen celtiſchen Alterthümern, Saintonge, La Rochelle, die Guyenne und Gascogne und beinahe alle Pyrenäenthäler". In einem der ſchönſten erreichte ſie ein Ruf an das Sterbebett des Vaters. Sie reiſten vier Tage lang ununterbrochen, aber ſie kamen dennoch zu ſpät nach Baden-Baden: der Vater war zwei Tage vorher geſtorben.

Durch ſeinen Tod wurde Heinrich der unbeſchränkte Herr ſeines Vermögens, deſſen Nießbrauch bisher der Vater gehabt hatte. Wozu ſollte er ſeine neue Freiheit anwenden, wenn nicht zu der langgeträumten einzigen Reiſe, die ihn lockte? Er ließ ſeinen Bruder allein zu einem Onkel gehen, der in Berlin lebte — Berlin gefiel ihm nicht. Eine ſeiner Tanten hielt ſich vorübergehend in der Schweiz auf — er beſuchte ſie, aber er blieb nicht lange — er kannte die Schweiz durch drei Ferienreiſen, die er von Mannheim aus gemacht hatte. In ein mohamedaniſches Land wollt' er ſo ſchnell wie möglich, und zwar in eines, welches noch nicht ſo durchreiſt worden war, wie Paläſtina und Aegypten. „Algier war damals", ſchreibt Maltzan, „noch nicht im Rufe einer Geſundheitsanſtalt für Bruſtkranke. Von Europäern reiſten nur ſehr wenige Gebildete hin, meiſtens waren es Koloniſten oder Vagabunden, die jenes afrikaniſche Geſtade aufſuchten. So verband es alſo für mich den Reiz einer wenig beſuchten Gegend mit dem einer ſehr ſchnell erreichbaren. Wie im Fluge durcheilte ich die Provence und langte am 15. März 1852 in Algier an. Dieſer Tag wird mir ſtets unvergeßlich bleiben. Als ich die Gaſſen Algiers durchwandelte, welche damals noch einen echt orientaliſchen Stempel trugen, als ich die halb verbrannte myſtiſch-dunkle Maſſe der Dſchenina, des Dey-Palaſtes, die arabiſche Citadelle, die Kaſſba mit ihrer gigantiſchen Wucht, als ich die zierlichen Marmor-Arkaden und Fontänen, die Giralda-artigen, hier und da von Palmen überragten Minarets anſtaunte, als mir alle die bunten, phantaſtiſchen Coſtüme der verſchiedenen Völkerſchaften in die Augen fielen, als ich den Duft der tropiſchen Gewächſe einathmete, als mich die ganze zauberhafte Gewalt des Orients umfing, da kannte meine Seligkeit keine Gränzen."

Die „zauberhafte Gewalt" hatte den jungen Reiſenden nicht blos für Augenblicke ergriffen, ſie hielt ihn feſt. Er konnte und wollte nicht ſo bald wieder los. Tiefer eindringen in die ſchöne, phantaſtiſche Fremde, das wollt' er. Einen Monat lang wandte er dazu an, um beſſer Arabiſch zu lernen, dann brach er nach Oran auf. Dort und in „der alten Königſtadt der Beni-Zian, Tlemſen", verweilte er abermals einen Monat. Darauf ſchiffte er ſich nach Marocco ein, bekam jedoch dieſes Mal nur die nordweſtliche Ecke des Landes zu ſehen, nämlich Tanger, El Ariſch und Tetuan. Hier lernte er einen Marcheſe kennen, welcher, ganz wie Maltzan, den brennendſten Wunſch hegte, in eine der Hauptſtädte des Reiches zu gelangen. Da es „von Zeit zu Zeit, etwa ein Mal in zwanzig Jahren," diplomatiſchen Perſonen geſtattet wird, ſo hatte der Marcheſe ſich irgend eine kleine Miſſion zu verſchaffen gewußt, welche ihn, wie er hoffte, auf den verbotenen Weg helfen ſollte. Für dieſen Fall hatte er Maltzan vorgeſchlagen, ſich ihm anzuſchließen, und Maltzan war auch ganz bereit dazu, aber Beide wurden ſchmerzlich enttäuſcht, denn der Kaiſer ſchickte eigends einen hohen Beamten nach Tanger, um den Herrn Marcheſe zu empfangen und ihn in den Stand zu ſetzen, ſich ſehr wider Willen ſeiner Botſchaft zu entledigen.

Maltzan reſignirte ſich und ſetzte nach Spanien über, welchem Land er, einen Ausflug nach Portugal und einen Beſuch der baleariſchen Inſeln mit inbegriffen, fünf Monate widmete. Im November 1852 kehrte er nach Algerien zurück und beſuchte während des Winters die Kabylie, die Provinz Conſtantine und die Wüſte Sahara, wo er bis Tuggurt vordrang, welches damals noch nicht franzöſiſch war. Im Frühling 1853 ging er nach Tunis und kam dann über Tripolis ſo weit in's Innere, bis er die erſten Nationen der ſchleiertragenden Tuareggs erreichte. Nach Tripolis zurückgekehrt, ſchiffte er ſich nach Malta ein und wandte den Sommer zum Durchſtreifen von Griechenland, Macedonien, Kleinaſien und den Inſeln des griechiſchen Archipelagus an. Den Herbſt brachte er in Conſtantinopel zu, den Winter von 1853—54 in Aegypten.

Hier traf er auf eine wunderliche Weiſe mit dem deutſchen Aegyptologen, Dr. Brugſch, zuſammen. Maltzan hatte für die Fahrt auf dem Nil einen Akkord mit einem Dragoman geſchloſſen, welcher für Schiff, Koſt, Bedienung, kurz, für alles Nöthige zu ſorgen hatte. Dieſer Mann, ein Malteſer, Paolo oder in dem malteſiſch-arabiſchen Dialekt Baulo genannt, kam ſeinen Obliegenheiten getreulich nach, war aber perſönlich höchſt unangenehm. Faſt immer betrunken, gehörte es zu ſeinen Bedürfniſſen, des Abends Almehs tanzen zu ſehen, und ſo gab es oft die ganze Nacht hindurch ein wahrhaft heilloſes Unweſen auf dem Schiffe. Maltzan machte Vorſtellungen — es half Nichts, der Balletſpektakel ging fort. Da fuhr er denn eines Abends in Theben, als das Feſtgetöſe eben recht arg war, mitten darunter und ſchlug mit ſeinem Bambusrohr den Takt. Die Matroſen und Tänzerinnen ſtoben auseinander, Baulo blieb; er wollte einen Schlag an den Kopf bekommen haben, ging zum engliſchen Conſul klagen und bekam als engliſcher Unterthan Recht. Daß Maltzan ſpäter bei dem Generalconſulat in Cairo ſeinerſeits Recht bekam, half ihm für den Augenblick herzlich wenig: er wollte ſich nicht von Neuem dem rachſüchtigen Malteſer anvertrauen, und auf einem andern Schiff weiter fahren konnte er nicht, denn es war keines da. Dr. Brugſch hauſ'te gerade in einer Art von Katakombe bei Theben, bot

Digitized by Google

Maltzan die Gaſtfreundſchaft an, und dieſer wohnte nun mit ſeinem Diener Alexis, einem Griechen, ſo lange unter den Menſchen- und Krokodil-Mumien, mit denen die Katakombe möblirt war, bis er nach einem Monat mit Dr. Brugſch nach Cairo zurückkehrte.

Nun eine vierzigtägige Reiſe über den Sinai nach Paläſtina, und während des März und April Streifereien in Paläſtina, dann noch ein Mal in Damaskus, und der Wanderer kehrte im Juni 1854 nach Europa zurück, um ſich bis zum Herbſt des nächſten Jahres von den Strapazen ſo haſtiger Reiſen zu erholen. Aber länger als ein Jahr litt es ihn nicht in unſerm „armen" Welttheil; er mußte nach Algerien und zum Arabiſchen zurück. Er hatte es in Conſtantinopel mit dem Türkiſchen verſucht, aber das wollte ihm nicht eingehen — Arabiſch blieb ſeine Lieblingsſprache, wie Algerien ſein Lieblingsland.

In den Jahren 1856—57 machte er in Conſtantine und der Sahara die Reiſen, welche man im dritten Bande ſeines „Weſtafrika" findet; 1858 gelang es ihm endlich, nach Marokko vorzudringen und ſich für ſchweres Geld und mit großen Geſchenken das Glück zu erkaufen, den Kaiſer von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Ein kleiner Abſtecher nach Madeira folgte, und darauf eine neue Rückkehr nach Algerien. Im Frühjahr 1860 wurde Maltzan ein zweiter langgehegter Wunſch erfüllt: er durfte mit Gefahr ſeines Lebens nach Mekka pilgern. Medina ſah er nicht, denn als Chriſt erkannt, mußte er aus Mekka flüchten. Glücklich erreichte er Dſchedda, fuhr mit einem engliſchen Schiff nach Aden, von dort nach Bombay und brachte, nachdem er ſich aus dem algieriſchen Maghrebi Abd-er-Rhaman ben Mohamed, als deſſen Doppelgänger er Hadſch, d. h. Pilger, geworden war, wieder in den deutſchen Touriſten verwandelt hatte, mit Studien über Archäologie, beobachtende Mathematik, Naturwiſſenſchaften und Orientalia faſt volle zwei Jahre in Europa zu.

Bis dahin hatte Maltzan noch nichts geſchrieben; erſt bei einem neuen Aufenthalt in Algier von 1861—62, während welcher Zeit er einen Ausflug nach El Aghuat in der Sahara unternahm, beſchloß er, ſeine Reiſen im Nordweſten von Afrika in einem Werke zuſammenzufaſſen, über welches er im Sommer 1862, wo er ſich einige Monate arbeitend in Leipzig aufhielt, mit Dürr abſchloß. Die Correctur beſorgte er während des Winters 1862–63 in Venedig.*) Zugleich veröffentlichte er einen Band poetiſcher Reiſeerinnerungen**), mit denen, wie er meldet, die Kritik ſich nicht ganz einverſtanden erklärte. Mich wundert das nicht, — die Gedichte ſind zu uneuropäiſch. Nicht Heinrich Freiherr von Maltzan hat ſie geſchrieben, ſondern Abd-er-Rhaman ben Mohamed, der Hadſch, der Vater des blauen Auges. Weit günſtiger aufgenommen wurde eine afrikaniſche Legende***), welche er im Winter von 1863—64 zu Algier ſchrieb.

Hier erfuhr er auch den Tod des Maghrebi, der ihm zur Wallfahrt nach Mekka ſeinen Namen geliehen hatte. So lange der Mann lebte, mußte Maltzan das Geheimniß dieſer Gefälligkeit bewahren, deren Veröffentlichung den Armen möglicherweiſe in große Gefahr bringen konnte. Abd-er-Rhaman's Tod befreite Maltzan von ſeiner Pflicht der Verſchwiegenheit, und er gab ſeine Pilgerreiſe, ein ebenſo amüſantes wie gelehrtes Werk, im Winter 1864—65 bei Dyk in Leipzig heraus.†)

*) Drei Jahre im Nordweſten von Afrika. Leipzig, 1863. Zweite Auflage, mit vier Anſichten in Stahlſtich und einer Karte. Ebend. 1868.

**) Pilgermuſcheln. Leipzig, 1863.

***) Das Grab der Chriſtin. Leipzig, 1865.

†) Meine Wallfahrt nach Mekka. Leipzig, 1865.

Als ich Maltzan in Meran kennen lernte, hatte er ſich bereits drei Jahre in Europa gelangweilt. Daran war jedoch keinesweges er ſchuld, ſondern theils der ſchlechte Zuſtand ſeiner Geſundheit, theils die Quarantaine, welche in Tunis eingeführt worden war. Denn nach Tunis wollt' er wieder, der Bey hatte ihn eingeladen. Zwei Mal, 1866 und 1867 im März, war er ſchon im Hafen, „im Begriff ſich einzuſchiffen", und immer hatte die verwünſchte Quarantaine ihn zurückgeſchreckt. Aber dieſes Mal wollte er ſich nicht mehr zurückſchrecken laſſen, kündigte mir auch am 3. Februar 1868 von Neapel aus ſeine unmittelbar bevorſtehende Einſchiffung an und kam wirklich nach Tunis.

Doch nicht um dort zu bleiben. Am 21. Februar ſchon ſchrieb er mir von Cagliari: „Ich gleiche dem Menſchen, der eine unterirdiſche Schatzkammer, von Dämonen gehütet, einen Augenblick geſehen, der aber von den Dämonen gleich wieder daraus vertrieben worden iſt, und nun nur noch in der Erinnerung ſchwelgt. Meine Dämonen waren zwar dies Mal nicht, was ſie gewöhnlich ſind, nämlich Dämonen in Menſchengeſtalt, ſondern eine unſichtbare, myſteriös vorſchreitende, aber offen ſchlagende, treffende und tödtende Macht, nämlich eine fürchterliche Epidemie, welche ſeit zehn Tagen in dem armen Tunis ausgebrochen iſt. Dieſe reſpektable Macht, welcher ſelbſt die Bravſten weichen müſſen, heißt epidemiſcher Typhus." So wundervolle „Schätze" an phöniziſchen Inſchriften Maltzan in der Sammlung vom Sohne des Miniſters auch entdeckt haben mochte, die Vernunft ſiegte: Maltzan verließ Tunis und ging nach Sardinien, welches in allen Richtungen zu durchſtreifen er ſich vornahm, um die Zeit zu benützen, die er von Tunis noch fern bleiben mußte.

Er that es, aber mit welcher Ungeduld, eigentlich mit welchem Widerſtreben! Es war beluſtigend und beunruhigend zugleich zu leſen, wie es ihn fortwährend innerlichſt nach Afrika, glorious Africa! drängte, und wie er, um ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, alles mögliche Böſe von Sardinien zu ſagen wußte. „Sie haben Recht", ſchrieb er am 8. März, „ich ſollte vielleicht das typhöſe Tunis jetzt aufgeben, aber Sie haben keine Ahnung, wie ungeſund Sardinien iſt. Es iſt die ſchönſte Auflage von einem Fieberklima. Ich habe in drei Wochen nicht weniger als drei Attaken von Gaſtritis gehabt. Angenehm das!" Und den Tag darauf meldet er aus Igleſias, wo die Bergwerke ſind: „Fieber iſt hier das dritte Wort, Malaria iſt an der Tagesordnung. Wenn man hier einen colpo d'aria, was wir eine Erkältung oder die Oeſterreicher eine Verkühlung nennen, erwiſcht, ſo kriegt man nicht etwa Schnupfen, ſondern gaſtriſches oder rheumatiſches Fieber." Darauf führte er an, was Cicero bereits über das ſchlechte ſardiniſche Klima geſagt, und endete mit dem Beſchluß: „Deßhalb denke ich auch die Inſel ſo ſchnell als möglich abzuthun. Wenn ſie nur mich nicht abthut. Immer noch beſſer Tunis!"

Er war jedoch noch auf der ſchlimmen, ärgerlich intereſſanten Inſel, als wir unſererſeits uns im April wieder ein Mal in Bewegung ſetzten und nach Apulien abreiſten. Von da an verloren wir Maltzan. Wo war er hingerathen? Als er zuletzt aus Saſſari ſchrieb, war er krank geweſen — war er's ernſtlicher geworden? Oder hatte Tunis ihn über's Meer hin doch zu ſtark an der Phantaſie gezupft, und hatte er nachgegeben? Auf der Rückreiſe fragten wir, ſobald wir auf deutſchen Boden kamen, bei jeder Redaction nach ihm; Baron Reinsberg meinte: wir ſuchten ihn in allen Winkeln wie eine Stecknadel. Es war ſonderbar, daß man ſich ſo raſch daran gewöhnen konnte, von einem Menſchen zu hören, aber es war nun einmal ſo: die

Digitized by Google

Briefe unſeres Irrlichts fehlten uns. Und Niemand konnte uns ſagen, wo er ſtecke.

Endlich kam nach Bad Köſen ein Brief, und woher? — Aus Dresden! Dort ſaß Maltzan ſeit vier Monaten zwiſchen zwei zu corrigirenden Büchern, der ſardiniſchen Reiſe und einem Bande afrikaniſcher Novellen, an denen er damals in Meran noch arbeitete. Er hatte uns einen ganzen Stoß Sardiniſches mitgebracht, und ſchien durch das lange Stillſitzen im lieben deutſchen Vaterlande ſehr grämlich geworden zu ſein. Erſt der letzte Brief, den ich bekam, war wieder heiterer, denn Maltzan konnte mir mittheilen: daß er nach Afrika ginge. Es iſt wahr, daß er zugleich verſprach, am 1. Mai 1869 wieder „in Deutſchland zu erſcheinen“ und zwar mit einem großen neuen Werke über die Regentſchaften von Tunis und Tripolis.

Ida von Düringsfeld.

Max Ring: Fürſt und Muſiker.*)

Kritik und Publikum haben es, und mit vollem Rechte, ausgeſprochen und beklagt, daß unſere Zeit der Entfaltung und Pflege des Drama im höchſten Grade ungünſtig ſei und daß, was auch in dieſer Hinſicht erſcheine, ſich nicht geeignet zeige, einen nachhaltigen, tiefen, epochemachenden Einfluß zu üben. Kranken wir aber in der Literatur an der Blüte dieſes, wer möchte es verkennen, ihres höchſten, bedeutungsreichſten Zweiges, ſo hat dafür die Neuzeit, ſo haben die letzten zwanzig Jahre dafür einen anderen Zweig der Literatur zu einer Vollkommenheit gebracht, die ein erfreuliches Zeichen für den bedeutenden Fortſchritt im politiſchen und Geiſtesleben unſerer Nation giebt. Wir meinen den Roman, vor allen Dingen aber den ſozialen, den Zeitroman, dieſes Kind einer neuen, ſelbſtbewußten, zur politiſchen und ſozialen Selbſtändigkeit herangereiften oder doch heranreifenden Zeit. Die Schriftſteller ſind Kinder ihrer Zeit, können ſich dem Einfluſſe derſelben nicht entziehen, und was ſie der Mitwelt bieten und wie ſie es bieten, wird ſtets ebenſo ſehr zur Charakteriſtik und Beurtheilung ihrer Zeitepoche, wie zu ihrer eignen zu dienen haben, und daß unſere beſten und bedeutendſten Schriftſteller nicht mehr zu Stoffen greifen aus längſt vergangenen, Jahrhunderten und fernen Welttheilen, daß ſie die Gegenwart, die unmittelbarſte Vergangenheit, ja, wie zuweilen Gutzkow, Auerbach und Spielhagen, mit Seherblick die Zukunft ſchildern, daß ſie „hineingreifen in's volle Menſchenleben“, das iſt der beſte Beweis, daß unſer Leben Fülle und Inhalt gewonnen und daß die Welt- wie die Literatur-Geſchichte, wenn ſie einſt zu Gerichte ſitzt über die Periode, in der wir leben, ihr nicht das Zeugniß der Unbedeutendheit, der That- und Kraftloſigkeit auszuſtellen haben wird.

Ein ſolcher „Zeitroman“, wie ihn der Verfaſſer mit richtiger Bezeichnung ſelbſt genannt, iſt ein neueres Werk von Max Ring: Fürſt und Muſiker. Wenn es überhaupt geſtattet iſt, bei der Beurtheilung Einer Arbeit eines Autors eine frühere mit in Betracht zu ziehen und gewiſſermaßen zur Vergleichung zu ſtellen, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Vorgänger dieſes Romans, „Ein verlornes Geſchlecht“, uns ein noch bedeutenderes, tief einſchneidenderes Zeit- und Sittengemälde erſchien, als ſein jüngſter Bruder. Betrachtet man jedoch den Roman Fürſt und Muſiker wie er betrachtet werden muß, als ein abgeſchloſſenes, für ſich beſtehendes Werk, ſo wird gerade die Verſchiedenartigkeit der beiden Arbeiten das beſte Lob des Verfaſſers, denn ſie beweiſt das tiefe, verſtändnißvolle Eingehen und Verſenken in ſeinen Stoff, die Kunſt, die Form dem Inhalte überall völlig deckend anzuſchmiegen.

Herr Ring führt uns mit ſeinem Roman in eine jüngſte, jedem nicht allzujugendlichen Leſer als ſelbſterlebt wohlbekannte Vergangenheit und zeigt uns, zwar vom Schleier der Dichtung umhüllt, von ihrem Glanze idealiſirt, aber doch dem kundigen Auge erkennbar, Geſtalten, die vor noch nicht einem Menſchenalter bedeutende Rollen in der großen Welt, in der Diplomatie, der Kunſt- und Wiſſenſchaft einnahmen. Es iſt der Hof des „Romantikers auf dem Thron“, an den wir ihm zu folgen haben; wir fühlen uns umgeben von der Atmoſphäre, die dem Ausbruch der Revolution von 48 voraufging, durchleben das vielgeprieſene und vielgeſchmähte Jahr mit allem ſeinem herzerwärmenden Enthuſiasmus, allen ſeinen unpraktiſchen Verſuchen, fühlen uns noch einmal jung, hoffen, ſchwärmen, jauchzen unter dem ſchwarz-roth-goldenen Banner und ſehen es mit bittern Schmerzen ſinken, ſeine edelſten Träger in Tod und Verbannung gehen — weil die Zeit noch nicht erfüllet war.

Die Schattirungen jener Tage, vom ſtarren, aber durch und durch ſtreng rechtlichen, eiſenfeſten Ariſtokraten bis zu dem elenden Lumpen, dem die Revolution nur ein bequemer Deckmantel für Zügelloſigkeiten aller Art iſt, ſind in den einzelnen Figuren ſehr glücklich geſchildert. Graf Harrer, der wackere Soldat, Fürſt Schwarzenfels, der blendende, bezaubernde, herz- und gewiſſenloſe Cavalier, dieſe Chamäleonsnatur, und die Herzogin von Taland, die alternde Kokette mit der dämoniſchen Macht des Goldes und Geiſtes; der edle Steiner, der wahre echte Volksvertreter, und ſeine Gattin Livia, die zwar ſtraucheln, aber nicht fallen kann und ſich aus der Verſuchung nur ſchöner und liebenswerther erhebt; endlich als Gegenſatz zu Steiner's edler Selbſtloſigkeit des Doctor Bergemann's geiſtreiches, aber frivoles, wüſtes Treiben, und Nömiſch, den die höchſte Ueberſpanntheit zu aberwitzigen Thaten treibt.

Doch der Verfaſſer hat es in ſeinem Werke nicht nur mit der politiſchen und ſozialen Revolution zu thun, er behandelt auch mit vielem Geſchick eine auf dem Boden der Kunſt ſich in jenen Tagen anſpinnende und bis jetzt noch nicht zum Abſchluß gebrachte Frage, die unter dem allgemeinen Begriffe „Zukunftsmuſik“ ihre Vertheidiger und Widerſacher findet. Ihre beiden bedeutendſten Repräſentanten ſchmelzen im Romane in Norin gleichſam in einer Perſönlichkeit zuſammen, deren Leben und Wirken in der Dichtung zum Abſchluß gebracht wird, während dies in der Wirklichkeit mit jenen beiden Männern noch nicht der Fall iſt. Und hier ſcheint uns eine Schwäche des Romans zu liegen, hervorgerufen von jener Klippe, die dem Schriftſteller, der ſich ihr naht, ſtets gefahrbringend wird — wir meinen die Schilderung wirklich exiſtirender Verhältniſſe, welche noch keinen geſchichtlichen Abſchluß gefunden haben. Die Akten über die Zukunftsmuſik ſind noch nicht geſchloſſen, deshalb kommt der Schriftſteller auch weniger mit dem Muſiker zu Ende, als mit dem Menſchen. Untergehen muß dieſer für das, was er gefrevelt gegen das höchſte menſchliche und göttliche Geſetz, und in dieſer ganzen Epiſode ſeines Verhältniſſes zu der blumengleichen Ada von Harrer, wie in der Schilderung des Charakters derſelben, begegnen wir wieder großer poetiſcher Wahrheit und Gerechtigkeit.

Schließlich möchten wir noch des Factotums Giuſeppe als einer ſehr gelungenen Figur erwähnen, hätten aber gewünſcht,

---

*) Fürſt und Muſiker, Zeitroman von Max Ring. Berlin, Otto Janke, 1868.

Digitized by Google

derſelbe wäre etwas weniger freigebig mit italiäniſchen Sprichwörtern geweſen; man muß dabei unwillkürlich an den Gebrauch eines italiäniſch-deutſchen Geſprächsbuches denken.

J. H.

Böhmen.

Ludwig Schleſinger: Geſchichte Böhmens.

Folgen der Schlacht am Weißen Berge. — Die Čechen und das freie Bürgerthum.

Wir haben in dieſen Blättern (Nr. 4 von 1869) der bedeutenden Schrift Ludwig Schleſinger's, ſeiner Geſchichte Böhmens, gedacht, welche er im Auftrage des Vereins für die Geſchichte der Deutſchen in Böhmen zu ſchreiben unternommen, und die vor Kurzem in einem ſtattlichen Bande bei Brockhaus in Leipzig erſchienen iſt. Wir können auf das in jener erſten Beſprechung über die Tendenz des Buches und ſeine Eintheilung Bemerkte hinweiſen, und wollen hier nur wiederholt auf das Werk aufmerkſam machen, deſſen Erſcheinen in unſerer Zeit um ſo mehr von Wichtigkeit wird, als die Beſtrebungen der Čechen in jenem Lande zur Verdrängung des deutſch-böhmiſchen Elements neuerdings mit vermehrter Heftigkeit hervorgetreten ſind, wenngleich nicht zu fürchten iſt, daß dieſelben jemals ihr Ziel erreichen werden.

Es mußte, dieſer Partei gegenüber, dem Verfaſſer deshalb beſonders die Aufgabe ſtets gegenwärtig ſein, nicht nur die Berechtigung der Deutſchen an und in dem Lande nachzuweiſen, ſondern auch vor Allem auf jenen Irrthum wiederholt aufmerkſam zu machen, als bezwecke der Kampf der čechiſchen Partei für die nationale Selbſtändigkeit des Landes die Begründung und Sicherſtellung der eigentlichen Volksfreiheit, und als ſtehe das Deutſchthum in Böhmen den Rechten und Freiheiten des Volkes entgegen. Daß das Verhältniß geradezu ein umgekehrtes iſt, daß nur mit der immer mehr erſtarkenden Herrſchaft des deutſchen Elementes in Böhmen die Rechte und Freiheiten des Volkes wahrhaft zur Geltung kommen, dagegen die čechiſchen Freiheiten in nichts Anderem beſtehen könnten, als in einer wüſten und willkürlichen Herrſchaft ihres Adels und ihrer Prieſterpartei, ähnlich der in Polen weiland ſo verderblich gewordenen Adels- und Jeſuitenwirthſchaft, das zeigt uns der Verfaſſer in vielen Abſchnitten ſeines Buches klar und deutlich.

Heben wir diesmal, ſtatt dieſer Punkte, nur den folgenden Abſchnitt hervor, in welchem die Folgen nach der Weißenberger Schlacht im Anfange des dreißigjährigen Krieges von dem eben erwähnten Standpunkte aus dargelegt werden. Iſt es doch bei den Čechen noch immer im Gebrauch, die Wiederkehr des Gedenktages dieſer Schlacht als den Untergang der volksthümlichen böhmiſchen Freiheit zu begehen; hören wir deshalb, was der Verfaſſer zur Widerlegung dieſer Anſicht ſagt:

„Es iſt eine beliebte Redensart geworden, die Schlacht auf dem Weißen Berge den Untergang der čechiſchen Nation oder das Grab der nationalen Freiheit zu nennen; die ungereimteſten Folgen werden mit dieſer Niederlage des Winterkönigs in Verbindung gebracht. Der Wohlſtand Böhmens ſei zerrüttet und der Lebensnerv einer gedeihlichen Entwickelung des Landes für alle Zeiten getödtet worden. Es müßten einſt Rächer aufſtehen, um dieſe Schmach und Schande der Nation auszutilgen; bis dahin zieme es ſich für den wahren Patrioten, das Gedächtniß des Unglückstages nur in tiefer Trauer zu begehen.“

Wenn Söhne und Töchter des čechiſchen Volkes am 8. November auf den Weißen Berg wallen, um daſelbſt die Ruheſtätten der gefallenen Brüder zu bekränzen, ſo zollen wir dieſer Pietät unſere volle Anerkennung. Will man aber damit ein Trauerfeſt, den angeführten Phraſen gemäß, wegen der begrabenen Volksfreiheit u. dgl., begangen wiſſen, ſo befindet man ſich in einer hiſtoriſchen Selbſttäuſchung; denn die Schlacht auf dem Weißen Berge hat mit der Volksfreiheit eben ſo wenig zu thun, wie Herzog Wenzel der Heilige mit der St. Wenzelskrone als Symbol einer gewiſſen Ländergruppe. Die Geſchichte lehrt uns, daß, von den Huſſitenkriegen angefangen bis zur Weißenberger Schlacht, das eigentliche Volk in eine immer größere und ſchmachvollere Abhängigkeit gebracht worden iſt, daß der Adel dagegen in dieſer Zeit der durch ihn herbeigeführten Volkserniedrigung die unbedingte Ständeherrſchaft durchgeſetzt hat. Was bezweckte die Wladislawiſche Landesordnung Anderes, als die Knechtſchaft des Volkes unter der Tyrannis einer egoiſtiſchen Ariſtokratie?

Als nach der ſchwachen Regierung der Jagellonen einige kräftige Habsburgiſche Könige den Kampf gegen den Adel aufnahmen, ſetzte dieſer Alles daran, die neue Dynaſtie vom Throne zu verdrängen. Der erſte Verſuch unter Ferdinand I. mißlang und hatte nur zur Folge, daß das von den Junkern ſchmählich verlaſſene Bürgerthum die letzten Reſte ſeiner Selbſtändigkeit verlor. Ein zweiter Verſuch in viel größeren Dimenſionen wurde gegen Ferdinand II. gewagt. Mit ſeiner Wahl und der Wahl des pfälziſchen Kurfürſten waren die kühnſten Wünſche der feudalen Barone in Erfüllung gegangen. Denn ſo ſtanden die Sachen: der Bauer ſchmachtete in harter Leibeigenſchaft, der ſeiner Autonomie bewußte Bürgerſtand war bedeutungslos; das Königthum ſelbſt, abhängig von der Wahl, nach der Bewilligung der vier Artikel zum reinen Puppenſpiel herabgewürdigt — einzig und allein der Adel regierte triumphirend über das Land, über König und Volk. Wer hat nicht ſchon gehört von dem polniſchen Wahlreiche und ſeiner berüchtigten Adelswirthſchaft, welche Land und Volk jämmerlich zu Grunde gerichtet? Der böhmiſche Adel verpflanzte im Jahre 1619 derartige wüſte Zuſtände auf den böhmiſchen Boden, und die unheilvollen Konſequenzen wären nicht ausgeblieben, wenn der Adel auf Grundlage der Wladislawiſchen Ordnung mit Winterkönigen an der Spitze hätte fortwirthſchaften können. Deswegen bedeutete die Weißenberger Schlacht nicht den Tod der Volksfreiheit, da es keine gegeben hatte, ſondern ſie bedeutete vor Allem die Niederwerfung einer habſüchtigen, gränzenlos übermüthigen Junkerherrſchaft, die eben auf dem Höhepunkt ihrer Entwickelung angelangt war. Daß nebenbei auch dem finſteren Treiben einer ultračechiſchen Fraktion, die ſeit zwei Jahrhunderten das deutſche Element im Lande vergewaltigte, ein Ende gemacht wurde, kann gleichfalls vom Standpunkte der Freiheit nicht bedauert werden. Oder erkennen die Čechen die Freiheit nur darin, wenn die andersſprachigen Landesgenoſſen von ihnen terroriſirt werden? — Andererſeits wollen wir durchaus nicht behaupten, daß durch die Schlacht auf dem Weißen Berge etwa die Freiheit errungen worden iſt. In Folge des Sieges der Kaiſerlichen erhob ſich auf den Trümmern der geſtürzten Adelsherrſchaft die abſolute Monarchie. An die Stelle der allerdings nur den höheren Ständen zukommenden Religionsfreiheit trat der rückſichtsloſe Zwang zum Katholicismus, und die verdummende Jeſuiten-Herrſchaft ſuchte jeden Aufſchwung der Geiſter zu unterdrücken.

Digitized by Google

Es dürfte ſchwer werden, Vortheile und Nachtheile der genannten Schlacht genau gegen einander abzuwägen. Durch den Sturz der vielköpfigen Adelstyrannis und die Beſeitigung des nationalen Terrorismus gewann die Civiliſation entſchieden; ob ſie nicht aber wieder durch den ſtarren Abſolutismus und die religiöſe Knechtung gerade ſo viel verloren, wer kann es haarſcharf beſtimmen, wenn er ſich nicht auf einen einſeitigen Standpunkt ſtellen will?“

In den Kämpfen der Gegenwart, bis zu denen in der Schlußbetrachtung Herr Ludwig Schleſinger die Geſchichte Böhmens fortführt, tritt ja immer wieder dieſe Nationalitätenfrage in den Vordergrund, und die öſterreichiſche Regierung müht ſich ſeit Jahren vergebens, hier wie in Ungarn und in ihren polniſchen Landen die Frage in einer beide Theile befriedigenden Weiſe zu ſchlichten. Dank den nationalen Beſtrebungen der Čechen, der Polen, der Ungarn wird, dieſe Frage noch geraume Zeit im Vordergrunde bleiben, und deshalb mag es nicht unintereſſant ſein, zu hören, was der Verfaſſer am Schluſſe ſeiner umfangreichen und verdienſtvollen Arbeit über dieſe Kämpfe und Beſtrebungen der Gegenwart ſagt.

„Durch die gegentheiligen Anſichten über die Verfaſſungszuſtände“, heißt es auf S. 631 u. ff., „hat ſich das Verhältniß der beiden Nationalitäten zu einander zu einem höchſt geſpannten zugeſpitzt. Hierbei tritt aber noch ein ſehr bemerkenswerther Unterſchied zu Tage. Obwohl die Deutſchböhmen darauf bedacht ſind, alle Gefahren, die ihrer Nationalität drohen, abzuwehren, ſtehen ſie doch nicht ausſchließlich auf dem Standpunkte der Nationalität. Von echt konſtitutionellem Geiſte durchdrungen, halten ſie vor Allem das Banner der Freiheit hoch und ſuchen die in der Verfaſſung gelegenen freiſinnigen Keime zur Entwickelung zu bringen. Nicht ſo die Čechen. Sie kämpfen nur für Eine, für die nationale Idee und opfern derſelben ſogar die Freiheit des Volkes. Es erinnert dieſer Unterſchied nur zu lebhaft an den Gang der böhmiſchen Geſchichte überhaupt. Die Deutſchböhmen bilden im Lande den dritten Stand und haben demſelben im Mittelalter neben dem Feudaladel eine politiſche Stellung erobert. Sie haben den Kampf mit den Baronen, welche keinen freien Stand neben ſich dulden wollten, zu Zeiten der Přemysliden und Luxemburger mit alter Tapferkeit geführt; ſie haben in der neuen Zeit, als die Verfaſſung es ermöglichte, ihren Geſinnungen Ausdruck zu verleihen, abermals Stellung genommen gegen die feudalen Beſtrebungen der zeitgenöſſiſchen Junkerpartei. In dieſem zu allen Zeiten mit großer Hartnäckigkeit geführten Kampfe zwiſchen dem freien deutſchen Bürgerthum und dem reaktionären Feudaladel haben weiſe Regierungen ſich immer mit dem Bürgerthum vereinigt; denn die Gelüſte des Adels richteten ſich gerade ſo gut gegen die Macht der Throne, wie gegen die Autonomie des Städters. Andererſeits ſuchte der Adel ſeine Macht zu verſtärken durch Weckung und Ausbeutung der nationalen Idee des čechiſchen Volkes. So kam es, daß, vom Raſſenkampf des Jahres 1279 angefangen bis auf die Gegenwart, die Čechen nur zu oft im Dienſte des rückſchrittsfreundlichen Adels arbeiteten und die goldene Freiheit des Volkes gegen einige deutſchfeindliche Geſetze einhandelten. Was hat die Wladislawiſche Landesordnung, der höchſte Sieg des Feudaladels, dem Lande gebracht? Allerdings die Perhorrescirung der Deutſchböhmen und ihrer Sprache, dafür aber auch die ſchmachvollſte Leibeigenſchaft des geſammten Volkes.“

Möchte doch in dieſem Punkte von den Čechen die Geſchichte als Lehrmeiſterin des Lebens anerkannt werden! Sie würden alsdann ein für allemal jenem unheilvollen Bunde entſagen; ſie würden nicht ferner mehr an politiſchen Problemen arbeiten, die ſich nicht verwirklichen laſſen, ſondern der freiheitlichen Verfaſſung der Gegenwart, die auch ihren nationalen Wünſchen Rechnung trägt, ſich zuwenden. Die Deutſchböhmen aber mögen, wie auch immer die Verhältniſſe ſich geſtalten, ihrem Jahrhunderte lang feſtgehaltenen Programme, die Freiheit des Bürgerthums zu entwickeln, treu bleiben! Für die Erhaltung ihrer Nationalität bürgt dieſe politiſche Conſequenz eben ſo ſehr, wie der geiſtige und geographiſche Zuſammenhang mit der großen Mutternation!

Schweden.

Zur Abſchaffung der Todesſtrafe.

Herr Karl von Olivecrona, früher Profeſſor der Rechte an der Univerſität Upſala, gegenwärtig Rath beim oberſten Gerichtshofe Schwedens, hat ſeine vor einigen Jahren in ſchwediſcher Sprache herausgegebene Schrift gegen die Todesſtrafe neuerdings durch eine franzöſiſche Ueberſetzung*) dem größeren Leſerkreiſe, der ſich in der ganzen gebildeten Welt für die Fortſchritte dieſer Frage intereſſirt, zugänglich machen wollen. Wir begrüßen ſein Werk als einen hervorragenden Beitrag zu der Erreichung des edlen Ziels, für welches der Verfaſſer, eine Zierde des ſchwediſchen Richterſtandes, ſchon ſeit längerer Zeit in ſeinem Vaterlande eine höchſt verdienſtliche Thätigkeit entfaltet hat. Es wird unſeren Leſern nicht unwillkommen ſein, an der Hand eines ſo competenten Darſtellers einen Blick auf die geſchichtliche Entwickelung, auf den derzeitigen Stand und auf den Kampf gegen die Todesſtrafe in Schweden zu werfen.

Wie die älteſten Rechte aller germaniſchen Völker, ſo waren auch die alten ſchwediſchen Volksrechte keineswegs geneigt, von der Todesſtrafe häufig Gebrauch zu machen. Das Compromiſſyſtem, wonach es dem Thäter freiſtand, die Rache des Verletzten oder ſeiner Blutsfreunde durch Erlegung einer beſtimmten Buße abzuwenden, übte auch in Schweden eine ausgedehnte Wirkſamkeit. Jedoch bezeichnen bereits die älteſten ſchwediſchen Rechtsaufzeichnungen eine Anzahl beſonders ſtrafwürdiger Handlungen, die als „Nidingswerke“ wegen ihrer beſonderen Bosheit der Buße nicht unterliegen, ſondern die Verwirkung des Friedens, und damit die des Lebens, nach ſich ziehen ſollten. Erſt im Mittelalter brachen ſich härtere Anſchauungen Bahn, die ſich vor Allem auf das dem moſaiſchen Geſetze entlehnte Prinzip der Wiedervergeltung ſtützten. Die Auffaſſung, daß das Geſetz Gottes die Anwendung der Talion gebiete, und daß eine Vernachläſſigung deſſelben das Land dem göttlichen Zorn ausſetze, fand in die ſchwediſche Geſetzgebung bereits im 13. und 14. Jahrhundert Eingang, und beherrſchte bald, verbunden mit der in dem ſpäteren Mittelalter allgemein verbreiteten Vorſtellung, daß die Strafe durch ihre Schrecklichkeit weitere Verbrechen verhüten müſſe, die ſchwediſche Criminalpraxis. So finden wir denn auch in den Strafgeſetzen Schwedens jenen Katalog von qualificirten Todesarten und von Ver-

*) De la Peine de Mort, par K. d'Olivecrona, conseiller, etc, avec un rapport à l'Académie des Sciences morales et politiques, par M. Ch. Lucas, Membre de l'Institut. Paris, A. Durand et Pedone-Lauriel, 1868. 206 S. gr. 8. (Preis 5 Francs.)

Digitized by Google

ſtümmelungsſtrafen, den man nicht vergeſſen darf, wenn es ſich darum handelt, ein wahrheitsgetreues Bild von den Kulturzuſtänden der früheren Jahrhunderte zu entwerfen. Im Vergleiche mit der Grauſamkeit, die ſich in den gleichzeitigen Geſetzen Frankreichs und Deutſchlands ausdrückt, ſowie mit der unerhörten Vergeudung von Menſchenleben, die in England unter dem Regimente der Tudors und der Stuarts zu wahren Metzeleien ausartete, verdienen freilich die ſchwediſchen Geſetze, in denen ſich der germaniſche Volksgeiſt am meiſten von fremden Einflüſſen rein erhielt, immer noch milde genannt zu werden.

Bemerkenswerth iſt, daß mit der Reformation ſich zunächſt eine ſtrengere Richtung geltend machte. Indem ſie die Kirche eines großen Theils ihres Einfluſſes auf das Rechtsleben beraubte, namentlich die geiſtliche Gerichtsbarkeit weſentlich ſchmälerte, erweiterte ſie die ſtrafrechtlichen Befugniſſe des Staates; ſie verſchärfte aber zugleich das Bewußtſein, daß die weltliche Macht verpflichtet ſei, das göttliche Geſetz der Wiedervergeltung durchzuführen, und daß ſie nur durch entſprechend harte Strafen den Zorn der Gottheit zu verſöhnen im Stande ſei. Wie ſehr man dabei von der Ueberzeugung ausging, das alte Teſtament als ein für alle Zeiten und Völker beſtimmtes göttliches Gebot unmittelbar anwenden zu müſſen, geht z. B. ſehr klar daraus hervor, daß König Carl IX. dem Landrechte König Chriſtoph's einen Auszug aus dem moſaiſchen Geſetze anhängen ließ. Die furchtbare Strenge gegen Gottesläſterer, die man bis in's vorige Jahrhundert mit dem Tode beſtrafte, gegen Kindesmörderinnen und fleiſchliche Sünden, die entſetzlichen Gräuel der Hexenproceſſe laſſen ſich ſämmtlich auf die Eine Quelle zurückführen, daß man die Gottheit als ein erzürntes, nur durch das Blut des Sünders zu verſöhnendes Weſen ſich vorſtellte.

Einen Schritt zum Beſſern that bereits die Codification vom Jahre 1734. Zwar bewahrte auch ſie noch die Abhängigkeit vom Talionsſyſtem; ſie verfolgte ebenſo noch das Ziel, durch harte Strafen die Verbrecher zu ſchrecken und die Gottheit zu verſöhnen. Allein ſie ſchnitt doch wenigſtens die Auswüchſe der Rohheit ab, die ſich in einzelnen beſonders fürchterlichen Executionsarten kund gaben, und bahnte durch größere Feſtigkeit in den ſtrafrechtlichen Grundſätzen der beſſeren Zukunft den Weg. Daß dieſe für Schweden bald mit großem Nachdruck erſtrebt wurde, iſt dem Einfluſſe zu verdanken, den Beccaria's unſterbliches Werk über Verbrechen und Strafen (1764) auf das Herz des jungen Königs Guſtav III. machte. Die Reformen dieſes edlen Fürſten bezeichnen einen höchſt weſentlichen Fortſchritt. Der König wollte die Todesſtrafe lediglich für Hochverrath und Vatermord beibehalten. Der Widerſtand der Stände, namentlich der Geiſtlichkeit, zwang ihn, es auch noch bei einigen anderen Verbrechen bei dieſer Strafe zu belaſſen. Indeſſen wurde nicht nur eine tief greifende Einſchränkung derſelben erreicht (die Zahl der Hinrichtungen ſank ſeit 1778 von ca. 40 auf 10 für's Jahr), ſondern auch zum erſten Mal das Prinzip der Wiedervergeltung gebrochen. Man muß, um dieſen Erfolg zu würdigen, im Auge behalten, daß in England die Reformbewegung gegen die fürchterlich ſtrengen Criminalgeſetze erſt zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts begann, daß der engliſche Oberrichter Ellenborough noch 1810 dem Antrage auf Abſchaffung des Geſetzes, welches den Ladendiebſtahl im Werthe von mehr als 5 Schillingen mit dem Tode beſtrafte, mit der feierlichen Erklärung entgegentrat: die öffentliche Sicherheit verlange gebieteriſch die Beibehaltung dieſer Vorſchrift! „Mylords, fügte er wörtlich hinzu, wenn wir dieſe Bill paſſiren laſſen, dann wird Keiner von uns wiſſen, wie er ſteht; wir werden nicht wiſſen, ob wir den Kopf oder die Füße oben haben."

Die ſchwediſche Geſetzgebung hat ſich auf der von Guſtav III. ſo erfolgreich gebrochenen Bahn weiter bewegt. Eine Reihe von Specialgeſetzen, durch welche die Todesſtrafe immer mehr beſchränkt wurde, iſt hier nicht einzeln aufzuführen. Ganz beſonderer Beachtung würdig iſt jedoch ein entſcheidender Fortſchritt, der im Jahre 1861, und zwar auf Antrag des Herrn von Olivecrona, zum Geſetz erhoben wurde. Es wurde den Gerichten geſtattet, mildernde Umſtände ſelbſt beim Meuchelmorde in Betracht zu ziehen und geeigneten Falls ſtatt der Todesſtrafe auf lebenslängliche Strafarbeit zu erkennen. In dem neuen ſchwediſchen Strafgeſetzbuch von 1864 iſt dieſes höchſt wichtige Prinzip, welches das alte Talionsſyſtem völlig aufgiebt, generaliſirt und noch weiter dahin ausgedehnt worden, daß mit einer einzigen Ausnahme Todesſtrafe und lebenswierige Zwangsarbeit völlig alternativ neben einander geſtellt ſind. Auch in dieſem Einen Ausnahmefalle*) iſt die Annahme von mildernden Umſtänden geſtattet. Die Schweden dürfen auf dies Geſetzbuch ſtolz ſein. Gegen ſeine Menſchlichkeit und Gerechtigkeit ſtehen nicht nur die Geſetze der Franzoſen und Engländer, ſondern auch die der meiſten deutſchen Staaten, das oft geprieſene preußiſche Strafgeſetzbuch eingeſchloſſen, noch ſehr weit zurück.

Aber auch hierbei iſt man in Schweden nicht ſtehen geblieben. Schon in den vierziger Jahren war das Ziel der gänzlichen Beſeitigung der Todesſtrafe von hervorragenden Männern in's Auge gefaßt und ſeine Erreichung als eine einfache Frage der Zeit bezeichnet worden. „Ich ſteige", hatte 1844 der ausgezeichnetſte Juriſt des Landes, Reichert, in einem amtlichen Berichte geſagt, „mit der Ueberzeugung in's Grab, daß mich die Todesſtrafe in keinem civiliſirten Lande um ein halbes Jahrhundert überleben wird." Seitdem iſt bereits wiederholt im ſchwediſchen Reichstag der Verſuch gemacht worden, die Abſchaffung der Todesſtrafe durchzuſetzen. Noch in der letzten Seſſion des alten, bekanntlich in vier Kammern getheilten Ständehauſes war der Antrag, dieſe Strafart vorläufig auf 10 Jahre zu ſuspendiren, von den Vertretern des Bauernſtandes einſtimmig angenommen worden; die übrigen Stände hatten ſich dagegen erklärt. Als im Januar 1867 die neue, aus directen Wahlen hervorgegangene Volksvertretung zum erſten Male zuſammentrat, brachte der Abgeordnete Bovin die Motion auf gänzliche Abſchaffung der Todesſtrafe ein. Nach ſehr eingehender Discuſſion ging ſie in der zweiten Kammer mit einer Majorität von 50 Stimmen durch; ſie wurde jedoch in der erſten Kammer mit e i n e r Stimme Mehrheit abgelehnt. In der nächſten Seſſion ward der Verſuch natürlich erneuert; indeſſen fiel das Ergebniß überraſchender Weiſe ganz anders aus. Diesmal (Februar 1868) nämlich verwarf dieſelbe zweite Kammer den Antrag mit 100 gegen 69 Stimmen. Mit Recht bemerkt der franzöſiſche Akademiker Lucas in ſeinem Bericht über unſere Schrift, daß ein derartiger, durch nichts motivirter Umſchwung bei einer ſo wichtigen und einfachen Frage nicht dazu beitragen kann, den Reſpekt vor parlamentariſchen Körperſchaften zu erhöhen. Trotzdem iſt der endliche Sieg der Reformpartei in naher Friſt vorauszuſehen. Die öffentliche Meinung ſpricht ſich immer einmüthiger gegen die Vergießung von Menſchenblut im Namen der Gerechtigkeit aus. Während des Jahres 1867 hat nicht eine einzige Execution in Schweden ſtattgefunden. So geht in einem Lande, deſſen Bevölkerung mit ungewöhnlichen klimatiſchen und

*) Es iſt der von einem Sträfling begangene Mord.

Digitized by Google

wirthſchaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, das ſchöne Wort des wackern deutſchen Vorfechters der Humanität und der Gerechtigkeit, das Wort Mittermaier's, der Erfüllung entgegen:

„Wie einſt die früher für unentbehrlich gehaltene Folter, die verſtümmelnden Strafen, die körperliche Züchtigung und die qualificirte Todesſtrafe durch den Sieg der Geſittung und des ſittlichen Bewußtſeins verſchwunden ſind, ebenſo wird auch dieſe Macht die Todesſtrafe verdrängen."

Und wie ſteht es in Deutſchland?

Iſt das deutſche Volk an Bildung, an Geſittung, an Mäßigung ſo weit hinter dem ſchwediſchen zurück, daß das Richtſchwert immer noch als eine unerläßliche Garantie des öffentlichen Friedens und der Sicherheit angeſehen werden muß? Sind wir im Gegenſatz zu unſeren nordiſchen Vettern noch ſo tief in dogmatiſchen Anſchauungen befangen, daß man uns mit dem Hinweis auf die Bibel in einer ſolchen Frage abfinden darf? Glaubt bei uns, im Lande der heimlichen Hinrichtungen, Jemand daran, daß die Todesſtrafe den Zweck der Abſchreckung wirklich erreicht?

Wir haben es mit tiefem Schmerz erleben müſſen, daß die preußiſche Regierung während der Dictatur des Jahres 1867 die Todesſtrafe in Naſſau, wo ſie faſt zwanzig Jahre lang abgeſchafft geweſen war, wieder eingeführt hat. Wir haben es lebhaft bedauert, daß der von der zweiten Kammer Sachſens angenommene Antrag auf Beſeitigung dieſer Strafe im vorigen Jahre am Widerſtand des anderen Hauſes geſcheitert iſt. Aber als eine ſchwere Niederlage der deutſchen Humanität und Volksbildung würden wir es empfinden, wenn es möglich ſein ſollte, die Todesſtrafe bei der in der Vorbereitung begriffenen einheitlichen Strafgeſetzgebung für den norddeutſchen Bund aufrecht zu erhalten. Es iſt dringend zu wünſchen, daß ein derartiger Verſuch, wenn er gemacht werden ſollte, durch den geſunden Sinn und das richtige Urtheil unſeres Volks vereitelt werde.

Die Schrift des ſchwediſchen Rechtslehrers, Herrn von Olivecrona, die außer dem Berichte über das Vaterland des Verfaſſers eine klare und gründliche Widerlegung aller zu Gunſten der Todesſtrafe vorgebrachten Gründe enthält, und die ſich durch eine ſehr ſorgfältige Benutzung der umfangreichen internationalen Literatur auszeichnet, verdient auch in Deutſchland der Beachtung in den weiteſten Leſerkreiſen empfohlen zu werden.

P. D. Fiſcher.

Italien.

Fulin's Studien im Archiv der Staatsinquiſition von Venedig.*)

Wie überhaupt durch den nationalen Aufſchwung auch die Pflege der Wiſſenſchaften in Italien neuen Antrieb empfangen hat, ſo war es natürlich insbeſondere die vaterländiſche Geſchichte, der ſich die Arbeit der Forſcher wie die Theilnahme des Publikums zuwandte. Da iſt denn in die Reihe von Turin und Florenz, Parma und Modena, wo man ſich längſt um die Erkenntniß der heimiſchen Vergangenheit emſig bemühte, auch Venedig eingetreten; ja hier hat das Jahr 1866 nicht minder eine wiſſenſchaftliche Befreiung gebracht, als eine politiſche: verſcheucht iſt endlich der Drache des Mißtrauens, der unter der Fremdherrſchaft die Schätze der Archive gehütet. Freilich bedarf es noch des fleißigen Nachgrabens, um dieſe Schätze zu heben; aber während die Italiäner gar oft erleben mußten, von Fremdlingen ihre Geſchichte erkundet und geſchrieben zu ſehen, ergreift ſie heut ein lebhaftes Gefühl, daß es nicht fürder ſo bleiben dürfe. Eben von dieſer Empfindung iſt auch der Verfaſſer der vorliegenden Schrift beherrſcht; mit brennendem Eifer, der aus jeder Zeile ſeines Buches hervorleuchtet, hat er ſich in die kaum eröffnete Bahn geworfen, und zwar iſt es das Archiv der Staatsinquiſition, dem ſeine Studien gelten.

Er genügt damit einer patriotiſchen Pflicht: die europäiſche Geſchichte aus venezianiſchen Papieren zu bereichern, durfte man eher großen Ausländern, wie Ranke, überlaſſen; die innere Geſchichte Venedigs, die noch zu ſchreiben iſt, bleibt billig den Venezianern vorbehalten. Zum Glück herrſcht in den großen Städten Italiens neben dem rühmlichen Mangel an einheitsfeindlichem Partikularismus eine warme und echte Begeiſterung für die glänzende Vorzeit der ſpeciellen Heimat, und der Venezianer kann obenein des Beifalls aller Welt gewärtig ſein, wenn er Geſchichte und Verfaſſung der Markusrepublik enträthſelt; denn ganz abgeſehen von dem poetiſchen Zauber, der für uns Alle über der Lagunenſtadt ruht: das alte Venedig iſt und bleibt ein politiſcher Typus von wunderbar ſcharfem Gepräge; conſequenter war niemals eine Ariſtokratie entwickelt, ſo daß ihre tiefere Forſchung für das Verſtändniß aller ähnlichen Staatsbildungen, beſonders der freilich naiveren des Alterthums, äußerſt fruchtbar werden muß.

Wie aber träfe man da beſſer zum Ziele, als indem man es unternähme, die Geſchichte der Staatsinquiſition zu ſchreiben? Das eben wäre ein Stoß in's Herz des geheimnißvollen Staatskörpers. Daß Herr Fulin ſich hierzu rüſtet, muß Jedermann mit Freude erfüllen; heutzutage ſind es nur Anläufe dazu, die er uns ſehen läßt, einzelne Vorſtudien, aber ſie reichen hin, uns volles Vertrauen auf ſeine Befähigung, ſeinen Ernſt und ſeine Ausdauer einzuflößen.

Und ſchon an ſich betrachtet, iſt, was er bietet, intereſſant genug. Es ſind fünf kleinere Abhandlungen, zuerſt als Vorträge im Ateneo gehalten, nun zum Drucke durch reiches urkundliches Material vermehrt. Da ſich die Competenz des höchſten venezianiſchen Tribunals auf alle mögliche Dinge erſtreckte, ſo iſt es nicht ſchwer, aus den Prozeſſen, die dieſer geheime Wohlfahrtsausſchuß angeſtrengt hat, eine gar bunte Reihe zuſammenzuſtellen. So führt uns denn Fulin zuerſt einen politiſchen Proceß vor gegen den Verräther Angelo Badoer, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts, ſchon vor der großen Verſchwörung, ſich durch Privatverkehr mit fremden Geſandten verdächtig gemacht und nachher in der Verbannung, beſonders im mantuaniſchen Kriege, weiter gegen ſein Vaterland gearbeitet hat. Den Mördern, welche die Inquiſition zuletzt gegen ihn dang, entging Badoer; ſeine Schuld oder Unſchuld hat ſelbſt die hohe Diplomatie jener Tage in ihren Verhandlungen vielfach beſchäftigt.

Schon dieſer erſte Aufſatz Fulin's dient dazu, uns eine ſachgemäßere Anſchauung von dem Verfahren der Inquiſition zu verſchaffen, und zwar wohl im Ganzen eine mildere, als ſie in der Phantaſie der Novellenleſer aller Nationen exiſtirt; wir heben nur die ausdrückliche Verſicherung Fulin's hervor, daß nie auf eine anonyme Angeberei hin das Collegium ein Verfahren begonnen habe. Entſchieden Neues bringt jedoch der zweite Vortrag über die Gefangenen in den Bleikammern beim Ausgange der Republik. Man hatte nämlich die Anwendung dieſer

*) Studi nell' archivio degli inquisitori di stato, del Professore Rinaldo Fulin. Venezia, 1868.

Digitized by Google

härteſten Kerkerſtrafe in den letzten Decennien des Freiſtaates überhaupt geleugnet. Unſer Autor weiſt das Gegentheil nach und belehrt uns, daß nur gemeine Verbrecher dort ihre Strafe verbüßten, während die öſterreichiſche Herrſchaft, wie wir von Pellico und Anderen wiſſen, gerade den politiſchen Sträflingen die ſchwerſte Haft auferlegt hat.

Zwei folgende Abhandlungen über Giacomo Baſſano's berühmte „Arche Noah“ und über die Bibliothek von San Giovanni e Paolo führen uns auf das Gebiet der Gemälde- und Bücherdiebſtähle und enthalten neue und nicht unwichtige Data zur heimiſchen Künſtler- und Sammler-Geſchichte. Die Bemühungen des Staates ſelber um Erhaltung ſeines Schatzes von Meiſterwerken werden dankbar hervorgehoben, die cäſariſche Barbarei der Entführung von Kunſtſachen findet ihr gerechtes Urtheil. Der letzte Vortrag endlich, Maria da Riva betitelt, giebt ein rührendes Genrebild aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts; es iſt der Proceß einer von ihrer habſüchtigen Familie nach damaliger Sitte gewaltſam in's Kloſter gebannten jungen Patrizierin. Beſonderen Werth erhält dieſer Aufſatz noch durch die Wiedergabe eines Stückes aus Antonio Lamberti's ungedruckten Memorie degli ultimi cinquanti anni della Republica, in dem mit dem anſchaulichen Talent und der heitern Einfalt eines Boccaccio die Sprachgitter der Nonnenklöſter als die Salons jener Zeit geſchildert werden.

Wir müſſen uns auf dieſe kurzen Worte beſchränken, allein wir glauben Jedem, der ein Herz für Venedig hat – und wer hätte das nicht? — dieſe leichten, aber von gediegenem Fleiße zeugenden Skizzen zur Lektüre empfehlen zu dürfen; unſerem Verfaſſer aber wünſchen wir von Herzen Muße und guten Fortgang zu ſeinem größeren Vorhaben. A. D.

Frankreich.

Sire de Joinville's Geſchichte des heiligen Ludwig.

Ob es für die Schilderung wichtiger Vorgänge von Nutzen ſei, denſelben als unmittelbarer Zeuge beigewohnt zu haben, ja ob es für einen Beobachter, welcher perſönlich in die Ereigniſſe eingegriffen hat, welcher, wie es in den Landsknechtliedern heißt: „ſelber mit dabei geweſen“, überhaupt möglich ſei, eine endgiltige, im höchſten Sinne hiſtoriſche Darſtellung des Selbſterlebten zu geben, mag zweifelhaft erſcheinen. Gewiß treten auf der höheren Warte unbetheiligter Forſchung die weitverzweigten Grundurſachen eines Ereigniſſes mit größerer Klarheit hervor, als im Gewühle der Ringenden. Anders, wo es ſich um die Schilderung einer einzelnen, bedeutend wirkenden Individualität handelt: hier kann die ſorgfältigſte Benutzung des Ueberlieferten den lebendigen Eindruck leiblichen Schauens nicht erſetzen, und die deutlicher hervortretenden perſönlichen Neigungen des Erzählers dienen nur dazu, die Unmittelbarkeit der Darſtellung zu erhöhen.

Von dieſen Geſichtspunkten muß man ausgehen, um in richtiger Würdigung einem Werke entgegentreten zu können, deſſen geiſtige Friſche ſich nun ſchon durch mehr als ein halbes Jahrtauſend bewährt hat, der Histoire de St. Louis, roi de France, par Jean Sire de Joinville, sénéchal de Champagne. Man würde dem wackern Senechal Unrecht thun, wenn man an ſeine Chronik den Maßſtab eines planmäßigen Geſchichtswerkes legen wollte. Ein ſolches zu ſchreiben, lag weder in ſeiner Macht, noch in ſeinem Willen; aber als ihn die Königin Johanna von Navarra dazu aufforderte, hielt es der ſchon hochbetagte Ritter für eine fromme Pflicht, die hohen Thaten des geliebten heiligen Königs, dem er in Noth und Bedrängniß treu zur Seite geſtanden, für deſſen Heiligſprechung er ſein gewichtiges Zeugniß eingelegt hatte und deſſen verklärte Geſtalt ihn noch oft im Traume umſchwebte, als erhabenes Beiſpiel der Nacheiferung für die ſpäteſten Enkel getreu zu berichten. Als vorzüglichſte Quelle diente ihm dabei die eigene langjährige Erfahrung im vertrauten Umgang des Königs. „Je fais savoir à tous“, ſagt er am Schluſſe des Buches — „que j'ai mis ici une grande partie des faits de notre saint roi devant dit, que j'ai vus et ouis“.

Bei ſeiner Auffaſſung Ludwig's IX., als nationalen Helden und Heiligen, kann es kaum Wunder nehmen, wenn Joinville ihm gegenüber auf dem Standpunkte unbedingter Bewunderung ſteht; im Uebrigen aber iſt ſeine Anſchauung zeitgenöſſiſcher Verhältniſſe und Perſönlichkeiten eine überaus vorurtheilsloſe. Er ſpendet Rüge und Mahnung mit großer Offenheit nach allen Seiten hin und beurtheilt eigene und fremde Schwächen mit gleicher Schärfe; ja ſogar der heilige Ludwig entgeht wiederholt nicht ganz dem leiſen Tadel des unparteiiſchen Biographen. Wenngleich die Verherrlichung des Helden als Hauptzweck der Histoire de St. Louis anzuſehen iſt, ſo war doch der hiſtoriſche Hintergrund des Bildes, der unglückliche ägyptiſche Kreuzzug des Jahres 1248, ein zu reich bewegter, um nicht einem ſo feinen Beobachter wie Joinville Gegenſtand der anziehendſten Schilderungen zu werden. Orientaliſches Leben und Treiben, abendländiſche Kraft im Kampfe mit ägyptiſcher Schlauheit, ſchwer erkaufte Siege, Gefangenſchaft und bitterſte Todesnoth ziehen in buntem Wechſel an unſerem Auge vorüber. Dabei liebt es der Erzähler, ſeine Kenntniſſe über morgenländiſche Kultur und Geſchichte zum Beſten zu geben, und hat oft den Faden der Darſtellung durch Epiſoden, wie über den Alten vom Berge, den Prieſter Johannes und mancherlei andere merkwürdige Dinge unterbrochen. Auch der Nil, der für die Unternehmungen der Kreuzfahrer ſo wichtige Strom, iſt Gegenſtand einer eingehenden Erörterung geworden. Derſelbe kommt, nach der Meinung des wackern Ritters, direkt aus dem Paradieſe gefloſſen, und wo er zuerſt in Aegypten eintritt, fiſcht man mit Netzen die koſtbaren Früchte auf, welche der Wind von den Bäumen Edens in den Strom geweht hat. Man ſieht, von dem Wunderglauben ſeiner Zeit iſt Joinville durchaus nicht frei geblieben, wie ſich das nach ſeinem heiligen Umgang ja kaum anders erwarten ließ. So ſind auch Träume von bedeutendem Einfluß auf ſeine Handlungen. Ein Traum, welchen ihm ſein kluger Hausgeiſtlicher, vielleicht nicht ganz unerwünſcht, als eine direkte Warnung Gottes auslegt, läßt ihn den unglücklichen Ausgang des letzten Kreuzzuges, auf dem Ludwig IX. ſeinen Tod fand, vorausſehen, und auch die dringendſten Bitten des Königs können ihn nicht bewegen, an dem Unternehmen ſich zu betheiligen. An mehreren Stellen ſeines Werkes weiß er ſogar über Wunder zu berichten, die ſich vor ſeinen eigenen wachen Augen zugetragen haben, ohne dadurch jedoch ſeiner perſönlichen Glaubwürdigkeit im Weſentlichen zu ſchaden. Denn das Wunderbare liegt in der Regel weniger in den mitgetheilten Thatſachen, als vielmehr in den vorausgeſetzten übernatürlichen Gründen. So erzählt

*) Histoire de St. Louis par Joinville. Texte rapproché du Français moderne. Par Natalis de Wailly. 3e édition. Paris, 1868.

Digitized by Google

er uns mit frommem Staunen, ein Mann ſei in's Meer geſtürzt und, ohne ein Glied zu rühren, auf der Oberfläche geblieben, weil — er ſich im Augenblicke der Gefahr dem Schutze der allerſeligſten Jungfrau Maria empfohlen habe. Gewiß iſt die Naivetät groß genug, dieſe einfache Erſcheinung, ſtatt durch das Geſetz der Schwere, durch den unmittelbaren Einfluß der Gottesmutter zu erklären; aber der Verdacht einer wiſſentlichen Entſtellung kann Joinville in keiner Weiſe treffen.

Den anziehendſten Theil der Histoire de St. Louis bilden die Mittheilungen aus den vertraulichen Geſprächen des Königs. Der heitere Weltſinn des Ritters tritt dabei in dem pikanteſten Gegenſatz zu der aſcetiſch ſtrengen aber wohlwollenden Art des guten Königs, deſſen etwas lehrhafte Frömmigkeit doch nie in die Langeweile trockenen Moraliſirens ausartet. „Einſt — ſo erzählt Joinville — ſprach der König zu mir: Möchtet Ihr lieber mit dem Ausſatze behaftet ſein oder eine Todſünde begangen haben? Und ich, der ihm niemals log, antwortete, daß ich lieber deren dreißig begangen haben, als ausſätzig ſein möchte." Der König wartet, bis die Zeugen dieſes Geſpräches ſich entfernt haben, und hält dann ſeinem loſen Freunde eine arge Strafrede: „Ihr habt geſprochen wie ein Thörichter und Unſinniger, denn es giebt keinen Ausſatz, der ſo häßlich wäre wie eine Todſünde." Man bemerke die zarte Rückſicht des Königs, der bei einer ſo argen Frivolität in Gegenwart Anderer mit der Rüge zurückhält und erſt im geheimen Zwiegeſpräch dem heiligen Zorne Raum giebt. Im Allgemeinen war die Frömmigkeit Ludwig's IX. von jeder Kopfhängerei frei, die unzerſtörbare Heiterkeit des franzöſiſchen Charakters blickt nicht ſelten aus dem düſteren Ernſte weltabgeſchiedener Askeſe hervor und manches Witzwort Joinville's erregt die ausgelaſſene Fröhlichkeit des Königs. Auch unbedingte Unterwerfung den geiſtlichen Machthabern gegenüber war, trotz aller Heiligkeit, nicht der Grundſatz Ludwig's, und wir ſehen mit Genugthuung, wie er zu wiederholten Malen die Ausſchreitungen klerikalen Uebereifers mit Energie zurücktreibt.

Rückſichten auf den Raum geſtatten es nicht, auf anziehende Details näher einzugehen; nur über die vorzüglichſten Ausgaben des Werkes ſei mir noch ein Wort geſtattet. Der erſte Druck der Histoire de St. Louis fällt bereits in das Jahr 1542. Im 17. Jahrhundert iſt beſonders die Ausgabe des hochgelehrten Du Cange hervorzuheben, welcher eine Menge werthvollen hiſtoriſchen Stoffes über den Schriftſteller und ſein Werk zuſammengetragen hat. Schon die früheſten Herausgeber verſuchten dabei die aus den altfranzöſiſchen Sprachformen erwachſenden Schwierigkeiten für das Verſtändniß, durch oft ſehr willkürliche Textänderungen zu löſen. Der verdiente franzöſiſche Gelehrte Francisque Michel ſtrebte in ſeiner 1858 erſchienenen Edition daſſelbe Ziel durch vielfache erklärende Anmerkungen zu erreichen. Herr Natalis de Wailly hat im Jahre 1867 den Originaltext mit einer Uebertragung in die moderne Sprache herausgegeben, und dieſe Uebertragung iſt alsdann auch in einem beſonderen Abdruck erſchienen. Dieſelbe ſucht die anziehend naive Joinville'ſche Schreibart möglichſt zu erhalten und weicht von derſelben nur da ab, wo es die Bedingungen des weſentlich veränderten Sprachgeiſtes unumgänglich machten. Herr Wailly hat ſich ſo das Verdienſt erworben, eines der bedeutendſten Denkmäler mittelalterlicher Geſchichtſchreibung dem franzöſiſchen, man darf wohl ſagen, überhaupt dem gebildeten Publikum zugänglich gemacht zu haben. Der große Erfolg ſeiner Arbeit — die Uebertragung erſchien in dieſem Jahre bereits in dritter Auflage — zeigt, wie dieſelbe dem vorwiegenden Streben unſerer Zeit, ernſtes Wiſſen in anziehender Form zu verbreiten, entſpricht. Auch in Deutſchland ſei das Werk den Freunden franzöſiſcher Kultur und Geſchichte beſtens empfohlen. Franz Hüffer.

Alphonſe Royer: Geſchichte des Theaters.*)

Von dem franzöſiſchen, dramatiſchen Schriftſteller, Novelliſten und Orient-Reiſenden Alphonſe Royer ſind ſoeben die beiden erſten Bände einer allgemeinen Geſchichte des Theaters erſchienen, die, nach ihrem kosmopolitiſch-kulturhiſtoriſchen Plan und Umfang, eine Concurrenz mit der allerdings noch viel umfaſſenderen, deutſchen „Geſchichte des Dramas" von J. L. Klein zu werden den Anſchein hat. Es ſind im Ganzen fünf Bände angekündigt, von denen der erſte, nach einer Einleitung über den Zuſammenhang der dramatiſchen Weltliteratur mit der Kulturgeſchichte der Menſchheit, das Alterthum und den Orient auf 90 Seiten, das neulateiniſche Theater bis zum zehnten Jahrhundert auf 25 Seiten, den Uebergang vom Lateiniſchen zu den Volksſprachen des 11. und 12. Jahrhunderts auf 15 Seiten, das 13. Jahrhundert in Frankreich und Deutſchland auf 14 und im 15. Jahrhundert auf 48 Seiten umfaßt. Die folgenden Kapitel des erſten Bandes (240 S.) ſind den Myſterien des 15. Jahrhunderts, dem franzöſiſchen, niederländiſchen, ſpaniſchen, engliſchen, deutſchen und perſiſchen Theater deſſelben Zeitraumes, ſowie der franzöſiſchen Bühne der erſten Periode des 16. Jahrhunderts gewidmet.

Wir gewinnen durch eine Vergleichung dieſer Raumverhältniſſe bereits die Anſchauung, daß von einer Vergleichung des Royer'ſchen Werkes mit der gelehrten, gründlichen und erſchöpfenden Geſchichte des Dramas von Klein nicht die Rede ſein kann. Der zweite Band von Royer umfaßt den Schluß des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich (bis zu Corneille), Spanien (Gil Vicente, Lope de Vega ꝛc.), Portugal, den Slavenländern, Deutſchland (Jacob Ayrer, Herzog Julius von Braunſchweig ꝛc.) und England (Shakſpeare, ſeine Vorläufer und Nachfolger). Der dritte Band wird dem übrigen Theile des 17. Jahrhunderts, der vierte dem achtzehnten und der fünfte endlich dem neunzehnten Jahrhundert gewidmet ſein.

In der Einleitung ſagt der Verf.: „Die Reiſe, welche wir mit unſeren Leſern zu den Völkern der Erde unternehmen, die hierbei durch ihre dramatiſchen Werke vertreten ſind, wird theilweiſe eine wahre Entdeckungsreiſe ſein. Durch die vergleichende Ueberſchau wird manches Unerwartete zu Tage kommen. Manche Idee, die man für neuentſtanden hielt, wird man als aus ſehr alten Quellen herſtammend erkennen. Das Gebiet der Erfindung iſt keinesweges ſo groß, als man glaubt, und vielerlei Aerndten ſind auf einem und demſelben Boden gewachſen. Die menſchliche Perfectibilität kann nicht geleugnet werden, aber nichtsdeſtoweniger ſteckt doch etwas vom Biber in den Menſchen, und wenn die Arten auch verſchieden, ſind ſich doch die Individuen niemals unähnlich."

Der franzöſiſche Verfaſſer ſagt, daß ſeine Geſchichte des Theaters, zum Unterſchiede von der deutſchen Arbeit Klein's, deren Umfang er, nach Verhältniß der bisher erſchienenen ſechs Bände, auf vierzig berechnet, nicht ſowohl aus abgeſonderten hiſtoriſchen Darſtellungen der Dramen-Literatur jedes einzelnen

---

*) Histoire universelle du théâtre. Par Alphonse Royer. Tome I et II. (470 et 522 p. gr. in —8.) Paris, A. Franck, 1869.

Digitized by Google

Volkes, als aus vergleichenden Ueberſichten der verſchiedenen Theater-Epochen beſtehe. Statt einer Nebeneinanderſtellung zahlreicher Einzelgeſchichten, liefere er vielmehr eine hiſtoriſche Unterſuchung nach Jahrhunderten und Völkergruppen.

Spanien.

Lope de Vega in deutſcher Bearbeitung.*)

Seitdem Auguſt Wilhelm Schlegel in ſeiner kritiſchen Souveränetät als die Blüte des ſpaniſchen Dramas die Stücke Calderon's geprieſen und nach ſeiner antithetiſchen Manier, des Contraſtes wegen, den bis dahin hochgelobten Lope de Vega recht tief herabgeſetzt hat, iſt „el fenix de España" nur noch in dem Rufe eines Vielſchreibers geblieben, mit deſſen Werken ſehr Wenige Bekanntſchaft geſucht haben. Da iſt es dankbar anzuerkennen, daß ein gründlicher und unbefangener Kenner uns dieſe Bekanntſchaft in ſo angemeſſener Weiſe vermittelt, wie Moriz Rapp durch die unten angezeigte Bearbeitung einer glücklich ausgewählten Zahl Lope'ſcher Stücke jetzt unternimmt. Ueber das Verhältniß von Lope und Calderon ſpricht ſich Rapp in der Vorrede folgendermaßen aus: „Lope hat die ganze äußere und innere Form des ſpaniſchen Drama geſchaffen und fixirt, und dieſe That hebt ihn über alle Angriffe. Er iſt für's Zweite vielleicht der fruchtbarſte Dramatiker, welchen die Erde geſehen, und das muß der Flüchtigkeit ſeiner Manier in Gegenrechnung gebracht werden. Der bloße Verfeinerer bleibt doch unter dem Schöpfer. Lope iſt der Aeſchylus, Calderon der Sophokles der ſpaniſchen Bühne. Lope's Größe iſt eine ganz unerſchöpfliche Phantaſie: er will hundertmal das Nämliche und wiederholt ſich in aller ſeiner Eilfertigkeit doch weit weniger als Calderon in ſeinem ruhigen und gemeſſenen Schaffen, das weit öfter an Manier gränzt. Lope ſchildert ſeine Zeit und ſein Volk, wie ſie ſind, wie er ſie ſieht, die Ausſicht auf allgemeine ethiſche Gedanken läßt er im Zeitbewußtſein aufgehen und ſich verzehren; er hat keinen klaren ethiſchen Zweck. Calderon iſt vor allem Theoretiker, er will nie blos für die Phantaſie arbeiten, er will auf den Willen, auf die Ueberzeugung wirken, er hat moraliſche Zwecke. Das iſt der Poeſie keineswegs fremd, aber es iſt doch nicht der weſentliche Kern ihrer Offenbarungen. Bei Lope iſt die ſchaffende Phantaſie, welche mit nationalen und am liebſten lokalen und provinzialen Bildern ſich nährt, das Erſte, der ſpielende Witz die verbrämende Zierde, welche oft, wie in den Zwiſchenſpielen, faſt die ganze Form ausfüllt. Bei Calderon iſt die Phantaſie mäßig und kühl, der Witz nicht üppig und in bewußte Schranken gewieſen; das Sittengeſetz, in der Form des Gefühls gefaßt, alſo das ethiſche Pathos, die Hauptſache; ſein ethiſches Syſtem aber zugleich in zeitlichen und lokalen Schranken befangen und für uns zum Theil ungenügend und abſtoßend. Daher kommt es, daß er in Deutſchland nie Wurzel faſſen konnte; Lope wäre vielleicht in einzelnen Stücken eher akklimatiſirbar."

Dieſes im Ganzen ſo treffende Urtheil mag zugleich beweiſen, daß der Bearbeiter nicht in blinder Verehrung ſeinen Autor über Gebühr zu erheben bemüht iſt. Jedem einzelnen der überſetzten Stücke geht eine, auch literariſche Nachweiſe bietende Einleitung voran; es enthält aber der vorliegende Band folgende Auswahl: El rey Bamba (König Wamba), El primer Faxardo (der erſte Fejardo), El nuevo mundo (Columbus) und El gran duque de Moscovia (Demetrius). Von hervorragendem Intereſſe für uns ſind die beiden letzten, der „Demetrius" ſelbſtverſtändlich ſchon wegen der Vergleichung mit dem Schiller'ſchen Torſo. Ein zweiter Band, der hoffentlich bald nachfolgt, ſoll noch drei Stücke und ſieben Zwiſchenſpiele bringen.

*) Spaniſches Theater. Herausgegeben von Moriz Rapp. Dritter Band. Schauſpiele von Lope de Vega I. Hildburghauſen, Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts, 1868. (Lief. 88 und 89 der Bibliothek ausländiſcher Klaſſiker.)

Rußland.

Weibliche Aerzte unter den Kirgiſen.

Fräulein Nadeſchda Suslowa, welche am 14. December 1867 zu Zürich promovirte und von der dortigen Univerſität das Doctor-Diplom erhielt, begann 1862 das Studium der Medizin in ihrem Vaterlande Rußland und zwar auf der mediziniſch-chirurgiſchen Akademie zu St. Petersburg. Zwei Jahre hatte Fräulein Suslowa und mit ihr noch einige Damen die Vorleſungen beſucht, ohne daß ihnen dabei von den Profeſſoren oder den männlichen Studenten ein Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre, als plötzlich zum allgemeinen Erſtaunen die Regierung der Univerſität verbot, ferner Frauen zu den wiſſenſchaftlichen Vorleſungen zuzulaſſen. (Inzwiſchen wurde kürzlich doch eine Frau Kaſchewarov in St. Petersburg zum Doctor medicinae promovirt. Auch ſoll der Unterrichtsminiſter Tolſtoy in neuerer Zeit eine der Frauenfrage ſehr günſtige Entſchließung gefaßt haben.

Damit war damals dem Studium der Frauen in Rußland das Todesurtheil geſprochen; einige gaben es auf, einige andere und unter ihnen Nadeſchda Suslowa gingen nach der Schweiz, hoffend, wenn ſie von dort mit dem Doctordiplom zurückkehren würden, in St. Petersburg zum Examen und darauf zur Praxis in ihrem Vaterlande zugelaſſen zu werden, und nur zu Gunſten einer einzigen Frau ward damals der Akademie geſtattet, eine Ausnahme zu machen. Die Veranlaſſung dazu iſt originell.

Einige Jahre ehe Fräulein Suslowa in die mediziniſche Schule zu St. Petersburg trat, hatten ſich mehrere wilde Stämme des ruſſiſchen Aſiens an die Regierung gewendet, mit der Bitte, ihnen einige mit der Geburtshilfe vertraute Frauen zuzuſenden. Ihr Geſuch ward bewilligt und die Regierung ließ auf ihre Koſten eigens eine Anzahl Frauen für dieſen Zweck ausbilden. Nach einiger Zeit ging einer dieſer kirgiſiſchen Stämme in ſeinen Forderungen noch weiter und petitionirte, man möchte ihm Frauen ſenden, welche nicht nur die Geburtshilfe verſtänden, ſondern auch in andern Zweigen der Arzneiwiſſenſchaft erfahren wären. Sie ahnten nicht, daß ſie damit etwas verlangten, was man ihnen nicht allein in Rußland, ſondern im ganzen übrigen hochgebildeten Europa nicht zu geben vermöge, daß ſie eine Frage berührten, die ſchon ſeit Jahren viel Lärm in der civiliſirten Welt verurſachte und von Vielen als gleichbedeutend mit dem rothen Geſpenſt und dem Untergang aller göttlichen und menſchlichen Weltordnung betrachtet wird. Es ſcheint indeß, als ſei man bei manchen Regierungen eher geneigt, den Wünſchen wilder Völkerſchaften, als den Bedürfniſſen gebildeter und geſitteter Frauen Rechnung zu tragen. Eine Frau, welche bereits

Digitized by Google

dem Studium der Geburtshilfe oblag, ließ die Kirgiſen wiſſen, ſie ſei geneigt, gründlich Medizin zu ſtudiren und dann als Aerztin zu ihnen zu kommen, wenn ſie ihr die Erlaubniß verſchaffen könnten, die Akademie zu St. Petersburg als ordentliche Studentin zu beſuchen. Der Vorſchlag wurde mit Bereitwilligkeit angenommen und mit Hilfe eines einflußreichen ruſſiſchen Generals die Zulaſſung der Kirgiſen-Doctorin in spe zur Akademie durchgeſetzt. Außerdem ſandten die „Wilden“ vom erſten Augenblicke an die Mittel für den Unterricht und das Studium der für ſie auszubildenden Heilkünſtlerin und nahmen ſo großes Intereſſe an ihr, daß ſie von Zeit zu Zeit Berichte über ihre Geſundheit und ihr Wohlergehen einforderten und ihr, als ſie im letzten Sommer erfuhren, ſie ſei nicht wohl, noch beſondere Mittel anweiſen ließen, um etwas für ihre Geſundheit zu thun. Man wäre dieſem Vorfall gegenüber beinahe verſucht, mit Seume zu ſprechen: „Seht, wir Wilden ſind doch beſſere Menſchen!“

Kleine literariſche Revue.

— **Todes- und Freiheitsſtrafe in England.** Im Anſchluß an den Bericht über das treffliche Buch des ſchwediſchen Rechtsgelehrten Olivecrona verdient eine kleine, lebendig und anregend gehaltene Schrift des Dr. Karl Heinrich Schaible*), Profeſſors an der britiſchen Militär-Akademie in Woolwich, erwähnt zu werden. Der Verfaſſer, ein ſeit längerer Zeit in England lebender Deutſcher, iſt kein Juriſt, aber er hat die ſtaunenswerthen Fortſchritte, welche ſich in der engliſchen Strafrechtspflege während der letzten Jahrzehende vollzogen haben, mit Aufmerkſamkeit verfolgt, und führt in ſeiner Schrift, die urſprünglich als Vortrag in der Londoner deutſchen Geſellſchaft für Wiſſenſchaft und Kunſt gehalten worden iſt, an der Hand der reichhaltigen neueren engliſchen Literatur über dieſen Gegenſtand den Nachweis, daß die ſehr erhebliche Beſchränkung der Todesſtrafe in England ganz entſchieden vortheilhafte Wirkungen für die öffentliche Sicherheit nach ſich gezogen hat. „Wir hängten“, ſagt der engliſche Juriſt Phillips von den engliſchen Strafgeſetzen noch im Anfange unſeres Jahrhunderts, „für alles und jedes; für Diebſtahl im Werthe von einem Pfund Sterling, für 5 Schilling, für 40 Schilling, für 5 Lſtrl., für das Abſchneiden eines Bäumchens. Wir hängten für den Diebſtahl eines Schafs, eines Pferdes, eines Rindes, für Falſchmünzerei, für Urkundenfälſchung, für Zauberei, für Dinge, die da waren, und für Dinge, die da nicht ſein konnten.“ Statt 200 mit der Todesſtrafe bedrohter Verbrechen, weiſt die engliſche Strafgeſetzgebung ſeit der Consolidation Act von 1861 nur 14 todeswürdige Fälle auf, von denen jedoch nur in Einem, bei vorbedachtem Morde, die äußerſte Strafe zur wirklichen Vollziehung zu kommen pflegt. Die engliſche Geſellſchaft für die Abſchaffung der Todesſtrafe iſt für die endliche völlige Beſeitigung des „cursed tree“, des Galgens, unermüdlich thätig. Ebenſo regſam iſt die Vereinswirkſamkeit für die Verbeſſerung des Gefängnißweſens, und insbeſondere für die der Haft entlaſſenen Sträflinge. Nur eine vernünftig geregelte Freiheitsſtrafe vermag das Erforderniß zu erfüllen, welches Wilhelm von Humboldt in ſeinen Ideen über die Gränzen der Wirkſamkeit des Staats an jede Strafe ſtellte, daß ihr Maß den Umſtänden und dem Grade der moraliſchen Geſunkenheit des Verbrechers entſpreche. Die Aufgabe der Geſellſchaft, den nach Abbüßung ihrer Strafe entlaſſenen Verbrechern die Rückkehr in das bürgerliche Leben zu ermöglichen, ſtatt ſie auf's Neue auf den Weg der Schuld zu treiben, wird in Deutſchland noch lange nicht genügend gewürdigt. Wir wünſchen, daß die vorliegende Schrift dazu beitrage, die öffentliche Theilnahme für dieſes hochwichtige, aber auch ſehr ſchwierige Werk der Humanität zu erwärmen. F.

*) Berlin, J. Springer, 1869. (85 S.)

— **Shakeſpeare's Frauenideal.** Herr F. A. Leo, ein thätiges Mitglied der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft, hat ſeinen bei Gelegenheit der am 23. April v. J. zu Weimar ſtattgehabten Generalverſammlung dieſer Geſellſchaft gehaltenen Feſtvortrag dem Druck übergeben.*) Im Vorworte ſpricht der Verfaſſer aus, daß ihm die Arbeit unter der Feder anders geworden, als er ſie ſich urſprünglich gedacht, und daß ſie, wie ſie jetzt iſt, wohl mehr den Titel „Shakeſpeare's ideale Geſtalten“ oder „Pſychologiſch-Biographiſches zum Shakeſpeare“ zu beanſpruchen gehabt hätte; zugleich entwickelt er aber die Gründe, welche ihn veranlaßt, bei der urſprünglich gewählten Bezeichnung zu verharren. Der Vortrag zeugt von der liebevollen Hingabe des Verfaſſers an ſeinen Stoff, von dem tiefen Verſenken in den Dichter, von dem gründlichen Studium des lebendigen Geiſtes, nicht des todten Buchſtabens, den Shakeſpeare uns hinterlaſſen. Wir halten es für einen äußerſt glücklichen Gedanken, die Individualität des Dichters, für die uns ſo wenig poſitiver Anhalt geboten iſt, ſich aus ſeinen Werken, aus ſeinen Lieblingsgeſtalten zu rekonſtruiren und geben dem Verfaſſer gern das Zeugniß, daß er dies mit ebenſo viel Geiſt wie Gründlichkeit gethan, und daß uns aus ſeinem kurzen Vortrage beſſer als aus weitſchweifigen, mit Hypotheſen gefüllten Biographieen der Knabe Shakeſpeare, der Mann Shakeſpeare und Shakeſpeare's Frauen-Ideal entgegentritt. J. H.

— **Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe.****) So lautet der Titel einer kleinen geiſtreichen Schrift, in welcher an Beiſpielen gezeigt wird, daß die Sprache die genaueſte Photographie der den Mitgliedern eines Volkes eigenthümlichen und gemeinſamen Gedankenwelt iſt. Das deutſche Wort „Freund“ und das franzöſiſche ami, wie gleich ſie auch ſcheinen, ſind doch nur ähnlich, nicht congruent, indem in der Bedeutung des deutſchen Wortes „Freund“ die Wärme des Gefühlslebens, in der des franzöſiſchen ami der verbindliche Umgangston vorwiegt. — Für den deutſchen Begriff „billig“ hat der Engländer zwei Ausdrücke: fair und equitable; jenes gränzt an „großmüthig“, „edelmüthig“, indeß dieſes nur „gerecht“ bedeutet, eine Eigenſchaft, die nicht ſelten an Härte ſtreift. Vor dem dreißigjährigen Kriege hatten auch die Deutſchen die zwei entſprechenden Worte „billig“ und „recht“; allein in Folge der Ungunſt der Zeiten wurde die Möglichkeit und mit ihr die Neigung, „billig“, d. h. edelmüthig, und „recht“, d. h. gerecht zu ſein, ſo geſchmälert, daß auch die Worte, welche dieſe Geſinnungen repräſentirten, zu ſchwanken anfingen. Das Wort „recht“ erhielt die Bedeutung von „geſetzlich“ oder „ſittlich“ oder „verſtändig“ und das Wort „billig“ mußte ſeine Stelle mit vertreten, und durch dieſe Kop-

*) Shakeſpeare's Frauen-Ideal. Halle, G. Emil Bartel.

**) Ein Vortrag von Dr. C. Abel. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagshandlung (Harrwitz u. Goßmann), 1869.

Digitized by Google

pelung verwandter und doch ſo verſchiedener Begriffe wurde es in ſeinem edleren Sinne arg geſchädigt und wenig mehr gebraucht. In fair und equitable kommt die höchſte Prägnanz des ſprachlichen Gedankens zur Erſcheinung, in „billig“ vermiſchen ſich beide zu einem pſychologiſchen Brei. — Der Engländer unterſcheidet genau die verwandten Worte resolution und determination; im Deutſchen ſind die Worte „Entſchluß“ und „Beſchluß“ etwa in derſelben Weiſe geſondert, ſo daß Entſchluß, resolution, das Reſultat irgend eines Kampfes zwiſchen der Vernunft und dem Gefühl, Beſchluß, determination, ein Gebot der Nothwendigkeit oder der allgemeinen Convenienz iſt. Indeß hat im Deutſchen ſich der Unterſchied allmählich verwiſcht, ſo daß wir dem ſchweren Entſchluß nicht mehr den Adel beilegen, der ihn über den leichten Beſchluß erhebt.

Manche Gedanken kommen manchem Volke nicht oft genug vor oder werden nicht lebhaft genug empfunden, um beſondere Worte, die andere Völker für ſie haben, nöthig zu machen. Wir nennen z. B. „Tante“ ſowohl des Vaters wie der Mutter Schweſter, während manche Sprachen, in denen verwandtſchaftliche Beziehungen beſonders innig oder ſtreng aufgefaßt werden, zwiſchen beiden unterſcheiden. Für „werfen“ haben manche wilde Völker verſchiedene Ausdrücke, um die Arten und die Grade des Wurfes zu bezeichnen. Die Engländer haben nicht blos Namen für die Hauptfarben, wie wir, ſondern auch für ihre feineren Schattirungen (z. B. rose colour und pink; violet und peach; brown, hazel, auburn und bay), ein Beweis, daß die ſinnliche Naturbetrachtung in England lebhafter iſt als bei uns. Solche Thatſachen zeigen am ſchlagendſten, wie die verſchiedenen Sprachen verſchiedene nationale Gedanken-Spiegel ſind; wie deshalb jede Ueberſetzung nothwendig ungenau ſein muß; wie wir durch das Aufgeben unſerer Mutterſprache und Annahme einer fremden mit den Worten zugleich auch unſere nationalen Anſchauungen ändern, und wie endlich das Studium fremder Sprachen das beſte Mittel iſt, fremde Nationalitäten genau kennen und richtig würdigen zu lernen. E. M.

— **Friedr. Gerſtäcker's „Miſſionäre“.***) Der Verfaſſer hat auf ſeinen Weltreiſen die Miſſionen und Miſſionäre zu beobachten Gelegenheit gehabt und ſchildert deren Thätigkeit in Form einer dreibändigen Erzählung, durch welche das faſt allgemeine Mißtrauen gegen die äußere Miſſion gerechtfertigt wird. Die Heldin iſt eine deutſche adelige Dame, welche, einem großen Herzenszuge folgend, ſich der Miſſion in der Südſee anſchließt und dort einem ihr octroyirten Miſſionsbruder die Hand zur Ehe reicht, um ihr Daſein der Bekehrung heidniſcher Inſulaner zu widmen. Bald aber überzeugt ſie ſich, daß ſie ſich in ihrer idealiſtiſchen Anſchauung des Miſſionsweſens getäuſcht hat. Sie lernt die Miſſionsthätigkeit, wie ſie in der Südſee ſich geltend macht, verachten und kehrt, nach ſtürmiſchen Erlebniſſen, geheilten Herzens nach Europa zurück, um ſich mit innerer Miſſion zu beſchäftigen. Dies der Rahmen des trüben Bildes, das der erfahrungsreiche Verfaſſer von dem Auftreten der modernen Apoſtel in jenen Ländern aufrollt, und dem er inſofern einen, in ſeinem Sinne, glücklichen Abſchluß giebt, als er den Verſuch, auf einer der paradieſiſchen Südſee-Inſeln das Chriſtenthum einzuführen, ſcheitern läßt. Er behauptet, faſt nichts erfunden, ſondern nur eine Kette von Thatſachen hingeſtellt zu haben, die er allerdings durch Citate von Miſſionsſchriften ſelber belegt. Seiner Beobachtung nach bringen die Miſſionen nicht Glück und Frieden, ſondern Haß, Zwietracht, Habſucht, blutige Kämpfe, kurz das Verderben zu den Heiden. Er warnt, ſie zu unterſtützen. — Herr Gerſtäcker iſt gegen die Miſſionen überhaupt, indem er annimmt, ein wahrer Glaube könne nicht gewechſelt werden, nur die Form werde verändert. Darin geht er gewiß zu weit, denn damit negirt er einfach den Werth und die Bedeutung des Chriſtenthums an ſich, das ja auch unſeren Vorfahren nur durch äußere Miſſion übermittelt worden iſt. Immerhin liegt auch den modernen Miſſionen ein großer Gedanke zu Grunde, aber in den kleinen Gemüthern denen er anvertraut iſt, wird er unwirkſam. Verurtheilung verdient alſo nur die gegenwärtige Praxis der Miſſionen, und mit dieſer Beſchränkung billigen wir das Verdikt, das Gerſtäcker über deren Thätigkeit gefällt hat. G. H.

*) Jena, Hermann Coſtenoble, 1868.

— **Wilh. Bornemann's Jagdgedichte.** Gleichwie von ſeinen „Plattdeutſchen Gedichten“, iſt jetzt auch von Wilhelm Bornemann's „Jagdgedichten“ eine neue Ausgabe in einer nach den hinterlaſſenen Handſchriften des verſtorbenen Dichters veranſtalteten Sammlung erſchienen*) „Der alte, nun ſchon ſeit Jahren heimgegangene Jäger, deſſen dichteriſche Mittheilungen aus Wald und Feld hier vorliegen, bewahrte ſich ſeinen Sinn und ſein offenes Auge für die Natur und ihre Geheimniſſe bis in ſein höchſtes Alter — er erreichte das ſechsundachtzigſte Lebensjahr — und ſchöpfte aus dem vertrauten Umgange mit ihr Heiterkeit und dauernde geiſtige Jugendfriſche. Was er uns von den Freuden und Leiden der Jagd, vom Weſen der Thierwelt mit lachendem und ernſtem Mund erzählt, hat er nicht am warmen Ofen und auf bequemem Lehnſtuhl erdacht, ſondern auf ſeinen Streifereien durch Feld und Wald ſelbſt erlebt. Nicht Sonnengluth, nicht Sturm und Schneegeſtöber, nicht Hunger und Durſt hat er geſcheut, um jagend zu ſehen und ſehend zu lernen. Seine Darſtellungen tragen daher den unverkennbaren Stempel echter Originalität und innerer Wahrheit, und wenn ſeine Sprache auch nicht gerade immer die des feinen Salons iſt und er hin und wieder etwas echtes Jägerlatein nicht verſchmäht, ſo wird der Jäger, wie der Jagd- und Naturfreund ihn doch verſtehen und gern mit ihm durch Felder und Fluren ſchweifen.“

Literariſcher Sprechſaal.

Karl Schurz iſt an dem Tage, an welchem Ulyſſes Grant den Präſidentenſtuhl zum erſtenmal einnahm, am 4. März, in den Senat der Vereinigten Staaten, als Vertreter des Staates Miſſouri, eingetreten. Er iſt der erſte Deutſche, der eine dieſer hohen, unmittelbar nach der des Präſidenten rangirenden, politiſchen Stellungen der Union einnimmt. Der „Salon“ ſagt in einem vortrefflich geſchriebenen Artikel über den Eintritt des Deutſchen in den Senat der Union: „Durch die Wahl von Karl Schurz in dieſe erhabene Körperſchaft hat das amerikaniſche Deutſchthum einen nationalen Triumph davongetragen, der in Newyork, wie in den großen Städten des Weſtens und überall, wo ſich ein Theil der fünf Millionen der in der Union lebenden Deutſchen befindet, ohne Unterſchied der Partei, be-

*) Herausgegeben von Karl Bornemann. Berlin, R. v. Decker, 1869.

Digitized by Google

jubelt wird. Selbſt die deutſche Demokratie vergißt über der Landsmannſchaft des deutſchen Senators den Groll gegen den glänzenden, ihnen nur zu gefährlichen Vertreter und Vorkämpfer republikaniſcher Prinzipien, und des Südens glückwünſchende Stimmen miſchen ſich hellen Klanges in den volltönenden Chor des Nordens ..... So hätte der kaum vierzigjährige Mann (der im J. 1849 Gottfried Kinkel aus Spandau befreien half, im J. 1851 von England nach den Vereinigten Staaten ging, im J. 1858 dort zum erſtenmal als engliſcher Redner auftrat und ſofort einen überwältigenden Eindruck auf ſeine amerikaniſchen Zuhörer machte, im J. 1861 vom Präſidenten Lincoln zum Geſandten in Spanien ernannt wurde, im J. 1862 aber freiwillig nach Amerika zurückkehrte, um als Führer eines deutſchen Corps am Kriege gegen die Sklaverei Theil zu nehmen, im J. 1867 als Redacteur an die Spitze der „Weſtlichen Poſt“, einer der größten, deutſch-amerikaniſchen Zeitungen, trat, und im Winter 1867—68 in Berlin vom Grafen Bismarck empfangen wurde, der ihn im November 1868 zu ſeiner Erwählung zum Senator telegraphiſch beglückwünſchte), ſo hätte alſo Karl Schurz ein Ziel erreicht, wie unter denſelben Verhältniſſen noch Niemand vor ihm. Keine anſteigende Laufbahn mehr*), aber ein ſtolzes Feld ſtaatsmänniſcher Thätigkeit liegt vor ihm, von deſſen Früchten, bei den ſtets wachſenden internationalen Beziehungen Amerikas zu Europa, mehr als Eine auch der alten Heimat zugute kommen dürfte, deren Gedächtniß Karl Schurz, treu wie nur Einer ihrer ausgewanderten Söhne, im Herzen trägt.“

Der geiſtvolle ſüddeutſche Aeſthetiker und Literarhiſtoriker, Prof. Dr. Ludwig Eckardt hat im Monat März d. J. in Berlin eine Reihe von acht Vorträgen gehalten, welche eine zahlreiche, aus den gebildetſten Kreiſen der Hauptſtadt erleſene Zuhörerſchaft verſammelten, und, ſagen wir es ſogleich, durch die Schönheit und Kraft der Sprache des Redners wie durch den bedeutungsvollen Inhalt des Dargebotenen bis zum Schluß lebhaft zu feſſeln verſtanden. Heine und Börne, Robert Schumann (oder das junge Deutſchland in der Muſik), George Sand, Ulrich von Hutten, Rafael, Richard Wagner, Kaulbach, Luther und Loyola (eine Parallele) waren die acht Stoffe, die der Vortragende alle faſt mit gleicher Friſche und Lebendigkeit behandelte, überall die ſcharfen Spitzen hervorhebend, überall von künſtleriſcher Sicherheit und warmer Hingabe getragen. In Eckardt redet nicht bloß der Kunſtforſcher und Kunſtliebhaber, ſondern an erſter Stelle der deutſche Vaterlandsfreund, der ſein germaniſches Stammesbewußtſein zu hohen Wogen anſchwellen läßt und den romaniſchen Völkern nur die zweite Rolle in der europäiſchen Kulturwelt einräumt. Nur im Einzelnen, zumal in der etwas zu nachſichtigen Würdigung George Sand's und in dem Urtheil über Richard Wagner, in Bezug auf welchen der Vortragende allerdings den Menſchen vom Künſtler zu unterſcheiden hat, hätten wir etwas mehr Einſchränkung gewünſcht. Die Glanzpunkte von Eckardt's Vorträgen bildeten Ulrich von Hutten, Rafael und die Parallele Luther und Loyola, bei welchen der Redner mit feinem Takte die konfeſſionellen Gegenſätze über die harten Anſtöße der Parteikämpfe hinwegführte, während er das innige Verhältniß der Kunſt- und Literatur-Entwickelung zur politiſchen Geſchichte, bis auf den Punkt ſeiner zu mächtigen Verehrung des Bauernkrieges, mit feinem Verſtändniß zur Anſchauung brachte. In vielen Stücken mit Eckardt übereinſtimmend, in andern wiederum grundſätzlich von ihm geſchieden, dürfte unſer Urtheil ein völlig unbefangenes ſein; ſelbſt der Monarchiſt, der Eckardt gegenüber die ſehr ſchwache Beanlagung unſerer Zeit für die Republik behaupten muß, und der Religionsphiloſoph, der nicht ſowohl den Proteſtantismus, als den Humanismus, dem Syſtem der Geſellſchaft Jeſu am Entſchiedenſten widerſprechend erkennt, kann und darf den beredtſamen Worten des Redners Beifall zollen und ſeinem Streben, innerhalb der Gränzen abweichender Ueberzeugung, den beſten Erfolg und ein auf der Bahn der Unparteilichkeit fortſchreitendes Gedeihen wünſchen. T. v. B.

Am 24. März hat in Berlin eine Feier zur Erinnerung an den vor einigen Monaten hier verſtorbenen, großen Orient- und Lichtmaler Eduard Hildebrandt ſtattgefunden.*) „Ex oriente lux“, war der Wahlſpruch des in der Blüthe und vollen Pracht ſeiner künſtleriſchen Auffaſſung exotiſcher, tropiſcher und meeriſcher Licht-, Farben- und Formengeſtaltung heimgegangenen, einzig daſtehenden deutſchen Malers. Vorzugsweiſe ſuchte Hildebrandt jene ſchon von der Dichtung um ihres Sonnenkultus und ihrer Naturvergötterungs-Sagen willen verherrlichten ariſchen Länder des öſtlichſten Orients auf; aber auch wenn er die heiligen Stätten Paläſtinas und die Pyramiden und Tempel Aegyptens, oder wenn er das Nordcap und den Winter malte, ſind es die poetiſchen und romantiſchen Effecte des Sonnenlichtes und der Farben, die den Gemälden einen eigenthümlichen Zauber verleihen. Wie jeder urſprüngliche, bahnbrechende Genius, hatte auch Hildebrandt anfangs mit den Einwänden und Widerſprüchen der Kritik zu kämpfen, die nicht zugeben wollte, daß Phänomene des Lichtes, die nur an beſtimmten Orten und in ſeltenen Momenten vorkommen, zu künſtleriſcher Behandlung geeignet ſeien; doch allmählich gewann die Anſicht Raum, daß das Kunſtideal eben nichts Anderes ſei, als die Natur in ihrer denkbar ſchönſten, wenn auch darum gerade ſeltenen Erſcheinung. Herr Profeſſor Ludwig Eckardt hatte es übernommen, bei der Hildebrandt-Feier die Feſtrede zu halten. Sein Urtheil läßt ſich in den Worten zuſammenfaſſen: „Es giebt in der Malerei keinen andern Gott, als das Licht, und Hildebrandt iſt ſein Prophet!“ Sinnig hob Herr Eckardt hervor, daß, wenn er, ein Sohn des deutſchen Südens, einen Genius des Nordens hier feiere, darin eben nur eine Bekräftigung des trotz aller gewaltſamen Zerriſſenheit, in der deutſchen Nation lebendigen Gefühles für die Einheit und Unzertrennlichkeit an Leib und Seele gefunden werden möge. Alexander von Humboldt ſei es geweſen, der in Hildebrandt die geniale Gabe der Auffaſſung der Einheit aller in der geſchaffenen Natur wirkſamen, im Lichte concentrirten Kräfte erkannt und ihn gewiſſermaßen zum Maler des Kosmos geweiht habe, und dieſer glücklichen Begegnung Humboldt's, des Genius der

*) Zum Präſidenten kann verfaſſungsmäßig nur ein auf amerikaniſchem Boden geborener Bürger erwählt werden.

*) Es ſind in dieſem Augenblicke gleichzeitig zwei große Ausſtellungen Hildebrandt'ſcher Kunſtwerke in Berlin eröffnet: die eine von ſeinen Oelgemälden (in der Breiten Straße, im Marſtallgebäude) und die andere von ſeinen Aquarellen (bei dem Kunſthändler Karfunkel, an der Schloßfreiheit), welche einen Begriff von der wundervollen Licht- und Farben-Auffaſſung und von dem Arbeitsfleiß des Künſtlers geben, der im beſten Mannesalter geſtorben. Und doch iſt hier vielleicht kaum die Hälfte aller ſeiner Werke ausgeſtellt! D. R.

Digitized by Google

Natur, mit Hildebrandt, dem Genius der Kunſt, ſei es weſentlich zu verdanken, daß das deutſche Volk jetzt mit Stolz auf Hildebrandt, als den größten neueren Meiſter auf dem Gebiete der Licht-, Landſchafts- und Architektur-Malerei blicken könne.

J. L.

In einem anderen Kreiſe, in der neuen Berliner „Donnerstags-Geſellſchaft", hatte Herr Eckardt den Verfaſſer der „Ritter vom Geiſte", Karl Gutzkow, zum Gegenſtand eines literarhiſtoriſchen Vortrages gemacht. In dem Berliner Kinde, in dem Sohne des Volkes und in dem Studirenden der Univerſität, an welcher Hegel und Schleiermacher lehrten, ſignaliſirte der Vortragende die Anlagen, die Richtungen, die Vorzüge und die Mängel des vielbegabten, deutſchen Dichters, des Journaliſten, des Dramatikers und des Verfaſſers der „Romane des Nebeneinander", der, welche Wandlungen auch mit ihm vorgegangen, doch in allen ſeinen Phaſen das Ziel der politiſchen und der religiöſen Einigung des deutſchen Volkes ſtets im Auge gehabt und behalten habe. Es mag dem Dichter eine erfreuliche Genugthuung ſein, daß zahlreiche ſinnige Frauen ſeiner Vaterſtadt, die dieſem Vortrage zuhörten, in die Anerkennung einſtimmten, die der ſüddeutſche Redner der patriotiſchen Gefühls- und Denkweiſe des norddeutſchen Autors zu Theil werden ließ.

J. L.

In einer gediegenen Anſprache, die der geſchätzte Jugendſchriftſteller und Lehrer Ferdinand Schmidt bei der letzten Dieſterweg-Feier (1868) in Berlin gehalten*), wird nach Erwähnung einer von Dieſterweg im J. 1845 herausgegebenen kleinen, nach Inhalt und Form vollendeten Volksſchrift: „Peſtalozzi und ſeine unſterblichen Verdienſte", die in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, Folgendes berichtet:

„Im Jahre 1846 fand, angeregt von Dieſterweg, die Feier des hundertjährigen Geburtstags Peſtalozzi's ſtatt. Nicht Lehrer allein waren Feſttheilnehmer, faſt alle Stände waren vertreten. Wann, frage ich Alle, die Augen haben zu ſehen, ſtand der Lehrerſtand ſo geachtet da, als zur Zeit Dieſterweg's? Weder früher, noch ſpäter! Dieſterweg hielt auf dem Feſte den Hauptvortrag — in welchem Sinne und Geiſte, dies kann nicht zweifelhaft ſein. Auch von Anderen wurden begeiſterte Worte geſprochen. Einer der Schüler Dieſterweg's, Dr. Wichard Lange in Hamburg, gab noch vor einigen Jahren von dem Feſte eine begeiſterte Schilderung. Ich führe den Schluß derſelben an: „Da ergriff Dieſterweg die Büſte Peſtalozzi's und trug ſie im Saale umher. Eine feierliche Prozeſſion erfolgte. Dieſterweg's Herz floß über von Verehrung und Dankbarkeit, und unvergeßliche, das ganze Sein bis auf das Mark erſchütternde und zur Treue und zur That entflammende Worte entſtrömten ſeinen Lippen. Wir junge Männer fühlten in tiefſter Seele, was Pietät und Dankbarkeit ſei, und wir nahmen uns vor, treu zu bleiben, auch wenn Alle untreu würden, und für die freie Entwickelung der Menſchennatur und für die Entwickelungsfreiheit der Menſchheit, für die Peſtalozzi den Kampf auf dem Gebiete der Erziehung eröffnet hat, unſer Leben voll und ganz einzuſetzen."

Auf ein von der Edinburger Section des Nationalvereins für weibliches Stimmrecht an Mr. Stuart Mill gerichtetes Schreiben, worin dem Bedauern Ausdruck verliehen ward, daß durch das Reſultat der letzten Wahl für Weſtminſter Mr. Mill's Thätigkeit dem Parlamente verloren gegangen ſei, hat der berühmte Nationalökonom Folgendes erwiedert:

„Von allen meinen mit meiner parlamentariſchen Thätigkeit verknüpften Erinnerungen iſt keine, die mir eine größere Befriedigung gewährt, als daß ich der Erſte geweſen bin, welcher beim Parlament den Antrag auf Verleihung des Stimmrechts an die Frauen geſtellt hat; denn ich halte dieſen Antrag für den wichtigſten Dienſt, den die Verhältniſſe mir geſtattet haben, dem öffentlichen Leben zu leiſten. Die Forderung iſt jetzt eine vollendete Thatſache, und die Sache hat eine genügende Anzahl Vertreter unter den beſten Männern des Hauſes, um ſie immer weiter zu führen und auszubilden. Den intelligenteſten Frauen des Landes liegt es ob, den Männern, welche ſich die Vertheidigung ihrer Forderungen zur Aufgabe gemacht, ihren moraliſchen Beiſtand zu leihen und die weniger Intelligenten ihres Geſchlechtes darüber aufzuklären, daß die Erlangung politiſcher Freiheit das einzige Heilmittel iſt gegen die Schäden, unter denen, wie den meiſten Frauen vollkommen bewußt iſt, die Frauen wirklich leiden. Ich werde nicht verfehlen, Alles, was in meiner Macht ſteht, zu thun, um dieſe Angelegenheit auch außerhalb des Hauſes zu vertreten und zu fördern."

Miß Emily Faithfull, bekannt als Beſitzerin einer Druckerei in London, in welcher nur weibliche Setzerinnen arbeiten und in welcher das von ihr herausgegebene Victoria Magazine, ſowie die meiſten der auf die Frauenfrage bezüglichen, in England erſcheinenden Schriften gedruckt werden, hielt im verfloſſenen Winter in allen größeren Städten Großbritanniens und Irlands öffentliche Vorträge, in welchen ſie namentlich für die Verleihung des Stimmrechtes an die Frauen plaidirte. Die geſammte engliſche Preſſe ſpricht ſich über die Art und Weiſe, wie Miß Faithfull ſich der ſelbſt gewählten Aufgabe entledigte, ſehr günſtig aus; man lobt die Klarheit und logiſche Schärfe ihres Vortrages, wie ihre günſtigen Stimmmittel und die würdevolle Art ihres Auftretens; der Inhalt ihrer Abhandlungen wird dagegen von den Blättern, natürlich je nach der Stellung, welche ſie zu der Frage einnehmen, angegriffen und widerlegt, oder gebilligt und gelobt.

In Trübner's Record findet ſich die Ankündigung eines neuen amerikaniſchen Staatshandbuches unter dem Titel „The American Year Book and National Register for 1869". Es iſt dies, wie es ſcheint, die vollſtändigſte, vergleichende, geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der Vereinigten Staaten, die bisher exiſtirte. Eine Anzahl der beſten amerikaniſchen Publiciſten hat dazu Beiträge über die Landwirthſchaft, das Berg- und Hüttenweſen, die Finanzen, die neueſte Geſchichte, das Unterrichtsweſen und die Literatur Amerikas geliefert. Eine Ueberſicht der geſammten Beamten-Hierarchie der Vereinigten Staaten, ſowie der verſchiedenen Staatenregierungen, und eine Geſchichte des amerikaniſchen Präſidententhums von Waſhington bis Ulyſſes Grant bildet den zweiten Theil des ungefähr 800 Seiten ſtarken, neuen Jahrbuches.

*) Seitdem bei Wilhelm Baenſch in Leipzig gedruckt.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 17. April 1869. [Nr. 16.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Ueber vergleichende Mythologie. I. Wahrheit und Dichtung. 225. — E. M. Oettinger's biographiſch-genealogiſch-hiſtoriſches Weltregiſter, genannt: „Moniteur des Dates". 227. — Ueber Arbeitslöhne und die hierfür vorgeſchlagenen Verbeſſerungen. 228.
Italien. Erinnerungen an Maſſimo d'Azeglio. 229.
Spanien. Joh. Faſtenrath's ſpaniſche Poeſieen. 232.
Baltiſche Provinzen. Bertram über Wagien. 233.
Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur. Eine jüdiſche Predigt in griechiſcher Sprache aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſto. 235.
Orient. Ein altarabiſcher Dichter in deutſchem Gewande. 235.
Kleine literariſche Revue. Virchow, über Hospitäler und Lazarethe. 236. — Der Ariſche Urſprung der Schlackenwälle in der Lauſitz. 237. — F. Domcke's nautiſche und aſtronomiſche Tafeln. 237. — Ein Stammbuch der Vierfüßigen. 238. — „Edelweiß", von J. Weſtritz. 238.
Literariſcher Sprechſaal. Prof. Virchow und die Juden. 238. — Baſtian's und Hartmann's Zeitſchrift für Ethnologie. 238. — Die Frauenfrage im Ausland. 239. — Monatshefte für Muſikgeſchichte. 239. — Die Rebelicheuche. 239.

Deutſchland und das Ausland.

Ueber vergleichende Mythologie.

I.

Wahrheit und Dichtung.

Es iſt eine nicht ſelten beobachtete Erſcheinung, daß neue Syſteme oder Wiſſenſchaften, durch die erſten glänzenden Entdeckungen oder Erfolge verleitet, in Ueberſchätzung ihrer Kräfte über ihre Gränzen ſchreiten und Dinge einſeitig nach ihrem Maßſtabe beurtheilen, welche vor ein ganz anderes Forum gehören, oder doch nur theilweiſe durch die Anwendung der neu gefundenen Geſetze eine Erklärung finden können. Man weiß, wie ſehr der Philoſophie zum Nachtheil gereichte, als ſie die Erſcheinungen der phyſiſchen Welt in ihr Syſtem zwängte, ehe das ungeheure Material vorhanden war, welches die neuere Naturwiſſenſchaft aufgeſpeichert hat, wie ſchwer ältere Philologen geirrt haben, welche ſich auf das ſchlüpfrige Gebiet der Etymologie wagten, ehe unſere heutige Methode erkannt worden war.

In neuerer Zeit haben wir derartige Erſcheinungen bei der unſerem Jahrhundert angehörenden vergleichenden Sprachkunde beobachten können, deren würdiger Begründer uns erſt vor Kurzem entriſſen worden iſt. Es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß an ſich richtig gefaßte Geſetze, die aber nur für eine oder die andere Sprache Giltigkeit hatten, bei ihrer Uebertragung auf ein fremdes Sprachgebiet nur mit Verletzung des Genius der Sprache durchgeführt werden konnten. Es iſt nicht zu jeder Zeit berückſichtigt worden, daß man zunächſt den Spezialforſchern die Bearbeitung des Materials, im beſondern Falle die Darſtellung einer Sprache nach ihrer urthümlichen Anlage, nach ihren ſie von andern unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten überlaſſen muß, ehe man ſie nach den Geſetzen einer fremden meiſtert. Indem wir gar nicht davon reden wollen, daß es Gelehrte gab, welche das Sanskrit für die Mutterſprache der indogermaniſchen Idiome hielten und durch dieſen Irrthum zu einer gänzlich ſchiefen Auffaſſung dieſer letzteren gelangen mußten, wollen wir nur erwähnen, daß ſelbſt die richtige Anſicht, daß das Sanskrit der alterthümlichſte Dialekt der indogermaniſchen Sprache ſei, nicht für alle einzelnen Fälle ihre Geltung behaupten kann, da man eine Maſſe von Thatſachen an's Licht gezogen hat, welche gegen eine höhere Alterthümlichkeit des Sanskrit den übrigen verwandten Sprachen gegenüber ſprechen, ohne doch jene richtige Anſicht umzuſtoßen. Man hat ſanskritiſche und griechiſche Wörter verglichen, ihre Zuſammengehörigkeit erkannt, und da man das Sanskrit für durchgängig alterthümlicher als das Griechiſche hielt, diejenigen Beſtandtheile des griechiſchen Wortes, welche ſich in der ſanskritiſchen Form nicht fanden, für ſpäteren Zuſatz erklärt, ohne zu bedenken, daß auch die andere Möglichkeit exiſtiren konnte, daß das Sanskrit das im Griechiſchen erhaltene abgeworfen hat. Zum Glück ſind die Philologen immer ſehr hartnäckig geweſen und haben ſich in ihrer Domäne von den Linguiſten nicht immer Geſetze diktiren laſſen, und es iſt nicht zu leugnen, daß die freilich oft in falſchen Vorurtheilen befangene Philologie nicht ſelten verhindert hat, daß eine über ihre Gränzen ſchreitende Linguiſtik keinen größeren Schaden angerichtet hat.

In allen hiſtoriſchen Disciplinen ſpielt die Divination oder die Phantaſie eine größere oder geringere Rolle, und neben den Thatſachen, welche man durch Induction entdecken oder feſtſtellen kann, muß oft eine glückliche Vermuthung, ein kühner Wurf der Eingebung Platz greifen, und es kommt dann nur darauf an, die Berechtigung der neuen Hypotheſe nach allen Seiten hin zu erweiſen; immerhin kann man die Hypotheſe jedoch noch nicht als mathematiſch erwieſen betrachten, ſo lange nur nichts gegen ſie ſtreitet; man kann zu Zeiten eine ſolche als mit den Geſetzen der Wiſſenſchaft harmonirend nachweiſen, und doch finden ſich ſpäter neue Momente, welche wieder ſtark an der Richtigkeit rütteln. Man kann ein Wort etymologiſch erklären und dieſe Erklärung als vollkommen mit den Sprachgeſetzen übereinſtimmend nachweiſen; man hat z. B. früher das lateiniſche dividere erklärt aus derſelben Verbalwurzel, welche in condere, abdere u. ſ. w. erſcheint, indem man di und vi für Präfixe hielt, und man kann vom etymologiſchen Standpunkt aus nichts Erhebliches gegen dieſe Ableitung einwenden; ſpäter hat man daſſelbe dividere von einer Wurzel vid (Sanskrit vidh, vyadh) mit dem Präfix di abgeleitet; beide Etymologieen ſtimmen zu der Bedeutung des lateiniſchen Wortes, aber es kann doch nur Eine die richtige ſein.

Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft ruht nun auf ſo ſicheren Grundlagen, daß hier und da vorkommende Irrthümer keine weiter greifende Gefahr verurſachen können. Anders iſt es mit der noch viel jüngeren, von Adalb. Kuhn begründeten Wiſſenſchaft der vergleichenden Mythologie. Der Phantaſie muß bei der Erklärung von Mythen ſelbſtverſtändlich ein weiterer Spielraum gelaſſen werden als der grammatiſchen Analyſe. Während der Geiſt einer noch ſo alten Sprache ſich unſerem Verſtändniſſe nicht auf die Dauer verſchließen kann, da wir ſelbſt uns noch derſelben, wenn auch in einer jüngeren Entwickelungsform, bedienen, ſo liegen uns die religiöſen Anſchauungen der alten indogermaniſchen Völker bei weitem ferner, weil unſere Religion nicht die Fortſetzung der heidniſchen Mythologie, ſondern uns aus der Fremde zugebracht worden iſt.

Digitized by Google

Wenn man nun, mit den bereits durch die Durchforſchung der alten Religionen bekannt gewordenen Anſchauungen ausgerüſtet, einzelne Mythen zu erklären verſucht, ſo darf man ſich nie verhehlen, daß jene Anſchauungen noch numeriſch ſehr gering ſind, und daß wir beſtändig in Gefahr ſchweben, auch bei den alten Völkern nur dieſen geringen Vorrath von Anſchauungen vorauszuſetzen. Auch geſchichtliche Verhältniſſe hat man vielfach aus dem Auge gelaſſen. Man hat namentlich bei der Betrachtung griechiſcher Mythen allzu einſeitig das indogermaniſche Element, welches ja den Grundſtoff bildet, betont, ohne zu bedenken, daß die Griechen mit vielen Völkern in Berührung kamen, mit denen ſie keine Sprachverwandtſchaft näher verband, deren religiöſe Ideen ſich aber vielfach ihrem ſchmiegſamen Geiſte einprägten und in das Mythenſyſtem mit ſolchem Geſchick verarbeitet wurden, daß es erſt gelehrter Unterſuchungen bedarf, das Fremde von dem Urgriechiſchen abzuſondern.

Es wird ſchwerlich jemals gelingen, das Weſen der Aphrodite oder des Herakles in allen Zügen auf alte indogermaniſche Mythen zurückzuführen oder daſſelbe als aus der Beſchaffenheit einer dieſen Gottheiten zu Grunde liegenden älteren Gottheit, durch conſequente Fortbildung entwickelt, nachzuweiſen. In viele göttliche Weſen haben ſich bei den Griechen Züge gemiſcht, welche von den Religionen Vorderaſiens und Aegyptens ausgingen, und wer das leugnen wollte, würde wenig Kunde zeigen von dem regen Handel und Wandel, welcher ſchon im grauen Alterthume die Völker an den Küſten des öſtlichen Mittelmeeres auf's Engſte verband; er würde auch alle die Nachrichten der griechiſchen Schriftſteller, welche ſich auf dieſen Austauſch von Gegenſtänden des Handels und von Ideen, auf die vorübergehende Beſitznahme griechiſcher Landſtriche durch barbariſche Völker — die freilich nicht immer ſo barbariſch waren, als man ſich einbildet — beziehen, für Hirngeſpinnſte erklären müſſen.

Wenn wir ſchon im dritten Jahrtauſend in Aegypten cannelirte Säulen antreffen, die ſich von weitem wie doriſche ausnehmen, ſo würde es abſurd ſein, eine Anregung zu der doriſchen Ordnung von ägyptiſcher Seite her zu leugnen, und die Uebereinſtimmung dem Zufall zuzuſchreiben, da es doch bekannt iſt, daß der Menſch, ehe er etwas neu erfindet oder durch Denken produzirt, lieber zu etwas ſchon Vorhandenem, von andern Menſchen bereits Erfundenem und Gedachtem, zu greifen pflegt. Wenn die Sphinx bereits während der Herrſchaft der älteſten Pharaonen als ein mit der Sonne in Beziehung ſtehendes Idol in Stein gebildet wurde, ſo wäre es thöricht, dieſes ſeltſame Thier unabhängig von ägyptiſcher Anregung in Aſſyrien und Griechenland entſtehen zu laſſen.

Aber die vergleichende Mythologie iſt nicht bloß dieſen handgreiflichen Gefahren ausgeſetzt, ſie iſt auch in den Fehler verfallen, griechiſchen Mythen eine gewiſſe plauſible Deutung zu geben, welche vor der Verhörung aller Zeugen auf dem Gebiet der griechiſchen Mythe ſelbſt nicht Stich halten konnte. Um das Weſen einer Gottheit zu ergründen, genügt es nicht, aus der Etymologie ihres Namens Schlüſſe zu ziehen; ja oft reichen ſelbſt die Auslaſſungen griechiſcher Schriftſteller nicht hin, das Weſen derſelben zu ergründen; es muß die Archäologie, die gewiſſenhafte Prüfung von uns erhaltenen Bildwerken in Marmor, auf Töpfermanufakten u. ſ. w. Züge liefern, deren Nichtbeachtung kein zuverläſſiges Urtheil aufkommen läßt. Ehe man alſo die Deutung eines Mythus oder einer mythiſchen Geſtalt mit Erfolg unternehmen kann, muß ſich der Mythendeuter vom Philologen und Archäologen das vollſtändige Material liefern laſſen.

Aber noch ein anderes wichtiges Moment iſt zu berückſichtigen, welches nur zu oft verkannt wird; es iſt dies der Unterſchied von Mythe und Sage. Die Mythe bezieht ſich auf die göttlichen Weſen und iſt die Schöpfung einer Phantaſie, welche das Weſen der Natur, die Erſcheinungen der Dinge auf Erden und am Himmel mit Hilfe von Bildern zu begreifen oder zu verſinnlichen ſucht, während die Sage weſentlich menſchlich-hiſtoriſchen Charakter hat, wenn es auch oft vorkommt, daß die Heroen mit göttlichen Ehren beſchenkt werden. In den Geſtalten der Heroen verkörpert ein Volk ſeine Vorſtellungen über die ſittliche Seite in der Menſchennatur; es findet in ihnen das Edle und Tüchtige in der Seele des Sterblichen und beſchreibt die Gränze, welche dem freien Schalten ihres Willens geſteckt iſt. Wer die Helden der griechiſchen Sagenkreiſe auf Naturmythen reduzirt, zerſtört eine der ſchönſten Blüthen helleniſchen Geiſtes, in welcher ſich die Tiefe der ſittlichen Anſchauungen dieſes Volkes, der Ideen vom unabwendbaren Geſchick und der Ohnmacht der Sterblichen, gegen den Rathſchluß der Götter anzukämpfen, entfaltet hat.

Dies ſcheint ſehr natürlich zu ſein, und doch hat man z. B. in den Geſtalten der altdeutſchen Helden, eines Sigfrid, eines Hagen, verkappte Götter finden wollen, während gerade hier doch der hiſtoriſche und ethiſche Grundgehalt ſo deutlich wie möglich vorliegt. Man hat ſich bei dieſem Irrthum oft an höchſt geringfügige Dinge geklammert, an gewiſſe Attribute oder Eigenſchaften der Heroen, welche man auch bei göttlichen Weſen antrifft, und bedachte nicht, daß eine geſchichtliche Perſönlichkeit durch die Poeſie, welche ſie feiert, über das Maaß der Wirklichkeit erhoben werden konnte, daß man, um ſeinen Preis zu erhöhen, dem Heros Eigenſchaften der Unſterblichen beilegen oder ſeinen Stammbaum auf göttliche Weſen zurückführen konnte, ohne ſeinen Charakter als Heros zu zerſtören. Und nicht nur die Dichter, welche eine Sage als geſchichtlichen Stoff behandelt haben, wollen ſie ſo angeſehen wiſſen, ſondern im Kern der Sage ſind in der Regel ſchon die Angaben vorhanden, welche ihr einen menſchlichen, geſchichtlichen Charakter verleihen. Wenn alſo auch wirklich der Fall wäre, daß eine Heroenſage auf einen Göttermythus zurückginge, ſo wäre der Nachweis dieſes ihres Urſprungs ziemlich gleichgiltig, da ihre Bedeutung in ganz anderer Richtung liegt und da ſie gerade durch dieſe Umbildung ihre Entſtehung ſelbſt verhüllen will.

Es hieße, den alten Völkern wenig Phantaſie zutrauen, wenn man annehmen wollte, ihre Armuth, neue Geſtalten für ihre Ideen über ſittliche Probleme zu erſchaffen, habe ſie genöthigt, die zu ganz andern Zwecken geſchaffenen Geſtalten der Götter auch noch zu dieſem Zwecke herhalten zu laſſen; und noch armſeliger würde die ganze Mythologie ſammt der Heroenſage erſcheinen, wenn, wie manche Gelehrte annehmen, alle Kämpfe, die von Göttern oder Heroen berichtet werden, urſprünglich nur ewige Variationen des Gewitterkampfes am Himmel geweſen wären.

Die Mythen und Sagen ſind ſo breitfügig, daß es mit einigem Scharfſinn, der von Phantaſie unterſtützt iſt, möglich wird, beliebige Gedanken in dieſelben zu legen. In den religiöſen Hymnen der Hindus, den Veden, wird wiederholt der Kampf des Indra und Vritra geſchildert; jener Gott iſt das Prinzip des Lichtes und der Fruchtbarkeit, dieſer Dämon das der Trockenheit und Unfruchtbarkeit; Vritra iſt die ſchwarze Wolke, welche ſich nicht zum Regnen öffnen will, oder der Herr einer ſolchen Wolke, welcher ihr zu regnen verbietet. Er hat aber dieſe Wolke oder Wolken den Göttern geraubt, welche ſie

Digitized by Google

dazu beſtimmt hatten, durch den himmliſchen Nektar die Erde zu befruchten, und hält ſie in ſeiner Wolkenburg gefangen, bis der Lichtgott kommt, mit ſeinem Speer oder Hammer (dem Blitz) die Burg zertrümmert und die Gefangenen befreit.

Alle dieſe einzelnen Momente, welche den Mythus conſtituiren, variiren nun vielfach in ihrer Nomenklatur: Vritra erſcheint bald unter dem Namen Bala, Çambara, Varcin Pipru, bald als Çuſhna (Austrockner), Ahi (Schlange), Daſyu (Feind), Namuci (der nicht entläßt, befreit), Dâſa (Knecht), Pani (der Karge) u. ſ. w. Die himmliſchen Waſſer werden bald als Wolken, bald als Kühe mit vollen Eutern, bald als Mütter oder Frauen der Götter bezeichnet; auch die Höhle, worin Vritra ſeine Gefangenen, die Dâſapatnis (Frauen des Knechtes), welche früher Devapatnis (Frauen der Götter) geweſen waren, bewacht, wird verſchieden benannt: Guhâ, Bila (Höhle), Vraja (Kuhſtall), Adri (Berg, wegen der Aehnlichkeit der Wolken mit am Horizont ſichtbaren Bergen), Pur (Stadt), Grâvan (Fels), Vidu, Vilu, Drilha (Veſte) u. ſ. w. Indra's Preis als Sieger über Vritra (Vritrahan) und Befreier der Dâſapatnis wird dann oft beſungen, er iſt der Herr der Stärke, der mächtige, der hundertkräftige. Die Grundgedanken dieſer Bilder fanden ſich ſchon in dem Kreiſe mythologiſcher Vorſtellungen, welche man dem indogermaniſchen Volke zuſchreiben muß in einer Zeit, in welcher ſich daſſelbe noch nicht in die einzelnen Zweige geſpalten hatte, welche durch die Inder, Perſer, Griechen, Germanen u. ſ. w. repräſentirt werden, denn der Mythus vom Gewitter findet ſich bei allen dieſen Völkern viel variirt wieder. Die Benennungen der einzelnen Figuren und Gegenſtände ſind in den verſchiedenen mythiſchen Syſtemen wiederum ſehr mannigfaltig, und es läßt ſich denken, wie leicht man jeden beliebigen Kampf, namentlich wenn es ſich dabei um die Erſtürmung einer Burg oder um die Befreiung einer Frau handelte, hauptſächlich mit Hilfe etymologiſcher Unterſuchungen auf den Gewitter-Mythus zurückführen kann. F. J.

E. M. Oettinger's
biographiſch-genealogiſch-hiſtoriſches Weltregiſter,
genannt: „**Moniteur des Dates**". *)

Wenn irgend ein Werk in unſerem der Weltliteratur gewidmeten „Magazin" angezeigt zu werden verdient, ſo iſt es dieſes biographiſch-genealogiſch-hiſtoriſche Weltregiſter, dem der Verfaſſer den zwar an ſich richtigen, jedoch zu manchem Irrthum Anlaß gebenden Haupttitel „Moniteur des Dates" gegeben hat, was allerdings in den einzelnen Lieferungen des Werkes noch durch die Ueberſchrifts-Worte erläutert war: „contenant un million de renseignements biographiques, généalogiques et historiques, publié sous le patronage de Sa Majesté le Roi de Prusse". Aber gerade dieſe Titelüberſchrift hat viele deutſche Leſer, die bloß die Ankündigung kannten, zu dem Irrthum veranlaßt, daß das Werk, wie Gräſſe's „Trésor des livres" und viele ähnliche große Nachſchlage-Lexika, in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſei, während gerade der größte Vorzug des Oettinger'ſchen, von einem bewunderuswerthen Fleiße zeugenden Weltregiſters darin beſteht, daß es durchweg in populärem, wenn auch gedrängtem und conciſem Deutſch geſchrieben iſt.

Seitdem das Werk, das im J. 1866 begonnen wurde und ſeit Kurzem beendet iſt, aus dem Selbſtverlage des in Dresden lebenden Verfaſſers in den buchhändleriſchen Verlag von Ludwig Denicke in Leipzig übergegangen, hat es einen dem franzöſiſchen Titel vorgeſetzten Haupttitel in deutſcher Sprache erhalten, deſſen Angaben den Inhalt des Buches vollſtändig und faſt erſchöpfend bezeichnen, indem von dem „biographiſch-genealogiſch-hiſtoriſchen Weltregiſter" geſagt wird, daß es „die Perſonal-Akten der Menſchheit" enthalte, d. h. „den Heimats- und Geburtsſchein, den Heiratsakt und Todestag von mehr als hunderttauſend geſchichtlichen Perſönlichkeiten aller Zeiten und Nationen, von Erſchaffung der Welt bis auf den heutigen Tag, mit zahlreich eingeſtreuten Curioſitäten". Außerdem ſind aber auch noch eine Menge anderer belehrender Notizen und Beilagen hinzugefügt, von welchen letzteren die umfangreichſte ein ſogenannter Moniteur des faits iſt, d. h. ein nach den Namen der Städte, Flüſſe, Berge und ſonſtigen Lokalitäten alphabetiſch geordnetes Verzeichniß weltgeſchichtlicher Thatſachen, wie Schlachten, Friedensſchlüſſe, Verträge, Concilien ꝛc., welches Verzeichniß auch in einem beſonderen Abdruck erſchienen, mit dem abermals nicht ganz zutreffenden Titel: „Die Weltgeſchichte in einem Briefcouvert". *) Nicht minder enthält das umfaſſende Werk Oettinger's eine alphabetiſch geordnete Ueberſicht aller Verfaſſungen, mit Angabe ihrer Daten, ſowie eine Concordanz des gregorianiſchen und des franzöſiſch-republikaniſchen Kalenders, vom 1. Vendémiaire 1792 bis zum 10. Nivoſe 1807, und endlich, als höchſt zweckmäßige Zugabe, eine Tabelle zur Auffindung der Wochentage hiſtoriſcher Daten der chriſtlichen Zeitrechnung vom Jahre 1 bis 2000 nach Chriſti Geburt.

Neben dieſen Hunderttauſenden von Auskünften über geſchichtliche oder ſonſt namhafte Perſonen und Ereigniſſe erſcheint jede andere Encyklopädie, von Diderot und d'Alembert bis Brockhaus und Pierer, als eine bloße kritiſche Auswahl von mehr oder weniger ſubjektiver Exclusivität. Dadurch, daß ſich Oettinger auf die gedrängte Angabe der Vor- und Zunamen, der Tage und Jahre der Geburt, reſp. des Todes, ſowie des Geburts- und Sterbeortes, der Beſchäftigung und Stellung bei den im Entwickelungsgange der Menſchheit irgendwie bemerkenswerthen und in größern oder kleinern Kreiſen bekannt gewordenen Menſchen (bei hiſtoriſch und genealogiſch wichtigen Perſonen mit Erwähnung der eventuellen Schickſale ꝛc.) beſchränkt hat, iſt es ihm möglich geweſen, zu einer relativen Vollſtändigkeit zu gelangen, wie ſie bis jetzt ohne Beiſpiel iſt.

Nicht leicht wird man in dieſem koloſſalen Regiſter irgend ein Datum von hiſtoriſcher, literariſcher, künſtleriſcher oder ſozialer Bedeutung vermiſſen, und mit Recht hat der Verfaſſer des „Trésor des livres", Herr Dr. Gräſſe, vom Moniteur des dates geſagt, daß er für alle wiſſenſchaftlichen und gebildeten Kreiſe, namentlich aber für Autographen- und Bildniß-Sammler, für Bibliothekare, Hiſtoriker, Diplomaten, Kanzleien, Redactionen, Journaliſten ꝛc., kurz für Jeden, der ſich mit irgend einem Zweige des menſchlichen Wiſſens und der Geſchichte deſſelben zu beſchäftigen habe, geradezu unentbehrlich ſei.

Hin und wieder hat der Verfaſſer auch durch die ſeinen Angaben hinzugefügten, ebenſo lakoniſchen Anmerkungen dem Ganzen einen pikanten Beigeſchmack verliehen, ſo z. B. wenn er zu dem Artikel über den preußiſchen Unterrichts-Miniſter, Frhrn. v. Zedlitz, die Anmerkung macht: „Er war's, zu dem

---

*) 6 Theile in Einem Bande von 1073 Seiten gr. 4., in dreiſpaltigen Kolumnen. Leipzig, Ludwig Denicke, 1869.

*) Leipzig, Ludwig Denicke, 1869. (77 S. in 12.)

Digitized by Google

Friedrich der Große die nicht genug zu beherzigenden Worte geſagt: Vor allen Dingen müßt Ihr, lieber v. Zedlitz, dafür ſorgen, gute *Schulmeiſter* zu erziehen, denn ſo lange *dieſe* ſchlecht ſind, helfen alle meine *Edikte* nichts.“

Um die Anſchaffung des Werkes zu erleichtern und einem größern Kreiſe möglich zu machen, würden wir dem Herrn Verleger dringend rathen, den urſprünglich von ihm nicht angeſetzten, für ein deutſches Buch viel zu hohen Preis bedeutend herabzuſetzen. J. L.

Ueber Arbeitslöhne und die hierfür vorgeſchlagenen Verbeſſerungen.

In der Zeitſchrift des K. preuß. Statiſtiſchen Bureaus, Nr. 10—12 von 1868, findet ſich von dem Geheimen Regierungsrath Herrn *Jacobi* in Liegnitz ein Aufſatz über die Arbeitslöhne in Niederſchleſien, der mit ausgezeichneter Gründlichkeit und Klarheit abgefaßt iſt und es wohl verdient, der Aufmerkſamkeit aller Freunde der Sache empfohlen zu werden.

In der Einleitung ſeiner Ueberſichten ſagt Herr Jacobi unter Anderem:

„Hat man doch im Reichstage von den an's Hungern gewöhnten ſchleſiſchen Arbeitern geſprochen, als wenn Hungersnoth und Hungerelend ſich wie endemiſche Krankheiten in Schleſien feſtgeniſtet hätten und regelmäßig unſere Arbeiter heimſuchten. Da drängt ſich gar ernſtlich die Frage auf: Iſt dem wirklich ſo? Sind in der That unſere Arbeiter, ſei's auch nur im Durchſchnitt, in der Mehrzahl oder in einer großen Minderzahl, zu einer Lebensweiſe verurtheilt, welche nicht ſelten dem Hungern gleicht oder an den Hunger gränzt? — Oder findet die Arbeit ihr auskömmliches Brod? Und welches Brod genügt ihr? . . .

Als Ergebniß der angeſtellten Unterſuchungen und darüber aufgenommenen Nachweiſe darf man als den Durchſchnitt der gegenwärtigen Zuſtände in Niederſchleſien bekunden, daß die arbeitenden Klaſſen ihr Auskommen haben, d. h. daß ſie die Bedürfniſſe, in denen ſie ſich herkömmlicher Weiſe nach dem Maaß ihrer *beſcheidenen* Anſprüche bewegen, in der Regel zu befriedigen im Stande ſind . . .

Es iſt der eingetretene Aufſchwung der Löhne eben ſo ſehr auf das durchſchnittliche Steigen der niederſchleſiſchen Bodenkultur und Gewerbſamkeit während des letzten Jahrzehnds, wie auf die Leichtigkeit der Bewegung, welche auch der Arbeiterbevölkerung namentlich durch die Eiſenbahnen zu Theil geworden iſt und ihr das Aufſuchen ſelbſt entfernter Arbeitsmärkte geſtattet, zurückzuführen . . . Von älteren Arbeitern ſelbſt hörte man das Zugeſtändniß, daß der Tagelohn in ihrer Jugend kaum nur halb ſo hoch geweſen ſei, wie gegenwärtig.

Die Lage der in den Gewerben arbeitenden Bevölkerung iſt im Weſentlichen zufriedenſtellend, da den Geſellen und Fabrikarbeitern, bei nicht zu anſtrengender Arbeitszeit, auskömmlicher Lohn gewährt wird. Die arbeitende Bevölkerung iſt mehr und mehr geneigt, ſich wirthſchaftlich einzurichten, um durch ſorgſame Sparſamkeit etwas zu erübrigen, ohne daß die leiblichen Bedürfniſſe hierdurch geſchmälert werden. Hieraus folgt denn auch von ſelbſt, daß die Arbeiter ſich in Folge der Mäßigkeit und Nüchternheit eines körperlichen Wohlbefindens erfreuen, und daß ihr ſittlicher Zuſtand gehoben wird.“

Der Herr Verfaſſer beklagt weiterhin die zu langen Arbeitszeiten und demnächſt die Nachtarbeit als ſchädlich. In erſterer Beziehung dürfte jedoch das Tagesmaaß von 12 Stunden, namentlich in Fabriken für die leichte Bedienung der Maſchine nicht zu viel ſein, wie auch die gewöhnlich eilfſtündige Nachtarbeit nicht blos erträglich iſt, ſondern zur Wohlthat für die Arbeiter werden kann, wechſeln ſie, wie in Fabriken üblich, Woche um Woche mit der Tagesarbeit, indem ſie ihnen dann bei ausreichender Schonung ihrer Geſundheit Muße für wirkliche Arbeiten gewährt. Wenigſtens bezeugt der gute Geſundheitszuſtand der in gut gelüfteten und geheizten Fabrikräumen auf dieſe Weiſe beſchäftigten Gehilfen, daß dieſe in *volkswirthſchaftlicher Beziehung wünſchenswerthe volle Ausnützung der Zeit, der Maſchinen und der Arbeitsräume* eine leicht erträgliche für die Arbeiter iſt. Beginnt die Arbeit Morgens um 6 Uhr, Abends um 7 Uhr ſchließend, und wechſelt die Nachtarbeit wie vorſtehend Woche um Woche, ſo fehlt es den Gehilfen nicht an Zeit zum erholenden Verkehr mit den Ihrigen und zu geiſtiger Beſchäftigung, ohne daß ſie wegen zu kurzer Arbeitszeit in Verſuchung eines Wirthshaus-Lebens kommen.

Herr Jacobi ſagt ferner:

„Das Verlangen nach Belehrung und das Beſtreben, ſich in geiſtiger Beziehung zu vervollkommnen, tritt bei den arbeitenden Klaſſen ſichtbar hervor, und es muß anerkannt werden, daß der mächtig fortſchreitende Zeitgeiſt auch bei dieſem Theile der Bevölkerung einen erfreulichen Umſchwung hervorgerufen hat. — Zur Aufbeſſerung der Löhne unſerer Arbeiter wird es weſentlich beitragen, wenn mehr und mehr die roheſte Art der Ablohnung, der einfache Tagelohn, verlaſſen wird, und an deſſen Stelle mindeſtens der Stundenlohn, möglichſt aber die Stück- oder ſonſtige Verdinglichkeit, die Tantième, kurz die Löhnung nach dem Maaß der Leiſtung tritt.“

Demnächſt erwähnt Herr Jacobi des Beſtrebens unſerer Zeit, die Arbeiter am Gewinn des Geſchäfts zu betheiligen, worüber jedoch vom praktiſchen Standpunkte aus folgende Bedenken eines Fabrikbeſitzers nicht verſchwiegen werden können:

Den Arbeiter nach ſeinen Leiſtungen, im Accorde nach Stückzahl oder Anderem, zu bezahlen, oder ihm durch Tantièmen, Prämien u ſ. w. im Verhältniß ſeiner Leiſtungen gerechte Belohnung und Ermunterung zukommen zu laſſen, iſt ebenſo ſachgemäß als dringend empfehlenswerth. Dagegen iſt die Gewinn-Betheiligung weder das Eine noch das Andere, vielmehr gleich gefährlich für den Arbeiter als für das volkswirthſchaftliche Intereſſe.

Die Betheiligung der Gehilfen am Gewinn ſetzt gerechter Weiſe auch ihre Betheiligung am Verluſt des Geſchäfts und dieſe wiederum ihre Betheiligung an der Geſchäftsleitung voraus. Welche volkswirthſchaftliche Störung und Erſchwerniß würde letztere jedoch erfahren, hätte der Geſchäfts-Inhaber bei ſeinen Verfügungen und Speculationen die Zuſtimmung ſeiner Gehilfen einzuholen oder auch nur Rückſicht auf deren mögliche Benachtheiligung durch ſeine Geſchäftsleitung zu nehmen? Und welche neue ſchwere Sorge fiele den Gehilfen zur Laſt, hätten ſie bei den Arbeitsſtockungen zu fürchten, neben wochen- und monatelanger Unterbrechung oder Schmälerung ihres Lohnes noch Geſchäftsverluſten, vielleicht der Gefährdung eines jahrelang zuſammen geſparten Gewinnes ausgeſetzt zu ſein? — Würde die Gewinn-Betheiligung aber ohne Verluſt-Betheiligung zugeſtanden, ſo daß die Mitbetheiligung der Gehilfen an der Geſchäftsleitung ſich von ſelbſt ausſchlöſſe, ſo bliebe doch immer noch auf der einen Seite für die Arbeiter die wirthſchaftlich ſtörende Ungewißheit ihrer Einnahme des erſt am Jahresſchluß zu berechnenden Gewinn-Antheils, auf der anderen Seite der

Digitized by Google

volkswirthſchaftliche Schaden einer nicht völlig freien und unbefangenen Geſchäfts-Leitung. Welcher Fabrik- und Geſchäfts-Leiter würde nicht mehr oder weniger zaghaft mit ſeinen Verfügungen und Speculationen vorgehen, hätte er am Schluß des Jahres Klagen und Vorwürfe ſeiner Gehilfen über keinen oder ungenügenden Gewinn zu fürchten, ſelbſt wenn dieſe Klagen nur in den Mienen Letzterer ausgedrückt, vielleicht ſogar nur in ſeiner eigenen Beſorgniß vorhanden wären? — Ein mangelhafter Geſchäftsgang brächte dann wohl neben dem volkswirthſchaftlichen Nachtheil auch den Gehilfen noch dadurch Schaden, daß er die ihnen wöchentlich zu berechnenden und ihrer Wirthlichkeit einen ſicheren Anhalt bietenden Tantièmen verminderte, wären letztere ihnen nicht vielleicht, ſtatt des in Ausſicht geſtellten unſicheren, ſchließlich vielleicht als Seifenblaſe ſich ergebenden Gewinnes, ganz verſagt.

Vom praktiſchen Standpunkte aus dürfte unter ſolchen Verhältniſſen die Betheiligung der Arbeitsgehilfen am Gewinn des Geſchäfts eine große, für alle Theile nachtheilige Verirrung unſerer Zeit zu nennen ſein. Hierher möchte nicht minder die jetzt vorherrſchende Meinung, der Handarbeiter ſei der alleinige Arbeiter der menſchlichen Geſellſchaft, er allein ſei im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen beſtimmt, demnächſt der nicht minder vorherrſchende Glaube gehören, die Erhöhung der Arbeitslöhne werde von den Fabrikbeſitzern getragen und übertragen. Die Verbraucher der Fabrikate, hierunter alſo mitleidend die Familien der Handarbeiter gleichwie ſie ſelbſt, ſind es vielmehr allein oder wenigſtens hauptſächlich, welche ſolche Erhöhungen zu übertragen haben. Dieſelben werden nämlich zu den fabriklichen Koſtenpreiſen zugeſchlagen und dienen nebenbei durch Vertheuerung der Fabrikate dazu, die ſichere Beſchäftigung der fabriklichen Arbeitsgehilfen zu erſchweren, oder wohl gar es dahin zu bringen, daß die ſie beſchäftigenden Fabriken die Arbeit verlieren, ſie ſelbſt aber, ſtatt höhere Löhne, zeitweiſe oder bleibend gar keine Löhne verdienen. Aehnlich irrthümlich iſt die obige Anſicht über Arbeit und Arbeits-Sorgen. Sie treffen in weit höherem Grade die, durch ſchwerere Kopfarbeit in Anſpruch genommenen Fabrikbeſitzer, wie in überzeugendſter Weiſe der Umſtand es beſtätigen dürfte, daß zum Verkauf kommende Fabriken, dieſe vermeintlichen Sans-soucis und Goldgruben, von ihren Beſitzern höchſt ſelten zu lohnenden Preiſen an den Mann zu bringen ſind, meiſt immer weit unterm Koſtenpreiſe losgeſchlagen werden müſſen.

Wird alles dieſes beſſer werden, wenn durch Koalitionen, Gewerksvereine u. ſ. w. die Stellung der Fabrikbeſitzer in unſerer Zeit der Freiheit einem vormundſchaftlichen Zwange durch Einſchüchterung und Gewalt unterworfen und noch ſorgenvoller wird, als ſie es jetzt ſchon iſt? — Leider iſt zu fürchten, es werden hiermit ganz im Gegentheil, neben ſteigenden Sorgen der Arbeitgeber, noch weit mehr ihren Arbeitsgehilfen Nachtheile ſtatt Vortheile eingetragen werden. Hauptſächlich aber dürfte dieſes unwürdige Syſtem roher Gewalt und Einſchüchterung gegen Kapitaliſten und Gewerbetreibende wenig geeignet ſein, den Unternehmungsgeiſt zu beleben und die volkswirthſchaftliche Blüthe des Vaterlandes zu erhöhen. Wie jede geſunde Volkswirthſchaft es ſchlagend erläutert, iſt die freie Beſtimmung der Arbeitslöhne allein durch Angebot und Nachfrage, je nach Zeit- und Ortsverhältniſſen, im Intereſſe Aller geboten. Dieſelbe iſt um ſo ungefährlicher und ausreichender, je mehr die freie Bewegung der Arbeitsgehilfen durch die neuen Niederlaſſungs- und Freizügigkeits-Geſetze Schutz und Sicherheit gewonnen hat.

Immer und immer muß zum Heil unſerer armen Handarbeiter wiederholt werden: Der Staat ſorge für deren gründlichſte geiſtig-ſittliche Durchbildung, damit ſie ſelbſt für ſich und die Ihrigen ein menſchenwürdiges Daſein ſich aufbauen können, und kein Arbeitsgeber verſäume es, in väterlicher Fürſorge für ſeine Gehilfen durch Kranken-, Sterbe-, Spar- und Altersverſorgungs-Hilfs-Kaſſen ſeinen Pflichten der Nächſtenliebe und der Weisheit zu entſprechen.

Fſtr.

Italien.

Erinnerungen an Maſſimo d'Azeglio.*)

Die „Erinnerungen", welche die einzige Tochter d'Azeglio's aus dem Nachlaß ihres im Januar 1866 verſtorbenen Vaters, ſeinem letzten Wunſche gemäß, veröffentlicht hat, gehören zu den werthvollſten Erſcheinungen der neueſten italiäniſchen Literatur. Zwar reicht die Autobiographie nur bis zum J. 1846; ſie ſchließt alſo gerade bei dem Zeitpunkte, in welchem die italiäniſche Frage durch die Reformen Pius' IX. in Fluß zu gerathen begann, und enthält mithin Nichts aus Azeglio's eigener Feder gerade über die Jahre, in denen er als Soldat, als Miniſter und als Statthalter an dem Kampfe für die politiſche Wiedergeburt ſeines Vaterlandes thätig mitgewirkt hat. Aber wenn es auch zu beklagen iſt, das das Ziel, welches der Verfaſſer ſich für ſeine Ricordi geſetzt hatte, unerreicht geblieben iſt, ſo genügen doch die beiden Bände, deren Vollendung die Erholung und die Freude ſeiner letzten Jahre gebildet hat, vollkommen, um den Werdegang eines Mannes zu veranſchaulichen, der neben den Ehren, welche er durch die ſeltene Verbindung künſtleriſcher, literariſcher und politiſcher Wirkſamkeit erwarb, ſich ſtets und in den ſtürmiſchſten Zeiten bei allen Parteien den Ruf eines durch und durch reinen und unabhängigen Charakters erhalten hat.

Azeglio's Name iſt auch in Deutſchland heimiſch. Seine Dichtungen, Ettore Fieramosca (1833) und Nicolò de' Lapi (1841), die ſich an künſtleriſchem Werth den allbekannten Promessi Sposi ſeines Schwiegervaters Manzoni anreihen, während ſie bereits ſchärfer, als es dort geſchehen iſt, das Ziel eines unabhängigen Italiens in's Auge faſſen, ſeine politiſchen Schriften, durch die er von 1845 an bis an ſeinen Tod auf die Entwickelung der Geſchicke ſeines Landes, oft mit dem entſchiedenſten Einfluß, eingewirkt hat, die Feſtigkeit, mit welcher er, nach dem Unglückstage von Novara an die Spitze des ſardiniſchen Cabinets berufen, das arg bedrohte Staatsſchiff des Landes, an dem das Heil Italiens hing, durch die ſchlimmſten Jahre (1849—1852) zu lenken verſtand, *ohne dabei*, wie ſonſt faſt allerwärts, die inneren Errungenſchaften von 1848 den Gelüſten der Reaction preiszugeben —: alle dieſe Leiſtungen ſind auch bei uns unvergeſſen. In ebenſo gutem Andenken ſteht die hochherzige Uneigennützigkeit, mit welcher Azeglio ſeinem Kollegen und Nebenbuhler Cavour, deſſen überwiegendes Genie er neidlos anerkannte, die Leitung des Staates zur richtigen Zeit überließ, die

*) I miei ricordi, di Massimo d'Azeglio. 2 Bände. Zweite Auflage. Mit dem Portrait des Verfaſſers. Florenz, G. Barbèra, 1867.

Meine Erinnerungen. Von Maſſimo d'Azeglio. Autoriſirte Ueberſetzung, mit Weglaſſung des lediglich für italiäniſche Leſer Intereſſe habenden Theiles, von L. v. B. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1869. (1 Band, 308 S.)

Digitized by Google

Selbſtverleugnung, mit der er, trotz erheblicher Abneigung gegen manche Mittel, zu denen die unbedenkliche Politik Cavour's griff, in der entſcheidenden Zeit ſich dem großen Miniſter zur Verfügung ſtellte, ein leuchtendes Vorbild der politiſchen Erziehung für Alle, die an den großen Aufgaben eines werdenden Staates mitzuarbeiten ſich berufen fühlen!

Die tiefe Empfindung, wie ſehr ſeinem Lande die politiſche Erziehung noch mangele — eine Empfindung, die ſich noch geſteigert haben würde, wenn Azeglio die neueſten Parteikämpfe in Italien zu erleben gehabt hätte — ſpricht aus jedem Blatte dieſer Ricordi; ja ſie iſt es recht eigentlich, welche das ganze Buch veranlaßt hat. Die Hauptgefahr für Italien, ſo ſchrieb der patriotiſche Mann, noch ehe Venetien wiedergewonnen war, und als noch die Oeſterreicher in ihrem, nun faſt vergeſſenen, Feſtungsviereck das Herz des neuen Königreiches zu bedrohen ſchienen, iſt nicht der äußere Feind, ſondern der Streit im Innern. „Nicht die Oeſterreicher, nein, die Italiäner ſind Italiens ſchlimmſter Feind. Und weshalb? Weil die Italiäner ein neues Italien haben wollen und dabei ſelbſt die Alten zu bleiben trachten, mit all' den Wirrniſſen und dem moraliſchen Elende, das von Alters her ihr Fluch geweſen iſt; weil Italien nicht eher ein freier Staat, gut geleitet und verwaltet, ſtark nach außen wie nach innen werden kann, als bis Alle, Groß und Klein, jeder an ſeiner Stelle, ihre Pflicht erfüllen, und zwar gut erfüllen, oder wenigſtens Jeder ſo gut wie er kann. Aber um ſeine Pflicht zu erfüllen, die nur zu oft langweilig, läſtig, unbemerkt iſt, braucht man Willenskraft; man braucht die Ueberzeugung, daß die Pflicht geſchehen muß nicht aus Amüſement oder Intereſſe, ſondern weil es Pflicht iſt; man braucht mit einem Worte Charakter, und deshalb iſt Italiens erſtes Bedürfniß: Italiäner von hohem und feſtem Charakter. Wenn mein Buch dazu beitragen könnte, einen einzigen ſolchen Charakter zu bilden, würde ich glauben, meinem Lande einen großen Dienſt erwieſen zu haben...“

Es ſind, wie man ſieht, die erſten Grundlinien politiſcher Bildung, welche Azeglio ſeinen Landsleuten klar zu machen ſtrebt, und wer ſeine Ricordi lieſt, wird die Unermüdlichkeit bewundern müſſen, mit der dies Ziel bei jedweder Gelegenheit verfolgt wird, oft in feinen und geiſtvollen Wendungen, aber noch öfter ganz offen und gerade heraus, ſo daß ein deutſcher Leſer ſich bisweilen eines gewiſſen Gefühls von Einförmigkeit nicht wird erwehren können. Denn wie dieſe Richtung dem Buche das entſchieden politiſche Gepräge giebt, das dem Lebensbilde eines hervorragenden Staatsmannes durchaus zuſteht, ſo verleiht ſie ihm in Etwas einen ausſchließlich italiäniſchen Charakter. In Deutſchland würde ein ſolches Buch ſchwerlich geſchrieben werden. Nicht als ob wir Deutſchen über jene politiſchen Elementarlehren, die Azeglio den Italiänern predigt, ſchon hinaus wären! Aber Dank der tieferen und gründlicheren Volkserziehung, die wir ohne Ueberhebung darf es geſagt ſein, vor den Italiänern voraus haben, iſt das Gefühl ihrer Unerläßlichkeit — wenigſtens in der Theorie — dergeſtalt zum Allgemeingut geworden, daß ein Staatsmann von Azeglio's Rang und literariſcher Stellung es kaum nöthig finden würde, ſein letztes Werk ihrer Verbreitung zu widmen.

Azeglio war indeſſen ein Mann von einer viel zu umfangreichen Bildung, von viel zu feinen und weiten Geſichtspunkten, als daß wir fürchten dürften, ſeine „Erinnerungen“ in dem ſchulmeiſterlichen oder Kanzeltone geſchrieben zu finden, der ſich in den politiſchen Schriften ſeiner Landsleute nicht ſelten unangenehm bemerklich macht. Vielmehr iſt gerade in Beziehung auf die Form, auf die Handhabung der Sprache, ſein Buch ein wahres Muſter des ſchlichteſten Converſationsſtils, jener feinen launigen Ungezwungenheit, die man im Verkehr mit gebildeten Italiänern ebenſo oft wohlthuend empfindet, als man ſie in italiäniſchen Büchern zu vermiſſen pflegt. Azeglio ſelbſt giebt ſeinen Landsleuten ſcherzend den ernſt gemeinten Rath, die Feder in den Mund, ſtatt in die Hand zu nehmen, damit ſie ſo ſchreiben lernen, wie ſie ſprechen. Italien, ſagt er mit vollſtem Recht, iſt eines der Länder, wo eine Fülle von trefflichen Rednern vorhanden iſt, wo man aber noch zahlreicher als anderswo unlesbare Schriftſteller findet. Möchten ſie doch in Gottes Namen ſchreiben, wie ſie in guter Geſellſchaft zu ſprechen gewohnt ſind! Man würde ſie ebenſo gern leſen, wie man ſie hört. Und er fügt, zu Nutz und Frommen nicht bloß italiäniſcher Autoren, goldene Worte hinzu, die an Horazens ſo oft unbeachtete Warnung vor den sesquipedalia verba erinnern, Worte, in denen er die Einfachheit als den Kern und Inhalt des guten Stils auf das dringendſte empfiehlt. „Seitdem in Frankreich der homme sérieux erfunden iſt, ſeit die Kinder rauchen und die jungen Männer von 18 Jahren nicht mehr tanzen, ſeit die Männer von 30 Jahren die Mitgiſt heiraten und die Mädchen von 15 Jahren den fünfzigjährigen Millionär; ſeitdem überhaupt die widerwärtigſten Drei unter den Todſünden, Hoffahrt, Neid und Habſucht, den andern Vier über den Kopf gewachſen ſind, hat ſich in jeder Sprache ein magiſtraler, ſchulmeiſterlicher, ſchwerfälliger, ſchwarzblütiger Ton gebildet, ein falſcher, affektirter und ſchädlicher Ton, den ich nach Kräften zu vermeiden ſtrebe.“

Gleich vielen andern Zierden der neueren Literatur ſeines Landes, Alfieri, Manzoni, Balbo u.a., iſt auch Maſſimo d'Azeglio einem vornehmen Geſchlechte entſproſſen. Seine Familie, ſeit 600 Jahren in Piemont anſäſſig, führt eigentlich den Namen Taparelli, dem von ihren hauptſächlichſten Beſitzungen die Feudaltitel der Markgrafen von Azeglio und Grafen von Lagnasco hinzugetreten ſind. Maſſimo, der 1798 zu Turin als jüngſter Sohn geboren wurde, hat ſein Lebenlang einfach der Ritter d'Azeglio geheißen; Inhaber der Familientitel iſt gegenwärtig ſein Neffe, der aus ſeiner Stellung als italiäniſcher Geſandter in London rühmlich bekannte Marcheſe Emanuel d'Azeglio. Maſſimo's Vater, ein Mann von ungewöhnlich ſtrengem Charakter, dabei von höchſt umfaſſender Bildung, hatte in den Kriegen Piemonts gegen die franzöſiſche Republik hervorragende Dienſte geleiſtet; nach dem Untergange des Königreichs ſiedelte er, gleich vielen andern ſardiſchen Adeligen, nach Florenz über, und das heitere bewegte Leben der ſchönen Arnoſtadt nimmt in den Jugenderinnerungen unſeres Maſſimo, ebenſo wie in denen ſeines zehn Jahre älteren Couſins, des nachherigen Geſchichtſchreibers und Staatsmannes, Grafen Ceſare Balbo, dem er in beſtändigſter und innigſter Freundſchaft verbunden geblieben iſt, eine bedeutſame Stelle ein. Doch war er noch Knabe, als das Machtgebot Napoleon's ſeine Familie zur Rückkehr nach Turin zwang, und nur ſeine große Jugend ſchützte ihn vor dem Looſe ſeiner älteren Brüder und Vettern, die als Auditeurs oder doch als Zöglinge von St. Cyr in die unmittelbare Nähe des Eroberers gezogen wurden. Nach dem Sturze des Kaiſers kehrte die ſavoyiſche Dynaſtie in ihre Stammlande zurück, und Piemont erlebte, wie ſo viele andere Vaterländer groß und klein, ſeine Reſtauration, bekanntlich eine der gründlichſten, die je in's Werk geſetzt worden iſt. Der König Victor Emanuel fing nämlich anno 1814 einfach da an, wo er 1798 aufgehört hatte: mit einem Federſtriche hob er unmittelbar nach ſeiner Rückkehr alle franzöſiſchen Einrichtungen und Geſetze auf, ohne ſie auch nur einer

Digitized by Google

einzelnen Erwähnung zu würdigen; dazu wurden alle in dem Hof-Almanach von 1793 aufgeführten Aemter und Würden, mit den Perſonen, die ſie damals inne gehabt hatten, einfach wieder hergeſtellt. Man kann ſich die Folgen dieſer allerdings durch ihre Folgerichtigkeit bemerkenswerthen Maßregel*) denken. Azeglio, der vermöge ſeiner Abſtammung mit 15 Jahren zum Lieutenant in einem Reiterregiment ernannt wurde, erzählt, daß der Oberſt, einer jener Reſtaurirten, das Exercierreglement ſo gänzlich vergeſſen hatte, daß er ſich die Commandos auf ein Blatt Papier ſchrieb und, wenn dies, wie gewöhnlich, zu Hauſe liegen geblieben war, ängſtlich herumlief und ſeine Offiziere frug, ob ſie nicht „das Blatt" geſehen hätten. Und das vor Soldaten, die zum großen Theil in den Heeren des Kaiſers, auf den Schlachtfeldern von Spanien, Rußland und Deutſchland ergraut waren!

Und noch eine andere Reſtauration ſollte unauslöſchliche Eindrucke bei ihm hinterlaſſen. So jung er war, hatte man ihn ſeinem Vater, der in diplomatiſcher Miſſion nach Rom ging, um den aus den Gefängniſſen Napoleon's heimkehrenden Papſt zu begrüßen, in einer halb offiziellen Stellung, gewiſſermaßen als Attaché, mitgegeben. Dem Halberwachſenen prägte ſich die Phyſiognomie der ewigen Stadt unter der ſonderbaren Conſtellation ein, welche die Wiederaufrichtung der Kleriſei und ihrer Herrſchaft mit ſich brachte. Mitten unter den Feſten, in die ihn ſeine Stellung hineinriß, fiel ihm auf, daß der Miniſter Pius' des Siebenten, jener hochgefeierte Cardinal Conſalvi, zwar alle geiſtlichen Gerechtſame vollkommen wiederherſtellte, aber diejenigen Einrichtungen Napoleon's, durch die ſein gewaltiger Arm halb Europa im Joche gehalten hatte, zu Nutz und Frommen der Prieſterherrſchaft beſtehen ließ. Man trat, bemerkt er treffend, in Rom die Erbſchaft Napoleon's cum beneficio inventarii an: die Polizei, die Büreaukratie, die Abgaben, das unverhältnißmäßige Heer, das Alles ward beibehalten; dagegen die gute Ordnung in Gericht und Verwaltung, die Aufmunterungen für die Wiſſenſchaft, die Gleichheit der Stände, die Verbeſſerung und Vermehrung der Verkehrswege, die Gewiſſensfreiheit und alle andern guten Seiten der Regierung des großen Kriegers, die wurden alle abgethan. So blieb ein Zuſtand, den man nicht anders bezeichnen kann als — Napoleon im Jeſuitengewande.

Gleichzeitig aber entfachte jener raſch vorübergehende Aufenthalt in Rom die künſtleriſchen Neigungen, die in Azeglio ſchlummerten. Die Berührung mit Thorwaldſen, Rauch, Canova, dem Maler Chauvin und Anderen, die in den Salons des römiſchen Adels zu treffen waren, der Anblick der eben wieder heimkehrenden Kunſtſchätze, die Ruinen Roms: alles das mußte in einer leicht empfänglichen Seele, wie der unſeres Maſſimo zünden. Die Wirkung blieb nicht aus. Seine Beſchäftigung als Offizier genügte ihm nicht, ebenſo wenig die tollen Zerſtreuungen, zu denen ihn die Muße und die angeborene Leichtigkeit ſeines Naturells oft genug verführten. Nach kurzem Schwanken ein raſcher Entſchluß: er fing an zu malen. Anfangs als Nebenbeſchäftigung; bald aber trat er aus dem Militär und ging, kaum 20 Jahre alt, nach Rom, um dort ganz einfach und ernſthaft bei dem Landſchafter Verſtappen als — Lehrling einzutreten.

Azeglio hat dieſe Laufbahn mit einer unglaublichen Energie feſtgehalten. Maler zu werden, war für einen Mann ſeiner Herkunft damals etwas Unerhörtes. Als ſein Entſchluß bekannt wurde, glaubten ſeine Standesgenoſſen einmüthig, er habe den Verſtand verloren. Auch waren die Lehrlingsjahre für den verwöhnten jungen Mann keineswegs eine leichte Zeit. Aber es ſteckten in dieſem empfänglichen, leicht beweglichen Gemuthe die Keime, aus denen bei kräftiger Selbſterziehung und unter den Händen des Schickſals ſtarke Charaktere hervorgehen: Zähigkeit im Feſthalten, ausdauernder Fleiß und rückſichtsloſe Selbſtüberwindung. Faſt zwei Jahrzehnde hindurch hat die Malerei die ausſchließliche, länger noch die vorwiegende Beſchäftigung Azeglio's gebildet. Und er malte nicht en grand Seigneur, ſondern um ſeinen Lebensunterhalt damit zu erwerben, auf Beſtellung wie für öffentlichen Verkauf. Der Exminiſter ſah mit gerechtem Stolze auf dieſe Laufbahn zurück, die er ſich in durchaus origineller Weiſe, im rühmlichſten Gegenſatze zu dem höfiſchen oder militäriſchen Müßiggange der meiſten Altersgenoſſen ſeines Standes, ſelbſt geſchaffen hatte. Seine „Erinnerungen" verweilen mit beſonderer Vorliebe bei den vielen Sommern, die er, ein ſchlichter Kunſtjünger und in den einfachſten Verhältniſſen lebend (denn der ſtrenge Vater wollte den Sohn auf die Probe ſtellen), bald in Ariccia, bald in Marino, oder ſonſt wo in der Campagna und den herrlichen Gebirgszügen, die ſie umringen, den unabläſſigſten Studien nach der Natur gewidmet hat. In köſtlicher Friſche reihen ſich die mannigfachſten und lebensvollſten Skizzen aus dem Volksleben des mittleren und ſüdlichen Italiens an: nicht bloß die Natur, ſondern auch die Menſchen hat ſelten ein Künſtler ſo gründlich *nach der Natur* ſtudirt, wie Azeglio. Aber auch, nachdem ſein Ruf als Schriftſteller durch den „Ettore Fieramosca" begründet und durch „Nicolò de' Lapi" neu befeſtigt war, blieb die Malerei noch lange Zeit der eigentliche Lebensberuf unſeres Helden. Man kann ſagen, daß er bis zum unmittelbaren Beginn der italiäniſchen Reformbewegung (1846) ſich ausſchließlich oder doch überwiegend mit ihr beſchäftigt hat: alſo faſt volle dreißig Jahre, die Jahre ſeines Junglings- und ſeines kräftigen Mannesalters. Ja, nachdem er 1852 von der Leitung der Geſchäfte zurückgetreten war, griff der geweſene Premierminiſter auf's Neue zur Palette, und wiederum nicht als Dilettant, ſondern um davon zu leben. Als ihn dann der König zum Director der Gemäldegalerie ernannte, durfte Azeglio dies Amt nicht als eine Sinecure, wie man ſie wohl anderwärts großen Herren zu Theil werden läßt, ſondern als den ehrlich erworbenen Preis einer langen Künſtlerlaufbahn annehmen.

Freilich läßt ſich bei dem Rückblicke auf dieſe Jahre eine ernſte Betrachtung nicht zurückhalten. Waren dieſe langen und mühſamen Kunſtſtudien die wohlverdienten Erfolge, die den Maler, den Schriftſteller Azeglio krönten, wirklich eine geeignete Vorbereitung zu der *politiſchen* Stellung und Wirkſamkeit, die doch für Azeglio's Leben der Schwerpunkt zu werden beſtimmt war? Der Mann, den das allgemeine Vertrauen in der ſchwierigſten Zeit an die Spitze der Staatsverwaltung berief, war er durch ſeine Vorbildung, durch den ganzen Gang ſeines bisherigen Lebens in der Lage, ſich ſeinem Poſten gewachſen zu fühlen? Azeglio ſelbſt geſteht uns aufrichtig das Gegentheil. Ich bin vollkommen überzeugt, ſagt er, daß für die Geſellſchaft, für das öffentliche Wohl ein auch nur mittelmäßiger General, Financier, Verwaltungsmann u. ſ. w. wichtiger ſind, als ein Maler, Muſiker oder Dichter erſten Ranges. „Wie oft, fährt er fort, habe ich in den verſchiedenen Wechſelfällen meines Lebens die tiefe Wahrheit dieſes Satzes empfunden! Wie oft habe ich mir ſagen müſſen: was gäbe ich darum, wenn ich jetzt den Felddienſt, oder das bürgerliche Geſetzbuch inne hätte, ſtatt

*) zu der bekanntlich in eben derſelben Zeit der Kurfürſt von Heſſen ein würdiges Seitenſtück lieferte.

Digitized by Google

daß ich eine Eiche nach der Natur zu zeichnen verſtehe; wenn ich adminiſtrative Kenntniſſe, einen Einblick in den Mechanismus unſeres Finanz- und Creditweſens beſäße, ſtatt der Fertigkeit einen Himmel oder einen Hintergrund zu malen, ſtatt daß meine Feder wohl einmal eine Thräne auf ſchöne und friſche Wangen fließen ließ!"

Wie tüchtig und brav ſich Azeglio trotzdem als Miniſterpräſident bewährt hat, das iſt, wie wir bereits im Eingange bemerkten, in Italien und bei uns unvergeſſen; es gereicht ihm bei den Schwierigkeiten, die in ſeiner eigenen Vergangenheit lagen, zu um ſo höherem Ruhme. Aber bei der aufrichtigſten Anerkennung ſeines großen Talents, das die Mängel der Vorbildung faſt überall zu decken verſtand, bei der entſchiedenſten Verehrung ſeines loyalen, geraden, wackeren Sinnes, der ihn, trotz ſeiner Unerfahrenheit, die vielverſchlungenen Pfade der Diplomatie ohne Straucheln gehen ließ, bei aller Bewunderung vor ſeiner wahrhaft klaſſiſchen Selbſtloſigkeit und Uneigennützigkeit, Eigenſchaften, in denen er ein leuchtendes Vorbild aller Staatsmänner in und außerhalb Italiens genannt zu werden verdient, — müſſen wir uns doch geſtehen, Azeglio's politiſche Carrière und Azeglio's Laufbahn als Maler und als Schriftſteller ſind ohne innerlichen Zuſammenhang. Er war 1848 der Mann des Vertrauens und der Noth; er hat ſich als Staatsmann achtungswerth bewieſen: aber, in ſeiner Kunſt ein Meiſter, war er in der Politik doch nur — Dilettant. Die tiefe und klare Selbſterkenntniß dieſer Thatſache war es vornehmlich, die ihn 1852 bewog, die Leitung des Staates anderen Händen zu überlaſſen. Zum Heile Italiens waren es die rechten, es waren die von Camillo Cavour. Und indem wir dieſen Namen ausſprechen, gedenken wir der wahren Worte, mit denen ein begabter junger italiäniſcher Diplomat, der Ritter Artom, den bald nach dem Tode dieſes großen Staatsmannes erſchienenen Abriß ſeines politiſchen Charakterbildes ſchloß:

„Mit ihm war zum erſtenmale nach vielen Jahrhunderten ein Italiäner in der Lage, einen großen politiſchen Einfluß auf Europa auszuüben. Die Idee der italiäniſchen Nationalität, deren glänzende Ueberlieferung ſich ſeit Dante in der Literatur erhalten hatte, hatte ſich noch nie in einem Menſchen verkörpern können, der den Charakter und die Fähigkeiten des Staatsmannes beſaß. Alfieri, Foscolo, Manzoni, Balbo, Gioberti, d'Azeglio, ſie alle waren mehr Schriftſteller und Philoſophen, als Politiker. Ein Mann war nöthig, der mit dem Patriotismus des Italiäners die wirkliche und poſitive Kenntniß des europäiſchen Staatslebens und der Actionsmittel vereinigte, welche die modernen Fortſchritte erfordern; ein Mann, der die Befreiung Italiens nicht durch wilden Aufſtand gegen alle Ueberlieferungen Europas, ſondern durch die innige Verbindung mit den Mächten verſuchte, die an der Spitze der Civiliſation ſtehen. Dieſer Mann war der Graf Cavour. Das war ſeine providentielle Sendung."

P. D. Fiſcher.

Spanien.

Joh. Faſtenrath's ſpaniſche Poeſieen.*)

Das alte Wort, daß Afrikas Gränze die Pyrenäen ſeien, d. h. daß Spanien mehr zu Afrika als zu Europa zu rechnen ſei, hat durch die neueſten Vorgänge daſelbſt eine glänzende Widerlegung erhalten: Spanien hat ſich als ein vollberechtigtes Glied der europäiſchen Völkerfamilie dokumentirt. Wie weit ſein Einfluß ſich erſtrecken, welche Form ſeine Entwickelung annehmen wird, iſt freilich noch immer nicht abzuſehen, denn während einerſeits entſchieden republikaniſche Tendenzen im Volke immer mehr Boden zu gewinnen ſcheinen, iſt andererſeits der Einfluß der Geiſtlichkeit immer noch ungebrochen: Spanien iſt immer noch der ſtarke Hort des Katholizismus, der hier ſeine Blüthen ungehinderter entfaltet, als irgendwo anders.

„Bisher", ſchreibt der Korreſpondent einer engliſchen Zeitung aus Madrid, „iſt noch nicht ein Tüttelchen des religiöſen Glaubens erſchüttert worden. Die Kirchen können unmöglich jemals voller geweſen ſein, als ſie es jetzt ſind, der Klang der Kirchenglocken unmöglich jemals unaufhörlicher als gegenwärtig. Der Katholizismus iſt in Spanien die herrſchende Kirche, nach wie vor. Er iſt allgegenwärtig, Alles durchdringend, er iſt in der Luft, die man athmet, er dringt in jede Pore ein." — Den Stempel dieſes eiferſüchtigen Herrſchers finden wir denn auch in einigen ſpaniſchen Erzeugniſſen wieder, die in deutſchem Gewande zwar, aber in echt ſpaniſchem Geiſte gedichtet ſind.

Herr Dr. Johann Faſtenrath, ein Bewohner des heiligen Köln, hat in den „Immortellen aus Toledo", wie er in der Einleitung ſagt, ein Abbild geben wollen von Spaniens Vergangenheit, deſſen Geſchichte Jahrhunderte lang die Geſchichte von Toledo, der Kaiſerſtadt war. — Er hat eine Reihe von Romanzen theils übertragen, theils frei nachgedichtet, theils und dies beſonders Legenden und Wundergeſchichten nach mündlicher proſaiſcher Ueberlieferung ganz frei gedichtet, und zwar letztere offenbar nicht trotz, ſondern gerade wegen ihres ausgeſprochen katholiſchen Charakters, der an die Glaubensfähigkeit nordiſcher Gemüther gar zu harte Anforderungen ſtellt.

Die Hälfte des Bandes, ebenſo wie bei den „Hesperiſchen Blüthen", beſteht aus „Anmerkungen und neuen Gedichten". In erſteren zeigt ſich der Verf. als gründlicher Kenner ſpaniſcher Literatur und Geſchichte und bringt dankenswerthe Notizen über manche bei uns noch wenig gekannte Koryphäen der ſpaniſchen Literatur.

„An der Quelle und nach den Quellen habe ich Toledo ſtudirt, ſagt der Verf., und oft wurde mir in der Freude an der Arbeit eine Anmerkung zu einer kleinen Abhandlung."

In der Vorrede giebt der Verf. auch einen ausführlichen Ueberblick der neueſten Erhebung in Spanien, durch die er mitten in ſeiner Arbeit überraſcht wurde, ſowie ihres Vorſpiels im J. 1843, deſſen Hauptträger damals derſelbe Olozaga war, der auch bei der jetzigen Erhebung eine ſo hervorragende Rolle ſpielt. Als hervorſtechenden Zug der jetzigen Bewegung hebt er mit Recht die Proklamation der allgemeinen Toleranz hervor, und citirt die Worte der Epoca, die am 4. October 1868 ihren Landsleuten zurief: Tiempo es de que renunciemos á la intolerancia que no tiene la raiz en los corazones sino en la rutina. (Es iſt Zeit, daß wir der Intoleranz entſagen, die ihre Wurzel nicht in den Herzen, ſondern nur in der Gewohnheit hat.) Wenn dies die Anſichten des Verf. ſind, ſo begreift man nicht recht, warum er, wie es ſcheint, mit Vorliebe ſolche Dichtungen zur Uebertragung gewählt hat, die von mittelalterlichem Judenhaß erfüllt ſind. Es tritt uns eben in dieſem Werke, wie in der ganzen ſpaniſchen Erhebung, der ſcheinbar ſo unlösliche Widerſpruch entgegen, daß ein Ringen nach politiſcher Freiheit Hand in Hand gehen könne mit blindeſter Unterwerfung unter die Gebote der Hierarchie.

*) Immortellen aus Toledo. Romanzen und Sonette von Dr. Joh. Faſtenrath. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer, 1869.
Hesperiſche Blüthen. Lieder, Sprüche und Romanzen von Dr. Joh. Faſtenrath. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer, 1869.

Digitized by Google

Die eigentlichen Ueberſetzungen ſind mit großer Meiſterſchaft gemacht; ſie haben faſt durchweg die bekannte Form der vierfüßigen Trochäen, die Endungen aſſonirend, zuweilen mit Vollreimen abwechſelnd. In fließender, wohllautender Sprache geben ſie uns Bilder des ſpaniſchen Lebens mit ſeiner äußerlichen Ruhe und ſeiner tief konzentrirten Leidenſchaft, die einen ſo hervorſtechenden Zug im Nationalcharakter dieſes Volkes bilden. Während die „*Immortellen aus Toledo*" vorzugsweiſe Geſchichtsbilder ſpaniſcher Vergangenheit in poetiſcher Form an uns vorüberführen (großentheils eigene Dichtungen des Verf.), ſind die „*Hesperiſchen Blüthen*" vorwiegend lyriſcher Natur, Liebe in ihren tauſend Erſcheinungen: Preis der Geliebten, Schmerz der Trennung, Eiferſucht, Trauer um den Verluſt, erheuchelte Gleichgiltigkeit u. ſ. w., dieſe bilden das nie ausgeſungene Thema dieſer Lieder; und wie jedes Menſchenherz auf Erden beſtimmt iſt, all dieſe Klänge in ſich erbeben zu fühlen, ſo wird man auch nicht müde, ihren Wiederhall in der Poeſie zu vernehmen, beſonders wo ein Naturlaut in ihnen ſich hörbar macht, wie hier.

Den lyriſchen Gedichten, von denen manche ſich gewiß gut zur muſikaliſchen Kompoſition eignen würden, beigefügt ſind *dreihundert fünfundſechzig ſpaniſche Volksſprüche*.

Beim Durchleſen derſelben drängt ſich die Betrachtung auf, wie ſowohl Völker als Individuen auf den allerverſchiedenſten Lebenswegen doch zu ſehr ähnlichen Reſultaten der Erfahrung und Lebensweisheit gelangen, und wie wunderbar es iſt, daß Keiner die von Andern gemachten Erfahrungen zu nützen verſteht, ſondern nur durch den ſelbſtgemachten Schaden klug wird! Del senno di poi son piene le fosse, ſagt ein italiäniſches Sprichwort.

Viele der hier mitgetheilten caples und seguidillas (erſteres ſind die einfachen vierzeiligen, letzteres die künſtlicheren ſiebenzeiligen Formen) zeichnen ſich durch geſunden Humor und anmuthigen Witz aus und enthalten in epigrammatiſcher Kürze manche treffende Beobachtung.

Kieſel, der nicht Funken ſprühet
Und ein Meſſer, das nicht ſchneidet,
Und die Liebe, die nicht treu iſt,
Gehn verloren ſie, wer leidet?

Alt werden wollen Alle,
Doch will gehalten
Auch nicht ein Einz'ger werden
Für einen Alten;
Denn das iſt's eben,
Ein jeder will viel ſcheinen
Und wenig geben.

Die Lieb' iſt eine Schule
Nur der Enttäuſchung,
Darinnen ſelbſt die Weiſen
Noch immer lernen;
Wie viel indeſſen
Sie lernten — blinde Leidenſchaft
Läßt ſie's vergeſſen. (Seguidillas.)

Ob mein Herz auch voller Wehe,
Ob ich auch in Trübſal wandre,
Lieber dich will ich erhoffen,
Als beſitzen eine Andre. (Capla.)

„Die meiſten dieſer Sprüche", ſagt der Verf. in den Anmerkungen, „gehen im Großen und Ganzen nicht über das vorige Jahrhundert hinaus, und nur einige ſind älteren Datums."

Die bekanntlich bei der Revolution eine ſo große Rolle ſpielende Riego-Hymne befindet ſich auch unter den „Immortellen".

Gewiß können die beiden, mit ſichtlicher Liebe und großem Fleiße zuſammengeſtellten Bände als eine wirkliche Bereicherung der deutſchen Literatur von und über Spanien betrachtet werden.

M. St.

Baltiſche Provinzen.

Bertram über Wagien.*)

„Wagien? Wagien? Was iſt Wagien? Wenn das eine Landſchaft bedeuten ſoll, ſo kann das wohl nur eine abgeſchwächte Wortform für „Wagrien", den öſtlichen Theil von Holſtein, ſein" — ſo wird wohl mancher von den Leſern dieſer Blätter beim Anblick der Ueberſchrift dieſes Artikels zu ſich ſelbſt ſprechen, gerade ſo, wie der Berichterſtatter bei dem Anblick des Titels des Buches von Dr. Bertram, welchen wir unten vollſtändig angeben. In der That dürften wenige Europäer im Südweſten der Memel jemals den Landſchaftsnamen „Wagien" gehört haben, und ein ganzes Buch über eine ſolche unbekannte Gegend dürfte im voraus auch einen geringen Reiz zur näheren Kenntnißnahme ausüben. Und dennoch wird man, wenn man ſich erſt einmal dazu entſchloſſen hat, einen Blick in daſſelbe zu werfen, einen Beleg zu der Erfahrung gewinnen, daß ein geiſtvoller Mann jeden Gegenſtand, den er mit ſeiner Phantaſie, ſeinem Scharfſinn, ſeinem Forſchergeiſt erfaßt, anziehend zu machen vermag; man wird ſich von dem Buche gefeſſelt fühlen und es ſchwerlich vor der letzten Seite und ohne das befriedigende Bewußtſein, viel gelernt zu haben, aus der Hand legen. Man wird ſich auch nicht von ihm trennen, ohne daß ein Gefühl der Zuneigung und der herzlichen Theilnahme für die wackere Völkerſchaft, zu deren Wohnſitzen jener entlegene Erdenfleck gehört, und welche, obwohl durch Abſtammung unſerer Nation völlig fremd, dennoch durch Geſchichte und Gemeinſchaft der Kulturgrundlagen, mit einem ihrer Zweige feſt verbunden iſt. Wir meinen den Stamm der Ehſten; denn Wagien iſt keineswegs dieſelbe Landſchaft wie Wagrien, ſondern bildet den nordöſtlichſten Winkel von Livland am Peipusſee.

Die Leſer dieſer Blätter ſind bereits mit einer räthſelhaften Eigenthümlichkeit derſelben bekannt, nämlich mit den ſogenannten „*Kalewiden-Lagern*". Dr. Bertram hat in ſeiner Monographie des Ländchens neben den mannigfaltigſten anderen Unterſuchungen nicht verſäumt, ſich auch mit ihnen zu beſchäftigen. Nach Verwerfung einiger anderen Deutungen dieſer merkwürdigen, künſtlichen Erdaufſchüttungen entſcheidet er ſich für folgende: „Mir ſcheint, daß die zwei Erhöhungen, die geräumig genug ſind, um 20 bis 30 Perſonen Platz zu gewähren, auf Vorgänge deuten, bei denen ein Dualismus ſtattfand, wie bei Friedensverhandlungen, ſtreitenden Parteien, Ordalien oder Hochzeitsfeſten. Ja, ſollten wir nicht auch an die geiſtigen Duelle denken, die bekannten grönländiſchen Prozeſſe, die bei den Urehſten auch ſehr wahrſcheinlich im Gebrauch waren?" Weiterhin bei Beſprechung einer anderen ähnlichen Erdaufſchüttung in der Landſchaft, „Kalewi iſte", Kalew's Stuhl, ſagt der

*) Dr. Bertram: Wagien, Baltiſche Studien und Erinnerungen. Dorpat, W. Gläſer.

Digitized by Google

Verfaſſer: „Die Anlage dieſer Oertlichkeit war gut gewählt, um bei gewiſſen Vorgängen einer großen Volksmenge Einſicht zu geben. Auf den Wänden des Amphitheaters und von dem anderen Ufer aus konnten viele Tauſende von Zuſchauern gut ſehen, was auf dem Platze vorging. Es wird mir daher immer wahrſcheinlicher, daß ſämmtliche Oertlichkeiten, die jetzt noch Erinnerungen an Kalew tragen — Verſammlungsorte der Urbewohner des Landes waren.“

Von den kulturgeſchichtlichen Unterſuchungen, welche Herr Bertram auf Grundlage der ehſtniſchen Sprache anſtellt, erwähnen wir nur derjenigen über die Wohnung der Ehſten. Von der im Allgemeinen unbeſtrittenen Annahme ausgehend, daß die Völker bei Aneignung der Begriffe, der Dinge von Fremden auch die bezeichnenden Wörter von ihnen mit übernommen haben, giebt er durch Zuſammenſtellung der entſprechenden Fremdwörter folgende Ueberſicht über den Einfluß der Nachbarvölker auf die Ehſten in Betreff ihrer Wohnungseinrichtung:

1. Aus den nordgermaniſchen Sprachen:

Skorſten,	ehſtniſch:	korsten,	Schornſtein.
Muur,	„	müür,	Mauer.
Ruut,	„	ruut,	Fenſterſcheibe (Raute).
Kök,	„	köök,	Küche.

2. Aus dem Ruſſiſchen:

Okno, ehſtniſch: aken, Fenſter.

(Verf. vermuthet, daß die Ruſſen, welche im Beſitz des natürlichen oder ruſſiſchen Marienglaſes waren, das Fenſter ſelbſtändig erfanden.)

3. Aus dem Deutſchen:

Ziegel,	ehſtniſch:	teilis-kiwi.
Keller,	„	kelder.
Gewölbe,	„	wölw.
Kammer,	„	kamber.
Stube,	„	tubba.
Stall,	„	tal.

Es iſt bekannt, daß das eigenthümliche Wohnhaus der Ehſten, ebenſo gut wie das der Letten und — der alten Deutſchen, und wohl aller nordiſchen Völker in niederem Kulturzuſtande, keinen Schornſtein hat. Nach Bertram findet ſich derſelbe ſchon häufiger im eigentlichen Ehſtland, als im ehſtniſchen Livland, alſo auch in Wagien, nicht aber weil die Ehſten dort wohlhabender und kultivirter ſind, ſondern weil man dort das Baumaterial zu dieſer wohlthätigen Hausverbeſſerung häufig auf den Feldern zuſammenleſen kann, nämlich Kalkſteine, während im Süden Ziegeln dazu genommen werden müſſen. Im Uebrigen ſehen die ehſtniſchen Bauern die Vortheile der Schornſteine zwar überall ein, indeſſen beſitzen ſie, wie überall der Bauernſtand, einen inſtinctiven Widerwillen gegen jede, auch die verſtändigſte Neuerung, alſo auch gegen dieſe. Und Herr Bertram ſteht nicht an, zu deſſen Ueberwindung Anwendung von Zwangsmitteln zu empfehlen. Sie machen, ſagt er, bei den vernünftigſten Vorſtellungen allerlei Ausflüchte. So ſagte ihm ein Bauer, der Herr gebe nicht Ziegeln her; er hätte kaufen wollen, wäre aber abgewieſen worden. Eine genaue Nachforſchung ergab, daß der Herr gar keine Ziegeln beſaß, alſo auch keine zu verkaufen hatte. Ein anderer Gutsbeſitzer ſchenkte den Bauern Ziegeln zu Schornſteinen; aber ſie weigerten ſich, ſie anzufahren, weil die Entfernung zu groß ſei. Dem Herrn blieb nichts übrig, als den Bauern die Schornſteine aus eigenen Mitteln zu bauen.

In Uebereinſtimmung mit anderen Aerzten ſchreibt Dr. Bertram die unter den Ehſten auffallend ſtark verbreiteten Augenleiden zum großen Theil den nationalen Rauchſtuben zu, was auch daraus erhellt, daß Männer, welche ſich mehr im Freien aufhalten, bei weitem weniger damit behaftet ſind, als Weiber: auf 5 von dieſen mit Augenleiden kommt 1 Mann. Indeß behauptet Herr Bertram, daß die Augen der Ehſten auch durch ihren Bau zu Leiden disponiren. Der Augapfel liegt tief in einer viereckigen Höhle auf ſpärlichem Fettpolſter, weshalb die ſogenannten Kalbsaugen bei Ehſten eine Seltenheit ſind. Die Augenlidſpalte von einem Winkel zum anderen iſt im Mittel 7 Millimeter kürzer, als bei den Deutſchen. Verfaſſer rühmt die Charakterſtärke der Ehſten bei Operationen gegenüber den Ruſſen. Letztere ſchreien entſetzlich bei jedem Schnitt. Der Operirte iſt von allen Verwandten umgeben und dieſe ſchreien ſämmtlich mit und beantworten auch aus dem Nebenzimmer das Geſchrei. Ganz anders der Ehſte, beſonders der von Torma (in Wagien). Wie ein Irokeſe am Marterpfahl lächelt er bei den allerſchmerzhafteſten Operationen. Es geſchieht dies nicht aus Unempfindlichkeit, da er ungeduldig jede Fliege verſcheucht, die ihn während deſſen beläſtigt. Auch die Weiber zucken nicht bei den empfindlichſten Schnitten.

Ueberhaupt ſpricht Bertram von den Ehſten überall mit einer Liebe, welche nach unſerer Erfahrung allen Deutſchen eigen iſt, welche mit dieſer Völkerſchaft in nähere Berührung gekommen ſind. Am auffallendſten iſt uns das in neuerer Zeit bei Woldemar von Bock geweſen. Bertram ſchildert ſie folgendermaßen: „Die jetzigen Ehſten ſind nüchtern, freundlich, dankbar, gehorſam, treu, äußerſt ſchamhaft, fromm; ſie grüßen höflich, lernen gern, beſonders Deutſch und Singen, ſind häufig von zarter Empfindung und Barmherzigkeit gegen Thiere und Menſchen. Sie ſprechen faſt immer in Metaphern und witzigen Vergleichen, leſen gern die Zeitung, nehmen Antheil an den Weltereigniſſen und haben die größte Liebe zum Kaiſer. In einzelnen Gegenden findet man allerdings Turbulenz, Rachſucht, Völlerei und Prozeßſucht; aber das ſind Ausnahmen. Ein räudiges Schaf ſteckt oft einen ganzen Stall an.“

Auch die Ruſſen, welche in dem Gebiet wohnen, über 4000 an der Zahl, beſchreibt Verf. eingehend. Sie unterſcheiden ſich ſehr erheblich von den Ehſten und ſtehen mit ihnen meiſtens nicht in gutem Einvernehmen; ſie ſind dieſen oft ein Gegenſtand des Spottes. Merkwürdig iſt es auch, daß ſie vom Strande des Peipusſees, an dem ſie beſonders dem Fiſchergewerbe obliegen, ſich nicht weiter in das Land hineinziehen.

Wir wollen es nicht verſchweigen, daß Herr Bertram in Einem Punkte unſer entſchiedenes Mißfallen erregt hat: wenn er nämlich in ſeinen geſchichtlichen Mittheilungen aus Wagien ſich zum Vertheidiger der geographiſchen und geſchichtlichen Anſprüche Rußlands auf die Oſtſee-Provinzen hergiebt. Gegen wen kämpft er denn dabei an? — Doch nur gegen ſeine Stammgenoſſen. Das ſollte er den Moskowitern überlaſſen. Wir meinen, das erſte geſchichtliche, geographiſche und beſonders das Recht der Kultur auf die Provinzen gebührt den Deutſchen, und wenn dieſelben nur ein ſchmales Küſtengebiet bilden, ſo hat das rechtmäßig dort herrſchende Volk zur Bildung eines lebensfähigen Staates vielmehr ein Anrecht auf Erweiterung ſeiner Gränzen nach dem unkultivirten Hinterlande zu. Und in der That dringen die Deutſchen der Oſtſee-Provinzen, trotz des Gegendruckes des übermächtigen Nachbarvolkes, in einem ebenſo friedlichen als ehrenvollen Eroberungszuge mit Pflug, Kelle, Hammer, Feder weit in die benachbarten Gubernien vor, immer Hand in Hand mit ihren treuen und willigen Zöglingen, den Ehſten und Letten. Edwart Kattner.

Digitized by Google

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur.

Eine jüdiſche Predigt in griechiſcher Sprache aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſto.*)

Dem jüdiſch-theologiſchen Seminar in Breslau verdanken wir ſchon einige treffliche Monographieen über Gegenſtände der jüdiſchen Geſchichte und Literatur; auch das diesjährige Programm der Anſtalt bringt uns eine werthvolle gelehrte Abhandlung des Dr. Freudenthal über eine Schrift, deren wahre Bedeutung früher vielfach verkannt worden iſt. Das ſogenannte vierte Makkabäerbuch hat, wie Herr Freudenthal bemerkt, eine höchſt merkwürdige Geſchichte: „Im chriſtlichen Alterthum oft genannt, benutzt, bewundert und abgeſchrieben, den deuterokanoniſchen Schriften des Alten Teſtaments angereiht und mit dem klangvollen Namen des Flavius Joſephus geziert, in neuerer Zeit ebenſo häufig überſetzt und gedruckt, wie wenig gekannt und geachtet; lange Zeit faſt verſchollen und erſt in den letzten Jahrzehnden Gegenſtand einer meiſt einſeitigen Betrachtung; verſtümmelt und verunſtaltet durch eifrige Leſer, unwiſſende Abſchreiber und ſorgloſe Herausgeber, können wir es heutzutage nur als den Torſo eines intereſſanten Kunſtwerkes gelten laſſen, über den gerade entgegengeſetzte Urtheile gefällt werden können, je nachdem dieſe oder jene Seite beleuchtet, das urſprüngliche Ganze in's Auge gefaßt oder über Einzelheiten überſehen und in ein falſches Licht gerückt wird.“

Herrn Freudenthal's Verdienſt iſt es, der Schrift ihre richtige Stellung zugewieſen zu haben, indem er ſie als eine Predigt erkannte, in welcher ein ſpecifiſch jüdiſch-religiöſer Stoff in eine griechiſch-rhetoriſche Form gekleidet erſcheint. Sie iſt als hiſtoriſches Document deshalb ſo wichtig, weil ſie beweiſt, daß ſchon lange Zeit vor dem Aufblühen der chriſtlichen Kanzelberedtſamkeit die religiöſen Vorträge der helleniſtiſchen Juden die klaſſiſche Form Griechenlands ſich zu eigen gemacht haben und ſo nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der chriſtlichen Predigt geblieben ſind, einer Inſtitution, die in ihrer Neuheit und Eindringlichkeit eines der wichtigſten Mittel für die faſt räthſelhaft ſchnelle Umgeſtaltung der alten Welt geworden iſt. Unſere Predigt iſt nicht das einzige Denkmal dieſer Art; noch beſitzen wir in armeniſcher Ueberſetzung aus dem Griechiſchen eine Predigt über Simſon und eine über Jonas und das Fragment einer zweiten Rede über Jonas. Dieſe Predigten unterſcheiden ſich von den homilienartigen Erklärungen der h. Schrift, wie ſie in den Synagogen gewöhnlich waren und wie ſie den allegoriſch-ethiſchen Schriften Philo's zu Grunde liegen, dadurch, daß ſie als Schwerpunkt des Ganzen einen philoſophiſchen Satz hinſtellen, dem dann ein hiſtoriſcher Stoff, an welchem ſich jener Satz bewährt, entgegentritt, ſo daß das philoſophiſche, wie das religiöſe Intereſſe der Zuhörer gleich ſehr angeregt wird. Unſere Predigt iſt ſtreng nach den Regeln der griechiſchen Rhetorik disponirt. In der Einleitung kündigt ſie ſich ſelbſt als eine Rede über die Frage an: ob die Vernunft alle Gemüthsbewegungen beherrſchen könne. Zunächſt wird nun das Thema durch eine pſychologiſche Erörterung und durch Belege aus der heiligen Schrift, ſodann aber durch die Geſchichte jener Helden erwieſen, die in den Tagen der Makkabäer die Macht frommer Begeiſterung über alle Leiden mit ihrem Tode bezeugt haben. Die philoſophiſchen Anſchauungen unſeres Predigers ſtehen in keinem Gegenſatze zu der bibliſchen Lehre; er will nicht, wie Philo, die Differenzen zwiſchen der griechiſchen Philoſophie und der Bibel durch Interpretationskünſte ausgleichen; er gehört alſo auch nicht, wie manche neuere Erklärer gemeint haben, jener angeblichen Alexandriniſchen Schule an, die, wie unſer Verfaſſer nachweiſt, gar nicht exiſtirt hat, indem der ſogenannte Alexandriniſche Myſticismus ſeine Vertreter auch außerhalb Aegyptens hatte, wie umgekehrt Alexandrien, obgleich der Mittelpunkt des jüdiſchen Hellenismus doch faſt alle damaligen jüdiſch-religiöſen Richtungen in ſich vereinigt hat. Als Quelle des hiſtoriſchen Theiles der Predigt hat Herr Freudenthal das Geſchichtsbuch des Jaſon von Cyrene, aus dem auch das zweite Makkabäerbuch ausgezogen iſt, erkannt und mit vielem Scharfſinn eine theilweiſe Reſtitution der Jaſon'ſchen Schrift verſucht. Die Abfaſſungszeit der Predigt ſetzt er in die Mitte des erſten chriſtlichen Jahrhunderts, noch vor der Zerſtörung des Tempels. Der Verfaſſer iſt nicht der Geſchichtſchreiber Flavius Joſephus, wie ſchon Hugo Grotius überzeugend nachgewieſen hat, ſondern ein Unbekannter, „ein Jude voll Stolz und Glauben, aber zugleich ein Grieche voll Schönheitsſinn und Formtalent, der treueſte Anhänger der jüdiſchen Religion und zugleich ein gelehriger Schüler griechiſcher Philoſophie und Rhetorik“. Die Predigt iſt wahrſcheinlich in einer Synagoge helleniſtiſcher Juden außerhalb Paläſtina's an einem der acht Tage des Weihefeſtes gehalten worden, und der Redner deutet an, daß ſie nicht die einzige ſei, die er gehalten.

Um den Text der Schrift, welcher von Abſchreibern und Interpolatoren vielfach gelitten, hat ſich Hr. F., unterſtützt von einem reichen kritiſchen Apparat, ein nicht geringes Verdienſt erworben. Einem künftigen Herausgeber wird es nach ſolcher Vorarbeit leicht werden, die Schrift in ihrer urſprünglichen Geſtalt wieder herzuſtellen, von welcher es am Schluſſe unſerer Abhandlung heißt, daß ſie ein in ihrer Art ganz einziges Erzeugniß iſt jener wunderbaren Vereinigung jüdiſchen und griechiſchen Weſens, welche noch unſerer Zeit einen großen Theil ihrer Bildungselemente liefert; ein neues Glied in jener Kette, welche das Chriſtenthum des erſten Jahrhunderts an das griechiſch ſprechende Judenthum unlöslich bindet; die werthvollſte unter jenen Trümmern, die uns von den Erzeugniſſen der einſt ſo fruchtbaren jüdiſch-griechiſchen Kanzelberedtſamkeit gerettet ſind; endlich ein Geiſtesprodukt, das uns einen Einblick in die viel weiter ſtrebende und weiter ſchauende religionsphiloſophiſche Thätigkeit der jüdiſchen Helleniſten gewährt, als man anzunehmen gewohnt war. E. M.

*) Die Flavius Joſephus beigelegte Schrift „Ueber die Herrſchaft der Vernunft“ IV. Makkabäerbuch), eine Predigt aus dem erſten nachchriſtlichen Jahrhundert, unterſucht von Dr. J. Freudenthal. Breslau, Graß, Barth u. Co. (W. Friedrich), 1869.

Orient.

Ein altarabiſcher Dichter in deutſchem Gewande.*)

Einen ſehr dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß der altarabiſchen Dichtung hat der junge Arabiſt uns in dieſem Werkchen geliefert. Von einer ſchönen Mythe getragen, machten ſieben alte arabiſche Gedichte, die ſogenannten Muallakat oder Mudsahabat

*) Die Gedichte des Alkama al Fahl mit Anmerkungen herausgegeben von Albert Socin, Dr. phil. Leipzig, Vogel, 1867.

Digitized by Google

ihren Siegeszug durch die arabiſche Kulturwelt und waren ſie auch ſchon ſeit lange in der deutſchen Literatur bekannt. Auf den Märkten hätten, ſo heißt es, nach Beendigung der Geſchäfte auch die Dichter der Stämme im Wettſang gerungen und wären die Lieder, welche von allen Stämmen als die beſten anerkannt wurden, in Gold geſchrieben an dem Heiligthum aufgehängt worden. Deshalb heißen ſie die Aufgehängten oder Vergoldeten. Nöldeke hat freilich nachgewieſen, daß dies Märchen erſt im 3. und 4. sec. der Flucht wirklich nachweisbar wäre. Aber wie dem auch ſei, ſo viel geht aus demſelben hervor, daß die ſieben alten Gedichte ſich einer beſonderen Anerkennung in der arabiſchen Kulturwelt erfreuten, die auch durch den verderbten Geſchmack der ſpäteren Zeit, welche die anderen Gedichte als in ihrem Sinn viel feiner und lieblicher darſtellten, nicht verwiſcht werden konnte. Aber ſelbſt die Namen jener ſieben alten Sänger, gewöhnlich: Amrulkais, Tarafa, Zohair, Lebid, Amrb, Kolthum, Antara, Harith, differiren und iſt in den Handſchriften öfter ein anderer an die Stelle eines derſelben geſetzt. — Als ein ſolcher zu ihrer Zahl gerechneter erſcheint in der Gothaer Handſchrift, welche die übrigen Gedichte der Muallakat-Dichter enthält, auch Alkama aus der zweiten Hälfte des VI. sec. n. Chr.: Alkama iſt ein Bild des „rauhen Recken", wie Rückert die alten Sänger nennt, ein echter Beduine von altem Schlag. Die innige Glut der Liebe und der Feuermuth des Kriegers, das ſtete Ringen mit der Wüſte und die echte Treue für den Freund und Gaſtfreund, alle Phaſen des alten arabiſchen Lebens ſind in ihm vereint. So beginnt er in der erſten Kaſide, welche Dieterici in Mutanabbi und Seifuddaulah 1847 metriſch überſetzt hat, von ſeiner Liebe zur Leilah; dann ſchildert er die Gefahren ſeiner Reiſe, beſchreibt in ſchönen Bildern ſein Reitthier und giebt die Schilderung einer früheren Schlacht und beginnt endlich um das Leben ſeines Bruders bei dem Sieger zu bitten. Ein Bild des Wüſtenlebens wird hier wie in einem lebendigen Panorama an das andere gereiht.

Noch mehr zeigt ſich die echt ſemitiſche Poeſie in den Bildern des zweiten Gedichts. Denn wieder ſtimmt er an den Klang der Liebe, um darauf die Kraft und Ausdauer ſeines Dromedars zu ſchildern; ſeine Stute wird dann mit der Straußin verglichen und es folgt das Bild des Raben. Wie treu wird ein jedes dieſer Thiere in ſeinem Thun und Treiben vorgeführt; der Beduine lebte ja mit dem Gethier der Wüſte in Kameradſchaft; das Leben derſelben giebt ihm das Bild her, ſein eigenes Leben zu ſchildern. — Das war das Weſen der arabiſchen alten Dichtung und dieſer Gang der arabiſchen Wüſtendichtung blieb Schema und Norm für alle ſpäteren Gedichte. Die ſpäteren Dichter, welche am Thron des Chalifen in aller Ueppigkeit des Lebens den Großen ſchmeichelten, mußten, wenn er ſang, es darſtellen, wie er mit zwei Freunden in die Wüſte kam, die Trümmerſtätten von dem Lager der Geliebten fand, dieſelben fragte, wo jene hingezogen, und da die Stätte nicht antwortete, ſie des Geizes beſchuldigen; dann geht auch er über zur Schilderung der Gefahren auf der Reiſe u. ſ. f. Er beſingt Dinge, die er nie gekannt und wird deshalb unnatürlich und in ſeinen Bildern überladen. Ja, wenn man es recht anſieht, ſo gewinnen auch die ſpäteren Dichter, wie Mutanabbi*), nur dadurch, daß ſie wieder dem Wüſtenleben ſich nähern, mehr Kraft und Schwung. So iſt die arabiſche Dichtung eine kräftige Wüſtenblume, die alle Spuren ihrer Heimat an ſich trägt, oft rauh und ſtachlicht, aber doch in ihrer Naturkraft ſchön. Gerade die älteren Dichter ſind ſomit ſowohl für das Kulturleben, als die Sprache für die orientaliſche Philologie von beſonderer Wichtigkeit. Die Arbeit des Herrn Dr. Socin giebt uns ein Zeugniß für ſein ernſtes philologiſches Studium und tüchtige Kenntniß der Sprache. Obwohl die Gedichte ohne Commentar und nur mit Randgloſſen verſehen ſind, auch der kritiſche Apparat nur gering war, hat er uns einen genauen Text conſtituirt. Seine Ueberſetzung iſt philologiſch genau, nicht dichteriſch frei, und geben die Anmerkungen Beweiſe großer Beleſenheit. Er iſt ein Jünger der Fleiſcher'ſchen Schule und beweiſt, daß der Geiſt eines de Sacy nach Deutſchland übergeſiedelt iſt, hier feſte Wurzeln geſchlagen hat und ſchöne Früchte treibt. F. D.

*) Vgl. die Vorrede von Dieterici's Ausgabe des Mutanabbi mit dem Commentar von al Wahidi, Berlin, 1861.

Kleine literariſche Revue.

— **Virchow, über Hoſpitäler und Lazarette.** Vor einiger Zeit hielt Prof. Virchow über dieſen Gegenſtand im Berliner Handwerkerverein einen Vortrag, der jetzt in der Sammlung wiſſenſchaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff*) veröffentlicht worden iſt. Die Anforderungen, welche die moderne Sanitätspflege an gute Heilanſtalten ſtellen muß, ſind nur in großen Zügen angedeutet: „Vor Allem gute und reichliche Luft! Sodann gutes und reichliches Waſſer und gute Nahrungsmittel! Das hilft in vielen Fällen mehr, als alle ärztliche Kunſt; oder genauer geſagt: die ärztliche Kunſt beſteht in vielen Fällen darin, Luft, Waſſer und Nahrung in genügender Beſchaffenheit zu beſorgen. Endlich vergeſſen wir nicht, den Aerzten tüchtige Krankenpfleger und -Pflegerinnen an die Seite zu geben, denn dieſe ſind die eigentlichen Soldaten der Krankenpflege."

Der Schwerpunkt der kleinen Schrift liegt in der hiſtoriſchen Skizze von der Entſtehung und der Entwickelung der Lazarette. Mit der Meiſterſchaft des Forſchers iſt Urſprung und Fortſchritt des Hoſpitalweſens in wenigen Strichen geſchildert, und mit der Meiſterſchaft des Künſtlers ſind die wichtigſten Züge des allgemeinen Bildes an die örtlichen Berliner Baudenkmale geknüpft, welche als Ueberreſte der bezüglichen Entwickelungs-Epochen noch vorhanden ſind. Charakteriſtiſch für die Weite des Blicks des klaren, bedeutenden Mannes, für ſeine Neigung, bei ſeinen ſo vielfältigen Geſchäften ein jedes voll geſammelt und ganz zu beginnen und zu vollenden, ſind einige Sätze aus der Einleitung des Vortrages, mit welchen wir die Anzeige der kleinen Schrift ſchließen.

„Mitten durch die politiſche Geſchichte der Völker, mitten durch die leidenſchaftlichen Kämpfe der Nationalitäten und der Parteien geht auf mancherlei Bahnen die Kulturgeſchichte der Menſchheit. Es ſind nicht blos die Großen, welche an ihr arbeiten; jeder Einzelne hat ſeinen Antheil daran, der einfache Mann, der des Tages Laſten im Dienſt der Geſellſchaft trägt, wie die ſtille Hausfrau, welche ein neues Geſchlecht für die kommende Zeit heranbilden hilft. Ihrer Aller Arbeit wird ſchließlich mit einem einzigen Maßſtabe gemeſſen; ſie wird beurtheilt nach dem Werthe, den ſie für die Herausbildung des rein Menſchlichen, für die Befreiung des Einzelnen von den Hinderniſſen ſeiner Umgebungen, von den Feſſeln ſeiner eigenen

*) Berlin, Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung, 1869.

Digitized by Google

Schwachheit hat. Fragen wir bei jeder Erſcheinung der Geſchichte, welche Bedeutung ſie hat für die Humanität, für die Freiheit, für die Veredelung der Menſchen, ſo werden wir bei ruhiger Erwägung den ſicheren Standpunkt des Urtheils für ſie finden." Dr. P.

— **Der Ariſche Urſprung der Schlackenwälle in der Lauſitz.** Ueber die in der Oberlauſitz ſich findenden uralten Schlackenwälle, welche mit den ſogenannten „Glasburgen" in Schottland und mit den in Frankreich aufgefundenen „forts vitrifiés" auffallende Aehnlichkeit haben, giebt Herr Paſtor K. J. T. Haupt im „Neuen Lauſitziſchen Magazin"*) einige für die vergleichende Mythologie nicht unintereſſante Nachrichten. Herr Haupt ſucht nämlich nachzuweiſen, daß die drei Schlackenwälle der Oberlauſitz (der Löbauer Berg, der Stromberg und der Rothſtein), ebenſo wie ein ähnlicher Wall bei Bukowez in Böhmen und die verglaſten Wälle in Schottland und Frankreich, Feuerdienſt-Altäre geweſen und wahrſcheinlich von einem und demſelben Ariſchen Volke errichtet worden ſeien. Aeußere und innere Momente ſind es, die Herr Haupt für dieſen Nachweis anführt: zunächſt die Lage der gedachten Wälle und ihre durch die Gluthen herbeigeführte eigenthümliche Verſchlackung und ſodann die Volksſagen, die ſich noch jetzt an dieſe heidniſchen Denkmäler knüpfen. Es waren die auf der Oſtſeite der Höhenzüge gelegenen Steinwälle in erſter Linie Tempel, d. h. Altäre, demnächſt aber auch wahrſcheinlich Gerichts- (Ding-) Stätten und in kriegeriſchen Zeiten befeſtigte Plätze. „Das ariſche Volk, welches dieſe Wälle baute, bedurfte, um ſeine Götter nach heidniſcher Weiſe zu verehren, der Berge, der Steine und des Feuers. Seine Religion war ein Lichtcultus, ſein Glaube war mit den einfachen, kindlichen und erhabenen Vorſtellungen der älteren Veda's auf das Innigſte verwandt."

— **F. Domke's nautiſche und aſtronomiſche Tafeln.****) Von der wachſenden Ausdehnung der deutſchen Seeſchifffahrt und Navigationskunde giebt das vorliegende, ſeit dem J. 1852 bereits in fünfter Auflage erſcheinende Nachſchlagebuch, das eine weſentliche Ergänzung des ebenfalls bereits in drei Auflagen erſchienenen Albrecht-Vierow'ſchen „Lehrbuches der Navigation" bildet, einen erfreulichen Beweis. Die vorliegenden Tafeln gewähren für den Schüler den Vortheil, in einer einzigen Sammlung alles das Material geſammelt zu beſitzen, welches bisher in verſchiedenen ausländiſchen Werken (Nautical Almanac, Catalogue of Stars, Nautiske og astronomiske tabeller etc. etc.) aufgeſucht werden mußte, und auch in dieſen nicht überall und nicht immer in einer, für den Gebrauch bequemen Form gefunden werden konnte. Aber auch außerhalb der Schulen dürfte es deutſchen Seefahrern willkommen ſein, der Nothwendigkeit überhoben zu werden, jene fremden und zum Theil koſtſpieligen Werke zum praktiſchen Gebrauch anzuſchaffen. Die neue Auflage iſt vom Verf. in ihren aſtronomiſchen Zeitbeſtimmungen bis zum J. 1870 ergänzt und mit den neueſten zuverläſſigen Nachrichten aus den betreffenden Gebieten ausgeſtattet. Auf den Druck und die Korrektur der Tabellen iſt die äußerſte Sorgfalt verwendet; man hat dadurch das Einſchleichen von Fehlern verhütet, welche bei Zahlenwerken ſo ſchwer zu vermeiden, und die um ſo gefährlicher ſind, wenn die in den Tafeln gefundenen Zahlen Berechnungen zu Grunde gelegt werden ſollen, welche für den Seemann von der unmittelbarſten praktiſchen Bedeutung ſind.

*) und daraus beſonders abgedruckt unter dem Titel: „Die Oberlauſitziſchen Schlackenwälle, eine archäologiſche Studie."

**) Nautiſche, aſtronomiſche und logarithmiſche Tafeln, nebſt Erklärung und Gebrauchs-Anweiſung, für die k. preußiſchen Navigationsſchulen bearbeitet von F. Domke, k. Navigationslehrer. Herausgegeben im Auftrage des Miniſteriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. 5. Auflage. (25 Bog. Lex.-8.) Berlin, Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker), 1869.

— **Ein Stammbuch der Vierfüßigen.** „Deutſches Heerdbuch"*) nennt ſich dies Unternehmen, welches, herausgegeben von zwei hervorragenden Autoritäten auf dem Gebiete der landwirthſch. Literatur, Direktor H. Settegaſt und Oekonomie-Commiſſarius A. Krocker, bezweckt, ein genau und gewiſſenhaft geführtes Verzeichniß von einzelnen Individuen und Zuchten edler Hausthiere Deutſchlands zu führen. Die Wichtigkeit einer ſolchen fortlaufenden Liſte, dem Laien wohl kaum begreiflich, wird jedem gebildeten Landwirth, Thierpächter, ſelbſt dem Volkswirthſchafter, zuweilen ſogar dem Hiſtoriker, Statiſtiker u. A. zweifellos in die Augen ſpringend erſcheinen und den letzteren bei ihren Arbeiten vielfach zu ſtatten kommen. Ihr Hauptzweck liegt jedoch in der Beförderung und Hebung edler Thierzucht. Gern erkennen wir es an, daß dieſe ſchwierige Arbeit von den Herausgebern, nach emſigſter und ſorgfältigſter Sammlung, Prüfung und Sichtung des reichen Materials in der ſachgemäßeſten Weiſe und zugleich ſo geordnet worden, daß die in unbeſtimmten Zeiträumen einander folgenden Bände einen klaren Zuſammenhang und fortgeſetzte Orientirung ermöglichen; aller Humbug und alle Reklame iſt in lobenswerther Weiſe ausgeſchloſſen. Ein Blick in den vorliegenden Band, deſſen korrekter Inhalt in leichteſter Ueberſichtlichkeit geordnet, mit allen nothwendigen Regiſtern verſehen, Züchter, Zuchtart u. ſ. w. nachweiſt, wird jeden Gebildeten die Wichtigkeit des Unternehmens leicht erkennen laſſen. In Betreff des Namens iſt zu bemerken, daß derſelbe dem engliſchen „Herd-Book" nachgebildet iſt. England beſitzt ein ſolches Unternehmen bereits ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts. Von dem engliſchen Herd-Book erſchien 1868 der 17. Band, welcher u. a. über 25,000 Bullen und gegen 30,000 Kühe der edlen Shorthorn-Race anführt. In Frankreich beſteht eine ſolche Liſte, wenn wir nicht irren, ſeit einem Jahrhundert und eben ſo lange etwa in Amerika. Der deutſche Name ſoll alſo: „Buch der Heerden" beſagen und ſchließt ſich nur der auch bei uns ſchon geläufig gewordenen engliſchen Bezeichnung „Herd-Book" an. Vier treffliche Lithographieen zeigen eine Anzahl der ausgezeichnetſten Glieder aus dem in Deutſchland eingeborenen Adel dieſer Art. R.

— **„Edelweiß", von J. Weſtritz.****) Die Geſinnung, von der dieſes kleine Buch einer hochgeſtellten Dame (Gräfin S.), die unter dem Namen J. Weſtritz ſchreibt, Zeugniß giebt, iſt eine moraliſch durchaus geſunde und tüchtige. Der Richtung gegenüber, die, von George Sand in's Leben gerufen, das zwingende Recht der Leidenſchaft gegenüber den beſtehenden Geſetzen mit allen Mitteln eines glänzenden Talentes zu verfechten unternahm, thut es noth, zu betonen, wie dieſe Geſetze, wenn auch ein Zwang, doch meiſt ein heilſamer Zwang ſind, zu zeigen, wie, die Heiligkeit eines gegebenen Wortes gegen die eigene

*) Berlin, Wiegandt und Hempel.

**) Zwei Theile. Leipzig, E. L. A. Rötſchke, 1868.

Digitized by Google

Neigung aufrecht erhalten zu haben, ſchließlich tiefere Befriedigung gewährt, als jenen verlockenden Stimmen blindlings zu folgen. Dies ungefähr iſt die Tendenz der kleinen Erzählung, die ſich „Edelweiß“ nennt, ohne daß wir zwiſchen dieſem Titel und ihrem Inhalt, oder zu der vortrefflichen Erzählung Berthold Auerbach's, die denſelben Titel hat, irgend eine Beziehung zu finden wüßten.

Literariſcher Sprechſaal.

Der in unſerer literariſchen Revue beſprochene Vortrag des Herrn Profeſſor Virchow über Hoſpitäler und Lazarette hat gleichzeitig eine literariſche Polemik hervorgerufen, die wir nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen. Lange bereits war es in der Preſſe ein Gegenſtand der Kontroverſe, daß der geiſtvolle demokratiſche Gelehrte noch in Vorurtheilen gegen die Juden befangen ſei, wie nur irgend einer ſeiner ariſtokratiſchen, hinterpommerſchen Landsleute ſie hegen und pflegen könne, und daß er dieſe Vorurtheile namentlich bei der Auswahl ſeiner Aſſiſtenten in der von ihm geleiteten Univerſitätsklinik in ſehr perſönlicher Weiſe an den Tag lege. Herr Virchow hat ſich dagegen zu verwahren geſucht, ohne jedoch in den Augen Unbefangener den Vorwurf politiſcher Inconſequenz, der ihm von mediziniſchen Stimmen gemacht worden war, vollſtändig zu widerlegen. Gegen ſeinen Vortrag „über Hoſpitäler und Lazarette“ iſt nun kein mediziniſcher, ſondern ein Fachgelehrter der jüdiſchen Geſchichte und Alterthumswiſſenſchaft, Herr Dr. D. Caſſel, in die Schranken getreten*), und zwar zunächſt gegen die in der Schrift des Herrn Virchow aufgeſtellte Behauptung: „Hiſtoriſch iſt es, daß die Juden, ſo lange ſie einen Staat bildeten, keine Hoſpitäler gehabt haben, weder für ſich, noch weniger für Fremde, und daß ſie auch in ihrer Zerſtreuung einen beſtimmenden Einfluß auf die Geſtaltung der Krankenpflege niemals gehabt haben.“ — Der Verfaſſer der Gegenſchrift widerlegt dieſe und andere Aeußerungen Virchow's in Bezug auf die humanen Einrichtungen und die Kulturzuſtände der Juden zum Theil durch Beweisſtellen aus den moſaiſchen Urkunden und den hiſtoriſchen Berichten des Alten Teſtamentes und zum Theil durch Hinweiſung auf bekannte Erſcheinungen und Inſtitutionen in den jüdiſchen Gemeinden der neueren Zeit.

Herr Caſſel beruft ſich dabei hauptſächlich auf die Geſchichte der jüdiſchen Gemeinde Berlins, welcher noch viele andere Beiſpiele aus älteren jüdiſchen Gemeinden beigefügt werden können. So iſt z. B. zu Hamburg bereits im J. 1596 von Rodrigo a Caſtro, einem jüdiſchen Arzt von portugieſiſcher Abkunft, ein Tractatus brevis de natura pestis quae hoc anno 1596 Hamburgensem civitatem affligit etc., dem Hamburger Senat gewidmet, im Druck erſchienen, woraus auf den Einfluß der in der Zerſtreuung lebenden Juden auf die Geſtaltung der Krankenpflege ſehr wohl ein Schluß gezogen werden kann.

Es iſt gegen die Beweisführungen des Herrn Caſſel unmöglich, etwas einzuwenden, und man muß ihm daher beiſtimmen, wenn er ſagt, daß ſich der berühmte Mediziner bei ſeinen moſaiſch-talmudiſchen Excurſionen auf ein Gebiet begeben, welches ihm völlig fremd ſei, und daß er Behauptungen aufgeſtellt habe, die man von einem ſonſt ſo gründlichen und ſcharfſinnigen Gelehrten nicht hätte erwarten ſollen. J. L.

*) Offener Brief eines Juden an Herrn Profeſſor Dr. Virchow, von Dr. D. Caſſel. Berlin, Louis Gerſchel, 1869.

Von der angekündigten „Zeitſchrift für Ethnologie“, herausgegeben von A. Baſtian und R. Hartmann, iſt das erſte Heft ſoeben ausgegeben worden.*) Es ſchließt ſich dieſe Zeitſchrift dem wiſſenſchaftlichen Gedanken: durch Vergleichung der menſchheitlichen Elemente Einblicke in das einheitliche Syſtem der geiſtigen und der phyſiſchen Menſchheit zu gewinnen, einem Streben, dem zuerſt in der trefflichen Zeitſchrift für Völkerpſychologie, von Lazarus und Steinthal, Ausdruck gegeben wurde, ergänzend an, indem, während dieſe die pſychologiſch-philoſophiſch-linguiſtiſche Seite in den Vordergrund ſtellt und das phyſiologiſch-ethnologiſch-hiſtoriſche Moment mehr als beſtätigendes Zeugniß ihrer Unterſuchungen behandelt, die neue Zeitſchrift das gerade umgekehrte Verfahren beobachtet.

Die „Lehre vom Menſchen in ſeinen Beziehungen zur Natur und zur Geſchichte“ haben ſich beide Zeitſchriften als Aufgabe geſtellt, ohne jedoch daß die Eine die Andere überflüſſig macht; vielmehr werden beide zuſammen erſt eine vollſtändige Ueberſicht des reichen, faſt unermeßlichen Gebietes uns möglich machen. Das vorliegende Heft beginnt mit einer Abhandlung über „das natürliche Syſtem in der Ethnologie“, von A. Baſtian, worin die Mangelhaftigkeit der bisherigen Syſteme, die Menſchheit entweder nach craniologiſchen oder nach philologiſchen Unterſcheidungen einzutheilen, dargethan, und vielmehr, neben dem Studium der phyſiologiſchen und linguiſtiſchen, ein Drittes, das Studium der geographiſch-klimatologiſchen Momente des Völkerlebens als das nothwendigſte Kriterium einer wiſſenſchaftlichen Syſtematiſirung der Menſchheit nachgewieſen wird. Was der eine Herausgeber hier theoretiſch begründet, ſucht der andere, Herr R. Hartmann, an einem praktiſchen Beiſpiele zu erhärten, indem er in der Abhandlung: „Unterſuchungen über die Verhältniſſe Nordoſt-Afrikas“, deren erſter Theil vorläufig hier gegeben iſt, an den alten Aegyptern auf die Trüglichkeit aller bloß craniologiſchen oder linguiſtiſchen Vergleichungen der Mumienſchädel, reſp. der Hieroglyphen-Sprache mit gleichen oder ähnlichen Schädel-, reſp. Sprachen-Bildungen hinweiſt. Es ſind überaus anziehende Bemerkungen, die der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit über nordoſtafrikaniſche und aſiatiſche Kulturverhältniſſe, über das Alter der ägyptiſchen Geſchichte, über Semiten und Chamiten macht. Beide Herausgeber reihen ſodann an dieſe Betrachtungen über die Eintheilung der Menſchenraſſen Excurſionen auf verwandte Gebiete der Zoologie, indem Herr Baſtian das „Thier in ſeiner mythologiſchen Bedeutung“ beſpricht und Herr Hartmann „Studien zur Geſchichte der Hausthiere“ liefert. Die Thiere haben nicht bloß zum ſozialen und häuslichen Leben der Menſchen, ſondern auch zu ihren Gedanken und Phantaſieen über das Kosmiſche und Ueberſinnliche die mannigfaltigſten Beziehungen, und durch die Beobachtung und Vergleichung des Verhaltens der Menſchenraſſen zu den Thieren wird auch die wiſſenſchaftliche Erkenntniß des Völkerlebens ſich bereichern laſſen. Es folgen demnächſt kleinere Aufſätze über „Grabſtätten zu Nipa-Nipa (Philippinen)“ und über „die Kiökkenmöddinger der Weſtſee“, Miscellen und Bücher-Recenſionen. Auch zwei vergleichende Kunſtbeilagen ſind beigefügt: die Eine Frauen auf Formoſa und die Andere Kameele in Aegypten darſtellend, wobei die Herausgeber an die Photographen aller Nationen die Aufforderung richten, ſich mit ihnen behufs Herſtellung einer Raſſen-Galerie in Verbindung zu ſetzen. J. L.

*) Berlin, Wiegandt und Hempel. Preis für den Jahrgang von 6 Heften zu 6 Bogen gr. 8. 5 Thlr.

Digitized by Google

Es liegt uns eine neue franzöſiſche Frauenzeitung, ein „Journal des Femmes“ vor, das in Genf von Frau Marie Gögg redigirt und in Paris von einem Frauenverein, an deſſen Spitze Herr A. Bouyon ſteht, herausgegeben wird. Drei Aufgaben hat ſich die Redaction, wie ſie in ihrem Programme ſagt, geſtellt: wiſſenſchaftliche Bildung unter den Frauen zu verbreiten, die ſoziale, bürgerliche und politiſche Stellung der Frauen zu verbeſſern und endlich ihrem Einfluſſe in der Familie, als Mütter und Erzieherinnen, eine ſegenvollere Wirkſamkeit zu bereiten. In Frankreich haben die Herren Jules Simon, Louis Favre, Ernest Legouvé, Louis Blanc, Alfred Aſſelant, Emile de Girardin, Horn und andere bekannte, ſozialwiſſenſchaftliche und volkswirthſchaftliche Schriftſteller, nach dem Vorgange Stuart Mill's, Gladſtone's, Bright's, Fawcett's u. A. in England, und im Gegenſatze zu dem bekannten, rechthaberiſchen Doctrinarismus der „volkswirthſchaftlichen Geſellſchaft“ in Berlin, ihre volle Zuſtimmung zu den edeln Beſtrebungen der denkenden, vorwärts ſtrebenden Frauenwelt zu erkennen gegeben.

In den Vereinigten Staaten haben ſich zwei Frauen, Mrs. Stanton und Miß Suſanne Anthony in Newyork, an die Spitze der Bewegung geſtellt. Seit dem 1. Januar 1868 erſcheint dort eine Frauenzeitung unter dem Titel „The Revolution“, mit folgenden Wahlſprüchen: „Rechtsgrundſätze und nicht politiſche Willkür! Gerechtigkeit und nicht Gunſt! Den Männern ihr Recht und nichts darüber! Den Frauen ihr Recht und nichts darüber!“ Bereits zählt die „Equal Rights Association“, deren Präſidentin Mrs. Stanton iſt, weibliche Mitglieder in allen Staaten der Union.

Für Italien hat Signora Gualberta Beccari in Venedig im vorigen Jahr ein Journal zur Erörterung der Frauenfrage unter dem Titel „La Donna“ gegründet, und ſelbſt in Portugal erſcheint ſeit Kurzem ein Blatt mit ähnlicher Tendenz, welches „A voz feminina“ heißt, und von Senhora Franciska d'Aſſiſi Martinez-Wood redigirt wird.

In St. Petersburg iſt dem Unterrichtsminiſter, Herrn v. Tolſtoy, eine von 150 Damen unterzeichnete Bittſchrift übergeben worden, worin um die Errichtung einer Frauen-Univerſität gebeten wurde. Der Miniſter ſoll in Folge dieſer Eingabe verſprochen haben, für weibliche Studierende beſondere Lehrſtühle der Geſchichte, der Philologie und der Naturwiſſenſchaft bei der Univerſität von St. Petersburg herſtellen zu laſſen.

Eine Geſellſchaft von etwa funfzig Muſikern und Muſikfreunden hat ſich zuſammengethan zum Behufe der Forſchung in den Gebieten älterer Muſik, und gleichzeitig mit der Herausgabe von „Monatsheften für Muſik-Geſchichte“*) begonnen, welche den Zweck haben, Biographieen alter, namentlich deutſcher Tonkünſtler zu bringen, alte Manuſcripte abdrucken zu laſſen, ſeltene Druckwerke zu beſchreiben und ſonſtige bibliographiſche Arbeiten aus dem Bereich der alten Tonſchöpfungen zu veröffentlichen. Herr Robert Eitner, ein achtungswerther Berliner Muſiker, iſt der Redacteur dieſer Blätter und erfreut ſich der Theilnahme genannter Forſcher älterer Muſik, wie Bellermann, Chryſander, Espagne, Lucius, Rebling, Ruſt, Tappert, Witt u. A. — So würdig und ernſt das ganze Unternehmen eingeleitet iſt, ſo können wir dennoch einen beſcheidenen Zweifel an ſeiner Nachhaltigkeit nicht unterdrücken. Als der Chalif Omar mit der öffentlichen Bibliothek von Alexandrien vierzehn Tage lang die ſtädtiſchen Bäder heizen ließ und den Koran als einziges nützliches Buch an die Spitze der Civiliſation ſtellte, gingen bekanntlich alle ſorgfältig und vollſtändig geſammelten Schätze des klaſſiſchen Alterthums ſemitiſcher, griechiſcher und lateiniſcher Zunge zu Grunde. Ein großer Gelehrter äußerte einſt über die Jeremiaden der Philologen um dieſes Unglück, daß in Alexandrien nichts verloren gegangen ſei. Was für die ſpäteren Jahrtauſende von Werth war, was den Stempel der Ewigkeit trage, ſei uns erhalten geblieben, und was uns geblieben, ſei gerade genug, da auch nicht eine einzige große Idee verloren gegangen ſei. Den Anſchauungen dieſes Gelehrten möchten wir uns für die hinter uns liegende Muſik-Literatur anſchließen. Die Muſik iſt eine verhältnißmäßig junge Kunſt und ihre Literatur vier bis fünf Jahrhunderte alt. Verloren iſt wohl wenig, zurückgelegt ſehr viel. Der bisherige Notendruck war eine faſt an die Briefdruckerei, höchſtens an das Incunabel-Weſen erinnernde Art der Vervielfältigung. Erſt in unſeren Tagen beginnt man einen wirklichen, zur Verbreitung geeigneten Notendruck. Gleichwohl hat ſich die ganze Literatur des alten Volkskirchenliedes und des Chorals aus dem XV. und XVI. Jahrhundert unverſehrt erhalten. Paläſtrina, Lotti, Marcello, Pergoleſi von den alten Italiänern, Eckart, Schrödter von den Deutſchen ſind unvergeſſen. Sollte hierin nicht ſchon ein empiriſcher Nachweis liegen, daß ſich das Gute ohnehin erhält, und daß das Zurückgelegte der Erinnerung nicht werth war? Dazu kommt, daß gerade dieſe Kunſt bisher in aufſteigender Linie ging, und daß, was vor dem Beginn der großen klaſſiſchen Epoche vom Schluß des XVII. Jahrhunderts bis in unſere Tage liegt, meiſt nur das Intereſſe der Vorläufer, gleichſam ein äginetiſches Intereſſe in Anſpruch nehmen kann. — Indeſſen den Verſuch heißen wir willkommen, und öffnet er uns auch nur eine Silberader in den verlaſſenen Schachten, ſo war es werth, ihn anzuſtellen.

*) Berlin, Commissions-Verlag von T. Trautwein (M. Bahn).

Wir haben bereits früher Gelegenheit genommen, in dieſen Blättern einen humoriſtiſch-pädagogiſchen Roman zu beſprechen, den Frau Jeanne Marie von Gayette Georgens unter dem Titel „Maximus Caſus, der Oberlehrer von Druntenheim“*) veröffentlicht hat. Gleichſam als Nachtrag zu demſelben iſt jetzt in demſelben Verlage ein Heftchen unter dem originellen Titel „Die Nebelſcheuche“ erſchienen: eine Sammlung ſatiriſcher Ausſprüche und Bemerkungen, welche ebenfalls dem Maximus Caſus in den Mund gelegt werden. Alle dieſe Ausſprüche behandeln die verſchiedenſten Verhältniſſe und Zuſtände der Gegenwart, wie auch namentlich die Beſtrebungen der Neuzeit, und kritiſiren ſie mit kurzen treffenden Worten, zuweilen mit vernichtender Schärfe. Das Buch enthält ſchwerwiegende Wahrheiten, hält einen Spiegel vor, in den zu blicken Allen unter uns ſehr heilſam ſein könnte, und wir haben nur zu bedauern, daß die Verfaſſerin ſich zuweilen zu einer Bitterkeit fortreißen läßt, welche ihren Lehren etwas von ihrer Objektivität raubt und ſie, indem ſie zu ſubjektiv erſcheinen, gewiſſermaßen abſtumpft. Etwas mehr Humor und etwas weniger Satire, und die „Nebelſcheuche“, die, wie es ſcheint, fortgeſetzt werden ſoll, würde anziehender für die Leſer ſein.

*) Berlin, Ulrich Frank, 1869.

Druckfehler. Nr. 15, S. 223, Sp. 1, Z. 22—23 v. u. ſtatt „geſchloſſenen Natur“ zu leſen: geſchaffenen Natur.

Digitized by Google

Complet erschienen in unserer *Bibliothek der deutschen Nationalliteratur:*

Goethes Werke.

Kritische Textrevision von **Heinr. Kurz.**

12 schöne Octavbände, geheftet 7 Thlr. 10 Sgr. — gebunden 9 Thlr.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen. (75)

Bei **F. Tempsky** in **Prag** ist soeben erschienen:

Geschichte der slavischen Sprache und Literatur

nach allen Mundarten

von

Paul Josef Safarik.

Zweiter Abdruck.

gr. 8. geheftet 34 Bogen. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Auflage dieses für die Slavische Sprache so wichtigen Werkes erschien vor mehr als 40 Jahren. Seitdem hat die slavische Literatur eine viel höhere Bedeutung erlangt, ohne dass ein Werk erschienen wäre, welches als Ersatz für das obige, längst vergriffene und selten gewordene hätte dienen können. Der Sohn des Herrn Verfassers entschloss sich daher eine neue Auflage zu veranstalten, die wohl für den ganzen Westen und Norden als ein neues Werk angesehen werden kann, da die erste Auflage beinahe ausschliesslich in Croatien und Süd-Ungarn abgesetzt wurde. Wer sich mit slavischen Sprachen beschäftigt, wird dieses Buch kaum entbehren können, da stets darauf zurückgegangen werden muss. (76)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Abel (Dr. **C.**), **Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe.** Ein Vortrag. 1869. Velinpapier. 8. geh. 5 Sgr. (77)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von **Quandt u. Händel** in Leipzig.

Geſchichte der deutſchen Einwanderung in Amerika. Von Friedr. Kapp. Erſter Band: Die Deutſchen im Staate New-York bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts.

Preis 1⅔ Thlr. (78)

Für Freunde der Deutſchen in Amerika,

und ſpeciell der dortigen deutſchen Sänger.

Soeben iſt erſchienen: (79)

Jahresbericht des Sekretairs des Geſangvereins **Deutſcher Liederkranz in New-York.** Für Freunde als Manuſcript gedruckt von E. Steiger. 25 Seiten, 12mo.

Gratis zu beziehen durch alle Buch- und Muſikalienhandlungen von

E. Steiger, Verleger und Buchhändler, in **New-York.**

Soeben erſchienen: (80)

Deutſcher Buchhandel und Nachdruck in Nord-Amerika.

Zeitungs-Artikel.

Durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen von **E. Steiger in Newyork.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Lucifer.

Trauerſpiel von

Jooſt van den Vondel

aus dem Jahre 1654.

Aus dem Holländiſchen übertragen durch G. H. de Wilde.

8. Geheftet. 20 Ngr.

De Wilde, welcher durch ſeine gelungene Uebertragung des Trauerſpiels „Gysbrecht van Aemſtel" zuerſt wieder die Aufmerkſamkeit auf van den Vondel hingelenkt hat, bietet jetzt auch deſſen Trauerſpiel „Lucifer", das von vielen als das Meiſterſtück des Dichters angeſehen wird, in deutſcher Ueberſetzung. (81)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſcheint:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.** (82)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Märzheft (Nr. 10—13) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Aſtronomie. Das Spektroſkop und die Venusdurchgänge. — Spektroſkopiſche Unterſuchungen der Sonne. — Protuberanzen und Sonnenflecke. — Spektralunterſuchung der November-Sternſchnuppen. **Meteorologie.** Gletſcher und Lawinen des Kaukaſus. — Die negative Luftelektrizität. — Die Temperaturabnahme mit der Höhe. **Phyſik.** Die Vergrößerung der Schallgeſchwindigkeit in Röhren. — Die Erſcheinungen der chemiſchen Lichtwirkung in Dämpfen. — Die Klebrigkeit der Flüſſigkeiten an ihrer Oberfläche. **Chemie.** Der verdichtete Waſſerſtoff. — Wirkung des elektriſchen Funkens auf Grubengas. — Die phyſikaliſchen Eigenſchaften und die chemiſche Zuſammenſetzung. **Botanik.** Einfluß der Schwerkraft auf die Blattentwickelung. — Das Wachsthum der Jahresringe. **Geologie.** Bedeutendes Lager von Phosphorſäure in Nord-Amerika. — Der Golfſtrom. **Mineralogie.** Ueber den Pſeudo-Dimorphismus. **Biologie.** Die Fauna in den Tiefen des Golfſtromes. — Das Leben in den Meerestiefen. **Technologie.** Die Verwerthung der Sodarückſtände.

Soeben erſchien in unſerm Verlage:

Offener Brief eines Juden

an

Herrn Profeſſor Dr. Virchow

von

Dr. **D. Caſſel.** (83)

gr. 8. 5 Sgr.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

Berlin, Wilhelmsſtraße 86.

Preisherabſetzung ſtatt 1⅓ Thlr. nur 22½ Sgr.

Eltze, K., Engliſcher Liederſchatz aus britiſchen und amerikaniſchen Dichtern des 19. Jahrhunderts mit Nachrichten über die Verfaſſer. 4. (vorletzte) Aufl. Eleg. geb. Neu.

Dieſe geſchätzte Anthologie iſt nur noch in geringer Anzahl zu dieſem **ſo billigen** Preiſe direct oder durch jede Buchhandlung zu beziehen. (84)

Halle a./S. **C. H. Herrmann.**

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktiſche Lehrbücher zum Selbſtunterricht

in den neueren Sprachen.

Buſch u. Skelton, Handbuch der **engliſchen Umgangsſprache.** 3. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktiſche Anleitung zum **Engliſch-Sprechen.** 5. Aufl. geb. 15 Ngr.

Fiedler u. Sachs, Wiſſenſchaftl. Grammatik der **engliſchen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 10 Ngr. 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgeg. u. erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der **engliſchen** Handelscorreſpondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Bosch-Arkoſſy, Praktiſch-theoretiſcher Lehrgang der **franzöſiſchen** Schrift- und Umgangsſprache nach dem **feinſten Pariſer Dialect.** 2. Aufl. 1 Thlr. — geb. 1⅙ Thlr. — Schlüſſe dazu 10 Ngr

De Castres, das **franzöſ.** Verb, deſſen Anwendungen u. Formen ꝛc. 15 Ngr.

Echo français, Praktiſche Anleitung zum **Franzöſiſch-Sprechen.** 5. Aufl. geb. 15 Ngr.

Fiedler, das Verhältniß der **franzöſ.** Sprache zur lateiniſchen. 5 Ngr.

Touzellier, Nouvelle conversation française, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettre de commerce, mit gegenüberſtehender Ueberſetzung. geb. 10 Ngr.

Wörter, die **gleichlautenden,** der franzöſ. Sprache in lexikal. Ordnung. 7½ Ngr.

L'Eco italiano, Praktiſche Anleitung zum **Italieniſch-Sprechen.** 4. Aufl. geb. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktiſche Anleitung zum **Spaniſch-Sprechen.** 2. Aufl. 1 Thlr. — Geb. 1⅓ Thlr.

Franke, Diccionario mercantil en español y aleman, Spaniſch-Deutſches mercantil. Wörterbuch. 20 Ngr. (85)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] **Berlin, den 24. April 1869.** [Nr. 17.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Talvj's Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. 241. — Ueber vergleichende Mythologie. II. Der trojaniſche Krieg und die Oedipus-Sage. 242. — Zur Literatur der Fröbel'ſchen Kindergärten. 244.
Böhmen. Prager Deutſche Briefe. I. 245.
Schweiz. Geſpenſter in Sage und Dichtung. 246.
Frankreich. Eine franzöſiſche Beurtheilung Fritz Reuter's. 248.
Spanien. Die Tochter der Alhambra 249.
Italien. Herm. Allmer's: Römiſche Schlendertage. 250.
Kleine literariſche Revue. Brachet's hiſtoriſche Grammatik. 250. — Beaumarchais in Deutſchland. 250. — Arabiſcher Sprachſchatz. 251.
Literariſcher Sprechſaal. Finanzweſen des Norddeutſchen Bundes. 251. — Die Prinz Albert-Halle für Kunſt und Wiſſenſchaft. 251. — Die St. Petersburger Zeitung gegen Richard Wagner. 252. — Die Ritterſchaften der baltiſchen Provinzen. 252. — Letteſtiftung. 252.

Deutſchland und das Ausland.

Talvj's Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.*)

Der Altmeiſter Göthe, welcher bekanntlich in ſeinen letzten Lebensjahren ſehr wenig zugänglich war und von dem Beachtung gefunden zu haben, ſchon deshalb als ein Zeichen außerordentlicher Begabung gelten darf, lenkte im Jahre 1829 die Aufmerkſamkeit des gebildeten Publikums auf eine junge, viel verheißende Schriftſtellerin, welche ſich durch eine höchſt gelungene Uebertragung ſerbiſcher Volkslieder dem Dichterfürſten empfohlen hatte und von dieſem nun in ehrenvollſter Weiſe in die Literatur eingeführt ward. Es war dies Thereſe Amalie Luiſe von Jacobs, beſſer bekannt unter dem von ihr als Schriftſtellerin ſtets geführten Namen Talvj, die Tochter des Profeſſors von Jacobs in Halle und nachherige Gattin des berühmten amerikaniſchen Schriftſtellers, Profeſſors Robinſon, der durch ſeine Werke über Paläſtina einen vollſtändigen Umſchwung in der Literatur über jene Wiege der geoffenbarten Religionen herbeigeführt hat.

Talvj, wie wir Frau Robinſon bei dem von ihr ſelbſt gewählten Namen nennen wollen, hat während eines Zeitraums von vierzig Jahren gehalten, was ſie verſprochen; ihre Arbeiten, mögen ſich dieſelben bewegt haben auf dem Gebiete der erzählenden oder beſchreibenden Literatur, mögen ſie Originale oder Ueberſetzungen geweſen ſein, das Land ihrer Geburt oder das ihr durch die Wahl ihres Herzens zum zweiten Vaterlande gewordene Amerika zum Gegenſtande gehabt haben, trugen ſtets das Gepräge ernſten Studiums und jenes Talentes, das, weil es ihm leicht wird, nicht der Verſuchung verfällt, es ſich leicht zu machen, ſondern in dieſer Naturgabe einen ganz beſondern Sporn erblickt zum Fleiße und zur Gründlichkeit, „zur Arbeit mit dem Schurzfell", wie Fanny Lewald ſich ſo treffend ausdrückt. Daß eine derartige Thätigkeit nicht Jedermanns Sache und namentlich wenig beliebt iſt bei den Heroen und Heroinen unſerer heutigen Senſations-Literatur, die ein breites Publikum haben und eine hilfreiche Claque mobil zu machen wiſſen, iſt Denjenigen, denen ein Blick hinter die Couliſſen zu thun verſtattet iſt, ſehr wohl bekannt; um ſo mehr erſcheint es aber als eine Pflicht aller Blätter, welche die Hebung und Vertiefung auch der belletriſtiſchen Literatur als einen weſentlichen Factor für die Bildung und Verſittlichung der Geſellſchaft anerkennen, auf Erſcheinungen aufmerkſam zu machen, die in dieſem Geiſte geſchrieben ſind. Wir begrüßen es deshalb mit Freude und Dankbarkeit, daß Talvj, welche nach dem Tode ihres Gatten nach Deutſchland zurückgekehrt iſt, gleichſam als Willkommen an die alte, nun wieder neue Heimat ein Buch veröffentlichte, das Alles beſtätigt, was wir oben über das Talent der Schriftſtellerin und ihre Art zu arbeiten geſagt haben.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert hat die Verfaſſerin das Buch genannt, und obgleich wir im Ganzen keine Freunde derartiger unbeſtimmter und deshalb ſelten zutreffender Bezeichnungen ſind, ſo müſſen wir doch zugeſtehen, daß dieſelbe hier am Platze iſt, da die hier mitgetheilten wunderbaren und erſchütternden Schickſale zweier Menſchen eben nur möglich und erklärlich ſind durch die Zeit, in welcher ſie ſpielen. Der näher bezeichnende Titel des Zeitgemäldes heißt „Funfzehn Jahre", und zwar ſind es funfzehn Jahre, die nicht nur bedeutungsvoll für die Helden des Buches, ſondern inhaltsreich für die Weltgeſchichte und namentlich für Deutſchland ſind. Es iſt die Zeit, welche zwiſchen dem erſten ſchleſiſchen und dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges liegt, die Zeit, welche der, in welcher wir jetzt leben, in gewiſſer Hinſicht analog iſt. Damals wie jetzt waren Preußen durch ſeine plötzliche ungeahnte Machtentfaltung, ſeine Siege und Gebietserweiterung ringsum Neider und Feinde erwachſen, die auf ſeine Vernichtung ſannen und es endlich zu einem Kriege drängten, in welchem es Alles an Alles ſetzte und aus dem es glorreich und ſeinen civiliſatoriſchen Beruf für Deutſchland bekundend, hervorging. Und ſteht nicht auch uns noch ein ſolcher Kampf bevor — ein Kampf, deſſen endliches Reſultat, ſo ernſt und heiß er auch werden mag, doch nur das einige, ſtarke, freie Deutſchland ſein kann?

Doch laſſen wir dieſe Betrachtungen, zu welchen das uns vorliegende Buch allerdings anregt, aber nicht direct auffordert, denn die politiſche Lage Deutſchlands in jener Epoche des achtzehnten Jahrhunderts wird doch im Ganzen nur andeutungsweiſe berührt und dient mehr als Hintergrund für die Erzählung, welche die Tochter einer ſchleſiſchen Grafenfamilie zur Heldin hat, in deren Vaterhaus ein verwundeter preußiſcher Offizier Aufnahme findet, der ihre Liebe gewinnt und ihr Gatte wird. Wenige Monate nach der Vermählung zwingt ein Vergehen gegen die Subordination den jungen Gatten, über deſſen Haupt ein Todesurtheil ſchwebt, zur Flucht. Er entkommt nach Rußland, wird dort vom Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig freundlich aufgenommen und in Folge deſſen von Eliſabeth, die ſich des Kaiſerthrones bemächtigt, nach Sibirien geſchickt. Dorthin folgt ihm ſeine junge Gattin, die, unſägliche Schwierigkeiten überwindend, zur Kaiſerin gedrungen iſt und ſeine Begnadigung erwirkt hat, und ſie findet — ſein Grab. Um den Bedrückungen einer ränkeſüchtigen Stiefmutter zu entgehen und ihrer kleinen Tochter einen Beſchützer zu geben, nimmt ſie nach Jahren die Bewerbung eines viel ältern ſchwediſchen Grafen an und findet endlich in ihrem Hauſe in Schweden in dem Erzieher ihrer

*) Funfzehn Jahre, ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. Von Talvj. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

Digitized by Google

Söhne zweiter Ehe den todtgeglaubten erſten Gatten wieder, der durch die wunderbarſten Schickſale von Land zu Land getrieben worden und deſſen Briefe durch eine abſcheuliche Intrigue der Stiefmutter der ſich Wittwe glaubenden jungen Frau unterſchlagen waren. Wiederfinden und Trennung iſt Eins, denn der erſte Gatte opfert ſein Leben edelmüthig für den zweiten, welcher in die ſchwediſchen Händel der Hüte und Mützen verwickelt, als Staatsverbrecher angeklagt iſt und gefangen genommen werden ſoll.

So wunderbar die Schickſale des Helden ſind, haben ſie doch nirgend das Gepräge des Abenteuerlichen oder Gewaltſamen; die Handlung entwickelt ſich vielmehr ganz logiſch; die damals in Schweden, Deutſchland und Rußland herrſchenden Zuſtände motiviren ſie genügend und der Schluß der Erzählung iſt ein in äſthetiſcher wie in ſittlicher Hinſicht gleich befriedigender.

Wir möchten jedoch nicht nur die Fabel des Buches ſkizziren, ſondern auch noch mit einigen Worten auf die treffende und bei aller Kürze anſchauliche Schilderung der Zeitumſtände, wie der Phyſiognomie der einzelnen Länder hinweiſen, ganz beſonders aber auch noch die vortreffliche Charakteriſtik des pietiſtiſchen Grafenhauſes hervorheben. Hier iſt der Pietismus gezeichnet mit allen ſeinen Schwächen und Auswüchſen, aber auch mit ſeinen Vorzügen. Die Verfaſſerin hat gewiſſenhaft den Urſprung und das Weſen des Pietismus ſtudirt; dadurch ward ſie, trotzdem man es ihr ſehr wohl anfühlt, daß ſie mit ihren Geſinnungen auf einem ganz anderen Standpunkte ſteht, vor Uebertreibungen bewahrt. Sie giebt ein lebenswahres Bild mit Licht- und Schattenſeiten, das einen recht wohlthuenden Gegenſatz bildet zu den Carricaturen einer vielgeleſenen Modeſchriftſtellerin, welche in allen ihren Arbeiten mit einer Conſequenz, die ſie ſonſt bei Durchführung ihrer Conceptionen nicht beſitzt, den Pietismus als Popanz auftreten läßt, weil ſie eben nur die eine Seite deſſelben kennen gelernt hat und ein gründlicheres Studium bei ihren Arbeiten nicht für nöthig hält.

Möge Talvj es uns vergeben, daß wir dieſer Eintagsfliege gedacht, wo es ſich um eine durch vierzig Jahre bewährte und geſchätzte Schriftſtellerin handelt. Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß ſie noch lange im Vollbeſitz ihrer Kräfte bleiben und uns zu ihrem fünfzigjährigen Schriftſteller-Jubiläum noch mit neuen Arbeiten beſchenken möge. J. H.

Ueber vergleichende Mythologie.

II.

Der trojaniſche Krieg und die Oedipus-Sage.

In der unten genannten Schrift von Oscar Meyer*) iſt mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn verſucht worden, den Kampf der Griechen vor Troja als eine der vielen Formen nachzuweiſen, unter welchen der Gewitterkampf verhüllt erſcheint. Die Beweisführung iſt ungefähr folgende: Der Verfaſſer geht von dem Grundſatz aus, daß man den Hauptinhalt der epiſchen Gedichte auf Mythen zurückzuführen habe, indem ſich erſt nach und nach um den mythiſchen Kern hiſtoriſche Beſtandtheile angeſammelt hätten. Jedoch ſpricht für dieſe Annahme weder das indiſche, noch das perſiſche, noch das deutſche Epos, und das griechiſche wird keine exceptionelle Stellung einnehmen.

*) Oscar Meyer, Quaestiones Homericae. Specimen prius. (Doctor-Dissertation.) Bonnae, formis C. Georgi, 1867. (25 pp. 8.)

Wenn der Verf. für die Umwandlung von Göttern in Helden die Geſtalten des Aveſta, den Yima, Thraetaona, Kereçâçpa anführt, deren Namen in den Veden göttliche Weſen bezeichnen, ſo iſt zu bemerken, daß die innige Beziehung des Thraetaona zu dem vediſchen Trita und Traitana wohl nicht geleugnet werden kann, daß aber ſchon Kereçâçpa mit dem ſanskritiſchen Kriçâçva nicht identiſch iſt, da der letztere Name gar keinen Gott bezeichnet, ſondern ein beliebiger Eigenname iſt, daß aber auch Kriçânu, den man mit Kereçâçpa verglichen hat, weder in der Sache noch in der Wortform mit dem letzteren übereinſtimmt; ſodann aber darf man bei den Weſen des Aveſta nicht vergeſſen, daß ihre Verwandlung von Göttern zu Helden einen ganz beſondern Grund hat. Die perſiſche Religion war von einer polytheiſtiſchen zu einer ethiſch-dogmatiſchen fortgeſchritten, und der Eine Gott Ormazd wurde an die Spitze der guten Schöpfung geſtellt. Die Folge davon war, daß die früher als Götter verehrten Weſen, wie beim Eindringen des Chriſtenthums bei andern Völkern, in Teufel verwandelt wurden, oder, wenn die Anerkennung ihrer wohlthätigen Natur beſtehen bleiben ſollte, doch keine Götter bleiben konnten, ſondern wie bei den Hebräern das Weſen von Patriarchen oder Heroen annehmen mußten.

Beim Verharren im Polytheismus lag aber nie ein Grund vor, Götter willkürlich in Heroen zu verwandeln, ſondern umgekehrt neigen die heidniſchen Religionen dazu, Menſchen zu apotheoſiren, ihnen Züge zu verleihen, welche urſprünglich nur den Göttern zukommen; und erſt in ſpäterer Zeit glaubte der Rationalismus in den alten Göttern frühere Könige oder verdiente Menſchen erkennen zu müſſen. Schon aus dieſen Gründen wird uns die mythiſche Deutung des trojaniſchen Krieges zweifelhaft, aber es kommt hinzu, daß die Hauptbeweiſe des Verfaſſers auf Etymologieen beruhen, welche richtig ſein können, aber doch keine überzeugende Kraft haben.

Will man die urſprüngliche Identität von Mythen zweier verſchiedenen Religionen nachweiſen, ſo iſt es ein Erforderniß, die Bezeichnung der einzelnen mythiſchen Perſonen oder Gegenſtände als urſprünglich gleich zu erweiſen: daß der Stadtname Ἴλιος nicht mit Sanskrit vilu, womit die Burg des Vritra bezeichnet wird, identiſch iſt, liegt auf der Hand und wird auch vom Verf. nicht behauptet; er ſagt nur, daß beiden Namen dieſelbe Wurzel zu Grunde liege; aber damit iſt nur geſagt, daß Ἴλιος die Feſte bedeuten kann, wie vilu urſprünglich auch, aber der mythologiſche Nebenſinn würde höchſtens dann auch für das Griechiſche anzunehmen ſein, wenn der Name mit jenem vediſchen Ausdruck genau übereinſtimmend Ἴλυς hieße, weil es dann wahrſcheinlich wäre, daß der Name von Indern und Griechen aus der indogermaniſchen Grundſprache aufbewahrt ſei. Es kommt hinzu, daß die Vertretung der ſanskritiſchen Lingualbuchſtaben oder der Uebergang von *d* zu *l* im Griechiſchen noch nicht erwieſen iſt, wie dies auch Herr Comparetti in ſeiner unten genannten Schrift*) bei Gelegenheit der Identification von λαός mit ſanskr. *dâsa* bemerkt, denn die Zuſammenſtellung von λιγνύς (nebſt lignum) mit ſanskr. *dah* iſt unrichtig, die Formen λάφνη, λίσχος, Ὀλυσσεύς für δάφνη ꝛc. ſind höchſt problematiſch, und was die von Herrn Meyer zur Unterſtützung ſeiner Identification von Ἴλιος und ſanskr. *vilu* (welches aus der im Sâmaveda erſcheinenden Form *vidu* entſtand) angeführten Wörter

*) Domenico Comparetti, Professore nella R. Università di Pisa, Edipo e la Mitologia comparata, saggio critico. Pisa, tipogr. Nistri, 1867. (90 pp. 8.)

Digitized by Google

μείλιχος (von ſkr. *mrid*) und χωλός (von ſkr. *khod*) betrifft, ſo wird es beſſer ſein, das erſtere Wort zu ſkr. *mil* (lieben), *mela* (Verkehr), μείλιον, ὅ-μιλος, lat. *miles* (Geſelle, Kriegscamerad), litauiſch *mylíu* (amo), *méile* (amor), das andere zu ſkr. *jhar* oder *hval*, χαλάω, lat. *vārus* (für *hvārus*), lit. *gilus* (tief), goth. *giltha* (Sichel) zu ſtellen, (man vgl. A. Fick, Wörterbuch der indogermaniſchen Grundſprache p. 144. 65.) Daſſelbe, was von Ἴλιος, gilt auch für des Verfaſſers Erklärung von Δαρδανία aus einer Wurzel *dardh*, wovon ſkr. *drilha*; ſchwerlich wohnte dieſer Benennung an ſich eine Beziehung auf das Gewitter inne. Iſt Helena die Sonnenjungfrau, welche Paris raubt, ſo müßte Menelaos ein Gott ſein, worüber der Verf. ſich nicht ausſpricht; Paris und Priamos aber ſollen dieſelben Weſen ſein wie die indiſchen Panayas, die Kargen, die Dämonen, welche den Regen zurückhalten; Paris bedeutet nach den Angaben der Alten Ἀλέξανδρος, es iſt uns daher die Ableitung von der Wurzel *par*, welche in den ariſchen Sprachen „Kämpfen" bedeutet (vgl. G. Curtius in Kuhn's Zeitſchrift I, 35), viel wahrſcheinlicher als die von der Wurzel περ (πέρνημι, ſanskr. *pan*), weil jene Benennung „Kämpfer" als eine nicht ſehr charakteriſtiſche für einen Königsſohn ganz ſchicklich iſt, weil aber zur Unterſtützung der andern, höchſt charakteriſtiſchen, der „Karge", die man ſo leicht keinem Heroen beilegt, alle anderweitigen beſtätigenden Züge in der Schilderung des Paris fehlen. Die hauptſächlichſte Lücke in des Verfaſſers Beweisführung iſt aber, daß er gerade den Haupthelden des Kampfes, der dem indiſchen Indra entſprechen müßte, nicht auffinden kann; er glaubt, ohne Zweifel ſei Achilleus dieſer Lichtgott geweſen; aber Ilion wird ja nicht durch Achilleus erobert und Helena wird nicht von ihm befreit, ſondern er kommt ja vor dem Erfolg um, und die heilige Feſte (pur, als Burg der Dämonen!) fällt durch Liſt, was nicht ſonderlich zu der ſtürmenden Kraft des Soma-Berauſchten Lichtgottes ſtimmt, welcher die Burgen des Vritra zerbricht.

Die einzelnen mythiſchen Beſtandtheile der Ilias, das Auftreten von Göttern, die Theomachie u. a. können für den urſprünglich mythiſchen Gehalt der Sage ſo wenig angeführt werden, wie die Theilnahme der Gottheiten in andern epiſchen Gedichten, und wir müſſen uns noch ſo lange gegen den Verſuch, den trojaniſchen Krieg als eine Götterſchlacht hinzuſtellen, erklären, als nicht viel gewichtigere Beweiſe beigebracht werden, als Vergleichungen und Etymologieen von Wörtern, wie ſie ſich in der übrigens ſcharfſinnigen Abhandlung des Verfaſſers finden. Die Arbeiten, welche der Begründer der vergleichenden Mythologie, Ad. Kuhn, geliefert hat, verdanken ihre Wichtigkeit und überzeugende Kraft dem Umſtand, daß die zu vergleichenden Mythen nach allen Seiten hin erörtert, ihre kleinſten Züge hervorgezogen werden, um die Haltbarkeit der Deutung auch an ihnen zu prüfen, und die Etymologieen beſchränken ſich nicht auf den Nachweis einer gleichen Wurzel für zwei zuſammenzuſtellende mythiſche Ausdrücke, ſondern legen von jedem Buchſtaben Rechenſchaft ab oder weiſen die Synonymität der Bedeutung nicht nur im Allgemeinen nach, ſondern als von den betreffenden mythologiſchen Anſchauungen begleitet, welche allein berechtigen, aus dem ähnlichen Worte auf einen ähnlichen Begriff einen Schluß zu ziehen.

Was oben im Allgemeinen über die Auffaſſung der epiſchen Sagen angedeutet wurde, iſt auch auf eine Erklärung der Oedipus-Sage anzuwenden, welche der durch mehrere Arbeiten auf dem Felde der vergleichenden Mythologie bekannte Profeſſor M. Bréal zu Paris (le mythe d'Oedipe. Paris, 1863) geliefert hat. Die Kritik dieſer Arbeit, welche ſich durch ſeltene Combinationsgabe und geiſtvolle Deutung mythiſcher Bezüge auszeichnet, hat Herr Dom. Comparetti, den Philologen namentlich durch ſeine Arbeiten über Hyperides bekannt, übernommen in ſeiner zu Piſa 1867 erſchienenen Schrift, welche ſich nicht bloß gegen Herrn Bréal's Deutung der Oedipus-Sage, ſondern gegen die in ihr hervortretende Richtung der vergleichenden Mythologie überhaupt wendet. Nach Herrn Bréal's Deutung iſt die Sphinx ein College der Chimaera, des Vritra und anderer böſer Dämonen, Oedipus iſt eine Geſtaltung des Indra; der Berg, auf welchem die Sphinx ſitzt, iſt die Wolke, da in der mythiſchen Sprache Berg und Wolke daſſelbe ſind. Sogar das Räthſel findet ſeine Deutung durch die unverſtändliche Sprache des Donners; der Gegenſtand des Räthſels, das Weſen mit vier, zwei und drei Füßen, iſt ein ſpäterer Zuſatz, auf den die Volksetymologie durch die Betrachtung des Wortes Οἰδίπους kam, welches ſie von οἶδα und πούς ableitete. Der Kampf der wohlthätigen Gottheit wiederholt ſich dann gegen den Laios, deſſen Name das ſanskr. *dasyu*, und deſſen Gattin Jokaſte die *dāsapatnî* der Veden ſein ſoll, welche nach der Tödtung des Räubers zur *devapatnî* des Oedipus wird. Die Blindheit des Letzteren bezieht ſich auf den Untergang der Sonne im Weſten. Alle dieſe Erklärungen ſind von Herrn Bréal, in dem wir einen höchſt begabten Gelehrten kennen und ſchätzen, mit einer überraſchenden Gabe der Mythendeutung beſprochen, die uns gleichwohl nicht zurückhalten kann, der Kritik des Piſaner Gelehrten beizupflichten und den weſentlichen Inhalt ſeiner Schrift hier mitzutheilen.

Die Idee von der Sphinx exiſtirte ſelbſtändig lange vor der Oedipus-Sage. In der Odyſſee erſcheint Oedipus ohne Beziehung zur Sphinx, Heſiod erwähnt beide Sagen, aber nicht zu einer einzigen verbunden, wie ſie bei den Tragikern erſcheint. Die Sphinx, für ſich betrachtet, würde wohl kaum einen Mythologen auf die Idee gebracht haben, ſie mit Vritra zuſammenzuſtellen; erſt ihre Tödtung durch einen Mann, der durch dieſe Tödtung eine Plage des Landes aufhebt, konnte den Gedanken an den Gewitterkampf ſuggeriren. Bekanntlich iſt die Sphinx in Aegypten ein Sinnbild der Morgenſonne, wie denn das berühmteſte Gebild dieſer Art bei Gizeh, der Hor-m-achou (Horus auf dem Sonnenberge) genau nach dem Punkt gerichtet iſt, wo die Sonne ſich zur Zeit des Solſtitiums erhebt. Gewiß iſt die Sphinx auch von den Griechen in dieſem Sinne adoptirt worden; und Herr Comparetti führt eine Reihe von antiken Gefäßen und Steinen an, auf welchen die Sphinx mit Attributen der Sonne, mit Strahlen am Haupt abgebildet iſt, während ihr zur Seite die Sonne aufgeht, oder über ihr drei Sterne und der Mond ſtehen; auch erſcheint neben ihr Atlas mit der Himmelskugel; auf einer Vaſe ſteht ſie mit zwei Satyrn dem Bellerophon gegenüber; auf einem von Winckelmann beſchriebenen Marmor hat ſie einen kleinen Jupiter in der Tatze; niemals erſcheint ſie in dieſen Abbildungen neben Oedipus, wie dies auf einem Stein in Lippert's Daktyliothek bekanntlich der Fall iſt. Daß aber die Sphinx, wahrſcheinlich wegen ihrer ungeheuerlichen Geſtalt, auch als ein dämoniſches Weſen aufgeführt wurde, zeigt eben die Rolle, welche ſie in der thebaniſchen Sage ſpielt, ſowie die Angabe des Heſiod, daß ſie die Tochter des Orthros und der Chimaera ſei, zweier Weſen, welche zu den Feinden der Lichtgötter gehören. Das Räthſel der Sphinx erſcheint erſt bei den Tragikern, und wenn auch die anſprechende Deutung dieſes Räthſels, welche Bréal giebt, richtig wäre, ſo würde doch die von Oedipus vollbrachte Löſung deſſelben im Mythus keinen Sinn haben.

Digitized by Google

Aehnlich verhält es ſich mit Laios. Wenn dieſer Name, kraft der Etymologie, die Bedeutung „Feind" haben ſollte, ſo iſt nicht abzuſehen, warum er in der Sage gar nicht als Feind auftritt, ſondern zufällig, weil er auf ſeinem Recht als König beſtand, einem Wanderer nicht ausweichen zu müſſen, durch die von dem Geſchick gelenkte Hand des eigenen Sohnes ermordet wird. Auch Jokaſte trägt keine Züge an ſich, welche ſie zu einer von dem Gegner der Lichtgötter eingeſperrten Lichtgottheit ſtempelten. In der That vermag Herr Bréal das Verhältniß des Oedipus zu ſeinen Eltern nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, die er Zug ſei durch die Dichter zur Erhöhung der tragiſchen Verwickelung zugeſetzt, ohne auf den Widerſpruch zu achten, daß er ſelbſt in der Ausſetzung des Oedipus einen alten Zug des Mythus erkennt.

Wenn wir nun die Oedipus-Sage an ſich, ohne die Abſicht, in ihr die Metamorphoſe eines Göttermythus zu ermitteln, betrachten, ſo wird uns alsbald die durchaus ethiſche Natur derſelben einleuchten. Das Geſchick des thebaniſchen Hauſes iſt die Wirkung der Ἄτη, und nicht einmal der Sieg des Oedipus wird durch die phyſiſchen Eigenſchaften eines Helden der Stärke herbeigeführt, wie bei Indra, Herakles u. A., ſondern Oedipus iſt ein Held der Klugheit, wie er als ein ſolcher auch in der thebaniſchen Lokalſage von der Τευμησσία ἀλώπηξ, wahrſcheinlich einer Doppelgängerin der Sphinx, erſcheint.

Man kann deutlich drei Beſtandtheile der Sage unterſcheiden: einmal die Ausſetzung des Kindes zur Vermeidung der Erfüllung des Orakelſpruches, ferner die Heirat der Königin durch den Befreier des Landes von dem Ungeheuer, und endlich die Löſung eines Räthſels oder den Tod des nicht zur Löſung Geſchickten. Die beiden erſten Beſtandtheile finden ſich nicht nur wiederholt bei den Griechen wieder, ſondern bei den meiſten Völkern der Erde; in der thebaniſchen Sage iſt nun, weil Oedipus ein Held der Klugheit iſt, der Sieg an die Löſung des Räthſels geknüpft, nicht wie dies ſonſt meiſt der Fall iſt, durch Tapferkeit herbeigeführt. Die Löſung von Räthſeln findet ſich oft in alten Sagen, wie denn Salomo mit der Königin von Saba und König Hiram in Räthſeln ſtreitet, wie Odin und Thorr in der Edda mit dem Rieſen Wafthrudnir und dem Zwerg Alvis einen Räthſelwettkampf führen, und wie noch im Volkslied künſtig das Räthſel auftritt. Oedipus tödtet nicht die Sphinx, um Jokaſte zu erhalten, ſondern er vollzieht damit eine ſittliche That, indem er das Land von der Plage befreit, und gerade hier liegt ein tragiſcher Zug, indem er eben auf Veranlaſſung ſeiner Wohlthat in ſein trauriges Geſchick verwickelt wird; Sophokles läßt ihn deshalb dadurch das Räthſel löſen, daß er durch die Fügung des Schickſals zu einem Werk befähigt wurde, für deſſen Vollbringung auch die Seherkraft des Teireſias nicht hinreicht.

Die Oedipus-Sage iſt demnach komponirt aus verſchiedenen, überall wiederkehrenden volksmäßigen Elementen, und der ganze Sagenkreis des Labdakiden-Hauſes iſt aus einer Kette von Begebenheiten zuſammengereiht, welche nicht materieller Natur ſind, welchen vielmehr ethiſche, religiöſe Ideen zu Grunde liegen, indem der Fluch, der auf dem unglücklichen Vater laſtet, die Söhne verfolgt und zum Bruderkampf veranlaßt, während andererſeits die Götter dieſem Kampf durch mahnende Wahrzeichen ihr Mißfallen zu erkennen geben, ein tragiſcher Konflikt, welcher nicht in Naturmythen hineingetragen ſein kann, ſondern dem religiöſen Bewußtſein, der Betrachtung unbegreiflicher Fügungen der Götter, der Erwägung der unwiderſtehlichen Macht unabwendbarer Geſchicke ſeine Entſtehung verdankt.

F. J.

Zur Literatur der Fröbel'ſchen Kindergärten.*)

Als ein hocherfreuliches Zeichen der Zeit muß es begrüßt werden, daß in unſeren Tagen ſo viele echt humane Einrichtungen in's Leben treten: Volksküchen, von hochherzigen Frauen und Männern geleitet, Aſyle für Obdachloſe, Pflegeſtätten für Säuglinge, Mägdeherbergen u. ſ. w., ein Zeichen dafür, daß in dieſer ſo oft egoiſtiſch und materiell geſcholtenen Zeit keineswegs die Triebe reiner, aufopfernder Nächſtenliebe erſtorben ſind, ſondern im Gegentheil kräftig neue Zweige und Blüthen treiben. Aber ſo erfreulich dies auch einerſeits ſein mag, ſo betrübend iſt doch andererſeits die Betrachtung, daß alle dieſe humanen Beſtrebungen doch machtlos ſind, den gewaltigen Strom menſchlichen Elends zu hemmen, der, mehr und mehr anwachſend, der gutgemeinten Beſtrebungen zu ſpotten ſcheint, die ſich ihm vergeblich entgegenſtemmen, ſo lange nicht ſeine Quellen verſtopft ſind. Wo aber ſind dieſe zu ſuchen? Wie kommt es, daß der Menſch gut und ſchuldlos geboren, in ſo unzähligen Fällen der Noth, der Krankheit oder dem Verbrechen anheimfällt, die nur zu bald die Menſchenblüthe bis zur Unkenntlichkeit entwürdigen.

„Der Menſchheit ganzer Jammer packt mich an!"

möchte man ausrufen, wenn man die Räume eines Gefängniſſes, Kranken- oder Arbeitshauſes betritt und die tief verkommenen Geſtalten betrachtet, in denen der Stempel des Göttlich-Menſchlichen bis zum Unleſerlichen verwiſcht iſt. — Bedenkt man dann, daß wohl jede dieſer Exiſtenzen, bei ihrem Erſcheinen freudig von liebenden Elternherzen begrüßt (denn ſelbſt der Arme kann Arbeitskraft und Genügſamkeit in die Wiege ſeines Kindes legen, und iſt das nicht auch Reichthum?), glückberechtigt in die Welt eintrat, und fragt ſich dann: welches war der Moment, da der verderbliche Wurm zuerſt ſich in die ſchöne Menſchenknoſpe ſchlich? — ſo liegt die Antwort nahe: es muß in der erſten Erziehung ein Fehler gemacht worden ſein. —

Der erſten Erziehung! Wo hat ſie zu beginnen? Daß ſie wirklich beim Anfang anzufangen habe, daß die erſten Sinneneindrücke ſchon, die das Kind empfängt, beſtimmend für ſeine Entwickelung ſind und demgemäß berechnet werden können — das Verdienſt, dieſen Gedanken nicht nur ausgeſprochen, ſondern praktiſch durchführbar entwickelt zu haben, gebührt unbeſtreitbar Friedrich Fröbel. Seine Kindergärten, die ſeinen Namen populär gemacht haben, bilden nur ein Bruchtheil ſeines großen Erziehungsſyſtems, das ein neues, beſſeres, glücklicheres Geſchlecht heranbilden ſoll, als es das jetzt lebende iſt.

Leider war es Fröbel nicht gegönnt, ſein großes Werk ſelbſt zu leiten und zu fördern — er ſtarb anfangs des Jahres 1852 — allein begeiſterte Anhänger ſeiner Lehre ſuchen in ſeinem Geiſte zu wirken und haben ſein Syſtem ſo faßlich und eindringlich dargeſtellt, daß jede Mutter, jede Erzieherin, jeder Kinder- und Menſchenfreund überhaupt es ausüben kann. Vor Allem iſt es die Baronin von Marenholtz, die Verfaſſerin der vorliegenden beiden Schriften, welche unermüdlich durch Wort, Schrift und That die Ideen des Meiſters zu verbreiten ſucht. Leider geſtattet der Raum hier nicht, näher auf den Inhalt dieſer Schriften einzugehen und müſſen wir den Leſer daher auf dieſe ſelbſt verweiſen. Die erſtgenannte derſelben enthält eine kurzgefaßte Anleitung der Einrichtung von Kinder-

*) Der Kindergarten und die Bedeutung des kindlichen Spiels von B. v. Marenholz-Bülow. Berlin, Carl Habel, 1869.

Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbel's Methode. Von B. v. Marenholtz-Bülow. Berlin, 1866, C. F. Enslin.

Digitized by Google

gärten und zu Beſchäftigung der Kinder in denſelben. Die zweite Schrift ſchildert in ausführlicherer Darlegung das ganze Syſtem und liefert im Anhang einen Bericht über die Erfolge, welche die Verfaſſerin bei Einführung der Kindergärten in fünf verſchiedenen Ländern, England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweiz errungen hat, ſowie zahlreiche lebhaft zuſtimmende Zuſchriften wiſſenſchaftlicher Notabilitäten aller Länder, beſonders aber Frankreichs. Wunderbar iſt es, daß die Fröbel'ſchen Ideen, denen in Deutſchland ſofort der Stempel der Parteifarbe aufgedrückt wurde und die demgemäß befördert oder bekämpft wurden, in Frankreich ſo vollkommen objektiv und parteilos aufgenommen worden ſind, daß z. B. Frau v. M. Briefe von Morlot, dem Erzbiſchofe von Paris und gleichzeitig von Auguſt Comte, grand-prêtre du positivisme, wie er ſich ſelber nennt, erhielt, die mit gleichem Enthuſiasmus ſich der durch ſie vertretenen Sache anſchloſſen. Auch Edgar Quinet, Michelet und andere Namen von gutem Klange haben der Verfaſſerin warm beiſtimmend geſchrieben.

Wie wir ſoeben vernehmen, ſoll demnächſt auch in Italien der Verſuch gemacht werden, dieſes nationale Fundament der Erziehung dort einzubürgern. Eine wohlhabende Dame Venedigs hat unter ihren Bekannten zu dieſem Zwecke einen Verein geſtiftet, und dieſer wird eine Berliner Kindergärtnerin dorthin kommen laſſen.

Möchte Gelingen dem neuen Unternehmen blühen und möchten ſich auch fernerhin zahlreiche junge Damen finden, befähigt und willens, all ihre körperlichen und geiſtigen Kräfte einer Sache zu weihen, die den ganzen Menſchen verlangt und bisher nur beſcheidenen äußerlichen Lohn dafür zu bieten vermag. M. St.

Böhmen.

Prager Deutſche Briefe.

I.*)

Seit Jahrhunderten kämpfen in der ſchönen Moldauſtadt im erbitterten Streite die Tſchechen mit den Deutſchen. Zu allen Zeiten hielten die Deutſchen ihre Poſition mit glänzender Tapferkeit, und nur gewaltſame Erhebungen, wie die Huſſitenkriege, vermochten die Hauptſtadt des Landes vorübergehend zu tſchechiſiren. Immer und immer wieder faßte der Deutſche feſten Fuß in der Stadt, die er als ſolche eigentlich gegründet und der er ſchon äußerlich in architektoniſcher Beziehung den Stempel germaniſchen Weſens aufgedrückt hat. Neuerlich, in unſeren Tagen, gehen die Wogen des Nationalitätenſtreites wiederum hoch, und nur der von der Regierung verhängte Ausnahmszuſtand ſchützt die Deutſchen Prags vor rohen Inſulten und gewaltthätiger Verunglimpfung ſeitens des fanatiſchen Pöbels. Wenn es ſicher iſt, daß der zwei Millionen ſtarke deutſchböhmiſche Stamm, welcher in kompakter Maſſe das Land umſäumt, trotz aller heißblütigen Wünſche der nach Moskau ſchielenden Partei niemals ausgerottet werden kann, ſo ſteht andererſeits feſt, daß die deutſche Inſel Prags gegenwärtig in nicht geringer Gefahr ſich befindet, von der hochgehenden nationalen Agitation der Gegner vollkommen hinweggeſchwemmt zu werden, und dieſesmal vielleicht auf die Dauer. Seit dem Jahre 1848 haben die Deutſchen Prags in erſchreckender Weiſe an Boden verloren. Der Stadtrath iſt vollkommen tſchechiſirt und zieht ein ganzes Heer von Kommunalbeamten heran, welche die eifrigſten Pioniere der nationalen Propaganda bilden. Das durch deutſches Geld und deutſchen Geiſt gegründete böhmiſche Muſeum, der Gewerbeverein, gleichfalls eine deutſche Schöpfung, ſind ausſchließlich in den Händen der Tſchechen, und die königlich böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften wird dirigirt von dem Vater der Nation, der die Deutſchen eine Räubernation nannte; ja ſelbſt die niederen Schulen gewähren den Deutſchen nur ſparſam Raum, ſeitdem ein tſchechiſcher Schulrath, der einſt deutſche Lieder dichtete, erklärte, es gäbe in Prag keine deutſchen Kinder. Alles dieſes vollzieht ſich ſchön in der Stille; denn der deutſche Michel ſchreit höchſtens nach der Polizei, wenn ihm ſein Cylinder oder ſein Fenſter eingeſchlagen wird.

Die Deutſchböhmen, die deutſchen Prager aber insbeſondere, leiden an dem großen Uebel, keinen Mann an ihrer Spitze zu ſehen, der durch überlegene Geiſtesgaben die Stellung eines anerkannten Führers einnehmen würde. Daher die Zerfahrenheit bei ihnen gegenüber der einheitlichen Disziplin der Tſchechen, die noch immer wie Ein Mann auf die Parole des Vater Palacky hören. Es giebt eine Menge tüchtiger, deutſcher Elemente, die in den verſchiedenſten Richtungen wohlthätig wirken. Mehrere deutſche Vereine arbeiten für ſich in energiſcher Weiſe der fortſchreitenden Tſchechiſirung der Hauptſtadt entgegen. Die Leſehalle deutſcher Studenten bietet der akademiſchen Jugend deutſcher Nation einen würdigen Sammelpunkt; der deutſche Turnverein pflegt mit Eifer deutſche Gymnaſtik des Geiſtes und Körpers; mehrere Geſangvereine kultiviren die deutſche Kunſt; das deutſche Caſino vereinigt faſt alle hervorragenden deutſchen Elemente zu geſellſchaftlichen Unterhaltungen, Concerten, Vorträgen u. ſ. w.; der Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen weiſt die Anmaßungen der Tſchechen auf dem Gebiete der Landeshiſtorie mit Entſchiedenheit zurück. Dieſer höchſt wackere Verein, der an 1700 Mitglieder beſitzt, dehnt ſeine Wirkſamkeit über das ganze deutſchböhmiſche Volk aus und hat ſeit ſeinem ſiebenjährigen Beſtehen bedeutende Erfolge aufzuweiſen. Eben bildet ſich ein neuer deutſcher induſtrieller Verein, ſowie ein deutſcher Lehrerverein, und hat ein anderer große Hoffnungen erregender Verein „zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe" ſeine Thätigkeit eröffnet. Es fehlt auch ſonſt der germaniſchen Kolonie an der Moldau nicht an deutſchem Bewußtſein. Wir haben im „Tagesboten" und der „Volkszeitung" zwei die nationalen Intereſſen entſchieden vertretende Blätter. Wir ſammeln für das zu errichtende Schillerdenkmal in Wien; wir ſteuern bei zum Baue eines deutſchen Theaters in dem vom Tſchechismus hart bedrohten Pilſen, und wir ſubſcribiren für die zweite deutſche Nordpol-Expedition, für welche Kapitän Koldeway unlängſt perſönlich die Prager zu intereſſiren verſtand. An Rührigkeit der Einzelnen fehlt es ſomit nicht. Trotz alledem macht ſich täglich der Mangel einer einheitlichen Leitung für die Wahrung der Geſammtintereſſen fühlbarer, eines Central-Organes, das bei großen Actionen den Kommandoſtab führt, von dem man in der That ſagen könnte, hinter ihm ſtehen die Deutſchen Prags und des Landes. Haben die Tſchechen ihren Nationalausſchuß ſeit 1848, warum ſäumen die Deutſchböhmen noch länger?

In keinem Punkte zeigt ſich die Abhängigkeit der Tſchechen von den Deutſchen ſo ſehr, als in der Literatur. Die Namen Schiller's, Göthe's, Leſſing's u. a. glänzen häufiger auf dem

*) April 1869.

Digitized by Google

tſchechiſchen Theaterzettel, als auf dem deutſchen. Die tſchechiſche Belletriſtik iſt geradezu eine Filiale der deutſchen, und befugte und unbefugte Ueberſetzungen aus dem Deutſchen bereichern täglich die Nationalliteratur. Sehen wir doch ſoeben wieder, daß trotz der ausdrücklichen Verwahrung der „Gartenlaube" ein tſchechiſcher Student die Novellen von **Marlitt** überſetzt. Gewiſſe Leitartikel eines hieſigen tſchechiſchen Journals werden deutſch concipirt, und in einem andern tſchechiſch geſinnten, wohl aber deutſch geſchriebenen Blatte erblicken wir **Louiſe Mühlbach, Guſtav Raſch, Schmidt-Weißenfels, Rüffer** u. A. als Mitarbeiter. Sollten ſich die Genannten aber nicht ſchämen, von einem Blatte Honorar zu beziehen, das den tödtlichſten Deutſchenhaß athmet und einſt den Ausſpruch gethan, daß die tſchechiſche Literatur ſchon im XII. Jahrhunderte die deutſche bei weitem übertraf?

Bei bedeutenderen wiſſenſchaftlichen Arbeiten bedienen ſich die Tſchechen immer noch der deutſchen Sprache. So **Palacky** in ſeiner jüngſten, die Huſitenfrage berührenden Fehde gegen **Höfler**, die den Letzteren kampfunfähig gemacht zu haben ſchien. Auffallend lang zögerte Höfler mit einer Antwort auf die ihn ſo ſchwer anklagenden Vorwürfe des Landeshiſtoriographen, bis er im letzten Hefte der „Mittheilungen" des deutſchhiſtoriſchen Vereins wieder vom Leder zog, und zwar zunächſt gegen eine jüngſt von **Palacky** veröffentlichte Schrift: „Ueber die Beziehungen und das Verhältniß der Waldenſer zu den ehemaligen Sekten in Böhmen". In derſelben wäre dem tſchechiſchen Hiſtoriker allerdings nichts Geringeres paſſirt, als das Quiproquo, eine Urkunde, die nach Bosnien gehört, auf Böhmen gedeutet und aus derſelben einen böhmiſchen Gegenpapſt und allerhand ſeltſame Dinge konſtruirt zu haben.

Auch Palacky's Nachfolger in der Landeshiſtoriographie, **Gindely**, ſchreibt deutſch; ſein dreißigjähriger Krieg wird demnächſt im erſten Bande erſcheinen. Profeſſor **Wocel** thut gut daran, ſeine archäologiſchen Phantaſieen im ſlaviſchen Idiom zu verkünden, ſonſt würde man ihn in deutſchen Journalen ſchon lange nicht mehr, wie es geſchieht, als einen der größten Alterthumsforſcher bezeichnen.

Wie die Tſchechen, ſo bebauen auch die Deutſchen mit Vorliebe jetzt die Landesgeſchichte. Der deutſchhiſtoriſche Verein publizirte zu Anfang dieſes Jahres die volksthümliche Geſchichte Böhmens von **L. Schleſinger**, die in der erſten Auflage nach acht Wochen vergriffen war. Eine Geſchichte der Stadt Leitmeritz von **Lippert** wird zum Drucke vorbereitet, und in den Mittheilungen des genannten Vereines ſind ältere und jüngere Kräfte befliſſen, den Antheil der Deutſchen an der Landesgeſchichte zu retten.

Evening.

Schweiz.

Geſpenſter in Sage und Dichtung.*)

Dasjenige Geſetz, welches unſerm Glauben an Geſpenſter zu Grunde liegt, finden wir in der Natur unſeres Geiſtes, in dem innigen Zuſammenhange unſeres Kopfes mit unſerem Herzen, beſtimmter in der Abhängigkeit unſerer Einbildungskraft von unſerem Gemüth. In dem reichen Verein von natürlichen und ſittlichen Gefühlen und Trieben, welche unſere Bruſt bewegen, in ihrer ganzen Stufenfolge von der leiſeſten und zarteſten Regung bis zu den gewaltigſten Leidenſchaften und heftigſten Affekten iſt vielleicht nicht ein einziges Glied zu finden, welches nicht irgendwie dazu beigetragen hätte, die Einbildungskraft zur Erzeugung von Geſpenſtern anzutreiben, deren Eindruck hinwieder in ebenſo reicher Stufenfolge von der wohlthuendſten Rührung, Sänftigung und Erbauung bis zu Beſinnung und Leben raubender Erſchütterung ſich zu ſteigern vermag.

Es handelt ſich hier natürlich um Geſpenſter, die nicht willkürlich gemacht, ſondern unwillkürlich geworden ſind, und zwar nicht in dem Kopfe einer einzelnen Perſon, ſondern in dem allgemeinen Menſchengeiſte. Als deſſen nächſte und großartigſte Beſonderung aber ſtellt ſich uns der Volksgeiſt dar, und die Hauptquelle für eine Unterſuchung der Geſpenſter iſt daher die Volksſage.

So wenig alſo hier auf die Geſpenſter Rückſicht genommen werden ſoll, die Barnum und Genoſſen citiren, ſo wenig ſoll es auch geſchehen in Bezug auf die gewiſſermaßen göttlichen Geſpenſter, zu denen zunächſt die zahlreichen Ueberbleibſel aus dem religiöſen Glauben des griechiſch-römiſchen und des germaniſchen Heidenthums gehören. Hier wollen wir uns nur befaſſen mit menſchlichen Geiſtern, d. h. mit den Seelen verſtorbener Menſchen, welche, ſei es aus eigenem Antriebe oder gezwungen, ſchattenhaft oder leibhaft, in das dieſſeitige Leben zurückkehren und inſofern von den Franzoſen ganz bezeichnend revenants genannt werden. Eine Betrachtung jener göttlichen Geſpenſter würde es dagegen mit dem wilden Jäger und der weißen Frau, mit Berchta und Hulda, mit Elfen und Nixen, mit Zwergen und Kobolden zu thun haben.

Die aus dem dieſſeitigen Leben abgeſchiedenen Geiſter ſehnen ſich entweder nach der Erde oder nach dem Himmel, nach erneuter Lebensthätigkeit oder nach Todesruhe, und ſowohl der eine als der andere Trieb erſcheint als Beweggrund zu zeitweiliger Rückkehr in dieſes Leben. Die Einen kommen wieder weil ſie **wollen**, die Anderen, weil ſie **müſſen**; jenen iſt ihre Wiederkunft Selbſtzweck oder Mittel zur Erreichung eines beſtimmten dieſſeitigen Lebenszweckes, dieſen nur Mittel zur Erreichung der Ruhe im Grabe oder der himmliſchen Seligkeit.

Das Gefühl der Unſterblichkeit und Allgewalt der Liebe und das davon unzertrennliche Verlangen nach Wiedervereinigung mit den Geliebten nach dem Tode, wie es in dem Menſchen lebt, überträgt derſelbe auch auf ſeine geliebten Todten. Das allgemeinſte Erzeugniß dieſes Verlangens iſt der Glaube an die Wiedervereinigung Liebender nach dem beiderſeitigen Tode. Dieſen finden wir denn auch in Sagen und Liedern der verſchiedenſten Völker auf ſinnige Weiſe angedeutet. Neben norwegiſchen, ſchwediſchen, rumäniſchen, ſerbiſchen, neugriechiſchen, portugieſiſchen, ſchottiſchen u. a. Sagen iſt das bekannteſte Beiſpiel wohl die Sage von Triſtan und Iſolde, auf deren Gräbern Rebe und Roſe ihre Zweige in einander ſchlingen und untrennbar verwachſen.

Weiter entſteht aus jenem Verlangen der Glaube, der Todte, von gleichem Gefühle und Wunſche beſeelt, kündige ſich den Lebenden durch beſtimmte Zeichen an. Eine der ſchönſten Sagen dieſer Art, die Memnonsſage, iſt uns aus dem griechiſchen Alterthume überliefert.

Das ungeduldige Sehnen nach perſönlicher Wiedervereinigung erregt endlich die Hoffnung und Erwartung, die Gottheit ſelbſt werde aus Erbarmen dem geliebten Todten geſtatten, leibhaft in's Leben zurückzukehren oder doch dem Lebenden zu

*) Ueber Geſpenſter in Sage und Dichtung. Zwei akademiſche Vorträge von Dr. K. R. **Pabſt**. Bern, J. Heuberger.

Digitized by Google

erſcheinen. Hierher gehört aus dem germaniſchen Heidenthume die Ueberlieferung der Edda von Helgi, dem Hundingstödter, und ſeiner Gattin Sigrun, aus dem griechiſchen die Sagen von Orpheus und Eurydike, von Proteſilaos und Laodameia, von Kaſtor und Polydeukes. Der höchſte und beiſpielloſe Triumph aufopfernder Liebe, dauernde Wiedervereinigung mit dem Gatten, findet ſich in der Sage von Admetos und Alkeſtis.

Bei den neubekehrten chriſtlichen Völkern nahm der Geſpenſterglaube eine düſtere Färbung an. Man war geneigt, einen in's Leben zurückkehrenden Todten nicht ſowohl für eine gottbefreundete und gottgeſandte, als für eine gottloſe, geradezu teufliſche Erſcheinung, für ein Blendwerk der Hölle anzuſehen, welches mit göttlicher oder kirchlicher Hilfe zu verſcheuchen ſei.

Trotzdem beruhen die meiſten, jedenfalls die gemüthvollſten Sagen und Lieder von Geſpenſtern auf dem der Idee der Liebe entſprechenden Geſpenſterglauben. Die erſte Stelle unter allen gebührt hier denjenigen, in welchen als Beweggrund zur geſpenſtiſchen Rückkehr die Mutterliebe erſcheint, und unter dieſen zeichnen ſich die ſogenannten Maſkilieder der Südruſſen aus durch beſondere Zartheit und Innigkeit.*)

Am Gewöhnlichſten iſt es die bedrängte Lage der hinterlaſſenen Kinder, welche die Mutter, deren Liebe ja nicht ſterben kann, aus ihrem Grabesſchlummer weckt und in's Leben zurücktreibt, namentlich Mißhandlung durch eine böſe Stiefmutter. In andern Liedern kommen die Kinder zu dem Grabe der Mutter und klagen ihr Leid. Die Mutter erwacht und ſpendet ihnen guten Rath und Troſt.

Echte Herzensliebe thut ſich aber nicht nur durch Pflege, Rath und Troſt, ſondern auch durch Verzeihung kund, und auch dieſe ſchwere, aber eben darum zugleich höhere Bethätigung der Liebe hat der Volksglaube auf die Todten übertragen, indem er ſie den im Leben zurückgebliebenen Geliebten, welche ſich irgendwie an ihnen vergangen haben, in der Abſicht erſcheinen läßt, ſie deshalb zu beruhigen. Und welche Liebe hätte mehr zu verzeihen, als die zwiſchen Mann und Weib? Die Verzeihung darf aber nicht an Unwürdige verſchwendet werden, und unter allen Vergehungen, deren Liebende ſich gegen einander ſchuldig machen können, erſcheint dem ſittlichen Gemeingefühle wenigſtens bei chriſtlichen Völkern keine unverzeihlicher, als Untreue und Verrath an der Liebe ſelbſt. Ueber dieſe ergeht denn auch in echt volksthümlichen Sagen und Liedern insgemein ein ſehr ſtrenges Gericht. Wo daher die um eines anderen Weibes willen verlaſſene und vor Gram geſtorbene Jungfrau oder Gattin dem ungetreuen Manne Verzeihung bringt, da müſſen ungemein ſtarke Milderungsgründe walten. So in der ſchottiſchen Ballade von Schön-Margareth und Lord William. In dem deutſchen Liede: „Spaziergang um Mitternacht" lockt das Geſpenſt des verrathenen Mädchens den um Mitternacht luſtwandelnden Ungetreuen unerkannt auf den Kirchhof und zieht den Widerſtrebenden zu ſich in's Grab.

Dies geſchieht offenbar zur Beſtrafung der Untreue, wie denn überhaupt die Geſpenſter in Sagen und Liedern nicht ſelten für Vergehen und Laſter das Richter- und Rächeramt ausüben. Zu den Strafgeiſtern gehört unter anderen auch das Geſpenſt in Bürger's Lenore inſofern, als es das Gericht für Lenorens Gottesläſterung vollzieht. Doch hat dieſes unter allen deutſchen Geiſterballaden am meiſten gefeierte Gedicht noch eine andere und tiefere Bedeutung.

Nicht immer geſchieht es aus Rache oder als Strafe, wenn Geſpenſter die Geliebten zu ſich in's Grab ziehen; häufiger wohl noch aus dem übermächtigen Verlangen der Liebe, mit den Geliebten, wenn dieſe auch nicht ebenſo ſtark danach verlangen, im Tode wieder vereinigt zu ſein. In einer magyariſchen Sage reißt die geſtorbene Geliebte, den glühenden Treuering am Finger, den ſprühenden Kranz im Haar, Mitternachts ihren Bräutigam in den geſpenſtiſchen Reigen der Willis hinein; am Morgen aber wird ſeine Leiche unter einem Roſenſtrauche gefunden.

In den hierher gehörigen Sagen und Liedern hat die Geſpenſterliebe ſchon den reinen und freundlichen, rührenden oder erhebenden Charakter eingebüßt, welcher ihr in den vorerwähnten eigen iſt. Denn indem ſie ſich nicht durch die Pflege, Troſt oder Verzeihung bethätigt, ſondern nur ihr eigenes leidenſchaftliches Verlangen nach Wiedervereinigung auf Koſten des Geliebten befriedigt, welchen ſie aus dem heitern Sonnenlichte des Lebens in das düſtere Schattenreich des Todes hinabzieht, iſt an die Stelle der Selbſtverleugnung und Aufopferung, in welcher wir doch den ſicherſten Prüfſtein und höchſten Werth der Liebe zu erkennen haben, eine gewiſſe Selbſtſucht getreten. Dieſe Trübung der reinen, echten Liebe nimmt aber in demſelben Verhältniß zu, in welchem der ihr zwar nicht fremde, aber doch untergeordnete und durch Keuſchheit beherrſchte ſinnliche Trieb leidenſchaftlicher wird und ſich verſelbſtändigt. Auf ſeinem Gipfel und in der ärgſten Entartung erſcheint dieſer bei den ſogenannten Vampyren oder blutſaugenden Geſpenſtern. Hier ſteigert ſich die Widerwärtigkeit des Eindrucks bis zum höchſten Abſcheu und Ekel, und es muß ſelbſt bei einem Göthe als Vermeſſenheit bezeichnet werden, daß er es gewagt hat, dieſer ſcheußlichſten aller Ausgeburten des Geſpenſterglaubens den Stoff zu einer Ballade zu entnehmen.

Neben den bis jetzt erwähnten Geſpenſtern, die ein perſönlicher Grund in's Leben zurückführt, begegnen uns Geſpenſter, die ein ſachlicher Zweck oder Beweggrund an das dieſſeitige Leben bindet und darein zurücktreibt. Unter den betreffenden Sagen und Liedern ſtehen durch Volksthümlichkeit und Großartigkeit der Idee diejenigen obenan, in welchen ein ganzes Volk das Andenken an ſeine alten Haupthelden feiert. Die Männer, welchen es zunächſt ſein Glück, ſeine Macht oder Freiheit verdankt, oder welche doch, wenn auch erfolglos, im Kampfe für die höchſten Volksgüter zeitlebens ebenſo reinen Eifer als hervorragende Kraft bewährt haben, bewahren nach dem Volksglauben dieſelbe Geſinnung und daſſelbe Streben auch nach ihrem Tode, und das Volk hofft und vertraut auf ihren Beiſtand im Falle der äußerſten Noth. Die berühmteſten Sagen dieſer Art ſind die von den drei Tellen und von Barbaroſſa. Auch der Maurenfürſt Boabdil ſchläft unter der Alhambra, um ſich im rechten Augenblicke für ſein Volk zu erheben; in Portugal lebt noch der König Sebaſtian, der in der Schlacht bei Alkazar umkam, und ſelbſt Napoleon und Kaiſer Joſeph ſind in der Volksſage noch nicht geſtorben.

Größer als die Zahl derartiger Sagen iſt die Zahl ſolcher, in denen das leidenſchaftliche Verlangen oder Streben, das den Todten im dieſſeitigen Leben erfüllt hat, als ſündhaft oder laſterhaft und demgemäß das geſpenſtiſche Fortleben und Wiederkehren als Strafe erſcheint. Es ſind das die Geſpenſter, die nur gezwungen fortleben oder in's Leben zurückkehren und denen der Verkehr mit den Lebenden nicht Selbſtzweck, ſondern nur

*) Maſki heißen die ruheloſen Seelen kleiner, ohne Taufe in's Jenſeits gegangener Kinder. Der Ruſſe denkt ſie ſich im Waſſer lebend, auf Weiden und Rohr ſchaukelnd, klagend, die Taufe begehrend.

Digitized by Google

Mittel iſt, um zu der erſehnten Grabesruhe oder zur Seligkeit zu gelangen. Hierher gehört die Sage von dem ewigen Juden und die große Zahl der Sagen vom wilden Jäger. Ganz allgemein iſt die Sage, daß die Seelen der Kindesmörderinnen in ihrem Grabe keine Ruhe finden können und allnächtlich das Grab ihres unſchuldigen Opfers unter herzbrechendem Gewimmer umſchwärmen. Auch die Seelen von Wucherern, ſchlimmen Vögten und Rathsherren finden ihren verdienten Lohn.

Durch das Gemeingefühl für Recht und Sittlichkeit in freie Bewegung geſetzt, iſt die Phantaſie des Volkes geſchäftig in Erdichtung von Vorgängen, durch welche das Unrecht beſtraft oder geſühnt wird. Daneben giebt es eine lange Reihe von Sagen, in denen die Geiſter durch irgend eine Verpflichtung noch an das dieſſeitige Leben gebunden ſind und nur darum ſich zeigen, um ſie ſelbſt zu erfüllen oder die Erfüllung durch Andere zu bewirken, weil ſie vorher die erſehnte Grabesruhe nicht finden können. Hierher gehört das ſchöne deutſche Kindermärchen von den veruntreuten Hellern. In anderen Sagen kehren Todte zurück, um die Geliebte ſelbſt um Entlaſſung von dem Gelübde treuer Liebe anzuflehen. So in der herrlichen altſchottiſchen Ballade von Clerc Saunders.

Auch eine Schuld oder Pflichtverſäumniß der Lebenden kann Todte in's Leben zurücktreiben. Als ſchwerſte Verſäumniß der den Todten ſchuldigen Pflichten erſcheint ſchon zu Homer's Zeit die Unterlaſſung der Beſtattung des Leichnams. Elpenor und Patroklus irren, ſo lange ſie unbeſtattet ſind, „um die weit ſich öffnende Pforte des Orkus, abgewehrt von den übrigen Seelen der Todten". Deutſche Sagen erzählen, wie übermäßiger Schmerz der hinterlaſſenen Lieben die Todten in ihrer Ruhe ſtöre; die Wehklage weckt ſie auf; jede Thräne fällt ihnen ſchwer und klingend auf die kalte Bruſt und ihre Leichenhemden werden naß vom vielen Weinen. Zum Gipfel geſteigert erſcheint dieſe Schuld in Bürger's Lenore, die der Liebesſchmerz bis zur Gottesläſterung treibt. Dieſem Frevel entſpricht die Kataſtrophe: Lenore „ſtirbt hin in Nacht und Graus".

Vorſtehende Skizzen ſind der weſentliche Inhalt zweier akademiſchen Vorträge von Prof. Pabſt in Bern. Fügen wir hinzu, daß die theils in die Darſtellung verwebten, theils als beſondere Beilagen beigegebenen Sagen und Lieder den Vorträgen größere Lebendigkeit verleihen, als unſere Skizze ſie zeigen konnte, daß ferner außer den Volksdichtungen auch Kunſtdichtungen, beſonders die Braut von Korinth und Lenore, erſchöpfende Würdigung finden, ſo hoffen wir damit die Vorträge empfohlen zu haben, wie ſie es in der That verdienen. Wer dieſelben lieſt, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß in den Geſpenſtern der Volksſage ein bedeutender und gewiß nicht der ſchlechteſte Theil unſeres Gemüthslebens ideal vergegenſtändlicht iſt.

A. R—r.

Frankreich.

Eine franzöſiſche Beurtheilung Fritz Reuter's.

Im neueſten Hefte der an gediegenen Artikeln reichen Revue des deux Mondes finden wir eine ebenſo geiſtvolle als vorurtheilsloſe Beurtheilung unſeres niederdeutſchen Schriftſtellers. Dieſelbe iſt aus der Feder Herrn *Albert Sorel's*, eines vielverſprechenden jungen Literaten, der vor mehreren Jahren eine Zeitlang unter uns verweilt und deutſches Weſen tiefer erfaßt hat, als die große Mehrzahl ſeiner reiſenden Landsleute.

Ehe Herr Sorel unſeren Reuter als Dichter charakteriſirt, betrachtet er Reuter, den *Menſchen*, und zwar in einer ſehr anziehenden, hauptſächlich aus der „Feſtungstid" geſchöpften, biographiſchen Darſtellung, die er mit folgenden Reflexionen ſchließt: „R. kann füglich ohne Haß und Verbitterung auf ſeine Vergangenheit zurückblicken. Seine Prüfungen, wie grauſam ſie auch geweſen, haben dem Wachsthum ſeines Geiſtes merkwürdigen Vorſchub gethan: er dankt ihnen ohne Zweifel, was er geworden iſt. Eine Natur wie die ſeinige mußte gleichſam gerüttelt werden, um ſich ganz herauszubilden. Wer zu leben verſteht, für den geht nichts verloren. In ſeinem Gefängniſſe ſchmachtend, klagte R., daß ihm Bücher fehlten; las er aber nicht in ſeinem Innern das belehrendſte aller Bücher? Er ſah wenige Menſchen, aber er ſah ſie in nächſter Nähe und an Orten, wo man kaum daran denkt, eine Maske zu tragen .... Im Treiben der Welt blenden uns das Richtige und Frivole, gleich den Staubwirbeln der Heerſtraßen; die Einſamkeit aber zeigt uns die Dinge in ihrem wahren Lichte, und wir erkennen bald, was des Nachſtrebens allein würdig. Dieſes innerſte Wirken fühlte der Dulder noch nicht, als es vor ſich ging; nachdem er aber in freier Himmelsluft wieder geathmet, da machten die verborgenen Kräfte bald ſich ſchöpferiſch geltend......"

Zu den Schriften Reuter's übergehend, vergleicht Herr S. die „Läuſchen und Riemels" ſehr glücklich mit einer Reihe künſtleriſcher „Studien", aus denen ſpäter großartige Gemälde entſtehen. Weit entfernt, von Anbeginn *ſtatariſch* zu bleiben — wie kritiſche Leichtfertigkeit (um nicht zu ſagen Flachheit) ihm hin und wieder vorgeworfen, — hat R. vielmehr lange und in bewundernswürdiger Weiſe ſich fortentwickelt, und ein Genius fürwahr, nicht ein bloßes glückliches Talent, iſt es, was ſolche, auch unabhängig von der plattdeutſchen Form gewiß unſterbliche Meiſterwerke wie „Hanne Nüte", „Kein Hüſung", „Stromtid", geſchaffen hat. Zugeſtehen muß man, daß die ſogenannte „Erfindung" nicht Reuter's ſtarke Seite iſt, daß kunſtvolle „Compoſition" bei ihm vielfach vermißt wird. R. iſt vor Allem Naturdichter und Charaktermaler, aber im eminenteſten Sinn des Wortes. Geiſt und Form ſeiner Poeſie gehen in gerader Linie auf jene bewundernswürdigen Volkslieder zurück, welche, wie der Verf. ſich ausdrückt, Deutſchlands „poetiſcher Juwel" ſind. Reuter beſchreibt viel weniger, als er in Scene ſetzt; er ſtellt das Daſein ſelber dar und nicht (wie meiſtens geſchieht) die Wirkung allein, die es auf uns ausübt. Seine Perſonen ſind in ſtetem Verkehre mit der Natur, die Antheil nimmt an ihrem Glücke wie an ihren Leiden, mit ihnen weint und ſie tröſtet. Die Natur iſt für ſie ein ſympathiſcher Zeuge ihrer Lebensgeſchicke, und doch iſt's eigentlich die eigene Seele, die Alles um ſie her *beſeelt*. Der Menſch hört Stimmen außer ſich, welche nur das Echo ſeiner Gedanken oder Gefühle ſind, ohne daß er es ahnet. In einem herrlichen, epiſch gehaltenen Idyll (Hanne Nüte) ſpielt die Thierwelt ſogar eine ebenſo wichtige Rolle wie der Menſch; ſie greift vielfach in die Handlung ein und löſet den Knoten derſelben. Ihr Wirken giebt Anlaß zu Anſpielungen voll köſtlichen Humors; aber der Dichter zielt hier ebenſo wenig nach dem Apolo… wie anderswo nach dem Wunderbaren. Alles entſtammt derſelben naiven Empfindung, die *bezaubert, ohne in Staunen zu ſetzen*. Dies feenhafte Leben iſt jedoch nicht der alleinige Reiz des Reuterſchen Idylls: man begegnet den *ergreifendſten* Scenen neben den reizendſten Genrebildern.

Digitized by Google

Eine ſo vollendete Kunſt, die lebendige Wirklichkeit wiederzugeben, eine ſolche Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit origineller Typen iſt, wie der Verf. meint, ſeit Göthe vielleicht ohne Beiſpiel geweſen. Viel verdankt R. ohne Zweifel der naiven Färbung und ſinnlichen Lebensfülle ſeines mütterlichen Dialektes, deſſen er vorzugsweiſe ſich bedient; wer aber nichts oder wenig mehr als glückliche Benutzung und Ausbeutung deſſen, was dieſes Organ ihm ſchon fertig dargeboten, in ſeinen Werken zu finden glaubt, für den ſind und bleiben ſie verlorene Schätze.

Reuter's Sprache iſt, wie nur je die eines Schriftſtellers, ſeine *ureigene*, mag er Platt- oder Hochdeutſch ſchreiben: ſie geſtaltet ſich ganz nach ſeinen *Gedanken*, deren Harmonie und Originalität ſie zurückſtrahlt.*) So wenig er nur wiedergiebt, was dem collectiven Geiſte ſeiner mecklenburgiſchen Stammgenoſſen lange vor ihm entſproſſen, ebenſo wenig kann er auch Nachahmer oder äſthetiſcher Parteigänger irgend eines Individuums heißen.

Wir müſſen uns leider verſagen, Herrn Sorel's feine und treffliche Bemerkungen über R.'s Erzählungen in Proſa, namentlich über Charaktere der „Stromtid", mitzutheilen, dieſer in gewiſſem Betracht vollendetſten, obwohl ſehr einfach angelegten Novelle, über welche Mancher vornehm die Naſe rümpft, ohne ſie verſtanden oder nur — geleſen zu haben.

Der Verfaſſer ſagt am Schluſſe ſeines Artikels: „Reuter beſitzt im höchſten Grade jenen aus Empfindſamkeit und Frohſinn gemiſchten Charakter, den die Deutſchen Gemüth nennen und welcher für unſere Sprache ſo unüberſetzbar iſt, wie unſer esprit für die ihrige. Er liebt das Leben und verhehlt dies nicht, ohne darum dem flachen Optimismus beſchränkter Naturen zu huldigen; er beſitzt jene großartige Nachſicht des Herzens, die weit über der gemeinen Erbärmlichkeit ſchwebt. Reuter hält dafür, daß es mehr Narren als Böſewichter giebt, daß man die Einen belachen, die Anderen beklagen ſoll, und daß dieſe Welt demjenigen, der *zu ſehen verſteht*, genug reine Schönheit und einfache Größe bietet, um die vorübergehenden Mittelmäßigkeiten in Geduld hinzunehmen. . . . ."

Wir können hier den Wunſch nicht unterdrücken, daß der Verf. ein anderes Mal dem in ſeiner Art wohl einzig daſtehenden naiv-erhabenen Nachtſtücke „Kein Hüſung" beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken möchte. Bei dieſer Gelegenheit ſei des begeiſterten und begeiſternden Vortrages gedacht, welchen unſer hochverehrter Prediger *Thomas* unlängſt im Berliner „Unions-Verein" über die genannte Schöpfung Fritz Reuter's gehalten hat.

Sch...

Spanien.

Die Tochter der Alhambra.

Was uns unter dieſem Namen im Gewande eines Romanes**) geboten wird, iſt das Reſultat ernſter Studien, welche der Verfaſſer oder vielmehr die Verfaſſerin — denn wir wollen es verrathen, daß ſich unter dem pſeudonymen Schriftſtellernamen *Arthur Stahl* eine Frau birgt — bei einem längeren Aufenthalte im Lande ſelbſt gemacht hat. Das duft- und farbenreiche Gemälde wirkt um ſo mächtiger, als wir die Schilderung der landſchaftlichen Scenerie, wie der Denkmäler einer längſt vergangenen Glanzzeit jenes geheimnißvollen, wunderbaren und tief beklagenswerthen Landes aus unmittelbarſter Anſchauung empfangen, als die Schilderung der uns vorgeführten Begebenheiten und Perſonen gleichſam Leben und Kraft erhalten hat durch die Berührung der Verfaſſerin mit dem Boden, auf welchem ſich jene zugetragen, dieſe gelebt und gelitten haben.

Der Roman führt uns um drei Jahrhunderte zurück. Spanien hat ſoeben im Zenith ſeiner Macht unter Ferdinand und Iſabella geſtanden, für die Columbus eine neue Welt entdeckte. Aber das Königspaar iſt geſtorben, die rechtmäßige Erbin, Juana, die zuerſt von ihrem Vater ihres Muttererbes beraubt und unter dem Vorgeben, ſie ſei wahnſinnig, in ſtrenger Haft gehalten wird, erfährt eine noch viel härtere Behandlung von ihrem Sohne Karl, der als König in Spanien einzieht. Mit ihm beginnt die Herrſchaft der Habsburger über Spanien, d. h. der Anfang des Verfalls, der drei Jahrhunderte lang unter habsburgiſchem und bourboniſchem Scepter unaufhaltſam fortſchreitet und aus dem ſich zu befreien das unglückliche Land jetzt wieder einen neuen Anlauf genommen hat. Karl, weder Spanier noch Deutſcher, ohne Herz für eines der Länder, deren Krone er trägt, ſieht in ihnen nur Staffeln für ſeine Macht, Goldgruben für ſeine und die Habgier ſeiner Günſtlinge, und iſt bemüht, erſtere auf Koſten alter verbriefter Freiheiten und Privilegien zu vergrößern, letztere durch die ſchamloſeſten Erpreſſungen zu befriedigen. Ein Schrei der Entrüſtung geht durch das Land, man erhebt ſich gegen den Uſurpator, denn als ſolchen bezeichnet man Karl, da ſeine Mutter noch lebt; der Kerker der Unglücklichen öffnet ſich, man begrüßt ſie als Königin und eine andere Zeit wäre vielleicht für Spanien angebrochen, wenn ſie ſich nicht geweigert hätte, die Krone aus den Händen der Communeros zu empfangen. Die Granden erwartend, kehrt ſie in ihren Kerker zurück, der ſich für ſie auf immer und zugleich für Spanien ſchließt.

Der Heldenführer jener Kämpfe, Juan de Padilla, iſt auch der Held des Romans, ſeine ihm ebenbürtige Gemahlin Maria, die nach dem gewaltſamen Tode des heißgeliebten Gatten ſeine Getreuen weiterführt, iſt die Tochter der Alhambra, denn ihr Vater war der erſte Gouverneur von Granada nach der Vertreibung der Mauern; jener morgenländiſche Königsſitz diente ihm zur Wohnung, hier hatte ſein einziges Kind, Maria, ihre glückliche Jugend verlebt, hierher kehrte ſie, nachdem ihr das Leben Alles genommen, zurück, um zu ſterben. Neben den Geſtalten Maria's und Juan's de Padilla intereſſirt namentlich noch die des Ignaz von Loyola, des Stifters des Jeſuiten-Ordens, deſſen Lebensweg ſehr geſchickt in die Handlung verflochten iſt; es ſoll jedoch durch dieſes Hervorheben keineswegs angedeutet werden, daß nicht auch die anderen Perſonen, mögen dieſelben nun hiſtoriſch oder gänzlich Gebilde der Phantaſie ſein, weniger gelungen wären. Die Tochter der Alhambra iſt ein Werk, das in Styl, Aufbau, Charakteriſtik und Colorit allen Anforderungen entſpricht, welche man an einen hiſtoriſchen Roman zu ſtellen berechtigt iſt.

J. H.

*) Wenn Reuter's Werke in Zukunft — wie von gewiſſer Seite ihnen prophezeit worden iſt — nur noch als Fundgrube für den deutſchen Sprachforſcher Werth behalten ſollten, ſo wäre dies ein ſehr trauriges Zeichen von Verknöcherung des Geiſtes und Gemüths bei unſeren Nachkommen.

**) Berlin, Otto Janke, 1869.

Digitized by Google

Italien.

Herm. Almers: Römiſche Schlendertage.*)

Fehlt es uns in unſerem Zeitalter der Reiſeluſt und der Schreibſeligkeit auch bald über keinen Punkt der Erde mehr an Reiſe-Beſchreibungen und Reiſe-Tagebüchern, ſo iſt doch über kein Land und ſpeziell über keine Stadt mehr geſchrieben worden, als über Italien und Rom, von welchen ſich allerdings auch Unendliches, Ewiges ſagen und ſingen läßt. Trotzdem wird es bei der Fülle des Gebotenen und weil ſich darunter die unerreichbare Schilderung eines Goethe befindet, recht ſchwer, gerade über Rom noch etwas Feſſelndes, Anſprechendes und dabei Gediegenes zu berichten, und wenn dies doch geſchieht, ſo liegt darin ein hoher Beweis für die Befähigung des Berichterſtatters. Ein ſolches Werk liegt uns gegenwärtig vor unter dem Titel „Römiſche Schlendertage“, von Hermann Allmers, und daß es dieſen Eindruck auf uns macht, verdankt es vielleicht eben dem Umſtande, daß es gar nicht den Anſpruch erhebt, ein Werk über Rom in des Wortes ſtrengſter Bedeutung ſein zu wollen. Man merkt es dem Buche auf jeder Seite an, daß ſein Verfaſſer nicht nach Rom gegangen iſt, in der Abſicht, ein Buch zu ſchreiben. Was wir da leſen, iſt nicht das Reſultat von Beobachtungen, die Tag für Tag bei Sonnengluth und Regen im Schweiße des Angeſichts gemacht ſind, um Abends bei Lampenſchein zu Papier gebracht und ſchleunigſt irgend einem Blatte für ſein Feuilleton zugeſandt zu werden, ſondern es ſind die Eindrücke, die ein Genießender, aber mit wahrhaft gebildetem Geiſt, mit voller Seele Genießender, empfangen, es ſind die Ergebniſſe ſeines Forſchens, Denkens und Lebens in der ewigen Stadt, die ihm, man möchte ſagen, unwillkürlich aus der Feder gefloſſen ſind. Dieſe Urſprünglichkeit verleiht aber dem Werke einen großen Reiz. Es iſt, als hörte man einen Vogel ſingen, der ſingt, weil ihn der Glanz und die Pracht des Frühlings unwiderſtehlich dazu treibt, weil er der Fülle des in ihm und um ihn pulſirenden warmen Lebens einen harmoniſchen Ausfluß geben muß. Warm angeweht von dieſem friſchen Lebenshauche fühlt ſich der Leſer, mag er mit Allmers die Bilder der reichen, üppigen Vegetation belauſchen, mag er, von ihm geleitet, ſich dem Studium des römiſchen Volkscharakters zuwenden, mit ihm zu den Katakomben niederſteigen, ihn auf ſeinen Streifzügen durch Schutt und Scherben oder zur vergeſſenen Stadt begleiten oder dem Feſtgepränge des römiſchen Kultus und als wohlthuenden Gegenſatz dazu dem Gottesdienſt in der kleinen proteſtantiſchen Gemeinde und dem Weihnachtsfeſte in deutſchen Künſtlerkreiſen beiwohnen. Die den proſaiſchen Schilderungen angereihten und ſie zum Theil ergänzenden Gedichte ſind faſt durchgängig von einer Innigkeit und Formſchönheit, daß ſie dem Werke zum großen Schmucke gereichen und auch für ſich allein veröffentlicht, kaum unbeachtet bleiben dürften.

Allmers' Buch hat für uns nur Einen Fehler: es erweckt die dem Herzen der Germanen tief eingeborene Sehnſucht nach dem Wunderlande Italia zum brennenden Wunſche, und ein ſolcher kann armen, an die Scholle gefeſſelten, an den Arbeitsring des Berufes geſpannten Sterblichen recht verhängnißvoll werden.

*) Oldenburg, Schulze'ſche Buchhandlung, 1869.

Kleine literariſche Revue.

— **Brachet's hiſtoriſche Grammatik.** Die fühlbare Einwirkung der deutſchen Wiſſenſchaft, welche ſie durch Kritik und Methode auf die franzöſiſche ſeit einiger Zeit ausübt, documentirt ſich wieder in einem kleinen Werkchen, der „Grammaire historique de la langue française“*) von Auguſt Brachet, welches jüngſt in zweiter Auflage erſchienen iſt, mit einem Vorwort von Emile Littré, dem Verfaſſer des großen Dictionnaires, welches die Franzoſen bald als ein Werk ernſter wiſſenſchaftlicher Methode und Kritik unſerem Grimm'ſchen Wörterbuch an die Seite zu ſtellen haben werden. Herr Brachet gehört zu jener jüngeren Schule franzöſiſcher Philologen, deren Haupt und bedeutendſter Vertreter Gaſton Paris iſt und welche es ſich zur Hauptaufgabe gemacht, die Reſultate deutſcher Wiſſenſchaft und Kritik in Frankreich einzubürgern und auf ihnen weiter fortzubauen. Das Buch iſt deshalb auch dem Meiſter und Vater der romaniſchen Philologie in Deutſchland und überhaupt, Friedrich Diez in Bonn, gewidmet, den der Verfaſſer mit Dante's Wort apoſtrophirt: „Tu duca, tu signore e tu maestro!“ Es iſt ein Buch, welches die Populariſirung der Wiſſenſchaft im Auge hat, aber eine Populariſirung im beſten Sinne, die nicht etwa kaum Erlerntes und noch Unverdautes weiter giebt nach Werken zweiter Hand und zweifelhafter Autorität, ſondern die das zum Gemeingut Aller machen will, was ſie durch ernſte Studien an den beſten Quellen, Studien, die überall auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſtehen, ſich fleißig angeeignet. Es iſt ein erneuter Beweis von der friedlich erobernden Thätigkeit des deutſchen Geiſtes, welcher langſam aber nachhaltig die Gränzen ſeiner Wirkſamkeit ausdehnt.

F. W.

— **Beaumarchais in Deutſchland.****) Dieſe kleine, nach den archivaliſchen Publikationen des Herrn Alfred von Arneth in Wien bearbeitete Schrift des bereits durch einige andere kulturgeſchichtliche Darſtellungen bekannten Gerichtsraths Paul Huot in Colmar erwirbt ſich das Verdienſt, das hiſtoriſche Erz, das der öſterreichiſche Archivar zu Tage gefördert, in allgemein gangbare Münze zu verwandeln. Auf die Geſchichte der Geſellſchaft vor der franzöſiſchen Revolution und auf das abenteuerliche Leben des häufig für ein unſchuldig verfolgtes Opfer der Verleumdung gehaltenen Verfaſſers der „Hochzeit des Figaro“, dieſes „geheiligten Blattes der Geſchichte“, wie es Paul Lindau in einer „mit hinrichterlicher Wucht“ gegen die ſchlechte Ueberſetzung Dingelſtedt's gerichteten Kritik nennt, wird dadurch ein intereſſantes Licht geworfen. In ſeinem Roman „Beaumarchais“***) ſchildert noch Brachvogel den Dichter des Figaro als einen Typus des altfranzöſiſchen, biederen, ehrlichen Bürgerſinnes, voll genialer Gewandtheit, der mit kecker Hand in die vielverſchlungenen Fäden der Intrigue am Hofe Ludwig's XVI. hineingreift und mit bewundernswerther Meiſterſchaft ſein und ſeiner Freunde Schiff durch die drohendſten Gefahren hindurchführt. Ein ſolches Bild ungefähr wurde auch bisher in Frankreich allgemein für richtig gehalten. Aus der vorliegenden Schrift des Herrn Paul Huot, die hauptſächlich

*) Paris, Hetzel, 1869.

**) Beaumarchais en Allemagne. Révélations tirées des archives d'Autriche, par Paul Huot. Paris, Bruxelles, Leipzig, et Livourne, A. Lacroix, Verboeckhoven & Co., 1869.

***) 4 Bände. Jena, Coſtenoble, 1865.

Digitized by Google

die Geſchichte einer geheimen Sendung unſeres Helden nach Wien im J. 1774 zum Gegenſtand hat, geht jedoch unwiderleglich hervor, daß Herr Caron de Beaumarchais ein ganz gemeiner Schwindler und Gelderpreſſer war, der ſich nöthigenfalls auch nicht vor Fälſchungen und falſchen Denunciationen ſcheute.

— **Arabiſcher Sprachſchatz.***) Mit der Ausbreitung des Islam und der damit verbundenen Verbreitung des Arabiſchen unter die Völker anderer Länder war der Anlaß gegeben, den arabiſchen Sprachſchatz zu bearbeiten, um den Sinn der Wörter auch den anderen Völkern klar zu machen. Dazu kam, daß mit der weiteren Durchbildung der Wiſſenſchaft durch die Araber eine Menge termini Platz griffen, welche einem beſtimmten Begriff aus dieſem oder jenem Bereich des Wiſſens Ausdruck gaben. Die Sprache und die einem jeden Wort zukommende Bedeutung feſtzuſtellen, haben die Araber große Männer in's Feld geſtellt, und lieferte die arabiſche Lexicographie eine ganze Reihe der gediegenſten Originallexica, wie den Sahhach von Gauhari und den Kamus von Firuzabadi, in welchen ein jeder Stamm und dann die daraus abgeleiteten Worte durch Synonyme fixirt und ihre Bedeutung umſchrieben, oft durch klaſſiſche Stellen belegt wird. Das vorliegende Buch giebt die in den grammatiſchen Schulen über Fremdwörter geltende Tradition ausführlicher, als jene Original-Lexicographen. Dieſelben ſind ſorgfältig geſammelt, mit einer Menge von Beiſpielen, beſonders aus den alten Dichtern, belegt und mit einer für einen Orientalen vortrefflichen Kritik geſichtet. Es bietet ſomit der Muarrab des Gavaliki (lebte zwiſchen 465—540 d. Flucht) einen ſehr dankenswerthen Beitrag zu einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung des Sprachſchatzes. Sein jetziger Herausgeber, Dr. Sachau, hat den ſchwierigen Text nach einer Handſchrift conſtituirt, und dadurch eine vortreffliche Kenntniß der Sprache, ſowie eine ſcharfe Kritik des Textes entwickelt. Dr. Sachau iſt ein Schüler Nöldeke's und Fleiſcher's, und es iſt bei ſeinen gediegenen Kenntniſſen und raſtloſem Fleiß die orientaliſche Philologie zu großen Hoffnungen auf ihn berechtigt. F. D.

Literariſcher Sprechſaal.

Georg Hirth's „Annalen des Norddeutſchen Bundes und des Deutſchen Zollvereins" beginnen in ihrem neueſten Hefte**) die für jeden norddeutſchen Steuerzahler ein naheliegendes Intereſſe habenden, offiziellen Mittheilungen über das Finanzweſen des Bundes. Was auch immer über den „Schein-Conſtitutionalismus" der Bismarck'ſchen Schöpfung und über ihren Mangel aller ſittlichen Einwirkung auf das Geſammtgefühl der deutſchen Nation geſagt werden mag — ihre reale Einwirkung auf die Intereſſen und Anſchauungen des Volkes, deſſen Vertreter für den nervus rerum gerendarum zu ſorgen haben, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Es iſt durch die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes dafür geſorgt, daß der politiſche Indifferentismus der Deutſchen nicht wieder, wie unter der Herrſchaft Metternich's und des Bundestages, in den Himmel wachſe. Der Bundeshaushalts-Etat für das Jahr 1869, nach welchem die Ausgaben für die Landmacht, die Kriegsmarine, das Conſulat-, Poſt- und Telegraphenweſen zu verwenden ſind, iſt auf 77,701,135 Thaler feſtgeſetzt, wozu noch die Ausgaben für das erſt in neuerer Zeit hinzugetretene Schuldenweſen des Bundes kommen. Zur Deckung dieſer Ausgaben ſind, neben den Ueberſchüſſen von den gemeinſamen Einnahmen der Poſten und der Telegraphen, die Erträge der Zölle und verſchiedener Verbrauchs-Abgaben und, ſoweit dieſe nicht ausreichen, die Matricular-Beiträge der einzelnen Bundesſtaaten, nach Maßgabe ihrer Bevölkerung, beſtimmt. Dieſe Matricular-Beiträge berechnen ſich für das Jahr 1869 auf 24,812,071 Thlr., wozu Preußen mit ſeiner Bevölkerung von 24 Millionen Seelen nahe an 20 Millionen Thaler, Sachſen mit 2,423,208 Seelen 2,011,316 Thlr., Mecklenburg-Schwerin mit 560,732 Seelen 465,420 Thlr., Oldenburg mit 315,995 Seelen 262,283 Thlr., Hamburg mit 306,507 Seelen 254,408 Thlr., Braunſchweig mit 302,801 Seelen 251,331 Thlr., S.-Weimar mit 283,044 S. 234,933 Thlr., Nordheſſen mit 257,899 S. 214,062 Thlr., Anhalt mit 197,041 S. 163,548½ Thlr., S.-Meiningen mit 181,483 S. 150,634 Thlr., S.-Coburg-Gotha mit 168,735 Seelen 140,035½ Thlr., S.-Altenburg mit 141,426 S. 117,386½ Thlr., Lippe mit 111,918 S. 92,894½ Thlr., Bremen mit 111,411 S. 92,474 Thlr. und die übrigen (unter 100,000 Einwohner ein Jeder zählenden) acht Norddeutſchen Bundesſtaaten mit 512,497 S. 425,382½ Thlr. beitragen. (Der kleinſte Norddeutſche Staat, Schaumburg-Lippe, mit 31,814 Seelen, bringt 26,406 Thlr. an Matricular-Beiträgen auf.) Das vorliegende Heft der „Annalen" gewährt, außer der vollſtändigen Ueberſicht des Finanzweſens des Bundes, einen Einblick in die Finanz-Verhältniſſe der einzelnen Bundesſtaaten und bringt den Anfang einer Statiſtik der Poſtverwaltung des Norddeutſchen Bundes, wozu nächſtens auch noch eine Münz- und Eiſenbahn-Statiſtik Nord- und Süddeutſchlands kommen werden.

An der äußeren ſüdlichen Linie von Kenſington bei London, der Stelle gegenüber, wo ſich jetzt zwiſchen einem hohen Balkengerüſte eine zierliche Säule erhebt, die zum Gedächtniſſe des Prinzen Albert errichtet wird, erblickt man auch, bereits ziemlich hoch über dem Erdboden, einen wachſenden Rieſenbau von ovaler Form, der die Kundigen ſofort an die mächtigen Römerbauten des Coliſeums, der Arena von Verona und des Amphitheaters in Pola erinnert. Es wird dies die großartige „Centralhalle für Kunſt und Wiſſenſchaft", welche die dankbaren, Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Briten dem Andenken des Begründers der erſten internationalen Gewerbe- und Kunſtausſtellung errichten. Die „Prinz-Albert-Halle", wie ſie auch genannt wird, ſoll auf ihren amphitheatraliſch ſich erhebenden, durch eine Glaskuppel, die von eiſernen Wiederhaltern getragen wird, gegen die Rauhheit des nordiſchen Klimas geſchützten Sitzreihen 16—18,000 Menſchen faſſen und an einer ihrer ſchmaleren Seiten mit einer Bühne für den Lehrſtuhl und die Kunſtdarſtellung abſchließen. Man hofft bereits im J. 1870 den Rieſenbau, der ein mächtiges Förderungsmittel der Volkskultur und der Geiſtesbildung in England zu werden beſtimmt iſt, vollendet zu ſehen. Architekt deſſelben iſt der königliche Ingenieur, Oberſtlieutenant Scott; die Pläne dazu wurden von dem verſtorbenen Capitain Fowkes entworfen.

*) Gavaliki's al Muarrab. Nach der Leydener Handſchrift herausgegeben von Dr. Ed. Sachau. Leipzig, Engelmann, 1867.

**) Jahrgang 1869, Heft II. Berlin, Stilke und van Muyden.

Digitized by Google

Auch die „St. Petersburger Zeitung" hat ſich (in ihrem Blatte vom 1. d. M.) gegen die Schrift von Richard Wagner: „Das Judenthum in der Muſik" in ſehr entſchiedener Weiſe ausgeſprochen. In einem „offenen Brief an Herrn Wagner", unterzeichnet Arthur von Truhard, wird namentlich die Behauptung des Erſteren, daß die Preſſe in Petersburg und Moskau ſeine Compoſitionen unbedingt anerkannt und dadurch eine Ausnahme in der geſammten europäiſchen Preſſe gemacht habe, als wahrheitswidrig bezeichnet. „Sowohl Ihre Compoſitionen", heißt es in dem offenen Briefe, „als Ihre muſikaliſchen Theorieen haben in der ruſſiſchen Kritik die verſchiedenſte Beurtheilung erfahren und gegenüber der Zahl Ihrer enragirten Anhänger läßt ſich eine zehnfache Ihrer Gegner namhaft machen. Noch weniger trifft Ihre Behauptung der unbedingten Anerkennung Seitens des ruſſiſchen Publikums zu, deſſen Geſchmack ſich theils der italiäniſchen, theils der nationalen Muſik zuwendet. Und ſelbſt die Wahrheit Ihrer Behauptung würde, bei dem relativ unbedeutenden Gehalt des muſikaliſch-kritiſchen Theils der ruſſiſchen Preſſe, bei dem Mangel eigentlicher Muſikblätter, ſehr wenig für Sie beweiſen. Sie haben Ihr Tendenzſchreiben an eine der ruſſiſchen Ariſtokratie angehörende Dame gerichtet. Sie haben damit eine Taktloſigkeit und einen ſtrategiſchen Fehler begangen — eine Taktloſigkeit, indem Sie den Namen einer Frau in den Staub eines häßlichen Kampfes hereinzogen, einer Frau, der Sie noch immer, wie Ihnen bekannt iſt, zu großem Dank verpflichtet ſind, im blanken und baarſten Sinne des Wortes — einen ſtrategiſchen Fehler, indem Sie zugleich mit der ariſtokratiſchen Adreſſe auf den thatkräftigſten Theil Ihrer Geſinnungsgenoſſen aufmerkſam machen."

Kurz vor den letzten Weihnachtsfeiertagen ging zuerſt der Kreuzzeitung eine Mittheilung aus St. Petersburg zu, wonach die „Nordiſche Poſt", bis Ende v. J. Organ der ruſſiſchen Regierung, die Nachricht gebracht hatte, daß der baltiſche Adel in einer Adreſſe an den Generalgouverneur in Riga alle Gemeinſchaft mit der ruſſenfeindlichen Preſſe des Auslandes, namentlich auch mit dem Herausgeber der „Livländiſchen Beiträge", W. von Bock, in Abrede ſtellte und überhaupt ſeine loyale Anhänglichkeit an Rußland bezeugte. Nicht lange darauf wurde der vollſtändige Text der Adreſſe in der Voſſiſchen und in der Kölniſchen Zeitung veröffentlicht, woraus zu erſehen war, daß die Vertreter der baltiſchen Ritterſchaften die ruſſenfeindliche ausländiſche Preſſe und die Schriften von Bock's ſehr beſtimmt unterſchieden und den Inhalt der letzteren keineswegs verleugnet hatten, indem ſie ſich auf ihre von Herrn v. Bock gleichfalls nur vertheidigten Landesrechte beriefen. Als dennoch in der National-Zeitung Anfang Januar ſich eine Stimme „Aus Livland" mit einer herben Verurtheilung der Adreſſe vernehmen ließ, weil derſelben nur die entſtellte Darſtellung der „Nordiſchen Poſt" bekannt war, ſchrieb Herr von Bock eine Berichtigung und Widerlegung des Korreſpondenz-Artikels, welche auch in der National-Zeitung willige Aufnahme fand. Der Verfaſſer hielt es jedoch zur Aufhellung der Angelegenheit bei dem deutſchen Publikum für nöthig, den Aufſatz noch beſonders abdrucken zu laſſen, und in dieſer Geſtalt liegt er uns nunmehr vor.*) Wir empfehlen ihn beſonders der „Allgemeinen Zeitung" zur Kenntnißnahme, da ſie noch unlängſt wieder ſich aus St. Petersburg ſchreiben ließ, daß die ſelige „Nordiſche Poſt" nicht verfälſcht habe und daß die ruſſiſche Regierung „niemals an der treuen Ergebenheit ihrer Unterthanen in den Oſtſee-Provinzen gezweifelt hat". Wenn das richtig iſt, ſo möchten wir nur wiſſen, warum ſie dieſe „treuen Unterthanen" deutſcher Zunge durchaus zu Ruſſen machen will? E. K.

*) W. von Bock, die Nordiſche Poſt im Lichte der Kollektiv-Erklärung der Ritterſchaften Livlands, Ehſtlands, Kurlands und Oeſels. Berlin, Stilke und van Muyden.

Aufruf zur Begründung einer Lette-Stiftung.

Der verewigte Präſident Dr. Lette hat den unterzeichneten drei Vereinen von ihrer Gründung an in unermüdlicher Thatkraft und treuer Fürſorge als Leiter und Förderer angehört.

Sein Andenken zu ehren und ſpäteren Geſchlechtern als leuchtendes Vorbild der raſtloſen Arbeit in Linderung menſchlicher Noth, in Förderung des geiſtigen, ſittlichen, körperlichen Wohls der arbeitenden und nothleidenden Klaſſen lebendig zu erhalten, ſind wir in dem Mittelpunkt ſeiner langjährigen Thätigkeit dringend aufgefordert.

In ſeinem eigenen Sinne fordern wir nicht zu einem Denkmal von Stein, ſondern zu einem Denkmal werkthätiger Liebe auf, — zu einem „Lette-Stipendium" für die Zwecke der unterzeichneten Vereine und der deutſchen Peſtalozzi-Stiftung. Wir bitten dafür um recht zahlreiche Beiträge, die kleinſten nicht ausgeſchloſſen.

Berlin, im März 1869.

Der Central-Verein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen.

gez. Gneiſt. Wehrmann. Bernhard Friedheim.

Der Berliner Handwerker-Verein.

gez. Franz Duncker.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts.

gez. Dr. F. v. Holtzendorff. Prof. Kaliſch. Director Lehmann. Banquier Simon. Jenny Hirſch.

Indem der Unterzeichnete ſchließlich bemerkt, daß, nach einem vorläufigen Beſchluſſe des Vereinsausſchuſſes, das Drittel der Letteſtiftung, welches dem Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts zufällt, dem Zwecke gewidmet ſein ſoll:

> „durch darlehnsweiſe Unterſtützung befähigte und bedürftige Mädchen oder Wittwen in den Stand zu ſetzen zur Begründung einer ſelbſtändigen wirthſchaftlichen Exiſtenz",*)

erſucht er, die etwa eingegangenen Beiträge nebſt den Sammelliſten, ſofern dieſelben als geſchloſſen zu erachten, bis zum 1. Juli d. J. an ihn gelangen zu laſſen.

Berlin, den 7. April 1869.

Dr. F. v. Holtzendorff,
21. Königin-Auguſta-Straße.

*) Der verewigte Präſident Lette, der ſelbſt den Wunſch gehegt, eine ſolche Unterſtützungskaſſe begründet zu ſehen, hat dies auch durch Ausſetzung eines Legates von 50 Thalern zu erkennen gegeben. D. R.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 1. Mai 1869. [Nº 18.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Kurz'ſche Ausgabe von Göthe's Werken. 253. — Ein deutſcher Buchhändler im ſiebzehnten Jahrhundert. 254. — Marion, ein deutſches Camelien-Drama. 256.
Böhmen. Der deutſche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Böhmen. 257.
Rußland Rußlands und Preußens Gränzbeziehungen. 258.
Frankreich. Zur antinapoleoniſchen Literatur. Le Drame de Waterloo. 260.
Spanien. Die bisherigen Cortes-Verhandlungen. Neubildung der Parteien. Unſicherheit der Regierung. 261.
England. William Huggins: Ergebniſſe der Spectral-Analyſe. 262.
Finnland. Der Sampo Finnlands und des Lappen Zaubertrommel. 263.
Kleine literariſche Revue. Die Volks- und Schulausgabe von Brehm's „Illuſtrirtem Thierleben". 265. — Nils-Marmier's Entdeckungsreiſe nach dem Ideal. 265. — Prachtausgabe von Balzac's Werken. 266. — Steinſchneider's Hebräiſche Bibliographie. 266.
Literariſcher Sprechſaal. Kongreß der Vereine für Krankheitspflege im Kriege. 266. — Humboldt-Denkmal in Amerika. 267. — Gegen das ökumeniſche Concil. 267. — Luther in Italien. 267. — Patentgeſetzgebung. 267.

Deutſchland und das Ausland.

Die Kurz'ſche Ausgabe von Göthe's Werken.

Unter den neueren Ausgaben, in denen jetzt unſere Claſſiker auch dem größeren Publikum zugängig gemacht werden, verdienen die Arbeiten des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen beſondere Beachtung. So eben iſt von der thätigen Verlagshandlung die Ausgabe der Werke Göthe's von Heinrich Kurz vollendet worden*) die ſich ſowohl wegen ihrer kritiſchen Sichtung als auch wegen der Auswahl des allgemein Brauchbaren, die unter der Hand des kundigen Herausgebers geſchehen iſt, der Beachtung ganz beſonders empfiehlt. Die Grundlage dieſer Ausgabe bildet nämlich zunächſt die von Göthe in den vierzig erſten Bänden geleitete Ausgabe letzter Hand, welche jedoch nicht nur mit ſämmtlichen früheren Geſammtausgaben der Werke, ſondern auch mit den erſten Drucken der einzelnen größeren oder kleineren Schriften verglichen worden iſt. Am Schluß jedes Bandes befindet ſich das Verzeichniß der Lesarten.

Dieſe Ausgabe charakteriſirt ſich namentlich dadurch, daß nicht die ſämmtlichen Werke Göthe's aufgenommen ſind, ſondern alles das ausgeſchieden iſt, was entweder nur Intereſſe für Fachgelehrte hat, alſo die naturwiſſenſchaftlichen Schriften, oder was von untergeordnetem Werthe erſchien.

Die Gedichte umfaſſen zunächſt die ſämmtlichen lyriſchen und epiſchen Dichtungen, wie ſie in den bisherigen Geſammtausgaben der Göthe'ſchen Werke enthalten ſind. Aus der übergroßen Menge von Gelegenheitsgedichten, Zuſchriften und Erinnerungsblättern haben außerdem alle diejenigen Aufnahme gefunden, die ſich wirklich durch poetiſchen Werth auszeichnen oder ſonſt in biographiſcher, hiſtoriſcher oder anderer Beziehung von Intereſſe ſind. Nach Göthe's eigenem Vorgang ſind ferner die in den Schau- und Singſpielen enthaltenen Gedichte zu einer beſonderen Gruppe zuſammengeſtellt oder ſonſt am paſſenden Platze eingereiht, und endlich iſt eine nicht unbedeutende Anzahl ſolcher Gedichte aufgenommen worden, die in älteren und neueren Zeitſchriften, Muſenalmanachen, Briefſammlungen und anderen Werken zerſtreut ſtehen und bisher in keiner Ausgabe der Werke des Dichters zu finden waren.

Die dramatiſchen Werke ſind ſämmtlich aufgenommen worden; nur die Ueberſetzungen (Mahomet und Tankred), ſo wie die zwei ſpäter erſchienenen Bearbeitungen des Götz von Berlichingen wurden ausgeſchloſſen; dagegen iſt aus dem Journal von Tiefurt ein noch unbekanntes Stück, das „Zauberſpiel", mitgetheilt. Die proſaiſchen Ueberſetzungen (Cellini, Rameaus Neffe, Diderots Verſuch) ſind ebenfalls nicht aufgenommen worden, nicht blos, weil ſie keine ſelbſtändigen Arbeiten ſind, ſondern auch weil ſie nur einem kleinen Theil des Publikums Intereſſe gewähren (?).

Die Romane und Novellen erſcheinen dagegen in dieſer Ausgabe vollſtändig, ſo wie auch Alles, was ſich auf des Dichters Leben bezieht; nur die „Tages- und Jahreshefte" glaubte der Herausgeber ausſchließen zu müſſen, „weil ſie unverarbeitetes Material geben". Dagegen haben die Biographieen von Winkelmann und Hackert Aufnahme gefunden. Von den kleineren proſaiſchen Schriften iſt nur eine Auswahl gegeben; es ſind alle Aufſätze über die Kunſt im Allgemeinen, und die wichtigſten über Malerei, Plaſtik, Architektur und Schauſpielkunſt mitgetheilt. Den kritiſchen, literarhiſtoriſchen und äſthetiſchen Arbeiten iſt beſonders die größte Aufmerkſamkeit gewidmet worden; es iſt nicht nur das Wichtigſte aufgenommen, was Göthe über fremde Literatur, ſondern auch namentlich, was er über Volkspoeſie geſchrieben hat, und wovon nur Einiges über deutſche Sprache und Literatur Geſchriebene, weil es weniger wichtig war, ausgelaſſen iſt. Es muß dagegen anerkennend hervorgehoben werden, daß einige intereſſante Kritiken aus Zeitſchriften aufgenommen ſind, die ſich in den Geſammtausgaben nicht befinden, ſo z. B. Göthe's Mittheilungen über Schiller's Wallenſtein, die er nach der erſten Aufführung des Lagers und der Piccolomini auf dem Weimariſchen Hoftheater in die Allgemeine Zeitung einrücken ließ.

Auch von den kleineren proſaiſchen Schriften aus älterer Zeit iſt ebenfalls das Wichtigſte mitgetheilt. Den Beſchluß der Ausgabe machen endlich die vielſeitigen, geiſtvollen, oft genialen Maximen und Reflexionen, ſowie einige ſich an dieſelben anſchließende kleinere Aufſätze.

In kritiſcher Beziehung iſt der Herausgeber bemüht geweſen, den nicht ſelten verderbten Text in ſeiner urſprünglichen und wahren Geſtalt wieder herzuſtellen, und der Umſtand, daß manche der ſpäter erſchienenen Ausgaben dieſe Verbeſſerungen benutzt haben, ſpricht wohl am Beſten für den Erfolg dieſer Bemühungen.

So bietet alſo dieſe Ausgabe des Bibliographiſchen Inſtituts allen Denen, welchen es nicht darum zu thun iſt, eine vollſtändige Ausgabe der ſämmtlichen Schriften Göthe's zu haben, blos der Laune oder der Curioſität halber, eine willkommene Gabe, die beſonders dem größeren Publikum mit Recht empfohlen werden kann.

3.

*) Göthe's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. In zwölf Bänden, mit allen Lesarten. Subſcriptions-Ausgabe in 12 Leinwandbänden à 22½ Sgr. Complet 9 Thlr. Hildburghauſen, Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts, 1869.

Digitized by Google

Ein deutſcher Buchhändler im ſiebzehnten Jahrhundert.

In Venedig gab es ſchon ſeit dem Jahre 1536 Notizie scritte, handſchriftliche Neuigkeiten in fortlaufender Reihe, die ſich dort bis zur franzöſiſchen Revolution erhielten. Dort war auch kurz vor 1600 die erſte regelmäßige Zeitung erſchienen, welche den Namen Gazetta von einer kleinen Münze erhielt, mit der man die einzelnen Nummern bezahlte. Bald darauf kam auch den deutſchen Zeitungen die Regelmäßigkeit. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt am Main durch Egenolf Emmel, Buchhändler und Buchdrucker, die erſte wöchentliche Zeitung ausgegeben, gegen welche 1616 der Reichs-Poſtverwalter Johann van der Brighden ein Konkurrenzblatt: „Politiſche Aviſen", herausgab*). Neben dieſen gedruckten Zeitungen behaupteten jedoch auch die geſchriebenen Neuigkeiten ihre Bedeutung. Buchhändler (ſogenannte Novellanten) beſoldeten Spezial-Korreſpondenten und vervielfältigten die ihnen zugegangenen politiſchen Mittheilungen zum Verkauf an ihre Kunden. Die Kriegsereigniſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts zwangen auch die Entfernteſten zur Parteinahme, und ſo ſehen wir in jener Zeit das Zeitungsweſen in beſonderer Blüte. Ueber den Geſchäftsbetrieb eines ſolchen Novellanten giebt uns ein, einem ſchleſiſchen Privatarchive**) entſtammendes Heft: „Korreſpondenz zwiſchen dem Buchhändler Joniſch und dem Grafen Ernſt von Gellhorn", 1659—1670, ein nicht unintereſſantes Bild.***)

Auszüge aus dieſen Korreſpondenzen mögen hier Platz finden.

Am 15. Juli 1659 ſchreibt J.:

„Ew. Hochgräfl. Gnaden werden Von dem Novellanten Vnterdienſt freundtl. erſuchet Vnd gebethen, die andere halbjährige praenumerirung wegen der Novellen mit 5 Rthlr. abführen zu laßen, hieran werden Ewer Gnaden Befördern, daß ſelbige Novellen Ew. Gn. fleißigſter maßen werden überſendet werden können, vndt demnach dieſes Erſte halbe Jahr nebenſt denen Ordinari Zeitungen Vnterſchiedtl. gedruckte Particular ſchreiben, vnd gedruckte tractaetlein überſandt werden, auch künftig noch ferner überſandt werden ſollen, alß Berichtet der Novellant, daß vffs Jahr Lang vor ſelbige a parte Vier Reichsthal. oder in deren Stadt Putter Fiſche, oder allerhandt Küchel-Speyſe, v. trandt geſandt werden möge, vnd wann der Novellant ſolches gewieß Zuerwarten hat, wirdt hinführo dieſes halbe Jahr fleißigſter Maße mit denen Beylagen nebenſt denen Ordinari Zeitungen Continuation gepflogen werden. Waß die Italiäniſch Couranten anbetrieft, die habe ich ein Viertel Jahr lang Von Wien kommen laßen, ſeindt mich aber dieße wenige Zeit mit dem Poſtgelde vff rthlr. zwanzig ſchl. zuſtehen kommen, weil Ich dann nun alhiero wenig Leuthe bekommen können, die ſolche ins Deutſche hatten transportiren können, hat mir es Schaden, vnd keinen nuzen gebracht, derohalber Ich ſolche wieder cassiret vnd abgeſchrieben ꝛc."

Breßlaw den 15 Juli 1659.

Einem Schreiben vom 12. September 1659 legt Joniſch ein Verzeichniß der vorräthigen Kalender bei:

„Nachfolgende Autores von Kalendern ſind dato auff zukünfftiges Jahr in des Joniſches Kunſt oder Buchladen zu Breßlau, zu Kauffe zu bekommen.

Stephani Fuhrmanns Jahrbuch, oder Kalender in Quarto pro 6 ßgl.
Nicolai Schmiedeß, ſonſt der gelehrte Bahler genannt in Quarto pro 5 ßgl.
Marci Freündeß Zeitt vnd Wunder-kalender, in Quarto pro 5 ßgl.
dito Freündeß Haubt Undt Artzney kalender, in Quarto pro 4 ßgl.
kriegeskalender in Quarto pro 4 ßgl.
dito Freündeß Hiſtorienkalender in 4to pro ßgl.

Herman de Wewe Schreibkalender in 4to	durch Vnd durch pro 3 ßgl.
Abdiae Treües Schreibkalender in 4to	
Martiny Horky Schreibkalender in 4to	
Viti Stieffenbergers Schreibkalender in 4to	
Andreae Goldtmeyers Schreibkalender in 4to	
Dr. Joh. Magiſi Schreibkalender in 4to	
Chriſtofori Neubarthes Schreibkalender in 4to	
Valentini Hantckens nach dem Röm. Missal in 4to	
Eliae Wagners Schreibkalender in 4to	

Auch ſind ſonſten ſchöne gebundne Kalender in Quarto vorhanden, da Werden drey Zuſammen gebunden, bey dem Erſten Vornen iſt bey Jedwedem Monath ein Weißblatt papier Zum Schreiben gehefft. Sind ſehr bequem, Mehr Werden oben beſchriebene Kalender abſonderlich nách begehren eingebunden überſandt, u. auch mit einem Weißen blatt Papier bey jedwedem Monat durchſchoßen, u. in geferbt Papier eingebunden, ſo auch bequem, aber nicht ſo thewer, als die Wo drey beyſammen ſeyn. Nach dieſem ſeindt allerhandt kleine Kalender theils zum Schreiben theils mit Jahrmarckten, hiſtorien, Neu u. alte Zeitt beyſammen, auch Newe Zeitt allein, Wie mans begehren möchte, in sedecimo, item kleine Kalender in 32. Auch ſeindt Zubekommen, kleine Kalenderlein mit Haut zum Schreiben, u. auff notiren bey ſich Zutragen pro 6 Silgl. Item ein andre arth ſolcher Kalender, Wo die Morgen vnd Abendtgebettlein ſambt den 7 Bus-Pſalmen dazugebunden pro 6 Slgl.

An Langen Kalendern an die Wande vndt taffeln zu beſchlagen.

Vnnterſchiedtliche kupffer kalender lang pro 8 Silgl. daß Stücke.

Mehr kleinere kupffer kalender pro 4 Silbgl.

Langetaffeln oder Wandtkalender,

Vntterſchiedtlicher kalender arth v. Sorten, ſo gemein ſind, durch u. durch das Stücke pro 6 Kreützer.

Vnd dann auch vber das ſeind Zubekommen Kalender in 8vo gebunden, Wo auff jedtwedentag ein blaw weiß Papier Zum Schreiben, daß Stücke pro 15 Silgl.

Waß nun von der gleichen Sorten von nöthen ſein möchte, kan gemeldet werden, ſoll mit allem willen nach begehren vmb danckbare Bezahlung geſandt werden."

Am 9. Januar 1660 ſchreibt Joniſch u. A.:

— befleißiget, Ih. Hochgräffl. Gnaden alle einkommende Zeitungen, zu communiciren Vnd zu überſchiecken, ſo auch dieſes Verſtrichen Jahr fleißigſtermaß beſchehen, u. Wann Ih. Hochgräfl. Gnaden bey einem einzigen Menſchen dergleiche Zeitungen Vor ſolch geldt Zeugen Werde, alß ich dieß Vergangne Jahr praestiret, vnd überſandt ſo wiel Ihrer Hochgräffl. Gnaden Zehn Jahr die Zeitungen vmbſonſt geben, vnd darff mir nichts davor gezahlet werden. Ich ſende ſolche Zeitungen Vornehme fürſtl. Graſen, Frey- vnd Edlen Herren mehr außer dem Landt Schleſien, alß in dem landt, Bediene ſie auch alſo, daß ich noch Zur Zeit Von Niemandt Keine Beſchwer gehabt, wegen der Zeitungs

*) Guſtav Freytag, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. 2. Theil. Leipzig, 1860.

**) Vergleiche „Magazin für die Literatur des Auslandes" Nr. 20 pro 1868. Eine Preßordonnanz aus alter Zeit. Mitgetheilt von Robert Schück, wonach ſtrenge Verfolgung der Zeitungsſchreiber verfügt wurde.

***) Dieſer Gottfried Joniſch, Kunſt-, Buchhändler und Novellant, wie er ſich auch nennet Correspondent, hatte ſeinen Laden auf dem Maria-Magdalenen-Platze in Breslau.

Digitized by Google

Zufertigung, alß der HE. ietzo Schreibet, HE. Michel der Haußhalter alhier fodert ia alleweil die Zeitungen cito den Tag, ia faſt die Stunde, Wann Sie Verhand. bey mir ab, ſagt auch alle Zeit, Er habe gelegenheit hinauß, derohalbe weiß Ich nicht, Wie Ich Verſtehen ſoll, daß der HE. Schreibt, Ich müße Newere ſenden, Vergangnen Dinſtag hab Ich die Europaeiſche Particular Zeitungen, vndt die Poſt hamburger Vndt Reichs Zeitungen geſandt, dieſe werden daß Jahr vor 4 Rtl. bezahlt, hernach habe ich HE. Micheln heute früh die Ordinari Vnd Extra Ordinari Leipziger Zeitungen Zugeſtellet, derer ſeindt 5 Stück geweſen, nebſt dieſen 5 Stück habe ich Ihnne gedruckt neben den Zeitungen beygefügt, noch 2 halbe Bog gedruckte Sach, u. auch ein Blat geſchriebenes auß Wien, Vnd habe im Briefe gemeldet, daß die Leipziger Ordinari Vnd Extra Ordinari Poſt Zeitung pro Zehn Rthl. pro Salario auffs Jahr gegeben werde. Vnangeſehen ich nun großen fleiß die Zeithero gethan auch noch Biß dato, ſo muß Ich doch iezo hören, Waß mir nicht gefällig. Die Zeitungen alle Zuſammen ſeindt (Wann alle Woche die Europäiſche Particular Zeitung v. dann die Poſt Hamburger v. Reichs Zeitungen nebenſt der Ordinari Vnd Extra Ordinary Leipziger Poſtzeitungen geſandt werden) in allem pro 14 Rthlr. Vnd alle halbe Jahr zu praenumeriren, Ihr Hochgräfl. Gnaden nehmen nun die Leipziger allein, daß Jahr pro Zehn Rthl., oder die andern pro 4 Rtl. oder nehmen Keine, (vielleicht iſt etwann eine andere Perſchon anzutreffen, die fleißiger iſt, alß Ich Mühſeeliger Nevellant etwan Bin) es gilt mir gleich viel, Wer nicht die Zeitung bey mir in Beſtellung holt, dem darff Ich auch nicht dienen. Ich habe daß Jahr lang Bey dieſer Zeitungsaußfertigung wann Ichs genau nehmen ſoll, nicht an Ihr Hochgräffl. Gnaden Salario Zwey fl. vor meine Mühe, daß andere geht mir alles wiederumb auff die Correſpondenz auff, ia wann mir die Zeitung etwan VmbSonſt Zukämen, u. nichts dafür Zahlen Dürfte, u. allezeit die Jahreß Beſoldung einſtreiche, ſo wehre es wohl gut mach, aber man muß die Sache ponderiren, es geht mir daß Jahr auff Zeitungsweſen nicht 1. 2. ſondern mehr hundert Thaler, die Correſpondenzien mit dem Brieff-Porto ſtehn mich allein daß Jahr über 300 fl. Wo Bleibt noch ſez Vnd Drucker Lohn, alß auch Correctur Vnd Censur der Zeitung, die Ich drucken laße, Ich achte es gar nicht, der HE. mag dieſes Ihr Hochgräffl. Gnaden nach Gelegenheit beybringen, daß ich mich erbiethe (wie Ichs auch gegen jedweden Cavalier thue, dem meine Wenigkeit bedient zu ſein tauglich) Ihr Hochgr. Gnaden fleißigſtermaßen nach Begehren mit den Zeitungen zu gratificiren, Ich Erwarthe nur Resolution, ob Ich mit alle Zeitung Zugleich ſoll Continuiren, ſolß ſein, ſo muß die halb-Jährige Beſoldung mit Sieben Reichsthl. eingeſchickt werden, Soll aber nur die Leipziger Geſandt werden, wirdt nur 5 Rthl. geſandt, Vndt wiel Ihr Hochgräffl. Gnaden Ich allſo dienen, daß mir keine Schuldt ſol beygemeſſen werden. Künfftige Dinſtag Wiel mit dem Europäiſchen particular u. Poſt Hamburger Vndt Reichszeitungen Continuiren, Vndt dan eine Resolution erwarthen, Vermelde auch dabey, daß wann die Zeitungen alle Zugleich Beſtellt werden, daß Ich ſo oft mir waß ſchrieſtwurdiges Zukombt, ſo dem Druck nicht zu vertrawen, Ich Ihr Hochgräffl. Gn. ebenfals damit Verſehen Wolle, Waß mir Von Wien ſchriefftlich Wirdt zukomen, Ingleichen oftmahlß auß Ungarn Vndt Siebenbürgen, ſoll fleißigſtermaßen geſandt werden. Der HE. weiß, es koſt alles geldt, Niemand ſchreibt gern Zehn Zeilen Vmbſonſt, Ich muß alles bezahlen. Erſuche demnach den Herren, Vnd biethe, damit Ich die Verſprochene 4 Rthlr. wegen derer dieß Vergangene Jahr abſonderlich gedruckte Tractaetlein Ueberſendung möge mit eheſter gelegenheit Contentiret werden. Ich weiß wohl, Waß ich dies vergangne Jahr zu ſchaden Kommen, Ich Begehre auff dieſes 1660 Jahr im pauſch nicht Vier Rthl. zu nehmen, ſondern Wer waß Von Newe tractaetlein haben wiel, mag ſolche allezeit Baldt Bezahlen, Ich wiel ſchon alle Zeit neben den Zeitungen, Wann ich waß Newes habe, ein Specification u. Taxam ſenden, Ich werde innerhalb etliche Wochen Viel Newe Sache Bekommen, davon ich dann künfftig meldung thuen werde. Gott ob Vnß alle ꝛc."

Solche Klagen über ſchlechte Geſchäfte ſind in dem vorliegenden Hefte ſehr zahlreich. Dazwiſchen kommen allerhand Bitten um Getraide, Großvögel, Butter, Fiſche u. ſ. w., und gelegentlich Grobheiten. Herr Joniſch hat auch faſt in jedem Briefe an Zahlung ſeiner Forderungen zu erinnern, und thut dies ſogar einmal in folgenden Verſen:

Bresl. Satz.

Wann nicht das Geldt erfolgt, ſo wird man Vnterdeßen,
Inß Künfftige Dann auch der Bedienung bald Vergeßen.
Dann daß mann brauche Geldt, weiß ja ein Jeder wohl,
Drumb Joniſchen ſolches auch geſendet werden ſohl.

Petercio: Gegenſatz.

Der Schluß der iſt gemacht, HE. Joniſch ſol Reichßthaler
Empfang Sieben damit nicht darff der Mahler
Deß Vndancks Conterfey abmahlen mit den Pinſelln
Vnd Joniſch nicht ſo oft. Vmb ſelbiges darff Winſeln.
Echo (Grünſelln).

Das oben angekündigte Verzeichniß der Novitäten im Buchhandel iſt folgendes:

Ein privat ſchreiben, welches ein gutter freundt vom andern inſtändig begehrt hat, worin klärlich remonstrirt wird, daß vermöge der göttl. Natürl. aller Völcker u. d. Civil Rechte, umb der Reiches Constitutionum u. Abſchiede die Röm. kayſerl. kön. Poln. u. Königl. Dennemärckiſche Mayſt. Mayt. Mayt. dann Sr. Churfl. Durchl. zu Brandenbg., Wol u. mehr dann befugt, Ih. Kön. Mayt. zu Schweden u. in Pommern Bremen, auch an allen orthern, Wo dieſelbe anzutreffen, in vnd außerhalb reiches lande u. leute beſitzen, Zubekriegen, Zubeſtraffen u. Zum frieden zu nötigen, damit die arme bedrenckte Chriſtenheit ruhe u. ſicherheit überkomme u. behalte ꝛc. 10 ſilgl.

Beantwortung v. Wiederlegung einer außgeſtreueten Missiven, u. den Einig Einwürffe u. Objectionum Wied. d. neu publicirte Newburgiſche ſchreiben, dabey ein kayſ. Handſchreiben an Chur Maintz woraus zuerſehen, daß Ih. kayſerl. Mayt. an Beforderung derer in Polen u. preußen Zwiſchen Ihr kayſerl. Mayt. dero hohe confoederirten u. Ihr Königl. Mayt. Zu Schweden Fürſeyenden friedens tractaten an Ihro nichts ermangeln laßen, ſondern die Verzögerung derſelben einig nur dem König in Schweden Zuzuſchreiben. Item Warumb Ihro K. M. bewogen in Schwediſch Pommern den Krieg fortzuſetzen ꝛc. 7½ Sgr.

Postillion, oder newumblauſende Nachricht, von Europäiſchen krieges v. andren Welthändeln 3 Sgr.

Weitläufftiger Bericht, durch einen großen Staats Miniſter aus Engellandt in Niederlandt abgefertiget, Worinnen die neue Vnruhe in Londen ꝛc. Item in Was Vor einem zuſtande jetzige Regierung, woraus Zuerſehen, was auf dieſe Vnbeſtändige Nation zu bawen. 1 Sgr.

Erzehlung Von einem glücklichen Fuchſe, der Zwar in Dennemarck geworffen, aber nach Ubergebung Schonen gutt Schwediſch worden 1 ſgr.

Memorial, welches der kayſerl. Reſident im Haage Gf. Friquet

Digitized by Google

den HE. Gen. Staaden vberreicht, erinnernde, daß ſie die ſtat münſter mit assistiren ſollen. 1 Sgr.

Ein kayſ. Handtſchreiben an Chur Sachſen ꝛc. Frieden zwiſchen dem Kayſer u. dem Schweden 1 Sgr.

Zwey merckwürdige Schreiben von einer Niederländiſchen Perſon an Einen Raths Gln. zu Enckhauſen in Hollandt abgehn laßen, in ſich haltende den Zuſtandt der Dinge die zwiſchen Niederlandt v. den praetendirten ſtandt von Englandt Zubehandeln 2 Sgr.

Hrn. Charisy Memorial die Gen. Staaden erinnernde, daß dem Schwediſch: Ambassadeur Cojet Audienz geweigert werden möchte 1 Sgr.

Des kön. Schwed. Extraordinair abgeſandten Cojets Ritters abgelegte proposit. in Verſamlung der hochmög. HE. Staaden im Haage 1 Silgr.

Antwort der hochmögl. HE. Staaden auf die Propos. des HE. Cojetß Sr. Mayt. zu Schweden, ſo er an Ihre hochmögl. gethan 1 Silgr.

Copia des ſchreibenß, welche Se. kön. Mayt. in Frankreich an die verſamlete HE. zu Franckfurt ꝛc. 2 Silgr.

Warners von Grundt Ausführung aus dem Weſtfaliſchen Friedens-Inſtrument, ob der Kayſer oder der kön. in Schweden den deutſchen Frieden gebrochen 2 Sgr.

Proposition der dennemerckiſchen HE. Abgeſandten, den HE. Staaden abgeleget d. 10 Jan. 1660.

Neu vermehrter Postillion oder Prognosticanten Schlüßel darinnen alle dunckle Propheceyungen kalender ꝛc. eröfnet werden 3 ſilgr.

Vor Augen geſteltes Meiſterſtück Momi et Momae oder Jungfer geſell Mann u. Welbes tadler gantz New heraus gegeben.

Allerhandt kupfferſtiche

1, Die Fürſtl. Reſidenzſtadt Stettin in Pommern mit der Fortification 2 ſgr.
2, Die Stadt Damm in Pommern mit der Fortification 2 ſgr.
3, Den Commendanten in Stettin zu Roße 2 Sgr.
4, Den Hern Gen. Duglas zu Roße 2 Sgr.
5, Den großen Fiſch bei Hamburg gefangen 2 Sgr.
6, Von einem Wunderſeltzſamen Vogel, der ſich in Polen vnd anderen orthen ſehen laßen. 2 ſilgr.
7, Die Spaniſche u. Frantzöſiſche Heyrath in Kupfer 2 ſilgr.
8, Die Stadt Coppenhagen mit der Fortific. und einer landſchafftl. inſeln 3 Silgr.

Im Fahl nun dergleichen Sachen beliebigt, kan Mir nur hierumb gemeldet werden, Wil ſolche vmb billiche taxa willig Vberſenden.

In den nächſten Verzeichniſſen über neu erſchienene Bücher ſind beſonders ſolche über Kometen ſehr zahlreich.

Auch Muſikalienhändler und Verleger war Joniſch. Eine Taxa der Muſikal. Sachen lautet:

Musica Romana in folio 20 Silbergr.
Arnoldi Tres Missae in 4to 24 ßgl.
Loewens vnd Kempens Salamiſche Muſen-Luſt in Folio 15 ßgl.
Weberß Sing Vnd Spiel Arien Vnterleget Von Joh. Fried. Zuber 7½ ßgl.

Eine Rechnung über die im 2. Semeſter 1660 vom Grafen Gellhorn entnommenen Bücher zeigt, wie geringen literariſchen Bedarf man damals hatte. Hierbei iſt zu berückſichtigen, daß Graf Ernſt v. Gellhorn einer der reichſten Edelleute Schleſiens war, deſſen wiſſenſchaftliche und politiſche Bildung weit über der ſeiner Zeit- und Standesgenoſſen ſtand*).

„Verzeichniß waß Ihr Reichsgräffl. Gnaden auß meinem Buchladen geſandt worden Vom 1. July biß ultimo December Anno 1660.

Staats Discurs Von einem Soldaten Vnd Schneyder Vom Vmbgekehrten Holländ. Rock in 4to . . .	1 Sgr.
Instrumentum pacis perpetuae Lat. Vnd Deutſch in 4to	10 „
Antwort auf den Vmbgekehrten Holländ. Rock in 4to	1 „
Spaniſche Vnd franzöß. Frieden in 4to	8 „
Pacificatio Septrentionalis in 4to Lateiniſch vnd deutſch	5 „
Abtrit der Jeſuitter Von dem Geiſtl. in daß Weltliche in 1°	5 „
Bericht Wie die Türcken Waradeyn eingenommen	1 „
Veſtung Waradeyn in Cupffer	3 „
Gedruckte Tractaetel Kleine Dinge in 4to	6 „
Kalender auf daß 1660 Jahr in 4to Wahrmundtß Geſchichtskalender in 4to Gebundene Schreibkalender in 4to	1 Thl. 6 „
Newe gedruckte Tractaetel Kleine Dinge in 4to . .	8 „

Die weiteren Correſpondenzen des Joniſch enthalten fortwährend Bitten um Geſchenke an Getraide und andere Cerealien, Klagen über ſchlechte Bezahlung ſeiner Arbeiten u. ſ. w. Er erbittet auch die Erlaubniß, in dem Gräflich Gellhorn'ſchen Hauſe in Breslau während des Marktes ſeine Waaren feilhalten und dort am Oſtermontag Muſikaufführungen veranſtalten zu dürfen. Abſchlägliche Antworten ſind ſtets die Veranlaſſung zu groben Ausfällen über den Undank hoher Herren.

Es wird eine neue Compoſition: „Muſicaliſche New. Außgegangene Taffel erluſtigung" zur Anſicht verlangt, woauf Joniſch mittheilt, daß der Verleger ſpricht, man müße mit den Muſicaliſchen Sachen Behuttſammer Vmbgehen, dann Viele der Muſikanten wehren meiſt alſo geſinnet, daß ſie ſich in der Eil die Beſte Stück abſchrieben, oder Abſetzten, alſo daß der Verläger wenig Exemplaria Verkauffte, es ſeindt Sechszig Stück, daß Stück ſol Ja einen Bromberger werth ſein, Ich nehme nicht 2 Sgl. vnd Sezte oder Schriebe ein ſolch Stücke mit 4 Stimmen ab. Wann Sie nicht des Geldes werth ſein werden, ſo darff man Künfftig Keine Muſicaliſche Sachen Bey mir Kauffen.

Ich habe iezo eine Vollſtändige Taffel Muſic erhandelt, Die Soll Ob Gott wiel Innerhalb Jahresfriſt durch den Druck daß Licht ſehen, wirdt auff ein Sechzig Bogen in folio kommen, dem Authore habe Ich 30 Rthl. pro labore gezahlt, Nebſt 70 Exemplarien und freyer Dedication. Die werden Sich noch zehnmal Beßer, alß die Taffel erluſtigung hören laßen." ꝛc.

Mit Schluß des Jahres 1670 ſcheinen die Beziehungen zwiſchen Graf Gellhorn und dem Buchhändler Joniſch ihr Ende erreicht zu haben. Im Allgemeinen dürften dieſelben charakteriſtiſche Streiflichter auf das Geſchäft des Buchhandels und des Zeitungsverkehres im 17. Jahrhundert werfen.

Robert Schück.

Marion, ein deutſches Camelien-Drama.*)

Hätte ſich nicht der als Schriftſteller rühmlich bekannte Herr Paul Lindau ohne jeglichen Vorbehalt als Verfaſſer des Dramas „Marion" genannt, wir wären verſucht geweſen, daſſelbe für eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen zu halten und hätten bedauert, daß ein neuer Zuwachs der franzöſiſchen Ca-

*) Vergl. Wochenblatt des Johanniter-Ordens der Balley Brandenburg Nr. 16 pro 1865: Ernſt von Gellhorn, ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges, von Robert Schück.

*) Marion, Drama in vier Akten von Paul Lindau; Elberfeld, gedruckt bei Sam. Lucas. (Bühnen-Manuſcript.)

Digitized by Google

melien-Dramen-Literatur wiederum eine ſo bereitwillige Verpflanzung auf deutſchen Boden gefunden. Aber die Arbeit iſt von Hauſe aus deutſch, d. h. ſie iſt von einem deutſchen Schriftſteller in ſeiner Mutterſprache gedacht und gedichtet, und um ſo tiefer beklagen wir es, daß der Verfaſſer ſeine reiche Begabung an ſolche Stoffe verſchwendet, ſie mit deutſcher Gründlichkeit behandelt.

Von den vier Akten des Dramas ſpielt der erſte in einem Salon der Pariſer vornehmen Welt, der zweite im Innern eines vornehmen Pariſer Hauſes, der dritte in einem Salon der Halbwelt, der vierte endlich im Hospital und zwiſchen jedem Akte liegt ein Zeitraum von ein oder mehreren Jahren. Daſſelbe junge Mädchen, die Heldin des Stückes — Marion — das im erſten Akte ſich zwar mit einigen hochtrabenden Redensarten gegen eine ſogenannte Convenienzheirat ſträubt, reicht am Schluſſe deſſelben doch dem ihr von der Mutter vermittelten Gatten ohne ſonderliches Bedenken ihre Hand, langweilt ſich im zweiten Akt ſo ſehr, daß ſie die ihr in die Hände gefallene Veranlaſſung zur Eiferſucht mit einer gewiſſen Begierde ergreift und nichts Eiligeres zu thun hat, als ſich in die Arme eines ſoeben von Reiſen zurückgekehrten Freundes ihres Gatten, für den ſie allerdings ſchon früher Zuneigung gefühlt, zu ſtürzen. Ein Piſtolenduell zwiſchen dem beleidigten Gatten und dem Freunde, in welchem der erſtere erſchoſſen wird, ſchließt den zweiten Akt. Im dritten ſehen wir Marion, durch ihren Fehltritt oder vielmehr durch das durch denſelben erregte Aufſehen aus ihren früheren Kreiſen verbannt, unfähig, die Einſamkeit an der Seite ihres Geliebten zu ertragen, dieſen tyranniſirend in den Salons der demi-monde erſcheinen, es im Spielen, Trinken und Anlocken neuer Verehrer ihren nunmehrigen Gefährtinnen gleich-, wenn nicht zuvorthun, ſo daß dann der vierte Akt, das Hospital, wo ſie an der galoppirenden Schwindſucht ſtirbt, die „Krönung des Gebäudes" iſt. Die ſich um die Heldin gruppirenden, theils der großen, theils der Halbwelt, oder eigentlich beiden angehörenden Perſonen, denn dieſe beiden Geſellſchaften verſchwinden im Drama ſo ineinander, daß man in der That nicht zu ſagen weiß, wo die eine anfängt und die andere aufhört, weiſen weder im Guten, noch im Böſen einen einzigen Charakter auf, allerdings ein Zeichen der Zeit und der Zuſtände, und ſelbſt der Anlauf, welcher genommen iſt, im Dr. Guénard und ſeiner Frau ein heilſames Gegengewicht der noch geſunden bürgerlichen Verhältniſſe gegen die verrotteten Zuſtände der höheren Stände zu zeichnen, iſt doch nur ſchwach und unzulänglich.

Haben wir ſittliche Bedenken gegen die Verpflanzung derartiger Stoffe in unſere deutſche Literatur, ſo wiegen indeß doch noch viel ſchwerer die äſthetiſchen Bedenken, welche wir gegen die dramatiſche Behandlung derſelben hegen. Der Schriftſteller hat gleich dem Arzte nicht nur das Recht, ſondern die Verpflichtung, Schäden aufzudecken, um ſie zu heilen, aber er kann gleich dem Arzte, wenn er ſich dabei in der Wahl der Mittel vergreift, zu einem Giftmiſcher werden. Hält es der Schriftſteller für gerathen, unſerem deutſchen Publikum ein Spiegelbild vorzuhalten, wohin die Geſellſchaft geräth, wenn ſie Luxus und Genußſucht zu oberſten Geſetzgebern macht und die Ehe zu einem Geſchäfts-Contract werden läßt, ſo muß er alle dieſe Verhältniſſe nach ihrem Entſtehen und ihrer fortſchreitenden Bewegung ſchildern und motiviren; dazu gehört aber die epiſche Breite des Romans oder, iſt der Stoff nicht ſo ausgiebig, der Novelle. In einem Drama jedoch, wo wir es immer nur mit dem Gewordenſein, nicht mit dem Werden zu thun haben, erſcheint uns ein ſolcher Verſuch, mag er ſich immerhin an franzöſiſche, in Deutſchland mit Beifall aufgenommene Vorbilder anreihen, verwerflich vom ſittlichen, noch weit mehr aber vom äſthetiſchen Standpunkte. Dieſe ganze Handlung, die eigentlich keine iſt, gehört nicht auf die Bühne; dieſe Hospitals- und Schwindſuchts-Scenen ſind widrig und unäſthetiſch; das Drama Marion iſt mit Einem Worte kein Drama, ſondern eine dramatiſirte Biographie, der weſentliche Verbindungsglieder fehlen.

Einem deutſchen Dichter der Gegenwart winken wahrlich andere und würdigere Aufgaben, und wir halten Paul Lindau nicht nur für einen Berufenen, ſondern auch für einen Auserwählten, glauben deshalb aber mit unſerem Befremden um ſo weniger zurückhalten zu dürfen, denn nur mit der Mittelmäßigkeit geht man nie ſtreng in's Gericht. J. H.

Böhmen.

Der deutſche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Böhmen.

Der von unſerm Prager Korreſpondenten (Nr. 17 des „Magazin") erwähnte neue deutſche Kulturverein in Prag hat folgenden, auch im übrigen Deutſchland Beherzigung verdienenden Aufruf „an das deutſche Volk in Böhmen" erlaſſen:

„Wir ſind heute einem Ziele nahe, nach welchem die Völker Jahrhunderte lang gerungen, — doch ausgerungen iſt der Kampf noch nicht. Mächtige Gewalten der vergangenen Zeit ſtemmen ſich mit Wort und That gegen das Werk der Freiheit und Gerechtigkeit. Die einzig ſichere Gewähr des Sieges iſt ein beſonnenes, gebildetes Volk. Nicht die glühendſte Begeiſterung, nicht die Heftigkeit des Willens allein kann uns zum Ziele führen. Den Sieg erwarten wir von der verſtändnißvollen, zäh ausdauernden Arbeit unſeres deutſchen Volkes. Das iſt das Feld, das Feld der Arbeit, auf dem unſere Nation unter den Völkern die Palme ſich errungen. Die Bildung des Volkes aber iſt die beſte Arbeit für die Freiheit. Was die Vergangenheit verabſäumt, ſoll die Gegenwart wieder gut machen, damit alle Künſte der Verführung zu Schanden werden an dem Verſtändniſſe des Volkes. Eine erfreuliche Sehnſucht nach Erkenntniß und Wiſſen beginnt in ihm zu erwachen; wir müſſen ſie nähren und befriedigen, — befriedigen mit der Koſt, die Männer bildet. Vorbei an ſumpfigen Gewäſſern der Beſchränkung aller Art müſſen wir es an den großen, lebendigen Born führen, den deutſcher Fleiß dem Felſen entlockt.

„Solche Gedanken waren es, die eine Anzahl deutſcher Männer veranlaßt haben, einen deutſchen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe zu gründen. Derſelbe iſt beſtimmt, wahrhaft gemeinnützige Kenntniſſe zu verbreiten, vor Allem ſolche, die dazu dienen, die Wohlfahrt des Volkes zu befördern, die kleine Ackerwirthſchaft, das kleine Gewerbe und den Arbeiterſtand in mannigfacher Weiſe anzuregen und zu heben und das geſammte Volk zum Bewußtſein ſeiner Rechte und Freiheiten, ſeiner Bedürfniſſe und Ziele zu leiten.

„Nachdem der Verein ſich in der am 14. März d. J. abgehaltenen Hauptverſammlung conſtituirt hat, hält es der unterzeichnete Ausſchuß für ſeine erſte Pflicht, das deutſche Volk in Böhmen zur Unterſtützung und Förderung dieſes Vereins aufzufordern.

Digitized by Google

„Mögen unſere deutſchen Stammesgenoſſen durch ihren Beitritt zu dem Vereine ſich verpflichten, ihr Scherflein beizutragen, daß es ermöglicht werde, für das Volk Bibliotheken zu gründen, ſie mit wohlgewählten Büchern zu füllen, auf Werke, die geeignet ſind, durch Belehrung die Wohlfahrt und die Sittlichkeit des Volkes zu fördern, aufmerkſam zu machen, die Herausgabe ſolcher Werke anzuregen und ſie zu verbreiten, kurz, daß der Gedanke zur That werde, durch Vorträge und Bücher, durch Wort und Schrift unſer Volk zu bilden und es auf jene Stufe der Cultur zu bringen, die ihm neben materiellem Wohle auch einen ſittlichen Halt gewähren wird. Wenn das deutſche Volk in Böhmen uns dieſes Ziel erreichen hilft, dann wird der Sieg der Freiheit über geiſtige Knechtung, der Humanität über Wahn und Vorurtheil nicht mehr zweifelhaft ſein.

„Soll aber der Verein ſeiner hohen Aufgabe gerecht werden, ſo bedarf er allſeitiger Unterſtützung und Förderung. Deshalb richten wir an alle Stammesgenoſſen, vom Erſten bis zum Letzten, an Einzelne wie an Vereine, Corporationen und Gemeinden, die vertrauensvolle Bitte, dem Vereine als Mitglieder beitreten zu wollen, und erſuchen alle Volksfreunde und insbeſondere Die, welche ſchon jetzt für die Volksbildung arbeiten: die Lehrer, die Preſſe, die politiſchen, die Arbeiter- und Bildungsvereine, in ihren Kreiſen durch Anwerbung von Mitgliedern für den Verein zu wirken.

„Prag, den 24. März 1869.
Der Ausſchuß des „deutſchen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe".
Richard Ritter v. Dotzauer, Obmann. — Dr. Joſeph Holzamer, Schriftführer."

Rußland.

Rußlands und Preußens Gränzbeziehungen.

Während im Krimkriege das ruſſiſche Reich von den engliſchen, ja auch von franzöſiſchen und deutſchen Blättern gewöhnlich als ein „Sklavenſtaat" bezeichnet und mit Dahomey oder Timbuctu auf Eine Stufe geſtellt wurde, rechnet jetzt, nach drei Luſtren, Jedermann, der die dortigen Dinge vorurtheilsfrei zu beobachten Gelegenheit hatte, Rußland zu denjenigen Ländern, deren Regierung ſich von populären Einflüſſen leiten läßt, wie ſie abwechſelnd aus der Gedankenrichtung der Regierten aufſteigen. Thatſachen, die zu ſolcher Auffaſſung berechtigen, ſind namentlich die Zurückſetzungen, welche der deutſchen Kultur begegnen.

Eben wird berichtet, daß die Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften, deren offizielle Sprache bisher das Deutſche war, beſchloſſen habe, keinen Kalender mehr zu veröffentlichen. Dies iſt um ſo mehr zu bedauern, als die beiden letzten Jahrgänge dieſes in Schmitzdorff's Verlage erſchienenen Akademie-Kalenders*) eine Fülle intereſſanter Arbeiten über Rußlands Zuſtände enthalten und ihre Lectüre einem Jeden angerathen werden kann, der ſich für Rußlands Zuſtände intereſſirt.

Von Intereſſe für die Leſer dieſes Blattes dürfte namentlich ſein, was in den „Nachweiſen über den auswärtigen Handelsverkehr des ruſſiſchen Reiches", welche im kaiſerlichen Zoll-Departement zuſammengeſtellt ſind, an Worten und Zahlen in Betreff der Handelsbeziehungen Rußlands zu Preußen geſagt wird. Preußen aber iſt nach Rußlands offiziellem Sprachgebrauch die Bezeichnung jenes territorialen Verbandes, welcher ſich ſelbſt den deutſchen Zollverein nennt.

Wir bemerken vorher, daß der Geſammtwerth der ruſſiſchen Ausfuhr nach einem feſten Preiscourant taxirt wird, der, wie die mit den reſpectiven Aufnahmen betrauten Beamten angeben, von den wirklichen Preiſen aller Hauptgegenſtände der Ausfuhr bedeutend abweicht und deshalb weder zur Taxirung des wirklichen Geſammtwerthes der Ausfuhr noch zur Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Ausfuhr und Einfuhr maßgebend iſt. Auch bei Aufzählung der Einfuhr dürften die Preiſe kaum nach einem zuverläſſigen Durchſchnittswerthe normirt ſein. Nur mit dieſem ſehr einſchränkenden Vorbehalt iſt die vom Zolldepartement aufgeſtellte Handelsbilanz des ruſſiſchen Reiches zu betrachten.

Vergleichen wir in den beiden Staatskalendern die einzelnen Poſten der Bilanz ſeit dem Jahre 1861—1867, ſo fällt ganz beſonders der Umſtand in die Augen, daß ſeit dem Jahre 1865 die Haupteinfuhr nach Rußland aus Preußen kommt, während die Ausfuhr Rußlands nach Preußen in ſtationärer Weiſe verhältnißmäßig klein bleibt.

Bis in dieſes Jahrzehnd hinein, wie ſchon ſeit Jahrhunderten, hatte Großbritannien, welches über die Hälfte des ruſſiſchen Exports bezog, auch den größten Theil der ruſſiſchen Einfuhr geliefert; und ſo führte es 1861 (in legaler Weiſe) für 47 Mill. Rubel nach Rußland ein und für 76 Mill. Rubel aus.

Aber während ſich die Verhältniſſe Englands zu dem großen Oſtreiche im J. 1865 auf 48 Mill. Einfuhr und 98 Mill. Ausfuhr ſtellten, lieferte Preußen, das 1861 erſt 26 Mill. Einfuhr und 19 Mill. Ausfuhr für Rußland repräſentirte, im J. 1865 bereits über 50 Mill. Rubel Einfuhr, während es an ruſſiſcher Ausfuhr nur 27 Mill. Rubel bezog.

Fabrikwaaren und namentlich Gewebe aller Art ſind es, welche den Haupttheil der preußiſchen Einfuhr nach Rußland bilden. Freilich liegt es auf der Hand, daß Preußen für die meiſten dieſer Gegenſtände nicht Entſtehungsort iſt, ſondern nur das nothwendige Durchgangsland bildet. Da Herr von Thörner, der Vicedirector des ruſſiſchen Zolldepartements, die Kaufkraft und die Kaufluſt ſeiner Nation für dieſe Gegenſtände nicht läugnen kann und den Umſtand nicht ändern wird, daß die Oſtſee einen großen Theil des Jahres nicht ſchiffbar iſt und deshalb einen directen Bezug der betreffenden Artikel aus Frankreich und England nach Rußland (ganz abgeſehen von ſeinen Vortheilen oder von ſeinen Nachtheilen) nicht zuläßt: ſo liefern die Worte, mit welchen er auf die von uns hervorgehobenen Data der officiellen Tabellen hinweiſt, eben keinen Beweis von einer unparteiiſchen Anſchauung.

„Dem Aufſchwung der Eiſenbahnverbindungen und der Einwirkung unſeres differentiellen Zolltarifs iſt es zuzuſchreiben, daß Preußen den Tranſithandel mit allen engliſchen und franzöſiſchen Waaren an ſich zieht. So zum Beiſpiel ſendet uns Frankreich gegenwärtig auf directem Wege Seidenwaaren im Durchſchnittswerth von nur 200,000 Rubel. In ſolcher Weiſe wird der directe Handelsverkehr Rußlands mit denjenigen Ländern, welche mehr als 60 pCt. von unſerer geſammten Ausfuhr in Anſpruch nehmen, beſtändig heruntergedrückt, um von einem Staate abſorbirt zu werden, der, obgleich unſer Nachbar,

*) St. Petersburger Kalender für 1868. Desgleichen für 1869. Die wiſſenſchaftlichen Theile ſind in beſonderen Abzügen bei Schmitzdorff erſchienen als: „Statiſtiſche Mittheilungen aus Rußland".

Digitized by Google

dennoch nicht über 14 pCt. ruſſiſcher Exportwaaren für ſeinen eigenen Bedarf bezieht.“

Aus der Feder eines der erſten ruſſiſchen Finanzbeamten bilden dieſe Worte, officiell, wie ſie gegeben ſind, einen eigenthümlichen Commentar zur entente cordiale, welche man als zwiſchen Preußen und Rußland beſtehend annimmt.

Glücklicherweiſe hat eine ſolche, den Geiſt Cromwell'ſcher Navigations-Akten athmende Velleität den Vollzug des wirthſchaftlichen Geſetzes nicht aufhalten können, kraft deſſen den preußiſchen Communications-Anſtalten ein beſcheidener Transportgewinn für die Spedition der weſtländiſchen Fabrikate zufällt, welche zur Deckung des ſich immer mehr ſteigernden ruſſiſchen Bedarfs nach Fremdwaaren dienen.

In den Jahren 1866 und 1867 hat, wie der letzterſchienene Kalender beſagt, der Vorſprung preußiſcher Einfuhr über die engliſche ſich ganz bedeutend vergrößert.

1866 führte Preußen für 69 Mill. Rubel nach Rußland ein, England nur für 59 Mill.; dagegen führte Preußen aus Rußland für 28 Mill., England für 101 Mill. aus. 1867 war Preußens Einfuhr auf 92 Mill., Englands auf 75 Mill. geſtiegen; die Ausfuhr Preußens aber betrug wiederum nur 30 Millionen gegenüber den 107 Mill., welche England nahm.

An dem Totalwerth der ruſſiſchen Einfuhr in jenen beiden Jahren zuſammengenommen, welche ſich auf 400 Mill. Rubel beziffern würde, participirt Preußen alſo an erſter Stelle mit 37 pCt., Großbritannien mit 31 pCt., Frankreich mit 6 pCt., Oeſterreich mit 5 pCt.

An der ruſſiſchen Ausfuhr, welche der Totaleinfuhr gegenüber einen geringeren Werth bei genauer Addition ergiebt, nimmt Großbritannien mit 52 pCt., Preußen mit 15 pCt., Frankreich mit 9 pCt., Oeſterreich mit 5 pCt. Theil.

Jedermann erſieht aus dieſen Zahlen, daß der Schwerpunkt der ruſſiſchen Handels- und Finanzpolitik, welche der Ausfuhr, gewiß mit voller Zweckmäßigkeit, totale Freiheit läßt und, nicht ebenſo zweckmäßig, ſich nur einer Reglementirung und Belaſtung der Einfuhr zuwendet, ſchon jetzt in die Beobachtung des preußiſch-ruſſiſchen Gränzverkehrs fällt. In Zukunft wird dies noch weit ſtärker der Fall ſein; mehrere im Bau begriffene Eiſenbahnen kürzen die Wege von Paris, Calais und Oſtende nach der ruſſiſchen Gränze faſt bis zu geraden Linien ab und machen, zumal wenn die Tarife der deutſchen Eiſenbahnen, wie in Ausſicht ſteht, ſich auf ein gemeinſames Niveau erniedrigen, den Landtransport für alle engliſch-franzöſiſchen Waaren, die in Rußland gekauft werden, immer vortheilhafter. Seetransport iſt für jene Gegenſtände, bei welchen Werth und Gewicht in umgekehrtem Verhältniß zu ſtehen pflegen und welche als Modeſachen auf raſches Kaufen berechnet ſind, ſeiner Unſicherheit und ſeiner Langwierigkeit halber auch in der Jahreszeit, in welcher er nach Rußland hin möglich iſt, heut ſchon ſehr ungewöhnlich; und zwei Drittel der in den baltiſchen Häfen Rußlands einlaufenden Fahrzeuge kommen ausſchließlich mit Ballaſt befrachtet.

So würde es nun im entſchiedenen Vortheil Rußlands liegen, gründliche Reformen in ſeinem Zollweſen längs der preußiſchen Gränze eintreten zu laſſen, über welche es im laufenden Jahre ſchon auf den amtlich conſtatirten Wegen mehr als die Hälfte des Geſammtwerthes ſeiner Einfuhr beziehen wird.

Gerade hier entzieht der an den Küſtenzollplätzen nicht ſo leichte legale und illegale Schmuggel den ruſſiſchen Finanzen nachgewieſenermaßen jährlich eine größere Summe, als die iſt, welche durch Zölle einkommt.

Das beſte Mittel, den preußiſch-ruſſiſchen Gränzverkehr von der Bahn der Defraude abzulenken, die, wie viele deutſche, nach Rußland importirende Kaufleute uns beſtätigen, gewöhnlich als der natürliche Weg gilt, wäre freilich eine allgemeine Erniedrigung des Tarifs. Doch können wir auf dieſe Frage, in welcher ſeltſamer Weiſe Rußlands bisherige Politik neuerdings Vertheidiger an deutſchen Schriftſtellern findet*), hier nicht näher eingehen.

Daß die ruſſiſchen Zolleinnahmen durch Herabſetzung der Zölle gewinnen müſſen, iſt ja jedem denkenden Ruſſen klar. Aber man will dieſen finanziellen Vortheil nicht durch einen volkswirthſchaftlichen Nachtheil erkaufen.

Nun, wir denken demnächſt ausführlich auf Grund eigener Beobachtungen zu erweiſen, daß auch der neue Tarif von 1867, ſo ſehr er in einigen Poſitionen gemäßigt erſcheint, wenn man ihn mit den früheren Taxen und Einfuhrverboten vergleicht, viele Beſtimmungen enthält, die den ruſſiſchen Volkswohlſtand nicht nur nicht fördern, ſondern ihn ſogar weſentlich aufhalten. (Der hohe Zoll auf billige Gewebegattungen, in welchen die ruſſiſche Induſtrie längſt keine Concurrenz mehr zu fürchten hat; die neue Abgabe von landwirthſchaftlichen Maſchinen u. ſ. w.)

Der größere deutſche Händler, welcher jetzt den Transport nach Rußland in Händen hat, würde durch Ermäßigung des Zolles verlieren, inſofern alsdann viele kleinere deutſche Kaufleute in dem Handel nach Rußland mitwerbend auftreten würden. Jeder aus dieſem Stande wird, wenn er Rußlands Productiv- und Conſumtivkräfte kennt, unter vier Augen uns verſichern, daß er gegenwärtig nach dem Willen der ruſſiſchen Regierung ſich auf Koſten des ruſſiſchen Nationalwohls für den hohen Koſtenpreis der von ihm eingeführten Waaren ſchadlos halte.

Wenn dennoch gerade Importeure nach Rußland ſich über die gegenwärtige Art des Gränzverkehrs beklagen, ſo thun ſie es im Grunde genommen und eingeſtandenermaßen nicht wegen des Tarifs, ſondern wegen der Zollabfertigung.

Das Abfertigungs-Reglement von 1865, ſo wohlthätig es gemeint war, vertheuert nicht nur die Transportkoſten und Lagerſpeſen in ungemeſſener Weiſe, ſondern läßt der Willkür einzelner Beamten den weiteſten Spielraum und macht das „Lapowe“ (Handgeld an den Beamten), welches früher ſeine gewohnheitsrechtlichen Normen hatte, im Durchſchnitt gerade nicht viel höher, aber weit unregelmäßiger.

Und nicht über die Größe dieſes Tributs beklagt ſich weſentlich der deutſche Händler, ſondern über deſſen Unberechenbarkeit.

Gerade volkswirthſchaftlich bietet das jetzige Abfertigungs-Syſtem mit ſeinen dreifach verſchiedenen Zollämtern den Ruſſen ſelber am meiſten Nachtheil. Denn je unbeſtimmter die Verluſte ſind, welche dem deutſchen Händler an der Gränze durch ruſſiſche Individuen erwachſen, deſto höher muß er ſich jenſeits der Gränze den an der ruſſiſchen Geſammtheit zu machenden Gewinn bedingen.

So bezeichnet denn der unvermeidlich und beſtändig wachſende Verkehr zwiſchen Preußen und Rußland für den deutſchen Handel, der dabei immer gedeckt iſt, ebenſo wie für die deutſchen Communications-Anſtalten einen entſchiedenen, wenn auch nicht gewaltigen Vortheil; und großen, wenn auch nicht regelmäßig beſtimmten Nutzen ziehen von ihm die ruſſiſchen Zollbeamten; einen ſicheren und bedeutenden Nachtheil aber erleiden durch

*) Deutſche Vierteljahrsſchrift 1869, II. Quartal.

Digitized by Google

das gegenwärtige Syſtem die ruſſiſche Regierung und das ruſſiſche Volk.

Der Verkehr wächſt, Dank den friſchen, unerſchöpften Kräften der ruſſiſchen Natur; aber die ruſſiſche Nation verliert bei Vermehrung dieſes Verkehrs eine weit bedeutendere Quote als nothwendig wäre. Das Verhältniß iſt im Durchſchnitt jetzt folgendes:

Die Fracht bis zur ruſſiſchen Gränze für einen Gegenſtand von 100 Thlr. (Fabrikpreis in England oder Frankreich, zu welchem ihn der deutſche Händler kauft) mag ſich mit Lagerſpeſen u. ſ. w. im Großhandel auf 15 Thlr. ſtellen, der Zoll beträgt 35 Thlr. Abfertigungskoſten (Zeitverluſt, Plackerei und „Lapowe“ gemeinſam auf Geld reducirt) 25 Thlr. Dieſe 35 und und 25 Thlr. zuſammen können ſich nun durch legalen oder illegalen Schmuggel um eine Kleinigkeit billiger ſtellen, was bei vielen Gränzgeſchäften aber ſchon immer eine beträchtliche Quote ausmacht, wobei aber nur die ruſſiſche Regierung verliert. Jedenfalls aber beträgt der Koſtenpreis des zu 100 Thlr. eingekauften Gegenſtandes jenſeits der Gränze ungefähr 100 + 15 + 35 + 25 = 175, und unſer Händler iſt ſehr genügſam, wenn er für ſich als Verdienſt, d. h. als Arbeitslohn und Capitalprofit, 25 Thlr. rechnet, ſo daß er einen Gegenſtand, den er bei mäßigem Zoll und umſtandloſer Gränzabfertigung etwa um 160 Thlr. gleich jenſeits der Gränze losſchlagen könnte, um 200 Thlr. als Minimalpreis verkauft.

Dieſer ſelbe Koſtenaufſchlag von 160 zu 200, d. h. 20 pCt., iſt die mindeſte Vertheuerung, welche ſtattfindet, wenn ein ruſſiſcher Unterthan dieſſeits der ſchwarzweißen Pfähle den Gegenſtand gekauft hat; bei der Abfertigung wie beim Schmuggel läßt ſich der deutſche Händler doch meiſt durch Commiſſionäre vertreten, welche ruſſiſche Unterthanen ſind. Dieſen als ein gewiß ſehr geringes Durchſchnittsmaß anzuſehenden Aufſchlag von 20 pCt. über den durch die Billigkeit gebotenen Preis aller Einfuhrwaaren trägt nun lediglich — das ruſſiſche Volk.

Lebte Benjamin Franklin heute, wahrlich er würde von den Ruſſen ſagen: „Sie geben zu viel für ihre Pfeife“.

Dr. H.

Frankreich.

Zur antinapoleoniſchen Literatur.

Le Drame de Waterloo.*)

Der Cultus, den man noch bis in die vierziger Jahre dieſes Jahrhunderts dem Andenken Napoleon's I. widmete, iſt in Frankreich ſelbſt allmählich in das Gegentheil umgeſchlagen. Es iſt dies ein ganz naturgemäßer Vorgang. Wenn man bedenkt, daß die Erſcheinung des Kaiſers, ſo glanzvoll ſie auch immer auftreten mochte, doch des Hintergrundes, einer wahrhaft großen einer ſittlichen Idee entbehrte, die allein im Stande iſt, uns mit den Thaten eines Eroberers auszuſöhnen, ſo möchte man vielmehr erſtaunen, daß nicht nur die Zeitgenoſſen, ſondern faſt eine ganze darauf folgende Generation ſich von dem Glanz der ephemeren Größe blenden und verblenden ließen. Sagte doch ſchon ſein eigener Bruder Lucian von Napoleon I.: qu'il avait toujours une conduite réglée sur sa politique et une politique fondée sur l'égoïsme — Worte, die man auf wirklich große Charaktere, wie den großen Kurfürſten von Brandenburg oder Waſhington, nicht anwenden könnte.

Während früher nur vereinzelte Stimmen es wagten, dieſe Wahrheiten auszuſprechen (z. B. Lamartine, der von Napoleon I. ſagte: il est grand par l'action, petit par l'idée, nul par la vertu), hat jetzt ein vollkommen ſyſtematiſches Verfahren in Frankreich ſich Bahn gebrochen, um auch den letzten Reſt des Nimbus zu zerſtören, der etwa in den Augen Mancher um die Kaiſer-Erſcheinung ſchweben möchte.

Allen andern Werken voran in der Unerbittlichkeit, ja dem Ingrimm der Behandlungsweiſe ſteht das Werk von Lanfrey, deſſen dritter Band in Nr. 13 dieſer Blätter angezeigt wurde. Auch die vielgeleſenen, gegen die Eitelkeit und Nichtigkeit der Kriegsglorie gerichteten Romane von Erkmann-Chatrian gehören zu dieſer Kategorie. Wenn man bedenkt, wie viel Selbſtverleugnung für ein franzöſiſches Herz dazu gehören mag ſich dieſem Geſchäft der Deglorifirung zu unterziehen, ſo wird man der im Dienſte der Wahrheit unternommenen Arbeit ſeine Achtung nicht verſagen können.

In dieſem Sinne iſt auch das vorliegende Werk verfaßt. Beſeelt von einem tiefen und ſtarken Zuge, die Wahrheit um jeden Preis zu ermitteln, unternimmt es der Verfaſſer, nachzuweiſen und mit unwiderleglichen Dokumenten darzuthun, daß der Verluſt der Schlacht von Waterloo, der ſo entſcheidend für die ferneren Schickſale Frankreichs wurde, nächſt der ausgezeichneten Tapferkeit der verbündeten Truppen, der er alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, hauptſächlich einigen großen, ja faſt unbegreiflichen Fehlern Napoleon's zuzuſchreiben iſt. Von den nachfolgenden Geſchichtſchreibern ſind darum dieſe Fehler bisher nicht erkannt und gewürdigt worden, weil Napoleon in ſeinen Mémoires de St. Hélène ängſtlich bemüht war, durch eine bewußt falſche Darſtellung der Ereigniſſe dieſelben zu verhüllen. Hier anzuführen, worin dieſe Fehler beſtanden, würde den Raum überſchreiten; angeſichts der zahlreichen mitgetheilten glaubwürdigen Zeugniſſe aber fühlt man die Wahrheit dieſer Auffaſſung und begreift nicht, daß Männer wie Thiers nicht die Widerſprüche in den Mémoires de St. Hélène ſelbſt herausgefühlt, ſondern dieſe auf guten Glauben als Wahrheit hingenommen haben.

Der Verfaſſer läßt die Ereigniſſe der Tage und Nächte, die der Schlacht unmittelbar vorangingen, Stunde für Stunde, ja man kann ſagen, Minute für Minute an unſerm geiſtigen Auge vorüberziehen, und wir erſehen daraus, daß Napoleon, theils um ſeine Garden bis zuletzt aufzuſparen, wie er dies von früheren Schlachten her gewohnt geweſen, theils aus einer großen phyſiſchen und moraliſchen Erſchlaffung (affaissement), die ſich ſeiner gerade in dem entſcheidenden Augenblicke bemächtigte, ſich alle ſchon errungenen Vortheile entgehen ließ. Die körperliche Ermüdung des Kaiſers ohne vorhergehende beſondere Anſtrengung war ſo groß, daß er, der ſonſt ſeinen Schlaf ganz in ſeiner Gewalt hatte, mitten im größten Geräuſch, umringt von kommenden und fragenden Boten, auf einem hölzernen Stuhle ſitzend, ſtundenlang in Schlaf verfiel.

Ein fernerer verhängnißvoller Mißgriff iſt, nach des Verfaſſers Anſicht, die Wahl der Generale Soult, Mortier und Ney, die alle drei ſich erſt ganz kürzlich von der Sache der Bourbonen losgeſagt hatten. Der Rechtfertigung des Marſchalls

*) Grande restitution historique. Rectifications, Justifications, Réfutations, Souvenirs, Eclaircissements, Rapprochements, Enseignements, Faits inédits et Jugements nouveaux sur la campagne de 1815 par l'auteur de la grande Epopée de l'an II (Piérart). Paris, au bureau de la Revue spiritualiste, 1868.

Digitized by Google

Ney jedoch gegen die wider ihn erhobenen Beſchuldigungen iſt ein großer Theil der Schrift gewidmet.

Mit demſelben Eifer, der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, von dem der Verfaſſer bei dieſer Rechtfertigung geleitet wird, verfährt er auch, indem er die Leiſtungen der Verbündeten und beſonders die der preußiſchen Armeen würdigt. Man leſe beſonders, was er S. 426 darüber ſagt und wie richtig er den Unterſchied beurtheilt, der zwiſchen den Truppen von Jena und denen von Waterloo beſtand, dort bloße Automaten, hier geſchulte und gebildete Menſchen, getragen und begeiſtert von einer Idee. Er warnt vor Unterſchätzung der preußiſchen Heereskräfte.

In einem ergreifenden Nachwort ſchildert Piérart mit beredten Worten die Greuel, die der Krieg im Gefolge hat, die Unterdrückung jedes Aufſchwunges, ja jeder freieren Entwicklung; — dennoch hält er einen Krieg, und zwar einen Krieg mit Preußen, für „imminente", „weil eben nur in den Wellen des Rheines der Roſt abgewaſchen werden könne, der jetzt auf den franzöſiſchen Waffen haftet!!!"

Bei aller Anerkennung, die wir der ſo klar und überzeugend geſchriebenen Arbeit nicht verſagen können, erfüllt uns doch Erſtaunen über dieſen Grad nationaler Beſchränktheit, der den Freiheitstheorien des, wie man durchfühlt, republikaniſch geſinnten Verfaſſers vollſtändig widerſpricht. M. St.

Spanien.

Die bisherigen Cortes-Verhandlungen.*)

Neubildung der Parteien. — Unſicherheit der Regierung.

Schon zwei Monate ſind die konſtituirenden Cortes verſammelt und haben viele ſchön klingende Reden gehalten, aber von großer, tiefgehender Bedeutung ſind dieſelben nicht geweſen. Die Parteien haben die Gelegenheit möglichſt benutzt, ihre oratoriſchen Talente zu entfalten und einander den Standpunkt klar zu machen; es hat nicht an heftigen Invectiven, intereſſanten Debatten und Zwiſchenfällen gefehlt; von der einen Seite haben die Republikaner, die trotz ihrer Minorität bis zum Uebermaß ſelbſtgewiß und von der öffentlichen Meinung getragen, wie ſie nicht ganz unrichtig meinen, in die Schranken getreten ſind, alle berechtigten und ſonſt erdenkbaren Beſchuldigungen wiederholt gegen die Majorität, insbeſondere die proviſoriſche Regierung, jetzt exekutive Gewalt genannt, vorgebracht: ſie ſei auf halbem Wege ſtehen geblieben oder gar nicht beſſer, ja ſchlimmer als die früheren Regierungen, halte mit den dringlichſten Reformen zurück, verlaſſe das revolutionäre Programm, greife andererſeits der Entſcheidung der Cortes vor u. ſ. w. Andererſeits werfen die Miniſter und Monarchiker Jenen vor — und das wiederum theils richtig, theils übertrieben und falſch — Attentate gegen die Ordnung gemacht zu haben und vorzubereiten, Unfügſamkeit gegen den nach allgemeinem Stimmrecht kundgegebenen Willen der Nation, Conſpiration oder unwiſſentliches Zuſammenarbeiten mit der Reaction, ſozialiſtiſche Tendenzen und Phantaſtereien an Stelle klaren Nachdenkens und Aehnliches mehr; beide beſchuldigen ſich der Unnachgiebigkeit und des Verrathes an den großen Aufgaben der Revolution, beide ergreifen kleinliche Gelegenheiten, um ihrer gereizten Stimmung Luft zu machen; und wenn dies bei den Deputirten verzeihlich iſt, ſo iſt es weniger bei den Miniſtern, die zum Theil ſich wenig auf die Höhe ihrer Stellung in Wort und That zu erheben vermocht haben.

Allmählich ſind die Geiſter etwas ruhiger geworden; man hat beiderſeitig gezeigt, daß man zum Kampfe, oft daß man zum Zanken gerüſtet und fähig ſei, daß man über Alles bei der erſten beſten Gelegenheit ſich auszuſchütten vermöge, daß man die Gabe, angenehm und leicht zu reden, die der ſpaniſchen Nation eigen iſt, reichlich beſitze. Allmählich haben ſich auch die Gegenſätze etwas abgeſchliffen und man fängt an einzuſehen, daß Verträglichkeit und Nachgeben in gegenſeitigen Forderungen nicht nur angenehm, ſondern vor Allem unentbehrlich ſei, um weiter neben einander an der Neubegründung der Verfaſſung zu arbeiten.

Die Majorität hat bis jetzt ziemlich feſt zuſammengehalten, ohne deshalb wirklich einig zu ſein; denn ſie iſt eine rein künſtlich geſchaffene; und Manchen aus ihr mag ſchon bisher der Gehorſam gegen die Autorität der Führer nicht immer leicht geworden ſein. Zum erſtenmale errangen die Republikaner eine Majorität dafür, daß Orenſe's Antrag auf Incompatibilität (Unzuläſſigkeit der Beamten für die Kammern) einer Kommiſſion zur Berathung überwieſen wurde, obwohl Sagaſta, der Miniſter des Innern, entſchieden dagegen ſprach. In den letzten Sitzungen ſind gleichfalls die Anträge, das Wahlrecht vom zwanzigſten Jahre an den Bürgern zu ertheilen, und auf Abſchaffung der Todesſtrafe, zur Berathung angenommen. Die Minorität ihrerſeits hat ſich zur Anerkennung der Beſchlüſſe der Cortes verpflichtet und wird ihre Partei im Zaume zu halten wiſſen, wofern ſie nicht doch noch ſchließlich bei einem beſonders ungünſtigen Ausgange dieſer Zwiſchenperiode den Weg einer neuen Revolution verſuchen ſollte.

Augenblicklich alſo ſcheint ſich Alles friedlich abwickeln zu wollen, wozu nicht wenig die wichtige Entſagung Ferdinand's von Portugal auf alle gemachten oder noch zu machenden Anträge der ſpaniſchen Krone beiträgt. Derſelbe war nämlich ohne Zweifel in der letzten Zeit als König in's Auge gefaßt worden und hätte ſicher die Majorität der Cortes für ſich gehabt, wofern ihm der Thron, und beſonders der ſpaniſche, Gegenſtand des Verlangens geweſen wäre. Jetzt nun iſt in der That kein Kandidat da mit irgendwelcher Ausſicht: Montpenſier wird nie eine Majorität der Cortes, viel weniger des Landes für ſich bekommen; auch hat er unter den an der Spitze Stehenden zu wenig Freunde; andere Monarchiker bringen wieder Espartero zum Vorſchlag, denſelben als Präſidenten die Republikaner zum Theil; oder man will ihm auf zehn Jahre eine Regentſchaft übertragen; für dieſe wollen Andere den jüngeren Prim; Viele ſind für die Einſetzung eines Directoriums aus drei Männern; man ſieht, von Neuem völlige Ungewißheit; die Reactionäre ſchöpfen neue Hoffnungen aus ihr, die Republikaner desgleichen, denn eine Republik ſcheint in der That zuletzt nicht mehr unmöglich, mag ſie einen Namen führen, welchen ſie will. Die Majorität aber iſt hierdurch noch mehr als vorher getheilt; denn es wird zuletzt doch lächerlich, in der Bekennung des monarchiſchen Prinzips einen Mittelpunkt finden zu wollen, während die Ausſicht, einen Monarchen zu finden, immer ſchwächer wird; daher die Zuneigung der Demokraten und theilweiſe der Progreſſiſten zur Minorität, mit der ſie auch in der That mehr Geiſtesverwandtſchaft haben, als mit der konſervativen rechten Flanke.

In Wirklichkeit iſt damit ſchon eine Art Neubildung der

*) Geſchrieben zu Cadiz, Mitte April.

Digitized by Google

Parteien gegeben; es wird ſich dieſelbe zeigen und entwickeln bei der begonnenen Berathung des *Entwurfes der neuen Konſtitution*, wie er von der Kommiſſion unter Olozaga's Vorſitze verfertigt iſt. Derſelbe wird ohne Zweifel den Leſern durch die politiſchen Zeitungen bekannt ſein; ich kann mich einer Inhaltsangabe alſo enthalten. Mag derſelbe auch als Kompromiß in der Kommiſſion angenommen ſein, von den Cortes wird er ohne weſentliche Verbeſſerungen nicht angenommen werden, und mit gutem Grunde, denn er iſt viel zu wenig freiſinnig.

Hervorgegangen aus den Berathungen einer aus ſehr verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzten Kommiſſion, iſt der Konſtitutions-Entwurf ein merkwürdiges Gemiſch von demokratiſchen und traditionell-konſervativen Grundſätzen; ſo kommt es, daß er eigentlich keiner Partei genügt, ſondern nur als Verſtändigung betrachtet und angenommen wird, für welche jede theilhabende Partei gewiſſe Conceſſionen gemacht hat. Mag nun auch immerhin im praktiſchen Leben und im Staate der Kompromiß einen gewiſſen Werth haben — wenngleich häufig der langſamen, aber friedlichen Entwickelung gegenüber der ſtürmiſcheren, aber entſchiedener fortſchreitenden ein viel zu hoher Werth beigelegt wird —: ſo iſt doch in dieſem Falle das weite Abweichen von den Prinzipien der Demokratie von Seiten der radikaleren Elemente der Majorität um ſo weniger zu entſchuldigen, als ſie, wenn nicht allein, doch zuſammen mit den Republikanern, für eine freiere Faſſung des Verfaſſungsentwurfs ſicher auf eine Majorität in den Cortes rechnen konnten. Zum mindeſten konnten ſie einen *Separatentwurf* in ihrem Sinne einbringen. Jetzt nun ſuchen ſie ihre Ideen durch wichtige *Amendements* geltend zu machen; damit iſt die Majorität in der That ziemlich gelöſt, wie außerdem durch die Frage eines Allen angenehmen Kronkandidaten. *Paul Förſter.*

England.

William Huggins: Ergebniſſe der Spectral-Analyſe.*)

Als Kirchhoff und Bunſen im Jahre 1859 entdeckten, daß das Licht uns von den fernſten Himmelsräumen Kunde bringt, von der chemiſchen Beſchaffenheit und dem phyſikaliſchen Zuſtande der Geſtirne, ahnte man bereits, daß hiermit ein neuer Tag angebrochen ſei, auch für die Aſtronomie. Die Sterne blicken zwar noch immer, wie zu der Zeit H. Heine's, „gleichgiltig und kalt", wenn ein Narr, der ihnen ſein Glück und ſeinen Weg anvertraut, auf Antwort wartet, aber für den, welcher zu fragen verſteht, ſind ſie gar beredt geworden. Dies zeigt uns dieſe an Umfang ſo geringe, an Inhalt höchſt bedeutende Schrift des berühmten engliſchen Aſtronomen.

Unſere natürlichen Lebensverhältniſſe und die Anziehungskraft der Erde können uns nimmermehr geſtatten, einen der andern Weltkörper zu betreten, und wir müſſen uns deshalb mit der Licht-Telegraphie begnügen, wenn wir eine beſſere Kunde haben wollen, als ſie phantaſievolle Träumer oder religiöſe Schwärmer bieten können. In den zahlreichen ſpectral-analytiſchen Unterſuchungen der Himmelskörper, welche Huggins angeſtellt hat, iſt keine Kategorie derſelben übergangen worden; ſelbſt die lichtſchwächſten Nebelflecke und Photoſphären erlaubten ihm, ſeine ſinnreich conſtruirten Apparate, und ſeine ſubtile Beobachtungsmethode einer Unterſuchung zu unterwerfen. Mond, Planeten, Fixſterne, veränderliche Sterne, Nebelflecken und Kometen, alle wurden ſie beobachtet, und bei einer jeden Klaſſe mehr oder weniger wichtige Ergebniſſe gewonnen, die ein neues, zuweilen kaum geahntes Licht auf ihre Natur werfen, und fernere Schlüſſe und Prüfungen anbahnen. Beginnen wir, um die Haupterrungenſchaften dieſer Arbeiten kurz zu verzeichnen, mit unſerem nächſten Nachbar, dem *Monde*. Die Spectral-Analyſe konnte die hier und da längſt von Aſtronomen und Phyſikern feſtgeſtellte Thatſache, welche aber in neueſter Zeit wieder heftig beſtritten worden iſt, beſtätigen, daß der Mond keine Atmoſphäre beſitzt. Weder die zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen, noch die eines vorbeigehenden Fixſterns zeigten ſich irgend weſentlich verändert, wie es geſchehen müßte, wenn eine Atmoſphäre vorhanden wäre. Dagegen ließ die Unterſuchung des Jupiter, Saturn und Mars deutlich eine Atmoſphäre derſelben feſtſtellen; zweifelhaft ſcheint ſie bei der Venus zu ſein, wenn das glänzende Licht dieſes Geſtirns nicht vielleicht von hochſtehenden Wolken zurückgeworfen wird, ohne einen dichteren Dunſtkreis durchmeſſen zu müſſen. In der Atmoſphäre des Jupiter und Saturn läßt ſich auf Waſſerdampf ſchließen; in derjenigen des Jupiter ſcheinen außerdem Stoffe enthalten zu ſein, die der unſrigen fremd ſind. Der Luftkreis des Mars brachte in dem brechbarſten Theile des Spectrums eine Anzahl dunkler Linien hervor, die auf eine beſondere Lichtverſchluckung in demſelben hindeuten, wodurch vielleicht der rothe Glanz dieſes Planeten beſſer verſtändlich wird, als durch die Annahme vulkaniſcher Eruptionen, rother Vegetation (Humboldt) u. ſ. w.

In vieler Beziehung ergebnißreicher, als die Unterſuchung dieſer dunklen Weltkörper wurde diejenige der Fixſterne, weil ſie die Quellen ihres eigenen Lichtes ſind. Dieſe leuchtenden Punkte, welche durch die ſtärkſten Teleſkope nicht größer erſcheinen, erlaubten bisher über ihre eigenthümliche Natur keine ſicheren Schlüſſe, und es war nichts als eine Folgerung nach Analogieen, wenn man ſie als höchſt entfernte Sonnen betrachtete. Die Spectral-Analyſe giebt uns nun ſichere Gewähr für die Richtigkeit dieſer Annahme. Von beſonderem Intereſſe werden hierbei Zuſammenſtellungen von Fixſtern-Spectren mit dem Sonnen-Spectrum und denjenigen bekannter chemiſcher Stoffe. Es ſind zwei ſolcher Vergleichungen abgebildet, vom Aldebaran (im Stier) und Beteigeuze (im Orion). Aus dem Zuſammenfallen nicht einer, ſondern jedesmal mehrerer Linien, ergiebt ſich hierbei mit Gewißheit, daß die Maſſe des Aldebaran: Waſſerſtoff, Eiſen, Magneſium, Calcium, Natrium, Queckſilber, Wismuth, Antimon, Tellur neben anderen weniger ſicher beſtimmbaren Stoffen enthält. Gewiſſe Liniengruppen, die nicht mit denen bekannter Körper zuſammenfallen, mögen ſodann neue, uns unbekannte, weil auf der Erde nicht vorhandene Stoffe anzeigen. Bei einigen dieſer Sterne, z. B. bei Beteigeuze, iſt das Fehlen des durch zwei Linien ſo wohl charakteriſirten Waſſerſtoffes intereſſant, umſomehr als dieſe Fälle den Beweis liefern, daß dieſelben in den anderen Spectren nicht etwa durch den Waſſerdampf unſerer Atmoſphäre veranlaßt ſind. Da der Schluß nahe liegt, daß die um irgend eine Sonne kreiſenden Planeten dieſelben Beſtandtheile wie erſtere ſelbſt enthalten müſſen, was ſich in unſerem Planeten-Syſteme beſtätigt, ſo würden wir uns die etwaigen Planeten

*) Ergebniſſe der Spectral-Analyſe in Anwendung auf die Himmelskörper, von William Huggins. Deutſch mit Zuſätzen von W. Klinkerfues. Leipzig, Quandt u. Händel, 1869. (82 Seiten mit 12 Tafeln.)

Digitized by Google

ſolcher Sterne als des Waſſers entbehrend vorſtellen müſſen. Weltenſyſteme ohne Waſſer! Nur die Phantaſie eines Dante, ruft Huggins aus, kann ſolche Welten mit lebenden Weſen bevölkern.

Huggins hat das Licht von mehr als ſechzig Fixſternen unterſucht und, bei aller Verſchiedenheit im Einzelnen, die Hauptelemente der Erdmaſſe und des Oceans, namentlich Waſſerſtoff, Natrium, Magneſium und Eiſen, in den Meiſten aufgefunden. Der Charakter des Spectrum läßt annehmen, daß die Sterne, ganz wie die Sonne, aus glühend leuchtenden Maſſen beſtehen, die von dichten, meiſt dieſelben Beſtandtheile enthaltenen Dampfmaſſen umgeben ſind. Der Durchgang ihres Lichtes durch dieſe Dampfmaſſen hat die Entſtehung ganzer Gruppen dunkler Linien im Gefolge, welche ſich in einzelnen Theilen des Spectrums anhäufen und die daſelbſt hervortretenden Färbungen beeinträchtigen. Dadurch treten die anderen Farben des Spectrums, in denen dieſe Linien weniger häufig ſind, mehr hervor, und hierin iſt, wie Huggins glaubt, die Urſache zu ſuchen, daß uns nicht alle Sterne in weißem, ſondern viele auch in grünem, blauem, rothem ꝛc. Lichte zu funkeln ſcheinen.

Von beſonders glücklichem Erfolge war das Studium eines veränderlichen Sternes. Bekanntlich ſind ſolche von Zeit zu Zeit an ſonſt ſternloſen Stellen hervorgetreten, oder kaum ſichtbare Sterne ſind plötzlich zu dem Glanze von Sternen zweiter und erſter Größe herangewachſen, haben dann nach und nach wieder abgenommen, und ſind einige Male zum Nichtwiederfinden erloſchen und verſchwunden. Die Aſtronomen haben die verſchiedenſten, zum Theil höchſt abenteuerlichen, Annahmen gemacht, um dieſe höchſt ſonderbaren Erſcheinungen zu erklären, die an neue Schöpfungen und Zertrümmerungen von Sonnen mahnten. Durch das Zuſammentreffen ſehr glücklicher Umſtände wurde Huggins in den Stand geſetzt, einen ſolchen, im Mai 1866 im Sternbilde der nördlichen Krone aufgeflammten Stern zweiter Größe, als ſelbiger etwa bis zur dritten Größe zurückgegangen war, zu unterſuchen. Es ergab ſich hierbei, daß dieſer Stern zur Zeit zwei verſchiedene Spectra bot, eines der gewöhnlichen Art mit dunklen Linien, und ein zweites aus vier hellen Linien beſtehend. Das letztere konnte nur durch eine glühend leuchtende Gasmaſſe hervorgebracht ſein, und zwar entſprachen zwei dieſer Linien denen des Waſſerſtoffgaſes. Der Verlauf der Erſcheinung, in welchem dieſer Stern zweiter Größe in zwölf Tagen auf den Glanz eines Sternes erſter Größe zurückging, läßt faſt mit Sicherheit ſchließen, daß das Geſtirn während ſeines Aufleuchtens von den Flammen brennenden, oder ſich mit einem anderen Gaſe unter intenſiver Lichtentwickelung verbindenden Waſſerſtoffes umgeben war.*) Dieſe ungeheure chemiſche Kataſtrophe kam uns natürlich erſt nach längerer Zeit in der Erſcheinung dieſer Glanzerhöhung zu Geſicht, und war längſt beendigt, als wir das erſte Aufflammen des Sternes erblickten. Dieſe Beobachtung erklärt mit Einem Male das unlösbar erſchienene Problem der veränderlichen und neuen Sterne, und bringt ſie in dieſelbe Klaſſe mit den chemiſchen Vorgängen, welche Sonnenfackeln, Protuberanzen und dergleichen erzeugen.

Die Unterſuchung der Nebelflecken, welche von den Aſtronomen bekanntlich eingetheilt werden in ſolche, welche ſich bei der Vergrößerung in Sternhaufen auflöſen, und in ſolche, die auch im Rieſenteleſkope immer als Nebel erſcheinen, ergab Folgendes: Die meiſten der als nicht auflösbar bezeichneten Nebel, alſo diejenigen, welche Herſchel und nach ihm viele andere Naturforſcher als den Urnebel werdender Welten anſah, lieferten kein continuirliches Spectrum, wie es von dem Zuſammenglanz einzelner Sterne erwartet werden mußte, ſondern zeigten einzelne wenige (gewöhnlich 3) helle Linien, wie ſie nur durch glühendleuchtende Gasmaſſen hervorgebracht werden. Stickſtoff und Waſſerſtoff wurden mit einiger Wahrſcheinlichkeit darin feſtgeſtellt. Ein kleiner, ſehr lichtſchwacher Streifen, welcher ſich wie ein continuirliches Spectrum ausbreitet, deutete bei einigen dieſer Nebel auf das Vorhandenſein eines bereits conſolidirten Kernes in denſelben. Doch muß bemerkt werden, daß die Reſultate hier nicht durchaus übereinſtimmten mit den Beobachtungen der Aſtronomen und ihren Unterſcheidungen der Nebelmaſſen in auflösbare und nicht auflösbare, was auch kaum zu erwarten ſtand bei ſo lichtſchwachen Weltmaſſen von obendrein vielleicht gemiſchtem Charakter.

Eine ähnliche Beſchaffenheit wie die Nebelflecken-Materie ergab die Beobachtung für den Kern der Kometen, während die Coma und der Schweif ſich als nichtleuchtende, blos durch zurückgeworfenes Sonnenlicht ſichtbare Maſſe erwies.

Weitere Kapitel des Buches enthalten Meſſungen über den inneren Glanz und die Größe einzelner Nebelflecke, wozu noch eine Reihe von Unterſuchungen des Ueberſetzers kommen, welche ſich namentlich auf die Farbenverſchiedenheit der Sterne, auf den Einfluß ihrer Bewegung auf dieſelbe, ſowie auch auf den Helligkeitswechſel der veränderlichen Sterne beziehen, und für den Aſtronomen von Fach von größtem Intereſſe ſein werden, einen dem Laien verſtändlichen Auszug aber nicht leicht geſtatten.

Es bedarf keines zugefügten lobenden Wortes zu dem gegebenen knappen Auszuge, um jeden Gebildeten auf den hohen Werth des Huggins'ſchen Werkes hinzuweiſen.

E. K—e.

Finnland.

Der Sampo Finnlands und des Lappen Zaubertrommel.

Sampo heißt in den alten Geſängen der Kalewala ein räthſelhafter Talisman des nationalen Wohlſtands, von deſſen Beſchaffenheit nur ſo viel geſagt wird, daß er ein „bunter Deckel", und aus der „Spitze einer Schwanenfeder, einem Tropfen Milch von einer geiten Kuh, einem Gerſtenkorn und einer Wollenfaſer" gefertigt geweſen. Dieſes Wunderding, ein Werk des finniſchen Vulkans und Luftgottes Ilmarinen, das er ſelbſt nur *einmal* „ſchmieden" konnte, wurde, einem gegebenen Verſprechen ſeines Bruders Wäinö gemäß, zuerſt Eigenthum der Königin Lapplands; nachmals von den beiden göttlichen Brüdern wieder entführt, verunglückte es in einem Seetreffen zwiſchen Lappen und Finnen.

Daß man in Finnland und anderwärts Deutungen dieſes Sampo verſucht hat, iſt eine bekannte Sache; und nicht minder dürfte bekannt ſein, daß keine bisherige Deutung die Bürgſchaft der Haltbarkeit in ſich trägt. Ob diejenige, die wir jetzt verſuchen, haltbarer ſei als die übrigen, mag der Erfolg ausweiſen.

Aus denen Stellen des Epos Kalewala, in welchen vom

*) Man möge ſich hierbei erinnern, daß die ſpectroſcopiſche Unterſuchung der mächtigen hornförmigen Protuberanz am Sonnenrande, welche während der vorjährigen Sonnenfinſterniß angeſtellt wurde, dieſelbe als eine circa 20,000 Meilen hohe brennende Gasſäule erkennen ließ, die hauptſächlich aus Waſſerſtoff beſtand.

Digitized by Google

Sampo die Rede iſt, ergiebt ſich deſſen beſondere Wichtigkeit für die Lappen. Dieſer Umſtand läßt uns alſo entweder an ein Haupterforderniß zum Lebensunterhalt, oder an einen Gegenſtand ihres religiöſen Glaubens denken; doch können wir hierüber nicht lange im Zweifel bleiben. Die Lappen alter Zeit lebten vorzugsweiſe von Jagd und Fiſchfang; aber gerade die Hauptwerkzeuge dieſer zwei Arten des Erwerbes, Boot und Schießbogen, welche in Ilmarinen's Schmiede-Eſſe zuerſt entſtehen (Kalew. 10, 313—340), werden verworfen, da ſie dem beabſichtigten Zwecke nicht entſprechen. Der Pflug und die Kuh, welche dann zu Tage kommen, Sinnbilder des Landbaus und der Viehzucht, d. h. der Nahrungszweige Finnlands, befriedigen noch weniger. Es bleibt demnach zu unterſuchen, ob nicht unter den heiligen Geräthſchaften des heidniſchen Glaubens der Lappen irgend Eines für wichtiger galt, als alle Uebrigen, deſſen Herſtellung alſo der Lappe dem gefeiertſten Künſtler jenes Zeitalters übertrug.

Es iſt eine bekannte Sache, daß alle die Völker des nördlichen Erdgürtels, von den Lappen bis zu den Eskimos, dem ſogenannten Schamanen-Glauben gehuldigt haben und zum Theil noch huldigen, d. h. des Glaubens ſind, daß der Menſch mit höheren Weſen in unmittelbare Verbindung treten und dadurch Zaubermacht erlangen könne.

Ebenſo dürfen wir als Jedem geläufig vorausſetzen, daß alle Zauberer oder ſogenannte Schamanen bei Ausübung ihrer Kunſt von einem mehr oder minder trommelförmigen Geräthe Gebrauch machen. Weniger bekannt dürfte es ſein, daß beſonders die Lappen an dieſes Geräth viel Arbeit verwendet haben, da es bei ihnen weit größere Bedeutung hatte, als bei jedem anderen Volke. Den Samojeden, Grönländern u. ſ. w. iſt die Zauber-Trommel oder -Pauke eine Art muſikaliſches Inſtrument, mit deſſen Tönen der Spielende auf ſeine und ſeiner Hörer Einbildungskraft einzuwirken verſucht; wogegen die Zauberer der Lappen dieſen Zweck nur als nebenſächlich betrachteten.

Die Zauber-Trommel der Lappen war wie eine große und tiefe, eiförmige Schale geſtaltet und mit gegerbter Haut überſpannt. Auf dieſen Felldeckel malten ihre Zauberer (Noaid's) mittelſt eines Dekokts aus Erlenrinde mehr oder weniger hieroglyphiſche Figuren, welche die Götter des Himmels, der Erde und Unterwelt, Sonne, Mond, Sterne, den Wohnſitz der Seligen und die Hölle darſtellten. Außerdem wurden des Beſitzers Hütte, ſeine Rennthierheerden, die vornehmſten auf ſeinen Wanderungen von ihm beſuchten Orte u. dgl. auf dem Deckel abgebildet oder, beſſer geſagt, verſinnbildet. Die vielen Bilder waren ſo zu ſagen des Lappen Heilige Schrift und ein Konterfei ſeines Dieſſeits und Jenſeits. Wollte er aus dieſer Art Schrift den Willen der Götter und eines Menſchen Schickſal erfahren, ſo legte er einen kleinen meſſingenen Ring auf das, immer in des Deckels Mitte befindliche Bild der Sonne. Dann klopfte er mit einem kleinen Hammer auf das ausgeſpannte Fell, und in Folge deſſen rückte der Ring von einem Bilde zum anderen, bis er endlich auf irgend einer Stelle unbeweglich liegen blieb. Aus den Bewegungen des Ringes und aus dem Orte ſeines Stillſtehens prophezeite nun der Seher den Befragern Leben oder Tod, Glück oder Unglück, Strafe oder Belohnung. Es ergiebt ſich alſo, daß dieſes heilige Inſtrument mit dem bunten Deckel nicht blos die Bibel, ſondern auch das Orakel des Volkes darſtellte, wie die Noaid's ſeine Weiſen, Prieſter, Aerzte und Propheten waren. Man unternahm nichts Wichtiges, ohne die Zauber-Trommel zu befragen. Ein ſolches Geräth befand ſich deshalb faſt in jeder Haushaltung. Der Lappe hielt das heilige Möbel in ſolcher Ehre, daß er ihm nicht blos einen eigenen verborgenen Platz im Hintergrund des Zeltes anwies, ſondern ihm ſogar wie einer Gottheit opferte. Kein Menſch durfte drei Tage lang den Weg betreten, auf welchem eine Zauber-Trommel transportirt worden war; darum verwahrten die Lappen dieſes Geräth auf ihren Wanderungen ſtets in dem hinterſten Schlitten. Auch die Finnen hatten ihre „Wiſſenden“ oder Zauberer, von denen Wäinämöinen jedenfalls der berühmteſte war. Dieſer, der ſeine Feinde nie mit dem Schwerte, nur mit Wunder wirkenden Liedern beſiegte, wurde bei ſpäteren Generationen ein Halbgott. Der Ruf von Ilmarinen's Kunſt mag bei den Lappen ebenſo verbreitet geweſen ſein, denn in verſchiedenen, bis jetzt unbenutzten, die lappiſche Mythologie betreffenden Handſchriften wird er als Ilmaris den eigenen Gottheiten dieſes Volkes zugezählt. Wer konnte auch beſſer zu Anfertigung einer Zauber-Trommel und zum Bemalen des Deckels (Kalew. 10, 234) berufen ſein, als Einer, deſſen kunſtreiche Hand das Himmelsgewölbe geſchmiedet haben ſollte?!

Mit der „Spitze einer Schwanfeder“ wurden die Bilder auf das Fell gemalt, welches von einer gelten Kuh genommen war. Als Vorbild diente des Gerſtenkorns Zapfenform (?), und mit Fäden aus Schafwolle befeſtigten die Lappen ſelber den Deckel an die Trommel*).

Lange mußte Ilmarinen ſuchen, ehe er einen zu ſeiner Arbeit paſſenden Ort fand. Lange mag auch der Lappe in Wildniſſen herumgeſucht haben, ehe er das rechte Material für ſeine Zauber-Trommel entdeckte; denn er bedurfte eines Holzes, das an ſchattigem Orte gewachſen war und „nach der Sonne ſich gekrümmt“ hatte.

Endlich iſt der Sampo fertig, und drei „Mühlen“ ſind an ſeinen Seiten oder Rändern. Die Ränder der Zauber-Trommel wurden mit allerlei Zierraten verſehen, zu denen inſonderheit kleine und dicke meſſingene Ringe gehörten, ähnlich den in der Mitte durchlöcherten Steinen der früher gebräuchlichen Handmühlen**).

Das vornehmſte aller Zeugniſſe für die Identität des Sampo mit der Zauber-Trommel iſt und bleibt jedoch des erſteren ſtehendes Epithet „bunter Deckel“, welches an die mit Götterbildern u. ſ. w. bemalte Haut über der Letzteren ſo lebhaft erinnert. Der gewöhnliche lappiſche Name, govdes oder gobdes, iſt ſchon eine Verſtümmelung von govadas, d. h. „mit Bildern verſehenes Ding“. Wirklich waren auch die Bilder auf dem Felle für den Lappen das weſentlichſte an dem ganzen Geräthe. Den Namen Sampo müſſen die Finnen, da ſie ſelbſt von der Zauber-Pauke nicht Gebrauch machten, einer fremden Sprache entlehnt haben: er iſt hier, wie in den verwandten Sprachen, ohne Wurzel. Man darf wohl vielleicht bei samp an tamp oder tamb denken, die Verſtümmelung eines Wortes für „Trommel“, welches in den Formen tambur, tambuk u. ſ. w. ſo weit verbreitet iſt.

Die Noaid's oder lappiſchen Schamanen haben ihre Kunſt keinesweges unentgeltlich ausgeübt. Man belohnte ſie nicht nur reichlich für ihre Mühe; es mußten auch den Göttern noch viele Opfer gebracht werden, ehe das Orakel befriedigende Antwort

*) Dieſe Deutung der in Kalewala für die Ingredienzen des Talismans gebrauchten Ausdrücke wird ſich wohl Wenigen empfehlen. Auch bedürfen wir derſelben nicht, da mit „bunter Deckel“ (kirjokansi) genug geſagt iſt, um die Identität beider heiligen Geräthe mindeſtens ſehr wahrſcheinlich zu machen. D. Ueberſ.

**) Wieder eine ziemlich forcirte Erklärung.

Digitized by Google

gab. Die Miſſionare erzählen von Familien, welche die Menge der ihnen auferlegten religiöſen Opfer in äußerſte Armuth ſtürzte. Das Opfer-Gewerbe des Zauberers erwies ſich deswegen als ein ſehr einträgliches, wenn ſeines Orakels Ruf weit erſchollen war. So mochte es denn auch mit der Zauber-Trommel von Ilmarinen's Arbeit gekommen ſein. Gewiß drängten ſich Gläubige aus der Nähe und Ferne, um dieſes Inſtrument wie eine delphiſche Pythia zu befragen. Gaben in Fülle wurden dahin gebracht und Wohlſtand jeglicher Art gedieh, wo der berühmte Sampo des Ilmarinen zur Conſultation ausgelegt war.

(Friis in der finniſchen Zeitſchrift „Kuukauslehti".)

Kleine literariſche Revue.

— **Die Volks- und Schulausgabe von Brehm's „Illuſtrirtem Thierleben."***) Wenn auch das zoologiſche Werk des franzöſiſch-amerikaniſchen Naturforſchers Audubon das umfangreichſte und prachtvollſte Unternehmen einer einzelnen Menſchenkraft bleibt (es koſtet beiläufig über 600 Thaler), übertrifft ihn doch Brehm mit den ſechs Rieſenbänden ſeines „Illuſtrirten Thierlebens" ganz weſentlich an geiſtigem Umfange und durch die Seele, die Liebe, die volksthümliche und doch wiſſenſchaftliche Klarheit ſeiner Auffaſſung und Darſtellung. Ueberhaupt ſind die gewichtigſten Urtheile aller Sachverſtändigen darüber einig, daß ſich kein anderes Volk eines ähnlichen Werkes rühmen könne. Dieſe Vorzüge durchdringen alle Theile des großen Werkes, ſo daß es jedenfalls eine ſchwierige Aufgabe war, durch Verkürzung bis auf den dritten Theil und durch größere Verwohlfeilerung eine Volksausgabe daraus zu machen. Friedrich Schödler, Profeſſor in Mainz und Verfaſſer des umfangreichen „Buches der Natur", ſchien dazu wohl geeignet; aber ſo ſehr wir uns auch freuen, daß Lehrer und alle weniger bemittelten Freunde der Natur das ganze Werk in einunddreißig Lieferungen à 5 Sgr., oder auf einmal in zwei Bänden erhalten können, müſſen wir doch geſtehen, daß dieſe Volksausgabe im Vergleich zu dem größeren Werke eine weſentlich verfehlte Arbeit iſt. Der Bearbeiter hat ſich zwar zum Geſetz gemacht, nur mit den eigenen Worten des Verfaſſers zu reden und jede fremdartige Zuthat fern zu halten, den Umfang niemals auf Koſten des Weſentlichen zu beſchränken und nur die eingehende Beſprechung zweifelhafter Formen, ſeltener, nur dem Forſcher wichtiger Thiere und Vorkommniſſe, ſowie der Einzelnheiten, die beſonders den Züchter intereſſiren, in den Hintergrund zu ſchieben und dadurch ſo viel Raum zu ſparen, daß die Abtheilung der Säugethiere ſtatt auf 103 auf nur 48 und die der Vögel ſtatt auf 126 auf nur 48 Bogen beſchränkt ward und die ganz beſonders vortrefflichen Illuſtrationen der großen Mehrzahl nach aufgenommen wurden; ſo iſt gleichwohl die Art, wie er dieſe Erſparniß bewirkte, eine ganz unwiſſenſchaftliche. Seine Arbeit beſtand jedenfalls hauptſächlich in Rothſtiftſtrichen. So ward aus der Volksausgabe ein zuſammengeſtrichenes Stückwerk des Ganzen. Eine abgekürzte Bearbeitung aber für das Volk mußte, bei aller Kürze, auch den Inhalt der drei geſtrichenen Bände im Weſentlichen mitgeben und den Raum dafür ebenfalls durch Verkürzung der aufgenommenen Theile gewinnen. Kurz, alle ſechs Bände mußten in allen Theilen und in jeder Schilderung ſo auf das Weſentlichſte und Unerläßlichſte durch neue Ueberarbeitung zuſammengedrängt werden, daß die Volksausgabe als wiſſenſchaftlich populärer Auszug den ganzen Inhalt wiedergab. Schödler hat aber, ſo weit wir es verglichen haben, ſich hauptſächlich darauf beſchränkt, den Umfang von ziemlich vier Bänden ganz zu ſtreichen und das Aufgenommene faſt überall unverkürzt aus der großen Ausgabe abdrucken zu laſſen. Brehm ſelbſt hat dieſe Vergleiche noch weiter verfolgt und fand dieſen Fehler überall beſtätigt.

Nichtsdeſtoweniger bleibt dieſe wohlfeile Volksausgabe noch eine große Wohlthat für Alle, welche ihrer Liebe für eine geſunde Naturanſchauung und Volksbildung wohl fünf, aber nicht etwa dreißig Thaler opfern können. Die Anſchauungen und Schilderungen Brehm's ſind auch in der billigen Ausgabe überall in voller Friſche und Liebe zur Natur zu finden; und was wir leſen, prägt ſich uns immer als ganzes und volles Lebensbild ein, ſo daß wir das Geſtrichene, ſo lange wir es nicht aus der großen Ausgabe kennen gelernt haben, wenigſtens als Laien, kaum vermiſſen. Sehr wünſchenswerth bleibt es aber für die bei uns noch ſehr fehlende oder künſtlich und kirchlich verunreinigte Volksbildung, daß wenigſtens von der bereits nothwendig werdenden zweiten und verbeſſerten Auflage des großen Werkes eine Volksausgabe zuſammengedrängt werde, welche den ganzen Inhalt gleichſam in verjüngtem Maßſtabe wiedergiebt. Offenbar eine ſehr ſchwere, aber dem Fleiße, der Wiſſenſchaft und ſprachlicher Gewandtheit wohl lösbare Aufgabe.

— **Nils-Marmier's Entdeckungsreiſe nach dem Ideal.***) Herr Xavier Marmier, einer der älteren Literaten des heutigen Frankreich, hat die Studienreiſen, die er in ſeiner Jugend durch Deutſchland (1832—1834), durch Skandinavien (1836—1838), durch Holland (1841) und durch Rußland und Finnland (1846) gemacht, in zahlreichen ethnographiſchen und kritiſch-literariſchen Eſſays, ſowie in größeren proſaiſchen und poetiſchen Werken, die er ſeit jener Zeit ſchrieb und drucken ließ, zu verwerthen verſtanden. Seit dem J. 1847 iſt Herr Marmier Conſervator der Bibliothek Sainte-Geneviève in Paris, und wir glauben nicht, daß er ſeitdem eine neue größere Reiſe nach jenen Ländern gemacht. Wunderbar genug, weiß er jedoch die alte Quelle ſeiner Beobachtungen noch immer auszubeuten, und ſein neueſtes, im J. 1869 erſchienenes Buch, das den Schweden Nils eine Entdeckungsreiſe nach dem Ideal durch Deutſchland, Oeſterreich, die Schweiz Holland, Irland, London und Paris machen läßt, trägt auf jeder Seite noch das Gepräge Deutſchlands, Oeſterreichs, Hollands, der Schweiz ꝛc von Anno 1832 bis höchſtens 1847. Was ſeit dem J. 1848 in Berlin, Wien ꝛc. vorgegangen, das iſt, wie es ſcheint, Herrn Marmier völlig unbekannt geblieben; ſein ſchwediſcher Dolmetſcher Nils weiß weder von einer preußiſchen, noch von einer öſterreichiſchen Verfaſſung, weder von Königgrätz-Sadowa, noch von einer Auseinanderſetzung Oeſterreichs mit Italien und dem Concordat, weder vom Norddeutſchen Bunde, noch von Waldeck, Schulze-Delitzſch und Bismarck Etwas. In Berlin wird ihm das Ideal noch durch das abſolute Hegelthum und die von der Hauptwache bis zum Brandenburger Thore ſich ſpreizenden Gardelieutenants verleidet, und in Wien erholt er ſich dagegen an der längſt ausgeſtorbenen Gemüthlichkeit Staberl's (der aber kein Parapluimacher, ſondern ein Petſchier-

*) Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut, 1868—69.

*) Les Voyages de Nils à la recherche de l'idéal. Par Xavier Marmier. Paris, L. Hachette & Co., 1869.

Digitized by Google

ſtecher iſt) und an dem bunten geſelligen Treiben von Deutſchen, Ungarn, Slowaken, Italiänern, Griechen, Türken ꝛc., die ſich in allen Straßen und in allen Kaffeehäuſern brüderlich begegnen. Wenn die Voyages de Nils die Jahreszahl 1847 trügen, würden wir ſie als ein gut geſchriebenes, leidlich unterhaltendes Buch in unſere bibliographiſchen Regiſter eintragen; mit der Jahreszahl 1869 aber könnte man ſie ebenſo gut als Voyages **aux** Nils regiſtriren — ſo entfernt liegen uns ihre Reiſeziele und ſo fremd erſcheint uns der Gedankengang, in welchem ſie ſich bewegen. Der neue „Candide“, Nils, der „die beſte aller Welten“, das Ideal, ſucht, kömmt nach langen Peregrinationen und beſonders nachdem er Paris, den Heerd aller Kultur und aller Verderbniß, geſehen, endlich auch wieder auf den uralten Weisheitsſpruch, den ſich König Salomo und Voltaire vom Nil hergeholt: „Es giebt nichts Ideales und nichts Neues unter der Sonne!“

J. L.

— **Prachtausgabe von Balzac's Werken.** Eine ſolche erſcheint jetzt in der Verlagsbuchhandlung von Levy in Paris, unter dem Titel „édition définitive“. Dieſelbe wird ungefähr 25 Octavbände enthalten, davon jeder 6 Francs koſtet. Die Ausſtattung iſt vortrefflich, wie wir uns aus dem bereits erſchienenen erſten Bande (Scènes de la vie privée) überzeugt haben. Bibliomanen können übrigens auch Exemplare auf holländiſchem Papier zu bedeutend erhöhtem Preiſe beziehen, doch müſſen dergleichen Käufer auch in Frankreich nicht ſehr häufig ſein, da von dieſen Exemplaren nur 200 gedruckt werden. Das Gezänk über Balzac's literariſchen Nachruhm iſt allgemach verſtummt, und immer mehr greift die Ueberzeugung Platz, daß er einer der bedeutendſten franzöſiſchen Autoren war und daß ſein Bellum omnium contra omnes, welches die 4000 Acteurs der „Comédie humaine“ raſtlos durcheinander treibt, ein Spiegelbild des Zeitalters iſt, wie es nur im Kopf eines Geiſtes à la Dante reflektirt werden konnte. Was hilft es, noch von „unkünſtleriſchem Realismus“ zu ſprechen? Gewiß, Balzac iſt Realiſt, aber in jenem Sinne, in welchem er einſt zu Jules Sandeau ſprach, als dieſer ihn längere Zeit hindurch durch Erzählung ſeiner Familienangelegenheiten gelangweilt hatte: „Assez bien, mais passons à la réalité, parlons d'Eugénie Grandet!“ Was hilft es noch, zu behaupten, Balzac habe nicht ein vollendetes Werk geſchaffen. Allerdings, er ſchuf nur eins — ſeine ſämmtlichen Werke. H. H.

— **Steinſchneider's Hebräiſche Bibliographie.** Mit wiſſenſchaftlichem Intereſſe begrüßen wir das Wiedererſcheinen der „hebräiſchen Bibliographie“ („Blätter für neuere und ältere Literatur des Judenthums“, auch mit dem hebräiſchen Titel: „Hammaskir“ *)), welche ſeit drei Jahren pauſirte, und deren Nr. 49 des neunten Jahrgangs für Januar und Februar 1869 uns vorliegt. Der gelehrte Begründer und Redacteur derſelben, Herr Dr. Steinſchneider, hat auf den Wunſch wiſſenſchaftlicher Bibliophilen die Arbeit wieder aufgenommen. Neben der Anzeige neuer Werke oder neuer Ausgaben älterer Druckwerke enthält dieſe Nummer in zwei Bogen werthvolle Beilagen, wohin wir die ſchon vielfach behandelte „Alexander-Sage“ rechnen, die Beiträge und Notizen zu der von Profeſſor Zacher in Halle bearbeiteten Abhandlung liefert; nebſtdem belehrende Miscellen und Mittheilungen aus dem Antiquariat von J. Benzian. Intereſſant iſt auch ein Bericht über eine Religions-Disputation aus dem 10. Jahrhundert, worin ſich ſchon das „credo, quia absurdum“ geltend macht. Wir machen die Freunde der orientaliſchen Literatur auf die „Blätter“ aufmerkſam, die vielſeitig die Handbücher der hebräiſchen Bibliographie ergänzen und berichtigen, und erkennen mit Dank den Fleiß des ſchon durch frühere Arbeiten auf dieſem Felde bewährten ſach- und fachkundigen Redacteurs an.

K.

*) Berlin, Julius Benzian.

Literariſcher Sprechſaal.

Am 22. April fand in Berlin, im Sitzungsſaale des Abgeordnetenhauſes, die Eröffnung des internationalen Kongreſſes der Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger ſtatt, deſſen frühere Seſſionen in Genf die bekannte völkerrechtliche Convention über den „als Freund zu behandelnden, verwundeten und erkrankten Feind“ herbeigeführt und mit Recht die Theilnahme der geſammten civiliſirten Welt gefunden haben. Bei den großen Verdienſten, welche ſich die Frauenvereine während der beiden letzten amerikaniſchen und deutſchen Kriege um die Pflege der Verwundeten und Erkrankten erworben, war es von allen Seiten erwünſcht, daß über die Wirkſamkeit der Frauenvereine im Kriege die vollſtändigſten Mittheilungen gemacht werden, und iſt es daher auch natürlich, daß bei Eröffnung, ſowie in der zweiten Sitzung des Kongreſſes in Berlin, J. M. die Königin Augusta und J. K. H. die Frau Kronprinzeſſin anweſend waren, und daß der Präſident des preußiſchen Centralvereins, Herr Wirkl. Geheimerath von Sydow, der auch dem bei der Noth in Oſtpreußen ſo ſegensreich wirkenden, großen Frauenverein präſidirte, vom Kongreſſe, auf den Vorſchlag der Vertreter von Genf, zu ſeinem Vorſitzenden erwählt wurde. Auf dem Berliner Kongreſſe ſind folgende Länder vertreten: Preußen, Oeſterreich, Bayern, Sachſen, Württemberg, Mecklenburg, Baden, Heſſen, S. Weimar, Oldenburg, die drei Hanſeſtädte, Großbritannien, Frankreich, Belgien, die Niederlande, die Schweiz, Spanien, Italien, Schweden, Rußland und die Türkei. Vermißt werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika; Manche finden in dieſem Ausbleiben eine Proteſtation gegen die jetzige Zuſammenſetzung des Kongreſſes, namentlich gegen die Vertretung des Norddeutſchen Bundesheeres durch eine größere Anzahl von Stimmen, während das amerikaniſche Bundesheer nur durch Eine Stimme vertreten ſein würde. In einer ſo rein menſchlichen, von allen nationalen Sonderzwecken freien Angelegenheit, wie die des Kongreſſes, würde aber dieſe Ausſicht ſehr wenig am richtigen Orte ſein.

Die Berichte der Delegirten über die Thätigkeit ihrer Landesvereine veranlaßten den belgiſchen Abgeordneten Hrn. Viſſchers, die Beſtrebungen des preußiſchen Vereines, an welchen die erſten Frauen des Staates ſo regen Antheil nehmen, beſonders anerkennend hervorzuheben. Ebenſo haben die Anträge des preußiſchen Centralcomité, auch die Seekriege in den Bereich der für die im Felde verwundeten und erkrankten Krieger geſchloſſenen Convention zu ziehen, die Genehmigung des Kongreſſes gefunden. Es ſind in dieſer Beziehung Anordnungen in Bezug auf die Einrichtung beſonderer Hilfsſchiffe getroffen worden.

Wir erblicken in den Verhandlungen dieſes Kongreſſes ein

Digitized by Google

ſehr erfreuliches Zeichen der wachſenden Humanität und der gegenſeitigen Annäherung aller civiliſirten Nationen, welche, indem ſie durch den Verein zur Verminderung der Kriegsleiden beitragen, grundſätzlich zugleich bekennen, daß ſie die Förderung des Friedens und der Liebe unter den Menſchen anſtreben.

J. L.

Der Aufruf zur Errichtung eines Humboldt-Denkmals im Centralparke von Newyork hat unter der deutſchen und amerikaniſchen Bevölkerung dieſer Hauptſtadt ſo vielen Anklang gefunden, daß die Minimalſumme von 2500 Dollars, welche gezeichnet ſein ſollte bevor das „Ausführungscomité" zu ernennen war, bereits jetzt — innerhalb wenigen Wochen nach dem erſten Aufrufe — beiſammen iſt. In Folge deſſen iſt am 13. April das Comité gewählt worden, welches die weiteren Vorbereitungen zu treffen hat, um bis zum 14. September d. J., dem hundertjährigen Geburtstage Alexanders von Humboldt, das Denkmal im Centralpark in würdigſter Weiſe herzuſtellen.

Die Zuſammenberufung des ökumeniſchen Concils hat in den romaniſchen Ländern, in Spanien, in Italien und am Meiſten in Frankreich, eine ganze Literatur von Proteſten, ein neues Proteſtantenthum hervorgerufen, das bald eine größere Anzahl von Mitgliedern zählen wird, als die alte proteſtantiſche Kirche in der germaniſchen Welt. Einer der ſtärkſten Proteſte dieſer Art iſt unter dem Titel „Le Christianisme et Rome" erſchienen*), deſſen Verfaſſer, D. Laudace, ſich den deutſchen Ritter Ulrich von Hutten zum Vorbild genommen und deſſen Wahlſpruch „Ich hab's gewagt!" (Je l'ai osé) auf ſeine hoch empor geſchwungene Fahne geſchrieben hat. Nicht gegen die weltliche Macht des Papſtthums, die der Verfaſſer für überwunden und faſt beſeitigt hält, ſondern allein gegen ſeine geiſtliche Gewalt iſt dieſe mit den Waffen der Geſchichte ausgerüſtete Fehdeſchrift gerichtet. „Das Papſtthum", heißt es in der Einleitung, „hat das erhabene Bedürfniß der Menſchen, den Blick nach oben zu richten, um dort Gott, den Weltenordner, die überſinnliche Macht zu ſuchen, von der wir uns abhängig fühlen, zu ſeinen Zwecken ausgebeutet, indem es ſich zum Spender und Vertheiler der göttlichen Gnade gemacht, indem es Jahrhunderte lang einen Gott nach ſeinem (des Papſtthums) Ebenbild octroyirte, indem es band und löſte, indem es die Sünden vergab und nach Willkür ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß über die Menſchheit verhing." — „Der Tag (fügt der Verf. hinzu), an welchem eine neue Civiliſation den Irrthümern und Mißbräuchen der Vergangenheit ein Ende machen wird, iſt nahe, denn das Licht, das göttliche, das geiſtig und phyſiſch belebende Licht iſt neu geworden! Nichts wird demnach mehr die Vernunft und die Freiheit zurückhalten können, zur Wiedererlangung ihres ſeit zwölf Jahrhunderten mißkannten, aber ewigen Rechtes zu gelagen. Die Menſchheit iſt in eine neue Phaſe eingetreten und das Papſtthum im Verſchwinden."

In einer nicht unintereſſanten Reiſeſkizze aus Italien, welche das „Berliner Fremdenblatt" bringt, heißt es von Piſtoja: „Jedenfalls gebührt dem freiſinnigen Biſchof dort ein großer Antheil daran, daß Toskana durch den Standpunkt ſeiner Schul- und öffentlichen Bildung ſich vor andern italiäniſchen Provinzen ſo vortheilhaft auszeichnet. Es iſt auch heute der Mittelpunkt der evangeliſchen Beſtrebungen, an deren Spitze Deſanctis in Florenz ſteht. Dort war ſoeben ein Buch erſchienen: „Vita di Martino Lutero", welches ich bis Palermo verbreitet gefunden und von Italiänern auf den Dampfſchiffen habe leſen ſehen. Ich hörte es von den Kolporteuren unter der Anpreiſung ausrufen, daß Dr. Luther der Garibaldi der Deutſchen geweſen ſei. Es feſſelte mich ſo, daß ich es an Einem Tage hintereinander durchlas. In einem Oktavband von 239 Seiten wird das Jugend-, Studien-, Kloſter-, Univerſitäts- und Familienleben Luther's, ſein Seelenzuſtand und Glaubenskampf, ſein mächtiges Wirken für die folgenreiche Geiſteserhebung geſchichtlich treu, in einfacher Sprache und in großen Zügen geſchildert. In der Vorrede heißt es u. A.: „Wir bieten hier dem italiäniſchen Volke eine Darſtellung des Lebens Luther's nach den zuverläſſigſten Quellen. Lange hat der Name „Luther" den Prieſtern Roms dazu gedient, die Menge zu erſchrecken. Jetzt aber verhält es ſich ſchon nicht mehr ſo. Wir hoffen, daß dieſe Darſtellung des Lebens des berühmten und frommen Reformators dazu beitragen wird, ihn im Volke mit günſtigen Augen zu betrachten. Iſt es doch Luther zu danken, daß die zügelloſe päpſtliche Macht gedemüthigt iſt, daß die Päpſte nicht mehr Kaiſer und Könige abſetzen, und der Bannfluch, dieſe ſchreckliche päpſtliche Waffe, nicht mehr die Völker verwüſtet und die Familien zerſtört! Iſt es doch Luther zu danken, daß der Menſch, vom Evangelium geleitet, die Stellung wieder eingenommen hat, welche Gott ihm verliehen!" u. ſ. w. Die Vorſtellungen über Luther bei der großen Maſſe des Volks in Italien ſchwankten ſonſt zwiſchen „rebelliſchem Auguſtinermönche", „Drachen zu Babel" und „Satana stesso". Es fehlte nicht an Spottanekdoten und Karrikaturen bis zu jenen Bildchen von prächtiger Naivetät, wo die Heiligen der römiſchen Kirche ihn mit Kreuzen und Reliquien in die Hölle zu bannen im Begriff ſind, und der kräftige deutſche Held den ſchmächtigen Geſtalten ein gewichtiges Paar der bei den Römern noch in gutem Andenken ſtehenden Cimbernfäuſte entgegenhält. Uebrigens will ich bemerken, daß, wenn auch in einzelnen Städten, z. B. Mailand und Venedig, ſtürmiſche Scenen gegen die Geiſtlichkeit vorgekommen ſind, das Volk doch nicht etwa dem Uebertritt zum Proteſtantismus geneigt iſt. Abgeſehen von dem unfreundlichen Ritus, meint man auch, daß „die Proteſtanten glauben, was ſie wollen" — und dann ſchreckt das Sektenweſen zurück. Am erſten kann ich mir, wenn der Moment der Löſung der römiſchen Frage da ſein wird, denken, daß die Entwickelung einer Landes-Episkopalkirche, etwa unter zeitgemäßer Ausbildung des Gallikanismus, erfolgen könnte."

Der deutſche Ingenieur-Verein hat aus Anlaß der neuerdings wieder von einigen Theoretikern angeregten Frage wegen Aufhebung der Patente eine Denkſchrift beim Bundesrath eingereicht. In derſelben konſtatirt er die Reformbedürftigkeit der einſchläglichen Geſetzgebung, vertheidigt aber die Beibehaltung der Patente, welche durch Art. 4 der Bundesverfaſſung garantirt ſei. Die Denkſchrift erinnert an das Beſtehen einheitlicher Patentgeſetze in Oeſterreich, Frankreich, England und Amerika. Aufhebung der Patente würde, meint ſie, nicht nur die Induſtrie gefährden, ſondern Deutſchland als einzigen unter den größeren Staaten erſcheinen laſſen, „welcher dem moraliſchen Rechte des Erfinders auf Schutz ſeines geiſtigen Eigenthums keine Rechnung trägt und die Technik einem übelberufenen Syſtem der Freibeuterei überläßt".

---

*) Paris et Bruxelles, A. Lacroix Verboeckhoven & Co., 1869.

Digitized by Google

Für Leih-Bibliotheken und Leſezirkel

empfohlen:

Günther von Freiberg, Fiamma. Roman. 2 Bände. Preis: 2¼ Thlr.

Kleinſteuber, Hermann, Das Schloß am Meere. Roman. 2 Bde. Preis: 2 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, Louiſe, Welt und Bühne. 2. Auflage. Roman. 2 Bände. Preis: 2 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, Louiſe, Hiſtoriſche Charakterbilder. 2 Auflage. Preis: 2 Thlr. 15 Ngr.

Polko, Eliſe, Auf dunklem Grunde. Roman. Preis: 1½ Thlr.

Thomas, Annie, Verantwortlich. Roman. 2 Bände. Preis: 3 Thlr.

v. Bibra, E. Freiherr, Graf Ellern. Roman. 3 Bände. Preis: 4 Thlr.

Erneſti, Luiſe, Unauflösliche Bande. Roman. 2 Bände. Preis: 2½ Thlr.

Temme, J. D. H., Die Heimath. Roman. 3 Bände. Preis: 5 Thlr.

Temme, J. D. H., Erzählungen. 6 Bände. Preis: à Band 1¼ Thlr.

Wartenburg, Karl, Gerichtet und gerettet. Roman. 2 Bände. Preis: 2¼ Thlr.

Verlag der Dürr'ſchen Buchhandlung in Leipzig. (86)

So eben erſchien in unſerm Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Sprache
als Ausdruck nationaler Denkweiſe.

Ein Vortrag
von Dr. **C. Abel.** (87)

Velinpapier. 8. geh. 5 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Der Zauberer von Rom.
Roman in neun Büchern
von (88)
Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.
Neun Bände. 8. Geheftet 4 Thlr. 15 Ngr.
Gebunden 6 Thlr.

Dieſe neue dritte Auflage des berühmten Romans, eines Culturgemäldes der Gegenwart voll umfaſſendſter Anregung, iſt durch ein intereſſantes neues Vorwort des Verfaſſers eingeleitet, worin die römiſche Frage in ihrem heutigen Stande ſcharf und treffend beleuchtet wird.

Um das Werk in immer weitere Kreiſe zu verbreiten, wurde bei dieſer neuen Auflage ein ſo wohlfeiler Preis geſtellt, daß er nur noch ein Drittel des Preiſes der erſten Auflage beträgt. Die neue Auflage liegt bereits vollſtändig vor, kann aber auch nach und nach (in 9 Bänden zu je 15 Ngr.) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Soeben erſchien in unſerm Verlage:

Offener Brief eines Juden
an
Herrn Profeſſor Dr. Virchow
von
Dr. **D. Caſſel.** (89)

gr. 8. 5 Sgr.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.
Berlin, Wilhelmsſtraße 86.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grammatik
des meklenburgischen Dialektes
älterer und neuerer Zeit.
Laut- und Flexionslehre.

Gekrönte Preisschrift von
Karl Nerger.

8. Geheftet. 28 Ngr.

Vorliegende Grammatik des meklenburgischen oder plattdeutschen Dialekts, eine von der Universität Rostock gekrönte Preisschrift, bietet ein gründlich methodisches Hülfsmittel zum Studium dieser populären Mundart. Sie wird aber namentlich auch den zahlreichen Lesern von Fritz Reuter's Schriften, durch welche der meklenburgische Dialekt weit über die Grenzen des niederdeutschen Sprachgebiets hinausgetragen worden ist, behufs Erklärung der darin vorkommenden ungewöhnlichen Wortformen willkommen sein. (90)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſcheint:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.** (91)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Aprilheft (Nr. 14—17) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Aſtronomie. Waſſerdampf in der Sonne. — Das Spektrum des Mars und ſeine Farbe. — Beitrag zur phyſikaliſchen Konſtitution der Sonne. **Meteorologie.** Die Umkehr der Temperatur-Verhältniſſe in der Schweiz während des Winters 1866—67. **Geologie.** Bodenbewegungen in Tirol. — Die Erdbebenfluth im Pazifiſchen Meere. — Die Natur der Veſuvlava. **Phyſik.** Durchgang der Wärme durch Sylvin. — Das Zerſpringen der Glasthränen. **Chemie.** Die Reduktion der Metalloxyde durch Waſſerſtoff. — Eine neue Verbindung des Siliciums. **Botanik.** Die Funktionen der Farbſtoffe in den Algen. — Krümmung junger Triebe durch Erſchüttern. **Biologie.** Die Klammerorgane der Milben. — Das Niſten der Vögel und die Farbe ihrer Federn. **Technologie.** Die Deſtillationsprodukte der Steinkohlen. **Mineralogie.** Körpermoleküle und Kryſtallmoleküle. **Agrikultur.** Die Seidenraupen-Krankheit. — Vegetationsverſuche mit ſtickſtoffhaltigen Subſtanzen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Taktiſche Rückblicke auf 1866.

Dritte Auflage. 1869. Preis 10 Sgr.

Die Schrift beſpricht Stärken und Schwächen der Preußiſchen Taktik im Jahre 1866, die Mitwirkung der einzelnen Waffen und die Gefechte von Trautenau und Langenſalza.

Freimüthig und lebendig geſchrieben, erregt dieſe Schrift in militäriſchen Kreiſen großes Aufſehn, wie ſchon das Erſcheinen von 3 Auflagen in wenigen Monaten bezeugt, ſie darf aber auch das Intereſſe jedes Gebildeten in Anſpruch nehmen, der Einſicht in das merkwürdigſte zeitgeſchichtliche Ereigniß, den Krieg von 1866, gewinnen will. (92)

Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Verlag von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris.

Soeben erschienen folgende Fortsetzungen und Neuigkeiten:

Dictionnaire de géographie ancienne et moderne. Livr. 17. 8. 8 Ngr.

Dictionnaire de la conversation. Supplément offrant le résumé des faits et des idées de notre temps. T. III. Livr. 1. gr. in-8. 22½ Ngr.

Heuzey et Daumet, Mission archéologique de Macedoine. Fouilles et recherches exécutées dans cette contrée et dans les parties adjacentes de la Thrace, de la Thessalie, de l'Illyrie et de l'Epire, en l'année 1861, par ordre de S. M. l'Empereur Napoléon III. Livr. 7 et 8. Fol. à 4 Thlr.

Cherville, pauvres bêtes et pauvres gens. 20 Ngr.

Letzteres ist eine Sammlung von kleinen Novellen. (93)

Paris, März 1869.
Firmin Didot Frères, Fils & Co.

Neue verbeſſerte Auflagen von Götzinger, deutſche Sprachlehre für Schulen. Hirzel, praktiſche franzöſiſche Grammatik.

Soeben erſchienen: (94)

Götzinger, Dr. Maximilian Wilh., **Deutſche Sprachlehre für Schulen. 10.** Auflage, durchgeſehen und zum Theil überarbeitet von **Ernſt Götzinger,** Profeſſor an der Kantonsſchule in St. Gallen. 20 Ngr.

Hirzel, C., praktiſche franzöſiſche Grammatik. Umgearbeitet von **C. v. Orelli,** Prof. in Zürich. **18.** verbeſſerte Ausgabe. 20 Ngr.

Obige Lehrbücher, welche ſchon ſeit Jahren in vielen Schulen gebraucht werden, nehmen unter den neueren Lehrmitteln eine anerkannt ausgezeichnete Stellung ein. Die immer wieder nöthig gewordenen Auflagen, ſowie die günſtigen Urtheile darüber von tüchtigen Fachmännern liefern dafür den entſprechenden Beweis.

Auch für die Folge wird beſondere Sorgfalt darauf verwendet werden, den guten Ruf dieſer praktiſchen Lehrbücher zu erhalten; wir empfehlen dieſelben daher auch ferner den Herren Lehrern zur Einführung in Lehr-Anſtalten, ſowie für den Privat-Unterricht.

Verlag von **H. R. Sauerländer** in **Aarau.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] **Berlin, den 8. Mai 1869.** [Nr. 19.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Ferdinand Stolte's Fauſt. 269. — Blömer's Lichtſtrahlen aus Leſſing's Werken. 271. — Bilder und Skizzen aus der kleinſten Welt. 272. — Directe und indirecte Steuern. 273.

Italien. Graf Bismarck und General La Marmora. Eine italieniſche Parallele mit deutſchen Randbemerkungen. 274. — Eine Papſtwahl vor hundert Jahren. 277.

Frankreich. Mademoiſelle Merquem, von George Sand. 277.

Nord-Amerika. E. Reinhold Schmidt: Die Geſchichte des amerikaniſchen Bürgerkrieges. 278.

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur. Der Kaiſer und der Rabbi. 279. — Die Meſſias-Idee nach altjüdiſchen Begriffen. 280.

Kleine literariſche Revue. Ninive und Babylon. 281. — Germaniſche Götterſage, von Ernſt Bratuſcheck. 281. — Ein zweiter Trabant der Erde. 281. — Shakeſpeare's kleinere Dichtungen. 282. — Der Seeſchrecken auf den Auswanderer-Schiffen. 282. — Aus dem Berliner Volksleben. 282.

Literariſcher Sprechſaal. Die Tapferkeit des öſterreichiſchen Generalſtabs. 283. — Folgen der Aufhebung des Zeitungsſtempels in den Niederlanden. 283. — Preisfrage der Straßburger Univerſität. 283. — Die Affen-Theorie. 283. — Philoſophiſche Monatshefte. 284. — Die Abſchaffung der Todesſtrafe in Sachſen. 284. — Wander's Abwehr gegen einen Angriff des Freiherrn v. Rheinsberg-Düringsfeld. 284.

Deutſchland und das Ausland.

Ferdinand Stolte's Fauſt.

Den Manen Friedrich Schiller's am Tage ſeiner hundertjährigen Jubelfeier gewidmet, erſchien vor nun beinahe zehn Jahren der erſte Theil eines „Fauſt" von Ferdinand Stolte. Später kam dazu ein zweiter Theil und jetzt ſind ſogar ein dritter und vierter unterwegs in das Publikum und den Buchhandel. Alſo vier Bände Fauſt, welche den zweiten Theil des Göthe'ſchen erſetzen oder vielmehr ſühnen ſollen! Der Verfaſſer widmete dieſer Arbeit mehr als zehn Jahre ſeiner beſten Manneskraft. Welch eine Begeiſterung, welche Ausdauer derſelben ſetzt dies voraus, noch dazu in dem ihm deutlichen Bewußtſein, daß eine Anerkennung dafür ſchwerlich zu erwarten ſei. Einer der bedeutendſten Buchhändler Deutſchlands wurde von ihm gebeten, ſich die Sache doch wenigſtens einmal anzuſehen, worauf er erklärte, nichts in der Welt könne ihn bewegen, auch nur eine Zeile davon zu leſen. Fauſt ſei fertig mit Göthe und jede neue Fauſtdichtung todt, noch ehe ſie zur Welt komme. Und ein preußiſcher Geheimrath, dem dieſer Stolte'ſche Fauſt von einem Sachverſtändigen empfohlen worden war, geſtand dem Verfaſſer offen, daß er ihn auch mit der Ueberzeugung, er ſei beſſer als der Göthe'ſche, nicht leſen werde. Ich ſelbſt erfuhr erſt neulich, als mich ein für deutſche Poeſie begeiſterter Freund bei Lectüre des Stolte'ſchen Fauſt traf und ich ihm den Band mit den Worten zuſchob: ein neuer Fauſt! welch' grimmiges Vorurtheil ſchon gegen den Namen herrſche. „Um Gotteswillen!" rief er, „bleiben Sie mir mit ſolchen Geſchichten vom Halſe!"

Woher nun dennoch dieſer zehn Jahre lang ungeſchwächte begeiſterte Muth, ſelbſt einen vierbändigen Fauſt an die Stelle des zweiten Theils des Göthe'ſchen zu ſetzen?

Der Verfaſſer antwortet: „Der Dichter muß mit einer ſo ſchwärmeriſchen Begeiſterung ſchaffen, als gälte es, eine Welt zu beglücken, und dabei von der kühnen Hoffnung getragen werden, daß ſeine Arbeit dieſer Welt nicht nur nützlich, ſondern nothwendig ſei; doch liegt ſein Buch fertig da, hat er ſich in ehrlichſter Beſcheidenheit auf den tiefſten Standpunkt der Reſignation zu ſtellen und muß ohne Unmuth und Groll über die Bosheit und Gleichgiltigkeit der Menſchen auf jede Anerkennung verzichten können. Und gelingt es ihm, auch nur eine einzige, zwiſchen dem Böſen und Guten ſchwankende Seele für das letztere zu gewinnen, dann hat er nicht umſonſt in ſeiner Begeiſterung nach einem erhabenen Ziele gerungen! Das iſt meine aufrichtige Meinung."

Solche Beſcheidenheit klingt wie ein Wunder in dieſer anſpruchsvollen, literateneitlen Zeit, und der Verfaſſer kommt mir darin wie das ſeltenſte Gegenſtück zum Mephiſto vor, welcher ſich im Göthe'ſchen wie in ſeinem Fauſt vom Anfange bis zum Ende in allen Höllenkünſten erſchöpft, um die einzige, zwiſchen dem Guten und Böſen ſchwankende Seele für das Böſe zu gewinnen.

Wir fühlen weder Gleichgiltigkeit noch Bosheit gegen dieſe beſcheidene und doch beinahe tollkühne Schöpfung dieſes Stolte-ſchen Fauſt, ſondern bewundern zunächſt ſein Vorwort, worin er die ſittliche, logiſche und äſthetiſche Nothwendigkeit eines Erſatzes für den anerkannt mißlungenen zweiten Theil des Göthe'ſchen Fauſt klarer, als wir je geleſen, auseinanderſetzt. Dieſer Fauſt der Göthe'ſchen Altersſchwäche ſteht im ärgſten Widerſpruche zu dem ſeiner Jugend und der Fauſtidee überhaupt. Dieſe iſt uralt, wie die Geſtalt Siegfried's, des durch die vier großen Kulturvölker ſeit Jahrtauſenden hindurch geläuterten Ideales von edler, ſchöner Manneskraft. In den himmelſtürmenden Titanen, im Kampf und Sturz der Engel, im Lucifer, Prometheus u. ſ. w., in allen dieſen phantaſtiſch-poetiſchen Gebilden ringt ſchon der Fauſtiſche Grundgedanke, der dann im deutſchen Fauſt zu einem germaniſch-nationalen Geiſteseigenthum wurde, zum höchſten Ideale des denkend, dichtend und arbeitend, zwiſchen Hölle und Himmel um die höchſten Güter des Geiſtes, der Lebens- und Naturgeheimniſſe, des Ewigen und Abſoluten ringenden germaniſchen Volksſtammes. Dieſer germaniſche Fauſt trat zuerſt in der großen Geiſterſchlacht auf, als das romantiſche Chriſtenthum, welches den Himmel auf Koſten der Erde gewinnen ſollte und in dieſem Kampfe gründlich geſchlagen worden war, mit neu erwachtem antikem Geiſte Himmel und Erde zugleich erobern, mit einander verſöhnen und ſchon auf Erden ſelig, gottgleich werden wollte. Literariſch wurde wohl dieſer Fauſt zuerſt ſehr raſch in einem Buche von Wittmann bekannt und dann vielfach bearbeitet und verändert. Poetiſchen Werth gewann dieſe Sage zuerſt durch „Leben und Thaten des Dr. Fauſtus" von dem Shakeſpeare-Genoſſen Chriſtopher Marlow. Dieſes älteſte Fauſtgedicht wurde vielfach, unter Anderem auch zu Puppenſpielen verarbeitet; das bekannte deutſche Puppenſpiel, welches auf Göthe ſo mächtig wirkte, haben auch wir in unſerer Kindheit mit unvergeßlichem Grauen aufführen ſehen. Ausgedehntere Gedichte mit demſelben Grundgedanken, derſelben Handlung und denſelben Perſonen ſind uns zuweilen in Bänden zu Geſicht gekommen, wovon wir jetzt nur noch eine dunkle Erinnerung haben. Göthe's Fauſt ſchließt ſich an das alte Puppenſpiel an, worin aber der Held ſchließlich

Digitized by Google

vom Teufel in Fetzen zerriſſen und körperlich ſo zerſchmettert wird, daß Gehirn und Fleiſch an den Wänden kleben, während die Seele in die reell brennende Hölle geſchleppt wird; aber Göthe rettet zuletzt ſeinen Fauſt und läßt ſein „Unſterbliches“ von Engeln in den Himmel tragen, ohne daß er ihn weder im erſten, noch weniger im zweiten Theil verdient hat. Der im erſten Theile ſchuldbeladene, verſchwindende Teufelskerl vergißt und ſchläft ſich in den zweiten hinein, vermählt ſich mit dem griechiſchen Ideale, treibt dann etwas Landbau und Canaliſation ohne Abfuhr und läßt dann eben ſein Unſterbliches (welche fade Abſtraction!) in den katholiſchen Himmel ſpediren. Sein Fauſt im zweiten Theil iſt demnach ein ganz anderes Weſen als der im erſten. „Er iſt nicht mehr der deutſche Gedankenheld“, ſagt Stolte, „der ſeine Vergangenheit zur inneren Verarbeitung für ſeine Zukunft zu bringen und den Kampf mit den dunklen Mächten in ſeiner Bruſt als den Läuterungsprozeß ſeines Weſens durchzumachen hat. Nirgend ein wahrhaft erſprießliches Reſultat, ſondern nach allen Seiten nebelhaftes Verſchwimmen in hineingeheimnißte Abſtractionen. Nirgends mehr ein Kampf, weder für noch wider den Himmel oder die Hölle. Fauſt iſt im erſten Theil durch ſeine gottverfluchten geiſtigen Spekulationen und wirklichen ſchweren Verbrechen der Hölle verfallen und hat ſich außerdem noch beſonders dem Teufel verſchrieben. Im zweiten denkt er gar nicht daran, daß er ſich gegen Gott und Menſchen verſündigt und etwas zu ſühnen habe, und dennoch kommt er in einen Himmel, der ſich ſonſt ohne Vermittelung der Kirche für keine Menſchenſeele öffnet und ohne Sühne und innere Läuterung Jedem verſchloſſen bleibt.

Die bloße Vermählung mit dem griechiſchen Schönheits-Ideale kann den Menſchen auf Erden weder glücklich noch für den Himmel ſelig machen. Das bischen Arbeit eines Waſſerbau-Inſpektors zu Ende thut's ebenſo wenig, wie das Waſſer bei der Taufe. Die für unſere Zeit ausgebildete Fauſtidee muß eine Läuterung des Menſchen aus ſich ſelbſt, eine Erlöſung und Befreiung der ganzen wirklichen Welt veranſchaulichen und perſonificiren. Solch einen Fauſt hat Stolte zu ſchaffen verſucht. Wie er die ungeheure Aufgabe durchgeführt haben wird, mögen die beiden letzten Theile, die in kurzer Zeit erſcheinen ſollen, bekunden. Jetzt haben wir's mit den beiden erſten zu thun. Stolte ſchließt ſich an den erſten Theil des Fauſt an und nimmt ihn als den gefallenen, einer inneren Wiedergeburt bedürftigen Menſchen auf. Dies iſt zugleich weſentlichſte Aufgabe der ganzen Menſchheit, welche nur in Form eines dramatiſch-didaktiſchen Epos lösbar erſchien. Es müſſen darin die wichtigſten Lebensfragen aufgeworfen und ideell und ethiſch gelöſt werden. Wegen dieſes rein didaktiſchen Zweckes tritt das dramatiſche Element oft gänzlich und lange zurück, und das Gedicht breitet ſich theils romanhaft, theils in Dialogen, theils geradezu in Form von langen Moralpredigten zu ermüdenden Längen aus. Allerdings fehlt es nicht an Klarheit und Entſchiedenheit des Gedankens, wodurch auch der einfachſte ſittliche Menſch angeregt und befriedigt wird, aber dieſe gleichſam populäre Philoſophie in Verſen würde durch größere Kürze und Gedrängtheit gewiß meiſt wirkſamer werden.

Verfolgt von Rache und gepeinigt vom eigenen Schuldbewußtſein, tritt der Stolte'ſche Fauſt gleichſam bußfertig auf und macht eine innere Entwickelung der Sühne durch, um ſich zum Helden des Gedankens und Wortes, des Menſchheits-Ideals zu läutern. Dieſer idealiſtiſche Fauſt wird im zweiten zum Praktiker und will ſich nicht blos ſelbſt, ſondern auch die ganze Menſchheit im Staat und Kirche ſittlich erlöſen und befreien, den Widerſpruch löſen, der zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, Dieſſeits und Jenſeits, Himmel, Hölle und Erde, Wollen und Sollen, Geſetz und Freiheit ſich ſpannt und die Menſchen ſo lange quält, bis ſie ſich zur ſittlichen Vollkommenheit und Freiheit geläutert haben, und um dieſes Guten ſelbſt willen, aus innerſtem Drange, für die Freiheit und Sittlichkeit der Menſchen und ihrer Inſtitutionen kämpfen, ſiegen oder lieber untergehen, als ſich den unſittlichen Mächten über ihnen zu fügen.

Dieſem Fauſt geht nicht nur Mephiſtopheles zur Seite, ſondern er braucht auch den Ahasverus, um die Widerſprüche ſeines eigenen Weſens zu erkennen und endlich zu überwinden.

„Aus der im Fauſt ſelbſt erwachten Negation und dem mit ihr ſich verbindenden thieriſchen Gelüſt entſpringt Mephiſto. Entſetzt ſchaudert er vor dieſer ihm perſönlich gegenübertretenden Negation zurück und ſehnt ſich nach Rettung und Erlöſung. Dies wird zum Zeugungsmoment für den mythiſchen und myſtiſchen Ahasverus, die Perſonification geiſtiger Verſtocktheit, welche das Licht der Offenbarung von ſich ſtieß und deshalb ruhelos umherwandern mußte, bis er, durch Leben und Leiden erweicht, dieſem Lichte zugänglich und ſomit der Beweis für die Erlösbarkeit des durch eigene Schuld fluchbeladenen Menſchen wird. Dieſe Erlöſung geht in einem Zwiegeſpräche mit Fauſt in Letzterem ſelbſt vor oder wird wenigſtens mächtig angeregt. Kirchlichen Satzungen bleibt er dabei fremd und feindlich, weil dieſe durch ihre ſtarren Dogmen den Geiſt, den ſittlichen Willen, die ethiſche Selbſtbefreiung, dieſes Freimaurerthum im eigentlichſten Sinne, als Ketzerei verdammen. Wenn mich die beiden letzten Theile des Stolte'ſchen Rieſenwerkes nicht eines Beſſeren belehren, möcht' ich dieſen Fauſt als eine mächtige und klare Offenbarung des höchſten Ideals des Freimaurerthums halten. Es gilt bei der gemeinen Menge ebenfalls für fauſtiſch-myſtiſch, weil ſie ſolche Ideale und Beſtrebungen nicht begreifen kann. Fauſt bewegt ſich auf dem kirchlich-vulkaniſchen Boden, unter welchem bereits die Reformation erdbebend Auswege ſucht. Er wird zum Himmelsſtürmer, weil er durch ein anderes Thor in denſelben einzudringen wagt, als durch das der römiſchen Kirche, deren hohle Verweltlichung denn auch mit ganz beſonders draſtiſcher Verdammung geſchildert wird. Nur eine Stelle aus dem längſten aller dramatiſchen Dialoge zwiſchen Fauſt und Guttenberg folge hier. Die Scene iſt vor dem Kirchenthor:

Des demuthsvollen Prieſters Achtgeſpann
Hielt ungeduldig ſchäumend, ſcharrend an.
Acht prachtvoll gallonirte Stallbeamte,
Sie ſprangen, als ob unter ihnen brannte
Der Boden, auf die ſtolzen Rappen zu
Und löſten vom Geſchirre ſie im Nu.

In reiche Wappendecken mit Geſchicke
Die Roſſe hüllend, führt man ſie in's Schloß zurücke.
Acht andere Diener mit acht Schimmelhengſten
Beſpannten friſch den Wagen unter Aengſten
Der ringsumſtehenden armen Chriſtenheit,
Weil eins der Thiere wild aufbäumend ſcheut.

Die edlen Schimmel Silberſchuhe tragen
Zu ihres demuthsvollen Herrn Behagen,
Indeß viel arme Chriſtenmenſchen ſteh'n
Barfuß daneben und in Demuth fleh'n
Zum goldpantoffelfüß'gen Kirchenfürſten,
Nach deſſen Segen ſie voll Einfalt dürſten.

Digitized by Google

Was würde der Heiland, auf die Erde zurückgekehrt, zu ſolcher Tempelſchänderei ſagen? Wahrſcheinlich nicht viel Gutes, vielleicht gar wieder die Geißel ſchwingen.

Doch würde den Beſcheid man ihm nicht ſchuldig bleiben:
Mit Hellebarden ſtieße man auf ihn
Als einen Lumpenhund, der heillos kühn,
Durchpeſtet von der ketzeriſchen Seuche,
Verhöhne heil'ge chriſtliche Gebräuche,
Ja, Chriſti heil'gen Stellvertreter gar,
Den myſt'ſchen Gott in goldenem Talar.

Der Dialog mit Guttenberg führt auch das weibliche Element in die Dichtung ein. Es iſt im erſten Theile nur ſchwach vertreten, ſpielt aber in den folgenden Theilen auf eigenſte Weiſe eine immer hervorragendere Rolle. Die Myſtik des Göthe'ſchen Ewigweiblichen vermiſſen wir ſehr; dagegen macht ſich im zweiten Theile der weibliche Mephiſtopheles Mephita mit ihrer, von einem ganz eigenen Teufel beſeſſenen Prinzeſſin in ſo fauſtiſcher Weiſe geltend, wie wohl in keiner anderen deutſchen Dichtung. Die Kraft weiblicher Sittlichkeit und Schönheit hoffen wir erſt in Maria, Cöleſtina und Fauſtina der letzten Theile kennen zu lernen. Wenn ſie ihm ebenſo gut gelungen ſind, wie ſeine Teufelinnen, können wir ſelbſt in der Schilderung weiblicher Charaktere, ſo ſehr ſie erſchöpft zu ſein ſcheinen, noch die überraſchendſten Aufſchlüſſe erwarten. Im erſten Theile finden wir über den Eheteufel ſelbſt in Guttenberg's Hauſe neue Beobachtungen.

So ſagt Fauſt, nachdem ihn Guttenberg verlaſſen, nach einer Pauſe:

Wie klein iſt doch der Mann oft an dem eignen Herde!
Ob er auch würdig, daß ihm eine Welt vertraut,
Daß als Beglücker er von ihr geehret werde:
Das eigne Weib mit Mißtrau'n auf ihn ſchaut.
Die Frau liebt an dem Manne nur zumeiſt
Die Eigenſchaften, die ſich auf ſie ſelbſt beſchränken,
Und wo für ſie nicht gleich ein Vortheil ſich erweiſ't,
Meint ſie, man wolle ſie in ihren Rechten kränken!
So hemmt die Frau, die ſich empor nicht ſchwingt
Zu ihres Mannes edlerem Beſtreben,
Auch oft das Herrliche, wonach er ringt,
Zerrt ihn hinab in's flache Alltagsleben.

Mephita und ihre Prinzeſſin bringen's freilich noch viel weiter oder vielmehr tiefer herab. Doch hoffen wir auf die Fauſtina, die dem Helden ebenbürtige, des letzten Theiles.

Ueberhaupt können wir über das Werk nur erſt, nachdem wir es in ſeiner Vollendung kennen gelernt haben, entſchieden urtheilen. Nach der ganzen Anlage wird es ſeinen weſentlichen Werth darin behaupten, daß es die Fauſtiſchen Ideen im vollen praktiſchen Leben wirkend, erlöſend und befreiend in allen möglichen Lebensformen ſelbſt im Staate darſtellt, während der Göthe'ſche Fauſt im zweiten Theile in mythiſcher und myſtiſcher Vernebelung verſchwindet. Dabei ſpricht Stolte ſelbſt mit der größten Begeiſterung von dem ſüßen Dufte der Poeſie dieſes unſterblichen Meiſters Göthe. „Neben den Zauberklängen ſeiner goldenen Leier", ſetzt er hinzu, „mögen meine Verſe ſich mitunter wohl wie die proſaiſchen Töne des Hackebretts oder der Maultrommel ausnehmen."

Manches erſcheint unſchön, namentlich wegen der vielen Inverſionen und des oft gar zu lang ausgeſponnenen Moralpredigertons. Darin läßt ſich jedenfalls viel kürzen und beſſern. Soweit wir aber bis jetzt das ungeheure Werk überſehen können, ſtimmen wir ganz in Gutzkow's begeiſterte Anerkennung ein, der, nachdem er eine Zeitlang dem Verfaſſer bei Vorleſung des erſten Theiles zugehört hatte, mit gluthrothem Kopfe und tiefſter Ergriffenheit ausrief: „Das iſt ein vollkommen gelungener Wurf. Die Dichtung iſt ſo poetiſch ſchwungvoll, als erhaben durch Gedankentiefe. Sie machen es der Welt begreiflich, was ſich Göthe hat entgehen laſſen, indem er ſich in ſeinem zweiten Theile in poetiſche Düfteleien verlor; — und ſind als Dichter mit einem Sprunge da, wohin wir erſt nach dreißig Jahren Arbeit kamen."

An begeiſtert anerkennenden Urtheilen anderer bedeutender Männer fehlt es ebenfalls nicht. Und wer dieſen Fauſt noch nicht kennt, mache ſich wenigſtens nicht mehr durch die ziemlich allgemeine Mode lächerlich, einen Fauſt nach Göthe überhaupt gleich von vornherein als Unſinn oder Anmaßung abzuweiſen. Die kulturhiſtoriſche und äſthetiſche Nothwendigkeit neuer und immer wieder neuer Fauſte ergiebt ſich ſchon aus der Fauſtidee überhaupt. Der zweite Theil des Göthe'ſchen war eine Aufforderung dazu, welcher bis jetzt zwei ſolariſche Männer durch zehnjährige Arbeit Folge geleiſtet haben: Stolte und der Oberförſter Müller. Letzterer iſt jetzt ebenfalls unterwegs in die Oeffentlichkeit. H. B.

Blömer's Lichtſtrahlen aus Leſſing's Werken.*)

Neben aller Ueberfülle mittelmäßiger, ſchlechter und noch mehr belletriſtiſch-criminaliſtiſcher Geiſtesproducte iſt ſchon unſere claſſiſche Literatur allein ſo inhalt- und umfangreich, daß auch gebildete Menſchen, welche es mit der Kenntniß der letzteren genau nehmen, mehr als genug zu thun haben, ſich mit den Werken berühmter und guter Schriftſteller bekannt zu machen. Die meiſten gebildeten Leute kommen damit nicht ſehr weit, geſchweige durch, ſo daß auch ſie in Geſellſchaft, in ihren Briefen und überhaupt in ihrer geiſtigen Entäußerung dem allgemein wuchernden Fehler verfallen, Maculatur zu ſprechen, zu ſchreiben und wohl gar drucken zu laſſen.

Deshalb iſt es ſehr gut, dieſer gebildeten Menge die inhaltvollſten und lichteſten Stellen unſerer beſten Schriftſteller gleichſam in Brennſpiegeln verdichtet, zugänglich zu machen. Sie können ſich dann auf die leichteſte Weiſe durchleuchten und erwärmen und dann und wann ſchriftlich und mündlich etwas von dieſem eingeſogenen Lichte in ihrer Umgebung wieder ausſtrahlen laſſen. Dieſe Lichtſtrahlen oder ſchönſten und geiſtvollſten Stellen beliebter Klaſſiker mit ihren Denkſprüchen, Motto's, Lebensregeln u. ſ. w., geſchickt in der Unterhaltung oder in Briefen angebracht, verleihen ſelbſt im Uebrigen geiſtloſen Menſchen den wohlthätigen Schein einer gediegenen Bildung, und die Fadheit converſationeller Sprechmakulatur kann ſchon durch ein Halbdutzend ſolcher Stellen für einen ganzen Abend vor dem Eindruck der langen Weile gerettet werden, vorausgeſetzt, daß dieſe Lichtſtrahlen ſich ohne Zwang und Affectation einſtellen. Solche Sammlungen von Lichtſtrahlen ſind bereits in neun oder zehn Bänden aus Fichte's, Förſter's, Göthe's, Herder's, W. v. Humboldt's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Shakeſpeare's Werken von Verſchiedenen geſammelt bei F. A. Brockhaus erſchienen und ſehr beliebt geworden, da dieſe verdichteten Kraft-

*) Gotthold Ephraim Leſſing. Lichtſtrahlen aus ſeinen Schriften und Briefen. Mit einer Einleitung von Friedrich Blömer, Obertribunalsrath. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869.

Digitized by Google

und Lichtſtellen uns auf die leichteſte Weiſe mit Inhalt verſorgen und dem Leſer auch charakteriſtiſche Geſammtbilder von der Bedeutung der betreffenden Schriftſteller gewähren.

Wir freuen uns, daß dazu jetzt auch Lichtſtrahlen aus Leſſing's Werken und Briefen gekommen ſind. Er war ja beſonders der leuchtende, der blitzende, der niederdonnernde Zeus der Kritik gegen die „Klötze“ und Makulatur Potentaten des vorigen Jahrhunderts, der Schöpfer einer verſtandeshellen, humanen und ſprachlich reinen deutſchen Literatur. Wir wollen uns hier nicht auf eine Würdigung ſeiner unſterblichen Verdienſte einlaſſen und nur erwähnen, daß der Sammler dieſer Lichtſtrahlen Jahre lang mit der genaueſten Kenntniß, mit kritiſcher Auswahl und der größten Liebe daran gearbeitet hat. Auch ſtanden ihm dabei unzählige Briefe, die in Leſſing's Werken entweder nicht zu finden ſind oder wegen ihres ſonſtigen Privatcharakters leicht überſehen werden, zu Gebote. Beſonders verdienſtlich finden wir, daß es dem verehrten Sammler gelungen iſt, dieſe Lichtſtrahlen nach ihrem verſchiedenen Inhalt und Zweck zu ſondern. Gleichartiges zuſammenzuſtellen und dabei auch die Zeitfolge zu beobachten und das ewig Wahre, Gute und Schöne aus dem Zufälligen und Zeitlichen herauszufinden, ſo daß wir es nun unter den verſchiedenen Rubriken: „Der Menſch und die Geſellſchaft, Kritik und Leiſtung, gegen Ueberhebung und Ungebühr, die Meiſter, Vorbilder und Lieblinge, Welt und Leben, Maximen und Denkſprüche, Selbſtbeurtheilungen, Leben und Streben, Werke und Kämpfe“ in klarſter Ordnung und Fügung auf einander folgen ſehen. Möge denn das beſcheidene Bändchen ganz beſonders als Taſchenbuch auf Reiſen, als Geiſtesſtärkung in ſchwachen Stunden, als liebevolle, verſtändige, ſprachlich und ſittlich reine Mahnung zur Wahrheit und Schönheit und allen ſittlichen wie äſthetiſchen Tugenden recht viele Taſchen, Köpfe und Herzen erfüllen und letztere erleuchten und erwärmen. Auch die übrigen literariſchen Lichtſtrahlen können hier gute Dienſte thun. Und da wir davon gar nicht genug bekommen können, hoffen wir auf weitere Fortſetzung dieſes Leucht- und Heizmaterials, beſonders in einer Zeit, welche viele Fanatiker der Dunkelheit, Nacht und künſtliche Trübung hervorruft und ſogar begünſtigt. Beſonders wünſchen wir noch Lichtſtrahlen aus Schiller. So verbreitet er auch iſt, kann doch dieſes edelſte Licht mit ſeiner himmliſchen Wärme nie genug im deutſchen Volke erquicken und beleben.

Bilder und Skizzen aus der kleinſten Welt.

Immerhin kommt man zu der Erkenntniß, daß für die Exiſtenz der Menſchheit die größten, gerade verderbendrohendſten Gefahren zweifellos in der Thätigkeit der allerkleinſten Geſchöpfe liegen. Dieſe Erkenntniß hat gleichſam wie unwillkürlich eine Anzahl der hervorragendſten Gelehrten in den verſchiedenſten Theilen der gebildeten Welt und, meiſtens ohne daß Einer um das Thun des Andern wußte, dazu geführt, daß ſie dieſe oder jene bereits eingetretene oder noch drohende derartige Plage durch's Mikroſkop zu ergründen ſuchten. So ſind die Unterſuchungen eines Pettenkofer und Anderer über die Urſachen der Cholera hervorgerufen, ſo ſind die wahrhaft ſtaunenswerthen Entdeckungen eines De Bary, Hallier, Bail und Anderer über die mikroſkopiſchen Pilzformen, welche unſeren menſchlichen Körper oder unſere unentbehrlichen Bedürfniſſe bedrohen, entſtanden. Einen eigenthümlichen Beweis für die außerordentliche Wichtigkeit dieſes Strebens dürfte man darin erblicken, daß z. B. über einen ſehr wichtigen Gegenſtand — die im Munde wuchernden mikroſkopiſchen Pflanzen- und Thiergebilde — faſt zu gleicher Zeit Unterſuchungen, eingehende Studien gemacht worden und faſt übereinſtimmende Reſultate erlangt ſind von dem berühmten Hallenſer Profeſſer H., dem bekannten Berliner Arzt Dr. M. L. und einem ſchweizer Arzt.

Um ſo größere Beachtung darf daher ein Unternehmen beanſpruchen, welches ſich die Aufgabe geſtellt, das „Leben im kleinſten Raum“ ſeiner Schleier zu entledigen und populär, d. h. für jeden Gebildeten faßbar darzuſtellen. Ein ſolches liegt uns vor in dem Lieferungswerke: „Blicke durch das Mikroſkop,“ *) von Dr. Julius Stinde. Soweit wir das Unternehmen in den drei bis jetzt erſchienenen Lieferungen zu überblicken vermögen, glauben wir, daß ſowohl die Auffaſſung, als auch die Darſtellung dem beabſichtigten Plane des Werks entſpricht. Von ſeinem Stoff ganz durchdrungen, d. h. bis auf die neueſten Ergebniſſe den Forſchungen des Mikroſkops folgend und zugleich mit dem Mikroſkope in der Hand ſelbſt arbeitend, bedient ſich der Verfaſſer einer poetiſch ſchwungvollen und zugleich gewandten Sprache. Auf den erſten Blick dürfte es vielleicht verwunderlich erſcheinen, wie die Verlagshandlung das Werk den Eltern und Erziehern „als Haus- und Familienbuch“ empfehlen könne. Dies darf jedoch in der That geſchehen, denn: „Die Unterſuchung verfälſchter Lebensmittel, der Geſpinnſtfaſern und Gewebe erlangte erſt durch das Mikroſkop die weittragendſte Bedeutung; den Fälſchern von Milch, Mehl und Gewürzen iſt das Mikroſkop ein nicht minder furchtbarer Gegner, als den Geheimmittel-Fabrikanten, deren Gemiſche der chemiſchen Analyſe und der mikroſkopiſchen Prüfung anheimfallen, um auf ihren wahren Werth zurückgeführt zu werden, der von den pomphaften Reclamen leider gänzlich in den Hintergrund gedrängt wird. Einer der erſten Kämpfe, den das Mikroſkop ſiegreich beſtand, fand mit der bekannten „„Revalenta arabica““ des Dubarry ſtatt, in der mit Gewißheit ſchwach geröſtetes Erbſenmehl erkannt wurde, ſo daß dieſes Präparat in kurzer Zeit alles Zutrauen verlor. Das gleiche Schickſal erlitt in der Folge eine bedeutende Anzahl der ſogenannten Univerſalmittel zum Aerger der Herren Fabrikanten, zum Nutz und Frommen der getäuſchten Menge.“

Von dem Inhalt der erſten drei Lieferungen darf „Ein Waſſertropfen (die Diatomeenwelt)“ bis jetzt den größten Werth beanſpruchen; ſie iſt mit großer Beleſenheit, zugleich nach eigenen Anſchauungen geſchrieben. „Der erſte Blick“, die Stubenfliege würde ebenfalls nichts zu wünſchen übrig laſſen, nur iſt der Stoff zu kurz gefaßt. Entſprechender wiederum erſcheint „der dritte Blick“, die Spinne, allein wir hätten gewünſcht, daß der Verfaſſer auch auf die überaus intereſſanten Forſchungen des Dr. Bail, veröffentlicht in den „Verhandiungen der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte, 1867“ Rückſicht genommen. Die Illuſtrationen des Unternehmens beſtehen in Photographien-Vergrößerungen nach der Natur; inſtruktiver, weil klarer und ausdrucksvoller, auch weniger vergänglich, dürften allerdings gute Holzſchnitte nach ſolchen Photographien ſein.

K. R.

*) Hamburg und Leipzig, Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

Digitized by Google

Directe und indirecte Steuern.*)

Die Frage über directe und indirecte Steuern ſteht in neuerer Zeit ſo permanent auf der allgemeinen Tagesordnung und wird ſo allſeitig diskutirt, daß man Gefahr läuft, Lachen oder Verwunderung zu erregen, wenn man noch die Vorfrage aufwirft: Was ſind denn eigentlich directe, was ſind indirecte Steuern? Aus der unten angezeigten intereſſanten Fachſtudie kann man ſich indeſſen überzeugen, daß dieſe Frage keinesweges ſo überflüſſig iſt, da über ihre Beantwortung Finanzbeamte, Juriſten und Nationalökonomen keinesweges einig ſind. Im Alterthum ſehen wir uns nach einer bewußten derartigen Sonderung vergeblich um, ja in die preußiſche Geſetzesſprache iſt der wörtliche Gegenſatz der directen und der indirecten Steuern erſt ſeit dem Jahre 1808 aufgenommen, wozu, wie Herr Dr. *Förſtemann* vermuthet, Geſetzgebung und Budget in dem benachbarten damaligen royaume de Westphalie die Veranlaſſung gaben. Die Franzoſen haben zuerſt den Begriff der Steuern, für welchen bei ihnen auch am Früheſten Collectivbenennungen — levées, impôts, contributions — geläufig ſind, zerlegt in den der directen und der indirecten Abgaben. „Die eigentliche Autorſchaft davon gebührt den Phyſiokraten, deren Hauptbemühen war, den primären Factor der Gütererzeugung feſtzuſtellen und aus dem gewonnenen Reſultat die Konſequenzen zu ziehen. Sie glaubten nun gefunden zu haben, daß die einzige Güterquelle die Naturkraft ſei und productiv nur die mit ihr ſich verbindende Arbeit. Als allein ſteuerbares Object bezeichneten ſie den Reinertrag von Grund und Boden; die Auferlegung einer andern Steuer ſei ein ſchädlicher Umweg, auf welchem dieſelbe doch zuletzt auf den produit net des biens fonds zurückfalle. — So kam es, daß *ſie zuerſt* der nach ihnen allein zuläſſigen Steuer alle übrigen *als indirecte und deshalb unſtatthafte* entgegenſtellten."

Nachdem der Verf. die Frage nach der Herkunft der Prädikate direct und indirect beantwortet hat, geht er an die Erörterung der wichtigeren nach den Begriffen, die damit zu verbinden ſind. „Die Antworten darauf lauten außerordentlich verſchieden; fort und fort treten neue, von den früheren abweichende hinzu; ſo daß dadurch das Erkennen des wahren Begriffs, und das nicht bloß für den Laien, täglich an Schwierigkeit zunimmt. Um hier Licht zu ſchaffen, müſſen die auseinandergehenden Anſichten zuvörderſt auf den für ſie entſcheidenden oder doch in ihnen prävalirenden Ausgangspunkt zurückgeführt werden. Erwägt man, daß die Bedürfniſſe der Finanzverwaltung den älteſten Einfluß auf die Syſtematiſirung der Steuern üben mußten; daß ſich bei der Auffaſſung des Sinnes der directen und indirecten Steuern vielfach Rückſichten auf das Recht geltend machten, — dies in Deutſchland ſchon deshalb, weil bis vor Kurzem die Staatswiſſenſchaften gleichſam die Domäne der *Rechts*lehrer auf den Univerſitäten waren —; und beachtet man, daß die Geſetze der geſellſchaftlichen Güterlehre, da dieſe ſich ſo ſpät entwickelt hat, zuletzt dabei in Betracht kamen, ſo ergiebt ſich die Unterlage ſowohl für die Gliederung der betreffenden Meinungen, als für deren Folgeordnung von ſelbſt. — Die erſte Gruppe der Anſichten über die Bedeutung der directen und indirecten Steuern bilden demnach die, welche dabei vorwiegend die Bedürfniſſe der Finanzverwaltung; die zweite die, welche vor Allem die Verſchiedenheit des darin liegenden Rechtsverhältniſſes —, die dritte die, welche hauptſächlich die Anſprüche der geſellſchaftlichen Güterlehre in's Auge gefaßt haben."

In dieſen Gruppen ſtellt der Verf. nun etwa dreißig verſchiedene Definitionen und Formeln zuſammen, prüft ſie alle einzeln und nach den Gruppen, findet keine ganz zutreffend und kommt zu folgendem Reſultat: „Die Steuer-Geſetzgebung und Verwaltung bedürfen Merkmale der Steuer*fähigkeit* und der Steuer*pflicht*. Die Kennzeichen der erſteren Art entlehnten ſie früher lediglich dem praktiſchen Leben, gegenwärtig von der geſellſchaftlichen Güterlehre. Dieſe kennt unmittelbare und mittelbare Kriterien. — Die der andern Art werden unter Beihilfe der Rechtswiſſenſchaft beſtimmt. Sie unterſcheidet ebenfalls unmittelbare und mittelbare Merkmale. Die wirthſchaftlichen Kriterien der Steuerfähigkeit und die juriſtiſchen der Steuerpflicht decken ſich entweder natürlich oder künſtlich. Die Finanz-Geſetzgebung und Verwaltung müſſen jedenfalls beide kombiniren. Aus dem Unterſchiede der unmittelbaren und der mittelbaren Merkmale erwachſen zwei Steuergattungen, die in ihren Vorausſetzungen und in ihren Folgen ſehr verſchieden ſind. Wir müßten dieſelben in der deutſchen Sprache als unmittelbare und mittelbare Steuern bezeichnen. Aber die Franzoſen haben die darin liegende Abſtraction früher gemacht als wir. Daher haben wir von ihnen die daſſelbe bedeutenden Ausdrücke der directen und indirecten Steuern geborgt und ſie in Folge längerer Gewöhnung daran beibehalten.

„Auf dieſe Weiſe hoffe ich überzeugend dargethan zu haben, daß der einzig weſentliche Grund der Sonderung der Steuern in directe und indirecte von den Merkmalen der Steuerfähigkeit und der Steuerpflicht herzunehmen iſt.

„Es iſt dadurch zugleich klargelegt, daß von den obigen drei Gruppen die erſte ihre Flagge einzuziehen und ſich an die zweite und dritte, als die für ſie präjudiziellen, anzulehnen habe, daß die dritte Gruppe logiſch regelmäßig vor der zweiten ſtehen, ſowie daß ſich die von mir vertheidigte Auffaſſung durch die Aufnahme der unmittelbaren und mittelbaren Kriterien der Steuer*pflicht* und dadurch verſtärken müſſe, daß ſie für die unmittelbaren Merkmale eine gewiſſe Permanenz und deren Mangel bei den andern anerkennt."

Der Verf. macht nun die praktiſche Probe auf ſeine Anſicht, indem er die in Preußen beſtehenden Steuern nach den für ſie entſcheidenden Kriterien der objectiven Steuerfähigkeit unter Mitangabe der Merkmale der ſubjectiven Steuerpflicht ordnet. Aber dieſer Gewinn eines Syſtems iſt es nicht, dem das Motto des Buches gilt: Historia testis temporum, lux veritatis. Die Wahrheit, zu welcher der Verfaſſer ſich von der Geſchichte hinleuchten läßt, ſpricht er vielmehr in dem Satze aus: „Für das Tragen der allgemeinen Staatslaſten empfiehlt ſich nach meiner Ueberzeugung für jetzt der Gebrauch der unmittelbaren Merkmale der Steuerfähigkeit nur ſo weit, als durch die Anwendung der mittelbaren das Staatsbedürfniß ungedeckt erſcheint", d. h. die allgemeinen Staatsbedürfniſſe wären principaliter durch indirecte Steuern zu decken, directe nur eventualiter zu nothwendiger Aushilfe. Das „für jetzt" erklärt ſich dahin, daß die Volkswirthſchaftslehre die Präjudizialfragen noch nicht gelöſt habe, als die nach dem Begriff des wirthſchaftlichen Gutes, nach der Güterquelle, ob dieſe ſelbſt oder ihr Ertrag, ob dieſer brutto oder netto das Steuerobject bilde, nach dem Werthsbegriff u. ſ. w. „Kommt Zeit, kommt Rath. Wenn die Wiſſenſchaft dahin gelangt ſein wird, jene Fragen überzeugend zu beantworten, kann man ja die Prüfung der Sache nochmals in die Hand nehmen. Bis

*) Die directen und indirecten Steuern hiſtoriſch und kritiſch beleuchtet. Eine Unterſuchung ihres Unterſchiedes mit beſonderer Berückſichtigung des preußiſchen Steuerſyſtems. Von Theodor Förſtemann, Dr. jur. Nordhauſen, Ferd. Förſtemann, 1868

Digitized by Google

dahin aber finde ich viel zuverläſſiger den Schluß aus dem Erfahrungsſatz, daß die Güterverwendung ſich nach der Einnahme richte." Dagegen erkennt der Verf. an, daß „ſo lange ein Staat nicht auf die ihm als ſolchem eigene Thätigkeit beſchränkt erſcheint", man ſich, „um die Gerechtigkeit nicht zu verletzen, für Steuern, deren Ertrag zur Fundation oder Dotation ſozialer Intereſſen beſtimmt iſt", der unmittelbaren Merkmale der objectiven Steuerfähigkeit bedienen müſſe. Für die indirecten Steuern zu allgemeinen Staatszwecken bringt der Verf. wie ein argumentum ad hominem die Bedeutung des Zollvereins für die ſtaatliche Einigung Deutſchlands bei: „Wären nicht Steuern, geknüpft an mittelbare Merkmale der Steuerfähigkeit, in Preußen und andern deutſchen Staaten vorhanden geweſen, ſo hätten wir vielleicht nie (?), ſicher noch nicht in der Gegenwart das Maß politiſcher Einigung unter deutſchen Staaten erreicht, deſſen wir uns nun erfreuen als der Morgenröthe anbrechender, noch beſſerer Tage." Als lux veritatis ſoll doch aber die Geſchichte wohl nur aus dem, was geweſen iſt, zu dem leuchten, was iſt und werden ſoll, nicht zu dem, was wäre oder ſein, reſp. nicht ſein könnte, wenn dies und das nicht geweſen wäre. Das Mißverhältniß zwiſchen dem Brutto- und dem Netto-Ertrage indirecter Steuern, die dauernde Koſtſpieligkeit ihrer Erhebung übergeht der Verfaſſer; wenn er auch zugeſteht, die Koſten der Veranlagung und Erhebung machten indirecte Steuern ungeeignet, als ſelbſtändige außerordentliche Steuern erhoben zu werden, fügt er doch ſogleich hinzu, das könne nicht von außerordentlichen Zuſchlägen zu einer beſtehenden indirecten Steuer gelten. Und nun kommt er mit einer geſchickten Seitenwendung an dem bedenklichen Punkt vorbei: „Damit aber ſoll nicht zugegeben ſein, daß die Veranlagung und Erhebung jeder indirecten Steuer theurer ſei, als die einer directen. Das iſt vielmehr durchaus relativ. So iſt die Veranlagung der Grundſteuer bekanntlich die koſtſpieligſte von allen. Wenn man bei der Grundſteuer-Veranlagung, abweichend von der Veranlagung aller übrigen Steuern, den Aufwand dafür von den Grundſteuerpflichtigen tragen läßt, ſo ändert das die Rechnung nicht." Daß man ihm die Veranlagung vorhalte, hatte der Verf. doch weniger zu erwarten, als eben die fortlaufenden Ausgaben, welche die Erhebung der indirecten Steuern verurſacht, und das Heer von Kontrolbeamten, für welche nicht nur das Gehalt in die Wirthſchafts-Rechnung als Ausgabe einzutragen iſt, ſondern auch der Verluſt der wirthſchaftlichen Werthe, um welche ſie bei productiver Arbeit das Nationalvermögen vermehren könnten. Als Zeugen für ſich läßt er (nach Hunger, Geſchichte der Abgaben in Sachſen) den Berliner Bürgermeiſter Zerlang auftreten, der ſich über die Wirkung der Acciſe, welche 1668 an Stelle einer Grund- und Gebäudeſteuer in den märkiſchen Städten eingeführt wurde, im Jahre 1671 folgendermaßen äußerte (im Buche ſtehen die Worte auch lateiniſch nach dem Original): „Zu dieſer Zeit wurde die abſcheuliche und verderbliche, in monatlichen und Jahresraten zu entrichtende, auf die Gebäude und die Hufen gelegte Steuer, wodurch die Bürger ſo arg mitgenommen und ihre Häuſer dem Einſturz überliefert wurden, zum Troſt dieſer dürftigen und verarmten Bürger beſeitigt und dafür zum großen Vortheil und zur Aufhilfe derſelben eine Verbrauchsſteuer, die Acciſe, eingeführt. Seitdem ſind nur zwei Jahre und Etwas darüber verfloſſen, und ſchon ſind über 150 der verfallenen Gebäude wieder hergeſtellt, eine nicht unerhebliche Anzahl neu errichtet; um ſo viel hat die Stadt an Kraft und Schmuck gewonnen."

Wir glauben übrigens, daß bald in Bezug auf die Steuern die Unterſcheidung in directe und indirecte, die Frage alſo nach den Merkmalen der Steuerfähigkeit und Steuerpflicht, ſich gänzlich verſchieben wird zur Unterſcheidung kontingentirbarer und nicht-kontingentirbarer, zur Frage nach der Möglichkeit, den Ertrag im Voraus genau feſtzuſetzen, wobei auf der einen Seite zwar nur directe, auf der andern aber neben allen indirecten auch manche directe Steuern ſtehen würden.

Friedrich Haſenow.

Italien.

Graf Bismarck und General La Marmora.

Eine italiäniſche Parallele mit deutſchen Randbemerkungen.

Die Florentiner Nuova Antologia di scienze enthält einen ſehr bemerkenswerthen, vortrefflich geſchriebenen Artikel über das preußiſch-italiäniſche Bündniß und die Erwerbung Venedigs, der bei der jetzigen politiſchen Conſtellation beſonderes Intereſſe bietet. In demſelben begegnen wir einer Vergleichung der beiden Staatsmänner, welche jenes Bündniß abgeſchloſſen haben; wir geben zuerſt die Hauptſätze im Auszuge wieder.

„Wohl nie ſind zwei Staaten, die mit einander zu wirken beſtimmt waren, von zwei Männern ſo verſchiedenartiger Beſchaffenheit regiert worden, wie Preußen und Italien vom Grafen Bismarck und General La Marmora. Nur in Einem Punkte ſind ſie einander ähnlich: ſie ſind Beide von adeliger, kriegeriſcher, ſtolzer, alter Familie. Die italiäniſche Sprache hat kein eigenes Wort für das deutſche „Junker"; nach der Beſchreibung eines deutſchen Schriftſtellers iſt das vor Allen der Sprößling einer Familie von Kriegern, das Gemiſch eines Ritters aus dem Mittelalter, preußiſchen Unterlieutenants, altdeutſchen feudalen Freiherrn und ſpaniſchen Don Quijote's. In Italien mangelt das Wort für dieſen Begriff, und ſeit Jahrhunderten der Gegenſtand — kaum daß noch in Piemont eine ſchwache Spur davon zu finden war. Aber wie ſchwach auch die Spur war, von ihr ſtammt (wie in Preußen) jener Militäradel, deſſen erſte Pflicht es iſt, der Armee Offiziere zu liefern, unerſchütterlichen Muth zu beſitzen und dem Könige treu zu ſein. Aus der Reihe ſolcher Familien ſtammen Graf Bismarck und General La Marmora. Aber während dieſer gleich ſeinen Vätern mit ſieben Brüdern in die Armee trat, widmete Bismarck, der Sohn eines Schwadron-Chefs, ſich der Civilcarrière, ſobald er nach Erfüllung ſeiner Militärpflicht einen Grad erlangt hatte — aber, wenn er auch den Familientraditionen nicht folgte, ſo brachte er doch in die neue ungewohnte Laufbahn den ganzen Geiſt und die Heißblütigkeit ſeines Stammes.

Welche ſonderbare Natur zeigt Bismarck durch ſein ganzes Leben! Deutſchland, dem man ſo lange ſpottend vorwarf, daß es nur ſpekulative Geiſter zeuge, hat in ihm den praktiſchſten Mann unſerer Zeit gezeugt! Auf ſeinen Geiſt hat keine Doktrin Einfluß, er hat zu wiederholten Malen gezeigt, wie er der einen wie der anderen überdrüſſig geworden war und ſie mißachtet, die liberale wie die feudale. Weit entfernt von Scheinheiligkeit, ſcheint er gerade die Offenheit und Rückſichtsloſigkeit inmitten ſo vieler maskirter Leute als das ſicherſte Manöver gewählt zu haben; und es iſt auch das ſicherſte, wenn mit ihm ein vorurtheilsfreier Geiſt, wie der Bismarck's, keine niederen und kleinlichen Zwecke anſtrebt. Wo es ſich um die richtige Erkennt-

Digitized by Google

niß der Sachlage, der Forderung des Tages handelt, dort ſucht er keine Scheingründe*), um ſich vor dem Nothwendigen zu wahren, er giebt die Freunde von geſtern für die von heute auf, um ſeinen Weg nach ſeiner Weiſe zu verfolgen. Eine ſolche Individualität kann nur durch vollkommenes Selbſtvertrauen beſtehen, und dieſes hat in Bismarck immer gelebt, auch in den Zeiten, wo es nicht durch Erfolge genährt wurde; ja er hat es gerade in dieſen Zeiten faſt am meiſten zur Schau getragen. In den Jahren 1847 bis 1851, in den preußiſchen Kammern zeigte er ſich noch nicht als der Politiker der ſpäteren Jahre, nur durch und durch als Mann der Kaſte und der Disciplin; damals beurkundeten ſeine Worte nur eine Eigenſchaft: Luſt und Muth zur Herausforderung.**) Und erſt viel ſpäter, in den Angriffen, denen er ſich ausgeſetzt ſah, zeigte er wieder jenen hochmüthigen Trotz in aller Kraft. Aber zuletzt zeigt er ſich als Einer, der da alle Gemeinſchaft verſchmäht und, die Wege Anderer vermeidend, ſeinen eigenen Pfad ſucht und findet, der da ebenſo gut das Falſche, Antiquirte, Unfruchtbare in der bisherigen preußiſchen Politik einſieht wie das Eitel-Abſtrakte, das Unpraktiſche und die Großthuerei der verſchiedenen Volksparteien in Deutſchland. Er verlacht ſeine Kollegen in der Diplomatie, die Miniſter der deutſchen Staatlein, die Herrenhäusler in Berlin und die deutſchen Patrioten. Er verſucht jeden Weg, er ſagt die kühnſten Worte, er webt und zerreißt hundert Gewebe, nur um zum Ziele zu gelangen. So gelingt es ihm, den Geiſt des Königs zu gewinnen, die Zügel des Staates allein in ſeine Hand zu bekommen und ganz Deutſchland, ganz Europa in die Schranken zu rufen zur Blut- und Feuerprobe. Preußen konnte nicht bleiben wie er es antraf: ohne Form, ohne Gränzen, und in Deutſchland ſelbſt von einer Macht bekämpft, deren Hauptſtärke auf fremden Völkerſchaften beruhte. Dieſer Knoten mußte gelöſt oder zerhauen werden. Nun war die Vergrößerung Preußens gleichbedeutend mit einer allmählichen Unification Deutſchlands, aber die Frage bot doch zwei Seiten: eine populäre und eine nur Muth und Gewalt zeigende. Bismarck wollte nur Eines. Um Preußen zu vergrößern, mußte er das ſchneidende und ſpitzige Schwert ergreifen und die verrotteten deutſchen Zuſtände bekämpfen, alle organiſirten Kräfte Preußens zum heißeſten Kampfe aufrufen; in dieſem Falle war er des Königs, des Adels**), der Armee und des Volkes ſicher. Dagegen die Einigung Deutſchlands vor allem Andern anzuſtreben, mußte er riskiren, ſich in ein Gewebe von Wünſchen, Abſichten und verſchiedenen oft entgegengeſetzten Parteianſichten zu verwickeln. Er war nicht der Mann, ſich mit populären Anſichten zu befaſſen; er wollte ſogar den Schein vermeiden; ſein eigenthümlich unabhängiger Geiſt erlaubte ihm keine andere Haltung. Seinem ungemeſſenen Selbſtvertrauen ſtand ein gleich ungemeſſenes allgemeines Mißtrauen entgegen; aber die Vereinſamung und die Angriffe erhöhten ſeinen Muth. Als am 8 Mai, nicht ganz zwei Monate vor der Schlacht von Sadowa, ein ganz überſpannter junger Menſch fünf Schüſſe in unmittelbarer Nähe auf ihn feuerte und nur ein Wunder und der eigene unerſchütterliche Muth ihn rettete, da gab es nur ſehr Wenige in Deutſchland und Europa, die nicht das Verbrechen verabſcheuten, aber das Mißlingen als ein Glück betrachteten, und dieſe Wenigen waren großentheils in Italien zu finden; ſo groß war damals der Abſcheu gegen den Mann, der „das Vaterland in Flammen ſetzen, den Bruderkrieg anfachen" wollte. Und doch lag der Moment ſo nahe, wo dieſer Mann die Bewunderung Europas, den dankenden Zuruf des preußiſchen Volkes genießen ſollte! Aber noch ſtand er allein gegenüber der Feindſchaft der liberalen Partei, dem Widerwillen der feudalen Partei, die keinen Krieg mit Oeſterreich wollte, dem Bedenken des Königs, den verſchiedenartigen Strömungen am Hofe. Er konnte nur ſich und dem Geſchicke trauen.

Mit dieſem ungezähmten Geiſte hatte der General La Marmora für Italien zu verhandeln, ein Mann, der an eine ganz andere Haltung und Anſchauung gewohnt war. Von milder und freundlich-höflicher Sinnesart, hatte er ſich in der Militär-Carrière zum angeborenen Ordnungs- und Pflichtgefühle noch die pünktlichſte Befolgung der Regel angeeignet. Peinlich genau, ging er nur langſam und ſicher zu Werke, wollte Alles mit eigenen Augen ſehen. Ein ſolcher Mann war gerade nicht ſehr geneigt, die Schickſale ſeines Vaterlandes mit denen eines Mannes zu verbinden, dem Niemand traute.

Das einzige Element Preußens, in das er Vertrauen ſetzte, war die Armee, gerade die, von welcher die wenigſten Leute in Europa viel erwarteten, und ihre Mitwirkung in einem Kriege ſchien ihm die ſicherſte. Er ward auch für einen Boruſſomanen gehalten: er hatte mit großer Sorgfalt und Entſchiedenheit das preußiſche Reglement in der piemonteſiſchen Armee eingeführt, deren Befehlshaber und Miniſter er lange Zeit geweſen. Geſchmeidig und vorſichtig*), wie es die Piemonteſen gewöhnlich ſind, eher mißtrauiſch und manchmal argwöhniſch, langſam im Ergreifen eines Entſchluſſes, in der Ausführung ohne Rückſicht für Freund und Feind, eher ängſtlich beſorgt als ſtreng und genau in der Erfüllung deſſen, was er für ſeine Pflicht hält, aber bereit dafür, der Mißgunſt des Volkes wie des Fürſten zu trotzen, übernimmt er große Verantwortlichkeit, wenn es ſein muß, und iſt eher ſcheu als begierig, ſich dieſelbe aufzuladen. Er iſt nicht ohne edeln Ehrgeiz, aber man kann dafür bürgen, daß ſchon jede Kühnheit, die zum Zwecke führen ſollte, ihm als ſtrafbar erſcheinen würde. Nie wäre eines der trotzigen Worte, die Graf Bismarck den Kammern entgegengeſchleudert, jemals den Lippen des Generals La Marmora entflohen. Als Italiäner liebt er es, die Contraſte eher zu mildern, als ſie noch zu ſchärfen, Hinderniſſe eher zu umgehen, als ſie niederzutreten; und während Bismarck und die preußiſchen Deputirten keine Verſtändigung erzielen konnten, ſo daß er die Kammer am 9. Mai 1866 entließ, gelang es dem General La Marmora, dem die Wahlen von 1865 eine ziemlich ſchlimme Kammer zuſandten, mit dieſer Kammer zu regieren, und ſelbſt vor dem Kriege noch Conceſſionen zu erlangen. Weder ſeine Jugendſtudien noch ſeine ſonſtigen Stellungen waren geeignet, ihn zum ergebenen Anhänger des parlamentariſchen Syſtems heranzubilden, aber ihm genügte es, daß die Kammer ein integrirender Theil der Staatsordnung war, um ſie vollkommen zu reſpectiren; als ſie gegen ihn ſtimmte, war er nur ſchwer zu beſtimmen, daß er blieb, und entfernte die unbeliebteſten ſeiner Kollegen — Bismarck hätte vielleicht gerade

*) Wir haben den glücklich gewählten Ausdruck sofisticare nicht anders deutlich überſetzen können. Wir bemerken überdies, daß unſere Ueberſetzung eine durchaus freie und ſehr gedrängte iſt.

**) Der ſehr konſervative italiäniſche Verf. ſchreibt sfidare il volgo, den Pöbel herausfordern. Uns dünkt, Herr v. Bismarck habe doch noch ganz anderen Elementen den Fehdehandſchuh hingeworfen, darum überſetzen wir nicht wörtlich.

***) Der italiäniſche Autor ſcheint manche frühere oder ſpätere Herrenhaus-Verhandlung nicht zu kennen; ſonſt würde er geſehen haben, wie dem Adel ein kleines feudales Preußen lieber iſt, als ein großes, das mit Ahnen und Gebetbüchern allein nicht regiert werden kann.

*) Sottile ed accorto.

Digitized by Google

die populären beſeitigt. Dieſe gleichmäßige und liberale Gemüthsart läßt ſich nur dadurch erklären, daß La Marmora jenem kleinen Kern piemonteſiſcher Ariſtokratie angehört, deren Ueberzeugungen durch die franzöſiſche Revolution nicht ganz erſchüttert werden konnten, der aber die Strömung wahrnahm und das konſtitutionelle Regierungsſyſtem in Aufrichtigkeit liebt. Der Graf Cavour hat hierfür den beſten Beweis gegeben.

Obwohl nun La Marmora ſehnlichſt die Befreiung Italiens und mit ihr die Vergrößerung des Hauſes Savoyen wünſchte, obwohl die Einigung Italiens und die damit verbundene Vertreibung Oeſterreichs aus Venedig immer vor ſeiner Seele ſchwebte, ſo erſchien ihm der Krieg doch nur als das letzte Mittel, nicht als dasjenige, auf das allein zu hoffen war. Und für den Fall des Krieges mußte die italiäniſche Nation nach ſeiner Ueberzeugung vor Allem ihre unauslöſchlichen Verpflichtungen *) gegen Frankreich und gegen Frankreichs Kaiſer einhalten. Durch dieſe Verpflichtungen war ſie gebunden, zwar nicht ihren Vortheil aufzugeben, aber da kein Mann in Europa mehr als Napoleon III. für Italien gethan, um es in den Stand zu ſetzen, auf daß es Venedig erlangte, zu keiner Combination die Hand zu bieten, in welcher ſie ihm als Gegnerin gegenüber zu ſtehen hatte.

So waren die Männer beſchaffen, denen das Loos zufiel, Italien und Preußen zur gemeinſamen That zu führen.“

Wir ſind bis hierher in ſehr gedrängten, aber von jeder Zuthat ganz fern gehaltenen Ueberſetzungen der Darſtellung des italiäniſchen Autors gefolgt. Seine weiteren Darlegungen und Bemerkungen über das mühſame (faticoso) Gebäude der preußiſch-italiäniſchen Allianz dürften unſere Leſer weniger intereſſiren. Doch erſcheint uns nothwendig, *einen* bei den jetzt ſich bildenden Zuſammenſtellungen und Entwürfen wichtig erſcheinenden Paſſus hervorzuheben: Er ſagt nämlich ganz deutlich, daß ſchon beim Beginne des Krieges der Standpunkt Italiens gegenüber von Oeſterreich ein ganz anderer ſein mußte, als der Preußens: *Jenes hatte, von dem Augenblicke, als ihm Venedig zufiel, keinen Grund der Feindſeligkeit mehr gegen Oeſterreich, wenn auch noch ein Saum italiäniſchen Landes in deſſen Händen blieb, es konnte ruhig neue Combinationen abwarten,* währenddeß zwiſchen Preußen und Oeſterreich eine Hefe langjährigen Mißtrauens und Haſſes zurückbleiben mußte.

Betrachten wir nun die Charakter-Beſchreibungen des italiäniſchen Autors, ſo iſt nicht ſchwer zu erkennen, daß der General La Marmora mit beſonderer Vorliebe geſchildert iſt und vom Grafen Bismarck nur das geſagt wird, was alle Welt weiß und was als Antitheſis des dem General in reichem Maße gezollten Lobes in glänzender Wendung hervorgehoben werden konnte. Dennoch wird der Leſer bei genauer Prüfung finden, daß dieſes Lob trotz des geſchickten Faltenwurfes nicht Alles zu umhüllen vermag — und daß es auch nicht immer unanfechtbar iſt. Wer die verſchiedenen Sätze über den General zuſammenfaßt und aus den geiſtreichen, mit großem Geſchicke angebrachten Wendungen den Kern herausliest, der wird finden, daß der italiäniſche Miniſter das Muſter eines Staatsmannes aus der Schule Machiavelli's iſt. Wir brauchen dieſe Bezeichnung nicht etwa in dem vulgären Sinne, der an den Namen Machiavelli nur den Begriff aller Scheußlichkeiten und Verbrechen zu knüpfen vermag, ſondern im Sinne der hiſtoriſchen Forſchung, die ſchon lange andere Anſichten über den eminenten florentiner Geſchichtsſchreiber und Bürger feſtgeſtellt und erwieſen hat, wie er in ſeiner Weiſe loyal zu Werke gegangen iſt. Dennoch wird ein Staatsmann nach dem Muſter Machiavelli's, ſelbſt von dem Standpunkte jener hiſtoriſchen Forſchung aus betrachtet, dem Deutſchen keine Sympathie oder hohe Achtung abgewinnen können. Ein ſolcher Staatsmann wird, ſelbſt bei unzweifelhaftem perſönlichen Muthe, doch bei großen Unternehmungen Wege zum Ziele ſuchen, auf denen er große Gefahren vermeidet, und welche der Deutſche nicht betreten dürfte, ohne ſofort von ſeiner eigenen Partei wie vom ganzen Lande verachtet zu werden. Er wird bei all ſeinen Unternehmungen vor Allem trachten, ſich nach keiner Seite hin zu weit zu engagiren, und lieber etwas weniger Ehre zu gewinnen ſuchen, um nur freiere Hand für die Zukunft zu behalten. Und man darf ſich in Deutſchland nicht etwa der Täuſchung hingeben, daß ein ſolcher Staatsmann in Italien nicht viele Anhänger und ſelbſt bei ſehr guten Patrioten fände; dem heißblütigen, leidenſchaftlichen Romanen erſcheint kalte, berechnende Selbſtbeherrſchung als eine der größten Eigenſchaften des Staatsmannes — in dem ruhigeren, nachdenklichen, ſchwerfälligen Deutſchen erregt die rauhe Raſchheit, die Schlagfertigkeit des Grafen Bismarck Achtung, manchmal Bewunderung; der ſchön redende und gewiß ſehr geſchmeidige Herr v. Beuſt kann ſelbſt bei vielen deutſchen aufrichtigen Anhängern Oeſterreichs kein rechtes Vertrauen gewinnen, aber den italiäniſchen Politikern iſt er ein Mann nach ihrem Herzen, jedenfalls mehr als der preußiſche Premier. Mit Wohlgefallen erzählt der italiäniſche Autor, wie General La Marmora von einer ihm ungünſtigen Kammer Subſidien zu erlangen verſtanden hat, während der deutſche Miniſter ſeine Ueberzeugung nicht bloß gegen eine ſehr mißgünſtig geſtimmte Kammer, ſondern auch gegenüber einer großen Partei am Hofe, ſelbſt gegen die Anſichten des Staatsoberhauptes durchzukämpfen hatte. Allerdings giebt es auch in Italien *ſehr* viele Ehrenmänner, deren politiſche Prinzipien den rein ſittlichen Begriffen entſprechen, die eine offene, kühne, ehrliche Politik als die beſte anerkennen, und lieber um einer ſolchen willen Leiden ertragen, als durch die entgegengeſetzte gewinnen wollen: es ſind die Männer, welche das „l'Italia farà da se“ auf ihr Banner geſchrieben haben. Aber ſo wie dieſes nationale Grundprinzip bisher zum größten Theile ein ideales geblieben iſt, während in der Wirklichkeit die franzöſiſchen Waffen bei Solferino, die preußiſchen bei Sadowa das jetzige Italien gegründet haben, ſo dürften die politiſchen Grundſätze jener edlen Männer noch lange vergeblich an der Thüre des italiäniſchen Miniſterrathes auf Einlaß harren. Was die Zukunft bringt, wagen wir nicht zu ermeſſen; die Gegenwart aber gehört in den romaniſchen Ländern Denen, welche, um des italiäniſchen Autors eigene Worte zu gebrauchen, „die Combinationen abwarten“; und ein Miniſter in Florenz oder Paris, der die Combinationen benützt, um ſeinem Lande Nutzen zuzuwenden, befindet ſich jedenfalls in beſſerer Lage, als der deutſche; die Franzoſen und Italiäner laſſen Jenen erſt ſeine Zwecke erreichen, und ſuchen dann das Reſultat, ein Jeder nach ſeiner Parteiſtellung, auszubeuten; aber der deutſche Miniſter hat einerſeits die Oppoſition einer Partei zu bekämpfen, die in jeder Vergrößerung des Landes eine künftige Verkleinerung ihres Einfluſſes ſieht, andererſeits den Argwohn, den Haß einer nicht geringen Zahl von Leuten, die da noch immer darauf warten, daß der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa als Präſident einer deutſchen Föderativ-Republik erwache.

Was nun den Standpunkt des italiäniſchen Autors gegen-

*) indelebile.

Digitized by Google

über dem Grafen Bismarck betrifft, ſo haben wir denſelben in unſeren Bemerkungen über die Charakteriſtik des Generals La Marmora klar angedeutet; ein eigenes Urtheil beizufügen, würde zu weit führen. Die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften eines Staatsmannes, welchem das in der Geſchichte einzig daſtehende Loos beſchieden war, in einem Zeitraum von vier Wochen aus dem verhaßteſten Manne Preußens der enthuſiaſtiſch Beliebteſte zu werden, — den in Deutſchland die Einen als Retter preiſen, die Andern als Knechter verdammen, — in dem Viele nur den von den Umſtänden begünſtigten, waghalſigen Spieler erblicken wollen, der heute auf die liberale, morgen auf die entgegengeſetzte Farbe ſetzt und zufällig gewinnt, während Andere ihn als den weiteſtſehenden Politiker der Jetztzeit bezeichnen — können nur nach einer ſehr tief eingehenden, alle ſtaatlichen Verhältniſſe in ihr Bereich ziehenden und daher ſehr weit ausgedehnten Prüfung beurtheilt werden. H. Ehrlich.

Eine Papſtwahl vor hundert Jahren.*)

„Gegen Rom!" ſo lautet der Wahlſpruch alles deſſen, was in dem deutſchen Weſen freigeſinnt, ſelbſtändig, gut und tüchtig iſt ſeit den Zeiten Arioviſt's. Es iſt im Grunde immer der gleiche Schlachtruf, wenn auch mit etwas veränderter Form, den das kundige Ohr aus den Stürmen der Völkerwanderung, den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen, dem Ringen im Reformations-Zeitalter, heraushört. „Gegen Rom!" iſt auch die Grundtendenz der vorliegenden kleinen, aber äußerſt intereſſanten und lehrreichen Schrift, welche ihre verdiente Anerkennung auch ſchon in weiteren Kreiſen gefunden hat. Dieſe Tendenz iſt eine berechtigte, denn „in einer Zeit, wo die Augen mehr als ſonſt nach Rom gerichtet ſind und mit Spannung der Löſung ſo vieler ſchwieriger Fragen harren, wo das Oberhaupt der römiſchen Kirche, ſelbſt dem Grabe nahe, in einer politiſch äußerſt ſchwierigen Lage, in der die geprieſene Unterordnung unter das römiſche Orakel längſt illuſoriſch geworden iſt, dennoch den Muth hat, der Welt das ſeit 300 Jahren nicht wieder dageweſene Schauſpiel eines nur noch dem Namen nach ökumeniſchen Concils vorzuführen, um das viel beſtrittene, ja geradezu blasphemiſche Dogma von der Unfehlbarkeit des Papſtes zu ſanktioniren", — in einer ſolchen Zeit braucht der Verf. ſein Thema nicht zu rechtfertigen. Mit Recht darf er ferner behaupten, „daß uns kein Heil von Rom kommt, auch nicht aus der nächſten Papſtwahl, mag nun der kluge Antonelli der Erwählte ſein, oder der erſt kürzlich mit dem Purpur geſchmückte fürſtliche Kardinal aus dem Hauſe Bonaparte." — Abgeſehen von dieſer uns äußerſt ſympathiſchen antirömiſchen Tendenz, iſt es noch Mancherlei, was die Schrift auszeichnet und für weitere Leſerkreiſe empfehlenswerth macht. In der anſpruchsloſen Form eines in eine Broſchüre umgewandelten Vortrags bietet ſie eine vortreffliche, klare und auf eingehende Quellenſtudien geſtützte Schilderung der Zeitverhältniſſe, welche der Wahl des Kardinals Ganganelli zum Papſt Clemens XIV. vorausgingen und ſie begleiteten. Die Luft in allen europäiſchen Staaten war damals außerordentlich ſchwül; überall ſchon zeigten ſich die Vorboten der nahenden Stürme, welche gegen den Ausgang des Jahrhunderts einen Wendepunkt in der Geſchichte herbeiführen ſollten; Reformverſuche der verſchiedenſten Art tauchten auf. Ganganelli ſchloß ſich ihnen an; er war vielleicht der freiſinnigſte aller Prieſter, die je ihre Stirn mit dem dreifachen Erz umgürtet haben, dabei eine milde, liebenswürdige Erſcheinung. Aber mit der Unterzeichnung der berühmten Bulle gegen die Jeſuiten „Dominus ac redemptor noster", ſcheint er ſein Todesurtheil unterſchrieben zu haben; er ſelbſt ſoll es dabei ſeufzend ausgeſprochen haben: „questa suppressione mi dara la morte." — Die Schilderungen der Vorgänge bei der Papſtwahl ſelbſt verrathen eine genaue Sachkenntniß und dürften vielleicht in kurzer Zeit noch größeres Intereſſe in Anſpruch nehmen.

* * *

Ein anderer unſerer Mitarbeiter ſagt über dieſelbe Schrift: Die Wahl des Papſtes Clemens XIV. (1769) iſt nur der äußere Rahmen des Gemäldes, in welchem der Autor ein merkwürdiges, ja ſogar hochbedeutſames Stück Zeitgeſchichte des vorigen Jahrhunderts abſpiegelt. Die Schilderung iſt lebhaft, anſchaulich und maßvoll würdig; ſo ſcharf der entſchieden lutheriſche Geiſt der Darſtellung hervortritt, hat der Autor ſich doch vor Aeußerungen gehütet, welche geradezu etwas Verletzendes für die gegneriſche Kirche haben mußten, wofern nicht jede Verläugnung der römiſchen Orthodoxie dies ſelbſt ſchon wäre. Nur in Einer Hinſicht möchte das Urtheil des Herrn Förſter einem begründeten Zweifel unterliegen, nämlich was ſeine optimiſtiſche Auffaſſung der heutigen Siege des Ultramontanismus anlangt. Sie vornehm ignoriren wollen, dürfte nicht mehr an der Zeit ſein. Wer die Einheit von Glauben und Wiſſen als den unveräußerlichen Geſichtspunkt proteſtantiſcher Schriftforſchung erkennt, wird mit uns annehmen, daß der Rückgriff zu älteren Vorſtellungskreiſen, insbeſondere zu der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, die wieder ſo ſehr Mode geworden, dem freien Aufſchwunge der proteſtantiſchen Idee nur ſchadet und, ſobald nicht die evangeliſche Theologie ihre rückhaltloſe Solidarität mit allen geiſtig-ſittlichen Gütern der gebildeten Menſchheit, mit aller Geiſtesfreiheit und Geiſteserhebung fühlt und bethätigt, ſie drei Feinden zugleich in die Hände arbeitet: dem Romanismus, dem Unglauben und dem Materialismus!

*) Eine Erinnerung aus dem Jahre 1769. Von Lic. Th. Förſter. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1869. (47 S.)

Frankreich.

Mademoiſelle Merquem, von George Sand.

Es iſt wunderbar, wie lange ſich George Sand die Friſche der Jugend bewahrt. Dieſer im vorigen Jahre erſchienene Roman beweiſt, daß ihr noch dieſelbe Erfindungskraft, derſelbe Schwung der Phantaſie und des Gefühls zu Gebote ſteht, wie in jener ſchönen Zeit, als ſie Alfred de Muſſet unglücklich und Chopin glücklich machte. Nur der Tendenz ſcheint ſie, vielleicht zum Vortheile der Phantaſie, Valet geſagt zu haben. Eine Reihe von Jahren mußte man allerdings glauben, ſie ſei dem Drucke des Alters erlegen, und, wenn nicht dieſem, doch der Sklaverei der Routine, und Julian Schmidt konnte in einer Anmerkung ſeiner Literaturgeſchichte erklären, er wolle die neueren Erzeugniſſe der Dichterin, als nur der Induſtrie angehörig, übergehen. Seitdem iſt ihr aber ein neuer Frühling angebrochen; Werke, wie das vorliegende und das ihm vorangegangene, le dernier amour, dürfte wohl kein unparteiiſcher Kritiker unter die Produkte der Induſtrie rechnen.

Digitized by Google

Der Angelpunkt des Romanes iſt George Sand's altes Thema: die Liebe. Wer mag ſie tadeln, daß ſie nichts Anderes zu bringen weiß? Paul Heyſe ſagt einmal ſehr ſchön von den Weibern:

„Denn ihr Geſchlecht allein iſt ihr Genie."

Auch das genialſte Weib kann über das Geſchlecht nicht hinaus; wenn es die Schranken der Familie, von ihnen eingeengt, zerbricht, jenſeits findet es nur die „freie Liebe", nicht, wie der Mann, den Staat. So ſuchte die Hahn-Hahn, bis ſie im Kloſter Ruhe fand, den „Rechten" und hatte George Sand die Liebe zu einem Staatsgrundgeſetze gemacht, wohlgemerkt, nicht den edlen Seelenzuſtand, der das Fundament der Familie und deshalb der Moral iſt, ſondern jene ſüße Caprice leidenſchaftlicher Herzen, die, wie die Blumen, ſich Morgens entfaltet und Abends zerfällt. Ich kann hier eine Bemerkung nicht zurückhalten, die zartere Seelen mir vielleicht übel nehmen. Aber vor der Cigarretten rauchenden George Sand brauche ich mich nicht zu geniren. Während die meiſten Dichter ihren Helden die Geliebten nicht jung genug liefern können, copulirt ſie dieſelben in der letzten Zeit am liebſten mit älteren Damen. Daß ſie die landläufige Anſicht nicht theilt, wonach der Mann ohne alle Gefahr für Harmonie noch einmal ſo alt ſein kann, als die Frau, und auch der vierzigjährige Gatte nach der Hochzeitsreiſe die Welt mit denſelben Augen anſieht, wie ſeine zwanzigjährige Ehehälfte — vorausgeſetzt, daß Beide überhaupt Augen für die Welt haben — hat ſie ſchon früher, z. B. im „Jacques" zu erkennen gegeben; daß nun jetzt aber der Gemahl gar jünger iſt, das, dünkt mich, müßte einem Materialiſten Gedanken an die Hand geben, und wer weiß, ob ich nicht mit grauen Haaren ſelber obige Trivialität für Wahrheit a priori erkläre.

Mademoiſelle Merquem iſt ein dreißigjähriges Fräulein, die auf ihrem Schloſſe in der Normandie die Wiſſenſchaften kultivirt, in Gemeinſchaft mit einem alten Hausgelehrten, Bellac, die Bewohner eines benachbarten Fiſcherdorfes durch Vorleſungen über Experimental-Phyſik heranbildet — ſelbſt in den Fiſcherdörfern der Normandie alſo exiſtiren ſchon wiſſenſchaftliche Vorträge — und ſich in ihren Mußeſtunden mit der Rettung Schiffbrüchiger abgiebt. Seit funfzehn Jahren bereits macht ihr der Graf von Montroger, deſſen Beſitzungen an die ihrigen gränzen, den Hof, ohne jedoch das gewünſchte Reſultat zu erreichen. Zwar hat Celia — Celia iſt der ſonderbare Vorname der Dame und die ehrlichen Fiſcherknaben tragen ihr zu Ehren denſelben in's Masculine überſetzt: Celio I, II ꝛc. — geſchworen, nie einen Andern zu heiraten, und zwar ihrem verſtorbenen Großvater, dem Admiral Merquem, zu Liebe, der Montroger viel verdankte und ihn gern mit der Hand ſeiner Enkelin belohnt hätte. Allein aus Pietät alte Jungfer werden kann ſie, nicht aber Ehefrau. Niemand wird es ihr verdenken. Denn Montroger iſt ein eitler, egoiſtiſcher, wenn auch gutmüthiger Poltron, der noch dazu ſein zerfloſſenes Biedermannsweſen einer perennirenden Betrunkenheit verdankt. Schon hat ſich Celia ganz an ihre Einſamkeit gewöhnt, da erobert der fünfundzwanzigjährige Armand ihr Herz. Montroger iſt außer ſich und quält, auf gedachten Schwur fußend, die Aermſte dermaßen, daß ſie ein hitziges Fieber bekömmt; er hat aber doch zuletzt die Gefälligkeit, ſich mit Armand's junger Baſe Erneſte zu verheiraten, ſo daß dem Glücke der Liebenden nichts mehr im Wege ſteht.

Dieſer Armand iſt der bekannte „Rechte", ein Weſen von ſo gränzenloſer Hingebung, wie es das kalte Klima unſeres Planeten ſchwerlich hervorbringt. Die unglaublichſten Feuer- und Waſſerproben beſteht er, die letzteren ſogar im eigentlichen Sinne. So hat er unter andern erfahren, daß ſeine Geliebte heimlich ein Kind erziehen läßt — ob ihr eigenes, wie ſich die Läſterzungen zuflüſtern, oder wie Celia behauptet, ein bei einem Schiffbruch gerettetes, weiß er nicht — da bittet er es ſich zum Beweiſe ſeiner Liebe aus, ſich ihm ganz als Vater zu widmen. Das möchte noch hingehen. Daß Celia aber, als ein Abenteurer, der nachher als Betrüger entlarvt und von der Polizei in Sicherheit gebracht wird, ſich frech an ſie herandrängt und von Armand mit Fauſtſchlägen zurechtgewieſen iſt, dieſen für ihren ehemaligen Liebhaber erklärt, der ſie bereits beſeſſen, Alles aus leidigen Scrupeln, um die Anhänglichkeit ihres Verehrers feſtzuſtellen, das iſt mindeſtens undelikat. Gewiß! die Liebe lebt in der Gegenwart und weiß nichts von den Sünden, welche die Kraft der Reue zu vergangenen gemacht, aber dennoch iſt ſie zu rein, zum Scheine nur ſich zu beflecken. Das Laſter erheucheln iſt ſchlimmer, als es begehen. Uebrigens iſt beſagter Armand immerhin natürlicher, als die früheren Vertreter der Gattung, z. B. Ralph Brarn in „Indiane", Paul Arſène in „Horace". Ein Meiſterſtück der Charakteriſtik iſt Celia Merquem ſelbſt, das Weib, reſignirt, alte Jungfer zu werden und in dem nun mit einemmale die verjüngende Glut der Liebe entfacht wird. Die Sand'ſchen Frauen- und Mädchengeſtalten theilen nie die Fehler ihrer Männer und ſelbſt ihre extravaganteſten Heldinnen machen wenigſtens während der Lektüre den Eindruck der Lebendigkeit.

H. Herrig.

Nord-Amerika.

E. Reinhold Schmidt: Die Geſchichte des amerikaniſchen Bürgerkrieges.*)

Die Geſchichte des amerikaniſchen Bürgerkrieges hat in Amerika bereits ſehr viele Federn, engliſche ſowohl als deutſche, in Bewegung geſetzt. Schon vor Beendigung des Krieges gingen uns aus Nordamerika koſtbar ausgeſtattete Darſtellungen deſſelben zu, die jedoch, im Drange der Zeitereigniſſe entſtanden, mehr den Charakter der Partei- und der journaliſtiſchen Berichterſtattung, als den der hiſtoriſchen Erzählung trugen. Die Publication des vorliegenden, von Dr. Ernſt Reinhold Schmidt zu Burlington in Neu-England in deutſcher Sprache abgefaßten Werkes wurde im J. 1867 in Philadelphia begonnen, aber erſt kürzlich ſind uns die, mit Portraits, Karten und Plänen reichlich ausgeſtatteten zehn Lieferungen, die den erſten Band bilden, welchem demnächſt noch ein zweiter folgen ſoll, zugegangen.

Der Verfaſſer, der ſeit achtzehn Jahren in Amerika lebt und gründliche hiſtoriſche Studien gemacht hat, ſtellte ſich die Aufgabe, in dieſem Werke das Leben des amerikaniſchen Volkes in ſeiner Totalität zu ſchildern. Demgemäß hat er in der Einleitung eine gedrängte Ueberſicht der Entſtehung und Entwickelung, der Fortſchritte und Rückſchritte, der Leiſtungen, Thaten und Unterlaſſungsſünden der amerikaniſchen Nation vor Ausbruch des Krieges geliefert und demnächſt den großartigen inneren Kampf, der, ſeiner tieferen Bedeutung nach, als Abſchluß der bisherigen Entwickelungs-Periode aufzufaſſen iſt, getreu

*) Philadelphia, Schäfer und Koradi. Leipzig, Moritz Schäfer 1867—69. (16 Lieferungen à 7½ Sgr.)

Digitized by Google

und anſchaulich, nach den zuverläſſigſten Quellen, dargeſtellt. Der Zuſtand des Landes und ſeiner Bevölkerung im Norden und Süden, die geiſtigen und materiellen Kulturverhältniſſe des Volkes, das Verfaſſungsleben der Vereinigten Staaten, ihre Kirchen- und Unterrichts-Angelegenheiten, ihre Gewerbe- und Handelszuſtände ſind dabei gründlich in's Auge gefaßt und mit hiſtoriſch-politiſcher Einſicht behandelt worden.

Wir können das Werk auch Leſern in Deutſchland, die ſich für die große Republik des Weſtens intereſſiren, als eine belehrende, anregende Lectüre empfehlen, und wollen hier eine Stelle daraus mittheilen, welche beweiſt, daß man in Amerika die verſchiedenen Stimmungen ſehr genau kannte, welche bis zum Jahr 1863 in Frankreich und England, wie in Deutſchland, mit Bezug auf den amerikaniſchen Bürgerkrieg geherrſcht, und daß man ſich darüber auch nicht durch die Huldigungen täuſchen ließ, die ſeit der glücklichen Wendung des Kampfes dem Norden und ſeinen Erfolgen von Europa zu Theil geworden ſind:

„Am erſten Januar des Jahres 1863, gerade hundert Tage nachdem der Präſident der Vereinigten Staaten ſeine Warnung erlaſſen hatte, erſchien die erwartete Proclamation, welche in den bisherigen Staaten Arkanſas, Texas, Louiſiana (ausgenommen in gewiſſen loyalen, beſonders bezeichneten „Kirchſpielen"), in Miſſiſſippi, Alabama, Florida, Georgien, Süd- und Nord-Carolina und im weſtlichen Virginien ſämmtliche Sklaven für immer frei erklärte und dem Schutz der Militärmacht im Felde anbefahl. Mit dieſer Erklärung ward der Periode des Schwankens und Temporiſirens ein Ende gemacht. Der Präſident hatte ſich, zum großen Verdruß der Conſervativen, gänzlich der radicalen Partei in die Arme geworfen, die nicht ſäumte, die entſchiedenſten Maßregeln zur Unterdrückung der Rebellion zu empfehlen oder geſetzkräftig zu machen. Von den Repräſentanten des Volks der loyalen Staaten wurden der Regierung die liberalſten Zugeſtändniſſe gemacht, die umfaſſendſten Vollmachten ertheilt. Ueber alle Bedenklichkeiten und populäre Vorurtheile hinwegſchreitend, ermächtigte nunmehr der Congreß den Präſidenten, ſo viele Neger (Freie oder Sklaven) in den Militärdienſt der Vereinigten Staaten zu ziehen, als ihm beliebte, erließ ein Geſetz über die Einmuſterung und Organiſation der Landesmiliz als Nationaltruppen, und genehmigte die Aufhebung des „habeas corpus writ" „zu ſolchen Zwecken und in ſolchen Orten und in Bezug auf ſolche Perſonen, wie nach dem Urtheile des Präſidenten die öffentliche Sicherheit es erforderte."

„Fortan war jede thatſächliche Oppoſition gegen die Aushebung und Anwerbung von Truppen, gleichviel ob Weißen oder Schwarzen, gegen Confiscation von Eigenthum des Feindes, kurz gegen irgend eine entſchiedene Maßregel der Adminiſtration verſchwunden. Das loyale Volk fühlte ſich fortan frei im Gewiſſen und ungehindert in ſeinem Handeln. Die Beſorgniß vor einer fremden Intervention war der Ueberzeugung gewichen, daß der Kampf nunmehr im Intereſſe der geſammten civiliſirten Welt und unter deren unbedingtem Beifallsrufe geführt wurde. Denn entſchiedener noch als im Inneren war die Wirkung der Proclamation des Präſidenten in die Ferne, und geſtaltete ſich dort zur poſitiven Errungenſchaft. Die einflußreichen Emancipations- und Reformgeſellſchaften Englands machten die Sache der Union ſofort zu der ihrigen. In den großen Centren der britiſchen Induſtrie, in Mancheſter, Birmingham, Sheffield, in London ſelber wurden unter ihren Auſpicien Maſſenverſammlungen gehalten, um die herzliche Theilnahme der Arbeiterklaſſen an den humanen und nationalen Beſtrebungen der Regierung und des Volks der Vereinigten Staaten kund zu geben und der Welt den Beweis zu liefern, daß die Majorität des Volks von Großbritannien nichts mit der Gemeinheit und Perfidie ſeiner privilegirten Klaſſen gemein hatte. Vor der unzweideutigen öffentlichen Meinung, welcher ein Staats- und Volksmann, wie John Bright, ein Philoſoph wie Stuart Mill, Gelehrte wie Newman, Smith, Whewell und viele andere intelligente Männer den paſſendſten Ausdruck gaben, verſtummte der Hochmuth der britiſchen Ariſtokratie, der Dünkel der britiſchen Geldbonzen, die Unverſchämtheit der engliſchen Preſſe. Der populäre Unwille zwang die prahlſüchtigen Rheder und Parlamentsmitglieder, welche auf ihren Werften noch immer den Bau von Piratenſchiffen betrieben, zu kleinmüthigen Ausflüchten und gab der Regierung eine willkommene Gelegenheit, ihre wohlbegründeten Zweifel über den Ausgang eines möglichen Conflicts mit den Vereinigten Staaten hinter den gleißneriſchen Betheuerungen einer friedlichen und nachbarfreundlichen Geſinnung zu verbergen. Ja ſogar Er, der, um die gloire ſeiner Nation zu erhöhen, um ſelbſtgeſtändlich „die ascendance der lateiniſchen Race auf der weſtlichen Hemiſphäre gegenüber der angloſächſiſchen", das heißt mit anderen Worten das monarchiſche Prinzip als Gegengewicht der demokratiſchen Republik in Amerika zu begründen, ſeine Kanoniere mit brennenden Lunten an der Gränze der Vereinigten Staaten (in Mexiko) aufgeſtellt hatte, Er ſogar ſah ſich veranlaßt leiſer aufzutreten, und die Verwirklichung ſeiner Umtriebe auf diplomatiſchen Umwegen ſachte herbeizuführen.

„Das alte, liebe deutſche Vaterland blieb ſich unverändert treu. Von ſeinen Regierungen, welche die Rebellen als „kriegführende Macht" anerkannt hatten, wollen wir nicht ſprechen. Inconſiſtenz beſtraft ſich häufig durch Scham oder ſpätere Reue. Auch über die alten Reactionäre der Heimat wollen wir milde urtheilen. Es leuchtete ihnen allmählich ein, „weshalb die exilirten Revolutionäre und Wühler von 1848—49 ſich ſo ſehr gegen eine Revolution in Amerika ſtemmten". Die deutſchen „Revolutionäre" waren ſich conſequent geblieben. Es war die Union, welche die Revolution im Intereſſe der Humanität gegen das volksfeindliche Privilegium und Sonderintereſſe unternahm. Aber ſelbſt die deutſche Börſenwelt, mit einer politiſchen Fineſſe, die ihrem Verſtand um ſo mehr Ehre macht, als ſie unerwartet kam, fing an, unbekümmert um den Spott ihrer Handelsgenoſſen jenſeit des Rheins und jenſeit des Kanals, die auf europäiſchen Geldmärkten verſchrieenen amerikaniſchen Bonds willig anzukaufen. Das deutſche Volk aber, welches die Millionen vertrauter Briefe nach der Heimat beſſer belehrten, als das Gekritzel „ausgekniffener" Federfechter, das brave deutſche Volk wendete den Verläumdern der Union den Rücken, und ſeine wärmſte Theilnahme dem Schickſal der eigenen Kinder jenſeit des Meeres zu, weil ſie nicht vergeſſen hatten für Recht, Freiheit und Sittlichkeit mit Gut und Blut einzuſtehen."

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur.

Der Kaiſer und der Rabbi.

Seit einigen Jahrzehnden haben ſich jüdiſche Gelehrte mit Erfolg bemüht, den Talmud und das zu ihm gehörende Schriftthum einer wiſſenſchaftlichen Behandlung zu unterwerfen, und ſind dadurch zu Reſultaten gelangt, die nicht blos für den

Digitized by Google

engeren Kreis der jüdiſchen Geſchichte und des jüdiſchen Lebens, ſondern auch für die allgemeine Wiſſenſchaft von Bedeutung ſind. Die Bahn hat der hochverdiente, unlängſt verſtorbene Oberrabbiner in Prag, Salomon Rapaport, gebrochen und ſein Enkel, in die Fußſtapfen des Großvaters tretend, hat in der unten genannten Schrift*) eine Erſtlingsfrucht ſeiner Studien geliefert, die zu den beſten Erwartungen berechtigt. Zwar verhehlt er ſich ſelbſt nicht, daß man über viele Reſultate ſeiner Unterſuchungen im Einzelnen zweifelnd den Kopf ſchütteln werde, doch wird Jeder gern zugeben, daß es ſich hier um einen Gegenſtand handelt, zu deſſen Feſtſtellung blos vereinzelte, unzuſammenhängende Notizen gegeben ſind, die ſich daher nur durch kühne Combinationen zu einem hiſtoriſchen Geſammtbilde vereinigen laſſen.

Die talmudiſchen Schriften erwähnen zuweilen beiläufig römiſche Kaiſer, meiſt ihre feindliche Beziehung zu den Juden hervorhebend. „Unter dieſen — bemerkt unſer Verfaſſer — iſt es eine einzige Geſtalt, bei welcher der geſchichtliche Sinn des jüdiſchen Volkes, ſo weit er damals rege war, gern zu verweilen und zu der es immer wieder mit ungeſchwächtem Intereſſe zurückzukehren ſcheint. Aber dieſes Bild ſchmückt es dafür auch mit allen Zeichen der Gunſt, mit der ein Volk nur immer ſeine Lieblinge ausſtatten kann. Es umgiebt ihn, den Kaiſer, mit einem ſinnigen Geſchichtenkreiſe; es zählt ihn, den Fremden, ganz zu den Seinigen; es nimmt ihn, den Heiden, in die Schaar der Frommen und Seligen auf.“ Dieſer Kaiſer iſt ein Antoninus, der als Zeitgenoſſe und Freund des Patriarchen Jehuda oder, wie er vorzugsweiſe genannt wird, Rabbi's, des Sammlers der Miſchna, auftritt. Schon früh beſchäftigte die Hiſtoriker die Frage, welcher von den acht Kaiſern, denen der Name Antoninus zukommt, gemeint ſei. Die älteren Chroniſten haben, wahrſcheinlich einer alten Tradition folgend, unter dieſem Antoninus einen der beiden älteren Kaiſer dieſes Namens, entweder Antoninus Pius oder Antoninus den Philoſophen, verſtanden. Dieſer Annahme hat zuerſt Joſt in ſeiner Geſchichte der Juden aus chronologiſchen Gründen widerſprechen zu müſſen geglaubt, und er ſuchte nachzuweiſen, es könne nur einer der jüngeren Antonine gemeint ſein, und zwar kein Anderer als Caracalla, in deſſen Regierungszeit das Patriarchat des Rabbi Jehuda falle. Rapaport hat dagegen die übereinſtimmende Annahme der älteren Chroniſten vertheidigt und die angeblichen chronologiſchen Widerſprüche zu löſen verſucht. Joſt beharrte zwar auf ſeiner Meinung und andere Forſcher riethen auf andere Kaiſer, wie L. Verus, Heliogabalus, Alexander Severus; unſer Verfaſſer hält jedoch an Rapaport's Annahme feſt, deſſen chronologiſche Beſtimmungen theils beſtätigend, theils berichtigend, und gelangt ſo zu folgendem Reſultat:

Der dem Sammler der Miſchna, Rabbi Jehuda, befreundete Kaiſer iſt kein Anderer als Antoninus der Philoſoph; der Rabbi Jehuda wurde im Jahre 125 geboren, kurz nach der Beendigung des Bar-Cochba'ſchen Krieges, welcher, wie der Verfaſſer ſcharfſinnig aus Dio Caſſius nachweiſt, nicht nach der gewöhnlichen Annahme in die Jahre 132—135, ſondern 122—125 fällt; er wurde Patriarch im Jahre 164, ſeine Freundſchaft mit Antoninus datirt von des Kaiſers Aufenthalt im Orient, im Jahre 176, und er ſtarb, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiſer Commodus, gegen Ende des Jahres 192 oder 193. Es kommt aber nicht blos darauf an, nachzuweiſen, daß beide Männer der Zeit nach mit einander befreundet ſein konnten, ſondern es bedarf auch des Beweiſes, daß eine ſolche Freundſchaft zwiſchen Beiden auch pſychologiſch möglich war. Schon Rapaport hat die innere Wahrſcheinlichkeit mit Hinblick auf den Charakter und die Sinnesart des philoſophiſchen Kaiſers, wie des Rabbi nachgewieſen; ausführlicher hat dieſen Punkt unſer Verfaſſer behandelt. Mit vielem Scharfſinn zeigt er, wie gerade dieſe Männer ſich gegenſeitig anziehen mußten; wie aus dem urſprünglich amtlichen Verkehr Beider eine Freundſchaft hervorgegangen iſt, deren Band, wie der Rabbi Jehuda ſelbſt voll Schmerz äußerte, nur der Tod zerreißen konnte; wie endlich dieſe Freundſchaft nicht ohne Einfluß auf ihre beiderſeitige öffentliche Thätigkeit geweſen iſt.

Wir ſchließen unſeren Bericht mit dem Wunſche, daß der Verfaſſer ſeine Detail-Forſchungen über jüdiſche Geſchichte fortſetzen möge. Er ſagt mit Recht in dem Schlußworte: „Die jüdiſche Geſchichte arbeitet zwar in einem ſeitab liegenden Kämmerlein; allein auch von ihr aus führt eine Thür in den großen Saal der allgemeinen Geſchichte. Wird dieſe geöffnet, ſo ſtrömt Licht in das Kämmerlein und erhellt die finſteren Räume deſſelben. Aber andererſeits liegen vielleicht auch die Schlüſſel bereit zu Manchem, was in der Geſchichte der Völker und ihrer Kulturentwickelung noch dunkel und verworren der Auflöſung harrt.“ E. M.

*) Marcus Aurelius Antoninus als Freund und Zeitgenoſſe des Rabbi Jehuda ha-Naſi. Ein Beitrag zur Kulturgeſchichte, von Dr. Arnold Bodek. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

Die Meſſias-Idee nach altjüdiſchen Begriffen.

Rüſtig ſchreitet die „Real-Encyklopädie für Bibel und Talmud“, von Dr. J. Hamburger, fort, deren beide erſte Hefte bereits im „Magazin“*) beſprochen worden ſind, und deren drittes Heft (Jakob—Opfer) uns vorliegt, das wieder eine reiche Ausbeute von Belehrungen und Forſchungen darbietet. In gleichem Geiſte und mit derſelben Ausführlichkeit und Gründlichkeit, Bezug nehmend auf alte und neue Forſchungen, enthält auch das neue Heft viel Gutes und Brauchbares. — Beſonders ſind die Darſtellungen der Perſönlichkeiten Moſes und der drei großen Propheten Jeſajas, Jeremias und Ezechiel gelungen, die zwar in engen Rahmen, doch in ihrer vollen Bedeutung geſchildert ſind.

Wenn auch ſelbſtverſtändlich hier nicht der Ort iſt, größere Auszüge aus dem Werke zu geben, ſo mag doch an dem Artikel „Meſſias“ in Kürze gezeigt werden, wie ruhig und beſonnen der Verfaſſer darzuſtellen verſteht, was das vernünftige Judenthum über dieſen Gegenſtand denkt, deſſen Klärung und Erklärung noch bis auf den heutigen Tag auf ſo viele Widerſprüche ſtößt. —

„Schon in der Angabe des bibliſchen Namens für Meſſias (ſagt der Verfaſſer) und der Bedeutung deſſelben zeigen ſich die Schwierigkeiten, mit denen man gegenüber der herrſchenden Vorſtellung vom Meſſias zu kämpfen hat. Den Meſſias als den leiblichen Gottesſohn, den Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, den Erlöſer, Vergeber und Verſöhner der Sünden, der kraft eigener Macht Schuld und Miſſethat vergeben kann, den alten Gottesbund mit Israel aufzulöſen hat, um eine neue Heilanſtalt zu gründen, Alles das, wofür das Chriſtenthum ſeinen Stifter hält, kennen die alten bibliſchen Bücher nicht. Aber ebenſo befindet ſich nichts in denſelben von der Lehre des

*) Nr. 12 v. J. 1867.

Digitized by Google

ſpätern Judenthums über den Meſſias, als den Wiederherſteller des David'ſchen Reiches, Erbauer des Tempels zu Jeruſalem, Erlöſer und Verſammler der Zerſtreuten Iſraels u. ſ. w. Dieſe von beiden Seiten der Perſon des Meſſias zugeſchriebenen Eigenſchaften werden nur Gott, zum Unterſchiede von Menſchen, zuerkannt. Gott alleiu iſt es, der Sünden vergibt, Iſrael erlöſt und die Zerſprengten deſſelben ſammelt, ein großes Gottesreich für alle Völker bildet" u. ſ. w. — Der Name „Meſſias" gilt im bibliſchen Sinne nur dem durch Salböl für ſein Amt geweiheten Hohenprieſter oder Könige, daher auch in entlehnter Form den Stammfürſten oder Iſrael als geweihtem Volk, dem König Cyrus, als dem Zerſtörer des chaldäiſchen Reiches und Befreier Iſraels: alſo als Ehrenname für Fürſten, Häupter und Hauptförderer der Theokratie, für „Einen, der als ein zweiter David, ausgerüſtet mit gewaltigem Geiſte, mächtiger Thatkraft und ſtarker Gerechtigkeitsliebe, den Staat auf die Höhe der ſittlichen Macht und Größe erheben wird".

„Darum knüpfen die Propheten ſtets an die Zuſtände der Gegenwart an, und ihre Verheißungen wollen ein Gottesreich auf Erden empfehlen; ſie legen auch deshalb weit weniger Gewicht auf die Perſon des Meſſias, als auf die Heilsgüter: die Gotteserkenntniß, das Aufleben des Gottesreiches in Recht und Frieden, das eben die ganze Menſchheit, nicht blos Iſrael umfaſſen ſoll; nicht der Meſſias, ſondern Gott iſt es, der dieſes Reich begründet, die Völker zur rechten Erkenntniß ſeiner bringt, den Frevel vergiebt und ihn ſchwinden macht; die Perſon des Meſſias ſelbſt iſt eine menſchliche."

So und durch andere Belege ſtellt der Verfaſſer die Unterſchiede zwiſchen der jüdiſchen und chriſtlichen Auffaſſung der Meſſiasidee dar. Nur ſpätere Schriften, ſelbſt erſt nach den Apokryphen, haben, getragen von alexandriniſchen Anſchauungen, den Meſſias in myſtiſche Nebel gehüllt, und ein Meſſiasreich geſchildert, das nicht mehr eine Idee, ſondern ein Phantaſiegebilde wurde. Der Verfaſſer hat dies mit reichen Belegſtellen und in einer populär faßlichen Sprache dargelegt.

Nicht minder klar hat der Verfaſſer in andern Beſprechungen über Gott und deſſen Attribute, über Gottähnlichkeit, über Heidenthum und deſſen Bedeutung und Verhältniß zum Judenthum, über Himmel und Hölle eine genaue und klare Kenntniß in den alten und neuen Schriften entwickelt, und wir können nur wiederholt Theologen, Juriſten und Bibelfreunde auf dieſe gediegene und fleißige Arbeit hinweiſen; möge der Verfaſſer in der Anerkennung ſeines Buches einen Sporn finden, es recht bald zum Schluſſe zu führen. K.

Kleine literariſche Revue.

— **Ninive und Babylon.** *) In einer gedrängten populären Darſtellung führt Herr Prof. Wattenbach hier die ſicheren Ergebniſſe der großen Entdeckungen vor, welche in den letzten Jahrzehnden die älteſten Weltſtädte am Euphrat und Tigris aus ihrem Grabe wieder erſtehen ließen. „Die Wiſſenſchaft unſerer Tage — ſagt er — hat hier Siege errungen von bleibenderem Werthe, als die Siege Tiglat Pileſer's und Salmanaſſar's. Der Entzifferung der Hieroglyphen iſt ein Seitenſtück zugeſellt, wunderbarer noch wie dieſe. Was uns jetzt vor Augen ſteht, war den alten Griechen und Römern völlig unbekannt." Nach einer kurzen Geſchichte der Entdeckungen ſelbſt und der Entzifferung der Keilinſchriften giebt der Verfaſſer eine Ueberſicht der aus ihnen ermittelten Staats-, Cultur- und Sittengeſchichte der Aſſyrer und eine Schilderung der vorhandenen Ueberreſte ihrer Bau- und Kunſtdenkmäler. Ganz verſchieden von den aſſyriſchen ſind die babyloniſchen Ueberreſte. Aus Mangel an Steinen wurden die Bauwerke Babylons aus ungebrannten Lehmziegeln oder aus Backſteinen, welche durch Erdpech verbunden wurden, aufgeführt, wie es noch der großartige Ruinenhügel des Bel-Tempels von Mugheir zeigt. Kein Bildwerk und keine architektoniſchen Verzierungen finden ſich in dieſen älteſten Ruinen. Die Prachtbauten von Babylon, die Mauern und die hängenden Gärten, ſowie die zahlreichen Bewäſſerungskanäle ſind erſt Werke ſpäterer Zeit, meiſt Nebukadnezars, unter deſſen Regierung, deren hiſtoriſch denkwürdige Inſchriften uns neuerdings durch Julius Oppert in Paris offenbart worden ſind, die Blüthezeit Babylons fällt und nach deſſen Tode das Reich plötzlich ſinkt. Babylon wurde nicht wie Ninive zerſtört, ſondern es ſiechte allmählich hin, als andere Städte, wie Seleucia, Kteſiphon, Hillah, Kufa und endlich Bagdad die Bevölkerung und den Verkehr an ſich zogen. Alles brauchbare Material wurde weggeſchleppt, und daher geben auch die Nachgrabungen wenig Ertrag; nur Backſteine mit Inſchriften, Bruchſtücke bildlicher Darſtellungen aus glaſirtem Ton und geſchnittene Steine ſind die ſpärliche Ausbeute.

— **Germaniſche Götterſage, von Ernſt Kratuſcheck.** *) iſt ein erſter Verſuch, das Leben und Wirken der alten germaniſchen Götter in einer zuſammenhängenden Erzählung darzuſtellen. Die Hauptquellen des Verfaſſers waren die beiden Edden, ergänzt durch einzelne Ueberlieferungen der deutſchen Mythologie. Das Buch iſt ein proſaiſches Götter- und Weltepos, das in fünf Hauptabſchnitten: Weltſchöpfung, Weltverderbniß, Götterverderbniß, des Böſen Feſſelung, Weltende, die theo- und kosmogoniſchen Anſchauungen der Germanen vollſtändig vorführt. Entbehrt auch die nordiſche Mythologie die Anmuth und den Reiz der griechiſchen, ſo iſt ihr doch eine ſinnige und tief ethiſche Auffaſſung der Götterwelt nicht abzuſprechen. In ihr, als dem älteſten Denkmale des germaniſchen Geiſtes, ſpiegelt ſich unverkennbar ſchon der ernſte und auf das innere Erfaſſen des Göttlichen und Menſchlichen gerichtete Sinn des deutſchen Volksſtammes, und deshalb iſt eine überſichtliche Zuſammenſtellung der Mythen, gleichſam nach ihrer chronologiſchen Ordnung, wie ſie in dieſem Buche verſucht iſt, eine verdienſtliche Arbeit, die wir allen Gebildeten, beſonders aber der reiferen Jugend empfehlen. Ein Namenverzeichniß erleichtert den Gebrauch des Buches.

— **Ein zweiter Trabant der Erde.** **) Das ſogenannte Zodiakallicht, das am Aequator beobachtet wird und das man für eine ähnliche elektro-magnetiſche Erſcheinung wie das Nordlicht hält, giebt dem Verf. der vorliegenden kleinen Schrift zu der Hypo-

*) Zwei Vorträge von Dr. W. Wattenbach, Profeſſor in Heidelberg. Heidelberg, Verlagsbuchhandlung von Fr. Baſſermann, 1868.

*) Berlin, Otto Löwenſtein, 1869.

**) Die Erde wird einen zweiten Mond bekommen, der ihr näher liegt, als der erſte. Kosmogoniſches Gedankenbild, bewieſen durch die Data der Natur und Wiſſenſchaft. Von Simon Backhaus. Berlin, Adolf Cohn, 1869. (16 S.)

Digitized by Google

theſe Anlaß, daß es ein durch die Sonne erleuchteter Dunſtring um die Erde, und zwar eine ähnliche Erſcheinung ſei, wie der Ring des Saturn, und daß der eine wie der andere Ring plötzlich reißen und die bis dahin ringförmige Dunſtmaſſe dann zu einer Kugel, d. h. zu einem Trabanten des Planeten, zu einem Monde, ſich zuſammenballen werde. Der zweite Mond, der Erde viel näher als der erſte, wird in Folge deſſen viele Sonnenfinſterniſſe, totale und partiale, hervorrufen, dafür aber ſelbſt oft, oder vielmehr immer bei jedem Vollmonde, verfinſtert ſein. Seinen Umlauf um die Erde wird er in wenigen Tagen vollenden, und auf Ebbe und Fluth wird er natürlich einen viel größeren Einfluß noch als der alte Mond ausüben. Wann eigentlich die Geburt dieſes zweiten Trabanten der Erde eintreten wird, weiß der Verf. nicht genau anzugeben, aber allzulange kann es nicht mehr dauern, da die große Dichtigkeit an der einen und die Dünnheit an der andern Stelle des gedachten Erdringes den Eintritt der Kataſtrophe bald — was aber auch nicht heute oder morgen, oder noch in dieſem Jahrhundert zu ſein braucht — erwarten läßt. Die Beſtätigung ſeiner Hypotheſe überläßt der Verfaſſer den Aſtronomen und — unſeren Nachkommen.

— **Shakeſpeare's kleinere Dichtungen.** Es liegt uns eine neue Ueberſetzung von Shakeſpeare's kleineren Dichtungen, von Alexander Neidhardt, vor.*) Das Büchlein enthält die „Sonette", „Venus und Adonis", „Tarquinius und Lucretia", den „verliebten Pilger" und „Liebesklage". Der Ueberſetzer hat ſich bemüht, dem Original überall mit möglichſter Treue zu folgen, ohne ſklaviſch zu werden und ſeiner Mutterſprache Gewalt anzuthun, aber auch ohne ſich auffallender Verſtöße gegen Rhythmus und Reim ſchuldig zu machen, und ſo leſen ſich die Verſe im Ganzen ſehr gefällig. Nicht ganz angemeſſen ſchien uns bei den Sonetten die beſtändige Hinweiſung auf Bodenſtedt. Der Verfaſſer ſcheint ſelbſt gefühlt zu haben, daß er mit dieſem Verfahren Anſtoß erregen könne, denn er ſpricht ſich in der Vorrede eingehend über die Gründe, welche ihn dazu beſtimmten, aus; wir müſſen jedoch geſtehen, daß er uns nicht überzeugt hat. Nach unſerer Anſicht wäre es genug geweſen, jedem Sonett die Nummer hinzuzufügen, die es bei Bodenſtedt hat, und dem Leſer ohne weiteren Hinweis den Vergleich und das Urtheil zu überlaſſen. Jede der verſchiedenen Ueberſetzungen hat ihre Vorzüge und ihre Mängel; Neidhardt wird nicht nur mit Bodenſtedt, ſondern auch mit Jordan und Simrock in die Schranken zu treten haben, und bei jedem wird doch vor allen Dingen das individuelle Gefühl für die Beurtheilung maßgebend ſein.**) J. H.

— **Der Seeſchrecken auf den Auswanderer-Schiffen.*****) Die in den letzten Jahren vor die Gerichte gekommenen, in ihren Einzelheiten haarſträubenden Vorfälle auf deutſchen Auswanderer-Schiffen haben nicht verfehlt, die Theilnahme jedes Menſchenfreundes in Anſpruch zu nehmen. Wenn auch die nachträglichen gerichtlichen Erhebungen nicht in allen Fällen im Stande waren, die vorgekommenen Unregelmäßigkeiten, welche den Ausbruch peſtartiger Epidemieen anbahnten und ihre Wuth erhöheten, nachzuweiſen, ſo ging doch zweifellos hervor, daß Eigennutz der Schiffseigenthümer und Bemannung, Nachläſſigkeit der Controle, Mangelhaftigkeit in den nöthigſten Vorkehrungen zuſammengewirkt hatten, ein entſetzliches Reſultat hervorzubringen. Mit ſchneidend ſcharfem Meſſer legt der Verfaſſer dieſe Schäden blos, und wird hoffentlich zu ihrer künftigen Vorbeugung beigetragen haben. Es wird uns gezeigt, wie Mangel an Luftwechſel, ſchlechte Nahrung und Waſſer, Mangel an Reinlichkeit in den Wohnräumen, wie in den an Zahl unzureichenden Privets, und vieles Andere ein Contagium erzeugen konnte, das in dem alten Holze mit ſeinen Wergfugen, auf den naſſen Wänden, im Grundwaſſer des Schiffes üppig fortwuchern mußte. Die Richtigkeit der Pettenkofer'ſchen Theorie erhielt eine furchtbare Beſtätigung hier, wo fortwährender Luft- und Ortswechſel doch jedes von fernher kommende Contagium ausſchloß. Ob, wie die Aerzte noch heute ſtreiten, Cholera, Typhus oder Peſt der richtige Name für die ausgebrochene Krankheit war, oder vielmehr eine neue Mittelform und Spielart, iſt gleichgiltig. Wir wünſchen, daß die kleine, lehrreiche, mit genaueſter Sachkenntniß geſchriebene Broſchüre namentlich denjenigen in die Hände komme, welche vor dem Abgange der Schiffe die Controle auszuführen haben über die vorhandenen Waſſer- und Nahrungsvorräthe, ſowie der Perſonal-Verhältniſſe, und die ſich gewöhnlich, wie Mahr ſagt, mit einer Ober- ſtatt Unter-ſuchung begnügen. E. Kr.

— **Aus dem Berliner Volksleben.** Es dürfte zweifellos für den wirklichen Volksſchriftſteller keine höhere Aufgabe geben als die, nach eigener Anſchauung, nach eigenem Forſchen, ja nach eigenen Erlebniſſen, ſeine Leſer zu führen. Sei dies gleichviel auf einem Gebiete der Literatur, auf welchem es wolle, immerhin wird es des größten Eindrucks ſich erfreuen. Auf keinem Gebiete aber wird es ſo weitreichende Folgen, oder richtiger, ſo bedeutungsvolle Erfolge haben, als in der Darſtellung des Volkslebens. Der bekannte Jugend- und Volksſchriftſteller Ferdinand Schmidt erwirbt ſich durch die „Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben"*) unſeres Erachtens ein ganz beſonderes Verdienſt. Er ſchildert die Zuſtände der Weltſtadt, wie ſie im regſten Werden begriffen iſt, mit all ihren Vorzügen, aber auch mit ihren ſchweren Gefahren und bereits eingetretenen Schäden. Und wie treu und wahr er ſie ſchildert und in welcher Einſicht er die Verhältniſſe kennzeichnet — dafür zeugt ſchon der Umſtand, daß in Veranlaſſung eines auch durch Separatabdruck noch verbreiteten Theiles dieſer Volkserzählungen bereits ein Verein in Berlin zuſammengetreten iſt, welcher ſich die Aufgabe ſtellt, auf die Jugend beim Verlaſſen der Schule einzuwirken und dadurch die unheimlichen Gefahren, welche in dem Werden der Volkszuſtände Berlins begründet liegen und ſich bereits zeigen, zu beeinfluſſen. Die auch im Aeußeren würdig und geſchmackvoll ausgeſtatteten und mit je 4 charakteriſtiſchen Bildern von Ludwig Löffler geſchmückten „Volkserzählungen" verdienen die wärmſte Empfehlung. Man leſe nur „Dichter, Handwerker und Kaufmann" (die Lebensgeſchichte des Volksdichters Karl Weiſe) oder die treffliche Skizze „Ein Kleinſtädter in Berlin", und man wird ſich von der tiefergreifenden Darſtellungsweiſe, dem Ernſt und der Würde, mit denen der Verfaſſer ſeinen Zielen entgegenſtrebt, überzeugen und die Bändchen nicht ohne die innigſte Theilnahme aus der Hand legen. K. R.

---

*) Shakeſpeare's kleinere Dichtungen, deutſch von Alex. Neidhardt. Berlin, Hoffmann u. Co., 1869.

**) Seitdem wir dies geſchrieben, iſt abermals eine deutſche Ueberſetzung der Sonette, und zwar von dem bekannten Shakſpeare-Kenner, Frhr. Herm. von Frieſen in Dresden (bei H. Burdach) erſchienen.

***) Von Dr. C. C. Mahr. Oldenburg in Holſtein, 1869. (24 S.)

*) Breslau, Eduard Trewendt.

Digitized by Google

Literariſcher Sprechſaal.

Der Begriff der Tapferkeit iſt, nach deutſcher ſprachgeſchichtlicher Auffaſſung, einerſeits identiſch mit dem der Ehre und der höchſten Wehr- und Wahrhaftigkeit, andererſeits aber mit dem der bloßen Fertigkeit, ſeine Kräfte, gleichviel in welcher Art, zur Ueberwindung von Gegenſätzen anzuwenden. Nur die Bedeutung der Tapferkeit in letzterem Sinne, nicht die in erſterem, ſcheint dem öſterreichiſchen Generalſtabe bei der Herausgabe ſeines Werkes über „Oeſterreichs Kämpfe im J. 1866“, von welchem kürzlich der vierte Band erſchienen, vorgeſchwebt zu haben. Wie wäre es ſonſt möglich, daß eine von einem wiſſenſchaftlichen Offiziercorps redigirte, angeblich hiſtoriſche Arbeit es nicht verſchmäht, einerſeits vollſtändig falſche und als falſch nachgewieſene, aber darum doch ſpäter nicht berichtigte Angaben über Thatſachen zu machen, und andererſeits Aktenſtücke aufzunehmen, die nur auf unehrenhafte Weiſe, d. h. durch Beſtechung oder Entwendung, in fremde Hand gelangt ſein können? Die Zeitungspolemik über das vom öſterreichiſchen Generalſtab in ſeinem Werke veröffentlichte preußiſche, chiffrirte Telegramm, Frankreichs Einmiſchung in die preußiſch-italiäniſche Allianz betreffend, giebt mancherlei zu denken.

Eine der uns zu Geſicht gekommenen Kritiken des vierten Bandes jenes Generalſtabs-Werkes enthält ferner folgende Notizen zu deſſen Charakteriſirung: „Das ſchon im dritten Bande erfolgte Streben, dem unglücklichen Feldherrn (Benedeck) die Schuld des Mißlingens des Feldzugs möglichſt allein zur Laſt zu legen, findet ſich außerdem in dieſem Bande noch weit ſchärfer und beſtimmter ausgeprägt. Der eigentlich thatſächliche Inhalt des Buchs ſteht hingegen hinter den mit demſelben erſtrebten politiſchen und ſonſtigen Zwecken und Abſichten um ſo auffälliger zurück. Als neu dürfte etwa betrachtet werden, daß nach den darüber beigebrachten Briefen und Schriftſtücken, die Ceſſion Venetiens „in (nach dem Wortlaute) die ſtarke Hand Frankreichs“ ſchon vom 2. Juli, alſo noch vor der Schlacht bei Königgrätz datirt, um, wie die Motivirung dieſes Schritts ſich ausdrückt, durch den damit erwirkten Abſchluß des italiäniſchen Krieges alle disponiblen Kräfte wider Preußen vereinigen zu können. Wie wenig dieſe Erwartung in Erfüllung gegangen, iſt bekannt; auffällig jedoch erweiſt ſich die Aehnlichkeit dieſer Handlung mit der vor nunmehr gerade zehn Jahren, wo nach den Unglücksſchlachten von Magenta und Solferino Oeſterreich die Lombardei ebenfalls „in die ſtarke Hand Frankreichs“ überlieferte, um damit vor Allem Preußen die Gelegenheit zu einem möglicherweiſe glücklichen Eingreifen in den Verlauf der Begebenheiten abzuſchneiden. Zwei ſeiner ſchönſten Provinzen binnen nur zehn Jahren hat dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat demnach dieſe ſeine alte Eiferſucht auf ſeinen glücklichen deutſchen Rivalen bereits gekoſtet; wie feſt Oeſterreich jedoch deſſen ungeachtet auch jetzt noch geneigt iſt, in dem gleichen Empfinden zu verharren, dafür bietet gerade dieſes Buch den redendſten Beweis.

„Seltſam erſcheint noch, daß der öſterreichiſche Generalſtab es nicht der Mühe werth und durch die Ehre geboten erachtet hält, die ihm im dritten Bande ſeines Werks von Seiten des ehemaligen Gegners offiziell als Unrichtigkeiten nachgewieſenen Angaben in dieſem vierten Bande auch nur mit einem Worte zu erklären, oder die fälſchlich aufgeſtellten Behauptungen gar etwa ausdrücklich zurückzunehmen. Es findet ſich über die angeblich bei Alt-Rognitz von dem öſterreichiſchen Regiment Airoldy dem preußiſchen Regiment Kaiſer Franz entriſſene Fahne, wie über die gleicherweiſe angeblich bei Benatek eroberte Kanone, und über die ſonſt noch von preußiſcher Seite in beſtimmteſter Weiſe als irrthümlich nachgewieſenen Angaben jenes früheren Bandes in dem jetzt erſchienenen Theil des Werks auch nicht die geringſte Berichtigung enthalten. Es liegt jedoch am Ende auch in dieſem Verſchweigen der erfahrenen Abfertigungen eine gewiſſe Methode, und vorläufig werden wahrſcheinlich in der öſterreichiſchen Ruhmeshalle die erwähnten angeblichen Trophäen mit der während des Krieges von 1866 im Triumph durch die Straßen Wiens geführten erſten eroberten preußiſchen Kanone zuſammen verwahrt werden.“

Aus Amſterdam wird uns geſchrieben, daß die Aufhebung des Zeitungsſtempels in den Niederlanden außerordentliche und allgemeine Befriedigung gewähre, und daß man dort von dem Aufſchwunge der Preſſe auch eine Neubelebung des öffentlichen Geiſtes und der aufgeklärten, nationalen Geſinnung erwarte. Mit dem 1. Juli, an welchem Tage das Geſetz wegen Aufhebung des Zeitungsſtempels in Kraft tritt, beginnt für Niederland eine neue Aera der Kultur und der Volksaufklärung. Schon jetzt erſcheint im Haag ein neues Blatt, „das Vaterland“, das ſich äußerlich wie innerlich, durch Inhalt und Form, durch Redaction und typographiſche Ausſtattung, von den bisherigen kaum für den Inländer, geſchweige denn für Ausländer lesbaren, holländiſchen „Couranten“ und Anzeigeblättern auf das Vortheilhafteſte unterſcheidet. In der Provinzialhauptſtadt Groningen, die ſich bis jetzt gar keiner Tagespreſſe zu erfreuen gehabt, werden vom 1. Juli ab drei täglich erſcheinende Blätter publizirt werden. Die von den Förderern der Emancipation der Preſſe vorher verkündeten ſegenreichen Einflüſſe der ungehinderten Concurrenz der Publikation fangen bereits jetzt an, ſich zu zeigen.

Die Univerſität (Académie universitaire) von Straßburg hat für das J. 1871, zur Bewerbung um den von Lamey ausgeſetzten Preis von 3000 Francs, folgende Preisfrage ausgeſchrieben:

„Aus welchen Gründen und in welchem Maße ſollen die „griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller noch als Grund„lage des höheren literariſchen Unterrichts angeſehen werden?“

Die Bewerbungsſchriften können in franzöſiſcher oder deutſcher, oder auch in lateiniſcher Sprache abgefaßt ſein. Keinerlei Beſchränkung findet in Bezug auf das Alter und die Nationalität der Bewerber ſtatt; nur die Mitglieder der Preisvertheilungs-Jury ſind von der Bewerbung ausgeſchloſſen. Die Einſendung der Bewerbungsſchriften an das Secretariat der Univerſität Straßburg iſt bis zum 1. Auguſt 1870 unter den üblichen Formen zu bewirken.

In einer längeren, in der Revue des deux Mondes abgedruckten Abhandlung des franzöſiſchen Akademikers Herrn A. de Quatrefages über den Urſprung der Thier- und der Pflanzen-Gattungen kommt derſelbe ſchließlich auch auf die vielbeſprochene Affentheorie, wobei er ſowohl Darwin's als Karl Vogt's, Lamarck's, Lubbock's und Wallace's Lehren ſorgfältig erörtert.*) Er ſagt:

*) Revue des deux Mondes, 1869, 1. Avril, p. 661—71.

Digitized by Google

„Wie iſt es möglich, daß die Behauptung, Darwin habe den Menſchen zum Enkel des Affen gemacht, ſo allgemeinen Glauben finden konnte? Alle Männer der ſtrengen Wiſſenſchaft haben vielmehr, ſelbſt inmitten der hitzigſten Polemik, ſtets zugeſtanden, daß der Affen-Urſprung des Menſchen, in jeder Hinſicht etwas Unannehmbares, ganz beſonders im Widerſpruch mit der Theorie Darwin's iſt."

Die „philoſophiſchen Monatshefte, herausgegeben von J. Bergmann", welche jetzt in ihren zweiten Jahrgang eintreten, haben ſich das Ziel geſteckt, das geſammte Gebiet der Philoſophie, theils in ſelbſtändigen Abhandlungen, theils durch ausführliche kritiſche Beſprechungen der betreffenden Literatur, zu erörtern, ſowie alle Vorgänge des geiſtigen Lebens in Kirche, Schule und Geſellſchaft, Literatur und Kunſt und auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft vom Standpunkte der Philoſophie aus zu beleuchten. Die „Monatshefte" erſcheinen, monatlich 5—6 Bogen ſtark, im Verlage von Otto Loewenſtein in Berlin, zum Preiſe von 3 Thalern pro Band von 6 Heften. Wegen ihres reichen Inhalts und ihrer vielſeitigen Tendenz empfehlen wir die „Monatshefte" angelegentlichſt.

Wenn in dem Artikel über Abſchaffung der Todesſtrafe (Nr. 15 des „Magazin") lebhaft bedauert wird, „daß der von der zweiten Kammer Sachſens angenommene Antrag auf Beſeitigung dieſer Strafe im vorigen Jahre am Widerſtande des andern Hauſes geſcheitert iſt", ſo wäre dieſes Bedauern allerdings ein ſehr gerechtfertigtes, wenn dieſer Widerſtand der erſten Kammer von Erfolg geweſen wäre, und noch mehr zu beklagen würde es ſein, daß gerade der Clerus als eifrigſter Vertreter der Todesſtrafe aufgetreten iſt; geſetzlich abgeſchafft iſt aber die Todesſtrafe in Sachſen alles deſſen ungeachtet dennoch; denn nach der ſächſiſchen Verfaſſung muß, um einen von der Regierung eingebrachten Geſetzentwurf, der von der einen Kammer angenommen worden iſt, ablehnen zu können, die andere Kammer ſich wenigſtens mit zwei Drittel Majorität dagegen erklären; und dies war in der erſten Kammer nicht der Fall, ſo daß die Regierung die Aufhebung der Todesſtrafe als Geſetz publiciren konnte, was ſie denn auch gethan hat.

Wander's Abwehr gegen einen Angriff des Freiherrn v. Rheinsberg-Düringsfeld.

Nachdem mein ſeit 1862 im Verlage von F. A. Brockhaus zu Leipzig im Druck befindliches und bis K vorgeſchrittenes „Deutſches Sprichwörterlexikon" in Hunderten von Beurtheilungen deutſcher, engliſcher, nordamerikaniſcher und anderer Zeitungen*) nicht nur als das erſte, ſondern auch, das holländiſche Sprichwörterbuch von Harrebomie nicht ausgenommen, als das einzige wiſſenſchaftliche Werk auf dieſem Gebiet anerkannt worden iſt, nimmt Herr Frhr. v. Rheinsberg-Düringsfeld in Nr. 14 des Mag. f. d. Lit. d. Ausl. (1869) bei Gelegenheit der Anzeige eines ſchwediſchen Sprichwörterlexikons Veranlaſſung, meine Arbeit, welche nahe an 40 Jahre des Lebens in Anſpruch genommen hat, ganz cavalièrement abzufertigen.

Hätte Herr Frhr. v. R. einen Blick in mein Lexikon gethan, hätte er wenigſtens das Vorwort zu dem erſten Bande geleſen, ſo würde er über alle ihm unbekannte Dinge in dieſer Beziehung Aufſchluß erhalten, er würde ohne viel Mühe gefunden haben, daß ich kein vergleichendes, ſondern ein Deutſches Sprichwörterlexikon beabſichtigt habe. Es heißt im Vorwort S. XIII: „Neben den hochdeutſchen und mundartlichen Sprichwörtern enthält das „Deutſche Sprichwörterlexikon" aber auch fremde, welche die Idee eines vergleichenden Sprichwörterbuches nähren und zunächſt einen Blick in die Anſchauungs- und Denkweiſe anderer Völker thun laſſen wollen ꝛc."

Jeder, der zu leſen weiß, wird dies nicht dahin verſtehen, daß ich ein vergleichendes Sprichwörterbuch habe liefern wollen, wogegen auch ſchon der Titel ſpricht. Ich habe im Gegentheil bei meiner Arbeit erkannt, daß einem ſolchen erſt der lexikaliſch geordnete Sprichwörterſchatz eines jeden Volkes, aus deſſen Quellen geſchöpft, vorausgehen müſſe; aber ich wollte durch Beiträge die „Idee dazu nähren". Nirgend habe ich proklamirt, daß ich im Beſitz der europäiſchen Sprachen bin; ich bekenne im Gegentheil, daß ich durch die große Anzahl der Mundarten, die in meinem Lexikon vertreten ſind, faſt täglich daran erinnert werde, daß ich nicht einmal die deutſche Sprache ausreichend kenne, daß mich die ſämmtlichen deutſchen Wörterbücher, welche die deutſchen Gelehrten bisher geliefert haben, täglich im Stich laſſen, und daß es noch kein einziges deutſches Idiotikon giebt, das alle Dialekte umfaßt. Es wäre dies eine Aufgabe für den vielzüngigen Freiherrn v. R., wenn ein ſolches Buch ſo leicht zu fabriziren wäre, wie das ½ Dutzend Sprichwörterbücher, das er in Leipzig bei Fries mit Hilfe ſeiner Frau hat erſcheinen laſſen, und in denen dieſelben Sprichwörter, bald humoriſtiſch, bald philoſophiſch durcheinandergeſchüttelt, erſcheinen.

Ich will ein „Deutſches Sprichwörterlexikon" liefern, deſſen wiſſenſchaftlicher Werth darin beſteht, daß der geſammte deutſche Sprichwörterſchatz, ſo weit er zu erreichen war, aus den Quellen (Literatur und Volksmund) geſchöpft, überſichtlich geordnet und mit Quellenangaben verſehen, darin geboten wird. Daß dieſe Aufgabe, ſo weit es die vorhandenen Hilfsmittel geſtatten und ſo weit es ein Einzelner vermag, gelöſt iſt, hat bis jetzt die, auch Einzelnes tadelnde, Kritik ausnahmlos anerkannt.

Wenn aber Frhr. v. R. ſeine eigene größere Arbeit auf dieſem Gebiete nur dadurch in's Leben einführen zu können glaubt, daß er meine zu vernichten ſucht; wenn er ſein literariſches Verdienſt nur dadurch zur Anerkennung zu bringen weiß, daß er das meinige mit Füßen tritt: ſo beneide ich ihn um die moraliſchen Eroberungen nicht, die er dadurch macht.

Hermsdorf am Kynaſt. K. F. W. Wander.

*) Auch im Mag. f. d. Lit. d. Ausl. 1865 Nr. 43 S. 601 und 1867 Nr. 24 S. 326.

Dieſer Nummer liegt eine Ankündigung bei, betreffend: **J. J. Honegger, Grundſteine einer allgemeinen Culturgeſchichte.** Verlag von **J. J. Weber in Leipzig.**

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 15. Mai 1869. [N° 20.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Reform der Schule. Zur Begrüßung der deutſchen Lehrer-Verſammlung in Berlin. 285. — Die Seminarien für Volksſchullehrer. 287. — Pädagogiſche Beſtrebungen in Oeſterreich. 289.
Baltiſche Provinzen. Griechenthum und Proteſtantismus in Livland. 291.
Frankreich. Ein Staatsgefangener des zweiten Kaiſerreichs. 291.
Nord-Amerika. Ein amerikaniſcher Juriſt über Patentgeſetze. 293.
Orient. Zur Urgeſchichte des Orients. I. Israeliten und Aegypter. 293.
Kleine literariſche Revue. Der Sagenkreis Dietrich's von Bern. 294. — Die Basleriſchen Stadt- und Landgeſchichten. 295. — Johannes Scherr's Allgemeine Geſchichte der Literatur. 295. — Neue Zeitſchrift für das Verkehrsweſen. 295.
Literariſcher Sprechſaal. Peſtalozzi's ſämmtliche Werke. 295. — Zur Jubelfeier Alex. v. Humboldt's. 296. — Die Stadtmauern Nürnbergs. 296. — Der ewige Jude in Amerika. 296.

Deutſchland und das Ausland.

Die Reform der Schule.

Zur Begrüßung der deutſchen Lehrer-Verſammlung in Berlin.

Die Frage nach einer zeitgemäßen Reform unſeres Schulweſens beſchäftigt ſeit Jahren auch außerhalb der geſetzgebenden Verſammlungen vielfach den denkenden Theil des deutſchen Volkes, und die Nothwendigkeit einer Beſſerung auf dieſem wichtigſten Gebiete des öffentlichen Lebens kann gegenwärtig wohl nur noch von denen geleugnet werden, die überhaupt jeder Aenderung und jedem Fortſchritt widerſtreben. Bei dem großen Intereſſe, welches die „Schulfrage“ in Deutſchland gewonnen hat, iſt es begreiflich, wenn jede Schrift, welche dieſe Frage behandelt, mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme zur Hand genommen wird, und bei der hervorragenden Wichtigkeit des Gegenſtandes möchten wir auch die Aufmerkſamkeit in größeren Kreiſen auf eine Schrift lenken, welche nicht nur ein ſehr ſchätzenswerthes hiſtoriſches Material zuſammenträgt, ſondern auch wohl beachtenswerthe Vorſchläge zur Reform unſeres geſammten Schulweſens enthält, die, wenn ſie auch nicht von einem Schulmanne ausgehen, doch zeigen, daß der Verfaſſer, ein Mitglied des preußiſchen höheren Richterſtandes, dem man alſo wenigſtens nicht den Vorwurf eines einſeitigen Parteiſtandpunktes wird machen können, ſich viel mit der Sache beſchäftigt hat. Es iſt dies das erſte Heft einer zuſammenhängenden Arbeit unter dem Titel: „Das wiſſenſchaftlich-juriſtiſche Bildungsweſen“, welches zunächſt „Elementar-Unterricht und Gymnaſien“ beſpricht und den Rath am königlichen Appellationsgericht zu Inſterburg, Herrn Adolar Thiel, zum Verfaſſer hat.*) Ein zweites bereits angekündigtes Heft wird die Univerſitäten, die juriſtiſchen Examina und die Hilfsmittel der juriſtiſchen Studien behandeln, indem das Werk den Zweck verfolgt, einen Bauſtein zu liefern zur Reform der Juſtizverwaltung innerhalb des Norddeutſchen Bundes, welche, nach der Erklärung des Verf. in der Vorrede, „nur mit ſorgſamſter Berückſichtigung der zwei dominirenden Factoren, der Schule und des Lebens, unternommen werden kann“.

Die Wichtigkeit des Gegenſtandes, um den es ſich zunächſt hier handelt, die Reform der Schule, mit der ja auch die in Berlin eben zuſammentretende Wanderverſammlung deutſcher Lehrer ſich beſchäftigen wird, mag es rechtfertigen, wenn wir uns mit der vorliegenden Schrift ausführlicher, als dies in einer blos empfehlenden Anzeige geſchehen kann, beſchäftigen.

Der Verf. geht in ſeiner Schrift von den Anfängen aller wiſſenſchaftlichen Bildung, der Elementarſchule und den Gymnaſien, aus, indem er bei beiden die Einrichtungen der großen und alten Kulturſtaaten, England und Frankreich, vergleichend heranzieht, wo ſich Gelegenheit dazu bietet. Das erſte Buch, welches ſich mit dem Elementar-Unterricht beſchäftigt, giebt in ſeinem erſten Kapitel eine geſchichtliche Ueberſicht unſerer preußiſchen Schulgeſetzgebung, die dann im zweiten Kapitel zu den Schulregulativen vom 3. October 1854 und einer kritiſchen Beleuchtung derſelben fortgeführt wird. Aus der Kritik dieſes wichtigen Geſetzes mag es geſtattet ſein, einige Hauptgeſichtspunkte anzuführen. Wir übergehen, was der Verf. ſagt über das in dem Geſetze Fehlende, das Verhältniß der Lehrer zu den Eltern, zur Gemeinde, zur ſtaatlichen Aufſichtsbehörde, zur Kirche, ebenſo die mangelnden Vorſchriften über die eigene Bildung der Lehrer und was dahin gehört, und wenden uns vielmehr der jetzt ſo viel diskutirten Frage der Trennung der Schule von der Kirche und der damit zuſammenhängenden „Confeſſionalität der Schule“ zu. Der Verf. ſagt darüber S. 20 u. ff.:

„Es tritt jetzt an uns die Löſung der Frage heran: „L'église dans l'état“ oder „l'état dans l'église“? Der preußiſche Entwurf räumt der Kirche die oberſte Stelle im Staate ein. Er ſtellt die Religion den Kenntniſſen und Fertigkeiten des bürgerlichen Lebens voran. Er macht ſogar das katholiſche oder evangeliſche Glaubensbekenntniß zur leitenden Richtſchnur für die künftig zu errichtenden Primärſchulen. In allen Punkten, in der Haltung der Schule, in der Anſtellung der Lehrer, in der Unterhaltung der Schule durch beſondere Schulgemeinden, iſt die chriſtliche Confeſſionalität vorangeſtellt. Die Inſpektion der Elementarſchulen verbleibt den Predigern chriſtlichen Bekenntniſſes.“

„Wir halten dafür, daß dieſer Standpunkt hiſtoriſch nicht richtig iſt, wenn wir auch zugeſtehen, daß er im Allgemeinen Landrecht (II, 12. § 30) für den vereinzelten Fall der Exiſtenz verſchiedener Confeſſionsſchulen an einem Orte ſeine Vertretung gefunden hat. Der weſtfäliſche Friede, der die Grundlage unſeres modernen öffentlichen Rechts in Deutſchland bildet, hält die Confeſſionalität für Schulen und Lehrer nur bei den Univerſitäten und Gymnaſien aufrecht.“ (Folgt das Citat der betreffenden Stelle aus den Friedensverhandlungen)... „Man hat nun kraft des ſtaatlichen Oberaufſichtsrechts in neuerer Zeit die Confeſſionalität des Unterrichts, mit ſelbſtverſtändlicher Ausnahme der theologiſchen Fakultäten, an den Univerſitäten beſeitigt. Aus welchem Grunde ſoll ſie bei der Volksſchule beibehalten werden? Der Unterricht kann unmöglich unten confeſſionell, oben ſtaatlich ſein, ſchon deshalb nicht, weil er ein

*) „Das wiſſenſchaftlich-juriſtiſche Bildungsweſen, dargeſtellt von Adolar Thiel, Rath am kgl. Appellationsgericht zu Inſterburg.“ I. Elementar-Unterricht und Gymnaſien. Berlin, Verlag von Jul. Springer, 1869. (VII. 150 S. gr. 8.)

Digitized by Google

Ganzes iſt." Es folgt ein Hinweis auf die analogen Geſetze in England und Frankreich, und nachdem dann die betreffende Stelle aus dem General-Schulreglement Friedrich's des Großen vom 12. Auguſt 1763 angeführt iſt, kehrt der Verf. zu den Beſtimmungen des Allgemeinen Landrechts zurück und bemerkt über dieſelben:

„Weiter geht noch das Allgemeine Landrecht, indem daſſelbe als Zweck der Elementarſchule, einer Staatsanſtalt, ſelbſt angiebt (II, 12. § 46), daß die Kinder daſelbſt „„die, einem vernünftigen Menſchen ihres Standes nothwendigen Kenntniſſe faſſen ſollen"". Mit Recht. Die Eltern ſind ſchuldig, ihre Kinder „zu künftigen brauchbaren Mitgliedern des Staats, in einer nützlichen Wiſſenſchaft, Kunſt oder Gewerbe vorzubereiten". Der Vormund aber, der bei Waiſen die Stelle der Eltern vertritt, wird vor allen Dingen angewieſen, für die Erziehung der Pflegebefohlenen zu ſorgen, damit ſie durch dieſe „zu tugendhaften und brauchbaren Bürgern" möglichſt ausgebildet werden. Folgerecht kann der Lehrer, der den Vater in der Fürſorge für die Erziehung zeitweilig vertritt, keine andere Aufgabe haben. Eine ſpecielle Confeſſionalität des Unterrichts in der Elementarſchule iſt nirgends geboten, wenn ſie auch geſtattet ſein mag. Es kann auch davon nicht die Rede ſein, da das Allgemeine Landrecht, das doch einen abſolut und perſönlich regierten Staat vorausſetzt, an keiner Stelle darüber Aufſchluß ertheilt, welcher Confeſſion „das Oberhaupt des Staates" angehören ſolle. Die Verfaſſung vom 31. Januar 1850 beabſichtigt nun wohl nur, den abſolut regierten Staat in einen verfaſſungsmäßigen, mit Zuſtimmung aller Betheiligten, umzuwandeln. Sie empfiehlt — Art. 24 — mit Recht, bei der Einrichtung der Volksſchulen die confeſſionellen Verhältniſſe „möglichſt zu berückſichtigen". Das heißt, unſeres Dafürhaltens, nichts weiter, als bei Einrichtung einer ſolchen Schule diejenigen Rückſichten zu beobachten, die natürlicher Takt und Sitte auferlegen, nicht aber zwangsweiſe die Schulen zu „evangeliſchen oder katholiſchen" zu machen. Die „religiöſen Geſellſchaften" haben dabei keine weitere Funktion, als „die Leitung des religiöſen Unterrichts". (§ 24. Al. 2 der Verfaſſ.)

In Oeſterreich iſt dies auch durch die §§ 2—3 des Geſetzes vom 25. Mai 1868 für alle Primär- und Secundär-Unterrichts-Anſtalten ausgeſprochen. Die Leitung des Religionsunterrichts allein in den Volks- und Mittelſchulen bleibt den betreffenden Kirchen oder Religionsgeſellſchaften überlaſſen. Der Unterricht in den übrigen Lehrgegenſtänden iſt „unabhängig von dem Einfluſſe jeder Kirche oder Religionsgeſellſchaft". Staats-, Landes- und Gemeineſchulen ſind allen Staatsbürgern „ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes" zugänglich (§ 3). Dem entſprechend ſind die Lehrämter an dieſen Schul- und Erziehungsanſtalten „allen" hierzu geſetzlich befähigten „Staatsbürgern" gleichmäßig zugänglich. Als Religionslehrer werden aber nur Diejenigen angeſtellt, die von der confeſſionellen Oberbehörde hierzu für befähigt erklärt ſind (§ 6). Der Kirche und den Religionsgeſellſchaften bleibt überlaſſen, confeſſionelle Schul- und Erziehungs-Anſtalten mit Unterwerfung unter die Geſetze über das Unterrichtsweſen zu gründen (§ 4).

„Sollten wir nun Angeſichts dieſer Thatſachen nicht zu der Ueberzeugung gelangt ſein, daß es etwas Höheres giebt, als die Confeſſion, nämlich die Religion ſelbſt? Die Religion iſt die Subſtanz, die Confeſſion aber die Form, unter der jene äußerlich dargeſtellt werden ſoll. Mit Recht bemerkt daher Schleiermacher (Ueber die Religion, zweite Rede): „„Der ganze Umfang der Religion iſt ein Unendliches und nicht unter einer einzelnen Form, ſondern nur unter den Inbegriff Aller zu befaſſen.""

„Die Religion muß alle Verhältniſſe des Staates durchdringen. Ihre wahren Diener in allen Confeſſionen dürfen ſich nicht in deſſen Leitung einmiſchen. Sie ſollen ſich ihm einordnen und damit dem Unterricht eine höhere, ſittliche Weihe ertheilen."

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes ſei es geſtattet, mit Uebergehung anderer treffender Bemerkungen des Verf. über die Zahl der Unterrichtsſtunden, über die Lehrerbeſoldungen u. A., aus dem erſten Theil der Schrift über die Elementarſchulen die vom Verf. über die Volksſchule und ihr Verhältniß zur Kirche aufgeſtellten Theſen mitzutheilen:

I. Oeffentliche Volksſchulen und Bürgerſchulen ſind Staatsanſtalten zur Erziehung im allgemeinen religiöſen Sinne der zu ihrem Beſuch verpflichteten Kinder von dem zurückgelegten ſechsten bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre.

II. Ihre äußeren und inneren Angelegenheiten werden von den Ortsgemeinden, in denen ſie ſich befinden, unter ſtaatlicher Aufſicht geleitet.

III. Den wiſſenſchaftlichen Unterricht ertheilen in ihnen ſtaatlich geprüfte Lehrer. Surrogate des ſtaatlichen Fähigkeits-Zeugniſſes zur Ertheilung des Unterrichts ſind unzuläſſig. Den confeſſionell-religiöſen Unterricht empfangen die Kinder durch die Religionsgeſellſchaften ihres Glaubens.

IV. Als Religionslehrer dürfen in jenen Schulen nur die von den religiöſen Geſellſchaften dazu Berufenen angeſtellt werden. Zur Bekleidung jedes anderen Lehramtes iſt jeder dazu geſetzlich befähigte Staatsbürger berechtigt. Alle Lehrer an den bezeichneten Schulen genießen die Rechte mittelbarer Staatsdiener.

V. Bei Regelung ihrer ökonomiſchen Verhältniſſe kommt eine Beſoldung für kirchliche Funktionen nicht in Betracht.

Nicht minder beachtenswerth dürften die Bemerkungen des Verf. über den Gymnaſial-Unterricht ſein. Den Zweck deſſelben giebt er dahin an, „den Schüler zur Humanität hinzuleiten, alſo ihn zu befähigen, bei reiferen Jahren und wachſender Einſicht ſeinen Pflichten als Bürger des Staats und als Menſch im Privatleben im höchſten und edelſten Maße nachzuleben". Dieſes Ziel wird in neuerer Zeit durch zwei Richtungen beeinträchtigt, einmal durch die Unterordnung der Gymnaſialbildung unter angeblich religiöſe, oder beſſer theokratiſche Zwecke, und ferner durch das ſogenannte Nützlichkeitsprinzip, das ſich zunächſt an die klaſſiſchen Wiſſenſchaften ſchmiegt, um ſie dann zu überwuchern und in ihren Umarmungen zu erſticken. Ueber das Erſtere, die religiös-theokratiſche Beeinfluſſung des Gymnaſial-Unterrichts, verdient, was der Verf. ſagt, um ſo mehr Beachtung, als dieſelbe gerade in der Gegenwart von der in Preußen in der Kirche herrſchenden Richtung immer ſichtbarer ausgebeutet wird. Nach ihr „ſoll das Beſtreben, die Erziehung der Jugend in humaniſtiſche Bahnen zu lenken, ein falſches, zu ihrem Verderben gereichendes ſein, eine richtige Baſis für dieſen Theil des Unterrichts aber nur dadurch gewonnen werden können, daß er vom Standpunkt der Religion, oder vielmehr der Confeſſion aus nach der Anſchauung höherer Stellen dirigirt wird. Allein eine ſolche Anſicht documentirt mindeſtens eine Verwechſelung zwiſchen dem Weſen der Religion und dem der Gymnaſialbildung."

Der Bildungszweck der Religion beſteht, nach dem Verf., darin, „im Durchgang durch das irdiſche Leben uns auf eine höhere, beſſere Welt vorzubereiten. Ihr Ziel reicht demnach

Digitized by Google

über die Gränzen dieſes Lebens hinaus; es iſt ein überirdiſches, göttliches. Die Erziehung dagegen, wie ſie uns das Gymnaſium bietet, iſt eine durch die Zwecke des irdiſchen Lebens begränzte. Sie findet in dieſem ihren Anfang und ihr Ende. An der Stelle, die Gott nach ſeinem Rathſchluß uns hienieden angewieſen hat, ſollen wir zu guten Bürgern für den Staat, zu guten Menſchen im Privatleben erzogen werden..... Dieſer Gegenſätze ſind Diejenigen ſich nicht bewußt, die in gutem Glauben Geiſtliches mit Weltlichem vermiſchen.“ Es wird dann durch einen Blick auf die Geſchichte der Entwickelung unſeres höheren Schulweſens nachgewieſen, daß es auch nach dieſer Seite hin unrichtig iſt, noch jetzt ein Prädominiren der Kirche in den höheren Bildungsanſtalten, oder auch nur einen Einfluß jener auf dieſe, als zu Recht beſtehend zu behaupten, weil man die ſchließliche Entwickelung des modernen Rechtsſtaates nicht negiren oder überſehen dürfe.

Ueber die zweite, auf den Gang der Gymnaſialbildung Einfluß erſtrebende Richtung unſerer Zeit, das Nützlichkeitsprincip, bemerkt der Verf.: „Wenn Friedrich Auguſt Wolf im Anfange unſeres Jahrhunderts vor dem Eindringen der „studia mercenaria“ warnt, deren Pfleger ſich gern mit einem Schein literariſcher Bildung umgeben möchten — „affectant literatorum nomen“, — ſo iſt dies ein bemerkenswerthes Zeichen aus einer Zeit, in welcher man ſich verhältnißmäßig mit dem Genuſſe weniger leiblicher Güter begnügen ließ, um den höheren geiſtigen mit Fleiß und Eifer nachzuſtreben. Seit dieſer Zeit hat die bezeichnete, dem Grundcharakter des deutſchen Volks gewiß nicht vortheilhafte Richtung um ſo mehr Boden gewonnen, als die Induſtrie und die tauſendfältigen Erfindungen im Reiche der Mechanik in erhöhtem Maße die Mittel zum bequemen Lebensgenuſſe ohne angeſtrengte geiſtige Arbeit in der Domäne der edleren Wiſſenſchaften reichlich geboten haben. Nur vergeſſen Diejenigen, die dieſer Richtung huldigen, daß man damit nichts weiter, als breite Mittelmäßigkeiten aufzieht; jenes geiſtige, wohlbeleibte Banauſerthum, dem eine Seite aus der Times lieber iſt, als der ganze Thukydides, ſich ſcharend unter der Deviſe des Spruches: „primum pecunia quaerenda est“.

„Wahr iſt, daß man durch elegante Kenntniß des griechiſchen und römiſchen Alterthums noch nicht im Stande iſt, ohne eigene geiſtige Thätigkeit mühelos ein großes Vermögen zu erwerben, um es vielleicht ebenſo einfältig zu verpraſſen, weil man eben von dem „laute vivere“ keinen Begriff hat. Ebenſo wahr iſt aber, daß man im Beſitz der Kenntniſſe des klaſſiſchen Alterthums in ſeiner Totalität auch die geiſtigen Mittel in Händen hat, ſeine Kenntniß nach allen Seiten hin erfolgreich auszubreiten, ſoviel zu erwerben, als uns zu unſerer Nothdurft frommt, dieſen Erwerb aber durch den unvergänglichen Reichthum klaſſiſcher Bildung zu adeln. Und was hilft es uns, unſerem Privatnutzen gleich geiſtigen Tagelöhnern nachzugehen, wenn wir darüber unſere erſte und vornehmſte Pflicht, die gegen den Staat, vernachläſſigen, in dem unſer ganzes Weſen aufgehen muß? Es möge genügen, im Vorübergehen zu bemerken, daß der beſte neuere Geſchichtsſchreiber über Hellas ein engliſcher Banquier iſt. Uns dünkt daher, daß klaſſiſche Studien mit der verſtändigen Sorge um das eigene Vermögen nicht ſo ganz unvereinbar ſein müſſen, als man gemeinhin glaubt.“

Wir übergehen, was der Verf. über das franzöſiſche und preußiſche Bifurcationsſyſtem Treffendes ſagt, und ſchließen uns ſeiner Anſicht an, wenn er das Ziel des Gymnaſial-Unterrichts dahin zuſammenfaßt: „Er ſoll auf der Grundlage der klaſſiſchen Bildung mit Fernhaltung klerikaler Einflüſſe und blos utilitariſcher Beſtrebungen zur wahren Humanität hinführen“; möchten dann aber noch mit einigen Worten auf das ſiebente Kapitel der Schrift hinweiſen, in welchem der Verf. ſehr beachtenswerthe Vorſchläge zur Reform des Gymnaſial-Unterrichts macht. Er verlangt, daß der Pflege des Körpers auf den Gymnaſien ebenſo viel an Zeit zugewendet werde, als der Pflege des Geiſtes. Um das zu erreichen, wendet er ſich gegen das viele Schreibweſen und fordert ſolche Einrichtungen, wonach außerhalb der Schule nichts, abſolut gar nichts mehr geſchrieben wird. Als Maximum der täglichen Arbeitszeit, die von einem Schüler des Gymnaſiums gefordert werden kann, läßt er nur eine Zeit von acht Stunden zu und theilt dieſe dahin, daß am Vormittag etwa fünf Stunden für geiſtige Arbeiten, am Nachmittage zwei bis drei Stunden für körperliche Leiſtungen verwendet werden. Dagegen will er zu Hauſe keine Arbeit mehr irgendwelcher Art anfertigen laſſen. In den Kreis der Leibesübungen ſollen auch regelrechtes Marſchiren, Reiten, die elementaren taktiſchen Bewegungen, Fechten und Schießen für die höheren Klaſſen, Schwimmen und Schlittſchuhlaufen hineingezogen werden. Dagegen, daß auch in der heutigen Gymnaſialbildung das Gedächtniß vorwiegend berückſichtigt wird, erhebt der Verf. ebenfalls — und wie es ſcheint, mit vollem Rechte — Einſpruch. „Die Stärkung des Gedächtniſſes“, ſagt er, „kann immer nur ein Mittel zu dem Zwecke ſein, um die Urtheilskraft zu bilden. Ueberdies iſt es nicht ſo ſchwierig, ein gutes Gedächtniß zu erlangen. Der Bauer, der ſich unbedenklich des beſten Gedächtniſſes erfreut, zeigt uns dazu den einfachſten Weg. Man ſchreibe wenig, weil dies die Aufmerkſamkeit ſtört; man höre aber deſto beſſer und genauer den Vorträgen zu. Ohne ausführliche ſchriftliche Arbeiten aber — ſo wirft man ein — könne nichts Erſprießliches geleiſtet werden. Dieſe aber laſſen ſich nur in der Stille des häuslichen Arbeitszimmers anfertigen. Das iſt unrichtig. Wir brauchen weder ausführliche ſchriftliche Arbeiten, noch ſolche, die in häuslicher Stille angefertigt werden. Die Güte einer Arbeit bemißt ſich nicht nach der Länge, ſondern nach ihrem Inhalt an Gedanken..... Dem Arbeiten im abgeſchloſſenen Zimmer und mit Fernhaltung jeder äußeren Störung kann nun gar keine Wichtigkeit mehr beigelegt werden, weil wir uns bei Zeiten daran gewöhnen müſſen, öffentlich unter dem Geräuſch der Menge unſere Arbeit zu verrichten.“

Wir ſchließen hiermit unſere Mittheilungen aus der ſehr lobenswerthen Schrift, bei denen wir nur in der Abſicht weitläuftiger geweſen ſind, als es ihr Umfang von vorne herein rechtfertigen würde, weil wir die Pädagogen und Schulmänner auf dieſelbe aufmerkſam machen wollten. Dr. Zapp.

Die Seminarien für Volksſchullehrer.*)

Ueber die Schulfrage, die bei uns in letzter Zeit ſo ſehr in den Vordergrund getreten iſt, kann das große Publikum ſich nur dann erſt eine richtige Meinung bilden, wenn es ſich von verſtändigen praktiſchen Schulmännern belehren läßt, wie es denn eigentlich um unſere Schulen in der Wirklichkeit beſtellt

*) Eine hiſtoriſch-pädagogiſche Skizze von L. W. Seyffarth, Rector der Stadtſchulen und Hilfsprediger zu Luckenwalde. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1869.

Digitized by Google

iſt. Eine ſolche Belehrung hat aber für den Schulmann ihre Schwierigkeiten; nicht als ob es ſchwer wäre, eine treue Schilderung der Schulzuſtände zu geben, ſondern weil ein ungünſtiges Urtheil leicht dem Manne Ungelegenheiten bereiten könnte. Um ſo höher iſt der moraliſche Muth zu achten, wenn ein Lehrer, unbekümmert um die Folgen, die Mängel unſeres Schulweſens offen darlegt. Wir haben im „Magazin" 1868, Nr. 11, auf zwei Schriften des wackeren Rectors Seyffarth in Luckenwalde: „Die Dorfſchulen" und „Die Stadtſchulen", aufmerkſam gemacht; jetzt liegt uns eine dritte Schrift deſſelben Mannes vor: „Die Seminarien für Volksſchullehrer".

Wie die beiden früheren, ſo baut auch die gegenwärtige Schrift ſich auf dem Grunde der Geſchichte auf. In dem erſten Theile giebt der Verfaſſer die grundlegenden Principien der Volksſchule, die Geſchichte der Lehrerbildung in Preußen und eine Vergleichung der Peſtalozzi'ſchen Principien und der früheren preußiſchen Unterrichtsverwaltung mit den jetzt maßgebenden pädagogiſchen Grundſätzen und der heutigen Verwaltung. Es iſt das Verdienſt Friedrich's des Großen und ſeines Miniſters v. Zedlitz, das Schulweſen aus den engen Schranken eines bloß kirchlichen Zieles befreit und dem nationalen Leben dienſtbar gemacht zu haben. Die Glanzperiode der preußiſchen Unterrichtsverwaltung fällt unter Altenſtein's Miniſterium, als Süvern, Beckedorff, Dreiſt und Kortum der Reihe nach Decernenten im Fache des Volksſchulweſens waren. Nach Altenſtein's Tode, im Mai 1840, trat mit Eichhorn die Reaction ein. Das Intereſſe, das man ehedem an der Volksſchule gehabt hatte, ſchien in das gerade Gegentheil umgeſchlagen zu ſein. Das geht unter Anderem aus einer Verfügung vom 5. Januar 1845 hervor, wonach Unteroffiziere nach 12jähriger Dienſtzeit, wenn ſie für das Schulamt Neigung und Fähigkeit zeigten, zu einem 2—6monatlichen Vorbereitungs-Curſus in einem Seminar „kommandirt" werden könnten. Dazu wurde noch ſehr richtig bemerkt, „daß, da die Verhältniſſe des Lehrerlebens äußerlich nicht ſo lockend wären, ein großer Andrang der zwölf Jahre dienenden Unteroffiziere zum Schulfach nicht zu erwarten ſtünde". Der Lehrerſtand war damit auf das Empfindlichſte verletzt, ſeine Berufsfreudigkeit untergraben; auch die Schulen wurden dadurch in den Augen des Volkes herabgeſetzt. Die frühere freie Bewegung auf dem pädagogiſchen Gebiete hörte auf. Lehrbücher, die ſonſt in Anſehen geſtanden hatten, ja von früheren Beamten ſelbſt verfaßt waren, z. B. von Dinter und Niemeyer, wurden verboten. Unter dem 17. April 1844 erging ſogar ein Reſcript, welches den Geiſtlichen vorſchrieb, von den Büchern, welche die Lehrer ſchon beſitzen und zu ihrer Belehrung gebrauchen, Kenntniß zu nehmen. Solche Erlaſſe mußten natürlich, ſelbſt ohne beſondere ſpezielle Vorſchriften, auch auf die Lehrerbildung in den Seminarien ihre Rückwirkung äußern. Wir vermiſſen bald Namen von pädagogiſcher Bedeutung unter den preußiſchen Seminar-Directoren; die früheren, die ſich mit der neuen Aera nicht befreunden konnten, gingen ab, wie Harniſch, oder wurden beſeitigt, wie Dieſterweg. Die Folgen zeigen ſich jetzt: das Schulweſen liegt danieder; über 1200 Lehrerſtellen werden von unreifen Präparanden, die ſelbſt noch der Erziehung ſehr bedürftig ſind, oder von Leuten verwaltet, die nicht die geringſte Vorbildung zum Schulamte genoſſen haben.

Ein Zeichen und ein Produkt dieſer Zeit ſind die Regulative vom 1., 2. und 3. October 1854 über Einrichtung des evangeliſchen Seminar-Präparanden- und Elementar-Unterrichtes. Während unter Altenſtein der geiſtigen Bewegung der freieſte Spielraum gelaſſen war, ſchreiben die Regulative Alles, bis auf das Wort, vor. Der Zweck der Schulbildung war unter der früheren Verwaltung die allgemeine Menſchenbildung, die Entwickelung der menſchlichen Anlagen und Fähigkeiten zur ſittlichen Selbſtbeſtimmung; nach den Regulativen ſoll der Menſch gebildet werden für Staat, Kirche, Familie und Beruf. Staat und Kirche ſind die Hauptſache; beide werden nach mittelalterlichem Begriffe aufgefaßt. Der Zweck der Bildung liegt alſo nicht mehr in dem Menſchen, ſondern außerhalb; daher war früher der Menſch, jetzt iſt der Stoff die Hauptſache. In der Methode kam früher ein den Geiſt entwickelndes Princip zur Geltung, jetzt nur die mechaniſche Anfüllung des Gedächtniſſes mit Lehrſtoff und die Uebung in Fertigkeiten. Kein Wunder, daß die Seminarien jetzt nicht mehr ſind, was ſie früher waren.

In dem zweiten Theile zeigt der Verfaſſer, wie ein Seminar ſein müßte und wie es ehedem meiſt auch wirklich war, und wie es jetzt iſt. Die früheren Seminarien umfaßten die Vorbildung für das geſammte Volksſchulweſen, die jetzigen nur für die einklaſſige Elementarſchule; jene gaben den Zöglingen die Mittel zur weiteren Fortbildung, dieſe beſchränken ſich, den jungen Leuten die rein mechaniſche Routine zum Schulhalten beizubringen. Die theoretiſche Bildung beſteht nach den Regulativen nur darin, daß der Unterrichtsſtoff in der Form, wie er in der Elementarſchule zur Verwerthung kommen ſoll, auswendig gelernt wird; daher ſind auch die eigentlich wiſſenſchaftlichen Disciplinen, Pädagogik, Methodik und Didaktik, von dem Lehrplane der Seminarien geſtrichen, ſo daß eigentlich die Seminar-Bildung ganz überflüſſig wird. Denn Schüler, die aus einer Stadtſchule abgehen, haben ſchon weit mehr Kenntniſſe, als die Zöglinge im Seminar erhalten ſollen, und was das Unterrichten in dieſen Kenntniſſen und in den Fertigkeiten des Leſens, Schreibens und Rechnens betrifft, ſo iſt dazu höchſtens eine kurze Anweiſung eines geübten Lehrers nothwendig, nicht aber ein dreijähriger Curſus. Hat der Lehrer nicht den Menſchen zu bilden, ſondern ihn nur mit Unterrichtsſtoff zu erfüllen und ihm gewiſſe Fertigkeiten beizubringen, ſo braucht er auch keine eigentliche Bildung, ſondern nur, wie es im Regulativ heißt, eine Anſchauung und Gewöhnung, eine Technik, die er leicht Anderen abſieht und durch Uebung ſich aneignet. Das Seminar iſt in der That nur darauf berechnet, willige Werkzeuge zu rein äußerlichen Zwecken, die mit der Jugendbildung nichts zu ſchaffen haben, heranzubilden. Der Director eines hauptſtädtiſchen Seminars für Stadtſchulen definirt ganz offen das Seminar „als eine Bildungsanſtalt des Staates zur Erlangung eines für ſeine Intereſſen und nach ſeinen Intentionen geeigneten Lehrernachwuchſes an öffentlichen Schulen". Noch naiver erklärt ein ſächſiſcher Seminar-Director: „Die Aufgabe des Seminars ſei, die Zöglinge zum freiwilligen Gehorſam gegen ihre geiſtlichen Vorgeſetzten zu erziehen."

Bei ſolchen Anſchauungen iſt es nicht zu verwundern, daß die Anſprüche an einen künftigen Volkslehrer ſehr gering ſind. Die Regulative überlaſſen die Vorbildung der Präparanden der freiwilligen Thätigkeit von Geiſtlichen und Lehrern. Man verlangt von einem Präparanden, ehe er noch völlig vorbereitet iſt, ſchon Gehilfendienſte in der Schule und öffnet ihm das Seminar, wenn er in der Religion den Katechismus, eine Anzahl Sprüche und Pſalmen, die bibliſchen Hiſtorien mit den Worten des eingeführten Hiſtorienbuches und 30 Kirchenlieder auswendig kann und in den ſonſtigen Kenntniſſen und Fertigkeiten den Forderungen einer einklaſſigen Dorfſchule entſpricht. Der Verfaſſer hält mit Recht eine Vorbildung auf einer Gelehrten- oder Realſchule, wie ſie von Einigen verlangt worden iſt, für unangemeſſen

Digitized by Google

dafür will er, daß die künftigen Volksſchullehrer ihre Vorbildung für das Seminar da erhalten, wo der Unterricht in der Art gegeben wird, wie ſie ihn einſt ſelbſt geben ſollen, d. h. in der Volksſchule, und da er den Unterſchied von Seminarien für Stadt- und für Dorfſchulen aufgehoben wiſſen will, ſo hält er eine höhere Bürgerſchule, die aber auch ganze Volks-, nicht halbe Gelehrtenſchule ſein muß, für die paſſendſte Vorbereitungsanſtalt. Selbſt der Schullehrer auf dem Lande ſoll befähigt werden, nicht bloß in der einklaſſigen Elementarſchule, ſondern auch in der Fortbildungsſchule, wie ſolche ſchon an vielen Orten beſtehen und ſich noch immer mehr verbreiten werden, zu unterrichten. Wie darauf die Seminarbildung im Allgemeinen und in den einzelnen Unterrichtsgegenſtänden ſein müſſe, davon handeln, immer mit Beziehung auf die gegenwärtigen Zuſtände, die letzten Abſchnitte des Buches. Wir können hier nur auf den reichen Inhalt verweiſen.

Der Verfaſſer ſchließt mit dem Troſte: „Schon ſehe ich die Vorboten einer beſſeren Zeit." Als einen ſolchen Vorboten betrachten wir auch ſeine Schrift. Je mehr ſich aus den Lehrerkreiſen ſolche Stimmen vernehmen laſſen, deſto eher wird man die Unmöglichkeit erkennen, die Lehrer zu Werkzeugen beſonderer Tendenzen zu benutzen, und deſto eher wird man den Kampf gegen eine geſunde Volksbildung einſtellen müſſen. E. M.

Pädagogiſche Beſtrebungen in Oeſterreich.

Man hat in Oeſterreich einſehen gelernt, daß der moderne Staat ſich nur auf der Baſis einer allgemeinen, geſunden und kräftigen Volksbildung feſt und ſicher erbauen kann, und ſucht deshalb alle Hebel in Bewegung zu ſetzen, um das Volk dem Zuſtande der Rohheit und Unwiſſenheit zu entreißen und es geiſtig und ſittlich zu heben und zu kräftigen. Der Unterrichtsminiſter v. Hasner iſt zunächſt beſtrebt geweſen, die das innere Leben der Schule hemmenden Schranken aus dem Wege zu räumen, um hier die Prinzipien einer edeln Humanität als Norm und Richtſchnur der Volksbildung zur Geltung zu bringen, die allein im Stande iſt, die Schulen in die Bahnen einer lebenskräftigen Entwickelung zu lenken und Blüthen und Früchte zur Reife zu bringen.

In der That entfaltet ſich jetzt auf dem Gebiete des öſterreichiſchen Volksſchulweſens ein Leben, das wir vor wenigen Jahren noch kaum für möglich gehalten hätten, wie es jetzt zu Tage tritt nicht blos in den Verhandlungen der einzelnen Landtage und in der Entſtehung von Erziehungs- und Volksbildungs-Vereinen, ſondern auch in der Regſamkeit, mit welcher die öſterreichiſchen Lehrer feſte Grundſätze in Bezug auf die äußere wie innere Organiſation der Volksſchulen zu gewinnen ſuchen.

Ein Zeugniß dieſes neu erwachten, friſchen und kräftigen Lebens liegt uns jetzt vor in den Verhandlungs-Protokollen des zweiten allgemeinen öſterreichiſchen Lehrertages*), die wir unſeren Leſern um ſo lieber vorführen, weil hier Fragen zur Verhandlung gekommen ſind, welche nicht blos in Oeſterreich, ſondern in ganz Deutſchland auf der Tagesordnung ſtehen, ja die theilweiſe recht brennende geworden ſind. Der Herausgeber dieſer Verhandlungen, zugleich Redacteur der „Freien pädagogiſchen Blätter", hat dieſe ſtenographiſchen Berichte mit einem gehaltvollen Vorworte begleitet, in welchem er die Debatten einer kurzen Kritik unterwirft, indem er zugleich ſeine Anſichten über die zur Verhandlung gekommenen Fragen darlegt.

Zunächſt conſtatiren wir mit Freuden, daß unter der öſterreichiſchen Lehrerſchaft ſich nicht jener feindliche Ton gegen die Norddeutſchen, ſpeciell gegen Preußen bemerkbar machte, wie wir ihn in officiöſen, wie in angeblich freien und unabhängigen öſterreichiſchen Journalen in der letzten Zeit oft haben hören müſſen. Der geſellige Lehrerverein in Berlin hatte dem öſterreichiſchen Lehrertage zu Brünn ein Begrüßungs-Telegramm überſandt, welches zugleich einen Glückwunſch zu dem muthigen und friſchen Vorwärtsſtreben des öſterreichiſchen Lehrerſtandes und die Hoffnung ausſprach, daß es demſelben gelingen möge, alle Hinderniſſe niederzuwerfen, die ſich der geſunden und zeitgemäßen Entwickelung des Volksſchulweſens entgegenſtellen; es betonte ferner die Solidarität der Intereſſen aller Lehrer und ſprach die Erwartung aus, bei der nächſten allgemeinen deutſchen Lehrerverſammlung recht viele Kollegen aus Oeſterreich als Gäſte in Berlin zu ſehen. Das Vorwort bemerkt hierzu: „Dieſes herzliche Telegramm wirkte wahrhaft zündend und es wurde die ſofortige Beantwortung deſſelben einſtimmig beſchloſſen."

Die Verhandlungen des erſten Tages hatten die Feſtſtellung des Zweckes und der Aufgabe der Volksſchule zu ihrem Gegenſtande. Wir geben, ohne auf den Gang der Debatte Rückſicht zu nehmen, die zur Annahme gelangten allgemeinen Sätze wieder:

Die Volksſchule ſoll nicht blos eine Anſtalt ſein, in der Fertigkeiten und Kenntniſſe mitgetheilt werden, ſondern ſie ſoll die im Menſchen liegenden Fähigkeiten zur Leiſtungsfähigkeit*) ausbilden. Die Schule wird damit aus einer bloßen Abrichtungs-Anſtalt zu einer Bildungs- und Erziehungsſtätte erhoben, deren letzter Zweck die allgemeine Menſchenbildung iſt, die Ausbildung des Menſchen nach ſeinen Anlagen und Fähigkeiten zu der ihm von Gott geſetzten Beſtimmung — durch welches Prinzip Peſtalozzi die moderne Pädagogik begründet hat.

Wenn neben dieſem Prinzip noch die Theſe zur Annahme gelangte: der Zweck der Schule iſt die fortſchreitende und fortgeſetzte Kultur-Begründung, ſo halten wir dieſelbe — abgeſehen von ihrer ſprachlichen Faſſung — auch materiell für überflüſſig. Die allgemeine Menſchenbildung iſt durchaus kein transſcendentales Abſtractum, ſie ſetzt im Gegentheil den Zweck der Bildung nicht außer den Menſchen, ſondern in denſelben. Die Kultur nach ihrer ſubjektiven Seite iſt ſchon im Worte Bildung enthalten, nach ihrer objektiven Seite aber, als Ergebniß der Wiſſenſchaften und Geſtaltung des ſozialen Lebens, reicht ſie zur allgemeinen Menſchenbildung den Bildungsſtoff, die Mittel dar. Die Humanität iſt nicht etwas der Kultur Entgegengeſetztes; ſie hat dieſe vielmehr zu ihrer Grundlage und Vorausſetzung. Setzt man aber die jeweilige Kultur als höchſten Zweck oder wenigſtens als Nebenzweck zur Humanität, ſo macht man die Schulen damit wieder zu Abrichtungs-Anſtalten und führt ſie ſo dem Materialismus und Mechanismus in die Arme.

Iſt die allgemeine Menſchenbildung Bedürfniß aller Menſchen, ſo müſſen auch die Schulen, welche dieſe Bildung zu vermitteln

*) Der zweite allgemeine Oeſterreichiſche Lehrertag zu Brünn am 25. bis 27. Auguſt 1868. Verhandlungen und Protokolle nebſt einem Theilnehmer-Verzeichniſſe, Berichten über die Lehrmittel-Ausſtellung, die Nebenverſammlungen ꝛc. Wien, Pichler's Wittwe u. Sohn, 1869.

*) Man ſieht nicht recht ein, warum der durch Dieſterweg in die deutſche Pädagogik eingeführte und allgemein angenommene Begriff der „Selbſtthätigkeit" nicht beibehalten iſt.

Digitized by Google

haben, allgemeine ſein. Theſe: Die Volksſchule ſei eine allgemeine. Die Elementar-Bildung, ſagt ſchon Dieſterweg, iſt überall dieſelbe; daher ſind beſondere Vorſchulen für höhere Schulen, in Oeſterreich Mittelſchulen, zu verwerfen, ein Grundſatz, der in Preußen leider nicht anerkannt wird und durch den gewiſſe Anſtalten einer Art ariſtokratiſcher Abgeſchloſſenheit zugeführt werden. Erſt dann, wenn der Grundſatz, daß die Volksſchule eine allgemeine ſein muß, ſich allgemeine Geltung verſchafft haben wird (er iſt rein pädagogiſcher Natur und iſt nicht aus demokratiſcher Anſchauung entſprungen), erſt dann wird die Confuſion in Betreff der Organiſation unſeres Schulweſens verſchwinden. In Oeſterreich ſcheint man dieſem Ziele näher zu ſein, inſofern dort keine beſonderen Vorſchulen für die höheren Schulen beſtehen, wie aus folgenden Worten eines Gymnaſial-Directors hervorgeht: „Es drängt mich, Ihnen von Seite des Gymnaſiums die Verſicherung zu bringen, daß wir an den Intereſſen der Volksſchule lebhaften Antheil nehmen. (In Preußen kann man das von den Lehrern der ſogenannten „höheren" Schulen leider nicht ſagen; das Intereſſe iſt da mehr ein negatives.) Denn ſie legt den Grund, auf dem das Gymnaſium weiter bauen kann." — Recht ſo! Die höhere Bildung ſollte ſich überall nur auf der geſunden, naturgemäßen Volksſchulbildung erbauen, ſich aber nicht die naturwidrigen Treibhäuſer in den Vorſchulen anlegen. Früher haben auch in Preußen keine ſolchen exiſtirt.

Die Frage über das Verhältniß der Confeſſionen zur Schule kam beim Thema des erſten Tages nicht zum Austrage, obwohl ſie gerade dahin gehörte. Aber als brennende Tagesfrage ſchaffte ſie ſich am zweiten und dritten Verhandlungstage ihr Recht.

Nachdem über das Verhältniß der verſchiedenen Seiten der Schulwirkſamkeit: Unterricht, Disziplin und Geſtaltung des gemeinſchaftlichen Lebens geſprochen war, ein Thema, das wir ſeiner ſpecifiſch techniſchen Richtung wegen nicht weiter ausführen wollen, kam die Frage über die nothwendigſten Lehrgegenſtände und die methodiſche Behandlung derſelben zur Verhandlung. Bei der „Religion" wurde zunächſt hervorgehoben, daß hier hauptſächlich und zuerſt, ohne Rückſicht auf confeſſionelle Unterſchiede, das ſittliche Thun im Menſchen gelenkt, geregelt und erzeugt werden ſollte. Darum gehöre, wolle der Lehrer das Kind harmoniſch ausbilden, auch die religiöſe Bildung dem Lehrer und nicht dem Katecheten (einem katholiſchen Geiſtlichen). Die Gründe, warum dem Lehrer der Religionsunterricht gebühre, waren ſchlagender Natur; leider haben die öſterreichiſchen Schulgeſetze dem Lehrer dieſen wichtigſten Zweig des Schulunterrichts genommen. Die Verſammlung hat aber durch ihre Zuſtimmung zu dem, was der betreffende Redner in dieſer Beziehung ſprach, bezeugt, daß ſie mit dieſen geſetzlichen Beſtimmungen durchaus nicht einverſtanden ſei.

Am dritten Tage kam die confeſſionelle Frage zur weiteren Verhandlung. Ein Katechet trat ein für den Ultramontanismus: „Jeder wahre Katholik iſt ein Ultramontaner. Wer nicht nach Rom blickt und den Papſt als Oberhaupt der katholiſchen Kirche anerkennt, der iſt kein Katholik, der iſt ein Akatholik." (Man merkt in dieſer Definition den ſophiſtiſchen Jeſuiten.) Der Herausgeber ſagt ſehr treffend über dieſe Auslaſſungen: „Die Vertretung des römiſch geſinnten Klerus fiel dem Herrn Katecheten Heimer aus Wien zu. Der Mann ſprach durchaus maßvoll. Seine Logik aber war die, die wir bei den Lazariſten, überhaupt bei Jeſuiten zu hören bekommen; mit ihr bleibt man heute nicht mehr Herr des Planes. „Wir Jeſuiten — meint Heimer — ſind Fleiſch von eurem, der Lehrer, Fleiſch, Bein von eurem Bein, wir gehen ſo gut wie ihr aus dem Volke hervor, darum gehören wir zuſammen und ſind von gleichem Werth." Ja, Herr Heimer, Ein Stamm treibt zwei Sproſſen, aber der eine entwickelt ſich zu einem fruchtbaren, ſegenſpendenden Zweige und der andere wird ein Wildling, der von den Säften des Baumes zehrt, doch Jahr um Jahr vergeblich auf edle Frucht warten läßt. „Man kämpft — meint Herr Heimer — gegen ſich ſelbſt, wenn man wider die Ultramontanen ſtreitet, denn wir alle haben jenſeits der Berge unſer Haupt; wir wären ja keine Katholiken, wenn wir nicht Ultramontane wären." Hat ſich's ein Ultramontaner je leichter gemacht, die geſammte katholiſche Welt unter ſeine Flügel zu verſammeln? Mühlfeld ein Ultramontaner, Herbſt ein Ultramontaner, Giskra ein Ultramontaner — Menſch, hier denke Gedanken! Auch davon will Herr Heimer nichts wiſſen, daß die Jeſuiten die Naturwiſſenſchaften aus den Schulen fern gehalten haben, nur den Hypotheſen ſeien ſie feindlich gegenüber geſtanden. Als ihm Herr Götzl aus Wien entgegnet, daß es ihm ausdrücklich verwehrt worden ſei, die Naturwiſſenſchaften in ſeiner Anſtalt zu betreiben, betonte Heimer: „Nicht wir haben es verboten, ſondern die Regierung." Dieſes Wort iſt wohl zu beachten. Die Regierung verbot, aber in weſſen Auftrag? Sonſt waren die Ultramontanen mit der Regierung Ein Herz und Eine Seele; jetzt, wo die alte Regierung gefallen, gefallen als Opfer ihres Ultramontanismus, jetzt wird ſie ohne Gnade zum Sündenbock geſtempelt. Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Darin liegt eine Lehre für die Männer am Ruder, inſonderheit für Herrn v. Hasner."

Aus der ungünſtigen Aufnahme, die dieſer Vertheidiger des Ultramontanismus fand, kann man einen Schluß auf die Meinung der Verſammlung ziehen. In der That ſtellte ſie, die aus Lehrern verſchiedener Confeſſionen zuſammengeſetzt war, ſich durch ihre Verhandlungen das Zeugniß aus, daß ſie in der Erziehung der Kinder die confeſſionellen Unterſchiede als nebenſächlich betrachtet und daß über der Trennung durch menſchliche Meinungen unter den Erziehern eine höhere Einheit beſtehe, die auf das ewig Wahre und Gute gerichtet iſt. So nahm ſie auch den Satz mit großem Beifall auf: „Die einſeitig kirchliche Richtung des bisherigen Religionsunterrichtes iſt die Urſache der Abnahme der religiöſen Geſinnung." Dagegen hörten wir in der vorigen Seſſion des preußiſchen Landtages den Satz ausſprechen: „Je confeſſioneller ſich die Schule geſtaltet, deſto ſittlicher entwickelt ſich in ihr die Jugend." Der Redner hätte auf der öſterreichiſchen Lehrerverſammlung keinen Beifall gefunden.

Wir erwähnen zum Schluß noch die Verhandlungen über die Leſebücher-Frage. Die Verſammlung erklärte ſich auch hier für den Grundſatz, den ſchon die erſte öſterreichiſche Lehrerverſammlung zu Wien angenommen hatte: daß der Schulbücherzwang mit den Prinzipien einer geſunden Pädagogik nicht vereinbar ſei und daß er deshalb aufgehoben werden müſſe.

Wir ſchließen damit unſer Referat über die Verhandlungen. An der Verſammlung haben nicht blos Volksſchul- und Gymnaſial-Lehrer, ſondern auch Männer Theil genommen, die ſich nicht von Berufswegen mit der Pädagogik beſchäftigen, vorzüglich Mitglieder des Landtages; auch von Seiten der ſtädtiſchen wie der ſtaatlichen Behörden wurde dem Lehrertage beſondere Aufmerkſamkeit und Theilnahme gewidmet. Wir ſchließen mit einem Worte des Bürgermeiſters von Brünn, Dr. v. Ott, welches derſelbe bei Gelegenheit einer geſelligen Zuſammenkunft

Digitized by Google

ausſprach: „Schwierig mag es ſein und zum Theil ein ungelöſtes Problem, den rechten Weg hier zu finden; aber ich bin überzeugt, die Wiſſenſchaft, von der die Theologie ein Theil iſt, wird für dasjenige, was ſie als das Rechte, Nothwendige erkennt, auch den wahren richtigen Weg und die Mittel dazu finden. Die tiefen Studien des Lehrertages über Weſen und Bedürfniß der Erziehung und Bildung werden die Bahn beleuchten, damit wir zu einem verſöhnlichen Ziele gelangen."

L. W. S.

Baltiſche Provinzen.

Griechenthum und Proteſtantismus in Livland.

„Euch, die Ihr einſt der Nordmark Hüter waret,
Gilt dieſer Gruß, kein Locklied der Sirenen,
Ein deutſcher Freudengruß, daß ſelbſt in Thränen
Ihr fremdem Herrſcher deutſche Treue wahret."

So lautet die erſte Strophe eines Sonetts, welches Dr. Adolf v. Harleß, Präſident der proteſtantiſchen Konſiſtorien in Bayern, ſeinem wichtigen Werke über die Leiden der lutheriſchen Kirche Livlands*) voranſetzt und welches auch wir unterſchreiben. Auch wir erkennen gern die „Treue" unter „Thränen" als einen gemeinſamen Zug unſeres Stammes an, den wir an den Livländern ehren, ſo entgegengeſetzt auch die Stimmung unſeres Gefühls gegen jenen „Herrſcher" iſt und ſo entſchieden wir auch betonen müſſen, daß jene alte, deutſche Tugend in feſte Gränzen einzuſchränken ſei. Es wird uns dieſe Anerkennung der Unterthanentreue von übertriebenen Freiheits-Vergötterern weniger übel vermerkt werden, wenn wir ſie mit dem Wankelmuth und der Maßloſigkeit, um nicht mehr zu ſagen, vergleichen, mit welcher ein ſlaviſcher Volksſtamm die von Zeit zu Zeit eingetretene verſöhnliche und wohlwollende Behandlung deſſelben Herrſchergeſchlechts vergolten hat. Daß jedoch jene Tugend ihre Gränzen haben müſſe, wenn ſie nicht zu einem Laſter für Menſchen werden und nur für Hunde eine Tugend bleiben ſoll, dafür ſpricht eben auch das vorliegende Buch von Harleß; denn es enthält in größerer Ausführlichkeit, als die in dieſen Blättern oft erwähnten „Livländiſchen Beiträge", mit Benutzung des von ihnen gelieferten Materials und in ſyſtematiſcher Ordnung, die Darſtellung der von der ruſſiſchen Regierung unterſtützten Unternehmungen der griechiſch-orthodoxen Geiſtlichkeit gegen den Beſtand der lutheriſchen Kirche Livlands.

Wir ſprechen in Uebereinſtimmung mit Harleß nur von Livland, und zwar nicht etwa deswegen, weil unter dieſem Namen urſprünglich alle drei Oſtſee-Provinzen am Riga'ſchen Meerbuſen begriffen ſind, ſondern weil die genannten Unternehmungen, wie auch die meiſten anderen Ruſſifizirungs-Maßregeln vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, in dieſer heute allein ſo genannten mittleren Provinz zur Anwendung kommen. Man befolgte und befolgt noch ferner den altrömiſchen Tyrannen-Grundſatz: „divide et impera!" Ehſtland und Kurland ſind bisher von den meiſten und beſonders von den ſchlimmſten Unterdrückungs- und Ruſſifizirungs-Maßregeln verſchont geblieben. Es iſt ſogar in der Zeit, als die Verlockung des Landvolkes zur griechiſchen Kirche am Stärkſten im Schwunge war, vorgekommen, daß Bauern aus dem ehſtländiſchen Theile eines vorwiegend livländiſchen Kirchſpiels, welche auch ſich zum Uebertritt bereit erklärten, von den Popen zurückgewieſen wurden, während im livländiſchen Hauptgebiete deſſelben von ihnen alle Hebel angeſetzt wurden, um Proſelyten zu machen. Nun zum Glück iſt wenigſtens dieſer Anſchlag auf die Einigkeit der Oſtſeeländer nicht gelungen; ja, es ſitzt nicht einmal der Keil, welchen man zwiſchen die baltiſchen Deutſchen und die Ehſten und Letten zu treiben ſuchte. Schon längſt haben letztere beiden Urvölker das Gewebe von Lug und Trug durchſchaut, mit welchem die Moskowiten ſie umgarnen wollten, und bei der wohlwollenden Fürſorge, welche Adel und Geiſtlichkeit ihnen ſeit 25 Jahren zuwenden, ſtehen die drei Hauptſtämme der Oſtſee-Provinzen jetzt feſter mit einander verbunden da, als jemals, und die Moskowiten ſollen an dieſem Bunde ſich wohl noch den Kopf einrennen.

Es iſt bekannt, daß die Converſion der Ehſten und Letten ſchon ſeit Jahren nicht nur keine neuen Fortſchritte macht, ſondern ſogar in den Drang nach Rückkehr zur lutheriſchen Kirche umgeſchlagen iſt. Schon 1864 ſchrieb Graf Bobrinsky, der Vertrauensmann des Kaiſers Alexander, an denſelben: „Für die Staatsregierung bleibt die Unumgänglichkeit beſtehen, aus der jetzigen, ich wage zu ſagen, für die Rechtgläubigkeit erniedrigenden Lage herauszukommen, bei welcher die Maſſe der Bevölkerung, im Herzen die Rechtgläubigkeit verwerfend, nur in den Tabellen der rechtgläubigen Kirchſpiele und in den amtlichen Akten der Staatsregierung in Betracht käme. Um aus dieſer Lage herauszukommen, bietet ſich nur ein Ausweg dar, „den Bekehrten freizuſtellen, in Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten einzig dem Zuge ihres Gewiſſens zu folgen". Dieſem ehrlichen Rathe iſt der Kaiſer zwar nicht gefolgt, ſondern er hat alles noch ferner in der Schwebe gelaſſen; nichtsdeſtoweniger ſind die „durch amtlichen Betrug" (nach Bobrinsky) der „rechtgläubigen" Kirche Einverleibten, welche durch Androhung der Anſiedlung in Sibirien bei derſelben feſtgehalten werden, ihr dennoch ſo weit entfremdet worden, daß ſie dem ruſſiſchen Gottesdienſte und ſeinen nichtsſagenden Ceremonien nicht mehr beiwohnen, dagegen ſich in die lutheriſchen Kirchen und an die lutheriſchen Altäre verſtohlen drängen, daß ſie ihre Ehen nicht vom Popen einſegnen laſſen, ſondern, da den proteſtantiſchen Geiſtlichen ſolche Trauungen ſtreng verboten ſind, lieber in wilder Ehe leben, daß ſie ihre Kinder den Popen nicht zur Salbung bringen, ſondern lieber ſie ſelbſt taufen. „In dem ehſtniſchen Kirchſpiel Kawelecht erhielten vom December 1864 bis April 1868 nicht weniger als 97 Kinder die lutheriſche Nothtaufe, darunter 32 aus rein griechiſchen Ehen. In dem ſehr erregten Fellinſchen und Pernauſchen Gebiet zählte man im Jahre 1866 gegen tauſend Kinder, welche in ſolcher Weiſe der lutheriſchen Kirche zurückgegeben waren." Das ſind ein Paar Beiſpiele aus dem Buche von Harleß, wie es deren in Menge liefert, von den Früchten der Saat des moskowitiſchen Glaubensfanatismus.

Edwart Kattner.

*) Dr. G. C. Adolf v. Harleß, Geſchichtsbilder aus der lutheriſchen Kirche Livlands vom J. 1845 an. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869.

Frankreich.

Ein Staatsgefangener des zweiten Kaiſerreichs.*)

Angeſichts der maſſenhaften antibonapartiſtiſchen Literatur, der fortwährend in Zeitungen, Broſchüren und Büchern betrie-

*) Souvenirs d'un prisonnier d'État sous le second empire, par Boichot, représentant du peuple à l'assemblée législative en 1849. Leipzig, Muquardt, 1869.

Digitized by Google

benen Agitation gegen das zweite Kaiſerreich begreift man die Prophezeiungen deutſcher Politiker, welche ſchon ſeit ſo langer Zeit den Sturz Napoleon's III. und die hereinbrechende Revolution verkünden.

Aber abgeſehen davon, daß dieſe ganze Literatur durch eine mindeſtens ebenſo zahlreiche ultrabonapartiſtiſche vielfach paralyſirt wird, ſcheint uns das Kaiſerreich feſte Garantieen ſeines Beſtandes hauptſächlich darin zu haben, daß derjenige Stand, welcher bisher ſtets die thatſächliche Initiative bei Umwälzungen ergriff — der Arbeiterſtand nämlich, dankbar die Vorſorge und die Verbeſſerungen anerkennt, welche Napoleon III. ihm widmet, und ſeinem Syſtem daher nichts weniger als abgeneigt iſt.

Nur ein Theil des franzöſiſchen Arbeiterſtandes hat ſich nie mit dem Staatsſtreich von 1851 verſöhnt und iſt der erbittertſte Feind Napoleon's III. geblieben. Es iſt dies die Partei der Sozialdemokraten.

Auf ſie wurde hauptſächlich auch das berüchtigte Geſetz „zum Schutz der öffentlichen Sicherheit" angewandt, indem man verſuchte, den Staat durch Deportationen von ihrer agitatoriſchen, nimmer ruhenden Thätigkeit zu befreien.

Die Geſchichte dieſer „Art von modernem Exil" hat in dem Buche Boichot's einen neuen Beitrag erhalten. Wenn es auch weder den Schilderungen der Guillotine sèche von Attibert (Quatre ans à Cayenne), noch Ribeyrolles „Les Bagnes d'Afrique" an Intereſſe gleichkommt, ſo enthält es doch manchen Zug, der geeignet iſt, das Bild des zweiten Kaiſerreiches zu ſchattiren.

Boichot befand ſich in der Schweiz, als der Staatsſtreich vom 2. December 1851 in Scene geſetzt wurde. Der franzöſiſche Geſandte in Bern verlangte die Ausweiſung der franzöſiſchen Republikaner aus der freien Schweiz. Sie wurde bewilligt, und Boichot mußte nach England flüchten. England war damals das Aſyl der Proſcribirten, der Heerd ſtets erneuter Conſpirationen. Es bildete ſich dort eine Reihe von politiſchen Vereinen, welche den Umſturz des Kaiſerreiches zum Ziel hatten und an die Möglichkeit eines Erfolges zuverſichtlich glaubten. La société fraternelle, la société de la révolution, la commune révolutionnaire u. a. m.

Boichot war Comitémitglied der commune révolutionnaire. „Die Abſicht dieſes Comités war hauptſächlich eine Vereinigung von Kräften zu organiſiren, welche geeignet wären, das Signal einer Inſurrection gegen das Regime zu geben, welches in der Nacht vom 2. December inaugurirt ward."

Zur Zeit des Krimkrieges (1854) ſchien ihm der Augenblick, zu handeln, gekommen. „Die Kriegsgerüchte, der Antagonismus der europäiſchen Cabinete und hauptſächlich der Glaube an die Fortſchritte, welche die revolutionäre Idee unterdeſſen in Frankreich gemacht haben ſollte, veranlaßten das Comité, einen Volksaufſtand zu verſuchen."

Boichot wurde zur Sondirung der Geiſter nach Frankreich geſchickt. Aber es erwies ſich, daß, wie Euripides ſagt: „die Männer, welche im Exil leben, ſich gern in trügeriſchen Hoffnungen wiegen!" — Boichot erlebte eine große Enttäuſchung. Seine bloße Erſcheinung erregte Beſtürzung in den Kreiſen ſeiner Geſinnungsgenoſſen. Sie verſteckten ihn in einer Manſarde, aus Furcht, durch ſeine Entdeckung kompromittirt zu werden.

„Der Alpdruck des Staatsſtreiches — ſo berichtet er — laſtete damals noch auf den Gemüthern, die Seelen beugten ſich unter das Joch eines ſcheußlichen Despotismus." Die Liebe zu materiellen Genüſſen erſetzte beinahe bei Allen das Ideal der Freiheit und die großen Ideen der Revolution. Die Decadenz der Charaktere hatte erſchreckende Fortſchritte gemacht. „Das kaiſerliche Paris von 1854 hatte keine Spur mehr von dem revolutionären von 1848 bewahrt."

Drei Tage irrte er ſo in der Stadt umher, beſuchte eine Menge „Republikaner", wohnte den Zuſammenkünften mehrerer demokratiſchen Vereine bei, um ſich überall von der Ausſichtsloſigkeit ſeiner Sendung zu überzeugen.

Obwohl er ſich nur drei Tage in Paris aufhielt, war indeſſen ſeine Anweſenheit dem wachſamen Auge der kaiſerlichen Polizei nicht entgangen. Am Vorabend vor ſeiner beabſichtigten Rückkehr nach England wurde er von einer Anzahl verkappter Blouſenmänner auf der Straße angehalten. Sie theilten ihm mit, daß die Polizei auf ſeiner Spur ſei und führten ihn unter dem Vorwand, daß ſie beauftragt ſeien, ihn vor ihren Nachſtellungen in Sicherheit zu bringen, in einen entlegenen Stadttheil. Hier zogen ſie ihre Piſtolen und erklärten ihm, daß er ihr Gefangener ſei. „Unſern davon ſaß im Hintergrunde eines Fiacres Herr Piétri und ſchien Befehle zu ertheilen."

Boichot wurde nach Mazas gebracht. Hier verbrachte er einige Monate in Unterſuchungshaft. Am 24. Auguſt 1854 ſollte ſeine Sache verhandelt werden. Aber obwohl bereits in das Gefängniß des Palais de Justice abgeliefert, weigerte er ſich, „vor einem Tribunal von Verräthern und Meineidigen zu erſcheinen." „Die Männer, erklärte er dem Huiſſier, welche alle Geſetze verletzten und die Republik verriethen, haben nicht das Recht, über mich zu urtheilen."

Man hatte nicht den Muth, ihn mit Gewalt vorzuführen, und ſo wurde er in ſeiner Abweſenheit zu fünf Jahren Gefängniß und 10,000 Fr. Strafe verurtheilt. Im Uebrigen war dieſe Verurtheilung vollkommen überflüſſig, da ihm bereits in Folge der Juni-Ereigniſſe von 1849 lebenslängliche Deportation zuerkannt war.

Von Mazas wurde er nach Belle-Iſle und ſpäter nach Corſika gebracht, bis er die Amneſtie von 1859, „proteſtirend gegen Gnade", über ſich ergehen laſſen mußte.

Das Buch enthält eine detaillirte Schilderung des Gefängnißlebens und der intereſſanteſten Epiſoden deſſelben. Es giebt viel Anſchaulichkeit ſowohl ſeiner dunklen Seiten, als auch der wenigen Lichtſtrahlen, die es erhellen und wozu hauptſächlich die muthvollen Kundgebungen von Sympathie zu zählen ſind, deren ſich die politiſchen Gefangenen überall im Volke, ja ſelbſt vielfach von Seite des Aufſichtsperſonals erfreuten.

Am Schwerſten ertrug Boichot das Gefängniß von Mazas. Doch vermögen ſeine Klagen gegen die Einzelnhaft — wenn dieſe für die eminent ſoziable Natur des Franzoſen vielleicht auch die ſchmerzlichſte iſt — den Glauben an die Vorzüge dieſes Syſtems kaum ſelbſt nur in Betreff der politiſchen Gefangenen zu untergraben.

In Belle-Iſle und auf Corſika iſt nur Trennung der Gefangenen zur Nachtzeit. Dieſelben erfreuen ſich hier gewiſſer Freiheiten. Körperliche Uebungen, Bäder, geiſtige Beſchäftigung iſt geſtattet. Hauptſächlich in Betreff von Belle-Iſle muß Boichot geſtehen, „daß die Humanitätsideen des Jahres 1848 daran nicht ſpurlos vorübergegangen ſeien". — Auch ſind wohl viele Härten mehr dem unverſtändigen Uebereifer des untergeordneten Perſonals als dem Exgefangenen von Ham zur Laſt zu legen.

Vielfach finden ſich in dem Buche Spuren von einer gewiſſen krankhaften Sentimentalität, wie ſie, nach des Verfaſſers eigenem Geſtändniß, der Druck des Gefängnißlebens auf die Gemüther erzeugt. Sie erinnern an Stellen aus Silvio Pellico's „Prigione".

Digitized by Google

Einen noch weniger guten Eindruck machen die ſozial-politiſchen Erörterungen Boichot's, die Tiraden von dem „Anbruch der Morgenröthe des Sieges der Herrſchaft der föderativ-demokratiſch-ſozialen Univerſalrepublik“ u. ſ. w. Tendenzen dieſer Art können nicht umhin, Bedenken ſelbſt in den Augen der Freunde einer vernünftigen Fortentwickelung zu erwecken und ſchaden der Sache der Freiheit in Frankreich mehr, als die Reaction ſelbſt. Gottfried Böhm.

Nord-Amerika.

Ein amerikaniſcher Juriſt über Patentgeſetze.

In einem Schreiben an die Herausgeber der Revue du droit international lenkt Herr George A. Matile, Richter-Commiſſar beim Patenthofe zu Waſhington, die Aufmerkſamkeit auf die Nothwendigkeit einer internationalen Reform der Patentgeſetzgebung. In den Vereinigten Staaten beſteht ſeit langer Zeit, wie bei uns in Preußen, für Ertheilung von Patenten auf induſtrielle Erfindungen das Syſtem der Vorprüfung durch die Staatsbehörde. Dieſelbe iſt in Amerika, um eine ſorgfältige Prüfung der überaus zahlreichen Geſuche (jährlich 8000—10,000) zu ermöglichen, mit bedeutenden Mitteln ausgerüſtet; die Gehälter der Beamten des Patent-Office betrugen im Jahre 1861 mehr als 120,000 Dollars, wozu noch 80,000 Dollars ſachliche Unkoſten kamen.

Herr Matile, ſeit Jahren mit der praktiſchen Anwendung der nordamerikaniſchen Patentgeſetze beſchäftigt, fragt, ob die wirklichen Erfolge einem ſolchen Aufwande von Koſten und Arbeit entſprechen? Um in Amerika ein Patent zu erhalten, muß nachgewieſen werden, daß die Erfindung neu und daß ſie nützlich iſt. Wenn nun, fragt Herr Matile, nach dem alten Juriſtenworte jede Definition gefährlich iſt, wieviel mehr iſt es die des Begriffs „Erfindung“? Wie viel wirklich Originales, wirklich durch Geiſtesarbeit Erfundenes giebt es denn unter den hunderttauſend Modellen unſeres Patent-Muſeums? Und wie abhängig iſt das Urtheil über Neuheit und Nützlichkeit einer Erfindung oft von den ſubjectivſten Eindrücken! Dieſen Mängeln unſerer und den nicht minder großen anderer Geſetzgebungen verdankt die Bewegung, welche mit wachſendem Nachdruck die Abſchaffung des Patentweſens überhaupt fordert, das Leben. Wie für den auswärtigen Handel, ſo wird von vielen Stimmen für die innere Entwickelung der Induſtrie die abſolute Freiheit, die gänzliche Beſeitigung jedes ſtaatlichen Schutzes als das allein Richtige und Zeitgemäße bezeichnet. Herr Matile wünſcht, die bisherigen Ergebniſſe dieſer abolitioniſtiſchen Bewegung feſtgeſtellt und geprüft zu ſehen. Er fordert dazu auf, die Gründe zuſammenzuſtellen, welche in den verſchiedenen Ländern Europas gegen die Ertheilung von Patenten geltend gemacht worden ſind. Er verlangt eine wirthſchaftliche Unterſuchung darüber, ob und in wie weit die Patentgeſetzgebung eines Landes zur Entwickelung der Induſtrie und des Nationalwohlſtandes beigetragen hat, und welche Nachtheile ſich etwa da gezeigt haben, wo keine Patente ertheilt werden.

Herr Matile ſtellt endlich zur Erörterung, ob es rathſam ſein möchte, die Ertheilung von Patenten auf Fälle außerordentlicher und für die Menſchheit wichtiger Erfindungen zu beſchränken und von der Prüfung durch eine internationale Jury abhängig zu machen, welcher die Befugniß inappellabler Entſcheidung beizulegen wäre. — In einem Nachworte zu dieſem Schreiben erklärt ſich die Redaction der Revue du droit international bereit, Mittheilungen in Bezug auf die angeregten Fragen von Juriſten und Volkswirthen aller Länder entgegenzunehmen und ganz oder im Auszuge durch ihre Zeitſchrift zu veröffentlichen. F.

Orient.

Zur Urgeſchichte des Orients.*)

I.

Iſraeliten und Aegypter.

Wer uns über den Anfang der Geſchichte, über die Entſtehung und das Weſen der erſten Cultur-Epoche Aufſchluß giebt, der leitet uns zu der Quelle des geſchichtlichen Stromes, der noch heute und bis zuletzt ſeine ſegnenden und verheerenden Fluthen fortwälzt, und der vermittelt uns auch das Verſtändniß über die ſtaatlichen Gebilde, Anpflanzungen und Ablagerungen, wie ſie durch den Wandertrieb der Menſchen im Laufe der Zeiten und in den verſchiedenen Welttheilen erſtanden und emporgewachſen ſind. Herr Dr. Moritz Buſch hat es ſich angelegen ſein laſſen, als erklärender Cicerone uns in die urgeſchichtliche Zeit zu führen und unſerem Drange nach Aufklärung mit wiſſenſchaftlichen Hilfsmitteln zuvorzukommen. Er thut das mit kenntnißreicher und redlicher Befliſſenheit, und er benutzt dabei die Forſchungen Lenormant's („Manuel d'histoire ancienne de l'Orient“) und anderer Gelehrten in ausgiebigem Maße. Aber während er den Vorwurf gegen Lenormant erhebt, daß dieſer als ſtrenger Bibelgläubiger überall da, wo die heiligen Schriften der Hebräer in Frage kommen, ſofort aufhöre Hiſtoriker zu ſein, verfällt der Verfaſſer ſelbſt wieder in das andere Extrem der zügelloſen Ungläubigkeit, und er fährt mit ſeinem kritiſchen Secirmeſſer unbarmherzig über jede bibliſche Erzählung hin; er hat nicht allein den ganzen Abſchnitt des franzöſiſchen Originals (von Lenormant) über die Iſraeliten verworfen, ſondern er ſtreift auch weiter von der Bibel „das Gewand“ ab, „mit dem ſie die Prieſter bekleidet haben“.

So kommt es, daß die Geſchichte der Iſraeliten, obwohl ſie ſich doch nur auf die Bibel ſtützen kann und muß, in dem vorliegenden Buche ganz verwaſchen und ein Gemiſch von Skizzen und ſkeptiſchen Ausſtellungen wird. Daß die Iſraeliten ſich mit den Aegyptern vermiſcht haben, entnimmt der Verfaſſer aus der Ueberlieferung, nach welcher Joſeph ein ägyptiſches Weib nahm; daß derſelbe Joſeph in Aegypten durch Glück und Klugheit zu Amt und Würden gekommen und dem Lande große Dienſte geleiſtet habe, iſt ihm eine Sage, „die auf Wahrheit beruhen kann“; daß vor dem Auszuge der Iſraeliten aus Aegypten Unterhandlungen mit dem König gepflogen wurden, „iſt wahrſcheinlich“ — aber die dabei vorgekommenen Plagen und Wunder ſtellt unſer Verfaſſer kurzweg als Mythe auf. Den größten Theil der „ſogenannten“ moſaiſchen Geſetze verlegt er in die ſpäteren Jahrhunderte, während er es wieder für „ſicher“ hält, daß die einfacheren Vorſchriften des Moſaismus „wirklich während des Aufenthaltes der Iſraeliten am Sinai entſtanden ſind“. So überträgt er die bibliſche Erzählung nicht

*) Abriß der Urgeſchichte des Orients bis zu den mediſchen Kriegen, bearbeitet von Dr. M. Buſch. 2 Bände. Leipzig, Ambr. Abel, 1869.

Digitized by Google

halb und nicht ganz. Am ſchlimmſten kommt bei dieſer Muſterung und Zerſetzung der König David weg. Der Verfaſſer läßt ſchier kein gutes Haar an ihm. David wird hier als Verräther, als Verſchwörer, ja als Räuberhauptmann hingeſtellt; er erſcheint als rachedürſtiger „Blutmenſch“, der ſeine Nebenbuhler ausrotten läßt, als orientaliſcher Despot, der ſeinen Kindern in geſchlechtlichen Dingen das übelſte Beiſpiel gab, und wenn die bibliſche Geſchichte wieder Edelmuth und ſchönere Züge von dieſem Könige aufweiſt, ſo gilt das für Herrn Buſch nichts, denn „es iſt von Prieſtern aufgezeichnet“ zu einer Zeit, wo das Haus David im Reiche Jehuda herrſchte, alſo von Schmeichlern, die günſtig für David und parteiiſch gegen Saul ſchrieben; auf dieſelbe Weiſe wird Ewald als „Verherrlicher David's“ kurz abgethan, Duncker dagegen, der freilich auf dieſem hiſtoriſchen Gebiete bahnbrechend war, ſehr oft citirt.

Eingehender und ſorgfältiger wird die Geſchichte der Aegypter und Aſſyrer behandelt. Der Verf. verwirft hier zwar auch alle Märchen und Sagen, aber er nimmt die neueſten Entdeckungen und Nachweiſungen der Gelehrten auf und hat ſich hierin ſehr umgethan. Rhamſes der Zweite, derſelbe Pharaone, unter dem die Juden in Aegypten lebten und im Oſten des Delta mit der Erbauung von zwei Städten beſchäftigt waren, wird von Herodot als Seſoſtris mit einem Sagenkreis und mit vielen Fabeln ausgeſchmückt, zu deren Echo ſich auch der „leichtſinnig hinſchreibende Diodor“ gemacht habe. Nichtsdeſtoweniger war Rhamſes ein großer König, der in Europa berühmt war, lange bevor man die ägyptiſchen Hieroglyphen da zu leſen verſtand, und er verdiente dieſen Ruhm, denn er iſt der Erbauer des großartigen Rhameſſeums in Theben; von ihm rühren die prachtvollen Höhlentempel von Abu Simbel in Nubien, der kleine Tempel in Abydos und andere Baudenkmäler her. Das wird in dieſer „Urgeſchichte“ auch erzählt; es wird weiter auch zugegeben, daß Rhamſes ein kriegeriſcher Fürſt geweſen ſei und mehrere Feldzüge unternommen habe; daß er aber bei dieſen Feldzügen bis nach Thracien, Perſien und Indien, wohin doch niemals ein ägyptiſches Heer gekommen iſt, vorgedrungen ſei, wird in das Bereich der Sage verwieſen. Das Ende der Regierung Rhamſes' II. war aber eine Epoche des Verfalls und zahlreicher Unglücksfälle, denn dieſer König beſaß da nicht mehr die Macht, den Strom der japhetiſchen Libyer, der über die Gränzen des Landes hereinbrach, aufzuhalten, und ſo ließ der ſtolze Seſoſtris bei ſeinem Tode einen beträchtlichen Strich des Reichs ſeiner Väter, ja den beſten Theil deſſelben in den Händen eines Barbarenvolkes. Was er gebaut hat, hat ſich länger erhalten, als ſein Reich und erregt noch heute die Bewunderung aller Reiſenden, namentlich der großartige Bau von Karnak. Es iſt ein langgeſtrecktes Viereck von Tempeln, Paläſten und Höfen, faſt 1200 Fuß lang. „Staunend ſtehen wir vor dieſem Wald von koloſſalen Säulen. Mit Bewunderung ſehen wir ſie alle und ebenſo die Wände durchweg von oben bis unten mit bunten Skulpturen, Opferſcenen, Königsnamen-Schildern und Hieroglyphen bedeckt. Ueberaus großartig muß es ausgeſehen haben, als die Könige einſt hier durch die Säulenreihe der Mitte zum Opfer oder zum Gericht ſchritten. Jetzt aber ſchaut der Schakal aus ſeinem Loch im Schutt und ſitzt die Eule droben auf dem Hieroglyphenſtein.“

Sehr beachtenswerth und ausführlich ſind die Mittheilungen, die Herr Buſch über die Kultur, die Sitten, die Religion und die Kunſtrichtung der Aegypter an geeigneter Stelle anbringt. Wenn Herodot die Aegypter in ſieben Klaſſen eintheilt: Prieſter, Krieger, Rinderhirten, Schweinehirten, Gewerbsleute, Dolmetſcher und Lootſen; Diodor von Sicilien hingegen nur fünf angiebt: Prieſter, Krieger, Ackerbauer, Hirten, Handwerker — ſo entſcheidet ſich der Verf. für keines von beiden, ſondern nimmt an, daß es weder eine ſtrenge Prieſter-, noch eine förmliche Kriegerkaſte gab, da derſelbe Mann Prieſter, General, Statthalter und Baumeiſter oder Richter zugleich ſein konnte, und daß man demnach beſſer thue, das griechiſche Wort nicht mit „Kaſte“, ſondern mit „Körperſchaft“ zu überſetzen. In der gränzenloſen Ehrfurcht vor dem Königthum waren alle Volksklaſſen einig, und die politiſche Verfaſſung Aegyptens beſtand von den älteſten Zeiten bis auf den Untergang des Reiches in der abſoluteſten Monarchie. Ja die Könige waren da wirkliche Gottheiten; jeder Pharao führte den Beinamen „Sonnenſohn“ und nannte ſich zu gleicher Zeit „der große Gott“, „der gute Gott“.

Wie die Nachbarn zu dieſem Volke ſtanden, was die Babylonier, Meder, Perſer, Phönizier und Karthager im Alterthum für eine Rolle ſpielten, das wird im zweiten Bande der „Urgeſchichte“ behandelt, und davon wollen wir auch in einem zweiten Artikel ſprechen.

Kleine literariſche Revue.

— **Der Sagenkreis Dietrich's von Bern.***) Was über den Urſprung und die Fortentwickelung des Sagenkreiſes Dietrich's von Bern bis jetzt von Forſchern wie Wilh. Grimm, Uhland, Wilh. Müller, Simrock, Rieger, Müllenhoff u. A. zu Tage gefördert worden iſt, das finden wir in präciſer Kürze und in überaus überſichtlicher und klarer Form zuſammengeſtellt und mit eigenen neuen Anſichten vermehrt in dem Buche: „Die Dietrichsſage in ihrer geſchichtlichen Entwickelung“ von Dr. Karl Meyer. Der Verf., ein Schüler Wackernagel's, hat bereits mit ſeinen Unterſuchungen über das Leben der altdeutſchen Dichter Reinmar von Zweter und Bruder Wernher ſich höchſt vortheilhaft bei den Freunden des deutſchen Alterthums eingeführt. Auch das vorliegende Schriftchen zeugt von einer ſo beſonnenen, ſtreng methodiſchen Forſchung, von einer ſo ausgezeichneten Gabe klarer und überzeugender Darſtellung, daß man ſich von ſeinem Verfaſſer wohl noch manches Gute verſprechen darf. Nach einer kurzen und ſummariſch gehaltenen Inhaltsangabe der einzelnen in jenen Sagenkreis gehörenden Dichtungen, wird verſucht, den Urſprung der Sage aufzudecken und nachzuweiſen, wie in letzterer aus dem in der Geſchichte ſtets ſiegreichen Gothenkönige Theodorich ein ſeines ererbten Landes beraubter Flüchtling werden konnte. Wir geſtehen, daß gerade dieſer Theil, in dem der Verfaſſer auch Reſultate eigener Forſchung bietet, uns am Wenigſten befriedigt hat. Namentlich vermögen wir noch nicht an die vom Verfaſſer angenommene Geſtaltung der Sage durch die Alemannen zu glauben. Deſto mehr aber können wir dem Verfaſſer beiſtimmen bei der darauf folgenden Kritik der Ermenridusſage und ihrer hervorragendſten Träger, ſowie bei der Unterſuchung der mehr nur acceſſoriſchen Beſtandtheile der Sage, in welchem Abſchnitte namentlich die auf Dietrich übertragenen Mythen, ſowie diejenigen Gedichte, in die Dietrich nur durch die Willkür der Dichter gebracht iſt, ihre Erledigung finden. Wer ſich über den neueſten Stand der

*) Baſel, H. Georg's Buchhandlung, 1868.

Digitized by Google

Erforſchung der Dietrichsſage ſchnell und zuverläſſig belehren will, kann keinen beſſern Führer wählen, als das hier angezeigte Schriftchen. A. R.

— **Die Basleriſchen Stadt- und Landgeſchichten** aus dem ſechzehnten Jahrhundert, von Dr. Buxtorf Falkeiſen*), bieten eine Reihenfolge von mehr oder minder bedeutſamen Begebenheiten aus dem kirchlichen, ſtaatlichen und alltäglichen Leben jener Stadt. Das Material iſt geſchöpft aus Chroniken, Urkunden und anderen ſchriftlichen Aufzeichnungen, und durch daſſelbe erfährt die Geſchichte deutſcher Kultur und Sitte zum Theil höchſt werthvolle Bereicherungen. Namentlich ſind von Intereſſe die Mittheilungen über das kirchliche Leben Baſels. Reformation und Gegenreformation treten uns in lebensvollen Bildern entgegen. Oekolampad, Grynäus, Mykonius lernen wir aus Briefen und ähnlichen Aufzeichnungen kennen, Erasmus erzählt uns ſeine Reiſeabenteuer, und in treuer Ueberſetzung aus der Original-Handſchrift leſen wir ſein Teſtament. Neben dem ſtrengen kirchlichen Zucht- und Sittenernſte und Frommſinne der Bürger lernen wir ihren rauſchend ſprudelnden, heitern Lebensgenuß, ihre wilde Leidenſchaftlichkeit kennen. Oekolampad's ernſte Predigt unterbricht den lauten Freudenlärm der Basler auf ihren Kirchweihen. Greller Aberglaube lebt auch noch bei Männern vom geiſtlichen und gelehrten Stande fort und der Pfarrer Gaſt zu St. Martin läßt den Schwarzkünſtler Fauſt in Baſel zu Mittag ſpeiſen. Höchſt intereſſant ſind auch die ausführlicheren Mittheilungen über die Wiedertäufer in der Basler Gegend. Das kriegeriſche Leben der waffenluſtigen Basler Bürger ſpiegelt ſich in Kriegsordnungen, in Beſchreibungen, wie der Herzog der Stadt im 16. Jahrhundert gewappnet war, in Schlachtberichten u. dgl. Wir begegnen in Baſel dem abenteuerlichen Herzog Friedrich III. von Liegnitz und dem Ritter Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach. Die Beiträge zur Geſchichte der Strafrechtspflege laſſen das ſechzehnte Jahrhundert auch für Baſel als eine blutige Aerndtezeit erſcheinen; ſo roh und gefühllos der Böſewicht, ſo hart und herzlos war auch ſein Richter. Wir ſind nicht im Stande, den reichen Inhalt des Werkes hier vollſtändig zu ſkizziren; wir begnügen uns, ſchließlich noch anzudeuten, wie namentlich auch das häusliche und bürgerliche Leben jenes Jahrhunderts, wie Schulweſen, Erziehung, Studentenleben, bürgerliche Kurzweil u. ſ. w. hier aus gleichzeitigen Quellen beleuchtet werden, und man wird uns zugeben, daß das Buch weit über den Kreis hinaus, für den der gut vaterländiſch geſinnte Verfaſſer es zunächſt ſchrieb, der eingehendſten Berückſichtigung werth iſt. A. R.

— **Johannes Scherr's Allgemeine Geſchichte der Literatur****) iſt jetzt in dritter Auflage erſchienen. Dies Werk iſt, der Verf. kann ſich deſſen ohne Eitelkeit mit Recht rühmen, das Beſte, was bis jetzt in dieſer Richtung geſchrieben worden iſt. Es enthält nichts Geringeres, als eine ideale Geſchichte der Menſchheit. Sein Werth iſt anerkannt, und der Rezenſent befindet ſich ihm gegenüber in der glücklichen Lage, nur eben das günſtige Urtheil konſtatiren zu dürfen, das ihm von dem gebildetſten Publikum geworden iſt. In der jetzigen dritten Auflage hat das Werk, wie mit Rückſicht auf ſein zwanzigjähriges Alter nicht anders zu erwarten war, eine ſorgfältige Durch- und Umarbeitung, Erweiterung und Weiterführung erfahren. Aus dem einen Bande der früheren Auflagen ſind deren zwei geworden, und ganze Abſchnitte finden ſich neu eingefügt. Wir haben die kühne Arbeit wieder vollſtändig vor uns, dieſe Arbeit, welche die früheſte literariſche Vergangenheit der Menſchheit mit der modernſten Gedankenarbeit derſelben vermittelſt des kritiſchen Fadens in Verbindung bringt. Wir erfreuen uns von neuem an des Verfaſſers geſundem Urtheile und an ſeiner Gabe, für jede Sache, unbefangen und unbekümmert um das Naſerümpfen empfindlicher, zarter Perſönchen, das rechte Wort anzuwenden. Denn das iſt eine herrliche Lichtſeite Scherr'ſcher Arbeiten, daß er darin ohne Umſchweiſe, nur allein der Wahrheit zur Ehre, ruhig ausſpricht, wie es ihm, und dem normalen Menſchen überhaupt, um's Herz iſt. Er genirt ſich nicht mit ſeiner Sprache, die in anerkennenden Urtheilen einen verklärenden Schmelz, im Tadel aber auch eine grimmige, wahrhaft vernichtende Schärfe annehmen kann, wie denn z. B. das Römerthum mit ſeiner Rohheit, und der „ſchulzöpfige Aberglaube an die Römergröße“ die ganze ätzende Wirkung dieſer Schärfe auszuhalten haben. Und dies unbefangene Bekenntniß der eigenen wohlerworbenen Ueberzeugung iſt des Verfaſſers Univerſalmittel, ſeine ideale Geſchichte der Menſchheit in ſteter Jugend und Friſche zu erhalten!

— **Neue Zeitſchrift für das Verkehrsweſen.** Es liegen uns einige Nummern der ſeit dem 1. April hier dreimal monatlich erſcheinenden „Norddeutſchen Poſt“ für das Verkehrsleben, insbeſondere für Poſt-, Telegraphen- und Eiſenbahnweſen, vor, als deren Herausgeber Herr Emil König genannt iſt. Wir finden darin einen Aufſatz „über die moderne Poſt“, von A. Lammers in Bremen und ſchließen daraus, daß das neue Journal recht gute Mitarbeiter hat. Ein Blatt, das ſpeciell dem Verkehrsweſen gewidmet iſt und den reichen Stoff mit Sachkenntniß behandelt, wird gewiß Vielen willkommen ſein.

Literariſcher Sprechſaal.

Von der Verlagsbuchhandlung von Adolph Müller in Brandenburg iſt ein Proſpect zu einer neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke Peſtalozzi's ausgegeben worden*), die, wenn irgend ein literariſches Unternehmen der Gegenwart, recht eigentlich ein Bedürfniß der Zeit genannt werden muß. Denn „die große Bewegung die auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts in der neueſten Zeit erwacht iſt und an der das geſammte deutſche Volk den lebhafteſten Antheil nimmt, kann nur dann zu einem ſegensreichen Abſchluſſe führen, wenn von Allen, die ſich daran betheiligen, die wahren, ewigen Prinzipien einer geſunden, kräftigen Volksbildung erkannt und gewürdigt werden. Der Erſte aber, der dieſe Prinzipien mit tiefſinnigem Verſtändniß und gewaltiger Kraft ausſprach, war Johann Heinrich Peſtalozzi, der Vater der modernen Pädagogik.... Peſtalozzi, der ſeiner Zeit die edelſten Geiſter der deutſchen Nation gewann, auf den ein Fichte hinwies in ſeinen berühmten „Reden an die deutſche Nation“, als auf den

*) Drei Abtheilungen in einem Bande. Baſel, Schweighauſer'ſche Verlagsbuchhandlung, 1868.

**) Ein Handbuch in zwei Bänden. Dritte, neu bearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. Stuttgart, C. Conrad, 1869.

*) Peſtalozzi's ſämmtliche Werke. Geſichtet, vervollſtändigt und mit erläuternden Einleitungen verſehen von L. W. Seyffarth, Rektor und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Digitized by Google

Schöpfer einer wahren Nationalerziehung; von deſſen Beſtrebungen ſeiner Zeit die Fürſten der Länder, wie die Fürſten des Geiſtes, eine Regeneration des Volkes erwarteten, auf den damals die ganze gebildete Welt ſchaute, deren Viele ſogar nach ſeinem einſamen Dorfe in der Schweiz wallfahrteten, um ihn perſönlich kennen zu lernen; Peſtalozzi, in deſſen Schriften eine Königin Luiſe in ihrer tiefſten Noth und ſchwerſten Trübſal Erholung und Stärkung fand, daß die für alles Hohe und Edle begeiſterte Fürſtin ihm „in der Menſchheit Namen“ dankte, Peſtalozzi ſoll nicht vergeſſen werden! Mächtiger als je treten in unſerer Zeit ſeine Worte als erſchütternde Mahnrufe auf, den wahren Volkesſegen zu bauen auf die wahrhafte Menſchenbildung, die Emporbildung und Veredlung des Menſchen nach allen ſeinen Anlagen und Kräften zu der ihm von Gott geſtellten Beſtimmung, zur Humanität, und nicht auf die Abrichtungskünſte einer mechaniſchen Dreſſur zu irgend einem menſchlichen Syſtem, ſei es ein politiſches oder ein theologiſches oder ein philoſophiſches.“

Iſt ſo eine neue Ausgabe der Schriften Peſtalozzi's durch das Bedürfniß der Zeit gerechtfertigt, ſo iſt ſie es noch mehr dadurch, daß die erhabenen Ideen dieſes für eine wahre, naturgemäße Erziehung und Volksbildung hochbegeiſterten Mannes noch lange nicht ſo in das Volk gedrungen und ſo allgemein anerkannt ſind, wie ſie es verdienen, und vor Allem dadurch, daß längſt ſchon die erſte und einzige Geſammtausgabe ſeiner Schriften vergriffen und auch antiquariſch kaum noch zu haben iſt.

Die angekündigte Ausgabe, welche von dem auf dem Gebiet der Pädagogik rühmlichſt bekannten Rektor Seyffarth in Luckenwalde bereitet wird, ſoll ſämmtliche Schriften Peſtalozzi's umfaſſen und iſt auf etwa fünfzehn Bändchen berechnet, von denen monatlich zwei Lieferungen à 6 Bogen zum Subſcriptionspreiſe von 6 Sgr. pro Lieferung verſandt werden ſollen.

Als eine Mahnung an das deutſche Volk zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Alexanders von Humboldt, hat der geſchätzte naturwiſſenſchaftliche Schriftſteller, Dr. Otto Ule, eine populär geſchriebene Biographie des großen Verfaſſers des Kosmos abgefaßt, welche nächſtens im Verlage von R. Leſſer in Berlin erſcheinen und zu dem billigen Preiſe von 10 Sgr. verſandt wird. Möge dieſe Schrift dazu beitragen, daß Deutſchland nicht hinter dem Beiſpiele Nordamerikas zurückbleibe, wo man ſich bereits rüſtet, den 14. September 1869 würdig als ein deutſches Volksfeſt zu feiern. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ hat bereits in ſeinem Neujahrsblatte von 1869 an die Jubelfeier des größten Gelehrten ſeines Jahrhunderts, des Gründers der allgemeinen Phyſik des Erdballes, des „neuen Ariſtoteles“ gemahnt, wie ihn die von der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Alex. von Humboldt zu Ehren, nach ſeinem Tode geprägte Denkmünze nennt.

In der letzten Sitzung der Berliner Geographiſchen Geſellſchaft (8. Mai) wurde die Humboldt-Feier des 14. September zur Sprache gebracht, und von einer Seite, von der man es am Wenigſten erwartet hatte, von Herrn Dove, das Bedenken erhoben, daß dieſe Septemberzeit in die Reiſeſaiſon der Berliner Wiſſenſchaftswelt falle und daher zu befürchten ſei, daß diejenigen, deren Theilnahme an einem Feſte Humboldt's am Meiſten zu wünſchen, nicht in Berlin ſich befinden würden. Wir glauben dagegen, daß die wirklichen, wiſſenſchaftlichen Freunde Humboldt's, wenn ſie auch am 13. September von Berlin abweſend wären, doch am 14. nicht fehlen würden. Und am Ende ſollen ja und werden hoffentlich auch nicht bloß die Männer der Wiſſenſchaft, ſondern das ganze deutſche Volk den 14. September als einen Jubeltag feiern. J. L.

Das Organ des Germaniſchen Muſeums, der „Anzeiger zur Kunde der deutſchen Vorzeit“, hatte bereits vor einiger Zeit darauf aufmerkſam gemacht, daß die Stadt Nürnberg mit dem Verluſte eines ihrer alterthümlichſten Bauwerke, der Stadtmauer und ihrer Thürme, bedroht ſei. Es hat damit freilich eine ganz andere Bewandtniß, als mit der ſogenannten „Gerichtslaube“, deren verwitterte, unäſthetiſche Mauerwinkel in Berlin das neue, ſchöne Rathhaus ſo entſtellen und, aller Proteſtationen des guten Geſchmackes ungeachtet, erhalten bleiben. Die Nürnberger Mauer iſt ein Denkmal des ehrenfeſten Bürger- und Kunſtſinnes der alten Reichsſtadt, und jede ihrer alten Thurmwarten erinnert an die Pirkheimer, die Albrecht Dürer, die Peter Viſcher und die Hans Sachs. In ſeiner Nr. 3 (März 1869) ſagt das Organ des Germaniſchen Muſeums:

„Der begonnene Abbruch der Nürnberger Stadtmauern wird noch bedeutendere Dimenſionen annehmen, als wir gefürchtet hatten. Die Ausfüllung des Grabens wird auf eine Länge von 250' ſtattfinden. Der zur Zerſtörung beſtimmte Theil der Mauer iſt, durch die Eigenthümlichkeit des Planes bedingt, noch etwas größer. Zwei intereſſante Thürme werden fallen. Als im vorigen Jahre einige Steine am Lorelei-Felſen gebrochen wurden, ſchlug die geſammte deutſche Preſſe für Erhaltung deſſelben Lärm, und es zeigte ſich, daß man dem Bedürfniſſe auch ohne Beſeitigung des romantiſchen Felſens Genüge leiſten konnte. Da man ohne Zweifel dies hier auch hätte thun können, ſo muß Referent, als Mitglied der bayer. Commiſſion für Erhaltung der Baudenkmale, hier darauf hinweiſen, daß die Genehmigung zur Abtragung erfolgt iſt, ohne daß darüber ein Gutachten dieſer Commiſſion eingeholt worden wäre. Der ſtolze Mauergürtel, der Hans Sachs zu ſeinem Lobſpruche auf die Stadt begeiſterte, auf den Nürnbergs Bürger einſt pochten und der Jahrhunderte lang ihr Stolz war, dieſes Kleinod Deutſchlands, iſt zerriſſen. Iſt auch noch nicht das Todesurtheil über das Ganze geſprochen, ſo iſt doch ſeine Integrität zerſtört; es iſt ein Bruchſtück, wie ein gothiſcher Dom ein Bruchſtück iſt, von dem ein Theil abgeriſſen wird.“

Aus der Mormonenſtadt (Salt Lake City) iſt uns durch Vermittelung des deutſchen Buchdruckereibeſitzers, Herrn Jacoby in San Francisco, eine Nummer des Mormoniſchen Moniteurs, der „Deseret News“ vom 23. September 1868, zugegangen, welche ihren redactionellen Theil mit der wichtigen, und wie es ſcheint, officiellen Nachricht beginnt, daß Ahasverus, der ewige Jude, auf ſeiner Weltwanderung, nachdem er von Sibirien aus die Behringſtraße überſchritten, vor Kurzem in Amerika eingetroffen ſei, wo er jetzt von Land zu Land, von Ort zu Ort, umherziehe. Ein Farmer, Namens Michael O'Grady, hat zum Dank dafür, daß er den alten Touriſten freundlich aufgenommen, ein Andenken von ihm erhalten, das in einem Buch in Folio und in Schweinsledereinband beſteht, in welchem ſich Auszüge aus dem babyloniſchen Talmud und ein Zeugniß befinden, daß der bisherige Beſitzer dieſes Buches der echte Ahasver und kein polniſcher Jude ſei — wie Manche behaupten.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] **Berlin, den 22. Mai 1869.** [Nº 21

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Zur Geſetzgebung über Preſſe und Buchhandel. 297. — Die künſtleriſche Ausbildung der Frau. Die Female School of Art, Notre Dame aux Arts und die Scholz-Treſchelſche Akademie. 298.
Belgien. Niederdeutſch und Niederländiſch. 300.
Italien. Plattdeutſch in Italien. Klaus Groth's Quickborn. 301.
Schweiz. Schweizeriſche Feldzüge gegen die römiſche Ketzerhatz. 301.
Frankreich. Die Verfolgung der Waldenſer unter Franz I. 302.
Baltiſche Provinzen. Deutſche und Ehſten. 304.
Rußland. Charaktere des ruſſiſchen Volkes, nach Karl Detlev. 305.
Orient. Zur Urgeſchichte des Oriente. II. Babylonier, Aſſyrer und Phönizier. 306.
Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur. Gebet eines jüdiſchen Arztes im zwölften Jahrhundert. 308.
Abeſſinien. Die Falaſchas oder abeſſiniſchen Juden. 309.
Kleine literariſche Revue. Vorgeſchichtliches über das Land Preußen. 309. — Zur Geſchichte des Adels. 309. — Friedrich Wilhelm Krummacher, eine Selbſtbiographie. 310. — Jellinek's israelitiſche Gotteslehre. 310. — Zur Förderung der Kunſtgewerbe. 310. — Edmund Höfer's „Verlorner Sohn". 310.
Literariſcher Sprechſaal. Die ſozialen Zuſtände in Nordamerika. 311. — Montesquieu, Syrekus und Paris. 311. — Geſellſchaft für vergleichende Geſetzgebung. 312. — Preisaufgabe des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. 312 — Die Neger-Republik Liberia. 312. — Polemiſche Schriften gegen Rich. Wagner. 312. — G. v. Oertzen's Kämpfe des Lebens. 312.

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſetzgebung über Preſſe und Buchhandel.

Die Jahresberichte, welche der Vorſtand des Börſenvereins der deutſchen Buchhändler in der Leipziger Oſtermeſſe abſtattet, haben uns bereits oftmals Gelegenheit gegeben, darauf, als eine Quelle der belehrendſten Art über die die Preſſe und den Buchhandel betreffenden, öffentlichen Angelegenheiten, hinzuweiſen. Auch in dieſem Jahre entlehnen wir dem intereſſanten Jahresberichte des Vorſitzenden des Börſenvereins, Herrn Julius Springer (Nr. 97 des Buchhändler-Börſenblattes) folgende, eine ganze Reihe von literariſchen Zeitfragen betreffende Momente:

„Der von der königl. preußiſchen Regierung bei dem Bundesrathe des Norddeutſchen Bundes eingebrachte Entwurf eines literariſchen Geſetzes für den Norddeutſchen Bund hat Ihren Vorſtand in ganz beſonderer Weiſe beſchäftigt.

„In Folge der im April vorigen Jahres an das Bundespräſidium gerichteten Eingabe wurde im December v. J. der Börſenvorſtand von dem Bundeskanzleramt aufgefordert: zu der bevorſtehenden Berathung des Entwurfes mit den Bundesausſchüſſen Mitglieder des Börſenvereins als Sachverſtändige zur Vertretung der Intereſſen des Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandels namhaft zu machen.

„Der Vorſtand erachtete es für geboten, ehe ſeine Delegirten in dieſe Berathung eintraten, im Vereine mit einer Anzahl Kollegen aus allen Theilen des deutſchen Buchhandels den Geſetzentwurf einer ſorgſamen Prüfung und Verhandlung zu unterziehen. Natürlich konnte dieſe Anzahl nur eine beſchränkte ſein; um aber auch aus den weiteſten Kreiſen die Anſichten der Berufsgenoſſen kennen zu lernen, hat der Vorſtand den Geſetzentwurf einer großen Zahl von Kollegen mit dem Erſuchen überſchickt: ihm zu der Berathung ihre Anſichten zu unterbreiten. In dankenswerther Weiſe iſt dies auch von einzelnen Kollegen geſchehen.

„An den dann in den Tagen vom 11. bis 15. Januar ſtattgehabten Berathungen über den Geſetzentwurf nahmen die Mitglieder des Vorſtandes und die vom Vorſtande dazu berufenen Herren Dr. Heinrich Brockhaus, Stadtälteſter R. Härtel, Dr. S. Hirzel aus Leipzig, E. Bock, H. Kaiſer, Georg Reimer aus Berlin, J. Buddeus aus Düſſeldorf, J. Rütten aus Frankfurt a. M., Fr. Frommann aus Jena, R. Oldenbourg aus München und Theod. Lieſching aus Stuttgart, unter Beirath des mit dem Gegenſtande beſonders vertrauten Herrn Juſtizrath Dr. Hinſchius von Berlin, unſeres Herrn Börſenarchivars und des Herrn Advokat Dr. Georgi in Leipzig, welcher die Führung des Protokolls übernahm, Theil; die Zuſchriften der gedachten Kollegen erfuhren in demſelben die entſprechende Berückſichtigung; mit den anderweitig veröffentlichten Bemerkungen des Herrn Freiherrn Bernhard v. Tauchnitz und den durch eine äußere Veranlaſſung hervorgerufenen Randbemerkungen des Herrn Böhlau in Weimar, welche erſt ſpäter eingingen, war dies nicht mehr möglich. Die Protokolle der in Leipzig ſtattgehabten Verhandlungen liegen Ihnen gedruckt vor; ſie bezeugen, wie eingehend und mit welcher Sorgfalt und Gründlichkeit der ſo ſchwierige und für den deutſchen Buchhandel ſo wichtige Gegenſtand von den Delegirten des Börſenvereins berathen worden iſt.

„Anfang Februar hat dann in Berlin in mehreren mit den Bundesausſchüſſen abgehaltenen Sitzungen mit den vom Börſenvorſtande dazu delegirten Herren Dr. H. Härtel, Dr. S. Hirzel, Em. Bock, H. Kaiſer, Ihrem Vorſteher und deſſen Stellvertreter, eine weitere Berathung und Meinungsaustauſch über die in unſeren Protokollen niedergelegten Aenderungsvorſchläge ſtattgefunden, welcher auch Vertreter des Berliner und Leipziger Schriftſtellervereins, der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, der deutſchen und Düſſeldorfer Kunſtgenoſſenſchaften, des Berliner Architektenvereins und des muſikaliſchen Sachverſtändigen-Vereins beiwohnten.

„Der Geſetzentwurf wird nun mit den vielen ihm zugetragenen Materialien und Aenderungsvorſchlägen im Bundesrathe ſelbſt die weitere Feſtſtellung erfahren. Wie ich mit einer gewiſſen Befriedigung konſtatire, daß der von der königl. preußiſchen Regierung vorgelegte Geſetzentwurf die vor 12 Jahren unter Moritz Velt's Leitung mit ſo vielem Fleiße und Umſicht ausgeführten Arbeiten des Börſenvereins als hauptſächliche Grundlage der gegenwärtigen geſetzgeberiſchen Reform betrachtet hat, dürfen wir wohl das Vertrauen hegen, daß bei der endgiltigen Feſtſtellung des Geſetzes die in den Protokollen niedergelegte neue Arbeit des Buchhandels die volle Berückſichtigung finden wird. — Die Vorlage des Geſetzes an den Reichstag wird erſt in der nächſten Seſſion erfolgen können.

„Das dem Reichstage in der letzten Seſſion vorgelegte Gewerbegeſetz für den Norddeutſchen Bund, gegen deſſen den Fortbeſtand der Conceſſion zum Betriebe des Buchhandels und den Fortbeſtand der Prüfungen anordnende Beſtimmungen der Börſenvorſtand in ſeiner Eingabe an den Reichstag ſich ausgeſprochen hatte, iſt nicht zum Vollzuge gekommen.

Digitized by Google

„Seither iſt durch das Bundesgeſetz, betreffend den Betrieb der ſtehenden Gewerbe vom 8. Juli v. J., der Befähigungs-Nachweis und damit die Prüfung fortgefallen, und in dem gegenwärtig von dem Reichstage berathenen neuen Entwurfe einer Gewerbeordnung für den Norddeutſchen Bund wird der Betrieb der Preßgewerbe Jedermann geſtattet. Dieſer neue Entwurf giebt auch die Colportage für die Verbreitung der Literatur frei; er unterwirft nur den Vertrieb der Preßerzeugniſſe auf öffentlichen Straßen einer beſonderen Controle, welche nach einem vor wenigen Tagen gefaßten Beſchluſſe des Reichstages eine weſentliche Erleichterung noch erfahren ſoll. Die Freigebung des buchhändleriſchen Gewerbes, die bereits vor Jahren in einzelnen deutſchen Staaten ſtattgefunden, wird von den wirthſchaftlichen und politiſchen Anforderungen und Bedürfniſſen unſerer Zeit verlangt. Bis wie weit durch dieſelbe die ſchon im letzten Jahre erfolgte maſſenhafte Vermehrung buchhändleriſcher Etabliſſements noch geſteigert werden mag; welchen Einfluß ſie auf einzelne buchhändleriſche Geſchäfte, ja auf den ganzen geſchäftlichen Betrieb des Buchhandels ausüben wird — — der zuverſichtlichen Hoffnung will ich hier Ausdruck geben: daß die durch den Börſenverein vertretene Gemeinſchaft der den deutſchen Buchhandel Betreibenden dadurch nicht gelockert noch geſchädigt werden wird.

„Die deutſchen Preßgeſetze, welche ihr Daſein einer hinter uns liegenden, befangenen und leidenſchaftlichen Zeit verdanken, werden mehr und mehr jener hemmenden Feſſeln entkleidet, durch welche Preſſe und Buchhandel ſo vielfach gedrückt und gehindert werden. Das in dem vorigen Jahresbericht erwähnte ſachſen-weimariſche Preßgeſetz iſt ſeither publizirt worden; liberale Preßgeſetze haben ſich demſelben im Fürſtenthum Reuß j. L. und im Herzogthum Altenburg angeſchloſſen. Erſehen wir hieraus auch, daß in dem Norddeutſchen Bunde dem Einzelſtaat das Recht und die Fähigkeit zur Ausbildung freiheitlicher Inſtitutionen unverkümmert iſt, ſo bleibt dennoch das Verlangen nach einem gemeinſamen deutſchen Preßgeſetze gerechtfertigt; wir dürfen hoffen, in dem kürzlich von dem Präſidenten des Bundeskanzleramtes in Ausſicht geſtellten Entwurfe eines gemeinſamen Strafrechtes auch das allgemeine Preßgeſetz ſich verwirklichen zu ſehen. Der Vorſtand hat ſich mit denjenigen preßgeſetzlichen Beſtimmungen, welche jedenfalls in dem Strafrecht ihre Erledigung finden werden, in eingehender Weiſe bereits beſchäftigt, erachtet es aber für zweckmäßig, zunächſt den Strafgeſetzentwurf ſelbſt abzuwarten. Auch die Bürgerſchaft der Stadt Bremen hat in Erwartung des letzteren die beabſichtigte Reform der dortigen Preßgeſetzgebung einſtweilen fallen laſſen. Beſonders hervorheben muß ich hier die dankenswerthen Beſtrebungen unſeres Kollegen Franz Duncker, welcher in ſeiner Stellung als preußiſcher Abgeordneter im Verein mit Gleichgeſinnten durch Einbringung eines beſonderen Geſetzentwurfes, wenn auch zunächſt erfolglos, bemüht geweſen iſt, die den Buchhandel ſo hemmenden Beſchränkungen in dem preußiſchen Preßgeſetze, namentlich in Betreff der Zeitungskautionen, der polizeilichen Pflichtexemplare u. ſ. w., aufzuheben; ſein wohldurchdachtes Vorgehen hat die unhaltbar gewordenen Mängel des preußiſchen Geſetzes von neuem klargelegt.

„Auch die auf Wiedereinführung der Schwurgerichte für Preßvergehen zielenden Bemühungen im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ſind ohne Erfolg geblieben, während in den kaiſerl. öſterreichiſchen Staaten durch das Geſetz vom 9. März d. J. deren Einführung erfolgt iſt.

„Die Zuſammenſtellung der geſetzlichen Beſtimmungen über den Verlagsvertrag, welche ich hoffte der heutigen Generalverſammlung übergeben zu können, ſteht in der Hand beſonders dazu befähigter Männer ihrer Vollendung entgegen; ich hoffe dieſelbe Ihnen vor Ausgang des Jahres vorlegen zu können. Die ſo ſchwierige Arbeit wird eine ſpätere gemeinſame deutſche Geſetzgebung über den Verlagsvertrag weſentlich fördern.

„Zu regiſtriren habe ich hier den am 22. Februar vorigen Jahres zwiſchen der Schweiz und Italien abgeſchloſſenen literariſchen Vertrag; der Abſchluß eines gleichen, vom deutſchen Buchhandel lange ſchon gewünſchten zwiſchen der Schweiz und dem Norddeutſchen Bunde ſteht nahe bevor.

„Sobald das gemeinſame literariſche Geſetz des Norddeutſchen Bundes zu Stande gekommen ſein wird, werden auch, ſo hoffen wir und werden dies wohl im Auge behalten, die zwiſchen den einzelnen deutſchen Ländern mit fremden Staaten abgeſchloſſenen internationalen Verträge einem gemeinſamen Vertrage, zunächſt des Norddeutſchen Bundes mit dieſen fremden Staaten, weichen; die wenig befriedigenden Zuſtände, welche die von einander abweichenden Beſtimmungen der Einzelverträge herbeigeführt, werden dann aufhören. Auch noch andere Länder, zu welchen der deutſche Buchhandel ſeither in engere literariſche Beziehungen getreten iſt, werden dann zum Abſchluß internationaler Verträge bereit ſein.

„Ich habe ferner die in Holland erfolgte Abſchaffung des Zeitungsſtempels mit dem wohlberechtigten Wunſche zu erwähnen, recht bald eine gleiche Mittheilung über die preußiſche Zeitungsſteuer machen zu können; ebenſo die im Großherzogthum Baden in Folge des neuen Preßgeſetzes erfolgte Aufhebung der den Verlegern auferlegt geweſenen Verpflichtung: von jedem ihrer Verlagsartikel 3 Exemplare gratis zu liefern, daran auch den Wunſch knüpfend, daß die in anderen deutſchen Staaten beſtehende, gegenwärtig durch nichts motivirte Verpflichtung zur Ablieferung von Gratisexemplaren recht bald aufhören möge.

„Die Hoffnung, welcher ich im vorigen Jahresbericht Ausdruck gab, daß der Congreß der Vereinigten Staaten das Prinzip des internationalen Schutzes des geiſtigen Eigenthums demnächſt proklamiren werde, iſt leider bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen; die wichtigen politiſchen und wirthſchaftlichen Ereigniſſe, welche die Vereinigten Staaten gegenwärtig noch bewegen, haben im Congreß die weitere Entwickelung der Frage des Schutzes der Literatur aller Völker gehindert; wir vertrauen, daß dieſelbe auch jenſeits des Oceans im Sinne des Rechtes der geiſtigen Arbeit entſchieden werden wird; in der vor einigen Monaten von verſchiedenen deutſchen Schriftſteller-Vereinen an den neuen Präſidenten der Vereinigten Staaten gerichteten Adreſſe über den Gegenſtand haben wir eine dankenswerthe neue Anregung dazu zu begrüßen.

„Der Vorſtand hat nach ſorgfältigſter Erwägung der Intereſſen des Buchhandels es für richtig erachtet, ſich von den, von achtungswerther Seite in Anregung gebrachten Schritten: der Poſt den Journaldebit zu entziehen, fern zu halten."

Die künſtleriſche Ausbildung der Frau.

Die Female School of Art, Notre Dame aux Arts und die Scholz-Troſchel'ſche Akademie.

Mag man die Befähigung der Frauen für die höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung zugeben oder leugnen; mag man wünſchen, daß ihnen die geheiligten, ſtreng bewachten Pforten der Hör-

Digitized by Google

ſäle eröffnet und ſie zum Examen zugelaſſen werden, oder mag man ihnen mit tiefer ſittlicher Entrüſtung über ein ſolch ſträfliches Beginnen ein donnerndes „mulier taceat in ecclesia“ zurufen, Eins werden die ſtrengſten Eiferer gegen Alles, was ihnen nach Frauenemancipation zu ſchmecken ſcheint, doch nicht in Abrede ſtellen können, nämlich daß es außerordentlich erfolgreich ſein dürfte und in keiner Weiſe gegen die von ihnen ſo eng gezogenen und ſo ängſtlich gehüteten Gränzen der Weiblichkeit verſtieße, wenn den Frauen eine allgemeinere und gründlichere Ausbildung in künſtleriſcher Hinſicht zu Theil würde, als dies bisher der Fall war.

Unſer Auge vermag nur das ordentlich zu ſehen, was es zu ſehen gelernt hat, unſer Geiſt kann nur die Dinge faſſen, unſere Hand nur die Arbeiten ausführen, in denen uns Unterricht ertheilt worden iſt. Wenn nun die Frau als Hüterin und Bewahrerin des Schönen hingeſtellt wird, wenn von Vielen, welche ſich gegen die Erziehung der Frau zur Arbeit des Lebens ſträuben, als ein Argument die Gefahr, daß ſie jener Eigenſchaft dadurch verluſtig gehen könne, angeführt wird, ſo iſt es doch um ſo nothwendiger, daß die Erziehung die Frau in den Stand ſetze, zu würdigen und zu erkennen, was wirklich ſchön in der Form, paſſend in der Farbe und ausgezeichnet im Geſchmack iſt. Vielleicht halten die Verehrer des „echt Weiblichen“ eine ſolche Erziehung dennoch für überflüſſig, behauptend, daß die Frau, wie ihr von Natur die Fähigkeit für exaktes Studium abgehe, ebenfalls von Natur Sinn und Geſchmack für das Schöne beſitze; leider finden wir dieſe Meinung nur täglich, ſtündlich widerlegt durch die ſchreienden Verſtöße, welche wir Frauen in ihren Toiletten, wie bei Ausſchmückung ihrer Wohnung, gegen alle Geſetze des guten Geſchmackes begehen ſehen.

Zugegeben, daß es begnadete Frauen giebt, deren angeborner Schönheitsſinn ſie immer das Richtige treffen läßt, daß bei Anderen durch die Einwirkung der ſchönen Umgebung, in welcher aufzuwachſen ſie das Glück hatten, ein feines Kunſtgefühl erzeugt wird, ſo ſind dies doch immer Ausnahmen, welche die Regel beweiſen, daß bei den Frauen ſo gut, wie bei den Männern, Sinn und Geſchmack für das Schöne nur durch eine darauf abzweckende reguläre Erziehung ausgebildet werden kann.

Gilt dies für die künſtleriſche Ausbildung der Frauen im Allgemeinen, ſo gewinnt natürlich die Angelegenheit eine noch weit ernſtere Seite, wenn man in der That die Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frau als eine berechtigte Forderung unſerer Zeit in's Auge faßt und die Kunſt und Kunſt-Induſtrie al ein Mittel betrachtet, durch welches Frauen der Erwerb eines auskömmlichen Lebensunterhaltes ermöglicht werden kann. Bei den Beſtrebungen, den vielen Frauen, welche in unſeren Tagen auf die Herbeiſchaffung ihrer Exiſtenzmittel durch eigene Thätigkeit angewieſen ſind, neue Bahnen zu eröffnen, muß ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet werden, daß dieſe Pfade nicht bereits allzuſehr von mühſeligen Füßen betreten und ausgetreten ſind. Ganz abgeſehen von der höheren Kunſt, für die immer eine beſondere, verhältnißmäßig nur Wenigen verliehene Begabung erforderlich ſein wird, ſind ſolche Bahnen aber durch die Kunſt-Induſtrie vorgezeichnet, in welcher auch ein alltägliches, mittelmäßigeres Talent durch Fleiß und ernſten Willen Gutes leiſten kann. Wir verweiſen in dieſer Beziehung auf Xylographie und Holz- und Elfenbeinſchnitzerei, Bemalung von Holz, Elfenbein, Porzellan, Lithographie, Muſterzeichnen u. ſ. w.

Um aber in einer dieſer Beſchäftigungsarten etwas zu leiſten und noch mehr, um darin zu excelliren, müſſen ſich die Frauen bequemen, eine Zeitlang ein Studium durchzumachen, das Geduld, ernſtliche Arbeit und ſtrenge Aufmerkſamkeit erfordert und das in ſeinen Details durchaus nicht immer intereſſanter Natur iſt. Welcher Beſchäftigung man ſich auch hingeben mag, wirklich Erfolg in derſelben iſt immer nur durch fortgeſetzte Uebung zu erlangen, und es giebt keine Lehre, welche unſeren Frauen eindringlicher gepredigt und mehr von ihnen beherzigt werden ſollte, als daß ſie in Allem, was ſie unternehmen, ernſt, gründlich und ganz bei der Sache ſein müſſen. Ohne einen ſolchen Geiſt iſt in keinem Zweige der Thätigkeit etwas wirklich Gediegenes zu ſchaffen.

Einen wie hohen Werth man überall, wo man an Erwägung der ſogenanten Frauenfrage herangetreten iſt, der künſtleriſchen Ausbildung der Frau beigemeſſen, ergiebt ſich daraus, daß eine der erſten Früchte der Beſtrebungen zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts immer die Errichtung von Kunſt- und Zeichenſchulen war.

In England ſind dieſe Bemühungen am Vollkommenſten repräſentirt durch die Female School of Art in London, Queen-Square. Bei ihrem Beginn ein integrirender Theil der Kunſtſchule, welche ihren erſten Sitz in Somerset-House hatte, iſt ſie allmählich durch eine Reihe von Ereigniſſen von der directen Leitung der jetzigen Autoritäten des Kenſington-Muſeums losgelöſt worden und ſeit dem Jahre 1860 gänzlich abhängig von ihren eigenen Hilfsquellen und der Unterſtützung von Gönnern. Dem Muthe und der Ausdauer der Vorſteherin iſt es gelungen, die Anſtalt von Schulden zu befreien und ſie ſo hinzuſtellen, daß ſie ſich ſeit den letzten zwei Jahren ſelbſt erhält und daß die Arbeiten der Schülerinnen nicht nur wiederholt mit Preiſen gekrönt wurden, ſondern daß, was viel wichtiger iſt, ihnen dadurch eine ſichere, feſte Grundlage gewährt wird, auf welcher ſie eine Exiſtenz aufbauen können.

Die Königin und die Prinzeſſinnen nehmen das größte Intereſſe an der Anſtalt. Erſtere zeichnet die beſte Schülerin jedes Jahr durch eine goldene Medaille aus und die Zeichnungen für die Spitzen, welche die Brautanzüge ſämmtlicher verheiratheter engliſcher Prinzeſſinnen ſchmückten, ſind aus dem Inſtitute hervorgegangen. Mehrere Schülerinnen deſſelben ſtudiren jetzt auf der königlichen Akademie.

Etwas jüngeren Datums iſt eine ähnliche Anſtalt, welche unter dem Namen Notre Dame aux Arts zuerſt in Paris begründet und bei wachſender Ausdehnung nach Neuilly überſiedelt ward. Wie Ludwig der Vierzehnte in St. Cyr eine Anſtalt ſchuf, welche den Zweck hatte, den Töchtern ſolcher Edelleute, die im Dienſte des Königs verarmt waren, eine ſtandesmäßige Ausbildung zu geben, und ihnen zu weiterem Fortkommen behilflich zu ſein, ſo ſoll Notre Dame aux Arts, das nicht vom Monarchen, ſondern durch Beiträge des Volkes in's Leben gerufen ward, für Töchter ſolcher Männer ſorgen, die in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft und in der Sorge für das Gemeinwohl dem Lande genützt haben und geſtorben ſind, ohne ihre Familien in einer Vermögenslage zu hinterlaſſen, welche es ihnen möglich macht, ihrer Bildung und ihren bisherigen Verhältniſſen gemäß zu leben. Zu dieſem Zwecke ſind Freiſtellen gegründet oder tritt eine Ermäßigung des Preiſes ein, aber auch der volle Preis für Unterricht und Penſion in der Anſtalt iſt nicht hoch.

Die Ausbildung iſt eine wiſſenſchaftliche und eine künſtleriſche, und zwar umfaßt ſie in letzterer Beziehung Muſik und Zeichnen und nimmt bei letzterem ſowohl auf die Ausbildung für die höhere Kunſt, wie für verſchiedene Zweige der Kunſt-Induſtrie Rückſicht. Eine nicht unbedeutende Anzahl der Schü-

Digitized by Google

lerinnen iſt bereits als Muſiklehrerinnen thätig, eine noch viel größere Anzahl erwirbt einen auskömmlichen Unterhalt durch Muſterzeichnen, Glas-, Porzellanmalerei, Holzſchneiden, Lithographie u. ſ. w.; ebenſo bildet die Kunſtſtickerei, namentlich auch für Kirchen-Ornamente, ein ergiebiges Feld der Thätigkeit. Auf der Ausſtellung von 1867 wurden die Leiſtungen der Anſtalt, die ſich übrigens auch der beſonderen Gunſt des Kaiſers und der Kaiſerin erfreut, mit einem Preiſe gekrönt.

Deutſchland tritt den beiden andern bedeutendſten Kulturländern Europas auch in dieſer Hinſicht ebenbürtig an die Seite durch die ſeit einigen Jahren durch die Herren Scholz und Troſchel in Berlin begründete Zeichnen-Akademie, über welche die Frau Kronprinzeſſin von Preußen das Protektorat übernommen hat und der ausgedehnte, dem Staate gehörige Räume zur Benutzung angewieſen worden ſind. Die Anſtalt zählt gegenwärtig einige achtzig Schülerinnen, welche praktiſch wie theoretiſch zuerſt eine allgemeine künſtleriſche Ausbildung empfangen, dann, je nach ihren Wünſchen und Anlagen, ſich der höheren Kunſt widmen oder für die Kunſt-Induſtrie vorgebildet werden. Einige der Schülerinnen werden demnächſt bei der königlichen Akademie in Berlin ihr Examen als Zeichnenlehrerinnen machen, wodurch ihnen eine ſehr gute Carrière in Ausſicht ſteht, während andere durch Illuſtrationen für Zeitſchriften und Muſterzeichnen ſchon jetzt einen verhältnißmäßig anſehnlichen Erwerb haben.

Wir haben hier einen kurzen Ueberblick der vorzüglichſten Anſtalten der künſtleriſchen Ausbildung für Frauen in den drei Hauptſtädten Großbritanniens, Frankreichs und Deutſchlands gegeben, ohne ſie damit als die einzigen hinſtellen zu wollen. Sowohl in den drei Städten ſelbſt exiſtiren noch andere Zeichnenſchulen für Frauen, wie z. B. in London beim Kenſington-Muſeum, in Berlin beim Gewerbe-Muſeum und in der Zeichnenſchule des Vereins der Künſtlerinnen, als auch in Edinburg, Dublin, Lyon, Stuttgart, München, Dresden; endlich iſt bei den in den verſchiedenen Städten Preußens und des Norddeutſchen Bundes einzurichtenden Gewerbe-Zeichnenſchulen vom Handelsminiſter ausdrücklich betont worden, daß dieſelben auch dem weiblichen Geſchlechte zugänglich gemacht werden ſollen.

Die künſtleriſche Ausbildung der Frau iſt ein ſo wichtiger Schritt zur Löſung der Frauenfrage und dabei ein ſo naturgemäßer, der nirgend Anſtoß erregen kann, daß zu erwarten ſteht, es werde in dieſer Richtung im Geben und Empfangen viel geleiſtet werden; die ſegensreichen Früchte, das lehrt bereits die Erfahrung, bleiben gewiß nicht aus. J. H.

Belgien.

Niederdeutſch und Niederländiſch.

Die reichhaltige, von Emanuel Hiel herausgegebene, vor ſechs Jahren in Brüſſel gegründete Vierteljahrsſchrift, die bisher den Titel „Nederduitsch Tijdschrift" geführt, hat ſeit kurzem die Benennung „**Nederlandsch** Tijdschrift" angenommen, und dieſe Aenderung hat in einem der letzten Hefte der Zeitſchrift (Zesde Jaargang, Deel III) zu einer Polemik zwiſchen Herrn L. Jottrand, einem alten, ſeit der belgiſchen Revolution von 1830 bekannten Brüſſeler Publiciſten und Landtagsabgeordneten, und dem wegen ſeiner Sprachforſchungen geachteten Profeſſor Dr. J. F. J. Heremans in Gent Anlaß gegeben. Da der Gegenſtand dieſer Polemik für Deutſchland nicht minder intereſſant iſt, indem auch bei uns die Begriffe „niederdeutſch" und „niederländiſch" vielfach confundirt werden, ſo theilen wir aus den Erklärungen, welche die beiden belgiſchen Gelehrten abgegeben, hier das Weſentliche mit. Voran ſchicken wir dabei die Bemerkung, daß ſeitdem die Holländer und die Vlamingen ſich über die bisherigen Abweichungen in der Grammatik und in der Orthographie der in Nord- und in Südniederland mit lediglich dialektiſch verſchiedenen Nüancen geſprochenen und geſchriebenen Landesſprachen geeinigt haben, ſo daß jetzt nur noch Eine Schriftſprache im Norden und im Süden exiſtirt, auch für uns die Nothwendigkeit eingetreten iſt, für die beiden Bezeichnungen „Holländiſch" und „Vlamiſch", ſofern ſie ſich lediglich auf die Sprache beziehen, Ein und daſſelbe Wort: ſei es nun „Niederländiſch", oder „Niederdeutſch", zu gebrauchen.

Der alte belgiſche Revolutionsmann L. Jottrand, der, ſeinem Namen und ſeiner eigenen Erklärung nach, von walloniſcher Abſtammung iſt, ſcheint den politiſchen Groll gegen die Holländer noch immer nicht ganz aus dem Herzen bannen zu können, obwohl die beiden auseinander gehenden Zweige des gemeinſamen niederländiſchen Stammes längſt ſchon, ohne allen Vorbehalt, ihre beiderſeits berechtigte Selbſtändigkeit anerkannt haben und von einer politiſchen Wiedervereinigung Beider nirgends die Rede iſt. „Es hat," ſagt er, „einem Theil unſerer niederländiſchen Landesgenoſſen — und ſicher nicht dem zahlreichſten — beliebt, ihren Boden als die „Niederlande" par excellence zu bezeichnen. Im Hintergrunde ſcheint dabei ein Gedanke zu ſchweben, den ſicher das holländiſche, ſeeländiſche, geldernſche oder frieſiſche Volk im Allgemeinen nicht theilt, der vielmehr hauptſächlich einer Dynaſtie und ihren amtlichen und ſchulgerechten Freunden angehört. Unſer Volk, das brabantiſche, vlamiſche, hennegauſche und lütticher Volk, darf ebenſo wenig, wie das Volk jenſeits des Moordeiches, eines ſolchen Hintergedankens beſchuldigt werden ... Laſſet uns Niederländer alle zuſammen naturgemäß und als Brüder und Landesgenoſſen leben, ohne nach der Oberherrſchaft eines Theiles über den andern zu trachten, ſei es auf Veranlaſſung von Fürſtenſtämmen, ſei es durch den Mißbrauch dieſer oder jener Sprache, als Werkzeug der Unterdrückung. Laſſet uns, die Wallonen, walloniſch, die Niederdeutſchen niederdeutſch und die Hochdeutſchen (in Luxemburg) hochdeutſch nach Gutdünken ſprechen; laſſet unſeren drei Sprachen ihre drei Eigennamen, ohne mit dieſer oder jener Sprache einen allgemeinen, die übrigen beherrſchenden Namen zu verbinden."

Profeſſor Heremans erwiedert darauf: „Ich bleibe bei meiner Anſicht, daß die Benennung „Niederdeutſch" für unſere Sprache zu vielumfaſſend iſt. In den letzten Jahren hat die Wiſſenſchaft in Deutſchland ſowohl, als in andern Ländern, den germaniſchen oder deutſchen Stamm in zwei Hauptzweige getheilt: den hochdeutſchen und den niederdeutſchen Zweig. Doch beide Zweige haben noch Unterabtheilungen, und eine dieſer Unterabtheilungen iſt die Sprache, die von mehr als der Hälfte von Südniederland und von ganz Nordniederland geſprochen wird. Ich denke deshalb mit dem großen Jacob Grimm und mit allen hochdeutſchen Sprachgelehrten, daß es ſehr natürlich ſei, dieſe Sprache die niederländiſche zu nennen, ohne daß ich darum leugnen will, daß zur Zeit Julius Cäſar's im Condros*) oder irgendwo anders im heutigen Wallonenlande Völker wohnten, die ebenfalls zu Germania inferior gehörten, ja

*) Condros oder Condroz heißt eine Landſchaft im ſüdweſtlichen Theile, im ſogenannten „Venn" (la Fagne), der Provinz Namur.

Digitized by Google

ſelbſt vielleicht einen niederdeutſchen Dialekt redeten. Der Holländer, der Seeländer, der Gelderner ſowohl als der Vlaming und der Brabanter, der Limburger ſowohl als der Hamburger, der Danziger und der Oldenburger, ja, wiſſenſchaftlich geſprochen, ſelbſt die Bewohner von Kopenhagen und Stockholm (?) ſprechen niederdeutſche Sprachen; aber das „Niederdeutſche", das der Holländer, der Seeländer, der Gelderner, der Vlaming, der Brabanter, der Limburger, kurz: alle Nordniederländer und mehr als die Hälfte der Südniederländer ſprechen, hat ſich zu einer eigenartigen literariſchen Sprache entwickelt, die von den anderen niederdeutſchen Provinzial- oder Landesſprachen (Plattdeutſch, Frieſiſch u. ſ. w.), abweicht und um dieſe Sprache von den übrigen niederdeutſchen Provinzial- und Landesſprachen zu unterſcheiden, iſt die Benennung „Niederländiſch" ſehr geeignet. Herr Jottrand iſt zwar einer anderen Anſicht, aber die meiſten unſerer Schriftſteller, ſowohl vom Süden als vom Norden, und unter ihnen die Stifter der zehn im Süden und im Norden abgehaltenen „Niederländiſchen literariſchen Kongreſſe" ſind darüber ſeit einigen Jahren vollkommen einig mit uns."

Da wir unſererſeits Herrn Heremans vollkommen beiſtimmen, ſo werden auch wir, in unſerem literariſchen Forum, fortan die Benennung „Niederdeutſch" nicht mehr in dem engeren Sinne der Bedeutung „Holländiſch" oder „Vlamiſch" anwenden, ſondern für Beide zuſammen, ſofern ſie ſich auf die Sprache beziehen, die von den Sprachkongreſſen in Süd- und Nordniederland adoptirte Benennung „Niederländiſch" ausſchließlich gebrauchen.

J. L.

Italien.

Plattdeutſch in Italien.

Klaus Groth's Quickborn.

„Man liebt nur, was man verſteht, ſowie man nur verſtehen kann, was man liebt".— Dieſer Ausſpruch Göthe's läßt ſicherlich ſich auch auf die Nationen und ihr Verhältniß zu einander anwenden. „Of all the causes of national hatred, ignorance is the most powerful", ſagt Buckle in ſeiner großen History of Civilization, und da die ganze Richtung der Zeit unaufhaltſam dahin drängt, dieſe Urſache, die Unwiſſenheit, zu beſeitigen, ſo darf man wohl auch hoffen, daß ihre Wirkung, der Nationalhaß, allmählich aus der Welt ſchwinden werde. Leiſe Geiſterhände weben unausgeſetzt an dem Bande des gegenſeitigen Verſtändniſſes, das die Völker ſchließlich feſter mit einander verbinden wird, als daß die ſchneidendſten Waffen nicht daran ſtumpf werden ſollten. Sind doch die Männer der Wiſſenſchaft aller Länder ſchon lange durch ſolch ein Band verbunden; ſie bilden einen Staat über den Staaten, die Gelehrten-Republik; ſicher werden ihnen die Nationen folgen. Ein ſchöner, hoher Zweck, dem ja auch dieſe Blätter ſchon ſeit faſt vierzig Jahren dienſtbar ſind.

Das Verſtändniß deutſchen Dichtens und Denkens, das naturgemäß zuerſt in die ſtammverwandten Länder des Nordens gedrungen iſt (es verſicherte uns kürzlich eine norwegiſche Dame, daß man in Norwegen wie in Schweden kaum ein beſſeres Bauernhaus anträfe, in dem nicht die deutſchen Dichter in der Urſprache geleſen würden), dieſes Verſtändniß beginnt nun auch bei den Völkern romaniſcher Zunge ſich Bahn zu brechen.

Ein hochgeſchätzter Univerſitätslehrer des Sanskrit und der vergleichenden Sprachforſchung in Italien, Herr Profeſſor Emilio Teza in Piſa, hat ſpeziell auch die deutſchen Dialekte in den Bereich ſeiner Studien gezogen und unter Anderem kürzlich zur Einführung des Plattdeutſchen in Italien eine Ueberſetzung des „Sonntagsmorgen" aus Klaus Groth's „Quickborn" publizirt*). In gelungenſter Weiſe hat der gelehrte Italiäner die plattdeutſchen in jambiſche Verſe ſeiner wohlklingenden Sprache übertragen und nicht blos den idylliſchen Charakter, ſondern auch den Volkston des Originals, das hauptſächlich die Auswanderung einer Familie deutſcher Landleute nach Amerika zum Gegenſtande hat, wiederzugeben gewußt.

Wir theilen folgende Worte aus der erklärenden Einleitung mit: „In Germanien, da, wo die alten Sachſen ihre Wohnſitze hatten, iſt jetzt eine arbeitſame Völkerfamilie ausgebreitet, deren zahlreiche Dialekte wir unter dem Namen „plattdeutſch", pianigiani, zuſammenfaſſen können. Ein Zweig dieſes edeln Stammes, der ſich von den übrigen getrennt, hat ſein eigenes, bereits langjähriges Leben in den Niederlanden; aber die übrigen Niederdeutſchen, in dieſer Beziehung glücklicher, wahrten ihre gemeinſamen Kulturbeſtrebungen mit den ſüddeutſchen Brüdern, mit denen ſie wetteiferten, ohne ſie zu beſiegen und ohne von ihnen beſiegt zu werden. Da, in Oberdeutſchland, blühte mit den Volksdialekten des „Althochdeutſchen" eine erſte deutſche Literatur, welcher dann mit der Sprache der Gebildeten, dem „Mittelhochdeutſchen", eine zweite, kräftigere Literatur folgte, bis endlich beide Regionen, der Norden und der Süden zuſammen, ein gemeinſames Fruchtreis, die Sprache der Bibel, das heutige „Hochdeutſch", darauf pfropften.

„Von jenen im Norden geſprochenen Dialekten wählte ſich Klaus Groth den ſeiner ſpeziellen, plattdeutſchen Heimat, und von der einfachen, naiven Lebensweiſe des Volkes ließ er ſich poetiſch begeiſtern. Ich habe ſeinem „Quickborn" (Fonte viva) die nachſtehenden Verſe entlehnt, die ich vielleicht nicht ganz zutreffend als Idyll bezeichnete; es iſt eines der ſechs „Familjenbiller" (quadretti di famiglia) des plattdeutſchen Originales, und zwar das zweite im „Quickborn".

Wir möchten dem ebenſo liebenswürdigen, als gelehrten Introductor des Holſteiners Klaus Groth in Italien nun auch ſeinen noch poetiſcheren, mecklenburgiſchen Genoſſen Fritz Reuter zu gleicher Ehre und Auszeichnung empfehlen.

J. L.

Schweiz.

Schweizeriſche Feldzüge gegen die römiſche Ketzerhatz.**)

„Die Lateraniſche Kreuzſpinne", das iſt der Titel eines in der Schweiz erſchienenen Buches, als deſſen Hauptaufgabe der Verfaſſer bezeichnet, „die Ketzerhatz" in einem freilich ſchaudervollen Geſammtbilde „den Völkern zu ſchildern!" Was iſt nicht ſchon Alles wider das Papſtthum geſchrieben, und doch beſteht es nicht nur fort, ſondern, wenn auch ſeine

*) Domenica mattina, idillio di Niccola Groth. Pisa, 29 Aprile 1869. (Zum 29. April, dem funfzigſten Geburtstage Klaus Groth's.

**) Die Lateraniſche Kreuzſpinne, oder das Papſtthum als Hemmſchuh der Völkerwohlfahrt. Eine volksthümliche Studie von Dr. Franz Huber, Docent der Geſchichte an der Hochſchule in Bern. I. Die Päpſte als Menſchenſchlächter. Bern, 1869, Haller'ſche Verlagshandlung. (X, 146 S. 8°.)

Digitized by Google

weltliche Macht in der Gegenwart ſichtlich erſchüttert iſt und dieſelbe nur durch fremde Bajonette und durch Geldſammlungen in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit aufrecht erhalten wird, ſo iſt doch ſein geiſtliches Anſehen und ſeine prieſterliche Macht in den letzten Decennien eher geſtiegen als vermindert; denn noch heute zählt es unter ſeinen 139 Millionen Anhängern 300,000 Mönche und Nonnen, 325,600 Weltgeiſtliche, 79 Kardinäle, 12 Patriarchen, 146 Erzbiſchöfe, 624 Biſchöfe und Einen Papſt, wahrlich ein ſtattliches Heer, das, dem Einen Herrn willenlos unterthan und gehorchend, mit großem Eifer geſchäftig iſt, ſeine Herrſchaft über die Gewiſſen und den Glauben der Völker aufrecht zu erhalten! — Gegen dieſe Macht durch die Schrift, durch die Preſſe ankämpfen zu wollen, kann faſt als vergeblich erſcheinen, und doch muß dieſer Kampf immer von Neuem verſucht werden, denn auch wir ſind mit dem Verfaſſer der Anſicht, daß „nur bei völliger Gewiſſensfreiheit auch bürgerliche Freiheit im wahren Sinne des Wortes beſtehen kann. Völlige Gewiſſensfreiheit aber beſteht nur, wo der Menſch ſeine Religion nach den Vorſchriften ſeines eigenen Gewiſſens ohne Beſchränkung ſeiner ſtaatsbürgerlichen Rechte ausüben darf. So lange die päpſtliche Deſpotie mit ihrem „alleinſeligmachenden" Glauben beſteht, kann und wird nie bei völliger Gewiſſensfreiheit echte und rechte bürgerliche Freiheit die Völker der Erde beglücken."

Der größte Theil des Buches (von Seite 12 bis 108) iſt einer Darſtellung der Gräuelthaten gewidmet, welche das Papſtthum durch ſeine Verfolgung der Andersgläubigen, durch die Ketzerproceſſe und die Inquiſition, wie durch die Anſtiftung und Ausbeutung der Herenproceſſe, über die Menſchheit gebracht hat, und daß die Schilderung dieſer Unmenſchlichkeiten die Hauptaufgabe des Verfaſſers war, beweiſt, außer ſeinem ausdrücklichen Geſtändniß in der Vorrede auch der dieſer Schrift beigegebene Separattitel: „Die Päpſte als Menſchenſchlächter"; ihr wird demnächſt ein zweiter Theil unter dem beſonderen Titel „Jeſuitenmoral" folgen.

Das Gemälde, welches Dr. Franz Huber in der vorliegenden Broſchüre entwirft, iſt allerdings ein ſchauerliches, grauſenerregendes; aber wir wollen es, in Betracht des oben angegebenen Zweckes, nicht mißbilligen, daß der Chriſtenheit einmal wieder in eine ſummariſchen Zuſammenſtellung vorgehalten wird, welch namenloſes Elend dieſes Papſtthum, welches ſich für eine Inſtitution des Chriſtenthums ausgiebt, im Laufe der Jahrhunderte über die Menſchheit gebracht hat. Denn „an ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen", das Wort gilt auch von den Päpſten von Anfang an bis auf dieſen Tag, und die ſich ſo gern als „heilige Väter", als „Stellvertreter Chriſti auf Erden" ausgeben, ſie mögen und müſſen es ſich gefallen laſſen, auch einmal in dem Spiegel der Zeitideen ihr Bild ſich vorhalten zu laſſen, um zu ſehen, wie unähnlich ſie Dem geworden ſind, deſſen reinen Namen ſie ſich zu führen angemaßt haben. Daß der Verfaſſer in ſeinen Schilderungen oft in dem Ingrimm über ſo viel Nichtswürdigkeit und Schande ſich zu einer etwas derben Ausdrucksweiſe hinreißen läßt, wollen wir ihm nicht zu ſo großem Unrecht anrechnen, wie dies von anderer Seite her bei Beurtheilung ſeiner Schrift geſchehen iſt. Bei der Entrollung eines ſchauerlichen Gemäldes iſt es wirklich viel verlangt, ſtets ruhig und gemeſſen zu bleiben; gerade den, der es ehrlich und redlich meint, kann da der Zorn am Erſten übermeiſtern; ſind doch auch die Worte, welche der Stifter der chriſtlichen Religion gegen die zu ſeiner Zeit mächtigen Verderber und Verführer des Volkes gebraucht, nicht gerade zart gewählt, und fällt es uns doch nicht ein, ihm deshalb einen Vorwurf zu machen.

Frankreich.

Die Verfolgung der Waldenſer unter Franz I.

In einer zweiten „verbeſſerten und vermehrten" Auflage liegt uns ein Werk von Dr. Friedrich W. Ebeling*) vor, welches, unter Eröffnung neuer Quellen, in ergreifender Darſtellung und von dem hellen Standpunkte der Anſchauung unſeres Jahrhunderts die religiös-politiſchen Unruhen in Frankreich in den Zeiten von Franz I. bis zur Großjährigkeit Karl's IX. ſchildert. Die freie religiöſe Auffaſſung des Verfaſſers hat ihm bei den Beurtheilungen der erſten Auflage von Seiten der Orthodoxen mancherlei böswillige Anfeindungen zugezogen, über welche er ſich in der Vorrede beklagt. Auch daß er, „ein Lehrling in der Loge der Hiſtoriker, die Dreiſtigkeit beſaß, an den Stuhlbeinen einiger Meiſter zu rütteln", ging ihm nicht ungeſtraft hin. Troſt fand er dagegen in dem „ermunterndſten Beifall" von zuſtändigen Beurtheilern, von denen er Chriſtian Baur, Macaulay und Abbé Soulier namhaft macht.

Herr Ebeling behandelt in dem Werke, zu welchem noch ein bisher nicht in zweiter Auflage erſchienener Band mit der Geſchichte der Regierung Karl's IX. gehört, vorzugsweiſe nur die Religionskämpfe Frankreichs in einer ſechzigjährigen Periode, während die politiſchen Ereigniſſe nur inſofern Beachtung finden, als ſie auf jene Einfluß hatten und mit ihnen in engem Zuſammenhange ſtanden. Seine eingehende Bearbeitung dieſes Abſchnitts franzöſiſcher Geſchichte rechtfertigt der Verfaſſer mit deſſen weltgeſchichtlicher Bedeutung. „Wie es kein einziges Volk gegeben, deſſen Beſtimmung nicht auch eine allgemein menſchliche geweſen, ſo iſt, zumal in der Geſchichte Frankreichs, kein einziger Abſchnitt, der nicht mehr oder minder eine weltgeſchichtliche Bedeutung hätte. Seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts aber hat ſich Frankreich in der Geſchichte der Kulturwelt als Präpotenz geltend gemacht." Es ſei zwar ſchon eine reiche Literatur über dieſe Epoche vorhanden; dennoch „gehöre ſie zum Großtheil ſogar noch zu den hiſtoriſchen Problemen". Zur Löſung deſſelben beizutragen, hält ſich der Verfaſſer um ſo mehr befähigt, als ihm ein Zufall „eine Sammlung eigenhändiger Briefe und Aufzeichnungen von Zeitgenoſſen und Acteurs der Religionsunruhen des 16. Jahrhunderts" in die Hände geſpielt hat.

Die Kirchenreinigung hat früh in Frankreich Eingang gefunden, und obgleich die Sorbonne, die erbittertſte Feindin aller Religionsneuerungen, Luther als einen der gefährlichſten Ketzer verdammt hatte, traten nichtsdeſtoweniger Gelehrte und ſelbſt Geiſtliche in die Fußſtapfen des deutſchen Reformators. Der König Franz I. war der Reformation an ſich nicht feindlich geſinnt; vielmehr gab er anfangs entſchiedene Beweiſe der Gunſt für dieſelbe ab. Es war aber die große Maſſe der Franzoſen für ſie nicht vorgebildet genug; namentlich ſtellten ſich neben der Geiſtlichkeit auch die Gerichtsbehörden, die Parlamente, mit wenigen Ausnahmen, in ein entſchieden feindliches Verhältniß zu der neuen Lehre. Außerdem wurde der König fortwährend durch eine Camarilla, an deren Spitze der fanatiſche Kardinal von Tournon und der feile, hab- und ehrgierige Kanzler

*) Sieben Bücher franzöſiſcher Geſchichte. Von Dr. Friedrich W. Ebeling, Archivrath. I. Band. Geſchichte der religiös-politiſchen Unruhen in Frankreich in Zeiten Franz I. bis zur Großjährigkeit Karl's IX. Leipzig, Jm. Tr. Wöller.

Digitized by Google

Duprat ſtanden, gegen dieſelbe bearbeitet. So wurde denn in Frankreich gleich im Anfange der religiöſen Umwälzung gegen die Ketzer mit Kerker und Scheiterhaufen gewüthet. Es that dem Verlauf der Entwickelung keinen Eintrag, daß hin und wieder auch durch ſtrenges Gericht gegen die ärgſten Wüthriche unter den Altkirchlichen eingeſchritten wurde; im Ganzen behielten dieſe im Rathe des Königs die Oberhand und benutzten ihre Macht zu den empörendſten Grauſamkeiten. Am furchtbarſten und umfangreichſten waren die Greuel, die Metzeleien, welche gegen die Waldenſer in der Provence ausgeübt wurden. Die Schilderung derſelben heben wir als Probe aus dem Werke heraus.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus den piemonteſiſchen Alpen nach der Provence von etlichen Herren dieſer Landſchaft herbeigerufen, um durch ihre Betriebſamkeit einem kleinen verödeten Bezirk in der Nähe von Aix in fruchtbares Land umzuſchaffen und zur Wohlhabenheit aufzuhelfen, bildeten die Waldenſer eine eben nicht zahlreiche und völlig auf ſich beſchränkte Genoſſenſchaft. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts nur wenig beunruhigt, traten ſie mit dem Beginn der Reformation in Deutſchland aus ihrer Abſonderung, knüpften mit den Lutheriſchen des deutſchen Reichs und der Schweiz Verbindungen an, zogen Lehrer von dort herbei und ließen auch auf ihre Koſten eine neue franzöſiſche Bibelüberſetzung verbreiten.

Hierdurch lenkten ſie den Haß der Katholiſchen auf ſich.

Dreimal vom Parlament zu Aix zur Rechtfertigung vorgeladen, erſchien auf Anrathen ihrer Freunde keiner der Waldenſer. Und ſo wurden am 18. November 1540 in contumaciam alle Familienväter zum Feuertode, ihr Vermögen zur Einziehung, Weiber, Kinder und Diener zur Leibeigenſchaft, Merindol, ihr Hauptort, zur gänzlichen Zerſtörung verurtheilt.

Oberpräſident Chaſſané, von dem Verfolgungsgeiſt der übrigen Parlamentsmitglieder keineswegs beſeelt, beſchloß Aufſchub der Vollſtreckung des entſetzlichen Urtheils und Einholung eines königlichen Spruchs.

Ohne Säumen beauftragte Franz I. den damaligen Statthalter von Piemont, Guillaume du Bellay, ihm über die Waldenſer ausführlichen Bericht zu liefern, der denn, bis auf den Punkt der abweichenden Lehren, höchſt günſtig für ſie ausfiel.

Hierauf ſchrieb der König am 8. Februar 1540 an das Parlament zu Aix: Das gegen die Waldenſer gefällte Urtheil ſei vorläufig null und nichtig; doch hätten ſie binnen drei Monaten ein öffentliches Bekenntniß ihrer Irrthümer abzulegen, widrigenfalls ſie der Strafe des Ungehorſams verfallen wären. Um auch gleichzeitig die Widerſpenſtigen von den Folgſamen zu unterſcheiden, habe das Parlament Abſendung gewiſſer Perſonen der Stadt- und Landgemeinden anzuordnen, welche im Namen ihrer Committenten die verlangte Abſchwörung verrichten ſollten.

Chaſſané gab ſtatt deſſen den Einwohnern von Merindol und Cabrières Gelegenheit zu unmittelbarer Vertheidigung vor dem Könige und gleichzeitiger Einhändigung ihres Glaubensbekenntniſſes. Auf Grund eines erläuternden Gutachtens, das Chatellain, Biſchof von Maçon und Großalmoſenier von Frankreich, ausarbeiten mußte, prüfte dann Franz die Confeſſionen ſelbſt und war erſtaunt ob des unmenſchlichen Spruches des Parlaments von Aix. Er drückte ſogar ſein Wohlgefallen über die Waldenſer aus und verbot ihre ferneren Verfolgungen.

Leider ſtarb Chaſſané ſehr bald (1544) und ſo plötzlich, daß man einen unnatürlichen Tod vermuthen möchte.

Ihm folgte Jean Meynier, Baron von Oppede, ein Günſtling des Kardinals von Tournon. Von Hauſe aus ohne Vermögen, war bei Uebernahme der Oberpräſidentſchaft ſein Streben danach gerichtet, ſich bei den Katholiken beliebt zu machen und ſich zu bereichern. Beiden Gelüſten mußten die Waldenſer geopfert werden.

In der Nähe von Cabrières hatte ſein Vater Güter beſeſſen. Gemeiner Verbrechen wegen, behaupten Einige, ſei er ihrer verluſtig gegangen. Meynier, der Sohn, beanſpruchte unter dem Schein des Rechts Grund und Boden eines Mannes jenes Bezirks. Mit Entrüſtung zurückgewieſen, entnahm er daraus den Sporn zu einem Hauptſchlag gegen die Waldenſer.

Die unwahrſcheinlichſten Dinge haben oft Glauben gefunden. Argwohn und Leichtgläubigkeit bedeuten häufig daſſelbe. Meynier erſann das Märchen, die Waldenſer, dieſes friedliche Völkchen, hätten an 16,000 Mann bewaffnet, mit denen ſie die Stadt Marſeille zu überfallen gedächten, um ſie Karl V. zu überliefern. Er bat um Verhaltungsvorſchriften. Kardinal von Tournon brachte dem König dieſe Nachricht und bearbeitete ihn ſo, daß er am 14. Januar 1545 dem Parlamente zu Aix die Erlaubniß ertheilte, „nach der Strenge der Geſetze gegen die Aufrührer“ zu verfahren. Ein zweites Schreiben Tournon's, angeblich im Namen des Königs, interpretirte die fragliche Vollmacht auf Ausführung des durch Chaſſané's thatkräftige Vorſicht und Milde verhinderten grauſamen Parlamentsbeſchluſſes.

Beide Ermächtigungen hielt Meynier eine Zeit lang geheim, damit die Vorbereitungen zu deren Handhabung unvereitelt bleiben möchten. Die Werbungen, welche damals in der Provence des Krieges mit England halber, geſchahen, hielten bei den Waldenſern den Argwohn fern, man könne dieſe Truppen auch wohl gegen ſie verwenden. Nun aber zu Aix, Arles, Marſeille und in anderen Städten das Aufgebot der Stellung beſtimmter Contingente an alle Lehenbeſitzer erging, ſchöpften ſie doch Verdacht. Sie eröffneten ſchriftlich ihre Befürchtungen den deutſchen und ſchweizeriſchen Reformirten. Deren Fürſprache wurde aber von Franz abweiſend aufgenommen.

Endlich war Alles in Bereitſchaft.

Meynier legte am 12. April dem Parlament die beiden Schreiben vor, und auf ſeinen Vorſchlag ward zur Durchführung des Erkenntniſſes unverzüglich eine Commiſſion ernannt.

Oppede traf am dritten Tage (15. April) hierauf mit 6000 Mann in Cadenet ein. Von hier aus, dem allgemeinen Sammelplatz, erfolgte der erſte Angriff auf das Gebiet des Fleckens Pertuis an der Durance. Geplündert und in Brand geſteckt wurden die Dörfer Pupin, de la Motte und St. Martin. Villelaure, Lourmarin, Genſon, Trezemines und Laroque äſchern die Horden folgenden Tages ein, nachdem ſie zuvor alles Vieh hinweggetrieben. Ueberall ſind die Einwohner bereits geflohen.

Die Merindoler hielten furchtlos Stand. Als aber der Glutenkreis der in Flammen auflodernden Nachbarſchaft immer näher rückte, beſchloſſen ſie, den ihnen von den nahenden Parlamentsſchaaren drohenden Gefahren zuvorzukommen. Gleich den Landbewohnern ſuchten ſie mit Aufopferung ihrer werthvollſten Habe das Leben zu retten.

Alle, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, verlaſſen den Heerd ihrer Altvordern; behenderen Schritts denn je an ſeinem Stabe der Greis, der Mann beſorgter denn ſonſt die Häupter ſeiner Lieben zählend; inniger die Mutter den Säugling an die Bruſt ſchließend; knirſchend die ſich fühlende Kraft, ohnmächtig im Einzelnen gegen die Henkersmaſſe; jammernd und wehklagend die zum Dulden Geſchaffenen und deren Loos dem Geſchick der Aelteren verflochten: ein Auszug, würdig der

Digitized by Google

Feder des größten Dichters und der Palette des erſten der Künſtler; ein Auszug, die ſtärkſte Zuverſicht auf eine Vorſehung zu erſchüttern.

Verſchlungen und unwegſam waren die Wälder und Gebirge, in die ſie flüchteten, und die Nacht kam. Aber die feurige Lohe leuchtete ihnen bis gen Sonſalaiſe. Hier verbrachten ſie die erſte Nacht, wachend, denn die Bewohner dieſes Dorfes rüſteten ſich ebenfalls zum Aufbruch. Der Biſchof von Cavaillon hatte Leute gedungen, ſie zu überfallen und umzubringen.

Insgeſammt zogen ſie am nächſten Morgen waldeinwärts fort. Auf den offenen Straßen waren ſie gefährdet. Den Tod wagte der, der eines Waldenſers Leben ſchonte oder gar ihm Nahrung verabreichte.

Einen Ort vor dem Flecken Mus hatte man als vorläufigen Anhalt beſtimmt. Hier erlangen ſie die Botſchaft, Meynier mit allem Kriegsvolk ſei ihnen auf den Ferſen.... Nun herzbrechendes Geſchrei der Mütter, der Schwangeren, vieler Kinder und Altersſchwachen, die, allzu angegriffen von ſchleunigſter und mühſeligſter Flucht, zum alsbaldigen weiteren Aufbruch unfähig geworden.

In dieſer todesbangen Lage erübrigte den Männern kein anderer Rath, als bei dem Feinde den einzigen Reſt von Menſchlichkeit vorauszuſetzen, der ſich der Verſündigung an Alter und weiblicher Wehrloſigkeit enthält — kein anderer Rath, als Frauen, Kinder und Greiſe einſtweilen zurückzulaſſen, ſie der allwaltenden Hand Gottes zu befehlen, ſich ſelber aber nach Mus zu retten.

Als die Feinde auf die Zurückgebliebenen ſtießen, gedachten ſie in ihrer Mordbegier, ſie Alle zu maſſakriren. Haut ſie! Würgt ſie! Reißt ihnen die Frucht aus dem Leibe! ſchrieen Mehrere. Aber in der Bruſt eines der Feldhauptleute ſchlug kein Tigerherz. Er ſetzte es durch, daß Niemand von den Frauen wie von den Greiſen und Kindern beſchädigt wurde. An der Beute, die ſie an baarem Geld und Vieh abdrangen, begnügten ſich die Horden endlich.

In der Stadt Merindol traf der Baron nur Ein menſchliches Weſen an, einen armen Knaben, Namens Maurice Leblanc, der im Trubel der Flucht vergeſſen war. Ihn banden die Henkersknechte an einen Oelbaum und nahmen ihn zur Zielſcheibe ihrer Geſchoſſe. Darauf zündeten ſie die Gebäude an, machten ſie der Erde gleich und marſchirten geraden Weges auf Cabrières.

Die Bevölkerung dieſer Stadt beſtand noch aus ſechzig wehrhaften Männern, einer Menge Frauen und zahlreicher Jugend. Erſtere verrammelten die Thore. Allein auf das Ehrenwort des Barons de la Gard, Commandeurs der gegen England beſtimmten Truppen, wie ihres eigenen Lehnsherrn, daß ihnen kein Ungemach widerfahre, ſofern ſie ſich freiwillig ergäben, eröffneten ſie die Stadt. Kaum war dies geſchehen, ging auch das Würgen und Morden los. Alle, welche ſich verſteckt hatten, wurden hervorgeſucht und mit raffinirter Luſt getödtet. Vierzig Frauen ließ Meynier in eine Scheune ſperren und dieſe anſtecken, ſo daß ſie elendiglich verbrannten. Ueberhaupt ſollen in der Stadt und nächſten Umgebung ſiebenhundert Menſchen umgebracht ſein.

In ähnlicher verrätheriſcher und blutdürſtiger Weiſe verfuhr man mit der Stadt La Coſte. Von den nach Mus Geflüchteten entgingen auch nur Wenige dem qualvollſten Ende. Fünfundzwanzig, die ſich in einer Höhle vor dem Flecken verbargen, wurden, ausgekundſchaftet, darin erſtickt.

Im Ganzen ſtarben auf dieſen Exekutionszügen eines gewaltſamen Todes über dreitauſend Menſchen, ungerechnet die, welche vor Hunger und Elend in Wäldern und Gebirgen umkamen. Wenigen glückte die Flucht nach der Schweiz. Von den Gefangenen ſchickte man die kräftigſten auf die Galeeren. Mehrere erkauften ihre Freiheit, Einige erlangten ſie gegen Abſchwörung ihres Glaubens. Von den Kinden wurden mehrere unter der Bedingung nochmaliger Taufe den Eltern zurückgeſtellt. Städte und Dörfer waren zweiundzwanzig eingeäſchert.

Baltiſche Provinzen.

Deutſche und Ehſten.

Neue Anzeichen des engen Bundes zwiſchen Deutſchen und Ehſten liefert das jüngſte Werk von Waldemar v. Bock „Der deutſch-ruſſiſche Conflict an der Oſtſee"*). Daſſelbe iſt nicht nur dem Ehſtenvolke gewidmet, ſondern giebt auch andere Beweiſe eines befreundeten Verhältniſſes zwiſchen ihm und dem Verfaſſer. Er erinnert die Angeredeten in der Widmung an ein Wort, das er denjenigen von ihnen geſagt habe, welche im Jahre 1864 zu ihm nach Riga kamen, „um ſeinen Rath in der großen Glaubensnoth zu vernehmen." In der Einleitung werden „finnländiſche Mißverſtändniſſe" beleuchtet, die Beziehungen zwiſchen Ehſten und Deutſchen betreffend. In unſerem „Magazin" Nr. 3 von 1869 iſt den Deutſchen in ehſtniſchen Theilen der Oſtſeeprovinzen, nach einer finnländiſchen Zeitung, von einem Finnen der Vorwurf gemacht, daß ſie „das Ehſtniſche nicht cultiviren" und deswegen „kein wahres Vaterland haben." Dagegen erhebt ſich nun W. v. Bock mit der Behauptung, daß „die deutſchen Bewohner des Ehſtenlandes in der That das Ehſtenland cultiviren" — „ja, was das Ehſtenland an Cultivirung des Ehſtniſchen aufzuweiſen hat, das iſt ganz eigentlich das Werk ſeiner deutſchen Bewohner". Daß aber dem ſo ſei, beweiſt ganz beſonders der Umſtand, daß ſelbſt die jungen Männer ehſtniſcher Herkunft, welche an der Cultivirung der ehſtniſchen Sprache in hervorragender Weiſe ſich betheiligt haben, dies doch nicht anders und nicht eher haben thun können, als nachdem ſie zuvor deutſche Bildung vollſtändig in ſich aufgenommen hatten und ſomit ſelbſt, in culturgeſchichtlichem Sinne, „deutſche Bewohner des Ehſtenlandes geworden waren". Dieſe Behauptung wird durch einige Belege bewieſen, dann weiter aber gezeigt, wie die Ehſten zwar nicht vollſtändig germaniſirt ſind, was ohne einigen Zwang nicht geſchehen konnte, daß ſie aber in ihrer Anlehnung an die deutſche Cultur in das Bereich des deutſchen Lebens getreten und namentlich von den Moskowiten mit ihrem Gemeindebeſitz, ihrer unſtäten Wanderſucht, dem griechiſchen Ceremoniendienſt geſchieden ſind. „Im Großen und Ganzen fühlt ſich nicht leicht ein Sterblicher ſicherer und darf ſich auch, Gott ſei Dank, nicht ſicherer fühlen, als — allen moskowitiſchen Träumen vom rothen Hahn in rother Sauce zum Hohne — der baltiſche Deutſche inmitten der Letten und der Ehſten!"

Den Hauptinhalt des Buches bilden zwei, von Herrn Waldemar v. Bock gehaltene Vorträge über: 1) die erſten Begegnungen der Deutſchen mit den Ruſſen in Livland; 2) die livländiſche Landgemeinde im Lichte der ruſſiſchen und vice versa. In beiden Aufſätzen wird manches Neue gebracht, ſo im erſteren

*) Leipzig, Dunker u. Humblot, 1869.

Digitized by Google

Auszüge aus zwei Chroniſten der Zeit Iwans des Schrecklichen, welche in Deutſchland wenig bekannt ſind, aus Kurbski und Heidenſtein. Im zweiten ſind es beſonders Unterſuchungen über die urehſtniſchen Gemeindeverhältniſſe. S. 95 zeigt uns v. Bock, daß die noch gegenwärtig beſtehende Kirchſpiel-Eintheilung Nordlivlands und Ehſtlands aus der vorchriſtlichen Zeit herſtammen. „Noch bis auf den heutigen Tag halten die undeutſchen Eingeſeſſenen der einzelnen Kirchſpiele freie Unterſchiede in der Nationaltracht feſt, an welchen der Kundige ſofort den Mann des Oberpahlenſchen, Halliſtſchen, Fallinſchen Kirchſpiels erkennt. Auch zeigen ſich dieſe Unterſchiede zum Theil mit den bis in die Heidenzeit zurückgehenden Volksſagen ebenſo ſinnig wie innig verwebt.“

Edwart Kattner.

Rußland.

Charaktere des ruſſiſchen Volkes, nach Karl Detlev.

Mehr und mehr lenken die Blicke aller Denkenden ſich nach Oſten. Noch immer iſt uns der Charakter des ruſſiſchen Volkes in Dunkel gehüllt; zwar ſind in letzter Zeit gar mancherlei Zeugniſſe darüber zu uns gedrungen: Turgenieff, Nikolaus Gogol und Andere haben uns Geſtändniſſe über Land und Volk gemacht, die den Stempel großer Treue an ſich tragen; einer zu großen nationalen Voreingenommenheit wenigſtens wird man dieſe Schriftſteller nicht beſchuldigen können, eher dürfte das Gegentheil davon ihre Glaubwürdigkeit etwas beeinträchtigen. Ueber Nikolaus Gogol z. B. ſagt der geiſtvolle Proſper Merimée, der ſelber Rußland ſo gründlich kennt*): „Seine Sittenſtudien bezeugen eine gewiſſe Vorliebe für das Häßliche und das Traurige! Ohne Zweifel exiſtiren dieſe beiden betrübenden Elemente nur zu ſehr in der Natur, und gerade weil man ihnen ſo häufig begegnet, müßte man ſich nicht bemühen, ſie mit unerſättlicher Neugierde aufzuſuchen. Man würde ſich eine ſchreckliche Vorſtellung von Rußland machen, von dem heiligen Rußland, wie ſeine Kinder es nennen, wenn man es nur nach den Bildern beurtheilen wollte, die Gogol entworfen hat. Er zeigt uns entweder Blödſinnige, oder Schurken, die des Hängens werth ſind.“

Aehnliches könnte man von Turgenieff ſagen. Die Gründe für dieſe Art der Auffaſſung hier zu erörtern, würde zu weit führen. Jedenfalls iſt es für Gewinnung eines richtigen Bildes über Rußland ſehr wichtig, auch einmal eine vorurtheilsfreie Stimme zu vernehmen, die uns die Ruſſen von ihrer rein menſchlichen Seite zeigt, nicht Carricaturen, ſondern Skizzen nach dem Leben.

Dies thut Carl Detlev in ſeinen beiden Werken: „Bis in die Steppe“**) und „Unlösliche Bande“***) — Novellen, die man zugleich im höchſten Sinne Sittenſchilderungen nennen muß. Dieſe beiden Erzählungen wurden zuerſt in der Zeitſchrift „Ueber Land und Meer“ veröffentlicht, wo gegenwärtig „Erinnerungen aus der Zarenſtadt“ erſcheinen, aus denen hervorgeht, daß der Verfaſſer ein Deutſcher iſt, der ſeit etwa zwölf Jahren in Petersburg lebt. Näheres über ſeine Verhältniſſe iſt bis jetzt nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen; nur ſo viel ſteht feſt, daß eine ſehr bedeutende literariſche Perſönlichkeit hier fertig vor uns hintritt. Was ſie dazu macht, iſt beſonders die tiefe und reiche Menſchenkenntniß, mit der der Verfaſſer ſeine Charaktere vor uns entſtehen läßt, indem er uns die geheime Werkſtätte der Seele zeigt. Mit gleicher Meiſterſchaft ſchildert er die Menſchen im Salon wie in der Bauernhütte; da iſt nichts äußerlich Effectvolles erſtrebt, ſondern von innen heraus, wie mit Naturnothwendigkeit entwickeln ſich die Conflicte. Die große Treue und Schärfe, mit der das innere Leben der Heldin in der erſtgenannten Erzählung geſchildert iſt, ſowie der Umſtand, daß auch in der zweiten eine Frau die Hauptrolle ſpielt, hat viele Leſer auf die Vermuthung geführt, daß eine weibliche Feder dieſe zarten und doch ſo feſten Linien entworfen habe; dem ſcheinen jedoch die genauen und lebendigen Schilderungen des ruſſiſchen Bauernlebens zu widerſprechen, die in dem zweitgenannten Werke enthalten ſind, und die man kaum in ihrer Knappheit einer Frau zutrauen kann. Dieſe zweite Erzählung ſoll, wie uns von competenter Seite mitgetheilt wird, auf Wahrheit beruhen, das ihr zu Grunde liegende Factum hat ſich unter Kaiſer Nikolaus zugetragen und iſt charakteriſtiſch genug für die ruſſiſchen Zuſtände jener Tage, um es in Kürze hier wiederzugeben:

Wera Suboff, ein junges, ſchönes Mädchen, die Schweſter eines viel älteren Bruders, des Oberſten Suboff, von alter, aber armer Familie, lebt, da ſie Waiſe iſt, im Hauſe dieſes Bruders, der ganz beſonders eiferſüchtig über der Reinhaltung ſeines Namens wacht. Eines Abends will Wera zu Freunden in eine Geſellſchaft fahren, Bruder und Tante ſind verhindert ſie zu begleiten. Vom Diener im eigenen Wagen begleitet, ſcheint aber ſo wenig Beſorgliches im Alleinfahren zu liegen, daß Wera ſich dazu entſchließt. Sie beſteigt den harrenden Wagen, der auch ſogleich fortfährt; allein der wohlbekannte kurze Weg dehnt ſich mehr und mehr, die zugefrornen Fenſterſcheiben hindern das Hinausſchauen, bei dem unſichern Licht, das hier und da eine Straßenlaterne in den Wagen fallen läßt, erſcheint dieſer fremd und unheimlich. Von plötzlicher Furcht ergriffen, reißt das junge Mädchen an der Schnur, die um des Kutſchers Arm befeſtigt iſt — vergeblich! er iſt nicht zum Stillhalten zu bringen! Endlich ſteht der Wagen. Sie ſpringt hinaus und ſieht ſich in einem fremden, feſtlich erleuchteten Hauſe; ein Haushofmeiſter tritt ihr ſofort entgegen, ſie die Treppe hinauf zu geleiten, indem er verſichert, ſie werde ſchon erwartet. Wera will ſofort umkehren — der Wagen iſt verſchwunden. Mit der Bitte, ihr ſofort einen andern zu beſorgen, folgt ſie dem Haushofmeiſter, um bei der Dame des Hauſes den ihr ſelbſt unerklärlichen Zufall zu entſchuldigen. Man führt ſie in einen leeren Salon, der ſofort hinter ihr verſchloſſen wird. Im Nebenzimmer hört man Männerſtimmen, Lachen und Gläſerklirren. Inſtinktartig blickt ſich Wera nach einer Waffe um und findet auf dem Kamin einen kleinen Dolch, den ſie zu ſich ſteckt. Nach einiger Zeit öffnet ſich die Thüre und drei Herren treten herein, ſie ſind in Civil, doch glaubt Wera den einen von ihnen einmal in einer Garde-Uniform geſehen zu haben. Wera verlangt ſofort zu ihrem Bruder, dem Oberſten Suboff, zurückgefahren zu werden. Bei Nennung dieſes Namens ergreift ſichtlicher Schrecken zwei der Mitſchuldigen, und ſie flüſtern dem dritten, der offenbar der Anſtifter iſt, zu, es müſſe ein Irthum geſchehen ſein, dieſes ſei nicht die Rechte. „Gleichviel!“ ruft er in erhöhter Weinlaune, „ſie iſt ſchön, ſchöner als die Andere!“ und damit will er ſich ihr nähern. Mit Hilfe eines aus dem Kamin geriſſenen Feuerbrandes weiß ſich das junge Mädchen vor jeder

*) Nouvelles, Paris 1866.

**) Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger, 1869.

***) Ebendaſ. 1869.

Digitized by Google

hat Babylon die Form eines Rechtecks; jede ſeiner vier Seiten Annäherung zu ſchützen, und ihre Würde und kalte Kühnheit imponiren den Wüſtlingen dergeſtalt, daß einer derſelben verſpricht, ihr zu ſofortiger Flucht zu verhelfen, wenn ſie über alles Geſchehene Schweigen geloben will. Dies verweigert ſie und verläßt das Gemach, da ein Diener den Wagen meldet. In dieſem Augenblicke will Graf Uruſoff ihr wenigſtens noch einen Kuß rauben und empfängt dafür einen tiefen Schnitt in die Wange mit dem verborgen gehaltenen Dolche. — Nach Umherirren in unbekannten Straßen — der Wagen hatte ſie nur bis in die Nähe ihrer Wohnung bringen dürfen — langt ſie zum Tode erſchöpft zu Hauſe an, wo man über ihr Ausbleiben ſchon ſehr beunruhigt iſt. Es iſt zwei Uhr Nachts. Nachdem Oberſt Suboff ihr Abenteuer vernommen, verſpricht er ihr, daß noch in derſelben Nacht ihr Genugthuung werden ſolle. Er legt ſeine Gala-Uniform mit allen Orden an und eilt in's kaiſerliche Palais. Man ſagt ihm, der Kaiſer habe ſich ſeit einer Stunde in ſein Schlafgemach zurückgezogen und ſei für Niemand zu ſprechen. „Aber es gab ein Wort, was damals zu jeder Stunde den Zugang zum Kaiſer öffnete, der Oberſt kannte und benutzte es; es hieß: wichtige Nachrichten aus dem Kaukaſus.

Er wird vorgelaſſen — wir übergehen das Geſpräch mit dem Kaiſer — es dauert bis gegen vier Uhr Morgens. Um dieſe Zeit erläßt der Kaiſer den Befehl, daß um ſechs Uhr ſämmtliche Garde-Offiziere im goldenen Saal verſammelt ſein ſollen. Der Oberſt holt inzwiſchen ſeine junge Schweſter und bringt ſie in das Kabinet des Kaiſers. Um ſechs Uhr meldet der Adjutant, daß die Offiziere alle im goldenen Saal der Befehle des Kaiſers harren. Einer nach dem andern werden ſie in das Kabinet geführt, der Kaiſer richtet an jeden einige Fragen, dann wirft er einen fragenden Blick auf die im Schatten ſitzende Wera; ſie antwortet durch leiſes Kopfſchütteln; und durch eine andere Thüre werden die Eingetretenen wieder entlaſſen. Endlich betritt ein ſchöner Mann, in deſſen Zügen jedoch Verworfenheit zu leſen iſt, die Schwelle, ein tiefer Schnitt durchfurcht ſeine Wange und zitternd erhebt ſich Wera und macht dem Kaiſer ein bejahendes Zeichen. Das Uebrige kann man errathen; der herbeigerufene Metropolitan muß in Gegenwart einiger Palaſtdamen und des Kaiſers ſofort die Trauung vollziehen. Nach derſelben wird dem Grafen Uruſſoff angekündigt, daß der größte Theil ſeines Vermögens, ſowie die Hälfte desjenigen ſeiner Mitſchuldigen, in den Beſitz der Gräfin, ſeiner Gemahlin, übergehe, daß er ſelbſt, zum gemeinen Soldaten degradirt, ſich für die nächſten ſechs Jahre nach dem Kaukaſus zu begeben habe.

Dieſe extreme Strenge wird vom Verf. dadurch erklärt, daß der Kaiſer ſchon lange eine beſondere Unzufriedenheit mit der Garde empfunden habe, die ſich bei einigen Affairen im Kaukaſus ſchlecht benommen, wohl aber durch Ausſchweifung und Uebermuth ſich hervorgethan habe.

Die Folgen einer ſolchen Gewaltmaßregel ſind leicht zu ermeſſen. Wera, die nie ohne Abſcheu an ihren Gatten zu denken vermag, lebt während ſeiner Abweſenheit auf ihren Gütern, beſchützt von einer alten Tante, ein glückloſes, aber nicht ganz unausgefülltes Leben; ſie bringt Verbeſſerungen an, wie und wo ſie kann, und bildet ihren Geiſt aus. Da tritt in ihr Leben plötzlich ein Mann, bei deſſen erſtem Erblicken ſie neue Saiten ihres Herzens erbeben fühlt — ſie lernt in ihm zum erſten Mal in ihrem Leben einen Mann in der ganzen Bedeutung des Wortes kennen. Ihre rührende Schönheit, die ganze concentrirte geiſtige Kraft ihres Weſens machen auch auf ſein Herz einen tiefen Eindruck. So iſt der Conflikt da, der zu einem tragiſchen Ausgang führen muß, da die Ehe in Rußland eben „unlösliche Bande“ bildet. Der gewaltſame blutige Tod aller drei Betheiligten, des zurückgekehrten Gemahls von der Hand der Liebenden, Wera's durch Selbſtmord, wenigſtens durch ſelbſt veranlaßte Krankheit, ſchließen das Ganze mit greller Diſſonanz.

Erinnert nicht dieſes ſtarre Feſthalten am rein äußerlichen Ehrenpunkt an ſpaniſche Begriffe von der Ehre?

Nur in einem Lande, wo die natürliche Barbarei beſtändig in Gefahr iſt, die Schranken der äußeren Sitte zu durchbrechen, ſind ſo gewaltſame Reparationen der verletzten möglich und erträglich — Kuren, an denen feinere Naturen, wie Wera, nothwendig zu Grunde gehen müſſen.

Mag man nun auch mit dem Autor über die Wahl des Gegenſtandes und ſeine unerbittliche Tragik rechten, ſo wird man doch nicht umhin können, dem hohen ſittlichen Standpunkte, der lebendigen, ja meiſterhaften Zeichnung der Charaktere, wie der Situationen, der knappen und doch ſo anſchaulichen Schilderung des Landſchaftlichen ſeine volle Bewunderung zu zollen.

„Bis in die Steppe“ zeigt uns einen Conflikt mehr innerlicher Art, wie er aus den Charakteren ſelbſt hervorgeht, ja hervorgehen muß, wenn ebenſo geartete Charaktere mit einander in Berührung kommen.

Auch in dieſer Erzählung ſind die Vorzüge des Stils der ganzen Darſtellung wie bei der erſten zu rühmen. Nur Einen Einwurf müſſen wir machen: er betrifft die Art der Einkleidung. In beiden Erzählungen iſt es nicht der Autor ſelbſt, welcher das Geſchehene mittheilt, ſondern eine dritte Perſon, in der einen eine vollkommen unbetheiligte, die erſt durch Hörenſagen hinterher alle Umſtände erfahren und zuſammengeſtellt hat. Woher weiß ſie denn aber Seelenvorgänge zu berichten, die ſich jedem fremden Auge entziehen mußten? Dem Autor, der als allwiſſend angenommen wird, iſt das erlaubt, aber nicht einer beliebigen dritten Perſon. — Die zweite Erzählung iſt ganz in Briefen geſchrieben, eine Form, die man doch ſo mancher Unzuträglichkeiten willen, längſt aufgegeben hat. Wir möchten den Autor fragen, warum er ſich ſeine Aufgabe ſo gefliſſentlich erſchwert hat?

Jedenfalls hatten wir der angenehmen Pflicht zu genügen, unter der Fülle von Mittelmäßigkeiten, die den literariſchen Markt überſchwemmen, auf ein Talent erſten Ranges aufmerkſam zu machen. M. St.

Orient.

Zur Urgeſchichte des Orients.*)

II.

Babylonier, Aſſyrer und Phönizier.

Von den Babyloniern handelt zuerſt der zweite Band, und da hält ſich Herr Buſch wieder an dem Beſten und Glaubwürdigſten, was alte und neue Geſchichtſchreiber mitſammt der Bibel aufgezeichnet haben. Im fünften Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung hat Herodot Babylon beſucht und er beſchreibt dieſe Rieſenſtadt folgendermaßen:

„Babylon iſt ſo ſchön, daß wir keine Stadt kennen, die ſich ihr an die Seite ſtellen ließe. In einer großen Ebene gelegen,

*) Abriß der Urgeſchichte des Orients bis zu den mediſchen Kriegen. Bearbeitet von Dr. M. Buſch. 2 Bände. Leipzig, Ambr. Abel, 1869

Digitized by Google

iſt 120 Stadien lang. Ein breiter, tiefer, mit Waſſer gefüllter Graben umgiebt es ringsum; dann trifft man auch eine Mauer von 50 königlichen Fuß Dicke und 200 Fuß Höhe . . . Der Euphrat durchſchneidet Babylon in der Mitte und theilt es in zwei Hälften. Dieſer Fluß iſt groß, tief und reißend. Die eine und die andere Mauer bilden einen Winkel über dem Fluſſe, und an dieſer Stelle beginnt eine Mauer von Backſteinen, mit der beide Ufer des Euphrat eingefaßt ſind. Die Häuſer haben drei bis vier Stockwerke. Die Straßen ſind breit und von andern Durchſchnitten, welche auf den Fluß münden. Den letztern gegenüber hat man in der am Waſſer hinlaufenden Mauer kleine Pforten angebracht, die ebenfalls von Bronze ſind, und durch welche man nach dem Fluſſe hinabſteigt. Der Mittelpunkt beider Stadthälften iſt merkwürdig, bei der einen durch die Königsburg, deren Umfaſſungsmauer groß und ſtark befeſtigt iſt, bei der andern durch das Heiligthum des Bel, deſſen Pforten von Erz ſind, und welches noch jetzt exiſtirt.“ So der alte Geſchichtſchreiber. Ein Gelehrter der neueſten Zeit, der die auf die Topographie der alten Chaldäerſtadt bezüglichen Fragen vollſtändig ins Licht geſtellt, *Oppert*, hat die große Umfaſſungsmauer gemeſſen und gefunden, daß ſie einen Raum von 513 Quadrat-Kilometern umſchloß, d. h. ein Gebiet *ſiebenmal* ſo ausgedehnt als das Areal des heutigen Paris; die zweite Mauer umfaßte einen Raum von 290 Qu.-Kilometern, was immer noch viel mehr iſt, als die von London jetzt bedeckte Fläche.

Indeſſen war das Terrain um dieſe Mauern nicht durchgängig bewohnt, wie ſchon Quintus Curtius es hervorhebt, daß blos eine Fläche von 90 Stadien im Umkreis bewohnt geweſen, der Reſt aber als Ackerfeld für Getreide benutzt worden ſei, und auch *Ariſtoteles* hat ſeine geringe Meinung von dieſer Größe dahin ausgedrückt, daß man nicht durch Mauern allein eine Stadt mache. „Man würde da nur,“ ſagt er, „den Peloponnes mit einer Mauer zu umgeben haben, es würde daſſelbe ſein wie *Babylon* oder jede andere Stadt, deren Umfaſſung mehr ein Volk als eine Stadt einſchließt.“ — Die zweite Hälfte Babels oder die weltliche Stadt („Hallat“ genannt) war jedoch ziemlich dicht durch Einwanderer und Anſiedlungen bewohnt, und hier war es auch, wo die aus Jeruſalem und ſeiner Umgebung weggeführten Iſraeliten ſich niederließen und da wahrſcheinlich auch mit anderen Exulanten-Gemeinden das Recht genoſſen, *nationale* Richter zu haben und ihren Gottesdienſt ungehindert auszuüben. Die von Dr. Buſch an dieſe Thatſache geknüpfte Folgerung, daß im Regierungsſyſtem des babyloniſchen Reiches das Recht *perſonell* und nicht territorial war, wie ſpäter im merovingiſchen Gallien und noch heute in der Türkei, mag als *Vermuthung* ihren Stützpunkt und ihre Stelle finden; als „Beweis“ können wir jedoch obige Thatſache nicht gelten laſſen. Ebenſo wenig können wir damit übereinſtimmen, daß Daniel kurzweg eine „mythiſche Perſönlichkeit“ iſt. Für Herrn Buſch iſt das Buch Daniel „kein vollgiltiger Beweis“ (S. 15), und doch nimmt er gleich darauf (S. 18) an, daß die im Buche Daniel erzählte Thatſache von dem Wahnſinn Nebukadnezar's („Nabuchodonoſor's“) „geſchichtlich begründet“ ſei. Die Geſchichte von der ſchreibenden Hand und der räthſelhaften Prophezeiung, wie ſie im 5. Kapitel des genannten Buches erzählt wird, iſt ihm wieder „völlig unhiſtoriſch“, und da hält er ſich lieber an dem, was der „Vater der Geſchichte“, was *Herodot* darüber berichtet, deſſen Erzählung ihm „in allen weſentlichen Punkten richtig“ vorkommt — als ob Herodot nicht auch Mythen genug in ſeine Erzählungen eingeflochten hätte!

Die Babylonier und Aſſyrer hatten ſich ihre Götter am Firmament unter den Himmelskörpern geſucht, und ſo nahm ihre Religion einen aſtrologiſchen Charakter an. Die Erſcheinungen, in welchen ſie die Macht der Gottheit erkannten und verehrten, waren meiſt atmoſphäriſche, wie die Einwirkung der Sonne auf das Pflanzenleben, die Winde, die Wolken, der Blitz, der Regen u. dgl m. Bildeten nun dieſe Erſcheinungen einen Gegenſatz, einen Kampf zwiſchen zwei Mächten, wie der Wechſel von Tag und Nacht, Winter und Sommer, Regen und Sonnenſchein, ſo machten ſie aus dieſer ſcheinbaren Feindſchaft in der Natur einen Streit zwiſchen dem Guten und Böſen, verſchmolzen dieſen Streit mit dem ſittlichen Kampf der Menſchen, und ſo entſtand der Keim der *dualiſtiſchen* Auffaſſung von Gott und Welt, der ſich unter den Arya herausbildete und ſpäter die Grundlage des religiöſen Syſtems der *Iranier* wurde. Man nahm die Exiſtenz von zwei in aller Ewigkeit mit einander kämpfenden Grundmächten an, die beide derſelben Urſubſtanz entfloſſen ſeien und deren Widerſtreit das Leben und die Dauer des Univerſums ausmache. In den Hymnen der Vedas war es der Kampf Indra's, des *Lichtgottes*, mit Vritra, dem *Dunkeln*, bei den Iraniern war es der Streit Ahuramaria's gegen Agrinainyus, bei den Germanen wieder der ſtete Krieg der Aſen mit den Reif- und Feuerrieſen. Der Gründer dieſer iraniſchen Religion iſt *Zoroaſter* oder *Zarathuſtra*; die Zeit jedoch, in der er gewirkt und gelebt iſt *nicht* genau feſtzuſtellen. Plinius ſetzt ſie tauſend Jahre vor Moſes an; der griechiſche Ueberſetzer der Zoroaſter'ſchen Schriften, Hermippos, beſtimmt ſie auf 5000 Jahre vor dem Fall Trojas; Eudoxos ſchiebt ſie gar bis auf 6000 Jahre vor dem Tode Platon's hinauf, während Xanthos von Lydien nur ſechs Jahrhunderte vor Darius I. aus der Dynaſtie der Achämeniden annimmt. Die neuere Forſchung von *Eugen Burnouf* und *Spiegel* — aus den von Anquetil Duperron in Indien erworbenen Originalſchriften des Zoroaſter — gibt auch das höchſte Alterthum an und verlegt aus vielen Beweisgründen die Lebenszeit des Zoroaſter in das fünfzehnte oder ſechzehnte Jahrhundert vor Chriſtus, was mit der Angabe des Plinius ziemlich zuſammentrifft.

In Bezug auf die Phönizier zieht unſer Autor wieder ſeine Beweiſe aus den griechiſchen Schriftſtellern und aus der Bibel. Er hält dafür, daß die Phönizier die Schrift vereinfacht und das Alphabet *erfunden* haben, was aber von vielen Seiten und erſt neulich auch von Profeſſor *Eckardt* in ſeinem Vortrage („das Judenthum in der Kunſt des Alterthums“) beſtritten und widerlegt wird, indem er mit mehr Anhalt und Wahrſcheinlichkeit den *Hebräern* dieſe Erfindung zuſchreibt. Indeſſen bleibt es nichtsdeſtoweniger ausgemacht, daß die Phönizier außerordentlich viel zur Verbreitung materieller Civiliſation an allen Küſten des Mittelmeers beigetragen hatten. An den überaus lebhaften und umfangreichen Seehandel dieſes Volkes ſchloß ſich naturgemäß ein ebenſo ausgebreiteter und ſehr mannigfaltiger Landhandel an, der durch Karawanen betrieben wurde, und Herodot berichtet uns, daß der Einfuhrhandel mit aſſyriſchen und ägyptiſchen Waaren in andere Länder ausſchließlich in der Hand der Phönizier lag.

Da wir ſchließlich an dieſer „Urgeſchichte“ mehr gute Eigenſchaften als Mängel gefunden haben und ſie überhaupt nur das ſein will, was ſie verſpricht, nämlich blos ein „Abriß“ der Geſchichte, ſo können wir ſie zum Handgebrauch auch den Gebildeten empfehlen und vornehmlich der Jugend ihre Benützung anrathen.

H. L. B.

Digitized by Google

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur.

Gebet eines jüdiſchen Arztes aus dem zwölften Jahrhundert.

Geſtatten Sie mir, zu den Bemerkungen in Nr. 16 des „Magazin" über die Schrift des Herrn Profeſſor *Virchow*, Hoſpitäler und Lazarette betreffend, noch einen kleinen kulturgeſchichtlichen Nachtrag zu liefern. Herr Virchow hat es angezweifelt, daß der Moſaismus in ſeinem religiöſen Gedanken auch die Pflicht der Krankenpflege ſtets als eine heilige aufgefaßt, und daraus hat er den Schluß gezogen, daß das Judenthum erſt unter dem Drucke der Jahrhunderte ſeine angebliche Intoleranz und Selbſtſucht vergeſſen und chriſtliche Humanität ſich angeeignet habe. Herr Dr. D. *Caſſel* hat dies bereits in ſeinem offenen Brief*) durch zahlreiche Hinweiſungen auf die moſaiſchen Urkunden, wie auf die ſpäteren Inſtitutionen der Juden widerlegt. Wir fügen hier noch einen charakteriſtiſchen Beleg bei, und zwar aus der Zeit des *Mittelalters*, als noch Barbarei und Unwiſſenheit unter den europäiſchen Völkern herrſchend waren, während die Araber und die Juden Philoſophie, Naturwiſſenſchaft und Arzneikunde pflegten. Nun iſt uns aus einer hebräiſchen Handſchrift des *zwölften Jahrhunderts* ein Aktenſtück überliefert, das einen merkwürdigen Beweis dafür abgiebt, wie innig gerade der *religiöſe* Gedanke des Judenthums die heilige Pflicht der Krankenpflege aufgefaßt hat. Dr. *Ludwig Philippſon* theilt im zweiten, der *Religion* gewidmeten Theile ſeiner „Weltbewegenden Fragen in Politik und Religion"**) nach jener Handſchrift die deutſche Ueberſetzung eines *täglichen Gebets jüdiſcher Aerzte* (des 12. Jahrhunderts) *vor dem Beſuche ihrer Kranken* mit. Es iſt dieſes Gebet auch in allgemeiner kulturhiſtoriſcher Hinſicht ein merkwürdiges Aktenſtück; wir geben es daher hier vollſtändig wieder:

„Allgütiger! Du haſt des Menſchen Leib voller Weisheit gebildet. Zehntauſend Mal zehntauſend Werkzeuge haſt Du in ihm vereinigt, die unabläſſig thätig ſind, das ſchöne Ganze, die Hülle der unſterblichen Seele, in Harmonie zu erhalten. Immerdar ſind ſie beſchäftigt voller Ordnung, Uebereinſtimmung und Eintracht. Sobald aber die Gebrechlichkeit des Stoffes oder die Zügelloſigkeit der Leidenſchaften dieſe Ordnung ſtört, dieſe Eintracht unterbricht, ſo gerathen die Kräfte in einen Widerſtreit und der Leib zerfällt in ſeinen Urſtaub. Dann ſendeſt Du dem Menſchen die wohlthätigen Boten, die Krankheiten, die ihm die nahende Gefahr verkünden und ihn antreiben, ſie von ſich abzuwenden.

„Deine Erde, Deine Ströme, Deine Berge haſt Du mit heilſamen Stoffen geſegnet; ſie vermögen Deiner Geſchöpfe Leiden zu mildern und ihre Gebrechen zu heilen. Und dem Menſchen haſt Du Weisheit verliehen, des Menſchen Leib zu löſen, die Ordnung und Unordnung deſſelben zu erkennen, jene Stoffe aus ihren Verhältniſſen hervorzuholen, ihre Kräfte zu erforſchen und ſie einem jeden Uebel gemäß zuzubereiten und anzuwenden.

„Auch mich hat Deine ewige Vorſicht erkoren, zu wachen über Leben und Geſundheit Deiner Geſchöpfe. Ich ſchicke mich jetzt an zu meinem Berufe. Stehe mir bei, Allgütiger, in dieſem großen Geſchäfte, daß es fromme, denn ohne Deinen Beiſtand frommt dem Menſchen ja auch das Kleinſte nicht.

„Laß mich beſeelen die Liebe zur Kunſt und zu Deinen Geſchöpfen. Gieb es nicht zu, daß Durſt nach Gewinn, Haſchen nach Ruhm oder Anſehen ſich in meinen Betrieb miſche, denn dieſe ſind der Wahrheit und der Menſchenliebe feind und ſie könnten mich irre leiten in dem großen Geſchäfte, das Wohl Deiner Geſchöpfe zu befördern.

„Erhalte die Kräfte meines Körpers und meiner Seele, daß unverdroſſen ſie immerdar bereit ſeien, zu helfen und beizuſtehen dem Reichen und dem Armen, dem Guten und dem Böſen, dem Feinde wie dem Freunde. Laß im Leidenden ſtets mich nur den Menſchen ſehen.

„Erleuchte meinen Verſtand, daß er das Gegenwärtige faſſe und das Abweſende und Verborgene richtig vermuthe. Laß ihn nicht ſinken, daß er das Sichtbare nicht verkenne, aber auch ſich nicht überſchätze, er könnte ſonſt ſehen, was nicht zu ſehen. Denn fein und unmerklich iſt die Gränze in der großen Kunſt, Deiner Geſchöpfe Leben und Geſundheit zu warten. Laß meinen Geiſt ſtets ſich gegenwärtig ſein. Am Bette des Kranken mögen keine fremden Dinge ſeine Acht ihm rauben, in ſeinen ſtillen Arbeiten nichts ihn ſtören; denn groß und heilig ſind die Forſchungen, Deiner Geſchöpfe Leben und Geſundheit zu erhalten.

„Verleihe meinen Kranken Zutrauen zu mir und zu meiner Kunſt, und Befolgung meiner Vorſchriften und Weiſungen. Verbanne von ihrem Lager alle Quackſalber und das Heer rathgebender Verwandten und überweiſer Wärterinnen, denn es iſt ein grauſames Volk, das aus Eitelkeit die beſten Abſichten der Kunſt vereitelt und Deine Geſchöpfe oft dem Tode zuführt.

„Wenn weiſere Künſtler mich beſſern und belehren wollen, laß meinen Geiſt dankbar und folgſam ſein; das Gebiet der Kunſt iſt groß. Wenn aber eingebildete Narren mich tadeln, ſo laß Kunſtliebe ganz ihn ſtählen, daß er ohne Rückſicht auf Alter, Ruhm und Anſehn auf der Wahrheit beharre, denn Nachgeben wäre hier Tod und Krankheit Deiner Geſchöpfe.

„Verleihe meinem Geiſte Sanftmuth und Ruhe, wenn ältere Genoſſen, ſtolz auf die Zahl der Jahre, mich verdrängen, mich höhnen und höhnend mich beſſern wollen. Laß auch dies mir zum Vortheil gereichen, denn ſie wiſſen mancherlei, was mir fremd iſt, aber ihren Dünkel laß mich nicht kränken; ſie ſind alt und das Alter iſt nicht der Leidenſchaften Meiſter — hoffe doch auch ich alt zu werden auf Erden vor Dir, Allgütiger!

„Schenke mir in Allem Genügſamkeit, nur nicht in der großen Kunſt. Laß nie den Gedanken in mir erwachen, du haſt des Wiſſens genug, ſondern verleihe mir Kräfte, Muße und Trieb, meine Kenntniſſe immerdar zu erweitern und neue mir zu erwerben! Die Kunſt iſt groß, aber auch der Menſchen Verſtand dringt immer weiter.

„Allgütiger! Du haſt in Deiner Gnade mich erkoren, zu wachen über Leben und Tod Deiner Geſchöpfe. Ich ſchicke mich jetzt an zu meinem Berufe. Stehe mir bei in dieſem großen Geſchäfte, daß es fromme, denn ohne Deinen Beiſtand frommt dem Menſchen ja auch das Kleinſte nicht."

*) Berlin, Louis Gerſchel.

**) Leipzig, Baumgärtner, 1869 (Bd. II. S. 159).

Abeſſinien.

Die Falaſchas oder abeſſiniſchen Juden.*)

Herr Flad, deſſen Buch „Zwölf Jahre in Abeſſinien" wir vor Kurzem im Magazin zu beſprechen Veranlaſſung nahmen, iſt ſeitdem mit einer neuen Publication über Abeſſinien hervorgetreten. Wenn wir in Betreff des erſteren Buches bemerkten, daß es für Kenntniß von Land und Leuten nur wenig Neues biete, ſo müſſen wir von der vorliegenden Schrift ſagen, daß der größte Theil ihres Inhalts über bisher Unbekanntes berichtet.

Die allgemein verbreitete Meinung, daß die Juden durch die Zerſtörung Jeruſalems den letzten Reſt politiſcher Selbſtändigkeit verloren, iſt richtig für den jüdiſchen Staat in Paläſtina; auf das geſammte Judenthum jedoch darf man dieſe Meinung nicht ausdehnen. Es dürfte allerdings wohl nur Wenigen bekannt ſein, daß im Mittelalter tief im Innern Aſiens und Afrikas verſchiedene jüdiſche Staaten exiſtirten. So finden wir an den ſüdlichen Ufern des Kaspiſchen Meeres den jüdiſchen Staat der Chazaren, über welchen wir bei arabiſchen Hiſtorikern intereſſante Nachrichten finden.

Zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts n. Chr. gelangte das Judenthum, wenn auch nur vorübergehend, in Südarabien zu großer Macht, indem der König Dſu-nuwas zum Judenthum übertrat und ſo einen jüdiſchen Staat gründete. Die ſchonungsloſe Grauſamkeit jedoch, mit welcher Dſu-nuwas das Judenthum auszubreiten beſtrebt war, verwickelte ihn in Krieg mit den chriſtlichen Abeſſiniern. Der damalige abeſſiniſche Kaiſer Caleb ſetzte mit einem zahreichen Heere über das Rothe Meer, beſiegte den Dſu-nuwas und vernichtete ſo den jüdiſchen Staat in Südarabien nach kurzem Beſtehen.

Aber in Abeſſinien ſelbſt mußte nach einigen Jahrhunderten das Chriſtenthum dem Judenthum weichen; in den weſtlichen Theilen des abeſſiniſchen Reiches befand ſich nämlich eine ſtarke jüdiſche Bevölkerung, welche immer mächtiger wurde, bis es endlich einer Familie derſelben glückte, das Kaiſerreich an ſich zu reißen und länger als drei Jahrhunderte zu behaupten. Dies war die Familie Zage; ungefähr von den Jahren 960 bis 1300 n. Chr. hatte ſie den abeſſiniſchen Thron inne; da gelang es einem Sprößling der alten chriſtlichen Kaiſerfamilie, Namens Jekuno Amlak, vom Süden aus vordringend, die jüdiſche Dynaſtie zu vernichten und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen. Sein Geſchlecht herrſchte bis 1780 n. Chr.; mit dem Tode des letzten Kaiſers Takla Gyorgis zerfiel das Reich.

Wenngleich die jüdiſche Dynaſtie geſtürzt war, ſo waren die Juden doch noch ſehr mächtig und empörten ſich wiederholt gegen die chriſtlichen Kaiſer, ſo daß wiederholt Feldzüge gegen ſie unternommen werden mußten. Schließlich wurden ſie auch wieder auf den weſtlichen Theil des Reiches beſchränkt, in welchem ſie jetzt noch als fleißige, gewerbtreibende Leute wohnen.

Die Frage, wann die Juden in ſo großer Anzahl in dieſe Weltgegenden ausgewandert ſind, iſt unſeres Wiſſens noch nicht ernſtlich erörtert worden; wir verzichten alſo auch darauf, die vielen, von einander ſtark abweichenden Anſichten an dieſer Stelle mitzutheilen.

Was den gegenwärtigen Cultus, die Gebräuche und die geſammten Zuſtände dieſer Leute betrifft, ſo verweiſen wir auf das Buch des Herrn Flad ſelbſt; es iſt in demſelben Alles äußerſt überſichtlich zuſammengeſtellt. —s.

*) Kurze Schilderung der bisher faſt unbekannten Abeſſiniſchen Juden (Falaſcha) u. ſ. w. von Martin Flad. Baſel, C. F. Spittler, 1869. (Preis 24 kr.)

Kleine literariſche Revue.

— **Vorgeſchichtliches über das Land Preußen.***) Der gelehrte Verf. bietet mit ſeinem Werke eine neue Vorgeſchichte des Landes Preußen, die nicht allein durch tiefes Quellenſtudium ſich auszeichnet und daher in hiſtoriſcher Hinſicht allen Anſprüchen reichliche Befriedigung gewährt, ſondern auch dem gebildeten Laien ein intereſſantes Bild der Urgeſchichte ſeines Vaterlandes und ſeiner Vorfahren aufrollt. Unſer wärmſtes Intereſſe wird erweckt, wenn wir, von dieſem Führer geleitet, auf den erſt von ihm angebahnten Pfaden in die bis jetzt in ſagenhaftes Dunkel gehüllte Vorzeit blicken, und wir erſtaunen billig ob des hochehrwürdigen Alters von Preußens Stammbaum, deſſen gigantiſche Wurzel tief verborgen ruht im Schoße der Bernſteinküſte. Beſonders hervorzuheben iſt, daß der Verfaſſer Licht in das ſogenannte Dunkel der Vorgeſchichte Preußens zu bringen verſucht daß es ihm im reichen Maße gelungen.

„Wenn wir auch darauf verzichten müſſen, über den Inhalt ihres Lebens viel zu erfahren (ſagt der Verfaſſer in ſeiner Vorrede) — der Wunſch, die Spuren ihres Daſeins höher hinauf zu verfolgen, auch die erſten Pfade ihrer Blutsfreunde und das gemeinſame Lager, aus dem die verwandten Stämme kamen, genauer und vollſtändiger zu erkunden, als es bisher geſchehen iſt — mich dünkt, wenigſtens dieſer Wunſch geht über das Erreichbare nicht hinaus und es iſt eine Hauptaufgabe dieſes Buches, ihn ſeiner Erfüllung näher zu bringen." — Wir können das Buch beſtens empfehlen allen Denen, welche ſich über die Vorgeſchichte des Landes Preußen zuverläſſig unterrichten wollen.

— **Zur Geſchichte des Adels** liefert Dr. J. F. Roßbach**) in dem erſten Bändchen einer populär-wiſſenſchaftlichen Arbeit, deren Ziel durch den umfaſſenden Titel einer „Geſchichte der Geſellſchaft" nicht mit genügender Beſtimmtheit bezeichnet iſt, Beiträge von ziemlich ungleichem Werthe. Wenn der Verfaſſer durch eine zuſammenhängende Darſtellung der geſellſchaftlichen Zuſtände weſentliche Lücken der Staats- und Kulturgeſchichte auszufüllen verheißt, ſo werden die hierdurch rege gemachten Erwartungen bereits durch die Erklärung herabgeſtimmt, daß ein Eingehen auf die Trachten, Sitten, Lebensweiſe, auf das Privatleben der Geſellſchaftsklaſſen überhaupt nicht beabſichtigt werde. Indeſſen bot die Aufgabe auch in der Beſchränkung auf das ſtaatliche und religiöſe Leben noch immer eine Reihe von fruchtbaren und für das Verſtändniß der Geſammtgeſchichte förderlichen Geſichtspunkten, ſo daß der Verfaſſer durch eine knappe, aber lichtvolle Behandlung derſelben ein recht intereſſantes und nützliches Buch zu liefern vermocht hätte. Wir fürchten aber, daß, wer auf dieſe Darſtellung der Ariſtokratie angewieſen ſein ſollte, um ſich über Urſprung, Weſen und Be-

*) Elektron oder „Ueber die Vorfahren, die Verwandtſchaft und den Namen der alten Preußen. Ein Beitrag zur älteſten Geſchichte des Landes Preußen von Dr. William Pierſon." Berlin, W. Peiſer, 1869.

**) Geſchichte der Geſellſchaft. I. Theil. Die Ariſtokratie. Würzburg, Stuber, 1868. XII u. 283 S. fl. 8.

Digitized by Google

deutung des Adels im Orient, in Griechenland oder Rom, im Mittelalter und der Neuzeit Belehrung zu verſchaffen, das Gebotene nicht genügend finden kann. Denn ſtatt einer geſchichtlichen Entwickelung findet er Ideen zur Geſchichte, Betrachtungen, die, in ſehr ungleichem Maße auf die Sache eingehend, das Hiſtoriſche im Weſentlichen als bekannt vorausſetzen, und die auch durch eine wunderliche Auseinanderreißung der einzelnen Nationalitäten in ihrer Ueberſichtlichkeit beeinträchtigt werden. Die Eintönigkeit, die durch das beſtändige Hervorheben der providentiellen Weltgeſetze hervorgerufen wird, tritt bei der ſchwungvollen, nicht ſelten etwas phraſenhaften Schreibweiſe des Verfaſſers um ſo deutlicher an den Tag. Freilich bringt uns hier und da ein Satz, wie folgender, zum Lächeln: „Wo nicht die Volkskraft ſelbſt ſolche Uſurpation überwältigte, da nagte der Wurm der Geſchichte in der Tiefe ihrer Eingeweide, bis ſie dem Siechthume erlag.“ Anerkennung verdient die fleißige Benutzung der neueren Literatur. Werken, wie z. B. Laurent's Histoire du droit des gens, dieſer unerſchöpflichen Fundgrube tüchtiger und geiſtvoller Gelehrſamkeit, verdankt das kleine Buch viel; wie denn die anziehende Darſtellung der Pythagoräer weſentlich auf Laurent's eingehender Betrachtung dieſes Ordens und ſeiner reformatoriſchen Beſtrebungen ruht. Auch über Weſen und den Werth des Adels im neueren europäiſchen Staatsleben bringt die Roßbach'ſche Schrift, neben einer Ueberſicht der bedeutenderen Literatur, manch treffendes Wort, und zu den Schlußbemerkungen, in denen der Verfaſſer auf die lediglich dem eigenen Verdienſte entſpringende Ariſtokratie der Zukunft hinweiſt, darf er ſich des Beifalls und der Zuſtimmung in weiteſten Kreiſen verſichert halten. F.

— **Friedrich Wilhelm Krummacher, eine Selbſtbiographie.***) Der am 10. December 1868 zu Potsdam verſtorbene Hof- und Garniſonprediger, Dr. theol. Friedrich Wilhelm Krummacher, der älteſte Sohn des berühmten Parabeldichters Friedrich Adolf Krummacher, hat unſtreitig zu den bedeutendſten Vertretern des orthodoxen Standpunktes innerhalb der evangeliſchen Kirche Deutſchlands gehört. Seine gegenwärtig von ſeinen Kindern pietätsvoll herausgegebene Selbſtbiographie iſt deshalb ein erhebliches Zeichen der Zeit, oder, wenn man will, der nächſten Vergangenheit, und ſie iſt ein ſolches um ſo mehr, als ſie mit großer Klarheit und Schärfe einen Theil der wichtigſten Glaubens- und Wiſſenskämpfe unſerer heutigen Sturm- und Drangperiode abſpiegelt, von einem Standpunkte aus, der allerdings ſehr weit nach rechts liegt, aber gerade durch den unumwundenen Bruch mit der Unvereinbares zuſammenſchweißenden „Vermittelungs-Theologie“ die Charakteriſtik des eigenen Seelenzuſtandes, der eigenen Partei, wie auch fremder und ſelbſt entgegengeſetzter Richtungen entſchieden fördert. Der verewigte Krummacher hat für Charakterzeichnuug ein ausgeprägtes Talent beſeſſen; er hat es in ſeinem Lebensbilde frei walten laſſen und ſeine außerordentliche Formgewandtheit iſt ihm dabei weſentlich zu Hilfe gekommen. Krummacher iſt einer der Hauptmitbegründer des „evangeliſchen Bundes“ (Evangelical Alliance) geweſen und die große Berliner Verſammlung vom September 1857 hat ihm vorzüglich ihr Zuſtandekommen verdankt. Sein Wirken im Dienſte der Geſammtintereſſen der evangeliſchen Chriſtenheit ſichert dieſem Freunde König Friedrich Wilhelms IV. bei Männern der verſchiedenſten Standpunkte ein ehrenvolles Gedächtniß; ſein würdiges Auftreten in der Lisco'ſchen Angelegenheit (1868) hat gar Manchen unter ſeinen Gegnern für ihn gewonnen, ſeine perſönliche Milde und Mäßigung, die Liebenswürdigkeit ſeines geſelligen Verhaltens und vor Allem auch ſeine aufrichtige Duldung abweichender Ueberzeugungen, ſobald ſie innerlich begründet ſchienen, wird Denen, die ihm näher ſtanden, gewiß unvergeßlich ſein. T. v. B.

*) Mit dem Bildniß des Verfaſſers. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben, 1869. 279 S.

— **Jellinek's israelitiſche Gotteslehre.** Von Dr. Ad. Jellinek, israelitiſchem Prediger in Wien, ſind unter dem Titel: „Schma Jisraël“ (Höre, Israel) fünf Reden über das israelitiſche Glaubensbekenntniß erſchienen*). Der gewandte und beliebte Kanzelredner, dem die Macht des Wortes außerordentlich zu Gebote ſteht, hat in warmen Worten den Werth und die Bedeutung des israelitiſchen Glaubensbekenntniſſes, das ſich in der Hingebung an den einig-einzigen Gott, im Monotheismus, concentrirt, ſeinen Zuhörern dargelegt. Es thut dem Gemüthe wohl, das Höchſte und das Bedeutſamſte, worüber der Menſchengeiſt ſinnt, ſein Verhältniß zu ſeinem Schöpfer, ſo klar und ſelbſt dem einfachſten Verſtande faßlich dargeſtellt zu ſehen. Es bilden dieſe Reden die erſte Abtheilung zu einer Reihe von Vorträgen über „Gott, Welt und Menſch nach der Lehre des Judenthums“.

Zur Förderung der Kunſtgewerbe. Den früheren, in Berlin und Wien veröffentlichten deutſchen Mahnungen, Geſchmack und Bildung unſerer Gewerbetreibenden möglichſt zu fördern, damit ſie nicht auch ferner, wie die Pariſer Induſtrie-Ausſtellung von 1867 bewieſen, hinter den Leiſtungen der Engländer, der Franzoſen, der Belgier und mancher anderen Nationen zurückbleiben, ſchließt ſich jetzt auch eine kleine Schrift des Herrn Karl Krumbholz, Lehrers an der k. polytechniſchen Schule in Dresden, an, der dabei beſonders ſein engeres ſächſiſches Vaterland im Auge hat.**) In eingehender Weiſe beſpricht der Verfaſſer, nachdem er die zurückgebliebene Stellung der deutſchen Kunſtgewerbetreibenden nachgewieſen, die Mittel zur allgemeinen Bildung des Volksgeſchmackes, und zwar nicht bloß der Produzenten, ſondern auch der Konſumenten, wobei natürlich die jetzt in allen Ländern auf der Tagesordnung befindliche Sache des zweckmäßigeren und vollſtändigeren weiblichen Unterrichts ebenfalls als eine Nothwendigkeit hervorgehoben wird. An dieſen theoretiſchen Theil des Buches reiht ſich demnächſt der praktiſche, welcher die Anſtalten für ſpezielle Ausbildung von Fachkünſtlern und Lehrern, die Errichtung von Kunſtgewerbeſchulen und Lehrwerkſtätten, von gewerblichen Akademien für Zeichnen, Malen, Compoſition und Ornamentik, Photographie, Gipsgießerei ꝛc. behandelt. Die Schrift des Herrn Krumbholz iſt der allgemeinſten Beachtung und die Befolgung ſeiner Rathſchläge dringend zu empfehlen.

— **Edmund Höfer's „Verlorner Sohn“.*****) „Aber Ihnen ſag' ich's doch, denn ich halt's nicht aus, daß man meinen Herrn immer ſchilt und für Nichts achtet, und er verdient das nicht. Er iſt der beſte und bravſte Herr im Lande — ich muß das herausſagen, es frißt ſchon lange an mir! — aber er verſtellt

*) Wien, Beck'ſche Univerſitätsbuchhandlung, 1869.

**) Mode oder Princip? Anregungen und Vorſchläge für eine Organiſation zur Förderung des Geſchmackes und der Bildung gewerblicher Künſtler. Von Karl Krumbholz. Leipzig, Quandt u. Händel, 1869.

***) Stuttgart, Eduard Hallberger, 1869.

Digitized by Google

ſich, als wär ihm Alles egal. Die Hundsfötterei von Anno Sechs iſt ihm in's Herz gedrungen — ich weiß, wie es geweſen! — und hat ihn toll gemacht." So redet Konrad, der alte Diener des Lieutenants a. D. Walther von Herreneck, über dieſen, und dieſer ſelbſt ſagt von ſich, als ihn ein alter Kriegskamerad auffordert, zur Befreiung des Vaterlandes vom Joche Napoleon's die Waffen zu ergreifen, und ihn nicht nur an den einſt von ihm geleiſteten Fahneneid, ſondern auch an den Eid erinnert, welchen er, wie jeder Mann von Ehre, geſchworen haben müſſe, dem König und dem Vaterlande zu dienen und treu zu ſein: „Halten Sie ein, Herr Major, dieſen Eid, den Fahneneid und den andern, ſchwor auch ich und habe ihn gehalten, bis ich ihn unter die Füße treten und unſern Dienſt, unſere Treue und Ehre mißbrauchen ſah, um uns — ich wiederhol's! — in Schande und Schmach zu führen". Man ſieht, Edmund Höfer hat in ſeinem Helden ein intereſſantes, und, ſo viel wir uns erinnern, noch nicht behandeltes Problem darzuſtellen verſucht. Der übliche Verräther aus der „Franzoſenzeit" verzweifelt zwar auch an ſeinem Vaterlande, aber ſeine Vorliebe für die Fremdherrſchaft baſirt auf einer ungemeſſenen Bewunderung des großen Kaiſers; Walther von Herreneck hat zwar auch einige derartige Züge, aber ſeine Mißachtung des vaterländiſchen Geiſtes iſt aus eigenen Erlebniſſen entſprungen und nur zu begründet. Die Schmach von 1806 hat auch ihn ehr- und wehrlos gemacht. Von nun an verſpottet er alle deutſchen Beſtrebungen als lächerlichen Enthuſiasmus, der nie Thaten erzeugen werde, und von den Seinen deshalb wie ein verlorener Sohn betrachtet und zurückgeſtoßen, findet er am Buſen einer ſchönen franzöſiſchen Generalswittwe Erholung. Wie Schade, daß ſich der Dichter nicht die Mühe gegeben, ſeine vortreffliche Idee auszubeuten und nun Walthers allmähliche Bekehrung inmitten der jugendlichen Begeiſterung der Freiwilligen von 1813, unter den blitzenden Greiſenaugen des Feldmarſchalls Vorwärts zu ſchildern. Welche prächtige Scenen für einen Roman, welches tiefe pſychologiſche Intereſſe! Doch, wie geſagt, der Verfaſſer hat ſich begnügt, das ganze in einer kurzen Leihbibliotheks-Novelle abzumachen. Als Walther einſt von ſeiner Couſine Anna — die er natürlich nach dem Kriege beiratet — mit feurigen Worten ermahnt wird, an ſein Vaterland ſich anzuſchließen, kommt im ſelben Momente die Nachricht vom Abfall Yorks. Eine That iſt geſchehen und Walther, zumal ſeine geliebte Franzöſin ſich als eine ſchnöde Egoiſtin ausweiſt, bekehrt. Wie unkünſtleriſch und wie wenig befriedigend!*) H. H.

Literariſcher Sprechſaal.

Die aus Amerika einlaufenden Nachrichten über die zunehmende Unſittlichkeit im Volke der Vereinigten Staaten ſind wahrhaft betrübend — um ſo betrübender, als die Gegner des modernen Prinzips der Selbſtregierung daraus Argumente gegen dieſes Prinzip entnehmen, während doch auch die ſozialen Zuſtände des cäſariſch regierten Frankreichs nichts weniger als Tugendmuſter ſind. Die Regierungsform iſt es demnach nicht, die man anzuklagen hat; wohl aber iſt es die materialiſtiſche Richtung der Zeit, die dafür verantwortlich gemacht werden darf.

Ein ehrenwerthes, in gutem deutſchen Sinne redigirtes Blatt von Pennſylvanien, der in Allentown erſcheinende „Weltbote", deſſen Nummer vom 14. April uns vorliegt, beruft ſich auf einen Ausſpruch des Senators Sprague, welcher kürzlich im Kongreſſe der Vereinigten Staaten geſagt, er kenne ſehr viele Länder und Völker des Erdballs, aber er müſſe ſagen, daß heutzutage in der amerikaniſchen Geſellſchaft weniger Sittlichkeit und Tugend als in der jedes anderen civiliſirten Landes der Erde zu finden ſei. Das genannte deutſche Blatt ſagt ferner:

„Die ſittlichen oder vielmehr die unſittlichen Zuſtände unſeres Landes ſind wohl geeignet, das Herz eines jeden Vaterlandsfreundes mit Betrübniß und banger Sorge für die Zukunft zu erfüllen. Die moraliſche Fäulniß und Corruption in allen Ständen und Schichten des Volkes von Oben bis Unten tritt immer offener an den Tag, und die ſchreckliche Zunahme von Laſtern und Verbrechen kann nicht mehr weggeleugnet werden. Kein Tag vergeht, wo nicht die Spalten der Tagespreſſe mit neuen Unthaten angefüllt ſind. ... Die Rechtspflege, hohe und niedere Richterſtühle ſind vom allgemeinen Verderben angeſteckt, und dem Verbrechen wird dadurch Vorſchub geleiſtet. Unſere Strafgeſetze mit den vielen Hinterthüren ſtehen dem Miſſethäter durch Geld und geſchickte Advokaten immer offen, und derjenige Schuldige, der hier nicht durchgebracht wird, findet für Geld immer noch andere Gelegenheiten, der gerechten Strafe zu entrinnen. Aus Scheu vor dem Geſetz, aus Furcht vor der Strafe laſſen ſich Menſchen heutzutage ſelten mehr vom Verbrechen abſchrecken. Unſere Juſtizpflege liegt an manchen Orten ſo im Argen, daß das Volk gar kein Vertrauen mehr hat und oft zu ſolchen Mitteln, die eben ſo verderblich für das Gemeinwohl ſind, zum Lynchgericht, ſeine Zuflucht nimmt. — Grandjuries zögerten, „True Bills" zu finden, und Juries weigerten ſich oft, die Angeklagten eines großen Verbrechens ſchuldig zu erklären; im Gegentheil, ſie empfehlen dieſelben noch der Gnade des Gerichtshofes. Und ſelbſt in Fällen, wo eine Ueberführung des Verurtheilten zum Tode folge, werde die Exekutive mit Begnadigungs-Geſuchen beſtürmt. Aus dieſen Gründen ſei es im Augenblick gefährlicher, einem Andern ſeine Taſchen zu leeren, als einen Mord zu begehen; der Dieb ſei der Strafe gewiſſer als der Mörder. Illinois habe ſich kürzlich gezwungen geſehen, die Todesſtrafe wieder einzuführen, Maine habe den Antrag der Abſchaffung mit großer Majorität verworfen. — Im letzten Jahre ſeien in Philadelphia 36,000 Verhaftungen vorgekommen, alſo auf je 22 Einwohner Eine. Von dieſen ſeien 17,000 ins Gefängniß geſchickt worden, alſo Einer auf je 47 Einwohner."

Montesquieu ſagt in ſeinem Esprit des lois von der alten Hauptſtadt des von Tyrannen beherrſchten Sicilien: „Syrakus, das beſtändig zwiſchen den Zuſtänden der Zügelloſigkeit und der Unterdrückung hin und her ſchwankte, das bald von der Freiheit, bald von der Knechtſchaft beherrſcht war, das dieſe wie jene gleich einem Sturm über ſich ergehen ließ, trug in ſeinem Schoße eine unermeßliche Bevölkerung, welche nur die Eine harte Alternative kannte, ſich entweder einen Tyrannen zu geben, oder ſelbſt ein Tyrann zu ſein." — Neuere franzöſiſche Kulturhiſtoriker haben in dieſem Ausſpruche Montesquieu's eine Prophezeiung der Zuſtände von Paris im neunzehnten Jahrhundert und eine erſchreckende Aehnlichkeit in den Zügen der antiken ſicilianiſchen und der modernen franzöſiſchen Hauptſtadt erkannt.

*) Leider verfällt der Verfaſſer mehr und mehr in den Fehler, bloße Leihbibliotheks-Waare zu liefern. Seine kürzlich bei Eduard Trewendt in Breslau erſchienene zweibändige Erzählung „Zwei Familien", voll Mord und Graus, iſt eine geradezu für das Publikum der Gerichts- und Kriminal-Zeitungen geſchriebene Novelle.

Digitized by Google

Unter dem Vorſitz von Edouard Laboulaye iſt in Paris eine Geſellſchaft für vergleichende Geſetzgebung zuſammengetreten, welche im Weſentlichen die in unſerm neulichen Artikel über die Ausbildung des internationalen Rechtes bezeichneten Aufgaben zu verfolgen beabſichtigt. Das Statut bezeichnet als Zweck der Geſellſchaft: das Studium der Geſetze der verſchiedenen Länder und die Auffindung praktiſcher Mittel, um die einzelnen Zweige der Geſetzgebung zu verbeſſern. Nach dem Vorbilde ähnlicher Vereine in England und Nordamerika theilt ſich die Geſellſchaft nach den Nationalitäten in Sectionen; die Berichte derſelben werden in den Verſammlungen geprüft und erforderlichen Falls beſondere Commiſſionen zur Bearbeitung und Sammlung des betreffenden Materials überwieſen. Eine periodiſche Veröffentlichung der Ergebniſſe dieſer Arbeiten wird in der Revue du droit international in Ausſicht geſtellt. Im Vorſtande der Geſellſchaft, die bei ihrer Conſtituirung bereits 250 Mitglieder zählte, befinden ſich Namen von beſtem Rufe in der Rechtswiſſenſchaft und der Advocatur Frankreichs; wir erwähnen die Herren Fauſtin-Hélie, Duverger, Garnier, Courcelle-Séneuil, Rauter u. ſ. w.

Der „Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen“ hat neuerdings den Betrag von 300 fl. ö. W. mit der Beſtimmung ausgeſetzt, daß hiervon ein erſter Preis von 200 fl. und ein zweiter Preis von 100 fl. für die beſten als preiswürdig anerkannten Arbeiten ausgeſchrieben werde, welche die Geſchichte einer Zunft, eines Gewerbs-, Handels- oder Induſtriezweiges in Böhmen zum Gegenſtande haben, gleichviel ob die Arbeit ſich auf einen Ort oder Bezirk in Böhmen beſchränkt, oder das ganze Land Böhmen berückſichtigt. Als Preisrichter hat die Section die Herren Sectionschef Dr. Ant. Banhans in Wien, Prof. Dr. Fr. Makowiczka in Erlangen, Handelskammer-Secretair Dr. Edmund Schebek in Prag, Buchhändler Friedr. Tempsky in Prag und Director Karl Werner in Znaim erwählt. Konkurriren können auch Nichtvereinsmitglieder. Die Arbeiten ſind in deutſcher Sprache bis zum 31. December 1870 an den Ausſchuß des Vereins für Geſchichte der Deutſchen Böhmens in Prag mit einem Motto einzuſenden, und ſind die Adreſſen der Konkurrenten verſiegelt beizulegen. Die Namen derjenigen, welchen die Preiſe zuerkannt werden, kommen binnen Jahresfriſt nach Ablauf des Einſendungstermines zur Veröffentlichung. Die preisgekrönten Arbeiten wird der Verein gegen Zahlung eines angemeſſenen Honorars publiziren.

Der Handelsverkehr Liberia's, der Neger-Republik an der Weſtküſte Afrika's, iſt, dem Jahresbericht des Norddeutſchen Bundeskonſulats zu Monrovia zufolge, im J. 1868 ein den Zeitverhältniſſen angemeſſener und zufriedenſtellender geweſen. Derſelbe iſt für uns inſofern nicht ohne Intereſſe, als der Norddeutſche Bund in Bezug auf Betheiligung daran eine wichtige Rolle ſpielt. Außer Norddeutſchland nehmen noch die Vereinigten Staaten Amerikas, England und Holland daran Theil, allein es wird allgemein angenommen, daß der Verkehr keines der letzteren Länder an Wichtigkeit denjenigen des Norddeutſchen Bundes, welcher im J. 1868 wohl reichlich 200,000 Doll. umgeſetzt hat, übertrifft. Im J. 1868 kamen im Hafen von Monrovio 5 norddeutſche Schiffe mit zuſammen 576 Laſten an. — Bei Beurtheilung des Handels der Neger-Republik darf indeſſen nicht außer Acht gelaſſen werden, daß die Bedeutung deſſelben bis jetzt zu den wirklichen natürlichen Hilfsquellen des Landes und zu der Ausdehnung ſeiner Küſte noch immer in einem ſehr ungünſtigen Verhältniß ſteht. Dies hat theilweiſe ſeinen Grund darin, daß durch die Beſtimmung der Landesverfaſſung, welche die Weißen von der Erlangung des Bürgerrechtes und des Grundbeſitzes ausſchließt, der Zufluß fremder Kapitalien zu Zwecken der Bodenkultur erſchwert wird, während die civiliſirten Liberianer — meiſtens von den Vereinigten Staaten Nordamerikas eingewanderte freie Farbige und emancipirte Sklaven ohne hinreichende eigene Mittel zur Ausbeutung des natürlichen Reichthums ihres Landes — ſich faſt ausſchließlich dem Handel mit den unciviliſirten Eingeborenen widmen, denen die Erzeugung und Einſammlung der hauptſächlichſten Export-Artikel faſt gänzlich überlaſſen iſt. — Die Einfuhr-Artikel beſtehen hauptſächlich aus Baumwollenwaaren, Tabak, Spirituoſen, Pulver, Waffen, Steinzeug, Eiſen und diverſen kurzen Waaren und Luxusgegenſtänden. Von den Erſteren, die den für den Handel mit den Eingeborenen wichtigſten Artikel repräſentiren, erfreuen ſich beſonders die deutſchen und ſchweizer Stoffe einer großen Beliebtheit. Ausfuhr-Artikel dagegen ſind namentlich Palmöl, Palmkerne, Rothholz (Camwood) und Elfenbein, welche ausſchließlich von den Eingeborenen an den Markt gebracht werden.

Die von Richard Wagner's abenteuerlicher Schrift gegen „das Judenthum in der Muſik“ hervorgerufene Polemik bildet bereits eine ganze Literatur von Journalartikeln und Broſchüren, die ſich, nach der Verſicherung eines Sammlers ſolcher Curioſitäten, bis jetzt ſchon auf hundertundfünfzig Nummern beläuft. Viele meinen zwar, es ſei dem Herrn Wagner mit dieſem hundertſtimmigen Chorus von Gegnern viel zu viel Ehre angethan; man habe dadurch ihm und ſeinem Urtheil eine Bedeutung beigelegt, die ſie gar nicht beſitzen; aber es iſt immerhin dieſe in allen Gauen Deutſchlands, im Süden wie im Norden, übereinſtimmende und ſelbſt von Deutſchen in Rußland getheilte Entrüſtung über die unſittliche Selbſtüberhebung eines begabten Meiſters der Kunſt ein erfreuliches Zeichen der humaniſtiſchen Zeitſtimmung. Zwei der aus dem ſüdlichen Deutſchland und aus Wien gekommenen Journalſtimmen, die des Herrn Profeſſors Dr. W. Lübcke in Karlsruhe über die „Meiſterſinger“ und die des Herrn Dr. Eduard Hanslick in Wien über Wagner's „Judenthum“, ſind kürzlich zuſammen in Form einer Broſchüre in Norddeutſchland gedruckt worden*) und der in der „St. Petersburger Zeitung“ zuerſt publizirte „Offene Brief an Herrn Richard Wagner“, von Arthur von Truhart in St. Petersburg, iſt jetzt ebenfalls in Leipzig in einem beſondern Abdruck erſchienen.**)

Von Georg von Oertzen's Aphorismen: „Aus Kämpfen des Lebens“***) iſt jüngſt unter dem Titel: „Uit's Levens Strijd. Aphorismen. Uit het Hoogduitsche door S. A. J. de Reuver-Groneman“, eine Ueberſetzung in das Holländiſche erſchienen. Wir haben früher bereits in dieſen Blättern auf die Tiefe der Gedanken und die Wahrhaftigkeit der Empfindungen in den Schriften des Herrn Georg v. Oertzen hingewieſen.

*) Berlin, Louis Gerſchel's Verlagshandlung. (24 S. 8.)
**) Leipzig, Otto Klemm.
***) Heidelberg, G. Weiß, 1868.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 14.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joſeph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 29. Mai 1869. [№ 22.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Philoſophie der Erdkunde. Geographiſche Charakteriſtik der deutſchen Volksſtämme. 313. — A. Baſtian: Zur Ethnologie der Kulturvölker. 315.
Baltiſche Provinzen. Jegor von Sivers: Humanität und Nationalität. 316.
Italien. Dante-Forſchungen. Altes und Neues, von Karl Witte. 318.
Schweden. Ein Fürſt über einen Fürſten. 322.
Nord-Amerika. Zur Geſchichte der deutſchen Sprache in Amerika. Die Deutſchen in Pennſylvanien. 323.
Kleine literariſche Revue. Victor Hugo's „Lachmännchen". 324. — Siciliſche Revue für Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur. 325. — Eine ſchwediſche Kunſtgeſchichte. 325. — Dichtungen des Auslandes. 325. — Spaziergänge im Fabelkleide. 325. — Für Frauen. 326. — Der Revolutionair, von Julius Groſſe. 326. — Das Schloß am Meere 326. — Malerleben. 326.
Literariſcher Sprechſaal. H. Klencke's Alex. v. Humboldt in ſechſter Auflage. 326. — Freytag's Soll und Haben. 326. — Gutzkow's Zauberer von Rom. 326. — Die alte Stadtmauer von Nürnberg. 327. — Eine Holländerin über Einrichtungen für und von Frauen in Berlin. 327. — Preisausſchreiben eines öſterr. Verfaſſungs-Katechismus. 327. — Neue dramaturgiſche Zeitſchrift. 327.

Deutſchland und das Ausland.

Philoſophie der Erdkunde.*)

Geographiſche Charakteriſtik der deutſchen Volksſtämme.

Wenn es wahr iſt, daß die Geſchichte eines Volkes und die Geſtaltung ſeiner ſtaatlichen Verhältniſſe zu einem großen Theile von der Beſchaffenheit des räumlichen Schauplatzes, ſeinem Klima, ſeiner telluriſchen, oceaniſchen, oro- und hydrographiſchen Natur, ſeiner Begränztheit und endlich ſeiner Produkte abhängig iſt, ſo hat die Geographie nicht nur ein Recht, ſondern die Pflicht, dieſen Zuſammenhang zwiſchen der Geſchichte und dem Boden eines Landes nachzuweiſen, d. h. ſich zu jener betrachtenden und verbindenden Darſtellung zu erheben, welche man paſſend als die „Philoſophie der Erdkunde" bezeichnet. Und das iſt geſchehen. Die Erdkunde iſt in neueſter Zeit in mehrfache Berührung mit der Philoſophie gekommen. Nicht nur Geographen haben das täglich anwachſende Material gelichtet, auch Geſchichtsſchreiber und Naturforſcher haben es ſeiner früheren Starrheit enthoben und einer vielſeitigeren Betrachtung zugänglich gemacht. Als eine der bedeutendſten Arbeiten nach dieſer Richtung hin müſſen wir ein uns vorliegendes größeres Werk bezeichnen, welches unter dem Titel: „Vergleichende allgemeine Erdkunde in wiſſenſchaftlicher Darſtellung von Ernſt Kapp" jetzt in zweiter Auflage erſchienen iſt, und welchem unſtreitig das Verdienſt zugeſprochen werden muß, jene Aufgabe der Löſung um ein Merkliches näher gebracht zu haben, nämlich die Erdbeſchreibung zur Erdkunde, zu einem Kennen und Wiſſen des Beſchriebenen zu erheben. Durch die von ſelbſt ſich ergebende Vergleichung mit verwandten Gebieten, durch das Auffinden und Hervorheben der innern Wechſelbeziehungen zwiſchen dem Planeten und dem Menſchen, mußte nothwendig in einem bis dahin todten Stoffe das Feuer wiſſenſchaftlicher Läuterung entzündet werden.

Aus der Schule in das Leben gerückt, ſoll die Geographie allmählich aufhören, bloßes Lehrobjekt zu ſein. Sie macht Anſpruch auf einen Platz in der allgemeinen Wiſſenſchaft, welcher ohne Frage ihr werden muß, ſobald ſie ſich von dem Gedanken zu begriffsmäßiger Gliederung durchdringen läßt. Indem nun der Verf. das vorgefundene Material verarbeitet und Vieles, was von Vielen gedacht worden iſt, fixirt und mit dem Ganzen verbindet, hat er dieſer neueſten unſerer Wiſſenſchaften durch ſeine umfaſſende Arbeit einen weſentlichen Dienſt geleiſtet und, wie wir meinen, das Verſtändniß und Intereſſe für dieſelbe auch in weitere Kreiſe verbreitet.

Von dem Grundſatze ausgehend, daß jedem Orte ſeine Geſchichte, jeder That des menſchlichen Willens ihre Geographie eingeboren iſt, erhebt er die Geographie zur ſelbſtändigen Wiſſenſchaft und weiſt für ſie die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Philoſophie darin nach, daß ihr Objekt die Erde iſt, nicht blos in ihrem Fürſichſein, ſondern die Erde als Prophezeiung des im Menſchen zur Erſcheinung kommenden Geiſtes, die Erde als Hintergrund aller geſchichtlichen Färbung und als Material der Verklärung der Dinge, mit einem Worte, die Erde, wie ſie beſtimmend auf die Entwickelung des Geiſtes einwirkt und hinwiederum vom Geiſte beſtimmt und verändert wird. Dies Verhältniß des Planeten zum Geiſte iſt ein weſentliches. Demgemäß hat die philoſophiſche Erdkunde, indem ſie ſich ihren Weg von dem ſucceſſiven Auftreten und Bekanntwerden der Erdräume als Grund und Boden ſtaatlichen Lebens vorſchreiben läßt, nachzuweiſen, daß dagegen der Gang der Darſtellung der Weltgeſchichte von dem Zuſammenhange bedingt wird, in welchem die verſchiedenen Erdräume als Naturſeiten der Staaten ſtehen. „Aus dieſem Grunde" — ſagt der Verf. in der Vorrede zur erſten Ausgabe — „iſt die philoſophiſche Erdkunde eine nothwendige Bedingung aller wahrhaften Geſchichtskunde. Die Geſchichte iſt in ihrer höchſten Auffaſſungsweiſe philoſophiſche Geſchichte der Politik im weitern Sinne. Die Philoſophie der Erdkunde kann daher auch als eine Vorſchule der Politik bezeichnet werden."

Auch die Zeit fordert mit Nothwendigkeit eine ſolche wiſſenſchaftliche Behandlung der Erdkunde, denn: „Politik iſt Lebensweisheit der Staaten, iſt das Wiſſen von dem Leben des Staates als eines nach den Geſetzen der Vernunft, Sittlichkeit und Freiheit ſich erfüllenden Ganzen. Nun macht aber die vor unſeren Augen geſchehende Umgeſtaltung der Raumverhältniſſe, durch welche Raum- und Zeitſpatien, wenn nicht vernichtet, doch wenigſtens verkürzt werden, um Raum und Zeit zu gewinnen, die Geographie um ſo mehr zu einer tief in das öffentliche oder in das Leben des Staates eingreifenden Wiſſenſchaft, als ſie zugleich vom Leben gefördert und getragen wird. Die in ihren Beſtrebungen auf möglichſte Steigerung der Kulturmittel gerichtete Gegenwart dringt auf den Begriff ſolcher Erſcheinungen und zwingt ſie, der Zeitphiloſophie Stand zu halten."

Das Werk zerfällt in eine Einleitung und in drei Theile, von denen der erſte die phyſiſche, der zweite die politiſche und

*) Vergleichende Allgemeine Erdkunde in wiſſenſchaftlicher Darſtellung von Ernſt Kapp. Zweite verbeſſerte Auflage. Braunſchweig, George Weſtermann, 1868. (XII, 704 S. gr. 8.)

Digitized by Google

der dritte die Kultur-Geographie behandelt. Der zweite Theil, der das größte Intereſſe und demgemäß auch die ausführlichſte Behandlung in Anſpruch nimmt, verbreitet ſich in ſeinem erſten Abſchnitt über die potamiſche oder orientaliſche Welt und ſchildert die Länder und Staaten Aſiens und Afrikas, ſo weit ſie hier in Betracht kommen. Der zweite Abſchnitt geht dann zu der thalaſſiſchen Welt über, und es ſind hier vorzugsweiſe die um das Mittelmeer gelagerten Staaten und Länder der klaſſiſchen Welt, die hier eine eingehende Beſprechung erfahren. Im dritten Abſchnitte wendet ſich die Betrachtung der oceaniſchen Welt zu, welche ſich in die drei Gruppen: die continentale Seite Europas oder die ſlaviſchen Staaten, die mediterrane Seite Europas oder die romaniſchen Staaten und die oceaniſche Seite deſſelben Welttheils oder die germaniſchen Staaten, ſondert.

Nachdem der Verf. in dem erſten Abſchnitt des zweiten Theils ſeines Werkes die Anfänge der Geſchichte verfolgt von Aegypten und Perſien aus bis Hellas und gezeigt hat, wie das weſtliche Baſſin des Mittelmeeres die Geſchichte nach dem europäiſchen Occident zieht, wie der Geſtadering dieſes Binnenmeeres das phyſiſche Band des römiſchen Reiches wird, ſehen wir, wie endlich in dem byzantiniſchen Reiche das, was vom orientaliſchen, griechiſchen und römiſchen Leben übrig geblieben war, einen Sammel- und Vereinigungspunkt findet. Dieſe Momente der potamiſchen und der thalaſſiſchen Welt werden in Konſtantinopel ſo lange aufbewahrt, bis mit den Vorbereitungen der Entdeckung eines transatlantiſchen Erdtheils die Zeit gekommen iſt, wo ſie als befruchtende von einem neuen, hierzu gereiften Geiſt aufgenommen werden können Konſtantinopel fällt erſt, nachdem Columbus geboren iſt.

„In der orientaliſchen Welt begegnen wir dem Geiſte in ſeiner unmittelbaren Einheit mit der Natur, alle Momente ſeiner Entfaltung laſſen ſich als urſprünglich natürliche erkennen; in der klaſſiſchen Welt verliert die Naturbeſtimmtheit ihre Priorität und das Geiſtige kommt ebenſowohl wie das Natürliche zur Exiſtenz; in der germaniſchen oder oceaniſchen Welt greift der Geiſt über die Natur hinaus, verhält ſich frei zu ihr, indem er ſich ihr einprägt, und erhält ſich ſeine Freiheit von ihr zugleich wahrhaft dadurch, daß er ſie frei in ſeinem Intereſſe verwendet. Dieſer Zuſammenhang iſt es, welchen die politiſche Geographie in der Darſtellung der oceaniſchen Welt zu verfolgen und zu begreifen hat. Indem ſie einerſeits zugiebt, daß den verſchiedenen weltgeſchichtlichen Aufgaben der Menſchheit beſondere Geſtaltungen des Erdbodens unterbreitet ſind, zeigt ſie andererſeits, wie der nationale Drang der Völker, in beſtimmten Richtungen ſich ergießend, den Erdboden ſich unterwirft und menſchlichen Zwecken gemäß umgeſtaltet." (S. 248 u. ff.)

In welcher Weiſe der Verf. die natürliche Lage und Bodenbeſchaffenheit der Länder zugleich mit dem den einzelnen Völkern inwohnenden geiſtigen Impulſe in Verbindung bringt mit ihrer Geſchichte, dafür mag das folgende Beiſpiel genügen:

„Daß der Engländer an das Seeleben, der Deutſche an den Land- und Bergbau gewieſen iſt, iſt eine einfache Naturbeſtimmtheit. Englands Seeherrſchaft und ſein Welthandel dagegen ſind keinesweges ausſchließlich und allein von ſeiner inſularen Lage und terreſtriſchen Beſchaffenheit abhängig. Ehe die Herrſchaft der Meere in britiſchen Händen war, waren Spanien, Portugal, Niederland im Beſitz derſelben. Es müſſen alſo auch geiſtige Impulſe bei ſolchen Erſcheinungen wirkſam ſein, und dieſe finden wir in der Wiederbelebung vergangener Kulturen, in der Reformation, in dem Auftauchen oder Verſchwinden antiker Bildungsmomente, in dem Anſtoß durch eine politiſche Idee, in jenem ‚Hinaus des Geiſtes, jener Begierde des Menſchen, ſeine Erde kennen zu lernen‘." (S. 249.)

Zum Schluſſe können wir es uns nicht verſagen, hier noch Einiges über Deutſchland, ſeine Nationalitäten und ſeine geſchichtliche Entwickelung anzuführen, wie wir es aus der Menge des in dem betreffenden Abſchnitt des Werkes aufgehäuften, äußerſt intereſſanten Materials beliebig ausgewählt, um auch davon den tiefen Gehalt und die ſcharfſinnige Durchdringung des Stoffes zu zeigen, welche überall ſich vortheilhaft bemerkbar macht.

„Eine Charakteriſtik der deutſchen Volksſtämme" — ſagt der Verf. S. 590 u. ff. — „hat ihre Schwierigkeiten. Wenn man unter andern dem Sachſen mehr Neigung zur ernſten Wiſſenſchaft als zu den ſchönen Künſten, pedantiſches und ſteifes Weſen, dem Schwaben poetiſches Talent, Gutmüthigkeit und Lebendigkeit, vereint mit Gründlichkeit, dem Franken Gewandtheit, frohſinnige Offenheit und raſche Auffaſſungsgabe, dem Baiern Derbheit und bigotte Brauchbarkeit zuſchreibt: ſo haben ſolche Einzelheiten manches Wahre und manches Verkehrte. Das, worauf es ankommt, beſteht vielmehr in der Auffaſſung und Hervorhebung des allgemeinen Unterſchiedes, in welchem alle beſonderen Färbungen der einzelnen Stämme ihre Erklärung finden. Zu dieſen Unterſchieden gehört zunächſt der natürliche Gegenſatz von Süden und Norden, von Bergland und Tiefebene, von Alpenſeite und Meerſeite, der, je nach dem Unterſchiede der Berührung mit der ſlaviſchen, der romaniſchen und der germaniſchen Völkerfamilie, modificirt wird. Im Süden, als dem Gebirgslande, herrſcht das Gemüth und die Phantaſie, im nördlichen Tieflande das Denken vor. Der Süden Deutſchlands iſt fruchtbar an großen Dichtern, der Norden an Philoſophen; im Süden herrſcht der Katholicismus, im Norden der Proteſtantismus vor; die oberdeutſche Mundart zeichnet ſich durch Conſonanten-Härte und durch Breite der Vocale aus, die niederdeutſche durch Milderung des harten Conſonanten und Verkürzung der vollen Vocale und Diphthongen; den Süden charakteriſirt die Neigung zu ſinnlichem Genuß, der Norden zeigt Vorliebe für die ernſten Beſchäftigungen des Geiſtes. Ackerbau und Schiffahrt ſind die an die Tiefebenen, Bergbau und Viehzucht die an das Gebirgsland geknüpften Lebensthätigkeiten; die in Oberdeutſchland am meiſten gepflegte Kunſt iſt Geſang und Muſik, in Norddeutſchland iſt es die bildende Kunſt. Und doch ſind Norden und Süden wieder das Eine Deutſchland, in welchem von einem Ende bis zu andern dieſelbe Sprache, dieſelbe Literatur, dieſelbe Neigung zum Familienleben, verbunden mit Treue und Zuverläſſigkeit, mit Ausdauer und Gutmüthigkeit und mit Fleiß und Geſchicklichkeit herrſchen, Eigenſchaften, welche dem Deutſchen in der Fremde, wohin er kommt, eine willkommene Aufnahme ſichern." — — „Die Form, in welcher Deutſchland ſeine ſtaatliche Einheit ſucht, iſt das Produkt ſeiner nationalen Entwickelung, deren Faktoren die geographiſche Poſition, die Stammeseigenthümlichkeit und die äußere Geſchichte ſind. Die Anfänge der deutſchen Geſchichte ruhen, ganz im Gegenſatz zu den Staaten der orientaliſchen und der klaſſiſchen Welt, welche mit großen Städten begonnen hatten, in der Dorfverfaſſung. Ninive, Babylon, Tyrus, Athen, Carthago und Rom waren Städte und zugleich Staaten. Die ganze römiſche Geſchichte war eine Stadtgeſchichte. Die Eroberung einer Stadt war gleichbedeutend mit der Vernichtung des Staates. Anders in der germaniſchen Welt. Die freien Dorfgemeinden, von zuſammenhaltenden Geſchlechtern ausgegangen, waren im Kleinen, was die Markgenoſſenſchaften im Großen. Aus ihnen iſt der germaniſche

Digitized by Google

Staat erwachſen. Seine Grundlage iſt die Landgemeinde. Die Städte, welche am Rhein und an der Donau vorhanden waren, waren römiſchen Urſprungs. In ſeiner Geſchichte der Dorfverfaſſung führt v. Maurer aus, wie dieſelbe bei gleichzeitiger Entſtehung von zahlreichen Städten ſowohl unter mediterranen, wie unter oceaniſchen Einwirkungen weſentlich verändert und entſtellt worden iſt. Jene, die mediterranen, beſtanden in der Aufnahme des römiſchen Rechtes, dem ſteigenden Einfluß der Grundherrſchaft und dem fürſtlichen Abſolutismus, dieſe, die oceaniſchen, in der Reformation und der der Revolution vorausgehenden Philoſophie, welche über den religiöſen und politiſchen Fragen die eigentlich nationalen Intereſſen in Vergeſſenheit gerathen ließen.

„In den lateiniſchen Staaten iſt deren germaniſche Mitgift, die Gemeinde- und Provinzial-Verfaſſung, gänzlich in der abſoluten centraliſirenden Fürſtengewalt aufgegangen. Die ſtaatliche Einheit iſt vorhanden, aber ohne die hiſtoriſche Erfüllung provinzieller Lebendigkeit. In den germaniſchen Staaten ſind die Elemente der alten Gemeindeverfaſſung bei weitem nicht aufgezehrt und laſſen durch ihre Wiederbelebung hoffen, daß ein neues genoſſenſchaftliches Leben in Stadt und Land ſich erheben und, wie im Staate, ſo auch in der Gemeinde Feſtigkeit der alten Einrichtungen mit der Beweglichkeit der jetzigen Zeitrichtung zu einem Ganzen ſich verbinden wird.“

A. Baſtian: Zur Ethnologie der Kulturvölker.

Nachdem erſt vor Kurzem Dr. A. Baſtian ein höchſt intereſſantes Werk: „Beiträge zur vergleichenden Pſychologie; die Seele und ihre Erſcheinungsweiſen in der Ethnographie“ *) herausgegeben und gleichzeitig ſein großes Werk über die Völker des öſtlichen Aſiens beendet hat, treffen wir ihn ſchon wieder mit einer neuen Arbeit auf dem Büchermarkte: „Das Beſtändige in den Menſchenraſſen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit; Prolegomena zu einer Ethnologie der Kulturvölker.“ **) Die Vorzüge, welche die früheren Arbeiten Baſtian's charakteriſiren, finden wir auch in dieſer wieder; die Fülle der Beleſenheit nach jeder Seite hin, die Maſſe der eigenen Beobachtungen und Unterſuchungen fordert unſere Bewunderung heraus; es iſt aller Orten ein Reichthum des Stoffes, der uns faſt überwältigend entgegentritt, dabei aber in ſeiner chaotiſchen Zuſammenſetzung das Verſtändniß ungemein erſchwert. Ueberhaupt iſt die logiſche Entwickelung des Themas die ſchwächere Seite der Arbeit; daſſelbe wird nur ſo nebenbei behandelt, und dem Leſer meiſt ſelbſt überlaſſen, aus der Maſſe der Thatſachen ſich die Schlußfolgerung für daſſelbe zu ziehen.

Eine beſondere Vorliebe, welche ſich durch das ganze Werk hindurch geltend macht, hat der Verfaſſer für die Vergleichung chemiſcher Proceſſe mit Vorgängen im Leben der Völker, ohne dabei zu bedenken, daß im Völkerleben Faktoren bedingend auftreten, die ſich aller und jeder Berechnung entziehen. Sagt er doch ſelbſt: „Wenn uns der jetzige Standpunkt der Chemie eine Erklärung der anorganiſchen Proceſſe in ihren relativen Verhältniſſen möglich gemacht hat, ſo kann ſie bei der Zellbildung nur ſekundäre Giltigkeit beanſpruchen, da in ihrer primären Entſtehung ein Unbekanntes eintritt, ein kosmiſches Agens mitwirkt, das ſich mittelſt der Inſolation auch unter der Erdrinde und Waſſerfläche auf eine gewiſſe Strecke fühlbar macht. Wie aber das Organiſche in ſeinem primitiven Anfange, in den erſten Regungen des Lebendigen von einem Jenſeitigen abhängig iſt, ſo muß das Abhängigkeitsgefühl bei normalem Entwicklungsgange in das Bewußtſein zurücktreten, wenn es in der Blüthe des Pſychiſchen zu ſeinem Zielpunkt gelangt iſt und den Keim eines neuen Beginnes anſetzt.“ Mit dieſem Ausſpruch des Verfaſſers ſteht aber ſeine Handlungsweiſe vielfach in Widerſpruch. Um von den vielen Beiſpielen nur eines zu wählen, ſei Folgendes hervorgehoben: Wie ſich beim Zuſammentreffen von einem Atom Kalkerde und einem Atom Schwefelſäure mit 2 Atomen Waſſer der Gyps bildet, dem als Kernform die gerade rektanguläre Säule zu Grunde liegt mit dem ſpecifiſchen Gewicht 2,4 (oder im waſſerfreien Anhydrit 2,9), wie der kohlenſaure Kalk in Rhomboedern kryſtalliſirt, wie man Auſtralien an ſeinen Eukalypten, afrikaniſche Steppen an den Euphorbien, die amerikaniſchen Plateaus an den Cactus erkennt, wie der Ursus marinus in den polaren Zonen, der Ursus arctus in der gemäßigten, der Ursus malagensis in der heißen Zone auftritt, ſo wird in ſeinem heimathlichen Boden am Weißen Nil der Schilluk hervorwachſen, in Sennaar der Nubier, der noch heutzutage die ſtereotype Phyſiognomie zur Schau trägt, mit der er ſchon auf tauſendjährigen Monumenten abgebildet ſteht.

Bleiben wir zunächſt bei der chemiſchen Verwandtſchaft ſtehen, fährt Baſtian fort, ſo liegt in der Thatſache, daß Schwefelſäure und Natron in den ſchiefen rhombiſchen Säulen des Glauberſalzes kryſtalliſirt, nicht die mindeſte Garantie ihrer Permanenz des Verharrens äußeren Einflüſſen gegenüber, obwohl die Permanenz ihrer Entſtehung in den Geſetzen chemiſcher Wahlverwandtſchaft unumſtößlich begründet ruht. Tritt ein Atom ſchwefelſaures Natron mit 1½ Atom kohlenſaurer Kalkerde zuſammen, ſo bildet ſich Soda, und die Rhomben des Natrum sulphuricum mögen erſt aus den Würfeln des Kochſalzes in ihrer zerſetzenden Behandlung mit Schwefelſäure erzeugt ſein, wie überhaupt alle Radikale ſich nach ihren einfachen, doppelten oder disponirenden Affinitäten verbinden. Ebenſo würde die in allen Conſequenzen zugegebene Permanenz der Volksraſſen in keiner Weiſe einen oppoſitionellen Widerſpruch einſchließen, wenn man die unbegränzte Variabilität der Kulturvölker annähme, und würde der erſte Anlaß dieſer Veränderlichkeit beſonders unter zwei Geſichtspunkten aufzufaſſen ſein, einmal in Folge der Miſchung verſchiedener Raſſen durch fremde Einwanderung in die Heimat der Eingeborenen und zweitens durch die Verſetzung einer Raſſe von ihrem Mutterboden auf einen ausländiſchen, deſſen phyſikaliſchen Bedingungen ſie ſich akklimatiſiren muß, wenn ſie überhaupt ihre Lebensfähigkeit bewahren will.

Selbſt wenn mit dieſen aus der Chemie herbeigezogenen Beiſpielen nur bildliche Vergleiche beabſichtigt werden, ſo ſind ſie doch keineswegs angethan, die Verhältniſſe deutlicher zu machen; ſollen aber mit ihnen gar dem Völkerleben analoge Vorgänge dargeſtellt werden, ſo erinnern wir nur an die Worte Alexanders v. Humboldt: „Geſetze anderer, geheimnißvollerer Art walten in den höchſten Lebenskreiſen der organiſchen Welt: in denen des vielfach geſtalteten, mit ſchaffender Geiſteskraft begabten, ſpracherzeugenden Menſchengeſchlechtes.“

Bei allen Mängeln aber, welche Baſtian's üppig wucherndes Wiſſen und Denken mit ſich bringt, finden wir im Einzelnen

---

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1868.

**) Berlin, Dietrich Reimer, 1868.

Digitized by Google

viele treffliche Anſichten und Gedanken, die das Werk zu einer reichen Fundgrube machen, aus der ſich eine Fülle von Material ſchöpfen läßt, und bedenkt man, daß wir hier nur mit einer Vorarbeit zu thun haben, ſo dürfte ſich wohl noch manche Lücke entſchuldigen laſſen, aber wir hielten uns gerade deshalb deſto mehr verpflichtet, auf die Mängel aufmerkſam zu machen, damit ſie bei der ſpäteren Ausführung vermieden werden könnten.

Als eine ſehr dankenswerthe Beigabe haben wir ſchließlich noch die treffliche Ueberſichtskarte der ethnologiſchen Kulturkreiſe, nach ihrer ungefähren Begränzung im 15. Jahrhundert, entworfen von A. Baſtian und H. Kiepert, hervorzuheben. Sie gewährt uns einen anſchaulichen Ueberblick über die Gränzen der einzelnen Raſſen in der alten und neuen Welt, ohne jedoch dabei verkennen zu wollen, daß eine ſcharfe Eintheilung, ſelbſt nach unſern jetzigen Kenntniſſen derſelben, unmöglich ſei, und wohl noch für einige Zeit ein frommer Wunſch bleiben wird.

H. D.

Baltiſche Provinzen.

Jegor von Sivers: Humanität und Nationalität.*)

Das ruſſiſche Kaiſerreich läßt ſich wohl mit einem großen, unförmlichen Rieſen vergleichen, der über ſeine eigenen ungeſtalten Glieder fällt, der die Spitzen ſeiner Füße mit ſeinen eigenen Augen nicht erkennen kann, wenn er ſich nicht bückt, und der, trotz ſeiner immenſen körperlichen Kraft, doch regelmäßig von ſchwächeren aber gewandteren Gegnern beſiegt wird. Mit einer Geſundheit des Magens, wie ſie der böſe Mephiſtopheles an der Kirche anerkennt, hat es allmählich ein Land nach dem anderen aufgefreſſen, ohne ſich dabei zu übereſſen, und dem ſtetigen Weiterwachſen im Südoſten und Süden ſcheint bis jetzt ein Ziel noch nicht geſteckt zu ſein. Wohl geht auch in dieſem Reich, wenigſtens in den Sommermonaten, die Sonne nicht unter; aber darauf kommt es nicht an, hat ſchon Lichtenberg bemerkt, ſondern vielmehr darauf, was ſie während dieſer Zeit zu ſehen bekommt. Und in dieſer Beziehung lautet der Beſcheid etwas weniger günſtig; denn vorläufig iſt noch mancher der aufgenommenen Beſtandtheile nicht aſſimilirt, das gemeinſchaftliche Regiert- reſp. Gedrücktwerden von Einem Zaren iſt noch lange keine politiſche Einheit im Sinne der weſteuropäiſchen modernen Staaten, und die ſanguiniſchen Hoffnungen für die Zukunft dieſes Reiches, welche die jungruſſiſche Partei hegt und mancher nichtruſſiſche unklare Politiker außerdem, haben bis jetzt gerade ebenſo viel oder ebenſo wenig Berechtigung wie die diametral entgegengeſetzten. Die Befürchtung (reſp. Hoffnung) aber, daß die Ruſſen für das weſtliche Europa einſt werden könnten, was die Germanen für die griechiſch-italiſche Civiliſation geweſen ſind, beruht auf einer ſehr oberflächlichen Vergleichung. Ein Staat von ſo kindlichen und greiſenhaften Symptomen zugleich, wo, neben muſterhafter aſiatiſcher Rohheit, ſchon die feineren Laſter der Civiliſation Eingang gefunden haben, wo die Beamtencorruption in nie gekannter Blüthe ſteht, kann unmöglich geſtellt werden neben die naturwüchſige Heldenkraft jener Welteroberer aus der Völkerwanderung.

Mit dieſen kurzen Andeutungen ſoll ein ſo umfaſſendes Thema keineswegs erſchöpft ſein; die innere und äußere Weitergeſtaltung dieſes Koloſſes ſeit Peter's d. Gr. gewaltigen Reformen bis in die Zukunft muß das intenſivſte Intereſſe aller Denkenden in Anſpruch nehmen und wird ſicherlich für ſpätere Hiſtoriker und Politiker noch mehr Gegenſtand der Betrachtung ſein als ſelbſt für uns; zweierlei aber wird ſtets in der Politik der ruſſiſchen Regierung ſowie in dem Verhalten eines großen Theils der ruſſiſchen Nation den herbſten Tadel und die entſchiedenſte Verurtheilung erfahren: das iſt die ſchmähliche Mißhandlung Polens und das ebenſo ungerechte wie kopfloſe Vorgehen in den Oſtſee-Provinzen.

Letzteres geht uns ganz beſonders nahe, denn dieſe Länder, um deren Denationaliſirung und Barbariſirung es ſich jetzt handelt, ſind Fleiſch von unſerem Fleiſch; es fragt ſich, ob dem ſchon ſo oft und ſchwer geſchädigten deutſchen Kulturkreiſe abermals ein Glied abgeſchlagen werden ſoll, ob ein mit großen Opfern erkaufter und mit noch größeren feſtgehaltener, geiſtiger Beſitz verloren gehen darf: eine Frage, ganz danach angethan, in einer Zeitſchrift ventilirt zu werden, deren Aufgabe es iſt, das geiſtige Leben des In- und Auslandes zugleich zu vertreten und in ſeinem Zuſammenhang zu beſprechen. Denn Inland und Ausland zugleich ſind für uns Deutſche jene Provinzen, auf welche jetzt die beſorgten Blicke der Patrioten gerichtet ſind — Livland, Ehſtland, Kurland.

Direkte Veranlaſſung aber zu den vorſtehenden Sätzen iſt uns die äußerſt beachtenswerthe Schrift des livländiſchen Edelmanns Jegór von Sivers: Humanität und Nationalität, welche in verſchiedenen, etwas loſe zuſammenhängenden Kapiteln theils Herder's kurzen, aber an Inhalt reichen Aufenthalt in Riga beſpricht, theils in entſchiedener, offener, überzeugungstreuer Weiſe die Lage der Oſtſee-Provinzen charakteriſirt. Die Leſer dieſer Zeitſchrift werden es uns ſicher Dank wiſſen, wenn wir ihnen zunächſt den Inhalt der genannten Broſchüre vorführen und nur hier und da reſtringirend oder ergänzend eintreten. Daß dies etwas eingehend und ausführlich geſchehen muß, folgt aus dem oben gezeigten ſpeziellen Intereſſe des vorliegenden Gegenſtandes.

Was zunächſt jeden Leſer von Herz und Gefühl angenehm und wohlthuend berühren wird, das iſt die aufrichtige Begeiſterung, die Ueberzeugungstreue, das reiche und warme Gemüth, das der Verf. für ſeine gute Sache hat und das uns ſchon auf der erſten Seite angenehm entgegenweht in der Widmung: „Geweiht dem Andenken eines Leſſing, Montaigne, Erasmus, Petrarka, Cicero. Gewidmet allen Denen, welche Menſchenthum über Unterthanſchaft, Geiſt über Blut, Recht und Gerechtigkeit über Willkür, Treue und Wahrheit über Alles ſetzen." Wir ſind ſofort in perſönlichen Verkehr geſetzt mit dem Verf., wir fühlen uns als ſeine Freunde.

In der That, die Humanität — das Wort richtig verſtanden, ſowie es von Leſſing zum erſten Mal in ſeiner ganzen Schärfe aufgefaßt und gelehrt worden iſt —, das Beſtreben, ein ganzer und voller Menſch ſein zu wollen, nicht mehr und nicht weniger, iſt das einzige wahre Evangelium; und jeden neuen Apoſtel deſſelben begrüßen wir mit Freude. Und dies muß um ſo mehr anerkannt werden, als gerade die Behandlung, welche die Oſtſee-Provinzen jetzt von Rußland zu erfahren haben, zeigt, wie weit dies Evangelium von ſeiner praktiſchen Verwirklichung noch entfernt iſt.

*) Humanität und Nationalität, eine livländiſche Säkularſchrift zum Andenken Herder's und zum Schutz livländiſchen Verfaſſungsrechtes, von Jegór von Sivers. Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1869. (XV und 92 Seiten.)

Digitized by Google

In der *Einleitung* erhalten wir zunächſt einige intereſſante Einblicke in das Treiben der *ruſſiſchen Cenſoren*, welche „angeſichts ihres reich dotirten Poſtens, in nervöſer Aufregung den verzweifelten Redakteuren und Schriftſtellern lieber Alles verbieten — was über moraliſche Unterhaltungs-Schriftſtellerei, Ankunft allerhöchſter Perſonen, Theaterkritiken, Anpreiſung ſlavophilen Spuks und ſpaniſche, wo möglich marokkaniſche und braſilianiſche Unruhen hinaus ſich erheben wollte —: als daß ſie etwas möglicher Weiſe im ſlaviſchen Sinne Mißliebiges durchließen, welches ſie um ihre comfortable Exiſtenz bringen könnte.“

Natürlich kann durch ſolch ein Cenſur-Gebahren, das in den Oſtſee-Provinzen beſonders gehäſſig auftritt, nur das Gegentheil von dem erreicht werden, was angeſtrebt wird. „Mögen die Ketten der Leibeigenſchaft in Rußland zehnmal geſprengt ſein, ſo lange die Freiheit des Gedankens, des Glaubens, des Gewiſſens noch nicht geboren iſt, ſteht das Leben im Reich auf thönernen Füßen! Wie iſt Freiheit mit gebundenen Köpfen und Herzen denkbar?“

Bei aller Averſion gegen das ſervile und perfide *Moskowiterthum*, welches nicht müde wird, durch Wort und Schrift die erlogenſten Beſchuldigungen gegen die Livländer ꝛc. zu ſchleudern, iſt doch der Verf. ein guter *ruſſiſcher Patriot*; und das macht die vorliegende Broſchüre doppelt intereſſant. Er will von Annexion nichts wiſſen und polemiſirt gegen die dahin wirkende Schrift unſeres E. *Kattner*: „Preußens Beruf im Oſten“. So wie *er*, denken offenbar noch Viele ſeiner Landsleute; ſie fühlen ſich durch Erinnerungen und commerzielle wie volkswirthſchaftliche Intereſſen, endlich durch die Treue der Unterthanen mit dem großen Reiche Eins. „Wir Liv-, Ehſt- und Kurländer, heißt es, halten den Gedanken des Abfalls vom Hauſe *Romanov* für ebenſo verbrecheriſch, wie den Argwohn als könnte der Monarch die von ſeinem Vorfahr uns für alle Zukunft gelobte, beiderſeits bindende Verfaſſungsgrundlage *einſeitig* verändern wollen!“ — Freilich, der Kaiſer mag es vielleicht nicht „*wollen*“, aber ſelbſt in despotiſch regierten Staaten kann es dahin kommen, daß eine Partei durch beſtändige Machinationen mehr Einfluß gewinnt, als ſelbſt die Regierung; wie dies denn eben das Schickſal jener Provinzen zeigt. Und darin liegt eben die Kurzſichtigkeit jener Beſtrebungen gegen die deutſche Kultur, daß ſie politiſche Einheit verwechſeln mit Uniformität nach einer Schablone. Dieſe Gleichartigkeit, wie ſie von den Moskowitern erſtrebt wird, verträgt am Allerwenigſten ein Staat, der aus ſo verſchiedenen Nationen und Kulturen moſaikartig zuſammengeſetzt iſt. „Reichseinheit iſt nicht Einerleiheit ſeiner unendlich verſchiedenen Theile! Die Freiheit eines Theils bedingt nicht die Knechtſchaft des anderen!“ Goldene Worte — für den, der ſie hören *will*!

In den erſten Abſchnitten der Schrift wird *Herder's* Stellung in der Literatur charakteriſirt, natürlich nicht vollſtändig und erſchöpfend, aber mit mancher feinen und treffenden Bemerkung. Allerdings gehört Herder ſchon zu den Autoren, welche „Jeder lobt und Wenige leſen“; aber ſein Einfluß iſt nichtsdeſtoweniger noch deutlich fühlbar. Und wie Viel gerade von Herder's eigenthümlicher, *geſchichts-philoſophiſcher* Richtung ſeinem Aufenthalt in *Riga* verdankt wird, zeigt J. v. Sivers in ſeiner Weiſe, geſtützt auf eingehende Quellenſtudien. Bei dieſer Gelegenheit wird das *Verhältniß der Oſtſee-Provinzen zum ruſſiſchen Reiche* erörtert, ein Abſchnitt, der ganz beſondere Beachtung verdient; denn aus der urkundlichen Darſtellung der Umſtände, durch welche unter Peter d. Gr. jene Länder an das ruſſiſche Reich kamen, folgt mit Beſtimmtheit, daß die *Rechte derſelben unantaſtbare* unverbrüchliche ſind.

Aber ſchon in *derſelben* Zeit wurden auch jene Drachenzähne geſäet, welche jetzt ihre unerfreuliche Frucht bringen: der Haß der Ruſſen *gegen* die Fremden, vor Allem die Deutſchen. Und der Haß, der blinder iſt, als jede andere Leidenſchaft, hat denn auch bewirkt, daß der im Allgemeinen richtige Gedanke des *Nationalitäts-Prinzips* bei den Ruſſen zur Uebertreibung und Carrikatur geworden iſt. Unter dieſem Worte wird das politiſche Recht ſprachgleicher Völker verſtanden, ſich zu einer Nation zu einigen und über den Modus ſeiner Regierung ſelbſt zu beſchließen. Die Slaven nun ſind keine Nation, ſondern ein Völkerzweig, eine Gruppe von theilweiſe ſchon ziemlich differenzirten Nationen. „Der Moskauer Slavencongreß aber ſtempelte den Panſlavismus durch eine begriffsverwirrende Sinnerweiterung zu einer Nationalitäts-Frage um, und verſuchte, ſie nach dem Nationalitäs-Prinzip zur Reife und Entſcheidung zu bringen. Man vergaß, daß zwiſchen den verſchiedenen ſlaviſchen Völkerſchaften keine größere Verwandtſchaft ſei, als zwiſchen den verſchiedenen germaniſchen, als zwiſchen den verſchiedenen romaniſchen Nationalitäten.“ — Und nicht genug dieſer unklaren Tendenzen: neue, fremde Stämme wurden zu Slaven umgetauft, welche dann ſämmtlich unter dem ruſſiſchen Doppeladler Schutz finden ſollten! Und in dieſes Prokruſtesbett, vereint mit halb- und ganz barbariſchen Stämmen von ganz fremder Nationalität, ſollen nun, nach der Meinung der Panſlaviſten, auch die vorgeſchrittenen Provinzen gezwängt werden.

Um zu dieſem hohen Ziele zu gelangen, iſt natürlich kein Mittel zu ſchlecht. Zunächſt werden in ſtets neuen Variationen die alten, längſt widerlegten Verdächtigungen in den Organen der ſtockruſſiſchen, panſlaviſtiſchen Partei wiederholt: Die Oſtſee-Provinzen neigen ſich zu Deutſchland hin, wollen von Preußen annektirt ſein. Alſo, iſt der natürliche Schluß jener ſlaviſchen Heißſporne, ruſſificire man ſie ſchleunigſt! Aber „die angebliche Hinneigung Liv-, Ehſt- und Kurlands zum benachbarten Auslande“, bemerkt J. v. Sivers, „ſpukt nur im böſen Gewiſſen derjenigen ruſſiſchen Preſſe, welche ſich angelegen ſein läßt, mit allen erdenklichen Künſten — durch Angriff auf unſeren Glauben, Sprache, Recht, durch Ausſpannung eines Netzes von Verdächtigungen, das zu durchbrechen ſie uns verhindern möchte — uns zur **Verzweiflung** zu bringen und durch die Gewißheit völliger Recht- und Hilfeloſigkeit unſere Herzen Rußland abwendig zu machen.“

Hier iſt wohl der Ort, an die „Livländiſchen Beiträge“ des muthigen *Woldemar von Bock* zu erinnern, der ſeine ſcharfe Feder ebenfalls zwar gegen die Auswüchſe ruſſiſcher Nationalwuth, aber nicht gegen Rußland überhaupt richtet. Die livländiſche Ritterſchaft hat zwar die Beſtrebungen deſſelben in einer Erklärung vom November vorigen Jahres halb verleugnet, aber J. v. Sivers legt ſeine Sympathieen für ihn offen zu Tage, wenn er auch nicht jede einzelne Aeußerung deſſelben vertreten will.

Ein ferneres Mittel, deſſen ſich die ſlaviſche Machination gegen die verhaßte deutſche Kultur bedient, beſteht darin, daß man die verſchiedenen Bevölkerungs-Beſtandtheile jener Länder gegen einander aufzuhetzen verſucht. „Schutz vor den deutſchen Bedrückern, welche Blutigeln gleich das Blut der unglücklichen Bauern ausſögen“, — das ſind die geſinnungstüchtigen Phraſen, mit denen die ſlaviſche Preſſe Unheil zu ſtiften bemüht iſt. „Unabläſſig erweckt man auf's Neue und erhält durch Wort und Schrift in den Gemüthern der Bauern unſerer Provinzen die

Digitized by Google

Hoffnung, auch ohne Arbeit und eigenes Verdienſt, auf Koſten des deutſchen wohlerworbenen und erkauften Grundeigenthums ſich zu bereichern, und ſtellt ihnen vor, welch ein Glück es ſei, die läſtige Bürde ihrer Nationalität in den breiten Schooß des Ruſſenthums abzuſchütteln u. ſ. w.“

Für alle ſeine Sätze findet J. v. Sivers willkommene und paſſende Belegſtellen in Herder's Schriften, der, als Apoſtel der Humanität, ſtets entgegentritt jenem engherzigen Nationalitäts-Gelüſte.

Es iſt endlich vielleicht der wichtigſte und intereſſanteſte Punkt, auf den der Verf. zuletzt kommt, der ungeheure Unterſchied zwiſchen dem *Kulturſtandpunkt* und der *allgemeinen Bildung* beider Nationalitäten. Es wird dabei ein doppelter und im Ganzen gewiß vollſtändig richtiger Maßſtab angelegt: einmal die an ruſſiſche Staatsangehörige vertheilten Preiſe der letzten *Pariſer Weltausſtellung*: auf je 6440 Deutſche der Oſtſee-Provinzen kommt ein Preis und ebenſo auf je 207.244 Ruſſen des Geſammtreiches! Dergleichen Zahlen ſprechen allerdings deutlich genug, aber noch evidenter macht den Unterſchied ein Blick auf die *Univerſitäten*. Die Dorpater Hochſchule erfreut ſich der ſchönſten Blüthe, während es den Univerſitäten von Odeſſa, Charkow, Kiew, Kaſan nicht möglich iſt, auch nur annähernd die nöthigen Lehrkräfte zu gewinnen. In Odeſſa ſind beiſpielsweiſe gegenwärtig zwölf ordentliche Profeſſuren unbeſetzt!

In der That, die geringe Anzahl Deutſcher bilden doch den Sauerteig des ruſſiſchen Reiches und werden es bleiben, bis die andere Nation von ſelbſt die Grundlagen ſolider, ſelbſtändiger Bildung legt. „Erſt mit der Kultivirung tief unten hinab wird einer kompakten Volksbildung, welche das Gegentheil ſein wird jener älteren, einzelnen Verſuche, durch welche beſſerer Schulunterricht das Individuum ſofort ſeiner Sphäre entrückte und zu höheren Klaſſen hinantrieb, wird die längſt verheißene, leider noch immer ferne neue Aera für Rußland beginnen. Erſt von dem Augenblicke an, da, wie ſchon *Herder* verlangte, ein geregelter *Volksunterricht* durch alle Gemeinden und alle Gouvernements mit Hilfe tüchtiger, fachgemäß gebildeter Volkslehrer durchgeführt ſein wird, — erſt von dieſem Augenblicke an kann Rußland Fortſchritte machen, und erſt wenn dieſer vollſtändige Volksunterricht durch einige Jahrzehnde wird durchgeführt worden ſein, kann ein Wettlauf mit Mitteleuropa *allmählich* beginnen, ein wirklicher Wetteifer mit gebildeten Kräften, mit reichen Mitteln, eine *Wettarbeit*, welche nichts mehr gemein haben wird mit dem Schwulſte der heutigen ruſſiſchen Maſſen-Preſſe, nichts mit dem Dünkel, der — innere Hohlheit zu decken beſtimmt — die Leere nur um ſo kraſſer zur Schau trägt. — Wird dieſe Armuth an Volksbildung überwunden ſein, dann kann auch Rußland aus innerſter Fülle nationale Reichthümer ſchöpfen, ſeien ſie nun materieller oder idealer Natur, dann wird es befähigt und bereit ſein, auch an der politiſchen Arbeit ſich zu betheiligen, welcher bis jetzt der Kern des Volkes — aus dem einzig fruchtbarer Nationalreichthum erwächſt — fern bleiben mußte. Dann wird Eiferſucht nicht mehr herrſchen, weder gegen die *Juden*, für deren Emanzipation ſchon vor einem Jahrhundert Herder und Anacharſis Clootz aus Rückſicht der *Humanität* mit Entſchiedenheit eintraten, noch gegen unſere Oſtſee-Provinzen und deutſche Bildung. ...“

Es iſt eine ſchöne Perſpektive, welche der edle Verf. uns eröffnet; aber wir ſind noch zu ſkeptiſch, um in dieſe Hoffnungen der Zeit ſchon fröhlich einzuſtimmen. Mit Recht nannte die Revue des deux mondes vom März 1866 die vereinten Angriffe der ruſſiſchen Preſſe auf die Oſtſee-Provinzen von allen Unternehmungen „die merkwürdigſten, gefährlichſten und ernſteſten“. — Wir Deutſche haben aber die Pflicht, unſere ſtammverwandten Brüder im Norden durch jedes Mittel zu unterſtützen.

Seitdem im 13. und 14. Jahrhunderte die Ritter des Schwertordens, die Kaufleute und Biſchöfe Geſittung und Leben in jene Wildniß gebracht und unſere Sprache, unſere Sitte, das Recht und den Glauben mitten zwiſchen barbariſchen Völkern feſtgeſetzt haben, ſind Ströme Blutes gefloſſen zur Behauptung dieſes Beſitzes; viele Tauſende von tapferen Deutſchen mußten verderben, damit das deutſche Weſen an Ausdehnung und ſomit an Macht und Feſtigkeit gewinne. Wer könnte nun bei der Gefahr dieſer vorgeſchobenen Colonne der Civiliſations-Armee gleichgiltig zuſehen und die Hände in den Schooß legen? Zunächſt iſt allerdings der Gedanke an Annexion durchaus abenteuerlich: jene Länder ſind eine deutſche *Kolonie*, keine deutſche Provinz, ein wichtiger Unterſchied; ſie gehören zunächſt zu Rußland. Aber es iſt ſchwer zu ſagen, wohin es die fortgeſetzten Machinationen jener Ruſſen noch bringen können. Eins ſteht feſt: ſo lange noch Männer im Sinne von Sivers in Livland wirken durch Wort, Schrift und That, iſt der *bedrängte Vorpoſten deutſcher Kultur kein verlorener Poſten*, und mit Vergnügen mag der Leſer als Schluß dieſer Betrachtung die ſchönen Schlußworte des beſprochenen Buches hören: „Das iſt es, was die deutſchen Oſtſee-Provinzen Rußlands in Herder's Geiſte gemeinſam mit dem Reiche zu erſtreben haben, und an dieſem humanen Ziele — bei ſprachlicher Differenz dennoch verſtanden, bei confeſſioneller Freiheit dennoch in gegenſeitiger Duldung, bei autonomen verfaſſungsmäßigen Unterſchieden dennoch in harmoniſcher Rechtsgleichheit — werden Deutſche und Ruſſen, als Glieder Einer Familie die Bruderhand ſich reichend, ein unauflösliches Bündniß gegenſeitiger Liebe, Anerkennung und Achtung knüpfen und des Haders vergeſſen, den in dunklen Zeiten ihre Völker gekämpft. —

„Hat aber dereinſt, vielleicht in ſpäter Zukunft, wenn die Erde unſere Leiber begrub, die Stunde der Ausſöhnung für Ruſſen und Deutſche geſchlagen, dann werden Beide im Bunde dem Manne ein größeres Denkmal ſetzen, der die Nationalität auch anderer Völker zu achten, in der gemeinſamen humanen Bildung aber die unauflöslichen Bande kennen und lieben lehrte, welche einzig Nationen zum Glück und Gedeihen verbindet. Jenes Denkmal aber ſollen keine anderen Worte als Herder's eigener Wahlſpruch zieren, den deutſche Gelehrte und Künſtler zu Riga dem kleinen Monumente gaben, das den Herderplatz in Riga bezeichnet:

Licht, Liebe, Leben!“

Italien.

Dante-Forſchungen.

Altes und Neues, von Karl Witte.*)

Nicht in Italien nur, dem Vaterlande des weltberühmten Sängers der Divina Commedia, auch in den meiſten übrigen

*) Mit Dante's Bildniß nach Giotto, nach dem 1840 wiederentdeckten Frescobilde im Palazzo del Bargello (Pretorio), bevor daſſelbe 1841 übermalt ward, in Kupfer geſtochen von Julius Thaeter. Halle, G. Emil Barthel, 1869. (XVI u. 511 S. 8.)

Digitized by Google

europäiſchen Ländern, vorzüglich aber in Deutſchland, dem Mittelpunkte der Wiſſenſchaft, haben die Dante-Studien in den letzten Jahren einen neuen Aufſchwung genommen. Jedes Jahr bringt der deutſche Büchermarkt eine nicht unanſehnliche Zahl größerer und kleinerer Werke, welche in das Gebiet der Dante-Literatur gehören, — theils Ueberſetzungen, theils Schriften auslegender, kritiſcher und biographiſcher Art. Je häufiger nun der Dante-Forſcher die Erfahrung macht, daß er manche ſolcher Schriften mehr oder weniger unbefriedigt, zuweilen wohl auch ärgerlich aus der Hand legen muß, mit um ſo größerer Freude wird man eine Erſcheinung begrüßen, welche, wie die vorliegende, für die Dante-Studien von epochemachender Bedeutung iſt. Karl Witte, — dieſer Name iſt ſeit nun bald einem halben Jahrhundert allen Freunden und Verehrern des größten mittelalterlichen Dichters theuer und ehrwürdig. Als Dante-Forſcher hat ſich Witte nie hoch genug zu ſchätzende Verdienſte erworben, und ſeit Jahren ſchon ſteht er nicht allein in Deutſchland, ſondern in allen Ländern, wo ſich Dante Freunde erworben, Italien nicht ausgenommen, als die auf dieſem Gebiete unbeſtreitbar erſte Autorität da. Und gewiß mit vollem Recht! Denn, — wir ſtehen gar nicht an, es offen auszuſprechen — ein tieferes, richtiges Verſtändniß von Dante's unſterblichen Werken iſt, nicht in Deutſchland nur, ſondern überhaupt, erſt durch Witte's tief eindringende Arbeiten eröffnet und angebahnt worden. Wenn je Einer, ſo iſt Witte in den Sinn des großen Dichters eingedrungen. Eine kleine Abhandlung von ihm wiegt manches dickleibige Buch Anderer über den nämlichen Gegenſtand völlig auf. Von einem umfaſſenden Werk aus ſeiner Feder iſt man daher wohl berechtigt, hohe Erwartungen zu hegen. Und in der That, wer dem Buche ſein Studium widmet, der wird ſich in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht, er wird dieſelben vielmehr weit übertroffen ſehen.

Was in demſelben geboten wird, erſcheint allerdings zum größeren Theile nicht zum erſten Male. Schon der Titel des Buches verſpricht dem Leſer nicht Neues nur, ſondern Altes und Neues. Neben ſeinen allgemein und rühmlichſt bekannten größeren Dante-Arbeiten hatte Witte im Laufe von etwa vierzig Jahren eine Reihe kleinerer Aufſätze und Abhandlungen über Dante und ſeine Werke, theils in ſelbſtändigen Broſchüren, theils in deutſchen und italiäniſchen Zeitſchriften veröffentlicht. Je mehr die hohe, bahnbrechende Bedeutung dieſer Arbeiten auch in weiteren Kreiſen anerkannt ward, um ſo mehr mußte man es bedauern, daß die Mehrzahl derſelben ſchwer zugänglich, zum Theil wohl auch der Verſchollenheit entgegengehet. Wiederholt erging daher an den Herrn Verfaſſer die Aufforderung, das Zerſtreute zu ſammeln und es allgemein zugänglich zu machen. Nach langem Widerſtreben hat nun Witte den wohl allgemeinen Wunſch aller Dante-Freunde mit vorliegendem Werke befriedigt. Es enthält das Buch an „Altem" fünfundzwanzig Abhandlungen mannigfaltigen Inhalts. Dazu kommen aber an „Neuem" einige längere Zuſätze und unzählige kürzere Anmerkungen, beſonders aber zwei Abhandlungen (VII und XVI), ſo daß das Neue, das hier geboten wird, etwa ein Fünftel des Ganzen ausmacht. Weil aber zwiſchen der Entſtehung des älteſten und des jüngſten Aufſatzes volle fünfundvierzig Jahre liegen, giebt Witte im Vorwort einen leſenswerthen, anziehenden Bericht über Beginn und Fortgang ſeiner Dante-Studien.

Ein nur annähernd vollſtändiger Bericht über den ebenſo reichhaltigen als mannigfaltigen Inhalt des Werkes, vollends aber eine eingehende Beſprechung deſſelben würde die Gränzen weit überſchreiten, die ich mir hier ſtecken zu müſſen glaube.

Um mit Dante's kleineren Werken zu beginnen, welche, ſowohl was die Textberichtigung als auch was das Verſtändniß angeht, den unermüdlichen Studien Witte's ſo viel verdanken, erhalten wir im vorliegenden Werke ſechs Artikel (XXII—XXVII), die zu denſelben in etwas näherer oder entfernterer Beziehung ſtehen. Die zwei erſteren haben es mit Dante's lyriſchen Gedichten, die drei letzten mit deſſen Briefen zu thun, während ſich der andere (der XXIV.) mit einem längſt unbekannt geweſenen und nun erſt von Witte veröffentlichten Schriftchen des berühmten Juriſten Bartolus a Saxoferrato, über Dante's Canzone auf den Adel beſchäftigt.

Dante hat, als lyriſcher Dichter, das Schickſal gehabt, daß manche ſeiner Dichtungen unter dem Namen eines anderen Verfaſſers der Nachwelt überliefert, ihm aber dafür mehrere fremde Produkte zugeſchrieben wurden. Zudem wird daſſelbe Gedicht in Handſchriften und Ausgaben nicht ſelten bald Dante, bald einem anderen Dichter beigelegt. Licht hierüber zu verbreiten und dem Sänger der Divina Commedia einestheils ſein Eigenthum zu ſichern, anderntheils von fremden Zulagen ihn zu reinigen, das iſt ein ebenſo ſchwieriges als verdienſtvolles Geſchäft. Welch große Verdienſte ſich Witte auf dieſem Gebiete erworben, darf wohl als allgemein bekannt vorausgeſetzt werden. Von den reichen Früchten ſeiner unermüdlichen Forſchungen in alten Handſchriften theilt vorliegendes Werk zunächſt (Nr. XXII) eine von ihm in einer Marcianer Handſchrift gefundene Canzone mit, welche zwar ſchon bekannt war, aber einem anderen Verfaſſer zugeſchrieben wurde. Mit bewunderungswürdigem Scharfſinn weiſt nun Witte nach, daß dieſe Canzone (die XVIII. in der Kannegießer-Witte'ſchen Ueberſetzung) von Dante auf den Tod Heinrich's VII. gedichtet worden. Seine Ausführungen fanden unter den Italiänern vielfachen Widerſpruch, worauf Witte bereits in den Anmerkungen zu der Ueberſetzung der lyriſchen Gedichte (2. Aufl., Lpzg. 1842) ſowie im vorliegenden Buche (S. 414 f.) antwortet Der darüber entſtandene Streit iſt bis zur Stunde noch nicht beendet. Der ausgezeichnete italiäniſche Dante-Forſcher Fraticelli hat ſeinen Widerſpruch noch in der neueſten Ausgabe von Dante's Opere minori aufrecht erhalten.

Von höherer Bedeutung als ſeine lyriſchen Dichtungen ſind, zumal in biographiſcher Hinſicht, Dante's Briefe. Darüber wußte man zwar bis auf Witte durch Dante's älteſte Biographen ſo viel, daß der Dichter deren mehrere geſchrieben, welche den alten Biographen vorlagen. Allein bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war ein einziger, das Dedicationsſchreiben an Can grande della Scala, im lateiniſchen Original und zwei andere nur in italiäniſcher Ueberſetzung bekannt. Einen vierten, für Dante höchſt charakteriſtiſchen Brief gab der treffliche Dioniſi 1790 heraus. Seither iſt ein Drittel-Jahrhundert hindurch weder in Italien noch ſonſt etwas dafür geſchehen. Daß wir nun heutzutage vom Sänger der Divina Commedia vierzehn Briefe beſitzen (deren Echtheit allerdings nicht durchgängig feſtſteht), dafür gebührt das Verdienſt einzig und allein den Forſchungen Witte's. Schon im Jahre 1827 hatte er eine Sammlung von Dante's Briefen herausgegeben, welche, außer den bis dahin bekannten, das Original des Briefes an Heinrich VII., ferner ein Sendſchreiben an die italiäniſchen Cardinäle und endlich ein Brief an Cino da Piſtoja enthielt. Seit jener Zeit fortwährend auf jede Spur ähnlicher Ueberbleibſel merkend, entdeckte Witte zehn Jahre ſpäter in einer römiſchen Handſchrift eine Reihe von neun Briefen Dante's, von welchen bis dahin nur einer im Original und ein zweiter in italiäniſcher Ueberſetzung

Digitized by Google

vorlagen, die übrigen sieben dagegen völlig unbekannt geblieben waren. Ueber diesen höchst wichtigen Fund berichtete der Entdecker in den Nr. 149—151 der „Blätter für liter. Unterhaltung" von 1838, woselbst er Mehreres davon in deutscher Uebersetzung mittheilte. Witte hatte nun natürlich die Absicht, den wichtigen Fund in würdiger Gestalt zu veröffentlichen. Daran ward er aber dadurch verhindert, daß ihm die Abschrift der fraglichen Briefe auf einer Reise gestohlen wurde und er eine zweite, dazu nicht einmal mehr vollständige, erst nach zwei Jahren erhalten konnte. Durch Witte's Mittheilungen waren aber inzwischen die Italiäner auf den wichtigen Fund aufmerksam gemacht worden, bemächtigten sich desselben und wollten natürlich den Ruhm und die Ehre der Veröffentlichung nicht dem deutschen Forscher lassen. So kam es denn leider, daß die Briefe, anstatt durch Witte's Meisterhand, durch den solchen Arbeiten nicht gewachsenen Alessandro Torri (Livorno 1812) herausgegeben wurden. Die Mängel und Vorzüge dieser Torri'schen Ausgabe bespricht nun unser Verfasser im XXVI. Artikel seines Werkes.

Das bereits erwähnte Dedicationsschreiben des Dichters an Can grande della Scala ist für das Verständniß der Göttlichen Komödie von der höchsten Wichtigkeit. Es wird in demselben die Methode angewiesen, die ein jeder Ausleger des Dante'schen Gedichtes befolgen muß, wenn er es anders im Sinne seines Verfassers auslegen will. Wer nun eine andere als die in demselben vorgeschriebene Methode befolgt, dem muß selbstverständlich daran liegen, nicht den Schein auf sich ruhen zu lassen, die Autorität des Dichters selber gegen sich zu haben. Für Solche war es nun das Natürlichste, die Echtheit des fraglichen Schreibens zu bestreiten. Besonders war es Scolari, einer der ältesten und eifrigsten italiänischen Dantisten, der schon 1819 mit der, seither stets verfochtenen, Behauptung auftrat, der fragliche Brief „rühre von irgend einem Commentator her, der ihn dem Dante zu dem Zwecke zuschrieb, damit seine Auslegungsart mehr Glauben fände". Dem gegenüber hatte Witte bereits in seiner Ausgabe der Briefe Dante's von 1827 (S. 73), mit den überzeugendsten Gründen die Echtheit vertheidigt. Scolari gab aber seine abweichende Meinung gleichwohl nicht auf. In seiner letzten Abhandlung entwickelte nun Witte die wichtigen Argumente, die sich aus einer alten Handschrift des Briefes ergeben, die er auf der Münchener Bibliothek entdeckte. Aus Witte's Mittheilung erfahren wir, daß Scolari auch hierauf geantwortet habe. Die vom Verf. entwickelten Gründe für die Echtheit dünken mich aber so überzeugend, daß ich ihm nur beistimmen kann, wenn er Scolari, der dieselbe noch bezweifelt, einen incredulo sensa scuza (vergl. Giuliani, Metodo etc.) nennt.

Nach diesem kurzen Ueberblick über die auf Dante's kleinere Werke sich beziehenden Artikel des Witte'schen Werkes, gehe ich zu denjenigen über, welche vorzüglich mit der Divina Commedia sich befassen. Wesentlich biographisch-kritischen Inhalts sind die Abhandlungen VIII, X, XI, XII und XIV, welche in umsichtigster Weise über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Dante-Literatur in Italien, Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland u. s. w. berichten. Bei Nr. XII hätte ich gewünscht, auch über die übrigen Theile der schönen Dante-Bibliographie von De Batines, sowie über die 1866 in Siena dazu erschienene Fortsetzung von Carpellini, das Urtheil eines so competenten Mannes zu vernehmen. — Mit der Textkritik der D. C. beschäftigen sich die Abhandlungen XIII—XVI, theilweise auch VIII. Daß hier sehr Bedeutendes geleistet ist, war von einem solchen Kenner, der, wie kein Anderer je, mit dem Studium und der Vergleichung von Handschriften sich beschäftigt und dem die Dante-Freunde die weitaus beste kritische Textausgabe der D. C. verdanken, nicht anders zu erwarten. Kein Zweifel, Witte hat den Weg gefunden und angewiesen, auf welchem allein man zu gesicherten Resultaten zu gelangen hoffen darf. Und noch mehr, als die schon veröffentlichten, beweisen die ihrer Veröffentlichung noch harrenden Arbeiten des großen Forschers, wie weit er auf diesem Wege vorgeschritten. Aus der neuen Abhandlung (XVI) erfahren wir, daß er die Probevergleichungen von mehr denn vierhundert Handschriften gesammelt und geordnet hat.

Da so manche deutsche Uebersetzungen der Göttlichen Komödie in der Leserwelt in Umlauf sind, so dürfte es den Lesern d. Bl. nicht ohne Interesse sein, über die bekanntesten und verbreitetsten das Urtheil einer so competenten Autorität, wie Witte, zu vernehmen. Von den zwei gereimten Uebersetzungen von Kannegießer und Streckfuß giebt er, sie mit einander vergleichend, folgende Charakteristik: „Bequeme flüssige Lesbarkeit, wenig oder gar keine hervortretenden Dunkelheiten oder Härten im Ausdruck bezeichnen zunächst die Str.'sche Uebersetzung; bei längerem Verweilen entdeckt man Nachlässigkeiten in der Sprache, einfließende Trivialitäten, dazwischen gezierte Stellen und überhaupt eine merkliche Vorliebe in der Behandlung der berühmten Episoden. Prägnanz und eine gewisse Würde der Rede empfehlen dagegen Kannegießer's Uebertragung; ich kann aber auch nicht verschweigen, daß sie oft an Dunkelheit, Trockenheit und rauher Sprache leidet." Durch eine lange Reihe schlagender Beispiele wird nun diese Charakteristik von Witte begründet. Und wie in Betreff der Uebersetzung, so giebt er auch in Ansehung des Verständnisses Dante's im Großen und Ganzen der Kannegießer'schen Uebersetzung entschieden den Vorzug, obwohl er selbstverständlich einräumt, daß beide in jeder Hinsicht noch Manches zu wünschen lassen. Diese (zuerst im „Literarischen Conversationsblatt" von 1825 erschienene) Besprechung rief, wie wir aus dem „Nachwort" erfahren, den Zorn von Streckfuß in einem kaum glaublichen Maße wach. In der Vorrede zur Uebersetzung des „Paradieses" trat Str. mit persönlichen Angriffen gegen Witte hervor und selbst im Commentar konnte er seinen Zorn nicht unterdrücken. (Die bezüglichen Ausfälle sind später wieder gestrichen worden, wenigstens finde ich sie in der vor mir liegenden Ausgabe von 1867 nicht wieder.) Selbst die Autorität Göthe's ward in's Feld gerufen um das von Witte ausgesprochene Urtheil zu entkräften. Die Aufschlüsse nun, welche Witte hierüber giebt, sind auch für die Charakteristik Göthe's zu interessant, als daß ich sie den Lesern d. B. vorenthalten sollte.

„Göthe", so berichtet Witte, „der mit Streckfuß persönlich bekannt war und ihn schon in einem Brief an Zelter vom 10. August 1826 „einen guten, lieben Menschen" genannt, hatte sich in einer vom folgenden Tage datirten „Beilage", die die bekannte Paraphrase von Inferno XI, 97—105 bringt, geäußert: „„Als ich vor einigen Tagen Hrn. Str.'s Uebersetzung des Dante wieder zur Hand nahm, bewunderte ich die Leichtigkeit, mit der sie sich in dem bedingten Sylbenmaß bewegte. Und als ich sie mit dem Original verglich und einige Stellen mir nach meiner Weise deutlicher und gelenker machen wollte, fand ich gar bald, daß schon genug gethan sei und Niemand mit Nutzen an dieser Arbeit mäkeln würde." Darauf hin schrieb Zelter am 29. Aug. an Göthe: „Einiges aus Deinem letzten Briefe, das Dein Urtheil über Str.'s Dante betrifft, habe bei der Gelegenheit" (einer Festversammlung der Berliner literarischen Mittwochsgesellschaft zu

Digitized by Google

(Göthe's Geburtstag) „mitgetheilt und große Freude damit gemacht, indem Str. Mitglied dieſer Societät iſt. Dabei bin ich befragt worden: ob Du wohl erlauben würdeſt, von dieſen Deinen Worten einen öffentlichen Gebrauch zu machen, da dieſe Ueberſetzung von einem jungen Recenſenten (der Witte genannt wird) ohne Billigkeit angefochten wäre.“ Auf dieſe Frage giebt der Altmeiſter in ſeinem Briefe vom 6. September keine direkte Antwort. Dagegen ſagt er: „Was ich in Bezug auf Dante beilege, lies erſt mit Aufmerkſamkeit! Hätte das, was ich anrege, unſer guter Str. vom Anfange ſeiner Ueberſetzung gleich vor Augen gehabt, ſo wäre ihm Vieles, ohne größere Mühe, beſſer gelungen. Bei dieſem Original iſt gar Manches zu bedenken; nicht allein was der außerordentliche Mann vermochte, ſondern auch was ihm im Wege ſtand, was er wegzuräumen bemüht war; worauf uns denn deſſen Naturell, Zweck und Kunſt erſt recht entgegenleuchtet. Beſieh es genau; wenn Du fürchteſt, es möchte ihm weh thun, ſo erbaue Dich lieber ſelbſt daraus und verbirg es. Indeſſen, da er gewiß einer neuen Auflage entgegenarbeitet, kann es ihm im Ganzen und Einzelnen beirathig ſein.“ Die zwei Beilagen heben das „Sinnbildliche“ in Dante's Schilderungen hervor und ſuchen daſſelbe an der Geſtaltung des Höllenraumes zur Anſchauung zu bringen. In der erſten heißt es: „Der Ueberſetzer iſt dem Dichter hierin meiſt gefolgt, hat ſich das Vorgebildete vergegenwärtigt und, was zu deſſen Darſtellung erforderlich war, in ſeiner Sprache und ſeinen Reimen zu leiſten geſucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünſchen übrig, ſo iſt es in dieſer Richtung“. Die zweite giebt einen Theil des zwölften (Geſangs?) „in durchgängig ſtark emendirter Streckfußiſcher Ueberſetzung“. So weit Witte. Die zwei „Beilagen“ von Göthe finden ſich in Göthe's Werken in ſechs Bänden, Bd. 5, Seite 702 (Ausg. von 1863).

Den erſten Rang unter den von Witte beſprochenen und beurtheilten, ſowie überhaupt unter den Ueberſetzungen des Dante nimmt unſtreitig die von Philalethes (König Johann von Sachſen) ein. Dieſer dürfte nur die von Witte ſelber an die Seite zu ſtellen ſein. Philalethes' Ueberſetzung iſt ein Muſter von Treue und Sprachgewandtheit. Der Commentar, ein bewunderungswürdiges Denkmal deutſchen Fleißes, deutſcher Gelehrſamkeit und Gründlichkeit, iſt weitaus der zuverläſſigſte Führer in das hiſtoriſche, theologiſche und philoſophiſche Verſtändniß des Dante'ſchen Gedichts. Um ſo erfreulicher iſt es daher, daß, nachdem ſchon 1865—66 eine neue, allgemeiner zugängliche, ſplendid ausgeſtattete Ausgabe des bis dahin nur einem engeren Kreiſe zugänglich gebliebenen Werkes erſchienen, nun auch (1868) eine billige Volksausgabe gedruckt worden, wodurch die Verbreitung der trefflichen, nie genug zu ſchätzenden Arbeit auch in weiteren Kreiſen weſentlich erleichtert iſt. Von der Ueberſetzung ſagte Witte: „Die Treue der Reproduction läßt auch von den feinſten Nüancen des Originals nicht Eine vermiſſen; keine der Schwierigkeiten iſt umgangen, keine der unzähligen Streitfragen über den Sinn einzelner Stellen unbeachtet geblieben. Es iſt als ob der Leſer auf eine Photographie der Divina Commedia blickte. Dennoch hat dies genaue Anſchließen an den Urtext durchaus nichts Aengſtliches, die Sprache bewegt ſich frei, und wer ſelbſt gar manches Mal im Falle war, für dieſe oder jene Wendung des Dichters den angemeſſenen Ausdruck zu ſuchen, weiß am beſten, wie oft ihm beim erſten Blicke klar ward, daß eben nur Philalethes das treffende Wort gefunden habe.“ In Bezug auf Philalethes' Commentar lautet das Urtheil unſeres Verfaſſers: „Der Commentar von Philalethes hat es ſich zur beſonderen Aufgabe geſtellt, Quellen und Hilfsmittel der italiäniſchen Geſchichte, ſoweit ſie zur Erläuterung der Göttlichen Komödie gereichen können, auf das ſorgſamſte zu durchforſchen und die Ergebniſſe dieſer Arbeit nicht nur in nackten Notizen über die einzelnen von dem Dichter erwähnten Thatſachen, ſondern in ſolcher Ausführlichkeit mitzutheilen, daß der Leſer den Zuſammenhang der zur Sprache gekommenen Ereigniſſe erkennen kann. — — Kaum der eine oder andere Geſang wird ſich nachweiſen laſſen, deſſen volleres Verſtändniß nicht durch die Früchte dieſer Forſchungen gefördert wäre.“ Die theologiſche und philoſophiſche Seite der Auslegung anlangend, ſagt Witte: „Was in dieſer Richtung der Commentar von Philalethes, als die Frucht umfaſſenden und mühevollen Studiums, in reicher Fülle bietet, iſt ganz beſonders dankenswerth.“ Dieſem Urtheile wird, wer Philalethes auch nur flüchtig durchgeblättert, ſich gern anſchließen.

Das Nämliche dürfte dagegen von dem der Ueberſetzung von Kopiſch ertheilten Lobe wohl kaum gelten. Wenn Witte dem Ueberſetzer die vertrauteſte Kenntniß der italiäniſchen Sprache nachrühmt, wenn er der Ueberſetzung das Lob großer, nur allzuängſtlicher Treue ertheilt, wenn er den Commentar von Kopiſch ſo hoch ſtellt, ſo muß ich mir doch erlauben, die Richtigkeit ſolchen Urtheiles ernſtlich zu bezweifeln. Schon Paur (vgl. deſſen ſchönen Aufſatz: „Dante in Deutſchland“, in der Zeitſchrift „Unſere Zeit“, 1865, Maiheft) hat bemerkt — und wie mich dünkt ſehr richtig —, daß Kopiſch's Ueberſetzung durch unglaubliche Schnitzer entſtellt ſei. Ein Verzeichniß ſolcher, mehr als ſchülerhafter Schnitzer hat Jul. Braun (in ſeiner Ueberſetzung der „Hölle“, Berlin 1863) zuſammengeſtellt und ich könnte daſſelbe noch ziemlich vermehren. Und was den Commentar von Kopiſch anlangt, hat Paur gewiß recht, wenn er ſagt, „daß der Dichtung das menſchlich-geſunde Mark darüber ausgeben möchte“. Ich wenigſtens muß geſtehen, daß mir beim Verſuche, durch dieſen Commentar mich hindurchzuarbeiten, aller feſte Boden unter den Füßen entzogen ſchien. Wie unzuverläſſig übrigens Kopiſch iſt und wie flüchtig er gearbeitet, dafür liefern die ſeiner Ueberſetzung beigefügten Abhandlungen wohl mehr als hinreichende Beiſpiele. Es muß freilich bemerkt werden, daß Witte's Beurtheilung aus einer Zeit herrührt, wo Kopiſch's Arbeit noch nicht vollendet vorlag.

Der beklagenswerthe Umſtand, daß die Träumereien, Spitzfindigkeiten und Abſurditäten eines Roſſetti und Genoſſen immer mehr Anhänger zu finden ſcheinen, veranlaßt den Verfaſſer, dieſe Auslegungsart ins rechte Licht zu ſtellen. Der Neapolitaner Roſſetti ſuchte bekanntlich den größten Dichter des Mittelalters zu einem Mitgliede eines geheimen Ghibellinen-Bundes zu machen und in Dante's erhabenen Terzinen eine geheime Chiffreſprache zu finden, während Dante, nach dem Franzoſen Aroux, ein kathariſcher Ketzer, ein Revolutionär, ein Saint-Simoniſt und Gott weiß was noch Alles ſein ſoll. Die ſcheinbaren Argumente, womit derartige Ungeheuerlichkeiten bewieſen werden ſollen, ſchlägt der Verfaſſer mit ſiegreichen Waffen zurück, wobei es auch an treffender Satyre nicht fehlt.*)

Noch mehr vielleicht als den neueren hat Witte den älte-

*) Die von dem neapolitaniſchen Flüchtling Roſſetti in England veröffentlichten hiſtoriſch-politiſchen Erläuterungen der Divina Commedia, die zur Zeit (1833) großes Aufſehen erregten und viele Anhänger fanden, wurden in Deutſchland zuerſt durch einige geiſtvolle, im Druck erſchienene Vorträge Joſeph Mendelsſohn's bekannt. D. R.

Digitized by Google

ſten Commentatoren der Divina Commedia ſeine Aufmerkſamkeit und ſein Studium gewidmet. Hieher gehören die Abhandlungen Nr. XX und XXI. Die erſte hievon („Die beiden älteſten Commentatoren von Dante's Göttlicher Komödie") war für die Zeit, wo ſie zum erſten Male veröffentlicht wurde (1828) von tiefgreifender, epochemachender Bedeutung. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Meinung äußere, der neuerwachte Eifer für das Studium der alten Ausleger des Dante'ſchen Gedichtes ſei weſentlich durch eben dieſe Arbeit unſeres Verfaſſers, ſowie durch die noch um 4 Jahre ältere (Ueber das Mißverſtändniß Dante's 1824) erweckt worden, und wenn ich ſage, daß die für das Studium der Divina Commedia ſo werthvollen, ja unentbehrlichen Commentare des Laneo, Francesco da Buti, Benvenuto Rambaldi u. A. wohl nicht, oder wenigſtens noch nicht gedruckt vorlägen, wären nicht Witte's Arbeiten ihrer Veröffentlichung vorangegangen. Die erſterwähnte Abhandlung (XX) hat es ſich zur Aufgabe geſtellt, das Verhältniß der zwei älteſten uns bekannten Commentare zur Divina Commedia zu einander gegenüber der Unklarheit und Ungewißheit, welche bis dahin hierüber waltete, genau zu beſtimmen und dieſelben näher zu charakteriſiren, während die folgende (XXI) die Einheit des ſogenannten Ottimo der abweichenden Anſicht des verdienſtvollen Dante-Bibliographen, Colomb de Batines, gegenüber vertheidigt und als Verfaſſer des Commentars den florentiniſchen Notar Andrea Lancia glaublich macht.

Der Frage nach der Entſtehungszeit der drei Theile der Divina Commedia hat Witte einen beſonderen Artikel (Nr. VI) gewidmet. Nach demſelben fällt der Abſchluß des Inferno in die letzte Hälfte des Jahres 1314, oder bald darauf, der des Purgatorio zwiſchen Ende 1318 und Anfangs 1319, des Paradiso in die zwei letzten Lebensjahre des Dichters, 1319—1321. Zu den früheſten Schriften Dante's rechnet der Verfaſſer das Buch über die Monarchie, welches vor dem Exil, ja, noch im dreizehnten Jahrhundert, alſo ungefähr gleichzeitig mit der Vita Nuova geſchrieben worden; das unvollendet gebliebene Werk über die Volksſprache iſt in den erſten Jahren des Exils, jedenfalls geraume Zeit vor Heinrich's VII. Römerzug entſtanden; das ebenfalls unvollendet gebliebene Gaſtmahl während des Winters von 1308 zu 1309. Mit dieſen, vom Verfaſſer mit eminentem Scharfſinn und tiefſter Sachkenntniß ermittelten Zeitbeſtimmungen muß ich mich im Weſentlichen vollkommen einverſtanden erklären.

Witte's Anſicht über die Entſtehungszeit Dante'ſcher Schriften hängt übrigens mit ſeiner Auffaſſung derſelben im Großen und Ganzen, ſowie der Perſönlichkeit, vorzüglich aber des geiſtigen Entwickelungsganges des Dichters auf's Innigſte zuſammen. Iſt dieſe richtig, dann ſtehn auch die vom Verfaſſer ermittelten Zeitbeſtimmungen im Weſentlichen unerſchütterlich feſt. Ich habe bereits bemerkt, daß Witte diejenigen ſeiner Arbeiten, welche dieſe ſeine Auffaſſung darlegen, ſelber als ſolche bezeichnet, worin der eigentliche Kern aller ſeiner Dante-Studien enthalten ſei. „Was ich ſonſt auf dieſem Felde zu leiſten verſucht habe, erſcheint mir im Vergleich mit den dort entwickelten Grundgedanken mehr nebenſächlich, mehr dazu angethan, den Unterbau zu verfeſtigen, als Neues producirend." Und in der That bilden die drei bezüglichen Abhandlungen die mit Diamanten und köſtlichen Perlen reichlich geſchmückte goldene Krone des trefflichen Werkes. Tieferes, Geiſtvolleres, Eindringenderes, Schöneres iſt wohl niemals über Dante geſchrieben worden, als das, was dieſe Blätter enthalten. Wäre es dem großen Dichter vergönnt, dieſelben zu leſen, vielleicht würde er alsdann ausrufen: „Wenn ich nicht Dante wäre, würde ich wünſchen Witte zu ſein!" Ich habe in den zwei letztverfloſſenen Jahren über hundert größere oder kleinere zur Dante-Literatur gehörende Schriften durchgeleſen, muß aber offen geſtehen, daß ich nirgends etwas fand, was mit dieſen Witte'ſchen Arbeiten auch nur im Entfernteſten verglichen zu werden verdiente. In ſchwungvoller, erhabener, häufig im höchſten Maße ergreifender Sprache (vorzüglich in der I. und II. Abhandlung) werden die tiefſten, durchdachteſten Ideen über den großen Dichter und deſſen unſterbliche Werke vorgetragen. Man fühlt es wohl, es iſt nicht allein ein eminenter, erleuchteter Geiſt, es iſt vor Allem ein warmes, tieffühlendes Herz, welches hier zu uns redet. Es iſt, als habe der geiſtvolle Verfaſſer einen Theil ſeiner Seele in dieſe Blätter niedergelegt und faſt möchte man zweifelnd fragen, wer, ob der Dichter, von dem alſo geſprochen wird, oder aber Der, welcher alſo über den Dichter redet, mehr zu bewundern ſei.

Je entſchiedener ich nun der Auffaſſung Witte's, wie ſie hier dargelegt iſt, beiſtimmen muß, je mehr mir ſeine Worte aus der Seele geſprochen ſind, je feſter ich überzeugt bin, nur auf dem hier angewieſenen Wege ſei es möglich, zu einem richtigen Verſtändniß des größten Dichters zu gelangen, um ſo mehr möchte ich wünſchen, daß dieſe Partien des Witte'ſchen Buches in den weiteſten Kreiſen, wo immer Dante ſich Freunde erworben zahlreiche, nachdenkende Leſer fänden. Es möge mir zu dieſem Ende geſtattet ſein, dem hochverehrten Verfaſſer gegenüber einen beſcheidenen Wunſch zu äußern, den Wunſch nämlich, daß er ſich entſchließen möchte, einen Separatabdruck der drei bezüglichen Abhandlungen (I. II. VII.) zu veranſtalten. Vielleicht ließen ſich dieſelben in dieſem Falle in eins verſchmelzen, ſo daß Leſer, die nicht eingehender mit dieſen Studien ſich befaſſen, ein abgerundetes Bild vom Dichter und ſeinen Werken nach Witte's tiefer, bahnbrechender Auffaſſung erhalten würden. Dieſer Wunſch dürfte vielleicht um ſo mehr ſich zu äußern berechtigt ſein, als der leider verhältnißmäßig ſehr hohe Preis des ganzen Werkes (4 Thlr. 20 Sgr.) der allgemeineren Verbreitung deſſelben nicht eben förderlich ſein dürfte.

J. A. Scartazzini.

Schweden.

Ein Fürſt über einen Fürſten.*)

Die Zahl der gekrönten Häupter und fürſtlichen Perſonen, welche in jüngſter Zeit mit Tonſchöpfungen oder ſchriftſtelleriſchen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten ſind, iſt kürzlich noch vermehrt worden durch Oscar Fredrik, Prinz und Erbfürſt von Schweden, welcher mit kundiger Hand ein Lebensbild von Schwedens Heldenkönig, Karl dem Zwölften entworfen hat. Die uns im Druck vorliegende Biographie war urſprünglich zur mündlichen Mittheilung beſtimmt; ſie bildet den Inhalt eines Vortrages, welchen der Prinz am 30. November 1868 in Veranlaſſung des Erinnerungsfeſtes und der Enthüllungsfeier des Standbildes Karl's des Zwölften an deſſen 150jährigem Todestage in der militäriſchen Geſellſchaft zu Stockholm, deren Präſes er iſt, gehalten hat. Dieſe Beſtimmung erklärt und

*) Karl der Zwölfte als König, Krieger und Menſch, ein Lebensbild von dem Erbfürſten Oscar Fredrik, Prinzen von Schweden, aus dem Schwediſchen überſetzt von Emil J. Jonas. Berlin 1869, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt, Sigismund Wolff.

Digitized by Google

rechtfertigt die knappe Form und den beſchränkten Umfang der Arbeit, der man es außerdem ſehr wohl anmerkt, daß es dem Verfaſſer keineswegs an Stoff zu einer größern Ausdehnung ſeines Werkes gefehlt hat und daß er zu einer ſolchen Aufgabe nicht nur Luſt und Liebe, ſondern auch die nöthige Befähigung beſeſſen hätte.

Prinz Oskar giebt im Eingange ſeiner Arbeit ein Bild Europas, wie es ſich während des ſechszehnten Jahrhunderts geſtaltet hatte und wie es das anbrechende ſiebzehnte Jahrhundert fand. Ueberall wird die Feudalmacht gebrochen und auf ihren Trümmern richtet ſich ſtolz und ſiegesgewiß das unumſchränkte Königthum auf, für jene Zeit eine Nothwendigkeit und die ſicherſte Schutzwehr für den Bürger und Bauer gegen die Bedrückung des Adels, zugleich aber die Durchgangsperiode zu jener zuerſt in England bereits im ſiebzehnten Jahrhundert ſich Bahn brechenden Anſchauung, welche Fürſt und Volk als gleichberechtigte Factoren nebeneinanderſtellt. Die Art und Weiſe, wie der Prinz dieſe Zuſtände entwickelt, und die Stellung, welche er dazu einnimmt, erſcheint uns höchſt charakteriſtiſch und ebenſo, daß er an einer andern Stelle, wo er über die von Karl dem Zwölften gemachten Fehler ſpricht, ſich nicht ſcheut, die Worte zu gebrauchen: „Die Beweggründe waren wieder in dem trotzigen, eigenmächtigen Charakter zu ſuchen, welchen Laune und Erziehung bei dem alleinherrſchenden König entwickelt hatten, und die natürlichen Folgen waren daher um ſo trauriger, als Macht, Genie und Kraft bei der Ausführung Alles auf die Spitze trieb.“ Freilich dürfen wir, wenn wir dieſe Auffaſſung der Geſchichte, dieſe Sprache eines Fürſten über einen andern als ein bedeutſames Zeichen der Gegenwart begrüßen, nicht vergeſſen, daß hier kein Abkömmling Rudolph's von Habsburg oder Ludwig's des Heiligen ſpricht, ſondern ein Enkel Bernadotte's.

Im Uebrigen tritt in der Arbeit doch das Beſtreben hervor, die Fehler Karl's des Zwölften zu entſchuldigen, nicht weil er ein König, ſondern weil er Schwedens König geweſen iſt. Dieſes Bemühen und der eigentliche Zweck der Arbeit ſcheinen uns in dem Schlußſatz zuſammengefaßt zu ſein: „Was macht Karl's Bild ſo feſſelnd für ſchwediſche Augen? Was hat ihn ſelbſt ſo bewundernswerth für ganz Schweden gemacht, trotz aller Mißgeſchicke, die ſeine Regierung mit ſich führte, ungeachtet der Irrthümer, von welchen man ihn wohl nicht frei ſprechen mag? Die Urſache war, daß er ſowohl in ſeinen Fehlern, wie in ſeinen Verdienſten, als ein echtes Kind der Mutter Svea daſteht. Eine Mutter ſchließt gern die Augen vor den Verirrungen des Sohnes und verſchweigt ſein Mißgeſchick, während ſie jubelnd von ſeinen großen und guten Eigenſchaften Zeugniß ablegt, ſich freut ob ſeiner Fortſchritte und ſich ſtolz fühlt über ſeine Berühmtheit und Ehre.“

In dieſem Sinne iſt denn auch die Arbeit gehalten und namentlich darauf Bedacht genommen, Karl, der meiſt nur als Kriegsheld genannt, von dem Enthuſiasmus zum Halbgott gemacht und von ſeinen Widerſachern zum rohen planloſen Abenteurer geſtempelt wird, liebenswürdig als Menſch, einſichtig als Fürſt hinzuſtellen, ihn aus dem Sagengewande, in das keine Perſon der neueren Geſchichte dichter gekleidet iſt, als er, zu erlöſen, ihn durch das Licht der begründeten Geſchichtsforſchung zu beleuchten. Daß bei einem Lebensbilde Karl's des Zwölften auch Voltaire's berühmte Arbeit nicht unberückſichtigt bleiben durfte, iſt ſelbſtverſtändlich, und die Anklänge daran thun der Originalität des vorliegenden Gemäldes keinen Eintrag. Nicht ganz unweſentlich dürfte endlich für uns Deutſche die Art des Bedauerns ſein, das der „Erbfürſt“ von Schweden über den Verluſt der Beſitzungen, welche Schweden einſt in Deutſchland inne gehabt, und die damit verbunden geweſene Befugniß, ein Wort in deutſche Angelegenheiten mit zu reden, laut werden läßt. Sollten in dieſem Bedauern ſich Wünſche bergen? Der Gedanke und auch der Wunſch ſind zwar zollfrei und, wie die Sachen hier liegen, wohl auch aus ſehr nahen Gründen harmlos, es kann aber doch nicht ſchaden, wenn Deutſchland davon Notiz nimmt.

Erwähnen wir noch zum Schluſſe, daß die Ueberſetzung eine ſehr gelungene iſt. J. H.

Nord-Amerika.

Zur Geſchichte der deutſchen Sprache in Amerika.

Die Deutſchen in Pennſylvanien.

Wir haben in dieſen Blättern bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, der in Philadelphia ſeit mehr als hundert Jahren (1764) beſtehenden, großen „Deutſchen Geſellſchaft“ zu gedenken, die in ehrenwertheſter Weiſe die geiſtigen und ſittlichen Beziehungen der Deutſchamerikaner zu ihrem europäiſchen Mutterlande zu pflegen beſtrebt iſt und neben der Unterſtützung von Armen und Kranken die Hebung der geſellſchaftlichen Zuſtände ſich angelegen ſein läßt. Es wird zu dieſem Zwecke auch in der Halle der Deutſchen Geſellſchaft in jedem Jahre eine Reihe von literariſchen und wiſſenſchaftlichen Vorleſungen gehalten, die an Mannigfaltigkeit und Gediegenheit nichts zu wünſchen laſſen. Die zehnte Vorleſung des verfloſſenen Winters hielt Herr Dr. G. Kellner über die Geſchichte der deutſchen Sprache in Pennſylvanien. Der deutſche „Weltbote“ von Allentown giebt darüber folgenden Bericht:

In der Einleitung wies der Vortragende mit den Worten des berühmten Sprachforſchers Max Müller darauf hin, daß die engliſche Sprache, ihrem grammatiſchen Bau nach, rein teutoniſch iſt und eine Schweſter des Niederdeutſchen, und leitete daraus die Nothwendigkeit ab des Studiums der deutſchen Sprache hier im Lande auch für die Engliſch-Redenden, und zugleich der grammatiſchen und philoſophiſchen Berechtigung zur unausgeſetzten Pflege derſelben ſeitens der Deutſchen, abgeſehen davon, daß ſie ihre Mutterſprache iſt, und daß ſie damit nur das Erbe von faſt 200jährigen Beſtrebungen im Lande anzutreten haben und auch zugleich einfach eine Pflicht erfüllen, welche durch die großartige deutſche Einwanderung der letzten Zeit und durch die reiche deutſche Literatur in allen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt nur noch verſchärft wird.

Der Vortragende gab dann eine Skizze der Beſtrebungen der Deutſchen in den Verein. Staaten, reſp. Pennſylvanien, für Erhaltung und Pflege des Deutſchen in den verſchiedenen Abſchnitten, in welche die Geſchichte der deutſchen Einwanderung zerfällt.

1. Die deutſche Einwanderung von älteſter Zeit bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges, 1776. Die pennſylvaniſchen Pioniere waren D. Prätorius und Genoſſen, Begründer der erſten deutſchen Ortſchaft in Amerika, Germantown bei Philadelphia, die mit Penn im Jahre 1682 kamen, — wozu Penn durch ſeine Reiſen und Predigten in Deutſchland, 1671 und 1676, den erſten Anſtoß gegeben. Deutſche Mennoniten, Wiedertäufer,

Digitized by Google

Lutheraner und Reformirte folgten, und an die Spitze dieſer Religions-Flüchtlinge ſtellten ſich die Prediger, Schlatter, 1746 (reformirt), Heinrich Melchior Mühlenberg, 1745, Zinzendorf, 1746, ꝛc. Bibel, Geſangbuch und Katechismus waren die damalige Literatur; die Literatur in Deutſchland ſelbſt lag danieder und bot Nichts von Bedeutung. Die Kanzel war der Haupt-Agitator für Erhaltung der Sprache. Der erſte deutſche Drucker im Lande war Chriſtoph Sauer, deſſen erſte Zeitung 1739 am 20. Mai zu Germantown erſchien — 1738 druckte er den erſten deutſchen Kalender mit engliſchen Typen. Seit 1744 hieß die Zeitung „Deutſcher Berichter". Ihr folgten bald andere deutſche Blätter zu Philadelphia von Crelius und Armbruſter — „Philadelphia-Wochenblatt", „Cheſtnutriller Wochenblatt" ꝛc.

Der Vortragende verlas eine Liſte von etwa zwölf deutſchen Zeitungen, welche bis zum Jahre 1776 in Philadelphia, Germantown und Lancaſter (zwei deutſch-engliſche) erſchienen, wovon jedoch nur die eine von Chriſt. Sauer, sen. und jun., ſich bis zur Revolution erhielten. Dieſe thätige Drucker-Familie verlegte auch eine Menge Bücher, neues Teſtament (1744), Geſangbücher, auch einen Nachdruck der Geſchichte Friedrich's des Zweiten, merkwürdiger Weiſe auf dem Titelblatt und im ganzen Buche ſtets Friedrich der Dritte genannt, wohl der großartigſte Druckfehler, der jemals paſſirt iſt, und das Buch erſchien 1760, alſo während Friedrich der Zweite in voller Glorie lebte, drei Jahre vor dem Schluß des ſiebenjährigen Krieges.

Vor Sauer jedoch hatte bereits Franklin — mit Böhm — deutſche Bücher verlegt — 1742 einen lutheriſchen Katechismus. Der Vorleſende zeigte den Franklin'ſchen deutſchen Katechismus, mehrere Exemplare der erſten Zeitſchriften und eine Anzahl von Sauer verlegter Bücher, auch den großen „Friedrich den Dritten", vor.

Da die Einwanderung von 1770 (Hungersnoth in Deutſchland) bis 1776 großen Aufſchwung gewonnen hatte — 7000 Einwanderer pro Jahr in Philadelphia, wo 1764 die Stiftung der Deutſchen Geſellſchaft ſtattfand, ſo wirkte das noch in Anfang der zweiten Periode, die von 1776 bis 1817 zu datiren iſt, verlor ſich aber bald, als alle Einwanderung ausblieb. In den Städten wurden die Deutſchen engliſirt — Eiriſch-Deutſche wurden ſie damals genannt. Die deutſchen Gemeinden führten engliſchen Gottesdienſt ein, und das deutſche Landvolk wurde von weiterer Zufuhr deutſcher Bildung abgeſchnitten — was dem Deutſch-Pennſylvaniſch den Urſprung gab, welches ſtark mit engliſchen Ausdrücken verſetzt iſt.

In Philadelphia kämpften der lutheriſche Paſtor Kunze (erſter deutſcher Profeſſor an der Univerſität von Pennſylvanien für alte Sprachen, ſpäter in New-York) und ſein Nachfolger, Paſtor Helmuth, mit aller Energie für die deutſche Sprache. Aber erſt die dritte Periode der Einwanderung, von 1817 bis 1830, kam dabei zu Hilfe. Vor der Revolution 1776 hatten nur fünf deutſche Zeitungen in Pennſylvanien exiſtirt (2 in Philadelphia, 2 in Lancaſter, 1 in Germantown). Während der Revolution gingen ſie unter, doch entſtanden bald darauf einige neue, ſo das jetzige älteſte deutſche Blatt in der Union, der „Reading Adler". Aber mit dem neuen Aufſchwung der deutſchen Einwanderung (30,000 Einwanderer kamen 1817 in Philadelphia an) entſtanden auch viele neue deutſche Zeitungen, und 1828 zählte man 23 (ſo viel dem Vorleſenden bekannt wurde, und wovon er eine Liſte vorlegte). Davon exiſtiren gegenwärtig noch 9. Es erſchienen damals überhaupt etwa 800 Zeitungen im Lande, davon 180 in Pennſylvanien.

In der vierten Periode, von 1830 bis 1846, entſtanden erſt deutſche täglich erſcheinende Zeitungen in Philadelphia und New-York. Was den deutſchen Buchhandel und Verlag in jener Zeit betrifft, ebenſo in der vierten Periode (1830 bis 1846) wie in der fünften (1846 bis jetzt), ſo mußte ſich derſelbe lange auf den Betrieb der gewöhnlichſten Volksliteratur (ſchöne Genevera, Schinderhannes) beſchränken, bis es zu einem Verlag von klaſſiſchen Werken kam, wie denſelben jetzt Steiger, Thomas, Schäfer und Koradi betreiben.

Schließlich gab der Vortragende — von der vorgerückten Zeit gedrängt — ein kurzes Bild der gegenwärtigen Lage, erwähnte die lebhafte Agitation im Weſten für deutſchen Unterricht in den Volksſchulen, die Thätigkeit des Vereins der deutſchen Preſſe von Pennſylvanien für denſelben Zweck, und den wohlthätigen Einfluß, den er auf die deutſche Preſſe in dieſem Staate geübt — wo jetzt circa 70 deutſche Zeitungen erſcheinen, darunter 9 tägliche (4 in Philadelphia, 3 in Pittsburg, 1 in Allentown, 1 in Reading) — und bezeichnete als Pflicht der gebildeten Neueingewanderten, mit den alten deutſchen Anſiedlern des Landes in der Pflege und Erhaltung der deutſchen Sprache Hand in Hand zu gehen.

Die deutſch-pennſylvaniſche Sprache — abgeſehen von der Einmiſchung engliſcher Wörter, wovon ſie durch Bemühung des Preßvereins jetzt gereinigt werden ſoll —, die an vielen Orten blos von Zeitungen „gefirt", nicht aber im Volke vorherrſchend ſei — iſt der fränkiſch-pfälziſche Dialekt, vermiſcht mit ſchwäbiſch und allemanniſch — ſie iſt ein Dialekt, dem ebenſo wie den Dialekten in Deutſchland, ſein Recht gebührt, einer der vielen Sprachbäche und Quellen, aus denen die Schriftſprache ihr Leben und ihr Fundament ſchöpft. Dr. Kellner berief ſich auf Max Müller, der die Dialekte als das Urſprüngliche, direkt aus dem Volke und dem Leben Erwachſene, die Hoch- und Schriftſprache aber als das Spätere oder Zufällige hinſtellt.

Kleine literariſche Revue.

— **Victor Hugo's „Lachmännchen".** Der neueſte vierbändige Roman von Victor Hugo: „L'homme qui rit" iſt wiederum, wie ſeine Misérables, eine lang ausgeſponnene phantaſtiſche Compoſition voll Schwulſt und grotesker Schönheit. Gwynplaine, das Männchen, das immer lacht, iſt ein unter der Regierung des letzten Stuart einer Kinderhändler-Bande von den Hofjeſuiten Jakob's II. überlieferter Lordsſohn, welchem der vlamiſche Strolch Hardquanonne, um das Kind unkenntlich zu machen, das Geſicht ſo verſtümmelte, daß es ein immer lachendes, oder vielmehr grinſendes Anſehen behielt. Nachdem Gwynplaine unter Tagedieben und Gauklern groß geworden war, wird er auf die abenteuerlichſte Weiſe unter der Regierung der Königin Anna wieder in ſeine britiſche Pairie und Lordſchaft eingeſetzt, aus der er jedoch, voll Verzweiflung über das vornehme Weſen, das ihm nicht zuſagt, wieder in ſeinen Diebes- und Bettelſtaat zurückkehrt. Es giebt in dieſem Homme qui rit, wie in allen anderen Werken Hugo's, wunderbar effectvolle Schilderungen und Scenen, aber ſie paſſen nicht zu dem unkünſtleriſchen Ganzen und ſind deshalb ohne Totalwirkung. Geſchmack, feines Gefühl und wahre Poeſie gehen nun einmal dieſem alten franzöſiſchen Romantiker gänzlich ab. Wie man ſich leicht denken kann, enthält auch der neue Roman Victor Hugo's, gleich allen ſeinen im Exil von Guernſey verfaßten Dichtungen, vielerlei direkte

Digitized by Google

und indirekte Anſpielungen auf Frankreichs heutige Zuſtände und auf die Kämpfe des Dichters gegen den Bonapartismus; der Verfaſſer „Napoleon's des Kleinen" wüthet aber bekanntlich gegen den Kaiſer nicht minder marſyasartig und geſchmacklos, als er gegen die Schönheitsregeln Apollo's und der neun Muſen ſündigt. J. L.

— **Siciliſche Revue für Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur.** Unter dem Titel „Rivista Sicula di Scienze, Letteratura ed Arti" erſcheint ſeit Anfang d. J. in Palermo (bei Luigi Pedone Lauriel) eine Monatsſchrift, welche ſich das dankbare und fruchtbare Ziel geſetzt hat, das herrliche Eiland mit ſeinen literariſchen und Kunſtſchätzen der allgemeineren Kenntniß zu erſchließen und die beſonderen Intereſſen Siciliens würdig zu vertreten. Die bisher erſchienenen Hefte laſſen erkennen, daß dies Ziel mit Umſicht, Ernſt und Gediegenheit erſtrebt wird. Wir finden unter den Mitarbeitern die erſten Namen der ſiciliſchen Gelehrten und Schriftſteller; und zwar nicht blos, wie ſo manchmal dieſſeits und jenſeits der Alpen, als bloße Namen, ſondern als thätig Beitragende. So giebt Micheli Amari, der berühmte Verfaſſer der Storia dei Musulmani di Sicilia, eine Reihe von Aufſätzen, in denen er arabiſche Inſchriften in Sicilien mittheilt, erläutert und nach ihrer culturhiſtoriſchen Bedeutung verwerthet. Saleſio Baliano, ein hervorragender Vertreter Siciliens im italianiſchen Parlamente, giebt nationalökonomiſche, Pietro Salis kritiſch-literariſche Beiträge von Werth. Das Märzheft enthält aus der Feder von Pietro Blaſeona eine ſehr anziehende Ueberſicht der Nordpol-Expeditionen, worin die Fahrt der Germania unter Capt. Koldewey anerkennend erwähnt und im Anſchluß daran mitgetheilt wird, daß die italiäniſche Regierung die Abſicht habe, zu der neuen, diesjährigen Expedition der „Germania" einen oder zwei Offiziere ihrer Marine abzuordnen. — Wir behalten uns vor, auf die Rivista Sicula, der wir den beſten Erfolg wünſchen, bei Gelegenheit zurückzukommen. F.

— **Eine ſchwediſche Kunſtgeſchichte.** Herr K. G. Eſtlander, ein junger, nur in ſchwediſcher Sprache ſchreibender Gelehrter aus Finnland, den wir bereits als Verfaſſer einer vorzüglichen Ueberſetzung des Poema del Cid (mit kritiſchen Anmerkungen) kennen gelernt, hat in Stockholm eine „Geſchichte der bildenden Künſte vom Schluſſe des 18. Jahrhunderts bis auf unſere Tage" erſcheinen laſſen.*) Die finniſche Zeitſchrift Kuukauslehti rühmt an dieſem Werke, der Frucht mehrjähriger Reiſen, vornehmlich die gewiſſenhafte, echt ſelbſtändige, von Tagesruhm ungeblendete Beobachtung, und das ebenſo zarte moraliſche wie äſthetiſche Gefühl des Verfaſſers, in welchem allzu grobe Natürlichkeit den ſtrengſten Richter findet. Eine gewiſſe Vorliebe zeigt Herr E. für den Franzoſen H. Flandrin; doch begleitet er auch die britiſchen Künſtler mit Intereſſe bis in ihre grillenhafteſten Schöpfungen, was um ſo lebhafteren Dank verdient, je mehr es hier an tüchtigen, dieſelbe beſprechenden Originalwerken gebricht. Die Geſchichte der ſchwediſchen Kunſt iſt über Gebühr in die Länge gezogen; ſie abſorbirt wohl ein Drittheil des ganzen Werkes, obwohl Schweden in dieſer Beziehung eine relative untergeordnete Stufe einnimmt, und man darf es an Herrn E. rügen, daß er von den Leiſtungen eines Hilleſtröm oder Weſtin ebenſo ausführlich handelt, wie von denen eines Cornelius, während er viele andere Namen berühmter deutſcher Meiſter gar nicht zu kennen ſcheint!

*) De Bildande Konsternas Historia. Stockholm. 1868.

— **Dichtungen des Auslandes.** Einige Beiträge zu dem großen Werke, die Nationen einander näher zu bringen, liegen vor uns. Adolf Jaur aus Oldenburg giebt unter dem Namen Dichtercharaktere*) die Bilder einer Reihe theils ausländiſcher, theils einheimiſcher Dichter nebſt von ihm ſelbſt überſetzten Proben ihrer Dichtungen. Er führt uns vor: A. Chénier, Beranger, Burns, Gray, Luis de Leon, Bryant, Günther und Chamiſſo. Ueber den Grund, warum er gerade dieſe Dichter zuſammengeſtellt, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede: „Die Beſprochenen haben manches Gemeinſame, ſie zu einander in Beziehung Bringende. Sie ſind vorzugsweiſe Lyriker und haben als ſolche einen bedeutenden, meiſt reformirenden Einfluß innerhalb ihrer jedesmaligen Literatur geübt."

Mit Liebe und Verſtändniß hat der Verfaſſer das Leben der Betreffenden gezeichnet und es iſt ihm gelungen, in wenigen Zügen wirklich lebendige Bilder vor uns hinzuſtellen; manches gute treffende Wort, das ein Licht auf ihre ganze Zeit wirft, ließe ſich anführen, wenn der Raum es geſtattete. Die Ueberſetzungen ſind fließend und zeugen von großer Beherrſchung der Sprache. Beſonders gelungen iſt die ſchöne Kirchhofs-Elegie von Gray.

Aehnlicher Art iſt eine Gabe, die vom Weichſelſtrande uns zugegangen und ſich „Album ausländiſcher Dichtung in vier Büchern" nennt**). England, das den Reigen beginnt, iſt durch ſechs bekannte Gedichte Lord Byron's, acht von Thomas Moore, drei von Felicia Hemans und einige einzelne von Shelley, Hood, Montgomery und Andere vertreten, Amerika durch Longfellow und Peabody, Frankreich durch Beranger, Victor Hugo und einige andere namhafte Dichter, aber auch durch viele recht unbedeutende, über deren Wahl wir mit dem Verfaſſer rechten möchten. Welche Geſichtspunkte ihn überhaupt leiteten, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da das Büchlein weder Vorwort noch Nachwort hat. Am gelungenſten iſt wohl die Ueberſetzung des anmuthigen „Mein Rock" von Beranger. Tief melancholiſch iſt der Zug, der durch die polniſchen Dichtungen weht, und recht ergreifende Stellen enthält die größere ukrainiſche Volksdichtung „Maria". M. St.

— **Spaziergänge im Fabelkleide.*****) Eine kleine Sammlung von Gedichten und Fabeln, wie der anonyme Verfaſſer ſagt, für die kleine Welt der großen Kinder. Wenn wir dieſe poetiſchen Ergüſſe auch nicht gerade einem Aeſop, Lafontaine und Leſſing an die Seite ſetzen möchten, ſo wollen wir doch gern zugeben, daß ſich Vieles in der Sammlung weit über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt und in anmuthiger, pikanter Form manche beherzigenswerthe Wahrheiten ausgeſprochen ſind. — Fürchtet nun aber der Verfaſſer doch, ſich nicht verſtändlich genug ausgedrückt zu haben, oder traut er dem Leſer ein geringes Faſſungsvermögen zu, daß er ihm zu Hilfe kommen will? Wir können ſonſt keinen Grund finden, weshalb die Pointe des Ge-

*) Bremen, 1869, Kühtmann's Verlagshandlung.

**) England, Frankreich, Serbien, Polen. In deutſcher Ueberſetzung von G. Nitſchmann. Danzig, Bertling, 1868.

***) Hamburg und Leipzig, Jean Paul Friedrich Eugen Richter, 1869.

Digitized by Google

dichtes jedesmal mit geſperrter Schrift gedruckt iſt. In den Arbeiten unſerer Klaſſiker finden wir ein derartiges Hilfsmittel nicht, unter den Epigonen ſcheint es aber recht eingeriſſen zu ſein. Möchten ſie doch bedenken, daß ſie damit entweder ſich oder ihren Leſern ein Armuthszeugniß ausſtellen. J. H.

— **„Für Frauen.“***) „Indem ich den Titel dieſes Buches ſo allgemein hielt, wollte ich gewiſſermaßen nur die Adreſſe andeuten, für welche dieſes Büchlein beſtimmt iſt, da es die Natur des Inhalts wünſchenswerth macht, daß es nicht gleich durch den Titel verrathen werde. Es ſind nämlich die Krankheiten, denen das weibliche Geſchlecht beſonders unterworfen iſt, welche in den folgenden Blättern auf eine allen Frauen verſtändliche Weiſe beſprochen werden ſollen.“ — Eine decente kleine Schrift. Der Verfaſſer, Badearzt in Elſter, berührt weſentlich diejenigen Leiden, welche durch den Gebrauch des Bades Elſter Heilung oder Beſſerung erfahren können.

— **Der Revolutionair, von Julius Groſſe.****) Die Novelle behandelt die bekannte Verſchwörung Moreau's, Pichegrü's und Cadoudal's gegen das Leben Napoleon Bonaparte's. Ihr Held iſt ein junger Emigrant, Victor Deville, deſſen Geſinnungen im Auslande republikaniſch geworden ſind, der an gedachter Conſpiration Theil nimmt, und ihre Heldin iſt ſeine Geliebte, die junge ſchöne Wittwe Leonie von Nauzelet. Victor, der wegen dieſer Verſchwörung zum Tode verurtheilt iſt, wird auf Vermittelung ſeiner alten Mutter und ſeiner theuren Leonie vom Erſten Conſul begnadigt. Allein, o Unglück dieſer Novelle! (der Verfaſſer nennt ſie „geſchichtlich“ und bejammert ſein Loos, nicht, wie der Dichter, frei über ſeine Geſchöpfe walten zu können) die Botſchaft der Begnadigung kommt zu ſpät, denn 1) der Erſte Conſul iſt zu früh ausgeritten, 2) die alte Madame Deville hat in der Kirche eine Ohnmacht (natürlich mit einer Viſion verbunden) bekommen, 3) der böſe Juſtizminiſter Regnier hat aus Angſt vor dem Polizeiminiſter Fouché die Hinrichtungen auf 9 Uhr, ſtatt wie bisher auf 11 Uhr Morgens feſtgeſetzt, 4) der Henker, mitleidig wie Seinesgleichen in rührenden Romanepiſteln zu ſein pflegen, will zwar Victor's Tod auf Anflehen Leonie's ſo lange wie möglich verzögern und erklärt dem Volk, „daß etwas in ſeiner Maſchine in Unordnung gekommen ſei“, als aber dieſes ſelbſt ſich laut über die Tyrannei beſchwert, Jenen gleichſam zweimal ſterben zu laſſen und durch Zaudern zu martern, muß er, durch die Drohungen des Volkes gezwungen, das Beil herabfallen laſſen. Leonie, die zugeſehen, fällt in Ohnmacht. Noch war die Ohnmächtige nicht fortgetragen, als ſich in der Ferne ein verworrener Tumult erhob und mancherlei Stimmen vom Quai Lepelletier her laut wurden. Die Ordonnanz mit der Begnadigung, „das Papier hoch über dem Kopfe ſchwenkend.“ Grauſamer Hiſtoriker, wenn Du doch lieber ein Dichter wäreſt!

— **„Das Schloß am Meere“**, von Hermann Kleinſteuber***), behandelt eine Epiſode des ſiebenjährigen Krieges: die Invaſion der Ruſſen in Oſtpreußen und die ſpätere Vertreibung derſelben. Eine hiſtoriſche Novelle jedoch kann man dieſe Arbeit trotzdem nicht wohl nennen, da wir jedes geſchichtliche Kolorit in der Behandlung vermiſſen. Die Perſonen reden in den allermodernſten Ausdrücken, und man wird nur durch gelegentliche Erwähnung der geſchichtlichen Ereigniſſe (deren Schilderung nirgends verſucht iſt), daran erinnert, daß die Erzählung nicht in unſern Tagen ſpielt. Oft glaubt man ſich auch in die Zeit der Freiheitskriege verſetzt. Die Liebesintrigue, die den Haupttheil der Erzählung ausmacht, iſt mit dem bekannten Geſchick des Verf. durchgeführt und recht anmuthig geſchildert.

*) Von Dr. Peters. Leipzig, M. G. Priber, 1869. (140 S.)

**) Stuttgart, Eduard Hallberger, 1869.

***) 2 Bde. Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung, 1869.

— **Malerleben.** Unter dieſem Titel liegt uns ein dreibändiger Roman von W. Bennecke*) vor, dem man ſehr wohl die Vorbilder anmerkt, denen ſein Verfaſſer nachgeeifert hat — E. T. A. Hoffmann und Heinrich Heine. Leider ſind Beide nicht allein nicht erreicht worden, ſondern es iſt nur zu einem ſehr ſchwachen Aufguß ihrer pikanten, gewürzreichen Speiſen gekommen. Für die Unterhaltung einer müßigen Stunde mag das Buch ſich eignen, es muß aber eine ſehr müßige ſein.

Literariſcher Sprechſaal.

Von H. Klencke's Werk: „Alexander von Humboldt's Leben, Reiſen und wiſſenſchaftliche Leiſtungen“ erſcheint bei Otto Spamer in Leipzig die ſechſte, reich illuſtrirte Auflage in 12 Lieferungen à 5 Sgr., die als eine bedeutſame literariſche Erſcheinung zur bevorſtehenden Säkularfeier des großen Naturforſchers zu bezeichnen iſt. Den wiſſenſchaftlichen Reiſen Humboldt's iſt in dieſer Auflage ein viel umfangreicherer Raum gewidmet, als in den früheren Ausgaben. Ueber den Werth des Klencke'ſchen Buches — welches bereits in mehrere Sprachen überſetzt wurde — hat ſich die geſammte Kritik günſtig geäußert.

Von Guſtav Freytag's Roman „Soll und Haben“ iſt kürzlich die vierzehnte Auflage**) erſchienen; wir glauben nicht, daß irgend einem anderen deutſchen Romane jemals eine ſo nachhaltige Theilnahme geworden iſt. Nicht „das deutſche Volk bei ſeiner Arbeit“, wie das Motto des Buches von Julian Schmidt ſagt, ſondern das Kapital in ſeiner veredelnden Einwirkung auf das Geſittungsleben wird in dieſem Romane geſchildert, und das gerade iſt es, was dem Buche in einer Zeit in welcher die Sophismen eines Proudhon, eines Laſſalle, dem Kapital ſo viel Barbariſches angedichtet, eine ſo andauernde Theilnahme der Leſewelt verſchafft hat. J. L.

Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom“ erſcheint jetzt in dritter wohlfeiler Auflage (9 Bände à ⅓ Thlr.) bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Der Verf. hat zu dieſer neuen Auflage eine geharniſchte Vorrede geſchrieben, worin er ſich einerſeits gegen die, wie er nachzuweiſen ſucht, ſchädliche Nachgiebigkeit ausſpricht, die ſeit einem Vierteljahrhundert in Preußen gegen die offenen und heimlichen Pläne und Intriguen des Zauberers von Rom geübt werde, und worin andererſeits dem Volke Oeſterreichs vorgehalten wird, daß es nicht entſchieden und muthig genug ſeinen Unwillen gegen die prieſterlichen Fanatiker für das vom Geſetz ſowohl, als von der allgemeinen Sitte des Landes ver-

*) Caſſel, Verlag von Carl Luckhardt, 1869.

**) Der achte Abdruck der Stereotypausgabe in zwei Bänden (564 und 405 S. kl. 8.). Leipzig, S. Hirzel, 1869.

Digitized by Google

werfene Concordat zu erkennen gebe. „Es fehlt", ſagt Gutzkow, „in Oeſterreich durchaus noch die Organiſation zur Aufklärung, der geſchloſſene Gemeingeiſt, der die Kirche reformirt ſehen will, auch wenn die Regierung zu reformiren keinen guten Willen hätte." — Trotzdem aber hält Gutzkow feſt an der Ueberzeugung, daß die Tage des Zauberers von Rom gezählt ſeien, indem für die Frage, wie ſie jetzt liege, der Süden Europas den Ausſchlag geben werde, in Italien aber, wie in Spanien, ſchon jetzt alle Anzeichen vorhanden ſeien, binnen wenigen Jahren das ſchimpfliche Joch abgeſchüttelt zu ſehen, das noch vom Mittelalter her auf dem freien Geiſte der Menſchheit laſtet.

J. L.

Aus Nürnberg iſt uns folgendes Schreiben zugegangen: Sie bringen in Nr. 20 Ihrer geſchätzten Zeitſchrift einen Abdruck des Artikels aus dem „Anzeiger zur Kunde der deutſchen Vorzeit", welcher ſich auf den Durchbruch der Nürnberger Stadtmauer bezieht. Geſtatten Sie mir, daß ich Ihnen einige Erläuterungen dazu gebe.

„Die Bevölkerung Nürnbergs beläuft ſich auf etwas über 77,000 Seelen, von denen zwei Drittel innerhalb der Stadtmauer, die übrigen aber in den Vorſtädten wohnen, welche durch dieſe Mauer und einen breiten Graben hermetiſch von der inneren Stadt abgeſchloſſen ſind und den Verkehr mit derſelben nur durch mehrere, zum Theil ſehr beſchwerliche Thore und Brücken unterhalten. Außerhalb der Mauer liegen aber auch die zwei Hauptbahnhöfe, der Staatsbahn- und der Oſtbahnhof. Vom erſteren findet eine Verlegung des Güterbahnhofs nach einer Seite hin ſtatt, welche unter allen Umſtänden eine neue Verbindung mit der inneren Stadt erfordert. Wenn nun die ſtädtiſchen Behörden, ſtatt wieder zu dem Nothbehelf eines Brückenbaues, deſſen Unterhaltung bekanntlich Geld koſtet, zu ſchreiten, den radikalen Entſchluß gefaßt haben, an der betreffenden Stelle den Graben auszufüllen und die Mauer zu durchbrechen, ſo haben ſie damit nur bewieſen, daß ſie ihre Zeit verſtehen, indem ſie angefangen haben, die Unterbindung der Hauptpulsader des Verkehrs einer ſo bedeutenden Handelsſtadt zu entfernen. Von einem Mangel an Kunſtſinn kann da keine Rede ſein, wo ſo viele und gewichtige Proben von deſſen Vorhandenſein vorliegen. Ueberdies iſt der architektoniſche Werth der eingeriſſenen zwei Thürme — von der baufälligen Mauer, deren Unterhaltung jährlich große Summen erfordert, gar nicht zu ſprechen — nicht ſo hoch, daß eine aufblühende Stadt denſelben zu Liebe die mittelalterliche Zwangsjacke anbehalten ſollte. Was alle größeren Städte der Neuzeit als ein unabweisbares Bedürfniß, nicht nur aus Verkehrs-, ſondern auch aus Geſundheitsrückſichten empfunden haben, wird man wohl auch den Nürnbergern zuerkennen müſſen. G. M."

Frau W. Storm, geb. van der Chijs, eine Holländerin, unternimmt, gleich ihren Landsmänninnen, Frau Tinne und deren Tochter, alljährlich größere Reiſen im Auslande, um durch die Kenntniſſe und Beobachtungen, die ſie hier ſammelt, ihrem Vaterlande und ihrem Volke zu nützen, indem ſie in ihren Reiſeberichten auf das hinweiſt, was in der Fremde beſſer, d. h. dem ſittlichen und phyſiſchen Menſchenwohle förderlicher, als die Einrichtungen der Heimat iſt. In den Monaten Februar und März d. J. veröffentlichte Mevrouw Storm in der Zeitung von Delft eine Reihe von Artikeln über einen Beſuch in Berlin, wo ſie im vorigen Winter ſich aufhielt, namentlich über den „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts", über die erſte deutſche Induſtrieausſtellung von Frauenarbeiten im „Victoria-Bazar" und über „die Berliner Volksküchen des Vereins von 1866". Die wackere niederländiſche Frau, die ſich in Berlin einer gaſtfreundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte und die wir ſelbſt in einer Generalverſammlung des Vereins zur Förderung der Frauenthätigkeit einen deutſchen Vortrag über ähnliche Beſtrebungen in England und Amerika haben halten hören, rühmt in jenen Artikeln ganz beſonders die Einſicht, die Erkenntniß deſſen, was unſerer Zeit noththue, und die Opferwilligkeit der Frauen Berlins, an deren Spitze ſie die Königin Augusta und die Frau Kronprinzeſſin von Preußen nennt. Sie fordert ihre Landsmänninnen auf, dem Beiſpiele der deutſchen Frauen zu folgen und in Holland ähnliche Anſtalten wie in Berlin zu gründen, wo einerſeits dafür geſorgt werde, daß mittelloſe, unverheiratet bleibende Töchter achtbarer Familien, ſowie Frauen, die ihren Gatten und Familien-Ernährer verlieren, Kenntniſſe und Fertigkeiten ſich erwerben können, welche ſie zur eigenen Führung eines Geſchäftes befähigen, und wo andererſeits, wie in den Berliner Volksküchen, für die arbeitenden Klaſſen der Bevölkerung kräftige, geſunde und wohlfeile Speiſen, unter der freiwilligen Aufſicht und Controle von Bürgerinnen und ihren Töchtern bereitet und täglich an Tauſende zu den Koſtenpreiſen verabreicht werden. Der Verdienſte, die ſich Frau Lina Morgenſtern in Berlin um Gründung und Leitung der Volksküchen erworben, deren es jetzt elf in den verſchiedenen Stadttheilen giebt, wo täglich über 7000 Menſchen geſpeiſt werden, wird dabei mit beſonderer Anerkennung gedacht. — Wie Mevrouw Storm in einem ſpäteren Berichte hinzufügt, giebt es übrigens bereits in Amſterdam eine Induſtrieſchule für Mädchen, in welcher kürzlich ein Lehrcurſus für die Lithographie eröffnet worden und wo junge Damen Gelegenheit finden, ſich Kenntniſſe in der Botanik und Pharmacie zu erwerben damit ſie vielleicht einmal als Apothekergehilfinnen Anſtellung finden.

J. L.

Der „Deutſche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe" in Prag hat, in richtiger Würdigung der durch die öſterreichiſche Verfaſſung geſicherten bürgerlichen und Volksfreiheit, einen Preis für die beſte Bearbeitung eines conſtitutionellen Katechismus, d. h. eines Volksbuches, ausgeſchrieben, in welchem die Rechte, die das Verfaſſungs- und Staatsgrundgeſetz von 1867 gewährt, unter Beifügung der geſchichtlichen und legislatoriſchen Motive der betreffenden Beſtimmungen und unter Hinweiſung auf die einzelnen Landes- und Wahlordnungen, welche letzteren jedoch ſpäter den Gegenſtand einer beſondern Darſtellung bilden ſollen, definirt werden. Der Termin der Einſendung der Concurrenz-Arbeiten, die den Umfang von ſechs Druckbogen nicht überſchreiten dürfen und wofür ein Preis von 200 Gulden ausgeſetzt iſt, iſt der 30. September d. J.

In Leipzig ſind die erſten Nummern einer neuen, dem Bühnenweſen gewidmeten Zeitſchrift unter dem Titel „Dramaturgiſche Wochenſchrift, Reform-Organ und Archiv für das geſammte deutſche Bühnenweſen", erſchienen. Die Herausgeber J. Klang und Dr. Ad. Silberſtein haben die jetzt von Heinrich Laube geleitete Leipziger Bühne zum Mittelpunkte ihrer dramaturgiſchen Kritik gemacht, doch nach den Aufſätzen der beiden erſten Nummern zu ſchließen, iſt der Horizont des Blattes kein beſchränkter und einſeitiger.

Digitized by Google

Soeben erschien in Commission bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**:

JAHRBUCH
DER DEUTSCHEN DANTE-GESELLSCHAFT.
Zweiter Band.

Mit Dante's Bildniss nach einer alten Handzeichnung.

8. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieser zweite Band enthält ebenso wie der 1867 zu gleichem Preise erschienene erste Band eine grosse Zahl werthvoller Arbeiten der bedeutendsten Danteforscher und concentrirt in sich wieder die interessantesten Studien über den grossen italienischen Dichter.

Das diesem Band beigegebene Bildniss Dante's nach einer Masaccio zugeschriebenen Handzeichnung der Münchener Sammlung, gestochen von Jul. Thaeter, ist auch in Separatabdrücken auf chinesischem Papier zum Preise von 22½ Ngr. zu haben. (95)

Im Umtausch gegen die neueste, elfte Aufl. von
Brockhaus' Converſations-Lexikon
wird je ein Expl. einer ältern Aufl. des Werks mit
Zehn Thaler
in Zahlung angenommen. Ein Prospect über die Umtauschbedingungen in allen Buchhandlungen gratis. (96)

Soeben ist erschienen: (97)

DIE TONKUNST
in der Culturgeschichte

von
Emil Naumann.

Erste Abth. (20 Bogen gr. 8°.) geh. 1⅓ Thlr.

Berlin. **B. Behr**'s Buchhandlung (E. BOCK).

Soeben erſchien im Commiſſions-Verlage von **Al. Wilcken** in St. Petersburg (Otto Klemm in Leipzig): (98)

Offener Brief
an
Herrn Richard Wagner.
Verſſaer der Broſchure „Das Judenthum in der Muſik",
von
Arthur von Truhard in St. Petersburg.

(Der Druck dieſes offenen Briefes als Broſchüre iſt von der Cenſur in Rußland verboten worden.)

In der **C. F. Winter**'ſchen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg iſt ſoeben erſchienen:

Atomenlehre von Dr. **Chriſtian Wiener.** Prof. an der polyt. Schule zu Carlsruhe. **Zweite Ausgabe.** 16 Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 20 Ngr.

Die geiſtige Welt und **Weſen und Urſprung der Dinge.** Von Dr. **Chriſtian Wiener. Zweite Ausgabe.** 37 Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (99)

Die **Internationale Buchhandlung** (R. LESSER) in Berlin, 27 u. 28 Leipzigerſtraße, empfiehlt
allen Freunden ausländiſcher Literatur
ihr reiches **franzöſiſches, engliſches, italieniſches, ſpaniſches, polniſches** und **ruſſiſches** Lager. (100)

Der ſoeben erſchienene italieniſche Lager-Katalog wird gratis ausgegeben.

So eben iſt erſchienen: (101)

Luſtſpiele
(Neue Folge.)
von **Guſtav zu Putlitz.**

Enth.: Um die Krone. — Das Schwert des Damokles. — Die Zeichen der Liebe. — Spielt nicht mit dem Feuer. — Brandenburgiſche Eroberungen. — Ein Ständchen. — Unerträglich. — Der geſtiefelte Kater. — Zwei Taſſen. — Die alte Schachtel. — Die Schlacht bei Mollwitz.

3 Bände. 8vo. geheftet. 2⅓ Thlr.

Berlin. **B. Behr's** Buchhandlung (E. Bock).

Soeben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (102)

Die
Lateraniſche Kreuzſpinne,
oder
Das Papſtthum
als Hemmſchuh der Völkerwohlfahrt.

Eine volksthümliche Studie
von
Dr. Franz Huber,
Docent der Geſchichte an der Hochſchule in Bern.

I. Theil: Die Päpſte als Menſchenſchlächter.

10 Bogen 8° geh. Preis 16 Ngr.

Pikante Reiſelectüre.
Vorräthig in allen Buchhandlungen:
Caeſarenwirthſchaft.
Indiscretionen
eines geheimen Agenten
in Dienſten Napoleon's III. (1850—58), Cavour's (59—61), Antonelli's (61—62), Franz II. (62—64), des Kaiſers von Oeſterreich (64—67). Preis 20 Sgr.

Franzöſiſch unter dem Titel: (105)
Mémoires de Griscelli, agent secret.
17 Bogen. 16°. Prix 20 Sgr.

Haller'sche Verlagshandlung in Bern.

In meinem Verlage erſchien ſo eben:
Wilhelm Lübke und Eduard Hanslik
über
Richard Wagner.
gr. 8. geh. 4 Sgr. (106)

Berlin. Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinſius'
Allgemeines Bücher-Lexikon.
Vierzehnter Band,
die von 1862 bis Ende 1867 erſchienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erſcheinungen enthaltend.

Herausgegeben von
Karl Robert Heumann.

4. In Lieferungen von 10 Bogen.

Preis jeder Lieferung: auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erſte bis dritte Lieferung dieſes Bandes ſind bereits erſchienen. Die frühern Bände des für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrlichen Nachſchlagewerks werden im ganzen und einzeln zu bedeutend ermäßigten Preiſen geliefert. (107)

Verlag von **Enslin** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Die
chronische Lungenschwindsucht
und Tuberkulose der Lunge
ihre Ursache und ihre Heilung.
Von
Dr. **H. Brehmer.**

Zweite umgearbeitete Auflage.
1 Thlr. 18 Sgr.

Der Verfasser hat durch seine ausserordentlichen Heilresultate die Richtigkeit seiner rationellen Behandlungsweise bewiesen. Das Werk ist nicht nur für Aerzte sondern auch jedem Laien verständlich. (108)

Bei **F. Schulthess in Zürich** sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. **Oswald Heer,** Prof., Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden. Vortrag gehalten den 28. Januar 1869 im Rathhaus Zürich. gr. 8. br. 9 Sgr.

Dr. **Albert Mousson,** Prof., Grundwahrheiten der Physik. Vortrag gehalten den 11. Februar 1869 im Rathhaus Zürich. gr. 8. br. 9 Sgr.

Dr. **Friedr. v. Wyss,** Prof., Karl der Grosse als Gesetzgeber. Vortrag gehalten den 7. Januar 1869 im Rathhaus Zürich. gr. 8. br. 9 Sgr. (103)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſchien im v. J.: (104)

Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie.
Von ſeinem Bruder Maximilian Heine.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

„Erinnerungen, die auf ein Plätzchen in jeder Bibliothek, in welcher Heine's Werke aufgeſtellt ſind, Anſpruch machen dürfen, da ſie ſo manchen Zug zu dem Bilde des Dichters liefern, den eben nur ein ihm ſo naheſtehender und von ihm letztwillig als der geeignetſte Herausgeber ſeiner Denkwürdigkeiten bezeichneter lieber Verwandter mit aller Naivetät und Wahrheit wiederzugeben vermochte." Magazin für Literatur des Auslandes.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Wallbälkirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 5. Juni 1869. — [Nº 23.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Schule und die Geſetzgebung. 329.
Holland. Confeſſionelle und Unterrichts-Zuſtände in Nord-Niederland. 331.
Ungarn. Die deutſche Nationalität in Ungarn. 332.
Schweiz. Das ſchweizeriſche Idiotikon. 333.
Italien. Cajus Silius Italicus. Von Onorato Occioni. 335.
Rumänien. Rumäniſcher Charakter und rumäniſche Charaktere. I. Das Volk. 336.
Orient. Der Orient und die deutſchen Eiſenbahnen. 337.
Kleine literariſche Revue. Die Ausbildung der evangeliſchen Kirchenverfaſſung in Sachſen. 338. — Staat- und Volksbildung in ihrer Wechſelwirkung. 339. — Die ſchöneren Stunden. 339. — Neue Lieder von Auguſt Silberſtein. 339. — Politiſche Gedichte aus Italien. 339.
Literariſcher Sprechſaal. Eine Verlagsrechts-Frage. 339. — Gegen die Duelle. 340. — Virchow's Erwiederung an D. Caſſel. 340. — Abwehr von „Wander's Abwehr". 340.

Deutſchland und das Ausland.

Die Schule und die Geſetzgebung.*)

Wir haben bereits einmal vor Kurzem (Nr. 20) Gelegenheit gehabt, und zwar bei der Beſprechung des Buches von Adolar Thiel, über das juriſtiſche Unterrichtsweſen, als einen erfreulichen Fortſchritt zur Klärung der Anſichten über die Schule, darauf hinzuweiſen, daß auch von anderer Seite als der pädagogiſchen, und namentlich von Rechtskundigen die beiden Fragen über die Trennung der Schule von der Kirche und über confeſſionsloſe Schulen beleuchtet werden, und daß ſo endlich einmal ein ſicherer Standpunkt gewonnen wird, von welchem aus man zu einem endgiltigen Urtheil gelangen kann. Denn allein mit philoſophiſchen oder pädagogiſchen Gründen läßt ſich der einmal entbrannte Streit nicht ſchlichten, weil man dreien Gründen für die Sache immer drei andere gegen dieſelbe entgegenſtellen wird und ſo die Frage immer in der Controverſe bleibt. Nur wenn nachgewieſen iſt, was hier Rechtens iſt und was nicht, wie die bisher giltigen Geſetze in dieſer Sache entſcheiden, dann läßt ſich zu einem ſichern Reſultate kommen. Deshalb begrüßen wir es mit Freuden, daß abermals von einem Juriſten, und zwar von einer Autorität auf dieſem Felde, von Rudolf Gneiſt, die eine dieſer Fragen, welche die andere in ſich ſchließt, vom rechtlichen Standpunkt erörtert iſt. Es iſt dies in einer Schrift geſchehen, welche den Titel führt: „Die confeſſionelle Schule", und welche wir um ſo mehr der allgemeinen Beachtung empfehlen, als ſie neben dem juriſtiſchen Material, welches ſie herbeibringt, zugleich Klarheit über den Begriff „Confeſſions-Schule", wie er von der Geſetzgebung aufgefaßt wird, verbreitet.

Um nämlich hiermit zu beginnen, ſo iſt das Verhältniß zwiſchen Confeſſion und Schule auch nach der neueren preußiſchen Geſetzgebung nicht ſo zu denken, als ob in der Schule gar kein confeſſioneller Religionsunterricht ertheilt werden dürfe; davon weiß die Geſetzgebung nichts, vielmehr wird immer der Unterricht in der Volks- und in den höheren Schulen der vorherrſchenden Confeſſion des Ortes entſprechen müſſen; nur iſt deshalb und darum die Schule noch keine confeſſionelle, d. h. es darf in ihr nicht die vorherrſchend confeſſionelle Richtung auf alle anderen Unterrichtsgegenſtände ausgedehnt und ſelbſt alle anzuſtellenden Lehrer nur auf eine beſtimmte Confeſſion verpflichtet werden, wie dies die neueſte Verwaltung in Preußen verlangt und als rechtliches Poſtulat hinſtellt. Das iſt entſchieden ungeſetzlich, und in dieſem Sinne iſt die confeſſionelle Schule allerdings erſt eine Erfindung der Neuzeit. Dies wird in der vorliegenden Schrift von Gneiſt näher nachgewieſen.

Es wird nämlich gezeigt, wie das Syſtem der kirchlichen Schulen, wie ſolche aus der Reformation hervorgegangen waren, in Preußen ſchon ſeit 150 Jahren verlaſſen wurde, und zwar durch König Friedrich Wilhelm I. Der erſte entſcheidende Schritt zur Aufhebung des confeſſionellen Syſtems der Schulen war die Einführung des geſetzlichen Schulzwanges durch die Edikte König Friedrich Wilhelm's I. vom 28. September 1717 und vom 19. September 1736. Es war nunmehr der Geſetzgeber nicht mehr die kirchliche Obrigkeit, ſondern die ſtaatliche, welche den Zwang ausſprach, alſo hier ſchon Trennung der Schule von der Kirche, da von nun an der Staat die Herrſchaft über die Schule antrat. — Daran reiht ſich als zweiter Grundſatz die Parität der anerkannten Kirchen in Preußen. „Als die Staatsgewalt den Schulzwang einführte, mußte ſie ihre Stellung zur Kirche nehmen nach den gegebenen Verhältniſſen. Das vorgefundene Verhältniß war eine ſeit tauſend Jahren feſtgewurzelte Regierung der Kirche über die Schule, eine tief verwachſene Verbindung ihres unteren Perſonals und ihres Vermögens, als ſelbſtverſtändlich feſtſtehend auch in den Gewohnheiten des Volkes.... Die aus dem weſtfäliſchen Frieden den beiden Religionstheilen erwachſenen Rechtsanſprüche ſind in der preußiſchen Geſetzgebung beſtätigt, erhalten und erweitert worden; ſie haben aber ihren excluſiven Charakter verloren. Der Rechtsgrundſatz der Parität geſtattet nirgends mehr, den anderen Religionstheil von der Wohlthat des öffentlichen Schulunterrichts auszuſchließen (A. L. R. II, 12. § 10)."

Zu dieſen Gründen der Staatsleitung trat immer dringender ein dritter: der Staat hatte für nothwendigen Unterricht der öffentlichen Schule theils mittelbar, theils unmittelbar zu ſorgen. Weil die Kirche in keinem Menſchenalter die Mittel erübrigen konnte, ein öffentliches Unterrichtsweſen in einem den Bedürfniſſen einer größeren Bevölkerung entſprechenden Maßſtab zu ſchaffen, ſo mußte ſie auch hier die Sorge für daſſelbe an den Staat abtreten und es iſt einleuchtend, daß das Syſtem der kirchlichen Schulen aufhörte. Dieſe ſchrittweiſe entfalteten Grundſätze des preußiſchen Unterrichtsweſens haben ihre Zuſammenfaſſung gefunden im Allgemeinen Landrecht, Theil II, Tit. 12. Der leitende Grundſatz iſt an die Spitze geſtellt: „daß alle öffentlichen Schulen Veranſtaltungen des Staates ſind" (§ 1). Darauf folgen die drei Grundprinzipien: 1) der Schulzwang, § 43 ff.; 2) die Parität der anerkannten Kirchen, durchgeführt im Tit. 11, 12 und in den Schulreglements; 3) der Grundſatz der Unterhaltung des Schulweſens von unten herauf als gemeine Laſt (§ 29, 34, 38).

*) Die confeſſionelle Schule. Ihre Unzuläſſigkeit nach preußiſchen Landesgeſetzen und die Nothwendigkeit eines Verwaltungs-Gerichtshofes von Dr. Rudolf Gneiſt. Berlin, Julius Springer, 1869. (88 S. gr. 8.)

Digitized by Google

Auf dem Boden dieſer thatſächlichen Verhältniſſe folgt nun auf die Publikation des Allgemeinen Landrechts ein Menſchenalter der Conformität der Unterrichts-Verwaltung mit der Landes-Geſetzgebung, im Ganzen zuſammenfallend mit der Regierungszeit König Friedrich Wilhelm's III. Die legale Unterrichts-Verwaltung formirt ſich in vier Richtungen:

1) Der Religions-Unterricht iſt als obligatoriſcher Theil des Lehrplans der öffentlichen Schule ausnahmslos anerkannt. Kinder anderer Confeſſion, als der in der Schule gelehrten, ſind aber geſetzlich von der Theilnahme daran entbunden. An eine Trennung deſſelben von dem wiſſenſchaftlichen Unterricht in geſonderten Anſtalten konnte ſchon aus praktiſchen Gründen nicht gedacht werden; denn es wäre daraus ein Doppelſyſtem von Schulen hervorgegangen, während die vorhandenen Mittel und Lehrkräfte nur auf das Knappſte ausreichten, um eine Ortsſchule zu erhalten.

2) Die Selbſtändigkeit des wiſſenſchaftlichen Unterrichts neben dem Religions-Unterricht ergab ſich aus dem obigen Grundſatze. Volksliteratur, Sprachen, Geſchichte, Naturwiſſenſchaften müſſen in der Staatsſchule von allgemein wiſſenſchaftlichen und pädagogiſchen Standpunkten aus gelehrt werden. Zu einer anderen Art des Unterrichts darf der Staat die Kinder differenter Confeſſionen nicht zwingen. „Iſt die Geiſtlichkeit durch die Gebote ihrer Kirche genöthigt, ihre Unterſcheidungslehren auch im Gebiet der Wiſſenſchaft an jeder Stelle, auch gegen Andersgläubige, zur Geltung zu bringen: ſo folgt, daß der Staat die Träger des geiſtlichen Amtes nicht als ſolche zu Lehrern ernennen kann. Ein Staat, welcher Schulzwang, Parität und gemeine Schullaſt proklamirt, hat damit auch die Verpflichtung übernommen, die Lehre und die Aufſicht in ſolche Hände zu legen, welche befähigt ſind, Geſchichte, Literatur, Sprachen, Naturwiſſenſchaften vom Standpunkt der Wiſſenſchaft und der Pädagogik aus zu lehren. Dies Maß der geiſtigen Befreiung iſt das ſchwer errungene Reſultat der deutſchen Reformationskämpfe nicht für eine, ſondern für alle Confeſſionen. Auf dieſem Boden iſt eine deutſche Geſchichtsſchreibung, eine deutſche National-Literatur, eine deutſche Wiſſenſchaft im weiteſten und höchſten Sinne erwachſen, welche der Staat als das tiefſtliegende Element der nationalen Einheit zu hegen und zu bewahren hat. Die Freiheit der geiſtigen Forſchung auf jedem Gebiet des Wiſſens, „die Entwickelung des Menſchen aus ſich heraus“ iſt in dieſem Gange der Dinge ein Element der deutſchen Jugenderziehung geworden, welches neben der Lehre der poſitiven Religionswahrheiten ſeine legale und legitime Stellung behaupten und wiedererlangen muß..... Die Aufgabe, Geſchichte, Volksliteratur, Sprachen, Naturwiſſenſchaften ſo zu lehren, um auch andere Confeſſionen an dem Unterrichte Theil nehmen zu laſſen, iſt jedem preußiſchen Lehrer durch die Landesgeſetze geſtellt. Sie muß eine lösbare ſein; denn ſie iſt ein Menſchenalter hindurch wirklich gelöſt worden.“ Es ergab ſich eben daraus

3) die Bildung eines ſelbſtändigen Lehrperſonals als Folge der Auflöſung der kirchlichen in die Staatsſchule. Die Kirche hatte für ſich geſorgt und die Volksſchule verkümmern laſſen. „Es war die Erbſchaft der Kirche, wenn durch ein Patent vom 10. November 1722 beſtimmt werden mußte, „daß zu Küſtern und Schulmeiſtern auf'm platten Lande, außer Schneidern, Leinewebern, Schmieden, Rademachern und Zimmerleuten, ſonſt keine anderen Handwerker angenommen werden ſollen“; und wenn noch unterm 17. September 1738 ein Reſcript erging: „wider die herumlaufende Schneider, und daß auf'm platten Lande, außer dem Küſter und Schulmeiſter, gar kein Schneider geduldet werden ſoll“..... Im 18. Jahrhundert beginnt auch ſchon die Ausbildung der Lehrer in beſonderen Seminarien. Die Ausfüllung der Mittelſtufen, der Bürgerſchulen, Seminarien, Gymnaſien, Realſchulen iſt das mühſame Werk der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III., eines Fortſchreitens nach einem einheitlichen Plan mit ſehr beſcheidenen Geldmitteln. Es lag dabei in der Natur der Sache, daß die Mühſamkeit, das Bewußtſein der Wichtigkeit des Berufs, die fortſchreitende geiſtige Bildung dem Lehrerſtand das Beſtreben der Unabhängigkeit von der Geiſtlichkeit gab. Auch der Lehrſtand in Preußen hat nunmehr ſeine Geſchichte, ſeine vom Staate zu ſchützende geſchichtliche Individualität, ſeinen durch die Geſetzgebung ſelbſtändigen Beruf.“ Wenn nun auch in der Praxis die Sache ſich ſo geſtaltete, daß der katholiſche Religionslehrer ſelbſtverſtändlich der katholiſchen, der evangeliſche Religionslehrer der evangeliſchen Confeſſion angehörte, und daß in evangeliſchen Orten evangeliſche, in katholiſchen katholiſche Lehrer angeſtellt wurden, ſo hat die Verwaltung ſich doch wohl gehütet, aus ſolchen Geſichtspunkten der Convenienz irgend einen neuen Rechtsgrundſatz bilden zu wollen.

4) Die Staatsaufſicht über das Unterrichtsweſen ergab ſich aus der Natur der öffentlichen Schulen als „Veranſtaltungen des Staates“. Aus Mangel aber an geeigneten Organen für die Kreis- und Lokalverwaltung wurde dieſelbe den Ortsgeiſtlichen übertragen. Dieſelben erſcheinen hier als Delegirte von Seiten des Staates, die ihre Aufſicht nach beſonderen, vom Staate erlaſſenen Geſetzen zu führen haben. Die geiſtliche Aufſicht über die Schulen iſt alſo auch heute noch nur ein delegirtes Recht des Staates, und alles Entſcheidungsrecht fällt endgiltig den Unterrichtsbehörden des Staates zu. Als Reſultat dieſer Grundſätze ergiebt ſich alſo eine Schule, in welcher die Religion confeſſionell gelehrt werden muß, die Wiſſenſchaft nicht confeſſionell gelehrt werden darf, die Staatsaufſicht in dieſem Sinne gehandhabt werden ſoll.

Ganz anders wurde das Verhältniß mit dem Jahre 1840. Das ſeit Friedrich Wilhelm I. mühſam und gewiſſenhaft aufgebaute Staatsſyſtem ſollte nunmehr ein „unchriſtliches“, dem Grundverhältniß von Staat und Kirche widerſprechendes ſein. Die Feindſeligkeit gegen die Schöpfungen der „Aufklärungs-Periode“ wandte ſich auch gegen die bisher geſetzmäßige Schulverwaltung; durch das ausführende Perſonal der königlichen Machtbefugniſſe ſollte die Staatsſchule wieder zur kirchlichen Schule werden. Alſo Umkehrung der Geſetze durch die Verwaltung. Dieſe Umkehr faßt der Verf. der vorliegenden Schrift in folgenden charakteriſtiſchen Sätzen zuſammen:

„Das neue Verwaltungsrecht bildet ſich zunächſt durch eine eigenmächtige Aenderung des Sprachgebrauchs. Die öffentliche Schule, in welcher der Religionsunterricht evangeliſcher Confeſſion ertheilt wird, nennt man evangeliſche Schule; diejenige, in welcher der Unterricht katholiſcher Confeſſion ertheilt wird, katholiſche Schule. — Da die mit einem Lehrer verſehene Volksſchule nur den einen oder den andern Religionsunterricht ertheilt, ſo ſagt man: die Elementarſchule iſt nothwendig entweder eine evangeliſche oder eine katholiſche. — Da auch die höheren Schulen der Mehrzahl nach den einen oder den anderen Religionsunterricht ertheilen, ſo ſagt man: auch die höheren Schulen ſind in der Regel evangeliſche oder katholiſche. — Da die Ertheilung eines zweiſeitigen Religionsunterrichtes de facto in einer mäßigen Zahl von Schulen ſtattfindet, ſo ſagt man: es giebt auch „Simultanſchulen“, dieſe ſind aber eine geſetzliche Abnormität, welche nur auf ausnahmsweiſer Geſtattung

Digitized by Google

beruht. Da alſo in jedem Falle die öffentliche Schule entweder den Religionsunterricht evangeliſcher oder katholiſcher Confeſſion oder beider Confeſſionen ertheilt, ſo ſagt man: alle preußiſchen Schulen ſind entweder evangeliſcher, oder katholiſcher Confeſſion, oder Simultanſchulen. Als Prinzip ausgedrückt: die preußiſchen Schulen ſind confeſſionelle Schulen."

Das war es, was die Kirche wollte. Die evangeliſch-confeſſionelle oder katholiſch-confeſſionelle Schule kann in ihrem letzten Weſen nur ein „Theil", ein „Glied" der evangeliſchen Kirche oder der katholiſchen Kirche ſein, und damit kehrt der im 18. Jahrhundert in Preußen verlaſſene Begriff der kirchlichen Schule zurück. Daraus folgt auch, daß jene Attribute der kirchlichen Schule, wie ſie ſeit der Reformation bis auf Friedrich Wilhelm I. beſtand, zurückkehrten, nämlich:

1) Der Religionsunterricht und die religiöſen Andachten und Uebungen bilden den Haupttheil und den Schwerpunkt der Schule. In Kurheſſen ſoll ſeiner Zeit der Religionsunterricht bis auf mehr als wöchentlich zwanzig Stunden ausgedehnt worden ſein.

2) Die Selbſtändigkeit des wiſſenſchaftlichen Unterrichts hört auf. Alle in den Schulen gelehrte Wiſſenſchaft muß ſich den kirchlichen Unterſcheidungslehren und Parteiſtandpunkten unterordnen.

3) Die berufsmäßige Selbſtändigkeit des Lehrperſonals hört auf. In der mehrklaſſigen Schule müſſen alle Lehrer einer und derſelben Confeſſion angehören, und

4) die Oberaufſicht der confeſſionellen Schule gebührt der Kirche als ſolcher, nicht dem Staate. Sie hat darüber zu wachen, daß in der Schule der rechte Glaube gelehrt, daß die Lehre der Heilswahrheiten, daß der kirchliche Geiſt der Erziehung alles Uebrige beherrſche. Und dieſes Recht übt die Kirche nicht in Delegation des Staates, ſondern als kirchliche Obere aus eigenem Recht der Kirche, „kraft göttlichen Auftrages, die Jugend zu lehren".

„Dies ſind die Folgeſätze aus dem Syſtem der confeſſionellen Schulen, welche im Laufe des letzten Menſchenalters der Reihe nach wirklich aufgetreten ſind...." „Sie ergeben als Reſultat eine Schule, in welcher nicht nur die Religion, ſondern auch die Wiſſenſchaft confeſſionell gelehrt, danach das Lehrperſonal confeſſionell angeſtellt, und danach auch das Aufſichtsrecht gehandhabt werden ſoll."

Daraus leitet der Verf. ſeine Schlußforderung ab: „Es bedarf eines Verwaltungs-Gerichtshofes, um endlich einmal rechtlich feſtzuſtellen, ob es in Preußen confeſſionelle Schulen, ob es in Preußen ſtiftungsmäßige, dotationsmäßige, verwaltungsherkömmliche, ſtatuariſche, ſimultane Confeſſionsſchulen erſter und zweiter Klaſſe wirklich giebt oder nicht giebt." Dr. Z.

Holland.

Confeſſionelle und Unterrichts-Zuſtände in Nord-Niederland.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß das Verhältniß des Proteſtantismus zum römiſchen Katholicismus in einem Lande, wie die Niederlande, nicht nur die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, ſondern auch die Gemüther vielfach beſchäftigt, indem das einſtige Ringen mit der ſpaniſchen Tyrannei und der Kampf für Gewiſſensfreiheit dem niederländiſchen Nationalcharakter ein unverkennbares und unauslöſchliches Gepräge gaben. Daher die traditionelle Antipathie gegen jegliche Prieſterherrſchaft, welche dem Nordniederländer in Mark und Bein ſteckt und ſich in ihm verkörpert hat. Daher die reizbare Empfindlichkeit ſelbſt gegen den geringſten Schein pfäffiſchen Uebermuths, „paapsche stoutigheden." Daher der heftige Unwille, wenn von römiſcher Seite in übermüthigem und ſchmähendem Tone über den achtzigjährigen Freiheitskampf, oder über das regierende Stammhaus geſprochen wird, „denn in den Niederlanden hatte" — um mit Macaulay in ſeiner Lebensbeſchreibung Wilhelm's III. zu ſprechen — „der Name der Prinzen von Oranien, durch volle drei Generationen, als eine Zaubermacht gewirkt, und die Herzen der Bürger, Gelehrten und Bauern zur Begeiſterung hingeriſſen."

So läßt ſich auch die ſogenannte April-Bewegung von 1853 gut erklären und würdigen, trotz ihrer unlauteren und verwerflichen Beſtandtheile, weil die politiſch reaktionäre Partei ſich damals der kirchlichen Bewegung bediente, um die Zügel der Regierung an ſich zu reißen. Und wie ging es nun, ſeit jenem Jahre 1853, ſeitdem eine neue Aera für die Geſchichte der römiſchen Kirche in den Niederlanden datirt? Weil der Ultramontanismus ſich durch die Aufregung im Volke, während der April-Bewegung, überzeugt hatte, daß es, für jetzt noch, in ſeinem Intereſſe war, möglichſt wenig von ſich reden zu laſſen, hörte man anfangs auch gar wenig von der biſchöflichen Hierarchie und beſchäftigte ſich dieſe mit der Ausbildung ihrer inneren Organiſation. Und die Proteſtanten, welche weder taub noch blind waren für die Lehren der Geſchichte, ſie blieben wach und wachſam, wohl wiſſend, daß Rom nie ruht, nie nachgiebt und auch ſtets beſtrebt iſt, verlorenes Terrain wieder zu gewinnen. Auch hatten ſie an dem Auftreten der römiſchen Curie in England einen Barometer, der im voraus und richtig anzeigte, was die Niederlande wohl zu erwarten hatten; denn es konnte der Aufmerkſamkeit eben ſo wenig entgehen, daß die Angriffe von Rom ſtets den beiden Ländern galten, als befremden, daß dieſe beiden proteſtantiſchen, oder doch als proteſtantiſch betrachteten Länder vorzugsweiſe auf's Korn genommen wurden. Und — je ins Auge ſpringender die Verluſte ſind, welche Rom in nächſter Nähe und unter unwandelbar treu geglaubten Völkern erleidet, wie in Italien, Oeſterreich und Spanien, deſto glänzender erſchien der Ruhm, wenn man es dahin brächte, daß das niederländiſche Volk, und wäre es auch nur dem äußern Scheine nach, aufhörte, eine erſte Stelle unter den proteſtantiſchen Nationen einzunehmen.

Daß die Prieſterpartei mit der Wiedereroberung der Niederlande für die römiſche Kirche beſchäftigt iſt, wurde jüngſt durch einen der größten Wortführer jener Partei, Herrn J. W. Brouwers, katholiſchen Prieſter in Amſterdam, offen zugeſtanden. Auf dem katholiſchen Congreß zu Mecheln, im September 1867, hielt er eine Rede, worin er die ſichere Erwartung ausſprach, daß Nordniederland bald wieder eine Provinz von Rom werden und daß auch einmal ein Prinz oder Sprößling aus dem Hauſe Oranien zur Mutterkirche zurückkehren und über die Niederlande regieren werde.

Noch ſtärker ſprach ſich Brouwers im Jahre 1868 aus, d. h. in dem Jahre, in welchem das dreihundertjährige Feſt der Erinnerung an den Beginn des 80jährigen Krieges, durch die Errichtung eines Denkmals zu Heiligerlee in Friesland, als Andenken an die dort gelieferte Schlacht, unter Anführung von Ludwig von Naſſau, wobei deſſen Bruder Adolph den Heldentod ſtarb, gefeiert wurde. Ja, gegen dieſe Feier hat Pater Brou-

Digitized by Google

wers proteſtirt, indem ſie, ſeiner Behauptung nach, ſich keine nationale nennen dürfe, als beleidigend für einen anſehnlichen Theil der Bevölkerung, d. h. für die Katholiken, welche 37 Prozent derſelben repräſentiren. In einer Broſchüre, worin er die Lage und Zuſtände der Niederländer in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den kraſſeſten Farben malt, nennt er den Aufſtand gegen Spanien eine verabſcheuungswürdige Oppoſition gegen die geſetzliche Gewalt, betitelt er die Fürſten aus dem Hauſe Naſſau als fremde Glücksritter, beſchimpft ſogar Ludwig von Naſſau perſönlich, und will die damalige Situation durchaus nicht aus einem religiöſen Geſichtspunkt betrachtet wiſſen.

Die herausfordernde Schrift machte großes Aufſehen und ſetzte die Federn derjenigen in Bewegung, welche es ſich zur Pflicht rechnen, die Ehre der Niederlande und des Hauſes Naſſau zu vertheidigen, und mit Recht wurde darauf hingewieſen, wie inkorrekt und des unparteiiſchen Geſchichtsſchreibers unwürdig es iſt, bei einer Unterſuchung der Urſachen des achtzigjährigen Krieges die religiöſe Bewegung ganz außer Acht zu laſſen.

Eine andere und nicht weniger merkwürdige Erſcheinung in letzter Zeit iſt das Verhalten der Ultramontanen in der ſo belangreichen Streitfrage über den niederen Unterricht, oder das Volksſchulweſen, nach dem Geſetze von 1857.

Schon lange vor dem genanntem Jahre war es ſowohl der römiſchen Geiſtlichkeit als den Klerikalen unter den Proteſtanten ein Dorn im Auge, daß die niederländiſche Jugend der verſchiedenſten kirchlichen Bekenntniſſe ſammt und ſonders die ſogenannte „gemiſchte (gemengde) Schule“ beſuchte.

Im Grundgeſetze von 1848 lautet Art. 194 wie folgt: „Der öffentliche Unterricht iſt Gegenſtand der fortwährenden Fürſorge der Regierung. Verordnungen über öffentlichen Unterricht werden, mit Berückſichtigung der religiöſen Anſichten von Jedermann, nur in Form von Geſetzen erlaſſen. Genügender Volksunterricht wird von Regierungswegen überall im Reiche ertheilt. Zu unterrichten iſt Jedermann geſtattet, unbeſchadet der Aufſicht der Obrigkeit, und außerdem, ſo weit es den mittleren und niederen Unterricht betrifft, vorbehaltlich der Unterſuchung nach Fähigkeit und Sittlichkeit des Lehrers; beides iſt durch Geſetz zu regeln.“

Auf dieſe Weiſe wird dem gerechten Wunſch nach Unterricht entſprochen, unbeſchadet der Fürſorge für genügenden und allgemeinen oder öffentlichen Volksunterricht von Obrigkeitswegen.

Die Herſtellung eines den Volksunterricht organiſirenden Geſetzes war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Es war keine leichte Aufgabe, Beſtimmungen zu treffen, welche der allgemeinen Förderung entſprachen, nämlich *das religiöſe Element nicht vom Unterrichte der Schuljugend zu trennen*, und dennoch die Schule durch Achtung und Schonung der religiöſen Anſichten von Andersdenkenden einem Jeden zugänglich zu erhalten.*) Verſchiedene Geſetzentwürfe wurden gemacht und verworfen, was öfters miniſterielle Reiſen herbeiführte, bis es endlich dem Miniſter van der Brugghen gelang, ein Geſetz über Volksunterricht zu entwerfen, das ſeitens der zweiten Kammer der Generalſtaaten — Volksrepräſentation — genehmigt wurde, obgleich der Miniſter manchmal ſcharf durch die Klerikalen angegriffen wurde, und zwar beſonders durch ſeinen alten Freund Herrn Groen van Prinſterer, das Haupt der Reactionäre in den Niederlanden. — Der durch beide Kammern angenommene Geſetzentwurf wurde durch die königliche Sanktion zum Geſetze erhoben.

*) Als ich im vorigen Jahre die Niederlande bereiſte, begleitete mich bei meinem erſten Beſuch einer ſtädtiſchen Volksſchule der Gerichtspräſident v. B., der nicht verſäumte, mich darauf aufmerkſam zu machen, daß Juden, Katholiken, Lutheriſche, Reformirte u. ſ. w. öfters auf derſelben Schulbank ſaßen. Welcher Kirche die ſehr gut bezahlten Lehrer angehörten, weiß ich nicht, aber meinen Führer, der in einem anderen Diſtrikt das Ehrenamt eines Schulaufſehers bekleidet, kenne ich, ſeit mehr als 30 Jahren, als einen, mit ganzer Seele der katholiſchen Kirche Angehörenden, und es iſt ſomit auch in dieſer Beziehung der Katholicismus ja nicht mit dem Ultramontanismus zu verwechſeln.

Dieſes Geſetz beſtimmt unter Anderem auch, daß der Volksunterricht, neben dem Erlernen von nützlichen Kenntniſſen, auch der Beförderung aller geſellſchaftlichen — und chriſtlichen Tugenden dienſtbar gemacht werde*), und beweiſt dadurch, daß es die Kräftigung des ſittlich-religiöſen Elements eben ſo ſehr ſchützen, als die Einmiſchung von kirchlicher Macht und Dogmatismus ausſchließen will.

Daß die Klerikalen, die nicht ruhen, ſo lange der Unterricht nicht von der Prieſterſchaft und von der Kirche abhängig iſt, ſich damit nicht zufrieden geben, iſt ſelbſtverſtändlich. Immer lauter wurde ihr Murren. Die gehäſſigſten Benennungen wurden der nach dem Geſetze eingerichteten Schule an den Kopf geworfen. — Sie iſt nämlich eine nicht kirchliche, ſondern eine neutrale Schule, eine ſolche, welche die Franzoſen Laïque nennen, wird aber von den Gegnern eine école athée, eine religionsloſe, ja Gott leugnende Schule genannt, von welcher nur Unheil für das Vaterland zu erwarten ſei, und unter dieſer Fahne wird noch immer eine Schulgeſetz-Agitation lebendig erhalten.

Merkwürdig in der Beziehung iſt eine vor nicht langer Zeit veröffentlichte Verordnung der niederländiſchen Biſchöfe, denn trotz des gemäßigten Tones, — der allgemeine Anerkennung fand — wird der Beſuch der neutralen Schule für gefährlich erklärt, und es den römiſch katholiſchen Eltern an's Herz gelegt, ihre Kinder derſelben nicht anzuvertrauen. Die Reactionäre treten mit derſelben Forderung auf. Und die Konſervativen — obwohl ſie gegen das Geſetzes-Prinzip keine Einwendung machen, und nur auf Verbeſſerung einiger Beſtimmungen drängen, die ihrer Anſicht nach mangelhaft ſind — bilden mit den Ultramontanen und Reactionären eine Partei von Unzufriedenen, die mit vereinten Kräften den Sturmbock gegen das Geſetz von 1857 richten. Ms. v. Gorinchem.

*) Und trotz dieſer Beſtimmung hat der langjährige israelitiſche Volksrepräſentant und Juſtiz-Miniſter Godefroy, aus Amſterdam, nicht am wenigſten zur Annahme des Entwurfes beigetragen. M. v. G.

Ungarn.

Die deutſche Nationalität in Ungarn.

Eine irrige Grundanſchauung, die ſich im ſozialen Leben Ungarns vielfach geltend macht und der magyariſchen hiſtoriſchen wie poetiſchen Literatur allzuſehr das Gepräge der Einſeitigkeit aufdrückt, beſteht darin, daß der Eifer für die ungariſche Nationalität par excellence, d. h. für die magyariſche, mit dem Begriff des *Patriotismus* identificirt wird — ein Irrthum, der ſeit dem Tode Joſeph's II. wohl ſehr viel zur Entwickelung der gedachten Nationalität beigetragen, jedoch andererſeits auch großen Schaden verurſacht hat. Dieſem Irrthum iſt es zuzuſchreiben, daß vor mehreren Jahren einige hervorragende Lehrkräfte von

Digitized by Google

der Peſter Univerſität entfernt wurden, und daß die ungariſche Akademie, welche die Wiſſenſchaften ausſchließlich in magyariſcher Sprache pflegt, ein Baum iſt, der nicht im Boden des geſammten Vaterlandes wurzelt, und daher keineswegs ſo gedeihen kann, wie wenn es anders wäre. Die hiſtoriſche und poetiſche Literatur Ungarns, die faſt ausſchließlich von magyariſchen Gelehrten und Poeten gepflegt wird, und in welcher ſich das vergangene und gegenwärtige Leben der Nation in ſeiner Ganzheit abſpiegeln ſollte, iſt aus demſelben Grunde einſeitig oder voreingenommen. Nicht daß das falſche Prinzip durchweg und von allen Magyaren bekannt würde; im Gegentheil, es finden ſich in der älteſten, wie in der neueſten Geſetzgebung, wie auch in politiſchen Leitartikeln, vielfache Beweiſe von einer rühmlichen Unbefangenheit und Objektivität, die aber außerhalb der Theorie keineswegs in wünſchenswerthem Maße zur Geltung gelangt.

Welche unbillige Anforderungen in dieſer Hinſicht mitunter an die Deutſchen in Ungarn geſtellt werden, erſehen wir aus zwei Artikeln des bekannten deutſch-ungariſchen Publiziſten *Alexander Dux* im „Peſter Lloyd". Herr Dux iſt wegen ſeiner Verdienſte um die Kenntniß und Verbreitung der magyariſchen Literatur in Deutſchland von der „Kisfaludy-Geſellſchaft" zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt worden; jetzt aber wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er gegen das Intereſſe der magyariſchen Nationalität gehandelt, indem er für den Plan, in Peſt ein neues deutſches Schauſpielhaus zu erbauen, agitirt habe, was als eine Demonſtration gegen das gleichzeitig in der ungariſchen Hauptſtadt projektirte magyariſche Volkstheater erklärt wird. Natürlich beruft ſich Herr Dux in ſeiner Erwiederung auf die Thatſache, daß bereits ſeit länger als einem halben Jahrhundert in Peſt deutſche Theateraufführungen ſtattfinden und daß man das Eine thun könne: nämlich hier ein neues deutſches Schauſpielhaus bauen, und darum doch auch das Andere: ein magyariſches Volkstheater hier in's Leben zu rufen, nicht zu laſſen brauche.

Der andere Artikel des Herrn Dux iſt ebenfalls gegen einen aus Eiferſucht auf die deutſche Nationalität von magyariſcher Feder ausgegangenen Vorwurf gerichtet. Der geſchätzte magyariſche Dichter *Jókai* hat nämlich die Abſicht, zur Unterſtützung der politiſchen Partei, welcher er angehört, ein Journal in deutſcher Sprache zu gründen, und in Folge deſſen werfen ihm die Ultramagyaren vor, daß er die Germaniſirung Ungarns unterſtütze. In dem „Buda-Pest Közlöny", dem amtlichen Organ der ungariſchen Regierung, wird daran erinnert, wie die berühmten magyariſchen Schriftſteller Vörösmarty, Toldy, Bajza u. A. einem Kirchenfürſten von ungariſchem Blute, dem Erzbiſchof von Erlau, *Ladislaus Pyrker*, den gerechten Vorwurf gemacht, daß er durch ſeine Dichtungen die Sprache einer „fremden Nation" verherrlicht habe.

„Die Anklage (bemerkt Herr Dux) beruht offenbar auf der grundfalſchen Annahme, daß es einzig und allein von dem Entſchluß des Betreffenden abhänge, in welcher Sprache er ein berufener Dichter ſein will. Dem iſt aber nicht ſo, denn es hängt dies von einer langen Kette von Einwirkungen ab, die ganz außer dem Bereich des individuellen Willens liegen. Die Sprache des einzelnen Dichters iſt ebenſo gut ein Naturprodukt, wie die Sprache einer ganzen Nation. Wenn daher ein Mann, wie Pyrker, der am Plattenſee geboren war und magyariſche Lehrer hatte, trotzdem in deutſcher Sprache dichtete, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß irgend welche Umſtände vorhanden waren, die noch ſtärker auf ihn einwirkten, als ſein Geburtsort und ſeine Lehrer — Umſtände, die es zur Folge hatten, daß die deutſche Sprache die Sprache ſeines Geiſtes werden mußte.

. . . . „Aber Eines kann ich mir nicht ſo leicht erklären, daß nämlich jene Kritiker davon ſprechen, Pyrker habe ſich an *fremde* Klänge (an die deutſchen nämlich) gewöhnt, und der *vaterländiſchen* (nämlich der magyariſchen) Sprache ſich entwöhnt. Hier ſind die Bezeichnungen „*fremd*" und „*vaterländiſch*" mit einander in Gegenſatz gebracht, und demzufolge iſt alles dasjenige *fremd*, was nicht *vaterländiſch* iſt. Nun aber muß „vaterländiſch" alles dasjenige genannt werden, was zufolge der beſtehenden klimatiſchen, geologiſchen, politiſchen oder ſozialen Umſtände im Vaterland entſteht und lebt; dies auf die Sprachen angewendet, ſind alſo *alle* bei den Kindern des Vaterlandes gebräuchlichen Sprachen *vaterländiſche*, und keine einzige dieſer Sprachen kann demnach eine *fremde* genannt werden, obgleich ſie zufällig auch die Sprache einer fremden Nation ſein mag. Es muß nun Jedem einleuchten, daß es mit der thatſächlichen Wirklichkeit nicht im Einklang, alſo durchaus unwahr und unrichtig iſt, wenn Jemand in unſerem Vaterlande die deutſche Sprache als eine fremde, und die magyariſche Sprache *ausſchließlich* als die vaterländiſche bezeichnet."

Schweiz.

Das ſchweizeriſche Idiotikon.

So wenig als im vorigen Jahrhundert Haller, Bodmer und Breitinger, die Führer der zwiſchen Deutſchland und der Schweiz herüber- und hinüberfluthenden literariſchen Bewegung, für ihre Heimat den Anſpruch erhoben, ſie habe eine ſelbſtändige Literatur geſchaffen, ſo wenig wird dies heute Jemand behaupten wollen. Indem wir dieſen Satz einer Beſprechung des ſchweizerdeutſchen Wörterbuches voranſtellen, ſind wir weit entfernt, den Reichthum und die Bedeutung der ſchweizeriſchen Erzeugniſſe der Literatur zu verkennen oder behaupten zu wollen, die geiſtigen Kräfte unſeres Volkes ſeien zu arm geweſen, um auch auf nah umſchränktem Flächenraum in ſelbſtändigem Wachsthum gedeihlich aufzublühen, oder heute noch nicht hinlänglich erſtarkt, um unter günſtigern ſocialen Verhältniſſen eine freie Entwickelung des literariſchen Geiſtes aufkommen zu laſſen. Wir conſtatiren damit im Gegentheil einen weſentlichen Vorzug, den ſich die Schweiz, beziehungsweiſe die deutſche, durch Feſthaltung des ſprachlichen Bandes mit Deutſchland zu erringen gewußt hat, daß ſie nämlich damit alle Kanäle, durch welche ihr das geiſtige Leben einer ſo bedeutenden Nation zuſtrömen konnte, ſich beſtändig offen hielt, während umgekehrt z. B. Holland durch die Selbſtändigkeit nicht nur ſeiner politiſchen Geſtaltung, ſondern auch ſeiner Sprache immer mehr die Fühlung mit den Culturbeſtrebungen ſeiner niederdeutſchen Stammes- und Sprachgenoſſen verlor und das Vlamiſche ſich durch ſeine Losreißung vom deutſchen Stamme dermaßen iſolirt hat, daß es im beſtändigen Kampf um ſein Daſein ein höchſt kümmerliches Leben friſtet. Was aber von fremdem Gold gemünzt oder ungemünzt auf den Verkehrswegen der Sprachgemeinſchaft über den Rhein herüber in das ſchweizeriſche Volksbewußtſein ſich Eingang zu verſchaffen vermochte, dem wußte der *ſüdhochdeutſche* Sprachgeiſt der Alpenregionen bald den eigenthümlichen Stempel ſeiner gedrungenen, kern-

Digitized by Google

haften Ausdrucksweiſe und ſeiner zwar härtern, aber vollern und männlich kräftigern Töne aufzuprägen. So ging das edle Metall fremden Gedankenlebens, umgeſchmolzen in heimiſcher Denkart, als neugemünztes Geld aus der ſchaffenden Werkſtätte des Volksgeiſtes hervor und wurde je und je dem aus der gemeinſamen Vergangenheit herübergenommenen Erbe einverleibt und als eigenes, volksthümliches Sprachgut mitſammt dieſem in Umlauf geſetzt.

Es hat ſich ſo einerſeits durch Weiterbildung oder wenigſtens Erhaltung der alten, andrerſeits durch fortwährende Einbürgerung neuer Elemente im Laufe der Zeit ein wirklich reicher und mannigfaltiger *Sprachſchatz* in den Thälern des ſchweizeriſchen Hochlandes angeſammelt. In demſelben iſt nicht nur dem Sprachforſcher, vornehmlich dem germaniſchen, eine unſchätzbare Fundgrube geöffnet, da ſich hier wie kaum anderswo eine Fülle alterthümlicher Formen und Vorſtellungen in leicht erkennbarer Urſprünglichkeit erhalten haben, ſondern auch der Culturhiſtoriker und Mythologe findet in dem ſeltſam verſchlungenen Geflecht dieſer, wenn auch vielfach von jüngerem Blätterwerk umrankten, doch noch geſunden Stämme und Wurzeln die deutlichen Ueberreſte uralter Sitte und altgermaniſchen Glaubens, „ein Stück Welt und Seele von einſt oder jetzt". Ja ſelbſt der moderne Schriftſteller braucht es nicht zu verſchmähen, gelegentlich einmal gegen eine im großen, raſchen Verkehr der Städte abgegriffene Münze eine alte, verlorene mit vielleicht rauherem, aber ſolidem und ſcharfem Gepräge auszulöſen und ſo ſeinen Styl an dem Bergquell ſchweizerdeutſcher Mundart zu erfriſchen.*)

Aber wie dies im Zeitalter des beſchleunigten Austauſches aller geiſtigen Beſitzthümer nicht anders möglich iſt, ſo droht auch dem ſchweizerdeutſchen Idiom, das mancherlei, beſonders auch allemanniſches Erbgut mit ſich führt, durch die immer mächtiger andringenden Wogen neuzeitlicher Strömungen die Gefahr, allmählich zu zerbröckeln, verwäſſert und verwaſchen und im allgemeinen Strom hinweggeſchwemmt zu werden.

Es muß daher als ein in jedem Fall zeitgemäßes und höchſt dankenswerthes Unternehmen begrüßt werden, daß eine Anzahl ſchweizeriſcher Sprachkenner ſich zuſammengethan haben, um mit vereinten Kräften dieſen Reichthum volksthümlicher Sprachbildung aufzuſammeln und damit der Nachwelt und der Wiſſenſchaft zu erhalten. Dies geſchieht gegenwärtig durch die Veranſtaltung und Ausgabe eines *ſchweizeriſchen Idiotikons*. — Ob es gleich zweifelhaft bleiben mag, daß wirklich annähernd der ganze Schatz alter Vorſtellungs- und Ausdrucksweiſe, alten und neuen Volkswitzes, intereſſanter Volksetymologie und Volksmythologie gehoben werden könne, ſo wird das ſchweizeriſche Volk immerhin eine lebhafte Freude empfinden, wenn es in dieſem Spiegel gewahr wird, ein wie vielſeitiges, gehalt- und geſtaltreiches Leben, halb wachend, halb ſchlummernd, durch ſeine Adern pulſirt, gleichviel ob das ihm vorgelegte Material mit erſchöpfender Vollſtändigkeit zuſammengebracht ſei oder nicht; es genügt, wenn es darin Leben von ſeinem Leben und Geiſt von ſeinem Geiſte erkennt. Aber nicht allein die zunächſt Betheiligten, ſondern wer überhaupt Sinn für die geiſtige Entwicklung der Völker hat und wer in dem Stand der Sprache den Gradmeſſer für die jeweilige geiſtige Höhe des Volkes erblickt, das ſie ſchafft und ſpricht, der kann nicht ohne Intereſſe an einem derartigen Unternehmen vorübergehen. Es ſei daher allen Beobachtern des Culturlebens, vorab allen Deutſchen, denen es ein Stück eigenen Lebens vorhalten wird, beſtens empfohlen.

Freilich, die Arbeit iſt noch lange nicht zu ihrem Abſchluß gediehen, obſchon bereits vor 6 Jahren die antiquariſche Geſellſchaft des Kantons Zürich behufs entſchiedener Anhandnahme der längſt beabſichtigten Sammlung alle brauchbaren Kräfte des Vaterlandes zur Hilfeleiſtung aufforderte. Es lag dazu eine zwar wenig gekannte, aber unter den Gelehrten hochgeſchätzte Sammlung von Dekan *Stalder* aus den Jahren 1806 und 1812 vor. Auf Grundlage dieſes vom verſtorbenen Verfaſſer der Bürgerbibliothek zu Luzern vermachten Werkes von 2 Foliobänden wurde weiter gearbeitet. Inzwiſchen floß durch die kantonsweiſe organiſirte Thätigkeit von Geſellſchaften und Einzelnen, wenngleich anfangs mühſam und ſpärlich, doch allmählich ein anſehnliches Material mundartlicher Eigenthümlichkeiten zuſammen. Was aber eine abſchließende Ausarbeitung des Wörterbuches bis jetzt unmöglich gemacht hat, iſt der Umſtand, daß zur Stunde aus einigen Kantonen entweder noch gar keine oder doch höchſt unzulängliche Beiträge eingelaufen ſind, während dagegen z. B. die Appenzeller Mundart mit ihren 4 conſequent durchgebildeten Idiomen an Dr. *Titus Tobler* längſt eine muſtergiltige Bearbeitung gefunden hat und auch aus Bern 2 ziemlich vollſtändige Special-Idiotiken eingereicht ſind. — Nun wurde aber von vielen Seiten, namentlich von Mitarbeitern und ſolchen, welche ſich durch Geldunterſtützungen um das Zuſtandekommen des *Stalder redivivus* verdient gemacht hatten, nach einem Probebogen oder ſonſtigen Lebenszeichen gerufen. Um dieſen nicht unberechtigten, aber bisweilen etwas ungeduldigen Forderungen gerecht zu werden und die Betheiligten von der fruchtbaren Verwendung ihrer Bemühungen zu überzeugen, veröffentlichte Herr F. *Staub* in Zürich eine ſprach- und culturgeſchichtliche *Monographie über das Brod*.*) Es iſt dies ein Büchlein von nicht mehr als 182 Seiten, bietet aber in ſeinem engen Rahmen Werthvolleres, als manche dickleibige Bände, die den Markt der Literatur überwuchern. Denn an der Betrachtung des Brodes, dieſes täglichen Begleiters in „Arbeit und Genuß", an das „eine Fülle ſinnlich anſchaulicher und ſinnig anziehender Gebräuche" anknüpfen und um welches mancherlei „kernhafte Sprichwörter und bildliche Redensarten ſich gruppiren", läßt uns der Verfaſſer „Durchſchnitte geſchichtlichen Lebens gewinnen, die mitten aus lokaler Kleinlichkeit in Geſammtzuſtände der bürgerlichen Geſellſchaft zu Stadt und Land hineinblicken laſſen".**) Für den wiſſenſchaftlichen Werth und die Bedeutung der in dieſer Schrift zu Tage gelegten Arbeit zeugt hinlänglich die Auszeichnung, welche die philoſophiſche Facultät der *Univerſität Zürich* dem Verfaſſer hat zu Theil werden laſſen, indem ſie ihn zu ihrem Ehrendoctor ernannt hat.

Der Verfaſſer motivirt in der Einleitung durch die unglaublichen Schwierigkeiten, mit denen die Abfaſſung des Idiotikons zu kämpfen habe, warum er ſeinen Stoff mehr ſachlich und geſchichtlich als ſprachlich ordnen und behandeln mußte, und daß er nicht daran denken konnte, jetzt ſchon in Form einer

*) Jüngſt noch hörte ich Berthold Auerbach ſagen, er habe einige dem ſchweizeriſchen Volksmund abgelauſchte, bezeichnende Ausdrücke in ſeinen Schriften dem ſchriftdeutſchen Sprachſchatze einzuverleiben verſucht. E. B.

*) *Das Brot im Spiegel ſchweizerdeutſcher Volksſprache und Sitte.* Leſe ſchweizeriſcher Gebäckenamen. Aus den Papieren des ſchweizeriſchen Idiotikons. Leipzlg, Hirzel, 1868.

**) Dieſe Anführungen ſind einer Recenſion der Sonntagspo (Nr. 51, 1868) entnommen.

Digitized by Google

directen Probe des Idiotikons zu zeigen, wie daſſelbe ausfallen würde. „Für dieſes", ſagt er, „wird die Form vielmehr eine durchaus andere ſein: was in der vorliegenden Arbeit mit aller Behaglichkeit breit getreten wurde, wird dort nur im Reſultate regiſtrirt, andere Punkte dagegen werden ſich dort ausgeführt und complet finden, von denen hier nur Skizze oder Stückwerk am Platze war." Weiterhin erklärt er ſich über die Beeinträchtigung des in ſeiner Schrift zur Abhandlung gewählten Gegenſtandes durch die fortwährende Rückſicht auf das in Arbeit genommene Idiotikon und ſeine Bedürfniſſe in folgender Weiſe: „Wir mußten den Gegenſtand einerſeits belaſten mit ſprachwiſſenſchaftlichen Einſchiebungen, welche den Fluß des Gedankens unterbrechen und den Umfang ſchwellen, ohne zur Erläuterung des Themas beizutragen, da er, der reich genug iſt, um für ſich abgehandelt zu werden, uns gewiſſermaßen nur zum Geſtelle diente, um unſern mundartlichen Kram daran zu hängen. Andererſeits durften wir wegen der Beſchränkung, welche wir uns gemäß dem Titel dieſer Arbeit auferlegen mußten, den Gegenſtand, auch ſoweit wir das Zeug dazu beſaßen, nicht von ferne erſchöpfen. Wir mußten — um nur vom Concreten zu ſprechen — ſo manchen zur Forſchung reizenden Ausdruck (z. B. Tellerbrod), für den uns keine ſchweizeriſchen Belege zu Gebote ſtanden, aus demſelben Grunde ſo manches treffende Sprichwort u. ſ. w. am Wege liegen laſſen und erlaubten uns ſogar, nur in beſchränktem Maße die Unterſtützung und Beweiskraft, welche die parallelen Erſcheinungen anderer Dialecte gewähren, zu benützen." Indeſſen befriedigt der gewählte Stoff in hohem Maße das allgemeine Intereſſe derer, die dem Idiotikon mit Spannung entgegenſehen; „denn derſelbe bietet wie kaum ein anderer Gelegenheit nicht bloß zur Vorführung einer Fülle von idiotiſchen Artikeln, ſondern auch zur Darlegung aller Seiten des Idiotikons."

Bei dem Reichthum, der Gedrungenheit und Verſchlungenheit des in das einfache Schema hineingewobenen und in trefflichen grammatikaliſchen Excurſen erläuterten Inhaltes wäre es ſchwierig, denſelben mit der hier erforderlichen Kürze zu reproduciren. Wir begnügen uns daher, zum Schluß noch über die Betheiligung an der Sammlung des ſchweizerdeutſchen Sprachſchatzes zu ſagen, daß ſie in den Händen vieler namhafter Sprachkenner, beſonders auch ſowohl katholiſcher als proteſtantiſcher Geiſtlicher und Lehrer ruht und daß auch eigentliche Sprachgelehrte wie Herr Prof. Dr. L. Tobler in Bern u. A. Zeit und Kenntniſſe bereitwillig dem Dienſt an dieſer mühevollen Arbeit widmen. Was aber die angezeigte Schrift betrifft, ſo laſſen wir den nur am Schluß der Einleitung unterzeichneten Verfaſſer ſelbſt reden: „Was man an der perſönlichen Leiſtung des Verfaſſers billigen mag, davon gibt er mit Freuden die Ehre ſeinem theuren Lehrer und Landsmann Heinrich Schweizer-Sidler, deſſen Unterricht und Umgang er ſowohl die Luſt als den Muth zu dieſen Studien zu danken hat. Hinter ſolcher thätigen Theilnahme iſt, was wir zu Wege gebracht haben, vielleicht allzuweit zurückgeblieben. Gewiß iſt, daß wir mehr Fragen, als uns lieb iſt, mußten unerledigt laſſen und ſolchen gegenüber müſſen wir uns mit dem kleinen Troſte begnügen, daß ſchon die bloße mit dem beharrlichen Streben nach Vollſtändigkeit vollzogene Sammlung der Wiſſenſchaft ein Dienſt iſt, und werden uns freuen, wenn wir gelehrtere Leute zur weiteren Forſchung gereizt haben."

Dieſe Beſcheidenheit ſpricht deutlich genug für den Werth des Mannes, der in Wahrheit nicht nur der alleinige Verfaſſer des Buches iſt, ſondern es auch bisher allein war, der, wie ein competenter Beurtheiler ſagt, die unglaubliche Mühe der Sammlung und Ordnung des Materials aus allen Theilen der Schweiz mit treueſter Hingebung und Gewiſſenhaftigkeit als Aufgabe ſeines Lebens auf ſich genommen hat.

Ernſt Buß.

Italien.

Cajus Silius Italicus.

Von Onorato Occioni.*)

Das vorliegende, uns aus Padua zugehende Werk iſt eine ſehr ſchätzbare Monographie über einen weniger gekannten römiſchen Dichter aus dem ſogenannten ſilbernen Zeitalter, der Zeit des Verfalls, Cajus Silius Italicus.

Der Verfaſſer, Herr Onorato Occioni, fühlte ſich gedrungen dieſen Dichter und das einzige von ihm erhaltene Gedicht, das den zweiten puniſchen Krieg behandelt, deshalb mehr ans Licht der Gegenwart zu ziehen, weil beide von ungerechten Anſchuldigungen, die Einer dem Andern nachgeſprochen hat, nach des Verfaſſers Ueberzeugung, zu reinigen ſind.

Der Charakter des Italicus iſt durch zwei Flecken entſtellt worden: man hat von ihm behauptet, er ſei ein Spion Nero's und ein Schmeichler Domitian's geweſen. Was die erſte dieſer Anſchuldigungen betrifft, ſo weiß der Verfaſſer ſie mit Gründen der Wahrſcheinlichkeit als haltlos darzuſtellen; die zweite muß er zwar zugeben, ſagt jedoch darüber: „Man bedenke, daß in jenen Zeiten die ſchmeichleriſchen Redensarten faſt wie die Reden waren, die man von Kindheit an auswendig lernt, und die ſpäter auch von den Ungläubigen wie mechaniſch wiederholt werden. . . . . Alles ſchmeichelte damals; Lucan, Martial, Statius und Quintilian ſangen daſſelbe Lied und erhoben ihre irdiſchen Götter noch über die himmliſchen; doch erſcheint deshalb dieſe traurige Gewohnheit nicht minder tadelnswerth. Silius wollte vielleicht den Tiger Domitian zähmen, wollte ihn vielleicht ſeinem Sohne Severus geneigt machen; es wird eine Nothwendigkeit geweſen ſein, zu ſchmeicheln, ein Zwangszoll, mit dem die Freiheit zu ſchreiben erkauft werden mußte, immer aber eine häßliche und beweinenswerthe Nothwendigkeit." — Nach des Verfaſſers Anſicht war Italicus, ſoweit ſich dies nach den vorhandenen mangelhaften Zeugniſſen feſtſtellen läßt, eine wenn auch nicht große, doch rechtſchaffene und wohlgeſinnte Perſönlichkeit.

Dieſer Charakterſkizze folgt die Analyſe des Puniergedichtes, des einzigen, das von Italicus erhalten iſt, und von dem, wie der Verfaſſer zugiebt, bisher nur die Deutſchen eine gute Ueberſetzung hatten, die von Bothe.

Bei aller Hochſchätzung, die der Verfaſſer für deutſche Kritiker und ihre Arbeiten an den Tag legt, ſieht er ſich doch genöthigt, der Behauptung Bernhardy's**) zu widerſprechen, als ſei der Stoff des Gedichtes an ſich nicht poetiſch. Er behauptet, daß noch bis heute die puniſchen Kriege und beſonders der zweite, den Italicus allein beſingt, den anziehendſten Theil der römiſchen Geſchichte bilden. „In dem tödtlichen Kampfe", ſagt er, „mußte Italien entweder vernichtet werden oder Siegerin

*) Cajo Silio Italico e il suo Poema, Studie da Onorato Occioni. Padova, 1869.

**) Geſchichte der römiſchen Literatur. 4. Aufl. Braunſchweig 1865.

Digitized by Google

der Welt bleiben, und es fand in ſich zwei Millionen Kämpfer..... Rom war nie größer, als nach der ſchmerzlichen Niederlage bei Cannä. Wie ein einziger Held fielen die kämpfenden Maſſen und erhoben ſich wieder, und ſterbend und ſingend lehrten ſie der Welt, daß eine Nation, die ein Bewußtſein ihrer ſelbſt hat, und die in ihrem Hauſe keine Fremden dulden will, wohl erſchüttert, niedergeworfen, aber nie beſiegt werden kann.“ —

Auch daß das Thema nicht für ein Epos geeignet, widerlegt der Verfaſſer und weiſt nach, wie reich gerade an den ſchönſten epiſchen Motiven die Geſchichte Hannibal's für einen echten Dichter ſei. Dies aber eben war Italicus *nicht*. Zunächſt fehlte ihm jede eigene Erfindung. Mit ſklaviſcher Treue hält er ſich in ſeinem Gedichte an die Erzählung des Titus Livius, und liefert daher mehr eine poetiſche Umſchreibung der Geſchichte, eine Geſchichte in Metrik, aber kein hiſtoriſches Gedicht. „Es genüge, anzudeuten, daß in dem Gedichte die Thatſachen einander genau ſo folgen, wie die Geſchichte ſie überliefert hat; .... es fehlt ſomit jede ſchaffende Kraft der Phantaſie, vermittelſt deren der Dichter, das Weſentliche der Thatſachen rettend, die Geſchichte wie eine neue Schöpfung darſtellt, mit ſeiner Vorſtellung die verſchwiegenen Ereigniſſe ergänzt, bald ſchneller, bald langſamer als die Wirklichkeit, Alles zu einem ſchönen Ganzen ordnet, das immer wunderbarer ſich verſchlingt und mehr und mehr den Leſer feſſelt, und ihn mit wachſendem Genuſſe auf die Kataſtrophe vorbereitet. Von alledem iſt bei Italicus nichts zu finden, die *hiſtoriſche* Wahrheit hat er zwar gewahrt, die *ideale* Wahrheit aber kaum geahnt.

„Das Thema des Gedichtes alſo iſt wohl poetiſch, nicht aber ſeine Behandlung, wenn auch Italicus nicht verſäumt hat, ihm, dem Geſchmacke ſeiner Zeit gemäß, allen möglichen Schmuck durch eingefügte poetiſche Malereien und Schilderungen und wunderbare Epiſoden aller Art zu geben. Die Götter, die bei Homer natürlich, bei Virgil künſtlich in die Geſchichte und Handlungen eingreifen, ſpielen auch noch bei Italicus, wenn auch mehr in prophetiſchen Träumen, eine große Rolle.

Trotz der unſerem Geſchmacke nicht mehr zuſagenden Behandlung iſt jedoch überall eine gewiſſe Gradheit und Großheit der Geſinnung durchleuchtend, die uns den Dichter werth macht. „Hätte er,“ ſagt der Verfaſſer „ſo viel poetiſches Feuer gehabt, als er Ehrlichkeit beſaß, ſo würde ſein Gedicht ſeinem Jahrhunderte weit überlegen geweſen ſein. In der That übertraf er ſeine Zeit an geſunder Moral, an der Liebe zur Tugend, in dem Streben nach der früheren Größe; bei der Entwickelung dieſer Gedanken ließ er ſich von dem herrſchenden Geſchmacke der Menge mit fortreißen.“

Auch von dem Vorwurfe, ſein Vorbild Virgil zu ſklaviſch nachgeahmt zu haben, weiß der Verfaſſer ſeinen Helden freizuſprechen, indem er nachweiſt, daß er nur aus denſelben Quellen geſchöpft habe wie jener, aus Homer.

So könnte man das Bild, das ſich aus dieſen Zügen auferbaut, mit den Worten bezeichnen: Kein Talent, aber ein Charakter.

Der ſehr gut geſchriebenen Monographie beigefügt iſt eine Ueberſetzung des III. und des XI. Buches jenes Gedichtes, die ſich ſehr angenehm lieſt und das Fehlen der übrigen Geſänge bedauern läßt; ſo lehrt dieſe Arbeit uns in Herrn Occioni einen tüchtigen Gelehrten von unbeſtechlichem Urtheil und angenehmer Darſtellungsgabe kennen.

Rumänien.

Rumäniſcher Charakter und rumäniſche Charaktere.

I.

Das Volk.

Rumänien — ein kaum ſeit acht Jahren durch Vereinigung der bisher getrennten Fürſtenthümer Moldau und Walachei neu gebildetes Land — hat in den letzten zwei Jahren durch türkiſche, öſterreichiſche und franzöſiſche Regierungs-Depeſchen, Miniſter-Reden und Zeitungsartikel eine europäiſche Bedeutung erlangt; faſt ſchien es, als ob die orientaliſche Friedens- oder Kriegsfrage von den Bukareſter Verhältniſſen und von dem Miniſterium Bratiano abhinge. Selbſt dem Rücktritte dieſes Letzteren ward nur die Bedeutung vorübergehender Windſtille zugeſtanden, denn ſeine Partei — ſo hieß es — blieb noch am Ruder, bildete die Kammermajorität; weder in Wien noch in Peſt und Konſtantinopel glaubte man, oder wollte man an eine entſchiedene Aenderung glauben, und erſt die Auflöſung der Kammer und die nunmehr vollzogenen Neuwahlen wurden als Garantieen des Friedens und als Anlaß zu Wiederaufnahme freundlicher Beziehungen angenommen.

Dieſe letzten Wahlen bieten nun eine im parlamentariſchen Leben der Neuzeit einzige Erſcheinung ſowohl hinſichtlich der Ereigniſſe, die ihnen vorausgingen, als auch der Haltung der Wähler.*) Das Miniſterium Bratiano, das Ende November verfloſſenen Jahres zurücktrat, iſt nicht einem gegneriſchen Kammerbeſchluſſe gewichen — es hatte drei Viertheile der Abgeordneten auf ſeiner Seite —, nicht etwa einem Machtſpruche von oben, oder einer Palaſtintrigue — die rumäniſche Verfaſſung iſt die freieſte in Europa, und die Macht des Staatsoberhauptes iſt eine ſehr beſchränkte —, ſondern es hat ſeine Stellung einzig und allein aus Patriotismus aufgegeben, mit der Erklärung, es werde von den garantirenden Mächten beſchuldigt, den Umſturzbeſtrebungen Vorſchub zu leiſten, und wolle dem Fürſten und dem Lande keine Schwierigkeiten bereiten. Das neue Kabinet repräſentirte, beſonders durch den Präſidenten Demeter Ghika, den ſtrengen Conſervatismus; nichtsdeſtoweniger erklärte Bratiano und ſeine Partei, ſie wollten ihre Nachfolger mit allen Kräften unterſtützen, und dieſe nahmen das Verſprechen als ein ernſt gemeintes an, regierten mit der alten Kammer, ſtützten ſich auf die Majorität gegen die reaktionären Coterien, bis mit einemmale ein Zwiſchenfall, die Reactivirung eines unter Couza unrechtmäßig beſeitigten Generals, den Bruch herbeiführte. Die Auflöſung erfolgte — und der allgemeinen Meinung nach ſtand ein ſehr harter Wahlkampf bevor; ſelbſt entſchiedene Gegner des Miniſteriums Bratiano konnten ſich der Ueberzeugung nicht entſchlagen, daß ſeine Partei, wie ſpäter auch nachgewieſen wird, die einzig organiſirte und thätige war, und daß ſie, ohne einen ganz bedeutenden Umſchwung, ohne von außen her auf die Nation wirkenden, faſt zwingenden Einfluß, ſehr ſchwer zu bewältigen, geſchweige denn ganz zu beſeitigen ſein würde. — Was aber iſt geſchehen? Ohne irgend eine direkte Einwirkung des Staatsoberhauptes, ohne

*) Während der Artikel geſchrieben wurde, bot das italiäniſche Miniſterium ein Seitenſtück. Gegenüber einem Mißtrauensvotum im verfloſſenen Jahre blieb es; im März dieſes Jahres erhielt es ein Vertrauensvotum, und ſein Präſident — berief Mitglieder der Oppoſition, um neue Stützen zu gewinnen!

Digitized by Google

beſonderen Druck auszuüben*), ſetzte das neue Miniſterium durch, daß von der früheren Majorität kaum 12—15 gewählt wurden, ja daß ihr eigentliches Haupt, Conſtantin Roſetti, ein Mann von entſchieden großem Talente, ein außerordentlich geſchickter Agitator, der Redacteur des größten und einflußreichſten Journals, durch welches er das Miniſterium Bratiano (und mit dieſem das Land) beherrſcht hatte, keinen Sitz in der neuen Kammer finden konnte! Solch ein Umſchwung hat ſtattgefunden, ohne daß irgend eine bedeutende Kriſis das Land und die Gemüther erſchüttert, die Wähler von den „Rothen“ zu den „Weißen“ gedrängt hätte.

Die Erſcheinung iſt wohl geeignet, zu einer genaueren Prüfung des rumäniſchen Nationalcharakters anzuregen, denn es wäre ein Irrthum, ſie ausſchließlich der Verſatilität, jener Geneigtheit zu ſchnellen Uebergängen, zuzuſchreiben, die einen Charakter-Grundzug der Völker romaniſcher Zunge bildet; vielmehr ſind die politiſchen Verhältniſſe, die hiſtoriſche Entwickelung Rumäniens von der Art geweſen, daß ſie auch eine urſprünglich ganz anders organiſirte Nation korrumpiren mußten.

Die Rumänen hat (gleich den Griechen) das harte Schickſal betroffen, daß gerade das 17. und 18. Jahrhundert, die bei allen andern Nationen den Fortſchritt bezeichnen, ihnen die ſchlimmſten waren. Ihre nationalen Fürſten vermochten trotz heldenmüthigen Widerſtandes nicht, das Land gegen die vordringenden Türken zu ſchützen, ſchloſſen Kapitulationen mit ihnen, wurden tributpflichtig; in weniger Zeit gewann die Pforte das Uebergewicht, zuerſt in der Moldau, dann in der Walachei in dem Maße, daß ſie die Fürſten ernannte; ſie erwählte hierzu Griechen aus dem chriſtlichen Viertel Konſtantinopels, dem Fanar; und geſchicktere Werkzeuge, um eine Nation gänzlich zu demoraliſiren, hätte ſie nirgends finden können. „Fanariot“ iſt noch heute ein Schimpfwort in Rumänien, und bezeichnet einen Menſchen, der, alles National- und Ehrgefühls baar, nur auf Erpreſſung und Unterſchlagung bedacht iſt. Vom Jahre 1716 bis 1821 ſind nicht weniger als 36 ſolcher Fürſten von Konſtantinopel in die Walachei allein geſendet worden, von denen Keiner länger als drei Jahre, mancher kaum ein Jahr regierte, mancher durch die ſeidene Schnur geendet hat; während des oberwähnten Zeitraumes war das Land überdies von drei ruſſiſchen und öſterreichiſchen Beſatzungen heimgeſucht, die im Ganzen 12 Jahre gedauert haben, und während welcher gar keine Regierung beſtand.

Der Friedensvertrag von Adrianopel zwiſchen Rußland und der Türkei (1828) gab zwar den Fürſtenthümern das Recht der Selbſtwahl nationaler Fürſten wieder, aber die Wirrniſſe haben fortgedauert, und erſt die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum erblichen Fürſten hat dem Lande Ausſicht auf eine ſegensreiche Zukunft geöffnet.

In Betreff des Nationalcharakters muß zuvörderſt der Unterſchied feſtgeſtellt werden zwiſchen dem Volke und der gebildeten Geſellſchaft, den höheren Ständen, der ehemaligen Bojarenkaſte. Das Volk iſt ſeit Jahrhunderten in den gleichen Verhältniſſen geblieben, ſein Charakter hat ſich ſelbſtändig entwickelt und ausgebildet in allen guten Eigenſchaften und Schwächen, aber die „höheren Stände“ ſind von allen Wandlungen unmittelbar berührt worden und ſind dabei betheiligt geweſen. Von dem Zeitpunkte, als die Türkei die Oberhand gewann über die Moldo-Walachei und deren Fürſten ernannte, war das Volk aller Unterdrückung und Ausbeutung ſchonungslos preisgegeben. Jeder fanariotiſche Fürſt war durch Beſtechungen und Verſprechungen auf ſeinen Thron gelangt, wußte, daß ſeine Zeit eine kurz gemeſſene war, hegte nur Einen Gedanken, Geld zu erpreſſen und die hohen Herrn in Stambul bei guter Laune zu erhalten. Dem Volke konnte alſo jeder Thronwechſel gleichgiltig ſein, denn er änderte den Unterdrücker, nicht die Unterdrückung. Bis in die neueſte Zeit, wo der Frohndienſt und die ſonſtigen Unterthänigkeits-Verhältniſſe aufgehoben worden ſind, konnte der rumäniſche Bauer ſich nur als eines Bojaren oder reichen Kloſters Laſtthier betrachten, auf deſſen Rücken noch dem Staate ein Platz für Kopfſteuer und Militärpflicht gebührte. So ſank er denn immer mehr in Stumpfheit, Schmutz, Unwiſſenheit und Armuth; ſeine Bedürfniſſe gingen kaum über die unentbehrliche Nahrung hinaus: Milch, gekochtes Maismehl (Mamaliga) und Branntwein. Selbſt wenn ein beſonders günſtiges Jahr ihm mehr Frucht und Getraide brachte, als er brauchte, durfte er nicht daran denken, ſeinen Hausſtand zu verbeſſern, ſich mehr Vieh anzuſchaffen, wollte er nicht das gierige Auge des habſüchtigen Pächters oder Unterbeamten auf ſich ziehen und ſich neuen Plagen ausſetzen. Und unter ſolchen Unterdrückungen, welche auf alle andere Nationen um ihn, wie die Bulgaren, Bosnier und Albanier, ganz verdummend oder verſchlechternd wirkten, behielt das rumäniſche Volk einen unverwüſtlichen Grund von Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit, Gaſtfreundlichkeit und Tüchtigkeit. Der Verfaſſer hat vor 26 Jahren die Walachei und Moldau in verſchiedenen Theilen zu Pferde bereiſt, iſt durch arme, abgelegene Dörfer gekommen; wo immer er vor einem Bauernhauſe anhielt und Etwas zu eſſen verlangte, ward ihm das gereicht, was eben da war: Milch und Eier — auf ſeine Frage um den Preis lautete die Antwort immer: Reiſt mit Gott, oder Bleibe geſund (Sanatate); der Mann allenfalls verlangte einige Paras für ein Glas Branntwein. Auch Geld konnte der Reiſende immer offen liegen laſſen, nie kam ihm etwas abhanden; weniger ſicher war eine Flaſche Branntwein, oder ein recht glänzender Gegenſtand, eine plattirte Seifenbüchſe. Neben ſolchen patriarchaliſchen Eigenſchaften beſitzt der Rumäne aus dem Volke ein außerordentliches Geſchick zum Erlernen jedes Handwerkes, jeder Fabrikarbeit. Dem Verfaſſer ward bei ſeiner letzten Anweſenheit in Rumänien (November 1868) von vielen Induſtriellen und Gutsbeſitzern verſichert, daß, wenn ſie den rumäniſchen Bauern einmal an geregelte Arbeit und Enthaltſamkeit von Branntwein gewöhnt hätten, ſie ihm viel ſicherer trauen könnten, als den eingewanderten Deutſchen, unter denen ſelbſt die Geſchickteſten und Beſtempfohlenen nur ſelten den Verlockungen des an billigem Weine und ſinnlichen Genüſſen reichen Landes widerſtünden. Daß übrigens der rumäniſche Bauer, als er von allen Laſten befreit ward, ſeine Freiheit zuerſt dahin verwerthete, daß er gar nichts that, wird wohl Niemanden wundern; Arbeiten ohne unmittelbare Nothwendigkeit iſt das Privilegium der Gebildetſten.

H. Ehrlich.

*) Es ſind allerdings Wahlmanöver, vielleicht auch Gewaltſtreiche vorgekommen, aber ſie hätten doch das Reſultat nicht erreicht ohne den direkten Umſchwung in der ſogenannten öffentlichen Meinung.

Orient.

Der Orient und die deutſchen Eiſenbahnen.

Der Bericht des Capitain Tyler, von der britiſchen Marine, an das Handelsamt in London über die Vorzüge des Brennerpaſſes und der Route via Brindiſi für den Verkehr

Digitized by Google

mit dem Orient iſt in Form eines Blaubuchs veröffentlicht worden. Der Verfaſſer ſieht Nichts, was der Organiſation eines Expreßdienſtes über den Brenner nach Aegypten im Wege ſtände. Auf dieſem Wege würde dann die Reiſe von London nach Alexandrien in 150 Stunden zurückzulegen ſein, via Mont Cenis in 150½, oder nach Vollendung des Tunnels in 147½ Stunden. Die Zeiterſparniß gegenüber der Reſelinie via Marſeille betrüge volle 30 Stunden. Dieſe Routen, mit Benutzung des neuen Suezkanals, dürften indeſſen, der Anſicht Tyler's nach, nur proviſoriſch ſein bis zur Vervollſtändigung des Eiſenbahnnetzes im ſüdöſtlichen Europa und weſtlichen Aſien. „Die Hoffnungen bezüglich einer Reiſe nach Indien in der nächſten Generation" — ſo ſchließt der Bericht — „dürfen keine geringeren ſein, als die Möglichkeit, trockenen Fußes von London nach Bombay zu gelangen, ſo chimärenhaft dieſes augenblicklich auch noch Manchem erſcheinen mag — durch einen unterſeeiſchen Tunnel von Dover nach Calais — per Eiſenbahn durch Europa (Deutſchland, Ungarn, Rumänien und Türkei), vermittelſt Brücke über den Bosporus, das Euphrat-Thal entlang und um den Perſiſchen Meerbuſen herum nach Bombay."

Gewiſſermaßen im Zuſammenhange mit der großartigen Idee einer europäiſch-oſtindiſchen Eiſenbahn, wie ſie von Cap. Tyler entwickelt wird, ſteht eine kleine Schrift über „Schleſiens handelspolitiſche Zukunft"*), die den rühmlichſt bekannten Handels- und Eiſenbahn-Statiſtiker, Robert Simſon, zum Verfaſſer hat. Deutſchlands Lage im Herzen Europas iſt es, die in der Zukunft unſerem großen Vaterlande die Vermittelung des aſiatiſch-europäiſchen Weltverkehrs in die Hand giebt und ſichert. Der Verfaſſer hat bei ſeinen Auseinanderſetzungen ſpeziell die Provinz Schleſien im Auge, doch bemerkt er mit Recht, daß von den volkswirthſchaftlich richtigen Eiſenbahnen-Anlagen dieſer Provinz mehr oder minder der Weltverkehr eines großen Theiles des übrigen Deutſchlands, von den Küſten der Oſt- und Nordſee bis zu den Gränzen Frankreichs, abhange.

Der Verfaſſer, der zu dieſem Zwecke Einrichtungen zur Abkürzung, Beſchleunigung und Erleichterung des Eiſenbahnverkehrs vorſchlägt, die in Schleſien und insbeſondere in Breslau zu treffen ſind, ſpricht ſich über die künftigen Verbindungen Deutſchlands mit dem Nordoſten und dem Orient in folgender Weiſe aus:

„Es ſind weſentlich vier Eiſenbahnſyſteme, deren ſpäteſtens im nächſten Jahrzehend in Ausſicht ſtehende Vollendung die Anknüpfungen an das deutſche Schienennetz mittelbar darbietet. Es iſt zunächſt das ruſſiſche Eiſenbahnſyſtem, welches im Jahre 1868 nur 5181 Werſt beſaß, nunmehr aber mit Aufwendung bedeutender Kraftanſtrengung großartig erweitert wird und durch die im Vorjahre im Bau begriffenen 3918 Werſt einen ſehr erheblichen und um ſo ſchwerer wiegenden Zuwachs erhält, als ſich bereits unter dieſen neuen Linien, welche jedenfalls nur als vielverſprechende Anfänge eines mächtigen Schienennetzes zu betrachten ſind, ſolche befinden, durch welche die preußiſchen Märkte um äußerſt belangreiche Diſtanzen den ruſſiſchen näher gerückt werden. So beträgt die gegenwärtige Entfernung von Eydtkuhnen bis zu dem wichtigſten Meßplatze Niſchni-Nowgorod 1854 Werſt; dagegen iſt die Weglänge, nach Fertigſtellung der im Bau vorgeſchrittenen Moskau-Smolensker Bahn, von Eydtkuhnen über Dünaberg, Witebsk, Smolensk und Moskau bis Niſchni-Nowgorod nur 1512, mithin 342 Werſt geringer; was nicht hoch genug zu veranſchlagen iſt, da die bisherige Bedeutung von Niſchni-Nowgorod, auf der Nothwendigkeit des gegenſeitigen Austauſches der Erzeugniſſe zweier Welttheile beruhend, noch immer eine überaus große iſt. Aehnliche Abkürzungen vollziehen ſich auch in direkter Richtung auf Breslau. Zur Vervollſtändigung des öſterreichiſchen Bahnnetzes, von welchem ſich im Jahre 1868: 991 Meilen im Betriebe und 297,3 im Bau befanden, während 530,3 Meilen beſtimmungsmäßig noch zu bauen waren, ſind dem öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſe Eiſenbahngeſetze bezüglich ſolcher Linien vorgelegt, auf deren Sicherſtellung in erſter Reihe aus ſtaatlichen und volkswirthſchaftlichen Gründen hinzuwirken war, um ſowohl die Vermehrung und Abkürzung der inneren Verbindung zwiſchen den einzelnen Reichsländern, als auch des Geſammtſtaates mit dem Auslande nach allen Richtungen hin zu bewirken. Es iſt hierbei auch die Bahnführung in der Richtung nach der türkiſchen Gränze in Ausſicht genommen, um, wie durch das im Werden begriffene Syſtem der türkiſchen Eiſenbahnen überhaupt für die Gebiete des europäiſchen Eiſenbahnweſens eine großartige Förderung bevorſteht, dies zumal für Oeſterreich in noch erhöhterem Maße zu erzielen, welches bisher eigentlich nur ein Nebenſyſtem für die europäiſchen Bewegungen bildete. Abgeſehen von der nach Triſt ſich wendenden Südbahn führte keine der öſterreichiſchen Linien zum Meere. Oeſterreich gab den Verkehr an das übrige Europa ohne Empfang eines entſprechenden Aequivalents ab. Erſt nachdem die Aufnahme der europäiſchen Türkei, eines Areals von 9370 Q.-Meilen mit 16,437,510 Menſchen, in welchem techniſche Kultur nun erſt zur Ausbildung gelangen wird, das aber durch die vortheilhafte Lage ſeiner faſt auf allen Seiten an das Meer ſtoßenden Länder ungemein begünſtigt iſt, in das Bahnweſen Europas erfolgt ſein wird, haben die Bahnen Europas ihre volle Bedeutung; erſt dann iſt das europäiſche Bahnſyſtem ſeiner Vollendung nahe und erhalten ſeine Hauptlinien den Charakter von Weltbahnen. Außerdem aber ſchließt ſich den galliziſchen und ungariſchen Linien das auf 114 deutſche Meilen veranſchlagte Bahnſyſtem Rumäniens unmittelbar an, das ganze fruchtbare Land in verſchiedenen Richtungen durchziehend und an den Bewegungen des Weltmarktes Theil nehmend. Es werden mithin durch die bezeichneten Eiſenbahnſyſteme unermeßliche und zum Theil die fruchtbarſten Länderſtrecken erſchloſſen, von denen nur einige Hauptpunkte, die in mehr oder weniger gerader Linie mit Breslau künftig in Verbindung treten, genannt ſein mögen, nämlich im Nordoſten: Moskau, Niſchni-Nowgorod, Kaſan; im Oſten: Aſtrachan und das Kaspiſche Meer; im Südoſten und Süden: Jaſſy, Galatz, Braila, Bukareſt, Sulina, das Schwarze Meer, das Aſowſche Meer, Warna, Konſtantinopel, der Bosporus und der Archipel."

*) Schleſiens handelspolitiſche Zukunft. Ein Wort im Intereſſe Deutſchlands, von Robert Simſon. Breslau, E. Morgenſtern, 1869.

Kleine literariſche Revue.

Die Ausbildung der evangeliſchen Kirchenverfaſſung in Sachſen. In einem Vortrage, den der Prediger Dr. Karl Binkau im Proteſtantenverein zu Leipzig gehalten hat und der im Verlage von Duncker und Humblot daſelbſt erſchienen iſt, wird die Bedeutung der bevorſtehenden ſächſiſchen Landesſynode für die Neugeſtaltung der evangeliſchen Kirche in einer ebenſo freimüthigen als gediegenen Weiſe erörtert. Wir freuen uns lebhaft, ſo geſunde und lebenswarme Anſchauungen über das Weſen der

Digitized by Google

Gemeinde und die Stellung, welche ihr in der evangeliſchen Kirche ohne dringendſte Gefährdung des religiöſen Lebens nicht länger mehr verſagt werden kann, von einem Geiſtlichen dargelegt zu ſehen. Dieſe Anſchauung bedingt der Standpunkt, von welchem aus Herr Dr. Binkau die neuerdings ins Leben getretene Kirchenvorſtands- und Synodal-Ordnung Sachſens einer eingehenden und zugleich allgemein verſtändlichen Kritik unterzieht; ihr entſpringen die Vorſchläge, die er zur Abhilfe offenkundiger Mängel, zur Ergänzung empfindlicher Lücken derſelben erhebt. Formell wie ſachlich ein Muſter, kann die kleine Schrift Allen, welche ſich für das Geſchick der evangeliſchen Kirche, auch über die Gränzen Sachſens hinaus, intereſſiren, auf das Wärmſte empfohlen werden. F.

— **Staat- und Volksbildung in ihrer Wechſelwirkung**, von R. Bünger.*) „In einer guten Volksbildung liegt die beſte, die einzige Garantie einer guten Verfaſſung, und nur eine durchgreifende Umgeſtaltung des Schulweſens vermag dieſe Garantie zu bieten, eine Schulbildung, die frei iſt von Vorurtheilen des Standes und der Konfeſſion." Dieſer Ausſpruch iſt die Quinteſſenz deſſen, worüber ſich der Herr Verfaſſer in ſeiner Broſchüre mit wohlthuender Wärme ebenſo wie mit Würde und Ernſt verbreitet, ein Ausſpruch, den Jeder, der ſich mit der, gerade jetzt ſo brennenden, jedoch einer vorausſichtlich befriedigenden Löſung noch keineswegs entgegengehenden Schulfrage beſchäftigt hat, mit Freuden zuſtimmen wird. Die kleine Schrift zeichnet ſich durch große Klarheit des Styls und tolerante Auffaſſungsweiſe vortheilhaft aus und iſt deshalb jedem Humandenkenden zu empfehlen.

— „**Die ſchöneren Stunden**"**) heißt das neueſte Werk Carl Gutzkow's. Der Verfaſſer nennt dieſe Sammlung verſchiedenartiger Aufſätze, Jugendeindrücke, Lichtmomente aus den Erfahrungen des reiferen Alters: „Rückblick". Und wir dürfen dem Verfaſſer die Verſicherung geben, daß wir dieſem Rückblicke gleichfalls „ſchönere Stunden" verdanken. Wie ſchal, gehaltlos erſcheint uns daneben der größte Theil unſerer Feuilleton-Artikel und Fabrik-Romane, die ſich im ewigen Einerlei bewegen und nach gewiſſen äſthetiſchen Schablonen angefertigt werden. Welches bedeutende Darſtellungstalent entfaltet Gutzkow wieder in dieſen „ſchöneren Stunden"; wie tritt ſeine geſunde Weltanſchauung, ſeine durch und durch tüchtige, mannhafte Geſinnung in das hellſte Licht; in welchem glücklichen Wechſel erſcheinen darin Ernſt und Humor. Alle Geſtalten athmen dramatiſches Leben, und wahrhaft göttlich iſt die Komik, mit welcher er uns in den „zwei Gefangenen" den Schauſpieler Theodor Döring ſchildert. Wer bei dieſen urkomiſchen Situationen nicht recht herzlich lachen kann, der iſt ein unheilbarer Hypochonder. — Julian Schmidt und Guſtav Freytag hätten vor etwa zwanzig Jahren, da ſie Gutzkow als einen zweiten Kotzebue zu ſchildern ſuchten, wohl nicht daran gedacht, daß dieſer Autor dereinſt ſich die nachhaltigſten Erfolge erringen und ſichern würde, Erfolge, wie ſie die Mitwelt nur ihren Auserwählten zu Theil werden läßt. —rm—

— **Neue Lieder von Auguſt Silberſtein.*****) Liebenswürdig in ſeinen poetiſchen Schöpfungen, verdient der anſpruchsloſe Verfaſſer der „Dorfſchwalben" von vornherein die Beachtung einer jeden Gabe, welche er dem Publikum bietet. Schon in der äußern Erſcheinung macht das vorliegende Bändchen einen anmuthigen Eindruck und unſchwer errathen wir, daß ſein Inhalt, falls er mit der Ausſtattung übereinſtimmt, für jedes ſinnige Gemüth eine recht ſehr willkommene Gabe ſein werde. Dies iſt zweifellos der Fall. Denn Silberſtein's „Lieder"*) haben ja eine ſehr freundliche Aufnahme gefunden. Aus dieſen neuen Liedern muthet uns insbeſondere die Innigkeit und Gefühlswärme an, die in den Abſchnitten: „Vaterland", „Liebe", „Natur" zur vollſten Geltung kommt. Daß Silberſtein aber ebenſo die Form beherrſcht, wie er klar und lebensvoll zu geſtalten verſteht, wird ihm bereits von vielen Seiten zugeſtanden. R.

— **Politiſche Gedichte aus Italien.** Sestine cento a miei Pseudo-Amici (Hundert Sextinen an meine Pſeudofreunde), nennt Fenice Finti ein kleines Opus, in welchem er in ziemlich loſen, wiewohl geharniſchten, ſechszeiligen Strophen ſeine Anſichten über die Fragen, die jetzt die Welt bewegen und während der letzten zehn Jahre beſchäftigt haben, ausſpricht. Der leitende Gedanke, ſoweit ſich ein ſolcher erkennen läßt, iſt der, ſeine Freunde vor einer gewiſſen Reſignation zu warnen und ſie zu thätigem Eingreifen und Handeln, namentlich gegen Rom, aufzufordern. Warum er dazu dieſe Form gewählt hat, begreift man nicht recht; es hat immer etwas Bedenkliches, wenn die Poeſie ſich ſolcher Stoffe und Namen bemächtigt, die aus dem Zeitungslärm her täglich an unſer Ohr klingen. Nur die komiſche Poeſie darf dies ungeſtraft thun; ſo lange die Ereigniſſe noch in fluktuirendem Zuſtande ſich befinden, ſind ſie kein Gegenſtand für die ernſte Poeſie; erſt wenn ſie ſich zu hiſtoriſch feſten Formen kryſtalliſirt haben, kann die Poeſie ſie im Bilde fixiren. M. St.

Literariſcher Sprechſaal.

Eine intereſſante Frage des Autoren- und Verleger-Rechtes bietet der nachſtehende Fall dar: Friedrich Spielhagen's neuer, das pſychologiſche Gebiet der problematiſchen Naturen abermals mit poetiſcher Darſtellungskraft behandelnder Roman: „Hammer und Ambos" wird gleichzeitig in fünf Octavbänden von der Hildebrand'ſchen Verlagshandlung in Schwerin und in einem ſtarken Foliobande von der Verlags-Expedition des „Hausfreund" in Berlin angekündigt. Woher dieſer bisher in der Praxis des deutſchen Buchhandels noch nicht vorgekommene Dualismus?

Unbefangen und ohne Mißtrauen gegen literariſche Betriebsgenoſſen, wie Dichter und beſonders deutſche Dichter zu ſein pflegen, hatte Friedrich Spielhagen das Manuſkript ſeines Romans, bevor er ihn in Buchform erſcheinen ließ, auch einigen Journal-Redactionen zur Benutzung als Feuilleton überlaſſen, und zwar zunächſt der Redaction der „Neuen freien Preſſe" von Wien und dann mit Zuſtimmung der Letztern dem Verleger der von Hans Wachenhuſen redigirten populären Wochenſchrift „Der Hausfreund", Herrn E. Grätz in Berlin, von welchem Letzteren der Dichter bona fide vorausſetzte, daß er, ebenſo wie die Redaction der „Neuen freien

*) Altona, A. Mentzel, 1869.

**) Stuttgart, Eduard Hallberger, 1869.

***) „Mein Herz" in Liedern. Stuttgart, Carl Grüninger.

*) München, Fleiſchmann.

Digitized by Google

„Preſſe", keine ſtärkere Auflage des Romans, als die gewöhnliche des laufenden Jahrganges und in keiner andern Form werde erſcheinen laſſen, als die der üblichen Monats- oder Quartalhefte dieſer Zeitſchrift. Aber dieſe bona fide Vorausſetzung iſt nicht allein nicht zugetroffen, wie die bereits vor längerer Zeit erſchienenen Ankündigungen des Romans durch Herrn E. Grätz und deſſen anticipando gedruckte und ausgegebene, ſpätere Nummern des „Hausfreundes" welche den Schluß der Erzählung erſt bringen konnten, bewieſen, ſondern Herr Grätz hat auch ein Bildniß des Dichters, das ihm dieſer nur behufs Veröffentlichung im „Hausfreund" — wo es mit einer redactionellen Biographie begleitet erſchienen — überſandt hatte, auf dem Titelblatte ſeiner ohne Zuſtimmung des Autors in dieſer Form publizirten Ausgabe von „Hammer und Ambos" abdrucken laſſen.

Der Fall iſt ſo neu und eigenthümlich, er verletzt die Rechte des auf den Ertrag ſeiner geiſtigen Production angewieſenen Dichters in ſo flagranter Weiſe, daß er von buchhändleriſcher wie von juriſtiſcher Seite einer eingehenden Erwägung und Beſprechung werth iſt, und wir erlauben uns daher, ihn ganz beſonders unſerer Kollegin, der Redaction des „Buchhändler-Börſenblattes" in Leipzig, zu empfehlen. J. L.

Unter dem Titel „Ein Pereat den Duellen" iſt eine Broſchüre von Dr. Hugo Schramm erſchienen*), welche, Herrn Profeſſor Virchow aus Anlaß ſeines parlamentariſchen Conflikts mit dem Grafen Bismarck gewidmet, die Unſitte des Duells mit großer Energie und jugendlich ungeſtümem Eifer bekämpft. Von einer rechtsgeſchichtlichen Unterſuchung über Urſprung, Bedeutung und Weſen des Zweikampfs abſehend, wird derſelbe als „fauſtrechtliches Ueberbleibſel", für einen mit der Rechtsordnung des Staates unvereinbaren, ſchreienden Anachronismus erklärt und durch eine Reihe kraſſer Belege einfach als gemeines Verbrechen charakteriſirt, zu deſſen gänzlicher Ausrottung dann die kräftigſten Maßregeln — Abſchaffung aller beſondern Duellſtrafen, Beſtrafung nach den allgemeinen Strafgeſetzen, civilrechtliche Entmündigung eines Jeden, der ſich an einem Duelle, gleichviel ob als Forderer, Geforderter, Secundant, Zeuge oder ſonſt wie fördernd betheiligt — in Vorſchlag gebracht werden. Wenn der gute Wille dieſes „Pereat", dem es an zündenden Kraft- und Schlagworten keineswegs gebricht, Anerkennung finden wird, ſo greift die Unterſuchung, welche der preußiſche Staatsanwalt, Herr Günther, in ſeinen „Populären Vorträgen und Abhandlungen über Rechtsmaterien"**) demſelben Gegenſtande widmet, wiſſenſchaftlich bei weitem tiefer. Geſchichtlich wie begrifflich wird hier der Entwickelungsgang, welchen das Duell von den älteſten Zeiten germaniſcher Rechtsauffaſſung bis auf unſere Tage erfahren hat, klar und überſichtlich veranſchaulicht, und die Zähigkeit, mit der ſich daſſelbe den verſchiedenartigſten Experimenten der ſtaatlichen Geſetzgebung zum Trotz zu behaupten vermocht hat, aus ſeiner inneren Natur heraus erläutert. Der Verfaſſer zeigt ſich hierbei, wie auch in den andern Aufſätzen, welche über die Ehe, den Adel, das Lehn und den Eid handeln, als ein Juriſt von ſolider, namentlich auch hiſtoriſcher Bildung, der ſich bei ſeinem praktiſchen Berufe ein lebhaftes Intereſſe für wiſſenſchaftliche Forſchung und ein unbefangenes Urtheil für die Forderungen des Lebens zu bewahren verſteht.

*) Leipzig, Ludwig Denicke, 1869.

**) Berlin, Fr. Kortkampf, 1869.

In ſeinem „Archiv für pathologiſche Anatomie und Phyſiologie" hat Herr Prof. Dr. Virchow auf den auch in unſerem „Magazin" erwähnten „offenen Brief" des Dr. D. Caſſel geantwortet. Dieſe Erwiederung: „Die Juden und die Hoſpitäler", liegt uns in einem beſondern Abdruck vor (Berlin, G. Reimer) und iſt durch ihre humane Form, wie durch ihren rein wiſſenſchaftlichen, von jeder Perſönlichkeit freien Inhalt, geeignet, alle Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, welche der Vortrag über Hoſpitäler und Lazarette erregt hatte. J. L.

Abwehr von „Wander's Abwehr."

Herr K. F. W. Wander aus Hermsdorf am Kynaſt hat in meiner flüchtigen Erwähnung ſeines „Deutſchen Sprichwörter-lexicons" (Nr. 14 des „Magazin") einen perſönlichen Angriff entdeckt, um dadurch eine Veranlaſſung zu haben, im „Magazin", wo er längere Zeit nicht mehr genannt worden war, eine glänzende Anempfehlung ſeines Werkes anzubringen.

Da es mir leider verſagt iſt, hier näher auf die Beurtheilung dieſes Lexicons einzugehen, welches den Schlußſtein jener Wander'ſchen Sprichwörterſammlungen bildet, deren Werth ſowohl von Körte in der Einleitung zu der 1837 bei Brockhaus erſchienenen 1. Auflage ſeiner „Sprichwörter der Deutſchen" (S. XXIX), wie von Profeſſor J. Zacher, einer unſerer Autoritäten im Fache der Sprichwörter-Literatur, auf S. 24 und 25 ſeines trefflichen Werkchens über „die deutſchen Sprichwörterſammlungen" (Leipz. 1852) hinreichend charakteriſirt worden iſt, ſo muß ich mich blos auf die Berichtigung der falſchen und gehäſſigen Inſinuationen beſchränken, die ſich in „Wander's Abwehr" (Nr. 19 des Magazins) eingeſchlichen haben.

Daß ich Bemerkungen, wie vom „vielzüngigen Freiherrn"*), der „ſeine Arbeit dadurch in's Leben einführen" will, daß er fremdes, (d. h. Wander's) „literariſches Verdienſt mit Füßen tritt" und dergl. mehr, keiner Erwiderung für werth halte, verſteht ſich von ſelbſt.

Wenn der Herr Wander aber behauptet, ich habe „das ½ Dutzend Sprichwörterbücher und zwar „mit Hülfe meiner Frau" erſcheinen laſſen, ſo beweiſt er nur, daß er, wie er ſelbſt ſagt, „nicht einmal die deutſche Sprache ausreichend kenne", indem er ſonſt aus den Titeln und der Vorrede hätte erſehen können, daß nur 5 Bände von mir, 3 hingegen von J. v. Düringsfeld herausgegeben worden ſind, und wenn er in „Wander's Abwehr", die „defenſiv" ſein müßte, ſogar „das Sprichwort als Philoſoph und als Humoriſt" von J. v. Düringsfeld angreift, welche mit meinem Artikel gar nichts zu thun gehabt hat, ſo iſt dies für jeden unparteiiſchen Leſer eben keine „Abwehr", ſondern ein völlig unmotivirter „Angriff", der um ſo weniger zu entſchuldigen iſt, als der Herr Wander den Inhalt dieſer beiden Bände, ſowie den von allen unſeren Sprichwörterbüchern, faſt gänzlich und noch dazu mit den entſtellendſten Abänderungen, in ſein Lexicon aufgenommen hat.**)

Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld.

*) Der Redaction ſei hier die Bemerkung verſtattet, daß ſie das Wort „vielzüngig" im Sinne von „polylinguiſtiſch" verſtanden, wie es auch wohl gemeint war.

**) Wir ſchließen hiermit dieſe Polemik, die nur Aufnahme gefunden, weil wir geglaubt, keiner der beiden Parteien das Recht der Abwehr verſagen zu dürfen. D. R.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— **Berlin, den 12. Juni 1869.** —— [Nᵒ 24.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Civiliſation und der wirthſchaftliche Fortſchritt. 341. — Roswitha von Gandersheim. 342. — R. Weſtphal: philoſophiſch-hiſtoriſche Grammatik der deutſchen Sprache. 345.

Baltiſche Provinzen. Die Nachtigall vom Embach. 345.

Italien. Die Geſchichte Rom's, von Gregorovius. 346.

Rumänien. Rumäniſcher Charakter und rumäniſche Charaktere. II. Die höheren Stände. 348.

Oceanien. Die engliſchen Staatenbildungen im Stillen Meere. I. Größeres Britannien. 452.

Kleine literariſche Revue. Berlin und ſeine Entwickelung. 353. — Geſchichte der volkswirthſchaftlichen Literatur im Mittelalter. 354. — Das Schloß an der Oſtſee. 354.

Literariſcher Sprechſaal. Ein Aufruf gegen deutſche Arbeit und deutſche Wiſſenſchaft in Paris. 354. — Das Institut de France über die Herausgabe der Leibniz'ſchen Handſchriften. 355. — Die Macht der politiſchen Rede in Spanien. 355. — Prof. Virchow über confeſſionsloſe Krankenpflege. 355. — Deutſche Namen in Ehſtland. 355.

Deutſchland und das Ausland.

Die Civiliſation und der wirthſchaftliche Fortſchritt.*)

Wenn Oeſterreich die glänzende Siegestrophäe der Kultur und des wirthſchaftlichen Fortſchritts, welche es durch den offiziellen Bericht über die Pariſer Weltausſtellung in einer Reihe von gediegenen Bänden aufzuweiſen hat, auch gehörig zu benutzen weiß, wird es allein daraus mehr Gewinn ziehen, als es durch die Niederlage von Königgrätz moraliſchen und materiellen Schaden erlitten. In der That aber ſcheint Oeſterreich auf dem beſten Wege zu ſein, in nächſter Zukunft ſeine kriegeriſchen Beſieger auf den friedlichen Feldern des Unterrichts und der Induſtrie zu überflügeln.

Dieſer offizielle Ausſtellungs-Bericht des öſterreichiſchen Central-Comité iſt, nach dem einleitenden Bande des Redacteurs des ganzen Werkes, des Profeſſors Dr. F. X. **Neumann**, zu ſchließen, eines der gründlichſten und gediegenſten Werke über den Werth und das Weſen unſerer praktiſchen Civiliſation und Kultur überhaupt. Ueber hundert Männer der Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie, der Handels- und Beamtenwelt haben ſich hier vereinigt, um Jeder in ſeinem beſtimmten Fache, gründlich und ſachverſtändig über die verſchiedenen Blüthen und Früchte der Kunſt und Induſtrie der Gegenwart, wie ſie in Paris in vorher nie erreichter Fülle und Pracht vereinigt waren, zu berichten. Wie dieſe Berichte im Einzelnen ausgefallen ſind, können wir zwar aus eigener Einſicht nicht ſagen; aber die Menge glänzender Namen, welche wir als Referenten und Berichterſtatter aufgezählt finden, und der Redacteur des ganzen Werkes, deſſen Einleitung uns unter dem Titel: „Die Civiliſation und der wirthſchaftliche Fortſchritt" vorliegt, bürgen hinreichend für den gediegenen Werth aller Theile. Dieſe Einleitung iſt ein abgeſchloſſenes herrliches Werk in ſich ſelber und ſtellt den ganzen Reichthum der Blüthen und Früchte unſerer Weltkultur ſo anſchaulich und umfaſſend dar, daß ſie wenigſtens jedem gebildeten Laien die Spezialberichte erſetzen kann.

Die Begeiſterung und Erbauung, mit der wir den erſten Band durchgeleſen haben, wurde durchaus nicht durch den Tadel geſtört, der gegen unſern Artikel in dieſem „Magazin" über die Pariſer Ausſtellung ausgeſprochen iſt. Dr. Neumann nennt es unbedacht und einen Mangel an tieferem Verſtändniß, daß wir „aus einem mohamedaniſchen Prachtbau in eine chriſtliche Modellkirche gelockt wurden, wo Heilige in Wachs und Märtyrer mit naturgetreu nachgebildeten Wunden uns zu mittelalterlich-mönchiſcher Entſagung aller irdiſchen Herrlichkeit und zur Selbſtgeißelung unſeres Fleiſches mahnen, während vor der Kirche dickgeſchminkte Frauenzimmer ſirenen- und doch ekelhafte Couplets ſingen", und uns darüber entſetzten. Er findet das im Gegentheil ganz in der Ordnung, was wir rügten. Es durfte und konnte gar nicht anders ſein, als daß „die ſtrengſte Rechtgläubigkeit und die gottloſeſte Ketzerei, der augenverdrehende Pietismus und die niedrigſte Genußſucht ſich gegenſeitig quetſchen und drängen", — es mußten, wie im Leben „das Schrecklichſte und das Zarteſte, Prieſterinnen der gemeinen Straßenvenus und Geiſtliche der alleinſeligmachenden Kirche" (Worte aus dem „Magazin") „ſich hier begegnen, ſonſt wäre das Bild unvollſtändig oder idealiſirt geweſen."

„Mußten", Herr Doctor? Warum? Der Vollſtändigkeit wegen! Vollſtändigkeit und idealiſirte Wirklichkeit — ſind das Ihre Kriterien? Nun dann fehlten ja doch noch ungemein viele, ganz weſentliche, charakteriſtiſche Züge der Gegenwart.

Finden Sie es unbedachtſam, daß wir das „Jahrmarktartige von Plundersweilern" rügten und uns vor dem vielen feilgebotenen Menſchenfleiſch entſetzten, ſo müſſen wir es Ihnen, an der Spitze eines offiziellen gründlichen Werkes, als einen noch größeren Verſtoß anrechnen, daß Sie die Unvollſtändigkeit auf dem Gebiete, wohin dieſe Verbrecherinnen gehören, nicht ſahen und rügten. Dieſe Prieſterinnen **mußten** auch da ſein, ſagen Sie. Dazu gehört aber mehr. Dazu gehörten ordentliche öffentliche Tempel für dieſe Prieſterinnen; dazu gehörten alle Arten von Trunkenheits- und Lüderlichkeits-Scenen, dazu gehörten Ausplünderungen, Prügeleien und ganz weſentlich Mord und Todtſchlag, denn dieſe Auswüchſe und Verbrechen gehören ſo weſentlich in das Bereich ſexueller Lüderlichkeit, daß dieſer Theil des von Ihnen als nothwendig anerkannten Kulturbildes ohne dieſe Zuthat ganz unvollſtändig blieb.

Doch nicht weiter in dieſer Richtung! Wir weiſen die gegen uns ausgeſprochene Rüge, wenn nicht als eine ſittliche, ſo doch logiſche Schwäche des Verfaſſers zurück. Die Pariſer Ausſtellung ſollte eine verdichtete Auswahl der beſten und geſundeſten Blüthen und Früchte unſerer jetzigen Weltkultur ſein. Und dazu gehören Prieſterinnen der Straßenvenus entſchieden ebenſo wenig, als augenverdrehende Gottes- und Kulturläſterer. Auch war die Ausſtellung nicht berechtigt, zugleich als Jahrmarkt von Plundersweilern zu glänzen.

Alles dies giebt unſer Verfaſſer durch ſein Werk auch thatſächlich zu, da er dieſen und anderen ſündigen Abfällen und Auswüchſen der Civiliſation in ſeiner meiſterhaften Einleitung

*) Offizieller Ausſtellungs-Bericht, herausgegeben durch das K. K. Oeſterreichiſche Central-Comité. 16. Lieferung. Einleitung. Die Civiliſation und der wirthſchaftliche Fortſchritt von Dr. Fr. Xav. Neumann. Wien, Wilhelm Braumüller, 1869.

Digitized by Google

durchaus keine Aufmerkſamkeit ſchenkt. Dieſe Einleitung giebt bei aller Allgemeinheit doch in klar abgetheilten Gruppen genaue und ſachverſtändige, mit Wärme und Geiſt geſchriebene Charakteriſtiken der Fortſchritte in den einzelnen Induſtrie-, Kunſt- und Kulturzweigen und geht dabei ſogar ziemlich genau auf Einzelnheiten und ſtatiſtiſche Verhältniſſe ein. Um eine Vorſtellung davon zu geben, führen wir einen Theil dieſer Gruppirungen an. Zuerſt charakteriſirt er das Weſen der Civiliſation und des Fortſchrittes in der Kunſt, in der politiſchen und der geiſtigen Macht, dann betrachtet er die Stufen des Kulturfortſchrittes. Ein zweiter Abſchnitt beginnt mit den Fortſchritten der Production in Verwerthung der Naturſchätze, im Thierreiche, Conſervirung des Fleiſches, künſtlicher Fiſchzucht und der bei uns leider noch, im Vergleich zu anderen Völkern, barbariſchen Vernachläſſigung in Bewirthſchaftung des Waſſers, ſodann drittens in Milch-, Käſe- und Eier-Induſtrie. Hierauf führt er uns durch die Behandlung animaliſcher Stoffe für die Induſtrie, Schafzucht, Haare, Seide und Seiden-Surrogate und animaliſchen Wachſe. Es folgen Verwerthung von Producten aus dem Pflanzenreiche, vegetabiliſche Nahrungsmittel, Stärke und ſtärkehaltige Pflanzen, Rübenzucker-Induſtrie, Kaffee, Thee und deren Erſatzmittel, Baumwolle, neue Textilſtoffe, neue Stoffe für Papier, Gewinnung und Verwerthung von Harzen, Farb- und Wachspflanzen, Forſtweſen und unter beſonderen Abtheilungen Verwerthung von Producten aus dem Mineralreiche, Kohlen, Eiſen und Stahl, Petroleum und die Beleuchtungs- und Heizungsfrage, Edelmetalle, mineraliſche Düngemittel und andere neue Verwerthung von Mineralien. Als ein beſonders günſtiges Zeichen der Intelligenz und praktiſchen Wiſſenſchaft gilt die Verwerthung von Abfällen, Kunſtwolle und Wollextract, Leder- und andere Abfälle, Verwerthung von Rückſtänden in der Landwirthſchaft, Abfälle bei chemiſchen Induſtrieen u. ſ. w. In einer fünften Abtheilung werden die neueſten Anwendungen phyſikaliſcher und chemiſcher Fortſchritte geſchildert und gewürdigt: Elektrizität und Magnetismus in der Volkswirthſchaft, Telegraphie, volkswirthſchaftliche Verwerthung der Chemie, Farben aus Theerabfällen, Photographie, die praktiſche Wiſſenſchaft des Bleichens, Paraffin und Parkeſin.

Die wirthſchaftliche und zugleich edle Auffaſſung des Verfaſſers finden wir beſonders wohlthuend in der lichten und erleuchtenden Betrachtung der brennenden Frage über Arbeit und Großinduſtrie, d. h. der ſozialen Frage, welche in den Abſchnitten: Erhöhung der körperlichen und geiſtigen Arbeitskraft, ſowie der Leiſtungsfähigkeit durch Arbeitstheilung und Erſatz der Handarbeit durch die Maſchine, einzig richtige Lohnregulirung durch Bewegung der Arbeitskräfte, Freizügigkeit, Aus- und Einwanderung, Aſſociation und Großinduſtrie, Schulze-Delitzſch und Genoſſenſchaftsbanken u. ſ. w. für den Verſtand und die Volkswirthſchaftslehre richtig gelöſt wird und praktiſch auch nur auf dieſem Wege immerwährend gelöſt werden kann. Sie gleicht inſofern der Freiheit, als man ſich aus ihr nur dadurch erlöſen kann, daß man ihre Wohlthaten durch Arbeit und deren richtige Verwendung und Verwerthung immer wieder erobern muß. Wir erfahren außerdem, wie und wodurch ſich die Lebensweiſe der arbeitenden Klaſſen verbeſſert hat und noch weiter vervollkommnen muß. Endlich geht aus der Schilderung der Fortſchritte des Verkehrs tröſtlich hervor, daß wir es als Menſchheit im Großen raſch und rüſtig weiter gebracht haben, als je eine Zeit oder ein Volk vorher, und wir gerade darin noch die allererfreulichſten Fortſchritte machen. Es fehlt freilich noch die volle Freiheit des Verkehrs, als die einzige Bürgſchaft des Weltfriedens und das einzige ſichere Mittel gegen die furchtbare, zehrende Finanzwirthſchaft, unter welcher ſelbſt die gebildetſten und friedlichſten Völker Europas noch ſchwitzen und bluten müſſen.

Es iſt aber ſehr erfreulich, daß ein im Namen des öſterreichiſchen Staates verfaßtes Werk ſich mit allen unbeſiegbaren Mitteln der Wiſſenſchaft unbedingt für die volle Freiheit materiellen und geiſtigen Verkehrs ausſpricht. Ueberhaupt verlaſſen wir das meiſterhafte Werk mit dem tauſendfach begründeten Troſte, daß ſich die Menſchenfamilie weſentlich vervollkommnet und dieſe Veredelung ſich in unſerem Jahrhunderte an der geſammten Lebens- und Denkungsweiſe erkennen läßt. Es ſchließt mit dem Evangelium des wirthſchaftlichen Fortſchritts und der Civiliſation, das bereits Humboldt in ſeinem Kosmos ausſprach:

„Wo unter dem Schutze weiſer Geſetze und freier Inſtitutionen alle Blüthen der Kultur ſich kräftig entfalten, da wird im friedlichen Wettkampfe kein Beſtreben des Geiſtes dem anderen gefährlich. Jedes bietet dem Staate eigene verſchiedenartige Früchte dar: die nährenden, welche dem Menſchen Unterhalt und Wohlſtand gewähren und die Früchte ſchaffender Einbildungskraft, die, dauerhafter als dieſer Wohlſtand ſelbſt, die rühmliche Kunde der Völker auf die ſpäteſte Nachwelt tragen.“ — „Wiſſen und Erkennen ſind die Freude und Berechtigung der Menſchheit, Theile des Nationalreichthums, oft Erſatz für kärgliche Naturgüter. Die Völker, welche in der allgemeinen ſchaffenden Thätigkeit, Anwendung der Mechanik und techniſchen Chemie, in ſorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückſtehen, bei denen Achtung ſolcher Thätigkeit nicht alle Klaſſen durchdringt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlſtande herabſinken.“

Dies ſollten ſich beſonders die Napoleone und die Niel geſagt ſein laſſen. Aber freilich, ſolche Weisheit kommt nicht einmal zu ihren Ohren, geſchweige denn zu ihrer Erwägung!

Roswitha von Gandersheim.*)

Wer von Magdeburg nach Cöln über Kreienſen mit der Eiſenbahn fährt, berührt dicht vor dem letztgenannten Haltepunkt das braunſchweigiſche Städtchen Gandersheim an der Gande. Der Ort iſt ſehr alt: ſeinen Urſprung verdankt er, wie ſo viele Städte Deutſchlands, einer Kloſtergründung in frühen Zeiten des Mittelalters. Das fromme Geſchlecht, welches unſerem Vaterland die Ottonen gab und durch dieſe das heilige römiſche Reich deutſcher Nation in's Leben rief, hat Gandersheim als eine Familienſtiftung für ſeine Frauen, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten, angelegt und durch freigebige Schenkungen in ſeinem Fortkommen geſichert. Es war ein Nonnenkloſter, welches Lindolf, der Großvater Otto's I., während der Regierung Ludwig's des Deutſchen in dem damals noch mit dichter Waldung beſetzten Thal der Gande zu bauen beſchloß. Zu Aebtiſſinnen ſollten vorwiegend die Töchter ſeines Geſchlechtes gewählt werden. Bald nahm die geiſtliche Kolonie in Folge des kirchlichen Sinnes jener Zeiten Aufſchwung und wurde, beſonders ſeit Lindolf's Geſchlecht den deutſchen Königs-

*) Ottonische Studien zur deutschen Geschichte im X. Jahrhundert. Hrotsuit von Gandersheim, von Rudolf Köpke. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1869. (XV u. 314 S. gr. 8. mit einem photolithographischen Bilde der Münchener Handschrift.)

Digitized by Google

thron inne hatte, eine Pflanzſtätte der Bildung für das nördliche Sachſen.

Wir beſitzen reichhaltige Nachrichten über das Kloſter, welches unter Otto III. Gegenſtand eines heftigen Streites zwiſchen dem Erzbiſchof von Mainz und dem Biſchof von Hildesheim wurde, da beide Würdenträger der Kirche das Aufſichtsrecht über die Nonnen beanſpruchten. Die älteſte ausführliche Kunde erhalten wir von Agius, der 874 geſtorben iſt und eine Lebensbeſchreibung der erſten Aebtiſſin des Kloſters, Hathumod, hinterlaſſen hat; dann von Roswitha, oder wie ſie ſelbſt ſich in ihren Schriften nennt, Hrotsvit, einer Nonne von Gandersheim, die während der Herrſchaft Otto's I. (936—973) gelebt hat.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt dieſe gelehrte Frau des zehnten Jahrhunderts, das ſo häufig als ein Zeitraum tiefſter Unbildung und ſchrankenloſer Rohheit dargeſtellt worden iſt. Denn obwohl die Forſchung unſerer Tage ein helleres Licht auf Deutſchland unter den Ottonen fallen läßt, ſteht dieſe erſte deutſche Schriftſtellerin, nicht blos ihres Geſchlechtes wegen, in einſamer Größe da. Zu viele Denkmäler der Vorzeit hat die Ungunſt des Geſchickes vernichtet; was wir jetzt mit mühſamem Fleiß hervorſuchen, erſcheint doch nur als ein dürftiger Reſt früheren Reichthums, wenn wir hören, daß im dreißigjährigen Kriege die Schweden in Hersfeld ihren Pferden viele Stöße von alten Pergamenten aus dem Archiv des Kloſters unterlegten, weil es ihnen an Streu mangelte.

So iſt es geſchehen, daß das hiſtoriſche Wiſſen über das Mittelalter für uns oft zuſammenhanglos und lückenhaft iſt. Meteore ſteigen auf und verſchwinden; wir wiſſen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Nicht anders verhält es ſich mit Hrotsvit. Als glänzender Komet ſtieg ſie am literariſchen Himmel Deutſchlands im zehnten Jahrhundert auf und verſchwand, um erſt am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts wieder ſichtbar zu werden.

Ihre Schriften laſſen ſie uns als einen ebenſo vielſeitigen als tiefen Geiſt erkennen. Nicht nur, daß ſie die damals den Geiſtlichen geläufige Art der Schriftſtellerei übte, indem ſie Legenden poetiſch wiedergab, die Geſchichte ihres Kloſters in Verſen abfaßte, oder einen Abſchnitt aus dem Leben Otto's des Großen, des erſten ſächſiſchen Kaiſers, beſang; ſie war auch der höchſten Kunſtform, der dramatiſchen Dichtkunſt, mächtig. Sechs Stücke beſitzen wir von ihr, ebenſoviel wie von dem römiſchen Luſtſpieldichter Terenz, den ſie mit Abſicht in Sprache und Gang der dramatiſchen Entwickelung, auf chriſtliche Stoffe übertragen, nachzuahmen verſucht hat.

Dieſe Dramen nun ſind es, die ihr einen hervorragenden Ruf in der Literaturgeſchichte nicht nur Deutſchlands, ſondern aller abendländiſchen Völker verſchafft haben. Denn Jahrhunderte vor ihr und nach ihr giebt es keine dramatiſche Literatur. Ihre Stücke ſind nicht alle fehlerfrei, auch behandeln ſie ausſchließlich geiſtliche Stoffe; indeß alle Mängel werden durch das eine Verdienſt völlig in Schatten geſtellt, daß dieſe Nonne zuerſt im Mittelalter die dramatiſche Dichtkunſt mit der ſchöpferiſchen Kraft des Genies gleichſam von Neuem gebar; und zwar ſind ihre Dramen aus ihrem Geiſt entſprungen, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, d. h. für ihre und ſpätere Zeiten vollendet.

Indeß der Ruhm, die Schöpferin des modernen Dramas zu ſein, blieb der Hrotsvit nicht unbeſtritten. Schon früher iſt in dieſen Blättern (1867, Nr. 44) berichtet worden, daß Aſchbach in Wien die Autorſchaft der Hrotsvit angefochten hat, daß er ihre Schriften für Machwerke der Humaniſten des fünfzehnten Jahrhunderts erklärt hat. Allerdings haben dieſe bisweilen in ihrem Eifer, Leben in die Wiſſenſchaft durch Entdeckung von Neuigkeiten zu bringen, ſelbſt den literariſchen Betrug nicht geſcheut. Auch den Fabrikanten der Dichtungen der Hrotsvit weiß Aſchbach zu nennen: Conrad Celtis ſoll es ſein, jener poëta laureatus aus der Zeit Maximilian's I. Celtis hat in der That die Handſchrift, welche die Werke der Hrotsvit mit Ausnahme der Primordia Gandeshemensis coenobii enthält, zu Regensburg aufgefunden und zu Nürnberg 1501 drucken laſſen; daß ihm aber nur das Verdienſt der Entdeckung, nicht auch die Autorſchaft gebührt, iſt jetzt von Rudolf Köpke in ſeinem vor Kurzem erſchienenen Buche Hrotsvit von Gandersheim ausführlich und klar dargethan. Die Sache iſt für alle Literaturfreunde zu wichtig, als daß wir uns verſagen könnten, hier etwas näher auf Köpke's Buch einzugehen, in der Hoffnung, daß unſere Leſer denſelben Eindruck wie wir erhalten möchten: die Schriften der Hrotsvit ſind echt.

Zwei Aufgaben, eine poſitive und eine negative, ſucht Köpke zu löſen: einmal aus den Werken der Hrotsvit ſelbſt deren Echtheit zu erweiſen, dann aber die Einwendungen Aſchbach's zu entkräften und zu widerlegen. Bei weitem die Hauptmaſſe des Buches (acht Abſchnitte, S. 1—227) fällt der erſten Aufgabe zu.

Im erſten Abſchnitt, der die Literatur über Hrotsvit behandelt (S. 1—25), wird uns eine ebenſo eingehende als überſichtliche Geſchichte der Schriften der Nonne gegeben. Schon hier ergiebt ſich, wie uns ſcheint, ein gewichtiges Moment für die Echtheit. In einer Chronik von Gandersheim nämlich, die 1216 von einem Presbyter Eberhard abgefaßt iſt, finden ſich ſo deutliche Anklänge an Hrotsvit, daß man die betreffenden Stellen einfach für eine Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen der Hrotsvit in's Niederdeutſche — dieſer Sprache bedient ſich Eberhard — erklären muß. Nun nennt zwar Eberhard als ſeine Quelle nicht Hrotsvit, ſondern ganz unbeſtimmt ein Buch; immerhin bleibt jedoch ſicher, daß der Verfaſſer eben dieſes Buches neben anderen Quellen doch auch die Primordien der ſächſiſchen Nonne gekannt und benutzt hat, ſo daß wenigſtens dieſe der Hrotsvit nicht mehr abgeſprochen werden können.

Ueber das Leben der Dichterin Einzelheiten der Art aufzufinden, daß wir ein deutliches Bild ihrer Schickſale erhielten, iſt trotz der ſorgfältigen Unterſuchung (zweiter Abſchnitt, Seite 26—43) unmöglich geweſen. Es hat leider kein uns erhaltener Schriftſteller des Mittelalters ſich mit ihr beſchäftigt; aus ihren Schriften müſſen mithin die dürftigen Umriſſe mühſam gewonnen werden. Ihre gelehrte Bildung empfing ſie im Kloſter; ihre literariſche Beſchäftigung hat ungefähr ein Vierteljahrhundert gedauert, von 950—973. Eine reichere Ausbeute gewährten dagegen ihre Schriften, als Köpke feſtſtellte, welche Quellen ihr zu Gebote ſtanden und wie ſie dieſe benutzte (Abſchnitt 3—5, S. 44—164).

Eine ausgebreitete Beleſenheit und vor Allem ein ſehr treues Gedächtniß müſſen ihr eigen geweſen ſein. Unwillkürlich wird man zur Bewunderung hingeriſſen: jenes zehnte Jahrhundert war in der That nicht finſter, wenn es einer Frau möglich war, mit ſolcher Gelehrſamkeit ſich zu durchdringen. Denn nach der Zuſammenſtellung S. 140—144 iſt ihr nicht nur Virgil ſo geläufig geweſen, daß ſie viele Stellen auswendig gewußt haben muß, ſondern auch Terenz, Ovid, Horaz, ſelbſt Plautus und Statius, ſowie die chriſtlichen Dichter Sedulius und Prudentius ſind ihr nicht unbekannt geblieben. Die lateiniſche Sprache ſchreibt ſie fließend; ihre leoniniſchen Verſe ſind

Digitized by Google

geſchickt gebaut, aber doch ſehr verſchieden gegen die klaſſiſche Ausdrucksweiſe, wie ſie die Humaniſten lieben.

Die letzten drei Abſchnitte (S. 165—226) faſſen die gewonnenen Reſultate zuſammen und ſind deshalb mehr allgemeiner Natur. In feſſelnder Darſtellung wird die künſtleriſche Begabung der Nonne durch eine Analyſe ihrer Dramen, ihr religiöſer Standpunkt durch Concentrirung ihrer ſo häufig erſcheinenden kirchlichen Anſchauungen ermittelt. Wenn man ihr auch Talent nicht abgeſtritten hat, ihre Religioſität und Sittlichkeit iſt ſtark in Zweifel gezogen wegen der vielen anſtößigen Stellen in ihren Legenden und Dramen, die noch dazu im Munde einer Frau ſich wenig ſchicken mögen. Es iſt indeß Köpke gelungen, auch nach dieſer Seite hin die Dichterin von jedem Vorwurf zu reinigen. Indem für Hrotsvit als Nonne und Frau der Kernpunkt der Religion in der Virginität beruht, iſt ſie vor Allem bemüht, deren Sieg über jedwede Anfechtung in ihren Dichtungen zu verherrlichen. Dies Moment mußte ſie daher veranlaſſen, den ſittlichen Kampf möglichſt heftig und möglichſt wahr vor Augen zu ſtellen, um die ſchließliche Rettung, den Triumph der Jungfräulichkeit deſto glänzender ſtrahlen zu laſſen. Ferner dient zu ihrer Rechtfertigung, daß ſie glaubte, von ihren Quellen, den Lebensbeſchreibungen der Heiligen, die in hohem Anſehen ſtanden, nicht ohne Noth abweichen zu dürfen: dieſe Heiligen-Leben können aber, wie Jeder weiß, die Farben in der Schilderung der Sünde nicht ſtark genug auftragen, um den Contraſt mit der Tugend zu erhöhen. Erwägt man dieſe Verhältniſſe nicht, betrachtet man Hrotsvit mit den Augen des neunzehnten Jahrhunderts, ſo wird das Urtheil über die Moral der Nonne freilich nicht günſtig ausfallen. „Es wäre", bemerkt Köpke S. 225, „eine unerhörte Schamloſigkeit, gepaart mit unerhörter Heuchelei; dieſe Erzählungen und Dramen aus der Feder einer Nonne des zehnten Jahrhunderts würden die frivolſte Literatur aller Zeiten überbieten." Wie ihr Zeitalter war Hrotsvit naturwüchſig und fand keinen Anſtoß an der Darlegung geſchlechtlicher Verhältniſſe.

Die Beilagen S. 229—291 beſchäftigen ſich beſonders mit dem negativen Theil der Aufgabe: der Widerlegung Aſchbach's. Dieſer hatte nämlich als eine Hauptſtütze für ſeine Behauptung das Gedicht des ſog. Guntherus Ligurinus über Friedrich Barbaroſſa herangezogen, welches ebenfalls von Celtis entdeckt und für ein Erzeugniß des zwölften Jahrhunderts ausgegeben wurde, aber in Wahrheit nichts iſt als ein Produkt der Humaniſten des fünfzehnten Jahrhunderts, wie von Köpke ausführlich nachgewieſen iſt, während die Thatſache der Fälſchung ſchon früher allgemein angenommen war. Der Verdacht der Fälſchung fällt natürlich zuerſt auf den Entdecker; und wenn nun Celtis den angeblich von ihm aufgefundenen Ligurinus fälſchte, warum ſollte er nicht auch die Schriften der Hrotsvit betrügeriſch verfaßt haben? In der That muß man mit Mißtrauen erfüllt werden, wenn ein Entdecker als Lügner entlarvt wird; man iſt dann von Natur geneigt, alle ſeine Ausſagen zu verwerfen. Indeß iſt das Verhältniß zwiſchen Hrotsvit und Ligurinus von Köpke doch ſo aufgehellt, daß von einer Verwandtſchaft beider Gedichte ferner nicht mehr die Rede ſein kann. Der Ligurinus iſt nichts als eine Umſchreibung des Otto von Freiſingen; in Sprache und Versbau, in Bildungsart ſind Ligurinus und Hrotsvit vollkommen verſchieden; die Annahme eines Verfaſſers für Beider Gedichte iſt geradezu unmöglich. Es bliebe alſo nichts übrig, als wenigſtens zwei Betrüger aufzuſtellen, deren Einer Celtis geweſen ſein kann: eben nur kann; denn zu erweiſen iſt nicht, daß Celtis den Ligurinus in betrügeriſcher Abſicht verfaßt hat, er kann ebenſo gut von Anderen hintergangen ſein. Von dem Vorwurf aber, die Schriften der Hrotsvit untergeſchoben zu haben, wird Celtis klar und deutlich durch die Handſchrift der Werke der Nonne freigeſprochen. Sie befindet ſich in München und iſt aus dem Ende des zehnten oder Anfang des eilften Jahrhunderts. Nach dem Urtheil der beſten Handſchriftenkenner kann dies durchaus keinem Zweifel unterliegen. Früher, 1867, meinte Aſchbach zuverſichtlich, die Handſchrift ſei unecht; er behauptet es noch, aber da inzwiſchen alle Autoriäten ſich gegen ihn erklärt haben, giebt er zu, daß die Täuſchung meiſterhaft iſt; man müſſe aber die inneren Gründe gegen Hrotsvit höher anſchlagen, als die äußerliche Zuſtimmung der Handſchrift für ihre Echtheit. Dies ſcheint uns überkritiſch; ſeine inneren Gründe ſind aber ebenſo wenig ſtichhaltig.

Außer daß der ganze Habitus der Handſchrift die Echtheit ſo zu ſagen garantirt, hat Köpke Einzelheiten aus ihr zuſammengeſtellt, die evident erweiſen, daß Celtis nur Entdecker, nicht Autor geweſen ſein kann. Er war zu träge, um die gefundene Handſchrift für den Drucker beſonders abzuſchreiben, ſondern ſah ſie nur durch und gab ſie dann dem Setzer in die Hände. Da hat er nun, was er nicht verſtand oder ihm falſch ſchien, corrigirt, und dieſe Verbeſſerungen, ſowie die Inhaltsangaben der einzelnen Gedichte, theils über die betreffenden Worte, theils an den Rand geſchrieben. Er verfuhr dabei ſo nachläſſig, daß er einige umfangreiche Lücken der Handſchrift gar nicht bemerkte, Falſches in den Inhalts-Angaben berichtete und den richtigen Text durch thörichte Correcturen verdarb. Schlagend iſt beſonders ein Vers aus der Passio S. Dionysii. Hier heißt es in der Handſchrift ganz richtig:

„Festinat subito *damari* cum conjuge clara."

Damaris, die Frau des h. Dionyſius, iſt bekanntlich die erſte Chriſtin, die von Paulus getauft wurde. Celtis wußte dies nicht; er las, offenbar durch die ähnlichen Schriftzüge verleitet, *clamari*, und da dies keinen Sinn gab, ſtrich er das Wort aus und ſchrieb *cupiens* darüber, ſo daß in ſeinem Druck von 1501 der Vers ſo lautet:

„Festinat subito cupiens cum conjuge clara."

Derartige Correcturen weiſt Köpke noch mehr auf: immer finden ſie ſich auch im Druck von 1501, ſo daß Jeder einſieht, ſie können nur von Celtis herrühren. Daß aber Jemand ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt verbeſſern ſollte, iſt doch unmöglich anzunehmen.

Wir erwähnten oben, daß die Primordia Gandeshemensis coenobii unzweifelhaft der Hrotsvit angehören; den Beweis ihrer Echtheit hat Köpke geführt. Nun aber erwähnt der Verfaſſer der Primordien in ſeinem Gedicht ausdrücklich, daß er auch die Thaten Otto's I. beſungen habe. Dieſe Gesta Oddonis befinden ſich in der von Celtis aufgefundenen Handſchrift, die Primordien hingegen fehlen und waren ihm unbekannt; ſie ſind erſt ſpäter aufgefunden. Ein Mönch in der Reformationszeit, Heinrich Bodo, kannte ſie; gedruckt wurden ſie erſt 1709 von Leuckfeld. Auch dieſe Umſtände ſprechen klar für die Echtheit.

Ebenſo hat Köpke den Zuſammenhang der Hrotsvit mit den Gestis Heinrici imperatoris metrice, den Aſchbach aufgeſtellt hatte, zurückgewieſen. Köpke hält ſelbſt dieſe Gesta für unecht und meiſt aus Lambert compilirt.

Wir wünſchen Köpke's Buch, welches auch äußerlich vorzüglich ausgeſtattet iſt, eine weite Verbreitung. Möchte doch Jeder, der kritiſche Unterſuchungen ſchreibt, von ihm lernen.

Digitized by Google

den oft trockenen Stoff in eine ſchöne Form zu kleiden! Möchte ihm ſelbſt beſchieden ſein, noch oft die deutſche Wiſſenſchaft mit gleich vorzüglichen Beiträgen zu ſchmücken! W. B.

R. Weſtphal: philoſophiſch-hiſtoriſche Grammatik der deutſchen Sprache.*)

Unter den verſchiedenartigen Beſtrebungen der modernen Wiſſenſchaft, dem für den Menſchen intereſſanteſten Problem des eigenen Urſprunges immer näher zu treten, nimmt die vergleichende Sprachgeſchichte, wie ſie von Jacob Grimm für das germaniſche Gebiet, von Franz Bopp für einen weiteren Kreis von Sprachen begründet iſt, einen hervorragenden Platz ein.

Wo der Faden überlieferter Thatſachen den Forſcher längſt verlaſſen hat, da leitet die Belauſchung des bildenden Sprachgeiſtes zu überraſchenden und darum nicht minder ſicheren Reſultaten, über die früheſten Regungen des kaum erwachten Menſchenbewußtſeins. Natürlich mußte auch hier mancher fromme Wahn vor dem ſchärferen Blick der forſchenden Wiſſenſchaft ſchwinden. So die Annahme, als ſei die Sprache etwas Anerſchaffenes oder dem Menſchen durch ein höheres Weſen Gelehrtes, und in gleicher Weiſe jene Hypotheſe, die Rabelais, gewiß einer der aufgeklärteſten Männer ſeines Zeitalters, den wackern Pantagruel in der naiveſten Weiſe äußern läßt: „que les languaiges sont par institutions arbitraires et convenences des peuples." Die Sprache iſt ebenſowenig etwas Erlerntes, als eine willkürliche Erfindung der Völker; ſie iſt vielmehr nur eine Aeußerung jenes im All waltenden Geiſtes, wie er in dem Geiſte des Menſchen zum Bewußtſein und durch ſeine Organe zum, gemäß der übrigen Entwicklung des Geſchlechtes, immer mehr vervollkommneten Ausdruck gelangte. „Die logiſchen Kategorien" — heißt es in dem vorliegenden Werke — „nach welchen die Indogermanen ihren Sprachbau aufgeführt haben, ſind dieſelben Kategorien, wie ſie überhaupt in dem Kosmos, im Makrokosmos wie im Mikrokosmos, walten. Unſere indogermaniſchen Urväter ſind dieſen Kategorien grade ſo unbewußt gefolgt, wie da, wo ſie zur Erhaltung ihres Körpers zur erſten Nahrung griffen."

Herr Weſtphal, der durch ſeine Forſchungen über die Geſchichte der alten und mittelalterlichen Muſik Künſtlern und Philologen gleich vortheilhaft bekannt geworden, betritt mit vorliegendem Buche zuerſt ſeit langer Zeit wieder das Gebiet der deutſchen und vergleichenden Grammatik, ein Gebiet, welches ihm, wie wir in der Vorrede erfahren, ſtets vor Allem werth geblieben iſt. Wir können dem Verfaſſer wie der Wiſſenſchaft zu dieſem Entſchluſſe nur Glück wünſchen. Seine Arbeit bietet des Neuen und Anregenden gar vieles, und Abſchnitte wie die „Genetiſche Entwickelung der Verbalflexionen" oder die „Pronominalſtämme in ihren Verhältniſſen zu den Flexions-Elementen" zeugen von logiſchem Scharfſinne und völliger Beherrſchung des Stoffes. Wiederholt richtet ſich die Polemik Weſtphal's gegen Lehrſätze bedeutender Forſcher; andererſeits hat auch das von ihm ſchon früher aufgeſtellte Princip über die Auslautgeſetze im Gothiſchen in dem jüngſt erſchienenen hochbedeutenden Scherer'ſchen Werke „Zur Geſchichte der Deutſchen Sprache" (Berlin, Franz Duncker, 1868) mancherlei Erweiterung und Einſchränkung erfahren. Doch es würde, abgeſehen von den enggezogenen Gränzen des Raumes, kaum dem Zwecke dieſer Zeitſchrift entſprechen, auf derartige ſtreng fachwiſſenſchaftliche Fragen näher einzugehen. Es ſei nur geſtattet, noch einige Geſichtspunkte allgemeineren Intereſſes hervorzuheben: Wie ſchon der Titel ſeines Werkes anzeigt, kam es dem Verfaſſer nicht allein auf philologiſch genaue Kenntniß des vorhandenen Lautſtoffes, ſondern auch auf eine philoſophiſche, beziehungsweiſe pſychologiſche Erklärung der Spracherſcheinungen an. Demgemäß iſt er mit Glück bemüht geweſen, ohne direkt den völkerpſychologiſchen Spuren Steinthal's zu folgen, auch auf dieſem Gebiete intereſſante Beobachtungen anzuſtellen. Hierher gehört unter Anderm die Durchführung des Grundſatzes, daß für die zunächſt liegenden begrifflichen Kategorien auch die nächſten lautlichen Exponenten gebraucht wurden, daß alſo der ſprachbildende Menſch die ihm geläufigſten Anſchauungen durch die ſeinen Sprachorganen bequemſten Laute wiederzugeben ſuchte.

Andere Bemerkungen über pſychologiſche Fragen ſcheinen uns minder glücklich. So ließe ſich die Behauptung, das Aufgeben kurzer Vokale in den deutſchen Endſylben ſei ein Zeichen geiſtiger Rührigkeit oder gar die Nichtachtung der ſo entſtandenen konſonantiſchen Härten ein Ausfluß „trotzigen Kraftbewußtſeins" unſerer Sprache im Gegenſatz zu den romaniſchen Nationen geweſen, unſchwer zu Gunſten dieſer letzteren umkehren. Erörterungen über phyſiologiſche Fragen, deren hohe Bedeutung für die Sprachforſchung Scherer mit Recht hervorgehoben hat, iſt Weſtphal faſt gänzlich fern geblieben. Doch vielleicht ſind ſie der, wie wir mit Freuden erfahren, ſchon druckfertigen zweiten Abtheilung des Werkes vorbehalten geblieben. Von dieſer dürfte alsdann auch ein Regiſter der Druckfehler zu erwarten ſein, deren Zahl und Bedeutung zu groß iſt, als daß wir durch die Unterlaſſungsſünde ihrer Nichterwähnung unſer Referenten-Gewiſſen belaſten möchten. F. Hr.

*) Jena, Mauke's Verlag. 1869.

Baltiſche Provinzen.

Die Nachtigall vom Embach.

Dieſen Namen, ehſtniſch Emma-jöe öpik, d. i. „des Embaches (Mutterbaches) Nachtigall", führt eine neue Sammlung lyriſcher Gedichte, deren erſtes Heftchen uns durch Freundes Hand zugekommen iſt. Alle haben einen ernſten, die meiſten einen mehr oder minder ſchwermüthigen Charakter, mag nun, was öfter der Fall, innigſte Anhänglichkeit an die Heimat, an einzelne Individuen, z. B. hingeſchiedene Lieben, oder Begeiſterung für gewiſſe Tugenden das Thema ſein; nirgends Humor oder ungetrübte Heiterkeit, höchſtens ein Hoffnungsſchimmer am Horizonte. Die Dichter haben ihre Namen nicht genannt.

Unſere Verdeutſchung einer kleinen Auswahl dieſer Ergüſſe möge mit einigen Verſen aus Emmajöe kaldal („An Embach's Ufer") beginnen:

O Fluß, an dem noch blühet
Des Wannamuine Sprach',
Wo ſein Geſang zur Harfe
Noch ruft das Echo wach!

Wo Kalewſohnes Reden
Und Thaten gern gedenkt

Digitized by Google

Die Nachwelt, in alte Größe
Und Herrlichkeit verſenkt.*)

Wo mächt'ge Säulen ragen
Hoch über des Helden Grab,
Und Geiſteslichter ſtrahlen
Auf unſer Land herab.**)

O Embach, viele Hundert
Von Jahren haſt Du geſeh'n
Mein Ehſtenland im Glücke
Und öfter — in herben Weh'n.

. . . .

O Mutterbach, wie ſehr doch
Die Seele ſich erquickt,
So oft das Aug' Dein liebes,
Dein heiliges Ufer erblickt.

. . . .

Und Frühling will herein.***)

Ich ſteh' in der Birke Schatten —
Ein welkes Blättelein
Vom Zweige fällt zur Erde —
Und Frühling will herein.

Was pochſt Du ſo ſtark, mein Herze?
O ſtill! laß' das Bangen ſein!
Sie ſingen Dir Trauerlieder —
Und Frühling will herein.

Nad on mo armokest pannud.†)

Sie haben mein Lieb gebettet
Wohl in die Todtenbahr',
Und haben Lieder geſungen,
Und brachten Gebete dar.

Ein Kreuz ſie haben errichtet
Nach prächt'gen Sermones Schluß,
Und an Grabes Rande geklaget
Und geſchaut nach mir mit Verdruß.

Denn ach! kein Ton, keine Rede
Mir kam aus dem ſtarren Mund;
Keine Thrän' im erſtorbenen Auge
Gab ihnen mein Leiden kund.

Doch in meinem Buſen die Kreuze —††)
Sie ſteh'n, bis die Seel' entflieht,
Es weinen des Herzens Thränen
Dir ewig ein Sterbelied.

Kül tahhaks nad sind heita.

Wohl möchten ſie zu Boden
Dich ſchleudern mit roher Hand,
Und auf den Hals Dir ſetzen
Den Fuß, o Vaterland!

Mit wilder Luſt Deine Wunden
Dir zerren weit und breit,
Und alle Narben jubelnd
Aufreißen zur Augenweid'.

Ja, Eiſenherzen haben
Die Feinde, ſcharfes Schwert,
Und Zungen, glatt und ſchmeichelnd,
Der Eiſenherzen werth.

Dich aber ſchütze kräftig
Ein Licht, das treuer Hort
In Deiner Mitt' entzündet:
Sorg', daß es brenne fort!

So priust oiiid mat und.

Sie hatten Deine Freiheit
Begraben, Vaterland,
Und unter ſich, die Räuber,
Getheilet Dein Gewand.
Und Eſſig Dir zu trinken
Sie reichten, ſtellten dann
Viel Wächter an die Gruft Dir:
So lagſt Du in ſchnödem Bann.

Ach! troſtlos aus der Ferne
Deine Kinder blickten drein,
Nicht wagten ſie zu nahen
Begrab'ner Freiheit Schrein.
Des Feindes Siegel klebte
An deckenden Steins Gewicht,
Und durch das Dunkel draußen
Drang keines Sternes Licht.

Doch ſchau'! ein Frühroth ſchimmert:
Zu Grabgewölbes Thor
Der Engel ſchwebt hernieder
Und ruft: „Empor! empor!“
Der Felſen regt ſich, bebet,
Es lacht das Himmelszelt,
Freiheit im weißen Kleide
Begrüßet Dich, o Welt!

Sch...

Italien.

Die Geſchichte Rom's, von Gregorovius.*)

Die Geſchichte der alten Kaiſerſtadt am Tiber iſt zugleich die Geſchichte der abendländiſchen Welt. Keine Stadt der Erde kann ſich in dieſer Hinſicht mit der ewigen Roma vergleichen, daher gebührt keiner in gleichem Sinne wie ihr der Name „Weltſtadt“. Das Alterthum kennt drei Städte, Jeruſalem, Athen und Rom, welche als drei im Prozeß des Weltlebens mit- und durcheinander wirkende Faktoren der menſchlichen

---

*) Vgl. „Kalewi-Poeg, eine ehſtniſche Sage“ (Dorpat, 1857 bis 1862). Ferner: Schott's akademiſche Abhandlung: „Die ehſtniſchen Sagen vom Kalewſohne“ (Berlin, 1863), und Deſſelben Artikel „über finniſche und ehſtniſche Heldenſagen“ (Berlin, 1866, im „Monatsbericht der Akademie der Wiſſenſchaften“, S. 249 ff.).

**) Auf einem Hügel bei Dorpat (das bekanntlich am Embach liegt) ſtehen die Ruinen des ehemaligen Domes, wovon ein Theil wiederhergeſtellt iſt und als Bibliothek-Gebäude (folglich Nutrimentum Spiritus!) dient.

***) Ja önes on kewwade, wörtlich: „Und auf dem Hofe (draußen) iſt Frühling“.

†) Die Ueberſchriften ſind nur Wiederholung der erſten Zeile.

††) Auch der Text hat hier die Mehrzahl.

*) Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zweite durchgearbeitete Auflage. Erſter Band. Stuttgart, Cotta, 1869. (477 S. gr. 8)

Digitized by Google

Kultur angeſehen werden müſſen. Jeruſalem, die Hauptſtadt des kleinen und machtloſen Judenvolkes, war der Mittelpunkt jenes räthſelhaften monotheiſtiſchen Staates, aus welchem das Chriſtenthum hervorging, demnach die Monopole der Weltreligion. Neben ihr glänzt das polytheiſtiſche Athen auf einem andern Gipfel der Menſchheit als erſter Mittelpunkt des abendländiſchen Geiſtes, ſeiner Wiſſenſchaft, Philoſophie und ſchönen Ideale. Dann ſteigt die große und ernſte Roma auf, die Geſetzgeberin der politiſchen Welt. Jeruſalem und Athen haben ihre Bedeutung längſt verloren, ihre Miſſion war erfüllt, noch ehe die alte Zeit unterging und das Mittelalter begann; ſie haben ihre geſchichtliche Bedeutung an Rom abgetreten, das lange nach dem Untergang des römiſchen Imperiums noch durch das ganze Mittelalter hindurch eine weltbeherrſchende Macht blieb, und deſſen Geſchick ſich noch heute nicht vollſtändig erfüllt hat, wenn auch die mittelalterliche Geltung deſſelben längſt verſchwunden iſt. Darin liegt aber zugleich das nur ihr unter allen Städten der Welt eigene Intereſſe, mit welchem ſie noch heute die Blicke der gebildeten Welt auf ſich zieht. Darin liegt auch zugleich die Theilnahme, welche jede neue, die Geſchichte der alten Roma behandelnde Forſchung erregt, und darum begrüßen wir ein Werk mit Freuden, welches in zweiter Auflage ſo eben erſchienen iſt und die *Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter* behandelt. Bei einem ſolchen Werke iſt das Erſcheinen einer zweiten *durchgearbeiteten* Auflage um ſo freudiger zu begrüßen, als das Intereſſe des leſenden Publikums an echter Geiſtesnahrung dadurch ebenſo ſehr bekundet wird, wie das unermüdete Weiterſtreben des ausgezeichneten Verfaſſers und der gedeihliche Fortgang des Unternehmens.

Der erſte uns vorliegende Band behandelt die Geſchichte Roms vom Beginn des fünften Jahrhunderts bis zur Errichtung des Exarchats in Ravenna im Jahre 568, und zwar in zwei Büchern, von denen das erſte bis zum Beginn der Herrſchaft des Odoacer reicht und das zweite dann die Geſchichte bis zum Exarchat fortführt.

Der Verfaſſer, der ſeit ſo langer Zeit in Rom heimiſch geworden iſt, hat es verſchmäht, in einer Vorrede zu dieſer zweiten Auflage zu erörtern, welches gewaltige Maß von Arbeit mit derſelben verbunden war; wer aber ſich einer eingehenden Vergleichung derſelben mit der erſten Ausgabe unterzieht, kann ſich einen annähernden Begriff davon machen; denn die neue Bearbeitung iſt ſo ſehr aus Einem Guß, daß nirgend die nachbeſſernde Hand ſichtbar wird. Dennoch hat dieſelbe eine ſehr bedeutende Thätigkeit zu entfalten gehabt. Es hat nicht fehlen können, daß die in Rom unausgeſetzt fortgeführten Ausgrabungen und ſonſtigen Forſchungen im Laufe mehr als eines Jahrzehends mannigfache Entdeckungen herbeiführten, welche Niemand beſſer zu verwerthen in der Lage ſein konnte, als der in Rom lebende und mit allen Einzelnheiten ſeiner Geſchichte vertraute Verfaſſer.

Wollten wir den reichen Inhalt des uns vorliegenden erſten Bandes auch nur überſichtlich angeben, es würde dies immer nur eine Skizze ſein können, aus welcher der Geiſt und der Charakter der Schrift nicht zu erkennen wäre, und doch iſt dieſer ein ſo eigengearteter und die ganze Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des Verfaſſers eine ſo geiſtreiche, daß wir es uns nicht verſagen können, ſtatt der ſkizzenhaften Summirung des Inhalts, hier aus den einleitenden Bemerkungen, mit welchen Gregorovius die großen Epochen der Geſchichte Roms, die Zeit des Imperiums und die des mittelalterlichen Papſtthums charakteriſirt, einzelne Stellen wiederzugeben.

Ueber beide bemerkt der Verf. auf S. 7 ff.: „Die politiſche Macht tritt mit Rom auf. Sie wird ein Syſtem, welches alles in der alten Welt bisher Entwickelte und Geſtaltete in eine Geſammtordnung zuſammenfaßt, die beſchränkten Gränzen der Nationalität aufhebt, und die Völker als Glieder einer großen Staatsfamilie unter gleicher Regierung vereinigt. Dies römiſche Prinzip iſt, als auf die Menſchheit bezogen, über die Individualität des ſchönen Heldenthums erhaben. Es iſt mit Einem Wort die Idee des „Imperium“ oder des Reichs, welche in Rom entſpringt und zur Weltform wird. Sie hat das Abendland, als ein ihm inhärentes Prinzip, bis auf unſere Zeiten herab beherrſcht. Ihrer Macht und Continuität kam nur die Kirche gleich, und auch dieſe war und iſt in ihrer ſichtbaren Geſtalt nur die religiöſe Form derſelben antiken Reichsidee.

„Das Imperium erſcheint geſchichtlich nicht vor den Römern. Jedoch der Grundſatz, daß auch die moraliſche Welt eine geſetzliche Einheit (Monarchie) ſei, war ſchon im monotheiſtiſchen Judenthum enthalten. Im „auserwählten“ Volke Israel liegt das erſte Bewußtſein einer weltbürgerlichen Miſſion, ſo daß der kosmopolitiſche Gedanke des Chriſtenthums dort ſeinen Urſprung nehmen mußte.

„Bei den Hellenen findet ſich keine religiöſe Idee dieſer Art. Das Reich der Griechen ruht in der allſeitigen Bildung des freien, wiſſenden, die Welt durchdringenden Geiſtes. Der Kosmos des Geiſtes wird durch ſie geſchaffen, doch politiſch nur in einem zerſtreuten Colonialſyſtem dargeſtellt, während der helleniſche Staat Individualſtaat oder Conföderation iſt. Außerhalb Hellas ſtehen verachtete Barbaren, wie außerhalb des moſaiſchen Gottesſtaates die verachteten Heiden. Wenn Alexander, in welchem die Idee eines helleniſchen Reichs zum erſten und letzten Mal auftritt, ſeine Richtung nach dem Abendland genommen hätte, ſo würde in Bezug auf die politiſche Weltordnung kein anderes Reſultat entſtanden ſein, als es im präciſirten Morgenland entſtand.

„Erſt Rom führte aus, was Hellas zum Glück für die freie Entwickelung des Geiſtes nicht ausführte; es faßte die Civiliſation in einen univerſalen Organismus zuſammen, in das „Reich“. Das Reich iſt die damalige Kulturwelt, für welche Hellas die geiſtige Bildung geſchaffen hatte, Rom die bürgerlichen Geſetze ſchuf, und das Judenthum die allgemeine Religion erzeugte.“ ..... „Die Scheidewand, welche Hellas zwiſchen ſich und den Barbaren, und welche Israel zwiſchen ſich und den Heiden gezogen hatte, fiel in dem weltbürgerlichen Reich der Römer, worin alle Bildungsformen Aufnahme, alle Religionen Kultusfreiheit und alle Nationen das Bürgerrecht erhielten. So wurde die Einheit der civiliſirten Menſchheit als die „Römiſche Republik“ dargeſtellt, deren erwähltes Oberhaupt der Kaiſer, und deren Hauptſtadt die „ewige und goldene“ Roma war, das Wunderwerk der bewohnten Erde, das Product und Monument der Weltgeſchichte.

„Von Cäſar bis auf Honorius dauerte dieſe Epoche Roms. Die majeſtätiſche Stadt wuchs, alterte und ſank indeß mit dem römiſchen Reich, und ihre Auflöſung iſt ein ebenſo merkwürdiger Prozeß, als es ihr Wachsthum war. Denn die Zeit hatte eine nicht mindere Anſtrengung nöthig, dieſen Koloß von Geſetzen, Inſtitutionen und Architekturen zu zerbrechen und abzutragen, als ſie angewendet hatte, ihn aufzurichten. Es giebt kein tragiſcheres und kein gleich aufregendes Schauſpiel, als der Fall und die Vernichtung der großen Stadt Rom iſt.“ ..... „Das römiſche Reich, durch die lange Kaiſerdespotie verknechtet und abgelebt, ſank im Völkerſturm kraftvoller Germanen. Sie erlöſten

Digitized by Google

die abendländiſche Welt von jener unſittlichen Tyrannei, und verjüngten oder erſchufen ſie wieder, nachdem ſie das Chriſtenthum in ſich aufgenommen hatten. Die majeſtätiſche Stadt der Cäſaren aber fiel in ſich ſelbſt zuſammen, als der Römerſtaat und der antike Kultus erſtarb. Es war weſentlich die chriſtliche Religion, welche Rom zerſtörte, jedoch auch neu erſtehen ließ. Sie zertrümmerte die Stadt der alten Römer, aber ſie hob wie aus den Katakomben, ihrem unterirdiſchen Arſenal, ein neues Rom empor. Auch dies hüllte ſich in Mythen. Denn wie Romulus und Remus die Gründer des antiken Rom geweſen waren, ſo wurden jetzt zwei heilige Apoſtel, Petrus und Paulus, die mythiſchen Schöpfer des neuen Rom. Auch dies wuchs langſam und unter ſchrecklichen Metamorphoſen, bis es nach einem Prozeß, welcher in der Geſchichte nicht ſeines Gleichen hat, nochmals zum Haupte der Welt wurde." .....

„Daß die chriſtliche Religion in derſelben Stunde entſtand, in welcher das Cäſarenreich geſtiftet wurde, iſt eine von den großen geſchichtlichen Thatſachen, die man providentiell zu nennen pflegt. Das Chriſtenthum beſiegte das antike Reich und verſchmolz mit ihm, weil ſein weltbürgerliches Prinzip der Weltmonarchie entſprach. Dies erkannte Conſtantin. Die neue Kirche nahm die adminiſtrative Organiſation des Reichs in ſich auf, indem ſie über deſſen Provinzen, gemäß der Conſtantiniſchen Diöceſanverfaſſung, ein Verwaltungsnetz von Biſthümern und Sprengeln zog. Sie war in ihrer äußern Geſtalt eine lateiniſche Schöpfung und hatte das Reich zu ihrer Vorausſetzung. Sie entwickelte ſich allmählich zu einer geiſtlichen Macht, blieb aber vom Reich umſchloſſen und in ihm aufgehoben, ſo lange als dieſes Beſtand hatte. Der allgemeine Kaiſer war ſeit Conſtantin auch das Haupt der allgemeinen (katholiſchen) Reichskirche, in welcher noch kein einzelner Biſchof den Vorrang hatte, während ihr zugleich die ökumeniſchen Concile unter kaiſerlicher Autorität die Einheit gaben.

„Als ſodann die Germanen das weſtliche Imperium vernichtet hatten, trat die römiſche Kirche, eine noch rein geiſtige Natur und daher von der Zerſtörung durch die Barbaren unberührbar, als die allgemeine Autorität des Abendlandes aus ihrer Hülle hervor. Sie nahm im Weſten gleichſam die Stelle der Reichsgewalt an, deren Prinzip ſie wie ein Geſetz in ihrer Bundeslade bewahrte. Sie rettete den Latinismus und die antike Civiliſation, welche auf ſie übergegangen war, oder deren kümmerliche Reſte ſie doch in Verwahrung nahm. Sie ſtand als das einzige Bollwerk da, an welchem ſich die wogende Völkerfluth der Barbaren brach. Daß ſie ſchon eine unerſchütterliche Organiſation war, während das antike Reich fiel, iſt eine der größten Thatſachen der Geſchichte überhaupt; denn auf dieſem feſten Grundſtein der Kirche wurde das geſammte Leben Europas neu gegründet."

Rumänien.

Rumäniſcher Charakter und rumäniſche Charaktere.

II.

Die höheren Stände.

Um den Charakter der ſogenannten beſſeren Stände Rumäniens vorurtheilsfrei zu prüfen und zu beurtheilen, muß man vor Allem die Lehre der Geſchichte im Auge behalten, daß in allen Ländern, die eine Zeit lang jähem Wechſel der Regenten und der Syſteme unterworfen waren, die politiſche Moral eine ſehr laxe geweſen, und erſt nach vielen Jahren innerer geregelter Zuſtände geläutert und gefeſtigt worden iſt. Auch die gebildetſten Nationen ſind dieſem Geſetze unterworfen: Gab es je ein verderbteres Geſchlecht, als die meiſten engliſchen Staats- und Hofmänner, ob Whigs oder Tories, in der Zeit vom frivolen Karl II. bis lange nach dem calviniſch-ernſten Wilhelm III.? Wurden nicht die fähigſten Männer des Convents, die von der Guillotine verſchont geblieben, die ergebenſten Diener Napoleon's I.? Gilt nicht gar vielen franzöſiſchen Staatsmännern unſerer Zeit Talleyrand als der Prototyp eines großen Staatsmannes, weil er es verſtanden, ſich mit allen Regierungen und Syſtemen abzufinden und die geeignetſten Pfade zum geſchickten Uebergange zu erſpähen? Kennt die Geſchichte Frankreichs in den letzten 40 Jahren viele aufrichtige, uneigennützige und freiſinnige Patrioten wie Laffitte, Périer und Cavaignac? Und wenn ſolche Erſcheinungen ſich in den politiſchen Kreiſen großer, ſelbſtändiger und kriegeriſcher Nationen zeigen, an deren Spitze eine mächtige, unabhängige, gebildete, mit den Geſchicken des Landes verwebte Ariſtokratie ſtand, in denen ein ehrenhafter, gewerbfleißiger, betriebſamer, reicher, ehrgeiziger und höchſte Bildung anſtrebender Mittelſtand ſich entwickelte und emporſchwang, die gleich große Siege auf dem Geiſtes- und dem Schlachtfelde errungen und maßgebend auf die Geſchicke Europas und auf Civiliſation gewirkt haben — welcher Schluß läßt ſich für den politiſchen Charakter des Moldo-Walachen ziehen, des Bewohners eines verhältnißmäßig kleinen, ſeit Jahrhunderten unſelbſtändigen Landes?

Ein Mittelſtand hat in Rumänien nie exiſtirt, Handel und Gewerbe ſind noch heute faſt ganz in den Händen der Fremden; ebenſo wenig ein erblicher Adel, dem wenigſtens das Eine Gefühl der Sicherheit ſeiner Rechte innewohnte. Nur das Amt, die Würde, verlieh gewiſſe Privilegien, dieſe zu erhalten und zu vergrößern, mußten die Söhne durch Erlangung von Aemtern bedacht ſein, und dieſe hingen wieder vom Fürſten und deſſen Willkür ab. Die von der Pforte eingeſetzten Fanarioten brachten Jeder eine Schaar von Verwandten und Anhängern mit, die wie Raben in's Land fielen, nur bedacht waren, Geld anzuhäufen, und immer auf den von Stambul kommenden Wind achteten, um bei dem leiſeſten Anzeichen, daß irgend ein neuer Bewerber günſtige Ausſichten habe, ſofort ihren bisherigen Gönner zu verrathen und auf die Gnade des Nachfolgers zu ſpekuliren. Solche Menſchen waren die Ahnherren der rumäniſchen Bojaren; nur außerordentlich wenige Familien können als urſprünglich Eingeborene betrachtet werden — die größte, weit verzweigte und lange Zeit mächtigſte der Ghika ſtammt aus Albanien, ihr Ahnherr wurde durch den Großweſſier Mehemed Köpreli zuerſt auf den moldauiſchen, dann auf den walachiſchen Fürſtenthron befördert — jene eingeborenen Familien aber mußten durch Verſchwägerung mit den einflußreichen und geſchickten Fremden deren Gunſt und die eigene Sicherheit gewinnen.

Wie ſollte unter derartigen Verhältniſſen ein nationales Gefühl, Vaterlandsliebe, Wurzel faſſen und ſich entfalten? Was ſollte, was konnte der Patriot anſtreben? Befreiung der Nation durch eigene Kraft war nicht denkbar und konnte nur durch Hilfe von außen erfolgen. Aber Oeſterreich war einerſeits nicht ſtark genug, um für ſich allein den Türken Stand zu halten, hatte ſich auch andererſeits ſchon im ſechzehnten Jahrhundert, als noch eingeborene Fürſten in Rumänien regierten, den na-

Digitized by Google

tionalen Beſtrebungen daſelbſt nicht günſtig gezeigt. Frankreich war des Türken Freund gegen Oeſterreich. Erſt im achtzehnten Jahrhunderte trat eine Macht auf den europäiſchen Schauplatz, die den rumäniſchen Patrioten als Befreierin von türkiſchem Joche und fanariotiſchen Fürſten erſcheinen mochte: Rußland; in dieſem vereinigten ſich alle Elemente, die dem Türken verderblich werden mußten; es war und bleibt ſein natürlicher Feind, nicht ein politiſcher, den Verhältniſſe umſtimmen können. Sein Monarch iſt das Oberhaupt, der Beſchützer der griechiſch-nichtunirten Kirche, zu der ſich alle Rumänen und der weitaus größte Theil der chriſtlichen Bewohner der Türkei bekennen; daß er das griechiſche Kreuz wieder auf die Sophienmoſchee pflanze an die Stelle des Halbmondes, daß er das heilige Grab den Ungläubigen entreiße, iſt ſeine hohe Miſſion, die vielleicht Peter's des Großen Politik zuerſt erdacht hat, die aber jetzt in der Ueberzeugung des ruſſiſchen Volkes wurzelt; daß Rußlands Marine, ſein Handel nur im Schwarzen Meere ſich entfalten könne, leuchtet auch dem Ruſſen ein, der ſich vielleicht weniger um politiſche und religiöſe Maximen als um Gelderwerb kümmert und den Türken haßt, weil er die Dardanellen bewacht und die Schiffe durchſucht. Rußlands Feldherren waren im verfloſſenen Jahrhundert wohl geeignet, die Idee jener hohen Miſſion überall zu verbreiten; Suworow's glänzende Siege bei Fokſchani und Martineſti, beide auf rumäniſchem Boden erfochten, waren der Wegweiſer nach Konſtantinopel. Daß endlich der roheſte ruſſiſche General unbewußt ein Pionier der Civiliſation im Orient war, wirkſamer als der toleranteſte Paſcha, der die Religion des Stillſtandes und des Fatalismus vertritt, ward erſt in der neueren und neueſten Zeit beſtritten, in welcher die zärtliche Sorgfalt für die Integrität der Türkei und der gegenſeitige Neid der Großmächte die Verherrlichung der osmaniſchen Tugenden und Schimpfen auf Griechen und Rumänen in die Mode gebracht hat, wobei Niemandem einfallen will, daß dieſe Völker faſt nur durch den Druck jener tugendhaften Osmanen ſo tief geſunken ſind.

Bis zum Frieden von Adrianopel war jeder rumäniſche Patriot ſo gut ruſſiſch geſinnt, als er nachher — ruſſenfeindlich geworden iſt. Dieſe ſonderbare Erſcheinung iſt bei näherer Prüfung der Verhältniſſe leicht erklärlich: So lange die Türkei übermächtig war und die fanariotiſchen Fürſten in die Moldo-Walachei ſandte, hegten die Patrioten nur den Einen Wunſch, die Macht des Sultans gebrochen zu ſehen — als dies geſchehen war, als ſie das Recht, ihre Fürſten ſelbſt zu wählen, wieder erlangt hatten, als das ruſſiſche „Protektorat" an die Stelle der türkiſchen Oberherrſchaft trat*), die in eine Oberherrlichkeit (suzeraineté) umgewandelt wurde; als die ruſſiſchen Conſuln die eigentlichen Herren der Politik des Landes wurden und jede nationale und freiheitliche Regung entſchieden hinderten, da wandte ſich der Patriotismus gegen Rußland. Die Wendung war alſo eine ganz naturgemäße, aber — der politiſchen Moral wenig förderliche. So ſehen wir, wie ſelbſt die beſſeren Gefühle der Rumänen den widerſtrebendſten Richtungen folgen mußten. Dazu kam noch, daß bis in die neueſte Zeit, wo eine Wendung eingetreten iſt, die Aemter ohne die mindeſte Rückſicht auf Fachſtudien vergeben wurden. Der junge Großbojarenſohn konnte nach Belieben aus einem Offizier ein Richter werden, ohne je Rechtskunde erlernt zu haben — die nöthige Praxis erwarb er ſich bald; gefiel es ihm da nicht, ſo ſtand ihm frei, ein Amt in der Finanzverwaltung anzunehmen — wenn es ihm einträglicher dünkte. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte das ganze öffentliche und geſellſchaftliche Leben verſumpfen. Der Friede von Adrianopel hatte zwar die fanariotiſchen Fürſten beſeitigt, nicht aber die Folgen ihrer hundertjährigen Mißregierung, nicht die Verkäuflichkeit und Beſtechlichkeit der Behörden, die Habſucht, die Erpreſſung, die gänzliche ſittliche Verkommenheit, das laſterhafte Leben, die Spielſucht der Bojaren-Kaſte — ſolche tief eingewurzelte Mißſtände laſſen ſich nicht durch einen Federſtrich beſeitigen —; auch die Unſicherheit des Thrones blieb dieſelbe, nur daß ihn nicht mehr die Intriguen in Konſtantinopel gefährdeten, ſondern die inneren Wirren. Den Fürſten Alexander Ghika hat eine feindliche Bojaren-Partei durch den Machtſpruch des Zaren und Protektors Nikolaus geſtürzt, den Fürſten Bibesco die Revolution von 1848, den Fürſten Stirbey der Krimkrieg, den Fürſten Couſa eine Verſchwörung. Erſt nach dieſer letzten Erfahrung ſind die Rumänen zur Ueberzeugung gelangt, daß ſie nur unter einem ausländiſchen Prinzen, der, durch Geburt und Erziehung allen kleinlichen Rückſichten fremd, ausſchließlich die Intereſſen des Landes wahrnehmen kann und muß, eine gedeihliche Zukunft erwarten dürfen, und haben den Fürſten Karl von Hohenzollern — wenn ſie ihn zu würdigen wiſſen, zu ihrem Heile — gewählt.

Wenn nun während der letzten 30 Jahre bei all' den Uebelſtänden und Wirren, die wir bisher dargelegt haben, ſich dennoch gebildete Männer, fähige Staatsmänner, tüchtige Charaktere unter den Rumänen entwickelt haben, ſo verdienen dieſelben ſchon deswegen den Edelſten und Beſten aller Länder gleichgeſtellt zu werden, weil ſie mit den größten Schwierigkeiten und mit einem furchtbareren Feinde, als mit Tyrannei — mit der Theilnahmloſigkeit und Gleichgiltigkeit, zu kämpfen hatten. Der Sohn eines rumäniſchen Bojaren, dem es vor 25 Jahren einfiel, ein ehrlicher Mann ſein zu wollen, mußte zuerſt die Mißbilligung ſeiner eigenen Familie erfahren, der einflußreiche und amüſante Angehörige viel lieber waren, als tugendhafte; er mußte den Haß aller hohen und niederen Beamten gewärtigen, denen ſeine Perſon unbequemer Beobachter, ſeine Ehrlichkeit indirekter Vorwurf war, und ſelbſt den Argwohn der Regierung fürchten, die, nicht ganz mit Unrecht, nur denjenigen für einen treuen Anhänger hielt, der — ſie beſtahl. Sein Streben nach ernſter, gründlicher Bildung ward eher verlacht als gewürdigt — wozu brauchte er ſo viel zu ſtudieren, wenn er auch ohne dieſe Mühe zu hohen und einträglichen Aemtern gelangen konnte? Auf die Unterſtützung einer Partei durfte er aus dem einfachen Grunde nicht rechnen, weil eine ſolche nicht exiſtirte. Bis vor zehn Jahren gab es nur Ruſſen-Freunde und -Feinde, Anhänger oder Gegner des regierenden Fürſten; daß die Einen liberale Schlagworte im Munde führten, während die Anderen ſich als die Wächter der Ordnung und Geſetzlichkeit geberdeten, war vollkommen gleichgiltig — im öffentlichen Leben, in ihrer Amtsverwaltung glichen ſie einander vollkommen. Die paar jungen Leute aus der unterſten Bojaren-Kategorie, die ſich mit ſogenannten demokratiſchen Ideen trugen und im Geheimen die Marſeillaiſe ſangen, zählten nicht, hatten auch nicht den mindeſten Halt im Volke, das ja nur aus Bauern beſtand, und waren auch großentheils weder durch Bildung noch durch Talent ſehr gefährlich. So ſtanden jene ehrenhaften Männer vereinzelt da, nur auf ſich allein und auf wenige Gleichgeſinnte angewieſen.

Erſt die letzten zehn Jahre haben einige dieſer ehrenhaften Männer auf den politiſchen Schauplatz und zu Einfluß

*) Zur Steuer der Wahrheit muß hier geſagt werden, daß die ruſſiſche Verwaltung unter Kiſſelew die bei weitem beſte geweſen iſt, welche die Länder bis dahin gehabt hatten.

Digitized by Google

und Macht geführt. Im jetzigen Miniſterium iſt der Präſident Demeter Ghika zu nennen, der Sohn des einſt regierenden Fürſten Gregor IV.; in früheren Jahren ein Lebemann, hat er ſich erſt nach dem Krimkriege der politiſchen Laufbahn zugewendet, und ſich bei Freund und Feind den Ruf eines durchaus uneigennützigen, dem Lande treu ergebenen Mannes geſichert, und das iſt um ſo ehrenhafter, als er ſich eine Zeit lang durch ſeine Geburt berechtigt fühlen mochte, dort regierender Herr zu ſein, wo er ſich als treuer und aller Selbſtſucht fernſtehender Staatsdiener bewährt hat. Der Miniſter des Innern, Cogolniceano, gilt als die bedeutendſte Capacität, als die größte Arbeitskraft in Rumänien und als ein Mann von rückſichtsloſer Energie. Seine Gegner beſchuldigen ihn der Unzuverläſſigkeit, der Wetterwendigkeit; vielleicht läßt ſich auf ihn anwenden, was Macaulay über Halifax, der unter Jakob II. und Wilhelm III. als der Haupt-Mantelträger, chief of the trimmers, galt, in ſeiner Geſchichte Englands ſagt: er hat eigentlich nie eine Partei verlaſſen, ſondern wurde nur von mancher Partei als der Ihrige betrachtet, der er nicht angehörte.*) Seine Entſchloſſenheit und Gewandtheit hat unter Couſa die endgiltige Durchführung der Ruralgeſetze und die adminiſtrative Vereinigung der Moldo-Walachei — die politiſche war bereits vollzogen — und in neueſter Zeit die Wendung in den innern Verhältniſſen feſtgeſtellt. Boeresco, der Miniſter der Juſtiz, wird als der bedeutendſte Mann ſeines Faches gerühmt; Demeter Stourdza, unter Couſa Handelsminiſter, jetzt, wenn wir nicht irren, Vertreter des Fürſten bei der Pforte, iſt ein Mann von gründlichſter Bildung und beſitzt jene Liebenswürdigkeit, die nicht angenommene Form iſt, die aus dem Gemüthe entſpringt; Dr. Steege, der Sohn eines deutſchen Apothekers, hat ſich nur durch ſeine Fähigkeiten und ſeine Ehrenhaftigkeit zum Miniſterpoſten emporgeſchwungen, den er öfters einnahm, und bekleidet jetzt das hohe Vertrauensamt eines offiziellen Geſchäftsträgers Rumäniens bei den Großmächten. Alle dieſe haben ihre Bildung in Deutſchland erworben.

Auch Männer, die nicht im Amte ſtehen, wie Coſtafor, Negri, B. Alexandri, Maurojeni, Haralambi, Al. Golesco, ſelbſt der ehemalige Miniſter Bratiano genießen den in jenen Ländern ſchwer zu erlangenden und daher doppelt hoch zu ſchätzenden Ruf der Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit. Neben ihnen heben wir Jon Ghika hervor; und obwohl wir wiſſen, daß wir nicht auf vielſeitige Zuſtimmung rechnen können, bezeichnen wir ihn doch als einen der Bedeutendſten und Ehrenhafteſten. Seine Laufbahn iſt in ihrer Art eine merkwürdige. Schon vor 28 Jahren ein Vorkämpfer der liberalen Ideen, verließ er in ſtolzem Unabhängigkeitsgefühle Bukareſt, wo ihm durch ſeine Familienverbindungen hohe Aemter offen ſtanden, und ward an der Univerſität von Jaſſy Profeſſor der Mathematik, um zu zeigen, daß er durch ſeine Fähigkeiten allein ſich eine Exiſtenz zu gründen vermöge. Da aber weder die Regierung des damaligen moldauiſchen Fürſten Stourdza, noch die des im Jahre 1843 ernannten walachiſchen Fürſten Bibesco ſich geneigt zeigte, den Werth eines Mannes zu erkennen, der als entſchiedener Gegner Rußlands bekannt war, trat Jon Ghika in den Dienſt der Pforte, die ihn als Gouverneur („Fürſt") der Sporadiſchen Inſeln, die ihre autonome Verwaltung genoſſen, anſtellte. Nach dem Krimkriege kehrte er in ſein Vaterland zurück, nahm thätigen Antheil an deſſen Entwickelung und ward der erſte Miniſterpräſident des Fürſten Karl von Hohenzollern. Als ſolcher trat er vor einer Coalition der alten Bojaren mit den Demokraten zurück. Sein ehrenhaftes Bedenken, gleich nach dem Regierungsantritt des Fürſten eine Kammerauflöſung zu verfügen, hat den Wirren und Umtrieben, die ſich unter Bratiano ereigneten, freien Spielraum gelaſſen und daher mannigfache Mißſtimmung gegen ihn erzeugt. Seine Vorliebe für engliſche Regierungs- und Lebensformen, ſein beißender Sarkasmus ſind auch nicht geeignet, ihm Freundſchaft und Theilnahme zu erwerben in einer Geſellſchaft, die vor Allem franzöſiſche Leichtlebigkeit und Vergnügen anſtrebt; aber Alle, die ihn näher kennen, ſchätzen ihn hoch als Ehrenmann.

Die Männer, die wir hier genannt, ſind nicht zu irgend einer Partei zu rechnen. Daß es früher keine ſolche gab, haben wir ſchon angedeutet; wir wollen nun in Kurzem darlegen, daß noch heute keine nach dem Begriffe, welchen man in politiſch entwickelten Ländern daran knüpft, und nur einzelne Gruppen und Coterien aus ehemaligen Kaſten-Verbindungen exiſtiren. Bis zum Krimkriege hatten nur die regierenden Fürſten und die Großbojaren die Macht in Händen; die politiſchen Angelegenheiten drehten ſich um Familienintriguen und um Beſtrebungen für oder gegen Rußland. Der Pariſer Friede von 1856 hat nicht bloß das Protektorat Rußlands beſeitigt und deſſen Einfluß gebrochen, ſondern auch eine totale Umwälzung in der Stellung und den Verhältniſſen der Großbojaren des ehemaligen hohen Rangadels herbeigeführt. Die Wahl des einer Familie zweiten Ranges entſtammenden Oberſten Couſa entriß ihnen faktiſch das bereits geſetzlich aufgehobene Privilegium, nach welchem nur Einer der Ihren den Hospodaren-Thron einnehmen konnte; die endgiltige Durchführung der Ruralgeſetze vernichtete ihr Vermögen. Nur Wenige hatten, der allgemeinen Prunkſucht, Verſchwendung und dem hohen Spiele fern bleibend, ihre Güter in einer Weiſe verwaltet, daß ſie im Momente der tief einſchneidenden Aenderung ſich an der Spitze eines geregelten Haushaltes befanden. Die große Ueberzahl war tief verſchuldet, hatte durch die Kriege große Verluſte erlitten, und verlor durch die Aufhebung der grundherrlichen Rechte faſt alle Einkünfte. In den Beſitz ihrer Güter, in die vordem von ihnen allein verwalteten Aemter traten nunmehr jene Söhne des ehemaligen Rangadels zweiter und dritter Stufe, der einſt von ihnen abhängig geweſen war, aber ſich bereichert und den ſeinen Zwecken günſtigen Zeitpunkt ruhig abgewartet hatte, ohne ſich im mindeſten bloßzuſtellen. Zwar waren ſchon im Anfange der vierziger Jahre, dann nach der franzöſiſchen Februar-Revolution einige junge Walachen jener Kategorie, verbunden mit einigen verarmten oder ehrgeizigen Großbojaren und einigen aufrichtigen Idealiſten, mit Verſuchen einer ſtaatlichen Umwälzung hervorgetreten, auch ſofort durch das vereinigte Einſchreiten Rußlands und der Türkei niedergeworfen und zur Flucht gezwungen worden — die große Maſſe der Kleinbojaren aber war bei dieſen Ereigniſſen ganz unbetheiligt geblieben, und erſt die neue Aera nach dem Pariſer Frieden eröffnete ihr das weiteſte Feld. Der nach franzöſiſchem Muſter geführte Staatsſtreich Couſa's bot den Führern dieſer Coterie ſchon den doppelten Vortheil, daß die Macht der Großbojaren, ihrer und Couſa's entſchiedenſter Gegner, gebrochen ward, und daß ſie nunmehr zu gleicher Zeit als Vorkämpfer der Freiheit gegen das perſönliche Regiment auftreten konnten und die alte Ariſtokratie nicht mehr zu fürchten hatten. Die Hauptperiode ihrer Macht aber datirt von dem Sturze Couſa's, der Wahl des Prinzen Hohenzollern und der Feſtſtellung der

*) Wir führen das Wort Partei hier nur um des Sprachgebrauchs willen an — denn, wie wir ſchon bemerkt haben, geſchloſſene Parteien giebt es nicht in Rumänien.

Digitized by Google

neuen Verfaſſung mit unbeſchränkter Preßfreiheit, und vorzüglich von dem Rücktritte Jon Ghika's, wodurch das Miniſterium Bratiano an's Ruder kam. Um dieſes ſchaarten ſich alle die Männer, welche unter einem Miniſterium von wirklichen Staatsmännern — gleichviel welcher Farbe — kaum untergeordnete Aemter erlangt hätten, und nun plötzlich eine glänzende Carrière vor ſich ſahen, wenn ſie nur in das demokratiſche Loſungswort mit einſtimmten — und alle Abenteurer fremder Länder, die nun auch eine Rolle zu ſpielen gedachten. — Und das Miniſterium Bratiano mußte ſie unterſtützen und emporheben, ohne ihre Fähigkeiten oder Charaktere zu prüfen, denn es fehlte ja an organiſchen Subſtanzen zu einer Partei; man mußte ſie erſt zuſammenraffen aus den verſchiedenartigſten Schichten. Ganz Europa glaubte vor einem Jahre, Rumänien ſei das gelobte Land der Demokratie; Niemand dachte daran, daß eigentlich nur die ehemaligen kleinen Bojaren als Senatoren, Deputirte, Beamte ꝛc. gegen die alten Ariſtokraten das ôte-toi pour que je m'y mette in die Scene ſetzten, daß eine wahre demokratiſche Partei gar nicht exiſtirte, weil die Urbedingungen fehlten, weil es im Lande nur Grundbeſitzer und Bauern giebt und keinen Mittelſtand, da Handel und Gewerbe ganz in den Händen der Fremden ſind, weil es keine durch Studien und Talente zu Aemtern berechtigte, durch die Verhältniſſe behinderte Intelligenz giebt — die gründlich Gebildeten ſind dünn geſäet und wurden nicht behindert, ſondern befördert — und weil ſelbſt der äußere Anlaß zur demokratiſchen Richtung fehlte, da keine Militär- oder Adelsprivilegien, kein Geſetz die Freiheit beſchränkte, und die alte Adelspartei, unfähig, eine geſchloſſene, politiſch-handelnde Partei zu bilden, nur in leeren Reden ſich ihrer Haut zu wehren ſuchte.

Das Miniſterium Bratiano und ſeine Anhänger würden auch durch die demokratiſchen Prinzipien allein niemals zu der Macht und Berühmtheit gelangt ſein, hätten ſie nicht Angelegenheiten von europäiſcher Bedeutung mit in den Bereich ihrer Agitationen gezogen und dadurch die Aufmerkſamkeit der Regierungen auf ſich geleitet. Sie erhoben das Banner der Nationalität, der Vereinigung ſämmtlicher Rumänen der Bukowina, Siebenbürgens und des Banats — von denen des ruſſiſchen Beſſarabiens ward ſonderbarerweiſe nicht geſprochen — mit dem Stammlande, um ein großes Dakorumänien zu gründen. Ein Comité, das nur für dieſen Zweck agitirte, wurde in Bukareſt gebildet, eine Subſcription für Nationalbewaffnung eröffnet, Verbindung mit andern Comités angeknüpft, welche die Befreiung der Chriſten in der Türkei anſtrebten. Um das Volk, d. h. die Bauern, welche ſich gegenüber all' dieſen Agitationen theilnahmlos verhielten, anzuſpornen und zum engen Anſchluß an die herrſchende Coterie zu beſtimmen, ward die Beſitzfrage unter ſie geſchleudert und die ſcheußlichen Judenhetzen faſt offiziell hervorgerufen bei einer Bevölkerung, die, bisher in gutmüthiger Indolenz lebend, nichts wußte von jenem fanatiſchen Judenhaſſe, der in manchen ſlaviſchen, beſonders aber in der katholiſch-tſchechiſchen Race — Dank den Jeſuiten — eingewurzelt lebt und manchmal mit mittelalterlicher Rohheit hervorbricht. Wer nicht all' dieſen Agitationen zuſtimmte, ward als „Auſtro-Magyar" verſchrieen und in der Preſſe dem Haſſe der Coterie bezeichnet, jeder Beamte, der ihr nicht ganz bequem war, ſofort beſeitigt, und ſelbſt in offiziellen Erklärungen, in Berichten an den regierenden Fürſten angegriffen und nicht etwa um eines Vergehens, ſondern auch wegen „Geſinnungen". So ward denn allerdings möglich gemacht, daß von Demokraten und Reactionären geſprochen werden konnte, von blancs und rouges. Wir aber behaupten, es war ein Kampf ehemaliger Kaſten, nicht einer zwiſchen entgegengeſetzten politiſchen Prinzipien, die in den Verhältniſſen bedingt und in das Bewußtſein des Volkes gedrungen waren. Daß ſolche Zuſtände von Oeſterreich und Frankreich, denen ja ſchon die Wahl des Prinzen von Hohenzollern zum erblichen Fürſten und der preußiſche Einfluß ein Dorn im Auge war, auf jede Weiſe für ihre Zwecke entſtellt und ausgebeutet wurden, daß ſie weiterhin von jungen Herren alten und neuen Schlages benutzt wurden, um unter dem Deckmantel des Patriotismus und der Ordnung durch Wort und Schrift die Gunſt ꝛc. auswärtiger Mächte zu erlangen, darf wohl Niemanden wundern — aber ganz unrichtig wäre die Schlußfolgerung, daß, weil ſolche Zuſtände in Rumänien geherrſcht haben, eine öſterreichiſche oder franzöſiſche Partei ſich bilden und zur Bedeutung gelangen konnte.

Was Oeſterreich betrifft, ſo weiß jeder Rumäne genau, daß die Wiener Regierung ſeinem Lande keine beſonderen Vortheile oder Unterſtützung gewähren durfte, ohne ſofort den ſehr gefährlichen Argwohn Ungarns, Rußlands und der Türkei zu erwecken, daß es alſo mehr in ihrer Politik liegen muß, Rumänien, Ungarn und die Türkei gegenſeitig in Schach zu halten, als um des Einen willen den Andern ſich auf den Hals zu laden. Die Sympathie für Frankreich iſt inſofern gegründeter und ſtärker, als das Land ſeine jetzige Stellung dem Pariſer Frieden und dem direkten Einfluſſe des Kaiſers Napoleon verdankt, und es wäre ganz naturgemäß, wenn in Bukareſt eine ſehr ſtarke Partei für franzöſiſche Präponderanz, franzöſiſche Einrichtungen und intime Beziehungen zur Pariſer Regierung wirkte, wenn der franzöſiſche Conſul in Bukareſt heute die Stelle einnähme, von der aus einſt der ruſſiſche das Land beherrſchte — aber es iſt eben kennzeichnend für das Gros der rumäniſchen Politiker, daß, wo nicht die Macht ſie zwingt, oder rein perſönliches Intereſſe ſie beſtimmt, ein Prinzip ſie nimmerhin in eine Richtung vereinigt, und daß keine franzöſiſche Partei exiſtirte, obwohl aller Anlaß für Bildung einer ſolchen vorhanden iſt. Wir wollen, anſtatt aller weiteren Darlegungen, eine Scene erzählen, deren Zeuge wir waren und die den richtigſten Einblick in manche Verhältniſſe gewährt: Als das Miniſterium Demeter Ghika-Cogolniceano an das Ruder trat, wurde an der Tafel bei einem Reſtaurant, wo ſich die jeunesse dorée Bukareſts verſammelt, über dieſes Ereigniß hin- und hergeſprochen; Einer der jungen Herren, die am lauteſten die Großmuth des Kaiſers Napoleon, die Nützlichkeit der franzöſiſchen Militär-Einrichtungen prieſen und gegen Preußen und Rußland donnerten, ſprach ſeine Ueberzeugung aus, dieſes Miniſterium ſei ein neues Unglück für Rumänien; da entgegnete ihm der Oberſt Haralambi, deſſen wir bereits erwähnt haben: „Ich weiß, daß Sie lieber einen Ihrer Partei im Miniſterium ſähen; aber warten Sie doch wenigſtens, bis dieſe Partei ſieben Köpfe ſtark iſt, ſo viel ſind zur Beſetzung der Miniſterien nothwendig, jetzt ſeid Ihr nur Drei!" Und der Mann, an welchen dieſe Worte gerichtet waren, blieb ſtill, denn er konnte den Gegner nicht widerlegen.

In Rumänien hat jetzt eine Periode friedlicher Entwickelung begonnen; möge ſie anhalten und Segen bringen, möge die Nation, die ſo viel vortreffliche Elemente in ſich birgt, ſich im Innern kräftigen und unter dem braven Fürſten, den ſie gewählt, langſam aber ſicher der ehrenhaften Stelle unter den Nationen entgegenſchreiten, die ihr von der Geſchichte beſtimmt iſt. Große Umwälzungen werden und müſſen im Oriente vor ſich gehen — unſere Mitlebenden werden dieſelben vielleicht nicht

Digitized by Google

ſehen, aber der nächſten rumäniſchen Generation dürfte eine wichtige Rolle dabei zufallen. Möge der große Moment ein ſeiner würdiges Geſchlecht finden! H. Ehrlich.

Oceanien.

Die engliſchen Staatenbildungen im Stillen Meere.*)

I.

Größeres Britannien.

Charles Wentworth Dilke, der in Gemeinſchaft mit Hepworth Dixon, dem bekannten Autor von Neu-Amerika, die Vereinigten Staaten bereiſte, hat ſeine anziehenden Beobachtungen auch auf einen großen Theil der britiſchen Kolonieen ausgedehnt; Neuſeeland, die auſtraliſchen Kolonieen und Britiſch-Indien, dieſe jugendlichen Anlagen zu weiteren „Vereinigten Staaten", werden von ihm nacheinander in charakteriſtiſchen ſozialen und politiſchen Skizzen gezeichnet. Wenn es für uns Deutſche und die Amerikaner ſelbſt wohl ein Lächeln herausfordernd erſcheint, die nordamerikaniſche Union als nichts anders als ein „Größeres Britannien" zu betrachten, ſo iſt dieſer Name unzweifelhaft für die engliſchen Beſitzungen im Indiſchen und Stillen Ocean um ſo berechtigter zu einer Zeit, da die nahe Vollendung des Suez-Kanals dem Verkehr zwiſchen Mutterland und Tochterſtaaten und dem nothwendig beſchleunigten Wachsthum der letzteren friſche Impulſe zu geben beſtimmt iſt. Für dieſe Länder gilt des Verfaſſers Bemerkung im Vorwort unbeſtreitbar: „Die Entwickelung des England der Eliſabeth (und wir mögen hinzuſetzen Cromwell's und Wilhelm's von Oranien) findet man nicht in dem Britannien der Victoria, ſondern auf dem halben bewohnten Erdball. Wenn man zwei kleine Inſeln aus Höflichkeit „Groß" nennt, müſſen Amerika, Auſtralien, Indien ein Größeres Britannien bilden." Ob Britiſch-Amerika, wie es ſich gegenwärtig zu konſtituiren ſucht, zu einer dominirenden Stellung gelangen wird, darüber giebt uns des Verf. Buch, das ſich vorzugsweiſe mit der Union beſchäftigt, keine ſicheren Fingerzeige, aber ſeine Erzählungen aus dem Maorilande, vom auſtraliſchen Kontinent und Indien laſſen den Leſer wohl die kommende Größe dieſer embryoniſchen angelſächſiſchen Staaten vorausahnen.

Wie bald ſich die Frucht von der Mutter trennen wird, vermag Niemand zu prophezeien. Was Herr Dilke am Schluß des erſten Bandes über „die Südſee" ſagt, mag den Leſer orientiren: „Großbritannien nach Lage, Umfang und Klima ſehr ähnlich, iſt Neuſeeland von den Koloniſten oft „das Britannien des Südens" genannt worden, und Viele geben ſich den Anſchein, als glaubten ſie, daß ſeine Zukunft ebenſo glänzend zu werden beſtimmt iſt, als die Vergangenheit ſeines Mutterlandes. Mit der Uebertriebenheit im Ausdruck, zu dem ſich der engliſche Neuſeeländer neigt, prophezeit er ein wunderbares kommendes Geſchick für die ganze Südſee, bei dem Neuſeeland, als Speditions- und Fabrikland, die Hauptrolle zu ſpielen hat, während die auſtraliſchen Länder gehorſam ſeinem Kurſe folgen. Selbſt wenn die Streitigkeiten zwiſchen Separatiſten, Provinzialiſten und Centraliſten geſchlichtet wären, iſt jedoch die zukünftige Wohlfahrt Neuſeelands keineswegs geſichert. Seine Goldproduktion iſt nur etwa etwa ein Fünftel von der Kaliforniens oder von Victoria. Seine Landfläche genügt nicht, um es als ackerbauendes oder viehzuchttreibendes Land mächtig zu machen, wenn es nicht Fabriken und Seehandel an ſich zieht, und Neuſeelands Ausſichten ſind in dieſer Hinſicht gering. Seine Flüſſe ſind faſt nutzlos für Fabrikationszwecke, da ſie zu ſtarke Ueberſchwemmungen haben; ſein Bauholz-Vorrath kommt nicht dem eines einzigen County im Oregon-Staate gleich, ſeine Kohle iſt von geringerer Qualität als die der Vancouver-Inſel, von geringerer Quantität als die Chili's, in beiden Beziehungen geringer, als die von Neuſüdwales. Die Häfen Neuſeelands ſind auf den öſtlichen Küſten, die Kohlen aber meiſtens auf der weſtlichen Seite, wo die Barren an den Strommündungen den Verkehr unmöglich machen. Die Kohle, welche an der Islands-Bay gefunden iſt, ſoll reichlich und von guter Beſchaffenheit ſein und kann vielleicht in großem Umfange für die Küſtendampfer nutzbar gemacht werden. Der Stahlſand von Taranaki, mit Benutzung von Petroleum geſchmolzen, das man in derſelben Provinz findet, kann werthvoll werden; ſeine eigene Wolle wird Neuſeeland ohne Zweifel eines Tages ſelbſt zu Tuchen und Wolldecken verarbeiten; das ſind aber verhältnißmäßig Kleinigkeiten, Neuſeeland kann reich und bevölkert werden ohne die Großmacht der Südſee oder auch nur des ſüdlichen Theils derſelben zu werden.

„Das Klima der nördlichen Inſel iſt winterlos, feucht und warm, und ſeine Wirkungen ſind bereits an einem gewiſſen Mangel an Unternehmungsgeiſt bei der Regierung und den Anſiedlern ſichtbar (daher wohl auch die Unfähigkeit, ſich gegen die Eingeborenen zu ſchützen, und der Ruf nach militäriſcher Hilfe vom Mutterlande? Ref.). Die Poſtdampfer, welche von Wellington faſt täglich abgehen, werden ſehr häufig „Depeſchen halber" zurückgehalten; es ſieht aus, als ob die Beamten der Regierung ihre Briefe erſt im letzten Augenblick zu ſchreiben anfangen. Ein Engländer, der Neuſeeland beſuchte, wurde in Dilke's Gegenwart gefragt, wie lange ihn Geſchäfte in Wanganin hielten; ſeine Antwort war: „In London würden ſie mich eine halbe Stunde aufhalten, ich glaube daher hier alſo eine Woche — etwa eine Woche!" In Java und auf den anderen Inſeln des indiſchen Archipels finden wir Beiſpiele von den Wirkungen, welche die Trägheit der Tropenbewohner auf die ökonomiſchen Verhältniſſe der Länder hat. Viele der indiſchen Inſeln beſitzen ſowohl Kohlen, wie billige Arbeiter, ſind jedoch nicht im Großen fabricirende Länder geworden, weil den Eingeborenen die für die Leitung großer Fabriken und Waarenlager nöthige Energie fehlt und europäiſche Vorarbeiter enorm bezahlt werden müſſen und in dem feuchten, unveränderlichen Klima der Inſeln bald indolenter, als die Eingeborenen werden.

„Die Lage der großen Kohlenvorräthe am Stillen Meer iſt von äußerſter Wichtigkeit als Wahrzeichen für die künftige Machtvertheilung in jenen Theilen der Welt; es genügt aber nicht, auszuſchauen, wo Kohlen gefunden werden, wenn man nicht auch zuſieht, wie groß ihre Quantitäten ſind, welche Qualität ſie haben, ob die Arbeit billig und der Transport für ſie leicht iſt. In China, im Si-Chan-Diſtrikt und in Borneo giebt es ausgedehnte Kohlenfelder, ſie liegen aber für den Handel „aus dem Wege". Andererſeits liegen die kaliforniſchen Kohlen bei Monte Diablo, San Diego und Monterey ſehr gut, ſind aber von ſchlechter Beſchaffenheit. Wie viel für die Leiſtungen oceaniſcher Dampfer auf die Qualität der Kohlen ankommt, beweiſt z. B. der Umſtand, daß die amerikaniſchen

*) **Greater Britain:** A Record of Travel in English-Speaking Countries during 1866 and 1867, by Charles Wentworth Dilke, in two Volumes. London, Macmillan, 1868.

Digitized by Google

Kriegsdampfer an der Miſſiſſipi-Mündung und im Golf von Mexiko während des Rebellenkrieges mit Kohlen aus England verſorgt wurden und die norddeutſchen Dampferlinien bis vor Kurzem in New-York große Depots von Kohlen hielten, die von England mit Segelſchiffen herübergebracht waren.*) Das Talcahuano-Bett in Chili iſt für Ocean-Dampfer nicht gut genug, kann jedoch für Fabriken benutzt werden, obwohl Chili wenig Eiſen hat. Tasmania hat gute Kohlen, aber in keinen großen Mengen, und die Lager zunächſt der Küſte beſtehen aus geringerem Anthracit. Die drei Länder des Stillen Oceans, welche, zeitweiſe wenigſtens, als fabricirende zur Größe gelangen werden, ſind Japan, die Vancouver-Inſel und Neuſüdwales; welches jedoch von ihnen das reichſte und mächtigſte werden wird, hängt vorzüglich von der Maſſe an Kohlen ab, die ſie beſitzen, und der Lage derſelben, welche es ermöglicht, daß ſie billig auf den Markt gebracht werden können. Der hohe Preis der Arbeit, unter welchem Vancouver leidet, wird durch die Eröffnung der Pacific-Eiſenbahn beſeitigt werden; gegenwärtig aber hat Neuſüdwales billigere Arbeitspreiſe. An ſeinen Küſten giebt es reichliche Kohlenvorräthe für Fabrikzwecke, obwohl ſie für den Seegebrauch „ſchmutzig" und zu ſchnell brennen; dieſe Kolonie beſitzt auch große Lager von Eiſen, Kupfer und Blei. Japan, ſoweit man gegenwärtig abſehen kann, ſteht über Vancouver und Neuſüdwales in allen Punkten; es hat billige Arbeit, gutes Klima, ausgezeichnete Häfen und reiche Mengen Kohle; auf ſeinem Boden kann Baumwolle gebaut werden, und dieſe, ſowie die von Queensland, kann Japan ſelbſt verarbeiten und nach Amerika und dem Oſten exportiren. Wolle von Kalifornien und den auſtraliſchen Kolonieen kann nach Japan importirt und dort verarbeitet werden; ſeine Schritte zu commerzieller Größe haben in der That damit ſchon begonnen, daß durch ein Geſetz den japaniſchen Arbeitern geſtattet iſt, bei europäiſchen Kapitaliſten in den „Vertragshäfen" Dienſte zu nehmen. Ob nun Japan oder Neuſüdwales beſtimmt iſt, das große Wolle-Fabrikland zu werden — ſicher iſt, daß die Vließe nicht mehr in Zukunft um die halbe Welt — von Auſtralien nach England — werden geſchickt werden, um dort verarbeitet zu werden und dann um die andere Hälfte der Welt von England nach Auſtralien wieder zurückgehen, um als Decken verkauft zu werden.

Die Zukunft der Südſee-Küſten, ſagt Dilke, iſt nothwendig eine glänzende; aber nicht Neuſeeland, das Centrum der Waſſer-Hemiſphäre, wird die Stellung behaupten, die England im Atlantiſchen Meer eingenommen hat, ſondern ein Land wie Japan oder Vancouver, das von Aſien oder Amerika in den Ocean vorſpringt, wie England von Europa vorſpringt Wenn Neuſüdwales eine ſolche Stellung uſurpirt, ſo wird dies nicht Folge ſeiner geographiſchen Lage, ſondern ſeiner Vorzüge für die Anlage von Fabriken ſein, die dieſe Kolonie im Beſitz großartiger mineraliſcher Schätze hat. Die Macht Amerikas iſt gegenwärtig prädominirend im Stillen Meer (dies geſteht alſo auch der Brite ein! Ref.); die Sandwichs-Inſeln ſind ſo gut wie annektirt, Japan ſo gut wie von ihm beherrſcht (?), während die Okkupation von Britiſch-Columbia nur eine Frage der Zeit iſt und eine Mormonen-Auswanderung nach den Marqueſas-Inſeln bereits projektirt iſt. „Die Beziehungen zwiſchen Amerika und Auſtralien werden der Schlüſſel zur Zukunft der Südſee ſein."

*) Die engliſche Vancouver Coal Company hat im letzten halben Halbjahr 10 pCt. Dividende (alſo auf's Jahr 20 pCt.) gezahlt, wie die Pall Mall Gazette vom 3. Mai berichtet. Ref.

Der Engländer Dilke hat ſich über die Zukunft von Britiſch-Nordamerika überall zweifelhaft ausgeſprochen. Sollte daſſelbe, wie wir glauben, nicht in die Hand der Union fallen, ſo wird das bereits in England Geſtalt gewinnende Projekt einer Eiſenbahn von Halifax quer durch den Continent nach dem Stillen Meer eine gefährliche Concurrenz für die ſehr ſchlechte und übereilt gebaute Pacific Railroad der Amerikaner. Der Weg von Liverpool nach Jokohama würde durch die nördliche britiſche Bahn über den amerikaniſchen Continent um 700 Seemeilen abgekürzt werden und Britiſch-Kolumbia und Vancouver durch dieſelbe wahrſcheinlich vor der amerikaniſchen Annexion geſchützt werden. Die Loyalität und Anhänglichkeit der auſtraliſchen Kolonieen an England iſt, wie auch Dilke behauptet, ganz unzweifelhaft. Gelingt es alſo dem Mutterlande, Vancouver zu behaupten, ſo wird die genannte Bahn im Verein mit dem nothwendigen Aufblühen der auſtraliſchen und indiſchen Kolonieen nach Eröffnung des Suez-Kanals dem britiſchen Handel im Stillen Meer wohl geſtatten, ſich gegen den amerikaniſchen zu behaupten — falls nicht ernſte Gefahren dem europäiſchen Großbritannien drohen.

Kleine literariſche Revue.

— **Berlin und ſeine Entwickelung.***) Das ſtatiſtiſche Büreau der Stadt Berlin liefert in dem wachſenden Reichthume des Inhalts des vorliegenden ſtädtiſchen Jahrbuches für 1869 den ſchlagendſten Beweis von der mächtigen Kultur-Entwickelung Berlins und ſeiner Bevölkerung.

Allerdings ſind unter dem Drucke der Zeit und des Gefühls der Unſicherheit der politiſchen Verhältniſſe Europas ſeit dem Jahre 1866 Stockungen im Verkehr und der bis dahin ſcheinbar ziellos geweſenen Erweiterung der norddeutſchen Hauptſtadt eingetreten; gleichwohl war im Jahr 1867 die Zahl der neuerrichteten Fabrikgebäude, die im Jahre 1866 nur 26 betragen hatte, wieder auf 75 geſtiegen, während an öffentlichen (Staats- und ſtädtiſchen) Gebäuden 24 und an bemerkenswerthen Privatbauten und größeren induſtriellen Etabliſſements ebenfalls 24 ausgeführt wurden. Auch ſind neuerdings mehrere Unternehmungen in's Leben getreten, welche die Bebauung größerer Grundſtücks-Complexe mit Villen (Cottages) bezwecken und zum Theil auch bereits (Weſtend bei Charlottenburg, Wilhelmshöhe am Kreuzberg und zwei bedeutende Terrains in der Nähe des Thiergartens) ausgeführt haben.

Es giebt jetzt in Berlin 110 öffentliche Schulen, worunter 10 königliche oder ſtädtiſche Gymnaſien, 13 königliche oder ſtädtiſche Realſchulen incl. 4 höherer Töchterſchulen, 50 ſtädtiſche Mittel- und Elementarſchulen, 35 Schulen unter ſpecieller Aufſicht von Vereinen, Kirchen, Inſtituten ꝛc. und 2 Schulen der jüdiſchen Gemeinde. Die Zahl der conceſſionirten Privatſchulen beträgt gerade hundert, worunter 8 höhere Knaben- und 32 höhere Töchterſchulen. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen betrug im Jahre 1867: 40,675 (1987 Schüler und 1685 Schülerinnen mehr, als im Jahre 1866), worunter 36,396 evangeliſche, 1780 katholiſche, 2465 jüdiſche und 34 diſſidentiſche.

*) Städtiſches Jahrbuch für Volkswirthſchaft und Statiſtik. Dritter Jahrgang, 1869. Herausgegeben vom ſtatiſtiſchen Bureau der Stadt. Berlin, J. Guttentag.

Digitized by Google

Am Wenigſten nehmen verhältnißmäßig die katholiſchen, am Meiſten dagegen die jüdiſchen Kinder am Unterrichte Theil. Von ſämmtlichen jüdiſchen Schülern beſuchen 31,12 pCt. Gymnaſien, 18,05 pCt. Real- und Gewerbeſchulen und 7,83 pCt. höhere Privatſchulen; es genießen ſomit 57 pCt., d. h. mehr als die Hälfte der jüdiſchen Schüler, einen höheren Unterricht. Aehnlich ſind die Ergebniſſe für die jüdiſchen Mädchen: während von allen evangeliſchen Schülerinnen 5,89 pCt., von allen katholiſchen 1,32 pCt. in einer der vier öffentlichen höheren Töchterſchulen ſich befinden, liefern die jüdiſchen 10,03 pCt., und in höheren Privatſchulen werden ſogar 56 pCt. aller jüdiſchen Schülerinnen unterrichtet.

Wir haben von den zahlloſen, belehrenden Angaben des Berliner Jahrbuches vorſtehend nur zwei hervorgehoben; auf andere behalten wir uns vor, ſpecieller zurückzukommen. Einſtweilen bemerken wir, daß, außer der Statiſtik von Berlin, auch die zahlreichen Abhandlungen über volkswirthſchaftliche, gewerbliche, finanzielle und die Wohlthätigkeits-Armenpflege betreffende Gegenſtände in dem vorliegenden Jahrgang an Intereſſe bedeutend gewonnen haben.

— **Geſchichte der volkswirthſchaftlichen Literatur im Mittelalter.***) Dieſe kurze aber ſehr nützliche Arbeit beweiſt, wie wenig zutreffend die Meinung iſt, daß die National-Oekonomie lediglich mit modernen Ideen handle. Auch dieſe Wiſſenſchaft wuchert mit der Erbſchaft des Mittelalters, und wie ſelbſt die modernſte Geſetzgebung ſich auf die politiſchen Grundſätze des mit vielem Unrecht ſo ſtark verrufenen Machiavelli ſtützt, ſo beruht auch die Volkswirthſchaftslehre zum Theil auf Ideen und Sätzen, welche unbeſtreitbares Eigenthum von Männern aus dem noch ſehr undankbar behandelten Mittelalter ſind. Der Verf. führt eine nicht geringe Anzahl ſolcher Männer vor: Thomas von Aquino, geb. 1224, deſſen Lehren von den Aufgaben des Staats, vom Eigenthume, vom Kauf und Verkauf ſich noch heute hören laſſen; Nikolaus Oresmus, † 1382, der größte ſcholaſtiſche Volkswirth, Franziskus Patricius, † 1490, Republikaner, Bekämpfer der Sklaverei, Protektor des Mittelſtandes, tiefer Kenner der gewerblichen Verhältniſſe und Erfinder der rationellen Waldwirthſchaft; Cardinal Nikolaus von Cuſa, großer Denker über Staatsverwaltung, ꝛc. ꝛc. Wir wollen nur aus der Mitte des 17. Jahrhunderts noch Salmaſius nennen, welcher, der Erſte, die freie Concurrenz als den berechtigten Ordner der Preiſe nicht allein für gewöhnliche Waaren, ſondern auch für das Geld hinſtellt, in letzterem Punkte alſo ſeiner Zeit, die in der Gewohnheit der kirchlichen Zinsverbote dahin ging, ſo weit vorausſchaut, daß ſeine letzten, damals kühnſten Schlußſätze erſt zwei Jahrhunderte nach ihm verwirklicht zu werden beginnen.

— **Das Schloß an der Oſtſee,** von Adolf Mützelburg**) erſchien, wenn wir nicht irren, zuerſt in der „Tribüne" und kann die Verwandtſchaft mit dieſer und mit der Kriminal- und Senſations-Novelle nicht ganz verleugnen, ſteht jedoch weit über dem Niveau deſſen, was Erzählungen dieſes Genres ihrem Leſerkreiſe zumuthen oder was den Erzählern von den Leſern zugemuthet wird — die Wechſelwirkung zwiſchen Schriftſteller und Leſer zu analyſiren ſcheint uns hier am allerſchwierigſten und iſt wohl nur mit dem Schriftwort zu charakteriſiren: „verführen und werden verführt". Adolf Mützelburg hat ſich leider mit vielen ſeiner Arbeiten auf das Feld der bloßen Unterhaltungs- und Senſationslectüre begeben, und wenn dies bei irgend einem Schriftſteller zu beklagen iſt, ſo iſt es bei ihm, der ſeiner Begabung nach nicht nur zu den Berufenen, ſondern zu den Auserwählten gehören könnte. Als ſolchen erkennt man ihn noch in ſeinen größten Verirrungen, und da die vorliegende Erzählung nicht zu dieſen gehört, ſondern nach Form und Inhalt maßvoll und künſtleriſch gehalten iſt, ſo dürfen wir ſie getroſt als eines der beſſeren Erzeugniſſe unſerer neueſten Literatur kennzeichnen und empfehlen.

Literariſcher Sprechſaal.

In der Revue de l'instruction publique vom 13. Mai d. J. befindet ſich mit der Ueberſchrift „Caveant Consules!" ein Artikel, worin die Franzoſen gegen die Concurrenz der Deutſchen überhaupt und der deutſchen Wiſſenſchaft insbeſondere gewarnt werden! Wir zweifelten, als wir den Artikel mit der Unterſchrift H. Gaidoz laſen, ob wir das bekannte, geſchätzte Organ der klaſſiſchen Schulbildung Frankreichs vor uns haben; wir glaubten, eine Lucubration aus moskowitiſcher oder aus tſchechiſcher Feder zu leſen — ſo untergeordnet erſcheint der geiſtige Standpunkt des Verfaſſers, ſo beſchränkt ſeine Auffaſſung des deutſchen Weſens. Er warnt — vor dem Fleiße der deutſchen Arbeiter und vor den Schulen und der Wiſſenſchaft der deutſchen Gelehrten! Er ſagt: „Grâce à nos lois trop douces sur le droit de domicile et sur la naturalisation, surtout grâce à nos moeurs bienveillantes, qui acceptent et encouragent trop facilement la concurrence étrangère sur notre propre sol — les Teutons nous envahissent comme il y a quinze siècles, mais cette fois en silence et par degrés." — Hauptſächlich richtet ſich der Eifer des Herrn Gaidoz gegen die deutſchen Schulen, deren es ſogar einige für die Kinder der deutſchen Straßenfeger in Paris giebt. Eine dieſer Schulen, die der geiſtlichen Brüderſchaft in der rue de Lafayette, die nahe an 500 Schüler zählt, iſt ihm ſchon ganz recht — aber die zahlreichen proteſtantiſchen deutſchen Schulen in Paris ſind ihm ein Greuel. Angeblich wird in dieſen Schulen den Kindern „deutſcher Patriotismus" eingeflößt — und das ſollte, wie Herr Gaidoz ſagt, der Herr Präfekt Haußmann in keinem Falle dulden, da es ſich hier um die Kinder von „Beamten" — nämlich der Straßenfeger — handle. Caveant Consules! ruft er dabei wiederholt.

Mit Bezug auf die zahlreichen deutſchen Gelehrten in den franzöſiſchen Univerſitäts-Facultäten, im Collége de France, im Institut u. ſ. w. ruft Herr Gaidoz: „Sind es keine politiſchen Flüchtlinge, die in Frankreich ein Aſyl gefunden, ſo wundern wir uns, daß ſie nicht in dem klaſſiſchen Lande der Wiſſenſchaft geblieben, in dem Lande, wo, vermöge der Inſtitution der „Privatdocenten" und der Concurrenz unter den Univerſitäten, das wahre Talent ſicher iſt, ſich Bahn zu brechen und geltend zu machen. Freilich ſind in Frankreich die Beſoldungen höher, als in Deutſchland, und darum kommen ſie zu uns: Ubi bene ibi patria!"

Herr Gaidoz ſagt von den Miniſtern, welche deutſche Gelehrte zu wiſſenſchaftlichen Stellungen in Frankreich berieſen: „Préférer un Allemand à un Français était simplement reconnaitre

*) Von Dr. Heinrich C. W. Contzen. Leipzig, Priber, 1869.
**) Erzählung. Berlin, E. Mecklenburg (V. Brigl).

Digitized by Google

l'infériorité de notre enseignement!" Glücklicherweiſe zeigt der jetzige Miniſter des öffentlichen Unterrichts größeren Patriotismus und mehr Einſicht: „Die Gründung der „Schule für höhere Studien" und die fruchtbare Thätigkeit, die darin herrſcht, ſind ein Beweis, daß unſere Nationalwürde nicht wieder durch Thatſachen, wie die vorerwähnten, verletzt werden wird."

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die „Schule für höhere Studien" für Herrn Gaidoz ſelbſt zu ſpät gekommen iſt. Er würde dort vielleicht gelernt haben, daß die Berufung und gaſtliche Aufnahme fremder Handarbeit und fremder Wiſſenſchaft dem Patriotismus eines Landes niemals ſchadet, ſondern dem Volke vielmehr ſehr förderlich iſt, wie Herr G. z. B. aus der Geſchichte des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg lernen könnte, der nach ſeiner Hauptſtadt Berlin eine im Verhältniß zur damaligen deutſchen Einwohnerſchaft der Stadt ſehr große Anzahl franzöſiſcher Handarbeiter und franzöſiſcher Gelehrten — eine verhältnißmäßig viel größere Zahl, als die der jetzigen 70,000 Deutſchen gegen nahe an 2 Millionen Franzoſen in Paris — berief und dafür noch jetzt ſowohl von den Nachkommen jener Franzoſen, als von den Geſchichtſchreibern Berlins geprieſen wird. J. L.

Dieſelbe Nummer der Revue de l'instruction publique enthält ein vom Präſidenten des Institut de France, ſowie von den beſtändigen Secretairen ſämmtlicher fünf Akademieen des Inſtituts unterzeichnetes, an Herrn Onno Klopp gerichtetes Schreiben, worin dieſe gelehrten Körperſchaften ihr Bedauern darüber zu erkennen geben, daß die Ausgabe der Leibniz'ſchen Schriften, von Herrn Onno Klopp nach den in der königl. Bibliothek zu Hannover befindlichen Handſchriften beſorgt, von welcher Ausgabe bisher fünf Bände erſchienen, auf unbegreifliche Schwierigkeiten geſtoßen („l'Institut ne peut que déplorer, sans les comprendre, les difficultés que vous rencontrez aujourd'hui dans la publication des oeuvres de Leibnitz"). Das Inſtitut fügt hinzu: „es ſei für die Ehre Deutſchlands und im Intereſſe der wiſſenſchaftlichen Welt gleich wünſchenswerth, daß dieſe Ausgabe der Leibniz'ſchen Schriften vollendet werde."

Herr Onno Klopp iſt bekanntlich einer der thätigſten und wühleriſchſten Agenten des Welfenhofes von Hietzing. Wir vermuthen, daß hauptſächlich dieſem Umſtande die bedauerliche Unterbrechung der Publikation der Leibniz-Handſchriften in Hannover zuzuſchreiben ſei. Es kömmt aber noch hinzu, daß Herr Onno Klopp, nach dem Urtheile kompetenter, wiſſenſchaftlicher Autoritäten in Deutſchland, nicht der Mann von univerſeller Gelehrſamkeit iſt, deſſen es nothwendig bedarf, um einem ſolchen Genius der Wiſſenſchaft, wie Leibniz, in ſeinen ſo verſchiedenartigen tiefen Forſchungen kritiſch zu folgen und überall gerecht zu werden. Die bisher von Herrn Klopp herausgegebenen fünf Bände, die dem Institut de France vorgelegen, umfaſſen nur die politiſchen Schriften von Leibniz (worunter die berühmte, zuerſt von Guhrauer an das Licht gezogene und ſodann von franzöſiſchen Publiziſten eifrig ausgebeutete Denkſchrift des kosmopolitiſchen Deutſchen über die Hereinziehung Aegyptens in die Politik Frankreichs), und der Bewältigung dieſes Zweiges mochten die Kräfte des Herrn Klopp allenfalls gewachſen ſein. Aber wie ſollte dieſer Parteimann, mit ſeiner, in den eigenen Schriften hinlänglich documentirten, unphiloſophiſchen, wahrheitswidrigen Geſchichts- und Kultur-Auffaſſung die eigentlich philoſophiſchen, oder auch nur die mathematiſchen Arbeiten des großen Leibniz würdig ediren können? J. L.

Die Rede, welche Don Emilio Caſtelar in der ſpaniſchen Cortesſitzung vom 26. Mai gehalten, wird als das größte rhetoriſche Meiſterſtück bezeichnet, das irgend eine parlamentariſche Verſammlung der neueren Zeit aufzuweiſen hat. Caſtelar ſprach für die Republik, während die Cortes mit großer Majorität für die Monarchie ſich entſchieden haben. Gleichwohl erkannten alle ſeine Gegner, mit Einſchluß des muthmaßlichen künftigen Regenten, General Serrano, die Macht des Geiſtes und der Wiſſenſchaft an, die in Emilio Caſtelar einen ihrer glänzendſten Vertreter gefunden. Seine Rede darf in der That als ein ſchlagender Beweis gelten, daß Spanien nicht das in der allgemeinen Geiſtesbildung zurückgebliebene Land iſt, für welches man es in der übrigen Welt zu halten pflegt. Auffallend und bemerkenswerth iſt, daß der „demokratiſche Prophet", wie ſich Caſtelar ſelbſt bezeichnete, nicht in dem militäriſchen Frankreich den künftigen Gegner des neugeborenen Spanien, ſondern in dem verbündeten Deutſchland den gerüſteten Feind der geſammten romaniſchen Welt, mit Einſchluß Spaniens, erblickt, von welchem Letzteren er behauptet, daß es, ebenſo wie es im 15. Jahrhundert mit dem Beiſpiele der ſtarren, abſoluten Monarchie in Europa vorgegangen, jetzt dem 19. Jahrhundert mit dem Beiſpiele der wahrhaft demokratiſchen Republik vorangehen werde.

Der im Druck erſchienene Vortrag des Herrn Profeſſor Dr. Virchow über Hoſpitäler und Lazarette und der dagegen von Herrn Dr. D. Caſſel publizirte „offene Brief" haben, wie wir bereits erwähnten, eine Erläuterung von Seiten des Erſteren veranlaßt, worin er als die eigentliche Tendenz ſeines Vortrages ſein Streben bezeichnet: „zu zeigen, daß, wenngleich das Chriſtenthum die höchſten, ja faſt einzigen Verdienſte um die Entwickelung der öffentlichen Krankenpflege gehabt habe, es nunmehr an der Zeit ſei, dieſen Theil der öffentlichen Fürſorge auf eine rein menſchliche und bürgerliche, alſo überhaupt nicht mehr auf eine religiöſe oder konfeſſionelle Grundlage zu ſtellen. . . . Alle Achtung vor den jüdiſchen, katholiſchen, evangeliſchen und wie ſonſt konfeſſionell gegründeten und unterhaltenen Krankenhäuſern und ihren Stiftern kann mich nicht abhalten, die allgemeinen Krankenhäuſer und diejenigen, die ſie begründen und unterhalten, höher zu ſtellen. Worauf ich dränge, das iſt die Anerkennung der öffentlichen Krankenpflege als einer reinen Humanitäts-Einrichtung."

Wenn ehſtniſche Schriftſteller oder Dichter deutſche Namen führen, ſo beweiſt dieſer Umſtand noch nicht die deutſche Nationalität derſelben. Im Zeitalter der Leibeigenſchaft war es bei den freiſinnigeren Seelen-Beſitzern der Oſtſee-Provinzen Sitte, ihren vieljährig treuen Leibeigenen in letztwilliger Verfügung die Freiheit zu ſchenken. Solchen liberti oder Freigelaſſenen gab dann der deutſche Freilaſſer in der Regel einen deutſchen Familiennamen, oft die bloße Ueberſetzung eines ehſtniſchen Ortsnamens, z. B. des betreffenden Dominiums. Zwei hochverdiente Eingeborne der heutigen Oſtſee-Provinzen, der verſtorbene Dr. med. Fählmann in Dorpat, und der noch lebende und wirkende (in einer Anmerkung dieſes „Magazin" S. 41 erwähnte) Dr. med. Kreutzwald in Werro, gehören zu den unvermiſchten Nachkommen ſolcher liberti.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Den zahlreichen Leſern unſeres Blattes, die ſich im Laufe dieſes Sommers für einige Zeit auf das Land zur Sommerfriſche oder in Bäder innerhalb des öſterreichiſch-deutſchen Poſtvereins begeben, erbieten wir uns eine beliebige Anzahl von Nummern (jedoch mindeſtens vier) zum Preiſe von 2½ Sgr. für die Nummer franco unter Kreuzband an die aufgegebene Adreſſe regelmäßig wöchentlich zu ſenden. Wir bitten um frankirte Einſendung des Betrages für die begehrte Anzahl von Nummern in Briefmarken unter genauer Angabe der Adreſſe. (109)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ſind erſchienen:

Richter (Dr. **Heinrich**), **Das weſtrömiſche Reich**, beſonders unter den Kaiſern Gratian, Valentinian II. und Maximus (375—388). 1865. gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Sgr.

Das Werk ſchildert in anziehender Darſtellung den mächtigen Einfluß des Chriſtenthums und der Germanen auf die Auflöſung des römiſchen Reiches.

Voigt (Profeſſor F.), **Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates.** Zweite verbeſſerte Auflage. Zwei Theile. 1867. 8. geh. 2 Thlr.

In dieſer neuen Auflage iſt das Werk bis auf die neueſte Zeit fortgeführt. Die objektive Darſtellung, die gründliche Behandlung des Stoffes, die beſondere Berückſichtigung, die der Culturgeſchichte gewidmet wird, ſind anerkannte Vorzüge dieſes Werkes. (110)

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Grundlinien der Handelsgeographie.

Ein Leitfaden für Realschulen und zum Selbstunterricht

von

Dr. Georg Wilhelm Hopf.

V. umgearbeitete Auflage. 27 Bogen 8°. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses Lehrbuch, welches in weiten Kreisen, auch im Auslande, Beifall und Anerkennung gefunden hat, enthält in der hier angekündigten Umarbeitung eine dem Schulbedarf und überhaupt der Vorbereitungsstufe angemessenen Ueberblick der Produktenkunde und des Handelsverkehrs nach dem dermaligen Stande. Schulvorständen und Lehrern, welche diesen Leitfaden behufs der Einführung näher kennen lernen wollen, werden wir gerne ein Exemplar zusenden. (111)

Leitfaden der Geographie

für

Handels-, Gewerb- und Realschulen.

II. Abtheilung.

Leitfaden der physikalischen und politischen Geographie.

2. berichtigte Auflage. 10 Bogen 8°. Preis 42 kr. oder 12 Sgr.

Die Anlage des Leitfadens hat in der 2. Auflage keine Aenderung erfahren. Die statistischen Angaben jedoch wurden durchweg sorgfältig berichtigt, sowie auch besonders die durch die Ereignisse des Jahres 1866 hervorgerufenen politischen Veränderungen geeignete Berücksichtigung fanden.

Nürnberg. J. L. Schmidt's Verlag.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſcheint:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.** (112)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Maiheft (Nr. 18—22) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Aſtronomie. Die abſorbirende Schicht der Sonnenumgebung. — Die Korona der Sonne am 29. Auguſt 1867. **Meteorologie.** Die Farbe des Himmels und die Polariſation ſeines Lichtes. — Polariſation der Atmoſphäre und der künſtlichen Wolken. **Geologie.** Salzgehalt und Dichte des atlantiſchen Oceans. — Die phyſikaliſche Urſache der Gletſcherbewegung. — Die Eiszeit im tropiſchen Amerika. — Die ägyptiſche Wüſte. **Phyſik.** Die Wärme und die elektromotoriſche Kraft der Ketten. — Die ſpezifiſche Wärme der Salzlöſungen. — Temperaturerniedrigung durch Auflöſen von Salzen. — Der Aggregatzuſtand der Metalle und ihre elektromotoriſche Kraft. — Gasentwickelung an Metallplatten. **Chemie.** Die chemiſchen Erſcheinungen unter hohem Druck. — Die Reduktion organiſcher Säuren. **Botanik.** Die Funktion der Blätter. — Künſtlich beſchleunigtes Reifen der Feigen. **Biologie.** Die neueſten Forſchungen in der vergleichenden Entwickelungsgeſchichte. — Reſte einer früheren Meeresfauna in Süßwaſſerſeen. — Das Fliegen der Inſekten. — Zur Fauna der Tiefen des Golfſtromes. **Mineralogie.** Struktur der Edelſteine. **Anthropologie.** Die ſiameſiſchen Zwillinge. **Paläontologie.** Die miozene Flora Grönlands. **Geographie.** Das Relief des Kaukaſus. **Agrikultur.** Das Kochſalz in der Agrikultur. **Technologie.** Ranſome's künſtliche Steine.

B. BEHR's Buchhandlung (E. BOCK).
Berlin. 27 Unter den Linden.

Humanität und Nationalität.

Eine livländische Säcularschrift
zum **Andenken Herder's** und zum **Schutze livländischen Verfassungsrechtes**
von (113)
Jegór von Sievers.
elegant geheftet. 22½ Sgr.

Soeben erſcheint in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Der Talmud

von (114)

Emanuel Deutſch,
Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London.

Nach der ſiebenten engliſchen Auflage.

Autoriſirte Ausgabe.

gr. 8. geh. 12 Sgr.

Dieſe kleine Schrift hat in England ungeheures Aufſehn erregt und iſt in faſt alle Sprachen Europa's überſetzt worden. Die vorliegende Ueberſetzung hat der Verfaſſer ſelbſt an vielen Stellen ergänzt und verbeſſert.

Im vorigen Jahre erſchienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

So ſprechen die Schwaben.

Sprichwörter, Redensarten, Reime,
geſammelt von (115)
Dr. **Anton Birlinger.**

Velinpapier. 16. eleg. geb. 12 Sgr.

Der Verfaſſer, ein Kenner von Land und Leuten in Schwaben, ſtellt hier, was er und ſeine Freunde auf mancherlei Kreuz- und Querzügen geſammelt, zu einem Büchlein zuſammen. Hie und da etwas derb, feſſelt es durch urwüchſigen Humor und naive Lebensweisheit.

Neue Studien von Karl Frenzel.

Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Von dem geiſtvollen Feuilletoniſten der National-Zeitung liegt ein Band „Neuer Studien" vor, welche wir auf das Angelegentlichſte Allen empfehlen, die für Kunſt und Wiſſenſchaft ein Bildungsintereſſe haben. — Die lebensvolle Form der Entwicklung aller Anſichten, welche ſtets in die volle Wirklichkeit hineingreift, iſt nicht der geringſte Vorzug des Buches und wird ihre Anziehungskraft auf einen gebildeten Leſerkreis bewähren."

Literar. Centralblatt.

Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie.

Von ſeinem Bruder **Maximilian Heine.**

Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in dieſen Skizzen ſeines Bruders vieles Anziehende finden. Von beſonderem Werth ſind die zum erſten Male mitgetheilten Teſtamente H. Heine's; das deutſche von 1846 und das franzöſiſche von 1848.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] **Berlin, den 19. Juni 1869.** [Nr. 25.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Ariſtoteliſche Definition der Seele. 357. — Das Verhältniß der Philoſophie zur Naturwiſſenſchaft. 358.
Holland. Die niederländiſchen Humaniſten. 360.
Italien. Kaiſer Diocletian und das Chriſtenthum. 361.
Afrika. Feldzüge der Civiliſation in Central-Afrika. Sir Samuel Baker und der Vicekönig von Aegypten. Baron C. von der Decken. 362.
Oceanien. Die engliſchen Staatenbildungen im Stillen Meere. II. Auſtraliens Kolonialwelt. 364.
Kleine literariſche Revue. Die Darwin'ſche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. 367. — Engliſches ethnographiſches Journal. 367. — Mexikaniſches Blaubuch über die franzöſiſche Invaſion. 367. — Eine Hofgeſchichte des Herzogs Karl Eugen. 367.
Literariſcher Sprechſaal. Leſſing und Herder in Frankreich. 367. — Neues Kunſtakademie-Gebäude in London. 368. — Doré's Illuſtrationen zu Dante's Paradies. 368. — Lanfrey's Geſchichte Napoleon's. 368. — Vereinsblatt der deutſchen Vegetarianer. 368.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutſchland und das Ausland.

Die Ariſtoteliſche Definition der Seele.

Zu den intereſſanteſten Problemen der Philoſophie werden allezeit die Forſchungen über das Weſen der Seele gehören, und da einmal im Gebiet des Transcendentalen die Wahrheit apodiktiſch nicht feſtzuſtellen iſt, ſo wird jedes philoſophiſche Zeitalter zu dieſen Forſchungen mit erneutem Eifer zurückkehren. Immer aber wird man auch hier an die Ariſtoteliſchen Definitionen anzuknüpfen haben; ja es kann die Frage ſein, ob man jemals weit über ſie hinauskommen wird, wenn man ſich auch von ihnen entfernt.

Wegen dieſer fundamentalen Wichtigkeit der Ariſtoteliſchen Erörterungen auf dieſem Gebiete muß deshalb auch jede Schrift, welche ſich mit denſelben beſchäftigt, volle Beachtung in den Kreiſen unſerer Philoſophen und Freunde des philoſophiſchen Denkens hervorrufen, und ſo begrüßen wir auch die folgende Abhandlung: „Die Ariſtoteliſche Definition der Seele und ihr Werth für die Gegenwart“, von Eugen Eberhard, Dr. phil.*) mit Freuden. Dieſelbe bezweckt weniger durch Aufſtellung neuer Geſichtspunkte, als durch eine überſichtliche Zuſammenſtellung des von Anderen Geleiſteten, die Löſung einer der wichtigſten Fragen der Pſychologie zu fördern. Der Verf. geht bis auf die erſten Anfänge einer Seelenlehre bei den älteſten griechiſchen Philoſophen, bis auf Heraklit, Empedokles und Anaxagoras zurück; er legt dann die dualiſtiſche Auffaſſung des Plato ausführlicher dar und zeigt, wie nach demſelben die Seele, die den Sinnen unterworfen iſt, in zwei Theile getheilt werden muß: einen göttlichen, der von einem beſſeren Zuſtande aus in den menſchlichen Körper übergegangen iſt und im Haupte ſeinen Sitz hat, und einen niedern, den Träger der ſinnlichen Wahrnehmung und Empfindung. Um beide Theile aber mit einander in Verbindung zu bringen, ſondert Plato wieder den letzteren der Vernunft entbehrenden Theil in einen höheren und einen niederen, von denen der erſte ſeinen Sitz in der Bruſt, der zweite im Bauche hat. So finden wir bei ihm drei Seelenvermögen: die Vernunft, τὸ λογιστικόν und ihr gegenüberſtehend τὸ θυμοειδές und τὸ ἐπιθυμητικόν, den Muth und die Begierde. Die Harmonie zwiſchen ihnen wird nur durch die Unterordnung der zwei andern Theile unter die Vernunft erreicht.

Mit dieſer Anſicht des Plato zwar in vielen Einzelnheiten Ariſtoteles zuſammen, doch geht er in den wichtigſten Fragen über denſelben hinaus. Wenn in dem Menſchen eine Mehrheit ſolcher Theile der Seele ſich finde, ſo müſſe nach Ariſtoteles dasjenige, was ſie zu einer Einheit bringt, wieder eine Seele ſein, dieſe könne wieder als theilbar gedacht werden, und ſo werde ſich dieſer Prozeß in's Unendliche fortſetzen.

Aber auch bei Ariſtoteles findet ſich die dualiſtiſche Gegenüberſtellung von körperlichen und geiſtigen Subſtanzen, wie namentlich in ſeiner Lehre von der Materie und den Formen hervortritt. Um dies zu beweiſen, geht der Verf. näher auf die Definition des Ariſtoteles über die Seele ein, die bekanntlich in den Worten de an. 2, 1, 5 enthalten iſt: Ψυχή ἐστιν ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζωὴν ἔχοντος. Um dieſen Ausſpruch richtig zu verſtehen, iſt eine Erklärung der Begriffe ἐντελέχεια, δύναμις und ἐνέργεια erforderlich, auf welche die Schrift näher eingeht, und aus ihr reſultirt dann das Weſen der Seele ſelber. Sie iſt die Urſache und der Anfang (die αἰτία und ἀρχή) des Lebens (de an. 2, 4, 4), und wird als Prinzip von Subſtanzen ſelbſt dem Gebiet des Subſtanziellen zufallen, weil alle Prinzipien einer Subſtanz ſelbſt der Kategorie der Subſtanz angehören müſſen. Wenn aber die Seele die ſubſtanzielle Form einer beſeelten Materie iſt, ſo iſt ſie, wenn auch das Prinzipielle und Cauſale, doch keine Subſtanz für ſich, ſondern gehört, als Erſcheinung, zum Körper und iſt eins mit ihm. So wie das Siegel mit dem geformten Wachs eins iſt, ſo innig iſt die Einheit der Seele mit ihrem Leib. Die Seele bewirkt, daß der an ſich unthätige Körper ſein Ziel erreicht, und bringt ſomit die in demſelben verborgenen Anlagen als zu ſeiner wahren Zweckbeſtimmung an's Tageslicht, ſo daß der Körper durch die Seele ſeine Vollendung empfängt. Die Seele iſt das active, der Leib das paſſive Prinzip, das erſtere aber iſt zeitlich früher vorhanden als das letztere — eine Priorität, deren Anerkennung allen materialiſtiſchen Erklärungen der Seele ein Ende macht.

Es folgt dann die Thätigkeit der Seele in der Stufenfolge „Pflanze, Thier, Menſch“; in der Pflanze iſt die Seele nichts anderes, als das organiſche Leben derſelben, im Thiere die Thätigkeiten der ſinnlichen Wahrnehmung, Begehrung und willkürlichen Bewegung, in dem Menſchen tritt noch das vernünftige Denken, der νοῦς, hinzu. Nach einer ausführlichen Darlegung der verſchiedenen Thätigkeiten der Sinne, als deren Centralorgan Ariſtoteles das Herz, den Sitz des Lebens und der Empfindung, betrachtet, kehrt die Unterſuchung in der Stufenfolge der Seelen vom Unvollkommenen zum immer Vollkommneren, zum Menſchen, zurück, deſſen Vollkommenheit Ariſtoteles beſonders

*) Berlin, W. Adolf u. Co. (H. Hengſt), 1868.

Digitized by Google

darin erkennt, daß ihm die Natur die Hand, das Werkzeug der Werkzeuge verliehen hat. Die menſchliche Seele vereinigt alle Kräfte der Seele der unter ihr ſtehenden Weſen in ſich, und kann deshalb als Mikrokosmos bezeichnet werden. Der Menſch verbindet mit dem Materiellen, deſſen höchſte Spitze ſich im Thier realiſirt, noch das Individuelle. Das führt zurück auf eine ausführlichere Erörterung über den νοῦς des Ariſtoteles, deſſen Vorzug es iſt, den Begriff der Dinge zu erkennen, während die Sinneswahrnehmungen nur die Dinge als ſolche erfaſſen. Das höchſte und beſte Denken aber iſt das, wenn der νοῦς ſich ſelbſt denkt; denn würde der Verſtand ſich nicht denken können, ſo würde es etwas Anderes geben, das ihn denken könnte, welches viel vorzüglicher als er ſein müßte.

Nach dieſer ausführlichen Darlegung der Ariſtoteliſchen Lehre über die Seele, von welcher wir im Vorhergehenden nur die Hauptmomente berührt haben, läßt der Verf. eine Prüfung derſelben folgen. Er legt ſich zunächſt die Frage vor, ob die Annahme des Ariſtoteles, wonach ſchon den Pflanzen und auch den Thieren eine Seele zugeſchrieben wird, zu eng begränzt oder zu weit ausgedehnt ſei, und entſcheidet ſich für das Letztere, da bei den Pflanzen unter Seele nur die Lebenskraft zu verſtehen ſei, welche um deshalb nicht eine Seele genannt werden könne, weil dieſe nur demjenigen zugetheilt wird, was in ſich die Form des Individuums hat. Den Thieren will der Verf. zwar nicht eine Seele abſprechen, auch möge man dieſe mit der menſchlichen Seele vergleichen, allein es ſei unmöglich, ihre Seelen als Theile der menſchlichen anzuſehen. Es werden dann ſchließlich die Mängel der Ariſtoteliſchen Seelenlehre auch bei dem nachgewieſen, was er über die Seele des Menſchen behauptet, welche Mängel weſentlich in dem Dualismus derſelben gefunden werden, indem Ariſtoteles zu den Functionen der Thierſeele auch noch das vernünftige Denken hinzutreten läßt, um die Seele des Menſchen zu komponiren. Aus einer Verbindung ſo heterogener Elemente kann aber, wie näher dargelegt wird, die eine, ungetheilte Seele des Menſchen nicht hervorgehen. Nichtsdeſtoweniger werden die großen Verdienſte auch von dem Verf. dieſer Abhandlung anerkannt, welche ſich Ariſtoteles um die Philoſophie im Ganzen durch Einführung der δύναμις und ἐντελέχεια — Begriffe, welche von ſeinen Vorgängern faſt gänzlich vernachläſſigt waren —, als auch um die Seelenlehre im Beſonderen erworben hat, da er es geweſen iſt, der dieſelbe zuerſt einer genaueren Unterſuchung unterworfen hat. Dr. Z.

Das Verhältniß der Philoſophie zur Naturwiſſenſchaft.

Das 78. Heft der Virchow-Holtzendorff'ſchen Vorträge bringt uns eine intereſſante Schrift „Ueber Arbeitstheilung in Natur- und Menſchenleben" (40 S.) von Dr. E. Haeckel, dem rühmlichſt bekannten Naturforſcher und Schriftſteller, dem geiſtvollſten Vertreter der „Darwin'ſchen Theorie". — Die vorliegende, klar und intereſſant geſchriebene Schrift verfolgt, wie die ſchon früher in derſelben Sammlung erſchienenen zwei Vorträge (Heft 52 und 53) „Ueber die Entſtehung und den Stammbaum des Menſchengeſchlechtes" und das größere Werk „Natürliche Schöpfungsgeſchichte" deſſelben Verf. im Allgemeinen den Zweck, die wichtigſten Reſultate aus den Forſchungen der Naturwiſſenſchaft dem gebildeten Publikum in faßlicher Form zugänglich zu machen, und es iſt kein Zweifel, daß dieſer Zweck, wie in den übrigen genannten Schriften, ſo auch in dieſer vollſtändig erreicht wird, und der kleine Vortrag bei dem Leſer denſelben Beifall und daſſelbe Intereſſe erwecken wird, das er bei dem Zuhörer im vergangenen Winter im Saale des hieſigen Handwerkervereins fand.

Zur Erklärung des auf den erſten Anblick auffallenden Titels ſagt der Verf. ſelbſt: „In jeder Werkſtätte, in jeder Fabrik, auf jedem Landgute iſt die zweckmäßige Vertheilung der verſchiedenen Aufgaben an die verſchiedenen Arbeiter die erſte Vorbedingung für eine gedeihliche Blüthe. Ja für die ganze Entwickelung des menſchlichen Kulturlebens iſt ſogar die Arbeitstheilung von ſolcher fundamentalen Bedeutung, daß man geradezu den Grad der letzteren als Maßſtab für die Ausbildungsſtufe der erſteren benutzen könnte, u. ſ. w.

„Neben dieſen allgemein bekannten Verhältniſſen der Arbeitstheilung giebt es nun aber in der Natur ſowohl als im Menſchenleben eine Reihe von beſonderen Formen derſelben, welche nicht minder bedeutend ſind und dennoch gewöhnlich ganz überſehen werden. Dahin gehören namentlich jene Formen der Arbeitstheilung, welche die Naturforſcher als Sonderung oder Differenzirung, als Specification oder Specialiſation, als Polymorphismus der Individuen und als Divergenz des Charakters bezeichnen."

Dieſe Formen der Arbeitstheilung bilden den Gegenſtand des Vortrags und werden nach einander kurz und klar mit Erläuterung der Terminologie und Anführung äußerſt intereſſanter Beiſpiele — Alles Eigenſchaften, die wir auch in anderen Schriften des Verf. anzuerkennen Gelegenheit haben, — erörtert und zu einem vollſtändigen, abgerundeten Geſammtbilde zuſammengefaßt. Das Hauptgewicht des Vortrages indeſſen fällt dahin, wohin die Darwin'ſche Lehre ausläuft, auf den überaus wichtigen Cauſalnexus zwiſchen Ontogonie und Phylogenie; „d. h. den innigen, urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen der Entwickelungsgeſchichte jedes organiſchen Individuums und derjenigen ſeiner geſammten Vorfahrenreihe ſeit Anbeginn des organiſchen Lebens auf der Erde." Dieſen allerdings äußerſt merkwürdigen und anders als in der angegebenen Weiſe vollkommen unverſtändlichen Zuſammenhang zwiſchen der Entwickelung des Individuums von der Eizelle an und der ſeiner Ahnenreihe, ſoweit wir ſie an der Hand der Geologie und Phyſiologie zu verfolgen im Stande ſind, erläutert der Verf. durch Beiſpiele aus der niederen Thierwelt, welche durch gute Illuſtrationen dem Verſtändniß noch näher gerückt werden. Er hat, um dies beiläufig zu erwähnen, denſelben Zuſammenhang an dem Organismus und der Entwickelung des Menſchen in den ſchon oben genannten Werken noch eingehender dargelegt.

Der Anfang und ſo zu ſagen Grundſtein der Exiſtenz eines jeden Individuums iſt die Eizelle; durch fortgeſetzte Theilung derſelben, durch Differenzirung der einzelnen Theile und durch Anweiſung eines beſonderen Arbeitsfeldes für die nun aus den Theilen entſtandenen Glieder bildet ſich allmählich der ſo kunſtvolle, nur durch ſeine Entwickelungsgeſchichte verſtändliche Organismus. Allerdings iſt dieſe Arbeitstheilung der Zellen und Organe nicht unmittelbar durch die Anpaſſung des Thieres an die umgebenden Exiſtenzbedingungen der Außenwelt erworben, ſondern vielmehr von den Eltern und Vorfahren des betreffenden Thieres durch Vererbung übertragen. Allein gerade dieſe ererbte Arbeitstheilung „weiſt uns zurück auf die urſprüngliche, durch unmittelbare Anpaſſung erworbene Arbeitstheilung der Vorfahren, welche unter dem Druck der äußeren Lebensbedingungen im Kampfe um das Daſein während vieler Millionen Jahre ſich langſam entwickelt hat. Was von

Digitized by Google

der Entwickelung des ganzen thieriſchen und pflanzlichen Organismus gilt, das gilt auch von der Entwickelung aller ſeiner Organe und Zellen. Die Entwickelung jeder individuellen Zelle (Ontogenie der Zelle) wiederholt in kürzeſter Zeit und in großen Zügen die lange Umbildungsgeſchichte ihrer Vorfahren (die Phylogenie dieſer Zelle). Wir können daher aus der einfachen Thatſache, daß jedes Thier ſich aus einer einzigen einfachen Zelle entwickelt, und aus der Art und Weiſe, wie dies durch Arbeitstheilung der Zelle geſchieht, den höchſt wichtigen Schluß ziehen, daß die älteſten gemeinſamen Vorfahren aller Thiere einfachſte Zellen waren, und daß aus den Nachkommen dieſer einfachſten einzelligen Thiere durch ſtaatliche Verbindung und fortgeſetzte Arbeitstheilung der Zellen ſich die höheren vielzelligen Thierformen entwickelten."

„Wie beim Thiere, ſo giebt uns auch beim Menſchen die mannigfaltige Formenkette, welche der Organismus während ſeiner individuellen Entwickelung aus dem Ei zu durchlaufen hat, ein ungefähres ſkizzenhaftes Bild von der Formkette, welche ſeine Vorfahren im Verfluß unermeßlicher Zeiträume durchlaufen haben. Sie liefert den handgreiflichen Beweis, daß unſer Geſchlecht ſich in verwandtſchaftlichem Zuſammenhang mit niederen Organismen und zwar in der engſten Verbindung mit den Wirbelthieren entwickelt hat und daß unſere älteſten gemeinſamen Vorfahren nur den Formwerth von einer einfachſten Zelle beſaßen. Das mächtige Naturgeſetz aber, nach welchem aus ſo einfacher Urquelle ſich alle die unendlich mannigfaltigen Formen des Thierreiches und an ihrer Spitze, die Uebrigen bei Weitem überflügelnd, die verſchiedenen Menſchenarten entwickelt haben, iſt das große Geſetz der Arbeitstheilung!"

Wir haben abſichtlich dies geiſtreiche Raiſonnement, welches den Schluß des Vortrages bildet, nicht durch Bedenken von unſerer Seite unterbrochen, halten aber die gegebene Gelegenheit für ſehr geeignet, einen Gegenſtand einmal zur Sprache zu bringen und möglichſt kurz zu erörtern, der heutzutage eine der Hauptſtreitfragen des gebildeten Publikums iſt, und über welchen — wer möchte es leugnen? — auf beiden Seiten eine oft unerfreuliche Unklarheit herrſcht, nämlich das Verhältniß der Philoſophie zu den Naturwiſſenſchaften.

Wie Viele (und zwar ſelbſt Leute, die ſonſt beſonnen und redlich in ihrem Denken zu verfahren pflegen; denn nur von ſolchen rede ich hier) fertigen die Reſultate eines Darwin kurzweg ab mit dem Einwande, daß er ja dem Materialismus das Wort rede und demgemäß zu verwerfen ſei, nicht bedenkend, wie leichtſinnig es iſt, ſich ſo kurz und bündig, gleichſam cavalièrement, über die langjährige Gedankenarbeit eines der gewaltigſten und genialſten Köpfe hinwegzuſetzen. Zunächſt aber begehen ſie den Cardinalfehler, daß ſie den alleinigen Zweck der Wiſſenſchaft vollſtändig verkennen; denn dieſer kann nur ein einziger ſein, das iſt die **Wahrheit um jeden Preis!** Alles Andere iſt nicht Selbſtzweck der Wiſſenſchaft, ſondern nur Accidenz. Steht es alſo feſt, daß irgend welche wiſſenſchaftliche Unterſuchung jenen Zweck im Auge gehabt und erreicht hat, dann iſt es vollſtändig gleichgiltig, welches Reſultat ſie ſonſt noch erlangt hat. Danach alſo muß auch die Stellung ſich beſtimmen, die man zur Darwin'ſchen Theorie einzunehmen hat, und die Frage, ob ſie zum Materialismus führt, iſt zunächſt eine müßige, — falls man nämlich nicht die Autonomie der Wiſſenſchaft in Frage ſtellen will, was wohl im Ernſt heutzutage außer der kleinen Partei eines Knak und Conſorten Keinem mehr einfallen wird.

Dieſes zugegeben, iſt es zweitens unrichtig, zu behaupten, daß ein Fürwahrhalten der Lehren Darwin's nothwendig mit materialiſtiſcher Geſinnung verbunden ſein müſſe. Der praktiſche und theoretiſche Materialismus (d. h. mit anderen Worten Rohheit und Mangel an idealer Geſinnung) findet ſeine Anhänger in allen Ständen und allen Wiſſenſchaften, bewußt oder unbewußt; — die Philoſophie und Theologie nicht ausgenommen. Theoretiſcher Materialismus iſt dann vorhanden, wenn die Materie für das einzig Reale genommen und das Vorhandenſein anderer Kräfte und Mächte im Leben geläugnet wird; dieſe Geſinnungsweiſe braucht nicht nothwendig mit dem praktiſchen Materialismus Hand in Hand zu gehen, unter welchem ich ein Leben verſtehe, deſſen einzige Moral es iſt: „Iß und trink und laß dein Herz guter Dinge ſein!" Im Gegentheil findet man in der Geſchichte der Philoſophie, daß gerade die Hauptvertreter und Begründer materialiſtiſcher Syſteme in ihrem Leben und Handeln nichts weniger als Materialiſten geweſen ſind. Wenn alſo der Naturforſcher Materialiſt iſt, ſo hat dies ſeinen Grund in der Individualität des Betreffenden, nicht in der Wiſſenſchaft. Daſſelbe gilt von den Anhängern der Darwin'ſchen Theorie, welche Materialiſten ſein können und es gewiß in vielen Fällen ſind, es aber durchaus nicht ſein müſſen. (Referent geſteht, ſich ſelbſt als Beiſpiel aufführen zu können, falls ſich nicht geeignetere finden ſollten.) Denn die Frage, ob neben den ſinnlichen Erſcheinungen noch andere Kräfte im Leben thätig ſind, ob die Welt nur eine reale Bedeutung hat, oder auch eine moraliſche, iſt für den Naturforſcher vollſtändig neutraler Boden; und von Darwin vor Allem iſt ſie meines Wiſſens nie geläugnet worden. Wem freilich Mangel einer poſitiven Religion gleichbedeutend iſt mit Materialismus und Bibel- und Katechismus-Glaube in ſeiner roheſten Geſtalt gleichbedeutend mit dem Gegentheil, dem muß Darwin Materialiſt ſein, er muß ihn perhorresciren. Doch eine ſolche Anſicht widerlegen zu wollen, würde eine Beleidigung ſein für die Leſer des „Magazin".

Das ſteht feſt, der blinde Nachbeter irgend welchen poſitiven Religionsſyſtems wird nicht nur Gegner dieſer, ſondern jeder wiſſenſchaftlichen Forſchung ſein; ſtellen ſich doch die conſequenten Theologen noch jetzt den Reſultaten eines Kopernikus und Kant mit derſelben Verſtocktheit gegenüber, wie von Anfang an es von ihnen Allen geſchehen iſt. Aber es iſt kein Grund abzuſehen, warum ein philoſophiſcher Kopf, ein Idealiſt, ein vollſtändig moraliſcher Menſch nicht ein Anhänger der Darwin'ſchen Theorie ſein kann. Allerdings wird ein wirklich philoſophiſch gebildeter Gelehrter ſich, wie überall, ſo auch hier immer noch weſentlich unterſcheiden von dem Fachgelehrten.

Auch in der Wiſſenſchaft iſt das Geſetz der Arbeitstheilung zu ſeiner vollſten Geltung gekommen, und nicht ohne guten Grund. Denn bei der ungeahnten Ausdehnung aller Disciplinen kann ſich jetzt allerdings der Meiſter nur in der Beſchränkung zeigen. Dennoch aber müſſen wir eine gewiſſe Univerſalität für jeden Vertreter der Wiſſenſchaft als unumgänglich nothwendig fordern, wenn ſeine Thätigkeit nicht handwerksmäßig banauſiſch werden ſoll. Vor Allem iſt ein allgemeines philoſophiſches Studium Jedem nöthig, der in der Wiſſenſchaft die höchſten Ziele nicht außer Augen laſſen will, aber am meiſten, wie mir ſcheint, dem Naturforſcher. Noch Kant hat ein großartiges Beiſpiel gegeben, in welcher Weiſe beide Wiſſenſchaften, in Einer Hand vereinigt, ſich in ihrer Methode unterſtützen und fördern können, und es iſt wahrlich nicht zufällig, daß wir jenem Königsberger Denker die wichtigſten Reſultate in jeder der beiden Wiſſenſchaften verdanken.

Digitized by Google

Nach ihm aber hat ſich die Naturforſchung, man muß geſtehen, hauptſächlich durch die Schuld der ſog. Schelling-Hegel'ſchen Philoſophie mit ihrer dialektiſchen Sophiſtik, von der Philoſophie getrennt und iſt ihr immer fremder geworden, — zum großen Nachtheil Beider. Erſt neuerdings iſt das beiderſeitige Verwandtſchafts-Gefühl wieder erwacht, und wir ſehen die gegenſeitige Zuneigung im Wachſen begriffen, hauptſächlich (?) in Folge der Unterſuchungen Darwin's, welche, wenn auch ſelbſt nicht eigentlich philoſophiſcher Art, doch ſpekulative Erörterungen über dieſe Gegenſtände gebieteriſch herausforderten.*) Dies ſollten ihm auch ſeine prinzipiellen Gegner zunächſt lieber Dank wiſſen, als ſich eine voreilige Kritik einer ſo eigenthümlichen Anſchauungsweiſe, welche ihren ungeheuren Einfluß auf die geſammte Methode der Naturwiſſenſchaften immer mehr offenbart, zu geſtatten.

Hoffen wir es alſo, daß eine engere Vereinigung zwiſchen Philoſophie und Naturwiſſenſchaften, trotz der unabweisbar nothwendigen Arbeitstheilung auch auf dieſem Gebiet, doch wieder zu Stande kommt, daß die Naturwiſſenſchaften wieder, nicht nur von Einzelnen, ſondern allgemein, in wahrhaft philoſophiſcher d. h. wiſſenſchaftlicher Weiſe betrieben werden, und die Philoſophie die Reſultate der empiriſchen Forſchungen nicht außer Acht läßt. Dann wird auch die Unklarheit und das Vorurtheil verſchwinden, welches ſich mit gewiſſen überlieferten Begriffen und herkömmlichen Redensarten verknüpft.

Der Zweck dieſer Zeitſchrift verbietet es, ſpezieller auf dieſes Thema einzugehen, zu deſſen Erledigung dem Referenten vielleicht bald in anderer Weiſe Gelegenheit geboten wird. Aber die kurzen Andeutungen werden genügen, um einzelne Punkte zur Klarheit gebracht zu haben, auf welche in den Blättern des „Magazin" wiederholt hingewieſen iſt. Und ſollten wir es auch nur erreicht haben, daß der Leſer in einer ſo wichtigen Sache zu genauerem Nachdenken angeregt wird, ſo würde auch das ſchon der Mühe werth geweſen ſein! L. B. F.

Holland.

Die niederländiſchen Humaniſten.**)

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hat kein germaniſcher Staat eine ſo bedeutende Rolle, nicht bloß in der Politik, ſondern auch in der Kultur, Wiſſenſchaft und Kunſt geſpielt, als das kleine Holland. Es hat das Werk der Reformation geſichert, indem es die Macht des katholiſchen Spaniens gebrochen, und indem es das erſte Beiſpiel allgemeiner Glaubensfreiheit gab, iſt es dem übrigen Europa um Jahrhunderte vorangegangen. Es hat, ſeine Dämme durchſtechend, der Eroberungsſucht Ludwig's XIV. einen Damm entgegengeſetzt; es hat eine Zeit lang allein die Meere beherrſcht und den Weltverkehr vermittelt; es hat in Künſten und Gewerben einen hohen, in der Malerei den höchſten Rang behauptet; es war endlich die Geburtsſtätte der Philoſophie Spinoza's und die Zuflucht der freien Wiſſenſchaft. Als der Jeſuitismus die humaniſtiſchen Studien in Italien und Frankreich lähmte, fanden ſie in den Niederlanden Aufnahme und Pflege, und Holland ward, wie einſt im Alterthume Alexandrien, die Bildungsſtätte der Philologen und Schulmänner. Wer von unſeren Leſern erinnert ſich nicht aus ſeiner Schulzeit, bei der Erklärung der Klaſſiker die Namen Lipſius, Scaliger, Heinſius, Ruhnken u. A. gehört zu haben? Ein deutſcher, durch ſeine ſonſtigen Leiſtungen ſchon rühmlichſt bekannten Philologe hat es in der vorliegenden Schrift unternommen, eine Geſchichte der klaſſiſchen Philologie in den Niederlanden zu verfaſſen, ein Werk, das ſich ebenſo durch ſeine Umſicht und Gründlichkeit wie durch ſeine Unparteilichkeit empfiehlt. Materialien zu einer ſolchen Geſchichte ſind in reichem Maße vorhanden, aber an einer Verarbeitung derſelben zu einer kritiſchen Darſtellung des ganzen Entwickelungsganges der niederländiſchen Philologie hat es bisher nicht bloß in Deutſchland, ſondern ſelbſt in Holland gefehlt. Unſerem Verfaſſer kam ſowohl eine tüchtige Vorbildung, als auch der Umſtand zu ſtatten, daß ein längerer Aufenthalt in Holland ihm Gelegenheit gab, ſich mit der Sprache und den Eigenthümlichkeiten der Einwohner vertraut zu machen und manche ſchriftliche Quellen zu benutzen, die ihm das Ausland nicht bieten konnte.

Das erſte Buch handelt von den philologiſchen Studien der Niederländer. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwickelte ſich auch in Holland allmählich der Sinn für klaſſiſche Studien. Von den Italiänern angeregt, emancipirten ſich in dem nächſten Jahrhundert die Niederländer, wie die Deutſchen, von den Feſſeln der Scholaſtik und der Myſtik und von dem damit zuſammenhängenden Mönchs-Latein. Ihre Ausbildung erhielten die Niederländer anfänglich in Italien, Frankreich und Deutſchland, und ſeit dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts meiſt auf der neu geſtifteten, belgiſchen Univerſität Löwen. Unter den niederländiſchen Humaniſten war unſtreitig die hervorragendſte Perſönlichkeit Erasmus von Rotterdam, der jedoch ſeiner kosmopolitiſchen Wirkſamkeit wegen ebenſo gut, ja faſt noch mehr Deutſchland, Frankreich und England, wie ſeiner Heimat angehört. Andere niederländiſche Philologen, wie Cruquius, Torrentius, Poelman, Hadrianus Junius u. A., verfolgten dieſelbe Richtung, wie die gleichzeitigen Humaniſten in Frankreich und Deutſchland. Erſt mit der Gründung der holländiſchen Univerſität Leyden, im Jahre 1575, welcher 10 Jahre ſpäter die Univerſität Franeker und im Laufe des 17. Jahrhunderts Groningen, Utrecht und Harderwijk und die Athenäen Amſterdam und Deventer folgten, wurde Holland auf reichlich 150 Jahre der bedeutendſte, ja zeitweilig faſt der einzige Sitz der klaſſiſchen Philologie.

Italiens philologiſche Blüthe war ſchon bei Gründung der Univerſität Leyden im Abſterben; Frankreich erhielt durch die neue Richtung in der Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft unter Ludwig XIV. einen ganz verſchiedenen Impuls des geiſtigen Lebens; Deutſchland hatte durch den dreißigjährigen Krieg einen geiſtigen Schiffbruch gelitten, von dem es ſich erſt ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts gründlich erholt hat, und in England war das vielbewegte 17. Jahrhundert mit ſeiner Revolution und ſeinem Bürgerkriege der Entwickelung der philologiſchen Wiſſenſchaft ebenfalls nicht günſtig. Holland dagegen befand ſich ſeit der Abwerfung des ſpaniſchen Joches bis zum Utrechter Frieden auf dem Höhepunkte ſeines Glückes, und als ſeine politiſche

*) Auch wir ſind der Anſicht, daß gerade die Naturforſchung wieder zur Erkenntniß des Geiſtes geführt, und zwar durch die Entdeckung des Einheitsgeſetzes in der telluriſchen, wie in der kosmiſchen Natur, und wenn an dieſer Entdeckung auch Darwin ſeinen Antheil hat, ſo iſt er es doch nicht hauptſächlich, dem wir ſie verdanken. D. R.

**) Geſchichte der klaſſiſchen Philologie in den Niederlanden. Von Lucian Müller. Mit einem Anhang: über die lateiniſche Verſification der Niederländer. Leipzig, B. G. Teubner, 1869.

Digitized by Google

Macht verloren ging, ſicherten wenigſtens die aufgethürmten Reichthümer der Vorfahren den Epigonen eine behagliche Exiſtenz. Dazu kam die freie Bewegung der verſchiedenſten Wiſſenſchaften, die liberale Aufnahme einer großen Zahl ausgezeichneter Männer, welche die Unduldſamkeit aus ihrer Heimat vertrieben hatte, und der Zufluß von jungen Leuten aus allen Ländern, welche das Verlangen nach höherer Bildung nach Holland zog.

Leyden war die einzige Univerſität in Holland, welche ſelbſtändige und dauernde philologiſche Schulen gebildet hat, wenn es auch den anderen Hochſchulen, beſonders Utrecht und dem Athenäum von Amſterdam, nicht an einzelnen berühmten Männern gefehlt hat. Durch Juſtus Lipſius, die erſte allgemein anerkannte Celebrität der neugeſtifteten Univerſität Leyden (Prof. von 1578—1591), und ſeine Schüler und Nachfolger Joſeph Scaliger, Daniel Heinſius, Gerard Joh. Voß erhielten die philologiſchen Studien in Leyden im Allgemeinen die Richtung, die ihnen bis auf Hemſterhuis geblieben iſt: die vorzugsweiſe Berückſichtigung der römiſchen Autoren und der römiſchen Antiquitäten. Das Regelrechte, Conſequente und Uniforme der Sprache und der Literatur der Römer behagte dem nationalen Charakter der Niederländer mehr, als die Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Griechen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts trat eine gewiſſe Erſchlaffung ein; bald aber erhielten die lateiniſchen Studien einen neuen Aufſchwung durch den Hamburger Philologen Joh. Friedr. Gronov, der 1658 von Deventer nach Leyden berufen worden war. War Gronov Muſter in der Behandlung der lateiniſchen Proſaiker, ſo erweckten die glänzenden Leiſtungen ſeines Freundes Nicolaus Heinſius neue Begeiſterung für die lateiniſchen Dichter. Mit Franz van Oudendorp (ſt. 1761), dem Erklärer des Cäſar, Sueton und Apulejus, ſchließt die Reihe der Latiniſten der alten Leydener Schule. Die Hauptvertreter der griechiſchen Philologie in Leyden waren Tiberius Hemſterhuis (1717—1740 Prof. in Franeker, 1740—1765 in Leyden, ſt. 1766), der Bewunderer des großen engliſchen Philologen Bentley, und ſeine Schüler Ruhnken (1757—1798 Prof. in Leyden) und Walkenaer (ſeit 1741 Prof. in Franeker, ſeit 1766 in Leyden, ſt. 1785). Dieſes Triumvirat hat ſich durch methodiſche, auf tiefe Sprachſtudien geſtützte Emendationen der ſo lange vernachläſſigten griechiſchen Texte bleibende Verdienſte erworben; ſie waren die Vorläufer der großen deutſchen Philologen Heyne, Wolf, Jacobs, Hermann, Böckh, Thierſch, Welcker u. A. Der Schüler und Nachfolger Ruhnken's war der Schweizer Daniel Wyttenbach (1799—1817 Prof. in Leyden, ſt. 1820). Die ſtrenge grammatiſche und kritiſche Methode Ruhnken's und Walkenaer's macht bei ihm einer gewiſſen äſthetiſirenden Art, die er ſeinem Lehrmeiſter Heyne in Göttingen verdankte, und einem zwar graziöſen und eleganten, aber doch oberflächlichen und über die wirklichen Schwierigkeiten hingleitenden Commentiren Platz. Wyttenbach's Schüler Bake (1815—1857 Prof. in Leyden, ſt. 1864), anfänglich den Grundſätzen ſeines Lehrers treu, kehrte ſpäter zu der ſtrengeren Schule Ruhnken's und Valkenaer's zurück. Dieſes kritiſche Element erhielt noch eine beträchtliche Verſtärkung durch Hofman Peerlkamp (1822—1848 Prof. in Leyden, ſt. 1865). An Bake's Stelle trat Hulleman, der 1862 ſtarb, und an die Peerlkamp's Cobet, der jetzt noch wirkt und deſſen Anregung es vorzüglich zu danken iſt, daß die klaſſiſchen Studien in den Niederlanden nicht gänzlich ausgeſtorben ſind.

Die Urſachen, welche die Abnahme der klaſſiſchen Studien in Holland herbeigeführt haben, ſind die nämlichen wie in Deutſchland und überall ſonſt: der mächtige Aufſchwung der ſogenannten exacten Wiſſenſchaften, die Präponderanz der materiellen Intereſſen und die Gleichgiltigkeit, die an die Stelle der früheren Bewunderung für die antiken Autoren getreten iſt. In Holland kommt noch dazu, daß es dort von jeher an Vermittlern, welche den Geiſt der Klaſſiker dem größeren Publikum zuführen, gefehlt hat. Endlich liegt das Zurückgehen der klaſſiſchen Studien in der Verfaſſung der Gymnaſien und Univerſitäten, bei deren Umgeſtaltung vor 50 Jahren mehr der Gewohnheit früherer Jahrhunderte, als den Forderungen der Neuzeit Rechnung getragen worden iſt.

Von dem gegenwärtigen Betrieb der klaſſiſchen Studien auf den holländiſchen Gymnaſien und Univerſitäten handelt das zweite Buch. Der Verfaſſer kennt die Mängel aus eigener Anſchauung und hat um ſo weniger Grund, ſie zu verhehlen, als die Niederländer ſelbſt die Gebrechen eingeſtehen und erkennen, daß eine gründliche Verbeſſerung der höheren Lehranſtalten ſich an die Muſter Deutſchlands anſchließen müſſe, natürlich mit Schonung theils berechtigter, theils ſchwer zu beſeitigender nationaler Eigenthümlichkeiten und mit Vermeidung derjenigen Mängel, die auch unſeren Einrichtungen anhaften. In welcher Weiſe die Niederländer von Deutſchland zu profitiren haben, können ſie am beſten aus der zweiten der „Hiſtoriſchen Skizzen" (Haag 1860) ihres greiſen Staatsmannes und Gelehrten Thorbecke lernen.

In einem Anhange giebt der Verfaſſer eine freilich nur philologiſche Leſer intereſſirende Geſchichte der lateiniſchen Verſification der Niederländer. E. M.

Italien.

Kaiſer Diocletian und das Chriſtenthum.*)

Die römiſche Kaiſergeſchichte hat in der neueſten Zeit mehrere tüchtige Bearbeiter gefunden; wir ſelbſt haben im „Magazin" von den Leiſtungen einiger derſelben berichtet. Jetzt liegt uns eine werthvolle Monographie über den Kaiſer Diocletian und ſeine Zeit vor, deren Verfaſſer es ſich zur Aufgabe gemacht hat, die Bedeutung eines Mannes nachzuweiſen, der, gleich Auguſtus mit einer gewaltigen organiſatoriſchen Kraft begabt, eine ganze geſchichtliche Entwickelung abgeſchloſſen und eine neue Epoche der Kaiſergeſchichte eröffnet hat und der zugleich als eine tragiſche Geſtalt das höchſte geſchichtliche Intereſſe erregt, weil er im Kampfe für die altehrwürdige Staatsordnung gegen die ſiegreiche Macht einer neuen Weltordnung untergegangen iſt. Der Verf. hat nicht blos die älteren und neueren Geſchichtſchreiber, ſondern auch das reichhaltige Quellenmaterial über dieſe Periode, das in der jüngſten Zeit beſonders durch Th. Mommſen zu Tage gefördert worden iſt, benutzt und ſeinen Stoff zu einer durch beſonnenes Urtheil und gefällige Darſtellung anziehenden Schrift verarbeitet.

Den Grundgedanken in der Politik Diocletian's findet unſer Verfaſſer in der endlichen Aufhebung alles republikaniſchen Scheinweſens, des Erbtheils vom erſten Auguſtus, in der Ausrottung der Soldatenherrſchaft und in der offenkundigen Aufrichtung der abſoluten Monarchie. Um ſeinen Plänen einen

*) Kaiſer Diocletian und ſeine Zeit. Von Theodor Preuß, Oberlehrer zu Inſterburg. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Digitized by Google

dauernden Beſtand zu geben, erfand Diocletian eine ſeltſame Regierungs- und Succeſſions-Ordnung in der collegialiſchen Kaiſergewalt von zwei Auguſten mit ihren Cäſaren, die ſich durch Cooptation ergänzten. Ein ſolches Wahlregiment konnte nur ſo lange beſtehen, als ein Mann wie Diocletian ſeine mächtige Hand darüber hielt. Mit dem Verfall dieſer Inſtitution war jedoch nicht auch der Untergang der anderen Einrichtungen des Kaiſers verbunden, vielmehr erhielten ſie durch Conſtantin den Großen ihre Befeſtigung und überdauerten ihren Urheber Jahrhunderte.

Die Chriſtenverfolgung hat dem Diocletian den Fluch der ſiegenden Kirche und den tragiſchen Ruhm des Widerſtandes gegen die geſchichtliche Nothwendigkeit zugezogen. Er war zu religiös oder zu conſervativ, zu feſt und zu tief mit dem ganzen heidniſchen Glauben und Aberglauben verwachſen, als daß er ein Conſtantin hätte ſein können, zu wenig berührt von der modern-heidniſchen Aufklärung, um wie dieſer in einem unklaren Monotheismus den Uebergang zum Chriſtengotte zu finden. In den erſten achtzehn Jahren ſeiner Regierung blieben die Chriſten nicht nur unangefochten, ſondern der Kaiſer ſchien ihnen ſogar geneigt; hohe Hofbeamte waren Chriſten, und ſelbſt Priſca, die Gemahlin des Kaiſers, und ſeine Tochter Valeria waren dem chriſtlichen Glauben eifrig zugethan und enthielten ſich des offenen Bekenntniſſes nur aus Rückſicht für ihren Rang. Dieſe äußere Gunſt trug nicht wenig zur Ausbreitung des Chriſtenthums bei; aber mit der wachſenden Zahl und Macht der Chriſten wuchs auch der innere Hader und die äußere Verachtung des Heidenthums und ſeines Vertreters, des Kaiſers. Die chriſtliche Kirche war ein Staat in und neben dem weltlichen Staate. Selbſt die militäriſche Disciplin war bedroht, indem chriſtliche Rekruten, nicht zufrieden mit der Erlaubniß, von den Opfern fern zu bleiben, geradezu den Dienſt und den Fahneneid verweigerten.

Ohne alle Verſchwörung, ohne offene Gewalt unterhöhlte die neue Religion den alten Staat, der ſich auf den römiſchen Götterdienſt gegründet wußte, und drohte ihn von innen heraus zu zerſtören. Es blieb daher nur die Wahl: entweder mußte der Kaiſer und die Regierung chriſtlich werden, oder man mußte ſich entſchließen, die Kirche zu bekämpfen. Der Kaiſer entſchloß ſich nach langem Schwanken für das Letztere, als er bei ſeinem Aufenthalt im Orient ſelbſt Gelegenheit hatte, den Fanatismus und die Widerſetzlichkeit der Chriſten kennen zu lernen. Auch fehlte es nicht an Agitationen heidniſcher Höflinge und Prieſter, vor Allen aber war es der Cäſar Galerius, der zur durchgreifenden Strenge rieth. Der Kaiſer hob endlich das Toleranzedikt auf, im Jahre 303, gebot aber ausdrücklich, die Gewaltmaßregeln gegen die Chriſten ohne Blutvergießen durchzuführen. Allein dieſes Gebot ließ ſich von Anfang an nicht durchſetzen, theils wegen der Haltung der Chriſten, welche nicht überall geduldige Ergebung bewieſen, theils wegen der Befliſſenheit der heidniſchen Beamten, die ihren Eifer beweiſen oder ihren Haß ſättigen wollten. Die kaiſerliche Autorität kam in Frage, für Diocletian das oberſte Geſetz. So wurden die letzten beiden Jahre ſeiner Regierung mit Greueln erfüllt und die Erinnerung an ſeine früheren Verdienſte in Blut ertränkt. Doch war die Zahl der für den Glauben Getödteten, ſo lange Diocletian an der Spitze der Regierung ſtand, beſchränkt, die Härte der Verfolgung verſchärfte ſich, ſeitdem Galerius und nach ihm Maximus ſelbſtändig im Oſten regierten. Das meiſte Blut floß im öſtlichen Reiche, weil ſich die Orientalen ebenſo rückſichtslos von ihrer Leidenſchaftlichkeit hinreißen ließen, wie ſpäter in den inneren Streitigkeiten der kirchlichen Sekten. Die Chriſten des Abendlandes ſetzten den Verfolgungen mehr einen paſſiven Widerſtand entgegen und hatten deshalb weniger zu leiden. Diocletian lebte noch lange genug, um die Verkündigung allgemeiner Toleranz und die Ohnmacht der alten Götter vor Augen zu ſehen und unter dem lauten Triumph der chriſtlichen Kirche zu ſterben.

Zu der Thronentſagung entſchloß ſich Diocletian, weil er mit den leiblichen Kräften auch die geiſtigen abnehmen fühlte. Der Gedanke war ſo neu in der römiſchen Welt und ſo unerwartet bei einem erſt neunundfünfzigjährigen Manne, daß man außer ſeiner Krankheit noch geheime Beweggründe vermuthete. Man ſagt von dem Kaiſer Karl V., er habe ſich an das Beiſpiel Diocletian's erinnert, als er faſt in gleichem Alter den nämlichen Entſchluß faßte. Beide Kaiſer waren früh gealtert; doch iſt zwiſchen ihnen ein weſentlicher Unterſchied. Ganz nahe ſeinem Ziele, ſeinen Begriff eines römiſch-gläubigen Kaiſerthums zu verwirklichen, ſah Karl plötzlich ſeine Pläne unwiederbringlich ſcheitern. Er entſagte der Macht, da ſie ihm zur Ausführung ſeiner Gedanken nicht mehr dienen konnte. Diocletian dagegen ſah ſein Werk für vollendet an, als er ſatt an Glück vom Throne ſtieg, den allmächtigen Schickſalsgöttinnen gehorchend, und die Enttäuſchung folgte nach. Der kluge Fürſt, der in ſtaatlicher Hinſicht die Forderungen ſeiner Zeit ſo klar erfaßte, hat die tiefere Bewegung, die religiöſe Stimmung ſeiner Zeit nicht verſtanden. Das iſt ſeine geſchichtliche Verſchuldung und er hat ſie gebüßt. Er und ſein Haus wurden verworfen und ein Anderer erwählt, ſein Werk zu vollenden. E. M.

Afrika.

Feldzüge der Civiliſation in Central-Afrika.

Sir Samuel Baker und der Vicekönig von Aegypten. Baron C. von der Decken.

Während wir uns in Europa fortdauernd von einem Kriege der Ruhmſucht gegen die Civiliſation bedroht glauben, rüſtet ein Engländer mit Hilfe der nicht ſehr civiliſirten ägyptiſchen Regierung einen romantiſchen Kriegszug der Menſchlichkeit und des Friedens gegen die Barbarei aus. Dieſe Expedition Sir Samuel Baker's, des berühmten Nilquellen-Entdeckers, gegen den Sklavenhandel am Weißen Nil und für Eröffnung ehrlichen Handels und Wandels in den betreffenden Gegenden, gehört, der Idee und Abſicht nach, zu den erfreulichſten Erſcheinungen engliſchen Unternehmungsgeiſtes und verdient deshalb um ſo mehr allgemeine Aufmerkſamkeit, als ſie, in Verbindung mit dem ſeiner Vollendung nahenden Suez-Kanal, der ganzen gebildeten Welt Ausſicht auf materiellen und moraliſchen Gewinn giebt: Jede neue Schwinge des Welthandels kommt bei dem bereits wirklichen Kosmopolitismus des Verkehrs und Handels der ganzen Welt als Schwungkraft zu Gute und hilft an der allgemeinen Entwaffnung arbeiten.

Baker hat ſich eine edle, obwohl ungemein ſchwierige und großartige Aufgabe geſtellt. Er geſteht in ſeinem berühmten Reiſe- und Entdeckungswerke ſelbſt, daß er in Aegypten niemals einem Beamten begegnet ſei, der den Sklavenhandel nicht für eine ebenſo nothwendige als wohlthätige Inſtitution gehalten habe. Um ſo überraſchender iſt der Erfolg, mit welchem er ſeine

Digitized by Google

Idee dem Vicekönig als eine Pflicht und Wohlthat für das Land entwickelte und zwar in dem Grade, daß der Beherrſcher Aegyptens ſich ſofort erbot, alle Koſten dieſes großartigen Unternehmens ſelbſt zu übernehmen. Worin beſteht es? Baker hat unbeſchränkte Vollmacht, das ganze Land vom Gondokoro aus unter 4° 55′ nördlicher Breite bis an das ſüdliche Ende des Albert Nyanza-Sees im Namen des Vicekönigs in Beſitz zu nehmen, die darin wohnenden dünn verſtreuten, nomadiſchen und räuberiſchen, hauptſächlich vom Sklavenhandel lebenden Volksſtämme zu civiliſiren und für friedlichen Verkehr zu gewinnen. Dazu will der Vicekönig ſo viel Truppen, Boote und Dampfer liefern, als Baker nur immer für nothwendig halten mag. Letzterer übernimmt dafür keine andere Verpflichtung, als im Namen der ägyptiſchen Regierung zu handeln. Bei der Ausführung ſeines Planes ſelbſt iſt er abſoluter Diktator, ſowie auch die zu unterjochenden Völker ihn als Alleinherrſcher anerkennen ſollen.

Nun die Ausführung.

Mittelpunkt dieſes Sklavenhandels iſt Chartum am Zuſammenfluß der beiden großen Nilarme in Oberägypten. Von hier aus will Baker weiter nilaufwärts vordringen und feſte Stationen theils für militäriſche, theils für Handelszwecke und zur Unterdrückung der mit Sklaven handelnden Karavanen gründen. Chartum ſelbſt ſoll der neue Brennpunkt für dieſe civiliſatoriſche Eroberung werden.

Die nächſte Station und das Haupt-Depot für die folgenden ſoll oberhalb Gondokoros, etwa 150 geographiſche Meilen von Chartum, angelegt werden. Von hier aus bis herauf zum Nyanza-See am Weißen Nil entlang und auch in das Land hinein will er kleinere Stationen, je achtzig engliſche Meilen von einander, anlegen. Dieſe Stationen kommen unter die Verwaltung von Agenten, nach Art der Hudſons-Bay-Compagnie. Sie werden alſo mit allerhand Waaren und Tauſchmitteln für die Produkte der Umwohner, Elfenbein, Wachs, Honig, Häute u. ſ. w. und zugleich mit Schutztruppen für ihren Handel verſehen werden. Bis nach Gondokoro hinauf iſt der Nil für Dampfer zugänglich, und etwas oberhalb des letzten Katarakts, 3° 32′ n. Br. bei der Hauptſtation, wird der Fluß etwa 100 engliſche Meilen lang bis in den Albert Nyanza-See hinein wieder ſchiffbar. Die Dampfer dazu werden ſo ſtückweiſe von Stahl geſchmiedet, daß ſie zu Lande transportirt und dann erſt an Ort und Stelle zuſammengeſchraubt werden können. Jeder dieſer Stahldampfer iſt auf 150 Tonnen angelegt. Dazu kommen Sicherheitsboote von Stahl und andere Fahrzeuge, in welchen Baker ſpäter die noch unbekannten Geſtade ſelbſt durch militäriſch-kaufmänniſche Niederlaſſungen ſichern und civiliſiren will, um dann ſeine Fahrzeuge wieder auseinandernehmen und über die Landenge, welche den Albert von dem Victoria Nyanza-See trennt, transportiren zu laſſen und letzteren See in ähnlicher Weiſe zu erforſchen und für die Civiliſation zu erobern.

Klingt das nicht Alles ebenſo nüchtern geſchäftsmäßig als wildromantiſch? Jahrtauſende lang hat man geſtrebt, die geheimnißvollen Nilquellen zu entdecken und die Möglichkeit dazu immer wieder in Verzweiflung aufgegeben. Jetzt nun ſollen auf einmal die ſchwarzen, zum Theil beſtialiſchen Menſchen und Könige, welche an deren Geſtaden wohnen und uns ebenſo unzugänglich waren, wie etwa der Mann im Monde, mit den vollkommenſten Baukunſtwerken der Dampfſchiffahrt und allen möglichen verlockenden Erzeugniſſen unſerer Induſtrie überraſcht werden. Die Nilquellen und ihre Bewohner können dann wohl bald viel ſchneller und billiger auf Beſuche von Europa rechnen, als wir vor etwa einem halben Jahrhundert von Berlin nach Moskau reiſen konnten. Baker giebt ſich wenigſtens der Hoffnung hin, daß er durch die angedeuteten Mittel alle die betreffenden Ländereien der ägyptiſchen Regierung unterwerfen, den Sklavenhandel ausrotten und dafür ordentlichen Verkehr, Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, Frieden und Civiliſation ſäen, pflanzen und ärndten könne. Die Häuptlinge der verſchiedenen Stämme ſollen Vaſallen des ägyptiſchen Herrſchers und verpflichtet werden, beſtimmte Strecken Landes durch Saaten und Ackerbauwerkzeuge aus Europa in Kultur zu bringen und darin zu erhalten, wofür ihnen Schutz und Sicherheit durch die militäriſchen Stationen verbürgt wird. Als Lohn dafür ſollen ſie Steuern in Naturallieferungen leiſten, wodurch zugleich ein ehrlicher Tauſchhandel begünſtigt werden mag.

Das iſt eine große, civiliſatoriſche Idee, deren Ausführbarkeit allerdings zur Kritik auffordert. Aber wir wollen nicht auf gewöhnliche, wohlfeile Weiſe ſagen, daß ſie aus Luftſchlöſſern beſtehe. Allerdings müſſen wir vorausſetzen, daß die ägyptiſche Regierung, die in ähnlichen Fällen nicht ſelten ſchon wortbrüchig ward, es diesmal ernſtlich und ehrlich meine und Baker's Kraft und Geſundheit zur Ausführung hinreiche. Er allein iſt die Perſönlichkeit und die Seele des großartigen Unternehmens. Endlich können wir ſogar, ſelbſt wenn dieſer ganze Eroberungszug für die Civiliſation im Weſentlichen ſcheitern ſollte, noch auf erſprießliche Folgen für die Zukunft, für die Natur- und Völkerkunde, für ein durch Schaden klug gewordenes, beſſeres Unternehmen dieſer Art rechnen. Ohne alle Rückſicht auf praktiſchen Erfolg, verdient es jetzt ſchon in der ganzen civiliſirten Welt die aufrichtigſte Anerkennung, weil ein edler, menſchenfreundlicher Gedanke zu Grunde liegt und ein kosmopolitiſcher Held wiſſenſchaftlicher Entdeckung und Forſchung mit aller Aufopferung begeiſterten Willens an deſſen Ausführung arbeitet. Die Früchte ſolcher geiſtigen Saaten kamen ſchon ziemlich oft auch dem wirklichen Wohl der Menſchen zu Gute.

Wir Deutſche ſind ohnehin ziemlich reich an Helden und Märtyrern afrikaniſcher Forſchung und civiliſatoriſcher Eroberung Tauſender von Geviertmeilen unbekannten und verſchloſſenen Landes und faſt unzähliger Staaten und Völker dieſes älteſten und wieder neueſten Erdtheiles. Und dieſe Baker'ſche Expedition hat für die Welt und beſonders für Deutſchland ein ganz ſpezielles Intereſſe, weil dadurch die Forſchungen und Pionierarbeiten unſerer Landsleute ergänzt und gleichſam kosmopolitiſch in Zuſammenhang gebracht werden.

So weit auch die Linien der Entdeckungsreiſen unſerer geographiſchen Helden und Märtyrer, Rebmann und Krapf, Barth und Overweg, Vogel, v. Beurmann, Munzinger und Rohlfs, Heuglin, Brehm, Schweinfurth u. A. in der afrikaniſchen Welt zu reichen ſcheinen, fehlen doch hier und da noch, wenn auch verhältnißmäßig unbedeutende, Verbindungsglieder, welche nicht ſelten ſchon durch engliſche Reiſende vervollſtändigt ſind oder eben werden. Die in Angriff genommene Baker'ſche Expedition giebt nun gerade Ausſicht auf Ergänzung der Heldenarbeiten und des Märtyrerthums eines der eifrigſten, edelſten und unglücklichſten deutſchen Afrikaforſcher, des Barons Klaus v. der Decken. Wir lernen erſt jetzt ordentlich würdigen, was dieſer hannoverſche Edelmann für die welthiſtoriſche Aufgabe wiſſenſchaftlicher und praktiſcher Aufſchließung Afrikas leiſtete und litt, ſeitdem durch Vereinigung der edelſten Kräfte von geiſtigen und Geldmitteln die Früchte ſeiner Forſchungen der Welt durch ein wahres Prachtwerk zugänglich gemacht werden. Bis jetzt iſt nur der erſte Band erſchienen, aber dieſer enthält ſchon einen ſo überraſchenden Reich-

Digitized by Google

thum von Schätzen und zugleich die beſte Bürgſchaft für ein glänzendes Gedeihen des ganzen Werkes, daß wir mit wahrhafter Freude und mit gerechtem Stolze darauf aufmerkſam machen.

„Baron Klaus v. d. Decken's Reiſen in Oſtafrika in den Jahren 1859 bis 1861, bearbeitet von Otto Kerſten, früherem Mitgliede der v. d. Decken'ſchen Expedition, mit einem Vorworte von Dr. A. Petermann" *), enthält in dem prachtvoll ausgeſtatteten Bande höchſt maleriſche, farbenbunte und zugleich ſtreng naturwiſſenſchaftliche Schilderungen — eine ſeltene Vereinigung dieſer beiden Vorzüge in Reiſewerken — von der Inſel Sanſibar, ſowie Reiſen nach dem Niaſſa-See und dem Schneeberge Kilimandſcharo, dieſem Alpen-Rieſen unter den Tropen. Der Text iſt durch dreizehn Tafeln, fünfundzwanzig eingedruckte Holzſchnitte und drei Karten erläutert. Die Tafeln allein ſchon ſind als photographiſche oder farbengedruckte Abbildungen Meiſterwerke verſchiedener berühmter typographiſcher Anſtalten. Die Darſtellung, ſowie die ganze Durchführung des Planes hat durch die vollſtändige Ueberarbeitung des Textes von A. E. Brehm, deſſen durchſichtigen, echt deutſchen Stil wir aus ſeinen Schilderungen des Thierlebens bewundern und lieben gelernt haben, ſo weſentlich gewonnen, daß wir auf die unterhaltendſte Weiſe auch durch die ſtreng wiſſenſchaftlichen Schwierigkeiten und Belehrungen hindurchkommen. Die Pracht und Gediegenheit des Werkes verpflichtet die ganze wiſſenſchaftliche Welt zur Dankbarkeit gegen die Familie von der Decken's.

Der am 16. Juni 1867 verſtorbene Bruder unſeres Helden und Märtyrers, Herr Julius von der Decken, begründete mit ſeinen Mitteln die prachtvolle Herausgabe des Werkes, worauf die Mutter beider Brüder, Fürſtin Adelheid v. Pleß, das Vermächtniß ihrer Söhne übernahm und trotz unſäglicher Leiden mit Aufopferung und Begeiſterung bis zu ihrem Tode weiter führte. Ihr ward vor ihrem Ende noch die Freude, daß die Kronprinzeſſin von Preußen die Widmung des Werkes annahm. Die Hinterbliebenen haben es nun mit derſelben Begeiſterung und Aufopferung übernommen, das ebenſo prachtvoll als gediegen angefangene Werk nach dieſem Muſter durchführen zu laſſen, ohne dabei auf einen andern Erfolg zu rechnen, als Förderung der Wiſſenſchaft. Sie haben nämlich den Ertrag des Werkes dazu beſtimmt, eine Stiftung zur Förderung der Erdkunde zu bilden.

Wir ſehen, daß ſich viele edle und tüchtige Kräfte daran betheiligt haben, und können deshalb wohl auch hoffen, daß begüterte, gebildete Männer und Frauen dieſe glänzende Erſcheinung der Literatur um ſo lieber begünſtigen werden, als ſie dadurch zugleich zur Förderung eines ſchönen, praktiſchen Planes beitragen können.

Die Forſchungen in Afrika haben jedenfalls noch eine große Zukunft, namentlich jetzt, da die bald durchſtochene Landenge von Suez die Handels- und Civiliſationswege in dieſe ſo lange verſchloſſenen oder unbekannten und auf die mannigfaltigſte Weiſe geſegneten Gegenden ſehr erleichtern und beſchleunigen wird. Sanſibar, die glänzendſte Perle unſeres Buches und jenes Theiles von Oſtafrika, ſetzt ſchon jetzt im Welthandel einen jährlichen Werth von zehn Millionen Thalern um. Und wie wunderbar, mannigfaltig und beinahe romanhaft wandern vor unſeren Blicken die Gebilde der Natur, des Thier- und Menſchenlebens vorüber! In der Tiefe des Meeres haben unſere Forſcher nicht weniger als 428 verſchiedene, zum Theil ganz neue Arten von Fiſchen entdeckt. Kurz, wir erhalten in dieſem Werke ein überaus lebensvolles Gemälde der fünfjährigen Reiſen v. d. Decken's, des oſtafrikaniſchen Feſtlandes und der benachbarten Inſelgruppen vom Schneeberg Kilimandſcharo bis Madagaskar.

Das Buch iſt ebenſo unterhaltend als belehrend und regt hoffentlich auch zu weiterer Forſchung, ſowie zu praktiſchen Unternehmungen der Spekulation, zu Handel, Wandel und Auswanderung an. Gelingt dann auch das großartige Unternehmen Baker's, ſo können wir bald auf eine tauſendmeilige neue Linie und Richtung der ganzen Weltkultur hoffen. H. B.

*) Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'ſche Verlagshandlung.

Oceanien.

Die engliſchen Staatenbildungen im Stillen Meere.

II.

Auſtraliens Kolonialwelt.

Von großem Intereſſe für die Machtſtellung Englands iſt das Kapitel in Dilke's Greater Britain, welches von den Kolonien handelt: „Wenn ein Brite", heißt es da, „eine Revue der Kolonieen hält, findet er viel Grund zur Ueberraſchung in der einſeitigen Natur der Verbindung (partnership), welche zwiſchen der Mutter und ihren Tochterländern exiſtirt. Kein vernünftiges Motiv zeigt ſich, nach welchem unſere Handwerker und Kaufleute beſteuert werden ſollen, um Bevölkerungen zu unterſtützen, die weit reicher als unſere eigenen ſind und die nicht, wie wir, Millionen von Armen zu unterſtützen haben. Gegenwärtig beſteuern wir unſere niedrigſten Volksklaſſen, ſchwächen unſere Vertheidigungsmittel, zerſtreuen unſere Truppen und Flotten und ſetzen uns ſolchen Paniken aus, wie die von 1853 und 1859, um auſtraliſche Goldgräber und kanadiſche Farmer gegen eingebildete Gefahren zu beſchützen. Es ſteckt etwas Lächerliches in der Idee, ein Kirchſpiel wie St. Giles (London) mit Abgaben für die Unterſtützung von Melbourne zu belaſten und in Dorſetſhire Ackerknechte die Ausgaben für die Vertheidigung neuſeeländiſcher Koloniſten in Maorikriegen tragen zu laſſen (dies Syſtem beginnt allerdings unter dem Miniſterium Gladſtone ſeinem Ende entgegenzugehen. Ref.). Es iſt möglich, daß in Britannien unter den weniger gebildeten Klaſſen des Gemeinweſens die Meinung Platz greift, die kolonialen Ausgaben wären raſch im Abnehmen, wenn ſie nicht gar ſchon gänzlich verſchwunden ſind; in Wirklichkeit ſind ſie aber in den letzten Jahren beſtändig und ununterbrochen im Wachſen geweſen. So lange wir ſolche propugnacula wie Gibraltar (bekanntlich war vor wenigen Monaten ein heftiger Federſtreit zwiſchen engliſchen Generalen und Admiralen über die Rückgabe deſſelben an Spanien in der „Times" zu leſen, und iſt die Frage auch in der Schwebe geblieben. Ref.), Malta und Bermuda (hier ſind die Feſtungswerke erſt neuerdings beträchtlich verſtärkt. Ref.) zu behaupten geſonnen ſind, müſſen wir in runder Münze für ſie zahlen, ebenſo wie auch für ſolche koſtſpielige Luxusdinge wie unſere Niederlaſſungen an der Goldküſte zur Unterdrückung des Sklavenhandels; wenn wir aber den Ausdruck „Kolonieen" auf engliſch redende, von Weißen bewohnte und mit selfgovernment ausgeſtattete Länder beſchränken, und einerſeits ſolche Garniſonen wie Gibraltar ausſchließen, andererſeits ſolche reine Dependenzen, wie die weſtindiſchen und Ceylon, ſo finden wir, daß unſere wirklichen Kolonieen in Nordamerika, Auſtralien, Polyneſien und Südafrika (über die letzteren berichtet D.'s Buch nichts Selbſterlebtes)

Digitized by Google

uns eine Belaſtung von nominell jährlich faſt 2 Mill. Pfd. St., reell aber — eine ungenannte Ausgabe auferlegen..... Kein Grund, den man angiebt für unſere Ausgabe von Millionen zur Vertheidigung Kanadas gegen die Amerikaner oder zur Unterſtützung der neuſeeländiſchen Koloniſten gegen die Maoris, kann ebenſowohl vorgebracht werden, um die Verpflichtung der Kolonieen darzuthun, uns in einem europäiſchen Kriege mit Frankreich zu helfen, vorausgeſetzt, daß ihren Repräſentanten ein Antheil an der Kontrole über die allgemeinen Reichsangelegenheiten gegeben wird. Die Thatſache, daß Britannien ſeinen Antheil oder vielmehr den ganzen Betrag der Koſten der Maori-Kriege bezahlte, würde für den Auſtralier kein Argument zur Beiſteuer, ſondern nur ein neuer Beweis für unſere außerordentliche Thorheit ſein." In Bezug auf Auſtralien ſind die britiſchen Soldaten zwecklos. Die Koloniſten lieben zwar die Schauſtellung der rothen Röcke, und die militäriſchen Pflichten derſelben beſtehen theilweiſe aus Ehrenwachen und Polizeidienſten, aber die Koloniſten wiſſen ſelbſt ſehr wohl, daß dieſe Truppen in Kriegszeiten ſofort zurückgezogen werden würden. Sie, die Koloniſten, ſetzen ihr ganzes Vertrauen auf ihre „Volunteers" und die Kolonial-Flotte.

Wenn man mit einem intelligenten Auſtralier ſpricht, ſo ſieht man immer, daß er fürchtet, eine Trennung vom Mutterlande würde als Entſchuldigungsgrund für die Ausrüſtung einer großen und koſtbaren auſtraliſchen Flotte dienen müſſen — die dann ebenſo wenig wie jetzt nothwendig ſein würde — und daß, wie er auch reden mag, er ſich dazu noch eher als zu einer Trennung von England entſchließen, wenigſtens aber ſeine Schuldigkeit für das Mutterland thun würde. Die Furcht vor einer fremden Eroberung der auſtraliſchen Kolonieen, wenn wir ſie ſich ſelbſt überließen, iſt geradezu lächerlich. Es genügt vielleicht, daran zu erinnern, daß die alten amerikaniſchen Kolonieen, zu einer Zeit, in der ſie nur anderthalb Millionen Einwohner hatten, ſich erfolgreich gegen die damals großmächtigen Franzoſen vertheidigten, und daß es bis jetzt kein Beiſpiel davon giebt, daß eine ſich ſelbſt beſchützende engliſche Kolonie von Fremden erobert iſt.... „Das gegenwärtige Syſtem ſchwächt uns und ſie (die Kolonieen)", meint Dilke, „uns durch Steuern und den Abzug von Mannſchaften und Schiffen, die Kolonieen, indem es ſie an der Entwickelung jenes Selbſtvertrauens hindert, das für den Ausbau der Größe einer Nation nothwendig iſt. Die erfolgreiche Beſiegung von Schwierigkeiten iſt der charakteriſtiſche Zug der engliſchen Nationalität, und man kann von keiner Nation, die niemals ſolchen Schwierigkeiten getrotzt hat, erwarten, daß ſie jemals eine große werden wird. Kurzum, wie jetzt die Dinge liegen, ſind die Kolonieen für uns eine Quelle militäriſcher Schwäche, und unſer ‚Schutz' iſt für die Koloniſten eine Quelle der Gefahr."

Die verſchiedenen Einflüſſe des Klimas in den einzelnen auſtraliſchen Kolonieen und in Neuſeeland lieſt man deutlich aus den ethnographiſchen Schilderungen heraus, die D. giebt: Das Zutreffende der Bezeichnung „Bohnenſtange" für die in Auſtralien geborenen Burſchen ſah man in Sidney beim erſten Blick auf ihre Länge und ſchlanke Geſtalt; ſie ſind ſehr lebhaft und geſund, es fehlt ihnen aber an Kraft und Gewicht. Die Mädchen ſind ebenſo zart und ſchmächtig, feingliederig, doch geſund. Erwachſene Männer, welche als Jungen nach Neuſeeland auswanderten und dort zehn Jahre lebten, viel Fleiſch genießend und ihre Tage in der freien Luft verbringend, beſtändig im Sattel, ſind kräftige, bärtige, ſtramme Kerle, Modelle der engliſchen Race, ermangeln jedoch geiſtiger Kultur und Grazie des Geiſtes, und zwar offenbar als Folge ihrer Leibesbeſchaffenheit, nicht durch ihre zufällige Beſchäftigung oder Stellung bedingt. Auſtralien verſpricht eine intellektuellere Nation; die jungen Auſtralier reiten ebenſo gut, ſchießen ebenſo gut, ſchwimmen ebenſo gut wie die Neuſeeländer; ſie ſind ebenſo wenig der Bücher-Gelehrſamkeit ergeben, aber ſie haben eine verſchlagenere Intelligenz, mehr Witz und Schnelligkeit, dieſe Söhne des größeren Continents. Sie rühmen ſich, daß ſie das Klima Griechenlands hätten, und jedes junge Geſicht unter den Volkshaufen Sydneys zeigte, daß ihr Himmel dem des Peloponnes nicht ähnlicher als ſie den alten Athenern ſind. Die lebhafte, glühende Demokratie, die in den großen auſtraliſchen Städten emporwächſt, iſt weit verſchieden von dem Republikanerthum der älteren Staaten der amerikaniſchen Union, ebenſo wie ſie verſchieden iſt von dem gutmüthigen Conſervatismus Neuſeelands, und ihre hohe Befähigung für perſönliches Amüſement würde allein genügen, um die Auſtralier von den Amerikanern wie von den Briten zu unterſcheiden. Wie groß auch die Menge von Verbrecher- (convict-) Blut in Neuſüdwales ſein muß, ſo fand ſich doch keine Spur davon in den Zügen Derjenigen, welche Dilke auf der Rennbahn bei Sydney ſah.....

Es kann indeſſen kein Zweifel darüber herrſchen, daß die Bewohner von Victoria denen von Neuſüdwales an Thatkraft überlegen ſind. Die Leute in Sydney wollen in ihrer Eiferſucht gegen die Victoria-Männer nicht zugeben, daß die höhere Energie der Leute in Melbourne eine nothwendige Folge davon iſt, daß ſie die Elite der muthigen Jugend aus aller Welt waren, welche der Eifer nach Golderwerb hier zuſammenführte. Zur Zeit der erſten Goldentdeckung im Jahre 1851 ſchneiten alle entſchloſſenen, fähigen, phyſiſch kräftigen Taugenichtſe Europas und Amerikas nach Port Philipp, wie Victoria damals genannt wurde; die furchtſamen und ſchwachen unter ihnen wurden ſehr bald ausgemerzt, die Männer von Energie und zäher Lebenskraft blieben allein übrig. Manche der Neuſüdwales-Bewohner ſchließen ihre Augen gegen die Thatſachen, die mit dem Goldeifer zuſammenhängen, und verſichern laut, daß die Victoria-Bewohner der Auswurf Kaliforniens, „Yankee-Abhub", ſind. Man erwartet aber vergeblich, in Melbourne Pferde-Eiſenbahnen, Revolver, ungeheure Hotels, Spritzenklubs, Rumpfparlamente und mixed drinks zu finden. Amerikaniſch iſt nur die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude und die Breite der Straßen; das Volk iſt weit mehr gänzlich britiſch als die Bürger der rivaliſirenden Stadt Sydney. In vielen Hinſichten iſt Melbourne das London, Sydney das Paris von Auſtralien. Die größere Thatkraft der Victorianer mag wohl in dem Umſtande liegen, daß ſie nicht mehr amerikaniſch, ſondern mehr engliſch als die Neuſüdwales-Leute ſind. Die erſten Männer Sydneys ſind meiſt Söhne oder Enkel der urſprünglichen Anſiedler — „Bohnenſtangen" — aufgewachſen in dem halbtropiſchen Klima der Küſte; die Victorianer ſind vollblut-engliſche Einwanderer, geboren in dem rauheren Klima Tasmaniens, Kanadas oder Großbritanniens und erſt in erwachſenen Jahren in das erfriſchende Klima von Melbourne verſetzt, für geſunde Menſchen das ſchönſte der Erde; denn obwohl Melbourne heißer als Sydney iſt, ſo iſt es doch nie tropiſch. Die Anſiedler auf den Hügeln von Queensland, meiſtens Einwanderer von England, zeigen dieſelbe kräftige Vitalität, welche die Männer von Melbourne beſitzen, aber ihre Landsleute in Brisbane, der Hauptſtadt von Queensland, wo bei erſchlaffender Seebriſe die Luft der von Sydney gleicht, ſind zu langfortgeſetzten Anſtrengungen ebenſo unfähig, wie die „Bohnenſtangen". Der

Digitized by Google

Ton der Demokratie in Victoria iſt nicht der amerikaniſche. Sie hat den trotzigen Zug, nur auf ſich ſelbſt Rückſicht zu nehmen und den Nachbarn zu ignoriren, der das charakteriſtiſche Merkmal der Gründer engliſcher Pflanzſtaaten in allen Theilen der Welt iſt, — derſelbe Sinn, welcher 1852 das Geſetz erließ, durch das allen Verbrechern, ausgenommen ſolchen, die vor wenigſtens drei Jahren begnadigt waren, der Zutritt zur Kolonie verweigert wurde. Die engliſche Race iſt hier nicht, wie in Amerika, latiniſirt.....

Die gebildete Geſellſchaft in Auſtralien gleicht der Geſellſchaft der engliſchen Mittelklaſſe; die Leute haben in Dingen der Literatur und Religion den Geſchmack und die Empfindungen, welche die Bürger von Birmingham und Mancheſter beſeelen..... „Ich für mein Theil", ſagt D., „habe in Melbourne an der Univerſität, am Obſervatorium (beiläufig bemerkt eines der erſten der Welt und bekanntlich von einem Deutſchen in Flor gebracht, Ref.), am botaniſchen Garten und in den Regierungs-Aemtern Männer von den höchſten wiſſenſchaftlichen Fähigkeiten aus allen Theilen der Welt gefunden, die nach Auſtralien geführt waren durch die hohen Gehalte, die ihnen die Demokratie votirt hatte. Die Staatsmänner aller Kolonieen ſind der Aemter, die ſie inne haben, völlig würdig."

Die Hauptſtadt Südauſtraliens, Adelaide, wird von den Victorianern übermüthigerweiſe das „Mehldorf" genannt. Die Südauſtralier paſſen ihre Häuſer und Kleider weit mehr dem Klima an, als die anderen Kolonieen, ihre Geſtalter paſſen ſich von ſelbſt an. Die Verandahs der Läden bilden eine vollkommene Piazza; die Leute ſtehen früh auf und beſprengen die Fußwege an den Häuſern mit Waſſer. Die Männer tragen faſt alle einen Seidenrock oder Strohhut oder befeuchtete Kopftücher; die Frauen ſind jedoch hier ſo unklug wie in den anderen Kolonieen und gehen hartnäckig in Shawls und farbigen Kleidern umher. Möchten ſie doch einige Damen aus Richmond oder Baltimore in ihren reinen weißen Muslinkleidern ſehen und vor Neid darüber berſten; denn die Kleider, die für ein heißes, trockenes Klima am beſten paſſen, ſind auch unter Adelaide's klarer Sonne die zweckmäßigſten.

Das deutſche Element iſt in Südauſtralien ſtark, und es giebt ganze Dörfer im Weizenlande, wo nie engliſch geſprochen wird; aber auch hier, wie in Amerika, hat keine Vermiſchung der Racen ſtattgefunden und die Abweichungen von germaniſchen Typen ſind auf klimatiſche Einflüſſe, beſonders trockene Hitze, zurückzuführen. Die hier geborenen Männer ſind mager, mit feinen Geſichtern, etwas den Pitcairn-Inſulanern ähnlich, während die Frauen alle gleich ſind — klein, hübſch und ſtrahlend, aber mit einem verbrannten Blick. Das unſtäte Auge kann vielleicht der Furcht vor dem ſchrecklichen Sandfloh zugeſchrieben werden. Die Einwohner aller heißen Länder ſprechen aus dem Kopf, nicht aus der Bruſt, und die Engländer in Auſtralien nehmen die gleiche Gewohnheit an; man findet ſelten eine „Bohnenſtange" (cornstalk), die gut aus der Bruſt hervorredet. Die Luft iſt hier heißer und ſchärfer als in Melbourne; während an der Victoriaküſte das Thermometer im Schatten ſelten 110 Grad (Fahrenheit) erreicht, iſt es in Adelaide nach den Aufzeichnungen der Sternwarte bis 117 Grad geweſen. Die Configuration des auſtraliſchen Continents macht, daß Adelaide, obwohl ein Seehafen, ſo liegt, als wäre es eine Binnenſtadt. Die erhitzten Stürme aus drei Windesrichtungen auffangend, hat Adelaide einen Sommer von ſechs Monaten und iſt fortwährend ſchrecklich heißen Winden ausgeſetzt; dennoch werden 105 Grad in Adelaide leichter als 95 Grad in Sydney ertragen.

Südauſtralien hatte im Sommer 1867 bereits eine halbe Million Acres Weizenland in Kultur, für jeden erwachſenen Mann der Kolonie 12 Acres unter Weizen; es exportirt bereits davon nach England und New-York. Die Proſperität der Kolonie wird zum Theil dem Fleiß und den frugalen Gewohnheiten der Deutſchen zugeſchrieben. In Weſtern-Auſtralia bilden die transportirten Verbrecher und ihre Hüter zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung, und der ganze Diſtrikt iſt ein großes engliſches Gefängniß, keine Kolonie; es exportirt nur ein wenig Wolle, ein wenig Sandelholz und ein wenig Baumwolle. Wenn zwanzig Jahre der Transportirten-Arbeiten auch nur wenig für die Niederlaſſung gethan haben, ſo haben ſie uns doch in Stand geſetzt, die Moral daraus zu ziehen, daß das Transportations-Syſtem und freie Einwanderung nicht neben einander beſtehen können.

Soweit es die Küſtenſtriche betrifft, hört Auſtralien ſehr raſch auf, das Land großer Pächter zu ſein und wird ein Land kleiner Grundbeſitzer, deren jeder ſeinen Boden ſelbſt kultivirt. Daß dies ein glücklicher Wechſel iſt, darf kaum bemerkt werden. Wenn der engliſche Ackerarbeiter erſt den ganzen Jammer ſeiner Lage zu faſſen im Stande ſein wird, ſo wird er nicht blos Amerika, ſondern auch Auſtralien für ſich offen finden, ihm eine Zuflucht und eine Heimat zu geben. Auch hier ſehen wir jedoch, wie in Amerika, daſſelbe Problem in der Ferne, ob der Engländer außerhalb Englands leben kann. Kann ſein Geſchlecht blühen, außer wo Nebel und Feuchtigkeit die Säfte ſeines Körpers friſch erhalten? Er kommt aus den Nebeln und von den Küſten des Deutſchen Meeres und den Marſchen des Kanals, gewinnt an Stärke auf der Südinſel von Neuſeeland, aber in Auſtralien und Amerika — heiß und trocken wie ſie ſind — iſt der Typus ein anderer geworden. Wird der engliſche Urtypus endlich ganz verſchwinden?

Vom Geſichtspunkte der Koloniſten würde eine Conföderation der Kolonieen den Auſtraliern eine beſſere gemeinſame und lokale Regierung ſichern, als ſie ſie gegenwärtig beſitzen. Das gegenwärtige Syſtem, wonach die Gouverneure der einzelnen Kolonieen alle vier Jahre im Amt wechſeln und von Weſtindien nach Neuſüdwales, oder von Victoria nach Jamaika verſetzt werden, trägt nicht dazu bei, ſie mit den Bedürfniſſen ihrer Schutzbefohlenen bekannt und mit ihren Sitten befreundet zu machen. Eine gemeinſame Poſtverwaltung und theilweiſe gemeinſame Zollverwaltung exiſtirt bereits. Die Koſtbarkeit einer gemeinſamen Adminiſtration für Neuſeeland ſchreckte jedoch bisher vor weiteren unitariſchen Maßnahmen zurück. Eine vollſtändige Conföderation würde, außer der Verbeſſerung der Verwaltung, auch dazu beitragen, jedem Koloniſten ein Gefühl der Würde zu geben, das ſich aus dem Bürgerrecht eines großen Staates herleitet — ein wichtiger Umſtand, den Jeder anerkennt, der ſeit dem Kriege in Amerika war.

Ein Bundesſtaat der auſtraliſchen Kolonieen würde, nach D.'s Anſicht, für das britiſche Reich eher ein Vortheil als ein Schaden ſein; denn obwohl die Neigung zur Unabhängigkeits-Erklärung dadurch vielleicht früher erzeugt würde, ſo werde doch auch im Falle eines Krieges die Widerſtandsfähigkeit Auſtraliens eine größere ſein. Da ſeine Kriege meiſtens zur See geführt werden würden, müßte es eine ſtarke Flotte haben; eine ſolche würde aber für das Mutterland defenſiv ein Schutz ſein, während ſie ſchwerlich jemals in einem Angriffskriege gegen das Mutterland ſich offenſiv einem Feinde Britanniens anſchließen würde. H. S.

Digitized by Google

Kleine literariſche Revue.

— **Die Darwin'ſche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion.***) Der Verfaſſer dieſer kleinen Schrift iſt Darwinianer, hat die Darwin'ſche Theorie gründlich ſtudiert, durch eigene Unterſuchungen und Verſuche (ſoweit der Einzelne dies vermag) geprüft und beſtätigt gefunden und unternimmt den Verſuch, den vielfach erhobenen Einwand zu widerlegen, daß ein Anhänger der Theorie nicht zugleich auf dem Boden einer poſitiven Religion ſtehen könne. Der Verfaſſer erörtert in drei anziehend und überſichtlich geſchriebenen Vorträgen die Anſchauungen Darwin's und in den zwei letzten Abſchnitten giebt er ſeine Anſichten über die gute Beziehung dieſer neuen naturwiſſenſchaftlichen Theorie und der altbegründeten Moral und Religion. „Der Darwinianer ſtellt ſich mit Ueberzeugung auf den Boden des Chriſtenthums, an die Seite des praktiſchen Seelſorgers, der die Pflicht und die Aufgabe hat, den Menſchen nicht zum Gelehrten, ſondern zum Menſchen zu erziehen. Der Darwinianer kämpft gegen die Unduldſamkeit nach zweierlei Richtungen: er vertheidigt die objektive Forſchungsmethode des Naturforſchers gegen diejenigen Theologen, welche ihn zwingen wollen, nur den ſubjektiven Standpunkt einzunehmen, und vertheidigt den anthropocentriſchen Standpunkt der Religion gegen die unduldſamen Parteien unter den Naturforſchern und Philoſophen, welche dem Menſchen Verzicht auf die Selbſtvertheidigung aufnöthigen wollen, indem ſie ihm zumuthen, ſich auf den objektiven Standpunkt zu ſtellen."

Der Verfaſſer iſt von ſeiner Anſchauung überzeugt. Glauben und Wiſſen ſind ihm nicht Gegenſätze, die einander ausſchließen, ſondern Geſchwiſter, die zu einander gehören und die nicht entbehrt werden können. Aus einer ſolchen Anſchauung erwächſt die Neigung zu redlicher Forſcher-Arbeit und Toleranz, und darum empfehlen wir die kleine Schrift. Dr. P.

— **Engliſches ethnographiſches Journal.** Aus London iſt uns das erſte Quartalheft des früher nur in der Form von gedruckten Verhandlungsberichten erſchienenen Journal of the Ethnological Society zugegangen, deſſen Herausgeber der Präſident der Londoner ethnologiſchen Geſellſchaft, Profeſſor Huxley, in Verbindung mit Sir John Lubbock und einigen anderen bekannten engliſchen Gelehrten, iſt.**) Hauptſächlich ſind es die in den Sitzungen der ethnologiſchen Geſellſchaft zum Vortrag gekommenen Abhandlungen, die den Inhalt des erſten Quartalheftes bilden, das zugleich einige ſehr intereſſante Abbildungen von typiſchen Volksindividualitäten, von Malayen, Indianerſtämmen und Negern, ſowie von alten Stein- und Bronze-Geräthen und Waffen bringt. Unter den Abhandlungen des erſten Heftes befinden ſich: Die Völkerwanderungen nach dem Weſten, von Howorth; Chineſiſche Zaubermittel, von W. H. Black; Prototechniſcher Zuſtand von Kleinaſien, von Hyde Clark; Steingeräthe vom Cap, von Sir J. Lubbock; Cromlechs und megalithiſche Bauten, von H. M. Weſtropp; Das Tragen der Kinder in Auſtralien und Neuſeeland, von Dr. J. Hooker; Die Höhlen-Kannibalen in Südafrika, von Layland; Methode photographiſcher Meſſung des menſchlichen Körperbaues, von J. H. Lamprey, u. A.

*) Von Dr. H. Jaeger. Stuttgart, Julius Hoffmann. (150 S.)

**) The Journal of the Ethnological Society of London. Published quarterly. 1869, April. London, Trübner.

— **Mexikaniſches Blaubuch über die franzöſiſche Invaſion.** Die offiziellen, auf die mexikaniſche Expedition bezüglichen Aktenſtücke und namentlich alle Papiere Maximilian's, die auf dem Zuge nach Queretaro zurückgelaſſen wurden, hat der Präſident Juarez einem Herrn Lefèvre zur Verfügung geſtellt, der auf Grund ſo wichtiger Dokumente ſoeben ein Werk publizirt, das weſentliche neue Aufklärungen über die Expedition und Kämpfe Maximilian's, namentlich über das Verhalten des engliſchen und franzöſiſchen Cabinets, giebt.*) Obwohl von mexikaniſcher Seite aus publizirt, trägt daſſelbe einen durchaus authentiſchen und urkundlichen Charakter. Insbeſondere tritt das Bild Maximilian's durch die ſchlagenden Beweiſe des Verraths in ſeiner Umgebung, welche hier zum erſtenmale mitgetheilt werden, noch edler uns entgegen.

— **Eine Hofgeſchichte des Herzogs Karl Eugen.** Von dem beliebten ſüddeutſchen Erzähler Otfrid Mylius (Karl Müller in Stuttgart) iſt unter dem Titel „Die Irre von Eſchenau"**) eine anziehende Hofgeſchichte aus der Zeit Karl Eugen's von Württemberg, des bekannten ſchwäbiſchen „petty tyrant", erſchienen. Man erkennt in dieſer Geſchichte, welcher durchweg wahre Ereigniſſe zum Grunde liegen, die Keime der Gedanken, die dem jungen Schiller bei der Anlage ſeines Trauerſpieles „Kabale und Liebe" das Herz bewegten. Marianne Pirker, eine berühmte Sängerin jener Zeit, iſt die Heldin dieſer Geſchichte. Um den entehrenden Nachſtellungen des Herzogs Karl Eugen und ſeiner Hofherren zu entgehen, entſagte Marianne einer Jugendliebe und reichte dem Concertmeiſter Pirker ihre Hand, in der Meinung, daß des Mannes Amt und Würde ſie vor ferneren Nachſtellungen ſchützen werde. Aber gerade durch dieſe Heirat hatte ſie den Herzog ſo gereizt, daß der kleine Louis XV. ſie ergreifen und nach ſeiner kleinen Baſtille, dem Hohenaſperg, abführen ließ, wo ihr der Prozeß wegen eines von ihr geführten, angeblich verrätheriſchen Briefwechſels gemacht wurde. Die ſchmachvolle Behandlung, welche die ſchuldloſe Marianne hier erfuhr, hatte die Folge, daß ſie geiſteskrank wurde; aber auch dies milderte ihre Lage noch nicht, vielmehr wurde ſie, als eine geborene Oeſterreicherin, erſt auf energiſche Verwendung des kaiſerlichen Geſandten aus ihrer ſchmachvollen Haft entlaſſen.

Von Otfrid Mylius, dem Verfaſſer dieſes Romanes und der „Neuen Pariſer Myſterien (unter Napoleon III.)", wird nächſtens unter dem Titel „Im Schatten von Primroſe Hill" eine Fortſetzung der „Neuen Londoner Myſterien" erſcheinen, worin beſonders das Leben und Treiben der politiſchen Flüchtlinge in London lebendig und anziehend geſchildert iſt.

Literariſcher Sprechſaal.

Herr H. Schmidt, Profeſſor der deutſchen Sprache am Lycée Charlemagne in Paris, hat unter dem Titel: „Studien über Leſſing und Herder"***) eine Schrift herausgegeben, die uns die

*) Lefèvre, Documents officiels recueillis dans la Secrétairerie privée de Maximilien. Histoire de l'intervention française au Mexique. 2 vol. Bruxelles et Londres. Berlin: E. S. Mittler & Sohn.

**) 2 Bde. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer, 1869.

***) Études sur Lessing et Herder, par H. Schmidt, professeur etc. Paris, librairie internationale.

Digitized by Google

Abgeſchmacktheiten des Herrn H. Gaidoz, welche wir in der vorigen Nummer des „Magazin" beklagten, leicht und gern vergeſſen macht. Die Revue de l'instruction publique bringt über dieſe Schrift aus der Feder des Herrn E. Montigny eine Anzeige, worin der Rec. mit Begeiſterung auf die Namen Leſſing und Herder, als Sterne erſter Größe am Himmel der humanen Weltbildung und der Erziehung des Menſchengeſchlechts hinweiſt. Wir in Frankreich, ſagt er, genießen unbewußt die Früchte, deren Samen die beiden großen Männer ausgeſtreut. „In unſerer Literatur ſind die berühmteſten Dichter der romantiſchen Schule, in der Geſchichte die Guizot, die Aug. Thierry, die Michelet, in der Kritik die Villemain und Sainte-Beuve ihre mehr oder weniger direkten Erben und Nachfolger." — Schade (fügt der franzöſiſche Kritiker hinzu), daß Herr Schmidt nicht ſeinen lichtvollen, dankenswerthen Hinweiſungen auf Leſſing und Herder auch zahlreiche Citate in Ueberſetzungen aus ihren leider nur zu wenig unter uns gekannten Werken hinzugefügt hat.

Die diesjährige Ausſtellung der „königlichen Akademie zur Beförderung der britiſchen Kunſt" in London iſt die hundertunderſte, und in würdigſter Weiſe hat die Akademie ihr zweites Ausſtellungs-Jahrhundert eröffnet. Sie hat ſich nämlich einen neuen Palaſt in Piccadilly, an die Stelle des alten, viel zu klein geweſenen auf Trafalgar-Square, erbaut, und der neue Palaſt iſt durch die diesjährige Ausſtellung eingeweiht worden. Alle Zeitungsſtimmen der Weltſtadt ſind einig in der Anerkennung des Geſchmackes, den der Präſident der Kunſtakademie, Sir Francis Grant, und der Baumeiſter, Sydney Smirke, bei der Herſtellung des neuen Gebäudes an den Tag gelegt. Der Schilderung nach hat daſſelbe mit dem von Schinkel erbauten Muſeum in Berlin einige Aehnlichkeit. Ueber eine breite Freitreppe gelangt man durch einen Säulen-Periſtyl in die große Centralhalle, die ein Octagon bildet, ihr Licht von oben durch eine Kuppel erhält, und in welcher nahe an zweihundert Statuen und Büſten, worunter die der größten italiäniſchen, engliſchen und anderen Meiſter der Kunſt, aufgeſtellt ſind. An jeder Seite dieſer Centralhalle befindet ſich eine Reihe von zehn Ausſtellungsſälen, an welche ſich Leſezimmer, ein Banquetſaal für die Akademiker und Erfriſchungsräume für das Publikum anſchließen. Die Kuppel- und Decken-Verzierungen der Centralhalle und der größeren Säle ſind ungemein reich und geſchmackvoll und von den erſten Künſtlern Englands ausgeführt. Die Zahl der neuen Kunſtwerke in den Ausſtellungs-Galerieen iſt nicht ſo groß, als man, nach dem Andrange von Künſtlern und Dilettanten, die ſich diesmal um Plätze beworben hatten, erwartete Von nahe an 5000 Anmeldungen ſind über 3500 zurückgewieſen worden, ſo daß der Katalog der ausgeſtellten Kunſtwerke nur 1320 Nummern zählt. Als die Krone der diesjährigen Ausſtellung wird ein Gemälde von Sir Edwin Landſeer; „Ein Schwanenſee, von Seeadlern überfallen", bezeichnet. Unter den Kunſtwerken des Auslandes im neuen Akademiegebäude befinden ſich ein „Schloß des heiligen Graal" vom Galeriedirektor, Grafen Kalkreuth, in Weimar; eine „Landſchaft in Smaland", von E. Bergh in Düſſeldorf; eine „Landſchaft von A. Bierſtedt; eine „italiäniſche Spinnerin" von Frau Jerichau-Baumann; „Moutons Ecossais" von Dlle. Roſa Bonheur; ein „Römiſcher Kunſtfreund" von Alma Tadema; „Holländiſche Wieſen" von L. de Haas u. A. Der Kunſt-Kritiker des Art Journal, ein etwas nationalbeſchränkter Stockengländer, kann nicht genug ſeinen Verdruß darüber zu erkennen geben, daß man dem Ausland im neuen engliſchen Akademiegebäude ſo vielen Platz eingeräumt.

Von Doré's Illuſtrationen der Divina Commedia war bisher nur der Inferno von Hachette in Paris und von Caſſell in London publicirt. Gegenwärtig liegen auch das Purgatorio und das Paradiso zur Publication bereit; das Juni-Heft des Londoner Art Journal giebt aus dem Letzteren eine Probe, die den Beweis liefert, daß die Phantaſie Doré's, je mehr ſie ſich in die grandioſe Schöpfung des italiäniſchen Dichters vertiefte, um ſo mehr an edler Darſtellungskraft gewonnen hat. Allerdings wird auch die Aufgabe des Künſtlers dankbarer, jemehr er von den phantaſtiſchen Frazzen der Hölle zu den lichten Erſcheinungen des Paradieſes vorſchreitet. Die Probe, welche das Art Journal nach Doré's Illuſtration der Eingangs-Verſe des neunzehnten Geſanges des Paradiso liefert, iſt ein wahres Meiſterwerk, Dante's vollkommen würdig: Dante und ſeine Führerin, durch die Himmelsräume ſchreitend, ſchauen in den ätheriſchen, gewiſſermaßen von aller Materie befreiten Regionen die Geiſter und Seelen der Gerechten, geleitet von den Heerſcharen der Engel. Es iſt ein kühner Verſuch, das Unendliche und das Unfaßbare künſtleriſch darzuſtellen. — In dieſem Augenblicke iſt übrigens in London wieder eine beſondere Ausſtellung von Oelgemälden Doré's veranſtaltet, der in der engliſchen Hauptſtadt einer beſonderen Gunſt und vieler Geldeinnahmen ſich erfreut. Unter den ausgeſtellten Bildern befinden ſich „Das Sterbebett Roſſini's", „Titania" aus dem „Sommernachtstraum", die „Engelshörner" bei Roſenlaui im Berner Oberland und „Francesca da Rimini".

Die Geſchichte Napoleon's I. von P. Lanfrey, welche ſo viel Aufſehen gemacht und bereits ausführlich in dieſen Blättern beſprochen iſt, erſcheint gegenwärtig in einer deutſchen Ueberſetzung von C. von Glümer.*) Die erſte Lieferung enthält eine Einleitung von Adolf Stahr, worin dieſer darauf hinweiſt, daß das Urtheil Lanfrey's über Napoleon genau mit der Charakteriſtik übereinſtimmt, welche bereits im Mai 1813 J. G. Fichte in der letzten ſeiner drei Reden über den Begriff des wahren Krieges von dem corſiſchen Eroberer gegeben.

In Nr. 10 ſeines „Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweiſe (Vegetarianer**)" berichtet der Herausgeber, Herr Ed. Baltzer, über einen Vereinstag, der am 19. Mai in Nordhauſen ſtattgefunden und zu dem ſich Mitglieder aus vielen Gegenden Deutſchlands und aus Ungarn eingefunden hatten. Es wurde daſelbſt ein Statut des „deutſchen Vereins für naturgemäße Lebensweiſe" angenommen und beſchloſſen, das Vereinsblatt, von welchem jährlich zehn Nummern erſcheinen und das jetzt bereits 410 Abnehmer hat, auch ferner herauszugeben. Der Preis des Blattes iſt von 1 Thlr. auf 20 Sgr. jährlich herabgeſetzt.

*) Berlin, A. Sacco Nachfolger.

**) Nordhauſen, Ferd. Förſtemann.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 26. Juni 1869. [Nº 26.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Japaneſiſche, amerikaniſche, engliſche und ſchottiſche Studierende in Berlin. 369. — Inſchriften und Zeichen in lebenden Bäumen, nach Göppert. 370. — Schutz den Bäumen! 371.

Baltiſche Provinzen. Die Nothſtände in Liv-, Ehſt- und Kurland. 373.

Frankreich. Die Memoiren des Miniſters Malouet. Neue Aufſchlüſſe über die erſten Jahre der franzöſiſchen Revolution. 375. — Der letzte Band der Korreſpondenz Napoleon's I. 377.

England. Abermals eine neue Shakeſpeare-Ausgabe in Deutſchland. 378.

Nord-Amerika. Deutſche Preſſe und deutſcher Buchhandel in Amerika. 379.

Kleine literariſche Revue. Der Bibliothek-Katalog des deutſchen Buchhändler-Börſen-Vereins. 380. — Die zweite Auflage von Spamer's Japan. 381. — Zur Kritik des Materialismus. 381. — Bäder und Frauen. 381.

Literariſcher Sprechſaal. Das Jahr 1769. 381. — Leibniz und Onno Klopp. 382. — Prof. Heydemann über das internationale Autorrecht. 382. — Der belgiſche Unterrichtsbund. 382. — Die Pacifiſche Eiſenbahn und die Alpen in Colorado. 383. — Richard Wagner's Broſchüre gegen Ed. Devrient. 383. — Tribüne und Berliner Weſpen. 383. — Ein weitverbreiteter deutſcher Roman. 383.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiemit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutſchland und das Ausland.

Japaneſiſche, amerikaniſche, engliſche und ſchottiſche Studierende in Berlin.

Die vielfach mißbrauchte Redensart: „Berlin wird Weltſtadt", gewinnt allmählich in gewiſſer Beziehung einen erfreulichen Sinn. Als wirkliche Weltſtadt muß es fähig ſein, alle Fortſchritte und Vorzüge, die ſich auf verſchiedene Nationen und Länder vertheilen, in ſich aufzunehmen und den deutſchen Sinn und Geiſt dadurch zu vervollkommnen. Dazu gehört vor allen Dingen, daß es durch ſeine eignen Vorzüge Anziehungskraft genug für ausländiſche Ideen und deren Träger, für die Fortſchritts-Beſtrebungen anderer Völker ausübe. Das geſchieht nun neuerdings mit zunehmender Kraft, welche hoffentlich nicht auf die Dauer durch die beſonderen Angriffe des Berliner Magiſtrats auf das Einkommen der Bewohner abgeſchwächt werden wird. Wenigſtens müſſen wir auch entſprechend durch weltbürgerliche Ideen und freien Geiſt zu geben und nicht bloß materiell zu nehmen wiſſen, wenn das erſtrebte einheitliche Deutſchland und ſeine Bundeshauptſtadt nicht etwas Napoleoniſch-Haußmänniſches annehmen und vom Staate der Intelligenz Friedrich's des Großen ſich immer mehr entfernen ſollen. Dieſe Art von Einheit kann wohl eine Zeit lang ſcheinbar fortdauern, aber ſie geht früher oder ſpäter, beim erſten Zuſammenſtoß, aus dem Leime, wie der Thronſtuhl des letzten Kurfürſten. Und damit verſchwindet auch die Anziehungskraft wieder, welche Norddeutſchland und Berlin auf andere Völker und Länder ausüben.

Wir haben jetzt zwei Söhne japaniſcher Großen hier, die auf Staatskoſten in Berlin ſtudiren. Dieſe waren für Paris beſtimmt und hielten ſich auch dort eine zeitlang auf. Aber das leichtſinnige, oberflächliche Leben dort ſagte ihnen ſo wenig zu, daß ſie, von dem Ruhme Berlins angelockt, vor einigen Wochen hierher kamen, um zunächſt gründlich Deutſch zu lernen und dann die Univerſität zu beſuchen ſowie ſich mit anderen wiſſenſchaftlichen Inſtituten und Beſtrebungen vertraut zu machen und nach fünf Jahren mit dieſen Schätzen in ihre Heimat zurückzukehren. Sie erwarten noch zwanzig Landsleute aus den geiſtig und feudaliſtiſch bevorzugten Ständen, welche theils in Berlin, theils in Paris und London europäiſche Wiſſenſchaft und Cultur als Saat für ihr neu aufgeſchloſſenes Land und Volk ſammeln ſollen. Die beiden erſten Japaneſen in Berlin erweiſen ſich als eben ſo ſtrebſam als offen und unparteiiſch in Anerkennung unſerer Vorzüge, in Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbfleiß. Sie ſprechen darüber, ſo gut es ihnen vorläufig mit Hilfe des Holländiſchen und Engliſchen möglich iſt, mit vieler Begeiſterung, und ebenſo entrüſtet über die verhältnißmäßige Faulheit ihrer Landsleute zu Hauſe. Es iſt dies ein gutes Zeichen, inſofern man annehmen darf, daß die gebildete Jugend Japans ſehr empfänglich für europäiſche Cultur ſei und kräftig zur materiellen und ideellen Erſchließung und Befruchtung des Landes beitragen werde.

Dieſe Anerkennung deutſcher Vorzüge finden wir bereits auch bei einem Volke, welches am Unfähigſten dazu ſcheint, da es meiſt von ſich ſelbſt ſo ſehr eingenommen iſt, daß nichts daneben mehr Platz findet, — bei den Amerikanern. Auf den Straßen Berlins wird man neuerdings vielfach das unverkennbare näſelnde Engliſch derſelben mit den unaufhörlichen Zwiſchentönen: I guss und I calculate, gehört haben. Beiläufig geſagt ſind die „Guſſers" aus dem Norden, die „Calkulatoren" meiſt Söhne ehemaliger Sklavenhalter des Südens, oder dieſe ſelbſt mit und ohne Familie, obwohl ältere Amerikaner und Familienväter lieber am Rhein, in und bei Dresden leben oder ſich anſiedeln. Die Amerikaner in Berlin ſind meiſt junge Leute, beſonders Studierende. Bis in die Mitte des Mai hatten ſich nicht weniger als ſechszig Amerikaner hier immatrikuliren laſſen.

Nur gelegentlich hält ſich ein Vertreter anderer Nationen um der Wiſſenſchaft willen oder als Student hier auf. Am ſeltenſten findet man unter ihnen Engländer. Sie werden auf ihren Gymnaſien Eton, Rugby und Harrow, und auf ihren Univerſitäten, Oxford und Cambridge, als ausgewählte Söhne der Geld- und Standesariſtokratie, künſtlich meiſt ſo engliſirt, ariſtokratiſirt und bornirt, daß ſie die ganze Welt außerhalb ignoriren oder überhaupt nichts davon erfahren. Außerdem würden ſie, bloß geſchult in Fabrikation von lateiniſchen Verſen und etwas Mathematik nach Euklid, ganz unfähig ſein, deutſch und deutſche Wiſſenſchaft zu erlernen, und namentlich das deutſche Univerſitätsleben mit ſeiner wiſſenſchaftlichen und perſönlichen Freiheit kaum vertragen können. Es kommt ihnen auf ihren Schulen und Univerſitäten auf Ausbildung der Muskeln, namentlich auch der Schluck- und Kaumuskeln ſo ſehr an, daß ſie geiſtige Ausbildung jeder Art darüber vernachläſſigen. Sogar die Times beklagte ſich unlängſt in einem Leitartikel über dieſen vorherrſchenden Cultus der Muskularität. Dieſe

Sports, dieſes Rudern, Werfen, Laufen, Schlagen und Boxen um die Wette gebe zwar eiſerne Muskeln, aber auch vernagelte Köpfe und linkiſche Flegel. Unſere Studenten in Deutſchland treiben ſich zwar auch zum Theil vielfach auf dem Fechtboden umher und trinken ziemlich regelmäßig Bier über den Durſt, aber die engliſchen Gymnaſiaſten und Studenten vergeuden dafür tauſendmal mehr Geld und Geſundheit in Conditoreien, geheimen Bacchanalien und Orgien. Ein dummer Junge reicher Eltern auf dem Gymnaſium Harrow hatte bei einem Confectioner (Conditor) des Ortes offenen Credit, von welchem der Gymnaſiaſt bei Ankunft ſeines Vaters, nach Verlauf von Dreivierteljahren, bloß bis zu 200 Pfund Sterling oder etwa 1300 Thaler Gebrauch gemacht hatte. Die Rechnung erklärte ſich durch eine ziemliche Anzahl von Flaſchen Champagner, à 12 Schillinge oder 4 Thaler, und ſonſtige flüſſige Erquickungen für den ſechszehnjährigen Bengel und ſeine ſtrebſamen Klaſſenburſchen. Der reiche Vater bezahlte, nahm aber den Jungen mit dieſer und anderen Quittungen in der Taſche mit nach Hauſe.

Auf den Univerſitäten werden hauptſächlich lateiniſche Verſe gemacht; aber der erſte ſchottiſche Student, der vor einigen Monaten nach Berlin kam, verſicherte mit Staunen, daß hier faſt alle Studenten lateiniſch ſprechen könnten und weder auf einer engliſchen noch ſchottiſchen Univerſität jemals ein ſolches gelehrtes Genie vorgekommen ſei. Dieſem erſten ſchottiſchen Studenten in Berlin folgten im Laufe der letzten Wochen noch ſieben andere, alle von dem wiſſenſchaftlichen Drange getrieben, ordentlich Deutſch zu lernen und hauptſächlich theologiſche und philoſophiſche Collegia zu hören, unſere Sprache und Wiſſenſchaftlichkeit auf die ſchottiſchen Univerſitäten, Edinburg und Aberdeen, zu verpflanzen und dort durch deutſche Vereine zu cultiviren. Dieſe theologiſch-wiſſenſchaftliche Revolution in Schottland, wo die alten Theologen nur Hengſtenberg in Deutſchland anerkennen wollen, iſt ein erfreuliches Zeichen des beſſeren und gründlicheren Strebens in Schottland überhaupt. Die Schotten ſind den Engländern, welche es ſich in ihrer Oberflächlichkeit und Muskularität gern bequem machen wollen, ſchon längſt unbequem und werden deshalb gern eben ſo bitter verleumdet, als die Deutſchen wegen wiſſenſchaftlicher und wirthſchaftlicher Vorzüge. Beſonders wüthend ſind die engliſchen Studenten in Cambridge, da nun ſchon ſeit drei Jahren immer nur Schotten als erſte „wranglers“ aus der Concurrenz um wiſſenſchaftliche erſte Preiſe hervorgingen. Ueberhaupt ſpielen die Schotten in der engliſchen Wiſſenſchaft und Politik ſeit langer Zeit Rollen erſten Ranges. Wir bemerken nur, daß Gladſtone und Bright, die beiden bedeutendſten Perſönlichkeiten des engliſchen Miniſteriums, ſowie das Oberhaupt der ganzen engliſchen Kirche, der Erzbiſchof von Canterbury, geborne Schotten ſind. —

Die acht ſchottiſchen Studenten in Berlin erinnern mich an die ſchottiſche freie Kirche, welche ſich im Laufe der letzten Monate hier unter Leitung des Rev. Carlyle gebildet hat. Das geiſtliche Oberhaupt dieſer Kirche gilt nicht nur als ausgezeichneter Theologe, ſondern auch als guter Prediger und vielgewandter Weltmann, der bereits in Indien und in anderen fernen Gegenden ſich um den liberalen Geiſt der ſchottiſchen „freien“ Kirche, im Gegenſatze zu der „episcopalen“, Verdienſte erworben hat und dieſe wahrſcheinlich auch weiter ausdehnen wird. Wenigſtens ſprach er bereits von dem Plane, für die zahlreichen Schotten in Petersburg eine Kirche zu gründen. Doch wird er ſich wahrſcheinlich hier noch längere Zeit auf die ehrenvollſte Weiſe gefeſſelt fühlen, da ihm unter Anderem die Frau Kronprinzeſſin von Preußen ſehr wohlwollend geſinnt iſt und ihren älteſten Sohn, den künftigen Kronprinzen von Preußen, mit einem Sohne des Herrn Carlyle gemeinſchaftlich in Naturwiſſenſchaften unterrichten läßt. Dieſe Gunſt wirkt jedenfalls auch erfreulich auf die ſchottiſche Kirche in Berlin und die weitere Vertretung ſchottiſcher Studenten auf der Berliner Univerſität. Dieſe kehren dann bereichert und mit freierem Geiſte nach Schottland zurück und werden nicht verfehlen, mit der Zeit die ſtrenge, formale Orthodoxie in Schottland zu brechen und freieren und vernünftigeren Anſchauungen und Gebräuchen Eingang und Anhänger zu verſchaffen. Schon viele ſchottiſche Familien warten auf dieſe Freiheit, deren Ausübung ihnen durch ziemlich allgemein herrſchende Vorurtheile und Gebräuche faſt unmöglich gemacht wird. Ein deutſcher Doctor in Edinburg, in die beſten Familien eingeführt, war von dem Tage an, als er in einer Familie Bekanntſchaft mit David Strauß verrieth, auf immer aus dieſen Kreiſen verbannt, und ein anderer Deutſcher, der einmal Sonntags einige Accorde auf dem Klaviere ertönen ließ, wurde von der empörten Menge beinahe todtgeſchlagen. H. B.

Inſchriften und Zeichen in lebenden Bäumen, nach Göppert.*)

Ganz abgeſehen von den Verliebten, welche ihre verſchlungenen Namen gern „in alle Rinden einſchneiden“, von prahlenden Reiſenden, die in Ermangelung von Felstafeln und Steinen, die Bäume zu Zeugen ihres Dageweſenſeins machen, übten wohl die meiſten Naturvölker die Gewohnheit, lebende Bäume zu Erinnerungsſäulen denkwürdiger Begebenheiten zu machen. Räuberanfälle im Walde, Unglücksfälle, Duelle, Schlacht-Epiſoden, Akte der Volksjuſtiz (Vehme), Selbſtmorde oder auch Naturereigniſſe, findet man überall durch Inſchriften, eingeſchnittene Buchſtaben oder Zeichen, an den zunächſt befindlichen Bäumen verewigt. Wenn ſolche Tätowirung aber bei Bäumen geſchieht, welche ihre Rinde erneuern, oder ſtarke und riſſige Borke bilden, wie die meiſten Bäume unſerer Heimat dies thun, ſo geht natürlich der Zweck des Verfahrens durch baldiges Unkenntlichwerden und äußerliches Verſchwinden der Zeichen verloren. Darum wählten die Einſichtigen, zumal Forſtleute, zum Inſchriftsbaum vornehmlich die Rothbuche (Fagus sylvatica), weil dieſelbe ihre glatte, ſilbergraue, rißloſe und darum für ſolche Auszeichnung beſonders geeignete Rinde für's Leben behält, und dadurch die gemachte Inſchrift noch nach hundert Jahren und ſpäter erkennen läßt. Natürlich werden die Züge in Folge der wachſenden Rundung des Stammes allmählich ſtark verbreitert und verzerrt, dagegen verlängern ſie ſich nicht merklich, da eine oft angenommene ſpätere Streckung des Stammes nicht ſtattfindet, und ebenſo bleiben ſonderbarer Weiſe die Zwiſchenräume der einzelnen Zeichen unverändert. Wenn das Einſchneiden der Buchſtaben, Zahlen und ſonſtigen Zeichen nicht bis auf's Holz gegangen iſt, ſo füllen ſich die Wunden bald mit Rindenwucherungen und Korkbildungen, verſchwinden bei vielen Bäumen gänzlich, ohne irgend eine Spur zurückzulaſſen, und werden auch bei der Buche nach einer Reihe von Jahren ziemlich

*) Ueber Inſchriften und Zeichen in lebenden Bäumen. Von Prof. Dr. H. R. Göppert. Breslau, Morgenſtern, 1869. (37 S. mit 5 lithogr. Tafeln.)

Digitized by Google

unkenntlich. Anders, wenn die Kerbſchnitte bis auf's Holz und in daſſelbe hinein geführt wurden. Es treten alsdann ſehr eigenthümliche und intereſſante Verhältniſſe ein, welche bereits oft von Naturforſchern und Botanikern unterſucht wurden, ihre völlige Aufklärung aber erſt neuerdings durch Unterſuchungen gefunden haben, welche theils durch Prof. Göppert in Breslau, theils, auf Veranlaſſung dieſes berühmten Gelehrten, durch Dr. Jaſchke ausgeführt ſind.

Anknüpfend an eine Anzahl ſehr ausgezeichneter Beiſpiele, hat Herr Geheimerath Göppert einen überaus lehrreichen und feſſelnden Vortrag hierüber in der vorjährigen Verſammlung des ſchleſiſchen Forſtvereins zu Oppeln gehalten, welcher nun, vermehrt mit einigen ähnlichen Vorkommniſſen, als beſondere Abhandlung vorliegt, auch bereits in Th. Oelsner's vortrefflichen Schleſiſchen Provinzialblättern*) auszugsweiſe mitgetheilt iſt. Wir entnehmen der erſteren das Folgende:

Die Heilung bis auf das Holz gemachter Einſchnitte geht von dem lebendigſten Theile des Stammes, von der Cambialſchicht aus, welche zwiſchen Rinde und Holz liegt. Unter den Rändern der Wunde treten von allen Seiten abgerundete Rindenwülſte hervor, welche ſich nach und nach nähern und endlich, das freigelegte Holz bedeckend, ſich ſchließen. Die Narbe wird dadurch bei runden Oeffnungen ſtrahlig-runzlig, bei länglichen Einſchnitten bemerkt man deutlich längs der Mitte die Linie, in welcher die beiden Seitenwülſte zuſammengeſtoßen ſind. Während aber dieſe ſogenannte Ueberwallung geſchieht, ſchreitet das Dickenwachsthum des Stammes ganz in regelmäßiger Weiſe fort, ſo nämlich, daß die Cambialſchicht in jedem Jahre bei ungeſtörtem Verlaufe nach innen eine Holz- und nach außen eine Rindenſchicht ablagert. Da nun die Verletzungen, ſoweit ſie das Holz getroffen haben, unverändert bleiben, ſo werden dieſelben nicht allein von der darüber entſtehenden Rinde, ſondern auch von allen nachher entſtandenen Holzringen überlagert, ſo daß ſich alſo die alte Inſchrift nach zwanzig Jahren ſchon tief im Holze, unter zwanzig Jahresringen verborgen, befindet. Dies geht ſo weit, daß nicht nur die Schrift ſelbſt, ſondern ſelbſt fremde, daſelbſt feſtgeheftete oder eingedrungene Körper, Nägel, Kugeln, Ketten, Geweihe, Steine und dergl. durch ſolche Ueberwallung tief in das Herz des Baumes aufgenommen werden können. So fand man z. B. im Innern einer 1837 zu Düſterbrook gefällten Buche ein viereckiges, durch Umkerbung von der übrigen Rinde getrenntes Rindenſtück, mit den Buchſtaben H. A. L. und der Jahreszahl 1726, bedeckt von 110 Jahresringen vor.

Da die meiſten jener alten Bauminſchriften die Jahreszahl beigefügt beſitzen, ſo kann man, wenn ein ſolcher Baum gefällt wird und die Inſchrift noch äußerlich kenntlich war, durch einfaches Zurückzählen der Jahresringe, wenn dieſelben auch weit über 100 betragen ſollten, auf dem Querſchnitte des Stammes leicht die Linie finden, in welcher eine vorſichtige, übrigens leicht auszuführende Längsſpaltung die alte innere Inſchrift bloslegt. Man findet daſelbſt die alte Schrift unverändert, mitten im Holze, bedeckt von einem ſcharfen, erhabenen Abdruck derſelben in der bedeckenden Holzſchicht, beide durchaus unverwachſen und darum leicht von einander lösbar. Gewöhnlich ſind Buchſtaben und Zeichen beider Schichten durch die ehemalige Einwirkung der Atmoſphäre gebräunt und dadurch um ſo ſtärker hervortretend. Hierbei konnte zugleich die Jahresring-Theorie, nach welcher in unſeren Breiten in jedem Jahre ein neuer Holzring abgeſetzt wird, controlirt und beſtätigt werden, wiewohl Abweichungen vorkommen mögen. Wenn es nun ſchon an ſich ſehr ſonderbar iſt, mitten im Holze dergleichen alte Menſchenſpuren an der erwarteten Stelle aufzufinden, was auch niemals ohne einiges Erſtaunen geſchieht, ſo wird es doch noch viel auffallender, wenn ſolche Inſchriften in dem zufällig geſpaltenen Holze von Bäumen gefunden werden, wo die Rinde äußerlich keine Spur des Vorhandenſeins derſelben verrieth, wie ſolches bei den meiſten Bäumen außer der Buche der Fall ſein wird. Göppert führt z. B. einen Fall an, wo unerwartet mitten im Holze eines Stammes das Bild eines an einem Galgen hängenden Diebes aufgefunden wurde. Welche wichtigen Geheimniſſe mag nicht mancher Baum in ſeinem Buſen verbergen, und der Holzhacker findet vielleicht, nichts ahnend, beim Spalten die Hieroglyphe, an welcher ſein Urahne den Baum wiedererkennen wollte, neben welchem er im Kriege einen Schatz der Erde anvertraut hat, der nicht wieder aufgefunden wurde.

Zugleich geht aber auch aus alledem hervor, wie ſchädlich die Rindenverletzung eines Baumes für die Continuität ſeines Holzes in ſpäterer Zeit werden kann, inſofern ſolches an dieſer Stelle einen innern Fehler oder Spalt erhalten muß, der oft durch Pilz- und Schwammbildungen vor der Verharſchung geradezu zu einer faulen Stelle werden kann. Aehnlich ſchädliche Folgen, wie die abſichtliche Beſchädigung, kann das Aufreißen der Rinde durch Froſt, welches nicht ſelten durch das Gefrieren des unter der Rinde befindlichen Saftes hervorgebracht wird, herbeiführen. Zwar ſchließt ſich der Spalt beim Nachlaſſen der Kälte bald, bleibt aber trotz der nachfolgenden Ueberwallung meiſt kenntlich. Die beginnende Moderung und Schwärzung der an ſolchen Stellen von den Atmoſphärabilien getroffenen Gefäßbündeltheile bewirkt ſodann Zeichnungen, welche ſich an dem Querſchnitte des Holzes als Figuren darſtellen, deren Form durch gewiſſe Vegetations-Verhältniſſe eigenthümlich beſtimmt werden kann. Zu dieſen Bildungen gehört die ſehr frappante Zeichnung eines Landwehrkreuzes von bräunlicher Farbe, welche im Januar dieſes Jahres bei Ober-Langenbielau mitten in dem weißen Holze eines Bergahorn-Aſtes, von etwa 18 weißen Jahresringen umgeben, gefunden wurde. Das ſehr eigenthümliche Naturſpiel erregte allgemeines Intereſſe; auch wurde ein Stück des Holzes an König Wilhelm geſendet, welcher einen nähern Bericht darüber einfordern ließ. Nach Prof. Göppert iſt die wahrſcheinliche Urſache der Erſcheinung eine vor achtzehn Jahren ſtattgefundene Froſtſprengung des betreffenden Baumaſtes, welche vermuthlich in Folge der Kreuzſtellung der Aeſte, bei den Ahornarten, in den von dieſen nicht geſchützten vier Zwiſchenrichtungen geſchehen ſein und dadurch in der fächerförmigen Markſtrahlen-Vertheilung die Kreuzfigur veranlaßt haben mochte. Vorzügliche Abbildungen dieſes und analoger Zeichnungen im Holze, ſowie einer Reihe von Muſterſtücken der inneren und äußeren Baum-Inſchriften (nach Photographieen) erläutern die für Forſtleute, Botaniker, wie für jeden Gebildeten höchſt intereſſante Abhandlung, welche an Klarheit nichts zu wünſchen übrig läßt.

E. Krauſe.

Schutz den Bäumen!

In dem vortrefflichen „Städtiſchen Jahrbuch für Volkswirthſchaft und Statiſtik"**) befindet ſich unter Anderem eine Abhandlung über „die Baumnoth in großen Städten",

*) 73. Jahrgang, 1869, jetzt auch unter dem Titel „Rübezahl" erſcheinend.

**) „Berlin und ſeine Entwickelung." S. Nr. 24 des „Magazin".

Digitized by Google

welche einen für die Geſundheitspflege und den äſthetiſchen Schmuck aller Hauptorte Europas ſo weſentlichen Gegenſtand behandelt und ihn in ſo beſonnener Weiſe erörtert, daß wir uns veranlaßt finden, einige intereſſante Momente daraus mitzutheilen.

Die Baumnoth der großen Städte hat viele konkurrirende Urſachen, die mit dem hohen Bodenwerth und dem Zuſammenſtrömen und Fluthen großer Menſchenmaſſen zuſammenhängen; dieſe beiden Momente haben ihren Einfluß von jeher geltend machen können; innerhalb des letzten Menſchenalters iſt aber noch ein neues Moment hinzugekommen, welches bei Sachverſtändigen und Laien (man kann ſagen: faſt ohne Prüfung, auf bloße Vermuthungen hin) für ſehr bedeutſam genommen wurde, nämlich: *der Einfluß des Leuchtgaſes auf das Gedeihen der Pflanzen.* In Bezug auf dies Moment ſchreibt nun Dr. *Poſelger* in dem erwähnten Aufſatz:

Das Leuchtgas beſteht vorzugsweiſe aus ſchwerem Kohlenwaſſerſtoffgas, leichtem Kohlenwaſſerſtoffgas und reinem Waſſerſtoffgas. Dieſe drei Gasarten ſind geruchlos; den üblen Geruch erhält das Leuchtgas durch Verunreinigungen, welche in gasförmigen Theerprodukten und in ſchwefelhaltigen Verbindungen beſtehen. Dieſe Verunreinigungen werden in den Gasanſtalten theils durch gute Abkühlung, theils durch beſondere Reinigungsapparate möglichſt entfernt.

Das Leuchtgas iſt für Menſchen und Thiere giftig wirkend — das ſteht durch Erfahrungen und Verſuche feſt.

Handelt es ſich um die Ermittelung ſeines Einfluſſes auf Vegetabilien, ſo muß (was in der Regel verſäumt wird) zunächſt geſondert werden *der Einfluß des brennenden Gaſes und der des nicht brennenden.*

Allſeitig hört man: in einem Zimmer, in welchem Gas brennt, wollen Pflanzen und Blumen nicht gedeihen. Wie hängt das zuſammen?

Leuchtgas erzeugt bei ſeiner Verbrennung vorzugsweiſe Kohlenſäure und Waſſer; war es mit ſchwefelhaltigen Produkten verunreinigt, ſo bildet ſich auch eine kleine Menge ſchwefliger Säure des ſtechend riechenden, erſtickenden Gaſes, welches ſich beim Anzünden von Schwefel entwickelt. Kohlenſäure iſt den Pflanzen durchaus nicht ſchädlich, ſie bedürfen derſelben im Gegentheil zum Leben. Aber die ſchweflige Säure iſt ihnen nachtheilig und ſie gehen zu Grunde, wenn ihnen dieſes Gas in einiger Menge zugeführt wird. Aber das Berliner Leuchtgas iſt ſo vorzüglich gereinigt, daß es nur äußerſt geringe Mengen ſchwefelhaltiger Beimiſchungen enthält: dieſe ſchwachen Spuren üben auf das Gedeihen der Blumen und Pflanzen in den Zimmern keinen Einfluß. Die theerartigen Verbindungen liefern bei ihrer Verbrennung ebenfalls Kohlenſäure und Waſſer, ſind alſo unbedenklich. Es läßt ſich aber auch der direkte Beweis führen, daß brennendes Gas an ſich den Pflanzen nicht nachtheilig iſt: man braucht nur die zahlreichen Schaufenſter unſerer Blumenhandlungen des Abends zu betrachten, überall brennt in denſelben eine Gasflamme und dennoch befinden ſich ſelbſt die zarteſten, empfindlichſten Gewächſe in ihrer unmittelbaren Nähe im üppigſten Wohlſein. Wenn alſo Pflanzen und Blumen in einem Wohnzimmer, in dem Gas gebrannt wird, nicht gedeihen wollen, ſo hat dies andere Urſachen.

Dieſe ſind weſentlich zu ſuchen in der *trockenen Luft*, die ſtets in Wohnzimmern herrſcht und durch die Hitze der Gasflamme noch vermehrt wird und gegen welche gerade unſere beliebteſten Blumen, wie Kamelien, Eriken, Cyklemen, feine Farnkräuter, Palmen höchſt empfindlich ſind. Unſere Blumenhändler hingegen wiſſen die trockene Luft und zu große Wärme ſehr gut von ihren Schaufenſtern fern zu halten.

Die Behauptung: das in einer Laterne brennende Gas könne einem im Freien ſtehenden Baum ſchädlich werden, iſt unhaltbar: man ſieht im Thiergarten zahlreiche Gaslaternen, welche dicht unter den Laubkronen herrlicher Bäume brennen und ihren Stand ſchon ſeit vielen Jahren dort haben, ohne daß die Bäume davon den geringſten Schaden gelitten hätten.

„Die Frage, welchen Einfluß das nicht brennende, zufällig ausſtrömende Gas auf die Wurzeln von Bäumen hat, iſt für unſere Stadt von ungleich größerer Wichtigkeit. Um hierüber in's Klare zu kommen, ſtellte ich folgenden Verſuch an. Ich pflanzte in einem großen Holzkaſten acht Bäumchen, führte durch denſelben ein mit feinen Löchern verſehenes Rohr und leitete in dieſes Rohr 40 Tage lang, jeden Tag 3 Stunden, Leuchtgas. Die Oberfläche des Kaſtens roch gleich in den erſten Tagen ſtark nach Gas; machte man an irgend einer Stelle des Kaſtens mit einem Stab ein Loch in die Erde, ſo kam ein penetranter Gasgeruch zum Vorſchein. Es konnte alſo kein Zweifel ſein, daß in allen Theilen des Kaſtens ſämmtliche darin befindliche Wurzeln den direkten Einwirkungen des Gaſes ausgeſetzt waren. Aber weder im Anfang noch im Verlauf der Verſuche konnte irgend eine Einwirkung auf die Bäumchen bemerkt werden: ſie hörten nicht auf, ſich kräftig weiter zu entwickeln, ſie verloren keine Blätter, welche ſtets ihre friſche, grüne Farbe behielten, und zeigten auch nicht die geringſte Spur beginnenden Abſterbens. Auch im folgenden Jahre entwickelten ſich die Bäumchen vollkommen normal weiter und bekundeten, daß ſie durch das Gasexperiment nicht gelitten hatten.

Eine ſo dichte Umſpülung der Baumwurzeln durch Gas wie in dieſem Verſuch dürfte nun bei den freiſtehenden Bäumen wohl nie vorkommen; es läßt ſich daraus ſchließen, daß das Gas die ihm zugeſchriebenen üblen Einflüſſe thatſächlich nicht hat. „Es laſſen ſich auch mit leichter Mühe ſehr viele Beiſpiele anführen, wo die Bäume friſch und kräftig gedeihen, trotzdem die Gasleitung in ihrer unmittelbaren Nähe vorüberführt und die Laternen dicht über ihren Kronen brennen. So z. B. an vielen Orten im Thiergarten, in der Thiergartenſtraße, am Brandenburger Thor, auf dem Wege zu Kroll. Ganz beſonders beweiſend iſt aber der Kroll'ſche Garten ſelbſt. Hier gedeihen zwiſchen einem Netzwerk von Gasröhren und in deren unmittelbarer Nähe, zwiſchen tauſenden von kleinen Gasflämmchen, ſämmtliche dort befindliche Gewächſe in üppiger Weiſe. Der dort die Beete überziehende Epheu iſt prächtig; die beiden unmittelbar über den Gasflämmchen ſich erhebenden mächtigen Schirme, die dicht mit altem wildem Wein überzogen ſind, zeigen ſich ſeit einer langen Reihe von Jahren ſtets in herrlicher Friſche, und an den im Garten befindlichen alten Bäumen iſt auch nicht eine Spur von beginnendem Abſterben zu bemerken.

„Dagegen iſt es leider Thatſache, daß die alten ſchönen Linden, welche unſerer ſchönſten Straße ihren Namen gegeben haben, immer mehr abſterben. Aber auch die dort ſtehenden Kaſtanienbäume gehen denſelben Weg und ſelbſt die große alte Pappel vor der Akademie der Künſte wird in Kurzem das Zeitliche ſegnen. Sogar die Ahornbäume, welche viel mehr Unbilden zu ertragen im Stande ſind, ſterben ab, ſowohl hier als auch im Luſtgarten zwiſchen der Schloßbrücke und dem Muſeum, an welchem letzteren Orte wenigſtens die mittleren Baumreihen unmöglich Gaseinflüſſen unterworfen ſein können. Auch auf der Schönhauſer Allee ſind ganze Reihen alter Linden abgeſtorben.

Digitized by Google

„Wenn es alſo nicht der Einfluß des Gaſes iſt — was iſt dann die Urſache des Abſterbens aller dieſer alten ſchönen Bäume? Meiner Meinung nach ſind die Urſachen zweierlei Art.

„Betrachtet man die ſtärkeren Bäume in unſerer Stadt genauer, ſo findet man, daß die meiſten ſehr große Schäden zeigen. In der Regel findet ſich, daß die Rinde etwa zwei Fuß über dem Erdboden ſehr angegriffen iſt. Entweder hat ſich ein länglich rundes Loch gebildet, durch welches das innere, ebenfalls angegriffene Holz ſichtbar iſt, oder es iſt bereits eine große dreieckige Oeffnung mit breiter Baſis entſtanden und auf einer Seite des Baumes die Borke ſchon ganz verſchwunden. Dabei ſind die dieſer Oeffnung nahe liegenden Theile der Rinde feucht, brüchig, übelriechend. Ich nahm ein ſolches Rindenſtück behufs chemiſcher Unterſuchung mit und fand in ihm 2,23 pCt. Ammoniakſalze: bei einem ſolchen Salzgehalt der Rinde iſt eine fernere Vegetation an dieſer Stelle nicht möglich; der Baum fängt an zu kranken und quält ſich ſo lange, bis die Rinde an ſeinem Fuß in ihrem ganzen Umfang zerſtört iſt; dann ſtirbt er ab: denn die Saftzirkulation des Baumes findet dicht unter der Rinde ſtatt.

„Der zweite Umſtand, welcher das Gedeihen der Bäume in der Stadt beeinträchtigt, liegt darin, daß die meiſten derſelben im Sommer zu großer Hitze ausgeſetzt ſind, während ſie zugleich Mangel an Waſſer leiden. Im Sommer wird die Temperatur in den Straßen faſt unerträglich: die Hitze fängt ſich zwiſchen den langen Reihen hoher Häuſer, Trottoir und Straßenpflaſter werden glühend heiß und ſtrahlen Wärme von allen Seiten. Dabei trocknet das Erdreich ſehr ſchnell bis zu einer Tiefe von mehreren Fuß völlig aus. Fällt nun auch ein heftiger Sommerregen, ſo fließt das Waſſer ſchnell vom Pflaſter oder dem mit Kies beſtreuten Boden ab, ohne Zeit zum Eindringen zu haben. Zwar befindet ſich um jeden Baum ein ungepflaſterter Raum von ein paar Fuß Durchmeſſer; dieſer iſt aber bei weitem nicht ausreichend, um das für den Baum nöthige Waſſer aufzunehmen.

„Die Folge davon iſt, daß unſere Bäume, z. B. unter den Linden, zeitig im Hochſommer ihr Laub verlieren. Die Kaſtanienbäume ſtehen regelmäßig in jedem Jahre ſchon Anfang Auguſt mit völlig gebräuntem Laube da und werfen daſſelbe noch während dieſes Monats ab. Treten dann endlich die Herbſtregen ein, ſo erwacht unzeitig bei ihnen die Vegetation auf's Neue: der eigentlich erſt für das nächſte Frühjahr beſtimmte Trieb entwickelt ſich und ſie bedecken ſich mit neuen Blättern und Blüthen. Ein ſolches unzeitiges Nachblühen im Herbſt iſt für jeden Baum ſchädlich und muß ſchließlich, wenn es viele Jahre hintereinander ſtattfindet, den Baum ganz ruiniren.

„Gegen dieſen Uebelſtand giebt es kein anderes Mittel als regelmäßige und ſehr reichliche Bewäſſerung der Bäume während des Sommers.

„Aus dem Geſagten geht wohl zur Genüge hervor, daß man ſich einer argen Täuſchung hingeben würde, wenn man glauben wollte, daß durch Umgeben der Bäume mit Mauerwerk das Abſterben derſelben auf die Dauer verhütet werden könne. Denn man kann einen Baum nicht gewaltſam zwingen, ſeine Wurzeln in bedeutende Tiefen zu ſenden. Es bleiben vielmehr die Wurzeln aller unſerer nordiſchen Bäume nur in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche, breiten ſich aber dafür nach allen Richtungen hin ſo weit wie möglich aus; daran werden ſie aber durch ein Mauerwerk nicht verhindert.

„Ich muß hier noch eines wichtigen Umſtandes Erwähnung thun, der leider für die neu gepflanzten Bäume eine noch viel kürzere Lebensdauer in Ausſicht ſtellt als die alten hatten, an deren Stelle ſie getreten ſind. Es iſt nämlich vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus nicht zu billigen, daß ein junger Baum ohne Weiteres an dieſelbe Stelle gepflanzt wird, auf der ſein Vorgänger geſtanden. Denn in noch weit höherem Maaße als das Getraide auf dem Felde bedarf ein Baum zu ſeinem Gedeihen der ſogenannten Aſchen-Beſtandtheile, welche er nur aus dem Erdreich aufnehmen kann, welches er mit ſeinen Wurzeln zu erreichen vermag. Der Boden aber, auf dem die Stadt Berlin ſteht, iſt an ſich ſchon ein überaus dürftiger Sandboden, der einer jeglichen Humusſchicht völlig entbehrt. Hat nun ein Baum vielleicht 80—100 Jahre an einer Stelle geſtanden, ſo iſt anzunehmen, daß er aus dem Boden nach und nach ſo ziemlich alle mineraliſchen Beſtandtheile aufgenommen hat, ſo daß für ſeinen Nachfolger wenig oder Nichts davon mehr übrig iſt. Wie man nun aber einen Acker ſehr gut auflockern und ſehr ſtark düngen muß, wenn man, auch nur zwei Jahre hintereinander, daſſelbe Getraide mit günſtigem Erfolge davon ärndten will, ſo müßte auch eine Umgrabung in weitem Umkreiſe und eine ſehr reiche Düngung des Bodens mit thieriſchem und mineraliſchem Dünger vorangehen, ehe man einen jungen Baum an die Stelle pflanzt, die von einem alten ausgeſogen iſt.“

Baltiſche Provinzen.

Die Nothſtände in Liv-, Ehſt- und Kurland.

Das vor gerade einem Jahr ausgegebene Buch von Julius Eckardt: „Die baltiſchen Provinzen Rußlands“ *) iſt jetzt in zweiter, vermehrter Auflage erſchienen.**) Da der größte Theil der in dieſem Buche geſammelten Aufſätze früher bereits in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen gedruckt und durch Zeitſchriften ꝛc. dort verbreitet war, ſo darf angenommen werden, daß es hauptſächlich das Publikum in Deutſchland ſelbſt iſt, welches in ſo kurzer Zeit die ſtarke erſte Auflage konſumirt hat, und wir können darin einen Beweis ſehen, wie groß die Theilnahme des deutſchen Volkes für das Recht und die Freiheit ſeiner in Rußland von dem verhängnißvollen Einfluſſe der moskowitiſchen Partei in ſeinen heiligſten geiſtigen, wie in ſeinen materiellen Intereſſen bedrohten Brüder iſt.

Die neue Auflage des Buches iſt durch eine Schilderung der Neuerungen erweitert worden, die ſich ſeit dem Erſcheinen der erſten Auflage auf baltiſcher Erde vollzogen haben. Wir wollen von dem, was der Verfaſſer in dieſer Beziehung mittheilt, zur Charakteriſirung der jetzigen Zuſtände in den Oſtſee-Provinzen Rußlands hier Einiges folgen laſſen:

„Zu der Höhe, welche die auf das baltiſch-deutſche Element geübte Preſſion gegenwärtig einnimmt, iſt dieſelbe erſt ſeit dem Sommer des Jahres 1867 (welcher den Kaiſer zu einem kurzen Beſuche nach Riga führte) gelangt. Auf Beſchluß des Miniſter-Comités wurde den Staatsbehörden Liv-, Ehſt- und Kurlands ein im Jahr 1850 erlaſſener, aber ſpäter als „unausführbar“ zurückgelegter Befehl zur Nachachtung eingeſchärft und in Erinnerung gebracht, welcher für die Geſchäftsführung und die Korreſpondenz mit anderen Staatsbehörden den Gebrauch der ruſſiſchen Sprache vorſchrieb, während das deutſche Idiom in den Gerichten und den ſtändiſchen Behörden unangetaſtet bleiben

*) Politiſche und kulturgeſchichtliche Aufſätze.

**) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869. (XII u. 460 S. gr. 8.)

Digitized by Google

ſollte. Obgleich dieſe Anordnung, welche zu dem verbrieften Rechte des Landes in direktem Gegenſatze ſtand, zunächſt nur auf je drei Behörden jeder Provinz Beziehung hatte, war die Beſtürzung und Aufregung, welche ſie hervorrief, eine außerordentlich lebhafte. Im Spätherbſt deſſelben Jahres trat der livländiſche Landtag zuſammen, um die Einzelheiten der bevorſtehenden neuen Gerichtsverfaſſung zu berathen. Er beſchloß, mit einer Adreſſe an den Kaiſer zu gehen und von dieſem die Wiederherſtellung des uneingeſchränkten Gebrauchs der deutſchen Sprache in Livland zu erbitten. Der mit der Ueberreichung dieſer Adreſſe beauftragte livländiſche Landmarſchall wurde im December deſſelben Jahres durch den Generalgouverneur amtlich davon in Kenntniß geſetzt, daß der Kaiſer ihn nicht empfangen und die Adreſſe des Landtags unter keinen Umſtänden entgegennehmen werde. Vier Wochen ſpäter (Januar 1868) wurde Livland von einem neuen, ungleich ſchwereren Schlage betroffen; der livländiſche Civilgouverneur, Dr. v. Oettingen, ein allgemein geachteter Patriot und ausgezeichneter Adminiſtrator, der durch ſeine vieljährige Verwaltung des Landmarſchallamtes mit den Zuſtänden und Bedürfniſſen des Landes auf's genaueſte bekannt war, wurde, da er ſich für die Annahme der Landtags-Adreſſe ausgeſprochen hatte und dadurch mit dem Generalgouverneur in Konflikt gerathen war, ſeiner Stellung enthoben und durch einen Mann erſetzt, der von Livland ebenſo wenig wußte, wie dieſes Land von ihm. Herrn v. Oettingen's Entlaſſung wurde um ſo ſchmerzlicher empfunden, als derſelbe die Einführung der ruſſiſchen Sprache in die ſtaatlichen Provinzial-Behörden auf das dringendſte widerrathen, und vom büreaukratiſch-geſchäftlichen Standpunkte nachgewieſen hatte, daß der Gebrauch einer ſchwierigen fremden Sprache der Geſchäftsbehandlung und den Intereſſen des Dienſtes ſchaden und die Anſtrengung der Beamten hauptſächlich für Aeußerlichkeiten in Anſpruch nehmen müſſe.

Der Entlaſſung dieſes verdienten Patrioten folgten neue Belege für den Haß der Nationalpartei gegen den deutſchen Charakter und das angeſtammte Recht der baltiſchen Provinzen. Im Sommer 1868 wurden die deutſchen Gouverneure von Kur- und Ehſtland gleichfalls ihrer Stellungen enthoben; an die Stelle des erſteren trat ein Petersburger Beamter, der die Stände bei dem erſten Empfang im Schloß zu Mitau ruſſiſch anredete; die Verwaltung Ehſtlands übernahm ein Ruſſe, der ſeine Carrière als diplomatiſcher Agent in Mittelaſien begonnen hatte. Gleichzeitig erſchien (in Prag) eine mit Gift und Galle getränkte ruſſiſche Broſchüre, in welcher der bekannte Slawophile, Juri Samarin, die Anklage erhob, Liv-, Ehſt- und Kurland ſeien ſeit den letzten zwanzig Jahren ſyſtematiſch damit beſchäftigt geweſen, ſich von Rußland abzulöſen, die vollſtändige Germaniſation zu betreiben und einen künftigen Anſchluß an Preußen vorzubereiten.*) Wenige Tage nach Erſcheinen dieſer Broſchüre waren ſämmtliche ruſſiſche Zeitungen (namentlich die großen Moskauer Blätter) mit Analyſen und Auszügen des Inhalts dieſer Anklageſchrift eifrig beſchäftigt. Und wie groß der Eindruck war, den dieſelbe nicht nur auf das große ruſſiſche Publikum, ſondern auch auf die maßgebenden Petersburger Kreiſe machte, zeigte ſich ſchon bald, nachdem der Kaiſer von ſeinem Sommeraufenthalte in Deutſchland in die Newa-Reſidenz zurückgekehrt war. Den baltiſchen Adelscorporationen wurde unter der Hand mitgetheilt, Sr. Majeſtät ſeien ſo zahlreiche Anklagen gegen die Loyalität und politiſche Zuverläſſigkeit der baltiſchen Provinzen zugegangen, daß die Ritterſchaften derſelben wohlthun würden, eine beſondere Erklärung darüber, daß ihre Gefühle gegen Kaiſer und Reich unverändert dieſelben geblieben ſeien, zu veröffentlichen; ziemlich gleichzeitig wurde bekannt, daß im Miniſterium des Innern ein Projekt ausgearbeitet werde, welches auf die zwangsweiſe Eigenthums-Uebertragung der noch nicht an ihre Pachtinhaber verkauften Geſindeſtellen (die provinzielle Bezeichnung für Bauerhöfe) abziele. Dieſe Nachricht war um ſo erſchreckender, als zwei außerordentlich ungünſtige Aerndten die wirthſchaftliche Lage der Provinzen bereits ernſtlich erſchüttert und in einzelnen Theilen derſelben einen Nothſtand hervorgerufen hatten, der dem in Oſtpreußen wenig nachgab. Nur mit äußerſter Anſtrengung ihrer Kräfte hatten große und kleine Grundbeſitzer den Verpflichtungen gegen ihre Gläubiger einigermaßen nachkommen können. Kam es wirklich zu einem gewaltſamen Eingriff in die ländlichen Einrichtungen, ſo ließ ſich der gänzliche Ruin des Bodenkredits, ja der Bankerott der meiſten Grundbeſitzer mit Sicherheit vorausſehen; genügte doch das bloße Gerücht von einer im Miniſterium des Innern vorbereiteten Störung der beſtehenden Beſitzverhältniſſe zur Kündigung zahlreicher Hypotheken, welche unter den ſchwierigen Conjuncturen des Augenblicks und angeſichts des durch den Nothſtand herbeigeführten allgemeinen Kapitalmangels kaum zu erſetzen waren. Ueberdies lag die Befürchtung nahe, die Petersburger Reformer würden ſich nicht mit der zwangsweiſen Verwandlung des Pachtbeſitzes in Grundeigenthum begnügen, ſondern den Verſuch machen, in Anlehnung an das großruſſiſche Agrarſyſtem eine allgemeine Landvertheilung an die bäuerlichen Knechte durchzuſetzen. Hatte man doch ſchon in den Jahren 1866 und 1867 erlebt, daß auf einem großen Theil der liv- und kurländiſchen Staatsdomänen die Bauerknechte griechiſch-orthodoxer Confeſſion, wenn ſie das Verſprechen ablegten, dieſer Kirche treu zu bleiben, mit Landdotationen ausgeſtattet wurden. Die weitere Ausbreitung dieſes Syſtems wäre identiſch geweſen mit einer bodenloſen Verwirrung aller agrariſchen Verhältniſſe und gleichzeitiger Unterminirung der lutheriſchen Kirche.

Der Verwendung des Generalgouverneurs Albedinsky und ſeines Vorgängers, des Grafen Schuwalow, iſt zu danken geweſen, daß von der Durchführung dieſer Pläne der mit einem Theil der Büreaukratie verbündeten Moskauer Nationalpartei vor der Hand Abſtand genommen worden iſt. Freilich konnte nicht verhindert werden, daß die ruſſiſche Preſſe an dieſem Gedanken mit Zähigkeit feſthält und täglich die Nothwendigkeit einer vollſtändigen agrariſchen Revolution in den Oſtſee-Provinzen predigt. In wahrhaft frivoler Weiſe wird der Nothſtand, in welchen das Land lediglich durch die Ungunſt der Witterung verſetzt worden iſt, auf Rechnung ſeiner Einrichtungen geſchrieben, das Landvolk fortwährend zu Auswanderungen nach Rußland aufgeſtachelt, und jeder nach Petersburg wandernde Lette oder Ehſte als Zeuge gegen die unerträgliche deutſche Adelstyrannei bezeichnet. Seit dem Herbſt des Jahres 1868 iſt mit beſonderem Eifer gegen den deutſchen Charakter des baltiſchen Schulweſens vorgegangen worden. In Riga wurden zwei neue ruſſiſche

*) Eine kräftige, glänzende Widerlegung dieſer verleumderiſchen Schrift hat ſoeben Herr C. Schirren, Profeſſor an der Dorpater Univerſität, ein geborener Livländer, unter dem Titel „Livländiſche Antwort an Herrn Juri Samarin" (Leipzig, Duncker u. Humblot) publizirt. Gleich der kürzlich von uns angezeigten Schrift des Herrn Jegór von Sivers: „Humanität und Nationalität", beweiſt auch dieſe geharniſchte, auf Recht und Wahrheit geſtützte Erwiederung des Herrn Schirren, auf die wir nächſtens in einem beſonderen Artikel zurückkommen werden, welche ausgezeichnete Charaktere und Talente das deutſche Volkselement der baltiſchen Provinzen aufzuweiſen hat. D. R.

Digitized by Google

Schulen eröffnet, der Curator der Univerſität Dorpat, der zugleich Chef des geſammten baltiſchen Unterrichtsweſens iſt, erhielt einen Gehilfen, deſſen Hauptaufgabe darin beſtehen ſoll, den ruſſiſchen Sprachunterricht und deſſen weitere Ausdehnung zu überwachen und zu betreiben. Auch iſt bereits davon die Rede, den lettiſchen und ehſtniſchen Volksunterricht, welchen der Adel und die Geiſtlichkeit bisher leiteten, behufs einer Umgeſtaltung im ruſſiſchen Sinne direkt unter die Leitung des Unterrichtsminiſteriums zu ſtellen und den ruſſiſchen Sprachunterricht auch für die Volksſchule obligatoriſch zu machen. In Riga hat ſich neben der alten, vorzugsweiſe aus kur- und livländiſchen Predigern beſtehenden lettiſchen Geſellſchaft eine neue lettiſche literariſche Geſellſchaft konſtituirt, welche die Annäherung des Lettenthums an das Ruſſenthum auf ihre Fahnen geſchrieben hat und unter deren Führern die Namen verſchiedener bekannter Jungletten genannt werden. Endlich erſcheint ſeit dem 1. Januar 1869 zu Riga eine ruſſiſche Zeitung, der „Ruſſky Weſtnik" und eine neue, in junglettiſchem Sinn agitirende lettiſche Zeitung ſucht derſelben nach Kräften zu ſekundiren."

Frankreich.

Die Memoiren des Miniſters Malouet.

Neue Aufſchlüſſe über die erſten Jahre der franzöſiſchen Revolution.*)

Unter den Männern, welche beim Ausbruche der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung einen geſunden Aufbau und eine kräftige Wiedergeburt der älteſten Monarchie Europas erſtrebt haben, nimmt Pierre Victor Malouet, geboren am 11. Februar 1740 zu Riom, geſtorben am 6. September 1814 als Marineminiſter Ludwig's XVIII., nachdem er während des ancien régime fünfundzwanzig Jahre lang im Fach der Marine- und Colonialverwaltung erfolgreich gearbeitet, einen ſehr ehrenvollen Platz ein. Mit freiem, praktiſchem Blick und einem warmen Herzen für Menſchenwohl begabt, gehörte dieſer Staatsmann zu der leider nur allzuſchwachen Zahl Derjenigen, welche bei dem vollen Bewußtſein von der Nothwendigkeit durchgreifender Verbeſſerungen den hohen Werth der Aufrechthaltung einer ſtarken monarchiſchen Staatsordnung für Frankreich erkannten, wie ſolche dem romaniſchen Genius entſpricht; er iſt Einer Derjenigen geweſen, welche die Sache der geſetzlichen Freiheit von der des Thrones nicht zu trennen vermochten und, tief durchdrungen von den redlichen Abſichten des ſechzehnten Ludwig, mitten im Sturm der Ereigniſſe treu dem Könige zur Seite ſtanden und jede Gelegenheit zur Verſöhnung von Fürſt und Volk raſtlos zu nutzen ſuchten. Solche Männer haben nie die Meinung der extremen Parteileute für ſich; weder einem Maury und Cazalès, noch einem Alexander Lameth und Robespierre (um in der erſten Nationalverſammlung von der äußerſten Rechten bis zur äußerſten Linken zu gehen!) konnten ein Mounier und ein Malouet, ein Lally-Tollendal, ein Clermont-Tonnerre und ein François de Bonnay gefallen; nur die Anerkennung des gewaltigen Mirabeau haben ſie errungen, deſſen thätige Beihilfe aber erſt, als es zum Verderben der Monarchie ſchon zu ſpät war! Der „parti monarchien", oder das rechte Centrum der conſtituirenden Nationalverſammlung, iſt nicht blos wegen ſeiner Sympathie für die Miniſter Necker und Montmorin weidlich verketzert worden, ſondern hauptſächlich deshalb, weil er mit allen Kräften verhindern wollte, daß von den Extremen im Trüben gefiſcht werde und weil er die Revolution in die Bahnen einer maßvollen, friedlichen, loyalen und monarchiſchen Reform hinüberzuleiten gewillt war.

Trotz dieſer in den Augen der Revolutionärs wie der Contrerevolutionärs höchſt unvortheilhaften Stellung ſeiner Partei ſind die jüngſt erſchienenen Denkwürdigkeiten Malouet's, zumal in Betreff der drei erſten Jahre der franzöſiſchen Umwälzung, von hervorragender Bedeutung. Malouet, bisher Marine-Intendant von Toulon, ſtand mit den Miniſtern Necker und Graf Montmorin, von denen bekanntlich Erſterer die Finanzen, Letzterer die auswärtigen Angelegenheiten verwaltete, in naher, freundſchaftlicher Verbindung, während er andererſeits auch von den ausgezeichnetſten Mitgliedern der beiden Hauptparteien der Conſtituante, von Mirabeau und La Fayette ſowohl als von Maury, Cazalès, d'Eſprémenil geachtet und ihres Vertrauens gewürdigt wurde. Konnte er ſammt ſeinen Freunden in Folge der furchtbaren Erbitterung der großen Gegenſätze nur wenig Gutes fördern und wenig Böſes hintertreiben, ſo war er um ſo beſſer in die Lage verſetzt, genau und unbefangen beobachten, gerecht urtheilen und den Gang der Dinge bis in die fernſten Conſequenzen überſchauen zu können. Wer ſich ernſthaft und gründlich über die Tragik der Revolution belehren will, der leſe mit Aufmerkſamkeit Malouet's Memoiren; ſie enthalten köſtliche Fingerzeige, überaus ſchätzbare Einzelheiten und bieten außerdem eine hochwillkommene Ergänzung zu Mounier's Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres (Genf 1792) und zu den Memoiren von Bouillé, Montloſier, Mallet-du-Pan, Marquis de Ferrières (der übrigens viel einſeitiger iſt als der Genfer Mallet-du-Pan und nichtsdeſtoweniger von Mignet mit vollen Händen ausgeſchöpft ward!), und endlich zu den Considérations sur la Révolution française der Frau von Staël.

Obgleich Malouet feſt zu den Vertrauten Necker's gerechnet werden durfte, iſt er weder ein Bewunderer noch ein Vertheidiger der Politik dieſes Miniſters geweſen. Und wie hätte dies der feinfühlige Malouet gekonnt, ſintemal die Politik Necker's eigentlich blos darin beſtand, keine zu haben! Alle Schritte der Regierung bis zur Eröffnung der Generalſtaaten waren Zugeſtändniſſe, welche die öffentliche Meinung und die drohende Haltung der Maſſen abgedrungen hatten; die Regierung hatte ſich durch ihre übergroße Vorſicht aller und jeder Initiative beraubt und war alſo bereits geſchlagen, ehe der Tag kam, an welchem ſie ſich mit ihren Gegnern meſſen ſollte. Sie war ſicherlich von den beſten Intentionen beſeelt, aber ſie that nichts, dem Volke dies glaubhaft zu machen, denn was ſie that, ſchien nicht aus freier Entſchließung hervorgegangen zu ſein. Die Einberufung der Reichsſtände war ſchon dem Erzbiſchof von Sens (Herrn von Brienne) abgedrungen worden; desgleichen aber hatte ſich Necker die doppelte Vertretung des Tiers-Etat, ſogar gegen den Ausſpruch der von ihm im November 1788 berufenen Notabeln, abtrotzen laſſen, eine Verdoppelung, die, ſofern man, wie dies Necker's entſchiedenſte Abſicht war, die ſtändiſche Gliederung aufrecht erhalten wollte, ganz inhaltleer und zweckwidrig war. Denn, ſollten die beiden „privilegirten Stände" den „dritten Stand" (der freilich nach Tocqueville's klaſſiſchem Nachweiſe in „L'ancien régime et la révolution" voll-

*) Mémoires de Malouet publiés par son petit-fils, le Baron Malouet. Tom. I, II. Paris, 1868, Librairie académique: Didier et Cie.

Digitized by Google

kommen ebenſo „privilegirt“ war, als die beiden andern!) überſtimmen können, ſo mußte ja der Tiers-Etat um ſo empfindlicher hiervon betroffen werden, je ſtärker die Kopfzahl ſeiner Vertreter war! Daß Necker der Verdoppelung des dritten Standes perſönlich abhold geweſen, geſteht Malouet freimüthig ein, indem er ebenſo offenherzig bemerkt, daß gerade Er, Malouet, es geweſen iſt, der die Entſcheidung des Conseil du Roi zu Gunſten der Verdoppelung bei Necker durchgeſetzt hat. Indeſſen Malouet, der in dieſem Punkte die „Unwiderſtehlichkeit“ der öffentlichen Meinung anerkannte, glaubte die Verdoppelung des Tiers als eine ſecundäre Maßregel anſehen zu dürfen, ſobald man nämlich dem Andrange der wild aufgeregten Volkswünſche von Seiten der Regierung mit einem feſt beſchloſſenen und klar ausgearbeiteten Programm von Reformvorſchlägen entgegentrat. Allein Herr Necker erklärte ihm wahrhaft rührend naiv, die Regierung beſitze ein ſolches Programm nicht! Das heißt alſo, ſie ging mit zugedrückten Augen blindlings und planlos der Revolution entgegen! Sie regierte überhaupt nicht, ſondern erwartete geduldig, daß die reichsſtändiſche Verſammlung ihr die Ordnung der Staatsangelegenheiten abnehmen werde! Eine ärgere Thatloſigkeit iſt ſelten bei einer Regierung vorgekommen. Necker und Montmorin freuten ſich mit Malouet über den vergleichsweiſe guten und loyalen Ausfall der Cahiers (Wahlinſtruktionen) für die Deputirten, aber nur das Cahier des dritten Standes von Riom, den eben Malouet vertrat, enthielt eine ſcharf bemeſſene Klauſel zu Gunſten der Hoheitsrechte der Krone; wie nun aber die Cahiers zur Grundlage für die Verhandlungen der Reichsſtände werden ſollten, damit man nicht der überſchwenglichen Metaphyſik der Clubs und der Volksverſammlungen anheimfiel: um dieſen hochwichtigen Punkt bekümmerten ſich die Herren Miniſter gar nicht, ſondern ließen Gott einen guten Mann ſein und warteten wiederum ruhig ab, bis die zur „Nationalverſammlung“ entpuppten Feudalſtände über ſämmtliche Cahiers zur Tagesordnung übergingen, alle ihre Mandate ſomit für unverbindlich erklärten und ſich dergeſtalt zu Herren der Situation und ganz Frankreichs aufwarfen. Man konnte ihnen dies unter den obwaltenden Umſtänden gar nicht verdenken. Eine Regierung, die nicht zu regieren wagte, hatte im Grunde ſchon abgedankt; wenn ſie die Anarchie verabſcheute, mußte ſie wahrlich zufrieden ſein, daß irgend Jemand die Zügel ergriff! Eine andere Frage blieb es freilich, ob eine zwölfhundertköpfige Verſammlung im Stande war, ſich im Beſitz der Regierungsgewalt zu behaupten und zwar in einer Zeit, wo die Wogen der Volksbewegung alle Rechtstitel überſchwemmten und der älteſte Thron der Chriſtenheit, wie die ganze öffentliche Ordnung Frankreichs, in ihren Grundfeſten erſchüttert war.

Aus der räthſelhaften Unthätigkeit Necker's haben die abſoluten Gegner der Revolution die heftigſten Anklagen wider die Ehrlichkeit ſeiner monarchiſchen Ueberzeugungen geſchmiedet. Malouet bezeugt wiederholt, niemals an Necker etwas Jakobiniſches wahrgenommen zu haben, ja er theilt einzelne Züge mit, die weit eher die Stärke ſeiner conſtitutionellen Ader verdächtig machen. Als Necker eingeſehen, einen wie großen Fehler er begangen hatte, indem er die Entſcheidung über die Prüfung der Vollmachten dem Belieben der Reichsverſammlung überließ, kam er auf das allerſeltſamſte und abenteuerlichſte Auskunftsmittel. Es gab nämlich in Verſailles für den dritten Stand keinen abgeſonderten Saal, nur Geiſtlichkeit und Adel hatten einen ſolchen; der dritte Stand, der ſo viel Mitglieder zählte als die beiden erſten zuſammengenommen, mußte daher in dem geräumigen, reich ausgeſchmückten und mit großen Zuhörer-Galerieen ausgeſtatteten Thronſaal verbleiben, wo alsbald das durch die Ausdehnung des Raumes begünſtigte Publikum eine Art Terrorismus auszuüben begann.

Um nun den Tiers-Etat dieſer weiten Arena zu berauben und das abgeſonderte Verhandeln der drei Stände endgiltig zu ſichern, erdachte Herr Necker —: ein Naturereigniß! Man ſtand noch in der erſten Woche der Reichsverſammlung. Was ſollte geſchehen? Ein Erdſturz bei Nacht ſollte die Keller der Salle des Menus verſchütten und dadurch das Gerüſt des Saales einbrechen laſſen! Allerdings ein ſchnellwirkendes, unfehlbares Mittel, die Herren vom dritten Stande um den Thronſaal zu bringen! Mit Mühe und Noth redete es Malouet dem Miniſter aus, ihm alle politiſchen Gefahren dieſes Erdſturzes vor Augen haltend.

Allein viel ſchlimmer als dergleichen Phantaſterei und geradezu unverzeihlich war es, daß Necker mit dem größten Manne der Revolution, mit Mirabeau, der ihm aus freien Stücken die Hand reichte, ſich nicht in Einvernehmen zu ſetzen vermochte. Necker war zu ſehr Büreaukrat, hochmüthig, ſteif und hölzern, ſehr eitel auf ſeine Volksbeliebtheit und ſtets um deren Verluſt ängſtlich beſorgt, neidiſch auf die Anderer und wie von einem Evangelium überzeugt, daß nur ein Beamter vom Fach politiſches Verſtändniß habe. Es koſtete Mirabeau gewiß eine große Selbſtüberwindung, dieſem Manne ſich zu nähern. Doch that er es ſchon Ende Mai 1789, indem er Malouet's Vermittelung anrief. Malouet, obgleich von Mirabeau's Privatleben wenig erbaut, ging bereitwillig auf des Grafen Eröffnung ein und verſchaffte ihm nach ungeheueren Anſtrengungen der Beredtſamkeit bei Necker und Montmorin, von denen Letzterer mit Mirabeau im Punkte der Zuverläſſigkeit ſchon ſehr üble Erfahrungen gemacht hatte, die gewünſchte Unterredung. Montmorin, angeblich aus Aerger über den ihm durch die Nichtunterdrückung der „Briefe über Preußen“ (iſt die Histoire secrète de la cour de Berlin gemeint?) geſpielten Betrug, kam nicht in die Conferenz, als wolle er Mirabeau nicht an ſeinen Wortbruch und an die damals für das doch publicirte Manuſcript unverdient geſchluckten 300 Louisd'or erinnern; unglücklicher Weiſe kam aber auch Malouet nicht und Necker und Mirabeau ſtanden ſich alſo allein gegenüber. Den Ausgang der Sache kann man ſich denken. Malouet, den ſeine Verſäumniß gar bald auf das Bitterſte gereute, erfuhr das Scheitern der Beſprechung von Mirabeau ſelbſt. Der gräßliche Volkstribun, ganz roth im Geſicht vor Zorn, ſchritt in der Reichsverſammlung auf die Bänke der Rechten zu, ſetzte ſich rittlings auf eine derſelben und ſprach zu Malouet gewandt: „Votre homme est un sot, il aura de mes nouvelles“. Er hat furchtbar Wort gehalten. Drei Tage ſpäter wurden Malouet die Einzelheiten der unſeligen Unterredung bekannt. Als Mirabeau bei dem Miniſter eintrat, begrüßten ſich Beide ſchweigend, ſchauten ſich wie beobachtend an, endlich nach einer Weile ſprach Mirabeau: „Mein Herr, Herr Malouet hat mich verſichert, daß Sie die Beweggründe der Erörterung, die ich mit Ihnen zu haben wünſche, verſtanden und genehmigt hätten!“ — „Mein Herr“, antwortete Necker, „Herr Malouet hat mir geſagt, daß Sie mir Vorſchläge zu machen hätten, welches ſind ſie?“ — Verletzt durch den kalten, fragweiſen Ton des Miniſters, der überdem die hochmüthig ausſehende Gewohnheit hatte, den Kopf weit in den Nacken zurückzuwerfen, ruft Mirabeau: „Mein Vorſchlag iſt, Ihnen guten Tag zu wünſchen“, erhebt ſich und ſtürzt hinaus. Der

Digitized by Google

Antrag von Sieyès, der dritte Stand ſolle ſich als Nationalverſammlung conſtituiren, war ſchon eingebracht, Necker's Kurzangebundenheit war alſo doppelt unzeitgemäß, aber in ſeinem Dünkel wähnte er, immer noch der Mehrheit des Tiers gewiß zu ſein und blieb gegen Malouet's Warnungen taub. Vierundzwanzig Stunden darauf hatten die Drohungen des Palais-Royal, d. h. der Sendlinge des Herzogs von Orleans und der Pariſer Clubs, ihre Schuldigkeit gethan, und die geträumte Mehrheit Necker's war zu einer Minderheit von 10 Stimmen gegen 491 zuſammengeſchmolzen! So rächte ſich der Mangel an Energie und Geſchick.

Ein fernerer Vorwurf, der Necker trifft, iſt ſein auffallendes Wegbleiben von der königlichen Sitzung des 21. Juni 1789, welche durch einen coup d'autorité die Trennung der Stände wiederherſtellen und den dritten Stand in ſeine Schranken zurückweiſen ſollte. Necker hatte mit dem Könige und Montmorin die Maßregel verabredet, und nach ſeinen Aeußerungen gegen Malouet ſcheint er ſogar der Anſtifter dieſes verunglückten Streiches geweſen zu ſein; wie falſch und wie unehrenhaft war es nun, daß er durch ſeine Abweſenheit die Verantwortlichkeit für den verhängnißvollen Schritt der Regierung ablehnte, blos um ein paar Monate länger den Volksmann ſpielen zu können! Nach dieſer ſchnöden Niederlage riß die Nationalverſammlung ein Stück der königlichen Gewalt nach dem anderen an ſich, die Anarchie hob ſeit dem 14. Juli furchtbar ihr Haupt, die Partei der Straßen-Demagogie beſchloß ſchon Ende Auguſt die Wegführung der Nationalverſammlung von Verſailles nach Paris, natürlich der leichteren Terroriſirung halber, und der geſindelhafte Anhang des Herzogs von Orleans die Ernennung ihres Herrn und Meiſters zum Generalſtatthalter des Königreichs. Bergaſſe, Abgeordneter vom rechten Centrum, und der Miniſter Graf Staint-Prieſt erfuhren gleichmäßig von dem Complott, man ſchickte von Seiten des parti monarchien eine Deputation an den König ab, welcher Malouet nebſt dem Biſchof von Langres (de la Luzerne) und dem Advocaten Redon, zweitem Vertreter von Riom, angehörte. Gegen 300 Abgeordnete waren für die Verlegung der Nationalverſammlung auf 20 Lieues von Paris, nach Soiſſons oder nach Compiègne, gewonnen; die Deputation des rechten Centrums ſollte dieſen Plan dem Könige empfehlen und die Krone zur Ausführung beſtimmen. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Deputation wurde von Necker und Montmorin ſehr freundlich empfangen, man ließ ſie bei Montmorin auf den Ausgang der Miniſterrathsſitzung warten, die noch in ſpäter Nachtſtunde beim Könige gehalten werden ſollte; nach Mitternacht kamen die beiden Miniſter aus der Sitzung zurück: doch, was brachten ſie? die Erklärung Ludwig's XVI., er wolle in Verſailles bleiben! Der König war nämlich ſehr ermüdet von der Jagd heimgekehrt, hatte während des Miniſterrathes geſchlafen und erſt, als die Miniſter an ihn die Frage ſtellten, ob er ihren Antrag, die Verſammlung von Verſailles fort zu verlegen, genehmigen wolle, hatte er, plötzlich erwachend, ein kurzes Nein! geantwortet und ſich zurückgezogen. Malouet meint, der König habe ſich der Flucht aus der Reſidenz ſeiner Vorfahren geſchämt. An ſolchen Empfindlichkeiten ſcheiterte die Rettung der monarchiſchen Ordnung.

Trauttwein von Belle.

Der letzte Band der Korreſpondenz Napoleon's I.

Die Korreſpondenz Napoleon's I., die bisher von einer „kaiſerlichen Kommiſſion", Prinz Napoleon an der Spitze, veröffentlicht wurde, hat plötzlich mit ihrem 28ſten Bande ein ziemlich unbefriedigendes Ende erreicht.

Es iſt augenſcheinlich, daß viele Briefe aus Rückſicht auf ſolche Familien, die das gegenwärtige Regiment ſtützen, unterdrückt worden ſind, ja angeſichts der vielen Beziehungen, die vom erſten Kaiſerreich in das gegenwärtige hinüberreichen, und wenn man die vielen verwundbaren Punkte bedenkt, die Letzteres darbietet, bewundert man eigentlich mehr die Offenheit jene Mittheilungen, als ihr plötzliches Aufhören.

Der letzte Band umfaßt den Zeitraum, den man gewöhnlich als die „Hundert Tage" bezeichnet, die Zeit unmittelbar nach der Flucht von Elba. Ehe Napoleon in Frankreich landete, ließ er verſchiedene Manifeſte verbreiten: der Armee ſpricht er von den gemeinſam erkämpften Siegen und beklagt den Abfall Marmont's und Augereau's, welcher Alles verdorben hätte. Der republikaniſchen Partei, die er ſtets mehr gehaßt hatte als die enragirteſten Chouans, macht er Zugeſtändniſſe, indem er das franzöſiſche Volk mit „Citoyens!" anredet und die dargebotenen Dienſte Carnot's annimmt. Von der Nothwendigkeit einer Verſöhnung überzeugt, bietet er in dem von Benjamin Conſtant verfaßten Conſtitutions-Entwurf dem Volke ein liberaleres Werk dar, als die Charte, die Ludwig XVIII. aus ſouveräner Entſchließung octroyirt hatte. Aber der alte Fluch des „Zu ſpät!" ſollte auch ihn ereilen.

Im Folgenden geben wir einige beſonders charakteriſtiſche Briefe des letzten Bandes. Während Napoleon noch in Lyon war (März 1815) ſchrieb er an Ney:

„Mein Couſin! Mein General-Adjutant wird Ihnen meine Marſchordre zugehen laſſen. Ich bin überzeugt, daß, nachdem Sie meine Ankunft in dieſer Stadt vernommen haben, Sie ſofort Ihre Truppen zur Rückkehr zur dreifarbigen Fahne bewegen werden. Führen Sie die Anordnungen aus, die ich Ihnen durch Bertrand ſende, und kommen Sie mir nach Chalons nach. Ich werde Sie empfangen, wie am Morgen nach der Schlacht von Borodino. Napoleon."

Ney hatte wenige Tage zuvor den Befehl der königlichen Truppen übernommen und hatte verſprochen, „jenen Wahnſinnigen in einem eiſernen Käfig zurückzubringen."

Aber, wenn auch Ney Verzeihung von Napoleon erhielt, ſo wurden doch Maßregeln gegen den sieur de Talleyrand, damals Geſandten in der Schweiz, und mehrere Andere angeordnet. Am 10. April 1815 ſchreibt Napoleon an Marſchall Davouſt, Fürſt von Eckmühl:

„Mein Couſin! Streichen Sie von der Liſte der Marſchälle die Namen des Fürſten von Neufchâtel, der Herzöge von Raguſa, Belluno, Caſtiglione und Valmy" — Männer, welche beſſer bekannt ſind unter den Namen Berthier, einſt Napoleon's Stabschef und vertrauter Freund, Marmont und Victor, beide Wellington wohlbekannt, und Augereau und Kellermann. Es ſei hier bemerkt, daß Davouſt, an den dieſe Ordre gerichtet war, drei Monate ſpäter dem Rathe Fouché's, des damaligen Chefs der proviſoriſchen Regierung zu Paris, folgte, und eine Kapitulation den Anerbietungen des Kaiſers vorzog, der ihn als einfachen General den Alliirten entgegenſenden wollte.

Auch Murat ſollte womöglich in die kaiſerliche Hürde zurückgeführt werden. Am 23. März ſchrieb der Kaiſer an Caulaincourt: „Ich wünſche eine Analyſe all der Depeſchen zu haben,

Digitized by Google

die Herr von Talleyrand und der König (Ludwig XVIII.) gegen den König von Neapel gerichtet haben, ſo daß ich im Stande ſei, ſie ihm mitzutheilen."

Trotz all der gewichtigen Staatsgeſchäfte, mit denen Se. Maj. ſtündlich zu thun hatte, war ſeine alte Gewohnheit, ſich in Kleinigkeiten zu miſchen, doch immer noch ſtark in ihm. Er muß jedes Stück kennen, das auf den Pariſer Bühnen gegeben wird. Schon am 25. März ſchreibt er folgenden ſehr charakteriſtiſchen Brief an den General Bertrand:

„Herr Graf! Es ſind Streitigkeiten unter den Mitgliedern meines Hofhaltes ausgebrochen. Zu meinem erſten maître d'hôtel beſtimme ich denſelben, welchen ich in Porto-Ferrajo hatte; der sieur Douſſeau ſoll mein Hauptkoch werden, der sieur Pierron mein Hauptküchengehilfe. Entlaſſen Sie alle die, welche ſich nicht fügen. Legen Sie mir einen einfachen Organiſationsplan für meinen Hofhalt vor: ich will nicht, daß Eine Perſon mehrere Aemter bekleide."

Eine wichtigere Verordnung erließ er am 29. März, ein Dekret, deſſen erſter Artikel lautete: „Vom heutigen Tage an iſt der Sklavenhandel abgeſchafft." Unter demſelben Datum ſandte er ein ſonderbares Billet an Fouché, in welchem er dieſem befahl, einige Bilder wieder zu erlangen, „welche dem Prinzen Joſeph gehörten — ich hatte ſie aus Spanien mitgebracht."

Am 1. April ſchrieb Napoleon an den Kaiſer Franz von Oeſterreich:

„Mein Herr Bruder und ſehr theurer Schwiegervater! In einem Augenblick, da die Vorſehung mich in meine Hauptſtadt und meine Staaten zurückführt, iſt es mein heißeſter Wunſch, die Gegenſtände meiner zärtlichſten Neigung, meine Frau und meinen Sohn, wiederzuſehen. Ebenſo wie eine ſo lange Trennung mein Herz auf's tiefſte betrübt hat, ſo iſt die tugendhafte Fürſtin, deren Schickſal Ew. Maj. mit dem meinen verbunden hat, begierig nach einer Wiedervereinigung. Wenn die Würde im Benehmen der Kaiſerin während meines Unglückes die Zärtlichkeit Ew. Maj. für eine ſo theure Tochter noch erhöht hat, ſo werden Sie begreifen, Sire, wie ſehr ich den Augenblick herbeiſehne, um ihr meine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Meine Beſtrebungen gehen nur dahin, dieſen Thron zu befeſtigen, welchen die Liebe meines Volkes mir wiedergegeben hat, um ihn eines Tages dem Sohne hinterlaſſen zu können, den Ew. kaiſerl. Maj. mit ſo viel väterlicher Fürſorge umgeben haben ꝛc."

Da der Kaiſer von Oeſterreich weder von den Alliirten ſich trennen, noch ſeine Tochter und den König von Rom zurückſchicken wollte, ſo wurde Meneval angewieſen, einen Bericht über das Verfahren Oeſterreichs zu entwerfen, der der Kammer vorgelegt werden ſollte. Napoleon ſelbſt lieferte dazu Notizen, wie die folgenden: „Meneval ſoll den Schmerz ſchildern, den die Kaiſerin erlitt, als ſie vom Kaiſer getrennt wurde. Sie war 30 Tage lang ohne Schlaf, nachdem Se. Maj. ſich eingeſchifft hatte; er ſoll mit Nachdruck den Umſtand hervorheben, daß die Kaiſerin de facto eine Gefangene, da es ihr gänzlich unterſagt iſt, dem Kaiſer zu ſchreiben. Meneval ſoll ſeinen Bericht in dieſem Sinne färben." (sic)

Ein beſonderes Intereſſe gewährt gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo die bedeutungsvollen Wahlvorgänge die Blicke wieder auf Frankreich zogen, die Rede, mit welcher Napoleon am 7. Juni 1815 die Kammern eröffnete. Er begann damit, zu konſtatiren, daß er vom Volke mit unbegränzter Machtvollkommenheit bekleidet worden ſei, daß nun, nachdem der theuerſte Wunſch ſeines Herzens erfüllt, eine konſtitutionelle Monarchie ihren Anfang nehmen werde. Er erklärte, eine Monarchie ſei für Frankreich nothwendig, um ſeine Freiheit zu ſichern; es ſei ſein Ehrgeiz und Streben, Frankreich jede mögliche Freiheit genießen zu ſehen, jede mögliche Freiheit, ſage er, denn Anarchie habe noch ſtets das abſolute Regiment wieder zurückgeführt. Die Freiheit der Preſſe halte er für einen weſentlichen Beſtandtheil der jetzigen Conſtitution, auch dürfe keine Aenderung darin vorgenommen werden, ohne daß das ganze Syſtem geändert werde.

Wir wiſſen, daß dieſe Sprache außerordentlich wenig Eindruck auf die beiden Kammern hervorbrachte, einestheils vielleicht wegen der leidenſchaftsloſen, kalten Art und Weiſe, in der ſie vorgetragen wurde, andererſeits wohl wegen des unliebſamen Inhalts des letzten, den Krieg mit dem Auslande betreffenden Abſchnittes. — Wenige Tage ſpäter verließ Napoleon Paris und ſtellte ſich an die Spitze der großen Armee.

Etwas Tragiſches liegt in der Art, wie dieſer Band mit dem Sturze des einſt ſo mächtigen Kaiſerreiches endet. Einzelne Schriftſtücke, die Schlachten von Ligny und Waterloo betreffend, ſind faſt das Letzte, was er enthält. Schon in einer früheren Nummer dieſer Blätter iſt das Werk von Piérart: Le drame de Waterloo, beſprochen worden, in welchem bis zur Evidenz nachgewieſen wird, welche großen, ja faſt unbegreiflichen Fehler ſich Napoleon in der Schlacht bei Belle-Alliance zu ſchulden kommen ließ, ſowie die vielerlei Unwahrheiten und Bemäntelungen, mit denen er ſpäter in den Mémoires de Ste. Hélène dieſe Fehler auf Andere, beſonders auf Ney und Grouchy, abzuwälzen verſuchte.

Am 25. Juni ſchreibt Bertrand im Auftrage des Kaiſers an Barbier, den kaiſerlichen Buchhändler, um verſchiedene Werke über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, ſowie eine vollſtändige Sammlung des Moniteur zu beſtellen. Alles dies ſoll einem Handlungshauſe in Amerika überſandt werden.

Am 14. Juli endlich ſchreibt Napoleon ſeinen denkwürdigen Brief an den Prinzregenten von England, in welchem er ſich mit Themiſtokles vergleicht und ſich unter „den Schutz des mächtigſten, beſtändigſten, aber auch großmüthigſten ſeiner Feinde ſtellt". Er vergaß, daß der Wiener Congreß ihn als außerhalb der Geſetze ſtehend erklärt hatte. — Die Sammlung ſchließt mit dem Proteſt, den er an Bord des „Bellerophon" geſchrieben, in welchem er die Geſchichte zur Zeugin aufruft, daß, nachdem er zwanzig Jahre lang gegen England Krieg geführt, er aus eigenem, freiem Antriebe gekommen ſei, ein Aſyl in England zu ſuchen, „und welchen größeren Beweis von Achtung und Vertrauen vermochte ich zu geben?"

Man weiß, wie England dieſem Vertrauen entſprochen hat. In der That, wie man auch über Napoleon und ſein nothwendig tragiſches Ende denken möge, immer und ewig wird dem unbefangenen Sinne dieſe Handlungsweiſe Englands in gehäſſigſtem Lichte erſcheinen.

England.

Abermals eine neue Shakeſpeare-Ausgabe in Deutſchland.*)

Bei den unabläſſigen Forſchungen deutſcher Gelehrten, welche theils die Herſtellung eines correcten Textes der Shak-

*) Shakeſpeare's ſammtliche Werke. Engliſcher Text, berichtigt und erklärt von Benno Tſchiſchwitz. Nebſt hiſtoriſch-kritiſchen Einleitungen. I. Hamlet, Prince of Denmark. Halle, Verlag von G. Emil Barthel, 1869. XLVIII u. 193 S. gr. 8.

Digitized by Google

ſpeare'ſchen Dichtungen, theils die Beſtimmung der Abfaſſungszeit der einzelnen Dramen und eine Geſchichte der mannigfachen Ausgaben und Bearbeitungen, Exegeſen und Textes-Emendationen verfolgen, wird von Zeit zu Zeit immer eine neue Ausgabe der Werke des Dichters allerdings durchaus nicht nothwendig, doch Manchem wünſchenswerth ſcheinen. Die uns vorliegende, von welcher bis jetzt der erſte Theil, Hamlet, Prince of Denmark enthaltend, erſchienen iſt, kündigt ſich als die Arbeit eines um die Shakeſpeare'ſchen Dichtungen wohlverdienten Gelehrten, des Herrn Dr. Benno Tſchiſchwitz, an, der ſeine Berechtigung dazu durch ſeine „Shakſpere-Forſchungen" und jüngſt durch eine gediegene Arbeit in dem IV. Jahrbuch der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft dargethan hat. Der Herausgeber rechtfertigt ſein Unternehmen neben dem Delius'ſchen dadurch, daß er diejenigen Leſer vorzugsweiſe berückſichtigen will, welche mit dem Studium Shakeſpeare's zugleich ein tieferes Sprachſtudium zu verknüpfen wünſchen. In dieſem Sinne hat er es ſich angelegen ſein laſſen, die Etymologie und hiſtoriſche Grammatik, ſo weit ſie durch die neueſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen feſtgeſtellt iſt, in erweitertem Maße zur Interpretation zu Hilfe zu nehmen. Aber auch in Bezug auf die Kritik des Textes durfte dieſe neue Ausgabe neben jener von Delius einen Platz behaupten, da in dieſer letzteren zu ſehr die Rückſicht auf die conſervirende Methode vorwaltet, „die nicht überall dem Verſtändniß des Dichters zur Förderung gereichen konnte, im Gegentheil oft genug zu Auslegungen zwang, die dem Genius Shakeſpeare's widerſtrebten".

Jedem Drama iſt eine hiſtoriſch-kritiſche Einleitung vorausgeſchickt; ſo handelt die zu dem I. Bande, zu „Hamlet", gegebene zunächſt über die urſprüngliche Quelle der Hamlet-Sage, wendet ſich dann zu der Zeit der Abfaſſung, zählt die verſchiedenen Drucke auf und beſpricht nächſtdem ausführlicher die Quellen, aus denen der Dichter ſchöpfte, mit Nachweis der einzelnen Züge, welche aus ihnen in die Dichtung übergingen. Es folgt dann ein beachtenswerther Excurs über „Shakeſpeare's Anlehnung an die Philoſophie". Als diejenige philoſophiſche Schule, der Shakeſpeare am meiſten in ſeinen Ausſprüchen im Hamlet gefolgt iſt, wird die Naturphiloſophie des Giordano Bruno genannt, der um die Zeit der Abfaſſung des Hamlet zwei Jahre in London gelebt und daſelbſt eine ganze Reihe populärer Schriften in italiäniſcher Sprache veröffentlicht hatte. Giordano Bruno war ein Freund von Spencer, und ſo war es natürlich, daß Shakeſpeare, der erſt nach dem Weggange Bruno's nach London kam, auf die Schriften des Italiäners aufmerkſam wurde. Für die Bekanntſchaft des Dichters mit dieſer neuen, auf das Kopernikaniſche Weltenſyſtem gegründeten Philoſophie, die faſt alles Metaphyſiſche ausſchließt und einem mit Händen zu greifenden Realismus huldigt, führt der Herausgeber einige Beweiſe aus dem „Hamlet" an, ſo den Dialog „Sein oder Nichtſein", der in ſeinem Schluſſe ſogar eine Widerlegung der atomiſtiſchen Philoſophie des Bruno auf Grund chriſtlicher Lehre bildet.

Ausführlich verbreitet ſich die Einleitung ferner über den „Text" des Shakeſpeare'ſchen Dramas und dann über die verſchiedenen Ausgaben; zum Schluſſe ſind ausführliche „biographiſche Notizen" hinzugefügt, die eine Ueberſicht geben über die wachſende Bekanntſchaft und Vorliebe für dies Drama zuerſt in England, dann in Deutſchland, Frankreich, Italien und Skandinavien.

Die reichhaltigen Noten zu dem Texte ſind namentlich, neben einigen kritiſchen Anmerkungen, den grammatiſchen und lexikographiſchen Schwierigkeiten der Shakeſpeare'ſchen Dichtungen gewidmet und werden ſo, während ſie dem deutſchen Leſer das Verſtändniß erleichtern, gewiß nicht wenig zu einem gründlicheren Studium des Dramatikers beitragen. —p.

Nord-Amerika.

Deutſche Preſſe und deutſcher Buchhandel in Amerika.

Bei Gelegenheit der Verlegung ſeines buchhändleriſchen und Buchdruckerei-Geſchäftes in großartige, impoſante Räumlichkeiten, wie dergleichen in New-York und anderen Städten der Union mehrere große anglo-amerikaniſche Buchhändler innehaben, veranſtaltete Herr E. Steiger von New-York am 20. März d. J. ein Feſt, zu welchem er die geachtetſten deutſchen Vertreter des Kaufmanns- und des Advokatenſtandes, der Wiſſenſchaft, der Schule und der periodiſchen Preſſe der Hauptſtadt eingeladen hatte. Herr Friedrich Kapp führte dabei den Vorſitz, und nachdem er über die Verdienſte geſprochen, die ſich Herr Steiger um die deutſche Preſſe und den deutſchen Buchhandel in Amerika erworben, nahm dieſer zu einer ausführlichen Erwiederung das Wort, welcher wir Folgendes entnehmen:

„Meine Herren und Landsleute! Seit den großen Ereigniſſen des Jahres 1866 haben wir Deutſchen in Amerika verſchiedene ſchöne Feſte gefeiert, welche einen nationalen Charakter trugen. Wir freuten uns der politiſchen Umwandlungen in Deutſchland. Dieſen Abend wollen wir uns dagegen der Triumphe freuen, welche die Deutſchen in Amerika, faſt ohne alle Hilfe vom Vaterlande aus, auf friedlichem Wege und durch eigene Kraft errungen haben.

. . . .

„Wenn ich nun über den Zweck unſeres Feſtes ſprechen will, ſo komme ich unwillkürlich auf die Preſſe und den Buchhandel. Denn der Zuſtand, die Entwickelung beider gilt in Europa als Gradmeſſer für die allgemeine Bildung eines Volkes. Dies auf Amerika anwendend kommen wir zu einem günſtigen Reſultate.

„Was das Zeitungsweſen im Allgemeinen betrifft, ſo iſt die Union, trotz ihrer Jugend, allen andern Ländern voraus. Die Statiſtik zeigt uns Folgendes: In Frankreich kommt auf 22,500 Einwohner eine Zeitung, in England auf 16,500, in Preußen auf 25,700, in Oeſterreich auf 104,000, in den Vereinigten Staaten aber auf kaum 7000 Einwohner eine. Und dabei iſt noch zu berückſichtigen, daß die Blätter in Amerika der höheren Herſtellungskoſten wegen eine viel größere Auflage haben müſſen, um beſtehen zu können, als in anderen Ländern. Nicht minder günſtig ſind die Ausſichten für die Zukunft, wenn man berückſichtigt, daß z. B. in den 40 Jahren vor 1866 die Zahl der Zeitungen in Amerika ſich um 370 % geſteigert hat, in Frankreich um 234, in England um 252, in Oeſterreich um 356 und in Preußen um 143 %.

Gehen wir noch mehr in's Einzelne ein, und ſehen wir welchen Antheil die deutſche Preſſe in Amerika hat, ſo finden wir, daß das Wachsthum derſelben noch günſtigere Verhältniſſe darbietet, trotz des Umſtandes, daß ein großer Theil der Deutſchen faſt ausſchließlich engliſche Blätter lieſt. Wie gering war die Zahl der deutſchen Zeitungen in Amerika vor 20 Jahren, verglichen mit den mehr als 280, welche jetzt zum Theil in mehreren Ausgaben erſcheinen. Faſt ein jeder Staat in der Union iſt in der Liſte derſelben vertreten. Dazu kommt auch noch, daß ſich

Digitized by Google

die Circulation der älteren Blätter in ſehr bedeutendem Grade gehoben hat. Es ſind kaum 20 Jahre her, ſeitdem der Eigenthümer einer deutſchen Zeitung, die damals ſchon 15 Jahre beſtand, als das Ziel ſeiner Wünſche 2000 Abnehmer nannte, d. h. er war noch weit entfernt davon, und jetzt erſcheint dieſelbe in drei Ausgaben in einer Geſammt-Auflage von beinahe 140,000 Exemplaren. Aber all Dieſes genügt noch nicht, um Ihnen die jetzige Bedeutung der deutſchen Zeitungen in Amerika in's rechte Licht zu ſtellen, es muß zu dem Zwecke betont werden, wie werthvoll dieſelben nach und nach geworden ſind, wie ſie — theilweiſe wenigſtens — den beſten an die Seite zu ſtellen ſind, welche in Deutſchland erſcheinen. Wer will den großen Einfluß verkennen, welchen die deutſche Preſſe ſeit einigen Jahren auf die Geſtaltung der politiſchen Zuſtände Amerikas ausübt, hier im Oſten — und im Weſten vielleicht nach mehr.

„Was ich von der deutſchen Preſſe geſagt, gilt auch vom deutſchen Buchhandel in Amerika, nur in höherem Grade. Um die Skizze auszuführen, muß ich einen Unterſchied machen zwiſchen nachdruckenden Verlegern und importirenden Buchhändlern. Die erſten Buchhändler waren die Herren Kiderlen, Ritter und Weſſelhöft, ſämmtlich in Philadelphia, und die Herren Ludwig und Radde in New-York; ſie waren zum Theil von 1828 an thätig. Später wurden die Buchhandlungen von Garrigue in New-York und Weik in Philadelphia gegründet, deren Nachfolger an beiden Orten Herr Chriſtern war. Neben dieſen entſtanden auch die Firmen Weſtermann Gebrüder, jetzt B. Weſtermann & Co., und Vereinsbuchhandlung (Helmich, Schmidt & Sittenfeld), jetzt L. W. Schmidt in New-York. Das ſind die Pioniere, die Bahnbrecher des deutſchen Buchhandels in Amerika, die mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Jetzt giebt es ungefähr 40 Buchhandlungen, welche direkt beziehen. In noch beſſerem Verhältniſſe, als die Zahl der Importer, iſt der Umfang ihrer Importation gewachſen, und während vermuthlich in der früheſten Zeit alle Monate einmal eine Sendung aus Deutſchland kam, iſt jetzt ein anſtändiger Theil der Ladung eines jeden Bremer Dampfers für den Buchhandel beſtimmt.

„Die Ausſichten für die Zukunft ſind ſehr ermuthigend. In allen Städten mit einer größeren Zahl deutſcher Einwohner ſind in den letzten Jahren deutſche Buchhandlungen in kleinem Maßſtabe entſtanden, und immerfort melden ſich Leute mit der Abſicht, an dieſem oder jenem Orte ſich zu etabliren. Der geſammte Import von Deutſchland mag jetzt auf ungefähr 250,000 Doll. jährlich kommen, und wenn er zunimmt, wie in den letzten Jahren, ſo wird er in weniger als 10 Jahren einen Umfang von 1,000,000 erreichen.

„Was nun die erſten deutſchen Verleger in dieſem Lande betrifft, ſo ſind dieſe die Herren Ludwig, Weſſelhöft, Radde und Thomas. Sie arbeiteten unter großen Schwierigkeiten; es war ein ziemlich undankbares Geſchäft.

„Es wäre aber ſehr gut geweſen, wenn noch Viele neben den Herren Radde und Thomas gewirkt hätten; die Entwickelung und Förderung des Geiſteslebens unter unſeren Landsleuten in der Union wäre ſicher um ein Bedeutendes weiter gekommen und allgemeiner geworden. Der Nachdruck iſt eines der wichtigſten und unentbehrlichſten Mittel zur Erhaltung und Befeſtigung des deutſchen Weſens in Amerika geworden. Nach und nach tritt er aber immer mehr in den Hintergrund, wie das ganz natürlich iſt, denn er wird entbehrlich. Original-amerikaniſche Bücher treten an ſeine Stelle, zu gleicher Zeit aber auch eine Menge von Deutſchland importirter, welche von einſichtigen Verlegern billig für den amerikaniſchen Markt abgegeben werden. Unſere deutſchen Schulbücher ſind ſchon zum allergrößten Theile von amerikaniſchen Autoren verfaßt oder bearbeitet, und das Verhältniß wird jedes Jahr beſſer werden. Eines der erfreulichſten Zeichen iſt es, daß nicht nur immer mehr deutſche Schulen entſtehen, ſondern auch daß die deutſche Sprache als Unterrichtsgegenſtand fort und fort mehr Eingang in den amerikaniſchen Schulen findet.

„So ſehen wir alſo, wenn auch nur in Anfängen, Preſſe und Buchhandel im Vereine mit deutſcher Induſtrie, Kunſt und Wiſſenſchaft einen Triumph erringen, der nicht weniger ehrenvoll iſt, als der Sieg der Waffen oder der Diplomatie; — unſer Triumph iſt aber feſter gewurzelt, und die Folgen werden darum auch länger dauern."

Kleine literariſche Revue.

— **Der Bibliothek-Katalog des deutſchen Buchhändler-Börſen-Vereins.***) Einen ſehr ſchätzbaren Beitrag zur Bibliographie des Buchhandels und der ihm verwandten techniſchen Gewerbe hat der Vorſtand des Börſenvereins der deutſchen Buchhändler zu Leipzig durch das Organ ſeines gegenwärtigen Bibliothekars, Herrn F. Herm. Meyer (im Hauſe des Herrn H. Hartung), und unter Mitwirkung ſeines Vorgängers, des Herrn A. Kirchhoff, in dem Katalog der Bibliothek des Börſenvereins veröffentlicht. Die Bibliothek, wie ſie nach dieſer vollſtändigen Ueberſicht vorliegt, bildet, ungeachtet mancher beklagenswerthen Lücken, zumal im Fach der Bibliothekswiſſenſchaft und der engeren Bibliographie, einen tüchtigen Grundſtock für den rationellen Betrieb der Geſammtintereſſen des deutſchen Buchhandels und verſpricht dies in der Zukunft um ſo ausgiebiger zu werden, als ihr die Quelle zu allſeitiger Vervollſtändigung ſo nahe liegt. Gerade der Leipziger Buchhandel, dem die Benutzung der Bibliothek am zugänglichſten iſt, überdies als Centralpunkt des ganzen Geſchäftszweiges, hat vielfache Veranlaſſung, an der Bereicherung dieſes Bücherſchatzes zu arbeiten, ſowohl durch Herbeiſchaffung des neueſten bibliographiſchen Materials in Zeitſchriften, Sammelwerken, Verlags-Katalogen, Circularen, Wahlzetteln u. ſ. w., als in der Literatur von Einzeldrucken, die eben aus neuerer Zeit (aus älterer viel weniger) für den Buchhandel beſonders wichtige Publicationen vermiſſen läßt. So beſitzt z. B. die Vereins-Bibliothek nur die erſte Ausgabe des trefflichen Werkes von A. Ch. Renouard: „Traité des droits d'auteurs", das auf die Theorie des Verlagsrechtes einen ſo bedeutenden Einfluß geübt; ſelbſt das techniſch höchſt intereſſante Buch des Leipziger Buchhändlers Lorck: „Die Herſtellung von Druckwerken", welches man in der typographiſchen Abtheilung faſt am Erſten erwarten ſollte, wird im Kataloge nicht aufgeführt. Dagegen iſt das Fach „Geſchichte des Buchhandels und des Buchdrucks" im Ganzen recht wohl ausgeſtattet. Um die neuere Literatur des franzöſiſchen Buchhandels hat ſich Herr Louis Mohr (im Hauſe Berger-Levrault zu Straßburg) verdient gemacht. Im Uebrigen muß eingeräumt werden, daß die Vorrede des Herrn Kirchhoff die Stärken und Schwächen der Bibliothek ſehr richtig kennzeichnet. Dem Wachsthum der Anſtalt wünſchen wir den beſten und gedeihlichſten Erfolg! T. v. B.

*) Katalog der Bibliothek des Börſen-Vereins der deutſchen Buchhändler. Leipzig, 1869, Druck von B. G. Teubner. VIII u. 161 S. gr. 8.

Digitized by Google

— **Die zweite Auflage von Spamer's Japan.** Seitdem Japan uns durch ſeine Handels- und Schiffahrts-Verträge ſittlich und international näher gerückt iſt, als das durch ſeine barbariſche Abſchließungs-Politik ſich Deutſchland immer mehr entfremdende Rußland, iſt die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe für jenes ferne Land und ſeine Bewohner bei uns in den weiteſten Kreiſen rege geworden. Um dem Bedürfniß, Japan näher kennen zu lernen, zu genügen, hatten wir nach und nach eine große Anzahl verſchiedener Reiſewerke über das wiedererſchloſſene Nippon entſtehen ſehen. Unter dieſen waren die Beſchreibungen der amerikaniſchen Expedition in den Jahren 1852 bis 1854 und der preußiſchen Expedition nach Oſtaſien in den Jahren 1860 und 1861 die bedeutendſten. Nach dieſen beiden, ſowie auch nach älteren Reiſewerken, hatten Dr. Friedrich Steger und Dr. Hermann Wagner unter dem Titel „Die Nippon-Fahrer oder das wiedererſchloſſene Japan" bei O. Spamer in Leipzig ein Buch herausgegeben, das ſich einer ſehr günſtigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Es vereinigte die bekannten Vorzüge der Darſtellung und der Ausſtattung vieler früheren Werke derſelben Verfaſſer und Verleger. Nachdem aber ſeit der Zeit jener Erſcheinung eine ſehr bedeutende neue Literatur über das „Reich des Sonnenaufgangs" in allen Sprachen erſtanden, übernahm Dr. Richard Andrée eine neue Bearbeitung der „Nipponfahrer", welche ihrem Zweck: auch die weiteſten Leſerkreiſe über das geheimnißvoll-intereſſante Land unterhaltend aufzuklären, in befriedigendſter Weiſe entſpricht. Das Buch behandelt Japan nach allen Seiten hin, theilt ebenſowohl über die Geſchichte ſeiner Vergangenheit, als über ſeine Religions-, Wiſſenſchafts-, Sprach-, Literatur-, Sitten- und Volkslebens-Verhältniſſe, ſowie über ſeine Fauna und Flora, ſeinen Ackerbau, ſeine Induſtrie und Gewerbe u. ſ. w. alles Wiſſenswerthe mit. Dabei ſind alle bisherigen Expeditionen dorthin mit Aufmerkſamkeit verfolgt und geſchildert, Handel und Verkehr ſind in ihren bisherigen Erfolgen, ſowie ihren Ausſichten für die Zukunft ſachgemäß dargeſtellt.

— **Zur Kritik des Materialismus.** Ein erfreuliches Zeichen unſerer Zeit iſt es, daß, bei dem vielen Jagen und Streben nach gehalt- und werthloſen Dingen, doch auf dem Gebiete wiſſenſchaftlicher Forſchung mehr und mehr ein literariſcher Ernſt Platz greift, welcher für die Adoptirung höherer ſittlicher Ideen die beſten Hoffnungen erweckt. Von allen Disciplinen iſt es namentlich die Philoſophie, welche der Wiſſensdrang aller Gebildeten ſich wieder zum vornehmſten Gegenſtande erkoren. Wenn nun auch nicht alle Autoren in ihren Werken das Ziel erreichen, das ſie ſich geſteckt, ſo reſultirt aus ihren Bemühungen doch immer eine lebhaftere Anregung zu weiteren Forſchungen auf dieſem noch immer nicht abgeſchloſſenen Gebiete. — Es liegt uns augenblicklich eine Beurtheilung der „materialiſtiſchen Erkenntnißlehre" vor*), die, von H. H. Studt „zur Orientirung für Gebildete" verfaßt, uns die Unhaltbarkeit dieſer Lehre, die Grundloſigkeit ihrer Trugſchlüſſe beweiſen ſoll. Um dies graduell zu ermöglichen, führt uns der Autor in das Alterthum ein, citirt Demokrit, Protagoras, Epikur, Lukrez und die Alexandriniſchen Schulen, kommt dann auf die chriſtliche Zeit bis zum 17. Jahrhundert, ſpricht von Ariſtoteles, Petrus Pomponatius, Melanthon, Giordano Bruno; dann citirt er Baco von Verulam, Descartes, Gaſſendi, Hobbes und Locke; endlich auf das achtzehnte Jahrhundert und ſchließlich auf unſere Zeit übergehend, läßt er Voltaire, La Mettrie, Feuerbach, Vogt, Büchner und Mayer die Revue paſſiren und verwirft die materialiſtiſchen Lehren insgeſammt, aber, trotz einer nicht abzuſprechenden gewandten Dialektik, gelingt es dem Verfaſſer nicht, Gegenbeweiſe aufzubringen, und bietet ſomit das Werkchen nur den Einen Vorzug: die verſchiedenartige Anſchauung der materialiſtiſchen Erkenntnißlehre, je nach den verſchiedenen Zeitaltern zuſammengehalten, und von ſeinem reſervirten Intuitionspunkte aus kritiſch beleuchtet zu haben. —rm—

*) Die materialiſtiſche Erkenntnißlehre. Von H. H. Studt. Altona, A. Mentzel, 1869.

— **Bäder und Frauen.***) Unter dieſem Titel iſt von unſerem Mitarbeiter, dem auch wegen ſeiner muſikaliſchen Kritiken und Leiſtungen geſchätzten Publiciſten, Herrn H. Ehrlich, ein kleines Eſſay erſchienen, das beſonders den Frauen eine angenehme Badelectüre ſein wird. Es iſt die Beſchreibung einer anmuthigen, an der Hand der Frauen unternommenen Excurſion nach den beliebteſten Bädern der modernen Welt. Trouville, Biarritz, Oſtende, Baden-Baden, Ems, Homburg, Wiesbaden u. ſ. w. werden im Fluge berührt, und die elegante Welt, beſonders die der Frauen, am Seeſtrande, an den Heilquellen, auf den Promenaden, in den Kur- und Spielſälen und Salons wird mit Geiſt geſchildert. „Die gute Geſellſchaft", ſagt der Verfaſſer, „iſt die Gebieterin des eleganten Lebens, und keine Kammer-Majorität hat je die von ihr votirten Geſetze mit treulicherem Gehorſam befolgt, als dieſe gute Geſellſchaft ihre Vorſchriften für Moden und Gebräuche. Möge aber Niemand glauben, daß dieſe nur Leichtes und Angenehmes enthalten! Um auf der Höhe der Mode und des eleganten Lebens zu ſtehen, bedarf es größerer Spannkraft und Thätigkeit, größerer Concentrirung der geiſtigen und phyſiſchen Fähigkeiten, als manche Uneingeweihte vermuthen. Man muß nicht bloß die neueſten Moden kennen, ſondern auch das neueſte Schau- oder Luſtſpiel, die neueſten Opern und Ballets bei der erſten Aufführung und auf erſten Rangplätzen geſehen haben, die neueſten franzöſiſchen Romane, hier und da auch einen beſonders berühmten deutſchen, wenigſtens durchflogen haben, um darüber reden zu können. Auch die Concerte berühmter Virtuoſen muß man beſucht haben, weil doch Muſik jetzt zu den eleganteſten Bedürfniſſen gehört; auf dem Hofballe muß man geweſen ſein, oder viele Bekannte haben, die dort geweſen ſind, ſo daß man davon erzählen kann, als wäre man da geweſen. Man muß von allen intereſſanten Vorfällen, die ſich im Schoße der guten Geſellſchaft zugetragen, genau unterrichtet ſein und dies gelegentlich zu beweiſen wiſſen, ohne in die bürgerliche Untugend der Klatſcherei zu verfallen; man muß verſtehen, in wenigen feinen Worten mehr anzudeuten, als Unelegante in weitſchweifigen Erzählungen mittheilen können, und vor Allem darf man nie zu müde, zu abgeſpannt ſein, dort hinzugehen, wo ſich gute Geſellſchaft verſammelt. Welche ſchwere Aufgabe, welche anſtrengende Thätigkeit!"

Literariſcher Sprechſaal.

1769, das Geburtsjahr Alexander's von Humboldt, war zugleich das Jahr der Geburt Napoleon's I., Wellington's, Ney's und Soult's, Cuvier's und Brunel's. Gleichzeitig datiren vom

*) Berlin, Louis Gerſchel, 1869. (48 S. in 16.)

Digitized by Google

Jahre 1769 die erſten Patente der Dampfmaſchine von James Watt und der Spinnmaſchine (spinning-jenny) von Arkwright. Natur- und Kriegswiſſenſchaft, Mechanik und Technik, die vom Jahr 1769 ihre größten Triumphe datiren, haben daher ſämmtlich jetzt Anlaß, ein Jubeljahr im wahrſten Sinne des Wortes zu feiern.

Mit Bezug auf die von einigen franzöſiſchen Blättern gemachten hämiſchen Bemerkungen über die preußiſche Regierung, die dem bekannten Dr. Onno Klopp die Erlaubniß zur ferneren Herausgabe der Leibniz'ſchen Handſchriften in Hannover nicht ertheilte, was bekanntlich auch das Institut de France in einem mit großer Oſtentation an Herrn Klopp gerichteten Schreiben getadelt hat*) — ſchreibt Herr Wilh. Neumann, Profeſſor der Akademie von Neuſchatel, Folgendes an den Redacteur der Revue de l'instruction publique:

„Mein Herr! Es giebt eine Gerechtigkeit der Geſchichte, durch die ſich vor Allem ein Blatt auszeichnen ſollte, das im Dienſte des öffentlichen Unterrichts iſt. Dieſe Gerechtigkeit iſt es, in deren Namen ich Sie erſuche, den nachfolgenden Zeilen die Aufnahme in Ihrem Blatte nicht zu verſagen: Den Artikel des Peuple, welchen Sie abgedruckt, um die preußiſche Regierung einer erſtaunlichen Parteilichkeit gegen Leibniz anzuklagen, kennzeichnet eine Fortlaſſung von Thatſachen, die auf Ihre Kritik ein falſches Licht wirft. Sie übergehen mit Stillſchweigen, daß der gelehrte Doctor, den Sie für mißhandelt erachten, der Verfaſſer zweier Werke iſt, die ſicherlich allein hinreichend ſind, den abſchlägigen Beſcheid zu motiviren, welchen Sie ſo ſehr beklagen. Sollten wir vergeſſen können, daß Herr Onno Klopp zwei ſtarke Bände ſeinem Beſtreben, aus Tilly einen Heiligen und einen Märtyrer der Freiheit zu machen, gewidmet, und daß er in einem andern Buche, auf Grund ſeines Haſſes gegen den großen Friedrich, das Haus Hohenzollern, Preußen und das ganze proteſtantiſche Deutſchland mit den bitterſten, ja, ich möchte ſagen, infamſten Beſchimpfungen überhäuft? Ich unterſuche nicht, ob die preußiſche Regierung Grund hat oder nicht, einem ſolchen Schriftſteller keinen Dienſt zu leiſten, aber wenn man ſie darum tadeln will, ſollte man ſich doch auch um die Gründe kümmern, die ſie zu ihrer Handlungsweiſe gehabt hat."

Herr Ed. Goumy, der im Namen der Revue de l'instruction publique auf das vorſtehende Schreiben antwortet, beharrt dabei, in der Zurückweiſung des Herrn Onno Klopp durch die preußiſche Regierung einen Akt der Rache einerſeits und der Barbarei gegen Leibniz andererſeits zu erblicken! Nur ihrer Unbekanntſchaft mit deutſchen Perſonen und Zuſtänden wollen wir es zuſchreiben, wenn ſowohl Herr Goumy als das Institut de France nicht weiß, daß es vielmehr das Andenken des großen Philoſophen ehren heißt, wenn man die Herausgabe ſeiner Handſchriften nicht länger einem unwahrhaften Parteimanne, einem unphiloſophiſchen Kopfe, anvertraut. Gewiß werden ſich dazu bald berufenere Geiſter und würdigere Arbeitskräfte gefunden haben!

Die Juriſtiſche Geſellſchaft zu Berlin, welche Anfangs Mai d. J. ihr zehnjähriges Stiftungsfeſt gefeiert hat, eröffnete am 12. Juni das zweite Decennium ihrer auf Förderung der Rechtswiſſenſchaft gerichteten Wirkſamkeit durch einen Vortrag des Geh. Juſtizrathes Prof. Dr. Heydemann über den internationalen Schutz der Autorrechte. Der Verfaſſer, der ſeit mehr als dreißig Jahren an allen Förderungen, die das literariſche und artiſtiſche Autorrecht in Preußen erfahren hat, hervorragend mitwirkt und insbeſondere als langjähriger Vorſitzender des preußiſchen Sachverſtändigen-Vereins für die praktiſche und die wiſſenſchaftliche Ausbildung des geiſtigen Eigenthums gleich thätig iſt, zeichnete zunächſt die Gegenſätze, welche ſich auf dieſem Gebiet gegenüberſtehen, beſonders im Hinblick auf die von dem amerikaniſchen Volkswirthe Carey vertretene radikale Richtung, die den Begriff des Urheberrechts überhaupt, freilich mit mehr Sophiſtik als aus wirklichen Gründen, zu negiren ſtrebt. Es ſchloß ſich hieran ein Ueberblick über die geſchichtliche Entwickelung, welche das geiſtige Eigenthum im Zuſammenhange mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt bei den verſchiedenen Nationen genommen hat. Mit beſonderm Nachdruck wurde das Verdienſt, welches der Genius Frankreichs um den Schutz der Autorrechte ſich erworben hat, anerkannt und durch den Hinweis auf die Geſetzgebung der Revolution, die den in der Theorie als richtig erkannten Gedanken des literariſchen Eigenthums mit aller Schärfe und Conſequenz in's Leben eingeführt hat, erläutert. Im Anſchluſſe an die nationale Rechtsbildung in den einzelnen Kulturländern machte ſich, weſentlich unter dem Einfluſſe der von Göthe ſo mächtig beförderten kosmopolitiſchen Strömung in der Literatur, das Bedürfniß eines internationalen Schutzes geltend. Der Verfaſſer bezeichnete die Schwierigkeiten, die ſich theils durch den Gegenſatz der Intereſſen, theils aus techniſch-juriſtiſchen Gründen, der Verwirklichung des an ſich einfachen Gedankens anfangs entgegenſtellten, und die ja bekanntlich auch jetzt keineswegs als gänzlich beſeitigt betrachtet werden dürfen. Eine eingehende Erörterung der ſeit 1864 beſtehenden Literar-Convention zwiſchen Preußen und Frankreich, welche, als die vollſtändigſte und den Forderungen der Gegenwart am Meiſten entſprechende Löſung aller hieher gehörigen Fragen, einen ganz weſentlichen Fortſchritt in der Ausbildung des internationalen Urheberrechts darſtellt, beſchloß den gehaltreichen Vortrag.

Aus der uns zugegangenen neueſten Nummer der in niederländiſcher Sprache erſcheinenden Ausgabe der Berichte des belgiſchen Onderrichtsbond (Ligue de l'enseignement) erſehen wir mit Vergnügen, daß dieſer ſchöne Verein jetzt über 4000 Mitglieder und ein jährliches Einkommen von 12,500 Francs beſitzt. Letzteres iſt allerdings zur vollſtändigen Erreichung der Volksbildungs-Zwecke, die der Verein im Auge hat, noch lange nicht ausreichend. Die Stiftung von Volksbibliotheken in allen Gemeinden des Landes und die Förderung des Volksunterrichts durch Einrichtung öffentlicher Vorleſungen und Lehrcurſe iſt hauptſächlich bisher das Ziel der Vereinsthätigkeit geweſen. Im vorigen Winter ſind an den verſchiedenen Orten, die dem Verein angehören, 206 Vorträge gehalten worden. Aber auch der ſchlecht ſituirten Elementar-Lehrer hat ſich der Verein bereits vielfach mit Erfolg angenommen. Ebenſo läßt er ſich angelegen ſein, daß es den Kindern der arbeitenden Klaſſen nirgends an der nothwendigen Unterweiſung fehle. Vortrefflich ſagt in dieſer Beziehung der Vorſtand des Onderrichtsbond. „Der Unwiſſende ſteht unter beſtändiger Vormundſchaft derjenigen, die etwas gelernt haben, denn er hat kein Selbſtvertrauen. Demüthig, unterwürfig, furchtſam, hat er die Geſinnung eines Sklaven, nicht die eines Bürgers. Ein wahrhaft freier Menſch

*) S. Nr. 24 des Magazin, „Literariſcher Sprechſaal".

Digitized by Google

iſt nicht derjenige, der Alles thun kann, was er will, ſondern derjenige, den der Unterricht von den Verblendungen des Aberglaubens und des Vorurtheils befreit hat, derjenige, der bei dem Kampfe ſtreitiger Meinungen ſeine Stimme, von Gründen der Vernunft und des Wiſſens unterſtützt, abzugeben vermag.“

Ein Aufſatz im diesjährigen Aprilheft des „Atlantic Monthly“ mit der Ueberſchrift: „Die Südſee-Eiſenbahn“ enthält eine enthuſiaſtiſche Schilderung der Berglandſchaften Colorados, welches allerdings ſüdlich, aber doch in der Nähe von der großen Pacific-Eiſenbahn liegt. Die ſchon von anderen Schriftſtellern beſchriebenen Hochgebirge dieſes Staates werden bald die Reiſeziele von Touriſten ſein, beſonders wenn ſehr bald, wie der Verf. mit Sicherheit annimmt, eine zweite Linie ſüdlich von Colorado den Continent durchſchneiden wird. Die höchſte Bergkette mißt 11—12,000 Fuß und der bis jetzt als der höchſte erforſchte Gipfel, Gray's Peak, an deſſen Fuß die Hauptſtadt Denver, etwa 6000 Fuß über der Meeresfläche liegt, iſt 14,500 Fuß hoch. Die Alpen bei Bern halten nicht den Vergleich mit den Felſenbergen bei Denver aus; in Nähe, Mannigfaltigkeit, Klarheit der Atmoſphäre, ſichtbaren Entfernungen, majeſtätiſchen Steigungen ſind die letzteren weit erhabener. Der Mount Lincoln beim Dorfe Montgomery wird von Kennern ſelbſt für großartiger als der Gray's Peak gehalten. Von Denver aus iſt das Dorf auf einer guten Fahrſtraße zu erreichen. Der Verfaſſer erſtieg den Berg während abwechſelnder Regen-, Schnee und Hagelwetter mit dazwiſchen hervorlachendem Sonnenſchein, wodurch wahrhaft unbeſchreibliche Scenerieen entſtanden. Zwiſchen den mit einer monotonen Baumflora (Tannen, Fichten und Eſpen), nicht ſehr dicht, zwiſchen 8—12,000 Fuß Höhe bewachſenen Bergmaſſen liegen in dieſem Theile der Rocky Mountains, welche die Centrallinie Colorado's bilden, die ſchönſten und meiſtens auch fruchtbarſten Hochthäler oder „Parks“, wie ſie bezeichnend genannt werden, 10 bis 30 engl. Meilen breit und 40 bis 70 lang. North, Middle, South und San Luis Park liegen 7—10,000 Fuß über der Meeresfläche, zum Theil am öſtlichen, zum Theil am weſtlichen Abfall des Rückgrats des amerikaniſchen Continents. Trotz ſolcher Höhe wird hier Getraide und Gemüſe gebaut und Vieh graſt das ganze Jahr hindurch im Freien. Die Hauptſchneefälle geſchehen im Frühjahr, die Regen im ſpäteren Frühling und zu Anfang Sommer. Mitte Sommer und Mitte Winter ſind gleichmäßig trocken und klar. Wolkenbrüche und Stürme ſind von kurzer Dauer, die Sonne ſcheint bald wieder erwärmend dazwiſchen. Man reiſt hier allerdings noch nicht wie in der Schweiz. „Der Sattel und das Bivouak ſind die wahren Zuſtände für eine längere Reiſe oder einen Sommeraufenthalt in Colorado.“

Manche Leute meinen, Richard Wagner leide an Querulirſucht und ſei nicht zufrieden, wenn nicht täglich mindeſtens in zehn Journalen mit ihm gehadert würde. Wir glauben indeſſen, daß er das Broſchüren-Schreiben als Erholung betrachtet; ungefähr wie Hegel vom Philoſophiren bei einer Partie l'hombre mit Heinrich Beer (cf. Heine), ſo erholt ſich Wagner vom Komponiren und Verſificiren bei der Abfaſſung einer Flugſchrift. Doch muß man geſtehen, daß er rührig im Betriebe des Erholungsgeſchäftes iſt. Die Broſchüre „Herr Eduard Devrient und ſein Styl“ erſchien zuerſt als Feuilleton in der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung“ mit R. W. unterzeichnet, ſodann in einem jetzt eingegangenen Blatte des preußiſchen Kunſtvereins; dann kam ſie in separato unter dem euphoniſchen Pſeudonym „Wilhelm Drach“ heraus, und endlich jetzt prangt auf dem Titel der bei Stilke und van Muyden edirten zweiten Auflage der Name Richard Wagner's ſelber. Die darin gerügten Fehler des Devrient'ſchen Styles ſind allerdings arge lapsus, aber das Buch, in welchem ſie vorkommen, das Buch über Felix Mendelsſohn-Bartholdy, iſt jedenfalls beſſer geſchrieben und werthvoller, als irgend ein Buch ſeines Splitterrichters mit dem ſtyliſtiſchen Balken im eigenen Auge, und wir begreifen kaum, was Richard Wagner bewogen, gerade an dem gemüthvollen Erguß des wackern Verfaſſers der Geſchichte des deutſchen Theaters ein ſolches Exempel zu ſtatuiren.

Wir haben kürzlich (Nr. 24), bei Gelegenheit der Anzeige einer Erzählung von Ad. Mützelburg, auch der von dem Letztern redigirten Berliner Zeitſchrift „Tribüne“ gedacht, die uns ſeitdem vom Verleger derſelben, Herrn B. Brigl, überſandt worden. Da wir aufgefordert ſind, unſer Urtheil darüber abzugeben, ſo erkennen wir gern an, daß dieſes Journal ſeine Aufgabe, eine kurze, überſichtliche Schau der politiſchen und geſellſchaftlichen Ereigniſſe zu liefern und dabei eine Gerichts- und Novellenzeitung zu ſein, mit großer Geſchicklichkeit erfüllt und hierin von den achtbarſten Mitarbeiterkräften unterſtützt wird. Die Zeitſchrift erſcheint dreimal wöchentlich (Preis 24 Sgr. quartaliter) mit einer humoriſtiſchen Beilage als Sonntagsblatt: „Berliner Wespen“, herausgegeben von Julius Stettenheim und illuſtrirt von G. Heil, welche Beide mit den bekannten Gelehrten und Zeichnern des „Kladderadatſch“ gewandt und glücklich rivaliſiren.

Zu den verbreitetſten deutſchen Romanen der neueren Zeit gehört die in erſter Auflage im November 1857 erſchienene Erzählung: „Eliſabeth, eine Geſchichte, die nicht mit der Heirat ſchließt“, von Marie Nathuſius (2 Bände).*) In Deutſchland allein ſind in acht Auflagen 21,000 Exemplare dieſer Erzählung verbreitet. Von den zahlreichen Ueberſetzungen derſelben ſind uns folgende bibliographiſch bekannt:

1) In's Holländiſche: Elisabeth, of de Strijd des Levens. Een boek vor allen, die naar hooger leven zoeken. Naar het Hoogd. van M. N. door J. J. Swiers, Predikant te Havelte. Mit een portret en levensberigt der schrijfster, medegedeeld door den hoogleeraar P. Hofstede de Groot. 2 deele. Te Groningen, bij M. Smit, 1860.

2) In's Engliſche: Elisabeth: a story which does not end in marrriage. Transl. of the German of N., by S. A. Smith. 2 Vols. Edinburgh: R. Grant & Son, London: Simpkin, Marshall & Co., 1860.

3) In's Franzöſiſche: Elisabeth, Histoire qui ne finit pas au mariage, par M. N. auteur de Louise de Plettenhaus. Trad. de l'allemand sur la 4e édition. 2 Vols. Paris, Ch. Meyrueis & Co. Genève, Ém. Béroud.

4) In's Däniſche: Pige og Huſtru. (Mädchen und Frau.) Roman af M. N. Forfatterinde af „En fattig Frökens Dagbog“, 3 Theile. Kopenhagen, Chr. Steen & Sons Forlag, 1860. (Sehr verſtümmelt und ſogar willkürlich interpolirt.

5) In's Schwediſche: Elisabeth. En berättelse som icke slutar vid bröllopet. Af M. N. (Bearbetning) fran sjette Tyska original-upplagan. Af Thekla Knös. Stockholm, Alb. Bonnier's Förlag, 1866.

---

*) Halle, Julius Fricke.

Digitized by Google

Meyers Konversations-Lexikon.

1868er Auflage, complet gebunden.
15 Bände, mit eingebundenem Atlas und Register. 37⅓ Thlr. (116)
Auch in *Umtausch* gegen alte Auflagen von *Brockhaus*, *Pierer* und *Meyer*.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erſchien ſo eben:

Die dichteriſche Phantaſie und der Mechanismus des Bewußtſeins

von **Wilhelm Cohen**, Dr. phil. (117)
Abdruck aus der Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft.
gr. 8. geheftet. 20 Sgr.
Streng pſychologiſche Grundlegung der Poetik.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:
Harder, die Philoſophie Shakeſpeare's; in Auszügen aus ſeinen Dramen mit möglichſt treuer Ueberſetzung. 24 Sgr. (118)
Magdeburg. **Heinrichshofen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Rig-Veda

oder die heiligen Lieder der Brahmanen.
Herausgegeben von
Max Müller.
Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prâtisâkhya oder der ältesten Phonetik u. Grammatik enthaltend.
Vierte Lieferung.
(Bogen r—Ddd [Schluss] der Einleitung, Wortindex, Inhaltsverzeichniss u. s. w.)
4. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr. (119)
Die 1.—3. Lieferung (1856—57) kosten zusammen 10 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erſchien in meinem Verlage:

Kurzes Handbuch
der
Landſchafts-Photographie
auf naſſem Wege.
Von (120)
Ph. Remelé.

Mit einer Photographie „Partie aus dem Fürſtenſteiner Grund in Schleſien" nach einer Aufnahme von Ph. Remelé von C. van Boſch in Hirſchberg, und 6 Holzſchnitten. 8. geh. Preis 20 Sgr.

Der Verfaſſer, ſeit einer Reihe von Jahren als Landſchaftsphotograph thätig und durch ſeine vorzüglichen Leiſtungen bekannt, legt in dieſer Schrift ſeine mannigfachen Beobachtungen nieder und wird jeder Photograph und Liebhaber der Photographie durch das Studium derſelben vielfach Belehrung und Anregung empfangen und ſomit den gewünſchten Nutzen aus derſelben ziehen.
Berlin. **Robert Oppenheim.**

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Ueber Sprache

als Ausdruck nationaler Denkweiſe.
Ein Vortrag
von Dr. **C. Abel.** (121)
Velinpapier. 8. 1869. geh. 5 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (122)

Jahrbuch
der
deutschen Shakespeare-Gesellschaft
im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
durch
KARL ELZE.
Vierter Jahrgang.
In engl. Einbd. 3 Thlr.

In dem unterzeichneten Verlage erſchien ſoeben:

Bäder und Frauen.

Eine Studie
von **H. Ehrlich.** (123)
eleg. geh. Preis 5 Sgr.
Das Schriftchen beſpricht das geſellſchaftliche Leben im eleganteſten Style und im anſtändigſten Tone; es kann daher vorzüglich den Damen als intereſſante Lektüre empfohlen werden.
Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung in Berlin, Wilhelmſtraße 86.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (124)

Le Mexique,
l'Empire et l'Intervention.
8. Geh. 15 Ngr.
Diese Schrift, aus dem Kreise der nächsten Umgebung des Kaisers Maximilian ausgehend, enthält wichtige Enthüllungen über das Verhältniss Frankreichs zu dem mexicanischen Kaiserreich und bildet somit einen sehr werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte.

Alle älteren Auflagen

von **BROCKHAUS, PIERER** *oder* **MEYER** *nehmen wir für*
zwölf Thaler
in Umtausch gegen **Meyers Konversations-Lexikon, illustr. Register-Ausgabe von 1868.** *Auch alle Buchhandlungen vermitteln den Umtausch.* (125)
Das **Bibliographische Institut** in Hildburghausen.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in Berlin erſchien im v. J.:

Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie.

Von ſeinem Bruder **Maximilian Heine.**
Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (126)
„Erinnerungen, die auf ein Plätzchen in jeder Bibliothek, in welcher Heine's Werke aufgeſtellt ſind, Anſpruch machen dürfen, da ſie ſo manchen Zug zu dem Bilde des Dichters liefern, den eben nur ein ihm ſo naheſtehender und von ihm letztwillig als der geeignetſte Herausgeber ſeiner Denkwürdigkeiten bezeichneter lieber Verwandter mit aller Naivetät und Wahrheit wiederzugeben vermochte." Magazin für Literatur des Auslandes.

Kinder- und Hausmärchen

geſammelt durch (127)
die Brüder Grimm.
Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern in Holzſchnitt.
Velin-Ausgabe. (11. Aufl. 1864.) geb. 1 Thlr.
Gew. Ausgabe. (13. Aufl. 1868.) kart. 15 Sgr.
„Unſtreitig unter allen Märchenbüchern das ſchönſte."
Bernhardi's Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Renan's neueſtes Werk.

So eben erſchien in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Paulus.
Von (128)
Erneſt Renan.
Autoriſirte deutſche Ausgabe.
Mit einer Karte.
In 7-8 Lieferungen. 8. Preis jed. Lief. 7½ Ngr.
Erſte Lieferung.

Gleichzeitig mit dem franzöſiſchen Original erſcheint dieſes mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apoſtel Paulus in einer vom Verfaſſer autoriſirten deutſchen Ausgabe. Der „Paulus" ſchließt ſich eng an die beiden berühmten Werke des Verfaſſers „Das Leben Jeſu" und „Die Apoſtel" an und darf daher gleich lebhafter Theilnahme wie dieſe in den Kreiſen der Theologen und der gebildeten Laien ſicher ſein. Die Lieferungen werden ſich raſch folgen, ſodaß binnen wenigen Wochen das Ganze vollſtändig vorliegen wird.
In allen Buchhandlungen iſt die erſte Lieferung vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen.

In demſelben Verlage erſchien:
Die Apoſtel. Von Erneſt Renan. Autoriſirte deutſche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Hiſtoriſche Zeitſchrift (129)
herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
Elfter Jahrgang. Zweites Heft.
Inhalt:
VIII. Georgs von Podiebrad Projekt eines Fürſtenbundes zur Vertreibung der Türken aus Europa. Von H. Markgraf.
IX. Analecten zur engliſchen Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von O. Lorenz.
X. Kampf um die ſpaniſche Succeſſion in den letzten Jahren König Ferdinands VII. Von H. Baumgarten.
XI. Literaturbericht.
Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr.
München. Literariſch-artiſtiſche Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Wallſtraße ... 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. ...
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joſeph Lehmann.

Sechsundſiebzigſter Band.

Juli bis Dezember 1869.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1869.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

* Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden ſich in der „Kleinen literariſchen Revue“, † die mit einem Kreuz (†) bezeichneten im „Literar. Sprechſaal“.

Deutſchland und das Ausland.

Juli. Geiſt und Natur. Der objektive Anblick. S. 385. — Die geographiſchen Geſellſchaften Berlins und Wiens und ihre Publikationen. S. 386. — Die Wiſſenſchaft des Touriſten in ein Syſtem gebracht. S. 388. — *Aus Schelling's Leben. S. 397. — *Der Farbenſinn und das mechaniſche Wärme-Aequivalent. S. 397. — *Die norddeutſche Flotte. S. 398. — *Internationale Beſtrebungen auf dem Gebiete der Landwirthſchaft. S. 398. — †Zur Humboldtfeier in Berlin. S. 398. — †Der deutſche Philoſophen-Congreß und die Religionsfrage. S. 399. — †Von der deutſchen Schullehrer-Verſammlung. S. 399. — †Die achtzehnte deutſche Lehrerverſammlung und der Radikalismus. S. 400. — †Sächſiſche Schulmänner über deutſches Volksſchulweſen. S. 400. — Eine neue Darſtellung der Geſchichte Preußens. S. 401. — Der Braſilien-Forſcher Karl von Martius, ein deutſches Lebensbild. S. 402. — Heinrich Brugſch: Bildung und Entwickelung der Schrift. S. 403. — *Fünzig Jahre dichteriſchen und gelehrten Lebens. S. 412. — *Die Aufgaben des Armee-Geſundheits-Dienſtes. S. 413. — *Zur Kenntniß der Polarmeere. S. 414. — *Wegweiſer durch den Harz. S. 414. — *Eine illuſtrirte Familien-Bibliothek. S. 414. — †Jean Paul in abgekürzter Form. S. 415. — †Deutſcher Alpen-Verein. S. 415. — †Eine neue Glaubenslehre. S. 415. — †Verein deutſcher Lehrerinnen. S. 415. — Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen. I. S. 417; II. 429. — Das in Berlin projektirte Humboldt-Muſeum. S. 418. — *Zur Farbenlehre. S. 427. — *Zur Fauſt-Literatur. S. 428. — †Deutſche Volksſchulen in der Diaſpora S. 428. — †Landwirthſchaftliche Journaliſtik. S. 428. — E. Reimann: Geſchichte des bairiſchen Erbfolgekrieges. S. 430. — Zur Statiſtik großer Städte. Die Berliner Volkszählung von 1867. S. 431. — *Die Papageien, von Otto Finſch. S. 439. — †Ergebniſſe der erſten deutſchen Nordfahrt. S. 440. — H. B. Oppenheim's vermiſchte Schriften. S. 440. — Unſer Wiſſen von der Sonne. S. 441. — Zur Geſchichte der franzöſiſch-deutſchen Konflikte ſeit der Revolution von 1789. Der Raſtatter Geſandtenmord. S. 443. — Poeſie der deutſchen Demimonde. S. 445. — *„Ueber die Lehren von der Unſterblichkeit der Seele bei den verſchiedenen Völkern.“ (Von Hirſchfeld.) S. 453. — *Spamer's illuſtrirte Kinder-Bibliothek. S. 454. — †Zwei deutſche Vereinstage in Oeſterreich. S. 454. — †Das Ghega-Denkmal auf dem Semmering. S. 454. — †Chemiſche Laboratorien in Frankreich und Deutſchland. S. 456. — †Für und wider das Turnen. S. 455. — † A. v. Humboldt über die Verdienſte der Juden um die medizinische Wiſſenſchaft. S. 455.

Auguſt. Wallenſtein's letzte Lebensepoche, nach Leopold v. Ranke. S. 457. — Zur Geſchichte der Kriegswaffen. S. 461. — *Holbein und ſeine Hiſtoriker. S. 470. — *Ein neuer Leitfaden der Geſchichte. S. 471. — *„Die Philologen am Parnaß.“ (Von E. v. Wildenbruch.) S. 471. — †Der deutſche Journaliſtentag in Wien. S. 471. — †Prof. Esmarch über die Genfer Conventions-Vereine. S. 472. — Recht und Gericht in der Mark Brandenburg. S. 473. — Adalbert von Chamiſſo. S. 475. — *Wilhelmshaven. S. 485. — *„Das Vertrauen iſt der Friede. S. 485. — *Kloſterkirchen des Mittelalters. S. 485. — *Das Weltall, von C. Adami. S. 486. — †Die franzöſiſche Wiſſenſchaft und die deutſche Concurrenz. S. 486. — †Die Locomotive eine deutſche Erfindung. S. 486. — Neue Theorien über Vulkanismus und Erdbeben. S. 489. — Zur Geſchichte der Mittelklaſſen im Orient und Occident. S. 490. — Ernſt Rauſcher: Nora. S. 491. — *Bunſen's Memoiren in deutſcher Sprache. S. 498. — *Deutſche klaſſiſche Gedichte in engliſchem Gewande. S. 498. — *Kloſter Arkadi. (Gedicht von C. Hößlin.) S. 499. — †Humboldt's Denkmal. S. 499. — †Die jüdiſche Synode in Leipzig S. 499. — †V. A. Huber und die Arbeiterfrage. S. 499. — †Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. S. 500. — Stolte's „Fauſt“, dritter und letzter Theil. S. 501. — Die Löſung der ſocialen Frage durch Gewerkvereine und Arbeiterſchaften. S. 504. — A. Spir: Die Gewißheit unſerer Erkenntniß. S. 505. — *Zeitſchrift für Töchterſchulen, von Hermes. S. 513. — *Die Ziele der Lehrerbildung. S. 513. — †Humboldt-Stiftungen in Breslau und Hamburg. S. 514. — †Humboldt's Biographie. S. 514. — †Die Förderung weiblicher Induſtrie in Darmſtadt und Stuttgart. S. 514. — †J. van Lennep über Berthold Auerbach. S. 514. — †Die öffentliche Meinung und das Sittengeſez. S. 515. — †Zur Geſchichte der Pfahlbauten. S. 515.

September. Die Selbſtverwaltung der Volksſchule. S. 517. — Der deutſche, realiſtiſche Roman. Wilh. Jenſen. Julius Große. Adolf Glaſer. S. 520. — *Ariſtoteles und Plato (H. Teichmüller's „Ariſtoteliſche Forſchungen“, und Steger's „Platoniſche Dialektik gegenüber der Sophiſtik“). S. 520. — †Zur politiſchen Geſchichte der Gegenwart. S. 532. — †„Tagebuch des Sultans.“ S. 532. — †Kiepert's Handatlas. S. 532. — Deutſchland und das römiſche Concil. S. 533. — Oeſterreichs höheres Unterrichtsweſen. S. 535. — *Pröhle's „Harz und Kyffhäuſer“. S. 545. — *„Das neue Geſangbuch.“ S. 545. — *Grammatiſches. S. 546. — *Neue engliſche Ueberſetzungen deutſcher Schriften in den Vereinigten Staaten. S. 546. — †Die Civiliſation und der volkswirthſchaftliche Fortſchritt. S. 546. — A. v. Humboldt's Geburtshaus in Berlin. S. 547. — †Die Berliner Zeitungen in einer franzöſiſchen Revue. S. 547. — †Die neuen Kloſtergeſchichten. S. 547. — †Ethnologiſch-Linguiſtiſches. S. 547. — †An alle deutſchen Schriftſteller und Schriftſtellerinnen. S. 547. — Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. S. 549. — Goethe's Taſſo, nach Vilmar. S. 551. — *Zur äſthetiſchen Erklärung unſerer Dichterheroen. S. 558. — *Leſſing's Verdienſte um das Judenthum. S. 558. — †Am Humboldtstage. S. 559. — †Ueberſichtskarte von Humboldt's Reiſen. S. 559. — †Aus dem „Salon“. S. 560. — †Humboldt an Bunſen. S. 560. — †Freie Forſchung in Oeſterreich. S. 560. — Die Humboldtfeier in Berlin. S. 561. — Die Politik der deutſchen Mächte im Revolutionskriege. Hüffer contra Sybel. S 562. — Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. S. 564. — *Annalen der Typographie. S. 572. — Klotilde v. d. Horſt: Deutſche Literaturgeſchichte. S. 572. — *„Herr Lecoq. ein Criminalroman.“ S. 573. — †A. v. Humboldt an G. A. v. Klöden. S. 573. — †A. v. Humboldt und Roßmäsler. S. 573. — †Aug. Bogen contra Wolfgang Menzel. S. 573. — †Deutſch-amerikaniſches Converſationslexikon. S 574. — †Naturwiſſenſchaftliches zur Geſundheitspflege. S. 574. — †Die Rammpumpe, eine deutſche Erfindung. S. 575. — †Fortbildungsſchule für junge Damen in Berlin. S. 575.

Oktober. A. v. Humboldt's Briefe an Bunſen. S. 577. — Jacob Venedey: Leben des Freiherrn von Stein. Zwei Irrthümer Stein's und ſeines Geſchichtſchreibers. S. 578. — Die internationale Gartenbau-Ausſtellung in Hamburg. S. 580. — *Graf Georg Friedrich von Waldeck. S. 589. — *Für Schulen und Selbſtunterricht. S. 590. — *Die Idee einer rationellen Univerſal-Dolmetſcher-Sprache. S. 590. — *Die Zimmer- und Hausgärtnerei. S. 590. — *Ein Novellenbuch in Verſen. S. 591. — †Vernunft und Religion. S. 591. — †Zur Geſchichte der Kleinſtaaterei. S. 592. — †Unterrichtsliteratur. S. 592. — Material für die künftige Geſchichtſchreibung. Das Buch über Graf Bismarck, von Heſekiel. S. 593. — Geographiſch-ethnographiſche Studien über Nord- und Süddeutſchland. S. 594. — Muſikaliſche Charakterbilder, von Otto Gumprecht. Schubert. Mendelsſohn, Weber, Roſſini, Auber, Meyerbeer. S. 595. — *Guſtav Eberty: Die Gewerbegerichte. S. 602. — *Bibliopoliſch-Geſchichtliches. S. 603. — †Slaviſche Agitationen in Deutſchland. S. 603. — †Nachdrückliche freie Forſchung in Wien. S. 603. — †Dr. Strousberg. S. 604. — Israel im Chriſtenthum, nach G. Dieſtel. S. 605. — Ein Centralorgan für deutſche Novelliſten und Eſſayiſten. S. 608. — *Berner's Kritik des Norddeutſchen Strafgeſetz-Entwurfs. S. 616. — *Karl Steffens' Volkskalender. S. 617. — *Gedichte von Hieronymus Lorm. S. 617. — *Weinphantaſien. S. 617. — †Der deutſche Proteſtantentag. S. 618. — †Die deutſchen Univerſitäten. S. 618. — †Das Organ der Tſchechen in Berlin. S. 618. — †Deutſchthum in Wälſchtirol. S. 619. — Muſikaliſche Manuſcripte von Werth. S. 619. — †Der erſte weibliche Doctor Berlins. S. 619. — †Berichtigung. S. 619. — Der Proteſtantentag in Berlin. S. 621. — Die Alliance israélite in Berlin. S. 623. — Ein deutſches Tagebuch aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Das damalige Schweden. S. 523. — *Ein Verſuch über die Urſachen der Welt. S. 633. — *Eine Weltgeſchichte für das Haus. S. 633. — *Katalog des landwirthſchaftlichen Muſeums in Berlin. S. 633. — *Klaſſiſche Theaterbibliothek aller Nationen. S. 634. — *Drei Luſtſpiele von Giebert Freiherrn Vincke. S. 634. — †Goethe's Verhältniß zu religiöſen Fragen. S. 634. — † Karl v. Holtei und der Buchhändler Trewendt. S 635. — †Gewerbeſchulen für das weibliche Geſchlecht. S. 635. — Zur Frauenfrage in Deutſchland. S. 637. — Der deutſche Frauenvereinstag in Caſſel. S. 638. — Zur Bevölkerungs-Statiſtik von Berlin. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ſowie Selbſtthätige unter

Digitized by Google

Männern und Frauen. S. 639. — *Ein Buch für Bräute. S. 649. — *Erziehungsfragen. S. 649. — *Illuſtrirter Kalender für 1870. S. 649. — *Die Stuttgarter Gewerbehalle. S. 650. — †Friedrich von Raumer. S. 650. — †Vorträge von Friedrich Spielhagen. S. 651. — †Reden des Grafen von Bismarck. S. 651.

November. Zur Geſchichte unſerer Publiciſtik. I. Der Chroniſt und der Journaliſt. S. 653.; II. Die deutſche Preſſe. S. 660. — Neue volkswirthſchaftliche Prinzipien. Die Natur des Nationalreichthums, das geiſtige Eigenthum, der Nützlichkeits- und der latente Werth. S. 654. — Zwei neue Erfindungen im Gebiete der Photographie. S. 656. — *Die zweite Ausgabe der Dechen'ſchen geognoſtiſchen Ueberſichtskarte. S. 663. — *G. A. v. Klöden's Handbuch der Erdkunde. S. 664. — *Grundlegung der Aeſthetik, Moral und Erziehung vom empiriſchen Standpunkte. S. 664. — *Muſikaliſches Converſations-Lexikon. S. 664. — Handlexikon der Tonkunſt. S. 664. — *Neue, wohlfeile Ausgaben werthvoller Schriften. S. 665. — †Ein geharniſchtes Idyll. S. 665. — †Philoſophiſche Poeſie. S. 666. — †Vorleſungen über Geſundheitspflege. S. 666. — †Zwei literariſche Reklamationen. S. 666. — Die Conferenz der deutſchen Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine in Berlin. S. 671. — Hauswirthſchaftliche Zeitfragen. S. 672. — *Sophokles und ſeine Tragödien. (Vortrag von Dr. O. Ribbeck.) S. 680. — *Die Tauchnitz-Ausgabe von Charles Lamb's Eſſays. S. 681. — †Das Kunſtjournal „Frauenarbeit". S. 682. — † Berühmte Liebespaare. S. 682. — Die deutſche Frage in Böhmen. S. 685. — Die erſte israelitiſche Synode in Leipzig. S. 687. — Der Verein deutſcher Lehrerinnen und Erzieherinnen in Berlin. S. 689. — *Dove und Baſtian über Humboldt. S. 696. — A. v. Humboldt und der Geiſt zweier Jahrhunderte. S. 696. — *Die illuſtrirte Ausgabe von Klencke's Humboldt. S. 696. — *Rückert's poetiſche Werke. S. 696. — *Illuſtrirtes Converſations-Lexikon. S. 697. — †Neue Entdeckungen über die Natur der Sonne. S. 696. — H. Kletke's Sinngedicht auf deutſche Geiſtesheroen. S. 697. — Das Sonnenlicht und das organiſche Leben. S. 701. — Emil Naumann: Die Tonkunſt in der Kulturgeſchichte. S. 702. — Der Verein der Künſtlerinnen und Kunſtfreundinnen zu Berlin. S. 703. — *Auerbach's und Vautier's „Barfüßele". S. 712. — *Die Zeitſchrift für Ethnologie. S. 712. — †Ein amerikaniſches Feſt in Berlin. S. 713. — †Anthropologiſche Geſellſchaft in Berlin. S. 713. — †Vernunft und Offenbarung. S. 714.

Dezember. Die proteſtantiſche Bewegung unſerer Zeit. S. 717. — *Bernſtein's „Deutſcher Kalender". S. 728. — *Fouqué's Undine. S. 729. — *Braun's Kleinſtaaterei. S. 729. — *Jeremias Gotthelf's „Uli". S. 729. — *Blüthenleben, Original-Novelle von Lina Morgenſtern. S. 729. — *Berliner Blaubuch. S. 729. — †Die Oeſterreichiſche Reichs- und die Norddeutſche Bundesverfaſſung. S. 730. — †Die deutſche Frage in Böhmen. S. 730. — †Verhandlungen der Frauenconferenz in Berlin. S. 730. — †Engl. Katalog der Berliner Muſeen. S. 730. — Die Schule der Frauen. I. Die deutſchen Conferenzen in Sachen des Frauen-Unterrichts. S. 733; II. Die Töchterſchule und die Erweiterung ihrer Aufgabe. S. 734. — Letzte Gedichte und Gedanken Heinrich Heine's. S. 735. — *Manfried's Gedichte. S. 743. — *Burns in neuer deutſcher Uebertragung. S. 742. — *Erzählungen aus dem Ries. S. 744. — *Aus den Alpen. S. 744. — *Berliner Kirchhöfe. S. 744. — *Heimath und Fremde. S. 741. — *Schriften zur Frauenfrage. S. 745. — † Die Lutherſtadt Eisleben. S. 745. — †Zu Arndt's Säcularfeier. S. 745. †Das Princip der Prämienanleihen. S. 746. — †Ein franzöſiſches Wort über die hiſtoriſche Rechtsſchule Deutſchlands. S. 746. — Die chineſiſche Geſandtſchaft in Europa. S. 749. — „Das gelehrte Alterthum", von H. Goell. S. 750. — Friedrich von Raumer's literariſcher Nachlaß. S. 751. — Die zweite Ausgabe von L. Büchner's Natur und Wiſſenſchaft. S. 752. — *Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 760. — *Ludwig Eſſer, Ausgewählte Dichtungen. S. 761. — *Ein Buchhändler-Katalog als Almanach. S. 761. — *Aktenſtücke des Norddeutſchen Bundes. S. 761. — *Weihnachtsgaben aus Otto Spamer's Verlag. S. 761. — †Die Concile von Koſtnitz und Rom. S. 761. — †Aus Oſtfriesland. S. 762. — †Der literariſche Verkehr. S. 762. — Deutſche Briefe aus Prag. Fiſchhof, der neue Arzt des alten Oeſterreich. S. 765. — Dr. Adolf Fiſchhof: Oeſterreich und die Bürgſchaften ſeines Beſtandes. S. 766. — Frhr. v. Reichlin-Meldegg: Der Raſtatter Geſandtenmord. S. 767. — *Jahrbuch der Erfindungen. S. 777. — *Maaß und Gewicht. S. 777. — *Eine Feſtausgabe von Goethe's „Hermann und Dorothea". S. 777. — *„Genrebilder", von Robert Alexander. S. 777. — *Neue Romane. S. 778. — †Die Volksſitte und die Civilehe. S. 778. — †Fälſchungen alter Kunſthandelsgegenſtände. S. 778. — †Zur Theorie der Erdbeben. S. 779. — †Aufruf, das Leben und die Werke von Cornelius betreffend. S. 779.

Böhmen.

September. †Herr St. René Taillandier, ein Kämpe für die Tſchechen. S. 531. — †Böhmiſche Bibliographie. S. 532.

November. Höfler contra Palaczky: Ueber die Verſchmelzung Böhmens mit dem deutſchen Reich. S. 756. — Tſchechiſche Stimmen der Vermittelung. S. 695. — Deutſche Briefe aus Prag. Prag und die Deutſchen in Böhmen. S. 703. — Wünſche und Zielpunkte der Tſchechen. S. 704.

Dezember. †Die Wahrheitsliebe der Neutſchechen. S. 745.

Schweiz.

Juli. Züricher öffentliche Vorträge. Osw. Heer: Die neueſten Entdeckungen im hohen Norden. S. 389.; Alb. Mouſſon: Ueber die Grundwahrheiten der Phyſik. S. 419. — Der Schutzheilige der deutſchen Pädagogen. S. 403. — Sutermeiſter's ſchweizeriſche Sprichwörter-Sammlung. S. 437. — †Frauenrechte in der Schweiz. S. 455.

Auguſt. Huber: Die lateraniſche Kreuzſpinne. S. 467.

September. Zur Biographie Peſtalozzi's. S. 526. — Jenatſch, dramatiſche Dilogie von Salis. S. 544. — Calvin und der Geiſt ſeiner Reformation. S. 553. — Gottfried Semper: „Ueber Bauſtyle." S. 569.

Oktober. Die ſchweizeriſche Bundeshauptſtadt in ihrem heutigen Zuſtande. S. 581. — Gottfried Kinkel über den ſchweizeriſchen Dichter Keller. S. 582.

November. Die Principien des deutſchen Proteſtantenvereins in der Schweiz. S. 707. — *Schweizer Geſchichte in Bildern. S. 713.

Dezember. Der große Conſumverein von Zürich. S. 739.

Holland.

Juli. †Niederländiſche Sprache und Wiſſenſchaft in Frankreich und Deutſchland. S. 414.

Oktober. Der zweite Theil von Maerlant's Spieghel historiael. S. 595. — †Alexina Tinne. S. 604.

November. Holland und der große Kurfürſt. S. 673.

Belgien.

Juli. Vlamiſch-belgiſche Lieder. S. 407. — †Ein vlamiſches Idiotikon. S. 414. — *Zur Geſchichte der Literatur in Belgien. S. 427.

Dezember. Die Freiheit des Unterrichts und die Univerſitäten. S. 721.

Schweden und Norwegen.

September. Botten Hanſen's Ueberblick der norwegiſchen Literatur. S. 645.

Oktober. Land und Leute in Schweden. S. 586.

Lappland.

September. Niilo Orn, der lappländiſche Abenteurer. S. 537.

Oktober. †Arktiſche Ausſtellung in Lappland. S. 592.

England.

Juli. Leopold von Ranke's engliſche Geſchichte. S. 390. — Die engliſchen Hamlet-Darſteller von der Zeit Shakeſpeare's bis zur Zeit Leſſing's. I. Burbage, Davenant und Betterton. S. 420.; II. David Garrick und John Philip Kemble. S. 433. — *Kathleen, ein Konflikt der Dankbarkeit und Liebe. S. 439. — †Das Lied vom General Sir John Moore. S. 440.

Auguſt. Neue engliſche Erfindungen und Entdeckungen. Alles von Papier. Kometen in der Taſche. Neue mechaniſche Werkzeuge und Apparate. Telegraphiſche Claviere. Metamorphoſe der Luft. Zur Meteorologie. S. 465. — *Das Leben Edmund Keans'. S. 470. — Die britiſchen Küſtenbefeſtigungen. S. 476. — Engliſche Militair-Topographie. S. 477. — †Ein weiblicher National-Verein in England. S. 487. — Ueber nationale Antipathien. S. 493. — *„Die Demokratiſirung des Wahlrechts in England und ihr Einfluß auf die parlamentariſche Regierung." S. 512. — †Die periodiſche Preſſe in England ſeit Abſchaffung des Zeitungsſtempels. S. 515. — †Die Dame vom See. S. 515.

Digitized by Google

September. John Stuart Mill's geſammelte Werke. Von der Denk- und Redefreiheit. S. 521. — *Gladſtone's Juventus Mundi. S. 530. — †Der Verfaſſer des Robinſon und ſein Charakter. S. 532. — Die Geſchichte Friedrich's des Großen, von Carlyle. Der letzte Band des Werkes. S. 537. — *Engliſche Lectüre. S. 546. — Engliſche Stimmen über Klöſter und Kloſterunterricht. S. 552. — Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen in London. S. 568.

Oktober. Die Hörigkeit der Frau, von John Stuart Mill. S. 585. — *Aylmer's Feld, von Alfred Tennyſon. S. 591. — *Südſee-Schwindel. S. 591. — Ein engliſches Original der Feder und des Werkes. S. 597. — †Mrs. Stowe über Lord und Lady Byron. S. 604. — Engliſche Schriften über Frauenarbeit und Frauenbildung. S. 640. — Polemik gegen die Frauen als Aerzte. S. 643.

November. Der Graf von Paris als Arbeiterfreund. S. 676. — †Vorleſungen für Frauen im Kenſington-Muſeum. S. 682. — Freiligrath's Gedichte engliſch. S. 690. — Zur Kritik von Shakeſpeare's „Macbeth". S. 691. — †Verſammlungsrecht und Redefreiheit in England und Nordamerika. S. 697. — *English Essays. S. 713.

Dezember. Cromwell und die Juden in England. S. 741. — Ein Brief Carlyle's an einen amerikaniſchen Spiritiſten. S. 753. — †Die Exploſionen in den Kohlengruben. S. 762. — Engliſches Urtheil über deutſche Arbeiter. S. 772. — Das Trinkwaſſer in London. S. 772.

Frankreich.

Juli. Eine gelehrte Freundin Voltaire's. S. 408. — *Deutſche Studien in Straßburg. S. 413. — †Magdalenen-Aſyl in Paris. S. 415. — Laboulaye's Geſchichte des amerikaniſchen Unabhängkeits-Kampfes S. 435. — Die Zukunft der Frau. S. 446. — *Deutſche Gedichte des Elſäſſers Carl Candidus. S. 453.

Auguſt. Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa. I. S. 477. II. (Die Slaven und das Moskowitenthum.) S. 494. — Deutſche Studien in Frankreich. I. (Bis zur Julirevolution von 1830.) S. 506. — *Beranger in neuer Uebertragung. S. 513.

September. Deutſche Studien in Frankreich. II. (Die deutſchen politiſchen Flüchtlinge. Der moderne Sprachunterricht auf franzöſiſchen Schulen.) S. 523; III. (Das Miniſterium Duruy und die Herren Gaidoz und Goumy. S. 538. — †Eine volkswirthſchaftliche Fakultät in Frankreich. S. 531. — †Unterricht für Erwachſene in Frankreich. S. 532. — Keltiſche Revue von H. Gaidoz. S. 546. — Staaff's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. S. 555. — †Franzöſiſche Thronfolger. S. 560. — Neue biographiſche Ermittelungen über Voltaire. S. 566. — †Deutſche Sprache im Elſaß. S. 574. — †Deutſcher Schulunterricht in Lothringen. S. 574.

Oktober. Pater Hyacinth über Juden, Proteſtanten und Mohammedaner. S. 583. — L'homme qui rit, von Victor Hugo. Die engliſche Geſellſchaft des 17. Jahrhunderts. S. 584. — Eine Jeſuiten-Geſellſchaft unter anderem Namen. S. 599. — Das Kloſterweſen unſerer Zeit. I. (Die Reſtauration des Mönchs- und Nonnenthums.) S. 610. II. (Vermögen in todter Hand und Proſelytenmacherei.) S. 626. — Die deutſchen Schriftſtellerinnen und die „Revue des deux Mondes". S. 624. — Das Geheimniß der Chasles'ſchen Documente. S. 644. — †Dora d'Iſtria, über die Frauen Europa's. (Des femmes par une femme.) S. 651.

November. Saint-Beuve, ein franzöſiſcher Leſſing. S. 658. — *Memoiren einer Nähnadel. S. 681. — Molière-Verächter und Shakeſpeare-Anbeter. S. 692. — Ein orleaniſtiſcher Prinz über die Schlachtfelder am Rhein. S. 709.

Dezember. Ein franzöſiſches Familiſtère. S. 740. — Zur Statiſtik der Pariſer Bevölkerung. S. 740. — †Internationale Verwaltungsſchule in Paris. S. 746. — Zur neueren franzöſiſchen Literatur. Baudelaire's Schmerzensblüthen und äſthetiſche Curioſa. S. 754. — Baret's „Einfluß der Troubadours auf die Literaturen Südeuropas." S. 740. — †Miniſterzöpfe. S. 778.

Italien.

Juli. Zur Statiſtik der italiäniſchen Univerſitäten. S. 400. — *Die Kultur der Renaiſſance in Italien. S. 412. — Joſepha von Hoffinger's Ueberſetzungen italiäniſcher Poeſieen. S. 424. — *Italiens architektoniſche Kunſtſchätze. S. 427. — *„Lavinia" von G. Ruffini. S. 439. — Dante und die Geſchichte ſeiner Zeit. S. 449.

Auguſt. †Joſua und die Sonne. (Von G. Barzilai.) S. 472. — †Das alte und das neue Rom. S. 487. — Eine philoſophiſche Geſellſchaft in Italien. S. 496.

September. *Dante in hebräiſcher Sprache. S. 530. — Giordano Bruno, nach neuen italiäniſchen Forſchungen. S. 541. — Neuere Beſtrebungen der Volksbildung in Venedig. S. 555.

Oktober. *Bormio im Veltlin. S. 590. — †Deutſche Literatur in Italien. S. 603. — Guglielmo Gajani, ein römiſcher Freiheitskämpfer. S. 611. — Ad. Stahr und Fanny Lewald: Ein Winter in Rom. S. 627.

November. †Ein Werk von Garibaldi. S. 682.

Dezember. Religion und Kunſt des Mittelalters. S. 723. — Römiſche Ausgrabungen in den letzten Decennien. S. 769.

Spanien.

Auguſt. Die Regierung und die Parteien. S. 510.

Oktober. Die republikaniſche Erhebung in jüngſter Zeit. S. 645.

Dezember. Stimmungsberichte aus Spanien. S. 726.

Portugal.

Juli. Oeſterreich und Portugal zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dom Duarte. S. 408.

Rußland.

Juli. Engliſche Bücher und ruſſiſche Cenſoren. S. 393. — C. Schirren contra Juri Samarin. S. 409. — J. Turgénjew und der Nihilismus. S. 423. — Grigorjew's Kritik der Ritter'ſchen Erdkunde. S. 450.

Auguſt. Ein Stück ruſſiſcher Staats- und Kultur-Geſchichte im neunzehnten Jahrhundert. I. (Der Dekabriſten-Aufſtand.) S. 462; II. (Der Aufenthalt in Sibirien.) S. 478. — †Rußland gegenüber den Tſchechen und Deutſchen. S. 500. — Zur Charakteriſtik der Geiſtlichkeit Rußlands. S. 508.

September. *Die ruſſiſche Steuerreform. S. 573.

Oktober. *Vier Novellen von Iwan Turgénjew. S. 601. — *Deutſche Gedichte aus Rußland. S. 603. — Zur Kulturgeſchichte der Moskowiten. Die Polen in Sibirien. S. 613. — Zur Juſtizreform in Rußland. S. 630. — †Dilke über Rußland. S. 651.

November. Alexander v. Humboldt in Rußland. S. 660. — Juri Samarin's Anklage gegen die Oſtſee-Provinzen. S. 677. — *Die deutſche Preſſe in Rußland. S. 681. — Piſemski's tauſend Seelen. S. 694.

Dezember. Buchhandel und Bibliographie in Rußland. S. 755. — Die Selbſtverſtümmler (Skoptzi) in Rußland. S. 774.

Baltiſche Provinzen.

Juli. Neue livländiſche Beiträge zur Beurtheilung der moskowitiſchen Regierungskunſt. S. 392. — Nachzügler der „Baltiſchen Monatsſchrift". Unter Peter dem Großen und Alexander II. S. 422.

Auguſt. *Ein eſthniſcher Roman. S. 471. — Die baltiſchen literarhiſtoriſchen Geſellſchaften. S. 492. — *Die halbdeutſche Mundart der Eſthen. S. 513.

September. Die älteſte deutſche Schule in den baltiſchen Provinzen. S. 527. — Livlands Landvolk. S. 571.

Oktober. Das Nationalgefühl der baltiſchen Deutſchen. S. 629. — *Die „Livländiſchen Beiträge" in neuer Auflage. S. 632.

November. *Baltiſche Monatsſchrift. S. 682.

Polen.

November. Eine poetiſche Geographie der Republik Polen. S. 661. — Polniſche Stimmen über ſlaviſche Wirthſchaft und Kultur. S. 679.

Ungarn.

September. Die neue Ungariſche Revue. S. 556.

Oktober. *Politiſche Gedichte aus Siebenbürgen. S. 617.

Digitized by Google

November. *Ein Nothſchrei aus Siebenbürgen. S. 665. — Der Nothſchrei aus Siebenbürgen. S. 706. — †Eine ſlowakiſche Erklärung gegen den Panſlavismus. S. 714.

Dezember. Zur Geſchichte der Staatskirche in Ungarn. I. (Die Stephanskrone, der Papſt und der Proteſtantismus.) S. 719; II. (Die freie Kirche und das Concordat.) S. 737; III. (Autonomie von Kirche und Staat.) S. 752. — †Die Deutſchen in Siebenbürgen. S. 745.

Rumänien.

Juli. Juden-Bekehrung und Juden-Verfolgungen in Rumänien. S. 394.

Türkei.

Dezember. Eine türkiſch-öſterreichiſche Speculation auf Koſten Europa's. S. 756. — Das türkiſche Unterrichtsgeſetz. S. 775.

Bosnien.

November. Eine Entdeckungsreiſe in der Türkei. S. 661.

Griechenland.

Dezember. Zur Literatur der griechiſchen Dramatiker. S. 726.

Hebräiſche und jüdiſche Literatur.

Juli. Zur Geſchichte der Juden in Oeſterreich. S. 438. — †Preisfrage auf jüdiſch-religiöſem Gebiete. S. 455.

Oktober. Das Buch Kuſari, überſetzt und commentirt von Dr. David Caſſel. S. 616.

November. *Die hebräiſche Grammatik Spinoza's. S. 713.

Orient.

November. Morgenländiſche Dichtungen. S. 695.

Dezember. Zur Urgeſchichte des Orients. Araber und Inder. S. 776.

Kaukaſien.

September. Dichtungen transkaukaſiſcher Sänger. S. 529.

Kleinaſien.

Dezember. *Tſchichatſcheff's Werk über Kleinaſien. S. 777.

Afghaniſtan.

Dezember. Die Civiliſation der Afghanen. S. 759.

Hinterindien.

Dezember. Die Franzoſen in Hinterindien. S. 742.

Oſtindiſcher Archipel.

Oktober. Bickmore: Reiſen im Archipel. Menſchenfreſſer auf Java. S. 631. — Felix Batel, oder Holland auf Java. S. 648.

China und Japan.

Juli. *Anſichten aus Japan, China und Siam. S. 453.

Auguſt. †Chineſiſch-japaniſche Studien in Hongkong. S. 472.

Oktober. †Die Stadt des Confucius. S. 592. — †Ein japaniſcher Roman. S. 635.

Dezember. Japaniſche Literatur- und Kultur-Erſcheinungen. S. 742. — †Amerikaniſche Forſchungen in Japan und China. 762.

Aegypten.

Juli. Aegypten und die Bücher Moſe's, nach Ebers. S. 410.

November. †Europäiſche Journaliſten in Aegypten. S. 698. — Johannes Dümichen: Archäologiſche und hiſtoriſche Forſchungen in Aegypten. S. 711.

Afrika.

Juli. *Der klimatiſche Kurort Algier. S. 413.

Auguſt. Zwei neue deutſche Werke über Oſt-Afrika. S. 469. — Kultur in Nord-Afrika zur Zeit der Völkerwanderung. S. 482.

November. Baker's bewaffnete Expedition in Central-Afrika. S. 698.

Nordamerika.

Juli. *Literariſcher Monatsbericht aus Amerika. S. 398. — †Leland's Hans Breitmann in England. S. 400. — Die Weſtküſte Nordamerikas. Alaska, Vancouver, Britiſch-Columbia und Californien. S. 425. — Die Völkerſtämme des ehemaligen Ruſſiſch-Amerika. S. 450.

Auguſt. Die Dauerhaftigkeit der Racen-Charaktere bei verſchiedenen Menſchenarten. S. 468. — Deutſche Romane in Amerika. Berthold Auerbach's Landhaus am Rhein. S. 507.

September. *Satanas in Newyork. S. 531. — Deutſcher Nachdruck in Amerika. S. 553. — Wer und was iſt das Volk, nach Karl Heinzen. S. 554. — †Das Humboldt-Denkmal in Newyork. S. 560. — Eine berechtigte Eigenthümlichkeit Nordamerikas. Trunkenbolde aus den beſſeren Ständen. S. 570.

Oktober. Die amerikaniſche Sonnenfinſterniß am 7. Auguſt 1869. S. 601. — Ein neues Syſtem der Hauswirthſchaft. S. 628. — †Ein Frauenklub in Newyork. S. 635. — Frauen-Univerſitäten und Gymnaſien. S. 644.

November. †Statiſtik der Kloſterſchulen in den Vereinigten Staaten. S. 682.

Dezember. Ein Beſuch des Vicepräſidenten der Vereinigten Staaten bei den Mormonen. S. 727. — Dörfer und Städte der heutigen Zeit. S. 741. — *Henry Ward Beecher's „Geiſtliche Reden." S. 760. — Panbritanismus und anglo-amerikaniſche Union. S. 773.

Mexiko.

Juli. Die mexikaniſche Expedition. S. 452.

Südamerika.

Auguſt. J. J. von Tſchudi und Fr. Gerſtäcker über die ſüdamerikaniſchen Republiken. S. 480.

Neuſeeland.

Oktober. Guſtav Dröge: Der Krieg in Neuſeeland. England und die Maories. S. 588.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 3. Juli 1869. — [Nº 27.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Geiſt und Natur. Der objektive Anblick. 385. — Die geographiſchen Geſellſchaften Berlins und Wiens und ihre Publikationen. 386. — Die Wiſſenſchaft des Touriſten, in ein Syſtem gebracht. 388.

Schweiz. Züricher öffentliche Vorträge. Osw. Heer: Die neueſten Entdeckungen im hohen Norden. 389.

England. Leopold von Ranke's Engliſche Geſchichte. 390.

Baltiſche Provinzen. Neue livländiſche Beiträge zur Beurtheilung der moskowitiſchen Regierungskunſt. 392.

Rußland. Engliſche Bücher und ruſſiſche Cenſoren. 393.

Rumänien. Juden-Bekehrung und Juden-Verfolgungen in Rumänien. 394.

Kleine literariſche Revue. Aus Schelling's Leben. 397. — Der Farbenſinn und das mechaniſche Wärme-Aequivalent. 397. — Die norddeutſche Flotte. 398. — Internationale Beſtrebungen auf dem Gebiete der Landwirthſchaft. 398. — Literariſcher Monatsbericht aus Amerika. 398.

Literariſcher Sprechſaal. Zur Humboldtfeier in Berlin. 398 — Der deutſche Philoſophen-Congreß und die Religionsfrage. 399. — Von der deutſchen Schullehrer-Verſammlung. 399. — Die achtzehnte deutſche Lehrer-Verſammlung und der Radikalismus. 400. — Sächſiſche Schulmänner über deutſches Volksſchulweſen. 400. — Zur Statiſtik der ital. Univerſitäten. 400. — Leland's Hans Breitmann in England 400.

Deutſchland und das Ausland.

Geiſt und Natur.

Der objektive Anblick.*)

Abermals eine philoſophiſche Schrift in Form kritiſcher Abhandlungen hat unſere „Kraft- und Stoff-Literatur" bereichert, und zwar „bereichert" im edelſten Sinne des Wortes, denn der Verfaſſer hat das, was er in der Vorrede ſeines Werkes: Ueber den objektiven Anblick verſprochen, durch ſeine Arbeit vollſtändig geboten. Klar, beſtimmt und unzweideutig, unter Vermeidung aller dunklen, unverſtändlichen Ausdrücke und des leidigen à peu près, will ſie zeigen, wo wir denn eigentlich in philoſophiſchem Sinne in der Geiſteswelt ſtehen. Dies geſchieht, unter Anknüpfung an die Funktion jenes wunderbaren Organs, das uns mittelſt des Lichts die empiriſch-reale, unermeßliche Körperwelt im Raum am Weiteſten und Mannigfaltigſten offenbart und das in der That ein Vermittler, ein beiden Seiten angehörendes Element des Geiſtes und der Natur, ein Sendbote des Schöpfers an die geſchaffene Welt, zu ſein ſcheint.

Stufenweiſe, von unten auf, führt uns der Verfaſſer die bequeme Stiege zu der von ihm durch gründliche Forſchung und Erfahrung gewonnenen Erkenntniß hinauf. Er beginnt ſein Buch mit folgender Erwägung: „Sinneswahrnehmungen ſind ſicherlich eine Art von Vorſtellungen, mithin geiſtige Vorgänge in geiſtigen Subjekten. Dieſen Satz kann Niemand anzweifeln, denn er iſt der rein analytiſche und angemeſſene Ausdruck einer Thatſache. Mancher würde ihn eine Binſen-Wahrheit, eine Trivialität nennen. Um ſo beſſer! Die Axiome des Euklid ſind auch trivial. Wenn wir ſagen: „Ich ſehe, höre, ſchmecke, rieche, fühle Dies und Jenes", ſo heißt dies offenbar nichts Anderes, als „ich gewinne vom Demjenigen Etwas, welches ich anſehe, betrachte, anhöre, belauſche, befühle, koſte, anrieche, gewiſſe Vorſtellungen"; und daß dieſe Vorſtellungen vermittelſt leiblicher Organe, vermittelſt meiner Augen, Ohren, Haut, Naſe und Zunge den Dingen abgewonnen werden, dies iſt zwar eine ſchätzbare Notiz, wo es ſich um den Urſprung der Vorſtellungen in uns handelt, tangirt oder modelt aber nicht im Geringſten obiges Axiom: ſie ſeien geiſtige Vorgänge im geiſtigen Subjekt."

Wir haben dies deshalb hier angeführt, um zu zeigen, in welcher gefälligen, allgemeinfaßlichen Form der Autor ſein Werk beginnt, und werden zeigen, daß er in derſelben Art daſſelbe zu Ende führt. Als den vornehmſten optiſchen Apparat im lebendigen Leibe und als das bedeutendſte Organ für ſenſuelle Empfindung ſchildert der Verfaſſer das Auge. Das Auge (ſagt er) iſt ein Meiſterſtück der Natur, und als ſolches höchſt geeignet, um daran erbauliche, teleologiſche Betrachtungen zu knüpfen über die ſtaunenswerthe Klugheit, zweckthätige, planvolle Weisheit jener überlegenen Weltvernunft, die ſich allerorten im Ganzen und Großen, wie im Kleinſten zu manifeſtiren ſcheint, am Augenſcheinlichſten im Bau der animaliſchen Leiber; welchen Betrachtungen man dann je nach Stimmung, Neigung und Beruf eine phyſiko-theologiſche, pantheiſtiſche, hylozoiſtiſche, darwiniſirende Schlußwendung geben kann. Das aber läßt er bei Seite und begnügt ſich mit Göthe's Wort: „Das Auge hat ſein Daſein dem Lichte zu verdanken". Aber auch in anatomiſche Fineſſen verliert er ſich nicht, ſondern bringt nur einige kurze Bemerkungen über Bau und Funktion dieſes Organes.

Nirgends bemerken wir in dieſem Buche eine zwecklose Breite der Erörterungen, in gedrängter Kürze und dabei doch klar und intuitiv bringt der Verfaſſer die Belege für ſeine Behauptungen und erlaubt ſich beiläufig die Umkehrung des Göthe'ſchen Satzes, indem er ſagt: „das Licht (als Erſcheinung der Seele) hat dem Auge ſein Daſein zu verdanken".

Den Senſualismus nennt der Autor ein ziemlich kindliches Syſtem der Erkenntnißtheorie, welches ohne intellektuellen Faktor auszukommen meine und ſich vermeſſe, aus dem Vermögen ſinnlichen Empfindens allein das geſammte intellektuelle Leben in uns, jegliche Art von Vorſtellungen und Vorſtellungs-Verknüpfungen ableiten und erklären zu können. In Anſchluß an das hier Geſagte heißt es in dem Buche: „Sollen aus Empfindungen Anſchauungen, aus dieſen Erfahrungen entſtehen, ſo müſſen zu den flüchtig vorübereilenden Datis des ſenſuellen Faktors mindeſtens die angeführten Geiſtesfunktionen hinzukommen. Ohne ſie könnten wir keine Melodie und keinen geſprochenen Satz hören, keine Linie ziehen, keine Glätte oder Rauhheit fühlen, nichts leſen ꝛc.; denn in allen dieſen Fällen gilt es, eine Reihe an ſich iſolirter Wahrnehmungen, ſeien dies nun Töne oder ſchwarze Punkte, oder Druckempfindungen oder Buchſtabenzeichen, oder Bäume einer Allee u. dgl. m., nicht nur ſucceſſive zu apprehendiren, ſondern es muß auch der jedesmal gegenwärtige Eindruck mit dem jetzt nicht mehr empfundenen in Verbindung gebracht, mithin das Vergangene im Sinn behalten werden und mit ſich identiſch bleiben, während das momentan Obwaltende aufgefaßt wird."

So ſagt der Verfaſſer kurz vor dem Schluſſe ſeines Werkes

*) Ueber den objektiven Anblick. Eine kritiſche Abhandlung von Dr. Otto Liebmann. Stuttgart, Karl Schober, 1869.

Digitized by Google

ziemlich unumwunden: „Für die Geneſis des objektiven Anblicks können wir nun ſchließlich die Formel aufſtellen: der transſcendente Faktor nöthigt dem ſenſuellen Licht- und Farben-Empfindungen ab, deren Inhalt vom intellektuellen Faktor in räumlicher Form objektivirt wird."

Intereſſant iſt endlich für jeden Gebildeten der Schluß des Buches, an welchem Autor erklärt, daß der Menſch in zweierlei, völlig heterogenen Beziehungen mit der Natur zuſammenhänge. Einerſeits (ſagt er) findet er ſich als ein Produkt der Natur, ſie iſt ſeine Mutter, die Allmutter Iſis mit zahlloſen Kindern, an zahlloſen Brüſten. Andererſeits aber iſt die Natur ſein Produkt, ein Phänomen innerhalb ſeines Bewußtſeins, geſchaffen von ſeinem Verſtande, beſtehend aus ſeinen Empfindungen. Denn wie ohne Auge kein Licht, ohne Ohr kein Klang, ohne Naſe kein Geruch, ſo ohne Verſtand und Bewußtſein keine leuchtende, klingende, duftende Welt" u. ſ. w.

Wahrlich, es läßt ſich keine reifere Logik denken; aber — wie löſt ſich nun dieſes Paradoxon? — der Menſch ein Naturprodukt, ſie ſeine leibliche Mutter; die Natur ein Produkt des Menſchen; er ihr intellektueller Vater. Wie kommen wir aus dieſem Zirkel heraus — dieſem Zirkel, der bei gründlicherem Denken unvermeidlich iſt? Der Verfaſſer bringt die Löſung unmittelbar darauf, aber wir können ſie nur in äußerem Umriſſe wiedergeben: Intellektuelles Produkt des geiſtigen Subjekts iſt die zur Erſcheinung kommende, empiriſche Natur, die Natura naturata. Unſere Mutter dagegen, die Natura naturans, iſt das unter dem ſinnlichen Schleier verborgene, den Sinnen unfaßbare Weſen, das ſich überall manifeſtirt und doch unſerem Blicke völlig entzieht.

Unſer Zweck war hauptſächlich, auf dieſes höchſt intereſſante Werk aufmerkſam zu machen, welches Gelehrte und Laien mit gleich großem Vergnügen leſen werden, denn obgleich das Thema „Ueber den objektiven Anblick" wiſſenſchaftlich abgehandelt worden, iſt es doch verſtändlich für jeden Gebildeten und daher der intelligenten Leſerwelt dringend zu empfehlen.

Die geographiſchen Geſellſchaften Berlins und Wiens und ihre Publikationen.

Auf keinem Gebiete des Wiſſens iſt die Aſſociation zum Zwecke gemeinſchaftlicher Arbeiten eine größere Nothwendigkeit, als auf dem der Erdkunde. Wie ſie jetzt betrieben, ſind es wohl wenige Zweige der empiriſchen Forſchungen, welche nicht zu ihrer Förderung beigetragen. Dieſem Bedürfniß Rechnung zu tragen, verdanken denn auch die aller Orten entſtandenen geographiſchen Geſellſchaften ihre Entſtehung, deren Deutſchland allein ſieben zählt, und zwar zu Berlin, Wien, Darmſtadt, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden und Kiel, von denen Berlin die älteſte, 1868 in das letzte Jahrzehnd des erſten Semiſäculums getreten iſt.

Während die periodiſchen Verſammlungen dieſer Geſellſchaften vorzüglich dem perſönlichen Austauſch der Gedanken ihrer Mitglieder dienen ſollen, liegt der beſondere wiſſenſchaftliche Werth, wodurch die Stellung des Vereins namentlich auch nach Außen repräſentirt wird, in der Herausgabe von Schriften und Karten, ſowie anderntheils in materiellen Unterſtützungen wiſſenſchaftlicher Unternehmungen. Namentlich ſind es aber die Publikationen von Schriften, welche ſeinen wiſſenſchaftlichen Werth charakteriſiren und ihm ſeine gelehrte Stellung anweiſen.

Wie durch ihr Alter, verdient auch durch ihre Schriften die Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin, deren Präſidenten abwechſelnd Karl Ritter, Lichtenſtein, Ehrenberg, Dove, Heinrich Barth und zuletzt A. Baſtian waren, vor den übrigen genannt zu werden. Die Reihe ihrer Publikationen eröffnete dieſe Geſellſchaft im Mai 1839 mit dem „Monatsberichte über die Verſammlungen der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin," wovon der erſte Jahrgang unter Redaction von Joſeph Lehmann, dem Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes" und Wilh. Mahlmann, der zweite bis mit vierte von Wilh. Mahlmann redigirt, bei Schropp und Comp. in Berlin 1839—1843 erſchien. Die neue Folge dieſer Monatsberichte, welche mittlerweile in den Verlag von Nicolai übergegangen waren, ſtand ebenfalls in ihren beiden erſten Bänden unter der Redaction des Dr. Wilh. Mahlmann, der dieſelbe in Gemeinſchaft mit Dr. T. E. Gumprecht auch während des dritten und vierten Bandes fortſetzte. Nach dem Tode Mahlmann's führte Gumprecht die Redaction der Monatsberichte bis 1853, wo der zehnte Band der neuen Folge erſchien, allein fort. So erlebte die Zeitſchrift unter dem oben angeführten Titel im Ganzen 14 Jahrgänge, worauf ſie in den Verlag von Dietrich Reimer in Berlin überging und ihren Namen verwandelte in „Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde". Mit Unterſtützung der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin und unter beſonderer Mitwirkung von C. Ritter, H. W. Dove. Dr. G. Ehrenberg, H. Kiepert, K. Andree, A. Petermann und J. E. Wappäus, herausgegeben von T. E. Gumprecht. Mit dieſer Neugeſtaltung nahm auch die Zeitſchrift einen bedeutenden wiſſenſchaftlichen Aufſchwung und half einem in Deutſchland längſt gefühlten Bedürfniſſe mit glücklichem Erfolge ab, indem ſie die neueſten Forſchungen und Studien auf dem Gebiete der Erdkunde in einer noch nicht dageweſenen Vollſtändigkeit und planmäßig geordnet zur allgemeinen Kenntniß brachte. Sechs Bände erſchienen ſo unter Gumprecht's Redaction, nach deſſen Tode Dr. K. Neumann die Herausgabe der Zeitſchrift als neue Folge fortführte. Mit dem 10. Bande dieſer, oder der ganzen Reihe 16. übernahm Prof. Dr. K. W. Koner vom Jahre 1861 ab die Redaction der Zeitſchrift, bis ſie im Jahre 1866 wiederum ihren Titel änderte. Gegenwärtig nun erſcheint ſie unter dem Namen: „Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin; herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner."*)

Es würde uns zu weit führen, auf den reichen und gediegenen Inhalt der bisher erſchienenen Bände einzugehen; eine kurze Ueberſicht der beiden erſten wird es aber klar machen, welch werthvolles Material ſich in denſelben befindet.

Der erſte Band enthält, außer einer Fülle von Miscellen, einer Ueberſicht der vom December 1865 bis Ende November 1866 auf dem Gebiete der Geographie erſchienenen Werke, Aufſätze, Karten und Pläne, geſchäftliche Nachrichten der Geſellſchaft und ſieben Karten, 31 größere Abhandlungen, von welchen wir nur einige hervorheben wollen, ohne damit zu ſagen, daß die nicht erwähnten minder werthvoll ſeien. Der Band wird eröffnet durch einen Vortrag von W. Koner, welcher dem Gedächtniß Heinrich Barth's gewidmet iſt; ihm ſchließen ſich Beiträge zur Kenntniß der Gebirgsſtämme in Kambodja, von Dr. A. Baſtian, an. Nicht minderes Intereſſe dürften beanſpruchen: die neueſten Nachrichten über die Schickſale der Expedition des Baron Karl v. d. Decken, von Dr. Kerſten; Beſchreibung der Pfahlbauten in dem ehemaligen Perſanzig-See bei Neu-

*) Berlin, Dietrich Reimer, 1866—69.

Digitized by Google

Stettin, von Major z. D. Kraſiski; ſtatiſtiſch-topographiſch-ethnographiſche Schilderung von Koſſeir, von Dr. med. Klünzinger, Arzt zu Koſſeir; zur Klimatologie von Buenos-Ayres, Brief des Profeſſors Dr. Burmeiſter an Profeſſor Dr. Dove; über den Einfluß der Höhe auf den menſchlichen Organismus, von Prof. Robert v. Schlagintweit; die Wanderung der amerikaniſchen Völker aus dem Norden, von Prof. Dr. Buſchmann.

Nicht minder reich iſt der Inhalt des zweiten Bandes; ſo findet ſich unter der Rubrik „Miscellen und Literatur" manche werthvolle Mittheilung; die Literatur vom December 1866 bis Ende November 1867 iſt wieder von Prof. Dr. W. Koner gewiſſenhaft regiſtrirt, und die Sitzungen der Geſellſchaft ſind kurz angeführt. Von größeren Abhandlungen erwähnen wir nur: Reiſe von Chartum über Berber nach Suakin, von Dr. G. Schweinfurth; über die Bevölkerung Siams, von Dr. A Baſtian; Beitrag zur näheren Kenntniß der braſilianiſchen Provinz São Pedro do Rio Grande do Sul, von Dr. Reinhold Henſel; über den Patagoniſchen Küſtenſtrich zwiſchen dem Rio Colorado und Rio Chabut, mit Beziehung auf die Ausſichten, die derſelbe einer europäiſchen Einwanderung bietet; das Erdbeben auf Mitylene am 7. März 1867, nach amtlichen Berichten des Commandos Sr. M. Schiff „Gazelle" vom 28. März und des Commandos S. M. Kanonenboot „Blitz" vom 21. März 1867; über den Einfluß der Nordwinde auf die Vegetations-Verhältniſſe des Rothen Meeres und ſein Niveau, von Dr. G. Schweinfurth; aſiatiſch-amerikaniſche Polargegenden, von Dr. A. Baſtian; Ausflüge in Bosnien und zur Statiſtik von Bosnien, von Conſul Dr. A. Blau.

Bedeutend jünger, als die Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin, iſt der zweite geographiſche Verein in Deutſchland, die k. k. geographiſche Geſellſchaft zu Wien. Gegründet im Jahre 1855, erhielt ſie am 21. September 1856 die Sanction des Kaiſers. In der kurzen Zeit ihres Beſtehens hat ſie ſich einer außerordentlich regen Theilnahme von Seiten des gelehrten Publikums zu erfreuen gehabt und trotz der vielfachen Ungunſt der Verhältniſſe in der kleinen Spanne Zeit einen bewunderungswürdigen Aufſchwung genommen.

In ein neues Stadium ihrer Thätigkeit trat die Geſellſchaft durch die Herausgabe der „Mittheilungen der Kaiſerlich Königlichen geographiſchen Geſellſchaft, redigirt von Franz Foetterle, k. k. Bergrath, erſtem Secretär der k. k. geographiſchen Geſellſchaft." Waren auch die Berichte über die Sitzungen ſtets in der öſterreichiſch-kaiſerlichen Wiener-Zeitung veröffentlicht und ſo an die Mitglieder verſendet worden, ſo fehlte bisher doch die ſo wünſchenswerthe Vereinigung derſelben in einem eigenen Organe. Dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen, waren nun die Mittheilungen beſtimmt; durch ſie erhielt die Geſellſchaft ein neues gemeinſames Band, einen neuen Stützpunkt, der ihr kräftiges, ſich immer mehr entwickelndes Beſtehen bekundete.

Unter der gewiſſenhaften und umſichtigen Leitung des k. k. Bergrathes Franz Foetterle ſind bis jetzt neun Jahrgänge erſchienen, die uns zu Geſicht gekommen ſind, wobei wir nur den Wunſch äußern möchten, daß die Publikationen dieſer entſchieden bedeutenden Geſellſchaft etwas regelmäßiger vor ſich gehen möchten, damit ſie mit den Jahrgängen ihrer immer ſehnlich erwarteten Mittheilungen nicht ſo lange im Rückſtand bleibe; es iſt das eine Beobachtung, die wir bei den Berichten anderer Vereine ebenfalls oft zu machen Gelegenheit gehabt haben.

Der erſte, im Jahre 1857 erſchienene Band bietet uns gleich eine Menge des Intereſſanten und Belehrenden. Mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ſind die Berichte der Verſammlungen redigirt. Ohne ins Weite zu ſchweifen, iſt nichts von Bedeutung ausgelaſſen, und bieten dieſe nicht nur ein werthvolles Material für die Geſchichte des Vereins, ſondern auch einen umfänglichen Beitrag über Forſchungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Erdkunde und die Entwickelung der geographiſchen Wiſſenſchaften in dieſem Zeitraume.

Außer den Berichten über die Verſammlungen der Geſellſchaft vom December 1855 bis October 1857 und geſchäftlichen Mittheilungen, enthält dieſer Band auch eine Reihe größerer Abhandlungen und Aufſätze gediegenen Inhaltes, ſo: das Oetzthaler Eisgebiet, von Sankler v. Inſtätten; über die Leiſtungen der amtlichen Statiſtik in Schweden, von Dr. Fr. Wilh. Freiherrn von Reden; Beitrag zu Inſtructionen für die wiſſenſchaftliche Abtheilung der Weltumſegelungs-Expedition der k. k. Fregatte „Novara"; Inſtruction in Beziehung des Vorkommens von Foſſilien des Ooliths, von A. Freiherrn v. Zigno; Inſtruction in Beziehung der Verbreitung der Stubenfliege, von Dr. J. Rudolf Schiner; Bericht über die Durchſtechung der Landenge von Suez, von Franz Foetterle; topographiſche Skizze des Bulghar Dagh mit dem ciliciſchen Taurus, von Theodor Kotſchy; über Minimal-Barometerſtände und Stürme, von John Chuzzelſmith; über die Sommerbeſchäftigung eines Theiles der Bewohner des Wiener-Waldes, von Georg Frauenfeld; Wanderungen auf dem Glocknergebiete von Dr. Anton von Ruthner; Beitrag zur Hydrographie von Ofen, von Dr. A. Kerner; die Inſeln St. Paul und Neu-Amſterdam, von A. E. Zhiſchema; allgemeiner Ueberblick der Nilländer und ihrer Pflanzenbekleidung, von Theodor Kotſchy.

Dieſe kurze Ueberſicht des Inhalts wird genügen, um zu zeigen, daß die Mittheilungen gleich bei ihrem erſten Erſcheinen in einer Weiſe vor die Oeffentlichkeit traten, die die gelehrte Welt ihnen ſofort gewinnen mußte. Und ſo iſt es denn auch geſchehen; wer immer mit Erdkunde oder einer verwandten Wiſſenſchaft ſich beſchäftigt, kann ihrer nicht entbehren. Ebenſo ſind die folgenden Jahrgänge gleich reich und anziehend in ihrem Inhalt. Daß das große, nach Land und Leuten ſo intereſſante und mannigfaltige Gebiet der öſterreichiſchen Monarchie vielfachen Stoff für die Mittheilungen geliefert hat, verſteht ſich von ſelbſt, und macht ſie dadurch zu einer wichtigen Quelle für Erforſchung der öſterreichiſchen Lande.

Der jüngſte uns vorliegende Jahrgang, der Zahl nach der neunte, beſtätigt nicht minder als ſeine Vorgänger das von uns Geſagte. Die ausführlicheren Berichte über die 12 jährlichen Verſammlungen bieten vielen anziehenden Stoff, ebenſo wie die zehn größeren Abhandlungen. Sie ſind: Pola und ſeine nächſte Umgebung, von A. Gareis; über die Urſache der nichtperiodiſchen Vorgänge in der Atmoſphäre, von Dr. E. Friedmann; die Gränzen der Mittel und Extreme des Luftdruckes, der Temperatur und der Niederſchläge im ſalzburgiſchen Alpenlande während einer beſtimmten Beobachtungsperiode, von Dr. Joh. N. Waldrich; Darſtellung der geographiſch-ſtatiſtiſchen Verhältniſſe und Kulturzuſtände Bosniens und der Herzegowina, von Joh. Roskiewicz; Ritter von Hauslab's Vorſchlag zur Errichtung eines neuen Seehafens im Golf von Mexiko, von Streffleur; die Bevölkerung der europäiſchen Türkei, von J. Vinc. Goehlert; der Ueberland-Telegraph von den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas nach dem aſiatiſchen Rußland, von Th. Caniſius; Unterſuchungen über die älteſten Bewohner und Anſiedelungen auf der nördlichen Karpathen-Terraſſe, von Rud. Temple; die Lombardie, Darſtellung der natürlichen Verhältniſſe des Landes, von Karl Freiherrn von Czoernig; die Bevölkerung des Königreiches Böhmen, von Dr. Adolf Ficker.

Digitized by Google

Wie der Inhalt dieſer neun Bände ein durchaus werthvoller, ſo iſt auch ihre äußere Form eine ungemein ſtattliche und des gediegenen Inhalts vollkommen würdig. Leider hat im Laufe des letzten Jahres, weil es der Geſellſchaft an Mitteln gebricht und der Druck ihrer Mittheilungen nicht mehr in der Hof- und Staatsbuchdruckerei ſtattfindet, die Form dieſer Publikationen, die jetzt in einzelnen Bogen ausgegeben werden, an Schönheit ſehr verloren. Möge die Geſellſchaft bald wieder neue Mittel gewinnen und das Verſäumte nachholen!

Die Wiſſenſchaft des Touriſten, in ein Syſtem gebracht.*)

Mancher wird ſtaunen ob dieſer Ueberſchrift; aber warum? Wiſſenſchaftlicher Behandlung iſt ja am Ende jeder Gegenſtand fähig; überall laſſen ſich die Erfahrungsſätze zuſammenſtellen und zu einem geordneten überſichtlichen Syſtem bringen. Vor Allem aber thut dies Noth bei dem Touriſten. Gerade jetzt, wo Jeder die Schwingen regt und ſeine Blicke entweder nach den blauen Bergen im Süden oder nach dem blauen Meere im Norden, oder nach irgend einem ſchattigen ſtillen Plätzchen, fern von dem lärmenden Treiben der Stadt und den Sorgen des Berufes, richtet; — gerade in dieſen Wochen iſt es angebracht, die *Kunſt des Reiſens* zu lehren, und wir wollen inſofern dazu beitragen, als wir auf ein Buch aufmerkſam machen, welches dieſelbe in vortrefflichſter Weiſe darſtellt und ſomit, wir hoffen es, in kürzeſter Friſt ein unentbehrlicher Rathgeber aller Reiſeluſtigen ſein wird.

„Reiſen iſt heutzutage ein unabweisbares Bedürfniß geworden!“ Dieſen weniger geiſtreichen als wahren Satz ſtellen wir an die Spitze unſerer Betrachtung und bitten den andächtigen und aufmerkſamen Leſer, ihn zunächſt lieber als Faktum anzuerkennen, als zu kritiſiren. Beigetragen hat dazu vornehmlich einmal die Geſtaltung unſeres öffentlichen Lebens, dann aber vor Allem auch die Vermehrung, Bequemlichkeit und Schnelligkeit der Verkehrsmittel in den letzten dreißig Jahren durch die Gunſt des Dampfes. Dieſer Geſetzgeber, Reformator, *Genius* des neunzehnten Jahrhunderts verdiente es wohl, daß man ihm göttliche Verehrung erwieſe, ihm die Naſe mit Opferdampf kitzelte und in Tempeln ſeinen Ruhm verkündigte, denn iſt er auch ein etwas luftiger Patron, ſo theilt er dieſe ſchlechte Eigenſchaft mit manchem ſeiner Collegen aus der alten Götterwelt, wie bekannt; ſein Verdienſt aber iſt mindeſtens ebenſo groß, wie das der Demeter, welche die Menſchenfreſſer und Troglodyten zur Humanität und zu einer anſtändigen Lebensweiſe führte. Wer blickt heutzutage nicht mit ſtillem Mitleid auf unſere Großältern vor hundert Jahren, welche ihr Haus beſtellten und ihr Teſtament machten, wenn ſie eine Reiſe vorhatten, welche man jetzt per Retourbillet an Einem Tage zweimal vollendet?

Das Reiſen des Vergnügens halber iſt übrigens eine ziemlich neue Einrichtung; unſere Voraltern kannten den *raffinirten Naturgenuß* ebenſo wenig wie die Alten. Sie freuten ſich der ſchönen Natur, aber ein ſo ſchwärmeriſches Verlangen, ein ſo krankhaftes Sehnen, an den Brüſten der Mutter Natur zu liegen, wie man es heutzutage findet, war ihnen fremd. Alſo gingen damals der Mangel des Verlangens und die Unmöglichkeit, es zu erfüllen, ebenſo Hand in Hand, wie heute das Gegentheil von Beidem. Erſt mit der Umwandlung, welche im Verlauf des vorigen Jahrhunderts im Gemüthsleben des deutſchen Volkes vor ſich ging, kam auch dieſer ſentimentale Zug immer mehr zum Vorſchein; er erhielt aber erſt dann ſeine völlige Entwickelung, als die endloſen Schienenwege und die Dampfer Jedem die Möglichkeit eröffneten, mit dem geringſten Aufwand von Zeit und Geld und mit weniger Gefahr als bisher das Ziel ſeiner Wünſche auf den Flügeln des Dampfes zu erreichen. Schon Platen, dem die Reiſeluſt eines der ſtärkſten Motive war, ſang: „O wonnigliche Reiſeluſt! an Dich gedenk' ich früh und ſpat; der Sommer naht, der Sommer naht! Mai, Juni, Juli und Auguſt!“ — Solche Jubeltöne klingen heute und namentlich in dieſen Wochen in tauſend Herzen wieder. Denn unſer Leben macht es Vielen *nothwendig*, einen Theil des Sommers zur Erholung im Gebirge, im Bade, am Meeresſtrand zuzubringen, um den böſen Winter ertragen zu können.

Wir leben in einem eiſernen Zeitalter; Staat und Geſellſchaft fordern ſehr viel von dem Einzelnen; bei dem allſeitigen Wirken und Streben, bei der großen Concurrenz kann nur unermüdliches Arbeiten zu Reſultaten kommen. Daher die große Abſpannung ſo Vieler, dies übermäßige, ungeſunde, unruhige Thun und Treiben, welches eine Ausſpannung und Erholung zur Nothwendigkeit macht, wenn nicht binnen Kurzem die ganze Welt aus trüben Hypochondern beſtehen ſoll, woran leider ſchon jetzt kein Mangel iſt. Aber dieſe Ruhe findet weder der Kaufmann in ſeinem Comptoir, noch der Beamte in ſeinem Büreau, noch der Gelehrte in ſeiner Studierſtube; und überhaupt iſt ſie nicht zu haben in den lärmenden Straßen der Stadt oder auf den ſtaubigen Wegen des Parks. *Wir müſſen hinaus!* aber wann, wie, wohin, in welcher Weiſe? Dieſe Fragen zu beantworten iſt in der That kein müßiges Werk, denn es ſteht feſt (wie die Meiſten an ſich ſelbſt, Jeder an vielen Anderen erfahren haben wird), daß die Wenigſten (nach ſehr optimiſtiſcher Schätzung höchſtens 12,5 pCt. derer, die da reiſen) das Reiſen auch verſtehen.

„Aber mein Gott, was iſt denn daran ſo Schweres? Man nimmt ſich Urlaub, thut Geld in ſeinen Beutel, und dann auf und davon!“ Dieſen Einwurf, verehrteſte Leſerin, lieber Leſer, leſe ich ſchon lange in Deinen ironiſchen Blicken; ich beeile mich, ihm zu begegnen und werde mir dabei erlauben, mich auf Hrn. *Arthur Michelis*, als einen nicht verächtlichen Gewährsmann, zu berufen.

Wie Viele haben es nach langer Anſtrengung endlich dahin gebracht, das nöthige Geld und die nöthige Zeit zu erſparen, um auf einer Reiſe von ſechs Wochen ſich ihre Geſundheit, ihren Lebensmuth, ihre geiſtige und körperliche Elaſticität, welche ihnen in dem ewigen Einerlei der Geſchäfte und Berufsarbeiten, den Familienſorgen und dem Geſellſchaftsklatſch abhanden gekommen, wieder zu ſuchen — und wie ſchlecht verfolgen ſie ihren Zweck, wie wenig erreichen ſie von dem, was ſie gewollt! Der Eine glaubt nun ſeine ſpärlich zugemeſſene Zeit denn auch recht ausnutzen zu müſſen; denn ſo bald giebt der geſtrenge Herr Chef dem liberalen Beamten keinen Urlaub wieder. Nun geht es an eine Parforcejagd, bei der Alles erreicht wird, nur nicht Erholung. „Der Doctor ſteckt ihm noch im Leibe!“ Die Reiſe wird geſchäftsmäßig, wie eine zu abſolvirende Arbeit betrieben. Allerdings ſind die Alpen das Ziel; aber dieſe ſind weit und groß und nichts Sehenswerthes darf verſäumt werden. Aber München liegt ja am Wege, und das muß man natürlich mitnehmen. Hier geht es denn aus einer Galerie in die andere;

*) Reiſeſchule für Touriſten und Curgäſte, von Arthur Michelis. Leipzig, Ad. Gumprecht, 1869. (VIII und 284 S.)

Digitized by Google

keine Kirche, keine Brauerei darf ungeſehen bleiben. Auf dem Rückwege wird dann der Rhein ſchnell noch mit „abgearbeitet"; und wieder abgeſpannt, nervös, wie noch nie, kommt der Arme nach anderthalb Monaten in ſeiner Heimat wieder an. — Dem Andern hat ſein Sanitätsrath N.-Bad als äußerſt wirkſam empfohlen; ſeine Gattin begleitet ihn und die unvermeidliche Schwägerin. Zwar haben ſie ſich vorgenommen, ganz ſtill und nur der Cur und dem Naturgenuß zu leben, aber man findet Freunde dort, macht andere intereſſante und noch mehr unintereſſante Bekanntſchaften, und bald iſt man vollſtändig in das Coterietreiben und das Klatſchweſen verwickelt, das man in der lieben Heimat ſo oft verwünſcht hatte. — Das ſind ſo zwei Haupttypen; der geneigte Leſer wird aus ſeiner Erfahrung oder ſeiner Phantaſie ſie leicht vermehren können. Aber wir brauchen nichts weiter hinzuzuſetzen, denn die Moral, auf die uns zunächſt nur ankommt, ſteht feſt: „Das Reiſen iſt eine Kunſt, die gelernt ſein will!"

Da es nun zur Zeit ordentliche, gut beſoldete Profeſſoren und Doctores, welche über dieſe Kunſt Vorleſungen halten, noch nicht giebt, ſo iſt es vollſtändig in der Ordnung und durchaus zu loben, daß Herr Arthur Michelis in einem handlichen Büchlein ſeine reichen Erfahrungen niedergelegt und zu einem Leitfaden verarbeitet hat, ſo daß alle Lernbedürftigen (und deren ſind, wie geſagt, Legion) ſich zunächſt durch Selbſtſtudium informiren können. Ich habe keinen Punkt gefunden, welcher das Reiſen betrifft und in der „Reiſeſchule" des Verf. nicht berührt und mit Sachverſtändniß erörtert wäre. Ein alphabetiſches Regiſter erleichtert die Ueberſicht über das Ganze. Dies und der reizende Humor, der ſich durch das Werk zieht, macht das Buch für Jeden, der jetzt Reiſepläne hegt oder ſchon zur Ausführung bringt, — alſo wohl ungefähr für alle Menſchen — zu einer äußerſt anziehenden Lectüre. Wer in dem Buche einmal angefangen hat zu blättern, legt es ſobald nicht wieder aus der Hand, wer noch keine Reiſeluſt hat, dem kommt ſie; wer ſchon davon erfüllt iſt, bei dem wird ſie zur That. Ja ich glaube, daß der Verf. in dieſer Beziehung vielleicht noch einmal Gewiſſensbiſſe empfinden wird, wenn er erfährt, wie er manchen ſtillen ſoliden Bürger, Gatten und Familienvater zur Reiſewuth entflammt und in die böſe Welt hinausgelockt hat.

In einer ars proficiscendi muß füglich von Allem einmal die Rede ſein, denn was kann man auf einer Reiſe nicht ſehen und erleben? Natürlich kommen auch die reiſenden Engländer an die Reihe, welche ja ſchon in unauflöslicher Ideenaſſociation mit dem Begriff einer Reiſe ſtehen. Dieſe „Leute mit den feuerrothen Backenbärten und dunkelrothen Büchern" erfreuen ſich allerdings auf dem Continent des beſten Renommés nicht, namentlich ſind die Gaſtwirthe ihnen gram; indeſſen läßt der Verf., nachdem er allen ihren ſchärfſten Anklägern das Wort gegönnt hat, ihnen doch auch Gerechtigkeit widerfahren. — „Nächſt John Bull iſt dann die unbeliebteſte und — verbreitetſte Touriſtenklaſſe der „Berliner". Die Abneigung gegen ihn iſt der Punkt, in dem ganz Deutſchland nahezu einig iſt, und ſelbſt von Vollblut-Berlinern kann man hören: „Nach N. N. gehe ich nicht, da ſind zu viel Berliner." — Auch für dieſe Klaſſe von Reiſenden, die man allerdings wohl an keinem Orte der Welt nicht trifft, tritt der Verf. als vermittelnder Anwalt ein. „Unter den dreiviertel Millionen, welche zwiſchen Kreuzberg und Wedding wohnen, lebt in der That eine gute Anzahl Menſchen, die es verdienen, daß wir ihren näheren Umgang nicht ablehnen, ſondern ſuchen, und je mehr wir denen, mit welchen wir unterwegs in Contakt kommen, zeigen, daß ſie keine Urſache haben, ſich für Beſſeres zu halten als uns, je mehr werden ſich gewiſſe Gegenſätze zum gemeinſamen Beſten endlich ausgleichen."

Noch durch manch treffendes Wort aus dieſem roth angezogenen Buche, genannt die „Reiſeſchule", könnten wir den Leſer unterhalten; wir wollen ihm aber lieber das Vergnügen, das er beim Leſen des Buches unfehlbar haben wird, nicht verkümmern, und rathen nochmals Jedem, der eine Reiſe machen will, die Kunſt des Reiſens mit Nachdenken zu ſtudiren und ſich *vorher* aus dem rothen Buche von Herrn Michelis etwas erzählen zu laſſen, damit er *nachher* deſto beſſer und froher von ſeiner Reiſe berichten kann. L. B. F.

Schweiz.

Züricher öffentliche Vorträge.

Osw. Heer: Die neueſten Entdeckungen im hohen Norden.*)

Soeben iſt die Germania unter den günſtigſten Auſpicien zu der von Petermann veranſtalteten Nordpol-Expedition in See gegangen. Voll Hoffnung und Bangigkeit zugleich begleiten die Blicke des ganzen gebildeten Europa die kühnen Seefahrer nach jenen unwirthlichen Gegenden der arktiſchen Zone; der ungeduldigen Erwartung ihres Ausganges drängen ſich hunderterlei Fragen auf. Mag fremder Ehrgeiz auf die Freude erpicht ſein, die Flagge *ſeiner* Nation zuerſt an jenem einſamen Punkt des Erdballs flattern zu ſehen, um deſſen Verlängerung der ganze Fixſternhimmel zu rotiren ſcheint, eine Verkündigung, mit welcher Lambert gegenwärtig zu einer franzöſiſchen Polfahrt anzulocken bemüht iſt — die Spannung des Deutſchen iſt auf *wiſſenſchaftliche* Bereicherung gerichtet. Was ſie wohl finden werden? eine undurchdringliche Eisdecke oder offenes Meer oder Feſtland? Vielleicht eine ungeahnte Vegetation oder die Spuren untergegangener Schönheit und verblichenen organiſchen Lebens? Am Ende gar Menſchen mit eigenthümlicher Kultur, Sprache, Religion? Werden ſie Kunde bringen über das Nordlicht und den magnetiſchen Pol? — Weſſen Studium die Natur oder die Menſchheit iſt, jeder erhofft von dieſer Entdeckungsreiſe für ſeine Forſchungen neuen Stoff, für ſeine Errungenſchaften neue Belege. Da mag es denn Manchem erwünſcht ſein, die Reſultate der bisherigen Nordpolfahrten bündig und überſichtlich zuſammengeſtellt zu finden nicht allein um des Intereſſes willen, das ſie nach ſo vielen Seiten hin gewähren, ſondern auch, um ſeiner neu erregten Erwartung Gränze und Richtung beſtimmen zu können. Solchen Wünſchen begegnet die angezeigte Schrift.

Der Verfaſſer, berühmt durch ſeine Werke über die foſſile Flora der Polarländer und über die Urwelt der Schweiz, ſkizzirt darin in kurzen, feſten Umriſſen Verlauf und Ergebniſſe 1) der Whymper'ſchen Expedition nach Grönland 1867, die aus den Braunkohlenlagern und den Baſalt- und Sandſteinfelſen Grönlands eine ſchätzenswerthe Ausbeute von foſſilen Pflanzen, Bernſtein u. dgl. zu Tage förderte und zur Kenntniß des Landes Manches beitrug; 2) der vierten ſchwediſchen Expedition nach Spitzbergen unter Prof. Nordenſkiöld 1868, die den Horizont des Wiſſens durch die reichen mitgebrachten Sammlungen nach verſchiedenen Seiten hin beträchtlich erweitert hat. Sie war von allen bisherigen die ergiebigſte, wie auch von ihr bis jetzt

*) Vortrag, gehalten den 28. Januar 1869 auf dem Rathhaus in Zürich. Zürich, Schultheß (28 S.)

Digitized by Google

der nördlichſte Punkt, 81° 42', erreicht worden iſt. Da die wiſſenſchaftlichen Reſultate der letztjährigen deutſchen Expedition zur Zeit der Abfaſſung noch nicht veröffentlicht, die Reiſeberichte dagegen bekannt waren, ſo iſt dieſelbe nur beiläufig erwähnt.

Aus den bisherigen Entdeckungen dieſer Fahrten leitet der Verfaſſer folgende allgemeine Ergebniſſe ab: Sie lehren 1) daß unſere Kenntniß von der untergegangenen Flora und Fauna eine ziemlich vollſtändige iſt; die im Norden ausgegrabenen Pflanzen- und Thierüberreſte ſtellen größtentheils ſchon bekannte Arten dar. Sie beſtätigen 2) daß die Polarzone früher viel wärmer geweſen ſein muß, als ſie gegenwärtig iſt; in der Steinkohlenzeit ſcheint die Wärme noch nicht zonenweiſe vertheilt geweſen zu ſein. Sie beſtätigen 3) das Geſetz der mit der Zeit fortſchreitenden Organiſation des Pflanzenreichs. Die Geſtaltungen der organiſchen Natur werden auf mehrere *Bildungsherde* zurückgeführt. „Einer dieſer Bildungsherde lag offenbar in der *Polarzone*, von wo aus die Pflanzen und Thiere ſich ſtrahlenförmig verbreitet haben.“ Alle Himmelsſtriche aber und die fernſten Zeiten zeigen, wie die Gegenwart, allenthalben dieſelbe wunderbare Geſetzmäßigkeit und Harmonie der Schöpfung.

E. B.

England.

Leopold von Ranke's Engliſche Geſchichte.*)

Mit dem im vorigen Jahre erſchienenen ſiebenten Bande iſt Leopold von Ranke's Engliſche Geſchichte zum Abſchluſſe gelangt. Ueber das Ziel hinaus, welches der Meiſter der Reformations-Hiſtorie ſich in ſeinen, das 16. und 17. Jahrhundert umfaſſenden Völkergeſchichtswerken zu ſetzen pflegt, iſt dieſe Geſchichte Englands in dem letzten Bande bis auf die Mitte des 18. Jahrhunderts geführt worden, wo beim Regierungs-Antritte des dritten Georg die Dynaſtie Hannover als dauernd befeſtigt, der große Gegenſatz, deſſen Widerſtreit die beiden Revolutionen des 17. Säculums herbeigeführt hatte, als endgiltig ausgeglichen betrachtet werden kann. Außer der von Ranke ſelbſt als Skizze bezeichneten Ueberſicht über die Regierungen Anna's und der beiden erſten George giebt der Schlußband eine Reihe von urkundlichen Erläuterungen, theils Belege zu einzelnen hervorragenden Momenten aus der Geſchichte der erſten Revolution und des Protektors, theils Beiträge zur Kritik gleichzeitiger Hiſtoriker, wie Graf Clarendon und Biſchof Burnet; endlich werthvolle archivaliſche Mittheilungen zur Regierung Wilhelm's III. des Oranier's, unter denen der Briefwechſel dieſes eminenten Politikers mit ſeinem niederländiſchen Rathgeber und Freunde, dem Rathspenſionar Heinſius, und die Berichte des Diplomaten Friedrich Bonnet an den brandenburgiſchen Hof von beſonderm Intereſſe ſind.

Darf unſer „Magazin“, welches dieſer Engliſchen Geſchichte von ihrem erſten Erſcheinen an mit ſteter Theilnahme gefolgt iſt, zunächſt der freudigen Genugthuung darüber Ausdruck verleihen, daß es dem hochverdienten Verfaſſer vergönnt geweſen iſt, das bei vorgerückten Jahren unternommene, umfaſſende Werk mit ungeſchwächter Rüſtigkeit zum Abſchluſſe zu bringen, ſo werden wir nicht erſt darauf hinzuweiſen haben, wie werthvoll der Beſitz gerade einer Darſtellung Englands während dieſer beiden Jahrhunderte, die man als Ranke's Domäne bezeichnen kann, für uns iſt. In religiöſer wie in politiſcher Beziehung hat das Inſelreich während dieſes Zeitraums ſeine ſchwerſten Kämpfe, ſeine folgenreichſten Entwickelungen zu beſtehen gehabt. Wiederholt, unter Eliſabeth und unter dem Oranier, iſt Albion der Verfechter des germaniſch-proteſtantiſchen Prinzips geweſen gegen die Macht des hiſpaniſchen und des galliſchen Katholicismus; um die Ausbildung des europäiſchen Staatenſyſtems hat es ſich durch erfolgreiche Bekämpfung Philipp's II. und Ludwig's XIV. die hervorragendſten Verdienſte erworben. Größeres aber hat das britiſche Volk für die Ordnung des innern Staatslebens gethan, indem es mit einer Beharrlichkeit, einer Folgerichtigkeit und Ausdauer ohne Gleichen die aus dem Mittelalter überkommenen, vielfachſter Willkür unterworfenen Beziehungen zwiſchen Regierenden und Regierten, Krone und Volk zu einem geſetzlich geregelten, beiden Theilen gleich heilſamen Verhältniſſe zu geſtalten, Kraft und Klugheit beſeſſen hat. Die Verfaſſung Englands, „das Produkt einer Geſchichte aus Einem Stücke, von dem Momente der erſten germaniſchen Anſiedelung in Britannien bis zur Gründung der maritimen Herrſchaft in beiden Hemiſphären“, wird für alle Zeiten der monarchiſchen Staatsform ein Vorbild und Muſter, nicht zu ſchablonenhafter Nachahmung, ſondern zu organiſchem Aufbau auf der Grundlage der eigenen volksgeſchichtlichen Entwickelung bleiben.

Ranke hat ſeine Meiſterſchaft, die allgemeinen europäiſchen Beziehungen zur Beleuchtung und Klarlegung der beſonderen nationalen Gebilde zuſammenzufaſſen, in der Engliſchen Geſchichte von Neuem auf's Glänzendſte bewieſen. Bot die Weltſtellung, die England unter Eliſabeth, Cromwell Wilhelm von Oranien als Vormacht des Proteſtantismus wiederholt einnahm, ſeiner hiſtoriſchen Kunſt in der Darſtellung großer diplomatiſch politiſcher Vorgänge die würdigſten Aufgaben, ſo brachte er zu ihrer würdigſten Löſung, neben angebornem und unabläſſig geübtem genialen Verſtändniß, die unvergleichlichſte Kenntniß der beiden Jahrhunderte, die er wie kein Anderer beherrſcht. Wer mit Ranke's Eigenart auch nur einigermaßen bekannt iſt, dem wird kein Zweifel darüber obwalten, daß die äußere politiſche Entwickelung des britiſchen Reichs während dieſes ſo bedeutungsvollen Zeitraums in Ranke's Werk nichts zu wünſchen übrig läßt. Und in der That, die Sicherheit, mit der jede Wendung einer ſo oft verſchlungenen und verworrenen Politik in ihrer ganzen Bedeutung nachgewieſen iſt, die Feinheit und Treue, mit der die Charakterbilder der handelnden Perſönlichkeiten gezeichnet ſind, die Energie, die unter dem Hin- und Herwogen der Thatſachen nie müde wird an die Ideen zu erinnern, welche ihnen zum Grunde liegen und in dieſem Ringen ihre Macht beweiſen: das macht die Leſung dieſer Engliſchen Geſchichte und insbeſondere ihrer letzten Bände, in denen der große Oranier die politiſche Schaubühne beherrſcht, zu einem wahrhaften Genuſſe.

Unverkennbar hat der deutſche Geſchichtſchreiber mit aller Kraft geſtrebt, auch dem andern Theile ſeiner Aufgabe, der Darlegung der innern ſtaatlichen Entwickelung Englands, in gleichem Maße gerecht zu werden. Wir werden, indem wir ſein Werk nach dieſer Richtung näher in's Auge faſſen, unwillkürlich zu einer Vergleichung deſſelben mit dem in Deutſchland kaum minder als in England verbreiteten und gefeierten Buche Macaulay's aufgefordert. Dies „glücklich geworfene Werk dieſes Meiſters der Darſtellung und des Wortes“, wie es Ranke ſelbſt ſchön kennzeichnet, hat ſeine Stärke durchaus in der Schilderung der

*) Band 6 und 7 (Schluß). Leipzig, Duncker u. Humblot, 1868.

Digitized by Google

innern Zuſtände Englands, in der Vorführung des großen Conflikts zwiſchen Parlament und Krone; es gipfelt in der triumphirenden Aufzählung der Rechte und Freiheiten, welche die „glorreiche Revolution“ dem bereits vorhandenen Beſitze des britiſchen Volks neu hinzugefügt hat. Wilhelm der Oranier, der Erretter, der Neubegründer und Erweiterer der parlamentariſchen Freiheiten Englands, iſt die große Geſtalt, in deren begeiſterter Verherrlichung, ja man möchte ſagen Verklärung, das Geſchichtswerk des engliſchen Hiſtorikers, wenngleich äußerlich nicht vollendet, doch den vollkommenſten Abſchluß findet. — Dem gegenüber verdient es zunächſt Beachtung, daß Ranke auf den Reiz der detaillirten farbenreichen Schilderung, mit welchem Macaulay ſeine Darſtellung der kulturgeſchichtlichen Zuſtände ſo freigebig ausgeſtattet hat, faſt ganz verzichtet. Ueberall ſind es bei dem Deutſchen die grundlegenden Ideen, an die er anknüpft, und die er mit leichter, aber ſicherer Hand, auch in gedrängteſter Kürze ſtets ſcharf zu charakteriſiren verſteht. Aber nicht blos in dem Zurücktreten der ſtofflichen, der perſönlichen Beziehungen, ſondern auch in der Vorführung der mit einander kämpfenden Gewalten erſcheint die Darſtellung des Deutſchen im Vergleich zu dem bilderreichen, durch ſchlagende Antitheſen packenden Redefluß des Briten zunächſt einigermaßen blaß und kühl. Tritt man jedoch näher hinzu, ſo zeigt ſich gerade in Maucaulay's Stärke auch ſeine Schwäche. In der Literatur, im Parlament, im Amte zeitlebens ein eifriger Whig, Mitglied eines Whigcabinets, hat Macaulay auch als Geſchichtſchreiber ſeine Partei nicht zu vergeſſen oder zu verleugnen vermocht. Dem Kampfe der großen Parteien, die während und nach den Revolutionen des 17. Jahrhunderts um die Herrſchaft in England rangen, ſieht er nicht sine ira et studio als gelaſſener Zuſchauer zu, ſondern als Enkel und Erbe der Männer, die der Herrſchbegier der Stuarts trotzten und nach Vertreibung dieſes ungelehrigen Geſchlechts dem neuen Monarchen Stück um Stück ſichere Bürgſchaften für die Rechte des Volks abgewannen. Raſcher ſchlägt ihm das Herz, wenn vor ihm die alten Parteinamen, die hehrſten Traditionen der Whigs, aufſteigen: Algernon Sidney und Ruſſel, die Märtyrer, die Boyneſchlacht und der Seeſieg bei La Hogue, die Excluſionsbill und die Aſſociation. Noch lebhafter äußert ſich ſeine Abneigung; wie er von der Verachtung, die ihm Jacob II. einflößt, nirgends ein Hehl macht, ſo ertappt man ihn nicht ſelten bei Mißgeſchicken, von denen die Tories befallen wurden, auf einer offenbaren Schadenfreude. Das giebt ſeinem Buche Farbe und Leben; es iſt als ob man Memoiren eines höchſt unterrichteten und in alle Händel tief verflochtenen Zeitgenoſſen vor ſich hat; aber es iſt immer das geſchichtlich Wahre.

Daß Ranke von ſolchen perſönlichen und parteilichen Einflüſſen völlig unbeirrt bleibt, verſteht ſich von ſelbſt. Die Unbefangenheit ſeiner ganzen Natur, die Würde ſeiner Auffaſſung bewährt ſich überall. Als Deutſcher zumal prüft er die Fragen, um welche es ſich bei den innern engliſchen Zuſtänden handelt, mit objektivſter Gelaſſenheit und an einem Maßſtabe, der nicht ſelten weit über den inſularen Horizont des Engländers hinausreicht. Was ſeiner Darſtellung an äußerm Glanze und Farbenreiz abgeht, das wird durch die Fülle großer politiſcher und geſchichtlicher Geſichtspunkte, durch die Zuverläſſigkeit der Thatſachen, die Beſonnenheit des Urtheils reichlich aufgewogen.

Es wäre von beſonderm Intereſſe, dieſen Vergleich durch ein näheres Eingehen auf das Bild zu illuſtriren, das der Engländer wie der Deutſche von dem Manne, der — hier iſt dies Wort eine Wahrheit — die Revolution in England zum Abſchluß gebracht hat, entworfen. Wie ſich in Irland, nach Ranke's ſchönem Ausdruck, am Standbilde Wilhelm's von Oranien noch heute die Parteien ſcheiden, ſo treten bei der Zeichnung dieſes Staatslenkers die Eigenthümlichkeiten ſeiner beiden Geſchichtſchreiber in das hellſte Licht. Ranke hat ihn nicht, wie Macaulay, zum Gegenſtand eines Cultus gemacht, auch nicht, wie es dem Briten wiederholt vorzuwerfen iſt, Advokatenkünſte gebraucht, um ſeinen Helden von jeglichem Makel (z. B. in der traurigen Affaire von Glencoe) zu reinigen. Aber die Anerkennung, die er dem politiſchen Genie des Oraniers, ſeiner unabläſſigen Treue gegen die von ihm vertretene Sache, ſeiner ſichern und gediegenen Intelligenz widerfahren läßt, ſteigert ſich auch bei ihm oft zu warmer Bewunderung. Wir können unſere Bemerkungen nicht beſſer ſchließen, als mit einigen Zügen aus der vortrefflichen Charakteriſtik, in welcher Ranke am Ende ſeines ſechſten Bandes ſein Geſammturtheil über den König zuſammengefaßt hat:

„Wilhelm III. war keine imponirende Erſcheinung; weder als Staatsmann noch als General entwickelte er Eigenſchaften, welche auf die Menge Eindruck machen oder ſie gewinnen können. Im Felde glänzte er nicht durch unerwartete Combinationen und große Siege; in ſeinen Schlachten auf dem Continent hat er meiſtens zurückweichen müſſen; er gehört zu den namhaften und befähigten, nicht zu den Feldherren erſten Ranges. Wenn man ihm die Förderung bürgerlicher und conſtitutioneller Freiheiten zum Verdienſt anrechnet, ſo iſt das zwar hiſtoriſch ſehr begründet, doch rührte es mehr von den Umſtänden, als von perſönlicher Vorliebe für dieſe Form des Staates her. In der Stadt Amſterdam, ſowie in der Provinz Geldern, hat man viel über ſeine Eigenmächtigkeiten geklagt; auch in England ſetzte er ſich vornehmlich die Aufrechthaltung der Prärogative zum Ziel; die conſtitutionellen Kämpfe widerten ihn an, weil man ſie zur Verfolgung ſelbſtſüchtiger Abſichten mißbrauche. Eine ſehr ausgedehnte Begünſtigung ſeiner perſönlichen Freunde und Vertrauten, ſelbſt einer ihm nahe ſtehenden Dame, nahm er ſich, trotz ſeiner parlamentariſchen Verpflichtungen, nicht übel.

„Worin beſteht nun ſeine Größe? — Sie liegt in der Stellung, die er einnahm und vollkommen ausfüllte, in den welthiſtoriſchen Erfolgen, die er zum Theil bei ſeinem Leben errungen, zum Theil begründet und herbeigeführt hat.

„Wilhelm III. war ſo zu ſagen eine internationale Natur; durch Stammesherkunft, Heirat, Blutsverwandtſchaft, Religion, ererbte Stellung ſtand er zugleich mit Deutſchland, England, Frankreich und den Niederlanden in den verſchiedenſten Beziehungen. Aber der lebendige Impuls, der ſein Thun und Laſſen beſtimmt hat, entſprang aus ſeinem Gegenſatz zu der franzöſiſchen Monarchie, durch deren Emporkommen zu einem univerſalen Uebergewicht eben damals die Selbſtändigkeit jedes einzelnen Landes und jeder Nation bedroht wurde. In der Bekämpfung dieſer Weltmacht ſah er die Aufgabe ſeines Lebens; ſie iſt für alle ſeine Schritte beſtimmend geblieben. Ihr waren alle die Einwirkungen gewidmet, die er in verſchiedenſter Weiſe auf das Staatsleben in Deutſchland, Holland und England geübt hat. Die Coalition dieſer verſchiedenartigſten Elemente zu Stande gebracht und ſie der herrſchenden Macht mit Erfolg entgegengeſtellt zu haben, das iſt die hiſtoriſche Handlung Wilhelm's III. Was giebt überhaupt einer bedeutenden Perſönlichkeit ihren Charakter, als das Verhältniß der ihr auferlegten oder von ihr übernommenen Verpflichtung mit den angebornen Eigenſchaften? Das Zuſammentreffen von beiden bildet die großen Männer. Seiner krankhaften Natur zum Trotz,

Digitized by Google

zum Erſchrecken hager und blaß, mit fortwährendem Aſthma geplagt, entwickelte Wilhelm III. doch eine unverwüſtliche Arbeitskraft; er kannte kein Vergnügen, er lebte nur in den Geſchäften, er redete wenig und handelte deſto mehr: jeder ſeiner Schritte zeugt von geſundem Urtheil und kluger Entſchloſſenheit. Niemand war jemals geſchickter, Conföderationen zu bilden und zuſammenzuhalten, Armeen der mannigfaltigſten Zuſammenſetzung, ohne Erweckung nationaler Antipathieen, zu befehligen, auch in den innern Streitigkeiten Zeit und Stunde abzuwarten, zurückzuweichen und doch feſtzuhalten. In einem ſeiner Briefe findet ſich ein Wort, das als ſein Wahlſpruch gelten könnte; es lautet: „vorſichtig und mit Nachdruck".*) Er unternahm nie Etwas, ohne ſich allſeitig die Schwierigkeiten vorgeſtellt zu haben, auf die er dabei ſtoßen mußte; bei der Ausführung folgte er faſt mehr dem Zuge der Dinge, als daß er von vorn herein viel veranſtaltet hätte; ſein Ehrgeiz erſchien immer höchſt gerechtfertigt und durch die Verhältniſſe geboten.

„Sein Leben macht den Eindruck einer Seefahrt, die zwiſchen gefährlichen Klippen nicht ſelten unter heftigen Stürmen dahinführt, in welchen der geſchickte Pilot jede Wendung der Elemente benutzen muß."

Die beſondere Stellung dieſes Herrſchers zum Fortgange der engliſchen Geſchichte erblickt der deutſche Hiſtoriker darin, daß Wilhelm III. den Tendenzen, welche in der Epoche der Rebellion und der Republik zu Tage gekommen waren, eine regelmäßige Einwirkung auf den Staat von England verſchafft und geſichert, dabei aber die überkommenen hiſtoriſchen Bildungen des innern engliſchen Lebens in der Hauptſache ebenfalls umfaßt und aufrecht erhalten hat. Und indem ihn Ranke ſchließlich dem gewaltigen und gewaltſamen Protektor gegenüberſtellt, weiſt er mit feiner Hand die großen Verſchiedenheiten dieſer beiden großen Beherrſcher Englands nach: „Bei Cromwell war Alles dunkler Antrieb, großer politiſcher Inſtinkt, gebieteriſcher Wille: mit den populären Verſammlungen, deren er nicht entbehren konnte, wußte er ſich doch niemals zu verſtändigen. Bei Wilhelm iſt Alles Ueberlegung, Umſicht, Vorbereitung, bewußte Einſicht in die Verhältniſſe. Jener war aus den innern Kämpfen zum Beſitz der Gewalt über das Gemeinweſen gelangt; dieſer griff von dem Geſichtspunkt der äußern Macht aus in die innere Parteiung ein und wußte ſie, ſo ſchwer es ihm auch wurde, zuletzt nach ſeinem Sinne zu leiten; er hielt es für eine höhere Pflicht, die Unannehmlichkeiten zu beſtehen, die er dabei erfahren mußte."

Was liegt Alles in dieſer letzten Zeile! Reicht ſie nicht hin, uns den Stolz zu erklären, mit dem England, das Fremdenhaſſende England, auf das Andenken dieſes Fremden hinblickt, der ſein König wurde und den es trotzdem, und mit Recht, ſeinen Befreier nennt?

P. D. Fiſcher.

Baltiſche Provinzen.

Neue livländiſche Beiträge zur Beurtheilung der moskowitiſchen Regierungskunſt.

Das 6. Heft des II. Bandes der „Livländiſchen Beiträge"**) iſt erſchienen; es ſchließt dieſen Band ab, indem es ihm den ſtattlichen Umfang von mehr als 900 Seiten giebt. Und ſo bedeutend wie der Umfang, iſt auch der Inhalt des Werkes. Die bisher erſchienenen zwei Bände ſind eine wahre Fundgrube von Thatſachen aus der Zeitgeſchichte der Oſtſee-Provinzen, dieſer für die deutſche Nation ſo wichtigen Lande, von denen man bis vor Kurzem im Mutterlande gar nichts wußte und gar nicht glaubte, daß ſie ſeit ihrer Beſitznahme durch Peter den Großen eine Geſchichte beſaßen, von deren Leben man nur ſo viel kannte, daß ſie den Rigaern Flachs und Leinſamen, dem ruſſiſchen Heere Majors und Generale, den Petersburger Salons friſche blonde Edelfräulein, den deutſchen Hochſchulen menſurfertige Studenten und dem Zaren Generaladjutanten lieferten. Wenn wir es nun nicht ſchon aus anderen Quellen wüßten, ſo würden wir es aus dieſen Büchern erfahren, welche heiße Glut unter der Decke des ruſſiſchen Schnees um die Riga'ſche Bucht durch anderthalb Jahrhunderte, beſonders aber in den letzten Jahrzehnden, brannte.

Die Darſtellung der Bemühungen der baltiſchen Ritterſchaften zur Herſtellung eines Obertribunals oder oberſten Gerichtshofes der Oſtſee-Provinzen wird in dem vorliegenden ſechſten Hefte der „Beiträge" bis auf die Gegenwart fortgeführt. Wir erſehen daraus, mit welcher durch eine Reihe von Geſchlechtern fortlaufenden Ausdauer der Adel der Oſtſee-Provinzen dieſes wichtige Ziel verfolgt hat, ohne es zu erreichen. Gleich die Unterwerfungs-Verträge von 1710 enthalten dieſe, ſicherlich nicht unbillige Forderung; immerwährend wurde ſie von Zeit zu Zeit wiederholt, bis man denn in den letzten Jahren mit den Mahnungen aufhörte, weil auf eine Erfüllung nicht die geringſte Hoffnung vorhanden und weil die Landesvertreter alle Hände voll zu thun haben, um nur die Entreißung altausgeübter, früher niemals angefochtener Rechte abzuwehren, alſo an Erlangung neuer nicht zu denken iſt. Die Oſtſeeländer müſſen alſo weiter die höchſte Rechtsentſcheidung in den Händen des Petersburger Senats, in den Händen ruſſiſcher Beamten laſſen, welche, ohne Kenntniß des baltiſchen Rechts und der deutſchen Sprache, mit ruſſiſcher Gewiſſenhaftigkeit ihre Erkenntniſſe abfaſſen. Man kann wohl ſagen, daß es in ganz Europa keinen ſo ſchlechten Gerichtshof giebt, als dieſen.

Einen merkwürdigen Einblick in die Mittel und Wege, ſowie hinſichtlich der Erfolge der Ruſſen in ihren Bemühungen, das baltiſche Landvolk von den Deutſchen ab- und zu ſich heranzuziehen, giebt die Beilage 6 des Heftes. Um die ländlichen Arbeiter durch äußere Vortheile zum Uebertritt zur rechtgläubigen ruſſiſchen Kirche zu verlocken und um zugleich die deutſchen Gutsherren verhaßt zu machen, welche allerdings nur reichlich ¾ des Landes den Bauern überlaſſen, ¼ aber für ſich behalten haben, hat man zunächſt ein Krongut, Arroſaar in Livland, unter übergetretene „Knechte" parcellirt, indem dem unvermeidlichen Popen das größte und fetteſte Stück vorbehalten wurde. Als Erfolg hat ſich jetzt, nach Jahr und Tag, herausgeſtellt, daß man eine Anſiedelung des trägſten, ſtreitſüchtigſten, räuberiſchſten Geſindels geſchaffen hat, im Gegenſatz zu den umwohnenden treu gebliebenen Ehſten, welche an Nüchternheit, Ehrbarkeit, Friedfertigkeit und Arbeitſamkeit keinem Bauernſtande der Welt nachſtehen. Der Pope iſt ſeines Lebens nicht ſicher; unter einander und mit den Nachbarn liegen ſich die bekehrten Bummler unaufhörlich in den Haaren; ihre Armuth iſt ſo groß, daß ſie ſogar Bettler, welche ſich zu ihnen verirren, der anderwärts erlangten Biſſen Brot berauben. Im letzten Winter hat denn der ruſſiſche Civil-Gouverneur nicht umhin gekonnt, für ſeine Schützlinge bei dem aus Deutſchen beſtehenden Rigaer Comité

*) Im holländiſchen Original: Met Voorsightigheyd en evenwell vigeur.

**) Berlin, Stilke und van Muyden.

Digitized by Google

zur Linderung der Noth eine Unterſtützung zu erbitten, da dieſelben doch als Werkzeuge zur Unterjochung der Deutſchen dienen ſollen.

Schließlich kann Schreiber dieſer Zeilen es nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß er aus Uebertragungen aus moskowitiſchen Blättern in dem vorliegenden livländiſchen Beitrag erfahren hat, daß er von denſelben wegen ſeines Buches „Preußens Beruf im Oſten“ zu dem Range eines Don Quijote erhoben worden iſt. Er iſt darüber getröſtet; er kennt dieſe ſlaviſche Art, durch Schimpfen zu widerlegen, ſchon lange. Edwart Kattner

---

Rußland.

Engliſche Bücher und ruſſiſche Cenſoren.

Unter vorſtehendem Titel bringt die engliſche Wochenſchrift Pall Mall Budget einen intereſſanten Artikel zur Charakteriſirung der literariſchen Zuſtände Rußlands, dem wir Folgendes entnehmen.

Die intellektuelle Bewegung, die in der ruſſiſchen Jugendwelt während der letzten Jahre ſich Bahn gebrochen hat, und die Reformen, welche gleichzeitig im ruſſiſchen Regierungsſyſtem eingeführt worden ſind, ſcheinen für das übrige Europa in viel engerem Zuſammenhange zu ſtehen, als es in der That der Fall iſt. Allerdings wurde Buckle viel früher in's Ruſſiſche als in's Franzöſiſche überſetzt, Darwin faſt zur ſelben Zeit als in's Deutſche, und Robert Spencer früher in's Ruſſiſche als in irgend eine andere Sprache, ja ſelbſt ehe ſeine Schriften in England ſelbſt eine weite Verbreitung gefunden. Ueberſetzungen von Werken dieſer und anderer zeitgenöſſiſcher engliſcher Denker, wie John Stuart Mill, G. Lewes, Huxley und Tyndall haben alle Welt zu dem Glauben verleitet, daß die Ruſſen während der letzten Jahre bedeutende Fortſchritte auf dem Gebiete der Intelligenz gemacht hätten, und daß dies, wenn nicht unter dem Schutze der kaiſerlichen Regierung, doch mindeſtens mit ihrer Erlaubniß geſchehen ſei. In der Revue des deux Mondes ſagte kürzlich Emile de Laveleye: „Die Ruſſen ſind freilich weit davon entfernt, ſo frei zu ſein, als ihre guten Freunde, die Amerikaner, dennoch ſcheint es, als ob wiſſenſchaftliche Bücher eher in New-York (?) als in Petersburg verboten würden.“

Aber die ganze intellektuelle Bewegung in Rußland während der letzten zehn Jahre war ein beſtändiger Kampf zwiſchen dem leſenden und ſchreibenden Publikum einerſeits und der Regierung andererſeits.

Bald nach der Beendigung des Krimkrieges und dem Tode des Kaiſers Nikolaus gelangte die ruſſiſche Regierung zu der Einſicht, daß eine gründliche Reform ihres Verwaltungs-Syſtems zur dringendſten Nothwendigkeit geworden ſei. Langſam und widerwillig nahm ſie dieſe Erkenntniß an; aber die Noth war zu groß, um eine Zögerung zuzulaſſen. Jedoch um Reformen, wenn auch noch ſo unbedeutende, durchzuführen, oder auch nur zu entwerfen, brauchte die Regierung Kenntniſſe und Menſchen, und ſie konnte über keines von Beidem verfügen, da das militäriſche Regiment des Kaiſers Nikolaus niemals die Erwerbung von Kenntniſſen geſtattete, noch weniger die Entwickelung irgendwelcher menſchlicher Seiten, außer denen, die einem blind gehorſamen Soldaten zukommen.

Unter dieſen Umſtänden erſchien es als ein Auskunftsmittel, ſich die Hilfe von gebildeten und geiſtreichen Männern zu ſichern, indem man ihnen eine gewiſſe Freiheit der Rede zugeſtand. Die Cenſoren erhielten die Anweiſung, künftig liberaler zu verfahren, wo es ſich um Dinge handelte, deren Kenntnißnahme der Regierung von Wichtigkeit ſein könne, und ſo verbreitete ſich durch das Medium der Preſſe der kleine Vorrath an Wiſſen, der ſich in der „Geſellſchaft“ angeſammelt hatte. Aber natürlicherweiſe wollten die Männer, deren Dienſte man ſo brauchte, ſich nicht in den vorgeſchriebenen Gränzen halten. Die Propaganda für parlamentariſche Regierungsformen war das Erſte, worauf ſie ſich warfen. Eine Moskauer Zeitſchrift, genannt der „ruſſiſche Bote“, erlangte einen enormen Abſatz durch ihre Artikel über die Details der konſtitutionellen Geſchichte Englands. Ein Land, welchem nicht nur die nothwendigſten Elemente fehlen, aus denen ſich konſtitutionelle Körperſchaften bilden können, ſondern in welchem auch nicht die geringſten Garantieen vorhanden waren, um die Perſon, das Eigenthum oder die Rede des Bürgers gegen den Willen des abſoluten Herrſchers zu ſchützen — dieſes Land fing plötzlich an, von einer bürgerlichen Freiheit zu träumen, welche nur durch die langſamen Umwandlungen mehrerer Jahrhunderte erworben werden konnte.

Von dieſer parlamentariſchen Propaganda beunruhigt, verſuchte die Regierung, den kleinen Theil von Freiheiten, den ſie literariſchen Beſtrebungen zugeſtanden hatte, wieder zurückzunehmen, indem ſie erklärte, daß die Preſſe ihre Abſichten mißverſtanden habe, und daß, obgleich geneigt, einige Freiheit für die Diskuſſion wiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu bewilligen, ſie für politiſche dieſelbe nicht gewähren könne. Die vernünftigſten unter den jungen Literaten nahmen den Compromiß an und begannen, die Werke der fortgeſchrittenſten unter den europäiſchen Denkern zu ſtudiren und zu überſetzen.

Es erſcheint zweifelhaft, ob der intelligente Theil des ruſſiſchen Volkes, wenn es ihm gelungen wäre, die zähe monarchiſche Gewalt zu ſtürzen oder auch nur zu ſchwächen und ſelbſtändig am öffentlichen Leben ſich zu betheiligen, in dieſem Falle ſo bedeutende geiſtige Fortſchritte gemacht hätte, wie jetzt, wo es, ledig aller praktiſchen und politiſchen Thätigkeit ſowohl, als traditioneller Theorieen, ſich mit der Kraft, Leichtigkeit und Gluth eines Jünglings in die geiſtige Strömung der Gegenwart wirft, erſtaunt und entzückt über die Macht und Klarheit der neuen Gedanken, die ſich allerwärts in Europa Bahn brechen.

Die ſlaviſche Raſſe hat eine ſtarke Hinneigung zum Radikalismus, das zeigt ſich hier wieder auf's Deutlichſte (füglich könnte man von den Slaven ſagen, was Jemand einmal von den Frauen im Allgemeinen behauptete: „ſie gehen ſtets am liebſten mit dem, der am weiteſten geht“). Manche Schlußfolgerungen, zu denen ruſſiſche Schüler gelangten, würden ihre engliſchen Lehrer wahrſcheinlich in Erſtaunen verſetzen und von dieſen durchaus nicht acceptirt werden. Wie man in England (und anderswo) häufig Buchhändler findet, welche den Verlag eines Buches zurückweiſen, weil es nicht orthodox genug, ſo findet man ebenſo häufig in Rußland Verleger, welche kein Werk annehmen, es ſei denn ausgeſprochen realiſtiſcher Tendenz.

Die Regierung verſuchte Alles, um dieſer Tendenz hemmend entgegenzutreten, aber vergeblich. Nachdem einmal der Anſtoß gegeben war, konnte keinerlei offizielle Kunſt die Bewegung wieder aufhalten. Mochte man jede Woche Cenſoren entlaſſen, Autoren und Ueberſetzer verbotener Bücher verfolgen und verbannen, die Polizei allnächtlich abſchicken, um die Papiere und

Digitized by Google

Privatbriefe von Literaten zu durchſtöbern — Nichts half. Viele Cenſoren ließen ſich durch die allgemeine Zuſtimmung, einige auch wohl durch Geld beſtechen, andere ließen ſich durch eine Menge der ſonderbarſten Auskunftsmittel hintergehen, konnten auch unmöglich die Maſſe der eingehenden Manuſkripte aufmerkſam durchleſen, und ſo gelangten täglich einige Tropfen von dem, was Regierung und Geiſtlichkeit für Gift erklärten, in's Publikum. Wenn alle Verſuche, irgend ein Werk durch die Cenſur zu bringen, fehlſchlugen, dann wurde es heimlich lithographirt und gratis vertheilt; ſo geſchah es mit einigen Ueberſetzungen Feuerbach's und ähnlichen ruſſiſchen Schriften.

So waren die Dinge bis zum 6. April 1865 fortgegangen, als an die Stelle des präventiven Cenſur-Syſtems das repreſſive trat; letzteres erſchien als ein wirkſameres Mittel, um die unliebſamen Tendenzen der Literatur zu controliren. Das alte Syſtem enthielt keine geſetzliche Strafe für Autoren ſchädlicher Bücher, da dieſe Bücher vor ihrer Veröffentlichung ja die Cenſur zu paſſiren hatten. Die in vielen Fällen hinterher verhängte Strafe war ein ganz willkürlicher Akt, und man fürchtete wahrſcheinlich, daß ſolches Verfahren nach Einführung verbeſſerter Gerichtshöfe und bei größerer Verbreitung von Rechtskenntniſſen mehr Entrüſtung als bisher verbreiten würde. Darum wurde die Cenſur für alle Bücher von einem gewiſſen Umfang abgeſchafft; aber Autoren, Drucker und Verleger konnten zur Rechenſchaft gezogen werden, falls etwas Strafbares darin enthalten war. Ein beſonderer Gerichtshof im Zuſammenhang mit dem kaiſerlichen Miniſterium des Innern iſt eingeſetzt worden, um ſolche Verfolgungen anzuſtrengen. Nun entſtand aber einer der komiſchſten Conflikte. Für dieſen neuen Gerichtshof bedurfte man natürlich neuer Richter, wohl vertraut mit dem Verfahren in den übrigen europäiſchen Staaten; aber dieſe konnte man faſt nur unter den jungen Leuten finden, die eben ihre Studien beendet hatten, und dieſe gerade waren voll von den Ideen, welche ſie verfolgen ſollten. Die natürliche Folge war, daß faſt alle Werke, die man vor den Gerichtshof brachte, freigeſprochen wurden und in den meiſten Fällen der Prozeß niedergeſchlagen ward.

Allein außer dieſer weltlichen Cenſur beſtand von jeher und beſteht noch in Rußland eine geiſtliche. Alle Bücher, die in irgend einer Weiſe an religiöſe Dinge ſtreifen, müſſen einem Spezialcomité von Mönchen übergeben werden, welches die Herausgabe entweder erlaubt oder unterſagt. Vor einigen Jahren noch ging faſt jedes wiſſenſchaftliche Werk durch die Hände dieſer Mönche, und die meiſten blieben auch darin; geologiſche Schriften z. B., weil ſie im Widerſpruch mit der moſaiſchen Ueberlieferung ſtanden, philoſophiſche, weil ſie die Theorie vom „freien Willen“ behandelten, hiſtoriſche, weil ſie die Reformation prieſen u. ſ. w. Nach und nach paralyſirte der Druck der Zeitſtrömung dieſen Einfluß, und jetzt werden nur ſolche Bücher den geiſtlichen Cenſoren vorgelegt, welche ſich direkt auf religiöſe Gegenſtände beziehen. Da die Kleriſei in Rußland, wie in faſt allen andern Ländern, eifrig bemüht iſt, ihren Glauben dadurch zu propagiren, daß ſie den Anderer herabſetzt, ſo hat ſie in ihr Cenſurgeſetz einen Artikel aufgenommen, der ſchon manchem europäiſchen Buch das Leben gerettet hat. Dieſer Artikel erlaubt dem Autor, jede Art religiöſer Anſichten vorzutragen, wenn er nur nicht unterläßt, hervorzuheben, in wiefern ſie ſich im Widerſpruch mit den Dogmen der orthodoxen griechiſchen Kirche befinden. — Das große Werk Buckle's würde wahrſcheinlich nie in Rußland veröffentlicht worden ſein, wenn nicht, auf den Vorſchlag des Ueberſetzers, ein alter gutmüthiger Archimandrit, Mitglied der obenerwähnten Cenſurbehörde, eingewilligt hätte, ein Gegengift in Geſtalt einiger verdammenden Bemerkungen den „gefährlichſten“ Stellen des Werkes beizufügen. Dieſe wurden nun mit der Ueberſetzung veröffentlicht, und das Publikum, welches von den Anmerkungen keine Notiz nahm, hat das Werk mehr geleſen, als irgend ein anderes innerhalb der letzten zehn Jahre. — Im 5. Kapitel des II. Bandes analyſirt Buckle den Einfluß der Geiſtlichkeit in Schottland im 17. Jahrhundert; hierzu macht der verehrungswürdige Cenſor z. B. folgende Bemerkungen: „Dieſes Kapitel beweiſt höchſt deutlich die Verſchiedenheit der religiöſen Anſichten zwiſchen der orthodox ruſſiſchen und der ſchottiſchen Kirche. Die ruſſiſche Geiſtlichkeit iſt ſtets ihrer wahren Beſtimmung treu geweſen, die Erleuchterin und Führerin des Volkes in religiöſen Dingen zu ſein, die ſchottiſche Geiſtlichkeit hingegen, ja, die ganze weſteuropäiſche, trug vor allen Dingen Sorge für ihre weltlichen Intereſſen und aus ſolchen Abſichten verdarb und entſtellte ſie ſogar die Wahrheiten der Religion.“ — Wenn Buckle ſagt: „Religion iſt jedem Individuum je nach dem Maße der ihm inwohnenden Erkenntniß gegeben, muß daher in verſchiedenen Charakteren verſchiedene Formen annehmen und kann nie auf eine für Alle giltige, zwingende Form zurückgeführt werden“, ſo bemerkt der geiſtliche Cenſor dazu Folgendes: „Religion iſt dem Verfaſſer alſo nicht die Verbindung mit etwas Außerweltlichem, ſondern nur eine gewiſſe Verbindung des Menſchen mit ſeinem eignen Geiſte. Was iſt dies denn für ein Licht? Woher kommt es? Welches iſt ſeine Richtung? Was ſein endliches Ziel? All' dies iſt unbekannt. Durch Buckle's Art von Religion verbindet der Menſch ſich nicht mit Licht, ſondern mit Dunkelheit.“

Und durch eine Menge ähnlicher Widerlegungen, die dem Werke beigefügt ſind, hofft der harmloſe „ehrwürdige Vater“ den Einfluß der Ideen Buckle's, die in jenen zwei Bänden ſyſtematiſch entwickelt ſind, gänzlich paralyſirt zu haben. Dieſe Art, Verbote der geiſtlichen Cenſur zu umgehen, hat ſich in den letzten Jahren ganz eingebürgert und es fällt dem betreffenden Gerichtshof ſehr ſchwer, einen Autor oder Ueberſetzer auf Grund religiöſer Bedenken zu verfolgen, wenn es ihm gelungen iſt, ſein Werk unter den Schutz des obenerwähnten Artikels zu ſtellen.

Rumänien.

Juden-Bekehrung und Juden-Verfolgungen in Rumänien.*)

Mit Bukareſt und Jaſſy beginnen die Stationen der engliſchen Bibelgeſellſchaft zur Bekehrung der Juden im Orient. Die Jaſſyer Miſſionaire beſaßen früher eine unentgeltliche Elementarſchule für Kinder beiderlei Geſchlechtes und ohne Unterſchied des Glaubens. Sie wurde beinahe ganz mit lernbegierigen Judenkindern gefüllt — aber die unſelige Proſelytenmacherei verdarb bald dieſe in der That wohlthätige und für die Zukunft viel verſprechende Anſtalt. Die voreilige Taufe eines Judenknaben brachte die ganze Judenheit in Harniſch; die Rabbiner verboten in den Synagogen unter Bannfluch die fernere Beſchickung dieſer Schule. Von dieſer Stunde an blieb ſie denn auch verödet, ſelbſt die wenigen deutſchen Kinder kamen nicht mehr.

*) Nicht vom Verfaſſer der beiden Artikel über Rumänien in Nr. 23 und 24 des „Magazin“.

Digitized by Google

In Bukareſt dagegen hat die Miſſion in ihrer Schule noch Judenkinder, ja ſelbſt eine, wenn auch ſehr geringe, Proſelyten-Gemeinde aufzuweiſen. Dies kommt daher, daß die nur wenige Tauſend Seelen zählende jüdiſche Bevölkerung von Bukareſt aus beinahe lauter ſogenannten ſpaniſchen Juden beſteht, welche dem Zeitgeiſte mehr Rechnung tragen und ſich in ihrer äußeren Erſcheinung von den Chriſten überhaupt gar nicht unterſcheiden, während die jüdiſche Gemeinde von Jaſſy, die an 36,000 Seelen zählt, zu den polniſchen Altgläubigen gehört, mit ihren Brüdern in dem nahen Galizien und Rußland in ſteten Handels- und anderen Beziehungen lebt, auf ihre althergebrachten Sitten und religiöſen Gebräuche mit großer Strenge hält — ja ſich ſelbſt durch ihre Tracht von der übrigen Bevölkerung weſentlich unterſcheidet. Merkwürdiger Weiſe bildete ſich in neuerer Zeit gerade in dieſer Jaſſyer Gemeinde ein iſraelitiſcher Verein, der die ſoziale und politiſche Freiheit der Juden anſtrebt und in ſeiner Propaganda der Welt die Ueberzeugung beizubringen ſucht, daß die Juden die eigentliche Avantgarde der Freiheit in der Welt bilden. Moſes, ſagen die Stimmführer dieſes Vereins, ſei es vor Allem geweſen, der die Lehre von den Menſchenrechten, von der Gleichberechtigung und der Freiheit aufgeſtellt, und die Miſſion der Juden ſei es, nachdem ſie ihr Vaterland verloren, dieſe Lehre durch die Welt zu tragen u. ſ. w. Les extrêmes se touchent, eine ſolche Manifeſtation einerſeits und die engliſche Judenbekehrungs-Miſſion andererſeits!

Als nach dem letzten Krimkriege die Judenverfolgung in Fokſchany und Umgegend ausbrach und immer größere Dimenſionen anzunehmen begann, befand ſich die Regierung den ſie drängenden jüdiſchen Deputationen dieſer Städte gegenüber in nicht geringer Verlegenheit. Es iſt nämlich bekannt geworden, daß ſchon ſeit einiger Zeit judenfeindliche Hetzſchriften in jenen Gegenden zirkulirten, und daß dieſe in der Druckerei des Metropoliten verlegt und zur Vertheilung an die Geiſtlichkeit von dort aus geſchickt wurden. Nun iſt Rumänien ein Wahlreich und die Stimmen der Geiſtlichkeit, namentlich der Biſchöfe und insbeſondere des Metropoliten, der beſtändiger Präſident der Landſtände und Vorſitzer des fürſtlichen Wahlkollegiums iſt, ſind von großem Gewichte. Man mußte ſchonend und doch bei der dringenden Gefahr peremptoriſch zu Werke gehen, — man einigte ſich endlich darüber, eine Pazifizirungs-Kommiſſion nach den aufſtändiſchen Orten zu ſchicken und ihr einen engliſchen Miſſionair beizugeben, von deſſen Mitwirkung zur Beſänftigung der aufgeregten Gemüther man ſich das Meiſte verſprach. Die Juden, welche der Regierung dieſen Vorſchlag ſelbſt gemacht, um ſie endlich zu einem Einſchreiten zu vermögen, begaben ſich nun zu dieſem Miſſionair, ihn um ſeine Theilnahme an dieſem Friedenswerke zu bitten. Der Miſſionair ſagte zu, lud aber die Deputation und ihre daſigen Genoſſen auf den Abend in's Miſſionsgebäude ein, indem er ihnen einige wichtige Mittheilungen zu machen habe. Das Miſſionsgebäude war am Abende gedrängt voll, und ich war auch dabei. Der Miſſionair beſtieg die Kanzel und hielt eine eindringliche Rede, worin er die Iſraeliten zu überzeugen ſuchte, daß allein ihre Hartnäckigkeit gegen das Chriſtenthum alle Unruhe, alles Blutvergießen in der Welt hervorrufe, und daß demnach Ruhe, Heil und Glück nur durch ſie der Welt vorenthalten werde. Wie in Fokſchany, ſo ſei es in der Welt immer geweſen und ſo werde es bleiben, ſo lange die Juden nicht in ſich gehen und ſich nicht zum Chriſtenthum bekehren. Hernach aber wird das Paradies auf Erden ſein! Weil es nun die Juden ſeien, die dieſes Glück der Menſchheit verhindern, ſind die Menſchen auf die Juden ſo erboſt und gegen ſie gereizt u. ſ. w. Dem Miſſionair ſchien die Gelegenheit zur reichen Aerndte günſtig, — aber als er mitten im beſten Fluſſe ſeiner Rede war, erhob ſich auf der Gaſſe ein Tumult, Steine flogen an die Fenſterläden, und weibliche Stimmen riefen unter Verwünſchungen nach ihren im Innern befindlichen Männern. Dieſer Tumult wurde immer ärger; der Miſſionair ließ ſich nicht abſchrecken, würde aber vermuthlich ſeine ſchöne Rede nicht haben endigen können, wenn nicht einige angeſehene Juden hinausgetreten wären und das ſtürmende Volk unter Hinweiſung auf die Drangſale ihrer verfolgten Glaubensgenoſſen in Fokſchany und auf die von jenem predigenden Manne zu erwartende Hilfe, beſänftigt hätten.

Es iſt doch merkwürdig, wie wenig Takt und Menſchenkenntniß dieſe Herren Miſſionaire beſitzen. Die engliſche Miſſion hatte in letzter Zeit einen berühmten Prediger, einen getauften Hamburger Juden; er war verheiratet und liebte ſeine Gattin außerordentlich; da traf ihn das Unglück, daß ſie nach kurzer Zeit ſtarb. Sein Schmerz und ſeine Troſtloſigkeit über dieſen Verluſt müſſen ſehr groß geweſen ſein, denn der Arme griff zu Home's berüchtigtem Auskunftsmittel, der Geiſterklopferei, um die Verſtorbene zu citiren, und dabei kam es heraus, daß er ſelbſt ein Medium, ein Jünger des viele engliſche und amerikaniſche Köpfe verdrehenden Spiritismus ſei. Kaum wurde dies in der Stadt bekannt, als ſich auch Viele an ihn wandten, welche nach dem Jenſeits Beſtellungen zu machen hatten, und Wunderdinge kamen zum Vorſchein. Der große Mediator mußte nach einiger Zeit, trotz ſeiner Gewalt über die Bewohner der Geiſterwelt, Bukareſt verlaſſen.

Einige andere Mitglieder der engliſchen Miſſion haben ihrerſeits einen beſſeren, das heißt einen praktiſcheren Lebenszweck für ſich erwählt: ſie wandten ſich dem Handel und der Diplomatie zu, und ſo iſt denn der Eine von ihnen Konſul in Giurgewo, der Andere Kaufmann in Bukareſt geworden. Die meiſten behandeln ihren Miſſionspoſten als eine Zwiſchenſtation, als Mittel zum Erwerb des nöthigen Geldes, um damit irgend ein anderweitiges Geſchäft zu beginnen, oder ihr früher betriebenes Gewerbe wieder vorzunehmen. Ich habe in den größeren Städten der Levante, in Smyrna, Beyrut ꝛc. Herren dieſer Kategorie kennen gelernt, die ſtill ihrem bürgerlichen Berufe nachgingen und auf ihre frühere Miſſionsthätigkeit nicht beſonders gut zu ſprechen waren.

Die engliſche Miſſion beſitzt in Syrien eine Kolonie wohin die bekehrten armen Judenfamilien geſchickt werden, dort unentgeltlich Aecker, Geräthſchaften und auch Geld erhalten, um Ackerbau zu betreiben. Ich beſuchte dieſe Station; ſie liegt unmittelbar bei Jaffa, iſt aber leider in einem ſehr troſtloſen Zuſtande, und man ging, wegen Mangels an Koloniſten, ſchon mit der Idee um, das Ganze wieder zu verkaufen.

Mit der Bekehrung hat es überhaupt eine eigene Bewandtniß. Die Bukareſter äußerſt kleine Proſelyten-Gemeinde lebt in widriger Liebloſigkeit, in Zank, Hader und Zerwurfniß unter einander; man ſieht es ihren Mitgliedern an, daß ſie nur irgend eines zeitlichen Vortheiles wegen dieſe ihre gegenwärtige Maske tragen, — ja, dieſe Maske ſieht man ihnen nur zu deutlich an, und oft kommt es denn auch vor, daß die Bekehrten rückfällig werden, oft auch, daß ſie ſich Dinge zu Schulden kommen laſſen, die ihre Entfernung nach ſich ziehen. Die Miſſionaire nämlich, um ihrer Heimat Beweiſe ihres Eifers und ihrer Geſchicklichkeit zu geben und ſomit Anſprüche auf Förderung zu haben — vielleicht und ſehr wahrſcheinlich aus viel näher liegenden Gründen —, ſpüren verunglückten Judenfamilien nach, denen

Digitized by Google

ſie goldene Ausſichten eröffnen, wenn ſie in die ihnen geöffnete Kirche einzutreten ſich entſchließen. Mir ſind ſelbſt ein Paar Familien bekannt geworden, die ſich durch ſolche Verſprechungen verleiten ließen, dieſen Männern zu vertrauen, und die eben dadurch in das größte Elend geriethen, weil ſie von ihren eigenen Glaubensgenoſſen als Abtrünnige aufgegeben, von ihren neuen Freunden aber in allen bei ihnen angefachten Erwartungen hintergangen worden ſind, worauf ſie in ihrer Verzweiflung auf allerhand Irrwege geriethen. Es ſollen aus England auf Requiſition dieſer Miſſionaire bedeutende Summen zum Behufe der Unterſtützung ſolcher zu bekehrenden Familien hereinfließen, aber dieſe erhalten davon höchſtens nur ſparſame Brocken. Die Bekehrung, heißt es dann, wenn die Leute reklamiren, ſoll ja nur aus inneren Motiven und nicht des leidigen Mammons willen erfolgen, und dieſe ganz unerwartete, allen Antecedentien widerſprechende Wendung der Dinge läßt dann die bedauernswerthen Opfer, aber freilich zu ſpät, einſehen, daß ſie als bloßes Mittel zur Erreichung anderweitiger Zwecke gedient haben.

Die Proſelytenmacherei iſt in unſeren Tagen — gelind geſagt — nicht mehr zeitgemäß. Unſere occidentaliſchen Juden fühlen wohl auch, gleich den Chriſten, ein Bedürfniß nach religiöſen Reformen, aber nur das von humanen Ideen durchdrungene Weltbürgerthum eines Leſſing vermag ihnen dieſe Reformen zu bieten. Im Orient dagegen, wo das auf verſchiedenen Stadien ſtationär gebliebene Bewußtſein der Vorzeit noch lebt, verſuchen die Geſpenſter längſt überwundener Standpunkte ſich noch zur Geltung zu bringen, indem ſie der Menſchheit das beſchämende Bild früherer Thorheiten und Verirrungen aus den Zeiten ihrer Unmündigkeit vorhalten. Auf dieſem Standpunkte ſtehen die Völker in der europäiſchen Türkei. In Salonichi z. B. wird noch an das mittelalterliche Märchen geglaubt, daß die Juden zur Bereitung der ungeſäuerten Brode für das Paſſahfeſt Chriſtenblut gebrauchen; deshalb würden die ungeſäuerten Brode von dort aus nach allen Orten des Orients, wo Juden wohnen, maſſenhaft verführt, und von dieſen letzteren theuer bezahlt. Die Beimiſchung des chriſtlichen Blutes zu ihren ungeſäuerten Broden ſoll aber auf dem Aberglauben beruhen, daß die Juden durch den Genuß eines, wenn auch noch ſo winzigen Theilchens deſſelben, der den Chriſten verheißenen ewigen Seligkeit theilhaftig werden und nicht mehr außer dem Bereiche der Erlöſung ſtehen. Dieſer lächerliche Aberglaube, der doch ganz augenſcheinlich keinen jüdiſchen Urſprung haben kann, beſteht im ganzen Orient, und die Griechen ſind es vor Allem, die ihn bei jeder Gelegenheit zur Sprache bringen und ſomit Urſache von Hetzereien gegen die Juden, ſelbſt in den von ihrer Heimat entfernten Gegenden, werden. In den rumäniſchen Hafenſtädten, namentlich in Gallatz, wird durch griechiſche Matroſen und die dort ziemlich zahlreich domizilirenden anderen Griechen alle Jahre zu Oſtern eine Judenhetze in Scene geſetzt, oder doch angeſagt. Die rumäniſche Geiſtlichkeit, die noch viel tiefer als die griechiſche in Aberglauben und Unwiſſenheit verſunken iſt, ergreift gierig dieſe Gelegenheiten zu Manifeſtationen jeglicher Art, und ſelbſt der Bukareſter Metropolit hat es nicht unter ſeiner Würde gefunden, ſich dabei zu betheiligen.

Mit den Judenverfolgungen in Rumänien hat es aber noch eine andere Bewandtniß:

In früheren Zeiten, als Rumänien unter dem türkiſchen Drucke noch dem Auslande verſchloſſen war, wanderten namentlich in die Moldau viele polniſche und ruſſiſche Judenfamilien ein, welche, ſo gut es eben ging, den in dieſem Lande gänzlich fehlenden Mittelſtand vertraten, Handel, Verkehr und verſchiedene Handwerke betrieben und ſich dem Lande auf dieſe Weiſe unentbehrlich machten. Als in der Folge die autonome Verwaltung dieſer Länder eine gewiſſe Sicherheit bot, ſtrömten vom Auslande Handwerker, Gewerbsleute und Spekulanten jeglicher Art in Menge herbei — es wurden zu Bukareſt und Jaſſy Gewerbeſchulen errichtet, wo die Kinder der Eingeborenen, wie bei den eingewanderten Meiſtern, das Handwerk erlernten; viele wurden auch zu dieſem Behufe in's Ausland geſchickt, und ſo bildete ſich aus einheimiſchen Elementen ein, wenn auch noch ſchwacher, aber immer ein Handwerker- und Gewerbeſtand, der jedoch mit den fremden und namentlich mit den genügſamen und ſparſamen Juden nicht konkurriren kann, ſie alſo natürlich als Hinderniß ſeines Fortkommens betrachtet und deshalb auch von ganzer Seele haßt.

In dem Maße, als ſich auf dieſe Art die Unentbehrlichkeit der Juden verminderte, begann man nun ſeinerſeits ſo viel als möglich Nutzen von ihnen zu ziehen. Man nahm theilweiſe die ihnen verliehenen Freiheiten wieder zurück und erließ gegen ſie drückende Geſetze, die zwar nicht zur Ausführung kamen, weil ſie darauf auch gar nicht angelegt wurden, die aber jedesmal den Juden gar viel Geld koſteten, denn ſie mußten die Suspendirung derſelben allemal ſehr theuer erkaufen. Nichtsdeſtoweniger wurden dieſe Verordnungen nicht durch andere aufgehoben, ſondern ſie wurden einfach bei Seite gelegt, und wenn man Geld brauchte, wieder hervorgeholt. So wurde im Jahre 1844 eine fürſtliche Verordnung erlaſſen, die den Juden verbietet, in gewiſſen näher bezeichneten Hauptſtraßen von Jaſſy eigene Häuſer zu beſitzen, ja ſelbſt in Miethe daſelbſt zu wohnen; dann wurde ihnen verboten, chriſtliche Dienſtboten zu halten, und ſollte jeder, der kein Handwerk betreibt oder ſich nicht im Beſitz von 5000 Piaſter befindet, als Vagabund über die Gränze geſchafft werden. Dieſe Verordnung wurde nicht ausgeführt, weil die meiſten Häuſer und Kaufläden in den erwähnten Hauptſtraßen, in welchen Juden wohnen, den Bojaren gehören, die für deren Pacht ſo ungeheuere Miethe von den Juden nehmen, daß die ſchlechteſten Läden ebenſo theuer bezahlt werden, als die feſtgebauteſten Gewölbe in den erſten europäiſchen Hauptſtädten. Sie ſind durch jüdiſche Konkurrenz zu dieſen enormen Preiſen gediehen, und würden, wenn die Juden ſie räumen müßten, ohne Miether verbleiben.

Mittelſt eines anderen Geſetzes deſſelben Jahres wurde den Juden verboten, Dorfſchenken in Pacht zu halten, aber auch dies Geſetz kam nicht zur Ausführung, weil die Schenken ebenfalls den Bojaren angehören, und die Juden dafür ſehr viel Pacht zahlen. Ein ſpäteres Geſetz unterzieht die Juden der Rekrutirungspflichtigkeit, aber auch dieſes wurde nicht realiſirt. Es waren dies einfach Gelderpreſſungsmittel. Die Juden haben ſich hier im Allgemeinen zur Wohlhabenheit heraufgearbeitet und in den größeren Städten, Bukareſt, Jaſſy, Botuſchan, Fokſchany, Foltiſchan u. d. m. giebt es ſehr bedeutende jüdiſche Handels- und Banquierhäuſer, mitunter von ſehr großem Vermögen. Die Bojaren ſind ihnen alle verſchuldet. Um ſie nun ihre Superiorität als Machthaber im Lande fühlen zu laſſen, und in den Juden das Gefühl der Abhängigkeit wach zu halten und ſie ſo zur Nachgiebigkeit bei ihren Forderungen zu ſtimmen und in erſter Reihe um Geld zu erpreſſen, — ſind jene Geſetze erlaſſen worden, welche denn auch immer den erwünſchten Erfolg hatten, denn allemal mußten die Juden die Nichteinführung derſelben mit großen Summen erkaufen. Es iſt dies die alte Geſchichte, wie ſie im Mittelalter auch im Abendlande

Digitized by Google

ſtatt fand. Dieſe Verfahrungsweiſe iſt aber auch in Rumänien ſchon alt genug; zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſetzte der Hospodar Stefan Kantakuzéno eine Judenverfolgung in Bukareſt in Scene, wobei der Judentempel zerſtört wurde — nur mit großen Summen wurde die Erlaubniß, dieſen Tempel wieder aufzubauen, erkauft. Im Jahre 1814 ging aber die Sache nicht mehr ſo harmlos ab, denn der Pöbel plünderte die Judenhäuſer und wurden dabei 130 Juden getödtet. Aehnliche blutige Scenen fielen 1847 in Gallatz vor, nach dem letzten Krimkriege eben ſo blutige Vorgänge in Fokſchany, dann in Ismail, in Braila und Gallatz wiederholt Vor ein paar Jahren erlebten wir in Bukareſt auch was Aehnliches; auch hier endete es mit der Zerſtörung des eben neu aufgebauten jüdiſchen Tempels, und ſeitdem gehen uns von Rumänien fortdauernd Nachrichten von Pöbelexceſſen in einzelnen Städten und — von judenfeindlichen Regierungs-Maßregeln zu.

Dieſe Verordnungen, welche jetzt dort gegen die Juden erlaſſen werden, ſind eigentlich keine neuen Stipulationen, ſondern die oben erwähnten alten Geſetze, die zwar publizirt, aber nie in Ausübung gebracht und ſtets ad acta gelegt wurden, jetzt aber aufs Neue wieder vorgenommen, das heißt in Wirkſamkeit geſetzt werden. Daß der ebenſo liberale als menſchenfreundliche Miniſter Cogolnitſcheano damit jetzt hervortritt, muß allerdings Wunder nehmen, aber es gründet ſich diesmal auf eine andere, dieſem Staatsmann als Nothwendigkeit ſich darſtellende Thatſache. Cogolnitſcheano hat bekanntlich die Bauern-Emancipation durchgeführt, und er ſetzt Alles daran, dieſes Nationalelement dem denationaliſirten Bojarenthum gegenüber zu heben, es zu kräftigen, oder, ſagen wir es geradezu, zu verlebendigen. Nun iſt der rumäniſche Bauer durch den langen Druck ſo verthiert, ſo indolent geworden, daß es in der That keine kleine Aufgabe iſt, ihn zu der Höhe ſeiner Gerechtſame und Freiheit zu erziehen, ihn aus ſeiner Indolenz herauszureißen. Man muß ihm fortwährend und in allen möglichen Tonarten beibringen, daß er ein Romune, daß er ein freier Menſch iſt; man muß beſtändig hinter ihm her ſein und ihn lehren, von ſeiner Freiheit auch Gebrauch zu machen. Daraus ergiebt ſich nun zweierlei: Damit der Bauer begreife, daß er Romune, alſo ein Anderer wie die anderen Menſchen ſei, muß man ihm die Fremden und Ausländer als ihm feindlich gegenübergeſtellt zeigen Daher kommen auch die alle Jahre angekündigten, aber nie in's Werk geſetzten Volks-Demonſtrationen gegen die dortige deutſche Bevölkerung insbeſondere, weil ſie die zahlreichſte unter den Fremden iſt. Da man nun aber gegen die von Conſulaten vertretenen Nationalitäten füglich nicht offen auftreten kann, ſo hält man ſich an die — Juden. Das andere Moment iſt, daß man den verdummten Bauer gegen den intelligenten Juden in Schutz zu nehmen für nöthig erachtet, damit er von dieſem nicht übervortheilt werde.

Aus dieſen und den früher angeführten Urſachen wird es erklärlich, daß die Deputirtenkammer den Juden die geforderte Emanzipation verſagte und daß der frühere Premier-Miniſter Bratiano in ſeinem Eifer für das Nationalelement die bekannten Judenverfolgungen in Scene ſetzte, nach dem bekannten Spruche: „Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, — der Mohr kann gehen.“

W. A. v. Z.

Kleine literariſche Revue.

— **Aus Schelling's Leben.** Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig iſt kürzlich der erſte Band eines Werkes: „Aus Schelling's Leben, in Briefen“ erſchienen, herausgegeben von dem Profeſſor der Theologie zu Erlangen, Herrn Plitt. Derſelbe enthält eine kurze Schilderung des Lebens des Philoſophen von ſeiner Geburt bis zu ſeiner Ueberſiedelung von Jena nach Würzburg, und Briefe an ſeine Eltern, an Hegel, an Steffens, Eſchenmayer, Windiſchmann und die beiden Schlegel, auch Briefe der Letzteren und einzelne Göthe's und Schiller's an Schelling. Man gewinnt ein klares Bild, wie Schelling allmählich der Theologie durch das Studium der Philoſophie entfremdet wurde, Kant mittelſt Fichte's in ſeinem Denken überwand und endlich ſich auch von Fichte trennte, um auf eigenem Wege vorzuſchreiten. Es tritt uns die ganze Begeiſterung und Siegeszuverſicht der Naturphiloſophie entgegen, die ſich gewiß dünkte, das Räthſel des Daſeins gelöſt zu haben, jedoch ſehr bald als ein täuſchendes Irrlicht ſich auswies. In den Briefen an die Romantiker intereſſirt beſonders die Einführung des ſpaniſchen Dramas. Gleich anfangs ward es überſchätzt, und ſchreibt Schelling unterm 21. October 1802 an A. W. Schlegel über Calderon's „Andacht am Kreuze“ wunderlicherweiſe: „Selbſt Shakeſpeare erſcheint mir dagegen trüber, über deſſen Abſichten es Zweifel und abweichende Meinungen geben kann.“

— **Der Farbenſinn und das mechaniſche Wärme-Aequivalent.** Die vierte Serie (Heft 73—96) der von Virchow und Holtzendorff herausgegebenen gemeinverſtändlichen, wiſſenſchaftlichen Vorträge*) iſt mit einer Abhandlung des Prof. Nagel über den Farbenſinn eröffnet worden, welche den ebenſo intereſſanten wie ſchwierigen Gegenſtand, auf Grund der neueſten Ergebniſſe der Wiſſenſchaft, wie der ſcharfſinnigſten Schlüſſe daraus, darſtellt Was der Verfaſſer, als Docent der Augenheilkunde in Tübingen, dem Gegenſtande vom pathologiſchen Standpunkte, alſo in Rückſicht auf die nicht ſeltene, aber ſelten richtig verſtandene, ſogenannte Farbenblindheit hinzufügen konnte, iſt von ganz beſonderem Intereſſe.

Unter den ferner erſchienenen Heften dieſer Serie enthält das 75ſte eine Abhandlung des Dr. H. Töpfer über das mechaniſche Wärme-Aequivalent, ſeine Reſultate und Conſequenzen. Eine der wichtigſten, vielleicht die größte Errungenſchaft der neueren Naturwiſſenſchaft, die Lehre von der Einheit aller Kräfte, findet hier eine Darſtellung, die ſich durch ausnehmende Klarheit empfiehlt. Es wird gezeigt, wie der große Gedanke, daß keine Kraft in der Natur verloren gehen kann, ſondern daß ſie ſtets, wo ſie zu verſchwinden ſcheint, in eine andere Kraft umgeſetzt iſt, zuerſt in dem Geiſte des Heilbronner Arztes Mayer aufblitzt, wie er bemüht iſt, dieſen Satz zunächſt in der Umwandlung mechaniſcher Kräfte in Wärme zu beweiſen, wie theils durch ſeine, theils durch die Bemühungen Joule's, Faraday's und anderer Forſcher hierfür ein beſtimmter mathematiſcher Ausdruck — das mechaniſche Wärme-Aequivalent — gefunden wird, wie endlich Tyndall, Grove, Helmholtz und Andere dieſe Unterſuchungen auf die anderen Naturkräfte ausdehnen und zeigen, daß alle dieſe verſchiedenen Bewegungsformen der

*) Berlin, Lüderitz, 1869.

Digitized by Google

Materie in einander verwandelt werden können und ſich gegenſeitig hervorrufen. Es kann alſo Eine Kraft alle übrigen erwecken: die Sonnenwärme iſt es, die alle und jede Bewegung und Veränderung auf der Erde, das vegetabiliſche und und animaliſche Leben nicht ausgeſchloſſen, hervorbringt.' Gewaltig anregende Betrachtungen ſchließen die Abhandlung des Herrn Töpfer.

— **Die norddeutſche Flotte.** Unter dem Titel: „Sammlung einiger wichtigeren, die Geld- und Naturalverpflegung an Bord in Dienſt geſtellter Fahrzeuge der norddeutſchen Kriegsmarine betreffenden Vorſchriften", hat der Marine-Intendantur-Rath Raffauf eine Broſchüre erſcheinen laſſen*), welche ſich bemüht, das hier und da zerſtreute Material zu ſammeln, zu ordnen und es für den praktiſchen Gebrauch der Marine-Beamten durch beigegebene Tabellen-Schemata brauchbar zu machen. Der Verf. begründet die Nothwendigkeit dieſer Zuſammenſtellung von Vorſchriften durch die Erweiterung und ſelbſtändige Verwaltung, welche das Marine-Weſen des norddeutſchen Bundes allmählich gewonnen hat, während im Anfange die Verpflegungs-Beſtimmungen der Landtruppen ohne Weiteres auf die Marine übertragen wurden. Die vorliegende Sammlung umfaßt diejenigen Beſtimmungen, welche nach der perſönlichen Auffaſſung des Herausgebers auch in dem künftigen Marine-Geldverpflegungs-Reglement beſondere Kapitel bilden würden, eine ſelbſtändige Behandlung ohne Rückſicht auf die ſonſtigen Geldverpflegungs-Vorſchriften zulaſſen und dem Geldverpflegungs-Reglement der Armee ergänzend hinzutreten. Wenn ſpäter auch diejenigen Vorſchriften geſammelt werden, durch welche das Armee-Reglement mit Berückſichtigung berechtigter Eigenthümlichkeiten der Marine abgeändert worden iſt, ſo wird dem allerdings ſehr dringenden Bedürfniß, die betreffenden Vorſchriften leicht und vollſtändig überſehen zu können, vorläufig in befriedigender Weiſe genügt ſein. Namentlich dürfte dieſe Zuſammenſtellung den Zahlmeiſtern und Reviſions-Beamten, ſowie den Seeoffizieren und Marineärzten ein Hilfsmittel zur Orientirung über die ſog. Schiffscompetenzen an die Hand geben.

— **Internationale Beſtrebungen auf dem Gebiete der Landwirthſchaft.** Zu den größten Errungenſchaften unſerer Zeit dürfen wir die Wechſelwirkungen zählen, welche auf allen Gebieten der Literatur zwiſchen den Kulturvölkern ſtattfinden. Von dieſem Geſichtspunkte aus greifen wir heute ein Journal heraus, welches auf einem abgegränzten Gebiete in dieſer Hinſicht große Verdienſte ſich erwirbt. Es iſt das „Landwirthſchaftliche Central-Blatt für Deutſchland"**), ein Repertorium der wiſſenſchaftlichen Forſchungen und praktiſchen Erfahrungen im Gebiete der Landwirthſchaft. Dieſes Journal wurde von Dr. Adolf Wilda gegründet und wird ſeit dem Jahre 1863 von Anton Krocker geleitet; es befindet ſich im achtzehnten Jahrgange. Die nächſte Veranlaſſung zu ſeiner Beſprechung giebt uns die vergleichende Beleuchtung zweier Schriften: „Zur Kanaliſation und Abfuhr", hygieniſche Studie vom Profeſſor Dr. R. Virchow, und der von den britiſchen River-Commissioners herausgegebene „First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Best Means of Preventing the Pollution of Rivers", bearbeitet von Dr. Hugo Senftleben im Aprilheft d. J. In dem nächſtfolgenden Mai-Hefte finden wir, bei Gelegenheit eines Aufſatzes „Legislatoriſche Studien zur Förderung der Süßwaſſer-Fiſcherei", vom Regierungsrath Beck zu Trier, nicht allein die Beſprechung der Fiſcherei-Geſetze ſämmtlicher deutſchen Staaten, ſondern auch die Mittheilung und Beleuchtung des franzöſiſchen Fiſcherei-Geſetzes vom 25. Januar 1868. Mehr und mehr treten uns zwar derartige Erſcheinungen auch auf allen anderen Wiſſenſchafts- und Literaturfeldern entgegen, allein das Krocker'ſche Centralblatt war eins der erſten, welches in dieſer Weiſe eine internationale Ausbeutung der neueren Erſcheinungen in ſeiner einſchlägigen Literatur erſtrebte. *K. R.*

— **Literariſcher Monatsbericht aus Amerika.** Der unternehmende und kein Opfer ſcheuende, deutſche Buchhändler E. Steiger in New-York giebt ſeit dem Mai d. J. einen „Literariſchen Monatsbericht" heraus, den er gratis verſendet und der ein Brennpunkt des deutſchen Buch- und Kunſthandels in Amerika zu werden verſpricht. Neben den bibliographiſch nach Fächern und Wiſſenſchaften geordneten Verzeichniſſen neu-erſchienener deutſcher Bücher und der betreffenden Journaliſtik bringt der „Monatsbericht" Notizen und Mittheilungen, nach Art des engliſchen Bookseller, ſo daß ebenſowohl Literaturfreunde, als das gebildete Publikum überhaupt darin etwas finden, was ſie intereſſirt. „Der Bericht ſoll (wie Herr Steiger ſagt), indem er beſondere Rückſicht auf die Deutſchen in Amerika nimmt, den Anfang einer ſpeciell literariſchen Zeitſchrift und ein Organ für das geiſtige Leben der Deutſchamerikaner werden, insbeſondere ein Sammelplatz für alle Mittheilungen in Bezug auf die literariſche Thätigkeit der über ganz Nordamerika zerſtreuten Deutſchen". In der Einleitung des erſten Monatsberichts, welche „Was wir wollen" überſchrieben iſt, heißt es:

„Der Deutſche Amerikas und der Deutſche in Deutſchland ſind nicht daſſelbe, und darum verlangen ſie auch nach verſchiedener Nahrung. Nur dann kann die Literatur in dem Maße das Volk fördern und ſein Leben und Streben läutern, wie die Literatur eines lebenskräftigen Volkes es ſoll und vermag, wenn ſie den thatſächlichen Wandelungen des Volkes Rechnung trägt, und das kann in dem vorliegenden Falle nur dann geſchehen, wenn wir nicht allein auf die geiſtigen Schätze der alten Heimat angewieſen ſind, ſondern auch eine deutſch-amerikaniſche Literatur ſchaffen."

Literariſcher Sprechſaal.

Die Berliner geographiſche Geſellſchaft, deren erſtes und älteſtes Ehrenmitglied Alexander von Humboldt war, der entweder ſelbſt — in der Regel bei den Stiftungsfeſten der Geſellſchaft — oder durch ſeinen Freund Karl Ritter, in dieſem Kreiſe zuerſt ſeine für die Erdkunde intereſſanten, neuen Beobachtungen veröffentlichte, hat den Beſchluß gefaßt, den hundertjährigen Humboldtstag, den 14. September d. J., durch eine ſolenne öffentliche Sitzung zu feiern, an welcher durch Deputationen Theil zu nehmen, ſie Einladungen an alle anderen geographiſchen Geſellſchaften Deutſchlands erlaſſen hat und der auch wahrſcheinlich die zahlreichen naturwiſſenſchaftlichen Vereine von Berlin ſich anſchließen werden.

*) Kiel, Schwers'ſche Buchhandlung, 1869. (23 S.)

**) Berlin, Wiegandt und Hempel.

Digitized by Google

Die preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften wird — weil am 14. September ſehr viele ihrer hieſigen Mitglieder auf Herbſtferien-Reiſen ſich befinden — die Feier des Humboldtstages mit ihrer alljährlichen Feier des Leibniztages, am 1. Juli, verbinden, bei welcher Gelegenheit Herr Profeſſor Dr. Dove die Feſtrede halten wird.

In der Berliner „Tribüne" leſen wir: „Die Verhandlungen im Zollparlament (!) über den Antrag, ein National-Monument für Alexander von Humboldt zu errichten, erinnert an eine Unterlaſſungsſünde, die ſich Berlin hat zu Schulden kommen laſſen und die ſchwerer iſt, als der Uebergang des Parlaments zur Tagesordnung. Mitte September eines jedes Jahres halten die deutſchen Naturforſcher und Aerzte ihre Wanderverſammlungen ab. Faſt immer erfolgen Einladungen von deutſchen Städten, und die jedesmalige Verſammlung beſchließt durch Majorität den Zuſammenkunftsort für das nächſte Jahr. Im September 1868 hatte Dresden die Naturforſcher und Aerzte zu ſich eingeladen; als aber über den diesjährigen Verſammlungsort abgeſtimmt werden ſollte, fand ſich, daß keine Einladung von Berlin eingegangen war; die Verſammlung mußte, nachdem ſie ſich für Innsbruck entſchieden hatte, dort erſt telegraphiſch anfragen, ob man auch die Naturforſcher haben wollte. War es nicht eine Ehrenpflicht für Berlin, eine Einladung ergehen zu laſſen, um ſo mehr, da der 14. September in die Zeit der Verſammlung fällt? Kann es nicht nun gerade geſchehen, daß die Koryphäen deutſcher Wiſſenſchaft in Berlin zu Humboldt's Geburtstag gar nicht in ſeiner Heimat anweſend ſind? Konnte durch eine Zuſammenkunft deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Berlin nicht ein ſchönerer Tribut an Humboldt gezollt werden, als das Zollparlament zu leiſten im Stande geweſen ſein würde? Man entgegne uns nicht, daß Berlin die Uſancen der deutſchen Naturforſcher-Verſammlungen nicht gekannt habe. In der Stadtverordneten-Verſammlung ſitzen Männer genug, welche die Angelegenheit hätten in die Hand nehmen müſſen, vor Allen Virchow, welcher, als Naturforſcher par excellence, rechtzeitig im vorigen Jahre einen dahin zielenden Magiſtrats-Beſchluß hätte veranlaſſen müſſen, der gewiß bei den Stadtverordneten beſſere Aufnahme gefunden hätte, als ſein „Monument-Antrag" — im Zollparlament. Wir nennen vornehmlich Virchow, als den hervorragenden Gelehrten und Volksmann, der durch ſein rechtzeitiges Eingreifen in die öffentlichen Angelegenheiten ſchon ſo viel Tüchtiges zu fördern wußte."

Die in der Anmerkung*) genannte Flugſchrift, welche der Vorſitzende des deutſchen Philoſophen-Congreſſes von 1868 (des erſten, der überhaupt, und zwar in Prag, gehalten wurde), Herr Prof. Freiherr von Leonhardi in Prag, nicht blos an die Fachphiloſophen, ſondern an alle Gebildeten Deutſchlands gerichtet hat, verdient die Beachtung aller denkenden Zeitgenoſſen. Nach Herrn von Leonhardi iſt die Religionsfrage von ſämmtlichen Zeitfragen die wichtigſte, und aus dieſer Erkenntniß heraus iſt ſeine Anſprache an die Wohlgeſinnnten unſerer Nation ein wirklicher Beitrag zur Löſung derſelben, die der Verfaſſer auf dem Grunde der Krauſe'ſchen Metaphyſik anzubahnen ſtrebt. Leonhardi iſt ein warmer Verehrer und eifriger Verbreiter der Lehre dieſes lange verkannten und viel zu wenig beachteten Denkers; aber nicht um eine Reclame für Krauſe's tiefſinniges Syſtem iſt es dem Verfaſſer zu thun; er will die Anhänger der verſchiedenſten Richtungen auf die von Krauſe hingeſtellten Hauptprobleme aufmerkſam machen und eine unbefangene Erörterung der eigentlichen Gewiſſensfragen in Anregung bringen. Fern von dem Dogmatismus eines theologiſchen Canons oder einer einſeitigen Schulphiloſophie, doch in voller, freier Uebereinſtimmung mit den ſittlichen Grundwahrheiten des Chriſtenthums, erkennt Herr von Leonhardi als ein dringendes Geiſtesbedürfniß der Zeit die Feſtſtellung des gemeinſamen Schatzes religiöſer und religionsphiloſophiſcher Ueberzeugungen, wie ſie bereits in den Gemüthern der Zeitgenoſſen lebendig und nur noch nicht der Sprache des allgemeinen Bewußtſeins vermittelt ſind. In der That iſt man wohl einiger, als man ſelbſt glaubt. Leonhardi wünſcht einen klaren, die Gewiſſen packenden Ausdruck dieſer geiſtigen Einheit; in ihm ſieht er den wirkſamſten Schutz gegen den Anſturm des überfluthenden Materialismus, der, ſtatt dem Lichte und der Freiheit zu dienen, „für die Verdummung und Knechtung der Menſchheit thätig iſt". Was im 17. Jahrhundert Johann Amos Comenius (Komensky) [1592—1671], einen über die confeſſionellen und nationalen Vorurtheile hoch erhabenen Denker, erfüllt und in ſeiner „Panergesia" (Allerweckung) zu dem Plane einer „brüderlichen Berathung" aller menſchlichen Uebel und Schwächen begeiſtert hat, iſt auch der treibende Impuls der ſchönen, warm gefühlten Worte des Herrn von Leonhardi, der ſich in ſeinen Ausführungen an des Comenius Gedanken unmittelbar anſchließt und aus Krauſe's Feder einen deutſchen Auszug aus jenem denkwürdigen Aufruf zur durchgreifenden Verbeſſerung der menſchlichen Dinge uns mittheilt. T. v. B.

*) Der Philoſophen-Congreß als Verſöhnungsrath. Beitrag zur Löſung der religiöſen Zeitfrage. Von Dr. H. K. Freiherrn von Leonhardi. Prag, F. Tempsky, 1869. (X u. 92 S.)

Zu unſerem Bedauern ſind die ſtenographiſchen Berichte über die Verhandlungen der allgemeinen Deutſchen Lehrer-Verſammlung, welche um Pfingſten in Berlin getagt hat, nicht in einem beſondern Abdrucke erſchienen; nur die „Allgemeine Deutſche Lehrerzeitung" bringt dieſelben — ein Umſtand, der jedenfalls nicht geeignet iſt, die dort zum Vortrage gebrachten Ideen einem größeren Leſerkreiſe zuzuführen. Um ſo mehr freuen wir uns, auf einen Separatabdruck des Vortrages des Herrn Dr. Wichard Lange, welcher die ſehr wichtige Frage wegen der Organiſation der Schulen im Lichte des erziehlichen Prinzips klar darſtellt, hinweiſen zu können.*) Der Vortrag weiſt ſchlagend nach, daß die jetzige Organiſation eine ſehr unvollkommene ſei und daß bei ihr eine für das praktiſch-bürgerliche Leben geeignete Bildung nicht erreicht werden könne. Die höhere Volksſchule fehle als beſondere Anſtalt gänzlich; was man heutzutage höhere Bürgerſchule nenne, ſei nur ein Fragment einer Realſchule erſter Ordnung. Auch die Nothwendigkeit der allgemeinen Einführung der Fortbildungsſchulen wird hervorgehoben und für die Realſchulen erſter Ordnung die Gleichberechtigung mit den Gymnaſien verlangt. Der Vortrag, der ſehr eingehend, aber zugleich klar und überſichtlich geſchrieben iſt, verdient alle Beachtung vorzüglich bei Denen, die über die Organiſation der Schulen zu beſtimmen haben; wir empfehlen ihn vorzüglich den ſtädtiſchen Behörden in Berlin, Breslau und anderen deutſchen Communen, welche von ihrer Pflicht, für die Hebung und ſittliche Befreiung des Unterrichtes der Jugend ſorgen zu helfen, durchdrungen ſind.

*) Berlin, Springer'ſche Buchhandlung, Max Winckelmann.

Digitized by Google

Ein anderes Organ für die Volksbildung in Deutſchland, der in Leipzig erſcheinende, von Herrn Eduard Sack in Berlin herausgegebene „Wegweiſer“*), iſt mit den Verhandlungen und Reſultaten der Berliner deutſchen Lehrerverſammlung gar nicht zufrieden. Dieſes Organ der Radikalen ſagt unter Anderem: „Die deutſchen Lehrer, welche in Berlin tagten, ſollten als Pädagogen, als Sachverſtändige, als die Pioniere der Civiliſation, ſich klar und unumwunden ausſprechen, in welcher Richtung, nach ihrer Ueberzeugung, die deutſchen Lehrer und die deutſche Schule an der gegenwärtigen ſozial-politiſchen Entwickelung des deutſchen Volks theilnehmen wollen, ja müſſen; ſie ſollten ausſprechen, was aus der Schule entfernt und von den Lehrern genommen werden, welches Neue den Schulen zugeführt und den Lehrern gewährt werden müſſe, damit dieſe Richtung eingehalten oder eingeſchlagen werden könne; ſie ſollten ohne alle Umſchweiſe ausſprechen, welche Arbeit und welche Maßnahmen ſie als Sachverſtändige vom Volke, von den Vertretern der Gemeinden, von den geſetzgebenden Körpern und von den Regierungen verlangen. Das hat das Volk, das haben alle Freunde des Fortſchritts erwartet, das haben die Prieſter und alle Geſellen der Reaktion gefürchtet. Man hat geglaubt, die XVIII. allgemeine deutſche Lehrerverſammlung werde ein Glanzpunkt in der Geſchichte der deutſchen Lehrer werden. — —

„Verzweifelten Sinns haben wir die „Beſchlüſſe“ und „Reſolutionen“ zuſammengeleſen; wir haben ſie ohne jegliche Bemerkung unſern Freunden dargereicht; wir ſtudiren ſie nochmals durch — — Ein Aſchen! Ein Aſchen!“

Aus dem, auf dem Gebiete der Intelligenz ſo rührigen Königreich Sachſen haben wir von einer neuen Zeitſchrift zu melden, welche unter dem Titel: „Dresdner Monatsblätter“ in ihrem erſten Vierteljahrshefte uns vorliegt. Dieſelbe kündigt ſich als „Pädagogiſche Zeitſchrift für Gebildete aller Stände“ an und wird von drei Lehrern in Dresden: Ernſt Wunderlich, Theod. Körner und Ernſt Göthe, herausgegeben. Das Blatt will „im edelſten Sinne Propaganda machen für die Intereſſen der Schule“, indem es „in ruhiger und leidenſchaftsloſer Sprache die Licht- und Schattenſeiten des gegenwärtigen Volksſchulweſens abzuwägen gedenkt“. Daß auf dem weiten Gebiete der Pädagogik noch viel zu thun iſt, wird Niemand leugnen wollen, der ſich um unſer Volksſchulweſen bekümmert hat und zugleich mit den widerſtreitenden Anſichten vertraut iſt, die über daſſelbe mit mehr oder weniger Klarheit verbreitet ſind. Selbſt unter den Lehrern herrſcht darüber noch viel verworrenes Durcheinander; davon hat die vor Kurzem in Berlin abgehaltene achtzehnte allgemeine deutſche Lehrerverſammlung ein Bild gegeben. Man beachte nur die brennenden Fragen der Gegenwart, die Frage über das Verhältniß der Schule zur Kirche, ſowie jene über confeſſionsloſe oder confeſſionelle Schulen, und man wird erſtaunen, wie verworren auch hier noch die Begriffe ſind. Und ſo giebt es eine Menge die Schule betreffende Fragen, welche noch ihrer Löſung durch tüchtige Pädagogen harren und über welche aufzuklären und welche der Entſcheidung entgegenzuführen, gerade die Aufgabe tüchtiger pädagogiſcher Zeitſchriften iſt. Wenn man deshalb ſchon von vornherein ein jedes derartiges Unternehmen, welches vorurtheilsfrei und nicht im Dienſte einer Partei oder Coterie die ihr geſtellte Aufgabe zu löſen verſpricht, mit Freuden begrüßen wird, ſo kann man das hier um ſo mehr thun, als gleich die erſten ſechs Nummern, welche das erſte Vierteljahrsheft bilden, recht gediegene, leſenswerthe Aufſätze enthalten. Wir rechnen dahin: eine preisgekrönte Abhandlung von Ernſt Wunderlich, und nächſtdem eine höchſt beachtenswerthe Arbeit des Prof. Dr. Haupt in Königsberg: „Schule und Wiſſenſchaft im Kampfe mit Kirche und Staat“, welche einen Blick auf die jüngſte Geſchichte der Schule und ihres Kampfes gegen die Herrſchaft der Kirche wirft und dabei auch der neueſten Berliner, hierher gehörigen Ereigniſſe gedenkt, bis auf die Stiftung des allgemeinen Lehrerhilfsvereines.

*) Wochenſchrift von einem Bogen in gr. 4., zum Preiſe von 12½ Sgr. vierteljährlich in ganz Deutſchland, mit Ausnahme Preußens, wo, wegen des Zeitungsſtempels, ein Aufſchlag von 3¾ Sgr. vierteljährlich hinzutritt.

Aus einem Berichte des Profeſſors Meſſedaglia über das Budget des öffentlichen Unterrichts geht in Betreff der zwanzig größeren und kleineren italiäniſchen Univerſitäten Folgendes hervor: Von ſämmtlichen 20 Univerſitäten ſind 15 vom Staate ausſchließlich erhalten, 3 andere empfangen Unterſtützung vom Staate. Im Ganzen werden aus Staatsmitteln 4½ Millionen Lire (1,200,000 Thaler) zugeſchoſſen. Die 15 Staats-Univerſitäten zählen 61 Fakultäten: 9 der Theologie, 15 der Jurisprudenz, 15 der Medizin und 13 der Mathematik und Naturwiſſenſchaften, 10 der Philoſophie und Literatur. Sechs Anſtalten haben fünf Fakultäten, fünf vier, drei drei, eine zwei. Die Staats-Univerſitäten wurden 1866/67 von 7651 Studenten und freien Zuhörern beſucht. Die meiſten Hörer zählte Neapel = 1503, die wenigſten Saſſari = 63. Eine bemerkenswerthe Thatſache iſt, daß der Beſuch der Univerſitäten, beſonders der theologiſchen Fakultäten, ſehr in Abnahme begriffen iſt. Die Frequenz beträgt 1866/67 gegenüber 1855/56 etwa 33 Prozent weniger. Die Zahl der Profeſſoren an den Staats-Univerſitäten beträgt 620.

Des amerikaniſchen Dichters Leland, in unſerem „Magazin“ bald nach ihrem Erſcheinen angezeigte, Dichtungen im engliſchen Dialekt der pennſylvaniſchen Deutſchen: Hans Breitmann's Barty (Party), haben in England ebenſo, wie in Amerika, außerordentlichen Beifall gefunden. Neben der von Leland autoriſirten Ausgabe im Verlage von Trübner & Co. in London iſt vor einigen Monaten daſelbſt auch ein Nachdruck von Hans Breitmann bei J. C. Hotten erſchienen, und beide Ausgaben ſind jetzt in mehreren Auflagen und in vielen Tauſenden von Exemplaren verbreitet. Der bekannte Londoner Leihbibliothekar Mudie hat allein eine ganze große Auflage dieſes Buches conſumirt. Allmählich hat ſich jedoch der Enthuſiasmus etwas abgekühlt und in einer ihrer neueſten Nummern frägt die Pall Mall Gazette, was denn eigentlich Witziges und Anziehendes an dieſem amerikaniſch-deutſchen Engliſch ſei, welches „barty“ ſtatt party, „biano“ ſtatt piano, „anoder“ ſtatt another, „gensybroost“ für the breast of a goose ſpreche und ſchreibe. Zum Beweiſe, daß von Humor und echter Poeſie in dieſen Gedichten keine Spur ſei, überſetzt Pall Mall eines derſelben, und zwar anerkanntermaßen das beſte, in gutes fehlerfreies Engliſch, und überläßt nun ſeinen Leſern, dem ſchalen Produkt irgend einen Geſchmack abzugewinnen.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 14.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— **Berlin, den 10. Juli 1869.** —— **[Nr. 28.**

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Eine neue Darſtellung der Geſchichte Preußens. 401. — Der Braſilien-Forſcher Carl von Martius, ein deutſches Lebensbild. 402. — Heinr. Brugſch: Bildung und Entwickelung der Schrift. 403.
Schweiz. Der Schutzheilige der deutſchen Pädagogen. 403.
Portugal. Oeſterreich und Portugal zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dom Duarte. 405.
Belgien. Vlamiſch-belgiſche Lieder. 407.
Frankreich. Eine gelehrte Freundin Voltaire's. 408.
Rußland. C. Schirren contra Juri Samarin. 409.
Aegypten. Aegypten und die Bücher Moſe's, nach Ebers. 410.
Kleine literariſche Revue. Fünfzig Jahre dichteriſchen und gelehrten Lebens. 412. — Die Kultur der Renaiſſance in Italien. 412. — Deutſche Studien in Straßburg. 413. — Die Aufgaben des Armee-Geſundheits-Dienſtes. 413. — Der klimatiſche Kurort Algier. 413. — Zur Kenntniß der Polarmeere. 414. — Wegweiſer durch den Harz. 414. — Eine illuſtrirte Familien-Bibliothek. 414.
Literariſcher Sprechſaal. Niederländiſche Sprache und Wiſſenſchaft in Frankreich und Deutſchland. 414. — Ein vlamiſches Idiotikon. 414. — Jean Paul in abgekürzter Form. 415. — Deutſcher Alpen-Verein. 415. — Magdalinen-Aſyl in Paris. 415. — Eine neue Glaubenslehre. 415. — Verein deutſcher Lehrerinnen. 415.

Titel und Inhalt zum vorigen Halbjahr (Fünfundſiebzigſter Band) folgen mit der nächſten Nummer.

Deutſchland und das Ausland.

Eine neue Darſtellung der Geſchichte Preußens.*)

Daß, trotz der großen Menge größerer und kleinerer Werke, welche die Geſchichte des preußiſchen Staates und ſeines Volkes behandeln, immer noch neue Arbeiten über denſelben Gegenſtand willkommen ſind, bedarf wohl nicht des Nachweiſes. Wird doch jeder dazu befähigte und berufene Geſchichtsſchreiber neue Geſichtspunkte eröffnen, aus denen er die Thatſachen betrachtet, und mag doch erſt dadurch, daß recht Viele ſich an der Arbeit betheiligen, das Urtheil über Thatſachen und Perſönlichkeiten allſeitig berichtigt und allmählich feſtgeſtellt werden.

Auch daran iſt man bei uns ſchon gewöhnt, daß ſeit geraumer Zeit nicht allein Gelehrte vom Fach, ſondern auch höhere preußiſche Offiziere mit ihren Arbeiten in die Schranken treten; und daß dieſe dann beſonders ſich die Geſchichte Preußens zum Studium und zur Bearbeitung erwählen, das hat ſehr naheliegende und leicht zu rechtfertigende Gründe. So liegt uns gegenwärtig der erſte Band eines größeren Geſchichtswerkes des preußiſchen Oberſtlieutenants v. Coſel vor, welches die Geſchichte unſeres engeren Vaterlandes unter den Hohenzollernſchen Fürſten in umfaſſender Weiſe behandelt, und welches Anſpruch auf Beachtung verdient. Denn einmal iſt der Verf. durch das reichhaltige Material, welches die Darſtellung der kriegeriſchen Begebenheiten durch den preußiſchen Generalſtab ihm geboten hat, in den Stand geſetzt, über dieſe Partie der Geſchichte beſonders ausführlich und getreu zu referiren, und dann muß wohl beachtet werden, daß mit der Wendung des Jahres 1866, an welcher der Verf., den Degen in der Hand, auf den Schlachtfeldern Böhmens ſelbſt Antheil genommen, ſich der Geſichtskreis des Geſchichtsſchreibers weſentlich vergrößert und erweitert hat. Ihm iſt es, wie die Verlagshandlung in dem dem erſten Bande beigegebenen Proſpect über das ganze Werk hervorhebt, ein Lieblingsgedanke geworden, von Preußens Vergangenheit zu denen zu reden, welche ſeither ſeine Landsleute geworden ſind, und ſo ſoll denn ſein Buch recht eigentlich als das „Hand- und Hausbuch für die intelligenten Bewohner der neuen Provinzen und die Angehörigen des norddeutſchen Bundes gelten", um manche tiefwurzelnde Voreingenommenheiten an der Hand einer treuen Geſchichtſchreibung zu beſeitigen.

Ob ihm das gelingen wird, möchten wir bezweifeln. Wenn durch die Betrachtung der Verdienſte der Hohenzollern um ihr Land und um das deutſche Volk die Bewohner der neuerworbenen Provinzen und des norddeutſchen Bundes zum preußiſchen Patriotismus zu bekehren wären, dann müßte das ſchon längſt erreicht ſein, denn preußiſche Geſchichtswerke in dieſem Sinne hat es längſt gegeben, und es iſt anzunehmen, daß jedem „intelligenten" Deutſchen dieſe Verdienſte ſeit lange bekannt ſind.

Aber wie ſehr die intelligenten Deutſchen auch anerkennen, daß die Geſchichte des preußiſchen Staates unter den Hohenzollern'ſchen Fürſten der einzige Lichtpunkt in der ſeit drei Jahrhunderten durch den verhängnißvollen Einfluß der Habsburgiſchen Fürſten ſo verdunkelten Staatsgeſchichte Deutſchlands ſei, ja, je mehr ſie die kühne, Allen, die um ihrer religiöſen Ueberzeugungen willen in Oeſterreich und Frankreich verfolgt waren, in ſeinem kleinen Lande eine Zufluchtsſtätte darbietende deutſche Politik des großen Kurfürſten und ſeiner Nachfolger bewundern, je mehr ſie der Rechts- und Wahrheitsliebe Friedrichs II., des Philoſophen auf dem Throne, ihre Huldigung darbringen, gerade um ſo widerwilliger wenden ſie ſich von den reactionären Ideen Wöllner's und ſeiner ſpäteren Geiſtesgenoſſen ab — Ideen, die mit dem Todestage Friedrich's des Großen in Preußen vorherrſchend wurden und die ſeitdem, mit Ausnahme kurzer Intervalle, in der inneren, namentlich aber in der Kirchen- und Unterrichts-Verwaltung des preußiſchen Staates immer wieder maaßgebend geworden ſind. Die Geſchichte der durch Preußen im J. 1866 neugewonnenen Landestheile lehrt aber, daß ihre Hauptbeſchwerde gegen die depoſſedirten Fürſten deren Mangel an Verſtändniß für die Ideen der Zeit, für das religiöſe und Rechtsbewußtſein des deutſchen Volkes war; wie können wir nun erwarten, daß ſie ſich plötzlich für die innere Verwaltung Preußens begeiſtern ſollen?

Inzwiſchen bleibt die Abſicht des Verfaſſers der vorliegenden hiſtoriſchen Darſtellung immerhin lobenswerth, zumal wenn, wie es in dem neuen Werke der Fall iſt, das Urtheil des Geſchichtſchreibers dadurch nicht beeinträchtigt wird. Derſelbe hat aber nicht nur für die Verdienſte, ſondern auch für die Mißgriffe einzelner preußiſcher Regenten ein gleich ſcharfes Auge und ſcheut es nicht, dieſelben zu rügen, wo ſie offen hervortreten. Wir verweiſen zu dem Ende auf den Schluß des erſten Bandes, welcher die Geſchichte König Friedrich Wilhelm's I. behandelt. So heißt es auf S. 427:

*) Geſchichte des preußiſchen Staates und Volkes unter den Hohenzollern'ſchen Fürſten. Nach den beſten Quellen bearbeitet und den Gebildeten aller Stände des preußiſchen und deutſchen Volkes gewidmet von C. v. Coſel, königlich preußiſchem Oberſtlieutenant. Erſter Band. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869. (490 S.)

Digitized by Google

„Das Schlimmſte war des Königs beſondere Vorliebe für große Soldaten, die allmählich bei ihm zu einer ſo rieſigen Leidenſchaft heranwuchs, daß ſie ſein ſonſt ſo ſtrenges Gefühl für Recht völlig erſtickte und ihn zu den härteſten und grauſamſten Maßregeln, wenigſtens zur ſtillſchweigenden Billigung derſelben, verleitete. Wo nur immer ein auffallend großer und kräftiger Mann ſich zeigte, war er keinen Augenblick vor gewaltiger Einſtellung ſicher; auf Schritt und Tritt ſchlichen ihm die preußiſchen Werber nach, und ob mit Güte, Liſt oder Gewalt, in den meiſten Fällen erreichten ſie ihren Zweck. Und nicht bloß in den eigenen Provinzen, ſondern auch in allen möglichen fremden Ländern hielten ſich preußiſche Werbeoffiziere auf, welche ein ſcharfes Auge auf alle ungewöhnlich großen Leute hatten und weder Mühe noch Koſten ſcheuten, um ſie auf irgend eine Weiſe in ihr Netz zu locken. Der überall ſo ſparſame König gab zu dieſem Zwecke gern die größten Summen hin und man hat Beiſpiele, daß er ohne Widerrede Summen von 8—9000 Thaler für beſonders rieſenhafte Exemplare bewilligte; man hat nachgewieſen, daß in den Jahren von 1713—1735 an 12 Millionen Thaler für Anwerbung von Rieſen in's Ausland gingen."

Was wir daneben noch als beſonders verdienſtvoll an dieſer Arbeit des Herrn v. Coſel hervorheben möchten, das iſt die einfache, klare und kernige Darſtellung, ſowie die überſichtliche Anordnung der Thatſachen, deren Aufeinanderfolge durch keine gelehrten und dunklen Unterſuchungen oder kritiſchen Zurüſtungen und Vorarbeiten unterbrochen wird. Dabei läßt der Verfaſſer überall eine beſonders warme Theilnahme für die großen Geſchicke und namentlich für die deutſchnationale Beſtimmung des preußiſchen Staates durchblicken, wie er auch eine ſichere und ausreichende Kenntniß des geſammten Materials und der Quellen an den Tag legt, ſo daß das Werk mit Recht jedem Gebildeten empfohlen werden kann. Das Ganze wird fünf Bände umfaſſen und bis zur Stiftung des norddeutſchen Bundes im Jahre 1867 fortgeführt werden. Die Vollendung iſt von der Verlagshandlung bis Oſtern 1870 in Ausſicht geſtellt.

Der Braſilien-Forſcher Carl von Martius, ein deutſches Lebensbild.*)

Einer der Männer, welcher der europäiſchen Kultur einen Continent erſchloſſen haben, iſt der fränkiſche Naturforſcher Carl Philipp von Martius geweſen. Dieſer treffliche Mann, von welchem eine leſenswerthe, dem Kaiſer Dom Pedro II. von Braſilien gewidmete Lebensbeſchreibung aus der Feder des Dr. Hugo Schramm in Dresden uns vorliegt, hat die Erforſchung und Beſchreibung Braſiliens, namentlich ſeiner vegetabiliſchen Naturſchätze, zur Hauptaufgabe ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens gemacht, und auf dieſes ausgedehnte Studienfeld geſtützt, als Botaniker und Pflanzen-Phyſiolog einen der erſten Plätze unter den Gelehrten ſeines Faches errungen. Die naturwiſſenſchaftliche Expedition, welche 1817 an die Brautfahrt der Erzherzogin Leopoldina von Oeſterreich, der Gemahlin des nachmaligen Kaiſers Dom Pedro I. von Braſilien, ſich anſchloß, beſtehend aus dem Botaniker Prof. Mikan aus Prag, dem Mineralogen Dr. med. Pohl, dem Zoologen Natterer, dem Landſchaftsmaler Th. Ender, dem Pflanzenmaler Buchberger und dem Hofgärtner Schott, durften mit Bewilligung Metternich's, den König Maximilian Joſeph I. von Bayern dafür gewonnen hatte, auch zwei bayeriſche Naturforſcher in ſelbſtändiger Weiſe begleiten, und zwar wurden der Zoolog v. Spix, Mitglied der Münchener Akademie, und der kaum dreiundzwanzigjährige akademiſche Adjunct Carl Philipp Martius hierzu auserſehen.

Herr Schramm giebt aus dem großen Reiſewerke des Letzteren einen gedrängten, aber die wichtigſten Erlebniſſe und Entdeckungen von Martius in warmem Farbenton ſchildernden Auszug. Der 1400 geographiſche Meilen umfaſſende Wanderzug der beiden Reiſenden wurde in Rio de Janeiro ſelbſt angetreten, berührte die Provinzen São Paulo, Minas Geraës, Bahia, Pernambuco, Piauhy, Maranhão, ging dann nach Pará, deren Hauptſtadt Santa Maria de Belem, gewöhnlich ebenfalls Pará genannt, der Ausgangspunkt und ſchließlich auch wieder der Endpunkt ihrer Fahrten durch die Stromgebiete des meilenbreiten Tocantins und ſeines Bruders, des noch rieſenhafteren Amazonas (oder Marañon) wurde. Die Stellen, welche Herr Schramm aus Martius' Berichten mittheilt, kennzeichnen den begeiſterten Beobachter des Naturreichs, den ſchwungvollen Idealiſten und den klaſſiſch geſchulten Schriftſteller, deſſen Styl muſtergiltig iſt. Schon aus dieſen Bruchſtücken erkennt man, wie ſehr Martius als akademiſcher Redner geglänzt hat.

Nach dreijährigem Wanderleben in Braſilien kehrten Spix und Martius Mitte Juni 1820 nach Europa zurück. Sie brachten eine köſtliche Ausbeute an zoologiſchen und botaniſchen Ergebniſſen heim (der botaniſche Gewinn allein belief ſich auf 6500 Pflanzenarten), aber weit bedeutſamer noch ſind die kosmographiſchen, kulturhiſtoriſchen und ethnographiſchen Reſultate geweſen, die Martius in ſeinem, nur im erſten der drei Theile mit Spix gemeinſchaftlich gearbeiteten Werke „Reiſe in Braſilien" (München 1823, 28, 31) geſammelt hat. Was Alexander von Humboldt für die übrigen Länder des tropiſchen Amerika geleiſtet, iſt in dieſem Werke nach allen Richtungen hin für die Kenntniß Braſiliens geſchehen.

Es reihen ſich hieran mehrere andere Werke in deutſcher und lateiniſcher Sprache, welche Martius' Ruf durch die gebildete Welt verbreitet haben, wie die „Phyſiognomie des Pflanzenreiches in Braſilien", der Vorläufer ſeiner großartigen „Flora brasiliensis", ferner ſeine „Nova genera et species plantarum, quas in itinere per Brasiliam etc.", dann ſeine beiden großen Werke über die Palmen, welche Martius den Beinamen des „Palmenvaters" verſchafft haben, endlich in neueſter Zeit die „Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Braſiliens" (Leipzig 1867, 2 Bände), eine gereifte Frucht ſeiner perſönlichen Beobachtungen unter den Indianerſtämmen am Amazonenſtrom und zugleich ein Beweis, daß der unermüdliche Forſcher bis in's ſpäteſte Alter ſeine Reiſe-Eindrücke aus der Jugendzeit weiter zu verarbeiten und zu vertiefen ſtrebte.

Martius hat Braſilien nicht blos als Botaniker, ſondern auch als Philoſoph und Menſchenfreund bereiſt und daher eine Fülle von Anregungen hinterlaſſen. Die erſten Männer ſeiner Epoche ſchätzten und liebten ihn, Göthe zumal hegte eine wahre Ehrfurcht vor ſeinem Wiſſen und vor ſeiner echten Genialität; den Werth ſeiner Entdeckung der Spiraltendenz des Pflanzenthums hat Niemand beſſer als der eifrige Verfechter der „Metamorphoſe der Pflanzen" zu würdigen gewußt. Der gelehrte und nicht weniger geniale Carus in Dresden, der mit Martius auf das Innigſte befreundet war und noch im October 1868, zwei Monate vor Martius' Hinſcheiden, deſſen letzten

*) C. F. Ph. v. Martius. Ein Lebensbild von Dr. Hugo Schramm. Zwei Bände. Leipzig, Ludwig Denicke, 1869.

Digitized by Google

Beſuch empfing, hat in dem Buche „Natur und Idee oder das Werdende und ſein Geſetz“ (Wien 1861) die Conſtruction der ganzen Pflanzenbildung aus der Metamorphoſe und der Spiraltendenz abgeleitet.

Ein ſo treuer Patriot Martius geweſen iſt und begeiſterter Anhänger des Friedens-Bundes aller germaniſchen Völker, hat er Braſilien ſtets als ſeine zweite Heimat betrachtet, da es die Heimat ſeiner Geiſteserfolge war. Für jeden humanen Fortſchritt Braſiliens hatte er warmen Antheil; die Großthat Kaiſer Dom Pedro's II. von Braſilien, der plötzlich, am 7. December 1866, die Schiffahrt auf dem Amazonas nebſt Nebenflüſſen, auf dem Tocantins und dem San Francisco den Kauffahrern aller Nationen freigab, hat Martius, der Pionier dieſer Gegenden, mit Jubel begrüßt. Aus ſeinen Briefen, von denen Herr Schramm eine Anzahl dem zweiten Bande der Biographie angefügt, erſehen wir auch ſeinen vertrauten Gedanken-Austauſch mit dem früheren braſilianiſchen General-Conſul J. J. Sturz, deſſen raſtloſes Wirken für Braſiliens gedeihlichen Aufſchwung in der ungeſchminkten Anerkennung eines Martius eine, die erbitterten Feinde jenes Mannes ſtark beſchämende Beleuchtung erhält.

Trauttwein von Belle.

Heinr. Brugſch: Bildung und Entwickelung der Schrift.*)

Als Anfänge der Schrift betrachtet Herr Brugſch zunächſt jene kindlichen Nachbildungen der Thier- und Pflanzenwelt auf foſſilen Knochen, wie ſie der Menſch in der Epoche des unmittelbarſten Zuſammenlebens mit den Thieren als Umriſſe des Geſehenen mit ſcharfer Steinſpitze in den weichen Knochen einritzte. Mit dieſem Eingraben des Bildes hatte der Menſch den erſten Schritt zur Schrift gethan, und die heutige Malerei der Wilden, der Rothhäute Amerikas, iſt noch eine ſolche, obwohl ſchon etwas verbeſſerte Urſchrift. Natürlich konnten ſich dieſe rohen Striche und Abbildungen nur in einem ſehr beſchränkten Kreiſe bewegen; je mehr ſich der Ideenkreis erweiterte, je mehr ſich der Geiſt zum Denken erhob, deſto näher trat das Bedürfniß einer umfaſſenden Schrift an den Menſchen heran. Die alten Bilder reichen nicht mehr aus, eine Maſſe neuer Zeichen wird geſchaffen, dieſe neuen und unbekannten Bilder müſſen erlernt werden: die umfangreiche Schrift wird ein Studium. Jedes Bild hat ſeine beſondere Ausſprache: die Sprache wird das nothwendige Subſtrat der Schrift. Die Schrift der Chineſen und der mexikaniſchen Azteken, die ältere Schrift der Aegypter und der Aſſyrer iſt eine ſolche Bilderſprachſchrift. Ein ſehr intereſſantes Beiſpiel dieſer Rebus-Compoſition giebt der Vortragende von den Azteken in Anahuac, welche auf Geheiß der Franziskaner das Pater noster aufzuzeichnen hatten. Die mexikaniſchen Naturkinder behalfen ſich damit, daß ſie ein Fähnchen, welches die Ausſprache pan hatte, einen Stein = tete, eine Cactusfeige = nosch, und wieder einen Stein = tete, alſo pantete, noschtete u. ſ. w. für Pater noster hinmalten. Die Mexikaner blieben bei dieſer Rebus-Methode ſtehen; in den vorgefundenen Büchern der Azteken iſt kein Fortſchritt zur reinen Lautſchrift ſichtbar.

Ein ſolches Schriftſyſtem, auf den erſten Anſchein beſchwerlich und unbeholfen, hat jedoch bei einſylbigen Sprachen, wie z. B. die chineſiſche, ſeine beſonderen Vorzüge. Ein ſolches Schriftſyſtem war bereits mehr als 5000 Jahre vor unſern Tagen bei den alten Aegyptern im Gebrauch, und der Vortragende hält die Aegypter für die Schreiblehrer der älteſten Kulturwelt. Den kaufmänniſchen Phöniziern, dieſen Engländern des Alterthums, genügte dieſe verſchwenderiſche Schrift nicht mehr. Sie entlehnten dem altägyptiſchen Schriftſyſtem die Buchſtabenzeichen, nahmen nur die einfachen Züge derſelben an, und verwendeten ſie praktiſch zum ſchriftlichen Ausdruck ihrer eigenen Sprache. Die „phöniziſchen Zeichen“ wurden das gemeinſame Band für die Nationen des Alterthums. „Die Völker der Küſtenländer des Mittelmeeres, vor allen der helleniſche Stamm, machten ſich die neuen Wunderzeichen zu eigen, die von nun an eine Wanderung durch Räume und Zeiten anſtellten, deren Züge bis auf den heutigen Tag unaufhaltſam vorwärts ſtreben.“

Herr Brugſch ſieht demnach in den Phöniziern die eigentlichen Erfinder des Alphabets, wogegen wir gegründete Zweifel und Bedenken haben, denn es ſcheint uns einleuchtender und der Wahrheit näher liegend, daß das Alphabet, wie ſchon dieſe Benennung beweiſt, von den Hebräern herrührt. Gerade die von dem Vortragenden ſelbſt erwähnte Thatſache, daß das altgriechiſche Alphabet in ſeiner Urgeſtalt linksläufig wie ſeine morgenländiſchen Geſchwiſter war, gerade dies iſt ein kräftiger Beweis für unſere Meinung und Zuneigung zu dem hebräiſchen Urſprung. Die Phönizier mögen wohl die Schrift verbeſſert und die ägyptiſchen Bilderzeichen vereinfacht haben, die Buchſtaben ſelbſt und ihre Reihenfolge haben ſie aber höchſt wahrſcheinlich von den Hebräern entlehnt.

Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß wir mit dieſer Bemerkung dem hohen Werth des Vortrages keinen Eintrag thun wollen; wir nehmen vielmehr mit Vergnügen Veranlaſſung, die Arbeit des Herrn Brugſch den Gelehrten und der gebildeten Leſerwelt überhaupt zu empfehlen. Bk.

Schweiz.

Der Schutzheilige der deutſchen Pädagogen.*)

Die Schulfrage in ihren verſchiedenen Nüancirungen darf man in dieſer Zeit mit Recht als eine brennende bezeichnen. Keiner iſt, der durch die Löſung derſelben nicht mittelbar oder unmittelbar berührt würde. Jeden Denkenden muß ſie intereſſiren, denn unendlich viel hängt von ihr ab. Sie iſt in der That von ſolcher Wichtigkeit, daß in ihr nicht leicht ein Wort zu viel geſprochen werden kann. Wir dürfen alſo wohl auf den Dank der Leſer rechnen, wenn wir auf die in der Anmerkung genannten beiden literariſchen Erſcheinungen aufmerkſam machen.

Was zunächſt die neue Ausgabe der Werke des Vaters der modernen Pädagogik, Johann Heinrich Peſtalozzi, betrifft, ſo hat es bisher an einer der Bedeutung des Mannes

*) Heft 64 der „Sammlung gemeinverſtändlicher, wiſſenſchaftlicher Vorträge.“ Berlin, C. G. Lüderitz, 1869.

*) Peſtalozzi's „Sämmtliche Werke“, geſichtet, vervollſtändigt und mit erläuternden Einleitungen verſehen von L. W. Seyffarth. Erſter Band, Heft I. Brandenburg, Adolf Müller, 1869.

Heinrich Peſtalozzi, ein Lebensbild von C. E. R. Alberti, Stadtſchulrath a. D. Berlin, Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung (Chariſius), 1869. (38 S.)

Digitized by Google

und ſeines Schaffens würdigen Ausgabe gefehlt. Die erſte und einzige Geſammtausgabe ſeiner Schriften, welche überdies längſt vergriffen iſt, wird von vielen Fehlern verunſtaltet, ihr Bearbeiter *Schmid*, Peſtalozzi's Gehilfe, hat wichtige Schriften des Meiſters, wie „*Die Abendſtunde eines Einſiedlers*", „*Meine Lebensſchickſale*" und faſt alle kleineren Aufſätze, die in Zeitſchriften zerſtreut ſtehen, fortgelaſſen, während er Anderes aufgenommen hat, das entſchieden nicht von Peſtalozzi herrührt. So iſt das „Buch der Mütter", das auch Carl von Raumer in ſeiner „Geſchichte der Pädagogik" für ein Werk Peſtalozzi's ausgiebt, *nicht* von ihm ſelbſt geſchrieben.

Gegenwärtig nun tritt ein rühmlichſt bekannter pädagogiſcher Schriftſteller, Herr L. W. *Seyffarth*, Rektor und Hilfsprediger zu Luckenwalde, mit einer kritiſchen Ausgabe der literariſchen Leiſtungen des großen Volkserziehers hervor, die wir ihres Hauptinhalts wegen mit lebhafter Freude begrüßen dürfen. Nicht nur hat Herr Seyffarth alles Fremde ſorgfältig ausgeſondert und dafür echte Schriften Peſtalozzi's, z. B. den „*natürlichen Schulmeiſter*", von deſſen Originalmanuſcript der Seminardirector *Morf* in Winterthur (Kanton Zürich) dem Herausgeber eine vidimirte Abſchrift zur Verfügung geſtellt hat, aufgenommen, ſondern auch die geſammten Werke Peſtalozzi's an dem Leben des Meiſters zu entwickeln verſucht, und iſt auch in dieſer Hinſicht durch die Forſchungen des genannten Herrn Morf, der ſeine Ergebniſſe in dem Buche „Zur Biographie Peſtalozzi's (1. Band, Winterthur, 1868) veröffentlicht, mit bereitwilligem Eifer unterſtützt worden. Herr Seyffarth betrachtet jede Schrift Peſtalozzi's als ein kulturhiſtoriſches Denkmal ſeines Geiſtes und befolgt daher die chronologiſche Anordnung, indem er durch eine Reihe trefflich geſchriebener und literarhiſtoriſch werthvoller Einleitungen den biographiſchen Zuſammenhang der einzelnen Stücke vermittelt.

Das vorliegende erſte Lieferungsheft iſt ein ſehr inhaltreiches Specimen und erweckt für die Folge die beſten Erwartungen. Wir empfangen hier zuerſt Peſtalozzi's Original-Vorrede zur erſten Ausgabe der „ſämmtlichen Werke"; es folgt die oben erwähnte, bisher nie edirte „Abendſtunde eines Einſiedlers", welcher als Einleitung aus Jſelin's „Ephemeriden der Menſchheit" (Jahrgang 1776, S. 293 ff.) „Eine Bitte an Menſchenfreunde und Gönner zu gütiger Unterſtützung einer Anſtalt, armen Kindern auf einem Landhauſe Auferziehung und Arbeit zu geben", nämlich der Plan der Neuhöfer Armenanſtalt, vorgedruckt iſt. 1780, nach Auflöſung dieſer 1776 begründeten Anſtalt, hat Peſtalozzi auf den Trümmern ſeiner Erſtlingshoffnungen die tröſtenden Kerngedanken der „Abendſtunde eines Einſiedlers" niedergelegt. Es ſind Apoſtrophen, Standreden, gerichtet an Herz und Gemüth, an Geiſt und Rechtsſinn der Menſchheit, getragen von der höchſten Würdigung der *Familie*, in deren geheiligten Banden Peſtalozzi das Ethos aller Lebensverhältniſſe wiedererkennt.

Es folgt nun das Lieblingsbuch der Königin Luiſe von Preußen, „*Lienhard und Gertrud*", eine Schweizer Dorfgeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert, noch 1780 verfaßt, als Peſtalozzi wegen des geringen Ertrages der Verpachtung ſeines Gütchens „Neuhof" zur Schriftſtellerei greifen mußte. Eine, Entſtehung, Schickſale und Verlauf der Erzählung ſchildernde Einleitung und die Original-Vorreden zur erſten und zweiten Auflage von „Lienhard und Gertrud" bilden den Schluß des erſten Heftes, das ſeinem Nachfolger die Erzählung ſelbſt verbehält.

Schon dieſe kurzen Andeutungen werden aber genügen, um darzuthun, daß in Seyffarth's neuer Geſammtausgabe von Peſtalozzi's Werken ein wahrhaft preiswerthes Unternehmen vorliegt, und daß es für jeden Freund Peſtalozzi's dringend geboten iſt, den wackern Herausgeber ſo viel als möglich zu unterſtützen. Es ſcheint namentlich wünſchenswerth, daß Herr Seyffarth, zur Vervollſtändigung ſeiner Ausgabe, eine Reiſe nach der Schweiz unternehme, wo noch manche unedirte Schriften und Briefe des großen Pädagogen in Kantons- und Gemeinde-Archiven verſteckt ſind, und hierzu die Anregung gegeben zu haben, möchten dieſe Zeilen gern etwas beitragen.

Um eine *Biographie* Peſtalozzi's ſchreiben zu können, wird vor Allem gefordert: Congenialität mit dieſer ſo wunderbaren, merkwürdigen, liebenswerthen Natur, Verſtändniß für ſeine großartigen Eigenſchaften nicht minder, als für ſeine Schattenſeiten, Liebe zum Guten, Intereſſe für die Volksbildung und Begeiſterung für die heilige Sache der Jugenderziehung. Alles dies beſitzt Herr Schulrath *Alberti*, der Verfaſſer der zweiten, in der Anmerkung genannten Schrift, in reichem Maaße, und dadurch wird ſeine kleine Broſchüre zu einer außerordentlich anziehenden Lektüre, denn auf jeder Seite fühlt man den warmen Pulsſchlag der Empfindung und den edlen, begeiſterten Sinn, ohne welche freilich auch eine Erſcheinung wie Peſtalozzi unmöglich richtig erfaßt werden kann.

Bei einer Biographie deſſelben kommt es nicht darauf an, daß man ängſtlich die äußerlichen Daten ſeines Lebens feſtſtellt und durch genaues Abwägen zwiſchen ſeinen Fehlern und Vorzügen, zwiſchen dem, was er erreicht und verſäumt hat, ein ungefähres Bild entwirft, ſondern der *ganze* Menſch muß zugleich aufgefaßt werden, ſeine Fehler müſſen als nothwendig und in ſeiner Individualität begründet begriffen werden. Das darf man jedenfalls behaupten: wer nicht im Stande iſt, mit Liebe und Ehrerbietung zu einem Manne, wie Peſtalozzi, aufzuſchauen, dem fehlt das Beſte zu dem Werke der Jugenderziehung. Und wenn man ja einmal in die Lage kommt, unwillig zu werden über die vielfachen Ecken jenes großen Pädagogen, dann werfe man nur Einen Blick auf die Reſultate ſeiner Methode, ſeiner Grundſätze, um auf's Neue mit Ehrfurcht erfüllt zu werden.

Treffend ſagt hierüber Alberti: „Vierzig Jahre ſind ſeit ſeinem Tode verfloſſen. Die Urtheile über ihn haben ſich abgeklärt. Man hat aufgehört, *alles* Heil für Volkserziehung und Volksbildung lediglich in einer Methode zu ſuchen, deren bis zur Uebertreibung einſeitige Geltendmachung nicht Peſtalozzi, ſondern ſeinem Schüler *Schmid* zunächſt zur Laſt fällt; daſſelbe iſt mit der von dieſem ausſchließlich angeſtrebten formalen Bildung der Fall. Peſtalozzi's Schüler in ganz Deutſchland haben die Ideen des großen Lehrers fortgebildet, aber damit auch zugleich modifizirt zur Anwendung gebracht; dennoch ſind die eigenthümlichen Grundſätze deſſelben fortwährend in Geltung geblieben, und ſie mußten es, weil ſie für *alle* Zeiten Geltung haben".... Und weiter: „Wenn irgend an einen Namen der neueren Zeit, ſo knüpft ſich an den ſeinigen der Gedanke eines unausgeſetzt fortwirkenden geiſtigen Impulſes, eines Umſchwungs der Geiſter, der fort und fort neugeſtaltend auf das Leben ſelbſt einwirkt. Wie bedeutſam iſt das aber gerade auf *dem* Gebiete, dem er ſein ganzes Leben und jede Kraft geweiht hatte! Die Erziehungsfrage iſt für unſere Zeit *eine der vornehmſten Lebensfragen*. In *allen* Schichten der Geſellſchaft erkennt man es willig an, daß von ihrer erfolgreichen Löſung die Zukunft unſeres Geſchlechtes nicht zum geringſten Theil abhänge. Dafür geben die unausgeſetzt, wenngleich leider bis jetzt vergeblich, erneuten Petitionen um Herſtellung eines naturgemäßen

Digitized by Google

Unterrichtsplanes für die Volksſchule, dafür die reichen Opfer der Communen für Errichtung neuer Schulen, für den Bau zweckmäßiger Schulhäuſer, ſowie für Verbeſſerung des Lehrer-Einkommens, dafür die Gründung ſo vieler Rettungsanſtalten und Aſyle für die arme verlaſſene Jugend, dafür die zahlreichen Erziehungs-Vereine, an denen nicht bloß Lehrer, ſondern Väter und Mütter ſich betheiligen, ein ſprechendes Zeugniß. Und was ſpräche mehr dafür als das Erſcheinen eines Friedrich Fröbel, der, von demſelben Geiſt der Liebe für das Wohl der Jugend beſeelt, im aufopferndſten Wirken bis an ſeinen Tod als derjenige daſteht, der, auf den Schultern Peſtalozzi's ſtehend, deſſen Werk vermöge ſeiner tiefen Blicke in die Kindesnatur ergänzend fortgeführt hat, und deſſen Kindergärten ſich nicht bloß immer weiter verbreiten, um dem todten Mechanismus in der frühen Jugenderziehung eine Gränze zu ſetzen, ſondern deſſen Erziehungs-Vereine ſich auf erfreuliche Weiſe immer mehr Bahn brechen, um ſo jede Mutter in ihrer Wohnſtube zu einer treuen, naturgemäßen Pflegerin des geiſtigen, wie des leiblichen Lebens ihres Kindes zu machen."

Und wodurch hat der unſcheinbare Pädagog von Iferten, dem alle Unternehmungen mißglückten, den keine Erziehungs-Anſtalt überdauert hat, der alle ſeine Hoffnungen zu Grabe trug, bevor er ſelbſt, der Vielgeprüfte, ſein müdes Haupt zur wohlverdienten Ruhe legte, ſeinen Namen fortzupflanzen vermocht? Er, der, faſt jeder wiſſenſchaftlichen Bildung bar, nicht einmal das Talent beſaß, geſchickt und geſchmeidig mit den Menſchen, die ihm fremd waren, verkehren zu können?

Er hat ſein Ziel erreicht durch den Geiſt, der durch ſein ganzes Wirken hindurchgeht, den Geiſt der Liebe und der ſelbſtverleugnenden Aufopferung, die, ihres Zieles gewiß, Alles einſetzt um der Idee willen. Dieſes Feuer, das ihn bisweilen ſelbſt zu verzehren drohte, wußte er in Anderen anzufachen; in Tauſenden hat es weiter gebrannt, und es erwärmt und erleuchtet heute noch die Herzen der Beſten. Freilich war ihm vorgearbeitet worden; der Gedanke der unbeſtochenen, von Vorurtheilen freien Menſchenliebe, die das Verlorene ſucht und nicht ruht, bis ſie es findet, war in Frankreich durch J. J. Rouſſeau vornehmlich ausgeſprochen worden und in Deutſchland durch Leſſing, wenn auch in etwas anderer Weiſe. So nur wird es erklärlich, daß dieſe allgemeineren Ideen, von Peſtalozzi ſpeziell auf Jugenderziehung angewandt, ſich mit ſo reißender Geſchwindigkeit verbreiteten und ſich überall Jünger ſchufen. Aber ſein Verdienſt bleibt dadurch ungeſchmälert, um ſo mehr, als die andere Seite deſſelben in noch höherem Grade ſein Eigenthum iſt. Ich meine ſeine Verdienſte um die Methode der Jugenderziehung. Hierüber heutigen Tages weitere Worte zu machen, hieße Eulen nach Athen tragen: ſie ſind allbekannt und ſchon in Fleiſch und Blut unſerer Pädagogik übergegangen.

Man hat Peſtalozzi einen Schwärmer genannt: nun, wir ſind bereit, dieſen Namen als Ehrennamen gern zu acceptiren; denn ein Jeglicher wird ihn ſich verdienen, der, frei von aller Selbſtſucht, mit Begeiſterung einem idealen Ziele nachſtrebt. Ich wenigſtens kann mir einen wirklich großen Menſchen ohne einen leiſen Beigeſchmack von Schwärmerei nicht wohl denken, und Thatſache iſt ferner, daß gerade dieſe „Schwärmer" die größten Umwandlungen in der Geſchichte herbeigeführt haben. Befremden wird es daher den Kundigen nicht, wenn wir dem großen Schulmeiſter von Iferten ſeinen wohlverdienten Platz in der Armee der für Ideen kämpfenden Heroen des vorigen Jahrhunderts anweiſen und ihn neben Rouſſeau und Waſhington, neben Leſſing und Kant und den großen Weimaranern nennen.

Herrn Alberti aber gebührt Dank dafür, daß er es verſtanden hat, auf ſo kleinem Raum ein ſo getreues und klares Bild ſeines Helden zu entwerfen. Mag die kleine Schrift eine recht allſeitige ehrende Anerkennung finden!

Portugal.

Oeſterreich und Portugal zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Dom Duarte.

Unter dem Titel „Dank vom Hauſe Oeſterreich, oder der Infant Dom Duarte"*) führt uns der durch ſeine portugieſiſchen Studien rühmlichſt bekannte Herr Guſtav de Veer eine Epiſode aus dem 30jährigen Kriege vor, welche von den meiſten Geſchichtſchreibern übergangen wird, weil ſie von keinem Einfluſſe auf den Lauf der Begebenheiten war, die aber unſer Verfaſſer einer beſonderen Behandlung werth hielt, weil ſie zur Charakteriſtik der Habsburgiſchen Politik dient, als eines der vielen Beiſpiele, wie Oeſterreich von jeher ſeiner dynaſtiſchen Intereſſen wegen das Recht verletzt hat, zu ſeiner, wie des deutſchen Reiches Schmach. Der Verfaſſer betrachtet es hauptſächlich von dieſem Standpunkt aus für ein Glück, daß Deutſchland, ſeit 1866 durch die preußiſchen Waffen dem Einfluſſe Oeſterreichs entzogen, nunmehr eine deutſche, von fremder Leitung unabhängige Politik verfolgen kann.

Die Hauptquellen, aus denen der Verfaſſer ſeine Erzählung geſchöpft hat, ſind: Sentimento da fé publica quebrantada en Alemanha per industria de Castilla, Lisboa 1642. — El Principe vendido, Paris 1643. — Birago: Historia delle revoluzioni di Portogallo, 1646. — Decisiones anonymi J. C. de injusto carcere Eduardi Principis Portugalliae, Turin 1846. — Moriz de Carvalho: Perfidia de Alemaña y de Castilla en la prision entrega del Infante D. Duarte, Lisboa 1652.

Die Geſchichte des Dom Duarte oder des verkauften Prinzen (el Principe vendido) iſt kurz folgende: Prinz Eduard, der jüngere Sohn des Herzogs Theodoſio von Braganza, geboren 1611, trat im Jahre 1634 in öſterreichiſche Dienſte und zeichnete ſich unter dem Grafen Gallas im Kampfe gegen den Herzog Bernhard von Weimar aus. Nach dem Siege bei Nördlingen erhielt er den Rang eines Generals der Artillerie und wurde ſpäter zum kommandirenden General ernannt. Er befand ſich im December des Jahres 1640 in dem Winterquartiere unweit Ulm, als die Nachricht an den ſpaniſchen Geſandten in Wien, Don Francisco de Mello, kam, daß die Portugieſen die Spanier aus dem Lande vertrieben und den Herzog Johann von Braganza, den Bruder des Prinzen Eduard, zum Könige gewählt hätten; zugleich war die Weiſung hinzugefügt, ſich unter allen Umſtänden der Perſon des portugieſiſchen Prinzen zu bemächtigen, weil zu befürchten ſei, daß dieſer den Bruder im Kampfe mit den Spaniern durch ſeine Kriegserfahrung unterſtützen werde; zudem beruhe die Hoffnung des Hauſes Braganza für die Zukunft, außer auf den zwei noch ſehr jungen Söhnen des Herzogs Johann, einzig auf dem tüchtigen Prinzen Eduard, der ſich in dem kräftigſten Lebensalter befinde. Die Unterhandlungen des ſpaniſchen Ge-

*) Epiſode aus dem 30jährigen Kriege. Nach den Quellen dargeſtellt von Guſtav de Veer, Mitglied der Königl. Portug. Akademie der Wiſſenſchaften, Ritter des Königl. Port. Chriſt-Ordens, Verf. von: Prinz Heinrich der Seefahrer. Caſſel, 1869. Verlag von Carl Luckhardt.

Digitized by Google

ſandten mit dem Wiener Hofe und dem Kaiſer ſelbſt waren anfänglich ohne Erfolg; der Kaiſer Ferdinand III. ſprach vielmehr ſeinen Abſcheu aus, einen Friedensbruch gegen einen Prinzen zu begehen, der ſich vielfach um das Kaiſerhaus verdient gemacht habe und dem er perſönlich verpflichtet ſei. In dieſer Geſinnung beſtärkte den Kaiſer ſein Bruder, der Erzherzog Leopold, der deutſche Hochmeiſter. Jetzt verſuchte es der ſpaniſche Geſandte, durch große Geldgeſchenke den allvermögenden Miniſter Trautmannsdorf in ſein Intereſſe zu ziehen; gleichzeitig verſicherte er ſich der Mitwirkung des Pater Diego Quiroga, Beichtvaters der Kaiſerin Maria Anna, einer Tochter Philipp's III. von Spanien, und des Doctor Navarro, Geheimſecretairs der Kaiſerin. Beide wußten ihre Herrin zu bewegen, eine Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem Pater Quiroga zu veranſtalten, wobei dieſer es dem „erſten Monarchen der Chriſtenheit" zur Gewiſſensſache machte, durch alle Mittel ein rebelliſches Volk zum Gehorſam gegen ſeinen geſetzmäßigen Oberherrn wieder zurückzuführen, und eines dieſer Mittel ſei eben die Gefangennehmung des Prinzen Eduard. Der Kaiſer befahl hierauf nach einigem Zögern dem Don Luis de Gonzaga, als kaiſerlichem Commiſſarius, den Prinzen, der von den Vorgängen in Portugal noch nichts wußte, nach Regensburg, wo ſich der Kaiſer damals aufhielt, zu beſcheiden, im Falle aber, daß derſelbe ſich weigere zu gehorchen, möge er ihn gefangen nehmen. Die ſpaniſche Partei fand dieſe Maßregel ungenügend; ſie verbreitete daher, um die öffentliche Meinung gegen den Prinzen einzunehmen, das Gerücht, daß er im Bewußtſein ſeiner Schuld entflohen ſei, und dies gab den Vorwand, einen Preis von 8000 Dukaten für denjenigen auszuſetzen, der ihn lebend oder todt herbeiſchaffe. Zugleich bewirkte die Partei, daß der General Piccolomini dem Oberſt Vara die Ordre ertheilte, den Prinzen Braganza gefangen zu nehmen und, wenn er Widerſtand leiſtete, ihn zu tödten.

Die Ordre, aus welcher die beabſichtigte Tödtung deutlich hervorleuchtet, kam jedoch nicht zur Ausführung; denn der Infant hatte ſich, ohne zu ahnen, was ihm drohte, auf einer Barke nach Regensburg eingeſchifft, um mit dem Kaiſer einige militäriſche Angelegenheiten zu beſprechen. Unterweges erſt erhielt er den ſchriftlichen Befehl des Kaiſers, ſich nach Regensburg zu begeben. Vergebens riethen ſeine Begleiter, welche eine ſpaniſche Intrigue vermutheten, zur Flucht; der Prinz, ſeiner Unſchuld ſich bewußt, ſetzte die Reiſe fort. Bei Donauwerth kam Don Luis de Gonzaga an Bord, ihm den Befehl des Kaiſers mündlich zu überbringen. Am 4. Februar 1641 gelangte der Prinz nach Regensburg. An dem Landungsplatze ſtand eine prächtige kaiſerliche Karoſſe, in welcher ſich der Doctor Navarro befand, den Prinzen zu empfangen. Mit aller Ehrerbietung lud er den Prinzen ein, in den Wagen zu ſteigen, worauf die Pferde ihn im raſchen Trabe ſeinem Gefolge, das aus 30 wohlbewaffneten Männern beſtand, entführte. In dem Gaſthofe, in welchem der Prinz abſtieg, befand ſich bereits eine Wache von 40 Musketieren und der General-Auditeur, der dem Infanten im Namen des Kaiſers ankündigte, daß er ein Gefangener ſei. Von Don Luis de Gonzaga erfuhr er als Grund ſeiner Verhaftung die Thronbeſteigung ſeines Bruders in Liſſabon, eine Nachricht, die ihn auf's Höchſte überraſchte, da er keine Ahnung von der Revolution in Portugal hatte. Zugleich fügte der Commiſſarius hinzu, daß der Kaiſer ihm ſein kaiſerliches Wort gebe, ihn nie den Spaniern auszuliefern. Noch an demſelben Tage wurden auf Geheiß des Doctor Navarro alle ſeine Diener verhaftet, ſeine Papiere weggenommen und unterſucht. Die deutſche Reichsverſammlung, die in Regensburg tagte, fühlte ſich durch die Gefangennehmung des Prinzen Eduard in ihrem Privilegium, das jedem Fremden ein freies Geleit zuſicherte, verletzt und richtete deshalb eine Denkſchrift an den Kaiſer. Zugleich überreichte der portugieſiſche Geſandte am ſchwediſchen Hofe, Don Francisco Douſa Coutinho, eine Beſchwerdeſchrift, worin er im Namen ſeines Königs das Geſuch ſtellte, den unſchuldig verhafteten Prinzen durch Vermittelung des Reichstages in Freiheit zu ſetzen. Dieſe Schritte waren ebenſo fruchtlos, wie die Zuſchriften, welche der Prinz dem Kaiſer überſandte, und die dringende Bitte um eine Audienz. „Der mächtige Beleidiger — ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller — ſchämte ſich, in das Antlitz des Beleidigten zu ſchauen." Doch ließ Ferdinand III. dem Prinzen mittheilen, daß er ſeine Unſchuld anerkenne und ihn nur eine Zeit lang aus gewichtigen Staatsgründen der Freiheit berauben müſſe; er gebe ihm aber ſein Kaiſerwort, daß er ihn niemals ſeinen Feinden ausliefern werde.

Die ſpaniſche Partei beſtärkte den Kaiſer in dem Entſchluß, den Prinzen aus Regensburg zu entfernen, da ſich vorausſehen ließ, daß ſeine Gegenwart am Orte des Reichstages ihm immer neue Vertheidiger ſeiner Sache ſchaffen würde. Am 11. Februar 1641 führte man ihn nach Paſſau; ihn begleiteten der Oberſt Schenk und der Doctor Navarro, denen eine Anzahl Musketiere zur Bewachung des Gefangenen beigegeben war. In Paſſau brachte man ihn zuerſt in einem Gaſthofe unter; allein der Erzherzog Leopold, dem Paſſau gehörte, ließ ihm im Schloſſe eine Wohnung einräumen und befahl, ihm die ſeinem fürſtlichen Range gebührenden Ehren zu erweiſen. Die Spanier wußten jedoch dieſen Befehl illuſoriſch zu machen. Fünf Monate blieb der Prinz in Paſſau. Am 3. Juli 1641 wurde er nach Gratz abgeführt, wo auf kaiſerlichen Befehl ſeine Behandlung eine härtere war. Von hier aus wandte ſich der Prinz in einem Schreiben an den Papſt Urban VIII. und ſuchte deſſen Vermittelung nach; doch umſonſt: Spaniens Einfluß war auch in Rom überwiegend.

In Wien war zu dieſer Zeit ein außerordentlicher Geſandter Spaniens, der Marcheſe von Caſtel-Rodrigo, angekommen mit dem Auftrage, die Auslieferung des Prinzen unter jeder Bedingung zu bewirken. Noch war bei dem Kaiſer ein Reſt von Scham vorhanden, den ſchuldloſen Prinzen gegen ſein gegebenes Wort auszuliefern. Doch dem Gelde widerſtand ſelbſt der Kaiſer nicht. Der ſpaniſche Geſandte unterhandelte mit ihm direkt. Er erbot ſich, ihm 40,000 Scudi zu zahlen, 30,000 baar und den Reſt in Wechſeln, wenn der Infant dahin geſchickt würde, wo die katholiſche Majeſtät von Spanien es wünſche. Die Ehre des Reiches und des Kaiſers, das feierlich verpfändete kaiſerliche Wort waren vergeſſen: der Verkauf des Infanten für dieſe Summe geſchah am 25. Juni 1642. Allerlei nachtheilige Gerüchte wurden über den Prinzen verbreitet; doch ſchenkten die Deutſchen, „die von Natur Freunde der Gerechtigkeit ſind" (naturalemente amanti del giusto), denſelben keinen Glauben, vielmehr zeigten ſie überall die innigſte Theilnahme an dem Looſe des unglücklichen Fürſten. Es ward beſchloſſen, den Prinzen nach Mailand, das damals im Beſitze der Spanier war, zu bringen. Der Prinz, der davon Nachricht erhalten hatte, befragte hierüber den Doctor Navarro. Dieſer leiſtete einen feierlichen Eid, daß an die Auslieferung nicht gedacht werde. Kurze Zeit darauf aber erſchien Navarro mit einer Schaar Bewaffneter und erklärte, jede Scham mit Füßen tretend, daß er komme, ihn nach Mailand zu bringen. Der Prinz wurde vor das Kaſtell geführt, wo eine Sänfte zu ſeiner Aufnahme bereit ſtand. Navarro und der kaiſerliche Commiſſarius Baron Stubenberg begleiteten ihn auf der Reiſe.

Digitized by Google

Während eines Ruhetages, am 6. Auguſt 1642, fand der Prinz Gelegenheit, einen Brief an einen der Miniſter des Kaiſers zu ſchreiben, worin es unter Anderem hieß: „Als mein Vater, der Herzog von Braganza, in der Schlacht von Alcaſſar Kebier (1578) gefangen wurde, brachte man ihn vor Muley Ahmed, König von Fez und Marokko. Dieſer, als er ihn mit Blut bedeckt ſah, konnte ſich der Thränen nicht enthalten; er befahl, ſeine Wunden zu verbinden, ihn wohl zu kleiden und behandelte ihn wie einen ſeiner Söhne, indem er ihn an ſeiner Tafel bewirthete und auf alle Weiſe ehrte. Und doch hatte der noch jugendliche Gefangene ſein Vaterland verlaſſen, ihm ſeine Krone zu entreißen und ihn wie ſein Volk in Knechtſchaft zu ſtürzen; er war gekommen, ihm ſeinen Purpur, ja ſelbſt ſein Leben zu rauben. Dieſer König, der ein Ungläubiger war, verſchmähte, die Schätze anzunehmen, die ihm von meiner Familie angeboten wurden, und ließ meinen Vater nach etwas mehr als einem Jahre ohne Löſegeld frei. Und doch war der Herzog, mein Vater, ſein Gefangener und der König ein ungläubiger Herrſcher, ein Feind des göttlichen Geſetzes und ein Gegner des Chriſtenthums. Mich, der ich im Gegentheil mein Vaterland verlaſſen habe, um unter dem kaiſerlichen Banner zu kämpfen und die Sache des Kaiſers und ſeiner Krone aufrecht zu halten, gegen ſeine Feinde mein Blut zu verſpritzen und mein Leben hinzugeben, um ihn und ſeinen Staat zu retten, mich, der ich frei war, hat er zur Vergeltung zum Sklaven gemacht, mich hat er als Feind behandelt, der ich einer ſeiner treueſten Diener war, und als ich ihn nur darnm bat, mich als ſeinen Gefangenen zu behalten, hat er mich aus Habſucht in die Hände meiner Feinde geliefert. Dies heißt nicht handeln wie ein Fürſt, der von Gott gewählt wurde zur Aufrechthaltung der Geſetze und der Gerechtigkeit! ... Mein einziger Troſt in meinem Elende iſt, daß es nicht noch vermehrt werden kann.“ — Als der Infant dieſen Brief ſchrieb, wußte er noch nicht, was er erſt ſpäter erfuhr, daß der Kaiſer den Befehl gegeben hatte, ihn, im Falle unterweges ein Befreiungsverſuch gemacht werden ſollte, ſofort zu tödten.

Am 19. Auguſt 1642 erreichte man die Gränze des ſpaniſchen Gebietes. Hier erwartete den Prinzen ein Mailändiſcher Offizier, Paniza, mit 230 Mann. Nach der Uebergabe wandte ſich der Prinz an den kaiſerlichen Commiſſarius und ſprach: „Saget dem Kaiſer, daß ich es tief beklage, einem fürſtlichen Tyrannen gedient zu haben, der mich einkerkern ließ, verkaufte und dahingab in die Hände meiner Feinde. Gott wird dies an ſeinen Söhnen rächen; ſie ſind deshalb, weil ſie aus dem Hauſe Oeſterreich ſtammen, nicht mehr privilegirt als ich, der ich dem Königshauſe von Portugal angehöre. Die Geſchichte wird von *ihm* und von *mir* ſprechen!“

In Mailand angekommen, wurde er in den Thurm della Rochetta, den Bewahrungsort der ſchlimmſten Verbrecher, gebracht. Seine Diener wurden ihm entzogen und jede Verbindung mit der Außenwelt abgeſchnitten. Um ſeinen Muth zu brechen und ihn zu zwingen, ſeinen Bruder für einen Uſurpator zu erklären und ſeinen eigenen Anſprüchen auf den Thron von Portugal zu entſagen, beſchloß man, ihm Feſſeln anzulegen, und zwar ſtellte man es ihm frei, ob er ſie an den Beinen oder Armen wollte angelegt haben. Er wählte die Armfeſſeln. So ſchmachtete der unglückliche Prinz ſieben Jahre im Kerker. Vergeblich waren die Verſuche ſeines Bruders, des Königs von Portugal, ihn zu befreien; ſie hatten nur den Erfolg, daß ſie die Spanier zu größeren Gewaltthaten reizten. Vor ein Spezialgericht, das aus dem Großkanzler von Mailand, Don Geronimo Quixada, und den Senatoren Don Juan Arias und Fernandes de Caſtro zuſammengeſetzt war, geſtellt, ward er angeklagt: 1) bei einem Gaſtmahle die Geſundheit des Königs und der Königin von Portugal ausgebracht, 2) erklärt zu haben, er wollte lieber, er hätte den Türken, als dem Kaiſer gedient, und 3) eine Flucht aus ſeinem Kerker verſucht zu haben. Seinen unbefangenen Antworten wurde ein ganz verſchiedener Sinn untergelegt, ſo daß er, der Majeſtätsbeleidigung und des Hochverraths überführt, zum Tode verurtheilt wurde. Das Todesurtheil wurde hierauf zur Beſtätigung nach Madrid geſchickt; doch ehe dieſe eintraf, ſtarb der Prinz — man weiß nicht, ob eines natürlichen oder gewaltſamen Todes — am 2. September 1649, nach achtjähriger Gefangenſchaft, im 39ſten Lebensjahre. Um dieſelbe Zeit war der König von Portugal mit Ludwig XIII. in Unterhandlung getreten; er verſprach ihm die Zahlung von 600,000 Livres, wenn er als eine der Friedensbedingungen mit Spanien die Freigebung des Prinzen fordere. Der König von Frankreich verſtand ſich dazu, doch zu ſpät: denn ſchon hatte eine höhere Macht über Dom Duarte verfügt.

Prinz Eduard von Braganza wird von allen Zeitgenoſſen als ein leutſeliger und freigebiger Herr gerühmt; beſonders wußte er ſich die Liebe ſeiner Soldaten zu erwerben, die ihn ihren Vater nannten. Er war von einer nicht gewöhnlichen Bildung: er ſprach ſechs Sprachen mit Fertigkeit, verfaßte Gedichte, die unter dem Namen ſeines Secretairs Joh. Bapt. di Leon in Mailand gedruckt wurden, und ſchrieb mehrere militäriſche Abhandlungen und politiſche Denkſchriften, die ſeinem Bruder, dem Könige von Portugal, von nicht geringem Nutzen waren. Sein Aeußeres wird als ſehr einnehmend geſchildert. Das Bildniß, das unſer Verfaſſer ſeinem Buche beigegeben, iſt der Schrift El Principe vendido entnommen. Er war hochgewachſen, von edler Haltung und ſehr regelmäßigen Zügen. In der weißen und friſchen Geſichtsfarbe und dem blonden Haare glich er mehr einem Deutſchen, als einem Portugieſen. Sein trauriges Geſchick und ſein frühzeitiger Tod erregten allgemeines Bedauern; Oeſterreichs Verfahren hingegen erſchien als un prodigio abominable de la ingratitud, wie ſich der Verfaſſer des Principe vendido ausdrückt.

E. M.

Belgien.

Vlamiſch-belgiſche Lieder.*)

Der vlamiſche Dichter J. Staes erklärt in der Vorrede, „daß dies wahrſcheinlich die letzten Verſe ſein würden, die von ihm an's Licht kämen. Nach ſeinen geringen Kräften habe er zum Aufſchwung und zur Vertheidigung der Mutterſprache beigetragen; doch ſeit einiger Zeit ſeien an allen Enden von Belgien Dichter und Dichterinnen aufgetreten, die, mit mehr Talent als er, die Sache fortſetzen würden.“ Unter dieſen „Sandkörnern“ ſind indeſſen manche Goldkörner. So gleich in der erſten Abtheilung „Papilloten, Liefdezangen uit vroeger dagen“, und das melancholiſche Weet gij het nog (Weißt du es noch?), dann unter den Immortellen das Denkmal edler kindlicher Pietät: „De dood mijns Vaders“, und das patriotiſche „Bij van Ryswyck's Graf“. Die folgende Abtheilung: „Lieder ohne Muſik“,

*) Zandkorrels (Sandkörner), door J. Staes. Antwerpen, Hendrik Sermon, 1869.

Digitized by Google

iſt intereſſant wegen mehrerer Gedichte, die zeigen, wie weit die Verſtimmung der Vlamingen gegen die Fransquillons geht. Als Deutſche können wir den Genoſſen des Verfaſſers nur das beſte Gedeihen wünſchen. Da iſt ein Lied der Vlamingen, wie es nicht patriotiſcher gedacht werden kann:

Noch einen Sang, ihr vlamſchen Söhne,
Der voll aus unſerm Herzen ſchäumt,
Ob man uns oftmals auch verhöhne,
Von unſerm Untergange träumt,
Ob uns viel Tadel zugemeſſen,
Daß wir nur Belgier ſind zum Schein:
Doch werden nimmer wir vergeſſen:
Wir wollen vlamſche Belgier ſein!
. . . .
Uns ſtrebt man nur zu unterdrücken,
Verlacht des Volkes heilig Recht;
Der Niederdeutſche muß ſich bücken,
Der Wälſch' iſt Herr, der Vlaming Knecht.
Erhebt den lauten Ruf indeſſen,
Auf daß einſt endet unſre Pein —
Wir werden nimmer es vergeſſen:
Wir wollen vlamſche Belgier ſein!

Frankreich.

Eine gelehrte Freundin Voltaire's.

Die Freundin Voltaire's, Marquiſe du Châtelet, war eine ſo gelehrte Frau, wie wir heutzutage keine beſitzen trotz der eifrigen Beſtrebungen für die Bildung des weiblichen Geſchlechts. Sie war nicht nur eine fertige Lateinerin, ſondern auch eine Autorität in der Mathematik und in der Naturwiſſenſchaft. Sie beſaß ein vollſtändiges Laboratorium und ſchrieb Commentare zu Newton's Abhandlungen über Metaphyſik. Ihr Wiſſen erregte die Bewunderung und den Neid von Fachmännern; durch ihr Beiſpiel angefeuert, widmeten ſich die größten Geiſter Frankreichs ähnlichen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Namentlich war es Voltaire, der den Ruhm und die Schönheit ſeiner Tragödien vergaß, wenn er mit ihr die Probleme der Naturwiſſenſchaften zu löſen ſuchte. Ein anderer Dichtergeiſt iſt ihm ſpäter im Studium derſelben gefolgt; unſer Göthe hat bekanntlich auch darin experimentirt.

Man darf ſich jedoch von der gelehrten Frau des vorigen Jahrhunderts kein Bild machen, das an die Carrikatur des Blauſtrumpfs, des ebenſo lächerlichen als ungerechtfertigten Namens einer ſolchen, erinnert. Die Marquiſe du Châtelet war eine vollendete Weltdame inmitten ihrer Studien geblieben und beſaß auch das lebhafteſte Gefühl für alle oberflächlichen Freuden der Welt, wie aus einem Spottverschen erhellt, welches eine ihrer Freundinnen, die Frau von Boufflers, auf ſie gedichtet hat:

In ihrem weiten Geiſt hat Alles Raum,
Viel Bücher, Bänder, Schmuckesſchätze,
Viel Verſe, Ringe und der Unterröcke Saum,
Ein Compaß, Kopfputz, philoſoph'ſche Sätze,
Die Algebra, die Oper und ein Liebestraum!

Die letzte Anſpielung bezog ſich nicht auf das zärtliche Verhältniß, welches zwiſchen ihr und Voltaire vermuthet wurde, ſondern auf eine Liebesgeſchichte, die man von ihr und Saint-Lambert erzählte. Es wurden die boshafteſten Verſe darauf gemacht, die kaum zu wiederholen ſind; wenigſtens wollen wir ſie nicht überſetzen, ſondern nur kopiren:

Ci git qui perdit la vie
Dans le double accouchement
D'un traité de philosophie
Et d'un malheureux enfant;
Le quel des deux nous l'a ravie?
Sur ce funeste évènement,
Quelle opinion devons nous suivre?
Saint-Lambert s'en prend au livre,
Voltaire dit que c'est l'enfant.

Die Marquiſe ſtarb nämlich in ihren beſten Jahren im Kindbett und man behauptete, ſie habe ihren Büchern die Geſundheit geopfert. Sie arbeitete oft bis Mitternacht und nahm kalte Fußbäder, um nicht einzuſchlafen. Eine komiſche Anekdote wurde bei dieſem tragiſchen Ereigniſſe in Umlauf geſetzt.

Ihr Gemahl, der Marquis du Châtelet, fand in ihrem Nachlaſſe ein Medaillon; Voltaire war zugegen und ſah mit ſchmerzlicher Eiferſucht der Oeffnung deſſelben entgegen, weil er das Bruſtbild des Gatten darin vermuthete. Dieſer war gleichfalls ſehr geſpannt, weil er die Züge des Hausfreundes Voltaire zu erblicken fürchtete. Groß war aber die Ueberraſchung Beider, als Saint-Lambert's Bild ſich enthüllte!

Die Freundſchaft der Marquiſe du Châtelet für Voltaire hat den unangenehmſten Augenblick ſeines Lebens ihm erträglich gemacht. Er lernte ſie zu der Zeit kennen, wo er von dem Bedienten des Chevalier von Rohan geprügelt worden war und ſeine gerechte Rache an demſelben durch Feſtſetzung in der Baſtille verhindert werden ſollte, „verbaſtillirt“ nannte man es damals. Der Streit war zwiſchen Voltaire und dem Chevalier dadurch entſtanden, daß Letzterer den Adel verſpottete, den Voltaire ſich ſelbſt beigelegt hatte, indem er ſeinen Namen Arouet ablegte und ſich „de Voltaire“ (IL AROUET) nannte.

Voltaire hatte dem Chevalier geantwortet: „Es iſt beſſer, daß man ſich ſelbſt einen Namen ſchafft, als daß man dem ſeinigen Schande macht, wie Sie es thun.“

Voltaire wollte durch die Flucht ſich der Baſtille entziehen, der vornehmen Verwandtſchaft des Chevalier von Rohan war es ein Leichtes, ihn zu verderben. Da bot die Marquiſe du Châtelet ihm ihr Schloß Cirey an, wo er völlig in Sicherheit und Zurückgezogenheit leben konnte.

Er hielt ſich faſt ununterbrochen fünfzehn Jahre dort auf und richtete das Schloß gänzlich nach ſeinem Geſchmack ein, woran ihn der gefällige Ehemann der Marquiſe durchaus nicht hinderte. Für ſich ſelbſt hatte Voltaire nur drei kleine Zimmer und ein Laboratorium eingerichtet, für die Marquiſe, die göttliche, gelehrte Emilie, wie er ſie nannte, aber einen wahren Zauberpalaſt, eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Boudoir mit koſtbaren galanten Gemälden von Watteau, ein Studirzimmer, auf deſſen Schreibtiſche ein Dintenfaß aus Bernſtein und Silber ſtand, ein Geſchenk des großen Königs Friedrich I. von Preußen, der in ſeinen Briefen die Marquiſe nie anders als „Venus-Newton“ bezeichnete.

Die galante Beimiſchung, die Voltaire's Verehrung für die gelehrte Frau charakteriſirte, ſprach ſich auch darin aus, daß er eine Marmorſtatue Amor's in ihren Zimmern aufſtellen ließ mit der Inſchrift:

Qui que tu sois, voici ton maître,
Il l'est, le fût ou doit l'être.

Digitized by Google

Die Marquiſe hatte ebenfalls eine dankbare Anerkennung des Glückes, welches ſie in dem Cultus der Freundſchaft und der Gelehrſamkeit gefunden, ausgeſprochen, indem ſie folgendes Verschen an die Mauer ihres Gartens ſchreiben ließ:

Du repos, une douce étude,
Peu de livres, point d'ennuyeux,
Un ami dans la solitude,
Voilà mon sort; il est heureux!

Voltaire ſchildert ſeine gelehrte Freundin wie folgt: „Sie vereinigte mit der Liebe für den Ruhm die größte Einfachheit und Natürlichkeit. Niemals war eine Frau gelehrter als ſie und doch verdiente ſie nicht eine „gelehrte Frau" genannt zu werden in der lächerlichen Bedeutung des Wortes. (Man darf nicht vergeſſen, daß Molière durch ſeine berühmte Komödie les femmes savantes die gelehrten Frauen in Mißkredit gebracht hatte.) Sie ſpricht nur über die Wiſſenſchaft mit Leuten, von denen ſie noch zu lernen hofft, niemals mit ſolchen, die ſie blenden könnte. Sie ging viel in Geſellſchaft, ohne daß man ihr Wiſſen merkte. Die Damen der Königin ſpielten mit ihr Karten und ahnten nicht, daß ſie über Newton geſchrieben hatte."

Natürlich beſaß die gelehrte Frau auch Feinde, die ſie nicht ſo günſtig beurtheilten wie ihr Freund. Die boshafteſte Schilderung rührt von Madame du Deffant her; ſie giebt ihr Schuld, nur deshalb Geometrie ſtudirt zu haben, weil es ihr an aller Grazie fehlte und ſie keinerlei Gaben beſeſſen habe, um durch etwas Anderes als Gelehrſamkeit zu glänzen. Allerdings war ſie nicht hübſch und zur Zeit ihres Verhältniſſes mit dem ſchönen Saint-Lambert auch nicht mehr jung: die Vierzig waren bereits angebrochen; aber ihr lebhafter Geiſt und ihr Talent für eine heitere, geiſtreiche Unterhaltung verliehen ihr dennoch eine große Macht über die Männer damaliger Zeit. Es war völlig Mode geworden, daß jede vornehme Dame einen Freund oder Schützling aus der Zahl der berühmten Männer ſich wählte. Die Verläumdung, dies unſterbliche Laſter der Menſchen, hat über die gelehrte Marquiſe du Châtelet ihre vollſten Schaalen ausgegoſſen, und es würde nicht leicht ſein, ſie ganz vom Schmutz derſelben zu befreien, nachdem ein volles Jahrhundert über die Thatſachen ebenſo gut wie über die Erfindungen hingerauſcht iſt; indeſſen ſteht es feſt, daß ſie von ihrem Gemahl und ihrer ganzen Familie auf's Tiefſte betrauert wurde, ebenſo von Voltaire, der ihr in ſeinen Briefen an Friedrich den Großen ein ſchönes Denkmal ſeiner Verehrung geſetzt hat.

Um ſeinen Schmerz zu zerſtreuen, nahm er die Einladung Friedrich's an und kam nach Potsdam. So war die gelehrteſte Frau des vorigen Jahrhunderts die nächſte Veranlaſſung zu dem welthiſtoriſchen Ereigniß der Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden großen Geiſtern. Noch ehe ſie ſich in Perſon begegneten, herrſchte ein beinahe zärtliches Verhältniß unter ihnen. Die Schmeicheleien, welche ſie ſich gegenſeitig ſchrieben, klangen ſehr übertrieben: Du biſt *Plato*, ſagte der König — und Du *Marc-Aurel*, erwiederte der Autor. Du biſt *ein gekrönter Philoſoph*, ein *Hochgenuß der Menſchheit*, ſchrieb Voltaire, und Du biſt *König der Geiſter, das Licht des Weltalls*, erwiederte Friedrich. Der König gab dem Dichter aber mehr als Lobſprüche, er ernannte ihn zum Kammerherrn mit 20,000 Fr. Gehalt, dafür corrigirte er die königlichen Schreibfehler und moquirte ſich über die königlichen Verſe. Die berühmten Freunde wurden denn auch nach wenig Jahren bittere Feinde, wiewohl ſie nachmals wieder, bis an ihr Lebensende, ſich liebten. F. v. H.

Rußland.

C. Schirren contra Juri Samarin.

Das in Prag 1868 erſchienene Werk: *Die ruſſiſchen Gränzmarken, von Juri Samarin*, welches in Rußland ein ſo gewaltiges Aufſehen erregte, daß ſich ſogar Männer, die mit der Leitung des Staats betraut ſind, darauf berufen und hieraus die Zuſtände der baltiſchen Provinzen beurtheilen, hat endlich eine Widerlegung und Kritik in der von Dr. C. Schirren, Profeſſor der Geſchichte zu Dorpat, herausgegebenen Schrift:*) *Livländiſche Antwort an Herrn Juri Samarin* erfahren, die an Klarheit der Darſtellung und wiſſenſchaftlicher Behandlung des Stoffes nichts zu wünſchen übrig läßt.

Herr Profeſſor Schirren begnügt ſich nicht damit, etwa nur die zahlloſen Widerſprüche, die ſich Hr. Samarin zu Schulden kommen läßt, Satz für Satz aufzudecken, ſondern mit wahrhaft Leſſing'ſcher Schärfe und Logik legt er auch noch dar, wie überall, wo der Verfaſſer jenes Werkes ſich auf Beweiſe einläßt er zu Schlußfolgerungen gelangt, die jeder Logik Hohn ſprechen.

Allerdings hat ſich Herr Juri Samarin nur ſelten auf Deductionen eingelaſſen, indem er meiſtens nur Schilderungen entwirft, in denen eine tendenziöſe Phantaſie die Hauptrolle ſpielt. Sein angeborner Inſtinkt, die Schlauheit, die überhaupt ſeiner Race eigen iſt, hat ihn richtig erkennen laſſen, daß Beweisführungen in ſeinen Händen Waffen ſind, die er nicht zu gebrauchen verſteht, und andererſeits die ruſſiſch leſende Welt nur ſolche Bilder vorgeführt zu ſehen wünſcht, die ihren Haß gegen das Deutſche reizen und ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Jetzt, wo die vortreffliche Schirren'ſche Schrift vorliegt, in welcher ſchlagend nachgewieſen wird, wie Herr Juri Samarin gewiſſe Thatſachen *einmal* leugnet, nur um aus dem Nichtvorhandenſein derſelben die Anklage gegen die Deutſchen erheben zu können, wie ſie für Land und Leute bis jetzt nichts gethan haben, während er wiederum an *anderen Stellen*, wo es ihm gerade paßt, dieſelben Thatſachen als nicht zu dulden darſtellt, weil das Volk ſich dadurch zu ſehr an die abendländiſche Kultur gewöhnt und ſo den Ruſſen entfremdet wird. Jetzt endlich läßt ſich auch der Grund finden, weshalb Herr Juri Samarin jede Ueberſetzung ſeines Werkes in andere Sprachen verboten hat. Er wußte ſehr genau, wie ſeine Schriften nie eine Kritik des gebildeten Theils Europas zu ertragen vermochten, daher er auch nur für ſeine Ruſſen ſchrieb, deren Sache das Nachdenken überhaupt nicht iſt; dieſe konnte er freilich durch gewandte Schilderungen blenden, und ſo ward das Werk von jener Seite ausgepoſaunt.

Dem denkenden und urtheilsfähigen Publikum ſind nunmehr durch Herrn Profeſſor Schirren die Augen geöffnet und jede weitere Ueberſetzung wird jetzt unnütz.

Die Schirren'ſche Schrift hat ſich jedoch noch eine andere, weit wichtigere Aufgabe geſtellt, als jene, dem Herrn Juri Samarin die Unfähigkeit nachzuweiſen, jemals eine Miſſion übernehmen zu dürfen; bei weitem der intereſſantere Theil iſt der, worin den Deutſchen jene Zeit der nordiſchen Geſchichte wieder in Erinnerung gebracht wird, als die Oſtſee-Provinzen noch deutſche Reichsländer waren, in welcher Art Liv- und Ehſtland zuerſt unter polniſche, dann unter ſchwediſche, zuletzt unter ruſſiſche Herrſchaft gelangten, und wie dieſe Länder niemals er-

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Digitized by Google

obert, ſondern mittelſt Traktaten, die zwiſchen den ruſſiſchen Zaren und den Landſtänden (nicht zwiſchen den kriegführenden Parteien) geſchloſſen wurden, dem ruſſiſchen Reiche verbunden, nicht einverleibt ſind. Es werden hier nicht nur Thatſachen aufgeführt, Schilderungen entworfen, etwa in der Art des Herrn Samarin, der ſich nur auf Traditionen, Gerüchte ſtützt, ſondern es werden überall Documente, Staatsverträge ꝛc. hervorgeholt, auf die ſich das unzweifelhafte Recht dieſer Provinzen gründet.

Da ferner durch dieſe Schrift die ruſſiſchen Verwaltungsmaximen, ebenfalls mit Citaten bekräftigt, offen dargelegt werden, am Schluß noch eine Beweisführung angetreten wird, wie aus inneren zwingenden Gründen das ſtaatlich ſoziale Leben in Rußland ſich ſo und nicht anders entwickeln konnte, und hieraus nun eine Schlußfolgerung für die Zukunft gezogen wird, ſo läßt ſich die Tragweite dieſes Werkes noch gar nicht bemeſſen.

War die Juri Samarin'ſche Schrift für die Oſtſee-Provinzen verhängnißvoll, ſo könnte die des Herrn Prof. Schirren für Rußland noch von weit größerer Bedeutung werden. Und welche Wichtigkeit die ruſſiſche Regierung jetzt ſchon dieſem Werke beilegt, zeigte ſich nur zu bald; denn nach Veröffentlichung deſſelben erhielt der Verfaſſer ſofort ſeine Entlaſſung als Lehrer an der Dorpater Hochſchule. Doch hoffen wir, daß Deutſchland dem würdigen Patrioten eine ſeinen Verdienſten angemeſſene Aufnahme bereiten wird.

A. von Buckenforde.

Aegypten.

Aegypten und die Bücher Moſe's, nach Ebers.*)

Die Aegyptologie hat ſeit Champollion's epochemachenden Entdeckungen außerordentliche Fortſchritte gemacht. Am früheſten enthüllte ſich uns das eigentliche Culturleben des wunderſamen Nillandes; in überraſchender Klarheit trat uns eine Civiliſation entgegen, wie wir ſie etwa um Chriſti Geburt vermuthen möchten, für ein Zeitalter, das um Jahrtauſende vor unſrer Zeitrechnung zurückliegt. Langſamer lüftete ſich der Schleier von der Geſchichte; die dürren Regentenreihen, die wir aus Manetho kennen, ſo vielfache Belege ſie auch aus den leicht lesbaren Königsſchildern empfingen, wollten ſich nicht mit Sicherheit in feſte chronologiſche Ordnung fügen, noch ſchwerer mit dem Fleiſch und Blut geſchichtlichen Lebens umkleiden laſſen. Am meiſten blieb die Philologie zurück. Das Vermuthen und Rathen, das der ſcharfſinnigen Combinationsgabe der Forſcher ſo erwünſchten Spielraum bot, wollte nur zögernd feſten Erkenntniſſen weichen, und kopfſchüttelnd ſchaut noch heute der klaſſiſche Philologe auf die ſiegesgewiſſen Behauptungen und ſchnellfertigen Leſungen der Hieroglyphen ſeitens der Aegyptologen hin. Allein auch hier weicht das Dunkel. Die jüngſte vorkoptiſche Sprachſchicht, das Demotiſche, — Dank den Forſchungen des regen Brugſch — enthüllt ſich immer deutlicher und geſtattet feſtere Rückſchlüſſe auf die älteren Sprachformen als bisher das Koptiſche, während Lepſius' Entdeckung der zweiſprachigen großen Tafel von Kanopus zum Verſtändniß derſelben in directeſter Weiſe die erfreulichſten Beiträge liefert. Anfangs fand die Aegyptologie, beſonders ſeitens der Engländer, nur in der Hoffnung Pflege, hier glänzende Illuſtrationen und Beſtätigungen zum Alten Teſtamente zu finden. Unter den deutſchen und franzöſiſchen Forſchern trat dieſe Richtung mehr zurück. Gleichwohl ſind die Beziehungen zwiſchen Aegypten und Paläſtina ſo eng geweſen, daß die Aufklärung über das eine Land nothwendig auf die Erkenntniß des andern zurückwirken muß. Die weltgeſchichtliche Bedeutung Israels wirft auch ihr Licht auf das alte Aegypten, und je weniger der Fachtheologe im Stande iſt, heute noch den raſchen Fortſchritten der Aegyptologie ſicher zu folgen, um ſo dankenswerther iſt es, wenn die letztere in jene Beziehungen neues Licht bringt.

Demgemäß haben wir bereits früher (vgl. Nr. 9 des Mag.) das Werk von Profeſſor Dr. Ebers dankbar begrüßt. Den Leſern dieſer Blätter wird es willkommen ſein, einige Ergebniſſe von allgemeinerem Intereſſe aus demſelben zu erfahren, da es mit großem Fleiße gearbeitet iſt und ſichtlich auf der Höhe ſeiner Wiſſenſchaft ſteht.

Die erſte weſentliche Berührung des A. T. mit Aegypten liefert das merkwürdige, in ſeiner Art einzige Dokument 1 Moſe 10. In dieſer „Völkertafel" iſt viel von Aegypten die Rede. Wir erhalten ein ausführliches Bild der Völkerſchaften, welche in alter Zeit das Nilland bewohnten. Ebers weiſt nach, daß ſich dieſe Angaben durch die hieroglyphiſchen Nachrichten beſtätigen, — nur faſſe man die Völkertafel weder genealogiſch noch ethnologiſch, ſondern mit den meiſten neueren Gelehrten geographiſch. Ueberhaupt ſind die Hamiten nichts weniger als Neger, ſondern Kaukaſier; der Name führt auf Dependenzen von Aegypten; denn cham iſt gleich kem, kemi, wie das Nilland ſtets genannt wird, geht aber nicht auf die dunkle Farbe der Bewohner. Kuſch ſind die kaukaſiſchen Aethiopen, im Süden Aegyptens und Arabiens, Put, der „Bruder Mizraim's", eine arabiſche, mit Aegypten oft verbündete, auf den Denkmälern häufig erwähnte Völkerſchaft an der Gränze. Die „Söhne" Mizraim's bezeichnen die Stämme, welche ſich im Nillande heimiſch gemacht hatten; auch hier ſtimmen die hieroglyphiſchen Zeugen in umfaſſender Weiſe überein, wenn gleich manche Punkte noch dunkel bleiben. Die Ludim ſind die ägypt. Lutu, die Anamim Aamu, die Lehabim oder die Lubim ſind die Temhu im Lande Lubu, jene im Oſten, dieſe im Weſten, die Anamim in den mittleren Marſchen des Delta wohnhaft, ſemitiſchen Urſprungs, Rinder hütend und von den Nachbarn gemieden. In Mittelägypten ſaßen die Naphtuchim, d. i. na-ptah: die Verehrer des Ptah, der in Memphis ſein Hauptheiligthum hatte, — die Patruſim wohnten in Oberägypten mit der Hauptſtadt Theben. Denn Patros deutet ſich pa-hatros; Haus, Tempel der Hather, oder pa-ther res: der heilige Flecken der Hather mit res, dem Zeichen des Südens. Die Kasluchim hatten das Gebiet im Oſten des Niles bis zur Südgränze Paläſtinas inne; es ſind ägyptiſirte Phönizier am Gebirge Kaſius; denn kas-lokh heißt „Berg der Dürre"; die Chasmonieim aber, wie die griech. Ueberſetzer des A. T. hier das Wort wiedergeben, ſind Natronleute, Salinenmänner, da ſie mit dem dort häufigen Salz (ägypt. hasm) ſtarken Handel treiben. Sie ſaßen in der Nähe der großen Gränzmauer gegen Oſten, welche Ebers in den Denkmälern erwähnt findet und von der auch Mizraim ſtammen ſoll oder Mazor, wie Aegypten im A. T. bisweilen heißt. Denn Mazor iſt eig. Enge, dann (?) Gränze, Umwallung.

Großen Fleiß hat der Verfaſſer der ſchwierigen Frage zu-

*) Aegypten und die Bücher Moſe's. Sachlicher Commentar zu den ägyptiſchen Stellen in Geneſis und Exodus. Erſter Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1868.

Digitized by Google

gewandt, wer die Kaphtorim geweſen ſeien. Sie ſind den Kasluchim benachbart und ſo hält er ſie auch für ägyptiſirte, ſeit langer Zeit an der Nordküſte des Delta anſäſſige Phönizier. Denn eben dieſe Nordküſte ſei unter Kaphtor zu verſtehen, nicht Kreta, wie die meiſten Forſcher wollen, noch weniger Kolchis oder Cypern. Einige etymologiſche Kühnheiten dürfen uns nicht befremden. Da ſoll kaft „das Gebogene“ heißen ꝛc. der Küſte, obgleich die (S. 132) dem Semitiſchen entlehnten Parallelen das Gewünſchte **nicht** bezeugen. Aa oder (?) Ai heiße im Altägyptiſchen „Uferſtrich“; Ai kaft iſt alſo das griechiſche Aigyptos, ganz natürlich, da die Griechen eben durch die Phönizier das Nilland, über deſſen „Wunder“ der biedere Herodot ſich zu entſetzen nicht müde wird, zuerſt kennen lernten und den Namen von dieſem, ihnen zuerſt bekannt werdenden Küſtenſtriche auf das Ganze übertrugen. Letzteres iſt natürlich leicht denkbar; nur wie Ai kaft gleich ſein ſolle mit kaft-ur, „Groß-Kaft“ (oder ein gebogenes Großes), iſt ſchwerer einzuſehen, da grade das Wort für „Küſtenland“ in der Bildung **nicht** vorhanden iſt. Außerdem hält unſer Verfaſſer es nicht für unwahrſcheinlich, daß auch Cypern den Namen Aakupta trug (S. 133 Note 4). Ganz unmöglich iſt aber die lautliche Uebertragung des hebr. Wortes für Inſel, Küſte (Aleph, Jod) in den griechiſchen Diphtong Ai. Gleichwohl ſind, von dieſen etymologiſchen Verſuchen abgeſehen, ſeine Belege für eine altphöniziſche Anſiedelung im Delta im Ganzen ebenſo intereſſant wie zutreffend. Natürlich beſpricht E. auch die Hykſosfrage ſehr ausführlich. Die gewonnenen Ergebniſſe ebnen ihm den Boden. Im Norden des Delta ſaßen Phönizier, in den Marſchen und im Oſten Semiten. Die Hykſos, ein Miſchvolk von Phöniziern und Arabern, bilden eine zweite mächtigere Strömung, welche im ganzen Delta und einem großen Theile Mittelägyptens ſich der Herrſchaft bemächtigt. Aber ſie ſind einer ſtarken Aegyptiſirung in Religion und Sitte ebenſo unterlegen, wie die ſtammverwandten Völker, welche vor ihnen dort Fuß gefaßt hatten und die auch nach der Vertreibung der Hykſos keineswegs vertilgt oder verjagt wurden. Die Einwanderung der Israeliten hat aber mit dieſen Hykſos nichts zu ſchaffen, ein Ergebniß, das heute bekanntlich nahezu bei allen unbefangenen Forſchern feſtſteht.

Sehr intereſſante Zuſammenklänge zeigen auch die Erzählungen über die Erzväter, ſobald wir ſie in die richtige hiſtoriſche Perſpective ſetzen und ihres engen familienhaften Rahmens entkleiden. Aber die Entkleidung iſt doch ägyptiſch. Dies zeigt ſich z. B. in den Geſchenken, die der Pharao dem Abram giebt, 1 Moſe 12, 16, und die man höchſt **unägyptiſch** hat finden wollen. Schafe und Eſel kommen gerade im alten Reiche ſehr häufig vor, und die Nichterwähnung der Pferde zeugt dafür, daß Abram's Einwanderung **vor** die Hykſoszeit gefallen ſein muß Im alten Reiche findet ſich von ihnen keine Spur, im neuen ſind ſie um ſo häufiger. Kameele ſind freilich nirgend abgebildet; aber in ſehr großer Tiefe iſt man bei Bohrungen auf Dromedarknochen geſtoßen. Die Beſchenkung mit Gold iſt um ſo natürlicher, als die Aegypter ſeit ſehr alter Zeit Goldproducenten waren, und die Verarbeitung edler Metalle bei ihnen lange vor Abraham auf einer ungemein hohen Stufe ſtand.

Tiefer greift die Frage nach der Beſchneidung. Unſer Autor will beweiſen, daß dieſe Sitte nicht nur von den Prieſtern geübt wurde — was die allgemeine Anſicht iſt — ſondern von allen Aegyptern, wenigſtens in der ältern Zeit. Wir bezweifeln, daß ſeine Argumente bei den Forſchern durchſchlagen werden. Jedenfalls ſind weder Herodot (II, 36) noch Horapollon günſtige Zeugen. Jener bezeugt nur, daß überhaupt die Beſchneidung in Aegypten zuhauſe ſei*), dieſer, daß ſie von den Prieſtern als Nachahmung des heiligen Hundsaffen geübt werde. Das Bild, welches er uns vorführt und das den Akt der Beſchneidung darſtellt, entſcheidet darüber nicht, ob der Knabe Sohn eines Prieſters geweſen oder eines gemeinen Aegypters, und von dem Chirurgen iſt zu wenig erhalten, um über die prieſterliche Würde des Mannes ein Urtheil zu erlauben. Die mikroſkopiſche Unterſuchung an einer in Prag befindlichen Knaben-Mumie, welche ein Beſchnittenſein konſtatirt, bezweifeln wir keinen Augenblick, begehren aber nach einem Beweiſe, daß dies **kein** Prieſterſohn geweſen. Die Beobachtungen auf den Monumenten können wir nicht als zutreffend anſehen; ſo genau hat der ägyptiſche Künſtler, ſoweit wir ſehen, nicht gezeichnet, um darüber entſcheiden zu können. Die Befunde bei Mumien nach Denon, Seezen, Blumenbach — wie weit erſtreckten ſie ſich? und waren ſie ſo erhalten, um eine Gewißheit zu ergeben? Der präpoſitionellen Verwendung des Wortes, welches die Vorhaut bedeutet, dürfte der Autor ſelbſt nur eine Beweiskraft zweiten Grades zugeſtehen. Dagegen iſt eine Verbreitung der Sitte unter den höheren Ständen nicht undenkbar. Die von den kundigſten Schriftſtellern bezeugte Behauptung, daß die Prieſter vor Allem auf dieſe Weiſe ſich auszeichneten — offenbar ein Theil der geſchärften Reinlichkeits-Vorſchriften, denen ſie unterlagen —, erleichtert auch die Annahme, daß die Hebräer den Gebrauch annahmen, eben um als „prieſterliches Volk“ (2 Moſe 19, 5) zu erſcheinen. Eigenthümlich iſt es ferner, daß Ebers, dem franzöſiſchen Aegyptologen Chabas folgend, die Gleichſtellung der Cheta mit den Hethitern (1 Moſe 23) verwirft: jene ſeien ein viel nördlicher wohnendes, zahlreicheres Volk geweſen. Er hat aber die Stelle 1 Kön. 10, 29 wohl überſehen, wo von „allen Königen der Hethiter“ die Rede iſt, neben denen von Aram, wie 2 Kön. 7, 6 neben den Aegyptern als gefahrdrohende Macht genannt. Denn dieſe (mit Fürſt u. A.) auf Cypern zu beziehen, iſt wohl kaum möglich. In früheren Zeiten nahmen ſie einen großen Theil Kanaans ein und erſcheinen eben deshalb in Abraham's Zeit als hervorragendſte Völkerſchaft des Landes, das daher Joſ. 1, 4 auch geradezu „Land der Hethiter“ heißt.

Sehr anziehend und unterrichtend ſind endlich die Mittheilungen über das Familienleben der Aegypter — die Stellung der Sklaven, die Hochhaltung der Ehe, die Bedeutung der höheren Beamten und Aehnliches. Eine Stelle wie die, welche Joſeph im Haushalte des Potiphar einnahm, findet ſich faſt auf jeder achten Abbildung (S. 304). Für den ungehemmten Verkehr zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes im Hauſe finden ſich Belege in Menge. Die Frau heißt „Herrin des Hauſes“; deutliche Darſtellungen zärtlicher Neigung ſind überaus häufig. Regierende Königinnen, wie ſchon in der 6. Dynaſtie die Nitokrit, begegnen uns nicht ſelten. Die Gemahlinnen der Könige genoſſen göttliche Ehren, und ſchon junge Prinzeſſinnen wurden diviniſirt (S. 308). Die Ehe bildete einen Hauptakt des Lebens, das Weib war tägliche Genoſſin des Mannes, das Band war geſetzlich normirt und ſchwer zu löſen. Von ängſtlicher Bewachung der Frauen iſt nicht die Rede.

*) Herodot ſagt auch, daß die Männer zuhauſe blieben und webten, während die Frauen auf den Markt gingen. Ebers will S. 306 dies auch nicht als allgemeine Sitte betrachten. Auf die Allgemeinheit legt Herodot eben keinen Werth; daß dergleichen **überhaupt** geſchehen, das iſt ihm ſo wunderlich.

Digitized by Google

Gleichwohl haben die Könige einen Harem und Eunuchen beaufſichtigen die Dienerſchaft. Höchſt intereſſant iſt ein ägyptiſches Märchen, kurz vor dem Auszuge Israels entſtanden, welches zur Geſchichte Joſeph's ein auffallendes Seitenſtück darbietet. Zwei Brüder wohnen zuſammen, der ältere bleibt bei ſeinem Weibe zu Hauſe, der jüngere arbeitet den Tag über auf dem Felde. Einſt geht der ältere Bruder mit aufs Feld, um zu ſäen. Er ſchickt den jüngeren nach Hauſe, um mehr Saat zu holen. Da ſtellt ſeine Schwägerin an ihn daſſelbe Begehr, wie das Weib des Potiphar an Joſeph. Er erwiedert: „Du, o Weib, biſt mir in der Weiſe einer Mutter, und Dein Mann iſt mir in der Weiſe eines Vaters; denn er iſt älter als ich, als ob er mein Erzeuger wäre. Was iſt das für eine große Sünde, was Du zu mir geſprochen haſt." Er eilt hinweg. Sie verwundet ſich, als ob ein Böſewicht ihr Gewalt angethan hätte. Der Mann kommt nach Hauſe; das Weib verklagt den ſpröden Schwager als den Böſewicht, an dem der Bruder tödtliche Rache nehmen will. Aber Batau, ſo hieß der Jüngere, wird rechtzeitig von einer Kuh gewarnt und entflieht. Der ältere Bruder, Anubis, eilt ihm nach. Schon iſt er ihm auf den Ferſen, da entſteht auf ein Gebet zum Sonnengotte zwiſchen ihm und ſeinem Verfolger ein Waſſer voll Krokodile. Batau erzählt den wirklichen Hergang und zur Erhärtung der Wahrheit — entmannt er ſich. Anubis eilt nach Hauſe, tödtet das ungetreue Weib und wirft es den Hunden vor. Die ferneren wunderbaren Schickſale des Batau, ſagt Ebers, erinnern an unſer Märchen vom Machandelbaume. — Gewiß iſt hierdurch „die Aegypticität" jener Erzählung aus dem Leben Joſeph's geſichert, ob aber auch ihre hiſtoriſche Treue, wäre eine andere Frage. — Ueber das Weintrinken in Aegypten ſind auch irrige Angaben verbreitet geweſen, auf Grund der widerſpruchsvollen Angaben der Klaſſiker. „Zahlloſe Denkmäler vereinen ſich, um handgreiflich darzuthun, daß bereits im alten Reiche, alſo ſelbſt vor den Hykſos, der Rebſtock und der gepreßte Traubenſaft in Aegypten einheimiſch waren und dort im bürgerlichen und religiöſen Leben eine nicht ſelten übergroße Rolle geſpielt haben" (S. 323). — Manche Züge ſind auffallend. So iſt es nicht richtig, daß die Aegypter, wie Herodot II, 35 ſagt, Alles auf dem Kopfe tragen. Aber grade bei Bäckern war dies der Fall (1 Moſe 40, 16. 17), wie eine Abbildung aus der Hofbäckerei von Ramſes III (des Herodotiſchen Rhampſinit) dies deutlich zeigt.

Der Traum des Pharao (1. Moſe 41) iſt durch und durch ägyptiſch und war für den Kenner ägyptiſcher Symbolik außerordentlich leicht zu rathen, zumal der zweite Traum von den Aehren den erſten von den Kühen gewiſſermaßen ſelbſt erklärt. Die Unfähigkeit der einheimiſchen Prieſter, die Deutung zu geben, erſcheint demnach etwas problematiſch und nur als Folie für die Größe des hebräiſchen Helden. Daß die andern Züge in Joſeph's Geſchichte ſtreng ägyptiſches Colorit verrathen, iſt ſchon früher mehrfach dargelegt worden. Das menſchliche Alter iſt übrigens damals faſt ebenſo hoch geweſen, wie heut; 110 Jahre galten ſchon für ſehr viel, — was mit den großen Zahlen der Patriarchen-Jahre übel ſtimmt, da Jakob ein Alter von 130 Jahren ein „kurzes" nennt.

Wir können dem Verfaſſer um ſo mehr Glauben ſchenken, da er völlig fern iſt von jenem falſch-apologetiſchen Eifer, welcher um jeden Preis die Bibel rechtfertigen möchte, und dabei gänzlich überſieht, daß er keine Ueberzeugung pflanzt, ſondern nur Mißtrauen ſäet, auch da, wo es nicht geboten iſt. Um ſo werthvoller ſind die ungeſucht ſich ergebenden Zuſammenklänge, ſo wenig dieſelben eine buchſtäbliche Richtigkeit des Erzählten zu erhärten im Stande ſind. Jedenfalls aber widerlegen ſie die ganz unbegründete Meinung, daß die Israeliten, erſt in Kanaan ſeßhaft, jede Kunde von ägyptiſchen Bräuchen verloren hätten. — Wir wünſchen, daß der Autor bald den zweiten, ungleich wichtigeren Band veröffentliche, in welchem die vielbeſtrittene Frage über den Zuſammenhang zwiſchen Moſaismus und ägyptiſcher Religion zur Erläuterung kommen muß.

Kleine literariſche Revue.

— **„Fünfzig Jahre dichteriſchen und gelehrten Lebens."***) Unter dieſem Titel bietet uns Herr Joſ. Max. Wagner in Wien eine, in chronologiſcher Reihenfolge angeordnete bibliographiſche Zuſammenſtellung ſämmtlicher literariſchen Arbeiten Hoffmann's von Fallersleben, ſowohl poetiſcher als wiſſenſchaftlicher Natur, ſeit dem Jahre 1818. Bei einem Gelehrten, deſſen Schriften ſo zerſtreut, in Zeitſchriften, auch ausländiſchen, verborgen ſind und zum größeren Theil über den Broſchüren-Umfang nicht hinauskommen, wie jene Hoffmann's, iſt eine derartige bibliographiſche Ueberſicht gewiß an und für ſich ſchon ſchätzenswerth. Sie gewinnt aber, in Bezug auf Verläßlichkeit und Genauigkeit, doppelt an Bedeutung, wenn, wie uns in der kurzen Vorrede des Herausgebers mitgetheilt wird, eigenhändige Aufzeichnungen des Verfaſſers derſelben zu Grunde liegen; ſolche ließ Hoffmann von Fallersleben über ſeine „deutſch-ſprachliche Thätigkeit" im J. 1862 Herrn Wagner zukommen. Der Herausgeber hat demnach bloß dieſes Verzeichniß, vorzüglich mit Rückſicht auf Hoffmann's poetiſche Leiſtungen, zu vervollſtändigen gehabt, welche ja mit den gelehrten dieſes Dichters in innigem Zuſammenhange ſtehen. Wenn auch nicht Alles Gold iſt, was glänzt, ſo kann man doch nicht umhin, angeſichts der ſtummen aber beredten, von Herrn Wagner uns vorgeführten Zeugen, in Erſtaunen zu gerathen über die außerordentliche geiſtige Fruchtbarkeit und den unermüdlichen Fleiß eines Mannes, der nebſtbei in gleichem Maaße dem ſozialen wie dem öffentlichen Leben ſeinen Tribut leiſtete. Mehr denn 200 Nummern, leider ohne eine kritiſche Zuthat, bilden die vorliegende Sammlung. Ein recht vollſtändiges, beiläufig 50 Nummern zählendes Verzeichniß von „Schriften" (Aufſätzen) über Hoffmann von Fallersleben geht der eigentlichen Aufzählung voran und ergänzt in gleicher bibliographiſcher Weiſe das etwas monotone Gemälde, welches Herr Wagner von der fünfzigjährigen ſowohl dichteriſchen als gelehrten Thätigkeit des „unpolitiſchen Sängers" zu entwerfen verſucht. Als Nachſchlagebüchlein iſt Wagner's Arbeit recht brauchbar und büßt, nach unſerer Anſicht, nur dadurch an Ueberſichtlichkeit ein, daß die Ausgaben einer und derſelben Schrift auseinandergehalten ſind, folglich an verſchiedenen Stellen als ebenſo viele Nummern erſcheinen, was zum mindeſten durch einen typographiſchen Unterſchied hätte angedeutet werden ſollen, damit das Bild der eigentlichen Urſchöpfung des Autors nicht beeinträchtigt werde. F. v. Hd.

— **Die Kultur der Renaiſſance in Italien.** Das ſchöne Buch von Jacob Burckhardt: „Die Kultur der Renaiſſance in

*) Hoffmann von Fallersleben, 1818—1868. Wien, Gerold, 1869. (37 S.)

Digitized by Google

Italien", iſt in zweiter durchgeſehener Auflage*), im Weſentlichen in unveränderter Geſtalt erſchienen. Der Verfaſſer, dem es an Muße zu einer vollſtändigen Umarbeitung des Ganzen fehlte, hat ſich auf einzelne Abänderungen des Textes und Zuſätze in den Anmerkungen beſchränkt; auch glaubte er, daß vielleicht manche Anſichten und Urtheile, welche ihm jetzt bereits etwas jugendlich erſcheinen, in derjenigen Schattirung, die ſie nunmehr erhalten würden, geringere Zuſtimmung finden möchten. Das „Magazin" hat mit zu den Erſten gehört, welche in dem Burckhardt'ſchen Werke eine weſentliche Förderung der kulturgeſchichtlichen Studien begrüßten. Seitdem iſt die „Kultur der Renaiſſance in Italien" weithin als eine der beſten Arbeiten auf dieſem Gebiete anerkannt worden. Das Erſcheinen der zweiten Auflage iſt uns ein erfreulicher Beweis für die Theilnahme, welche unſer gebildetes Publikum der kulturgeſchichtlichen Forſchung auch da entgegenbringt, wo dieſelbe am Ernſteſten der Wiſſenſchaft zu dienen beſtrebt iſt. F.

— **Deutſche Studien in Straßburg.****) Der bis in's Greiſenalter unermüdlich thätige und geiſtig ſchöpferiſche Archivar Ludwig Spach in Straßburg hat im Mai 1869 eine vierte Sammlung ſeiner literariſchen Eſſays veröffentlicht, welche die Friſche ſeines Urtheils und ſeiner Empfindung abſpiegeln und auch wiederum darthun, wie ſehr die deutſche Literatur ihm am Herzen liegt. Bekanntlich werden auf Betrieb des Unterrichts-Miniſters Duruy ſeit 1864 in den Großſtädten Frankreichs, nach deutſchem Muſter, öffentliche Vorträge für gebildete Zuhörer aller Stände und beiderlei Geſchlechtes gehalten. Herr Ludwig Spach hat für die Vorträge in der Präfectur und im Rathhauſe zu Straßburg ſtets germaniſtiſche Stoffe ausgewählt; während er im engeren Kreiſe der literariſchen Geſellſchaft ſeiner Vaterſtadt mehr die ältere Claſſicität, die mittelhochdeutſche, zur Sprache bringt, will er dem größeren Publikum Straßburgs beſonders die neueren Claſſiker der Deutſchen in's Gedächtniß rufen und er hat hierin ſchon Treffliches geleiſtet. Das vorliegende Bändchen literariſcher Kritiken enthält unter Anderem den Abdruck zweier aus der deutſchen Literatur ſchöpfenden Vorträge, nämlich eine kritiſche Analyſe von Göthe's Egmont und eine ſolche von Schiller's Maria Stuart. Beide Abhandlungen verrathen genaue Bekanntſchaft mit den Fortſchritten der deutſchen Literarhiſtorik, aber man darf wohl bedauern, daß dergleichen Vorträge über deutſche Literatur in Straßburg, in dieſer alten freien Reichsſtadt, nicht auch in deutſcher Sprache gehalten werden.

— **Die Aufgaben des Armee-Geſundheits-Dienſtes.** Herr Ober-Stabsarzt Roth hat einen in der militäriſchen Geſellſchaft zu Berlin über dieſen Gegenſtand gehaltenen Vortrag in der neuen „Zeitſchrift für öffentliche Geſundheitspflege" publicirt. Es iſt ein trefflicher Aufſatz, deſſen Inhalt hoffentlich beherzigt werden wird. So oft es ſchon geſagt worden iſt — es kann nicht oft genug wiederholt werden: auf die Verhütung von Krankheiten kommt es bei den Truppen im Felde und in der Garniſon an. Die Kugel rafft im Felde Einen Mann hin, die Krankheit fünf und mehr. Im Krimkrieg überſchritt die engliſche Armee nie einen Effektivſtand von 34,000 Mann, wiewohl 83,030 Mann im Ganzen nach der Krim geſendet worden ſind und von den 309,000 Franzoſen fielen 63,000 Mann Krankheiten zum Opfer und nur 9000 den Geſchoſſen. Im Jahre 1863 verlor die Armee der amerikaniſchen Nordſtaaten 52,000 Todte, davon nur 10,000 durch Verwundungen. Der Feldzug des Jahres 1866 hat Preußen durch die feindlichen Waffen nur 4460 Todte gekoſtet, während Krankheiten 6427, darunter 80 pCt. durch Cholera, zum Opfer gefallen ſind. — Im Frieden und im Kriege läßt ſich durch wohlbedachtes Vorbeugen außerordentlich viel in dieſer Beziehung leiſten. England hat nach den harten Erfahrungen in der Krim ſein Militär-Medizinalweſen reorganiſirt; ſeitdem iſt die Sterblichkeit der Armee von 17,8 auf 8,9 pro 1000 geſunken. In dem jüngſten Feldzug in Abeſſinien gelang es durch geſchickte Maßnahmen und paſſende Berückſichtigung der klimatiſchen Verhältniſſe, unterſtützt durch die ganze Macht der großartigen Induſtrie Englands, den Krankenbeſtand der engliſchen Truppen auf nur 5,8 pCt. und 1,3 pCt. Todesfälle zu beſchränken.

In den letzten Jahren ſind im Bereich des norddeutſchen Bundes in den Verhältniſſen, welche ſich auf die Geſundheits-Verhältniſſe der Soldaten im Frieden beziehen, namentlich in Wohnung, Nahrung, Kleidung, erhebliche Verbeſſerungen eingeführt worden; für die Bedürfniſſe des Krieges haben Staat und Privatſorge eine erhöhte Vorbedachtſamkeit entfaltet. Hoffen wir, daß die Letztere nicht ſobald Gelegenheit zur Bethätigung finde — doch iſt eine ſolche Eventualität nicht zu vermeiden, ſo können wir unſere Brüder getroſten Muthes hinausziehen ſehen: was menſchlicher Kraft möglich, wird zu ihrem Beſten geſchehen. Dr. P.

— **Der klimatiſche Kurort Algier.***) Das Buch iſt nicht etwa eine medieiniſche Abhandlung oder eine Reklamenſchrift zu Gunſten der franzöſiſchen Colonie Algier; es iſt vielmehr der mit Zuneigung geſchriebene Bericht eines Deutſchen über die Erfahrungen und Beobachtungen, die er im Laufe mehrerer Jahre als geſundender Kranker dort ſammelte, gleichſam eine mit Dank ausgefertigte Quittung über Geſundheit, Lebensgenüſſe und Studienſchätze, die Algerien dem Verfaſſer lieferte. Dieſer iſt offenbar in der Benutzung ſeines Aufenthalts daſelbſt ſehr weiſe und glücklich geweſen. Er hat nicht allein Algier, den Ort ſelbſt, ſondern auch die Umgebungen in weitem Umkreiſe bis in den Atlas hinein gründlich kennen gelernt; kein anziehender Ort, kein intereſſanter Geſellſchaftskreis, kein wiſſenswerthes Verhältniß ſcheint ihm fremd geblieben zu ſein. Deshalb geſtaltet ſich ſein Buch, ſo anſpruchslos es auch geſchrieben iſt, zu einer für Kranke ſeiner Art ſehr nützlichen und für Geſunde recht angenehmen Lektüre. Jemehr Algier Ausſicht hat, ſich zu einem Weltort zu erheben, deſto zeitgemäßer erſcheint, zumal für Deutſchland, eine Monographie, ein Reiſehandbuch, ein Berather in dieſer Form. Ueber einen heiklen Punkt hat ſich der Verfaſſer glücklich hinweggeholfen: über die politiſchen Verhältniſſe von Algerien. Er ſagt darüber nur ſoviel, als nöthig iſt, um die thatſächliche Lage kennen zu lernen, und konſtatirt, daß ſeit der Reiſe des Kaiſers durch Algerien ſich unter dem überaus menſchenfreundlichen Herzog von Magenta ein entſchiedener Umſchwung zum Beſſeren vollzieht. Die Befähigung unſerer Nach-

*) Leipzig, E. A. Seemann, 1869.

**) Mélanges de critique littéraire par Louis Spach, archiviste du département du Bas-Rhin. Quatrième Série. Strasbourg, Silbermann, 1869.

*) Schilderungen nach dreijähriger Beobachtung in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reiſe und Aufenthalt, von Otto Schneider. Dresden, G. Schönfeld (C. A. Werner), 1869.

Digitized by Google

barn, dort dauernde und wirkliche Civiliſations-Erfolge zu erzielen, ſcheint der Verfaſſer nicht hoch anzuſchlagen. Deſto ſchönere Dinge weiß er über die geſellige Liebenswürdigkeit der algieriſchen Franzoſen zu erzählen.

— **Zur Kenntniß der Polarmeere.** Während das gebildete Europa mit vielem Intereſſe die neuerdings unternommene Nordpol-Expedition verfolgt, liefert eine Schrift von Moritz Lindemann: „Die arktiſche Fiſcherei der deutſchen Seeſtädte 1620—1868"*) einen nicht unerheblichen Beitrag zur genaueren Kenntniß der Polarmeere. Der Verfaſſer weiſt in derſelben, auf die maritime Bedeutung der Großfiſcherei für die europäiſchen Länder überhaupt, für die deutſchen aber beſonders hin, ergeht ſich in Schilderungen, die Anfänge und verſchiedenen Stadien, ſowie den Betrieb des Walfiſch- und Robbenfanges betreffend, und verflicht darin manche intereſſante und unterhaltende Abenteuer von Walfiſchjägern, ſo daß das Heft eine nicht nur belehrende, ſondern auch amüſante Lektüre bietet.

— **Wegweiſer durch den Harz.****) Der Literarhiſtoriker, Dr. Heinrich Pröhle in Berlin, ein genauer Kenner ſeiner warm verehrten engeren Heimat, des Harzgebirges, hat ſich das Verdienſt erworben, den Schatz ſeiner Studien und Wanderungen für das praktiſche Bedürfniß der Harzreiſenden flüſſig zu machen, indem er den Harzwegweiſer aus Grieben's Reiſebibliothek einer neuen Bearbeitung und durchgreifenden Verbeſſerung unterzogen hat. Das Büchlein, welches mit zwei Karten und zahlreichen Holzſchnitten verſehen iſt, bietet für einen billigen Preis überall guten, auch pekuniär nützlichen Rath und eine im Verhältniß zum Umfange ſehr große Menge inſtruktiver Erklärungen. Wir dürfen es zu den beſten Produkten ſeiner Art rechnen.

— **Eine illuſtrirte Familien-Bibliothek.*****) Aus Leipzig geht uns die erſte Lieferung einer „Illuſtrirten Familienbibliothek" zu, welche die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in ſchöner Form auf ihre Fahne geſchrieben. Bereits das erſte Heft bringt in der That einen Hausſchatz für alle Schichten von Leſern. Ein trefflich geſchriebener Aufſatz von Dr. Carl Müller in Halle hat die höchſte Aufgabe der Menſchheit, das Befriedigendſte und Beglückendſte des Lebens, die Arbeit, zum Gegenſtand und ſchildert ſie, die hehre Mutter aller Tugenden, in ſinnigen Parallelen des Natur- und Menſchenlebens. Daran ſchließen ſich nicht minder werthvolle Abhandlungen: „Zur Ernährung des Volkes" von Dr. Carl Birnbaum, „der Nahrungswerth des Brodes" von Auguſt Vogel, „die Diätetik der Gegenwart und deren Bedeutung als Lebenskunſt der Civiliſation", ein beachtenswerther Aufſatz von Dr. Hermann Klencke, ferner „die hohe Bedeutung des Gemüſebaues" von Dr. W. Löbe. An dieſe ernſt-gewichtigen Belehrungen, deren eine wie die andere weder die ſchöne Form, noch die klare, wahrhaft populäre Darſtellung außer Acht gelaſſen, ſchließt ſich zunächſt eine liebliche Schilderung der „deutſchen Singvögel" vom Pfarrer Carl Müller in Alsfeld. Um jedes Bedürfniß zu befriedigen, bietet das Unternehmen auch bereits in der erſten Lieferung zwei begonnene Novellen: „Waldraſt" von Bernd von Guſeck und eine „Bauernnovelle" von C. Fraaß. Den Beſchluß macht ein Aufſatz von Dr. G. Jäger: „Der Lebensprozeß im Waſſer", deſſen kurze Einleitung und erſter Abſchnitt „das Aquarium" jeden ſinnigen Leſer anſprechen wird. K. R.

*) Mittheilungen aus Juſtus Perthes' geographiſcher Anſtalt. Ergänzungsheft Nr. 26. Gotha, 1869.

**) Der Harz. Illuſtrirter Wegweiſer für 1869. Völlig neu bearbeitet von Heinrich Pröhle. 10. Aufl. Berlin, Verlag von Albert Goldſchmidt, 1869.

***) Erſtes Heft. Leipzig, Paul Kormann, 1869. (Preis jedes Heftes von 6 Bogen, mit Abbildungen, 5 Sgr.)

Literariſcher Sprechſaal.

Das Pariſer Journal officiel vom 1. Juni berichtet über einen Curſus der niederländiſchen Sprache und Literatur, der in dieſem Jahre an der Sorbonne ſtattfindet, und zwar geleitet von Herrn D. Baecker, einem franzöſiſchen Vlaming (aus Dünkirchen), der die niederländiſche Sprache als eine der direkten Quellen der franzöſiſchen bezeichnet und die Behauptung aufſtellte, daß nicht weniger als 12000 franzöſiſche Wörter unmittelbar aus dem Niederländiſchen (ſoll wohl heißen: Germaniſchen) entlehnt ſeien. Vlamiſch-niederländiſche Blätter legen einen großen Werth darauf, daß eine ſolche Werthſchätzung ihrer Sprache in Paris auf der Univerſität kundgegeben worden. Auf deutſchen Univerſitäten iſt der Zuſammenhang der deutſchen Wiſſenſchaft mit den Leiſtungen der niederländiſchen Humaniſten und Philologen nie aus den Augen verloren worden. Erſt kürzlich wieder hat, bei der Feier des Leibniztages (der zugleich zu einer Humboldtfeier benutzt wurde), durch die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, Herr Profeſſor Haupt auf die Beziehungen von Leibniz zur niederländiſchen Philologie hingewieſen, während ein anderer berühmter Germaniſt, Profeſſor Hoffmann von Fallersleben, durch ſeine bändereichen Horae Belgicae, wie durch ſeine früheren Vorleſungen an der Breslauer Univerſität, dargethan hat, welchen Werth das gelehrte Deutſchland auf die linguiſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Beziehungen zu Süd- wie zu Nordniederland legt.

Wir haben kürzlich, bei Gelegenheit der Beſprechung des ſchweizeriſchen Idiotikons (Nr. 23 des „Magazin"), auch der germaniſch-vlamiſchen Brüder in Belgien gedacht, die ſich durch ihre Losreißung vom deutſchen Stamme völlig iſolirt und ihre Fühlung mit den Kulturbeſtrebungen der germaniſchen Sprachgenoſſen faſt verloren haben. Wir freuen uns, aus Belgien einen Proteſt gegen dieſe übrigens mit voller Achtung des geiſtigen Lebens der Belgier ausgeſprochene Bemerkung empfangen zu haben, wobei auf die neueren literariſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen der Vlamingen und namentlich auch auf ein vlamiſches Idiotikon hingewieſen wird, welches die Sprach- und Literariſche Geſellſchaft Met Tijd en Vlijt (Mit Zeit und Fleiß) in Löwen herausgiebt und das in der kürzlich erſchienenen ſiebenten Lieferung (Van het woord „Uitgeregend" tot het woord „Vette") zu ſeinem nahen Abſchluſſe gediehen iſt.*) Dieſes Wörterbuch, welches nur die in den ſüdniederländiſchen Provinzen vorkommenden Idiotismen umfaßt, enthält gleichwohl einen Sprachſchatz, aus welchem alle germaniſchen Wörterbücher mit Vortheil würden ſchöpfen können.

*) Algemeen Vlaamsch Idioticon. Leuven, Gebroeders van Linthout, drukkers der hoogeschool.

Digitized by Google

Es iſt ſchon einmal in dieſen Blättern des Verſuches gedacht worden, Jean Paul durch eine Art von Bearbeitung dem größeren Leſerkreiſe zugänglich zu machen, und wir haben uns damals für dieſes Unternehmen günſtig ausgeſprochen. Jetzt liegt uns ein zweiter Band dieſer Ausgabe vor, welche den Titan weiter fortführt*), und auch durch dieſe Fortſetzung ſind wir in unſerem früheren Urtheile nur beſtärkt worden. Die Bearbeitung beſteht nämlich, wie ſchon der Titel ankündigt, darin, daß die am ſchwerſten verſtändlichen Stellen weggelaſſen und jedem Bande ein Namen- und Wortregiſter beigegeben iſt, in welchem die mythologiſchen und geſchichtlichen Namen und ſonſtigen Fremdwörter oder Ausdrücke kurz erklärt ſind. Das Letztere, die Namen- und Wort-Erklärungen, könnte wohl als entbehrlich angefochten werden, denn bei einem Leſer Jean Paul's muß man billig eine Kenntniß mythologiſcher und geſchichtlicher Perſonen und dergleichen vorausſetzen.

Was nun die Idee einer ſolchen Ausgabe des Jean Paul überhaupt betrifft, ſo mag man gegen eine Verkürzung des Textes unſerer Klaſſiker im Allgemeinen begründete Einwendungen erheben; das aber läßt ſich nicht leugnen, daß, wenn man ſie einmal zulaſſen will, ſie am Erſten bei dieſem Dichter gerechtfertigt ſind. Denn die Schreibweiſe Jean Paul's iſt durch die vielen herbeigezogenen Anſpielungen, Vergleiche und Citate oft eine etwas verworrene oder doch eine ſolche, welche das Verſtändniß nicht wenig erſchwert, und das iſt auch wohl ein Hauptgrund, warum derſelbe im Ganzen bei dem größeren Publikum bis auf dieſen Tag ſo wenig bekannt und beliebt iſt. Eine Ausgabe ſeiner Schriften alſo, welche dies Hinderniß zu entfernen ſich bemüht, kann man nur mit Freuden begrüßen, zumal wenn man bei jeder Fortführung des Werkes von Neuem in der Ueberzeugung beſtärkt wird, daß der Herausgeber es verſteht, das richtige Maß zu halten und das Weſentliche vom Unweſentlichen wohl zu unterſcheiden.

Der deutſche Alpen-Verein, der kürzlich in München gegründet wurde, hat ſich die Durchforſchung der geſammten deutſchen Alpen, die erleichterte Bereiſung derſelben, ſowie die Herausgabe periodiſcher Schriften, zur Aufgabe geſtellt und ſoll aus einzelnen Sectionen mit wechſelndem Vorort beſtehen. Solche Sectionen haben ſich bereits an mehreren Orten Deutſchlands (auch in Berlin) und Deutſch-Oeſterreichs gebildet; an anderen ſind ſie in der Bildung begriffen. Für das nächſte Vereinsjahr iſt München zum Vorort erwählt.

Alexander Dumas Sohn hat bei Dentu eine kleine Broſchüre erſcheinen laſſen unter dem Titel: Les Madeleines repenties. Dieſelbe hat hauptſächlich den Zweck, das Aſyl für gefallene Mädchen zur heiligen Anna der öffentlichen Wohlthätigkeit zu empfehlen. Die rührende Geſchichte der Gründung dieſes Inſtituts durch eine Madmoiſelle Chupin wird in beredten Worten erzählt und an das Mitgefühl der Frauen für ihre unglücklichen Schweſtern, an das Mitgefühl der Männer für ihre unglücklichen Opfer mit einem Pathos appellirt, wie es nur dem Dichter der dame aux camélias und der demi-monde zu Gebote ſtehen konnte.

*) „Titan“ von Jean Paul, durch Weglaſſung der am ſchwerſten verſtändlichen Stellen und durch Namen- und Wort-Erklärungen einem größeren Leſerkreiſe zugänglich gemacht von Emil Wendt. Zweiter Band: Die fürſtlichen Geſchwiſter. Zerbſt, Dörffling, 1868. (280 S.)

Eine neue Glaubenslehre*) iſt an das Tageslicht getreten, welche weder die weiſen Geſetze Moſis, noch die milden Lehren Chriſti, noch den Ueberzeugungseifer Mohammed's, noch endlich irgend ein beſtimmtes philoſophiſches Syſtem zur Baſis nimmt, ſondern (natürlich mit anderen Worten) einfach ſagt: Was ſucht Ihr nach einem Gotte außer Euch? Ihr ſelbſt ſeid Gott — oder habt wenigſtens das Zeug in Euch, einer zu werden und Euch zum Beherrſcher der Welt zu machen, wenn Ihr Euch nur Mühe gebt! — Wahrlich, an übergroßer Beſcheidenheit laborirt dieſe neue Religionslehre nicht, und doch bezweifeln wir, daß ihr Apoſtel (Herr A. Heinſius) durch ein kürzlich veröffentlichtes Glaubensbekenntniß viel Proſelyten machen wird. In der Bemühung, ſeine Theorieen anſchaulich zu machen, lehnt ſich der Verfaſſer (vielleicht unbewußt) an die Lehre vom Dualismus, welcher eine Zweiheit der Prinzipien vertritt: den Geiſt und die Materie (die Letztere iſt mit dem Erſteren ein gleich ewiges, ſtoffliches Prinzip) — dieſelbe Lehre, welche vor zehn Jahren Büchner ſeinem Werke „Kraft und Stoff“ zu Grunde gelegt — aber Herr Heinſius geht weiter, er zerlegt den Geiſt auch in zwei Theile, in einen guten und einen böſen, und der gute Geiſt im Menſchen iſt ihm der Gott, den wir anbeten ſollen. Obſchon einer präciſen Logik ermangelnd, iſt doch auch dieſer Religionslehre eine höhere ſittliche Idee und eine kräftige Moral nicht abzuſprechen, aber wir möchten es doch den Leſern der Schrift ſelbſt überlaſſen, ſich darüber ihr Urtheil zu bilden. —rm—

Bei Gelegenheit der in der Pfingſtwoche zu Berlin tagenden Lehrerverſammlung iſt auch eine recht zeitgemäße Inſtitution begründet worden, nämlich ein Verein deutſcher Lehrerinnen und Erzieherinnen zur Förderung ihrer geiſtigen und materiellen Intereſſen. Da die Schule und mit ihr die Lehrerin in engſter Beziehung zum Hauſe und zur Geſellſchaft ſteht, ſo hat man ſehr wohl erkannt, daß nicht einſeitiges Abſchließen, ſondern nur innige Gemeinſchaft mit der Familie zum wahren Segen gereichen kann, und deshalb zur Mitgliedſchaft nicht nur Lehrerinnen und Erzieherinnen vom Fach, ſondern auch Männer, wie Frauen, die ſich entweder als Väter und Mütter oder in anderer Eigenſchaft für die Zwecke des Vereins intereſſiren, zur Mitgliedſchaft berechtigt. Regelmäßige Zuſammenkünfte, in denen die wichtigſten Erziehungsfragen erörtert werden, wie Beſprechung dieſer Angelegenheiten in pädagogiſchen und anderen Blättern, ſollen zur Förderung der geiſtigen Intereſſen dienen und hieran ſollen alle Mitglieder theilnehmen, während die Förderung der materiellen Intereſſen ſich auf die Lehrerinnen und Erzieherinnen von Fach beſchränkt und zunächſt durch Einrichtung einer Unterſtützungskaſſe und einer unentgeltlichen Stellenvermittlung bewirkt werden ſoll. Der Vorſtand, welcher vorläufig auf ein halbes Jahr gewählt iſt, hat ſeinen Sitz in Berlin; ſobald ſich an einem Orte mehrere Mitglieder befinden, bilden ſie einen Lokalverein, der mit dem Vorſtand in Verbindung tritt. Alljährlich in den Michaelisferien findet eine General-Verſammlung ſtatt, die den Vorſtand wählt und in dieſem Jahre auch über ein revidirtes Statut zu berathen haben wird. Der jährliche Beitrag beträgt 1 ℛ und ſind Beitritts-Erklärungen an die zeitige Vorſitzende, Frl. Simon, Belle-Allianceſtr. Nr. 4, zu richten. J. H.

*) Meine Religion in ihren Grundzügen. Eigene Darſtellung von A. Heinſius. Coburg, Georg Sendelbach, 1869.

Digitized by Google

Meyers Konversations-Lexikon.
1868er Auflage, complet gebunden.
15 Bände, mit eingebundenem Atlas und Register. 37½ Thlr. (130)
Auch in *Umtausch* gegen alte Auflagen von *Brockhaus*, *Pierer* und *Meyer*.

Soeben erschien:

Des
ARISTOPHANES
Werke.
Uebersetzt von
Joh. Gust. Droysen.
Zweite Auflage.
Zwei Theile.

gr. Octav. 56 Bgn. Eleganteste Ausstattung.
Preis geheftet 5 Thlr. 10 Sgr.

Droysen's geistvolle Uebertragung der Werke des Aristophanes liegt nun wieder vollständig vor. Nicht nur der Text ist sorgfältiger Revision unterzogen worden, sondern es sind namentlich auch die sehr anziehenden und lehrreichen Einleitungen zu den einzelnen Stücken auf Grund erweiterter und vertiefter Forschung und der seit zwanzig Jahren bedeutend gewachsenen Aristophanes-Literatur wesentlich umgestaltet. (131)
Leipzig, den 15. Juni 1869.
Veit & Comp.

In unserem Commissions-Verlage erschien soeben u. ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

ITHAKA,
DER PELOPONNES UND TROJA.
ARCHÄOLOGISCHE FORSCHUNGEN
von
HEINRICH SCHLIEMANN.

8. Elegant geheftet, Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
Leipzig, im Juni 1869. (132)
Giesecke & Devrient.

In der Agentur des Rauben Hauſes zu Hamburg erſchien ſoeben und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen: (133)

Iſrael und die Kirche.
Geſchichtlicher Ueberblick der Bekehrungen der Juden zum Chriſtenthum
in allen Jahrhunderten
Von **K. Kalkar,** Dr. theol.
Ueberſetzt von Al. Michelſen.
195 Seiten. geheftet. Preis 24 Sgr.

Wichtig für alle Beſitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Converſations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Converſations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtauſch gegen die neueſte elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere koſtet dann alſo
geheftet, ſtatt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, ſtatt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, ſtatt 30 Thlr., nur 20 Thlr. (134)
Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Beſteller extra zu bezahlen.
Ein Proſpect mit den nähern Bedingungen ſteht gratis zu Dienſten.

Im unterzeichneten Verlag iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Fiſchart's Sämmtliche Dichtungen. 3 Bände.

Inhaltsüberſicht.

1. Band.
Nacht Rab oder Nebelkräh. Von dem vberauß Jeſuwidrigen Geiſtloſen ſchreiben vnnd leben des Hans Jacobs Gackels, der ſich nennet Rab.
Der Barfüßer Secten und Kuttenſtreit.
Von S. Dominici, des Predigermünchs, vnd S. Franciſci Barfüſſers, artlichem Leben vnd groſſen Grewlin, Dem grawen Bettelmünch, F. J. Naſen zu Ingelſtat, dedicirt.

2. Band.
Flöh Haz, Weiber Traz. Der wunder vnrichtige vnn ſpotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern. Nothwendige Verantwortung der Weiber. Recept für die Flöh. Flöhlid. Friden vnd rue vor den Flöhen. Das Lob der Mucken von dem Griechiſchen Philoſopho Luciano vor etlich hundert Jahren beſchrieben: Jtzt aber verteutſchet
Das Glückhafft Schiff von Zürich. Ein Lobſpruch, vonn der Glücklichen vnd Wolfertigen Schiffart, einer Burgerlichen Geſellſchafft auß Zürich.
Die Wunderlichſt Unerhörteſt Legend vnd Beſchreibung Des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Viereckechten, Vierhörnigen Hütleins.
Bewärung und Erklärung des Vralten gemeynen Sprüchworts: Die Gelehrten die Verkehrten.

3. Band.
Kleinere Dichtungen.

Johann Fiſchart's Sämmtliche Dichtungen (Deutſche Bibliothek. Sammlung ſeltener Schriften der älteren deutſchen Nationalliteratur 8. bis 10. Band), herausgegeben und mit Einleitungen, Lesarten, Anmerkungen und einem Wörterverzeichniß verſehen von Heinrich Kurz, 3 Bände, ſind broſchirt zum Preiſe von 6⅔ Thaler, in Originaleinband 7⅓ Thaler, durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (135)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Alle älteren Auflagen
von **BROCKHAUS, PIERER** *oder* **MEYER** *nehmen wir für*
zwölf Thaler
in Umtausch gegen **Meyers Konversations-Lexikon, illustr. Register-Ausgabe von 1868.** *Auch alle Buchhandlungen vermitteln den Umtausch.* (136)
Das **Bibliographische Institut** in Hildburghausen.

Bei **A. Freyſchmidt** in **Caſſel** erſchien und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Denkwürdigkeiten des Landgrafen von Heſſen-Caſſel.
Von ihm ſelbſt dictirt.
Aus dem franz., als Manuſcript gedruckten, Original überſetzt. (137)
Mit einer Einleitung von Dr. **K. Bernhardt.**
8⁰. eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig erſchien ſoeben:

Aus
Schellings Leben.
In Briefen.
Erſter Band. (138)
1775—1803.
gr. 8⁰. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der Talmud
von (139)
Emanuel Deutſch,
Bibliothekar am Brittiſchen Muſeum in London
Nach der ſiebenten engliſchen Auflage.
Autoriſirte Ausgabe.
gr. 8. geh. 12 Sgr.

Soeben erſchien im unterzeichneten Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutſche Geſchichte
vom
Tode Friedrichs des Großen
bis
zur Gründung des deutſchen Bundes.
Von
Ludwig Häuſſer.
Vierte unveränderte Auflage.
Erſter Halbband.
Gr. 8. Geh. 25 Sgr.

Dieſe vierte Auflage, zu der Heinrich von Treitſchke ein Vorwort ſchrieb, gelangt in acht Halbbänden à 25 Sgr. zur Ausgabe, und wird das Werk im Herbſte d. J. wieder vollſtändig vorliegen. Einen Proſpect liefert jede Buchhandlung gratis. (140)
Berlin, Ende Juni 1869.
Weidmannſche Buchhandlung.

Im Verlage von Rud. Hoffmann in Berlin iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben: (141)

Grundzüge einer Geſchichte des Bilderräthſels. Von **F. R. Hoffmann.** Lex.-Octav. IV. und 44 Seiten. Velinpapier. Eleg. geheftet. Preis 15 Sgr.

Das Bilderräthſel iſt nicht nur für die vaterländiſche, ſondern auch für die allgemeine Literaturgeſchichte von Belang. Klaſſiſch-alterthümlichen Urſprunges, gedieh daſſelbe in Italien, Frankreich, England und Deutſchland ſchon vor mehreren hundert Jahren, und bildliche Darſtellungen aus jener Zeit ſind hier originaltreu wiedergegeben. Als Wappenſchild und Altarbild, wie auch als Scherz, Satire, Zote, bietet aber der Rebus in ſeinen Schickſalen ebenſowohl ein Stück Sittengeſchichte, aus alter und neuer Zeit: das jeden Leſer lebhaft intereſſiren wird.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 17. Juli 1869. — [Nº 29.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen. I. 417. — Das in Berlin projektirte Humboldt-Muſeum. 418.
Schweiz. Züricher öffentliche Vorträge. Alb. Mouſſon, über die Grundwahrheiten der Phyſik. 419.
England. Die engliſchen Hamlet-Darſteller von der Zeit Shakeſpeare's bis zur Zeit Leſſing's. I. Burbage, Davenant und Betterton. 420.
Baltiſche Provinzen. Nachzügler der „Baltiſchen Monatsſchrift". Unter Peter dem Großen und Alexander II. 422.
Rußland. J. Turgénjew und der Nihilismus. 423.
Italien. Joſepha von Hoffinger's Ueberſetzungen italiäniſcher Poeſieen. 424.
Nord-Amerika. Die Weſtküſte Nordamerikas. Alasca, Vancouver, Britiſch-Columbia und Kalifornien. 425.
Kleine literariſche Revue. Zur Geſchichte der Literatur in Belgien. 427. — Italiens architektoniſche Kunſtſchätze. 427. — Zur Farbenlehre. 427. — Zur Fauſt-Literatur. 428.
Literariſcher Sprechſaal. Deutſche Volksſchulen in der Diaſpora. 428. — Landwirthſchaftliche Journaliſtik. 428.

Dieſer Nummer liegen bei Titel und Inhalt zum vorigen Halbjahr (Fünfundſiebzigſter Band).

Deutſchland und das Ausland.

Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen.

I.

Leopold von Ranke hat neuerdings einige wichtige Auffindungen gemacht, die zur Ergänzung der reichhaltigen, in der akademiſchen Ausgabe der Oeuvres de Frédéric abgedruckten Korreſpondenz Friedrich's des Großen dienen und die Herr v. Ranke in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften publizirt hat.*)

Im Hausarchive der Oranier, im Haag, hat der berühmte Hiſtoriker den größten Theil dieſer bisher noch nicht bekannten werthvollen Briefe Friedrich's aufgefunden, wozu dann auch noch einige Abſchriften von Briefen deſſelben, die ſich im k. Staatsarchive von Berlin befinden, gekommen ſind.

Von dieſen Briefen umfaſſen 73 Nummern die Korreſpondenz Friedrich's, als Kronprinz und als König, mit dem Prinzen von Oranien, Wilhelm IV., vom J. 1735 bis zum J. 1747, während 15 Nummern die Korreſpondenz des Königs mit der Wittwe des Prinzen von Oranien, einer Tochter Georg's II. von England, umfaſſen. Sie liefern einige höchſt intereſſante, neue Beiträge zum Charakterbilde Friedrich's in ſeiner Jugendzeit.

Der Prinz von Oranien hatte im J. 1735 dem Kronprinzen Friedrich einen proteſtantiſchen Prediger aus Frankreich, Namens Duplan, empfohlen (Nr. 1 der Sammlung), und ihm deſſen Angelegenheit, die Befreiung der Evangeliſchen in Frankreich von dem auf ihnen laſtenden Drucke, an das Herz gelegt. Friedrich erwiedert darauf (Nummer 2) aus Ruppin, am 20. November 1735:*)

„Mein theuerer Prinz! Es iſt ſehr löblich, daß in einem Alter, in welchem die Religion nur einen ſchwachen Eindruck auf unſeren Geiſt macht und vielmehr die Heftigkeit der Leidenſchaften vorherrſcht, Sie gleichwohl ſo großen Eifer und ſo viele Wärme für die heilige Religion, zu der wir uns bekennen, und für unſere unterdrückten Glaubensgenoſſen an den Tag legen. Man findet dieſe Eigenſchaft ſelten bei Perſonen von Geburt, und noch weniger findet man bei Fürſten jenes zarte Mitgefühl für die Leiden unſeres Nächſten, jene Menſchenliebe, welche ebenſo wie für diejenigen, die unter unſeren Augen leiden, auch für Jene empfindet, deren Leiden wir nur durch Berichte Anderer kennen. Die unterdrückten franzöſiſchen Proteſtanten haben Ihnen Gelegenheit gegeben, dieſe ſchöne Tugend zu üben, und ich wage, Ihnen zu ſagen, daß Sie dafür jenen Unglücklichen ebenſo zu danken haben, wie ſie für die großmüthige Art und Weiſe, mit der Sie ſich ihrer Sache annehmen, Ihnen dankbar ſind. Zweifeln Sie keinen Augenblick, mein theuerer Prinz, daß ich meinen ganzen Einfluß anwenden werde, die Sache derſelben zu unterſtützen; ja — wären ſie auch von einer anderen Religion, als der meinigen — da ſie Unterdrückte ſind, ſo genügt dies, ihnen meine Unterſtützung zu ſichern."

Sind die Gedanken dieſes Briefes nicht ganz würdig jenes jugendlichen Fürſten, der ſich eben mit ſeiner Widerlegung des „Fürſten" von Machiavelli beſchäftigte?

In einem aus Berlin vom 2. Januar 1738 datirten Brief an den Prinzen von Oranien (Nr. 12) ſchreibt der Kronprinz:

„Mein theuerer Prinz! Ich nehme wahrhaft Theil an der Betrübniß, in welche Sie durch das Ableben der Königin von England verſetzt worden. Die Könige ſind nicht unſterblich; ſie beſitzen andere Vorrechte, die ſchmeichelhaft genug für ihre Eitelkeit ſind und zur Oſtentation dienen; hinſichtlich ihres Temperamentes jedoch ſind ſie ſchwache Menſchen, die nur Eine Zeit haben, nach deren Ablauf ſie ſich in der Menge, wo nicht in Vergeſſenheit, verlieren. Nur Tugenden ſind es, die ihre Namen auf die Nachwelt bringen, und in den Jahrbüchern der Völker, die von einer faſt ununterbrochenen Folge von ſechzig- oder ſiebzigjährigen Königen regiert wurden, finden ſich kaum drei, die, ihren Unterthanen theuer, vor den Anderen ausgezeichnet zu werden verdienten. Die Königin von England iſt glücklich zu preiſen, wenn ſie das Bedauern ihres Volkes in das Grab mitnimmt; es iſt dies das ſchönſte Grabdenkmal, das ihr geſetzt werden könnte, und ein Lob, welches der Schülerin Leibnizens würdig wäre.

„Die härteſte Probe der menſchlichen Standhaftigkeit iſt der Tod von Perſonen, die uns theuer ſind; es ſind dies Schmerzen, für welche es kein Linderungsmittel giebt, Schmerzen, die um ſo empfindlicher, als ſie uns zugleich daran erinnern, daß wir ſterblich ſind. Nur die Zeit vermag ſolchen Schmerzen Linde-

*) Auch in beſonderem Abdruck erſchienen, unter dem Titel: Briefwechsel Friedrich's des Grossen mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien und mit dessen Gemahlin Anna, geb. Princess Royal von England. Mitgetheilt von Leopold v. Ranke. (92 S. gr. 4.) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1869.

*) Sowohl die Briefe Friedrich's, als die des Prinzen von Oranien und ſeiner Gemahlin, werden in ihrer urſprünglichen franzöſiſchen Form, ohne Verbeſſerung der ſehr fehlerhaften Schreibung, mitgetheilt.

D. R.

Digitized by Google

rung zu bringen; Tröſtungen der Freunde verbittern das Gemüth oft mehr, als ſie es erleichtern."

Am 19. November 1738 ſchreibt der Kronprinz aus Remusberg an den Prinzen von Oranien (Nr. 22):

„Ich ſtecke jetzt bis über die Ohren in der Phyſik; es iſt dies ein höchſt intereſſantes Studium, bei welchem die Stütze der Erfahrung uns von großem Nutzen iſt. Die Entdeckung eines Naturgeſetzes (vérité naturelle) macht mir mehr Vergnügen, als einem goldgierigen Menſchen die eines Schatzes machen würde — ſo wahr iſt es, daß die Wiſſenſchaften den Menſchen eine große Stütze gewähren, indem ſie ihr Elend mindern und ihr Glück vermehren. In der Zurückgezogenheit, in welcher ich lebe, iſt es für mich eine unerläßliche Nothwendigkeit, mich zu beſchäftigen. Momente, die ohne dieſe Beſchäftigung verloren wären, werden dadurch dem Studium gewonnen und der Nichtsthuerei entzogen."

Wir werden in einem folgenden Artikel auf dieſe intereſſante Publikation zurückkommen. J. L.

Das in Berlin projektirte Humboldt-Muſeum.

In würdigſter Weiſe wird, auf den Antrag eines ihrer berühmteſten wiſſenſchaftlichen Bürgervertreter, die Stadt Berlin ihrem großen Sohne Alexander von Humboldt, bei Gelegenheit ſeiner Säkularfeier, ein Denkmal errichten. Nicht eine Statue, nicht eine Ehrenſäule, wie ſie dem Helden der Schlachten und auch wohl dem Genius der Wiſſenſchaft geſetzt wird, würde uns dem Manne genügend erſcheinen, der den Beginn einer neuen Aera für die Erkenntniß des Geiſtes und der Natur herbeigeführt, der das Einheitsgeſetz der geſammten kosmiſchen und telluriſchen Erſcheinungen begründet und damit die Idee eines Urgrundes alles Lebens, eines einheitlichen allgemeinen Geſetzgebers unabweislich gemacht hat.

Während gewöhnlich die Thätigkeit der Männer, die Großes in der Naturwiſſenſchaft leiſten, entweder darauf gerichtet iſt, durch Beobachtungen der Natur reiches Material zur wiſſenſchaftlichen Verwerthung zu ſammeln, oder dieſe verſchiedenartigen, vielſeitigen Beobachtungen ſyſtematiſch zu ordnen und mit einander in Verhältniß und Einklang zu bringen, hat Humboldt beiderlei Forſchungen vereinigt und mit dem großartigſten Erfolge durchgeführt. Mit einem Geiſte, der ſich die Naturbeobachtungen und wiſſenſchaftlichen Syſteme aller Zeiten und Völker, von Ariſtoteles bis Beſſel, anzueignen und ſtets vor Augen zu halten wußte, ſchritt er zu eigenen aſtronomiſchen, geognoſtiſchen, geographiſchen, phyſikaliſchen, chemiſchen, ethnologiſchen, zoologiſchen, botaniſchen und klimatologiſchen Beobachtungen, die ihm alleſammt dazu dienten, die große Idee des Naturganzen zu begründen, die Stellung und das Verhältniß des Menſchen zur übrigen organiſchen Schöpfung zu ermitteln und der ſonſt ſo trockenen, empiriſchen Wiſſenſchaft der „Naturgeſchichte" einen großen Reiz auch für Ungelehrte zu verleihen. Außerordentlich aber hat er dadurch vielen Anderen vorgearbeitet, die, getragen von ſeiner Idee, dieſelbe durch neue Beobachtungen beſtätigt und weiter entwickelt haben.

Darum iſt der Vorſchlag, in der Vaterſtadt Humboldt's ein naturwiſſenſchaftliches Muſeum zu begründen, in welchem ſeine Forſchungen und ihre Reſultate dem geſammten Volke zugängig gemacht und in immer weiteren Kreiſen verbreitet werden ſollen, ein ſehr glücklicher Gedanke. Wir theilen nachſtehend den an den Magiſtrat und die Stadtverordneten-Verſammlung von Berlin gerichteten Antrag des Stadtverordneten, Herrn Profeſſor Dr. Virchow, mit:

„Wenn zur Jubelfeier des Geburtstages von Alexander von Humboldt die Behörden ſeiner Vaterſtadt Vorbereitungen treffen, ſo haben ſie vor Allem zu erwägen, daß eine ſolche Feier nicht blos in ſeinem Sinne, ſondern auch in ſeinem Geiſte begangen werde. Mancherlei läßt ſich veranſtalten, wovon man ſagen kann, daß es in ſeinem Sinne, in dem Sinne dieſes ſo wohlwollenden, ſo freiſinnigen Mannes iſt; nur Weniges iſt möglich, wovon behauptet werden dürfte, es entſpreche in Wahrheit den Beſtrebungen ſeines weltumfaſſenden, bahnbrechenden, aufklärenden und befruchtenden Geiſtes. Allerdings waren es zunächſt einzelne Erſcheinungen und Gebiete der Natur, welche ihn beſchäftigten; in zahlreichen Richtungen hat er neue Wege der Forſchung und Erkenntniß eröffnet. Aber frühzeitig war er beſchäftigt, dieſe Einzelerkenntniß zu ſammeln und auf das Ganze zu beziehen; das genaue Wiſſen von dem Einzelnen diente ihm dazu, die Geſammtanſchauung zu erklären und ihr ſichere Grundlagen zu geben. So wirkte er nicht allein für den praktiſchen Nutzen, den die Einſicht in die natürlichen Vorgänge für die nützliche Arbeit der Menſchen gewährt, ſondern auch für die Entwickelung der ſittlichen Ideale, welche ſich mit einer gewiſſen Nothwendigkeit nach den Vorſtellungen von dem Verhältniß des Menſchen zu der ganzen ſichtbaren Natur, zu ihren Geſetzen und Kräften geſtalten.

„Gerade die zweite Hälfte ſeines thatenreichen Lebens, welche Humboldt in ſeiner Vaterſtadt zubrachte, war zum großen Theil der volksthümlichen Darſtellung dieſer Lehren gewidmet. Hat aber unſere Stadt, die ſogenannte Metropole der Intelligenz, die Früchte dieſer Thätigkeit geſichert? Bietet ſie ihren Bürgern, ihren Söhnen die Gelegenheit, genügende Kenntniſſe in den einzelnen Zweigen der Naturwiſſenſchaft zu erwerben? Iſt von der Geſammtanſchauung Humboldt's ſo viel in das allgemeine Bewußtſein übergegangen, daß ein entſchiedener Einfluß derſelben auf den Gang der Bildung, auf die Geſtaltung der ſittlichen Ideen erkennbar iſt? Ein Blick auf unſere kirchlichen und Schul-Verhältniſſe zeigt, in wie geringem Maße dies der Fall geweſen iſt. Hier nachzuhelfen und in die größten Kreiſe der Bevölkerung, insbeſondere auch der Arbeiterklaſſen, beſſeres Wiſſen einzuführen, iſt nicht blos im Geiſte Humboldt's, ſondern auch im höchſten Intereſſe der Gemeinde, welche überdies allein im Stande iſt, eine ſolche Aufgabe gedeiblich durchzuführen.

„In Verfolgung ähnlicher Gedanken, die ich auf der letzten Naturforſcher-Verſammlung zu Dresden öffentlich entwickelt habe, beantrage ich daher, daß die ſtädtiſchen Behörden die Gründung eines „Humboldt-Muſeums" in die Hand nehmen. Ich verſtehe unter dieſer Bezeichnung eine Anſtalt, welche Raum bietet für zweckmäßig angelegte und allgemein zugängliche Sammlungen und zugleich für öffentliche Vorleſungen zur Erläuterung derſelben. In beiden Beziehungen können die Sammlungen und Räumlichkeiten, welche der Staat hergerichtet hat, keinen Erſatz bieten. Beide ſind für beſtimmte Zwecke, ſei es für den gelehrten, ſei es für den techniſchen Unterricht einzelner Klaſſen von Lernenden oder Betheiligten, geſchaffen und eingerichtet. Sie ſind der Maſſe der Bevölkerung zum großen Theile unzugänglich und, wenn zugänglich, doch nur im kleinſten Umfange verſtändlich. In beiden Richtungen müſſen andere Ziele verfolgt werden.

Digitized by Google

„Das Humboldt-Muſeum bedarf für die Zwecke des populariſirenden Unterrichts keine Sammlungen von dem Umfange und der Koſtbarkeit, wie ſie der Staat der forſchenden Wiſſenſchaft zur Verfügung zu ſtellen hat. Hier handelt es ſich nicht um Forſchung, ſondern um Lehre des Gewußten. Auch iſt es nicht nöthig, die Sammlungen ſo auszudehnen, daß jedes Einzelne gezeigt werden kann. Es genügt, einerſeits die Haupterſcheinungen vorzuführen und zu erläutern, andererſeits dasjenige in einiger Vollſtändigkeit zuſammenzubringen, was die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten des Landes, die Naturkunde der Heimat dem Verſtändniß jedes Lernbegierigen erſchließt. Die räumlichen Einrichtungen müſſen allerdings Vortragsſäle für einen großen Kreis von Hörern bieten, aber es bedarf keiner großen Zahl ſolcher Säle. Zum Mindeſten für den Anfang wird es genügen, die Lehrcurſe nicht gleichzeitig, ſondern in einer gewiſſen Folge zu halten. Ein Saal oder zwei ſind dazu ausreichend, und es ließe ſich wahrſcheinlich ohne große Koſten bald eine derartige Einrichtung treffen. Selbſtverſtändlich muß eine ſolche Anſtalt Allen und zu allen Jahres- und Tageszeiten bequem zugänglich ſein, alſo im Herzen der Stadt liegen. Ich erwähne beiſpielsweiſe die „alte Münze", welche gegenwärtig ganz unbenutzt iſt. Bei der Anſammlung mäßiger Summen, bei Einrichtung von Lehrcurſen für zahlende Hörer, bei der zu erwartenden Hilfe von Privaten in Beziehung auf die Vervollſtändigung der Sammlungen und Apparate, erſcheint es möglich, raſch und billig zur Ausführung zu gelangen.

„Gewiß iſt es unnöthig, gleich von vornherein die Anſtalt ganz fertig herzuſtellen. Die experimentirenden Wiſſenſchaften (Phyſik, Chemie, Phyſiologie) laſſen ſich nach mäßigen Vorbereitungen in der für das populäre Verſtändniß ausreichenden Breite vortragen. Manche der beſchreibenden und angewendeten Wiſſenſchaften (phyſikaliſche Geographie, Botanik, Anthropologie, öffentliche und private Geſundheitspflege) ſtützen ſich auf ein leichter zu beſchaffendes Lehrmaterial. Für den Unterricht in der Aſtronomie, Geologie, Zoologie ſind ausgedehntere Einrichtungen erforderlich, welche allmählich hergeſtellt werden können. Wie weit ein derartiges Muſeum zugleich dem unzweifelhaft vorhandenen Bedürfniſſe der Gemeindeſchulen und der höheren Lehranſtalten nach vermehrtem Anſchauungs-Unterricht abhelfen könne, mag einer weiteren Erwägung anheimgeſtellt bleiben. Jedenfalls liegt es nahe, daran zu denken, daß die Lehrer dieſer Schulen ſelbſt in dem Muſeum eine reiche Quelle des Studiums und der eigenen Fortbildung finden würden, daß beſondere Curſe für ihre weitere Ausbildung ſich leicht an daſſelbe anlehnen laſſen, daß endlich beſondere Beſuchstage für die Schulen freigehalten und an denſelben belehrende Demonſtrationen im Anſchluſſe an den Schulunterricht ohne Schwierigkeit geboten werden können.

„Die eigentliche Bedeutung des Muſeums wird jedoch darin zu ſuchen ſein, daß in demſelben der geſammten Bevölkerung ein Mittel fortſchreitender Erkenntniß und ſicheren Wiſſens dargeboten wird, welches ſie in die Lage ſetzt, ſich dem mittleren Stande des Geſammtwiſſens zu nähern und in regelmäßiger Folge an den Fortſchritten deſſelben Theil zu nehmen, ein Mittel der Ausgleichung zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung, welches in ſocialer Beziehung reiche Frucht bringen wird, endlich ein Mittel des Schutzes gegen Aberglauben und Verdummung, welches die moderne Civiliſation ſicher ſtellt gegen die Angriffe jener Widerſacher, deren einzige Stärke die Unwiſſenheit und Unklarheit der Maſſen iſt. Je mehr die Gemeinde gehindert iſt, auf den Gang des Unterrichts in ihren Schulen beſtimmend einzuwirken, um ſo entſchiedener erwächſt für ſie die Pflicht, jenſeits der Schule kräftig handelnd einzutreten.

„Entſchließt ſich unſere Gemeinde, in dieſem Sinne vorzugehen, ſo dürfte damit eine neue Bewegung eingeleitet werden, welche weit über die Gränzen unſerer Stadt hinaus befreiend wirkt. Ueberall wird man ſich jenes Baconiſchen Satzes erinnern, daß das Wiſſen Macht iſt, und gewiß wird bald keine bedeutendere deutſche Stadt zurückbleiben wollen, durch Gründung einer ähnlichen Anſtalt der Größe des deutſchen Mannes ihre Huldigung darzubringen, der zuerſt unter den Neueren die einheitliche Zuſammenfaſſung des geſammten Wiſſens von der Natur und ihren Geſetzen verſucht hat."

Eine gemiſchte Deputation des Magiſtrats und der Stadtverordneten-Verſammlung hat demnächſt einſtimmig folgende Beſchlüſſe gefaßt:

„1) Die Kommunalbehörden beſchließen: a. den Nordpark, deſſen Herſtellung bereits in Ausſicht genommen, aber vertagt iſt, zu Ehren Humboldt's jetzt zu errichten und ihm den Namen Humboldts-Park zu geben; b. mit dieſem Park zum Gebrauch der ſtädtiſchen Lehranſtalten einen kleinen botaniſchen Garten zu verbinden, wobei die Frage wegen Errichtung einer kleinen Halle, in welcher den Belehrung Suchenden die nöthigen Erläuterungen gegeben werden können, der Erwägung der einzuſetzenden gemiſchten Commiſſion vorbehalten werden ſoll; c. eine gemiſchte Commiſſion einzuſetzen mit dem Auftrage, den Errichtungsplan für dieſen Park nebſt Koſtenanſchlag auszuarbeiten und den Kommunalbehörden ſo zeitig zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen, daß die Arbeiten in dem Park am 14. September c. begonnen werden können; d. zur Inaugurirung dieſes Werkes am 14. September, dem hundertjährigen Geburtstag Humboldt's, ein kommunales Feſt zu veranſtalten, an dem ſich die Kommunalbehörden in corpore betheiligen; e. die nach ad c. einzuſetzende gemiſchte Commiſſion zu beauftragen, über die Errichtung dieſer Feier Vorſchläge zu machen. 2) Die Kommunalbehörden beſchließen ferner, die Gründung eines Humboldt-Muſeums im Sinne des beiliegenden Virchow'ſchen Antrags in Berathung zu nehmen. 3) Die Kommunalbehörden erklären endlich, daß ſie das Zuſtandekommen einer nationalen Feier des Andenkens Humboldt's lebhaft wünſchen und daß ſie bereit ſind, an einer ſolchen in angemeſſener Weiſe ſich zu betheiligen."

Schweiz.

Züricher öffentliche Vorträge.*)

Alb. Mouſſon, über die Grundwahrheiten der Phyſik.

In dieſem öffentlichen Vortrag ſucht der bekannte Naturforſcher folgende Sätze dem Verſtändniß des gebildeten Publikums zu vermitteln:

1) Alle Beziehungen der Körper zu einander beſtehen in mechaniſchen Kraftwirkungen, welche bald als lebendige Kraft, bald als mechaniſche Arbeit ſich offenbaren;

2) Dieſe Kraftwirkungen ergreifen theils die Körper als Ganzes, theils ihre kleinſten Theilchen bis auf die Atome hinab, theils endlich den hypothetiſchen Aether;

*) Zürich, Schultheß, 1869.

Digitized by Google

3) Aehnliche Wirkungen auf unſere Sinnesorgane ſind der Urſprung aller unſerer Vorſtellungen über die Körper und die Naturerſcheinungen;

4) Schall, Wärme, Licht, Elektricität ſind die Formen, unter denen die Kraftwirkungen der kleinſten Theilchen und des Aethers zu unſerer Wahrnehmung gelangen;

5) Die ganze Summe der in der Natur umlaufenden Kraftwirkungen erſcheint als ebenſo unveränderlich und unveräußerlich, als die Materie ſelbſt.

„Dies ſind", ſagt der Verfaſſer, nachdem er dieſe Sätze in gemeinverſtändlicher Form auseinandergeſetzt und an Beiſpielen aller Art belehrend erläutert hat, „wohl die allgemeinſten und höchſten Reſultate aller bisherigen phyſikaliſchen Forſchung. Sie geben nicht allein Zeugniß von dem Scharfſinn des menſchlichen Geiſtes, der ſie aus dem verwickelten Chaos der äußeren Erſcheinungen an's Licht zu ziehen wußte, als, wie mir ſcheint, noch weit mehr von der ſtaunenswerthen Einfachheit, Einheit und Weisheit, welche durch das ganze Leben des Weltalls ausgegoſſen iſt."

Friedrich von Wyß, Karl der Große als Geſetzgeber.

Die Anfänge der Bedeutung Zürichs in Kirche und Wiſſenſchaft knüpfen ſich an den Namen des großen Kaiſers, der ſeit Jahrhunderten vom Münſterthurm auf das Treiben der wechſelnden Geſchlechter der Stadt ſchirmend herabſchaut und den die Sage nicht ohne Grund zum Gründer des Großmünſterſtifts und des nachmals berühmten Carolinums gemacht hat. Es war deshalb ein dankenswerthes Unternehmen, das ſteinerne Bild Karl's des Großen zu beleben und ihn vor ſeinen ſchutzbefohlenen Bürgern Antwort geben zu laſſen auf die Frage, warum er ſo majeſtätiſch da oben thront mit ſeinem über die Kniee gelegten Schwert. Ueber ihn, ohne deſſen Krone, Schwert und Evangelienbuch, ſo lange es deutſche Kaiſer gab, keine Krönung geſchehen konnte, den die Kirche unter die Heiligen verſetzte, das Volk als gerechten Richter pries und die Poeſie zum Mittelpunkt eines reichen Sagenkreiſes erhob, iſt zwar ſchon ſo Vieles geſagt, daß es ſchwer ſcheint, ſeiner Wirkſamkeit eine neue und unbekannte Seite abzugewinnen. Es gewährt indeß immer einen hohen Genuß, einem Manne von ſo vielſeitiger und ſchöpferiſch fruchtbarer Thätigkeit näher zu kommen. Und ſo wird auch der Leſer dieſe kleine Schrift, in der die Bedeutung Karl's des Großen als Geſetzgeber nach gründlichem Quellenſtudium in anziehender und geiſtreicher Weiſe dargelegt iſt, nicht ohne reiche Belehrung und Befriedigung aus der Hand legen.

E. B.

England.

Die engliſchen Hamlet-Darſteller von der Zeit Shakeſpeare's bis zur Zeit Leſſing's.*)

I.

Burbage, Davenant und Betterton.

Um drei Uhr Nachmittags pflegte man ſich zur Zeit der Königin Eliſabeth in das Theater zu begeben. Aber oft war der Vorhang für den Beginn des erſten Aktes ſchon zur Seite geſchoben, wenn man kurz nach drei Uhr in das Haus eintrat. Shakeſpeare's Stücke waren damals noch nicht „bühnengerecht" gemacht, und die Aufführung mußte daher früh beginnen, wenn der Epilog noch vor Sonnenuntergang geſprochen werden ſollte. Zu jener Zeit aber waren die Straßen Londons des Abends noch nicht erleuchtet — erſt ein Jahrhundert ſpäter wurden Verſuche gemacht, die Hauptſtraßen mit Oellämpchen auszuſtatten, die ſchlecht genug leuchteten — und wenn man nicht, wie die vornehmen Leute, mit Leuchtbuben verſehen war, die mit brennenden Fackeln vorangingen, riskirte man in eines der vielen Schmutzlöcher und offenen Rinnſale zu fallen, mit denen die ungepflaſterte Stadt reichlich ausgeſtattet war. Dazu kamen die zahlreichen Strolche und Kehlabſchneider, die am Liebſten die Zeit der Dunkelheit zu ihren Thaten benutzten. Und ſo ſuchte denn jeder ehrſame Bürger, ſchon um nicht ſelbſt für einen Strolch gehalten und als ſolcher gepackt zu werden, des Abends ſo früh als möglich wieder innerhalb ſeiner vier Wände zu ſein.

Das Globe-Theater mit ſeinen Directoren William Shakeſpeare und Richard Burbage war in der Zeit von 1597 bis 1630 das beliebteſte in London. Es war von Burbage und ſeinem Bruder an der Surrey-Seite der Themſe, nahe „Bankſide", aus den Materialien des alten Theaters vom Shoreditch erbaut worden, das ihrem Vater gehört hatte. „Globe" war damals noch funkelnagelneu und trug in Küchenlatein die ſtolze Inſchrift: „Die ganze Erdkugel (Globus) iſt ein Theater". Es war ein kreisrundes Gebäude mit hohen Mauern; die Bühne und die anſtoßenden Logen waren bedacht, aber das Parterre hatte den offenen Himmel über ſich. Das allgemeine Eintrittsgeld betrug ſechs Pence; ein reſervirter Logenſitz, oder was noch beſſer war, ein Stuhl auf der Bühne koſtete bis zu zwei Schilling. Junge Stutzer, die es liebten, ſich dem Publikum in ihren neuen Wämſern und Puffbeinkleidern zu präſentiren, zahlten ihre Schillinge erſt, wenn die Stühle auf der Bühne ganz beſetzt waren, und hatten dann das Recht, ſich auf das mit Binſenſtroh beſtreute Podium zu lagern und die auf engem Raum zuſammengedrängten Schauſpieler mit ihren ausgeſtreckten Beinen zu inkommodiren.

Der „Globus" war das Sommertheater der königlichen Schauſpieler (Her Majesty's Servants); im Winter zogen ſie nach Blackfriars, wo die alten Kloſterräume von den Deklamationen der Schauſpieler und den Beifallsbezeigungen des Publikums wiederhallten. In dieſen Theatern pflegte Königin Eliſabeth mit den Damen und Herren ihres Hofes zu erſcheinen, beſonders wenn ein neues Stück von Shakeſpeare aufgeführt wurde. Hier im Globus geſchah es zuweilen, daß Mylord Eſſex, wenn er nicht eben in Ungnade gefallen war, mit ſtolzer Geberde dem Spiele Burbage's und ſeiner Genoſſen zuſchaute, oder daß Walter Raleigh in ſeinem reichen weißſeidenen Gewand und „mit ſeinem Halsbande von Perlen, jede ſo dick wie ein Taubenei", der Königin ein gutes Wort für ſeinen Freund Shakeſpeare in's Ohr flüſterte. Hier war es, wo der edle Southampton, ein Gönner der Wiſſenſchaft und Kunſt, dem aufſteigenden Ge-

*) Es möge dieſe nach engliſchen, literargeſchichtlichen Quellen bearbeitete Skizze zugleich einen Beweis liefern, daß die in Deutſchland vielverbreitete Anſicht, Shakeſpeare ſei in England ganz vergeſſen geweſen und erſt durch die deutſche Kritik Leſſing's, Schlegel's, Tieck's ꝛc. in ſeinem Vaterlande wieder zu Ehren gekommen, eine Täuſchung iſt. Nur das iſt wahr, daß Leſſing's Bekämpfung des ſogenannten klaſſiſchen Theaters der Franzoſen auch in England dazu beigetragen hat, den Reſpekt vor den „klaſſiſchen" Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung zu vermindern und die niemals ſich verleugnende Vorliebe des engliſchen Volkes für ſeinen Shakeſpeare auch kritiſch als vollkommen berechtigt erſcheinen zu laſſen. D. R.

Digitized by Google

ſtirn der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft, Francis Bacon, nachmaligem Lord Verulam, die Hand ſchüttelte, und wo Lodge, der berühmte Arzt, der früher auch Dramen geſchrieben hatte, dies aber aufgab, ſeitdem Shakeſpeare's Genius alle anderen Dramendichter verdunkelte, mit Ben Jonſon ſeine kritiſchen Anſichten über das neueſte Theaterſtück, Hamlet, austauſchte.

Als Richard Burbage, der bedeutendſte Schauſpieler am Globus- und Blackfriars-Theater, zum erſtenmal als Hamlet auftrat, war er etwa 30 Jahr alt. Shakeſpeare hatte die Rolle ſeinem Naturell möglichſt angepaßt, doch obwohl B. für ſeine Zeit vielleicht ein bedeutender und in der That ein ſehr beliebter Künſtler war, würde er doch, ſchon um ſeines Aeußeren willen, unſerem Ideale von dem bleichen, melancholiſchen Dänenprinzen wenig entſprochen haben. Wenn Shakeſpeare ſeinen Hamlet „fett und kurzathmig" (fat and scant of breath) werden läßt, ſo that er dies eben nur, weil ſein Freund Burbage ein kleiner, unterſetzter Kerl war. Doch ſteckte in dieſem kleinen Kerl eine wahre Proteus-Natur. Richard Flecknoe ſchrieb von ihm im J. 1664: „Er wußte ſich in ſeine Rolle dergeſtalt umzuwandeln, und ſich ſelbſt mit ſeinen Kleidern ſo abzulegen, daß er erſt er ſelbſt wieder wurde, wenn das Schauſpiel zu Ende war."

Wie Burbage eigentlich die Rolle des Hamlet aufgefaßt, das iſt aus den Ueberlieferungen ſeiner Zeit nicht zu entnehmen. Es war damals die Sitte der Hofleute, ihre abgelegten Gewänder den Schauſpielern zu ſchenken. Als der ritterliche Walter Raleigh ſeinen von den Fußtritten Eliſabeth's ſchmutzig gewordenen Mantel wieder aufhob, mochte er ihn wohl der Theater-Garderobe als Geſchenk überlaſſen haben. Burbage ſoll den Prinzen Hamlet in demſelben Coſtüme dargeſtellt haben, das die Rutland, Southampton und Raleigh bei Hofe zu tragen pflegten: nämlich einen hohen, kegelförmigen Hut mit breitem Rand und langer Feder, ein Sammetwamms mit ſeidenen Schlitzen, Atlasbeinkleider, mit Federn dick ausgeſtopft, einen langen Stoßdegen, ſteife Halskrauſe und flatterndes Haar.

In ſpäterer Zeit ſcheint Burbage zu „fett und kurzathmig" geworden zu ſein, um den Hamlet auch ferner darzuſtellen. Dagegen wurde nun Richard III. ſeine Haupt- und Staatsaction. Mit dieſer Rolle wußte er ſich ſo zu identificiren, daß ihm ſeine Kollegen den Spitznamen King Dick*) beilegten. Dick war einmal von einer galanten Galanteriehändlerin eingeladen worden, nach der Vorſtellung zu ihr zum Souper zu kommen. Shakeſpeare, der davon Kenntniß erhalten, kam dem Freunde zuvor, und die Beiden ſaßen eben an der Tafel, als Burbage an die verſchloſſene Thür pochte. „Wer da?" frug die Dame. „Dein Freund Richard III." — „Fort, du buckeliger Uſurpator!" rief William Shakeſpeare, „weißt du nicht, daß Wilhelm der Eroberer vor Richard III. gekommen?"

Burbage war, gleich mehreren anderen Schauſpielern jener Zeit, auch Maler, und es ſoll noch jetzt ein von ihm gemaltes Portrait einer Dame exiſtiren. Er ſtarb, ungefähr fünfzig Jahr alt. Ein zeitgenöſſiſcher Nachruf ſagt von ihm:

> He's gone, and what a world with him is fled!
> Friends every one, and what a blank instead!
> „Take him for all in all, he was a man"
> Not to be matched and no age ever can.
> No more young Hamlet, though but „scant of breath",
> Shall cry „Revenge!" for his dear fathers death;
> Poor Romeo never more shall tears beget
> For Juliet's love and cruel Capulet;
> Tyrant Macbeth, with unwashed bloody hand
> We vainly now may hope to understand.

Die Schauſpieler Joſeph Taylor und John Lowen waren ebenfalls Mitglieder der Globus- und Blackfriars-Geſellſchaft zu Shakeſpeare's Zeit, und Beide gaben nach Burbage den Hamlet. Von Taylor wird berichtet, daß er, durch ſeine Perſönlichkeit für die Rolle viel geeigneter als Burbage, ein „unvergleichlicher Hamlet" geweſen. Lowen bildet das Verbindungsglied des Theaters der Eliſabethaniſchen Zeit mit der von Betterton, da er neunzig Jahr alt wurde und zur Regierungszeit Karl's I. ſtarb. Rowe, bekanntlich der älteſte kritiſche Herausgeber von Shakeſpeare's Dramen, berichtet: „Betterton erhielt die Anleitung zu ſeinem dramatiſchen Spiel von William Davenant, der ſie ſeinerſeits vom alten Lowen empfangen hatte, welcher letztere noch von Shakeſpeare ſelbſt unterrichtet wurde." Davenant, der ſich in ſpäteren Jahren rühmte, ein natürlicher Sohn des großen Dichters zu ſein, konnte ebenfalls noch von dieſem perſönlich Belehrungen über dramatiſche Kunſt empfangen haben, da er ihn ſehr oft in ſeines Vaters Gaſthof zu Oxford geſehen hatte, wo der große Theater-Director und Dichter auf ſeiner Reiſe von London nach ſeiner Vaterſtadt Stratford abzuſteigen und längere Zeit zu verweilen pflegte. Miſtreß Davenant war eine aufgeweckte, ſchöne Frau, viel jünger als ihr Gatte, und eine entſchiedene Kunſtliebhaberin. Als ihr Sohn William geboren wurde, deſſen Pathe Shakeſpeare war, ziſchelten ſich die Nachbaren des alten Davenant in Oxford mancherlei in's Ohr.

Sir William Devenant hatte die Ehre, nach Ben Jonſon zum poeta laureatus gekrönt und wegen ſeiner Treue für die Sache des Königs zur Zeit des Bürgerkrieges zum Ritter geſchlagen zu werden. Zur Zeit Cromwell's und der Republik war er nach Frankreich geflüchtet, von wo er ein Schiff mit franzöſiſchen Auswanderern nach der virginiſchen Kolonie begleitete. Dieſes Schiff wurde von einem „Parlaments-Kreuzer" aufgebracht und Davenant kam nun als Gefangener nach England, wo er erſt nach zweijähriger Haft auf Verwendung von John Milton befreit wurde. Später, als die Reſtauration der Stuarts eingetreten war, hat Davenant dem nun ſeinerſeits verhafteten Milton dieſen Dienſt zurückgegeben. Davenant erhielt die Leitung von „des Herzogs Schauſpielhaus" (the Duke's Playhouse), wo zum erſtenmale die Einfachheit des alten engliſchen Theaters gegen die Pracht der Decorationen und Coſtüme der franzöſiſchen Bühne vertauſcht wurde, wo aber auch die Dramen von des Directors godfather (Gevatter) würdig aufgeführt worden ſind.

Es ſind gerade zweihundert Jahre her (Auguſt 1669), daß Samuel Pepys Folgendes in ſein von der engliſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft herausgegebenes Tagebuch eintrug: „Heute in Herzog von York's Schauſpielhaus geweſen und dort Hamlet geſehen, den wir ſeit einem Jahr und länger nicht geſehen hatten; hat mir außerordentlich gut gefallen, vor Allem aber Betterton, der ſeine Rolle beſſer ſpielte, als, wie ich glaube, jemals ein Menſch ſie geſpielt hat.

Thomas Betterton war nach Burbage der erſte große und berühmte Künſtler und Charakter-Darſteller in Shakeſpeare's Dramen. Addiſon, der in ſeiner Jugend Betterton auf der Bühne geſehen hatte, ſchwärmte noch im Alter für den Hamlet Betterton's, und Colley Cibber, ein gefeierter komiſcher Schauſpieler aus der Zeit der Königin Anna, ſagte nach Betterton's Ableben: „Ach, ich ſehe jetzt niemals ein Stück von

*) Dick iſt die engliſche Abkürzung von Richard, kann aber auch einen „Windbeutel" bedeuten.

Digitized by Google

Shakeſpeare, ohne, bei der Erinnerung an Betterton, in Ophelia's Klage auszubrechen:

„O, wehe mir,
Geſeh'n zu haben, was ich ſah, zu ſehen, was ich ſehe!"

Betterton war, nach übereinſtimmenden Aeußerungen ſeiner Zeitgenoſſen, ungemein häßlich; er hatte eine ſchlechte Geſtalt, einen breiten Kopf, ein pockennarbiges Geſicht, kleine Augen, einen kurzen, dicken Hals, lange Arme und große breite Füße. Gleichwohl war ganz London enthuſiasmirt, wenn er den Hamlet gab. Es muß doch eine gewaltige Künſtlernatur geweſen ſein, die alle dieſe phyſiſchen Unvollkommenheiten zu überwinden verſtand.

Betterton war der Sohn eines Kochs im Dienſte Karl's I. und betrat die Bühne im J. 1659, als er 24 Jahr alt war. Zwei Jahre nach ſeinem erſten Auftreten gab er bereits den Hamlet. Seine Ophelia war die reizende Miß Sanderſon, von der man wußte, daß ſie die Flamme ſeines Herzens ſei; das Publikum intereſſirte ſich ebenſo lebhaft für die wirklichen Liebenden, wie für die des Dramas. Jene machten es jedoch beſſer, als Hamlet und Ophelia; ſie heirateten ſich und wurden das glücklichſte Ehepaar. Miß Sanderſon gehörte zu den erſten Frauen, die auf der engliſchen Bühne auftraten, wo bis dahin alle Frauenrollen von jungen Männern gegeben worden waren. Pepys beſtätigt in ſeinem Tagebuche, daß im Januar 1661 zum erſtenmale Frauen auf dem Theater von London auftraten.

Der eindrucksvollſte Moment von Betterton's Hamlet war die Scene im Zimmer der Königin, in dem Augenblicke, wo er den Geiſt ſeines Vaters erblickt. Während er mit ſeiner Mutter in Tönen der ausdrucksvollſten Zärtlichkeit ſprach, preßte ihm der Schauder beim Anblicke ſeines Vaters und die Begierde, zu wiſſen, was dieſer von ihm wolle, ſo furchtbar erſchütternde Laute aus der Bruſt, daß in Folge deſſen der Geiſt einen ebenſo grauenvollen Eindruck auf das Publikum machte, als auf ihn ſelbſt. Obwohl Betterton ein vollblütiges, geröthetes Geſicht hatte, erſchien er doch in dieſem Augenblicke todtenbleich; ſein ganzer Körper war von einem nervöſen Zittern befallen, das die Zuſchauer ebenfalls ergriff, ſo daß ihnen das Blut in den Adern erſtarrte.

Zuerſt ſpielte Betterton den Hamlet im Coſtüm eines Hofmannes Karl's II., nachmals im Coſtüm Wilhelm's von Oranien, mit Achſelbändern an den Schultern, einem Federhut und einer enormen gepuderten Perrücke. Dieſer uns jetzt als ſehr komiſch erſcheinenden Tracht und ſeiner kleinen Figur ungeachtet, imponirte er den Zuſchauern, rührte ſie bis zu Thränen, und hielt ſie in athemloſer Zurückhaltung, die nicht wagte zu applaudiren. „Was mich betrifft", ſagte er gewöhnlich, „ſo geht mir ein aufmerkſames Schweigen über jeden noch ſo lauten Beifall."

Viele Jahre lang war Betterton ebenſowohl Theater-Direktor als Schauſpieler. Als Colley Cibber zum erſtenmale in London auftrat, hatte er das Mißgeſchick, Betterton wegen einiger Nachläſſigkeiten ſehr zu mißfallen. Am Schluſſe der Vorſtellung erkundigte ſich Betterton nach dem Namen und dem Gehalt des ihm bis dahin unbekannten Schauſpielers, und als er erfuhr, daß der junge Mann bisher noch gar keinen Gehalt beziehe, ſo ordnete er an, ihm zehn Schilling wöchentlich zu zahlen, davon jedoch fünf wegen ſeiner Nachläſſigkeit diesmal abzuziehen. Betterton war gegen junge, aber talentvolle Schauſpieler beſonders freundlich, und er liebte es, ſie zu ermuntern. Als der nachmals geſchätzte Robert Wilks in London debütirte, wurde er durch das imponirende Spiel von Betterton ſo verwirrt, daß er ſeine Rolle zitternd und ſtammelnd herſagte. Nach Beendigung des Stückes ergriff Betterton ſeine Hand und ſagte, ihn beſchwichtigend: „Junger Mann, Deine Verzagtheit macht Dir Ehre; ein Roß, das gleich im Anfange mit aller Kraft ſeinen Lauf beginnt, iſt nur zu bald ermattet."

Fünfzig Jahre lang war Betterton eine Zierde der engliſchen Bühne, der er einen größeren Ruf verſchaffte, als ſie bis dahin jemals gehabt hatte. Er war ebenſo beſcheiden in ſeinen Anſprüchen, als wohlwollend gegen Andere, und obwohl ſein Gehalt niemals mehr als 4 Pfund Sterling wöchentlich betrug, legte er doch mehrere tauſend Pfund für ſein Alter zurück. Er ließ ſich indeſſen einmal verleiten, dieſes Kapital in oſtindiſchen Spekulationen anzulegen, wobei er ſein Geld verlor. Als er 74 Jahr alt war, wurde eine Benefiz-Vorſtellung für ihn gegeben, und Miſtreß Barry ſprach einen von Rowe verfaßten Epilog, worin es hieß:

Had you withheld your favours on this night,
Old Shakespeare's ghost had risen, to do him right.

Im folgenden Jahre 1710 wurde ein zweites Benefiz gegeben, welches ihm tauſend Pfund Sterling eintrug, eine ungeheure Summe für jene Zeit. Er ſpielte ſeine Lieblingsrolle „Melantius" in „The maid's tragedy" und zwar mit jugendlicher Kraft, aber er litt ſo vom Zipperlein, daß er gezwungen war, Pantoffeln zu tragen. Um das Uebel zu vertreiben, wandte er ein Mittel an, das ihm die Krankheit nach dem Kopfe trieb, und drei Tage darauf war der alte, große Künſtler eine Leiche. Betterton's Genius, ſein reiner Charakter und ſeine Hingebung für die Kunſt machten ihn würdig, einen Ruheplatz unter den Todten der Weſtminſter-Abtei zu finden, wo er auch beigeſetzt wurde. Richard Steele, der bei dieſer Feierlichkeit zugegen war, ſchildert die Gefühle, die es in ihm erregte, „den Mann ſcheiden zu ſehen, deſſen Erſcheinung mir lebhafter zum Bewußtſein gebracht hatte, was groß und edel in der menſchlichen Natur iſt, als alle Argumente der größten Philoſophen, oder die Darſtellungen der bewundertſten Dichter."

Die meiſten Schauſpieler jener Zeit liebten es, gleich Shakeſpeare, dramatiſche Dichter zu ſein. Betterton's eigene Stücke haben ihm keinen großen Ruf gemacht, aber ſeine Bearbeitungen fremder Dramen waren geſchickt und hatten Erfolg. Viele berühmte Literaten ſuchten bei ihm Rath, da ſie ſeinen Geſchmack und ſeine Erfahrung über Alles ſchätzten. So groß war ſeine Verehrung für Shakeſpeare, daß er eine Reiſe durch Warwickſhire machte, um den Spuren des großen Dichters nachzugehen und Erinnerungen an ihn zu ſammeln. Rowe verdankte ihm viele ſchätzbare Mittheilungen, die er für ſeine Lebensbeſchreibung des großen Dichters benutzte.

Baltiſche Provinzen.

Nachzügler der „Baltiſchen Monatsſchrift".*)

Unter Peter dem Großen und Alexander II.

Erſt in der zweiten Hälfte des Juni ging uns wieder ein Heft der „Baltiſchen Monatsſchrift" zu, welches die Lieferungen für Oktober und November v. J. darſtellen ſoll. Das Blatt

*) Riga, Expedition des Dienſtmanns-Inſtituts „Expreß".

Digitized by Google

welchem es keineswegs an Lebenskraft fehlt, ringt ſchwer im Todeskampfe mit der ruſſiſchen Cenſur. Auch das uns vorliegende Heft enthält noch recht tüchtige Aufſätze, ſo beſonders die Abhandlung „Zur Geſchichte der Geſchichte“ von A. Brückner, und ein paar Recenſionen. Uns intereſſiren vorzugsweiſe die Artikel, welche baltiſche Stoffe behandeln; das iſt dieſesmal ein Beitrag: „Zur livländiſchen Landtagsgeſchichte des 18. Jahrhunderts“ und eine „Mitauer Correſpondenz“. In der letzteren werden die Zuſtände des Stilllebens in dieſer Hauptſtadt von Kurland, wie ſie bisher in alterthümlichen und nicht eben ſehr erfreulichen Formen beſtanden haben, gewiſſermaßen für das kommende Geſchlecht geſchildert, welches durch die jetzt hergeſtellte Eiſenbahn-Verbindung mit Riga und ſonach mit der Welt einer raſcheren, zeitgemäßen Fortentwicklung in materieller und ſozialer Beziehung entgegengeht. Doch auch von dem bisher ſo abgelegenen Mitau aus wird folgende Verſicherung gegeben: „Es iſt ein Irrthum, wenn man hier und da außerhalb unſerer Provinzen noch immer meint, in übermäßigem Conſervatismus und Separatismus ſtemmten wir uns gegen jede Neuerung. Allgemein iſt man bei uns von dem Gedanken durchdrungen, daß Verfaſſung, Juſtiz und Verwaltung bei uns anders werden müſſen; wir wünſchen, wie das unſere zahlreichen Vorſchläge ſattſam erweiſen, wir erſtreben Weiterbildung und organiſchen Fortſchritt in unſerem provinziellen Gemeinweſen.“

Die Geſchichtsſkizze „Zur livl. Landtagsgeſchichte“ fordert von uns zunächſt die Anerkennung, daß in ihr trotz des empörenden Cenſurdrucks immer noch ein edler Freimuth zum Ausdruck kommt, wie denn unter des wackeren Dr. Berkholz Redaktion niemals Unterwürfigkeit oder gar Schmeichelei gegen die ruſſiſchen Gewalthaber wahrgenommen ward. In dem Todeskampfe, in welchem ſich das baltiſche Preßorgan befindet, unterläßt es dennoch nicht, daran zu erinnern (Seite 259), daß „die Religionsfreiheit, das angeſtammte Recht und die Verfaſſung dieſer Provinzen“, im Frieden von 1721 „völkerrechtlich ſicher geſtellt“ worden ſei. Es iſt bekannt, daß die Ruſſen einhellig die Berufung auf eine „völkerrechtliche“ Vertragsverbindlichkeit des Zaren, den deutſchen und proteſtantiſchen Charakter der Oſtſee-Provinzen zu achten, als Hochverrath brandmarken, indem ſie die Achtung dieſer Sonderrechte höchſtens als Gegenſtände des inneren Staatsrechtes, allermeiſt aber nur als freie Gewährungen des Staatsoberhauptes gelten laſſen, welche von ihm jederzeit zurückgenommen werden können. Danach verfahren ſie denn auch. Nichtsdeſtoweniger ſind die Kapitulationen zwiſchen den Ehſt- und Livländern und Peter d. Gr. vom Jahre 1710 thatſächlich in den Friedensſchlüſſen von Abo und Nyſtadt völkerrechtlich gewährleiſtet.

Aus dem vorliegenden Aufſatze erſehen wir allerdings, daß auch ſchon Peter d. Gr. ſeine Verſprechungen nicht allzupeinlich gehalten hat. So namentlich gab er die Güter der baltiſchen Hochſchule nicht heraus, ſo daß dieſelbe damals und auch weiter noch lange nicht wiederhergeſtellt wurde; auch der Stadt Riga gab er nicht alle ihre Grundbeſitzungen zurück, und dergl. mehr. Dennoch aber würden ſich in Bezug auf Vertragstreue und rückſichtsvolle Behandlung die Oſtſee-Provinzialen glücklich ſchätzen, wenn das Zepter noch heute von jenem großem Barbaren über ſie geführt würde. Güter ſind doch nur materielle Beſitzthümer — aber Sprache, Recht, Kultur, Religion — das klingt denn doch noch ganz anders, und um das Alles handelt es ſich jetzt.

In der That müßte es wunderbar zugegangen ſein, wenn im 18. Jahrhundert, in welchem ganz Europa unter einer eiſernen Willkürherrſchaft ſeufzte, gerade in einem Nebenlande Moskowitiens eine unbedingte Rechtsachtung geübt worden wäre. Auch dem Kaiſer Peter II. wär „zu ſeinem Mißfallen“ berichtet worden, daß „Verſchiedene vom livländiſchen Adel“ ihre Güter zu verkaufen und ſich unter dem Vorwande nach Schweden zu begeben gedächten, daß „ihre uralten Freiheiten“ geſchädigt würden; der Kaiſer ließ aus dieſer Veranlaſſung erklären, daß es ihm mit der Erhaltung der Beſtimmungen des Nyſtädter Friedens durchaus Ernſt ſei und daß er wohl anerkenne, „daß einige adlige Höfe durch öftere Märſche der Truppen einigermaßen beſchwert wären“; doch würden Anſtalten getroffen werden, Abhilfe zu ſchaffen.

Alſo im Jahre 1729 Bemühen der Regierung, die Deutſchen im Lande zu behalten — 1869 ſie zu ruſſificiren; 1729 Berufung des Regenten auf den Nyſtädter Frieden — 1869 Verpönung der Erinnerung daran; 1729 größte Beſchwerde des Adels: Einquartierungslaſt, und jetzt — ? E. K.

Rußland.

J. Turgénjew und der Nihilismus.

Iwan Turgénjew hat ſein Urtheil über die ruſſiſche Nihiliſten-Bewegung in einer Erzählung: „Väter und Söhne“*) niedergelegt. Wenn man weiß, daß die ruſſiſche Sprache des Verfaſſers nur die Ausdrucksform eines deutſch erzogenen Geiſtes iſt, ſo wird man von vornherein ermeſſen können, daß ſein Urtheil eine Verurtheilung iſt.

Turgénjew ſchildert in „Väter und Söhne“ den Nihilismus in dem Verhältniſſe zu der bisherigen Denk- und Gefühlsweiſe der ruſſiſchen Durchſchnitts-Geſellſchaft. Seine Erzählung iſt ein Bild des ruſſiſchen Sonſt und Jetzt, das Sonſt in einer wahrhaft guten alten Zeit, das Jetzt im Sinne der nihiliſtiſch geſinnten ruſſiſchen Jugend.

Als Helden figuriren zwei befreundete Jünglinge und deren Väter. Die Letzteren, die Repräſentanten der alten Zeit, mögen ſie ihre bedauerlichen oder lächerlichen Seiten haben, befinden ſich jedenfalls in dem Vorzuge unerſchöpflicher Gemüthstiefe. Die Söhne im Gegentheil brüſten ſich mit der gewaltſamen Unterdrückung alles deſſen, was Gefühl heißt. Sie bekennen ſich zum Nihilismus und bringen dieſe Anſchauungsweiſe von der Univerſität mit in die weitab in der Provinz gelegenen ſtillen Wohnſitze ihrer Väter. Zwar der Eine von ihnen, Arkad Kirſanov, ein ſchwacher Charakter, hat ſich, man kann darüber nicht lange im Zweifel ſein, eben nur in das moderne nihiliſtiſche Gewand gekleidet. Der Nihilismus iſt ihm nicht bis in die Seele gedrungen. Sein Freund dagegen, Eugen Bazarov, iſt Nihiliſt par excellence, aus Ueberzeugung. Er verſucht, die nihiliſtiſche Richtung mit ſtrengſter Conſequenz zu verfolgen. Wir ſehen einen ſtarken und begabten Geiſt allen Errungenſchaften der Humanität mit Spott und Trotz entgegentreten. Bazarov iſt Mediciner, Naturforſcher. Daß er von der mediciniſchen Wiſſenſchaft nicht viel hält, wäre im Kreiſe ſeiner Collegen — auch der nichtruſſiſchen — nichts Neues. Die Leugnung

*) Autoriſirte Ausgabe. Mit einem Vorwort des Verfaſſers. Mitau, E. Behre, 1869.

Digitized by Google

alles deſſen, was das menſchliche Gemüth mit dem Glauben zu erfaſſen ſtrebt, theilt er ebenfalls mit einem erklecklichen Bruchtheile der civiliſirten Erdenbewohner. Aber der echte Nihiliſt geht weiter. Er verachtet jede zarte Regung des Herzens, und wie er ſie bei Anderen mit allen Mitteln zu unterdrücken ſucht, ſo läßt er ſie in ſich ſelbſt natürlich gar nicht aufkommen. Kaum daß es für ihn noch ein Band giebt, das ihn mit der Familie zuſammenhält. Die weiche Liebe der Mutter iſt ihm eine unerträgliche Plage. Die Alten ſind reif für die Rumpelkammer. Ein Mann wie Arkad's Vater, der in der Lektüre von Puſchkin's Gedichten ſeinen Genuß findet, iſt bemitleidenswerth: man giebt ihm Büchner's „Kraft und Stoff" in die Hand. Seine Neigung, Violoncell zu ſpielen, iſt nun gar lächerlich. Seinen eigenen Vater bezeichnet Eugen Bazarov als „Dummkopf" — wegen der Zärtlichkeit, die er nicht müde wird, ihm, dem Sohne, entgegenzutragen. Die Liebe, das köſtliche Vorrecht der Jugend, mag er nicht kennen. Grundſätze ſind ihm und dem nihiliſtiſchen Syſteme fremd. Die Tugend iſt ihm nichts als eine Senſation. Es giebt im Seelenleben überhaupt nur Senſationen. Jede Autorität iſt abgeſchafft, und jedes Ding hat nur eine Berechtigung auf Exiſtenz, ſoweit es nützlich iſt. Selbſtredend erkennt der Nihiliſt keine jener geſelligen Rückſichten an, durch deren Beobachtung der Menſch ſich dem Menſchen werth zu machen ſucht. Um natürlich zu ſein, glaubt er in dem Zuſtande thieriſch-zwangloſer Rohheit dahin gehen zu müſſen. Der einzig berechtigte Geſichtspunkt im Daſein iſt derjenige ſchrankenloſer Kritik.

Es fällt dem Verfaſſer nicht ſchwer, das Unhaltbare eines ſolchen Syſtems darzulegen. Er zeigt es an dem weiteren Lebenslaufe ſeiner jungen Helden. Arkad Kirſanov entledigt ſich des nihiliſtiſchen Gewandes, ſobald er ſich von dem dominirenden Einfluſſe ſeines Freundes befreit ſieht. In Eugen Bazarov dagegen erhebt ſich der unvermeidliche Conflikt zwiſchen ſeiner nihiliſtiſchen Ueberzeugung und den in ihm ſchlummernden menſchlichen Gefühlen. Nichts Geringeres als die Liebe iſt's, was dieſen Conflikt heraufbeſchwört. Vergebens kämpft er gegen ſie an, und wie hartnäckig er ſie auch zu verleugnen ſucht, er vermag ſie nicht aus ſeinem Herzen zu verbannen. Natürlich kann aber bei einem Charakter wie Bazarov nicht davon die Rede ſein, daß die Liebe freudig emporſprieße. Gefühl und Ueberzeugung, Gemüth und Verſtand halten ſich gegenſeitig gefangen. Die ganze Seelenthätigkeit Bazarov's macht gewiſſermaßen Pauſe. Eine entſetzliche Langeweile überfällt ihn. Das Leben vor ihm zeigt ſich in erſchreckender Leerheit. Es iſt ein Nichts. In ſolchem Zuſtande kann ein Bazarov nicht verbleiben. Er muß dies Leben, dies Nichts zu dem einzig möglichen Ende bringen. So ſucht und findet er denn den Tod, indem er ſich bei einem Typhuskranken eine Blutvergiftung zuzieht. Der Nihilismus iſt nicht lebensfähig, das iſt des Verfaſſers Tendenz.

Köſtliche Scenen aus dem ruſſiſchen provinziellen Leben ſind in die Erzählung verflochten. Wer kann dem Zauber der Schilderungen eines Turgénjew widerſtehen?

Noch ein Wort von der in Karlsruhe geſchriebenen Vorrede. Der Verfaſſer ſagt darin, daß er die Treue der Ueberſetzung ſeiner Erzählung auf's Nachdrücklichſte garantire, was eine Genugthuung in ſich ſchließe, die ihm noch ſelten, oder auch wohl gar nicht zu Theil geworden ſei. — „So wird man wenigſtens nach dem gerichtet, gelobt oder verdammt, was man eben gethan hat, nach ſeinen eigenen, nicht nach fremden Worten." .... „Ich verdanke Deutſchland zu viel, um es nicht als mein zweites Vaterland zu lieben und zu ehren. — Vor dem aber, was man liebt und verehrt, iſt der Wunſch: in ſeiner eigenen Geſtalt auftreten zu dürfen, wohl natürlich." Eine ſolche Desavouirung der bisherigen Ueberſetzer iſt überraſchend. Befindet ſich unter ihnen nicht auch ein Bodenſtedt? G. H.

Italien.

Joſepha von Hoffinger's Ueberſetzungen italiäniſcher Poeſieen.

Die leider nicht mehr unter den Lebenden weilende Dante-Ueberſetzerin Joſepha von Hoffinger in Wien hat uns in dem vorliegenden Bändchen: „Kronen aus Italiens Dichterwalde" *) einige der ſchönſten Blüthen ihres poetiſchen Talentes und zugleich neue Zeugniſſe für ihre gründliche Kenntniß der italiäniſchen Literatur hinterlaſſen. Darf man bei einer Dame, welche ſich den Sänger des Himmels und der Hölle zu ihrem Schutzpatron erkoren, eine ernſte religiöſe Richtung mit Sicherheit vorausſetzen, ſo findet ſich dies beſtätigt durch die Auswahl zu dieſer kleinen Sammlung: Dichter wie Gedichte gehören durchaus den Höhen des Lebens an. Hierin allein liegt das Gemeinſame; ſonſt bieten ſich in Zielen, Gedanken und Zeiten die erheblichſten Verſchiedenheiten. Darin, daß die Ueberſetzerin mit Gedichten von Giacomo Leopardi beginnt, bekundet ſie auf das Unzweideutigſte, daß ihre Religioſität nicht ausſchließlich in dogmatiſchen Schranken ſich bewegt, ſondern daß ſie auch über dieſe Schranken hinweg den nach dem Wahren und Guten ſtrebenden Menſchengeiſt, auch da, wo ſein Ringen durch eine trübe, verzweifelnde Auffaſſung ſich ſelbſt Hemmniſſe bereitet, zu verſtehen und zu würdigen vermag. Leopardi's Gedichte, leider in allzuhohem Maße der Leitſtern der Tüchtigſten und Tiefſten unter der heutigen italiäniſchen Jugend, ſind in Deutſchland von jeher mehr geprieſen als geleſen worden. Mögen ſich die Uebertragungen, welche hier von einer nicht unbedeutenden Zahl ſeiner beſten und kernigſten Lieder geboten werden, mit der neuerdings von Robert Hamerling veröffentlichten Verdeutſchung ſchwerlich an Tiefe und genialer Kraft meſſen können, ſo ſind ſie doch ſehr wohl geeignet, das Verſtändniß des unglücklichen Dichters zu fördern und einen ungefähren Maßſtab für ſeine Würdigung zu gewähren. Wenn dieſer Poet dem Menſchenherzen zuruft:

.... Nichts iſt, was verdiente
Dich zu bewegen. Nicht iſt werth der Seufzer
Die Erde. Bitt'rer Ueberdruß
Iſt Leben, weiter nichts, und Schlamm die Welt ...

ſo reicht das hin, um die Sympathie des jungen Italiens für ihn zu begreifen, aber auch, um zu begreifen, weshalb wir das Uebermaß dieſer Sympathie beklagen. — Neben dieſen Dichter, der ſein ſchönes Wort, daß Italiens Sang vom Schmerze abzuleiten ſei, durch ſeine eigenen Poeſieen beſtätigt hat, reiht ſich hier ein Mann, in Allem das geradeſte Gegentheil des Vorigen, ein Mann, deſſen titaniſche Willenskraft in einer beiſpielloſen ſchöpferiſchen Thätigkeit ſich zu unvergänglichen Werken in faſt jedem Zweige der Kunſt verkörpert hat. Michel Angelo's ſtarker, feuriger Geiſt fand in den Sonaten und geiſtlichen Liedern, die er beim Beginn des Greiſenalters, angeregt durch die Freundſchaft mit Vittoria Colonna, dichtete, einen durchaus eigenthümlichen, nicht ſelten erhabenen Ausdruck. Seine Kraft iſt von der Ueberſetzerin nicht ganz erreicht worden. Beſſer iſt ihr dies bei

*) Halle, G. Emil Barthel, 1868.

Digitized by Google

den bekannten Sonetten an Italien des Toskaners Filicaja (zweite Hälfte des 17. Jahrh.) gelungen. Von Petrarca sind ebenfalls einige Sonette, darunter die geharnischten an den Lasterhof des Papstes zu Avignon, wiedergegeben. Am reichsten vertreten ist Dante's lyrische Poesie durch Canzonen, Sonette und die poetische Nachbildung der sieben Bußpsalmen. Einige Lieder seiner Zeitgenossen und vortreffliche Uebertragungen mehrerer geistlicher Hymnen von Jacopone da Todi, sowie des berühmten Lobgesanges des heiligen Franz von Assisi, machen den Schluß.

Als Anhang sind wenige eigene Dichtungen der Uebersetzerin beigefügt, die sich in der Stimmung an ihre Vorbilder anlehnen, und unter denen das Lied auf Dante's Gattin, die Keiner besingt, während Beatrix' Namen von allen Zungen tönt, sich durch tiefe Empfindung und schöne Form auszeichnet. F.

Nord-Amerika.

Die Westküste Nord-Amerikas.

Alaska, Vancouver, Britisch-Columbia und Kalifornien.

Die gegenwärtige Spannung der politischen Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit in beiden Ländern mit besonderem Interesse auf die Küsten des Stillen Meeres, wo ein feindlicher Zusammenstoß zwischen beiden Mächten von den weittragendsten Folgen sein würde. Wir haben schon neulich an dieser Stelle die Ansichten eines englischen Reisenden mitgetheilt, der gegenwärtig Mitglied des britischen Parlaments und inzwischen Erbe eines Adelstitels geworden ist, über die Zukunft des nördlichen Theiles des nordamerikanischen Continents. Sir Ch. Wentworth Dilke*) hält die Annexion von Britisch-Columbia und der wichtigen Vancouver-Insel, sowie aller britischen Besitzungen durch die Amerikaner nur noch für eine Frage der Zeit. Ein anderer Engländer, der von 1862—66 im Dienste der russisch-amerikanischen Telegraphen-Expedition die nördlich von Kalifornien gelegenen Lande, sowie dieses selbst bereist und durchforscht hat, spricht sich in seinem Reisewerk (Travel and Adventure in the Territory of Alaska by Frederick Whymper, London, Murray 1868), das er dem Präsidenten der Royal Geographical Society, Sir Roderick Murchison, gewidmet hat, merkwürdigerweise in ganz gleicher Art aus. Obwohl unsere Ueberzeugung dahin geht, daß eine solche Annexion nicht wahrscheinlich ist — hat ja doch auch das kanadische Parlament seither deutliche Kundgebungen dagegen erlassen — führen wir doch Whymper's nicht zu unterschätzende Worte an:

„Es giebt jedoch Viele", sagt er, „sowohl in England, wie in Amerika, die diesen Kauf Alaskas**) nur als einen ersten Schritt zu einer amerikanischen Okkupation des ganzen Continents ansehen, und die voraussehen, daß Kanada und Britisch Amerika überhaupt früher oder später Theile der Union werden. Sieht man die Sache ohne Vorurtheil an, so glaube ich, daß es besser für jene Länder und für uns selbst ist, wenn dies geschieht. Wir werden von einer Last befreit, einer Quelle von Kosten und möglicher Schwäche; sie (die Amerikaner nämlich) von den Fesseln periodischer Invasions-Allarmirungen. Im Gefühl der Stärke, die ihnen ihre Unabhängigkeit giebt, werden sie sich ausbreiten und wachsen, und, gerade herausgesagt, unsere kommerziellen Beziehungen mit ihnen werden sich dem Werth nach verdoppeln und vervierfachen. Niemand glaubt, daß die Vereinigten Staaten, wären sie nichts als unsere Kolonieen geblieben, solche Fortschritte gemacht hätten, wie sie es thaten, und natürlich wäre auch unser Handel in gleichem Maße zurückgeblieben. Daß die Bestimmung der Vereinigten Staaten dahin geht, den ganzen nördlichen Continent zu besitzen, ist meine völlige Ueberzeugung."

Diese Aeußerung des Engländers ist um so bemerkenswerther, als Whymper's Buch erschien nachdem das Privilegium der Hudsons-Bay Company erloschen und die Verwaltung ihrer ausgedehnten Länder an die Krone übergegangen, auch das Projekt einer britisch-amerikanischen Pacific-Bahn in Gang gekommen war. Daß er das letztere für ausführbar und bedeutsam hält, gesteht er dabei selbst ein: „Zieht man in Betracht, daß die proponirte Linie Kanada mit Britisch-Columbia und dem nördlichen Pacific verbinden würde und durch die blühenden und schnell wachsenden Niederlassungen am Red River und Saskatchewan passirt, so hat ein solcher Plan viel für sich, ja mehr als manche ähnliche Linie in den Vereinigten Staaten.... Die Erbauung der Eisenbahnen ist in Amerika der Vorläufer der Bevölkerung..... Die Meisten von uns werden es erleben, daß mehrere solche Linien innerhalb der Union zwischen dem Atlantischen und Stillen Meer existiren..... Kanada, unterstützt von England (backed by England), sollte sich sofort aufmachen und in gleicher Richtung vorwärts gehen." Wenn es, wie zu hoffen und zu wünschen ist, nicht zum Kriege zwischen England und der Union kommt, so wird die gegenwärtige Krisis jedenfalls viel dazu beitragen, um diese nördliche Pacific-Bahn zu fördern, und in zwei bis drei Jahren werden Britisch-Kolumbia, Vancouver und Kalifornien, für Einwanderer mit die günstigsten Länder der Erde, von Deutschland aus in zwanzig Tagen zu erreichen sein!

Das Projekt einer Telegraphenlinie beider Welten, von Amerika durch Sibirien nach St. Petersburg, das die Western Union Telegraph Company of America im Jahre 1865 aufnahm, ist zwar zur Zeit, nachdem drei Mill. Dollars für Vorarbeiten, Untersuchungs-Expeditionen und Vermessungen ausgegeben sind, verlassen, da die Atlantischen Kabellinien keine Aussicht auf Konkurrenz gewähren, dürfte jedoch bei vorschreitender Kolonisation der amerikanischen Westküste bald wieder aufgenommen werden.

Demnächst erklärt der englische Berichterstatter die Erwerbung des russischen Amerika durch die Union auch in kommerzieller Beziehung für eine gute Spekulation. Der äußerste Norden ist allerdings fast werthlos, die mittleren Territorien sind jedoch die Quelle reicher Zufuhren an Pelzwerk, und in den südlichen Landstrichen der 400,000 engl. Quadratmeilen (also fast 20,000 deutsche) großen Besitzung giebt es viel Bauholz, allerdings von geringerer Qualität, und reiche Mineralschätze. Die Fischereien gestatten eine glänzende Ausbeute; bei den aleutischen Inseln, die sämmtlich mitverkauft sind, da in dem Vertrage Attou ausdrücklich als die westlichste der abgetretenen Inseln genannt ist, giebt es ausgedehnte Schellfischbänke und der Lachs ist in allen Strömen des nördlichen Pacific der gewöhnlichste Fisch, der als die schlechteste Nahrung betrachtet wird. Unter der russischen Herrschaft wurden jährlich 100—150,000 Lachse von Sitka oder Neuarchangel nach

*) Vgl. Nr. 24 und 25 des „Magazin".

**) Das amerikanisch-englische Wort Alaska ist von Aliaska, der russischen Bezeichnung für die Halbinsel zwischen dem Golf von Bristol und dem von Kenai, entnommen.

Digitized by Google

den Sandwichsinseln exportirt. Eingeborene Weiber werden für die Arbeit des Reinigens und Einpökelns der Fische verwandt. Die amerikanischen Walfischfänger, welche schon vor der Abtretung den größten Theil des Handels in den Ländern der Behringsstraße an sich gebracht hatten — weshalb, wie W. meint, der Ankauf eine gegen Rußland geübte Gerechtigkeit ist — haben auch in der männlichen Bevölkerung der aleutischen Inseln ein sehr brauchbares Material für Schiffsmannschaften gefunden; früher mußte jeder erwachsene männliche Bewohner dieser Inselgruppe drei Jahre für die russisch-amerikanische Pelzcompagnie Dienste thun. Die Entdeckung von Schwefellagern auf den vulkanischen Eilanden hält W. für sehr wahrscheinlich. Die Aleuten hält W. für Einen Volksstamm mit den mongolischen Tschuktschen und, wie Klaproth und Markham, für dieselbe Race wie die Eskimos von Grönland. Ein vergleichendes Vokabularium (p. 253) zwischen Worten des Malemute-Stammes im nördlichen Alaska und der grönländischen Eskimos wird von ihm als Beweis angeführt, ebenso der Umstand, daß Gütergemeinschaft sowohl bei den Eingeborenen Grönlands, als denen des Yukonflusses und am Nortonsund in hohem Grade existirt, so daß die besten Jäger und Fischer oft selbst schlechter daran sind, als die von ihnen versorgten anderen Mitglieder des Stammes. „Generosität ist unter ihnen die Regel, nicht die Ausnahme. Kein Mann, Weib oder Kind geht unter ihnen ohne Nahrung, Obdach, Feuerung, so lange dergleichen in der Niederlassung vorhanden ist.“ Der Schoman, der Medizinmann der Tschuktschen, entspricht völlig dem Angekok der Eingeborenen Grönlands. Als Agrikulturland ist Alaska absolut werthlos. Außer dem Anbau einiger Kartoffeln und Gemüse wächst selbst in der Umgebung Sitkas keine Kulturpflanze; nirgends gedeiht Getraide.

Anders in Vancouver. Es giebt, mit Ausnahme von Kalifornien, nach W.'s Meinung, kein schöneres Klima, als das dieser Insel. Wäre nicht Britisch-Columbia mit seinen Goldminen in der Nähe, so würde die Kolonisation derselben bereits weiter vorgeschritten sein; reich gewordene Goldgräber bleiben jedoch nicht hier, wie sie es in Kalifornien und Australien thun, wo sie zufriedene und wohlhabende Landbesitzer werden. Victoria, die Hauptstadt Vancouvers, am innern festländischen Eingange der Straße von Juan de Fuca gelegen, ist eine Stadt von „ungesundem und forcirtem Lebenslauf“; es hat kein Hinterland, da das Innere der Insel zu bergig und waldig ist, eine Landschaft von Felsen und Nadelhölzern, großartig, aber monoton. Die Stadt ist übrigens freundlich, reinlich, gut gebaut; hat bischöfliche, Dissenter- und katholische Kirchen, ein Theater, Gaswerke und einen Handwerker-Verein. Die in der Nähe, bei Esquimaux, befindliche britische Flottenstation trägt dazu bei, ihr einen civilisirten Charakter zu geben. Die Stadt Nanaimo, 70 engl. Meilen nördlich von Victoria, ist dem Umfange nach die zweite auf der Insel, eine dritte giebt es noch nicht. Nanaimo hat jedoch eine größere Zukunft als Victoria; es liegt in einer schönen, durch Inseln geschützten Bucht, innerhalb welcher selbst große Schiffe bis dicht an's Ufer gehen können. Ihre Existenz verdankt die Stadt den großen Steinkohlenlagern, die von der englischen Vancouver Coal Company ausgebeutet werden. Die Schiffahrt nach Alaska wird dem Kohlenhandel noch größeren Aufschwung geben. Das Hauptkohlenbett liegt etwa eine viertel englische Meile von der Stadt und seine Produkte werden durch Eisenbahn bis zur Werft geschafft. Im Jahre 1867 wurden 150 bis 300 Tonnen (à 20 engl. Centner) täglich zu Tage gefördert, welche bei Uebergabe am Schiff mit 6 Dollars, in San Francisco mit 1:: Dollars oder durchschnittlich 2 Pfd. 10 Schill. Sterling bezahlt wurden. An mehreren anderen Stellen sah W. ergiebige Lager zu Tage reichen, so eines am Puntledge River bei der Ansiedelung von Comox, fünf engl. Meilen von schiffbarem Wasser, dessen Kohle ausgezeichnet brannte.

Britisch-Columbia verspricht dagegen, neben seinen an Reichthum unübertroffenen Goldfeldern (W. sah z. B. innerhalb acht Stunden in einer Goldwäscherei 200 Unzen sammeln; die „Erichson-Compagnie“ ärndtete innerhalb einer Woche, vom 2.—7. Juli 1865, 1400 Unzen, in der darauf folgenden Woche sogar 1926 Unzen Gold), ein großes Ackerbau-Territorium zu werden. Seine Wälder liefern, wie bekannt, ausgezeichnetes Bauholz, von dem im Jahre 1866 für 10,000 Pfd. St. exportirt wurden. Der Ertrag in den Goldminen war in demselben 600,000 Pfd. St., so daß bei einer Anzahl von nicht mehr als etwa 3000 Gräbern, auf jeden 200 Pfd. Gold kamen. Die Cariboo mines, 500 engl. Meilen von Victoria (Vancouver) sind die reichsten, unter ihnen das ergiebigste Thal Williams Creek, dessen erste Entdecker einem tragischen Schicksal erlagen; Rose, ein Schotte, wurde im Walde verhungert gefunden, Wilhelm Dietz, ein Deutscher, durch Mühseligkeiten und Entbehrung ruinirt, lebte als Almosenempfänger in Victoria, als W. ihn dort sah.

Kalifornien, zu dem die New-Yorker bereits Sommerausflüge projektiren, wie man in Europa eine Schweizerreise macht, war ein fast unbekanntes Land, als 1849 das Goldfieber ausbrach. „Es giebt Wenige“, sagt Whymper, „welche Kalifornien kennen und es nicht lieb gewinnen; im Lande selbst weiß man es und hört es oft bemerken, daß Die, welche es nach längerem Aufenthalt verlassen, um in ihre alte Heimat, nach anderen Theilen der Welt zurückzugehen, bald „zu ihrer ersten Liebe“ zurückkehren, neben der sie keine gleiche finden.“ Obwohl Gold-, Silber-, Quecksilber- und Kohlenminen reichliche Ausbeute geben, liegt doch der Hauptfortschritt des Landes im Ackerbau. Es exportirt nicht blos Getreide nach Europa, sondern selbst nach den östlichen Staaten Amerikas, sogar selbst über den Panama-Isthmus! Im Jahre 1866 baute es 14 Millionen Bushel (1 B. = c. ⅞ Berliner Scheffel) Weizen; die jährliche Weinproduktion beträgt bereits 3 Mill. Gallonen (à 4 Quart), und diese Quantitäten sind in beständiger, schneller Zunahme.

San Francisco zählte im Jahr 1867 bereits 150,000 Seelen und, wie Sir Charles Dilke (in dem früher besprochenen Werke Greater Britain) sagt, hat es die beste Polizei von allen amerikanischen Städten. Wie es dazu durch Vigilance Comittees und das „Lynchgesetz“ gekommen ist, muß man im 21. Kapitel des I. Bandes bei diesem Schriftsteller selbst nachlesen. Der Eingang zur „Goldenen Stadt“ durch die San Francisco-Bucht ist eng, Nebel hängen beständig über dieser Wasserstraße, bei der Cabrillo, Drake und Viscaino vorbei segelten, ohne zu bemerken, daß hier eine Bucht in's Land einschneidet. Durch den engen Felsenkanal, die Golden Gate oder das „Schlüsselloch“, wie die Kalifornier ihn nennen, bläst jeden Nachmittag eine kalte Seebrise während der Sommermonate; im Winter herrscht Windstille. Es ist daher niemals zu heiß oder zu kalt in San Francisco, ein klimatischer Umstand, der, wie Dilke sagt, der Stadt an sich eine große Zukunft sichert. „Der Einfluß auf den nationalen Typus ist ein merklicher. Auf einem Balle in San Francisco sieht man englische Gesichter, nicht amerikanische. Selbst der magere „westliche Mann“ und die hungrigen Yankees werden in diesem Tempel der Winde dick und rosig.

Whymper, der ein gleich günstiges Bild von den Bewohnern und dem Reichthum Kaliforniens liefert, behauptet,

Digitized by Google

daß man nirgend eine ſolche Maſſe von „ſelbſtbewußten, hoffnungsvollen, gutherzigen und edeldenkenden Männern findet, als an dieſer Küſte". „Faſt alle ſind ſie durch die ‚Mühle' gegangen und ſtärker aus dieſem Läuterungsprozeß hervorgegangen." Das gegenwärtige Schulſyſtem ſchildert W. als ausgezeichnet. Die Lincoln-Schule in San Francisco iſt ein Gebäude, „das überall die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken würde"; es hält 1000 Schüler und 9000 Schüler beſuchen überhaupt die ſtädtiſchen Schulen! 180 Lehrer und Lehrerinnen, meiſt in Boſton gebildet, unterrichten ſie. Dies geſchieht in einem Lande, das ſo knappe Menſchenarbeit hat, daß ein gewöhnlicher Arbeiter 2 Dollars, Handwerker 3 bis 4 Dollars täglich, weibliche Dienſtboten 15 bis 25 Dollars und ländliche Arbeiter 30 Dollars monatlich incluſive Koſt und Wohnung erhalten. Der Preis des Weizenmehls iſt dabei halb ſo hoch wie in New-York oder Liverpool, Thee, Zucker und Kaffee nicht theurer als in England oder New-York, wogegen Kleidungsſtücke und Hausmiethe doppelt ſo viel als in England koſten (die Wohnungsmiethen in den engliſchen Städten ſind im Allgemeinen bedeutend niedriger als in den deutſchen). Was Kalifornien braucht, iſt die Einwanderung von geſchickten Arbeitern; denn die Staaten Oregon, Nevada und Kalifornien haben zuſammen kaum eine Million Einwohner. Rohe Arbeitskräfte, Mexikaner und Chineſen, ſind in genügender Zahl vorhanden, aber techniſche fehlen. Die Einwohnerſchaft San Francisco's iſt die gemiſchteſte unter der Sonne. Neuengländer und Briten prädominiren in ihrer Energie, die Chineſen in der Zahl. Franzoſen und Italiäner ſind zahlreicher hier als in irgend einer anderen Stadt der Union. Die rothhäutigen Mexikaner verſorgen mit ihren Landbau-Produkten die Märkte. Auſtralier, Polyneſier und Chilenen ſind zahlreich; die Deutſchen und Skandinavier (beide durchgängig als Dutchmen bezeichnet) ſpärlich, ſie ziehen es vor, wie Dilke angiebt, nach Philadelphia oder Milwaukee zu gehen, wo ſie bereits Freunde haben. Das irländiſche Element iſt in Kalifornien nicht zur Geltung gekommen, wie mächtig es auch in den Atlantiſchen Staaten geworden iſt. New-York, ſagt D., iſt irländiſch, Philadelphia deutſch, Milwaukee norwegiſch, Chicago kanadiſch, Sault de St. Marie franzöſiſch, aber in San Francisco, wo alle fremden Racen ſtark vertreten ſind, iſt keine übermächtig, woher es kommt, daß dieſer kaliforniſche Staat, wie gemiſcht auch ſeine Bevölkerung iſt, der am meiſten engliſche von allen iſt." Damit übereinſtimmend leſen wir bei Whymper: „Obwohl Kalifornien während des letzten Bürgerkrieges ein loyaler Staat war, ſo herrſcht doch viel Liberalismus der Anſchauung, und die Politik ſchlägt keine ſo hohen Wogen wie in den Atlantiſchen Staaten. Der Engländer findet hier viele Landsleute, und es iſt kein Grund, warum er nicht die Niederlaſſung wagen ſollte."

Dr. H. S.

Kleine literariſche Revue.

— **Zur Geſchichte der Literatur in Belgien.** Die von Herrn Ch. Potvin, in den Jahren 1865—1868, im Rathhauſe von Brüſſel in franzöſiſcher Sprache gehaltenen Vorleſungen über das geiſtige Leben Belgiens vom zwölften Jahrhundert bis zur Zeit Karl's des Kühnen erſcheinen jetzt, geſammelt in 2 Bänden (Pr. 10 Frcs.), im Verlage der Ligue de l'Enseignement (Onderrichtsbond). Beſonders der Romanen-Cyklus von Reinart de Vos (Reinecke Fuchs), die Dichter der Kreuzzüge, van Marlant, und die franzöſiſche und die vlamiſche Poeſie von Brabant im 14. Jahrhundert ſind darin ſehr eingehend behandelt; es verdient die Arbeit daher die Beachtung aller Literaturgeſchichtsfreunde auch in Deutſchland.

— **Italiens architektoniſche Kunſtſchätze.***) Ein Buch von höchſt gediegenem Werthe! Der jetzt vorliegende erſte Band der zweiten Auflage von Jakob Burckhardt's Cicerone führt durch die Architektur Italiens, worunter nicht nur die Bauwerke an ſich, ſondern auch die dekorativen Erzeugniſſe und ſelbſt die Geräthſchaften, ſoweit ſie die Architektur zu unterſtützen beſtimmt ſind, verſtanden werden. Die Verfaſſer zeigen ſich als feine Kenner des Bauſtyls aller Zeiten und beſitzen die Gabe, ihre Kennerſchaft in eine für das Verſtändniß des Leſers ſehr günſtige, bündige und doch detaillirte Darſtellung umzuſetzen. Dieſe Darſtellung iſt kein bloßes Beſchreiben und Klaſſificiren der Bauwerke, ſondern ein kritiſches Eingehen in die hiſtoriſche und äſthetiſche Bedeutung jedes einzelnen hervorragenden Bauwerks. Der Leſer wird in den Stand geſetzt, mit eigenem Bewußtſein dem Baumeiſter, ſeiner Abſicht und ſeinem Schaffen nachzugehen. Beſonders wichtig iſt für den Laien gleich anfangs das Einführen in die antike Architektur, wobei die Verfaſſer die Grundſätze der griechiſchen Baukunſt wiedergeben. Wie ſelbſtſtändig die Herausgeber ihren hohen Maßſtab an die einzelnen Werke oder an das Schaffen ganzer Epochen legen, zeigt ſich faſt auf jeder Seite. Wir verweiſen nur auf das, was ſie über den Dogenpalaſt in Venedig ſagen, und auf die tiefgreifende Kritik, die den florentiniſchen Baumeiſtern zu Theil wird. „Wer aber auf dem Gebiete der Baukunſt", ſo heißt es mit Hinweis auf den Hauptmangel der ganzen florentiniſchen Styls, auf das Unorganiſche, „nur in dem ſtreng Organiſchen die Schönheit anzuerkennen vermag, hat auf dem italiſchen Feſtlande mit Ausnahme der Tempel von Päſtum überhaupt nichts zu erwarten; er wird lauter abgeleitete und deshalb nur wenig organiſche Style vorfinden." Indeß wird auch eine bauliche Schönheit ohne ſtreng organiſche Bildung der Einzelformen anerkannt, und ſo wird namentlich der Renaiſſance der Ruhm gelaſſen, neue Elemente der Schönheit in die Architektur eingeführt zu haben. Es iſt dies gewiß der für einen Cicerone angemeſſenſte Standpunkt.

— **Zur Farbenlehre.****) Es giebt einige Lehrſätze der Phyſik, welche von allen Anfängern mit Widerſtreben aufgenommen werden und ſelbſt ſonſt unterrichteten Köpfen nicht in den Kopf wollen. Dahin gehört die Mechanik unſeres Weltenſyſtems, woran Dr. Schöpfer ſeine geiſtige Schöpferkraft leider noch immer nicht erſchöpft hat; die Lehre vom Luftdruck, welche Herrn v. Drieberg ſo drückt, daß er ſich in einer ganzen Reihe Broſchüren hat Luft machen müſſen, und beſonders der allzu unglaubliche Satz, daß das einfache weiße Licht zuſammengeſetzt ſein ſolle, zuſammengeſetzt aus verſchiedenfarbigem Lichte. Seit der deutſche Dichterfürſt an dem Lichttempel Newton's ſein Heroſtrat-Stück zu verüben gedachte, und dafür aus lauter alten Flicken ſeine ſogenannte „Farbenlehre" aufgebaut, hat er ſeine

*) Der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunſtwerke Italiens, von Jacob Burckhardt. Zweite Auflage, unter Mitwirkung von mehreren Fachgenoſſen bearbeitet von Dr. A. v. Zahn. I. Architektur. Leipzig, E. A. Seemann, 1869.

**) Th. Schultze, Betrachtungen über die phyſikaliſchen Lehren vom farbigen Lichte und deſſen wahrſcheinlichen Urſprung. Kiel, Schwers.

Digitized by Google

Bekenner bis auf den heutigen Tag gefunden, wie die in den letzten 20 Jahren erſchienenen Bücher von Hantzſch, Schopenhauer und beſonders drei Schriften von Grävell beweiſen. Der Verfaſſer der vorliegenden Abhandlung verfolgt einen andern, eigenen Weg, auf welchem aber leider das Meiſte „vermuthlich“, „wahrſcheinlich“, freilich Einzelnes auch „evident“ iſt. Wenn der Verfaſſer die Interferenz- und Beugungsfarben aus adhärirenden Gasſchichten zu erklären gedenkt, ſo hätte er doch einfach ſich überzeugen ſollen, ob dieſelben ausbleiben, wenn er mit heißen, luftfreien Spiegelflächen und Gittern arbeitete. Gewiß bietet die Farbenlehre, trotz der geiſtreichen Arbeiten von Dove auf phyſikaliſchem und von Helmholtz auf phyſiologiſchem Gebiete, noch manche Dunkelheiten, aber mit Vermuthungen, Hypotheſen werden wir alten verſtockten Newtonianer nicht gebeſſert. Rechnungen, Experimente beweiſen, nicht Vermuthungen. E. Kr.

— **Zur Fauſt-Literatur.** Einen kleinen Beitrag zur hochangeſchwollenen Fauſt-Literatur bringt ein kurzer Vortrag*) von P. Tube, „auf Wunſch dem Druck übergeben“. Dieſer Wunſch rührt wohl von etwas zu nachſichtigen Freunden des Verf. her, denn etwas weſentlich Neues bietet die kleine Schrift uns nicht. Zwar von den Fehlern hält ſich der Verf. fern, in welche die meiſten Fauſt-Interpreten verfallen, mehr einzulegen in das Gedicht, als daſſelbe auszulegen und vor übergroßer Bewunderung, die in den ſeltenſten Fällen wahr und tief empfunden iſt, aller Kritik zu vergeſſen. Er bringt ein warmes Herz und eine für einen Theologen anerkennenswerthe Weite der Anſchauungsweiſe an die Sache heran, hält ſich fern von der gewöhnlichen Phraſeologie und hat gewiß beim mündlichen Vortrag Intereſſe und Beifall erweckt; denn bei einem Vortrage genügt es ja unter Umſtänden vollkommen, wenn dem Hörer Bekanntes und ſchon von ihm ſelbſt Durchdachtes in geſchmackvoller, neuer Form gebracht wird. Aber um als anſpruchsvolle Broſchüre in die Oeffentlichkeit zu treten, fehlt es dem Vortrag, deſſen Titel einem vollſtändigen Commentar zum Fauſt geziemen könnte, an Originellem, Treffendem und tief Gedachtem. Auch iſt es wohl ſehr zweifelhaft, ob denn wirklich die Probleme Fauſt's „die von uns Allen ſind“, wie der Verf. meint. Ich wenigſtens kenne ſehr viele brave Menſchen, welche von den Gefühlen Fauſt's nie eine Ahnung gehabt haben. — Vielleicht giebt uns der Herr Verf. Gelegenheit, noch einmal ſpäter auf ihn zurückzukommen; denn die kleine, mit Liebe und Wärme geſchriebene Broſchüre läßt ſchließen, daß er ſeine Studien auf dieſem Gebiete, und gewiß mit Erfolg, fortſetzen wird.

L. B. F.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Grimmſtiftung zur Gratisvertheilung der Volksausgabe von Grimm's Mährchen hat kürzlich Gelegenheit gehabt, mehrere entfernte, in der Diaspora befindliche deutſche Volksſchulen zu bedenken. Die eine Sendung iſt nach Rußland, und zwar an die vom deutſchen Lehrerſeminar zu Hoffnungsthal in Beſſarabien geleitete Elementarſchule gegangen, und die andere an die deutſchen Schulen in Wälſchtirol, wo ſie bekanntlich der Gefahr der Italiſirung ſehr ausgeſetzt ſind. Die letztgedachten Schulen haben in Folge der Theilnahme, die ſeit dem Jahre 1866 in Süd- wie in Norddeutſchland für ſie erwacht iſt, einen neuen Aufſchwung genommen, und es verdient in der That ihr rühmlicher Kampf für deutſche Sprache und Sitte unſere wärmſte Unterſtützung. Einige deutſche Gemeinden, wie die von Fraſilongo und Roveda, die man bereits als der deutſchen Nationalität verloren angeſehen hatte, haben in jüngſter Zeit deutſche Schulen verlangt und erhalten. Ein Aufruf zu Beiträgen für die Unterſtützung ſolcher Schulen, den das deutſche Comité in Innsbruck erlaſſen, ſagt unter Anderem: „Als der Kampf für deutſche Nationalität in Schleswig-Holſtein gekämpft wurde, nahmen wir im Süden daran innigſten Antheil und gaben unſerer Geſinnung wiederholten, thatſächlichen Ausdruck. Möchte unſer Eintreten für die deutſche Sache im Süden ähnliche Theilnahme und Unterſtützung finden, wie das Eintreten für deutſche Sprache und Sitten im Norden ſie gefunden!“ — Geldbeiträge zu dieſem ſchönen Zwecke wolle man der Wagner'ſchen Univerſitätsbuchhandlung in Innsbruck zuſenden.

Unter der Ueberſchrift „Internationale Beſtrebungen auf dem Gebiete der Landwirthſchaft“ empfiehlt in Nr. 27 dieſes Blattes Herr K. R. das „Landwirthſchaftliche Centralblatt für Deutſchland“ das, der Hauptſache nach, ſeinen Inhalt aus anderen Zeitſchriften entnimmt, insbeſondere weil es eine vergleichende Beſprechung einheimiſcher und ausländiſcher landwirthſchaftlicher Verhältniſſe bringt. Der Artikel ſchließt mit den Worten: „Mehr und mehr treten uns zwar derartige Erſcheinungen auch auf allen anderen Wiſſenſchafts- und Literaturfeldern entgegen, allein das Krocker'ſche, war eins der **erſten**, welches in dieſer Weiſe eine internationale Ausbeutung der neueren Erſcheinungen in ſeiner einſchlägigen Literatur erſtrebte.“ — Der Verf. dieſes Artikels ſcheint die übrigen landwirthſchaftlichen Journale Deutſchlands nicht zu kennen; ſonſt würde er dieſen Ausſpruch ſicherlich nicht gethan haben. Wer z. B. die „Annalen der Landwirthſchaft in den preußiſchen Staaten“, Monatsblatt und Wochenblatt, anſieht, würde kaum Einen unter den neunzehn Bänden — die früheren ſtehen dem Einſender augenblicklich nicht zur Verfügung — gefunden haben, in welchem dieſes Feld nicht im ausgiebigſten Maße gepflegt iſt, und zwar ſowohl was die techniſchen, als was die geſetzgeberiſchen Fragen betrifft. Beſonders reich an derartigen Arbeiten iſt der jüngſte, 53. Band des Monatsblattes. Um aber auch ein ausländiſches Journal zu erwähnen, verweiſen wir auf „La vie des champs“, herausgegeben von Jacquemin, und auf das Journal d'agriculture pratique, herausgegeben von E. Lecouteur, von denen das erſtere beſonders das deutſche landwirthſchaftliche Unterrichts-, Verſuchs- und Vereinsweſen ſtets als Muſter der Nachahmung empfohlen hat.

E. F.

Dieſer Nummer liegt bei: **Steiger's Catalog Amerikaniſcher Zeitſchriften. (E. Steiger in New-York.)**

*) Die Fauſtſage und der religiös-ſittliche Standpunkt in Göthe's Fauſt; ein Vortrag, gehalten und auf Wunſch in Druck gegeben von Dr. phil. P. Tube. Dresden, 1869. (30 S.)

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 24. Juli 1869. [№ 30.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen. II. 429. — E. Reimann: Geſchichte des bairiſchen Erbfolgekrieges. 430. — Zur Statiſtik großer Städte. Die Berliner Volkszählung von 1867. 431.
England. Die engliſchen Hamlet-Darſteller von der Zeit Shakeſpeare's bis zur Zeit Leſſing's. II. David Garrick und John Philip Kemble. 433.
Frankreich. Laboulaye's Geſchichte des amerikaniſchen Unabhängigkeits-Kampfes. 435.
Schweiz. Sutermeiſter's ſchweizeriſche Sprichwörter-Sammlung. 437.
Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur. Zur Geſchichte der Juden in Oeſterreich. 438.
Kleine literariſche Revue. Die Papageien, von Otto Finſch. 439. — „Lavinia" von G. Ruffini. 439. — Kathleen, ein Conflikt der Dankbarkeit und der Liebe. 439.
Literariſcher Sprechſaal. Das Lied vom General Sir John Moore. 440. — Ergebniſſe der erſten deutſchen Nordfahrt. 440. — H. B. Oppenheim's vermiſchte Schriften. 440.

Deutſchland und das Ausland.

Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen.*)

II.

Der zweite Theil der von Leop. v. Ranke aufgefundenen und in akademiſcher Form publizirten Correſpondenz Friedrich's des Großen mit ſeinem Jugendfreunde, dem Prinzen von Oranien, Wilhelm IV., und deſſen Gemahlin iſt weniger gemüthvoll, als der erſte, der noch aus der Muße- und Studienzeit des Kronprinzen, von 1735 bis 1740, datirt, aber er liefert einige ſehr intereſſante Züge zu dem Charakterbilde des ſeltenen Königs. Nach der Thronbeſteigung Friedrich's wird ſeine Zeit von Staatsgeſchäften und bald darauf auch von dem mit aller Energie begonnenen Kriege ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er für den Jugendfreund in Holland nur Minuten übrig hat, wiewohl er ihm auch ferner mit der alten Theilnahme treu bleibt und ihm dies auch beweiſt, indem der junge König von Preußen für das Recht des Prinzen von Oranien, ſowohl in den Angelegenheiten der Republik, als in der Naſſau-Dillenburgiſchen Erbſchaftsſache, auf das Erfolgreichſte wirkſam iſt.

Nachträglich iſt hier noch auf einige bemerkenswerthe, briefliche Aeußerungen des Kronprinzen Friedrich, kurz vor ſeiner Thronbeſteigung, hinzuweiſen. „Man ſagt," ſo heißt es in einem ſeiner letzten Briefe aus dieſer Zeit, „der Kaiſer habe bei der Nachricht von den in Ungarn erlittenen Unglücksfällen gefragt, ob denn die Tapferkeit ſeiner Truppen mit dem Prinzen Eugen zu Grabe getragen ſei? Die Ereigniſſe beweiſen nur, daß der *Kaiſer nicht Alles mit eigenen Augen ſieht, noch ſelber eingreift.* Wenn der Geiſt, der ſeinen Waffen bei Hochſtädt und vor Turin den Sieg verſchaffte, in ſeinem Rathe noch vorwaltete, ſo würde man dieſelbe Weisheit bei den Entwürfen, denſelben Nachdruck bei ihrer Ausführung wahrnehmen; die inneren Zwiſte ſeiner Generale und Miniſter würden keinen Einfluß haben. Aber der Tod des Prinzen Eugen hat in Wien Alles verändert. Veruntreuungen ſind viel häufiger geworden, und die Unordnung in den Finanzen zieht tauſend andere Uebel nach ſich; *daher* der Ruin der Armee, der Verluſt von Schlachten, der Einfall der Feinde in die unvertheidigten Provinzen und das Scheitern der eigenen Unternehmungen."

Das Urtheil des Kronprinzen über die Politik der „hochmögenden Herren", welche die vereinigten Niederländiſchen Provinzen regierten, war ebenſo treffend und bitter, als das über die kaiſerliche Regierung in Wien. Am 13. Nov. 1739, alſo ein halbes Jahr vor ſeiner Thronbeſteigung, ſchreibt er dem Prinzen von Oranien:

. . . „Was ſagen Sie zu dem Manifeſt des Kaiſers, worin er ſich vor dem Publikum wegen des Friedens, den er abgeſchloſſen, zu rechtfertigen ſucht? Es iſt das, meines Bedünkens, das Abgeſchmackteſte und Lächerlichſte von der Welt. Die Franzoſen ſpielen jetzt allerdings eine große Rolle; ſie haben es freilich nur mit Schwächlingen zu thun, und wenn ſich eine gute Feder und ein tapferes Schwert fänden, die ihnen Oppoſition machten, ſo würde dies die Lage der Dinge gänzlich verändern.

„Ihr Holland ſpielt dabei die armſeligſte Rolle von der Welt. Wenn Sie nicht einſt den König Wilhelm (III. von England) wieder aufleben laſſen, werden alle Thaten jener glorreichen Vertheidiger der Freiheit der Niederlande vergebens gethan ſein, und die Holländer, welche ſich weigerten, die Sklaven der Spanier zu ſein, werden vor den Franzoſen kriechen."

Nach Friedrich's Thronbeſteigung trat in Holland der Umſchwung ein, den er in ſeinen Briefen an den Prinzen von Oranien als durchaus nothwendig dargeſtellt hatte. Durch eine unerwartete Volksbewegung wurde Wilhelm IV. zum Erbſtatthalter der Niederlande erhoben, was er dem königlichen Freunde ſofort anzeigt. Dieſer antwortet ihm freudig bewegt, und zwar wieder *eigenhändig*, was, ſeitdem er den Thron beſtiegen, nicht geſchehen war. Er ertheilt dem Prinzen von Oranien das Verſprechen, ſeinerſeits mitzuwirken zur Befeſtigung der Republik, an deren Allianz mit ſeinem Vorfahren (dem großen Kurfürſten) er erinnert, welche Allianz der Sache der religiöſen Freiheit in Europa ſehr nützlich geweſen ſei.

Im Jahre 1751 ſtarb Wilhelm IV., aber ſo groß war bereits wieder das Anſehen des Hauſes Oranien-Naſſau, daß die Wittwe Wilhelm's, Prinzeſſin Anna von Großbritannien, zur Curatorin ihres Sohnes (des nachmaligen Wilhelm V.) ernannt wurde und unter dem Titel „Gouvernante" einen, wenngleich beſchränkten Antheil an den Regierungsgeſchäften erhielt.

Es war während des ſiebenjährigen Krieges, im Jahre 1757, als eben die größte Kriſis ſich entwickelte, welche Friedrich in ſeinem Rieſenkampfe mit dem gegen ihn verbündeten Europa beſtanden hat. Gerade ſo, wie in neueſter Zeit, hatten auch damals die nur um ihre Handels- und Geld-Unternehmungen beſorgten Holländer Partei genommen für Oeſterreich und gegen Preußen. Prinzeſſin Anna, die geborene Engländerin, ſuchte vergebens das proteſtantiſche Intereſſe geltend zu machen; Mynheer ſchlug die ſechsprocentigen Intereſſen, die ihm Oeſterreich für ſeine Anleihen zahlte, bedeutend höher an. Die Prinzeſſin erblickte in der gegen Friedrich gerichteten Verbindung Oeſterreichs, Frankreichs und der katholiſchen Fürſten Deutſchlands, mit Einſchluß des ſächſiſchen Hofes, eine Gefahr für die proteſtan-

*) Nach Leop. v. Ranke's Publikation in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin.

Digitized by Google

tiſche Sache und die religiöſe Freiheit Europas. Ja, es war damals das allgemeine Gefühl (ſagt Ranke), daß das Intereſſe des Proteſtantismus in der Welt und die reichsſtändiſche Freiheit in Deutſchland mit der Sache Friedrich's identiſch ſeien.

Prinzeſſin Anna ſchreibt am 14. Februar 1757 an den König, dem ſie Alles mittheilt, was ſie über das Vorhaben der Franzoſen und der Ruſſen wußte:

„Ich würde zittern wegen der kritiſchen Lage, in welcher ſich ganz Europa befindet, wenn ich nicht einen Mann kennen möchte, der allein im Stande ſcheint, die Religion und die Freiheit des Reiches zu ſchützen; mögen Ew. Majeſtät errathen, wer dieſer Mann iſt."

„Ja wohl," antwortet darauf der König, „die gegenwärtige Kriſis iſt ſchrecklich: der größte Theil Europas hat ſich gegen mich erklärt, aber die Laſt, die ich tragen muß, macht mich nicht verzweifeln; ich bin glücklich, wenn ich mir die Theilnahme edler Menſchen bewahre, die das Ziel iſt, wo mein Ehrgeiz aufhört."

Wie den Holländern gegenüber die Prinzeſſin von Oranien, ſo klagt der König den Hannoveranern gegenüber wegen deren unkluger, den Oeſterreichern zugeneigter Politik. Es iſt überraſchend, aus der Korreſpondenz zu entnehmen, daß in dieſer Beziehung ſchon im vorigen Jahrhundert Holländer und Hannoveraner ſympathiſirt haben. „Die Kriſis", ſchreibt Friedrich am 12. März 1757 an die Prinzeſſin, „wird von Tag zu Tag ſtärker, und der Antheil, den Sie an Allem nehmen, was mich betrifft, veranlaßt mich, Ihnen vertraulich mitzutheilen, daß die Miniſter von Hannover die Abſicht haben, mit den Franzoſen einen Neutralitäts-Vertrag abzuſchließen, und um für einen ſo auffallenden Schritt einen Vorwand zu haben, denken ſie alle ihre militäriſchen Anordnungen in die Länge zu ziehen, ſo daß es dann den Anſchein bekömmt, als ob die Nothwendigkeit ſie zwänge, ein ſo ſchmachvolles Verfahren zu beobachten. Ich habe darüber dem König von England geſchrieben, und ich bin überzeugt, daß dieſer Fürſt über eine Handlung, die ſowohl ſeinem Ruhm, als den gegen mich eingegangenen feierlichen Verpflichtungen widerſprechen würde, ſeinen Abſcheu zu erkennen geben wird. Ich meſſe dieſe Kniffe der Schwäche des Miniſteriums von Hannover bei, welches vor Allem ſich fürchtet, wodurch es irgendwie aus ſeiner gewohnten Routine heraus gebracht werden könnte."

In ihrer Erwiederung beklagt es die Prinzeſſin auf das Bitterſte, daß die Miniſter von Hannover ſo blind ſeien, ihren kleinlichen, beſchränkten Anſichten das Heil der proteſtantiſchen Sache unterzuordnen und durch ihre Trödeleien die Thaten des Königs zu paralyſiren.

Der König vertraut in dieſem Briefwechſel ſeiner Freundin in Holland alle Pläne an, die er für den Feldzug von 1757 entworfen und deren Ausführung mit der Schlacht von Prag ſo glänzend begonnen hatte, aber durch die Schlacht von Collin ſo unglücklich vereitelt wurde. Erſt als dieſe Kriſis vorüber war, wendet er ſich wieder an die Freundin: am 11. Jan. 1758 giebt er ihr Nachricht von der nunmehr wieder glücklichen Wendung der Dinge und von den neuen günſtigen Erwartungen, die er jetzt hegen könne. Er unterrichtet die Prinzeſſin von den Verbindungen, die er im Einverſtändniß mit ihrem Vater, dem Könige von England, für den nächſten Feldzug getroffen. „Es wäre zu wünſchen," ſchreibt er ihr, „Holland möchte unter dieſen Umſtänden nach ſeinem Intereſſe handeln, um den Entwürfen, die gegen ſeine Unabhängigkeit geſchmiedet werden, entgegenzutreten. Wollten die Generalſtaaten ſich nur entſchließen, ihre Landtruppen in dieſem Augenblicke zu vermehren, ſo würde dies dazu dienen, die Höfe von Verſailles und Wien zum Frieden geneigt zu machen; ſie ſelbſt würden dadurch ihren alten Glanz wiederherſtellen und das Heil der proteſtantiſchen Religion fördern."

Die Prinzeſſin verſichert ihm in ihrer Antwort vom 11. Febr. 1758 ihre außerordentliche Freude über ſeine jüngſten Erfolge und ihr Einverſtändniß in Bezug auf ſeine Wünſche; aber, fügt ſie hinzu: „ich beklage die Verblendung der Generalſtaaten, die bis zu dieſem Augenblicke ſtärker iſt, als mein Einfluß, wiewohl ich immer noch hoffe, daß der dicke Nebel endlich weichen und dem Lichte Platz machen wird."

Es iſt dies einer der letzten Briefe der Prinzeſſin an Friedrich; ſie erkrankte in demſelben Jahre, und im Januar 1759 meldete man dem Könige ihr Ableben. Ranke bemerkt: „Auf die großen militäriſchen Handlungen des ſiebenjährigen Krieges fällt durch dieſe Briefe ein Schimmer von Poeſie: ihre Herbe mildert ſich durch eine perſönliche Beziehung voll von Zartheit und gegenſeitigem inneren Vertrauen, die wohl nicht in Vergeſſenheit begraben bleiben durfte."

J. L.

E. Reimann: Geſchichte des bairiſchen Erbfolgekrieges.*)

Die vorliegende Arbeit verbreitet über einen noch ziemlich dunklen Theil der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts ein helles Licht. Was den Verfaſſer veranlaßte und in den Stand ſetzte, die Geſchichte dieſes bisher von den Hiſtorikern ſtiefmütterlich behandelten und im Munde des Volkes noch heute verſpotteten „Erbfolgekrieges" zu ſchreiben, erfahren wir aus dem kurzen Vorwort. Im Jahre 1854 gab K. W. v. Schöning den dritten Band der militäriſchen Correſpondenz Friedrich's des Großen mit dem Prinzen Heinrich von Preußen heraus. Die Darſtellung des bairiſchen Erbfolgekrieges, welche vorangeht, iſt beinahe werthlos; aber der Briefwechſel, 276 Seiten umfaſſend, enthält eine Fülle von Aufſchlüſſen, welche den Verfaſſer veranlaßten, ſie zu ſeiner Arbeit zu benutzen. Dazu eröffnete ſich ihm, während er beſchäftigt war, aus dieſer ergiebigen Quelle mit wachſender Freudigkeit zu ſchöpfen, plötzlich eine neue, die nicht minder reichlich floß. Der Ritter Alfred von Arneth gab den in dieſen Blättern bereits mehrfach erwähnten Briefwechſel zwiſchen Maria Thereſia und Joſeph II. in drei Bänden heraus. „Vor dieſen beiden Hilfsmitteln verſchwanden Dämmerungen und Dunkelheiten in großer Zahl, und nur über wenigen Stellen lagert noch die Finſterniß. Man konnte ſo zu ſagen jetzt in beide Lager ſehen, die Abſichten und Beweggründe der Hauptperſonen genau erkennen, Leben in die Darſtellung bringen, unterrichten und rühmen." An der Hand dieſer beiden neueſten Hilfsmittel und unterſtützt von den früheren Forſchungen über dies Kapitel deutſcher Geſchichte, iſt der Verfaſſer bemüht geweſen, ein treues Bild von dem bairiſchen Erbfolgeſtreite zu liefern.

Freilich iſt man heute geneigt, jenen Streit kaum einen Krieg zu nennen, und die Vergeſſenheit, worein er geſunken, ſcheint er auch in vollem Maße zu verdienen; denn nicht ein einziges Mal haben die wohlgerüſteten Gegner in offener Feldſchlacht ihre Kräfte gemeſſen, und kaum nennenswerth iſt der Gewinn, welchen Oeſterreich am Ende davon getragen. Anders war freilich die Wirkung, die der Streit der Höfe von Berlin und Wien auf die Mitlebenden ausübte; ſie empfanden die Wichtigkeit der Entſcheidung, welche die Waffen treffen ſollten,

*) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869. gr. 8. (237 S.)

Digitized by Google

weit früher als die Nachwelt. Während dieſe nur bemerkt, wie wenig der Friede von Teſchen die Karte von Deutſchland verändert hat, dachten die Zeitgenoſſen mit leidenſchaftlicher Erregtheit an die Folgen, die eintreten mußten, wenn Kaiſer Joſeph's umfaſſende Pläne keinem Widerſtand begegneten oder dem Könige von Preußen zum Trotz durchgeführt wurden. Auch wir können erſt dem Kriege gerecht werden und ſeine Bedeutung ermeſſen, wenn wir ihn unter einem ſolchen Geſichtspunkte betrachten. Es fragt ſich heute, ob es dem jetzigen Preußen möglich geworden wäre, ſich der öſterreichiſchen Uebermacht im bundestägigen Deutſchland zu erwehren und es aus der großen Stellung hinauszudrängen, die es in Deutſchland Jahrhunderte lang mit Glück behauptet hat, wenn der ehrgeizige Kaiſer damals in Baiern die Abrundung erlangt hätte, nach der ihn gelüſtete. Friedrich der Große wußte wohl, worum es ſich handelte, und ihm gebührt nicht nur das Verdienſt, eine große Gefahr von Deutſchland abgewendet, ſondern auch durch das Zurückweiſen des Hauſes Habsburg in ſeine Schranken ſchon damals ein Beiſpiel gegeben zu haben, wie Preußen in Zukunft auf der Hut ſein müſſe, um den Feind ſeiner Größe und den ſtets zu ſchaden bereiten Gegner in Schranken zu halten, deren Ueberſchreiten dem jungaufſtrebenden Königthum gefährlich werden mußte.

Es iſt nicht unſere Abſicht, in die Einzelnheiten des uns vorliegenden Geſchichtswerkes näher einzugehen; die Darſtellung deſſelben iſt eine ſo zuſammenhängende, die Fäden ſind ſo enggeſchürzt und ſo vielfach verſchlungen, daß es unmöglich iſt, auch nur einen derſelben aus dem künſtlichen Gewebe loszulöſen. Dieſe Zeilen verfolgen lediglich den Zweck, auf die verdienſtvolle Arbeit hinzuweiſen, deren Gegenſtand bisher eine ſo gründliche und allſeitig erſchöpfende Darſtellung noch nicht gefunden hat und die ganz dazu geeignet iſt, über einen uns naheliegenden Abſchnitt unſerer vaterländiſchen Geſchichte, den man mit Unrecht bisher zu wenig beachtet hat, ein helles Licht zu verbreiten.

—p.

Zur Statiſtik großer Städte.

Die Berliner Volkszählung von 1867.*)

Die wichtigſten Reſultate aus der Statiſtik der Berliner Bevölkerungs-, Berufs- und Wohnungs-Verhältniſſe liegen uns in einer graphiſchen Darſtellung vor, und zwar in einer ſo vorzüglichen Bearbeitung und mit ſo vortrefflichen Erläuterungen verſehen, daß das betreffende Werk alles bisher auf dieſem Gebiete Dageweſene übertrifft.

Volkszählungen ſind allerdings ſchon früher wiederholt vorgenommen worden, und man iſt mit den erzielten Reſultaten zufrieden geweſen, ſobald ſie dem vorangegangenen Bedürfniſſe entſprachen; bei der im Jahre 1867 veranſtalteten ſtatiſtiſchen Aufnahme handelte es ſich aber um mehr, als einen bloßen überſichtlichen Nachweis des Umfangs der ſtaatlichen oder communalen Corporationen; es ſollten ermittelt werden:

1) die detaillirten Angaben über Alter und Familienſtand der Bevölkerung; 2) die Confeſſionen, ſowie die Bevölkerung innerhalb der Confeſſionen nach den Parochieen; 3) die Berufs-Verhältniſſe der Bevölkerung in Combination mit Alter, Geſchlecht und Familienſtand; 4) das in ſozialer Beziehung ſehr wichtige Verhältniß von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Selbſtthätigen und Angehörigen; 5) das Verhältniß der männlichen und weiblichen Selbſtthätigen innerhalb der einzelnen Berufsklaſſen zur Darlegung des Umfanges, in welchem die weiblichen Individuen an der Gewerbsarbeit Theil nehmen; 6) die Staatsangehörigkeit der Berliner Bevölkerung; 7) die Art des Aufenthalts am Zählungsorte; 8) der vermuthliche Ort des Aufenthalts der zur Zeit der Zählung von Berlin Abweſenden; 9) die mit beſonderen Mängeln behafteten einzelnen Individuen und zwar die Blinden, Taubſtummen, Blödſinnigen und Irrſinnigen. Von den beiden letzteren Kategorieen waren, außer den in Berlin Gezählten, durch Verbindung mit der Berliner mediziniſch-pſychologiſchen Geſellſchaft noch diejenigen Berliner Irren zu ermitteln, welche ſich zur Zählungszeit in auswärtigen Irren-Anſtalten befanden.

Eine ſolche umfaſſende Arbeit ließ ſich nur durch Anſpannung aller disponiblen Kräfte der Berliner Communal- und Polizei-Beamten, ſowie durch Hinzuziehung eines großen freiwilligen Hilfsperſonales ermöglichen, und daß dieſe Arbeit in ſo überraſchend kurzer Zeit gelungen und ſo befriedigende Reſultate geliefert hat, gereicht unſtreitig der Volkszählungs-Commiſſion zu großer Ehre.

Herr Dr. Schwabe hat nun dieſe Reſultate in dem vorliegenden ſtatiſtiſchen Werke überſichtlich in graphiſchen Bildern zuſammengeſtellt und ſo faßlich erläutert, daß ſelbſt der Laie einen vollſtändigen und ſicheren Ueberblick daraus gewinnt.

Aus dieſem Buche iſt zu erſehen, wie dieſe complicirte, ſchwierige Arbeit vorgenommen, welche Verbeſſerungen, durch die Erfahrungen bei früheren Volkszählungen belehrt, man eingeführt und in welcher Weiſe ſich dieſelben bewährt.

Hierhin iſt zunächſt die Einführung der Karten-Methode gegenüber der früher angewandten Strich-Methode zu rechnen, welche Erſtere den Vortheil einer ſicherern Controle und einer Vereinfachung der Arbeit gewährte.

Die Anlage I giebt genaue Schemata zu den drei zur Anwendung gekommenen Zählungskarten; Anlage II den ſpecificirten Organiſationsplan für die Volkszählung; III die Inſtruktionen für die Zählungs-Reviſoren, nebſt den dabei gebrauchten Tabellen; IV den polizeilichen Hauszettel für die betr. Grundſtücke nebſt Tabelle; V enthält die Beſtimmungen, nach welchen bei Ablieferung und Reviſion der qu. Liſten verfahren iſt; VI giebt eine allgemeine Anleitung, nach welcher bei der Zählung nach einzelnen Haushaltungen zu verfahren iſt, nebſt den dazu gehörigen Tabellen; VII giebt genaue Schemata zu den Extra-Zählungs-Liſten für Anſtalten ꝛc. und für die zur Zeit aus ihrer gewöhnlichen Behauſung abweſenden Perſonen; VIII vermittelt eine Ueberſicht des Haus-, Haushalts- und Einwohnerſtandes; IX eine Liſte der Revier-Deputirten und Polizei-Lieutenants; X eine Tabelle über die Thätigkeit der Diſtrikts-Commiſſarien und Zählungs-Reviſoren; XI eine Tabelle über die Berufs-Verhältniſſe der Diſtrikts-Commiſſarien; und XII endlich die Berechnung der aus der Volkszählung 1867 erwachſenen Koſten, welche ſich in Summa auf 6513 Thlr. 9 Sgr. 1 Pf. beliefen.

Nun folgt ein umfaſſender Bericht zu den Tabellen über die Reſultate der Berliner Volkszählung von 1867, welche in Abſchnitt I eine Ueberſicht der Bevölkerung bringt. Darin zeigt

§ 1 in Tabelle 1 die Summe der Bevölkerung Berlins nach Alter und Geſchlecht. Aus dieſer geht beiſpielsweiſe hervor, daß in der Altersklaſſe von 0—5 Jahren die weibliche Bevölkerung überwiegt, es exiſtirten nämlich in dieſer Klaſſe 39,952 männliche und 40,343 weibliche Individuen; noch ſtärker tritt

*) Die Reſultate der Berliner Volkszählung vom 3. December 1867, bearbeitet, erläutert und graphiſch dargeſtellt von Dr. jur. H. Schwabe. Berlin, in Commiſſion bei Kortkampf. 1869.

Digitized by Google

dieſes Verhältniß in der Altersklaſſe von 90—95 Jahren hervor, in welcher die Tabelle 16 männliche und 58 weibliche Individuen nachweiſt. Im Stralauer Bezirke lebte eine Frau, welche 1764 geboren, alſo im letzten Zählungsjahre bereits 103 Jahre alt war. Die ſummariſche Bevölkerung von Berlin giebt die Tabelle auf 351,253 männliche und 348,728 weibliche, zuſammen auf 699,981 Individuen an, excl. der zur Zeit abweſenden Berliner Einwohner.

In Tabelle 2 wird die Bevölkerung, nach Verhältniß der verſchiedenen Stadttheile, in der Altersklaſſe vom 20.—30. Jahre und nach dem Geſchlechte, in genauen Prozentſätzen nachgewieſen und iſt daraus zu erſehen, daß die Louiſenſtadt in beiden Geſchlechtern die ſtärkſte Bevölkerung beſitzt.

Die Tabelle 3 zeigt durch Vergleichung, wie ſich die Vertheilung der Bevölkerung über die Altersklaſſen in der Großſtadt eigenthümlich zu geſtalten pflegt, und ſind deshalb darin die Berliner Verhältniſſe mit denen von Thüringen und Würtemberg zuſammengeſtellt worden.

§ 2 bringt eine Statiſtik der Bevölkerung nach Alter und Familienſtand und zwar zeigt Tabelle 4, wie viele von je 10,000 Perſonen männlichen, reſp. weiblichen Geſchlechts auf die verſchiedenen Familienſtands-Kategorieen in den verſchiedenen Stadttheilen kommen. Beiſpielsweiſe iſt daraus zu erſehen, daß von den weiblichen Bewohnern durchſchnittlich eine verheiratete Perſon auf je 1000 Unverheiratete ſchon in dem Alter von 16 Jahren kommt, während daſſelbe Verhältniß bei den Männern erſt mit dem 19. Jahre eintritt. Ebenſo intereſſant iſt die Wahrnehmung der Verhältniſſe der Verwittweten und Geſchiedenen zu den Verheirateten und Unverheirateten beiderlei Geſchlechts.

Tabelle 5 bringt eine genaue Ueberſicht, in welchen Prozentſätzen ſich dieſe Verhältniſſe in den verſchiedenen Stadttheilen äußern. Der Durchſchnitt der Stadt zeigt 46,2 % Unverheirate, 45,1 % Verheiratete, 8,0 % Verwittwete, 0,7 % Geſchiedene.

Tabelle 6 ergiebt wieder in einer Vergleichung, wie weit dieſe Verhältniſſe für die Großſtadt charakteriſtiſch ſind.

Tabelle 7 berechnet, wieviel von 100 verheirateten Männern reſp. Frauen auf jede Altersklaſſe kommen; und

Tabelle 8 zeigt die Berechnung, wie ſich dieſes Verhältniß bei beiden Geſchlechtern jeder Altersklaſſe in Prozentſätzen geſtaltet.

§ 3 giebt intereſſante Aufſchlüſſe über die Art des Zuſammenlebens und Wohnens, und zwar giebt

Tabelle 9 das Verhältniß der domicilirten zur flottirenden Bevölkerung in den verſchiedenen Stadttheilen, ſowohl in Zahlen als in Prozentſätzen an. Zu der flottirenden Bevölkerung ſind gerechnet: Commis, Geſellen, Lehrlinge, Dienſtboten, Chambregarniſten, Schlafleute, in öffentlichen Inſtituten befindliche und ſonſtige Perſonen. Man erſieht ſchließlich daraus, daß auf eine Familienhaushaltung in Berlin durchſchnittlich 4,2 Perſonen kommen.

Tabelle 10 ordnet die Stadttheile nach der Zahl der Familienglieder, auf die ein Dienſtbote kommt, und zeigt dadurch die ſozialen Verſchiedenheiten der Stadttheile in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe.

Tabelle 11 zeigt überſichtlich, wie ſich Chambregarniſten und ſogenannte Schlafleute (die nur ein Nachtlager gemiethet), nach Geſchlechtern getrennt, über die Stadt verbreiten; während Tabelle 12 die Altersverhältniſſe derſelben ſchnell überblicken läßt.

§ 4 handelt von den Religions-Verhältniſſen der Bevölkerung und erſieht man aus Tabelle 13, wie ſich die einzelnen Confeſſionen über die Stadttheile vertheilen, ſodann in welchem Verhältniſſe jeder Stadttheil aus Angehörigen der verſchiedenen Confeſſionen beſteht.

§ 5 handelt von den Stand- und Berufs-, Arbeits- und Dienſtverhältniſſen, bringt eine Ueberſicht der einzelnen Berufsſtände, welche in jeder der gebildeten Klaſſen reſp. Gruppen zuſammengefaßt ſind, bietet ferner eine Ueberſicht der Berufsklaſſen mit Unterſcheidung der Selbſtthätigen und Angehörigen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und zeigt in Tabelle 14, wie die Selbſtthätigen der einzelnen Berufsklaſſen in jedem Stadttheile zur Vertretung kommen, in Tabelle 15 aber den gewerblichen und bezüglich ſozialen Charakter jeden Stadttheiles.

Tabelle 16 veranſchaulicht das Verhältniß der Bevölkerung in Alter, Geſchlecht und Familienſtand in Combination mit den Berufsverhältniſſen derſelben, und Tabelle 17 zeigt eine Ueberſicht deſſelben Verhältniſſes in Prozentſätzen ausgedrückt.

Tabelle 18 vermittelt eine Anſchauung des Verhältniſſes der Selbſtthätigen zu den Angehörigen aller Berufsklaſſen; in der Tabelle 19 iſt berechnet worden, wieviel in den verſchiedenen gewerblichen Berufsklaſſen auf einen Arbeitgeber Arbeitnehmer kommen, während die Tabelle 20 die Art des Wohnens der ſelbſtthätigen Arbeitnehmer überſichtlich darſtellt.

Tabelle 21 ordnet die Berufsklaſſen nach der Zahl der Dienſtboten, welche auf je 100 Perſonen jeder Berufsklaſſe kommen.

Tabelle 22 charakteriſirt ſehr treffend das Verhältniß der Selbſtthätigen zur Bevölkerung in den verſchiedenen Berufsklaſſen, wobei als beſonders intereſſant der Nachweis gerühmt werden muß, in welchem Grade ſich das weibliche Geſchlecht an der Selbſtthätigkeit betheiligt, und zwar ſtellt ſich das Verhältniß in den Altersklaſſen von 15—30 Jahren durchſchnittlich zu 20 %, in denen über 30 Jahren durchſchnittlich zu 26 %.

§ 6 handelt von den beſonderen Mängeln einzelner Individuen, und es ergiebt ſich aus Tabelle 23, daß ſich in Berlin 342 Taubſtumme und 295 Blinde aus beiden Geſchlechtern befinden.

§ 7 beſpricht die Verhältniſſe der Bevölkerung vom Geſichtspunkte der geſetzlichen Beſtimmungen in der Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes und der Zollvereins-Verträge.

§ 8 handelt von der Staats-Angehörigkeit; § 9 von der Art des Aufenthalts am Zählungsorte; § 10 von dem vermuthlichen Orte des Aufenthalts zur Zählungszeit; § 11 von der ſeemänniſchen Bevölkerung.

Alle bis hieher angeführten Tabellen und Daten ſind durch Herrn Dr. Schwabe auf das Verſtändlichſte erläutert worden.

Der Verfaſſer kommt nun zu dem II. Abſchnitte: Ueber die Wohngebäude, und bringt in § 1 eine Unterſcheidung der Grundſtücke in Privatwohnhäuſer und öffentliche Gebäude; in § 2 eine Claſſification der Privatwohnhäuſer und öffentlichen Gebäude nach der Zahl der Haushaltungen, wozu Tabelle 24 eine vergleichende Ueberſicht des Verhältniſſes zu früheren Zählungsjahren bringt. § 3 ſpricht von den Zwecken, welchen die öffentlichen Gebäude dienen, und zeigt in Tabelle 25, daß deren in Berlin 645 exiſtiren.

§ 4 claſſifizirt die Vorderhäuſer und Hofgebäude nach der Zahl der darin enthaltenen Haushaltungen, was in den Tabellen 26 und 27 veranſchaulicht wird.

§ 5 handelt von den Grundſtücken mit Gas- und Waſſerleitung und zeigt in den Tabellen 28 und 29, daß die Hof-

Digitized by Google

gebäude überall in Betreff dieſer Vortheile gegen die Vorderhäuſer zurückſtehen.

§ 6 claſſifizirt die Gebäude nach der Höhe der Stockwerke und läßt aus den Tabellen 30 und 31 erſehen, daß die 4ſtöckigen Häuſer ſowohl bei den Vorder- wie Hofgebäuden in der Stadt vorherrſchend ſind.

Der III. Abſchnitt beſpricht ausführlich die Berliner Haushaltungen, charakteriſirt dieſelben nach allen Richtungen hin und giebt in den Tabellen 32 bis 38 die erläuterndſten Illuſtrationen.

Den intereſſanteſten Theil des ganzen Werkes bildet der IV. Abſchnitt, welcher in umfaſſender Weiſe die verſchiedenſten Verhältniſſe der Berliner Wohnungen beſpricht. Es ſind, wie man daraus erſieht, bei der Zählung von 1867: 152,641 Haushaltungswohnungen ermittelt worden, in welchen, Alles in Allem genommen, 702,437 Einwohner leben. Der Abſchnitt beſpricht die Höhenlage der Wohnungen, die Räumlichkeit derſelben, die geſchäftliche Benutzung und bringt auch eine genaue Ueberſicht über die Wohnungs-Uebervölkerung, aus welcher zu ſehen, daß im Ganzen 15,574 übervölkerte Wohnungen in Berlin exiſtiren, von welchen 8571 in den Vorderhäuſern und 7003 in den Hofgebäuden liegen. Ferner ſpricht er ſehr ausgedehnt über das Verhältniß der Gas- und Waſſerleitungen in den Gebäuden und Wohnungen; über die Vertheilung der direkten und Aftermiether in den verſchiedenen Stadttheilen und ſchließlich über die, gegen Feuersgefahr ꝛc. verſicherten Wohnungen. Die Tabellen 39 bis 66 dienen zur Vermittelung einer genaueren Ueberſicht und erleichtern das Verſtändniß ungemein.

Der V. Abſchnitt endlich giebt eine Analyſe der Bevölkerung in den Räumlichkeitsklaſſen der Wohnungen. Dieſe Klaſſen ſind folgendermaßen angenommen worden: 1) Wohnungen mit keinem heizbaren Zimmer, 2) Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer, 3) Wohnungen mit zwei, 4) Wohnungen mit drei, 5) Wohnungen mit vier, 6) Wohnungen mit fünf bis ſieben, 7) Wohnungen mit acht und mehr heizbaren Zimmern, und nun iſt es intereſſant, wahrzunehmen, auf welche Art ſich die verſchiedenen Berufs- und Haushaltungs-Klaſſen in dieſe verſchiedenen Wohnungsklaſſen vertheilen.

Nicht minder intereſſant iſt der Nachweis über die Kinder-Bevölkerung von Berlin. Nach der ſtatiſtiſchen Aufnahme von 1867 gab es in Berlin 35,401 Kinder von Wohlhabenden und Reichen, von denen 6744 über 15jährige bei ihren Angehörigen wohnten — dagegen 216,220 Kinder der minder begüterten Klaſſen, von denen 35,942 über 15jährige bei ihren Angehörigen wohnten.

Das Werk bringt nun noch 38 Tabellen, in welchen die Volkszählungen von 1861, 1864 und 1867 in überſichtlichen Vergleichen dargeſtellt ſind; außerdem eine graphiſche Darſtellung des Verhältniſſes der Bewohner zur Fläche in den Stadtbezirken (Tafel I) und 23 weitere Tafeln, die in mathematiſch konſtruirten Grundriſſen eine bildliche Darſtellung aller in dem Buche erläuterten Bevölkerungs-, Berufs- und Wohnungs-Verhältniſſe wiedergeben und a priori ein richtiges Verſtändniß ermöglichen.

Nach all dieſem dürfte es wohl unnöthig ſein, noch Weiteres zum Lobe dieſes Werkes hinzuzufügen, welches ſich nicht allein anderen großen Communen als nachahmenswerthes Muſter, ſondern jedem gebildeten Leſer zur Erweiterung ſeiner ſtatiſtiſchen Kenntniſſe ſelbſt empfiehlt. —rm—

England.

Die engliſchen Hamlet-Darſteller von der Zeit Shakeſpeare's bis zur Zeit Leſſing's.

II.

David Garrick und John Philip Kemble.

Nach Betterton's Tod entbehrte die engliſche Bühne lange einen großen Hamlet-Darſteller. Robert Wilks, der ſich ſehr viele Mühe gab und, wie wir bereits erwähnten, ſich die Gunſt Betterton's erwarb, war doch nur ein ſchwacher Nachahmer des Letzteren. Er war ſchließlich ein ſehr geſchickter Director des Haymarket-Theaters, und zwar gemeinſchaftlich mit Colley Cibber. Neben Wilk trat Barton Booth als Hamlet auf, und obwohl er ſich den Beifall Addiſon's, des Verfaſſers des ſteifen Trauerſpiels „Cato“, erwarb, ſcheint er es doch nicht über eine mittelmäßige Leiſtung gebracht zu haben. Keiner dieſer beiden Hamlets hat jemals die Herzen der Zuſchauer gewinnen können. Jahrelang vermochte kein Schauſpieler das Andenken Betterton's zu verwiſchen, — bis der „kleine Davy“ kam, welcher 32 Jahre lang der Abgott des engliſchen Publikums blieb.

David Garrick hatte franzöſiſches Blut in ſeinen Adern, das Blut edler Hugenotten. Sein Vater war Hauptmann in der britiſchen Armee, und David wurde in einem Gaſthaus in Hereford geboren, wo der Hauptmann ſtationirt war, um Rekruten einzuziehen. Als er zwölf Jahr alt war, ſpielte der Knabe mit großem Beifall auf dem Liebhaber-Theater der Lichfield-Schule. Selbſt der ältere Samuel Johnſon, der in einer höheren Klaſſe derſelben Schule ſich befand, war entzückt über des kleinen Kerls Anmuth und Lebhaftigkeit, vielleicht weil er in ihm ſeinen eigenen Antipoden erblickte. Als Johnſon ſelbſt eine Schule für junge Gentlemen eröffnete, befand ſich David, damals neunzehn Jahr alt, unter ſeinen Schülern, und ein Jahr ſpäter, da dieſe ſogenannte Akademie ſich als eine falſche Spekulation erwies, gingen die Beiden zuſammen nach London mit Einem Empfehlungsbriefe, der das einzige Kapital der Beiden war. Das Paar bildete einen merkwürdigen Contraſt, — der Eine ein langer, plumper Schulmeiſter mit pockennarbigem Geſicht, ſchlenkerndem Gang und ungeſchlachten Manieren, der Andere ein leichter, beweglicher Windbeutel mit der Grazie eines Franzoſen und der Sicherheit eines Prinzen.

Bald nachdem ſie in der Hauptſtadt angekommen waren, hatte ein entfernter Verwandter Garrick's die Güte, zu ſterben und ihm tauſend Pfund zu hinterlaſſen. Zunächſt verſuchte er es nun, Jura zu ſtudiren; bald darauf aber ſattelte er wieder um und ward Weinhändler. In dieſer ganzen Zeit trug er auch das Verlangen, Schauſpieler zu werden, aber ſeine Familie wollte es nicht zugeben; endlich aber trug ſeine Neigung den Sieg davon: er ging in die Provinz, und trat dort unter einem angenommenen Namen auf. In der Rolle des „Hanswurſt“ erwarb er ſich den größten Beifall, und dies genügte ihm, ſich nun ſeine Lebensaufgabe definitiv zu wählen. Er kehrte nach London zurück, um dort bei der Bühne eine Anſtellung zu finden, aber Drury Lane und Covent-Garden verſchmähten ihn, und nur in dem kleinen Theater in Goodman's-Fields fand er Aufnahme.

Der „herumziehende Schauſpieler“, wie ihn die beiden Direktoren der großen Theater genannt hatten, war freilich von einer ganz anderen Schule, als der majeſtätiſche Betterton, aber er eroberte London mit Sturm. Der kleine Mann wählte ſich

Digitized by Google

Richard III. als ſein erſtes Debüt, „weil“, ſagte er, „wenn ich in einer Helden- oder anderen Rolle fortkomme, die gewöhnlich von einem langen Kerl geſpielt wird, ich gewiß dann auch alles Andere geben kann. Man hatte bereits Mancherlei über ihn gehört, und ſo war das Theater ziemlich voll, als er auftrat. Sein Richard wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und er wurde ſofort ein Liebling des Publikums. Die großen Theater blieben leer und zu dem kleinen Goodman ſtrömten ſelbſt die vornehmſten Leute hin. Auch Pope, der alte, ſchwache und zankſüchtige Mann, war aus ſeinem Twickenham in die Stadt gekommen, um Garrick zu ſehen, und pries ihn nun mit Enthuſiasmus. Der Schauſpieler *Quin*, der den eigenen Ruhm vor dem aufgehenden Geſtirn erbleichen ſah, ſagte ſpöttiſch: „Garrick iſt eine neue Religion; das Volk läuft zu ihm wie zu Whitefield, aber es wird bald wieder zurück in die Kirche kommen.“ Garrick antwortete darauf durch das Epigramm:

„When doctrines meet with general approbation,
It is not heresy, but reformation.“ *)

Garrick hatte ſich Lorbeeren als Richard III., als König Lear und auch in vielen beliebten Luſtſpielen erworben, als er in ſeinem ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre im Drury-Lane-Theater als Hamlet auftrat, und zwar in einem dunkeln Gewande und mit allen äußeren Zeichen der Trauer — alſo in ganz anderem Coſtüm, als alle ſeine Vorgänger. Von kleiner, zarter, aber wohlgeformter Geſtalt, mit einer außerordentlich wohlklingenden, wenn auch nicht ſehr mächtigen Stimme, mit Augen voll Feuer und Leidenſchaft, mit großer Beweglichkeit in Stellungen und Geſten, bildete er einen entſchiedenen Contraſt zu dem hohen, gravitätiſchen Betterton. Und trotz der zähen Anhänglichkeit, mit welcher alte Theaterbeſucher für ihre früheren Lieblinge eingenommen zu ſein pflegen, gaben doch ſelbſt Diejenigen zu, die ſich Betterton's noch ſehr gut erinnerten, daß Garrick's Hamlet der bedeutendere ſei. Seine künſtleriſchen Stellungen, ſeine wunderbare Beweglichkeit der Geſichtszüge, die tiefe Melancholie, die ihn niederdrückte, ſein heftiges, wiewohl kindliches Auftreten der Königin gegenüber, jeder Blick ſeiner ſprechend funkelnden Augen — Alles wird von den Kritikern jener Zeit mit Begeiſterung hervorgehoben. „Als er den Geiſt anblickte“, ſagt einer dieſer Kritiker, „erſchien ſeine Beſtürzung ſo groß, daß die Bewegung der Zuſchauer, die auf ihn blickten, ebenſo ſtark war, als wenn ſie *wirklich* einen Geiſt geſehen hätten. Er ſtand da, wie eine Statue, voll Schrecken, ſein Geſicht todtenbleich, mit unterdrückter, zitternder Stimme ſprechend, und ſeine Fragen voll Zögerung und Furcht an den Geiſt ſeines Vaters richtend.“ — Es iſt ein merkwürdiger Beweis von der Rohheit früherer Zeiten, daß das bittere Weh Shylock's, obwohl es damals mit denſelben Worten ausgeſprochen wurde, die jetzt zu Thränen rühren, lange als Lachen erregend gegolten haben. Der *Komiker* Doggett gab den Shylock mit einer rothen Perrücke und falſchen Naſe, während die treffliche Schauſpielerin Kitty Clive, welche die Portia gab, allgemeine Heiterkeit dadurch erregte, daß ſie die berühmteſten Juriſten an der Naſe herumführte.

Vielleicht war es dieſe proſaiſche Geſinnung der Zeit, was Garrick bewog, ſo manches Poetiſche von Shakeſpeare zu beſeitigen. So hatte er im Hamlet nicht bloß die ganze Rolle des Yorick, ſondern auch die Scene mit den Todtengräbern geſtrichen; ja für „Romeo und Julie“ hatte er, dem proſaiſchen Publikum zu gefallen, einen neuen Schluß gedichtet, worin die beiden Liebenden, da Julie von ihrem Schlaftrunk erwachte, bevor es zu ſpät war, ſich heiraten. Vierzehn Tage lang wurde dieſes Trauerſpiel gleichzeitig in Drury-Lane und Covent-Garden gegeben; dort ſpielte Garrick und hier Barry den Romeo. Doch mußte Letzterer endlich ſeinem Rivalen das Feld überlaſſen.

Als Richard III., Lear und Hamlet feierte Garrick ſeine größten Shakeſpeare-Triumphe. Als Macbeth war ihm ſeine kleine Statur nachtheilig; auch ſein Othello hat bei den Zeitgenoſſen keine Gnade gefunden; dagegen ſind über den klaſſiſchen Eindruck, den ſein Hamlet gemacht, Zeugniſſe eigenthümlicher Art vorhanden; z. B. die merkwürdigen Aeußerungen des Mr. Partridge in „Tom Jones“ von Fielding.

Garrick trug als Hamlet ein ſchwarzes Hofkleid aus der Zeit Georg's II., einen Haarbeutel, ein Halstuch mit herabhängenden Schleifen, ſilberne Schuhſchnallen und breite Spitzenmanſchetten — ein für ſeine Zeit ſehr elegantes Coſtüm, das damals für ſehr ernſt und würdevoll galt.

Als Garrick auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, machte er eine Reiſe nach dem Continent, wo er ſich anderthalb Jahre aufhielt. In Paris traf er in einer Geſellſchaft mit Mademoiſelle Clairon zuſammen, welche damals die Königin der franzöſiſchen Tragödie war. Auf Bitten der Geſellſchaft gaben Beide einige Proben ihres Talentes. Die Clairon deklamirte aus Phädre und Zaire und Garrick ließ dann einige Scenen aus Hamlet und Macbeth folgen. Da die meiſten Anweſenden nicht Engliſch verſtanden, ſo konnte ſich Garrick nur durch ſeine Mimik verſtändlich machen, aber ſie theilten Alle ſeinen Schrecken, als Hamlet den Geiſt ſeines Vaters erblickte, und ſie ſchauderten, als Macbeth den Dolch zückte; aber einen Augenblick darauf ſchüttelten ſie ſich vor Lachen, als Garrick in der Rolle eines Paſtetenbäckerjungen vor ihnen ſtand, der ſein Becken mit Kuchen in den Rinnſtein hatte fallen laſſen. Und als darauf der gramgebeugte Lear die todte Cordelia hereintrug, da wurde jedes Herz bis in das Tiefſte ergriffen, und die hingeriſſene Clairon umarmte und küßte Garrick voll Bewunderung.

Garrick hatte ein Vermögen von hunderttauſend Pfund geſammelt, als er ſich beim Ausbruche der amerikaniſchen Revolution von der Bühne zurückzog. In ſeiner glänzenden Villa zu Hampton brachte er ſeine letzten Lebensjahre mit ſeiner geliebten Gattin zu. Letztere war unter dem Namen Eva Maria Violette eine der anmuthigſten Tänzerinnen ihrer Zeit geweſen. Sie war mit Empfehlungen der Kaiſerin Maria Thereſia von Wien nach London gekommen, ſoll jedoch eine natürliche Tochter des Grafen von Burlington geweſen ſein, der ihr bei ihrer Vermählung eine Mitgift von 6000 Pfund ſchenkte.

Garrick ſtarb 63 Jahr alt und wurde neben dem Monumente Shakeſpeare's in der Weſtminſter-Abtei beigeſetzt.

Sieben Jahre waren vorüber, ſeitdem Garrick die Bühne verlaſſen hatte; da ging ein neues Geſtirn über Drury-Lane auf. Es war am 23. September 1783, als der Theaterzettel *Hamlet* ankündigte, und das Volk der Spötter ſich zurief: Ei, wie wird dieſer *John Philip Kemble* in den Fußſtapfen Garrick's ſich ausnehmen? Gleichwohl ging dieſem Kemble ein großer Familienruf voran: ſein Vater, Roger Kemble, war lange ein berühmter Theater-Director in der Provinz geweſen; ſeine Schweſter Sarah, zwei Jahr älter als er, ſtand damals in der Blüthe ihrer Schönheit. Obwohl erſt 28 Jahr alt, hieß ſie doch bereits ſeit 10 Jahren Mrs. *Siddons*; ſie iſt auch bereits die anerkannte erſte Meiſterin des britiſchen Theaters, ein Rang, welchen ſie während einer ganzen Generation behauptet hat.

*) „Wenn ganze Völker ſich zu einer Lehre bekennen,
Iſt's keine Ketzerei, iſt's Reformation zu nennen.“

Digitized by Google

John Philip Kemble war in einer katholiſchen Seminarſchule in Staffordſhire und auf dem Engliſh-College zu Douay in Frankreich erzogen. Von früheſter Jugend war er mit dem Theater vertraut geweſen. Wird er den Hamlet ſo geben, wie ihn Garrick gegeben hat? Dem Anſcheine nach nicht, denn auf dem Theaterzettel ſtand mit großen Buchſtaben: „Wie Shakeſpeare das Stück geſchrieben". Alſo er will den Text, von welchem Betterton, Garrick und Andere Manches weggelaſſen, vollſtändig wiederherſtellen. Ja, die Eingeweihten erzählten ſich, Kemble werde den Text nach verbeſſerten Leſarten auf die Bühne bringen. Dergeſtalt waren die Gerüchte, die in den Logen und im Parterre verbreitet waren, bevor der Vorhang in die Höhe gezogen wurde.

Kemble tritt ein; jeder Zoll ein Hamlet, mit der unvergleichlichen Geſtalt, den dunkeln glänzenden Augen und den edlen klaſſiſchen Geſichtszügen ſeiner Familie. Geſicht und Geſtalt werden vortheilhaft gehoben durch das reiche Hofgewand von ſchwarzem Sammet, was eine Neuerung war, denn zuletzt war Hamlet immer im Van Dyke-Coſtüm, im ſpaniſchen Mantel von ſchwarzem Atlas, gegeben worden. Kemble trägt auf der Bruſt den Stern und das Band eines Ordens, an der Seite einen Trauerdegen, hohe Stiefel und gepudertes Haar, welches in tragiſchen Momenten über der Stirn, ſowie hinten über den Schultern herabwallt. Seine Stimme iſt weniger reich und wohltönend, als die des „kleinen Davy", aber ſeine Ausſprache iſt majeſtätiſch und vollendet. Die Zuſchauer können nicht anders, ſie müſſen applaudiren Gleichwohl wird Etwas vermißt; man weiß nicht recht was, — aber man wird ſich endlich bewußt: es fehlt das Erbleichen der Wange, der Schauer im Blut, der Alle ergriff, welche auf Garrick blickten. Wenn er ſpielte, war der Schauſpieler vergeſſen; jetzt vergeſſen ſie Hamlet und denken nur an Kemble. Er iſt ſo ſcrupulös anmuthig, ſo ſtudirt elegant in Sprache und Haltung, daß kein Makel an ihm ausfindig zu machen iſt.

Die Neuerungen, welche Kemble in der Rolle einführte, waren ebenſo originell, als künſtleriſch wahr. Garrick und alle ſeine Vorgänger waren, als ſie dem Geiſte folgten, mit dem Schwerte gegen die Erſcheinung ausgeſtreckt, vorgeſchritten, aber Kemble ſtreckte ſeinen linken Arm gegen des Vaters Geiſt aus, während er ſein Schwert mit der rechten, die Spitze am Boden, hinter ſich her ſchleifte. Solche Abweichungen waren hinreichend, um die Theaterbeſucher, welche ſich jeder Bewegung Garrick's erinnerten vor Staunen erſtarren zu machen.

Einige von Kemble's Leſarten warfen auf die Worte Shakeſpeare's ein ſchönes Licht und wurden bereitwillig acceptirt. Sein Benehmen gegen Ophelia war ein Muſter von höfiſcher Anmuth und gewann ihm manches weibliche Herz in London. In der Kirchhofs-Scene war Kemble weniger eindrucksvoll; auch geſtand er ſelbſt, daß er ſich darin niemals recht gefallen könnte. Die Scene mit der Mutter, obwohl ſie der Darſtellung Garrick's nachſtand, hatte ſich doch der allgemeinen Gunſt zu erfreuen.

Am Tage nach der erſten Vorſtellung wurde in London ſehr viel über den Nachfolger Garrick's in der Rolle des Hamlet verhandelt. Man kam überein, daß zwei mehr von einander verſchiedene Hamlet's kaum gedacht werden könnten: der Eine gänzlich Feuer und Ungeſtüm, der Andere ſtattlich, maßvoll und ſtudirt. Ohne Zweifel hat dieſe totale Verſchiedenheit der beiden Künſtler allen unangenehmen Vergleichungen vorgebeugt, und dies trug dazu bei, Kemble's Erfolg zu ſichern.

Und niemals, ſeitdem Burbage den Hamlet geſpielt, erſchien die Darſtellung irgend eines Schauſpielers dem Publikum ſo identificirt mit der Schöpfung Shakeſpeare's, als der Dänenprinz Kemble's. Zu keiner Zeit wurde in England der gedruckte Hamlet ſo viel geleſen, ſo viel in allen Buchhandlungen geſucht und gekauft, als zur Zeit Kemble's. Wie er das „Sein oder Nichtſein" und unzählige andere, geflügelte Worte Hamlet's betonte und ausſprach, ſo hörte man ſie in allen Geſellſchaften betonen und ausſprechen, und ſo blieben ſie household-words des großen Publikums.

Im 32. Jahre ſeines Alters wurde Kemble Director des Drurylane-Theaters und faſt dreißig Jahre lang ſtand er an der Spitze ſeiner Kunſt in England. Sein Andenken lebt noch jetzt in der Erinnerung aller gebildeten Theaterfreunde. Der Ruf Kemble's und der ſeiner Schweſter Siddons, als Darſteller Shakeſpeare'ſcher Charaktere in ihrer vollen Natur- und Kunſt-Wahrheit, war auch nach Deutſchland gedrungen, und hier trugen ſie nicht wenig dazu bei, Leſſing in ſeiner Bekämpfung der unnatürlichen Tragik der Franzoſen zu unterſtützen und Schröder zu ermuntern, Hamlet zunächſt auf die deutſche Bühne zu bringen. A. M. — J. L.

Frankreich.

Laboulaye's Geſchichte des amerikaniſchen Unabhängigkeits-Kampfes.

Der ſoeben in deutſcher Ueberſetzung erſchienene zweite Band von Edouard Laboulaye's „Geſchichte der Vereinigten Staaten von Amerika"*) enthält die Darſtellung des Kampfes (der engliſchen Colonieen) um die Unabhängigkeit.

Ed. Laboulaye hat die Blicke der gebildeten Welt durch ſeine ſatyriſchen Schriften, Prinz Pudel, Paris in Amerika, auf ſich gezogen. Dieſe Schriften, in dem und für das Frankreich von heute geſchrieben, ſind als vollwichtige Thaten eines unabhängigen Geiſtes mit Beifall begrüßt worden. Um dieſen Geiſt vollſtändig würdigen zu können, muß man ihn in ſeiner ſtreng-ernſten Arbeit kennen lernen.

Dazu iſt kein Werk geeigneter, als dieſer zweite Band ſeiner Geſchichte der Vereinigten Staaten.

Dabei iſt vor Allem zu berückſichtigen, daß der „amerikaniſche Kampf um die Unabhängigkeit" im Jahre 1863 geſchrieben wurde, zu einer Zeit, wo, wie der Verfaſſer mit Recht ſagen darf, bei den in Frankreich herrſchenden Sympathieen für die Südſtaaten Nordamerikas eine gewiſſe Kühnheit dazu gehörte, ſich überhaupt dieſen Gegenſtand zu wählen.

Es iſt ferner zu berückſichtigen, daß die „Geſchichte der Vereinigten Staaten" in Vorleſungen, die der Verfaſſer in ſeiner Eigenſchaft als Profeſſor am Collège de France in Paris hielt, dem jungen Frankreich vorgetragen wurden; endlich, daß ſich bei dieſer Gelegenheit der Verfaſſer mit einer unſere ganze Hochachtung erwerbenden Würde und Offenheit zu Gunſten der Freiheit in den Grundrechten eines Volkes, zu Gunſten der Gerechtigkeit auf beiden Seiten, der Regierer wie der Regierten,

*) Geſchichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Edouard Laboulaye, Mitglied der franzöſ. Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. Mit einem Vorwort von J. C. Bluntſchli, Geh. Rath und Profeſſor des Staatsrechts an der Univerſität zu Heidelberg. Zweiter Band. Der Kampf um die Unabhängigkeit. Heidelberg, Carl Winter, 1869.

Digitized by Google

und zu Gunſten der einfachen republikaniſchen Inſtitutionen in den Vereinigten Staaten ausſpricht.

Es iſt der Drang der Ueberzeugung, der Muth des Bekenntniſſes, die reinſte Vaterlandsliebe, was aus jeder Zeile dieſer Geſchichte ſpricht.

Das Werk iſt vornehmlich für Frankreich beſtimmt. Diejenigen würden ſich jedoch täuſchen, welche darin eine neue Satyre ſuchen wollten. Davon keine Spur! Die ganze Arbeit iſt von dem wiſſenſchaftlichſten Ernſte beherrſcht, was nicht ausſchließt, daß die Darſtellung in hohem Grade anziehend und ſpannend iſt. Jedoch hat der Verfaſſer jede Gelegenheit benutzt, Frankreich mit England und Amerika zu confrontiren. Hierzu hat er ein amtliches Recht, ja vielleicht folgt er dabei nur ſeiner Pflicht, inſofern er den Lehrſtuhl der *vergleichenden Geſetzeskunde* am Collége de France einnimmt.

Laboulaye ſtellt ſich als ein Republikaner von griechiſcher Reinheit dar. Er iſt offenbar kein Doctrinair. Feind aller Pedanterie und aller Tyrannei, mag ſie ſich zeigen wo ſie will, macht er gegen Alles Front, was mit dieſen beiden Dingen Gemeinſchaft hat.

Darin, ſowie in der beſcheidenen Zurückhaltung ſeiner eigenen Perſönlichkeit, verleugnet der Verfaſſer ſeine Eigenſchaft als Franzoſe in dem Maße, daß man ſagen darf, nicht der Geiſt des Werkes, nur die Form iſt franzöſiſch.

Einige herausgegriffene Ausſprüche werden dazu beitragen, den Geiſt des Werkes erkennen zu laſſen:

„Wir ſind (ungleich den glücklicheren Amerikanern) immer noch gelähmt durch eine Art politiſcher Bewunderung der Irrthümer und Fehler unſerer Väter. Die kräftigen Schwertſtreiche des Mittelalters, der Ruhm und die Eroberungen Ludwig's XIV. und Napoleon's, die Jahrhunderte währende Vereinigung von Kirche und Staat, die Einheit der römiſchen Verwaltung, das Erhabene des Müßigganges und die Gemeinheit mechaniſcher Arbeit, das ſind die Vorurtheile, die uns noch in Banden halten. Das Ideal unſerer Politiker, Schriftſteller und Dichter liegt in der Vergangenheit. Liebe zur Freiheit und Gleichheit, das Streben nach einer Staatsverwaltung, in welcher die Rechte der Arbeit obenanſtehen, gilt als das Ergebniß eines kleinen oder gar ſchlechten Geiſtes. Alles was ſchön iſt, das iſt die Gewalt, und was man Ruhm und Eroberung zu nennen pflegt — das iſt unſere Lage....

„Vergleicht man die amerikaniſche Revolution mit der franzöſiſchen (von 1789), betrachtet man, wie erſtere Dank der Vaterlandsliebe und den Opfern ihrer Staatsmänner ſo glücklichen Erfolg hatte, wie kläglich die zweite ſcheiterte durch die Leidenſchaften, die Unwiſſenheit, die Ungerechtigkeit und die Verbrechen Jener, welche ſie auf Abwege führten, ſo fühlt man, daß es noth thut, dem Götzendienſt mit der Revolution ebenſo ein Ende zu machen, wie der Anbetung der alten Regierung. Nicht eitler Erinnerungen bedarf das junge Frankreich, ſondern der Einſicht und der Liebe zur Freiheit....

„Die Religion war bei den Amerikanern die Mutter der Freiheit. Faſt alle Coloniſten waren Proteſtanten, und aller Proteſtantismus, der nicht zu todtem Buchſtabenglauben ausgeartet iſt, beruht mehr oder weniger ſichtlich auf der Freiheit und eigenen Verantwortlichkeit des Chriſten.....

„Biſchöfe hatte man nicht und wünſchte auch keine zu haben. Die Biſchöfe kamen in Amerika erſt auf, nach deſſen völliger Losreißung, als alle Gefahr einer Oberherrſchaft vorüber war. In Amerika war alſo jenes Syſtem ganz unbekannt, welches aus der Religion ein Werkzeug der Regierung macht. Die Politik, die den niedrigſten Kaplan an den Erzbiſchof knüpft und alle beide dem Staate in die Hand giebt, wurde in den Colonieen nie anerkannt.

„Wenn man die Rechte des franzöſiſchen Volkes angreift, ſo wird ſich daſſelbe bald wieder mit einigen Spottliedern auf ſeine Gewalthaber zufrieden geben. In England kämpft man mit einer Hartnäckigkeit, welche endlich die öffentliche Meinung für ſich gewinnt und die Gewalt ermattet. So war es auch in den Colonieen; die Rechtsgelehrten nahmen dort die erſte Stelle ein.....

„Unſere Revolution iſt eine Schlacht, die amerikaniſche ein Rechtsſtreit..... Ein Sieg iſt nur der Erfolg eines Tages. Die Gewalt, an einem Tage beſiegt, kann ſich am nächſten wieder rächen. Aber ein Rechtsſpruch, den die öffentliche Meinung beſtätigt, wird zu einem Geſetze; er wird einheimiſch in den Staatseinrichtungen und, was noch wichtiger iſt, in den Sitten....

„Unſere Verfaſſungs-Entwürfe haben ihre *Einleitung* Amerika entlehnt, woraus ſich vielleicht erklären läßt, warum in unſeren Verfaſſungen die *Freiheit nur auf dem Titelblatte ſteht*.....

„Es gab dort (in den Colonieen) weder hohe Stellen, noch einträgliche Aemter, noch Ehrenbezeigungen, dieſe Scheidemünze der Eitelkeit, auszutheilen. Da gab es weder Heere noch Feſtungen, noch Garniſonen. Man konnte die Leute weder erkaufen, noch ihnen bange machen. Man nehme Furcht und Hoffnung weg, was bleibt da einer Regierung noch übrig, das von Dauer wäre? Nichts, als die Liebe des Volks, und dieſe kann nur allein die Gerechtigkeit erzeugen.....

„Man frägt oft, was wollüſtige Fürſten koſten; zuweilen nennt man auch Ludwig XV. einen geiſtreichen Mann; er hat die Größe Frankreichs, die Ausbreitung franzöſiſcher Bildung, die ganze Zukunft einer öffentlichen Dirne aufgeopfert. Das iſt das Werk eines Mannes, deſſen Regierung die Schmach unſeres Vaterlandes iſt. . . .

„Die Engländer finden keinen Geſchmack an der Centraliſation und allgemeinen Gleichförmigkeit, welche die Leidenſchaft derjenigen europäiſchen Regierungen iſt, deren Völkerſchaften noch römiſche Begriffe eingeprägt ſind. . . .

„Die Coloniſten niederzudrücken, hieß in der Sprache jener Zeit für das öffentliche Intereſſe ſorgen. Und dieſe Sprache hat ſich noch nicht geändert; noch immer wird unter dem Vorwande des öffentlichen Intereſſes Recht und Freiheit unterdrückt." . . .

Gegen den Parlamentarismus: „George Grenville war ein Mann des Geſetzes; er hielt ſich für freiſinnig, weil der erſte Artikel ſeines politiſchen Glaubensbekenntniſſes die Allmacht des Parlaments war. Als ob eine Verſammlung, die ja nicht einmal eine ſittliche Verantwortlichkeit hat, nicht noch viel tyranniſcher ſein könnte als ein einzelner Menſch, der doch noch immer durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung gezügelt wird und der wenigſtens noch die unbeſtechliche Stimme der Zukunft fürchtet!"

Bei Gelegenheit der Betrachtung über die Maſſe geſetzlicher Einwendungen, Bittſchriften und Flugſchriften, mit welcher ſich die Amerikaner gegen das Verfahren des Mutterlandes zu vertheidigen ſuchten: „Dieſer mit Beweisgründen geführte Widerſtand, dieſe unermüdliche Geduld, dieſe Spitzfindigkeiten der Rechtsgelehrten ſetzen uns in Erſtaunen. Das erſte Wort eines Franzoſen iſt: Schlagen wir uns; das erſte Wort eines Sachſo-Normannen iſt: Gehen wir vor Gericht.

„Wir verlaſſen uns ganz auf den Zufall, der *Sachſe* vertheidigt ſein Recht mit allen geſetzlichen Mitteln, ehe er ſein

Digitized by Google

Heil in den Waffen ſucht. Der Charakter beider Nationen drückt ſich am bezeichnendſten in dem Wahlſpruche aus, welchen jede von ihnen gewählt hat. „Gott ſchützt Frankreich“ ſagen wir; ein ſchöner Wahlſpruch, doch iſt er unvollſtändig; denn Gott hat uns ja überhaupt ſeinen Schutz gar nicht verſprochen, wenn wir uns nicht ſelbſt helfen wollen; er hat ſich nicht verpflichtet, uns vor den Folgen unſerer Irrthümer und Thorheiten zu bewahren. „Gott und mein Recht“ heißt der engliſche Wahlſpruch; dieſer iſt vollkommen, er giebt Jedem ſeinen Theil, Gott und den Menſchen. . . .

„Es bildet der Eifer, mit welchen die amerikaniſchen Frauen die Sache der Freiheit erfaßten, ebenfalls einen bedeutenden Unterſchied zwiſchen der amerikaniſchen und der franzöſiſchen Revolution.“ . . .

Hier ein feiner Zug von Spott: „Bernard, der engliſche Statthalter in Amerika, ward auf das Drängen der Coloniſten von dieſem Poſten abberufen. Nach ſeiner Ankunft in England wurde er vom Könige empfangen und zum Baron ernannt. Seine Verwaltung war, hauptſächlich durch ſeine eigene Schuld, eine gänzlich verfehlte geweſen. Man belohnte ihn, um zu zeigen, daß man nicht nachgeben würde. Es iſt eine der thörichteſten Anmaßungen einer Regierung, ſich für unfehlbar zu halten. Wie viele Leute verdanken ihr Glück ſolchen Urſachen, wie vielen ging es gleich Laharpe:

„Der immer weiter herunter kam,
Bis ihn die Akademie aufnahm.“ . . .

Bei Gelegenheit von Waſhington: „Die Diplomaten, die politiſchen Schöngeiſter nehmen an, daß man die Welt an ihren Intereſſen leitet, und dies iſt eine Täuſchung; man leitet die Welt vielmehr durch Ideen. Das Intereſſe iſt perſönlicher Art, vielſeitig, getheilt; die Idee vereinigt die Menſchen ſchaarenweiſe.“ . . .

Laboulaye ſchließt jede ſeiner Vorleſungen mit einer allgemeinen Betrachtung, in welcher er ſeinen Zuhörern zum Abſchiede eine republikaniſche Idee, einen republikaniſchen Grundſatz gleichſam mit auf den Weg giebt. Sind dieſe Betrachtungen auch nicht immer originell und neu, nicht immer von großer Tiefe, ſo bekunden ſie doch das aufrichtige Beſtreben des Lehrers, ſeine Schüler mit edlen, erhebenden und ſtählenden Ideen zu durchdringen, ſie zu Männern heranzubilden, auf deren durchläuterten Charakter, intereſſeloſe Hingabe und reine glühende Vaterlandsliebe der Staat in entſcheidenden Momenten rechnen kann. Eine Nation, in deren Jugend ein ſolcher Geiſt ſich wirkſam macht, wird nicht lange mehr dulden, daß man von ihrer Decadence ſpreche.

Schweiz.

Sutermeiſter's ſchweizeriſche Sprichwörter-Sammlung.*)

Wir haben in Nr. 23 dieſer Zeitſchrift das ſchweizeriſche Idiotikon einer Beſprechung unterzogen. Als ſchätzbarer Beitrag dazu und als Probe deſſelben iſt die eben erſchienene Sprichwörter-Sammlung des Profeſſors Sutermeiſter zu betrachten — als Probe, ſofern der Verfaſſer einen Theil ſeines Stoffes aus den Papieren des Idiotikons ausgehoben hat; als Beitrag, ſofern er eine Auswahl von ungefähr 5000 Sprichwörtern giebt, die, ſämmtlich in ihrer mundartlichen Form mitgetheilt, für die Redactoren deſſelben von großer Bedeutung ſind. Der Verfaſſer hat den reichlich fließenden Sprichwörterſchatz der deutſchen Schweiz von verſchiedenen Geſichtspunkten aus kritiſch geſichtet. Sein Buch umfaßt zunächſt nur das gegenwärtig lebende Sprichwort. Hierbei ſchied er einerſeits die conventionelle Redeweiſe ſtreng aus von der volksthümlichen Redensart, andererſeits nahm er nur wirklich mundartliche Sprichwörter auf mit Ausſchließung alſo jeder etwaigen provinzialiſtiſchen Umprägung allgemein deutſcher Vorzüge, welche andern Sammlungen wie derjenigen Kirchhofer's (Zürich 1824) oder Friſchbier's „preußiſchen Sprichwörtern“ nicht überall nachzurühmen ſind. Herr Sutermeiſter, der durch ſeine Sammlung „ſchweizeriſcher Hausſprüche“ (Zürich 1860), durch ſeine „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz“ (Aarau 1869, vgl. Nr. 5 dieſes Blattes) und andere Schriften ſich als fleißigen Forſcher und gründlichen Kenner des ſchweizerdeutſchen Geiſtes und Sprachſchatzes ausgewieſen hat, war durch ſeine berufliche Stellung ſowie durch ſeinen vieljährigen Aufenthalt in mehreren Kantonen der Schweiz in der Lage, die „Philoſophie auf der Gaſſe“ unmittelbar dem Volksmund ſelbſt abzulauſchen. Was er bietet, iſt daher namentlich das aufmerkſame Intereſſe derer, welche, wie Marin mit ſeiner vergleichenden Sprichwörter-Sammlung oder Wander mit ſeinem allgemeinen deutſchen Sprichwörter-Lexikon, für ihre weitergehenden Zwecke auf derartige Spezial-Sammlungen angewieſen ſind. Abſchließende Vollſtändigkeit iſt bei einer ſolchen Arbeit unmöglich zu erreichen; und ſo ließe ſich auch zu dem hier beigebrachten Material noch mancherlei hinzufügen. Jedoch, was der Verfaſſer zuvörderſt bezweckt hat: gegenwärtig Ausſterbendes vor der Vergeſſenheit zu bewahren, das iſt ihm gelungen. Möge das Bewußtſein, der Wiſſenſchaft und allen Freunden ſchweizeriſcher Sprache und Kultur dieſen Dienſt geleiſtet zu haben, ſeine Arbeit reichlich belohnen; hoffen wir aber, daß auch die weitere Beſtimmung derſelben, „beizutragen zur fortwährenden Befruchtung und Bereicherung der Schrift- und Literaturſprache aus der Mundart“, ſich erwahren werde.

Schließlich bleibe nicht unerwähnt, daß der Verfaſſer dem pſychologiſchen Intereſſe, welches alle derartigen Werke in hohem Maße darbieten, durch eine ebenſo ſcharfſinnige als ſorgfältige ſachliche Anordnung des Stoffes entgegenzukommen gewußt hat, was ſich bei alphabetiſcher Aufreihung niemals erzielen läßt. Beſonders angenehm leſen ſich die ergötzlichen „Portraite in ſchildernden Redensarten“ (S. 55—105), Portraite des Grobians, des Zungendreſchers, des Pechvogels u. ſ. f., ebenſo die Nachſprechſcherze (S. 26—29) und die Reim- und Wortſpiele, von denen wir als Probe einige anführen und es dem Scharfſinn des Leſers überlaſſen, ihren Sinn herauszubringen.

Wenn das Wörtli wenn nid wär', wär' mi Vatter au e Her.

Zuſeli Buſeli*) Haberſtrau — git e gueti Bättelfrau.

Anni Pfanni Cheſſelbode — hät dem Tüfel d' Bei uszoge.

Wenn Waſſer Wi wär', wo wette Wiiber Windle wider wiiß wäſche?

Daß Gott erbarm — ſiebe Suppe und keini warm!

*) Die ſchweizeriſchen Sprichwörter der Gegenwart, in ausgewählter Sammlung von Otto Sutermeiſter. Aarau, J. J. Chriſten, 1869. (152 S.)

*) Zuſeli, Koſename für Suſanne; Buſeli = Kätzchen.

Digitized by Google

Z'Mülige, z'Melige, z'Würelos*)
ſtönd drü liri leeri Roß;
wer die drü liri leeri Roß rächt rede cha,
ſtoßt a der rächte Red' nid a.

E. B.

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur.

Zur Geſchichte der Juden in Oeſterreich.

Von dem fleißigen und um die Spezialgeſchichte der Juden in Oeſterreich verdienſtvollen Dr. G. Wolf in Wien, dem archivaliſche Quellen zur Benutzung freiſtehen, iſt wieder eine kleine und werthvolle Schrift erſchienen: „Die Vertreibung der Juden aus Böhmen im Jahre 1744 und deren Rückkehr im Jahre 1748.“**)

Judenverfolgungen und Judenvertreibungen gehörten — bis in die neue Zeit (wir erinnern nur an Frankfurt a. M. und Lübeck in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts) man möchte ſagen, zu den ſtehenden Leitartikeln in der Geſchichte der europäiſchen Völker, und während auf der einen Seite das Geld der Juden, deſſen die ſtets armen Fürſten in Deutſchland und Frankreich bedurften, eine Hauptanklage gegen die Juden bot, trugen auf der anderen Seite der Neid des Handelsſtandes und noch weit mehr der Haß und die Intoleranz der Geiſtlichkeit bei, das Feuer gegen die Juden zu ſchüren, und mochten die Jeſuiten und die Dominikaner noch ſo ſehr rivaliſirend ſich befehden, darin waren ſie immer Eines Sinnes, gegen die Juden zu hetzen. Wenn nun gar, wie bei Maria Thereſia, Bigotterie und offener Judenhaß die Hand dazu boten, konnte man wohl denken, daß das traurige Schickſal der Gehaßten bald entſchieden war. Von Maria Thereſia ſagt Adam Wolf (Oeſterreich unter Maria Thereſia): „Sie ſah das Chriſtenthum in ſeiner Urſprünglichkeit und Wahrheit nur im Katholicismus; was darüber hinausging, verwarf ſie als Irrthum, ſie konnte ihn dulden, aber nicht theilen. Daraus entſprang ihr kirchlicher Eifer und jene Intoleranz, die ſie gegenüber den Akatholiken kundgab. Sie hatte immer eine Abneigung gegen die Juden; und ſie machte daraus kein Hehl. Ihr Widerwille war ſo groß, daß ſie ihn einſt in Preßburg nicht verbergen konnte, als ſie durch eine Judengaſſe fuhr. In Prag verbot ſie, daß Juden den Raum ihrer Paläſte betreten. Im Jahre 1744 kam plötzlich der Befehl, daß alle Juden die Monarchie (ſoll heißen: in Böhmen und Mähren) verlaſſen ſollten.“

Ueber dieſe Vertreibung der Juden und deren ſpätere Rückkehr berichtet nun Herr G. Wolf unter Beibringung der darüber gepflogenen Verhandlungen und belegt durch Zahlen, welche Opfer die Juden jedesmal zu bringen hatten, um ihren Aufenthalt gefriſtet, oder man möchte ſagen, geſtundet zu erhalten. — Als Urſache der Ausweiſung, da man durchaus eine ſolche haben wollte und wann hätte es der Willkür, die Unrecht üben wollte, je an Gründen gefehlt, wenn ſie nur die Macht dazu beſaß? — wird ein politiſcher Grund angegeben. Die Juden hätten Landesverrath geübt. „Nun bekennen wir aufrichtig (bemerkt Herr Wolf), daß es mit politiſchen Beſchuldigungen in aufgeregten Zeiten, insbeſondere während Kriegszeiten wie ſie damals waren, eine eigenthümliche Bewandtniß hat. In ſolchen Zeiten müſſen die Thatſachen genau vorliegen, wenn man ein unbefangenes Urtheil fällen will. Politiſche Anklagen beſitzen eben den Vortheil, daß man Alles beweiſen kann, was man will. Es mag ſich vielleicht in den Jahren 1742 ꝛc. der eine oder der andere Jude als Spion haben verwenden laſſen oder er machte dem Feinde Lieferungen. Wenn ſie es gethan haben, ſo thaten ſie nur, was ihre chriſtlichen Mitbürger ebenfalls thaten.“ (Wer denkt nicht an den öſterreichiſchen General Eynatten während des letzten italiäniſchen Krieges?) Daß jedoch keinesfalls viele Juden dabei betheiligt waren, geht aus einer Eingabe der Statthalter hervor, welche ſie bei der Kaiſerin machten (und die Hr. W. mittheilt), wo ſie der Loyalität der Juden ein entſchieden günſtiges Zeugniß geben.

Am 26. November 1744 verließen die preußiſchen Truppen Prag und die Oeſterreicher beſetzten es; am 18. December 1744, nachdem Prag wieder öſterreichiſch war, wurden die Juden ausgewieſen. — Wenn auch Niemand im Intereſſe der Juden das Wort nahm, ſo wurde dennoch die Ausweiſung als eine für das Gemeinwohl ſchädliche ſofort von maßgebender Seite betrachtet. Noch am 17. December, dem Tag, bevor das kaiſerliche Patent erſchien, richtete die Hofkanzlei an die Kaiſerin eine Denkſchrift, worin neben Anklagen doch auch Vermittelungs-Vorſchläge gemacht wurden; aber die Kaiſerin beharrte bei ihrer Anſicht der Ausweiſung, welche aber nicht ſogleich erfolgen konnte; der Termin wurde verlängert und erſt am 31. März 1745 zogen die Juden aus Prag.

Nicht lange, ſo wurde von Seiten der Statthalterei begonnen, mit den Juden wegen der Wiederaufnahme zu unterhandeln. Man verlangte nämlich von denſelben *zwei Millionen Gulden als Löſegeld!* Die Juden wieſen auf die Unmöglichkeit hin, dieſe Summe aufzubringen; — ſie hatten noch rückſtändige Steuern an das Aerar zu zahlen. — Zu verſchiedenen Zeiten beantragte die böhmiſche Statthalterſchaft — ſelbſt aus Mitleid für die Kranken und Elenden —, den Prager Juden zu geſtatten, über den Winter in Prag zu wohnen, und die Hofkanzlei machte Vorſtellungen bezüglich der Juden in Böhmen und Mähren. — Alles dies half bei der Intoleranz der Kaiſerin lange nicht, bis endlich das pekuniäre Intereſſe durchſchlug. Die Prager Stadtbehörde wies auf den Schaden für die Stadt durch die Ausweiſung der Juden hin, und während die Kaiſerin unbeugſam war, ſuchten die Behörden die Schärfe des Geſetzes zu mildern. — Es dauerte freilich noch lange, bis die Wiederaufnahme geſtattet wurde, und ſelbſt die Interventionen fremder Mächte zu Gunſten der Juden halfen bei der auf ihre Hoheitsrechte ſo eiferſüchtigen Kaiſerin nichts, bis der Nutzen, welchen die Juden der Stadt und dem Lande gewährten, denn doch als bedeutendes Argument für die Rücknahme der Vertreibung ſich geltend machte, und neue Judenſteuern zu den früheren mußten die verſchloſſenen Pforten wieder öffnen — Am 5. Auguſt 1748 geſtattete die Kaiſerin daß 40 bis 50 Juden ohne Familie (!) nach Prag ziehen durften, „um die Häuſer vor völliger Ruinirung zu bewahren“; — und ein Erlaß vom 24. September 1748 verfügte, daß die Prager Juden wieder auf zehn Jahre zu dulden ſeien; fünf Jahre nachher (1753) lebten in Böhmen 5383 jüdiſche Familien (in Prag 1144) und in Mähren 5442, welche ungeheuere Judenſteuern zu zahlen hatten, die erſt im Jahr 1846 abgelöſt, und endlich durch den Reichstag am 5. October 1848, wie ſämmtliche Judenſteuern in Oeſterreich, aufgehoben wurden.

Jetzt ſind die Juden in Oeſterreich nicht mehr Kammerknechte, nicht mehr Tolerirte, ſondern Staatsbürger.

---

*) Drei ſchweizeriſche Dörfer.

**) Leipzig, Oskar Leiner, 1869.

Digitized by Google

Wir empfehlen die Schrift des Herrn Dr. Wolf den Geſchichtsforſchern auch deshalb, weil auch aus ihr zu erkennen iſt, wie Intoleranz und Willkür den Machthabern ſelbſt Wunden ſchlägt, während Humanität und Gerechtigkeit das Wohl eines Staates fördert. K.

Kleine literariſche Revue.

— **Die Papageien, von Otto Finſch.***) Unter den in neuerer Zeit erſchienenen ornithologiſchen Werken darf zweifellos das vorliegende einen hohen Werth beanſpruchen. Es muß uns insbeſondere als eine Rieſenarbeit deutſchen Fleißes, deutſcher Ausdauer, Forſchung und Gelehrſamkeit erſcheinen. Sämmtliche zoologiſche Sammlungen Europas, mit Ausnahme von nur zweien, hat der Verfaſſer beſucht und in denſelben jahrelange Studien gemacht, deren Ergebniß die Beſchreibung von 350 Species der Papageien iſt. Nur 20 von den beſchriebenen hat er nicht ſelbſt unterſucht, dagegen mehr als 1200 eigenhändig gemeſſen und mehr als 1600 einzelne Individuen erwähnt. Von 93 bisher ungenügend bekannten Papageien hat er ausführliche Beſchreibungen gegeben und durch Beſuch und Studium auch in ſämmtlichen großen zoologiſchen Gärten ward es ihm möglich, von 136 Species die Farbe der Iris und nackten Theile nach eigener Anſchauung beſchreiben zu können. Ueber vier Jahre hat die Bearbeitung des Werkes in Anſpruch genommen und gegen zweiundeinhalb Jahre hat der Druck gedauert. Obwohl das Werk in der Univerſitäts-Buchhandlung von E. J. Brill in Leiden erſchienen, iſt es doch deutſch gedruckt und zugleich dem Kronprinzen von Preußen gewidmet. Wir dürfen das Werk alſo auch als ein ſchönes Zeichen internationalen geiſtigen Verkehrs begrüßen.

— **„Lavinia" von G. Ruffini.****) Lavinia iſt ein Roman, welcher die Ehre hat, von Adolf Stahr in das deutſche Publikum eingeführt zu werden, und der es wohl verdient, in unſerer Ueberſetzungs-Literatur das Bürgerrecht zu erhalten. In der von Stahr geſchriebenen Einleitung erlangen wir Auskunft über die Perſönlichkeit des Verfaſſers. Giuſeppe Ruffini iſt einer jener Italiäner, welche vor 1848 ihre glühenden Wünſche und Hoffnungen für die Freiheit ihres Vaterlandes auf's Schwerſte zu büßen hatten. Ihm gelang es, durch die Flucht aus dem Vaterlande der Einkerkerung, wenn nicht Schlimmerem, zu entgehen. Er ging nach London, wo er ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann. Durch den Roman „Dokter Antonio" ward ſein Ruhm begründet, zu deſſen Vermehrung ſeitdem manch anderes Werk ſeines emſig und künſtleriſch ſchaffenden Geiſtes beigetragen hat. Ruffini ſchreibt in engliſcher Sprache, ein Umſtand, dem er es zuzuſchreiben hat, daß ſeine Arbeiten überall in der gebildeten Welt, nur in Italien ſeinem Vaterlande nicht, geleſen werden. Er iſt der erſte Italiäner, der den modernen Sittenroman zu kultiviren unternommen hat. Aber weit abweichend von der Richtung ſehr vieler ſeiner engliſchen, franzöſiſchen und ſelbſt deutſchen Collegen, giebt er allen ſeinen Romanen das Fundament echter Sittlichkeit und edler, reiner Empfindung. Was den Roman „Lavinia" betrifft, ſo iſt er nicht die neueſte Arbeit, wohl aber die beſte unter den neueren Arbeiten Ruffini's. Es werden darin hauptſächlich die Wandlungen verfolgt, welche in den Gewohnheiten und Anſchauungen, in dem Denken und Empfinden zweier in ſehr verſchiedenen Geſellſchaftskreiſen lebenden Verlobten vor ſich gehen müſſen, damit ihre Verbindung dauernd von innerem Glücke erfüllt werde. Der Roman iſt voll von lebens- und wahrheitstreu gezeichneten Geſtalten und glücklich ausgeführten Scenen. Köſtlich iſt die Schilderung des Familienglückes in dem Hauſe des engliſchen Dichters Aveling. Die Ueberſetzung lieſt ſich ſehr gut.

— **Kathleen, ein Conflikt der Dankbarkeit und der Liebe** Von Dürr's „Collection of Standard American and British Authors" iſt ein neuer Band, in der Reihenfolge der 75., erſchienen, der eine Erzählung aus der engliſch-ariſtokratiſchen Welt: „Kathleen" enthält*), als deren Summe man den Satz hinſtellen kann, daß der wahre Werth des Menſchen nicht durch eine augenblickliche großmüthige, edle Handlung beſtimmt werden kann. Ein junger Kaufmann rettet auf einem Spaziergange am Ufer eines Fluſſes ein Fräulein von vornehmer Geburt und mit zeitlichen Gütern geſegnet, aus den Fluthen, in welche ſie, Blumen pflückend, hinabgefallen war. Ihr dankbares Gemüth faßt ſogleich ein großes Intereſſe an dem Geſchick ihres Lebensretters; ſie erforſcht von ihm, über deſſen Geburt ein gewiſſes Dunkel ſchwebt, daß er höchſt wahrſcheinlich von adeliger Abkunft und der dereinſtige Erbe eines glorreichen Namens und großer Güter ſei, und ihren unausgeſetzten Bemühungen gelingt es, ihm zu der Anerkennung ſeiner Anſprüche zu verhelfen, während er ſelbſt ziemlich willenlos ſich verhält und eigentlich nichts thut, ſo viel Liebe und Hingebung zu verdienen, als was er einmal gethan hat, da er die in Gefahr gerathene Jungfrau rettete. Indem Kathleen — das iſt der Name der jungen dankbaren Ariſtokratin — die dem Geliebten gebührenden Anſprüche zur Geltung bringt, verdrängt ſie einen jungen Verwandten deſſelben aus dem ſchon für ſicher gehaltenen Beſitz, und es iſt natürlich, daß dieſer ſie deshalb nicht mit freundlichen Augen anſieht, und daß auch ſie ihn als ihren Widerſacher anfangs haßt und bekämpft. Als aber ihrem Lebensretter der Beſitz geſichert und der Gegner beſiegt iſt, da regt ſich das Mitleid mit dem Geſchick des Letzteren in ihrem Buſen; ſie empfindet ſich in gewiſſem Sinne ſchuldig, weil ſie ihm geraubt, was er ſchon beſaß, und da er mit edler Reſignation das Unvermeidliche trägt, während der Geliebte in immer weniger günſtigem Lichte ſich zeigt, ſo tritt an die Stelle der vorigen Abneigung bald lebhafte Theilnahme, aus welcher dann allmählich ſich die Liebe entfaltet, die jetzt eigentlich als die wahre ſich erweiſt, indem die frühere nichts weiter als Dankbarkeit geweſen. So löſt ſich die Kataſtrophe durch eine Verbindung der anfänglichen Widerſacher, und auch der Lebensretter weiß ſich getröſtet, indem er ſich mit der Gefährtin ſeiner Kindheit verbindet. Abgeſehen von einer gewiſſen Breite, die wir nun einmal bei den meiſten engliſchen Romanen mit in den Kauf nehmen müſſen, intereſſirt der vorliegende durch die genaue, lebenswahre Motivirung, die uns tiefe Blicke in das verborgene Seelenleben des Menſchen thun läßt. —p.

*) Die „Papageien", monographiſch bearbeitet von Dr. Otto Finſch. Leiden, Brill.

**) Lavinia, Roman. Aus dem Engliſchen überſetzt von Henriette Lewald. Mit einer Einleitung von Adolf Stahr. Berlin, 1869.

*) Kathleen. By the author of „Raymond's Heroine". 3 Vol. Leipzig, Alphons Dürr.

Digitized by Google

Literariſcher Sprechſaal.

Das Aprilheft von dem in Newyork erſcheinenen Putnam's Monthly Magazine enthält unter der Ueberſchrift A Curiosity of Literature einen Artikel, worin nachzuweiſen verſucht wird, daß Charles Wolfe's berühmtes Gedicht auf das „Begräbniß des Sir John Moore" (des zu Corunna im Jahre 1809 gefallenen engliſchen Generals):

„Not a drum was heard, not a funeral note,"

eine bloße Ueberſetzung aus dem Deutſchen oder Franzöſiſchen ſei. Es wird zum Beweiſe deſſen die deutſche Verſion:

„Kein Grabgeſang, keine Trommel erſcholl"

und die franzöſiſche Verſion:

„Ni le son du tambour, ni la marche funèbre"

mitgetheilt, wobei bemerkt wird, daß das deutſche Gedicht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Ehren des bei der Belagerung von Danzig gefallenen ſchwediſchen Generals Torſtenſon geſchrieben ſei, während das franzöſiſche, welches ganz denſelben Inhalt habe, zu Ehren des im Jahre 1749 bei der Belagerung von Pondichery gefallenen Oberſt de Beaumanoir gedichtet worden. Als Quellen für dieſe Behauptungen werden die Leipziger „Europa" von 1861, Nr. 10, und die Memoiren von Lally Tollendal angeführt, und da hiernach die deutſche Verſion die älteſte, ſo unterliege es keinem Zweifel, daß dieſer Text das Original ſei und daß ſowohl der Franzoſe, als Charles Wolfe, den unbekannten deutſchen Poeten beſtohlen habe. Gegen dieſe Beſchuldigung Wolfe's müſſen wir im Namen der poetiſchen Gerechtigkeit auf das Entſchiedenſte proteſtiren. Zunächſt ſpricht der Inhalt des Gedichtes dafür, daß daſſelbe auf den tapfern General Moore verfaßt wurde, deſſen Heldenthat zur Vertheidigung einer ſich einſchiffenden Mannſchaft damals allgemein gefeiert ward und ebenſo wie in dieſem Gedichte auch in einem bekannten engliſchen Kupferſtich verherrlicht worden iſt. Demnächſt muß aber Jedem, der den Genius der drei Sprachen und die Geſchichte ihrer Poeſie näher kennt, bei genauer Vergleichung der drei Verſionen einleuchten, daß das engliſche Gedicht worin der rhythmiſche Tonfall der Sprache mit außerordentlicher Wirkung benutzt iſt, das Original ſei, während das deutſche und das franzöſiſche Gedicht, um den Sinn und die Worte des engliſchen wiederzugeben, mehrfach dem Genius der eigenen Sprache Zwang anthun. Auch bedarf es für keinen Kenner der deutſchen Literatur des Beweiſes, daß man in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, in der Zeit von Martin Opitz und Gryphius, in Danzig keine Verſe dichten konnte, wie die des berühmten Liedes, das mit den Worten anfängt:

„Kein Grabgeſang, keine Trommel erſcholl."

J. L.

Der Vortrag, welchen der Direktor der Norddeutſchen Seewarte, Herr W. von Freeden, im Verein für Kunſt und Wiſſenſchaft zu Hamburg über die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe der erſten deutſchen Nordfahrt von 1868 gehalten und der im Mai d. J. als Nr. 1 der „Mittheilungen der Norddeutſchen Seewarte" (Hamburg, W. Mauke Söhne) publizirt wurde, erſcheint jetzt auch in Nr. VI von Petermann's „Geogr. Mittheilungen" abgedruckt. Obwohl der Hauptbericht der Unternehmer und der Führer der vorjährigen Expedition noch nicht fertig iſt, hat doch Herr von Freeden, nach den ihm zur Verfügung geſtellten Notizen, ſehr anziehende Mittheilungen, namentlich über die hydrographiſchen und meteorologiſchen Beobachtungen der Expedition, über die Iſothermen des Nordmeeres, über die Ausdehnung des Golfſtromes (bis jenſeits 81° N. Br.), über die Tiefſee-Temperaturen, über Wetter- und magnetiſche Beobachtungen zu machen gewußt. Der grönländiſche Tag enthielt durchſchnittlich acht Stunden Nebel, ſo dicht, daß man keine Schiffslänge vorwärts ſehen konnte, vier Stunden Schneegeſtöber und außerdem etwas Regen, wiewohl nur wenig; der klare Himmel iſt von den deutſchen Nordpolarreiſenden im Juni nicht ein einziges Mal geſehen worden. Vom 10. bis 13. September iſt in den Schiffstagebüchern fortwährendes Schneegeſtöber durch 62 Stunden hindurch angemerkt, und zwar mit Schneeflocken, die ſo groß und dicht fielen, daß jede Stunde das Deck geſchaufelt werden mußte.

„Die Emancipation der Juden" iſt ein ſo oft und gründlich verhandeltes und behandeltes Thema, daß man es füglich ad Acta legen könnte, zumal die bürgerliche Gleichſtellung der Juden in den meiſten Kulturſtaaten Europas als ein fait accompli betrachtet wird. Daß ſich trotz alledem noch deutſche Schriftſteller und Gelehrte finden, die ihrem Judenhaſſe öffentlich Ausdruck zu geben wagen, darüber äußert ſich Dr. H. B. Oppenheim im zweiten Bande ſeiner „Vermiſchten Schriften"*) mit ſehr gerechter Entrüſtung, und wir können nicht umhin, ihm in Allem vollſtändig beizupflichten. Nachdem bereits vor hundert Jahren der geiſtvollſte Kritiker und Polemiker Leſſing die Verfolgung der Juden mit ſcharfem Witze und klarer Methodik als etwas der geſunden Vernunft Hohnſprechendes gebrandmarkt, und in ſeinem „Nathan" der vernunftbegabten Welt den Weg zur Emancipation gewieſen — tritt heute ein im Schwabenlande als Preußen- wie als Judenfeind ſich auszeichnender Gelehrter, Herr Robert von Mohl, auf und verlangt, mit Richard Wagner — heiteren Angedenkens — auf Einen Standpunkt ſich ſtellend, Ausſchließung der Juden von den vornehmſten ſtaatsbürgerlichen Rechten. In der That, man könnte, wenn man in unſerer geiſtesgeſunden Zeit ſolche läppiſche, verächtliche und längſt in den Rumpelkaſten verſchimmelten Blödſinnes geworfene Vorurtheile auftauchen ſieht, an dem Begriffe „geſunde Vernunft" verzweifeln, wäre die Sache nicht gar ſo komiſch und lächerlich. Schreiber dieſer Zeilen iſt kein Jude, nicht einmal ein Getaufter; gleichwohl freut er ſich herzlich über Oppenheim's ebenſo humoriſtiſche, als ſarkaſtiſche Abfertigung Mohl's.

Was die übrigen, in demſelben Bande enthaltenen, aphoriſtiſchen Abhandlungen und Kritiken betrifft, ſo iſt über die Gegenſtände derſelben ſchon in den Tages-Zeitungen ſo oft und viel polemiſirt worden, daß wir ſie füglich übergehen können. Der Verfaſſer urtheilt über Alles mit klarem Verſtändniſſe und mehrentheils ſcharfem Witze, aber immer leidenſchaftslos, ſo daß jeder gebildete Leſer ſich dadurch angezogen fühlen wird.

—rm—

*) Vor und nach dem Kriege. Stuttgart, A. Kröner, 1869.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] **Berlin, den 31. Juli 1869.** [№ 31.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Unſer heutiges Wiſſen von der Sonne. 441. — Zur Geſchichte der franzöſiſch-deutſchen Konflikte ſeit der Revolution von 1789. Der Raſtatter Geſandtenmord. 443. — Poeſie der deutſchen Demimonde. 445.
Frankreich. Die Zukunft der Frau. 446.
Italien. Dante und die Geſchichte ſeiner Zeit. 449.
Rußland. Grigorjev's Kritik der Ritter'ſchen Erdkunde. 450.
Nord Amerika. Die Völkerſtämme des ehemaligen Ruſſiſch-Amerika. 450.
Mexiko. Die mexikaniſche Expedition. 452.
Kleine literariſche Revue. „Ueber die Lehren von der Unſterblichkeit der Seele bei den verſchiedenen Völkern." 353. — Anſichten aus Japan, China und Siam. 453. — Deutſche Gedichte des Elſäſſers Carl Candidus. 453. — Spamer's illuſtrirte Kinder-Bibliothek. 454.
Literariſcher Sprechſaal. Zwei deutſche Vereinstage in Oeſterreich. 454. — Das Ghega-Denkmal auf dem Semmering. 454. — Chemiſche Laboratorien in Frankreich und Deutſchland. 455. — Preisfrage auf jüdiſch-religiöſem Gebiete. 455. — Für und wider das Turnen. 455. — Frauenrechte in der Schweiz. 455. — A. v. Humboldt über die Verdienſte der Juden um die mediziniſche Wiſſenſchaft. 455.

Deutſchland und das Ausland.

Unſer heutiges Wiſſen von der Sonne.

„Duſtres Dunkel iſt mein Dunkel: zur Sonne blick' auf, ſie iſt's, die allein Leben giebt ſtrahlend!" So lautete nach der Anſicht eines geiſtreichen Forſchers die Inſchrift, welche ſich auf der Statue der epheſiſchen Diana, dieſer vielbrüſtigen Perſonification der allnährenden Natur, befand. Erſt die neuere Naturforſchung weiß den tiefen Gehalt dieſer Inſchrift zu würdigen. Denn ſie fand in der That, daß alle Thätigkeit, alles Leben auf der Erde das Werk der Sonnenſtrahlen iſt. Wind und Wetter, die Circulation des Waſſers am Himmel und auf der Erde, das Leben von Pflanze und Thier, es iſt Alles Arbeit der Sonne. Und wenn heut unſere Dampfmaſchinen die Wagen durch die Länder jagen, die Schiffe durch das Weltmeer treiben, die Arbeit zahlloſer Hände verrichten, ſo iſt auch das am Ende nur das Werk der Sonne, welche die unerſetzliche Kraftquelle der Kohle in ungeheuren Vorräthen vor Jahrtauſenden aus der Kohlenſäure der Luft, des Waſſers und der Geſteine abgeſchieden. Empfinge die Erde blos Sternenlicht, ſo würden ſich ſchwerlich höhere Lebensformen auf ihr entwickelt haben und entwickeln können.

Es erhellt, daß der Sonnendienſt alter Völker tief in der Naturanſchauung begründet geweſen ſein mag, ebenſo wie die Verehrung des wohlthätigen Feuers, dieſes myſteriöſeſten aller ſogenannten vier Elemente, das eben nichts weiter als umgewandeltes, conſervirtes Sonnenlicht iſt, welches bis zu ſeiner chemiſchen oder mechaniſchen Wiederinsdaſeinrufung latent geweſen war. Es wird zugleich der ungemeine Eifer verſtändlich, welchen die Naturforſchung der letzten Zeit der Ergründung des Sonnenzuſtandes gewidmet. Denn unſer Wiſſen von der Sonne war noch vor zehn Jahren ungemein dürftig. Man hatte Entfernung, Durchmeſſer, Gewicht, Dichtigkeit, Anziehungskraft ꝛc. des Sonnenkörpers berechnet, aber über die eigentliche phyſikaliſche Beſchaffenheit deſſelben beſaß man ſo gut wie keine Kenntniß, Hypotheſen deſto mehr. Aus einer Zeit, wo über die „Mehrheit der bewohnten Welten" zu ſchreiben, faſt Modeſache des populären Schriftſtellers war, ſtammte die Vorſtellung, daß die Sonne an ſich ein nicht ſelbſtleuchtender, aber kühler Weltkörper ſei, möglicherweiſe bevölkert mit rieſenhaften Bewohnern, doch umgeben von einer Licht und Wärme verbreitenden Gashülle. Herſchel, der eigentliche Schöpfer dieſer Hypotheſe, hielt die ſeit mehreren Jahrhunderten eifrigſt beobachteten ſogenannten Sonnenflecke für Oeffnungen in dieſer Photoſphäre, durch welche der dunkle Sonnenkörper hindurchſcheine, aber er brauchte bereits zwei Lichthüllen, um weitere Eigenthümlichkeiten der Sonnenflecke und Poren zu erklären. Littrow verbrauchte im Jahre 1866 bereits ſechs ſolcher Hüllen, welche den Sonnenkörper wie die Schalen einer Zwiebel umgäben.

Durch die Spectral-Analyſe, über deren Einfluß auf die Geſtaltung der neueren Aſtronomie wir in dieſen Blättern mehrfach berichtet haben, kamen alle dieſe Hypotheſen zu Fall, und es bildete ſich eine auf poſitiven Grundlagen beruhende Wiſſenſchaft über die Beſchaffenheit der Sonne, welche, durch die umfaſſende, obwohl vom Wetter nicht begünſtigte Beobachtung der vorjährigen totalen Finſterniß, reichhaltiges Material und Beſtätigung erhielt. Den geſammten Inhalt unſeres heutigen Wiſſens über die Sonne hat Dr. Paul Reis zum Gegenſtand zweier Vorträge*) gemacht, welche nicht nur in klarer Weiſe die bisherigen Errungenſchaften darſtellen, ſondern auch ſchätzenswerthes Material für künftige Erwägung und Erforſchung beibringen. Wir theilen das Wichtigſte mit:

Bereits Kirchhoff, in ſeiner klaſſiſchen Arbeit über die Spectral-Analyſe, hatte geſchloſſen, daß die Sonne aus einem Kerne feſter oder flüſſiger, in höchſter Weißgluth befindlicher Materie beſtehe, welcher eine große Menge der auf der Erde vertretenen elementaren Stoffe enthalte. Dieſe Licht und Wärme ausſtrahlende Maſſe ſei umgeben von einer Atmoſphäre, welche dieſelben Körper in nichtſelbſtleuchtender Gas- und Dampfform enthält, denn die hellen Linien, welche das Gemenge glühender Körper in dem Spectrum ihres Lichts erzeugt haben würde, waren durch das Abſorptions-Vermögen der Dämpfe in dunkle Linien verwandelt. Dieſe Dampf-Atmoſphäre, welche bei totalen Sonnenfinſterniſſen als ein leuchtender Hof (Corona) um die Mondſcheibe erſcheint, iſt vermuthlich gar nicht ſelbſtleuchtend, denn ihr Licht erſcheint wie alles zurückgeworfene und geſpiegelte Licht polariſirt; dennoch mag ihre Temperatur 3000 Grad wohl überſteigen, denn ſie enthält unter Anderm reichliche Mengen Eiſendampf, welchen man kaum in der größten Gluth der Porzellanöfen in kleinſter Menge erzeugen kann. Es läßt ſich daraus ſchließen, daß der Sonnenkörper ſelbſt eine Temperatur von weit über 10,000 Grad beſitzen werde. Gold, Silber, Blei, Zinn ſind in der dampfförmigen Hülle nicht vertreten; ſie bilden vermuthlich mit anderen ſchwerflüchtigen Stoffen den Kern der Sonne. In ihrer Dampfhülle ſind ohne Zweifel die ſchwereren Dämpfe, wie z. B. die des Eiſens, am tiefſten gelagert, darüber mögen die Dampfſchichten der Leichtmetalle (Natrium, Magneſium ꝛc.) folgen, höher herauf beginnen die Gaſe, Sauerſtoff,

---

*) Die Sonne. Zwei phyſikaliſche Vorträge, gehalten in der rheiniſchen naturforſchenden Geſellſchaft zu Mainz. Nebſt einer neuen Sonnenflecken-Theorie. Leipzig, 1869. (110 S.)

Digitized by Google

Stickſtoff ꝛc., während gewiß der Waſſerſtoff, dieſer leichteſte aller Körper, die oberſte Schicht einnehmen wird. Die ſehr verſchiedene Helligkeit der den einzelnen Elementen entſprechenden Linien im Sonnenſpectrum berechtigt ohne Weiteres zu dieſem Schluſſe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in den verſchiedenen Höhen dieſer Atmoſphäre eine Stufenleiter aller Temperaturen, von der höchſten Gluth bis zu der Kälte des Weltraums in den oberen Schichten, die noch unter 100 Grad herabgehen mag, anzunehmen iſt.

Sehr wahrſcheinlich bleibt es, daß die meiſten Beſtandtheile der Sonne im unverbundenen elementaren Zuſtande ſich befinden, da wenigſtens die heutige Chemie nicht viele Verbindungen namhaft machen könnte, welche bei ſo hohen Temperaturen unzerſetzt zu exiſtiren vermöchten. Damit iſt natürlich nicht ausgeſchloſſen, daß nicht dennoch gewaltige chemiſche Prozeſſe, zumal in den kälteren Schichten der Dampfhülle, wo die chemiſchen Affinitäten wieder wirkſam werden, vor ſich gehen könnten. Vielmehr führt unmittelbar auf dieſe Annahme die Beobachtung der ſchon längſt bekannten, aber erſt bei der letzten Sonnenfinſterniß mit Erfolg ſtudirten Protuberanzen, ſowie der Sonnenflecke. Sobald der Mond bei totalen Finſterniſſen die Sonnenſcheibe vollkommen bedeckt hat, treten an deren Rande hier und da roſenroth bis carminroth gefärbte Hervorragungen, zum Theil niedrig und in die Breite geſtreckt, zum Theil ſchmal und hornartig in die Höhe ragend, hervor. Es hatte z. B. die große hornartige Protuberanz der vorjährigen Finſterniß nach Spörer's Meſſung eine Höhe von 30,000 und einen Durchmeſſer von ca. 400 Meilen. Bei der ſpectralanalytiſchen Unterſuchung derſelben erkannten die Aſtronomen der verſchiedenen Expeditionen gleichmäßig, daß dieſe Protuberanz aus einer Säule brennender Gaſe und zwar hauptſächlich aus Waſſerſtoffgas beſtand. Weitere Studien, ermöglicht durch die wichtige Entdeckung des franzöſiſchen Aſtronomen Janſen, die Protuberanzen jeder Zeit beobachten zu können, zeigten, daß die Sonne auf ihrer ganzen Oberfläche mit unzähligen kleineren Protuberanzen, wie der Seeigel mit Stacheln, beſetzt ſei, welche auch bei der Bedeckung der Sonnenſcheibe durch den Mond, unmittelbar um dieſelbe, einen hellleuchtenden Ring erzeugten, welchen alle Aſtronomen beobachteten. Genauere Studien und Vergleichungen haben mit großer Wahrſcheinlichkeit ergeben, daß dieſe ſehr veränderlichen Hervorragungen, welche bei Verfinſterungen en profil geſehen, die Protuberanzen bilden, bei der gewöhnlichen en face-Anſicht der Sonne die ſogenannten Fackeln darſtellen, hellere Stellen, welche namentlich in der Umgebung der Sonnenflecke auftreten.

Nachdem die Theorie des dunklen Sonnenkerns und der durchlöcherten Lichthülle durch Kirchhoff geſtürzt war, erklärte dieſer Forſcher, daß er die Sonnenflecken gleichſam für Wolken in der Sonnen-Atmoſphäre halte, Wolken, die ſich pyramidal nach außen erweitern, und daher im Fernrohr, abgeſehen von dem höchſt wandelbaren äußeren Umriß, ſtets mit einem dunklen Kerne und abſchattirten helleren Rändern erſcheinen müßten. Trotz der heftigen, obwohl unmotivirten Angriffe, welche der franzöſiſche Akademiker Faye gegen dieſe Theorie vorgebracht, trifft ſie im Weſentlichen gewiß das Richtige, und hat die Grundlage abgegeben zu einer ſehr geiſtreichen Hypotheſe, welche Dr. Reis über die Sonnenflecken aufgeſtellt. Derſelbe hält ſie geradezu für Produkte der Fackeln oder Protuberanzen, für Rauchmaſſen, welche dieſe ungeheuren Verbrennungs-Prozeſſe abſondern. Hierdurch erklärt ſich mit Einem Male die beſtändige Gemeinſchaft der Fackeln und Flecke, wie auch ihr Verborgenbleiben in der Corona, ſofern man ſie von der Flamme der Protuberanz umzüngelt denken muß. Der Verfaſſer meint, daß dieſe Gebilde neben Waſſerſtoff vorzüglich in Sauerſtoff verbrennenden Eiſendampf enthalten mögen, die Flecken mithin ungeheure Wolken von braunem Eiſenroſt ſeien, wirkliche Roſtflecken über dem glühenden Schilde der Sonne, welche nach und nach herabſinken und neuen Platz machen. Die ſeit lange feſtgeſtellte $11^{1}/_{9}$jährige Periode der Sonnenflecke und Fackeln bringt Verf. mit dem Jahr des Jupiter, des mächtigſten Planeten, in Verbindung, und erinnert, daß ſie zugleich mit derjenigen unſerer Nordlichter und Compaßſtörungen zuſammenfällt — magnetiſche Einflüſſe, die wohl denkbar ſind, durch Sonnenflecken, welche Eiſenoxyd-Wolken repräſentiren, die zuweilen die Oberfläche der ganzen Erde an Ausdehnung übertreffen. Verfaſſer giebt ſeine Hypotheſe nur als eine Phantaſie, und ſie ließe ſich ja in der That nicht Punkt für Punkt beweiſen; es iſt aber eine Phantaſie, die ſich ſehr vortheilhaft von den früheren Sonnenflecken-Theorieen unterſcheidet, z. B. von der neuen Faye'ſchen, welcher die Flecken noch immer für Oeffnungen hält, durch welche man den Kern der Sonne ſähe, welcher bei ihm aus einem dunklen Gaſe beſteht.

Wir kommen zu den Schlußſätzen dieſer intereſſanten Vorträge, welche von der Ernährung und dem endlichen Schickſal der Sonne handeln. Die Sonne giebt jährlich die undenkbare Menge von 3000 Quintillionen Calorieen an den Weltraum ab, von welcher natürlich unſer Erdenkügelchen das Wenigſte auffängt. Sie würde, wenn ſie ein einziger brennender Kohlenblock wäre, nur 5000 Jahre hindurch dieſe Hitze ſpenden können und dann verzehrt ſein. Wollte man aber die ausgeſtrahlte Wärme nur von einer vorhandenen ungeheuren Gluthtemperatur abziehen, ſo ergiebt ſich, daß ſie ſich ſchon in 2000 Jahren um 4000 Grad abgekühlt haben müßte, welchem Schluſſe entſchieden die Beſtändigkeit des Klimas und der Tageslänge in der gedachten Zeit widerſpricht. Es wird für wahrſcheinlich gehalten, daß die Gluth durch eine allmähliche Verdichtung der Sonnenmaſſe conſtant erhalten wird. Helmholtz hat eine Rechnung ausgeführt, nach welcher die Maſſe der Sonne, wenn ſie durch plötzliche Verdichtung eines Urnebels von der Ausdehnung ihres Planetenſyſtems (alſo nach der Kant-Laplace'ſchen Theorie) entſtanden wäre, eine Temperatur von 28 Millionen Grad Celſius erhalten haben würde. Dieſelbe Wärmemenge wird natürlich auch bei der allmählichen Verdichtung frei. Außerdem hat Dr. Mayer, der geniale Begründer der mechaniſchen Wärmetheorie, eine Muthmaßung über die Ernährung der Sonnenwärme, durch den Zuſammenſtoß der unzähligen, auf den Sonnenkörper beſtändig herabregnenden Welten und Weltchen aufgeſtellt, die für uns jedoch keine innere Wahrſcheinlichkeit beſitzt. Wir beharren vielmehr bei der bereits vor mehreren Jahren (vom Herausgeber dieſer Blätter) aufgeſtellten Hypotheſe, daß der Sonne, in gleicher Weiſe wie der Erde, die Kraft, welche ſie conſumirt, von außen her, durch eine allſchaffende, allbelebende Urkraft, heiße dieſe nun Centralſonne, oder wie ſonſt, erſetzt wird, und daß eine beſtändige Wechſelwirkung und Ausgleichung der mit einander korreſpondirenden Weltkörper im unendlichen Raume ſtattfindet.

Was wir vorſtehend mitgetheilt, iſt weniger ein Auszug der Reis'ſchen Vorträge, als eine Zuſammenſtellung der Hauptfolgerungen derſelben zu einem allgemeinen Bilde, deſſen reiches Detail der Leſer daſelbſt in beſtverſtändlicher Darſtellung und Anordnung findet und mit Befriedigung leſen wird.

E. Kr.

Digitized by Google

Zur Geſchichte der franzöſiſch-deutſchen Konflikte ſeit der Revolution von 1789.

Der Raſtatter Geſandtenmord.*)

Ueber den Geſandtenmord in Raſtatt hat der Profeſſor K. Mendelsſohn-Bartholdy ein intereſſantes Schriftchen erſcheinen laſſen, worin er die bisherige Darſtellung der namhafteſten Hiſtoriker, als ſei dieſe beiſpielloſe Verletzung des Völkerrechtes von Oeſterreich ausgegangen, zu widerlegen ſucht und die Schuld auf die franzöſiſchen Emigranten wirft. Der Verfaſſer beginnt mit einer anziehenden Schilderung des Kongreſſes ſelbſt, der ſeit dem December 1797 in Raſtatt tagte, der Hoffnungen, die er anfänglich erweckte, und der Enttäuſchung, die bald genug eintrat. Urſprünglich waren von franzöſiſcher Seite die drei Bürger Treilhard, Bonaparte und Bonnier als Abgeſandte nach Raſtatt geſchickt worden, ſpäter wurden der zum Mitglied des Directoriums gewählte Treilhard und Bonaparte, der am 20. Mai 1798 nach Aegypten ſegelte, durch die Republikaner Jean Debry und Roberjot erſetzt. „Die Geſandten — bemerkt unſer Verfaſſer — ſchienen nur in der Grobheit ein Zeichen echt republikaniſcher Bürgertugend und überdies ein probates Mittel zu ſehen, die deutſche Blödigkeit zu überrumpeln.“ Auf öſterreichiſcher Seite ſcheint man jedoch Manches für Grobheit und abſichtliche Verletzung des Anſtandes gehalten zu haben, was einfach ein Hinwegſetzen über veraltete Formen der Etikette war.

So berichtet der Graf Metternich voll Entrüſtung an den Kaiſer: „Die franzöſiſchen Geſandten zeichnen ſich in der Kleidung ſonderbar aus. Sie haben uns einen Beſuch in Frack und langen Pantalons gemacht, was mit dem bisherigen Gebrauch im wahren Contraſt ſteht, und da ich zufolge Allerhöchſter Inſtruction angewieſen bin, die Würde Ew. K. M. und des Reiches nach dem Herkommen zu behaupten, gleichwohl aber es unmöglich ſchien, ſie in ein anderes Coſtüm zu ſetzen, ſo entſchloß ich mich, die Einleitung nicht in meiner Wohnung, ſondern am dritten Orte vorzunehmen. Durch dieſen Ausweg wird dem Geſchäft wünſchenswerth genügt und die ungewöhnliche Hinſtellung der franzöſiſchen Bevollmächtigten kann zu keiner Zeit als Herabſetzung des kaiſerlichen und Reichs-Anſehens angeſehen werden.“ In einem ſpäteren Bericht führt der kaiſerliche Geſandte bittere Klage darüber, daß keine Ausſicht vorhanden ſei, dieſe hartnäckigen Franzoſen dahin zu bringen, daß ſie lateiniſch antworten.

Im Frühjahr 1799 war das Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Rußland gegen die franzöſiſche Republik offenkundig. Schon nahte Suwarov mit ſeinen Ruſſen. Der öſterreichiſche Geſandte hatte bereits Raſtatt verlaſſen; die franzöſiſchen Bevollmächtigten blieben, weil ſie annahmen, daß der Friede mit dem deutſchen Reiche noch beſtehe. Seit Mitte April ſtreiften öſterreichiſche Patrouillen bis an die Thore von Raſtatt, hielten mehrere Geſandten bei ihren Spaziergängen an und ſchnitten die franzöſiſche Korreſpondenz ab. Auf die Beſchwerde einiger Geſandten erfolgte von dem Kommandanten der öſterreichiſchen Vorpoſten, dem Oberſten Barbaczy, der Beſcheid: er könne für die Sicherheit des diplomatiſchen Corps nicht einſtehen; ſeit Abberufung des kaiſerlichen Bevollmächtigten, Grafen von Metternich, habe er keine Verpflichtung mehr, Raſtatt als Sitz des Kongreſſes zu ſchützen. In der That wurde ein franzöſiſcher Courier von kaiſerlichen Huſaren gefangen und nach dem Hauptquartier des Oberſten Barbaczy abgeführt. Auf Reklamation der geſammten Reichsdeputirten und des preußiſchen Geſandten gab Barbaczy den kurzen Beſcheid: er finde ſich augenblicklich außer Stande, den Wünſchen der Geſandten Folge zu leiſten. Die Abſicht Oeſterreichs war, die franzöſiſchen Geſandten vom deutſchen Boden zu vertreiben.

Dieſe waren endlich entſchloſſen, Raſtatt zu verlaſſen. Auf die Anfrage des kurmainziſchen Geſandten Albini an den Oberſten Barbaczy, ob die Franzoſen auf ihrer Reiſe irgend ein Hinderniß zu beſorgen hätten, ſchrieb dieſer an die franzöſiſchen Geſandten: „Miniſter, Sie werden von ſelbſt einſehen, daß in der von den k. k. Truppen beſetzten Poſition keine franzöſiſchen Bürger geduldet werden können. Sie werden es mir daher nicht übel deuten, wenn ich Ihnen, Miniſter, andeuten muß, Raſtatt binnen 24 Stunden zu verlaſſen.“ Aus authentiſchen Quellen ergiebt ſich, daß der Befehl, die franzöſiſchen Miniſter ſofort auszuweiſen, von dem Erzherzog Karl ausgegangen war. Mündlich hatte Barbaczy dem Herrn von Albini zugeſagt, daß die Franzoſen innerhalb der nächſten 24 Stunden mit Sicherheit abreiſen könnten. An demſelben Tage, am 28. April, langte eine Abtheilung von 60 Szekler Huſaren unter Anführung des Rittmeiſters Burkhard in Raſtatt an und beſetzte die Thore. Die Wagen der Geſandten, welche nach 9 Uhr Abends die Stadt verließen, wurden am Thore angehalten und erſt auf Verwendung Albini's freigelaſſen. Auf das wiederholte Geſuch um eine Eskorte traf nur eine unbefriedigende, ausweichende Antwort ein. Vor der Brücke bei der Rheinau, fünf Minuten von der Vorſtadt entfernt, ſprengte aus dem Dickicht zur Rechten des Weges eine Abtheilung Huſaren hervor. Jean Debry, der im erſten Wagen ſaß, wurde gezwungen auszuſteigen, erhielt einen Säbelhieb über den Kopf und einen über den Nacken und rettete ſich nur dadurch, daß er ſich in den am Wege befindlichen Graben rollte, wo er, nachdem man ihm noch einige Hiebe und Stiche verſetzt und ihn ausgeplündert hatte, für todt liegen blieb. Er ſchleppte ſich ſpäter mit Mühe fort und fand endlich gegen Tagesanbruch eine Zuflucht in einem hohlen Baume. Hier wurde er aufgefunden und nach Raſtatt in die Wohnung des preußiſchen Geſandten von Görtz gebracht. Die beiden anderen Geſandten, Bonnier und Roberjot, wurden aus den Wagen gezogen und vor den Augen der Ihrigen ermordet. Kaum hatten die anderen Geſandten in Raſtatt, die gerade in dem Kaſino verſammelt waren, die Kunde erhalten, als ſie zu dem Rittmeiſter Burkhard eilten, um von ihm das Nähere zu erfragen. Sie wurden nur mit Mühe vorgelaſſen und ſehr ungnädig empfangen. Erſt nach den ernſteſten Vorſtellungen ließ ſich Burkhard bewegen, dem badiſchen Major von Harrant eine Patrouille beizugeben und an den Schauplatz der That zu ſenden. Dieſer kam gerade zur rechten Zeit, um der Plünderung Einhalt zu thun; er traf die Huſaren, wie ſie eben im Begriffe waren, die Wagen mit den darin befindlichen Perſonen um die Stadt herumzuführen, und brachte ſie nur durch ſtarke Drohungen dahin, daß ſie dieſelben in die Stadt zurückgeleiteten. Auf Verwendung des preußiſchen Legations-Secretairs v. Jordan geſtattete Barbaczy am folgenden Tage die Abreiſe Jean Debry's und der Hinterlaſſenen der ermordeten Geſandten.

Wer war der Urheber der verbrecheriſchen That? Der Ritter von Lang und Hormayr beſchuldigen den öſterreichiſchen Ge-

*) Mit Benutzung handſchriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe, von Karl Mendelsſohn-Bartholdy, Prof. der Geſchichte an der Univerſität Freiburg. Heidelberg, Verlagsbuchhandlung von Fr. Baſſermann, 1869.

Digitized by Google

ſandten Grafen von Lehrbach, der nach Lang im Solde Pitt's und der engliſchen Regierung, nach Hormayr im Auftrage der öſterreichiſchen Regierung und unter Mitwiſſen Thugut's gehandelt habe. Unſer Verfaſſer ſucht Lehrbach freizuſprechen: der erfahrene Staatsmann mußte wiſſen, daß man große Bewegungen nicht durch künſtliche Mittel hemmen, daß man die Revolution nicht tödten kann, wenn man einen oder zwei Republikaner ermordet. Lag es ihm daran, ſich der Papiere der franzöſiſchen Geſandten zu bemächtigen, ſo bedurfte es nicht erſt eines Mordes; denn, wie Lang berichtet, konnte man ſich in Raſtatt von jedem Stiefelputzer um ein Geringes jedes offizielle Aktenſtück verſchaffen. Es kommt auch gar nicht darauf an, wer das Werkzeug, ſondern wer der Urheber des Verbrechens geweſen. Wir ſtimmen Herrn Mendelsſohn ganz bei, wenn er England, das franzöſiſche Directorium, das unter Anderen Napoleon beſchuldigte, die That angeſtiftet zu haben, um den erkalteten Kriegseifer der Franzoſen von Neuem anzuregen, und Oeſterreich von der Schuld freiſpricht. „Die öſterreichiſche Regierung — ſagt er — beſaß Klugheit genug, um ein nutzloſes, ja wahnſinniges Verbrechen zu unterlaſſen." Der Mord der Geſandten konnte nur den Emigranten einen weſentlichen Nutzen bringen, indem er die Verſöhnung zwiſchen dem legitimen Europa und der franzöſiſchen Republik unmöglich machte. Daß die Emigranten einer ſolchen That fähig waren, beweiſt unſer Verfaſſer aus einem handſchriftlichen Zeugniß des Dr. Gall in Freiburg. Dieſer hatte im November 1795 mehrere Republikaner, die theils durch den Verrath von Dumouriez, theils durch andere Kriegsereigniſſe in die Hände der Oeſterreicher gerathen waren, ärztlich zu behandeln. Sein Zeugniß geht dahin, daß er in der Apotheke bei der Bereitung der Mixturen ſelbſt ſtets zugegen ſein mußte, damit denſelben nicht Gift beigemiſcht würde. Denn es hielten ſich zu gleicher Zeit zahlreiche Emigranten in Freiburg auf, denen jene Republikaner tödtlich verhaßt waren und die nun Alles daran ſetzten, die etwaige Annäherung zwiſchen Oeſterreich und der Republik zu hintertreiben. Während des Kongreſſes ſuchten ſich Emigranten unaufhörlich in Raſtatt einzudrängen; die badiſche Polizeikommiſſion ſtand in fortwährendem Kampfe mit denſelben. Beſonders nahm im Frühjahre 1799 das unheimliche Treiben der Emigranten in und um Raſtatt bedenklich zu. Die Wirthe, welche Emigranten beherbergten, wurden mit ſtrengen Geldſtrafen belegt. Unter den verdächtigen Privatleuten werden unter Anderen ein gewiſſer St. Germain, der ſpäter als öſterreichiſcher Oberſt in Brünn geſtorben iſt, Dugravier, Vauge und ein Graf Touloſe, der ſich der Abſtammung von Heinrich IV. rühmte, namhaft gemacht. Von Letzterem findet ſich in Lehrbach's Papieren ein Schreiben vom 11. April 1799 an Dugravier, worin es heißt: „Binnen Kurzem, lieber Freund, wird ſich etwas ereignen, worüber die Welt erſtaunen wird." Um dieſelbe Zeit erhielt der Graf die Summe von 6000 Livres ausbezahlt. Beziehungen zwiſchen den Emigranten und den öſterreichiſchen Offizieren beſtanden ſeit längerer Zeit. Der rohe und unwiſſende Rittmeiſter Burkhard, den der Graf Lehrbach ſelbſt als eine äußerſt gewiſſenloſe und verdächtige Perſönlichkeit charakteriſirt, war ganz der Mann dazu, ſich von den Emigranten zu einem Verbrechen brauchen zu laſſen; auch der Oberſt Barbaczy kannte allem Anſcheine nach die Abſichten der Emigranten. Daher ließ auch der Erzherzog Karl Beide gefänglich einziehen und ordnete eine Unterſuchung unter Vorſitz des Feldmarſchall-Lieutenants von Sporck an. Was dieſe ergab, wiſſen wir nicht; daß aber der Erzherzog Karl die Urheberſchaft der That den Emigranten zuſchrieb, geht aus einer Erklärung hervor, welche er dem badiſchen Miniſter von Eyben machen ließ: es ſei ihm glaublich, daß Emigrirte ſich durch Corruption unter die Szekler Huſaren eingeſchlichen und das Verbrechen begangen hätten; das ſei ihm um ſo wahrſcheinlicher geworden, weil einer der Mörder auf Franzöſiſch zu dem noch lebenden Miniſter Jean Debry geſagt habe: Es-tu le ministre Jean Debry? Keiner der Szekler Huſaren könne franzöſiſch, wenigſtens ſei es nicht wahrſcheinlich, da dies ein Regiment ſei, das keine Fremden habe.

Auch in Wien war man über die eigentlichen Anſtifter des Mordes nicht in Zweifel; da aber das alte Frankreich, die Emigranten, die Bourbons dabei betheiligt waren, ſo war dies Grund genug, der Regierung aus legitimiſtiſchen Rückſichten Vorſicht und Diskretion zu empfehlen. Der Kaiſer Franz beklagte in einem Handbillet an den Fürſten Colloredo, vom 28. Mai 1799, den bedauerlichen Vorfall und erkannte die Nothwendigkeit einer ſtrengen Unterſuchung und einer exemplariſchen Beſtrafung der Schuldigen. „Damit aber — heißt es in dem Schreiben — die Bosheit der Franzoſen aus der Form der Unterſuchung nicht neuen Stoff zu verleumderiſchen Anſchuldigungen entnehme, und da das Verbrechen auf deutſchem Reichsboden geſchehen, ſo ergehe an die verſammelten Reichsſtände mein Anſinnen, dies wichtige Ereigniß zum Gegenſtande der Berathung zu nehmen und in einem Gutachten mir baldmöglichſt und freimüthig an Hand zu geben, was bei der Unterſuchung in jeder Rückſicht zu beobachten ſein wolle, um der Sache vollkommen auf den Grund zu gehen und ſohin die unparteiiſche Welt zu überzeugen, daß wegen dieſer auf dem Reichsboden verübten Miſſethat weder mir, noch dem geſammten Reich einige Konnivenz vorgeworfen werden könne, ſondern hierbei ſo verfahren worden ſei, wie es die Größe des Verbrechens und die ſtrenge Gerechtigkeit erfordern." In einem mit dem kaiſerlichen Placet verſehenen Memoire vom 7. Juni gab jedoch der Fürſt Colloredo den Reichsſtänden zur Erwägung, daß man den willenloſen und ſchwachen Werkzeugen das, was Andere verbrochen, nicht entgelten laſſe, und daß man die Greuelthat, die von einem Trupp in kaiſerliche Uniform gekleideter Perſonen begangen ſei, nicht den Kaiſerlichen imputire. Er deutet darauf hin, daß die Emigranten, in deren „wenigſtens ſcheinbarem Intereſſe" die That gelegen, ſie auch begangen hätten. Colloredo's Erwägungen ſchlugen durch. Man begnügte ſich mit der Abſetzung Burkhard's und gab der Unterſuchung weiter keine Folge.

Das Reſultat der Forſchungen unſeres Verfaſſers iſt alſo: „Die That war eine Folge der Emigranten-Politik, Oeſterreich mit der franzöſiſchen Republik unheilbar zu kompromittiren; daher ziemt es Deutſchen nicht mehr, die Schuld jener fremden Gewaltthat den Deutſchen aufzubürden." Kein Verſtändiger hat jedoch jemals den Deutſchen die Schuld aufgebürdet; wohl aber hat die allgemeine Stimme Oeſterreich als den Schuldigen bezeichnet, das auch nach der Darſtellung unſeres Verfaſſers nicht von aller Schuld freizuſprechen iſt, wenigſtens nicht von der, ſeine und ſeines Heeres Ehre zu Gunſten einer rachſüchtigen Partei, die ihren König feige verlaſſen und jetzt durch Meuchelmord und fremde Waffen die Wiederkehr in ihr verrathenes Vaterland erzwingen wollte, preisgegeben zu haben. Dem Kaiſer, als dem Oberhaupt des öſterreichiſchen Staates und des deutſchen Reiches, lag die Pflicht ob, das verletzte Völkerrecht durch rückſichtsloſe Strafe der Schuldigen zu ſühnen; indem er es nicht that, machte er ſich zum moraliſchen Mitſchuldigen und gab ſo ein böſes Beiſpiel, das ſpäter von Napoleon nur zu gut befolgt wurde, als er ebenſo widerrechtlich den Herzog

Digitized by Google

von Enghien erſchießen ließ und die ſpaniſchen Bourbons in Bayonne gefangen nahm. Seinem eigenen Heere war der Kaiſer die Genugthuung ſchuldig, es von dem Verdachte zu reinigen, als berge es mord- und plünderungsſüchtige Wegelagerer in ſeinen Reihen. Auch dies hat er nicht gethan, und ſo hat ſich denn auch nicht lange darauf ein ſolches Hinwegſetzen über die Forderungen des Rechtes und der Ehre an Staat und Heer bitter gerächt. E. M.

Poeſie der deutſchen Demimonde.*)

Die Kameliendamen gehören nach der Anſicht mancher prüden Aeſthetiker nicht in die Poeſie hinein — hier kommt nun gar eine Kameliendame und bietet uns ihre eigenen Poeſieen an. Wir wollen ſie nicht zurückweiſen; obige Meinung dünkte uns ſtets in dem Kopfe von Leuten entſprungen zu ſein, die da wähnen, der Poet müſſe ſeine Werke als lesbar in den erſten Klaſſen höherer Töchterſchulen einrichten. Man hütet mit Recht die jungen Damen vor Lektüre, worin auf ſie keine Rückſicht genommen iſt, und beſonders die ſchönen, denn Schönheit — wie Genie beim Manne, iſt gleichſam die erſte Anlage zum leichtſinnigen Lebenswandel. Das ſcheint auch unſere Dichterin erfahren zu haben. So hütete man in einem romantiſcheren Zeitalter den Jüngling vor der Lectüre der Räuber, daß er nicht den Karl Moor nachahmen und ſich in die böhmiſchen Wälder ſchlagen möge; ſo nahm in einem ſentimentaleren Jahrhundert, wo, wie Ludwig Tieck irgendwo erzählt, die Jünglinge darüber weinten, es dem Werther nicht nachthun zu können und zum Selbſtmord aus Liebe keine Urſache zu haben, der beſorgte Vater ſeinem blaſſen, ſchwärmenden Sohne die Erzählung von Werther's Leiden aus der Hand. Aber die Poeſie bringt die Welt, wie ſie iſt. Sie idealiſirt, aber ihr Idealiſiren beſteht nicht darin, daß ſie gewiſſe Kategorieen des Daſeins ausſtreicht; wenn Räuber, Mörder und Ehebrecher auf dem Parnaß geduldet werden, wer durfte die Magdalenen vertreiben, mögen ſie ſich vor der Bekehrung im lügneriſchen Flitterſtaate oder nachher in Sack und Aſche einſtellen. Eine Erfindung überreizter franzöſiſcher Romanciers ſollte jene Figur ſein, die ſchon im erſten Buche Moſis am Wege ſitzt und den Juda verführt, jene Figur, zu der auf Erden Hunderttauſende unſeliger Weſen Modell ſtehen? Oder glaubt ihr, daß der haut goût daher rührt, daß die moderne Poeſie ein Verhältniß tragiſch aufzufaſſen gelernt, welches man ſonſt nur juriſtiſch verbrauchte? Die modernen Poeten mögen ſich tröſten: der Heiland ſelber ſtimmte mit ihnen überein.

So viel zur Legitimation vorliegender Poeſieen, zur Vertheidigung, daß unſere Dichterin gewagt, zu geſtehen, was ſie iſt, nicht nur Thränen zu weinen, ſondern auch Lieder. Auch ihr Beiſpiel rechtfertigt übrigens unſere obige Anſicht über die Lectüre der jungen Damen; ſie hat Heinrich Heine offenbar zu früh geleſen; die Folgen zeigen Leben und Gedicht: Alles im pointirten epigrammatiſchen Tone des „Buches der Lieder“ und der „neuen Gedichte“. Sogar wörtliche Reminiſcenzen laufen mit unter. Wenn wir daher vom abſoluten Standpunkt der Kritik aus urtheilen wollten, würden wir das Büchlein ad acta legen und nur bemerken, daß es einzelne gelungene Nachahmungen Heine's enthielte, und daß Jemand, der die Variationen einer Dichtermanier ebenſo liebe, wie mancher die einer Blumenſpecies, daß ein Blumiſt der Heine'ſchen Originalität es ſich kaufen möge. Indeſſen hat die Kritik Zeitgenoſſen gegenüber nicht das Recht, ſo zu verfahren. Wie die Geſchichte zwar nur die regierenden Herren verzeichnet, der Bürger aber vor ihrer ganzen Familie den Hut abzieht, ſo hat die zeitgenöſſiſche Kritik die Pflicht, die ganze Familie eines Poeten anzuerkennen. Ada Chriſten gehört wirklich zu Heine's Familie. Zwar ſind ſelbſt in dieſer kleinen Sammlung manche noch ungenießbar, einzelne dafür aber von hoher Schönheit, Erzeugniſſe des tiefſten Gefühls, liebliche Seufzer des Schmerzes, brennende Ausbrüche einer verzweifelten Seele.

Es giebt viel Elend in der Welt,
Viel tauſend gebrochne Herzen;
An allen Ecken und Enden hallt
Der Aufſchrei großer Schmerzen.

Ein Elend aber kenne ich,
Es kann kein größ'res geben;
Zwei kleine Worte ſchließen's ein,
Es heißt: verfehltes Leben.

Es rauſcht und ſchwirrt das Saitenſpiel;
Sie faßten mich an zum Tanz.
Hei! wie der bacchantiſche Kreis ſich ſchwang
Im blendenden Lichterglanz!

Sie preßten mir in die Hand ein Glas,
Bekränzten mit Roſen mein Kleid;
Ich ward in Bacchus Namen getauft
Und der Frau Venus geweiht.

Und wie ich in dumpfer Betäubung
Im Wagen bin geſeſſen,
Da ſagte man mir lächelnd:
So wirſt du ihn vergeſſen.

Evoe! es klingen die Becher;
Evoe! es kreiſchen die Weiber,
Wilder, brünſtiger klammern ſich feſt
Zum lüſternen Tanz die lüſternen Leiber.
Evoe! die trunkne Luſt
Kann uns den Himmel nimmer geben,
Aber die Hölle vergeſſen läßt —
Evoe! dieſes wüſte Leben.

Sie hat ihn ſehr geliebt, den oben erwähnten Ihn, aber er war kalt und herzlos, und nicht nur die Dichter, ſondern auch die Dichterinnen haben ſeit Sappho's Zeit Unglück in der Liebe.

Sieh, in dies dein theures Bildniß
Möcht' ich mich ſo ganz verſenken;
Könnt' ich, ach! dem Bilde doch
Athem, Leben, Sprache ſchenken.

Könnt' ich in die kalten Formen
Gluth und Blut und Liebe gießen,
Könnt' ich dieſe lieben Hände
Heiß zum heißen Drucke küſſen.

Ach! ich kann es nicht; es bleibet
Kalt und ſtumm in ſtolzer Ruh':
Aber du biſt gut getroffen,
Denn es iſt ſo ganz wie du.

---

*) Lieder einer Verlorenen, von Ada Chriſten. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1868.

Digitized by Google

Ach es iſt ja nur allzuwahr,
Was nützt dir mein Lieben und Leben,
Und würd' ich aus den Adern
Mein rothes Blut dir geben.

Blut iſt Blut und bleibt es,
Und wird ja nie zu Geld,
Und Geld gehört zum Leben,
Das iſt der Lauf der Welt.

Mein Leben nützt dir nichts;
Bezahlte man mich für's Sterben,
Ich ſtürbe ja gerne morgen,
Um Alles dir zu vererben.

Sie kann ihn nicht vergeſſen. In fremden Armen glaubt ſie bei ihm zu ſein und merkt entſetzt am andern Morgen, mit wem ſie geſchlummert. Auch verheiratet war ſie:

Vor mir mild der greiſe Prieſter,
In mir keine Harmonie,
Auf den blonden, lichten Locken
Grüne Myrthenironie.

Doch nicht lange hat das Glück einer ruhigen geſellſchaftlichen Stellung gedauert:

Auch hier die Sünde und das Elend,
Das ſich ſo leicht vergeſſen ließ,
Auch hierher weht der gift'ge Odem? —
Ich glaubte an ein Paradies.

Und doch liebt ſie von Neuem:

Du ſprichſt ſo ruhig mit den Männern,
Die frech mir Mund und Arme küſſen;
Du ſtimmſt mit ein in die Toaſte,
Womit ſie jauchzend mich begrüßen.

Nun wird ſie Mutter; doch bald ſtirbt ihr Kind:

Stirb nicht! mit dir ſtirbt Alles, Alles,
Mein letzter Halt wär' mit dir todt! —
Iſt todt! — ein leiſer kurzer Schrei,
Das Köpfchen ſinkt, das bleiche,
Und an die ſchmerzerſtarrte Bruſt
Drück' ich die kleine Leiche.

Und zum Geliebten ſagt ſie, unendlich tief und rührend:

Hab' mehr dich als mein Kind geliebt,
Drum ward es mir genommen.

So lebt ſie, ſo leidet ſie:

Und ſie rüttelt an den Ketten,
Fürchtet nicht, daß ſie ſie bricht,
Denn ſie beugt ſich zähneknirſchend,
Und — ſie jammert ein Gedicht.

Arme Ada! — — H. H.

Frankreich.

Die Zukunft der Frau.*)

Wer den in den drei Kulturländern Deutſchland, England und Frankreich während des letzten Jahrzehnds oder vielleicht auch nur während der letzten fünf Jahre erſchienenen literariſchen Arbeiten über die ſoziale Stellung der Frau mit einiger Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, dem dürfte eine Wahrnehmung nicht entgangen ſein, die uns in mehr als einer Hinſicht bemerkenswerth und charakteriſtiſch erſcheint. In England und Deutſchland iſt man an die Frage mit warmem Herzen, aber doch mit recht ruhig erwägendem Verſtande herangetreten, und während man die Schäden und Gebrechen, an denen die Stellung der Frauen krankt, energiſch und rückſichtslos aufgedeckt hat, den Vorurtheilen und Mißbräuchen kühn entgegengetreten iſt und laut und nachdrücklich Abhilfe verlangt hat, hielt man ſich doch — einzelne Ausſchreitungen natürlich abgerechnet — frei von der Sprache der Leidenſchaft und legte den Schwerpunkt ſeiner Arbeit weniger in Anklagen des Beſtehenden, als in Vorſchläge für die Aenderung. Die Schilderung der vorhandenen Zuſtände diente hauptſächlich, um daran die motivirte Forderung einer Abhilfe zu knüpfen, für die man überall einen reformatoriſchen, ſelten oder niemals einen revolutionären Weg wünſchte.

Anders iſt dies in Frankreich. Die franzöſiſchen Schriftſteller und noch weit mehr die franzöſiſchen Schriftſtellerinnen, welche die Sache der Frauen plaidiren, werden meiſtens von ihrer Empörung über die Ungerechtigkeit und Unwürdigkeit, denen die Frau in ihrer ſchutz- und rechtloſen Stellung ausgeſetzt iſt, dergeſtalt fortgeriſſen, daß ſie die Schilderung dieſer Zuſtände zu ihrer Hauptaufgabe machen und darin Meiſterhaftes leiſten, wogegen ſie auf die Frage, was denn nun zu einer durchgreifenden Aenderung dieſer unerträglichen Verhältniſſe geſchehen ſoll, entweder die Antwort ganz ſchuldig bleiben oder ſo unzulängliche und utopiſche Rathſchläge ertheilen, daß man ihre Arbeit vorzugsweiſe ein Werk des Herzens — wenn auch nicht der Phantaſie — nennen muß, und während man vom erſten Theile fortgeriſſen wird, um deſto ſchmerzlicher im zweiten das eigentliche gedankliche Produkt deſſelben, die logiſche Schlußfolgerung, vermißt. Spricht ſich in dieſer Art und Weiſe der Kundgebung von der einen Seite die Verſchiedenheit des franzöſiſchen Weſens und Charakters gegen den Deutſchen und Engländer aus, tritt hierbei wieder die Erſcheinung zu Tage, daß der Franzoſe wohl die Initiative zu Reformen zu ergreifen verſteht, die ruhige, ſtetige Ausführung der angeregten Idee aber ſtets anderen Völkern überlaſſen wird, ſo giebt doch auch wieder dieſe leidenſchaftliche Empörung, der es Bedürfniß und ſchon Genugthuung iſt, ſich Luft zu machen, zu der Vermuthung Raum, daß, wie viel auch die ſoziale Stellung der Frau in England und Deutſchland zu wünſchen laſſe, das Elend des weiblichen Geſchlechts in Frankreich doch einen noch höheren Grad erreicht haben müſſe, und dieſe Vermuthung wird zur Gewißheit durch alle die Bilder, welche uns die verſchiedenen Werke mit überraſchender Uebereinſtimmung zwar grell, aber mit dem Stempel unverkennbarer Wahrheit zeichnen.

Alle Vorzüge und alle Mängel der geſammten franzöſiſchen Literatur über die Frauenfrage finden wir wieder in dem uns vorliegenden Buche der Madame Françoiſe de Lacoſte: „Renovation de la Femme". Die Verfaſſerin hat ein edles, großes Herz, einen kühnen Muth; es iſt ihr ſo ernſt mit ihrer Arbeit, daß ſie es verſchmäht, für den harten, bittern Kern in der Form eine gefällige Schale zu geben.

„Dieſes Buch", ſo beginnt ſie, „wendet ſich nur an Diejenigen, welche leiden, und würden ſie Alle es leſen, ſo wäre ich die populärſte unter allen Schriftſtellern. Die glücklichen Leute werden es tadeln, es wird ihre Ruhe ſtören; denn wenn Alles nach unſern Wünſchen geht, glauben wir, daß Alle, welche klagen

*) Renovation de la Femme, par Mme. Françoise de Lacoste. Paris, Librairie internationale. A. Lacroix, Verboeckhoven & Comp. Bruxelles, Leipzig et Livorno, 1869.

Digitized by Google

und Aenderungen verlangen, nur verbitterte Gemüther und unruhige Köpfe ſind."

Es will uns dünken, als ſpräche ſich in dieſen Eingangsworten ſchon der extreme Standpunkt aus, den Madame de Laceſte, die, wir können dies nicht genug betonen, mit ihrem Herzblute geſchrieben und ihre ganze reiche Seele in das Buch gelegt hat, in ihrem edlen Feuereifer einnimmt und feſthält. Es giebt viele Leiden, deren dieſes Buch nicht gedenkt und nicht gedenken kann, und nicht alle glücklichen Leute fertigen ernſte Fragen, die an ſie herantreten, mit Geringſchätzung ab. Und giebt es überhaupt Leute, die nicht leiden, die unbedingt mit dem Ausdruck „glücklich" zu bezeichnen ſind?

Ueber den Zweck, den ſie mit ihrem Buche verfolgt, laſſen wir die Verfaſſerin am Beſten ſelbſt ſprechen. „Indem ich die Aufmerkſamkeit der Frauen auf die ernſten Fragen lenke", ſagt ſie in der Einleitung, „welche ſie beſonders intereſſiren müſſen, wollte ich ſie anregen, ſich eine ſelbſtändige, durch Gründe unterſtützte Meinung zu bilden über die Urſachen, welche, indem ſie das Glück oder Unglück der Frau bewirken, zugleich ihren Einfluß auf die ganze Geſellſchaft ausüben. Ich will ihnen den Wunſch und die Kraft einflößen, durch Feſtigkeit, Intelligenz und Würde die gerechten Beweggründe, welche ſie zum Zurückfordern ihrer Rechte beſtimmen, zu verbreiten und zu vertheidigen, will ſie daran gewöhnen, künftig bei Allem, was ſie thun, ihre Vernunft und geſunde Urtheilskraft zu Rathe zu ziehen. Das Unterſcheidungsvermögen ſcheint aus Mangel an Gebrauch bei ihnen eingeroſtet zu ſein, und da ſie es nicht immer zur Richtſchnur ihrer Handlungen machen, ſo benutzt man dieſen Umſtand, um daran ganz kategoriſch die Untergeordnetheit ihrer Organiſation zu beweiſen. Und nachdem ſie ſich dieſen Urtheilsſpruch gedankenlos zugezogen haben, nehmen ſie ihn als ihnen gebührend hin.

„Und wie in der That ſollte es auch wohl möglich ſein, daß die Urtheilskraft der Frau nicht gelähmt würde? Man befiehlt ihr, zu glauben, ohne zu begreifen, zu gehorchen, ohne zu fragen, zu leiden, ohne dagegen Abhilfe zu ſuchen, ſo daß ſie dazu gebracht wird, Alles zu thun, ohne ſich dabei in Betracht zu ziehen, es geſchehen zu laſſen, daß man ſie nicht um das befragt, was ſie angeht. Mit Vertrauen nimmt ſie an, was ihr durch Gewohnheit überliefert wird, ohne ſich darum zu kümmern, ob die Zeit, die Umſtände, die fortſchreitende Bewegung nicht andere Bedingungen, andere Tugenden, eine andere Entwickelung erheiſchen. Ihre Urtheilskraft verzehrt ſich, da ſie, jeder Initiative baar, nie etwas ſelbſt entſcheidet.

„Viele Frauen glauben in ihrer ehrlichen Beſchränktheit, daß ſie als tugendhafte Gattinnen handeln, wenn ſie ſich gänzlich in den Schatten ſtellen, ſich als eine völlige Null betrachten und ſich über keine der Fragen unterrichten, welche die Männer ihrer Familie beſchäftigen; ja es giebt ſolche, die es laut verkünden, daß ſie ſich begnügen, der Anſicht zu ſein, welche ihren Wirthſchaftsverhältniſſen am günſtigſten iſt, und ſich gar nicht weiter vertiefen wollen. Auf dieſe Weiſe verengen ſie ihren Horizont, verdammen ſich zu einer erbärmlichen Kleinlichkeit der Gefühle und Anſichten, welche das Leben unſerer Zeit leiten. Sie nehmen alle jene kleinen Leiden auf ſich, begehen alle jene kleinlichen Fehler, ohne daß je ein großer Gedanke in ihnen aufſteigt. Für die Frau iſt Alles Widerſpruch, Ungewißheit, Beſchwerde. Ihre Vernunft bekämpft ihre veralteten Glaubensſätze, ihre gegenwärtige Anſchauung ſtreitet gegen ihre Redlichkeit, ihr Herz empört ſich gegen die Geſetze, die Sitte, das Herkommen, dem man ſie ſie unterwirft.

„Es fehlt den Frauen eine Kraft, welche in ihnen entwickelt und unterſtützt, was die Natur Erhabenes in die Frau gelegt hat.

„Es fehlt ihnen das patriotiſche, das religiös aufgeklärte Gefühl, das ſie zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zur Arbeit, zur Schweſterlichkeit führen würde, während verdummende Einrichtungen und haſſenswürdige Spaltungen ſie jetzt davon entfernen.

„Dieſe Kraft können ſie nur finden in einem Staate, wo die Geſetze die Frau erheben und beſchützen und ihr ſo den ihr gebührenden Platz anweiſen.

„Die Miſſion der Frauen iſt ihnen vorgezeichnet: Inmitten des Atheismus von der einen, der religiöſen Verdunklung von der anderen Seite, zwiſchen dem Despotismus und der fauſtkämpfenden Demokratie ſollen ſie ſich einigen zur Erreichung eines gemeinſamen Ziels. Mögen die Männer in getrennten Parteien ſich ſtreiten und ſchlagen, die Frauen ſollen ſich vereinigen, um die wahre, auf Vernunft begründete Religion zu verbreiten, die Irrthümer zu zerſtreuen, indem ſie als Grundſatz den Glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer und Erhalter aufſtellen, der uns während dieſes Lebens leitet, das er uns gegeben hat als eine Prüfungszeit, ehe er uns zu ſich in der Gerechtigkeit und Wahrheit verſammelt. Dieſe Religion kann nur ſympathiſiren mit gerechten und liberalen Inſtitutionen, die mit ihr zuſammenwirkend die großen Prinzipien der Brüderlichkeit, der Freiheit, der Solidarität aufrichten.

„Den Frauen liegt es ob, die Menſchheit dahin zu führen, ohne heftige Umwälzungen durch Ueberredung, Beiſpiel und Erziehung ihre Geſetzgebung, ihre Sitten, ihren Kultus umzugeſtalten, bis ſie jenen Fortſchritt erlangt hat, welcher der höchſte Grad der Civiliſation iſt. Um aber dahin zu gelangen, muß man ſich darüber klar werden, daß die gegenwärtig die Frau einengenden Geſetze und Vorurtheile nicht aufgeſtellt ſind, um ſie moraliſcher zu machen oder zu ſtützen; ſie dienen im Gegentheil der Aufrechthaltung der alten Mächte, welche ſie unterdrücken. Die Frauen müſſen ſie deshalb vernichten, indem ſie als einzige Richtſchnur ihres Betragens und Handelns nur Sittlichkeit und Wahrheit gelten laſſen.

„Damit nun dieſe Lehrſätze ſich verbreiten und allgemein werden, iſt es nothwendig, daß keine Frau, welche ein ehrliches, freies Streben hat, nachdem ſie erkannt, auf welcher Seite die Gerechtigkeit liegt, mehr beſorgen darf, mit ihren Empfindungen und Anſchauungen iſolirt zu bleiben. Fortan muß man einander verſtehen, ſich ſtützen, Bündniſſe ſchließen und handeln! Jedes von Frauen unternommene Werk kann ſich nur aufbauen auf durch Vernunft geleitete Wahrheit, auf durch Vereinigung erlangte Kraft.

„Die Frau muß alſo in Zukunft die furchtſame Schwäche ablegen, die ſie lieber auf ihr Recht verzichten, als es öffentlich fordern läßt. Die Moral der Welt räth ihr, jedesmal, wo ſie das Opfer iſt, ſchweigend zu dulden. Durch Annahme dieſer indolenten Unterwerfung ermuthigt ſie die Ungerechtigkeit, bewilligt ſie dem Böſen Strafloſigkeit und läßt in ihrer Perſon die Schwäche unterdrücken. Die Frau, welche ihr Recht vertheidigt, ſoll künftighin ebenſo wenig die Oeffentlichkeit fürchten, wie diejenige, welche dem Augenſchein durch ihre Excentricität und Frivolität trotzt.

„Dem Manne ſteht, ſobald er ſich beeinträchtigt glaubt, jedes Mittel der Vertheidigung zu Gebote. Warum iſt denn die Frau, da es doch heutzutage keine Ritterlichkeit mehr giebt, verurtheilt, im Stillen Alles zu dulden? Die Frauen brauchen nur anders zu werden, und die heftigſten Widerſacher der neuen

Digitized by Google

Ideen werden ſich bald gezwungen ſehen, anzuerkennen, daß zwiſchen dem hinfälligen, unzurechnungsfähigen, lächerlichen Geſchöpf, das ihre ſoziale Organiſation geſchaffen, und der ſich ihres Werthes, ihres Rechtes, ihrer Würde bewußten Frau, wie wir ſie wollen, ein Unterſchied iſt, bei dem aller Vortheil auf Seiten der das Weib erhebenden Demokratie liegt.

„Die Muthigſten und Erfahrenſten müſſen deshalb ohne die Prätenſion, Schriftſtellerinnen ſein zu wollen, beginnen, indem ſie zum Werke der ſozialen Wiedergeburt nichts mitbringen, als ihre Hingebung daran und die Redlichkeit ihrer Abſicht.

„Alle, welche ihre Ueberzeugung theilen, müſſen ſich aber um die ſchaaren, welche ſie auszuſprechen wiſſen. Indem ſie ſich dem großen demokratiſchen Bündniß anſchließen, werden ſie den Impuls geben zum Werke der Solidarität, der Arbeit und der Vernunft."

Madame de Lacoſte will alſo eine völlige Umgeſtaltung der ſozialen Stellung der Frau in Frankreich, denn nur mit dieſem Lande beſchäftigt ſie ſich, und daß ſie dabei in ihrem vollen Rechte iſt, beweiſt ſie von Seite zu Seite, indem ſie uns ein Bild der geſellſchaftlichen Zuſtände entrollt. Das erſte Kapitel: „die Frau von Ehemals und von Jetzt", iſt eine weitere Ausführung des in der Einleitung Geſagten, indem die Verfaſſerin in einem kurzen Ueberblick der Vergangenheit erläutert, wie die Frau zu allen Zeiten in einem ihrer unwürdigen, ungerechten Verhältniß der Abhängigkeit erhalten worden iſt, das ſich in unſerer, alle Zuſtände auf das Schärfſte zuſpitzenden Epoche zur Unerträglichkeit geſteigert hat.

„Die Stellung der Frauen in Frankreich iſt eine ſo anomale", ſagt ſie, „daß jeder Denker davon betroffen iſt und ſich damit beſchäftigt. Jede Partei will daraus Kapital machen; da man es aber nur zum Mittel und nicht zum Zweck benutzen will, ſo läßt man die Frauen in ihrer Abhängigkeit."

Madame de Lacoſte glaubt, ein Mittel gefunden zu haben, allen Frauen von Herz und Intelligenz einen weiten Horizont, ein geſegnetes Wirken zu eröffnen, indem ſie vorſchlägt, denjenigen Frauen, welche das vierzigſte Jahr erreicht und ihre Aufgaben als Mütter erfüllt haben, die Erziehung der geſammten Jugend des Landes anzuvertrauen. Sie kommt auf dieſen Plan im Verlaufe ihrer Arbeit mehrmals zurück und ſieht in ihm den einzigen Weg, die Erziehung, welche durch den Zuſtand, zu welchem die Familie herabgeſunken, eine einſeitige und verkümmerte werden muß, zu einer naturgemäßen, kräftigen, allgemeinen zu machen. Auf dieſe Weiſe glaubt ſie, den Unterſchied der Stände und der Bildung ausgleichen, einen weniger geſchraubten und dadurch ſittlicheren Verkehr zwiſchen den beiden Geſchlechtern herbeiführen zu können. Auch das Stimmrecht nimmt ſie für die Frauen in Anſpruch, wunderbarerweiſe und im Gegenſatze zu dem, was man in England betont hat, nur für die Mütter. Eine Frau, die nicht Mutter iſt, ſoll weder ſtimmberechtigt noch wählbar ſein; das hieße, nach unſerer Anſicht, doch an Stelle eines Mißbrauchs einen anderen und wo möglich einen noch größeren ſetzen, da es doch wahrlich nicht im Willen der Frau, nicht in den Fähigkeiten ihres Geiſtes und Herzens liegt, Mutter zu werden oder nicht. Ueberhaupt ſpricht uns dieſes Kapitel, ſeiner ſtark ſozial-demokratiſchen Färbung halber, weniger an.

Mit großem Intereſſe laſen wir dagegen die folgenden Kapitel: die Mütterlichkeit, das Kind, der junge Mann und der Hageſtolz und das junge Mädchen, erzogen nach den Gebräuchen von 1868, und die Gatten. Wir erhalten hier ein wahrhaft meiſterhaftes Bild franzöſiſcher Zuſtände und einen Spiegel, wohin zu gerathen wir auf dem beſten Wege ſind, wenn nicht von allen Seiten und mit allem Ernſte es erkannt und danach geſtrebt wird, der Genußſucht Einhalt zu thun und der Menſchheit in unſerer zum Entſetzen real gewordenen Welt noch jenen Idealismus zu wahren, ohne den ſie verſinken muß.

Da ſich Madame de Lacoſte in dieſen Kapiteln weniger mit Vorſchlägen zur Abhilfe, als mit Schilderung des Beſtehenden befaßt, ſo finden wir uns mit ihr faſt immer in Uebereinſtimmung und weichen nur darin von ihr ab, daß ſie in der Heirat die einzige Beſtimmung des Weibes ſieht und nur in der Ehe das Glück der Frau ſucht. Sie ſpricht zwar in einem anderen Kapitel auch von den unverheirateten Mädchen, macht auch Vorſchläge der Erziehung, wonach es auch ſolchen, die kein Heiratsgut haben, möglich werden ſoll, eine Ehe zu ſchließen; im Ganzen liegt ihr aber das Schickſal der Unverheirateten doch viel weniger am Herzen, als das der Verheirateten und ſich Verheiratenden. Sie ſcheint die alten Mädchen für taube Blüten anzuſehen, die einmal den Geſetzen der Natur nach abfallen und zu Grunde gehen müſſen, um die man ſich alſo weiter nicht viel kümmern kann. Den Frauen, den Müttern iſt ihre ganze Fürſorge gewidmet, dies ſpricht ſich wieder in dem von „Trennung und Scheidung" handelnden Kapitel recht deutlich aus. Hier erreicht die Schilderung eine Gluth und Wärme, welche das Buch zu einer bemerkenswerthen Erſcheinung unſerer Zeit macht. Madame de Lacoſte empört ſich gegen das Geſetz, welches die Scheidung verbietet und die Trennung zuläßt und dadurch die Frau brandmarkt, ohne ihr die Möglichkeit der Rehabilitation zu gewähren, ſie iſolirt und doch in beſtändiger Abhängigkeit von dem verlaſſenen Gatten hält, wodurch ſie ſchutz- und rechtlos jeder Verfolgung, jeder Ausbeutung und Unterdrückung ausgeſetzt iſt; ſie thut dar, daß, weit entfernt, wie man vorgiebt, die Heiligkeit der Familie und die Moralität zu ſchützen, ein Geſetz, das Ehen trennt, aber nicht ſcheidet, die Sittenloſigkeit, den Ehebruch, das Concubinat befördert. Mehrmals, ſagt die Verfaſſerin, iſt eine Aenderung des Geſetzes beantragt geweſen, immer iſt es, meiſt durch den Einfluß hoher, von der Geiſtlichkeit bevormundeter Damen, abgelehnt worden. „Um einer Frau willen, welche durch die Scheidung zu verlieren fürchtet", ruft ſie, „müſſen Alle leiden", und indem ſie hinzufügt: „Unter der Regierung der Frau Herzogin von Orleans würde die Scheidung zum Geſetz erhoben ſein", giebt ſie deutlich zu erkennen, daß mit dieſer Einen Niemand als die Kaiſerin Eugenie gemeint iſt, der auch an anderen Stellen verblümt und unverblümt vorgeworfen wird, daß ſie, während es in ihrer Hand gelegen, die Frauen Frankreichs zu erheben, dieſelben durch ihr Beiſpiel des Luxus und der Frivolität nur mehr entwürdigt.

Den Glanzpunkt des ganzen Buches bildet das folgende Kapitel: „der Salon". Wir müſſen es uns verſagen, davon einen Auszug zu geben, denn dieſe Schilderung iſt ſo prächtig, ſo wahr, ſo aus Einem Guſſe, daß es unmöglich iſt, etwas herauszureißen oder etwas anderes darüber zu ſagen, als daß ſie vortrefflich iſt. Nur wegen Einer Aeußerung möchten wir mit der Verfaſſerin rechten: ſie kommt im Laufe ihrer Darſtellung auch auf die Vereine zu wohlthätigen und humanen Zwecken und beklagt es, daß die Jüdinnen durch ihren Reichthum, wie durch ihr feſtes Zuſammenhalten — nicht vielleicht auch durch ihre Intelligenz? — ſich beſtändig an die Spitze ſolcher Inſtitutionen zu bringen wiſſen. Da kein aus dieſem Umſtande erwachſender Nachtheil nachgewieſen wird, ſo haben wir es hier mit einem

Digitized by Google

Vorurtheil zu thun, und wer gegen Vorurtheile zu Felde zieht, wer an anderen Stellen die Frauen aller Confeſſionen zur Erkämpfung ihrer Rechte auffordert, der darf auch im Salon keine Vorurtheile zeigen.

Die Schlußkapitel, welche nicht die Höhe der vorhergehenden erreichen, beſchäftigen ſich, wie ſchon erwähnt, mit den Unverheirateten, den Wittwen, Erzieherinnen, den Luxusgeſchäften, den Dienſtboten, dem Bauer und Arbeiter, um endlich die Erziehung der Frau unter dem Einfluß der Demokratie zu beſprechen, deren wir ſchon im Eingange erwähnt haben. Eine gemeinſame, eine öffentliche Erziehung für alle Kinder des Landes durch alle Mütter, welche dazu befähigt ſind, wird nochmals empfohlen, während der höhere Unterricht, ebenfalls für Knaben und Mädchen gemeinſam, durch männliche Lehrer ertheilt werden ſoll. In dieſer Weiſe hofft die Verfaſſerin ein neues Geſchlecht zu erziehen zur Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die Gleichberechtigung der Frau, eine beſſere ſoziale Weltordnung zu gründen, und ſie ruft, wie im Anfang, ſo zum Schluſſe, alle Frauen ihres Landes auf, ſich zu ermannen und an dem Werke der Befreiung mitzuwirken.

Was uns betrifft, ſo enthalten wir uns jedes weiteren Commentars und glauben durch das auszüglich Mitgetheilte hingewieſen zu haben auf die Schwächen, wie auf die ſtarke Seite der Arbeit, wollen aber nicht unterlaſſen, das Buch und ſeine Lektüre Allen, die ſich nicht nur mit der Frauenfrage, ſondern mit der brennenden ſozialen Frage, von der jene nur ein Theil iſt, beſchäftigen, angelegentlich zu empfehlen.

J. H.

Italien.

Dante und die Geſchichte ſeiner Zeit.

Die Göttliche Komödie, nach Wegele's treffendem Wort das Repertorium aller zur Zeit ihrer Abfaſſung vorhandenen und erreichbaren Kenntniſſe, iſt bekanntlich insbeſondere eine reichhaltige und wichtige Quelle für die gleichzeitige Geſchichte von Florenz und von Italien überhaupt. Gehen auch ihre Ziele und der Reichthum ihrer Ideen weit hinaus über eine momentane Bedeutung, ſo hat der Dichter doch nicht verſchmäht, auch in dieſem ſeinem größten Werke den Parteiſtandpunkt, den er im Leben und in ſeinen ſonſtigen Schriften ſo unerſchütterlich zu vertreten wußte, mit Energie zu behaupten; er hat die beiſpielloſe Kühnheit gehabt, ſeine überſinnlichen Welten, Himmel und Hölle, Fegfeuer und Paradies mit Vorgängen und Perſönlichkeiten der jüngſten Vergangenheit, ja der unmittelbaren Gegenwart zu bevölkern. Und er iſt hierbei, wie die eingehende Betrachtung ſeiner ewigen Dichtung immer deutlicher herausſtellt, nicht von einem blinden und fanatiſchen Eifer geleitet worden, ſondern von einer tiefen, auf den letzten Gründen der mittelalterlichen Weltanſchauung beruhenden ſittlichen Idee. So verkörpert ſich in dem Todtengericht, welches Er, der Lebende, über ſeine Mit- und Vorwelt zu halten wagen durfte, die geſchichtliche Auffaſſung ſeiner Zeitgenoſſen.

Der Dante-Literatur iſt es nicht entgangen, daß der Dichter in ſeinen zeitgeſchichtlichen Mittheilungen vielfach mit den Geſchichtswerken ſeiner florentiniſchen Landsleute, des etwas jüngern Giov. Villani, neben welchem er auch einmal von Machiavelli als Quelle der florentiniſchen Geſchichte genannt worden iſt, und des etwas ältern Ricordano Malaſpina, ſich begegnet oder geradezu übereinſtimmt. Es iſt wiederholt darauf hingewieſen worden, daß ſich für manche Stellen der Göttlichen Komödie, darunter die berühmte Schilderung der einfachen Sitten des alten Florenz, im 15. Geſange des Paradieſes, offenbare Parallelſtellen bei Villani und bei Malaſpina finden; wie denn der vorzügliche deutſche Commentar von Philalethes dieſe beiden Geſchichtſchreiber bei der eben erwähnten Stelle des Dante'ſchen Gedichts citirt. So viel uns bekannt, war indeß bisher nicht behauptet worden, daß dieſe Anklänge auf einer Benutzung des Dichters durch die genannten Hiſtoriker oder umgekehrt beruhten; man pflegte in ihnen vielmehr lediglich Beweiſe für die Zuverläſſigkeit von Dante's zeitgeſchichtlichen Angaben, für die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen zu erblicken.

Gegenwärtig veröffentlicht ein jüngerer Gelehrter, der Privatdocent an der Univerſität zu Innsbruck, Dr. Arnold Buſſon, eine kleine Schrift*), die den überzeugenden Nachweis liefert, daß jener mehrfach bemerkten Uebereinſtimmung der Göttlichen Komödie mit den Geſchichtswerken des Malaſpina und des Villani ein ganz beſtimmtes Verhältniß zu Grunde liegt. Die Istoria Fiorentina des Malaſpina nämlich (oder des Maleſpini, wie Buſſon ſchreibt) iſt nicht blos, was ſchon von ihren erſten Herausgebern bemerkt worden, von Villani bei der Abfaſſung ſeines großen Werks auf das eingehendſte benutzt, oder vielmehr demſelben faſt vollſtändig einverleibt worden, ſondern ſie hat auch dem Dichter der Göttlichen Komödie als Quelle gedient.

Während auf die ſorgfältigen Unterſuchungen, durch welche Buſſon die Entſtehungszeit der Istoria Fiorentina auf die beiden letzten, wahrſcheinlicher noch auf das letzte Decennium des 13. Jahrhunderts fixirt, und durch die er das Verhältniß, in welchem Villani zu derſelben ſteht, auf das unzweideutigſte klargelegt hat, hier nicht näher einzugehen iſt, möchte der Nachweis ihrer Benutzung durch Dante wohl ein allgemeineres Intereſſe beanſpruchen können. Dieſer Nachweis gründet ſich zunächſt auf mehrere Stellen, wo der Dichter in ſeinen Angaben mit denen der Istoria dergeſtalt wörtlich übereinſtimmt, daß hiefür keine andere Erklärung als die übrig bleibt, daß ihm — was auch an ſich in hohem Grade wahrſcheinlich iſt — das Werk Malaſpina's bekannt und bei Abfaſſung ſeiner Dichtung vor Augen geweſen ſein muß. Außer der bereits erwähnten Sittenſchilderung, für welche Cap. 161 der Istoria die Parallelſtelle iſt, kommt in dieſer Hinſicht namentlich die Erzählung von dem Tode König Manfred's (Purg. III, 121 und Istoria c. 180) in Betracht. Sodann ſind mehrere Stellen von Bedeutung, in denen Dante mit hiſtoriſch unrichtigen Angaben der Istoria übereinſtimmt, z. B. darin, daß Conſtanze, die Mutter Kaiſer Friedrich's II., vor ihrer Vermählung mit Heinrich VI. eine Nonne geweſen ſei (Parad. III, 109 und Istoria c. 86). Wenn Dante ferner in der Wiedergabe einer ganzen Reihe von Daten aus der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt mit Malaſpina's Erzählung zuſammentrifft, ſo könnte man dies Moment durch den Hinweis auf die Beiden gemeinſame Tradition abſchwächen; indeſſen iſt das Zuſammentreffen doch auch in der Wahl der Ausdrücke mehrfach ein ſolches, daß es mit Sicherheit auf eine directe Benutzung — und dieſe kann nur durch Dante ſtattgefunden

*) Die Florentinische Geschichte der Malespini und deren Benutzung durch Dante. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1869. (89 S. gr. 8.)

Digitized by Google

haben — ſchließen läßt. Mit Recht findet es Buſſon endlich bemerkenswerth, daß der gebildete Dichter überall in Bezug auf die Anfänge von Florenz mit den Fabeln der Istoria übereinſtimmt. Dieſe giebt nämlich in aller Naivetät die mittelalterliche Auffaſſung, wonach die trojaniſchen Flüchtlinge erſt Fieſole, dann Rom begründet haben, und weiß dann von der Abſtammung der Florentiner aus Fieſole mancherlei zu erzählen. Dante kennt dieſe Fabeln und er gedenkt ihrer da, wo er die Sittenreinheit der Frauen des alten Florenz lobt, welche, in der Mitte der Ihrigen am Spinnrocken ſitzend, die Märchen „von den Trojanern, Fieſole und Roma" (Par. XV, 126) erzählen.

Der Raum dieſer Anzeige geſtattet es nicht, die zahlreichen Beläge, welche Buſſon für ſeine Behauptung beibringt, einzeln aufzuführen und zu prüfen. Gegen Manches werden ſich Bedenken geltend machen laſſen. So braucht es wohl nicht der Istoria entlehnt zu ſein, wenn Dante den großen Ghibellinen-Kaiſer Friedrich als Epikuräer unter die Verdammten verwieſen hat; vielmehr wird man in dieſem an ſich äußerſt bemerkenswerthen Zuge eher einen Beweis der, trotz ſeiner entſchiedenen Parteiſtellung doch unabhängigen, tief moraliſchen Denkweiſe des Dichters finden müſſen. Aber im Ganzen darf man es mit Buſſon als nachgewieſen betrachten, daß Malaſpina's Werk ein vielgebrauchtes hiſtoriſches Hilfsmittel der Göttlichen Komödie geweſen iſt. Und mit Recht knüpft der Verfaſſer unſerer kleinen Schrift hieran die Bemerkung, daß ſich der Hiſtoriker, bei aller Achtung und Werthhaltung ſolcher Angaben, in denen Dante als Zeitgenoſſe ſpricht, doch namentlich bei Erzählungen aus der Vorzeit zu hüten hat vor der liebenswürdigen Schwäche, in und aus Dante Alles beweiſen zu wollen. F.

Rußland.

Grigorjev's Kritik der Ritter'ſchen Erdkunde.

Der wirkliche Staatsrath und Profeſſor Grigorjev in St. Petersburg, deſſen Leiſtungen auf den Gebieten muhamedaniſcher und ruſſiſcher Alterthümer in verſchiedenen Jahrgängen des (1866 eingegangenen) Erman'ſchen „Archiv" rühmend beſprochen worden ſind, hat im Laufe dieſes Jahres einen das öſtliche Turkeſtan behandelnden Abſchnitt von Ritter's „Erdkunde" in ruſſiſcher Ueberſetzung und mit vielen kritiſchen „Anmerkungen" (denen noch „Ergänzungen" folgen werden) herausgegeben.*) Vorangegangen war 1867 der ebenſo behandelte Abſchnitt über Kabuliſtan. Unternehmen und Ausführung haben viel Verdienſtliches und würden ſich noch beſſer empfehlen, wenn der Verfaſſer, bei der Wahl ſeiner Ausdrücke ſchonender zu Werke gehend, auf den erſten Begründer einer wiſſenſchaftlichen Erdkunde weniger vornehm herabſähe.

Die leider ungemein zahlreichen Fehler und Verſehen, welche das Ritter'ſche Rieſenwerk verunzieren, muß man einestheils eben der Ungeheuerlichkeit des zu bewältigenden Stoffes, der dem unermüdlichen aber ſtets vom „trabenden Kronos" gedrängten Arbeiter allzuoft nur flüchtige Ausbeutung geſtattete, anderntheils dem beklagenswerthen Umſtande beimeſſen, daß Ritter keine aſiatiſche Sprache und ſelbſt von denen Europas nur die allerunentbehrlichſten verſtand. Immer auf (weſteuropäiſche) Ueberſetzer oder Erklärer angewieſen, blieb er, wo ſie einander widerſprachen, rathlos, oder verſuchte unmögliche Vermittlung. Dazu kam noch, daß der würdige Mann bei der Eile, welche die faſt alljährliche Beſchaffung eines über 1000 enggedruckte Seiten zählenden Bandes nöthig machte, offenbar (wie G. auf S. 342 richtig bemerkt) in ſehr vielen Fällen auf ſein Gedächtniß ſich verlaſſen mußte; dieſes täuſchte ihn aber, wie es Jeden täuſcht, der ihm allzuviel zumuthet. Endlich iſt wohl unleugbar, daß in Ritter's weiter vorgerücktem Alter die ſonſtige umfaſſende Kraft und Schärfe ſeines Geiſtes, wie das Plaſtiſche ſeiner Darſtellungsweiſe, vermißt werden, daß er Rohſtoffe zuſammentrug, deren Verarbeitung er nicht mehr gewachſen war.

Nicht mit jeder kritiſchen Bemerkung des Ueberſetzers (der in einigen Hauptſprachen Aſiens ſelbſt kein giltiges Urtheil hat) können wir übereinſtimmen; wir wollen aber die Gründe dafür anderswo darlegen. Hier ſei vorläufig nur einer Behauptung dieſes Herrn gedacht, die wir kaum für ernſthaft gemeint halten können. Auf S. 322 behauptet er nämlich, derjenigen deutſchen Ueberſetzung eines, das Reich Chotan betreffenden chineſiſchen Textes, die ein zufällig noch lebender Sprachkenner bereits vor einem ſogenannten „Menſchenalter" dem verewigten Ritter handſchriftlich zur Benutzung übergab, habe Klaproth's franzöſiſche Ueberſetzung deſſelben Textes als Original vorgelegen!! Wir wiſſen aus beſter Quelle, daß jene Klaproth'ſche Arbeit dem Verfaſſer der deutſchen Ueberſetzung nie auch nur zu Geſicht gekommen iſt; ingleichen daß unſer Karl Ritter bei aller ſeiner, nicht ſelten faſt maßloſen Beſcheidenheit, ſich wenigſtens hinreichende Kenntniß des Franzöſiſchen zutraute, um ſeinen franzöſiſch ſchreibenden Landsmann, von deſſen Schriften ihm keine fremd geblieben, ohne Beihilfe eines Dolmetſchers verſtehen zu können!

*) Der lange Titel lautet überſetzt alſo: „Erdkunde Karl Ritter's. Geographie der mit Rußland in unmittelbaren Beziehungen ſtehenden Gegenden Aſiens. Oeſtliches oder Chineſiſches Turkiſtan. Ueberſetzt mit kritiſchen Anmerkungen und mit Ergänzungen aus Quellen, die im Verlaufe der letzten dreißig Jahre herausgegeben worden, von W. W. Grigorjev, ordentl. Prof. ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Nord-Amerika.

Die Völkerſtämme des ehemaligen Ruſſiſch-Amerika.

In dem mit chromolithographiſchen Gruppenbildern und einer Kiepert'ſchen ethnographiſchen Karte ausgeſtatteten Prachtwerke: Description Ethnographique des Peuples de la Russie par T. de Pauly, membre effective de la Société géographique Impériale de Russie, welches 1867 zur Feier des 1000jährigen Beſtandes des ruſſiſchen Reiches und zur Erläuterung der ruſſiſchen Volkstrachten in der zehnten Gruppe der Pariſer Ausſtellung publizirt wurde (Groß-Folio, St. Petersburg), findet ſich der Stamm der Aleuten als ein von den Tſchuktſchen (im nordöſtlichen Sibirien), von den Koriaken (im nördlichen und mittleren Kamtſchatka) und von den Kamtſchadalen (im ſüdlichen Kamtſchatka) verſchiedener aufgeführt. Die Bewohner der Küſten der Behringſtraße, die Yukonmündungen und die Halbinſel Aliaska mit eingeſchloſſen, werden als Eskimos bezeichnet; die Einwohner des Innern der früher ruſſiſchen, jetzt amerikaniſchen Territorien am Yukonfluß ſind unter dem Namen Kenaien dargeſtellt, und die Eingeborenen des ſüdlichen Küſtenſaumes zwiſchen dem Stillen Meer und der nördlichen Kette des Felſengebirges, in

Digitized by Google

der Umgebung von Sitka, ſind als die ziemlich bekannten Tribus der Koloſchen, einer den Indianern Nordamerikas und der Vancouver-Inſel verwandten Völkerſchaft, auch hier unter demſelben Namen beſchrieben.

Die Aleuten bewohnen den Archipel der vulkaniſchen Inſeln und einen Theil der benachbarten Halbinſel Aliaska des amerikaniſchen Continents. Wahrſcheinlich ſind ſie wie die „eigentlichen Eskimos" aus Aſien gekommen, haben jedoch nicht bei der allgemeinen Wanderung dieſer Völker nach Oſten die nördlichen Gegenden verfolgt, ſo daß ſie mit den andern Zweigen des Stammes weniger Aehnlichkeit haben. Eine lebhaftere Intelligenz und eine mit „höheren Qualitäten begabte Seele" hat die Aleuten, die beiläufig nicht mehr als 2000 Seelen betragen, der Civiliſation zugänglicher als die Kadiaks (Bewohner der großen Inſel im Süden Aliaskas) gemacht, die mit ihnen von gleichem Stamme ſind.

Die hervorſpringendſten Züge im Charakter der Aleuten ſind unglaubliche Geduld und faſt bis zur Stupidität reichende Reſignation. Der Aleute erträgt mit derſelben Indifferenz phyſiſche Schmerzen und moraliſche Beängſtigung; er kann drei bis vier Tage hungern, ohne daß man es ihm anders als an ſeiner Schwäche anmerkt. Die wüthendſten Schmerzen entreißen ihm keinen Schrei, keinen Seufzer, noch thut es die Arbeit, Mühſal oder die ſchlechteſte Nahrung. Seine Ausdauer, beſonders auch im Arbeiten, iſt wahrhaft übermenſchlich; ſie zeigt ſich beſonders bei ſeinen Canoefahrten, wo er ſich während 14 bis 20 Stunden auf einer Reiſe nur eine einzige kurze Erholung zu gönnen pflegt. Der Stoicismus des Aleuten, ſeine Geiſtesgegenwart in Gefahren, beſonders auf der See, ſeine bis zur Verwegenheit gehende Kühnheit gegen wilde Thiere — er geht allein auf die Jagd ganzer Wallfiſchheerden — bilden einen unerklärlichen Kontraſt mit ſeiner Schlaffheit und Kleinmüthigkeit in Gegenwart von Menſchen. „Man kann bezeugen", ſagt der ruſſiſche Miſſionär Veniaminow, „daß die Aleuten weder entfeſſelte Wogen, noch wilde Beſtien fürchten; ſie fürchten — und das mit Recht — allein den Menſchen." Sie zeigen viel Geſchmack für Leſen und Schreiben und begreifen ſelbſt die Anfänge der Mathematik; trotz dieſer Anlagen, die durch ein gutes Gedächtniß und lebhafte Vorſtellungskraft unterſtützt werden, können ſie jedoch nicht mit andern Völkern auf eine Stufe geſtellt werden, die ſchon mehrere Generationen hindurch eine intellectuelle Ausbildung genoſſen haben. Sie ſtehen indeß bedeutend höher als die Koloſchen, namentlich die aus der Vermiſchung von ruſſiſchen Vätern und aleutiſchen Frauen entſprungenen.

Im Allgemeinen hat die Berührung mit den Europäern (ſoll wohl heißen europäiſchen Race, da die amerikaniſchen Wallfiſchfänger ihre häufigſten Gäſte ſind) viel dazu beigetragen, die natürlichen Tugenden der Aleuten zu verwiſchen, viele Schwächen und Laſter ſind dadurch jedoch auch gemildert oder ganz erloſchen, ſo die Rachſucht und die Unreinlichkeit in ihren Wohnungen und bei Bereitung der Nahrungsmittel. Die Aleuten ſind ſehr dankbar für Wohlthaten, verſprechen ſehr ſchwer, ſind aber unerſchütterlich im Worthalten. Die Koniak-Inſulaner nähern ſich in Sitten und Hautfarbe, welche bei ihnen faſt kupferig iſt, ſchon ſehr den Indianern, ſie tättowiren ſich auch; junge Paare thun dies ſelbſt an den Händen und am Körper, als Zeichen großer Liebe (d'un amour extrême). Vor der Ankunft der Ruſſen bereiteten die Kadiaken aus dem gegohrenen Saft von Heidel- und Brombeeren ein narkotiſches Getränk, das ſie aber jetzt durch Branntwein erſetzt haben. Schnupftabak, Zucker und Thee ſind bei ihnen ſehr geſchätzte Luxusartikel geworden. Merkwürdig iſt dabei, wie der Engländer Whymper erzählt, daß in ganz Kamtſchakta und an den Küſten der Behringſtraße nur die allerbeſten Theeſorten einen Abſatz im Handel mit den Eingeborenen finden. Sonſt ſind die Kadiaken nicht ſehr wähleriſch in ihrer Diät; ſie eſſen Alles, was da kreucht und fleucht und was ihr Magen verdauen kann; das iſt aber nicht wenig. In Einer Nacht haben einmal ſechs dieſer Menſchen einen ganzen Bären aufgefreſſen.

Sämmtliche Eskimoſtämme werden nach der ruſſiſchen Statiſtik auf 17,000 Seelen veranſchlagt Die Tſchougatſchen, Aglegmuten, Kuskokvigmuten (etwa 6000 Seelen), Agulmuten, Magmuten, Kvikhluakmuten, Pachtoligmuten, Kvikhpaktmuten, Tſchagamuten, Maleigmuten (an der Nortonbucht wohnende, zwiſchen Sibirien und Nordamerika Speditionshandel treibende Eskimos), Silalinagmuten, Kakiigmuten u. ſ. w., die ihre Benennungen von den Namen der Ströme oder Stromtheile, an denen ſie hauſen, herleiten, ſind als beſondere Tribus in dem offiziellen ruſſiſchen Werke aufgezählt. Jagd, meiſt allein mit Bogen, Lanzen und Pfeilen geübt, und Fiſchfang ſind die einzigen Beſchäftigungen. Unter den Kuskokvigmuten, dem ſtärkſten Tribus, der am untern Kuskokvimfluß bis zu einem Poſten der früheren ruſſiſch-amerikaniſchen Pelzcompagnie unter 61° 34' nördl. Br. wohnt, herrſcht Eitelkeit, Neigung zum Luxus und zur Verſchwendung, ſie lieben zahlreiche Feſtlichkeiten und hegen eine leidenſchaftliche Neigung für das ruſſiſche Dampfbad. Der Sammelname für die landeinwärts wohnenden Stämme iſt Kenaien, Thnaina, Ttinai oder Tynnai; ſie nähern ſich noch mehr den Koloſchen und übrigen Indianerſtämmen des engliſchen Amerika.

Betreffs ihrer ſagt die ruſſiſche Quelle aber ſelbſt: „L'intérieur de l'Amérique russe est, à vrai dire, encore un pays mystérieux pour nous, terra incognita." Die ganze Gruppe wird der Zahl nach fernerhin auf 25,000 Seelen angegeben. Die frühere Sitte, daß jeder Mann ſich eine Frau aus einem andern Stamm wählte und die Kinder dem Stamme der Mutter folgten, wodurch alſo eine fortwährende Kreuzung und Blutauffriſchung ſtattfand, iſt neuerdings in Verfall gerathen. Die Greiſe unter ihnen ſchreiben dieſem Umſtande die große Sterblichkeit unter ihnen zu — tandis que l'explication très naturelle et très simple de ce fait est dans les ravages causés par la petite vérole que les Russes ont importée dans ces contrées. Branntwein und Laſter ſind alſo auch im hohen Norden die Vertilger der Eingeborenen. Fällt einmal die Rennthierjagd unergiebig aus, ſo geſellt ſich der Hunger dazu. Auffallend iſt die Angabe, daß bei den eigentlichen Thnaina oder Kenaien unter Gatten keine Gütergemeinſchaft herrſcht. Obwohl ſich ein reicher Mann drei bis vier Frauen nehmen darf, ſo hat doch jede das Recht, ſich wieder von ihm zu trennen und ihr Eigenthum wieder mitzunehmen. Die indianiſchen Koloſchen endlich erſtrecken ihre Wohnſitze von 60° nördl. Br. bis 45° in die britiſchen Beſitzungen. Die Gränze der ehemals ruſſiſchen Territorien liegt jedoch ſchon bei 55° am Naeßfluß. Die Geſammtheit der Koloſchenſtämme wird in dem ruſſiſchen Werke auf 25,000, die der jetzt an Amerika verkauften Stämme auf 4000 Seelen angegeben. Trotz der Nähe Sitkas, geſteht der ethnographiſche Bericht, ſind die letzteren der Civiliſation noch ganz fremd geblieben; ſie bemalen ſich, behängen Naſen, Ohren und Mund ganz wie die Indianer. Die Vielweiberei herrſcht auch bei ihnen, doch iſt bisher die Sitte der Heirat zwiſchen den Angehörigen verſchiedener Stämme ſtreng feſtgehalten. Daß ſie unter der amerikaniſchen Herrſchaft bald ausſterben werden, iſt nach den letzten Nachrichten über Konflikte mit ihnen nicht zweifelhaft.

Digitized by Google

Mexiko.

Die mexikaniſche Expedition.

Dieſe mit einem ſo tragiſchen Ausgange gekrönte Affaire hat nochmals eine Broſchüre*) (von einem ungenannten Verfaſſer) in's literariſche Leben geworfen, welche vermöge verſchiedener darin enthaltener Enthüllungen, zumal jener bisher noch unbekannten, dem Traktate von Miramar angehängten „Articles secrets“, für den Leſer eine ſpannende und höchſt intereſſante Lektüre bietet.

Dieſe Broſchüre, in franzöſiſcher Sprache, aber jedenfalls von einem Nichtfranzoſen geſchrieben, iſt noch vor jener unglückſeligen Kataſtrophe verfaßt, welche, gleich der Ermordung des unglücklichen Konradin (am 29. October 1268) auf dem Schaffote zu Neapel, noch nach Jahrhunderten bei jedem echten Enkel Thuiskon's in einem Schrei des Schmerzens und Entſetzens forttönen wird.

Der Verfaſſer, der, wie er ſelbſt bekennt, in der unmittelbaren Umgebung des Kaiſers Maximilian gelebt und ſeine Berichte aus authentiſchen Quellen geſchöpft hat, liefert in dieſem Buche den Beweis, daß Maximilian und das mexikaniſche Kaiſerthum lediglich der Inconſequenz Napoleon's III. zum Opfer gefallen.

Die Artikel des Traktates von Miramar ſind faſt der ganzen politiſchen Welt bekannt geworden; nicht ſo die Articles additionels secrets, ſie lauteten:

1. S. M. der Kaiſer von Mexiko, die Prinzipien und Zuſagen in der Proklamation des General Forey vom 12. Juni 1863, ebenſo die Uebereinſtimmung der Maßregeln der Regentſchaft und des franzöſiſchen Generals en chef mit dieſer Proklamation, anerkennend, befiehlt, ſeinem Volke ſeine eigenen Geſinnungen, nach denſelben Intentionen, in einem Manifeſte bekannt zu machen.

2. Der Kaiſer der Franzoſen erklärt ſeinerſeits, daß die Effektivſtärke des aktiven franzöſiſchen Armeekorps von 38,000 Mann ſich nur allmählich von Jahr zu Jahr und zwar in der Weiſe reduziren ſoll, daß, einbegriffen die Fremdenlegion, die franzöſiſchen Truppen, welche in Mexiko verbleiben, betragen ſollen:

28,000 Mann im Jahre 1865,
25,000 „ „ „ 1866,
20,000 „ „ „ 1867.

3. Wenn die Fremdenlegion an dem, im Artikel 3 des Traktates von Miramar beſtimmten Termine (6 Jahre nach dem letzten aktiven Armeekorps), den Dienſt und den Sold Mexikos verlaſſen wird, ſollen diejenigen Offiziere und Generale, welche noch ferner dort bleiben wollen, ihre Eigenſchaft als Franzoſen und ihr Avancements-Recht in der franzöſiſchen Armee behalten, wie bisher.

Dieſe geheimen Artikel wurden am 11. April 1864 von den contrahirenden Parteien ratificirt.

Man ſieht allerdings hieraus, daß die Rückbeorderung der geſammten franzöſiſchen Truppen im Jahre 1866 eine offenbare Verletzung dieſer Articles secrets geweſen und daß die Conſequenzen dieſes Wortbruches für das neue Kaiſerreich von Mexiko erſchütternd ſein mußten.

*) Le Mexique, l'Empire et l'Intervention. Leipzig, Brockhaus, 1869.

In der vorliegenden Broſchüre iſt aber auch nachgewieſen, daß das Gebahren der franzöſiſchen Befehlshaber, welche die Rechte und das Eigenthum der Einwohner mit Füßen traten, dem Beſtehen des Kaiſerreichs ſehr hinderlich war und daß die Regierung des Kaiſers von Mexiko, gebunden an den Traktat von Miramar, in welchem den franzöſiſchen Korps-Chefs die weitgehendſten Befugniſſe eingeräumt waren, dieſe Uebergriffe nicht zu hindern vermochte.

Es geht ferner zweifellos daraus hervor, daß alle die gegen die Diſſidenten verübten Grauſamkeiten nur vom franzöſiſchen Kommando verübt, keinesfalls aber dem Kaiſer Maximilian oder deſſen Regierung zur Laſt gelegt werden können.

Bekannt iſt durch alle Zeitungen worden, wie nutzlos die perſönlichen Reklamationen der unglücklichen Kaiſerin Charlotte am Hofe zu Paris geweſen, und wie die Vernichtung aller ihrer Hoffnungen ſie dem Wahnſinne zugeführt.

Wie edel dagegen erſcheint der Charakter Maximilian's, der Angeſichts des vom Cabinete von Paris an ihm verübten Treubruches, ſeiner Armee und ſeinen Miniſtern die gemeſſenſten Befehle ertheilte, ſich des Schutzes und Beiſtandes der zurückgebliebenen und durch den Krieg geſchädigten franzöſiſchen Familien angelegen ſein zu laſſen.

Wenn dieſe offiziellen Dokumente ſchon angethan ſind, den biederen deutſchen Charakter Maximilian's wirkſam zu illuſtriren, ſo iſt es noch mehr das von ihm ſelbſt entworfene Programm, alle die heterogenen Elemente des Landes zu vereinigen unter der gemeinſamen Fahne der Ordnung, der Gerechtigkeit und des Fortſchrittes, an deſſen Verwirklichung ihn der Wortbruch eines der erſten Monarchen Europas und der gemeinſte politiſche Mord gehindert.

Der anonyme Verfaſſer ſagt gegen Ende ſeiner Broſchüre: „Die franzöſiſchen Patrioten werden über dieſe Expedition ſagen: Ihr ſeid gegangen, um die Intereſſen Europas in der neuen Welt zu ſichern, und Ihr habt ſie unſicherer gelaſſen als zuvor; Ihr ſeid gegangen, um die Intereſſen Frankreichs zu vertheidigen, und Ihr habt ſie in einer traurigeren Lage zurückgelaſſen, als ſie jemals waren; Ihr ſeid gegangen, um in Mexiko den Einfluß Frankreichs aufzurichten und zu befeſtigen, und Ihr laſſet ihn vernichtet und den franzöſiſchen Namen mißachtet. Was habt Ihr denn gewonnen für Frankreich in dieſem fünfjährigen Feldzuge? An was habt Ihr verſchwendet ſo viele Millionen Francs und warum habt Ihr vergoſſen alles das Blut unſerer Söhne? Die Reſultate dieſer Expedition ſind: ‚Die Vereinigten Staaten kräftiger und größer, die Mexikaner getheilter als zuvor, die franzöſiſchen Intereſſen compromittirt wie nie, der Einfluß Frankreichs vernichtet in der neuen Welt für immer, ſeine Schulden größer und ſeine Armeen weniger geachtet. — Nun kehrt Ihr zurück ohne Geld und ohne Ruhm — Traurige Expedition! *Aber werfet nicht die Schuld auf die Armee; denket an ihren Kaiſer und ſeine Stellvertreter!*“

In der That, es iſt ein gewichtiges, inhaltſchweres Wort, dies „*denket an ihren Kaiſer*“, ein Mene tekel, mit Flammenzügen an den düſtern Proſpekt der Zukunft geſchrieben. Dieſes Hazard mit Leben und Eigenthum Tauſender von Menſchen iſt ein verderbliches Spiel. Was iſt der mögliche Gewinn gegen den horrenden Einſatz? Ein vergänglicher Ruhm!

Wir können dieſe Broſchüre den Leſern, welchen es an genauen Aufſchlüſſen über dieſe hiſtoriſche Begebenheit gelegen, nicht warm genug empfehlen. —rm.

Digitized by Google

Kleine literariſche Revue.

— **„Ueber die Lehren von der Unſterblichkeit der Seele bei den verſchiedenen Völkern"** hat Dr. H. S. Hirſchfeld ſechs populär-wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten, die derſelbe in neun Abſchnitten veröffentlicht hat.*) Sagt uns der Verfaſſer auch nichts Beſonderes und Neues über das zu allen Zeiten und von verſchiedenſten Seiten behandelte Thema, ſo haben uns dieſe Vorträge dennoch Befriedigung gewährt durch die klare, angemeſſene Sprache, die ſich weder in den ſo billigen trivialen, noch in hochphiloſophiſchen Redensarten ergeht, da dieſe am Ende uns auch nicht mehr ſagen können, als was der Verfaſſer zum Schluſſe ſelber eingeſteht: „Unſer Wiſſen über dieſen Gegenſtand beſteht alſo darin, Nichts zu wiſſen, oder zu wiſſen, daß es nicht ſo ſei. Aber damit haben wir viel gelernt. Wir wiſſen, daß für die Seele nirgends ein Sitz und ein Organ ſich zeigt, und was ſie bedingt, ſcheint der Vergänglichkeit verfallen; aber wir wiſſen, daß ſie doch iſt, und das allein genügt und verſchafft uns die Würdigung der Wahrheit. Die Wiſſenſchaft hat es jetzt aufgegeben, in Abſtractionen ſich zu bewegen; grau iſt ihr die Theorie; ſie wendet ſich der Natur und den Erfahrungen zu und läßt den Thatſachen ihr Recht, daß ſie ſie anerkennt und nicht beſtreitet." Der Verfaſſer beruft ſich hier auf den consensus omnium, der zwar in der Philoſophie als kein vollgiltiger Beweis anzunehmen iſt, aber hier doch viel für ſich in Anſpruch nimmt. Nachdem daher der Verfaſſer in der erſten Vorleſung den Glauben an die Fortdauer als eine Vorausſetzung des natürlichen Bewußtſeins dargeſtellt, ſucht er die Beweiſe für die Fortdauer in der Lehre und dem Glauben aller Völker, zuerſt derjenigen, bei denen es noch mehr ein dunkles Ahnen als ein klares Forſchen war, bei den Völkern des Nordens und Hinterindiens, ſodann wo der Glaube nach Beweiſen fragte, wie bei den Aegyptern, Griechen und Römern, bis in den Religionen der Offenbarung, dem Judenthum und Chriſtenthum (und dem von beiden abhängigen Islam) die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele als eine Grundwahrheit aufgeſtellt wurde, die ſich dem ungetrübten und unverkümmerten Geiſte von ſelbſt ergiebt. Wahr und treffend bemerkt der Verfaſſer, daß dieſe Wahrheit innerhalb des Offenbarungsglaubens eine Wahrheit blieb, die vorausgeſetzt wird und ſich von ſelbſt verſteht und die ſomit ſtillſchweigend in fortgeſetzten Ueberlieferungen ſich erhielt, aber als eine Glaubenslehre, als ein Dogma, als eine beſtimmte Verkündigung und Verheißung direkt uns nie entgegentritt, weil die Religion gar nicht beſtimmt iſt, darüber weitere Auskunft zu ertheilen, da dieſe ja doch nur in Bildern und individuellen Schilderungen ſich verlaufen, unſere Erkenntniß aber weder bereichern noch fördert würde. Ueber das Wie und Wo eines Himmelreiches oder einer Hölle, wie die Fantaſie zu allen Zeiten dies ausmalte, ſchweigt der Verfaſſer daher mit Recht; genug, es giebt eine Unſterblichkeit der Seele; das ſagt nicht bloß die Lehre der Völker, ſondern auch die Philoſophie der Denker, und auch der kraſſeſte Materialismus kommt nicht aus dem Schluß hinaus, daß ein völliges Vernichtetſein, ein Nichts unmöglich ſei, ſchon bei der Materie, wie erſt im Reiche des Denkens! K.

*) Gleiwitz, 1868.

— **Anſichten aus Japan, China und Siam.***) Mit dem jetzt erſchienenen fünften Heft iſt der japaniſche Theil dieſes Werkes zum Abſchluß gebracht. Es ſind dreißig Blätter, davon zwanzig photolithographiſche Facſimiles von Federzeichnungen, zehn chromolithographiſche Nachbildungen von Aquarellen; die Gegenſtände aus Yeddo, Yokuhama, Nangaſaki und deren Umgebungen, eine Reihe der mannigfaltigſten Darſtellungen ſind wohl geeignet, eine lebendige Anſchauung von dieſem ſchönen und merkwürdigen Lande zu geben. Noch vor wenig Jahren war uns Japan faſt ein Reich der Fabel, nur von einzelnen Forſchern etwas näher gekannt, der lebhaften Phantaſie aber ein offenes Feld, wo ſie, uneingeengt von Thatſachen und proſaiſcher Wirklichkeit, angeregt durch zerſtreute Wunderberichte, zügel- und ſchrankenlos umherſchweifen mochte. Das traumhafte Nebelbild hat nun Geſtaltung gewonnen; da aber Natur und Wirklichkeit immer die größten Wunder ſind und jedes körperloſe Phantaſiegebilde weit hinter ſich laſſen, ſo iſt auch hier die Realität anziehender und merkwürdiger, als der Träumer ſie träumte. Man iſt angenehm überraſcht, ſowohl durch das Bekannte, Heimiſche der Erſcheinungen, das ſich überall finden muß, wo Menſchen unter ähnlichen klimatiſchen Bedingungen wohnen, als durch das Fremdartige, Exotiſche, das an Eigenthümlichkeit der kühnſten Erfindung ſpottet. — Die dreißig japaniſchen Anſichten des wahrhaft königlichen Expeditionswerkes, welchen eingehende Erklärungen in drei Sprachen beigefügt ſind, behandeln den reichſten Stoff: man findet Straßen mit reichſter Staffage aus den verſchiedenen Stadtvierteln von Yeddo, die Handelsquartiere der inneren Stadt, vom Seeſtrand und Kanalufer, die ländlichen Vorſtädte, Tempelgründe und Vergnügungsörter, maleriſche Friedhöfe mit ihrer wunderbaren Baumvegetation, dann rein Landſchaftliches aus der Umgebung, den heiligen Berg Fuſi-Yama, Bambuspflanzungen, Dörfer und ländliche Wohnungen, ferner Yokuhama-Kanagava, weite Ausſichten auf die Bai von Nangaſaki und mehrere Darſtellungen ſeiner herrlichen Begräbnißplätze. Für Treue bis in das kleinſte Detail bürgt die Gewiſſenhaftigkeit des Künſtlers, der ſich die Charakteriſtik landſchaftlicher Vegetationsformen zu einer Hauptaufgabe gemacht hat.

— **Deutſche Gedichte des Elſäſſers Carl Candidus.****) Carl Candidus aus Biſchweiler im Niederelſaß, in früheren Jahren evangeliſch-reformirter Pfarrer in Nancy, jetzt in gleicher Stellung in Odeſſa, iſt nach den Mühlhauſener Dichtern Auguſt und Adolf Stöber wohl der in Deutſchland bekannteſte Lyriker alſatiſchen Urſprungs. Er verdankt dieſen Ruf neben ſeinem achtbaren Talent ſeiner regen Betheiligung an den Arbeiten deutſcher Wiſſenſchaft, namentlich ſeinem Ausbau der Hegel'ſchen Religions-Philoſophie, die er auch in ſeinem Canzonen-Kranze „Der deutſche Chriſtus" (Leipzig, 1854) germaniſtiſch zu populariſiren verſucht hat; andererſeits aber auch ſind ihm ſeine nahen Beziehungen zu Jakob Grimm, der das eben erwähnte Gedicht mit einem Vorworte eingeleitet hat, praktiſch förderlich geweſen. Die Muſe des Pfarrers Candidus vereinigt die Elemente der hiſtoriſch-kritiſchen Germaniſtenſchule und der Hegel'ſchen Dialektik; ſie hat daher, ungeachtet der zuweilen ſprudelnd

*) Im Auftrage der königl. Regierung herausgegeben von A. Berg. Heft V. Preis 8 Thlr. Verlag der königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

**) Vermiſchte Gedichte von Carl Candidus. Leipzig, S. Hirzel, 1869. (VI und 242 S.)

Digitized by Google

hervorquellenden Herzensfriſche des Autors, ſtets auch etwas Lehrhaftes an ſich. Viele der in dem vorliegenden Bande geſammelten Dichtungen ſind ſchon früher (1846 in den „Gedichten eines Elſäſſers") veröffentlicht worden, einzelne der beſten 1859 in Theodor Klein's „Pfeffel-Album", einer Perlenſchnur elſaſſiſcher Lyrik. T. v. B.

— **Spamer's illuſtrirte Kinder-Bibliothek.** Die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig entfaltet bekanntlich eine große Thätigkeit in der Herausgabe von Serien-Werken, welche nach den verſchiedenſten Seiten hin unterhaltende Belehrung zu ſpenden beſtimmt ſind. Eine ſolche Serie iſt das „Illuſtrirte goldne Kinderbuch", welches bis jetzt in ſechs nicht zuſammenhängenden Bändchen erſchienen iſt. Der uns vorliegende fünfte Band: „Die kleinen Thierfreunde", von Dr. Karl Pilz, iſt für Kinder von ſieben bis zehn Jahren beſtimmt und mag ſeinem Zwecke immerhin entſprechen. Es erſcheint allerdings ſtets bedenklich, das phyſiſche Thierleben nach dem Maßſtabe des Menſchenlebens aufzufaſſen und darzuſtellen. Immer tritt dabei die Gefahr außerordentlich nahe, daß man, ſei es durch Uebertreibung, ſei es durch unrichtige Auffaſſung, dem Leſer einen unklaren, ja wohl gar durchaus falſchen Begriff von dem Gegenſtande beibringe. Deshalb haben bereits übereifrige, wohlmeinende Recenſenten geradezu vor aller populär-naturwiſſenſchaftlichen Literatur dringend gewarnt. Das vorliegende Büchelchen birgt die erwähnte Gefahr um ſo weniger, da es ja für ganz kleine Kinder beſtimmt iſt, denen die lebhafte und perſönliche Schilderung der Thiere zweifellos noch nichts ſchaden kann, ſie im Gegentheil für die Thiere erwärmt und ihre Theilnahme in Anſpruch nimmt. Da das kleine Buch den Erfolg einer zweiten Auflage bereits hinter ſich hat, da es von einem anerkannt tüchtigen Schulmanne verfaßt worden, welcher eine hochgeachtete und ſehr empfehlenswerthe Zeitſchrift für häusliche Erziehung, die „Cornelia"*), ſeit Jahren mit Umſicht, Takt und Erfolg leitet, ſo brauchen wir das Werkchen nicht weiter empfehlend zu loben. Hervorheben wollen wir nur, daß einige, zum Theil neu hinzugekommene Darſtellungen außerordentlich anſprechend und lehrreich erſcheinen; vor Allem iſt dies der Fall mit der Darſtellung des Sperlings, der Schwalbe u. ſ. w. Doch müſſen wir es auch ernſtlich rügen, daß der Verfaſſer bei dieſer zweiten Auflage nicht die längſt aufgeklärten Fabeln, z. B. „Von der Großmuth und Liebenswürdigkeit des Löwen", „vom Gras- und Krautfreſſen des Aals" und dergl. ausgemerzt hat. Ganz entſchieden nicht zu billigen ſind ebenſo Schilderungen, wie „Die Dankbarkeit eines Geretteten", in welcher den kleinen Leſern einerſeits denn doch übertriebene Begriffe von der Sprachfähigkeit des Staars beigebracht werden und in der ſie andererſeits nur dazu angereizt werden können, ebenfalls Neſter aufzuſuchen, junge Vögel zu erhaſchen u. ſ. w. — für keinen anderen Zweck, als den, die jungen Thiere langſam zu Tode zu martern. Herrn Dr. Pilz wird es zweifellos nicht ſchwer werden, bei der nächſten neuen Auflage, mit Hilfe der von ihm angegebenen Quellen, dieſe wenigen ſtörenden Geſchichten herauszubringen und nur ſolche neue aufzunehmen, welche der Tendenz des Werkchens: Liebe und Theilnahme für die Thierwelt bei den kleinſten Menſchen zu erwecken, durchaus entſprechen. K. R.

*) Leipzig, Winter'ſche Verlagshandlung.

Literariſcher Sprechſaal.

Kein bloßer Zufall iſt es, daß im Verlaufe einer Woche dieſes Monats, unmittelbar nach einander, in Wien zwei große deutſche Vereine tagten, deren Abgeordnete aus Nord- und aus Süddeutſchland, wie aus ganz Oeſterreich, überallher, wo die deutſche Zunge klingt und deutſche Sitte, deutſcher Fleiß heimiſch iſt, gekommen waren. Die Ereigniſſe, die im J. 1866 den „Deutſchen Bund" aufgelöſt und damit eine, wenn auch politiſch vielleicht nothwendige, doch national die Gemüther tief verletzende That vollzogen hatten, — ſie bedürfen einer ſittlichen Ausgleichung, die, wenn auch langſam, doch ſicher im Herzen des deutſchen Volkes ſich vollzieht. Als im J. 1867 der Verein der deutſchen Eiſenbahn-Verwaltungen an den Gränzen Frankreichs in Mainz und in Oberſtein, verſammelt war, wurde einmüthig beſchloſſen, das nächſtemal in Wien zu tagen, um den öſterreichiſchen Brüdern durch eine Kundgebung von Abgeordneten aller deutſchen Gauen zu beweiſen, daß das deutſche Volk gar nicht gewillt ſei, ſich, wie die Diplomaten gethan, von ihnen zu trennen. Und wie dieſe Vertreter eines der hervorragendſten materiellen Intereſſen Deutſchlands, ſo beſchloſſen die in Berlin im J. 1868 zum erſtenmale nach der Auflöſung des „Deutſchen Bundes" wieder verſammelten Vertreter der deutſchen periodiſchen Preſſe ihren nächſten Vereinstag nach Wien zu verlegen. Männer der verſchiedenſten religiöſen, politiſchen und ſozialen Richtungen waren dort zuſammengetreten, und auf beiden Vereinstagen war Ein Gefühl vorherrſchend: das der Zuſammengehörigkeit und Untrennbarkeit der geiſtigen und ſittlichen, wie — dem Auslande gegenüber — der politiſchen und materiellen Intereſſen aller Deutſchen im Norden und im Süden, wie in Oeſterreich. Schreiber dieſer Zeilen hat die Freude gehabt, beiden Vereinstagen als Mitglied beizuwohnen; der Journaliſtentag iſt zwar in dem Augenblicke, wo dies geſchrieben wird, noch nicht vorüber, aber es darf bereits als ſicher konſtatirt werden, daß die Vertreter der deutſchen Preſſe ebenſo, wie die des mächtigen Eiſenbahn-Intereſſes, gleichviel welcher Partei oder Doctrin ſie in ihrer Auffaſſung der innern Politik huldigen, vor Allem hoch das auf den Ueberlieferungen der gemeinſamen Sprache, Wiſſenſchaft, Literatur und Sitte ruhende Panier der nationalen, deutſchen Solidarität dem Auslande gegenüber halten. J. L.

Am 22. Juli wurde auf der Höhe des Semmering, an dem Punkte, wo zum erſtenmal die Alpen von einer Eiſenbahnlocomotive überſchritten worden, in Gegenwart des deutſchen Eiſenbahnvereinstages, das Denkmal enthüllt, das dort dem Architekten und Ingenieur Carlo Ghega, dem Columbus der transalpiniſchen Eiſenbahnwelt, errichtet iſt. Wie unter das Denkmal Wren's in der von ihm erbauten St. Paulskirche in London, könnte man unter das des Semmering-Ueberſchreiters die Inſchrift **Respice!** ſetzen, um mit Einem Worte und zugleich mit Einem Blicke das was der Mann geleiſtet, dem Beſchauer vor die Seele zu rufen. Ghega war es, der allen engliſchen Ingenieurs gegenüber, welche die Möglichkeit der Ausführung beſtritten hatten, beſchloß, die noriſchen Alpen durch mächtige, zu dieſem Zwecke eigens zu conſtruirende Lokomotiven zu überſchreiten. Es wurden auf ſeinen Antrieb von der öſterreichiſchen Regierung drei Preiſe von 20,000, 10,000 und 6000 Dukaten für die Erbauer der drei relativ beſten Semmering-Lokomotiven

Digitized by Google

ausgeſchrieben, und obwohl durch die preisgekrönten Arbeiten das Problem noch nicht vollſtändig gelöſt war, führten ſie doch unmittelbar zu praktiſchen Ergebniſſen, die mit Benutzung der Ideen, die dieſe Arbeiten an die Hand gaben, Wilhelm Engerth ſeine berühmten, jetzt auf allen Gebirgsbahnen angewandten Lokomotiven mit großen Dimenſionen der Heizflächen und mit einem außerordentlichen Adhäſions-Gewicht herſtellen halfen

Wilhelm Engerth hielt bei der Enthüllung des Denkmals ſeines Freundes und Arbeitsgenoſſen die Weihereden. Jetzt ſchaut das Bild Ghega's von der Höhe des Semmering hinab auf die fruchtbaren Gefilde Oeſterreichs — ein Denkmal kühner Gedanken und Maſchinen-Arbeit, eine erhebende Erinnerung für die Mitſtrebenden und eine Aufmunterung für die Nachfolgenden. J. L.

Der Dekan der mediziniſchen Fakultät von Paris, Profeſſor Würtz, hat in Folge einer wiſſenſchaftlichen Miſſion nach Deutſchland ein in der Revue de l'instruction publique vom 24. Juni abgedrucktes Schreiben an den Miniſter Duruy gerichtet, das als Verläufer eines detaillirten Berichtes über die höheren praktiſchen Studien auf den deutſchen Univerſitäten bezeichnet wird. In dieſem Schreiben wendet ſich Herr Würtz zu einer Vergleichung der großen chemiſchen Laboratorien, wie ſie in Deutſchland in neuerer Zeit eingerichtet worden und wie ſie in Frankreich ſeit der Zeit der Cuvier, Gay-Luſſac, Thénard und Magendie faſt unverändert geblieben. Vorzugsweiſe hat er bei dieſer Vergleichung die unter Leitung des Profeſſor Hoffmann in Berlin ſtehende, muſterhafte, wiſſenſchaftliche Werkſtätte in der Georgenſtraße im Auge, die jetzt von allen fremden Wiſſenſchaftsfreunden aufgeſucht und bewundert wird. Herr Würtz ſagt: „Wenn in den letzten Jahren die Wiſſenſchaft bei uns weniger als bei unſeren Nachbarn kultivirt worden, ſo lag dies nicht an den Männern, die unſerem Lande fehlten, ſondern an den mangelhaften, materiellen Mitteln und Arbeits-Inſtrumenten.... Eine ſolche Situation kann ohne Gefahr nicht fortdauern.... Neue Anſtrengungen müſſen gemacht werden, um Frankreichs wiſſenſchaftlichen Ruf für die Zukunft ſicherzuſtellen. Und man darf ſich darüber nicht täuſchen: es handelt ſich hierbei um eine Angelegenheit wichtigſter Art, denn das intellektuelle Leben eines Volkes mehrt die Quellen ſeiner materiellen Macht, und ſein Rang unter den Nationen wird ebenſo durch die Ueberlegenheit beſtimmt, die es in Sachen des Geiſtes genießt, als durch die Anzahl und die Tapferkeit ſeiner Vertheidiger."

Auf jüdiſch-religiöſem Gebiete iſt in Bezug auf die hiſtoriſche, antiquariſche, religiöſe, diätetiſche, volkswirthſchaftliche und interconfeſſionelle Bedeutung der moſaiſchen und talmudiſchen Speiſegeſetze eine Preisfrage ausgeſchrieben worden, worüber der erſte Rabbiner der jüdiſchen Gemeinde in Wien, Herr Dr. Adolf Jellinek, in der Wochenſchrift „die Neuzeit*)" das Nähere mittheilt. Die Beantwortung der Preisfrage kann in deutſcher, franzöſiſcher oder hebräiſcher Sprache geſchrieben ſein und iſt unter den üblichen Formalitäten bis zum 1. Juli 1871 an Herrn Dr. Jellinek einzuſenden. Es ſind zwei Preiſe, der eine von 1000 und der andere von 500 Francs, ausgeſetzt.

*) Herausgegeben von S. Szánto in Wien. (Nr. 30 vom 23. Juli 1869.)

Es hat den Anſchein, als wenn das Intereſſe für das Turnen ſchon ſeit einigen Jahren — irren wir nicht, ſeit dem letzten allgemeinen deutſchen Turnfeſt in Leipzig — ſeinen Culminationspunkt erreicht hat und ſeitdem im Abnehmen begriffen iſt. Es haben ſich ſogar in letzter Zeit einige gewichtige Stimmen gegen daſſelbe erhoben und zu beweiſen geſucht, daß das Turnen, namentlich das an den Geräthen, der Geſundheit geradezu ſchädlich ſei. Deshalb muß jede Aufklärung über die Sache willkommen ſein, und als ſolche begrüßen wir eine kleine Broſchüre über das Turnen*), die von Deputirten eines Lehrer-Vereins und einer ärztlichen Geſellſchaft, alſo jedenfalls von competenten Männern, herausgegeben und hinlänglich vorurtheilsfrei abgefaßt iſt, um neben den Vortheilen des Turnens in körperlicher und geiſtiger Hinſicht zugleich auch die Nachtheile hervorzuheben, welche daſſelbe unter Umſtänden und wenn es nicht ſachgemäß gehandhabt wird, herbeiführen kann. Die kleine leſenswerthe Schrift giebt außer einer Einleitung, welche hauptſächlich ein ärztliches Gutachten enthält und das Turnen aus dem Geſichtspunkte des „mens sona in corpore sano" empfiehlt, Antwort auf folgende vier Fragen: 1) Wer ſoll turnen? 2) Wie ſoll geturnt werden? 3) Wo ſoll geturnt werden? und 4) Wann und wie lange ſoll geturnt werden? Aeltern und namentlich Lehrern iſt das kleine Schriftchen angelegentlichſt zu empfehlen.

In Bern ſprach vor Kurzem Hr. Bundesrath Schenk bei Gelegenheit der Promotionsfeier einer ſtädtiſchen Töchterſchule den Wunſch aus, in Zukunft möchten die Frauen zur Mitberathung von Schulfragen, beſonders bei Mädchenſchulen, beigezogen und ihnen in den Schulbehörden Sitz und Stimme eingeräumt werden. Dieſes Wort, aus ſolchem Munde geſprochen, verdient Beachtung in weitern Kreiſen. Wie übrigens der Sieg der Beſtrebungen für Förderung der Frauenrechte im Kanton Bern allmählich ſeinen ſtillen Umgang zu halten beginnt, zeigen die Thatſachen, daß nicht nur ſämmtliche Elementarſchulen des Kantons in den Händen von Lehrerinnen liegen und zur Ueberwachung der weiblichen Arbeitsſchulen, bis in die entlegenſten Dörfer, Frauen-Comité's aufgeſtellt ſind, die ſich trefflich bewähren, ſondern auch in andern Dingen, wie in der Vermögensverwaltung, den Frauen vielfach größere Rechte geſtattet ſind als anderwärts. E. B.

Ein Leſer unſerer Zeitſchrift macht uns in Bezug auf die von Herrn Profeſſor Virchow zur Erörterung gebrachte Frage, ob die Juden in früherer Zeit Einflüſſe auf die öffentliche Krankenpflege und die mediziniſche Wiſſenſchaft geübt, auf folgende Stelle in Alex. v. Humboldt's „Kosmos" (kleinere Ausg., Bd. II, S. 443) aufmerkſam: „Spaniſche Juden aus Cordova brachten die Lehren des Avicenna nach Montpellier, und trugen am Meiſten zur Stiftung dieſer berühmten mediziniſchen Schule bei, die, nach arabiſchen Muſtern gebildet, ſchon in das zwölfte Jahrhundert fällt. (Cuvier, Hist. des Sciences naturelles T. I, p. 387.)"

*) Das Turnen nach mediziniſchen und pädagogiſchen Grundſätzen. Herausgegeben von Deputirten der Berliner Lehrer-Vereine und der Hufeland'ſchen mediziniſch-chirurgiſchen Geſellſchaft. Berlin, Otto Loewenſtein, 1869.

Digitized by Google

Meyers Konversations-Lexikon.

1868er Auflage, complet gebunden.

15 Bände, mit eingebundenem Atlas und Register, 37⅓ Thlr. (143)

Auch in *Umtausch* gegen alte Auflagen von *Brockhaus*, *Pierer* und *Meyer*.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.** (144)
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Hermann und Dorothea

von

J. W. von Goethe.

Prachtausgabe mit 19 Abbildungen in Holzſtich nach Zeichnungen von B. Vautier, Textreviſion von Prof. Dr. H. Düntzer. Imperial-Octav. Fein Velin. geb. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Im Verlage von **Ludwig Denicke** in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register

enthaltend die Personal-Akten der Menschheit

d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag von mehr als 100.000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen

mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität

von

Eduard Maria Oettinger,

Verfasser der „Archives historiques", der „Bibliographie biographique universelle" etc.

muera el hombre, viva el nombre.
Calderon.

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler. (145)

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen.

Wichtig für alle Beſitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Converſations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Converſations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtauſch gegen die neueſte elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere koſtet dann alſo
geheftet, ſtatt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, ſtatt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, ſtatt 30 Thlr., nur 20 Thlr. (146)

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Beſteller extra zu bezahlen.

Ein Proſpect mit den nähern Bedingungen ſteht gratis zu Dienſten.

Reiſeſchule für Touriſten und Curgäſte von Arthur Michelis.

Leipzig. A. Gumprecht, 1869. 284 Octavſeiten. Preis 20 Sgr.

Inhalt: Allgemeine und ſpecielle Reiſe- und Bade-Angelegenheiten, Vorſchläge, Winke, Erfahrungen, Warnungen, Kritiken, Ernſt und Scherz. — Aus dem Inhaltsverzeichniß (auszüglich): Gepäck. Kleidung. Codex turisticus. Nothbehelfe in Robinſonverhältniſſen. Werthſachen ſichern. Gedächtnißkrücken. Tailleur Krausé. Eilige Abreiſe. Häuſerwahnſinn. Hypochondriſche Studien. Sommerfriſchen. Nervöſe. Ohrenſchinder. Bei knapper Zeit. Kunſt, mit guter Laune krank zu ſein. Wie geht's Ihnen? Curzeitvergeudung. Penſionsweſen. Wintercurorte. Spazierenklettern. Geographie der Langenweile. Zeitvertreibe. Beluſtigungen. Rentierleben. Hôtel zum Goldenen Truthahn. Weisheitslehren für Wirthe. Engländer. Berliner. Ruſſen. Im Coupé. Erſparniſſe an Zeit, Geld, Mühe und Verdruß. Wohlfeilſte ſchweizer Reiſe. Comfort. Nutz- und Bußfahrten. Steckenpferdezucht. Grübeleien und Grämeleien. Leichtſinniges Briefſchuldenmachen ꝛc. (147)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſcheint:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.** (148)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Alle älteren Auflagen

von **BROCKHAUS, PIERER** *oder* **MEYER** *nehmen wir für*

zwölf Thaler

in Umtausch gegen **Meyers Konversations-Lexikon, illustr. Register-Ausgabe von 1868.** *Auch alle Buchhandlungen vermitteln den Umtausch.* (149)

Das **Bibliographische Institut** in Hildburghausen.

Neueſte Erſcheinungen in der Welt-Bibliothek.

Giacomo Meyerbeer. Sein Leben und ſeine Werke. Von **H. Mendel.** Mit Portrait. 10 Sgr.

Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. Sein Leben und ſeine Werke, von **F. Arndt.** Mit Portrait. Preis **10 Sgr.** (150)

So eben erschien in unserm Verlage:

Briefwechsel Friedrichs des Grossen mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien und mit dessen Gemahlin Anna, geb. Princess Royal von England. Mitgetheilt von **Leopold von Ranke.** (151)

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1868. gr. 4. geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Die chriſtliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Verſtändigung für gebildete Chriſten aller Confeſſionen. Verlag von **Ferd. Geelhaar,** Berlin, Breiteſtraße 23.

Dies Schriftchen zum niedrigen Preiſe von 3 Sgr. kann als ein wahres Friedenswort auf kirchlichem und religiöſem Gebiet nicht dringend genug empfohlen werden. (152)

In dem unterzeichneten Verlage erſchien ſoeben:

Bäder und Frauen.

Eine Studie

von **H. Ehrlich.** (153)

eleg. geb. Preis 5 Sgr.

Das Schriftchen beſpricht das geſellſchaftliche Leben im eleganteſten Style und im anſtändigſten Tone; es kann daher vorzüglich den Damen als intereſſante Lektüre empfohlen werden.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung in **Berlin,** Wilhelmsſtraße 86.

Soeben erſcheint in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Der Talmud

von (154)

Emanuel Deutſch,

Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London.

Nach der ſiebenten engliſchen Auflage.

Autoriſirte Ausgabe.

gr. 8. geb. 12 Sgr.

Dieſe kleine Schrift hat in England ungeheures Aufſehn erregt und iſt in faſt alle Sprachen Europa's überſetzt worden. Die vorliegende Ueberſetzung hat der Verfaſſer ſelbſt an vielen Stellen ergänzt und verbeſſert.

Beſuchern von Seebädern empfohlen:

Ein däniſches Seebad.

Vier Wochen in Helſingör.

Von (155)

Julius Rodenberg.

1867. Velinpapier. 16. eleg. geb. Preis: 12 Sgr.

„Eine ſehr intereſſante kleine Schrift; der Verfaſſer hat einige Wochen in Helſingör zugebracht, und entzückt von der Schönheit der Natur, von den herrlichen Waldungen, dem blauen Meere, dem ganzen eigenthümlichen Leben, hat er, was er gefühlt, in ſchöner, poetiſcher Schreibweiſe niedergelegt." Nordd. Allg. Ztg.

Louis Gerſchel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joſeph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] | Berlin, den 7. Auguſt 1869. | [Nr. 32.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Wallenſtein's letzte Lebensepoche, nach Leopold von Ranke. 457. — Zur Geſchichte der Kriegswaffen. 461.
Rußland. Ein Stück ruſſiſcher Staats- und Kultur-Geſchichte im neunzehnten Jahrhundert. 1. Der Dekabriſten-Aufſtand. 462.
England. Neue engliſche Erfindungen und Entdeckungen. Alles von Papier. Kometen in der Taſche. Neue mechaniſche Werkzeuge und Apparate. Telegraphiſche Claviere. Metamorphoſe der Luft. Zur Meteorologie. 465.
Schweiz. Huber: Die lateraniſche Kreuzſpinne. 467.
Nord-Amerika. Die Dauerhaftigkeit der Racen-Charaktere bei verſchiedenen Menſchenarten. 468.
Afrika. Zwei neue deutſche Werke über Oſt-Afrika. 469.
Kleine literariſche Revue. Holbein und ſeine Hiſtoriker. 470. — Das Leben Edmund Kean's. 470. — Ein ehſtniſcher Roman. 471. — Ein neuer Leitfaden der Geſchichte. 471. — Die Philologen am Parnaß. 471.
Literariſcher Sprechſaal. Der deutſche Journaliſtentag in Wien. 471. — Joſua und die Sonne. 472. — Chineſiſch-japaniſche Studien in Hongkong. 472. — Prof. Esmarch über die Genfer Conventions-Vereine. 472.

Deutſchland und das Ausland.

Wallenſtein's letzte Lebensepoche, nach Leopold von Ranke.*)

„Indem eine lebendige Perſönlichkeit dargeſtellt werden ſoll, darf man die Bedingungen nicht vergeſſen, unter denen ſie auftritt und wirkſam iſt. — Wie viel gewaltiger, tiefer, umfaſſender iſt das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das perſönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt iſt, das nur da zu ſein ſcheint, um zu beginnen, nicht, um zu vollenden. Die Entſchlüſſe der Menſchen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zuſtände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homologen Weltelemente erzielt; ein Jeder erſcheint beinahe nur als eine Geburt ſeiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz.

„Aber von der anderen Seite gehören die Perſönlichkeiten doch auch wieder einer moraliſchen Weltordnung an, in der ſie ganz ihr eigen ſind; ſie haben ein ſelbſtändiges Leben von originaler Kraft. Indem ſie, wie man zu ſagen liebt, ihre Zeit repräſentiren, greifen ſie doch auch wieder durch eingeborenen, inneren Antrieb beſtimmend in dieſelbe ein.

„Jedermann weiß, wie ſehr dies bei dem Manne unvergänglichen, wiewohl noch zweifelhaften Andenkens, dem die nachfolgenden Zeilen gewidmet ſind, der Fall iſt."

Mit dieſen Worten leitet Ranke ſeine Geſchichte Wallenſtein's ein.

Die letzte Zeit hat zur Aufklärung der Geſchichte Wallenſtein's erhebliche Dokumente zu Tage gefördert, meiſt Ausbeute aus Privatarchiven. Ranke hat in den Staatsarchiven zu Dresden und Brüſſel Bedeutſames aufgefunden und Neugefundenes und Bekanntes zu einem ſcharf umriſſenen, im höchſten Grade feſſelnden Lebensbilde geſtaltet. Jedes Kapitel zeigt des Meiſters Griffel!

*) Geſchichte Wallenſtein's, von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869. (532 S. gr. 8.)

Ein Werk ſolcher Art geſtattet keine, das Ganze umfaſſende Anzeige: will man ein Bild vom Ganzen geben, ſo muß man einen Theil in ſeiner Totalität wählen. Der uns gewährte Raum geſtattet auch dies nicht — aber wir können es uns nicht verſagen, aus den zwei Kapiteln, welche den Bruch Wallenſtein's mit dem Kaiſer und des Feldherrn Fall behandeln, mit den Worten des Verfaſſers die weſentlichſten Momente zu geben:

1. Bruch Wallenſtein's mit dem Kaiſer.

„Der Kaiſer hielt es für rathſam, eine Veränderung in dem oberſten Kommando vorzunehmen.

Ein Patent wurde abgefaßt, in welchem der Kaiſer alle hohen und niederen Befehlshaber von jeder Verpflichtung gegen den oberſten Feldhauptmann, mit dem er eine Aenderung vorzunehmen beſchloſſen habe, freiſpricht. Er höre, daß einige von ihnen weiter gegangen ſeien, als ihnen von Rechtswegen gebühre: allein er ſei bereit, das zu vergeben; nur den General ſelbſt und zwei andere Perſonen, die man als Rädelsführer bezeichnete, ſchließe er von dem Pardon aus.

Das Patent trägt das Datum vom 24. Januar, doch iſt es auffallend, daß Männer wie der ſpaniſche Geſandte noch einige Zeit ſpäter nichts davon wiſſen. Es ſcheint wohl, es ſei abſichtlich zurückdatirt; auf jeden Fall iſt es auch nachher nur unter dem ſtrengſten Geheimniß mitgetheilt worden. Amtliche Mittheilungen gingen indeß in den gewohnten Formen fort, um weder in den Kanzleien, noch beim General ſelbſt Verdacht zu erwecken.

Wallenſtein lebte und webte in dem Gedanken, ſeine alten Pläne durchzuführen, den Frieden mit Sachſen und Brandenburg zu Stande zu bringen, die Oberſten zur Genehmigung deſſelben zu vermögen, vor Allem, ſie in ſeinem Gehorſam zu befeſtigen.

Am 19. Februar, eines Sonntags, machte er ihnen dann, auf dem Bett liegend — denn er litt an einem Anfall ſeiner Krankheit — ſeine Propoſitionen.

Die Oberſten waren alle einmüthig, ihre Verpflichtung dem General zu erfüllen: da er nichts gegen die Religion oder den Dienſt des Kaiſers vorhabe, ſo hätte es eigentlich einer Erneuerung derſelben nicht bedurft. Im Geſpräch bei Ilow fiel von Seiten Terzka's die Andeutung, daß es bei dem kaiſerlichen Dienſt vielleicht ſein Verbleiben auch nicht haben könne. Man hat darauf keine Antwort erwartet; Ilow fiel ein: ein Schelm, wer dem Herzog eine Verachtung widerfahren laſſe.

Bei Prag auf dem weißen Berge dachte Wallenſtein ſein Lager aufzuſchlagen. Dort erwartete er auch Arnim: unter der Beiſtimmung der Armee würden die mit den beiden Kurfürſten vereinbarten Friedensbedingungen proklamirt und alsdann zum Geſetz für das Reich und die Erblande erhoben worden ſein, wenn der Kaiſer ſie genehmigt hätte. Bei der ſonſtigen Wehrloſigkeit des Kaiſers ließ ſich erwarten, er werde ſie unterſchreiben, er ſelbſt und ſein Sohn.

„Wenn man die Intentionen eines bedeutenden Mannes, die nicht aufgeſchrieben worden, und wenn ſie es würden, vielleicht auch dann nicht unbedingt angenommen werden dürften, aus ſeinen Aeußerungen, ſeinen Präcedenzen und ſeiner Lage

Digitized by Google

abnehmen darf — denn etwas Hypothetiſches bleibt in dem Dunkel menſchlicher Antriebe und Ziele immer übrig — ſo wage ich dies als die vornehmſte Abſicht Wallenſtein's zu bezeichnen: Er dachte noch mit Hilfe der beiden norddeutſchen Kurfürſten die Angelegenheiten des Reichs auf der Grundlage des Religionsfriedens zu ordnen, was denn nicht geſchehen könnte, ohne auch in Böhmen den Emigranten und den öſterreichiſchen Erblanden überhaupt durch Erneuerung der ſtändiſchen Verfaſſung in weiteſter Ausdehnung gerecht zu werden. Zugleich wollte er die Armee in ihren Anſprüchen befriedigen und zugleich den Umfang ſeiner eigenen Gebiete und die Zukunft ſeines Hauſes feſtſetzen. Es ſcheint ſelbſt, als würde er alsdann das Kommando niedergelegt und an den König von Ungarn, den er noch zum römiſchen König zu krönen gedachte, abgetreten haben."

„Aber mit Gewalt wollte er ſich den Oberbefehl nicht entreißen laſſen; um das nicht wieder zu erleben, hatte er ſich mit der Armee verbunden, ihre Anforderungen zu den ſeinigen gemacht und ſie zu der feierlichen Zuſage vermocht, auch ſeine Heerführung aufrecht zu erhalten.

„Wie aber, wenn man am kaiſerlichen Hofe ſeinen Frieden verwarf und ſeine Enthebung vom Generalat ausſprach?

„Aus den Briefen Onates' ergiebt ſich, daß Wallenſtein ſeinen Frieden mit der ſpaniſchen Partei am Wiener Hofe hätte machen können, wenn er ſich ihrer Politik angeſchloſſen hätte. Aber er meinte das Recht zu haben, die ihm entgegengeſetzte Fraktion, die das deutſche Haus Oeſterreich in ſein Unglück führen werde, zu bekämpfen. Für dieſen Fall gerüſtet zu ſein, hat er mit der großen europäiſchen Gegenmacht angeknüpft. Er war geneigt, nach dem Anerbieten der Emigranten, das auch bei manchen Katholiken Eingang fand, die böhmiſche Krone anzunehmen, und mit Frankreich zu einer Umgeſtaltung der italiäniſchen Verhältniſſe zuſammenzuwirken. Die Verbindung mit Sachſen war definitiv, die franzöſiſche ſehr eventuell; ſie ſollte erſt dann eintreten, wenn die erſte nicht zum Ziele führte."

Indeſſen hatte man von Wien aus ſich der Anhänglichkeit der meiſten Generale und vieler Oberſten verſichert. Man trug kein Bedenken mehr, am 18. Februar ein zweites Patent und einen dazu gehörigen Armeebefehl zu erlaſſen, in welchem als bewieſen angenommen wird, daß Friedland in einer Conſpiration begriffen ſei, um den Kaiſer ſeiner Erblande, ſeiner Krone und ſeines Scepters zu berauben und ſie ſich ſelbſt zuzueignen. Als Kaiſer und oberſter Feldherr bedeutet nun Ferdinand die hohen Offiziere, dem geweſenen Feldhauptmann und deſſen Anhängern, namentlich Ilow und Terzka, keinen weiteren Gehorſam zu leiſten.

Sollte das Anſehen des Generals der kaiſerlichen Autorität die Wage halten können?

Die erſte Entſcheidung hierüber erfolgte in Prag. Und auf die Hauptſtadt des Landes kam, wie anderwärts, ſo auch hier das Meiſte an. Wallenſtein zweifelte nicht, daß die Garniſon ſeinen Befehlen nachkommen würde. Indeß wurde der kaiſerliche Armeebefehl den Soldaten angekündigt. Nicht allein regte ſich Niemand dagegen, ſondern unter der Theilnahme der bürgerlichen Behörden wurden ſogleich Vorkehrungen getroffen, den Wallenſteiniſchen Truppen die Annäherung an die Stadt zu verwehren.

So weit war es bereits, als Terzka ſich aufmachte, um den Weg, den der Herzog nach Prag ziehen wollte, in Augenſchein zu nehmen. Mit Erſtaunen vernahm er von einem ihm entgegenkommenden Offizier, was dort begegnet ſei.

Terzka gab eine ungeberdige, wilde Ungeduld kund; Ilow und Kinsky ſah man geſenkten Hauptes ſtehen: ſie wühlten mit ihren Stöcken in dem Boden. Sie ermaßen die Tragweite des Vorgefallenen.

Beſonders behielt Wallenſtein das Bewußtſein des ſich vollziehenden Ereigniſſes. Er entließ den kaiſerlichen Rath, der bei ihm war, um an den Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen: denn davon konnte doch nicht weiter die Rede ſein. „Ich hatte den Frieden in meiner Hand", ſagte er dem Oberſten Beck von der Prager Garniſon, den er vor dem Abfall aus Prag hatte zu ſich kommen laſſen; noch verzweifelte er vielleicht nicht; nach einem Augenblick des Stillſchweigens fügte er hinzu: „Gott iſt gerecht".

2. Wallenſtein's Kataſtrophe.

Die Vereinigung der Truppen auf dem weißen Berge gab er nun auf; aber er ordnete eine andere an, die in Laun ſtattfinden ſollte. Die Oberſten ſollten ſich in Eger bei ihm vorſtellen. Aus dem für ſie beſtimmten Befehlſchreiben ſieht man, wie ganz er ſeine Geſichtspunkte noch feſthielt. Er führte ihnen zu Gemüth, daß er nichts gegen den Dienſt des Kaiſers zu unternehmen gedenke. Mit größtem Befremden vernahm er, daß einige Generalsperſonen, um die er es nicht verdient habe, bemüht ſeien, die Truppen von dem Gehorſam gegen ihn abwendig zu machen. Er beſtand darauf, daß ihm derſelbe ausſchließlich gebühre, wenn auch der Kaiſer eine unverdiente Ungnade auf ihn geworfen haben ſollte. Und was könne aus der Entzweiung der Armee Anderes erfolgen, als ihr Untergang, der Vortheil der Feinde, der Verluſt der kaiſerlichen Lande? Er forderte ſie auf, ſich durch keinen Menſchen in der Welt abhalten zu laſſen, ihre Regimenter nach Laun zu führen und perſönlich in Eger zu erſcheinen; er erwarte, daß ſie ihre Schuldigkeit thun würden.

Zugleich hatte es Wallenſtein nun für rathſam gehalten, die andere Seite ſeiner Entwürfe zur Ausführung zu bringen.

Vor Allem ſuchte er Rückhalt an Schweden: abermals durch Bubna wurde dem Kanzler die Eröffnung gemacht, daß Wallenſtein in der That im Begriff ſei, vom Kaiſer abzufallen. Doch Oxenſtierna blieb bei ſeiner alten Erklärung, daß er nicht mit Friedland verhandeln wolle, bevor dieſer ſeinen Abfall offen und wirklich vollzogen habe. Auch der andere Führer der Proteſtanten, Herzog Bernhard, hatte auf Meldungen derſelben Art geantwortet: Wallenſtein möge erſt das Wunder thun, d. h. ſeinen Abfall in's Werk ſetzen, dann wolle er daran glauben; indeß Herzog Bernhard kam doch Wallenſtein entgegen und ſetzte ſich nach Eger hin in Bewegung.

Wallenſtein hatte in dieſen Regionen noch eine ganze Reihe ſtarker Gränzpoſten in ſeinen Händen; er glaubte, kein verächtlicher Bundesgenoſſe zu ſein.

In Eger ſollte auch Arnim eintreffen, der Abgeſandte des Kurfürſten von Sachſen. In der Mitte ſeiner Oberſten dachte ihn Wallenſtein zu empfangen, die mit dem Kurfürſten angebahnte Vereinbarung zu Stande zu bringen, ſie dem Kaiſer vorzulegen, und wenn er ſie verwerfe, in Verbindung mit Sachſen, mit welchem er ſich zu verſtändigen hoffte, den Weg der Gewalt zu beſchreiten.

Dann aber ſchien noch Alles möglich.

Unter den Aeußerungen Wallenſtein's aus dieſer Zeit, die von glaubwürdigen Zeugen berichtet werden, verdienen beſonders zwei eine gewiſſe Beachtung: die eine, man müſſe der Welt zeigen, daß es Kaiſer auch noch aus einem anderen Hauſe geben könne, als dem öſterreichiſchen, welches ſich von den Spa-

Digitized by Google

niern regieren laſſe; die andere in Bezug auf ſeine perſönliche Stellung: wolle der Kaiſer ihn nicht mehr als ſeinen General erkennen, ſo wolle auch er ihn nicht mehr zu ſeinem Herrn haben; er würde leicht einen anderen Fürſten finden, dem er ſich anſchließen könnte, aber er wolle überhaupt keinen Herrn mehr über ſich haben; er wolle ſelbſt Herr ſein und habe Mittel genug, um ſich als ſolcher zu behaupten.

Er iſt nicht von dieſem Gedanken ausgegangen; aber er ward mit einer gewiſſen Folgerichtigkeit dahin geführt.

Nachdem er einſt zugleich als Unterthan und als großer Herr unter kaiſerlicher Autorität, aber doch durch eigenen Antrieb, auf ſeine Koſten die Waffen ergriffen hatte, mit dem größten Erfolg nach beiden Seiten hin: welche Entwürfe hatte er dann faſſen dürfen! König von Dänemark zu werden, oder das türkiſche Reich zu ſtürzen, oder nach hundert Jahren Rom noch einmal mit deutſchen Truppen heimzuſuchen; in Deutſchland die Macht der Kurfurſten und Fürſten, namentlich das hierarchiſche Syſtem überhaupt zu ſprengen: Alles zum Dienſte des Kaiſers, aber zu ſeiner eigenen, immer ſteigenden Größe und Macht. Nach ſeinem Wiedereintritt in den Dienſt dachte er dieſe und zugleich den Frieden im Reiche auf die Bedingungen der Gleichberechtigung der beiden Bekenntniſſe noch im Einverſtändniſſe mit dem Kaiſer zu begründen. Und nichts wäre für die Zukunft der deutſchen Nation wichtiger geweſen, als eine Ausführung dieſes Planes, unter Wahrung der kaiſerlichen Hoheit und der Reichsordnung im Allgemeinen. Darauf warf ſich nun ſein ganzer, ſehr perſönlicher und doch auch nach dem Idealen ſtrebender Ehrgeiz, mit dem überſpannten, gegen alles Andere abſchätzigen, auf die vereinte Gunſt der Geſtirne gegründeten Selbſtgefühl, das ihm eigen war. Die Schwierigkeiten, die ihm am Hofe erwuchſen, meinte er durch eine feſte Haltung an der Spitze der Armee zu überwältigen. Es geſchah ihm jedoch, daß er dabei auch mit dem dynaſtiſchen Intereſſe zuſammenſtieß. Wenn ihm nun der Oberbefehl über die Armee entzogen wurde, deren unbedingte Unterordnung unter ſeine Befehle die Grundlage ſeiner Entwürfe ausmachte, ſo gerieth er — denn zurückzuweichen war er nicht geſonnen — faſt mehr durch den Drang der Umſtände als nach vorgefaßtem Plane auf den Gedanken, ſich von der Gewalt des Hauſes Oeſterreich überhaupt loszureißen. Er hatte mit den Gegnern deſſelben, auch mit Frankreich, eine eventuelle Verbindung eingeleitet. Sollte er nun etwa im Namen dieſer Macht auftreten, wie einige ſeiner Anhänger meinten? Dazu war nichts vorbereitet und es hätte ihm dem deutſchen Reiche gegenüber eine falſche Poſition gegeben. Der Muth ſtand ihm hoch genug, um die Gründung einer ſelbſtändigen Macht in's Auge zu faſſen, welche die Gegner des Hauſes Oeſterreich um ſich her vereinigen ſollte, um es in Deutſchland und in Italien zu ſtürzen.

Unleugbar gerieth er dadurch mit ſeiner eigenen Vergangenheit in Widerſpruch. Denn eben durch das dynaſtiſche Intereſſe war er hauptſächlich gefördert worden. Er hatte ſich dann als der Vertheidiger der höchſten Gewalt in den Erblanden aufgeſtellt und die ſtändiſchen Vorrechte niedergekämpft, die er jetzt wieder zu beleben gedachte. Auf der Autorität des Kaiſers beruhte Alles, was er jemals gethan und ausgerichtet hatte. Noch genoß der kaiſerliche Name allgemeine Verehrung: noch waren alle Die geſcheitert, welche es unternommen, die erblichen Gewalten, auf denen die europäiſchen Reiche und ſozialen Zuſtände beruhten, anzutaſten, und waren ſelbſt zu Grunde gegangen. Sollte es ihm damit gelingen?

In Wien ſah man das Unternehmen keineswegs als gefahrlos an. Der Kaiſer beabſichtigte, ſich ſelbſt nach Budweis zu begeben, um durch ſeine perſönliche Gegenwart die Gefühle der Loyalität und Treue, auf die er ſich jetzt vor Allem ſtützte, zu beleben. Aldringer ward mit der allgemeinen Direktion der Vorkehrungen betraut. Gallas ſollte in Budweis die militäriſchen Anordnungen treffen. Piccolomini war in voller Thätigkeit. Von Schleſien ſetzte ſich Colloredo in Bewegung: er meinte, der Wallenſtein'ſchen Bewegung in den Rücken zu kommen.

Wie unter den Anhängern Wallenſtein's von den Confiscationen, die man über die Gegner verhängen wollte, ſo war unter den kaiſerlichen von nichts mehr die Rede, als von den Erwerbungen, die ſie durch die Confiscation der Güter ihrer Gegner machen würden.

Einer der Oberſtlieutenants Terzka's, der ſich bei dem Kaiſer einſtellte und ſein Regiment zu ihm überzuführen verſprach, wurde nicht allein ſelbſt zum Oberſten deſſelben erklärt, ſondern es wurden ihm auch Schreiben an die anderen Offiziere Terzka'ſcher Regimenter mitgegeben, in denen man die Oberſtlieutenants, welche dem Kaiſer treu bleiben und ihre Soldaten dazu vermögen würden, zu Oberſten erklärte, ſowie die Oberſtwachtmeiſter zu Oberſtlieutenants.

Eins dieſer Regimenter war es nun, in deſſen Mitte ſich Wallenſtein begab, als er ſich nach Eger wandte. Es ſtand unter der Führung von Butler.

Wallenſtein fühlte um ſo weniger Beſorgniß, weil die Beſatzung von Eger unter ſchottiſchen Offizieren ſtand, Gordon und Leßley. Beide waren Proteſtanten, deren perſönliche Sympathieen ſich verdoppeln zu müſſen ſchienen, wenn er ſein Schwert gegen die Spanier und die eifrigſte Faction der Katholiken zog.

Am 24. Februar (1634) zog Wallenſtein in Eger ein: auf einer von zwei Pferden getragenen Sänfte, ohne den alten Glanz ſeiner Hofhaltung: mit ſeinen nächſten Vertrauten und einem nicht ſehr zahlreichen militäriſchen Gefolge und zwar einem ſolchen, dem er ſelbſt nicht einmal recht traute. Die Dragoner des Oberſten Butler, die er mit ſich brachte, mußten in den Orten, wo man übernachtete, außerhalb der Thore bleiben; nur der Oberſt und die Fahnen wurden in dieſelben aufgenommen. So geſchah es auch in Eger.

Am Morgen des 25. Februar wurden die drei Offiziere, Butler, Gordon und Leßley, zu Ilow geladen, bei dem ſich auch Terzka einfand, und aufgefordert, im vollſten Gegenſatz mit dem kaiſerlichen Patent (das ihnen mitgetheilt worden war) von keinem Anderen als von Wallenſtein und den Seinen Befehle anzunehmen und ſich unbedingt zu ſeinem Dienſt zu verpflichten. Es war der für die Oberſten entſcheidende Moment. Gordon erwiderte: er habe dem Kaiſer geſchworen; wer ſpreche ihn von dieſem Eide los? Erſt wenn dies geſchehen und er wieder ein der eingegangenen Verbindlichkeiten entledigter, freier Cavalier ſei, der ſein Glück verſuchen könne, dann werde er ſeinen Entſchluß faſſen. Ilow war betroffen und ſchwieg. Terzka: Die Herren ſind Fremde im Reich, was fragen ſie nach dem Kaiſer? Der Herzog kann und wird ſie reich belohnen.

Man ſchied ohne Vereinbarung, aber noch ohne Zwiſt von einander. Es waren die Tage der Faſtnachtsſchmäuſe: ohne alles Bedenken luden ſich Ilow und Terzka bei Gordon, der in der Burg wohnte, auf den Abend zu Gaſte. Sie ſcheinen gemeint zu haben, ihn und die Anderen bei dem Gelage doch auf ihre Seite zu bringen.

Die drei Offiziere überlegten. Man kam darauf, den General-

Digitized by Google

Herzog gefangen zu nehmen; aber das hatte doch mancherlei Bedenken. Wie leicht, daß zwiſchen den Compagnieen des Oberſten und den unerſchütterlichen Anhängern Wallenſtein's ein Tumult ausbräche, während deſſen der Feind in die Stadt eindringen könnte. Leßley wird als ein langer, hagerer, ſchweigſamer Mann mit dem Ausdruck des Nachdenkens auf der Stirn geſchildert; die Spanier hatten ihn nie geliebt; dagegen beſaß er das volle Vertrauen Friedland's; eben in ihm aber vollzog ſich zuerſt der Entſchluß zu ſeinem Verderben. Indem man die dringenden Umſtände, die Zweifelloſigkeit und die Gefahr des Abfalls erwog, brach Leßley in dem ſteigenden Eifer der Erwägungen in die Worte aus: Laßt uns ſie tödten, die Verräther. Butler, der bis dahin an ſich gehalten hatte, war glücklich, die Abſicht, die er im Herzen trug, von fremder Lippe zu hören. Gordon ſträubte ſich eine Weile, endlich aber trat er bei.

Gordon verſtand ſich zu dem Gräßlichen, die Gäſte, die ſich bei ihm angemeldet hatten, an ſeiner Tafel ermorden zu laſſen. Butler bot ſeine Irländer zu dem blutigen Werke an.

Am Abend ſtellten ſich die Gäſte ein: mit Terzka und Ilow kamen auch Kinsky und der Rittmeiſter Neumann, der in den Geſchäften vornehmlich die Feder führte und als der Kanzler des Herzogs gelten konnte. Sie waren bereits gefangen, als ſie ſich in dem Erker eines großen Saales zum Gelag niederſetzten. Doch hatten ſie noch eine Stunde unbenommen guten Muthes. Sie tranken Hochs auf den General und ſeine Intentionen, namentlich auf ſeine Abſicht, nicht mehr Diener, ſondern Selbſtherr zu ſein. Man war beim Nachtiſch, alle Diener hatten ſich entfernt; indem es über neue Hochs zum Wortwechſel kam, ließ Leßley die Zugbrücke der Burg, deren Schlüſſel man ihm brachte, aufziehen und zugleich dem Butlerſchen Oberſtwachtmeiſter ſagen, jetzt ſei es Zeit. Der hielt ſich bereits mit den ſechs zur Exekution ausgewählten handfeſten Iren in einem anſtoßenden Gemach; jetzt brach er mit den Worten: „Viva Kaiſer Ferdinando“ in das Speiſezimmer herein. Gordon, Leßley und Butler antworteten mit entſprechendem Geſchrei. Indem die Eingeladenen nach ihren Degen griffen, wurden ſie bereits niedergemacht; nur von Ilow weiß man mit einiger Zuverläſſigkeit, daß er ſich zur Wehre ſetzte, er ſoll Gordon in dieſem Augenblick zum Zweikampf herausgefordert haben; aber ſie fielen alle unter den kurzen Schwertern oder langen Dolchen der Irländer. Eine Mordthat zugleich und eine Exekution; denn einen autoriſirten Befehl hatten die drei Offiziere nicht; es war ihr eigenes, freiwilliges Werk. Aber es war die Meinung der Zeit, daß man in Angelegenheiten dieſer Art, wo der Fürſt ſich ſelten deutlich erklärte, ſeinen Willen zugleich auslegen müßte. In ein paar gräßlichen Minuten war Alles geſchehen. Der Führer der böhmiſchen Emigranten, Wilhelm Kinsky, der noch die Meinung hegte, einen König von Böhmen aus ſtändiſcher Wahl hervorgehen zu ſehen; der Mann der erfolgreichen Werbungen, Adam Erdmann Terzka, Sohn einer Mutter, die in ihrem Herzen nie mit dem Kaiſer Frieden gemacht hatte; Feldmarſchall Ilow, der in dem Gedanken lebte und webte, daß in Kurzem noch ein dreimal ſo ſtarkes friedländiſches Heer im Felde ſtehen würde, als je ein früheres; und der Rittmeiſter, der eine geſchickte militäriſch-politiſche Geſchäftsführung mit dem tiefſten Haß gegen das Haus Oeſterreich verband: ſie waren hin und ſchwammen in ihrem Blute.

Wallenſtein hatte in dem anſehnlichſten Hauſe der Stadt Wohnung genommen; eine von außen gelegene Wendeltreppe führte zu ſeinen Zimmern. Dieſe ſtiegen der irländiſche Kapitain Devereux und einige Soldaten hinauf, um das zweite blutige Werk zu vollbringen. Wallenſtein hatte ſo eben ein Bad genommen und war im Begriff, ſchlafen zu gehen. Sein Mundſchenk, der ihm in goldener Schale den Schlaftrunk gebracht hatte, begegnete den Hereinſtürmenden und wollte ihnen empfehlen, die Ruhe des Herrn nicht zu ſtören. Aber ihm ſelbſt verſetzten ſie eine Wunde und erhoben das Geſchrei: Rebellen! Indem Wallenſtein bei dieſem Lärm wie er war und in bloßem Hemd nach dem Fenſter ging, wahrſcheinlich um die Wache zu rufen, ſtieß der Kapitain mit ſeinen Leuten die Thür auf und ſchrie ihm die Worte zu: „Schelm und Verräther“. Ob Wallenſtein einen Begriff hatte, was ſich begab? Ob er fühlte, daß der letzte Schritt der Empörung, den er ſo eben gethan, die Rache der Kaiſerlichgeſinnten unmittelbar über ſein Haupt zog? Wahrſcheinlich doch, daß ihm der Zuſammenhang der Dinge mit Einem Mal vor die Seele getreten iſt. An einen Tiſch angelehnt, die Lippen bewegend, aber ohne einen Laut von ſich zu geben, ſpannte er die Arme weit aus und ſtreckte ſeine Bruſt der Hellebarde entgegen, mit der ihn, gerade in die Mitte derſelben treffend, Devereux erſtach. Man wickelte die Leiche in ein rothes Tuch und fuhr ſie in die Burg zu den übrigen Entleibten.

„Mannigfaltige Betrachtungen ließen ſich an das Vorausgegangene knüpfen, jedoch ich halte ein: nur über ein ganz allgemeines Verhältniß, das hierbei in Ausſicht tritt, ſei mir noch eine Bemerkung geſtattet.

„In der Reihe der großen Generale, die nach Selbſtſtändigkeit getrachtet haben, ſteht Wallenſtein in der Mitte zwiſchen Eſſex in England, Biron in Frankreich auf der einen — Cromwell auf der anderen Seite, auf deſſen Spuren ſich ſpäter der gewaltige Corſe bewegte, deſſen noch weit umfaſſendere Erfolge ihn in den Stand ſetzten, ein neues Kaiſerthum zu gründen. Was iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen? Warum gelang es den Einen und iſt es den Anderen mißlungen? Eſſex, welcher der Königin Eliſabeth von England eine andere Politik aufzwingen wollte, als welche ihr Geheimerath und ſie ſelbſt beliebten; Biron, der ſich in Verabredungen mit den Feinden ſeines Königs einließ; Wallenſtein, der das Eine ſehr entſchieden und mit einer gewiſſen Berechtigung, und das Andere wiewohl nur ſchwach verſuchte, — hatten mit geborenen Fürſten zu kämpfen, deren Autorität ſeit Jahrhunderten feſt begründet und mit allen anderen nationalen Inſtitutionen verbunden war. Sie erlagen ihr. Cromwell und Napoleon dagegen fanden die legitime Autorität, als ſie es unternahmen, ſich unabhängig zu machen, bereits geſtürzt. Sie hatten mit republikaniſchen Gewalten zu kämpfen, welche noch keine Wurzel geſchlagen hatten und nur eine bürgerliche Macht beſaßen, die dann dem Führer der Truppen gegenüber, ſobald ſie ſich entzweiten, keinen Widerſtand leiſten konnten. Weiter fortgehend, wird man fragen, warum nun doch das Protektorat mit dem Tode des Protektors verging, aus den Ruinen des geſtürzten Kaiſerthums aber in unſeren Tagen ein neues, das als die Fortſetzung des erſten auftritt, ſich erheben konnte. Der vornehmſte Grund liegt darin, daß Cromwell die ſozialen Verhältniſſe, wie ſie einmal gebildet waren, erhalten vorfand und eher in Schutz nahm, als umzuſtürzen ſuchte, ſo daß ſie nach ſeinem Abgang eine ihnen analoge Regierung nothwendig machten. Dagegen fand Napoleon eine ſoziale Revolution in den größten Dimenſionen durchgeführt vor; er brauchte ſie nur zu konſolidiren und mit ſeiner militäriſchen Gewalt zu durchdringen, um ein neues Imperium aufzurichten.“

Digitized by Google

Zur Geſchichte der Kriegswaffen.

Der Ausſpruch Napoleon's III. von dem civiliſatoriſchen Einfluſſe der (franzöſiſchen) Kriege hat nicht an ſich, ſondern nur deshalb, weil er aus dem bekannten orakulöſen Munde kam und in bedeutſamer Umgebung gethan wurde, Aufſehen und Beſorgniß erregt. Anſpruch auf Originalität wird er nicht geltend machen dürfen. Mit demſelben Gedanken leitete, wenige Monate vor dem Beſuche des Kaiſers im Lager von Chalons, Herr A. Demmin, der Autor mehrerer trefflicher archäologiſcher Werke, ſeine „Geſchichte der Kriegswaffen“ ein.*) Die Waffe, ſagt er, die urſprünglich bloßes Vertheidigungsmittel des Menſchen gegen die mit natürlichen Waffen verſehenen furchtbaren Mitbewohner der Erde war, wurde ſpäter einer der mächtigſten Hebel der Kultur und ihr Sicherungsmittel, und in neuerer Zeit iſt ſelbſt der unerſättlichſte Eroberer unbewußt ein Pionier der Civiliſation. Hat nicht das Schießpulver der Buchdruckerkunſt und der Reformation den Weg bahnen und den Stillſtand und Rückgang des Fortſchritts verhindern müſſen, indem es den civiliſirten Minoritäten der Barbarei gegenüber zur Hilfe kam? Der menſchliche Geiſt erfand in ihm ein Mittel, der Majorität der rohen Maſſen zu widerſtehen und dieſe niederzuhalten!...

Ueber dergleichen läßt ſich ſtreiten, aber der Streit wird dem Intereſſe an einer Geſchichte der Waffen keinen Abbruch thun, denn dieſe Geſchichte iſt, wenn man die Entwickelung der Waffen auch nur vom induſtriellen Standpunkte oder von dem der Erfindungen betrachtet, immerhin ein Stück Kultur-Geſchichte.

Herr Demmin hat ſich das Material zu ſeiner Geſchichte theils durch ſorgfältiges Vergleichen der Waffenſtücke in faſt allen europäiſchen Sammlungen, theils durch mühſames Studium alter Handſchriften, Monumente, Münzen und ſonſtiger Reſte aus Zeiten, die uns keine Waffenſtücke im Originale hinterlaſſen haben, zuſammengetragen. Die letzteren Quellen erſcheinen, wer möchte das leugnen, ein wenig dunkel. Man weiß nie recht, ob und in wie weit man es z. B. bei Reliefs von Monumenten, mit getreuen Abbildungen von Einrichtungen der betreffenden Zeit, oder mit Erzeugniſſen einer kühnen künſtleriſchen Phantaſie zu thun hat. Selbſt die Literatur iſt in ſolchen Dingen nicht völlig zuverläſſig. Die illuſtrirte Bibel Karl's des Kahlen nennt Herr Demmin ſelbſt eine Quelle, die nur mit Vorſicht aufzunehmen iſt. Uebrigens giebt es auch unter den auf uns gekommenen Waffen früherer Zeiten einzelne Stücke, die nicht zu brauchen waren, nie gebraucht worden ſind und daher nicht als Muſter ihrer Zeit gelten können. Die Geſchichte der Waffen rechnet alſo, was entlegene Zeiten betrifft, nur immer mit Wahrſcheinlichkeiten.

Bei Durchſuchung aller europäiſchen Muſeen, Zeughäuſer und ſonſtigen Sammlungen machte Herr Demmin manche keineswegs beabſichtigte Beobachtung. Welche Irrthümer werden in ſolchen Sammlungen dem Publikum aufgebürdet! Wie zahlreich ſind die Fälle, wo der archäologiſche Werth eines Waffenſtücks nach der Dicke der darauf lagernden Roſtſchicht geſchätzt wird! Wie ſtark zeigt ſich, wiſſenſchaftlichen Forſchungen gegenüber, nur zu oft noch die Eitelkeit der Sammlungs-Vorſteher, die gar zu gern ihren alterthümlichen Gegenſtänden ein Paar Jahrhunderte zulegen! In dieſer Beziehung weiß Herr Demmin insbeſondere von den ſchweizeriſchen Sammlungen wunderbare Dinge zu erzählen. Das Stärkſte iſt vielleicht, daß im Zeughauſe zu Solothurn ein Bruſtharniſch der franzöſiſchen Kavallerie des erſten Kaiſerreichs, an dem ein ungeſchickter Waffenſchmied in plumper Manier zwei Stellen als Frauenbrüſte herausgetrieben hat, als eine koſtbare Reliquie des Mittelalters gezeigt wird. In der Rüſtkammer des intelligenten Zürich gelten alle gewölbte Bruſtharniſche halbgerippter Rüſtungen als Frauenküraſſe, als ob der Frauenbuſen ſich am unteren Theile der Bruſt befände! In der Armeria zu Madrid ſind die irrigen Angaben ſo beträchtlich, daß ſich die Datirungen ſogar um 4—5 Jahrhunderte von dem Urſprunge der Stücke entfernen! Auch Deutſchlands Sammlungen werden noch immer durch hartnäckige Beibehaltung gelehrter Irrthümer gemißbraucht. Man muß zugeben, daß dieſe Irrthümer für Kunſt und Künſtler aller Art ſehr gefährlich ſind, wie es denn Thatſache iſt, daß die daraus folgenden Anachronismen ſelbſt in manch vielbewundertem und bewundernswerthem Kunſtprodukte ſich im höchſten Grade ſtörend breit machen. Nichts iſt geeigneter, ſolche Irrthümer auszurotten, als gründliche hiſtoriſche und archäologiſche Darſtellungen, wie das Demmin'ſche Werk ſie in Bezug auf die Waffenkunde enthält. Hier ſind es beſonders zwei Einrichtungen, denen man einen günſtigen Einfluß zuſchreiben kann. Einmal dieſe Tauſende getreuer Abbildungen von Waffenſtücken aller Art, die wohlgeordnet dem Texte beigefügt ſind, und ſodann in beſonderem Abſchnitte ein Rückblick auf die alte Waffenſchmiedekunſt, worin deren Entwickelung verfolgt und eine Ueberſicht der nachweisbaren Namen, Monogramme und Marken von Waffenſchmieden aller Völker gegeben wird. Das Werk ſetzt alſo in den Stand, den Urſprung eines Waffenſtücks nach Zeit und Ort alsbald korrekt zu beſtimmen.

Die Geſchichte der Waffen geht mit der Archäologie Hand in Hand. Der Verf. ſchließt ſich der archäologiſchen Eintheilung in die Stein-, Bronze- und Eiſen-Periode an, aber ſehr unfreiwillig. Er hat ganz recht, zu ſagen, daß eine ſolche Eintheilung für die allgemeine Entwickelung der Waffen- und Geräthekunſt unhaltbar ſei. In der That kann man nicht weiter gehen, als für jede einzelne Völkerſchaft jene Perioden anzunehmen, weil ſich dieſelben nicht bei allen Völkerſchaften zu gleicher Zeit entwickelt und abgeſchloſſen haben. Und ſelbſt das iſt bedenklich: bei vielen Nationen findet man den Stein, die Bronze und das Eiſen in weiten Zeiträumen gleichmäßig nebeneinander in Anwendung. Dies iſt z. B. der Fall bei den alten amerikaniſchen Kulturvölkern, deren Angriffswaffen bis zur Bekanntſchaft mit den Europäern ſämmtlich aus Stein gefertigt wurden, während die Vertheidigungswaffen nachweislich Jahrtauſende lang aus Bronze ꝛc. beſtanden. Die Nachgrabungen auf dem Grabfelde zu Hallſtadt bei Iſchl haben bewieſen, daß in Deutſchland auch das Eiſen ſchon in Gebrauch war, als noch der Stein und die Bronze größtentheils zur Anfertigung der ſchneidenden Waffen verwendet wurden. Die Skandinavier andererſeits arbeiteten noch lange ihre Waffen aus Stein, während bei den Römern und ſelbſt bei den Germanen die ſogenannte Eiſenperiode angebrochen war. Das ſchließt aber nicht die Annahme in ſich, daß die Skandinavier bedeutend in der Kultur zurückgeſtanden haben: ihre polirten Steinwaffen waren ebenſo kunſtvoll gearbeitet, wie die römiſchen Eiſenwaffen. Die Römer ihrerſeits hatten überhaupt keine Steinperiode; ſie fertigten ihre Waffen von Anfang an aus Bronze und gingen frühzeitig zum Eiſen über. Schon im ſechsten Jahrhundert der Gründung Roms hatten ſie eiſerne Waffen. Dieſe Waffen trugen ſicher mit zum Siege der Römer über die Karthager und die Gallier bei, deren Waffen noch von

*) Die Kriegswaffen in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung von der Steinzeit bis zum 18. Jahrhundert. Ein Handbuch der Waffenkunde von Aug. Demmin, Verfaſſer des „Guide de l'amateur de faïences et porcelaines“. Mit ca. 3000 Illuſtrationen. Leipzig, E. A. Seemann, 1869.

Digitized by Google

Kupfer waren. Dagegen wurden in den Kriegen mit den Germanen eiſerne Waffen gegen eiſerne gebraucht, und deshalb, ſo ſagt der Verfaſſer, gelang es den Römern niemals, dieſe Gegner völlig zu bezwingen — ein Schluß, bei welchem wohl andern Umſtänden nicht genügend Rechnung getragen iſt.

Während ſo die „Geſchichte der Waffen" dem Archäologen neue allgemeine Geſichtspunkte an die Hand giebt, erregt ſie das Intereſſe des Spezialforſchers im hohen Grade durch die Detailangaben, die ſie ihm über die Waffen namentlich der Renaiſſance-Zeit liefert. Ueberraſchend iſt z. B. der Umſtand, daß die Rüſtung, welche die Ritter bei den Turnieren anlegten, weit ſchwerer war als die Kriegsrüſtung; ſie hatte ein ſo großes Gewicht, daß Niemand ſie auch nur eine Stunde lang hätte tragen können. Trotz oder vielleicht gerade aus Anlaß dieſer ſchwerfälligen Lebens-Verſicherungs-Anſtalten geſtalteten ſich, wie wir leſen, die Turniere ſo mörderiſch, daß bis an 60 Perſonen in einem einzigen Waffengange umkamen. Uebrigens können ſich diejenigen beruhigen, welche eine phyſiſche Dekadenz des Menſchengeſchlechts annehmen. Die Rüſtungen des Mittelalters erweiſen ſich als zu eng für den heutigen Durchſchnittsmann, und es iſt insbeſondere die Muskulatur der unteren Beine für die betreffenden Rüſtungstheile viel zu ſtark geworden.

Die Archäologie begeht an der deutſchen Waffenſchmiedekunſt ein Unrecht, indem ſie die beſten mittelalterlichen Waffenſtücke als Erzeugniſſe italiäniſcher Kunſt hinſtellt. Die deutſchen Waffenſchmiede waren den Italiänern zu allen Zeiten, ſowohl was die Gediegenheit als auch was die elegante Form der Waffen anlangt, weit überlegen, und es heißt daher nicht allein die deutſche Kunſt, ſondern auch den Werth der einzelnen Waffenſtücke in den Schatten ſtellen, wenn man, wie oft geſchieht, den deutſchen Urſprung derſelben verleugnet. Unſere deutſchen Meiſter im Mittelalter waren ſich ihrer Künſtlerſchaft auch ſehr gut bewußt; ſie pflegten den Werth ihrer Arbeiten keineswegs zu unterſchätzen, wie denn der berühmte Meiſter Kellermann in Augsburg ſich eine einzige Rüſtung mit 14,000 Rthlr. bezahlen ließ. Es fehlt auch nicht an epochemachenden Reformen, die von deutſchen Meiſtern im Handwaffen- und Rüſtungsweſen eingeführt wurden. Mehr aber verdankt ihnen das Feuergewehr ſeine weſentlichen Verbeſſerungen; von ihnen wurde 1360 die Windbüchſe, 1440 der Büchſenlauf, 1515 die Radſchloßflinte, 1543 der Stecher, 1693 der eiſerne Ladeſtock und 1827 das Zündnadelgewehr erfunden. Wenn es nach Napoleon III. ein beſonderes Verdienſt der franzöſiſchen Kriege iſt, der Civiliſation gedient zu haben, ein wie großer Theil dieſes Verdienſtes fällt dem deutſchen Erfindungsgeiſte zu, der zu ſolchen Kriegen immer die beſten Waffen lieferte! G. H.

Rußland.

Ein Stück ruſſiſcher Staats- und Kultur-Geſchichte im neunzehnten Jahrhundert.*)

I.

Der Dekabriſten-Aufſtand.

Zu der Beſchreibung von dem Toben der panſlaviſtiſchen Partei in Rußland und dem Vorgehen der ruſſiſchen Regierung in den Baltiſchen Provinzen, wie wir ſie in neuerer Zeit mehrfach in dieſen Blättern gegeben, ſind wir jetzt im Stande, eine intereſſante Parallele zu liefern durch die Beſprechung eines Buches, das einen tiefen Einblick thun läßt in das Kulturleben und die ſocialen Beſtrebungen der Ruſſen im neunzehnten Jahrhundert, und welches deshalb ſowohl, als auch wegen anderer eigenthümlicher Vorzüge, eine eingehende Behandlung in hohem Grade erheiſcht. Es iſt dies die Beſchreibung des Dekabriſten-Aufſtandes im J. 1825, der, an und für ſich weniger bekannt, als er es verdient, ein erhöhtes Intereſſe gewinnt durch die Art und Weiſe, wie er von Einem der Betheiligten, ebenfalls einem Deutſch-Ruſſen, Baron R. (Baron Andreas von Roſen, wie aus dem Zuſammenhang folgt, damals Lieutenant des finnländiſchen Garde-Regiments), beſchrieben wird. Die Darſtellung iſt ſo ſchmucklos, ſo ohne jedes künſtleriſche Beiwerk, und doch gerade durch ihre Wahrheit und Einfachheit ſo ergreifend, daß das Buch nicht nur eine lohnende Lektüre für den Hiſtoriker iſt, ſondern für Jeden ſpannend und intereſſant ſein muß.

Für alle die, welche nicht Hiſtoriker von Fach ſind, bedarf zunächſt der Titel einer Erläuterung. Der Monat December heißt ruſſiſch Dekaber; Dekabriſt bedeutet alſo „Decembermann", und man verſteht darunter die Theilnehmer des Aufſtandes, welcher im December 1825 unter einer Anzahl Offizieren der ruſſiſchen Armee zum Ausbruch kam „und den vergeblichen Verſuch machte, den damals erfolgten Thronwechſel zu einer eingreifenden Staatsveränderung zu benutzen."

Wie ferner der Titel anzeigt, läßt ſich der Inhalt des Buches weſentlich in zwei Theile theilen, welche unſer Intereſſe nach verſchiedenen Seiten hin in Anſpruch nehmen: erſtens die Beſchreibung des Aufſtandes ſelbſt nebſt einem Vorbericht über die geheimen Geſellſchaften in Rußland, und dann die Erlebniſſe des Verfaſſers nach ſeiner Verurtheilung, erſt im Kerker, dann auf dem Transport nach Sibirien, wo er zuerſt im Gefängniß Zwangsarbeit leiſten mußte, dann Erlaubniß erhielt, ſich anzuſiedeln. Der erſte Theil hat einen vorwiegend hiſtoriſchen Werth; der andere Theil bietet mehr kulturgeſchichtliches Intereſſe; giebt daneben eine Reihe wichtiger geographiſcher, ethnographiſcher und ökonomiſcher Bemerkungen, und nimmt endlich unſere perſönliche Theilnahme für den ſchwergeprüften Verfaſſer und deſſen Kameraden in hohem Grade in Anſpruch.

Die franzöſiſche Revolution von 1789 hat, wie bekannt, ihren Weg durch ganz Europa genommen. Die mit dieſem geiſtigen wie körperlichen großen Befreiungskampfe zuſammenhängenden Bewegungen waren ſo allſeitig, ſo durchgreifend, ſo univerſell, wie unſeres Dafürhaltens keine andere Revolution und Reformation der neueren Geſchichte, und noch nach Jahrtauſenden wird man jene großen Jahre ſegnen — oder verfluchen. Während aber in allen weſteuropäiſchen Staaten die Reformverſuche, welche durchgeführt oder doch verſucht werden, in allen Beziehungen großartig, radikal umfaſſend ſind, treten ſie in Rußland nur vereinzelt auf und ohne im Boden des Volkes Wurzel zu faſſen. Und zwar dringt der neue Lufthauch nicht direkt in's Zarenreich, ſondern viele Jahre nachher, als die ruſſiſche Armee, welche damals noch mehr als heute den beſten und gebildetſten Theil des ruſſiſchen Staates ausmachte, auf ihrem Feldzuge gegen Napoleon jahrelang deutſche und franzöſiſche Luft geathmet hatte. Einzelne liberale Reformen Alexander's hatten allerdings ſchon vorgearbeitet, um den Boden empfänglich zu machen für ein neues Evangelium, und die allgemeine Erhebung des

*) Aus den Memoiren eines ruſſiſchen Dekabriſten. Beiträge zur Geſchichte des St. Petersburger Militär-Aufſtandes vom 14. (26.) December 1825 und ſeiner Theilnehmer. Leipzig, S. Hirzel, 1869. (VIII und 343 Seiten.)

Digitized by Google

Jahres 1812 gegen die franzöſiſche Invaſion hatte das Ihrige dazu gethan, um etwas Leben in die todte Maſſe zu bringen und die Blicke nach Außen zu lenken. — Doch hören wir über dieſe wichtigen, an Intereſſe reichen Vorgänge lieber die Stimme des Verfaſſers ſelbſt:

„Nach der zweiten Einnahme von Paris hatten ruſſiſche und preußiſche Beſatzungstruppen Jahre lang in Frankreich geſtanden. Während das preußiſche Offiziercorps von tiefgewurzeltem Franzoſenhaß, zum Theil auch von lebhafter Abneigung gegen die franzöſiſchen Revolutions-Ideen durchdrungen war, und nur den Wunſch nährte, in die Heimat und die alten Verhältniſſe zurückkehren zu können, hatten auf die Ruſſen die Jahre des Aufenthaltes auf franzöſiſcher Erde in durchaus anderer Weiſe gewirkt. Für den jungen ruſſiſchen Adel, namentlich der Garde-Regimenter, war der franzöſiſch-deutſche Feldzug mit dem Eintritt in die Kulturwelt identiſch geweſen, von der bis dahin nur Einzelne nähere Kunde gehabt hatten. Unter einem milderen Himmel, inmitten neuer Verhältniſſe, welche das Gepräge einer höheren Kultur trugen, unter dem Einfluß ſanfterer Sitten und humanerer Lebensanſchauungen gewannen viele ruſſiſche Offiziere neue Geſichtspunkte für die Beurtheilung der Zuſtände des Heimatlandes. Den jungen Männern, welche den größten Theil ihres Lebens in der Eintönigkeit entfernter ruſſiſcher Provinzialſtädte, oder im bachantiſchen Taumel der Petersburger Feſte verbracht hatten, ging am blühenden Strande der Loire und Garonne eine neue, ſchönere Welt auf, deren Zauber ſie ſich mit Entzücken hingaben. Die Muße eines bloßen Beſatzungsdienſtes, die großen Entfernungen, durch welche die einzelnen Truppenabtheilungen von einander getrennt waren, verſtatteten eine Freiheit der Bewegung, wie man ſie bisher kaum geahnt hatte. Die politiſchen Parteikämpfe, welche Frankreich erfüllten, fanden an den jungen Fremdlingen aufmerkſame und gelehrige Zuſchauer. Gerade die tüchtigeren und ſtrebſameren Elemente der ruſſiſchen Garde ſogen die Ideen von Bürgerthum, Freiheit und Verfaſſungsrecht mit Begeiſterung ein und vertieften ſich mit Leidenſchaft und Bewunderung in das Leben des Volkes, zu deſſen Bekämpfung ſie aus dem fernen Oſten herangezogen waren. In mehr wie Einer Bruſt lebte der Gedanke, ob es denn nicht möglich ſein werde, die ferne Heimat der gleichen Wohlthat theilhaftig zu machen, und mit der warmen Begeiſterung der Jugend ſetzte man über die tiefe Kluft hinweg, welche zwiſchen den ruſſiſchen und franzöſiſchen Bildungs-Vorausſetzungen lag. Als die Jahre des Aufenthaltes in Frankreich vorüber waren, zog die Blüthe des Offiziercorps der Garde mit der Abſicht nach Hauſe, Frankreich nach Rußland zu importiren.“

Dieſe, wie uns ſcheinen will, äußerſt ſcharfe und zutreffende Schilderung des Zuſtandes nach den ſog. Freiheitskriegen erklärt die nun in Rußland folgenden Vorgänge vollkommen. Es ſchien jetzt auch in Rußland Frühling werden zu wollen nach dem langen, eiſigen Winterſchlaf. Ueberall konnte das kundige Auge bemerken, daß ein neues Kulturelement in dies ſtarre Volk gekommen ſei. Trug ſich doch der Kaiſer ſelbſt, der durch eine verbrecheriſche Palaſt-Revolution zum Thron gelangt war, mit umfaſſenden Reformgedanken, welche eine Umgeſtaltung der ruſſiſchen Staatsverhältniſſe zum Zwecke hatten. Man glaubte alſo auch vollkommen loyal zu verfahren, wenn man noch etwas ſchneller und energiſcher auf daſſelbe Ziel zuſchritt und in Rußland ebenfalls eine conſtitutionelle Staatsform zu ſchaffen verſuchte. Alle dieſe Beſtrebungen indeſſen hatten ihren Rückhalt faſt lediglich in den Offiziercorps der beſſeren Regimenter, welche zum großen Theil aus dem ruſſiſchen Adel beſtanden, ſo zwar, daß auch die Baltiſchen Provinzen ein beträchtliches Contingent Deutſcher geſtellt hatten.

Auf dieſe friſch aufkeimende, viel verheißende Saat fiel nun der Mehlthau der „heiligen Allianz“. Dieſe Verhältniſſe ſind uns Deutſchen ja leider nur zu wohl bekannt. Alexander lenkte bald in die Bahnen der ſchroffſten Reaktion ein, und nun ſtanden die liberalen Bewegungen des jungen Militäradels bald in geradem Gegenſatz zu dem Syſtem der ruſſiſchen Regierung. So mußten die, denen das offene Vorwärtsdringen unmöglich gemacht wurde, auf heimlichem und dunklem Wege ihr Ziel zu erreichen verſuchen. Aus Reformatoren wurden Verſchwörer, — eine ſchon oft dageweſene Metamorphoſe. Es bildeten ſich Hetärieen, geheime Bündniſſe, mit der ausgeſprochenen Abſicht einer Staatsumwälzung, welche in dem mißlungenen Aufſtand von 1825 ihren Ausdruck fand.

Dieſer Aufſtand ſelbſt wird manchen gerechten Tadel auch von dem Unparteiiſchen erfahren müſſen; er beabſichtigte etwas kaum Mögliches: eine Staatsumwälzung ohne alle Theilnahme des Volkes. Die Ausführung des Unternehmens ſelbſt geſchah mit vollſtändig unzureichenden Mitteln, ohne die nöthige Ueberlegung, in jeder Weiſe tollkühn. Nichtsdeſtoweniger fordern die Theilnehmer des Aufſtandes unſer rein menſchliches Intereſſe in hohem Grade heraus; war es doch die Blüthe der Intelligenz geweſen, welche jenen Handſtreich unternahm. „Mit jugendlicher Begeiſterung hing man an einer Anzahl begabter, aber gleichfalls dem wirklichen Leben fernſtehender Führer; viele Offiziere hielten es für ein Gebot der Ehre: Gefahr und Noth mit den Männern zu theilen, die ſie als edle, begeiſterte Vorkämpfer der modernen Ideen kannten. — Das Bewußtſein, den Beſten anzugehören, wirkte ſtärker als die Furcht vor Tod und Exil — man war zum erſten Male mit dem Idealismus in Berührung gekommen und konnte der Zauberkraft eines Unternehmens nicht widerſtehen, das Jedem, der an ihm Theil nahm, einen Platz unter den Beſten ſeiner Zeit zuzuſichern ſchien.“

Dieſer erſte Verſuch Rußlands, in die Bahnen des modernen weſteuropäiſchen Liberalismus und Conſtitutionalismus einzulenken, iſt hart gebüßt worden von den Unternehmern: um ſo mehr iſt er unſerer Theilnahme gewiß. Er liefert aber auch auf's Neue den Beweis, daß der Idealismus — von Manchen Schwärmerei genannt — und zwar nur er allein, Reformationen und Revolutionen in's Werk ſetzt; daß er aber dieſelben durchzuführen nicht allein im Stande iſt. Dazu gehören allerdings auch realere Mächte, und dieſe fehlten den Dekabriſten. Darin liegt auch, wenn man es kurz bezeichnen mag, die Urſache ihres Unglücks.

Politiſche geheime Geſellſchaften, welche nunmehr das Organ der Reformpläne wurden, exiſtirten ſchon früher in Rußland, doch hatten ſie daneben immer noch religiöſe, literariſche, geſellige Zwecke. Erſt im J. 1816 gründeten zwei hohe Offiziere, Fürſt Trubetzkoy und der Oberſt Murawjew, einen politiſchen Bund mit ausgeſprochenen revolutionären Tendenzen. Nach verſchiedenen Veränderungen und Wandlungen, welche er theils in Folge äußerer, theils innerer Einflüſſe durchmachte, reorganiſirte er ſich im J. 1822 und nannte ſich „Bund des Nordens“ unter der Führung des Fürſten Trubetzkoy. Faſt zu derſelben Zeit hatte ſich unter Einfluß und Leitung des feurigen und talentvollen Oberſten Peſtel eine andere Geſell-

Digitized by Google

ſchaft gebildet, welche zuerſt Moskau, dann Tultſchin zum Mittelpunkt hatte und ſich „Bund des Südens“ nannte.

Außerdem aber gab es noch eine größere Anzahl politiſcher Geheimbünde, von denen nur noch zwei hier Erwähnung finden ſollen, erſtens der „Bund der vereinigten Slaven“, der alle ſlaviſchen Stämme umfaßte und bei den ſpäteren Enthüllungen mit ganz beſonderer Strenge behandelt wurde; und dann „die Polniſche Patriotiſche Geſellſchaft“, mit dem Mittelpunkt und Direktorium in Warſchau. Auch die Bewegungen der Polen hatten anfänglich ihren Rückhalt an dem Kaiſer Alexander ſelbſt gefunden, welcher bekanntlich die Theilung Polens nie gebilligt hatte und noch auf dem Wiener Congreß auf der Gründung eines neuen Königreichs polniſcher Nation beſtand. Trotz aller Warnungen von Seiten Caſtlereagh's und Anderer hat er damals den Polen eine freie Conſtitution gegeben, unter deren Segen ſich der Wohlſtand des Landes ſichtlich hob. Erſt als die im vollen Gange befindliche Reaktion ihn auch unwiderruflich in ihr Fahrwaſſer zog, trat er auch den Polen gegenüber ſchroffer, rückſichtsloſer, ungerechter auf, „und ſofort entbrannte der alte Haß des polniſchen Volkes gegen die ruſſiſchen Unterdrücker“. Der ſchon oben genannte Oberſt Peſtel, wohl der unternehmendſte, kühnſte, genialſte aller jener Verſchwörer, verſuchte, ſich den Polen zu nähern. Man beabſichtigte nicht die Einheit der beiden ſo verſchiedenen Nationalitäten in Einem Staate aufrecht zu erhalten; Polen ſollte als beſonderer Staat wiederhergeſtellt und mit allen übrigen ſlaviſchen Staaten einen Staatenbund bilden. Peſtel hatte einen vollſtändigen Codex ausgearbeitet, welcher die Verfaſſung des projektirten neuen Staatskörpers enthielt. „Man dachte Verhältniſſe zu begründen, wie ſie in der Schweiz und in Nordamerika beſtanden und damals von allen europäiſchen Liberalen laut geprieſen wurden.“

So vorbereitet oder beſſer nicht vorbereitet, traf dieſe verſchiedenen Conſpirationen und Geheimbünde der plötzliche Tod Alexander's zu Taganrog am Aſow'ſchen Meere. Es iſt bekannt, daß der nächſte berechtigte Thronfolger, Großfürſt Conſtantin, ſchon früher verzichtet hatte und auch durch das Teſtament Alexander's von der Succeſſion ausgeſchloſſen wurde. Nichtsdeſtoweniger wurden die Regimenter auf ihn zur Treue verpflichtet, und ſelbſt der Großfürſt Nicolaus, der rechtmäßige Nachfolger, befürwortete damals die Huldigung für ſeinen in Warſchau weilenden Bruder, obwohl er um die Lage der Dinge wiſſen mußte. Dieſe Umſtände, deren Zuſammenhang noch nicht ganz aufgeklärt iſt, gaben den Verbündeten den Muth, einen entſcheidenden Schritt zu wagen. Es wurden ſchnell noch eine Anzahl beſonders jüngerer Offiziere in das Geheimniß gezogen, und Viele fanden ſich, welche ſich trotz der Gefahren, trotz der Schwierigkeiten begeiſtern ließen, und mit einem der Jugend eigenen Thatendurſt zu dem Unternehmen die Hand boten.

„Der Oberbefehl über die bewaffnete Macht war dem Fürſten Trubetzkoy anvertraut, für den Fall, daß nicht von Moskau ein erfahrenerer Führer zur rechten Zeit ankäme. Es wurde feſtgeſetzt, die aufſtändiſchen Truppen auf dem Senats-Platz zu verſammeln, ſoviel Mannſchaft als möglich dahin zu führen und unter dem Vorwande, die Rechte Conſtantin's zu wahren, den Gehorſam und die Eidesleiſtung für den Großfürſten Nicolaus zu verweigern; ſchließlich ſollte der Thron für erledigt erklärt und eine aus fünf Mitgliedern beſtehende proviſoriſche Regierung eingeſetzt werden.... Dieſe Regierung ſollte mit Hilfe des Reichsrathes und des Senates ſo lange das Ruder des Staates führen, bis erwählte Männer aus dem ganzen Reiche den Grund zu einer neuen Verfaſſung gelegt hätten. — Noch wußte man nicht ſicher, über wie viele Bataillone oder Compagnieen und aus welchen Regimentern verfügt werden könnte. Aber die Verwirrung, welche die neue Huldigung bei dem gemeinen Manne hervorrufen mußte, durfte unter keinen Umſtänden unbenutzt bleiben.“

Eine Erzählung des weiteren Verlaufes, den dieſer äußerſt merkwürdige Aufſtand nahm, würde von zu ſpeziellem Intereſſe ſein. Ein guter Erfolg der Ereigniſſe vom 14. December 1825 würde nach der Meinung des Verf. ſehr wohl möglich geweſen ſein; — ob freilich ein guter Erfolg des Aufſtandes auch im Ganzen ſegensreiche Reſultate für die Kultur-Entwickelung des ruſſiſchen Volkes gehabt hätte, iſt eine andere, ſchwer zu beantwortende Frage. Der Hauptgrund des Mißlingens ſcheint in dem Ausbleiben des Hauptanführers gelegen zu haben. „Warum Fürſt Trubetzkoy zur beſtimmten Stunde nicht auf ſeinem Platze war, hat nie Jemand erfahren, ſagt der Verf.; ich glaube, er weiß es ſelbſt nicht, er hatte den Kopf verloren.“ — Ueberhaupt vermißt man vor Allem die Fähigkeit zu handeln; Keiner der Betheiligten zeigt Geſchick, ſich in öffentlichen großen Aktionen richtig und mit Geiſtesgegenwart zu bewegen. Aber Muth und Tapferkeit haben alle jene Unternehmer in hohem Grade bewieſen und mancherlei Proben einer wahrhaft römiſchen Geſinnungsweiſe abgelegt, von denen nur Eine, beſonders intereſſante Anekdote hier Erwähnung finden mag. Der Oberſt Bulatov, der im Feldzuge des J. 1812 Wunder der kaltblütigſten Tapferkeit vollbracht hatte, ſtand am 14. Dec. zwei Stunden lang auf zwanzig Schritt vom Kaiſer entfernt, mit geladenen Piſtolen und dem feſten Entſchluß, ihn zu erſchießen, aber er brachte es nicht dahin. In Gewahrſam gebracht, wies er alle Speiſen zurück und ſtarb nach gräßlichen Qualen, als ſeine Fingernägel bereits vor Hunger zerbiſſen waren.

Auch über den Bund des Südens wurde durch den Ausfall des Petersburger Aufſtandes entſchieden, indem der Oberſt Paul Peſtel, die Seele der geſammten Verſchwörung, in Folge einer Denunciation verhaftet wurde. „Nach dem einſtimmigen Urtheil Aller, die ihn gekannt, war er ein Mann von großem Geiſt, eiſernem Charakter und unerſchütterlicher Ueberzeugungstreue.“ So gehörte er denn auch zu Denen, gegen welche am ſtrengſten verfahren wurde; die Sentenz lautet gegen ihn und noch vier Andere auf „Viertheilen“; der Befehl des Kaiſers „begnadigte“ ſie zum Aufhängen. Unter dieſen verdient vor Allem noch erwähnt zu werden der Oberſt S. Murawjew-Apoſtol, nicht nur eine ideale poetiſche Natur, wie Viele ſeiner Leidensgefährten, ſondern auch ein Mann von Thatkraft, Talent und einer reinen, Ehrfurcht gebietenden Denkungsart. „Seit früheſter Jugend war ſein Lieblingsgedanke das Wohl des Vaterlandes geweſen; dazu hatte er ſich vorbereitet und unabläſſig darauf gedacht, Rußland eine beſſere Zukunft zu bereiten.“ — Seine letzte Arbeit war, einen ſeiner jüngeren Freunde zu tröſten; indem er ſich mit ihm über die Unſterblichkeit der Seele unterhielt. Als der Henker die Execution ungeſchickt ausführte, bemerkte er mit einem Seufzer: „Auch dies verſteht man bei uns nicht zu machen“.

Die übrigen Verhafteten (im Ganzen 121 Perſonen) wurden nach Maßgabe ihrer Betheiligung in elf Kategorieen getheilt und mit verſchiedenen Strafen belegt. Dieſe waren im Allgemeinen ſehr ſtreng und auch die „Gnade“ des Kaiſers milderte nur wenig; ein großer Theil von ihnen, und man kann es wohl ſagen, die Blüthe des ruſſiſchen Adels, die Beſten der Nation wanderten nach Sibirien.

Digitized by Google

England.

Neue engliſche Erfindungen und Entdeckungen.

Alles von Papier. — Kometen in der Taſche. — Neue mechaniſche Werkzeuge und Apparate. — Telegraphiſche Claviere. — Metamorphoſe der Luft. — Zur Meteorologie.

Es herrſcht freudige Aufregung in unſerem kühlen Hauſe von Papier. Einige Mitglieder der Familie waſchen ſich noch in Becken von Papier, während ein erwachſener Sohn ſich ſchon in Glanz wirft, über das paplerne Vorhemdchen eine papierne Weſte anzieht und ſich ſchneeweiße Manchetten von Velinpapier umknöpft. Die eine Tochter vollendet ihre Toilette im anderen Zimmer, wo die Sonne durch die Malereien von papiernen Rouleaux gedämpft hindurchleuchtet. Sie ſitzt an einem Tiſche, deſſen weiche Decke die feinſten Plüſchverzierungen mit ihrer papiernen Zuſammenſetzung beſchämt. Des Kulturzweckes wegen erlaube ich mir ſogar die Indiskretion, nicht zu verſchweigen, daß ſie unter ihrem weißen Kleide das feinſte Gewand von Papier trägt, deſſen gepreßte und ausgeſchlagene Verzierungen am unteren Rande mit den feinſten Papierſäumen von Blumenſträußen, Conditortorten und zierlichſten Damen-Briefpapieren wetteifern. Dieſer koſtbare Unterrock wurde vollſtändig im Detail mit fünf Silbergroſchen bezahlt. Auch die papiernen Schuhe, die ſie eben anzog und wie der feinſte Atlas glänzen, koſten nicht mehr. Aber wir müſſen eilen: Die Hausfrau rief eben durch ein papiernes Sprachrohr aus ihrem Zimmer, daß die papierne Equipage vorfahre und es ohnehin höchſte Zeit ſei, wenn wir zur Beſichtigung des Kometen beim Profeſſor Tyndal nicht zu ſpät kommen wollten. Iſt nicht dieſer Komet auch von Papier? Nun, wir werden ja ſehen.

Erſt wird man billiger Weiſe von uns verlangen, uns wegen unſeres papiernen Glanzes doch als glaubwürdige, ſolide Leute vorzuſtellen und uns von vornherein gegen den naheliegenden Vorwurf zu wehren, als wollten wir in dieſer Zeit der Ueberproduktion von Makulatur dieſen Artikel noch muthwillig vermehren. Dieſe papiernen Herrlichkeiten, welche ich eben erwähnt habe, ſind bei uns zwar noch imaginäre; aber wir wiſſen von den hier ſtudirenden Japaneſen ſehr genau, daß ihre Landsleute viel häufiger in papiernen Häuſern wohnen, als in gemauerten oder hölzernen, und zwar reinlicher, ruhiger und geſchützter vor den Launen des Wetters, als wir in unſeren dickgemauerten Paläſten. Die papiernen Vorhemdchen, Kragen, Manſchetten u. ſ. w. ſind auch bei uns ſchon ziemlich gewöhnlich, und die Trinkgefäße u. ſ. w. von Papier kommen verbeſſert und vervollkommnet immer mehr in die Mode, nachdem ſie als Bierſeidel und Doſen ſchon eine alte Rolle geſpielt. Schuhe und Unterröcke aus Papier, ſo wie Weſten, Waſchbecken, Waſſertröge u. ſ. w. aus wieder zu Ehren gekommener Makulatur ſind wenigſtens vorläufig in Amerika ebenſo wenig Fabel, wie die papiernen Häuſer als Kartenhäuſer lächerlich gemacht werden können. Ebenſo fährt man ſchon thatſächlich in ſoliden Equipagen aus verdichteten Lumpen. Mr. Pawy in New-York benutzt ſein Patent auf dieſe neue Art von Papierfabrikation bereits glänzend zu allen dieſen erwähnten und noch anderen Gebrauchs-Gegenſtänden und Luxusartikeln. Die Häuſer aus feinem Papier, einer Miſchung von Makulatur, thieriſchen Leimen und ſonſtigen Abfällen, erweiſen ſich in New-York, Chicago und anderen Orten zum Theil ſchon ſeit langer Zeit nicht nur als ebenſo ſtark als ſteinerne Häuſer, ſondern im Winter auch als weit wärmer, wie im Sommer kühler. Ebenſo fahren ſchon einige Pioniere des Fortſchritts in den glänzendſten Equipagen von Papier. So durfte ich mir wohl erlauben, durch dieſe Einleitung hier im Geiſte in mein Kapitel verſchiedener engliſcher Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen zu fahren. Wir kommen zuerſt in den berühmten Hörſaal des Profeſſors Tyndal

Wie wir mit Bunſen und Kirchhoff im kleinſten Raume dicht vor uns den genaueſten Inhalt von vielen Millionen weit entfernter Weltkörper in farbigen Linien offenbart finden, hat auch Tyndal in kleinen Glasretorten die oft dreißig bis vierzig Millionen Meilen langen Schweife räthſelhafter Kometen eingefangen und ſie mitſammt ihren Köpfen als die leichteſten und luftigſten Truggebilde des Weltalls entlarvt. So ein Komet kann mit ſeinem Millionen oder Billionen Meilen langen Schweife ordentlich zuſammengelegt und verpackt, nöthigenfalls in die erſte, beſte Reiſetaſche geſteckt und auf der Eiſenbahn mit in das Coupé genommen werden, ohne daß Ueberfracht entſteht. Das wiſſen wir wohl ziemlich Alle; aber noch war es bisher ein Räthſel, wie dieſe Schweife oft ſo raſch entſtehen und in der fabelhafteſten Geſchwindigkeit durch den Weltraum, ſogar um die Sonne herum fliegen, ohne zu zerreißen, und überhaupt ſichtbar bleiben. Dieſes Räthſel hat Tyndal gelöſt, und zwar mit Hilfe einer neuen Anwendung der Spectral-Analyſe. Die Sonnenſtrahlen beſtehen bekanntlich aus leuchtenden, wärmenden und chemiſchen oder actiniſirenden. Die jahrelang fortgeſetzten Experimente Tyndal's mit chemiſchen Dämpfen aller Art in verſchloſſenen Räumen führten bald zu der Entdeckung, daß hindurchgeleitetes Licht ſich nach deſſen Zuſammenſetzung dreifach geltend macht und namentlich dieſe Dämpfe durch Actiniſirung verdichtet und in verſchiedenartigen Wolken ſichtbar macht. Dies führt ihn zu der vielfach beſtätigten Theorie, daß Kometen aus mehr oder weniger leichten Dunſtwolken beſtehen, welche in ihrer ſchnellen Bewegung durch das Sonnenlicht zum Theil actiniſirt, d. h. zerſetzt, und zugleich verdichtet und dadurch ſichtbar werden. Die ungeheuren Schweife der Kometen ſind demnach nichts Anderes, als actiniſirter Dunſt hinter den Kometen, deren Kerne die wärmenden und leuchtenden Lichtſtrahlen zurückbehalten und nur die chemiſchen durchlaſſen. Dadurch entſtehen die Schweife, welche im Grunde nichts Anderes ſind, als Schatten der luftigen Kerne, in welchen die chemiſchen Sonnenſtrahlen zerſetzend und verdichtend wirken. Vielleicht verſuche ich dies ſpäter mit Tyndal's Worten beſtimmter zu erklären. Jetzt gilt es einer raſchen Ueberſicht wegen kometenartig leichtſinnig durch eine ganze Reihe von hübſchen Fortſchritten in der Wiſſenſchaft und Kultur hindurchzufliegen.

Wir begeben uns vom Profeſſor Tyndal zunächſt in den Hörſaal eines Generals, nicht an der Spitze von Truppen und Mordinſtrumenten, ſondern von Männern der Wiſſenſchaft, nämlich der Royal Society, und allerhand Modellen und Muſtern von Erfindungen und Fortſchritten. Als Präſident dieſer Geſellſchaft, gab General Sabine in zwei Soiréen eine Ueberſicht und Erklärung von einer großen Menge praktiſcher Erfindungen und Verbeſſerungen mit vielfachen Experimenten. Wir wählen nur einige davon aus, inſofern ſie auch für uns anregend erſcheinen. Da iſt zuerſt eine Vorrichtung, erfunden von Price Williams, durch welche die verwickelte Weichenſtellerei auf Eiſenbahnen, die Urſache ſo vieler Unglücksfälle, ganz weſentlich vereinfacht und geſichert wird; namentlich bietet ſie Bürgſchaft, daß die jeweilig befahrenen Schienen ungebrochen zum Ziele führen. Eine andere Erfindung, der Excavator des Herrn Milroy, iſt eine Hacke-, Grabe- und Aushöhlungsmaſchine,

Digitized by Google

welche ebenſo gut auf dem Lande, als unter dem Waſſer arbeitet.

Sie beſteht aus einem mächtigen Metallringe mit beweglichen Spaten ringsum, welche an einer Kette und dazu gehörigen Flaſchenzügen runde Löcher in die Tiefe arbeitet und ſelbſt Steine aushöhlt. Die aufgegrabenen Maſſen werden vermittelſt anderer Ketten und mechaniſcher Vorrichtungen auf dazugehörige Karren und Kaſten geladen und herauf- und weggeſchafft. Für Brücken- und ſonſtigen aquariſchen Bau iſt dies gewiß eine große Erleichterung. Und da man auch ernſtlich damit umgeht, eine Eiſenbahnbrücke über den Kanal zur Verbindung Englands und Frankreichs zu bauen, wird dieſer Excavator bald Gelegenheit haben, ſich großartig zu bewähren. Außerdem arbeiten ganze Compagnieen mit Hunderten von Menſchen faſt täglich unter Waſſer, um die vom Meere verſchlungenen Schiffe und Schätze auszuplündern. Auch bei dieſer lebensgefährlichen und unheimlichen Arbeit wird die Erfindung vielfache Erleichterung bieten.

Daß täglich auch Tauſende von Menſchen tief unter der Erde hacken und Schätze graben und dabei oft maſſenweiſe lebendig begraben oder von böſen Wettern zerſchmettert werden, iſt bekannt genug. Die ſonſt vortreffliche Davy-Lampe bietet nicht abſolute Sicherheit gegen ſolche Exploſionen, ſo daß eine Verbeſſerung derſelben durch Mr. Story Horn, alſo die neue Horn-Lampe, allen Intereſſenten von Bergwerken eine willkommene Gabe ſein wird. Sie leuchtet beſſer, kann ſich nicht durch Anſammlung von Ruß verſtopfen, und ſtatt exploſive Gaſe zu entzünden, wird ſie durch dieſelben ſelbſt ausgelöſcht. Dies iſt zugleich ein ſicheres Zeichen der böſen Wetter, welche dann ohne Gefahr unſchädlich gemacht oder beſeitigt werden können.

Engliſche Männer der Wiſſenſchaft handeln beſonders häufig nach dem Göthe'ſchen Verſe:

„Wer etwas Großes will, muß ſich zuſammenraffen,
Denn nur in Beſchränkung zeigt ſich erſt der wahre Meiſter."

Dadurch iſt Mr. Gisborne als Signaliſt und Telegraphiſt, beſonders auf Schiffen und dem Meere, berühmt geworden und hat ſich jetzt durch Vereinfachung aller ſeiner früheren Erfindungen ſelbſt übertroffen. Er braucht keine Galvano-Electricität, keine pneumatiſchen Röhren, keine Luftverdichtungen mehr, wie bei früheren Apparaten, ſondern telegraphirt auf Schiffen, in Bergwerken, Fabriken oder großen Privathäuſern beiſpiellos ſicher, einfach und billig durch ein bloßes Gewicht mit Hilfe einer Kette. Auf dem berühmten, dickſten und maſſivſten Eiſenpanzerſchiffe der Welt, dem preußiſchen „König Wilhelm", der ſelbſt das größte Wunder Englands, den „Herkules", vielfach übertrifft, werden wir die Erfindung in prächtigſter Ausführung kennen lernen. Der Commandeur oder Capitain hat den Apparat vor ſich und braucht bloß den ſogenannten Indicator an der ſicher bezeichneten Stelle zu berühren, um nach jedem beliebigen Theile des Schiffes blitzſchnell einen Befehl zu ſenden und dabei ebenſo ſchnell zu erfahren, ob er richtig verſtanden ward. In kleinerem Maßſtabe kann der Apparat auch in jedem Hauſe, jeder Werkſtatt u. ſ. w. ſtatt der üblichen Klingelzüge und der neueren, koſtbaren Haustelegraphen mit Vortheil eingeführt werden.

General Sabine machte auch Experimente mit der Erfindung des Franzoſen Breguet, einer Art von magnetiſcher Zündnadel, durch welche jede Art von Geſchoſſen in jeder beliebigen Entfernung abgefeuert werden kann. Ich habe freilich keinen Sinn für dergleichen vervollkommnete, telegraphiſche Mordkunſt und denke lieber an das ſogenannte „Rad des Lebens", Erfindung von Clerk Maxwell, welches durch ſeine Drehungen ſogenannte dynamiſche Diagramme zeichnet, d. h. eigenthümliche Kurven und Durchſchnitte, wodurch die krummen und Wellenlinien, welche Lebensgebilde und Schönheitsformen begränzen, in ihren mathematiſchen und phyſikaliſchen Geſetzen zur Anſchauung gebracht und in ihrem geheimnißvollen Walten gleichſam belauſcht werden können. Dies ſieht nach etwas aus, wie jeder Phyſiolog zugeben wird, ſchon ohne es erſt geſehen zu haben. Wenigſtens giebt es Hoffnung, daß es zur Enthüllung tiefſter Geheimniſſe der Geſetze von Geſtaltungen, Bildungen und Umbildungen des Lebens beitragen werde.

Der berühmte Telegraphen-Gelehrte R. J. Holmes zeigte Proben ſeines neuen magneto-alphabetiſchen Telegraphen, der an Einfachheit und Billigkeit alle anderen bis jetzt gebräuchlichen Apparate übertreffen ſoll. Man ſieht weiter nichts als zwei runde Reihen von Knöpfen, welche die verſchiedenen Buchſtaben bedeuten. Man kann die Buchſtaben nach der Reihe ebenſo ſchnell ausdrücken, d. h. blitzſchnell in die Ferne ſchicken, wie man auf Taſten Noten ſpielt, ſo daß eine Schnelligkeit der Fernzeichenſprache möglich iſt, wie die des Abſpielens von Sechzehntel- und Zweiunddreißigſtel-Noten. Die Regierung, welche das Telegraphenweſen mit der Poſtverwaltung verbinden will, ſoll ſich entſchloſſen haben, dieſem magneto-alphabetiſchen Telegraphen den Vorzug vor allen bisherigen Arten zu geben. Ehe es ſo weit kommt, wird es freilich noch oft warm und kalt werden.

Wie ſchützen wir uns am beſten gegen die glühende Sonnenhitze und die ſpäter folgende Winterkälte? Das iſt eine wichtigere Lebensfrage, als die meiſten Menſchen glauben. Aus der ſeit vielen Jahren geführten meteorologiſchen und Mortalitäts-Statiſtik des engl. Geſundheits-Amtes ergiebt ſich ganz unwiderleglich, daß mit dem Falle des Thermometers, beſonders plötzlichem Falle, die Sterblichkeit um ſo mehr ſteigt, je tiefer und wechſelnder dieſer Fall ſtattfindet. Schon aus dieſem Grunde ſind Mittel zur Ausgleichung dieſer Wärmeunterſchiede von höchſter Wichtigkeit. Außerdem giebt es unzählige Fälle, in denen es unerläßlich oder wenigſtens nützlich erſcheint, die flüchtige Wärme möglichſt zurück- oder Kälte abzuhalten. Zwar weiß jedes Kind, daß dies durch Nichtwärmeleiter bewerkſtelligt werden kann, aber es iſt ein großer Unterſchied in der Art der Anwendung. Undurchdringlich verſchließen und feſthalten laſſen ſich Wärme und Kälte nicht, aber der ſogenannte norwegiſche Kochapparat der Herren Silver u. Co., welcher ebenfalls öffentlich ausgeſtellt und probirt ward, leiſtet für die Wirthſchaft und ſonſtige kleinere Bedürfniſſe alles Mögliche. In einem ſolchen Apparate wurde früh um 8 Uhr ein Nöſel kochendes Waſſer verſchloſſen gehalten und zwölf Stunden ſpäter wenigſtens noch ganz warm gefunden. Umgekehrt kann man natürlich alle möglichen Gegenſtände darin gegen die Wärme ſchützen, beſonders wenn man ein Stück Eis dazu legt. Derſelbe Apparat, auf ganze Zimmer angewandt, ſchützt ebenſo erklärlich im Sommer gegen eindringende Wärme, wie im Winter gegen Kälte. So wird vielleicht dieſer Apparat noch zu einem ziemlich allgemein beliebten Mittel, die Geſundheit und Lebensbequemlichkeit gegen die feindlichen Mächte der Natur zu fördern, und auch ohne dieſe Ausdehnung iſt es ſchon ganz hübſch, Speiſen und Getränke durch denſelben Apparat warm und kalt zu ſtellen und beim Kochen und Braten beträchtlich viel Feuerung zu ſparen.

Digitized by Google

Nun ein kurzer Beſuch bei dem berühmten engliſchen Münzmeiſter und ſpeziellen Forſcher auf dem Gebiete der Ex- und Endosmoſe, Mr. Graham. Er gab uns in ſeinem Laboratorium neulich das merkwürdigſte Schauſpiel, welches in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften Epoche machen wird.

Metalldrähte wurden vor unſeren Augen lebendig, ſtreckten und dehnten, krümmten und wandten ſich wie Schlangen. Die Drähte, bandartig durch's Waſſer gezogen, beſtanden aus dem Metalle Palladium und ſtanden mit den Polen einer elektriſchen Batterie in Verbindung. So wie der Strom auf ſie wirkte, wickelten ſie ſich ſchnell auf, dehnten ſich aus und ſtreckten ſich wie lebendig. Jetzt wurde der elektriſche Strom umgekehrt und die langgeſtreckten Schlangen krochen wieder zuſammen, bis ſie die urſprüngliche Geſtalt und Größe wieder erreicht hatten. Dabei zeigte er durch geniale Apparate, daß dieſe Ausdehnung durch Verſchlingung verhältnißmäßig ungeheurer Maſſen von Waſſerſtoffgas oder Hydrogen entſtanden war und durch Umkehrung des elektriſchen Stromes das verſchlungene Hydrogen wieder frei ward. Dies iſt zugleich der naturwiſſenſchaftlich-unumſtößliche Beweis, daß dieſe leichteſte aller Luftarten ein Metall iſt, wie es denn auch unter dem Namen Hydrogenium unter dieſe Gattung von elementaren Körpern bereits offiziell aufgenommen worden iſt. Man kann nun auch ſchon ohne Leichtſinn behaupten, daß alle anderen Arten unſerer atmoſphäriſchen Luft metalliſchen Charakters ſind und unter Umſtänden noch als ſolche gefeſſelt und dargeſtellt werden können. Die alten Alchemiſten verſuchten aus unedlen Metallen Gold zu machen; wer weiß, was künftige naturwiſſenſchaftliche Zauberei noch aus der Luft ſchaffen und ſchöpfen werden! Mit etwas Phantaſie kann man ſich vorſtellen, daß man Waſſerſtoffgas in Form von Viergroſchenſtückchen in luftdichten Taſchen bei ſich trage, dieſe nach Bedürfniß entfeſſele, ſo die Taſchen in einen Luftballon verwandele und durch die Lüfte fliege, was wenigſtens eine beſſere Neuerung ſein würde, als die jetzt zur Manie werdenden ſtrampelbeinigen Fahrfoltern oder Vélocipedes. Und beſteht nicht unſere Nahrung weſentlich aus Luftarten? Dieſe müſſen erſt mühſam durch Pflanzen und Thiere in verdauliche Nahrung umgewandelt und verdichtet werden. Warum ſollte es einem künftigen Genie von Chemiker nicht gelingen, eine Art von Zauber-Kochapparat zu erfinden, welcher auf der einen Seite die atmoſphäriſche Luft mit den reichen Beſtandtheilen von Stickſtoff, d. h. weſentlich fleiſchlichem Nahrungsſtoff, einzieht, um ſie auf der anderen Seite als Beefſteaks oder gebratenes Geflügel mit Sauce von ſich zu geben und uns durch eine anderweitige mechaniſche Vorrichtung appetitlich aufzutiſchen?

Unter den verſchiedenen Arten von Schutzmitteln gegen das Verderbniß friſchen Fleiſches haben ſich einige ſo praktiſch bewährt, daß man jetzt ganze Schaf- und Rinderheerden Auſtraliens und Südamerikas für die engliſchen Magen zurecht macht und zu ziemlich billigen Preiſen friſch in London u. ſ. w. feilbietet. Außerdem verſorgt die von einem Deutſchen zuerſt begründete Fleiſchextract-Compagnie von Fray Bentos in Uruguay, in Concurrenz mit ſchon einigen andern, ſo ziemlich ganz Europa mit ihren koſtbaren Büchſen für einen beinahe auf die Hälfte gefallenen Preis. Der ſich immer mehr vervollkommnende Welthandel wird außerdem das Seinige thun, Mangel und Ueberfluß auf der Erde ſo auszugleichen, daß Niemand mehr in irgend einem Winkel der Erde ohne Selbſt- oder Staatsverſchuldung zu hungern braucht. Doch wird dies nicht eher möglich ſein, als bis der faſt überall bis an die Zähne bewaffnete Friede, der nach dem Bilde des „Kladderadatſch" viel ſchlimmer ausſieht, als der wüthendſte Mars, zu wirklichem Frieden und Vertrauen unter den Nationen geworden ſein wird.

Ich könnte meine Liſte neueſter, friedlicher Erfindungen im Dienſte der Humanität, des Menſchenwohls, der Herrſchaft über die Natur und der Wiſſenſchaft noch viel weiter ausdehnen, will mich aber begnügen, nur noch auf einige aufmerkſam zu machen. Das berühmte meteorologiſche oder Wetter-Büreau des Handels-Amtes, welches ſich ſchon ſo viele Verdienſte um Sicherheit der Schiffahrt durch telegraphiſche Verkündigung bevorſtehender Stürme, durch Meeres-Statiſtik u. ſ. w. erworben hat, veröffentlichte unlängſt eine Reihe von Diagrammen, d. h. von allen möglichen Kurven, um den Gang und die Kraft von Stürmen und Orkanen, deren Entſtehung und Verlauf zu veranſchaulichen. Neu für mich waren darunter die Seitenſtücke zu den ſogenannten Iſothermen, nämlich die Iſobaren, d. h. die Linien gleichen Luftdruckes auf den verſchiedenen Theilen der Erde, durch welche der Wetter-Wiſſenſchaft neue Mittel und Wege zur Löſung der alten Probleme für Wetter-Prophezeiung in die Hand gegeben werden. Dieſe Wetter-Prophezeiung, an welcher ſich ſeit Jahrtauſenden Menſchen aller Art verſucht haben, wird gewiß endlich ein Theil wirklicher Naturwiſſenſchaft und eins der mächtigſten Mittel zur wohlthätigen Herrſchaft über die Natur zu Waſſer und zu Lande. Dann brauſen die Stürme nicht mehr um die Wette und bilden wüthend eine Kette grimmiger Zerſtörung ringsumher, ſondern die Natur ordnet auch hier, bildend jegliche Geſtalt, und ſelbſt im Großen iſt ſie nicht Gewalt.

Von den reichen, neueſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Künſte will ich nur erwähnen, daß der engliſche Maler White Warren nicht mit dem Pinſel, ſondern mit dem Meſſer, eine ziemliche Menge von Oelbildern gemalt hat und öffentlich ausſtellte, und zwar mit der Behauptung, daß dies Wiederbelebung der alten, venetianiſchen Malerkunſt ſei. Er wies wirklich an einigen Bildern nach, daß die Farben mit Palettemeſſern von verſchiedener Weite und niemals mit Pinſeln aufgetragen worden ſeien. Dies würde mich in die zahlreichen, jetzt offenen Kunſt- und Gemälde-Ausſtellungen führen, wenn ich mich verleiten ließe, hineinzugehen; aber ich thue es nicht, weil ich es für Menſchenquälerei halten würde, Bilder zu ſchildern, die man ſehen muß, um ſie genießen zu können. Und die engliſchen Maler ſchicken ihre Werke höchſtens ausnahmsweiſe bis nach Paris, da für ſie die übrigen Stätten der Malerkunſt Europas und die Ausſtellungen gar nicht vorhanden zu ſein ſcheinen.

Schweiz.

Huber: Die lateraniſche Kreuzſpinne.*)

Nur die in hiſtoriſcher Zeit und durch Stiftung entſtandenen Religionen haben den Trieb nach univerſeller Verbreitung bekundet. Im Vollgefühl ihres höheren Wahrheitsgehaltes, durch

*) Die lateraniſche Kreuzſpinne oder das Papſtthum als Hemmſchuh der Völkerwohlfahrt. Eine volksthümliche Studie von Dr. Franz Huber, Docent der Geſchichte an der Hochſchule in Bern. I. Die Päpſte als Menſchenſchlächter. Bern, Haller, 1869. (146 S.)

Digitized by Google

welches derſelbe bedingt war, lag aber zugleich der verhängnißvolle Keim jener Unduldſamkeit eingeſchloſſen, die auch über das Chriſtenthum all die blutigen Greuel der Ketzer- und Judenverfolgung, der Inquiſition und der Hexenprozeſſe herbeiführen ſollte. „Die Ketzerhatz in einem freilich ſchaudervollen Geſammtbild den Völkern zu ſchildern, iſt die Hauptaufgabe der vorliegenden Schrift.“ Dieſe Aufgabe hat der Verfaſſer erfüllt, indem ihm zu einem ſolchen Gemälde ſeine ſchlagfertige Kampfluſt den wuchtigſten Pinſel und die grellſten Farben lieh. In den zwei Hauptabſchnitten, betitelt „die Päpſte als Menſchenſchlächter“ und „die Päpſte ſind unverbeſſerlich“ (S. 12—138), trägt er mit ſtaunenswerther Beleſenheit die chronique scandaleuse aller Jahrhunderte der römiſchen Kirche zuſammen und verarbeitet ſie zu einem düſtern Nachtbild menſchlicher Verworfenheit, vor welchem das ſittliche Gefühl voll Entſetzen die Flucht ergreift. Die eigene Entrüſtung über das Reſultat ſeiner Unterſuchungen drängt den beredten Anwalt der Humanität zu der Mahnung des Volkstribunen: Caveant consules, ne quid respublica detrimenti capiat (p. 136) und ſchließlich zu dem ſtürmiſchen Schlachtruf an die Völker: Bekämpfung des Pfaffenthums, Vertreibung der Jeſuiten, Vernichtung des Papſtthums, Sturz der katholiſchen Kirche!

Dieſe kriegeriſche Erſcheinung auf einem Feld, deſſen Ehre die Friedensbotſchaft iſt, muß im Zuſammenhang mit den allgemeinen Tendenzen der Zeit betrachtet werden. Dieſe ſtreben ſeit der Reformation und der franzöſiſchen Revolution immer bewußter nach Durchbrechung der mancherlei Feſſeln, in welche die Vergangenheit die Geiſter geſchlagen hatte, und vorwärts nach Begründung humanerer und freierer Inſtitutionen. Wie verheißungsvoll aber auch die menſchenfreundlichen Blüthen der Kultur den kommenden Geſchlechtern eine ſchönere Zukunft verkünden, und wie vielſeitig die Anſtrengungen ſind, eine ſolche herbeizuführen: immer und immer wieder und immer gleich tönt ihnen vom Vatican herunter jenes ſtarre, ſteinerne Non possumus! entgegen. Und ſoeben ſchickt ſich die katholiſche Hierarchie an, durch die Maſſenwirkung eines ökumeniſchen Concils dem monotonen Proteſt gegen Zeitgeiſt und Fortſchritte kräftigen Nachdruck zu geben. Die Thatſache eines in dieſer Weiſe beabſichtigten Rückſchlags auf das Zeitbewußtſein wird die Träger deſſelben, wo ſie mit Ruhe dem Glauben an die ſiegreiche Macht der weltgeſchichtlichen Ideen hingegeben ſind, dieſem ohnmächtigen Beginnen gegenüber vielleicht zu einem Lächeln über ſolchen Anachronismus vermögen, wo ſie dagegen ſelbſt mitten in der Bewegung ſtehen, zu erbittertem Kampfe herausfordern. Im letzteren Fall befindet ſich der Verfaſſer.

Auf die Streitigkeiten des Herrn Dr. Huber, eines in Bern niedergelaſſenen Deutſchen, mit den Jeſuiten iſt in Nr. 14 dieſer Zeitſchrift hingewieſen. Den dort gegebenen Mittheilungen ſei beigefügt, daß von ſeiner Hand ein bezügliches Werk unter der Preſſe iſt.*) Im Zuſammenhang mit dieſer Fehde iſt auch „die lateraniſche Kreuzſpinne“ entſtanden, von welcher der erſte Theil vorliegt.

Nun iſt ja freilich jeder Kampf um die Wahrheit berechtigt, ja geboten. Wir fragen aber: was iſt mit dieſer Schrift für die Wahrheit, für das Gute gethan? Was da geſagt iſt, kann nicht beſtritten werden; dem Munde der Gegner ſelbſt und den authentiſchen Dokumenten der Zeitſchriftſteller ſind die Beweismittel größtentheils entnommen. Der Geſchichtskundige wird Bekanntes ebenſo fleißig und treu ausgehoben als formgewandt zuſammengeſtellt, im Einzelnen wohl auch vermehrte Belege zu alten Thatſachen, im Allgemeinen aber neue Geſichtspunkte nicht finden. Auch athmen Sprache und Ton nicht jene Ruhe des Gedankens, die der ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeit den Stempel unbeſtechlicher Wahrheitsliebe aufprägt. So weiſt vielmehr die ganze Haltung der Schrift auf einen unmittelbar praktiſchen Zweck hin, den ſie auch unverhohlen ausſpricht.

Welche Wirkung aber eine ſo geharniſchte Philippica auf Freund und Feind ausüben muß, iſt unſchwer abzuſehen. Letzteren muß es im Innerſten empören, auf die Geſchichte ſeiner Glaubensgemeinſchaft, die doch für Millionen und aber Millionen menſchlicher Weſen die einzige Vorbereitung auf ein höheres Leben geweſen iſt, all den Fluch und die Schande roheſter Sittenloſigkeit gehäuft, die Gegenſtände ſeiner Achtung und Verehrung dergeſtalt an den Pranger geſtellt zu ſehen. An ſeinem erbitterten Gefühl prallt der Mahnruf, „die abergläubiſch verblendeten Augen zu öffnen“, völlig wirkungslos ab. In jenem aber muß die Verſchlechterung des Gegners Verachtung pflanzen, den Gegenſatz noch mehr zuſpitzen, verwundenen Groll auf's Neue entflammen und ſo alle Leidenſchaften der Verfolgungsſucht aufſtacheln — derſelben unheilvollen Verfolgungsſucht, für die der Verfaſſer jene „tonſurirten Blutſauger des Menſchengeſchlechts“ mit Peitſchenhieben zu züchtigen nicht müde wird. Im Namen der Toleranz ſprechen wir daher unſere entſchiedene Abneigung gegen eine ſolche Kampfesweiſe aus. Das proteſtantiſche Bewußtſein, deſſen Paladium die Gewiſſensfreiheit iſt — dieſelbe Freiheit des Gedankens, für welche hier die Völker in die Schranken gerufen werden — giebt unſerem Zeitalter beſſere Waffen in die Hand. Die Leuchte der Wiſſenſchaft möge die Nebel des Irrthums verſcheuchen, erhöhte ſittliche Reinheit und Kraft, ruhend auf vertiefter religiöſer Grundlage, die Ausartung überführen. Bleiben ſolche civiliſatoriſche Mächte auf die Dauer fruchtlos, ſo wird das alternde, morſche Gebäude in ſich ſelbſt zuſammenbrechen, ohne unſerer Keulenſchläge zu bedürfen.

Scheint jedoch zeitweilig das Pamphlet am Platz: nun, es werde energiſch gehandhabt, aber nicht mit der prallen Derbheit des Erzürnten, ſondern mit jener Feinheit und erhabenen Ironie, die wir an Pascal bewundern. Seine Lettres à un provincial, von den Jeſuiten ſelbſt anfangs für das Werk eines ihrer Oberen gehalten, haben zur Zeit die Verſchmitztheit der Herren von der Geſellſchaft Jeſu dergeſtalt gerichtet und vernichtet, daß ihr Anſehen in Frankreich auf viele Jahrzehnde hinaus erſchüttert war. Aus der Rüſtkammer des echten Pamphletärs möge der Verfaſſer, dem es zu ſeinem Kampf weder an Witz und Geiſtesſchärfe, noch an gewappneter Zurüſtung gebricht, ſich die Waffen hervorholen, wenn er der volksthümlichen Schreibweiſe vor der wiſſenſchaftlichen den Vorzug giebt. Ernſt Buß.

Nord-Amerika.

Die Dauerhaftigkeit der Racen-Charaktere bei verſchiedenen Menſchenarten.*)

Agaſſiz hat in einer der Noten, die er als Anhang ſeinem von ſeiner Frau auf der Reiſe in Braſilien (1865—66) geführten

*) Es wird betitelt ſein: Jeſuitenmoral oder Beweis, daß die Jeſuiten den Grundſatz lehren: Der Zweck heiligt die Mittel. Nachgewieſen von Dr. Franz Huber.

*) A Journal in Brazil by Mr. and Mrs. Louis Agassiz. Boston and London, 1868.

Digitized by Google

Journal beigegeben hat, einige ſehr werthvolle Bemerkungen über die Charaktere der Neger- und Indianerrace, ſowie die Miſchlinge beider gemacht, welche aus dem Studium der nackten lebenden Körper, die man im Thale des Amazon und in Braſilien überhaupt alltäglich ſieht, und aus einer Reihe von Photographien abgeleitet ſind. Die letzteren ließ A. zum Theil in Rio de Janeiro von deutſchen Künſtlern (Stahl & Wahnſchaffe) anfertigen, zum Theil wurden ſie von ſeinem Begleiter Mr. Hunnewell auf der Reiſe ſelbſt aufgenommen. Jedes Individuum wurde en face, en profil und von rückwärts dargeſtellt.

Der allgemeine Unterſchied der Körperformen des Negers und des Indianers beſtand vorzüglich in der Länge und Breite des Rumpfes und der Kürze der Extremitäten beim Indianer, im Verhältniß zu dem magern, kurzen Rumpf, den tiefgeſpaltenen Beinen und langen Armen des Negers. Dabei hat der Indianer einen kurzen Hals und breite Schultern, eine Eigenſchaft, die ebenſo ſehr den Frauen zukommt, ſo daß eine Indianerin von rückwärts geſehen ein ſehr männliches Ausſehen hat. Auch das Geſicht der Indianerin zeigt ſelten die weicheren Züge höherer Weiblichkeit. Bei den Negern iſt die Schmalheit der Bruſt und der Schultern, die dem Weibe charakteriſtiſch iſt, faſt ebenſo markirt beim Manne. Der männliche Neger erſcheint faſt ebenſo weibiſch in ſeinem Bau, wie die Indianerin männlich. Doch iſt der Unterſchied der Geſchlechter bei den Indianern weniger markirt wie bei den Negern. Die Negerin iſt im Allgemeinen von zarteren Formen gegenüber dem Manne ihrer Race. Die Breite der Bruſt zwiſchen den Bruſtdrüſen iſt bei den Indianerinnen eine auffallend große, ſie iſt faſt dem Durchmeſſer einer Drüſe gleich; bei der Negerin ſtehen die Drüſen faſt dicht zuſammen. Auch die Form derſelben iſt eine verſchiedene; die Indianerin hat eine kegelförmige Bruſt, die prall und gut angeſetzt iſt, ſo daß die Warze ſeitwärts ſteht und die ganze Drüſe aus der Achſelhöhle hervorzukommen ſcheint. Bei der Negerin iſt die Bruſt mehr cylindriſch, loſer und weicher, die Warze ſteht nach vorn und unten, ſo daß ſie auf dem Bilde nicht über dem Arm, ſondern über dem Bruſtkorbe liegt. Die Weiche iſt bei dem Indianer breit, gegen den Unterleib ſcharf abgeſetzt, bei dem Neger iſt ſie blos eine Falte. Die Glieder ſind nicht bloß beim Neger relativ viel länger, ſondern Geſtalt und Bewegung derſelben iſt auch eine verſchiedene. Die Beine des Indianers ſind bemerkenswerth gerade, die Kniee des Negers nach innen gebogen, ſein Hüft- und Kniegelenk gewöhnlich flektirt. Bei dem Indianer iſt der Raum zwiſchen den an ſich kurzen Schulterblättern größer als bei irgend einer andern Race. Bei indianiſchen Männern und Frauen erſcheint, zumal auf Profilbildern, die Breite des Rückens, die Rundung der Schultern, ein wohlgeformter Arm und eine gewöhnlich ziemlich kleine Hand auffallend; Der kleine Finger iſt bemerkenswerth kurz. Der Neger hat lange Schulterblätter, die nahe zuſammenſtehen, die Schultern ſind bei ihm ſchmal, eng, die Hand mager, die Finger haben breitere Hautbrücken am Grunde, als bei irgend einer andern Race. Männer und Frauen ſind ſich hierin gleich; der Mann iſt muskulöſer aber kaum korpulenter; die Profilbilder zeigen die Bruſt und den Rücken gewöhnlich nach vorn und hinten vom Arm vorragend. Das Verhältniß zwiſchen Länge und Breite des Rumpfes differirt kaum bei beiden Racen, die Differenz in der relativen Länge und Stärke der Extremitäten iſt aber deshalb um ſo augenſcheinlicher.

Die Unterſchiede des Haares ſind bekannt; ebenſo die charakteriſtiſchen Merkmale beider Racen neben den Weißen. Bemerkenswerth ſind aber die Charaktere der Miſchlinge. Der Baſtard zwiſchen dem Weißen und Neger, der Mulatte, hat hübſche Geſichtszüge, hellen Teint, ſein Charakter iſt zutraulich aber indolent. Der Baſtard aus Indianer und Neger, der Cafuzo genannt wird (in ſpaniſchen Ländern Zambo), iſt ganz verſchieden, ſeine Züge haben nichts von der Weichheit des Mulatten, ſein Teint iſt dunkel, ſein Haar lang, hart, lockig, ſein Charakter eine Combination des luſtigen Negergemüths und der energiſchen, ausdauernden Indianernatur. Der Miſchling der Weißen und Indianer, in Braſilien Mammeluco (bei den Spaniern Meſtize) genannt, iſt blaß, weibiſch, faul und aufſäſſig, ſo daß es ſcheint, daß der Einfluß des Weißen nur durch den Indianer verwiſcht iſt, ohne daß der letztere ſeine energiſchen Eigenſchaften mitgetheilt hat. Merkwürdig iſt es, daß bei beiden Combinationen der Indianer ſeine Charaktere ſtärker ausgeprägt hat, als die andern beiden Racen, und daß bei weiteren Kreuzungen der indianiſche Vollbluttypus weit eher zurückkehrt, während der der andern Race — Neger oder Weißer — verſchwindet. Der Nachkomme eines Cafuzo- und eines Mammeluco-Individuums, den A. ſah, zeigte faſt vollſtändig die Charaktere eines Vollblutindianers.

Afrika.

Zwei neue deutſche Werke über Oſt-Afrika.

Vielfache Veranlaſſungen haben dazu beigetragen, daß der bis jetzt noch am wenigſten bekannte und doch ſo überaus intereſſante Welttheil in letzterer Zeit gerade für uns Deutſche ein vorzugsweiſe großes Intereſſe gewonnen hat. Unſere deutſchen Forſcher und Reiſenden waren es ja, welche Gut und Blut daran geſetzt haben, das geheimnißvolle Innere dieſes Landes zu erſchließen, dem Verkehr und der Civiliſation zugänglich zu machen.

Unter dieſen Reiſenden iſt es vor Allem Einer, welcher das Intereſſe gebildeter Deutſchen im höchſten Grade in Anſpruch nehmen muß. Als blühender junger Mann, ausgeſtattet mit allen körperlichen Vorzügen und nicht minder mit ſo reichen Privatmitteln als ſie nicht leicht ein anderer deutſcher Reiſender zur Verfügung gehabt, ging Baron Karl Klaus von der Decken nach Afrika, um jene hohen Ziele zu erreichen. Und nach den ſchwerſten Opfern, nach fünf Jahre langen faſt vergeblichen Bemühungen büßte er ſelbſt ſein Leben für die Sache ein.

Seine werthvolle Hinterlaſſenſchaft wurde von einem ſeiner Mitreiſenden, dem kenntnißreichen, perſönlich anſpruchsloſen, für die Sache begeiſterten Dr. Otto Kerſten, zu einem umfangreichen Werke bearbeitet, welches, erweitert nach den eigenen Erfahrungen, ſowie nach der werthvollſten bis jetzt über dieſen Gegenſtand exiſtirenden Literatur unter dem Titel *Baron von der Decken's „Reiſen in Oſt-Afrika“**) ſo eben erſchienen iſt. Da dies Werk hier, bereits vor Kurzem eine Erwähnung gefunden hat, ſo begnügen wir uns, *eine Seite* deſſelben kurz hervorzuheben. Dies iſt die *kulturgeſchichtliche*, welche Dr. Kerſten in der Weiſe in's Auge gefaßt hat, daß er jenen vorzugsweiſe für uns Deutſche geſunden und von der Natur im höchſten Maße geſegneten Erdſtrich in allen ſeinen Erzeugniſſen auf das Eingehendſte ſchildert, ſo daß er damit eine ſo werthvolle Belehrungsquelle bietet, wie ſie ſelbſtverſtändlich noch gar nicht

*) Leipzig und Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung.

Digitized by Google

exiſtirt und wie ſie andererſeits für alle diejenigen, welche, ſei es aus irgend einem Grunde, ihr Augenmerk dorthin richten, von der höchſten Wichtigkeit erſcheinen muß.

Ein anderer deutſcher Reiſender dürfte die Aufmerkſamkeit aller Gebildeten in kaum geringerem Maße in Anſpruch nehmen. Dies iſt M. Theodor von Heuglin, welcher nach mehrmaligen Reiſen und nach zwölfjährigem Aufenthalt jetzt aus Afrika zurückgekehrt iſt und ſoeben mit der Herausgabe eines ebenfalls ſehr werthvollen Werkes begonnen hat. Daſſelbe, „Ornithologie Nordoſt-Afrika's"*), hat allerdings nur für ein gewiſſes Publikum ein beſonderes Intereſſe. Hier wird es uns jedoch geſtattet ſein, daſſelbe als eine Frucht deutſchen Fleißes und deutſcher Gelehrſamkeit ins Auge zu faſſen — ein Geſichtspunkt, den wir unſeren deutſchen Reiſenden, Forſchern und Gelehrten gegenüber billigerweiſe recht oft und warm berückſichtigen ſollten. Die beiden erſten uns vorliegenden Doppellieferungen dieſes Werks zeugen davon, daß der Verfaſſer einerſeits mit der Liebe und Begeiſterung eben eines deutſchen Forſchers die Vogelwelt der von ihm beſuchten Gegenden ſtudirt hat, daß er andererſeits in der geſammten einſchlägigen Literatur durchaus zu Hauſe iſt und daß er ſchließlich daher ſo befähigt iſt, wie ſelten einer, die gereifte Frucht ſeiner ernſten ehrlichen Studien und lange dauernder praktiſcher Arbeiten auf einem der anziehendſten Gebiete der Naturgeſchichte in einer Weiſe zur Geltung zu bringen, welche einen doppelten Werth hat. Da nämlich gerade in der Kenntniß der Vögel Nordoſt-Afrika's nur noch zu große Lücken vorhanden waren, ſo darf dies Werk einen außerordentlich hohen Werth für die wiſſenſchaftliche Ornithologie beanſpruchen. Nicht minder aber erſcheint daſſelbe von Wichtigkeit für jeden gebildeten Freund der Vögel, denn ſowohl die klare, durchaus faßliche Darſtellung, als auch die eingehende Schilderung machen es zu einer Belehrungsquelle, die namentlich auch für bedeutendere Schulanſtalten in Betracht zu ziehen ſein dürfte. Nach eigenen Zeichnungen Heuglin's iſt das Werk mit den beſten Abbildungen in Chromolithographie ausgeſtattet, welche wir in Deutſchland bis jetzt beſitzen. Jede Doppellieferung enthält zwei Tafeln beſonders intereſſanter, bis jetzt noch wenig bekannter Vögel Das ganze Werk wird etwa 15 Lieferungen in Lexikon-Octav umfaſſen, mit dreißig Tafeln Abbildungen. Einen ganz beſonderen Werth für das Studium der Ornithologie hat dies Werk auch noch durch die genaue Angabe der geſammten über jeden einzelnen Gegenſtand exiſtirenden Literatur. Karl Ruß.

Kleine literariſche Revue.

— **Holbein und ſeine Hiſtoriker,** von Eug. Müntz.**) Wenn die Reſultate deutſcher Forſchung auf dem Gebiete der philologiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ebenſo ſehr wie die ſtreng kritiſche Methode dieſer Forſchung bei unſeren überrheiniſchen Nachbaren immer mehr Anerkennung und Verbreitung finden und eine friedliche Begegnung der benachbarten Nationalitäten auf dem gemeinſamen Felde geiſtiger Intereſſen wirkſam gefördert wird, ſo iſt dieſe Propaganda für die beſten Thaten des deutſchen Geiſtes weſentlich das Werk eines kleinen Kreiſes von Gelehrten und Schriftſtellern, die in der auch im „Magazin" ſchon wiederholt rühmend erwähnten Revue critique (Paris, A. Franck) ihren literariſchen Mittelpunkt finden. Die unbefangene und unumwundene Anerkennung, welche dort deutſchem Weſen und Denken zu Theil wird, verdient unſererſeits um ſo freudiger bewillkommnet zu werden, da ſich drüben noch manchmal unverſtändiger Chauvinismus und beklagenswerthe Engherzigkeit auch in wiſſenſchaftlichen Dingen laut macht. Zu dem erwähnten Kreiſe gehört auch Herr Eugen Müntz, Elſäſſer von Geburt und dadurch ſchon auf die naheliegende und dankenswerthe Vermittlerrolle zwiſchen den Leiſtungen der deutſchen Wiſſenſchaft und Frankreich hingewieſen. Herr Müntz hat die Kunſtgeſchichte zu ſeiner Specialität gemacht und außer umfangreichen Arbeiten über die zeitgenöſſiſchen Künſtler ſeines engeren Vaterlandes neuerdings eine ſehr intereſſante Studie über die neueſten Geſchichtsſchreiber Holbein's mit beſonderer Berückſichtigung von Woltmann's vortrefflichem Werke: „Holbein und ſeine Zeit" zuerſt in der Gazette des beaux arts und ſpäter in einer ſtarken Broſchüre in groß Quart mit werthvollen Holzſchnitten veröffentlicht. Die Arbeit hat außer ihrem ſachlichen Werthe, eine der bedeutendſten Erſcheinungen der neueren deutſchen Kunſtgeſchichte in einem höchſt anziehenden und ſorgfältigen Reſumé unſern linksrheiniſchen Nachbaren vorzuführen, das beſondere Verdienſt, die ſtreng kritiſche Methode deutſcher Forſchung an einem glücklich gewählten Beiſpiele zu veranſchaulichen und überall von jener unbefangenen Anerkennung des ſpecifiſch deutſchen Weſens durchdrungen zu ſein, wegen welcher wir jenem Kreiſe von Gelehrten und Schriftſtellern zu beſonderem Danke verpflichtet ſind.

— **Das Leben Edmund Kean's.***) Daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, iſt in unſerer vielſchreibenden Zeit kaum mehr eine Wahrheit zu nennen. Alle die Künſtler, die ſich jemals auf den Brettern ausgezeichnet, haben ihre Biographen gefunden, oft mehrere, und ihre Namen erfreuen ſich eines ganz anſtändigen Theils von Unſterblichkeit, mehr ſelbſt als manche ſolche Männer, deren wohlthätige Einrichtungen oder Erfindungen täglich dem lebenden Geſchlechte zu gute kommen und vielleicht gerade darum ſo ohne Dank hingenommen werden, wie natürliche Lebensbedingungen. — Obgleich oder weil England dasjenige Land iſt, in dem der Verfall der dramatiſchen Kunſt nach jeder Richtung hin deutlicher wahrnehmbar iſt, als in irgend einem andern, ſchenkt man auch dort den einſtigen Größen ein dankbares Andenken. So iſt jetzt die unten erwähnte ausführliche Lebensbeſchreibung Edmund Kean's, des letzten großen engliſchen Tragöden, erſchienen, die in mancher Hinſicht intereſſant und lehrreich iſt, wie jede Biographie, die dieſen Namen verdient; allein der Verfaſſer iſt, indem er ſich auf ein Wort Göthe's beruft, in einen verhängnißvollen Irrthum gefallen. Er ſagt in der Einleitung: „Daß dieſes „„Leben"" den deutlichſten Beweis einer ungeübten Feder an der Stirne trägt, wird man hoffentlich zu entſchuldigen wiſſen, da ich mich aber zu Göthe's Maxime bekenne, was habe ich zu fürchten? Wie ein Diener nicht zweien Herren dienen kann, ſo können meine Leſer nicht mein Buch verdammen und zugleich des großen deutſchen Dichters Anſicht theilen; denn ich habe meine Arbeit con amore verrichtet, und hat nicht Göthe geſagt, daß Enthuſiasmus das Eine ſei, was der Geſchichtſchreibung noth thut?" — Es iſt unnöthig darauf hinzudeuten, daß

*) Caſſel, Theodor Fiſcher.

**) Paris, Claye, 1869.

*) The Life of Edmund Kean, from published and original sources. By F. W. Hawkins. 2 vols. London, Tinsley Brothers, 1869.

Digitized by Google

Göthe damit keinenfalls hat ſagen wollen, der Enthuſiasmus allein genüge, „der Sünden Menge" zuzudecken. Und dieſe Aufgabe müßte er haben, wollte er das vorliegende Buch zu einem guten ſtempeln. Auch faßt offenbar Hr. Hawkins den Ausſpruch ſo auf, als müſſe nun der Geſchichtſchreiber an ſeinem Helden Alles gut und löblich finden, alle Schuld von ihm fort und auf Andere wälzen; bei einen notoriſchen Trunkenbold, wie Kean es war, wird man zugeben müſſen, daß das keine leichte Aufgabe war.

— **Ein ehſtniſcher Roman.** „Der Bachmüller und ſeine Schwiegertochter, von Lydia Janſen."*) Dieſer kleine Volksroman in ehſtniſcher Sprache iſt das Werk einer um die Zeit ſeines Erſcheinens (1864) kaum zwanzigjährigen Verfaſſerin. Derſelbe zeugt von ſcharfer Beobachtung des Treibens in niederen, beſonders ländlichen Kreiſen und weiſer, alle Gefühlsſchwärmerei und phantaſtiſche Ueberſchwänglichkeit abwehrender Selbſtbeſchränkung — zwei in ſo jugendlichem Alter ſehr ſeltene Erſcheinungen! Ein reicher und herzlos geiziger Müller hat einen einzigen Sohn Jakob, der die ihm ſeelenverwandte, aber ſehr arme und außerdem verwaiſte Anna, die Geſpielin ſeiner Kindheit, faſt hoffnungslos liebt. Im ſogenannten „Befreiungskriege" freiwillig Soldat geworden, kehrt der Jüngling erſt nach Jahren wieder heim. Seine unterdeß von einer rohen Pflegemutter und einem ſchurkiſchen, ſtets im Trüben fiſchenden männlichen Faktotum, deſſen Hand ſie annehmen ſoll, ſehr hart geprüfte Anna wird zuletzt die treue Pflegerin ihres Todfeindes, des alten Müllers, den eine herrſchende Seuche hoffnungslos auf ſein Lager geſtreckt hat und welcher, ſpäte Reue fühlend, kurz vor ſeinem Verſcheiden die Hände der treuen Liebenden ſegnend in einander legt. Die Sprache des Romans (d. h. der ehſtniſche Stil Fräulein Janſen's) wird von den angeſehenſten Gewährsmännern auf dieſem Gebiete für muſtergiltig erklärt. Sch.

— **Einen neuen Leitfaden der Geſchichte****), von Dr. Carl Wolff, dürfen wir, als eine werthvolle Acquiſition auf dem Gebiete der pädagogiſchen Schriftſtellerei, willkommen heißen. Es gehört in der That Selbſtvertrauen dazu, in die dichten Reihen der einſchlägigen Lehr- und Hilfsbücher gerade auf dieſem Felde mit einem neuen Produkt zu treten, aber eine lange Praxis und Beherrſchung des Stoffes giebt dem Verfaſſer ein volles Recht dazu. Er ſelbſt hält es für außerordentlich ſchwer, bei einem Lehrbuch der Geſchichte „in der Auswahl des Stoffes nicht nur die richtige Mitte zu halten, indem für ihre Zwecke die Einen überhaupt zu wenig, die Andern überhaupt zu viel geben, ſondern das einmal zur Darſtellung Gelangende je nach dem Zwecke des Unterrichts oder in Folge ſeiner eigenen Bedeutung hier ausführlicher, dort kürzer zu behandeln. Wenn ich mich der Hoffnung hingebe, in dieſer Beziehung bei vorliegendem Lehrbuch, unter Berückſichtigung der auf dem Titel angegebenen Zwecke deſſelben, annähernd das Richtige getroffen zu haben, ſo geſchieht dies nicht weniger in Betreff auch der Zuſammenſtellung und Gruppirung des hiſtoriſchen Materials ... Gerade durch dieſe Zuſammenſtellung wird, ſo meine ich, nicht nur eine Ueberſichtlichkeit erreicht, welche dem Schüler die Aneignung des geſchichtlichen Stoffes weſentlich erleichtert, ſondern auch dem Lehrer der Faden des Unterrichtes klar gelegt." — Wir glauben urtheilen zu können, daß der Verfaſſer ſeinen Zweck erreicht hat. Die Geſchichte iſt faßlich und präcis dargeſtellt. Die termini technici in der römiſchen und griechiſchen Geſchichte ſind theils in Parentheſe, theils im Zuſammenhange des Textes ſelbſt in der Urſprache wiedergegeben, ſo daß das Buch allerdings ſeine Hauptverwerthung in den mittleren und oberen Klaſſen der Gymnaſien finden wird, für welche es auch vorwiegend geſchrieben zu ſein ſcheint. Denn die zweite Beſtimmung: „zum Selbſtſtudium", welche ihm der Verfaſſer giebt, iſt es zwar ſehr wohl im Stande zu erfüllen, doch glauben wir, daß der Autodidakt in den meiſten Fällen gleich zu umfangreicheren Werken ſeine Zuflucht nehmen wird. Die anerkannten Vorzüge des Lehrbuches haben ihm auch ſchon mit Schnelligkeit auf verſchiedenen Lehranſtalten Eingang verſchafft, z. B. auf dem durch ſeine humane und wahrhaft liberale Haltung bekannten **Friedrichs-Werder'ſchen Gymnaſium** in Berlin. Selbſt für den weiblichen Unterricht iſt es von dem Referenten mit Erfolg benutzt worden, wobei nur in der Erklärung der griechiſchen und lateiniſchen termini einige Aufmerkſamkeit nöthig iſt. L. B. F.

— **Die Philologen am Parnaß.***) Ernſt von Wildenbruch hat eine kleine Humoreske auf den Büchertiſch gelegt, in welcher er die Streitigkeiten der Philologen in ſcherzhaft ſatyriſcher Weiſe zu geißeln ſucht. Daß er dafür die dramatiſche Form gewählt, iſt jedenfalls ein glücklicher Griff, denn dieſe bot ihm Gelegenheit, die nothwendigen Figuren nicht nur redend, ſondern auch handelnd auftreten zu laſſen. Die ganze Sache dreht ſich hauptſächlich um die alte Streitfrage der Philologen, ob die Homeriſchen Geſänge von Einem oder Mehreren gedichtet, ob in einer beſtimmten Zeitperiode oder in verſchiedenen Jahrhunderten entſtanden; deshalb ſind die gelehrten Herren zum Parnaß hinaufgeſtiegen, um dort an Ort und Stelle ihre Unterſuchungen anzuſtellen. Der Streit wird hier durch Phöbus und die Muſen geendet. So klein das Büchlein auch iſt, birgt es doch viele Schönheiten, deren vorzüglichſte in der ſtellenweiſe meiſterhaften Diction zu finden iſt. — r m.

Literariſcher Sprechſaal.

Wir haben bereits in unſerer vorigen Nummer des wahrhaft erhebenden Eindruckes der beiden deutſchen Vereinstage in Wien gedacht. Bei dieſen Verſammlungen haben die Vertreter der materiellen (Eiſenbahn-), wie der geiſtigen (Preſſe-) Intereſſen Deutſchlands in dem Handelsminiſter, Herrn von Plener, und in dem Miniſter des Innern, Herrn Dr. Giskra, Biedermänner kennen gelernt, welche die hohe Aufgabe, ein großes Land in einer des neunzehnten Jahrhunderts würdigen, deutſche Sitte und Kultur fördernden Weiſe zu verwalten, vollkommen begreifen. In Oeſterreich iſt mit der parlamentariſchen Regierung eine neue Aera eingetreten, die mit allen jeſuitiſchen,

*) Ojamölder ja temma minnia, mit dem Zuſatze: üks jut Eesti-rahwa rõmuks ja õppetusseks, d. h. „eine Erzählung zur Erheiterung und Belehrung des Ehſtenvolkes". Gedruckt iſt das Büchlein in Tarto (Dorpat).

**) Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte zum Gebrauch der höheren Lehranſtalten und zum Selbſtſtudium, von Dr. Karl Wolff. 1. Theil: Alte Geſchichte (X u. 206 S. 8.). Berlin, Carl Habel.

*) Die Philologen am Parnaß. Berlin, Stilke und van Muyden.

Digitized by Google

konkordatlichen, freiheitsfeindlichen und antideutſchen Ueberlieferungen der Vergangenheit vollſtändig gebrochen hat. Die Begünſtigung der freien Entwickelung aller lebendigen Kräfte des Landes und des Volkes iſt, und zwar augenſcheinlich bereits mit dem überraſchendſten Erfolge, das konſequente Beſtreben der Männer, die an der Spitze der inneren Verwaltung, der Unterrichts- und der Rechtspflege des Landes ſtehen. Die Rede, die der Miniſter Dr. Giskra bei dem Feſtmahle hielt, welches der ebenfalls von deutſcher, patriotiſcher Geſinnung erfüllte Magiſtrat und Gemeinderath Wiens zu Ehren des Journaliſtentages veranſtaltet hatte, lieferte einen glänzenden Beweis dafür, daß die alte Metternich'ſche Doctrin der Nichtbeachtung, ja der Verachtung und Knechtung der Organe der öffentlichen Meinung in Oeſterreich ein überwundener Standpunkt ſei, deſſen jeder redliche Mann jetzt ſich ſchämt. Nicht etwa Schmeicheleien ſagte der Miniſter des Innern den in Wien verſammelten zweihundert Vertretern der periodiſchen Preſſe Nord- und Süddeutſchlands und Oeſterreichs. Er betonte zwar, daß die parlamentariſche Regierung ihre Kraft und ihren Halt in der Macht der öffentlichen Meinung zu ſuchen habe, aber nur dann, ſo fügte er hinzu, gewähre dieſe Macht eine wahrhaft ſittliche, nachhaltige Kraft, wenn ſie ſelbſt in dem Boden der Sittlichkeit, des Rechtes und der Wahrheit wurzele. Er ſagte, daß die moraliſche Verantwortlichkeit der Preſſe noch höher ſtehe, als die der Miniſter, denn die Verantwortlichkeit der Regierung ſei durch die Geſetze des Staates ſtreng definirt, während für die Leiter der Preſſe in ihrer durch nichts begränzten, geiſtigen Wirkſamkeit, neben dem geſchriebenen Rechte noch weit mehr die Verantwortlichkeit ihres Gewiſſens und des Bewußtſeins ihrer Pflicht, nur für das Gute zu wirken, maßgebend ſei. Heil dem Staate. Heil dem Volke, deſſen Regierungsvertreter, wie Herr Dr. Giskra, mit ſolcher Macht der Ueberzeugung von der ſittlichen Kraft der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit ſprechen! J. L.

Herr Dr. G. Barzilai in Trieſt, deſſen italiäniſche Denkſchrift: „Errore di trenta secoli", über den Sonnenſtillſtand Joſua's, welchen er als eine bloße Sonnenfinſterniß erklärt, in dieſen Blättern zuerſt in Deutſchland erwähnt und deſſen philologiſche, phyſikaliſche und pſychologiſche Argumente vielfach angegriffen worden, hat jener Denkſchrift, die ſeitdem in mehrere Sprachen überſetzt wurde, noch einige Studj biblici folgen laſſen, von denen uns Nummer III vorliegt. Herr Barzilai behandelt darin hauptſächlich die Bedeutung desjenigen Wortes, durch welches Joſua angeblich der Sonne befohlen haben ſoll, ſtillzuſtehen. Es iſt dies das Wort Dom, die imperativiſche Form des Verbums, welches, nach der Behauptung ſeiner Gegner, nichts Anderes als „ſtillſtehen" bedeutet. Herr Barzilai weiſt jedoch durch zahlreiche Citate aus den verſchiedenſten Büchern der hebräiſchen Bibel nach, daß das Wort „dom" immer ſoviel bedeutet, als „ſich verbergen", „verſchwinden", „ſich ecclipſiren", und daß, wenn es auch in einigen ſeltenen Fällen figürlich angewandt werde, es doch niemals die Bedeutung von „feſt- oder ſtillſtehen" habe. Der Verfaſſer behauptet, daß die Bibel ſelbſt an allen Stellen, wo das Wort „dom" vorkomme, gegen das unſinnige Wunder eines Stillſtandes der Sonne Proteſt einlege. In einer Fortſetzung ſeiner Studj biblici verſpricht Herr Barzilai auch, das kürzlich „im proteſtantiſchen Preußen" erſchienene, ziemlich umfangreiche Buch: „Joſua's Gebet und deſſen Erklärer, mit beſonderer Berückſichtigung der Sonnenverfinſterungs-Hypotheſe des Dr. G. Barzilai" zu widerlegen.

J. L.

Durch die freundliche Vermittelung des deutſchen Buchdruckereibeſitzers, Herrn Philo Jacoby in San Francisco, iſt uns das in Hongkong erſcheinende, auch Aufſätze in deutſcher Sprache enthaltende engliſche Literaturblatt über China und Japan zugegangen.*) Der Inhalt des Journals, ſoweit uns ſeine Ueberſicht in dem Index von 1868 vorliegt, iſt ungemein reichhaltig, indem es ſowohl die hiſtoriſchen, geographiſchen und politiſchen, als die religiöſen, ſozialen und ſprachlichen Verhältniſſe der beiden Länder des Oſtens ſehr eingehend und ohne alle Beimiſchung miſſionariſcher Vorurtheile und Tendenzen beſpricht. Es befinden ſich unter den Verfaſſern der Artikel auch chineſiſche und japaneſiſche Namen. Beſonders intereſſant iſt uns, daß die deutſche Sprache in dieſem Journale neben der engliſchen ohne jeden Commentar auftritt, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, daß alle Leſer des Blattes auch mit der Kenntniß des deutſchen Idioms vertraut ſeien. In der uns vorliegenden Januar-Nummer von 1869 befindet ſich ein deutſch abgefaßter Artikel: „Das Syſtem der Pa-Kua", unterzeichnet Joſeph Haas, welches Syſtem, von einem der älteſten Herrſcher Chinas, dem mythologiſchen Fu-hſi, 2650 Jahre vor Chr. begründet, die Aufgabe hat, „den Sinn der Götter zu entdecken und den Umſchwung des Weltalls mit allen Begebenheiten zu erforſchen". Die Einheit des Weltalls wird darin als das Urſprüngliche gelehrt und die Kreislinie als die geſchloſſene Gränze des Univerſums bezeichnet. Dieſe Einheit habe ſich nachmals in zwei Prinzipien getheilt: in das männliche (Yang) und das weibliche (Yin), welche beide vereinigt aber eine Dreiheit bildeten. Yang, als das höhere Prinzip, bedeutet auch den Himmel, während Yin das untergeordnete Prinzip iſt, aus dem die Erde hervorgegangen. — Andere deutſche Artikel des Jahrganges 1868 ſind E. J. Eitel, G. Schlegel und „Ein Leſer" unterzeichnet. Sämmtliche Artikel der Deutſchen haben einen wiſſenſchaftlichen, ethnologiſchen Inhalt.

J. L.

Herr Profeſſor Dr. Esmarch in Kiel hat einen Vortrag, den er daſelbſt zum Zwecke der Gründung eines Schleswig-Holſteiniſchen Provinzial-Vereins für freiwillige Hilfe der im Felde verwundeten und kranken Krieger gehalten, dem Druck übergeben**). Es verdient dieſer Vortrag überall geleſen zu werden, wo man für die humanen „Genfer Conventions-Vereine" ſich intereſſirt, denn er macht es durch eine überſichtliche Geſchichte des Lazarettweſens ſeit den Kriegen von 1813—15 recht anſchaulich, wie dringend nothwendig die allgemeine, ſyſtematiſche Herſtellung jener Vereine ſei, bei welchen auch den Frauen eine ſo ſchöne Rolle angewieſen iſt.

---

*) Notes and Queries on China and Japan. Edited by N. B Dennys. Hongkong, Charles A. Saint, 1868—1869. (Monatlich eine Nummer von 16 S. gr. 8.)

**) Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Kriegs. Mit 5 Illuſtrationen nach J. Wittmaack. Kiel, Schwers. (54 Seiten.)

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] **Berlin, den 14. Auguſt 1869.** [№ 33.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Recht und Gericht in der Mark Brandenburg. 473. — Adalbert von Chamiſſo. 475.
England. Die britiſchen Küſtenbefeſtigungen. 476. — Engliſche Militair-Topographie. 477.
Frankreich. Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa. 477.
Rußland. Ein Stück ruſſiſcher Staats- und Kultur-Geſchichte im neunzehnten Jahrhundert. II. Der Aufenthalt in Sibirien. 478.
Südamerika. J. J. von Tſchudi und Fr. Gerſtäcker über die ſüdamerikaniſchen Republiken. 480.
Afrika. Kultur in Nordafrika zur Zeit der Völkerwanderung. 482.
Kleine literariſche Revue. Wilhelmshaven. 485. — „Das Vertrauen iſt der Friede.“ 485. — Kloſterkirchen des Mittelalters. 485. — Das Weltall, von C. Adami. 486.
Literariſcher Sprechſaal. Die franzöſiſche Wiſſenſchaft und die deutſche Concurrenz. 486. — Die Locomotive, eine deutſche Erfindung. 486. — Ein weiblicher National-Verein in England. 487. — Das alte und das neue Rom. 487.

Deutſchland und das Ausland.

Recht und Gericht in der Mark Brandenburg.*)

Die Rechtsbücher des deutſchen Mittelalters lieben es, ſich als Spiegel des Volksſtammes, dem ſie entſprungen ſind, zu bezeichnen. Iſt dies zunächſt der Ausdruck eines literariſchen Brauchs, der ſich nicht auf das Gebiet des Rechts beſchränkte, ſo prägt ſich in dem Namen Sachſenſpiegel, Schwabenſpiegel u. ſ. w. zugleich auf eigenthümlich mittelalterliche Art das Bewußtſein von dem Zuſammenhang aus, der zwiſchen dem Recht eines Stammes und ſeinem Kulturleben beſteht und der die Rechtseinrichtungen zu einem Spiegelbilde des geſammten Volkslebens erhebt. Nachdem dies Bewußtſein unter der formalen Gelehrſamkeit einer Jurisprudenz, welche ſich vorzugsweiſe der Interpretation fremder Rechtsquellen zugewendet hatte, lange Zeit hindurch dem Volke wie den Rechtsgelehrten zum Schaden der Rechtspflege abhanden gekommen war, iſt es durch den Aufſchwung, den die rechtswiſſenſchaftlichen Studien am Anfange dieſes Jahrhunderts durch Savigny, Niebuhr, Eichhorn u. A. erfuhren, nicht nur den Juriſten auf's Neue zu lebendiger Anſchauung erweckt worden, ſondern es darf die Ueberzeugung: daß das Rechtsleben eines Volkes der Ausdruck ſeines geſammten nationalen Daſeins iſt, und daß das Recht ſelber wiederum zu den Faktoren gehört, von welchen dies Daſein bedingt und geſtaltet wird, gegenwärtig als ein Gemeingut wenigſtens der Gebildeten in Deutſchland betrachtet werden.

Von dieſem Standpunkte aus wird es einer Entſchuldigung nicht bedürfen, wenn in dieſen für einen Leſerkreis von allgemeiner Bildung beſtimmten Blättern auf ein Buch hingewieſen wird, das, an ſich dem engen Kreiſe ſtrengſter rechtswiſſenſchaftlicher Forſchung angehörig, doch gerade ein Gebiet behandelt, auf dem dieſe Wechſelwirkung des Rechts und der geſchichtlichen Entwickelung ſich am klarſten verdeutlicht. Die Geſchichte der mittelalterlichen Gerichtsverfaſſung in der Mark Brandenburg, wie ſie in dem Werke des leider inzwiſchen in der Blüthe ſeines Lebens verſtorbenen Lehrers an der Berliner Univerſität, Herrn Dr. Kühns, auf Grund der ſorgfältigſten urkundlichen Unterſuchungen dargelegt iſt, enthält aber nicht blos ein gutes Stück deutſcher Rechtsgeſchichte überhaupt, ſondern ſie verdient auch bei Nichtjuriſten aufmerkſame Beachtung, weil ſie in die Zuſtände des Landes und des Stammes, aus denen die preußiſche Monarchie erwachſen iſt, tiefe Einblicke gewährt. Die geſchichtliche Betrachtung des märkiſchen Gerichtsweſens darf heute, wo es keinem Zweifel unterliegt, daß der auf dieſem Boden entſprungene Staat die Grundbedingungen eines das ganze Deutſchland umfaſſenden Reiches in ſich trägt, eine erhöhte Bedeutung für ſich in Anſpruch nehmen.

Und dies mit um ſo größerem Rechte, als die unabhängige Stellung, welche den brandenburgiſchen Markgrafen auch in ihrer Eigenſchaft als Gerichtsherren von vornherein zugeſtanden werden mußte, ein nicht unweſentliches Element in dem Entwickelungsgange geweſen iſt, durch den ſich die Gebieter dieſes Gränzlandes von anderen, ebenfalls zur Souveränität gelangten deutſchen Landesherren unterſcheiden. Schon mehrfach iſt es bemerkt worden, wie gerade die beiden Marken des deutſchen Reiches, Brandenburg und Oeſterreich, die Grundlagen der beiden deutſchen Großſtaaten geworden ſind. Liegt der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung zum guten Theil darin, daß der markgräflichen Gewalt eine größere Triebkraft zu politiſcher Selbſtändigkeit innewohnte, als den übrigen Reichsämtern, ſo weiſen die Ergebniſſe der vorliegenden Forſchung in der Gerichtsgewalt der brandenburgiſchen Markgrafen einen ſehr wichtigen Beſtandtheil der Landeshoheit nach, durch deren Beſitz die Güter der deutſchen Nordmarken ſich von Anfang an auf den Weg zu voller Souveränität hingewieſen ſahen.

Während nämlich in den übrigen Theilen des Reiches der Graf, als ordentlicher Richter, ſeiner rechtlichen Stellung nach nur ein Vertreter der oberſten kaiſerlichen Gerichtsgewalt war, und demnach in den von ihm gehaltenen Gerichten nach Kaiſerrecht und auf Grund kaiſerlicher Machtvollkommenheit gerichtet wurde, ſprachen die Markgrafen von Brandenburg, zwar auch als ſolche der Idee nach Reichsbeamte, doch in den ihrer Obhut anvertrauten Landen Recht, wie es heißt: bei ihrer eigenen Huld, nicht im Namen des Kaiſers. Mit anderen Worten: der Herzog oder Graf im Reiche war kraft ſeines Amtes kaiſerlicher Richter; der Markgraf von Brandenburg war kraft ſeines Amtes Gerichtsherr in ſeinem Lande. Es liegt auf der Hand, daß bei der ununterbrochenen Ausübung eines ſo wichtigen und inhaltsreichen Rechts die Erinnerung daran, daß daſſelbe dem Markgrafen vom Kaiſer übertragen war, je länger je mehr in den Hintergrund treten und bald zu einem weſenloſen Schatten werden mußte, und daß der Fürſt, der kraft eigenen Rechts zu richten gewohnt war, auch in ſeiner ſonſtigen Stellung dem Reiche gegenüber ſelbſtändig fühlen und handeln lernte.

Und auf die eigene Kraft verwies ihn mit eiſerner Nothwendigkeit auch die Art ſeines Gebietes und ſeiner Untergebenen. Im beſtändigen Kampf mit den Slaven, denen der von Urſprung deutſche, doch lange verloren geweſene Boden Schritt vor Schritt

*) Geschichte der Gerichtsverfassung und des Prozesses in der Mark Brandenburg vom X. bis zum Ablauf des XV. Jahrhunderts, von Dr. Friedrich Julius Kühns. Berlin, Stilke und van Muyden, I. Band 1865. II. Band 1867. 302 und 566 S.

Digitized by Google

abzuringen und mit Gewalt und Liſt in ſteter Wachſamkeit zu behaupten war, im Kampf nicht minder mit der Natur, die dieſen Boden nur kärglich mit Ackergrund und Fruchtgeländen, überreich aber an Sand und Sumpf, Moor und Bruchland ausgeſtattet hatte, war in der Mark Brandenburg ein zähes und ſtandhaftes, aber zugleich ein trotziges und unbeugſames Geſchlecht deutſcher Anſiedler großgezogen, das, wo es ſich um die Behauptung von Rechten handelte, an gewaltthätige Entſcheidung von Jugend auf gewohnt war und dem es ſchwer fiel, ſich dieſer Gewöhnung ſelbſt dem Landesgebieter gegenüber zu entſchlagen. Dem Deutſchen lag es überhaupt nahe, wo er ſich beſchädigt oder in ſeinem Recht gekränkt meinte, der eigenen Kraft und dem eigenen Schwert trauend, ſich ſelber zu helfen: das Kampfrecht und das Fehderecht ſind Jahrhunderte hindurch als der ſicherſte Weg angeſehen worden, wie eine ſtreitige Frage erwieſen oder ausgetragen werden könne; ſelbſt eine gewiſſe rechtliche Ordnung und Anerkennung hat ihnen zu Theil werden müſſen. Wenn dieſe Rechtsvorſchriften aber überall nur ein ſchwacher und unwirkſamer Verſuch waren, der Gewaltthätigkeit zu ſteuern, um wie viel mehr mußte das Fehderecht einem Geſchlechte wie dieſe rauhen Brandenburger den erwünſchten Vorwand zu wilden Thaten hergeben? Jeder fiel Jeden an nach ſeinem Gutdünken; Ritter und Städte lagen in endloſen Bekriegungen; die gröbſte Selbſtſucht, ja gemeine Raubluſt fand in der Fehde ein Hilfsmittel, ſich auf nicht geradezu verbrecheriſche Weiſe Befriedigung zu verſchaffen. Von den Verwüſtungen, die dieſer unglaublich wilde und geſetzloſe Zuſtand über das Land brachte, braucht hier nicht geredet zu werden. Nur ein Beiſpiel mag erläutern, wie ſehr ſich die Gemüther an die ſchlimmſten Dinge gewöhnt hatten. Wedego, ſeit 1460 Biſchof von Havelberg, aus dem Hauſe der Edlen Gänſe zu Putlitz, wird von den Zeitgenoſſen gerühmt als ein ausgezeichneter Verwalter ſeines Bisthums, als ein unerbittlicher Verfolger aller Friedensſtörung oder Gewaltthat; er war kurfürſtlicher Rath und zählte zu den erſten und angeſehenſten Männern des Landes. Derſelbe Mann war ein reiſiger Ritter, der in Sachen ſeines Bisthums halber zu Felde zu ziehen pflegte und bei einer dieſer Gelegenheiten, da er bei Ausbrennung eines aufſäſſigen Dorfes eine Frau niederritt und zu Tode brachte, den Grundſätzen des canoniſchen Rechts zufolge der Fähigkeit, die sacra zu adminiſtriren, verluſtig ging. In ſeinen vielfachen Fehden mit den mecklenburgiſchen Gränznachbaren war er durchaus gewohnt, Böſes mit Böſem zu vergelten, und wenn es hierbei paſſirte, daß auch Kirchen und Kapellen durch ſeine Schaar verwüſtet wurden, ſo wußte ſich der tapfere Biſchof mit dem Wahlſpruche zu tröſten: Ik kann se wedder consecreren, wenn se violeret sin. So dachte und handelte einer von den Beſten noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Hohenzollern bereits fünfzig Jahre im Lande waren!

Daß bei ſolchen Anſchauungen die Autorität der Gerichte ſchwach, die Möglichkeit, einen Rechtsſpruch zur Vollſtreckung zu bringen, gering ſein mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Auch der Umſtand, daß die markgräflichen Vögte, denen es oblag, die Gerichte innerhalb ihrer Sprengel zu hegen, zugleich die Verwaltungs- und Executivbeamten waren, reichte nicht aus, den Entſcheidungen ihrer Gerichte das nöthige Anſehen zu wahren. Dazu kam noch ein anderer Uebelſtand, der das geordnete Walten der richterlichen Behörden ſchwer beeinträchtigte. Wie überall in Deutſchland, ſo machte ſich auch in der Mark jener deutſche Sondergeiſt, der je und je in der deutſchen Geſchichte zu particularen Bildungen geführt hat, in Beziehung auf das Gerichtsweſen geltend. Neben den landesherrlichen Gerichten entſtanden, anfangs auf Grund beſonderer Verleihungen, bald kraft eigenen Rechtsanſpruches, Gerichte der Grundherren, der Städte, der Kirche und der ihr verwandten Körperſchaften. Dazu kam, daß der Ritterbürtige ſich bald weigerte, von den Schöffen, die im Vogteigerichte als Rechtſprecher ſaßen, Recht zu nehmen; nicht minder forderten die Mannen des Kurfürſten von ihren eigenen Genoſſen gerichtet zu werden. Bald durchkreuzte ſich eine unabſehliche Menge von Sondergerichtsbarkeiten und Exemptionen, ſo daß es auch unter dem Scheine Rechtens nicht ſchwer fiel, ſich begründeten Anſprüchen durch endloſe Competenzſtreitigkeiten zu entziehen. „Wenn man das geordnete Walten der Gerichte vergleichen darf mit einem ruhig dahinſtrömenden Fluſſe, der Schiffe auf ſeinem Rücken trägt, den Verkehr der Menſchen erleichtert, ſo gleicht die Mark Brandenburg mit ihrer unendlichen Zahl von Patrimonial-Herrſchaften einem Gewäſſer, deſſen vielfache Inſeln, Klippen und Sandbänke das Fahrwaſſer verengen und gefährliche Brandung hervorrufen."

Solchen Gefahren gegenüber wurde die Rechtspflege in der Mark dennoch aufrecht erhalten durch die kräftige Hand der Fürſten. Trotz eines nicht ſeltenen Wechſels der regierenden Häuſer iſt es in der Mark niemals dahin gekommen, daß die eigenen Beamten des Landesherrn ihm die ſchlimmſten Gegner wurden. Eine ſtete und nachdrückliche Controle der Vögte ward namentlich in Betreff des Gerichtsweſens ausgeübt; ſie verhinderte, was im Reiche ſo verderblich ward, daß die Gerichtsherrlichkeit in der Hand dieſer Beamten wiederum zu einem eigenen Rechte erſtarkte und den Keim zu neuen Kleinherrſchaften hergab. Durch vielfaches Umherreiſen von einem Landestheil zum andern ſuchten die Markgrafen perſönliche Anſchauung von dem Zuſtande der Vogteien zu gewinnen; als der Umfang des Landes wuchs, wurden die angeſehenſten Männer als Landeshauptleute mit Ausübung der Oberaufſicht betraut. Perſönlich finden wir ferner die Landesherren bemüht, den Gewaltthaten des Fehderechts zu ſteuern, theils durch energiſches Eingreifen, davon die Burgen der Quitzows zu erzählen wiſſen, theils namentlich durch Beförderung gütlichen Ausgleichs. Das Vertrauen, welches dem Landesherrn die ſchiedsrichterliche Entſcheidung über Streitigkeiten der Landeseinſaſſen häufig übertrug, wußten die Gebieter der Mark Brandenburg durch gewiſſenhafte Ausübung zu einem Rechte zu ſteigern. Insbeſondere waren es die Hohenzollern, die dieſer ſchiedsrichterlichen Thätigkeit eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit zuwandten. Seit dem ſie im Lande ſind, wächſt die Zahl der Urkunden über Schiedsſprüche, die der Landesherr gethan, ganz außerordentlich. Von 81 Sprüchen dieſer Art, die uns urkundlich erhalten ſind, fallen 65 in die Zeit nach dem Regierungsantritt dieſes Hauſes. Auch dieſe Thatſache läßt erkennen, mit welcher Umſicht das neue Herrſchergeſchlecht ſeinen Beruf in der Mark zu erfüllen bemüht war.

Noch ein anderer Zug tritt an den Fürſten dieſes Hauſes bei Handhabung der Rechtspflege klar zu Tage: ſie übten Gerechtigkeit ohne Unterſchied der Perſon. Der flammende Zorn, der den großen König bei dem Argwohn ergreifen konnte, daß Einer ſeiner mächtigen und reichen Grundherren ſeine Stellung zu Bedrückung und Rechtskränkung der kleinen Leute mißbrauche, — man denke an ſein Auftreten im Müller-Arnold'ſchen Proceſſe — iſt ein herrliches Erbtheil dieſer brandenburgiſchen Regenten. Man bekam in der Mark vor dem Kurfürſten Recht auch gegen des Kurfürſten Mannen. Wenn ein Hohenzoller in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ſeinem Lande öffentlich verkündet: Seine Gnade wolle die Strafe auch über

Digitized by Google

die Mannen belieben und geſchehen laſſen, und ſei ſeine ſonderliche Meinung, daß ſolch Straßenräuber von Niemanden gehauſet oder gehegt oder fürgeſchoben werde; denn welche deß erfunden würden, will Seine Gnade die Strafe laſſen geſchehen, — ſo waren das nicht blos klingende Worte. Joachim I. hat, noch ein halber Knabe, den adligen Freund, dem er am liebſten vertraute, unweigerlich hinrichten laſſen, als er des Straßenraubes überführt ward. Derſelbe Joachim nahm ohne Rückſicht darauf, daß die Städte der beſte Rückhalt des Landesherrn gegenüber dem aufſäſſigen Adel ſein mußten, 1504 dem Rathe von Frankfurt a/O. die Halsgerichtsbarkeit, weil die Stadt ſich derſelben einmal in ziemlich tumultuariſcher Weiſe bedient hatte, um ſich eines gefährlichen Landfriedensbrechers zu entledigen. So erſtarkt war die landesherrliche Macht und das Rechtsbewußtſein im Lande, daß auch der hauptſächlich formelle Exceß, deſſen die Stadt ſich ſchuldig gemacht hatte, die ſtrengſte Ahndung zur Aufrechthaltung eines geordneten Juſtizverfahrens nach ſich ziehen konnte. Eben dieſer Joachim war es, der dem aus Rittern und Rechtsgelehrten zuſammengeſetzten Gerichtshofe des Kurfürſten, unter dem bereits früher mehrfach vorgekommenen Namen des Kammergerichts, in Berlin eine bleibende Stätte begründete. Es iſt derſelbe Gerichtshof, auf welchen ſich, dem großen König gegenüber, der geringe Mann furchtlos berufen konnte; derſelbe Gerichtshof, dem das geflügelte Wort ſeine Entſtehung verdankt:

Il y a des juges à Berlin!

P. D. Fiſcher.

Adalbert von Chamiſſo.

Wenn irgend ein Dichter der neueren Zeit auf dieſen Namen einen Anſpruch erlangt hat, ſo iſt es Adalbert von Chamiſſo; man kann ſagen, daß ſeine Popularität mit jedem Jahre wächſt und noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Ein Beweis für dieſe Volksbeliebtheit iſt eine neue Ausgabe ſeiner Werke, welche als ein Stück der deutſchen Nationalliteratur ſo eben im Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts erſchienen iſt*). Chamiſſo hat ſeine Popularität nicht bloß ſeinen poetiſchen Talenten zu verdanken, ſondern zum großen Theil auch dem trefflichen Sinn, der ſeine Dichtungen durchdringt. Ueberall tritt uns die heiligſte Liebe zur Wahrheit und zum Guten, überall der entſchiedenſte Haß gegen das Schlechte, namentlich gegen die Heuchelei entgegen, die ſein Sittlichkeitsgefühl in ſo hohem Grade empört, daß er ihr gegenüber oft der Milde vergißt, die ihn ſonſt beſeelt. Wer ihn geſehen hat in ſeinem gaſtlichen häuslichen Kreiſe, der jedem jungen aufſtrebenden Talente geöffnet war, wie er mit väterlicher Milde und echter wahrer Humanität ermunterte und zurechtwies; auf wen aus ſeinen großen klaren Augen ein Strahl jener leuchtenden Liebe fiel, der fühlte ſich wunderbar von der Reinheit und dem Adel ſeines Weſens ergriffen, der war ihm für immer ergeben und nahm von ihm und aus dieſen Stunden im Hauſe des Dichters eine Weihe für ſein ganzes Leben mit hinweg. Oder wer ihn auf den Straßen Berlin's wandern ſah, wer dieſe kräftige, hohe, noch im Alter aufrecht einherſchreitende Geſtalt mit dem ausdrucksvollen Haupte, von dem die langen Locken herabwallten, in der Hand den gewaltigen Knotenſtock unter den Linden einhergehen ſah, mitten in der Zahl der geputzten Modeherren des Tages, wie einen Weiſen aus dem fernen Morgenlande, und wer dann dieſelbe Geradheit und Urſprünglichkeit in ſeinen Dichtungen wiederfand, der mußte bekennen, daß in dieſem Menſchen und in dieſem Dichter die äußere Erſcheinung mit dem innerſten Weſen auf das Herrlichſte harmonirte, alſo daß in Chamiſſo uns einer der edelſten Menſchen und der wahrſten Dichterheroen aller Zeiten und Völker entgegentritt.

Dabei muß es als ein beſonderer Umſtand hervorgehoben werden, der ihn vor andern dichteriſchen Zeitgenoſſen auszeichnet und vielleicht nicht wenig dazu beitrug, das Intereſſe, welches ſeine Dichtungen der Nation einflößten, zu erhöhen, daß er ein geborner Franzoſe war und zugleich ein ganzer Deutſcher geworden iſt; er hatte das Weſen der beiden Nationen zur vollſtändigſten Einheit in ſich verſchmolzen, von beiden aber nur die guten und ſchönen Seiten bewahrt, von der franzöſiſchen den lebendigen Sinn für die formelle Schönheit, den ſicheren Geſchmack, den klaren Blick, von der deutſchen die tiefe Gemüthlichkeit, die unermüdliche Ausdauer, den philoſophiſchen Tiefſinn. Dieſe Doppelſeitigkeit tritt auch in ſeinen Dichtungen hervor, nicht zwar in den früheren Verſuchen, in denen er noch mit der Sprache zu kämpfen hatte — auch dichtete er damals noch mit Vorliebe in franzöſiſcher Sprache, — noch in den nachfolgenden, in welchen er in der romantiſchen Richtung befangen war, dagegen aber entſchieden in denen, welche er nach der Rückkehr von ſeiner Weltreiſe verfaßte. Denn dieſe erſchienen als eine eigenthümliche Miſchung von Uhland und Béranger, zweien Dichtern, die ihm offenbar, bewußt oder unbewußt, Vorbilder waren. Seine lyriſchen Gedichte ſind von einer großen Tiefe und Zartheit der Empfindung; edle Geſinnung und geſunde Lebensanſicht, ſowie eine einfache, aber immer ſchöne Form verleihen ihnen einen ſtets friſchen Reiz. Seine epiſchen Dichtungen zeichnen ſich vorzüglich dadurch aus, daß er ſich ſtets beſtrebte, die Charaktere und Seelenzuſtände hervortreten zu laſſen, ohne ſich in pſychologiſche Malerei zu verlieren. In der Wahl ſeiner Stoffe iſt er ſtets glücklich; ſie ſind alle bedeutend und ergreifend. In der Entwickelung derſelben bewahrt er mit wenigen Ausnahmen eine gemäßigte Haltung, welche durch die klare, ruhige und feſte Form noch gehoben wird. Der „Peter Schlemihl“ kann mit Recht als das Muſter eines tiefgedachten und bei aller Einfachheit und Naivetät der Darſtellung auch formell durchaus gelungenen Märchens bezeichnet werden, deſſen Intereſſe noch bedeutend durch die Beziehungen auf die Perſon des Dichters erhöht wird, denn Schlemihl iſt Chamiſſo ſelber.

Auch haben wir ſchon auf die Verdienſte hingewieſen, welche er ſich um die Pflege der deutſchen Literatur erworben hat. Es darf nicht vergeſſen werden, daß Chamiſſo acht Jahre lang Herausgeber des deutſchen Muſenalmanachs geweſen iſt, einer Sammlung des Beſten, was im Laufe des Jahres auf dem Gebiete der Lyrik erſtand. Unter dem Banner dieſes Almanachs traten Jüngere und Aeltere zuſammen, und mancher Name, der jetzt hochgeachtet iſt, trat erſt beſcheiden aus den Spalten dieſes Almanachs in die Welt. Daneben war Chamiſſo allezeit ein treuer Rathgeber, der jungen Poeten als getreuer Eckart zur Seite ſtand; er ward nicht müde, den jungen aufwachſenden Dichtern mit Rath und That zu helfen. Als ſolche junge Dichter, die von ihm in die Literatur eingeführt wurden, nennen wir hier nur W. Wackernagel, Simrock, Kugler, Prutz und vor allen Freiligrath, der ſich ſeine literariſchen Sporen ebenfalls in Chamiſſo's Muſenalmanach verdient hat.

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, näher auf die einzelnen Dichtungen Chamiſſo's einzugehen, noch weniger einige unter

*) Chamiſſo's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurtz. — Hildburghauſen. Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts. 1869.

Digitized by Google

denſelben beſonders hervorheben zu wollen; ſie ſind zu bekannt und allgemein beliebt, und es bedarf wahrlich nicht erſt unſerer Empfehlung, um dem Dichter weitere Anerkennung zu verſchaffen; dafür ſorgt am beſten die neue Ausgabe ſeiner Werke ſelber. Wir konuten dieſelbe aber unmöglich ankündigen, ohne dem Gefühl der Verehrung, welches uns allzeit für den edlen Menſchen und den genialen Poeten beſeelt hat, zugleich einen ſchwachen Ausdruck zu geben. Dr. Z.

England.

Die britiſchen Küſtenbefeſtigungen.

Als der Krieg von 1866 die ſchnellen Entſcheidungen, welche moderne Schlachten und Feldzüge zu bringen im Stande ſind, in paniſcher Weiſe auch den Briten illuſtrirt hatte, begann eine Umwandlung der öffentlichen Meinung Englands in Bezug auf militairiſche Dinge, wie ſie ſelbſt der Krimkrieg nicht hervorzubringen im Stande war und welche noch gegenwärtig in voller Wirkſamkeit iſt, ſo daß ſie eine gründliche „Reorganiſation" auch dort ſchaffen wird. Schon der italiäniſche Krieg von 1859 hatte eine „Panic" erzeugt und eine Royal-Commiſſion, d. h. eine, deren Mitglieder durch die Königin in einer beſonderen Ordre für dieſen Zweck ernannt waren, hatte den Auftrag erhalten, den Zuſtand der britiſchen Küſtenbefeſtigungen zu unterſuchen und darüber Vorſchläge zu machen, wie ſie zu ändern oder zu verſtärken wären. Der Bericht dieſer Commiſſion erſchien 1860 als „Blaubuch" und empfahl die Ausführung von Werken, die zum Theil bereits angefangen waren, bis zum Aufwande von 10,350,000 Pfd. St. Auf neu anzulegende Fortifikationen kamen davon 8,890,000 Pfd. St. Das Parlament bewilligte in demſelben Jahre 4,960,000 Pfd. St. für neue und 1,220,000 Pfd. St. für die Fortſetzung begonnener Befeſtigungen. 1862 wurde dieſe Summe für neue Anlagen auf 6,190,000 und 1865 auf 6,325,000 Pfd. St. erhöht. 1867 und 1868 wurden von der Regierung noch weitere Forderungen gemacht, und die deshalb erfolgende Debatte beſtimmte den damaligen Kriegsminiſter (vorher war er First Lord of the Admiralty) Sir John Pakington, eine neue Commiſſion von Ingenieur-Offizieren zu ernennen, um die ganze Frage, welche durch die Erfindung des Capitain Moncrieff in eine neue Richtung gedrängt war, nochmals zu prüfen.

Moncrieff, Capitain in der großbritanniſchen Artillerie, war es Anfangs des vorigen Jahres, nachdem er ſich jahrelang mit ſeiner glänzenden Erfindung beſchäftigt hatte, endlich gelungen, die Regierung zu ausführlichen und entſcheidenden Verſuchen damit zu bewegen, welche 1867 und 1868 in Sholburyneß ſtattfanden. Bekanntlich beſteht M's geniale Conſtruktion darin, daß die Kanone auf der Laffette der Art beweglich iſt, daß nur im Moment des Abfeuerns Rohr und Mündung über dem Feſtungswall (oder „über Bank") erſcheint, durch den Rückſtoß des abgefeuerten Geſchützes aber eine Vorrichtung in Bewegung geſetzt wird, welche daſſelbe ſogleich wieder hinter ſeiner Schutzwehr verſinken läßt. Die Viſirung des Geſchützes wird vor dem Abfeuern nicht durch direkte Richtung auf das Ziel, ſondern mittelſt eines Hohlſpiegels bewirkt, ſo daß die eigentliche Einſtellung des Rohres im Moment des Feuerns erfolgt. Dieſer wichtige Vortheil geſtattete Moncrieff, ſtatt hinter einer überirdiſchen Verſchanzung oder Caſematte, ſein Geſchütz in einer einfachen, ausgemauerten Grube aufzuſtellen. Der Erdboden ſelbſt dient ihm dabei als Brüſtung, und bei der Kleinheit des Objektes, das eine einzelne Grube bildet, iſt es namentlich für heranſegelnde Schiffe kaum möglich, Geſchoſſe in dieſe Grube und auf die Kanone wie die Bedienung durch Vertikalfeuer zu werfen; auch würde die Wirkung ſolcher Strandgeſchütze kaum den Schiffen geſtatten, nahe genug zu kommen, um mit Mörſern zu operiren. Eine Beſchießung Moncrieff'ſcher Geſchützgruben und Kanonen durch Horizontalfeuer iſt aber wegen der unterirdiſchen Lage und ihres nur kurzen Erſcheinens über der Erde während der Entladung ſo gut wie nutzlos. Da Moncrieff'ſche Laffetten für die ſchwerſten Geſchütze conſtruirt und einzelne Gruben in großer Anzahl und auf weiten Flächen von einander geſondert oder batterieweiſe auf faſt jedem Boden angelegt werden können, ſo mußte ſich dies Syſtem natürlich ganz beſonders für Küſtenbefeſtigungen eignen. Der vor drei Monaten erſchienene Bericht der letzten Ingenieur-Kommiſſion an das Parlament ſpricht ſich nicht direkt über die Zweckmäßigkeit der früheren Syſteme, nach denen die meiſten vollendeten oder noch in Conſtruktion begriffenen Hafen- und Uferbefeſtigungen angelegt ſind, aus, geſteht jedoch ein, daß es noch Lücken in der Vertheidigungs- und Widerſtandsfähigkeit derſelben giebt, die ſofort ausgefüllt werden müßten, und da, wie der Bericht meint, ein gelandeter oder die Landung verſuchender Feind ſein erſtes Augenmerk auf die Einnahme von London ſetzen würde, ſo handelte es ſich vorzugsweiſe um die Sicherſtellung der Mündungen der Themſe und des Medway.

In Bezug auf die Themſe-Forts iſt denn auch Moncrieff offiziell von der Commiſſion über ſeine Anſicht befragt worden. Seine vorſichtig gehaltenen Antworten können nicht verdecken, daß er mit der halben Art, in welcher man ſein Syſtem bei dieſen Befeſtigungen zur Anwendung gebracht hat, unzufrieden iſt. Das Prinzip ſeines Syſtems, meint er, iſt dabei aufgegeben, die Baſtardmiſchung verſchiedener Syſteme hält er aber für unzweckmäßig. Zugleich erbietet er ſich, nach ſeiner Erfindung Anlagen zu machen, die durchſchnittlich für jedes Geſchütz nicht mehr als 840 Pfd. St. koſten. Nach dem Commiſſionsbericht ſind für die Ausführung der auf dem Prinzip der detachirten Forts im Jahre 1860 feſtgeſtellten Pläne bereits 6 Mill. Pfd. St. verausgabt, und um dieſelbe zu vollenden, bedarf es faſt der urſprünglich geforderten Summen von 8 Mill. Während die beſten engliſchen Zeitſchriften dieſen unbefriedigenden Stand der Angelegenheit markiren, heben ſie andererſeits die günſtigen Seiten des Berichtes hervor. Die Pall Mall Gazette weiſt darauf hin, daß der Zuſtand der unter Leitung der Platzingenieure ſtehenden vollendeten oder im Bau begriffenen Werke als ein vorzüglicher befunden iſt, und daß ſich die durch Soldaten ausgeführten Arbeiten durch Billigkeit und Güte von denen auszeichnen, die durch Civilunternehmer geliefert ſind. Die Saturday Review meint, daß Portsmouth und Plymouth ſo gut wie völlig ſicher gegen eine feindliche Flotte ſind, was beſſer wäre, als wenn es nöthig ſei, eine ſolche auf der See zu ſchlagen. Indem ſie die ſchnelle und vollkommene Ausführung der übrigen von der Commiſſion empfohlenen Arbeiten verlangt, weiſt ſie darauf hin, daß eine geſicherte heimiſche Küſte erſt die Kraft der britiſchen Flotte frei und für weitere Operationen verwendbar mache. Sie verlangt außerdem eine weitere Vollmacht für Moncrieff, ſein Syſtem an der Themſe zur Anwendung zu bringen.

Einen intereſſanten Vergleich zu den Moncrieff'ſchen

Digitized by Google

Werken werden jedenfalls die norddeutſchen Küſtenbefeſtigungen an der Nordſee bilden, mit deren Armirung in nächſter Zeit vorgegangen werden ſoll. Da ſich die durch Hartguß erzeugten Grüſon'ſchen Eiſenplatten bei den in dieſem Frühjahr in Tegel ſtattgehabten Schießverſuchen außerordentlich bewährt haben, ſo wird wahrſcheinlich hier, ſtatt des unterirdiſchen Moncrieff'ſchen, ein oberirdiſches Plattenſyſtem, welches Stände für einzelne ſchwere Geſchütze liefert, zur Anwendung kommen. Die Grüſon'ſchen gegoſſenen Panzer werden nicht durch Nieten oder Bolzen ineinander befeſtigt, ſondern durch ineinandergreifende Vorſprünge und Einſchnitte, welche als Theile der Platte gegoſſen ſind, ſo daß eine Aufſtellung in einfachſter Weiſe durch Zuſammenſetzen geſchieht. Die alten Forts in Plymouth und Portsmouth haben ihre Erd- und Mauerwerke an den exponirteſten Stellen durch Eiſenpanzer aus **gewalzten** Platten in mehreren Lagen verſtärkt, welche ſtellenweiſe 15—20 Zoll dick ſind, jedoch durch Eiſenniete verbunden und theilweiſe mit Holz unterfuttert ſind. Die britiſche Kommiſſion ſagt darum, daß „man großes Geſchick gezeigt hat, die urſprünglichen Pläne den veränderten Zeitumſtänden anzupaſſen; daß die Einrichtungen für den Geſchützdienſt gut ſind und daß die Widerſtandskraft mit dem Wachsthum der Angriffskraft der Geſchütze Schritt gehalten hat".

Die größte Sicherheit der britiſchen Küſtenbefeſtigungen liegt, wie wir glauben, weniger in deren Unangreifbarkeit, als in der Inferiorität der franzöſiſchen und amerikaniſchen ſchweren Artillerie; die Regierungen beider Staaten ſind nach den letzten offiziellen Kundgebungen darüber (beſonders iſt der vor wenigen Wochen publicirte Bericht eines amerikaniſchen Comité von Artillerie-Offizieren wichtig) zu der Ueberzeugung gekommen, daß ſie dem engliſchen ſchweren Geſchütz gegenüber weit zurückgeblieben ſind. Die Briten ſind ihnen in Bezug auf Conſtruktion der Läufe und Geſchoſſe, wie der Wirkung des „prismatiſchen" Pulvers weit überlegen.

Engliſche Militair-Topographie.

Die Leiſtungen der engliſchen Militair-Topographen haben ſich auf der Pariſer Ausſtellung von 1867 einer ſolchen Anerkennung zu erfreuen gehabt, daß der Bericht der franzöſiſchen Militair-Kommiſſion an den Marſchall Niel (p. 265 des Rapport) ſagt: „Il est à peine nécessaire de faire ressortir l'importance de l'oeuvre poursuivie par l'Ordnance Survey, oeuvre sans précédent, et qui devrait servir de modèle à toutes les nations civilisées." Für Franzoſen jedenfalls ein ſehr ſelbſtloſes Urtheil. Der letzte offizielle Bericht: „On the Ordnance Survey and Topographical Depôt", an deſſen Spitze ſich der Ingenieur-Oberſt Henry James befindet, — als Blaubuch kürzlich veröffentlicht — ſagt mit britiſchem Stolze, daß die preußiſche Regierung den Rath der franzöſiſchen Kommiſſion zu befolgen geneigt ſcheine, da der Oberſt **Zimmermann** vom großen Generalſtabe im September 1868 auf Befehl ſeines Königs nach Southampton gekommen ſei (wo ſich das Depot befindet), um ſich mit der Organiſation und den Methoden der engliſchen Landaufnahme bekannt zu machen, daß er ſowohl alle Sammlungen als auch die im Freien arbeitenden Vermeſſungs-Kommandos beſucht und Proben der Karten, Pläne und Publikation mitgenommen habe, um im Sommer 1869 nach dieſen Muſtern eine Aufnahme in der Umgegend von Berlin zu machen. Oberſt Z., heißt es, habe verſprochen, ſeine Arbeit nach Southampton zu bringen, um ſie dort mit den Arbeiten der engliſchen Ingenieure zu vergleichen.

Die **Photozinkographie** für Vervielfältigung der topographiſchen Aufnahmen, welche die Engländer in großem Maßſtabe anwenden, wird von ihnen jetzt auch in Indien und andern außereuropäiſchen Ländern in reichlichen Gebrauch gezogen. So iſt eine photozinkographirte Karte in fünf Blättern (à 1 Shilling das Blatt) von Abeſſinien erſchienen. Nicht blos Pläne, ſondern auch Landſchaften werden ſo von den Militair-Ingenieuren vervielfacht, und das Vermeſſungs-Departement hat durch den Verkauf ſolcher **Photographien von Jeruſalem**, wie der erwähnte Bericht angiebt, 462 Pfd. Sterl. 5 Shilling 7 Pence reinen Gewinn erzielt. Durch den Verkauf von **Facſimiles des originalen Domesday Book** hat daſſelbe Departement bis jetzt bereits 627 Pfd. Sterling für die Staatskaſſe netto erhalten. Die Koſten für die großbritanniſche Landvermeſſung betragen im Budget für 1867—68 88,345 Pfd. St., für 1868—69 118,600 Pfd. St. Es ſind dabei in England, Schottland und Irland je 4 Compagnieen Ingenieure, im Ganzen 12, mit 358 Köpfen an Unteroffizieren und Mannſchaften beſchäftigt, außerdem ein Direktor (Oberſt), 2 Oberſten, 5 Hauptleute, 9 zweite Capitaine, 2 Lieutenants und 1 Quartiermeiſter. Nebenbei wird eine Hilfsmannſchaft von 800 (1868—69) reſp. 900 (1869—70) Civil-Aſſiſtenten und 450—490 Civil-Handarbeiter verwandt. Von den 58,000 Quadratmiles von England ſind bis zum 31. Dezember 1868 17,103 Quadratmiles aufgenommen, außerdem Spezialpläne mehrerer großer Städte hergeſtellt, ſo z. B. eine Karte von London im Maßſtab von 5 Fuß auf 1 Meile in 819 Blättern, die auch im Buchhandel zu haben iſt. Von den 30,000 Miles Schottlands ſind 19,499 und von den 32,813 Quadrat-Miles Irlands 8,168 ſpeziell, der Reſt bereits in den Umriſſen, bisher aufgenommen. Die Aufnahme geſchieht im Maßſtabe von $\frac{1}{2500}$.

Frankreich.

Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa.*)

Die Namen Henri Martin**) und Gottfried Kinkel haben in der literariſchen Welt einen ſolchen Klang, daß ein Buch, welches nicht etwa bloß die deutſche Ueberſetzung eines franzöſiſchen Originals, ſondern als ein gemeinſames Werk beider Männer anzuſehen iſt, die ganze Leſerwelt in Deutſchland wie in Frankreich intereſſirt.

Wenn ein Autor von der Notabilität Kinkel's ſich zum Ueberſetzen eines Werkes aus fremder Feder herbeiläßt, ſo ſpricht dies nicht allein für die Bedeutung des Inhalts, ſondern es beweiſt, daß dieſer Inhalt einen Gegenſtand behandele, der ſelbſt des Ueberſetzers eigenſtes Intereſſe in lebhafteſter Weiſe erregt — und Beides iſt hier der Fall. Gottfried Kinkel bietet uns eine Ueberſetzung von Henri Martin's La Russie et l'Europe.

Wir wollen uns vorläufig nur mit der Vorrede des Ueber-

*) Rußland und Europa, von Henri Martin. Ueberſetzt und eingeleitet von Gottfried Kinkel. Hannover, Rümpler, 1869.

) Das Institut de France hat kürzlich, auf den Bericht des Herrn Mignet, dem Herrn **Henri Martin, für ſeine Histoire de France, den zweijährigen großen Preis von 20,000 Francs zuerkannt. D. R.

Digitized by Google

ſetzers zu dem Werke beſchäftigen und eine Beſprechung des Buches ſpäter folgen laſſen.

Dieſe Vorrede iſt für den deutſchen Leſer eben ſo intereſſant als das Buch ſelbſt, denn es tritt uns in derſelben der warme Verfechter alles politiſchen und moraliſchen Rechtes entgegen. Dabei iſt eine Vermittelung des klaren Verſtändniſſes der franzöſiſchen Anſchauungen verſucht, welche uns für den Leſer ſehr werthvoll erſcheint. Was aber beſonders das Intereſſe der Gebildeten erwecken muß, iſt die klare Beurtheilung der politiſchen Zeitſtrömung und die leidenſchaftsloſe Kritik der obwaltenden ſocialen Verhältniſſe.

Gottfried Kinkel hält an der Idee der Wiedergeburt Polens feſt und betrachtet dieſe als ein Heil für Europa. Er ſagt: „Wenn gegen Preußen und ſeine norddeutſchen Alliirten man in Paris ein Bündniß mit Italien, Oeſterreich, vielleicht auch mit den Scandinaven ausbrüten ſollte, um die Reſultate von 1863 und theilweis auch die von 1866 wieder umzuſtürzen, welchen Alliirten hätten wir dann außer Rußland? Wehe uns aber erſt recht, wenn wir dieſen Alliirten hätten! Rußland iſt uns als Bundesgenoſſe viel gefährlicher, denn als Feind. Ihm iſt ein ſtarkes Deutſchland noch viel unerträglicher, als den Franzoſen. Statt alſo uns in der Kriegführung kraftvoll zu unterſtützen, wird es, während der Weſten beſchäftigt iſt, ſeinen Stoß auf Stockholm oder wahrſcheinlicher auf Konſtantinopel richten, und dann ſeine Beute ſich ſichern, indem es uns beim Friedensſchluſſe aufopfert. Aber wäre zwiſchen uns und ihm auch eine ehrliche Allianz denkbar, ſie garantirt uns den Sieg nicht. Denn Frankreich und Italien würden im Fortgang des Kriegs durch eine Landung im Schwarzen Meer den Zünder an die polniſche Mine legen, und ein mit fremden Waffen und fremdem Geld unterſtützter Aufſtand in Polen würde Rußland vollſtändig paralyſiren. So ſteht ſeit 1863 die Sache: Polen iſt bei einem europäiſchen Krieg nicht mehr aus der Rechnung zu laſſen, und wir müſſen entweder mit ihm gegen Rußland vor, oder Polen bricht gegen uns unter Frankreichs Schutze los.“

An einer andern Stelle beſpricht Kinkel den ruſſiſchen Krieg gegen den Germanismus und ſchließt mit einer Mahnung an die deutſche Nation. Wir werden auf das Buch zurückkommen.

—rm—

Rußland.

Ein Stück ruſſiſcher Staats- und Kultur-Geſchichte im neunzehnten Jahrhundert.

II.

Der Aufenthalt in Sibirien.

In Ketten wurden die „Verbrecher“ in einzelnen kleinen Abtheilungen auf einem 944 Meilen langen Wege ihren verſchiedenen Beſtimmungsorten in Sibirien näher gebracht. Die Beſchreibung dieſer Reiſe wird für Jeden, der etwas Aehnliches noch nicht geleſen hat, von dem größten Intereſſe ſein. Der Verf. kam dann zunächſt nach Tſchita, um dort eine vieljährige Kerkerhaft abzubüßen und dann erſt ſich in dem rauhen Lande anſiedeln zu dürfen. Jenes kleine Dorf liegt an der großen Straße zwiſchen dem Baikalſee und Nertſchinsk; von rauhem, aber geſundem Klima, hat es einen mongoliſchen Menſchenſchlag, die Burjäten, zu Bewohnern, welche ſich unter Tſchingi's-Chans Eroberungszügen dort angeſiedelt haben. Der Verf. mußte zunächſt, nebſt einer größeren Anzahl anderer Verurtheilter, den Kerker, der ſie dann aufnehmen ſollte, bauen helfen, — eine harte Aufgabe, welche indeſſen durch die Humanität einzelner Beamter vielfach gemildert worden iſt. Ueberhaupt wird die landläufige Meinung, welche bei uns über den grauſamen Charakter ruſſiſcher Gefängniß-Beamter verbreitet iſt, durch den Verf. nicht gerade beſtätigt; eine rohe Behandlung von Seiten ſeiner Aufſeher u. ſ. w. ſcheint mehr zu den Ausnahmen gehört zu haben, und durch Vergleiche mit analogen Schickſalen, welche deutſche politiſche Verbrecher erfahren haben, würde man zu Reſultaten kommen, die für uns nicht gerade ſchmeichelhaft wären.

Noch weit mehr zur Erheiterung und zum Troſt der Unglücklichen trug es bei, daß die Frauen einer Anzahl unter ihnen in edelſter Aufopferung ihren Gatten in die Verbannung folgten, um ihnen ihr hartes Schickſal etwas zu erleichtern. Es iſt dies ein faſt beiſpielloſer Akt der Selbſtentäußerung; denn der heldenhafte Entſchluß wurde ihnen in jeder Weiſe erſchwert. „Die Gouvernementschefs hatten den Befehl erhalten, alle Mittel anzuwenden, um die Frauen der Staatsverbrecher, welche ihren Männern nachzufolgen wünſchten, von dieſem Entſchluß zurückzuhalten.“ Die Fürſtin Trubetzkoy z. B. mußte zuvörderſt, ehe ſie die Erlaubniß erhielt, nach Tſchita reiſen zu dürfen, allen ihren Adels- und Eigenthumsrechten entſagen, mußte ſich bereit erklären, mit den wöchentlich abzufertigenden Zwangsarbeitern, mit Stricken gebunden, die Reiſe zu machen u. ſ. w. Als ſie ſich zu alle dem bereit erklärt hatte, wurden ihr dann, freilich durch die Humanität der Beamten, auf der Reiſe die möglichſten Bequemlichkeiten und Erleichterungen geſtattet, aber in Tſchita angekommen, war der Verkehr der Fürſtin mit ihrem Gemahl doch nur ein äußerſt gehemmter. Es folgten dann allmählich noch eine Anzahl anderer Frauen, darunter auch die Gemahlin des Verf.; aber ein vollſtändiger Verzicht auf alle Vorrechte des Adels und des Vermögens ward von ihnen Allen gefordert und zwar auf Lebenszeit. Aeußerſt anregend und belehrend iſt nun die Schilderung des Lebens in dem neu erbauten Gefängniſſe. Wiſſenſchaften und Künſte wurden in den Mußeſtunden getrieben; es war eine Vereinigung edler und ſtrebſamer Menſchen, „welche das Gefängniß ebenſo ſchmückte, als die Geſellſchaft von Taugenichtſen das Leben in der Freiheit verdunkelt“.

Im Jahre 1830 wurden dieſe Gefangenen nach dem eigens für ſie gebauten Gefängniß von Petrowsk gebracht, wohin ſie auf einem Wege von 100 Meilen in 48 Tagen gelangten. Grade auf dieſem Transport hat der Verfaſſer ſehr intereſſante Beobachtungen über die Burjäten gemacht; ſie ſind zum größten Theil Schamanen, führen ein Nomadenleben und erfreuen ſich einer Unreinlichkeit, die nach des Verfaſſers Meinung einer Steigerung nicht mehr fähig iſt. Eine Beſchreibung der Ufer des Baikalſees und der Selenga iſt geographiſch und kulturgeſchichtlich äußerſt merkwürdig. In dem Lande nämlich ſüdlich vom Baikalſee leben in ſchöner Gegend, drei Tagemärſche von der Hauptſtraße entfernt, auf einer Strecke von 50 Werſt „die ſogenannten Semeiskige, Leute deren Vorfahren unter der Regierung der Kaiſerin Anna 1733 und unter Katharina II. im Jahre 1767 größtentheils wegen Sektirerei aus Dorogobuſch und Gomel nach Sibirien verſchickt worden waren. Man hatte ihnen geſtattet, ihr Hab und Gut zu verkaufen und mit ihren Weibern und Kindern in die Verbannung überzuſiedeln. Als ſie über den Baikalſee gegangen waren, — führte ſie der Regierungscommiſſar in einen Urwald und erlaubte ihnen, ſich einen beliebigen Wohnort auszuwählen. Von Zahlung der Kronab-

Digitized by Google

gaben waren ſie vier Jahre lang befreit. Wie groß war die Verwunderung des Beamten, als er ſie nach Jahresfriſt aufſuchte und ein ſchön angebautes Dorf, Gemüſegärten und Felder an einem Orte ſah, wo noch vor Jahresfriſt ein dicker Wald Alles bedeckt hatte! Dies Wunder war durch die Arbeitſamkeit der Leute und durch das Geld bewirkt worden, welches ſie mitgebracht hatten. Da ſie in der Heimat alle Habe verkauft hatten, waren ſie mit reichlicher Baarſchaft angekommen: ſobald ihre Ankunft bekannt wurde, ſtrömten aus den umliegenden Bergwerken geſchickte Handwerker zu ihnen, und die Arbeit ging raſch von Statten." — Die weitere Schilderung der häuslichen Verhältniſſe jener Semeiskige welche einen äußerſt behaglichen Eindruck machen, ſei dem beſonderen Intereſſe des Leſers empfohlen; für die Leſerinnen ſei auch noch das Curioſum erwähnt, daß ſchon damals der berühmte „Seelenwärmer" (auch von ihnen ſo genannt) zu den unentbehrlichen Garderobenſtücken der weiblichen Bewohner jener Gegend gehört und alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach eine transbaikaliſche Erfindung iſt.

Jene äußerſt merkwürdigen Thatſachen, verbunden mit den reichen Erfahrungen über Anſiedelungen, welche in der neuen Welt gemacht worden ſind, ſollten der ruſſiſchen Regierung ein Fingerzeig ſein, was ſie anzufangen hätte, um die ſehr beträchtlichen Reichthümer, welche der Boden Südſibiriens birgt, zu heben. Gelegentlich der drückenden Hungersnoth in den baltiſchen Provinzen im vorigen Jahre, war davon die Rede, daß man den Bewohnern derſelben, und beſonders auch den Finnen, Gelegenheit zur Anſiedelung am Amur verſchaffen wolle; aber wir haben nicht gehört, daß dies ſo empfehlenswerthe Projekt zur Ausführung gekommen ſei. — Ueber den Reichthum Sibiriens bemerkt der Verfaſſer noch an einer anderen Stelle: „Ueberall, wo das Klima in Sibirien es geſtattet, werden Ackerbau und Viehzucht getrieben. . . . Schon zur Regierungszeit Katharina's II. nannte man Sibirien — mit Beziehung auf den Reichthum an edlen Metallen — den goldenen Boden. Obgleich Sibiriens Gebirge und Flußbetten in der That reichhaltige Goldlager bergen, ſo beſteht der Hauptreichthum dieſes Landes doch in der Fruchtbarkeit ſeines Bodens. Viele Orte in den Gouvernements Tomsk, Jeniſeisk und Irkutsk geben Aernte-Erträge bis zum vierzigſten Korne; der Düngung bedürfen ſie ebenſo wenig wie die Ebenen der Ukraine. Wichtige Ströme erleichtern die Handelsverbindung, u. ſ. w." Kurz es iſt keine Frage, daß Süd-Sibirien, wie wenig Länder, eine Zukunft haben kann, wenn die ruſſiſche Regierung die Mittel findet, jene noch ungehobenen Schätze zu verwerthen.

In den meiſten Gegenden Sibiriens, namentlich in Weſtſibirien, hat ſich durch Vermiſchung verſchiedener Stämme ſchon eine neue ſpezifiſch ſibiriſche Bevölkerung gebildet. „Die Regierung giebt ſich alle Mühe zur Anſiedelung der Verwieſenen und verwendet große Summen auf Errichtung von Kolonien. Die Unredlichkeit und Unfähigkeit der Beamten hat aber verſchuldet, daß ein großer Theil der Koloniſtendörfer wieder eingegangen oder von den gequälten und mißhandelten Bewohnern verlaſſen worden iſt. Die Namen der einzelnen redlichen höheren Beamten und deren Einrichtungen ſtehen noch heute in geſegnetem Andenken, ein Beweis, daß ihrer nicht allzu viele geweſen ſind." Ueber die Raubſucht, Unredlichkeit und Corruption der höheren und niederen Beamten wird überhaupt an den verſchiedenſten Stellen vom Verfaſſer geklagt und einige intereſſante Thatſachen als Beleg angeführt.

Im Jahre 1832 erhielt der Verfaſſer die Erlaubniß, ſich in Kurpan anzuſiedeln, einem Ort von 2000 Einw. am Tobol, bekannt durch Kotzebue, der dort ebenfalls als ruſſiſcher Verbannter ein Jahr zubringen mußte, einen Aufenthalt, den er in ſeinem bekannten Buche: „Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens" beſchreibt. Dort wurde der Verfaſſer Grundbeſitzer und Landwirth und lebte im Ganzen zufrieden, nur durch Krankheit vielfach gequält, bis ein Beſuch des Thronfolgers in Kurpan die Veranlaſſung zu ſeiner Begnadigung wurde. Aber „der Weg aus Sibirien nach Rußland führt über den Kaukaſus", d. h. der Verfaſſer ſowohl, als auch noch Andere ſeiner Genoſſen, mußten erſt eine Zeitlang als Gemeine in dem abgeſonderten Kaukaſiſchen Corps dienen, bis ihnen die Rückkehr in ihre Heimat geſtattet wurde; dies geſchah am 10. Januar 1839.

Bei ſeinem Scheiden aus Sibirien hatte er ſeine Gefühle und des Landes Zuſtand in folgenden treffenden Worten charakteriſirt: „Aus dem Lande der Verbannten ſcheidend, gedachte ich meiner Kameraden, die zurückgeblieben waren; mein Segen ruht auf ihnen, wie auch auf dieſem Lande, welches mit der Zeit aufhören wird, ein Mittel des Schreckens und der Strafe zu ſein, weil es alle Ausſicht hat, wenigſtens zum großen Theil ein Land des Wohlſtandes zu werden. Vielleicht hat die Vorſehung viele meiner Unglücksgefährten und die vaterlandsloſen Polen dazu auserſehen, die Begründer einer beſſeren Zukunft Sibiriens zu werden. Als Pfänder einer günſtigen Zukunft dieſes Himmelſtrichs dienen jetzt ſchon drei Umſtände: Dieſes Land hat keine privilegirten Stände, ſehr wenig Beamte, und ein Volk das ſich ſelbſt zu regieren verſteht." —

Schon dieſe letzten Worte charakteriſiren genugſam die edle Geſinnung und den ſcharfen Blick des Verfaſſers, der unſere Theilnahme in hohem Grade in Anſpruch nimmt, ſo wie ohne Zweifel aller Derer, welche ſein Buch durchleſen werden. Es wird mir gelungen ſein zu beweiſen, welch ein wichtiges Symptom für ruſſiſche Zuſtände jener Dekabriſtenaufſtand iſt.

Vielleicht verdiene ich mir den Dank einiger Leſer, wenn ich ſie zum Schluß noch auf zwei wenig beachtete Gedichte Chamiſſo's aufmerkſam mache, welche ſich auf die Dekabriſten beziehen. Sie ſind beide betitelt: „Die Verbannten", das eine iſt eine Ueberſetzung eines Gedichtes von Rilejeff, einem der Anführer des Aufſtandes, den der Verfaſſer unſeres Buches „eine edle ſchwärmeriſch-idealiſtiſche Poetennatur" nennt, und iſt von dieſem ſeinem Mitverſchworenen Beſtujeff zugeeignet. Das andere „Beſtujeff" überſchrieben iſt ein Erzeugniß von Chamiſſo's eigenem Genius. In dem erſteren finden ſich folgende ſchwerwiegende, im Sinne der Verſchworenen auf Rußland geſprochenen Verſe:

„Was wir geträumt, noch war es nicht beſchloſſen;
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Koloſſen,
Umfaſſen eine halbe Welt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern,
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte,
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern!"

Ehre ſei dem Andenken der Tapferen!

L. B. F.

Digitized by Google

Südamerika.

J. J. von Tſchudi und Fr. Gerſtäcker über die ſüdamerikaniſchen Republiken.

Von J. J. von Tſchudi's großem Werke: „Reiſen durch Süd-Amerika" iſt jetzt der fünfte und letzte*), von Friedrich Gerſtäcker's „Neuen Reiſen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Weſtindien, und Venezuela" der dritte und letzte Band**) erſchienen. Der erſtgenannte Reiſende führt uns darin durch die Argentiniſchen Republiken, durch Chile, Bolivia, Peru ꝛc., wogegen uns Fr. Gerſtäcker ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen in und über Venezuela mittheilt.

Beide Werke enthalten umfaſſende Materialien für die Beurtheilung der Zuſtände in den ſüdamerikaniſchen Republiken. Beide Reiſende, mit bewährtem, umſichtigem Blicke begabt, begegnen ſich, obwohl ſie ſehr oft von ganz verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehen, faſt immer in ihren Anſchauungen, wenn es ſich darum handelt, aus den Eindrücken, die ſie dort empfangen, das Facit zu ziehen. Es iſt wichtig, dieſe Uebereinſtimmung von zwei Männern zu conſtatiren, von denen der Eine vorzugsweiſe im Intereſſe der Wiſſenſchaft, der Andere dagegen mit rein praktiſchen Zielen vor Augen reiſte.

Trauriges Bild, das ſie vor uns aufrollen! Dieſes ganze ungeheure Gebiet der ſüdamerikaniſchen Republiken der Schauplatz endloſer politiſcher Wirren, in denen die niedrigſten Leidenſchaften gewöhnt ſind, den Sieg zu erlangen. Faſt der ganze Continent, der Inbegriff aller natürlichen Reichthümer, im Zuſtande einer immer weiter freſſenden Verarmung. Alle dieſe Länder, obwohl ſchon ſeit Jahrhunderten im Beſitze der europäiſchen Raſſe, in einer brodelnden Bewegung, welche von dem Wege der Civiliſation — es iſt betrübend, es ſagen zu müſſen — immer weiter abführt.

Eine rühmliche Ausnahme macht nur Chile. Dort herrſcht ein durch politiſche Ruhe unterſtütztes Beſtreben, das materielle und geiſtige Wohl der Einwohner raſch zu heben. Der Handel blüht, der Ackerbau gedeiht und iſt auf dem Wege, durch Einführung nordamerikaniſcher Ackergeräthe einem rationellen Betriebe entgegengeführt zu werden. Einige wichtige Eiſenbahnen ſind hergeſtellt. Die beiden großen Städte des Landes, Santiago und Valparaiſo, wetteifern in der Anlage geſchmackvoller Etabliſſements. Das wiſſenſchaftliche Leben, wenn auch auf ziemlich geringe Kreiſe beſchränkt, iſt doch rege genug, um fortſchreitend wohlthätig wirken zu können. Die Regierung iſt ernſtlich bemüht, dem Lande die Vortheile eines gediegenen Volksſchulweſens zuzuwenden und überhaupt die Volksbildung zu pflegen. Die Univerſität von Santiago iſt die vorzüglichſte von ganz Südamerika, auch mit verhältnißmäßig guten Hilfsmitteln ausgeſtattet. — An Herrn von Tſchudi iſt oft die Frage gerichtet worden, welches von allen ſüdamerikaniſchen Ländern die größten intellektuellen Fortſchritte gemacht habe. Er ſteht nicht an, Chile als dieſes Land zu nennen, das mit geringen Mitteln, aber mit einer klugen und umſichtigen Benutzung derſelben Bedeutendes geleiſtet und ſelbſt das mit ſeinen Kultur-Beſtrebungen mehr affektirende als erfolgreiche Braſilien weit überflügelt hat.

Das politiſche Leben in Chile hat, wenngleich es ſehr rege iſt, doch einen ruhigen Verlauf. Die verunglückte Revolution von 1859 iſt die einzige der neueren Zeit. Eine bemerkenswerthe, für Staatsökonomen ſehr intereſſante Thatſache iſt die, daß in der 15jährigen Epoche von 1847—61 in jedem Jahre, auf das die Wahl der Deputirten zum Congreſſe fiel, ſich die Ausfuhr Chile's verminderte. Der Grund davon liegt ohne Zweifel darin, daß bedeutende Summen, die ſonſt als Contanten und Silberbarren zum Export gekommen wären, zu Wahlzwecken im Lande verbleiben.

Die Deutſchen haben ſich in Chile eine geachtete Stellung errungen. In Valparaiſo bilden ſie einen in wiſſenſchaftlicher, geſchäftlicher und geſelliger Beziehung ſehr werthvollen Beſtandtheil der Bevölkerung. Deſto ſeltſamer iſt die Thatſache, daß die Regierung davon zurückgekommen iſt, die Einwanderung und Coloniſation der Deutſchen zu unterſtützen. Man fürchtet dort, das deutſche Element möchte mit der Zeit die Oberhand gewinnen. Mit Recht tadelt Herr von Tſchudi dieſe Anſicht. Die deutſche Einwanderung hat ſich vorzüglich um Puerto Monte, nördlich der Inſel Chiloe und im Departement Valdivia, an der Südgränze des unabhängigen, feindlichen Indianerſtaats Araucaria concentrirt. Je dichter hier eine ſtarke, ackerbautreibende Bevölkerung lebt, deſto ſicherer wird es für die chileniſche Regierung ſein, die Araucarier durch die Civiliſation zu erobern, was durch Waffengewalt bis jetzt nicht möglich geweſen iſt. Man ſchließe dieſen unbändigen Indianerſtamm durch einen ſtarken Civiliſationsgürtel ein, und man wird zu gelegener Zeit zu einer Offenſive übergehen können, die nicht mit Vertilgung und Ausrottung, ſondern mit unbedingter Unterwerfung der Araucarier enden wird. Chile hat hier eine wichtige und große civiliſatoriſche Miſſion zu erfüllen, die aber nur gelingen kann, wenn die Regierung ſich dabei auf den Beiſtand ſtützt, der ſich ihr in der germaniſchen Emigration und Coloniſation darbietet.

Die übrigen Republiken gleichen ſich in ihrem politiſchen und ſozialen Zuſtande dergeſtalt, daß man Mühe hat, ſie von einander zu unterſcheiden. Die rückſichtsloſe Leidenſchaftlichkeit, gepaart mit dem ſchamloſeſten Eigennutze, ſucht und weiß die Herrſchaft an ſich zu reißen. Revolution heißt dort nicht, die ewigen Rechte des Volks vom Himmel herunterholen, wo ſie hangen unveräußerlich und unzerbrechlich; Revolution heißt dort nur der Kampf, den Einzelne um den Präſidentenſitz und um den Geldkaſten der Republik führen. Die Geſammtheit des Volks wird kaum noch von den Revolutionen innerlich bewegt und zur Parteinahme veranlaßt. Aber in der immer weiter greifenden Verarmung ſieht das Volk ſchmerzlich, wie ſtark es dabei in Mitleidenſchaft gezogen wird. Es iſt in dieſen Republiken etwas ganz Gewöhnliches, ja beinahe Selbſtverſtändliches, daß das Privateigenthum willkürlich von den Parteien in Anſpruch genommen, gewaltſam zu ihren Zwecken herangezogen wird. Von einer regelmäßigen Steuer-Erhebung iſt freilich längſt nicht mehr die Rede; aber keine Frucht auf dem Felde, kein Maulthier im Stalle, keine Kuh auf der Weide iſt ſicher vor einer plötzlichen, dem Raube zum Verwechſeln ähnlichen „Requiſition" der republikaniſchen Truppen. Bezahlen liegt nicht in den Grundſätzen und Gewohnheiten dieſer Truppen; ja, man iſt ſchon zufrieden, wenn ſie das Eigenthum nicht muthwillig und boshaft zerſtören, wovon ebenfalls nicht wenige, die Parteiführer ſtark compromittirende Fälle vorliegen. Wer kann ſich unter dieſen Umſtänden noch ernſtlich mit kultivirenden Gewerben befaſſen? Wer wird weiter als bis auf den nächſten Tag denken? Wer wird auf geiſtige Bildung ſeiner Nachkommen Bedacht nehmen?

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869.

**) Jena, H. Coſtenoble, 1869.

Digitized by Google

Während die Staats-Einkünfte lediglich zu Militärzwecken verwendet werden, ſorgt ein ſtupider Klerus dafür, daß ſelbſt in den Städten die Kraft der Aufklärung gelähmt werde. Der Zuſtand des öffentlichen Unterrichts iſt ein erbärmlicher; der Gymnaſial-Unterricht in den größeren Städten iſt äußerſt mangelhaft und meiſtens durch Männer geleitet, die nicht über das ABC ihres Spezialfachs hinausgelangt ſind. Die Univerſitäten ſind im größten Verfalle. Bei Gelegenheit von La Paz in Bolivia zweifelt Herr von Tſchudi nicht daran, daß nur wenige Precente der wenigſtens 60,000 Seelen ſtarken Bevölkerung dieſer Stadt leſen können. Die Ignoranz und Immoralität iſt allgemein, freilich auch ſehr begünſtigt von dem ungemein ſinnlichen Naturell der ſtark mit Indianerblut gemiſchten niederen Volksklaſſen.

Die Revolutionen charakteriſiren ſich durch die Perſönlichkeiten, welche ſich auf die Präſidentenſtufe ſchwingen.

In Bolivia ſtand in den Jahren 1848—1855 General Belzu an der Spitze der Regierung. „Es iſt faſt unglaublich", ſagt Herr von Tſchudi, „welche Rieſenſchritte die Entſittlichung der Nation während dieſer ſieben Jahre machte. Alle Bande des geregelten Staatslebens waren gelockert, Willkür an die Stelle des Geſetzes getreten. Brutalität, Unverſtand und Arroganz herrſchten in den höchſten Kreiſen und begünſtigten die Immoralität der unteren Schichten, um ſie dadurch feſter an das entſittlichte Regiment zu feſſeln.... Belzu's Herrſchaft hat Bolivia *in* ſeiner geiſtigen und materiellen Entwickelung um viele Jahrzehnde zurückgehalten. General Belzu war ein gänzlich unwiſſender, roher, grauſamer Menſch. Seinen intimſten Freund ließ er erſchießen, nur weil er zu viel um ſeine Geheimniſſe gewußt hatte.... Sein Bildungsgrad war kaum von dem des erſten beſten Cholo (Miſchling), der ſich beſoffen in den Straßen von La Paz herumtreibt, verſchieden. Vielleicht hat Belzu in ſeinen jüngeren Jahren irgend ein Werk geleſen, oder in Geſellſchaften von hiſtoriſchen Vorgängen der alten und neuen Geſchichte erzählen gehört, oder es blieben ihm einzelne Thatſachen in der Erinnerung, die er aber bei ſeinem gänzlichen Mangel an Bildung auf die lächerlichſte Weiſe zuſammenwarf." Einige Beiſpiele hiervon: „Belzu war ein großer Verehrer Napoleon's I. und äußerte eines Tages, Napoleon, ein Mann des Volks, hat größere Ehren erreicht, als Regenten aus königlicher Abſtammung, denn der Papſt hat ihn gekrönt, eine Auszeichnung, die er ſogar Alexander dem Großen verſagt habe!" Ein andermal, als er das Feldherrntalent Napoleon's pries, meinte er, „daß kein General vor ihm Aehnliches geleiſtet habe, denn mit einer geringen Truppenzahl habe er 2,000,000 Preußen unter Xenophon geſchlagen!" u. ſ. w.

Es iſt wahr, Belzu war ein Präſident tief unter dem Mittel ſeiner Collegen. Aber auch General Cordova (von 1855—57) war ein Vertreter des Säbel-Regiments, und im Jahre 1861 wurde der einſichtsvollſte, wohlwollendſte, gerechteſte und patriotiſchſte der neueren Präſidenten, Dr. Linares, durch eine Militär-Revolution geſtürzt, deren Leiter, General Acha, als nachfolgender Präſident natürlich andere Wege wandelte, als die, welche ſein Vorgänger mit ungeheurer Mühe gebahnt hatte. Es iſt überhaupt ein nicht gerade günſtig ausſehender Umſtand, daß unter den bisherigen neun Präſidenten der Republik Bolivia nur einer, Linares, dem Civilſtande angehörte.

In Venezuela war zu der Zeit, als Herr Gerſtäcker dort reiſte, der Neger-General Falcon Präſident. „Im Anfang", äußert ſich unſer Reiſender, „ſchien es, als ob Alles gut gehen ſollte. General Falcon war aber ſo klug wie ein Menſch, und da er recht gut fühlte, daß er nicht ewig regieren würde, begann er ſich in Zeiten nach einem Zufluchtsorte umzuſehen, auf den er ſich mit dem, was er ſich mittlerweile ‚verdient', auch in Zeiten der Noth und ungefährdet zurückziehen konnte. Er erſtand ſich von den Holländern eine kleine Inſel unweit Curaçao, auf welcher er ſich einen Palaſt baute und eine brillante Einrichtung herſtellte, und von da an ſchaffte er Alles, was er konnte, dort hinüber, und ſog dabei das Land auf eine ſo ſyſtematiſche Weiſe aus, daß es zuletzt unerträglich wurde und den Widerſtand *aller* Parteien hervorrief."

„Der Reichthum dieſes an Umfang ſo großen Reiches", fährt Herr Gerſtäcker fort, „liegt überall zu Tage; Landwirthſchaft wie Viehzucht könnte es in einem Maße haben, wie kaum ein anderes in Südamerika, während die jetzt bearbeiteten Goldminen noch größere Schätze zu Tage fördern, als ſelbſt Californien. Und was iſt der ganze Staat, mit Ausnahme einiger, aber ebenfalls von den Revolutionen arg heimgeſuchter Städte? Kaum mehr als eine Wüſte, mit Schulden beladen, ohne Credit, und trotzdem noch immer bis auf den letzten Blutstropfen von Menſchen ausgeſogen, die das, was wir Anderen als unſere Heimat heilig halten, nur als eine Milchkuh betrachten. Es ſind das die Vampyre jeder amerikaniſchen Republik, die *Stellenjäger*, die vier Jahre Zeit verlangen, um ſich nachher, trotz eines unbedeutenden Gehalts, als Rentiers von allen Geſchäften zurückzuziehen und die, von einer oder der anderen Partei, ſobald die Gegner am Ruder ſind und das Volk auf Ruhe hofft, den Kampf von Neuem ungeſäumt beginnen. Venezuela, oder vielmehr die bisherige Regierung, hat aber in dieſen Blutſaugern das Aeußerſte geleiſtet, was bis jetzt geleiſtet worden iſt, denn Präſident Falcon ſchuf — um nur ein einziges Beiſpiel zu erwähnen — bei einer Armee von kaum 4000 Soldaten allein 2000, ſage *zweitauſend Generale*, die, wenigſtens auf dem Papier, einen gewiſſen Sold hatten und den ihnen zukommenden Rang in der Geſellſchaft einnahmen, ſo ruppiges Volk es auch zum großen Theil ſein mochte."

Der Zweck dafür liegt auf der Hand: Falcon wollte ſich eine ihm ergebene Partei ſchaffen, die ihn bei eintretenden Unfällen immer wieder emporbringen ſollte. Aber er konnte unmöglich die ganze Bevölkerung zu Generalen machen, und endlich zerbrach ſein Krug.

„Und aus was für Familien wählte er ſeine Leute. Als ich am Charfreitag nach Laguayra mit der Diligence wieder einfuhr, zeigte mir einer meiner Reiſegefährten eine alte Negerin, die, zerlumpt bis zum Aeußerſten und ebenſo ſchmutzig, mit einem Topfe unter dem Arme nach der nächſten Pulperia hinkte.

„Sehen Sie die alte Dame dort?" ſagte er, auf die Frau deutend.

„Das alte Negerweib?"

„Bitte", lächelte der Herr, „das iſt die Mutter eines unſerer Generale, und wenn er einmal ſeinen Sold bekommt, wird ſie ſich ein ſeidenes Schleppkleid anſchaffen."

Und das nicht allein — auch einigen *Damen* hatte Falcon den Generals- oder Offiziersrang gegeben, natürlich mit dem entſprechenden Gehalte, der dem „ſchönen" Geſchlechte auch pünktlich ausgezahlt wurde. So war in Laguayra eine Dame, die ſich *ſehr* viel mit Politik beſchäftigte, zur Obriſtin mit Orden, Rang und 300 Dollars monatlichem Gehalt befördert worden, und eine andere Dame in Caracas zur Generalin, mit der nämlichen oder noch größeren Nutznießung.

Unter der früheren Regierung hatte man dabei immer noch wenigſtens etwas baares Geld im Staatsſchatze gehabt, unter

Digitized by Google

der jetzigen war er total leer, denn was Falcon nicht ſeinen Creaturen auszahlen mußte, wanderte in ſeine eigene Kaſſe und kam nicht wieder zum Vorſchein. Der Druck im Lande wurde dabei ſo arg, Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen dermaßen darnieder, daß das Volk es zuletzt nicht mehr ertragen konnte, und, was wohl Jeder, ſelbſt der Präſident, vorausgeſehen hatte, die Folge war: eine Revolution.

In Peru hatte, als Hr. von Tſchudi dort reiſte, ſo eben das ganz ähnliche Regime des Präſidenten Vivanco ſein Ende erreicht.

Man würde den Republikanern Südamerikas Unrecht thun, wenn man die Reaktion gegen jene Zuſtände nicht erwähnen wollte. Wohl giebt es tüchtige, mit dem beſten Willen beſeelte Männer, welche den beſchwerlichen und gefährlichen Kampf gegen die brutalen Säbel-Tyrannen ihres Vaterlandes mit Muth und hin und wieder mit zeitweiſem Erfolge aufnehmen.

Von dem bolivianiſchen Präſidenten Linares haben wir ſchon geſprochen. Hr. v. Tſchudi, der einige Male mit ihm verkehrte, fand in ihm einen angehenden Fünfziger von hoher Geſtalt und ſcharf markirten Geſichtszügen, in denen ein tiefer Seelenſchmerz ausgedrückt lag; einen feinen, gebildeten, liebenswürdigen Mann, einen glühenden Patrioten, der mit dem vorzüglichſten Willen das Beſte ſeines Vaterlandes anſtrebte. „Ich lernte den edlen Mann um ſo mehr hochachten, je klarer mir die Schwierigkeiten wurden, gegen die er ankämpfen mußte. Ich habe auch die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht Ehrgeiz, ſondern die reinſte Vaterlandsliebe ihn bewogen hatte, die Zügel der Regierung zu ergreifen; denn ſeit er den bolivianiſchen Boden wieder betreten hatte, war ihm noch keine ruhige Stunde geworden, wohl aber Tag und Nacht erdrückende Sorgen. „Ich habe einen Cadaver übernommen, den ich wieder beleben ſoll", äußerte er eines Tages zu mir, „es iſt eine Arbeit, die faſt übermenſchliche Kräfte erfordert; ich fürchte, ich werde ihr erliegen." Leider ſind dieſe prophetiſchen Worte zur Wahrheit geworden. Zwei und ein halbes Jahr ſpäter wurde Linares, nachdem er ſich bei ſeinen rieſenhaften Anſtrengungen faſt aufgerieben hatte, durch General Acha geſtürzt. Er zog ſich nach Chile zurück, wo er noch in demſelben Jahre, am 5. Oktober 1861, ſtarb."

In Peru wurde Vivanco durch Caſtilla abgelöſt, der ſich zwar keiner wiſſenſchaftlichen Bildung, wohl aber großer Menſchenkenntniß erfreute, redlichen Willen beſaß und ſich als glücklicher, perſönlich tapferer, unermüdlicher Feldherr zeigte. Er hatte viele Krebsſchäden tief an der Wurzel angegriffen und zu heilen geſucht, aber nur ſelten mit glücklichem Erfolge. Nach Ablauf ſeiner vierjährigen Präſidentſchaft, am 5. Mai 1862, zog er ſich von ſeiner vielbewegten öffentlichen Laufbahn ins Privatleben zurück.

In Venezuela iſt es nach Herrn Gerſtäcker der Präſident des Staates Guyana, Della Coſta, der vor Allen verdiente, an die Spitze der Geſammt-Republik gerufen zu werden. Della Coſta iſt ein hochgebildeter, weiſer, energiſcher Mann, der alle Eigenſchaften eines Regenten beſitzt, namentlich auch die, ſeinen Mitbürgern Liebe und Hingebung zum Vaterlande einzuflößen. Er verwaltet ſeinen Staat muſterhaft, und die Beſten in ganz Venezuela wünſchen ſeine Wahl zum Präſidenten über die Geſammtſtaaten. Er ſelbſt hat aber wenig Luſt zu dieſem Amte; er beſchränkt ſich darauf, Guyana, das er aufrichtig liebt, von den Wirren im übrigen Venezuela fern zu halten, was ihm auch gelungen iſt.

Achtung dieſen Männern! Schade nur, daß ſie als Ausnahmen daſtehen und eine dauernde Herrſchaft reiner Grundſätze nicht aufzurichten vermögen.

Unſere Reiſenden beſchäftigen ſich Beide mit dem Gedanken, ob es wohl möglich ſein möchte, die traurigen Zuſtände in jenen Staaten zu beſeitigen und die Republiken zu Dem zu machen, was ſie ſein könnten, zu reichen, blühenden Ländern mit glücklichen Bewohnern. Herr von Tſchudi ſcheint noch auf eine Kriſis in dem tiefgeſunkenen Charakter der amerikaniſch-romaniſchen Raſſe zu hoffen. Herr Gerſtäcker denkt an die Errichtung von erblichen Monarchieen, hält dieſelbe aber weder für unumgänglich, noch für unbedenklich, und empfiehlt als nächſtes Mittel energiſch die Abänderung der Verfaſſungen dahin, daß die Beamten, ſtatt wie jetzt von vier zu vier Jahren zu wechſeln, unabſetzbar werden, damit die Stellenjägerei und das damit verbundene Raubſyſtem der Beamten aufhöre. Mag ſein! Aber ein radikales Mittel können wir darin auch nicht erblicken. An ſeinem richtigſten Gedanken iſt Herr Gerſtäcker gleichſam vorübergegangen: dieſe ſüdamerikaniſchen Republiken müſſen ſich mit germaniſchen Elementen befruchten, wie denn Chile ſeinen befriedigenden intellektuellen und politiſchen Zuſtand dem Beſtreben verdankt, Männer von tüchtiger wiſſenſchaftlicher und techniſcher Ausbildung aus Nord-Europa für ſeine Inſtitute zu gewinnen. Irren wir nicht, ſo iſt die Zeit nicht fern, wo von Nord-Amerika aus ein ſtarker Strom germaniſcher Kraft ſich in dieſe ſüdamerikaniſchen Republiken ergießen und dort eine Umgeſtaltung hervorrufen wird. Schon haben die Nordamerikaner Anſtalt getroffen, ſich in größtem Maßſtabe und mit allen techniſchen Hilfsmitteln an der Ausbeutung der Goldadern im Innern von Venezuela zu betheiligen. Das Weitere wird nicht auf ſich warten laſſen. Ebenſo iſt in Venezuela der ganze Importhandel in deutſchen Händen, und mit ruhiger Sicherheit ſteigt der deutſche Einfluß an der Weſtküſte Südamerikas hinauf und über die Cordilleren hinweg. Je mehr aber das deutſche Element dort wächſt, deſto beherzigenswerther iſt, was über den Schutz und die Vertretung deſſelben von Herrn Gerſtäcker geſagt wird. Der Norddeutſche Bund ſende als Conſuln Männer hin, die unabhängig daſtehen, das Herz auf dem rechten Flecke haben, und die an Ausflüchten reiche Widerwilligkeit der republikaniſchen Regierungen im Intereſſe der dortigen Deutſchen nöthigenfalls durch ein urkräftiges Auftreten in freundliches Entgegenkommen zu verwandeln verſtehen: viel eher alſo einen mit goldnen Rückſichtsloſigkeiten vertrauten Huſaren-Lieutenant, als einen „Geheimen Rath" oder ſpitzfindigen Advokaten!

Afrika.

Kultur in Nordafrika zur Zeit der Völkerwanderung.*)

Die Südküſte des Mittelländiſchen Meeres, welche in der ganzen alten Geſchichte eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, ſehen wir auffallender Weiſe mit dem Eintritt der neuen Geſchichte beſonders aber ſeit den Eroberungszügen der Araber von dem Staatentheater der alten Welt verdrängt und zur Rolle eines Statiſten verurtheilt. Höchſtens das großartige Unternehmen

*) Syneſius von Cyrene, eine biographiſche Charakteriſtik aus den letzten Zeiten des untergehenden Helleniſmus, von Dr. Richard Volkmann. (X. und 258 S.) Berlin, H. Ebeling und C. Plahn, 1869.

Digitized by Google

des Suezkanals, deſſen Eröffnung uns nun in kürzeſter Zeit bevorſteht, hat ein direktes Intereſſe auch von unſerer Seite beanſpruchen dürfen.

Bei der Erinnerung an den Norden Afrika's denkt man zwar immer an den großen Sandocean der Sahara; aber es bedarf wohl kaum der Hinweiſung, daß in Rückſicht des Klimas, der Bodenbeſchaffenheit, der geographiſchen Lage die Nordküſte Afrikas nichts zu wünſchen übrig läßt, daß es nur einer fleißigen und energiſchen Bevölkerung bedarf, um das Land ſchnell und ſicher zu politiſcher und ökonomiſcher Blüthe zu bringen.

Den beſten Beweis aber, was jene Länder unter günſtigen Umſtänden ſein können, liefert die Darſtellung deſſen, was ſie einſt geweſen ſind. Deshalb iſt es von großem Intereſſe, an der Hand eines namhaften Gelehrten einen Blick auf jene Gegenden zu thun in einer Zeit, wo ſie unſere Theilnahme im höchſten Grade in Anſpruch nehmen. Herr Dr. Volkmann, Gymnaſial-Direktor in Jauer, als Philolog und Philoſoph, beſonders durch ſeine Arbeiten über Plutarch, auch in weiteren Kreiſen bekannt, hat es unternommen, uns ein Lebensbild des Syneſius von Cyrene zu entwerfen, des bekannten Neuplatonikers, der, erſt ein heftiger Feind des Chriſtenthums, in ſpäteren Jahren für die neue Lehre gewonnen wurde und ſich als eifrigen Vertheidiger derſelben bewies. Als Philoſoph nun zwar iſt Syneſius unbedeutend und ohne Selbſtändigkeit; er beſchränkt ſich meiſt auf eine Reproduktion des Neoplatonismus in ſeinen allgemeinen Umriſſen und bekannten Formeln. „Trotzdem gehört S. zu den für uns wichtigſten und intereſſanteſten griechiſchen Schriftſtellern des fünften Jahrhunderts; ja es kömmt ihm auf literariſchem Gebiete eine gewiſſe Bedeutung zu, auf welchem ihn ſeine Schriften nach Form und Inhalt als den letzten namhaften Vertreter der Sophiſtik und ihres geiſtreichen Weſens erſcheinen laſſen, ſo wenig auch S. für ſeine Perſon veranlaßt und Willens war, ſich mit den berufsmäßigen Sophiſten auf gleiche Stufe zu ſtellen. Zugleich ſind dieſe Schriften eine ſehr ausgiebige Quelle für die Geſchichte ſeines äußeren, wie inneren Lebens, welches, an ſich ſchon reich an mannigfachen nicht unwichtigen Ereigniſſen, ein erhöhtes Intereſſe durch ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum gewinnt."

An die Lebensbeſchreibung eines ſolchen Mannes, der im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle ſpielte, knüpfen ſich naturgemäß eine Fülle beſonders kulturhiſtoriſch intereſſanter Excurſe, geographiſcher Bemerkungen, philoſophiſcher, geſchichtlicher, äſthetiſcher Notizen, welche das Werk zu einer intereſſanten Lektüre nicht nur für den Hiſtoriker, Philologen und Literaturhiſtoriker von Fach, ſondern für jeden wiſſenſchaftlich Gebildeten machen müſſen.

Unerfreulich zwar und im Ganzen troſtlos iſt das Bild, das ſich uns bei der Betrachtung jener Zeit aufrollt, aber hiſtoriſch dennoch von dem allergrößten Intereſſe. Das große Conglomerat von Nationen und Provinzen, welches ſich von der Iriſchen See bis zum Rothen Meere in ununterbrochener Continuität erſtreckte und faſt Alles umfaßte, was ſich damals cultivirt und geſittet nannte, fing an, in ſeinen Fugen morſch zu werden, der Welttag der Cäſaren neigte ſich dem Untergang zu, und die Hausgeiſter hatten das baufällige Gebäude ſchon verlaſſen. Denn im Norden klopften die blonden Barbaren, welche durch römiſche Taktik, Strategik und Hinterliſt mehr als durch die Tapferkeit der Südländer bis dahin zurückgewieſen worden waren, immer ungeſtümer an die verſchloſſenen Pforten der alten Welt und machten Anſtalten, von ihrem Erbe Beſitz zu ergreifen. Nur noch mit Mühe hielt die ſtolze Weltkönigin die Zügel in ihren ſchlaffen Händen.

Auf der anderen Seite nagte die von Paläſtina ausgegangene neue Religion an dem Gefüge des Staates. In Rom, der großen Hexenküche frommer Superſtitition und wüſter Religionsmengerei, war ſchon lange alle wahre Frömmigkeit, d. h. Sittlichkeit, abhanden gekommen und Schlaffheit, Sittenfäulniß, abſolute Corruption machten eine Beſſerung der ſittlichen Zuſtände allmählich zur Unmöglichkeit; nur ein Neubau ſchien helfen zu können. Selbſt das Hellenenthum vermochte ſeine weltumbildende Kraft bei dem entarteten Geſchlecht nicht mehr geltend zu machen; denn wenn der Roſt einmal die „ſittliche Subſtanz" eines Volkes ergriffen hat, erfolgt der Verfall mit Rieſenſchritten und der Staatskörper iſt ſo unheilbar, wie ein vom Krebs ergriffener Organismus. Die Spekulation, welche ihre Selbſtändigkeit und Lebenskraft ſchon nach Ariſtoteles eingebüßt hatte, war damals einen unheilvollen Compromiß mit dem Glauben eingegangen und hatte zum erſten Male den „Centauren der Religions-Philoſophie" erzeugt, der eben im Neoplatonismus und Neopythagoräismus ſeinen Ausdruck fand.

Für alle dieſe Verhältniſſe iſt Aegypten und das weſtlich daran ſtoßende Cyrenaica beſonders intereſſant und belehrend. Dort kämpften der Hellenismus, das Judenthum, das Chriſtenthum, auf der Grundlage einer uralten Kultur einen langen und erfolgreichen Kampf; das Schwert der Römer beherrſchte alle dieſe Elemente, ohne beſondere Sympathieen für den Einen oder Anderen zu hegen.

Der Verf. giebt uns zuvörderſt eine kurze Beſchreibung jener Landſchaft, die in neueſter Zeit (1869) von dem deutſchen Afrikareiſenden Gerhard Rohlfs bis zur Oaſe des Jupiter-Ammon wieder mit Glück explorirt worden iſt: „Im Oſten der großen Syrte, jenſeits der tiefen Erdſenkung, durch welche der Gluthſand der Sahara bis dicht an das Mittelländiſche Meer herangeführt wird, erhebt ſich ein Kalkſteingebirge von mäßiger Höhe als Weſtrand einer dahinter gelegenen fruchtbaren Hochebene von durchſchnittlich 1500 Fuß über dem Meeresſpiegel, welche in Geſtalt einer langgeſtreckten Halbinſel auf drei Seiten, im Weſten, Norden, Oſten vom Meere umſpült, im Süden die Lybiſche Wüſte zur Gränze hat. Dieſe Hochebene iſt gegenwärtig unter dem Plateau von Barka bekannt, ſo benannt nach einer kleinen, auf ihrer Nordweſtſeite befindlichen Stadt. Bei den Alten führte die Landſchaft nach ihrer Hauptſtadt Cyrene gewöhnlich den Namen Cyrenaica, wurde jedoch ſeit der Ptolemäer Zeit nach ihren fünf großen Städten auch wohl die Lybiſche Pentapolis oder die Pentapolis ſchlechthin genannt."

Nach den Berichten und Schilderungen franzöſiſcher und engliſcher Reiſenden, beſonders aber auch unſeres Landsmannes Barth, iſt das Plateau von Barka, namentlich in ſeinem weſtlichen Theile, von außerordentlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. „Wenn auch nur von kleinen Küſtenflüſſen durchſchnitten, iſt es doch mit ergiebigen reichlich fließenden Quellen verſehen, empfängt häufigen Regen und bietet daher einen für üppige Vegetation geeigneten Boden. Die Berge ſind mit majeſtätiſchen Thujawäldern beſtanden, Palmen- und Olivenhaine befinden ſich in der Ebene, herrliche Triften und reiche Jagdreviere gehen mehr nach dem Meere zu in fruchtbares Ackerland über. Gegenwärtig iſt dieſes Land, wenn auch nicht ſchwach bevölkert, ſo doch wenig kultivirt. Nomadiſirende Beduinen, dem

Digitized by Google

Namen nach dem Paſcha von Tripolis unterthan, bewohnen das platte Land bis hinauf in's Gebirge und ſind nur in wenigen, meiſt kleinen und unanſehnlichen Städten ſeßhaft geworden, aber von der ehemaligen außerordentlichen Kultur der Pentapolis zeugen zahlreiche, zum Theil ſehr großartige Ruinen von Städten aus alter Zeit, Reſte von Waſſerleitungen, Caſtellen, Felſengräbern, Denkmälern und Baulichkeiten aller Art, meiſt mit Inſchriften aus griechiſcher, alexandriniſcher und römiſcher Zeit bedeckt, die dem künftigen Forſcher eine reiche archäologiſche und epigraphiſche Ausbeute verſprechen."

Die meiſten der Leſer werden ſich jetzt auf bekanntem Terrain befinden; wir kennen ja dieſe Landſchaft ſchon aus *Kingsley's* herrlichem Roman „*Hypatia*", welcher in derſelben Zeit und an demſelben Ort ſpielt.

Hypatia, die Tochter Theon's, war, als Syneſius in's öffentliche Leben eintrat, Lehrerin der Philoſophie zu *Alexandria*, — das einzige Beiſpiel, meines Wiſſens, in der ganzen Geſchichte, daß eine *Frau Philoſophie* gelehrt hat. „Aus dem Alterthum ſelbſt iſt uns nur wenig über ſie überliefert. Sie war hauptſächlich in den mathematiſchen Disciplinen bewandert, hatte jedoch auch den öffentlichen Lehrſtuhl für neuplatoniſche Philoſophie in Alexandria inne. Wie weit ſie dem Syſtem des Jamblichus huldigte, oder welche ſonſtige Modificationen ſie mit der Lehre Plotin's vorgenommen, iſt nicht erſichtlich; ſelbſt über ihr Verhältniß zum Chriſtenthum fehlt es uns an Nachrichten; da jedoch viele Chriſten mit ihr jahrelang in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden haben, ſo ſcheint kaum anzunehmen, daß ſie ſich in offene Oppoſition gegen daſſelbe eingelaſſen habe, ſo fremd ſie ihm auch innerlich, wie äußerlich gegenüberſtehen mochte."

Dieſer ſeiner Lehrerin nun, deren Schönheit nicht weniger gerühmt wurde, als ihre Weisheit, war Syneſius mit ſchwärmeriſcher Verehrung zugethan, und ſein ſpäterer Uebertritt zum Chriſtenthum änderte nichts an ſeiner Geſinnung gegen ſie. Auch eine Anzahl Briefe an die ſchöne Philoſophin ſind uns aus der reichlich und gut erhaltenen Briefſammlung des S. vom Verf. mitgetheilt, und ſie beweiſen durch den Reſpekt, der ſich überall gegen Hypatia ausſpricht, daß dieſelbe in der That dasjenige außerordentliche Weib geweſen ſein muß, als welche Kingsley ſie uns mit dem divinatoriſchen Blick des Dichters ſchildert.

Trotzdem war der Neoplatonismus nichts mehr, als der letzte ſchöne Traum des in der Agonie befindlichen Hellenismus. „Seit dem Uebertritt Conſtantins und dem Verbot der heidniſchen Culte durch Theodoſius war der griechiſch-römiſche *Polytheismus* als Religion ſo gut wie vernichtet. Das *Heidenthum* konnte ſich fortan nur in der Form behaupten, in der es ſich zu allen Zeiten bis auf unſere Tage hinab mehr oder weniger behauptet hat, als *Religionsloſigkeit*, um mich dieſes Ausdrucks zu bedienen. Bei der ungebildeten Maſſe iſt Religionsloſigkeit meiſt gleichbedeutend mit Gleichgültigkeit gegen alle höheren ſittlichen Aufgaben des menſchlichen Lebens; ſie führt zur *Beſtialität*, die ſich ſelbſt vernichtet, oder zu kindiſchem *Aberglauben*. Bei den Gebildeten dagegen vertritt in dieſem Falle mehr oder weniger die *Philoſophie* die Stelle der Religion. Die Philoſophie aber, als das Streben aus eigenen Mitteln des vernünftigen Denkens die ſich von allen Seiten aufdrängenden Räthſel der Welt zu löſen, muß bei dieſem Verſuche der beſtehenden Religion gegenüber in ein theils feindliches, theils freundliches Verhältniß treten, je nachdem ſie dabei von einer materialiſtiſchen oder ſpiritualiſtiſchen Grundanſchauung ausgeht. Denn im erſten Falle bekämpft ſie die vorhandene Religion als Wahn und Aberglaube, im letzteren erkennt ſie ihr eine gewiſſe Berechtigung zu, das *metaphyſiſche Bedürfniß* der ungebildeten Menge durch allegoriſche Mythen und Symbole zu befriedigen, zu deren richtigem Verſtändniß freilich erſt von ihr der Schlüſſel entlehnt werden muß. Dies war denn auch die Stellung, welche der auf dem Boden des Polytheismus erwachſene Neuplatonismus dieſem, als einer immerhin noch beſtehenden Religion gegenüber einnahm." — Hierdurch wird erklärlich, warum gerade dieſes philoſophiſche Syſtem, wenn man es ſo nennen darf, ſich in weiteren Kreiſen Eingang verſchaffte; denn die *Gebildeten unter den Anhängern der alten Religion* gewannen mit ihm das, wonach ſie verlangten, nämlich zugleich religiöſe Erkenntniß und die Möglichkeit, ihren bisherigen Vorſtellungen eine tiefere Bedeutung unterzulegen und ſie dadurch vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen.

Aber eben weil der Neu-Platonismus das Heidenthum zu ſeiner Vorausſetzung hatte, konnte er ſich in der That nur ſo lange halten, als dieſes ſelbſt beſtand. Von dem Augenblicke an, als die heidniſchen Tempel geſchloſſen, heidniſche Opferkulte verboten wurden, war auch dieſer Philoſophie der Lebensboden entzogen, ſie mußte auf weitere Verbreitung und die Gewinnung neuer Anhänger verzichten; ja der Kreis derer, die ſich für ſie intereſſirten, mußte täglich kleiner werden und allmählich ausſterben. Das Chriſtenthum hatte die römiſch-griechiſche Welt vollſtändig erobert, und hatte mit ſeiner theologiſchen Wiſſenſchaft, deren *formelle* Waffen zum Theil der neu-platoniſchen Philoſophie ſelbſt entlehnt waren, dieſelbe bereits überholt; ſeinem ſiegreichen Vorgehen konnte dieſelbe ſchon längſt keinen erfolgreichen Widerſtand mehr entgegenſetzen, ja ſie mußte darauf bedacht ſein, ihm gegenüber ihre eigene Berechtigung nachzuweiſen, und das eben vermochte ſie nicht. So konnten ſich ihre Anhänger wohl noch eine Zeit lang über ihre eigene geiſtige Ohnmacht täuſchen, aber allmählich mußten auch ſie der beſſeren Erkenntniß zugänglich werden, und dann konnten es nur *äußere* Rückſichten ſein, die einen Uebertritt zum Chriſtenthum verhinderten. Gerade diejenigen Neuplatoniker aber, denen es um religiöſes Leben und praktiſche Frömmigkeit mehr zu thun war, als um rein ſpeculative Erkenntniß, für die alſo im Grunde die Philoſophie nur als Religion, gewiſſermaßen als Anleitung zum gottſeligen Leben, von Intereſſe war, konnten am wenigſten dem Einfluſſe des Chriſtenthums ſich entziehen, weil dieſes ſeinen gläubigen Bekennern in reicher Fülle gerade das zu Theil werden ließ, was der Neuplatonismus ſeinen Anhängern nur als mögliche Belohnung einer ununterbrochenen Tugendübung in Ausſicht ſtellte nämlich die Gewißheit einer *wirklichen Vereinigung* mit der *Gottheit*. Und zur Zahl dieſer Neuplatoniker gehört auch *Syneſius*.

Man ſieht, es iſt ein klares Bild, das die geſchickte Darſtellung des Verfaſſers vor uns entfaltet. Es iſt der Todeskampf einer greiſenhaften Cultur, und die Geburtswehen einer neu entſtehenden Welt, welche wir erblicken, und dergleichen Zuſtände haben es an ſich, weit mehr das wiſſenſchaftliche Intereſſe zu erregen, denn das äſthetiſche. Aber des Syneſius Charakter war ein edler; er hat, das müſſen wir ihm zugeſtehen, auf der Höhe der Zeitbildung ſtehend, inmitten ſturmbewegter, wenig erfreulicher Jahre, ſchon unter den Trümmern und Ruinen der alten zerfallenden Welt, ſich ſeine Richtung auf das Ideale erhalten, ſtets große Offenheit und Wahrheitsliebe bewieſen, und um nur Ein Beiſpiel zu nennen, den Muth gehabt, in einer Audienz vor Kaiſer Arkadius die Schäden der damaligen

Digitized by Google

Regierung rückhaltslos bloszulegen. — Er ſtarb nach dem Jahr 413 und hat alſo wahrſcheinlich die grauſige Kunde von der ſcheußlichen Art und Weiſe, wie der chriſtliche Pöbel im Jahre 415 die damals ſchon greiſe Hypatia zu Alexandria ermordete, nicht mehr erhalten. — Ehre ſeinem Andenken und Dank dem Verfaſſer für das klare, echt wiſſenſchaftlich und echt populäre Werk! Es iſt jene Zeit der letzte Sonnenblick vor einbrechender Dämmerung, und deshalb erſcheint eine Betrachtung derſelben doppelt wichtig. „Von den Schickſalen der Pentapolis nach des Syneſius Tode wiſſen wir ſehr wenig.“ Unter Juſtinians Regierung ſind nach Procop's Berichte die Mauern der von den Barbaren zerſtörten fünf Städte neu aufgebaut worden.

Hundert Jahre ſpäter kamen dann die Muhamedaner in's Land. „Unter ihren verheerenden Tritten ſank das Kreuz vor dem Halbmond auch in der Pentapolis wehrlos in den Staub.“ Seit dieſer Zeit harrt jene einſt ſo blühende und an geſchichtlichen Erlebniſſen reiche Gegend noch der Auferſtehung zu neuem Leben, die ihr vielleicht in nicht zu langer Zeit von der Nordküſte des Mittelmeeres aus zu Theil werden kann.

L. B. F.

Kleine literariſche Revue.

— **Wilhelmshaven.***) Durch einen Staatsvertrag hatte Oldenburg im J. 1854, zwei Jahre nachdem der Frankfurter Bundestag die deutſche Flotte unter den Hammer gebracht, an Preußen ein kleines Gebiet in der Gemeinde Heppens, am weſtlichen Ufer des Jadebuſens, zur Anlegung eines Kriegshafens und einer Stadt, ſowie am öſtlichen Ufer einen Landſtrich von einigen Morgen, zur Herſtellung von Feſtungswerken, abgetreten. Mit unendlichen Schwierigkeiten iſt an dieſer Stelle den Strömungen des Meeres und dem Flugſande der Boden abgewonnen worden, der jetzt den befeſtigten Kriegshafen Norddeutſchlands bildet, von welchem aus die ganze Nordſee-Küſte von der Ems bis zur Elder vertheidigt werden kann. Die Männer, welche den Bau ausgeführt, der kürzlich verſtorbene Admiralitätsrath Pfeffer, der Geh. Oberbaurath Hagen und der Hafenbau-Director Göcker, haben alle Hinderniſſe glücklich zu überwinden gewußt und im Laufe von zehn Jahren Außerordentliches geleiſtet. Am 17. Juni wurde dieſer erſte deutſche Kriegshafen unter den Auſpicien ſeines königlichen Erbauers eingeweiht, und der Stadt, die ſich in der Jadebucht erhebt, der Name Wilhelmshaven gegeben. Die vorliegende kleine Schrift liefert von dieſer Feier, ſowie von der Anlage ſelbſt und ihrer Geſchichte, eine genaue Beſchreibung und wird jedem Deutſchen willkommen ſein, der auf dieſe neubegründete Schutzwehr des vaterländiſchen Bodens mit Befriedigung blickt. Als ein gutes Omen darf es angeſehen werden, daß das meerbeherrſchende Britannien den König ſeiner Kriegsflotte, den mächtigen „Minotaur“, geſandt hatte, um ein Zeuge bei der Taufe des erſten deutſchen Kriegshafens zu ſein. J. L.

— **„Das Vertrauen iſt der Friede“**, ſo heißt „ein deutſcher Feſtgruß zur hundertjährigen Geburtsfeier Napoleon's I.“, den Herr Wilhelm Rudolf Schulze in Altenburg, Verfaſſer der Schrift: „Graf Bismarck, ein Lebensbild“, geſchrieben hat.*) Wir werden uns nicht wundern, in der Pariſer Ordensliſte vom 15. Auguſt den Verfaſſer unter den neuen Rittern der Ehrenlegion zu finden. Seine loyale Bewunderung fängt beim Großonkel Napoleon I. an und reicht bis zum kleinen Großneffen, dem präſumtiven Napoleon IV. „Das Vertrauen iſt der Friede“, iſt nicht blos der Titel, ſondern auch das Grundthema der ganzen Schrift. Die Welt ſoll nicht blos zu den Ereigniſſen in Deutſchland ſeit dem J. 1866, ſondern auch zu denen in Frankreich unter Napoleon III., welcher geſagt: L'empire c'est la paix! und der dies durch die Pariſer Ausſtellung von 1867 bewieſen, unbedingtes Vertrauen faſſen.

Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!

ruft Herr Wilhelm Rudolf Schulze den Deutſchen, und Oeſterreichern, den Franzoſen und den Italiänern zu — ob auch den Ruſſen und den Spaniern, das können wir nicht verbürgen.

— **Kloſterkirchen des Mittelalters.****) Das 12. und 13. Jahrhundert ſind für die Kloſtergründungen die klaſſiſche Zeit. Es iſt wunderbar, wie plötzlich Deutſchland ſich mit frommen Anſiedelungen füllt, wie die verſchiedenſten Orden des Auslandes ſich einbürgern und wie die Laienwelt dem Eifer der Geiſtlichen entgegenkommt, die Stiftungen zu bereichern und zu füllen. Der Orden von Citeaux bietet ein treffendes Beiſpiel dafür. Er wurde nicht durch ſo eigenthümliche Prinzipien getragen, wie die Franziskaner- oder Dominikanerorden; ſeine Regeln werden vielmehr durch ein gewiſſes juste-milieu gekennzeichnet, und ſeine der Bodencultur zugewandte Thätigkeit iſt vielleicht noch die hervorragendſte Eigenheit ſeines Weſens. Es vergingen ſeit der Gründung des Stammkloſters etwa hundertfunfzig Jahre, ehe er in Deutſchland große Ausbreitung fand; dann aber plötzlich entſtanden in allen Gauen Ciſtercienſer-Klöſter ſeiner Filiation. Dieſe Vorgänge bilden einen ſo hervorragenden und bedeutenden Charakterzug jener Zeit, daß eine Darſtellung derſelben von großem Werth für den Geſchichtsfreund iſt.

Es iſt ſehr zu rühmen, daß Herr Dr. Dohme, der die Baugeſchichte des Ordens vornehmlich in's Auge faſſen wollte, auch der Entſtehung und Verbreitung deſſelben gründlich nachgeforſcht hat, und aus den älteren Werken über denſelben eine zuverläſſige und anſchauliche Geſchichte entwirft. Er giebt damit zugleich ſeinen fachwiſſenſchaftlichen Forſchungen eine ſichere Grundlage. Es war nun ein ſehr glücklicher Gedanke, die Stiftungen des Ordens für die Baugeſchichte zu unterſuchen. Da nämlich die Ciſtercienſer aus Frankreich ſtammten und in ſteter Verbindung mit jenem Lande ſtanden, wo ſchon ſeit der Mitte des XII. Jahrhunderts die Gothik in Aufnahme kam, ſo führten ſie die Vorzüge dieſes Styls früh in Deutſchland ein, modificirten zuweilen die eingebrachten Formen nach den in Deutſchland noch herrſchenden romaniſchen Muſtern, und wurden ſo zu Vorkämpfern der Gothik. — Es iſt erſichtlich, wie ergebnißreich das Werk des Verfaſſers alſo für die Vorgeſchichte und die Anfänge dieſes neuen Kunſtſtyls in Deutſchland iſt. In beſtimmten Gränzen,

*) Ein Gedenkblatt an die Einweihung des erſten deutſchen Kriegshafens an der Jade durch Se. Maj. König Wilhelm I., am 17. Juni 1869. Oldenburg, Schulze'ſche Buchhandlung.

*) Altenburg, in Commiſſion der Schnuphaſe'ſchen Buchhandlung.

**) Dr. R. Dohme: Die Kirchen des Ciſtercienſerordens in Deutſchland während des Mittelalters. Mit Holzſchnitten. Leipzig, 1869. 150 S. und 4 Tabellen.

Digitized by Google

wie ſie die Geſchichte dieſes Ordens zieht, erſchöpft er um ſo gründlicher und belehrender dieſes Thema. Er liefert von jedem Kloſter ein bis in die Einzelheiten der Conſtruction und Ornamentik genaues Bild, überall mit vollkommener Herrſchaft über ſein Thema. Nicht allein, daß ſeine kurzen und maßvollen kritiſchen Bemerkungen überall das Weſentliche treffen und hervorheben, ſondern es iſt als ein noch größerer Vorzug zu rühmen, daß es dem Verfaſſer, anſtatt auf Begeiſterung oder Abneigung, wie wir ſie in kunſtgeſchichtlichen Werken lange zur Ungebühr ertragen mußten, überall ausſchließlich auf klares Verſtändniß der vorliegenden Formen ankommt, und daß er ganz im Sinne eines echten Forſchers, in beſonnener, verſtändiger Weiſe auf die die Bauformen veranlaſſenden Gründe der Situation oder des Cultus aufmerkſam macht. Aus dieſen Bemerkungen ergiebt ſich, wie gründlich und wie erfolgreich der Verfaſſer ſein Thema erfaßt hat. Man fühlt heraus, wie die Liebe zum Gegenſtande und Sicherheit in der hiſtoriſchen Forſchung in ihm ſich einigten.

— **Das Weltall, von C. Adami.***) Bereits mehrfach hatten wir in der letzten Zeit Gelegenheit, uns über die große Regſamkeit auszuſprechen, welche auf dem Gebiete der Populariſirung aller Wiſſenſchaften, insbeſondere aber der Naturwiſſenſchaft, immer mehr ſich geltend macht. Zur Aufklärung und wahren Bildung mittlerer Volksklaſſen muß, unſeres Erachtens, die populäre Naturwiſſenſchaft als einer der wichtigſten Hebel angeſehen werden. Sie bietet vor allen übrigen zunächſt den ſehr großen Vortheil, daß ſie ſtets mit dem blos Anregenden, Unterhaltenden und Angenehmen auch das praktiſch Nutzbare verbindet und daß ſie daher jedenfalls ungleich leichter als andere Wiſſenſchaften in weiten Leſerkreiſen Eingang findet. Man hat in der Populariſirung der Naturwiſſenſchaft eine große Gefahr finden wollen, die der Verflachung und der Ableitung von anderen höheren und idealeren Studien; man hat andererſeits die Populariſirung der Naturwiſſenſchaft beſchuldigt, daß ſie den Ernſt des Wiſſens gefährde oder wohl gar falſche Vorſtellungen und Begriffe hervorrufe. Es iſt uns bei dieſer Gelegenheit nicht vergönnt, unſere Anſichten hierüber zur energiſchen Abwehr gegen ſolche leere Beſchuldigungen zu entwickeln. Wir können nur mit aller Entſchiedenheit die Behauptung ausſprechen, daß einerſeits die Naturwiſſenſchaft der mächtige Faktor ſei, welcher dem Streben unſerer Gegenwart nach allen Seiten hin ſeinen Stempel aufgedrückt — und daß andererſeits jedes populär-naturwiſſenſchaftliche Werk, falls es den Thatſachen der Wiſſenſchaft treu bleibt, mindeſtens als eine Anregung betrachtet werden darf, die wohlthätig wirkt und Nutzen ſtiftet. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachten wir auch das vorliegende Werk „Das Weltall", populär beſchrieben und bildlich dargeſtellt von C. Adami, deſſen erſte Lieferung „Die Erde, in mathematiſch-geographiſcher und aſtronomiſcher Beziehung" uns vorliegt. Daſſelbe beginnt in gründlich-deutſcher Weiſe mit „einigen mathematiſchen Begriffen," welche jedoch kurz gefaßt ſind. Die übrige Darſtellung und zwar: Horizont, Himmelsgewölbe, Kompaß, Weltraum, Erdaxe, Erdpole, Weltaxe, Weltpole u. ſ. w., giebt ebenfalls ein äußerſt knapp — vielleicht zu knapp — gefaßtes Bild unſeres Erdballs. Das ganze Werk ſoll in vier Abtheilungen, jede zu 25 Sgr. erſcheinen, deren zweite die „Sonne und das Planetenſyſtem, deren dritte den „Mond" und deren vierte den „geſtirnten Himmel" umfaſſen werden. Jede derſelben hat eine Karte in Gr. Folio als illuſtrirende Begleiterin des Textes. R.

*) Berlin, Karl-Habel, 1869.

Literariſcher Sprechſaal.

Unſer Artikel in Nr. 24 des „Magazin" über deutſche Arbeit und deutſche Wiſſenſchaft in Frankreich, welche Letzteren von Hrn. H. Gaidoz in der Revue de l'instruction publique den franzöſiſchen Machthabern mit der Mahnung: Caveant Consules! denuncirt worden waren, hat in derſelben Revue zwei Erörterungen veranlaßt, von denen die eine, von Hrn. Ed. Goumy, die Vertheidigung des Herrn Gaidoz übernimmt, die andere aber, von Herrn Profeſſor Bréal, dem franzöſiſchen Bearbeiter von Bopp's vergleichender Sprachlehre, ſich entſchieden auf unſere Seite ſtellt. Letzterer hat uns eigentlich der Mühe überhoben, das gegen uns auf einem ſogenannten nationalen Standpunkt aufgeführte Geſchütz des Herrn Goumy zum Schweigen zu bringen, doch verdienen einige von Herrn Bréal unberührt gelaſſene Punkte noch beſonders widerlegt zu werden. Was, fragen wir, hat die Wiſſenſchaft überhaupt mit der Nationalität zu thun? Wie iſt es möglich, daß in einer Zeit, wo ſelbſt die Handſchuhmacher und die Schlafmützen-Fabrikanten auf den „Schutz" verzichten müſſen, den ihnen der Staat bisher auf Koſten ſeiner übrigen Angehörigen verliehen, — wie iſt es möglich, daß franzöſiſche Gelehrte den Schutz ihrer Regierung gegen die Concurrenz deutſcher Profeſſoren auf franzöſiſchen Lehrſtühlen beanſpruchen? Herr Goumy und Herr Gaidoz — Beides übrigens ſehr geſchätzte Jünger der Wiſſenſchaft — ſagen: „L'argent de la France aux Français d'abord; aux Allemands après nous — s'il en reste." Wie iſt das zu verſtehen? Soll etwa auch kein franzöſiſches Geld an deutſche Gelehrte, an deutſche Autoren gezahlt werden, wenn ſie, wie Alexander von Humboldt oder Heinrich Heine, ihre Gedanken bei einem Verleger in Paris publiciren? Sollen dieſe erſt dann etwas bekommen, wenn d'abord die Caſſagnac, die Girardin und andere Français bezahlt ſind? Die Herren Goumy und Gaidoz wollen das ſicher nicht; aber was für einen Unterſchied machen ſie denn zwiſchen der Bezahlung der Gedanken, die auf dem Lehrſtuhle, und derjenigen, die in einem Buche publicirt werden? Ja, es müſſen doch werthvolle Gedanken ſein, welche die deutſchen Profeſſoren auf franzöſiſchen Lehrſtühlen vortragen, Gedanken, wie ſie in gleicher Qualität von franzöſiſchen Producenten nicht dargeboten werden — ſonſt würde Herr Duruy, der Herr und Meiſter der Herren Goumy und Gaidoz, die deutſchen Profeſſoren gewiß nicht angeſtellt und bezahlt haben. Als ob deutſche Gelehrte, „qui viennent s'offrir", nur ſich anzubieten brauchten, um den Landeskindern in Frankreich vorgezogen zu werden! Das iſt ſicher nicht der Fall. Aber die Herren Gaidoz und Goumy wollen, daß die Deutſchen, auch wenn ſie Beſſeres leiſten als ihre franzöſiſchen Concurrenten, außerhalb Deutſchlands nicht bezahlt werden. Sie verlangen, daß man die Lehrmethoden der Deutſchen, der Dübner, der Haſe, der Egger, adoptire, aber ihre Perſonen künftig abweiſe. Alſo dahin iſt es in Frankreich mit den Ideen von 1789 gekommen! Nicht allein die republikaniſchen Inſtitutionen haben die Imperialiſten zerſtört, ſondern auch die Freiheit der „Republik der Wiſſenſchaften", wie ſie Leibniz gelehrt und wie ſie in Deutſchland überall in Ehren gehalten wird — ſie ſagt den Männern nicht zu, die dem heutigen Syſtem in Frankreich huldigen! J. L.

Es iſt nicht unintereſſant, aus einem in der „beſonderen Beilage des Preußiſchen Staatsanzeigers" vom 7. Auguſt enthaltenen Artikel zu entnehmen, daß bereits im J. 1816 der

Digitized by Google

Hütten-Inſpector der k. Eiſengießerei in Berlin, Oberbergamts-Aſſeſſor **Krigar**, einen Dampfwagen erbaut und in Bewegung geſetzt hat, und daß auf eine am 27. Mai 1817 erlaſſene Verfügung des Rheiniſchen Ober-Bergamtes in Bonn Verſuche mit dieſem Dampfwagen **auf gußeiſernen Schienen** im Saarbrücker Steinkohlen-Revier gemacht worden ſind, die zwar zu keinem definitiven Ergebniß geführt haben, da die Verſuche zu koſtſpielig waren, doch ſteht ſoviel feſt, daß lange bevor in England die erſten Locomotiven auf Schienen ſich bewegten, in Deutſchland bereits die Idee vollſtändig zur Erſcheinung gekommen war. Nach einem Berichte des brandenburgiſchen Oberbergamts vom 9. November 1818* war der von Krigar in Berlin erbaute Wagen, bei einer Dampfſpannung von 50 bis 60 Pfund auf den Quadratzoll, darauf berechnet, eine Laſt von 800 bis 1000 Centner zu ziehen. Es geht ferner daraus hervor, daß in einem Falle, 4¾ Stunde nach Beginn der Feuerung, unter Aufwand von 1¼ Scheffel Steinkohle, eine Dampfſpannung von 15 Pfd. erreicht worden war, mit welcher der Wagen in 1¾ Minute den disponiblen Weg von annähernd 100 Fuß Länge mit ziemlich gleichförmiger Bewegung zurücklegte. Bei 18 Pfd. Spannung wurde eine raſchere, gleichförmigere Bewegung erzielt, und bei 20 Pfd. ging der Wagen ſo ſchnell, daß er den Weg von 92 Fuß Länge in 1¼ Minute durchlief (allerdings die nur geringe Geſchwindigkeit von weniger als ¼ Meile pro Stunde). Bei dieſer Preſſung zog er eine Laſt von 40 Ctr. in 1¼ Minute, eine von 72 Ctr. in 1½ Minute, und „es war", ſagte Krigar, „von geringem Belange, ob man bei der nur ſchwachen Preſſung 10 Ctr. mehr oder weniger auf den Laſtwagen legte."

Wenn die Verſuche in Saarbrücken zu keinem praktiſcheren Reſultate führten, ſo wird namentlich **dem** Umſtande die Schuld beigemeſſen, daß nicht, nach einem Vorſchlage Krigar's, ein Mechaniker — ein Schloſſer oder ein Schmied — als Maſchinenführer in Berlin angelernt und mit der Auseinanderlegung und Wiederzuſammenſetzung des Dampfwagens vertraut gemacht worden war. Jedenfalls gebührt dem deutſchen Ingenieur die Ehre, eine große Idee zuerſt in ihrer praktiſch ausführbaren Geſtalt erkannt zu haben, und der Name **Krigar** verdient daher in der Geſchichte der Erfindungen neben dem von **George Stephenſon** genannt zu werden.

Man weiß, daß England von jeher ſehr reich war an ſogenannten Tract Societies, d. h. von Geſellſchaften oder Vereinen, die ſich die Aufgabe geſtellt haben, unter den niederen Klaſſen meiſt ganz unentgeltlich kleine Traktätchen oder Abhandlungen religiöſen Inhalts zu verbreiten. In feſſelnder Form wird gewöhnlich eine beſtimmte bibliſche Wahrheit oder ein Lehrſatz durch angebliche Fakta illuſtrirt, und religiöſe Grundſätze ſollen auf dieſe Weiſe dem Leſer gewiſſermaßen eingeſchmeichelt werden. Es bleibe dahingeſtellt, wie viel oder wie wenig von den guten Abſichten der Verbreiter auf dieſe Weiſe erfüllt worden iſt. Es hat ſich nun in ähnlicher Form eine Geſellſchaft ganz anderer Art gebildet, deren Namen allein ſchon ihren Zweck deutlich erkennen läßt. Sie nennt ſich: Ladies National Association for the Diffusion of Sanitary Knowledge, und die Titel der kleinen Schriften, die dieſe Geſellſchaft beſonders unter den arbeitenden Klaſſen zu verbreiten bemüht iſt (etwa 20 derſelben liegen uns vor, jede zum Preiſe von zwei Pence), zeigen, in welchem geiſtig und körperlich geſunden Sinne ſie zu wirken bemüht iſt. Sie lauten z. B.: The Worth of Fresh Air (Werth der friſchen Luft); The Use of Pure Water (Gutes, reines Waſſer); The Value of Good Food (Nahrungsmittel)· Gain of a Well-Trained Mind (Wahre Bildung); The Starting in Life (Der Eintritt in's Leben); My First Place (for young Servants); How to manage a Baby (for Mothers); How to make the Most of Things; Young Men in Great Cities (for young Men) ꝛc. Keine dieſer kleinen Abhandlungen enthält mehr als 30 Octavſeiten; der in allen wehende Geiſt iſt der einer durchaus geſunden und tüchtigen Lebensauffaſſung. Der Arbeiter ſoll lernen, ſeine eigenen Kräfte zu brauchen und ihnen zu vertrauen; dazu muß aber vor allen Dingen ſeine Kenntniß der Dinge um ihn her erweitert werden; er ſoll aufhören, ein **blindes** Werkzeug in der Hand Anderer zu ſein. Statt ihn auf eine jenſeitige ungewiſſe Zukunft zu vertröſten, wie es ſo häufig in jenen erſterwähnten Traktätchen geſchieht, werden ihm in dieſen erreichbare Mittel und Wege angegeben, ſich das **diesſeitige** Leben möglichſt erträglich zu geſtalten, ja in beſcheidenem Maße ſogar zu ſchmücken. Er empfängt in leichtfaßlicher Weiſe Belehrung nicht nur über die Beſchaffenheit und die Functionen ſeines eignen Körpers, ſondern über die phyſiſchen und chemiſchen Geſetze, die den ihn umgebenden alltäglichen Erſcheinungen zu Grunde liegen, und zugleich praktiſche Winke mancher Art. So wird der Aberglaube zerſtört, und der Menſch darauf hingewieſen, die Allmacht und Allweisheit zu verehren, die dieſe ſo wunderbaren und bis in's kleinſte Detail zweckmäßigen Vorgänge in's Leben rief, ſie zu verehren nicht bloß auf Grund der zweifelhaften **bibliſchen** Wunder, ſondern indem die ihn täglich umgebenden ihm nahe geführt werden und er zu ihrer Beobachtung angeregt wird.

Der Wunſch, eine ähnliche Literatur bei uns entſtehen zu ſehen, iſt ſonach wohl gerechtfertigt, damit auch unſere Arbeiter-Klaſſen bald jenen zur Natur zurückführenden Fortſchritt machen mögen. M. St.

Ueber das alte Rom ward die Behauptung aufgeſtellt: nie und nimmermehr werde ſich auf der Erde eine ſo überaus großartige Macht- und Prachtfülle entfalten laſſen, als Rom, im Beſitz faſt aller damals bekannten Länder, in ſeiner höchſten Blüthe ſie entwickelt habe. Ein Widerſpruch hiergegen ſei erlaubt und zwar im Hinweis auf ein ganz neues Ereigniß — auf die Macht- und Prachtfülle, welche zur Zeit der Weltausſtellung im Jahre 1867 Paris bot. Hier waren nicht blos faſt alle bekannten Länder, hier war faſt der ganze Erdkreis vertreten. Wie einſt in Rom, ſo waren auch hier die Fürſten der größten Staaten vereint, doch nicht im Siegeszuge eines ſtolzen Cäſars, und dieſem unterwürfige Huldigungen darbringend als die Unterjochten roher Gewalt, ſondern geladen zu einem Wettkampf auf der Arena aller Friedens-Segnungen, in edler Harmonie ihrer ſelbſt und ihrer Völker!..... Wer vermag bei ſolcher Parallele dem alten Rom den Lorbeer unübertrefflicher und unerreichbarer Macht- und Prachtfülle darzureichen? Wer vermag nach ſolchem Vergleich nicht einzugeſtehen, die Menſchheit habe nicht umſonſt in den letzten zweitauſend Jahren Fortſchritt und Veredlung erſtrebt, **und verdiene es wahrlich nicht, wenn gerade jetzt das neue Rom mit ſchwerem Vorwurf ſie ermahne, auf dieſer Bahn der Völkerbeglückung und Einigkeit einzuhalten und umzukehren!** Fſtr.

Digitized by Google

Im Verlage von **Ludwig Denicke** in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register

enthaltend die Personal-Akten der Menschheit

d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag von mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen **mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität**

von

Eduard Maria Oettinger,

Verfasser der „Archives historiques", der „Bibliographie biographique universelle" etc.

muera el hombre, viva el nombre.
Calderon.

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler.

(156)

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſcheint:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Für Gebildete aller Berufsklaſſen.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Sklarek.** (157)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Juniheft (Nr. 23—26) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Aſtronomie. Eine neue Theorie der Kometen. — Die Sonne und die Fixſterne. **Meteorologie.** Licht, Wärme und Schall bei Meteoritenfällen. — Das Klima des Iſthmus von Suez. — Die Polarlichter. **Phyſik.** Zuſammenziehung des Kautſchuks durch Wärme. — Die blaue Farbe des Waſſers. — Stärkeartige Gebilde des kohlenſauren Kalkes. **Chemie.** Das chemiſche Gleichgewicht und der Druck. — Chemiſche Zuſammenſetzung, phyſikaliſche Eigenſchaft und phyſiologiſche Wirkung. **Botanik.** Einfluß der Gravitation auf die Maſſenentwicklung der Pflanzentheile. **Mineralogie.** Ueber die Gleitflächen in Kryſtallen. **Biologie.** Wirkung des aufrechten Ganges auf den Körperbau des Menſchen. — Subjektive muſikaliſche Töne. **Paläontologie.** Die vorweltliche Flora des hohen Nordens. **Agrikultur.** Die Gelbſucht der Pflanzen. — Verwerthung der ſtädtiſchen Abfälle.

Soeben erschien bei **B. G. Teubner** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Molière, Shakspeare

und die deutsche Kritik.

Von

C. Humbert,

Gymnasiallehrer in Bielefeld. (158)

gr. 8. geheftet. Preis 3 Thaler.

Molière's Werke fanden schon zu Lebzeiten des Dichters in Deutschland allgemeine Anerkennung, und haben selbst auf die Entwickelung der deutschen Schauspielkunst und des deutschen Theaters über ein Jahrhundert lang einen bedeutenden und heilsamen Einfluss ausgeübt.

Seit der ungerechten Kritik A. v. Schlegels und seitdem die abgöttische Verehrung Shakspeare's überhand genommen, ist der früheren Bewunderung eine unverdiente Vernachlässigung und Geringschätzung gefolgt

Obiges Werk hat den Zweck, durch Hinweisung auf die Zeit der ersten, von keinem Tadel getrübten Anerkennung und Bewunderung, durch Erinnerung an das Urtheil bedeutender Männer, die sich auch späterhin in ihrer Bewunderung des Dichters durch Schlegel und andere Kritiker nicht irre machen liessen (Goethe, Schlosser, Ranke, Bouterweck, Julian Schmidt u. A.), und schliesslich durch eine Widerlegung jener Kritiker selbst, eine dritte Periode einer gerechten, auf festerem Grunde beruhenden Würdigung des Dichters herbeiführen zu helfen.

Da wie Schiller und Göthe, so auch Molière von dem Shakspearecultus besonders zu leiden gehabt hat, so hat der Verfasser in einer ausführlichen Vergleichung dessen was beide Dichter auf dem Gebiete der Komik geleistet und in einer genauen Betrachtung einer Anzahl Shakspeare'scher Komödien nachzuweisen gesucht, dass letztere gerade diejenigen Eigenschaften, um derentwillen unsere Kritiker sie über die Molière'schen Lustspiele erheben, am wenigsten besitzen; dass sie den Anforderungen, welche man an echte Meisterwerke der Poesie im allgemeinen und der komischen Poesie insbesondere zu stellen hat, durchaus nicht, Molière's Lustspiele hingegen denselben Anforderungen im vollen Masse genügen.

Zur Unterstützung seiner eigenen Ansicht zeigt der Verfasser, dass selbst die bedeutendsten englischen Kritiker und englische Dichter (W Scott, Lewes, Charles Reade u. A.) kein Bedenken tragen den Komiker Molière dem Tragiker Shakspeare an die Seite zu stellen, geschweige denn, dass sie ihren Landsmann als Komiker dem französischen Dichter vorziehen sollten.

Bei **C. A. Schwetschke u. Sohn** in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundriss
der

Römischen-Literatur.

Von (159)

G. Bernhardy.

Fünfte Bearbeitung.

1. Abtheilung pro compl. 4 Thlr 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien: (160)

Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen.

Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe.

Deutſche Ausgabe,
durch neue Mittheilungen vermehrt von
Friedrich Nippold.

Zweiter Band:
Schweiz und England.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erſte Band: Jugendzeit und römiſche Wirkſamkeit, hat denſelben Preis.)

Verlag von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris.

Partie et Revanche par Mme Emmeline Raymond. 1 Vol in 18°. geh. 1 Thlr.

Un Conte de Fées, histoire vraie. — Ma voisine Rose. — Pourquoi les héritières de Boisrenaud restèrent vieilles filles, par Mme. Etienne Marcel. 1 Vol in 18°. 1 Thlr.

L'Ecole de l'Accompagnement. Ouvrage faisant suite à l'Etude sur le Quatuor par Eug. Sauzay, Professeur au Conservatoire impérial de Musique 1 Vol. in 8°. broch. Preis 2 Thlr 5 Sgr.

Histoire généalogique et chronologique de la Maison Royale de France, des Pairs, des Grands Officiers de la couronne et de la maison du Roy et des anciens Barons du royaume avec les qualités, l'origine et les armes de leurs familles. Le tout dressé sur titres originaux par le Père Anselme. Tome IV. 2 livr. in Fol. broch Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Dictionnaire de Géographie ancienne et moderne. Livr. 18 et 19. Preis à 8 Sgr.

Decaisne, le jardin fruitier du Muséum Livr. 99—100 in 4. Preis à 1 Thlr. 20 Sgr.

Le secret de la vieille demoiselle par E. Marlitt. Traduit de l'allemand par Mme E. Raymond 2 Vols. in 18. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr

Encyclopédie de famille. Répertoire général des connaissances usuelles. Tome 11. (Père — Sarcophage.) 1 Thlr. 2½ Sgr.

Dictionnaire de l'Académie des beaux-arts. Tome III. Livr. 1. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (161)

Dieser Nummer liegt bei ein **Prospekt** betreffend **Archiv für Litteraturgeschichte.** Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** (162)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Hausvoigteiplatz-Straße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joſeph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 21. Auguſt 1869. [Nº 34.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Neue Theorieen über Vulkanismus und Erdbeben. 489. — Zur Geſchichte der Mittelklaſſen im Orient und Occident. 490. — Ernſt Rauſcher: Nora. 491.
Baltiſche Provinzen. Die baltiſchen literariſch-hiſtoriſchen Geſellſchaften. 492.
England. Ueber nationale Antipathien. 493.
Frankreich. Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa. II. Die Slaven und das Moskowiterthum. 494.
Italien. Eine philoſophiſche Geſellſchaft in Italien. 496.
Portugal. Die erſten Jahre des Hauſes Coburg in Portugal. 497.
Kleine literariſche Revue. Bunſen's Memoiren in deutſcher Sprache. 498. — Deutſche klaſſiſche Gedichte in engliſchem Gewande. 498. — Kloſter Arkadi. 499.
Literariſcher Sprechſaal. Humboldt's Denkmal. 499. — Die jüdiſche Synode in Leipzig. 499. — V. A. Huber und die Arbeiterfrage. 499. — Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. 500. — Rußland gegenüber den Tſchechen und den Deutſchen. 500.

Deutſchland und das Ausland.

Neuere Theorieen über Vulkanismus und Erdbeben.

Unter allen Erſcheinungen des Erdlebens iſt keine dem Verſtändniß der Forſcher bisher unzugänglicher geblieben, als die ſchreckenverbreitenden Krämpfe, welchen der Erdball von Zeit zu Zeit unterliegt. Obwohl der Eindruck dieſes Phänomens auf den Menſchengeiſt ein noch mehr erſchütternder genannt werden kann, als derjenige auf ſeinen Körper und Wohnort, iſt es nicht etwa der Schrecken, welcher vor näherer Prüfung abgehalten hat. Seit Plinius bei der Beobachtung des Veſuv-Ausbruches, welcher Herculanum und Pompeji verſchüttete, ſeinen Tod fand, ſind unzählige Unterſuchungen und Meſſungen auch während der Kataſtrophen ſelbſt ausgeführt, und lange vor ihm gab es Hypotheſen in Menge. Abgeſehen von der Mythe, welche Poſeidon, das Meer, den Erderſchütterer nennt, hat ſich die Theorie des Ariſtoteles am längſten halten können, welche die Kraft des Waſſerdampfs als unmittelbare Urſache anſieht. Eindringendes Meerwaſſer in vulkaniſchen Boden ſollte den Anlaß geben zur Erzeugung mächtiger Dampfblaſen, welche mit unwiderſtehlicher Gewalt die Oberfläche der Erde zu heben und zu erſchüttern vermöchten. Der Umſtand, daß die meiſten Vulkane in der Nähe der Meeresufer liegen, ſowie auch der vereinzelt vorgekommene Fall ausgeworfener gekochter Fiſche bei Vulkanausbrüchen wurden zur Unterſtützung angeführt. Der engliſche Chemiker Davy machte zugleich auf das vermuthliche Vorhandenſein flüſſiger Alkali-Metalle im Erdinnern aufmerkſam, welche das berührende Waſſer mit mächtiger Hitze und Gasentwicklung zerſetzen. Allein dieſe ehrwürdige Theorie ſcheitert an der einzigen Frage, warum denn der Dampf nicht dort frei wieder ausgehe, wo das Waſſer hineingekommen ſei, wie überhaupt ein ſolcher Druck entſtehen könne, da doch die erſte Dampfbildung das Eindringen weiterer Waſſermaſſen verhindert? Dieſe und andere Erwägungen haben die erwähnte Theorie in neuerer Zeit gänzlich zu Falle gebracht, und andere an deren Stelle hervorgerufen.

Bouſſingault gab den Anſtoß zu dem Studium der gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen dem Niederſinken der Erdſchichten einerſeits und dem Emporſteigen derſelben andererſeits. Die im erſtarrten Zuſtande gehobenen Geſteinmaſſen bergen, nach ſeiner Anſicht, eine Menge von Hohlräumen, deren Zuſammenſtürzen die Erderſchütterungen hervorrufen ſoll. Einſtürzen von Gyps-, Steinſalz-, Kalk- und Mergelſchlotten giebt nach der Anſicht Necker's den Grund zu Erhebungen der Oberfläche, indem ſie durch den Stoß gepreßter Luft ſich rings einen Ausweg ſuchen.

Am ausgebildetſten iſt dieſe Hypotheſe von O. Volger vorgetragen worden, wobei namentlich die Wirkung der ungeheuren Laſten ganzer ſich niederſetzender Gebirge hervorgehoben, und dem Vorgange viel von dem Abenteuerlichen und Gewaltſamen genommen wird. C. Mohr hat nach einer Richtung die angenommenen Möglichkeiten genauer ſtudirt und ſchreibt insbeſondere der Auswaſchung des Meerwaſſers und dem dadurch herbeigeführten Einſturz des Meerbodens die Urſache der meiſten Erdbeben zu, weil nachweislich die erſte Bewegung des Waſſers bei einer ſolchen Naturbegebenheit das Zurückweichen deſſelben vom Ufer ſei.

Zugegeben, daß die zuletzt erwähnten Theorieen in einzelnen Fällen, namentlich von beſchränkter Verbreitung, Geltung haben mögen, im Allgemeinen können und werden ſie nicht genügen. Erdbeben verbreiten ſich nicht ſelten über Entfernungen, in welche lokale Erſchütterungen nicht hinwirken könnten, denn Niemand kann doch annehmen, daß wie auf ein gegebenes Wort ein ganzer Gebirgszug oder Erdſtrich zuſammenſinken werde. Es macht ſich mit Gewalt die Ueberzeugung geltend, daß den Erdbeben wirkſamere kosmiſche Urſachen zu Grunde liegen müſſen. Es iſt zu bewundern, daß dieſe Einſicht ſo ſpät gekommen, und dagegen nicht auffallend, daß jetzt gleichzeitig von mehreren Forſchern eine kosmiſche Erdbeben-Theorie aufgeſtellt wird, welche alle Anzeichen innerer Wahrſcheinlichkeit beſitzt.

Alexis Perrey in Frankreich iſt wohl der Erſte geweſen, welcher den Gedanken, daß die Erdbeben einer Ebbe- und Fluth-Erſcheinung des flüſſigen Erdinnern ihren Urſprung verdanken, unumwunden ausgeſprochen hat, wenn auch in weniger prägnanter Form ſchon früher daſſelbe vermuthet worden iſt. Seit Jahr und Tag hat Profeſſor Ph. Spiller in Berlin dieſelbe Anſicht in Vorträgen und Abhandlungen ausgeſprochen. Eine unabhängige, ausführliche Darlegung findet dieſelbe in einem Werke von Rudolph Falb, dem Herausgeber der populär-aſtronomiſchen Zeitung Sirius, von welchem Werke bisher zwei Lieferungen ausgegeben ſind.*)

Die Erſcheinung der Ebbe und Fluth im Meere war ehemals ebenſo unverſtändlich wie die Erdbeben; Ariſtoteles ſoll, an ihrem Verſtändniß verzweifelnd, der Welle nachgegangen ſein, und in der zurückkehrenden den Tod gefunden haben. Heute, nachdem die Aſtronomie das jahrtauſend alte Räthſel der Gezeiten aufgelöſt, iſt man im Stande, für alle Hafenſtädte auf jeden Tag im Jahre, Zeit und Höhe der Fluth vorher zu berechnen.

Es iſt unbeſtreitbar, daß Fluthерſcheinungen in dem Innern der Erde entſtehen müſſen, wenn daſſelbe, wie die meiſten Forſcher annehmen, flüſſig iſt; dieſelben müſſen ferner ungleich bedeutender ausfallen, wenn dieſe Flüſſigkeit ſehr viel mehr

*) Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche. Graz, 1869, 8.

Digitized by Google

Maſſe beſitzt, als das Meer. Die größte bisher aufgefundene Meerestiefe betrug wenig über eine Meile, der Halbmeſſer des fluthenden Erdinnern würde aber, wenn daſſelbe nicht um den Mittelpunkt (durch die Schwungkraft) einen leeren Raum bildet, nach den gewöhnlichen Annahmen der Geologen etwa 860 Meilen betragen. Die Fluthwelle entſteht bekanntlich dadurch, daß die dem anziehenden Weltkörper (Mond oder Sonne) zunächſt liegenden Theile ſtärker angezogen werden, als die dem Mittelpunkt näheren. Dadurch erheben ſich die in der Verbindungslinie des Weltkörpers mit dem Erdmittelpunkte gelegenen Flüſſigkeitstheile am ſtärkſten, während die diametral entgegenliegenden, ſchwächer angezogen als alle übrigen Theile, noch hinter der Bewegung des Centrums zurückbleiben. Hierbei nimmt alſo das flüſſige Erdinnere genau wie das Waſſer die Geſtalt eines Ellipſoïds an; es beſitzt zwei gegenüberſtehende größte Erhebungen (Fluth), die in die Richtung des anziehenden Weltkörpers fallen, und alſo mit demſelben fortſchreiten, und in der ganzen Zone zwiſchen dieſen Fluthpolen Ebbe. Der Mond wirkt unvergleichlich ſtärker auf die Flüſſigkeit als die Sonne, da bei ſeiner geringen Entfernung der Unterſchied in dem Abſtand der ungleich angezogenen Punkte der Fluth um ſo ſtärker in's Gewicht fällt. Mond wie Sonne wirken natürlich am ſtärkſten ein, wenn ſie ſich in der größten Erdnähe befinden, am ſchwächſten im umgekehrten Falle, ſonſt aber bringt ihr gegenſeitiges Stellungsverhältniß die mannigfachſten Combinationswellen hervor. Mond- und Sonnenwelle kämpfen oder verbünden ſich mit einander, ſtärken oder ſchwächen ſich. Die Spring- oder Kaiſerfluth des Meeres iſt eine ſolche Combinationswelle durch Sonnen- und Mondeinfluß.

Sobald nun die Welle des flüſſigen Erdinnern mit größerer Kraft gegen die innere Wandung der Erde geſchleudert wird, entſtehen Erſchütterungen, Stöße, Spalten ꝛc., kurz die Erſcheinungen, die wir als Erdbeben bezeichnen, welche aber ſehr verſchiedenartig ausfallen, erſtens nach der Zuſammenſetzung der anziehenden Kräfte, zweitens nach Dicke und Bau der Erdkruſte an den Stellen, gegen welche die Stöße erfolgen. Die Wellen werden am ſtärkſten ſein:

1. zur Zeit der größten Mondfläche;
2. bei Voll- oder Neumond, wo Mond und Sonne ſich auf denſelben oder entgegengeſetzten Seiten von der Erde befinden;
3. wenn der Mond im Aequator ſteht;
4. wenn die Declination der Sonne gleich iſt der des Mondes.

Am ſicherſten ſind aber Erdbeben zu erwarten, wenn mehrere dieſer Fälle combinirt auftreten, Sonne und Mond ſich gleichzeitig im Stadium größter Wirkſamkeit befinden. Dadurch werden beſonders Sonnen- und Mondfinſterniſſe unheilverkündend, zumal wenn ſie mit mehreren der genannten Umſtände zuſammenwirken, total und länger dauernd ſind. Falb zählt hierbei eine größere Reihe von Finſterniſſen auf, welche mit Erdbeben zuſammenfielen, unter denen beſonders diejenige aus dem Jahre 31 unſerer Zeitrechnung intereſſirt, welche die Evangeliſten auf den Sterbetag Chriſti verlegt. Nach Falb's Berechnung fällt auf dieſen Tag nur eine Mondfinſterniß, während eine Sonnenfinſterniß mit vielen einem Erdbeben günſtigen Umſtänden, auf den zweiten Freitag nach der Kreuzigung eintrat. Es iſt um ſo wahrſcheinlicher, daß die Sage dieſe ungleichzeitigen Ereigniſſe verſchmolzen, da der Evangeliſt Johannes, welcher ſelbſt „im Freien unter dem Kreuze ſtand," weder der Finſterniß noch des Erdbebens erwähnt.

Man könnte denken, daß nach dieſer Theorie nichts einfacher ſein müßte, als jedes Erdbeben zu berechnen und vorherzuſagen. In einem gewiſſen Grade müßte dies in der That möglich ſein, und ſo wagt denn auch Falb, wie einſt Thales gethan haben ſoll, uns auf den Zeitpunkt vom 30. September bis Anfang October dieſes Jahres aufmerkſam zu machen, in welcher leicht in den Aequatorlinien (Peru, Oſtindien) eine Kataſtrophe eintreten könnte. Allein wie ſchon die Meerfluthwelle an den verſchiedenen Orten in durchaus ungleicher Weiſe auftritt, ſo mag mancher größere Stoß der Erdkernwelle wirkungslos abprallen, mancher geringere bemerkbar werden. Die Erſcheinung kann niemals die Regelmäßigkeit der ungeſtört und offen ſichtbar laufenden Meereswelle annehmen. Eine genaue Zeitbeſtimmung des Maximums der Stöße erſchwert ſchon die Verſpätung der Welle durch die Trägheit der Materie und Hinderniſſe des Wegs; wie die größte Mittagswärme nach 12 Uhr, die heftigſte Sommertemperatur einen Monat nach dem 21. Juni eintritt, ſo kömmt die Wirkung der Stöße auch Stunden und Tage nach dem Punkte der intenſivſten Wirkung. Ueber die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich die Erdkernwellen fortpflanzen, haben wir eine wichtige dieſe Theorie beſtätigende Angabe von Hochſtetter über das Erdbeben von Peru (14. Auguſt 1868). Die Erdbebenwellen hatten ſich genau in derſelben Zeit (19 Stunden) von Peru nach Neuſeeland fortgepflanzt, wie die gewöhnlichen Fluthwellen. Es erſcheint mithin zunächſt wichtig, von allen bekannten Erderſchütterungen zunächſt die aſtronomiſchen Verhältniſſe, Gang der Welle, Retardation ꝛc. zu ermitteln, eine Arbeit, welche der Verfaſſer für die Erdbeben der letzten 20 Jahre im 2ten Hefte begonnen hat. Wir ſehen mit Spannung der Fortſetznng des wichtigen und geiſtvollen Werkes entgegen.

Ernſt Krauſe.

Zur Geſchichte der Mittelklaſſen im Orient und Occident.

Von der „Geſchichte der Geſellſchaft" von Dr. J. Roßbach, deren erſten Theil, den Adel behandelnd, wir in Nr. 21 beſprochen haben, liegt uns jetzt der zweite Theil vor, welcher die Mittelklaſſen im Orient und im Mittelalter des Occidents zum Gegenſtand hat.*) Wir können dieſem Band uneingeſchränkter, als wir bei Beſprechung des erſten vermocht, unſere Anerkennung zu Theil werden laſſen; er behandelt in ſechs Abſchnitten ſehr wichtige ſociale Fragen, und weiß denſelben, außer dem vorherrſchenden geſchichtlichen Geſichtspunkte, doch auch eine allgemeine, eine für alle Zeiten giltige Seite abzugewinnen. So berührt die Einleitung zunächſt das Verhältniß der politiſchen Geſchichte zur ſocialen Bewegung, unterſucht dann die Bedeutung des Prieſter- und Kriegerſtandes im alten Orient, beantwortet ferner die Frage, was die bevorrechteten Stände ſelbſt für die Hebung der Mittelklaſſen gethan haben und wendet ſich dann dem Aufkommen der Induſtrie und der Entwickelung des Städteweſens und des Verkehrs zu. Der zweite Abſchnitt beſchäftigt ſich mit dem Orient und ſeiner ſocialen Ordnung, der dritte mit dem Occident und dem Grundbeſitz, als dem Fundament der geſellſchaftlichen Ordnung; der vierte Abſchnitt führt uns zu den Griechen, der fünfte zu den Römern, bis wir im ſechſten die chriſtlichen Völker in ihrer geſellſchaftlichen Entwickelung während des Mittelalters zu betrachten haben. Das iſt Stoff genug.

*) Geſchichte der Geſellſchaft von Dr. Johann Joſeph Roßbach. II Theil. Die Mittelklaſſen im Orient und im Mittelalter der Völker des Occidents. Würzburg, A. Stuber, 1869. (VII u. 237 S. 8.)

Digitized by Google

und wenn wir dem Verfaſſer das Zeugniß geben, daß er denſelben mit gedanklicher Tiefe und umfaſſender Gründlichkeit behandelt, ſo dürfte dies auch dieſe Fortführung ſeines Werkes unſeren Social-Politikern zur eingehendſten Beachtung empfehlen. Bei einer ſo ſtreng geſchloſſenen Darſtellung, wie ſie der Verfaſſer mit Recht ſeinem Buche gegeben, iſt es freilich ſchwer, außer der Angabe der Hauptpunkte, welche er behandelt, Einzelnes hervorzuheben; doch mag es geſtattet ſein, um auch hier eine Probe von des Verfaſſers Behandlung des reichen Stoffes zu geben, eine Stelle anzuführen aus dem erſten Abſchnitt, welche von dem Unterſchied der politiſchen Geſchichte und der ſocialen Bewegung handelt. „Wenn die politiſche Geſchichte", heißt es auf Seite 2, „ihr Tagewerk in Monden und Jahren vollbringt, braucht die ſociale Geſchichte für ihr Werk Decennien und Jahrhunderte. Die ſociale Geſchichte iſt der Vorarbeiter der politiſchen; wenn jene den Bau angelegt, baut ſich dieſe aus ſeinen Trümmern ein neues Haus, das Material im Neubau aber ſteht nicht mehr, wo es im alten Gebäude ſtand. Da, wo die Geſchichte den ſocialen Boden eines Standes untergraben, da verliert er auch den politiſchen Glanz, da nimmt er auch nicht mehr die alte politiſche Stellung ein, und darum wechſeln auch die Stände je nach der Zeit die Rolle der Erhaltung und die der Bewegung ..... Der Grund dieſes Wechſels der politiſchen Rolle liegt in dem Verhältniß der ſocialen Machtſtellung des Standes und des Einzelnen in ihm zur politiſchen Berechtigung. *Die ſociale Macht will auch eine politiſche ſein*; wo ſie dies nicht erreicht, tritt ſie in die Reihe der Oppoſition. Als das induſtrielle Vermögen ſich gleich und ebenbürtig mit der Macht des Grundbeſitzes fühlte, da wollte es auch die gleiche politiſche Berechtigung erhalten. Wo das ſtädtiſche Bürgerthum die Uebermacht in der Vertretung erlangt, da fühlt ſich die Landpartei gekränkt und erhebt den Kampf. Wo der hervorragende Grundbeſitz ſeine Macht in der erſten, die Kraft der Induſtrie die ihrige in der zweiten Kammer entfalten kann, da hat das Leben eher Ausſicht auf Befriedigung. Der Kampf der Intereſſen führt am Ende doch zu einem Siege, der die Vernunft, wie das allgemeine Beſte in ſeinem Schooße trägt. Jedes Intereſſe von allgemeiner Natur einer großen Volkspartei will ſeine Berechtigung, und wenn es dieſe erreicht, da wird der äußere Kampf der innere der Wahrheit, und die Wahrheit muß ſiegen. Das Leben iſt ein Kampf und nur im Kampfe iſt das Leben. Wenn die ſtaatliche Partei die nationale, oder die politiſche die ſociale Parteiung niederhält, da kömmt der Zuſammenſtoß der Gewalt, und aus dem Kampfe die Deſpotie, der Tod oder der Friede, d. i. die gleiche Berechtigung. Der Staat, der das Recht nicht anerkennt lebt in ewiger Gefahr der Gewalt, der Umwälzung, er kömmt nicht zum Frieden. Nur das Recht iſt der Friede." Wir glauben, durch dieſes Citat eine Probe von der Art und Weiſe, wie der Verfaſſer ſeinen Stoff gedanklich durchdringt und verarbeitet, gegeben und zugleich unſer Urtheil über die Trefflichkeit des Buches begründet und daſſelbe damit der weiteren Beachtung derjenigen empfohlen zu haben, die über die Löſung der unſere Zeit bewegenden ſocialen Frage nachdenken.

—p.

Ernſt Rauſcher: Nora.*)

Der durch ſeine „Gedichte" und „Elegieen vom Wörther-See" bereits weiteren Kreiſen bekannte Poet bietet uns in raſcher Aufeinanderfolge hier einen neuen Blüthenſtrauß ſeiner Alpenmuſe.

Seine „Nora" — eine lyriſch-epiſche Selbſtbiographie in fließenden ottave rime — iſt ein liebliches Idyll aus dem ſchönen, poeſiereichen *Kärntnerlande*, ein warmes, lichtes Gemälde ſüddeutſchen Dichterlebens, in das wir uns um ſo lieber verſenken, je kahler die Proſa, die uns umgiebt.

Doch hören wir unſeren Sänger ſelbſt:

Erſter Geſang.

IV.

„O ſchöne Zeit! — da durch die deutſchen Gauen
Der Minſtrel noch mit ſeiner Leier zog
Von Burg zu Burg, den Augen ſüßer Frauen
Lebendige Begeiſterung entſog
Zum Minneſang, der Ritter ſtolze Brauen
Ein ſelbſtbewußtes Lächeln überflog,
Wenn er die Mähre ſang aus alten Tagen:
Vom edlen Siegfried und vom grimmen Hagen!"

. . . .

XIV.

„Ein Ländchen liegt, vom Alpenkranz umſchloſſen,
In Deutſchlands Süden, doch nicht allzuwarm,
Ein Land, wohin ſich nimmer noch ergoſſen
Der überläſtige Touriſtenſchwarm,
Erſt kurze Zeit durchbrauſt von Dampfkoloſſen,
Obgleich an tauſendfält'gem Reiz nicht arm —
Dies Ländchen iſt's, das mit dem engern Bande
Der Lieb' ihn eint dem großen Vaterlande.

XV.

Wen füllt, o Heimatland! mit mächt'gem Leben
Nicht deiner Berge majeſtät'ſche Pracht —
Die Gipfel zu den Wolken ſich erheben,
Das Erz erglänzt im tiefen Felſenſchacht;
Wie ſchimmert deiner Seeen Silberbeben,
Wie ſchäumet deiner Flüſſe Donnermacht,
Wie wogen deiner Wälder dunkle Wellen,
Wie luſtig ſpringen deine Bäch' und Quellen!

XVI.

Es leuchten deiner Gletſcher ſtolze Zinnen
Gleich Wächtern ſchmuck im ſpiegelblanken Stahl,
Von Hügeln ſchauen ſtattliche Ruinen
Mit ernſten Blicken nieder, ohne Zahl;
An Frauen biſt du reich mit holdem Minnen,
Mit roſ'gen Wangen, gold'nem Augenſtrahl,
Biſt vieler Thäler froh, und reich zu preiſen
An unvergleichlich ſchönen Volksweiſen!" u. ſ. w.

Wie es um unſeres Sängers irdiſches Theil ſteht, erfahren wir in der ſechsundſiebenzigſten Strophe:

„Mit ird'ſchem Gute, zwar nicht überflüſſig,
Doch reichlich, hat das Schickſal ihn bedacht,
Und wenn auch weit entfernt, daß je ihn müßig,
Ihn eingebildet dies Bewußtſein macht —
Hielt er's zum Mindeſten ein überdrüſſig
Unnützes Thun: in des Erwerbes Schacht
Zu wühlen, ſeine Habe zu vermehren,
Statt Unvergänglichem ſich zuzukehren!"

Nach einer in der herrlichen Alpennatur ſeiner Heimat glücklich verlebten Kinder- und Knabenzeit überſiedelt der Dichter im zweiten Geſange nach der Kaiſerſtadt,

„Wo Hunderttauſende ſich freuen, härmen,
Wo Kunſt und Mode die Natur erſetzt" . . . .

*) Ein Gedicht in vier Geſängen. Leipzig, Heinrich Matthes, 1869.

Digitized by Google

Manches Jahr verweilte er da —

„Im dumpfen Hörſaal ſehen ſich zu laſſen
Fiel ſelten ihm zur rechten Stunde ein“ . . . .

„Theater und Concerte, Soiréen
Und Bälle gab's in Fülle allzumal,
Antikenkabinette und Muſeen,
Gemäldegallerien, Saal an Saal
Beſucht' er“ . . . . . .

„In glänzenden Hôtels, in niedern Schänken,
Er mußte überall geweſen ſein —
Hier fürchte ich das zarte Ohr zu kränken
Derjenigen, die vornehmſtolz: gemein
Solch' Treiben ſchelten; möchten ſie bedenken:
Es muß der Dichter kennen Grob und Fein!
Damit er wie der Maler Licht und Schatten
Geſchickt in ſeinem Bilde weiß zu gatten.“

Bilder der Freundſchaft und einer ſchönen, glücklichen Liebe und Heirat, Reiſen durch die Schweiz und Italien, nach Venedig u. ſ. w. ſind der reichhaltige und anziehende Stoff des zweiten, dritten und vierten Geſanges.

Dies glückliche, beneidenswerthe Dichterleben hat jedoch auch manches Weh an ſich, wie an leidenden Freunden und Sangesgenoſſen, erfahren:

XLI.

„Der Sänger, wie ein König allerorten
Empfangen einſt, geehrt und angeſehn,
Er findet überall verſchloſſ'ne Pforten,
Man heißt ihn ungehört von dannen gehn
Wie einen Taugenichts, mit barſchen Worten
Heißt man geduldig ihn zur Seite ſtehn! —
„„Wir haben keine Zeit für Deine Lieder““ —
„„Verſuch' Dein Glück zu beſſ'rer Stunde wieder.““

XLII.

„Er freilich hat kein Recht zu ſolchen Klagen,
Der lyr'ſche Blüthen nur bisher gepflückt;
Wohl aber Grund zu völligem Verzagen,
Wenn Deine Stirn' ſogar noch ungeſchmückt,
Der Du dramat'ſche Schlachten ſchon geſchlagen,
Den reichlicher der Genius beglückt —
O Du trotz alledem noch Unbekannter,
„Von Steinwand“ nach dem Heimatdorf Genannter!

XLIII.

Doch endlich muß auch Die nach langen Mühen
Ein Morgen dämmern groß und wunderbar!
O dann, wenn Deines Ruhmes Strahlenſprühen
Sich wird erheben leuchtend, ſonnenklar —
O dann wird meine Seele auch durchglühen
Ein freud'ger Stolz, daß ich die Lerche war,
Die jubelnd der erſtaunten Welt verkündet
Den neuen Tag, der jedes Herz entzündet!“ u. ſ. w.

Zum Schluſſe möchten wir den noch jugendlichen Dichter, dem Worte und Reime ſo leicht und lieblich von der Lippe fließen, vor kleinen Nachläſſigkeiten, Auſtriacismen ꝛc. warnen, wie z. B.:

. . . . . doch ich vergeſſe ſchier
Auf meinen Egon! . . . . .
Wir handeln, wenn wir leſen, ſchreiben, reiſen,
(Ich ſchelt' es nicht, auch dies hat was für ſich) . . .

Wir begrüßen in Ernſt Rauſcher ein Dichtertalent, das nach den gegebenen Proben noch eine ſchöne, reiche Zukunft verſpricht.

Dr. E. S.

Baltiſche Provinzen.

Die baltiſchen literariſch-hiſtoriſchen Geſellſchaften.*)

Durch nichts beweiſen vielleicht die Livländer (mit Einſchluß der Kur- und Ehſtländer) ihre unverfälſchte deutſche Eigenart ſo entſchieden, als durch die ſtarken oder vielmehr ehrlichen Anforderungen, die ſie an ſich unter einander ſtellen, und durch den offenen Tadel, den ſie über ihre Schwächen ausſprechen, indem ſie ſich dadurch gegenſeitig zur Anſtrengung ihrer Kräfte anſpornen und ſomit darauf hinwirken, daß ſie im Großen und Ganzen in ſo vielen Fächern des geiſtigen Schaffens Tüchtiges leiſten. Und doch läge für die zweimalhunderttauſend Deutſchen im Weſten des Peipus, verlaſſen und vergeſſen vom Mutterlande, wie ſie es ſind, ſtaatlich verbunden mit einem geiſtesträgen Volke von Halbbarbaren, welches ihnen durch ſein Vorbild keinerlei Anregung giebt, die Verſuchung nahe genug, es den mancherlei Stämmen und Stämmchen Mitteleuropas gleichzuthun, indem ſie ſich nach außen möglichſt abſperrten, alles Lob und jede Anerkennung nur für ſich unter einander behielten, jeden Verſuch für ein Meiſterwerk erklärten, jeden Fiedelkratzer einen Virtuoſen, jeden Couliſſenreißer einen Bühnenkünſtler, jeden Leinwandpinſeler einen großen Maler, jeden Reimſchmied einen Dichterfürſten, jeden Bücherfabrikanten einen gelehrten Forſcher nennten und ſich durch ſolche Gegendienſte wenigſtens in ihrer eignen Mitte zu unſterblichen Geiſtern emporſchwindelten.

Zu dieſen Gedanken regt uns eine Kritik der baltiſchen „literariſch-hiſtoriſchen Geſellſchaften“ in dem neueſten Heft der „Baltiſchen Monatsſchrift“ an, dem letzten, welches unter Redaktion des Herrn Dr. Berkholz erſcheint. Zu unſerer Freude hat es ein jüngerer livländiſcher Schriftſteller, Herr Ernſt v. d. Brüggen in Riga, übernommen, dieſes werthvolle Preßorgan im Kampfe mit der ruſſiſchen Cenſur weiterzuführen. Am 1. October erſcheint das erſte Heft des neuen Jahrgangs.

Aus der erwähnten Kritik entnehmen wir folgende charakteriſtiſche Stellen: „Alle unſere gelehrten Geſellſchaften ſind nach deutſchen Muſtern gegründet und verdanken einzelnen geiſtig und wiſſenſchaftlich hervorragenden Perſönlichkeiten ihre Entſtehung. — — — Sie ſtehen noch heute unter dem Einfluſſe der geiſtigen Strömung in Deutſchland. Ein friſches und rühriges Streben erwachte bei uns in den zwanziger Jahren; die Geſchichte und das Alterthum unſeres Landes, die Sprache und Cultur der Urbewohner deſſelben begannen in weiten Kreiſen lebendiges Intereſſe zu erregen und allgemeine Theilnahme folgte den in dieſen Richtungen unternommenen Arbeiten. Und, wie es durch den eigenthümlichen Charakter unſeres Landes bedingt wird, haben ebenſo ſehr praktiſche Intereſſen wie rein wiſſenſchaftliche bei der Gründung unſerer Vereine mitgewirkt. Die lettiſch-literariſche und die gelehrte ehſtniſche Geſellſchaft gingen aus warmer Theilnahme für die Lage und die Zukunft des lettiſchen und ehſtniſchen Volksſtammes hervor und erſt allmählich nahmen ſie gelehrten Charakter an, ohne doch ihren urſprünglichen Tendenzen zu entſagen. Die Geſellſchaft für Geſchichte der Oſtſeeprovinzen hat ſich allerdings gleich von vornherein die Erforſchung der vaterländiſchen Geſchichte zur Aufgabe geſtellt, aber ſie fand es doch auch für nöthig, „den

*) Baltiſche Monatsſchrift, December 1868. Riga, Expedition durch das Dienſtmanns-Inſtitut „Expreß“.

Digitized by Google

Gewinn und den Genuß, welchen das Studium der vaterländiſchen Geſchichte leitet", ausführlich darzulegen. Allein die kurländiſche Geſellſchaft ſteht auf einſamer Höhe ohne beſtimmte Ziele und Aufgaben; nur die geiſtige Anregung der Mitglieder unter einander iſt ihr Zweck. Der ehrenwerthe und liebenswürdigſte Dilettantismus, der ſie gegründet, hat in ihr bis heute ſeinen Platz behauptet. — — — Es läßt ſich nicht verkennen, daß es gegenwärtig unſeren Geſellſchaften ſehr an beſtimmenden und arbeitsfreudigen Perſonen fehlt und daß in Folge deſſen eine immer größere Lethargie ſich über die meiſten breitet, die nur ſelten geſtört wird. Namentlich auf dem Gebiete der Landesgeſchichte macht ſich das Zurückbleiben immer bemerkbarer. — — — Selbſt das in der neueſten Zeit lebendiger denn je in der jüngern Generation erweckte Intereſſe für die Geſchichte Livlands hat zu keiner ſelbſtändigen Produktion geführt. Jetzt allerdings, wo der Mittelpunkt aller geſchichtlichen Studien unſeres Landes verſchwunden (Schirren?), iſt weniger denn je Hoffnung auf Heranbildung einer Schule junger livländiſcher Hiſtoriker. — — — Wie oft ſchon iſt die Einführung der Reformation in Livland verhandelt, aber ungeſichtet und ungeprüft ſchleppen ſich ſtets dieſelben Nachrichten und Anſichten durch alle dieſe Schriften fort. Riga's Stellung in der Hanſa oder Ehſtland unter der Dänenherrſchaft — welche Aufgaben für hiſtoriſche Studien! Solche und ähnliche Unterſuchungen und Forſchungen wären recht eigentlich Sache der Geſellſchaft für Geſchichte der Oſtſeeprovinzen. — — — Was dagegen ein Verein auch bei uns zu leiſten vermag, wenn er ſeine Aufgaben eng umſchrieben hat, das zeigt trotz einiger Mängel die lettiſch-literariſche Geſellſchaft, die in der That erfreulich wirkt und in erfolgreicher und fruchtbringender Weiſe die Kenntniß der lettiſchen Sprache, Mythologie und Sittenkunde fördert."

In dieſem Tone geht es weiter; man muß aber mit der literariſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeit in den Oſtſeeprovinzen vertraut ſein, um die Klagen auf ihren wahren Werth zurückzuführen; es handelt ſich darin eigentlich nur um das Zurückbleiben hinter dem unerreichbaren Ideal. In der That dürfen die Livländer gerade ihre Leiſtungen auf geſchichtlichem Gebiete kühnlich neben die gleichen Arbeiten jeder anderen deutſchen Provinz ſtellen. Wir haben ſchon früher in dieſen Blättern dafür Belege geliefert. E. K.

England.

Ueber nationale Antipathien.

Frau von Staël iſt es, die zuerſt die treffende und noch heute richtige Bemerkung machte, „daß kein Volk der Erde ſo ſtolz auf ſein Land ſei als die Engländer, und andererſeits keines ſo geneigt, ſich in anderer Herren Ländern aufzuhalten". Gewiß iſt patriotiſches Gefühl, ja ſelbſt Stolz nicht nur erlaubt, ſondern ſchön, ſo lange er nicht ein Herabſetzen aller anderen Völker in ſich ſchließt; dieſe Schattenſeite aber ſcheint von engliſchem Vaterlandsgefühl unzertrennlich zu ſein, obwohl das vielfache Reiſen unter fremden Nationen, das Kennenlernen derſelben das wirkſamſte Correktiv nationaler Voreingenommenheit zu ſein pflegt. Der Grund, warum dies bei der großen Maſſe der Engländer nicht zutrifft, liegt unſeres Erachtens darin, daß ſie zwar viel reiſen, jedoch nicht auf die rechte Weiſe: unbefangen; ſie ſehen eben nur, was ſie ſehen wollen, und finden daher in allen Erſcheinungen nur die Beſtätigung der vorgefaßten Meinung: England ſei das bevorzugte, das „gelobte" Land.

Ein bekanntes engliſches Kindergebet beginnt mit den Worten: „I thank thee God that I was born a happy english child" — und in dieſem Sinne wird von früh auf die Erziehung geleitet, iſt es da ein Wunder, wenn die Ueberzeugung von engliſcher Vorzüglichkeit in jeder Hinſicht zum Glaubensartikel wird? Daß aber unter dem intelligenteren Theile der Nation eine freiere Auffaſſung ſich endlich Bahn zu brechen beginnt, daß man endlich einzuſehen anfängt, wie nationale Vorurtheile überhaupt nur für einen untergeordneten Standpunkt der Civiliſation ihre Berechtigung haben, dafür legt u. A. ein ſehr gutgeſchriebener Artikel in einer der letzten Nummer der Saturday Review Zeugniß ab. *)

„Die neueſten Zerwürfniſſe zwiſchen Amerika und England, ſagt der Verfaſſer, haben gewiſſe Betrachtungen in den Vordergrund gebracht, welche von mehr als vorübergehendem Intereſſe ſind. Sie haben, und zwar keineswegs zum erſtenmale, eine Thatſache an's Licht gebracht, welche nicht vergeſſen werden darf, die nämlich, daß eine beträchtliche Anzahl Menſchen ſich verpflichtet glauben, uns mit Etwas wie konſequentem Haß zu betrachten. Sie begnügen ſich nicht nur, ein Uebelwollen (es ſei gerechtfertigt oder nicht) gegen gewiſſe Maßregeln der Regierung zu empfinden, welche für unfreundlich gelten, ſondern ſie folgern mit Sicherheit daraus, daß Engländer als Nation geeignete Gegenſtände für den Haß ſeien. Ein Amerikaner iſt im Stande, uns gelegentlich zu erzählen, als ob es ein ſich von ſelbſt verſtehender Umſtand ſei, daß, während er für Individuen jede mögliche Ausnahme mache, er uns en masse mit demſelben Gefühle betrachte, das Nelſon den Franzoſen gegenüber hegte. Dieſer Held faßte nämlich die Pflicht ſeiner Leute in die zwei Gebote zuſammen: den Befehlen zu gehorchen und die Franzoſen zu haſſen wie den Teufel.

Allerdings giebt es auch Engländer, die, wenn Einige von uns thöricht genug ſind, blinde Vorurtheile gegen Ausländer zu nähren ſofort die entgegengeſetzte Seite der Frage vertheidigen, und zwar mit der nöthigen Energie, doch findet man oft genug noch Individuen, welche einzelne Klaſſen von Ausländern mit unverſöhnlicher Feindſchaft betrachten. Wenn in den Hauptſtädten der alte Franzoſenhaß bis zu einem gewiſſen Grade ausgeſtorben iſt, ſo lebt er doch in manchen Landkreiſen noch fort, und es giebt Leute, welche bereit ſind, unſeren amerikaniſchen Schmähern mit einem Haſſe zu vergelten, welcher prima facie wenigſtens ebenſo unvernünftig iſt. Es lohnt wohl der Mühe, zu fragen, was für wirklicher Werth ſolchen Aeußerungen des Nationalgefühls beizumeſſen iſt?

Die erſte Bemerkung, welche ſich bei dieſer Erwägung aufdrängt, iſt die, daß es abſurd iſt, Leute zu haſſen, weil ſie Eigenthümlichkeiten haben, welche die natürliche Folge der Verhältniſſe ſind, in denen ſie leben. Es würde von einem Amerikaner lächerlich ſein, uns wegen mancher alten Vorurtheile zu verdammen, ſo thöricht einige davon auch ſein mögen, wenn man bedenkt, wie der ganze Gang unſerer geſchichtlichen Entwicklung dahin gewirkt hat, ſie in uns zu befeſtigen; und gleicherweiſe lächerlich wären wir, wollten wir die Bewohner eines neuen Landes verurtheilen, weil ihnen manche Verfeinerung abgeht, die das langſame Produkt einer alten und fortdauernden

*) Vieles, was in dem folgenden Artikel geſagt iſt, ſollte man ſich auch in Süd- und in Norddeutſchland, in Oeſterreich und in Preußen ad notam nehmen. D. R.

Digitized by Google

Civiliſation iſt. An ſich iſt allerdings die Bemerkung nicht zutreffend. Wir haſſen einen Dieb oder Mörder, wenn auch die Umſtände, in denen er groß geworden, es faſt außer Möglichkeit ſtellten, daß er irgend etwas Beſſeres werden konnte. Als Chriſten freilich ſind wir verpflichtet, Niemanden zu haſſen; in der That aber ſind nur wenige Menſchen ſo gute Chriſten, um zwiſchen einem Menſchen und ſeinen Eigenſchaften einen Unterſchied zu machen; wir bringen uns nicht dahin, einen Verbrecher zu lieben und ſeine Verbrechen zu haſſen. Wenn wir Grauſamkeit und Laſter verabſcheuen, ſo verabſcheuen wir in gleichem Maße die concrete Verkörperung dieſer Abſtractionen; und deshalb, wenn wir von einer Nation ſagen könnten, daß ſie weſentlich ſchlechter ſei, als ihre Nachbarn in moraliſcher Hinſicht, wäre es zu entſchuldigen, wenn auch nicht ganz zu rechtfertigen, daß wir ſie mit Abneigung betrachten und zwar ohne die Urſachen in Betracht zu ziehen, die ihre Demoraliſation veranlaßt haben. Hier aber treten uns die klaren Thatſachen entgegen. Niemand kann ſagen, daß der Unterſchied zwiſchen civiliſirten Nationen ſo entſchieden und ſo nach *einer* Richtung hin markirt ſei, daß wir berechtigt ſeien, eine derſelben mit Verachtung zu behandeln. Die Zeit liegt hinter uns, wo wir ſummariſch die Franzoſen als frivoles und unmoraliſches Volk abfertigten; wir geben zu, daß viele unſerer Vorurtheile in der größten Unwiſſenheit wurzelten, und daß wahrſcheinlich kein lebender Menſch einen unparteiiſchen Urtheilsſpruch abzugeben vermöchte über das Verhältniß der relativen Vorzüge von Engländern und Franzoſen. In derſelben Weiſe hören wir oft einen Amerikaner die Reihe von Gemeinplätzen wiederholen, welche er von ſeiner Partei gelernt hat, und unſere Gleichgiltigkeit dem gegenüber durch die eingeborene Dummheit und Schlechtigkeit unſerer Nation erklären. Inzwiſchen wiſſen wir genau, daß derſelbe Mann, in England geboren, mit gleicher Geläufigkeit eine andere Reihe von Phraſen wiederholt haben würde.

Es giebt allerdings gewiſſe deutliche Unterſchiede im Nationalcharakter, aber ſie ſind nicht derart, um eine moraliſche Ueberlegenheit auf irgend einer Seite zu vindiciren. . . . . . Der britiſche Krämer iſt nicht an ſich beſſer oder ſchlechter, als der auf den Boulevards oder in Broadway (der Hauptſtraße von Newyork). Wir können wohl viele große Unterſchiede zwiſchen ihnen wahrnehmen, aber wir können ſie nicht mit gutem Gewiſſen in irgend welche Rangordnung klaſſificiren.

Wenn civiliſirte Nationen im Ganzen annähernd auf gleicher Stufe ſtehen, ſo müſſen wir zugeben, daß barbariſche oder halbciviliſirte Völker zu haſſen ebenſo thöricht wäre, wie eine Abneigung gegen Kinder oder Thiere. Sie ſind auf einer unvollkommenen Stufe der Entwickelung und können, wenige Fälle ausgenommen, keine wirkliche Antipathie erregen. Und dies führt darauf, welches der wahre Grund ſolcher nationaler Antipathien iſt. Nicht, daß wir ernſtlich glauben, eine andere Race ſei weniger moraliſch oder weniger intelligent als wir ſelber, denn in dem Falle müßten wir Chineſen und Neger mehr als Franzoſen und Amerikaner haſſen. *Wir haſſen die Nationen in der That nur, weil ſie uns ſo ſehr gleichen.* Es ſcheint unerträglich, daß Leute, welche nicht die Segnungen der britiſchen Conſtitution genießen und nicht einmal uns verſtändlich ſprechen können, in vielen Dingen ganz ſo gut ſein ſollen, als wir ſelbſt. Ein unglückliches Weſen, welches mit unerklärlicher Beharrlichkeit „oui" ſagt, wenn es „yes" meint, zeigt ſich fähig, Städte und Eiſenbahnen zu bauen, ja ſelbſt Schlachten zu ſchlagen, ganz ſo gut wie wir . . . .

Nationale Antipathien alſo ſind wahrſcheinlich in demſelben Verhältniß ſtark, als ſie unvernünftig ſind, das heißt in demſelben Maße, als ſie auf keine wirklichen Vorzüge begründet ſind.

Es giebt jedoch bei der Abneigung, die wir gegen andere Nationen empfinden, noch andere Motive, die ſicher mit den geſteigerten Verkehrsmitteln verſchwinden werden. Ein gewöhnlicher, halbgebildeter Menſch denkt ſich die ganze Nation als Einheit, perſonifizirt in irgend einer Geſtalt, wie z. B. John Bull oder Bruder Jonathan. Jede Eigenthümlichkeit, die von der Tradition einmal geheiligt iſt, wird dieſer imaginären Perſon angedichtet. John Bull ſtellt er ſich vor als ſich ewig vor irgend einem Lord demüthigend, Bruder Jonathan als beſtändig einen Stock ſchwingend und Tabak kauend. Dieſe Art von Anthropomorphismus, wobei der Typus für das Ganze geſetzt wird, iſt ganz bequem. John Bull kaut, wie man in Amerika meint, beſtändig an den Nägeln aus Neid auf ſeinen proſperirenden Vetter. Es fällt dem Amerikaner nicht ein, daß es viele Millionen von Engländern giebt, die jeden Morgen aufſtehen, ihr Frühſtück zu ſich nehmen, ihre tägliche Arbeit vollbringen und zu Bette gehen, ohne auch nur an die Exiſtenz des Atlantiſchen Oceans zu denken. Wir ſind endlich dahin gelangt, einzuſehen, daß in Frankreich und Deutſchland eine große Menge Leute leben, die andere Dinge zu thun haben, als genau die Details engliſcher Politik zu verfolgen; aber dies iſt eine verhältnißmäßig neue Entdeckung, die noch keineswegs allgemein eingeſehen wird . . . . .

Wenn dies gegenſeitige ſcharfe Beobachten und Unterlegen hämiſcher Abſichten, das jetzt die Nationen trennt, als ob ſie ſo viele perſönliche Gegner wären, einer geſunderen Auffaſſung Bahn gemacht haben wird (wozu das perſönliche Kennenlernen eins der mächtigſten Hilfsmittel iſt), dann wird die nationale *Abneigung* durch nationalen *Wetteifer* erſetzt werden. Dieſer aber muß und wird in jedem Sinne fördernd wirken für die Vertiefung und Ausbreitung der Civiliſation, der großen Aufgabe unſerer Zeiten, an der Alle, bewußt oder unbewußt, mitarbeiten, jeder ein Theilchen an dem großen Webſtuhl der Zeit."

Frankreich.

Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa.*)

II.

Die Slaven und das Moskowiterthum.

In der vorigen Nummer haben wir der Einleitung gedacht, welche Gottfried Kinkel ſeiner Ueberſetzung des Werkes La Russie et l'Europe, von Henry Martin, vorausgeſchickt; heute wollen wir uns mit dem Buche ſelber beſchäftigen.

Wir haben es, wie Kinkel ſagt, mit dem Werke eines der bedeutendſten und gründlichſten Schriftſteller des modernen Frankreichs zu thun, mit einem Buche, in welchem nicht politiſche Parteileidenſchaft, ſondern ein reifes und klares Syſtem internationaler Politik veranſchaulicht wird.

Der Verfaſſer bemüht ſich (und das iſt der Zweck des Werkes) ſeinen Leſern die Ueberzeugung beizubringen, daß ſie Europa's größten und erbittertſten Feind in Rußland zu ſuchen haben.

*) Rußland und Europa, von Henri Martin, überſetzt und eingeleitet von Gottfried Kinkel. Hannover, Rümpler, 1869.

Digitized by Google

Dieſen Zweck verfolgt er ſyſtematiſch. Er ſtellt zunächſt Unterſuchungen über die Raſſen an, aus welchen ſich die ruſſiſche Nation gebildet und über diejenigen, aus welcher die Bevölkerung von Europa erwachſen iſt und kommt darin zu dem Schluſſe, daß die meiſten europäiſchen Völker der *ariſchen*, die meiſten aſiatiſchen Völkerſchaften aber der *turaniſchen* Raſſe entſtammen. Er ſagt:

„Seit älteſten Tagen haben zwei große Völkerfamilien, beide aus der Urzeit im Centrum Aſiens zum Daſein erwacht, unter ſich beſtändig Kampf geführt. Die eine hat im Orient die indiſche und baktriſch-perſiſche, im Abendland die europäiſche Staatengeſellſchaft gegründet. Es iſt die Familie, welche die Bibel Söhne Japhet's nennt; die Familie der Arya's, deren Namen und Stammbaum die moderne Wiſſenſchaft in Aſien wiederentdeckt hat. Die andere nennen wir, nach der Ueberlieferung der Morgenländer, die turaniſche Familie; der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt ſie Tataren. Sie haben im Alterthum die ſkythiſchen Eroberungszüge, im Mittelalter die des Attila, Dſchingis-Khan und Tamerlan gemacht.

„Dauernder ſind von ihren Anſiedelungen die der Mongolen in Indien und der osmaniſchen Türken in Weſt-Aſien und Oſt-Europa geweſen; ebenſo die viel mächtigere, viel furchtbarere gegenwärtige Staatsgründung der Moskowiten oder Großruſſen, die ſich in das „Kaiſerthum aller Reuſſen" umgebildet hat."

Nun beſpricht der Verfaſſer die Entwickelungsphaſen dieſer Raſſen in individueller, religiöſer und metaphyſiſcher Beziehung, wobei er den Ariern, die nur in Europa zur vollen Entfaltung gelangt ſind, überall den Vorzug einräumt. Sodann kommt er auf die ſlaviſchen Völker und namentlich auf Polen zu ſprechen, deſſen Wiederherſtellung er in dem nachfolgenden Satze als eine Nothwendigkeit hinſtellt:

„Die Geſchichte Polens iſt in dem ewigen Ringen von Iran gegen Turan nur eine Epiſode; aber dieſe Epiſode hat in der gegenwärtigen Zeitlage eine Bedeutung erſten Ranges angenommen. Das Beſtehen Polens, der öſtlichſten unter den europäiſchen Nationen, iſt nichts als ein langer Streit gegen die Turanier und eine fortwährende Anſpannung für den Einen Zweck geweſen, daß jene das Abendland, das Heiligthum ariſcher Bildung und den Heerd des Welt-Fortſchrittes, nicht überſchwemmen ſollten. Polen hat zweimal Erfolg gehabt: erſt gegen die Mongolen, dann gegen die Osmanen; einem dritten Gegner, dem Moskowiter, iſt es nach fünfhundert Jahren des Widerſtandes erlegen — erlegen durch die Mitſchuld zweier europäiſchen Staaten und die blöde Pflichtvergeſſenheit der anderen. Und doch ſteigt dieſe geſpenſtiſche Leiche von Zeit zu Zeit aus ihrer Gruft auf, um Europa zu mahnen, daß es ſich ſelbſt ſchütze, indem es ſie wieder zum Leben ruft."

Nun ſchildert der Autor eingehend die Kämpfe Polens gegen Moskowien und veröffentlicht Peter's des Großen politiſches Teſtament, von dem der vierte Paragraph beſonders charakteriſtiſch für uns iſt. Er lautet:

„Polen entzweien, es in Uneinigkeit erhalten, indem man die Eiferſucht der Parteien nährt und die dortigen Machthaber mit Geld erkauft; die Landtage ſind zu beeinfluſſen, zu beſtechen, um die Wahl der Könige in der Hand zu haben und ſeine Anhänger wählen zu laſſen und ſchützen zu dürfen, indem man moskowitiſche Truppen einrücken und ſo lange dort ſtehen läßt, bis ſich die Gelegenheit bietet, ganz dort zu bleiben. Wenn die anderen Mächte Schwierigkeiten machen, ſie vor der Hand durch Zerſtückelung des Landes befriedigen, bis man das ihnen Ueberlaſſene wieder zurücknehmen kann."

Man erſieht daraus wohl (wenn nämlich das Teſtament echt), daß die Politik dieſes Herrſchers ganz dazu angethan war, ihm das Prädikat „der Große" zu verdienen. Nun, die Geſchichte iſt naiv genug geweſen, ihm dieſen Titel zu laſſen.

Nachdem nun noch der Polen-Erhebungen von 1793, 1830 und 1846 gedacht worden, geht der Verfaſſer ausführlicher auf die letzte Revolution von 1863 und deren grauſame Conſequenzen ein; er ſagt unter Anderem:

„Die Verquickung tartariſcher Grauſamkeit mit moderner büreaukratiſcher Wiſſenſchaft erzeugt Reſultate, welche die Tyrannen des Alterthums oder des Mittelalters nie hätten erreichen können. Der Tiger hat Augenblicke, wo er nachläßt; die zum Mord conſtruirte Maſchine hat ſie nicht, ſie hackt ſtets und trifft überall. Mit ſo meiſterlicher Wiſſenſchaft iſt man noch nie bei Zerſtörung einer Menſchengeſellſchaft und eines Volkes vorgegangen. Wir ſtehen dem Schauſpiel zu nahe, um den richtigen Maßſtab anzulegen; die Nachwelt wird beſſer als wir die ſataniſche Größe des Dramas beurtheilen, deſſen Augenzeugen wir ſind."

Es folgen einige Beiſpiele Murawiew'ſcher Henkersdramen, bei welchen ſich vor Grauen das Herz zuſammenkrampft, die wir aber hier übergehen wollen.

Die Kritik des Verhältniſſes von Deutſchland zu Rußland iſt wohl etwas zu ſcharf um gut geheißen zu werden, wenn auch gegen ihre Logik Nichts eingewendet werden kann. Es heißt an dieſer Stelle:

„Um den Stand der öffentlichen Meinung in Deutſchland über die ruſſiſche Frage zu würdigen, muß man ſie nach den Claſſen der Geſellſchaft ſcheiden. — Die „Junker", die Adelspartei, ſind bisher ganz ruſſiſch geweſen. Dieſe Teutonen ſind die Oſtgothen, welche dem Attila als Vaſallen dienten. Die deutſchen „Barone", als erbliche Feinde Polens wie der franzöſiſchen Revolution, haben ſich als die Allerunterthänigſten jener turaniſchen Autokratie bewährt, die vor ihren Augen im Nachbarlande nicht allein die alten Adelsgeſchlechter, ſondern auch jegliches bürgerliche Recht unter die Füße ihrer Weſſire tritt. Die Gleichmacher des moskowitiſchen Despotismus haben die letzten und unheilbaren Vorkämpfer der Geburts-Privilegien und der feudalen Inſolenzen zur Avantgarde in Europa u. ſ. w."

Dagegen läßt der Autor den anderen Schichten der deutſchen Geſellſchaft volle Gerechtigkeit widerfahren, indem er behauptet, daß in dieſen die Stimmung gegen Rußland durchaus feindlicher Natur ſei.

Als das einzig wirklich wirkſame Mittel, der Gefahr Europas in der wachſenden Autokratie des Moskowiterthums entgegenzuarbeiten, findet der Verfaſſer die gemeinſame Arbeit aller Völker, ſich ſelbſt neuzuſchaffen und mit den anderen zu verbünden; beſonders aber empfiehlt er dies Frankreich und Preußen reſp. Deutſchland.

Die Einheit Deutſchlands erkennt er als nothwendig zum Wohle Europas an, verbietet Frankreich und allen anderen Großmächten das Einigungswerk zu hindern, und wirft zuletzt folgende Frage auf:

„Welcher Nachbar paßt Deutſchland beſſer, das ruſſiſche Reich, das ohne Widerſtand ſtetig anwächſt, oder das wiederhergeſtellte Polen?"

Die angefügten Beilagen geben treffende Erläuterungen zu den von ihm beſprochenen Theorieen. rm—

Digitized by Google

Italien.

Eine philoſophiſche Geſellſchaft in Italien.

In ſeiner Geſchichte der Philoſophie bemerkt Friedrich Ueberweg, in Italien bekunde ſich in jüngſter Zeit eine rege philoſophiſche Thätigkeit. Dieſe Bemerkung darf aber nicht zu ſehr premirt und jedenfalls nicht dahin mißverſtanden werden, als ob man ſich in Italien im Allgemeinen für die Arbeiten der Philoſophie mehr intereſſiren würde, als etwa in Deutſchland. Weit gefehlt! Erſt jüngſt bemerkte ein italiäniſcher Schriftſteller: „In Italien ſind die Verhältniſſe jeder wiſſenſchaftlichen Arbeit gewiß ſehr wenig günſtig, am allerwenigſten aber den philoſophiſchen Arbeiten. Denn während die Meiſten den erſteren aus Trägheit abhold ſind, ſowie aus Gleichgiltigkeit und wegen der tauſenderlei Zerſtreuungen, denen ſie nachgehen, tragen dagegen ſogar auch nicht wenige Gelehrte dazu bei, die Philoſophie in Mißcredit zu bringen, indem ſie mit den Uebrigen ſie zu verachten und ſich nicht um ſie zu bekümmern auffordern." Und in der That, während auf dem deutſchen Büchermarkt die Philoſophie in der jüngſten Zeit recht ordentlich vertreten erſcheint, gehört in Italien ein neues nennenswerthes philoſophiſches Werk zu den Seltenheiten. Zur Beſtätigung dieſer Behauptung mögen nur folgende zwei Beiſpiele dienen. Vor vier Jahren gab Terenzio Mamiani, einer der bedeutendſten unter den lebenden Philoſophen Italiens, Confessioni di un Metafisico (Bekenntniſſe eines Metaphyſikers) in zwei Groß-Duodez-Bänden heraus. Nun bemerkte jüngſt, — alſo bereits nach vier Jahren, — der vorhin erwähnte italiäniſche Schriftſteller (Carlo Cantoni): „Ich muß wirklich den großen Muth Mamiani's bewundern, daß er es wagte, in unſeren Tagen und in unſerem Lande zwei ſolche Bände metaphyſiſchen Inhalts herauszugeben." In Deutſchland würde ſich ein derartiges „Bewundern" denn doch etwas ſonderbar ausnehmen. Ein anderes Beiſpiel! In Deutſchland ſehen wir mit Freude, wie Lotze's Mikrokosmus, dieſes nie genug zu bewundernde Denkmal der Gründlichkeit, des Scharfſinns, der Gelehrſamkeit und Gemüthstiefe deutſcher Philoſophen, ſchon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt. Von dieſem Werke nun, meines Erachtens das weitaus bedeutendſte ſeit Kant's in der Philoſophie epochemachender Kritik, hat in Italien der Profeſſor Bonatelli eine vollſtändige Ueberſetzung geliefert. Wird dieſe italiäniſche Ueberſetzung wohl auch eine zweite Auflage erleben? Ja, wenn es nur auch zur erſten käme! Trotz aller Bemühungen, hat Bonatelli bis zur Stunde noch keinen Verleger gefunden, der die Herausgabe der Arbeit hätte übernehmen wollen. Sapienti sat.

Dieſe offen zu Tage liegenden Uebelſtände haben wohl vorzüglich dazu beigetragen, daß ſich neulich in Florenz ein philoſophiſcher Verein conſtituirt hat. Derſelbe nennt ſich: Società promotrice degli studj filosofici e letterarj (Verein zur Beförderung philoſophiſcher und literariſcher Studien), eine Benennung, welche bereits ſagt, was die Geſellſchaft zu ihrem Hauptziele ſich geſetzt. Philoſophiſche und literariſche Studien will ſie vorzüglich dadurch befördern, daß ſie zur Ermöglichung der Herausgabe tüchtiger wiſſenſchaftlicher, namentlich philoſophiſcher Werke nach Kräften beizutragen ſucht. Dies ſoll auf folgende Weiſe geſchehen:

Es wird ein Vorſtand gewählt, deſſen Mitglieder fünf Jahre in dieſem Amte bleiben. Wenn nun ein Schriftſteller (beziehungsweiſe Ueberſetzer) zur Veröffentlichung einer Arbeit die Mithilfe des Vereins begehrt, hat er ſein bezügliches Manuſcript dem Vorſtand zur Prüfung einzuſenden. Bei der Einſendung ſind ungefähr die nämlichen Regeln zu beobachten, wie in Deutſchland, und auch ſonſt bei Einſendung von Preisſchriften. „Jedes Manuſcript", ſo lautet § 3 der bezüglichen Statuten, „muß mit einem Motto verſehen und von einem verſiegelten Zettel begleitet ſein, außen das gleiche Motto, inwendig den Namen des Verfaſſers tragend." Bevor die Prüfung beendet iſt, ſoll der Name des Verfaſſers durchaus unbekannt bleiben und es iſt dieſem ſtreng unterſagt, ſich auf irgend welche Art zu erkennen zu geben. „Jedes handſchriftliche Werk (ich überſetze die Statuten-Paragraphen) muß original ſein, philoſophiſchen, oder auch literariſchen Inhalts, und ſoll an Umfang wenigſtens dreihundertfünfzig Druckſeiten gewöhnlichen Formats und Drucks gleichkommen. Von dieſer Regel wird nur da eine Ausnahme gemacht, wo es ſich um eine Arbeit ganz neuen Inhalts und großen Verdienſtes handelt. Andererſeits kann das handſchriftliche Werk den Umfang von drei gedruckten Bänden zu je ungefähr 400 Seiten, die in Einem Jahre veröffentlicht werden ſollen, nicht überſteigen. Was übrig bleiben ſollte, kann im darauffolgenden Jahre angenommen werden. Romane und dramatiſche Compoſitionen ſind von der Concurrenz ausgeſchloſſen."

Jeweilen halbjährlich wird die Prüfung der vor dieſer Friſt eingeſandten Manuſcripte zum Abſchluß gebracht. „Wenn der Vorſtand ein Werk gut heißt, wird der Zettel geöffnet, der den Namen des Verfaſſers offenbart. Dieſem zeigt der Secretär das Reſultat an und ſichert ihm den Verkauf von 500 Exemplaren des Bandes oder der Bände auf Rechnung der Geſellſchaft zu, ſobald das Werk auf Koſten des Verfaſſers auf gutem Papier und in gefälligem Drucke herausgegeben ſein wird. Der Vorſtand kann übrigens noch eine größere Anzahl Exemplare verlangen, außer den 500. Der Preis eines jeden Bandes iſt für den Verein auf nicht höher als 4 Lire (1 Thlr.) für das Exemplar feſtgeſetzt. Kleinere, angenommene Schriften ſollen zu 20 Centeſimi (ca. 2 Sgr.) pro Druckbogen berechnet werden."

Ueber Format des zu druckenden Buches, ſowie über die Art der Veröffentlichung, des Ankaufs und Abſatzes der dem Verfaſſer zugeſicherten Exemplare behält ſich der Vorſtand vor, mit dem Verfaſſer des approbirten Werkes ſich zu verſtändigen. Nicht approbirte Manuſcripte dagegen ſtehen zu des Verfaſſers Verfügung.

So viel aus den Statuten. Der jetzige Vorſtand des Vereins beſteht aus Männern, deren Namen in der gelehrten Welt bereits einen ſehr guten Klang haben. Präſident iſt der bereits genannte Philoſoph Terenzio Mamiani. Im Vorſtande ſitzen die Profeſſoren Domenico Berti, Aug. Conti, Pasquale Villari, Michele Amari, Luigi Ferri, Aleardo Aleardi, Ruggiero Bonghi, Iſidoro del Lungo, der Marcheſe Gino Capponi und Cavaliere Pietro Fanfani. Aug. Franchetti iſt Secretair der Geſellſchaft.

Dieſe Namen laſſen allerdings tüchtige Leiſtungen hoffen und erwarten. Indeß wird erſt die Zeit zeigen, ob und wiefern ſolche Hoffnungen und Erwartungen begründet ſind. Der Gedanke, der dieſen Verein in's Leben gerufen, iſt jedenfalls ein ſchöner, edler und vielverſprechender. Möge die Wirkſamkeit der Geſellſchaft für die wiſſenſchaftliche und literariſche Fortbildung Italiens ſegensreich werden. Gewiß würde es aber auch den deutſchen Schriftſtellern und vielleicht noch mehr den deutſchen Verlegern nicht ſchaden, wenn ähnliche Vereine auch in Deutſchland ſich bilden würden. J. A. Scartazzini.

Digitized by Google

Portugal.

Die erſten Jahre des Hauſes Coburg in Portugal.*)

Wenn die abſtrakte Behandlung eines Stoffes eine Art von Vorzug hiſtoriſch-politiſcher Darſtellungen bilden ſoll, ſo würde das Buch des Generals Grafen Goblet d'Alviella über die Einſetzung des Hauſes Coburg in Portugal, ein Buch, das der Sohn des wirklichen Autors, der gleichnamige „docteur en sciences politiques et administratives" ſtyliſirt hat, ganz beſonders dieſen Vorzug verdienen. Während aus der Aufgabe unmittelbar hervorgeht, eine Verfaſſungsgeſchichte Portugals in dem erſten Jahrzehend der Regierung Maria da Gloria's zu geben und der Autor auch ſichtlich eine ſolche zu liefern wünſchte, findet man in „L'Etablissement des Cobourg en Portugal" lediglich eine Aufzählung der Miniſterwechſel, Hofkabalen und Straßenemeuten, die General Goblet als belgiſcher Geſandter und Vertrauensperſon König Leopold's I. in Liſſabon erlebt oder vorher von Brüſſel und London aus beobachtet hat, nicht aber, was doch den Kern der Sache beträfe, die Schilderung der inneren Zuſtände des Landes und des Verhältniſſes derſelben zu ſeiner Geſetzgebung und Regierung. Generallieutenant Goblet hat ſein Werk faſt wie eine diplomatiſche Depeſche diktirt; er läßt nur die Perſonen des Hofes, der Diplomatie und des Miniſterraths auftreten; das Ganze ſpinnt ſich in dem Strom und Rückſtrom dieſer „hochmögenden" Kreiſe ab, ohne den geringſten Hinblick auf das eigentliche Volksleben, von welchem Verfahren der häufige Gebrauch der Worte „démocratie" und „démocratique" wunderlich genug abſticht. Indeſſen dieſe Worte ſollen auch nur metaphyſiſch gemeint ſein, denn von der leibhaftigen Demokratie iſt der General und belgiſche Diplomat ein unverhüllter Gegner, was wir ihm, inſofern er die Straßen-Demagogie verurtheilt, auch gar nicht verdenken wollen. Guizot's Memoiren ſind offenbar ſein Vorbild geweſen, das merkt man an der doktrinären Haltung und an der vornehm glatten und kalten Form der Erzählung. Das Buch des Generals Goblet gleicht einem Geſpinnſt mit weiten Zwiſchenräumen, welche die kundige Hand des Farbenſtickers auszufüllen verabſäumt hat! Hätte Goblet hinzugenommen, was hinter den diplomatiſchen Couliſſen, nicht etwa in den Palaſt-Gemächern, ſondern am Heerde des Landmanns, in den Kaſernen der Soldateska, in den Zuſammenkünften der Prieſter ſpielte, er hätte manchen inneren Grund der äußeren Vorgänge entdeckt, er würde trotz des beſchränkten Schauplatzes der portugieſiſchen Ereigniſſe hochwichtige Momente der ſozialen Bewegung des neueren Europas näher beleuchtet haben.

Man beobachtet heutzutage in den konſtitutionellen Staaten römiſch-katholiſcher Confeſſion gar häufig ein gefliſſentliches Beſtreben der Politiker, über die klerikalen Einflüſſe zu ſchweigen, ja ſelbſt von allen unmittelbaren Einwirkungen der verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen abzuſehen, nur um nicht den wunden Fleck der heftig widerſtrebenden Macht einer beſtimmten, am ſtrengſten abgeſchloſſenen Klaſſe irgendwo oder wie unſanft berühren zu müſſen. Am Meiſten iſt dies in Belgien der Fall, deſſen Konſtitutionalismus an ſeinem Klerikalismus den ſchärfſten Schlagſchatten empfängt. General Goblet zeigt hier ſehr deutlich, daß er Belgier iſt; von dem portugieſiſchen Arbeiter, von dem portugieſiſchen Prieſter und von den Beziehungen der Geiſtlichkeit zu den arbeitenden Klaſſen und zum Kleinbürgerthume wird nicht geſprochen: dergleichen könnte in Brüſſel Anſtoß erregen und in Liſſabon vielleicht erſt recht! Aber woher kommen denn die konſtitutionellen Schwankungen der katholiſchen Länder? Etwa daher, daß daſelbſt Alles ſo ganz aus Einem Guſſe geſtaltet iſt? etwa daher, daß alle Konflikte durch leichte Actionen des parlamentariſchen Mechanismus ſich beſeitigen laſſen? Nein gewiß nicht! Es ſind Mächte in dieſen Staaten vorhanden, die immer wieder und wieder Fragen aufwerfen, denen mit einer formalen Löſung gar nicht beizukommen iſt! In Belgien hat die verbriefte Trennung der Kirche vom Staate der Geiſtlichkeit Eroberungen eingebracht, welche die kühnſte klerikale Erwartung vor 40 Jahren kaum zu ahnen vermochte! Das erklärt die Proteſte eines Laurent gegen das belgiſche Kirchenſtaatsrecht von 1830, d. h. gegen die Schöpfung ſeines liberalen Geſinnungsgenoſſen, des Diktators De Potter, der, nachdem er durch ſeine „liberale Union" mit dem Klerus den heutigen Zuſtand hervorgerufen, eine ſehr antikatholiſche Geſchichte des Chriſtenthums ſchrieb, um theoretiſch niederzureißen, was er praktiſch auferbaut hatte! . . . .

Auch in Portugal hat der Klerus an den Erſchütterungen des konſtitutionellen Syſtems einen bedeutenden Antheil gehabt. Die Reaction Don Miguel's, was war ſie anders, als eine Coalition der Prieſterſchaft mit dem abſolutiſtiſchen Theile des Adels und des Heeres, und mit dem Viehzucht treibenden Bauernſtande von Alentejo und Eſtremadura? Davon ſteht bei Herrn Goblet natürlich nichts zu leſen; da iſt die migueliſtiſche Partei eine „im Finſtern ſchleichende Reaction", obzwar ſie mit Soldaten und Kanonen am hellen Tage luſtig marſchirte, vielleicht ſelbſt eine Ausgeburt der „Camarilla", alſo irgend ein myſtiſches Weſen, das den Miasmen der Hofluft ſeine Entſtehung verdankte. Daß die gemüthlichen Schafhirten Portugals in ihrem Gott vergnügt waren, mit allen Mühen der Selbſtregierung und allem Fortſchritt des konſtitutionellen Lebens verſchont zu bleiben, ſintemalen ſie froh waren, wenn ſie überhaupt das nackte Leben hatten und nichts anderes zu denken brauchten, als was der Prieſter vorgedacht hatte —: davon redet der diplomatiſche General König Leopolds kein Wort. Inzwiſchen waren die Migueliſten bis tief in die Regierungsperiode Maria da Gloria's hinein eine politiſche Partei von Bedeutung, und wenn ſie auch ſpäter ihren allzu abſolutiſtiſch klingenden Namen ablegte, in That und Wahrheit behaupteten ſie fort und fort einen Theil der politiſchen Arena und äußerten ſich oft recht wirkſam, ſei es durch reactionäre Einflüſterungen bei den Gemäßigten, den ſog. „Chartiſten" (Anhängern der monarchiſch gefärbten „Charte" Dom Pedro's), ſei es durch revolutionäre Beeinfluſſungen der exaltirten Ultraliberalen, die der nach dem Muſter der ſpaniſchen von 1812 entworfenen „Conſtitution" von 1822 den Vorzug gaben. Selbſt das Verhältniß der „Charte" zur „Conſtitution" wird von Goblet nur flüchtig angedeutet. Ebenſo wenig erfährt man von den Zuſtänden in der Armee, ebenſo wenig von denen des Handels, der bekanntlich faſt ganz in den Händen der Engländer lag und dadurch das Schwergewicht der Stellung des engliſchen Geſandten bedingte! Nur mit ein paar Federſtrichen wird ſummariſch erwähnt, daß Portugal nach 1815 noch mehrere Jahre lang geradezu engliſche Verwaltung gehabt hat (Marſchall Beresford führte außerdem den unumſchränkten Oberbefehl über das portu-

*) L'Etablissement des Cobourg en Portugal. Etude sur le début d'une monarchie constitutionnelle écrit sous les yeux du Lt. Général Comte Goblet d'Alviella par E. Goblet d'Alviella. Paris, Librairie internationale, 1869. (401 pag.)

Digitized by Google

gieſiſche Heer!), aber auch der Umſchwung von 1833 zu Gunſten der liberalen Politik Dom Pedro's iſt nicht ohne Zuthun des engliſchen Kabinets erfolgt, und es war gewiß nicht zufällig, daß Oporto ſein Ausgangspunkt war, jenes berühmte Weincomptoir Altenglands, das die Söhne Albions über die Angelegenheiten des Weinhandels ſehr glücklich hinaus zu erſtrecken wußten. Daß die engliſche Politik in Portugal lediglich eine Handelspolitik war (und eine monopolſüchtige!), die Frankreichs dagegen, ſelbſt unter Ludwig Philipp, eine Machtpolitik, ſcheint von General Goblet nicht klar gewürdigt zu ſein, denn die Oppoſition des franzöſiſchen Geſandten Barons de Bois le-Comte wider die des engliſchen, Lord Howard, wird ganz äußerlichen Beweggründen zugeſchrieben. Nicht einmal die Schachzüge der Diplomaten ſind vom realiſtiſchen Standpunkte aufgefaßt. Einigermaßen iſt dies nur bei der Schilderung der Perſönlichkeiten Maria da Gloria's, des Prinzen-Gemahls Ferdinand von Coburg-Cohary und ſeines Erziehers und politiſchen Mentors, des ideologiſchen Profeſſors Dietz der Fall.

Zugleich erfährt man aber in einem überraſchenden Grade, wie gut König Leopold I., ohne ſeinem Rufe als konſtitutioneller Muſter-Monarch etwas zu vergeben, perſönliche und ſachſen-coburgiſche Hauspolitik zu machen verſtand. Sein Plan, durch ein belgiſches Armee-Corps in Portugal Ordnung zu ſchaffen, weil der Sieg des Radikalismus eine Migueliſtiſche Reaction herbeiführen könne, ein Plan, der an den vorſichtigen Zögerungen Lord Palmerſton's ſcheiterte (Herbſt 1836), ſchmeckt allerdings ſehr wenig nach konſtitutioneller Zurückhaltung. Die dynaſtiſchen Intereſſen des Hauſes Coburg, die der König keineswegs außer Acht ließ, verleiteten Leopold zu einem faſt direkten Eingreifen in die portugieſiſchen Verhältniſſe. Wir erſehen aus Goblet's Berichten, daß der belgiſche Monarch die Aufrechthaltung ſeines Neffen Ferdinand von Sachſen-Coburg-Cohary wie eine perſönliche Sache anſah, ſeine Rathſchläge betrafen die geſammte Regierung des Landes, und ſo richtig die von ihm diktirten Maßregeln an ſich großentheils waren, ſo überſchritten ſie doch öfters die Kompetenz einer befreundeten Macht und waren, wie der mitgetheilte Briefwechſel des Königs mit Goblet darthut, von einer concreten Anſchauung der Dinge nicht ſelten entfernt. Daß Leopold Portugal von Brüſſel aus lenken zu können glaubte, beruhte auf einem Irrthume, von welchem dieſer Verſuch ſelbſt die eigenſte Widerlegung war. Sollten die Coburger in Portugal nicht zu Schattenkönigen herabſinken (und dies war es ja, was Leopold um jeden Preis zu verhindern wünſchte!), ſollten die Prärogative des portugieſiſchen Thrones vermittelſt der „Charte" gewahrt bleiben, ſo durfte die Action der Krone nicht durch fremdes und einheimiſches Diktat gelähmt werden, ſo mußte die Rolle des Kronenträgers über die eines bloßen Parlamentspenſionärs erhaben ſein! Leider war Ferdinand von Coburg anfangs ſehr unpopulär in Portugal, und wir wüßten auch heute nicht, was er ſeinerſeits ſpäter ſelbſtändig gethan hätte, ſeine Lage und die Stimmung über ihn zu verbeſſern. Goblet räumt ein, daß Ferdinand mehr die Vorzüge eines reichen Privatmannes als die Charaktereigenſchaften eines Politikers entfaltet habe. Indeſſen iſt er auch gründlich am Leitſeil geführt worden, nicht bloß von Leopold, ſondern auch von ſeinem proteſtantiſchen Hauslehrer Dietz und ſeinem katholiſchen Beichtvater, Pater Marcos. Unter ſo ſchwankender Staatsleitung wechſelten bis gegen Ende von Goblet's Sendung Staatsſtreiche und Emeuten mit einander ab, und wenn dann das Gleichgewicht der Parteikräfte für eine Reihe von Jahren längere Waffenſtillſtände bewirkt hat, ſo gehört doch ein ſtarker Idealismus dazu, nachdem jetzt neue Verſchwörungen aufgetaucht ſind, in dieſem gemilderten Seitenſtück Spaniens das Emporkommen eines „gouvernement libre" zu erkennen! Trauttwein von Belle.

Kleine literariſche Revue.

— **Bunſen's Memoiren in deutſcher Sprache.** Von der deutſchen Ausgabe der Memoiren des Freiherrn von Bunſen iſt kürzlich der zweite Band ausgegeben worden.*) Aus dem Berichte, den wir zur Zeit über die engliſche Ausgabe des Werkes erſtatteten, welche die Gattin des Verewigten, eine hochgebildete Engländerin, veranſtaltet hatte, werden ſich unſere Leſer erinnern, daß gerade der zweite Band, der die Beziehungen Bunſen's zum Könige Friedrich Wilhelm IV. umfaßt und die merkwürdigen Erſcheinungen auf den Gebieten des Staates und der Kirche in Preußen während des Jahrzehends von 1840 bis 1850 beſpricht, ſehr viel Intereſſantes enthält. Der deutſche Herausgeber, Herr Profeſſor Nippold, hat von demjenigen, was die britiſche Verfaſſerin aus dem ihr vorgelegenen Material ausſchied, weil ſie es für ein nichtdeutſches Publikum nicht anziehend genug hielt, noch mancherlei mitgetheilt, was für das deutſche Publikum von Werth iſt. Bunſen war, wie man weiß, ein Mann von tief ernſter, religiöſer Geſinnung, aber gerade darum theilte er nicht die ſcheinreligiöſe, frömmelnde Anſchauung der maßgebenden Männer, welche in Preußen das Kirchen- und Schulregiment zur Zeit Friedrich Wilhelm's IV. leiteten. Durch die hier mitgetheilten Tagebuchblätter, Denkſchriften und Briefe wird übrigens nicht blos auf die Zeit der Vierziger Jahre, ſondern auch auf die Gegenwart, deren Geiſt in gewiſſen maßgebenden Kreiſen ſeitdem leider eher Rück- als Fortſchritte gemacht hat, manches Schlaglicht geworfen.

— **Deutſche klaſſiſche Gedichte in engliſchem Gewande.****) Der Director der „Modern School" zu Muſſelburgh bei Edinburgh, Herr H. E. Goldſchmidt, hat in dem vorliegenden Bande eine Anthologie deutſcher Dichtungen zuſammengeſtellt, die an ſich ſchon eine intereſſante Sammlung bildet, deren Werth jedoch durch die den Originalen beigefügten, en regard gedruckten, metriſchen Ueberſetzungen in engliſcher Sprache, ſowie durch Anmerkungen des Herausgebers, bedeutend erhöht wird. Mit Recht darf dieſer die Sammlung „a number of the fairest gems in their choicest settings" nennen. Die beſten Gedichte von Simon Dach, Bürger, Göthe, Schiller, Uhland, Körner, Kerner, Rückert, Arndt, Heine, Platen, Freiligrath, Geibel, Anaſtaſius Grün u. A., überſetzt von W. Taylor, Shelley, Lord Gower, Thomas Carlyle, Lord Bulwer Lytton, Bowring, Longfellow, Baskerville, Blackie, Aytoun, Lady Manners und vielen anderen geſchätzten engliſchen Freunden der deutſchen Poeſie, bilden eine internationale Blu-

*) Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Wittwe. Deutſche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. Leipzig, F. A. Brockhaus.

**) Deutſche Poeſie mit den vorzüglichſten engliſchen Ueberſetzungen. Herausgegeben von H. E. Goldſchmidt. London: Williams & Norgate. Leipzig: J. F. Hartknoch, 1869.

Digitized by Google

menkrone, wie ſie nicht ſchöner gedacht werden kann. Manche Gedichte ſind ſo meiſterhaft überſetzt, ſo treu, nicht blos dem Sinne, ſondern auch der Form nach, wiedergegeben, daß man zuweilen das Engliſche für das Original halten könnte. Namentlich gilt dies von W. Taylor's Ueberſetzung der Burger'ſchen „Lenore", die der engliſche Dichter im altengliſchen Balladenton wiedergegeben, während die Zeit des ſiebenjährigen Krieges in die von Richard Löwenherz umgewandelt iſt. Im Uebrigen ſtimmt jedoch Vers für Vers mit dem deutſchen Original:

At break of day from frightfull dreams
Upstarted Ellenore:
My William, art thou slayn, she sayde,
Or dost thou love no more?

He went abroad with Richard's host
The paynim foes to quell;
But he no word to her had writt
An he were sick or well.

Die klaſſiſche Sammlung verdient in Deutſchland ebenſo gekannt und geſchätzt zu werden, als in England. J. L.

— **Kloſter Arkadi.***) Ein deutſches Gedicht, datirt aus Athen und im Verlage einer deutſchen Buchhandlung in Athen erſchienen, iſt jedenfalls etwas Intereſſantes. Das Kloſter Arkadi hat in dem Aufſtande der Kretenſer eine heldenmüthige Rolle geſpielt, indem ſich ſeine Vertheidiger, um nicht den Schaaren Muſtapha's in die Hände zu fallen, mit ſeinen Mauern in die Luft ſprengten. Es war dies die erſte That, die der Welt den Beweis lieferte, daß es den Kretenſern heiliger Ernſt um ihre Sache ſei und ſie hat ihnen daher von Europa ſowohl, als von Amerika, Sympathieen, Hilfsgelder, Gewehre und Freiwillige zugeführt. Das vorliegende Gedicht feiert die That von Arkadi, mit welcher der Dichter ein romantiſches Liebesverhältniß zwiſchen einem Türken und einer Griechin verwebt hat. Möge es in Deutſchland, um ſeines wohlthätigen Zweckes willen, zahlreiche Käufer finden!

Literariſcher Sprechſaal.

Wir ſtimmen der Anſicht des „Wegweiſer" — „Organ für die Volksbildung in Deutſchland" — bei, daß ein Standbild kein würdiges Volksdenkmal Humboldt's ſein würde. Als ein ſolches wird vielmehr von der genannten Zeitſchrift eine möglichſt billige und wohlfeile Volksausgabe des „Kosmos" und der „Anſichten der Natur" in Vorſchlag gebracht, von welcher Ausgabe jeder Volksſchule am 14. September (vielleicht auch an jedem folgenden Geburtstage Humboldt's) ein Exemplar als Geſchenk zu überweiſen ſei. Gewiß wird die Cotta'ſche Verlagsbuchhandlung eine ſolche Volksausgabe des „Kosmos" und der „Anſichten der Natur" für Gemeinden und Schulen ſehr gern veranſtalten. Doch immerhin würde auch dies noch kein ſo würdiges Humboldtdenkmal ſein, als das von Rudolph Virchow in Antrag gebrachte Humboldt-Muſeum zur Verbreitung der Wiſſenſchaft unter das Volk, eine Idee, die zunächſt in der Geburtsſtadt Humboldt's, in Berlin, ausgeführt werden, ſpäter aber auch in allen anderen Kulturſtädten Deutſchlands Nachahmung finden ſoll.

Im Juli d. J. iſt in Leipzig die erſte jüdiſche Synode neuerer Zeit, beſchickt von zahlreichen Gemeinden Nord- und Süd-Deutſchlands und Oeſterreichs, ſowie von einigen Gemeinden des Auslandes, abgehalten worden. Es wird über die Verhandlungen, die von Herrn Profeſſor Dr. Lazarus aus Berlin geleitet wurden, nächſtens ein vollſtändiger Bericht erſcheinen, und die kleine Schrift „Zur Charakteriſtik der erſten jüdiſchen Synode", die uns jetzt zur Beurtheilung vorliegt, iſt nur ein vorläufiges, die erſte Reſolution der Synode umfaſſendes Referat*). Herr Rabbiner Dr. Ludw. Philippſon, der Verfaſſer dieſer Schrift, war zugleich der Antragſteller der gedachten erſten Reſolution, durch welche die Verſammlung von vornherein ihren Standpunkt klar machen und jedes Mißtrauen gegen geiſtliche oder kirchliche Anmaßungen von ſich fern halten wollte. Die Hauptmomente dieſer vom Verfaſſer ausführlich motivirten, durch Worte des Alten Teſtamentes und anderer jüdiſcher Autoritäten beglaubigten und von der Verſammlung einmüthig angenommenen Reſolution lauten:

„Die jüdiſche Synode erkennt das Judenthum in Uebereinſtimmung mit den Principien der neueren Geſellſchaft und des Rechtsſtaates, ... in Uebereinſtimmung mit dem Principe der Einheit des Menſchengeſchlechts, der Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten dem Vaterlande und dem Staate gegenüber, ſowie der völligen Freiheit des Individuums in ſeiner religiöſen Ueberzeugung und dem Bekenntniß derſelben; .... die Synode erkennt deshalb in dem Frieden aller Religionen und Confeſſionen unter einander, in der gegenſeitigen Achtung und Gleichberechtigung derſelben, ſowie in dem nur mit geiſtigen Waffen und in ſtreng ſittlicher Weiſe geführten Kampf um die Wahrheit, Eines der großen Ziele der Menſchheit."

Die inhaltreichen, ebenfalls jeden Gedanken geiſtlicher Bevormundung der Gemeinden abweiſenden „Begrüßungsworte", mit welchen Herr Dr. A. M. Goldſchmidt, Prediger der israelitiſchen Gemeinde in Leipzig, am 29. Juni die erſte jüdiſche Synode eröffnete, ſind gleichfalls bereits in beſonderem Abdruck erſchienen.**)

V. A. Huber, der alte Profeſſor und berühmte Kenner ſpaniſcher und engliſcher Zuſtände, iſt am 19. Juli im ſiebzigſten Lebensjahre, nach kurzem Krankenlager, zu Röſchenrode im Harz mit Tode abgegangen. Bis zum letzten Tage ſeines Lebens hatte er ſich mit der Löſung der ſocialen Probleme unſerer Zeit, namentlich mit der Arbeiterfrage beſchäftigt. Wir haben in dieſen Blättern mehrfach ſeine Abhandlungen über Genoſſenſchaftsweſen, über die ſogenannte „latente Aſſociation", über die Pioniere von Rochdale u. A. beſprochen. Eben war Huber damit beſchäftigt, Nr. VII ſeiner „Socialen Fragen", einen Bericht über die gegenwärtige Lage der Arbeiterfrage in England, den er bereits in der Cotta'ſchen „Vierteljahrsſchrift" publizirt hatte, als Separatſchrift herauszugeben und mit einem neuen Vorwort auszuſtatten, als ihn der Tod abrief. Die Schrift iſt ſeitdem, wie die früheren ſechs Abhandlungen über „ſociale

*) Kloſter Arkadi auf Kreta. Gedicht von C. Hößlin in Athen. (Der Erlös zu Gunſten der Kretenſer Flüchtlinge.) Athen, Karl Wilberg, 1869.

*) Zur Charakteriſtik der erſten jüdiſchen Synode. Von Dr. Ludw. Philippſon. Berlin, Louis Gerſchel, 1869.

**) Leipzig, Oscar Leiner.

Digitized by Google

Fragen", im Verlage von Ferd. Förſtemann in Nordhauſen erſchienen. Der Verf. wendet ſich in dieſem Vorworte, wie in der Schrift ſelbſt, hauptſächlich der Betrachtung der cooperativen Genoſſenſchaft und der Trades Society zu. Er warnt ebenſo die Arbeiter, wie die Arbeitgeber, Erſtere vor allen naturwidrigen, ausſchweifenden Anforderungen und Letztere vor der leichtfertigen Nichtbeachtung einer Bewegung, die ihnen unverſehens über den Kopf wachſen könnte. Die letzten Worte dieſer Einleitung, welche Huber kurz vor ſeinem Ableben niedergeſchrieben, lauten folgendermaßen:

. . . . „Dann (wenn die Frage von beiden Seiten mit Ruhe erwogen wird) wird auch wahre Klugheit und berechtigter individueller oder nationaler, Selbſterhaltungstrieb nicht fehlen, um die Gefahren zu erkennen, welche aus dem ungeſtörten Fortgang der ſocialen Krankheit, aus dem Ueberwuchern des blinden Unverſtandes, aus dem Aufwühlen der ſchlimmſten Leidenſchaften erwachſen müſſen. Echt ſtaatsmänniſche Einſicht wird ſich aber auch nicht der Illuſion hingeben, als ob der Sieg der wohl oder übel beſtehenden Ordnungen durch die materielle Gewalt, wenn er auch noch ſo ſicher wäre, an ſich ſchon eine Löſung der ſocialen Frage, während er doch nur eine Erſchwerung dieſer Löſung ſein würde. Möchte es — auch im deutſchen Vaterlande — noch Zeit ſein, möchte der rechte Geiſt der Liebe, der Weisheit und der Kraft in den Gebildeten des Volkes noch vorhanden oder zu erwerben ſein, um — neben ſo manchen anderen Heilmitteln der wahren Staatswirthſchaft, die wir hier nicht berühren — die arbeitenden Claſſen auf die Wege der wahren Volkswirthſchaft zu leiten, die wir in den folgenden Blättern an der Hand der vom ſtammverwandten Volke gemachten Erfahrungen und ſeiner Erfolge andeuten!"

Von den Aufzeichnungen des ehemaligen Benediktiner-Mönchs (ſpäteren Buchhändlers in Berlin) Dr. A. E. Wagner: „Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben" iſt ſoeben der zweite Band erſchienen*), über welchen wir, wie dies im vorigen Jahre über den erſten Band geſchehen, eingehend referiren werden. Von dieſem erſten Bande iſt bereits eine zweite Auflage nöthig geworden, und der zweite wird, bei dem allgemeinen Aufſchrei, den die Kloſtergeſchichte von Krakau und die neueſte Kloſtergeſchichte von Berlin erregten, ſicherlich eine noch größere Theilnahme finden. Unſeren Leſern iſt wohl noch erinnerlich, welches Aufſehen vor einigen Jahren der Selbſtmord des auch als Dichter bekannt geweſenen Benediktinermönchs Michael E. zu Kloſter Melk an der Donau machte. Herr Wagner war mit Pater Michael perſönlich befreundet und giebt über die unter den ſittlicher gebildeten Kloſtergeiſtlichen häufig vorkommende Neigung zum Selbſtmord folgende Auskunft: In den Klöſtern herrſcht der roheſte Atheismus; kein einziger Mönch glaubt an ein Jenſeits nach dem Tode; kein einziger glaubt an Gott oder gar an das, was er ſonſt dem Volke täglich lehrt; die gewöhnlichen Naturen — und ihrer iſt die Mehrzahl — ſehen indeſſen in dem Kloſterleben nichts als ein Geſchäft, bei dem man körperlich ſich ſo viele Genüſſe wie möglich verſchaffen und tüchtig Geld verdienen müſſe; die edleren Naturen hingegen empören ſich bei dem Gedanken, es jenen gleich zu thun, ſie verfluchen ſich ſelber, während ſie dem gläubigen Volke das Allerheiligſte zeigen; die Meßſtipendien und andere Einnahmen brennen ihnen in der Hand, und weil ſie ſich dies merken laſſen und weil in den Klöſtern überhaupt kein Friede herrſcht, werden ſie von den anderen „Brüdern" gehaßt, mit Intriguen, Worten und Handlungen verfolgt, bis ſie entweder glücklich entfliehen, oder im Kampfe unterliegen, einen Selbſtmord begehen, oder als ſogenannte „Wahnſinnige" in einer vermauerten Zelle und unter Anlegung der Zwangsjacke enden. Auch dem Verf. ſind einige Beiſpiele der letzteren Art bekannt geworden und er erwähnt ihrer im erſten Bande ſeiner Memoiren. Auch einen nachmaligen Flüchtling gab es in ſeinem Stift, den bekannten Mönch Heinrich Werner, der als Pater Albin hieß, vom Volke aber „der Wilde", d. h. „Wahnſinnige" genannt wurde. Er entkam glücklich nach Sachſen, obwohl völlig mittellos, doch wollte er lieber draußen verhungern, als länger nach dem hübſchen Mönchsgrundſatze leben: „Sedere post fornacem; cum omnibus habere pacem; semper bene loqui de patre Priore; omnia sinere vadere sicuti vadunt; bibere bonum vinum et laudare nomen divinum." (Hinter dem Ofen ſitzen; mit Allen Frieden haben; vom Vater Prior immer Gutes reden; alles gehen laſſen, wie es geht; guten Wein trinken und den Namen Gottes preiſen.)

*) Berlin, Karl Heymann.

Das Jung-Tſchechenthum ſcheint ſelbſt für das mit ihm verwandte Moskowiterthum ſeine bedenklichen Seiten zu haben. Der „Golos", ein Organ der fanatiſch-nationalen Partei in Rußland, warnt gegen die Zulaſſung tſchechiſcher Kolonieen im Kaukaſus, wo ſie leicht der Herrſchaft der orthodoxen griechiſchen Kirche Eintrag thun könnten. Nur wenn die Tſchechen die Minderzahl der Bevölkerung bildeten, ſo daß ſie ſich bald mit der Mehrzahl der Ruſſen aſſimilirten, ſollte man ſie in den kaukaſiſchen Kolonieen ſich anſiedeln laſſen. „Wir hören aber leider", ſagt der „Golos", „daß die Tſchechen mit der Abſicht umgehen, am Kaukaſus ein neues Tſchechenland zu bilden, daß ſie darum, wenn ihnen dort vollſtändigere Autonomie, als in Böhmen bewilligt wird, ſich maſſenhaft am Kaukaſus anſiedeln wollen und daß ſie Hoffnung haben, dieſe Autonomie von der ruſſiſchen Regierung zu erlangen".

Die alte, deutſche St. Petersburger Zeitung iſt kürzlich von der ruſſiſchen Polizei verwarnt worden — weil ſie die Ruſſificirung der deutſchen Oſtſeeprovinzen als eine Kulturfrage bezeichnet und bemerkt hatte: „Die Kultur iſt kein nationaler, ſondern ein kosmopolitiſcher Begriff, und die Solidarität der Kultur-Intereſſen dehnt ſich über alle Staaten und Zeiten aus. Solange mithin die deutſche Kultur die ruſſiſche noch überragt — und dies wird ſelbſt von Herrn Katkov zugegeben — ſolange haben wir (die Deutſchen) die Brücke zu bilden, die vom Weſten nach dem Oſten führt, und je größer die Verachtung des Letzteren gegen die Früchte moderner Civiliſation, deſto bedeutungsvoller iſt die Brücke, die den Verkehr vermittelt. Nur in dieſer Stellung bringen die Oſtſee-Provinzen dem ruſſiſchen Reiche vollen Nutzen!"

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 14.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 28. Auguſt 1869. [Nr. 35.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Stolte's „Fauſt", dritter und vierter Theil. 501. — Die Löſung der ſocialen Frage durch Gewerkvereine und Arbeiterſchaften. 504. — A. Spir: Die Gewißheit unſerer Erkenntniß. 505.
Frankreich. Deutſche Studien in Frankreich. I. Bis zur Juli-Revolution von 1830. 506.
Nord-Amerika. Deutſche Romane in Amerika. Berthold Auerbach's Landhaus am Rhein. 507.
Rußland. Zur Charakteriſtik der Geiſtlichkeit Rußlands. 508.
Spanien. Die Regierung und die Parteien. 510.
Kleine literariſche Revue. „Die Demokratiſirung des Wahlrechts in England und ihr Einfluß auf die parlamentariſche Regierung." 512. — Beranger in neuer Uebertragung. 513. — Zeitſchrift für Töchterſchulen, von Hermes. 513. — Die Ziele der Lehrerbildung. 513. — Die halbdeutſche Mundart der Ehſten. 513.
Literariſcher Sprechſaal. Humboldt-Stiftungen in Breslau und Hamburg. 514. — Humboldt's Biographie. 514. — Die Förderung weiblicher Induſtrie in Darmſtadt und in Stuttgart. 514. — J. van Lennep über Berthold Auerbach. 514. — Die öffentliche Meinung und das Sittengeſetz. 515. — Die periodiſche Preſſe in England ſeit Abſchaffung des Zeitungsſtempels. 515. — Zur Geſchichte der Pfahlbauten. 515. — Die Dame vom See. 515.

Deutſchland und das Ausland.

Stolte's „Fauſt", dritter und vierter Theil.*)

Nachdem wir bereits im „Magazin" die beiden erſten Theile des Stolte'ſchen „Fauſt" zu würdigen geſucht haben, giebt uns das nun in vier Bänden vollendete Werk Gelegenheit, die ganze Idee und das Ziel dieſer originellen, rieſigen Dichtung zu begreifen und den Werth derſelben für die Poeſie, beſonders aber für die höchſten Beſtrebungen unſerer Zeit und der ganzen Menſchheit nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen darzulegen.

Was zunächſt den Dichter ſelbſt betrifft, ſo gab ihm ſein reiches, in den mannigfaltigſten Formen für geiſtige und körperliche Geſundheit, Wahrheit und Schönheit arbeitendes und Opfer bringendes Leben eine Fülle von Stoff, Erfahrung und Studium, um ſich über die höchſten Beſtrebungen und tiefſten Leiden der Menſchheit eigenſte, gediegene Urtheile zu bilden. Er ſuchte als Prediger und Seelenſorger, als Naturheilarzt, dramatiſcher Sänger und Darſteller, Theater-Director, Lehrer der dramatiſchen Darſtellungskunſt und Redacteur eines eigenen Organs dafür, durch öffentliche Vorleſungen ſeines erſten Fauſt-Theiles u. ſ. w., ſo wie durch ſeine kräftige, anregende, leicht in begeiſterter Beredtſamkeit ausſtrömende Perſönlichkeit in den verſchiedenſten Theilen Deutſchlands für ſein Fauſt-Ideal zu wirken. Obgleich ſchon ein Sechziger, erfreut er ſich doch noch der rüſtigſten Manneskraft und einer jugendlichen, ungetrübten Hoffnungsſeligkeit, um welche ihn ſeine glücklichſten Freunde beneiden. Er arbeitete über zehn Jahre, ungeſtört durch die oft drückenden Einflüſſe der Zeit, aus eigenſter Begeiſterung, ungeſchwächt an dieſem Rieſenwerke und übergab es neuerdings, mit vielleicht beiſpielloſer Aufopferung materieller und geiſtiger Mittel und zugleich einer Beſcheidenheit in Bezug auf den gehofften Erfolg, der Oeffentlichkeit, daß wir ihn ſchon deshalb als eine ganz eigene, ſolariſch ſittliche Größe bewundern müſſen. Wer nach allen ſolchen Erfahrungen, Täuſchungen, Opfern und Niederlagen im Kampfe mit den mächtigen Götzen und Götzendienern unſerer Zeit ſich dieſe Manneskraft, dieſen freudigen, friſchen Glauben an die Menſchheit und ihre glückliche Zukunft, an die Verwirklichung des Fauſt-Ideals bewahren konnte, der iſt ſchon deshalb ein Held und Apoſtel erſten Ranges.

Nachdem wir nun auch, beſonders im dritten Theile, erfahren haben, wie dieſes Fauſt-Ideal ſich nicht etwa in einem geträumten Ikarien oder Arkadien, ſondern in einem nüchternen, modernen Staate von oben herab durch alle Lebensformen und Geſellſchaftsklaſſen hindurch verwirklichen ſoll, finden wir in Stolte's Fauſt für alle Beſtrebungen unſerer Zeit einen ſolchen Reichthum von Anregungen und praktiſchen Lehren, daß wir ihn gerade in dieſer Richtung nicht energiſch genug empfehlen können.

Was iſt das Fauſt-Ideal? Ewig ſchön und groß ſehen wir es im erſten Theile des Göthe'ſchen Fauſt ſtreben und ringen. „Wie faſſ' ich Dich, unendliche Natur!" „Sehe nun ein, daß wir nichts wiſſen können; das will mir ſchier das Herz verbrennen" u. ſ. w. Der Menſch, die Menſchheit, mit den unendlich reichen Kräften des Wollens, Wiſſens und Wirkens findet ſich gegenüber und in eigenſter Bruſt immer eine Menge widerſtrebender, ſich widerſetzender Kräfte und Gewalten. In uns ein nach Unbeſchränktheit ſtrebendes Wollen, in demſelben Innern widerſpruchsvolle Regungen und uns gegenüber die harte, grauſame Nothwendigkeit. Wie verſöhnen wir ſie mit unſerm ewig lebendigen Wollen? Die Philoſophen ſagen wohl: „Durch das Wollen des Nothwendigen; dies iſt allein die wahre Freiheit"; aber wie zwingen wir unſern flüſſigen, oft launiſchen Willen, auch dieſe unbeugſame Nothwendigkeit zu wollen, den Teufel, den Jeder in ſich ſelbſt hat, auszutreiben oder wenigſtens zum gehorſamen Diener zu machen und die Nothwendigkeit außer uns mit unſerm Willen ſo zu verſöhnen, daß Beide ſich nie widerſprechen? Die Beantwortung dieſer Fragen und die Verſöhnung dieſer Widerſprüche iſt der ewige Kampf der Menſchheit, die Weltgeſchichte, d. h. nach Hegel „die Entwickelung im Bewußtſein der Freiheit". Dieſe dehnt ſich durch Jahrtauſende hindurch über alle Theile der Erde aus und ſtreckt ſich noch weit in unabſehbare Zukunft hinein. Deshalb iſt die Veranſchaulichung dieſes Kampfes durch Verdichtung die höchſte Aufgabe der vollkommenſten Art von Poeſie, nämlich der dramatiſchen. Die Menſchheit will und muß ſich dieſes Kampfes bewußt werden, muß ihn anſchauen, in beſtimmten abgeſchloſſenen Formen und Perſönlichkeiten begreifen, genießen und ſich für ihre geſchichtliche Arbeit dadurch beſtimmen und begeiſtern laſſen. Deshalb iſt die Fauſt-Poeſie eine ewig neue Aufgabe unſerer beſten Dichter, weil dieſer Kampf in ſeinem hiſtoriſchen Fortſchreiten ſich immer auf's Neue offenbart, an höheren und tieferen Aufgaben arbeitet. Der, ſozuſagen, erſte Theil deſſelben iſt durch den erſten Theil des Göthe'ſchen Fauſt, wenn nicht für immer, doch auf lange Zeit in klaſſiſcher Kraft und Schönheit zu dichteriſcher Anſchauung gekommen. Sein Fauſt beging aber dabei ſo viel Verbrechen, daß er ſowohl nach den Geſetzen

*) Fauſt. Dramatiſches Gedicht in vier Theilen, von Ferdinand Stolte. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1869.

Digitized by Google

aller Länder, als auch nach dem ewigen Gottesgeſetze, ſo und ſo lange eingeſteckt und endlich doch noch vom Teufel geholt werden müßte. Deshalb klingt es zum Schluſſe wie Hohn: „Er iſt gerettet“.

Wir Alle ſind darüber einig, daß ihn Göthe auch im zweiten Theile nicht rettet. Er ſelbſt giebt ſeine Ohnmacht zu, da er zuletzt ſein ſogenanntes Unſterbliches von Engeln in den Himmel tragen läßt; von ſelbſt wäre er nie hineingekommen. Darauf kommt es aber gerade an. Die Menſchheit muß den Teufel in ſich ſelbſt, und die widerſtrebende Nothwendigkeit des Beſtehenden ſoweit überwinden, ſich ſo durchgeiſtigen und vergöttlichen, daß ſie ſelbſt aus eigener Kraft in den Himmel kommt, einen Himmel auf Erden und über Zeit und Raum, Tod und Grab hinaus. Ein wahres Fauſt-Gedicht muß ſagen und dichteriſch veranſchaulichen, wie dies angefangen und durchgeführt wird. Der Stolte'ſche Fauſt erlöſt ſich und die Welt aus den Widerſprüchen zwiſchen Wollen und Wirklichkeit in einer Weiſe, wie ſie die Weltgeſchichte im Großen ſeit Jahrtauſenden anſtrebt, und zeigt uns zugleich das Ideal dieſes Strebens. Von Sünde und Schuldbewußtſein beladen und von Rache verfolgt, tritt der Göthe'ſche Fauſt des erſten Theiles in den Stolte'ſchen ein und läutert ſich in ſich ſelbſt durch ſein Leben und Wirken ſo gründlich, daß er zuletzt im Genuſſe irdiſcher Vollendung und Freiheit rein und nach Verdienſt ſelig in ein Jenſeits ſich erhebt, wo Raum und Zeit keine Gewalt mehr haben, d. h. in die Ewigkeit des Ideals, der wahren Subſtanz des Abſoluten, wie es Hegel nennen würde. Dabei beſchränkt er ſich nicht egoiſtiſch auf die eigene Erlöſung und Befreiung, welche ohnehin ohne eine geläuterte, vom Gottesgeſetz erfüllte Wirklichkeit unmöglich wäre, ſondern er ſchafft aus ſeiner eigenen Freiheit eine ganze geläuterte Welt um ſich in Form eines concreten Staatsweſens. Dies iſt das Ziel aller cultivirten Völker und Staaten. Inſofern iſt der Proceß, den Fauſt vor unſeren Augen durchmacht, zugleich der hiſtoriſche Kampf der ganzen Menſchheit. Sie will ebenfalls aus dem Widerſpruch zwiſchen Willkür, ſittlichem Wollen des Beſtehenden und des wahrhaft Nothwendigen und Vernünftigen ſich herauslöſen, Wollen und Wirklichkeit in Einklang bringen und ſo endlich die wahre Freiheit in ſich und außer ſich geſtalten und genießen.

Die Form dieſer Veranſchaulichung durch den Stolte'ſchen Fauſt wird ein dramatiſches Gedicht genannt. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, es ein philoſophiſches Lehrgedicht zu nennen. Wenigſtens wurden bis jetzt die meiſten Kritiker durch den Titel und vielleicht auch wegen der Anlehnung an den Göthe'ſchen Fauſt verleitet, Anforderungen an das Stolte'ſche Werk zu machen, welche weder in ſeiner Abſicht lagen, noch dem Zwecke genügt haben würden. Die dramatiſche Form iſt hier eine nebenſächliche, und würde ſich wohl beſſer auf einzelne Theile mit wirklicher dramatiſcher Entwickelung beſchränkt haben. Allerdings iſt das Drama in ſeiner höchſten Bedeutung berechtigt, die wichtigſten, tiefſten und brennendſten Fragen unſerer Kultur, die bis jetzt niemals befriedigend gelöſten Räthſel unſeres Lebensinhaltes, die göttlichſten Aufgaben unſerer Freiheitsbeſtrebungen in ſein Bereich und ſein Pathos zu ziehen; aber die Zeit und deren Geſchmack fordert auch ihre Rechte. Wir lieben für ſolche Belehrung und Anregung theils die Form des Romans, theils die der Abhandlung und in Bezug auf das Staatsweſen die mächtige Waffe politiſcher, parlamentariſcher Beredtſamkeit. Gewaltig, ausführlich, hinreißend iſt z. B. die lange Reichstagsrede unſeres Fauſt im dritten Theile; aber ich bin überzeugt, daß die durchgehende Form des gereimten Verſes mit ſeinen vielen Inverſionen hier oft ſtörend wirkt und eine in Proſa gehaltene, nur durch den Inhalt und durch die Begeiſterung dichteriſche Rede viel kräftiger und nachhaltiger gewirkt haben würde. Andere ganz beſonders didaktiſche Theile eigneten ſich wohl gar viel eher zu einer Ausführung in Form von Predigten. Die Einwendung, welche man hier machen könnte, nämlich, daß dadurch die Einheit des Baues geſtört ſein würde, kann ich nicht gelten laſſen, da die Einheit nicht in äußerlicher Einerleiheit der Form, ſondern in Durchführung und Veranſchaulichung einer unendlichen Gedanken- und Gefühlswelt geſucht werden muß. Unſere Weltgeſchichte, deren Prometheus, Märtyrer und Held dieſer Fauſt iſt, bedient ſich ja für Durchführung ihrer Zwecke und Verwirklichung ihrer Ideale ebenfalls der mannigfaltigſten Mittel und Formen. Sie kämpft in Kirche und Staat, in allen möglichen Sphären der Wiſſenſchaften und Künſte, bald mit Pulver und Blei, Blut und Eiſen (aber mit dieſen nie mehr mit rechtem Erfolg), bald mit Stahlfeder und Pinſel, bald von der Rednerbühne der Parlamente und Kanzeln, bald in beſcheidenen wiſſenſchaftlichen oder Volksverſammlungen u. ſ. w., immer für den einen großen, unwandelbaren Zweck der Freiheit. Fauſt, der neueſte Vertreter dieſes ewigen Heldenkampfes und heiligen Krieges, hatte das Recht und das Zeug dazu, ſich aller möglichen Formen des Wortes für dieſen Zweck zu bedienen.

Dieſe Andeutungen ſollen nur den Zweck haben, den Dichter auf Vervollkommnungen der Form aufmerkſam zu machen, die er wegen der Macht und des Reichthums von Gedanken als untergeordnet behandelt zu haben ſcheint, während nichts gewiſſer iſt, als daß die Wirkungskraft und Schönheit des Gedankens durch mangelhafte Form auch an ihrem Weſen verliert. In der Kunſt müſſen eben Form und Inhalt ſich gegenſeitig ergänzen, heben und tragen. Ueberwältigt und getrieben von den mächtigen Strömungen der Gedanken, hat ſich der Dichter weniger darauf eingelaſſen, den Zauber der Form zu benutzen. Für eine etwaige Volksausgabe des umfangreichen und wegen zu hohen Preiſes weniger zugänglichen Originalwerkes, oder eine dramatiſche Bearbeitung für die Bühne, wird der Dichter gut thun, dieſer Form mehr Sorgfalt zu widmen, was ihm verhältnißmäßig wohl auch leicht werden wird, da er nicht mehr mit dem überwältigenden Reichthume des Stoffes zu kämpfen hat. Es kommt dann weſentlich darauf an, die beiden Erlöſungs- und Befreiungs-Proceſſe, die ſich im Fauſt vollziehen, recht dicht hinter- und ineinander zur Anſchauung und Wirkung zu bringen. Das eigentlich Große, Originale und wahrhaft Geſchaffene im Stolte'ſchen Fauſt beſteht gerade in der ſowohl dichteriſchen als dialektiſch gedanklichen Durcharbeitung dieſes doppelten Erlöſungs- und Befreiungswerkes. Der Göthe'ſche Fauſt beſchränkt ſich auf eine, gewiſſermaßen egoiſtiſche und dabei mehr äſthetiſche Selbſtvergötterung und fällt damit im erſten Theile durch, während er ſich im zweiten durch allerhand Nebelei und Düftelei hindurch darauf beſchränkt, durch Verſöhnung des antiken und mittelalterlichen Ideals die neue Zeit in ſich zu verwirklichen, ohne die objective Welt außer ſich ebenfalls in dieſem Geiſte aufzulöſen und neu zu geſtalten. Der Stolte'ſche Fauſt arbeitet ſich zunächſt mit heroiſcher, ſittlicher Kraft aus ſeinen eigenen Verirrungen und Sünden heraus und widerſteht einem ganz anderen Teufel, als dem Göthe'ſchen, durch alle, auch die lockendſten Verſuchungen hindurch als muſterhafter Held ſittlicher Selbſtbeſtimmung. Wir bemerken hier nur beiläufig, daß dies ein Kritiker in den „Blättern für literariſche

Digitized by Google

Unterhaltung" in ſchlechterdings unerklärlicher logiſcher und ſittlicher Verirrung dem Fauſt zum Vorwurf macht und ſogar verlangt, er hätte noch nach den glänzendſten, ſittlichen Siegen und als gereifter Ehrenmann ſogar das liebetolle Weib ſeines Freundes Gutenberg erhören müſſen. Aehnliche Forderungen ſtellt er ſogar an das ideale, kindlich-jugendliche Liebespaar Coeleſte-Gretchen und Richard, welche erzogen und berufen ſind, das Gottesreich auf Erden, die Ergebniſſe des Fauſt'ſchen und des Menſchheits-Kampfes für unſere höchſten Güter auf Erden ſtaatlich zu verwirklichen. Dies iſt eine unverzeihliche Verſündigung und nicht blos eine kritiſche Schmach. Hätte etwa Stolte ſtatt des Fauſt einen modernen Lüderlichkeits-Don Juan ſchreiben ſollen?

Nein, es galt, ſelbſt einem ſolchen muſterhaften, draſtiſch witzigen, verführeriſch ſcharfſinnigen Teufel in allen ſeinen pfiffig angelegten, diplomatiſchen Künſten und den verlockenden Helfershelferinnen zu widerſtehen und die ſittliche Schönheit und Kraft edler, vernünftiger Selbſtbeſtimmung, des Gottmenſchlichen, immer ſiegreicher zur Anſchauung zu bringen und in ſeiner Perſon zu verdichten. Nur als ein ſolcher Gottmenſch gewann er die Kraft, auch die wirkliche Welt außer ſich zu erlöſen und ein Himmelreich auf Erden als Staat zu begründen. Fauſt als Regent und als Erzieher des künftigen Königs — das iſt der wahre Meſſias und Heiland für unſere Zeit und ihre in gegenſeitigen Kriegsrüſtungen ſich ausmergelnden Staaten. Seine Reichstagsrede entwirft das, bis in alle Einzelnheiten ausgeführte Muſterbild eines wahren Gottesſtaates, wobei er die ſogenannte Verfaſſungsfrage, welche die politiſchen Helden unſerer Parlamente gern für die Hauptſache halten, als formelle Nebenſache ganz offen läßt; König oder Präſident — das iſt ganz ganz gleichgiltig, wenn es nur ein wirkliches Haupt des geſund organiſirten Staatskörpers iſt — auf den lebendigen Organismus kommt es an. Dieſer organiſche Muſterſtaat wird in der Reichstagsrede ſo ausführlich und eindringlich geſchildert und zugleich mit ſittlicher Kraft in Angriff genommen, daß wir dieſen Theil als den eigentlichen praktiſchen Brennpunkt für unſere Zeit bezeichnen möchten. Aber die didaktiſchen Ausführungen nehmen ſo viel Raum ein und hängen ſo innig mit einander zuſammen, daß wir uns nicht auf Auszüge einlaſſen wollen, ſondern uns darauf beſchränken, das greifbarere Bild, wie es der luſtige Balthaſar entwirft, in den Hauptzügen wiederzugeben. Auch Virchow, der Anatom und Phyſiolog, benutzte es bereits in ſeinen beſten politiſchen Reden.

Der Menſch iſt der vollendetſte Organismus, den wir kennen. Dieſem muß deshalb jedes andere organiſche Gebilde, welches wir geiſtig zu ſchaffen ſuchen, möglichſt entſprechen, alſo auch der Staat. Die Hauptſache iſt alſo zunächſt das Haupt, der Präſident oder König mit den verſchiedenen Sinnesorganen oder Miniſtern. Erſter Staatsminiſter iſt das Auge; dem wachen Ohre, als ſtets offenem Thore für alle Klagen gegen Unrecht, fällt das Juſtiz-Miniſterium zu, während die Zunge als Finanz-Miniſter durch den Mund für den Magen ſorgen ſoll. Polizei-Miniſter ſei die Naſe, welche dem Oberhaupte und ſeinen Organen ſtets von allen übelriechenden Anſchoppungen u. ſ. w. Nachricht geben muß, um zugleich alle Kräfte in Bewegung zu ſetzen, die Quelle des Unheils zu verſtopfen. Die Polizei hat alſo dem Staatenleben den Reiz der Sauberkeit und Ordnung zu geben, während das Gefühl als Cultus-Miniſterium das innere Wohl zu überwachen und zu pflegen hat. Die Füße des Hauptes ſind die Unterthanen, und Arme und Hände ſorgen für das Wohl des ganzen Organismus als fleißige und geſchickte Arbeiter und werden gern zur Armee, wenn ein geliebtes Oberhaupt ſie zur Vertheidigung des ganzen Staatskörpers ruft. Ueberhaupt läßt ſich bei dieſem Bilde ſofort begreifen, wie das Einzelwohl ſtets vom Ganzen abhängt und Alles auf Gegenſeitigkeit beruht, ſo daß ſchon damit alle abſonderlichen Staats- und dynaſtiſchen Intereſſen als unſittlich und verderblich abgewieſen werden. Der Magen giebt Gelegenheit, der Staatsökonomie ihren Werth zu verſchaffen. Was im menſchlichen Körper das Blut, iſt im Staatenleibe das rothe Gold mit ſeinen ſilbernen und papiernen Stellvertretern. Das Geld iſt Ernährungsmittel, alſo nicht Selbſtzweck, weshalb es auch nicht herrſchen, ſich nicht ſelbſtſüchtig anſchoppen darf, ſondern raſtlos befruchtend durch alle Lebensadern kreiſen muß. Der Magen iſt das Volk im Allgemeinen, welches das Lebensblut in unaufhörlicher Arbeit zubereitet und dem ganzen Körper übergiebt. Man ſieht daraus gleich, wie ſelbſtmörderiſch die Oberhäupter und ihre Miniſter handeln, wenn ſie ſich den Magen verderben und ihn mehr zu beſteuern als mit Nahrungsmitteln zu verſorgen ſuchen. Kurz, es wird uns ohne weitere Ausführung ſehr leicht klar, daß, wie im menſchlichen Organismus, jeder Theil zugleich für den andern verantwortlich iſt, auch Kopf, Sinne und Gefühl im Staate nur durch das Wohl aller einzelnen Körpertheile beſtehen können und für ihre Thätigkeit dieſem ganzen Organismus verantwortlich ſind. Gerade dagegen ſträuben ſich die Herren oben mit beſonderer Hartnäckigkeit, obgleich ſchon Menenius Agrippa vor Jahrtauſenden durch einen ähnlichen Vergleich dem Gemeinweſen einen größeren Dienſt erwies, als alle pfiffigen Paragraphen des neueren Schein-Conſtitutionalismus.

Das von Balthaſar entworfene Bild wird in's Spaßhafte gezogen, aber der volle Ernſt der Sache wird im Verlaufe der Revolution, welche Fauſt gegen den alten verbrecheriſchen Staat und die beſonders heuchleriſche Kirchenwirthſchaft durchſetzt, vollkommen anſchaulich. Wir möchten gern näher darauf eingehen, namentlich auf die flammende Beredtſamkeit und das reformatoriſche Heldenthum, womit Fauſt und Gutenberg und der mit tiefem Sinn heraufbeſchworne Ahasverus gegen die Verpäpſtlichung und Verweltlichung der Kirche zu Felde ziehen; aber wir glauben uns mit dieſer allgemeinen Charakteriſtik der von Stolte ausgeführten Fauſt-Idee begnügen zu müſſen, da eine beſondere Darlegung dieſer in vier großen Bänden verdichteten und perſonificirten Weltgeſchichte uns über alle Gränzen einer Beſprechung hinaustreiben würden. Solche Schöpfungen muß man nicht blos genau leſen, ſondern namentlich in den Brennpunkten der geiſtigen Handlung genau ſtudiren und in Fleiſch und Blut aufnehmen.

Edle Staatsmänner, Volksvertreter und beſonders Vertreter der Kirche, des geiſtlichen und geiſtigen Menſchheitswohls, werden im Stolte'ſchen Fauſt die herrlichſte Götternahrung und die ſittlichſte Ermuthigung für ihre Wirkſamkeit finden. Die modernen Staaten, welche an die Stelle der Volksrechte Unterthanen-Pflichten mit Gewalt und Liſt eingeſchmuggelt haben und alle Kirchen und Confeſſionen, die auf Glaubensſätze pochen, ſtatt in chriſtlicher Liebe zu denken und zu handeln, ſind durch den Stolte'ſchen Fauſt ſo gründlich gerichtet und verurtheilt worden, wie wohl kaum jemals vorher durch eine Reformation oder Revolution. Die Schwächen der Weltverbeſſerer beſtanden immer darin, daß ſie entweder blos zerſtörten oder neue Satzungen aufſtellten, welche der Natur des menſchlichen Geiſtes und der Geſellſchaft widerſprachen, ſo daß ſie nur wieder mit neuer Gewalt und Unterdrückung auf kurze Zeit zu halten waren. Das

Digitized by Google

Stolte'ſche Gottesgeſetz, in welches ſich Fauſt und die Welt mit ſich hineinrettet, iſt dagegen das Natur- und Sittengeſetz der Welt, welches zugleich den eigentlichen Kern der chriſtlichen Religion ausmacht, ſo daß die ganze Fauſt'ſche Perſönlichkeit und Reformation zugleich wie ein neuer Meſſias dieſe beſtehende Welt nur deshalb verdammt, um ſie geläutert und mit neuem chriſtlichen Geiſte durchwärmt, ſchöner und beſtehungskräftiger neu zu geſtalten. Der Held ſelbſt geht dabei im erhabenſten tragiſchen Sinne zu Grunde, d. h. ſeine Perſönlichkeit löſt ſich thatſächlich in die ewige, raum- und zeitloſe Seligkeit auf, während die Früchte ſeines Ringens und Strebens als ein edles, junges Königspaar auf den Thron eines vollkommenen Staates und eines befreiten Volkes ſteigen. Es iſt an uns, zu lernen und dafür zu ſorgen, daß dieſer hier verdichtete Erlöſungs- und Befreiungsproceß ſich in unſerem Staaten-, Kirchen- und Gemeindeweſen mehr und mehr verwirkliche. Der Dichter ſelbſt kann vielleicht noch perſönlich zur Beſchleunigung dieſer Erkenntniß und Thatkraft beitragen, wenn er wie früher durch Vorträge in den verſchiedenen Städten Deutſchlands ſeine gewaltigen Fauſt-Ideen in Fleiſch und Blut unſeres Volks verwandeln hilft. In ſeiner Rüſtigkeit und Kraft, mit ſeinem künſtleriſchen, warmen, lebendigen Worte iſt er ſo recht geeignet und berufen, die Zahl unſerer modernen, wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Rhapſoden zu vermehren. Dieſe Rhapſoden werden hoffentlich mit der Zeit wandernde Univerſitäten für alles Volk bilden und ſo zur Vervolksthümlichung unſerer Wiſſenſchaft und dichteriſchen Geiſtesſchätze weſentlich beitragen.

H. B.

Die Löſung der ſocialen Frage durch Gewerkvereine und Arbeiterſchaften.*)

Unter dieſem Titel hat ein ungenannter Nationalökonom von tüchtigem Wiſſen und neutraler Anſicht eine Reihe von Grundgedanken über die Verſöhnung von Capital und Arbeit veröffentlicht. Der Verfaſſer, obgleich theoretiſch immer noch ein Bekenner des Induſtrieſyſtems von Adam Smith, geht mit ſeinen praktiſchen Vorſchlägen offenbar über den Geſichtskreis des Meiſters hinaus und ſteht, wenn ſchon unwiſſentlich, hart an der Schwelle einer rein ſocialen und humaniſtiſchen im Gegenſatze zu der ſonſt geltenden individualiſtiſch-materialen Auffaſſung dieſer brennenden Frage. Jene induſtrielle Plusmacherei von Ricardo und Malthus, die in Wiſſenſchaft und Leben ſo gränzenloſes Unheil geſtiftet, wird hier ſchnurſtracks bekämpft, leider nur noch nicht in ihrem Zuſammenhange mit den Smith'ſchen Lehren erkannt. Ebenſo entſchieden eifert der Autor gegen die von Fourier, Cabet, Louis Blanc bis auf Ferdinand Laſſalle ſtets wieder auftauchenden Utopien der abſoluten Staatshilfe und der leiblichen Zwangsbeglückung, die nicht nur etwas Unmögliches, ſondern auch etwas Unwürdiges verlangt, indem ſie die freie Selbſtbeſtimmung des Arbeiters aufhebt. Aber ſo wenig der Autor den geiſtreichen, demokratiſch ſein ſollenden Wendungen Laſſalle's folgen mag, ſo wenig iſt er von der radikalen Wirkſamkeit des von Schulze-Delitzſch vorgeſchlagenen Heilmittels überzeugt. Es iſt bereits vor acht Jahren von unterrichteter Seite bewieſen worden, daß die reine Selbſthilfe beim Arbeiter zu viel vorausſetzt und gleichermaßen zu viel von ihm fordert. Das Poſtulat, den Arbeiter zum Capitaliſten zu machen, iſt zwar ſehr einleuchtend und faſt ſo ſchmeichelhaft, als der kürzlich vom brabantiſchen Provinzial-Gouverneur, Herrn Dubois-Thorn in Brüſſel, höchſt anmuthig variirte und verherrlichte Satz: der Arbeiter ſei ſchon Capitaliſt, ſowie deſſen Seitenſtück: alle Claſſen der Geſellſchaft ſeien auch Arbeiter, zwei Gemeinplätze, die Jeder ſich ſelbſt ſagen kann und die das reale Problem nicht einen Schritt weiter bringen. Leider jedoch fehlen eben bei der heutigen Sachlage dem Fabrik-Arbeiter (und auf dieſen kommt es beſonders an) die praktiſchen Mittel, ſich ganz auf ſich ſelbſt zu ſtellen und ein dem Unternehmercapital das Gleichgewicht haltendes Arbeitercapital zuſammenzuhäufen. Daß er daſſelbe erpreſſen dürfe, ſei es auch nur indirect im Wege der Arbeitseinſtellung und methodiſch ertrotzter Lohnerhöhung, ſcheint uns nicht blos ungerecht, ſondern ſelbſt anarchiſch. Immerhin freilich würde die äußerſt denkbare Lohnerhöhung den Arbeiter an und für ſich noch keineswegs zum Capitaliſten umſtempeln. Seitdem Herr Eugen Dühring als deutſcher Waffenherold des amerikaniſchen Buchhändlers und Nachdruckers Carey in die Schranken getreten iſt, haben die nationalökonomiſchen Metaphyſiker und Verkehrs-Philoſophen in dem einſeitig herausgehobenen Punkte der Lohnerhöhung eine Golkondiſche, oder beſſer, Kaliforniſche Goldquelle für den Arbeiterſtand zu entdecken geglaubt und dieſem theoretiſchen Andrängen auf Steigerung der Lohnſätze iſt denn auch in Deutſchland das praktiſch gewordene Syſtem der Strikes zu verdanken.

Aber daß auch hiermit kein Arcanum gewonnen ward, muß unſer Autor, obwohl er den verfänglichen Vorſchlägen Carey's und deſſen ſonſtigen Orakelſprüchen eine hohe Wichtigkeit zuſchreibt, nach dem Eindrucke unwiderſprechlicher Erfahrungen einräumen, weshalb er zum Schluß auf eine weſentlich andere Löſung der ſocialen Frage zu reden kommt, als diejenige iſt, welche auf der bloßen Abwägung der Momente von Produktion, Conſumtion und Unternehmergewinn beruht. Nachdem er als Maßſtab für die Lohnerhöhung einen beſtimmten, genau präciſirten, den Arbeitgeber nicht ſchädigenden Antheil am Unternehmergewinn (die Lohnerhöhung ſoll nicht auf die Produktionskoſten gewälzt, ſondern vom Unternehmergewinn abgezogen werden!) bezeichnet hat, wendet er ſich, den Bahngeleiſen der Theorie den Rücken kehrend, einer lebendigeren Auffaſſung der Arbeiterfrage zu. Er empfiehlt nämlich die Pflege der ſeit dem Berliner Arbeitercongreß von 1868 in's Leben getretenen Arbeiter-Aſſociationen, von welchen die durch die damalige Mehrheit gebildeten „Arbeiterſchaften“ überwiegend das centraliſtiſche, noch etwas Laſſalle huldigende, die „Gewerkvereine“ der Minderheit dagegen, denen der Autor den Vorzug giebt, das demokratiſch-föderaliſtiſche Princip verkörpern. Auch fordert er in richtigem Takte den Handelskammern analog Gewerbekammern, aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zuſammengeſetzt, um die relativ wohlberechtigte Staatshilfe zu regeln, auf die nothwendigen Zielpunkte hinzulenken und ſie in Schranken zu halten, übrigens dem Drange der Umſtände nach mit weiterer Competenz, als den Handelskammern zuſteht. Hebung des corporativen Lebens im Gewerbeſtande, natürlich ohne Reproduktion des erſtorbenen Zunftweſens, ſcheint auch uns das beſte Heilmittel und deshalb die Quinteſſenz der Rathſchläge des Autors ſehr beachtenswerth, nur ſchade, daß derſelbe, unaufgeklärt über den nihiliſtiſchen Kern der Behauptungen Carey's, ſich auf einem Standpunkte befindet, der ihn dieſe gewichtige Erkenntniß wie eine harmloſe Deduction des herrſchenden ökonomiſchen Doctrinarismus betrachten läßt.

Trauttwein von Belle.

*) Berlin, Otto Löwenſtein, 1869.

Digitized by Google

A. Spir: Die Gewißheit unſerer Erkenntniß.

„Die Forſchung nach der Gewißheit in der Erkenntniß der Wirklichkeit"*) hat abermals einen Arbeiter gefunden, der es mit dem Aufgebote aller Geſetze der Logik verſtanden, ein neues philoſophiſches Syſtem darüber aufzuſtellen. Wenn auch die Erläuterungen des Werkes durchgängig in mathematiſch-wiſſenſchaftlicher, zuweilen etwas trockener Form gehalten ſind, ſo feſſelt doch die originelle Art der Beweisführung, die Klarheit der angezogenen Lehrſätze und die oft ſehr glückliche Nutzanwendung in Gleichniſſen das Intereſſe der Wißbegierigen.

Zur Bewahrheitung des Geſagten wollen wir hier eine Stelle aus dem Buche und zwar dem erſten Theile (Grundlegung) citiren; der Verfaſſer ſpricht Seite 94 wörtlich:

„Wir ſehen, daß von einem und demſelben Objekte dreierlei Auffaſſungen möglich ſind: eine von bedingter Wahrheit, eine ſchlechthin wahre und eine ſchlechthin unwahre. — Um dieſes Verhältniß durch ein einfaches Beiſpiel zu erläutern: Wenn wir eine blaue Brille aufſetzen, ſo ſehen wir alle Dinge blau, und dieſe Färbung der Dinge hat dabei eine bedingte Wahrheit; wir ſehen wirklich die Dinge blau, ſo lange wir nämlich die Brille behalten. Dies iſt der Fall des gewöhnlichen immanenten Erkennens. Will aber Jemand mit der blauen Brille auf der Naſe zugleich ausdrücklich behaupten, daß er die Dinge gerade ſo ſieht, wie ſie ſich dem bloßen Auge darbieten, ſo iſt offenbar dieſe Behauptung vollkommen widerſprechend und ohne alle Wahrheit. Dies iſt der Fall einer jeden philoſophiſchen Doctrin, welche die gegebene Beſchaffenheit der Wirklichkeit für die wahre hält. Wenn man dagegen den Grund der blauen Färbung der Dinge in der Brille einſieht, gelangt man zu der wahren Auffaſſung dieſes Falles. — Daß alles apoſterioriſche, empiriſche Erkennen eine nur bedingte Wahrheit hat, iſt aus dem Vorhergehenden klar; denn das empiriſche Erkennen faßt die Wirklichkeit, wie ſie erſcheint und erſcheinen muß, nicht aber wie ſie in der That an ſich iſt. Allein auch alle aprioriſche Erkenntniß, welche eine Syntheſis betrifft, alſo in ſynthetiſchen Sätzen ausgedrückt wird und nicht aus dem Begriffe der Realität abgeleitet iſt, hat eine bloße bedingte Wahrheit, u. ſ. w."

Wir glauben nun wohl, daß dieſe Form der Erläuterung nicht den unbedingten Beifall der älteren Philoſophen, welche ſich mehr der objektiven Auffaſſung der Wiſſenſchaft zuneigen, erringen wird, ſind aber der Meinug, daß dieſelbe an nöthiger Klarheit und Ermöglichung eines praktiſchen Verſtändniſſes nichts zu wünſchen übrig läßt. Eine einfachere Erklärung: daß die Philoſophie die Auffaſſung der Wirklichkeit, wie ſie in Wahrheit iſt, ſei läßt ſich füglich nicht geben, da offenbar von einer beſonderen Philoſophie nicht würde die Rede ſein können, wenn das gewöhnliche, empiriſche Erkennen die Auffaſſung der Wirklichkeit, wie ſie in Wahrheit iſt, wäre.

Der Verfaſſer ſagt ferner über die Erſcheinungen der äußeren Welt Folgendes: „Was die eigentliche Realität und Wahrheit unſerer Wirklichkeit ausmacht, das iſt die Geſetzmäßigkeit, d. h. die ihr eigene allgemeine Identität mit ſich. Daß unſere Wirklichkeit, bei allem Wechſel und Wandel, welcher in ihr vorgeht, ſich ſelbſt doch ſtets gleich bleibt, daß in ihr Alles in einem gewiſſen, nach unabänderlichen Geſetzen beſtimmten Zuſammenhange ſteht, daß in ihr Nichts ſpurlos verſchwinden kann, ſondern Alles, im Kommen wie im Gehen, der Nothwendigkeit unterworfen iſt, und an dem Leitfaden derſelben immer wieder gefunden werden kann, — dieſes und nur dieſes allein unterſcheidet unſere Wirklichkeit von den Träumen, den Hallucinationen und ähnlichen trügeriſchen Geſichten. — Wie kann ich mich z. B. überzeugen, ob ein Ding, welches ich ſehe, ein wirkliches Ding iſt und nicht blos eine Täuſchung der Sinne? Ein wirkliches Ding ſcheint 1) bei der Annäherung immer größer zu werden. 2) Wenn ich in genügender Nähe deſſelben bin, kann ich es mit der Hand anfaſſen, d. h. in mir gewiſſe, mit dem Geſehenen im Zuſammenhange ſtehende Taſtempfindungen hervorrufen. 3) Ein wirkliches Ding bleibt trotz meiner Bewegungen auf ſeiner Stelle liegen oder ſtehen; oder wenn es von derſelben weicht, ſo kann ich die objektive Urſache erfahren, welche daſſelbe entfernt hat, und die Spur ſeines früheren Hierſeins entdecken. Iſt das Ding von dieſer Stelle entfernt, ſo weiß ich auch, daß ich daſſelbe an einem anderen Orte wieder antreffen kann, d. h. daß ich auf einem beſtimmten Wege wieder zu denſelben Empfindungen gelangen kann, die mir das Ding früher offenbarten, oder zu anderen (wenn das Ding ſich inzwiſchen verändert haben ſollte), welche aber mit jenen früheren in einem unabänderlichen, geſetzmäßigen Zuſammenhange ſtehen. 4) Wie mir, ſo erſcheint das Ding auch anderen Menſchen. — Man ſieht, alle die Merkmale, welche ein äußeres Ding von einer bloßen Täuſchung der Sinne unterſcheiden, ſind Merkmale des Zuſammenhangs und der Geſetzmäßigkeit."

Weiter heißt es: „Die Geſetze ſind gleichſam das Knochengerüſte unſerer Wirklichkeit. Sie ſpielen in ihr ungefähr dieſelbe Rolle, wie die Knochen in einem Organismus; man ſieht ſie nicht, aber ſie ſind doch der eigentliche Träger des Ganzen. Ohne die Geſetzmäßigkeit wäre die Welt des Geſchehens ein flüchtiger, verworrener Traum."

Es möchte wirklich ſchwer halten, die Forderung der Identität mit ſich, welche jedes Einzelne in ſeiner Individualität conſtituirt, anſchaulicher zu machen, als es eben durch den Verfaſſer geſchehen In gleich klarer und ausführlicher Weiſe ſind alle übrigen Theile der Deduction wiſſenſchaftlich beleuchtet und es erſcheint uns keinesfalls als Ueberhebung, wenn der Verfaſſer am Schluſſe ſeines Buches ſagt: „Wer die in dem vorliegenden Werke entwickelten Lehren widerlegen will, der muß: 1) entweder zeigen, daß die dem Ganzen untergelegten Prinzipien unwahr, oder wenn auch wahr, nicht unmittelbar gewiß ſind, alſo ſelbſt einer Begründung bedürfen; oder 2) er muß zeigen, daß die Folgerungen, welche ich aus dieſen Prinzipien ziehe, aus denſelben nicht wirklich hervorgehen. Wenn man aber weder das Eine noch das Andere nachzuweiſen vermag, ſo wird das ein Zeichen ſein, daß der hier eingeſchlagene Weg der richtige iſt, und ſomit das von der Philoſophie angeſtrebte Ziel — eine ſchlechthin wahre, gewiſſe Erkenntniß der Wirklichkeit — der Hauptſache nach erreicht iſt."

Da die in dieſem Buche entwickelten Lehren ſelbſt unumſtößliche Wahrheiten enthalten, ſo kann wohl von einer Widerlegung derſelben ſchwerlich die Rede ſein — und mit gutem Rechte dürfen wir daher das Werk allen Denen empfehlen, welchen es um eine Erweiterung ihrer Kenntniſſe überhaupt und um gründliche philoſophiſche Forſchungen im Beſondern zu thun iſt.

— rm —

*) Von A. Spir. Leipzig, Förster & Findel, 1869. (X u. 346 S.)

Digitized by Google

Frankreich.

Deutſche Studien in Frankreich.

I.

Bis zur Juli-Revolution von 1830.

Es iſt ein troſtreiches Zeichen für die moderne Geſittung, daß, während die Kriegswolke fortdauernd über Frankreich und Deutſchland ſchwebt, Frankreich ſich mehr und mehr mit der deutſchen Wiſſenſchaft und Bildung beſchäftigt und befreundet, daß ſomit der nationale Fanatismus an Boden verliert und aus der gegenſeitigen Verſtändigung dem Fortſchritt neue Bürgſchaften erwachſen. Schon hat das franzöſiſche Volk das Wort „Chauvinismus“ erfunden, um die blinde Nationaleitelkeit lächerlich zu machen, und der Tag kommt, wo das deutſche Volk das Wort „Erbfeind“ zu den veralteten Ausdrücken rechnen wird. Ein neuer, ein letzter Zuſammenſtoß — ich will der Möglichkeit dieſes traurige Zugeſtändniß machen — würde die Frucht der Geſchichte nur zeitigen, das vergoſſene Blut würde den Kitt der Verſöhnung bilden.

Dem gebildetſten Volk der alten Welt, dem griechiſchen, war Feind und Barbar ziemlich gleichbedeutend, Barbar aber bedeutet „Andersredender“. Und in der That, verſtändigen d. h. verſöhnen kann man ſich nur, wenn man die Sprache des Andern verſteht und ſpricht. Das Studium der Sprache iſt alſo die Grundlage alles Gedanken-Austauſches und Verkehrs; dieſes Studium muß aber ein gegenſeitiges ſein, wenn es eine Verſöhnung d. h. Gleichſtellung bewirken ſoll. Früher lernten wir Deutſche wohl die franzöſiſche Sprache, aber nicht umgekehrt; es war dies ein Zeichen unſerer Abhängigkeit von Frankreich, unſerer Demüthigung vor demſelben. Dieſer Zuſtand datirt vom dreißigjährigen Kriege; die Reaction dagegen beginnt mit dem Aufſchwunge unſerer Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Die literariſche Abhängigkeit ſteigt allerdings ſchon weiter hinauf. Im Anfang unſerer Geſchichte, zur Zeit der Eroberung Galliens durch die Franken, hatte zwar unſere Sprache einen, obgleich geringen Einfluß auf die ſich eben bildende franzöſiſche; manche Wörter ſind von daher noch bis heute im Lexikon der letzteren geblieben; die Ausdrücke für Kriegs- und Waffenkunſt, worin damals die Deutſchen Meiſter waren, entlehnte das franzöſiſche Mittelalter unſerer Sprache; heaume hieß der Helm, bevor er casque hieß.

Aber dieſer Einfluß war von kurzer Dauer und nur lexikaliſch. Der größte Held der germaniſchen Völkerwanderung, der dieſelbe abſchloß und das Mittelalter begründete, Karl der Große, ward zuerſt in einem franzöſiſchen Epos beſungen; die Deutſchen überſetzten ihn aus dem Franzöſiſchen zurück. Noch heute gilt er bei den Franzoſen für einen Nationalhelden. Das deutſche Epos (die Nibelungen) ward von dem literariſchen Publikum jener Zeit vernachläſſigt und geringgeſchätzt. Wie im 17. und 18. Jahrhundert, fand der deutſche Adel damals nur an den franzöſiſchen Epen Geſchmack, die ihm ſeine Modedichter meiſt ſelbſt adligen Standes, in deutſcher Sprache mundgerecht machten (der bretoniſche Sagenkreis). Einige, wie der Tanhuſer, dichteten ſogar in einem Kauderwälſch, wie es kaum im ſiebzehnten Jahrhundert ſchlimmer war, als der wackere Laurenberg ſeine Satire „von allemodiſcher Sprake und Titeln“ ſchrieb. Zu allen Zeiten hat die einheimiſche Literatur unter der Ueberſetzungswuth und Nachäfferei gelitten; denn wohlverſtanden, nur das Uebermaß iſt zu tadeln, gegenſeitige Durchbringung kann wohl mit nationaler Selbſtändigkeit beſtehen, ja ſogar zur Bereicherung und Veredlung dienen.

Von der Renaiſſance an wurden die Franzoſen abermals die Muſter „der deutſchen Poeterei“, von Ronſard bis Racine, von Opitz bis auf Gottſched herab. Im ſiebzehnten Jahrhundert ſehen wir das Gegenſtück zum Mittelalter; die Deutſchen entlehnten die Ausdrücke der Kriegswiſſenſchaft, die von Louvois, Vauban u. ſ. w. umgeſchaffen wurde, der franzöſiſchen Sprache; unſere Armeetitel ſind noch immer franzöſiſch; ſchreibe ich doch eben ſelbſt Armee, anſtatt Heer.

Gerade mit Gottſched, dem Nachbeter der Muſe Boileau's, beginnt der Umſchlag. Dieſer Pedant, von dem man immer nur die Kehrſeite hervorhebt, hatte eben auch ſeine gute Seite. Sein Verkehr mit franzöſiſchen Gelehrten machte Frankreich auf unſere literariſche Thätigkeit aufmerkſam, und es war ſchon ein Zugeſtändniß, daß Voltaire in ſeinen Briefen an Gottſched eine deutſche Schlußformel radebrechte. „Die Grundlegung der deutſchen Sprachkunſt“ des Letztern erſchien zuerſt 1748 in Leipzig; nach derſelben wurden die erſten franzöſiſchen Grammatiken der deutſchen Sprache bearbeitet. Aus der Zeit vorher iſt mir nur ein Buch bekannt, das mir in einer „neuen Auflage“ (Paris, chez Gissey, 1744) vorliegt; es heißt: L'art de parler allemand, ouvrage très utile à tous les Français qui veulent apprendre l'Allemand, et à tous les Allemands qui veulent apprendre le Français. Par le Sieur Leopold, interprête du roi et professeur des langues allemande, française, italienne et espagnole. Seine Methode hat nichts Wiſſenſchaftliches und die Orthographie iſt ſehr fehlerhaft; die deutſchen Wörter ſind lateiniſch gedruckt. Es iſt die erſte Sprachlehre, die ich habe auffinden können.

Indeſſen gingen die Ueberſetzungen aus dem Deutſchen dem Sprachſtudium voran. Waren doch im ſelben Jahre 1748 die erſten drei Geſänge von Klopſtock's Meſſias erſchienen. Mit wahrhaft überraſchendem Eifer überſetzte man damals ſelbſt unbedeutende Sachen in's Franzöſiſche; Geßner's Idyllen, Leſſing's Fabeln, die kleineren Schriften des Philologen Heyne u. ſ. w. Damals ſagte Florian: „Die deutſche Sprache iſt zu ſchwer, faſt kein Franzoſe lernt ſie, und das iſt Schade; wir verlieren dabei an Vergnügen, die Deutſchen an Ruhm. Könnten wir ihre guten Schriftſteller im Originale leſen, wir würden von der Einfachheit und Sanftmuth entzückt ſein, die ihre Werke kennzeichnen. Sie kennen die Natur und namentlich die ländliche Natur beſſer als wir, ſie lieben ſie inniger und malen ſie mit wahreren Farben. Die einfachen Ueberſetzungen Geßner's übertreffen all' unſere Schäfergedichte; man legt niemals den Tod Abel's, die Idyllen, Daphnis aus der Hand, ohne ſich geduldiger, zärtlicher, ſanfter, kurz tugendhafter als vor dem Leſen zu finden. Wenn ich Dorfpfarrer wäre, ſo würde ich an Stelle der Predigt Geßner's Werke leſen, und ich bin gewiß, alle Bauern würden rechtſchaffene Menſchen werden und Niemand würde bei der Predigt ſchlafen.“

Leſſing's Fabeln erſchienen 1764 bei Pankouke in Paris überſetzt von d'Antelmy. Am Ende des Jahrhunderts erſchien dieſe Ueberſetzung auf's Neue; der Herausgeber verſprach, bei günſtiger Aufnahme, Ueberſetzungen aus dem Däniſchen und Schwediſchen mit Hilfe eines gelehrten Dänen, Thorlacius. Er ſagte u. A. im Vorworte: „Das Studium der fremden Sprachen verdient, mehr als bisher gepflegt zu werden“, und „damit die Leſer ſich eine Idee von der Analogie des Deutſchen mit dem Engliſchen, Däniſchen und Holländiſchen machen können, gebe ich am Schluß eine Stelle des Textes in dieſen drei Idiomen.“ Klingt das nicht faſt wie vergleichende Philologie? Aber die Enttäuſchung

Digitized by Google

folgt der Illuſion auf den Ferſen. Der Franzoſe konnte noch nicht einmal deutſch.

Ein paar Grammatiken waren zwar endlich erſchienen. Von der „Nouvelle Grammaire allemande méthodique et raisonnée composée sur le modèle des meilleurs auteurs de nos jours et principalement d'après Mrs. Junker et Gottsched" liegt mir eine Nouvelle édition augmentée (Lausanne 1798) vor. Sie iſt ungefähr ſo viel werth, wie die Meidinger'ſche, die ebenfalls ſchon erſchienen war. Im Jahre 6 der Republik gab H. Boulard in Paris bei König u. Co. einen Essai d'un nouveau Cours de Langue allemande heraus; im Jahr 1799 druckte Collignon in Metz „La nouvelle grammaire allemande, ou Méthode pratique pour apprendre facilement et à fond cette langue".

Indeſſen fehlte es vor Allem an guten Lehrern. Eine glänzende Ausnahme macht Michael Huber, der (geb. 1727) ſchon 1766 als Lector der franzöſiſchen Sprache nach Leipzig überſiedelte. Unter ſeinen zahlreichen Ueberſetzungen citire ich nur Thümmel's „Wilhelmine", der Curioſität halber. Wieviel Franzoſen kennen wohl dies launige Gedicht? und doch iſt es ſchon ſeit hundert Jahren überſetzt. Der Wiederherausgeber von d'Antelmy's Ueberſetzung ſpricht mit Achtung von einem Lehrer Weis, der mit dem „Citoyen" Jauffret mehrere Dramen von Kotzebue herausgegeben hatte.

Glänzend ſchloß das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich die deutſchen Studien durch die Ernennung Klopſtock's, Wieland's und Schiller's zu franzöſiſchen Staatsbürgern ab; zwar war das franzöſiſche Ohr noch ſo wenig an die deutſchen Laute gewöhnt, daß der Miniſter Rouland den Namen Schiller in Gille umwälſchte; aber der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig!

Von jetzt an beginnt der Umſchwung. Bisher hatte ſich Deutſchland vor Frankreichs Genius geneigt, ohne gleicher Ehre gewürdigt zu werden; noch Schiller und Göthe überſetzten Racine und Voltaire, und Klopſtock ſchrieb am Ende des Jahrhunderts ſeine Ode „Sie, nicht wir", voll des patriotiſchen Schmerzes, daß nicht Deutſchland den Sieg der politiſchen Freiheit erkämpft habe. Aber wenige Jahre vergingen, und gerade zur Zeit der „tiefſten Erniedrigung Deutſchlands" brachte Frankreich unſerm Genius die ſchönſte Huldigung dar; es war das Buch der Frau von Staël: „De l'Allemagne". Der politiſche Liberalismus ſah darin ein Seitenſtück zu Tacitus' Germania, Buch und Verfaſſer wurden denn auch verfehmt und verfolgt, aber ſein Einfluß iſt um nichts geſchmälert worden und ein ungemeiner geblieben. H. Heine's Spott darüber hat über das Ziel hinausgeſchoſſen; es iſt noch immer das beſte Werk für die Franzoſen, um ſich mit dem deutſchen Genius vertraut zu machen, und noch in der jüngſten Zeit habe ich erlebt, daß ſich Leſerinnen deſſelben zum Erlernen der deutſchen Sprache angetrieben fühlten. Und ſie erlernten ſie.

Als nun nach den Kaiſerkriegen die Künſte des Friedens und die Arbeiten des Gedankens wieder aufgenommen wurden, überſetzte man auf's Neue oder ſchuf um, wie B. Conſtant den Wallenſtein, P. Lebrun 1820 Maria Stuart und A. Soumet 1825 die Jungfrau von Orleans. Was die letztere betrifft, ſo kann man ſagen, daß Schiller's Drama, trotz ſeiner Mängel, mehr als irgend ein franzöſiſches Werk zur Populariſirung der Retterin Frankreichs beigetragen hat. Wer ſonſt, außerhalb Orleans, kümmerte ſich um das reinſte Opfer des franzöſiſchen Patriotismus? Nur ſeit wenigen Jahren iſt dies etwas anders geworden; Schiller aber hat der Wiedererweckung dieſes Namens die Bahn gebrochen. Henri Blaze und X. Marmier machten Frankreich mit Göthe's Fauſt bekannt; Mephiſtopheles war der gebildeten Welt ſchon längſt bekannt, ehe Gretchen durch Gounod's Oper populär wurde. Couſin endlich lehrte in der Sorbonne deutſche Philoſophie.

Es geſchahen nun auch ernſtere Verſuche, die deutſche Sprache unter die Unterrichts-Gegenſtände aufzunehmen. Die Umgeſtaltung des öffentlichen Unterrichts durch den Convent und das Kaiſerreich, die den practiſchen Bedürfniſſen der Gegenwart Rechnung trug, kam dem Eifer für die lebenden Sprachen zu Hilfe. Schon unter Napoleon I. erſchien eine gute Grammatik der deutſchen Sprache von Pompée (zweite Auflage, Beſançon 1814), einem um das Schulweſen hochverdienten Namen und noch jetzt in Paris ehrenvoll in dieſem Fach getragen. Die deutſchen Fürſten halfen jetzt auch dem Mangel an Lehrern ab. Frau von Staël, geblendet von der neuen reichen Gemüths- und Geiſteswelt, die ſich ihr in Deutſchland erſchloß, hatte unſere politiſche Miſère ganz überſehen; jetzt ſollten die Franzoſen auch die Kehrſeite der Medaille Germania kennen lernen. Die Demagogen-Verfolgungen begannen, und mancher flüchtige Burſchenſchafter fand in Frankreich ſeine Exiſtenz als Lehrer der deutſchen Sprache, doch mehr noch ſollte die Juli-Revolution für die deutſchen Studien in Frankreich werden.

H. Semmig.

Nord-Amerika.

Deutſche Romane in Amerika.

Berthold Auerbach's Landhaus am Rhein.*)

Während das neueſte Werk Berthold Auerbach's dem deutſchen Publikum noch immer nicht als Buch vorliegt, ſondern nur erſt im Feuilleton der „Neuen freien Preſſe" mitgetheilt wurde, alſo dem größeren deutſchen Publikum noch faſt unbekannt iſt, ſind in Nordamerika bereits zwei Ueberſetzungen davon erſchienen, die von der dortigen Kritik als ein Ereigniß begrüßt und in eingehendſter Weiſe beſprochen werden. Ein Kritiker der ſehr geſchätzten Wochenſchrift „The Nation" ſagt von dem neuen Werke:

„Mit ſeinem Vorgänger „Auf der Höhe" verglichen, dem einzigen Werke des Verfaſſers, dem es überhaupt verglichen werden kann, ſcheint „Das Landhaus am Rhein" nicht eine Erzählung von gleich packendem Intereſſe zu ſein. Sie enthält jedoch viele mächtige Gedanken und wird ſelbſt von Solchen, die ſonſt keine Romane leſen, eine anregende und intereſſante Lectüre genannt werden müſſen.

Auerbach beſitzt einige bewundernswerthe Eigenſchaften als Charaktermaler; in ſeinen früheren Werken zeigte er auch ſeine Kraft als Geſchichtenerzähler und als denkender Beobachter von Menſchen und Sitten, obgleich auch in ihnen ſchon der Keim der ſpekulativen Moralbetrachtung, der die Werke der letzteren Jahre kennzeichnet, wahrzunehmen war. Der Künſtler und der Moraliſt ſcheinen ziemlich gleichen Schritt in ihm gehalten zu

*) I. The Villa on the Rhine. By Berth. Auerbach. Authors Edition. With a portrait of the Author and a biographical sketch, by Bayard Taylor. New York, Leypoldt and Halt, 1869.

II. Villa Eden: the Country House on the Rhine. A Romance by B. Auerbach. Translated by Charles C. Shackford. Boston, Robert Brothers, 1869.

Digitized by Google

haben bis zu der Zeit, da er „Auf der Höhe“ verfaßte, einen Roman, der, unſeres Erachtens, die vorzüglichſte und reizendſte der neueren Erſcheinungen auf dieſem Gebiete bildet. Das Thema, welches er behandelt — die Wiederherſtellung einer gefallenen Seele allein durch die Hilfsmittel, welche die Philoſophie darbietet — mußte ſich begreiflicherweiſe eher einem Manne wie Auerbach darbieten, der auf dem Wege des Judenthums zu philoſophiſcher Spekulation gelangt war, als einem Schriftſteller, der gewohnt geweſen, ſein Thun und das der Welt an anderem Maßſtabe zu meſſen. Sicherlich war der durchaus tolerante und ſo durchaus nicht polemiſche Ton des Buches mindeſtens ebenſo bewundernswerth als ſeine künſtleriſche Behandlung des Gegenſtandes; und ſelbſt ſolche Leſer, die ſich nothwendigerweiſe gegen die Theorie und die daraus gezogenen Folgerungen auflehnen mußten, werden durch die Reinheit und durch die pathetiſche Schönheit vieler Stellen des Werkes entzückt worden ſein. Ein Einwurf, den man gegen das Buch erhoben hat: daß es als Schilderung wirklich menſchlicher Zuſtände wenig Wahrheit enthielte, indem die Leute, die am Meiſten ſündigen, zugleich diejenigen ſind, welche die geringſte Kraft zur Entſühnung beſäßen — dieſer Einwurf ſcheint uns wenig begründet und, ſelbſt wenn er es wäre, der Vortrefflichkeit des Werkes keinen Eintrag zu thun. Portrait-Malerei iſt ſchließlich nicht die höchſte Aufgabe der Kunſt. Das Vorrecht des Sündigens iſt durchaus nicht den geiſtig oder moraliſch ſchwachen Naturen allein eigenthümlich; in Auerbach's Auffaſſung des Moralgeſetzes iſt das Nützliche mit dem Schönen vereint.

In dem neuen Romane behandelt Auerbach ein noch viel anregenderes Thema, aber zugleich ein viel ſchwierigeres, als in dem erſtgenannten. Kann ein freier Menſch ohne Hilfe der Religion zu voller Anerkennung und williger Befolgung der Geſetze gebracht werden, welche die bürgerliche Geſellſchaft regieren? So gefaßt ſcheint die Frage nicht überwältigend ſchwer zu ſein, aber Auerbach, der in dieſem Falle mehr Moraliſt als Belletriſt iſt, vermehrt die Schwierigkeit der Löſung in verſchiedener Weiſe. Er ſtellt ſich die Aufgabe, zu zeigen, nicht nur wie ein junger Mann, dem alle mögliche Gelegenheit dazu geboten iſt, ſeinen Wildhafer zu ſäen (wie die engliſche Redensart für jugendliche Unbeſonnenheiten und Ausſchweifungen aller Art lautet), dieſe benutzt, und ſich den Folgen dann unterzieht, ſondern wie der Wille zu ſolchen Thorheiten völlig in ihm erſtickt wird.

Roland iſt in jeder Beziehung ſo frei dargeſtellt, wie ein menſchliches Weſen nur überhaupt gedacht werden kann. Er weiß, daß er enorme Reichthümer erben wird, und ſo können weder Noth noch irgendwelche andere Reizmittel ihn zu irgend einer Anſtrengung ſeiner Kräfte vermögen. Er iſt zwar in Amerika geboren, aber ſein Vater war ein Deutſcher; und bis zu ſeinem funfzehnten Jahre, wo er und ſein Lehrer zuerſt dem Leſer vorgeführt werden, hat er die meiſte Zeit ſeines Lebens auf Reiſen von einem Lande zum andern zugebracht; an keines derſelben fühlt er ſich durch Pflicht oder Neigung gebunden. Er ſoll jedoch ſo erzogen werden, daß Bürgerpflichten ihm wichtig erſcheinen, während die Freiheit zu wählen, wo er ſie ausüben will, ihm gewahrt bleiben ſoll. Durch ſeines Vaters Lehre und Beiſpiel hat er gelernt, daß Reichthum allein Macht gewähre, daß Heuchelei die unvermeidliche Eigenſchaft aller Menſchen ſei, und daß ſchließlich Jeder einen Preis hat, für den er zu haben iſt. Dennoch ſoll er nicht nur die Pflichten gegen ſeinesgleichen anerkennen, ſondern auch lernen, ſein Intereſſe mit dem ihren zu verſchmelzen und ſeinen Reichthum weiſe und ſelbſtlos anzuwenden. Er ſoll fähig gemacht werden, der Verſuchung zu widerſtehen, und bis zum Schluß des Romans wird er nie als ihr unterliegend dargeſtellt; allerdings kann man kaum ſagen, daß er ernſtlich verſucht worden ſei.

Man ſieht, daß unſer Autor ſich eine ſehr ſchwere Aufgabe geſtellt hat, und ſeine ihm eigenthümliche Wahrheitsliebe hindert ihn daran, ſich dieſe Schwierigkeiten geringer zu machen. Natürlich wird jeder Leſer ſeine eigene Meinung haben über die Möglichkeit der Löſung dieſes Problems, wie über die beſondere Löſung, die Auerbach verſucht hat. Nach unſerer Anſicht hat er die Schwierigkeiten des Problems nutzlos vermehrt. Vollkommene Tugend, die ſich wohl von unwiſſender Unſchuld unterſcheidet, iſt nicht etwa eine abgehärtete Pflanze und kann nur unter ganz beſonderen Bedingungen gedeihen. Der Begriff der **Pflicht** muß durch die Erfüllung der **Pflichten** entſtehen; oder, wie Auerbach es ausdrückt: „man kann wohl Branntwein aus Korn machen, aber kein Korn aus Branntwein“. — — — Auerbach aber zieht dem Roland jedes Pflichtgefühl unter den Füßen fort, und nimmt ihm ſogar die leichten Feſſeln, die durch kindliche Bande auferlegt werden. Er läßt ihm zwar leidenſchaftliche Liebe und hohes Vertrauen zu ſeinem Lehrer, aber wenn dies eine moraliſche Bedeutung haben ſoll, kann es nur den Sinn haben, daß ohne Liebe und Vertrauen keine rechte Erziehung möglich iſt. Wir müſſen gute Staatsbürger haben, aber wir können doch nicht Jedem einen Herrn Erich als perſönlichen Führer mitgeben.

Unſere deutſchen Leſer werden aus dem Vorſtehenden mit Genugthuung erſehen, daß deutſche Geiſtesprodukte jenſeits des Oceans eine ebenſo ſchnelle als gründliche Würdigung finden, wenn ſie, wie der Roman Auerbach's, nicht bloß dem Geſchmacke des Augenblicks Rechnung tragen, ſondern die ewigen großen Probleme der Menſchheit, die ja allerorten dieſelben bleiben, in jenem Geiſte echter **Menſchlichkeit** behandeln, der hoch über allen Parteifragen thront.

Rußland.

Zur Charakteriſtik der Geiſtlichkeit Rußlands.

Seit einigen Jahren bereits wurde in den Hauptſtädten Rußlands viel von einer durchgreifenden Reform der ruſſiſchen Kirche geſchrieben und geſprochen. Und obgleich die faſt tauſendjährige, in ihren Prinzipien und Tendenzen vollkommen verſteinerte griechiſch-orthodoxe Kirche, — die an Stabilität und incarnirter Starrheit mit den ſterilſten chineſiſchen Verhältniſſen dreiſt concurriren kann, — ſeit Jahrhunderten ſchon nicht allein gehörig durchgreifender Reformen, ſondern einer vollſtändigen Regeneration bedürftig wäre, ſo iſt doch auch jetzt, nach allem Schreiben und Sprechen pro und contra, wieder nur blutwenig geſchehen. Uebrigens zeigen Regierung und die herrſchende Moskauer Partei der Herren Katkov und Leontjew auch deutlich genug, daß ihnen die religiöſe, ſittliche und veredelnde Tendenz der Kirche ganz Nebenſache, — dagegen das Prinzip der politiſchen Amalgamirung und Uniformirung aller ihrer **Völker** die Hauptſache, die Kirche in Rußland alſo nur ein politiſches Werkzeug, eine Maſchine in der Hand der fanatiſchen Moskauer Partei iſt. In welchem verwahrloſten Zuſtande daher der größte Theil der ruſſiſchen Nation ſich befindet — nicht allein das nie-

Digitized by Google

dere, ungebildete, eben erſt der Leibeigenſchaft entrückte Bauernvolk, ſondern auch die ſogenannten gebildeten Stände, das Beamtenthum, der Kaufmannsſtand oder gar die Geiſtlichkeit ſelbſt, — dieſe troſtloſen und rohen Zuſtände wird jeder Ausländer genugſam durchſchaut haben, wenn er auch nur ganz kurze Zeit in Rußland gelebt haben ſollte.

Und worin haben nun, nach endloſem Schreiben und Sprechen, die vielverheißenden Reformen der griechiſch-orthodoxen Kirche beſtanden? — Nur die Erblichkeit des geiſtlichen Standes — der wie der Erbadel auf Kinder und Kindeskinder überging — hat endlich aufgehört. Auf dieſe rein äußerliche, kaum erwähnenswerthe Bagatelle hat ſich die ganze Reform beſchränkt. Die Roheit, Unwiſſenheit und Habſucht der Geiſtlichkeit, die heidniſche Verehrung und Anbetung unzähliger Bilder und Götzen, der gänzliche Mangel an moraliſcher und veredelnder Erhebung und Läuterung der Seele, dagegen ein Uebermaß von äußerem Prunk, Glanz und Formendienſt ſind dieſelben geblieben, wie ſie ſchon vor vielen Decennien ſich uns in ihrer troſtloſeſten Armuth gezeigt haben.

Der „heilige“ St. Petersburger Synod hat eben ſeine Studien auf dieſem großen Felde beendet und iſt ſehr erſtaunt, in nächſter Nähe, in dem Petersburger Alexander-Newsky'ſchen geiſtlichen Seminar, einen Unfug, Betrug und moraliſchen Verderb zu finden, der an's Unglaubliche gränzt. Wenn eine ſolche Verderbniß und Fäulniß der geiſtlichen Seminarien und Geiſtlichen ſchon in Petersburg, unter den Augen des hohen Synods möglich iſt — was muß nicht Unerhörtes in den Provinzen und entfernten Gouvernements des Reiches auf dieſem Felde vor ſich gehen!

Die ruſſiſche Zeitung „Die Stimme“ (Голосъ) bringt einen Auszug aus dem Berichte, welchen eine Commiſſion des Synods, die beauftragt war die Gebäude, Krankenhäuſer, Bibliotheken, Schlafſtellen, Kleider, Wäſche u. ſ. w. der geiſtlichen Seminarien zu revidiren, demſelben eingereicht hat. Darin heißt es unter Anderem vom Alexander-Newsky'ſchen Seminar:

„Auf dem Dache des Hauptgebäudes waren an zwei Stellen Riſſe entſtanden, welche auch durch die hindurchſtrömende Näſſe die Decken zweier Zimmer beſchädigt hatten. Ein Zimmer der dritten Etage war zum Bewohnen vollſtändig unbrauchbar geworden, da die Wände und die Decke deſſelben von Waſſer ganz durchweicht waren. In allen Zimmern war eine drückende, beklommene Luft. In der Badeſtube war die Diele ſchief und krumm und in dem vorderen Ankleidezimmer, wo die Zöglinge ſich zum Bade an- und auskleideten, hatte die Wand Ritzen und Spalten, daß man bequem die Finger durchſtecken kann. Die Kammer für Aufbewahrung von Kleidern und Wäſche der Zöglinge — feucht; der Keller, wo die Speiſevorräthe aufbewahrt werden, mit Waſſer angefüllt; im Krankenhauſe die mit Hautkrankheiten Behafteten, nicht getrennt von den andern Patienten. Die Glieder der Commiſſion bemerkten einen Knaben, an deſſen Händen ſich große Wunden gebildet hatten und die deshalb mit Lappen umbunden waren. Auf die Frage: „warum er nicht in's Krankenhaus ginge?“ antwortete der Knabe, daß der Doctor ſolche Kranke, wie ihn, nicht in das Krankenhaus aufnehme und ihnen keine Arznei gebe, weil er es für Skropheln erkläre, die an der Luft von ſelbſt vergingen. Die andern Knaben beſtätigten dieſe Ausſage. Im Laufe des ganzen Jahres iſt laut der Rezepte des Doctors nicht mehr als für 9 Rubel Arznei verſchrieben. Der Doctor ſelbſt kommt überhaupt nur ſehr ſelten in's Krankenhaus und die ganze Verwaltung deſſelben beſorgt allein der Feldſcheer. Ferner iſt in dem Berichte geſagt: In der Bibliothek befanden ſich nicht die Bücher, die laut Vorſchrift da ſein ſollten; die Schulbücher waren in der größten Unordnung auf einen Haufen zuſammengeworfen. Ungeachtet des großen Ueberfluſſes an Matratzen, erlaubt man den Zöglingen zu Zweien auf einer Matratze zu ſchlafen. Die Schlafſtellen der kleinen Zöglinge, die noch am Bettnäſſen leiden, wurden nicht getrocknet und gelüftet, ſo daß überall ein penetranter, ſchlechter Geruch herrſchte. Handtücher waren nur 90 für 357 Zöglinge vorhanden, weshalb viele derſelben, um ſich nach dem Waſchen das Geſicht zu trocknen, die Laken ihrer Betten, andere die Schöße ihres Rockes oder gar ihre Mützen zu dieſem Zwecke benutzten. Die Wäſche wurde nicht nach der Nummer und Größe der Zöglinge vertheilt, ſondern nach Zufall, ſo daß die Großen oft die Wäſche der Kleinen und umgekehrt erhielten; — auch lag die Wäſche der Hautkranken mit der Wäſche der Geſunden vermiſcht. In die Badeſtube wurden die Zöglinge zwar wöchentlich einmal geſchickt, aber auf 357 Zöglinge, 6 Gouverneure und 20 Aufſeher, d. i. 383 Menſchen, wurden nur 4 Pfund grauer Seife verabfolgt. Als die Glieder des Synods bezweifelten, daß eine ſo kleine Quantität für beinahe 400 Perſonen ausreichen könne, wies einer der Herren der Reviſions-Commiſſion mehrere Probeſtücke der Seife vor, — von ungefähr ¼ Werſchok Länge und einigen Linien Dicke. Im Synod betrachtete man dieſe Seifeſtückchen wie eine Merkwürdigkeit, — u. ſ. w.“

Der Oberinſpector des geiſtlichen Alexander-Newsky-Inſtitutes iſt der fromme Prieſter N. Manſwetow, der die nöthigen Summen für das Inſtitut ſtets vollſtändig empfangen hatte. Als dieſer merkte, daß die Reviſion ihm doch nicht ganz nach Wunſch ausfallen könnte, reichte er dem Allerheiligſten Metropoliten ein Schriftſtück ein mit der Bitte, ihn an eine andere Kirche in der Nähe Petersburgs überzuführen, auf welche Bitte der Metropolit dem Prieſter Manſwetow die ſchriftliche Reſolution ertheilte, ſein Geſuch ſei genehmigt.

Die ruſſiſche Zeitung wundert ſich ſelbſt darüber, daß man den ehrenwerthen Herrn Manſwetow nicht für ſeine Verdienſte um die Erziehung und Bildung der jungen Geiſtlichen zu Auszeichnungen und höheren Ehrenſtellen avancirt habe.

Das iſt eine Muſteranſtalt der kaiſerlichen Reſidenz! Jetzt mag man daraus ſchließen, wie dergleichen Anſtalten in Kaſan, Saratow oder Kiew beſchaffen ſein mögen. Aus der ganzen Wirthſchaft dieſes Petersburger geiſtlichen Seminars kann man auch folgern, wie weit die geiſtige Bildung der Zöglinge reichen muß, und was die Zukunft von dieſen jungen Geiſtlichen einſt zu erwarten haben wird.

Demſelben vor Kurzem verſammelten „heiligen Synod“ reichte, wie wir in der Ruſſiſchen St. Petersburger Zeitung leſen, der Religionslehrer bei der Pawlow'ſchen Militärſchule, der Geiſtliche Michailowsky, die von ihm verfaßten Bücher: „Abriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche“ und „Kurze Kirchengeſchichte“ mit der Bitte ein, dieſelben als Lehrbücher in die geiſtlichen Seminarien einzuführen. Nach näherer Prüfung derſelben ergab ſich jedoch, daß die Bücher nicht von Herrn Michailowsky verfaßt, ſondern eine wörtliche Ueberſetzung der Werke des Dorpater Profeſſors Kurtz waren; worauf ſie, als mit der Anſchauungsweiſe der orthodoxen Kirche unverträglich, verboten und vernichtet werden ſollten.

Dergleichen Fälle und charakteriſtiſche Ereigniſſe ſind in der griechiſch-orthodoxen Kirche nichts Seltenes. Wie ſollte aber auch eine tüchtig moraliſche Durchbildung des rohen Volkes in Rußland möglich ſein — wenn die Geiſtlichkeit ſelbſt an Rohheit und Unbildung ihres Gleichen ſucht und gänzlichen Mangel

Digitized by Google

einer wahrhaft chriſtlichen Moral offenbart. Wo der Cultus übrigens hauptſächlich in bloß äußerlichem Formendienſte und in Bilderanbetung beſteht, iſt an eine radikale Regeneration der Kirche natürlich auch nicht zu denken.

Spanien.

Die Regierung und die Parteien.*)

Die ſpaniſchen Zuſtände haben ſich ſeit meinem letzten Berichte entſchieden verſchlimmert, wenn auch die Ausſichten für die nächſte Zukunft noch erträglich ſind und nicht der Art, wie ſie vielfach durch reactionäre Correſpondenzen und Blätter in's Ausland kommen. Aber dennoch, wenn man weiterhinaus ſieht, iſt es ſchwer, auf eine friedliche Löſung zu hoffen und mannigfache Unruhen nicht zu befürchten. Die Störungen der Ordnung nehmen überhand mit der Unſicherheit durch die Aufſtände karliſtiſcher Banden; die Parteien ſehen einander mit Mißtrauen an und rüſten ſich für einen Zuſammenſtoß; dabei nimmt der öffentliche Credit und Verkehr immer mehr ab; die Finanzen des Staates werden immer troſtloſer, und dies wird gewiß bald auch für die Politik von hoher Bedeutung werden. Daß die Regierung und die monarchiſche Majorität, welche dieſelbe gebildet, zu den Gefahren der Situation das Ihrige gethan und vielen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat, iſt unleugbar. Freilich konnte ſie die Umtriebe der Reaction nicht unterdrücken und einen Theil des Volkes ſammt der unverbeſſerlichen klerikalen Partei auf einmal zum Liberalismus bekehren; aber ſie hat durch ihr Verhalten ſogar zur Ermuthigung und materiellen Unterſtützung der Reaction beigetragen. Andererſeits war freilich nicht zu verlangen, daß dieſelbe ſich der Partei, welche allein die Grundſätze der Revolution conſequent durchführen will, den Republikanern, anſchließe; aber wiederum hat ſie ſich durch ihr unklares und unredliches Verhalten, indem ſie Verſprechungen gemacht, welche ſie nicht erfüllen kann, auch hier compromittirt. Allerdings, man muß mit jeder Regierung Nachſicht haben, beſonders in ſo ſchwierigen Lagen, wie die jetzige von Spanien, und beſonders bei einem Volke, wie die Spanier, welches mehr als ein anderes in dem Staate eine feindliche Macht ſieht, welcher man ſtatt opferbereiter Hingabe Widerſtand, ſtatt Nachſicht möglichſte Discreditirung, ſtatt Geduld und einfacher Ueberlegung des Möglichen übertriebene Forderungen entgegenbringt; aber viele Acte der Regierung bleiben immer unentſchuldbar und tragen den Charakter der Corruption, des Egoismus und der Parteilichkeit, welcher immer das Unglück dieſes Staatsweſens war; andere zeugen von dem Mangel an Talent und Energie, um die richtigen Heilmittel für den kranken Staatskörper zu finden und anzuwenden; und dieſe Bedenklichkeit hat das Anſehen der Regierung außerordentlich gemindert und die Sicherheit des Landes gefährdet.

Was das Erſtere anbetrifft, ſo iſt es traurig zu ſehen, wie dieſe Helden der Revolution, die die ſchönſten Worte immer im Munde führen, in Wirklichkeit an ſich und die Ihrigen immer zuerſt denken, Aemter und Würden ſich gegenſeitig ertheilen und den alten Beamtenunfug und die unbedachtſame, unſolide Staatswirthſchaft weitertreiben, obgleich die Mittel beſtändig mangeln. Prim iſt Marſchall geworden durch eigene Gnade; Topete hat jüngſt eine Inſpectionsreiſe nach Barcelona zur Mittelmeer-Flotte benutzt, um ſich von dem ihn unterdeß vertretenden Prim zum Admiral ernennen zu laſſen, der frühere Brigadier. Jene Reiſe hatte übrigens den Hauptzweck, die Marine für Montpenſier, Topete's erklärten Candidaten, zu ſtimmen; das ſoll freilich nicht geglückt ſein.

Was nun aber die politiſche Richtung der Regierung unter Serrano's Regentſchaft anbetrifft, ſo hat ſie, wie ſchon bemerkt, in dem Beſtreben, es Allen Recht zu machen, welches wiederum in der Bildung der Majorität aus ſehr heterogenen Beſtandtheilen ſeinen Grund hat, Alles verdorben und Anſehen und Macht in hohem Grade verloren. Richtig bemerkte einmal Caſtelar, daß es in revolutionären Epochen das Conſervativſte ſei, der Revolution unerſchrocken zu folgen; es giebt auch einen Conſervatismus bei der Durchführung anerkannter Principien. Das Unglück iſt nun, daß die Regierung zwar die Sätze der Revolution auf dem Papier anerkannt hat, ſie aber in Wirklichkeit nicht durchführen kann, wie ſich mehr und mehr zeigt und vorauszuſehen war. Der Nonſens einer demokratiſchen Monarchie, welches gleichwohl die Formel für die Vereinigung der Unioniſten, Progreſſiſten und Demokraten zur Partei der Monarchiker geworden iſt, wird ſchon jetzt klar und muß es mehr werden, ſobald wirklich eine Monarchie zu Stande kommen ſollte. Jene Freiheiten und Rechte des Programmes von Cadiz haben in Wahrheit nur ihren Platz in der republikaniſchen Verfaſſung; zu dieſer erklärt man das Volk für unreif, ohne zu bedenken, daß man dann mit der Proklamation des revolutionären Programms einen unverbeſſerlichen Fehler gemacht hat; für ein ſolches Volk paßt dann auch allgemeines Stimmrecht, Freiheit der Preſſe, Verſammlung, Aſſociation u. ſ. w. nicht; oder aber, erklärte man ſich einmal für jene Rechte, die alle aus der Souveränetät des Volkes abgeleitet werden, ſo war es ein chimäriſcher Gedanke, denſelben innerhalb der Monarchie freie Bewegung zu verſchaffen; dagegen ſtehen die hohen, der Krone zugewieſenen Prärogative und die Macht der Verhältniſſe. Dieſe Zweideutigkeit jener demokratiſch-monarchiſchen Politik kann nur dahin führen, einer Regierung, welche ihr treu bleiben will, Nachdruck und Geltung zu nehmen; im andern Falle muß ſie ſich entſchiedener zu den Principien der Demokratie ſtellen, für oder wider; der Eklekticismus aber verdirbt ſie. Im Anfange der Revolution ſprachen eben die, welche dann durch Einrichtung einer erblichen Monarchie die Geſchicke des Landes wiederum zum großen Theil dem glücklichen Zufalle überwieſen haben, vielfach von einer Wahlmonarchie; wie man dies Verſprechen aufgegeben hat, wird man auch die anderen Punkte mißachten, höchſtens auf Reformen im Einzelnen und eine anſtändigere Leitung des Staates hinwirken. Iſt doch auch das Geſchrei „Nieder für immer mit den Bourbonen!" reine Phraſe geworden, da die Alfonſiſten mit einer nicht unbedeutenden Partei rechnen, um unter Serrano's Regentſchaft den Sohn Iſabella's zum König heranzuziehen.

Von den Mitgliedern der monarchiſchen Partei ſind viele ſich gewiß von vornherein der Täuſchung mit jener Proklamation der demokratiſchen Sätze bewußt geweſen und nur darauf eingegangen, um unter dem Mantel des Liberalismus in ihre alte Stellung wieder zurückzuweichen und dann mit der Maske der Liberalen ihre conſervative Politik weiterzuſpinnen. Andere mögen die ganze Zeit hindurch von unklarem Urtheil befangen geweſen ſein und haben ſo in optimiſtiſchem Vertrauen auf die Möglichkeit der von einigen intriganten Diplomaten aufge-

*) Geſchrieben in Cadiz, 12. Auguſt 1869.

Digitized by Google

brachten und ausgeführten Verkuppelung der traditionellen Monarchie und der modernen Demokratie zur Confuſion und Gefährlichkeit der Situation beigetragen. Wie wenig die heterogenen Elemente der monarchiſchen Majorität auf die Dauer ſich vertragen können, iſt ſchon öfters angezeigt, noch neulich dadurch, daß bei dem Miniſterwechſel zwei Demokraten in die Regierung ſprangen, ein Zeichen des Argwohns, mit welchem dieſe Partei die Unioniſten betrachtet.

Die extremen Parteien ſind es natürlich, welche aus der Haltloſigkeit der am Ruder ſtehenden ihren Vortheil ziehen. Auf der einen Seite nun geriren ſich die Republikaner als Wächter der revolutionären Freiheiten, immer drohend, bei irgend einer Verletzung derſelben mit gutem Rechte losſchlagen zu wollen; dabei nutzen ſie eben jenen Fehler der Liberalen, welche ſo unbedingt die demokratiſchen Principien proklamirt haben, treulich aus. Alles Zurückbleiben hinter dieſen Sätzen, alle Reſtrictionen der Freiheiten, als deren Bringer die Generale ſich ausgaben und jubelnd empfangen wurden, iſt eine Anklage von dieſer Partei aus und erſcheint ihnen als eine Berechtigung, die Revolution durch einen neuen Impuls zu vollenden. Vieles wird von denſelben, zumal den exaltirten Köpfen, übertrieben, vieles iſt aber auch richtig. Die Einrichtung der erblichen Monarchie mit ihren ſog. weſentlichen Attributen gilt ihnen als Verneinung der vor allem Anderen verkündeten Souveränetät des Volkes; die Beſoldung des Klerus als eine Unterlaſſungsſünde, denn die Cultusfreiheit iſt damit nur halb durchgeführt; die Unterdrückung republikaniſcher Demonſtrationen durch einzelne Gouverneure in Uebereinſtimmung mit dem Miniſterium als eine Sünde gegen das Recht der freien Meinungsäußerung; die Wahlbeeinfluſſungen verſtoßen gegen den wahren Sinn des allgemeinen Stimmrechts; die Erklärung der Regierung für die monarchiſche Staatsform erſcheint ihnen als Eingriff in die Souveränetät der Cortes; die einſtweilige Beibehaltung der Militärpflicht als Bruch des Verſprechens der Aufhebung der Quinta; die Steuer auf Lebensmittel, Salz und Tabak iſt zwar abgeſchafft, dafür aber eine äquivalente Kopfſteuer eingerichtet, die mehr drückt, als jene, wenn ſie auch einen Fortſchritt bezeichnet trotz der Unzuläſſigkeit des Principes. Dies iſt eine Reihe ſolcher Beſchwerden, andere viele reſultiren aus der neuen Conſtitution und der Unterlaſſung der Reformen, die dringend nöthig wären, und jüngſt beſonders aus der Erneuerung des Geſetzes vom 17. April 1821 über Militärgerichte, nach welchem in den gegenwärtigen Unruhen verfahren wird. Die Miniſter, welche durch ihre Läſſigkeit gegen Werkzeuge der vorigen Regierung, beſonders auch durch ihre Nachſicht, ja Begünſtigung des Klerus, durch ihre Halbheit in der Ausführung des revolutionären Programms und ihr Zurückweichen vor entſchieden gebotenen Reformen zur Erſtarkung und Ermuthigung der Reaction genug beigetragen haben, ſuchen nun plötzlich, wo der langgefürchtete Aufſtand der Karliſten ſich anläßt, in terroriſtiſchen Mitteln ihre Zuflucht. Einmal fehlte die Regierung damit gegen den Artikel der neuen Conſtitution, welcher für den Fall exceptioneller Maßregeln in einem Theile des Landes oder im ganzen eine beſondere Geſetzverfügung verlangt, ſodann iſt die Lage nicht im Mindeſten danach beſchaffen, ſofort beſondere, aus den mitbetheiligten Militärperſonen gebildete Gerichte mit erhöhten Strafen einzuſetzen. Die gewöhnlichen Gerichte hätten vollkommen ausgereicht; es erſcheint wie eine von perſönlicher Unfehlbarkeit allzuſehr erfüllte Politik, wenn eine der einen Partei angehörige Regierung ihre Rettung ſieht in der Verſchärfung der Maßregeln gegen Alle, die mit bewaffneter Hand ihr entgegentreten; gleich als ob ſie nicht auch Schuld daran haben könnte, ſie, die ſelbſt an die Waffen appellirt hat gegen die Mißregierung Iſabella's. Dazu kommt, daß ſie ſelbſt in allen officiellen Bekanntmachungen beſtändig von der Gefahrloſigkeit der Lage ſpricht. Iſt dies der Wahrheit gemäß, ſo iſt kein Grund vorhanden zu jenem Terrorismus; iſt das Gegentheil der Fall, ſo mag ſie bedenken, ob ſie der Lage gewachſen iſt und nicht beſſer thäte, das Feld zu räumen.

Die officiellen Mittheilungen ſind hier überhaupt ausgezeichnet durch eine lächerliche Geſpreiztheit in Worten und Renommiſterei mit dem Stande der Dinge. Jedermann weiß, daß in Cuba die Dinge ſchlecht gehen, man weiß, daß neue Verſtärkungen nöthig ſein werden, um die unglückliche Inſel zu behaupten, aber noch nie iſt eine ſchlechtlautende Nachricht officiell mitgetheilt. Man kennt die Unſicherheit der Lage der Halbinſel, die Gereiztheit und Kampfbereitheit der Parteien, aber die Gouverneure ergehen ſich in Phraſen über ihre redliche Geſinnung, über die Ausſichten auf die Zukunft, gleich als ob das goldne Zeitalter wiederkehren ſollte, über die Eintracht der Liberalen, die Zuverläſſigkeit der Truppen, den ſicheren Stand der Dinge, gegen den höchſtens ſchwache Verſuche von einer reactionären Minorität gemacht werden können. So rüſtet man ſich hier in Cadiz ſehr offen gegen einen neuen Kampf mit den Republikanern; aber Bekanntmachungen von Seiten der Gouverneure legen auch das in ganz anderm, rein friedlichem Sinne aus, ohne doch von dem Publikum Abſchied zu nehmen, ohne Hinweis auf Militär und ihre treue Wacht gegen alle Reaction; darunter gehört aber in erſter Linie die republikaniſche Reaction gegen den Stillſtand der Revolution. Dieſe ſpaniſche Büreaukratie iſt recht eigentlich erfüllt von der Verlogenheit der hohen Diplomatie, die in den kritiſchen Lagen an ſchönen Worten nicht Mangel hat, im Geheimen aber ſchon die Minen vollendet, um ſie nächſtens ſpringen zu laſſen.

Doch um zu der Haltung der Regierung zurückzukehren: es wird dieſelbe ziemlich allgemein von den unabhängigen Blättern verurtheilt; die Republikaner vor Allem ſind entrüſtet über das willkürliche, für ſie mitgeltende Verfahren. Durch's ganze Land aber geht ein Gefühl tiefen Unmuths über die Füſilirungen verſchiedener, durch die ſo gebildeten Militärgerichte verurtheilter Karliſten. Mögen dieſelben noch ſo ehrlos und ſtrafbar ſein, ſo iſt es doch ſehr übel, dieſen Weg zu ihrer Niederhaltung einzuſchlagen, der beim Anwachſen der Bewegung leicht wieder zu den barbariſchen Zuſtänden der Zeiten des karliſtiſchen Bürgerkriegs führen kann; auch muß man bedenken, daß viele einfach Verführte unter den Aufſtändiſchen ſein mögen, die nun aber aus Furcht und aus Rachegefühl weiter getrieben werden. Ein trübes Licht auf die Zuſtände wirft auch der Umſtand, daß viele Militärs und beſonders Geiſtliche bei den reactionären Conſpirationen und Aufſtänden betheiligt ſind. Jene ſind unzuverläſſig und der Beſtechung überaus zugänglich; dieſe haben trotz des Budgets von 180 Millionen Realen (nahe an 13 Mill. Thalern), das ihnen von den Cortes bewilligt iſt, mit der Revolution keinen Frieden gemacht; jene Summe dient vorzugsweiſe zur Unterhaltung der reactionären Umtriebe, beſonders der karliſtiſchen; denn Don Carlos oder el niño terso iſt das eigentliche Ideal dieſer Glaubenskämpfer, mit deren Bornirtheit man thöricht hofft, jemals tranſigiren zu können; Conceſſionen werden ſie nie aus dem Kreiſe ihrer Anſchauungen herausdrängen.

Die Republikaner nun, ungeachtet mannigfachen Grundes, den Kampf der Meinungen auf das Feld der Gewalt zu verlegen, haben klugerweiſe bis jetzt ſich ruhig verhalten, ſind aber immer

Digitized by Google

kampfbereit und organiſirt zur Vertheidigung der demokratiſchen und revolutionären Principien. Wie es heißt, wollen ſie warten bis zur Proklamirung des Königs, was allerdings noch lange dauern kann. Denn dieſe Frage iſt nach wie vor nicht weiter zu bringen; kein Prätendent hat irgendwelche Ausſicht, ſo daß es nicht Wunder nimmt, wenn man jetzt den Regenten Serrano ſelbſt mit auf die Liſte der Candidaten ſetzt. Indeß hat man Grund zu vermuthen, daß im Geheimen für den jungen Alfonſo ſtark gearbeitet wird und erfolgreicher, als die Karliſten, die offen arbeiten.

Der erſte Verſuch derſelben kann jedenfalls als völlig geſcheitert betrachtet werden. Der Plan war geweſen, eine Gränzfeſtung, beſonders Pampelona, in ihre Hände zu bekommen, um hier einen Rückhalt zu haben und durch Erregung des Guerillakrieges mit Heranziehung anderer unzufriedener Elemente ſich allmählich feſtzuſetzen. Aber es fehlte an Uebereinſtimmung in den Operationen; im Norden, wo Navarra der Hauptſitz der Karliſten iſt, geſchah nichts; in Leon und der Mancha ſind die Banden bald von den Truppen und der Miliz verjagt worden. Don Carlos ſoll in lächerlicher Weiſe den Beſitz ſeines Erbreiches angetreten und dann wieder in das ſichere Frankreich zurückgegangen ſein. Den Clerus hat er durch ein beſonderes Manifeſt für ſich einzunehmen und ſeine Gelder ſeinem Unternehmen zuzuwenden geſucht, gewiß nicht ohne Erfolg. Zu der Anleihe, die er in Frankreich gemacht hat, ſind aus Spanien die Hauptgelder gekommen. Cabrera, ſein bedeutendſter Anhänger, ſoll ſich übrigens von ihm abgewendet haben, nicht gewillt, einem unſer Jahrhundert ſchändenden Bürgerkriege ſeine Unterſtützung zu gewähren; dieſe Geſinnung würde ihm alle Ehre machen. Der Juſtizminiſter (jetzt Ruiz Zorrilla) hat ein Circular an die Biſchöfe erlaſſen mit der Weiſung, die Namen aller an Aufſtänden gegen die Regierung betheiligten Kleriker einzureichen, um gegen ſie die nöthigen Schritte zu thun und ihre Untergebenen ernſt zum Gehorſam gegen die Geſetze zu ermahnen. Das wäre doch ein Anfang zur nöthigen Ueberwachung der Geiſtlichen und zur Trennung von Rom.

Gegenüber der Reaktion halten die beſonnenen Republikaner zu den Liberalen. Ihre Taktik iſt: abzuwarten, ob nicht die Zeit ihre Gegner ſpaltet, unterdeß ſich weiter auszubreiten und zu organiſiren, und nur im Nothfalle zu den Waffen zu greifen; beſſer können ſie nicht handeln, beſonders da ſie mit ihrer gegenwärtigen Stellung zufrieden ſein und von den Konſervativen leicht einen übereilten Schritt zu Gunſten eines beſtimmten Candidaten erwarten können, während ihr Aufſtand jetzt nur die Gegenpartei conſolidiren müßte. Ihre Ausſichten verbeſſern ſich mit der Hinausſchiebung des Proviſoriums nur, und es iſt leicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß die Reihe auch an ſie einmal kommt. Jedenfalls wird die Rolle, welche die monarchiſche Partei ſpielt, immer lächerlicher; Viele, die es fühlen, wenden ſich der republikaniſchen Partei wieder zu und möchten den jetzigen Zuſtand weiter hinausſchieben, um dann gleich in den Hafen der Republik einzulaufen; Andere ſcheinen die Löſung der Frage von dem guten Geſchick mehr als von ihrem Verſtande abhängig zu machen und von der Souveränetät der Cortes Wunderdinge zu erwarten; wieder Andere wirken offen und geheim für ihren Candidaten, ohne damit vorwärts zu kommen.

Welche Stärke die Republikaner in einem etwaigen Kampfe entfalten und ob ſie am Staatsruder mehr Glück und Vernunft zeigen würden, als ihre Vorgänger, muß abgewartet werden. Jedenfalls würden ſie mehr Reinheit der Geſinnung und Aufrichtigkeit, gründlich Hand an die Beſſerung des faulen Staatsweſens zu legen, aufweiſen und weniger von Skrupeln, wie ſie die Konſervativen beunruhigen, erfüllt ſein. Ob ſich aber unter ihnen wirkliche Staatsmänner zeigen würden, wer weiß es? Die Zeit, die Umſtände, ſchaffen ſich ihre Leute. Auch jetzt ſchon weiſen ſie, abgeſehen von vielen heißblütigen und untergeordneten Leuten, Männer von ſcharfem Verſtande und philoſophiſcher Bildung auf, wie Pi y Margall, oder idealiſtiſch, dabei aber gänzlich freigeſinnte, wie Caſtelar, der große Redner, und Prophet einer neuen beſſeren Zeit, ſcharfe Juriſten, wie Figueras und Lopez, alte Kämpen, wie Orenſe, der Marquis von Albaida, feine Satiriker und Beobachter, wie Sanchez Ruano, und manches gute jüngere Talent. Hoffen wir, daß, wenn ihre Zeit kommt, ſie vermögen, Ordnung in dieſe Verwirrung zu bringen und aus der Zerſtörung des Alten ein neues kräftiges Sein hervorzurufen. Möchten ſie dann nicht bloß vorübergehen, geehrt mit dem Namen Schwärmer, aber erfolglos in ihren Ideen, niedergeworfen von der Barbarei der vergangenen Zeit.

Paul Foerſter.

Kleine literariſche Revue.

— **„Die Demokratiſirung des Wahlrechts in England und ihr Einfluß auf die parlamentariſche Regierung“** *) iſt der Titel einer leſenswerthen Abhandlung des Dr. jur. Adolf Koller, welche als „theilweiſer Separat-Abdruck aus dem Archiv des Norddeutſchen Bundes und des Zollvereins“ erſchienen iſt. Die Schrift giebt weſentlich eine Zuſammenſtellung des Wahlmodus vor und nach der Reformbill von 1832 und nach der neuen Reformbill vom 15. Auguſt 1867 (vom 13. Juli 1868 für Schottland und für Irland) nebſt ergänzenden Beſtimmungen. Den Zuſtand nach der Reform von 1832 hat Herr Dr. Koller ſehr eingehend behandelt, den neueſten hingegen, auf welchem doch der Schwerpunkt des Intereſſes ruht, nur in ſeinen Grundzügen geſchildert und während er die Vertheilung der Parlamentsſitze nach der Reformbill des Jahres 1832 den beſten Handbüchern folgend darlegt, hat er ein ſolches Vertheilungs-Tableau für die Epoche ſeit 1868 zu bieten verabſäumt. Seine Kritik dieſer Neuerungen iſt leider ſehr kurz ausgefallen, aber, wofern ſie den claſſiſchen Ausführungen des Canadiers Alpheus Todd ſich anſchließt, aus unleugbar richtigen Geſichtspunkten gefloſſen. Daß die fortſchreitende Erweiterung der Wahlrechte den Todeskeim des engliſchen Parlamentarismus enthält, iſt in Deutſchland bereits von Rudolf Gneiſt und auch von Fiſchel nachgewieſen worden, und daß andererſeits die Einziehung der nomination-boroughs (oder rotten-boroughs, kleinen Wahlflecken) das ſtaatsmänniſche Contingent des Unterhauſes vermindert, die Bildung feſter Parteigruppen erſchwert und die Möglichkeit einer ſtarken Parlaments-Regierung ebenmäßig geſchmälert hat, iſt von den freiſinnigſten Politikern Englands (ſogar auch von dem reformfreundlichen Erſkine May) längſt entſchieden bejaht worden. Diejenigen, welche bei uns dies bezweifeln wollen, vergeſſen gewöhnlich, daß das engliſche Parlament wirklich regiert, alſo nicht blos eine geſetzgebende Verſammlung bildet, und es folglich bei den Parlaments-Mitgliedern, oder mindeſtens den Hauptſtimm- und Parteiführern deſſelben, vor Allem auf Regierungs-Fähigkeit ankommt! Doppelt muß man es daher beklagen,

*) Berlin, Fr. Kortkampf, 1869.

Digitized by Google

daß der Verfaſſer vorliegender Studie die Factoren des neueſten Umſchwunges nicht im Hinblick hierauf näher geprüft und zergliedert hat. Aber indem er über die Stellung des continentalen zum engliſchen Parlamentarismus nicht völlig klar iſt, geht ihm ein großer Theil des Kernes dieſer Betrachtung verloren. Dem Unbefangenen iſt das Künſtliche des engliſchen Syſtems der Partei-Regierung nachgerade evident; nichtsdeſtoweniger wird die fehlerhafte Uebertragung derſelben auf das Feſtland Europa's weder durch den *Schein-Conſtitutionalismus* noch durch die *Schein-Demokratie*, d. h. den *Cäſarismus*, verbeſſert, ſondern allein durch die lebensvolle Entwickelung der Inſtitutionen aus den gegebenen, hiſtoriſch gewordenen Zuſtänden und aus den realen Bedürfniſſen heraus: im Einklange mit allen rechtſchaffenen Strebungen der Menſchheit! T. v. B.

— **Béranger in neuer Uebertragung.** Von *Adolf Laun* in Oldenburg iſt ſoeben eine neue, ſehr gelungene Uebertragung der Chansons von *Béranger* erſchienen.*) Es iſt allerdings nicht der *ganze* Béranger, der hier vor uns liegt; der deutſche Bearbeiter hat Alles ausgeſchieden, was nur der politiſchen Parteibewegung des Augenblickes angehörte und heutzutage ſelbſt den Franzoſen kaum mehr verſtändlich iſt, ſowie Alles, was ein ſittiges weibliches Gemüth verletzen könnte, doch fehlt Nichts von dem, was die unvergleichliche Grazie und Liebenswürdigkeit des berühmten Chanſonnier bildet. Wir haben bereits bei Gelegenheit der Anzeige von Adolf Laun's „Dichtercharakteren" den vorzüglichen Beruf deſſelben, fremde moderne Dichter in unſer Idiom zu übertragen, anerkannt.

— **Zeitſchrift für Töchterſchulen, von Hermes.** Die weibliche Bildung in ihrer Bedeutung für die Erziehung des nachfolgenden Geſchlechtes wird in unſerer Zeit mehr und mehr anerkannt und die Wichtigkeit der Mädchenſchulen, die lange Zeit hinter den Knabenſchulen zurückſtanden, auch viel ſpäter eingerichtet wurden, als die Knabenſchulen, tritt jetzt mehr und mehr in's Bewußtſein der gebildeten Welt. Wir finden es darum auch natürlich, wenn beſondere literariſche Organe für weibliche Bildung in's Leben treten; es liegen uns zwei Hefte einer ſolchen Zeitſchrift vor, welche ſich nach dem Vorworte auch einen weit über Deutſchlands Gränzen gehenden Leſerkreis verſchafft hat.**) Leider vermögen wir aus den uns vorliegenden zwei erſten Heften des zweiten Jahrgangs keinen Blick in die ſpezifiſche Bedeutung dieſer Zeitſchrift für die weibliche Bildung zu thun, da die meiſten Aufſätze allgemein pädagogiſchen Inhalts ſind, z. B. die treffliche Abhandlung über den großen Volkspädagogen „Eberhard v. Rochow", dann die über „Gottſched's deutſche Sprachkunſt", über „die heutige Auffaſſung des franzöſiſchen Accentes", über „die deutſchen Dichter im Unterrichte der Jugend", „die Schulbankfrage" u. a. Außer dieſen und ähnlichen Aufſätzen enthalten die beiden Nummern noch Beſprechungen von Programmen höherer Töchterſchulen und eine Beurtheilung eingegangener Bücher allgemeinen Inhalts. Nur den Aufſatz des *Director Kühn* in Altenburg über „Maria" finden wir hier nicht an ſeiner richtigen Stelle; er ſcheint mehr für ein römiſches, als für ein deutſches Publikum geſchrieben, mehr für Nonnenklöſter, als für höhere Töchterſchulen.

*) Bremen, J. Kühtmann, 1869.

**) Stoa. Zeitſchrift für die Intereſſen der höheren Töchterſchulen. Im Verein mit deutſchen Amtsgenoſſen herausgegeben von Dr. F. Hermes. Zweiter Band. Berlin, Guttentag, 1869.

— **Die Ziele der Lehrerbildung.***) Wir haben unlängſt eine längere Anzeige einer Schrift über die Seminarien gebracht; heute liegt uns eine andere vor, die den wichtigen Gegenſtand ebenfalls behandelt. Gewiß gehört die Frage über die Bildung der Volksſchullehrer, die ja den größten Einfluß auf die heranwachſende Generation ausüben, nicht bloß zu den wichtigſten pädagogiſchen Fragen, ſie iſt vielmehr im eminenten Sinne eine ſozial-politiſche, von deren richtiger Löſung zum guten Theil das Gedeihen jedes modernen Gemeinweſens mit abhängt. Es iſt deshalb erfreulich, wenn Männer von Verſtändniß und Herz für die Sache ihre Anſichten darüber äußern und die Frage nach allen Seiten in's klare Licht ſetzen; nur ſollten die Gebildeten eine größere Theilnahme an ſolchen Schriften beweiſen, als es bisher geſchehen iſt. Die vorliegende Schrift tritt ebenfalls in prinzipiellen Gegenſatz zu den Regulativen und erbaut ſich auf der Grundlage der naturgemäßen Erziehung. Nach einer kurzen Einleitung über die Nothwendigkeit einer erhöhten Forderung an die jetzige Lehrerbildung und einem kurzen geſchichtlichen Ueberblicke behandelt ſie im erſten Abſchnitte die Grundlage der Elementarlehrer-Bildung, im zweiten die Präparanden-Bildung nach ihrem Ziel und Umfange, worin der Verfaſſer die Vorbildung durch Gelehrten-Anſtalten verwirft und beſondere Präparanden-Anſtalten fordert. Wir ſind der Anſicht, daß die Lehrer ſo wenig als möglich dem Volksleben durch geſchloſſene, excluſive Anſtalten entzogen werden dürfen und fordern darum auch zur Vorbildung derſelben die ausgebildete Volksſchule, die höhere Bürgerſchule, die uns in Preußen aber leider noch ganz fehlt. — Der dritte Abſchnitt befaßt ſich ſpeziell mit der Fachbildung des Lehrers nach den einzelnen Disciplinen und den Schluß des Ganzen bilden fünfzig Theſen über die Ziele der modernen Lehrerbildung.

Wenn wir auch bei näherem Eingehen gegen einzelne Forderungen uns erklären würden, ſo räumen wir dieſer Schrift doch eine anregende Bedeutung ein und müſſen wir der geſunden Anſchauung und klaren Darlegung des Verfaſſers unſeren Beifall zollen. L. W. S.

— **Die halbdeutſche Mundart der Ehſten.****) Die Abſicht des Herrn Verfaſſers mit dem vorliegenden Verſuche iſt, die halbdeutſche Mundart der Ehſten als etwas „Naturwüchſiges, einer ferneren Ausbildung fähiges" hinzuſtellen, und wenn uns die oft herzlich drolligen Sprachcorrumpirungen unwillkürlich an das niedliche Kauderwelſch unſerer kleinen zwei- und dreijährigen Lieblinge erinnern, dürfen wir um ſo weniger an einem Heraustreten des halbdeutſchen Dialektes aus den Kinderſchuhen zweifeln, da uns ja die Sprachentwickelung des heranwachſenden Geſchlechts, als etwas Naturgemäßes, täglich vor Augen iſt. Zum Schluſſe noch für unſere Leſer das Motto der „Hallerlei nurrigen Sichten":

„Ein Wegel ſingt ſo kut es kann —
Worum tenn nich ein alpteits***) Mann.

*) Die Ziele der modernen Lehrerbildung. Ein Beitrag zur Lehrerbildungsfrage mit beſonderer Rückſicht auf Preußen, von Dr. H. Zwick, Lehrer der Naturwiſſenſchaften an der K. Provinzial-Gewerbeſchule zu Coblenz. Berlin, J. Guttentag, 1869.

**) „Hallerlei nurrige Sichten un ſoterkleichen." Erzählungen im halbdeutſchen und gebundener Rede von Dr. Bertram. Dorpat, W. Gläſer's Verlag, 1869.

***) halbdeutſch.

Digitized by Google

Literariſcher Sprechſaal.

In Anerkennung der Pflicht, die Bildung in immer weiteren Kreiſen zu verbreiten, ſind in Breslau eine Anzahl freiſinniger Männer zu einem Vereine zuſammengetreten, der es ſich zur Aufgabe machen will, „durch Veröffentlichung und Verbreitung von Schriften, durch Vorträge, durch Gewährung von Lehrmitteln und in jeder ſonſt geeigneten Weiſe für Volksbildung zu wirken.“ Insbeſondere wird ſein Beſtreben darauf gerichtet ſein, „die Ideen der Humanität auszuſtreuen und zur Geltung zu bringen.“ Um das Andenken Alexander's von Humboldt zu ehren, nennt ſich der Verein „Humboldt-Verein“. Jeder, der das 24. Lebensjahr erreicht hat und im Vollbeſitz der bürgerlichen Rechte iſt, kann als Mitglied aufgenommen werden. Das aufgenommene Mitglied hat einen jährlichen Beitrag von mindeſtens 20 Sgr. zu zahlen. Außerdem wird der Verein für ſeine Vereinszwecke Humboldt-Pfennige ſammeln. Wer einen laufenden oder einmaligen Beitrag als Humboldt-Pfennig zur Vereinskaſſe zahlt, ohne Mitglied des Vereins zu ſein, gilt als Gönner des Humboldt-Vereins. Der Vorſtand und Ausſchuß des Vereins ſagt in ſeinem Aufrufe, der auch den Frauen gilt:

„Schon ſind dem Verein auch von Auswärtigen Beitritts-Anmeldungen zugegangen. Der Verein hofft, daß die Zahl derſelben ſich ſtetig mehren wird. Erwünſcht wird es dem Vereine ſein, wenn ſich die auswärtigen Mitglieder bemühen, ihm neue Mitglieder und Gönner zuzuführen, noch erwünſchter, wenn ſich auch an anderen Orten Vereine mit gleicher Tendenz zu gleichen Beſtrebungen konſtituiren. Es gilt dem Licht! Es gilt, den Beſtrebungen jener finſtern Mächte entgegenzuarbeiten, die das Licht nicht kommen laſſen wollen, die darauf ausgehen, uns in die Nacht mittelalterlicher Unwiſſenheit, mittelalterlichen Aberglaubens zurückzuführen. Es gilt der Humanität! Es gilt, einen mächtigen Schutzwall aufzurichten gegen die Wiederkehr der Roheit, der Unſitte und des Fanatismus früherer Jahrhunderte und das Unſere zu thun zur fortſchreitenden Veredelung und Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts.“

In Hamburg iſt eine namhafte Zahl angeſehener Männer zur Gründung einer Humboldt-Stiftung zuſammengetreten; man wünſcht ein Kapital zu ſammeln, aus deſſen jährlichen Revenüen hervorragende Leiſtungen deutſcher Seefahrer auf den Gebieten der Meteorologie und Hydrographie durch Verleihung von Prämien geehrt werden ſollen, in ähnlicher Weiſe, wie ſolches ſchon länger in Holland und Frankreich geſchieht.

Alexander von Humboldt's Biographie, von Otto Ule hat ſich raſch ſo eingebürgt, daß ſie jetzt bereits in dritter Auflage erſchienen.*) Der Verleger dieſes Volksbuches hat demſelben den Bericht vorangeſchickt, den das Humboldt-Denkmal-Comité in Newyork über ſeine Wirkſamkeit abgeſtattet, mit welcher es als muſtergebend den Humboldtfreunden in Deutſchland vorangegangen iſt. Erſt am 2. Juli d. J. ſind die Letzteren mit ihrem Aufruf an das deutſche Volk hervorgetreten, während Herr Georg Aufermann in Newyork bereits im Januar d. J. die erſten Schritte zu jenem Zwecke gethan hat.

Auch aus der Feder Ferdinand Schmidt's, des beliebten Jugendſchriftſtellers, iſt ſoeben eine Biographie Humboldt's, „ein Lebensbild für Jung und Alt“, wie ſie der Verfaſſer nennt, erſchienen. (Berlin, Hugo Keſtner.) Es reiht ſich dieſe Schrift in würdiger Weiſe an des Verfaſſers ähnliche Arbeiten über Herder, Göthe und Schiller an.

*) Verlag von R. Leſſer in Berlin. (150 S. kl. 8. Pr. 10 Sgr.)

Das „Comité zur Förderung weiblicher Induſtrie“ in Darmſtadt, an deſſen Spitze die Prinzeſſin Alice von Heſſen, geborene Prinzeſſin von Großbritannien, ſteht, hat kürzlich an den Schulvorſtand der genannten Stadt ein Schreiben gerichtet, worin ſie demſelben eine Schrift der Frau Louiſe Büchner: „Weibliche Betrachtungen über ein weibliches Thema“*) zur Beherzigung dringend empfiehlt. Es iſt namentlich die Mangelhaftigkeit des Unterrichts in weiblichen Handarbeiten in den niederen und höheren Mädchenſchulen des Großherzogthums Heſſen und des ſüdlichen Deutſchlands überhaupt, auf welche die kleine Schrift aufmerkſam macht, worin demnächſt beantragt wird, daß der Handarbeit-Unterricht in den Frei- und Gemeindeſchulen überall nicht allein obligatoriſch eingeführt, ſondern auch da, wo er ſchon beſteht, gründlich reorganiſirt werde. Die Verfaſſerin weiſt dabei auf die viel beſſer organiſirten Mädchenſchulen in der Schweiz und in Norddeutſchland (beſonders in Sachſen-Weimar) hin. Bei dieſer Gelegenheit wollen wir nicht unbemerkt laſſen, daß der Frauen-Verein in Heſſen-Darmſtadt und der für das Großherzogthum Baden in der Anerkennung der außerhalb ihrer kleinen Staaten beſtehenden beſſeren Einrichtungen auf den Gebieten weiblichen Unterrichts eine ſehr rühmliche Ausnahme von dem noch im Allgemeinen in Süddeutſchland vorherrſchenden, unedeln Cliquengeiſt machen. Ein wahrhaft abſchreckendes Muſter in dieſer Beziehung bildet die in Stuttgart erſcheinende „Allgemeine Frauenzeitung“, dieſes ſogenannte „Centralorgan für weibliche Nationalökonomie, Frauenarbeit und Frauenbildung“, die faſt in jeder Nummer Angriffe auf norddeutſche und namentlich auf Berliner Einrichtungen enthält. Die Redaction dieſes Blattes ſcheint von der fixen Idee beſeſſen, daß ſie die Vereine zur Förderung der Erwerbsfähigkeit und des höheren Unterrichts der Frauen erfunden habe. In Nr. 130 (Auguſt 1869) behauptet dieſes Blatt, daß es ſeine Gedanken ſeien, die man in Berlin „ohne Angabe der Quelle“ annektirt habe, als dort der verewigte Lette in den Jahren 1865 und 1866 den „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts“ gegründet und als im J. 1868 Miß Archer ihr „Victoria-Lyceum“ in Berlin ſtiftete. Die Redaction der „Allgemeinen Frauenzeitung“ iſt von ſo bornirter Unwiſſenheit, daß ſie keine Ahnung davon hat, welches eigentlich die Quelle ſei, aus der ſie ſelbſt, wie ihre Berliner Concurrenten, geſchöpft. Lette war ausdrücklich nach England gereiſt, um dort die Einrichtungen zu ſtudiren, nach welchen er ſeinen Verein und deſſen Statuten geſchaffen, und daß die geiſtvolle Engländerin, Miß Archer, ſich nicht in Stuttgart das Muſter zu ihrem Lyceum geholt, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

J. L.

Von unſeren neueren Romanſchriftſtellern wird wohl kaum ein Anderer ſo häufig in fremde Sprachen überſetzt, wie Berthold Auerbach, deſſen Werke meiſt kurz nach dem Erſcheinen in Deutſchland in Ueberſetzungen, namentlich bei den germaniſchen Schweſter-Nationen, erſcheinen. Auch in Holland iſt dies der Fall, wo Auerbach neben Fanny Lewald viel geleſen

*) Darmſtadt, Wittich'ſche Hofbuchdruckerei. (28 S.)

Digitized by Google

wird. Bei Gelegenheit einer ſolchen Uebertragung hat ſich der kürzlich verſtorbene größte niederländiſche Romanſchriftſteller J. van Lennep über dergleichen Bearbeitungen im Allgemeinen und über Auerbach's Schriften insbeſondere ausgeſprochen. Es geſchah bei der holländiſchen Herausgabe des „Schatzkäſtlein", welches unter dem Titel „Juweelen" (Schatzkäſtlein läßt ſich in unſerem Sinne nicht wörtlich in holländiſcher Sprache wiedergeben) vor längerer Zeit von einer mit Lennep verwandten Dame überſetzt wurde. Die Vorrede hierzu iſt ein Brief von J. van Lennep, worin er ſich gegen Uebertragungen im Allgemeinen ausſpricht, freilich aus Gründen, die etwas wenig ſtichhaltig ſind. So z. B. ſagt er: „So wenig als Jemand die erquickende Luft von Wight, Hières oder Madeira durch das Beſehen von Anſichten genießen kann, auf denen dieſe Inſeln abgebildet ſind, ſo wenig kann Jemand mit dem Geiſte und Gemüthe eines Schriftſtellers vertraut werden, wenn er ihn nur aus einer Ueberſetzung kennen lernt". Das iſt denn doch etwas ſtark übertrieben. — „Wenn Sie einmal", ſo ſagt Lennep weiter, „etwas aus der deutſchen Literatur übertragen wollen, dann können Sie allerdings kaum Beſſeres wählen, als Auerbach's Schriften. Zwar iſt in ſeinen Erzählungen Vieles, was durchaus deutſch iſt, aber ſie beſitzen zwei Eigenſchaften, welche ſonſt den Werken deutſcher Schriftſteller nicht eigen zu ſein pflegen: ſie ſind vor allen Dingen nicht unklar, und nicht krankhaft ſentimental. Im Gegentheil: die Form iſt klar wie Kryſtall, und der Geiſt, der daraus aufſteigt, iſt der einer friſchen geſunden Weltanſchauung, die ſelbſt viel von friſchem und geſundem Chriſtenthum hat. Die Anſichten, obgleich in erſter Linie deutſch, ſind doch überall wahr, und wenn daher die Schale auch etwas Beſonderes hat, ſo wird der Kern doch allenthalben anſprechen und gefallen." — „Auerbach", ſo heißt es weiter, „betrachtet ſeine Mitmenſchen, trotz ihrer Schwächen, als Brüder: ſein Urtheil iſt nie lieblos oder hart, immer ſchonend und nachſichtig — er zieht gegen die Sünde zu Felde, nicht gegen den Sünder."

Unter den Verirrungen unſerer Zeit iſt wohl nicht die kleinſte das Beſtreben, die bekannten, das Sittengeſetz vielfach verleugnenden Grundſätze und Lebensregeln Machiavelli's nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſie als Weisheit zu empfehlen. Es geht dies ſo weit, daß man ſich nicht ſcheut, ſelbſt in Volksvereinen damit vorzugehen, obwohl man ſich geſtehen ſollte, daß Irrthümer in ſolchen, vielfach noch aus Halbgebildeten beſtehenden Vereinen verbreitet, um ſo gefährlicher ſeien, als das eigene Nachdenken der Hörer außer Stande iſt, den Irrthum ſelbſt zu entdecken und für ſich und Andere unſchädlich zu machen. — Wann wird die Zeit kommen, wo unſere Bildung ſich endlich ſo weit aufſchwingt, ſogar das höchſte Glück unerreicht zu laſſen, wenn es nicht auf ſtreng ſittlichem Wege erlangt oder erkämpft werden kann? Jener höchſt betrübende Irrthum führt uns wahrlich nicht einer Zeit vollendeter Bildung entgegen, entfernt uns vielmehr von ihr wiederum ſehr bedeutend. — Auch der genialſte, mit Machiavelli das Sittengeſetz unbeachtet laſſende Geiſt ſollte ſich hüten, durch Empfehlung jener Lebensregeln ſich als geiſtreich darthun zu wollen. Nach der Ausſaat richtet ſich die Aerndte. Eine ſelten beachtete und doch nicht minder beachtenswerthe Erfahrung erfüllt ſich faſt immer, und wäre es erſt in kommenden Geſchlechtern, in der Weiſe, daß ſogar raffinirte Schlechtigkeit ſich am Ende als Kurzſichtigkeit, die planloſeſte Redlichkeit dagegen als Klugheit ergiebt. Selbſt in der Politik iſt — wie abweichend auch einzelne Fälle Anderes zu ergeben ſcheinen — die höchſte Redlichkeit die höchſte Diplomatie. Allerdings bewährt ſich dies in allen Lebensverhältniſſen nur dann, wenn Redlichkeit im privaten und öffentlichen Leben nicht nach Lohn und Erfolg trachtet, ſondern allein und ausſchließlich, ſelbſt unter den höchſten Schwierigkeiten, nur der ſittlichen Pflicht wegen, ihre Wege verfolgt, mit Einem Wort, wenn es ſich um wahre Redlichkeit handelt. Fſtr.

In Folge der Abſchaffung des Zeitungsſtempels, dieſer Tax on Knowledge, wie die Engländer mit Recht alle Steuern nennen, welche die Erzeugniſſe der Literatur vertheuern, hat ſich in Großbritannien und Irland der jährliche Abſatz von Zeitungs- und Wochenblatt-Nummern von etwa 39 Millionen im Jahre 1831 auf etwa 2500 Millionen im Jahre 1868 gehoben. Was aber noch erfreulicher, als dieſe enorme Steigerung, iſt der Umſtand, daß ſeit Abſchaffung der Steuer, wodurch die großen, anſtändigen Blätter viel billiger geworden, die unſittliche, periodiſche Preſſe, diejenigen Blätter, die durch ihren Inhalt und ihre Bilderausſtattung auf die Sinnlichkeit, die Habſucht, den Aberglauben und andere Leidenſchaften der Menge berechnet ſind, an Abſatz nicht bloß verhältnißmäßig, ſondern poſitiv, verloren haben. Es werden zwar noch immer dergleichen ſchmutzige Blätter herausgegeben und neu unternommen; ſie können ſich aber nicht lange halten. Die beſſeren, großen und zugleich billigen Blätter machen ihnen ſo erfolgreich Concurrenz, daß die Speculation auf die Gemeinheit der Menge ſehr bald ihre Rechnung nicht mehr findet und, um nicht größeren Schaden zu erleiden, ihre Schmutzblätter lieber eingehen läßt.

Ueber „die Pfahlbauten und Völkerſchichten Oſteuropa's" hat Dr. E. Rückert eine kleine Schrift herausgegeben*), die manche neue Geſichtspunkte eröffnet. Der „Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit" (Organ des Germaniſchen Muſeums) ſagt darüber: „Ausgehend von den etwa vor einem Jahre entdeckten intereſſanten Pfahlbauten bei Daber in Pommern, ſucht der Verfaſſer, indem er auf das Gebiet der Sprachforſchung übertritt und zunächſt den hier in Frage kommenden Ort als das alte Scurgium des Ptolemäus nachweiſt, in anderen Ortsnamen Nachklänge der Waſſer- und Pfahlbauzeit. Er verbreitet ſich dabei über das ganze, namentlich das öſtliche Europa, wo er noch viele Ueberreſte des alten Celtenthums entdeckt. Es werden ſodann dieſe Unterſuchungen auf ethnographiſchem Gebiete überhaupt fortgeſetzt und ziemlich ſämmtliche Völkerſchaften, welche bis zur Geſtaltung befeſtigter Verhältniſſe auf europäiſchem Boden ſich bewegten, nach ihren Namen und ſonſtigen ſprachlichen Denkmälern einer Prüfung unterzogen. Neben mancher kühnen Combination, die mit unterläuft, finden ſich auch die überraſchendſten Aufſchlüſſe".

Die „Miniaturbibliothek der klaſſiſchen Schriften des In- und Auslandes" bringt eine neue Uebertragung von Walter Scott's Lady of the Lake, in den Versmaßen des Originals und mit erklärenden Anmerkungen ausgeſtattet von L. Freytag**).

*) Würzburg, A. Stuber, 1869.
**) Bremen, J. Kühtmann, 1869.

Digitized by Google

Zum Humboldt-Tage
empfohlen: (163)

Berthold Auerbach's deutſcher Volkskalender für 1869.

Mit 24 Holzſchnitten. Preis 12½ Sgr.

Außer einem Humboldt-Kalender enthält dieſer Jahrgang einen ſchön und ſchwungvoll geſchriebenen Artikel von Dr. **Edmund Reitlinger** in Wien:

Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.

Von dem übrigen Inhalt des Kalenders erwähnen wir noch: Juſtus von Liebig. Ueber den Ernährungswerth der Speiſen und Dr. Georg Pritzel, Zur Geſchichte der Kartoffel. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

Wichtig für alle Verehrer Humboldt's!

In C. F. Calow's Kunſt-Verlag in Cöln erſchien ſoeben eine **Medaille** zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag **Alex. von Humboldt's**, in jeder Beziehung meiſterhaft künſtleriſch ausgeführt. Dieſelbe hat 5 Centimeter Durchmeſſer und zeigt auf dem Avers das gelungene Portrait nebſt betreffender Umſchrift, ſowie auf dem Revers eine paſſende Inſchrift in lat. Sprache. Vorſtehende Medaille zu Prämien bei Preisvertheilungen, Münz- und Medaillen-Sammlungen ꝛc. geeignet, iſt ſowohl beim Herausgeber ſelbſt, wie in allen Buch- und Kunſthandlungen zu folgenden Preiſen zu haben:

1) In Bronce reſp. Kupfer à 1 Thlr. 2) Fein verſilbert à 1½ Thlr. 3) In ächtem Silber (Silberwerth ca. 3 Thlr.) 4½ Thlr. 4) Gold verhältnißmäßig. — Extrafeine Etuis extra.

Wiederverkäufer wollen ſich gef. an obige Firma wenden. (164)

Vor Kurzem erſchien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten: (165)

Der Talmud

von **Emanuel Deutſch**, Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London. Aus der ſiebenten engliſchen Auflage ins Deutſche übertragen. Autoriſirte Ausgabe. gr. 8. 12 Sgr.

„Dieſe kleine Schrift machte in England, wo ſie zuerſt erſchien, das ungeheuerſte Aufſehen. Gleich nach ihrem Erſcheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam. Das Intereſſe für ſie war allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 war ſie in 7 Auflagen erſchienen." Nationalzeitung.

Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien: (166)

Tomo X. **Goldoni, Carlo,** Commedie scelte. Precedute da un discorso critico delle opere dell' autore.

Diese sorgfältig getroffene Auswahl aus dem reichen Schatz der Goldoni'schen dramatischen Muse wird den Freunden der italienischen Literatur willkommen sein. Es sind darin folgende Lustspiele aufgenommen: Il Torquato Tasso. — Le Donne curiose. — Un curioso Accidente. — Terenzio. — L'Avaro fastoso. — Il vero Amico. — Il Burbero benefico.

Die früher erschienenen Bände der „Biblioteca d'autori italiani" enthalten:

Tomo 1. **Manzoni, Alessandro.** I promessi sposi. Storia milanese del secolo XVII.
„ 2. **Leopardi, Giacomo.** Opere.
„ 3. **Balbo, Cesare.** Novelle.
„ 4. 5. **Boccaccio, Giovanni.** Il Decameron. 2 vol.
„ 6. **Cantu, Cesare.** Margherita Pusterla. Racconto.
„ 7. **Giusti, Giuseppe.** Poesie. Precedute dalla vita dell' autore.
„ 8. **d'Azeglio, Massimo.** Niccolò de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni.
„ 9. **Pellico, Silvio.** Opere scelte.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſcheint:

Der Naturforſcher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr. (167)

Das Juliheft (Nr. 27—31) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Aſtronomie. Die Spektren der Fixſterne und der zuſammengeſetzten Gaſe. — Die November-Meteore von 1868. — Das Sonnen-Spektrum. — Die Tyndall'ſche Kometen-Theorie. **Meteorologie.** Das Glitzern der Sterne. — Lichtabſorption der Erd-Atmoſphäre. **Phyſik.** Elektriſche Lichterſcheinungen durch Induktion. — Eine neue elektriſche Staubfigur. — Lichtbrechungsvermögen der Metalle. — Elektromotoriſche Wirkung des Hydrogeniums. **Chemie.** Einige chemiſche Experimente. — Ueber die chemiſche Conſtitution der Silikate. — Erweiterte Kenntniß der Alkohole. **Botanik.** Mechanismus der Pflanzenathmung. **Geologie.** Höhe des Veſuvs im April 1869. — Die vulkaniſchen Ereigniſſe des Jahres 1868. **Paläontologie.** Die nacheiszeitlichen Säugethiere Englands. **Biologie.** Der Wärme-Ortsſinn. — Die Fettbildung im Thierkörper. — Mikroſkopiſches Thierleben in den Polargegenden. — Die ausgeſtorbenen Vögel der Maskarenen. **Agrikultur.** Das Ausroden der Wälder. — Die Schwindſucht der Seidenraupe. **Geſundheitslehre.** Die eiſernen Oefen.

Gegen Einſendung von 7½ Sgr. per Poſt-Anweiſung ſendet die Verlagsbuchhandlung von **Hugo Kaſtner** in Berlin, 61 Leipzigerſtraße, franco zu: (168)

Ferd. Schmidt: Alexander von Humboldt. 10 Bog. 16⁰. illuſtr. eleg. broch. (Soeben erſchienen.)

In zweiter Auflage iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bibel und Natur

in der Harmonie ihrer Offenbarungen von **Th. Zollmann.**

Gekrönte Preisſchrift.

280 S. Preis 1 Thlr. (169)

Die Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg.

Bei **E. H. Schroeder** in **Berlin**, 41 Linden, erscheint soeben:

Portrait

Alexanders von Humboldt.

Nach der im Jahre 1857 von S. Friedländer nach dem Leben aufgenommenen Photographie lithographirt von P. Rohrbach.

Brustbild. Folio. Chines. Papier. 1 Thlr. 15 Sgr.

Unter den vielen Portraits Humboldt's ist dieses künstlerisch ganz vortrefflich ausgeführte Blatt unstreitig eins der ähnlichsten und gerade dadurch von besonderem Interesse, dass es nach der letzten Photographie gearbeitet ist, zu welcher der weltberühmte Gelehrte wirklich gesessen hat.

In Format und äusserer Ausstattung schliesst sich das Blatt genau der in demselben Verlage erschienenen weitverbreiteten Gallerie berühmter Dichter und Componisten an, von welcher bereits 20 Blatt ausgegeben sind. (170)

Im Commissionsverlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

Ungarische Revue.

1869.

Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner redigirt von

Dr. **Mansvet Riedl,**
kgl. ungar. Universitätsprof., Mitgl. d. Ungar. Akad. der Wissenschaften u. s. w.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Den Verhältnissen Ungarns ist in der Gegenwart die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewendet; es wird daher dieses von den ersten Gelehrten Ungarns hervorgerufene und und unterstützte Unternehmen die lebhafteste Theilnahme erregen. Die ernst wissenschaftliche Richtung der „Ungarischen Revue" erhellt aus nachstehender kurzer Inhaltsangabe dieses ersten Jahrgangs: Geologie Ungarns in allgemeinen Umrissen, von M. v. Hantken. — Uebersichtliche Flora der unter der ungarischen Krone vereinigten Länder, von F. Hazslinsky. — Aus den charakteristischen Angaben zur Fauna Ungarns, nach E. Frivaldszky. — Ungarns politisch-ökonomische Verhältnisse, von L. Kubinyi. — Die neuesten archäologischen Entdeckungen in Ungarn, von E. Henszlmann. — Wissenschaftliche Institute in Ungarn, von L. Kubinyi. — Galerie der neuern ungarischen Gelehrten. I. Julius Schvarcz. (171)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. — **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 4. September 1869. — [Nº 36.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Selbſtverwaltung der Volksſchule. 517. — Der deutſche, realiſtiſche Roman. Wilh. Jenſen. Julius Groſſe. Adolf Glaſer. 520.
England. John Stuart Mill's Geſammelte Werke. Von der Denk- und Redefreiheit. 521.
Frankreich. Deutſche Studien in Frankreich. II. Die deutſchen politiſchen Flüchtlinge. Der moderne Sprachen-Unterricht auf franzöſiſchen Schulen. 523.
Schweiz. Zur Biographie Peſtalozzi's. 526.
Baltiſche Provinzen. Die älteſte deutſche Schule in den baltiſchen Provinzen. 527.
Kaukaſien. Dichtungen transkaukaſiſcher Sänger. 529.
Kleine literariſche Revue. Ariſtoteles und Plato. 530. — Gladſtone's Juventus Mundi. 530. — Dante in hebräiſcher Sprache. 530. — Satanas in Newyork. 531.
Literariſcher Sprechſaal Eine volkswirthſchaftliche Facultät in Frankreich. 531. — Herr St. René Taillandier, ein Kämpe für die Tſchechen. 531. — Böhm. Bibliographie. 532. — Zur politiſchen Geſchichte der Gegenwart. 532. — Tagebuch des Sultans. 532. — Der Verf. des Robinſon und ſein Charakter. 532. — Unterricht für Erwachſene in Frankreich. 532. — Kiepert's Hand-Atlas. 532.

Deutſchland und das Ausland.

Die Selbſtverwaltung der Volksſchule.*)

Das längſt angekündigte und mit Spannung erwartete Votum des berühmten Juriſten in einem der wichtigſten, aber auch ſchwierigſten Probleme unſeres ſozialen Lebens liegt jetzt der Beurtheilung des Publikums vor. Wir beeilen uns, unſeren Leſern den Inhalt der in der Anmerkung genannten Schrift kurz vorzuführen, ohne jedoch damit den Anſpruch zu erheben, ein Thema, welches von dem Verf. mit einem ſeltenen Aufwand von hiſtoriſchem und juriſtiſchem Wiſſen und einer außerordentlichen Schärfe der Argumentation behandelt worden iſt, hier auf beſchränkterem Raum genügend ausführen zu können. Wir werden uns vielmehr begnügen müſſen, das von Gneiſt gewonnene Reſultat zu reſümiren und nur hier und da mit den nöthigſten Erläuterungen dem Leſer zu Hilfe zu kommen, wollen aber nicht verfehlt haben, die Lectüre der an Belehrung und Anregung äußerſt reichen Schrift allen denen auf's Angelegentlichſte zu empfehlen, welche ſich für die brennendſten Fragen unſeres ſtaatlichen Lebens, nämlich die Schulfrage, mit Allem was dazu gehört, und die Selbſtverwaltung der Communen, intereſſiren.

Erinnern wir uns zunächſt noch einmal an die Ergebniſſe der vor drei Monaten erſchienenen und in Nr. 23 dieſer Zeitſchrift ausführlich beſprochenen Broſchüre deſſelben Verfaſſers. Es war dort unwiderleglich bewieſen worden, daß eine confeſſionelle Schule nach preußiſchen Landesgeſetzen vollſtändig unzuläſſig iſt, und nur eine ſowohl ungeſetzliche wie widerſinnige Verwaltungspraxis ſeit ungefähr 1840 den Namen und die Sache der ſog. confeſſionellen Schule eingeführt hat. Das, was Rechtens iſt, konnte nach jener Schrift nicht mehr bezweifelt werden; auch iſt unſeres Wiſſens der ernſthafte Verſuch einer Widerlegung ſelbſt von gouvernementaler und reactionärer Seite nicht gemacht worden. Fährt alſo die betreffende Behörde, wie die neueſten Erlaſſe derſelben zeigen, nichtsdeſtoweniger fort, den eingeriſſenen Mißbrauch feſtzuhalten, ſo iſt damit der Beweis geliefert, daß eben bei uns ein geſetzlicher Schutz gegen die verkehrte und fehlerhafte Praxis der Verwaltungsbeamten nicht beſteht, ſobald es denſelben beliebt, ihre eigenen, willkürlichen und abenteuerlichen Meinungen an Stelle des Landesgeſetzes treten zu laſſen.

Auffallend iſt es uns erſchienen, daß damals von gegneriſcher Seite nicht der Verſuch gemacht worden iſt, das Geſetz ſelbſt zu perhorresciren. Gneiſt ſchloß ſeine Apologie der betreffenden preußiſchen, zu Recht beſtehenden Geſetze mit den Worten: „Nolumus legem terrae mutare!“ Keiner jener Anhänger des frommen Mühler'ſchen und Stiehl'ſchen Syſtems hat geantwortet: „Das Geſetz iſt zu ändern!“ — wiewohl ihnen doch ſonſt in ſolchen Sachen eine reiche Auswahl geſinnungstüchtiger, einſchlägiger Phraſen zu Gebote ſtehen, und ſie bei der unerfreulichen Unklarheit, die über dieſe Angelegenheit in vielen Köpfen herrſcht, immerhin auf einigen Erfolg rechnen durften.

Weit entfernt alſo, etwas Neues in die preußiſche Geſetzgebung bringen zu wollen, war Gneiſt in jener Schrift zu etwas Altem zurückgekehrt, indem er wollte, daß die Unterrichtsverwaltung ſich wieder auf geſetzlichen Boden ſtelle und ſich der Rechtscontrole durch einen Verwaltungs-Gerichtshof füge. In dem heute vorliegenden Buche geht er aber allerdings einen Schritt vorwärts, und wie uns ſcheinen will, einen äußerſt bedeutſamen und wichtigen; denn daß die vorliegende Frage keine der einfachſten und leichteſten iſt, beweiſt der langſame, krebsartige Gang, den ihre Löſung bisher genommen hat. „Am 27. Juni 1869 ſind funfzig Jahre verfloſſen ſeit dem Tage, an dem die Ausarbeitung eines Geſetzes über die Verfaſſung des Schulweſens im preußiſchen Staate vollendet war, welches bis heute noch nicht zur Ausführung gelangt iſt.“ Die Verhandlungen und Berathungen darüber haben in dem letztverfloſſenen halben Jahrhundert einen förmlichen Kreislauf durchgemacht. „Die in Deutſchland ſo beliebten Säcularfeierlichkeiten pflegen mit Genugthuung und einiger Ruhmredigkeit auf Reſultate zurückzublicken. Wir thun wohl beſſer, bei dieſer ſeltſamen Semiſäcularfeier uns möglichſt nüchtern die Wahrheit zu ſagen.“ … Die Wahrheit aber iſt nach Gneiſt, „daß Preußen ſeit 50 Jahren das Bedürfniß einer Schulgeſetzgebung anerkennt, daß aber die geſetzgebenden Organe der Aufgabe nicht gewachſen waren, — ein Vorwurf, welcher ſich auf 30 Jahre abſoluter Regierung, auf 20 Jahre conſtitutioneller Regierung, alſo auf Beamtenthum und Kammern vertheilt“.

Folgt nun ſchon aus dieſem ſummariſchen Ueberblick, daß die Schwierigkeiten, welche ſich dieſem wichtigen Theile der Geſetzgebung entgegenſtellen, tiefgehender Natur ſind, ſo ergiebt ſich dies noch ſicherer bei genauerer Betrachtung der Verhältniſſe. Und zwar ſind es beſonders drei Grundmängel, an denen die bisherigen Verſuche geſcheitert ſind: 1) Die Unklarheit der herrſchenden Vorſtellungen, 2) der mangelnde Sinn für Geſetzlichkeit, beſonders in dem Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat; 3) die Beſchaffung des Geldbe-

*) Die Selbſtverwaltung der Volksſchule. Vorſchläge zur Löſung des Schulſtreites durch die preußiſche Kreisordnung von Dr. Rudolf Gneiſt. Berlin, Julius Springer, 1869. (140 Seiten.)

Digitized by Google

dürfniſſes der Volksſchulen. Der letzte Punkt iſt deshalb der bedenklichſte, weil er auch den Mangel an gutem Willen, der auf dieſem Gebiet geherrſcht hat, zeigt. Denn „das Philoſophiren über Trennung von Kirche und Schule, Staat und Schule, Staat und Kirche, confeſſionelle und confeſſionsloſe Schulen iſt dem wirklichen Bedürfniß gegenüber nur eine andere Form des Nichtsthuns". Um die entſetzlich geringen Gehälter der Elementarlehrer aufzubeſſern, würden zunächſt mindeſtens 2 Millionen erforderlich ſein, ebenſoviel als Erſatz für die in Wegfall kommenden Schulgelder. Dennoch läßt ſich die Forderung nüchtern dahin beſtimmen: „Das neue Schulgeſetz muß unmittelbar für einen jährlichen Mehrbedarf von 4 bis 6 Millionen Thalern und dann für weitere Erhöhung ſorgen." — „Philoſophirt und reſolvirt iſt ſeit zwei Jahrzehnden über die Reform des preußiſchen Schulweſens zur Genüge. Wer fortan Vorſchläge zu machen hat, ſoll ſagen, wie er jährlich 4 bis 6 Millionen Thaler aufzubringen gedenkt?"

Der Verf. beweiſt, daß die drei zunächſt ſich öffnenden Auswege zur Beſchaffung dieſer nothwendigen jährlichen Summe, nicht eingeſchlagen werden dürfen: 1) Das Schulgeld darf nicht erhöht werden. 2) Die Summe darf auch nicht durch die bisherige Weiſe der Vertheilung der Societätslaſten aufgebracht werden, — wenigſtens nicht in den ländlichen Schulſocietäten. 3) Endlich können auch die Koſten nicht in den Ortsgemeinden innerhalb des Syſtems der bisherigen Communalſteuer beſtritten werden.

Sollen wir wirklich noch Ein Wort der Vertheidigung derer reden, welche die gänzliche Abſchaffung des Schulgeldes in den Volksſchulen befürworten? Es müßte dies freilich überflüſſig ſein, iſt es aber leider nicht, wie bekannt. „Im Hintergrund aller Verwirrung liegt hier heute, wie vor 100 Jahren, die Widerſtandskraft der beſitzenden Klaſſen, welche nach ihrem nächſten Intereſſe Schulgeld und Volksunterricht noch immer in dem wirthſchaftlichen Verhältniß von Leiſtung und Gegenleiſtung betrachten, während Beides nach der Grundauffaſſung des Allgemeinen Landrechts und nach dem feierlichen Anerkenntniß unſerer Verfaſſungsurkunden öffentliche Pflicht, öffentliches Recht und allgemeines Intereſſe nach jeder Richtung hin geworden iſt."

In der That heißt die vom Verf. gerügte Auffaſſungsweiſe auch nichts Anderes, als den Geſichtspunkt völlig verſchieben. Bei den Univerſitäten und höheren Lehranſtalten iſt die Nothwendigkeit eines Staatszuſchuſſes nie beſtritten worden, und die Collegien- und Schulgelder haben ſtets nur den kleinſten Theil der Koſten aufbringen können. Bei dieſen Lehranſtalten ſowohl, als auch bei den ſog. Mittelſchulen, läßt ſich gegen die Entrichtung eines Schulgeldes als Gegenleiſtung für den Unterricht prinzipiell nichts einwenden. „Für den Elementarunterricht aber verändern ſich dieſe Geſichtspunkte. Hier handelt es ſich nicht um ein Mehr oder Weniger, um ein Maaß der höheren Bildung, von welchem man Gebrauch machen, oder nicht Gebrauch machen kann: ſondern um ein vom Standpunkt der Allgemeinheit nothwendiges Minimalmaß, welches dem aufwachſenden Menſchen die Möglichkeit eines menſchenwürdigen Daſeins eröffnet, welches zur Aufrechthaltung des Kulturſtandes und des Nahrungsſtandes der Geſammtheit, ja ſelbſt für die Militäreinrichtungen und andere Seiten des Staatslebens unentbehrlich erſcheint. ... Für die Elementarſchule tritt deshalb der Grundſatz des directen Staatszwanges ein. ... Mit dem rechtlichen Zwang erhält in der Elementarſchule das Schulgeld den Charakter einer Zwangsſteuer, bei welchem nun die Frage dahin ſteht: Läßt es ſich rechtfertigen, die unter dem Namen des Schulgeldes erhobene Steuer von jeder Familie nach der Zahl ihrer unmündigen Kinder zu erheben? Alles, was im Steuerſyſtem gegen Kopfſteuern zu ſagen iſt, häuft ſich als ein ſchwerer Vorwurf gegen dieſe Art der Schulbeſteuerung."

Es iſt uns wohl erlaſſen, zu dieſer treffenden Beweisführung, für deren weiteren Verlauf wir den Leſer an den Text ſelbſt verweiſen, auch nur ein Wort des Beifalls hinzuzufügen.

Geht es nun mit dem Schulgeld nicht, ſo bieten auch weder die ländlichen Schulſocietäten, noch die ländlichen Communen einen geeigneten Modus dar, um die Koſten für die Volksſchule aufzubringen.

Nur die ſtädtiſchen Schulverwaltungen haben ſich bis jetzt im Allgemeinen als entwickelungsfähig erwieſen, während bei den ländlichen im Ganzen wie im Einzelnen ein „Bild des Stillſtandes und eine Ungleichheit der Verhältniſſe" erſcheint, welche in den kleinſten Bezirken noch immer das Bild der Verkümmerung darſtellt. „Die unheilvolle Krankheit der ländlichen Schulgemeinden iſt ihre lebensunfähige Kleinheit"; ſie füllen das lebendige Bedürfniß der Volksſchule nicht aus. Es iſt unmöglich, auf dem Boden der kleinen, armen Schulgemeinde bei dünner Bevölkerung und ſpärlichen Erwerbsquellen die Erhaltung der Schule nach dem jetzigen Maßſtab zu ſichern, geſchweige denn zu beſchaffen, was nöthig iſt für die Zukunft. „Ein weiter geſicherter Fortſchritt des Volksſchulweſens erſcheint nicht mehr ausführbar auf dem ſtreitigen, zweideutigen Boden der bisherigen Schulſocietäten des platten Landes, ſondern nur auf dem Boden allſeits anerkannter geſetzlicher Communal-Verfaſſungen und Communalſteuer-Verpflichtungen." Die ländlichen Communen nun wieder leiden an drei unheilbaren Mängeln, indem ſie für alle heutigen Zwecke der Selbſtverwaltung zu klein ſind, indem ſie zu ungleichartige Elemente für ein Syſtem von Aemtern der Selbſtverwaltung enthalten, und endlich, indem ſie des durchgreifenden Steuerfußes entbehren.

Es muß demnach etwas Drittes gefunden werden oder ſich conſtruiren laſſen, welches als Baſis für die Selbſtverwaltung der Volksſchulen diene. Mit Recht muß man als hauptſächlichſte und erſte Bedingung des wahrhaft conſtitutionellen Staates das *selfgovernment* hinſtellen. Noch ſteht bei uns der junge Conſtitutionalismus in heftigem Kampf mit dem alternden Abſolutismus, der jetzt die Form der Beamtenherrſchaft angenommen hat. Daß unſer Conſtitutionalismus noch ſo unentwickelt und in ſo vielen Beziehungen nicht viel mehr als eine wohlklingende Phraſe iſt, beruht eben darauf im letzten Grunde, daß wir die richtige Form des selfgovernment noch nicht gefunden haben. Mit Ausnahme der Bewohner der größten Städte haben ſich unſere Bürger noch nicht entwöhnt, von der „hohen Obrigkeit" ſich gern regieren zu laſſen; der „beſchränkte Unterthanenverſtand" beugt ſich faſt überall noch in ſtummem Gehorſam, und die Freude und der Stolz, den die Bürger frei conſtituirter Staaten empfinden, ihre eigenen Communal-Angelegenheiten zu verwalten und ſich den Landesgeſetzen gemäß ſelbſt zu regieren, fehlt bei uns noch in den meiſten Fällen. Es liegt dies aber lediglich daran, daß wir den geeigneten Kreis für das selfgovernment noch nicht gefunden haben. Das Kleingemeindenthum hat eine ähnlich verderbliche Wirkung, wie ſie das Kleinſtaatenthum lange Zeit in Deutſchland ausgeübt hat und zum Theil noch ausübt. Aber während man die Ohnmacht jener Duodezſtaaten längſt anerkannt und

Digitized by Google

eingeſehen hat, wie unmöglich es iſt, den vollen Begriff einer Staatsverfaſſung auf jene „*ſouveränen Landrathsämter*“ anzuwenden, ſo iſt die Unfähigkeit des Kleingemeindethums, als ſelbſtändiger Verwaltungskörper zu exiſtiren, noch lange nicht genügend anerkannt worden. Gneiſt führt den Beweis hierfür und ſtellt ſodann den **Kreisverband**, wie er als feſte, gleichmäßig geordnete Bezirkseintheilung für alle Beziehungen der öffentlichen Verwaltung daſteht, als die *geſuchte Einheit* für das selfgovernment hin. „In dem Kreisverband ſind im *großen Durchſchnitt* die Vorbedingungen wirklich vorhanden, welche dem zerſplitterten verkümmerten Communalleben des platten Landes gefehlt haben. ... In den verhältnißmäßig ſeltenen Fällen, in welchen kleinere und arme Kreiſe der öſtlichen Provinzen auch als ſolche die Schullaſt nicht voll zu tragen vermögen, kann bis zur Entwickelung der provinziellen Selbſtverwaltung an dieſer Stelle die Staatshilfe ergänzend eintreten.

„Die Löſung des Problems nach ſo viel vergeblichen und hoffnungslos fortzuſetzenden Verſuchen wird alſo in dem neuen Grundſatz zu finden ſein: *Die Erhaltung der Elementarſchule geht von den beſtehenden ländlichen Schulgemeinden, Landgemeinden und Gutsbezirken, als gemeine Kreislaſt auf den Kreisverband über.*“

Können wir nun nach dieſen gewonnenen Reſultaten zu der ſchwierigſten und wichtigſten Frage, nämlich zu der Frage nach dem „*Geldpunkt*“ gelangen, ſo beſteht, um es kurz zu ſagen, der vom Verf. vorgeſchlagene neue Modus der Steuererhebung darin, „daß die Koſten der Unterhaltung der Elementarſchulen (wie die übrigen Bedürfniſſe des Kreis- und Communalweſens) durch eine reale *Hausſtandsſteuer* aufzubringen ſind, welche von jedem nutzenden Inhaber eines Land- und ſonſtigen Realbeſitzes, eines Gebäudes, einer Wohnung, eines Ladens, eines Geſchäftslokals innerhalb des Communalverbandes nach dem Mieths- und Pachtwerth durch Gemeindebeamte einzuſchätzen, zu erheben und zu verwalten iſt, nach Maßgabe des beſonderen Communalſteuer-Geſetzes“.

Bevor indeſſen dieſes Geſetz durchgeführt ſein wird, ſollen die Koſten der Volksſchule durch gleichmäßige Zuſchläge zu den im Kreisverband zur Erhebung kommenden Grund-, Gebäude-, Klaſſen- und klaſſificirten Einkommenſteuern aufzubringen ſein.

Es folgen nun die mit äußerſter Sachkenntniß und feinem Verſtändniß ausgeſonnenen Vorſchläge über die Bildung der *Kreisvertretung*, die Competenz der *Kreisverſammlungen*, die Zuſammenſetzung und das Wahlſyſtem derſelben, das Verhältniß der großen und kleinen *Städte* zum Kreisverband, die verwaltenden *Schulcommiſſionen*, die Bildung der *Localcuratorien*, die *Staatsaufſicht* und das Verhältniß zur *Kirche*. Das Reſultat aller dieſer Unterſuchungen wird dann von Gneiſt kurz und ſcharf in folgenden Artikeln zuſammengefaßt:

I. Die Erhaltung der Volksſchule geht unter Auflöſung der beſtehenden ländlichen Schulſocietäten als gemeine Kreislaſt *auf die beſtehenden Kreisverbände* über, vorbehaltlich der Sonderſtellung der Städte.

II. Binnen Jahresfriſt nach Publication dieſes Geſetzes iſt die *Erhebung von Schulgeldern* für den Elementar-Unterricht einzuſtellen.

III. Die Beſoldung der Lehrer und die übrigen Koſten des Elementar-Unterrichts werden in Zukunft durch eine *Hausſtandsſteuer* aufgebracht, welche von jedem nutzenden Inhaber eines Gebäudes, Land- und ſonſtigen Realbeſitzes innerhalb des Gemeinde- und Kreisverbandes nach dem Miethe- und Pachtwerth, durch Gemeindebeamte einzuſchätzen, zu erheben und zu verwalten iſt, nach Maßgabe eines beſonderen Geſetzes.

IV. Bis zur Durchführung dieſes Kreis- und Gemeinde-Steuerſyſtems (binnen 5 Jahren) werden die Erhaltungskoſten der Volksſchule durch gleichmäßige Zuſchläge zur Grund-, Gebäude, Klaſſen- und Einkommenſteuer aufgebracht.

V. Die Feſtſtellung des Verwaltungsetats der Kreisſchul-Verwaltung, ſowie aller ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, erfolgt durch die Beſchlüſſe einer *gewählten Kreisverſammlung*, zu welcher 24 bis 48 Kreisverordnete des platten Landes von drei zu drei Jahren nach den beſtehenden Geſetzen und Wählerliſten der Landesvertretung zu wählen ſind.

VI. Für die Kreisverwaltung der Volksſchule wird eine ſtändige *Schulcommiſſion* gebildet, beſtehend aus dem Kreislandrath, einem Kreisamtmann, einem ſtädtiſchen Magiſtratsmitglied, einem Geiſtlichen der im Kreisverband vorherrſchenden Confeſſion, einem praktiſchen Schulmann, zwei Kreisverordneten und einem Kreisdeputirten, mit der Befugniß zur Anſtellung und Entlaſſung der Lehrer, Handhabung des Ordnungsſtrafrechts, Vermögens-Verwaltung und Oberleitung der Schulen des Kreisverbandes.

VII. Für die *örtliche Verwaltung* iſt in jedem Amtsbezirk ein *Curatorium*, beſtehend aus dem Kreisamtmann, aus dem in dem Amtsbezirk anſäſſigen Kreisverordneten, einem Geiſtlichen, einem Lehrer und einem Specialdeputirten, als ſtändiges Organ der Kreisſchul-Commiſſion zu bilden.

VIII. Die *ſtädtiſche Verwaltung des Schulweſens* iſt nach folgenden Maßgaben zu geſtalten:

1. Die *großen Städte* bilden einen Kreisverband für ſich, in welchem die ſtädtiſche Schuldeputation die Rechte der Kreisſchul-Commiſſion, die Stadtverordneten-Verſammlung die Rechte der Kreisverordneten-Verſammlung ausübt.

2. Die *übrigen Städte* bilden in der Regel ein geſondertes Schulſyſtem, unter ergänzender Oberleitung der Kreisſchul-Commiſſion. An der Kreisvertretung nehmen die Städte durch eine der Geſammtmaſſe ihrer directen Steuern entſprechenden Zahl von Kreisverordneten Theil.

3. Den Städten unter 2000 Einwohnern wird der Eintritt in das Syſtem der Kreis- und Bezirksverwaltung offen gehalten.

IX. Die *Staatsaufſicht* wird durch einen *General-Schul-Inſpector* in jedem Regierungsbezirk geübt, mit den bisherigen Befugniſſen des Provinzialſchul-Collegiums und der Regierungs-Abtheilung, ſoweit ſolche nicht der Schulcommiſſion übertragen ſind.

X. Die Centralverwaltung verbleibt dem *Unterrichts-Miniſter*, mit Nebenordnung eines *Ober-Schul-Collegiums* zum Erlaß der Regulative für die Lehrpläne der Volksſchule, der Seminarien und für die Prüfungsordnung.

Eine gewaltige Gedankenarbeit liegt dieſen inhaltvollen Sätzen zu Grunde; hoffen wir, daß die fruchtbaren Keime, welche in ihnen enthalten ſind, recht bald ihre Entwickelung finden, damit der traurige und gefahrdrohende Zuſtand unſeres Elementarſchul-Weſens, wie er aus der engherzigen und kurzſichtigen Praxis der betreffenden Verwaltungsbehörden ſeit zwei bis drei Decennien hervorgegangen iſt, je eher je lieber ein Ende nimmt. Jedenfalls hat der Verf. vollkommen Recht, wenn er ſagt, daß die Durchführung jener Sätze den Antheil des *Staats*, der *Kirche* und der *Gemeinden* an der Volksſchule in der That verwirklichen werde.

„Für die Geſammtentwickelung der Nation wird es die

Digitized by Google

ſelbſtthätige Verwaltung erſt zum vollen Bewußtſein bringen, wie der Schulzwang das ſtärkſte Band bildet, welches Staat und Geſellſchaft in ihren Beſtrebungen vereint; wie die Unentgeltlichkeit des Unterrichts den Klaſſengegenſatz von Arm und Reich von unten herauf aufhebt; wie er den arbeitenden Klaſſen von dem Punkte aus Hilfe gewährt, wo unmittelbar zu helfen iſt, wo die Hilfe nicht mehr als ein Almoſen erſcheint, welches den Empfänger herabdrückt, ſondern als Ausdruck des Grundſatzes, daß die gemeinſame Erziehung der Jugend die nationale Aufgabe Deutſchlands ſein ſoll. Iſt die Löſung der „ſocialen Frage“ nicht durch neue wirthſchaftliche Einrichtungen, nicht durch das allgemeine Stimmrecht und immer neu ertheilte Wahlrechte herbeizuführen, ſo iſt es doch gewiß, daß der Volksunterricht zugleich den *nächſtliegenden* und zugleich den *höchſtliegenden Punkt* trifft: die gemeinſame Erhebung der ſchwächeren Klaſſen der Bevölkerung zu einem höheren wirthſchaftlichen und ſittlichen Daſein.“

Die Einrichtung unſerer Elementarſchulen und der Schulzwang gehören zu den eigenthümlichſten deutſchen Einrichtungen; das ehrliche Streben nach allſeitiger *Erkenntniß*, das ſtrenge *Pflichtgefühl*, welches man nicht mit Unrecht dem deutſchen Volkscharakter als ſpezielles Eigenthum nachrühmt, ſelbſt wenn es zu einer gewiſſen Pedanterie ausartet, treffen ſich in dieſem Punkte. Deshalb iſt es ein trefflicher Gedanke des Verfaſſers, daß eben in dieſem Punkte der Hebel angeſetzt werden muß, um zu dem Ziele des freien Staatslebens, des Conſtitutionalismus, des selfgovernment zu gelangen; deſſen weitere Ziele: „den beſitzenden Klaſſen das Bewußtſein ihres Staatsberufs wiederzugeben, dem Staatsbeamtenthum ein ebenbürtiges Gegengewicht zu verſchaffen, die Kluft zwiſchen Verwaltung und Verfaſſung zu füllen“, — in weiterer Durchführung des Syſtems noch erkennbarer hervortreten werden. „*Die Harmonie zwiſchen Staat und Geſellſchaft*, auf welcher die politiſche Freiheit beruht, iſt nicht zu erreichen, ſo lange nicht das Beamtenthum *etwas* von der Unabhängigkeit der beſitzenden Klaſſen, die beſitzende Klaſſe *etwas* von der praktiſchen Kenntniß und Gewöhnung des Beamtenthums zu gewinnen weiß.“

„In England, ſo ſchließt der Verf., hat ſich ſeit der Reformation der Specialbau des selfgovernment von der Armenpflege aus formirt und fundamentirt. Wenn er ſich in Deutſchland von der Volksſchule aus aufbaut, ſo wäre das entſprechend *unſerer* eigenen Weiſe der Reformation. Es wäre *unſere* nationale Weiſe des Aufbaues einer Selbſtverwaltung, darauf beruhend, daß wir Kirche und Schule, Religion und Erziehung doch noch ernſter und tiefer faſſen, als unſere Nachbarn im Weſten. Wir werden ihnen auf ihre gutgemeinten aber etwas beſchränkten Einwendungen gegen Schulzwang und Militärpflicht erwidern: Es iſt das die Selbſtverwaltung nach *deutſcher* Weiſe.“

Der deutſche, realiſtiſche Roman.

Wilh. Jenſen. — Julius Große. — Adolf Glaſer.

Die deutſchen Romanſchriftſteller der neueſten Zeit huldigen größtentheils einem entſchiedenen Realismus, der bald mehr bald minder grell hervortritt, von zartbeſaiteten Gemüthern gefürchtet und geflohen wird, aber doch in einzelnen Erſcheinungen ſich das Recht zu erkämpfen weiß, anerkannt und als charakteriſtiſcher Ausdruck der Strömung des gegenwärtigen Geiſteslebens geachtet zu werden. Denn ein charakteriſtiſches Merkmal unſerer Zeit iſt der entſchiedene Realismus; das beweiſen die hervorragendſten Vertreter der verſchiedenen Kunſtgattungen, wie Makart in ſeiner ſogenannten „Peſt von Florenz“, Richard Wagner in ſeinen „Meiſterſingern“, Robert Hamerling im „Ahasver in Rom“; das beweiſen eben auch die letzten Romane von Guſtav Freytag, Karl Gutzkow, und ſelbſt von Berthold Auerbach, namentlich aber Friedrich Spielhagen; ebenſo trägt eine große Zahl anderer Arbeiten dieſes Genres den Stempel des Realismus.

Wie nun jede entſchiedene Richtung in der Literatur in ihren Conſequenzen leicht an die Gränze der künſtleriſchen Berechtigung ſtreift, ſo auch hier: der Realismus giebt ſcharf hervortretende, frappant überzeugende Einzelbilder, aber es wird ihm ſchwer, ſie zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden, und oft bleiben uns die Dichter, welche ihm huldigen, die befriedigende Löſung ſchuldig, oder ſie zwingen dieſelbe mit Mitteln herbei, die ihren Grundſätzen diametral entgegenſtehen. Da führen ſie uns bis zu einem beſtimmten Punkte, ſpannen unſere Erwartung hoch; denn gerade, weil Alles ſo natürlich, ſo ganz aus dem Leben gegriffen war, iſt uns die Löſung nicht nur im Sinne des Romans wichtig, ſie iſt uns gleichſam zur perſönlichen Angelegenheit geworden, und mit Einem Male greift der Dichter zu einem ganz entgegengeſetzten Auswege, bringt Perſonen oder Zuſtände herein, die nichts weniger als real erſcheinen, und verfährt mit einer ſouveränen poetiſchen Willkür, die oft geeignet iſt, zu verſtimmen und den Eindruck des Vorhergehenden zu ſchwächen.

Dieſe Betrachtungen laſſen ſich auf mehrere Romane anwenden, die uns aus dem Verlage von George Weſtermann in Braunſchweig vorliegen. Ein ſehr talentvoller und in letzter Zeit vielgenannter Schriftſteller, *Wilhelm Jenſen*, giebt in einem derſelben, der „Unter heißerer Sonne“ betitelt iſt, ein außerordentlich wirkſames Bild von Natur und Menſchen in den Aequatorial-Gegenden des ſüdlichen Amerika. Die Schilderungen der trägen Tage und geſelligen Abende, an denen die Caballeros und Sennoras, nachdem ſie gefaulenzt und Sieſta gehalten haben, wie Nachtſchmetterlinge zu den Tertulias eilen, wo unter prächtig ſchillernder Außenſeite ein mattes Sinnenleben ſich entfaltet, welches nur zuweilen zu verzehrender Gluth erwacht, wo alle Mitteltöne fehlen und nur eine lügenhafte Scheinſitte die Menſchen zuſammenhält — dieſe Schilderungen ſind geradezu meiſterhaft. Dagegen dürfte die Zeichnung der eingeborenen Wilden, die zu den prachtvollen Bildern der Urwälder gehören, eben den obenerwähnten Fehler der realiſtiſchen Schule zeigen; denn dieſe Geſtalten, die für die Entwickelung des Romans ſehr wichtig ſind, erſcheinen ſo ideal in ihrer aufopfernden Treue und Naivetät, daß man ſie eben nur der Phantaſie des Dichters entſproſſen glauben kann. Namentlich iſt die Indianerin denn doch zu rührend und kindlich geſchildert. Der ganz von der Civiliſation unberührte Menſch ſoll ſich hier rein und gut darſtellen, aber das Experiment mißglückt, da eben in dieſer Richtung mit Experimenten nichts auszurichten iſt und die Wirklichkeit gerade das Gegentheil zeigt. Es mag ſein, daß das abſcheuliche Beiſpiel der nordamerikaniſchen Squaws, welches Dixon ſo trefflich ſchildert, nicht auf die Weiber aller wilden Stämme anzuwenden iſt, aber mehr oder weniger iſt überall die Stellung der Frauen unter den Wilden nicht geeignet, rührende und ſanfte Empfindungen naturgemäß erſcheinen zu laſſen. Hier alſo iſt Jenſen, dem es gelungen war, die tropiſche Natur mit hinreißender Farbenpracht zu ſchildern

Digitized by Google

und die dortige Halbciviliſation vollendet wahr und mit glücklicher Ironie darzuſtellen, aus der Rolle gefallen und hat ſich des ſchlimmſten Fehlers für einen Realiſten ſchuldig gemacht, indem er die Unkultur, alſo die Rohheit, mit idealer Schminke belegte, unbefangene Natur und Herzensgüte dort walten ließ, wo ſie gar nicht beſtehen können. Abgeſehen hiervon iſt die Scenerie vortrefflich, und die Hauptfiguren des eigentlichen Romans verdienen in der Anlage und Charakter-Entwickelung uneingeſchränktes Lob.

Mit größerer Conſequenz durchgeführt iſt der zweibändige Roman „Untreu aus Mitleid", von Julius Große, der in der Wahl des Stoffes allerdings ſehr große Bedenklichkeiten erweckt, indem der Leſer durch ſein ausgeführte, geiſtvoll zugeſpitzte pſychologiſche Windungen hindurch geführt wird, bis er, an der etwas retardirten Entwickelung angelangt, erfährt, daß der Held des Romans ein geiſtig geſtörter, dem Irrenhauſe entſprungener Menſch iſt, der die Hauptperſonen der Erzählung und den Leſer alſo eigentlich an der Naſe herumgeführt hat, da man ihm das volle Intereſſe für einen Gleichberechtigten entgegentrug, während ihm doch die Behandlung eines Kranken gebührte. Uebrigens könnte es fraglich ſein, ob nicht Sidonie, die Gattin des Helden, welche aus Mitleid für ihn eine Untreue an dem eigentlichen Geliebten begeht, der zuletzt die ſchöne Wittwe doch noch heimführt, die erſte Stelle in dem Romane beanſpruchen darf; freilich verliert dadurch die Sache nichts an der peinlichen und oft geradezu unnatürlich ſpannenden Eigenthümlichkeit, die eine eigentlich künſtleriſche Wirkung nicht aufkommen läßt. Es wird dem Leſer nichts an der realiſtiſchen Ausmalung des krankhaften Seelenzuſtandes des Irrſinnigen erſpart, was allerdings ein relativer Vorzug der Arbeit iſt. Julius Große liebt es überhaupt, ſich Stoffe zu wählen, die abſonderliche pſychologiſche Probleme enthalten; auch die kleineren Erzählungen „Vox populi" und „Abenteuer eines Haſchiſch-Eſſers" zeigen dies, während daneben oft ein Zug gemüthvoller Alltäglichkeit zur Geltung kommt, wie namentlich in der Erzählung „Eine alte Liebe", welche ebenfalls bei Weſtermann erſchien.

Ein gewagteres Thema als die vorherigen findet ſich in dem Roman „Was iſt Wahrheit?" von Adolf Glaſer, denn der Leſer nimmt viel leichter außergewöhnliche oder gar abnorme Figuren auf guten Glauben hin, als ſolche, die ihm ſelbſt täglich begegnen und welche der Dichter nur zum Zwecke irgend eines allgemeinen Eindrucks aus der Maſſe herausgreift. Da legt Jeder den Maßſtab der eigenen Erfahrung an und kritiſirt friſchweg. Aus dem Leben gegriffen ſind dieſe Figuren, von einer im Elend verkommenen Arbeiterfamilie an bis zu den auf der Höhe der ſocialen Leiter ſtehenden Perſonen. Viele Stufen ſind vertreten und faſt alle conſequent, man könnte ſagen, theilweiſe erbarmungslos durchgeführt. Die Wahrheit aber bleibt eben eine unbeantwortete Frage, die Sphinx, das Räthſel der menſchlichen Natur, das Viele zu löſen ſich berufen glauben, das aber Keiner wirklich löſt, denn das Höchſte, was der Menſch in dieſer Beziehung erreicht, iſt der Glaube an eine verſöhnende Liebe, welcher Glaube dann relativ als Wahrheit beſeeligt. So ungefähr lautet die Definition der Grundidee des Glaſer'ſchen Romans, in welchem die Welt der ſcheinbaren Nothwendigkeit, das heißt, die Verſchrobenheit unſerer Lebensformen gezeigt wird wobei zum Schluſſe allerdings eine Ausgleichung herbeigeführt wird, die nicht völlig befriedigt. Scenen, wie diejenige, wo Elvira, die ſorgfältig erzogene Tochter des reichen Fabrikherrn, ſich in ſittlichem Widerwillen von der verwahrloſteren und am Rande des Abgrundes ſchwankenden Jugendfreundin abwendet und dieſe dadurch dem Selbſtmord überliefert, ſind grauſam, aber ſie bergen eine bittere Wahrheit in ſich. Ein recht friſch hervortretendes Bild bietet der Gutsbeſitzer von Maulfries mit ſeiner nervöſen Frau und den drei wilden Knaben. Der in der Einleitung gerügte Fehler der realiſtiſchen Schule iſt auch bei Glaſer ſehr auffallend vorhanden. Der Held tritt aus dem Kreiſe der vornehmen Welt und entwickelt ſich zu einem tüchtigen Induſtriellen; aber wir können dem Verfaſſer nimmermehr glauben, daß er in dieſer neuen Sphäre nicht Vorurtheile, Kaſtengeiſt und erbarmungsloſen Egoismus ebenſo gut finden wird, als in anderen Kreiſen. Der Hochmuth hat verſchiedene Wurzeln und der Geldſtolz führt nicht weniger zu Conflicten als der Adelſtolz; wenn alſo hier der Sohn der adelsſtolzen Baronin Maſſenhelm durch die Tochter des Fabrikbeſitzers Lindenthal glücklich wird, ſo iſt damit nichts bewieſen, als daß es der Dichter ſo gewollt. Wir können uns damit einverſtanden erklären, aber in der Wirklichkeit kommt es oft ganz anders.

England.

John Stuart Mill's Geſammelte Werke.*)

Von der Denk- und Redefreiheit.

Während die „Grundſätze der politiſchen Oekonomie", von J. Stuart Mill, bereits ſeit dem J. 1851 in Deutſchland durch die Ueberſetzung von Adolf Soetbeer bekannt und in verdienter Weiſe allgemein gewürdigt ſind, waren ſeine philoſophiſchen Arbeiten über die Freiheit, über das politiſche Wahlrecht, über das Nützlichkeits-Prinzip (Utilitarismus), über die ſyſtematiſche Niederhaltung des weiblichen Geſchlechtes (The Subjection of Women) u. A. bis jetzt noch ſo gut wie unbekannt in unſerem Vaterlande. Wie wir hören, hat der Verfaſſer einer geſchickten, deutſchen, weiblichen Feder die Autoriſation ertheilt, das letztgenannte Werk beſonders zu übertragen, und haben wir die Erſcheinung dieſes Buches, deſſen Gegenſtand ſelbſt von vielen ſonſt unbedingten, deutſchen Verehrern der philoſophiſchen, ſozialen und politiſchen Ideen Mill's mit vorurtheilsvoller Beharrlichkeit angegriffen wird, nächſtens zu erwarten. Inzwiſchen hat Herr Profeſſor Dr. Th. Gomperz in Wien die Redaction einer deutſchen Geſammtausgabe der Werke Mill's übernommen, von welcher der erſte Band, enthaltend: „Die Freiheit", überſetzt von Gomperz, „Das Nützlichkeits-Prinzip", überſetzt von Ad. Wahrmund und die „Rectoratsrede an der St. Andrew-Univerſität" (1867), überſetzt von Wahrmund, ſowie der fünfte Band, die nach der ſechſten engliſchen Auflage von Soetbeer neu bearbeiteten „Grundſätze der politiſchen Oekonomie" enthaltend, ſoeben erſchienen ſind.

Wir behalten uns vor, auf die letztgedachte Arbeit, die insbeſondere in Bezug auf den Sozialismus, das Aſſociationsweſen, die Theorie der internationalen Werthe, die Regulirung des engliſchen Geldweſens, die Einkommenſteuer und die Lehre vom Zinsfuß manches Neue enthält, ausführlicher zurückzukommen, und wollen heute nur dasjenige Werk Mill's, welches in England die Grundlage einer neuen Theorie der politiſchen Aus-

*) Autoriſirte Ueberſetzung, unter Redaction von Profeſſor Dr. Th. Gomperz. Band I und V. Leipzig, Fues (R. Reisland), 1869.

Digitized by Google

gleichung des Unverſtandes der Majoritäten geworden, unſeren Leſern vorführen:

Die berühmte Schrift Mill's über die Freiheit (On Liberty) behandelt hauptſächlich die Denk- und Redefreiheit, die Freiheit des Individuums und die Gränzen der Autorität in Bezug auf daſſelbe. Es ſind dies allerdings Fragen, die bereits viel erörtert ſind, beſonders in England, wo bürgerliche und ſoziale Freiheit ſeit Jahrhunderten beſteht, aber auf der Entwickelungsſtufe, welche der gebildetere Theil der Nationen und Staaten jetzt erreicht hat, treten ſie unter veränderten Bedingungen auf, die eine neue und tiefer greifende Behandlung erfordern.

Mill ſagt: „Der Satz, daß das Volk keinerlei Grund habe, die Gewalt, die es über ſich ſelbſt ausübt, einzuſchränken, mochte für ſelbſtverſtändlich gelten, ſo lange die Volksherrſchaft nur eine Hypotheſe, ein Gegenſtand unſerer Träume, oder höchſtens ein Zuſtand war, von dem man aus Büchern weiß, daß er in grauer Vorzeit irgendwo beſtanden. . . . Im Laufe der Zeit entſtand jedoch ein demokratiſcher Freiſtaat, der einen beträchtlichen Theil der Erdoberfläche bedeckt und ſich in der Gemeinſchaft der Nationen als eines der einflußreichſten Glieder geltend machte. Eine auf Wahlen und Verantwortlichkeit baſirte Regierungsform wurde nunmehr der Gegenſtand von Beurtheilungen und Erwägungen, wie ſie jeder großen Thatſache der Zeitgeſchichte zu Theil werden. Man erkannte jetzt, daß Ausdrücke, wie Selbſtregierung, oder die Gewalt des Volkes über ſich ſelbſt, den Begriff der Sache nicht ganz richtig wiedergeben. Das die Gewalt ausübende Volk iſt nicht immer identiſch mit dem Volk, über welches ſie ausgeübt wird, und die Selbſtregierung, von der man ſo oft reden hört, hat nicht die Vorausſetzung, daß Jeder ſich ſelbſt regiere, ſondern daß Jeder von allen Anderen regiert werde. Der Wille des Volkes heißt nichts Anderes, als der Wille des zahlreichſten oder rührigſten Theiles dieſes Volkes, der Mehrheit, oder — derjenigen, die ſich als die Mehrheit geltend zu machen wiſſen. Das Volk in dieſem Sinne kann daher ſehr wohl einen Theil ſeiner ſelbſt zu bedrücken wünſchen, und es ſind Vorkehrungen gegen dieſen, wie gegen jeden anderen Mißbrauch der Gewalt erforderlich." — Die „Tyrannei der Mehrheit, vor welcher die Geſellſchaft auf ihrer Hut ſein müſſe", iſt jetzt ein ebenſo im republikaniſchen Amerika, wie im monarchiſch-demokratiſchen England, allgemein anerkanntes Axiom, und dieſe Tyrannei iſt es, welcher Mill in ſeiner Theorie der Freiheit ebenſo energiſch entgegentritt, wie jeder anderen Freiheitsbeſchränkung des ſittlichen Individuums.

Es giebt eine Gränze für das berechtigte Eingreifen der Geſammtmeinung in den Bereich der Unabhängigkeit des Einzelnen, und dieſe Gränze zu finden und gegen Uebergriffe zu wahren, iſt ebenſo unerläßlich zur Sicherung des menſchlichen Wohlergehens, als der Schutz vor politiſcher Bedrückung. Der Verfaſſer zeigt, daß dieſe Gränze häufig nur durch Sitte und Gewohnheit, nicht aber durch das Recht und die Sittlichkeit beſtimmt werde. Was dort als Moral gilt, iſt oft nur aus den Sonderintereſſen und der Sonderſtellung hiſtoriſch bevorzugter Klaſſen hervorgegangen, wie z. B. das noch bis vor wenigen Jahren in den Vereinigten Staaten beſtehende Inſtitut der Sklaverei beweiſt, die dem freien Volke bis dahin nicht im Widerſpruche mit der Theorie der Freiheit erſchien.

In der vorliegenden Schrift über die Freiheit verſucht der Verfaſſer einen ſehr einfachen Grundſatz feſtzuſtellen, der das Zwangsverfahren der Geſellſchaft dem Einzelnen gegenüber zu regeln beſtimmt iſt. „Es iſt dies der Grundſatz, daß der einzige Zweck, welcher Menſchen berechtigen kann, einzeln oder vereinigt die Freiheit Anderer zu beſchränken, der Selbſtſchutz iſt; daß lediglich das Motiv, Unheil für Andere zu verhüten, die Berechtigung verleiht, gegen ein Mitglied der organiſirten, geſitteten Gemeinſchaft Gewalt anzuwenden. Das eigene Wohl dieſes Individuums, das phyſiſche wie das moraliſche, iſt kein ausreichender Grund dafür. Man kann daſſelbe nicht gerechterweiſe zwingen, etwas zu thun oder zu unterlaſſen, weil dies für das betreffende Individuum beſſer und daſſelbe mehr beglücken würde, oder weil dies, nach der Meinung Anderer, verſtändig oder auch recht iſt. Um das Recht zu haben, Jemand zu zwingen, etwas zu thun oder zu unterlaſſen, muß die Handlung, die man hindern will, der Art ſein, daß dadurch für einen Dritten Uebeles erwächſt. Der einzige Theil ſeiner Handlungen oder Unterlaſſungen, für den Jemand der Geſellſchaft verantwortlich iſt und von ihr zur Rechenſchaft gezogen werden kann, iſt der, welcher Dritte betrifft. In Allem, was ihn allein angeht, iſt ſeine Unabhängigkeit rechtlich unbeſchränkt; über ſich ſelbſt, über ſeinen Körper und Geiſt iſt der Einzelne ſouverän."

Allerdings giebt es auch, wie der Verf. hinzufügt, viele poſitive Handlungen zum Beſten Anderer, zu denen man den Einzelnen gerechterweiſe anhalten kann, wie z. B. Zeugniß vor einem Gerichtshofe abzulegen, ſeinen Antheil an den Koſten der gemeinſamen Vertheidigung oder jeder andern unerläßlichen Leiſtung zum Beſten der Geſellſchaft, die ihn ſchützt, zu tragen; ferner auch Einzelnen gewiſſe Wohlthaten zu erweiſen, wie z. B. die Rettung von Menſchenleben, Schutz der Wehrloſen vor Mißhandlung. Man kann Anderen nicht bloß durch Handlungen, ſondern auch durch Unterlaſſungen Böſes zufügen, und in dieſem Falle iſt man für den Schaden verantwortlich.

An dieſe Betrachtungen über die Freiheit des Individuums der ſtaatlichen Autorität gegenüber knüpft der Verfaſſer unmittelbar das ſchöne Kapitel über die Denk- und Redefreiheit. Der Verf. ſpricht, ebenſo wie den Regierungen, auch dem ſouveränen Volk, das ſich ſelbſt regiert, jedes Recht ab, dieſe Freiheit zu beſchränken. „Wenn", ſagt er, „die geſammte Menſchheit Einer Meinung wäre und nur ein Einziger wäre einer andern, ſo hätte die Menſchheit kein beſſeres Recht, dieſem Einen Schweigen aufzuerlegen, als der Eine, wenn er die erforderliche Macht beſäße, der ganzen Menſchheit. Wäre eine Meinung nur ein Privatbeſitz ohne Werth für Andere, als den Eigenthümer, wäre Störung in ihrem Genuſſe nur eine perſönliche Unbill, ſo würde es einen Unterſchied machen, ob dieſelbe Viele oder nur Wenige träfe. Allein das Weſen jedes Meinungszwanges iſt eben, daß er ein Raub iſt, den man an der Menſchheit verübt, an der Nachwelt, wie an den Mitlebenden, an denjenigen, die anderer Meinung ſind, noch mehr als an den Zuſtimmenden. Denn iſt die Meinung richtig, ſo benimmt man ihnen die Gelegenheit, Irrthum gegen Wahrheit auszutauſchen; iſt ſie unrichtig, ſo büßen ſie Etwas ein, was faſt ebenſo werthvoll, das tiefere Verſtändniß und die lebendige Erfaſſung der Wahrheit, die aus ihrem Zuſammenſtoß mit dem Irrthum entſpringt."

Wenn in dem Streite der Meinungen jede der beiden einander gegenüberſtehenden Parteien einen Theil der Wahrheit beſitzt, ſo iſt nicht dieſer Streit, und wäre er noch ſo heftig, ſondern die Unterdrückung des einen Theiles ein wahrhaft bedrohliches Uebel. „So lange die Menſchen genöthigt ſind, beide Theile anzuhören, iſt immer noch Hoffnung vorhanden; erſt dann, wenn nur die Eine Seite Beachtung findet, tritt die Ge-

Digitized by Google

fahr ein, daß der Irrthum zum Vorurtheil erſtarrt und die Wahrheit ſelbſt aufhört, als Wahrheit zu wirken, indem ſie durch Uebertreibung zur Unwahrheit wird. Die Wahrheit hat nur in dem Maße Ausſicht auf Anerkennung, als jede ihrer Seiten, jede Meinung, die einen Bruchtheil Wahrheit enthält, nicht nur Fürſprecher findet, ſondern ſo befürwortet wird, daß man ihr Gehör ſchenkt.“

Freiheit der Meinung und des Meinungs-Ausdruckes iſt es demnach vor Allem, was unbedingt für das geiſtige Gedeihen der Menſchheit, mit welchem das phyſiſche zuſammenhängt, nothwendig iſt. Der Verfaſſer hebt dafür beſonders folgende Beweisgründe hervor: 1) Eine Meinung, die zum Stillſchweigen gezwungen wird, enthält, wenn nicht die ganze, doch einen Theil der Wahrheit. Dies in Abrede ſtellen, heißt die Unfehlbarkeit der Einen Seite behaupten, während doch Jedermann weiß, daß Niemand unfehlbar ſei. 2) Da die allgemeine, öffentliche oder vorherrſchende Meinung über irgendwelche Fragen, beſonders über religiöſe und politiſche, ſelten oder nie die ganze Wahrheit enthält, ſo bietet der Kampf entgegengeſetzter Meinungen die einzige Ausſicht auf Vervollſtändigung der Wahrheit durch die ihr noch fehlenden Momente. 3) Selbſt wenn die anerkannte Meinung nicht bloß wahr, ſondern die ganze Wahrheit iſt, wird ſie doch, wenn ſie nicht eine kräftige und ernſtliche Anfechtung erfahren darf und wirklich erfährt, von den Meiſten ihrer Anhänger nur in der Weiſe eines Vorurtheils, mit wenig Verſtändniß und Gefühl für ihre vernünftigen Gründe, feſtgehalten werden. Hierzu kommt aber 4), daß ſogar die Bedeutung dieſer anerkannten Meinung Gefahr läuft, verloren zu gehen oder abgeſchwächt zu werden und ihre lebendige Wirkung auf den Charakter und die Handlungsweiſe der Menſchen einzubüßen, indem der Glaubensſatz zum bloß äußerlichen Bekenntniß herabſinkt, das keinen Nutzen mehr ſtiften kann, wohl aber auf dem Boden laſtet und dadurch hindert, daß eine wahrhafte, das Herz durchdringende Ueberzeugung aus der Vernunft oder der perſönlichen Erfahrung erwachſe.

Welche Gefahren für das Gemeinwohl, ja für die geſammte Menſchheit daraus erwachſen können, daß ein Einzelner, oder ein Volk, ſich für unfehlbar halte und die mit ihm in Widerſpruch ſtehenden Meinungen unterdrückt, weiſt der Verfaſſer in einem beſonders ſcharfſinnigen Abſchnitte nach. Wir theilen daraus Nachſtehendes mit:

„Während Jedermann wohl weiß, daß er *nicht unfehlbar* iſt, halten es doch Wenige für nothwendig, ſich vor ihrer eigenen *Fehlbarkeit* zu ſchützen, oder die Vorausſetzung gelten zu laſſen, daß gerade die Meinung, in Betreff deren ſie ſich *ſehr ſicher* fühlen, eben ein Beiſpiel jener Schwäche ſei, der ſie ſich im Allgemeinen unterworfen wiſſen. Unumſchränkte Fürſten, oder Andere, die an unbedingte Ergebenheit gewöhnt ſind, haben in der Regel dieſes unbegränzte Vertrauen in die Richtigkeit ihrer Anſichten faſt in allen Stücken.....

... „Wenn jemals ein Machthaber berechtigt ſchien, ſich für den Erleuchtetſten und Beſten ſeiner Zeit zu halten, ſo war dies der Kaiſer *Marc Aurel*. Als unumſchränkter Beherrſcher der ganzen geſitteten Welt, hat er ſein Leben hindurch nicht nur die fleckenloſeſte Gerechtigkeit, ſondern auch — was bei ſeiner ſtoiſchen Erziehung am Wenigſten zu erwarten war — das zartfühlendſte Herz ſich bewahrt. Die kleinen Schwächen, die man ihm vorwirft, entſprangen ſämmtlich ſeiner Herzensmilde, während ſeine Schriften, das höchſte ſittliche Erzeugniß des Alterthums, von den erhabenſten Lehren Chriſti kaum merklich, wenn überhaupt, abweichen. Dieſer Fürſt, der in jedem andern Sinne, als dem bloß dogmatiſchen, ein beſſerer Chriſt war, als faſt alle angeblich chriſtlichen Fürſten, die ſeitdem gelebt, verfolgte das Chriſtenthum. Er, der auf der Höhe aller früheren Errungenſchaften der Menſchheit ſich befand, der mit einem klaren, ſcharfblickenden Geiſt und mit einem Gemüth ausgeſtattet war, welches, ihm unbewußt, in ſeinen ethiſchen Schriften das chriſtliche Ideal verwirklichen half — er erkannte doch nicht, daß das Chriſtenthum eine Wohlthat und kein Uebel für die Welt war, welcher gegenüber er ſo tiefe ſittliche Pflichten empfand. Er fand die Geſellſchaft ſeiner Zeit in beklagenswerthem Zuſtande; aber ſo ſchlecht ſie auch war, glaubte er doch, daß ſie nur durch die *gläubige Verehrung* der anerkannten Gottheiten zuſammengehalten werde und vor weiterem Verfalle zu bewahren ſei. Er hielt es für ſeine Herrſcherpflicht, die Geſellſchaft nicht zerfallen zu laſſen, was nach ſeiner Meinung geſchehen mußte, wenn die vorhandenen Bande derſelben, für welche er keinen Erſatz möglich hielt, gelöſt würden. Der neue Glaube ſtrebte offenbar danach, dieſe Bande zu löſen — und darum beſchloß der mildeſte und liebenswürdigſte aller Denker und Herrſcher, im Bewußtſein ſtrengſter Pflichterfüllung, die Verfolgung des Chriſtenthums! Dies iſt, meines Erachtens, eines der tragiſcheſten Ereigniſſe der Weltgeſchichte. Ja, der Gedanke iſt ſchmerzlich, daß es vielleicht ganz anders mit der Chriſtlichkeit der Welt beſtellt wäre, wenn das Chriſtenthum unter dem Vorgange des edeln Marc Aurel und nicht durch Conſtantin zur Religion des Weltreiches erhoben worden ſein würde. Aber es wäre ebenſo ungerecht, als unwahr, in Abrede zu ſtellen, daß ſich zu Gunſten der Verfolgung antichriſtlicher Lehren kein einziger Grund anführen läßt, der nicht auch für Marc Aurel beſtand, als er die Verbreitung des Chriſtenthums hinderte. Marc Aurel, der von allen ſeinen Zeitgenoſſen vielleicht der Fähigſte war, die Vorzüge des Chriſtenthums zu würdigen, war doch ebenſo gut, wie nur irgend ein frommer Chriſt unſerer Zeit in Bezug auf den Atheismus, von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß der chriſtliche Glaube ein Irrthum ſei, der den Untergang der Geſellſchaft herbeiführen würde. — Und ſo möge denn Jeder, der ſich nicht beſſer und weiſer dünkt, als Marc Aurel, tiefer bewandert in der Weisheit ſeiner Zeit, erhabener über dieſelbe durch die Stärke ſeines Geiſtes, unermüdeter in ſeinem Ringen nach Wahrheit und unerſchütterlicher in der Ausübung deſſen, was er als wahr erkannt hat — ſo möge denn Jeder dem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit, wie an die ſeiner Umgebung, entſagen, dem Wahne, an welchem der große Antonine mit ſo unſeligem Erfolge feſthielt!“ J. L.

Frankreich.

Deutſche Studien in Frankreich.

II.

Die deutſchen politiſchen Flüchtlinge.

Der moderne Sprachen-Unterricht auf franzöſiſchen Schulen.

Die Nachwehen der Julirevolution in Deutſchland waren beſonders ergiebig für die Vermehrung der in Frankreich Zuflucht ſuchenden Deutſchen. Mehrere Namen vom beſten Klange habe ich hier zu nennen. Zwei ſtehen oben an: *Schuſter* und *Adler-Mesnard.*

Digitized by Google

Der Erſtere war Student in Göttingen, als ihn das Fieber der heißen Julitage von 1830 ergriff, eine Krankheit, die bekanntlich dem König von Hannover nicht gefiel. Ernſt Auguſt, der ſieben Profeſſoren, die Zierden Deutſchlands, auf Einmal verjagte, machte natürlich mit einem Studenten noch weniger Umſtände, und Herr Schuſter lebt und fungirt noch immer als Arzt in Paris (ſchon Dr. jur. in Deutſchland, ward er Dr. med. in Frankreich), ein lebendiges Dementi für die franzöſiſche gute Meinung von der liberalen Regierung des ci-devant hannöverſchen Regentenhauſes. Man verdankt dieſem Gelehrten das beſte franzöſiſch-deutſche Wörterbuch, ausgearbeitet in Verbindung mit Herrn Regnier, dem Ueberſetzer von Schiller's Werken; der naturwiſſenſchaftliche Theil vorzüglich iſt ebenſo vollſtändig als gründlich darin behandelt.

Der Zweite, Herr Adler-Mesnard, ein Berliner, hatte an dem Frankfurter Aufſtande Theil genommen, jenen uns ſchon zur Legende gewordenen Geburtswehen des einigen Deutſchlands; von allen Deutſchen iſt er derjenige, der ſich die meiſten Verdienſte um den deutſchen Sprachunterricht in Frankreich als Lehrer (ein wahrer Muſterlehrer) ſowie als Schriftſteller erworben hat. Er kam gerade in der Epoche an, wo die lebenden Sprachen officiell unter die Unterrichtsgegenſtände aufgenommen wurden, nachdem ſie während der Reſtaurationszeit immer von Zufall und Willkür abgehangen hatten. Es wurde nämlich unter der Juliregierung an jedem Staats-Gymnaſium (damals collège, ſeit dem Kaiſerthum Lycée genannt) ein Lehrſtuhl für die engliſche und ein zweiter für die deutſche Sprache errichtet. Für die erſtere war die politiſch-commercielle Wichtigkeit, für die letztere der literariſch-wiſſenſchaftliche Charakter der Entſcheidungsgrund. Nur war das Lehrerperſonal damals an Zahl und Fähigkeit ſehr ungenügend; man hatte ſich bisher mit dem beholfen, was der Zufall bot. Später wurden viele Polen-Flüchtlinge angeſtellt, viele derſelben ſind noch in Funktion. Einer derſelben, Herr Kamienski in Châlons-ſur-Saône, hat auch eine deutſche Grammatik herausgegeben. Lothringen und Elſaß lieferten weniger Lehrer als man erwarten durfte; die Verbindung mit dem literariſchen Leben Deutſchlands iſt dort zu locker geworden, als daß der wiſſenſchaftliche Sprachgeiſt bei den Einwohnern immer auf freundliches Entgegenkommen rechnen dürfte; ſelbſt die proteſtantiſchen Pfarrer, die eine zeitlang in Deutſchland ſtudirt haben, ſind nicht immer tief mit ihm vertraut. Doch giebt es jetzt unter den Lehrern aus dem Elſaß einige rühmliche Ausnahmen.

Unter ſolchen Verhältniſſen angekommen, zog Adler-Mesnard durch ſeine gründlichen philologiſchen Kenntniſſe, belebt durch ein poetiſches Schriftſteller-Talent, bald die Aufmerkſamkeit des Miniſteriums auf ſich, ſowie er auch von ſeinen Collegen als ein Vorbild geehrt wird. Er wurde daher an die Pariſer Normalſchule berufen, deren Aufgabe die Bildung von Gymnaſiallehrern iſt, und wirkte hier bis an ſeinen am 30. April 1868 erfolgten Tod, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten. Seine Grammatik, ſowie ſeine Exercitien (Thêmes et Version etc. Paris, Delagrave et Co.) ſind unſtreitig die beſten Schulbücher dieſes Fachs; durch die erſtere wurde die ſonſt treffliche deutſche Grammatik von Lebas und Regnier verdrängt, nachdem dieſelbe zahlreiche Auflagen erlebt hatte. Durch die Verdienſte, die ſich Adler-Mesnard um den deutſchen Sprachunterricht in Frankreich erworben, hat er ſich um Deutſchland ſelbſt verdient gemacht, dem er aufrichtig zugethan blieb. Er fühlte, wie er mir ſchrieb, daß er in der neuen Heimat, trotz der gaſtlichen Aufnahme, doch „ein Fremder“ ſei, und brach ſchmerzlich gerührt in die Worte aus: „An's Vaterland, an's theure ſchließ' dich an.“ Er iſt es werth, daß Deutſchland ſeinen Namen in treuem Gedächtniß bewahrt.

Aus jener Epoche iſt noch ein dritter Schiffbrüchiger zurückgeblieben, der anfangs als Schriftſteller in Paris und in den damaligen deutſchen Vereinen mit Venedey u. A. politiſch thätig, ſich ſpäter in den Unterricht zurückzog, wo er ſeit langen Jahren, nicht von Allen nach Verdienſt gewürdigt, wirkſam iſt; ich meine Herrn German Mäurer, aus den Rheinlanden gebürtig, jetzt in Evreux am Lyceum angeſtellt.

Aber wie manche Andere, die mir nicht bekannt geworden ſind, ſind unterdeß zu Grunde gegangen oder ſpinnen mühſelig die Tage des Alters ab, tagaus tagein beſchäftigt, die Sprache zu lehren, in der ſie einſt für Deutſchlands Wiedergeburt geſchwärmt haben. Selbſt H. Heine wäre hier zu nennen, denn ſeine Schriften haben die Franzoſen vielfach zum Studium des Deutſchen angeregt; aus ſeinen Tagen datiren verſchiedene Ueberſetzungen in's Franzöſiſche (der Fauſt von Gerard de Nerval, Achim von Arnim's Novellen von Th. Gautier Sohn); man glaubt gar nicht, wie viele Verſionen exiſtiren. Vor wenigen Jahren kündigte eine Buchhändleranzeige Hachette's an, daß man einen äußerſt intereſſanten romantiſchen Schriftſteller „entdeckt“ habe, deſſen Novellen überſetzt erſcheinen würden, und wer war's? der längſt verſtorbene Hauff. Gleich nach dieſer „Entdeckung“ ſtöberte ich auf einer Reiſe in Troyes einen Antiquarladen durch und ſiehe, da ſtanden alle Erzählungen Hauff's in einer Ueberſetzung aus den Dreißiger Jahren!

Nun ſollte man denken, daß die deutſche Literatur überall bekannt ſei, und daß ſich die Mehrzahl der gebildeten Franzoſen ein naturgetreues Bild von dem geiſtigen Leben Deutſchlands zu machen wüßte. In Paris mag hier und da wohl dem ſo ſein, aber im Allgemeinen herrſcht noch immer nebelhafte Unklarheit, in die erſt ſeit wenigen Jahren das Licht dringen will. Bis noch vor Kurzem galten dem Franzoſen E. T. A. Hoffmann für einen der erſten klaſſiſchen Schriftſteller und ſeine Phantaſiegemälde für das Ideal deutſcher Dichtung. Noch vor zwei Jahren ſagte ein Theaterzettel auf dem Jahrmarkt von Orleans:

Théâtre Lassaigne.

Apparitions de Spectres, Fantômes, Gnomes etc.

Tout ce que l'imagination fantastique des poëtes allemands a pour rêver, passe à l'état de fait, grâce à cette nouvelle conquête de l'art.

Auf demſelben Jahrmarkt ſah ich auch Schiller's „Räuber“ auf einem Marionettentheater unter dem Titel Robert, chef de brigands, aufführen.

Wie die Julitage, ſo lieferten auch die Nachwehen der Februar-Revolution ihr Contingent deutſcher Lehrer. Der 1849 aus den Raſtadter Caſematten entflohene Karl Hillebrand, als junger Student angekommen, machte nach und nach alle Examina in Frankreich und ward ſpäter Fakultäts-Profeſſor in Douay. Ein Rheinbaier, der Advokat Römer aus Zweibrücken, der, des Sanskrit mächtig, ebenfalls an einer Univerſität hätte lehren ſollen, wurde als Profeſſor der deutſchen Sprache am Lyceum zu Rennes auch noch mit dem Unterricht des Engliſchen betraut; ſeine reizbare Conſtitution erlag der Ueberhäufung mit Arbeit, er ſtarb daſelbſt im Jahr 1866. In ſeiner beſcheidenen Laufbahn hatte er im Ausland Deutſchland mehr Ehre gemacht, als viele von deſſen hochbeſoldeten officiellen Vertretern. Bisher iſt noch immer die politiſche Miſère Deutſchlands parallel neben ſeiner geiſtigen Größe einhergegangen.

Gehen wir nun auf die innere Einrichtung des Unterrichtes ein. Erſt unter der Juliregierung wurde, wie geſagt, derſelbe

Digitized by Google

planmäßig eingeführt und in der Regel die Grammatik der Herren Lebas und Regnier zu Grunde gelegt, neben welcher man auch die ſehr unvollkommenen Schulbücher eines Herrn Bacharach aus Frankfurt am Main antraf. Den Letzteren kam der Umſtand zu Hilfe, daß der Verfaſſer Examinator bei der polytechniſchen und der Militärſchule von St. Cyr war. Zur Ehre des franzöſiſchen Schulweſens will ich ſofort bemerken, daß die modernen ſogen. Methoden hier keinen Eingang gefunden haben. Dieſe Krücken der Trägheit und Beförderinnen des gedankenloſen Schlendrians haben noch immer den wiſſenſchaftlichen Grammatiken weichen müſſen; zwar machte eine zeitlang der bekannte Ollendorf viel Lärm, aber die Erfahrung hat das Publikum bald belehrt, daß dieſe Methoden nur Marktſchreierei ſind. Robertſon war es, wenn ich nicht irre, der ſie einführte. Eine ſo einfache Sprache, wie die engliſche, mag ſich allenfalls dazu eignen, und namentlich in Mädchen-Penſionaten iſt der Lehrer vielleicht zu entſchuldigen, wenn er ſich einer „Methode“ bedient, bekanntlich ſo benannt, weil ſie nichts weniger als methodiſch iſt, wie lucus a non lucendo. Aber geſchulte Köpfe, klaſſiſch erzogene Schüler werden ſie ſtets verſchmähen. In den von Prieſtern oder von Privatperſonen geleiteten Schulen, wo man mehr zu blenden als zu belehren ſucht, giebt es wohl dergleichen, aber in den Staats-Gymnaſien nicht. Die nach der Robertſon'ſchen von Savoye, dem bekannten rheinbaierſchen Flüchtling, in den Dreißiger Jahren bearbeitete Methode der deutſchen Sprache hat auch keinen Erfolg gehabt.

Was von dem Engliſchen geſagt wurde, ſcheint vielleicht Manchem auch für die neulateiniſchen Sprachen zu gelten. Ich widerſpreche aber auch hier. Eine junge geiſtreiche Franzöſin, die das Engliſche ſo gelernt hatte, ſagte mir einmal: „Wenn man fertig iſt, ſo kann man es wohl, aber man kennt es nicht.“ Käme es nur darauf an, eine leichte Converſation zu lernen, etwas zu plappern, ſo möchte es noch gehen. Aber nun gebe man einem ſo gebildeten Schüler einen ernſten Schriftſteller in die Hand, und man wird ſehen, was er herauszuklauben vermag. Klopſtock's Oden nun gar werden ihm ewig Hieroglyphen bleiben. Ich ſehe dabei ab von der Sprach- und Begriffsverwirrung, die die Erfinder ſolcher Methoden durch die willkürlich erſonnenen, aller klaſſiſchen Bildung hohnſprechenden Kunſtausdrücke herbeiführen.

Der fortwährend wachſende Weltverkehr zwingt uns nun zwar, mehrere Sprachen zu erlernen und zwar ſchnell, denn die ebenſo wachſende Bildung verlangt immer mehr Kenntniſſe von uns. Und Zeit iſt Geld. Wie iſt nun da zu helfen? Ich antworte: je nach den Umſtänden. Dreierlei Bildung ſucht die Geſellſchaft: Geſchäftsbildung, oberflächliche Tagesbildung, drittens gründlich belehrende Bildung. Der Geſchäftsmann, namentlich der Kaufmann, iſt gewöhnlich mit einem praktiſchen Sinn begabt, der ihn die Geſchäftsſprachen ſchnell erfaſſen lernt, ſelbſt wenn der Schulunterricht mangelhaft war. Die zweite Klaſſe, da ſie nicht mehr verlangt, mag ſich mit den Methoden behelfen; ſie iſt gewöhnlich vom Glück begünſtigt und hat ſchon in der Kindheit ſogen. Bonnen und Gouvernanten aus fremden Ländern. Wer aber gründliche Kenntniß ſucht, muß eine Sprache grammatikaliſch erlernen, wenn er ſchon der eigenen mächtig iſt; denn durch bloßen Umgang erlernt man eine fremde Sprache nur in der Kindheit gut.

Ich gehöre zu denen, die in dem Studium der altklaſſiſchen Sprachen die Grundlage aller Bildung ſehen; wer dieſelben als Kind gelernt hat, wird ſpäter die lebenden Sprachen ſtets leichter finden als der Laie im Lateiniſchen. (Für eine Franzöſin erſetzt, meiner Erfahrung zufolge, das Deutſche die altklaſſiſchen Sprachen.) Nun hat jeder wohlhabende Franzoſe Griechiſch und Lateiniſch gelernt, denn die geſammte wohlhabende Geſellſchaft hat die Lyceen beſucht, die man daher füglich Bürgerſchulen nennen kann. Ich pflege aber allen Franzoſen zu rathen, das Studium der lebenden Sprachen mit dem des Deutſchen zu beginnen, denn erſtens bedarf daſſelbe des eigenthümlichen Wortſchatzes, der mannigfaltigen Flectionen und des Satzbaues wegen einer langen Zeit, zweitens iſt es eine ſo treffliche Gymnaſtik des Geiſtes, daß man nachher jede andere Sprache um ſo leichter erlernt, von der Verwandtſchaft zu ſchweigen, die zwiſchen dem Franzöſiſchen und den neulateiniſchen Idiomen, ſowie zwiſchen dem Deutſchen und den germaniſchen Schweſterſprachen exiſtirt.

Findet mein Rath aber auch Gehör? Bisher noch ſelten. Es ſteht in den Lyceen den Schülern frei, zwiſchen dem Engliſchen und dem Deutſchen zu wählen. Den Oſten ausgenommen, entſcheidet ſich die Jugend der Mehrzahl nach für das Engliſche, aus Scheu vor den übertriebenen Schwierigkeiten des Deutſchen. Indeſſen haben mir ſpäter mehrere fähige Köpfe Recht gegeben und namentlich habe ich ſchon verſchiedene jüngere Gymnaſial-Profeſſoren in die Klage ausbrechen hören: hätte ich doch das Deutſche gelernt! Welcher Philolog, welcher Hiſtoriker kann es auch noch entbehren! Jeder deutſche Gelehrte kann hinlänglich franzöſiſch, um die Schätze des franzöſiſchen Wiſſens an der Quelle zu ſchöpfen. Aber umgekehrt? Die gelehrten Geſellſchaften Deutſchlands correſpondiren mit denen Frankreichs und benutzen die wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften der franzöſiſchen Provinzial-Gelehrten (Paris iſt in Allem eine Ausnahme); aber für die Letzteren, wenige Akademieen abgerechnet — ich kenne u. a. Nantes, Toulouſe, Nancy — ſind die Annalen, Bulletins, Magazine u. ſ. w. der deutſchen Geſellſchaften ſibylliniſche Bücher. Da ſchickt man dergleichen aus Grätz in Steiermark nach La Puy in den Sevennen, aus Görlitz nach Orleans. Ja warum? Niemand kann Eure Bücher leſen; man kommt zu mir, dem deutſchen Flüchtling, daß ich einen Auszug daraus mache.

Unter den Mitgliedern dieſer gelehrten Geſellſchaften giebt es viele Prieſter; um die auf deutſche Forſchung gegründeten Schriften Renan's zu widerlegen, berufen ſie ſich in Gegenſchriften auf andere deutſche Theologen und citiren z. B. Neander nach Seite und Paragraph; haben ſie ihn aber auch geleſen? Nein, ſie verdanken das Citat einem deutſchen Prieſter, der in einem nahen Kloſter oder in einem geiſtlichen Seminare lebt. Ich zweifle, daß dieſelben der im „Magazin“ zur Sprache gekommenen Beſchwerde des Herrn Gaidoz beiſtimmen werden.

Indeſſen wird dem anders werden. Schon ſehen die Erwachſenen die Nothwendigkeit ein, Deutſch zu lernen, und bald werden gebildete Eltern ihre Kinder zwingen, die übertriebene Scheu vor der „ſchweren“ Sprache abzulegen. Denn an den Schülern fehlt es, nicht an den Lehrern. Man muß es zu Frankreichs Ruhme, ſelbſt Deutſchland gegenüber, ſagen, daß es jetzt an ſeinen höheren Staatsſchulen das beſtorganiſirte Lehrerperſonal für die deutſche und die engliſche Sprache beſitzt. Schon unter der Juliregierung waren zwei Examina zur Bildung von Lehrern angeordnet worden, die noch 1850 eine zeitlang vernachläſſigt worden waren. Der Miniſter Rouland führte 1860 das erſtere wieder ein, das nur die Kenntniß der Grammatik und die ſtyliſtiſche Fertigkeit zu beſtätigen hat; die Candidaten brauchen nur mit dem Diplom eines Baccalaureus (Maturitäts-Zeugniß) verſehen zu ſein und erhalten dann das ſogenannte certificat d'aptitude mit dem Range eines chargé de cours (Oberlehrer). Das zweite ernſtere Examen wurde im Jahre 1865 vom

Digitized by Google

Miniſter Duruy wieder eingeführt; es iſt das der Agregation, und zwar, wie das vorige, ein Concours, ein Preisringen, und verleiht den Titel und Rang eines Profeſſors. Für jede Specialität des Unterrichts beſteht nämlich in Frankreich eine beſondere Agregation; die Candidaten ſtellen ſich erſt zur ſchriftlichen Prüfung, die Fähigſten werden darauf zur mündlichen zugelaſſen und nach derſelben wird die ſchließliche Auswahl getroffen. Die Candidaten zur Agregation müſſen den Titel eines Licentiaten haben. Die ſchriftlichen Prüfungen für die Profeſſur der lebenden Sprachen beſtehen erſtens in zwei Ueberſetzungen, die in Frankreich in jeder Hinſicht ſtrenger genommen werden als in Deutſchland (meiſt werden philoſophiſche Stoffe gewählt, z. B. Schiller „Ueber Würde und Anmuth", Montesquieu u. ſ. w.), ſodann in zwei Diſſertationen, natürlich Alles bei Clauſur und ohne Hilfsbücher. Von den letzteren citire ich aus den bisher gegebenen zwei, in deutſcher Sprache: Caractériser sommairement les rapports de la littérature allemande avec la littérature française pendant les diverses périodes du 18e siècle; in franzöſiſcher Sprache: Exposer d'après les Provinciales et les Pensées, quels services Pascal a rendus à la langue et à l'esprit de la France.

Für die mündlichen Prüfungen werden den Candidaten einige Monate vorher etwa acht deutſche und franzöſiſche Schriftſteller angegeben, die ſie möglichenfalls zu erläutern haben; zwei Stellen werden dann bei der Prüfung aus einer Urne nach dem Looſe gezogen und müſſen ſofort überſetzt und in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen commentirt werden. Eine dritte ſchwierige Prüfung iſt die ſogenannte Leçon, d. h. ein freier Vortrag von einer Stunde über eine nach dem Looſe gezogene Aufgabe (ich erinnere mich der folgenden: „Developper les rapports de parenté entre les langues classiques et les langues germaniques"). Zu dieſer Prüfung wurde anfangs ein Tag zur Vorbereitung gelaſſen, jetzt wird der Candidat vier Stunden zum Nachdenken eingeſchloſſen.

Die Examinatoren werden unter den Fakultäts-Profeſſoren (z. B. St. René-Teillandier, Mezières) oder den ſchon bewährten Gymnaſial-Profeſſoren gewählt; unter den ſiegreichen Candidaten giebt es nun zwar noch manche Deutſche und auch einige Polen, aber ſeit den letzten vier Jahren haben auch mehrere Franzoſen (nicht aus Lothringen oder Elſaß gebürtig) die Prüfungen mit Glück beſtanden.

Was aber den Erfolg des Unterrichts betrifft, ſo wird die Thätigkeit der Profeſſoren durch den Umſtand erſchwert, daß die lebenden Sprachen bei den Staatsprüfungen noch nicht vollgiltigen gleichen Rang mit den todten Sprachen haben; natürlich betreiben die Schüler mit wahrem Eifer nur die Gegenſtände, die für ihr Gelingen beim Examen entſcheidend ſind, und doch ſoll der Lehrer einer lebenden Sprache für ſeinen Erfolg verantwortlich ſein. Welchen Anſtoß zum Studiren aber ein Examen giebt, beweiſt folgende Thatſache: Früher wurden die Candidaten zur Militärſchule von St. Cyr ſehr ſtreng im Deutſchen examinirt; damals gab es auch an jedem Lyceum in den deutſchen Klaſſen einen Stamm aufmerkſamer Schüler, die dem Lehrer ſeinen Beruf angenehm machten und erleichterten. Aber eine Maßregel des Miniſters Duruy erſchwerte die Aufgabe des Lehrers der lebenden Sprachen; zu denſelben waren die Schüler nur in den unteren Klaſſen gehalten, von Tertia an ſtand es ihnen frei, den Curſus fortzuſetzen oder zu laſſen. Nun fanden ſich zwar immer — zur Ehre der ſtudirenden Jugend Frankreichs ſei es geſagt — ernſte und wißbegierige Köpfe, die das Studium gewiſſenhaft fortrieben, aber es blieben neben ihnen auch Träge zurück, die lieber gegangen wären, oft gehen wollten und doch blieben — ein Hemmſchuh alles ernſten Unterrichts. Entweder ſind die lebenden Sprachen für die heutige Bildung unentbehrlich, dann muß das Kind, der Schüler, bedeutet werden, daß er ſie zu lernen hat, oder ſie ſind werthlos, und dann mögen ſie dem Zufall anheimgegeben ſein.

H. Semmig.

Schweiz.

Zur Biographie Peſtalozzi's.*)

Unter dieſem Titel iſt vor Kurzem ein Werk erſchienen, das, auf die eingehendſten Nachforſchungen in eidgenöſſiſchen Archiven, Familienpapieren, Tagebüchern und anderen ungedruckten Nachrichten geſtützt, endlich einmal dem großen Social-Reformator gerecht wird und ein Bild entwirft, das nicht durch ein theologiſches oder politiſches Syſtem getrübt iſt. So anerkennenswerth auch die Bemühungen älterer Biographen Peſtalozzi's ſind, hat doch Keinem ein ſo reiches Material zu Gebote geſtanden, wie Herrn Morf, und es konnte darum auch Keiner den großen Mann in ſeiner ganzen Tiefe und Bedeutung erfaſſen; ja die eingehendſten Biographieen, wie die von Blochmann, von K. v. Raumer (in ſeiner Geſchichte der Pädagogik), von Mörikofer werden ihm gar nicht gerecht, indem ſie ihn mit einem kirchlichen Maßſtabe meſſen. Die von uns in Nr. 28 angezeigte werthvolle Schrift des Herrn Schulrathes Alberti iſt für das Volk beſtimmt und fußt theils auf jenen Biographieen, theils auf den eigenen Aufzeichnungen Peſtalozzi's, während wir hier eine umfangreiche wiſſenſchaftliche Arbeit vor uns haben, die ſich nur auf Quellenforſchungen erbaut und theils über viele Lebensumſtände ein ganz neues Licht verbreitet, theils noch ganz dunkle Partieen erhellt — ein Werk jahrelangen Suchens und Forſchens, für die Pädagogik nicht nur, ſondern auch für die Kulturgeſchichte von eminenter Bedeutung.

In der Einleitung giebt das Werk zunächſt einen Ueberblick über die politiſche Lage der Schweiz und über die Verhältniſſe der ſchweizeriſchen Volksſchule am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — letztere bietet nur ein Bild der tiefſten Verſunkenheit dar — und dennoch war das Volk, in politiſche und kirchliche Feſſeln geſchlagen, aller Verbeſſerung abhold. Der damalige eidgenöſſiſche Miniſter der Künſte und Wiſſenſchaften, A. Stapfer, gab ſich alle erdenkliche Mühe, dieſer traurigen Lage des Volkes abzuhelfen, fand aber die größten Schwierigkeiten nicht nur beim Directorium, ſondern auch und noch mehr beim Volke. Bemerkenswerth auch für unſere Zeit ſind die Worte dieſes für das Wohl des Volkes ſich aufopfernden Mannes aus einer Zuſchrift an das Directorium: „So unentbehrlich und ſo dringend auch eine geſetzliche Verfügung über das geſammte Erziehungsweſen ſein mag, ſo iſt doch die Bildung tüchtiger Landſchullehrer noch viel dringender. Die ſchönſten Pläne ſcheitern, die zweckmäßigſten Geſetze ſind vergebens, die trefflichſten Lehrbücher helfen nichts, wenn ihre Ausführung, Erfüllung und Benutzung unwiſſenden, ungebildeten Menſchen überlaſſen bleibt. Darum iſt und bleibt die erſte Sorge einer Regierung, die das Wohl des Volkes

*) Zur Biographie Peſtalozzi's. Ein Beitrag zur Geſchichte der Volkserziehung von H. Morf, w. Seminardirector und Waiſenvater in Winterthur. Erſter Theil. Peſtalozzi's Wirkſamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthaltes. Zweite vermehrte Auflage. Winterthur. Bleuler-Hausheer u. Co., 1868. XII u. 354 S.

Digitized by Google

will, die, für Heranbildung eines ſeiner Aufgabe gewachſenen Lehrerſtandes zu ſorgen." — Seine Pläne zur Errichtung eines Seminars ſcheiterten; auch die Gründung eines „Helvetiſchen Volksblattes", deſſen Redaction im Anfange Peſtalozzi leitete, war ohne Erfolg. Erſchöpft und krank zog ſich Stapfer 1800 zurück.

Aber was weder das dringende Bedürfniß, noch die Begeiſterung und Hingebung Stapfer's, unterſtützt von einer gediegenen wiſſenſchaftlichen Bildung und von der Autorität ſeines hohen Amtes, noch die treue Thätigkeit der Erziehungsbehörden der Kantone zu Stande gebracht, das vermochte der von finanziellen Mitteln völlig entblößte Peſtalozzi. Ja mehr noch: mit ihm und durch ihn beginnt eine neue Epoche der Pädagogik. Er hat durch ſeine heiße, unter allen Stürmen ſich gleichbleibende Menſchenliebe, ſeinen Feuereifer und ſein raſtloſes Wirken für Menſchenveredlung und Volksbildung dem Schul- und Erziehungsweſen neues Leben eingehaucht, mit ſeiner Begeiſterung tauſend und abertauſend Herzen entzündet, gewonnen in allen Schichten der Geſellſchaft, vom Königsthron bis zur Werkſtätte und Hütte hinab. Er iſt's, der der Welt das Bewußtſein von der Größe und Heiligkeit des Erziehungsberufs wiedergegeben und in die Schule jenen idealen Schwung zu bringen vermocht hat, ohne den ſie ſich nicht über mechaniſche Dreſſur hinaus zu lebendiger, geiſtiger Erweckung und Anregung der Zöglinge zu erheben vermag. Aber ihm gebührt auch das Verdienſt, die Pädagogik zu einer Wiſſenſchaft mit ewig bleibenden Principien, auf den göttlichen Geſetzen in der Menſchennatur beruhend, erhoben und damit den Grund zur Löſung der „ſocialen Frage" gelegt zu haben.

Der Verfaſſer führt uns ein in jene heilige Stätte der Wohnſtube, in der ſeine fromme Mutter — der Vater war ſchon früh geſtorben — die erſten Keime der ſittlich-religiöſen Kräfte weckt und pflegt, hinweiſend zugleich auf deren ſpätere Entfaltung im ganzen Denken und Sein Peſtalozzi's. Da lernt man die Tiefe ſeiner Ideen kennen, die bei dieſer Gelegenheit angeführt werden. Unübertrefflich wird die Idee der ſittlich-religiöſen Elementarbildung, der pſychologiſche Vorgang an der Liebe zur Mutter, die ſie geweckt hat durch Befriedigung der kindlichen Bedürfniſſe, zu Vater und Geſchwiſtern, zu den Menſchen überhaupt und zu Gott dargelegt mit Peſtalozzi's eignen Worten.

Der Haß, den ſich Peſtalozzi bei den Ariſtokraten in Zürich zugezogen hatte, führte ihn zu der Landwirthſchaft und ſeinen verunglückten Verſuchen zur Erziehung. Der Verfaſſer bringt hier ganz neue Enthüllungen, namentlich aus dem Tagebuche der Frau Peſtalozzi, ſowie aus eigenen Aufzeichnungen derſelben, die einen wohlthuenden Blick in ſein Familienleben thun laſſen und Kunde von Peſtalozzi's erſten Erziehungsverſuchen an ſeinem Sohne Jacob geben, ein Paſſus, der die Uebereinſtimmung der Fröbel'ſchen Beſtrebungen mit Peſtalozzi klar darlegt und zugleich die großartigen Ideen des berühmten Reformators in ihren embryoniſchen Anfängen enthält. „Die Vergleichungen mathematiſcher Figuren und Größen ſind Stoff zu Spielen und Lehren der Weisheit. Einen eigenen Garten beſorgen und allenthalben her Pflanzen darin ſammeln, Puppen und Käfer mit Ordnung, Genauigkeit und Fleiß ſammeln und aufbehalten — welche Vorbereitung zum bürgerlichen Leben! Welche Zäume für Trägheit und Wildheit! Und wie fern Alles von aller Erkenntniß, die nicht für die Kinder iſt, die faſt allein im Buch der Natur leben ſollen!"

Wir übergehen die ſchweren Erfahrungen, durch die das innere Leben Peſtalozzi's ſich mehr und mehr vertiefte und die keinem Sterblichen erſpart geblieben ſind, der ſich auf die Höhe beſeeligender Ideen hinaufgeſchwungen hat; wir erwähnen nur noch, daß der Verfaſſer aus urkundlichen Zeugniſſen Peſtalozzi glänzend rechtfertigt gegenüber mannigfachen Angriffen, die ſeine Wirkſamkeit in Stanz nnd Burgdorf erfahren hat, und daß er in einer vorzüglichen Analyſe der hervorragenden Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", Peſtalozzi's Erziehungsgrundſätze ſyſtematiſch ordnet und in ein helleres Licht ſetzt, als es je von einem Biographen des großen Propheten der naturgemäßen Erziehung geſchehen iſt.

Für den 2. Theil liegt dem Verfaſſer noch ein reiches handſchriftliches Material vor. Möge das deutſche Volk die von tiefem Verſtändniß und treuer Hingabe zeugende Darbringung mit Liebe aufnehmen! Es wird in dem tragiſchen Schickſal eines Peſtalozzi eine mächtige Erhebung finden. — Noch beſteht der Kampf, den der unerſchrockene Mann gegen alles falſche, gemachte Weſen, das den Menſchen ſich ſelbſt entfremdet und das ſeine Hauptſtütze im Feudalismus und der Hierarchie findet, angefangen hat auf dem Gebiete der Erziehung. In dem Leben und den Schriften Peſtalozzi's ſind die Waffen gegeben, mit denen jene Feinde der Menſchheit beſiegt werden müſſen.

L. W. S.

Baltiſche Provinzen.

Die älteſte deutſche Schule in den baltiſchen Provinzen.*)

Wenn die Geſchichte einer einzelnen Schule, die ein Alter von 550 Jahren aufzuweiſen hat, für die Culturgeſchichte, beſonders aber für die Geſchichte der Pädagogik von großem Intereſſe iſt, ſo hebt ſich dieſes Intereſſe für uns Deutſche bei einer Anſtalt in den jetzt ſo bedrängten ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen, die ehemals ein Hort deutſcher Cultur und Wiſſenſchaft, jetzt mehr und mehr dem Ruſſificationsſyſtem verfällt. Zwar tritt die Aufdeckung dieſer letzteren Tendenz in der uns vorliegenden Schrift, welche von dem jetzigen Director der Anſtalt in Anlehnung an eine Arbeit ſeines Vorgängers und in Gemeinſchaft eines Collegen herausgegeben iſt, weniger hervor, ſonſt wäre die Herausgabe jedenfalls nicht „von der Cenſur geſtattet", wie es jetzt das Titelblatt bezeugt; gleichwohl aber iſt auch dieſe Schrift ein Zeugniß für das deutſche Leben in jenen Provinzen, ſowie zugleich auch ein Beweis, daß die Ruſſification dort immer weitere Fortſchritte macht und daß ihr leider von dem Curatorium jener Anſtalt nicht wenig Vorſchub geleiſtet iſt.

Die Stadt Reval iſt von deutſchen Kaufleuten gegründet, nachdem der König Waldemar II. von Dänemark (1219) hier ein neues Schloß gebaut und den Grund zu einem Biſthum gelegt, und zwar iſt ſie unter der Herrſchaft der Schwertritter, die ſpäter einen Theil des deutſchen Ritterordens bildeten, angelegt und entwickelte ihr deutſches Weſen weiter, auch nachdem die Landſchaft wieder in die Hände der Dänenkönige gekommen war.

Der dort errichteten Domkirche übergab Waldemar's Urenkel Erich am 3. Januar 1319 ein Document zur Errichtung einer Domſchule mit dem Privilegium, daß kein Bürger der Stadt ſeine Kinder oder Pflegekinder eine andere, als die Domſchule beſuchen laſſen dürfe. „Nos de consiliariorum nostrorum concilio

*) Beiträge zur Geſchichte der ehſtländiſchen Ritter- und Domſchule. Einladungsſchrift zu der 550jährigen Jubelfeier der Domſchule zu Reval am 19. und 20. Juni 1869. Reval, 1869.

Digitized by Google

statuimus et pro constitutione perpetua irrevocabiliter observari mandamus, quod nullus civium civitatis Revaliae, cuiuscunque conditionis existat, filios suos et nepotes et privignos vel etiam extraneos secum in expensis existentes, qui scolaticis imbui debent disciplinis, aliquas scolas in dicta civitate frequentare permittat praeter ad scolas dictae chathedralis ecclesiae ibidem, prout poenam decem marcarum argenti voluerit evitare."

Dieſes Privilegium wurde in ſpäterer Zeit vielfach angetaſtet, eine Erſcheinung, die ſich in der Geſchichte des deutſchen Schulweſens ebenfalls vielfach findet. In Reval richtete die niedere Geiſtlichkeit (Dominikanermönche) ebenfalls Schulen ein, ja ein nicht geiſtlicher Magiſter ſcheint ſogar eine Schreib- und Leſeſchule mit Unterſtützung der weltlichen Behörden errichtet zu haben. Es entſtanden mannigfache Streitigkeiten und ſowohl Biſchof als Stadt wandten ſich an den Papſt und dieſer entſchied (1424) zu Gunſten der letzteren. Die Verfolgungen der geiſtlichen Ariſtokratie fingen jedoch nun erſt recht an, aber die Dominikaner fanden im Rathe, wie bei der Bürgerſchaft eifrige Vertretung; die Stadt legte ſogar mit Bewilligung eines ſpätern Papſtes eine neue Kirchſchule an. Trotz dieſer Streitigkeiten mit der Stadt, wird von der Domſchule der damaligen Zeit doch gerühmt, daß ſie zur Conſolidirung der damaligen in Folge der Coloniſation fluctuirenden Zuſtände viel beigetragen und „chriſtliches Leben und germaniſche Geſinnung erhalten, gefördert und befeſtigt habe". Die Unterrichtsgegenſtände waren wie in allen Schulen damaliger Zeit hauptſächlich Katechismus, Latein und Singen.

1524 kam es in Reval zur Kirchen-Reformation, in Folge deren auch der Dom 1561 die lutheriſche Lehre annahm. Da ſich Reval in ſchwediſchen Schutz begeben hatte, ſo waren die Rectoren am Dom in dieſer Zeit meiſt ſchwediſcher Nationalität. Guſtav Adolf ordnete 1627 eine Kirchen-Viſitation an, bei welcher Gelegenheit auch die Domſchule eine durchgreifende Reorganiſation erfährt. So trefflich die neuen Anordnungen im Allgemeinen ſind, ſo ſind leider dieſe Beſtimmungen theilweiſe auch traurige Zeugniſſe über die damalige Zeit, ſo z. B. wenn in den oberen Klaſſen Strafe darauf ſteht, wenn Jemand Deutſch und nicht Lateiniſch ſpricht, oder wenn vor verbotenen Spielen gewarnt wird. („Pueri sint scholastici, non lusores; ideo ab alea, chartis lusoriis aliisque inhonestis et scholastico indignis ludis abstinebunt." — „Ludorum finis recreatio erit, non lucrum, ideoque pro libris aut pecunia non ludent.")

Wie in Ehſtland, ſo haben die Schulen der damaligen Zeit überhaupt mit ihrem unſinnigen Gelehrtenkram nicht wenig dazu beigetragen, die deutſche Nation ſich ſelbſt zu entfremden und das deutſche Nationalbewußtſein zu erſticken. Muß doch auch der Verfaſſer unſerer Schrift geſtehen, daß damals, wie auch noch im folgenden Jahrhundert in viel geringeren Schulen Lateinſprechen und Lateinſchreiben das ausſchließliche Ziel und der Stolz des Rectors war. — Gegen den folgenden Satz, der auch durch Nichts begründet wird, möchten wir aber doch Verwahrung einlegen: „Aber jene Zeit verband mit dem Studium der Alten fromme chriſtliche Religionsübung in der Art, welche die ſpätere Zeit in den Schulen immer mehr aufgiebt, ja, nach vollſtändiger Emancipation der Schule von der Kirche, unſere Zeit gar nicht mehr zu begreifen vermag", wenn wir auch bei den ruſſiſchen Staatsverhältniſſen, welche alles Eigenleben zu vernichten ſuchen, ein ſolches Urtheil erklärlich finden, inſofern eine kirchliche Gemeinſchaft gegen dieſes Beginnen noch einigen Schutz dort gewähren kann.

Im Jahre 1655 verlangte der ehſtländiſche Synodus, es ſolle ein Lehrer der deutſchen Sprache, welche bisher als Unterrichtsgegenſtand nicht gelehrt worden war, an der Domſchule angeſtellt werden: jedenfalls ein Zeichen nationalen Bewußtſeins im Volke, welchem Verlangen aber nicht nachgekommen zu ſein ſcheint. Man hatte jedoch ſchon damals eine merkliche Abneigung gegen die alten Sprachen, als ganz unnütz für's praktiſche Leben, und die Folge davon war, daß Viele ihre Kinder nicht in dieſe Schule ſchickten, „weil ſie dort Dinge lernen müßten, welche außer ihrem Zwecke, alſo ihnen unnöthig ſeien", eine Klage, die wir in Preußen nach 200 Jahren über unſere Real- und höhere Bürgerſchulen immer noch erheben müſſen. Wann wird man doch endlich dem Volke geben, was des Volkes iſt?

Nachdem die Domſchule in Folge verſchiedener Kalamitäten ganz eingegangen war, wurde ſie durch Mickwitz, Oberpaſtor am Dom, 1725, einem Schüler A. H. Franke's, wieder eingerichtet und erhielt auch eine ziemliche Anzahl Schüler, ſank aber wieder mit ſeinem Tode, bis ſie durch die ehſtländiſche Ritterſchaft ein neues erhöhtes Leben gewinnt, indem ſie die Stellen beſſer dotirte und ein Curatorium einſetzte, die Schule aber gänzlich von dem Connex mit der Kirche löſte. Es werden Realien und die deutſche Sprache in den Lehrplan aufgenommen, auch neuere Sprachen (die ruſſiſche war ſchon 1750 eingeführt, jedoch nur facultativ). Die Schule war eine Pflanzſtätte des Philanthropismus geworden und blieb es, bis mit Anfange des jetzigen Jahrhunderts das humaniſtiſche Prinzip das Uebergewicht erhielt. Die Schule ſollte aber außer zur Univerſität, auch zu anderen gebildeten Ständen vorbereiten, „eine Combination, die zu jeder Zeit Schwierigkeit verurſacht und Inconvenienzen herbeiführt".

Bemerkenswerth iſt folgender Paſſus: „Nicht unerwähnt darf bleiben, daß am 30. October 1827 Seine Majeſtät, Kaiſer Nicolai, die Ritter- und Domſchule mit Ihrem Beſuche zu beglücken geruhten. Seine Majeſtät gaben den Befehl, auf Koſten der hohen Krone, gleichwie an den Gymnaſien, auch an der Ritter- und Domſchule einen Oberlehrer der ruſſiſchen Sprache und Literatur anzuſtellen und ſtifteten in der ritterſchaftlichen Penſionsanſtalt vier neue Stellen für Söhne aus dem ehſtländiſchen Adel."

Seit 1836 wird in der ruſſiſchen Sprache ſchon in Quinta unterrichtet; der Landtag von 1839 beſchließt, die Stundenzahl für das Ruſſiſche zu vermehren. Während die vier Inſpectoren früher Deutſche waren, ſollte von jetzt ab eine Stelle mit einem Ruſſen beſetzt werden, was aber nicht geſchehen konnte, da ſich kein gebildeter Ruſſe hierzu fand. Man faßte alſo den Beſchluß, auf ritterſchaftliche Koſten einen Zögling der Domſchule dazu auszubilden und ihn zu dieſem Behufe zwei Jahre in Dorpat und drei in Moskau ſtudiren zu laſſen, und „Seine Majeſtät beſtätigten 1840 nicht nur die ganze Vorlage, ſondern ließen auch außerdem der Ritterſchaft des ehſtländiſchen Gouvernements für ſtets bewieſenen Patriotismus in einem huldreichen Schreiben den Allerhöchſten Dank ausſprechen".

Eine andere Kundgebung ihres Patriotismus legte die Ritterſchaft dadurch ab, daß ſie bei der Jubelfeier der Krönung des Kaiſers 1851 beſchloß, Parallelclaſſen für diejenigen Zöglinge einzurichten, die ſich dem Militärdienſte widmen wollten, welche deshalb von dem Unterrichte in den alten Sprachen befreit, dagegen in Arithmetik und Geometrie, ſowie in der Geſchichte und Geographie Rußlands, ſämmtlich in ruſſiſcher Sprache, unterrichtet wurden, welche Darbringung Seine Majeſtät „mit beſonderem Wohlgefallen" aufnahm.

Digitized by Google

Bei dem mit den Weſtmächten ausgebrochenen Kriege bekundete die Ritterſchaft ihre patriotiſche Geſinnung dadurch, daß ſie junge Leute aus dieſer Anſtalt auf ihre Koſten zum Militärdienſte ausrüſtete.

Aus der ſpäteren Geſchichte iſt nur hervorzuheben, daß die ruſſiſchen und lateiniſchen Lectionen eine noch weitere Vermehrung erfahren haben.

Den Schluß des Ganzen bildet ein Verzeichniß der Domſchullehrer ſeit Anfang des 17. Jahrhunderts nebſt Perſonal-Notizen und der Perſonal-Beſtand der Anſtalt im erſten Semeſter 1869. L. W. S.

Kaukaſien.

Dichtungen transkaukaſiſcher Sänger.

So lautet der deutſche Titel einer Sammlung von Erzeugniſſen aderbeidſchaniſch-türkiſcher Phantaſie, welche der kundige Sammler und Herausgeber, Herr Bergé zu Tiflis, im vorigen Jahre in Leipzig hat erſcheinen laſſen.*) Keine Ueberſetzung iſt beigegeben, nur eine Einleitung vorangeſchickt, aus der wir erfahren, daß die Hauptmaſſe der Bevölkerung des öſtlichen Transkaukaſiens türkiſche Stämme bilden, die auch in Aderbeidſchan vorwiegen und in kleinen Abzweigungen über andere Gegenden Perſiens verſtreut ſind. Die unter ihnen herrſchende Mundart nähert ſich ſtark dem Oßmaniſchen, und iſt beſonders während des vorigen und laufenden Jahrhunderts das Organ einer volksthümlichen Literatur geworden, deren Bekanntwerden eine empfindliche Lücke in unſerer Kenntniß des Morgenlandes ausfüllen dürfte.**) Herr Bergé lehrt uns einen Reigen bezüglich namhafter Poeten kennen, der mit Wâkif (1747—1796) beginnt, und mit der ſchönen wie ſchönbegabten Stegreifdichterin Aſchik-Peri ſchließt, die ſchon in ihrem zwanzigſten Jahre (1833) aus dem Leben ſchied.***)

Von ſieben der neun Dichter ſind nur eine, höchſtens zwei kleine Leiſtungen (S. 114—128) mitgetheilt, während Wâkif's Gedichte die erſten 46, und die eines gewiſſen Sâkir (1789—1857) gar 67 Seiten einnehmen. Alle haben perſ. Ueberſchriften und überhaupt iſt Perſiſches reichlich eingemengt; denn ſolche Einmengung gehört nun einmal zur vollendeten Eleganz des Ausdrucks. Neben begeiſtertem Lobe, ſtrengem Tadel und ſchwermüthiger Klage begegnen uns auch Scherz und Spott, aber wahre Urſprünglichkeit und friſches nationales Selbſtgefühl würde man vergebens ſuchen. An dem ohnehin ziemlich ſchwachen Fittig hängen die Bleigewichte des Despotismus und geſtatten dem Sänger faſt nur, in Sinnenluſt zu ſchwelgen, vornehme Gönner und ihre Geſchenke zu preiſen, oder, wenn irdiſches Elend zu ſtark ſich vordrängt, einem Peſſimismus zu huldigen, der Alles auf die äußerſte Spitze treibt. Vorragend unter den Beiſpielen letzterwähnter Art iſt eine lange Jeremiade des Wâkif, die nach unſerer Ueberſetzung ſo anhebt:

Hab' auf dieſem Erdenrunde etwas Grades nie geſeh'n:
Was ich ſah, das ſah ich krumm nur, hab es anders nicht geſeh'n.
Hab' im Umgang mit Bekannten keine Redlichkeit geſeh'n,
Habe Glauben und Vertrauen, Gottesfurcht auch nie geſeh'n.

Dieſe Art Elegie, eine bitterſüße Nahrung für Melancholiker, beſteht aus zwölf Strophen von je fünf Zeilen. Jede Zeile der erſten, aber nur die letzte jeder folgenden Strophe ſchließt mit „habe nicht geſehen" (görmedim); die vier vorangehenden Zeilen haben einen anderen durchgehenden Reim, aber jede Strophe ihren eignen.

Hier noch einige charakteriſtiſche Stellen:

Gleich der Sonn' erweiſ' dem Menſchen
täglich Gutes tauſendfach:
Nicht ein Sonnenſtäubchen Dankes
trägt er je dafür Dir nach.

. . . .

Sah im Staube der Verachtung
Edle, ſah den Schelm geehrt;
Geld und Gut hat nicht der Würd'ge,
und wer's hat iſt ohne Werth.

. . . .

Weiß geworden iſt das Haupt mir,
ſchwärzer ſtets wird mein Geſchick:
Was ich Uebles that, das war doch
nur auf ſchöne Wang' ein Blick!

Wörtlich „auf mondgleiche Wangen", d. h. auf Weiber mit einem Antlitz, das gleich dem Monde glänzet. Hier giebt der Dichter mit zarteſter Schonung ſeiner ſelbſt und der Leſer zu verſtehen, daß er dem weiblichen Geſchlechte zu viel gehuldigt.

Gegen das Ende hin verwandelt ſich die Klage in ein Gebet:

Gieb nicht zu, daß Teufels Ränke
unſerm Glauben ſchädlich werden:
Gott, mit Deiner Schönheit Flamme
ſchaffe wieder Licht auf Erden!

Die letzten Zeilen lauten:

Mache Wâkif zum Aſyle
Deine Huld, o unſer Herr!
Denn bei andern Weſen fand ich
Huld und Gnade nimmermehr.

Und derſelbe Dichter erniedrigt ſich zu poetiſcher Schilderung der Erforderniſſe einer ſchönen und guten — Frauenjacke, dann einer dergleichen Pluderhoſe! Er ſchildert eine Flinte, die er gern geſchenkt haben möchte, einen Pelzrock, und ein koſtbares Stück Tuch, die ihm geſchenkt worden ſind. Zwei Lieder weiht er ſcherzhaftem Tadel des Bartes, mehrere dem Lobe verſchiedener Orte und Perſonen. Einmal klagt er darüber, daß ein Freund ihm grolle, und zu verſchiedenen Malen ſtoßen wir bei ihm auf grobe, hart an Schamloſigkeit gränzende Ergüſſe verliebter Art. Ueberall kehrt der altgewohnte Bilder- und Phraſenkram wieder: ſo ſchon in den erſten Zeilen des allererſten Gedichtes:

Du, deren friſches Wangenroth
die Roſ' und Tulpe ſtaunen macht:
Dem Neumond Deiner Brauen ſei
als Opfer meine Seel' gebracht.

*) Genannter Herr iſt Präſident der archäographiſchen Commiſſion am erſterwähnten Orte; Schrift und Druck ſind von Metzger und Wittig daſelbſt.

**) Zu den beſcheideneren Lückenbüßern dieſer Art mag man auch Lieder Krym'ſcher Tataren zählen, von welchen Schott Kunde giebt im Monatsberichte der Berliner Akademie für 1868, S. 492 ff.

***) Wir finden in dieſer Sammlung die echten Prototype Mirza Schaffy's, der in Tiflis von Friedrich Bodenſtedt entdeckt oder — erfunden iſt. D. R.

Digitized by Google

Zu den Dichtungen Säkir's gehören viele poetiſche Epiſteln, ein ſchwülſtiger Panegyrikus auf den heutigen Zar von Rußland, verſchiedene Satiren, und zahlreiche erotiſche Gedichte, von denen ein kürzeres hier folgen möge:

Du Windeshauch aus Oſten, ſag' der Freundin:
Die Schönen ſind ſchon wach, o komm', erheb' Dich!
O ſäume nicht, die Zeit der Luſt iſt da!
Man trinkt, es kreiſet überall der Becher.
Das Veilchen ſenke ſeinen Kopf hernieder,
Narziſſe ſei der Liebſten Augenweide;
Die Roſe fall' zur Erd', Dein Antlitz ſchauend;
Sie bring' die Nachtigall mit ihrer Klage.*)
Der Jäger blick' verſtohlen da und dorthin,
Vermeinend, eine Hindin käm' geſprungen.
An Deinem Fing'r ein Ring, Schärp' um die Hüften,
Aus Perlen Ohrgehäng', aus Gold die Knöpflein,
Sei Du gekleidet ganz in Grün und Roth.
So komme lieblich wankend hergeſchritten. —
Möcht' hundert Mal des Tags ihr Haupt umkreiſen!
Wie Säkir in der Liebe Fur zu brennen.
Komm', Schmetterling, ſo Dir der Muth nicht fehlet!

Beim Umkreiſen oder Umflattern des Hauptes iſt ſchon an den Schmetterling oder die Motte gedacht, die in dem geliebten Lichte endlich ihr Grab findet. Das ſchöne, auch Calderon geläufige, aber im Orient ſtark mißbrauchte Bild ſtammt urſprünglich aus Indien. Sch....

Kleine literariſche Revue.

— **Ariſtoteles und Plato.** Von Guſtav Teichmüller's „Ariſtoteliſchen Forſchungen"**) liegt uns die zweite Abtheilung: Ariſtoteles' Philoſophie der Kunſt, vor. Bekanntlich hat Leſſing die Sicherheit der Ariſtoteliſchen Kunſtgeſetze mit der Unumſtößlichkeit von Euklid's Elementen verglichen. Dieſe Kunſtgeſetze in ihrer Vollſtändigkeit vorzuführen, war die Aufgabe des Verfaſſers. „Die Ariſtoteliſche Lebensweisheit — ſagt er — liegt in großen ſyſtematiſchen Werken vor uns; ſeine Philoſophie der Kunſt aber iſt wie eine Statue in Bruchſtücke zerſprungen, und es gilt erſt, die lebendige Form wieder richtig vor die Anſchauung zu führen." Von der Schwierigkeit einer ſolchen Arbeit hat nur Derjenige einen Begriff, der aus dem Buche ſelbſt erſehen hat, wie mühſam erſt aus den verſchiedenen Schriften des Philoſophen dieſe Bruchſtücke zuſammengeſucht und zu einem ſyſtematiſchen Ganzen zuſammengeſtellt werden mußten. Außer der Poetik iſt uns nichts von des Ariſtoteles zahlreichen äſthetiſchen und kunſthiſtoriſchen Werken erhalten; allein da bei Ariſtoteles keine Disciplin für ſich iſolirt daſteht, ſo bieten ſeine logiſchen, ethiſchen, phyſiſchen und politiſchen Schriften genug Stoff, eine Theorie der Kunſt nach ſeiner Auffaſſung und wo möglich mit ſeinen Worten zu entwerfen. Einer Vergleichung der Ariſtoteliſchen äſthetiſchen Lehren mit den Anſichten anderer alter und neuer Kunſtrichter und Kunſtkenner hat ſich der Verfaſſer enthalten, weil der Leſer erſt nach einer völligen Verſenkung in den Gegenſtand mit mehr Freiheit und Ueberſicht ihm gegenüber treten kann. Wir empfehlen das Buch als ein erwünſchtes Hülfsmittel nicht blos für Diejenigen, die ſich für die Philoſophie des Ariſtoteles intereſſiren, ſondern auch für alle künftigen Kunſttheoretiker.

An die Anzeige des obigen Buches knüpfen wir die eines ähnlichen: „Platoniſche Studien", von Joſeph Steger.*) Von dieſem liegt uns die erſte Abtheilung vor: Die Platoniſche Dialektik gegenüber der Sophiſtik. Der erſte Theil handelt von der Sophiſtik und der ſophiſtiſchen Rhetorik, der zweite Theil von der Platoniſchen Dialektik. Der Verfaſſer giebt Platon's Anſichten wo möglich mit Platon's Worten wieder, um dadurch am ſicherſten der Gefahr zu entgehen, mit einer dem Philoſophen fremden Terminologie ihm auch fremde Gedanken unterzuſchieben. Das Buch iſt eine recht brauchbare Anleitung für Diejenigen, die in die Platoniſche Philoſophie tiefer eindringen wollen. Möge der Verfaſſer bald in ähnlicher Weiſe die Platoniſche Ethik und Phyſik behandeln.

E. M.

— **Gladſtone's Juventus Mundi.** Ein neues gelehrtes Werk des britiſchen Staatsminiſters, Mr. Gladſtone,**) wird jetzt in allen engliſchen Journalen beſprochen und, wenn auch nicht in gleicher Weiſe geprieſen, wie ſeine früheren „Studien über Homer und das Homeriſche Zeitalter", doch jedenfalls, als eine merkwürdige Erſcheinung, als die wiſſenſchaftliche Production eines gleichzeitig mit politiſchen Arbeiten überhäuften Staatsmannes, rühmend anerkannt. Welcker's „Griechiſche Götterlehre" iſt es, auf welcher hauptſächlich dieſes neue Werk Gladſtone's baſirt, worin derſelbe die Religion, die Sitten und die Politik der alten Hellenen zum Gegenſtande der Unterſuchung und vornehmlich die griechiſche Umwandlung des urſprünglich ariſchen Gottesbegriffes anſchaulich macht. Homer, war, nach Gladſtone, nicht bloß der erſte und größte Dichter der Hellenen, ſondern auch ihr Prophet und Götterlehrer: der Stifter einer neuen Religion, der Gründer der griechiſchen Sprache und des helleniſchen Volkes — eine Theſis, die, bei ihrer Unvereinbarkeit mit der ſonſtigen, wiſſenſchaftlichen Erklärung der Homeriſchen Dichtungen, ſehr vielen Widerſpruch finden wird.

— **Dante in hebräiſcher Sprache.** Eine intereſſante literariſche Erſcheinung iſt Dante's Divina Commedia in hebräiſcher Sprache, bearbeitet von Dr. S. Formiggini in Trieſt,***) von welcher kürzlich der erſte Theil: „Hathaphthe", „die Hölle" ausgegeben worden.†) Der Ueberſetzer, ein gelehrter jüdiſcher Arzt in Trieſt, wo die israelitiſche Gemeinde einen ausſchließlich italiäniſchen Charakter hat und ſich mit Vorliebe der Wiſſenſchaft und Literatur Italiens zuwendet, erklärt in der hebräiſchen Vorrede, daß „unmittelbar nach den göttlichen Propheten, durch welche der Geiſt Gottes ſich geoffenbart, der große Sänger Dante Alighieri zu reihen" und daß „nach ihm kein Gleicher in irgend einem Volk und in irgend einer Sprache erſtanden". Recht und Gerechtigkeit ſeien die Stoffe ſeiner erhabenen Geſänge, die, nachdem ſie bereits in alle Kulturſprachen der Welt übertragen worden, hier zum erſten Male in der heiligen Sprache

*) Die Nachtigall ſoll bekanntlich der Roſe mit ihren Liebesklagen hart zuſetzen.

**) Halle, G. Emil Barthel, 1869.

*) Innsbruck, Wagner'ſche Univerſitäts-Buchhandlung, 1869.

**) Juventus Mundi: the Gods and Men of the Heroic Age. By the Right Hon. William Ewart Gladstone. London, Macmillan u. Co., 1869.

***) ספר מראות אלהים לדנטי אליגיארי I. התפתה.

†) Trieſt, Julis Daſe, 1869 (VIII und 205. S.).

Digitized by Google

des Sinai erſcheinen, welche gewiß ein würdiges und entſprechendes Gewand dieſer „göttlichen Geſichte“ (Mareoth Elohim) ſei. Der Ueberſetzer hat natürlich bei ſeiner Arbeit mit großen linguiſtiſchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die er jedoch glücklich überwunden, indem Geiſt und Form ſeiner Dichtung einen durchaus erfreulichen Eindruck machen. Wir weiſen z. B. auf den Eingang des dritten Geſanges der „Hölle“ hin: Per me si va nella città dolente etc. Wie poetiſch-prägnant iſt die erſte Terzine durch die hebräiſchen Zeilen wiedergegeben:

כִּי תָבוֹא בְּעִיר הַיָּגוֹן
כִּי תָבוֹא בְּמַכְאֹב עוֹלָם
כִּי תָבוֹא בֵּין אוֹבְדֵי־עַד

nicht minder das „Lasciate ogni speranza qui chlentrate! durch:

חִדְלוּ מִכָּל־תִּקְוָה כָּל הַבָּאִים בִּי:

Herr Formiggini hofft, daß namentlich ſeinen Glaubens-Genoſſen in Rußland und Polen, die mit den Sprachen des Occidents nicht vertraut ſeien, dieſe hebräiſche Uebertragung, durch welche ſie mit den erhabenen Gedanken des unſterblichen Dichters bekannt würden, willkommen ſein werde.

J. L.

— **Satanas in Newyork.** Das unter dieſem Titel erſchienene, amerikaniſche Skizzenbuch*) iſt wahrſcheinlich aus der Feder eines Engländers und nicht eines Amerikaners oder eines Deutſchen gefloſſen. Es faßt die Schattenſeiten und Schwächen der Yankee's ganz ſo auf, wie es die Engländer zu thun pflegen und läßt dabei im Hintergrunde die Vorzüge Altenglands und Europa's durchblicken. Gleichwohl bildet das Buch eine anziehende Galerie von charakteriſtiſchen Zeichnungen und ausgeführten Bildern à la Hogarth und Lichtenberg. In zwanzig Kapiteln wird uns Newyork mit ſeinen Richtern und Rathsherren, mit ſeinem Weltverkehr und Humbug, ſeinem Beau- und Demi-Monde, ſeinen Irländern, Indianern und Niggern vorgeführt. Nur die Deutſchen, die doch in Newyork einen ſo anſehnlichen und charakteriſtiſchen Theil der Bevölkerung bilden, kommen in dieſem Skizzenbuche des Satan gar nicht vor, was uns ebenfalls ein Beweis zu ſein ſcheint, daß es weder von einem Deutſchen, noch von einem Amerikaner, urſprünglich verfaßt wurde. Das Skizzenbuch, eine Art „hinkender Teufel“ à la Gilblas, iſt übrigens mit Gewandtheit bearbeitet, lieſt ſich wie ein deutſches Original und wird gewiß, wenn auch nicht von den Deutſchen in Amerika, die darin Manches vermiſſen werden, doch in Europa mit Vergnügen geleſen.

Literariſcher Sprechſaal.

Herr Duruy, der bisherige Miniſter des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, hat kurz vor ſeinem Austritt aus dem Amt, noch eine ſehr wichtige Anordnung getroffen in Bezug auf die Errichtung von zunächſt mit der juriſtiſchen Facultät in Paris zu verbindenden, ſtaatswiſſenſchaftlichen und volkswirthſchaftlichen Lehrſtühlen, mit beſonderen Examinationen für die künftigen Verwaltungsbeamten. Durch dieſe Prüfungen wird man die Grade eines bachelier und eines licencié ès sciences économiques et administratives erlangen können. Die Studienzeit in dieſer Abtheilung der Rechtsfacultät iſt auf drei Jahre feſtgeſtellt. Im erſten Jahrescurſus werden der Code Napoléon (Titel über Perſonen, Güter und die verſchiedenen Modicationen des Beſitzrechtes), die allgemeinen Grundſätze der Volkswirthſchaftslehre und der Gerichtsorganiſation, ſowie Civil- und Kriminalrecht, vorgetragen. Im zweiten Jahrescurſus folgen die Titel über Erbfolge- und Obligationenrecht, über Handelsrecht, Banken und Kreditweſen, über Staatsverwaltungs- und Finanz-Principien und Rechte. Der dritte Curſus endlich umfaßt den Titel des Code über Kauf- und Verkauf, über Verträge und Hypotheken, woran ſich Vorträge über das Völkerrecht, über See- und Welthandel, über Eiſenbahnen und andere Verkehrswege ꝛc. reihen. — Durch dieſen letzten Akt ſeiner Wirkſamkeit als Unterrichts-Miniſter hat ſich Herr Duruy in der That ein Denkmal geſtiftet, indem er durch dieſe neue Einrichtung, die in der Folge auch mit allen anderen Rechtsfacultäten Frankreichs verbunden werden ſoll, den Regierungen aller Kulturländer ein nachahmungswerthes Beiſpiel gegeben hat.

Herr St. René Taillandier, jedenfalls unter den heutigen Franzoſen der gründlichſte Kenner der deutſchen Literatur und früher wegen ſeiner objektiven, von nationaler Befangenheit freien Beurtheilung deutſcher Zuſtände und deutſchen Geiſtes geſchätzt, hat ſich leider ſeit einigen Jahren dem Troß des franzöſiſchen Journalismus angeſchloſſen, der in jeder Conſolidirung Deutſchlands, in jedem Anzeichen eines wachſenden Selbſtbewußtſeins der deutſchen Nation, eine Gefahr für die Weltſtellung Frankreichs und eine Bedrohung ſeiner Nationalehre erblickt. Ganz ebenſo, wie er im J. 1864 für Dänemark gegen Schleswig-Holſtein und im J. 1866 für Oeſterreich und den alten Deutſchen Bund gegen Preußen und Norddeutſchland in die Schranken getreten, tritt Herr Taillandier jetzt für die heimlich mit den Moskowiten verbündeten Tſchechen gegen die Deutſchen in Oeſterreich auf. In der Revue des deux Mondes vom 1. Auguſt ſucht er den Franzoſen klar zu machen, daß in dem von Deutſchland faſt gänzlich umſchloſſenen Böhmen die Deutſchen Fremde ſeien, die ſich dort, wie im Norden von Schleswig, eingedrängt und nunmehr die alten nationalen Bewohner in ihren Rechten und in ihrem Beſitze antaſten! Wir fragen, ob dies nicht — wenn es ſich hiſtoriſch ſo verhielte, was nicht der Fall iſt — in dem, was die Franzoſen im Elſaß, in Deutſch-Lothringen und im vlamiſchen Theile des Norddepartement thun, ſein Vorbild hätte und dadurch am Wenigſten geeignet erſcheint, von franzöſiſchen Literaten, die der deutſchen Sprache, der deutſchen Sitte in den alten germaniſchen Provinzen Frankreichs weder Luft noch Sonne gönnen, angegriffen zu werden? Wer taſtet die Tſchechen und die mit ihnen verwandten Slowaken in ihrem Beſitz und in ihren Rechten an? Weder Oeſterreich noch Ungarn, die in ihren Verfaſſungen ausdrücklich das Recht der verſchiedenen Nationalitäten und Sprachen wahren, was die franzöſiſchen Staatsverfaſſungen, von der Revolution von 1789 bis zur neueſten Napoleoniſchen Reform, niemals gethan. Oder ſollen die Deutſchen verantwortlich dafür ſein, daß ſie in ihrer Volksbildung und in ihren ſittigenden, kultivirenden Einflüſſen den Slaven überlegen ſind? Herr Taillandier berechnet, daß die Slaven die Majorität in Oeſterreich-Ungarn bilden, indem ſie 16 Millionen zählen, Deutſche und Magyaren zuſammen aber nur 14 Millionen. Frei-

*) Satanas in Newyork. Nach dem amerikaniſchen Original. Herausgegeben von Adalbert von Wildenfels. Berlin, P. H. Langmann u. Comp.

Digitized by Google

lich die Maſſe thut es eben nicht; mens agitat molem! Preußen und der Panſlavismus ſind die Schreckbilder, mit welchen der Profeſſor von Montpellier der Weltſtellung Frankreichs und ſeinem europäiſchen Einfluſſe droht, wenn es nicht bald der vom öſterreichiſch-ungariſchen Dualismus bedrängten Tſchechen ſich annimmt!

Bei J. L. Kober in Prag erſcheint ſeit Kurzem ein tſchechiſches bibliographiſches Journal: „Věstník Bibliograficky," das, nach der uns vorliegenden Nr. 1, mit Umſicht und Vollſtändigkeit redigirt iſt. Die erſte Abtheilung des Journals bildet eine Ueberſicht der bibliographiſchen Erſcheinungen der tſchechiſchen Literatur, worauf eine ſolche (allerdings ſehr kleine) der ſloveniſchen folgt. Es ſchließt ſich daran ein Verzeichniß der in anderen Sprachen (hauptſächlich in deutſcher) erſchienenen Schriften, die mehr oder weniger auf Böhmen, Mähren und Oeſterreichiſch Schleſien Bezug haben. Wir bemerken darunter folgendes Werk von Dr. Franz Pelacky: Documenta Mag. Joannis Hus vitam, doctrinam, causam in Constantiensi concilio actam et controversias de religione in Bohemia annis 1403—1418 motas illustrantia, quae partim adhuc inedita, partim mendose vulgata, nunc ex ipsis fontibus hausta. (Prag, Tempſky, XVI und 768 S.) — Es ſchließen ſich endlich daran Ueberſichten neuer Erſcheinungen im böhmiſchen Kunſt- und Muſikhandel, ſowie Hinweiſungen auf Kritiken und Feuilletons in ausländiſchen Journalen.

Von der „Politiſchen Geſchichte der Gegenwart", von Wilh. Müller,*) liegt uns das zweite Heft, das Jahr 1868 umfaſſend, vor. Das erſte Heft, das Jahr 1867, hat ſich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen gehabt; dieſes zweite Heft wird hoffentlich nicht minder beifällig aufgenommen werden. Die Ereigniſſe des vorigen Jahres werden uns vollſtändig, wohlgeordnet, in einer klaren und anziehenden Darſtellung und mit einer anerkennenswerthen national-deutſchen Geſinnung vorgeführt. Der Verfaſſer charakteriſirt in der Vorrede das Jahr 1868 als minder hervorragend an glänzenden, in die Augen fallenden Ereigniſſen, doch reich an Beſtrebungen und Verſuchen, auf der Grundlage der neueſten Thatſachen die ſtaatlichen Neugeſtaltungen weiter zu führen und ſie — abgeſehen von der eine traurige Ausnahme bildenden, inneren Verwaltung Preußens — mit den Anſchauungen der Zeit in Einklang zu bringen. Mit Recht hat der Verfaſſer die deutſchen Verhältniſſe in den Vordergrund geſtellt und die außerdeutſchen hauptſächlich im Lichte des deutſchen Intereſſes betrachtet; einen beſonderen Raum hat er der ſüddeutſchen Frage gegönnt, da von ihrer glücklichen Löſung die glückliche Geſtaltung des neuen Deutſchlands abhängt. Ein ausführliches Inhaltsverzeichniß und eine kalenderförmige Chronik erleichtern den Gebrauch des Buches, dem wir recht viele Leſer wünſchen.

Unter der Maske des Beherrſchers der Gläubigen, Sultan Abdul-Aſſis, hat ein deutſcher Humoriſt neue Lettres Persanes herausgegeben.**) Der Sultan, der keine andere Sprache, als die türkiſche verſteht und ſpricht und der in Paris, wie in London, in Koblenz, wie in Wien, in der Unterhaltung mit anderen gekrönten Häuptern ſich ſtets eines Dolmetſchers bedienen mußte, ſoll überall Beobachtungen über Perſonen und Zuſtände, über Sitten und Aeußerungen der „Giauren" in ſein Tagebuch eingetragen haben! Die Gedanken des kleinen Buches ſind nicht ohne Geiſt, aber ſie tragen durchgehends ein weſteuropäiſches, oder vielmehr ſpeziell deutſches Gepräge. In Paris läßt der Verfaſſer den Sultan unter Anderem Folgendes in ſein Tagebuch einſchreiben: „Wenn mir der Frankenkaiſer wieder einmal mit dem Wunſche kömmt, die Kretenſer freizulaſſen, nur weil ſie mich zum Herrſcher nicht mögen, werde ich ihn freundſchaftlichſt fragen: ob es denn nicht auch ein Grund für ihn wäre, aufzuhören, Kaiſer der Franken zu ſein, da die Franken ihn nicht mehr wollen?"

*) Berlin, Julius Springer, 1869.

**) Tagebuch des Sultans. Erinnerungen an Paris, London, Coblenz, Wien. Nach der türkiſchen Handſchrift. Berlin, P. H. Langmann u. Co., 1869. (234 S. in 12.)

Die ſämmtlichen Werke Daniel Defoë's, des erſten Erzählers von Selkirks Leben auf einer wüſten Inſel, das unter dem Namen Robinſon Cruſoe's bekannt iſt, ſind, mit einer Lebensbeſchreibung des Autors von Chalmers, in einem ſtarken Bande bei Nimmo in Edinburg erſchienen. Nächſt dem Robinſon, ſind Defoë's „Memoirs of a Cavalier" und ſein „Journal of the Plague in London" in England populäre Schriften. In neuerer Zeit iſt jedoch dem Rufe Defoë's dadurch großer Eintrag gethan, daß über die Zweideutigkeit ſeines Charakters und namentlich über ſeine politiſche Käuflichkeit ſehr bedenkliche Ermittelungen gemacht worden ſind. Möchten doch die talentvollen Schriftſteller der Gegenwart ein Beiſpiel an Defoë nehmen, deſſen literariſcher Ruhm, nachdem er den Mann um ein Jahrhundert überlebt, zu ſchwinden droht, nachdem die Welt erfahren, was für ein Lump der Verfaſſer des Robinſon in der letzten Zeit ſeines Lebens war.

Die Unterrichts-Anſtalten für Erwachſene, die in Frankreich ſeit einigen Jahren beſtehen, entwickeln eine immer erfreulichere Wirkſamkeit. Im abgelaufenen Schuljahre, vom 1. October 1868 bis zum 1. Auguſt 1869, haben im Lande 33,638 ſolcher Unterrichtscurſe ſtattgefunden, von welchen 30,076 durch weltliche Lehrer und 3562 durch geiſtliche Congregationen geleitet wurden. Dieſer Unterricht für Erwachſene wurde von 678,753 Männern und 114,383 Frauen benutzt. Von dieſen konnten bei ihrem Eintritt in den Unterricht 318,934 nur ſehr mangelhaft — 91,487 gar nicht — leſen und ſchreiben. Zu den Koſten dieſes Volks-Unterrichts ſind durch freiwillige Beiträge nahe an zwei Millionen Francs aufgebracht worden, was ein unwiderſprechliches Zeugniß von der Macht der öffentlichen Meinung iſt, die ſich ſeit einigen Jahren in Frankreich entſchieden für Verbeſſerung des Volksunterrichts ausgeſprochen hat.

Von Dr. Heinrich Kiepert's „Hand-Atlas über alle Theile der Erde" ſind die ſiebente und die achte Lieferung ausgegeben worden.*) Sie enthalten die Karten von Deutſchland, Niederland und Belgien, Oſtaſien, Auſtralien, Galizien, Ungarn und Nebenländer, Oſtalpenländer, Aſien, Continent von Auſtralien und Neuſeeland. Wir haben früher bereits auf die großen Vorzüge dieſes Werkes hingewieſen.

*) Berlin, Dietrich Reimer.

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 14.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — **Berlin, den 11. September 1869.** — [№ 37.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Deutſchland und das römiſche Concil. 533. — Oeſterreichs höheres Schulweſen. 535.
England. Geſchichte Friedrich's des Großen, von Carlyle. Der letzte Band des Werkes. 537.
Frankreich. Deutſche Studien in Frankreich. III. Das Miniſterium Duruy und die Herren Gaidoz und Goumy. 538.
Italien. Giordano Bruno, nach neueren italiäniſchen Forſchungen. 541.
Schweiz. Jenatſch, dramatiſche Dilogie von Salis. 544.
Kleine literariſche Revue. Pröhle's „Harz und Kyffhäuſer". 545. — Das neue Geſangbuch. 545. — Bolten Hanſen's Ueberblick der norwegiſchen Literatur. 546. — Grammatiſches. 546. — Neue engliſche Ueberſetzungen deutſcher Schriften in den Vereinigten Staaten. 546. — Engliſche Lectüre. 546.
Literariſcher Sprechſaal. Die Civiliſation und der volkswirthſchaftliche Fortſchritt. 546. — Keltiſche Revue von H. Gaidoz. 546. — Alex. v. Humboldt's Geburtshaus in Berlin. 547. — Die Berliner Zeitungen in einer franzöſiſchen Revue. 547. — Die neuen Kloſtergeſchichten. 547. — Ethnologiſch-Linguiſtiſches. 547. — An alle deutſchen Schriftſteller und Schriftſtellerinnen. 547.

Deutſchland und das Ausland.

Deutſchland und das römiſche Concil.*)

Die Verlagsbuchhandlung von L. Heimann in Berlin macht ſich durch eine Reihe zweckmäßiger Unternehmungen um das gebildete Publikum in hohem Grade verdient. Außer der ſchon ſeit dem vorigen Jahre erſcheinenden Philoſophiſchen Bibliothek, in welcher eine Sammlung von wichtigen philoſophiſchen Werken alter und neuer Zeit unter H. v. Kirchmann's Auſpicien in kritiſch revidirten und mit Einleitungen und Erläuterungen verſehenen Texten herausgegeben werden, läßt dieſelbe Handlung jetzt auch eine **hiſtoriſch-politiſche Bibliothek** in ähnlicher Weiſe erſcheinen. Dieſelbe ſtellt ſich die Aufgabe „eine Sammlung von klaſſiſchen Meiſterwerken auf dem Gebiete der Geſchichte und Politik aus alter und neuer Zeit, die uns in ihren Darſtellungen in das innerſte geiſtige Leben der Nationen hineinführen und die bisher, trotz ihrer Klaſſicität, nicht die ihnen gebührende allgemeine Verbreitung gefunden haben, theils weil die bisherigen Ausgaben unzugänglich oder zu theuer waren, theils weil es geradezu an neuen Ueberſetzungen fehlte, in guten billigen Ausgaben zu bringen". Zunächſt haben gleichzeitig zu erſcheinen begonnen: Buckle's Geſchichte der Civiliſation in England, überſetzt von Dr. J. H. Ritter (in ca. 20 Lieferungen) und Winkelmann's Geſchichte der Kunſt des Alterthums, nach der erſten Ausgabe von 1764 wieder abgedruckt und mit einer Biographie Winckelmann's und einem Vorwort von Dr. J. Leſſing verſehen (in 6 Lieferungen). Andere wichtige Werke werden ſich hieran anſchließen. Für heute beabſichtigen wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf die in der Anmerkung genannte elfte Lieferung der hiſtoriſch-politiſchen Bibliothek zu lenken.

Es iſt Zeit, daß man ſich ernſtlich zum Kampfe gegen das Concil rüſtet und gegen das immer noch Gift und Galle ſpeiende Rom. Wir gehören nicht zu denen, welche die Anſprüche und Anmaßungen der Curie für ſo durchaus ungefährlich und harmlos halten. Gegenſätze aber, wie die zwiſchen Rom und den nach Freiheit ringenden Völkern, laſſen ſich durch Compromiſſe nicht ausgleichen: es muß zum Kampfe kommen, und je offener und ehrlicher derſelbe geführt wird, deſto beſſer für uns, denn die Prieſter jenſeits der Alpen kennen einen ehrlichen Krieg nicht; iſt ihnen doch jedes Mittel recht, das zum Zwecke führt. Von Rom ganz und gründlich los zu kommen, iſt eine der Hauptbedingungen des Volkswohlſtandes und der Aufklärung in Deutſchland. Der Schwur, den der Knabe Hannibal ſeinem Vater leiſtete, niemals ein Freund Roms ſein zu wollen, gilt noch für uns, und die 350 Jahre ſeit Hutten haben in dieſer Beziehung nicht allzuviel geändert. „Wenn man Hutten geſagt hätte (ſo ſchreibt D. F. Strauß in der klaſſiſchen Vorrede zum dritten Bande ſeines Hutten), daß die römiſche Hierarchie nach mehr als dreihundert Jahren noch fortbeſtehen, daß auch dann noch halb Deutſchland in religiöſen Dingen ſein Heil von jenen Bergen her erwarten würde, über die ihm ſeit Jahrhunderten ſo viel Unheil und Verderben gekommen war! So langſam geht es mit der Entwickelung der Völker und der Menſchen, ſo gründlich treibt der Geiſt in der Geſchichte ſein Geſchäft. Das dürfen wir uns nicht verdrießen, noch weniger die Hoffnung ſinken laſſen. Aber ebenſowenig uns verblenden über die Macht, die dem immer noch innewohnt, was wir für ein längſt Ueberlebtes halten möchten. — Manches freilich würde Hutten, wenn er heute wiederkäme, um ſich den Stand der Dinge bei uns anzuſehen, an der römiſchen Kirche, ſeiner alten Feindin, verändert finden. Ueber den Geldabfluß nach Rom, die finanzielle Ausbeutung Deutſchlands durch den päpſtlichen Hof, worüber er und alle Patrioten ſeiner Zeit ſo laute Klage erhoben, würde er ſich jetzt ziemlich beruhigen können. Was ein luſtiger Freund von ihm damals den Deutſchen zurief: Augen auf und Beutel zu, davon haben ſich ſeitdem Rom gegenüber das Letztere auch diejenigen geſagt ſein laſſen, die ſich zum Erſteren noch nicht entſchließen mochten. Auch ſeine ſchmutzigen Bettelmönche, ſeine praſſenden Domherren, die üppigen Hofhaltungen der Biſchöfe ſeiner Zeit würde Hutten im jetzigen Deutſchland vergeblich ſuchen. Selbſt in Rom würde er ſich wundern, wie doch Alles jetzt ſo viel ehrbarer und anſtändiger zugehe. Aber täuſchen würde er ſich durch dieſe verſchönerte Außenſeite gewiß nicht laſſen. Bald würde er finden, es ſei zwar Vieles anders, nichts aber beſſer geworden. Ja vielleicht würde Hutten in der Sprache der Bibel ſagen, der Teufel ſei wohl ausgetrieben, aber durch der Teufel Oberſten. Und wir könnten ihm mit einem einzigen Worte das Räthſel löſen, indem wir ihn darauf aufmerkſam machten, wie Ignatius Loyola zwar ſein Zeitgenoſſe geweſen, aber nach ſeinem Tode erſt Ordensſtifter geworden ſei."

Es iſt richtig, daß ſolche immenſe Geldſummen, wie zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, heute nicht mehr über die Alpen wandern, aber ſchmachvoll finde ich es immer noch, daß doch auch heute ganz beträchtliche Hilfsmittel unſerem Lande entzogen werden, um einem Prinzip und einer Kleriſei zu dienen, deren ganzes Beſtreben gegen unſere heiligſten Güter gerichtet iſt und deren Grundſätze die perſonifizirte Unſittlichkeit und

*) Zum römiſchen Concil. Die römiſche Dreifaltigkeit; ein Geſpräch von Ulrich von Hutten. Ueberſetzt und mit einer Einleitung verſehen von Dr. Otto Städel. Berlin, L. Heimann. (XX u. 52 S.)

Digitized by Google

Bornirtheit ſind. Man wende nicht ein: Laßt den Papſt ſein Non possumus ſprechen; laßt ſie in Rom das Dogma der Unfehlbarkeit ausſprechen und noch tauſend anderen Hocuspocus treiben, laßt jene Prieſter ſchmollen, ſchelten, uns verbannen und verfluchen — wir haben dadurch nur eine Poſſe mehr, dergleichen Kladderadatſch und Fliegende Blätter ſie toller zu erſinnen nicht im Stande ſind. — Leider iſt es nicht ſo, es giebt noch zu Viele, deren Sinn von dem Einfluß jener alten Inſtitutionen gebunden wird. Unter keinen Umſtänden darf man Vorgänge, wie die, welche zu Ende dieſes Jahres in Rom geſchehen werden, mit Stillſchweigen übergehen, und wir dürfen in Deutſchland nicht ermüden, unſere Feder zu ſpitzen, um die Römlinge auch von unſerem Lager aus zu bekämpfen.

Mit Recht ſagt Strauß an der genannten Stelle ferner: „Wenn Hutten, ſtatt der dickwanſtigen rothbäckigen Schlemmer, die er unter der Geiſtlichkeit ſeiner Zeit in ſo großer Anzahl ſah, und in den Dunkelmänner-Briefen verewigen half, die bleichen hagern, von Herrſchſucht verzehrten, von Fanatismus ausgebrannten Geſtalten zu ſehen bekäme, die jetzt unter uns umhergehen, ob er nicht ſtatt dieſer Zöglinge Loyola's und Machiavell's jene verhältnißmäßig harmloſe Heerde Epikurs zurückwünſchen möchte? Immer hat er neben der materiellen Ausbeutung als das noch viel Unerträglichere die politiſche Bevormundung, die geiſtige Knechtung angeſehen, die Deutſchland von Rom erleide und ſich gefallen laſſe. Und damit iſt es ſo wenig beſſer geworden, daß dieſe geiſtliche Herrſchſucht, dieſer Haß gegen die Geiſtesfreiheit und Bildung der Völker, gegen die Selbſtändigkeit und Entwickelung der Staaten mit dem unaufhaltſamen Fortſchritt auf dieſem Gebiete nur grimmiger und giftiger geworden iſt.“

Es entſteht nun die Frage: Iſt es geeignet, die Geiſter der Reformationszeit zu beſchwören gegen jene Nachtfalter und Dunkelmänner in Rom?

Sind wir die Söhne des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts nicht auch Manns genug, von unſerem Standpunkt aus das richtige, treffende Wort gegen die Pfaffen Roms zu ſprechen? Und hier müſſen wir uns leider von den freiſinnigen Katholiken zurufen laſſen: „Ziehet erſt den Balken aus eurem Auge und dann befreit uns von unſerem Splitter!“ Wohl giebt es eine kleine Partei auch in der proteſtantiſchen Kirche, die im Geiſte der Reformatoren fortarbeitet und nicht dem Wortlaute der Lehren nachjagt; aber ſie iſt numeriſch ſehr gering; die überwiegende Majorität unterſcheidet ſich in der Geſinnung, Haltung, in ihren Abſichten nur dadurch von Rom, daß ſie nicht die Conſequenz ihrer angeblichen Gegner hat. Es iſt dieſes Punktes ſchon in Nr. 19 des „Magazin“, bei Gelegenheit der Beſprechung des Buches von Förſter über den Papſt Ganganelli, Erwähnung gethan worden. Auch Strauß klagt ſchon mit beredtem Munde über daſſelbe Leiden, wenn er meint, daß Hutten's Unwille viel heftiger gegen unſere Kirche entbrennen würde, als gegen die katholiſche, da ſie ſo ganz anders geworden iſt, als er von ihr hoffen zu dürfen glaubte. „Daß ſie vom Sinne Chriſti abgewichen ſei, hat er der erſteren oft genug vorgehalten; daß ſie ſich als römiſcher treu geblieben, hat er ihr nicht abſprechen können: an der proteſtantiſchen würde er zu rügen haben, was allemal das Schlimmſte iſt, daß ſie ſich ſelbſt untreu geworden ſei, ihr eigenes Prinzip verleugnet habe.“

Und wahrlich in Herrſchſucht, Zelotismus, Intoleranz u. ſ. w. geben viele proteſtantiſche Prieſter ihren katholiſchen Gegnern nichts nach; das eigentlichſte Pfaffenthum macht ſich auch bei uns in unerquicklicher Weiſe breit; dafür geben die Ereigniſſe der letzten Jahre unerfreuliche Beweiſe. Alſo iſt es ſehr wohl gerechtfertigt, wenn wir auf das ſechzehnte Jahrhundert zurückgehen, um das römiſche Concil zu begrüßen, und aus jener Zeit ſcheint uns wiederum kein Mann geeigneter als der Ritter Ulrich von Hutten.

Auf die Bedeutung dieſes „Ritters vom Geiſte“ hier einzugehen, ſeine Stellung als Parteimann, Dichter, Schriftſteller, Publiziſt gehörig zu würdigen, würde uns zu weit führen und wäre auch eine wenig lohnende Arbeit; denn was bis jetzt wenig großen deutſchen Männern widerfahren iſt, einen ebenbürtigen Biographen zu finden, das iſt dem Ritter zu Theil geworden. Die Arbeit von D. F. Strauß iſt ein vollkommenes und klaſſiſches Werk, und wir wüßten in der deutſchen Geſchichtsſchreibung etwas Aehnliches, außer etwa Stahr's Arbeit über Leſſing, nicht zu nennen. Strauß war dem Ritter congenial, hat ihn verſtanden, darum konnte er ihn uns vorführen.

Die kurze Einleitung des Dr. Stäckel, welche eine Schilderung der damaligen Zeit und eine kurze biographiſche Skizze Hutten's enthält, macht natürlich Anſpruch auf Selbſtändigkeit und Originalität der Forſchung nicht. Aber ſie führt in gefälliger Darſtellung das Wiſſenswertheſte uns vor und zeugt von Begeiſterung und Liebe zur Sache. Man merkt, daß der Verf. die beſten einſchlägigen Werke von Ranke, Freytag, Strauß gekannt und geleſen habe. Das bekannte Urtheil Ranke's über Hutten wird von ihm citirt: „Hutten iſt kein großer Gelehrter, ſeine Gedanken greifen nicht ſehr in die Tiefe, ſein Talent liegt mehr in der Unerſchöpflichkeit ſeiner Ader, die ſich immer mit gleichem Feuer ergießt, lateiniſch und deutſch in Proſa und in Verſen, in redneriſcher Invective und in glücklich dialogiſirter Satire. Hier und da erhebt er ſich in die heiteren Regionen echter Poeſie; ſeine Feindſeligkeiten ſind nicht verſtimmend gehäſſiger Art, ſie ſind immer mit ebenſo warmer Hingebung nach einer anderen Seite verbunden; er macht den Eindruck der Wahrheit, der rückſichtsloſen Offenheit und Ehrlichkeit; vor Allem — er hat immer große, einfache, die allgemeine Theilnahme fortreißende Beſtrebungen, eine ernſte Geſinnung; er liebt, wie er ſich einmal ſelbſt ausdrückt, die göttliche Wahrheit, die allgemeine Freiheit.“

Dieſes Urtheil Ranke's unterſchreiben wir gern; etwas anfechtbarer ſcheint uns das Reſumé des Herrn Dr. Stäckel. Er ſagt zum Schluß: „Einer der letzten und beſten Ritter ſtieg mit ihm in's Grab; aber daß er die Bewegungen ſeiner Zeit eben mit den Augen des Ritters anſah, daß er, entgegen den partikulariſtiſchen Beſtrebungen der Fürſten, den deutſchen Einheitsſtaat nicht nur zu halten, ſondern auch neu zu ordnen und zu befeſtigen hoffte und mit den Waffen des Ritterſtandes ſeine reformatoriſchen Pläne durchführen zu können meinte, war die verhängnißvolle Täuſchung, welche ihm ein tragiſches Ende bereitete.“ — Es iſt allerdings richtig, Hutten war vorwiegend Schriftſteller und Parteimann; eine politiſche Capacität war er nicht, und wollte es auch nicht ſein. Er war ein tapferer Kämpfer, kein Feldherr. Aber wenn er die ganze Sachlage ſeiner Zeit nicht überſehen konnte, ſondern nur auf ſeinem Platze ſtand und von da aus focht, kann man, meine ich, doch wohl kaum von einer Selbſttäuſchung ſprechen. Es kam damals vor Allem darauf an, allen antirömiſchen Parteien ihre Solidarität zum Bewußtſein zu bringen und ſie unter Einem Feldgeſchrei zu vereinigen. Deshalb mußten ganz beſonders auch die aufſtändiſchen Bauern gewonnen werden. Dieſe, die Wittenberger und die Ritter vereinigt gegen die Fürſten, Pfaffen und Ultramontanen und von Einem Herrſchergenie beſeelt, hätten Deutſch-

Digitized by Google

land regeneriren *müſſen*. Aber ſo wurden zunächſt die Bauern preisgegeben; Luther ſelbſt ließ ſie fallen; dann unterlagen Sickingen und ſein Anhang der überlegenen Macht der Fürſten; die Proteſtanten verfielen bald jener verknöcherten Orthodoxie, und 30 Jahre nach des Ritters Tode ſehen wir die Antireformation im vollſten Gange; — Reſtaurationen aber ſind die ſchlimmſten aller Revolutionen! Einen Einzelnen trifft die Schuld nicht; Luther war eben nur Mönch und Theolog; Hutten nur Kämpfer und Schriftſteller! Dennoch bleibt der Letztere die imponirendſte und gewaltigſte Geſtalt jenes Zeitalters. Deshalb können wir ihn uns für unſere jetzigen Verhältniſſe wohl zum Vorbild nehmen; aber nicht nur im Kampf gegen Rom, ſondern auch *gegen unſere eigenen Schäden*. So lange wir noch die große Lüge in unſerer Mitte groß ziehen, welche in dem Widerſpruch liegt zwiſchen der *freien Forſchung* und dem *todten Buchſtaben*, ſo lange das eigene *Pfaffenthum* auch noch in unſerer Kirche in voller Blüthe ſteht, ſo lange eine ganze Anzahl ſonſt vernünftiger und braver Menſchen ſich für die **Miſſion unter den Kaffern** und die chineſiſchen Findelhäuſer mehr intereſſirt und dafür größere Opfer bringt als für brennende ſoziale Angelegenheiten u. ſ. f., — ſo lange ſind wir nicht volle Proteſtanten, ſo lange haben wir nicht *das* erreicht, was die Reformatoren angeſtrebt haben. Daß wir dies erreichen, dazu möge die Erinnerung an Hutten dienen, welche die beſprochene kleine Schrift in uns anfriſchen ſoll, wofür dem Herrn Dr. Stäckel unſer Dank gebührt.

Was ſchließlich den Dialog „Vadiscus" ſelbſt anlangt, ſo iſt derſelbe vielleicht nicht der originellſte und vollendetſte von Hutten, aber jedenfalls der, in welchem er ſeinen erbittertſten Feinden die Wahrheit am Ungeſchminkteſten ſagt; „er trägt in ihm alle Klagen, die ſchon mehr als ein Jahrhundert lang durch ganz Deutſchland erſchollen waren, ohne Abhilfe zu finden, zuſammen und giebt ihnen den ſchärfſten eindringlichſten Ausdruck. Es iſt ſein Manifeſt gegen Rom, wie wenige Monate darauf Luther in ſeiner Schrift an den deutſchen Adel eines erließ". — Wollten wir die ſchlagendſten Stellen, welche theilweiſe auch heute noch Geltung finden, ausziehen, ſo würden wir in Gefahr kommen, einer Schmähung gegen die katholiſche Kirche angeklagt zu werden. Deshalb ſchließen wir hiermit lieber, indem wir unſeren Leſern nochmals die gut geſchriebene kleine Schrift angelegentlichſt empfehlen. L. B. F.

Oeſterreichs höheres Schulweſen.

Nach der ernſtlichen Lehre, welche das Jahr 1866 dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat ertheilt hat, kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Uebel, woran daſſelbe ſeit Jahren krankt, endlich einmal an der Wurzel angegriffen und daher beſonders dem geſammten Unterrichtsweſen eine verdoppelte Aufmerkſamkeit zugewendet wird. Nicht nur iſt man bemüht, den Volksunterricht von den geiſtlichen Banden, in denen er bisher gefeſſelt war, frei zu machen und ihm durch eine freiere Richtung und größere Berückſichtigung der zum Volkswohl erforderlichen Kenntniſſe aufzuhelfen, ſondern auch dem höheren Unterricht hat man mehr Intereſſe zugewendet.

Wie im übrigen Deutſchland, und namentlich bei uns in Preußen, ſo iſt auch die Unterrichtsfrage im Kaiſerſtaat in den Vordergrund getreten, und dieſem Umſtande verdanken mehrere Schriften über dieſen Gegenſtand ihre Entſtehung; unter ihnen auch eine kleine uns vorliegende Broſchüre: „Zur Reform der Gymnaſien und Realſchulen",*) die uns merkwürdige Blicke in das öſterreichiſche höhere Schulweſen thun läßt und ſchon deshalb die Beachtung unſerer Schulmänner wohl verdient. Der Verf. klagt zunächſt darüber, daß weder die Gymnaſien noch die Realſchulen ihrem Zweck entſprechen. Was die Realſchulen betrifft, ſo findet er den Beweis darin, daß man es an der „Technik" für nöthig erachtete, die fertigen Realſchüler, die ſich techniſchen Studien zuwenden wollen, einer Prüfung zu unterziehen, daß alſo das Maturitäts-Zeugniß der Realſchule von der höheren Anſtalt der Technik nicht als genügend reſpektirt wird. Derſelbe Vorwurf der ungenügenden Vorbereitung wird auch den Gymnaſien gemacht und dieſer dadurch begründet, daß ſämmtliche Facultäten der Univerſität über unzureichende Vorbildung der Abiturienten Klage führen.

Von Seite der theologiſchen Facultäten wird hervorgehoben, daß die Abiturienten eine ſo mangelhafte Kenntniß des Lateins beſitzen, daß ſie nur mit Noth lateiniſchen Vorträgen folgen können. Ebenſo wird darauf hingewieſen, daß die Ausbildung in ſtyliſtiſcher Hinſicht eine ſo geringe ſei, daß man ſich genöthigt ſieht, die Theorie des Styles durchzugehen, bevor man Themen zu einer Kanzelrede oder Exhorte den Theologen zur Bearbeitung geben kann. Die Profeſſoren der Fundamental-Theologie, Dogmatik und Moral klagen endlich darüber, daß die philoſophiſche Vorbildung eine ſehr geringe ſei. Die juriſtiſche Facultät erhebt ſo ziemlich dieſelbe Beſchwerde, wie die theologiſche; ſpeciell wird auf die mangelhafte philoſophiſche Bildung hingewieſen, und ungenügende Kenntniß des Lateins hervorgehoben, indem die einfache Ueberſetzung der Pandecten oder einzelner Stellen aus dem Corpus juris bei den meiſten Studirenden viel Anſtrengung koſtet. Von Seiten der mediciniſchen Facultät werden zwar im Allgemeinen weniger Klagen laut; nichts deſtoweniger wird doch auch von dieſer Seite auf die mangelhafte philoſophiſche Vorbildung hingewieſen. Eines der ungünſtigſten Zeugniſſe wird den Gymnaſien von Seiten der philoſophiſchen Facultät ausgeſtellt; die Klage über mangelhafte Vorbildung der Abiturienten iſt hier eine ziemlich allgemeine. In der Philologie werden ſo geringe Reſultate erzielt, daß ſich die Profeſſoren der Univerſität genöthigt ſahen, für die Studirenden der Philologie einen eigenen Vorbereitungs-Curſus zu eröffnen; dabei wird geklagt, daß hinſichtlich der Syntax viel zu wünſchen übrig bleibe; ein ſelbſtändiger lateiniſcher Aufſatz könne von einem Abiturienten heutzutage beinahe gar nicht mehr gefordert werden. Von Seiten der Profeſſoren der Philoſophie wird offen zugeſtanden, daß die philoſophiſche Vorbildung, die Kenntniß der Logik und Pſychologie ſich, ſo zu ſagen, unter dem Nullpunkt befinde. Die Profeſſoren der Mathematik finden ſich veranlaßt, ſelbſt Elementarmathematik an der Univerſität vorzutragen, weil das Gymnaſium in dieſer Hinſicht nicht ſeine Schuldigkeit gethan hat.

Die Urſache dieſer mangelhaften Leiſtungen ſucht der Verf. vorzugsweiſe in dem Organiſations-Syſteme der Gymnaſien und Realſchulen ſelbſt. Um das nachzuweiſen, beſpricht er zuerſt das Gymnaſium in ſeiner früheren Geſtalt. Wir können ihm in dieſer Auseinanderſetzung nicht folgen, da das, was früher in dieſer Beziehung in Oeſterreich gegolten hat, für uns nicht von ſo großem Intereſſe iſt. Auch aus dem folgenden Abſchnitt der Schrift, der das Gymnaſium in ſeiner gegenwärtigen Einrich-

*) Von Dr. W. Kaulich, correſpondirendes Mitglied der k. böhmiſchen Geſellſch. d. Wiſſenſchaften ꝛc. und Privatdocent für Philoſophie an der Univerſität zu Graz. Graz, Joſef Pock, 1869.

Digitized by Google

tung behandelt, können wir nur Einzelnes und namentlich ſolche Punkte hervorheben, worin die Einrichtungen im Kaiſerſtaate von den unſerigen abweichen. Das öſterreichiſche Gymnaſium enthält gegenwärtig acht Klaſſen, ſtatt der früheren ſechs, indem nämlich die beiden Lycealklaſſen, auf welchen beſonders die philoſophiſchen Vorſtudien betrieben wurden, mit dem Gymnaſium vereinigt ſind. Es iſt dies geſchehen, wie der Verfaſſer klagt, nach dem preußiſchen Muſter; wie er überhaupt ſehr bitter darüber iſt, daß man Preußen als den angeblichen Staat der Intelligenz ſich zum Muſter genommen habe: Das achtklaſſige Gymnaſium zerfällt nun in zwei Abtheilungen, das Unter- und Ober-Gymnaſium (eine jedenfalls nicht preußiſche Eintheilung). Im ganzen Gymnaſium iſt, wie auch bei uns, das Fachlehrer-Syſtem ſtreng durchgeführt. Mit Ausnahme des Katecheten, trägt jeder Lehrer meiſt in allen Klaſſen des Gymnaſiums, wenn nicht in einem Jahre, ſo doch in einigen Jahren vor; was zur naturgemäßen Folge hat, daß er ſich eigentlich für keine Klaſſe einen richtigen pädagogiſchen Takt aneignet, und der Schüler der höchſten Klaſſe meiſt ebenſo als Knabe behandelt wird, wie der der unterſten.

Auf dem Gymnaſium ſollen im Ganzen folgende Gegenſtände vorgetragen werden: 1. Religion. 2. Sprachen: a) Latein, b) Griechiſch, c) Mutterſprache, d) Landesſprache, e) die deutſche Sprache, f) andere lebende Sprachen (Reichsſprache, Franzöſiſch, Engliſch u. ſ. w.). 3. Geographie und Geſchichte. 4. Mathematik. 5. Phyſik. 6. Philoſophiſche Propädeutik. 7. Kalligraphie. 8. Zeichnen. 9. Geſang. 10. Gymnaſtik. Mit Ausnahme der philoſophiſchen Propädeutik kommen alle Gegenſtände auch ſchon im Unter-Gymnaſium vor; nur ſoll das Unter-Gymnaſium die Gegenſtände in minder umfaſſender und mehr populärer Weiſe und mit praktiſchen Anwendungen behandeln, das Ober-Gymnaſium dagegen dieſelben erweitern und ſtrenger begründen.

Der Verf. beſpricht nun den Unterricht in jedem einzelnen Gegenſtande auf dem Unter-Gymnaſium, und wir finden hier im Einzelnen nichts zu bemerken. Nur mag es auffallen, daß für das Lateiniſche — wenigſtens im Vergleich zu den preußiſchen Gymnaſien — in allen Klaſſen viel weniger Lehrſtunden beſtimmt ſind, wenn wir den Verf. recht verſtehen, nur ſechs Stunden wöchentlich in jeder der ſechs Klaſſen, während auf unſeren Gymnaſien in der unterſten Klaſſe wöchentlich ſieben bis acht, in den dann folgenden drei Klaſſen wöchentlich zehn und in den beiden Oberklaſſen je acht Stunden eingeräumt ſind. Wenn alſo, wie im Vorigen angeführt iſt, uber mangelhafte Vorbildung in dieſem Gegenſtand bei den die Univerſität Beſuchenden geklagt wird, ſo dürfte der Grund davon weſentlich in der geringen Anzahl der Lehrſtunden geſucht werden, da doch bei der größeren Anzahl derſelben auf den preußiſchen Schulen die Fertigkeit im Lateiniſchen keinesweges das für die Univerſitätsſtudien erforderliche Maß überſchreitet. Noch auffallender iſt die Differenz zwiſchen den beiderſeitigen Gymnaſien in Bezug auf den Unterricht im Griechiſchen; auch können wir die Anſicht des Verf. über dieſen Unterrichtsgegenſtand nicht theilen. Dem Griechiſchen ſind nämlich auf den öſterreichiſchen Gymnaſien in der dritten 5, in der vierten Klaſſe 4 Stunden eingeräumt, und der Verf. bemerkt darüber: „Wir ſind durchaus kein Feind des Griechiſchen, glauben aber, daß für daſſelbe drei Stunden, ordentlich benutzt, vollkommen genügen, um in der dritten und vierten Klaſſe die griechiſche Grammatik vorzunehmen. Was überhaupt das Griechiſche anbelangt, ſo wird ihm wohl jetzt auf Unkoſten des Lateins zu viel Aufmerkſamkeit geſchenkt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß im praktiſchen Leben das Bedürfniß einer genaueren Kenntniß des Griechiſchen nicht vorhanden iſt, denn mit Ausnahme Derjenigen, die ſich ſpeciell der Philologie oder dem Lehrfache der Philoſophie widmen wollen, geht das hauptſächlichſte Bedürfniß doch nur dahin, ein Verſtändniß der verſchiedenen techniſchen Ausdrücke zu ermöglichen (?). Diejenigen aber, die ſich der Philologie oder Philoſophie zuwenden, können das etwa Verſäumte leicht an der Univerſität nachholen, weshalb drei Stunden in der Woche auch im Ober-Gymnaſium vollkommen genügen dürften.“ Das iſt eine dürftige Anſicht, wenn man meint, der Unterricht im Griechiſchen habe nur einen Werth, um ein Verſtändniß der verſchiedenen techniſchen Ausdrücke zu ermöglichen. Wir brauchen hier wohl nicht darauf hinzuweiſen, daß unſere ganze moderne gelehrte Bildung weſentlich auf dem griechiſchen Alterthum ruht, daß namentlich die den Univerſitäts-Studien ſich zuwendende Jugend mit dem Geiſte des griechiſchen Alterthums genau vertraut ſein muß; das kann aber durch einen ſo ſchwachen Unterricht nicht erreicht werden. Wir möchten vielmehr behaupten, daß der Unterricht im Lateiniſchen auch auf unſeren Gymnaſien vor dem im Griechiſchen und auf Koſten deſſelben bevorzugt iſt, obwohl doch bei uns von Quarta an wöchentlich ſechs Stunden für den griechiſchen Unterricht beſtimmt ſind.

Ein weiterer Unterſchied zwiſchen den beiderſeitigen Gymnaſien wird erſichtlich durch die Stellung des philoſophiſchen propädeutiſchen Unterrichts, welche man dort und hier demſelben ertheilt hat. Wir in Preußen verweiſen den philoſophiſchen Unterricht und die genauere Bekanntſchaft mit den einzelnen Disciplinen der Philoſophie auf die Univerſität, und deshalb wird auch dem Gegenſtande auf unſeren Gymnaſien nur wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt. Und wir glauben, mit Recht; denn eine Beſchäftigung mit der Philoſophie, wenn ſie einigermaßen gründlich und fruchtbringend ſein ſoll, muß demjenigen Alter vorbehalten bleiben, in welchem der Geiſt für ein conſequentes Denken und Schließen hinlänglich vorgebildet und herangereift iſt. Wir können deshalb hier Dasjenige übergehen, was der Verf. über dieſen Unterrichtsgegenſtand ſagt und ebenſo ſeine Klagen über die mangelhafte philoſophiſche Vorbildung der öſterreichiſchen Abiturienten.

Es folgen nun in der kleinen Schrift einige Vorſchläge zur Reorganiſation der Gymnaſien, über welche wir doch auch noch einige wenige Bemerkungen zu machen haben. Der Verf. will, daß die acht Klaſſen des Gymnaſiums in drei Gruppen geſchieden werden, in Grammatikal-Klaſſen, Humanitäts-Klaſſen und den zweijährigen philoſophiſchen Obligatcurſus. „Vielleicht aber“, fügt er hinzu, „wäre es beſſer, wenn die beiden oberſten Klaſſen vom Gymnaſium ganz abgetrennt und als Spezialklaſſen bezeichnet würden. Die erſten vier Klaſſen bilden das Unter-Gymnaſium, die beiden weiteren zweijährigen Klaſſengruppen bilden das Ober-Gymnaſium, wenn die Abtrennung der oberſten zwei Klaſſen als Lycealklaſſen nicht ſtattfinden ſollte.“ Ueber dieſe Eintheilung wollen wir mit dem Verf. weiter nicht rechten, wir halten ſie für unweſentlich, und über den zweijährigen philoſophiſchen Obligatcurſus haben wir uns ſchon ausgeſprochen; wir wollen denſelben der Univerſität vorbehalten wiſſen. Ferner wird verlangt, daß der Eintritt in das Unter-Gymnaſium Niemanden geſtattet werden ſoll, der nicht das zehnte Lebensjahr überſchritten hat, „weil ein zu junger Schüler gewöhnlich in den höheren Klaſſen dem Unterrichte nicht in entſprechender Weiſe folgen kann“. Auch wir erklären uns gegen einen zu frühen Eintritt in das Gymnaſium, würden aber, nach unſeren Erfahrungen und aus Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen könnte,

Digitized by Google

das achte Jahr als das früheſte für den Eintritt in das Gymnaſium fixiren. Auffallend und abweichend von der in Preußen befolgten Norm iſt ebenſo die Feſtſetzung der wöchentlichen Unterrichtsſtunden. Nach des Verf. Vorſchlag hätte die Anzahl der Lehrſtunden in den beiden erſten Jahrgängen 20, in der dritten und vierten Klaſſe 22, höchſtens 24 zu betragen. Ein Tag in der Woche ſoll ganz frei ſein.

Zwanzig wöchentliche Lehrſtunden erachten wir offenbar für zu wenig, und wir glauben, daß es ohne Gefährdung der Geſundheit bei den in Preußen üblichen 30 bis 32 Lehrſtunden verbleiben kann, vorausgeſetzt, daß man die Schüler nicht mit zu vielen häuslichen Arbeiten überbürdet, worüber die Vorſchläge, welche kürzlich Adolar Thiel in ſeiner Schrift „über das juriſtiſche Unterrichtsweſen“ (vgl. Nr. 20 des „Magazin“) gemacht hat, Beherzigung verdienen. Auch gegen den einen freien Wochentag, der ſchon jetzt auf den öſterreichiſchen Gymnaſien beſteht, müſſen wir uns erklären, weil ein ſolcher freier Tag die Schüler zu ſehr zerſtreut und die Stetigkeit des Unterrichts unnöthig ſtört. Auch dürfte derſelbe in Oeſterreich um ſo eher entbehrt werden können, als dort bei den meiſtens katholiſchen Gymnaſien die vielen römiſch-katholiſchen Feſttage ohnehin genug freie Tage darbieten.

In den beiden Lycealklaſſen ſollen, nach dem Verfaſſer, die Schüler mit „Herr“ angeredet werden. Da dieſe beiden Klaſſen als ſchon mehr der Univerſität angehörig zu betrachten ſind, ſo wollen wir gegen dieſen Vorſchlag nichts einwenden. Mehr zu beachten aber dürfte der folgende ſein, daß nämlich die Maturitätsprüfung zu „entfallen“ habe, zumal auch in Preußen in letzter Zeit ſich einige Stimmen dafür haben hören laſſen. Der Verf. begründet dieſen ſeinen Vorſchlag dadurch, daß er ſagt, dieſe Prüfung ſei ohnehin faſt werthlos, „da es geradezu ein Unſinn genannt werden muß, wenn von einem Schüler verlangt wird, er ſoll aus etwa zehn verſchiedenen Gegenſtänden in einem Tage ſich einer Prüfung unterziehen“. Kennt man denn in Oeſterreich nicht die ſchriftlichen, unter Clauſur anzufertigenden Abiturienten-Arbeiten? Sie werden bei uns in Preußen bekanntlich als der wichtigſte Theil der Prüfung betrachtet und das mit Recht; auch möchten wir nicht ganz von ihnen abſehen. Nach dem Verf. ſoll anſtatt der Maturitätsprüfung dem Schüler ein Zeugniß der Reife für den Uebertritt an eine Univerſität ertheilt werden, „wenn er wenigſtens in drei Viertheilen der Gegenſtände gut entſprochen (!) hat“. Mit dieſer mäßigen Forderung wird man ſich in Preußen ſchwerlich einverſtanden erklären. Es wiederholt ſich hier der Vorſchlag in Bezug auf die geringere Stundenzahl für die eigentlich philologiſchen Disciplinen, den Unterricht in den beiden alten Sprachen, für welche zuſammen in jeder der beiden oberen Klaſſen je wöchentlich ſechs Stunden verlangt werden. Das iſt offenbar zu wenig, und dabei iſt eine einigermaßen genügende Bekanntſchaft mit den klaſſiſchen Autoren der Griechen und Römer nicht zu verlangen. Auch halten wir die Anſicht des Verf., daß in den beiden Oberklaſſen ganz gut je 60 Schüler zugleich an dem Unterrichte Theil nehmen können, für nicht correct. 60 Schüler ſind ſchon faſt für eine Dorfſchule zu viel, geſchweige denn für eine der oberen Klaſſen eines Gymnaſiums.

Der letzte Abſchnitt der Schrift handelt über „die Realſchulen“, über welche der Verf. nur wenige Bemerkungen macht. Auch hier finden wir in Oeſterreich eine Theilung in Unter- und Ober-Realſchulen, doch iſt dieſe nicht etwa analog der unſrigen in Realſchulen I. und II. Ordnung, vielmehr werden unter der erſteren die drei erſten und unter der letzteren die drei letzten Klaſſen einer jeden Realſchule verſtanden. Es werden auf der Realſchule ſo ziemlich dieſelben Gegenſtände gelehrt, wie auf dem Gymnaſium; nur treten Chemie, Baukunſt und Zeichnen hinzu. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß durch den Wegfall des Lateins und des Griechiſchen jedem der Gegenſtände eine größere Stundenzahl eingeräumt iſt, indem ſogar dreiunddreißig Stunden vorgeſchrieben ſind. Das ſcheint dem Verf. zu viel, und auch wir müſſen uns dagegen erklären; wir meinen, daß auch hier dreißig Stunden genügen würden. Ferner muß es auffallen, daß die Unter-Realſchule, welche Knaben von 10 bis 14 Jahren zu bilden hat, Gegenſtände aufnimmt, die dort unmöglich mit einigem Erfolg gelehrt werden können. Was ſoll man dazu ſagen, wenn Knaben in ſolchem Alter ſchon Baukunſt gelehrt wird! Der Verf. erklärt überhaupt den Unter-Realſchulen den Krieg und ſchlägt Folgendes vor: „Von den Unter-Realſchulen in ihrer gegenwärtigen Geſtalt ſind zwei Drittel ganz aufzulaſſen (!) und an ihre Stelle haben ſogenannte Bürger- und Induſtrialſchulen zu treten, die in den Abendſtunden und an den Montagen auch von Lehrlingen der verſchiedenſten Handwerke und den Knaben und Mädchen, welche bereits in Fabriken arbeiten, beſucht werden können.“ Wie das durchgeführt werden ſoll, iſt ſchwer einzuſehen; offenbar müßte die Einheit des Unterrichts leiden, wenn zu den regelmäßig die Schule beſuchenden Schülern auch Abend- und Sonntagsſchüler hinzutreten. Auch hier will der Verf. und zwar im dritten Jahrgang der Realſchule die philoſophiſche Propädeutik als Unterrichtsgegenſtand eingeführt haben; wir glauben aber, daß von dieſer Forderung abgeſehen werden kann, weil wir von ihr noch weniger Reſultate in einer des Griechiſchen und Lateiniſchen entbehrenden Realſchule, als auf dem Gymnaſium erwarten. Auch hier zeigt ſich die Vorliebe des „Privatdocenten für Philoſophie an der Univerſität“, der ſein Fachſtudium überall gelehrt wiſſen will.

Es mögen dieſe Andeutungen genügen, um die Schulmänner auf die Schrift aufmerkſam zu machen, die dadurch beſonders beachtenswerth wird, daß ſie uns intereſſante Vergleiche zwiſchen dem öſterreichiſchen und dem bei uns beſtehenden höheren Unterrichtsweſen anſtellen läßt.

Z.

England.

Geſchichte Friedrich's des Großen, von Carlyle.*)

Der letzte Band des Werkes.

Durch den kürzlich erſchienenen ſechſten Band iſt nunmehr endlich die deutſche Ueberſetzung von Thomas Carlyle's Geſchichte Friedrich's des Großen zu ihrem Abſchluß gediehen. Dieſer Band umfaßt die Bücher XX nnd XXI, und zwar gehört Buch XX noch der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges an, während nur das letzte Buch des Werkes, alſo etwa der zehnte Theil des Ganzen, der friedlichen, thaten- und ſegensreichen Regierungszeit Friedrich's des Großen, vom J. 1763 bis zu ſeinem Ableben im J. 1786, mithin der Hälfte ſeiner königlichen Lauf-

*) Geſchichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große, von Thomas Carlyle. Deutſch von J. Neuberg, fortgeſetzt von Friedr. Althaus. Vom Verfaſſer autoriſirte Ueberſetzung. Sechs Bände. Berlin, Decker. 1869.

Digitized by Google

bahn, gewidmet iſt. Die Tagesdämmerung, der Morgen und der Vormittag Friedrich's nehmen auf der hiſtoriſchen Uhr Carlyle's 21¼ Stunden ein, während der „Nachmittag und Abend“ (wörtliche Bezeichnung), ſowie die hereinbrechende Nacht, auf drittehalb Stunden ungefähr reducirt ſind. Das Material, das der Verfaſſer zur Vor- und Jugend-Geſchichte Friedrich's maſſenhaft verarbeitete, iſt ihm zuletzt ſo über den Kopf gewachſen, daß er, der mit jedem neuen Bande die Gleichgiltigkeit des engliſchen Publikums gegen ſeine unkünſtleriſche Arbeit und den Unwillen des deutſchen Publikums über ſeine Unkenntniß deutſcher Geſchichtſchreibung hatte zunehmen ſehen, plötzlich der Erzählung ein Ende machte, und zwar gerade in dem Momente, wo ein philoſophiſcher Hiſtoriker den Keim der ſich vorbereitenden großen Revolution Europas geſucht und ſeine gründlichſte Forſchung erſt begonnen hätte.

Sind es doch Friedrich's Friedenswerke: die Weisheit, mit welcher er die Spuren blutiger Kriege zu verwiſchen und ſeinem armen Lande die Quellen des Wohlſtandes zu eröffnen verſtand, der philoſophiſche Geiſt, mit welchem er, im Gegenſatze zu den Regierungen Frankreichs, Oeſterreichs und des übrigen Deutſchlands, die uneingeſchränkteſte Denk- und Religions-Freiheit, Volksunterricht und Volksbildung förderte, welche ſeinem Andenken eine größere Anwartſchaft auf den Ruhm der Nachwelt verliehen haben, als alle ſeine Kriegsthaten! Auch davon findet ſich in dem Werke Carlyle's keine Andeutung, daß mit dem Todestage Friedrich's in Preußen eine Reaction gegen ſeinen Geiſt begonnen, die, mit geringer Unterbrechung in den Jahren 1808 bis 1815, bis zum heutigen Tage noch fortdauert und welche ganz allein die Schuld trägt, daß der Muſterſtaat, den Friedrich in dem Urtheil und der Würdigung der Welt auf eine ſo bewundernswerthe Höhe gebracht hatte, ſelbſt durch neuen Kriegsruhm, durch größere Ausdehnung ſeines Macht- und Ländergebietes ſich nicht die alte Achtung in und außer Europa, das Vertrauen der ſtrebenden und ringenden Menſchheit hat wiedererwerben können.

Wir müſſen indeſſen dem Herrn Thomas Carlyle die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er, bevor er dieſen letzten Theil ſeiner Erzählung ſchrieb, ſich auch mit dem, was auf dem Felde der Geſchichtsſchreibung in Deutſchland geleiſtet und bisher von ihm völlig ignorirt worden war, etwas näher bekannt gemacht hat. Er fabulirt nicht mehr von dem ſogenannten „Dryasduſt“, ja, er citirt mit Anerkennung einige deutſche Schriften, z. B. Guſtav Freytag's „Neue Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes“*), in welchen die Erwerbung von Polniſch-Preußen als eine von Friedrich gelöſte Aufgabe der weſteuropäiſchen Kulturmiſſion dargeſtellt und der Zuſtand, in welchem Friedrich die polniſchen Provinzen fand, mit dem verglichen wird, den ſeine Regierung herbeigeführt hat. Ueberhaupt iſt das, was Carlyle von der Theilung Polens erzählt, frei von dem landläufigen Gerede über die machiavelliſtiſche Politik Friedrich's und die dadurch bewirkte Unterdrückung des Lebens einer europäiſchen Nation. Polen hatte es in den Tagen Friedrich's glücklich dahin gebracht, daß es ganz und gar die Beute Rußlands geworden wäre, wenn nicht Friedrich in Uebereinſtimmung mit Maria Thereſia diejenigen Theile des Landes dem Zaarenreiche zu entziehen gewußt hätte, die den Einwirkungen der weſteuropäiſchen Kultur am Zugänglichſten waren.

Das Buch Carlyle's iſt anerkanntermaßen kein hiſtoriſches Meiſterwerk, aber es bietet gleichwohl, wie alle ſeine Schriften, eine Fülle von anregenden Gedanken und von geiſtiger Unterhaltung dar. Mitten in dieſer verwirrenden Ueberſchwenglichkeit von phantaſtiſchen Abſchweifungen und kleinen Anekdoten ſtoßen wir oft unverſehens auf einen herrlichen Lichtglanz, der zu unſerer Ueberraſchung eine ganze, uns bisher dunkel erſchienene Partie des achtzehnten Jahrhunderts erhellt und verſtändlich macht. Man iſt oft ärgerlich über das Buch, aber man kann ſich doch ſchwer davon trennen, ſobald man ſich erſt einmal hineingeleſen hat.

J. L.

*) Leipzig, Hirzel, 1862.

Frankreich.

Deutſche Studien in Frankreich.

III.

Das Miniſterium Duruy und die Herren Gaidoz und Goumy.

Die Thätigkeit des Miniſters Duruy iſt in neuerer Zeit von den entgegengeſetzteſten Seiten angegriffen worden; ich habe ſie immer, noch jüngſt in dieſem Blatte, rühmend anerkannt, und zwar ohne mein Lob zu unterzeichnen, als der Miniſter noch am Ruder war; jetzt wo er's nicht mehr iſt, nehme ich nichts zurück und bleibe ebenſo ſelbſtändig in meinem Urtheil. Ich bin überzeugt, Frankreich, das einſt in Allem die Initiative ergriffen und das auch den Unterricht in den lebenden Sprachen zuerſt wahrhaft organiſirt hat, wird auch hierin noch mit dem Beiſpiel vorangehen und die Kenntniß derſelben bei den Staatsprüfungen als maßgebend einführen.

Noch eine viel durchgreifendere Entſcheidung des Miniſters Duruy wollte allen lebenden Kulturſprachen gleiches Recht an den Lyceen einräumen, je nach ihrer praktiſchen Nützlichkeit; die Natur der Sache hemmte die Ausführung. Die verwandten romaniſchen Sprachen ſind für den Franzoſen doch zu leicht, wurden auch an den Gränzen ſchon von Nebenlehrern gelehrt (in den ſüdlichen Handelsſtädten lernt man überall italiäniſch); abweichende Sprachen intereſſiren die Jugend mehr und — ſagen wir es gerade heraus, was ſchon Göthe ſich erlaubt hat, zu ſagen — das Deutſche wird dem gebildeten Ausländer nach und nach unentbehrlich. Seine Literatur iſt zu reich, um ignorirt bleiben zu können, und wäre es nur der zahlloſen Ueberſetzungen wegen, wodurch das Deutſche für den Gelehrten zur Weltſprache wird.

Wie anregend Herr Duruy, trotz der Concurrenz, die er der deutſchen und engliſchen Sprache eröffnen wollte, auch hierin gewirkt hat, erſieht man aus den zahlreichen Schulbüchern für das Studium des Deutſchen, die ſein Miniſterium hervorgerufen hat. Grammatiken erſchienen von Sklower und Leclair (Paris, Belin, 1864), von Desfeuilles (Paris, Hachette, 1864), einem Franzoſen, der mehrere deutſche Romane überſetzt hat, ſogenannte Curſe (Exercitien, Ueberſetzungen) von ebendemſelben, ſowie von Pay (Paris, Dézobry, 1864), von Lévy und Courtin (drei verſchiedene, Paris, Ch. Fouraut, 1864). Hierzu kommen annotirte Ausgaben von Autoren. Trefflich waren die von Göthe's Iphigenia (Paris, Hingray, 1843) und die von Schiller's Tell (Paris, Hingray, 1853), beide von Lebas und Regnier. Möchten ſich die deutſchen Schulmänner dieſe und ähnliche zum Muſter nehmen und Racine oder Corneille danach bearbeiten. Wie arm ſteht daneben die Ausgabe des Wallenſtein von Helbig in Dresden aus! Zu leicht machen es dem Schüler die Ausgaben des Tell und der Maria Stuart von Fix, doch ſind ſie mit guten Noten verſehen. (Paris, Hachette, 1853). Unter dem Miniſterium

Digitized by Google

Duruy erſchienen ferner Leſſing's Fabeln, ſehr gut annotirt von Schleſinger (Paris, Baudry), deutſche Fabeln, ausgewählt und annotirt von Kirſch in Bordeaux (Paris, Belin). Bei Hachette in Paris erſchienen 1864 Göthe's Hermann und Dorothea, 1866 Schiller's „Neffe als Onkel" und 1867 der Paraſit, alle drei annotirt von Lévy, der 1861 in derſelben Buchhandlung eine Grammatik herausgegeben hatte. Eine treffliche Idee Hachette's war es ferner, elegante Taſchenausgaben zu liefern, ſo den 30jährigen Krieg annotirt von Schmidt und Leclair, Leſſing's Laokoon und Göthe's Iphigenia, beide beſorgt von Lévy. Alle dieſe genannten Herausgeber ſind Profeſſoren der deutſchen Sprache, meiſt in Paris angeſtellt.

Von Leſebüchern waren im achtzehnten Jahrhundert ſchon mehrere erſchienen. Mir liegt ein Recueil historique vor (Choix de pièces etc. par Mr. Junker, de l'Académie des Belles-Lettres de Goettingue et professeur de la langue allemande à Paris, Strasbourg, 1772), Sammlung von Erzählungen, die eine Lücke „früherer" Leſebücher ausfüllen will; ſie iſt durch die beigefügte Geſchichte der Jungfrau von Orleans intereſſant, die der Geſchichte Frankreichs von Velly entlehnt iſt. Der franzöſiſche Text ging neben dem deutſchen her, wie in den Ausgaben des Herrn Fix. In derſelben Abſicht, um das Studium des Deutſchen zu erleichtern, gaben Profeſſoren der Straßburger Akademie eine franzöſiſche Ueberſetzung der Leçons allemandes de Littérature et de Morale von Noël und Stöber heraus (Hagenau, Kößler, 1828). Hierher gehört auch der Cours Complet de langue et de littérature allemandes par W. de Suckau (7. édition, Paris, Hachette, 1847), dem ein Abriß der Geſchichte der deutſchen Literatur beigefügt iſt. Adler-Mesnard iſt auch in dieſem Felde thätig geweſen; außer einer annotirten Ausgabe des 30jährigen Krieges von Schiller beſitzt man von ihm la Littérature allemande au XIX Siècle, morceaux choisis etc. (2 Bände, Paris, Dézobry, 1851 und 1853). Es iſt dies weniger ein Schulbuch, als ein Auszug der deutſchen Proſa und Poeſie unſeres Jahrhunderts, den beſten Werken dieſer Art ebenbürtig, die in der Heimat erſchienen ſind, reich an Notizen, geſchichtlichen und andern Abhandlungen. Wenn ich noch manche Bücher übergehe, ſo muß ich doch des eigenthümlichen Intereſſes wegen noch eins erwähnen, es iſt die von den um dieſen Lehrzweig hochverdienten Gelehrten Lebas und Regnier herausgegebene Chrestomathie Polyglotte, ou Extraits des Poètes latins, grecs, italiens, espagnols, portugais, anglais et français, traduits en allemand par Voss, Schiller, A. W. Schlegel, Wolf, Griess, Bothe etc. Paris, Hingray, 1833, die an die Schüler in den Lyceen als Prämie vertheilt wurde.

Auch das Contingent der Leſebücher wurde unter dem Miniſterium Duruy vermehrt. Von Lévy erſchien für die unteren Klaſſen eine Sammlung Morceaux choisis bei Fouraut in Paris 1866; für die oberen Klaſſen beſorgte Herr Dietz, aus dem Badiſchen gebürtig und jetzt Profeſſor an der Militärſchule zu St. Cyr, eine zweibändige Auswahl der deutſchen Dichter und Proſaiſten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts (Morceaux choisis etc. 2 vol. Paris, Ch. Fouraut, 1866). Es iſt dies neben dem von Adler-Mesnard das beſte Werk dieſer Gattung, als Leſebuch für Schulen ſogar noch praktiſcher. Wäre dieſer Artikel nicht ſchon ſo ausgedehnt, ſo ginge ich gern näher auf daſſelbe ein. Geringe Unvollkommenheiten oder Irrthümer werden bei der zweiten Auflage verſchwinden. Ich hebe hier nur die vortrefflichen Charakteriſtiken hervor, die jedem Auszug eines Schriftſtellers vorangehen, die äſthetiſchen Würdigungen, der liberale Sinn, der das Ganze durchweht, die muthvolle Gerechtigkeit, die des Chauvinismus ſpottet (was mag Herr Gaidoz dazu ſagen?), aber den echten Patriotismus ehrt, den Geſchmack in der Auswahl, den Reichthum an Stoff bei gedrängtem Raume (ſelbſt von Mommſen und Sybel finden ſich Auszüge). Kurz, das Werk bezeichnet einen glänzenden Fortſchritt im deutſchen Sprachunterricht Frankreichs. Herr Dietz hat ſich um den Fortſchritt der Bildung ſelbſt verdient gemacht.

Derſelbe hat es auch für zeitgemäß gehalten, „die Campagne in Frankreich 1792" von Göthe gut annotirt und mit einer Landkarte verſehen herauszugeben (Paris, Ch. Fouraut, 1868). Die Lectüre iſt für beide Nationen lehrreich. Denn was iſt die Moral jenes Feldzugs? Doch der Grundſatz, daß jedes Volk das Recht hat, ſeine inneren Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen. Preußen und Oeſterreich begingen ein Verbrechen, als ſie das franzöſiſche Volk an ſeiner revolutionären Neugeſtaltung hindern wollten; ſie büßten auch 1806 und 1809 dafür. Der ebenſo kurzſichtige als engherzige Thiers möchte heute Frankreich zu derſelben Verletzung des Völkerrechts aufreizen und findet nur leider in zu vielen Herzen noch Anklang. Möge die Stimme des Rechtes und der Wahrheit lauter tönen, als ſein Gekreiſch! Möchte doch endlich Preußen über der Größe des Vaterlandes nicht auch die Freiheit vergeſſen und ſich ſo die Sympathien nicht nur der annectirten deutſchen Stämme, ſondern auch der fremden Nationen gewinnen! Nur zu einer liberalen Regierung faßt Alles Vertrauen.

Warum kommen ſo viel arme Teufel von Deutſchen nach Paris und kehren den Franzoſen die Gaſſen, eine Arbeit, deren ſich der arme Franzoſe zu unterziehen ſchämt? Einestheils allerdings, weil ſie in ihrem engen Vaterländchen (Herr Goumy nennt nämlich in der Revue de l'Instruction publique die fürſtlichen Domänen Hannover, Naſſau, Heſſen „Vaterländer", während der wahre deutſche Patriot nur Ein Vaterland kennt: Deutſchland) nicht Arbeit finden. Wären die dreißig Schranken alle geſtürzt, die die deutſchen Dynaſten um ihre dem Reich entzogenen Domänen errichtet haben, könnte der Deutſche aus den bairiſchen Alpen ebenſo frei in die Marſchen an der Nordſee und umgekehrt ziehen, wie der Provenzale nach der Isle-de-France und der Picarde nach den Pyrenäen, ſo brauchte Herr Gaidoz ſicher nicht darüber zu klagen, daß die deutſchen Straßenkehrer ihren Pariſer Kollegen das Brod wegeſſen. Aber leider treibt noch ein anderer Grund, der uns Deutſchen nicht zur Ehre gereicht, die deutſche Armuth nach Paris; ſie finden nur im Ausland einen häuslichen Herd. Die bisherige Geſetzgebung, den natürlichſten Menſchenrechten Hohn ſprechend, erſchwerte Niederlaſſung und Heiraten dermaßen, daß Beides ſehr vielen Deutſchen unmöglich war. In jüngſter Zeit haben ſich manche Gemeinden geradezu barbariſch gezeigt, und mit welch ſchwäbiſcher Beſchränktheit man noch in Würtemberg in dieſer Hinſicht verfährt, davon habe ich in der Gegend um Orleans noch jüngſt Belege geſehen.

Dagegen beruht die von 1789 datirende franzöſiſche Geſetzgebung auf der Achtung von Freiheit und Menſchenwürde, und da ſie ebenſo liberal in der Ertheilung des Niederlaſſungsrechtes an Fremde iſt, ſo ſind von dieſen Wohlthaten eine Menge armer Deutſchen, namentlich aus Naſſau und Darmheſſen, nach Frankreich gelockt worden, wo die Armuth für ſie kein Hinderniß war, ihre deutſche Geliebte zu ehelichen. Möge Preußen durch eine freiſinnige Geſetzgebung eben ſolche Anziehungskraft auf Fremde ausüben wie Frankreich thut, und das durch Preußen geeinigte Deutſchland wird ſich im Ausland dieſelben Sympathien erwerben, die es bisher, oft auf ſeine Koſten, Frankreich genießen ſah.

Denn anſtatt, wie Herr Gaidoz die Lois sur le droit de do-

Digitized by Google

micile et sur la naturalisation „trop douces“ zu finden, würde ich, wenn ich geborener Franzoſe wäre, ſtolz darauf ſein und darin einen Grund des Einfluſſes erblicken, den Frankreich im fernen Ausland ausübt, der in Rumänien noch den Hohenzollern die Wage hält. Wann wird man daheim einſehen, daß nur die Freiheit mit der Geſittung Hand in Hand geht, daß die Freiheit erobert?

Es war eine Zeit, da war es umgekehrt, wie auch Herr Goumy die Sache verkennt. Als Frankreichs Gewiſſensfreiheit unter der Despotie Ludwigs des Vierzehnten erdrückt wurde, da war Brandenburg die Freiſtätte des verfolgten Gedankens und für die geknechteten Franzoſen von gewaltiger Anziehungskraft. Denn nicht, um ſeine Bewohner abzuhobeln (dégronir), zogen die Unterthanen Ludwigs XIV. dorthin, ſondern weil ſie dort freiere mildere Geſittung fanden, als in dem Lande der Eleganz. Jene Barbaren, die die Dragonnaden geboten und vollzogen, die Mord, Schändung und alle Gräuel in den heimiſchen Sevennen wie in der Pfalz übten, ſie hatten damals Geſittung in Brandenburg zu lernen, wo ſpäter noch Friedrich II. manchem Opfer des Fanatismus, der das ſchöne Frankreich verwüſtete, ein Aſyl gewährte. Oder ſieht Herr Goumy das Ideal der Geſittung in jener höfiſchen Eleganz, die am Hofe von Verſailles herrſchte, während das Volk bis auf's Blut ausgeſogen ward? In jener literariſchen Bildung, die (es giebt ehrenvolle Ausnahmen: Corneille, Molière) mehr den Geiſt ſchmückt als den Charakter kräftigt und doch nur der Antheil einer bevorzugten Minderheit war? Er werfe einen Blick auf die Pfalz und lerne Gerechtigkeit. In Deutſchland entdeckte damals ein Franzoſe, Denis Papin aus Blois, das Geheimniß der Dampfkraft! Wäre das Frankreich Ludwig XIV. civiliſirt genug geweſen, ihn nicht zu verſtoßen, ihn nicht in Deutſchland ein Aſyl des freien Gedankens ſuchen zu laſſen, es hätte hundert Jahre früher die Welt umgeſtaltet.

Es ſteht bei dieſen Bedenken Herrn Goumy vollends übel an, ſich auf den Spanier Caſtelar zu berufen. Eine Nation, die das abſcheulichſte Verbrechen gegen Gott und Menſchheit, die Inquiſition, begangen und den Jeſuitismus erfunden hat, wodurch ſie nicht nur ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet, ſondern der ganzen Menſchheit die gräßlichſte Wunde geſchlagen hat, eine ſolche Nation hat gar kein Urtheil in Sachen europäiſcher Freiheit und Geſittung, ſo lange ſie ihre Wiedergeburt nicht vollendet hat. Herr Caſtelar und Herr Goumy mögen ſich erinnern, daß ſpaniſche Truppen die durch die deutſche Reformation begründete Gewiſſensfreiheit im Blute erſäufen wollten, daß ſpaniſche Politik und Soldateska Deutſchland im dreißigjährigen Kriege zur Wüſte gemacht haben.

In Allem, was ſie ſagen, vergeſſen die Herren Gaidoz und Goumy, daß ſie die Ehre haben, der Nation anzugehören, die die Menſchenrechte proklamirt hat; denn wie ſich auch der Letztere dagegen ſträubt, ſein Patriotismus iſt eng und kleinlich wie der ſpartaniſche. Keiner der Franzoſen, die ich darüber geſprochen, hat ihre Meinung gebilligt; Frankreich denkt größer als ſie.

Was das Budget betrifft, ſo ſtehen ſich die Sachen durchſchnittlich in beiden Ländern gleich. Es iſt alſo nicht der größere Gehalt, der die deutſchen Gelehrten nach Frankreich zieht. Ja, wäre hier das deutſche Wiſſen ſo hoch, wie der deutſche Geſang bezahlt, möchte Herr Gaidoz Recht haben. Der „Charivari“ berichtete am 16. Juli: „Die Hauptinterpreten von Nydia ſind faſt alle Deutſche: Blum, Holtzen, Schröder, Wertheimber“. Und Leon Bienvenu machte darüber den Calembourg. Quel nit d'ya! Kein deutſcher Hof zahlt dieſen Sängern, was die Pariſer Oper zahlt. Wenn ſie aber franzöſiſches Geld in ihre deutſchen Taſchen ſtecken, beſchwert ſich das Publikum der Oper darüber? So wenig als es ſich über den Gehalt beſchwerte, den früher die deutſche Sängerin Crüvelli (Baronin Vigier) und Andere bezogen. Vor Allem hätte Herr Gaidoz diejenigen aufzählen ſollen, die den eingeborenen Kindern Frankreichs ihr Brod wegnehmen. Im Gymnaſialunterricht kann von vornherein der Deutſche nicht mit den Franzoſen concurriren; um die franzöſiſche Jugend dem einheimiſchen Studiengang gemäß zu bilden, muß man in Frankreich ſelbſt erzogen ſein; es bleiben hier dem Ausländer nur die lebenden Sprachen übrig und für dieſe wird man noch eine Zeitlang fremder Lehrer bedürfen. Was aber die Fakultäten u. ſ. w. betrifft, ſo muß Herr Gaidoz Geiſterſeher ſein, um ſich über die Concurrenz zu beſchweren. Ich kenne unter der neueren Generation nur Einen Deutſchen, den nicht das Exil nach Frankreich geführt hat, Herrn Alexander Büchner. Früher Privatdocent der Stenographie in Zürich, nahm derſelbe eine Stelle als Lehrer des Deutſchen an dem ſtädtiſchen College in Valenciennes an; der Zufall wollte, daß ihn der Miniſter an dem Lyceum von Caen anſtellte, wo eine Fakultät iſt; die daſigen Profeſſoren, mit denen er bekannt wurde, ermunterten ihn ſich an derſelben für fremde Literatur zu habilitiren, was er that. In Folge der ausgebreiteteren Kenntniß der lebenden Sprachen, die den deutſchen Gelehrten eigen iſt, haben dieſelben noch immer unbeſtritten für dieſes Fach einen Vorzug voraus. Hat denn aber das franzöſiſche Publikum nicht den Vortheil davon, wenn es einen ſolchen als Lehrer anſtellt? Wieviel Aufklärung über fremde Dinge verdankt nicht Frankreich einem andern Deutſchen, Karl Hillebrand in Douay? (Für Herrn Gaidoz wiederhole ich, daß es ein Verbannter iſt.)

Allerdings lehrt an der kaiſerlichen Bibliothek über aſſyriſche Alterthümer noch ein Deutſcher, J. Oppert, der kein Verbannter iſt. Aber ich rufe Herrn Gaidoz, der ſo ſcheelſüchtig die Gehalte zählt, die Frankreich an deutſche Gelehrte zahlt, in's Gedächtniß zurück, daß er der Nation angehört, die die Menſchenrechte proklamirt hat. Herr Oppert iſt Iſraelit, und man weiß leider nur zu wohl, wie ſehr die deutſche Geſetzgebung bis 1848 den deutſchen Juden noch die Theilnahme am Staatsleben beſchränkte. Kein Wunder, daß Herr Oppert auswanderte und anfangs als Lehrer der deutſchen Sprache an einem franzöſiſchen Lyceum fungirte, bis ihn ſein Stern zu den Studien führte, durch die er jetzt Frankreich Ehre macht. (Wenn ich früher in dieſem Blatte gegen ihn für Herrn Bréal Partei nahm, ſo fällt es mir doch nicht ein, ſeine Verdienſte in ſeinem Fache zu leugnen.) An Herrn Gaidoz' Stelle wäre ich ſtolz darauf, daß mein Vaterland reich und großherzig genug iſt, fremden Völkern zu lehren, wie man die Menſchenrechte achten ſoll.

Kurz, die beiden Herren ſind im ſchreiendſten Widerſpruch mit der franzöſiſchen Bildung. Da bauen nun die Franzoſen in Paris eine Stadt hin, ein Centrum geſelligen Weltverkehrs, glänzenden Genuſſes und gefälliger Sitten, wie es auf der ganzen Erde kein zweites giebt, und dann wundern ſie ſich, daß ihre Nachbarn hinſtrömen und das franzöſiſche Urtheil durch ihre Niederlaſſung beſtätigen!

Einen Punkt überſehen die genannten Herren gänzlich, den Handel. Die großen Commiſſionsgeſchäfte in Hafenſtädten und anderswo, große Banken in Paris u. ſ. w. ſind zu großem Theil in Händen von Deutſchen. Warum? Weil dieſelben mit den lebenden Sprachen vertrauter ſind als die Franzoſen. Welcher Franzoſe kann eine deutſche Handelscorreſpondenz führen? Seine franzöſiſchen Briefe lieſt man überall in Deutſchland, aber die

Digitized by Google

deutſche Antwort muß er ſich von *Deutſchen* überſetzen laſſen. Mitten im Herzen Frankreichs, in Orleans, iſt in allen Branchen des Handels (Wolle, Eiſenwaaren, Gärtnerei, Getraide) ein reger Verkehr mit Deutſchland, aber leſen kann man die deutſchen Briefe nicht; man läßt ſie ſich von Deutſchen überſetzen. Ich fragte einmal einen ſolchen Kaufmann, warum er denn nicht Deutſch lernte, die deutſchen Kaufleute lernten ja alle Franzöſiſch. „Eben darum, antwortete er, alle fremden Völker lernen unſere Sprache, warum ſollen wir uns die Mühe geben, die ihren zu lernen?“ Ich ſagte kurzweg darauf: „Schämen Sie ſich nicht dieſer Unwiſſenheit?“ Im Gegentheil, dieſe Leute ſind noch blödſinnig genug, ſtolz darauf zu ſein; ſie bilden ſich ein, hoch über den Fremden zu ſtehen, weil ſich dieſe die Mühe geben, ihre (die franzöſiſche) Sprache zu lernen. Welcher Mangel an Logik!

Herr Goumy treibt die Angſt vor der Einwanderung ſo weit, daß er für das wiſſenſchaftliche Frankreich das Schickſal Schleswigs fürchtet. Was würde er nun gar ſagen, wenn er die deutſche Geſchichte *wirklich* kennte! Bekanntlich riefen die ſchleſiſchen Herzoge, wie auch die Könige Ungarns thaten, deutſche Einwanderer in ihr polniſches Land, um deutſche Kultur und Gewerbthätigkeit bei ſich einzuführen, und dieſe Bildung war ſo ſtark, daß die Einwanderer zuletzt die einheimiſche Bevölkerung abſorbirten und aus dem polniſchen Schleſien eine deutſche Provinz machten. Ja, dieſe Rolle hat die deutſche Bildung im Oſten geſpielt. Aber Herr Goumy mag ſich beruhigen; zu ſeinem Troſte will ich, der Fremde, ihm ſagen, daß die franzöſiſche Nationalität von ſolcher Zähigkeit iſt, daß der im Lande angeſiedelte Fremde ihr nichts anhaben kann. Im Gegentheil, der Deutſche franzöſirt ſich in der Regel nur zu ſchnell.

Und es giebt ja ein leichtes Mittel, die deutſchen Gelehrten entbehrlich zu machen, wenn man ſie ja bisher gebraucht haben ſollte; das iſt: ſelbſt Deutſch zu lernen und zwar gründlich. „Vous êtes orfèvre?“ höre ich Herrn Goumy ſagen. Parbleu! wenn ich's nicht wäre, würde ich die Sache nicht verſtehen. Daß jüngere Gymnaſial-Profeſſoren die Nothwendigkeit davon eingeſehen haben, ſagte ich ſchon. Es war dies auch der Gedanke des Exminiſters Duruy, indem er wünſchte, daß Lehrer der lebenden Sprachen an der Normalſchule gebildet würden. Und wenn er unter dieſen Lehrern den in Frankreich Geborenen den Vorzug vor den Fremden gab, ſo that er ganz Recht, falls jene fähig genug waren.

Ich ſelbſt bekenne, daß es anfangs meinen Stolz als Deutſcher kränkte, wenn ich deutſche Gelehrte, ohne verbannt zu ſein, in Frankreich eine Stellung ſuchen ſah, die ſie ſich in der Heimat hätten erwerben ſollen. Das Exil hat mich nicht zum Coriolan gemacht und nach wie vor will ich Deutſchlands Ehre gewahrt wiſſen. Später aber ſah ich die Sache von einem andern Standpunkt milder an. War jene Auffaſſung des Patriotismus nicht zu ſpartaniſch? Hat uns die Philologie nicht gelehrt, daß Europa nur Eine Familie bildet? Iſt die Menſchheit nicht ein höherer Gedanke als der engere Patriotismus? Und würde der Austauſch von Perſonen, nicht nur Gelehrten, die gegenſeitige Bildung nicht vermehren? Was die fremden Sprachen betrifft, ſo werden ſie doch ſicher von den Fremden als Mutterſprache beſſer gelehrt werden.

Die Herren Gaidoz und Goumy wiſſen übrigens nicht, wie viele Franzoſen in Deutſchland, an öffentlichen Schulen, wie an Privatanſtalten, durch den Unterricht im Franzöſiſchen ihren *Unterhalt* finden.

Ich möchte aber einen Vorſchlag machen. Könnte man nicht gegenſeitig Lehrer austauſchen, die nach etwa zehnjährigem Unterricht im Ausland wieder in der Heimat angeſtellt würden? Ich habe ſehr viel in Frankreich gelernt, und wenn deutſche Lehrer zehn Jahre lang an franzöſiſchen Schulen wirkten und dann wieder heimkehrten, ſo würde ſicher für die heimiſche Bildung ein erklecklicher Gewinn ausfallen. Das preußiſche Miniſterium ſchickt ja auch ſchon junge Philologen auf zwei Jahre nach Paris zur weiteren Ausbildung. Aber auch umgekehrt. Könnten franzöſiſche Lehrer an deutſchen Gelehrtenſchulen im Umgang mit deutſchen Philologen wirken, welchen Ertrag gäbe das ſpäter bei ihrer Rückkehr für die franzöſiſche Gelehrſamkeit! Oder ſollte auch dieſer Vorſchlag Herrn Gaidoz kränken?

Es giebt übrigens ein radikales Mittel, das die übermäßige Auswanderung der Deutſchen hindern wird, aber daſſelbe ſteht eben manchen Franzoſen nicht an. *Es iſt die Gründung des deutſchen Staates*, d. h. die Einigung und Einheit Deutſchlands, zu der, was auch kurzſichtige Geiſter und feindſelige Gemüther einwenden mögen, Graf v. Bismarck den Grund gelegt hat, und für welche der Hof von Hietzing und Genoſſen mit ihrem kleinlichen undeutſchen dynaſtiſchen Eigennutz nur ein Hemmſchuh ſind. Nur die politiſche Miſère des in Liliput-Dynaſtieen zerſtückelten Deutſchlands treibt ſo viele Deutſche in's Ausland. Iſt Deutſchland Ein großer Staat, dann wird auch die Zahl der deutſchen Sprachlehrer in Frankreich geringer werden, die bisher nur durch das Exil hierher geführt wurden; dann werden die Franzoſen aus ihrer Mitte Lehrer des Deutſchen bilden, und das wird zur gegenſeitigen Verſöhnung beitragen. Denn wenn man ſich *verſteht*, ſo *verſtändigt* man ſich auch.

Mit dieſer frohen Ausſicht will ich ſchließen. Später noch ein Wort über deutſche Wiſſenſchaft. Unparteilichkeit werden mir die Herren Gaidoz und Goumy nicht abſprechen. In dieſen Blättern ſelbſt habe ich immer mit Achtung und Liebe vom franzöſiſchen Wiſſen und Volksthum geſprochen, ſo von den helleniſchen Studien im Oktober 1864, ſo von der Aufgabe Frankreichs in Aegypten und im Mittelmeer gegenüber der eigennützigen Politik Englands u. ſ. w. Ja, lebhafter als irgend ein Franzoſe, habe ich bei meiner Schilderung des Schloſſes Chambord im „deutſchen Muſeum“ (Januar 1865) die Würde und die Schöpferkraft der einheimiſchen Kunſt Frankreichs gegen die *Fremden*, die Italiäner, vertheidigt, ich, der ich ſelbſt ein Fremder im Lande bin. Nun, ich that im Grunde nur, was Frau von Staël *meinem* Vaterlande gethan: ich war gerecht.

Orleans. *H. Semmig.*

Italien.

Giordano Bruno, nach neueren italiäniſchen Forſchungen.*)

Einer der früheſten, entſchiedenſten und begeiſtertſten Anhänger, zugleich aber auch geiſtvollſten und ſcharfſinnigſten Vertheidiger des Copernicaniſchen Weltſyſtems war der italiäniſche Philoſoph *Giordano Bruno* oder *Bruni* aus Nola im Königreich Neapel. Dieſer merkwürdige und unglückliche Mann iſt aber auch — und darin beſteht ſeine eigentliche Bedeutung — der in ſeiner Zeit fremdartig und einſam daſtehende Prophet

*) Vita di Giordano Bruno da Nola, scritta da Domenico Berti. Firenze, Torino e Milano, G. B. Paravia & Co. 1868 (Lex. 8. 415 S. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.)

Digitized by Google

und Vorläufer der neueren Philoſophie. Daß die hervorragendſten Philoſophen der Neuzeit, unter ihnen beſonders Carteſius, Spinoza und Leibniz, dem Philoſophen aus Nola viele Gedanken entlehnt und ſie weiter ausgeführt, iſt eine conſtatirte Thatſache. Allein wiewohl Bruno's Lehren auf die nächſtfolgende Entwickelung der Philoſophie mächtig einwirkten, ſo ward er doch nach dem Auftreten eines Carteſius und Baco in den Hintergrund zurückgedrängt und wurde, wie ſonſt ſo manche große Männer der Uebergangszeit, nahezu gänzlich vergeſſen. Von ſeinem Leben wußte man gar wenig; von ſeinen ſehr zahlreichen Schriften ſagte anderthalb Jahrhundert nach ſeinem Tode ein umſichtiger Geſchichtsſchreiber der Philoſophie, ſie ſeien albi corvi rariores.

Erſt die neueſte Zeit hat dieſem Märtyrer der Philoſophie wieder ihre Aufmerkſamkeit zugewendet. Faſt gleichzeitig wurden ſeine Schriften im Anfang der Dreißiger Jahre von zwei deutſchen Gelehrten, Adolph Wagner und A. F. Gfrörer, wieder geſammelt und herausgegeben, nachdem ſchon zuvor beſonders Schelling, dann aber auch Andere auf ſeine Bedeutung hingewieſen. Später gab (im Jahre 1847) der Franzoſe Chr. Bartholmèß ein gründliches biographiſch-philoſophiſches Werk über Bruno heraus, und ungefähr zur nämlichen Zeit ward ſeine Philoſophie von zwei Deutſchen, F. J. Clemens und M. Carrière, eingehend behandelt. Endlich im Jahre 1866 hat J. L. Klein im vierten Bande ſeiner Geſchichte des Dramas den Nolaniſchen Philoſophen auch als Dramatiker, freilich in ſeiner Weiſe, gewürdigt.

Was das biographiſch-literariſche Material anlangt, konnte bis jetzt das erwähnte Werk von Bartholmèß als das weitaus gründlichſte, den Gegenſtand erſchöpfende gelten. Und doch wie viele unausgefüllte Lücken blieben noch übrig! Ueber der ganzen Jugendzeit Bruno's, ſowie über vielen anderen Umſtänden ſeines Lebens, lag noch immer ein tiefes Dunkel. Manches Andere konnte nur durch Vermuthung wahrſcheinlich gemacht werden. Ebenſo unſicher war auch die Chronologie ſeiner Schriften, ja, nicht einmal die Anzahl derſelben war genau bekannt.

Da kommt jetzt, mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Tode, aus dem Vaterlande des unglücklichen Philoſophen ein biographiſches Werk, welches ſehr viel neues Licht über Bruno's Leben verbreitet. Schon vor Jahren traf Leopold Ranke, mit Actenſtudien im archivio dei Frari zu Venedig beſchäftigt, auf einen Brief, der ihn auf die Spur einer wichtigen Entdeckung hätte führen können. Doch war das Ziel des großen deutſchen Hiſtorikers ein anderes und er forſchte über dieſen Gegenſtand nicht weiter nach.

Im Jahre 1858 begab ſich dann der Profeſſor *Domenico Berti*, mit der Abfaſſung einer ausführlichen Arbeit über die Geſchichte der italiäniſchen Philoſophie beſchäftigt, ebenfalls nach Venedig, um von den daſelbſt befindlichen Actenſtücken des Bruno'ſchen Proceſſes näher Kenntniß zu nehmen. Umſonſt; ſein Wunſch blieb vorläufig noch unerfüllt. Da gelangte er aber Anfangs 1862 ganz unerwartet in den Beſitz einer vollſtändigen Abſchrift der bezüglichen Acten. Er ließ die Abſchrift durch zwei gelehrte Italiäner mit den authentiſchen Original-Documenten genau collationiren; darauf unternahm er es, die Lebensgeſchichte Giordano Bruno's neu zu bearbeiten. „Nach Bartholmèß' Arbeit", ſagt er ſelber (S. 321), „würde ich an die Ausarbeitung dieſes Werkes nicht gegangen ſein, hätten mich nicht die venetianiſchen Documente dazu verpflichtet. Denn Bartholmèß hat den Gegenſtand als Philoſoph behandelt und als ein Mann, der in der Geſchichte der italiäniſchen Philoſophie und Literatur gründlich bewandert iſt."

Berti's Buch enthält demnach weit mehr, als der Titel verſpricht. Obwohl der Titel einfach lautet: *Leben Giordano Bruno's*, ohne beizufügen: *nach neuaufgefundenen Documenten*, ſo erhalten wir hier doch eine durchaus neue Biographie des Nolaniſchen Philoſophen, *neben welcher Alles, was bis dahin über Bruno's Leben geſchrieben worden, als vollſtändig antiquirt zu betrachten iſt.*

Ich gebe nun zunächſt eine kurze Ueberſicht des Inhaltes dieſes für die Geſchichte der Philoſophie, ſowie für die Kulturgeſchichte überhaupt höchſt wichtigen Werkes.

Die Einleitung berichtet zuerſt über die bisher gedruckten Nachrichten von Bruno's Leben. Beſonders eingehend wird der, den Kundigen bekannte, Brief des Kaspar Schopp an C. Rittershuſius, bis dahin die einzige biographiſche Urkunde über Bruno, behandelt. Mit den triftigſten und einleuchtendſten Gründen wird die Echtheit deſſelben nachgewieſen, zugleich aber auch gezeigt, wie die Angaben des Briefſtellers nicht durchweg richtig und zuverläſſig ſind. Der zweite Abſchnitt der Einleitung giebt über die neuaufgefundenen Actenſtücke Bericht, welche dem Verfaſſer als erſte Quelle dienten. Hierauf folgt die Bibliographie ſämmtlicher gedruckten und ungedruckten Werke Giordano Bruno's, nach deren chronologiſchen Reihenfolge. Es werden nicht weniger als fünfundvierzig Schriften und Abhandlungen aufgezählt, — eine rieſenhafte Anzahl, vollends wenn man das verhältnißmäßig kurze, dazu unſtäte, kampf- und ſorgenvolle Leben Bruno's in's Auge faßt. Indeß bemerkt der Verf. — und gewiß mit Recht — der Inhalt mehrerer der ungedruckt gebliebenen und verloren gegangenen Schriften ſei ohne Zweifel in andere, die gedruckt wurden und erhalten ſind, aufgenommen worden.

Es folgt nun der größte, biographiſch-literariſche Theil des Werkes. In ſechszehn Kapiteln entrollt ſich das Bild eines mühſamen, unſtäten und doch wunderbar thätigen Lebens vor unſern Augen. Wir werden zuerſt nach der alten neapolitaniſchen Stadt Nola geführt, wo Bruno das Licht der Welt erblickte, erquicken uns an ihrer herrlichen Lage und Umgebung, lernen ihre Bürger kennen, die im ſechzehnten Jahrhundert lebten und einen Namen hinterließen, folgen dann dem begabten Knaben nach Neapel, hören von ſeinen Lehrern und Studien und ſehen den Jüngling in's Kloſter treten. Doch iſt das Kloſterleben nicht für ihn, er nicht für das Kloſterleben gemacht. Er erhält zwar die Weihen, er lieſt die Meſſe, aber bald wird wegen ſeiner freien Denkungsart ein Proceß gegen ihn eingeleitet. Derſelbe wird zwar unterdrückt, doch nur um bald darauf einen zweiten, ernſteren einzuleiten. Um dem ſich zu entziehen, entflieht er nach Rom, aber auch hier kann er lange nicht bleiben. Er flieht nach Genova, von da nach Noli, wo er einige Monate Kinder unterrichtet, von da nach Turin, Venedig und Padua, bis er 1576 ſein Vaterland verläßt. Er lenkt ſeine Schritte zuerſt nach Genf, allein die Burg des Calvinismus bietet dem freidenkenden Philoſophen keine ſichere Zufluchtsſtätte. Von Genf wandert er über Lyon nach Toulouſe, wo er die Doctorwürde ſich erwirbt und zum Profeſſor ernannt wird. Von da kommt er nach Paris, wo er mehrere Schriften drucken läßt, in der Sorbonne disputirt, Vorleſungen hält und in perſönliche Berührung mit König Heinrich III. kommt, deſſen Zuneigung er ſich erwirbt. Von Paris wandert er nach London, wo er wieder viele Schriften veröffentlicht und im Hauſe des franzöſiſchen Geſandten Mauviſſier die ſchönſte Zeit ſeines Lebens verbringt. Durch ſeinen Freimuth zieht er ſich den Zorn der Oxforder Doctoren zu. Er verläßt die Stadt an der Themſe und geht

Digitized by Google

wieder nach der Hauptſtadt an der Seine, um bald darauf nach Deutſchland zu wandern. Da er in Marburg ſeine Philoſophie nicht lehren darf, geht er nach Wittenberg, wo ihm dies geſtattet wird. Der Regierungswechſel veranlaßt ihn, abermals den Wanderſtab zu ergreifen. In Prag, wohin er ſich von Wittenberg aus begiebt, rettet ihn ein Geſchenk von 300 Thlrn., das er von Rudolf II. erhält, von den drückendſten Nahrungsſorgen. Er geht nach Helmſtädt, aber nur — um eine Trauerrede zu halten und von einem proteſtantiſchen Päpſtlein excommunicirt zu werden. Dann wandert er nach Frankfurt, um in dieſem buchhändleriſchen Leipzig des ſechszehnten Jahrhunderts neue Werke herauszugeben. Von hier aus macht er einen Ausflug nach Zürich, hält ſich daſelbſt einige Monate auf, ſeine Philoſophie auch hier zu verbreiten ſuchend. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erhält er die Einladung eines venetianiſchen Patriziers, Giovanni Mocenigo, der ihn zu ſeinem Privatlehrer beruft. Er folgt dem Rufe und kehrt im Jahre 1591 nach Italien zurück. Von Venedig aus geht er zuweilen nach Padua, um deutſche Schüler privatim in der Philoſophie zu unterrichten. Aber nach wenigen Monaten wird er von ſeinem beſchränkten Schüler und Gaſtfreund Mocenigo treulos verrathen und der Inquiſition überliefert (23. Mai 1592). Ein langer Proceß wird ihm gemacht, aber ehe derſelbe zu einem Schlußreſultat geführt, wird er dem Inquiſitions-Tribunal zu Rom übergeben, wohin er (Januar 1593) geführt wird. Ueber ſieben Jahre währt dort ſein Proceß und ſeine Gefangenſchaft, welche am 17. Februar 1600 mit dem Scheiterhaufen auf dem Campo dei Fiori endigt, den Giordano Bruno muthig und ohne irgend einen Seufzer auszuſtoßen, beſteigt.

Im letzten (17.) Kapitel giebt der Verfaſſer eine Revue der italiäniſchen und ausländiſchen Schriftſteller, welche über den Philoſophen-Märtyrer geſchrieben. Die wenigen und kurzen Urtheile, die er über die verſchiedenen Leiſtungen fällt, ſind meiſtens beſonnen und wohlbegründet. Mit der Literatur auf dieſem Gebiete zeigt er ſich ſehr wohl bekannt. Es gilt dies, — was bei italiäniſchen Schriftſtellern ſelten iſt, — auch von der deutſchen, obwohl ich in der Darſtellung ſelber keine Spur einer Berückſichtigung derſelben entdecken konnte.

Berti's Darſtellung iſt klar, anziehend, hin und wieder in hohem Grade maleriſch; ſeine Sprache iſt einfach-edel, allgemein verſtändlich, allen gelehrten Prunk verſchmähend, und könnte manchem deutſchen Philoſophen als Muſter empfohlen werden. Man lieſt ein ernſtes, ſtrengwiſſenſchaftliches, philoſophiſches Buch und man würde glauben, einen Roman zu leſen, wenn nicht die unzähligen Citate und Anmerkungen, die auf jeder Seite den Rand füllen, uns beſtändig daran erinnerten, daß wir das Reſultat umfaſſender philoſophiſcher Studien vor uns haben. Wo er auf Vermuthungen, Combinationen und Schlußfolgerungen angewieſen iſt, zeigt ſich der Verf. als ſcharfſinnig, beſonnen und nüchtern. Ueber Einzelnheiten mit ihm zu rechten, iſt nicht dieſes Ortes; ich hoffe es anderweitig eingehend zu thun.

Eine werthvolle, unſchätzbare Zugabe iſt der Anhang, den Berti ſeinem bedeutenden Werke beigefügt (S. 325—407). In demſelben ſind (nebſt dem bereits früher gedruckten Brief des Schoppius und Nachrichten über Giovanni Mocenigo) die neuaufgefundenen Actenſtücke des venetianiſchen Proceſſes vollſtändig und mit diplomatiſcher Genauigkeit abgedruckt. Es ſind ihrer nicht weniger als ſiebenundzwanzig und ſie laſſen ſich in drei Serien eintheilen:

I. Serie: Anzeigen Giovanni Mocenigo's gegen Bruno; Verhör von vier Zeugen; Actenſtück über Giordano Bruno's Verhaftung.

II. Serie: Actenſtücke über Bruno's Verhör vor dem Inquiſitions-Tribunal.

III. Serie: Acten des Inquiſitions-Tribunals. Anſuchen an den Senat von Venedig um Ueberſendung des Gefangenen nach Rom. Officielle Correſpondenz hierüber.

Die weitaus wichtigſten ſind die Documente der zweiten Serie. Dieſelben enthalten den klaren und über Erwarten ausführlichen Bericht Bruno's ſelber über ſein Leben von der erſten Kindheit bis zu ſeiner Verhaftung. Die Antworten Bruno's geben zuſammengenommen eine hübſche und intereſſante Selbſtbiographie, welche in der Geſchichte der Philoſophie ihresgleichen ſuchen dürfte. Daß dadurch das bisherige biographiſche Material weſentlich bereichert und viele bis dahin allgemein richtig geglaubte Angaben berichtigt werden, wurde ſchon bemerkt. So erfahren wir — um nur beiſpielsweiſe Einiges hervorzuheben — Bruno's Geburtsjahr (1548), die Namen ſeiner Eltern (Giovanni dei Bruni und Fraulisſa Savolina), die Zeit da er nach Neapel kam, die Namen ſeiner Lehrer, das Jahr, da er in's Kloſter ging (1563), intereſſante Aufſchlüſſe über ſein Kloſterleben, namentlich die zwei gegen ihn eingeleiteten Proceſſe, über das Jahr, in welchem er Italien verließ (1576), ſowie zahlreiche wichtige neue Aufſchlüſſe über ſeine Erlebniſſe im Ausland, welche hier aufzuzählen zu weit führen würde, weshalb ich vorläufig auf Berti's Werk ſelber verweiſen muß. Ich bemerke hier nur noch, daß aus dieſen Actenſtücken klar erwieſen iſt, wie Bruno nicht nach der bisherigen allgemeinen Annahme erſt 1598, ſondern bereits 1593 nach Rom kam und über ſieben Jahre in den Kerkern der römiſchen Inquiſition ſchmachtete.

Für die Kenntniß von Bruno's philoſophiſchem Syſtem ſind dieſe Documente inſofern wichtig, als Bruno in ſeinem Verhör ſeine ganze Lehre klar und bündig auseinanderſetzt. Indeß dürfte bei der Benützung dieſes Theiles deſſelben große Vorſicht nöthig ſein. Denn bei allem Freimuth, Offenheit und Schärfe, fühlt man es dem Philoſophen doch an, daß er hier als Verklagter und Gefangener vor dem Inquiſitions-Tribunal redet. In Bezug auf die kirchlichen Dogmen äußert er ſich hier denn doch etwas anders, als in ſeinen gedruckten Schriften.

Auch für die Geſchichte des Rechtes und der Kultur überhaupt ſind dieſe Actenſtücke von nicht geringem Intereſſe. Durch ſie werden wir in den Stand geſetzt, gleichſam Augen- und Ohrenzeugen eines wichtigen Proceſſes vor dem Inquiſitions-Gericht zu ſein. Vergleicht man dieſen Proceß mit dem etwas älteren gegen Servet in Genf, ſo wird auch der Proteſtant zugeben müſſen, daß die genfer Inquiſitoren unendlich tief unter den venetianiſchen ſtehen.

So iſt denn Berti's Werk ein höchſt werthvoller und intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie und Kultur des Reformations-Zeitalters. Was Bruno's zahlreiche Schriften betrifft, ſind ſie im vorliegenden Buche faſt ausſchließlich nur in bibliographiſcher und litterariſcher Beziehung unterſucht und beſprochen, indem der Verfaſſer einen zweiten Band auf dieſen folgen zu laſſen gedenkt, welcher mit Bruno's Philoſophie ſich befaſſen ſoll. Das bis jetzt Geleiſtete berechtigt zu hohen Erwartungen von dem Verheißenen. Inzwiſchen empfehle ich das bedeutende, auch äußerlich elegant ausgeſtattete und doch verhältnißmäßig billige Werk der Beachtung nicht allein der deutſchen Philoſophen (die daſſelbe nicht werden ignoriren dürfen, indem von nun an Jeder, der über Bruno mitſprechen will, davon Notiz wird nehmen müſſen), ſondern überhaupt Allen,

Digitized by Google

die ſich für die Kulturgeſchichte intereſſiren. Vielleicht dürfte ein deutſcher Verleger ein Verdienſt ſich erwerben, wenn er durch eine deutſche Bearbeitung des trefflichen Werkes es auch Denen zugänglich machte, welchen Italiens Sprache nicht verſtändlich iſt. J. A. Scartazzini.

Schweiz.

Jenatſch, dramatiſche Dilogie von Salis.

Die ſchweizeriſche Volksbühne iſt noch im Werden begriffen. Zwar hat in den deutſchen Kantonen faſt jeder irgend bedeutende Flecken ſein Liebhabertheater; aber nicht nur iſt der Kunſtſinn des Volkes überhaupt noch unentwickelt, ſondern es fehlt dieſen Geſellſchaften auch ſowohl an der erforderlichen Darſtellungsgabe und Beweglichkeit in Sprache und Art, was Beides ihren franzöſiſchen Brüdern in hohem Maße eigen iſt, als an der gehörigen Auswahl volksthümlicher dramatiſcher Dichtungen. Letzteres iſt auffallend, da doch die Geſchichte der Nation eine wirklich erſprießliche Fülle von Stoffen darbietet, die eine dramatiſche Behandlung nicht allein geſtatten, ſondern zu einer ſolchen vielfach geradezu auffordern. Statt nach den Urſachen dieſes Mangels zu forſchen, der um ſo ſeltſamer erſcheint, je weniger es der Schweiz an dichteriſchen Kräften gebricht, faſſen wir lieber die Thatſache in's Auge, daß die letzten Jahre zur Ausfüllung dieſer Lücke einen anerkennenswerthen Anlauf genommen haben. Kurz hinter einander ſind die Schlachten von Morgarten, Sempach, Murten, aber auch Geſtalten aus Geſchichte und Sage, wie Zwingli, Niklaus von der Flüe, Julia Alpinula, Orgetorix u. A. dramatiſch bearbeitet worden. Mehrere dieſer Stücke dienen jedoch, weil zu wenig volksthümlich gehalten ihrem Zwecke nur unvollkommen. Je fühlbarer daher jene Entbehrung ſtets noch empfunden wird, deſto mehr verdient die angezeigte Dilogie*) die Anerkennung Aller, denen der Aufſchwung der Volksbühne als ſittliches Bildungsmittel am Herzen liegt.

Es iſt die Erſtlingsgabe eines jungen Mannes, welcher in den bei ſeinen theologiſchen Studien ihm vergönnten Mußeſtunden dem Ruf ſeiner Muſe mit ebenſo viel Luſt als Geſchick nachgiebt und mit ſeinen jugendfriſchen Liedern ſchon manches Freundesherz erquickend angeregt hat. Der Gegenſtand, welchen Herr von Salis, urſprünglich aus Bünden, jetzt Basler, für ſeine Dichtung wählte, iſt aus der durch confeſſionellen Hader zerklüfteten Zeit des 30jährigen Krieges genommen und behandelt den zu jener Zeit im Kanton Graubünden abwechſelnd gegen Oeſterreicher, Franzoſen und Spanier geführten Volkskrieg, an deſſen Spitze als geiſtiger und militäriſcher Führer der Held der Titelrolle ſtand, ein Kampf, der mit dem Tode deſſelben den Thälern Rhätiens ihre alte Freiheit wiedergab. So ſteht im Hintergrunde der Handlung ein ganzes Volk. Dieſer Umſtand ſowie die Dauer des Krieges, der mit dem bekannten Veltliner Mord (1621) beginnt und, in engem Anſchluß an die Geſchichte, bis zur völligen Befreiung Bündens (1639) herabgeführt wird, giebt dem Stoff eine epiſche Breite, durch die ſich der Dichter genöthigt ſah, ihn auf zwei, übrigens in ſich ziemlich geſchloſſene Stücke zu vertheilen.*) (Wir meinen jedoch, derſelbe ſollte ſich in ein einziges zuſammenſchließen laſſen; ſoll ſich die Dichtung auf der Bühne einbürgern, ſo ſcheint dies unzweifelhaft geboten.) Durch dieſe Theilung ward die Compoſition ſowohl erleichtert als erſchwert. In raſcher Abfolge der Scenen verwickelt und entwickelt ſich Schlag auf Schlag das kunſtvoll verſchlungene Geflecht der Handlung und zieht das geſpannte Intereſſe des Leſers unwiderſtehlich mit hinein in die überraſchend lebendige Verkettung der Ereigniſſe, in das grauſame Geſchick des verrätheriſchen Adels, wie in den Untergang des ſiegreichen Volkshelden. Aber indem eben die Bevölkerung eines ganzen Landes mit in das Schickſal des Letzteren verflochten iſt, ſo erweitert und erhöht ſich zugleich das Intereſſe, und die Empfindung des Leſers, hingeriſſen von der ſittlichen Begeiſterung und patriotiſchen Wärme, die den Stoff durchwalten, wird auf die Schwingen eines geſteigerten Nationalgefühles gehoben, von welchem aus die ganze Handlung unter der herrlichen Beleuchtung der durch Bruderliebe geadelten Menſchennatur erſcheint.

Von dieſem vaterländiſchen Hauch fühlt man ſich beim Leſen dieſer Dichtung um ſo friſcher ergriffen, wenn man die gleichzeitig anonym erſchienene, franzöſiſch geſchriebene und franzöſiſch empfundene Tragödie Iénatsch**) vorher geleſen hat. Aus der Vergleichung der Art und Weiſe, wie hier und dort der Charakter des Trägers der Handlung gezeichnet iſt, ergiebt ſich auch am beſten der gewaltige Unterſchied zwiſchen beiden Bearbeitungen. — Hier vertauſcht ein verliebter Sanguiniker den Ornat mit dem Waffenrock, das Amt des Friedensboten mit der Laufbahn des Kriegers im fremden Heere, um auf ſein bürgerliches Haupt die militäriſchen Ehren zu ſammeln, deren er zu bedürfen glaubt, um die Hand ſeiner adeligen Geliebten zu erringen; dort treibt das durch freche Gewalt beleidigte Freiheitsbewußtſein den ruhigen Bürger vom Altar in die Schlacht, damit er des Vaterlandes entheiligte Ehre rächend zu retten ſuche. Hier haſcht gefühliger Flatterſinn nach Genuß und Liebe, wo ſie ſich bieten; dort fügt die durch herbe Schickungen vielfach geprüfte Treue zum rauhen Erz der männlichen Kraft das gediegene Gold zarter Gemüthsinnigkeit. Hier kämpft mit verzweifelter Leidenſchaft der ehrgeizige Franzoſe des neunzehnten Jahrhunderts, zwar in zeitweiligen Anwandlungen von patriotiſcher Rührung, meiſt aber aus purer Kriegsluſt; dort ringt mit ſelbſtbewußtem Mannesmuth und nerviger Fauſt nach gerechter Abwehr fremdherrlichen Drucks ein echter Schweizer der alten Heldenzeit, unabläſſig das leuchtende Ziel der Freiheit im Auge behaltend. Hier ſtirbt unter dem Schwert der Bluträcher ein aus haltloſer Schwäche und dreiſter Prahlheit durch das Schickſal emporgehobener Egoiſt; dort verwickelt eine im Intereſſe ſeiner unverwandt erſtrebten Idee begangene Schuld den ſonſt makelloſen Freiheitskämpfer in ein unheilvolles Verhängniß, dem er als Mann erliegt, nachdem er als Mann ſeine Aufgabe ſiegreich erfüllt.

Auch unter den übrigen, von Salis eingeführten Geſtalten findet ſich manch würdige und charaktervolle Figur, wenngleich da und dort die Individualitäten noch ſchärfer ausgeprägt und die pſychologiſchen Momente feiner angelegt ſein dürften. Der ganze Tenor der genannten Dilogie athmet aber durchweg eine

---

*) Georg Jenatſch, eine dramatiſche Dilogie von Arnold von Salis. Baſel, Hugo Richter, 1868. (286 S.)

*) Erſter Theil: die Planta, Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Zweiter Theil: Jenatſch's Tod, Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

**) *Iénatsch* ou *les Grisons*, pendant la guerre de 30ans, drame historique en 5 actes en vers. Genève, 1868.

Digitized by Google

reine und ſittlich kräftige Geſinnung, wie ſie nur einer edlen, kernhaften Natur entſpringen kann. Im Allgemeinen entſprechen dieſem Geiſte Gedankenentwickelung und Diction. Es muß jedoch hinſichtlich der Form noch Mancherlei der Jugend des Verfaſſers zu gute gehalten werden: Wiederholung derſelben Motive, lahme und unbedeutende Stellen, ungenügende Ausbeutung der in der Situation gelegenen dramatiſchen Momente, hinkende Jamben. Doch findet alles dies in beſcheidenem Maße ſtatt, ſo daß der geſunden, markigen Haltung des Ganzen kein weſentlicher Eintrag geſchieht. Unzweifelhaft hat der Verfaſſer durch dieſe Erſtlingsblüthe ſeine dichteriſche Befähigung in einer Weiſe an den Tag gelegt, die zu größeren Hoffnungen berechtigt und uns den Wunſch einflößt, er möchte ſich durch den Erfolg ſeiner Arbeit zu weiterem Schaffen anſpornen laſſen, namentlich im Hinblick auf die Bedürfniſſe des ſchweizeriſchen Volkstheaters.

Zum Schluß theilen wir die Widmung des Werkes mit.

Rhätien gewidmet.

Du Land, in deſſen ſtillem Alpenthal
Das Licht zuerſt zum Auge mir gedrungen,
Wo mir der Vater, ſeinem kleinen Jungen,
Das Vaterland zu lieben früh empfahl;

Wo mir von deiner Helden edler Zahl
So viel berichtet ward und vorgeſungen,
Daß ich im Traum wohl oft wie ſie geſchwungen
Für deine Freiheit meinen blanken Stahl;

Ich bin dir treu, und du mir werth geblieben;
Denn was mir einmal lieb und theuer war,
Iſt mir unwandelbar in's Herz geſchrieben.

Empfange dieſer Verſe junge Schaar,
Die erſten Blüthen, die mein Lied getrieben!
Als Liebeszeichen bring' ich dir ſie dar!

Ernſt Buß.

Kleine literariſche Revue.

— **Pröhle's „Harz und Kyffhäuſer".***) Dr. Heinrich Pröhle, durch ſeine Sammlung von Harzſagen und durch andere, das Harzgebirge zum Gegenſtande habende Schriften rühmlichſt bekannt, beſchenkt uns in dem vorliegenden, wohl ausgeſtatteten und preiswürdigen Taſchenbuch mit einer Auswahl von Poeſie und Proſa deutſcher Dichter, von Bürger, Göcking und Göthe bis Heine, Geibel und Freiligrath, die den Harz, dieſen im Herzen Deutſchlands liegenden, romantiſchen Höhenzug, vom Brocken der Walpurgisnacht bis zum Kyffhäuſer des kaiſerlichen Rothbart, beſungen und geſchildert haben. In einer hiſtoriſchen Einleitung macht uns der Herausgeber mit der Literatur über das Harzgebirge bekannt, und weiſt er unter Anderem die Quellen nach, die Göthe für ſeine Auffaſſungen der Walpurgisnacht und der Brockenſchilderung im erſten Theile des „Fauſt" benutzt hat, und die überhaupt der ironiſchen Darſtellung des „Blocksberges" in der geſammten neueren, deutſchen Poeſie zum Grunde liegen. Von Göthe und von Heine theilt er ſowohl in Proſa als in Verſen Harz-Erinnerungen mit. Außerdem bringt das Büchlein einige anziehende Darſtellungen in Proſa aus Schriften von J. G. Kohl, Guſtav Heyſe, Berthold Auerbach und H. C. Anderſen. Der Herausgeber ſelbſt hat ſowohl in Proſa (nächſt der intereſſanten Einleitung ein Eſſay: „Bürger's Heimat"), als in Verſen (mehrere Balladen, worunter die vom wilden Jäger des Harzes: „Der Hakelberger") einige der werthvolleren Beiträge geliefert. Mit Vergnügen wird man durch die von literarhiſtoriſchen Erinnerungen begleiteten, dem Harz gewidmeten Verſe von Klopſtock, Bürger, Tiedge, Göcking, Hölty und Rückert hier finden. J. L.

*) Harz und Kyffhäuſer in Gedichten, Schilderungen und Aufſätzen von Bürger, Göthe, Hölty, Klopſtock, Rückert, Ernſt Schulze, Stolberg und Anderen. Mit einer hiſtorichen Einleitung von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin, W. Möſer, 1870. (XII. und 168 S. 8. Pr. 15 Sgr.)

— **Das neue Geſangbuch.***) Den ſo oft gegen die Erſcheinungen der neuen und neueſten Romanliteratur erhobenen Vorwurf der Unnatürlichkeit und Unwahrſcheinlichkeit wird man dieſer harmloſen kleinen Erzählung nicht machen können, vielleicht eher den entgegengeſetzten einer allzugroßen Natürlichkeit; denn mit photographiſcher Genauigkeit finden wir Perſonen und Vorgänge geſchildert von ſo ausgeſprochener Alltäglichkeit, daß wir die Originale dazu maſſenhaft in unſerer Erinnerung vorfinden. Allein:

„Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt",

vorausgeſetzt, daß das Bild einige ideale Züge beſitzt. Fritz Reuter, deſſen Muſe wohl auch bei dieſem Dorfkinde Pathe war, iſt ein Meiſter im zarten Andeuten ſolcher idealeren Motive bei ganz hausbackenen Menſchen; aber auch der Verfaſſer des vorliegenden humoriſtiſchen Romans weiß wenigſtens ſein Liebespaar mit einigem poetiſchen Glanze zu vergolden und dadurch von den ſtark proſaiſchen Figuren, dem Schulzen, dem Wirthe, dem Weinreiſenden, dem verdorbenen Kandidaten, jetzt Inſpektor, abzuheben.

Das „neue Geſangbuch", das dem Werkchen ſeinen Namen geliehen, ſpielt übrigens in demſelben nur eine ſehr untergeordnete Rolle. Der neue Paſtor in Hartmannswaldau wünſcht es (natürlich mit Zuſtimmung des Conſiſtoriums) in die Gemeinde einzuführen, da es „mehr Lieder von Paul Gerhard enthält, als das alte". Dadurch unterſcheidet es ſich nun zwar ſehr vortheilhaft von dem neuen Geſangbuche, deſſen Einführung gegenwärtig über einigen preußiſchen Gemeinden ſchwebt, dennoch ſtößt die Art ſeiner Einführung in die Gemeinde auf ähnlichen Widerſtand ſeitens derſelben, und die kleinen und kleinlichen Intriguen, die ſich nun in ihrem Schoße für und wider entwickeln, bilden den Gegenſtand der Erzählung. Schließlich aber wird es doch mit allgemeiner Zuſtimmung eingeführt, da eine Heirat zwiſchen Schulzens Sohn und Pfarrers Tochter den Streit ſchlichtet. Selbſt Humor und Satire, wenn ſie befriedigend wirken wollen, müſſen auf dem Grunde einer wahrhaft ſittlichen Auffaſſung beruhen, und da dies hier der Fall iſt, ſo läßt ſich das kleine Buch allen Denen aufrichtig empfehlen, deren Sinn nicht nach Senſationslektüre ſteht, ſondern eher am Gegentheil Geſchmack findet. M. St.

*) Humoriſtiſcher Roman von O. Buchwald. Hannover, C. Rümpler, 1869.

Digitized by Google

— **Bolten Hanſen's Ueberblick der norwegiſchen Literatur.***) Trübner's Literary Record vom 15. Juli bringt eine Anzeige dieſes für die Geſchichte des norwegiſchen Zweiges der ſkandinaviſchen Literaturen jedenfalls ſehr werthvollen raiſonnirenden Katalogs aller im 19. Jahrhundert gedruckten Werke norwegiſcher Autoren, von denen freilich nur Wenige, wie Wergeland, Welhaven, Andreas Munch, Rudolf Keyſer, Ibſen und Björnſon, auch im Auslande bekannt geworden ſind. Die Sprache, in welcher dieſe Autoren geſchrieben, iſt allerdings von der Bücherſprache Dänemarks kaum zu unterſcheiden, aber ſeit der Zeit der politiſchen Trennung ihres Landes vom däniſchen Reich im J. 1814 ſuchen die Norweger, die charaktervolleren, phyſiſch und geiſtig kräftigeren Nachkommen der alten Normannen, auch in ihrer mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucksweiſe, wie im wiſſenſchaftlichen und literariſchen Leben, ihre eigenthümliche nationale Färbung feſtzuhalten. Es iſt ſogar der Verſuch gemacht worden, die unter dem Landvolke Norwegens in verſchiedenen Dialekten noch fortlebende, altnordiſche Sprache der Edda und der ſkandinaviſchen Runen wieder als Schriftſprache einzuführen, um die Norweger dadurch noch entſchiedener von den wenig beliebten Dänen zu trennen, aber die Mannigfaltigkeit dieſer Bauern-Dialekte und der Mangel an einer einigenden Grammatik und Orthographie haben bisher noch die literariſche Herrſchaft der ohnedies von allen gebildeten Norwegern in den Städten geſprochenen däniſchen Umgangsſprache aufrecht erhalten. A. O. Vinje iſt der einzige norwegiſche Schriftſteller, der bisher in dieſer „Sprache der Zukunft“ einige Werke mit Erfolg hat drucken laſſen. Rudolf Keyſer's, die Religion und die Sitten der alten Normannen zum Gegenſtande habenden, beiden Werke: „Nordmändenes Religionsforfatning i Hedendomme“ und „Nordmändenes Private Liv i Oldtiden“ ſind, wiewohl ſie vielfach auf die Sprache der Runen und der uralten Sagas zurückgreifen, doch noch in däniſch-norwegiſcher Sprache abgefaßt.

— **Grammatiſches.** Folgende Schriften ſind bei der Redaction eingegangen:

Regeln für die deutſche Rechtſchreibung, etymologiſch-orthographiſches Wörterverzeichniß, mit Berückſichtigung landſchaftlicher Eigenthümlichkeiten und falſcher Gewöhnungen, ſowie kurze Interpunctionslehre, von Karl Strackerjahn.

Schlüſſel zur engliſchen Sprache, oder genaue Lehre der richtigen Ausſprache des Engliſchen, nach Accent und Laut, nebſt einem Anhange über die proſodiſche Ausſprache der gehobenen und der gebundenen Rede, aus Murray's English Grammar, als Leſeübung dienend. Von Wilhelm Hübotter.**)

— **Neue engliſche Ueberſetzungen deutſcher Schriften in den Vereinigten Staaten:**

J. G. Fichte: The Science of Rights. Translated by A. E. Kroeger. Philadelphia.

Friedr. Spielhagen: Problematic Characters. A Novel. Translated by Professor Schele de Vere, Author's edition. New York.

Friedr. Gerſtäcker: The Origin of the Christmas Tree. Translated from the German by E. E. H. — Boston.

Franz Dingelſtedt: The Amazon. Translated by J. M. Hart. New York.

H. Schmid: The Habermeister; a Tale of the Bavarian Mountains. New York.

Amely Bölte: Madame de Staël. An historical Novel. New York.

Prof. Dr. Politzer: On the Tympanum. Translated by D. D. Newton and Malhewson. With engravings and chromolithographs.

*) Le Norvège Littéraire. Catologue systématique et raisonné de tous les ouvrages de quelque valeur, imprimés en Norvège ou composés par des auteurs Norvégiens au 19e siècle. Précédé d'une introduction historique par Paul Bolten-Hansen, Directeur de la Bibliothèque de l'Université Royale de Norvège. Christiania. (XII. und 272 S. in 8.)

**) Altona, Händcke und Lehmkuhl, 1869.

— **Engliſche Lectüre.** Von der „Sammlung gediegener und intereſſanter Werke der engliſchen Literatur“, herausgegeben von Dr. P. Weeg*) ſind folgende Lieferungen bei uns eingegangen:

V. Childe Harold's Pilgrimage. A Romaunt. By Lord Byron.
VI. The Pilgrims of the Rhine, by Sir Edward Bulwer.
VII. The State of England in 1685. By T. B. Macaulay.
VIII. The Chimes. A Goblin Story, by Charles Dickens.

Literariſcher Sprechſaal.

Das durch die Pariſer Weltausſtellung von 1867 hervorgerufene geiſtvolle Werk des Profeſſors Dr. Franz Xaver Neumann in Wien: „Die Civiliſation und der volkswirthſchaftliche Fortſchritt“**) das wir in Nr. 24 des „Magazin“ als eine bedeutende kulturgeſchichtliche Darſtellung bezeichneten, hat auch im letzten Monatsheft (VII. 1869) von Petermann's „Geographiſchen Mittheilungen“ eine der unſerigen entſprechende, anerkennende Würdigung gefunden. Des Verfaſſers Grundgedanke, „daß wir an die Errungenſchaften des menſchlichen Geiſtes einen Maßſtab anlegen müſſen, der uns zeigt, inwiefern die Beherrſchung der Natur vollſtändiger, die Gewähr der Freiheit ſicherer würde“, erhebt ſeine Kritik der Pariſer Weltausſtellung von 1867 weit über Alles, was von ſo vielen Seiten über dieſen Völkerwettkampf geſchrieben wurde. Sehr richtig bemerken die Geographiſchen Mittheilungen: „Nur ein kleiner Bruchtheil der Zeitgenoſſen iſt ſich bewußt, in welcher großen bedeutungsvollen Periode wir leben. Die Meiſten hadern mit der Gegenwart — aus Unkenntniß der Vergangenheit ſowohl, als deſſen, was ſich unter ihren Augen vollzieht. Ihnen das Verſtändniß der Jetztzeit näher bringen, heißt ihre Freude am Leben weſentlich erhöhen, und darum möchten wir das Neumann'ſche Buch in der Hand jedes Gebildeten ſehen. Es hat in dieſer Hinſicht eine ähnliche Wirkung, wie Guſtav Freytag's meiſterhafte „Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes“, die uns durch die plaſtiſche Darſtellung der Vergangenheit die Gegenwart erkennen und lieben lehren.“

Herr H. Gaidoz, deſſen Polemik gegen die Anſtellung deutſcher Profeſſoren in Frankreich heute wieder der Gegenſtand einer Replik in unſerem „Magazin“, und zwar dieſesmal von

*) Münſter, A. C. Braun, 1869.

**) Wien, Wilh. Braumüller, 1869.

Digitized by Google

unſerem geehrten Mitarbeiter, Herrn Profeſſor Semmig in Orleans, iſt, wird nächſtens das erſte Heft einer von ihm gegründeten „Revue Celtique“, einer „Vierteljahresſchrift für keltiſche Philoſophie, Literatur und Geſchichte“ erſcheinen laſſen, die, der Ankündigung nach, die Aufmerkſamkeit und die Unterſtützung der wiſſenſchaftlichen Welt in hohem Maße verdient. Die keltiſchen Studien, die bisher nur von einzelnen, über ganz Europa verbreiteten Gelehrten, oder von Dilettanten-Vereinen in der franzöſiſchen Bretagne, in Wales, in Irland und Schottland betrieben wurden, ſollen in der neuen Revue einen wiſſenſchaftlichen Centralpunkt finden. Zu dieſem Zwecke ſind alle diejenigen Philologen, die bisher vereinzelte Forſchungen über die keltiſchen Sprachreſte veröffentlicht haben, eingeladen worden, Beiträge zu dieſer Zeitſchrift zu liefern. Von Deutſchland, das Herr Gaidoz in ſeiner Ankündigung das „Mutterland der Philologie“ nennt, haben Dr. Adalbert Kuhn in Berlin, Dr. Adolf Bacmeiſter in Augsburg, Dr. J. Becker in Frankfurt a. M., Dr. Lorenz Diefenbach daſelbſt, Dr. J. G. Cuno in Graudenz und Dr. H. Ebel in Schneidemühl ihre Theilnahme ausgeſprochen. In Großbritannien und Irland, wie in Frankreich, haben ſämmtliche Gelehrte, die als keltiſche Forſcher bekannt ſind, Beiträge zugeſagt. Die Artikel ſollen in den Sprachen, in welchen ſie abgefaßt, in engliſcher, franzöſiſcher, deutſcher oder lateiniſcher Sprache abgedruckt worden, doch wird, falls eine größere Zahl von Leſern es wünſcht, den deutſchen Artikeln eine franzöſiſche Ueberſetzung beigefügt ſein. Von Dr. Bacmeiſter ſind „Grundzüge der keltiſchen Etymologie“ und von Dr. J. G. Cuno keltiſch-italiſche Studien“ angekündigt.

In einem Artikel von Herrn Julius Löwenberg in der Berliner „Voſſiſchen Zeitung“ vom 3. September wird zur Widerlegung der noch in neuerer Zeit wiederholten Angaben, daß Alexander von Humboldt auf einem der beiden, im Beſitze ſeiner Familie ſich befindenden Güter Tegel oder Ringenwalde geboren worden ſei, nachgewieſen, daß der Verewigte, wie auch während ſeines Lebens, ohne daß er jemals widerſprach, in ſeiner vielfach gedruckten Biographie ſtets zu leſen war, in Berlin das Licht der Welt erblickte, und zwar, wie Herr Löwenberg ermittelte, in dem Hauſe Jägerſtraße Nr. 22, welches ſeinen Eltern zur Zeit ſeiner Geburt gehörte, ſpäter viele Jahre im Beſitze des Herrn Banquier Alex. Mendelsſohn war, in neuerer Zeit aber von Herrn Dr. Strousberg umgebaut und in der Façade des Quergebäudes im Hofe mit einem Medaillon-Portrait Humboldt's in gebranntem Thon verziert wurde. Man könnte zwar annehmen, Alex. v. Humboldt habe der Angabe, daß er in Berlin geboren worden, darum niemals widerſprochen, weil das Gut Tegel im nächſten Umkreiſe von Berlin liegt und darum gewiſſermaßen in dieſer Stadt aufgeht, aber das Kirchenbuch der Berliner Domgemeinde, welches Vol. III. S. 252 unter dem 9. October 1769 die Taufe Alexander v. Humboldt's regiſtrirt, würde ſicher, nach Vorſchrift und Brauch, wenn das Kind nicht in Berlin ſelbſt, ſondern auf einem nahen Dorfe, geboren worden wäre, dies ausdrücklich bemerkt haben.

Die Revue contemporaine vom 15. Juli enthält einen von Herrn Arthur Levyſohn unterzeichneten Artikel über die politiſche Preſſe in Deutſchland, und zwar zunächſt über die von Berlin. Dieſer Artikel, der für franzöſiſche Leſer, die mit den Verhältniſſen des Auslandes ſelten, auch nicht einmal oberflächlich, bekannt ſind, gewiß ſehr viel Neues und Intereſſantes bringt, iſt mit aller der Routine abgefaßt, die den geſchickten Pariſer Correſpondenten der Kölniſchen Zeitung auszeichnet. Ohne über die verſchiedenen, in Berlin erſcheinenden Zeitungen etwas mehr zu ſagen, als was das allgemeine Urtheil längſt ausgeſprochen, iſt doch die Zuſammenſtellung, in der kaum etwas von dem fehlt, was im Publikum bekannt iſt, auch für uns nicht ohne Werth. Es iſt eben eine Ueberſicht, die man ſich nicht ſelbſt zu machen pflegt, wenn man ſie auch zuweilen gern haben möchte. Wer jedoch in dieſer Ueberſicht etwas ſucht, was er nicht ſchon weiß, z. B. in welcher Weiſe der für die Berliner Preſſe beſtimmte Theil der „geheimen Fonds“ unter eine gewiſſe Anzahl von Blättern vertheilt wird, der täuſcht ſich. Herr Arthur Levyſohn pflegt ſich auch in ſeinen Pariſer Correſpondenzen für die Kölniſche Zeitung von allen „Indiscretionen“ fern zu halten.

Die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung“, die in Wort und Bild den Tagesereigniſſen im politiſchen und ſozialen Leben mit großer Aufmerkſamkeit folgt, hat jetzt auch eine beſondere Rubrik mit der Ueberſchrift „Kloſternachrichten“ eröffnet, welche in der Nummer vom 28. Auguſt 1869 nicht weniger, als dreizehn verſchiedene Kloſtergeſchichten der neueſten Zeit aus dem cis- und transleithaniſchen Oeſterreich und aus Deutſchland bringt, wobei auch Preußen und Berlin eine hervorragende Rolle ſpielen. Der Verfaſſer der vielgeleſenen Kloſtergeſchichte „Siegwart“, die vor beinahe einem Jahrhundert allen ſentimentalen und gefühlvollen Leſern nnd Leſerinnen der deutſchen Leihbibliotheken das war, was ihnen heutzutage das „Geheimniß der alten Mamſell“ iſt, hätte ſich gewiß nicht träumen laſſen, daß im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zeitgenöſſiſche Kloſtergeſchichten, mittelalterlicher als die ſeinige, das deutſche Publikum in Spannung erhalten werden. Daß man gerade zu derſelben Zeit, wo alle Mönchskutten in Wien von den Straßen verſchwunden und ſelbſt in München eine Seltenheit geworden waren, Dominikanern und Franciskanern in ihren Gewändern in den Straßen Berlins begegnen konnte, war in der That eine Erſcheinung in der ſozialen Atmoſphäre, die auf ganz anomale Windrichtungen in den politiſchen Luftregionen hinwies.

„Trübner's Record“ meldet, daß zwei deutſche Gelehrte, die Herren Profeſſor Fritſchel, von Jowa, und Karl Knorz, von Wisconſin, im Begriffe ſind, zwei Werke über die amerikaniſchen Indianer in deutſcher Sprache herauszugeben. Dem amerikaniſchen philologiſchen Kongreß zu Poughkeepſie bei Newyork hat ein Herr Laurio ein verſiegeltes Manuſkript überreicht, welches, nach ſeiner Angabe, eine Methode enthält, die Grammatik aller indoeuropäiſchen Sprachen ſpielend zu erlernen.

Der Verfaſſer verlangt für die Offenbarung ſeines Geheimniſſes bloß eine halbe Million Dollars.

An alle deutſchen Schriftſteller und Schriftſtellerinnen!

Der Unterzeichnete hat ein Centralorgan für die deutſche Schriftſtellerwelt, betitelt „Feuilleton“, gegründet, das den Abdruck aller Arten literariſcher Erzeugniſſe in Zeitſchriften des In- und Auslandes vermittelt, für raſchen Entſcheid und ſofortige Honorarzahlung ſorgt. Es wird dadurch jedem Schriftſteller die Mühe des Zeit und Geld koſtenden Verſendens von Redaction zu Redaction erſpart.

Altona. Dr. Otto Spielberg.

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Jena** erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben: (172)

Wohlfeile Ausgabe von Humboldt's Briefwechſel mit Heinr. Berghaus!

Alexander von Humboldt's Briefwechſel mit Heinrich Berghaus

aus den Jahren 1825 bis 1858.

Zweite wohlfeile Jubel-Ausgabe.

Drei ſtarke Bände. Groß-Octav. Nur 2½ Thaler.

Wichtig für alle Verehrer Humboldt's!

In C. F. Calow's Kunſt-Verlag in Cöln erſchien ſoeben eine **Medaille** zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag **Alex. von Humboldt's**, in jeder Beziehung meiſterhaft künſtleriſch ausgeführt. Dieſelbe hat 5 Centimeter Durchmeſſer und zeigt auf dem Avers das gelungene Portrait nebſt betreffender Umſchrift, ſowie auf dem Revers eine paſſende Inſchrift in lat. Sprache. Vorſtehende Medaille zu Prämien bei Preisvertheilungen, Münz- und Medaillen-Sammlungen ꝛc. geeignet, iſt ſowohl beim Herausgeber ſelbſt, wie in allen Buch- und Kunſthandlungen zu folgenden Preiſen zu haben:

1) In Bronce reſp. Kupfer à 1 Thlr. 2) Fein verſilbert à 1¼ Thlr. 3) In ächtem Silber (Silberwerth ca. 3 Thlr.) 4¼ Thlr. 4) Gold verhältnißmäßig. — Extrafeine Etuis extra.

Wiederverkäufer wollen ſich gef. an obige Firma wenden. (173)

Der Talmud

von **Emanuel Deutſch**, Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London. Aus der ſiebenten engliſchen Auflage übertragen. Autoriſirte Ausgabe. 1869. gr. 8. geh. 12 Sgr. (174)

Im Verlage von **Ludwig Denicke** in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register

enthaltend die Personal-Akten der Menschheit

d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag von mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen

mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität

von

Eduard Maria Oettinger,

Verfasser der „Archives historiques", der „Bibliographie biographique universelle" etc.

muera el hombre, viva el nombre.
Calderon.

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler. (175)

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen.

Wichtig für Literaturfreunde!

Im Verlag von A. Kröner in Stuttgart erſcheint ſoeben: (176)

Bilderſaal der Weltliteratur

von **Prof. Dr. Johannes Scherr.**

Zweite, umgearbeitete, vervollſtändigte und bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Scherr's „Bilderſaal der Weltliteratur" iſt anerkannt als **die größte und umfaſſendſte aller poetiſchen Anthologien**; er bildet für ſich allein eine **ungemein reichhaltige Bibliothek**, welche, wie kein zweites Sammelwerk, ein Geſammtbild des **dichteriſchen Schaffens ſämmtlicher Kulturvölker alter und neuer Zeit** gibt.

Das Werk erſcheint in 24 Lieferungen von je 3—4 Druckbogen gr. Lex.-Format zum Preiſe von 5 Sgr. — 18 kr. rhein. Jeden Monat werden zwei Lieferungen ausgegeben, ſo daß das Werk binnen Jahresfriſt in den Händen der Subſkribenten iſt.

☛ Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf das Werk an und können die erſte Lieferung zur Einſicht vorlegen.

Zum Humboldt-Tage

empfohlen: (177)

Berthold Auerbach's deutſcher Volkskalender für 1869.

Mit 24 Holzſchnitten. Preis 12½ Sgr.

Außer einem Humboldt-Kalender enthält dieſer Jahrgang einen ſchön und ſchwungvoll geſchriebenen Artikel von Dr. **Edmund Reitlinger** in Wien:

Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.

Von dem übrigen Inhalt des Kalenders erwähnen wir noch: Juſtus von Liebig, Ueber den Ernährungswerth der Speiſen und Dr. Georg Pritzel, Zur Geſchichte der Kartoffel. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin sind erschienen:

Grimm (Jacob), Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

— —, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage. 1865. Velinpap. 8. geh. 10 Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. **H.**), **Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt** an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten. 1867. Velinpapier gr. 8. geh. 6 Sgr. (178)

Soeben erſchien die 5. Lieferung von

Peſtalozzi's Werken.

Herausgegeben von **Seyffarth.** (179)

Brandenburg. **Adolph Müller.**

Rede zur Eröffnung der britiſchen Naturforſcher-Verſammlung in Exeter.

Dieſe jüngſt von dem berühmten Forſcher W. Stokes in ſeiner Eigenſchaft als Vorſitzender gehaltene Rede giebt einen vortrefflichen Ueberblick über die in den letzten Jahren gemachten wichtigen Entdeckungen, namentlich über die Natur der Himmelskörper. Die Rede findet ſich in vollſtändiger Uebertragung in den Nummern 37 und 38 der Wochenſchrift: **Der Naturforſcher**, (Preis vierteljährlich 1 Thlr.) die auch einzeln zu erhalten ſind. (180)

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin iſt ſoeben erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (181)

Das Leben

des

Feldmarſchalls Grafen

Neithardt von Gneiſenau

von

G. H. Pertz.

Dritter Band.

Broch. 3 Thlr. 10 Sgr.; geb. 3 Thlr. 20 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben

von

C. W. Hufeland. (182)

Zwanzigſte Auflage.

Mit einer Biographie Lavater's von A. Krummacher, L.'s Bildniß in Stahlſtich, und Titel in Farbendruck; in engl. Einband mit Goldſchnitt.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Außer dieſer eleganten Ausgabe ſind noch zwei andere, einfacher, aber gleichfalls geſchmackvoll ausgeſtattete Ausgaben in kleinerem Format vorhanden, eine Miniaturausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt zum Preiſe von 20 Sgr. und eine Ausgabe in gr. 16. mit Lavater's Bildniß, Widmungsblatt und Schriftbild, in engliſchem Einbande mit Goldſchnitt zu 1 Thlr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] **Berlin, den 18. September 1869.** [№ 38.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. 549. — Göthe's Taſſo, nach Vilmar. 551.
England. Engliſche Stimmen über Klöſter und Kloſterunterricht. 552.
Schweiz. Calvin und der Geiſt ſeiner Reformation. 553.
Nord-Amerika. Deutſcher Nachdruck in Amerika. 553. — Wer und was iſt das Volk, nach Karl Heinzen. 554.
Frankreich. Staaff's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. 555.
Italien. Neuere Beſtrebungen der Volksbildung in Venedig. 555.
Ungarn. Die neue Ungariſche Revue. 556.
Lappland. Niilo Oern, der lappländiſche Abenteurer. 557.
Kleine literariſche Revue. Zur äſthetiſchen Erklärung unſerer Dichterheroen. 558. — Leſſing's Verdienſte um das Judenthum. 5:8. — Die Freiherren von Regensberg. 559.
Literariſcher Sprechſaal. Am Humboldttage. 559. — Ueberſichtskarte von Humboldt's Reiſen. 559. — Aus dem Salon. 560. — Das Humboldtdenkmal in Newyork. 560. — Humboldt an Bunſen. 560. — Freie Forſchung in Oeſterreich. 560. — Franzöſiſche Thronfolger. 560.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutſchland und das Ausland.

Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos.*)

Wenn wir ſo lange Zeit nach dem Tode E. Hildebrandt's haben verſtreichen laſſen, bis wir über das Leben und Schaffen dieſes genialen Künſtlers, dieſes edlen und reinen Menſchen, dieſer Zierde unſeres Vaterlandes und ſpeziell unſerer Stadt Berlin, einige Mittheilungen brachten, ſo iſt dies nur geſchehen, um zugleich auf irgend eine Biographie verweiſen zu können. Eine ſolche liegt jetzt vor. Die Verfaſſerin der in der Anmerkung genannten Lebensbeſchreibung hat uns, und zwar zum Theil aus eigener Erfahrung und perſönlichem Umgange mit dem Verewigten, einen recht überſichtlichen und klaren Blick über ſeinen Entwickelungsgang und ſeine Schickſale eröffnet. Und wenn auch das vorliegende Buch nicht allen Anſprüchen wird genügen können, die man an eine Biographie E. Hildebrandt's ſtellen darf, wenn auch ein ſpezielles Urtheil über ſeine Stellung in der Geſchichte der modernen Malerei weder verſucht, noch durchgeführt und auch nichts gethan iſt, um die von Künſtlern und Kritikern entgegengeſetzter Richtungen vorgebrachten Vorwürfe gegen Hildebrandt's Methode zu widerlegen oder zu rechtfertigen, wenn auch Mancherlei in dem Büchlein (z. B. die Ueberſchriften der Kapitel) etwas zu ſehr auf den Effect berechnet iſt; — ſo fühlen wir uns dennoch verpflichtet, Allen, welche ſich für Hildebrandt's Genius begeiſtert haben, oder ſich doch für ihn intereſſiren und ſich über ſeinen Lebensgang genauer belehren wollen, die vorliegende Biographie beſtens zu empfehlen, ſo lange bis ſie einmal durch eine umfaſſendere und gründlichere Arbeit erſetzt werden wird.

*) Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. Sein Leben und ſeine Werke. Von F. Arndt. Berlin, Verlag von R. Leſſer. (131 Seiten.)

Begleiten wir alſo ſchnell noch einmal den genialen Landſchaftsmaler, den großen Farbentechniker auf ſeiner erſt ſo dornenvollen und dann an Erfolg und Freude ſo reichen Laufbahn. Es gewährt ein ſolcher Gang in dieſen Tagen ein doppeltes Intereſſe, weil das Leben Hildebrandt's ſo eng durchkreuzt iſt von dem Leben des großen Deutſchen, deſſen Säcularfeier augenblicklich aller Herzen und Sinne beſchäftigt.

„In den vierziger und fünfziger Jahren ſah man zuweilen an milden Sommertagen im ſchönen Park zu Tegel zwei Männer luſtwandeln, in Alter und Stellung gar verſchieden. Der eine, ein hochbetagter Greis, gebeugt von des Alters Laſt und des Studiums Mühen, ihm zur Seite ein ſchöner, kräftiger Mann in der Bluthe des Lebens. Das ſilberweiße, gedankenvolle Haupt etwas vornüber gebückt, die Hände auf dem Rücken ruhend, ging der würdige Greis mit feſtem, langſam bedächtigem Schritt einher; ein feiner, freier Geiſt ſprach aus dem lebhaften Blick des Auges; Milde, Wohlwollen, die reinſte Menſchenliebe leuchteten auf dem edlen Antlitz. Die mittelgroße, gedrungene aber elaſtiſche Geſtalt des jüngeren Mannes bewegte ſich mit Leichtigkeit aber weltmänniſchem Anſtand. Voll Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe ſah er auf den väterlichen Freund an ſeiner Seite; ein ſchöner Stolz, einen ſolchen Mann ſeinen Freund zu nennen, prägte ſich in den feingeſchnittenen Zügen. Der Ausdruck des freundlichen, tiefblauen Auges verrieth Kühnheit, Energie und Entſchloſſenheit. Dunkelblondes, lockiges Haar in üppiger Fülle umrahmte die hohe, freie Stirn, ein ſorgfältig gepflegter Backen- und Schnurrbart, ein einfacher, aber gewählter und eleganter Anzug verriethen, daß er die körperlichen Vorzüge, welche die Natur ihm verliehen, nicht unterſchätzte." — „Die beiden Luſtwandelnden waren Alexander von Humboldt, deſſen Namen die alte und die neue Welt mit Bewunderung nennt, und Eduard Hildebrandt, der reich begabte, geniale Künſtler."

In dieſer Weiſe ſchildert uns die Verf. das edle große Paar, den Naturforſcher und den Künſtler, Beide Kenner der Natur in allen ihren Geheimniſſen, Beide große Reiſende und Weltumſegler. Damals ſtand Hildebrandt auf der Höhe ſeines Ruhmes. Die Freundſchaft der beſten Männer ſeiner Zeit, der Beifall ſeiner Mitbürger, die Liebe ſeiner Umgebung ward ihm in einem Grade zu Theil, wie wenigen Anderen. Fortuna, das ſonſt ſo launiſche Weib, hatte über dem Scheitel dieſes Einen ihr Füllhorn verſchwenderiſch geleert, — aber es fehlte viel, daß ihm dies Alles ſchon von Anfang an zu Theil geworden wäre. In der That, es iſt eine dornenvolle Künſtlerlaufbahn, die ſich unſeren Augen bei der Betrachtung von Hildebrandt's Lebensgang öffnet; aber, wenn irgend Einer, ſo hat er das Sprichwort wahr gemacht: „Hilf Dir ſelbſt, ſo wird Gott Dir helfen!"

Geboren zu Danzig am 9. September 1817 als der Sohn eines armen Stubenmalers, war er von Jugend an dem Mangel ausgeſetzt; denn ſein Vater konnte ſeine acht Kinder kaum ernähren, geſchweige denn etwas Erhebliches für ihre Bildung thun. Mit faſt beiſpielloſer Elaſticität hat Hildebrandt alle ſich ihm entgegenſtellende Hinderniſſe überwunden und ſein Ziel, das er früh richtig und ſicher erkannt hat, auch erreicht. Er lernte zunächſt das Handwerk ſeines Vaters, aber bald trieb

Digitized by Google

es ihn hinaus in die Welt; er fühlte was er leiſten konnte und wollte ſich den geeigneten Boden für ſeine Wirkſamkeit ſelbſt ſchaffen. Nach mannigfachen Kreuz- und Querzügen, faßte er zunächſt in Berlin feſten Fuß, mußte ſich aber hier ſeinen Lebensunterhalt äußerſt kümmerlich mit ſehr untergeordneter künſtleriſcher Thätigkeit, Coloriren von Lithographieen und dergl. erwerben. Philiſterei und Beſchränktheit ſtellten ſich ihm außerdem bei ſeinem Vorwärtsſtreben entgegen, — es wiederholt ſich das ja faſt bei jeder Künſtlerlaufbahn. Er hatte ſich an Prof. Schadow, den Director der Akademie der Künſte, gewendet und unter Einreichung einiger Zeichnungen um freien Unterricht nachgeſucht. Darauf ward ihm folgender hochweiſer Beſcheid: „Dieſe Zeichnungen haben Sie nicht gemacht, den freien Unterricht auf der Akademie können Sie nicht erhalten, und wenn Sie kein Geld haben, dann thäten Sie wirklich beſſer, den Gedanken, Künſtler zu werden, ganz aufzugeben!" Indeſſen dachten nicht Alle ſo klein; ſchon vorher hatte ihm Prof. Krauſe einen Platz in ſeinem Atelier eröffnet, wo dem begabten und eifrigen Schüler reiche Gelegenheit wurde, ſich weiterzubilden. Von großem Vortheil auch in materieller Hinſicht war dem jungen Künſtler ferner die Freundſchaft Rabe's und ſeiner Gattin, die auch ſpäterhin nie getrübt worden iſt.

Im Sommer 1841 gelang es endlich dem 24jährigen Jüngling eine Reiſe nach Paris anzutreten, wenn auch nur mit ſehr geringen Mitteln. Es würde uns zu weit führen, den damaligen Zuſtand der franzöſiſchen Malerei zu charakteriſiren. In der Behandlung der Farben, in Landſchafts-, Thier-, Schlacht- und Hafenmalerei hatten die Franzoſen in jenen Jahren beſonders Bedeutendes geleiſtet. Delacroix und Decamps ſind hier wohl am erſten zu nennen, denen ſich Bonington anſchließt. Der Schüler des Letzteren war Iſabey, zugleich der Lehrer Hildebrandts. Wichtig iſt es noch, daß unſer Künſtler bei jenem Maler mit einer Technik bekannt ward, die ſpäterhin von größter Wirkung für ſein künſtleriſches Schaffen war, mit der Aquarellmalerei.

Er arbeitete nun mit glühendem Eifer trotz drückender materieller Noth, und der Erfolg ließ nicht länger auf ſich warten: die Pariſer Jury erkannte ihm für ein kleines Genrebild, das er im Salon von 1842 ausſtellte, die goldene Medaille zu. Bald fand er auch Schüler, die Zahl ſeiner Freunde wuchs, und nun war für ihn der Morgen eines neuen ſchöneren, an Sorge armen, an Freude und Erfolg reichen Daſeins angebrochen. Sein heißer Wunſch, ſeine arme Mutter unterſtützen zu können, war nun in Erfüllung gegangen. Und das verdient wohl hier erwähnt zu werden: Hildebrandt, der Menſch, iſt nicht weniger liebenswerth und preiſenswerth als Hildebrandt, der Künſtler. Er war eine reine, edle Natur, von ſeltener Herzensgüte und tiefer, ungeſchminkter Menſchenliebe. „Nächſtenliebe war Hildebrandt's Religion. Nicht in Kirchenbeſuch und frommen Gebeten ſuchte er das Heil der Seele, nur im Gutesthun. Von einer Eintheilung der Menſchen nach ihrem Glauben wollte er nichts wiſſen, er kannte nur zwei Arten von Menſchen: gute und ſchlechte."

Wem fällt es nicht ein, daß er hierin auf's Beſte harmonirte mit A. v. Humboldt, ſeinem großen Freunde? Dieſe Gemeinſchaftlichkeit der ſittlichen Weltanſchauung war denn auch nicht das letzte Band, welches dieſe Beiden aneinander knüpfte. Ihre Bekanntſchaft fällt in das Jahr 1843, nachdem Hildebrandt ſeinen Pariſer Aufenthalt beendigt hatte und nach einer Reiſe durch den Süden Frankreichs nach Berlin zurückgekehrt war. Zahlreiche Entwürfe, welche nachher theils in Oel, theils als Aquarellen ausgeführt wurden, waren die Frucht dieſer Reiſe, und gerade dieſe Leiſtungen erregten die Aufmerkſamkeit des kunſtſinnigen Königs und A. v. Humboldts in ſo hohem Grade, daß Beide in kürzeſter Zeit in ſehr nahen Umgang mit ihm traten und ihm für ſein Schaffen wenigſtens äußerlich den Weg bahnen halfen.

So wurde ihm denn von Friedrich Wilhelm IV. der Auftrag, nach Braſilien zu gehen, und er trat ſofort ſeine Reiſe an, die er übrigens, wie alle ſpäteren, ganz auf ſeine eigenen Koſten gemacht hat. Das künſtleriſche Reſultat dieſer Fahrt ſind die berühmten Aquarellen aus allen Theilen Amerikas, über die ein Wort zu verlieren uns nicht nöthig erſcheint. „Wenn auch hie und da ein Tadel laut wurde, indem man den Künſtler der Extravaganz beſchuldigte und die Lichteffekte übertrieben fand, mußte er vor der allgemeinen Bewunderung bald verſtummen."

Es folgt dann im Jahr 1847 ſein Aufenthalt in England, wo er die Gaſtfreiheit der Königin in hohem Grade genoß. Von da ſegelte er nach Madeira und Afrika und kehrte über Spanien und Portugal nach England zurück. „In London veranſtaltete er eine Ausſtellung der ſämmtlichen landſchaftlichen und architektoniſchen Skizzen, die er auf der weiten Tour in bedeutender Anzahl entworfen hatte, und die ſich alle durch geniale Auffaſſung und feine Farbenſtimmung auszeichneten. Ungeachtet der hohen Meiſterſchaft, welche die Aquarellmalerei in England erreicht, fanden die Kunſtſchöpfungen E. Hildebrandt's eine ungetheilte Anerkennung. Die Kritik war einſtimmig in ihrem Lobe, und der Künſtler genoß von da ab einen großen Ruf in England. Auch aus dem Munde der Königin Victoria hörte er die ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen. Seit jener Zeit wurden ſeine Oelgemälde viel von den Engländern gekauft, beſonders die Winterlandſchaften erregten dort allgemeine Bewunderung."

Im Herbſt 1849, nachdem die Stürme der Revolution ſich gelegt hatten, finden wir ihn wieder in Berlin und zwar hauptſächlich beſchäftigt, die Eindrücke ſeiner Reiſe auf der Leinwand zu fixiren. Wir verdanken jener Zeit die prachtvollſten Landſchafts-Gemälde, die von Anfang an den Beifall ſich eroberten, der ihnen noch jetzt faſt allgemein zu Theil wird. Wir übergehen die Schilderung einzelner Sachen, ſo verlockend eine ſolche auch wäre. Man hat Hildebrandt häufig einen Virtuoſen genannt, um ihm damit die eigentliche künſtleriſche Thätigkeit abzuſprechen und ſeine Hauptbedeutung in das Techniſche zu verweiſen. Wir halten dies nicht für richtig und bemerken für unſere Meinung nur den Umſtand, daß er bei ſeinen Staffeleibildern mit dem ſorgfältigſten Nachdenken, dem gründlichſten Studium zu Werke ging. Nur nach reiflichſter Ueberlegung ging er an die Ausführung und war dann mit ganzer Seele thätig. Mit Recht wendet die Verf. das ſchöne Wort von Delacroix auf ihn an: „Le beau est le fruit d'une inspiration persévérante, qui n'est qu'une suite de labeurs opiniâtres; il sort des *entrailles* avec *des douleurs* et *des déchirements*, comme tout ce qui est destiné à vivre."

An Gegnern fehlte es ihm nicht, trotzdem wuchs ſein Einfluß auf die Ausbildung der Kunſt von Jahr zu Jahr in Deutſchland. „Jungen Talenten, denen die conventionelle Ausführung, die ſich in den meiſten damaligen Bildern zeigte, nicht zuſagte, erkannten ſofort in den Bildern Hildebrandt's den Triumph, den hier die maleriſche Behandlung über den Stoff errungen. Das coloriſtiſche Prinzip kam durch ihn mehr zur Geltung."

Digitized by Google

In jene Zeit fällt nun auch ſein intimſter Verkehr mit A. v. Humboldt. Die Verf. theilt eine große Anzahl von Briefen des Naturforſchers an den Künſtler mit, von denen wir bei dem Intereſſe, das ſich gerade jetzt an den Namen „Humboldt“ knüpft, wohl einige charakteriſtiſche Proben mittheilen dürfen. So hat er am 17. April 1850 u. A. an ihn geſchrieben: „Nach dem Lobe, das ich Ihrem herrlichen tiefen Meer geſpendet, iſt es mir ſchwer, theuerſter Hildebrandt, Worte zu finden, um Ihnen den Eindruck zu ſchildern (Eindruck der Bewunderung), den mir Ihr Abendhimmel gelaſſen. Das iſt das Eigenthümliche eines großen Künſtlers, ſo die mächtige Natur aufzufaſſen, ſo die Technik in ihrer Vollkommenheit zu bemeiſtern, daß ohne eine Spur der Härte ſich die Gegenſtände von Farbengluth umfloſſen darſtellen können. Den ſchönſten Sieg, den Sie durch die Geſammtheit Ihrer Werke, welche die Feſte wie das Meer, den Charakter edler Pflanzenformen wie die ſcharf accentuirte, betonte Architektur erfaſſen, in dieſer gefühlloſen Stadt errungen haben, iſt der, daß der enthuſiaſtiſchſte Ihrer Verehrer ein Bildhauer iſt, — Rauch. Seine Anerkennung Ihres herrlichen, durch die Ausübung ſelbſt immer wachſenden Talents bezeugt, wie der Sinn des Schönen und Großen in allen Kunſtbeſtrebungen (plaſtiſchen Gebilden und Malerei) aus Einer Quelle fließt. Es war mir ein Drang, theurer Hildebrandt, Ihnen dies zu ſchreiben, damit nach dem Tode des uralten Mannes es Ihnen einſt Freude mache, und ſein Andenken in Ihnen fortlebe.“

Solche Worte ſind ein rührendes Zeugniß für das innige ſchöne Freundſchaftsverhältniß zwiſchen den Beiden. Aber noch viele Andere, und unter ihnen die beſten Männer Berlins, zählte Hildebrandt zu ſeinen Freunden, und ſelten hat es Einer verſtanden, nicht nur durch das, was er iſt, ſondern auch durch das, was er hat und giebt, ſo viele verſchiedene Naturen an ſich zu feſſeln. Er war einer der liebenswürdigſten, heiterſten, witzigſten Geſellſchafter und in Folge deſſen mehr geſucht, als er im Stande war, Folge zu leiſten. Später war es beſonders die allen Berlinern wohl bekannte Reſtauration von Schubert hinter dem Schauſpielhauſe, wo er häufig mit einem gewählten Kreis von Künſtlern und Gelehrten verkehrte. Unter dieſen war ſein vertrauteſter Freund Hermann Eſchke; beſonders zu bemerken von den Uebrigen iſt wohl vor Allem der Kupferſtecher Eduard Mandel, der congeniale Nachſchöpfer Raphael'ſcher Meiſterwerke.

Wir übergehen eine Schilderung ſeiner Reiſe nach Paläſtina, die er im Auftrage des verewigten Königs Friedrich Wilhelm IV. im J. 1852 unternahm; die berühmten Aquarelle aus Aegypten und Paläſtina, die Frucht jener beſchwerlichen Reiſe, ſind der beſte Commentar dazu. Der Tod ſeines älteren Bruders, welcher, ebenfalls Maler, im J. 1855 zu Rom ſtarb, drückte ihn tief danieder. Im folgenden Jahre betheiligte er ſich an einer Expedition nach dem Nordcap, welche ihm reichen künſtleriſchen Gewinn brachte. Es folgt dann ein nochmaliger Aufenthalt in England, der u. A. ihm ein Motiv geliefert hat, deſſen Ausführung (ein Sonnenblick auf Jerſey) noch auf der letzten großen Berliner Kunſtausſtellung allgemeine Bewunderung erregte. Seine größte Reiſe, die Fahrt um die Welt, ſtand ihm noch bevor; ſie fällt, wie bekannt, in die Jahre 1862 bis 64. Das Hauptreſultat derſelben ſind jene berühmten 300 Aquarellen, welche uns in der That „auf Flügeln der Kunſt an den Ganges“ und wohin es gerade iſt, verſetzen. „Nur durch völlige Selbſtverleugnung und einen eiſernen Fleiß hatte Hildebrandt es möglich gemacht, bei den Leiden, welche ihm das Klima bereitete, der unerträglichen Hitze, der faſt noch unerträglicheren Inſektenwelt ſeine Kunſt in ſolcher Weiſe zu bereichern. Zur Verwirklichung eines ſolchen Gedankens: die bildliche Darſtellung des Weltalls, hatte ſich der Künſtler unzähligen Gefahren und Strapazen ausgeſetzt. Weil er ſeiner Kunſt aus innerſter Ueberzeugung ergeben war, darum konnte er ihr ſolche Opfer bringen. Sein Trieb, ſein Eifer ſtählte ſeine Kräfte, er wollte Außerordentliches ſchaffen, nicht aus Ruhmesſucht, — nur aus Liebe und Begeiſterung für die Kunſt. Wenn ſeine ſchönheitsdurſtige Seele an dem Zauber des Sonnenlichtes ſich labte, dann war jedes Leid vergeſſen, und es lächelten ihm alle Freuden, alle Heiterkeit, alles Glück des Lebens.“

Und nun noch eine Frucht jener Weltumſegelung will ich nennen: „Unter dem Aequator“. Das blaue Meer iſt die Löſung eines Problems, an dem wohl ungeſtraft ein Anderer ſich nicht hätte verſuchen dürfen. Aber gerade dieſes Bild hat er mit ſolchem Aufwand von Nachdenken und Mühe gemalt, daß es ihm, nach dem Ausſpruch der Aerzte, das Leben gekoſtet hat. Anfang October des vorigen Jahres überfiel ihn nach einer Reiſe zu ſeinen Verwandten der ſchmerzliche Gelenkrheumatismus, der einen immer ſchlimmeren Charakter annahm. Sein letztes Bild beſchäftigte ihn noch beſtändig in ſeinen Phantaſien. Nach dreiwöchentlichem Krankenlager befreite ihn der Tod von ſeinen Leiden; der Lorbeerkranz des Ruhms und die Bürgerkrone reinſter Herzensgüte, die er ſchon bei Lebzeiten getragen hatte, bleiben ihm unverwelkt. Mögen auch dieſe wenigen Worte im Stande geweſen ſein, ſein Andenken zu ehren und zu befeſtigen!

L. B. F.

Göthe's Taſſo, nach Vilmar.

„Ueber Göthe's Taſſo“*), iſt der Titel einer kleinen Schrift des unlängſt verſtorbenen Marburger Profeſſor Vilmar; Dr. Piderit, ſein Freund und Schüler, hat die Herausgabe aus ſeinen Papieren veranlaßt. Das Büchlein wird manches Vorurtheil, und zwar müſſen wir ſagen, manches gerechtfertigte, zu überwinden haben, ehe es Eingang und Verbreitung findet. In Vilmar muß man in der That nun einmal zwei ganz verſchiedene Menſchen unterſcheiden, einmal den ultra-orthodoxen, lutheriſchen Theologen, pfäffiſch, engherzig, verſchroben, wie nur je Einer jener Richtung; dann den begeiſterten und geiſtreichen Aeſthetiker und Literarhiſtoriker. Leider treten dieſe beiden Perſonen nicht immer geſondert von einander auf, ſondern fallen einander bisweilen ſogar ins Wort, ſo daß man ſtets gefaßt ſein muß, zwiſchen geiſtvollen Ausführungen literarhiſtoriſcher Art auf politiſches Irrereden und ſalbungsvolle paſtorale Excurſe zu ſtoßen. Dies gilt z. B., wie bekannt, von ſeiner ſo verbreiteten Geſchichte der Literatur.

Wenn ich nun ſage, daß in vorliegender Schrift Vilmar der Theolog nicht mit zum Worte kommt, ſo ſoll darin eine entſchiedene Empfehlung derſelben liegen. Göthe's „Taſſo“ kann allerdings eine kleine Apologie wohl vertragen; denn merkwürdiger Weiſe ſind der Verehrer gerade dieſes Meiſterwerkes Götheſcher Poeſie nicht gar ſo Viele. Wir ſtehen keinen Augenblick an, dieſes Drama als eine der glänzendſten Perlen in der Krone des Dichters zu bezeichnen und würden bereit ſein, Widerſprüchen gegenüber dieſe Anſicht zu vertheidigen und auszuführen,

*) Frankfurt a. M., Verlag von Heyder und Zimmermann, 1869.

Digitized by Google

theils an der Hand Vilmar's, theils aber auch aus eigenen Mitteln, falls ein ſolches Unternehmen nöthig wäre.

Vilmar giebt zunächſt eine *kurze Biographie* des Dichters Torquato Taſſo ſelbſt, um die hiſtoriſche Grundlage des Drama's deutlich zu machen. Sodann legt er den *Gang* deſſelben in kurzer Ueberſicht dar und deckt uns die innere *dramatiſche Oekonomie* auf. Er zeigt, und zwar ſehr richtig, wie uns ſcheint, daß, „was man *dramatiſche Armuth* des Göthe'ſchen Taſſo zu nennen beliebt hat", der gediegenſte, aber eben deshalb nicht prunkende, Reichthum iſt. Endlich entwirft er ein Bild der einzelnen *Charaktere* des Drama's. Dieſe Charakteriſtiken können wir nicht umhin, ebenfalls als feinſinnig und ſchön zu erklären, und zwar ſcheinen uns am ſchärfſten und richtigſten aufgefaßt die Charaktere der Gräfin und des Dichters ſelbſt. Letzteren nennt er z. B. „einen Dichtergenius, welcher nicht wie Göthe ſelbſt aus der freien und heiteren Weltanſchauung und dem regen Weltverkehr ſeine Dichterſtoffe ſchöpfte, ſondern aus den geheimſten Tiefen ſeines Inneren ſie hervorzauberte, welcher eben darum auch ſeine Dichtungen nicht frei und ſicher außer ſich hinaus in die Welt zu ſtellen vermochte, ſondern ſie als einen ihm ausſchließlich angehörenden Schatz ſorgſam, ja ängſtlich hütete".

Der „Taſſo" iſt allerdings, unſerer Meinung nach, eine *Tragödie* in der tiefſten Bedeutung des Wortes, und wem dies zu viel geſagt ſcheint, für den mag Göthe ſelbſt ſprechen: „Das Grundmotiv aller tragiſchen Situationen iſt das Abſcheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zuſtande, veranlaßt durch mehr oder minderen Nothzwang, durch mehr oder minder verhaßte Gewalt, iſt auch eine Variation deſſelben Thema's." — „Das Stück iſt eine Tragödie," fährt Vilmar fort, „deren Schauplatz diesmal nur die innere Welt ſtatt der äußeren iſt, und die Prinzeſſin und Taſſo ſind wahrhaft tragiſche Charaktere, die durch Nothzwang und Gewalt, äußere, wie innere, von einander abgeſchieden werden". — Warum *Göthe ſelbſt* den Ausdruck „Trauerſpiel" vermieden hat, iſt eine recht intereſſante Frage, aber es würde uns hier zu weit führen. Wir kommen wohl gelegentlich einmal darauf zurück.

England.

Engliſche Stimmen über Klöſter und Kloſterunterricht.

Das Hauptorgan der Ultramontanen in England, das Wochenblatt „The Tablet", nimmt die allgemeine, in Großbritannien, wie auf dem Kontinent, herrſchende Aufregung über die Klöſter und die Kloſtererziehung zum Vorwand, um die Freiheitsideen der Liberalen des inneren Widerſpruchs zu zeihen. „Nichts", ſagt die gedachte Zeitſchrift, „kann klarer ſein, als das Recht der großen chriſtlichen Gemeinſchaft, die wir Kirche nennen, Lehren zu verbreiten durch die von ihr angeſtellten Beamten, oder das Recht der Eltern jeder Familie, ſich diejenigen zu wählen, denen ſie die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen wollen. ... Und was den Staat betrifft, ſo haben die Menſchen ebenſo viel Recht, unter einer beſtimmten, von ihnen angenommenen Regel zuſammen zu leben, als getrennt von einander, ohne alle Regel."

Das engliſche Blatt „Pall Mall Gazette", ein jetzt in großem Anſehen ſtehendes Journal, tritt dieſen Beſchuldigungen der liberalen öffentlichen Meinung Europa's mit großer Entſchiedenheit entgegen. „Wenn Jemand", ſagt Pall Mall, „der ſich ein Liberaler nennt, ein Syſtem der Menſchenrechte a priori aufſtellt, das er für unverbrüchlich und aller menſchlichen Geſetzgebung vorangehend erklärt, und wonach er allen Denjenigen, deren Anſichten ihm mißfallen, dieſe Rechte verweigert, ſo iſt er allerdings inconſequent; aber in England ſind es nur einige unklare Köpfe, die mit ſchönen Phraſen dieſer Art noch um ſich werfen und zuweilen eine Sprache führen, welche ſie mit Recht der Beſchuldigung der Inconſequenz ausſetzt, während die Liberalen im Allgemeinen durchaus rationell und conſequent denken. Wir ſelbſt gehören der über ganz Europa verbreiteten großen liberalen Partei an, und unſere Anſicht iſt Folgendes: Jede Regierung heißt ſo viel, als *Nöthigung durch Geſetz*; Rechte ſind Geſchöpfe von Geſetzen; ein Recht iſt eine einem Menſchen geſetzlich zugeſicherte Macht, Andere zu nöthigen, nicht in deſſen Ausübung einzugreifen. Die große Maſſe von Menſchen reifen Verſtandes ſind unter normalen Verhältniſſen, wenn keine ſtörenden Momente vorhanden, darin übereinſtimmend, daß ſie gewiſſe Dinge: Geſundheit, Reichthum, Wiſſenſchaft, Vergnügungen, Freiheit oder Abweſenheit des Zwanges, Macht und viele andere Dinge, die man zuſammen gewöhnlich, wiewohl etwas oberflächlich, als Glückſeligkeit bezeichnet, über Alles lieben. Jede Regierung, oder „Nöthigung durch Geſetz", wenn weiſe zu dieſem Zwecke geführt, iſt im Stande, die menſchliche Glückſeligkeit durch Schaffung und Beſchützung geeigneter Rechte in hohem Maße zu fördern, z. B. indem ſie das Recht der perſönlichen Sicherheit und der perſönlichen Freiheit auf das Kräftigſte wahrnimmt und ſchützt, mit anderen Worten: indem ſie hindert, daß Einer den Anderen ſchlägt, oder ſonſtwie verletzt, ihn der Freiheit beraubt, oder auf andere Weiſe ihn in ſeiner geiſtigen und phyſiſchen Bewegung hemmt. Auf dieſe Weiſe ſichert die Regierung Jedermanns Anſpruch auf Lebensdauer und vermehrt ſie ſein phyſiſches und moraliſches Wohlſein. Welche Rechte nun tragen in der That zur menſchlichen Glückſeligkeit bei? Ob z. B. das Recht über Leben und Tod, welches das römiſche Geſetz den Eltern über ihre Kinder verlieh, oder das mildere Recht der Einſperrung und des Heiratsverbotes des franzöſiſchen Geſetzes, oder endlich die ſehr milde Autorität — deren charakteriſtiſchſtes Kennzeichen vielleicht die Enterbungs-Befugniß iſt — die das Geſetz von England den Eltern verleiht, mehr zur menſchlichen Glückſeligkeit beiträgt, — das iſt eine Frage der Thatſachen und der Erfahrung, von deren Löſung die Entſcheidung der Frage abhängt, *welche Rechte die Geſetzgebung eines gegebenen Landes zu ſchaffen hat.*

„Iſt dem aber ſo, dann iſt der Liberalgeſinnte durchaus nicht inconſequent, wenn er die Frage in Erwägung zieht, ob einer beſonderen Körperſchaft verſtattet ſein ſoll, Unterricht zu ertheilen, und ob es den Eltern frei geſtellt ſei, ihre Kinder überhaupt unterrichten, oder nicht ſo unterrichten zu laſſen, wie ſie es eigentlich wünſchen. Wenn irgend ein Verein ſich aufthäte, welcher Schulen gründete, um den Atheismus zu lehren, ſo würde es dem Tablet gewiß recht ſein, wenn dieſer Verein beſtraft und ſeine Schulen unterdrückt würden. Und nun ſollte es eine Inconſequenz des Liberalismus ſein, wenn er die Frage prüft, ob es geiſtlichen Congregationen und Klöſtern zu verſtatten ſei, unter der Jugend ihre Lehren von den ewigen und zeitlichen Strafen der Hölle und des Fegefeuers zu verbreiten?....

„Wir haben hier nur die Conſequenz des Liberalismus dem Tablet gegenüber wahren wollen. Was das Bekenntniß und die

Digitized by Google

Vertheidigung religiöſer Ueberzeugungen betrifft, ſo exiſtirt natürlich kein Zweifel, daß in dieſer Beziehung abſolute Freiheit herrſchen muß. Es kann erwachſenen Männern und Frauen durchaus nicht gewehrt werden, wenn ſie freiwillig in ein Kloſter eintreten und ſich diejenigen Entbehrungen auferlegen wollen, die ſie für etwas Frommes halten. In England wird daran Niemand, ebenſo wenig als an der Errichtung und Eröffnung von Schulen, gehindert. Gleichwohl aber bleibt es auch im freien England ein Gegenſtand der Erwägung, deſſen Bedeutung und Umfang täglich mehr anerkannt wird, ob nicht gerade um der Religionsfreiheit willen gewiſſen Religionslehrern gegenüber, welche das Recht und die Freiheit Anderer mißachten, das Geſetz auf das Strengſte darüber zu wachen habe, daß durch ſie Niemand in ſeinem Rechte und ſeiner Freiheit beeinträchtigt werde."

Schweiz.

Calvin und der Geiſt ſeiner Reformation.*)

Dieſes vortreffliche Werk iſt auf drei Bände berechnet, deren beide erſten die Geſchichte der Genfer Reformation und Calvin's, deren dritter die Weltſtellung des Calviniſchen Genfs zum Gegenſtande haben ſoll. Der vorliegende Band ſchildert im erſten Buche die Herſtellung der Unabhängigkeit Genfs von den Grafen von Savoyen und dem Biſchofe, ſowie die Verbindung mit Freiburg und Bern, im zweiten die Einführung der Reformation, die Thätigkeit Farels und Fromments, im dritten Calvin's bisheriges Leben, ſeine erſte Wirkſamkeit in Genf, ſeine Vertreibung, ſeine Rückkehr, im vierten endlich den nunmehr von ihm etablirten Staat.

Der Verfaſſer hat ſeiner Arbeit das umfangreichſte Quellenſtudium zu Grunde gelegt und an Ort und Stelle ſich den mühſamſten Forſchungen unterzogen, doch iſt es ihm gelungen, mehr als eine gelehrte Arbeit zu liefern. Sein Styl iſt muſterhaft, ſeine Schilderung überall lebendig und anziehend, ſeine Characteriſtik tadellos, und haben wir ſein Buch mit dem lebhaften Wunſche aus der Hand gelegt, daß die andern Bände recht bald erſcheinen möchten.

Klar und deutlich tritt aus ſeiner Erzählung der Unterſchied zwiſchen germaniſchem und romaniſchem Geiſte hervor. Jenem war die Reformation Herzensbedürfniß, dieſem eine Forderung des Verſtandes. Während in Deutſchland der Gedanke ſich immer freiere Bahnen brach und die ſtehenbleibende Orthodoxie links liegen ließ, verfiel dieſe romaniſche Reformation gleich Anfangs in eine Form, gegen die die ſchlimmſte Ausartung des Katholicismus erträglich erſcheint, den Puritanismus. Während Luther im Glauben an die Erlöſung ſein Heil ſuchte, ſetzte Calvin an Stelle der Unfehlbarkeit der Kirche, die doch wenigſtens etwas Lebendiges war, die des todten Bibelbuchſtabens. Die Folge war natürlich ein grauenhafter Despotismus, und hätten wir nicht in Genf unter ſeinem Regimente wohnen mögen, wo die Polizei ſelbſt die Gebete reglementirte und jeden Schritt, jedes Wort von Spionen und Denuncianten überwacht wurde, wo Calvin von der Kanzel herab die Errichtung eines Galgens und die Aufknüpfung von 7–800 jungen Genfern für nöthig erklärte.

Daß dieſe Fanatiker des Verſtandes von jedem wahrhaft chriſtlichen Gefühle weit entfernt waren, iſt nur zu natürlich. So ſehen wir denn die Prediger fortwährend um Gehaltszulage petitioniren, trotzdem der Staat in der größten Geldverlegenheit iſt, ſehen wir dieſe Diener des Evangeliums im Gegenſatze zu dem katholiſchen Klerus bei einer ausbrechenden Peſt ſich feige vor der werkthätigen Liebe flüchten, den Meiſter Calvin eine diplomatiſche Miſſion übernehmen, endlich ſogar das Kollegium der Geiſtlichen in offener Rathsverſammlung das naive Geſtändniß ablegen: „Daß Keiner von ihnen den Muth habe, in das Peſthospital zu gehen, obſchon es ihr Amt erfordere, in guten wie in ſchlimmen Tagen Gott und ſeiner heiligen Kirche zu dienen." Der Rath beſchloß „Gott zu bitten, daß er ihnen für die Zukunft einen beſſern Muth verleihen möge". Gott ſcheint dieſe Bitte indeſſen nicht erfüllt zu haben.

Auch die in Deutſchland erſt ſpäter auftretende Folge der Reformation, die Verfolgung von Hexen und Zauberern, welche unſerm Vaterlande Tauſende von Menſchenleben gekoſtet, wurde in Genf gleich zur ſchönſten Blüthe gezeitigt. So wurden vom 17. Februar bis 15. Mai 1545 vierunddreißig jener Unglücklichen durch Schwert, Scheiterhaufen, Galgen und Viertheilung vom Leben zum Tode gebracht.

Was nun gar die errungene Geiſtesfreiheit betrifft, ſo ſah es mit dieſer am Allertraurigſten aus. Da wird ein Bauer gefänglich eingezogen, weil er am Freitag kein Fleiſch gegeſſen, eine Wittwe, weil ſie auf dem Grabe ihres Gatten dieſem „Ruhe in Frieden!" nachgerufen, vor das Konſiſtorium citirt, die Cenſur mit der äußerſten Strenge gehandhabt, beim Drucke eines chirurgiſchen Buches ſogar der Prediger zu Rathe gezogen, die Todesſtrafe gegen Ketzer ſanctionirt, jede Regung der Unzufriedenheit auf's Strengſte geahndet, die Genfer Freiheit unterdrückt und, wenn auch die Demokratie ſcheinbar beſtand, das ariſtokratiſche Element auf's Eifrigſte gepflegt und bevorzugt.

Eine ſehr leſenswerthe Epiſode wollen wir noch am Schluß notiren. Es iſt das fünfte Kapitel des zweiten Buches: „Die Schweſtern von St. Clara." Dergleichen beweiſt, daß es hiſtoriſch unmöglich war, daß die Reformation den Katholizismus vollſtändig überwinden konnte. H. H.

*) Johann Calvin. Seine Kirche und ſein Staat in Genf. Von F. W. Kampſchulte. Erſter Band. Leipzig, Dunker u. Humblot, 1869.

Nord-Amerika.

Deutſcher Nachdruck in Amerika.

Trübner's Record vom 16. Auguſt bringt einen Leitartikel: „Internationales Verlagsrecht und deutſcher Verlagsbuchhandel in den Vereinigten Staaten", worin, unter Hinweiſung auf die von dem deutſchen Buchhändler, Herrn E. Steiger in New-york, verfaßten, in den Jahren 1868 und 1869 publizirten beiden Schriften über den Nachdruck in Nordamerika, der ausgezeichneten, bibliopoliſchen Wirkſamkeit des Herrn Steiger, die der Verbreitung und der Geltung der deutſchen Literatur in transatlantiſchen Ländern ungemein förderlich ſei, volle Gerechtigkeit zu Theil wird. Auch darin ſtimmt das Londoner Journal mit dem deutſch-amerikaniſchen Buchhändler überein, daß es unverſtändig ſei, den Nachdruck deutſcher Bücher in Amerika, wo er geſetzlich erlaubt iſt und unter Umſtänden ſogar von großem moraliſchen Nutzen ſein kann, für eine unſittliche Handlung zu erklären. Aber wenn Herr Steiger ſo weit geht, jeden völker-

Digitized by Google

rechtlichen, amerikaniſch-europäiſchen Vertrag, der den europäiſchen Schriftſtellern gewiſſe, wenn auch ſehr eingeſchränkte Autorrechte in Amerika ſichern würde, als einen Eingriff in die Freiheit und das Beſitzrecht des amerikaniſchen Volkes zu bezeichnen, ſo wird dieſe Behauptung von Trübner's Record nicht bloß beſtritten, ſondern auch aus der eigenen Handlungsweiſe und den eigenen, früheren Zugeſtändniſſen des Herrn Steiger als unhaltbar nachgewieſen.

Herr Steiger hatte nämlich früher allen bedeutenden Verlegern in Deutſchland einen Katalog der von ihm nachgedruckten deutſchen Schriften mit einer Auseinanderſetzung der Principien, nach welchen er zu Werke gehe, überſandt. Er erklärte darin, daß die Befriedigung des Bücherbedarfs des deutſchen Publikums in Amerika bei den hohen Ladenpreiſen des europäiſchen Buchhandels ganz unmöglich ſei. Um dem abzuhelfen, ſei er gern bereit zu jedem billigen Uebereinkommen mit deutſchen Verlegern hinſichtlich der amerikaniſchen Einfuhr ihrer Verlagsartikel, wobei er gewiſſe Rechtsanſprüche der Autoren ausdrücklich anerkannte, wenn er auch hinzufügte, daß er feſt entſchloſſen ſei, das Intereſſe ſeiner deutſchen Landsleute in Amerika nicht durch Nachgiebigkeit gegen die übertriebenen Begriffe, die einige ſeiner europäiſchen Collegen vom Werthe des Verlagsrechtes haben, zum Opfer zu bringen.

Dies war allerdings eine ganz ehrenwerthe, durch die amerikaniſchen Verhältniſſe vollkommen gerechtfertigte Poſition des deutſchen Buchhandels in den Vereinigten Staaten, der, außer den Frachtkoſten für die in Europa gedruckten Bücher, darauf auch noch die unwürdige Tax on Knowledge, den Einfuhrzoll von 25 Procent, zu tragen hat, den die republikaniſche Regierung von allen Geiſteserzeugniſſen des Auslandes erhebt. Keineswegs aber wäre es aus dieſer ſchlimmen Stellung des europäiſchen Buchhandels in Amerika, oder aus ſonſtigen volkswirthſchaftlichen Gründen, zu rechtfertigen, wenn dem europäiſchen Schriftſteller dort *jede* materielle Entſchädigung für ſeine Arbeit verſagt bliebe und auf Grund des allgemeinen Intereſſes der Nachdruck als ein unveräußerliches Landesrecht erklärt würde.

Die *anglo-amerikaniſchen* Buchhändler ſind auch durchaus nicht einer ſolchen Anſicht: vielmehr geben die vornehmſten Häuſer in Newyork, Boſton ꝛc. durch die Thatſache, daß ſie nur ſolche Werke engliſcher Autoren abdrucken, von denen ſie dazu die Befugniß erhielten, und daß ſie in den von ihnen verlegten Zeitſchriften keinen Nachdruck aufnehmen, zu erkennen, daß ihnen ein auf billigen Grundſätzen ruhender internationaler Vertrag ganz recht ſein würde.

Auch die Buchhändler in *Canada* haben ſich bereit erklärt, für das Recht, Bücher, die in England erſchienen, nachzudrucken, den Autoren einen gewiſſen Procentſatz des Preiſes als Honorar zu bewilligen. Sie haben ſich in dieſer Beziehung mit einer Bittſchrift an die engliſche Regierung gewandt, welche wahrſcheinlich davon Veranlaſſung nehmen wird, dem Parlament über die mit den transatlantiſchen Ländern zu vereinbarenden literariſchen Verträge eine Bill vorzulegen. J. L.

Wer und was iſt das Volk, nach Karl Heinzen.

„Wer und was iſt das Volk?" ſo frägt der bekannte Radikale *Karl Heinzen* in einer vom „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien" in Amerika herausgegebenen Schrift*).

*) Sandusky, Ohio, Druck der „Freien Preſſe", 1869.

Das „Volk" iſt, wie Heinzen in dieſer Schrift ausführt, ebenſo wenig in Amerika, als in Europa, *Etwas*, während das, was er „Nichtvolk" nennt, *Alles* iſt. Die Umkehr dieſes Verhältniſſes durch Abſchaffung des beſtehenden Repräſentativſyſtems herbeiführen zu helfen, iſt der Zweck der radikalen Schrift.

Von der Art der Ausführung Heinzen's geben wir nachſtehende Probe. Er ſpricht von der vollziehenden Gewalt in Amerika und ſagt:

„Sie beſteht aus der Perſon eines Präſidenten, den man am Bezeichnendſten als König im Frack titulirt. Er wird ſo wenig vom Volke gewählt, wie der Senat, ſondern jeder einzelne Staat wählt, wieder nicht nach abſolutem aktivem Wahlrecht für jeden Mündigen, ſondern nach ſeinen beſondern Wahlgeſetzen, ſo viel Präſidentenwähler als er Repräſentanten nach Waſhington ſchickt, und dieſe wählen erſt den Präſidenten. Wählen ſie ihn aber nach eigenem freiem Urtheil? Bewahre! Sie ſind moraliſch verpflichtet, denjenigen Kandidaten zu wählen, den die Konvention der Partei-Drahtzieher und Humbuger vorher oktroyirt hat, ſo daß — wunderbares Schauſpiel! — der Präſident ſchon gewählt iſt, ehe die Wahl ſtattgefunden hat. Und welche Stellung hat nun dieſer undemokratiſch gewählte Träger der vollziehenden Gewalt? Iſt er im Mindeſten abhängig vom Volke? Er bildet in den Zeiten, wo der Kongreß nicht verſammelt iſt, alſo in der Regel neun Monate lang, die einzige Behörde der Nation, keiner direkten Kontrole und keinem Beſchluß unterworfen; er kann die Beſchlüſſe der legislativen Gewalt mit einem Veto belegen, wie ein konſtitutioneller König; er kann die wichtigſten Poſten mit volksfeindlichen oder doch dem Volke nicht zuſagenden Beamten beſetzen nach Belieben; er kann als Befehlshaber der Armee und Marine das Land jedem Feinde bloßſtellen, oder es in Krieg verwickeln; er kann als Geſchäftsführer des Volkes in den auswärtigen Angelegenheiten aktiv und paſſiv die Intereſſen des Landes tauſendfach verletzen und verrathen, ohne daß die Mittel der Konſtitution ausreichen, ihn dafür zur Verantwortung zu ziehen. Begeht er nicht *offenen* Verrath, ſo iſt der König im Frack vier Jahre lang zu jeder Unterlaſſungs- und Begehungsſünde ermächtigt, und das Volk hat eben ſo wenig ein konſtitutionelles Mittel ſich ſeiner zu entledigen, wie es ſich der Herren Repräſentanten entledigen kann. Das Bewußtſein dieſer Stellung iſt es denn auch, was die Herren in Waſhington, ſowohl im Kapitel wie im Weißen Hauſe, jede Stimme des Volkes überhören läßt, die ihnen nicht konvenirt, und ſie nach und nach mit förmlich monarchiſchen Vorſtellungen erfüllen muß, während ihre Wähler, auf den Kalender ſtatt auf ihren Willen verwieſen, kein anderes Mittel der Abhülfe haben, als das geduldige Abwarten des Termins für neue Wahlen, nach' denen ſie ſich eben ſo getäuſcht ſehen wie nach den früheren."

Wahrſcheinlich in Uebereinſtimmung mit dieſer Anſicht Heinzen's, hat der diesjährige, in *Baſel* abgehaltene, international-demokratiſche Arbeiterkongreß jede *Präſidentenwahl* für ſeine Verhandlungen als überflüſſig und ſchädlich erklärt. Gleichwohl ſind ſeine Debatten parlamentariſch geführt und *geleitet* worden. Es muß alſo doch wohl ein Präſidium da geweſen ſein, wenn es auch nicht dieſen Namen geführt hat.

Digitized by Google

Frankreich.

Staaff's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur.*)

Den Freunden der franzöſiſchen Literatur wird es nicht unwillkommen ſein, Nachricht von einem Werke zu erhalten, welches die Geſammtheit derſelben in ſeltener Vollſtändigkeit umfaßt.

Verf. iſt der königlich ſchwediſche Oberſt-Lieutenant und Militär-Bevollmächtigte bei der Geſandtſchaft in Paris, Herr Staaf, welcher manchem Bewohner Berlins als eines der hervorragenden Mitglieder des vor einigen Monaten hier tagenden internationalen Kongreſſes der Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, bei welchem er die Regierung von Schweden und Norwegen, ſowie die dortigen Vereine vertreten, in angenehmer Erinnerung geblieben ſein dürfte. Namentlich möchte nicht leicht Jemandem, der einige Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt gerichtet, die große Gewandtheit entgangen ſein, mit welcher Oberſt-Lieutenant Staaf die franzöſiſche Sprache beherrſcht, deren Literatur er zum Gegenſtande einer ebenſo gewiſſenhaften und mühſamen, als mannigfaches Intereſſe bietenden Arbeit gemacht hat.

Bereits im Jahre 1859 hat derſelbe in ſeinem damaligen Verhältniß, als Lehrer an der höchſten Militär-Bildungsanſtalt ſeiner Heimat, die Zuſammenſtellung eines geeigneten Leſebuchs für den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache als ein dringendes Bedürfniß erkannt; zugleich iſt er aber bemüht geweſen, einen ferneren Zweck in's Auge zu faſſen.

Sein Plan war nämlich darauf gerichtet, einerſeits über die relative Bedeutung der hervorragendſten Schriftſteller Rechenſchaft abzulegen, zugleich aber von dem Charakter jedes einzelnen eine möglichſt klare und vollſtändige Idee zu geben, dieſe literariſchen Portraits, welche die ausgewählten Stücke der betreffenden Autoren begleiten, chronologiſch geordnet zu einer Darſtellung der einzelnen Phaſen der Entwickelung der franzöſiſchen Literatur zu verbinden, um aus deren Vereinigung ein möglichſt vollſtändiges Bild derſelben in ihrer Geſammtheit hervorgehen zu laſſen.

Das Werk, deſſen erſte Auflage der Verfaſſer im Allgemeinen nur auf das lokale Bedürfniß ſeiner Heimat angelegt hatte, erſchien unter dem Titel: „La Littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours: Lectures choisies“ — in drei Theilen, von denen der erſte die Zeit bis zur Revolution von 1789 umfaßte. Die beiden folgenden Theile waren der neueren Literatur gewidmet, aber derartig getheilt, daß der zweite Theil die verſtorbenen, der dritte die noch lebenden Autoren umfaßte, letztere im dritten Theil alphabetiſch geordnet, während im erſten und zweiten Theil die Anordnung im Allgemeinen chronologiſch iſt.

Bei ſeiner Ueberſiedelung nach Frankreich hatte Oberſt-Lieutenant Staaf die Genugthuung, daß ſeine Arbeit dort ungewöhnliche Beachtung fand. Namentlich war es der als Kritiker eines ſo hohen Rufes genießende Sainte-Beuve, der den Verfaſſer auf's Dringendſte aufforderte, dieſe ebenſo nützliche als intereſſante Sammlung, welche auf einer ſo gewiſſenhaften, in manchem Betracht eine überaus reiche Fülle bietenden Arbeit beruht, in Frankreich zu vervollſtändigen und mit dem letzten Schliff verſehen, erſcheinen zu laſſen.

Wir haben bereits die dritte Auflage des Werkes vor uns, welches im Jahre 1868 die Auszeichnung genoſſen hat, in Frankreich für die Preisvertheilung in den Schulen auserſehen zu werden, und welches neuerdings in dem für den kaiſerlichen Prinzen ausgearbeiteten Studienplan eine Stelle gefunden hat.

Von der älteren Literatur, welche die Zeit von 842 bis 1600 in drei Perioden eingetheilt umfaßt, werden 54 Stücke auf etwa 40 Seiten gegeben. Daran ſchließt ſich die Literatur der vierten Periode von 1600 bis 1715, vom Entſtehen der klaſſiſchen Literatur bis zum Tode Ludwig's XIV. Dieſelbe wird in 40 Proſaikern und 42 Poeten zur Anſchauung gebracht und füllt 305 Seiten. Den Schluß des erſten Theils bildet die Literatur der fünften Periode bis zur Revolution, welche 54 Proſaiker und 49 Poeten auf 419 Seiten vorführt.

Den zweiten Theil füllen die bereits verſtorbenen Schriftſteller, die ſeit der Revolution wirkſam geworden. Das Jahr 1830 ſcheidet dieſelben in zwei beſondere Gruppen. Der früheren gehören 84 Proſaiker und 66 Dichter auf 450 Seiten an, während in der ſpäteren 67 Proſaiker und 92 Dichter auf 432 Seiten zur Darſtellung kommen.

Der dritte Theil der neuen Auflage iſt noch nicht erſchienen.

Jeder Abtheilung werden vortreffliche Einleitungen vorausgeſchickt, die mit beſonderer Sorgfalt den beſten Schriftſtellern entnommen ſind. Am Ende des erſten und zweiten Theils folgt ein Anhang von 132 reſp. 145 Seiten, worin über mehrere Hundert Schriftſteller Auskunft ertheilt wird, wobei indeſſen nur ſelten größere Proben ihrer Leiſtungen beigebracht werden.

Das Hiſtoriſche iſt in dieſer Arbeit mit großer Gründlichkeit behandelt. Die literariſche Beurtheilung ſtützt ſich größtentheils auf anerkannte Autoritäten. Die Zuſtimmung der Autoren und ſonſtigen Eigenthümer der benutzten Werke iſt gewiſſenhaft eingeholt und mit dankenswerther Bereitwilligkeit ertheilt worden. Der bei der Auswahl der Stücke bewährte Geſchmack rechtfertigt vollſtändig den Beifall, deſſen ſich das Werk erfreut.

Das ſchöne Motto:

> „Die Literatur, welche der treue Ausdruck der Geſellſchaft iſt, muß ein Ganzes bilden, welches man in ſeiner Geſammtheit zu durchwandern hat, wenn man den eigenthümlichen Charakter der verſchiedenen Epochen einer Sprache auffaſſen und ſich eine richtige Idee von dem Geiſt, dem Beruf und dem Einfluß der Schriftſteller jedes Jahrhunderts machen will“,

hat der Verfaſſer der Vorrede der häufig von ihm benutzten France littéraire von Herrig und Burguy entnommen.

*) La Littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. Lectures choisies par le lieutenant-colonel Staaff. Tome I, troisième édition. Tome II, deuxième édition. Paris, librairie académique de Didier & Co., 1869.

Italien.

euere Beſtrebungen der Volksbildung in Venedig.

Eine uns vorliegende Schrift: „Annuario delle istituzioni popolari nel Veneto“, herausgegeben von Dr. Alb. Errera, giebt einen ausführlichen Bericht über das, was im erſten Jahr der Befreiung Venedigs dort für die Hebung des Volksunterrichts und die Verbreitung des Genoſſenſchaftsweſens geſchehen iſt. Die Ergebniſſe ſind in der That nicht gering und die aufopfernde

Digitized by Google

Thatkräftigkeit der Männer, welche ſelbſtlos und opferfreudig das Werk ſchon vor Jahren in die Hand genommen hatten, iſt um ſo höher anzuſchlagen, als jeder Schritt, den ſie auf dieſem Wege thaten, von dem damaligen öſterreichiſchen Gouvernement mit argwöhniſcher Aengſtlichkeit bewacht oder durch brutales Dazwiſchentreten gehindert wurde.

Es iſt von dem größten Intereſſe für den Volksfreund, aus dem reichen Inhalt des Buches zu entnehmen, wie der Verfaſſer und ſeine Freunde, gleichwie ſie in dem guten Kampf des venezianiſchen Volkes gegen die drückende Fremdherrſchaft vorangeſtanden und ſchwere perſönliche Opfer an Vermögen und Freiheit gebracht haben, nunmehr nach der Befreiung vom öſterreichiſchen Joche einen anderen, faſt nicht minder ſchweren Kampf aufnehmen gegen Unwiſſenheit und Trägheit und alle die unſauberen Geiſter, welche als Ueberbleibſel einer langen politiſchen und klerikalen Unterdrückung auch jetzt noch dem Aufſchwung des Volks entgegenſtanden. Schon in der Zeit der Fremdherrſchaft hatten die venezianiſchen Volksfreunde ihre Blicke nach dem Norden gerichtet, um dort bewährte Grundlagen und die Vorbilder zu ſuchen für die Gründung von freien Handwerkervereinen und Volksbildungsanſtalten, von Sonntags- und Abendſchulen, von Unterſtützungskaſſen, Conſumvereinen und Volksbibliotheken. Insbeſondere iſt das Syſtem der cooperativen Arbeiter-Geſellſchaften von dem unvergleichlichen Muſter der Rochdaler Pioniere entlehnt und das Genoſſenſchaftsweſen nach den Principien unſeres Schulze-Delitzſch in's Leben gerufen worden, nach deſſen Syſtem auch bereits drei Volksbanken, worunter eine mit einem Aktienkapital von 100,000 Lire, gegründet worden ſind und eine erfolgreiche Wirkſamkeit entfalten. Bei einer Bevölkerung von 122000 Seelen zählt Venedig ſchon acht Handwerker-Vereine mit faſt 3000 Mitgliedern, außer einer „allgemeinen assoziazione“ mit 1100 Mitgliedern. Eine Volksbibliothek von 2300 Bänden wird fleißig benutzt; ja ein gleiches Inſtitut iſt noch beſonders für Frauen aus dem Volke errichtet worden und erfreut ſich ſteigender Gunſt.

Wie nun ſolchergeſtalt in Venedig ſelbſt die regſte Thätigkeit auf dieſem früher gänzlich verwahrloſt geweſenen Gebiete des Volkswohls herrſcht und die theils dem Gelehrten-, theils dem Advokatenſtande angehörigen Volksfreunde Errera, Futineto, Buſoni, Cereſole, Cegani und Luzzatti, unterſtützt von einer aufgeklärten Stadtverwaltung, mit Rath und That, in Wort und Schrift das gute Werk fördern, hat das Beiſpiel dieſer Beſtrebungen auch in den anderen Orten der venezianiſchen Provinz gewirkt, und wir ſehen bereits in Padua, Vicenza, Belluno, Udine, Rovigo und Treviſo cooperative Geſellſchaften, Vereine zu gegenſeitiger Unterſtützung, Volksſchulen und Volksbibliotheken in regem Wetteifer und erfreulichſter Wirkſamkeit, die bei einem von der Natur mit ſo reichen Verſtandesgaben ausgeſtatteten Volke wie die Italiener mit der Zeit die herrlichſten Früchte tragen muß.

Ungarn.

Die neue Ungariſche Revue.*)

Wenn ein Land politiſch erſtarkt, ſo iſt ein neues Aufleben von Kunſt und Wiſſenſchaft damit unzertrennlich verbunden. Daß die Poeſie mit dem Erwachen des Volksbewußtſeins im Lande der Magyaren neue und herrliche Blüthen getrieben, haben uns Vörösmarty, Arany und vor Allen der gefeierte Petöfy bewieſen. Aber von der wiſſenſchaftlichen Forſchung der Ungarn, ſowohl auf rein naturwiſſenſchaftlichem als auf anthropologiſchem Gebiete, dachte man im Auslande ziemlich geringſchätzend. Dieſem Vorurtheile, namentlich beim deutſchen Volke, zu begegnen, erklärt die neue Ungariſche Revue für ihr Hauptſtreben.

In der That iſt der vorliegende erſte Band wohl geeignet, dieſes Vorurtheil abzuſchwächen, wie für das Unternehmen ſelbſt die beſten Hoffnungen zu erwecken. Wir erhalten zunächſt, von ungariſchen Gelehrten bearbeitet, die Grundzüge und Anfänge einer allgemeinen Naturgeſchichte Ungarns. Die Geologie des Landes von den jüngeren Bildungen zu den älteren herunterſteigend, ſchildert M. v. Hantken, während Hazslinsky die Flora deſſelben in ausführlicher Weiſe zu geben verſpricht, und für diesmal die äußerſt zahlreich vertretenen Diatomaceen nach ihren Fundorten behandelt. Zur Kenntniß der Fauna Ungarns liefert E. Trivaldsky durch Aufzählung der charakteriſtiſchen Formen, namentlich aus den Käfer- und Schmetterlings-Familien, reichliche Beiträge.

Ludwig Kubinyi bietet eine Darſtellung der politiſch-ökonomiſchen Verhältniſſe, der Statiſtik, Nationalitäts-Verhältniſſe, Bodenkultur und Production, der geiſtigen Kultur und wiſſenſchaftlichen Inſtitute Ungarns. Das hier aufgerollte Bild iſt freilich ein überwältigend trübes; man ſieht, wie dem fruchtbaren Boden bei Weitem nicht das abgewonnen wird, was er bei einigermaßen fortgeſchrittener Bearbeitung zu tragen vermöchte; man vermißt überall den emſigen, handeltreibenden Bürgerſtand, welcher in andern Ländern den Kern der Bevölkerung bildet. Der beinahe ein Siebentel der Bevölkerung ausmachende und herrſchende Adel lebt, obwohl meiſt akademiſch gebildet, noch immer in Vorurtheilen, als ob ihn die Arbeit erniedrige; hohe Steuern bedrücken ihn, wie den Kleingrundbeſitz. Vor Allem liegen Handel und Induſtrie danieder und fehlt die Volksbildung; reich iſt beinahe nur die Geiſtlichkeit. Wie das Ausſehen eines Indianerſtammes ſich immer in mancher Hinſicht vervollkommnet, ſobald er von fremden Ankömmlingen gute Spiegel erhandelt hat, ſo werden derartige genaue ſtatiſtiſche Nachweiſe gewiß auch beitragen, die Kräfte der ungariſchen Nation anzuſpornen.

Die Revue bietet ferner Berichte über die neueſten archäologiſchen Entdeckungen in Ungarn, namentlich über Nachgrabungen in den Fundamenten der Stuhlweißenburger Baſilika des heiligen Stephan, ſowie über andere Kirchenbauten, Römerüberreſte und Römerſtraßen von E. Henßelmann. Zuletzt wird eine Galerie neuerer ungariſcher Gelehrten mit der ausführlichen Schilderung der Arbeiten des längſt im Auslande anerkannten Geologen und Alterthumsforſchers Julius Schwarcz eröffnet, welcher in Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens und in der beſondern Richtung ſeiner Forſchungen kaum ſeines Gleichen findet, und deſſen kritiſche Zweifel an mehreren, bisher von der Wiſſenſchaft anerkannten aſtronomiſchen und geologiſchen Theoremen die höchſte Beachtung verdienen.

Man ſieht, der Inhalt der Ungariſchen Revue iſt ſo vielverſprechend und reich, daß wir nur rufen können: Weiter auf dieſem Wege! E. Kr.

*) Ungariſche Revue. 1869. Redigirt von Dr. Mansvet Riedl. Leipzig und Wien. (216 S. in gr. 8.)

Digitized by Google

Lappland.

Niilo Oern, der lappländiſche Abenteurer.*)

Dieſer erſte und wahrſcheinlich einzige kosmopolitiſche Sohn Lapplands war um 1683 geboren und entſtammte angeblich einem alten Fürſtengeſchlechte ſeiner Heimat. Als Kind nach Stockholm entführt, ſollte er Glaubensprediger unter ſeinen heidniſchen Stammgenoſſen werden. Er ſtudirte anfänglich zu Upſala, wo beſonders ſein Sprachtalent Bewunderung erregte. Dann ſchickte ihn König Karl XI. mit einem guten Stipendium nach Wittenberg. Von dort zurückgekehrt, beſtand er in Stockholm das theologiſche Examen mit vielem Ruhme und trat bald darauf in Lappland ſein geiſtliches Amt an. Aber die Milch des Rennthiers und die gedörrten Fiſche wollten ſeinem verwöhnten Gaumen nicht ferner munden, und für den apoſtoliſchen Beruf fehlte ihm die rechte Begeiſterung. Nach weniger als ſechs Monaten erſchien unſer Niilo ſehr unerwartet wieder, und zwar dieſes Mal mit Rennthier-Poſt, in Schwedens Hauptſtadt, die ihm jedoch ebenfalls bald verleidet war. Jetzt lenkte er ſeinen Rennthier-Schlitten quer durch Schweden und ließ ſich nach Dänemark überſetzen. Um 1704 in Kopenhagen angekommen, zog der ſeltſame Fremde (er hatte ſein lappiſches Koſtüm nicht abgelegt) aller Augen auf ſich und wurde überall gern geſehen. Seine geiſtreiche Unterhaltung in verſchiedenen Sprachen und ſeine maleriſche Tracht verſchafften ihm ſogar Zutritt am Hofe des damaligen Dänenkönigs, dem er als lappiſcher Fürſt ſich vorſtellte. Zwar machte man ſich über die dem Trunk ſehr ergebene hochnordiſche Durchlaucht etwas luſtig; es kümmerte aber unſeren Niilo wenig, wenn man ihn zur Ergötzlichkeit Anderer zu Bacchanalien einlud, da ſolche Einladungen ihm ſelber große Befriedigung gewährten. Doch hielt er es überhaupt an einem Orte nicht lange aus und ſah ſich daher bald anderwärts nach Zerſtreuungen um.

Die bis heute benutzten Urkunden geſtatten uns nicht, dem Abenteurer auf allen ſeinen Reiſen an die größeren und kleineren Höfe Europas zu folgen. Von Dänemark begab er ſich wohl zuerſt nach Hannover, wo er mit dem Kurfürſten Georg, nachmaligem Könige von England, Bekanntſchaft knüpfte. Dort gab er auch (1704) eine unbedeutende Beſchreibung Lapplands im Druck heraus. Ein Paar Jahre lang wanderte er im deutſchen Reiche herum, dann in Italien und Spanien, und kehrte endlich nach Schweden zurück, um bald wieder auf Reiſen zu gehen. Nachdem er in Zeit eines Monats das Franzöſiſche ſprechen gelernt, wanderte er (1706) wahrſcheinlich durch Holland nach Frankreich, wo Ludwig XIV. ihn ſehr gut empfing. In einem Schreiben aus Verſailles (vom 3. März 1706) an den ſchwediſchen Premier-Miniſter, Grafen Wrede (zu deſſen Gefolge er öfter gehört hatte), ſagt Niilo, in Verſailles ſei ihm an Einem Tage mehr Merkwürdiges vor die Augen gekommen, als während des ganzen Aufenthalts in Holland. Er bemerkt auch, König Ludwig erſcheine immer ernſt und tiefſinnig, niemals heiter, und nie habe er ihn lachen ſehen.

Mit reichen Geſchenken vom franzöſiſchen Hofe abziehend, wendete ſich Niilo nach Sachſen, wo er in Alt-Ranſtädt ein Paar Stunden bei Karl XII. Audienz hatte. Dieſem imponirte aber die Fürſtlichkeit des Abenteurers ſo wenig, daß Letzterer plötzlich die Flucht ergreifen mußte. Schon am nächſten Tage arretirte ihn ein Oberſt Adlerſtén, aber Niilo entkam wieder, und ſpäterhin entſchlüpfte er auch einem ſchwediſchen General, der ihn nach Polen zu führen im Begriff war. Er flüchtete durch Böhmen nach Ungarn, und reiſte dann wieder durch Deutſchland dem Baltiſchen Meere zu. In Bremen beſorgte er 1707 eine neue Ausgabe ſeines Buches über Lappland, und im folgenden Jahre ließ er ein Sendſchreiben an ſeine Landsleute drucken, welches er „aus dem Römiſchen Reiche, vom Strande der Oſtſee" datirte. Leider kennen wir den Inhalt dieſes Sendſchreibens nicht. Dann begab er ſich wieder nach Kopenhagen, wo er öftere Einladungen vom König und einer deutſchen Fürſtin erhielt, und bei den hohen Perſonen „nichts gegeſſen, nur getrunken" zu haben verſichert. König Friedrich ließ ihm auf den Namen Nikolaus Oern de Birkarl einen Reiſepaß ausſtellen.

Vom Oereſund, wo er, durch ungünſtigen Wind gezwungen, „in Geſellſchaft ſchöner Damen" einige Zeit verweilen müſſen, reiſte Niilo über Arendal, Chriſtiania, Drontheim und Warjakka nach Kuola (dem heutigen ruſſiſchen Lappland am Weißen Meere), wo ein ruſſiſcher Grundbeſitzer, Afanas Walkewitſch, der ſeinen lateiniſch-deutſchen Paß nicht verſtand, ihn als ſchwediſchen Spion arretirte. Da ſchrieb der Reiſende am 1. December 1708 aus ſeinem Gefängniß einen langen Brief in deutſcher Sprache an Kaiſer Peter, in welchem er über ſeine Wanderungen zu Land und Meer und ſeine gegenwärtige Bedrängniß berichtete, und Seiner Zariſchen Majeſtät als Birkarl von altem Stamme ſich kund gab, deſſen Vorältern durch die Schweden ihres Landes verluſtig geworden, der aber dem Könige von Schweden nie einen Eid geſchworen habe. Er führt dem Zar zu Gemüthe, daß der gegenwärtige Krieg eine günſtige Gelegenheit biete, ganz Lappland dem ruſſiſchen Reiche einzuverleiben. Er ſelbſt machte ſich anheiſchig, an der Spitze einiger Hundert Mann die Eroberung zu bewerkſtelligen, und verbreitete ſich umſtändlich über die Vortheile ſolcher Erwerbung für Rußland. In Lapplands Bergen ſeien Metalle, in den Flüſſen Perlen u. ſ. w. Was er für das zu unterwerfende Land erbittet, iſt nur — Glaubensfreiheit.

Die Correſpondenz mit dem Zar ſcheint wenigſtens unſeres Touriſten baldige Freilaſſung erwirkt zu haben; denn ſchon im Januar 1709 finden wir ihn in Moskau, wo er innerhalb ſechs Wochen die ruſſiſche Sprache dergeſtalt bemeiſtert haben ſoll, daß er zu allſeitigem Erſtaunen mit den höchſten weltlichen und geiſtlichen Perſonen in dieſer Sprache converſiren konnte. Unterm 20. Januar ſchreibt er an Zar Peter: Wenn Majeſtät nicht gewillt ſei, ſeinem Geſuche zu willfahren und Schreibers Heimat, das ſchwediſche Lappland, hochdero Staaten einzuverleiben, ſo wolle er forthin nicht mehr „ſouveräner Fürſt" ſich nennen, ſondern mit allerhöchſtem Conſens in Moskau ſein Domicil wählen. Die Erlaubniß dazu blieb offenbar nicht aus, aber Niilo war ein arger Säufer und fing im Trunke auch wohl Händel an. So verſcherzte er die Gunſt Peter's, der ihn endlich ſogar in feſten Gewahrſam nehmen ließ. Niilo bat wiederholt um ſeine Freilaſſung, wär' es auch zu ruſſiſchen Kriegsdienſten; aber der Zar, der nichts als ſein ungewöhnliches Sprachtalent an ihm bewunderte, bot ihm ein Jahrgehalt von 250 Rubel, wofern er nach Aſtrachan gehen und daſelbſt das Tatariſche erlernen wollte. Das war Niilo zufrieden und ſchrieb im April 1709 an die verwittwete Herzogin von Mecklenburg, Magdalena Sibylla, daß er dem Zar alle ſeine Rechte auf Lappland abgetreten habe und jetzt mit kleinem Ehrengefolge über Aſtrachan nach Perſien reiſe:

*) Zum Theil aus ungedruckten Urkunden im Finniſchen Staats-Archive.

Digitized by Google

„zu Unſerer Ergötzung“ ſagt er, „da der Zar nicht will, daß Wir im Kriege Unſer Leben laſſen“.

In Aſtrachan wurde er mit einigen Kalmüken bekannt, die ſo großes Gefallen an ihm fanden, daß ſie ihn gewaltſam nach ihren Weideplätzen und zu ihrem Chan Ajuka führten. Dort legte er kalmükiſche Kleidung an, ſchor nach ihrer Sitte ſein Haupt und nahm zwei Weiber, die er Beide ſchwängerte. In vier Wochen lernte er die kalmükiſche Sprache reden. Mit Pferden und anderen werthvollen Dingen verſorgt, betheiligte ſich Niito an den Jagden, Spielen und Feſtlichkeiten der Kalmüken. Einen Winter hielt er bei dieſer Lebensweiſe aus; dann wurde er ihrer überdrüſſig und floh, als eine Gelegenheit ſich bot, nach Aſtrachan zurück, wo er nun Perſiſch lernte.

Aber ſein unruhiges Temperament und ſein Hang zu Spirituoſen brachten ihn endlich auch da in Haft. Ende Auguſt 1715 ſchrieb Niito an Georg I. von England, daß er ihm durch ſeine Vermittlung zur Freiheit verhelfen möchte. Der König hatte ihm nämlich noch als Kurfürſt von Hannover ſeinen eventuellen Schutz angeboten. In dieſem Schreiben erzählt er, daß er nach Durchwanderung von ganz Europa im J. 1708 heimgekehrt, von ſeinen getreuen Lappen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen worden, aber nach einer Regierung von nur wenigen Monaten, der dortigen Lebensweiſe überdrüſſig, wieder abgereiſt ſei, um den Orient zu erforſchen. So ſei er durch Rußland nach Aſtrachan gekommen; obgleich er aber von vielen europäiſchen Potentaten mit Reiſepäſſen verſehen ſei, hielten ihn die ruſſiſchen Woiwoden daſelbſt ſchon fünf Jahre in Haft. Er berichtet, wie die Kalmüken ihn in Sklaverei geſchleppt und wie er einen Winter unter ihnen gelebt, endlich aber zur Verwunderung der Ruſſen entkommen ſei. Alle ſeine Erlebniſſe in Aſtrachan und in den Steppen der Kalmüken, meint er, würden ein ganzes Buch anfüllen. Er verſpricht, ſobald er wieder auf freien Füßen ſtehe, eine deutſche Beſchreibung aller der von ihm geſehenen und genau erforſchten Länder drucken zu laſſen.

König Georg ſchickte Niito's Petition in Begleitung ſeiner gnädigen Fürſprache an den ruſſiſchen Miniſter, erhielt aber, als dieſer die nöthigen Erkundigungen eingezogen, zur Antwort, daß Niito aus Aſtrachan entwiſcht ſei und kein Menſch ſeinen Aufenthalt wiſſe.

Von den ſpäteren Schickſalen des Abenteurers hat man nichts erfahren, als daß er noch als junger Mann in demſelben Aſtrachan, aus welchem er einmal fortgeſchleppt worden und einmal entflohen war, ſein Leben beſchloß. Ohne Zweifel hat maßloſe Völlerei des letzten Lappen-Fürſten wechſelvollem Leben ein ſo frühes Ende gemacht. (Kuukauslehti.)

Kleine literariſche Revue.

— **Zur äſthetiſchen Erklärung unſerer Dichterheroen.***) In ähnlicher Weiſe, wie früher über Shakſpeare, hat Rötſcher kürzlich über das Triumvirat unſerer großen Dichter einen Commentar erſcheinen laſſen, der die Abſicht verfolgt, eine Reihe der ſchwierigſten und wichtigſten Charaktere in den dramatiſchen Werken Schillers, Göthes, Leſſings zu „entwickeln“ und zu motiviren. Die Figuren, welche von Rötſcher behandelt werden, ſind 1) aus Leſſing: Marinelli, Gräfin Orſina, der Prinz, Appiani in „Emilia Galotti“; Minna von Barnhelm und Franziska; Nathan; 2) aus Schiller: Franz Moor in den Räubern; der Mohr Muley Haſſan in „Fiesko“; Sekretär Wurm, Lady Milford, der Kammerdiener in „Kabale und Liebe“; Philipp II., Königin Eliſabeth in „Don Carlos“; Wallenſtein, der ſchwediſche Hauptmann, in „Wallenſteins Tod“; Burleigh, Leiceſter in „Maria Stuart“; die Jungfrau, Talbot in der „Jungfrau von Orleans“; endlich Tell; 3) aus Göthe: Antonio Montecatino in „Torquato Taſſo“; der Bruder Martin in „Götz von Berlichingen“; Egmont, Alba, Klärchen, Brackenburg in „Egmont“; Clavigo, Marie Beaumarchais in „Clavigo“; endlich Gretchen und Mephiſtopheles.

Dieſe Aufzählung beweiſt, daß der Verfaſſer ſich keineswegs auf die ſogenannten Hauptrollen beſchränkt hat, ſondern auch einzelnen Nebenrollen eine genauere Berückſichtigung gewidmet hat; — gewiß an und für ſich ein dankenswerthes und nützliches Unternehmen. Ueberhaupt begegnen wir in dem genannten Buche mancher geiſtvollen Auffaſſung, mancher feinen Bemerkung; die Darſtellung der Charaktere iſt im Allgemeinen ſehr richtig; — meiſt zu richtig, möchten wir ſagen, denn Vieles von dem, was uns dort berichtet wird, liegt allerdings ſehr auf der Hand, und wir hoffen und wünſchen dringend, daß unſere geneigten Leſer und Leſerinnen ſchon ſehr Viel von dem, was Rötſcher darſtellt, ſelbſt, bei wiederholter Lectüre unſerer Dichter, gefunden haben mögen. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb weil man ſchon Bekanntes in angemeſſener Darſtellung findet, weil man nicht in die tiefſten Tiefen der Forſchung geführt wird, ſondern ſich ſpielend mehr auf der Oberfläche bewegt und vor zu gründlichen Aufſchlüſſen bewahrt bleibt, iſt das Buch eine angenehme und auch lohnende Lectüre. Das letztere gilt beſonders von dem ausdrücklich ausgeſprochenen Zweck des Buches, dem Darſteller beim Verſtändniß der Rollen hilfreich zu ſein. Es iſt leider richtig, daß viele unſerer Schauſpieler gerade bei klaſſiſchen Stücken durchaus nicht genug Nachdenken und Mühe auf das Verſtehen und Begreifen der Rollen ſelbſt verwenden. Rötſcher's Buch kann und wird hoffentlich nach dieſer Richtung hin nützlich wirken. L. B. F.

*) Entwickelung dramatiſcher Charaktere aus Leſſings, Schillers und Göthes Werken, mit ſteter Beziehung auf ihre Darſtellung, von Heinrich Theodor Rötſcher, Doctor und Profeſſor. (339 Seiten.) Hannover, Carl Rümpler, 1869.

— **„Leſſing's Verdienſte um das Judenthum“**, heißt eine kleine Schrift, die ein Israelit in Frankfurt a. M., Herr Samuel Modlinger, herausgegeben, um ſeinen Glaubensgenoſſen recht klar zu machen, welche Dankbarkeit ſie dem Andenken des großen Leſſing ſchulden.*) Einer ſolchen Mahnung bedurfte es aber nicht, da es die Juden in Deutſchland an Verehrung für die großen Männer der deutſchen Wiſſenſchaft und Literatur und beſonders für Leſſing nicht fehlen laſſen. Auch iſt wohl Herrn Modlinger nicht bekannt geweſen, daß lange vor ihm bereits ein Mann, deſſen geiſtige Ueberlegenheit er gewiß anerkennt, daß Gabriel Rieſſer zur Zeit, als es galt, die Koſten für das erſte öffentliche, nachmals von Rietſchel hergeſtellte Denkmal Leſſing's in Deutſchland zuſammenzubringen, eine zunächſt an die Juden gerichtete Aufforderung voll großer und tiefer Gedanken erließ, worin er Leſſing's Verdienſte um die Humanität und um die Rechtsgleichheit aller Glaubensbekenntniſſe in glänzendſter, nicht leicht zu übertreffender Weiſe pries. Dieſe treffliche Schrift

*) Frankfurt a. M., in Commiſſion von Aug. Oſterrieth, 1869.

Digitized by Google

Rieſſers über Leſſing iſt jetzt von Neuem in der von Isler in vier Bänden herausgegebenen Sammlung von R.'s Werken abgedruckt. Herr Modlinger giebt ſich in ſeiner Schrift die überflüſſige Mühe, das Drama „Nathan der Weiſe“, nach ſeiner Entſtehungsgeſchichte, nach ſeinen Quellen im Boccaz und nach ſeinen Hauptcharakteren zu erklären. Auch das hat bereits vor ihm eine Reihe von gewiegten Männern in Deutſchland viel beſſer als er gethan. J. L.

— **„Die Freiherren von Regensberg“** — ſo heißt eine Reihe von Schriften des ſchweizeriſchen Fürſprech Dr. Friedrich Locher von Zürich, von welchen kürzlich der ſechste Band erſchienen und uns zugegangen iſt.*) Jeder Band bezeichnet ſich ſelbſt als „Pamphlet“ und iſt in der That nichts Anderes, als eine pamphletartige Geſchichte der ariſtokratiſchen Familien des Cantons Zürich ſeit dem Jahre 1840. Die erſten Bände dieſer Pamphlets haben zur Zeit ſehr viel dazu beigetragen, das Volk von Zürich zu agitiren und die Bewegung hervorzurufen, aus welcher im vorigen Jahre die neue, echt demokratiſche Verfaſſung hervorgegangen. Der Agitator ſelbſt hat ſich jedoch das Vertrauen des Volkes, das ſeinem Verfahren egoiſtiſche Motive unterlegte, keineswegs erworben und iſt bei der Reorganiſirung des ganzen cantonalen Staatslebens völlig bei Seite geſchoben worden. Dies hat Herrn Dr. Locher ſo irritirt, daß er „die neueſten Freiherren“ ausſchließlich gegen diejenigen gerichtet, denen er durch die früheren Bände ſeiner Pamphlets zur Macht verholfen hatte und die ihn jetzt ſeine bitteren, giftigen Ausfälle durch Prozeſſe und Geldſtrafen büßen laſſen. Die von ihm angegriffenen Perſönlichkeiten ſind aber auch nichts weniger, als unpopulär, und haben ſich bisher als praktiſche, tüchtige Regierungsmänner bewährt; deshalb fällt nun die ganze Gehäſſigkeit des Angriffes auf den Angreiſenden ſelbſt zurück. Wer übrigens einen Einblick in das Getriebe des ſchweizeriſchen Parteiweſens und der Cantönlipolitik thun will, dem iſt die Lektüre der „Freiherren von Regensberg“ zu empfehlen, doch muß der nichtſchweizeriſche Leſer allerdings ſehr bald auf Ermüdung gefaßt ſein. J. L.

Literariſcher Sprechſaal.

„Da, wo ungetrübt die Quelle der Erkenntniß fließt, werden auch die Regungen des Gefühls ein Bedürfniß geiſtiger Exiſtenz“ — auf eine Beſprechung dieſer Worte, die Alexander von Humboldt am 5. Auguſt 1844 an die Freunde ſchrieb, die zur Feier ſeines fünfzigjährigen (akademiſchen) Jubiläums ihre Glückwünſche an ihn gerichtet hatten, wollen wir heute, am Tage ſeiner hundertjährigen Jubelfeier, unſere Feſtbetrachtung beſchränken.**) Der Verfaſſer des Kosmos, der Lehre von der Einheit des Weltganzen, hat, als nothwendiges letztes Ergebniß dieſer Lehre, die Erkenntniß der Quelle aller geiſtigen Exiſtenz bezeichnet, wenn er auch in ſeinem großen Lehrbuche die Gränzlinie, welche die Wiſſenſchaft von der Gefühlsregung trennt, — die ihm ein „Bedürfniß geiſtiger Exiſtenz“ iſt — nirgends überſchritten hat. „Geſetze anderer, geheimnißvollerer Art,“ ſagt Humboldt am Schluſſe einer ſeiner Betrachtungen über das Zuſammenwirken der Naturkräfte, „walten in den höchſten Lebenskreiſen der organiſchen Welt: in denen des vielfach geſtalteten, mit ſchaffender Geiſteskraft begabten, ſpracherzeugenden Menſchengeſchlechts. Ein phyſiſches Naturgemälde (wie der „Kosmos“) bezeichnet die Gränze, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick ſich ſenkt in eine andere Welt: es bezeichnet die Gränze und überſchreitet ſie nicht.“

In der Geſchichte der menſchlichen Erkenntniß des „Zuſammenwirkens der Naturkräfte in einem Weltganzen“, die der Kosmos enthält, weiſt Humboldt nach, daß ſchon die älteſten Kulturvölker, Hellenen und Aegypter, wie Hebräer und erſte Chriſten, in dem Walten der Natur eine einheitliche, höchſte Kraft geahnt und erkannt haben. Von der Naturpoeſie der Hebräer, namentlich in den Pſalmen, in welcher, wie Humboldt ſagt, die Natur nicht als ein für ſich Beſtehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes, ſondern immer in Beziehung auf eine höher waltende geiſtige Macht geſchildert wird, ſagt der Verf. des Kosmos: „Dieſer Kontraſt, dieſe Allgemeinheit der Auffaſſung in der Wechſelwirkung der Erſcheinungen, dieſer Rückblick auf die allgegenwärtige unſichtbare Macht, welche die Erde verjüngen oder in Staub zertrümmern kann, begründen das Feierliche einer minder lebenswarmen und gemüthlichen, als erhaben poetiſchen Dichtung.“

Das Jahrhundert Humboldt's hat den Ausſpruch Baco's von Verulam, daß die halbe Wiſſenſchaft von Gott ab-, die volle aber zu Gott hinführe, zur Wahrheit gemacht. Unangreifbarer, als irgend eine ältere Auffaſſung, iſt die aus Humboldt's „Kosmos“ ſiegreich hervorgehende Idee des Weltganzen und ſeiner einheitlichen Geſetzgebung, die einen einheitlichen Geſetzgeber zur nothwendigen Vorausſetzung hat. J. L.

Um ihre Theilnahme an der Humboldtfeier zu bekunden, bringen Petermann's „Geographiſche Mittheilungen“, Heft VIII, eine Ueberſichtskarte von Humboldt's Reiſen, 1798 bis 1829, welche, merkwürdig genug, im Gebiete der Kartographie bisher noch nicht vorhanden war. Während in unſerer Zeit manche Entdeckungsreiſenden faſt nichts Anderes von ihren Reiſen zurückbringen, als eine mehr oder minder genaue Karte ihrer Routen, hat Alexander v. Humboldt niemals einen Werth darauf gelegt, die Spuren ſeiner Reiſe durch Eintragungen auf der Karte feſthalten zu laſſen. Es lag dies zum Theil, wie Petermann bemerkt, in dem ſelbſtloſen Denken und Wirken des großen Mannes, der die eigenen perſönlichen Dinge, die nicht direkt mit wiſſenſchaftlichen Momenten in Zuſammenhang ſich befanden, unbeachtet ließ, weshalb ihm ein Itinerar ſeiner Reiſen aufzunehmen als etwas Unwichtiges erſchien, was freilich ein Irrthum war. Das vorliegende große Blatt, welches Alexander v. Humboldt's Reiſen einerſeits in Venezuela und am Orinoko umfaßt, von denen die Erſtere bis zum 10° S. Br. und zum 80° W. L., während die Letztere vom 2° bis zum 11° N. Br. und vom 60° bis zum 68° W. L. von Greenwich reichte, und andererſeits den Spuren Humboldt's in Sibirien bis zum 60° N. Br. und bis zum 80° O. L. von Greenwich folgt, iſt jeden-

---

*) Die Freiherren von Regensberg. Pamphlet eines ſchweizeriſchen Juriſten. Theil VI. Die neueſten Freiherren. Bern, Haller'ſche Verlagshandlung, 1869.

**) In ausgeführterer Weiſe haben wir dieſen Gedanken bereits in der erſten diesjährigen Nummer unſerer Zeitſchrift dargelegt, in welcher wir das Jahr 1869 als das Jubeljahr Alexanders von Humboldt begrüßten. J. L.

Digitized by Google

falls eine intereſſante Erinnerung an den Gefeierten, wodurch ſich Herr Dr. Petermann den Dank aller Humboldt-Freunde erworben hat.

Der „Salon“ (Bd. IV. Heft XI.) liefert ſeinen Beitrag zur Humboldtfeier durch „Erinnerungen an Alex. v. Humboldt“ von Max Ring (mit einer Zeichnung des Schloſſes Tegel, der Grabſtätte und der Bildniſſe Wilhelm's und Alexander's v. Humboldt), woran ſich eine Skizze von Julius Löwenberg: „Die Bibliothek Alexander's v. Humboldt“ reiht. Dieſe theilt eine Anzahl intereſſanter Dedicationen aus den Büchern mit, welche Humboldt von ihren Verfaſſern gewidmet waren, unter Anderen folgende von Ludw. Aug. Frankl ſeiner epiſchen Dichtung „Columbus“:

„Kein König und kein Schlachtenheld —
Sein Ruhm wird ewig gelten!
Du aber haſt in neuer Welt
Entdeckt erſt neue Welten!
Der Spruch der Mit- und Nachwelt heißt:
Er gab den Körper, Du den Geiſt.“

Profeſſor Bläſer's vortreffliche Koloſſalbüſte Humboldt's, die für das dem großen Deutſchen in Newyork zu errichtende Denkmal beſtimmt iſt, befindet ſich in Nr. 1367 der „Illuſtrirten Zeitung“ vom 11. September, nach einer Zeichnung H. Scherenberg's, der das Ganze ſehr geſchmackvoll mit ſinnigen Emblemen umgeben hat.

Beim Schluſſe unſeres Blattes gehen uns noch zwei höchſt intereſſante, feſtliche Mittheilungen über Alex. v. Humboldt zu: 1) „Briefe Humboldt's an Chriſtian Carl Joſias v. Bunſen“ (92 Briefe mit einem Nachworte, Leipzig, F. A. Brockhaus) und 2) die Ankündigung einer von dem Director der Leipziger Sternwarte, Dr. Carl Bruhns, im Verein mit R. Avé-Lallemant, E. du Bois-Reymond, J. V. Carus, H. W. Dove, J. W. Ewald, W. Förſter, A. H. R. Griſebach, O. Peſchel, G. H. Wiedemann u. A. bearbeiteten wiſſenſchaftlichen Biographie Alexander von Humboldt's.

Mit der Sprengung von Pforte und Riegel, hinter welchen bisher die freie Forſchung in Oeſterreich gehalten worden war, iſt dort ein geiſtiges Leben hervorgebrochen, das allerdings in ſeinem erſten Stadium, welches mit gediegenen reifen Gedanken gleichzeitig vieles Rohe und Unreife zu Tage fördert, noch etwas chaotiſch und verworren erſcheint, aber unverkennbar alle Bedingungen einer ſicheren Entwickelung des Geiſtes und der Wahrheit in ſich trägt. Zu den beſſeren Erſcheinungen dieſer Art zählen wir Dr. Jürg Simani's „Erkenntnißlehre der Schöpfung“*), die, anknüpfend an Humboldt's „Kosmos“ und an deſſen Ausſpruch: „Die Natur iſt das Reich der Freiheit“, in einer Reihenfolge wiſſenſchaftlich gegliederter, von reichen Kenntniſſen auf aſtronomiſchem, geologiſchem, phyſikaliſchem, chemiſchem, phyſiologiſchem und botaniſchem Gebiete zeugenden Forſchungen, in der Freiheit der Natur die Einheit des ſchöpferiſchen Geiſtes nachweiſt und, als letztes Reſultat dieſer Wiſſenſchaft der Freiheit und Einheit der Natur und des Weltalls, die Gottesidee aufzeigt. Es ſind die Probleme der äußern, der organiſchen und der geiſtigen Natur, ſowie des menſchlichen Denkens und Umgeſtaltens natürlicher Erſcheinungen, die der Verfaſſer zu löſen und deren einheitlichen Centralpunkt, von welchem alle Naturkräfte als Radien ausgehen, wie ſie auch wieder zu ihm zurückſtrömen, er zu finden ſucht. Dem Materialismus gegenüber bezeichnet er ſeine Stellung durch den unumſtößlichen Satz, daß dasjenige, wofür richtige logiſche Schlüſſe ſprechen, weit gewiſſer iſt, als das, was wir betaſten, während er der bloßen, aprioriſchen Naturanſchauung der philoſophiſchen Dialektik gegenüber die Bedingungen für die organiſche Weſenwelt, für ihre Lebens-, Seelen- und Geiſtesthätigkeit in ihrer durch die empiriſche Wiſſenſchaft beſtätigten, mathematiſchen Nothwendigkeit aufſtellt. J. L.

*) Die Erkenntnißlehre der Schöpfung, nach Grundſätzen der freien Forſchung, und die Bedeutung dieſer Lehre für die Ausbildung des Menſchen. Von Jürg Simani. (6 Hefte, im Selbſtverlage des Verfaſſers. Wien, Schullerſtraße 17.)

Ein ungenannter, aber jedenfalls kein gewöhnlicher Göttinger hat im „Sonntagsblatte“ der Univerſitätsſtadt, zum 15. Auguſt 1869, eine retroſpective Betrachtung am hundertſten Geburtstage Napoleon's I., unter dem Titel „Franzöſiſche Thronfolger“ veröffentlicht.*) Es iſt eine geiſtvolle Zuſammenſtellung hiſtoriſcher Data über die Thronfolger in Frankreich, von König Franz I. bis zum Kaiſer Napoleon III., aus welcher hervorgeht, daß, wenn es dem kaiſerlichen Prinzen, der, nach der Conſtitution vom 25. December 1852, mit zurückgelegtem 18. Jahre, alſo am 16. März 1874, mündig wird, wirklich vorbehalten ſein ſollte, als volljähriger Regent ſeinem Vater auf den Thron zu folgen, hiermit ein Fall eintreten würde, der in der Geſchichte Frankreichs ſeit länger als dreihundert Jahren nicht vorgekommen. Wie ſich bei dem Wechſel der früheren drei Königsdynaſtieen eine gewiſſe Gleichförmigkeit erkennen läßt, indem ſowohl die Capetinger (Ludwig X., Philipp V. und Karl IV.) als die Valois (Franz II., Karl IX. und Heinrich III.) und die Bourbons (Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X.) mit drei auf einander als Könige folgenden Brüdern endigten, ſo iſt auch während der letzten acht Jahrzehnde eine Gleichmäßigkeit der Nichtbeſteigung des Thrones von vier einander folgenden minorennen Thronerben wahrzunehmen, wie ſie nicht zum zweitenmale in der Geſchichte vorkömmt. Die Skizzen dieſes Thronfolger-Albums ſind ſämmtlich mit geſchickter, geſchichtskundiger Hand gezeichnet, geben allerlei zu denken und laſſen mancherlei Schlüſſe ziehen auf die Thronfolger-Zukunft in Frankreich. Intereſſant iſt auch der darin abgedruckte Stammbaum, aus dem ſich ergiebt, daß ſämmtliche vier Thronfolger, die nicht auf den franzöſiſchen Thron gekommen: Ludwig XVII. (der letzte Dauphin), Napoleon II. (Herzog von Reichſtadt), Heinrich V. (Herzog von Bordeaux) und Ludwig Philipp II. (Graf von Paris), Enkel, reſp. Urenkel der Kaiſerin Maria Thereſia waren und daß die Worte, welche Beranger den Herzog von Reichſtadt an den neugeborenen Herzog von Bordeaux richten ließ:

„Les rois m'adoraient au berceau,
Et cependant je suis à Vienne“

ſich auch von jedem folgenden franzöſiſchen Thronfolger an ſeinen Sequenz richten ließen. J. L.

*) Auch als Separatſchrift gedruckt. Göttingen, Gebrüder Hofer. (16 Seiten.)

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joſeph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— Berlin, den 25. September 1869. —— [№ 39.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Humboldtfeier in Berlin. 561. — Die Politik der deutſchen Mächte im Revolutionskriege. Hüffer contra Sybel. 562. — Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. 564.
Frankreich. Neue biographiſche Ermittelungen über Voltaire. 566. —
England. Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen in London. 568.
Schweiz. Gottfried Semper: „Ueber Bauſtyle". 569.
Nord-Amerika. Eine berechtigte Eigenthümlichkeit Nord-Amerika's. Trunkenbolde aus den beſſeren Ständen. 570.
Baltiſche Provinzen. Livlands Landvolk. 571.
Kleine literariſche Revue. Annalen der Typographie. 572. — Klotilde v. d. Horſt: Deutſche Literaturgeſchichte. 572. — Die ruſſiſche Steuerreform. 573. — Herr Lecoq, ein Kriminalroman. 573.
Literariſcher Sprechſaal. A. v. Humboldt an G. A. v. Klöden. 573. — Alex. v. Humboldt und Roßmäßler. 573. — Aug. Boden contra Wolfgang Menzel. 573. — Deutſche Sprache im Elſaß. 574. — Deutſcher Schulunterricht in Lothringen. 574. — Deutſch-Amerikaniſches Converſationslexikon. 574. — Naturwiſſenſchaftliches zur Geſundheitspflege. 574. — Die Rammpumpe, eine deutſche Erfindung. 575. — Fortbildungsſchule für junge Damen in Berlin. 575.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutſchland und das Ausland.

Die Humboldtfeier in Berlin.

Das Säkularfeſt Humboldt's in Berlin war ein Bürger- und Volksfeſt im wahrſten Sinne des Wortes. Die ſchöne Idee des Magiſtrats und der Stadtverordneten der Hauptſtadt, dem großen Naturforſcher, dem Größten ihrer Mitbürger, einen Tempel der Natur als Denkmal zu ſtiften, hat die Zuſtimmung der geſammten Einwohnerſchaft gefunden, wie die ausnahmsloſe Theilnahme aller Bürgerbezirks- und Gewerks-Genoſſenſchaften, ſowie der gelehrten, namentlich der naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaften, an der Grundſteinlegung des großartig projektirten Naturtempels bezeugte. Hoffentlich wird nun auch bald an die Ausführung des von Prof. Virchow entworfenen Planes eines Humboldt-Muſeums gegangen werden, das die nothwendige Vervollſtändigung der ſchönen, würdigen Denkmalsidee bildet. Wir werden uns in der Heimat ſicher nicht von den Männern in Amerika beſchämen laſſen, die neben dem Humboldtdenkmal im Stadtparke von Newyork eine naturwiſſenſchaftliche Facultät an der Harvard-University von Newcambridge begründen. Unter den am Humboldttage in Berlin gehaltenen Reden zeichneten ſich beſonders die des Präſidenten der Geographiſchen Geſellſchaft, Herrn Dr. Baſtian (gehalten vor den vereinigten naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaften von Berlin), durch eine Fülle der gediegenſten wiſſenſchaftlichen, von rhetoriſchem Schwunge getragenen Anſichten, und die des Stadtverordneten-Vorſteher, Herrn Kochhann (gehalten vor dem Grundſteine im „Humboldthain") durch ihre ſchlichten, aber den Kern des ganzen Humboldtcultus treffenden Worte aus. Der wiſſenſchaftliche Vortrag Baſtian's wird gewiß ſehr bald im Druck erſcheinen. Wir geben nachſtehend die mit unſeren eigenen, in dieſen Blättern vielfach, namentlich den Lehren des Materialismus gegenüber ausgeſprochenen Ideen ſo harmonirenden Worte des wackern Stadtverordneten-Vorſtehers wieder:

„Der Grundſtein iſt gelegt, die ſymboliſchen Hammerſchläge ſind verklungen, Werkmeiſter und Arbeiter ſollen nun ausführen, was die Bauherren, die Bürger von Berlin, zum dauernden Andenken an einen großen Mitbürger, zu deſſen Ehre und Preis, errichten wollen.

„Ein Bauwerk ſoll an dieſer Stelle entſtehen, weſentlich verſchieden von den Bauten, welche als architektoniſche Zier unſere Stadt ſchmücken. Es ſoll ein Bau ſein, welcher lebt und Leben ausſtrömt und deſſen inneres und äußeres Weſen uns ſtets das Gedächtniß an den Mann zurückruft, welcher, wie kaum ein Anderer, die Wahrheit ſuchte und fand, und welcher durch ſeine tiefen Forſchungen und Auffaſſungen der Natur den menſchlichen Geiſt durch die Natur der Gottesverehrung zuführte.

„Das Andenken an einen ſolchen Mann kann naturgemäß nur in Schöpfungen der Natur gefeiert werden. Wie im helleniſchen Alterthume die Götterſitze in ſchattigen Hainen aufgeſchlagen waren, wie bei unſeren Stamm-Eltern, den Germanen, die ſchönſten und mächtigſten Bäume des Waldes der Gottheit Wohnung boten, wie ſelbſt für unſere jetzigen Kirchen- und Gotteshäuſer der Bauſtyl zum großen Theil dem natürlichen Gebilde der Bäume des Waldes entnommen iſt, ſo wollen wir, unter Abſtandnahme von jedem Vergleich, eine Stätte gründen, wo die Menſchen, fern von jedem Kirchenzwang, frei von jedem Dogma, angeregt durch die Eindrücke der Natur, ſich dem allgütigen und allmächtigen Gott nahe fühlen, und aus dem innerſten Drang des Herzens ihm danken und ihn preiſen können.

„Der Tempel der Natur, welchen wir ſchaffen wollen, wird ein Beitrag ſein zur Geſchichte unſerer Zeit, er ſoll ſinnbildlich darſtellen, daß die wahre Gottesverehrung die freie Forſchung der Wiſſenſchaft und die Erkenntniß der Natur und ihrer ewigen Geſetze nicht ausſchließt, daß es vielmehr in der reinen und ungeſchminkten Lehre des Stifters unſerer Religion liegt, aus der Erkenntniß der Natur die Liebe und Allmacht Gottes tiefer zu erfaſſen und zu begreifen. Eine Gottesverehrung, welche nicht aus der Ueberzeugung der Menſchen entſpringt, auf haltloſen Satzungen beruht, durch Prieſterherrſchaft, pfäffiſchen Hochmuth oder Zwang eingeführt iſt, führt zum Unglauben [illegible] Heuchelei.

„Von dieſem Geſichtspunkt ausgehend, haben wir den hundertjährigen Geburtstag Alexander von Humboldt's begrüßt als die Morgenröthe einer beſſeren Zeit, als einen Weckruf an die gebildete Welt, alle Vorurtheile zu bekämpfen und die Wahrheit zu ſuchen und zu verbreiten nach allen Richtungen und in alle Schichten der Völker. Das war das Große und Schöne des gefeierten Mannes, daß er die Früchte ſeiner Forſchungen [illegible] Arbeiten nicht für ſich oder einen engen Kreis von Gelehrten bewahrte und daß er nicht blos für die Wiſſenſchaft wirkte. Er wollte Aufklärung ſchaffen für die ganze Welt, für Hohe und Niedrige.

„Wollen wir daher Alexander von Humboldt in Seiner würdiger Weiſe ehren, dann müſſen wir fortwirken in ſeinem Sinn und Geiſt, dann müſſen wir das Licht der Wahrheit an-

Digitized by Google

zünden an allen Orten, wo es leuchten kann, und Finſterniß, Dummheit und Aberglauben niederwerfen, wo immer dieſe, offen oder verſteckt, das Haupt zu erheben wagen.

„Möge der Humboldtshain dem Volke von Berlin eine Stätte werden, wo durch die Freude an der göttlichen Natur der Sinn für alles Edle und Gute erſtarkt, und wo von Geſchlecht zu Geſchlecht der Name Humboldt eine Mahnung iſt, nach Wahrheit zu ſtreben und für dieſe einzutreten, ſoweit menſchliche Kraft es vermag. Gottes Gnade walte über dieſer Stiftung, jetzt und immerdar!"

. . .

Zu den mit allgemeiner großer Theilnahme vernommenen Worten, die bei der Humboldtfeier in Berlin ausgeſprochen wurden, gehörten auch die des Abgeordneten der Geographiſchen Geſellſchaft von Wien, Herrn Dr. von Ruthner*). In ſeiner Erwiederung auf den, beim Abendfeſtmahl der vereinigten wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften, den anweſenden Ehrengäſten ausgebrachten Trinkſpruch ſagte der ehrenwerthe öſterreichiſche Abgeordnete:

„Es iſt tief in der Natur des Menſchen begründet, daß er vor Allem die Sprache liebt, welche zuerſt die Wiege des Kindes umtönte, in welcher es zuerſt ſeinen Wünſchen Ausdruck zu geben gelernt hat, — daß er vor Allem ſeine Mutterſprache liebt. Mit der Liebe zur Mutterſprache iſt ihm aber auch angeboren die Sympathie für Diejenigen, welchen dieſelbe Sprache eigen iſt, die Sympathie für ſeine Stammesgenoſſen. Durch Zwiſchenfälle wird dieſe Sympathie zwar geſtört, aber nicht zerſtört: ſobald aber ſich die düſteren Wolken zertheilt haben, tritt die alte Zuneigung wieder in ihr volles Recht. So geht es uns Deutſchen in Oeſterreich. Wir fühlen die Zuſammengehörigkeit mit Norddeutſchland, wie wir ſie je gefühlt haben, und weitaus ziehen wir die innigſte ſtaatliche Alliance mit dem norddeutſchen Bunde jeder Verbindung mit Staaten fremder Zunge vor. Meine Herren! Ich habe kein Mandat von 7 Millionen Deutſchen in Oeſterreich — und größer noch als 7 Millionen iſt die Zahl der Deutſchen auch nur in Cisleithanien — ich ſpreche hier bloß meine eigenſte Anſchauung aus; ich zweifle aber nicht, daß ſie die Zuſtimmung zahlreicher deutſcher Männer in meinem Vaterlande finden wird. Vollkommen innerhalb der Gränzen meines Mandats bin ich dagegen, wenn ich die hohe Achtung ausſpreche, welche die Geographiſche Geſellſchaft in Wien für die Geſellſchaft für Erdkunde in Berlin hegt, und die große Ehre, welche die Stadt Berlin heute der Geographiſchen Geſellſchaft in Wien dadurch erwieſen hat, daß ſie ihre Vertreter mitberufen, die Hammerſchläge auf den Humboldtſtein zu führen, wird ein neues Bindemittel ſein, welches die Geſellſchaft im deutſchen Süden mit der Schweſter im Norden nur noch feſter verbindet. Aus dieſem doppelten Geſichtspunkte bringe ich ein Hoch unſern deutſchen Brüdern im Norden des Main, ein Hoch der Geſellſchaft für Erdkunde in Berlin!"

*) Dr. Anton v. Ruthner iſt der Verfaſſer des reichhaltigen Werkes: „Berg- und Gletſcher-Reiſen in den öſterreichiſchen Hochalpen (Tirol)" — Wien, Gerold, 1869 — und Präſident des öſterreichiſchen Alpenvereins.

Die Politik der deutſchen Mächte im Revolutionskriege.*)

Hüffer contra Sybel.

Audiatur et altera pars!

Als Prof. Heinrich von Sybel in Bonn im Spätſommer des vorigen Jahres als Ergänzungsheft zu ſeiner „Geſchichte der Revolutionszeit" unter dem Titel „Oeſterreich und Deutſchland im Revolutionskriege" eine geharniſchte Abhandlung wider ſeines Bonner Collegen, des Prof. Herrmann Hüffer Werk: „Oeſterreich und Preußen gegenüber der franzöſiſchen Revolution" (Bonn, Ad. Marcus 1868) in die Welt ſchickte, konnte ſehr leicht erwartet werden, daß dieſer, nach dem Urtheile entſchiedener Freunde Sybel's die Gränzen der Mäßigung hier und da überſchreitende Angriff nicht ohne Erwiederung bleiben werde. Und ſo iſt denn von Seiten Hüffer's eine ſolche erfolgt, zum Glück aber mit voller Bewahrung des wiſſenſchaftlichen Anſtandes und ſtreng innerhalb der Schranken objektiver Kritik. Während man Herrn Hüffer, ob ſeines kaltblütigen Temperaments in der Form ſchon vorab recht geben darf, iſt man, nach den jetzt gegebenen Erläuterungen und wichtigen Zuſätzen, auch inhaltlich in der Lage, die Hüffer'ſche Darſtellung gegen die harte Anklage der Ungründlichkeit, ja des Dilettantismus, in Schutz nehmen zu dürfen, denn es ſind nun zu Hüffer's Gunſten eine Menge von Entlaſtungsmomenten an's Licht getreten, welche freilich für Sybel's zum Theil etwas kühne Behauptungen ebenſoviel Belaſtungs = Momente ſind. Wir haben ſchon in No. 40 des vorjährigen „Magazin" vom 3. October 1868 lebhafte Zweifel darüber kund gegeben, wo denn Hüffer's angeblicher „Hymnus auf Thugut, den Großdeutſchen" in deſſen Buche ſteckt, wo denn in aller Welt Hüffer den öſterreichiſchen Premierminiſter als einen „Ausbund von Reichspatriotismus" ſchildert und wo denn überhaupt eine Verdächtigung Preußens im Gegenſatze zu der Verherrlichung Oeſterreichs von Hüffer geliefert wird? Unſeres Wiſſens gehört Prof. Hüffer, kaum um eine Schattirung verſchieden, derſelben politiſchen Richtung wie ſein Gegner an; der Streit Beider iſt im eigenſten Sinne des Worts eine rixa domestica preußiſcher Schriftſteller, die, nachdem ſie einmal durch perſönliche Antriebe verbittert wurde, allerdings in den Augen von Ausländern ein unliebſames Gepräge darbieten muß. Herrn Prof. v. Sybel iſt es begegnet, daß die vornehmſte und geleſenſte italiäniſche Revue, die Florentiner Nuova Antologia vom September 1868 ſofort unzweideutig gegen ihn Partei ergriffen hat, was bei der Verwandtſchaft der beiderſeitigen Anſichten eine beredſame Verwarnung ausdrückt. Sehr gewichtige hiſtoriſche Autoritäten Norddeutſchlands haben noch unumwundener dem Werke Hüffer's ihren Beifall geſchenkt. Es verdient denſelben, weil es für die Beurtheilung der hiſtoriſch-politiſchen Fragen der Jahre 1793—1796 ein umfaſſendes Material herbeigeſchafft und die einſchlagenden Streitpunkte mit Fleiß und Unparteilichkeit erörtert hat.

Inzwiſchen, laſſen wir alle Perſönlichkeiten dieſes Zwiſtes bei Seite und werfen wir einen Blick auf die großen hiſtoriſchen Kataſtrophen, um deren rechte Würdigung es ſich handelt.

Der Punkt, welcher zunächſt das Intereſſe herausfordert, iſt die angeblich freiwillige Räumung Belgiens durch Oeſterreich

*) Die Politik der deutſchen Mächte im Revolutionskriege bis zum Abſchluß des Friedens von Campo Formio, von Hermann Hüffer. Zugleich als Erwiederung auf Heinrich von Sybel's Ergänzungs-Heft zur Geſchichte der Revolutionszeit. Münſter, Aſchendorff.

Digitized by Google

im Juli 1794, eine Maßregel, die Herr v. Sybel vor Allem dem Einfluſſe des Premierminiſters Thugut zuſchreibt. Aber derſelbe Geſchichtſchreiber iſt wiederum einer Derjenigen, welche behaupten, daß der Gedanke an die Erwerbung Bayerns die öſterreichiſchen Staatsmänner noch drei Jahre ſpäter beſchäftigt habe. Belgien war, wie Jedermann weiß, das von Joſeph II. erwählte und ſtets im Auge behaltene Tauſchobjekt; wie wunderbar nun, wenn Oeſterreich gerade dieſe Provinz freiwillig geopfert, alſo gerade das Tauſchobjekt leichtſinnig aus den Händen gegeben hätte? Die freiwillige Räumung Belgiens, noch dazu vom Standpunkte Thuguts, iſt, politiſch betrachtet, gewiß höchſt unwahrſcheinlich, aus diplomatiſchen Akten läßt ſich durchaus nichts Beſtimmtes für ſie angeben; was Herr v. Sybel vorgebracht hat, iſt ein ſehr geiſtreiches und überaus geſchickt angelegtes Gewebe von Vermuthungen, die ſich nur auf vereinzelte Aeußerungen engliſcher und preußiſcher Generale ſtützen, allenfalls höchſtens auf die Privatmeinung des öſterreichiſchen Oberſten Mack, der aber in einer Denkſchrift an Kaiſer Franz II. ſeine Anſicht über Belgiens Vertheidigung oder Preisgabe nur fragweiſe und in äußerſt hypothetiſcher Form ausgedrückt hat. Das gelegentliche, ſehr allgemein gehaltene Urtheil von Friedrich Gentz, der 1794 noch preußiſcher Subalternbeamter war und an eine Ueberſiedelung nach Oeſterreich erſt zehn Jahre darauf gedacht hat, kommt überhaupt gar nicht in Betracht; es iſt aus nachträglichen Erkundigungen geſchöpft worden und giebt eine reſtringirende Zuſtimmung zu einem fremden Urtheil (dem des Abbé de Pradt). Daß vollends der öſterreichiſche General-Quartiermeiſter Prinz Waldeck das Geheimniß der Räumung dem preußiſchen Bevollmächtigten Grafen Dönhoff Monate vor der Ausführung ſolle verrathen haben, beruht lediglich auf einer vagen Erklärung des nichts weniger als diplomatiſchen Dönhoff und hat, wie doch ganz offenbar iſt, alle Logik und alle Wahrſcheinlichkeit gegen ſich. Wie würden Preußen, England und Holland in die Trompete geſtoßen haben, wenn der öſterreichiſche Stabschef dieſen bedenklichen Plan ſo frühzeitig ausgeplaudert hätte! Wenn Mack ihn hegte, Waldecks Gegner, der ſo eben von Dieſem aus ſeinem Poſten verdrängt war, ſo hatte das einigen Sinn und Menſchenverſtand, doch wird von Hüffer auch das ſtark bezweifelt; bei Waldeck jedoch verſchwindet der Verdacht, weil urkundlich feſtſteht, daß gerade Waldeck es war, der am 1. Juli 1794 nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus im Kriegsrathe zu Braine-la Leud mit den eindringlichſten Vorſtellungen die kräftige Behauptung der belgiſchen Provinzen befürwortet hat. Am Wenigſten endlich iſt daran zu zweifeln, daß der Kaiſer ſelbſt (Franz II), der doch an erſter Stelle von Thugut berathen wurde, der Räumung Belgiens auf das Entſchiedenſte abgeneigt war. Um die Vertheidigung dieſes Kronlandes beſſer überwachen zu können, war er perſönlich nach Belgien gekommen; die Angabe Sybel's, das habe er „aus Langerweile“ (ſo buchſtäblich!) gethan, iſt ein eigenthümlicher Nothbehelf angeſichts der dazumal ſo drohenden Verwickelungen im Oſten Europa's und zwar eben wegen der von Sybel hier ſo ſtark betonten polniſchen Frage, welche die Anweſenheit des Kaiſers in Wien ſehr wünſchenswerth machte. Von „Langerweile“ konnte nicht wohl die Rede ſein. Mit großem Eifer nahm ſich der Kaiſer der Kriegführung an; Witzleben, Sybel's militäriſche Autorität für dieſen Feldzug, bezeugt dies klar (in der Biographie des Feldmarſchalls Prinzen von Coburg), der Kaiſer war an die Sambre geeilt, den Muth der Truppen anzufeuern; er beſtand auf der ſchleunigen Rettung des von den Franzoſen bedrohten Ypern, deſſen Entſatz nur dadurch unmöglich gemacht wurde, daß 60,000 Franzoſen den Uebergang über die Sambre erzwungen hatten und folglich die öſterreichiſche Flanke ſich bloßgeſtellt fand; erſt, als ſo der Zug nach Flandern vereitelt war, geht der Kaiſer nach Brüſſel, um von dort, am 13. Juni 1794, die Rückreiſe anzutreten. Nun erfolgte die Niederlage bei Fleurus und nach ihr der nothgedrungene Rückzug der Oeſterreicher, aber ſchon am 15. Juli kam aus Wien ein kaiſerliches Schreiben, das in ſcharfen Ausdrücken den Rückzug beklagte und die Aufforderung enthielt, ſobald es irgend thunlich, wieder zur Offenſive überzugehen. Außerdem waren bei der Abreiſe des Kaiſers bewährte Anhänger Oeſterreichs an die Spitze der belgiſchen Verwaltung geſtellt worden. Daß Thugut der Räumung durchaus entgegen war, geht ſchon aus ſeiner Stellung zu dieſen Männern, aus ſeinem eifrigen Einſchreiten gegen die capitulirenden Feſtungscommandanten, aus ſeiner Sendung des Belgiers Mercy d'Argenteau nach London wegen Abſchluß eines neuen Subſidienvertrages und indirect ſogar aus einem Gegenargumente des Herrn von Sybel hervor. Der in Wien ohne Commando lebende Marſchall Lascy wird in einer Depeſche des preußiſchen Geſandten Luccheſini ein offener Befürworter der Räumung genannt. Allein Lascy war das erklärte Oberhaupt der Thugut feindſeligen Hofpartei; er hatte trotz Thugut den Oberbefehl in Belgien erlangen wollen und Thugut dies durch den energiſchen Hinweis auf Lascy's Alter und Langſamkeit und auf ſeine notoriſch geringe Fähigkeit zu Offenſivoperationen verhindert! Wo bleibt da die Anklage gegen den Miniſter?

Nicht beſſer ſteht es mit der Sybel'ſchen Behauptung, der ihm bitter verhaßte Thugut habe zur Zeit der preußiſchen Friedensverhandlungen in Baſel, ſeinerſeits auch in Paris mit Frankreich Unterhandlungen gepflogen, dahin gerichtet, daß dieſes gegen definitive Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers Oeſterreich zu dem Beſitze Bayerns verhelfen möge. Die Mittelsperſon bei dieſem Geſchäft ſoll der damalige toscaniſche Geſchäftsträger in Paris, Ritter von Carletti, geweſen ſein. Hüffer hat aus dem Briefwechſel der franzöſiſchen Bevollmächtigten mit dem Wohlfahrtsausſchuſſe den Nachweis geführt, daß eine dergleichen Unterhandlung gar nicht exiſtirt hat und woher die Spuren des Gerüchtes davon entſtanden ſind; er hat aufgezeigt, daß das preuß. Staatsminiſterium, d. h. Graf Haugwitz ſelbſt, die Richtigkeit dieſes Geſchwätzes officiell anerkannt habe und wie viel Friedrich Wilhelm II darauf angekommen ſei, daß dem Gerede kein Werth beigelegt werde. Da verſchanzt ſich Herr v. Sybel hinter das Wort „Unterhandlung“; nicht von „Unterhandlung“, das ſei eine bequeme „Erfindung“, ein „Hirngeſpinnſt“ Hüffer's, ſondern nur von „privaten Aufſchlüſſen“ und Andeutungen habe er geſprochen. Er kann nicht genug betheuern, daß eine „Carletti'ſche Unterhandlung“ als „Unterhandlung“ ſich natürlich leicht wegdemonſtriren laſſe. Leider hat Sybel hierbei völlig überſehen, daß Er ſelbſt in der Geſchichte der Revolutionszeit (3. Ausg. Bd. III, S. 404) dieſe jetzt „privaten Aufſchlüſſe“ eine öſterreichiſche Unterhandlung genannt hat. Und wie reimt es ſich mit „privaten Aufſchlüſſen“, daß die Beſprechungen mit Carletti nach Sybels Darſtellung den franzöſiſchen Staatsmännern als „ſichere Anträge der öſterreichiſchen Regierung“ erſchienen und ſogar eine „Stockung der Kriegsoperationen“ davon die Folge war? Der toscaniſche Miniſter des Auswärtigen, General Manfredini, ſoll Thugut's Gedanken an Carletti befördert haben. Hier iſt Herrn v. Sybel das ſeltſamſte Mißgeſchick begegnet. Die Stelle einer Depeſche Luccheſini's, die Manfredini als Unterhändler verrathen

Digitized by Google

ſoll, beſagt nach richtiger Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen das ſtricte Gegentheil von Sybel's Behauptung! Luccheſini leugnet entſchieden, daß Thugut einem ſo eitlen, zudringlichen Menſchen wie Manfredini ſich anvertrauen könne! Man ſtaunt über das Mißverſtändniß, wenn man die von Sybel ſelbſt mitgetheilte Originalſtelle nachlieſt. Wahrlich, der gefeierte Hiſtoriker ſcheint ſeinem Bonner Collegen eine offene, freimüthige Ehrenerklärung ſchuldig zu ſein! Trautwein von Belle.

Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben.

Im vergangenen Jahre hatten wir Veranlaſſung, den erſten Theil der unter obigem Titel erſchienenen Memoiren des ehemaligen Benedictinermönchs Pater Iſidor, als Menſch Dr. Wagner genannt, zu beſprechen; jetzt liegt der zweite Theil derſelben vor*), während der erſte, wie bei ſeinem Erſcheinen zu erwarten war, ſchon in zweiter Auflage herausgekommen iſt. Was wir damals hinſichtlich des letzteren beſonders betonten, nämlich ſeinen hiſtoriſchen Werth als Beitrag zur Sittengeſchichte unſeres Jahrhunderts, das können wir in Betreff des zweiten und Schlußbandes nur in verſtärktem Maße wiederholen und noch hinzufügen, daß dieſer außerdem als Beitrag zur Kirchengeſchichte unſerer Zeit von unſchätzbarem Werthe iſt. Der in den Klöſtern herrſchende cyniſche Atheismus wird rückſichtslos aufgedeckt, und hierbei findet der Leſer zugleich den Schlüſſel zu den Kataſtrophen, mit denen ſo mancher edle Menſch ſeine Laufbahn als Mönch endete — ſei es, wie uns die Memoiren berichten, daß er ſich wie der gute Pater Maurus ſyſtematiſch in Branntwein erſäufte, oder wie der hochgebildete, philoſophiſche Benedictiner Michael E.... in der Donau ertränkte, oder wie die Patres Friedrich und Joſeph ſich aus Lebensüberdruß in noch gewaltſamerer Weiſe den Tod gaben, wenn nicht gar, wie ſo mancher andere, als tobſüchtige Irrſinnige in irgend einer wohlverwahrten Zelle unter Anwendung der Zwangsjacke den Tod erlitten, oder wie der Pater Albin (Heinrich Werner) und unſer Pater Iſidor ſich durch die Flucht einem ähnlichen Schickſale entzogen. Der Kampf edler Seelen in ſolch einer Anſtalt zur Verdummung und Knechtung der Geiſter muß in der That ein furchtbarer und aufreibender ſein; gegen ihn ſchützen keine Studien, keine amtlichen Berufsgeſchäfte, kein Wohlleben und noch weniger die reichen Einnahmen aus Meſſeſtipendien und Officien, oder die Ehrenbezeugungen, welche dem, „den Menſchen Unähnlichen und den Engeln Aehnlichen“ außerhalb der Kloſtermauern dargebracht werden; im Gegentheile, beſonders die letzteren treiben die Dinge auf die Spitze. Wir nahmen einſt, im traulichen Gedankenaustauſche mit Dr. Wagner, an den uns das Band innigſter perſönlicher Freundſchaft feſſelt, Veranlaſſung, ihn unumwunden zu fragen, ob es ihm angeſichts der Kämpfe und bitteren Erfahrungen, die er ſeit 20 Jahren in der Welt und in der „Freiheit“ überſtanden habe, niemals leid geworden ſei, den Ueberfluß und die Ehren des Kloſterlebens aufgegeben und auf alle die glänzenden Ausſichten verzichtet zu haben, welche ihm letzteres bei ſeiner eminenten Begabung und bei ſeinem koloſſalen Wiſſen in ſichere Ausſicht ſtellte. Die Antwort war: „Nein, und abermals nein! denn ſeit dem Abſtreifen des „Hochwürdigen“, ſeit der Flucht aus dem Kloſter habe ich mich ſelber achten können, während ich mich bis dahin verachten mußte, ja auch verfluchte, wenn ich in meinen Händen das Allerheiligſte erhob und es dem gläubigen, knieenden Volke zeigte!“ Man muß den edel denkenden und edel handelnden Mann perſönlich kennen, um folgende Stellen ſeiner Memoiren aus der Zeit des Kloſterlebens richtig verſtehen zu können:

„Sonſt, wenn mich Traurigkeit überfiel, pflegte der Schlaf zu tröſten; ich freute mich dann auf ihn und er ward mir ſo zu ſagen ein Freund. Nach und nach wurde er unzuverläſſig, endlich treulos. Wenn ich jetzt ſeiner am meiſten bedarf, kommt er nicht. Seitdem Leidenſchaften aller Art mich quälen und meine Nerven erregt ſind, hat er mir ſeine Wohlthaten gekündigt. Wenn er ſich erbitten läßt und mich heimſucht, ſo bringt er nicht Labung, ſondern erſchöpfende Träume voll Geſpenſter in ſchwarzgrauer Ordenstracht. Da giebt es jede Nacht Zank und Aerger und Verdruß. Was einſt ein Denker ſagte: „Satan ſelbſt wagt nicht, was ein Mönch, der Zügel entbunden, unternimmt“ — gilt mir in meinen nächtlichen Träumen.

„Und das Wachen? Wenn ich ſo durch die Felder dahin reite, werden Hypotheſen aufgeſtellt und unnütze Folgerungen gemacht; Beleidigungen werden zugefügt und gerächt; jeder Zwieſpalt der Ausſichten artet in Zank aus und dieſer wird bis in's Kleinlichſte durchgeführt; Rache ſucht ewig Nahrung und findet niemals Sättigung. So geht es in meinem armen Kopfe zu. Jeder kleine Groll, der ſich in größerer Geſellſchaft ſo ſchnell verliert, brennt hier in der Einſamkeit unauslöſchlich. Der Haß ſoll am gräßlichſten ſein, wenn er von einem Weibe ausgeht. Ich habe ihn nie kennen gelernt, aber mir iſt, als ob er nicht größer ſein könne wie der, den ich in mir ſelbſt erkenne.

„Und alle meine Empfindungen kommen mir ſo vertrocknet, ſo dürre und verkümmert vor. Ein einziges Mal — vor etwa acht Tagen — wurde mir, ich weiß nicht wie es kam, in Thränen leicht. Ich weinte den ganzen Tag und ein heiliger Friede kam dann über mich. Aber am andern Tage war's wieder ganz vorbei. Was für ein Bild muß einſt Goethe vor Augen gehabt haben, als er in ſeinem Fauſt die Worte niederſchrieb:

> Habt eures Urſprungs vergeſſen,
> Euch zu Sklaven vermeſſen,
> Euch in Häuſer vermauert,
> Euch in Sitten vertrauert,
> Kennt die goldenen Zeiten
> Nur als Märchen vom Weiten.

„Hat Goethe an ſolch unglückliche Mönche gedacht, wie ich Einer bin? — —

„Nicht was du haſt, macht dich reich, ſondern was du biſt.“ Arm ſind wirklich meine Brüder Mönche und ich bin es mit ihnen. Mich erfüllt jetzt nur ein einziger Gedanke, aber er beherrſcht die ganze Seele; all mein Bewußtſein geht von ihm aus. Arm bin ich bei aller Ueppigkeit des mich umgebenden Lebens, bei all dem Ueberfluſſe materieller Mittel. Ich bin ohne gediegene Kenntniſſe, ohne eigentliche Bildung, ohne geſunde Urtheilskraft; aber noch mehr, mir fehlen Glaube und Vertrauen, Liebe und Hoffnung, wie alles Gute, was dieſe göttlichen Gaben mit ſich bringen. Ueber Alles drückt mich der Mangel eines guten, ehrlichen Bewußtſeins, eines reinen Gewiſſens. Und ſo fehlt mir Alles, was zum Lebensglück nöthig iſt; nun auch noch Geſundheit, Gemüth, Muth und Kraft. Ich habe nicht Freunde, nicht Weib und Kind, nicht Eltern und Geſchwiſter, nichts Liebes auf der Welt. Wie ſchwer fällt mir da Uhland's Lied auf die Seele, das ich ſo eben zufällig beim Aufſchlagen eines halb zerriſſenen Almanachs zu leſen bekam:

*) Berlin, Carl Heymann's Verlag (Julius Imme), 1870.

Digitized by Google

„Ich bin ein gar ſo armer Mann
Und gehe ganz allein;
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes ſein."

Nun, das ehrliche Bewußtſein und reine Gewiſſen hat Wagner wieder erlangt und ſeine dreizehnjährige Leidenszeit als Mönch iſt wenigſtens nicht verloren, nicht nutzlos durchlebt, denn ſie lieferte ihm das Material zu den Memoiren, welche ſeinem Namen ein ehrenvolles Gedächtniß ſichern und uns eine höchſt nothwendige Belehrung geben über jene Rüſtſtätten des Römerthums, durch welche es ſeine alte Weltherrſchaft in veränderter, aber noch ſchlimmerer Form zur Knechtung der Völker fortſetzt. Ein ſolches Buch wiegt wohl ein Menſchendaſein auf.

Die demi-monde des Leſepublikums wird auch bei dem vorliegenden zweiten Bande ebenſo wenig ihre Rechnung finden als bei dem erſten, denn der Verfaſſer vermeidet gefliſſentlich das, was jene Art Leute hauptſächlich ſucht, und wo er nicht umhin konnte, darüber Mittheilungen zu machen, da wählt er eine möglichſt trockene Darſtellungsweiſe, um der obſcönen Sache das „Prickelnde" zu nehmen, um Abſcheu gegen das zu erwecken, was Abſcheu verdient. Oft deutet er derartige Dinge auch nur verblümt an, ſo daß ſchon einige Kenntniß dazu gehört, ihn zu verſtehen. Deshalb kann man das Buch auch anſtändigen Frauen und Mädchen als Lectüre empfehlen, ja das Leſen deſſelben Katholikinnen ſogar dringend anrathen.

Iſt der Verfaſſer wortkarg im Mittheilen natürlicher, *menſchlicher* Geheimniſſe, ſo iſt er deſto mittheilſamer in Sachen der *religiöſen* Myſterien, des eigentlichen geſchäftlich betriebenen Mythos, denn *dieſen* durch Enthüllung zu zerſtören iſt die Hauptaufgabe ſeines Werkes, wie jeder Denkfähige leicht herausfühlen wird und wie wir außerdem noch geſprächsweiſe erfahren haben. Um dem mit der Religion getriebenen *Mißbrauch*, dem auf Koſten wirklicher Gläubigkeit gepflegten *Aberglauben* entgegenzutreten, zeigt der Verfaſſer das Rüſtzeug des Römerthums und legt ſeine Kampfesweiſe bloß. Uns intereſſirte am meiſten die Entſtehungsgeſchichte eines Wunders, die mit einer reizend geſchilderten Scene im Weinkeller des Stifts in Verbindung dargeſtellt wird; ferner das Examen bei dem Dechant, welches der Verfaſſer vor der Zuweiſung einer beſtimmten Gemeinde zu beſtehen hatte; auch die Mittheilungen über Beichten und Abſolutions-Ertheilungen; nicht minder die Auslaſſungen über die Meſſen und Meſſeſtipendien und der Anhang von gedruckten Talismanen, die dem gläubigen Volke für wenige Kreuzer verkauft werden und von einer Beſchaffenheit ſind, für welche der ſchärfſte Ausdruck zu milde iſt. Die um ihren Rand gedruckten Charaktere erinnern lebhaft an das Abrakadabra mittelalterlicher Zauberer und Teufelsbeſchwörer, während die Anpreiſung ihrer Wirkſamkeit z. B. gegen Hieb, Schuß und Stich nicht bloß das Aergſte überbietet, was Charlatane unſerer Zeit über ihre Wundertränklein, Pillen ꝛc. auf dem Gebiete der Heilkunde leiſten, ſondern ſich geradezu wie die Faſelei eines Wahnwitzigen lieſt. Da heißt es u. A.: „Wer vielleicht vorſtehenden Worten keinen Glauben beimeſſen will, der darf ſie nur auf einen Zettel ſchreiben und denſelben einem Hunde um den Hals hängen, ſodann nach ihm ſchießen und er wird ihn gewiß nicht treffen." Oder: „Wenn Jemandem die Naſe blutet, oder wenn er ſonſt verwundet wird, der lege nur dieſen Brief darauf, ſo wird ſich das Blut ſogleich ſtillen, oder wer es nicht glauben will, der ſchreibe vorſtehende Buchſtaben (nämlich Z † K † B † D † Z † W † K †) auf ein Meſſer und ſteche ein Thier damit, es wird gewiß nicht bluten. Bin (†) Keſtus (†) Beſtus (†) Nornen (†) Sibuſch (†) Muanonement (†) Jeſus (†) Maria (†) Joſeph (†)." Welche Schlüſſe wohl ein ſpäterer Geſchichtsſchreiber aus derartigen Proben auf den Bildungsgrad unſeres Jahrhunderts thun muß!

Einige der Auslaſſungen des Verfaſſers über die *Meſſen*, welche ſich in dem Kapitel über die auswärtige Seelſorge finden, ſind nicht bloß in religiöſer, ſondern auch *volkswirthſchaftlicher* Beziehung ſo werthvoll, daß wir ihnen durch das „Magazin" eine weitere Verbreitung geben wollen:

„Ich habe ſoeben mein Meßſtipendien-Regiſter durchgeſehen; in demſelben ſind folgende Rubriken verzeichnet: Datum des Empfanges; Name deſſen, der das Stipendium bezahlt hat; die Intention, mit welcher die betreffende Meſſe zu leſen iſt; der Geldbetrag; Datum, wann die Meſſe perſolvirt worden. Wenn ich von heute an von keiner Seite her ein Stipendium mehr erhielte, ſo hätte ich an den ſchon erhaltenen etwa ſechsviertel Jahre lang alle Tage eine Meſſe zu perſolviren, ſo groß iſt ſchon die Zahl der Beſtellungen geworden. Von dem Pfarrer erhalte ich regelmäßig alle Montage vier; ſie ſollen ein etwaiges Gehalt oder Honorar für meine Aushilfe darſtellen. Von einzelnen Gemeindegliedern kommen manchmal mehr, manchmal weniger, oft von Einem ſechs auf einmal, je nachdem Feſte, Todesfälle und ähnliche Veranlaſſungen eintreten. Demnach wird aller Berechnung gemäß die Größe des Vorraths, ſo lange ich hier bin, noch anwachſen.

So nothwendig mir Geldeinnahmen ſind, auf die ich auch neben der ſogenannten vollſtändigen Verſorgung aus Stiftsmitteln angewieſen bin, und ſo ſehr gern ich überhaupt Geldmittel beſitze, weil dieſer Beſitz mich wie jeden Andern gewiſſermaßen freier macht: ſo muß ich doch auch wieder ehrlich geſtehen, daß es viel, viel erwünſchter wäre, wenn ich Geld auf andere Weiſe erwerben könnte als durch Meſſeleſen, und daß dieſer Erwerb — obwohl er nicht nur von Seite der kanoniſchen Geſetze vollſtändig erlaubt, ſondern mir ſogar zugewieſen iſt — vor dem Richterſtuhle meines Selbſtgefühls nicht leicht zu rechtfertigen ſein möchte.

Von wem kommen die Meßgelder? Wofür werden ſie gezahlt? — Wenn ſie, wie ſo häufig, von ärmeren Leuten kommen, die ſelber den ſchwer und langſam erſparten Gulden nöthig hätten, ſo brennt dieſer Gulden einem ſo zu ſagen in der Hand und Taſche. Kommen die Gelder von ſolchen Leuten, die wohlhabend ſind, und die damit leicht eine äußerliche Art großthueriſcher Frömmigkeit erkaufen, deren Vermittler dann der Prieſter iſt, ſo klebt eine Art Schmutz daran, mit dem man ſich, man möge wollen oder nicht, Hand und Taſche beſudelt. So ſteht's, wenn man die Sache genau nimmt.

Was nun aber noch die *Intention* der Leute betrifft, die bezahlen, und die des Prieſters, der das Geld annimmt, ſo liegt zwiſchen beiden ein Etwas, das man laut und öffentlich gar nicht bezeichnen darf. Die Leute bezahlen eigentlich nur eine Intention, nämlich ein kurzes, allgemein gehaltenes Gebetlein — das Memento — glauben aber die ganze Meſſe zu bezahlen, wie ſie iſt, vom Anfange bis zum Ende. Sie meinen, *Alles*, was der Prieſter da ſpricht und thut, gehöre *ihnen*, beziehe ſich auf *ſie*, auf *ihre* Sorgen und Angelegenheiten. Dem iſt aber nicht ſo oder mindeſtens nicht genau ſo, wie die Leute glauben und meinen. Ja, ich bin der Ueberzeugung, daß bei einer vollſtändigen Einſicht in das Weſen einer bezahlten heiligen Meſſe das chriſtliche Publikum ſich weniger beeilen würde, Meßſtipendien herbeizubringen. Verſtände das Volk lateiniſch, würden ferner die bei einer Meſſe vorkommenden Gebete, Lectionen und

Digitized by Google

Segnungen ſo langſam und deutlich geſprochen, daß ſie Jedermann verſtehen könnte, und wären die Leute überhaupt Denker, ſo wäre gewiß Alles, alſo auch dieſe Angelegenheit, anders. Man wüßte dann, daß in einer heiligen Meſſe — genau genommen — immer für Alle, für Lebende und Verſtorbene, und um Alles, was zu den Bedürfniſſen der allgemeinen katholiſchen Kirche gehört, gebetet wird. Des Bezahlers, der ſich ſagt, eine Meſſe ſei „die ſeine", wird eigentlich gar nicht, ſeiner Meinung oder Intention aber nur obenhin einmal, kurz erwähnt. Das iſt es, was mir nicht aus dem Kopfe geht und mir den ganzen Handel, ſo einträglich er ſein mag, mindeſtens unwürdig erſcheinen läßt, wenn ich ihn nicht einen Mißbrauch des ſogenannten frommen Glaubens oder wohl gar noch ärger benennen ſoll!

Das Eigenthümliche in der Sache iſt aber, daß ich mich ihr gar nicht entziehen kann. Würde ich die Annahme von Meßſtipendien verweigern oder wohl gar noch ehrlich genug ſein wollen, auch den Grund anzugeben, ſo könnte nur allgemeines Aergerniß entſtehen, das ſchöne Geſchäft für die Andern ruinirt und ich für verrückt erklärt werden. Im allermindeſten Falle würde ich mich nach allen Seiten hin verdächtigen und um allen geiſtlichen Einfluß bringen."

An einer anderen Stelle, die hauptſächlich von dem geiſtlichen und weltlichen Treiben an Wallfahrtsörtern handelt, ſagt der Verfaſſer über obige Ausbeutungsquelle des gläubigen Volkes: „Bei der Annahme von Meßgeldern geht es auf einem ſo beſuchten Wallfahrtsorte nicht ganz ohne Täuſchung des opferſüchtigen Publikums ab; es kann auch wohl nicht gut anders ſein. Viele Hunderte von Meſſen werden an einem Concurstage bezahlt und vom Meßner-Schullehrer oder ſeinem Gehilfen in das große Buch gewiſſenhaft eingeſchrieben. Intention und Umſtände werden genau angegeben. Eine Meſſe am Altar der Madonna koſtet etwas mehr als eine am Seitenaltar; ein geſungenes Amt noch viel mehr. Der Geldgeber aber iſt gewöhnlich der Meinung, daß ſeine beſtellte Meſſe bald, wo möglich ſchon in den nächſten Tagen in der Wallfahrtskirche ſelbſt geleſen werden würde. In dieſem Sinne wird die Zahlung auch geleiſtet und angenommen. Aber die vielen gezahlten Meſſen, welche da das ganze Jahr zuſammenkommen, können niemals alle am Wallfahrtsorte ſelbſt geleſen, ſie müſſen weiter gegeben werden. Der Pfarrer und ſeine Cooperatoren, von denen jeder täglich nur eine Meſſe mit einer Intention leſen darf, behalten die fetteſten; danach bekommen nachbarliche Pfarrer und Kapläne, als die gewöhnlichen Beichtgehilfen, beſſere Stipendien (die ſie ſich auch wohl mühſam genug verdient haben). Sie perſolviren dieſelben zu Hauſe. Der große Reſt wandert in das Kloſter und wird unter die Mitglieder zur gelegentlichen Perſolvirung vertheilt. So kommt es, daß die meiſten Intentionen des gläubigen und gut bezahlenden Volkes da und dort zerſtreut und oft erſt nach Jahren, jedenfalls alſo anders, als im Willen der Zahler lag, erfüllt werden. Wenn nur nicht etwa gar das Unglück vorkommt, daß ein gewiſſenloſer Prieſter mehr Meßgelder annimmt, als er je zu perſolviren im Stande iſt, was dann auch nicht einmal gleich entdeckt und gut gemacht werden kann, wenn es überhaupt entdeckt wird. Fälle der Art ſollen leider ſchon manchmal vorgekommen ſein, darauf weiſt wohl auch die höheren Orts jedem Prieſter auferlegte Verpflichtung hin, genaue ſchriftliche Controle über eingenommene und perſolvirte Stipendien zu führen und ſie gelegentlich dem viſitirenden Dechant vorzulegen. Mundus hic *non* vult decipi, *attamen* decipitur."

Der Verfaſſer giebt noch mehr Belege über dieſes „Betrügen der Welt gegen ihren Willen" und wir müſſen die Frage aufwerfen, ob denn ſolche Thatſachen erſt durch Dr. Wagner's Kloſter-Memoiren bekannt geworden ſind oder ob die Regierungen nicht ſchon längſt von ihnen Kunde hatten und, wenn dies der Fall, welche Gründe vorliegen mögen, daß hiergegen nicht eingeſchritten wird. Wir ſollten meinen, der Staat hätte die größte Verpflichtung, das Publikum gegen offenbare Prellerei, begangen von „Einrichtungen des Staates", zu ſchützen, und wenn er auch nicht das Meſſeleſen verbieten darf, ſo müßte er doch das Geldnehmen dafür verbieten oder, wie andere „Sporteln", ſelber in Beſchlag nehmen; zum Mindeſten aber ſollte er dafür ſorgen, daß die bezahlenden Leute genau darüber unterrichtet würden, wann und wo ihre beſtellte Meſſe wirklich geleſen worden iſt, was durch täglichen Anſchlag in der Landesſprache an den Kirchenthüren und durch ſchriftliche Mittheilung an die Zahler geſchehen könnte. Da würde ſich, wie Wagner ſehr richtig bemerkt, die Opferwilligkeit bald legen. Ueberhaupt hoffen wir, daß ſich manches ändern wird, wenn gewiſſe Regierungen, denen wir dieſe Kloſter-Memoiren ganz beſonders empfehlen, von dem Inhalte des Werkes recht eingehend Notiz nehmen.

Franz Maurer.

Frankreich.

Neue biographiſche Ermittelungen über Voltaire.*)

Es iſt immer eine intereſſante und der Unterſuchung würdige Aufgabe, die innere Geſchichte einer Zeit in dem Bilde eines ihrer hervorragendſten Männer zu ſtudiren. Man wird zu einem ſolchen Studium kaum irgendwo einen Philoſophen wählen, der, in der Abgeſchloſſenheit ſeines Arbeitscabinets den endlichen Gründen des Seins nachforſchend, chronologiſch zwar in ſeiner Zeit, ſachlich aber außer ihr lebt; das gewonnene Bild würde nothwendigerweiſe einſeitig ſein. Es giebt aber Perſönlichkeiten, die in dem Maße in ihrer Zeit und mit ihrer Zeit gelebt, daß man faſt zweifelhaft werden möchte, ob ſie das Werk ihres Jahrhunderts oder das Jahrhundert ihr Werk. Gewöhnlich iſt nur Königen und Fürſten eine ſolche hervorragende Rolle, ein ſo ausſchließlicher Einfluß auf ihr Zeitalter beſchieden. Wenn aber ausnahmsweiſe je ein gewöhnlicher Sterblicher in der Lage war, einer ganzen Epoche das Gepräge ſeines Geiſtes aufzudrücken, ſo war es Voltaire. Es gehörte dazu der Zufall, der ihn in einer zukunftsſchwangeren Uebergangsperiode geboren werden ließ, es gehörte dazu ſeine außergewöhnlich lange Lebensdauer und Geiſtesfriſche, es gehörte dazu die unermüdliche Regſamkeit und die koloſſale Arbeitskraft, die er beſaß, es gehörte endlich dazu, und das iſt nicht das geringſte Erforderniß, die ihm eigene Verſatilität des Geiſtes.

Daß das Bild eines Mannes, der in einem Grade, wie Voltaire, Typus und Incarnation einer Epoche war, von Flecken nicht frei ſein kann, iſt erklärlich. Da er außerdem, als der ausdauerndſte Vorkämpfer einer neuen Zeit gegen Intoleranz und Geiſtesverfinſterung, fortwährend mit mächtigen Parteien

*) Voltaire et la société française au XVIIIe siècle, par Gustave Desnoiresterres. I. Band: La jeunesse de Voltaire. II. Band: Voltaire au château de Cirey. III. Band: Voltaire à la cour. Paris, Didier et Cie., 1868, 1869.

Digitized by Google

in erbittertem Streite lag, ſo konnte es nicht fehlen, daß er Biographen hatte, welche alles Licht da hätten tilgen mögen, wo ohnehin des Schattens ſchon genug war. Es fehlte ihm andererſeits nicht an begeiſterten Anhängern, welche nach der entgegengeſetzten Seite hin ſündigten. So wurde das Bild bald zu ſchwarz, bald zu hell, aber immer falſch. Die Arbeiten von Luchet, Duvernet und Condorcet ebenſowohl wie die von Lepan, Paillet de Warcy und Harel fallen einer dieſer beiden Kategorieen anheim. Andererſeits hatte erſt die neuere Forſchung die hauptſächlichſten Materialien an's Licht gebracht, welche der Lebensbeſchreibung jedes großen Mannes, vor Allem aber der Voltaire's zu Grunde gelegt werden müſſen, nämlich ſeinen höchſt umfangreichen Briefwechſel, der trotz der Maſſe des Vorhandenen nur zum Theil erhalten iſt, da Voltaire einer der emſigſten Briefſchreiber war, die jemals lebten, und wir aus ſeinen eigenen brieflichen Aeußerungen wiſſen, daß er an manchen Tagen zwanzig bis dreißig Briefe ſchrieb.

Eine neue Biographie Voltaire's, die einerſeits das wahre Bild an Stelle der nach verſchiedenen Seiten hin gefälſchten ſetzte, andererſeits die nun aufgeſchloſſenen und noch aufzuſchließenden Materialien zweckmäßig verwerthete, war deshalb gewiß ein zeitgemäßes und höchſt einladendes Unternehmen. Doch bot es Schwierigkeiten dar, welche nur eine enorme Ausdauer und eine unendliche Liebe zur Sache überwinden konnte.

Zunächſt war nicht allein die voluminöſe Correſpondenz Voltaire's, die erſt zum Theil veröffentlicht iſt, in den verſchiedenen Bibliotheken Frankreichs und des Auslandes durchzuſuchen und auszubeuten, es mußten auch die etwa vorhandenen Briefe oder Papiere ſeiner Zeitgenoſſen, mit denen er in näherer oder entfernterer Verbindung geſtanden, ſorgfältig durchforſcht werden.

Dem neuen Biographen Voltaire's lag dann ein zweites Geſchäft ob, ſchwieriger als das erſte, die genaue Vergleichung aller Daten und Angaben Voltaire's (die mehr als alle anderen Hilfsmittel der Controle bedürfen) mit allen officiellen Acten, die irgendwie zu Rathe gezogen werden konnten. Dazu gehörten vor allen Dingen die Tauf-, Trau- und Todtenregiſter der Stadt Paris, welche in den Stadtarchiven aufbewahrt werden, ferner die Regiſter des Secretairs des königlichen Hauſes, welche in den Archiven des Kaiſerreichs befindlich ſind, endlich die Gefangenenregiſter der Polizeipräfectur, da Voltaire auch mit der Baſtille Bekanntſchaft gemacht.

Die Arbeit bot der Mühe genug, wie man ſieht, und Herr Desnoiresterres hat ſie ſich nicht leicht gemacht. Die vorliegenden Bände, welche bis zur erſten Zeit von Voltaire's Aufenthalt in Potsdam reichen, zeigen, wie ausgiebig er das reiche, zum großen Theile noch in Archiven und Bibliotheken ſchlummernde Material ausgebeutet. Und alle dieſe tauſend Einzelnheiten, dieſe mühſam herangetragenen Steinchen ſind ſehr gut zu einem Ganzen verarbeitet, zu einem kunſtvollen, bunten Moſaik, deſſen allmählichem Aufbauen und einzelnen Entwickelungen man mit Intereſſe bis zum Ende folgt. Wären nicht die zahlreichen Anmerkungen, welche der Verfaſſer, ganz gegen franzöſiſche Gewohnheit, faſt auf jeder Seite bringt, wären nicht die zahlreichen Auszüge aus Correſpondenzen, ſeltenen Werken und handſchriftlichen Quellen, die mit löblicher Genauigkeit, ohne die ſonſt übliche entſtellende Verjüngung der Orthographie, im Texte ſelbſt mitgetheilt werden, ſo würde dem Leſer kaum die erforderlich geweſene Arbeit zum deutlichen Bewußtſein kommen.

Auf den reichen Inhalt der bis jetzt erſchienenen drei ſtarken Bände, von denen der erſte Voltaire's Jugend, der zweite ſeinen Aufenthalt auf dem Schloſſe Cirey (bei der Marquiſe von Chatelet), der dritte ſeinen Aufenthalt am Hofe bis zu ſeiner Reiſe nach Potsdam umfaßt, hier näher einzugehen, müſſen wir uns des beſchränkten Raumes halber verſagen und wegen des ſachlichen Inhalts auf das Werk ſelbſt verweiſen, welches eine werthvolle Quelle für die Kenntniß der franzöſiſchen Zuſtände, namentlich unter Ludwig dem Fünfzehnten, zu werden beſtimmt iſt. Wir können uns aber nicht verſagen, auf eine Reihe von Reflexionen des Verfaſſers aufmerkſam zu machen, welche hervorzuheben beſtimmt ſind, wie folgenreich für Voltaire's Entwickelung ſeine, auf Einladung Friedrich's des Großen erfolgte Reiſe nach Preußen war und welche die intereſſante Thatſache an's Licht ziehen, daß die Entfernung des Dichters aus Frankreich faſt wie ein Staatsereigniß angeſehen wurde.

„Man verſichert mir", ſchrieb Lord Cheſterfield (einer der eifrigſten Bewunderer Voltaire's), „daß Voltaire ſich für immer in Berlin niedergelaſſen hat; erklären Sie mir doch die Gründe einer ſolchen Auswanderung. Er iſt Mitglied der Akademie, Hiſtoriograph von Frankreich und gentilhomme ordinaire des Königs, außerdem reich; entſagt er Frankreich, um der Annehmlichkeiten Deutſchlands und des deutſchen Zartgefühls zu genießen? Ich begreife es nicht; wenn es wahr iſt, daß er in vollem Ernſte Frankreich Lebewohl geſagt hat, ſo wird er bald ſehr gewagte Sachen in die Welt ſchicken. Die Baſtille hat bis jetzt ſeine Proſa wie ſeine Verſe ſehr genirt."

Dieſen Bemerkungen Lord Cheſterfield's an eine hochſtehende Landsmännin Voltaire's fügt Herr Desnoiresterres hinzu:

„Daran hätte freilich ein klarſehendes Miniſterium denken ſollen. Voltaire konnte allerdings im Auslande, wo nichts ihn zurückhielt, ſich weit größere Kühnheiten erlauben, als in Paris, wo die Sorge für ſeine eigene Ruhe und Sicherheit ihn zu mehr Zurückhaltung und Klugheit verpflichtete. Man hätte ihn mit Ehren überhäufen und ihn gleichzeitig verhindern ſollen, die Gränze zu überſchreiten; man hätte ihn immer in der Hand haben und andauernd das Schwert des Damokles über ſeinem Haupte ſchwebend erhalten müſſen. Voltaire wäre freilich Voltaire geblieben, und man hätte ſich ſchon entſchließen müſſen, den Aufſchwung dieſes — wenn die Leidenſchaft ſeine heitere Ruhe nicht trübte — ſtets unabhängigen und hochherzigen Geiſtes ruhig zu geſtatten. Aber er hätte ſich doch jedenfalls ſo eingerichtet, nicht alle vierzehn Tage in die Baſtille geſteckt zu werden. Anſtatt deſſen verließ er Frankreich, um nicht wieder zurückzukehren; denn er kehrte dahin nur zurück, um dort — am Tage nach einem Triumph, wie ihn nie ein Conſul, niemals ein ſiegreicher Kaiſer gefeiert — langſam zu verlöſchen. Und während dieſer achtundzwanzig Jahre Entfernung von Frankreich wird er, geſchützt gegen die lettres de cachet, jene Tauſende von Brandbroſchüren ausſchleudern, welche die öffentliche Meinung machen, die Gegenwart untergraben und für die Zukunft neue Horizonte einer neuen Generation, einem neuen Frankreich eröffnen werden. Könnte man aus ſeinem Leben den gezwungenen Aufenthalt in England ſtreichen, hätte man ihn in Paris und in Verſailles feſthalten können, ſo hätte er vielleicht den beſten Theil ſeines unermüdlichen Geiſtes gegen die Defontaines, die Freron, die Beaumelle, die Clement und alle dieſe Mißgeburten verſchwendet, welche man nicht bekämpfen kann, ohne ſich ſelbſt zu erniedrigen. — Wie dem auch ſei und wie entfernt man auch noch von der Revolution war, welche Voltaire nicht mehr ſehen ſollte, die Politiker tadelten die Regierung hart, ihre Zuſtimmung zu ſeiner Abreiſe gegeben zu haben. Längſt war ſeine Vertraulichkeit mit dem König von Preußen von Argwöhniſchen

Digitized by Google

wie eine Art Staatsverbrechen angeſehen, und wenn man ihnen geglaubt hätte, ſo würde man ſchon von Anfang an ſich ſeinen Reiſen nach Rheinsberg und Berlin wie ſeinen Abſtechern nach Flandern widerſetzt haben. „Frau von Chatelet“, ſo leſen wir in einem Polizeijournal von 1743, welches wir oft benutzt, „wird ſofort Voltaire nach Brüſſel nachreiſen. Man hebt hervor, daß man dieſen Dichter hätte gewinnen oder ſich ſeiner verſichern ſollen; er iſt ſehr unzufrieden, ſehr gereizt und ſteht ſehr gut mit dem König von Preußen.“

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß manche von Voltaire's wirkungsreichſten Schriften in Paris oder Verſailles wohl nicht geſchrieben worden wären, und der große König hat gewiß durch ſeine dringenden und wiederholten Einladungen indirect dazu beigetragen, die ſchriftſtelleriſche Richtung und Wirkſamkeit Voltaire's weit intenſiver zu machen, als ſie ohne ſeine Entfernung aus Frankreich geworden wäre. Die weiteren von Herrn Desnoiresterres beigebrachten Zeugniſſe ſind höchſt intereſſant, weil ſie von einer Voltaire ſchon bei ſeinen Lebzeiten beigelegten Wichtigkeit zeugen, wie deren vielleicht nie ein Schriftſteller in gleichem Maße beſaß.

Die Geſchichte der Beziehungen Voltaire's zu Friedrich iſt in dritten Bande erſt eingeleitet. Der folgende Band wird jedenfalls dies in ſo vielen Hinſichten intereſſante Kapitel der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts weiter vertiefen; es ſind da noch ſo manche Punkte aufzuhellen, und wir zweifeln nicht, daß ein ſo fleißiger und gewiſſenhafter Forſcher, wie Herr Desnoiresterres, darin gleiches Glück und Geſchick beweiſen wird, wie er in den vorliegenden drei Bänden in der Aufklärung ſo vieler intereſſanter Details an den Tag gelegt.

Paris. F. W.

England.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen in London.

Die Society for the Employment of Women hat kürzlich ihren zehnten Jahresbericht veröffentlicht. Das Comité erkennt darin mit freudiger Genugthuung an, daß es ihm während der zehn Jahre ſeiner Wirkſamkeit gelungen ſei, den Verlegenheiten mancher Frau in geeigneter Weiſe abzuhelfen, manchen neuen Zweig der Erwerbsthätigkeit für Frauen des höhern Mittelſtandes zu eröffnen und erklärt es als unerläßlich, um künftige Generationen vor ähnlichen Leiden zu bewahren, die Mädchen ebenſo gut wie die Knaben ſyſtematiſch und regelmäßig für verſchiedene Felder der Induſtrie auszubilden.

Eine große Schwierigkeit, mit welcher der Verein zu kämpfen hat, ergiebt ſich daraus, daß die Frauen ſeine Hilfe gewöhnlich erſt dann in Anſpruch nehmen, wenn ſie ohne jede andere Hilfsquelle und weder im Stande ſind, für ihren Unterricht etwas aufzuwenden, noch ſich während einer etwa zu abſolvirenden Lehrzeit zu erhalten.[*]) Frauen in ſolcher Lage bleibt gewöhnlich nichts übrig, als die Stelle einer Geſellſchafterin, Haushälterin oder Bonne anzunehmen, wodurch naturgemäß das Angebot für derartige Stellungen die Nachfrage ſehr bedeutend überſteigen muß. Außerdem beſitzt nicht jede Frau, die für ihre Exiſtenz zu ſorgen hat, das Temperament und die Fähigkeiten, welche für eine ſolche Stellung erforderlich ſind, woraus ſich ebenfalls eine große Summe des Elends ergiebt, die vermieden werden könnte, wenn die Mädchen rechtzeitig für Beſchäftigungen, die mit ihren Neigungen und Fähigkeiten im Einklang ſtehen, vorgebildet würden. Eine ſolche Ausbildung müſſe aber erlangt werden, ſo lange die betreffenden Mädchen noch ein Vaterhaus beſitzen und ihre Eltern im Stande ſind, die Koſten dafür zu zahlen. Das Comité könne Denjenigen, die kein ſpezielles Fach verſtehen und unfähig ſind, wenigſtens Etwas für ihre Ausbildung zu thun, nur ſehr wenig Hilfe angedeihen laſſen. Die Unzulänglichkeit und mangelnde Accurateſſe der weiblichen Arbeiten, über die ſo oft geklagt würde, ſei nur eine Folge der mangelnden Vorbildung. Eltern wie Töchter ſchreckten zurück vor der Forderung, gleich den Knaben fünf bis ſieben Jahre ſich in ernſtlichem, ſyſtematiſchem Studium auf einen Beruf vorzubereiten und wenn ſie vermöge der oberflächlichen Ausbildung, die ſie genoſſen, in der erwählten Beſchäftigung keinen Erfolg haben, ſo würde als Grund dafür das im Publikum herrſchende Vorurtheil, zarte Geſundheit, nervöſe Organiſation, kurz alles Mögliche angeführt, nur nicht die wahre Urſache: Mangel an gründlichen Kenntniſſen.

Die Geſellſchaft befürwortet das Studium der Medicin und Pharmacie, ferner Glasmalen, Modelliren, Vergolden, Friſiren und Perrückenmachen, Schriftſetzen, das Faſſen von Edelſteinen, die Photographie u. ſ. w. als geeignete und ſich bewährende Beſchäftigungen für Frauen.

Die Middle Class School für Mädchen, Great Ormond Street, fährt fort, Gutes zu leiſten. Die dort am meiſten kultivirten Lehrgegenſtände ſind: Buchhalten, Leſen, Schreiben und Rechnen. Ebenſo wird daſelbſt in engliſcher und bibliſcher Geſchichte, Geographie, Zeichnen, Singen und weiblichen Handarbeiten unterrichtet. Die Durchſchnittszahl der Beſucherinnen betrug im verfloſſenen Jahre wöchentlich 65. Das Schulgeld belief ſich für Schülerinnen unter zehn Jahren wöchentlich auf 1 Schilling, für ältere Schülerinnen 1 Schilling 6 Pence. Eine franzöſiſche Klaſſe, welche ſich wöchentlich zwei Mal nach den gewöhnlichen Schulſtunden verſammelt und für die noch ein beſonderes Honorar gezahlt wird, war von 15 Theilnehmerinnen beſucht. Während des verfloſſenen Jahres haben durch Vermittlung des Vereins 48 Perſonen feſte Stellen und 46 zeitweiſe Beſchäftigung erhalten.

Der Verein hat ſeit Kurzem die Protection der Königin und der Prinzeſſin Louiſe erhalten, wie auch der Frau Kronprinzeſſin von Preußen, welche dem gleichen Tendenzen folgenden Berliner Verein ſchon länger ihre huldvolle Unterſtützung gewährt.

Anknüpfend an dieſe letztere Mittheilung können wir hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der erſt im vierten Jahre beſtehende Berliner Verein durch ſeinen demnächſt zu veröffentlichenden dritten Rechenſchaftsbericht verhältnißmäßig weit beſſere Reſultate zu melden haben wird und daß namentlich ſein Arbeits-Nachweiſungsbüreau ganz andere Zahlen der von ihm vermittelten feſten Stellen und zeitweiliger Beſchäftigung aufzuweiſen haben wird.

---

[*]) Zu ganz gleichen Klagen ſieht ſich der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts in Berlin veranlaßt und es kommt nicht ſelten vor, daß die leitenden Perſönlichkeiten von derartigen Damen, denen zuweilen mit dem beſten Willen nicht zu helfen iſt, mit bittern Vorwürfen überhäuft werden.

Digitized by Google

Schweiz.

Gottfried Semper: „Ueber Bauſtyle".*)

Der vorliegende Vortrag des durch ſein geiſtvolles Werk: „Der Styl" bekannten Architekten und Kunſttheoretikers bietet viel Anregendes und fein Gedachtes, wenn wir auch das Ganze etwas mehr von der flüchtigen Form des Vortrags entkleidet, klarer und abgerundeter zu haben wünſchten. „Styl, ſagt Semper, iſt die Uebereinſtimmung einer Kunſterſcheinung mit ihrer Entſtehungsgeſchichte, mit allen Vorbedingungen und Umſtänden ihres Werdens. Vom ſtyliſtiſchen Standpunkt aus betrachtet, tritt ſie uns nicht als etwas Abſolutes, ſondern als ein Reſultat entgegen. Styl iſt der Griffel, das Inſtrument, deſſen ſich die Alten zum Schreiben und Zeichnen bedienten, daher ein ſehr bezeichnendes Wort für jenen Bezug zwiſchen der Form und der Geſchichte ihrer Entſtehung." Denn ſowohl die techniſchen und perſönlichen Momente der Entſtehung eines Kunſtwerkes ſind hiermit angedeutet, als auch der zu behandelnde Stoff, d. h. theils die eigentliche phyſiſche Materie, theils die Aufgabe, welche man ſich zu künſtleriſcher Verwerthung ſtellt.

Wie entſtehen nun Style? Welche von den unendlich vielen Stylen oder ſogenannten Stylen haben hiſtoriſche und äſthetiſche Berechtigung, und welche nicht? Einige Andeutungen zur Beantwortung der hier geſtellten Fragen zu geben, iſt der Zweck der Semper'ſchen Schrift. „Man bezeichnet ſehr richtig die alten Monumente als die foſſilen Gehäuſe ausgeſtorbener Geſellſchafts-Organismen, aber dieſe ſind letzteren, als ſie lebten, nicht wie Schneckenhäuſer auf den Rücken gewachſen, noch ſind ſie nach einem blinden (?) Naturprozeß wie Korallenriffe aufgeſchoſſen, ſondern freie Gebilde des Menſchen, der dazu Verſtand, Naturbeobachtung, Genie, Willen, Wiſſen und Macht in Bewegung ſetzte."

Wenn wir alſo die Frage nach der Entſtehung der Bauſtyle ſtellen, ſo kommt in erſter Linie in Betracht der ſchöpferiſche Willensakt des Einzelnen. Das freie Individuum, das mit göttlicher Schöpferkraft und Werdeluſt ausgeſtattete Genie iſt es auch hier, welches neue Bahnen eröffnet, neue Ziele weiſt, neue Formen aufſtellt, denen dann die Maſſen willenlos und mit Nothwendigkeit folgen. Auch iſt dieſe Thatſache nicht beſchränkt auf den Styl der Bauwerke; vielmehr ſind „die Erſcheinungen der Kunſtgeſchichte identiſch mit denen der allgemeinen Kulturgeſchichte des Menſchen, von der erſtere nur einen untergeordneten aber integrirenden Theil bildet."

„Die Menſchengeſchichte würde nur von chaotiſchen Zuſtänden der Geſellſchaft zu berichten haben, ohne das jeweilige Eingreifen bewegender oder ordnender Kräfte, mächtiger Einzelerſcheinungen oder Körperſchaften, die mit dem gewaltigen Uebergewicht ihres Geiſtes die dumpfen gährenden Maſſen lenken, ſie zwingen, ſich um weltgeſchichtliche Ideenkerne zu verdichten und beſtimmte geregelte Bahnen anzutreten. Die Geſchichte iſt das ſucceſſive Werk Einzelner, die ihre Zeit begriffen und den geſtaltenden Ausdruck für die Forderung der letzteren fanden."

„Wo aber immer ein neuer Kulturgedanke Boden faßte, und als ſolcher in das allgemeine Bewußtſein aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunſt in ſeinem Dienſte, um den monumentalen Ausdruck dafür zu beſtimmen. Ihr mächtiger civiliſatoriſcher Einfluß wurde ſtets anerkannt und ihren Werken mit bewußtem Wollen derjenige Stempel aufgedrückt, der ſie zu Symbolen der herrſchenden religiöſen, ſozialen und politiſchen Syſteme erhob."

Um den Beweis für dieſe Sätze zu geben, führt uns der Verf. durch die wichtigſten Epochen der bildenden Kunſt aller Länder und Völker. Mit dem reichen ihm zu Gebote ſtehenden Schatz von Anſchauungen und Kenntniſſen auf dieſem Gebiet weiß er uns eine Menge treffender Andeutungen zu geben.

Der Stoff und Gegenſtand aller Kunſtbeſtrebung iſt, nach Semper, in der allgemeinſten Auffaſſung der Menſch in allen ſeinen Verhältniſſen zur Außenwelt. Und zwar iſt dieſe Beziehung eine dreifache: 1) der Menſch als Individuum (Familie); 2) der „kollektive Menſch" (Staat); 3) das Menſchthum (das Menſchenideal als höchſte Kunſtaufgabe).

Jener erſten Beziehung verdankt die Baukunſt ihre Anfänge, die dekorativen Elemente; denn alle jene Kunſtſymbole haben ihren Urſprung in dem Schmucke des Leibes und einigen damit in Zuſammenhang ſtehenden Proceduren primitivſter Familieninduſtrie. Sich zu ſchmücken, iſt in der That ein Privilegium des Menſchen und vielleicht das älteſte, wovon er Gebrauch machte; es iſt zugleich der erſte und bedeutſamſte Schritt zur Kunſt. —

Wir finden dann ferner die Baukunſt im Dienſte der Religion und des Staates; der Menſch als Geſellſchaftsgeſchöpf hat ſich ihrer bemächtigt. Koloſſales wird hier geleiſtet; die angeſtaunten Wunderwerke der aſiatiſchen Despotieen gehören hierher. Willensſtärke, durchgreifende Herrſcher, ſchlaue berechnende Prieſter ſchaffen hier neue Stylformen; aber dieſe ganze Kunſt iſt unfrei. „Ihre Emanzipation kann nur das Ergebniß einer glücklichen Rückwirkung des erwachten Selbſtgefühles gegen das Gefühl des unterwürfigen Aufgehens in die Geſammtheit unter vorherrſchaftlicher Bevormundung ſein."

In dieſem Befreiungsgedanken nun hat ſich die Architektur des Volkes der Freiheit eine neue Form für den Gottesbegriff im griechiſchen Tempel geſchaffen.

„Nicht mehr halten ihn kluge Prieſter in verborgenem Käfig gefangen, nicht mehr dient er despotiſchem Uebermuthe hoch in den Wolken als Sinn- und Drohbild eigener Macht, — er dient Niemanden, iſt ſich ſelbſt Zweck, ein Vertreter der eigenen Vollkommenheit und des in ihm vergötterten griechiſchen Menſchenthums! So ſehr die Geſchichte der Entwickelung des helleniſchen Peripteros aus ſeinem vorhelleniſchen unſcheinbaren Kerne (der auf Bergſpitzen errichteten einfachen Tempelcella) in Dunkel gehüllt iſt, ſo wenig zweifle ich daran, daß er zwar nicht in ſeinen Grundformen und Elementen, aber ſicher in ſeiner neuen kulturgeſchichtlichen Bedeutung und ihr gemäßen Entfaltung die bewußte Conception derſelben organiſatoriſchen Geiſter iſt, welche auch berufen waren, die helleniſchen Städteverfaſſungen zu ordnen und ihre Geſetze feſtzuſtellen."

Doch iſt, nach Semper, im griechiſchen Tempel noch nicht das höchſte Ziel der Baukunſt erreicht, wenn er auch das in ſich Vollkommenſte darſtellt. (?) Neue Anregungen kommen aus Kleinaſien und finden Anerkennung, Schutz und Ausbildung bei den Welteroberern der folgenden Jahrhunderte, bei Alexander zuerſt, und dann bei den Römern. Der neue Styl erzielt Ueberdachung großer und weiter Räume durch Gewölbe und vor Allem durch die Kuppel, — zwei Conſtructionsformen, welche nach ausdrücklicher Ueberlieferung in Alexandria in ausgedehnteſter Weiſe in Anwendung gekommen ſind. Die Römer, welche dann bald die Erbſchaft der Weltherrſchaftsidee Alexan-

*) Ein Vortrag, gehalten auf dem Rathhaus in Zürich. Zürich, Friedrich Schultheß, 1869. (32 Seiten.)

Digitized by Google

ders antraten, entlehnten auch von ihm jene gewaltige Raumeskunſt, „die etwa zu der Architektur der Griechen ſich verhalten würde, wie ein ſymphoniſches Inſtrumentalconcert zum lyrabegleiteten Hymnus, wäre ſie in gleichem Grade wie dieſe vollendet, und hätte ſie ſich wie dieſe aus dem dienenden Verhältniß zu Bedürfniß, Staat und Kult, zu freier, ſelbſtzwecklicher Idealität emanzipiren können. Hierin liegt ihre Zukunft und die Zukunft der Baukunſt überhaupt."

Was weiter von Semper über die Architektur der Neuzeit geſagt iſt, genügt nicht, um uns zu veranlaſſen, dieſe bekanntlich noch ſtreitige Frage hier zu ventiliren. Wir hoffen, bei Gelegenheit hierauf in einem beſonderen Artikel zurückkommen zu können. Zum Schluß führen wir nur noch als für Semper's Schreib- und Auffaſſungsweiſe charakteriſtiſch und unſeres Dafürhaltens ſehr treffend, einen Satz über die Theatiner- und Jeſuiten-Architektur an.

„Dieſelben Jeſuiten ſind es im Frack und in der Soutane, die heutzutage die ecclesia militans des XIX. Jahrhunderts wieder mit gothiſchem Conſtructionsgerüſte panzern, daraus einen Monitor machen, um den alten, niemals endenden Kampf gegen den Fortſchritt des Geiſtes und der Wiſſenſchaft mit zeitgemäßer Ausrüſtung von neuem aufzunehmen. Sie appelliren diesmal nicht mehr an die naive Sinnlichkeit, ſondern an den überwiegend techniſchen Materialismus der Menge."

Es wäre außerordentlich zu wünſchen, wenn Semper die im Vortrag nur angedeuteten und ſkizzirten Gedanken gelegentlich genauer ausführen wollte. L. B. F.

Nord-Amerika.

Eine berechtigte Eigenthümlichkeit Nordamerika's.

Trunkenbolde aus den beſſeren Ständen.

Die guten wie die ſchlimmen Eigenſchaften der angelſächſiſchen Race ſcheinen in dem Boden Amerika's ſich üppiger zu entwickeln, erkennbarer hervorzutreten, als im Mutterlande, und in den gewaltigen Verhältniſſen, die Alles „drüben" anzunehmen ſcheint, erkennen wir bald mit Bewunderung, bald mit Beſchämung, die Entwickelung der auch in uns vorhandenen Anlagen.

Die urgermaniſche Neigung z. B., ſich an ſtarken Getränken zu berauſchen, ſcheint unter Umſtänden in Nordamerika wie eine Art nationaler Eigenthümlichkeit betrachtet und behandelt zu werden. Ein höchſt merkwürdiger Artikel in der Zeitſchrift Atlantic Monthly, betitelt: „Our Inebriates Harbored and Helped", der ſelbſt von einem momentan gebeſſerten Trunkenbolde verfaßt iſt, giebt darüber wunderliche Aufſchlüſſe. Der Verf., der ſich ſelbſt als einen „periodiſchen Trunkenbold aus erblicher Anlage" bezeichnet, behauptet trotzdem, aus einer Familie zu ſtammen, die mehrere Generationen hindurch in beiden Geſchlechtern „gewiſſenhaft enthaltſam" war. „Dies iſt ein ſcheinbarer Widerſpruch", ſagt er, „der den gewöhnlichen Verſtand irreleiten muß, weil er eine ernſte Thatſache in unſerem amerikaniſchen Leben übertüncht. Es giebt eine Krankheit des Nervenſyſtems, welche faſt unſerem Volke eigenartig iſt: ſie entſpringt der Saat des Sichgehenlaſſens (self indulgence), die in dem ſozialen, phyſiſchen und moraliſchen Leben unſerer Urgroßeltern geſäet wurde, und die in jeder folgenden Generation eine furchtbare Vermehrung an Stärke und Ausbreitung gewonnen hat. Dieſe Krankheit nimmt eine dem Arzt wie dem Moraliſten nur zu bekannte Form an in jenem Durſt und Verlangen nach moraliſcher oder phyſiſcher Aufregung (sensation), welche ohne Furcht oder Erröthen ſich äußert in den öffentlichen Aufführungen, Schauſtellungen, Vorträgen auf der Kanzel, wie im Theater, in der Literatur und Kunſt, den Zeitungen wie den Gerichtshöfen, den Koſtümen der Frauen wie in der Verſchwendung und Ausſchweifung bei Bewirthungen u. ſ. w. Dieſer Durſt nun ſucht ſeine Befriedigung zuweilen nur im Rum, zuweilen aber auch jagt er nach öffentlichen Aemtern, agitirt im Geheimen ꝛc." Schließlich dankt der Verf. Gott, daß er ihn nur habe nach Rum greifen und ihn nicht habe — zum Fenier werden laſſen!

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet man denn in Amerika auch das Laſter des Trunks mehr von ſeiner krankhaften Seite, ſchenkt den davon Betroffenen mehr Mitleiden und weniger Abſcheu als bei uns. In dieſem Sinne iſt nun ſeit dem vorigen Jahre in der Nähe von New-York eine Inſtitution in's Leben gerufen, die ſich New York State Asylum nennt und die Aufnahme und Heilung von Trunkenbolden aus den beſſeren Ständen ſich zur Aufgabe geſtellt hat.

In einem großen, ſchönen und mit allem Comfort ausgeſtatteten Hauſe, umgeben von Garten- und Parkanlagen, mit freier weiter Ausſicht, leben nun nahe an Hundert Männer der beſten Geſellſchaft, Einige unter ihnen ſogar von gelehrter Bildung und bedeutendem Rufe, die durch Nichts mit einander verbunden ſind, als durch den Wunſch, ihrem gemeinſamen Feinde, dem Laſter des Trunkes, zu entfliehen; ſie leben hier, wenn auch nicht unbeobachtet und unbewacht, doch ſcheinbar ohne jeden äußern Zwang, denn „der Eckſtein der Theorie, auf welche das Experiment baſirt iſt, heißt Vertrauen; die größte Freiheit, die irgend mit der Sicherheit des Einzelnen vereinbar iſt, wird jedem gewährleiſtet."

So kommen denn dieſe 96 Männer dreimal täglich zu gemeinſamen Mahlzeiten zuſammen, an denen ſogar die Familie des Oberaufſehers Theil nimmt, an zwölf kleinen Tiſchen zu je acht Perſonen in einem großen freundlichen Saale; man iſt heiter, mittheilſam, höflich gegen einander, wie etwa Reiſende in einem großen Hotel. Den übrigen Theil des Tages kann jeder nach Belieben in oder außer dem Hauſe zubringen; durch Leſezimmer, Bibliotheken und alle möglichen andern Veranſtaltungen iſt für jede Art von Unterhaltung geſorgt. Vorleſungen, Concerte, ja ſogar theatraliſche Vorſtellungen, von den Patienten veranſtaltet, füllen die Abende aus; die Zuſchauer ſind Herren und Damen aus New-York ſelbſt oder Binghamton, der nächſten Vorſtadt. Außerdem haben die Herren eine Art literariſchen Club gebildet, dem aber nur 60 ausgewählte Mitglieder angehören. Er heißt der Ollapod-Club. „Auf der Liſte deſſelben", ſagt der Verf., „kann man die Namen von Männern finden, welche auf ihren verſchiedenen Lebenswegen manche ausgezeichnete Gemeinſchaft belehrt und geſchmückt haben. Hier ſind Geiſtliche, Aerzte, Juriſten, Schriftſteller, Künſtler, Lehrer, Kaufleute und Gelehrte. Hier möchte ich aber bemerken, daß die ſitzenden Berufsarten einen viel kleineren Bruchtheil entſchiedener Trunkenbolde in das Aſyl liefern, als man glauben ſollte. Von den 310 Patienten, die vom 1. Januar bis zum 31. December 1868 (dem erſten Jahre ſeines Beſtehens) dort Aufnahme fanden, waren 93 Schreiber (clerks), 82 Kaufleute, 16 Pächter, 15 Advokaten, 9 Bankiers und 28 „unabhängige Herren" von keiner beſtimmten Beſchäftigung; dagegen befanden ſich darunter nur drei Geiſtliche, zwei Aerzte, zwei Autoren, zwei Lehrer, ein Künſtler und zwei Muſiker von Profeſſion.

Digitized by Google

Bemerkenswerth iſt ferner, daß von den 310 nur fünf Buchdrucker waren und kein einziger ein Schauſpieler.“

Religiöſe und politiſche Gegenſtände ſind von den Verhandlungen des Clubs verbannt; ſonſt aber zeigen die Titel der zum Vortrag gekommenen Abhandlungen, daß die verſchiedenſten literariſchen, wiſſenſchaftlichen, ja auch viele humoriſtiſche Themata behandelt worden ſind. Die monatlichen „Empfangsabende“, zu denen ein theilnehmendes Publikum (doch wohl meiſt die Verwandten der Patienten ſelbſt) eingeladen wird, ſind gebildete Geſellſchaften der angenehmſten Art.

Ueber die eigentliche Weiſe der Behandlung wird nichts mitgetheilt, doch erhellt der Geiſt intellektueller und moraliſcher Verantwortlichkeit, durch den dieſe eigenthümliche Vereinigung geleitet wird, am beſten aus folgenden vier Reſolutionen, die in der allgemein angenommenen „Verfaſſungsurkunde“ enthalten ſind.

„I. Beſchloſſen, daß bei dem ausgeſprochenen Geiſt und Weſen dieſes Clubs von jedem Mitgliede deſſelben, ſo lange es Einwohner dieſes Aſyls iſt, erwartet wird, es werde die allergrößte Sorgfalt tragen, dem Ganzen keine Schande zu machen, indem es ſich zu keiner Zeit und an keinem Orte, als unter dem Einfluß geiſtiger Getränke ſtehend, erblicken läßt.

II. Beſchloſſen, daß obige Reſolution als Willensäußerung jedes Einzelnen unter uns und des ganzen Clubs aufgefaßt werde ohne anderes Pfand oder Verpflichtungsmittel.

III. Beſchloſſen, daß wenn irgend ein Mitglied des Clubs ſich jemals im vorerwähnten Zuſtande gezeigt haben ſollte, von ihm erwartet wird, daß es dem Club ſchriftlich eine paſſende Entſchuldigung zugehen laſſe, welche vom Secretair auf Verlangen in der nächſten Sitzung vorgeleſen werden muß.

IV. Beſchloſſen, daß in obigen Reſolutienen Nichts enthalten ſein ſoll, was gegen die Sympathie und brüderlichen Gefühle (fellowship) verſtieße, mit der die Mitglieder einander zu betrachten haben, ſelbſt die, welche unglücklich und ſchwach genug waren, zurückzufallen.

Angenommen durch Akklamation den 12. März 1869.“

Dieſem ſo äußerſt milden Zwange entzieht ſich verhältnißmäßig äußerſt ſelten ein oder das andere Mitglied. Von den Mitgliedern des Hauſes (auch die, welche nicht zum Club gehören, mitgerechnet) ſind es nie mehr als fünfzehn, die den Verſuchungen der nahen Stadt nicht zu widerſtehen vermochten, und deshalb für einige Zeit in einſame Zellen geſperrt werden müſſen — ein wahrhaft überraſchendes Reſultat. Inwieweit die Beſſerung jedoch eine bleibende zu nennen iſt, darüber können bei der kurzen Dauer dieſer Inſtitution noch keine Erfahrungen vorliegen, und die Freude, „daß dieſer erſte Verſuch, Trunkenbolde durch ſympathiſche Behandlung und humaniſirende Ideen zu moraliſcher Verantwortlichkeit zurückzuführen, ſo glänzend gelungen ſei“, dürfte am Ende doch als eine voreilige zu bezeichnen ſein.

Baltiſche Provinzen.

Livlands Landvolk.

Es iſt in Deutſchland allgemein bekannt, daß Fr. von Jung-Stilling, wenn wir recht berichtet ſind, ein Enkel des Zeitgenoſſen Göthe's gleichen Namens, wegen eines ſtatiſtiſchen Werkes über die livländiſchen Bauern-Verhältniſſe*) von dem ruſſiſchen Civil-Gouverneur in Riga, Lyſander, aus ſeinem Amte als Secretair des livländiſchen ſtatiſtiſchen Comité verdrängt worden iſt. Ueberall dort, wo man von dieſer ruſſiſchen Widerlegung von Zahlen gehört hat, wird man auch, wie wir, begierig ſein zu erfahren, inwiefern durch das Buch ein ſo bureaukratiſcher Ingrimm hervorgerufen ſein kann.

Wenn wir auf eine Prüfung eingehen, ſo finden wir im Vorwort, daß der Verfaſſer mit der Arbeit den Zweck verfolgt, „allen Denjenigen, welche die Bauern-Verhältniſſe Livlands nicht aus unmittelbarer Anſchauung kennen, die Möglichkeit einer ſelbſtändigen und unparteiiſchen Beurtheilung derſelben zu bieten“. Wir müſſen hier fragen: Kann man denn mit ſolcher Abſicht und deren Ausführung die Regierung und deren Vertreter verletzen? Muß es ihr nicht vielmehr in hohem Grade erwünſcht ſein, durch ſolche ſtatiſtiſche Arbeiten über ein wichiges Gebiet ihrer Thätigkeit zuverläſſige Auskunft zu erhalten? Oder hat von Jung-Stilling etwas Anderes in dem Buche gethan, als er in der Vorrede verſpricht, wodurch er ſich den Zorn der Tſchinowniks zugezogen hat? Um darüber zu entſcheiden, ſehen wir uns zunächſt die Inhalts-Ueberſicht an.

Die Schrift zerfällt danach, außer dem Anhang, der Belege enthält, in zwei Theile, deren erſter den „Boden und die Bevölkerung“, deren zweiter „die Geſetzgebung“ behandelt. Die Zahlen, welche der erſte liefert, bekunden meiſtens einen nach den Verhältniſſen höchſt günſtigen Zuſtand des Bauernſtandes. Von dem kultivirten Boden Livlands gehören 69,34 Prozent, alſo erheblich mehr als zwei Drittel, zum „Gehorchslande“, d. h. es iſt in Bauernhöfe getheilt und darf, ſoweit es verpachtet iſt, alſo nicht ſchon als freies Eigenthum beſeſſen wird, geſetzlich niemals zu herrſchaftlichem Hofeslande eingezogen werden. Das iſt ein Flächen-Verhältniß, welches wohl kaum irgendwo in Europa gleich günſtig für den Bauernſtand wieder zu finden ſein wird, ſoweit dadurch überhaupt ein Rechtsunterſchied zwiſchen großen Rittergutsbeſitzern und kleineren ländlichen Gutsbeſitzern vorhanden iſt.

Nachdem ſeit einem Jahre die Frohne in Livland geſetzlich abgeſchafft iſt, kommt nur noch der Betrag der Geldpacht, welche die Bauern an die Grundherren zu zahlen haben, in Betracht. Um die Höhe derſelben im Verhältniß zum Werthe zu ermitteln, hat Verfaſſer einen Vergleich zwiſchen dieſer und der Pacht, welche Bauerguts-Beſitzer oder Pächter von ihren Afterpächtern ziehen, angeſtellt. Da hat er denn gefunden, daß Ritterguts-Beſitzer für „Einen Thaler Land“ d. h. etwa 5 Magd. Morgen, durchſchnittlich 6 Rub. 62 Kop., der Bauerguts-Beſitzer dagegen 10 Rub. 42 Kop. Pacht erhält, „das heißt“, ſagt J.-St., „die Höhe der von den Ritterguts-Beſitzern verlangten Pachten erreicht nicht das Maß, welches den Erträgen des landwirthſchaftlichen Betriebes entſprechend wäre, da nach den vorſtehenden Zahlen ſich verhält: die durchſchnittliche Pacht des Ritterguts-Beſitzers zur durchſchnittlichen des bäuerlichen Eigenthümers = 1 : 1,57, und da keine Veranlaſſung zur Annahme vorliegt, daß verſchiedener Boden oder verſchiedene Intelligenz der Pächter, der Ritterguts-Beſitzer und der bäuerlichen Eigenthümer dieſe Differenzen erklären.“ Daraus erhellt, daß die wirthſchaftliche Lage der bäuerlichen Pächter zweifellos günſtig iſt. J.-St. widerſpricht der Annahme, daß dieſelbe durch eine weitere, etwa von

*) Fr. von Jung-Stilling: Statiſtiſches Material zur Beleuchtung livländiſcher Bauern-Verhältniſſe. St. Petersburg, Buchdruckerei der Kaiſ. Akademie d. Wiſſenſchaften.

Digitized by Google

der Regierung durch ein Geſetz anbefohlene Herabſetzung der Pachten noch weiter verbeſſert werden könne, und beweiſt dieſe Behauptung durch die Erfahrung auf den Krongütern. Die zu denſelben gehörigen „Geſinde" (Bauernhöfe) werden zu bei weitem niedrigeren Pachtſätzen ausgethan, meiſtens um damit den Uebertritt zur griechiſch-orthodoxen Kirche zu belohnen. Die Folge iſt, daß die Pächter die Grundſtücke in Afterpacht geben, um ein Reineinkommen als Rentner zu verzehren oder es zu anderen Unternehmungen anzulegen. „Würde das auf den Krongütern übliche Pachtſyſtem verallgemeinert, ſo wäre die nothwendige Folge, einmal, daß durch eine Prämiirung der Arbeitsunluſt die landwirthſchaftliche Produktion aus Mangel an Arbeitskräften gelähmt, und zum andern, daß die Pachtung und Verpachtung von „Geſinden" nicht Selbſtzweck, ſondern Objekt ſchwindelhafter Spekulation würde, worunter kein Stand mehr leiden könnte, als der kleine Landwirth, zu deſſen Gunſten dieſe Ordnung eingeführt worden."

Die Erwerbung der Bauer-Grundſtücke als Eigenthum iſt in Livland bekanntlich nicht durch die Geſetzgebung geregelt, ſondern der freien Uebereinkunft überlaſſen. Aus dem von uns gezeichneten Wohlſtande der Geſindepächter iſt mit Recht zu ſchließen, daß dieſer Weg des Erwerbs, der bei keinem Theile das Gefühl des Unrechts erregen kann, auch ſehr wohl ausführbar iſt. Im vorigen Jahre waren denn auch 14,26 pCt. des „Gehorchlandes" der Privatgüter verkauft. J.-St. erweiſt, daß durch das Steigen des Bodenwerthes, alſo auch des Verkaufspreiſes, der Verkauf ſelbſt nicht gehemmt wird, ſondern daß er noch raſcher ſteigt, als der Preis. Bei einer Preisſteigerung von 1:1,40 hat der Verkauf zugenommen wie 1:7,84. Die Frage, ob durch eine künſtliche Herabdrückung des Preiſes nicht der Verkauf dennoch mehr gefährdet worden wäre, beantwortet J.-St. durch den Nachweis, daß die Preisſteigerung eine Folge höherer Bodenerträge geweſen ſei und daß eine Herabpreſſung des Bodenwerthes allen Grundbeſitzern, alſo auch den Bauern, ſowie der geſammten Bevölkerung zum großen Schaden gereiche. Er vergleicht auch die livländiſchen Landpreiſe mit denen in innerruſſiſchen Gouvernements. Während dort der Preis einer Deſſätine durchſchnittlich 61—66 Rubel beträgt, verkaufte man eine ſolche im Gouv. Petersburg für 1 Rub. 83 Kop., Perm 1 R. 56 K., Smolensk 1 R. 22 K., Nowgorod 35 Kop., Twer 26½ K., Newgorod 5 K. Verfaſſer frägt: „Wäre es für die Bauern-Bevölkerung Livlands wünſchenswerth, wenn auch ihr Boden ähnlich im Preiſe ſtünde?"— Aehnlich ſind die Vergleiche, welche J.-St. für die „Mortalität", die Volksvermehrung, als Kennzeichen des Wohlſtandes zwiſchen Livland und Innerrußland zieht; für jenes wird ſie durch die Zahl 16,1, für mehrere Gouvernements von dieſem durch 5,23, 2,86, 1,62, für Jaroslaw ſogar durch 0,16 ausgedrückt. — In dem Abſchnitt über die Landſchulen wird als wahrſcheinlich erwieſen, „daß die geſammte livländiſche Kinder-Bevölkerung im ſchulpflichtigen Alter auch wirklich unterrichtet wird", ein Ergebniß, welches wir ſelbſt in Preußen nicht aufweiſen können. — Durch Zahlen wird nachgewieſen, daß der ländliche durchſchnittliche Jahreslohn ein ſehr ausreichender iſt, daß namentlich „das Einkommen eines verheirateten, livländiſchen Knechtes durchſchnittlich größer iſt, als das Einkommen einer Familie von fünf Perſonen aus dem preußiſchen Landarbeiterſtande". Doch wir müſſen es uns verſagen, alle dieſe intereſſanten Ermittelungen und die lehrreichen Schlußfolgerungen für Verwaltung und Geſetzgebung der Provinz weiter zu verfolgen.

Soviel iſt jedenfalls zu erſehen, daß von Jung-Stilling den angegebenen Zweck ſeiner Arbeit, Aufklärung über die Bauern-Verhältniſſe Livlands zu geben, nicht nur verfolgt, ſondern auch erreicht hat; es iſt auch erſichtlich, daß die agrariſche Geſetzgebung Livlands in der Hauptſache eine gute und ſegensvolle iſt, und daß dieſes Herzogthum, welches wir nicht eine Provinz Rußlands nennen wollen, in der Krone des Kaiſer-Herzogs ein Juwel iſt. Dagegen wird nur ein, mit den Verhältniſſen des Landes näher Vertrauter begreifen, wie es möglich iſt, ſich durch eine verdienſtliche, wiſſenſchaftliche Arbeit den Zorn des höhern Beamtenthums zuzuziehen. Jedes Zeugniß nämlich, welches für den günſtigen Zuſtand der deutſchen Oſtſee-Provinzen abgegeben wird, fällt immer zugleich in die Wagſchale des deutſchen Rechts, der deutſchen Kultur, des Proteſtantismus, zu Ungunſten des ruſſiſchen Gutsbeſitzers, der ruſſiſchen Nationalität und der griechiſch-orthodoxen Kirche. Den Ruſſen iſt es nicht um Wahrheit, nicht um Erkenntniß zu thun, ſondern um Beſtätigung in ihrem Wahne.

Auf dem letzten livländiſchen Landtag hat die Ritterſchaft ein ſtändiſches ſtatiſtiſches Büreau für Livland gegründet, in welchem ſie Herrn Jung-Stilling als Secretair mit demſelben Gehalte angeſtellt hat, welches er in der Stellung als Regierungs-Beamter bezogen. Edwart Kattner.

Kleine literariſche Revue.

— **Annalen der Typographie.** Wir ſind noch im Rückſtande mit der Anzeige eines werthvollen, im Laufe des endigenden Vierteljahres begonnenen, neuen Journals: der „Annalen der Typographie und der verwandten Künſte und Gewerbe"*), die der auf dem Gebiete der Buchdruckerkunſt wohlerfahrene und als typographiſcher Theoretiker bereits rühmlichſt bekannte Buchhändler, Herr Carl B. Lorck in Leipzig, als ein „Centralorgan für die techniſchen und materiellen Intereſſen der Preſſe", herausgiebt. Die Typographie, die im Lande ihrer Erfindung lange Zeit hinter den Leiſtungen der Engländer und Franzoſen zurückgeblieben war, hat auf der Pariſer Weltausſtellung von 1867 zu internationalen Vergleichen Anlaß gegeben, und obwohl, was die Sauberkeit und Anmuth des eigentlichen Druckverfahrens betrifft, die Technik der Franzoſen immer noch obenan ſteht, lautete doch das Verdict der Weltjury, „daß der deutſche Stamm allein die Eigenſchaften in ſich vereinige, die den wahren Buchdrucker bilden". Es ſcheint demnach die Begründung eines Organs, welches die Fortſchritte der deutſchen Typographie regiſtrirt und dem Publikum vor Augen führt, das die techniſchen Intereſſen, wie die künſtleriſchen Geſichtspunkte der Preſſe wahrnimmt, völlig an der Zeit zu ſein. Inhaltlich und typographiſch ſchön ausgeſtattet, liegen die Probenummern der neuen „Annalen" vor uns, denen wir geiſtig und materiell das beſte Gedeihen wünſchen. J. L.

— **Klotilde v. d. Horſt: Deutſche Literaturgeſchichte.** Zum Gebrauch für Schulen und für den Selbſtunterricht hat Frau Klotilde v. d. Horſt eine „Geſchichte der deutſchen Literatur von der älteſten bis auf die neuere Zeit, mit Beiſpielen aus den beſten Werken der Poeſie und Proſa"**) herausgegeben, die wir

*) Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

**) Erſter Theil. Detmold, C. Helwing (Meyer'ſche Buchhandlung), 1869.

Digitized by Google

eingehender beſprechen würden, wenn es uns nicht für dieſen Zweig der Unterrichts-Literatur an Raum gebräche. Wir können jedoch nicht umhin, auf die fleißige, überſichtliche und ſehr belehrende Arbeit, welche ſowohl Literaturgeſchichte als Anthologie iſt, aufmerkſam zu machen und ſie beſonders Erziehungs-Inſtituten und Schulen zu empfehlen. Mit der Aufgabe ſtets vor Augen, den poetiſchen Sinn und Geſchmack der Jugend zu wecken und auszubilden, hat die Verfaſſerin die Muſterſtücke ihrer zum Theil nach Vilmar's vortrefflicher Auffaſſung bearbeiteten hiſtoriſch-biographiſchen Darſtellung gewählt, deren vorliegender, erſter Theil die drei Perioden von den älteſten Zeiten der deutſchen Literatur bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts (400—1150), von da bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts und endlich von da bis zum erſten Viertel des 17. Jahrhunderts umfaßt. Jede Periode iſt in verſchiedene Gruppen zuſammengehörender Dichter und Proſaiker getheilt, was eine ungemein belehrende und für das Gedächtniß ſehr nützliche Ueberſicht gewährt.

— **Die ruſſiſche Steuerreform.***) Herr Dr. Carl Walcker, Privatdocent der Volkswirthſchaftslehre an der Univerſität Dorpat, weiſt in dieſer Schrift die Nothwendigkeit der Reform des ruſſiſchen Steuerweſens nach, deſſen Charakter er als einen „leibeigenſchaftlichen" kennzeichnet. Die Reformen, welche er zunächſt verlangt, ſind: Aufhebung der Feldgemeinſchaft, der Naturalpräſtanden, der Kopfſteuer, der Steuerprivilegien, Decentraliſirung aller Steuern, weiteſte Ausdehnung des Selfgovernments durch Ehrenämter, gänzliche Beſeitigung aller feudalen Privilegien und vor Allem Einführung eines faſt koſtenfreien Miliz-Heeres unter Ergreifung der Initiative zur allgemeinen Entwaffnung. Speciell in Bezug auf die Steuerreform weiſt er als die volkswirthſchaftlich, wie ſittlich geſundeſte und zweckmäßigſte die decentraliſirte Einkommenſteuer nach. Er ſpricht es als wahrſcheinlich aus, daß dieſelbe zunächſt in England und Preußen durchgeführt werden würde. „Die übrigen Mächte", fügt er hinzu, „werden ſchon deshalb, dem Beiſpiele Englands und Preußens folgend, die decentraliſirte Einkommenſteuer einführen, weil dieſe Reform auch ein Gebot der europäiſchen Machtſtellung jedes Staates iſt, ähnlich wie auch 1866 die Zündnadel-Gewehre und das preußiſche Militärſyſtem in vielen Staaten adoptirt wurden. Auch auf dem Gebiete der Steuerreform gilt das unſterbliche Wort: „Und ſie bewegt ſich doch!"

— **„Herr Lecoq, ein Kriminalroman."****) „Zehnſilbergroſchen-Bibliothek", nennt ſich eine neue buchhändleriſche Unternehmung für Eiſenbahn- und flüchtige Unterhaltungslectüre, zu welcher die beiden vorliegenden, eine Pariſer Senſationsnovelle umfaſſenden Bändchen gehören. Herr Lecoq iſt ein junger franzöſiſcher Polizeibeamter, der gleich im Anfange der Erzählung einer ebenſo romantiſchen als furchtbaren Kriminalgeſchichte auf die Spur gekommen iſt, aber im Eifer ſeiner Nachforſchungen nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern auch den betreffenden Unterſuchungsrichter in die Geſchichte mit hineinzieht. Das Ganze, deſſen Scenerie in den Spelunken an der Barrière von Paris beginnt und in den ariſtokratiſchen Kreiſen des Faubourg St. Germain endigt, iſt anziehend genug erzählt, um einige Stunden auf der Reiſe zu unterhalten.

*) Die Selbſtverwaltung des Steuerweſens im Allgemeinen und die ruſſiſche Steuerreform. Von Dr. Carl Walcker. Berlin, W. Peiſer, 1869.

**) Von Emil Gaboriau. Zwei Bände. Berlin, B. Brigl.

Literariſcher Sprechſaal.

Am 10. Februar 1857 ſchrieb Alexander v. Humboldt an den Prof. G. A. v. Klöden in Berlin:

„— — Wie unangenehme, ſehr wohlgemeinte, aber in ihrer Verherrlichung rein unſinnige Artikel über mich gehen aus amerikaniſchen Zeitungen (nach Beſuchen bei mir) in deutſche über! Nichts kann einem Gelehrten mehr ſchaden, als ſolche Uebertreibungen. Ein großer Theil des Ruhmes iſt die Geduld, lange zu leben und ein Curioſum zu werden, deſto berühmter, je mehr man an Imbecilität zunimmt. Ich liebe in den Urtheilen über mich mehr die Wiener und franzöſiſche Kirchenzeitung: „On dit, que l'assassin des âmes a du mérite littéraire. Cela ne sert pas d'excuse. Satan a bien plus d'esprit que Mr. de Humboldt." Solche Ausſprüche ſind nützlicher, als alle ſentimentalen Beſuche hier in der Menagerie und alle Naturbeſchreibungen der alten Beſtie. Freundlichſt

Ihr **A. v. H.**

Herr Theodor Oelsner in Breslau erinnert im Auguſt-Hefte der von ihm herausgegebenen „Schleſiſchen Provinzialblätter" (Rübezahl) daran, daß der verſtorbene Roßmäßler bereits im Jahre 1859, bei einer von ihm veranſtalteten Humboldtfeier auf dem Gröditzberge in Schleſien, die Stiftung von Humboldtvereinen und Humboldtmuſeen angeregt habe, in welchen dem Volke die Ideen und die Lehren des „Kosmos" vorgetragen werden ſollten. In der That wurden damals auch bereits in mehreren ſchleſiſchen und ſächſiſchen Städten (Bunzlau, Löwenberg, Löbau ꝛc.) Anfänge gemacht, dergleichen Stiftungen hervorzurufen, und in Löbau conſtituirte ſich im Jahre 1861 ſogar ſchon ein „deutſcher Humboldtverein", der das Centrum aller Lokalvereine bilden ſollte, aber mit Roßmäßler's Erkrankung und Ableben iſt die ſchöne Idee in den Hintergrund getreten und ſeitdem beinah ganz in Vergeſſenheit gerathen.

Einen Beitrag zur Literaturgeſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts verſpricht uns Herr Auguſt Boden zu geben in einem Büchlein, welches den Spannung erweckenden Titel führt: Vertheidigung deutſcher Klaſſiker gegen neuere Angriffe".*) Man fühlt ſich einigermaßen enttäuſcht, wenn man findet, daß unter dieſen „neueren Angriffen" lediglich die Schriften und Pamphlete des in Norddeutſchland faſt verſchollenen Wolfgang Menzel gemeint ſind! In der That, wir freuen uns innig, Wärme und Begeiſterung für die Heroen unſerer Literatur zu finden, aber den Velleitäten und Herabwürdigungen des genannten Kritikers eine ernſthaft abgefaßte Schrift von 77 Seiten zu widmen, heißt denn doch, ihm zu viel Ehre erweiſen. Wir Deutſchen beſitzen überhaupt in dieſer Hinſicht eine wohlgemeinte, aber ſehr pedantiſche Ernſthaftigkeit: wird irgendwo einmal eine recht gründliche Dummheit

*) Erlangen, Eduard Beſold, 1869.

Digitized by Google

gethan oder ausgeſprochen, ſo groß, daß ſie (wie z. B. Richard Wagner's Judenthum) durch ſich ſelbſt zu Grunde gehen könnte, — gleich ſtürzen ſich kampfbereite Helden über ſie her und — verſchaffen ihr durch das Märtyrerthum Bekanntſchaft und Anhänger. Als ob es nicht auch eine Strafe der Verachtung und des Spottes gäbe! Odyſſeus hat den Therſites nicht zum Zweikampf ausgefordert, ſondern — mit einer Tracht Prügel beehrt und ihn dadurch allerdings unſterblich gemacht. „So werde Jeder unſterblich, der ähnliche Werke vollführt hat", — auch jener Stuttgarter Therſites, der es wagte, unſere Halbgötter und Könige: Leſſing, Göthe, Schiller zu ſchmähen! Wir ſind der Zuverſicht, daß er ſeinem wohlverdienten Schickſale nicht entgehen wird. Uebrigens bietet das Boden'ſche Büchlein des Treffenden und Richtigen Mancherlei und darf der Aufmerkſamkeit des Leſers wohl empfohlen werden. Bei ſoviel Reinheit des Strebens und Suchen nach Wahrheit, wie es der Verfaſſer zeigt, dürfen wir wohl auch bald noch weitere Reſultate ſeiner Forſchungen erwarten, und würden uns dann freuen, Gelegenheit zu haben, noch einmal auf ihn zurückkommen zu dürfen.

L. B. F.

Die Revue de l'instruction publique meldet, daß in den Schulen für Erwachſene im Elſaß kürzlich zwei Arbeiter die beiden erſten Prämien wegen ihrer Fortſchritte in der Erlernung der franzöſiſchen Sprache erhielten, und macht dazu folgende Bemerkung: „Es handelt ſich hierbei um eine Frage, welche die ernſteſte Aufmerkſamkeit aller Behörden in den beiden Departements des Elſaß verdient: Es darf durchaus nicht geduldet werden, daß es einen einzigen Franzoſen gebe, der nicht franzöſiſch kennt.*) Jener Zuſtand muß aufhören, und zwar je früher, deſto beſſer. Wohlgemerkt — und wir wünſchen, daß man unſere Gedanken nicht mißverſtehe — davon iſt keineswegs die Rede, den Gebrauch der deutſchen Sprache zu unterſagen, oder auch nur irgend Jemand zu behelligen, der ſich fernerhin ihrer bedienen will. Worauf es allein ankömmt, iſt, daß nicht Einer von denen, die Deutſch ſprechen wollen, des Franzöſiſchen unkundig ſei. Mögen die Elſaſſer das Idiom ihrer Provinz reden, ſoviel ſie wollen — das iſt ihr Recht; aber die Sprache ihres Landes zu kennen — das iſt ihre Pflicht!"

Aus Lothringen ſchreibt man der Berl. „Voſſiſchen Ztg.": „Ein bedeutender Schritt zur Erhaltung des deutſchen Unterrichts in der Schule iſt geſchehen. Dank den Bemühungen des Domherrn Thomas in Metz, der Erzprieſter Müller in Saargemünd, Thirion in Kattenhoven, Hoffmann in Rohrbach und überhaupt der ſämmtlichen Pfarrer des deutſchen Theiles der Diözeſe Metz, iſt eine Petition von 27,000 Unterſchriften zu Gunſten des deutſchen Unterrichts zu Stande gekommen und dem Kaiſer vor zwei Monaten überreicht worden. Eine beſtimmte Antwort iſt noch nicht bekannt. Aber die Weiſungen, welche ſeitdem die kaiſerlichen Unterrichtsbehörden in Metz und Nancy erhalten haben, laſſen ſchließen, daß den Wünſchen der Bittſteller entſprochen werden dürfte. Der Duruy'ſche Proſcriptions-Ukas gegen die deutſche Sprache iſt vorläufig ſiſtirt. Es wird ſich jetzt darum handeln, den deutſchen Unterricht zu organiſiren, demſelben eine zuträgliche Stelle im Unterrichtsplan anzuweiſen, der, wie Jedermann weiß, hier Staatsſache iſt. Auch wird dann in dem Metzer Lehrerſeminar (école normale) ein vollſtändiger Curſus für die deutſchſprechenden Zöglinge eingeführt werden müſſen. Bis jetzt beſchränkte ſich der deutſche Unterricht für dieſelben auf einige Uebungen während des zweiten und dritten Seminarjahres. Hoffentlich dürfte dieſe Sprachenfrage nun doch zum endlichen Austrage kommen. Unſere deutſchen Lothringer ſind als ausdauernde Starrköpfe bekannt, die ſich durch nichts abſchrecken laſſen, wenn ſie einmal etwas gefaßt haben. Mit halben Maßregeln würden dieſelben ſich nicht abſpeiſen laſſen."

Der alte deutſche Buchhändler Friedrich Gerhard in Newyork, der Verleger des vielverbreiteten Deutſch-amerikaniſchen Volkskalenders, der amerikaniſchen „Gartenlaube" und der „Deutſchen Farmer-Zeitung", kündigt jetzt auch ein großartiges, neues „Deutſch-Amerikaniſches Converſationslexikon" an. Daſſelbe wird, dem Proſpectus zufolge, außer dem, was die alten deutſchen Nachſchlagewerke von Brockhaus und Pierer bringen, nicht bloß Alles ergänzen, was über Amerika dort fehlt, ſondern auch mit beſonderer Rückſicht auf die Bedürfniſſe der außerhalb Deutſchlands lebenden Deutſchen bearbeitet und zugleich ein treuer Spiegel des deutſchen Lebens in Amerika und in anderen deutſchen Colonien des Auslandes ſein. Für die obere Leitung und Redaction des Werkes iſt der Prof. Alex. Schem, Mitredacteur der „American Cyclopedia", gewonnen, und da das Deutſch-Amerikaniſche Converſationslexikon durchweg ein Originalwerk ſein und keinen Nachdruck enthalten ſoll, ſo ſind Verbindungen mit allen in den Vereinigten Staaten bekannten deutſchen, literariſchen Kräften angeknüpft, um ſie als Mitarbeiter für das neue Unternehmen zu gewinnen. Das vielverſprechende, großartige Werk wird in acht Lexikon-Oktav-Bänden, jeder 800 Seiten ſtark, erſcheinen und 20 Dollars koſten

---

Herr Dr. Eduard Lichtenſtein in Berlin, durch wiſſenſchaftliche Arbeiten auf den Gebieten der Geſundheitspflege und der Epidemiologie rühmlichſt bekannt, wird nächſtens hier einen Cyklus von populären Vorträgen, unter dem Titel: „Naturwiſſenſchaftliche Studien, mit Hinblick auf das Kulturleben, als Grundlage einer öffentlichen, ſowie der perſönlichen Geſundheitspflege", eröffnen. Wir haben in dieſen Blättern ſchon oft auf die Wichtigkeit ſolcher naturwiſſenſchaftlichen Belehrungen hingewieſen. In England hat ſich in neuerer Zeit eine Tract-Society gebildet, die auf dem dort mehr üblichen Wege der Traktätlein das Volk über die phyſikaliſchen und atmoſphäriſchen Bedingungen der Geſundheitspflege belehrt; in Deutſchland giebt das Publikum dem mündlichen Vortrage den Vorzug vor der Belehrung durch gedruckte Traktätlein. Jedenfalls aber iſt ein Cyklus von wiſſenſchaftlichen Vorträgen, der eine beſtimmte Aufgabe der Belehrung hat, von größerem Nutzen, als jene Quodlibets von Vorleſungen über alle möglichen Gegenſtände der Naturwiſſenſchaft, der Geſchichte und der Literatur. Herr Dr. Lichtenſtein wird zunächſt in acht wöchentlichen Vorträgen folgende Gegenſtände behandeln: 1) Einleitendes über Geſundheitspflege, atmoſphäriſche Bedingungen derſelben und den Einfluß des Lichtes; 2) Elektriſche Beſchaffenheit der Luft; 3) Lufttemperatur; 4) Luftdruck; 5) und 6) Bewegung der Luft, Windſtrömungen; 7) und 8) Dunſtgehalt und Niederſchläge der Atmoſphäre.

---

*) Weder in Preußen noch in Oeſterreich wird gegen die nicht deutſch redenden Bewohner ſlaviſcher Provinzen ein ähnlicher Zwang ausgeübt. D. R.

Digitized by Google

Im „Breslauer Gewerbeblatt“ vom 14. September vindizirt der Ingenieur Herr E. Kayſer die bekannten, ingeniöſen Rammpumpen, die bald als eine amerikaniſche und bald als eine engliſche (Norton'ſche) Erfindung bezeichnet werden und deren leichte praktiſche Anwendbarkeit ſich zuerſt im abeſſiniſchen Kriege bewährt hat, weshalb ſie auch „abeſſiniſche Brunnen“ genannt werden, als eine deutſche Erfindung. Herr Kayſer ſagt: „Im Jahre 1831 erhielt Heinrich Melm, damals Studirender des k. Gewerbe-Inſtituts zu Berlin, ein Patent auf eine von ihm erfundene „Rammpumpe“, d. h. auf ein Verfahren, Brunnen ohne vorhergehende Anlage eines Brunnenſchachtes, lediglich durch Einrammen von Brunnenröhren herzuſtellen. Sein Verfahren war abſolut nichts anderes, als das jetzt bekannte; nur geſtattete ihm der damalige Standpunkt der Technik nicht, ſchmiedeeiſerne Röhren zum Einrammen zu nehmen. Er mußte Holzröhren verwenden und hatte damit alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die das ſchwerfälligere Eintreiben der ſtarken Röhren, die luftdichte Verbindung der etwa auf einander zu ſetzenden Stücke und die Möglichkeit ihrer Zerſplitterung unter den Schlägen des ſchweren Rammbäres der Herſtellung entgegenſetzten; und doch gelang es ihm, den erſten Brunnen nach ſeiner Methode im Hofe der ſogenannten Patentpapierfabrik in der Mühlenſtraße zu Berlin herzuſtellen. Immerhin mag es ſein, daß die erwähnten zahlreichen Schwierigkeiten und die größere Koſtſpieligkeit einer weiteren Verbreitung ſeiner Erfindung entgegenſtanden, obgleich er, ſo viel bekannt geworden iſt, auch an einigen anderen Orten Brunnen nach ſeiner Methode auszuführen unternommen hat.“

Melm ging ſpäter nach Amerika, wo er für ſeine ſpekulativen Ideen einen fruchtbareren Boden ſuchte, als er in der deutſchen Heimat gefunden. Leider iſt darüber nichts Näheres bekannt, wie und wo er dort ſeine „Rammpumpen“ in weitere Anwendung gebracht. Erſt nach einer Reihe von Jahren iſt ſeine Erfindung aus Amerika, und zwar über England, zu uns zurückgekommen. Seltſam genug, wird ſie jetzt in Deutſchland für eine urſprünglich amerikaniſche Idee ausgegeben, und in Oeſterreich hat ſich ſogar eine Geſellſchaft ein Patent auf dieſe ſogenannte amerikaniſche Erfindung geben laſſen, die vor 38 Jahren in Berlin gemacht und deren Idee ſeitdem das freie Eigenthum der ganzen Welt geworden iſt.

. . .

Fortbildungsſchule für junge Damen in Berlin.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Geſetze des allgemeinen geiſtigen Fortſchrittes die ſociale Erhebung der Frau verlangen. Dieſe kann jedoch nur durch Bildung des Geiſtes, durch freieſte Entwicklung ihrer Fähigkeiten erfolgen.

Wie anders ſähe es mit der Frauenbildung und der Erziehung der Kinder aus, wenn nach vollendeter Schulzeit nicht jede folgerichtige Ausbildung ſchroff abgeriſſen, ſondern wie bei den Jünglingen fortgeſetzt würde. Ein Mädchen von ſechszehn Jahren, das von der höheren Töchterſchule abgeht, iſt faſt durchſchnittlich in ihren Anſichten gereifter, als ein Knabe gleichen Alters; aber zehn Jahre ſpäter — und die Jungfrau hat ihre Schulkenntniſſe faſt vergeſſen, während der junge Mann, der mit klarem Bewußtſein vom Werthe der Wiſſenſchaften ſich fortgeſetzt mit ihnen beſchäftigte, einen reichen Schatz für's Leben und ſeinen Beruf gewonnen hat. Allein die Jungfrau bleibt nicht nur in der Bildung und den Kenntniſſen zurück, ſondern ihr Denken verflacht, wenn Geiſt und Gemüth nicht die anregende, dauernd kräftigende Nahrung erhalten; der Sinn für Aeußerlichkeiten erwacht und mit ihm wächſt die Sucht, ſich durch Vergnügungen und Thorheiten zu zerſtreuen.

Wenn trotz der mangelhaften Vorbildung von den Frauen im Einzelnen Tüchtiges geleiſtet wird, ſo zeigt dies von der hohen Intelligenz und der geiſtigen Empfänglichkeit der Frauennatur. Das weibliche Geſchlecht bedarf der gleichen Bildungshöhe wie das männliche, denn „der Fortſchritt der Menſchheit iſt von dem Zuſammenwirken beider Geſchlechter bedingt.“

Es heißt daher einem Zeitbedürfniß Rechnung tragen, wenn allgemeine Bildungsanſtalten gegründet werden, welche nach vollendeter Schulzeit jungen Damen Gelegenheit bieten, die in der Schule geſponnenen Fäden der Kenntniſſe für das Leben, zunächſt für den Frauenberuf im Hauſe und in der Familie, zuſammen zu weben. So lobenswerth auch die Beſtrebungen ſind, durch zeitweiſe Vorträge den geiſtigen Geſichtskreis und beſonders den äſthetiſchen des weiblichen Geſchlechtes zu erweitern, ſo genügen dieſe nicht. Nothwendig iſt ein innerlich zuſammenhängender Unterricht in Lehrgegenſtänden, geeignet, die Anſchauungen zu klären, zu erweitern, das Urtheil ſelbſtändig zu bilden, das Gemüth für den höheren Beruf des Menſchen zu erwärmen, den ſittlichen Willen zu kräftigen.

Von dieſen Anſichten ausgehend, hat die Unterzeichnete unter dem Beiſtand der bewährteſten Pädagogen und Fachgelehrten eine „Fortbildungsſchule für junge Damen“ gegründet, die am 5. October d. J. eröffnet und einen jährlichen Curſus haben wird.

Das Ziel derſelben iſt: 1) Gründliche Kenntniß des Nothwendigen und Wiſſenswerthen in Geſundheitspflege, Erziehung, Hauswirthſchaft; 2) Erweiterung der allgemeinen Kenntniſſe in Naturwiſſenſchaft und Volkswirthſchaft.

Der Lehrplan umfaßt: Geſundheitslehre: Kenntniß vom Menſchen, ſeinen Lebensbedingungen und ſeiner Lebenserhaltung 2c. Erziehungslehre: Umgang mit Kindern von der Geburt an, nach den Grundſätzen bewährteſter Pädagogen, Anleitung zum erſten Unterricht. Literatur, mit beſonderer Berückſichtigung unſrer Nationalſchätze. Staaten- und Kulturgeſchichte: Entwicklung der Staaten, der Nationalitäten, Religionsgeſellſchaften, Volkszuſtände 2c. Hauswirthſchafts-Chemie: Die Nahrungsmittel nach ihrer Beſchaffenheit und ihrem Werthe für die Geſundheit und den Geſchmack. Phyſik: Allgemeine Geſetze, wichtigſte Erfindungen. Lehre von den Weltkörpern: (Math. Geographie) zur Klärung der Begriffe über das Weltſyſtem. Volkswirthſchaftslehre: Aufklärung über Armenpflege, Conſumvereine, Darlehnskaſſen, Arbeiter-Aſſociationen 2c. Hauswirthſchaftslehre: Sparſyſteme, Zeiteintheilung, Verhältniß zu den Dienenden, Einkäufe, Buchführung 2c. Zeichnen: (Das Zeichnen wird in Mädchenſchulen nur nebenſächlich getrieben,) das wichtigſte Element für Bildung des Auges, der Handgeſchicklichkeit und des Geſchmacks ſoll hier nach Ornamenten, Körpern und Muſtern gelehrt werden.

Es bleibt der Entwicklung der Anſtalt vorbehalten, dieſelbe ſpäterhin durch Kunſtgeſchichte und Botanik zu erweitern, ſowie neben dieſem Curſus einen in Handarbeiten, beſonders in Zuſchneiden, Garniren und Flicken einzurichten. Ebenſo wird bei hinreichender Betheiligung für Unterricht im Franzöſiſchen und Engliſchen mit beſonderer Berückſichtigung des Briefſtyls und der Unterhaltung geſorgt werden. Vorläufig ſind täglich nur zwei bis drei Stunden und zwar von 10 resp. 11—1 Uhr zum Unterricht feſtgeſetzt, um die Töchter nicht allzu ſehr den häuslichen Beſchäftigungen und der Familie zu entziehen.

Außer dieſem Unterricht finden belehrende Spaziergänge mit Fachmännern ſtatt in öffentlichen Bildungsanſtalten für Kunſt, Induſtrie und Volkserziehung, z. B. Muſeen, Kunſtgallerieen, Sternwarte, botan. und zoolog. Garten, Aquarium, Gas- und Waſſerleitungs-Anſtalten, Fabriken und Ateliers. Auch iſt den Schülerinnen das Hoſpitiren in Volksküchen, Pflegeſtätten, Kindergärten und Schulen ermöglicht.

Auswärtigen Schülerinnen beſorgt die Direction gute Penſionen.

Das Honorar für circa 50 Lehrſtunden monatlich beträgt 5 Thlr. Der Eintritt verpflichtet für ein Jahr Theilnahme am Curſus. Die Betheiligung an einzelnen Lehrgegenſtänden kann ausnahmsweiſe und unter beſonderen Bedingungen geſtattet werden. Am Schluß des Curſus findet eine Prüfung derjenigen Schülerinnen ſtatt, welche ein Zeugniß beanſpruchen. Berlin, im September 1869.

Die Vorſteherin, Frau Lina Morgenſtern,
Leipzigerſtraße 73.

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus'
Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von

☛ 10 Thaler ☚

vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Soeben erſcheint in zweiter vom Verf. durchgeſehener Aufl.:

Der Talmud

von Emanuel Deutſch, Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London. Aus der 7. engl. Auflage übertragen. Autoriſirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Sgr.

„Dieſe kleine Schrift machte in England, wo ſie zuerſt erſchien, das ungeheuerſte Aufſehen. Gleich nach ihrem Erſcheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam. Das Intereſſe für ſie war allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 war ſie in 7 Auflagen erſchienen.“ Nationalzeitung. (183)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Das sehr ähnliche Portrait-Medaillon
von
Alexander von Humboldt
nach dem Leben modellirt von Carl Bläser (⅔ Lebensgrösse), 16" im Durchmesser, ist zum Preise von 4 Thlrn. incl. Verpackung zu beziehen von (184)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin,
Wilhelmsstrasse 86.

In 8 Tagen erscheint in unserm Verlage:

Gedächtnissrede
auf
Alexander von Humboldt
gehalten in der (185)
öffentlichen Sitzung
der Königl. Preussischen Akademie
der Wissenschaften zu Berlin
am 1. Juli, dem Leibnitztage d. J. 1869
von
H. W. Dove.

2¼ Bogen. Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Briefe von Alex. v. Humboldt
an
Chriſt. Carl Joſias Freiherr von Bunſen.
8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zum hundertſten Geburtstage Alexander von Humboldt's werden dieſe an Bunſen gerichteten vertrauten Briefe Humboldt's als eine gewiß willkommene Feſtgabe dargebracht. Mit urkundlicher Treue abgedruckt, bilden ſie ein ſchönes Zeugniß des unmittelbaren lebendigen Verkehrs zwiſchen zwei ſo hervorragenden Männern, während zugleich die intereſſanteſten Mittheilungen über Perſonen und Zuſtände darin enthalten ſind. (186)

Verlag der Weidmann'ſchen Buchhandlung
in Berlin.

Mit dem Erſcheinen der Schlußlieferung des dritten Theiles liegt nun vollſtändig vor:

Handbuch der Erdkunde
von
G. A. von Klöden.
Zweite Auflage.

3 Theile. Gr. 8. Geh. 13 Thlr. 20 Sgr.
In 4 Halbfranzbänden 15 Thlr. 25 Sgr.

Die einzelnen Theile ſind auch für ſich unter folgenden Titeln beziehbar:

1. Theil. Handbuch der phyſiſchen Geographie. Mit 274 Holzſchnitten. Geh. 4 Thlr.
2. Theil. Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa. Geh. 5 Thlr.
3. Theil. Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Aſien, Auſtralien, Afrika und Amerika. Geh. 4 Thlr. 20 Sgr. (187)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Worte des Herzens
von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von
C. W. Hufeland. (188)
Zwanzigſte Auflage.

Mit einer Biographie Lavater's von A. Krummacher, L.'s Bildniß in Stahlſtich, und Titel in Farbendruck; in engl. Einband mit Goldſchnitt.
Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Außer dieſer eleganten Ausgabe ſind noch zwei andere, einfacher, aber gleichfalls geſchmackvoll ausgeſtattete Ausgaben in kleinerem Format vorhanden, eine Miniaturausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt zum Preiſe von 20 Sgr. und eine Ausgabe in gr. 16. mit Lavater's Bildniß, Widmungsblatt und Schriftbild, in engliſchem Einbande mit Goldſchnitt zu 1 Thlr.

Die chriſtliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Verſtändigung für gebildete Chriſten aller Confeſſionen. Verlag von Ferd. Geelhaar, Berlin, Breiteſtraße 23.

Dies Schriftchen zum niedrigen Preiſe von 3 Sgr. kann als ein wahres Friedenswort auf kirchlichem und religiöſem Gebiet nicht dringend genug empfohlen werden. (190)

In dem unterzeichneten Verlage ſind folgende Schriften erſchienen:

Bernays (Michael), Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. 1866. Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Du Bois-Reymond (Emil), Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. 1868. Velinpapier. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Grimm (Jacob), Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

—, **Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter.** Herausgegeben von Herman Grimm. 3. Auflage. 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

— (**Herman**), **Rede auf Schinkel**, gehalten vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin. 1867. Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.), Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten. 1867. Velinpap. gr. 8. geh. 6 Sgr.

Abel (Dr. C.), Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe. Ein Vortrag. 1869. 8. geh. 5 Sgr.

Birlinger (Anton), So ſprechen die Schwaben. Sprichwörter, Redensarten, Reime geſammelt. 1868. Velinpap (9 Bog.) 16. 12 Sgr.

Buff (H. L.), Ueber das Studium der Chemie. 1868. 8. 5 Sgr.

Lazarus (Prof. Dr. M.), Ueber den Urſprung der Sitten. Zweiter Abdruck. 1867. 8. geb. 8 Sgr.

Michelhaus (H.), Ueber die Lebensbedingungen der Pflanze. Vortrag, gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin. 1868. Velinpapier. 8. 5 Sgr. (191)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Soeben erſchien im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen: (189)

☛ Friedrich Wilhelm I. ☚
König von Preußen.
Von
Joh. Guſt. Droyſen.

Groß Octav. Zwei Bände. 900 Seiten. Preis elegant geheftet. 4 Thlr. 24 Sgr.

(Geſchichte der Preußiſchen Politik. IV. Theil. 2. u. 3. Abtheilung.)

Von der Geſchichte **Friedrich Wilhelm I.** ſind bisher nur einzelne Abſchnitte, namentlich ſolche, die für die bewegten Schickſale des Kronprinzen (Friedrich II) von Bedeutung ſind, gründlicher erforſcht worden. Gegenüber der Unzulänglichkeit und Verworrenheit der traditionellen Geſchichte dieſes Königs, zum Theil entſtellt durch hergebrachte Ueberlieferung von mit Vorliebe feſtgehaltenen Hunderten von unbeglaubigten, unwahren und ganz falſchen Anecdoten, hat es der berühmte Verfaſſer unternommen, in den vorliegenden Bänden **auf Grund ſorgfältigſten Quellenſtudiums zum erſten Male ein treues Charakterbild dieſes Fürſten hinzuſtellen, der für den Aufbau und Ausbau des Preußiſchen Staates von ſo hervorragender Bedeutung geweſen iſt.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 2. Oktober 1869. — [№ 40.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. A. v. Humboldt's Briefe an Bunſen. 577. — Jacob Venedey: Leben des Freiherrn von Stein. Zwei Irrthümer Stein's und ſeines Geſchichtſchreibers. 578. — Die internationale Gartenbau-Ausſtellung in Hamburg. 580.

Schweiz. Die ſchweizeriſche Bundeshauptſtadt in ihrem heutigen Zuſtande. 581. — Gottfried Kinkel über den ſchweizeriſchen Dichter Keller. 582.

Frankreich. Pater Hyacinth über Juden, Proteſtanten und Muhammedaner. 583. — L'Homme qui rit, von Victor Hugo. Die engliſche Geſellſchaft des 17. Jahrhunderts. 584.

England. Die Hörigkeit der Frau, von John Stuart Mill. 585.

Schweden. Land und Leute in Schweden. 586.

Neuſeeland. Guſtav Dröge: Der Krieg in Neuſeeland. England und die Maories. 588.

Kleine literariſche Revue. Graf Georg Friedrich von Waldeck. 589. — Für Schulen und Selbſtunterricht. 590. — Bormio im Veltlin. 590. — Die Idee einer rationellen Univerſal-Dolmetſcher-Sprache. 590. — Die Zimmer- und Hausgärtnerei. 590. — Aylmer's Feld, von Alfred Tennyſon. 591. — Ein Novellenbuch in Verſen. 591. — Südſee Schwindel. 591.

Literariſcher Sprechſaal. Vernunft und Religion. 591. — Die Stadt des Confucius. 592. — Zur Geſchichte der Kleinſtaaterei. 592. — Unterrichtsliteratur. 592. — Arctiſche Ausſtellung in Lappland. 592.

Deutſchland und das Ausland.

A. v. Humboldt's Briefe an Bunſen.*)

Zum hundertſten Geburtstage Alexander von Humboldt's iſt eine Sammlung ſeiner Briefe an Chriſt. Karl Joſias Frhrn. v. Bunſen erſchienen, welche die deutſche Nation als ein Erinnerungszeichen an beide große Männer mit Dank aufgenommen und für alle Zeiten in Ehren halten wird. Hier iſt Geiſt vom Geiſte des Edeln, wie er ſich nur einem gleichgeſinnten, edlen Geiſte gegenüber zu erkennen giebt. Wie Alexander von Humboldt, ſo war auch Bunſen „innerlich wahr, großartig und anſpruchslos, — allen Menſchen, die ihm durch Bande der Natur oder eines verwandten Strebens näher gebracht waren, bis an's Ende zugethan, jeder echt geiſtigen Arbeit Freund, unermüdlich im Erſtreben der ihm perſönlich geſteckten Ziele, ſonder Wanken im Glauben an eine hohe ſittliche Weltordnung und in der hoffenden Treue gegen ſein deutſches Vaterland und Volk".

Ihre geiſtige Organiſation war allerdings nicht dieſelbe. Bei Humboldt herrſchte das Verſtandesmoment über das der Gefühlsregung, was bei Bunſen der umgekehrte Fall war; aber in ſchöner Harmonie ergänzte bei dem Einen das Gefühl den vorherrſchenden Verſtand, und bei dem Andern die ſtets als letztes Ziel geſuchte Vernunfterkenntniß das überſtrömende Gefühl. Bunſen ging von dem Glauben an eine hohe ſittliche Weltordnung aus und erkannte dieſelbe in der ganzen Geſchichte des Menſchen auf Erden — er hat dies in der trefflichen Vorrede zu ſeinem „Hippolitus", in ſeinem „Gott in der Geſchichte" und in ſeinen „Sprachen und Religionen" glänzend nachgewieſen —; Humboldt dagegen errichtete auf der Beobachtnng der Materie, vom Sonnenſtäubchen bis zu den Fixſternen und Nebelflecken, auf der Erforſchung aller Erdzonen, von der alpiniſchen Tropenlandſchaft Südamerikas bis zu der öden Steppennatur Aſiens, das großartige Syſtem der Einheit des Weltganzen, regiert durch ein einheitliches Geſetz von einem einheitlichen Geſetzgeber.

Wie Humboldt, beklagte es auch Bunſen tief, daß der Staat Friedrich's des Großen ſeiner alten Miſſion, allen übrigen Staaten der Welt in Humanität, Verſtändniß des Zeitgeiſtes, Wahrheits-Erkenntniß und Rechtsverehrung als Muſter voranzugehen, untreu geworden. Leider, ſo ſchreibt Humboldt am 28. December 1851 an ſeinen gleichgeſinnten Freund Bunſen nach London, „kämpfen wir in der höhern Sphäre, die das Herz für Preußens Ruhm und das geſammte, nicht zu knechtende deutſche Vaterland berührt, ohne allen Erfolg!"

„Zwei Begebenheiten", ſchreibt Humboldt in demſelben Briefe (Decbr. 1851), „der eidbrüchige Gewaltſtreich in Frankreich und Palmerſton's Rücktritt, haben beide, beſonders die erſtere, den unglücklichſten Einfluß in Deutſchland auf die frechſte Ermuthigung der Parteien, welche ſelbſt die Morgenröthe der Allgemeinheit des Abſolutismus anbeten, Einheit der Maßregeln zur Gedanken- und Preß-Unfreiheit von der Newa bis Neapel, von Neapel bis zur Seine träumen und den Augenblick nicht erwarten können, wo alle Kammern geſchloſſen werden können .... Das Entzücken über Palmerſton's Austritt, der in Berlin, Petersburg, Wien, Neapel, Athen nur Revolutionär und Demagoge genannt wird, beutet man nach denſelben Hoffnungen aus; ja, man kennt das edle, treue Land, in welchem Sie leben, ſo wenig, daß man jetzt die unmöglichſten polizeilichen Anforderungen an das engliſche Miniſterium machen zu können wähnt."

„Möge der byzantiniſche Despotismus des Elyſée", fügt Humboldt in einem Briefe vom 27. März 1852 hinzu, „bald wieder bezeugen, daß das, was die Weltgeſchichte aller Jahrhunderte lehrt: das Einſchreiten der Nemeſis, der Triumph des Rechtes und der Wahrheit, nicht ausbleibt. Leider muß ich, der 82jährige Jugendgreis, wie Benjamin Conſtant ſagen: „Je n'ignore pas que les principes survivront, mais moi je ne suis pas le principe."

Dreiundneunzig Briefe von Humboldt an Bunſen umfaßt dieſe Sammlung, die vom Mai 1816 bis zum Dec. 1856 reicht. Jeder einzelne Brief enthält einen Beweis von der edlen Denkungsart des Schreibenden, der darin entweder für eine Perſönlichkeit von wiſſenſchaflicher Bedeutung ſich verwendet, oder die allgemein menſchlichen, ſcientiviſchen und ſittlichen Intereſſen der Geſellſchaft beſpricht.

Auch über Humboldt's „Kosmos," deſſen Plan und geſchichtliche Entwickelung ein vieljähriger Berathungsgegenſtand der beiden Freunde iſt, finden ſich hier überaus intereſſante Aufſchlüſſe.

Ueber Bunſen's berühmtes Werk: „Die Zeichen der Zeit" ſchreibt Humboldt: „Den Ausdruck: Sie haben nicht bloß ein gutes Buch geliefert, es iſt eine gute Handlung — hat man in Frankreich durch zu häufige und gemißbrauchte Anwendung trivial gemacht. Nirgends aber wäre der Ausdruck anwendbarer, als da, wo ein hochgeſtellter Mann, der, durch ſeine Geiſtesthätigkeit und lange Erfahrung befähigt, den Kulturzuſtand der Menſchheit und die Bedürfniſſe der Gegenwart mit dem Muthe,

*) Briefe von Alexander von Humboldt an Chriſtian Carl Joſias Freiherr v. Bunſen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869. (212 S.)

Digitized by Google

den die begeiſternde Ueberzeugung einflößt, vor das Publikum und ſeinen phantaſiereichen, gemüthlichen aber im ſchlechten Rathe befangenen Monarchen tritt.“

„Man hat“, ſagt der ungenannte Herausgeber der Briefe (wahrſcheinlich Herr Georg v. Bunſen), das Verhältniß des Gefeierten zu Bunſen, wie zu vielen anderen Ehrenmännern, ganz anders darzuſtellen getrachtet, als es hier erſcheint — und dazu das gewichtige Zeugniß eigener Aeußerungen Humboldt's verwenden zu dürfen geglaubt. Schwerlich wird ein Leſer des vorliegenden Bändchens einen Augenblick anſtehen, die Vertheidigung Humboldt's gegen Humboldt, oder richtiger: gegen ſeine etwaigen Zuträger und Horcher, zu übernehmen! Fühlt man ſich denn nicht zu der Behauptung verleitet, daß auf Erden Jedermann ſein eigener ſchlimmſter Verläumder ſei? Und doch giebt es gemeiniglich einen noch ſchlimmeren: das iſt derjenige, der unſere Augenblicke verzeiblicher Gereiztheit und Schwäche benutzt, um uns Worte abzulauſchen, die den bleibenden Zügen unſeres Charakters ſo wenig wie der Wahrheit entſprechen, und ſie der Nachwelt als geſchichtliches Denkmal überliefert.“

Es ſind dies köſtliche Worte, welche uns, die wir das Glück hatten, Alexander v. Humboldt aus perſönlichem Umgange zu kennen, zu lieben und zu verehren, ſeit Jahren, ſeit der Publication gewiſſer Tagebücher und Klatſchereien, auf dem Herzen gelegen, die aber bisher noch nirgends ſo durchſchlagend wie hier ausgeſprochen worden ſind. J. L.

Jacob Venedey: Leben des Freiherrn von Stein.*)

Zwei Irrthümer Stein's und ſeines Geſchichtſchreibers.

Es giebt kaum einen zweiten Mann der neueren deutſchen Geſchichte, welcher bei den Vaterlandsfreunden faſt aller Parteien ſo übereinſtimmende Anerkennung und Verehrung gefunden hat und deſſen Charakter immer wieder zu neuen Darſtellungen anreizt, als Heinrich Friedrich Karl von und zum Stein, dieſer große deutſche Freiherr, deſſen Seelenverwandtſchaft mit den körperlichen Eigenſchaften des materiellen Gegenſtandes gleichen Namens man längſt erkannt und hervorgehoben hat, wenn man beſonders das Wort „Stein“ gleichbedeutend mit „Fels“ nimmt. Daß ſeine drei Vornamen zugleich diejenigen einer Reihe von großen Deutſchen ſind, das iſt unſeres Wiſſens bisher weniger beachtet, mindeſtens nicht hervorgehoben worden.

Neuerdings hat ſich wieder ein namhafter und geachteter Schriftſteller, Herr Jacob Venedey, an die Aufgabe gemacht, das Bild dieſes großen Mannes ſeinem Volke vorzuführen, damit „es dem Leſer in guten und böſen Stunden zur Mahnung, zur Nachahmung im Dienſte des Vaterlandes und Volkes lebendig vorſchwebe“.

Das Buch iſt vor dem Kriege des Jahres 1866 geſchrieben worden, in Folge deſſelben „als nicht mehr zeitgemäß“ bei Seite liegen geblieben und erſt in dieſem Jahre gedruckt worden, weil die Verhältniſſe ſeinem Erſcheinen wieder weniger Schwierigkeiten entgegenzuſtellen ſchienen. Wir können ſchon voraus unſer Urtheil dahin abgeben, daß dem Verfaſſer die Löſung ſeiner Aufgabe im Ganzen gelungen iſt. Jacob Venedey hat das Zeug zum Volksſchriftſteller, und zwar weil er mit der Liebe zum Volk auch zugleich ein Naheſtehen zu deſſen Anſchauungen verbindet; er ragt weder als Schriftſteller noch als Politiker durch ungewöhnliche Begabung hervor, nirgends iſt er bahnbrechend aufgetreten, er bewegt ſich faſt überall in ausgefahrenen Geleiſen. Wenn er der allgemeinſten Achtung genießt und wohl kaum Feinde beſitzt, ſo verdankt er das der Milde, Uneigennützigkeit und Lauterkeit ſeines Charakters und noch mehr ſeiner unwandelbaren Treue, mit welcher er der Sache des deutſchen Volkes, nämlich zugleich ſeiner Einheit und Freiheit, dienſtbar geweſen iſt.

Wenn ich ſeine politiſche Einſicht nicht übermäßig hoch ſtelle, ſo ſtehen mir als Beweiſe verſchiedene Aufſtellungen in der vorliegenden Schrift zur Seite. Ich führe davon das auffallendſte Anzeichen von Befangenheit in einem Vorurtheile der Zeit oder vielmehr der Vergangenheit an. Daß Stein's politiſche Anſichten nicht unfehlbar waren, wird Niemand behaupten; es thut es auch Herr Venedey nicht. Eine ſeiner größten ſtaatsmänniſchen Verirrungen beſtand aber in einem Vorſchlage, den er 1808 dem Könige Friedrich Wilhelm III. machte, der aber glücklicherweiſe an deſſen Widerſtande ſcheiterte. Durch den Tilſiter Frieden hatte Preußen nämlich von ſeinen polniſchen Beſitzungen nicht bloß Neuoſtpreußen und Südpreußen, ſondern auch einen großen Theil der Erwerbungen Friedrichs des Großen verloren und von Weſtpreußen nur einen ſchmalen Streifen behalten, in welchem die Städte Deutſch-Krone, Zempelburg, Kulm, Thorn, Löbau und das wichtige Danzig fehlten. Dieſen geringen Gebietsreſt wollte Stein auch noch abgetreten wiſſen, und zwar an die Polen in dem Herzogthum Warſchau, um durch dieſes ſchwere Opfer deren Bundesgenoſſenſchaft gegen Frankreich zu erkaufen. Stein war damals im Oſten der Elbe und beſonders der Oder wenig bekannt; namentlich kannte er auch die Polen nicht, ſonſt wäre er auf einen ſolchen unheilvollen Einfall, über deſſen Ausführung ſich Friedrich der Große hätte im Grabe umkehren müſſen, nimmer verfallen. Er wußte nicht, welches alte Anrecht das deutſche Volk auf Weſtpreußen beſaß, in welchem Zuſtande der Zerrüttung es von Friedrich übernommen worden war, was er und ſeine Nachfolger daraus bereits gemacht hatten, wie viel deutſches Element darin aus alter und neuer Zeit ſchon befindlich war. Er wußte auch nicht, daß ein ſolches unſchätzbares Geſchenk, durch welches der Zuſammenhang Oſtpreußens mit der Mark wieder zerriſſen worden wäre, nicht einmal den Zweck erreicht hätte, die Polen von Frankreich abzuziehen und ſie zu treuen Freunden Preußens zu machen. Sicher hätten ſie das Land mit einer Hand genommen und mit der andern ſogleich nach Oſtpreußen, vielleicht auch nach Schleſien gegriffen. „Gleichwohl vermißt man in der Darſtellung des Momentes jedes Wort der Mißbilligung von Seiten des Herrn Venedey, und wenn er noch gegenwärtig die Abtretung von Poſen an ein von uns Deutſchen mit unſerem Blut und Gut herzuſtellendes unabhängiges Polenreich verlangt, ſo könnte man wohl daraus ſchließen, daß er für 60 Jahre früher auch die projektirt geweſene Abtretung von Weſtpreußen billigt.

Ebenſo iſt Venedey von einer andern Idee befangen, welche zwar noch in den Köpfen der großen Maſſe in Süddeutſchland ſpukt, bei helleren Geiſtern aber ſchon längſt durch die Geſchichte und die Tageserſcheinungen ihr Anſehen verloren hat; ich meine die Idee, daß Deutſchland auch ganz Oeſterreich, mit Einſchluß ſeiner Slavenvölker, durch ein einiges ſtaatliches Band umſchließen müſſe. „Das Herz macht eine Nation — nicht die Sprache“, ſagt Heinrich Leo, deſſen politiſche Anſichten wir im Uebrigen keineswegs vertreten. Das Herz aber, das Gefühl und das Verlangen nach Vereinigung, ſteht der ſtaatlichen Verbindung

*) J. Venedey: Heinr. Friedr. Karl von Stein. Iſerlohn, J. Bädeker, 1869.

Digitized by Google

Deutſchlands und des geſammten Oeſterreich nicht zur Seite. Von den großen äußeren Schwierigkeiten ſehen wir dabei noch ab. Von Stein nun, welcher noch Oeſterreich und Preußen, ſowie die kleinen Fürſtenthümer und deren Bewohner, durch eine Art von ſtaatlichem Bande umfaßt geſehen hatte, war es nicht zu verlangen, daß er ſich wenige Jahre nach deſſen völliger Auflöſung zu der Einſicht durcharbeiten ſollte, daß daſſelbe nicht wiederherzuſtellen ſei. Zwar erkannte und fühlte er ganz richtig, daß das Herz des deutſchen Volkes im Norden ſchlug, und er war deswegen ſtets eifrig bemüht, Preußen zu Macht und Größe zu verhelfen. Nichtsdeſtoweniger war ſeine Thätigkeit in der ganzen Zeit, in welcher die Neugeſtaltung Deutſchlands berathen und betrieben wurde, darauf gerichtet, ſie auf der Grundlage des alten „römiſchen Reichs deutſcher Nation" aufzubauen. Schon in dem „Aufruf" Kutuſov's von Kaliſch, vom 26. März 1813, iſt ſeinem Einfluß das Verſprechen der „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches" zuzuſchreiben. Als dann Oeſterreich dem Bunde gegen Napoleon beitrat, forderte er „Wiederherſtellung von Kaiſer, Reich mit Reichsgericht und Repräſentativ-Verfaſſungen in allen deutſchen Staaten". Es lag in der Natur der Sache, daß „die preußiſchen Staatsmänner keine Wiederherſtellung von Kaiſer und Reich wollten". Da es in der Welt durchaus keine Macht gab, um ſie zur Einwilligung zu zwingen, ſo kam ſelbſtverſtändlich „nichts von dem, was Stein erſtrebte, zu Stande".

Auf dem Wiener Kongreß „arbeitete Stein mit Wilhelm von Humboldt einen Verfaſſungsplan aus: derſelbe beruhte erſtens auf vollſtändiger Gleichberechtigung zwiſchen Oeſterreich und Preußen, indem Oeſterreich den Vorſitz in der Bundes-Verſammlung, der geſetzgebenden Behörde, Preußen den Vorſitz im Directorium, der höchſten vollziehenden Behörde, führen ſollte; er ſtellte zweitens ein Minimum landſtändiſcher Rechte, Steuerverwilligung und Klage wegen Malverſation der Beamten und Miniſter in allen deutſchen Staaten feſt; er verbürgte drittens Preßfreiheit und viertens Lehrfreiheit, freien Beſuch aller deutſchen Univerſitäten; er theilte fünftens das deutſche Reich in Kreiſe ab, und ordnete ſechſtens ein gemeinſames Kriegsweſen für ganz Deutſchland. Natürlich wurde auch aus dieſem Plane nichts. „Stein findet endlich nur in einem Griechen, in dem Miniſter des Kaiſers von Rußland, in Capodiſtrias, für die Herſtellung eines feſten deutſchen Bundesſtaates einen Fürſprecher bei Metternich und Hardenberg, die Beide in ihrer Art die Entſcheidung hinausſchieben, bis endlich am 7. März die Nachricht in Wien anlangte, daß Napoleon die Inſel Elba verlaſſen habe", u. ſ. f. Nun kam die „Bundesakte" zu Stande, „eine Scheinverfaſſung, die nach vierzig (ſoll wohl heißen: fünfzig) Jahren einer thatloſen Ohnmacht den Kaiſer von Oeſterreich ſelbſt zwang, ſie für „offenbare Anarchie" zu erklären, wodurch Preußen die Macht mit erlangte, dieſer „Anarchie" des deutſchen Bundes mit Einem Stoße ein Ende zu machen und dabei Oeſterreich aus Deutſchland hinauszuwerfen".

Allerdings war der deutſche Bund ein Unding. Herr Venedey iſt aber vollſtändig auf einem Irrwege, wenn er die Herſtellung einer ſo loſen, einer bloßen „Scheinverfaſſung", welche den Keim der gänzlichen Zerreißung Deutſchlands in ſich trug, allein dem böſen Willen der damaligen Staatsmänner zur Laſt legt, während er ihnen gegenüber einzig ſeinem Helden Weisheit und Vaterlandsliebe beilegt. Im Gegentheil, ſollte ganz Deutſchland mit Einſchluß von Slaviſch-Oeſterreich durch ein gemeinſames Band umfaßt werden, ſo mußte es ſo loſe ſein als möglich; je enger und feſter es war, deſto eher und deſto gewaltſamer mußte es wieder zerriſſen werden. Warum? — Weil ſich die beiden mächtigſten Glieder dieſer Gemeinſchaft unter keiner Form des Verbandes als Eins, als Eine Nation fühlten, mochte die Regierungs-Sprache auch die gleiche ſein. Auf welche Weiſe ſollen Waſſer und Oel zu einem gleichartigen Stoff verbunden werden? Nicht anders als dadurch, daß eins von beiden oder beide zugleich in ihrer Eigenthümlichkeit vernichtet werden. Sonach bewieſen Metternich und Hardenberg auf dem Wiener Kongreß immer noch mehr politiſche Einſicht in Beziehung auf Deutſchland, als Stein und Capodiſtrias.

Darin, daß er Unmögliches verlangte, lag der Grund, weshalb der wackere Freiherr ſeit dem erſten Pariſer Frieden ſeinen mächtigen Einfluß auf die verbündeten Fürſten und ihre Miniſter immer mehr und mehr verlor; ſonſt würde er ſich wohl nur noch mehr dadurch befeſtigt haben, daß das große Werk des Sturzes Napoleons gelungen war, welches man ſo weſentlich nach ſeinen energiſchen Rathſchlägen ausgeführt hatte. Dieſer Aufgabe war Stein eben gewachſen, derjenigen, Deutſchland eine gute Verfaſſung zu geben, aber nicht; darum wurde er bei Seite geſchoben. Vollſtändig gewachſen war ihr damals Niemand; die Geſchichte mußte den Menſchen erſt ihre Lehren geben. Heute ſtehen dieſelben mit mächtigen Zügen in ihre Tafeln eingetragen. Wer ihre Schrift zu leſen verſteht, der hat nicht den mindeſten Zweifel über die Verfaſſung des deutſchen Volkes. Schon 1848, dann wieder 1859, bei Gründung des Deutſchen National-Vereins, haben deutſche Volksmänner den richtigen Weg zur Löſung der Frage eingeſchlagen. Wen aber das Jahr 1866 darüber nicht völlig aufgeklärt hat, dem iſt nicht zu helfen.

Indem wir in dem Vorgehenden zwei Hauptirrthümer in der öffentlichen Wirkſamkeit des Freiherrn von Stein hervorgehoben haben, wollten wir auf ſie als ſolche nur beſonders aufmerkſam machen, weil ſein Geſchichtſchreiber ſie unaufgeklärt läßt oder gar als Staatsweisheit rühmt. Keineswegs ſind wir gemeint, damit ſein ſtaatliches Wirken und Schaffen kennzeichnen zu wollen; im Gegentheil haben wir ſchon beiläufig bemerkt, daß ein großer Theil des Verdienſtes bei dem Sturze des großen franzöſiſchen Gewaltherrſchers und Eroberers ihm gebührt. Bekannt iſt auch ſein unſchätzbares Verdienſt um Preußens Wiederaufbau aus den Trümmern des jähen Zuſammenſturzes im Jahre 1806.

Eine merkwürdige Fügung des Schickſals war es dabei, daß Napoleon ſelbſt, indem er eine von Stein's untergeordneten Fähigkeiten erkannte und zu ſeinem eigenen Vortheil anwenden wollte, ſeine größere Bedeutung aber verkannte, ihm zu derjenigen Stellung verhalf, in welcher er dem preußiſchen Volke wieder neues Leben einhauchen und ſeine Kräfte zu der Höhe entwickeln konnte, daß es das Joch des Fremdherrſchers abzuſchütteln und ſeine Macht zu vernichten vermochte. Stein hatte ſich nämlich als tüchtiger Finanzminiſter erwieſen und war von dem Könige des Amtes entlaſſen worden, weil er feſt auf Beſeitigung der Kabinetsregierung neben den Miniſtern beſtand, als der Tilſiter Friede geſchloſſen wurde und Napoleon die Entlaſſung Hardenberg's, den er für die Seele der damaligen preußiſchen Politik hielt, forderte. Friedrich Wilhelm III. antwortete in Verzweiflung, daß er ja ſonſt Niemanden habe, dem er die Leitung der Geſchäfte übertragen könne. Der Kaiſer antwortete: „Prenez donc Monsieur de Stein, c'est un homme d'esprit." Der Wille des Siegers war dem Könige Befehl, und ſo kam Stein wieder an das Ruder. Napoleon hatte ſich in ihm allerdings nicht getäuſcht. Stein ſchaffte aus dem zuſammengeſchrumpften und

Digitized by Google

ausgeſogenen Lande die ungeheure Brandſchatzung von 120 Millionen Thalern zuſammen, um daſſelbe von den Executionstruppen zu befreien. Dann aber begann er ſeine wichtigere Thätigkeit mit den tief einſchneidenden Reformen, von denen viele bis auf den heutigen Tag ihren Segen bringen, wie die Landwehr, die Städteordnung ꝛc., während andere nicht vollkommen ausgeführt oder ſpäter wieder beſeitigt worden ſind, wie die Aufhebung der Kabinetsregierung, und die Kreis- und ländlichen Gemeindeordnungen, die ihrer neuen Durchführung harren.

Uebrigens empfiehlt ſich die Darſtellung Veneden's durch einen gefälligen Stil und durch Reinheit der Sprache, noch mehr durch Wärme und Milde, die er hauptſächlich in dem Urtheil über unbeliebte Perſonen übt.

Ungerügt können wir ſchließlich eine Leichtfertigkeit von ihm nicht paſſiren laſſen. Er verlegt Tilſit, Eilau und Friedland auf „früher polniſchen Boden", um in den Ereigniſſen, an welche dieſe Städtenamen erinnern, Schickſalsfügungen zur Vergeltung des von Preußen an den Polen geübten Unrechts zu finden — ein Gedanke, der auch noch anderweitig in dem Buche ganz unzutreffend ſpukt. Edwart Kattner.

Die internationale Gartenbau-Ausſtellung in Hamburg.

Nicht Kriegsgeſchrei, ſondern Werke des Friedens, Ausſtellungen aller Art bildeten die Loſung der jüngſtverfloſſenen Wochen. Gleichzeitig, oder unmittelbar auf einander folgend, öffneten die internationalen Ausſtellungen für die Bedürfniſſe der Arbeiter in *Amſterdam*, für die bildenden Künſte in *München*, für den Gartenbau in *Hamburg*, für Gewerbe und Induſtrie in *Altona*, wie einige Monate zuvor in *Wittenberg*, ihre Schranken. Das Alterthum hatte ſeine Kampfſpiele, das Mittelalter Turniere, Beides Wettkämpfe kriegeriſcher Tapferkeit, die Neuzeit öffnet ihre Arena nur den Wettkämpfen des Friedens. So poetiſch aber auch der Gedanke ſein mag, die Blüthen des Gewerbfleißes, der Kunſt, in einem ſchönen Kranze zu vereinen — es hat auch ſeine proſaiſche Seite, in der induſtriellen Speculation, welche am Ende doch immer und immer nur ausſtellt, um die dort gewonnenen Reſultate zur *Geſchäfts-Reklame* zu verwenden. Oder wären gewiſſe Speculations-Erzeugniſſe wirklich Errungenſchaften der Kunſt oder Wiſſenſchaft, um die goldenen Medaillen zu verdienen, mit denen ſie nachher auf Anzeigen und in Schaufenſtern prunken?

Daher mag uns in einem faſt idealen Lichte eine Ausſtellung erſchienen ſein, bei welcher von induſtriellen Beſtrebungen beinahe nichts zu bemerken war, wo keine Maſchinen an das Elend der Welt erinnernd klapperten, wo nicht die Laune eines verzwickten Künſtlergeiſtes ihre Mißtöne hören laſſen konnte, wo Alles Blüthe und grünendes Reis, nur das Schönſte um Anerkennung rang. Der Erdball ſelbſt ſchien eine Ausſtellung veranſtaltet zu haben, indem er ſeinen ſchönſten Schmuck, ſein Geſchmeide aus allen Zonen ſendete, um durch ſolche Muſterſendung ſeine Producte in neue Erinnerung zu bringen, ſie bewundern zu laſſen, und zu neuen Beſtrebungen, dieſe Schätze zu heben, herauszufordern. Denn noch auf Jahrhunderte mag dieſe Quelle erneuerten Naturgenuſſes unerſchöpflich fließen. Hatte doch ein einziger Ausſteller, Herr Director Linden aus Brüſſel, über ein halbes Hundert noch nicht in den Gärten verbreitete Pflanzenarten (nicht Gärtner-Varietäten) ausgeſtellt. Er hat mit Recht dafür den Preis des Königs Wilhelm für die bedeutendſte gärtneriſche Leiſtung auf der Ausſtellung davongetragen.

Ueberaus glücklich war die Wahl einer See- und Handelsſtadt für eine ſolche Ausſtellung. Bedeutungsvoll erſtens, weil alle dieſe wohl von Jedermann geachteten Schätze, ſoweit ſie aus fernen Welttheilen ſtammen, uns durch die Schifffahrt zugänglich gemacht wurden und ihre erſte Pflege mehr als in wiſſenſchaftlichen Inſtituten, in den Gärten der reichen Kaufleute fanden. Noch heute können dieſe die größten Summen für den anmuthigen Schmuck des Hauſes aufwenden, und ſind deshalb ſchon von ſelbſt Kunſtkenner. Daher leiſtete Hamburg von jeher Hervorragendes in den zahlreichen Gärtnereien ſeiner Umgebung, daher fand das Unternehmen gerade hier ſo günſtigen Boden und rege Theilnahme; in den Händen ſo vieler Sachverſtändigen konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Aber auch inſofern erwies ſich die Wahl glücklich, als die Gärtner von ganz Europa ihre beſten Erzeugniſſe ohne Beſorgniß zum Transport geben durften, da die Waſſerreiſe dem Gedeihen der zarten Kinder Flora's am Wenigſten bedenklich. Das bewahrheitete ſich denn auch in der Friſche und Schönheit manches Weitgereiſten vollkommen. Man könnte glauben, daß ein größerer botaniſcher Garten für den Pflanzenfreund daſſelbe ſein könne, wie eine ſolche Ausſtellung. Allein man muß erwägen, daß auf ſolcher Ausſtellung nur das Beſte erſcheint, die Quinteſſenz vieler Gärten, die geſundeſten Exemplare, Neuheiten und Seltenheiten, die Auswahl des grade Blühenden u. ſ. w. Außerdem legen die botaniſchen Gärten keinen beſondern Nachdruck auf das Schöne, auf die Ziergewächſe, denn in ihnen wird mit gleicher Sorgfalt ein häßliches, aber vielleicht wiſſenſchaftlich intereſſantes oder nutzbares Gewächs gepflegt; auf der Gartenbau-Ausſtellung aber durfte ſich der Pfauenſchweif des Schönen entfalten. Spätroſen, welche der Botaniker von drei oder vier Arten ableitet, erſchienen hier in Hunderten von Varietäten, jedem Geſchmack, jeder Anforderung genügend. Ebenſo Fuchſien, Georginen, Pelargonien und Andere. Man klagt oft über die lateiniſchen Pflanzennamen, welche ſo barbariſch klingen, ſo ſchwer auszuſprechen ſeien, obwohl ſie das einzige Mittel darbieten, einer heilloſen Verwirrung vorzubeugen. Man ſollte lieber über die franzöſiſchen Gärtnernamen herziehen, welche auf dieſen Roſen-, Georginen- u. ſ. w. Beeten und im Kataloge figuriren. Es verſteht ſich, daß in den Legionen von Varietäten, welche die Gärtnerkunſt von einer Blume oder einer Obſtſorte erzielt, jede ihren Namen haben muß, aber wozu einen franzöſiſchen? Will man die lateiniſche, die Sprache aller Sprachen, vermeiden, ſo möge doch Jeder ſeine Sprache gebrauchen. Aber die Gärtner gleichen den Componiſten, welche glauben, ihr Tonſtück werde beſſer abgehen, wenn ſie es Rêveries ſtatt Träumereien taufen.

Es kann nicht der Zweck dieſer Zeilen ſein, irgend eine Aufzählung des Ausgeſtellten, auch nur in der beſchränkteſten Auswahl, bieten zu wollen; uns liegt nur am Herzen, auf die Bedeutung und auf das Gelungene der hervortretenden Beſtrebungen hinzuweiſen. Wie kräftig tritt nicht in dieſer, wie in allen Ausſtellungen das völkergemeinſchaftliche Band der Kultur, die Ueberwindung des Zunft- und Kaſtengeiſtes, ja ſelbſt des Nationalhaſſes zu Tage! Ein Volk theilt ſeine Erfolge dem andern mit, jedes kehrt bereichert in Wiſſen und Können zurück. Wirkt die landwirthſchaftliche und die Induſtrie-Ausſtellung zurück auf die Hebung der gewerblichen und unmittelbaren Boden-Production, ſo kann die Gartenbau-Ausſtellung veredelnd auf den Geſchmacks- und Schönheitsſinn zurückwirken. In ihrer überaus gelungenen Anlage war ſie völlig dazu angethan. Herr

Digitized by Google

Jürgens aus Ottenſen als Landſchaftsgärtner, Herr Meller durch ſeine Muſterbauten können ſich rühmen, keinen an die Meßbuden erinnernden ſogenannten Ausſtellungspalaſt, ſondern ein Mittelding zwiſchen Park und Blumengarten hergeſtellt zu haben, in welchem das Einzelne nicht als ſchaugerecht aufgebaut, ſondern gleichſam organiſch hineingehörend erſchien. Der Name Paradiesgärtlein, welchen die Gelehrten früherer Jahrhunderte ihren botaniſchen Gärten beilegten, paßte vollkommen für dieſes ſanft hingegoſſene grüne Thal, mit ſeinem ſtillen Waſſerlauf und den bewaldeten Höhen. Die zahlreichen Gruppen von Blatt- und Blüthenpflanzen in demſelben, und vor Allem die vielfach vertretene Teppichgärtnerei, werden ſicherlich durch das Muſterhafte einzelner Ausführungen, ſelbſt durch die Fehler anderer, von wirkſamſter Anregung ſein. Ganz beſonders hoffen wir ſolches von Letzterer, denn dieſe lebende Pflanzenmoſaik bietet ein unvergleichliches Mittel, öffentliche Plätze ſowohl, wie kleine Vorgärten, Terraſſen u. ſ. w. auszuſchmücken. Seit einem halben Jahrhundert in Wirkſamkeit, darf ſie jetzt mit ungleich vollkommeneren gärtneriſchen Mitteln einem neuen Aufſchwunge, unter der Aufſicht eines ſorgfältigen Formen- und Farbenſinnes, entgegenhoffen. Erwähnen wir noch nach dem Schönen das Nützliche im Grünkram und Gemüſe, die Verbindung Beider mit dem Süßen im Obſte, ſo kann auch hier nur die wärmſte Anerkennung ausgedrückt werden.

Auch der klingende Erfolg iſt trotz ſchließlich eingetretenen ſchlechten Wetters ein ſolcher geweſen, wie er dem Unternehmen zu wünſchen war. Der Hamburger wird, als ſchönes Andenken an das gelungene Werk, die ganze Parkanlage behalten, und ſo das Ergebniß ein allſeitig befriedigendes ſein.

Ernſt Krauſe.

Schweiz.

Die ſchweizeriſche Bundeshauptſtadt in ihrem heutigen Zuſtande.

Wer das alte Bern, wie es noch vor fünfzehn Jahren war, genau kannte, der wird, wie der Verfaſſer dieſer Zeilen, wenn er die Stadt jetzt wieder einmal beſucht, im höchſten Grade erſtaunt ſein über die an's Wunderbare ſtreifende Veränderung, welche mit der alten Zähringerſtadt vorgegangen iſt. Vor fünfzehn Jahren noch beſaß dieſe ein ziemlich ländliches, faſt bäueriſches Weſen, jetzt hat ſie ſich zu einer Capitale im modernen Sinne des Wortes umgeſtaltet. Dieſes Wunder haben neben der ſchweizeriſchen Bundesverfaſſung von 1848, welche Bern zur ſtändigen eidgenöſſiſchen Bundeshauptſtadt erklärte, namentlich die Eiſenbahnen bewirkt. Der Kern der Stadt, ſeiner äußeren Erſcheinung nach, iſt noch immer jener architektoniſch höchſt charakteriſtiſche Stadttheil, welcher ſich von der Nydeckbrücke an, die über die wildrauſchende Aar ſich in kühnen, rieſigen, maleriſchen Bögen ſchwingt, weit hinauf über jenen Sandſteinfelſen zieht, welchen die brauſende Aar auf drei Seiten halbinſelförmig umſtrömt. Die Ufer des Stroms ſind überaus ſteil, er iſt wie viele andere Alpenſtröme eben „eingerunſet", wie der ſchweizeriſch-allemanniſche Ausdruck lautet. Dieſer hochgelegene Theil iſt noch die alte wirkliche Stadt mit ihren merkwürdigen Bogengängen vor den Häuſern, die in Bern „Lauben", franzöſiſch „Arcaden" genannt werden, und dem Innern der Stadt gerade ihr eigenthümliches, höchſt charakteriſtiſches Gepräge verleihen. Dazu kommen noch viele beerkerte, rein mittelalterliche Häuſer, ſo in der Nähe des Zeitglockenthurms mit ſeinem berühmten Uhrwerk, dann das im reinſten mittelalterlichen Geſchmack wiederhergeſtellte Rathhaus. Das iſt noch ganz das alte Bern, nicht das Bern von 1848, ſondern das „Bern per se", jenes Bern, welches ſeit vier bis fünf Jahrhunderten ſeine Phyſiognomie nicht geändert hat. Hier tritt uns noch überall das Mittelalter, die echte Romantik in ihren reinſten Formen entgegen, ſo namentlich auch in den Denkmälern, welche faſt alle die zahlreichen Brunnen zieren. Aber da, wo dieſer alte Stadttheil in der Nähe des ehemaligen, auch jetzt noch ſogenannten Bärenplatzes, ſein Ende erreicht, beginnt die prächtige neue Stadt, wie ſie ſeit etwa fünfzehn Jahren wie durch einen Zauberſchlag entſtanden iſt. Ein wahres Prachtgebäude iſt das Bundesrathhaus, ein Palaſt im beſten florentiniſchen Styl, ein herrliches Denkmal, welches ſich die Eidgenoſſenſchaft, oder vielmehr die Stadt Bern dieſer geſetzt hat. Der Platz, wo es liegt, iſt äußerſt günſtig gelegen, aus den Fenſtern und vom Dach des Bundespalaſtes bietet ſich die großartigſte Ausſicht auf die Alpenkette des Berner Oberlandes dar, eines der majeſtätiſchſten Panoramen der an ſolchen Naturwundern ſo überreichen Schweiz. Der Plan zum Bundesrathhaus wurde von dem Architekten Studer, einem geiſtvollen Künſtler, entworfen, der Bau 1857 vollendet. Die inneren Räume entſprechen in jeder Hinſicht dem großartigen Aeußeren. Der Ständerathsſaal, der Sitzungsſaal des Bundesraths, das Empfangszimmer der fremden Geſandten laſſen an geſchmackvollſter, ja prächtiger Einrichtung nichts zu wünſchen übrig, und liefern den Beweis, daß im Punkte der Aeſthetik die Republik der Monarchie nichts nachgeben will. Im Bundesrathsſaal ſind die beiden großen Bogenfenſter mit wahrhaft prächtigen Glasmalereien geſchmückt, welche in den glänzendſten Farben die Wappen der 22 Cantone darſtellen.

Ueber den Fenſtern prangt in rieſigen goldenen Ziffern die Jahreszahl 1848, wohl die einzige und in der Schweiz ſicher verdiente officielle Anerkennung dieſes Jahres, das man in Frankreich mit Recht das Jahr des Unheils genannt hat. Der Schweiz brachte es die Bundesverfaſſung, unter deren Schutz die eidgenöſſiſchen Lande eine gedeihliche Entwickelung genommen haben, wie nie zuvor. Das Jahr 1848 bildet für die Schweiz den endlichen friedlichen Schluß ſo langjähriger und ſo heißer Parteikämpfe und lieferte zugleich in der neuen Bundesverfaſſung die Grundlage der gegenwärtigen geſunden und kräftigen Zuſtände.

In den oberen Räumen des Bundespalaſtes findet ſich in mehreren Sälen eine ſchon jetzt recht reichhaltige, in fortwährendem Wachſen begriffene Kunſtſammlung von Gemälden und plaſtiſchen Werken ſchweizeriſcher Künſtler. Unter den erſteren iſt beſonders auch die landſchaftliche Schule ſtark vertreten; unter den letzteren zeichnen ſich namentlich die herrlichen Werke des im letzten Frühjahr in Rom verſtorbenen Bildhauers Imhof aus. Unfern des Bundesrathhauſes hat die Geſellſchaft des „neuen Muſeum" ſich ein herrliches Local erbaut, gleichfalls ein palaſtähnliches Gebäude. Dieſe Geſellſchaft darf ſich den beſten derartigen Einrichtungen des Auslandes und namentlich Deutſchlands, welches bis dahin in dieſer Hinſicht, ſo z. B. in den akademiſchen Muſeums-Geſellſchaften der meiſten Univerſitätsſtädte, ſo Ausgezeichnetes leiſtete, entſchieden an die Seite ſtellen. Man findet in dem prächtigen Local dieſer Geſellſchaft neben den reich ausgeſtatteten Leſe-, Spiel- und Converſations-Sälen einen Reſtaurant, deſſen ſich keine der erſten Hauptſtädte Europas zu ſchämen brauchte. In der Geſellſchaft ſind, wie das in der

Digitized by Google

demokratiſchen Schweiz nicht anders ſein könnte, alle Stände vertreten, neben hohen Bundesbeamten auch der geſchäftstreibende, gewerbliche und Handwerkerſtand; gleichwohl herrſcht dort ein geſellſchaftlicher Ton, der ſowohl an Anſtand, wie an friſcher Lebendigkeit nichts zu wünſchen übrig läßt, ein ſchöner Beweis, wie ein humanes Näherrücken aller Stände nicht ſowohl ein Sinken, als vielmehr eine Hebung der Bildung zur Folge haben muß. Der im „neuen Muſeum" zu Bern herrſchende Ton muß auch den entſchiedenſten Monarchiſten und Ariſtokraten mit der ſchweizeriſchen Demokratie ausſöhnen. Den entſchiedenſten Einfluß auf dieſen guten geſellſchaftlichen Ton, der nicht nur in der genannten Geſellſchaft, ſondern überhaupt gegenwärtig in Bern an die Stelle der bäuriſchen Beſchränktheit und patriciſchen Plumpheit von früher getreten iſt, hat ohne Zweifel der Umſtand gehabt, daß Bern, ſeitdem es zur Bundeshauptſtadt erkoren wurde, Sitz der oberſten Bundesbehörden und einer Menge eidgenöſſiſcher Beamten aus allen Cantonen geworden iſt. Dies ſind zum größten Theil jüngere Leute von akademiſcher Bildung, welche meiſtens ihre Studien auf deutſchen Univerſitäten gemacht haben. So iſt es gekommen, daß in Bern das deutſche Element einen entſchiedenen Sieg über alle früheren franzöſiſchen Beimiſchungen errungen hat, eine Thatſache, über welche ſich die Eidgenoſſenſchaft, welche zwei Drittheile Einwohner germaniſchen Stammes zählt, nur freuen kann. Das Germanen- und beſonders das Allemannenthum erſcheint hier, auf dem freien Boden der Schweiz entwickelt, in ſeiner idealen Potenz. Lieblichere Erſcheinungen in ſchöner, geiſtiger und gemüthlicher Beziehung als unter dem weiblichen Geſchlecht in Bern, laſſen ſich wohl in Deutſchland ſelbſt nicht wiederfinden. Das glänzende Emporkommen der Bundeshauptſtadt erregt in gewiſſen partikulariſtiſch geſinnten Kreiſen der franzöſiſchen Schweiz, wo es derſelben ſo gut giebt, als bei uns in Deutſchland, ja in einigen Cantonen der deutſchen Schweiz, eine gewiſſe Mißgunſt; man fabelt dort von einer „eidgenöſſiſchen Büreaukratie", welche bekämpft werden müſſe. Eine ganz charakteriſtiſche Aeußerung hörte ich in dieſer Beziehung in Genf, als ich von Bern nach faſt zweimonatlichem Aufenthalt zurückgekehrt, mit Begeiſterung von der Bundeshauptſtadt ſprach. Einer der hervorragendſten Führer der jetzt herrſchenden Independenten-Partei ſagte mir da, als ich ihm mit lebhaften Worten die guten Eindrücke ſchilderte, welche ich in der ſchweizeriſchen Hauptſtadt empfangen hatte, die dortige Umwandlung des geſellſchaftlichen Tons ſeit zwanzig Jahren, welche Erſcheinung ich geneigt ſei, zum großen Theil dem Einfluß der zahlreichen, in Bern vereinigten Bundesbeamten zuzuſchreiben: „Aha, Ihnen hat Bern ſo gefallen, weil es eine preußiſche Stadt geworden iſt"; das ſollte ein Hieb auf die „eidgenöſſiſche Büreaukratie" ſein. Ich antwortete dem Herrn, daß Bern preußiſch geworden ſei, davon habe ich durchaus nichts bemerkt, wohl aber, daß allerdings dort das germaniſche Element entſchieden geſiegt habe. Von der Kulturentwickelung, wie ſie ſich ſeit etwa 1848 in der Eidgenoſſenſchaft vollzogen hat, giebt Bern ein vollkommenes und höchſt erfreuliches Bild.

Genf. W. Lampmann.

Gottfried Kinkel über den ſchweizeriſchen Dichter Keller.

Auf dem neulich zu Ehren des ſchweizeriſchen Romandichters Gottfried Keller in Zürich veranſtalteten Jubelfeſt brachte der deutſche Dichter Gottfried Kinkel den Trinkſpruch auf den Dichter des ſtammverwandten Schweizervolkes aus. Kinkel berührte in ſeiner Rede gewiſſe nationale Beziehungen, welche gerade auch uns kürzlich bei einem längeren Aufenthalt in der Bundeshauptſtadt in ihrer gegenwärtigen Geſtaltung, die von der, wie ſie vor fünfzehn, zwanzig und mehr Jahren war, ſehr verſchieden iſt, ſehr auffällig entgegentraten. Eine Stelle in Kinkel's Rede, welche eine Charakteriſtik des ſchweizeriſchen Dichters giebt, findet in der Schweiz ſehr viele Beachtung. Dieſe Stelle lautet:

„In der Einrichtung Ihrer Staaten und Ihrer Gemeinden ſind Sie Ihren eigenen Weg gegangen, und gerade dadurch haben Sie in Ihrer Freiheit ſo viel Urdeutſches noch aus dem Mittelalter gerettet, das bei uns im Siege des Abſolutismus unterging. Aber für Ihre Literatur haben Sie nicht, wie die Holländer und Vlamingen, eine kleine, abgeſonderte Sprache ſich geſchaffen. Im täglichen Leben, im gemüthlichen Geſpräch des Schweizers mit dem Schweizer reden Sie Ihre Dialekte; aber wenn Sie lehren, forſchen und dichten, ſo reden Sie hochdeutſch. Das hindert nicht, daß in Ihren Literaturwerken eine höchſt beſtimmte Schweizerart ſich geltend macht. Was wir an edeln Weinen am meiſten ſchätzen — jeder echte Trinker kennt das — es iſt der Erdgeſchmack, der wunderbare, von keiner Chemie ergründete Zauberſegen des Bodens, dem die Rebe entſproßt. Dieſer kräftige Erdgeſchmack ſpürt ſich bei allen Ihren Dichtern, vom alten Eckehard von St. Gallen und dem Züricher Hadlaub durch Nikolaus Manuel hindurch bis auf Haller, Fröhlich und Gotthelf hinunter, mochten ſie auch ſonſt Männer des Fortſchritts ſein oder Reactionäre. Dieſen Erdgeſchmack tragen auch im hohen Grade Gottfried Keller's Werke an ſich. So mannigfach auch über dem Rhein unſer Stammesleben und unſere Provinz-Eigenthümlichkeit ſich geſtaltet, eins fühlt man als deutſcher Poet: wir ſchwimmen doch mehr im allgemeinen Strom eines mächtigen Volksthums, und ſolch eigenthümlich eigenſinniges und doch gemüthvolles Leben eines kleinen Städtchens könnten wir kaum ſchildern, wie es Keller gelungen iſt in ſeinen „Leuten von Seldwyler". Harte Bauernherzen giebt es wohl überall, und weiche junge Herzen verbluten überall an dieſen harten Herzen, wie dort „Romeo und Julie auf dem Dorfe". Aber Frau Regula Amrain bleibt dafür ganz ſpecifiſch eine ſchweizeriſche Frau, eine ſchweizeriſche Mutter, und nur auf einem ſchweizeriſchen Schützenfeſt konnte das „Fähnlein der ſieben Aufrechten" flattern. Allein getränkt hat ſich dies große Talent doch auch auf's ſtärkſte aus dem Born der allgemeinen deutſchen Bildung; in deutſchen Großſtädten iſt ſeine Erziehung vollendet worden."

Den Roman „der grüne Heinrich" bezeichnet Kinkel weſentlich als ein deutſches Erzeugniß. Ueber den Geſammtcharakter des ſchweizeriſchen Dichters ſagte der deutſche: „Dem Baume möchte ich ihn vergleichen, der zwar ſeine Wurzeln treibt in ſeiner heimatlichen Erde, aber ſeine Wipfel ausbreitet in das freie Meer des Aethers, der über allen Gränzſcheiden der Völker dahin fluthet; im Lufthauch des freien Gedankens ſpielend, berühren ſich ſeine Zweige mit den ſtarken Waldbäumen, welche dem deutſchen Boden entwachſen ſind. Der Dichter hat ſtets die Botſchaft der Freiheit verkündigt, und als echter Prophet die Morgenröthen vorgeſchaut, welche ſeinem Volke aufleuchteten."

Daß gerade dieſe Rede Kinkel's, worin er die nahe Verwandtſchaft der ſchweizeriſchen Literatur und Kultur mit der deutſchen beſonders betont, ſo viel Anerkennung in der Preſſe findet, möchte ein Beweis ſein, daß das germaniſche Nationalbewußtſein mehr und mehr in der Schweiz erwacht — eine Beobachtung, welche auch wir bei einem längeren Aufenthalt zu Bern häufig zu machen Gelegenheit hatten. W. L.

Digitized by Google

Frankreich.

Pater Hyacinth über Juden, Proteſtanten und Muhammedaner.

Pater Hyacinth in Paris, der berühmte Kanzelredner von Notredame, der kürzlich ſein geiſtliches Amt an der Kathedrale niedergelegt und in einem Schreiben an den Ordens-General der Carmeliter die Erklärung abgegeben, daß er auch aus dieſem Orden ſcheide, weil er ſich den ultramontanen Doctrinen und dem Zwange, der ihn hindere, ſeine Meinung frei auszuſprechen, nicht fügen könne, hat dieſe Schritte in Folge der geiſtlichen Zurechtweiſungen gethan, die ihm wegen ſeiner, während des letzten Advents gehaltenen ſechs Predigten, ſowie wegen ſeiner Rede bei der feierlichen Eröffnung der Ligue de la Paix (im Juli d. J.) zugegangen ſind. Als er die letztgedachte Rede hielt, ſaß der Pater zwiſchen einem evangeliſchen Paſtor und einem Rabbiner, welchen Beiden er mit Feuer und unter beredtem Ausdrucke die Hände reichte, während er ſprach, und an die Worte des Friedens erinnerte, die er in ſeinem Advents-Vortrage vom 6. December 1868 an die in Notredame Verſammelten gerichtet. In Bezug auf die Juden ſagte er damals:

„Sind Sie, meine Herren, jemals einem Juden begegnet, ohne ihn zu erkennen? Haben Sie nicht oft bei ſolcher Gelegenheit ein fremdartiges, ſchönes, aber zugleich düſteres und anziehendes Antlitz mit einem Auge voll Verſtand und Leidenſchaft bewundert? Sie mußten, wenn auch vielleicht ungern, zugeben, daß hier ein reineres, ſtolzeres, ariſtokratiſches Blut fließe, ein Blut, das durch alle Menſchenalter und alle Racen auf unſere Zeit gekommen, ohne ſich mit anderem Blute zu vermiſchen. Haben Sie, Männer des Gedankens und der Politik, Lehrer der Staats- und der Volkswirthſchaft, wohl die eigenthümliche Organiſation der jüdiſchen Familie ſtudirt? Bis zum heutigen Tage und vor unſeren Augen hat in Europa, wie in Aſien, die Organiſation der jüdiſchen Familie Widerſtand geleiſtet, während ihre Stützen rings um ſie her geſtürzt ſind. Sie beſaß ein Königthum, ſie bildete einen Staat; das Eine wie das Andere iſt ſeit Jahrhunderten gefallen. Sie beſaß ein Prieſterthum, einen Tempel des Allerheiligſten; von beiden iſt wohl noch eine Spur vorhanden, aber ohne allen hiſtoriſchen Zuſammenhang mit dem, was früher war. Ihr Tempeldienſt iſt verſchollen; es giebt weder Opfer, noch jüdiſches Kirchen-, Prieſter- und Königthum mehr, aber die jüdiſche Familie sua mole stat, ſie erhält ſich durch ihre eigene Kraft. Sie findet in ſich ſelbſt die Kraft, ſich unverletzt zu bewahren, ſowohl den Revolutionen der Neuzeit, als der Barbarei des Mittelalters gegenüber, und dieſe Kraft beſteht in ihrer Tradition des Blutes, in ihrer Tradition von Gott!

„Ich weiß, es wird geſagt, daß das Kainszeichen, welches dieſes Volk auf ſeiner Stirn trägt, der Fluch vom Calvarienberg iſt. Ach, ich beſtreite nicht das Verbrechen vom Calvarienberge und die tauſendjährige Strafe, die darauf gefolgt, aber ich weiß auch, daß, wenn dieſes Volk geſagt hat: Sein Blut komme über uns und unſere Kinder! eine beſſere und mächtigere Stimme dagegen ſagte: Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Und der Apoſtel Paulus hat ebenfalls geſagt: Sie ſind ſchuldig, aber die Kinder bleiben um der Väter willen geſegnet, dilecti propter patres... Nicht das Kainszeichen alſo iſt es, das ich ſehe; nicht der Zorn iſt unſterblich, wohl aber die Liebe, die das Zeichen Abraham's iſt, das große Abzeichen der patriarchaliſchen Familie, welches Gott auf die Stirn dieſes Volkes gedrückt und das dieſes Volk, trotz ſeiner und trotz unſerer, ſich erhält. „Du wirſt meinen Bund in deinem Fleiſche tragen, und du wirſt immer, durch alle Jahrhunderte, der Sohn Jehovah's ſein!“

Die Revue de l'instruction publique (vom 22. Juli d. J.), welcher wir dieſe Predigtworte des Paters Hyacinth entlehnen, bemerkt dazu: „So ſpricht ein katholiſcher Mönch von den Juden; hören wir nun, was er von den Proteſtanten ſagt. Der Prediger von Notredame hatte eben den berühmten engliſchen Theologen *Newman* citirt, der in ſeinem Buche „Apologie meines Lebens“ ſich rühmen durfte: „Ich habe niemals gegen das *Licht* geſündigt,“ und P. Hyacinth fügte hinzu:

„Wenn dieſer hochbegabte Mann, wenn dieſes edelmüthige Herz, dieſer frühere Proteſtant, der, wenn nicht das Silberhaar des Alters, doch die Reife der Männlichkeit abwartete, bevor er zur ſichtbaren Einheit der Kirche zurückkehrte, wenn dieſer Mann niemals gegen das Licht geſündigt — mit welchem Rechte könnt Ihr, ungerechte und ungeſtüme Menſchen, alle diejenigen, die im Proteſtantismus leben, mit dem Stigma der Lüge und des Uebels kennzeichnen? Nein, ich werde niemals zulaſſen, daß Ihr dergleichen thut! Ich ſelbſt bin eben aus dem Lande des Proteſtantismus par excellence, aus England, zurückgekehrt. Und ich fühle mich verpflichtet, der Wahrheit das Zeugniß zu geben, daß ich dort nicht bloß große Bürger, ſondern auch große Chriſten erkannte, ſo oft ich ihnen die Hand drückte, ſo oft ich meine Gedanken mit den ihrigen austauſchte, ſo oft ich ihre Seele mit der meinigen berührte, — und das muß man thun, wenn man Menſchen kennen lernen will. Ich weiß es wohl: es giebt Gränzlinien, wie man ſagt; es giebt ſogar, wenn Sie wollen, eine Kluft der Trennung; aber iſt es nicht der Glaube, der Berge verſetzt? iſt es nicht die Liebe, welche Klüfte ausfüllt? Nicht ungeſtüme Erörterungen, nicht bittere Controverſen werden die Einheit wiederherſtellen, ſondern die Liebe, das Wohlthun, die edeln Tugenden der wahrhaft chriſtlichen Herzen. So laſſet mich denn Jenen die Hand reichen, ſie an meine Bruſt drücken, dieſe aufrichtigen, wiewohl irrenden Chriſten, aufrichtig in ihrer Liebe zu Gott, zu Jeſus Chriſtus und zu den Menſchen, und in dieſer Umarmung will ich wieder meinen Lobgeſang anſtimmen: Wie gut iſt es und wie herrlich, Brüder zu ſein und zuſammen zu wohnen, wenn nicht im ſelben Körper, doch in derſelben Seele, in der unſichtbaren Einheit der Kirche und Jeſu Chriſti!“

Aber das iſt noch nicht Alles, fügt unſere franzöſiſche Quelle, die Revue de l'instruction publique, hinzu. Getreu dem großen Prinzip, nicht ſowohl das, was die Menſchen trennt, als das, was ſie einander nähert, im Auge zu behalten geht der Pater Hyacinth ſo weit, auch der menſchenveredelnden Aufgabe des Islams, ja des *Islams*, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und nimmt er keinen Anſtand zu ſagen:

„Ich kann nicht verſchweigen, daß, trotz ſeiner Irrthümer und Gewaltthätigkeiten, der Muhammedanismus der heutigen Zeit die Gottesidee, ja mehr noch, das Gefühl des einzigen Gottes, unter Hundert Millionen meines Gleichen wach erhält. Von den Küſten Maroccos bis zum Fuße des Himalaya, von Centralaſien bis Centraleuropa, erkennen viele Millionen Menſchen im Gegenſatze zum Heidenthum die Einheit Gottes. Und die Söhne Ismael's ſind es, die dies bewirkt haben! Ich will den ungerechten Verächtern der moslemitiſchen Völker keine Vorwürfe machen. Sie tadeln dieſe Völker, und Sie haben Recht, aber man tadle ſie nicht über alles gerechte Maß hinaus! Man

Digitized by Google

beklage und tadle doch zuerſt den Verfall der eigenen, der chriſtlichen Civiliſation. Arzt, heile dich ſelbſt!"

Am Schluſſe ſeines Referates über dieſe Aeußerungen eines Prieſters der katholiſchen Kirche ſagt Herr Ed. Goumy in der Revue de l'instruction publique: „Seit langer, ſehr langer Zeit hat, wie wir glauben, kein von der chriſtlichen Kanzel vernommenes Wort die Herzen ſo ergriffen, wie dieſe Predigten des Paters Hyacinth; aber vielleicht mehr noch, als alle Anderen, ſind, wie ſich leicht denken läßt, unſere modernen Phariſäer davon ergriffen, und dies — macht uns für den Pater Hyacinth nicht wenig beſorgt."

L'Homme qui rit, von Victor Hugo.*)

Die engliſche Geſellſchaft des 17. Jahrhunderts.

Die Zahl von Victor Hugo's Werken iſt nachgerade eine erklecklich hohe geworden und ſeine Erzeugniſſe ſind zu einem bedeutenden Volumen angeſchwollen. Nichtsdeſtoweniger kann man den Verfaſſer von Notre Dame de Paris nicht eigentlich zu den productivſten Romanſchriftſtellern der Gegenwart zählen Die Pauſen, welche je zwiſchen ſeinen Werken liegen, ſind ziemlich langedauernd. Auch ſcheint es in der That der Natur ſeiner Muſe angemeſſen, daß ſie langſam und nicht ohne Schmerzen die Kinder gebäre, welche beſtimmt ſind, die Welt, wenn nicht ſtets zu erfreuen — ſo doch immer in Staunen zu ſetzen.

Man hat oft genug von Victor Hugo geſagt, daß „das Geſuchte" den Grundzug ſeines Weſens bilde. Gerade dies „Geſuchte" aber alles zu finden, dazu bedarf man viel Zeit und Sammelfleiß. — Es iſt nicht das Werk kurzer Friſt, all die geiſtreichen Worte zu erſinnen, dieſe ganze Fülle von Paradoxen und weithergeholten Bildern und Ideen zuſammenzutragen, dieſe ganze Galerie grotesker Schilderungen aneinander zu reihen, dieſen ganzen Apparat von großen und kleinen Mitteln zu conſtruiren, welche in ihrer Geſammtheit den Eindruck von dem hervorbringen ſollen, was man in Frankreich „une puissante originalité" nennt. Begnügen wir uns indeſſen mit dem Vorhandenen!

Das Original des kürzlich in einer deutſchen Ueberſetzung erſchienenen Romanes von Victor Hugo: „L'homme qui rit" iſt in dieſen Blättern bereits kurz angezeigt worden.

Viele, vielleicht von dem harmloſen Titel deſſelben verführt, gaben ſich der Hoffnung hin, daß Victor Hugo ſich von den düſteren Seiten des Lebens hinweg nunmehr einem heitereren Elemente und ſeiner Schilderung zugewandt habe. Dieſe aber gingen einer argen Enttäuſchung entgegen. Hugo iſt ſeiner Spezialität nicht untreu geworden. Ja, es ſcheint, als habe der Verfaſſer der „Miserables" in der zeitgenöſſiſchen Welt kein Elend mehr finden können, groß genug, keinen Schmerzensſchrei, ſchneidend genug, um der Schilderungen ſeiner Feder würdig zu ſein. Er ſuchte daher in der Geſchichte und wandte ſich einer Epoche zu, welche daran allerdings um vieles reicher iſt, als die Gegenwart: das ſiebzehnte Jahrhundert nämlich.

Eine jener Vorreden im Lapidarſtyl, welche ſo ſehr in ſeinem Geſchmacke liegen, leitet auch ſein neueſtes Werk ein. Wie er in dem Präludium zu den „Miserables" von den drei großen ἀναγκαι des Lebens ſpricht, ſo erklärt er, in dem neueſten gleichſam die drei großen ἀναγκαι des Staates ſich zum Gegenſtande genommen zu haben.

*) Victor Hugo: Der lachende Mann. Autoriſirte Ueberſetzung von Georg Büchmann. 4 Bände. Berlin, Franz Duncker, 1869.

Er theilt mit, daß der wahre Name ſeines Werkes eigentlich laute: „die Ariſtokratie", und daß er beabſichtige, ihm zwei Bücher nachfolgen zu laſſen, welche die vielverſprechenden Titel tragen ſollen: „die Monarchie" und „das Jahr 83".

„In England – ſo beginnt er — iſt Alles groß, ſelbſt das, was nicht gut iſt, ſelbſt die Oligarchie. Das engliſche Patriciat iſt das Patriciat in dem abſoluten Sinne des Wortes. Es giebt keine ruhmvollere Feudalität, keine lebendigere, keine ſchrecklichere." In der That, — für den, welchen es drängt, die Schattenſeiten dieſer Feudalität zu malen und das menſchliche Elend zu ſchildern, das durch ſie und neben ihr beſtand, waltete ein wahrer embarras de richesses ob.

Aus welcher Schichte der Unterdrückten und Elenden ſollte er diesmal ſeinen Helden wählen? Eine gewiſſe Art von Wahlverwandtſchaft ſchien dabei ſeinen Genius zu leiten.

Es gehörte zu den Verirrungen des Geſchmacks früherer Zeiten, ſich mit Zwergen und verſtümmelten Menſchen aller Art zu umgeben. Es beſtand eine eigene Induſtrie, welche ſich mit der Zubereitung dieſer zur Beluſtigung beſtimmten Unglücklichen beſchäftigte. Die erſten Kapitel des Homme qui rit enthalten ein Eſſay darüber. Es handelte ſich darum, den Kindern die Glieder zu brechen, ihnen die Form von Porzellangefäßen anzupaſſen, ihnen ein ewiges Lachen in das Angeſicht zu operiren u. a. m.

Victor Hugo, der Freund des Paradoxen, der Difformitäten des Styls, der rieſengroßen und zwerghaft kleinen Phraſe ward davon frappirt. Seine Wahl war getroffen! — Einer aus der unglückſeligen Reihe der Verſtümmelten wurde der Held ſeines neuen Romanes: Gwynplaine, das Lachmännlein!

Die Comprachicos (Kinderkäufer) wurden lange vom Staate geduldet. „Und zwar aus gutem Grunde: weil man ihrer bedurfte." Endlich verpönt ſie ein Statut. Sie müſſen von England flüchten. An der Küſte von Portland ſetzen ſie ein Kind aus, das ſie hätte kompromittiren können. Sie ſegeln ihrem Untergang entgegen, der mit einem großen Aufwand nautiſcher Ausdrücke geſchildert wird. In den Schrecken des Todes befällt ſie Reue. Sie legen in einer Flaſche, die ſie in's Meer werfen, das Geſtändniß ihres Verbrechens nieder.

Das ausgeſetzte Kind war inzwiſchen verlaſſen dem Lande zugeſchritten. Auf ſeinem Wege begegnet es einem Galgen und findet ein jammerndes Kind an der Bruſt einer erfrorenen Mutter. Beſonders bei dem erſteren Vorkommniß verweilt der Dichter mit ſichtlicher Vorliebe. Er ſchildert den Galgen und was daran hängt, den Kampf der Raben um den betheerten Leichnam mehr ausführlich als äſthetiſch. — Wäre es ein Gemälde, der Kenner müßte es einen Höllenbreughel nennen; in der Literatur iſt es ein: „Hugo"!

Endlich erreicht Gwynplaine die Stadt. Aber ſie iſt öde und traurig. Alle Thüren ſind verſchloſſen. Keine öffnet ſich dem verlaſſenen Knaben mit dem gefundenen Kinde auf den ermatteten Armen. Erſt vor den Thoren, auf freiem Felde findet er ein Unterkommen bei Urſus, dem Marktſchreier und miſanthropiſchen Philoſophen und bei Homo, ſeinem Wolfe.

Urſus heilt die Menſchen aus Bosheit von ihren kleinen Leiden, damit ſie um ſo länger das größere des Lebens tragen müſſen. Er nimmt ſich der Kinder an und giebt ihnen zu eſſen. Das ewige Lachen des Knaben mißfällt ihm. Er ſchlägt ihn darob; doch bald verfällt er auf den wahren Grund; er ſchlägt ſeinen „Conqueſt" auf und findet einen Paragraph „de denaturatis", welcher ihm Aufſchluß giebt. Ich glaubte, dieſe Induſtrie gehe nicht mehr, ſagte er.

Der zweite Band des Romans führt in die hohen Schichten

Digitized by Google

der Geſellſchaft. Kulturhiſtoriſche Züge verbinden ſich mit phyſiologiſchen Bemerkungen voll Feinheit und Tiefe. Manche neue Idee, manch treffendes Wort findet ſich hier. Die Thorheiten der engliſchen Ariſtokratie werden aufgezählt.

Die Vertreter der verſchiedenen Richtungen treten auf. In Lord Clancharlie ſcheint ſich der Dichter ſelbſt ein Denkmal geſetzt zu haben. Clancharlie iſt ein „Irreconciliable" wie der Verbannte von Guernſey. Unter Cromwell's Anfängen der Republik verläßt er England zur Zeit der Reſtauration. Er ſtirbt im Exil. In ſeinem natürlichen Sohn Lord David Dirry iſt der Typus des Chevalereſken aufgeſtellt. Origineller aber und gelungener iſt die Figur der Herzogin Joſiana. Sie iſt vielleicht der „wahrſte Charakter" des ganzen Romanes. Die opulente Schönheit im Renaiſſanceſtyl, die Jungfrau mit der zügelloſen Phantaſie! Lord David iſt ihr zum Gatten beſtimmt. Aber ſie zögert ſo lange als möglich, auf dieſem Wege in ihm einen Freund zu verlieren.

Unterdeſſen zieht ſich die Gewitterwolke über ihrem Haupte zuſammen. Der Intrigant tritt auf in Perſon eines ihrer Diener. Barkilphedro haßt die Herzogin, weil ſie ihm Wohlthaten erwies. Durch ihre Verwendung erlangt er die Stelle eines „Entpfropfers der Flaſchen des Oceans".

Und ſo ſpielen ihm eines Tages die Wellen die Flaſche in die Hand, welche die untergehenden Comprachicos ihnen anvertraut hatten. Daraus erhellt, daß Gwynplaine der legitime Erbe von Lord Clancharlie ſei, deſſen Pairie unterdeſſen auf Lord David und die Herzogin Joſiana übergegangen war.

Gwynplaine war inzwiſchen berühmt geworden. Sein ewig lachendes Geſicht hatte den Vortheil, bei Jedermann Heiterkeit zu erregen. Ganz London ſtrömt in die Vorſtellungen, welche er giebt. Das aufgefundene Mädchen iſt zur Jungfrau herangeblüht. Dea nennt man ſie. Sie liebt Gwynplaine. Seine Häßlichkeit kann ſie nicht abſchrecken — denn ſie iſt blind.

Aus dieſen Verhältniſſen wird Gwynplaine hervorgezogen, um Pair von England zu werden. Gleich am erſten Abend ſeiner Einführung läßt ihn Victor Hugo eine Rede voll Humanitäts-Anachronismen halten vor dem verſammelten Hauſe der Lords. Aber ſeine Ideen, wie ſein Geſicht erregen gleich ſehr das Lachen der erlauchten Verſammlung. Er ſieht ſich zurückgeſtoßen, unverſtanden, unmöglich.

Da ergreift ihn die Sehnſucht nach Dea und Urſus. Das Kapitel, worin ſeine inneren Kämpfe geſchildert ſind, iſt vielleicht das am beſten geſchriebene. Er findet die alten Freunde wieder. Sie ſind im Begriffe England zu verlaſſen, durch die Intriguen Barkilphedro's vertrieben.

Zu tief wirkt auf Dea die Freude dieſes Wiederſehens. Sie ſtirbt und Gwynplaine ſtürzt ſich in's Meer.

Dies ſind die Grundzüge des Romans, die Formen gleichſam, in welche eine Fülle philoſophiſcher, politiſcher und pſychologiſcher Ideen gegoſſen iſt.

Die Kritik hat dies neueſte Werk Victor Hugo's mit einer gewiſſen „Kühlheit" aufgenommen. Man würde ſich übrigens irren, wenn man glaubte, daß es zu den unbedeutenden Erſcheinungen der Roman-Literatur gehöre. Es iſt in der That in mancher Beziehung bedeutend. Denn wenn auch die Schilderungen des Ceremoniels, ja ſelbſt ſehr geiſtreiche politiſche Aperçü's, das Verſprechen nicht einlöſen, das der Verfaſſer gab: die Ariſtokratie zu malen, wenn ihm auch überhaupt zum hiſtoriſchen Roman ſo ziemlich alle Erforderniſſe fehlen, ſo enthält er doch um ſo mehr Bedeutendes vom allgemein menſchlichen Standpunkte aus: tiefe Blicke in das menſchliche Herz!

Ja, man wird auch dieſem neuen Roman wahrhafte Originalität nicht abſprechen können und geſtehen müſſen, daß ſelbſt der Styl markig und ſehr oft harmoniſch iſt.*)

Gottfried Böhm.

England.

Die Hörigkeit der Frau, von John Stuart Mill.**)

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß Deutſchland, das Land der Denker und Theoretiker, die Frauenfrage bis jetzt eigentlich nur nach ihrer praktiſchen Bedeutung behandelt hat, und es unſern, ſonſt mehr der Praxis als der Theorie geneigten Nachbarn, den Franzoſen und Engländern überläßt, die Frage nach ihrer theoretiſchen Seite und mit allen Conſequenzen, die aus dieſer Behandlungsweiſe fließen, zu behandeln.

Hippel, der ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts die bürgerliche Stellung der Frau im Staate und der Geſellſchaft verbeſſert haben wollte, und dieſe Frage mehr theoretiſch als praktiſch behandelte, fand unter den Denkern des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland kaum Einen Geſinnungsgenoſſen. Jetzt, wo die ſogenannte Frauenfrage bei uns als ſociale Frage mit auf die Tagesordnung geſetzt iſt, will man ſie, ſelbſt von wohlmeinendſter Seite nur als Brod- oder Nothfrage auffaſſen. Diejenigen, die ihr eine höhere Bedeutung und eine ſittlichere zuſchreiben und in ihr eine Frage nach Erziehung ſehen, glauben der Frau vollſtändig gerecht zu werden, wenn ſie für ſie eine beſſere Bildung, erweiterte Kenntniſſe beanſpruchen; und zwar, wie ſie gleich dabei bemerken: in Rückſicht auf ihre Stellung als Gattin und namentlich als Mutter. Dieſer Standpunkt entfernt ſich nicht von dem, der bis jetzt durch alle Zeiten gegangen und der nur verſchiedene Formen nach den verſchiedenen Kulturſtufen der Zeiten einnahm: er betrachtet die Frau ſtets in Rückſicht auf die Familie und will ihre Exiſtenz auf ihre geiſtige und ſittliche, nur in Rückſicht auf dieſe entwickelt und bethätigt wiſſen. Bei Stuart Mill iſt aber die Frau zunächſt und vor Allem „eine Perſönlichkeit, die den Zweck ihres Daſeins in ſich ſelbſt hat". Deshalb nennt er jedes Geſetz, das ihr verbietet, ihr Leben nach ihrer individuellen Befähigung zu geſtalten, ein ungerechtes und barbariſches, und findet ſelbſt in dem unfreiwillig freiwilligen Gelöbniß der Braut in Bezug auf „den Gehorſam", der ihr für den zukünftigen Gatten abgefordert wird, ein Zeichen der Knechtſchaft.

Aus dem Recht des Stärkern, das von Anbeginn der Geſchichte bis auf unſere Zeit geherrſcht hat, erklärt St. M. das Verhältniß, in dem die Frau noch jetzt als Gattin, als Mutter, als Staatsangehörige ſich befindet. „Urſprünglich nahmen ſich die Männer die Frauen mit Gewalt, oder die Väter verkauften ihre Töchter den Gatten." Der Verf. behauptet, die Frau ſei, trotz der ſo verbreiteten Meinung, Chriſtenthum und Civiliſation habe ſie befreit, noch heute die Leibeigene des Mannes. Er ſagt,

*) Der ſprachgewandte Verfaſſer der „Geflügelten Worte", Herr Georg Büchmann, hat den markigen, ſchwungvollen Styl Victor Hugo's in deutſchem Gewande vortrefflich reproduzirt, ohne jedoch in die geſpreizte Manier der Nachahmer, des imitatorum servum pecus, zu verfallen. D. R.

**) Aus dem Engliſchen überſetzt von Jenny Hirſch. Berlin, F. Berggold, 1869.

Digitized by Google

„die Frau kann für ſich kein Eigenthum erwerben; in dem Augenblicke, wo es ihr durch Erbſchaft zufällt, gehört es ipso facto dem Manne. In dieſer Beziehung iſt die Lage der Frau in England übler als die der Sklaven unter den Geſetzen verſchiedener Länder. Das Geſetz betrachtet die Beiden als Eine Perſon, um daraus die Folgerung herzuleiten, was ihr gehöre, ſei auch das Seinige; der Parallelſchluß, was ſein ſei, gehöre ihr, wird niemals daraus gezogen."

Die geſetzlichen Beſtimmungen in Deutſchland in Bezug auf die Rechtsverhältniſſe ſind beſſer als die engliſchen, doch ſagt auch Prof. v. Holtzendorf in ſeiner Rede „Ueber die bürgerliche Stellung der Frauen", daß auch bei uns noch Reſte mittelalterlicher Geſetzgebung vorhanden ſind, die „den ſichern Gang des Rechtsverkehrs beirren".

Von Wächler, Kreisrichter in Breslau, iſt in dieſem Jahre eine Schrift „Ueber die rechtliche Stellung der Frauen" erſchienen, in welcher die Zahl der Geſetzes-Paragraphen, die die Ausnahmen von dem Grundſatz „Alle Preußen ſind vor dem Geſetze gleich", enthalten, nicht klein iſt. Es heißt unter Anderm: „Von Todeswegen kann eine verheiratete Frau über Millionen verfügen und Alles, bis auf den geſetzlichen Pflichttheil, dem Manne entziehen: unter Lebenden darf ſie ohne das Vollwort des Mannes nicht über einen Gegenſtand von 5 Sgr. contrahiren."

Es kann hier unſere Abſicht nicht ſein, die einzelnen Rechtsbeſtimmungen in dieſer Rückſicht anzuführen; ich möchte nur durch das Geſagte darauf hinweiſen, daß die Anſicht, die man gemeinhin hört, wenn von franzöſiſchen oder engliſchen Zuſtänden die Rede iſt: das ſei bei uns in Deutſchland ganz anders, meiſt auf einer oberflächlichen Kenntniß der Verhältniſſe beruht.

Wie Mill die Frau innerhalb der Familie als Rechtsperſönlichkeit anerkannt wiſſen will, mit eben ſolchem Nachdruck tritt er für ihre Rechte innerhalb des Staatslebens ein „Man betrachtet es als einen Uebergriff der Obrigkeit, vorherbeſtimmen zu wollen, daß gewiſſe Perſonen zur Verrichtung gewiſſer Dinge nicht geeignet ſeien. So wenig man Menſchen, weil ſie ſtatt weiß ſchwarz, oder ſtatt Adelige als Bürger geboren ſind, für das ganze Leben zum Verharren in derſelben Lage verurtheilen kann, ebenſo wenig ſollen wir menſchliche Weſen, weil ſie als Mädchen ſtatt als Knaben geboren werden, von der Erlangung jeder höheren Lebensſtellung und von der Ausübung der meiſten ehrenvollen Beſchäftigungen ausſchließen."

Wenn auch das Theoretiſche der Frage bei Mill in den Vordergrund tritt, ſo ſoll damit nicht geſagt werden, daß er ſie um der Theorie willen behandle. Davor ſchützt den klaren Denker ſchon ſeine Nationalität und ſeine eigene praktiſche Richtung. Er zieht die Conſequenzen, die ſich aus der veränderten Stellung der Frauen im Staate ergeben und meint, „daß die Hauptſumme an Denk- und Arbeitskraft durch die ungeſtörte Entfaltung und Bethätigung der Fähigkeiten der Frau bedeutend vermehrt werden und große Verbeſſerungen der allgemeinen Bedingungen der Verhältniſſe zwiſchen Männern und Frauen entſtehen würden".

Die Ehe würde erſt dann eine ſittliche und menſchenwürdige ſein, wenn ſie zwiſchen zwei Menſchen von gebildetem Geiſte, gleichen Geſinnungen, identiſch in ihren Meinungen und Zwecken geſchloſſen wird. „Ich hege die tiefſte Ueberzeugung, daß dies und nur dies das Ideal einer Ehe ſei und daß alle Meinungen, Gebräuche und Geſetze, welche eine andere Auffaſſung aufrecht erhalten, Reſte einer primitiven Barbarei ſind."

So ſei denn das Buch Mill's, das durch die treue und klare Ueberſetzung dem größeren Publikum zugänglich geworden, recht dringend empfohlen. Mag der etwas ſchroffe Titel nicht von der Lektüre einer Schrift abſchrecken, die, wenn ſie auch keinen praktiſchen Zweck hätte, ſchon durch die Tiefe der Auffaſſung, durch die klare und logiſche Beweisführung zur Bereicherung und Läuterung unſerer Ideen beiträgt.

Schweden.

Land und Leute in Schweden.

In den letzten Tagen des Juli ſtieg ich nach einer überaus ruhigen Fahrt über die ſpiegelklare Oſtſee in Malmoe an's Land und befand mich zum erſtenmale in meinem Leben auf nichtdeutſchem Boden. Ich hatte, indem ich mich zu dieſer Reiſe entſchloß, durchaus nicht den Zweck, ſie gewiſſermaßen als eine Ausbeute für ſpätere literariſche Arbeiten zu benutzen; ich folgte vielmehr einfach dem Wunſche meines Arztes, der mich nach dem reizend am Sunde gelegenen, wegen ſeines vortrefflichen Salzgehaltes ſehr geſchätzten Seebade Marienlyſt bei Helſingör ſandte, und konnte es mir nicht verſagen, einmal auf ſkandinaviſchem Boden, einen Ausflug bis Stockholm zu machen. Ueber einen „Ausflug" ſollte man aber nach meiner Anſicht niemals Berichte ſchreiben oder doch höchſtens nur ſolche, welche eine ganz individuelle Färbung haben und im Hinblick auf die Perſon vielleicht intereſſiren können, für objective Beobachtungen und auf dieſe geſtützte Schilderungen hat man aber weder Ruhe noch Muße: um ſie geben zu können, müßte man ſich längere Zeit im Lande aufhalten, Zutritt in Familien der verſchiedenſten Schichten der Bevölkerung zu erlangen ſuchen und vertraut mit der Sprache ſein. Was dieſen letzteren Umſtand anbetrifft, ſo möchte ich hier ſogleich erwähnen, daß man ſich in Deutſchland in einem großen Irrthume befindet, wenn man, wie ich dies ſehr häufig gehört und geglaubt habe, annimmt, in Schweden ſpreche man faſt durchgängig deutſch oder franzöſiſch, und man komme mit einer dieſer Sprachen überall durch. Ich habe dies in Wirklichkeit nicht ſo gefunden und mich mit meiner mangelhaften Kenntniß des Schwediſchen mühſam genug durchſchlagen müſſen; ſchlimmer wird es jedenfalls Denen ergehen, die gar nichts von der Sprache verſtehen, denn ich will als charakteriſtiſches Merkmal anführen, daß ich in einer der erſten Buchhandlungen Stockholms Niemand fand, der eine fremde Sprache zu reden vermochte.

Wenn ich nun, trotz meines Vorſatzes, die Erlebniſſe meiner Reiſe nicht literariſch verwerthen zu wollen, kaum zurückgekehrt, dennoch einen Aufſatz darüber veröffentliche, ſo hat dies ſeinen Grund in dem Umſtande, daß der hochverehrte Herausgeber dieſes Blattes, als ich ihm meine Reiſepläne für dieſen Sommer mittheilte, mir ein ihm ſo eben zugegangenes Buch über Schweden übergab, theils damit es mir als Fingerzeig diene, theils aber auch, damit ich an Ort und Stelle das Referat über daſſelbe übernähme. Dieſes Buch*) hat mich denn nebſt verſchiedenen andern Wegweiſern auf der Reiſe begleitet; es iſt mir in manchen Beziehungen von weſentlichem Nutzen geweſen. Ich habe mich aber von der andern Seite nicht immer in Uebereinſtimmung

*) Aus einem freien Lande. Ein Reiſebuch durch Schweden, von Guſtav Raſch. Wien, Peſt, Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1869.

Digitized by Google

damit befunden. Und das kann, abgeſehen von manchen andern Verſchiedenheiten, ſchon aus Einem Grunde nicht anders ſein: ich reiſte, wie bereits geſagt, lediglich zu meinem Vergnügen, Herr Raſch in der Abſicht, ein Buch zu ſchreiben; ich war ohne jedes Vorurtheil, aber auch ohne jede Voreingenommenheit, bei Herrn Raſch iſt aber in dieſem, wie in manchem andern ſeiner Werke, das Beſtreben nicht zu verkennen, die Zuſtände des Vaterlandes im Vergleiche zu denen anderer Länder recht trübe erſcheinen zu laſſen. Wie man aus Büchern gar leicht herausließt, was man zu leſen wünſcht, ſo ſieht man auch auf Reiſen gar gern das, was man ſehen will. Ich bin weit entfernt, Herrn Raſch irgend einer Unwahrheit zeihen zu wollen. Schweden beſitzt in der That eine ſehr freiſinnige Verfaſſung, es wird außerordentlich viel für den Schulunterricht gethan und man hat offiziell nicht das Geringſte von Polizei- und Paßſcheerereien zu leiden; ich habe die von Berlin mitgenommene Paßkarte auf der ganzen Reiſe durch Schweden und Dänemark nicht gebraucht, und nur einmal — im Göta-Källare zu Gothenburg — iſt mir das Fremdenbuch vorgelegt worden. Trotz alledem giebt es aber auch eine Kehrſeite der Medaille: ſo ſteht namentlich der Schulunterricht auf dem Lande in keinem Verhältniß zu dem in den Städten, und es kommt, wie mir von zuverläſſigſter Seite verſichert ward, nicht ſelten vor, daß Kinder verſchiedener Landgemeinden im Laufe des ganzen Jahres nur höchſtens zwei Monate lang Unterricht erhalten. Verſchiedene achtungswerthe Schweden, die wahrlich keine zu geringe Meinung von ihrem Lande haben, ſchüttelten doch, wenn ich mit ihnen von Guſtav Raſch's Buch über Schweden ſprach, lächelnd den Kopf und meinten: „Er hat durch die roſig gefärbte Brille geſehen; es wäre uns lieber, er hätte nicht ſo uneingeſchränkt gelobt, ſondern noch etwas mehr getadelt, als das Straßenpflaſter; dies würde ſein Lob für uns ehrenvoller, für Andere unbedenklicher machen."

Was die Ehrlichkeit und Freundlichkeit des ſchwediſchen Volkes betrifft, ſo bin ich in der glücklichen Lage geweſen, die gleichen angenehmen Erfahrungen, wie Herr Raſch, zu machen, ich muß indeß bemerken, daß die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit in den kleineren Städten und auf dem Lande doch weit größer und wohlthuender, als in Stockholm iſt. Hinſichtlich der Ehrlichkeit habe ich durchgängig gute Erfahrungen gemacht — ich ward während meines Aufenthaltes in Schweden nur einmal geprellt und muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß dies durch einen Deutſchen geſchah. Sprach ich mich indeß gegen Schweden anerkennend über dieſe meine Erfahrungen aus, ſo waren ſie zwar ſehr erfreut darüber, baten mich aber, daraus doch nicht etwa den Schluß zu ziehen, daß bei ihnen Zuchthäuſer und Polizei überflüſſig wären; auch ſie hätten im ganzen Lande, namentlich aber in Stockholm, keine ganz geringe Anzahl von verſchmitzten Dieben und Betrügern. Schweden iſt ferner in der That noch ein Land, wo man billig reiſen kann, denn man iſt auf die Ausbeutung der Touriſten noch nicht eingerichtet; ich fürchte jedoch, in zehn, fünfzehn Jahren, wenn der Zug der Reiſenden ſich auch mehr dahin gewendet, wird dies anders geworden ſein.

Mit einer großen Begeiſterung ſpricht Herr Raſch in ſeinem Buche vom „düſtern skog", dem ſchwediſchen Urwald wie er ihn nennt, und ich war nicht wenig geſpannt auf den Anblick und freute mich unſäglich darüber, daß mich das Dampfroß denſelben Weg, auf dem er ihn erſchaut, von Malmoe bis Jönköping führen ſollte. Die Fahrt beginnt, bewaldetes Hügelland, Felsblöcke und Seen wechſeln, nur ſelten tauchen menſchliche Wohnungen, taucht die Spitze eines Dorfkirchthurms vor uns auf. Schweden iſt ein dünnbevölkertes Land — aber der Urwald erſcheint nicht, und lachend erklären mir meine ſchwediſchen Reiſegefährten, als ich ſie danach frage, ich würde ihn auch ſchwerlich zu ſehen bekommen, der ſchwediſche Urwald exiſtire — nur in der Phantaſie des Herrn Raſch. Ich will dies nicht als unbedingt richtig hinſtellen, möglich, daß Herr Raſch bei ſeinen Streifereien im Lande wirklich Strecken gefunden, die mit dem Namen Urwald zu bezeichnen ſind, ich habe die gebahnten Eiſen- und Waſſerſtraßen nicht viel verlaſſen und kann deshalb nur konſtatiren, daß ich auf meinem Wege prächtige Seebilder, ſchöne Wald- und Felspartieen, wie eine faſt ununterbrochen fortlaufende und zum größten Theil bewaldete Hügelkette, aber nichts geſehen habe, was für mich den Namen „Urwald" rechtfertigen könnte.

Meine Eiſenbahnfahrten durch Schweden waren in Jönköping beendet; ich habe die Fahrt nach Stockholm und ſpäter die Rückfahrt von Stockholm nach Gothenburg auf dem Göta-Kanal gemacht, und freue mich, dies gethan zu haben. Es iſt wahr, man gebraucht mehr Zeit dazu, und wer in Geſchäften reiſt, thut gut, den Schienenweg zu wählen; wer aber eine Reiſe zu ſeinem Vergnügen und ſeiner Belehrung unternimmt, der ſollte ſich entweder ganz oder theilweiſe auf jeden Fall den Genuß einer ſolchen Fahrt verſchaffen. Ich kann ſie nicht langweilig finden, in dieſer Beziehung weiche ich entſchieden von Herrn Raſch ab, denn ſind Scenerie und Staffage auch auf manchen Strecken eintönig, ſo bieten andere, beſonders die Fahrt von Töreboda bis Gothenburg, überraſchend ſchöne See- und Landſchaftsbilder; außerdem gewährt aber die Fahrt auf dem Kanal dem Reiſenden den Vortheil, daß er, während das Schiff durch die Schleuſen geht, ausſteigen und weite Spaziergänge in's Land hinein machen kann. Ich ſah auf dieſe Weiſe Wreta-Kloſter mit ſeinen alten Grabgewölben, die Stadt Wadſtena mit ihrem Schloſſe und die außerhalb der Stadt gelegenen Ruinen eines von Guſtav Waſa erbauten und vielfach in der ſchwediſchen Geſchichte genannten Schloſſes, wohnte, da es gerade Sonntag war, eine Zeitlang dem Gottesdienſte in einer ſchwediſchen Dorfkirche bei und erfreute mich am maleriſchen Anblick der im Grünen liegenden dunkelrothen Dorfhäuſer mit ihren weißen oder ſchwarzen Fenſterkreuzen und Thüren.

Es iſt hier ebenſo wenig meine Abſicht, eine detaillirte Beſchreibung meiner Reiſe durch Schweden zu geben, wie Guſtav Raſch Schritt für Schritt auf der ſeinigen zu folgen. Ich erwähne deshalb nur, daß ich mit ihm entzückt war von der herrlichen, unvergleichlichen Lage Stockholms, daß ich gleich ihm die heiteren und düſteren hiſtoriſchen Erinnerungen in und um Stockholm aufgeſucht habe, und daß ſein Buch für alle dieſe Dinge ein ſehr ſchätzbarer Wegweiſer iſt, denn die eigene Anſchauung geſellt ſich hier zu den aus guten Quellen mit Gründlichkeit und richtiger Auswahl geſchöpften Notizen. Aus vollem Herzen ſtimme ich ihm ferner in ſeiner Begeiſterung für den Trollhättafall bei. „Was iſt der Aarfall gegen dieſen Waſſerſturz?" fragt er. Ich kann leider durch eigene Anſchauung keine Antwort auf dieſe Frage geben; wohl aber weiß ich, daß auch mein Herz gezittert hat, als ich auf der ſchmalen Brücke ſtand und die gewaltige Naturſcene anſchaute, und daß ich die Ohnmacht fühlte, in Worten zu beſchreiben, was ich hier ſah und empfand. Ganz ebenſo bin ich ſeiner Meinung in Betreff Gothenburgs, ja ich möchte dieſer intelligenten, ſchöngebauten Handelsſtadt in mancher Beziehung den Vorzug vor Stockholm geben, wobei allerdings die wundervolle Lage Stockholms und

Digitized by Google

ſein größerer Reichthum an Kunſtſchätzen nicht mit in die Berechnung gezogen werden darf. Herrn Raſch habe ich es auch zu danken, daß ich in Gothenburg die Wirthſchaftsſchule für Frauen ſah und dabei die Bekanntſchaft eines um Gothenburg hochverdienten Mannes machte. Ich nenne ihn nicht, da es ihn nicht ſehr angenehm berührt hatte, daß dies durch Herrn Raſch geſchehen war.

Ich folgte Herrn Raſch auf ſeiner Reiſe nicht weiter, habe weder Gefle, noch Faluhn beſucht und auch Lund und Wexiö nicht geſehen, habe mithin keinen Maßſtab für die Beurtheilung ſeiner Schilderungen; dagegen machte ich die Fahrt von Gothenburg nach Kopenhagen auf dieſelbe Weiſe wie er, ich durchſchiffte das Kattegat, obgleich ſeine Beſchreibung von Sturm und Seekrankheit mich etwas ängſtlich gemacht hatte. Sturm und Seekrankheit ſollten indeß auf dieſer Reiſe für mich unbekannte Dinge bleiben. Ruhig, als läge ich in meinem Bett, ſchlief ich die ganze Nacht in der Cabine der „Dana“ und ſtieg am nächſten Morgen gegen elf Uhr wohlbehalten in Kopenhagen an's Land.

Trotz mancher Uebertreibungen, von denen ich das Buch nicht ganz freiſprechen kann, giebt Guſtav Raſch doch immer ein Bild ſchwediſcher Zuſtände, das eine allſeitige Beachtung verdient, und Jedem, der eine Reiſe nach Skandinavien beabſichtigt, ſei es als ein ſchätzbarer Begleiter warm empfohlen.

J. H.

Neuſeeland.

Guſtav Dröge: Der Krieg in Neuſeeland.*)

England und die Maories.

Wenn es ſchon genügt, zu hören, daß ein Volk für den Beſitz ſeines heimatlichen Landes kämpft, um unſer innerſtes Mitgefühl zu erwecken, ſo erfüllt uns die Kunde über einen Kampf um ſeine Exiſtenz mit Schmerz und Scham vor uns ſelbſt, daß eine ſolche Barbarei noch heute möglich iſt. Wir können uns dieſer Theilnahme kaum erwehren, wenn unſre Vernunft uns auch ſagt, dieſes Volk iſt nicht für die Kultur zu gewinnen, nicht daſeinswürdig. Allein ein ſolcher Vorwurf iſt den Eingebornen Neuſeelands nicht zu machen, gegen welche das mächtige England ſeit etwa zwölf Jahren einen Verdrängungskrieg geführt hat, welcher für jetzt auf unbeſtimmte Zeit ruht. Wenn die Maories, wie ſich die Eingebornen nennen, in der letzten Zeit allerdings mit Wuth und neuhervorbrechender Wildheit für ihr Recht geſtritten haben, ſo liegt der Vorwurf nahe, daß die Engländer ſelbſt, durch ihre Verbrecher-Colonieen, durch ihre unberechtigten Eingriffe in die heiligſten Rechte der Eingebornen, das ehemals ſanfte Naturell der Maories verſchlechtert und die Beſtie entfeſſelt haben.

Ueber dieſen Kampf eines mächtigen, kriegstüchtigen Staates gegen eine kleine Schaar halbciviliſirter Indianer ſind uns meiſtens nur dürftige Nachrichten zugegangen, Nachrichten aus dem Lager der einen Partei, d. h. Englands. Es iſt daher unter allen Umſtänden erwünſcht, eine Darſtellung der Verhältniſſe und Vorgänge von Jemand zu erhalten, der, wie der Verfaſſer vorliegender Schrift, lange im Lande gelebt und Land wie Leute genau ſtudirt hat, ohne Parteiintereſſe.

*) Bremen, 1869.

Der Verfaſſer zeigt zunächſt, auf welchen Grundlagen die Oberhoheit Englands über Neuſeeland beruht. Die Inſel iſt bekanntlich am Ende des Jahres 1642 von den Holländern entdeckt, aber erſt 1769 durch Capitän Cook's Forſchungen genauer bekannt geworden. Zweihundert Jahre nach ihrer Entdeckung verſuchten die Franzoſen, im October 1842, eine feierliche Beſitznahme, worauf die Engländer einige Tage ſpäter etliche Häuptlinge zuſammentrommelten, durch Branntwein und Geſchenke gewannen, und mit ihnen am 19. October 1842 den Vertrag von Waitangi (Thränenſtrom) abſchloſſen. Auf dieſen, natürlich ohne irgend welche Volksabſtimmung geſchloſſenen Vertrag gründet ſich Englands Recht über die Inſel.

Sofort erwachte nun die Spekulation; man zog überallher Einwanderer herbei und verkaufte an dieſelben die Ländereien, welche man zuvor den Häuptlingen ſcheinbar, d. h. für ein Butterbrod abgekauft hatte. Private und Geſellſchaften wetteiferten, an dieſem Handel mit Anderer Eigenthum reich zu werden, allen zuvor that es die Neuſeeland-Compagnie in Nelſon. Alsbald brach mit dieſer eine Fehde aus, weil ſie einen großen Landſtrich von einem Häuptling gekauft, deſſen Eigenthumsrecht von zwei anderen beſtritten wurde. Statt richterliche Entſcheidung abzuwarten, nahm die Geſellſchaft ohne Weiteres Beſitz von dem Lande, und ließ es vermeſſen; die benachtheiligten Häuptlinge widerſetzten ſich, verbrannten das Zelt der Geometer, ſandten aber die Inſtrumente denſelben unbeſchädigt zurück. Dies war der Anfang der Feindſeligkeiten. Eine Schaar von 300 Weißen zog gegen die Häuptlinge, mußte ſich aber der überlegenen Schaar derſelben auf dem Rückzuge ergeben. Die Maories ſtellten ſofort das Feuern ein und verlangten, daß die Europäer ihre Waffen niederlegen ſollten, als, man weiß nicht, ob durch Zufall oder Hinterliſt, ein Schuß derſelben die ſeit drei Tagen angetraute Frau eines der Häuptlinge zu Boden ſtreckte. Dieſe Treuloſigkeit entflammte die Maories zur höchſten Wuth und es entſtand ein furchtbares Gemetzel, aus welchem nur etwa dreißig Europäer das Leben retteten.

Aehnliche Vorfälle in kleinerem Maßſtabe wiederholten ſich fortwährend, und die engliſche Regierung mußte endlich alle Privatverkäufe künftig für ungiltig erklären, und ſich allein das Recht zu kaufen und verkaufen, vorbehalten. Allein die Regierung verfuhr wo möglich noch ſchlimmer als die Privatkäufer mit den Eigenthümern, welche bald einſehen mußten, daß ſie vom Regen in die Traufe gekommen ſeien. Sie verlangten endlich aus ihrer Mitte einen König, der unter engliſcher Oberherrſchaft ihre Angelegenheiten verwalten ſollte, wie dies in ähnlicher Weiſe durch die Radſchahs in Oſtindien geſchieht. Leider gab die engliſche Regierung dieſem vernünftigen Vorſchlage nicht Gehör, und die nunmehr als Rebellen betrachteten Parteien wählten 1857 einen alten, friedliebenden Häuptling, Te Whero Whero, unter dem Namen Potatau I., zu ihrem Könige. Das eigentliche intellektuelle Oberhaupt der Maories war und blieb ein anderer Häuptling, William Thompſon, welcher aber die Wahl ſtets von ſich abzulenken wußte und auf Te Whero Whero lenkte, eine auch den Weißen angenehme Perſönlichkeit, welche ehemals ihre Hauptſtadt Auckland gegen die Plünderung der Maories geſchützt hatte. Beide Männer, von denen Thompſon beſtändig mit der engliſchen Regierung und dem Gouverneur in Verhandlung ſtand, und von ihnen, wie ehemals der Graf Warwick, The Kingmaker genannt wurde, verſicherten denſelben ihre friedlichen Abſichten, erklärten ſich als ihre Vaſallen, wurden aber leider zunächſt vollkommen von derſelben ignorirt. Die eigentlichen Feindſeligkeiten wurden jedoch erſt durch die Bil-

Digitized by Google

dung eines Häuptlings-Bundes gegen allen Landesverkauf an die Regierung hervorgerufen, namentlich als letztere im Jahre 1857 trotz deſſen eine große Landparcelle von einem überredeten Häuptling erwarb und mit Gewalt in Beſitz nehmen wollte. Der bisherige Inhaber dieſes Striches, Kingi, widerſetzte ſich und eröffnete auf eigene Fauſt den Kampf, während Thompſon und der König zum Frieden mahnten. Die Terrainkenntniſſe und Schnelligkeit der Inſurgenten verſchaffte denſelben anfangs manche Vortheile über die Engländer, obwohl ſie bald an Pulvermangel litten, daſſelbe zuerſt für enorm hohe Preiſe von einzelnen Coloniſten kauften, zuletzt, ſowie auch Zündhütchen (freilich nicht in der beſten Qualität) ſelbſt bereiten mußten. Bald darauf empörten ſich auch die Stämme am Waikaton unter der Führung Thompſon's und erklärten den Krieg. Derſelbe wäre auch wohl bald durch Einnahme Aucklands zum Vortheil der Eingebornen entſchieden worden, wenn nicht General Pratt mit 10,000 Mann Verſtärkung gelandet wäre. Aber die Inſurgenten vermieden lange jedes größere Gefecht mit dieſer Ueberzahl. Sie beunruhigten die Truppen auf Schritt und Tritt, aber verſchwanden in die Wälder, ſobald man ſie angriff. Jedes größere Gefecht freilich fiel zu ihrem Nachtheile aus, und ſie wurden aus ihren feſteſten Stellungen oder Paahs, trotz der tapferſten Gegenwehr, jedesmal verdrängt.

Die engliſche Regierung, welche ihr Unrecht einſehend, aufrichtig den Frieden wünſchte, hatte inzwiſchen den Gouverneur Gore Brown, welcher ſo leichtſinnig den unheilvollen Krieg heraufbeſchworen, durch den bei den Maories beliebten George Grey erſetzt, und im Parlament der Colonie war an Stelle Stafford's der friedliebende Fox getreten. Aber alle Bemühungen Grey's ſcheiterten. Obwohl er ſelbſt Thompſon aufſuchte und denſelben endlich auch fand und mit ihm unterhandelte, war der entſtandene Aufruhr nicht mehr zu dämpfen. Der Einfluß eines im Kriege unentbehrlichen Häuptlings, Rewi, hintertrieb Alles.

Auch die im Jahre 1862 unter den Maories das Chriſtenthum verdrängende Hau-Hau-Religion, welche durch ihren unmittelbaren Verkehr mit Jehovah, durch ihre Propheten und Heiligung der Sinnlichkeit viele Anknüpfungspunkte mit dem Mormonismus darbietet, erweiterte die Kluft. Der Fanatismus der neuen Gläubigen verleitete ſie zu traurigen Grauſamkeiten gegen die andersdenkenden Feinde, wenn ſolche zufällig in ihre Hände fielen. Pratt's Nachfolger, General Cameron, ſetzte den Krieg gegen die empörten Stämme, welche ſich ſtets vermehrten, fort, und dieſe kämpften mit einer Erbitterung, einer Todesfreudigkeit, welche einigemale, beſonders bei dem Paah zu Orakau, an den Kampf zu Thermopylä erinnert. Cameron's, Grey's und die Kräfte der engliſchen Regierung erlahmten an dieſer zähen Kriegswuth, welche die kaum für die Civiliſation gewonnenen Maories mehr verwilderte, als ſie es vor Ankunft der Engländer je geweſen ſind. Die von ihnen begangenen Grauſamkeiten und namentlich ein ſcheußlicher, von den Hau-Hau-Prieſtern an dem Miſſionär Volkner aus Kaſſel begangener Mord ſcheinen die Urſachen zu ſein, daß endlich Thompſon, Rewi und der inzwiſchen ſeinem Vater gefolgte Potatau II. ſelbſt um Frieden baten. Derſelbe wurde bis auf Weiteres denn auch, beiden Theilen erwünſcht, vor drei Jahren abgeſchloſſen, wenn auch die Hoffnung auf ein feſtes Beſtehen deſſelben nicht eben feſtgegründet iſt. Die zu den Zeiten Cook's 500,000 Seelen betragende Seelenzahl dieſes Volkes von ungewöhnlicher Körperſchönheit iſt bereits auf 45,000 zuſammengeſchmolzen, und auch ohne Krieg werden die letzten Maories kaum ferne Jahrhunderte ſchauen.

Die Darſtellung Dröge's macht den Eindruck vollkommener Parteiloſigkeit und Objektivität; lediglich wahrheitsgetreu, lieſt ſie ſich dennoch wie ein unterhaltender Roman oder wie eine Erzählung aus ferner Vorzeit.

Kleine literariſche Revue.

— „**Graf Georg Friedrich von Waldeck**, ein preußiſcher Staatsmann im ſiebzehnten Jahrhundert“*), iſt der Titel einer ſehr fleißig gearbeiteten Monographie des Hiſtorikers Dr. Bernhard Erdmannsdörffer, dem bei der amtlichen Publication der „Urkunden und Actenſtücke aus der Geſchichte des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“ die Herausgabe der „Politiſchen Verhandlungen“ anvertraut ward. Der Verfaſſer, ein Schüler Johann Guſtav Droyſen's, iſt mit der vorliegenden Studie auf dieſem Felde der Forſchung verblieben, hat aber, im Gegenſatze zu ſeinem Meiſter, durch die ſtarke Hervorhebung der Leiſtungen einer Nebenperſon eine „decentraliſirende Richtung“ einſchlagen wollen. So wenig nun die Abweichung von Droyſen politiſch eine principielle iſt, ſondern vielmehr deſſen Grundanſchauung in der Auffaſſung der Reichsverhältniſſe noch überbietet, ſo wenig ſcheint uns der zwar kriegeriſch tapfere und fein diplomatiſche Waldeck eine wirkſame „Decentraliſation“ darzuſtellen, einerſeits, weil der Graf nicht unter den Leitſternen ſeines Jahrhunderts geglänzt hat, indem er, wie der Autor offen enthüllt, über das Ziel einer wahrhaft patriotiſchen Politik mehrfach unklar geweſen, andererſeits aus dem ſehr einfachen Umſtande, daß Waldeck dem brandenburgiſchen Staatsdienſte überhaupt nur einen ſehr kleinen Theil ſeiner politiſchen Laufbahn, nämlich blos die ſieben Jahre vom Sommer 1651 bis Mai 1658 angehört hat. Wie er auf dieſer ſchmalen Grundlage und in einer Zeit, binnen welcher Brandenburgs Herrſchaft in Preußen eine noch ziemlich precäre war, die Bezeichnung „preußiſcher“ Staatsmann an und für ſich verdient, dürfte demgemäß zweifelhaft ſein, während eine Reihe von antecipatoriſchen Vorausſetzungen hinzukommen muß, um Waldeck's Verhandlungen mit Friedrich Wilhelm's Freunden und Feinden auf die Höhe der deutſchen Politik Friedrich's des Großen zu heben. In Anbetracht der, zumal vor 1660, ſehr geringen Machtmittel Brandenburgs ſcheint der Vergleich jener antiöſterreichiſchen Anläufe des großen Kurfürſten mit Friedrich's Syſtem und vollends mit ſeinem Fürſtenbunde von 1785 kein ganz glücklicher. Bei dem Reichsgrafen von Waldeck waren außerdem die Oeſterreich feindlichen Tendenzen ſchon durch ſeine Stellung als proteſtantiſcher Reichsfürſt gegeben; brandenburgiſcher Unterthan war er ja nicht! Uns dünkt, daß dieſe Sachlagen ſtreng im Spiegel ihrer eigenen Zeit zu würdigen ſind. Auch fordert das Herausgreifen einer einzelnen Perſönlichkeit aus dem pragmatiſchen Zuſammenhange wohl ſicher einen biographiſchen Standpunkt heraus und würden wir deshalb über Graf Waldeck's gebührenden Antheil an der Politik der deutſchen Höfe genauer belehrt worden ſein, wenn der ſtylgewandte Autor die brandenburgiſchen Dienſtjahre Waldeck's als eine Epiſode ſeiner ſtaatsmänniſchen Entwickelung, alſo im Rahmen ſeiner Lebensbeſchreibung vorgeführt hätte. T. v. B.

*) Berlin, Georg Reimer, 1869. (XII. und 476 S.)

Digitized by Google

— **Für Schulen und Selbſtunterricht.** Von Ludwig Stacke's „Erzählungen aus der alten Geſchichte", deren ſiebente Auflage bereits in dieſen Blättern angezeigt worden, iſt jetzt der zweite Theil der letzteren, die „Römiſchen Geſchichten in biographiſcher Form", von Aeneas und Romulus bis zu Veſpaſian und Nerva umfaſſend, erſchienen.*)

Dr. A. Schockel hat eine Epiſode aus der von dem bekannten Gegner Napoleon's III., Oberſtlieutenant Charras, bearbeiteten „Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne" zum Gegenſtand eines Muſter-Leſeſtückes in ſeiner mit grammatiſchen Anmerkungen ausgeſtatteten „Sammlung franzöſiſcher Leſeſtücke für Gymnaſien und Realſchulen" gemacht.**) „York, Stein et la Prusse au commencement de 1813", iſt dieſe Epiſode überſchrieben, die der verſtorbene Charras nach Beitzke und anderen deutſchen Autoritäten bearbeitet hatte und welcher man das Verdienſt zuerkennen muß, nach Form und Inhalt muſterhaft und belehrend zu ſein.

— **Bormio im Veltlin.*****) „Im ſelbigen Land Veltlin iſt in ihren gebohrnen Einwohnern, kein Podagra noch Colica, noch Contractura, noch Calculus nie erfunden noch erhört worden, daß ich mich auch zum Theil groß wundern muß, und das von viel mehr Urſach halben, ſo ich hie nicht beſchreib: und ſo ein geſund's Land, in dem das in ihm wächſt, daß nicht viel geſunder Ort, gefunden werden mögen, ſo weit mir das Wandern 'geben hat." Mit ſolchen Worten ſpricht der originelle Paracelſus von dem in der Nordſpitze Italiens gelegenen Veltlinthale, in welchem das altberühmte Gebirgsbad Worms (Bormio) liegt. Schon die Römer kannten die aquas Burmias, und aus dem ſechsten Jahrhundert hat uns Caſſiodor einen intereſſanten Brief des Gothenkönigs Theodohbad aufbewahrt, in welchem er dem vom Gliederreißen geplagten Grafen Winſtrad räth, dieſes heilſame Bad zu gebrauchen. — Wenn man aus dem Engadin oder über Meran von der Brenner-Bahn kommend, vom Stilfſerjoch herabſteigt, ſieht man, wie eine Feſtung an der 200 Fuß hohen Felſenwand den Ausfluß der Adda bewachend, das alte Bad, und etwa 10 Minuten weiter das geſchmackvoll angelegte neue Bad liegen, während der Flecken Bormio noch eine Viertelſtunde tiefer am Eingange des Furca-Thales ſich ausbreitet. Es ſind über 4000' hoch gelegene Gebirgsbäder, mit zahlreichen heißen, unmittelbar dem Gebirgsſchooße entſtrömenden Quellen, deren Temperatur meiſt zwiſchen 30—40° Celſius liegt. Ihr Gehalt an feſten und gaſigen Beſtandtheilen iſt nicht erheblich, nur die Menge des ſchwefelſauren Kalks einigermaßen hervortretend. Die Waſſer werden innerlich und äußerlich angewendet, und haben alten Ruf gegen chroniſche Rheumatismen (Gliederbäder), gegen Hautkrankheiten, Bruſtleiden und Frauenkrankheiten im Allgemeinen. Das uns vorliegende Buch bezweckt die Aufmerkſamkeit auf das ſich neuerdings wieder hebende Bad zu richten. Doch iſt es keine Brunnenſchrift im gewöhnlichen Sinne, ſondern bietet außer den ausführlichen, rein balneologiſchen und klimatologiſchen Angaben, noch intereſſante hiſtoriſche Nachrichten, wie denn ein früher erſchienener ergänzender Band die landſchaftlichen Reize und naturwiſſenſchaftlichen Schätze der Umgebung geſchildert hat. E. Kr.

*) Oldenburg, Guſtav Stalling, 1869.

**) Münſter, E. C. Brunn, 1869.

***) Die Thermen von Bormio in phyſikaliſch-chemiſcher, therapeutiſcher, klimatologiſcher und geſchichtlicher Beziehung, von Dr. Meyer-Ahrens und Chr. Brügger. Zürich, 1869.

— **Die Idee einer rationellen Univerſal-Dolmetſcher-Sprache** hat in einem Innsbrucker Sprachlehrer einen neuen Vertreter gefunden und liegt dem geneigten Leſer zur Begutachtung vor.*) Herr Auguſtin Fr. Staffler, appr. Lehrer der hebräiſchen Sprache, meint im Stande zu ſein, auf Grund einer dunklen Zahlenmyſtik durch Combination eine Sprache zu ſchaffen, welche für alle Völker geeignet wäre und zunächſt für die Dragomans, dann für Alle in Gebrauch kommen könnte. Obwohl nun Herr Staffler ausdrücklich verſichert, daß es ſich bei den Mittheilungen über die Reſultate ſeiner univerſal-ſprachlichen Forſchungen „nicht um eine überſpannte unpraktiſche Idee handle, die in's Reich der Hirngeſpinnſte zu verſetzen wäre, und in den Spalten eines angeſehenen öffentlichen Organs (nämlich der „Neuen Tiroler Stimmen!") höchſtens als ein ſog. Lückenbüßer dienen könnte, ſondern vielmehr um eine Idee, welche im Herzen jener Leſer, die mit der großen Menge unkultivirter, noch großentheils im blinden Heidenthum verſunkener Völker Mitleid tragen, Anklang finden wird u. ſ. f." — trotz dieſer Verſicherung alſo ſind wir ſo unhöflich, dem Herrn Verfaſſer nicht zu glauben und ſein ganzes Unternehmen für ein Hirngeſpinnſt zu erklären. Es war uns oft bei dem Leſen der Broſchüre zu Muthe, „als hörten wir Hunderttauſend Narren ſprechen". Daß die Verſchiedenheit der Sprachen eine Unbequemlichkeit iſt, leuchtet ein und hat ſchon in dem Mythos vom babyloniſchen Thurm ſeinen Ausdruck gefunden; aber ändern läßt es ſich nicht; andererſeits bietet dieſe Sprachverſchiedenheit auch ungeheure Vortheile. Die Völker haben ebenſo wohl ihre eigene Sprache, ihren eigenen Charakter, wie die Individuen; dieſe dürfen nimmer verwiſcht werden. Man wird aber auch ſchon aus der oben angezogenen Stelle gemerkt haben, woher der Wind bei dem Tiroler Gelehrten weht; vollends klar wird dies aus dem Anhang, wo er mit Hilfe derſelben Zahlenmyſtik die Antichriſtzahl 666 zu entziffern verſucht! L. B. F.

— **Die Zimmer- und Hausgärtnerei.****) Obwohl unſere Literatur an Büchern, welche die Pflege der ſchönſten Zierden unſres Heims zu lehren verſprechen, nicht eben arm iſt, muß man doch eingeſtehen, daß ihre Verfaſſer ſelten oder nie das Richtige getroffen haben. Die Meiſten geben lange Verzeichniſſe von Blumen und Blattgewächſen, und nebenbei, als Einleitung oder Anhang, ſo kurz als knapp gehaltene Angaben über Säen, Einpflanzen, Verſetzen und Pflege im Allgemeinen, daß daraus kein Laie etwas lernen kann. Beſſer hat Herr H. Jäger, der vielbewährte Garten-Schriftſteller, eingeſehen, was noth that, und für wen er ſchrieb. Der weitaus größte Theil ſeines Buches iſt der Behandlung der Pflanzen, den gärtneriſchen Manipulationen beim Einpflanzen und Vermehren, den Erdmiſchungen, der Heizung und Begießung gewidmet. Von hoher Zweckmäßigkeit werden die ſchönen Gärtnerinnen des Hauſes die zahlreichen praktiſchen Winke über Anlage der Blumentiſche und Treppen, Doppelfenſter und Blumenſchränke, Wintergärten, Terrarien, Veranden und Balkone finden, da ihnen hierin alle praktiſche Erfahrung abzugehen pflegt. Und da alles dieſes mit der größten Klarheit und Verſtändlichkeit dargeſtellt iſt, ſo zweifle ich nicht, daß die beneidete „glückliche Hand", ſonſt das Vorrecht einzelner Geſchickten, ſich bei allen aufmerkſamen Leſerinnen und Leſern

*) Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1869. (102 Seiten.)

**) Von Hermann Jäger. Mit 44 Holzſchnitten. Stuttgart, 1870. (304 S.)

Digitized by Google

einſtellen wird. Das beigegebene, kurz gehaltene Verzeichniß der empfehlenswertheſten Zimmer-, Fenſter-, Balkon-, Ampel-, Conſol- und Treppenpflanzen iſt für die Auswahl ſehr nützlich. Ich wünſche dem Buche von Herzen eine weite Verbreitung, damit auch in den Häuſern, wo nicht der Gärtner fortwährend aushelfend eintritt, die verkümmerten Pflanzen verſchwinden, und die Zimmerblumen wirklich zu dem Schmuck werden mögen, welchen ihre Pflege bezweckt. E. Kr.

— **Aylmer's Feld, von Alfred Tennyſon.***) „Tennyſon iſt", wie Emanuel Geibel in den dieſem Bändchen vorgedruckten Einleitungsworten ſagt, „kein bahnbrechender Genius, wie ſie zumeiſt nur im Beginn aufſteigender Literatur-Epochen hervortreten; er trägt durchaus den Stempel einer elektriſch gewordenen Zeit. Aber er iſt ein ſchönes, vielſeitig durchgebildetes Talent, ein liebenswürdiger Charakter, ein gewiſſenhafter Künſtler. Seine Dichtungen gleichen weniger einem in titaniſcher Ueppigkeit aufgeſchoſſenen Urwald, als einem reizenden wohlgepflegten Garten. Zu Byron verhält er ſich etwa, wie Mendelsſohn zu Beethoven." „Aylmers Field" gehört zu jenen reimloſen Idyllen, in welchen Tennyſon eine neue, ſeiner dichteriſchen Individualität durchaus entſprechende Gattung ſchuf. Eines der früheren Erzeugniſſe ſeiner Muſe, iſt es doch bisher noch nicht in's Deutſche übertragen geweſen, während andere ſeiner minder werthvollen Dichtungen zwei, drei und mehr deutſche Bearbeiter fanden. „Ein ergreifenderer Proteſt wider die Unnatur erſtarrter Menſchenſatzung, als Aylmer's Feld, iſt wohl kaum aus der Feder eines Dichters gefloſſen."

— **Ein Novellenbuch in Verſen.** Unter dem Titel „Reiſegeſchichten" iſt die neueſte poetiſche Leiſtung des Freiherrn Gisbert von Vincke erſchienen.**) Das Büchlein, welches mit einer liebenswürdigen Dedication an Fritz und Luiſe Reuter beginnt, enthält in eleganten abwechſelnden Versmaßen eine Reihe humoriſtiſcher Reiſe-Erlebniſſe, welche indeſſen unter ſich in Zuſammenhang ſtehen und zum Hauptſchauplatz Paris zur Zeit der Weltausſtellung haben. Die Art und Weiſe der Verſe und der in ihnen ſpielenden Heiterkeit erinnert an die Novellen in Verſen von Paul Heyſe. Einzelne Stücke indeſſen, z. B. die Chronik Münſter's und die Schilderung der Wiedertäufer-Zeit übertreffen an Eleganz und epiſcher Tiefe noch die Gedichte Heyſe's. Solche und ähnliche Epiſoden, welche in Form von Erzählungen der Hauptperſonen geſchmackvoll eingefügt ſind, laſſen ſich auch einzeln herausnehmen und für ſich genießen. — Wir müſſen wohl hier darauf verzichten, dem Leſer einzelne Proben der Verſe zu geben und überlaſſen es ihm ſelbſt, ſich bei eigener Lectüre das ihm am meiſten Zuſagende auszuwählen.

— **Südſee-Schwindel.*****) Ein intereſſantes Sittengemälde aus den Zeiten Georg's I. von England liefert uns Ainsworth's neueſter Roman, der unter dem Titel „Südſee-Schwindel" jene gewaltige Aufregung und die ſeltſame Umgeſtaltung aller Verhältniſſe ſchildert, welche durch John Blunt's Südſee-Compagnie und deren Actienunternehmen in England hervorgerufen wurde. Auch unſere Zeit iſt reich an Bank- und Börſenſpeculationen, an Actien-Geſellſchaften und induſtriellen Unternehmungen, welche einzelne glückliche und geſchickte Spekulanten in kurzer Zeit zu fabelhaftem Reichthum gelangen ließen; was aber damals durch Law in Frankreich und durch Blunt in England in's Werk gerichtet wurde, die franzöſiſche Zettelbank und die engliſche Südſee-Compagnie, das hat in der Geſchichte der finanziellen Spekulationen und Schwindeleien nicht ſeines Gleichen. Ganze Königreiche wurden durch die in dem Hirn einzelner Menſchen ausgeſponnenen Projecte zum ſchnellen Reichwerden in die heftigſte Mitleidenſchaft gezogen, und wie der Glückswechſel, der Gewinn faſt ein allgemeiner war, ein Geſchäft, an dem faſt Alle Theil nahmen, ſo war nachher auch das Elend und der Ruin ein ſich über alle Klaſſen der Geſellſchaft, ja faſt über jeden Einzelnen erſtreckender, und es bedurfte der größten Anſtrengung der Staatsmänner und Derer, die an der Spitze der Geſchäfte ſtanden, um den Staat vom Verderben zu retten. Dieſe Kataſtrophe ſchildert uns Ainsworth in den beiden Bänden ſeines neuen Romans in ſeiner bekannten draſtiſchen, lebhaften Manier; eine bunte Fülle von Thatſachen und eine große Mannigfaltigkeit geſchichtlicher und anderer Perſonen werden an uns vorüber geführt, und dabei fallen ſcharfe Lichter auf die ſittlichen Zuſtände jener Zeit, ſo daß auch in kulturhiſtoriſcher Beziehung dieſe Schrift als ein Sittengemälde einer bewegten Zeitepoche wohl Beachtung verdient. Sollen wir an der Manier des engliſchen Autors etwas tadeln, ſo iſt es die Art und Weiſe ſeiner Erzählung, die vor lauter Thatſachen, Handlungen und Perſonen den Leſer nicht zur Ruhe kommen läßt, ſo daß durch die große Fülle der Thatſachen die Schilderung der Zuſtände, kurz das, was wir den geſchichtlichen und ſocialen Hintergrund der Erzählung nennen, nicht wenig beeinträchtigt wird. —p.

*) Aus dem Engliſchen übertragen von Dr. H. A. Feldmann. Hamburg, Hermann Grüning, 1870.

**) Münſter, E. C. Brunn's Verlag, 1869. (251 Seiten.)

***) Südſee-Schwindel. Roman von William Harriſon Ainsworth. Aus dem Engliſchen von Lina Kayſer. 2 Bände. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1869.

Literariſcher Sprechſaal.

Vernunft iſt das Bewußtſein des Menſchen, das Geſchöpf eines Schöpfers, ſomit abhängig zu ſein, ſich daher um Erkenntniß des Schöpfers und der Pflichten gegen ihn bemühen, ſie weiſe und gewiſſenhaft erfüllen zu müſſen. Dieſe Erkenntniß wird dem Menſchen durch Beobachtung der Natur, ſeiner ſelbſt, ſowie ſeiner und Anderer Lebensſchickſale geoffenbart, erleichtert durch die bereits ſeinen Vorfahren in gleicher Weiſe nach und nach möglich gewordenen und in Schriften fortgeerbten Offenbarungen, d. h. Erkenntniß- und Erfahrungs-Wiſſenſchaften über den Schöpfer und das Verhältniß des Menſchen zu demſelben. Anleitung zur Bethätigung der Vernunft giebt die Religion und von allen Religionen am Erſchöpfendſten das Chriſtenthum, weil es mit dem Aufrufe „Prüfet Alles" zur freieſten Bethätigung des Geiſtes auffordert. Wer die Abhängigkeit von einem Schöpfer oder dieſen ſelbſt leugnet, denkt und handelt nicht vernünftig, mag er ſelbſt der verſtändigſte, gelehrteſte, geiſtreichſte Philoſoph ſein. Dagegen iſt nicht jedes vernünftige Handeln ein religiöſes, und nicht jedes religiöſe ein vernünftiges. Es kann Jemand aus Neigung oder Gewohnheit vernünftig handeln, ohne der religiöſen Beziehungen ſeines Handelns eingedenk oder ſich bewußt zu ſein. Ebenſo kann Jemand äußerlich religiös ſein, ohne vernünftig zu denken und

Digitized by Google

zu handeln. Der Begriff „Vernunft“ iſt überhaupt ſo mannigfach, daß ſchon Luther vor ſeinem Mißbrauch warnte. Könnte unſer ſchlichter Begriff derſelben vielſeitige Geltung und Anwendung gewinnen, ſo würde hiermit für Glück und Würde der Menſchen ein mächtiger Fortſchritt ermöglicht werden. Leider iſt vorläufig dafür ſehr wenig Ausſicht vorhanden. Fſtr.

Unter den neueſten gedruckten, engliſchen Conſularberichten aus China und Japan befindet ſich auch der des durch ſeine geographiſchen Forſchungen rühmlichſt bekannten Conſuls Markham über die Stadt des Confucius, Kiu-fu, welche ein Denkmal der Nationalanerkennung iſt, wie es kein zweites in der Welt giebt. Dieſe Stadt, in welcher Confucius vor mehr als drei Jahrtauſenden gelebt und gelehrt hat, wo er geſtorben und begraben iſt, zählt etwa 25,000 Einwohner, die ſämmtlich Nachkommen des berühmten Weiſen ſind, oder es ſein wollen, und von denen mehr als vier Fünftel ſeinen Familiennamen tragen. Kiu-fu iſt die Reſidenz eines Kung-Zei, d. h. „Reichsherzogs“, der ebenfalls ein Nachkomme des Confucius und deſſen Würde erblich iſt. Er wohnt in einem Palaſt, deſſen Bauten, verbunden mit dem, dem großen Ahnherrn geweihten Tempel, die ganze öſtliche und weſtliche Seite der Stadt einnimmt. Der Tempel iſt ſo großartig und prachtvoll, wie Markham keinen zweiten in China geſehen hat. Er enthält zahlreiche Reliquien des Weltweiſen, an deren Echtheit nicht zu zweifeln iſt, da ſie die Spuren und Kennzeichen ihres mehrtauſendjährigen Alters an ſich tragen ſollen. Ebenſo, wie die Würde des Reichsherzogs von Kiu-fu, ſind auch die des Chi-ſchein, oder oberſten Richters der Stadt und der übrigen Beamten dort erblich in der erlauchten Familie. Als die Rebellen dieſen Theil des Reiches überzogen, ſchonten ſie die Stadt Kiu-fu, indem ſie erklärten, daß ſie nur die ungerechten, nichtsnutzigen Beherrſcher des Landes ausrotten wollten, nicht aber die Nachkommen des Confucius, die unmöglich zu Jenen gehören könnten.

Einen Beitrag zur Kulturgeſchichte der Kleinſtaaterei liefert eine kleine Schrift unter dem Titel: „Die Reichstagswahl in Oberheſſen“.*) Es handelt ſich um die Wahl des partikulariſtiſchen Candidaten Buff, dem als Candidat der Fortſchrittspartei der Dr. H. B. Oppenheim, der bekannte publiciſtiſche Schriftſteller, gegenüber ſtand. Es wird behauptet und bezüglich der Beweis geführt, daß die Wahl Jenes durch unerlaubte, nicht feine Wühlereien und Unrechtmäßigkeiten aller Art, erreicht worden ſei. Wir können uns natürlich auf das Einzelne jener Beweisführung hier nicht einlaſſen, wiewohl die ganze Geſchichte nicht ohne kulturhiſtoriſches Intereſſe iſt. Eins geht zunächſt klar aus jener unerfreulichen Epiſode hervor, daß die Ereigniſſe des Jahres 1866 bis jetzt wenig von dem Segen uns gebracht haben, den die Anhänger des in Preußen herrſchenden Syſtems zuerſt mit ſo vollen Backen zu predigen wußten. Schlägt nicht unſere Verwaltung des Kultus und des Innern bald andere Töne an, dann iſt jede Bemühung umſonſt, die materiellen Eroberungen nachträglich durch moraliſche vervollſtändigen zu wollen; die Feindſchaft der annectirten und nichtpreußiſchen Deutſchen gegen Preußen wird und kann nicht eher ſchwinden. Alſo zeitgemäße deutſche Politik im Inneren! — dann kann die Einheit nach Außen nicht fehlen; anders geht es nimmermehr! L. B. F.

*) Stuttgart, Verlag von A. Kröner, 1869. (56 Seiten.)

Die Literatur zum Zwecke des Unterrichts bietet das Bild einer nie verſiegenden Quelle; namentlich iſt die Zahl der „Leitfaden“, „Handbücher“ und dergl. für den Geſchichtsunterricht auf höheren und niederen Lehranſtalten Legion. Es iſt eine nicht immer leichte Aufgabe, hier zu ſichten zwiſchen der Spreu und dem Weizen. Vor uns liegt in vierter Auflage: „Die deutſche Geſchichte mit beſonderer Berückſichtigung des brandenburgiſch-preußiſchen Staates, ein patriotiſches Lehr- und Leſebuch für Schule und Haus“ von Ludwig Bender.*) Dieſes ziemlich umfangreiche und dabei ſehr billige Lehrbuch kann ſich mancher Vorzüge rühmen, welche ſeine guten Erfolge wohl erklären: die Oekonomie des Stoffes iſt gut, die Darſtellung faßlich und überſichtlich. Indeſſen das Bedenken, welches ſchon der Titel erregt, findet ſich auch bei genauerer Prüfung beſtätigt. Es iſt ein „patriotiſches Lehrbuch“, welches alſo die Geſchichte nicht unbefangen und objektiv, ſondern nach einem beſtimmten Plane zugeſtutzt, dem kindlichen Verſtande einzuprägen ſich bemüht. Selbſt wenn uns die Tendenz dieſer Darſtellung ſympathiſcher wäre, müßten wir uns mit aller Entſchiedenheit gegen ein ſolches Verfahren erklären. Man kennt ja jene ſpeziellen „Vaterlandskunden“, in denen der betreffende Duodezſtaat als der Mittelpunkt der Welt und jeder Regent deſſelben als ein Halbgott geſchildert wird. Auch der preußiſchen Geſchichte fehlt es an ſolchen falſchen Freunden nicht. Ganz ſo ſchlimm, wie gewiſſe reactionäre Geſchichtsdarſtellungen, iſt nun das vorliegende Buch von Bender nicht; es finden ſich aber gleichwohl bedenkliche Stellen, namentlich in der Erzählung der neueſten Geſchichte; oft glaubt man die Kreuzzeitung oder ein Organ ähnlicher Richtung zu leſen. Dergleichen möchte ich nicht in den Händen unſerer Jugend wiſſen, welche frei gehalten werden ſoll von dem Streite der politiſchen Parteien.

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir darauf aufmerkſam machen, daß der Vorſtand des Berliner Handwerker-Bildungs-Vereins für ſeine Mitglieder ein Lehrbuch in Vorbereitung genommen hat, in welchem auch ein Abriß der deutſchen Geſchichte, natürlich ohne neu-preußiſche Färbung, enthalten ſein wird. Dies wird uns Gelegenheit verſchaffen, auf den genannten Gegenſtand noch einmal zurückzukommen.

Zu Tromsö im norwegiſchen Lappland ſoll in den Monaten Auguſt und September 1870 eine „Arctiſche Ausſtellung“ für alle Rohſtoffe und gewerbliche Erzeugniſſe der Diſtrikte Finmarken und Tromsö ſtattfinden. König Karl XV. hat bereits eine anſehnliche Summe zur Vertheilung von Preiſen für dieſe Ausſtellung bewilligt. Dampfboote werden zur Zeit die Reiſenden von Bergen, mit welchem norwegiſchen Hafen beſtändige Verbindungen von Hamburg und Hull aus ſtattfinden, an der norwegiſchen Küſte entlang, nach Tromsö und dem Nordkap führen, ſo daß es auch deutſchen Ausſtellungs-Liebhabern leicht gemacht ſein wird, die Polargegenden zu beſuchen, wo die Sonne eine Zeitlang im Jahre gar nicht untergeht.

*) Eſſen, G. D. Bädeker, 1869. (333 S.)

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 9. Oktober 1869. — [№ 41.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Material für die künftige Geſchichtſchreibung. Das Buch über Graf Bismarck, von Heſekiel. 593. — Geographiſch-ethnographiſche Studien über Nord- und Süddeutſchland. 594. — Muſikaliſche Charakterbilder, von Otto Gumprecht. Schubert. Mendelsſohn. Weber. Roſſini. Auber. Meyerbeer. 595.
Niederlande. Der zweite Theil von Maerlant's „Spieghel historiael". 595.
England. Ein engliſches Original der Feder und des Wortes. 597.
Frankreich. Eine Jeſuiten-Geſellſchaft unter anderem Namen. 599.
Rußland. Vier Novellen von Iwan Turgénjew. 601.
Nord-Amerika. Die amerikaniſche Sonnenfinſterniß vom 7. Auguſt 1869. 601.
Kleine literariſche Revue. Guſtav Eberty: Die Gewerbegerichte. 602. — Deutſche Gedichte aus Rußland. 603. — Bibliopoliſch-Geſchichtliches. 603.
Literariſcher Sprechſaal. Slaviſche Agitationen in Deutſchland. 603. — Nachdrückliche freie Forſchung in Wien. 603. — Deutſche Literatur in Italien. 603. — Mrs. Stowe über Lord und Lady Byron. 604. — Alexina Tinne. 604. — Dr. Stroußberg. 604.

Deutſchland und das Ausland.

Material für die künftige Geſchichtſchreibung.

Das Buch über Graf Bismarck, von Heſekiel.*)

Die Ereigniſſe des Jahres 1866 haben nicht nur in der Geſchichte eine Epoche bezeichnet, welche, ſo lange es Menſchen giebt und Geſchichte geſchrieben und gelehrt wird, als ein weittragendes Markzeichen eines bedeutſamen Wendepunktes im Völker- und Staatenleben daſtehen wird; ſie ſind auch auf alle anderen Verhältniſſe, ſie ſind auch auf Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur von einem immenſen Einfluß geweſen, von einem Einfluß, der ſich uns jetzt nur erſt dunkel fühlbar macht, der aber mit jedem Jahre, das wir uns weiter von dieſem Zeitabſchnitte entfernen, klarer hervortreten und gewiß von den Kulturhiſtorikern der Zukunft nach ſeinem ganzen Umfange gewürdigt werden wird. In dieſem Sinne ſind auch die literariſchen Erſcheinungen, welche ſich ſchildernd, beſchreibend, belehrend, kritiſirend oder verherrlichend in irgend einer Weiſe auf die Ereigniſſe, ihre Urſachen und Folgen, wie auf die darin eine mehr oder minder bedeutende Rolle ſpielenden Männer beziehen, von großer Bedeutung. Sind ſie auch zu einer ſolchen Fülle angewachſen, daß ſie ſchon jetzt von einem Einzelnen kaum mehr bewältigt werden können, wird unter ihnen auch viel Spreu ſein, die bald genug vom Weizen geſondert und der Vergeſſenheit anheimfallen wird, werden ſelbſt beſſere Arbeiten nicht mehr auf die nächſte Generation, geſchweige denn auf die Nachwelt kommen, ſo liegt in ihnen doch ein unſchätzbares Material für den künftigen Geſchichtsſchreiber und Kulturhiſtoriker. Weil dem nun aber ſo iſt, ſollte die Gegenwart recht ſorgfältig ſein in der Prüfung deſſen, was über dieſe Zeit, was über ihre hervorragendſten Träger berichtet wird, ſollte ſie es der Geſchichte nicht allzu ſchwer machen, das Weltgericht zu ſein, namentlich bei Geſtalten, die, ihrer ganzen Erſcheinung und Stellung nach, ohnehin der Sage ein ergiebiges Feld zu liefern ſcheinen, Geſtalten, für welche eine frühere Periode eigens den Heroen-Kultus erfunden zu haben ſcheint.

Eine ſolche Geſtalt iſt unſtreitig Graf Bismarck, über den in Poeſie und Proſa, biographiſch und novelliſtiſch bereits eine ganze Literatur entſtanden iſt, wovon uns jetzt ein Erzeugniß vorliegt. Die Arbeit iſt nicht mehr ganz neu, und wenn wir erſt heute zur Beſprechung derſelben ſchreiten, ſo geſchieht dies einestheils, weil wir noch auf das Erſcheinen einer dritten Abtheilung hofften, anderntheils aber weil wir nach der Ankündigung ein Werk erwarteten, das keine jener ſchnell vorübergehenden Eintagsfliegen iſt, welche die Gelegenheit beim Schopf ergreifen und von denen Notiz zu nehmen man ſich beeilen muß, ehe ſie vom Strome der Zeit hinweggeriſſen werden, ſondern eine Arbeit, beſtimmt, nicht blos der Gegenwart, ſondern auch der Zukunft zu dienen. Die Lektüre des Buches hat uns dieſe Anſicht nicht ganz geraubt und wir müßten recht ſehr bedauern, daß dem ſo iſt, wenn wir nicht zugleich dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß das Bleibende an dem Buche nicht das Verdienſt des Verfaſſers ſein, ſondern in dem fremden Material, das er uns mittheilt, gefunden wird.

Das Buch zerfällt, ſoweit es uns vorliegt, in zwei Abtheilungen, von denen die erſte die Jugend-, die zweite die Lehr- und Wanderjahre Bismarck's ſchildert; eine dritte, ſein Leben als Miniſterpräſident und Bundeskanzler, iſt in Ausſicht genommen.

Wie man es bei einem in der Heraldik und Adelsgeſchichte ſo erfahrenen Schriftſteller gar nicht anders erwarten kann, und wie es auch in gewiſſer Beziehung gerechtfertigt erſcheint, führt uns Heſekiel bis in die graueſte Vorzeit; er leitet den Urſprung der Bismarcks von Nachkommen deutſcher Kriegsmannen ab, die unter welfiſchen oder askaniſchen Fürſten das ſlaviſche Land eroberten; mit einiger Gewißheit läßt er aber erſt im vierzehnten Jahrhundert die Bismarcke als rittermäßige Leute in der Priegnitz erſcheinen. Der ganze Abſchnitt lieſt ſich ſehr hübſch und intereſſant; man glaubt es eben mit einer jener Chroniken und Geſchichten zu thun zu haben, welche die Zuſtände, Sitten und Anſchauungen längſtvergangener Jahrhunderte ſchildert, in welchem Genre Herr Heſekiel ja bekanntermaßen Anerkennenswerthes leiſtet; man vergißt dabei freilich beinahe, daß man es nicht mit einer vergilbten Chronik, ſondern mit der Einleitung zur Lebensgeſchichte eines Mannes zu thun hat, der doch mit ſeinem ganzen Denken und Thun in der Jetztzeit wurzelt. Etwas komiſch wirkt dabei freilich der Eifer, mit dem der Verfaſſer einer Behauptung Riedel's entgegentritt, wonach die Bismarcke ihren Urſprung von einer märkiſchen Bürgerfamilie herzuleiten hätten, die allerdings ſchon im vierzehnten Jahrhundert in die Reihe der Adelsgeſchlechter getreten ſei. Ein Zeitraum von fünfhundert Jahren ſcheint ihm noch nicht Kluft genug, den Miniſterpräſidenten vom Bürgerſtande zu trennen; er muß wenn irgend möglich, von Adam her märkiſcher Ritter geweſen ſein. Unter dieſen Verhältniſſen iſt es dem Verfaſſer, gelind geſagt, unbequem, eingeſtehen zu müſſen, daß Bismarck's Mutter bürgerlicher Abkunft geweſen ſei, und hiermit beginnt denn nun derjenige Abſchnitt des Buches, wo wir es nicht mehr mit Heraldik

*) Das Buch vom Grafen Bismarck, von George Heſekiel, in drei Abtheilungen, reich illuſtrirt von namhaften Künſtlern. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klaſing, 1869.

Digitized by Google

und Alterthum zu thun haben, wo uns die Andacht, mit der Heſekiel auf Bismarck'ſchem Grund und Boden Bismarck'ſche Erdbeeren verzehrt, nicht mehr ein zwar ironiſches, jedoch harmloſes Lächeln entlockt, aber wo wir uns mit tiefem Ernſte fragen: Iſt dies wirklich die Art und Weiſe, wie man die Geſchichte unſerer großen Männer ſchreibt; ſoll ihr Name wirklich in dieſer Weiſe auf die Nachwelt kommen?

Mit dem Beſtreben, die Einwirkungen der geiſtig bedeutenden Mutter auf die Entwickelung des Sohnes abzuſchwächen und einzuſchränken, beginnt der Verfaſſer ſeine ſich durch das ganze Buch hinziehenden, unausgeſetzten Bemühungen, den Miniſter-Präſidenten hauptſächlich als Mann von altem Adel hinzuſtellen. Durch und durch kleinlich iſt die ganze Schilderung, mag ſie den Knaben, den Jüngling, den Mann, den Cavalier, den Landwirth, den Landtags-Abgeordneten oder Diplomaten betreffen, und daß aus dieſer kleinlichen Schilderung dennoch die Größe des Mannes hervorleuchtet, dafür kann der Verf. wahrhaftig nichts, das iſt lediglich der Beweis dafür, daß der Genius ſelbſt aus der beengendſten Umgebung ſtrahlend hervorzugehen vermag, wie ein Raphael oder Tizian im ſchlechteſten Rahmen immer ein erhabenes Meiſterwerk bleibt. Die Fülle trefflichen Materials in den Briefen des Grafen, die dem Verfaſſer zu Gebote geſtanden, könnte uns beinahe ein Bedauern entlocken, daß dieſe Schätze keine beſſere Verwerthung gefunden haben; ſie ſind jedoch vorhanden und veröffentlicht, dies iſt immerhin ein Verdienſt, das dem Buche nicht abzuſprechen iſt. Wir möchten unſeren Leſern, denen es um ein richtiges Bild des Grafen zu thun iſt, faſt rathen, in der Heſekiel'ſchen Arbeit nur das zu leſen, was als eigene Aeußerung des Grafen bezeichnet wird. Es iſt in den Briefen vieles Unbedeutende, Vieles, was nur Intereſſe hat, weil es ſich eben auf dieſen Mann bezieht; man wird in mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen Vieles finden, wobei man bedauernd den Kopf ſchütteln wird; aber man lernt doch einen Mann, einen ganzen Mann kennen — einen Mann, der, in den Anſchauungen ſeines Standes erzogen, in ihnen wurzelnd, doch das Wallen der Zeit begreift, deſſen Genie, ja deſſen Conſequenz ſich eben dadurch am Glänzendſten bewährt, daß er der Wandlungen fähig iſt. Daß wir Bismarck zugleich als Sohn, Gatten, Vater und Bruder kennen und ſchätzen lernen, iſt nicht blos als angenehme, unterhaltende Zugabe zu betrachten, ſondern gewährt in der That eine ſichere Handhabe zur Beurtheilung dieſes Charakters.

Geographiſch-ethnographiſche Studien über Nord- und Süddeutſchland.*)

Geographiſch-ethnographiſche Skizzen, wie das in der Anmerkung genannte Buch von Dr. Emil Schatzmayr, welche der Verf. ſelbſt als „Studien nach Natur und Original-Zeichnungen, auf mannigfachen Reiſen in Süd und Nord entſtanden", bezeichnet, mögen wir immer willkommen heißen. Seitdem Riehl in ſeinen trefflichen einſchlägigen Schriften dies Gebiet der Literatur eröffnet und allgemeines Intereſſe dafür erweckt hat, hat man ſich mit größerem Fleiße dem Studium der geographiſchen Beſchaffenheit Deutſchlands in ihrem Zuſammenhange mit dem Volksleben, der Statiſtik, den Dialekten, dem ſocialen Zuſtand u. dergl. zugewandt. Und mit Recht, denn „was die Selbſterkenntniß für den Einzelmenſchen, das iſt die Kenntniß des Vaterlandes und ſeiner Bewohner für das ganze Volk. Der Knabe iſt in ſeinem Vaterhauſe — der Mann ſoll in ſeinem Vaterlande, bei ſeiner Nation „zu Hauſe" ſein. Unſer Vaterland, unſere Heimat iſt Deutſchland und die deutſche Nation."

Der Verf. charakteriſirt zunächſt das deutſche Land und Volk im Allgemeinen, indem er die geographiſche Gliederung, die Lage und die Gränzen des Landes ſchildert. Dann folgt eine ſpezielle Charakteriſtik Nord- und Süddeutſchlands, welche manches ganz Intereſſante über die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen deutſchen „Stämme", über ihre Verſchiedenheiten in Sitte, Kleidung, Sprache, Wirthſchaft, Familie u. ſ. w. zur Sprache kommt. Hierauf wird ſpeziell über die deutſchen Mundarten gehandelt und namentlich die Hauptunterſchiede der nord- und ſüddeutſchen Dialekte und ihr Verhältniß zum Schrifthochdeutſchen, d. i. unſerer Bücherſprache, hervorgehoben. Nach einer [illegible] und im Ganzen treffenden Charakteriſtik der einzelnen nord-, mittel- und ſüddeutſchen Stämme, behandelt dann der Verf. in einem letzten Kapitel „das geiſtige Weſen der Nord- und Süd-Deutſchen".

Das Buch verfolgt ausgeſprochenermaßen die gewiß lobenswerthe Tendenz, die verſchiedenen deutſchen Stämme einander näher zu bringen und den Zwieſpalt, der namentlich zwiſchen Nord- und Süddeutſchland thatſächlich beſteht, auszugleichen; indem es ihn als geringer hinſtellt. „Im Weſentlichen ſtehen ſich alle deutſchen Stämme, ſtehen ſich der deutſche Norden und Süden näher, als es auf den erſten Anblick ſcheint — viel näher, als unſere Stämme in Nord und Süd ſelbſt es meinen und vermuthen.

„Trotz dieſer inneren Annäherung, dieſer entſchiedenen Stammverwandtſchaft (?) unſeres Nordens und Südens, hegen die beiden Hälften unſeres Vaterlandes doch noch immer — zu ihrem eigenen Schaden! — die abenteuerlichſten Vorurtheile, die ungegründetſten Antipathieen gegen einander: Zuſtände und Urſachen, die, ſo beklagenswerth ſie im Intereſſe unſerer nationalen Einheit und Macht ſind, zugleich eine ſo entſchieden komiſche Seite haben, daß man im Norden wie im Süden unwillkürlich an jene famoſe Geſchichte „von den zwei Geſpenſtern" erinnert wird:

„Um die Geiſterſtunde begegnen ſich an einem Kreuzweg zwei Geſpenſter. Sie bleiben erſchreckt ſtehen und ſtarren regungslos einander an, bis — es Tag wird, wo die beiden Geſpenſter ſich dann als Bauernweiber und Schweſtern gegenſeitig erkennen und beſchämt davoneilen." —

Aehnlich, meint der Verf., verhalten ſich die Nord- und Süddeutſchen zu einander: ſie fürchten ſich wie Geſpenſter, ohne zu merken, daß ſie Brüder ſind. Dieſer Aberglaube kommt aber daher, „weil es hüben und drüben in mancher Hinſicht noch gar ſo dunkel und neblig iſt".

Die Abſicht alſo, hier durch Belehrung und durch eine richtige Darſtellung der, oft nur vermeintlichen, Gegenſätze vermittelnd und verſöhnend zu wirken, wäre ſchon recht gut; — aber nicht ſelten fällt einem bei der Darſtellung des Verf. das Wort ein: Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes? — Denn es iſt nicht ſchwer, zu merken, daß Herr Schatzmayr ſelbſt eine ziemlich ſtarke Voreingenommenheit gegen Norddeutſchland, ſpeziell gegen Berlin, hat. Nun hat gewiß ſowohl Nord-

*) Nord und Süd. Geographiſch-ethnographiſche Studien und Bilder, als Beitrag zur Verſtändigung, zugleich als Reiſehandbuch; von Dr. Emil Schatzmayr in Elberfeld. Braunſchweig, Verlag von Harald Bruhn, 1869. (VI. u. 162 S.)

Digitized by Google

deutſchland als Berlin ſeine eigenthümlichen Schattenſeiten, von denen Referent, wiewohl ſelbſt Berliner, durchaus nicht wünſcht, daß ſie ſich der Kritik entziehen; aber es muß dies nicht in ſo offenbar abſichtlicher Weiſe geſchehen, wie in dem vorliegenden Buche; wenigſtens ſtimmt dies nicht zu der ausgeſprochenen Tendenz deſſelben. L. B. F.

Muſikaliſche Charakterbilder, von Otto Gumprecht.*)

Schubert, Mendelsſohn, Weber, Roſſini, Auber, Meyerbeer.

Der vorſtehende Titel iſt zu leicht und zu beſcheiden im Verhältniſſe zu dem Inhalte eines Buches, das wohl verdiente zu einem Lieblinge aller denkenden Freunde der Muſik erhoben zu werden, und von dem nur zu wünſchen wäre, daß es den Ort ſeines Urſprungs, Berlin, nicht verleugnet hätte. Dem Titel nach zu urtheilen, würde man in dem Werkchen eine Galerie portraitirender Federzeichnungen über eine Anzahl von modernen Tondichter-Größen zu ſuchen haben, wie etwa Eliſe Polko ſie, weſentlich als Unterhaltungslectüre, ohne kritiſche Auswahl zuſammengeſtellt hat. In Gumprecht's „muſikaliſchen Charakterbildern" iſt das Reſultat ernſter, tiefer muſikaliſcher Studien niedergelegt. Indem der Verf. es unternahm, Schubert, Mendelsſohn und Weber, Roſſini, Auber und Meyerbeer zu zeichnen, iſt es weniger der einzelne Komponiſt, als der Zuſammenhang in der Reihe dieſer die nachklaſſiſche Production repräſentirenden Tondichter, den er zur Anſchauung bringen wollte und gebracht hat. Trotz der verſchiedenen, ja zuweilen gegenſätzlichen Richtungen, in denen ſich die Genannten bei ihrem productiven Wirken bewegen, bilden ſie doch, als Beherrſcher einer begränzten muſikaliſchen Periode, ein Ganzes, in welchem Jeder von ihnen den nur ihm gebührenden Platz einnimmt und in welchem kein Raum mehr für irgend einen anderen Prieſter der Muſika verbleibt. Dies iſt der Gedanke, der den Charakterbildern, ihnen zum gemeinſamen Rahmen dienend, zu Grunde liegt; und wie ſchwierig es auch erſcheinen mag, ſo weit ab von einander dahinziehende und zum Theil ſich abſtoßende Sterne — man erinnere ſich der Urtheile Mendelsſohn's über Schubert'ſche und Meyerbeer'ſche Muſik — unter Einen Geſichtspunkt zu faſſen — der Verfaſſer hat dieſen Geſichtspunkt gefunden und auszubeuten verſtanden. Mit Recht macht er dabei geltend, daß der Standpunkt der Kritik den einzelnen Richtungen der Production gegenüber ein anderer iſt, als der des einzelnen Producenten. Nur derjenige Tondichter wird etwas Eigenthümliches ſchaffen, welcher mit einer gewiſſen ausſchließenden Hartnäckigkeit lediglich auf ſeinem eigenen Wege wandelt. Ganz im Gegentheil wird nur derjenige Kritiker nützlich wirken, welcher, das ganze Feld der Production mit vorurtheilsloſem Blicke überſchauend, die Berechtigung jeder eigenthümlichen Richtung und die Nothwendigkeit der Thätigkeit verſchiedenartiger Kräfte im großen Tonreiche anerkennt und würdigt.

Bei dem Zeichnen der einzelnen Komponiſten kam es dem Verfaſſer hauptſächlich darauf an, die innige Verbindung, welche zwiſchen dem Künſtler und ſeinen Werken beſteht, zur Anſchauung zu bringen, die Perſönlichkeit durch die Werke, und die Werke durch die Perſönlichkeit nicht allein zu illuſtriren, ſondern zu charakteriſiren. Eine bloße Biographie und eine rein techniſche Exegeſe der Werke wird man nicht finden, wohl aber ein liebevolles und beredt ausgedrücktes Eingehen auf die Wechſelwirkung zwiſchen dem Leben und Schaffen, zwiſchen dem Erlebten und Erſchaffenen des Künſtlers. Der Verf. verfolgt denſelben Zweck wie A. B. Marx in ſeinem Werke über Beethoven; aber er wendet ſich an ein anderes Publikum, an das der Muſikſinnigen, welche nicht anatomiſch zergliederte, ſondern ganze Kunſtwerke vor ſich ſehen wollen, um von ihnen einen vollen, vom Intereſſe an der Perſon des Künſtlers gehobenen Eindruck empfangen zu können. Von dieſem Standpunkte aus, den wir gern theilen, müſſen wir das Charakterbild des liederſchaffenden Schubert als das gelungenſte bezeichnen, auch abgeſehen davon, daß der Verf. darin die ſchönſten Blüthen ſeiner oft hinreißenden Sprache verwendet hat, um im Leſer die innigſte Zuneigung für den unglücklichen und doch ſo glücklichen Schöpfer des deutſchen Liedes wachzurufen.

Rechnet man dem Verf. das Gewicht nach, das er jedem der ſechs Componiſten gegeben hat, ſo wird man ihm im Ganzen das recte nicht vorenthalten dürfen. Vielleicht — doch eben nur vielleicht, denn unſer Urtheil iſt vom perſönlichen Empfinden bedingt — hat Weber einen Gran zu wenig, Meyerbeer oder Auber einen Gran zu viel auf die Wagſchale erhalten. Es iſt, was Weber betrifft, gewagt, von deſſen Ouvertüren zu ſagen: „Echtes Theaterblut rollt in Weber's Ouvertüren; das Reich der Lampen und Couliſſen iſt ihre Heimat; hier leben und athmen ſie in ewiger Jugend und Geſundheit. Ihr Glanz verbleicht im Concertſaale, deſſen Thür ihnen die Freude unſerer Orcheſter an virtuoſen Aufgaben leider geöffnet.*) Neben den Schöpfungen unſerer klaſſiſchen Tonkunſt ſpielen ſie etwa dieſelbe Rolle wie Theater-Decorationen(!) in einer Bildergalerie." Der Ausſpruch mag von Selbſtſtändigkeit der Kritik zeugen — das Publikum aber, das ſich auch im Concertſaale — auch in dem gewählteſten der Symphonie-Soireen des Berliner Opernhauſes — an den Weber'ſchen Ouvertüren erwärmt, theilt dieſe Anſicht nicht. Indeß wollen wir die Berechtigung, ſo ſcharfe Gränzen zwiſchen den Nüancen der muſikaliſchen Production zu ziehen, einer Kritik nicht abſprechen, welche ſowohl der producirenden Kunſt wie dem Publikum gegenüber die Rechte der ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit wahrzunehmen hat, und ſo wollen wir auch nicht mit dem Verfaſſer über einen Vergleich, über ein Wort rechten, ſondern uns dankbar an dem erfreuen, was er uns, übrigens als Beweis der glänzenden Weiſe, wie die Berliner muſikaliſche Kritik ihren altbewährten Ruf immer von Neuem zu verjüngen weiß, mit offenbarer Liebe zur Sache und mit dem feinſten Verſtändniſſe dargeboten hat.

Niederlande.

Der zweite Theil von Maerlant's „Spieghel historiael".

Es iſt das Eigenthümliche wiſſenſchaftlicher Entdeckungen, von was immer für einer Tragweite, wenn ſie vermöge ihrer Wirkungen nicht direkt in das öffentliche Leben eingreifen, daß dieſelben von der weitaus größten Menge der Menſchen, dem ſogenannten großen Publikum mit einem mitleidigen Lächeln,

*) Leipzig, Ad. Gumprecht, 1869.

*) Wie iſt es möglich, dem ſichtbaren Vergnügen gegenüber, das die Ouvertüren zum „Freiſchütz" und zum „Oberon" jedesmal, auch im Concertſaal, über das Publikum verbreiten, — eine ſo paradoxe Behauptung aufzuſtellen? D. R.

Digitized by Google

einem gleichgiltigen Achſelzucken aufgenommen werden. Dieſes Lächeln, dieſes Achſelzucken gewinnt nicht unbedeutend an hämiſcher Ironie, wenn die betreffende Entdeckung vollends auf einem Gebiete vor ſich gegangen, welches an und für ſich auf keine beſondere Ausdehnung pochen kann. Wir befinden uns in einer ſolchen Lage. Gleichwohl ſind wir von der ganzen Tiefe des Eindrucks überzeugt, welchen in Fachkreiſen die Mittheilung hervorrufen wird, daß der bisher für verloren angeſehene zweite Theil des mittelniederländiſchen „Geſchichtsſpiegels", von Jacob van Maerlant unlängſt in einer Handſchrift der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien aufgefunden wurde.

Darunter wolle man aber nicht verſtehen, daß das dieſen Schatz bergende Manuſcript ſchon ſeit undenklichen Zeiten das Eigenthum der betreffenden Bibliothek geweſen, und erſt jetzt etwa zufällig deſſen Inhalt an's Tageslicht gefördert worden ſei; daſſelbe ging vielmehr erſt vor einigen Monaten in den Beſitz der kaiſerl. Hofbibliothek über, nachdem es bis dahin ſich im kaiſerl. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien befunden hatte. Ueber die früheren Beſitzer dieſer intereſſanten Handſchrift vermögen wir allerdings, wenigſtens vorderhand, keine Aufſchlüſſe zu geben; ſo viel ſcheint jedoch gewiß, daß dieſelbe zur Zeit der Herrſchaft des Hauſes Oeſterreich in den Niederlanden, aus dieſem Lande nach Wien überbracht worden und früher Eigenthum eines belgiſchen Kloſters geweſen ſei. Dies iſt wenigſtens der Gang, der ſich an mehr denn hundert niederländiſchen Manuſcripten verfolgen läßt, welche gleichzeitig mit unſerer Maerlant-Handſchrift vom Staats-Archiv an die Hof-Bibliothek übergingen. Eben bei Eintragung dieſes anſehnlichen Zuwachſes in die Cataloge des letztgenannten Inſtitutes war es, wo der dortige Cuſtos Dr. Th. G. Ritter v. Karajan, vormaliger Präſident der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften, den intereſſanten und hochwichtigen Fund machte.

So koloſſal auch der Umfang des nunmehr entdeckten „Fragmentes" ſein mag — daſſelbe zählt nahezu 35,000 Verſe — ſo kann doch von einer abſoluten Vollſtändigkeit nicht die Rede ſein: abgeſehen davon, daß an einer Stelle der Handſchrift die Spuren gewaltſam herausgeriſſener Blätter deutlich ſichtbar ſind, verweiſt der Abſchreiber häufig bezüglich der Fortſetzung der einzelnen Kapitel auf andere wohlbekannte Werke deſſelben Dichters und begnügt ſich bloß die Anfangsverſe hinzuſchreiben; nicht ſelten ſind auch ganze Kapitel abſichtlich überſprungen. Bloß das 6te von den ſieben Büchern dieſes Theiles weiſt trotz ſeiner anſehnlichen Länge nicht die geringſte Lücke auf; dieſem zunächſt können das 3te, 4te und 7te als die vollſtändigſten bezeichnet werden; hingegen ſind das 1te, 2te und 5te ziemlich defekt.

Wie dem auch ſei, hat der Philologe ebenſoſehr wie der Literarhiſtoriker allen Grund ſich über einen Fund zu freuen, der in ſo überraſchender Weiſe und in ſo umfaſſendem Maße zur Ergänzung eines der älteſten Denkmäler der mittelniederländiſchen Literatur beiträgt; dieſe Freude iſt eine um ſo gerechtfertigtere, als eine bis jetzt nur oberflächliche Durchſicht des Manuſcriptes uns gleichwohl die Ueberzeugung verſchaffte, daß mit Hilfe der wenigen bisher bekannten und in der prachtvollen, von den Herren de Vries und Verwijs beſorgten Ausgabe von Maerlant's „Spieghel historiael" (Leiden, 1863. 3 Bde. in Quarto) abgedruckten Fragmenten dieſes Theiles, ſich noch manche, mitunter nicht unbedeutende Lücke wird ergänzen laſſen. Dies gilt insbeſondere von dem ſehr mangelhaften erſten Buche, wo die in der gegenwärtigen Maerlant-Handſchrift gänzlich fehlenden Kapitel 42 bis 48 ſich merkwürdigerweiſe in einem an obenerwähnter Stelle edirten, mehr denn 400 Verſe langen Fragmente vollſtändig wiederfinden.

In eine detaillirte Inhaltsangabe einzugehen, verbietet uns nicht nur vorderhand die allzu flüchtige Einſichtnahme der Handſchrift, ſondern erachten wir auch um ſo mehr für überflüſſig, als ja allgemein bekannt iſt, daß Maerlant ſeiner Reimchronik die lateiniſche des Vincentius von Beauvais in ziemlich gewiſſenhafter Weiſe zu Grunde legte. Bezüglich des Umfangs wußte man übrigens ſchon früher, daß die nunmehr an's Tageslicht gezogenen ſieben Bücher die Geſchichte der Zeitperiode von Kaiſer Nero bis auf Gratian enthalten müßten; das letzte — ſiebente — Buch ergeht ſich jedoch beinahe ausſchließlich in Heiligenlegenden. Ueber die Perſon des Dichters dürfte leider auch dieſes umfangreiche Fragment wenig Aufſchlüſſe bieten.

Hier ſcheint es uns der paſſende Ort, um auf einen Umſtand aufmerkſam zu machen, der nicht überſehen ſein will. Den ſcharfſinnigen Unterſuchungen des gelehrten Leidener Profeſſors M. de Vries verdanken wir die Kenntniß, daß die unter dem Titel: „Spieghel historiael" bekannte Reimchronik Jacob van Maerlant's keineswegs als das alleinige Werk dieſes älteſten niederländiſchen Dichters angeſehen werden darf; wir haben es hier vielmehr mit einem Ergänzer — Philipp Utenbroeke — zu thun, welcher, ein Stadtgenoſſe Maerlant's, nach dem Tode dieſes Letzteren, deſſen nicht nur unvollendet, ſondern auch lückenhaft gebliebenes Werk zu ergänzen und zu vollenden begann, aber ſelber, wie es ſcheint, an der vollſtändigen Ausführung ſeines Vorhabens durch den Tod gehindert wurde. Anderweitige Anhaltspunkte geſtatten uns, mit ziemlicher Sicherheit zu beſtimmen, daß dieſer Philipp Utenbroeke jedenfalls vor dem Jahre 1315 geſtorben, die Abfaſſung des zweiten Theiles des „Spieghel hist." daher in die erſten Jahre des 14. Jahrhunderts zu ſetzen iſt. Demnach enthielte die obenerwähnte, von der Leidener Literatur-Geſellſchaft veranlaßte Ausgabe des Geſchichtsſpiegels wohl die Dichtung Maerlant's in ihrer ganzen Vollſtändigkeit; allein der Vollſtändigkeit der Chronik als ſolcher that es einen weſentlichen Eintrag, daß trotz der eifrigſten Bemühungen und Nachforſchungen der beiden gelehrten Herausgeber, die zweite von Utenbroeke herrührende Abtheilung nur zum verſchwindend kleinſten Theile (1734 Verſe) aus einigen wenigen Bruchſtücken ermittelt werden konnte, dieſelbe in ihrer Ganzheit daher mit Recht für verloren angeſehen werden mußte; denn, was man auch dagegen einwenden mag, die Dichtung Utenbroeke's iſt und bleibt ein integrirender Theil des Maerlant'ſchen Geſchichtsſpiegels, in deſſen Geiſt und Sinne, nach deſſen Plan und Vorbilde dieſelbe abgefaßt wurde.

Zum Schluſſe einige Worte über das wichtige Manuſcript ſelbſt. Was die äußere Erſcheinung betrifft, ſo ſtellt ſich uns daſſelbe als ein ſchöner großer Quartband von beträchtlicher Dicke dar, welcher auf nahezu 250 Pergamentblättern eine Fülle des verſchiedenartigſten und intereſſanteſten Textes enthält; jener des „Spieghel hist." iſt durchgehends in Doppelſpalten zu ungefähr 48—50 Verſe geſchrieben, ſo zwar, daß auf jedes Blatt durchſchnittlich 200 Verſe zu ſtehen kommen. Die Altersbeſtimmung der Handſchrift bietet ferner nicht die geringſte Schwierigkeit: in ihrer Anlage ſtammt letztere zuverläſſig aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; bloß der Hauptkörper des „Spieghel hist." iſt um einige Jahre jünger, wie aus einer am Schluſſe beigefügten Notiz des Schreibers zu entnehmen, laut welcher dieſer ſeine langwierige Arbeit am 17. Juni 1402 vollendete; darunter iſt natürlich nur die Abſchrift — nicht etwa die, wie erwähnt, in

Digitized by Google

das erſte Decennium des 14. Jahrhunderts zu ſetzende Abfaſſung zu verſtehen.

Uebrigens macht die Maerlant'ſche Reimchronik, obgleich das umfangreichſte und wichtigſte Stück, keineswegs den alleinigen Inhalt der in Vorſtehendem geſchilderten Handſchrift aus: dieſe enthält nebſtbei noch mehrere andere, durchaus nicht unwichtige Stücke und Fragmente, von denen wir bloß erwähnen: einen vollſtändigen „Wapene Martyn" von demſelben Jacob van Maerlant, ein ziemlich langes Bruchſtück aus dem „Lekenspiegel" von Jan van Boendale, ein Fragment von Nicolaus de Lira, den Tractat vom Glauben des Myſtikers Jan van Ruusbroeck, einen Predigten-Auszug des bekannten Kirchenſchriftſtellers Geeraert de Groot, u. a. m.

Wien. Ferd. von Hellwald.

England.

Ein engliſches Original der Feder und des Wortes.

Die Engländer haben die reichſte Memoiren-Literatur. Da ſie ſich im Vergleich zu uns politiſch längſt aus dem Gröbſten herausgehauen haben und alle mögliche Freiheiten, um welche wir noch, wie der Fuchs um zu hoch hängende Trauben, kämpfen müſſen, ſich dort ſchon ſeit vielen Menſchenaltern ganz von ſelbſt verſtehen, konnten ſie dem Kultus des Genius, die gleichſam perſönliche Kultur- und Literaturgeſchichte, um ſo ſorgfältiger pflegen. Die Zahl der zweibändigen Memoiren, Biographien und Charakteriſtiken großer Helden des Staates, der ſocialen Reformen, der Induſtrie der Erfindungen, der wiſſenſchaftlichen und ſchöngeiſtigen Literatur geht in viele Hunderte und ſie vermehren ſich noch jedes Jahr aus einem ſich nie erſchöpfenden Reichthume.

Neuerdings iſt zu dieſen zweibändigen Apotheoſen berühmter Männer die eines der eigenthümlichſten ſogenannten verdrehten Genies gekommen, die Biographie des Dichters, politiſchen und ſocialen Haudegens, Walter Savage Landor, von John Forſter.*) Der Mann war während ſeiner ganzen ſiebzig Jahre eine Art von Savage, ein wilder, wüthender Kämpfer gegen allerhand Uebel und deren Perſönlichkeiten und ſchrieb dabei mit einer Kraft, Eile und Fruchtbarkeit, daß neben den Haufen von gedruckten Sachen ſich ganze Gebirge hinterlaſſener Manuſcripte und Werke vorfanden. In dieſer Verlegenheit des Reichthums hat der Biograph ſich oft wie in einem Labyrinthe verloren, ſo daß wir den Ariadne-Faden oft ſchmerzlich vermiſſen. Läßt man ſich aber dadurch nicht irre führen, ſo werden die beiden Bände für uns ein lebendiges, vollſtändiges Gemälde des literariſchen Lebens Englands während dieſes Jahrhunderts. Landor bildet die kräftige Mittelfigur darin, um welche ſich durch perſönliche oder literariſche Beziehungen, bewundernd oder feindlich, alle mögliche Größen dieſer Zeit gruppiren. Der Biograph hat ſchon durch ſein Leben Goldſmith's ſeine Meiſterſchaft bewieſen. Wir Deutſche werden nur ausnahmsweiſe ſeinen zweibändigen Landor leſen, ſo daß wir uns um die übrigen ein Verdienſt zu erwerben glauben, wenn wir Ihnen dieſes kräftige, wilde Genie in kürzerem Prozeß vorſtellen.

*) Walter Savage Landor: a Biography. By John Forster. London: Chapman and Hall. 2 vols.

Landor, 1775 in Warwick geboren, ward von ſeinem Vater, einem Landedelmann und Arzt, im zehnten Jahre auf das Gymnaſium Rugby gegeben. Hier machte er ſich bald ſo fürchterlich gegen Mitſchüler und Vorgeſetzte, daß er relegirt ward. Mit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution trat er als Student in Oxford als verrückter Jakobiner auf, ward von Jedermann gemieden und, nachdem er einen Commilitonen wegen ſeiner toryſtiſchen Geſinnung durch's Fenſter zu erſchießen verſucht hatte, ebenfalls relegirt. Zu Hauſe, wieder wegen ſeines unbändigen Charakters unerträglich geworden, ſollte er als Offizier in die Landmiliz eingekauft werden; aber da die Offiziere erklärten, ſie würden dann alle ihren Abſchied nehmen, wurde er in Swanſea mit einem guten Taſchengelde von ſeinem Vater angeſiedelt.

Hier ſchrieb er im dreiundzwanzigſten Jahre ſein erſtes großes Gedicht Gewir. Southey ſchrieb eine lobende Kritik darüber. Zu Anfang des Jahrhunderts ſah er in Paris Napoleon als wunderſchönen, olivenfarbigen Conſul mit dem ovalen, reizenden Mädchengeſicht einziehen. Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er ſeine „Poetry by the Author of Gewir" und lebte eine Zeitlang unter den merkwürdigſten Liebes- und Haßabenteuern in Bath.

Mit dem Tode ſeines Vaters, 1805, wurde er Eigenthümer eines durch ihn ſchon ſehr verſchuldeten, großen Grundbeſitzes, und bald darauf begeiſterter Freund Southey's, deſſen mythologiſche Gedichte er auf ſeine Koſten drucken ließ. Von dem wilden Heroismus ſeines Freundes wurde er vielfach beeinflußt, ſo daß er in Wort und That noch feuriger und fanatiſcher ward. Mit zwei Irländern ſtürmte er nach Spanien, um die Franzoſen daraus zu vertreiben. Dies war kurz vor der Convention von Cintra. Er ſchenkte der Stadt Venturada 10,000 Realen und rüſtete eine Schaar Freiwilliger für die ſpaniſche Armee aus. Darüber gerieth er mit dem engliſchen Geſandten in Streit, ſeine Freiwilligen liefen auseinander und er kehrte, brennend vor Wuth, nach England zurück, um über die Convention unter Anderem folgende Stelle drucken zu laſſen: „O Jeſus Chriſtus! Dieſes England, dieſes edle Land, dieſe Hände ſo gewaltig und dieſes Herz ſo geſund, muß ein Geſicht voller Ausſatz haben und einen Kopf, nur geeignet, Ungeziefer darin wühlen zu laſſen!" — „Die Hand des Sir Dalrympel ſollte in Liſſabon, und die Wellington's in Madrid an den Pranger genagelt werden, und der Teufel der Zerſtörung müſſe das Land reinfegen."

Im Jahre 1809 kam Landor in Beſitz einer alten Abtei-Ruine mit Ländereien, auf denen alles Mögliche wuchs, nur nicht Futter, Getraide und Geld. Doch, hier wollte er leben, ſich ein Haus bauen, die Abtei wieder herſtellen und einen Wald von Cedern Libanon's pflanzen. Er zog auch wirklich hin. Damit beginnt eine ſo tragiſche Geſchichte, wie ſie wohl noch niemals irgend ein Grundbeſitzer der Welt durchlebt und durchlitten haben mag. Zum Erſtaunen ſeiner Freunde, heiratete er plötzlich ein hübſches, kleines Mädchen, von der er nichts weiter wußte, als daß ſie kein Vermögen und mehr Locken auf dem Kopfe habe, als irgend eine Dame in Bath. Mit dieſer jungen Frau bezog er die Abtei Llanthony, wo der Thurm nur noch bewohnbar war, und lebte zwiſchen Ruinen, Bauſchutt, Hutſchachteln und zerbrochenen Stühlen. Doch wußte er für Southey und ſeine Frau noch einen bewohnbaren Winkel und ein Bett zu ſchaffen. Hier ſollte er unter Anderem auch einmal als Geſchworner der Gerechtigkeit dienen, aber er beſchrieb ſich in einem Briefe an den Richter als „einen Mann, der in Allem,

Digitized by Google

was den Charakter adelt oder den Geiſt ſchmückt, erröthen würde, ſich zu einem Vergleiche mit den Erſten und Weiſeſten herabzulaſſen."

Im Jahre 1812 ſchrieb Landor eine furchtbare politiſche Broſchüre, welche aber Niemand drucken zu laſſen wagte. Murray, der Verleger ſeines „Count Julian", wollte ſie ſelbſt gegen Erlegung aller Koſten nicht nehmen. Seine politiſchen Briefe, Broſchüren und Pläne (unter Anderem wollte er Wellington auf den portugieſiſchen Thron bringen) wurden verhöhnt, zurückgeſchickt oder durch Injurienklagen anerkannt. Dies machte ihn ſo wüthend auf England, daß er ſich vornahm, franzöſiſcher Bürger zu werden. Aber ſeine umfangreichen engliſchen Beſitzungen ließen ihn nicht dazu kommen. Einer von ſeinen Pächtern, früher Marine-Offizier, bildete ein furchtbares Gegenſtück zu ihm. Da es für deutſche Leſer intereſſant iſt, zu erfahren, in welchen Verhältniſſen in England die Gutsbeſitzer zuweilen zu ihren Pächtern ſtehen, ſo theilen wir Folgendes aus einem Briefe Landor's mit:

„Ich bin in nicht geringer Trübſal wegen dieſes Betham. Da Sie mir Gutes von ſeinem Vater ſagten und er den Wunſch hegte, ſich hier niederzulaſſen, bot ich dem alten Herrn zwei Stellungen an, die jährlich etwa 270 Pfund einbringen. Um dem Sohne ein hübſches Haus und ein großes Landgut zu verſchaffen, ließ ich einen vortrefflichen Pächter gegen eine Entſchädigung von 50 Pfund jährlich zurücktreten. Dieſe ſollte ich ihm zahlen, und Mr. Betham mir, da er meine Bürgſchaft jedenfalls für ſicherer hielt. Aber der neue Gutsherr fing damit an, das reife Getraide nicht einzuärnten und mindeſtens Zweihundertpfundwerth umkommen zu laſſen. Sein Heu ſtand in großen Schobern auf den Wieſen, wurde aber nicht für den Winter mit Stroh bedeckt, ſo daß für 200 Pfund Futter verloren ging. Durch ſolche Wirthſchaft des in einen Landmann verwandelten Matroſen und einer Lebensweiſe, die jährlich etwa 1000 Pfund koſtete, hatte er das Vermögen ſeiner Frau, 3000 Pfund, bald durchgebracht. Seit fünfzehn Monaten habe ich keine Pacht, 1100 Pfund, von ihm erhalten. Dabei kam er Monate lang jeden Abend uneingeladen in mein Haus und blieb ganze Nächte. Obgleich ſeine Schafe die Erträge meiner Gärten, Felder und Wälder verzehrt hatten, war er doch ſo gemein, damit zu drohen, daß er meine Hühner, wenn ſie auf ſein Feld kämen, todtſchießen würde. Ich erwähne dies, um zu zeigen, bis zu welcher maßloſen Gemeinheit er ſich erniedrigt. Ich erbot mich, ſeine Gränzhecken in Stand zu ſetzen, wenn er ſie in Ordnung halten wolle, aber er lehnte es ab, da er es jedenfalls bequemer fand, ſeine Schafe auf meinen Wieſen zu weiden und ſie dann durch Hunger auf meine Felder zu zwingen. Seine drei Brüder bei ihm haben jeden Verſuch, ſich ehrliches Brod zu erwerben, aufgegeben, obgleich ſeine armen Arbeiter hungern und er thatſächlich Geld von ihnen geborgt hat. Das Geld, welches ich ihm zur Herſtellung des Hauſes gab, hat er unterſchlagen und zuguterletzt mir und meinem Förſter verboten, innerhalb ſeiner Farm Wild zu ſchießen."

Mitten in dieſem Jammer und Aerger ſchrieb Landor doch außer vielen lateiniſchen und engliſchen Verſen ſein Luſtſpiel: „The Charitable Dowager". Der Gewinn daraus, wie aus allen ſeinen übrigen Werken (er bekam oder nahm niemals einen Pfennig Honorar) ſollte für eine leidende Familie oder ſonſt für wohlthätige, edle Zwecke verwendet werden; aber es kam nichts dabei heraus. Dabei war er ſelbſt immer bis zum Uebermaß wohlthätig und edel. Seine Pächter verhöhnten ihn und zahlten nicht. Gedichte und Zeitungsartikel führten zu Klagen wegen Pasquills und ſonſtigen Prozeſſen. So trieben ihn endlich ſein eigner, ungeſtümer Geiſt und die Bosheit der Menſchen, die er mit Wohlthaten überhäuft, 1814 aus dem Vaterlande nach Frankreich. Unterwegs zankt er ſich mit ſeiner Frau. Sie liefen auseinander, kamen in Tours wieder zuſammen und gingen, nach einem furchtbaren Streite mit der Wirthin, nach Italien, wo er wegen lateiniſcher Verſe gegen die Behörden verfolgt ward und nach Florenz floh. Hier kaufte er ſich 1821 an, um bis zu ſeinem Greiſenalter dort zu bleiben.

Zwei Dramen „Inez di Castro" und „Ippolite di Este", die zuerſt in Italien entſtanden, ſind vergeſſen! Dagegen werden ihm die Imaginary Conversations, die er damals begann und faſt zeitlebens fortſetzte, wohl einen Platz in der Literatur ſichern. Die 1824 zuerſt erſchienenen beiden Bände derſelben eroberten das ganze engliſche noble Publikum mit Sturm, und während der ganzen übrigen vierzig Jahre ſeines Lebens bildeten die Fortſetzungen dieſer wunderbaren Dialoge das höchſte Muſter von kräftiger, gedrungener und ſchlagender engliſcher Proſa. Juriſtiſche und literariſche Streitigkeiten und die Manie, berühmte Originalgemälde zu kaufen, wobei er meiſt betrogen ward, Unfrieden mit ſeiner Frau, die ſtets offene Hand für Noth und Armuth, brachten ihn endlich ſo weit herunter, daß er in hohem Alter den Reſt ſeines Vermögens ſeinem älteſten Sohne übergab, nach einem letzten Streite mit ſeiner Frau wieder nach England floh, eine Zeitlang wieder in Bath lebte, dort dreiundachtzig Jahre alt ward, durch Verurtheilung wegen Pasquills ſeine letzte Habe verlor und endlich in Florenz als Chambregarniſt, für welchen ſeine Freunde bezahlten, am 1. Mai 1858 ſtarb. Während der Nacht zu dieſem 1. Mai wurde er ſehr unruhig, klingelte die Wirthin heraus und verlangte Licht, Feder, Tinte und Papier, und frug, welcher Tag es ſei? Als man ihm ſagte daß der 1. Mai dämmere, ſchrieb er einige Verſe, lehnte ſich dann im Stuhle zurück und rief: „Ich werde nie wieder ſchreiben! Machen Sie die Lichter aus und ziehen Sie die Vorhänge in die Höhe!"

Nachdem dies geſchehen, ſtarb er ruhig und ohne eigentliche Krankheit und Altersſchwäche verrathen zu haben, 83 Jahre alt, in ſeinem Stuhle.

Dieſer derbe, hagebüchne, ahornklotzige, wüthende Held des Wortes, der knorrigſte Eichenbaum im reichen Walde der engliſchen Literatur, ſchrieb ſiebzig Jahre lang faſt täglich bald in lateiniſchen Verſen, bald in engliſchen, aber am Meiſterhafteſten in ſeiner dialogiſchen Proſa, und zwar oft mit ſolchem Fluß, daß er tauſend Verſe ſeines „Count Julian" binnen vierzig Stunden dichtete. Das Meiſte iſt ſchon vergeſſen, aber unvergeßlich wird das wahre Weſen des Mannes und dieſe dialogiſche Proſa bleiben. Von Kindheit an bis in's Greiſenalter ein unbezähmbarer Titan gegen alle mögliche Gewalt und Unterdrückung, perfide Diplomatie und Hypocriſie, griff er Alles ſchonungslos an, was nach ſeinem ſtolzen, edlen Sinne der Wahrheit, Schönheit und Manneswürde, der Freiheit und dem Menſchenwohl feindlich erſchien. Der unbändige, perſönliche Stolz, ja die lächerliche Eitelkeit, welche dabei oft zum Vorſchein kam, ſowie die grimmigen Verdammungsurtheile gegen ausgezeichnete Zeitgenoſſen ſind ſchon verklungen. Er hatte zeitlebens neben unverſöhnlichen Feinden, treue, wahre, verehrungsvolle Freunde, ſie erkannten in ihm die unendliche Großmuth, Aufopferungsfähigkeit und rückſichtsloſe Hingabe ſeines Geldes und Geiſtes für die Freunde und die höchſten Ideale der Menſchheit. Sein wüthender Grimm und die zahlloſen Injurien in ſeinen Schriften waren bloß Ausbrüche des unauslöſchlichen Feuers für Wahr-

Digitized by Google

heit, Freiheit und Tugend. Dabei kämpfte er meiſt für Ideen und Menſchen, die mitten in dieſer Politik ſeiner Zeit verlaſſen und ſchwach waren, ganz das Gegentheil von der jetzt ſehr modigen Falſtaff-Courage, welche dem gefallenen Percy noch ein Bein abhauet, wodurch ſich namentlich die Times ebenſo ſehr auszeichnet, wie die Ratten, welche das ſinkende Schiff verlaſſen.

Er war, wie Sir William Napier von ihm ſagte, „eine Eiche mit manchen knorrigen Aeſten und ſeltſamen Auswüchſen, aber ſtets eine Eiche.“ Solche Männer verdienen in unſerer Zeit, welche ſich durch Muth gegen ſchwache und wehrloſe Tugend und durch vornehm lächelnde Feigheit gegen geld- oder machtſtrotzendes Laſter auszeichnet, unſterblich und als Muſter zu glänzen. Für uns haben ſeine 150 „Imaginary Conversations“ noch den nicht hoch genug zu ſchätzenden Werth, daß ſie das muſterhafteſte Engliſch und die ſtolzeſten, reichſten, edelſten Gedanken enthalten. Mit einem wunderbaren Reichthume von Beobachtungen verbindet er, bei aller gedrängten Kürze, einen erſtaunlichen Reichthum ſchlagender Worte und Bilder; die durchgedruckte und lebendige parlamentariſche Makulatur ſo fade und ſtumpf gewordene Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe unſerer Zeit (nicht bloß in England) wird unter ſeiner Feder eine glänzende, ſchneidige, harte und doch biegſame Waffe in der Hand eines Meiſters.

Emerſon, ſelbſt ein Meiſter der Sprache und des Gedankens, ſagt von ihm: „Seine Kenntniß der engliſchen Zunge iſt unübertroffen. Er iſt Meiſter der Gedrängtheit und Ausmärzung der bloßen Phraſe. Er kennt den großen Unterſchied zwiſchen Kürze und dem dunklen elliptiſchen Stil. Gedrängt und kurz, wie er iſt, hat er doch ſtets gehörigen Raum für gewählte Ausdrücke und oft ſogar ein heiteres Spiel zwiſchen ſeinen kräftigen Worten; nirgends ungeeignete oder unangenehme Zuſammenziehung oder Verzerrung in irgend einem ſeiner Sätze. Wie in dem menſchlichen Geſicht, innerhalb eines Raumes von wenigen Quadratzollen, Raum genug für jeden Wechſel des Ausdrucks iſt, ſo auch in ſeinen Sätzen und Perioden.“

Landor's Dramen und ſonſtige engliſche oder lateiniſche Verſe mögen vergeſſen ſein und bleiben, aber ſeine Proſa und der von ſeinen individuellen Schwächen geläuterte Held und Kämpfer für die edelſten Güter der Menſchheit, der ſtolze edle, großmüthige, opferwillige Mann und Freund ſoll der Welt ein Muſter bleiben.

Frankreich.

Eine Jeſuiten-Geſellſchaft unter anderem Namen.

Die Wiege des Jeſuitismus war bekanntlich Paris; hier ſammelte Loyola zuerſt ſeine Jünger. Auch eine andere Geſellſchaft neueren Datums entſtand hier, deren Aehnlichkeit mit der societas Jesu ſo groß iſt, daß man beide für Zwillingsſchweſtern halten könnte. Was der Jeſuiten-General in Rom, das iſt der General-Präſident von Saint-Vincent de Paul mit dem einzigen Unterſchiede, daß jener ſeinen Sitz in Rom, dieſer in Paris hat.

Die Wohlthätigkeit iſt unſer einziger Zweck, ſagt die Geſellſchaft des heil. Vincenz. Wir beſuchen die Kranken, unterrichten die Jugend und unterſtützen arme Familien.

Unter dieſer Firma iſt es leicht, ſich überall Eingang zu verſchaffen und den eigentlichen Zweck zu erreichen, welcher heißt: Propagation des Ultramontanismus unter dem Vorwande der Wohlthätigkeit. Der Ultramontanismus iſt der Zweck, die Wohlthätigkeit das Mittel. Und welche ungeheure Macht die alſo monopoliſirte Wohlthätigkeit werden kann, davon ſind bereits Beweiſe vorhanden.

In jener Zeit, als Richelieu ſich der Jeſuiten, welche er durchaus nicht leiden konnte, aus politiſchen Gründen bediente, weil er ſagte: Wenn ich nicht für die Jeſuiten bin, ſo ſind ſie gegen mich, und es iſt ſchwer, mit unſichtbaren Feinden zu kämpfen — in jener Zeit lebte ein ſchlichter Prieſter in Paris, der Abbé Vincent, derſelbe, welcher heute unter dem Namen des heil. Vincenz von Paul bekannt iſt. Er gab ſich mit vielem Eifer den Werken der Wohlthätigkeit hin, gründete ein großes Hospital, organiſirte das Findelhaus und ſtiftete eine Geſellſchaft barmherziger Schweſtern zur Pflege der armen Kranken. Er wurde von Clemens XII. canoniſirt.

Die Geſellſchaft Saint Vincent de Paul hat eine glückliche Wahl getroffen, indem ſie dieſen Heiligen zu ihrem Patron nahm. Indeſſen, wie die Sonne ihre Flecken hat, ſo war auch der heil. Vincenz nicht ohne Fehler. Jeder Perſon, welche eine Wohlthat empfing, wurde befohlen: Macht das Zeichen des Kreuzes und betet ein Credo und Ave. Das wurde beſonders auch von den Proteſtanten und Juden verlangt, ſonſt konnten ſie der Unterſtützung nicht theilhaftig werden.

Als durch die päpſtliche Bulle Clemens XIV. der Jeſuiten-Orden aufgehoben war, zerſtreuten ſich die Patres überall und ſeit jener Zeit hauptſächlich verbreitete ſich das ſogenannte Congregationsweſen. Da gab es „Congregationen“ vom heil. Herzen Jeſu, vom Herzen Mariä, von der heil. Knechtſchaft der Mutter Gottes, eine Geſellſchaft der Opfer der Liebe Gottes, die Geſellſchaft der Väter des Glaubens u. ſ. w. u. ſ. w. Am meiſten aber mußte der Name der heil. Jungfrau zu allen ultramontanen Bacchanalien herhalten. Der Jungfrauen-Kultus muß einen ungeheuren Vortheil bieten. Auch die Mörder der Sanct Bartholomäusnacht marſchirten einſt unter dem Banner der heil. Jungfrau.

Im Anfang unſeres Jahrhunderts hatten jene Geſellſchaften in Frankreich dermaßen überhand genommen, daß die Regierung ihre Toleranz gegen dieſelben herzlich bedauerte und ſich endlich genöthigt ſah, eine Commiſſion zu ernennen, welche das Treiben der betreffenden Compagnieen unterſuchen ſollte. In dem Bericht hieß es, daß die Väter des Glaubens ꝛc. weiter nichts als maskirte Jeſuiten wären und daß man eine durch ſämmtliche Souveraine und eine Bulle des Kirchenhauptes aufgelöſte Corporation nicht wieder aufleben laſſen dürfe. Einige Tage ſpäter erſchien ein Decret: „Alle Congregationen und Aſſociationen, welche ſich unter dem Vorwand der Religion gebildet haben, ſind aufgelöſt.“

Betrachten wir ſpeciell die Société Saint Vincent de Paul, ſo wurde dieſelbe ebenfalls von einer Miniſterial-Verfügung getroffen; aber dennoch gehörte ſie nicht in die Kategorie der Beſiegten, ſondern der Sieger. Sie exiſtirt und ihr Einfluß dauert fort. Ihr conseil central wurde aufgelöſt, aber die Geſellſchaft wählte einen General-Director und die Einheit blieb die alte. Außerhalb Frankreichs befinden ſich bereits Hunderte von Filialen.

Nach den Tagen von 1830 entſtand in Frankreich und hauptſächlich in Paris eine heftige Reaction gegen alles Kloſterweſen. Man ſtürmte die Kirche St. Germain l'Auxerrois, und der Palaſt des Erzbiſchofs wurde demolirt. Jeſuiten und Congregationiſten verſchwanden vollſtändig. Sie machten es wie die Nachtvögel, welche, wenn der erſte Lichtſtrahl die Finſterniß vertreibt, in ihre Löcher kriechen und ſich dort verborgen halten, bis die Finſterniß wiederkommt.

Digitized by Google

Um jene Zeit verbanden ſich Lamennais, Montalembert und Lacordaire, um den Ultramontanismus mit den liberalen Ideen zu vereinigen. Das heißt, wie es ſich bald zeigte, das Unmögliche wollen. Lamennais, nach langen Pourparlers mit Gregor XVI., wurde durch eine Encyclika verdammt. Er antwortete durch die Paroles d'un croyant, welche ein Biſchof die Apocalypſe des Teufels nannte. Montalembert und Lacordaire folgten ihm nicht. Ein Schüler des Abbé Lacordaire, Frédéric Ozanam wurde 1833 der Gründer der Société Saint Vincent de Paul. Im J. 1534 gründen mehrere Studenten in Paris den Jeſuiten-Orden und drei Jahrhunderte ſpäter etablirt ſich, ebenfalls von Studenten gegründet, in demſelben Paris, der Stadt Voltaire's, die Geſellſchaft des heil. Vincenz von Paul. Und nach wenigen Jahren war die Geſellſchaft bereits ſo mächtig, daß man häufig in Paris Geſpräche, wie das folgende, hören konnte:

Sind Sie nicht Mitglied der Congregation Saint Vincent de Paul?

Bewahre! Ich haſſe die Congregationen und die Congregationiſten auch.

Sie haben Unrecht. Dieſe Geſellſchaft iſt ſchon ſehr einflußreich. Ich bin Mitglied, und ſobald ich meine Studien beendet, werde ich ſogleich eine Anſtellung erhalten.

Durch die Geſellſchaft des heil. Vincenz von Paul?

Ja, mein Lieber, es giebt kein beſſeres Mittel, um Carrière zu machen.

Die Geſellſchaft hatte ihr eigenes Organ, den „Univers", und einer der eifrigſten Redacteure war Louis Veuillot. In den letzten zehn Jahren hatten die Herren vom heil. Vincenz ihre Congregation dermaßen geheimnißvoll wachſen ſehen, daß ſie ſagen konnten wie die Jeſuiten: Die Welt gehört uns; es giebt nur noch zwei Mächte in der Katholicität: diejenige des Papſtes und die unſrige.

Die Revolution von 1848 bewies ſich außerordentlich tolerant gegen den Clerus; ein großer Theil der Geiſtlichkeit votirte auch bei der Präſidentenwahl für Cavaignac, aber die allmächtige Société Saint Vincent de Paul gab Ordre, die Candidatur des Prinzen Louis Napoleon durchzubringen. Das war die Dankbarkeit gegen die republikaniſche Regierung, welche die Ultramontanen gegen die Wuth des Volkes geſchützt hatte.

Unter dem zweiten Kaiſerreich hat ſich die Zahl der religiöſen Orden in Frankreich auffallend vermehrt; Klöſter, Bettelmönche, Kapuziner, Dominikaner, Namen jeder Gattung ſind wieder aufgelebt und triumphiren mitten im neunzehnten Jahrhundert, wie wenn wir noch im Mittelalter wären. Die Société Saint Vincent de Paul war die Avantgarde dieſes Treibens; die Wohlthätigkeit, die ſchönſte Manifeſtation der menſchlichen Brüderlichkeit, iſt die gemeinſame Fahne, der Schrei des Jeſuitismus geworden.

Die Functionen der Geſellſchaft ſind ſehr ausgedehnt; ſie iſt eine Vereinigung von Philanthropen und zugleich eine Verſammlung von Mönchen, ein Sammelplatz frommer Menſchen, ein Bankhaus mit unzähligen Succurſalen, ein Vermiethungsbüreau für Dienſtboten u. ſ. w. Eine Abtheilung der Geſellſchaft „Avocat des familles" genannt, hat den Zweck, frommen und gottesfürchtigen Familien, wenn ſie Prozeſſe zu führen haben, zur Erlangung ihres Rechts behilflich zu ſein. Es wird verſichert, daß durch die Vermittelung der Herren vom heil. Vincenz die Prozeſſe, für welche ſie ſich intereſſiren, ſchon im Vornhinein gewonnen ſind. Die Herren ſind aber nicht blos Advokaten, ſie ſind auch Hotelbeſitzer, Haus- und Zimmervermiether, ſie halten Geſchäftsbüreaus, Sparkaſſen ꝛc.

Ein junger Mann erzählte einigen Freunden, daß er Mitglied der Société geworden wäre. Das wundert Euch? ſagte er lachend. Es iſt wahr, ich bin nicht ſehr fromm; aber man muß Carrière machen, und das werde ich durch eine gute Heirat.

Aber was hat damit der heil. Vincenz zu thun?

Ihr habt gut reden. Das Mädchen, welches ich heiraten möchte, iſt ebenſo fromm als reich; ihre Eltern ſind Mitglieder der Société, der Name ihrer Mutter figurirt auf allen Liſten, wo es ſich um ein edles Werk handelt. Darum ward ich Mitglied, und unſer Präſident, welchem ich verſprach, ein ſehr eifriger Propagator zu werden, verſprach mir, die Heirat zu vermitteln; ich werde ein hübſches Mädchen mit 30,000 Frs. Rente heiraten.

In der That, zwei Monate ſpäter erließ der junge Mann die öffentliche Anzeige ſeiner Verehelichung. Aehnliches kommt täglich in Paris wie in den Departements vor. Die Herren vom heil. Vincenz haben ſehr lange Arme.

Eine ganz beſondere Sorgfalt verwendet die Société darauf, die Kirchen zu füllen. Wenn man Sonntags durch die Straßen von Paris geht und an den Läden die Worte lieſt: fermé les dimanches et jours de fête, ſo kann man allemal vermuthen, daß der Eigenthümer zur Geſellſchaft des heil. Vincenz gehört oder von ihr Protection genießt. Der Pfarrer empfiehlt dann ſeinen Beichtkindern, ſie möchten ihren Bedarf nur in „katholiſchen Geſchäften" kaufen. Dieſe Geſchäfte, Kaffeehäuſer, Reſtaurants, Weinhändler ꝛc. machen brillante Geſchäfte, müſſen aber der Société gewiſſe Procente abgeben.

Die Zahl der Familien, welche von den Geiſtlichen der Geſellſchaft regelmäßig beſucht werden, beträgt 20,000.

Die Plünderungen von Seiten der Jeſuiten und Jeſuitenfreunde nahmen allmählich ſolche Ausdehnung an, daß man ernſtliche legislative Maßnahmen dagegen verlangte. Die religiöſen Aſſociationen waren in Frankreich auf 7802 angewachſen. Und was thaten dieſe Geſellſchaften? Sie erzogen die Kinder, verübten Erbſchleichereien und erlangten in wenigen Jahren Millionen.

Die Sache kam endlich vor den Senat. Im ſelben Augenblicke beriethen die Herren vom heil. Vincenz darüber, den Hauptſitz der Geſellſchaft zu verlegen und ſchlugen München und Wien, ſelbſt Berlin vor. Indeſſen ging die Sache im Senat, wo ja ſo viele Biſchöfe mit ihren Freunden ſitzen, glücklich vorüber und die Société iſt nach 1862 gerade ſo einflußreich wie früher. Die politiſch-religiöſe Conſpiration der Ultramontanen hält ihr Banner höher denn je. Wenn Zahlen reden, ſo kann die Geſellſchaft ſagen: Unſer Name iſt Legion. Nach der letzten Statiſtik, giebt es in Frankreich 847 Vereine der Société Saint Vincent de Paul, in Belgien 361, in Deutſchland 102, in England 97, in Spanien 189, in Irland 52, in den Niederlanden 97, in Schottland 19, in Italien (Kirchenſtaaten) 30, in Algerien, Colonieen, Vereinigte Staaten ꝛc. 61, ſardiſche Staaten 97.

Das iſt die Armee, die als ihren Feind Jeden bekämpft, der ſich gegen den Jeſuitismus und Ultramontanismus auflehnt, und jeder dieſer Soldaten handelt nach dem alten Jeſuitenſpruche: die Tugend werde ich des Verbrechens anklagen, die Frömmigkeit der Irreligion und die Treue der Revolte.

Dr. Alb. Wittſtock.

Digitized by Google

Rußland.

Vier Novellen von Iwan Turgénjew.*)

Unter den wenigen Schriftſtellern ſlaviſcher Nationalität, welche in Weſteuropa das literariſche Bürgerrecht erhalten haben, ſteht Turgénjew zweifelsohne obenan. Das deutſche Publikum namentlich hat ſeiner erzählenden Poeſie ſchon ſeit Jahren eine äußerſt lebhafte Theilnahme zugewandt, und ſicher nicht mit Unrecht. Denn ſowohl die Auffaſſung von Welt und Leben im Allgemeinen, als beſonders die ſcharfe und treffende Beleuchtung ſpezifiſch ruſſiſcher Zuſtände und Charaktere machten ſeine Novellen und Erzählungen für uns zu mehr als zu bloß unterhaltenden Schriften.

Den Beifall, der Turgénjew's Sachen bisher gezollt iſt, ſcheinen uns die vorliegenden vier neuen Novellen nicht ganz in dem gleichen Grade zu verdienen. Die bedeutendſte, originellſte und ergreifendſte iſt ohne Zweifel die erſte derſelben, welche den Titel führt: „Eine Unglückliche". Ein großartiges, tief-tragiſches Charakter- und Sittengemälde entrollt ſich vor unſeren Augen und erregt unſere tiefſte Theilnahme für die Titelrolle. Ein Mädchen von großartigem, faſt heroiſchem Charakter geht durch die unſäglich niederträchtige Behandlung ihrer Umgebung ſtückweiſe zu Grunde und wird ſchließlich zum Selbſtmord getrieben. Die Erzählung ihres Schickſals, welche ſie ſelbſt S. 59 bis 115 giebt, iſt der wichtigſte und effektvollſte Theil dieſer Novelle. Mit dem Intereſſe für dieſe „Unglückliche" iſt dann aber auch die Theilnahme für die Novelle faſt erſchöpft. Die übrigen Perſonen ſind uns theils im höchſten Grade gleichgiltig, theils unſäglich widerwärtig. Dabei werden uns eine ganze Anzahl pſychologiſcher Räthſel zugemuthet; z. B. daß jenes als außerordentlich originell und geiſtig bedeutend geſchilderte Mädchen ſich für den „dümmſten aller dummen Jungen" intereſſirt. Derſelbe heißt Davidowitſch Fuſtov und wird uns geſchildert als eine breiweiche, mädchenhafte, ideen- und begeiſterungsloſe Natur; ein genußſüchtiger Epikuräer — kurz ein rechter Durchſchnittsruſſe. „Alles an ihm war zierlich und anſprechend, — ſo wird er von dem Berichterſtatter geſchildert, — ſeine proportionirte Geſtalt, ſein Gang, ſeine Stimme, ganz beſonders aber ſein nicht großes, feines Geſicht mit den ſchwärmeriſchen blauen Augen, der ſchönen, gleichſam kokett geformten Naſe, dem unveränderlich freundlichen Lächeln auf den rothen Lippen, den leichtgeringelten Locken ſeines weichen Haares, das ſeine, nach oben zu etwas ſchmaler werdende Stirn umgab. Sein Temperament zeichnete ſich durch eine ungewöhnliche Gleichmäßigkeit und eine gewiſſe angenehme, zurückhaltende Freundlichkeit aus. Niemals verſank er in Nachdenken, mit Allem war er zufrieden; dafür konnte ihn aber auch Nichts zum Enthuſiasmus hinreißen. Ein jedes Uebermaß, ſogar in guten Gefühlen, verletzte ihn. .... Die Natur hatte ihn mit mannigfachen Fähigkeiten ausgerüſtet: er tanzte ausgezeichnet, verſtand höchſt elegant zu reiten und vortrefflich zu ſchwimmen, beſchäftigte ſich mit Tiſchlerarbeiten, drechſelte, pappte und verfertigte Büchereinbände, ſchnitt Silhouetten aus, malte in Aquarell Blumenbouquette oder Napoleon im Profil und in himmelblauer Uniform, ſpielte mit Ausdruck auf der Zither, verſtand — viele Taſchenſpieler-Kunſtſtücke und beſaß ganz hübſche Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Chemie, — aber in Allem war er Dilettant, u. ſ. f." —

Man ſieht leicht, daß dieſe Schilderung lebendig und wahr iſt; aber die Perſon, der ſie gilt, vermag nicht unſer Intereſſe zu erwecken; oder die Theilnahme iſt doch nur kulturhiſtoriſcher, nicht äſthetiſcher Art. Man würde auch bei uns ſolche Figuren finden und ſie als Figuranten im Roman gebrauchen können, aber nicht als Hauptakteurs. Es beruht dies eben auf dem Unterſchied der Nationalcharaktere, der uns Theile der Turgénjew'ſchen Schilderungen und Erzählungen nicht beſonders genießbar erſcheinen läßt, wenigſtens nicht vom poetiſchem Standpunkt aus. Dazu ließen ſich aus der genannten Novelle noch mannigfache Beiſpiele anführen; aber das gegebene mag genügen.

Intereſſant ſind in Turgénjew's Erzählungen vor Allem die Schilderungen ruſſiſcher Zuſtände. Es wird z. B. in der genannten Novelle ein Gedächtnißmahl beſchrieben, welches ein Vater nach dem Begräbniß ſeiner Tochter hält, und das mit einer allgemeinen Prügelei endigt, an welcher die Prieſter herzhaft Theil nehmen.

Die erwähnte erſte Novelle dieſes Bandes iſt es auch entſchieden dem Range nach, und wir können „die Unglückliche" als lohnende Lektüre empfehlen. Die zweite: „das Abenteuer des Lieutenant Jergunov" iſt bei Weitem geringer; ſie ſchildert wie ein ruſſiſcher Offizier in Nikolajew von einer Avanturière ſehr zweideutiger, oder vielmehr eigentlich durchaus nicht zweideutiger Art betrogen wird; — das iſt Alles! Die dritte Novelle: „Ein Briefwechſel" — ſtellt uns wieder die ſchwierige Aufgabe, einen Charakter zu verſtehen, der dem Ref. wenigſtens pſychologiſch durchaus räthſelhaft geblieben iſt. Die vierte Erzählung endlich iſt ein recht anmuthiges kleines Genrebild, welches am Rhein bei Bonn ſpielt. Wir haben es nur mit drei Perſonen zu thun, ebenfalls echte Ruſſen. Treffend wird der Eine von ihnen geſchildert als „eine ruſſiſche Seele", wahrheitliebend, treuherzig einfach, doch leider etwas träge, ohne Halt und ohne innere Gluth. Die Jugend ſprudelte nicht in ihm, ſie glimmte gleich einem leichten Feuer. Er war höchſt liebenswürdig und geſcheit, doch konnte ich mir nicht vorſtellen, was wohl aus ihm im Mannesalter werden ſollte. Künſtler will er werden..... Ohne ſaure, beſtändige Anſtrengung wird Niemand Künſtler. Du, Dich anſtrengen, dachte ich beim Anblick des ſanften Geſichtes und bei dem langſamen Tonfall ſeiner Stimme, — nein! anſtrengen wirſt Du Dich nicht, Dich zu beherrſchen, wird Dir nicht gelingen!"

Das Weitere überlaſſen wir dem Urtheil des leſeluſtigen Publikums, welches ſich dies neueſte Produkt des beliebten Novelliſten gewiß nicht entgehen laſſen wird. L. B. F.

Nord-Amerika.

Die amerikaniſche Sonnenfinſterniß vom 7. Auguſt 1869.

Unſere Leſer erinnern ſich noch des Aufſehens, welches die vorjährige, in Süd-Aſien ſichtbare, Sonnenfinſterniß am 18. Auguſt in der wiſſenſchaftlichen Welt machte. Norddeutſchland Oeſterreich, England, Frankreich, richteten Expeditionen aus, das Phänomen zu beobachten, photographiſch aufzunehmen und ſpectralanalytiſch zu unterſuchen, und hatte bekanntlich die norddeutſche,

*) Mitau, E. Behrn's Verlag, 1869. (357 Seiten.)

Digitized by Google

nach Aden geſandte Expedition das Glück, trotz des bedeckten Himmels, welcher das Phänomen nur theilweiſe für wenige Sekunden ſichtbar werden ließ, vier Bilder der Totalität und acht Bilder der partiellen Finſterniß zu erhalten. Dieſe Reſultate erregten bei zahlreichen amerikaniſchen Photographen und Gelehrten den Wunſch, die diesjährige, in Nordamerika ſichtbare, totale Sonnenfinſterniß vom 7. Auguſt ebenfalls photographiſch zu fixiren, und bereits vor Wochen hat der Telegraph den glücklichen Erfolg dieſer Bemühungen gemeldet. Die Amerikaner hatten vor ſämmtlichen vorjährigen Expeditionen den großen Vortheil voraus, daß ſie das Phänomen in ihrem eigenen Lande mit den in allen civiliſirten Regionen ſich befindenden Hilfsmitteln beobachten konnten, ebenein vom Wetter und Klima außerordentlich begünſtigt waren, während die nach Indien und Arabien geſandten Beobachter mit ihren Inſtrumenten Tauſende von Meilen weit über Land und Meer zu reiſen und an unwirthlichen Küſten zum Theil unter einer halbwilden Bevölkerung ihre Beobachtungsſtation aufſchlagen und die einfachſten Hilfsmittel, ſelbſt Filtrirpapier und deſtillirtes Waſſer, ja ſelbſt Mundvorrath aus weiter Ferne mit ſich führen mußten.

Dennoch wird Jeder, der den gedruckten Wilſon'ſchen Bericht lieſt, anerkennen, daß die Amerikaner das Unternehmen mit einer wahrhaft großartigen Entfaltung wiſſenſchaftlicher Hilfsmittel in Angriff nahmen, wie ſie europäiſche Verhältniſſe gar nicht zulaſſen. Die prachtvollſten Fernröhre wurden für die photographiſchen Aufnahmen hergeſtellt, mehr als 30 Beobachtungsſtationen beſetzt und Hunderte von Gelehrten und Photographen waren gleichzeitig in Thätigkeit, um mit aller Energie die Sache anzugreifen. Es liegen noch nicht die Berichte aller Beobachter vor, ſo viel aber ſteht jetzt ſchon feſt, daß die Reſultate den Vorbereitungen entſprechend waren. Man hat Hunderte vortrefflicher Negativplatten gewonnen und ebenſo anerkennenswerth als die Reſultate ſelbſt iſt die Schnelligkeit, mit welcher dieſelben publizirt und dadurch eigentlich erſt fruchtbar für die wiſſenſchaftliche Welt gemacht wurden.

Schon acht bis vierzehn Tage nach dem Phänomen brachten die amerikaniſchen Zeitungen wiſſenſchaftliche Spezialberichte mit Abbildungen in Holzſchnitt, letztere freilich von etwas zweifelhaftem Werth, und ſechs Wochen nach dem Phänomen publizirte bereits Mr. Wilſon in Philadelphia, einer der Beobachter, die wichtigſten in Mount Pleaſant, Staat Iowa, aufgenommenen Photographieen in mehreren Tauſenden von Exemplaren.

Eine ſolche Photographie iſt in unſeren Händen, ebenſo ein höchſt intereſſanter Spezialbericht des Genannten, und freuen wir uns, aus letzterem die Anerkennung zu erſehen, die er den Arbeiten der vorjährigen norddeutſchen Expedition zollt.

Die vorliegende Photographie zeigt einerſeits ein treues Bild der Protuberanzen, deren Geſtalten freilich nicht ſo charakteriſtiſch ſind, als die von der Adener Expedition beobachteten, andererſeits mehrere Abbildungen der theilweiſe verfinſterten Sonne in Sichelgeſtalt mit deutlichen Sonnenflecken.

Den denkwürdigſten Moment: die Totalität, beſchreibt Mr. Wilſon wie folgt:

„Die Totalität kam. Es war dunkel, aber nicht ſo dunkel wie in der Nacht. Leſen hätte man nicht können, doch war es hell genug, um unſere Arbeiten am Fernrohr zu verrichten — da hingen Sonne und Mond face en face am Himmel, gleich dem Rieſenbilde einer laterna magica — ein großer, ſchwarzer Fleck, umgeben von einem feurigen Rande, einem Lichtkreis von braunlich goldiger Farbe, hier und da unterbrochen durch die helleren fleiſchfarbenen Flecke der Protuberanzen und umkränzt von der herrlichen Corona, deren Strahlen nach allen Richtungen ſchoſſen. — Alles war ſtill, nur das Zählen der Aſtronomen unterbrach die friedliche Stille. Da erfüllte ſich das Wort: es werde Licht, und es quoll eine mächtige glänzende Fluth hervor, den ſchäumenden Waſſern des Niagarafalles vergleichbar.“

Der Raum geſtattet uns nicht, den wiſſenſchaftlich hochintereſſanten Bericht des Mr. Wilſon, der ſich ausführlich über die gewonnenen Reſultate verbreitet, zu reproduziren. Wir verweiſen die ſich dafür intereſſirenden Leſer auf das Octoberheft der photographiſchen Mittheilungen, Zeitſchrift des Vereins zur Förderung der Photographie, in welcher dieſer Bericht nebſt den gewonnenen photographiſchen Abbildungen publizirt wird.

Das Referat verbreitet ſich auch über die Reſultate der anderen Expeditionen, und können wir nicht umhin den ſcheinbar nur für materielle Intereſſen empfänglichen Yankees unſere volle Anerkennung zu zollen für die Energie und Opferfreudigkeit, mit welcher ſie dieſes wiſſenſchaftliche Unternehmen ausgeführt haben.

Einer ſolchen großartigen Entfaltung von Mitteln ſind wir bei uns nur auf militäriſchem Gebiet zu begegnen gewöhnt.

Man hat viel über die 16,000 Thaler geſprochen, die der Norddeutſche Bund im vergangenen Jahre für Ausrüſtung der aſtronomiſchen Expeditionen bewilligte. Wie klein erſcheint dieſe Summe gegen amerikaniſche Verhältniſſe! Und iſt es nicht beklagenswerth, daß die Reſultate der nach Ober-Aegypten entſendeten photographiſch-archaeologiſchen Expedition, welche bekanntlich der Adener Expedition folgten, heut, nach Jahresfriſt, noch nicht publizirt ſind, und daß die zahlreichen ſchönen, ſo in wiſſenſchaftlicher wie künſtleriſcher Hinſicht intereſſanten, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen mit großen materiellen Opfern gewonnenen Platten unbenutzt liegen bleiben aus Mangel an Mitteln zur Publication?

Kleine literariſche Revue.

— **Guſtav Eberty: Die Gewerbegerichte.***) Die in allen induſtriellen Ländern und ſelbſt im demokratiſch regierten Nordamerika ſtets mehr um ſich greifende Bewegung der Verbindungen der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber, die allem Kulturleben gefährlichen Friedens- und Erwerbsſtörungen, welche daraus hervorgehen, haben überall die Herſtellung einer geſetzlichen, beiden Theilen gerecht werdenden Vermittelung als nothwendig erſcheinen laſſen. Schon Adam Smith, in ſeinem vor beinahe hundert Jahren erſchienenen berühmten Werke über den Nationalreichthum, ſagt, daß wenn man, wie es zur Zeit der Zunftherrſchaft der Fall war, den Meiſtern oder Arbeitgebern allein die Schlichtung der aus dem Conflikte der Intereſſen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern hervorgehenden Streitigkeiten überlaſſe, die machtloſen Arbeitnehmer nicht nach Recht und Billigkeit behandelt würden. Nach anderer Richtung hin haben die einſeitig nur das Intereſſe der Arbeitnehmer im Auge habenden Vereine (Trades-unions) zu Ungerechtigkeiten und Gewaltſamkeiten aller Art geführt.

*) Die Gewerbegerichte und das gewerbliche Schiedsgerichtsweſen in ihrer geſchichtlichen Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Stande, von Dr. Guſtav Eberty, Mitglied des Hauſes der Abgeordneten. Berlin, W. Peiſer, 1869.

Digitized by Google

In England iſt man daher ſeit langer Zeit bemüht, ein Kompromißverfahren aufzufinden, und in Folge deſſen haben ſich die „Gewerbe-Kommiſſionen (Boards) der Sühne und des Schiedsſpruchs" gebildet, — die zuerſt ein gewiſſer Mundella ins Leben gerufen und die ſich ſeitdem als außerordentlich ſegensreich bewährt haben. Herr Dr. Guſtav Eberty, Stadtgerichtsrath in Berlin und Mitglied des preußiſchen Abgeordneten-Hauſes, giebt in der vorliegenden Schrift nähere Nachrichten über dieſe neuen engliſchen Gewerbe-Schiedsgerichte, wobei er zugleich, im Anſchluſſe an einen vom verſtorbenen Präſidenten Lette im „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" erſtatteten Bericht über dieſen Gegenſtand, eine geſchichtliche Ueberſicht der älteren und neueren Gewerbegerichte in Deutſchland (Preußen, Norddeutſcher Bund und Oeſterreich), Frankreich und England liefert. Die allgemeine Einführung der von Mundella empfohlenen und in England bereits mit großem Erfolg arbeitenden, gewerblichen Sühne- und Schiedsgerichte würde in die leider jetzt ſehr zwieträchtige und mit dem Verluſt ihrer ſittlichen Macht und ihres ſprichwörtlichen „goldenen Bodens" bedrohte Handwerker- und Arbeiterwelt den Frieden wieder einführen, deſſen ſie zu ihrem eigenen, ſowie zum Wohle der Geſellſchaft ſo ſehr bedarf.

J. L.

— **Deutſche Gedichte aus Rußland.** Eliſabeth Gutkowski in St. Petersburg hat ein Bändchen Gedichte*) zum Beſten der nothleidenden Ehſten herausgegeben. Gegenüber dem bittern Elend jener armen Menſchen iſt eine offene Hand die beſte Kritik dieſes Büchleins. Aber auch abgeſehen von dem vortrefflichen Zweck können wir den poetiſchen Leiſtungen der genannten Dame unſere Anerkennung nicht verſagen. Namentlich haben ſich eine Anzahl frei übertragener engliſcher, uch Byronſcher Gedichte unſern Beifall verdient. Alſo die Bitte an den Leſer, ſich das Büchlein womöglich zu kaufen, theils um ſich einen Genuß zu ſchaffen, theils um ein gutes Werk zu fördern!

— **Bibliopoliſch-Geſchichtliches.** Zwei intereſſante Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Buchdruckerkunſt und des deutſchen Buchhandels ſind: „Die Buchdrucker-Familie Froſchauer in Zürich" (1521—1595) mit einem Verzeichniſſe der aus ihrer Offizin hervorgegangenen Druckwerke, von E. Camillo Rudolphi**) und „Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg", eine Darſtellung des deutſchen Buchhandels in der Zeit des Ueberganges von der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft zur Reformation (1470—1540; aus dem Jahre 1525 werden unter Anderm Briefe Martin Luther's mitgetheilt, in welchen er der Thätigkeit der Koburger gedenkt), von Oscar Haſe.***)

Literariſcher Sprechſaal.

Für uns Deutſche in Deutſchland, die wir die Gränzen dieſes großen mitteleuropäiſchen Reiches weder nach der Paragraphen des Prager Friedens, noch nach den tſchechomoskowitiſchen Landkarte, ſondern nach unſerer jahrtauſendalten Volks- und Kulturgeſchichte ziehen, iſt das allerdings ein kurioſer Lärm, der da von den Landtagen Böhmens, Mährens, Steiermarks, Krains und anderer öſterreichiſcher Provinzen des alten deutſchen Reiches zu uns herüberſchallt! Iſt es doch, wenn man dieſe dreiſten tſchechiſchen und ſloveniſchen Stimmführer hört, als ob Niemand in der Welt von einer Geſchichte Deutſchlands etwas wüßte — ſo völlig aus der Luft gegriffen ſind ihre Anſprüche auf Beherrſchung des Landes, das ſie mit den Deutſchen bewohnen, die ſie als Eindringlinge bezeichnen und wobei ſie von deutſcher Unterdrückung ſprechen! Wie in der Bretagne und im baskiſchen Béarn die Franzoſen, wie in Wales und Irland die Engländer ſo ſind in den von Tſchechen und Slovenen bewohnten öſterreichiſchen Gebieten die Deutſchen, ſeitdem es eine europäiſche Kulturgeſchichte giebt, das „Salz der Erde" dieſes Bodens, phyſiſch und moraliſch die maßgebende Nationalität. Wahrlich, es thut noth, daß ganz Nord- und Süddeutſchland ſeine Stimme erhebe und ſeine Sympathieen für deutſches Recht und deutſche Kultur in jenen alten deutſchen Landen ausſpreche! Ja, wi können und wollen nicht ruhig zuſehen, wenn nur ein Fußbreit deutſcher Erde, ein Jota deutſchen Volks- und Landesrechtes den Anmaßungen dieſer Pioniere des Moskowiterthums geopfert wird! Genug des Ausgleichs! rufen wir unſeren deutſchen Brüder in Oeſterreich zu. Wollt Ihr nicht einen ſchmachvollen Platz i der Geſchichte Deutſchlands einnehmen, ſo duldet nicht, daß die aufgehetzten Slaven Euer gutes altes Recht, Eure bürgerli Freiheit antaſten! Duldet es nicht, und zählt dabei auf de moraliſchen und, wenn es nöthig iſt, auch auf den phyſiſche Beiſtand Eurer Brüder in Nord- und Süddeutſchland!

J. L.

In Nr. 38 des „Magazin" vom 18. September („Literariſcher Sprechſaal") haben wir, bei Gelegenheit der Beſprechung einer in Wien erſchienenen Schrift, die jetzt in der öſterreichiſchen Preſſe ſich kundgebende Freiheit der Forſchung gerühmt. Seitdem haben wir aber die Erfahrung gemacht, daß es in Wien Leute giebt, welche unter Freiheit der Forſchung die Freiheit des Nachdrucks verſtehen. Ein neues Wiener Blatt, „Raketteln", das, der äußern Geſtalt, wie dem Inhalte nach, eine Nachahmung des wenig nachahmungswerthen Wiener Witzblattes „Der Floh" iſt, bringt nämlich in ſeiner Probenummer, als Einleitungsworte ſeines „Literariſchen Sprechſaal", unſere vorgedachten Bemerkungen über die Freiheit der Forſchung in Oeſterreich, und obwohl das Blatt ſeine Quelle nicht angiebt, hat die Redaction doch die Naivetät, uns dieſe Probenummer mit dem Anerbieten des Tauſches gegen unſere Zeitſchrift einzuſenden! Es kann uns nur angenehm ſein, wenn man in Wien unſere Urtheile über öſterreichiſche Geiſteserzeugniſſe anerkennt und darauf hinweiſt, aber man erkennt ſie weder an, noch weiſt man darauf hin, wenn man ſie ohne Angabe der Quelle nachdruckt — wie dies leider nicht bloß von den „Raketteln" geſchieht.

J. L.

In Florenz iſt eine treffliche italiäniſche Ueberſetzung von einem Theile der „Schwarzwalder Dorfgeſchichten", von Eugenio de Benedetti, erſchienen.†) „Ivo il Pievanino", „Il Tolpaccio" und „La Pipa di Guerra", heißen die drei kleinen Cabinetsſtücke aus der Galerie des Meiſters Auerbach, deren Ton und

*) Berlin, 1869. H. Ebeling und C. Plahn.

**) Zürich, Orell, Füßli u. Co.

***) Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1869.

†) Bertoldo Auerbach: Racconti Rusticani della Foresta Nera. Tradotti dal Tedesco da Eugenio de Benedetti. Firenze, Le Monnier, 1869.

Digitized by Google

Colorit der italiäniſche Copiſt meiſterhaft zu treffen verſtand. „Obwohl", ſagt Herr de Benedetti in ſeinem Vorworte, „vor beinahe dreißig Jahren und in einem Lande geſchrieben, das Hunderte von Meilen von uns entfernt und durch ſein Klima, wie durch ſeine Race und ſeine Sitten von uns verſchieden iſt, werden dieſe Erzählungen doch, wie ich nicht im Geringſten zweifle, auch beim Publikum Italiens die freundliche Aufnahme finden, die ſie bisher noch überall in Deutſchland, wie in anderen Kulturländern, gefunden haben. Sie werden, wie ich hoffe, den Bewohnern der hohen Alpen ebenſo gefallen, wie denen der fruchtbaren lombardiſchen Ebene, den Leſern und Leſerinnen auf den anmuthigen toscaniſchen Hügeln ebenſo, wie denen an der maleriſchen Seeküſte von Neapel und Palermo. Dem italiäniſchen Leſer wird es gewiß intereſſant ſein, einen Blick zu thun in das deutſche Dorfleben, beſonders im gegenwärtigen Augenblicke, wo man in Italien mit ſo allgemeiner, lebhafter Theilnahme die Werke der Wiſſenſchaft und Literatur ſtudirt, die das deutſche Volk, während der Zeit eines langen, fruchtbaren Friedens zur Reife gebracht."

Wir fügen in Bezug auf die letzte Bemerkung hinzu, daß in der That jetzt aus Italien, von den verſchiedenſten Seiten, aus Turin wie aus Neapel, aus Mailand und Venedig, wie aus Florenz und Piſa, über die Fortſchritte berichtet wird, die das Studium der deutſchen Sprache, Wiſſenſchaft und Literatur dort macht. Nachdem man mit der öſterreichiſchen Fremdherrſchaft die Vorurtheile gegen die Tedeschi abgeſchüttelt, hat man ſich ſeit dem Jahre 1866 um ſo ſympathiſcher dem deutſchen Gedanken, dem alten ſiegreichen Bekämpfer der römiſchen Geiſtesſklaverei, zugewandt. J. L.

Im September haben gleichzeitig zwei Monatsſchriften, Macmillans Magazine in England und Atlantic Monthly in Nordamerika, einen von Mrs. Beecher Stowe verfaßten Artikel unter dem Titel: „Die wahre Geſchichte von Lady Byron's Leben" publicirt, der in beiden Ländern, beſonders aber in England, großes Aufſehen gemacht und ein Gegenſtand der Controverſe geworden iſt. Es ſind Enthüllungen, welche Mrs. Stowe hier über das Verhältniß Lord Byron's, des genialen, excentriſchen Dichters, zu ſeiner Gattin und zu ſeiner Schweſter macht, und zwar nach mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen von Lady Byron ſelbſt. Als nämlich die amerikaniſche Verfaſſerin von „Onkel Tom's Hütte" im J. 1856 in England war, wo ſie, wegen der großen, herzgewinnenden Wirkung ihrer berühmten philanthropiſchen Erzählung wie eine Heilige verehrt wurde, ließ die ihrem Tode ſich nahe glaubende, während der kurzen Dauer ihres Zuſammenlebens mit Byron ſchwer geprüfte und auch nach des Dichters Tode durch ungerechte Beſchuldigungen heimgeſuchte Lady die ihr befreundete Amerikanerin zu ſich kommen. Sie vertraute der Freundin der Sklaven und der Unglücklichen ein Geheimniß an, das bisher noch kein Dritter von ihr erfahren hatte, das Geheimniß einer dämoniſchen Leidenſchaft, von welcher ihr Gatte beſeſſen und die die alleinige Urſache ihrer Trennung von Lord Byron geweſen war; während die Freunde des Letzteren alle Schuld an dem freiwilligen Exile des Dichters und an dem Weltſchmerz ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe auf die Schultern der armen Frau gewälzt hatten. Späterhin iſt auch eine Schrift der Gräfin Guiccioli, der italiäniſchen Geliebten Byron's, erſchienen, worin die gehäſſigſten, verleumderiſchen Aeußerungen über Lady Byron und über ihr Verhältniß zu ihrem Gatten und ihrer Tochter ſich befanden. Es iſt eine erſchütternd tragiſche Enthüllung, welche Lady Byron der amerikaniſchen Freundin über das ſträfliche Verhältniß Byron's zu ſeiner Schweſter macht. Es haben ſich zwar in engliſchen und auch in deutſchen Journalen Stimmen erhoben, welche die Glaubwürdigkeit dieſer Enthüllung anzweifeln, aber die ganze Darſtellung trägt ſo ſehr das Gepräge der Wahrheit; ſie wird einerſeits durch die eigenen, poetiſch maskirten Bekenntniſſe Byron's (in „Cain" und „Manfred") und andererſeits durch alles das, was über den edeln Charakter der Lady Byron und ihre reſervirten Aeußerungen gegen Andere bekannt iſt, ſo bis zur Evidenz beſtätigt, daß man, nach reiflichſter Erwägung der dafür und der dawider ſprechenden Momente, ſowohl das, was Mrs. Stowe berichtet, als das, was ihr Lady Byron mitgetheilt hat, für völlig wahr halten muß, wenn man auch beklagen mag, daß dieſe Geſchichte überhaupt jetzt zum frivolen Tagesgeſpräch gemacht worden iſt. J. L.

Die „Illuſtrirte Zeitung" vom 2. October bringt einen von dem geſchätzten Afrikareiſenden, Frhrn. Heinrich v. Maltzan, verfaßten und von einer ſchönen Illuſtration begleiteten, biographiſchen Artikel über die tapfere, holländiſche Jungfrau Alexina Tinne, die jüngſt mit zwei ihrer europäiſchen Diener auf einem ihrer kühnen Züge durch das Land der Neger von den raubſüchtigen Tuareggs meuchlings ermordet wurde. Schon die Mutter Alexina's, eine reiche Erbin der niederländiſchen Familie van der Capellen, hatte mit Hilfe wiſſenſchaftlicher Männer, wie v. Heuglin, Steudner u. A., mehrere mit großen Koſten ausgeſtattete afrikaniſche Expeditionen unternommen. Alexina zeichnete ſich dabei ſtets durch ihren Muth, ihre würdevolle weibliche Haltung und ihre Anordnungen aus, ſo daß ſie, die dem Reiſezuge in der Wüſte oft voranritt, von den Negern als die Tochter des weißen Padiſchah verehrt und von einigen Stämmen als Königin des Sudan proklamirt wurde. Nach dem Tode ihrer, den Mühſeligkeiten der Reiſe und den Einflüſſen des afrikaniſchen Klimas erlegenen Mutter übernahm ſie allein die Führung der ſtets von einem zahlreichen Gefolge begleiteten Expeditionen. Auf dem letzten, im April 1869 von Murſuk nach Ghat unternommenen Zuge hatte ſie jedoch, geſtützt auf den Schutz des Häuptlings der Tuareggs, Ichnuchen, zu wenig eigene Bewaffnete mitgenommen, und dies benutzte die treuloſe, ihr von jenem Häuptling mitgegebene Eskorte, um ſie mit ihren beiden weißen Dienern niederzumetzeln und ſich ihrer Habe zu bemächtigen. Herr v. Maltzan ſagt von ihr: „Ein durchaus edler, unbeſcholtener Charakter, ein makelloſer Ruf, ein feiner gebildeter Geiſt, eine große perſönliche Liebenswürdigkeit und dabei auffallende Beſcheidenheit waren die Vorzüge, die mir von Allen, welche ſie kannten, gerühmt wurden."

Die Berliner „Tribüne" vom 2. October bringt eine geiſtvoll abgefaßte, jedenfalls nach zuverläſſigen Quellen bearbeitete, biographiſche Skizze eines deutſchen self-made man von anerkannter, großer Capacität, des Dr. H. B. Stroußberg. Allen Reſpekt vor dieſem Journaliſten, der, nachdem er noch vor etwa zehn Jahren ein Merchant's Magazine in England und einen „Omnibus" in Deutſchland redigirt hatte, jetzt über Millionen in koloſſalen Eiſenbahnbauten, in fürſtlichen Gütercomplexen und in ſegenreich arbeitenden, induſtriellen Etabliſſements verfügt!

Verantw. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin, Matthäikirchſtraße Nr. 16

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin Wilhelmsſtraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſiſcheſtraße Nr. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 16. Oktober 1869. [Nr. 42.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Israel im Chriſtenthum, nach L. Dieſtel. 605. — Ein Centralorgan für deutſche Novelliſten und Eſſayiſten. 608.
Frankreich. Das Kloſterweſen unſerer Zeit. I. Die Reſtauration des Mönch- und Nonnenthums. 610.
Italien. Guglielmo Gajani, ein römiſcher Freiheitskämpfer. 611.
Rußland. Zur Kulturgeſchichte der Moskowiten. Die Polen in Sibirien. 613.
Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur. Das Buch Kuſari, überſetzt und commentirt von Dr David Caſſel. 616.
Kleine literariſche Revue. Zum ökumeniſchen Concil. 616. — Berner's Kritik des Norddeutſchen Strafgeſetz-Entwurfs. 616. — Karl Steffens' Volkskalender. 617. — Politiſche Gedichte aus Siebenbürgen. 617. — Gedichte von Hieronymus Lorm. 617. — Weinphantaſieen. 617.
Literariſcher Sprechſaal. Der deutſche Proteſtantentag. 618. — Die deutſchen Univerſitäten. 618. — Das Organ der Tſchechen in Berlin. 618. — Deutſchthum in Wälſchtirol. 619. — Muſikaliſche Manuſcripte von Werth. 619. — Der erſte weibliche Doctor Berlins. 619. — Berichtigung. 619.

Deutſchland und das Ausland.

Israel im Chriſtenthum, nach L. Dieſtel.*)

Wie Aegypten auf die altgriechiſche Kunſtanſchauung, wie das reiche, üppige Aſien auf das alte Rom, wie die Kreuzzüge auf die Kultur der chriſtlichen Welt des Mittelalters eingewirkt haben, iſt oft genug von den Geſchichtſchreibern und Kunſthiſtorikern unterſucht und dargeſtellt worden. Bis auf vereinzelte Verſuche hat ſich aber Eine Erſcheinung den Blicken der Forſcher entzogen, welche die größte Aufmerkſamkeit verdient, vielleicht darum, weil ſie am Nächſten lag. Was wir „Bibel“ nennen, beſteht ja zum größten Theil aus Denkmalen des Volkes Israel aus den verſchiedenſten Zeiten ſeiner Kulturentwickelung. Dadurch, daß ſie in die Zahl der heiligen Bücher der Chriſten aufgenommen, ja als Norm für die Ausgeſtaltung der chriſtlichen Lehre, d. h. der chriſtlichen Lebensanſchauung galten, mußte ein gutes Stück echt israelitiſchen Geiſtes ſich in der occidentaliſchen Kultur, ſoweit ſie vom Chriſtenthume beſtimmt wird, einbürgern und in hundert feinen Adern dieſelbe durchdringen. Man ſollte denken, die deutſche Theologie, welche jährlich faſt anderthalbtauſend Schriften auf den Büchermarkt wirft, hätte ſich längſt eines ſo wichtigen und intereſſanten Forſchungs-Objektes bemächtigt. Gleichwohl geſteht das in der Anmerkung genannte Werk des Herrn Profeſſor Dr. theol. Dieſtel in Jena, daß für eine Darſtellung, welche entwickelt, wie das Alte Teſtament in der chriſtlichen Kirche von Beginn an bis auf die Gegenwart wiſſenſchaftlich behandelt, theologiſch aufgefaßt und praktiſch verwerthet worden, eine Lücke in der Literatur ſich vorfinde und daß es für die beiden letzten Punkte: die theologiſche Auffaſſung und die praktiſche Verwerthung, bisher ſogar an irgend belangreichen Vorarbeiten gänzlich fehle. Die Urſachen dieſer eigenthümlichen Erſcheinung ſind mannigfach. Die Ueberlieferung ſtellte das Alte Teſtament lediglich als Offenbarungsbuch hin und ſeinen Inhalt dem des neuteſtamentlichen Schriftcodex faſt ganz gleich; und als Ende des vorigen Jahrhunderts eine Gegenſtrömung eintrat, überragte der poetiſche Trieb nicht nur den dogmatiſchen, ſondern auch das geſchichtliche Intereſſe, ſo daß man um dieſe Zeugniſſe des „Morgenlandes“ ſich wenig eingehend kümmerte. Es fehlte hier und dort jene ruhige Unbefangenheit und vorurtheilsloſe Objektivität, welche nur den geſchichtlichen Beſtand ermitteln will und die Benutzung der Ergebniſſe von jener Forſchung auf's Reinlichſte ſcheidet. Je ſtärker aber heutzutage die klare Einſicht obwaltet, daß erſt das geſchichtliche Werden einer Wiſſenſchaft die Bahn ſicher vorzeichnet für bleibende wirkliche Fortſchritte, um ſo erwünſchter iſt ein derartiges Werk, das einen wichtigen Abſchnitt der Geſchichte — nicht nur der Theologie, ſondern der chriſtlichen Kultur überhaupt — zum Gegenſtande nimmt.

Die Beurtheilung des vorliegenden Werkes, welches, neben ſehr reichem Detail, doch auch klar genug den geſchichtlichen Gang und Geiſt der Bewegung in deutlichen Umriſſen vergegenwärtigt, überlaſſen wir den theologiſchen Fachzeitſchriften, die ſich allerdings bisher ſehr günſtig über daſſelbe ausgeſprochen haben. Eben deshalb ſtellen wir das rein Theologiſche zurück und hinter den kulturhiſtoriſchen Geſichtspunkt, und geben in Kürze einige Ergebniſſe, welche jene Unterſuchungen zur Evidenz bringen.

Die Urkunden der israel. Religion, zu Einem Ganzen verbunden mit denen des Chriſtenthums, mußten nothwendig auf die Geſammtanſchauung, die man von der „Bibel“ hatte, einen tiefgreifenden Einfluß ausüben. Eine geſunde Wirkſamkeit des Chriſtenthums, als der hervorragendſten Kulturmacht im Occident, iſt, wie die Geſchichte deutlich lehrt, dadurch ſehr weſentlich bedingt, daß man die rein hiſtoriſche Geſtaltung deſſelben von ſeiner prinzipiellen Idee zu unterſcheiden ſich gewöhne. Die Hauptmaſſe der Fragen, welche heute den Proteſtantismus ſowie die katholiſche Kirche in heftige Gährung verſetzen, hängt damit auf's Innigſte zuſammen. Die Schriften des Neuen Teſtamentes ſind ſämmtlich 100 bis 120 Jahre nach dem Tode Jeſu verfaßt, und ſoviel innere Verſchiedenheiten dieſelben auch aufzeigen — immer überwiegt die Gleichartigkeit des Inhaltes und der religiöſen Geſammtanſchauung. Sie für ſich allein können die Meinung veranlaſſen, mindeſtens nicht widerlegen, daß es ſich hier bloß um ein Syſtem von religiöſen Lehren handle und daß ein ſolches das Weſen der wahren Religion ausmache. Bei jener innigen Verbindung mit dem Alten Teſtamente mußte aber nothwendig dieſe Meinung, ſobald ſie ſich feſt einbürgern wollte, in Gefahr gerathen. Mochte man immerhin ſagen, das A. T. enthalte Offenbarung des wahren Gottes, ſo lag es doch auf der Hand, daß dieſelbe ſo ohne Weiteres ſich nicht als identiſch mit dem Chriſtenthume auswies, trotz aller ſehr umfangreichen Zuſammenklänge. Man erfand die künſtliche Ausdeutung der Allegoreſe, um die Gleichheit mit einer Art von exegetiſcher Gewaltſamkeit herzuſtellen. Aber ſo lange dieſelbe auch herrſchen mochte, die Wahrheit brach doch immer wieder durch, daß im A. T. eine zum großen Theil ſehr verſchieden geartete Religionsform vorliege. Und hierzu kam ein zweites wichtiges Moment: Die Geſchichtsbücher des A. T., nicht minder wie eine große Zahl von Geſetzen, hatten für ein Religionsſyſtem doch nur ſehr untergeordnete Bedeutung; gleichwohl

*) Geſchichte des Alten Teſtamentes in der chriſtlichen Kirche. Von L. Dieſtel, Doctor und ord. Profeſſor der Theologie an der Univerſität Jena. Jena, Mauke's Verlag (Hermann Dufft), 1869. (XVI u. 817 S.)

Digitized by Google

theilten ſie den Anſpruch auf Heiligkeit, den alle Bücher machten und den man dem Ganzen der Bibel bereitwillig einräumte. Mochten manche Pſalmen auch prophetiſchen Charakter tragen, die Mehrzahl erwies ſich doch immer als Ausdruck der *Frömmigkeit*, nicht aber als Codex einer Gottes-Offenbarung, einer Frömmigkeit, deren Unterſchiede von der chriſtlichen Denkart ſich immer auf's Neue fühlbar machen mußten. Drittens enthält das A. T. Urkunden über eine verſchiedene Stufen durchſchreitende *Entwickelung* der Religion Israels ſelbſt, deren Unterſchiede dem aufmerkſamen Forſcher auf die Länge nicht verborgen bleiben konnten. Umfaßt die Entſtehungszeit dieſer Schriften doch mindeſtens ſechshundert Jahre, vom achten oder neunten bis zum zweiten Jahrhundert vor Chriſtus! Alle dieſe Wahrnehmungen waren ebenſo viele Proteſte gegen die Auffaſſung der Religion als eines *Lehrſyſtems*. Ja, ſie *nöthigten dazu*, die Entſtehung des Chriſtenthums unter einem *hiſtoriſchen* Geſichtspunkte aufzufaſſen. Und jeder Fortſchritt in dieſer Richtung durchbrach die harte Rinde der doctrinären Anſchauung. Mochte auch eine Zeit lang dieſe Geſchichtlichkeit nur in transcendenter Form gedacht werden, d. h. als ein Fortſchreiten der göttlichen *Offenbarung*: bald mußte man in dieſen Stufen, wollte man Gott nicht einer Veränderlichkeit ſeines Willens anklagen, nur verſchiedene Phaſen einer *Religions-Entwickelung* ſchauen. Wie Vielen erſcheint nicht noch heute die Verbindung des Alten Teſtamentes mit dem Neuen als eine Zuſammenſtellung ganz heterogener, fremdartiger Beſtandtheile! Der Blick auf die Geſchichte lehrt gerechter urtheilen: ſie zeigt, daß gerade dieſe Verbindung dem Chriſtenthume ungemein große Dienſte geleiſtet hat, ja, ſie hat in ſehr ſtarker Weiſe jene höhere, über dem Baume des kirchlichen Dogmas ſtehende Anſchauung gefördert, welche, ganz abgeſehen von den kirchlichen Verzerrungen, das Chriſtenthum in einer geſchichtlichen Gebundenheit, aber auch als Kulturpotenz betrachten lehrt — eine Anſchauung, welche heute Gemeingut der tiefer denkenden Forſcher wie der Gebildeten geworden iſt.

Die Urkunden des Neuen Teſtamentes bleiben unverſtändlich, ohne eine gediegene und eindringende Kenntniß der verſchiedenen religiöſen Begriffe und Vorſtellungen im A. T. — eine Wahrheit, welche die Ausleger des N. T. zögernd, aber immer deutlicher einzuſehen anfangen. Eine Fülle deſſelben iſt, wenn auch mannigfach modificirt, in's Chriſtenthum herübergenommen. Von da aus ſind ſie Gemeingut geworden in der religiöſen Grundanſchauung des Abendlandes und haben das urſprünglich den Indogermanen eigene Gottesbewußtſein ſehr bedeutend umgebildet. Iſt doch bereits die religiöſe Idee in Altgriechenland kein reiner Abſenker der alten Religion der Arier, ſondern ſie bildet eine Strömung, welche, durch Babylonien, Syrien, Phönizien hindurchſtreifend, ſchon damals ſemitiſche Elemente angenommen hat. Neuerdings hat man Verſuche machen wollen, das Semitiſche in's Japhetiſche umzuſetzen — wir fürchten, mit zweifelhaftem Erfolge. Freilich iſt die neuere Philoſophie ſeit Descartes und Spinoza, vollends ſeit Kant, — iſt die aufklärende Richtung, von dem Deismus in England ausgehend, weſentlich als eine innere Gährung in der religiöſen Anſchauung des Occidents anzuſehen, bei der die alt-ariſchen Triebe des indogermaniſchen Geiſtes gegen die durch das Chriſtenthum hinübergeleiteten oder oculirten ſemitiſchen Säfte reagirten. Die Bewegung iſt noch nicht zu Ende und die brennende Tagesfrage über die Stellung, wie unſere heutige (alſo abendländiſche) Kultur mit dem Chriſtenthume in Einklang zu bringen ſei, gehört weſentlich mit in dieſes Gebiet.

Der Verfaſſer des vorliegenden Werkes hat dieſe ganze Frage nur ſelten berührt; wir glauben aber, daß ſeine überall durchblickenden, höchſt umfangreichen Studien, die dem Werke ſichtlich zu Grunde liegen, ihn zu einer derartigen Unterſuchung befähigen würden. Jede tiefere Gährung im religiöſen Bewußtſein (die von allem theologiſchen Schulgezänk himmelweit verſchieden iſt) betrifft die große Frage, wie man Gott zu denken habe. Die Geſchichte der Gottesidee in der chriſtlichen Kirche iſt ein unaufhörlicher Kampf zwiſchen der ſtreng monarchiſchen Faſſung derſelben im Judenthume zur Zeit Chriſti und zwiſchen der ſehr flüſſigen und weiten Form, welche dieſelbe auf ariſchem Boden charakteriſirt. Sofern aber auch im alten Israel die Gottesvorſtellung (man denke nur an die ſehr weite Bedeutung von Elohim im Unterſchiede von Jahve oder Jehova) noch viel flüſſiges Element zeigt, iſt das letztere auch in die Ideen des Neuen Teſtamentes eingedrungen. Wenn Moſes (2 Moſe 7, 1) von „Elohim" ſpricht, warum nicht auch Jeſus, der Chriſt? Aber überwiegend bleibt in der chriſtlichen Kirche die ſtreng monarchiſche Idee, die mit der des ariſchen Geiſtes ringt. Ein Verſuch, beide Richtungen in eine Art Gleichgewicht zu ſetzen, iſt die chriſtliche Lehre von der Dreieinigkeit, die im vierten Jahrhundert nach Chriſtus erſtand. Aber noch der Kampf der Realiſten und Nominaliſten im Mittelalter bekundet, wie wenig jenes Gleichgewicht erreicht, wie wenig eine innere Harmonie erzielt war. Denn bei dieſer überwiegt inſofern die ſemitiſch-israelitiſche Seite der Gottesidee, als ſie die abſolute Freiheit Gottes auf's Stärkſte betonen. Jenen erſcheint dieſe Freiheit als inhaltloſe Willkür: Gott empfängt ſeinen concreten Inhalt aus der Ordnung der Welt, aber nicht in leidender Weiſe, ſondern als feſte Momente ſeines Willens. Dreht ſich doch die Frage nach der Möglichkeit des Wunders recht eigentlich darum, ob man die Gottesidee in der Sphäre der abſoluten Freiheit halten wolle, oder ſie beſtimmt und erfüllt denken will durch die von ihm ſelbſt geſetzte Weltordnung! Jenes iſt israelitiſch, dieſes iſt entſchieden ariſch.

Auch die anthropologiſchen Fragen zeigen Spuren dieſer fortwährenden Gährung zweier verſchiedener Strömungen. Dem Frommen Israels iſt Gott leicht der, welcher allein das Recht zu leben hat, weil er das abſolute Leben ſelbſt iſt; der Menſch iſt die abſolute Vergänglichkeit, die nur durch Gott getragen iſt, ſonſt ein verſchwindender Hauch. Auguſtin übertrug dieſe Anſchauung auf's ethiſche Gebiet: Der Menſch iſt von ſeiner Geburt an durchaus eine ſündige Kreatur, dem Tode, d. h. der Sündenſtrafe, von Geburt an verfallen; jeder Lebenshauch, der ihm vergönnt wird, iſt nur göttliche Gnade. Ganz anders der Arier, welcher der Gottheit gegenüber ein ſtarkes Selbſtbewußtſein hat; und darum konnte Pelagius jene totale Verworfenheit des ſündigen Menſchen nicht zugeſtehen. Die katholiſche Kirchenlehre hat ſich auch hier in Compromiſſen verſucht, die ſich aber längſt als unhaltbar erwieſen haben; im Mittelalter begegnen wir ſehr differenten Anſchauungen, und ein Hauptſtreitpunkt zwiſchen den Franziskanern und den Dominikanern betrifft dieſe Frage. — So ließe ſich dieſe Seite in einer ganzen Reihe von Anſchauungen durchführen. Nimmermehr wäre aber die Gährung ſo andauernd geweſen, wäre nicht ſtets von Neuem aufgetaucht, wenn nicht das Alte Teſtament als *chriſtliche* Religionsurkunde ein feſtes Bürgerrecht in der Kirche erhalten hätte.

Eingehender beſchäftigt ſich aber unſer Verfaſſer mit der Frage, wie das Alte Teſtament auf die *Verfaſſung* der Kirche eingewirkt habe, ſammt allen den Rechtsordnungen, welche damit in engſter Beziehung ſtehen. Dabei kommt ein unerwartetes

Digitized by Google

Ergebniß zu Tage: Die poſitive, direkte Einwirkung erweiſt ſich nämlich viel geringer, als man, von frappanten Aehnlichkeiten getäuſcht, denken ſollte und vielfach auch gemeint hat. Die Autorität des A. T. ward gern benutzt, wo man einer Anſicht ohnehin beipflichtete, die aus dem Zeitgeiſte geboren war, aber erzeugt hat ſie kaum irgend eine Rechtsordnung. Um dieſelben aber zu befeſtigen, dazu hat es in der That reichlich herhalten müſſen.

Die theokratiſche Geſtaltung der Kirchenverfaſſung iſt urſprünglich keineswegs eine Nachahmung der Verfaſſung Israels, ſondern entſprang aus den eigenthümlichen Verhältniſſen der Chriſtenheit in den erſten drei Jahrhunderten. Mußten die Chriſten jede Berührung mit den Gerichten der Heiden auf's ſtrengſte vermeiden, ſchon deshalb, um der Gefahr zu entgehen, zu einem Schwur „bei den Göttern" genöthigt zu werden, ſo ergab ſich von ſelbſt die Nothwendigkeit, alle ihre rechtlichen Verhältniſſe durch ſchiedsrichterliche Autorität ihrer eigenen Beamten, der Prieſter und Biſchöfe, zu ſchlichten und zu regeln. Als nun das Chriſtenthum Staatsreligion wurde, war die Verfaſſung der Kirche bereits in faſt ſtaatlicher Form vorhanden; jede Gefälligkeit der Kaiſer gegen dieſelbe wandelte ſich in eine Machterweiterung nach dieſer Seite hin. Das Chriſtenthum ſelbſt galt nicht als Geſinnung oder als Lebensprinzip, ſondern als neues Geſetz gegenüber dem alten Geſetze in Israel. Von dieſem entlehnte das Chriſtenthum die Form ſeiner Selbſtanſchauung. Damit war eine Theokratie gegründet, wie ſie in Israel kaum der Idee nach, niemals in der Wirklichkeit exiſtirte. Gleichwohl bot das Alte Teſtament die reichlichſten Stützen. Innocenz III. hat ſich in ſeinen Bullen und Briefen auf daſſelbe berufen. Die Häretiker ſtellte man den Kananitern und Götzendienern des Alten Bundes gleich; ſo war denn ihre völlige Ausrottung nach 5 Moſe 13, 6 ein Gott wohlgefälliges Werk. Auch Auguſtin hat den Zwang in Glaubensſachen aus dem A. T. zu rechtfertigen geſucht. Die Speiſeverbote, in der Kirche urſprünglich lediglich eine Frucht des asketiſchen Geiſtes, wie er im Orient längſt heimiſch war, mußten ſich nun, trotz aller Verſchiedenheit, durch 3 Moſe Kap. 11 beweiſen laſſen, wenngleich die italiſchen Speiſegewohnheiten vielfach durchſchimmern. Daß der Zehnte von aller Habe den Prieſtern gebühre, lehrte ſchon Abraham's Beiſpiel bei ſeiner Begegnung mit Melchiſedek, forderten die ausdrücklichen Gebote Gottes — am Sinai. Mit dem Segen des Hohenprieſters Aaron (4 Moſe 6, 24) wurde in jedem chriſtlichen Gottesdienſte die Gemeinde entlaſſen. Faſt alle Theile des Kultus empfangen Begründungen aus dem Alten Teſtamente. Das Aſylrecht der Kirchen ſtützt man auf das der Levitenſtädte. Der chriſtlichen Sonntagsfeier ſucht man den Typus der ſabbathlichen Arbeitsruhe aufzuprägen und durch Strafen zu erzwingen. Selbſt Tonſur und Eheloſigkeit der Prieſter müſſen ſich ſolche Zurückführung auf Stellen des A. T. gefallen laſſen; denn von wirklichem Verſtändniß deſſelben war damals nicht die Rede.

Auch die Reformation bricht nicht mit den theokratiſchen Anſchauungen; die freie geiſtige Macht des Religiöſen über die Gemüther vermochte man nicht zu trennen von der geſetzlichen Herrſchaft kirchlicher Ordnungen. Was bisher der Kirche Sache geweſen war, geht jetzt, beſonders in lutheriſchen Landen, auf die „chriſtliche Obrigkeit" über. Noch viel bedeutender zeigt ſich die Einwirkung des Alten Teſtamentes in den reformirten Kreiſen. Mit der Autorität der Bibel ſollte gründlicher Ernſt gemacht werden. Dazu gehörte aber weſentlich mit das A. T., theilnehmend an dem Geſammtcharakter der heiligen Schrift als „Gottes Wort". Kein Wunder, wenn Ordnung, Sitte, Anſchauung in dieſen Kreiſen eine halb israelitiſche Färbung erhielten. Zeigen doch die mächtigen Kämpfe in Schottland und England während des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, wie gründlich der Geiſt genährt war mit den altteſtamentlichen Anſchauungen! Dieſelbe Rigoroſität gegen Andersdenkende bei Jakob I., der ſein Königsrecht aus dem Alten Teſtament beweiſt, wie bei den Presbyterianern! Die Schriften für und gegen Karl I., beſonders von Milton und Salmaſius, behandeln zum größten Theile israelitiſche Geſchichte. Erſt bei den Independenten bricht ſich die Idee der Toleranz Bahn, deren ein Jahrhundert früher nur wenige, ſo klar blickende und nüchtern denkende Staatsmänner, wie Moritz von Sachſen*), fähig geweſen waren.

Auch in die Geſetzgebung im Einzelnen drang Altteſtamentliches ein. Man ſchied ja nicht zwiſchen dem rein Bürgerlichen und dem Kirchlichen: wie ſollte nicht die lex Dei, das Geſetz Gottes, durch Moſes überliefert, leitende Norm ſein! Vollends im kanoniſchen Rechte, vorzüglich ſeit Gratian, zeigt ſich dieſer Einfluß, viel weniger in dem volksthümlichen. Aber auch dort vollzieht es weit mehr werthvolle Knechtesdienſte, als daß es Herrenrecht übte. Die Verbote, in beſtimmten Verwandtſchaftsgraden zu heiraten, legten keineswegs die moſaiſchen Beſtimmungen in 3 Moſe Kap. 18 als Maß an, wohl aber als Fundament. Solche Beſchränkungen waren als göttliche Ordnung durch jene Stelle erwieſen; das Nähere zu fixiren, Anderes zu gebieten, erlaubte dann die chriſtliche Freiheit. Etwas Aehnliches iſt der Fall bei der wirthſchaftlich hochbedeutſamen Frage über Zinswucher. Die erſten Verbote zeigt das fünfte Jahrhundert, immer ſchärfer wurden ſie ſeit dem zwölften, d. h. je mehr die wirthſchaftliche Entwickelung ſie umgehen mußte. Aber der Verfaſſer zeigt, daß gewiſſe Grundanſchauungen das Verbot Zinſen zu nehmen begründen. Ganz allgemein ſprach man dem baaren Gelde den naturgemäßen Charakter eines zinstragenden Kapitals ab, während Rentenkauf bei Grundſtücken erlaubt war. Dabei begünſtigte der höchſt unentwickelte Geldverkehr des Mittelalters einen hohen Zinsfuß: man entlieh baares Geld nur im Falle der Noth, die der Wucherer weidlich ausbeutete. Ein Zug von Humanität iſt in dieſen Zinsverboten nicht zu verkennen: kein Wunder, wenn die Reformatoren denſelben beipflichteten. Haben wir ſie doch erſt in unſeren Zeiten fallen ſehen! So kurz auch der Verfaſſer dieſe Frage behandelt, ſo beweiſt er doch (S. 155 f.) ſehr eingehende Bekanntſchaft mit der einſchlägigen neueſten national-ökonomiſchen Literatur.

Von beſonders hohem Intereſſe iſt die Stellung, welche dem A. T. als Kunſtobjekt zugewieſen worden iſt. Die Art, wie Chriſtus, wie Gott in der Malerei dargeſtellt worden, iſt oft beleuchtet worden, — ganz neu iſt aber die Prüfung, wie der bibliſche Gehalt im Ganzen ſich im Auge des Malers wiedergeſpiegelt habe. Wie lange hat es gedauert, ehe der chriſtliche Laie ſich entwöhnte, die in dem A. T. erzählten Vorgänge vollſtändig antik zu denken! In den berühmten Miniaturbildern zur Geſchichte Joſua's (in einem Codex des Vatikans) ſind nicht nur Tracht und Waffen ganz antik, ſondern die Gegend erſcheint auch belebt von Fluß- und Berggöttern — und dies noch im ſiebenten oder achten Jahrhundert nach Chriſtus! Die bekannte Thatſache, daß man Chriſtus anfangs häßlich, ſpäter ſchön abbildete, baſirt lediglich auf Anwendung gewiſſer meſſianiſch

*) Vergl. Maurenbrecher, Zur Beurtheilung des Kurfürſten Moritz von Sachſen, in Sybel's Hiſtor. Zeitſchrift 1868, 4, S. 350 ff.

Digitized by Google

gedeuteter Stellen des *Alten Teſtamentes* (S. 148). — Nun ſchwindet in der Tradition alles Geſchichtliche als Prozeß; nur die einzelnen Figuren des A. T. bleiben übrig als Typen Chriſti und andeutende Vorbilder des Erlöſers. Auch ihre maleriſche Darſtellung wird ſteif und ſtereotyp. Da erhebt ſich in den Gemüthern der Chriſtenheit die dunkle Ahnung, daß das Göttliche doch menſchlich geworden ſei — es beleben ſich die Züge, die Geſtalten bekommen Bewegung; man blickt in den geſchichtlichen Text und bildet Scenen, mindeſtens Gruppen. Man will die Ereigniſſe ſelbſt vor ſich ſehen: Die parallele Typenreihe zwiſchen den einzelnen Figuren des Alten und Neuen Teſtamentes löſt ſich auf: man folgt dem Gange der Geſchichte ſelbſt: es iſt nun das *didaktiſche* Intereſſe, das die Wände der deutſchen Kirchen mit langen Bilderreihen ſchmückt. Die Figuren verlieren immer mehr von ihrer traditionell-kirchlichen Starrheit; indem ſie zu *Individuen* ſich geſtalten, werden ſie menſchlich natürliche Weſen. „Nicht nur chriſtliche Vorgeſchichte ſchien das A. T. zu bieten, ſondern auch vorchriſtliche *Geſchichte*." (S. 222.) Während der Orient die Typik der *Individuen* feſthält, neigt ſich der Occident zur Typik der *Facta*. Man verſchmilzt die Darſtellung des Bibliſchen mit der Profangeſchichte. Und am Schluſſe des Mittelalters iſt es wie das Morgengrauen einer mächtigen Umwandlung der religiöſen Anſchauung, wenn da das Typiſch-Feſte und die ſtarre Kirchlichkeit der Züge vergeht in den ſanften Linien naturwahrer Schönheit und wenn die Transcendenz gleichſam Fleiſch wird in religiöſer Innigkeit und perſönlicher Würde.

Seit dem ſechszehnten Jahrhunderte gehören Darſtellungen aus dem A. T. ſchon zur Hiſtorienmalerei (S. 553). Mit Vorliebe wählt man Stoffe, in denen das echt Menſchliche hervortritt — in rührender Gleichheit, tragiſcher Größe, leidenſchaftlicher Neigung, kühner Wildheit. Wie oft iſt Abraham's Opfer, ſind Judith, Simſon, der junge David, Tobias dargeſtellt, die alle von dem Höhenzuge der altteſtamentlichen Geſchichte, vollends wenn man ſie als Offenbarungs-Geſchichte faßt, weit abliegen. Man ſehe nur, wie viel Bilder allein die Dresdener Gemälde-Gallerie von Lot's Töchtern aufweiſt, ein Gegenſtand, der ſelbſt der phantaſiereichſten Typik zu ſpröde erſchienen iſt, und der von geiſtlichem Odem keine Spur verräth. — Und eigenthümlich iſt es, wie frei ſich die Darſteller dem Wortlaute der Erzählung gegenüber verhalten, wie hier die oft wunderlich abweichende Phantaſie der Ueberlieferung dem Künſtler den leitenden Faden lieferte. Darſtellungen aber, welche dem Gange der neuen Wiſſenſchaft und ihren ſtreng hiſtoriſchen, exegetiſchen Ermittelungen folgen, ſucht man vergebens. So wird die Malerei in ſehr verſchiedenen Wendungen ein bald vorgreifendes, bald langſam nachziehendes Spiegelbild zu den leiſen Wandlungen der religiöſen Kultur; ja, nicht ſelten wird ſie zur Verrätherin eines ungewollten und noch nicht gedachten Stimmungsbildes, welches die Miſchung zwiſchen Göttlichem und Menſchlichem in ganz anderen Verhältniſſen zeigt, als die offizielle und herrſchende Theologie eines Zeitalters.

Der Verfaſſer würde gewiß auf Dank rechnen können, wollte er dieſe Seite ſeines Werkes in einer ausführlicheren, weniger dürftig ſkizzirten Darſtellung, als die unſerige, dem Publikum darlegen, zumal ſich ſein Blick völlig frei zeigt von jener Befangenheit, die nicht ſelten ſelbſt tüchtigen Fachgelehrten anhaftet. *Chriſtianus.*

Ein Centralorgan für deutſche Novelliſten und Eſſayiſten.

Seit Langem iſt das Bedürfniß fühlbar geworden, daß den Schriftſtellern ein Organ an die Seite gegeben wird, welches ihre Intereſſen den Redactionen und dem Publikum gegenüber wahrt.

Die kleinen Provinzial- und Lokalblätter z. B. üben ſeit Jahren die Praxis, aus den hervorragenderern Journalen und Zeitungen Originalbeiträge abzudrucken, ohne den Verfaſſern derſelben einen Heller Entſchädigung zu geben. Sie glauben ehrlich zu handeln, wenn ſie allenfalls eine Quellenangabe machen.

Wäre nun die Schriftſtellerei eine Liebhaberei, ein Zeitvertreib in müßigen Stunden, alſo kein ernſter Beruf, von deſſen Betriebe die Exiſtenz des Schriftſtellers abhinge, ſo läge nichts Sträfliches darin, wenn Redactionen die Kinder dieſer Muße für ſich ausnützten, ſie beſchädigten die Erzeuger nicht, ſie übten nur das Recht des Klugen, der die Perle beachtet, die am Wege liegt, und ſie verwerthet. Aber das Schriftſtellerthum iſt ſeit zwei Decennien in die Reihe der *Broderwerbszweige* getreten, die geiſtige Nahrung iſt durch den Journalismus und die Publiciſtik zu einem täglichen Bedürfniß herangewachſen, und dieſes von Jahr zu Jahr ſich ſteigernde Bedürfniß hat die Nothwendigkeit hervorgerufen, daß Männer von Geiſt ſich ganz und gar der Befriedigung dieſes Bedürfniſſes widmen; ſie haben ihre Lebensaufgabe darin gefunden, ihren Beruf, oder kurzweg realiſtiſch benannt: ihren Broderwerb.

Was ſie alſo ſchaffen, iſt dem Zwecke entſprungen, den Forderungen der Zeit nach geiſtiger Nahrung zu genügen und ſich ſelbſt ihr Fortkommen dadurch zu begründen. Ihre Producte haben die Geſtalt der *Waare* angenommen, die für Geld zu haben iſt. Sie wird aller Welt offerirt, ſie iſt Gemeingut der geſammten Menſchheit; der materielle Vortheil aber, den ſie abwirft, gehört nur dem Einen, dem Erzeuger, dem Schriftſteller. Es ſteht ihm frei, mit ſeiner Waare zu thun und zu treiben was er will, und iſt es nicht deshalb ein Eingriff in ſeine Rechte, iſt es nicht geradezu ein *Diebſtahl*, wenn ein Anderer kommt und dieſe Waare an ſich reißt und ſie zum eignen Vortheil verwerthet? Iſt nicht das Raubritterthum zur höchſten Blüthe gebracht, wenn ein redactioneller Wegelagerer kommt, der ihm das, was er ſelbſt verwerthen kann, vor Publikums Augen ſtiehlt und es für eigene Rechnung zu Markte bringt?

In vielen Fällen erfährt nicht einmal der Schriftſteller den an ſeinem Eigenthum begangenen Raub und in den meiſten Fällen iſt die Verfolgung des Diebſtahls mit ſo vielen Weitläufigkeiten verknüpft, daß der Beſchädigte die Luſt verliert, mit dem in der Frage des geiſtigen Eigenthums ſehr dehnbaren Strafgeſetzbuch den Langfingern auf die Hände zu klopfen. Ueber dies bietet der Rechtsweg nicht einmal die Sicherheit, daß der Verklagte ſolvent iſt. Es kommt oft vor, daß Perſönlichkeiten an der Spitze eines Blattes ſtehen, die in der erſten Wagenklaſſe fahren, die feinſten Cigarren rauchen, die empfindlich gegen die geringſte Beleidigung ſind, denen aber conſequent nichts zu nehmen iſt, weil ſie eben nichts haben.

Nun prozeſſire ein in ſeinem Eigenthum beſchädigter Schriftſteller mit einem ſolchen mauvais sujet; das Gericht ſpricht ihm wohl ſonnenklar ſein Recht zu, was nützt ihm aber der Rechtsſpruch, wenn dem Verklagten nichts zu nehmen iſt, wenn er (der Schriftſteller) vielleicht obendrein noch die Koſten bezahlen kann?

Der Schreiber dieſer Zeilen ſpricht aus bitterer Erfahrung, und beſonders ſind aus Oeſterreichs redactionellen Kreiſen die trübſeligſten Berichte dieſer Gattung zu bringen.

Digitized by Google

Das Uebel iſt noch ſchlimmer geworden, ſeit es Mode iſt, daß die Perſönlichkeiten, die hinter einer Redaction ſtecken, ſehr oft wechſeln. Der Nachfolger glaubt nicht die Verpflichtungen ſeines Vorgängers halten zu dürfen; er weiß nichts von ſchuldig gebliebenen Honoraren, er weiß nichts von zurückgelegten Manuſcripten — dem in der Ferne wohnenden Mitarbeiter gehen Gelder und Arbeiten verloren und will er den entlaſſenen Redacteur zur Verantwortung ziehen, ſo weiß ſein Nachfolger wiederum nicht, wo ſein Herr Vorgänger weilt. Der Schriftſteller befindet ſich vielen Redactionen gegenüber in einer völligen Recht- und Schutzloſigkeit, und iſt auf Schriftſtellertagen bis jetzt ſo viel wie gar nichts gethan worden, dem Verhältniß zwiſchen Mitarbeiter und Redaction eine geregelte Baſis zu geben. Und doch ſind es gerade die Redactionen, mit denen der Schriftſteller am Meiſten in Berührung kommt; Intendanturen und Verleger kommen erſt in zweiter Reihe.

Meine Herren Collegen werden wiſſen, daß man an Redactionen Beitrag auf Beitrag ſenden, daß man aber nicht die Retournirung resp. Schadenerſatz beanſpruchen kann, wenn die Redaction nach monatelangem Schweigen endlich antwortet: bei uns iſt es nicht Uſance, Manuſcripte zurück zu ſenden. Wie mancher Schriftſteller weiß von dieſer Uſance-Einrichtung nichts und er wiegt vielleicht, weil er ſieht, daß er ſeine Arbeiten nicht zurückerhält, ſeinen Geiſt mit den ſchönſten Hoffnungen ein; endlich kommt die Stunde, wo er glaubt, höflichſt um ſein Honorar bitten zu dürfen, und da antwortet man ihm, daß ſeine Manuſcripte nicht verwendbar geweſen und daß es nicht Uſance iſt, Unbrauchbares zu retourniren!

Man möge ſich ſelbſt die Illuſtration eines ſolchen enttäuſchten, um ſeine Zeit und Mühe gebrachten Schriftſtellers machen; mich veranlaßten dieſe Thatſachen, ein Organ zu gründen, das die Intereſſen der Schriftſteller einigermaßen ſicher ſtellt. Die Intereſſen der Schriftſteller — ja wohl, es iſt an der Zeit, von dieſen Intereſſen zu ſprechen, denn ihre Zahl iſt bereits zu einer erſtaunlichen Höhe herangewachſen, und dieſe Maſſe hat ſich bereits in Ariſtokratie, in Bourgeoiſie und in ein großes geiſtiges Tagelöhnerthum geſchieden. Eine Ueberfüllung an Exiſtenzſuchenden, wie wir ſie bei allen Induſtriezweigen finden, iſt auch im Schriftſtellerthum zum Vorſchein gekommen — die ſociale Frage, das ſociale Uebel tritt auch hier in erſchreckenden Geſtalten auf und es ſoll und muß etwas dafür gethan werden, daß die geiſtige Arbeit einer geſetzlichen Regelung unterliegt, daß Arbeitern und Arbeitgebern (Mitarbeiter und Redactionen) ihre Rechte und Pflichten genau begränzt werden.

Der kaufmänniſche Betrieb, das Expeditions- und Speditionsweſen iſt in der literariſchen Welt längſt zur Geltung gekommen; auch das Firmenweſen iſt da, denn man ſagt bereits in Verlegerkreiſen: die Firma Mühlbach bewährt ſich, bei Temme ſteht's ſtill, etwas Exquiſites liefern Spielhagen und Schücking, überſeeiſche Waare beziehen wir von Gerſtäcker ꝛc.; — wenn wir alſo mit der Literatur auf ſo geſchäftlichen Füßen bereits ſtehen, warum ſollte nicht auch das Verhältniß des Mitarbeiters zu der Redaction die Haltung eines Verkäufers zum Käufer, eines Producenten zum Conſumenten annehmen? Warum ſollten wir nicht unſere Handelsbeſtimmungen, unſere Concursordnungen, unſere Börſenmaximen auch auf das geiſtige Gebiet verpflanzen können?

Ich weiß es, die Idealiſten werden über dieſe Behandlung der „heiligſten Güter der Menſchheit“ Zeter und Mordio rufen; aber wer dem Gange der Ereigniſſe auf literariſchem Felde nur einigermaßen folgt, muß, wenn auch im Innerſten widerſtrebend, zugeben, daß wir nothwendig und unabänderlich auf das Ziel einer trockenen, nüchternen Regulirung der literariſchen Geſchäfte zuſteuern. Die geiſtreichen Begleitbriefe der Manuſcripte (die Epigonen der „Briefwechſel“) werden wegfallen und man wird nur von Acceptation und Nichtacceptation, von Bedauern über ſchlechte Geſchäfte, vom Neueſten der Saiſon und von gangbaren Artikeln ſprechen.

Ja wohl, auch der Geiſt wird ſeine äußere Form finden, in der er ſich fortzuarbeiten hat zwiſchen Comptoirböcken und Handwerksſtätten; unſere Zeit iſt eine ſehr materialiſtiſche und auch der Geiſt muß dieſe Geſtalt annehmen, wenn er nicht als entbehrlicher Geſell von profanen Händen gekreuzigt werden ſoll.— Ich habe ein Central-Organ für Novelliſten und Eſſayiſten in der Abſicht gegründet, jene materialiſtiſche Geſtalt den geiſtigen Produkten zu verleihen. Im „Feuilleton“, wie das Organ heißt, werden die für Zeitungen und Journale brauchbaren Literatur-Erzeugniſſe abgedruckt, und als, durch den Druck vervielfältigtes, Manuſcript den Redactionen verkauft.

Durch die Vervielfältigung wird ein Manuſcript an dreißig bis vierzig verſchiedenen Orten zugleich abgedruckt. Diejenigen, die es abdrucken, ſind meine Abonnenten; von ihnen erhalte ich die Gebühren für das Abonnement und von mir erhält der Mitarbeiter ſein Honorar. Ich bin in der Lage, für den Druckbogen Gartenlaubenformat jetzt ſchon 25—35 Thaler Honorar zahlen zu können, und je höher die Abonnentenzahl ſteigt, deſto höher wird das Honorar. Auf daß der Mitarbeiter nicht in die Verlegenheit kommt, vermittelſt des „Feuilleton“ für ein Blatt zu arbeiten, für das er bereits Beiträge liefert und alſo dadurch einen Verluſt erleide, wird jedem Mitarbeiter auf Verlangen das genaue Verzeichniß aller Redactionen, die ſich auf das „Feuilleton“ abonnirt, beigegeben.

Dadurch, daß dieſes „Feuilleton“ den Redactionen kleinerer Blätter für einen billigen Abonnementspreis überlaſſen wird, haben ſie nicht mehr nöthig — bisher hatten ſie es nöthig, der beſchränkten Mittel wegen — ſich an fremdem Eigenthum zu vergreifen; was ihr Blatt bedarf an Unterhaltendem und Belehrendem, findet es im „Feuilleton“, und zwar zu dem geringen Preiſe von 1 Thlr. für jede Wochennummer, die nahe an tauſend Zeilen belletriſtiſches Material enthält.

Auf daß aber die Abonnenten nicht in die Lage kommen, zu ſagen: wir wollen Kräfte wie Spielhagen, wie Max Ring, wie Friedrich Friedrich ꝛc. ꝛc. in unſern Spalten haben, und dieſe Kräfte liefert uns das „Feuilleton“ nicht; auf daß ſie nicht in Folge deſſen zu den Fleiſchtöpfen Aegyptens, zum Nachdruck zurückkehren, bitte ich alle hervorragenden Geiſter um ihre Unterſtützung als Mitarbeiter. Da das Honorar, das ich zahle, kein ſo ganz geringes iſt, als daß es den Größen unſerer Literatur zu verächtlich wäre, dafür einen Abfall, einen Spahn ihres geiſtigen Schaffens zu liefern, da ferner in der Mitarbeiterſchaft das „Feuilleton“ eine gewiſſe Selbſthilfe liegt, eine Sicherheit gegen den Nachdruck — denn findet man ihre Namen auch im „Feuilleton“, wird ihr Eigenthum in anderen Blättern am eheſten reſpektirt — ſo haben immerhin die hervorragenden Geiſter einen Nutzen von der Mitarbeiterſchaft am „Feuilleton“. Die kleinen Provinzial- und Lokalblätter ſind kraft ihres beſchränkten Raumes ſo genügſam, daß ſie von ſämmtlichen deutſchen Schriftſtellern von Ruf jährlich nur einen Beitrag verwenden könnten. Fänden ſie nun dieſen einen Beitrag im „Feuilleton“, ſo wäre an einen Angriff auf das geiſtige Eigenthum der Schriftſteller, das außerhalb des „Feuilleton“-Bereiches läge, ſchwerlich zu denken.

Digitized by Google

Ich kann alſo geradezu behaupten, die einzige Möglichkeit, ſich vor dem Nachdruck zu ſchützen, liegt in der Beiſteuerung von Beiträgen für ein Organ, das nur für die redactionellen Flibuſtier beſtimmt iſt.

Der Nutzen, den das „Feuilleton“ für die unbekannteren Schriftſteller hat, iſt: daß ſie als Mitarbeiter des „Feuilleton“ nicht mehr nöthig haben, mit ihren Manuſcripten von Redaction zu Redaction hauſiren zu gehen. Sie haben nicht mehr abzuwarten, bis ſie — keine Nachricht erhalten, oder bis ſie erfahren, „daß es Uſance iſt“, Nichtconvenirendes nicht retour zu ſchicken. — Alle dieſe Uebelſtände ſind beim „Feuilleton“ aufgehoben; er wird Mitarbeiter durch daſſelbe von dreißig, vierzig verſchiedenen Blättern und dabei ſendet er ſein Manuſcript nur an eine Adreſſe und erhält ſeine Honorare auch nur aus einer Hand.

Jede Art von Auskunft ertheilt der Unterzeichnete und wird dem Mitarbeiter über beſonders unzuverläſſige Redactionen im Zahlen noch ſpeciell Aufſchluß gegeben. Der deutſche Schriftſteller ſoll fortan eine Quelle haben, an die er ſich in Verlegenheiten wenden kann, und ich beanſpruche vor Allem nur das Eine: Vertrauen.

Ich muß daſſelbe zu meinen Abonnenten, denen ich creditire, haben, ich beanſpruche es darum auch von den Mitarbeitern. — Herausgabe-Ort des „Feuilleton“: Altona.

Otto Spielberg.

Frankreich.

Das Kloſterweſen unſerer Zeit.

I.

Die Reſtauration des Mönch- und Nonnenthums.

Die alle Gemüther beſchäftigende Kloſterfrage findet auch jenſeits des Oceans ihren Wiederhall. Die neueſte Nummer von Putnam's Monthly Magazine enthält einen ſehr intereſſanten Aufſatz: „Mönche und Nonnen in Frankreich“, der, ſich in ſeinen weſentlichen Angaben auf ein kürzlich erſchienenes franzöſiſches Werk*) ſtützend, Thatſachen mittheilt, die mehr zur Aufklärung über dieſen Punkt beitragen müſſen, als alle noch ſo wohlgemeinten Reflexionen. Wir geben im Folgenden das Weſentliche wieder:

Diejenigen, welche an eine Umwandlung, eine allmähliche Veränderung des Menſchengeſchlechtes glauben, ſind nur zu geneigt, das Mönchthum für eine Inſtitution der Vergangenheit anzuſehen. Sie bilden ſich ein, daß ſeine Ueberbleibſel langſam ausſterben, und daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit der völlige Untergang dieſer mächtigen Organiſation bevorſtehe, welche eine der Hauptkräfte des mittelalterlichen Chriſtenthums bildete, und in welcher die hochfliegendſten Beſtrebungen und die kleinlichſten Leidenſchaften unſerer Natur durch die geſchickten Männer, welche ſie leiteten, zu gleich großen Erfolgen angewandt wurden. Die Philoſophen und Volkswirthe, die dieſer Anſicht huldigen, ſehen wenig von dem, was um ſie herum vorgeht. Es iſt wahr, daß die franzöſiſche Revolution die immenſen klöſterlichen Beſitzthümer ſäkulariſirt und ihre einſtigen Eigner zerſtreut hat, wie Heinrich VIII. zweihundertfunfzig Jahre früher es unerbittlich in England gemacht hat, und wie einige ſiebzig Jahre ſpäter das vereinigte Italien es erſt jüngſt zu thun gewagt hat; allein das Mönchthum iſt eine Hydra, welche ruhig und energiſch jeden abgeſchlagenen Kopf durch zwei neue zu erſetzen ſucht. So lange es fortfährt, einem Bedürfniß der menſchlichen Seele zu entſprechen, wird es auch fortfahren zu gedeihen, und die Welt hat noch einen langen Erziehungskurſus zu durchlaufen, ehe dies Bedürfniß aufhören wird, ſich fühlbar zu machen.

Es iſt unmöglich, ſich eine gründlichere Ausrottung vorzuſtellen, als die war, welche die klöſterlichen Congregationen durch die Schreckenszeit in Frankreich erlitten haben: ihre Schätze waren ſequeſtrirt, ihre Niederlaſſungen zerſtört, ihre Einrichtungen verpönt, ihre Perſonen jeder Beſchimpfung ausgeſetzt, — faſt ſcheint es unmöglich, daß ſie wieder Wurzel faſſen konnten in einem Boden, den eine ſolche Sündfluth heimgeſucht hatte. Dennoch ſind ſie heimlich zurückgekehrt und haben ſich unmerklich dermaßen vermehrt, daß ihr altes Territorium völlig wieder von ihnen eingenommen iſt. Nur aus Nachſicht wieder zugelaſſen und kaum vom Geſetze geduldet, iſt es ihnen doch gelungen, ein ungeſchriebenes Geſetz zu ihren Gunſten herzuſtellen; und trotz der unerbittlich büreaukratiſchen Tendenzen der franzöſiſchen Regierungseinrichtungen, wagt es Niemand, die Geiſtlichkeit zur Fügung unter das geſchriebene Geſetz zu nöthigen.

Da ſie ſehr wohl wiſſen, welche Vorurtheile in einem großen Theile der Geſellſchaft gegen ſie herrſchen, ſo verheimlichen ſie ſorgfältig ihre Fortſchritte; gleichwohl ſind dieſe Fortſchritte bereits groß genug, um ſie, der That nach, zu Herren der Situation zu machen. In ihren Schulen wird mehr als die Hälfte der Kinder von ganz Frankreich erzogen; durch ihre Beichtväter wird ein großer Theil der Gläubigen beherrſcht und geleitet; durch ihre Wohlthätigkeitsanſtalten verdienen ſie ſich die Segnungen vieler Tauſende. Die jetzige wie die künftige Generation ſind auf dieſe Weiſe ihrer Leitung anheimgegeben, und die unzählbaren Mittel der Beeinfluſſung, welche ſo in ihre Hand gelegt ſind, werden mit der vollendetſten Geſchicklichkeit gehandhabt von Männern, deren Erziehung ſie lehrt, daß, welche Mittel ſie auch immer brauchen mögen, dieſe durch den zu erlangenden hohen Zweck geheiligt würden. Es iſt ein altes Sprichwort, daß der Arm der Kirche ſehr weit reiche, und daß der, der es wagt, ſich ihrer Macht zu widerſetzen, ſicher iſt, früher oder ſpäter ſeine Kühnheit ſchmerzlich zu bereuen.

Der That nach, erlangen ſie ſo eine Strafloſigkeit, welche nur durch die entſchiedenſte Aeußerung der öffentlichen Meinung überwunden werden könnte; die öffentliche Meinung aber kann nicht gebildet oder geäußert werden, wo die Preſſe, wie in Frankreich, entweder parteiiſch oder mit einem Maulkorbe verſehen iſt. Die gewundenen Wege, die Napoleon III. in dem Beſtreben, eine neue Dynaſtie zu befeſtigen, eingeſchlagen hat, ſeine Verbindung mit Rom, der Einfluß der Kaiſerin und ihrer geiſtlichen Rathgeber, und die Furcht, die Oppoſition eines höchſt mächtigen Netzes von Organiſationen zu erwecken, die ſtets auf der Lauer liegen, alle dieſe Gründe führen die Regierung dazu, die geiſtlichen Congregationen zu begünſtigen. Jeder Schritt, den ſie vorwärts thun, giebt ihnen Boden für weiteres Fortſchreiten; die Anziehungskraft wächſt mit der Maſſe, und das Wachsthum der mönchiſchen Körperſchaften geht in mathematiſcher Progreſſion vor ſich. So ruhig iſt all dies vollbracht worden, und ſo ſorgfältig hat man die Reſultate verheimlicht, daß nur wenige Perſonen die Ausdehnung kennen, die ſchon erreicht worden iſt, und ebenſo wenig die Gefahr, der alle liberalen Inſtitutionen ausgeſetzt ſind durch die reactionären Tendenzen einer ſo rieſigen Körperſchaft, im Beſitz ſo vieler Beeinfluſſungsmittel, die nur

*) Les Congrégations religieuses. Enquête par Charles Sauvestre. Paris, 1867.

Digitized by Google

dem Papſte als höchſtem Oberhaupte Gehorſam ſchuldet, und die durch Eid verpflichtet iſt, die Grundſätze der Encyklica und des Syllabus durchzuführen.

Erſt durch das oben erwähnte Werk von Charles Sauveſtre, der die Geduld gehabt hat, alle Dokumente zu durchforſchen und die Kühnheit, das zu veröffentlichen, was er gefunden, iſt Licht auf dieſen Gegenſtand geworfen worden.

Laut ſtatiſtiſcher Nachrichten, die Herr Sauveſtre für glaubwürdig hält, zählten im J. 1789 die geiſtlichen Orden unter dem ancien régime in Frankreich nur 52,000 Männer und Frauen. Aus dem Cenſus von 1861 geht hervor, daß um dieſe Zeit in Frankreich offiziell anerkannt 108,119 Perſonen beider Geſchlechter zu einem klöſterlichen Leben ſich verpflichtet hatten; ſie waren vertheilt in 14,032 Häuſern; außerdem exiſtirte eine große unbeſtimmte Zahl ſolcher, die zu Congregationen gehörten, denen zur Zeit noch die ſtaatliche Anerkennung fehlte. Es geht alſo daraus hervor, daß der Boden, den ſie bei der Revolution verloren hatten, nicht nur wiedergewonnen iſt, ſondern daß ſeine Gränzen ſich um das Zweifache erweitert haben. Wie ſchnell dieſes Wachsthum vor ſich geht, erhellt am beſten daraus, daß in den achtzehn Jahren der Regierung Ludwig Philipp's nur vierzehn Befugniſſe zur Begründung neuer Brüder- oder Schweſterſchaften ertheilt wurden, während in den erſten acht Jahren des neuen Kaiſerreichs, von 1852 bis 1860, deren 982 bewilligt ſind, alſo durchſchnittlich *jährlich 119 neue Ordensſchaften!* Auf dem bevorſtehenden ökumeniſchen Concil der römiſchen Chriſtenheit wird es intereſſant ſein, wahrzunehmen, welch enormen Einfluß der päpſtliche Hof durch die zahlloſen und energiſchen Anhänger auszuüben vermag, die er ſich ſo allmählich und mühſam rekrutirt und organiſirt hat.

Dieſe wunderbare Thätigkeit des Kloſtergeiſtes in Frankreich iſt um ſo bedeutſamer, als nur wenige dieſer Orden wie in früherer Zeit lediglich frommer Betrachtung und Andacht geweiht, oder aſcetiſchen Uebungen ergeben ſind. Die praktiſche Richtung des Zeitgeiſtes äußert ſich auch in den weiten Beziehungen derer, die als Arbeiter auf dem Felde der Wohlthätigkeit und Nächſtenliebe wirken. So haben ſich

der Erziehung gewidmet	71,128	Individuen.
der Krankenpflege und Wohlthätigkeit .	20,681	„
Mit der Aufſicht in Rettungshäuſern und Landbauſchulen betraut	3,569	„
Nur religiöſen Pflichten ergeben ſind .	12,141	„

So ſucht denn die römiſche Kirche mit ihrer gewohnten Weisheit ſich den durch die moderne Civiliſation geſchaffenen Bedürfniſſen zu akkomodiren, und erlangt neuen Einfluß durch das viele Gute, dem ſie ſich zum Werkzeug leiht. Sie erkennt an, wie wenig ſich die menſchliche Natur geändert hat und ſie ruft zu ihrer Unterſtützung ſolche Motive zu Hilfe, welche fortgeſchrittnere Formen des Chriſtenthums längſt verbannt haben und als unverträglich mit reineren und verfeinerten moraliſchen Begriffen anſehen.

Die größere äußere Bildung verbietet heutzutage ein ſo ſchamloſes Zurſchautragen der Habgier, wie es in der alten Zeit der Kirche nur zu oft zu Tage trat; die ſyſtematiſchen und organiſirten Mißbräuche, die der Kirche in der mittelalterlichen Zeit einen Theil von faſt jedes Menſchen Beſitz zuführten, ſind unmöglich gemacht dadurch, daß die Jurisdiction der Geiſtlichkeit ſich jetzt lediglich auf geiſtliche Angelegenheiten beſchränkt; allein der Geiſt, der dieſe Mißbräuche veranlaßte, beſteht noch, in der Stille wirkſam mit mehr oder weniger Anſtand. Im J. 1860 bekannten ſich die geiſtlichen Orden Frankreichs zu einem Grundbeſitz im Werthe von 105,370,000 Francs. Unberechenbar iſt, wieviel ſie außerdem beſaßen, was nicht eingetragen war oder auf den Namen von Privatperſonen ging; auch kann kein Ueberſchlag gemacht werden von dem Kapital, das ſie in perſönlichem Beſitz angelegt hatten, denn dieſes iſt nicht erwähnt.

In Belgien, wo ſie durch das Geſetz nicht inkorporirt ſind, und wo ſie folglich keine Urkunden über Grundbeſitz erlangen können, dürfen ſie nicht mehr Grundbeſitz erwerben, als zu ihrer perſönlichen Unterkunft dringend nöthig iſt. Eine Folge davon iſt, daß der enorme Reichthum, den ſie in verhältnißmäßig geringer Zeit erworben haben, nahezu alle Staats-Obligationen und alles Actienkapital des ganzen Königreichs abſorbirt hat, und da ſie nie verkaufen, ſo iſt die Actienbörſe in Brüſſel faſt ganz leblos, aus Mangel an Stücken, mit denen gehandelt werden könnte.

Wie geſchickt die Mönchsorden alle Gelegenheiten zu benutzen wiſſen und wie groß der wachſende Reichthum nach dieſer Richtung hin iſt, erhellt aus der Thatſache, daß in den fünfzehn Jahren von 1830—1845 die Gaben und Vermächtniſſe, die für ſie in Frankreich eingetragen wurden, ſich auf 6,304,000 Francs beliefen, während ſie in wenig mehr als der Hälfte dieſer Zeit: von 1852—1860, 9,119,435 Francs erhielten, alſo ein faſt um das Dreifache vermehrtes jährliches Einkommen.

Während ein großer Theil dieſer Summe zweifelsohne aus den freiwilligen Geſchenken gläubigen Wohlwollens beſteht, oder aus dem eifrig erkauften Ablaßgelde verzweifelnder Sünder, kommt doch auch hie und da vor die Gerichtshöfe irgend ein ſchandbarer Prozeß, welcher zeigt, wie eifrig die alten Einflüſſe zu arbeiten wiſſen und wie wenig Gewiſſensbiſſe gerade von den Männern, die die ſelbſtloſe Lehre Chriſti verbreiten ſollen, empfunden werden, wenn es ſich darum handelt, ihr Intereſſe oder das der von ihnen vertretenen Inſtitutionen zu fördern.

Wir werden in unſerem folgenden Artikel einige causes célèbres dieſer Art mittheilen.

Italien.

Guglielmo Gajani, ein römiſcher Freiheitskämpfer.

Im vorigen Jahre ſtarb in Florenz Guglielmo Gajani, ein alter Kämpfer für die Freiheit Rom's. Er war ein reiches, edles Gemüth, voll der reinſten Abſichten, in ſeiner Jugend ein Streiter, der, begeiſtert für die Freiheit und in ſeinen glühenden Wünſchen für das Glück und den Ruhm ſeines Vaterlandes, durch die erſten Regierungshandlungen Pius IX. befördert, all' ſein Streben und eine glänzende Begabung, die ihm eine glückliche Zukunft verhieß, daranſetzte, um die Träume ſeiner Jugend zu verwirklichen, und der dafür aus ſeinem Vaterlande verbannt, ja von dem Boden des europäiſchen Continents verjagt, erſt in der freien Luft Amerika's wieder athmen durfte und dort endlich eine mühſelige Exiſtenz ſich gewann.

Nachdem Gajani ſeine Studien in Bologna beendet, ließ er ſich in ſeiner Vaterſtadt Rom als Advokat nieder und gewann bald einen volksthümlichen Ruf, indem er ungerecht oder böswillig Verfolgte vertheidigte, aber dadurch machte er ſich ſelbſt den Gewalthabern verdächtig als ein Menſch von gefährlichen Sympathieen. Es währte auch nicht lange, bis ein Vorwand zu ſeiner Feſtnahme gefunden wurde, welche damit endete, daß man ihn unter eine ſogenannte „politiſche Ueberwachung" ſtellte,

Digitized by Google

die ihn verpflichtete, niemals die Stadt zu verlaſſen und von Sonnenuntergang bis Aufgang ſich zu Hauſe zu halten. Zweimal jede Nacht kam die Polizei, ſeine Wohnung zu inſpiciren, ſich zu vergewiſſern, daß er darin war und zu ſehen, welche Geſellſchaft er bei ſich habe. Er wurde auch genöthigt, alle vierzehn Tage auf dem Polizei-Amte zu erſcheinen, um einen genauen Bericht über ſeine Art zu leben, abzugeben und um einen von einem Beichtvater unterzeichneten Schein vorzuzeigen, daß er gebeichtet habe. Seine Hochzeit nahte heran, als die Nachricht eintraf, daß ſeine Verlobte zu Bologna ſchwer erkrankt ſei. Von Schmerz ergriffen, bat er bei der Polizei um Erlaubniß zu einer Reiſe, um ſie zu beſuchen, aber man wies ihn ab, indem man ſich grauſam über ihn luſtig machte und ihn brutal aus dem Amte entfernte. „Solchen Demüthigungen", fügt ſein Biograph hinzu, „wurde ein Edelmann von untadelhaftem Charakter, von ehrenwerther Familie, von gebildeten Sitten, von freiſinniger Erziehung, von ehrenvoller Stellung und geläutertem Gefühl ausgeſetzt, und um was? Kein Unrecht gegen die Geſellſchaft, kein feindſeliger Akt gegen die Regierung wurde als ein Vorwand für dieſe Verfolgungen geltend gemacht; ſie wurden veranlaßt durch den Argwohn und die Furcht, welche despotiſche Grauſamkeit dem Tyrannen einflößt, ſei er Nero von Rom, Ludwig XIV. von Frankreich, Philipp II. von Spanien oder Theodor von Abeſſinien."

Zu jener Zeit hatte die Regierung Gregor's XVI. die päpſtlichen Staaten bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht. Alle Unternehmungen und Verbeſſerungen wurden vereitelt — Eiſenbahnen, Gasanſtalten und Telegraphen wurden als gefährliche Neuerungen verdächtigt; Fabrikunternehmungen von Fremden und Erfindungen wurden unmöglich gemacht, die Steuern wurden vervielfältigt und ſoziale und commerzielle Unternehmen eingeſchränkt. Raub, Mord und jede Gewaltthat herrſchten im Uebermaß. Fremde Söldner bedeckten die Straßen und öffentlichen Plätze Rom's, und eine inquiſitoriſche Polizei erforſchte die innerſten Geheimniſſe des Familienlebens. Die geringſte Vernachläſſigung der Gebote der Kirche wurde als Beweis für verrätheriſche Abſichten gegen die Regierung angeſehen. Die Gefängniſſe waren überfüllt mit Opfern der Spionage, welche auf Grund geheimer Denunciationen gefangen geſetzt waren und ohne Unterſuchung verurtheilt oder vor eine Militär-Commiſſion oder eine Junta von Jeſuiten geſchleppt wurden, ohne geſetzliche Vertheidigung. Dieſe Gefangenen wurden in dunkle und ſchmutzige Kerker geſperrt, wo eine Anzahl von ihnen ſtarb, ohne ihre Feinde kennen zu lernen; viele wurden den grauſamſten Folterqualen unterworfen, um von ihnen ein Bekenntniß politiſcher Verſchwörung zu erpreſſen, und faſt täglich wurden einige zum Tode verurtheilt, nur aus Laune der kirchlichen Gewalthaber. Das Volk, ohne Hoffnung auf Erlöſung von einer zugleich grauſamen und ſchwachen Mißregierung, welche Bitten und Vorſtellungen mit der Anklage von Verrath beantwortete, wurde zu geheimen Verbindungen getrieben. Es entſtand die Geſellſchaft des „Jungen Italiens", welche als ihr Ideal die Befreiung Italiens von religiöſem und politiſchem Despotismus und ſeine Einheit als die einer freien und unabhängigen Nation erſtrebte, und welcher auch Gajani und ſeine Brüder ſich anſchloſſen. Auf den Verdacht hin, dieſem Bunde anzugehören, wurde erſt ein jüngerer Bruder und einige ſeiner Verwandten in's Gefängniß geworfen und den grauſamſten Folterqualen ausgeſetzt, er ſelbſt und zwei Andere kamen in einen unterirdiſchen finſtern Kerker von ſechs Fuß im Quadrat mit einer ſchmalen oberen Oeffnung für das Licht und die Luft, welche zur Nacht verſchloſſen wurde. Aus dieſer ſeiner zweiten Gefangenſchaft wurde er erſt durch den Tod Gregor's XVI. und die Amneſtie befreit, welche ſein Nachfolger Pius IX. beim Antritt ſeiner Regierung erließ. Die freiſinnigen Maßregeln, durch welche die erſten Zeiten des Pontificats Maſtai Feretti's ausgezeichnet wurden, und die ſo große und gerechte Hoffnungen in den Herzen aller italiäniſchen Patrioten entzündeten, riefen auch Gajani zu erneuerter politiſcher Thätigkeit. Ueberall ſtand er an der Spitze, indem er zu dem Dienſte der Freiheit eine herrliche Gabe der Beredtſamkeit, einen mit geſchichtlichen Erinnerungen ausgerüſteten und in geſetzlichen Formen geſchulten Geiſt, eine geſellſchaftliche und geſchäftliche Stellung von hoher Achtbarkeit und eine edelmüthige Begeiſterung für die Sache mitbrachte. Er trat ſelbſt als Offizier in das Corps ein, welches die Römer im Jahre 1848 zur Unterſtützung des Kampfes, den Karl Albert im Norden Italiens gegen die Oeſterreicher unternahm, errichteten. Nach der Niederlage bei Novarra folgte bald die Kataſtrophe in Rom, die Flucht des Papſtes und in Folge deſſen die Proclamirung der Republik als der Regierungsform des Kirchenſtaates.

In der Schaffung der Republik und als ein Mitglied der conſtituirenden Verſammlung ſpielte Gajani eine hervorragende Rolle, welche ihn für das Exil reif machte, ſobald ſich der Papſt ſtark genug fühlte, die Verfolgung freiſinniger Männer zu unternehmen. Zur Wiedererlangung dieſer Macht war ihm ein Mann behilflich, deſſen geheime Abſichten keine gewöhnliche Weisheit jemals ergründet hat — der Mann des Geheimniſſes, das Kind des Schickſals, der, während in Rom eine treffliche Regierung für Ordnung und Ruhe im Innern und für Schutz nach Außen ſorgte, bereits den erſten Akt in dem neuen Drama des franzöſiſchen Kaiſerreichs entwarf, welches in der blutigen Nacht des 2. Decembers aufgeführt wurde. Der Präſident der franzöſiſchen Republik ſah in einer Occupations-Armee zu Rom, welche Oeſterreich als den Beſchützer des Papſtthums verdrängte, die Stütze des Hebels, der ihn zur kaiſerlichen Macht erheben ſollte. Eine Armee von zehntauſend Mann wurde abgeſandt, um die brüderlichen Grüße der franzöſiſchen Republik der Republik von Rom zu überbringen! Die ganze Welt kennt die Geſchichte — wie in jener verzweiflungsvollen Stunde Garibaldi, der patriotiſche General, eine „Legion der Hoffnung" organiſirte, wie zuletzt eine Armee von vierzigtauſend Mann die ewige Stadt belagerte, wie die Franzoſen nach dem Bombardement in der Nacht des 13. Juni ihren Einzug hielten mitten unter den Verwünſchungen des Volkes, wie Garibaldi ſeinen Rückzug antrat, indem er ſeine Leute mit den Worten ordnete: „Soldaten! Als Belohnung der Liebe, welche Ihr für das Vaterland hegt, biete ich Euch Hunger, Durſt, Kälte, Krieg und Tod. Aber wer noch ſein Vaterland liebt, der komme und folge mir." Schreckliche Zeiten brachen nun über Rom herein. Mit dem zurückkehrenden Papſte kehrten auch Spione, Kardinäle, Inquiſitoren zurück, und folgten ſchnell Verhaftungen, Einkerkerungen, Verbannung, Baſtonade, Tortur und Tod. Die Induſtrie wurde gelähmt, die Steuern vermehrt; fremde Soldaten, Prieſter und Bettler ſchwärmten wieder in den Straßen Roms umher. Die Herrſchaft des Schreckens begann; polizeiliche Hausſuchungen wurden erneuert, die Beichte wurde gemißbraucht zur Entdeckung von Patrioten, indem man Weiber und Kinder mit den Strafen des Fegefeuers bedrohte; das heilige Amt (die Inquiſition) wurde wieder eingeführt und ſeine Hallen wurden noch einmal zu flüſternden Gängen, welche die ſchrecklichſten Seufzer der Patrioten wiederhallten in das Ohr der prieſterlichen Rache.

Digitized by Google

Gajani, welcher in dem letzten Kampfe gegen die Franzoſen verwundet worden war, entkam nach Piemont, wurde aber auch von hier bald durch jeſuitiſch-reactionaire Einflüſſe vertrieben und mußte von Land zu Land fliehen, bis kein Zufluchtsort für ihn auf dem Feſtlande von Europa blieb und er nach Amerika ſich rettete. Als er hier nach Jahren der Drangſal und Entbehrung ſich eine ehrenvolle Stellung errungen, rief ihn die ſchnell bewirkte Einigung Italiens unter Victor Emanuel nach ſeinem Heimatlande zurück, dem er durch ſeine reiche Erfahrung und ſein vielſeitiges Talent gewiß nützlich geworden wäre, wenn nicht eine Krankheit, zu welcher ſeine Flucht über die Alpen im Winter 1852 den Keim gelegt, ihn von jeder Betheiligung an den Staatsgeſchäften fern gehalten hätte, bis ihn am 8. Juni 1868 ein ſanfter Tod von ſeinen Leiden erlöſte.

Doch der Proteſt eines ſolchen Lebens wie das Gajani's gegen den Despotismus iſt nicht vergebens geweſen. Für Einen, welcher das Leben nach zeitlichem Erfolg und Gewinn mißt, mag das ſeinige für weggeworfen gelten. Aber ein heroiſches Leben, unter der Zucht des Geiſtes, belohnt ſich ſelbſt, und kein Opfer für die Sache der Freiheit und Humanität wird vergeblich gebracht. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die Vorherſagung, welche Gajani ausſprach, als er Rom verließ, um in ſein trauriges Exil zu gehen, doch erfüllt werden wird: „Gott wird gnädig auf unſer Elend und auf unſern Glauben an ſeine ewige Gerechtigkeit blicken. Die Zukunft iſt nicht für das Papſtthum, ſie iſt für Italien. Der Balſam der Freiheit iſt fähig, alle ſchrecklichen Wunden zu heilen, welche der Despotismus der Nation geſchlagen hat."

Rußland.

Zur Kulturgeſchichte der Moskowiten.

Die Polen in Sibirien.*)

Ueber die Novitäten der ruſſiſchen Literatur ſoll ich Ihnen berichten? Ach, daß Gott erbarm'! Die zu allen Zeiten armſelig beſtellte ruſſiſche Literatur feiert ja während der Sommermonate faſt gänzlich. Außer Tagesblättern und den während dieſer Zeit auch recht armſelig dotirten Monatsrevüen erſcheint kaum irgend eine leſenswerthe ruſſiſche Druckſchrift im ganzen koloſſalen Ruſſenreiche — es ſei denn die Ueberſetzung irgend eines engliſchen, franzöſiſchen oder deutſchen Romans. Für Originalarbeiten hat der Ruſſe dann weder Zeit, noch Sinn. Insbeſondere war dies noch während der letzten ſechs Monate zu bemerken, wo alle Federn der Literaten faſt nur mit Schimpf- und Schmähartikeln gegen den Profeſſor Schirren, oder auch gegen die Herren v. Bock, Jul. Eckardt, Jegor v. Sievers, den Profeſſor Dr. Meyer, Redacteur der deutſchen Zeitung in St. Petersburg, ſowie gegen alle Deutſchen in Rußland eifrigſt beſchäftigt und jeglicher Sinn für andere und ernſtere Geiſtesarbeit, als dieſe Polemik abſorbirt war: — Schimpf- und Schmähartikel der allerbrutalſten, niedrigſten und erbärmlichſten Art, die zu erwidern Niemand für geeignet fand, und in welchen gerade die erſten Tagesblätter, die von Katkov und Leontjew redigirten „Moskauer Nachrichten", die „Stimme" (Golos) von Krajewsky und die „Petersburger Nachrichten" von Korſch vor Allen excellirten. Einen Begriff von dem Standpunkte dieſer Journale können Sie ungefähr erhalten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen, die jetzt in Böhmen erſcheinenden, das Moskowitenthum bewundernden und auf die deutſche Kultur ſchimpfenden, tſchechiſchen Blätter zu leſen, oder ſich überſetzen zu laſſen. Es iſt Ihnen vielleicht noch nicht bekannt, daß ſich ſeit einiger Zeit ſehr viele Moskowiten in Prag niedergelaſſen haben, wo ſie mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebot ſtehen, gegen die Deutſchen agitiren.

Den einzigen Artikel in anſtändiger, vernünftiger Sprache der gegen den wackern Schirren in jenen ruſſiſchen Journalen erſchienen, ſchrieb der Hiſtoriker Profeſſor Pogodin, jedoch in ſeiner bekannten großprahleriſchen, abſprechenden Weiſe. Aber auch dieſer konnte nicht beantwortet werden, — da Cenſur und geheime Polizei den ungefähr zwei Millionen Deutſchen in Rußland jeden aufrichtigen, freien Einwurf und eine offene Vertheidigung gegen die hohlen, erbärmlichen Schmähſchriften der von Katkov und Genoſſen aufgehetzten, rohen Moskowiten ſtreng verbieten und ahnden. Nach Anſicht dieſer ſogenannten Patrioten ſind die Deutſchen nun einmal dazu da, den Ruſſen zu dienen, die ſchwerſten und härteſten Arbeiten in Rußland zu verrichten und ſich dafür auch geiſtig knechten zu laſſen.

Nachdem der Thronfolger — obgleich er eine deutſche Prinzeſſin zur Frau hat und faſt ſämmtliche Frauen des ruſſiſchen Kaiſerhauſes Deutſche ſind — in ſeinem von der däniſch-(Dagmariſch-) moskowitiſchen Camarilla ſeiner Umgebung genährten Deutſchenhaſſe durchgeſetzt hatte, daß der hochverdiente und allgemein geliebte Miniſter des Innern, Walujew, der hochherzige Beſchützer von Civiliſation und Bildung, der unermüdliche Vermittler zwiſchen Ruſſen, Polen und Deutſchen, geſtürzt wurde, hat der Nachfolger des Letzteren, General Timaſchew, ſein Möglichſtes gethan, den Fanatismus der Moskowiten zu ſchüren und die Deutſchen mit dreifach geſchärfter Cenſur, mit Strafen und Verfolgungen zu drücken und zu knechten. Als früherer Chef der geheimen Polizei, hat dieſer General das Miniſterium des Innern jetzt faſt zum Haupt-Departement der dritten Abtheilung der Kanzlei des Kaiſers — bekanntlich die geheime Polizei — erhoben. General Timaſchew und Graf Peter Schuwalov, Chef jener dritten Abtheilung, ſind unzertrennliche Freunde und gehen Hand in Hand; Erſterer ſpricht aus Grundſatz nie deutſch, ſondern nur franzöſiſch neben dem Ruſſiſchen. — So dominirt denn gegenwärtig in Rußland die geheime Polizei. Daß die Deutſchen bei dieſem Regime hier gerade nicht im goldenen Zeitalter leben, wird Jeder leicht begreifen.

Als eine bemerkenswerthe ruſſiſche Originalſchrift wäre allenfalls der noch unvollendete Roman „Krieg und Frieden", vom Grafen Leo Tolſtoi, in 6 Bänden, von welchem jedoch der ſechſte noch fehlt, zu nennen; — er ſpielt während des franzöſiſchen Krieges von 1812 — und wollen wir ihn nach ſeiner Beendigung näher beſprechen. Nach Ablauf der Sommermonate fangen denn auch die Monatsrevüen an, beſſere und gehaltvollere Arbeiten zu bringen, von welchen wir heute aus den „Vaterländiſchen Memoiren" für Auguſt dieſes Jahres die erwähnenswerthe, hiſtoriſche Skizze des Herrn Maximov: „Ueber die Verbannten Sibiriens" hervorheben wollen. Es werden hier zwar moskowitiſche Zuſtände geſchildert, die jetzt nicht mehr in dieſer Barbarei vorhanden ſind, da der milde Alexander II. manche Spuren der dreißigjährigen, tyranniſchen Regierung

*) „Ueber die Verbannten Sibiriens", von Maximov. („Vaterländiſche Denkwürdigkeiten." Auguſt 1869. St. Petersburg.)

Digitized by Google

ſeines Vaters vertilgt hat, aber die Schilderung behält immer noch ihren Werth, da ſie eine charakteriſtiſche Illuſtration des Verhältniſſes der Moskowiten zu den ſlaviſchen Schweſternationen liefert.

Wenn man zu einer nicht allzu entfernten Vergangenheit zurückgeht, ſo begegnet man den erſten verbannten Polen in Sibirien zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Dies waren die herrſchaftlichen Conföderirten. Laut amtlichen Berichten erſchienen dieſe Unglücklichen daſelbſt, nachdem ſie ſchon in der Heimat ſo verunſtaltet worden waren, mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren. Der damalige Gouverneur von Sibirien, Schenſchin, begegnete ihnen ſogleich mit echt ruſſiſcher Bosheit und Rache, die Herr Maximov unbegreiflicher Weiſe verſteckt nennt, obgleich ſich ſeine boshaften Begrüßungen ſogleich durch die That bekundeten. Schenſchin pflegte die Polen an dicke Holzklötze feſſeln zu laſſen, mehrere Perſonen zuſammen, und befahl dann, dieſe Unglücklichen von dem hohen Berge des Tobolsky'ſchen Kreml zu ſtürzen. Der Holzklotz zerſchlug ihnen natürlich Knochen und Köpfe. Obgleich von dieſer Barbarei des Gouverneurs nur Traditionen auf uns gekommen ſind und offizielle Dokumente darüber nicht vorliegen, ſo hat man doch keinen Grund, meint Herr Maximov, dieſelben zu bezweifeln, indem nicht allein zu jener Zeit, ſondern ſogar viel ſpäter noch die ſibiriſchen Satrapen ſich über alle Maßen durch Barbarei und thieriſche Bosheit ausgezeichnet haben. Und nicht bloß die Gouverneure, auch ſibiriſche Beamte zweiten Ranges erlaubten ſich oft die ſonderbarſten und eigenmächtigſten ſogenannten „Späße". So erzählt z. B. Herr Maximov nebenbei auch folgenden Fall von dem Chef des ſibiriſchen Bergweſens, Nariſchkin, einem Taufſohne Katharina's II., welcher im Jahre 1775 nach den Bergwerken von Nertſchinsk geſchickt ward. Als dieſer Würdenträger ſein Reſſort antrat, verabſchiedete er ſämmtliche dort dienende Beamte und ſuchte an deren Stelle neue unter den Sträflingen aus, die er dann in den Offiziersrang erhob. Darauf ſaß dieſer Sonderling elf Monate in ſeinem Hauſe verſchloſſen, ſelbſt bei geſchloſſenen Fenſterläden, beſuchte Niemand und empfing Niemand. Eines ſchönen Sonntags jedoch trat Nariſchkin aus ſeiner freiwilligen Gefangenſchaft ganz unerwartet an's Tageslicht, befahl in der Kirche, ſtatt der Frühmeſſe, ſogleich die große Meſſe zu leſen und kam ſelbſt zum Gottesdienſt, geführt von zwei dicken Weibern, die ihn tanzend begleiteten und dabei ſein Lieblingslied ſangen: „Brüderchen iſt reich, hat uns ſchöne Schuh' gekauft" ꝛc. Mit den Geldern der Krone ging dieſer Berghauptmann wie mit ſeinen eigenen um, ſchickte weder dieſe ſelbſt nach Petersburg, noch irgendwelche Abrechnung. War die Kaſſe der Krone gänzlich durch ihn erſchöpft, ſo nahm er Geld von den reichen Kaufleuten, indem er Kanonen vor ihre Häuſer auffuhr und drohte, ſie zuſammenzuſchießen, wenn ſie ihm nicht eine beſtimmte Summe ausliefern würden. Außerdem verordnete Nariſchkin einen neuen, von ihm erfundenen Feiertag, „die Eröffnung des neuen Segens", an welchem Alle beichten mußten; auch ſammelte er ſelbſt ſich ein Heer, vereinigte mit demſelben das von ihm aus den wilden Tunguſen organiſirte Huſarenregiment, marſchirte von Nertſchinsk auf Irkutsk los und plünderte unterwegs die Waarenzüge der Kaufleute. Ein anderer Chef der Bergwerke, Melikin, verbreitete durch ſeine grauſame Härte überall ſolch eine Furcht, daß während ſeiner Spaziergänge in der Anſiedelung die Kinder vor ihm flohen und die Greiſe ſich hinter den Ecken der Häuſer verſteckten. Der bekannte Rütſchkov, einer von den Nachfolgern Nariſchkin's, ließ, ungeachtet ſeiner Bildung, die Leute mit Stöcken zu Tode prügeln u. ſ. w. Da wird man wohl zugeben, daß zur Zeit ſolcher despotiſchen Willkür and Grauſamkeiten, wie ſie vom Gouverneur Schenſchin mit den polniſchen Verbannten verübt ſein ſollen, nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

Einen bedeutenden Zuwachs von polniſchen Verbannten erhielt Sibirien im Jahre 1832. Die große Mehrheit der politiſchen Verbannten gehörte den Eingeborenen des Königreiches Polen, beſonders dem Stande der Schlachtizen, an und war faſt ohne Ausnahme römiſch-katholiſchen Glaubens. Der damalige Oberberghauptmann von Nertſchinsk bewillkommnete die verbannten Polen mit folgenden Worten: „Wenn ihr euch unterſtehen ſolltet, auch hier noch gegen die Regierung zu conſpiriren, ſo erwartet euch bei mir weder Strick, noch Kugel, ſondern der Stock, mit dem ich euch zuſammenhauen laſſen werde." Nachdem er die Unglücklichen ſolchergeſtalt mit Worten gehörig heruntergemacht, wurde der Machthaber zwar etwas menſchlicher und fragte ſogar wohlwollend Jeden nach ſeinem Stande, ſeiner Beſchäftigung, ſeinen Jahren u. ſ. w., doch in der Folge zeigte ſich dieſer geſtrenge Herr auch vollkommen ſo, wie bei der erſten Begrüßung der Verbannten. Bei der Reviſion der Bergwerke ſchalt er bald die Beamten, daß ſie die Polen auf die Arbeit ſchickten, ohne Unterſcheidung der Gebildeten von den gemeinen Verbrechern; bald zürnte er wieder, daß ſie gefährlichen Leuten beiſtänden und ſie nicht zu den Bergwerksarbeiten benutzten. Dieſer Berghauptmann war übrigens ſchon Einer von den Letzten der Mohikaner. Die ihm folgenden zeichneten ſich, nach dem Urtheile der Polen ſelbſt, durch humanere Behandlung und anſtändigere Beziehungen zu den Verbannten aus.

Man zwang die Verbannten nicht mehr, in den Bergwerken ſelbſt zu arbeiten, d. h. in den unterirdiſchen Schachten, ſondern ließ ſie bloß die Karren mit Erde oder den gewonnenen Metallen an den Ort ihrer Beſtimmung führen. Nach dem Geſetze iſt eigentlich keine Kategorie der Exilirten von der Körperſtrafe befreit, doch war kein Beiſpiel vorhanden, daß man einen politiſchen Verbrecher ohne vorhergegangene Unterſuchung beſtrafte, wie es mit den Anderen geſchieht. Bei dem Uebergange von der Sträflingsarbeit zur Anſiedelung in Sibirien beſchäftigten ſich die meiſten verbannten Polen mit Kleinhandel, Lieferungs-Arbeiten und der Landwirthſchaft und erfreuten ſich von Seiten der Eingeborenen eines beſondern Vertrauens. Merkwürdig iſt es, daß alle politiſche Verbrecher mit dem allgemeinen Namen Polen bezeichnet wurden, und als Hauptunterſcheidungs-Merkmal galt nicht die Sprache, ſondern die Bildung. Viele der verbannten Polen beſchäftigten ſich mit ihrer weiteren Ausbildung und erlangten auch wirklich einen bemerkenswerthen Grad von Gelehrtheit. In der großen Anſiedelung von Nertſchinsk wurde durch freiwillige Beiträge aller verbannten Polen eine Bibliothek angeſchafft, die durch Gediegenheit und Auswahl der Werke, wie durch Anzahl der Bände, ungefähr 3000, ziemlich bedeutend war, und die auch von den andern Abtheilungen der Bergwerke benutzt werden konnte. Den Grund zu dieſer Bibliothek legten vier Polen, die wegen der Kanarsky'ſchen Sache verbannt waren und unter einander einen Verein bildeten, genannt „Ogol". In der Folge bildete ſich hieraus die „Societät der transbaikalſchen Verbannten", welche die Bibliothek verwaltete, Bücher und Zeitungen verſchrieb, die Zuſtellung von Briefen übernahm und auch die Kaſſe führte, die durch freiwillige Beiträge der Wohlhabenderen gegründet war. Dieſe Kaſſe ſtand unter der unmittelbaren Leitung eines beſondern Kaſſirers, — den man alljährlich wählte, — und wurde zur Unterſtützung von Greiſen, Kranken und Arbeitsloſen benutzt, ſowie ſie auch Vor-

Digitized by Google

ſchüſſe machte zum Etabliſſement einer Wirthſchaft, oder zu kaufmänniſchen und induſtriellen Unternehmungen. Die Wohlthaten dieſer Kaſſe genoſſen alle Glieder der Societät und waren von denſelben nur die nichtpolitiſchen Verbrecher unter den Polen und von den politiſchen bloß diejenigen ausgeſchloſſen, die ſich mit eingeborenen Sibirierinnen verheiratet hatten und auf dieſe Weiſe in die dortige Gemeinde eingetreten waren. Die Societät gewährte den unglücklichen, verbannten Polen einen wahren Troſt. Die gegenſeitige Unterſtützung und Controle wirkte vortrefflich auf die Verbannten ſelbſt, erleichterte ihnen das Leben, wahrte ihre innere Würde und bewirkte, daß ſie ſowohl beim Volke als bei den Machthabern in gewiſſem Anſehen ſtanden. Die innige Freundſchaft und der gegenſeitige Beiſtand der Polen unter einander erſchienen den Eingeborenen muſterhaft und waren es auch in der That. Jeder neue zu den Bergwerken Verurtheilte fand bei den Alten eine Zufluchtsſtätte, ſowie die nöthigen Rathſchläge für das fernere Leben. Selten nur kannte die Societät nicht irgend Jemand von den Unglücklichen. Die allgemeine Verſammlung zur Controle und Rechenſchaftsablegung über Einnahmen und Ausgaben der Societät fand gewöhnlich in der Hauptanſiedelung von Nertſchinsk um Weihnachten ſtatt. Aus den entfernteren Orten ſtrömten um dieſe Zeit alle Verbannten zuſammen, theils zur Begrüßung der alten Kameraden, theils zur kirchlichen und feſttäglichen Feier, ſowie auch zum gegenſeitigen Austauſch von Bedürfniſſen, Plänen und Mittheilungen und zu ferneren Anordnungen über Operationen und Unterſtützungen der Kaſſe. Die Regierung wußte natürlich genau um die Verſammlungen und um die Wirkſamkeit der Societät „Ogol" und ſtörte dieſelbe nicht in ihrem wohlthätigen Wirken.

Unter dem Einfluſſe dieſer Societät und mit Hilfe der Unterſtutzungskaſſe lebten die Polen von dem Ertrage verſchiedener Gewerbszweige, beſchäftigten ſich mit Lieferungsarbeiten, mit Kleinhandel oder dienten Privaten und auch der Krone als Handlungs-Commis, Stationshalter, Gemeindeſchreiber u. ſ. w. Sibirien verdankt den Polen manche neue, bis dahin ganz unbekannte Erwerbsquellen, ſowie die Einführung der rationellen Landwirthſchaft. So richteten die Polen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit auf den Reichthum und die Güte der ſibiriſchen Cedern und bereiteten dort zuerſt aus den Cedernnüſſen, — die bis dahin von den Eingeborenen nur als Naſchwerk genoſſen wurden, — das herrliche Cedernöl. An dem Baikalſee wurde von den Polen eine Fabrik angelegt, die ſich nur mit der Bereitung des Cedern-Oeles beſchäftigte, welches durch ſeine vorzügliche Qualität ſich allgemeinen Ruf erwarb und in großen Maſſen von Moskau aus verlangt wurde, wo es von den Kaufleuten wie ein koſtbarer Schatz gehalten wurde. Außerdem verbeſſerten die verbannten Polen den Garten- und Gemüſebau Sibiriens bedeutend, welcher ſich in einem erbärmlichen Zuſtande befand, verbreiteten beſſere Gattungen von Getraide und Gemüſen, machten die Ackerbauer mit den vervollkommneten Ackerbau-Geräthen, wie insbeſondere mit den ſogenannten litthauiſchen Senſen bekannt, gründeten Butter- und Käſewirthſchaften und legten ſich auch auf Pferdezucht. Sogleich nach Entlaſſung der Polen aus Sibirien verfiel auch die Cedernöl-Fabrikation, die Bereitung der vorzüglichen Käſe, die Pferdezucht, ſowie der von ihnen betriebene Kleinhandel und die Gewerke. Auch beſchäftigten ſich die Polen mit dem Unterrichte der Kinder und theilten dieſe Sorge mit den verbannten „Decabriſten" (von dem Aufſtande gegen Kaiſer Nikolaus im December 1826 ſo benannt), wodurch ſie ſich ein gewiſſes Verdienſt bei den Eingeborenen erwarben. In Sibirien iſt, Dank den Bemühungen dieſer Unglücklichen, die Zahl der Leſenden unter den Koſaken ſowohl, wie unter den Fabrikarbeitern und ſtädtiſchen Gewerbetreibenden bedeutend größer als im europäiſchen Rußland; auch die Kaufmannſchaft iſt dort gebildeter und entwickelter.

Ungeachtet jedoch ihres verhältnißmäßig erträglichen Lebens in Sibirien, war alles Sinnen und Trachten der polniſchen Exilirten von jeher doch nur auf Erlöſung aus ihrer unfreiwilligen Verbannung gerichtet. Die wiederholten Flucht- und Befreiungsverſuche der Polen, ſowohl ganzer Partieen als auch einzelner Perſönlichkeiten, ſetzen in Erſtaunen durch Kühnheit der Unternehmungen und Energie der Ausführung, durch unglaubliche Ausdauer und die ſchrecklichen Folgen im Falle des Mißglückens. Ein Prieſter, Namens Sirotzinsky, welcher wegen Betheiligung an dem November-Aufſtande nach Omsk verbannt war, organiſirte dort eine geheime Verſchwörung unter den polniſchen Verbannten. Der Zweck der Verſchwörung war: Trennung Sibiriens von Rußland, Befreiung aller Exilirten und Umwandlung der Sträflinge in Anſiedler. Im Falle des Mißglückens der Unternehmung des großen Bundes, ſollten ſich Alle mit den Waffen in der Hand durch die kirgiſiſche Steppe nach Taſchkent und der Bucharei durchſchlagen, um von dort, wenn es nöthig ſei, nach dem engliſchen Indien zu gelangen. In Omsk und ſeinen Umgebungen ſammelten ſich ungefähr 2000 Polen. Einen Tag vor dem zum Aufſtande angeſetzten Termine machten **drei Polen** (nicht Ruſſen!), Soldaten des Aufſtandes von 1830, der Regierung eine genaue, ausführliche Denunciation über die Zwecke und Mittel der Verſchwörung. Natürlich wurden ſogleich die Führer der Verſchwörung in Omsk und den Umgebungen verhaftet. Darauf ſchickte man die ſtrengſten Befehle in entferntere Orte Weſt-Sibiriens wegen Verhaftung verdächtiger Perſönlichkeiten; ungefähr tauſend Perſonen wurden arretirt. Zwei Unterſuchungs-Commiſſionen, eine nach der andern, verwickelten die Sache wo möglich noch mehr, als ſie es ſchon war, und gingen auseinander ohne irgendwelche Entſcheidung. Eine dritte Commiſſion wurde aus Petersburg geſchickt: ſie arbeitete drei Jahre lang und brachte den Prozeß endlich zum Abſchluß. Die Unterſuchung wurde auf breiter Grundlage begonnen und erfüllte ganz Sibirien mit Furcht und Zittern. Mit Benutzung dieſer Furcht verdächtigte und verfolgte man die Polen auch noch nach Beendigung des Prozeſſes. Das Urtheil des Omsker Prozeſſes war ungefähr folgender Art: Sechs der Hauptverſchwornen wurden zu 7000 Stockſchlägen und darauf zu den ſchwerſten Arbeiten in den Bergwerken von Nertſchinsk verdammt; die Uebrigen zu drei, zwei und einem Tauſend Stock- oder Ruthenhieben, ſowie zu harter Sträflingsarbeit auf verſchiedene Zeitdauer. Sirotzinsky, welcher während der Kerkerhaft im Thurme noch Verſe ſchrieb und ſeine Leidensgefährten mit erneuerter Hoffnung und patriotiſcher Begeiſterung ſtärkte und tröſtete, unterlag der ſcheuslichen Körperſtrafe, ebenſo wie die Uebrigen, — mit Ausnahme eines Arztes, Namens Tokalsky, der ſich ſpäter ſelbſt das Leben nahm.

Hiermit ſchließen wir dieſe intereſſanten Skizzen und verweiſen unſere Leſer wegen ausführlicherer Nachrichten auf die Arbeit des Herrn Maximov ſelbſt.

Digitized by Google

Neuhebräiſche und jüdiſche Literatur.

Das Buch Kuſari, überſetzt und commentirt von Dr. David Caſſel.

Juda ha-Levi, geboren um 1085 in Caſtilien, den Gelehrten auch bekannt unter dem Namen Abulhaſſan Juda ha-Levi, — und ſelbſt in die romantiſche Dichtung durch Heine eingeführt, — leuchtete, wie ſein großer landsmänniſcher Vorgänger Salomo Gabirol (geboren 1020 in Cordova oder Malaga), am Himmel der Wiſſenſchaft als Doppelgeſtirn, als Dichter und Philoſoph; nach beiden Seiten hat er ſeinen Namen verewigt, und während er von Jugend an bis in die ſpäten Jahre ſeines Alters Gott in Hymnen, ſeine Freunde und ſeine Zeit in ſchönen Dichtungen verherrlichte, hat er auch als Denker den Ruhm für ſich, daß er, wenn auch frommgläubig, doch auch mit ſcharfem Gepräge den angeſtammten Glauben dem Verſtande und der Prüfung Anderer anheimſtellte. Er weiß mit klarem Geiſte ſich vor den Verirrungen und Irrgängen des Myſticismus zu wahren, ebenſo wie er den Sophismen, durch welche einzelne jüdiſche Denker den Ariſtotelismus, der in jener Zeit das höchſte Anſehen genoß, mit dem geoffenbarten Glauben zu verquicken ſuchten, die Spitze abbrach. Juda ha-Levi that dies in ſeinem philoſophiſchen Werke: Kuſari, das ſich als eine „Widerlegung der von verſchiedenen Seiten her gegen die jüdiſche Religion geltend gemachten Einwürfe ankündigt." Das Werk, 1140 verfaßt, iſt in Geſprächsform zwiſchen einem jüdiſchen Gelehrten und einem heidniſchen König (Kuſar) eingekleidet. In arabiſcher Sprache abgefaßt, iſt es von Jehuda Ibn-Tibbon in's Hebräiſche überſetzt und alſo in die gelehrte Welt eingeführt worden. Den hiſtoriſchen Hintergrund des Buches bildet die Erzählung von der Bekehrung des Königs Kuſar und ſeines Volkes, der Chazaren, durch einen jüdiſchen Gelehrten.

„Der König der Chazaren, ſeinem Glauben ſehr ergeben und in Beobachtung der gottesdienſtlichen Gebräuche deſſelben ſehr gewiſſenhaft, wird durch einen mehrmals wiederkehrenden Traum belehrt, daß zwar ſeine Geſinnung, nicht aber ſein Thun Gott wohlgefällig ſei. Um ſich hierüber Aufklärung und Beruhigung zu verſchaffen, fragt der König einen Philoſophen, deſſen Ausführung, gegründet auf die Lehre von der Nichterſchaffenheit der Welt, von der Vollendung des Menſchen durch Denkthätigkeit und von dem über ſpezielle Providenz erhabenen Gotte dem, was der König eben durch ſeine Träume ſelbſt erfahren, geradezu widerſpricht. Die Unterredung, die der König hierauf mit einem Chriſten und einem Moslem hat, verſchafft ihm die Ueberzeugung, daß keine dieſer beiden Religionen die wahre ſei, weiſt ihn aber auch zugleich auf die präſumtive Richtigkeit deſſen hin, worin ſie beide übereinſtimmen, nämlich die Beglaubigung ihrer Anſichten aus der Geſchichte des israelitiſchen Volkes. Dieſe hiſtoriſche Grundlage iſt es, auf welcher der nun befragte Jude ſein Glaubensſyſtem auf- und fortbaut."

Das arabiſche Original, das den Titel: „Buch des Beweiſes und der Argumentation zur Vertheidigung der geſchmäheten Religion" führt, iſt nie gedruckt worden; eine im Jahre 1463 geſchriebene, des erſten Blattes ermangelnde, überhaupt fehlerhafte Handſchrift befindet ſich in Oxford, aus welcher S. Munk einige Mittheilungen gemacht hat. — Es wäre ein überaus verdienſtliches Werk, wenn ein Gelehrter das arabiſche Original in das Publikum bringen möchte, wie Munk es mit dem berühmten Werke des Maimondes gethan hat.

Das von Tibbon in's Hebräiſche überſetzte Werk, welches vielfach von jüdiſchen Gelehrten commentirt wurde, hat Johann Buxtorf der jüngere, 1660, in's Lateiniſche übertragen. In deutſcher Ueberſetzung gab es zuerſt 1841 Dr. David Caſſel (und Dr. H. Jolowicz*) in Berlin heraus, mit einem fortlaufenden deutſchen Commentar und mit einer allgemeinen Einleitung verſehen, aber erſt im J. 1853 wurde dieſe Arbeit vollendet. — Jetzt (1869) iſt die zweite, vielfach verbeſſerte Auflage von Dr. David Caſſel erſchienen.**) Herr Dr. Caſſel, der ſelbſt mit vieler Gewandtheit die hebräiſche Sprache handhabt und auch mit dem hebräiſch-philoſophiſchen Idiom des Mittelalters wohl vertraut iſt, hat in einer guten und flüſſigen Ueberſetzung dem deutſchen Leſer das Verſtändniß des Werkes nahe geführt und ſo einen guten Bauſtein zum Verſtändniß des aus der Bibel ſich entwickelnden Judenthums geliefert; von beſonderem Verdienſte iſt der den Text und die Ueberſetzung begleitende, ſprachlich und ſachlich erläuternde Commentar.

Dem fleißigen und auf dieſem Gebiete ſehr ſachkundigen Verfaſſer wird die Anerkennung für ſeine Arbeit nicht fehlen.

K.

Kleine literariſche Revue.

— **Zum ökumeniſchen Concil.** Eine überaus ſchätzbare Sammlung von Aktenſtücken, die auf das bevorſtehende, römiſche Concil Bezug haben, iſt ſoeben in der Verlagshandlung von Stilke und van Muyden in Berlin erſchienen***). Es ſind zuſammen 36 Nummern, von denen ein großer Theil, namentlich die Encyklika vom 8. Dec. 1864, der Syllabus und das denſelben begleitende Schreiben des Kardinals Antonelli an die Biſchöfe vom 8. Dec. 1864, das Rundſchreiben des Kardinals Caterini an den geſammten Episcopat, das Verzeichniß der den Biſchöfen vorgelegten Fragen, die Allocution des Papſtes vom 26. Juni 1867, das apoſtoliſche Sendſchreiben vom 29. Juni zur Anſage des Concils ꝛc., zugleich im lateiniſchen Original und in deutſcher Ueberſetzung hier abgedruckt ſind. Ferner befinden ſich darunter Ueberſichten der geſammten katholiſchen Hierarchie, der ſieben Kommiſſionen zur Vorbereitung des Concils (worunter eine für die dogmatiſche Theologie, eine für die kirchliche Disciplin und eine für die Angelegenheiten der Preſſe), der orientaliſchen, mit Rom verbundenen Kirchen des armeniſchen, des griechiſchen, des ſyriſchen und des koptiſchen Ritus ꝛc., woran ſich endlich auch die bisher bekannt gewordenen amtlichen Aeußerungen des Auslandes über das Concil, ſowie die Adreſſe der Coblenzer Katholiken an den Biſchof von Trier und das darauf an den Profeſſor Dr. Bauerband in Bonn vom Erzbiſchof von Köln erlaſſene Schreiben reihen. Als hiſtoriſches Material zur dereinſtigen Beurtheilung dieſer im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts als ein unerklärlicher Anachronismus aufgetauchten Zeiterſcheinung ſind dergleichen Sammlungen jedenfalls ſehr ſchätzbar und anerkennenswerth.

— **Berner's Kritik des Norddeutſchen Strafgeſetz-Entwurfs.** Der ord. Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft an der Berliner Uni-

*) Jolowicz arbeitete nur an den zwei erſten Heften mit.

**) Leipzig, Verlag von Friedrich Voigt's Buchhandlung.

***) Offizielle Aktenſtücke zu dem von Sr. Heiligkeit dem Papſte Pius IX. nach Rom berufenen Concil.

Digitized by Google

verſität, Herr Dr. Berner, deſſen „Lehrbuch des deutſchen Strafrechtes" bereits in vierter Auflage verbreitet iſt, hat ſoeben eine Kritik des Entwurfes eines Strafgeſetzbuches für den Norddeutſchen Bund herausgegeben,*) die nicht bloß von den Reichstags-Abgeordneten mit Dank aufgenommen werden wird. Der Verf. bezeichnet den neuen Entwurf als überaus lückenhaft und ungenügend. Er tadelt namentlich, daß bei Entwerfung des Geſetzes mit ſolcher Eile verfahren worden ſei. „Fürchtet man etwa", ſagt er, „den Zuſammenſturz des mächtigen Nordbundes und das baldige Aufhören der Befugniß, ein einheitliches Strafgeſetz zu erlaſſen? Der Nordbund iſt kein Eintagsgeſchöpf, und die Kinder ſeiner legislativen Thätigkeit dürfen es auch nicht ſein. Nichts drängt uns. Selbſt in politiſcher Hinſicht würden wir am Weiteſten kommen, wenn wir das dauerhafte Ergebniß dem ſchneller erreichten vorzögen und Etwas hinſtellten, worin die ganze Fülle des deutſchen Geiſtes ſich abſpiegelte. Mit der eiligen Verallgemeinerung der preußiſchen Strafgeſetze, die weit mehr als das bürgerliche Strafgeſetzbuch einer Reform bedurften, hat der Norddeutſche Reichstag keine moraliſchen Eroberungen in Deutſchland gemacht. Möge man ſich vor einem zweiten Fehltritte hüten, und wo möglich bei dem jetzt zu thuenden, wichtigen Schritte den erſten Fehltritt berichtigen. Auf keinen Fall kann man die politiſchen Gründe, die allerdings für die ſofortige Verallgemeinerung der Militär-Strafgeſetze ſprechen, für die ſofortige Einführung eines unbefriedigenden bürgerlichen Strafgeſetzbuches geltend machen."

— **Karl Steffens' Volkskalender.****) „Papa Steffens" wird zwar älter, aber nicht alt; mit jedem neuen Lebensjahre verjüngt er ſich vielmehr. Berthold Auerbach's Volkskalender hat aufgehört zu erſcheinen; der alte Gubitz kündigt an, daß er zum letztenmal erſchienen ſei; Papa Steffens dagegen macht neue Pläne zur Erweiterung ſeines Leſerkreiſes. So bringt er diesmal einen Rückblick auf die Weltereigniſſe des J. 1868—69, welcher regelmäßig fortgeſetzt werden ſoll, doch erwarten wir, daß der Verfaſſer dieſes Rückblickes, Herr Dr. G. Lewinſtein, künftig etwas mehr Humor in die Sache bringen werde. Neben dieſem politiſchen Speiſezettel hat Papa Steffens durch ſeinen Freund Lewinſtein auch einen gaſtronomiſchen anfertigen laſſen, wobei auf Liebig und andere wiſſenſchaftliche Autoritäten hingewieſen iſt. Die „Chronik der neueſten Erfindungen", von D. Philipp, bildet neben der Ueberſicht der neueſten und bewährteſten Recepte auf dem Gebiete der Gewerbe, der Haus- und Landwirthſchaft, wieder einen bewährten Theil des Volkskalenders, der auch einige treffliche „Winke für die Pflege des Auges", von Dr. Herman Cohn in Breslau, enthält. Das nicht minder reichhaltige, belletriſtiſche Angebinde des Almanachs bilden zwölf ſehr anmuthige, wahrſcheinlich von Julius Rodenberg verfaßte Gedichte in den Monatstafeln des Calendariums, jedes einem andern deutſchen Geiſtesheroen, der in dem betreffenden Monate geboren oder geſtorben, von Friedrich dem Großen im Januar bis H. Heine im December, gewidmet; ferner acht poetiſch ſchöne Erklärungen zu den Stahlſtichen, von Hermann Kletke, Erinnerungen an Goethe's Aufenthalt in Ilmenau, von Julius Rodenberg, die Schilderungen eines traurigen deutſchen Emigrantenlebens in Amerika, von W. Winckler, und fünf Erzählungen und Skizzen von Adolf Mützelburg, Neumann-Strela, Georg Hiltl, Sacher-Maſoch und Max Ring. J. L.

*) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1869. (74 S. 8.)

**) 1870. Dreißigſter Jahrgang. Mit 8 Stahlſtichen und 4 Holzſchnitt-Illuſtrationen. Berlin, Louis Gerſchel.

— **Politiſche Gedichte aus Siebenbürgen.** Ein deutſcher Arzt in Hermannſtadt, Dr. Friedrich Kraſſer, hat unter dem Titel „Offenes Viſir"*) ein Bändchen „Zeitgedichte" an ſeine deutſchen und magyariſchen Landsleute gerichtet, das voll Vaterlandsliebe und Vertrauen in die Macht des Geiſtes iſt. Den Magyaren ruft er zu:

„Noch einmal, ſcheint es, will das Glück ſich wenden,
Noch einmal will das Schickſal Euren Händen
Des Vaterlandes Wohl und Weh' vertrauen:
Es gilt, der Freiheit ein Aſyl zu bauen
Und, als des Reiches vorgeſchobener Poſten,
Den Sturm zu bannen im entzweiten Oſten.
Heil Euch, wenn Ihr den Geiſt der Zeit verſteht,
Deß Sieg befreiend durch die Lande geht!

Und an den deutſchen Geiſt ſich wendend, ruft er:

Du aber, König unter den Propheten,
Gewalt'ger Geiſt der deutſchen Wiſſenſchaft,
Du Welterlöſungsgeiſt, zu dem wir beten,
O, brich hervor, mit aller Deiner Kraft,
Mit Sturmeswetter ſchlag' in tauſend Scherben
Die heil'ge Bundeslade alten Wahns
Und bring' der Welt, die nahe am Verderben,
Den Segen Deines neuen Alkorans!

— **Gedichte von Hieronymus Lorm.****) Den Dichter, der früh durch körperliche Leiden hart geprüft wurde und dem der Sinn des Gehörs dabei verloren ging, zeichnet eine große Tiefe der Empfindung, Eigenthümlichkeit des Gedankens und Reinheit und Leichtigkeit der Verſification, wie des Reimes, aus, und wenn auch der Weltſchmerz etwas ſtark aufgetragen iſt, ſo hat er doch bei dieſem Poeten eine größere Berechtigung, als bei vielen andern Nachahmern Heine's und Lenau's. Zu den gelungeneren Gedichten der vorliegenden Sammlung rechnen wir gleich das erſte mit der Ueberſchrift: „Frühlingsabend":

„Süßer, heilger Frühlingsabend,
Da ich dich zuerſt geſehn',
Ganz von Strahlen übergoldet
Unter grünem Laubdach ſteh'nt

Als die Sonne ſchied, dich küſſend,
War's, als leuchte auf mein Glück,
Eh' es ſank für alle Zeiten
Scheidend in die Nacht zurück."

— **Weinphantaſieen.*****) Der Autor dieſer Gedichtſammlung bezeichnet ſeinen Anakreonismus als einen Anachronismus. Die Poeſie hat indeß gerade in unſrer vielbewegten Zeit eine hohe Bedeutung. Juſt weil die ganze Meute: Politik, Deficit, Religionshader, Kriegsſorgen, ſocialiſtiſche Geſpenſter, Hauſſe und Baiſſe ꝛc. ꝛc. uns ſo hartnäckig verfolgt und uns zu ermatten droht, lechzen wir nach dem Genuſſe eines ſtillen Augenblicks,

*) Hamburg, Otto Meißner, 1869.

**) Hamburg und Leipzig, J. F. Richter, 1870. (110 S.)

***) Weinphantaſieen, von F. Leopold. Berlin, Lüderitz, 1869.

Digitized by Google

in welchem wir zu ruhigem Bewußtſein gelangen können. Mit dieſem Augenblicke tritt die Poeſie in ihre Rechte und Pflichten ein. Wohl uns, wenn dann die Muſe ſich immer mit ſo friſchen, harmloſen, vom Herzen dem Herzen gewidmeten Gaben bei uns einfindet, wie ſie uns in den „Weinphantaſieen" darbietet. Hier bringt ſie uns ein ganzes Füllhorn anſcheinend regellos durcheinander geworfener Blumen und Früchte: jene, je nachdem, ſüßduftig und zum kräftigen Nieſen zwingend, dieſe herb, zuckermild und anregend bitter! Nicht im Treibhauſe ſind dieſe Blüthen und Früchte gezogen; ſie entſtanden an der friſcheſten Luft, hoch oben im Giebelzimmer, bei Sonnen- und Sternenſchein, und im Angeſichte unverfälſchten Waſſers, das von der Begeiſterung des Autors in den erwünſchteſten Rebenſaft verwandelt wurde. Und dieſe wundertreibende Begeiſterung wirkt beharrlich weiter, wie Jeder wahrnehmen wird, der, wie ſich's gebührt beim Weine, die „Weinphantaſieen" vergnüglich auf ſich einwirken läßt!

Literariſcher Sprechſaal.

Einen mächtigen, tiefen Eindruck auf die Gemüther haben die Verhandlungen des Deutſchen Proteſtantentages gemacht, der in der vorigen Woche ſeine Jahresverſammlung in Berlin hielt. Die Pforten der evangeliſchen Kirchen Berlins waren dem Proteſtantentage, zur Strafe für ſeine abweichenden Lehrmeinungen, vom Evangeliſchen Oberkirchenrathe verſchloſſen worden; dagegen hatten ihm, wie der Vorſitzende, Hr. Bluntſchli, treffend bemerkte, die Bewohner Berlins ihre Herzen um ſo ungetheilter geöffnet, während die ſtädtiſchen Behörden ihm die würdig und kirchlich geſchmückten Räume der ſchönen neuen Turnhalle aufgeſchloſſen hatten. Wir denken in unſerem nächſten Blatte dieſer edeln Kulturbewegung Deutſchlands einen beſondern Artikel zu widmen und bemerken für heute nur, daß es hauptſächlich die Selbſtbeſtimmung der Gemeinde in Kirche und Schule, dieſes alte deutſche und beſonders proteſtantiſche Recht war, was den Gegenſtand der Verhandlungen des Proteſtantentages in Berlin bildete und zu einer gediegenen Erörterung dieſes Rechtes, dieſer Freiheit, den Eingriffen der Hierarchie einerſeits und der Büreaukratie andererſeits gegenüber, Anlaß gab. Große, freudige Theilnahme erregte es, daß bei dieſer Gelegenheit auch aus der Schweiz Worte der begeiſterten Zuſtimmung zu den Beſchlüſſen des deutſchen Proteſtantentages vernommen wurden. Wo Deutſchland auf den Wegen der religiöſen Freiheit, der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß und der reinen Humanität vorſchreitet, da fehlt ihm auch die Theilnahme der Nationen nicht, und da wird es zu allen Zeiten ſtark und unüberwindlich ſein! J. L.

Bei dem Verleger der ſeit dem 1. Juli 1868 erſcheinenden „Akademiſchen Zeitſchrift", Herrn M. G. Priber in Leipzig, wird jetzt auch ein nach den vier Fakultäten und innerhalb derſelben alphabetiſch nach den Namen der Univerſitäten geordnetes „Verzeichniß der Vorleſungen deutſcher Univerſitäten" publizirt, welches uns für das Winterſemeſter 1869—1870 vorliegt. Abgeſehen von dem unbequemen Format in Großfolio, iſt dieſes Verzeichniß eine überaus nützliche und gewiß Vielen ſehr willkommene Erſcheinung. Die ſchweizeriſchen und die öſterreichiſchen deutſchen Univerſitäten ſind, wie die baltiſche Univerſität Dorpat, in das gewaltige Reich der Hochſchulen des deutſchen Geiſtes einverleibt. Wir haben alſo hier das größte Großdeutſchland vor uns, das, obwohl nur von einer idealen Gränzlinie umgeben, doch in voller Realität herrſcht und eine großmächtige Einheit bildet. Zu intereſſanten Wahrnehmungen giebt eine Vergleichung der Vorleſungen und derjenigen, die ſie halten, in den verſchiedenen Fakultäten und Univerſitäten Gelegenheit. Oeſterreich und die Schweiz ſind augenſcheinlich im Wachſen ihrer geiſtigen, deutſchen Macht, während ein anderer Staat, welchem ſonſt das Prädikat des „Staates der Intelligenz" beigelegt wurde, in dieſen vergleichenden Ueberſichten wohl an Quantität der Namen, nicht aber an Qualität der Vorleſungen gewonnen hat. J. L.

Zum erſtenmal iſt uns vor einigen Tagen ein Exemplar, und zwar in einer vom 4. October datirten Nummer, der in Berlin, in der Steindruckerei von W. Hudemann autographirten, von J. E. Weſſely herausgegebenen, von Ryba (Linden-Str. Nr. 60) für den Preis von 5 Thalern vierteljährlich verſandten und von J. V. Frič (vulgo Fritſch) redigirten, zweimal wöchentlich erſcheinenden „Correspondance Tchèque, organe du parti nationale en Bohême" zugegangen. Wir hatten zwar im Laufe des verfloſſenen Semeſters in auswärtigen, namentlich in Pariſer Blättern hin und wieder geleſen, daß eine ſolche „Correspondance" von Berlin verſandt werde; wir wußten ferner, daß es in unſerer Stadt, die eine alte Franzöſiſche Kolonie, eine Böhmiſche Gemeinde, einen Engliſchen Klub, eine Italiäniſche Geſellſchaft, ein Skandinaviſches Kränzchen beſitzt, auch eine tſchechiſche „Beſeda" giebt, welche ſich hauptſächlich aus hier angeſiedelten böhmiſchen Muſikern und Sängern rekrutirt, aber daß dieſe „Beſeda" auch dazu benutzt wird, in der Hauptſtadt des Norddeutſchen Bundes ein Organ zur Bekämpfung und Herabwürdigung der deutſchen Nationalität im alten deutſchen Lande der Böhmen herauszugeben und zu verbreiten — dieſe von uns bisher für unglaublich gehaltene, monſtröſe Erſcheinung iſt erſt durch die vorgedachte Nummer der Correspondance Tchèque uns thatſächlich vor Augen geführt worden.

Dieſe Nummer enthält unter Anderm ein in ſchlechtem Franzöſiſch abgefaßtes, an den Redakteur der in ſchlechtem Deutſch geſchriebenen Prager Zeitung „Die Politik" gerichtetes Schreiben des Herrn J. V. Frič (vulgo Fritſch), „rédacteur de la Correspondance Tchèque", worin dieſer gegen die Nachricht der Wiener „Debatte" proteſtirt, daß man bei einer in ſeiner Behauſung vorgenommenen gerichtlichen Durchſuchung Papiere, die alle Welt compromittiren, gefunden habe; dies ſei ſchon darum unmöglich, als die an ihn von Vincenz Kerber, Herausgeber des tſchechiſchen Wochenblattes Blanik, gerichtet geweſenen Briefe theils von ihm vernichtet worden und theils „in Folge der in der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie herrſchenden Unſicherheit des Briefgeheimniſſes" ihm gar nicht zugekommen ſeien. Sapienti sat! Wie in allen anderen, von Tſchechen herausgegebenen Journalen, wird auch von der Correspondance Tchèque der Wahlſieg, den die Tſchechen kürzlich über die Deutſchen in Böhmen davongetragen, als ein Triumph der „Unterdrückten" ihren Unterdrückern gegenüber gefeiert. Aber wir fragen, wo finden ſich die Beweiſe dafür, daß die Tſchechen im heutigen conſtitutionellen Oeſterreich von den Deutſchen „unterdrückt" werden? Mit der bloßen Phraſe begnügt ſich heutzutage Niemand mehr! Oder iſt wirklich die geiſtige, die moraliſche, die gewerbthätige und die vermögende Ueberlegenheit der Deutſchen über die Tſchechen eine „Unterdrückung", welche die Menſchheit nicht länger dulden darf? J. L.

Digitized by Google

Im ſogenannten Wälſchtirol finden jetzt heftige Federkämpfe darüber ſtatt, ob an einigen Orten mit italiäniſchen Namen, wie Fraſſilongo (deutſch: Aichlait), Roveda (deutſch: Aichholz) ꝛc. deutſche Schulen, die von der Bevölkerung verlangt wurden, gegründet werden dürfen. Das lauteſte Organ der Italianiſſimi in Tirol iſt der in Trient erſcheinende „Trentino". Dieſem Blatte wird nun vom „Boten für Tirol und Vorarlberg" in einem längeren Artikel bewieſen, daß Trient ſelbſt eine deutſche Stadt und daß die Italiäner dort ausländiſche Anſäſſige ſeien. Wir entlehnen dieſem geharniſchten Artikel den nachſtehenden Paſſus:

„Giebt es wirkliche Italiäner in Wäſchtirol, ſo ſind ſie die Eindringlinge, und zwar ſpätere Eindringlinge, als die Deutſchen. Trient iſt ſicher weder von Römern, noch von Italikern überhaupt, ſondern von keltiſchen Galliern oder von den Rhätiern gegründet worden. Die Römer kamen dorthin als fremde Eroberer, ſo gut wie nach Gallien und Germanien, und Trient deswegen, weil es unter römiſcher Herrſchaft zuerſt beſtimmter hervortritt und die ſehr zweideutige Ehre genoß, römiſchen Familien in devoteſter Submiſſion die Schleppe tragen, und den herrlichen Kaiſern Tiberius, Caligula, Nero u. ſ. w. Tafelweine und Ergebenheits-Adreſſen ſenden zu dürfen — Trient deswegen eine italiſche Stadt zu nennen, hat gerade ſo viel Sinn, als wenn man alle Städte in Rom's weiten Provinzen, denen Kaiſer Caracalla das Bürgerrecht um Geld verkaufte, noch heute römiſch oder italiſch nennen wollte. Aber die Römer gründeten vielleicht Colonien unter der rhätiſchen Bevölkerung? Allerdings, und zwar durch ausgediente Soldaten ihres Heeres, das nicht bloß aus italiſchen, ſondern aus von allen möglichen Ländern ihres Reiches zuſammengewehten Elementen beſtand. Ein verdorbenes, angelerntes und mit dem Schwerte aufgezwungenes Latein mag ſich da ſo allmählich als herrſchend feſtgeſetzt haben, voll Idiotismen und wunderlicher Benennungen, bis endlich die Deutſchen kamen und das verlotterte und verlumpte Römerthum unter ihrer friſchen urſprünglichen Kraft zuſammenbrach. Auch Trient ſcheint wieder geſunken und etwa ein Flecken mit vielleicht einigen Hundert Einwohnern geworden zu ſein, bis es durch Gothen und Longobarden neu gegründet, bevölkert und befeſtigt wurde. So war Trient nichts weniger als eine italiſche Stadt, was in noch viel ſpäterer Zeit zwei Thatſachen bis zur Evidenz beweiſen. Die erſte iſt die, daß die älteſten Statuten der Stadt Trient deutſch abgefaßt waren. Noch 1858 behauptete Gar, Italianiſſimo baieriſcher Abkunft, es ſei von jenen älteſten Statuten, die nach ſeiner Anſicht jedenfalls lateiniſch waren, nichts übrig geblieben, als eine zum Privatgebrauch gemachte armſelige deutſche Ueberſetzung; aber bald darauf fand Dr. J. A. Tomaſchek das deutſche Original im Staatsarchiv zu Wien und veröffentlichte daſſelbe mit der Bemerkung, daß ſich als Grundlage deſſelben mit Sicherheit überall das longobardiſche Volksrecht bezeichnen laſſe. Die zweite Thatſache iſt noch viel ſchwerer wiegend, als die erſte; ſie iſt allein ſchon zerſchmetternd für die Verfechter der abſoluten Italianität Wälſchtirols. Dante nämlich, der große Dante, erklärte den Dialekt von Trient als nicht „vere latinum", als ein „vulgare turpissimum", in welchem er auch in dem Falle, daß es an ſich pulcherrimum geweſen wäre, für das Latinum illustre, d. h. für das Schrift-Italiäniſche rein nichts finden konnte. Als Grund davon bezeichnet er ausdrücklich „die Vermiſchung mit andern".

In den erſten Tagen des Monats November d. J. kommt bei Stargardt in Berlin eine ſehr intereſſante Sammlung (700 Nummern) muſikaliſcher und hymnologiſcher Bücher, Handſchriften und Autographen zur Verſteigerung. — Das eben ausgegebene Verzeichniß enthält auch viele Koſtbarkeiten aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen Muſikdirectors J. A. Bach, z. B. das eigenhändige Manuſcript Friedrich's des Großen, ein Flötenſolo von 14 Seiten — Originale von Hayd'n, Kirnberger, Mendelsſohn-Bartholdy, Reichardt, Spontini, Zelter, — Briefe von Curſchmann, Halevy, Hayd'n, Himmel, Lortzing, Marſchner, Meyerbeer, Paganini, Spohr u. A.

Im Herbſte des Jahres 1867 ſtellte ſich eine junge Wittwe, von Geburt eine Holſteinerin, die Tochter eines lutheriſchen Geiſtlichen, Frau Henriette Hirſchfeldt, geb. Pagelſon, dem Vorſitzenden des Berliner „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts", dem verewigten Präſidenten Lette, vor und gab ihm ihre Abſicht zu erkennen, nach Amerika zu gehen, auf einem der dortigen Dentist-Colleges Zahnheilkunde zu ſtudiren und nach Beendigung ihres Studiums nach Deutſchland zurückzukehren, um ſich daſelbſt, am liebſten in Berlin, als Zahnarzt niederzulaſſen. Von dem vortrefflichen Manne, der ihr Vorhaben mit dem wärmſten Beifall aufnahm, mit Rath und That unterſtützt, wandte ſie ſich an die Regierung mit der Anfrage, ob ſie auch nach abgelegtem Examen in Amerika in Preußen auf eine Konzeſſion rechnen könne und erhielt nach einigen Schwierigkeiten die Zuſicherung, daß, wenn ſie alle Bedingungen, denen ein Zahnarzt ſich zu unterwerfen habe, erfülle, die Konzeſſion ihr nicht vorenthalten werden ſolle.

Frau Hirſchfeldt glaubte nun alle Schwierigkeiten überwunden zu haben und reiſte ab, mußte aber zu ihrem Erſtaunen erfahren, daß man ihr auch im freien Amerika, wo doch bereits dreihundert Frauen als Aerzte prakticiren, Hinderniſſe in den Weg legte. Mehrere der Profeſſoren am Dentist-College in Philadelphia, wo ſie Aufnahme nachſuchte, widerſetzten ſich ihrem Eintritt auf das Entſchiedenſte, und nur mit großer Mühe ſetzte einer der ihr wohlwollenden Profeſſoren, Mr. Trueman, ihre Zulaſſung endlich durch.

Und nun begannen zwei ernſte, ſchwere, arbeitsvolle Jahre für die junge Frau, Jahre, in welchen ſie, die einzige Frau, inmitten von ſiebzig Studenten, die ihr Kommen mit ſehr getheilten Empfindungen anſahen, mit raſtloſem Fleiß ihren Studien oblag. Aber dieſer Fleiß, der ſtets von ihr an den Tag gelegte Lerneifer, wie ihr muſterhaftes, taktvolles Weſen verſchafften ihr bald die allgemeine Hochachtung ihrer Mitſtudirenden, ja noch mehr, ihre Anweſenheit übte ſichtlich den günſtigſten Einfluß auf Sitte und Benehmen der jungen Leute aus.

Am 27. Februar d. J. machte Frau Hirſchfeldt ihr Examen, das ſie auf das Glänzendſte beſtand, und wurde in Gegenwart einer zahlreichen, jubelnden Verſammlung zum Doktor promovirt. Bald darauf kehrte ſie nach Deutſchland zurück. Die preußiſche Regierung konnte ihr in Folge der gegebenen Zuſicherung, auf Grund der mitgebrachten Zeugniſſe, die Konzeſſion nicht verſagen, und ſo hat ſich denn ſeit Kurzem Dr. Henriette Hirſchfeldt in Berlin niedergelaſſen und will die zahnärztliche Praxis zuvörderſt nur für Frauen und Kinder betreiben. Es ſteht zu erwarten, daß ſie Erfolg und damit auch Nachfolgerinnen haben werde; ſolchen die Bahn leichter und freier zu machen, iſt das ausgeſprochene Ziel, dem unſer junger Doktor zuſtrebt. J. H.

Berichtigung. In Nr. 40, S. 591, Sp. 1, Z. 14, ſtatt „eleſtriſch" l. „eklektiſch".

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus'
Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von

☛ 10 Thaler ☚

vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Soeben erſcheint in zweiter vom Verf. durchgeſehener Aufl.:

Der Talmud

von **Emanuel Deutſch**, Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London. Aus der 7. engl. Auflage übertragen. Autoriſirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Sgr.

„Dieſe kleine Schrift machte in England, wo ſie zuerſt erſchien, das ungeheuerſte Aufſehen Gleich nach ihrem Erſcheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam. Das Intereſſe für ſie war allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 war ſie in 7 Auflagen erſchienen." Nationalzeitung. (197)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Gedächtnissrede
auf
Alexander von Humboldt
gehalten in der (193)
öffentlichen Sitzung
der Königl. Preussischen Akademie
der Wissenschaften zu Berlin
am 1. Juli, dem Leibnitztage d. J. 1869
von
H. W. Dove.

2½ Bogen. Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Bei **S. Hirzel in Leipzig** erschien soeben:

GESCHICHTE (194)
DER
ITALIENISCHEN MALEREI
VON
J. A. CROWE & G. B. CAVALCASELLE.

DEUTSCHE ORIGINAL-AUSGABE
BESORGT VON
Dr. **MAX JORDAN**.
ZWEITER BAND.

Mit 11 Tafeln, in Holz geschnitten v. H. Werdmüller. Nebst Anhang enth. Francesco Albertini's „Memoriale" v. J. 1510.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Jena** erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Der Kampf um's Daſein.
Roman
von
Robert Byr.

5 ſtarke Bände. 8. Eleg. broch. 6 Thlr.

Haus Morville.
Ein Roman (198)
von
Karl Grüel.

2 Bände. 8. Elegant brochirt. 3 Thlr.

Soeben erschien:

Römische Ausgrabungen im letzten Decennium *(Die Callistus-Katakomben. Der Palatin. Die Unterkirche San Clemente)*. Vorstudien zu Meyers Reisehandbuch für Italien, von Dr. **Th. Gsell-Fels**. Mit 3 Plänen und 2 Ansichten; 112 Seiten gr. 8. Preis 22½ Sgr. (199)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Commissionsverlag von **A. Lorentz** (H. Fritzsche's Buchhandl.) in **Leipzig.**

Wuttke, H., Städtebuch des Landes Posen. (Codex Diplomaticus. Allgemeine Geschichte der Städte im Lande Posen. Geschichtliche Nachrichten von 149 einzelnen Städten.) 1864. 1 Band in 4⁰ von 472 Seiten. Preis Thlr. 8.

Mit diesem Buche ist nicht nur der Grund zu einer Geschichte des Herzogthums Posen gelegt, sondern auch der Hergang der Germanisirung des Slaven-Landes erklärt. Ausserdem ist es ein Beitrag sowohl zur Geschichte Polens als zur deutschen Städte- und Rechtageschichte. Nur Weniges von dem, was es enthält, war bisher bekannt.

Wuttke, Accessiones ad codicem diplomaticum qui continetur libro. Städtebuch des Landes Posen. — Leipzig, 1865. Pag. 23. 4⁰.

Wird, soweit der Vorrath reicht, dem Städtebuch beigegeben.

Wuttke, H., Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland. Aus dem Nachlasse J. F. Huschberg's. 1 Band in 8⁰ von 723 Seiten. Herabgesetzter Preis Thlr. 1.

Alle bisherigen Darstellungen des siebenjährigen Krieges flossen aus preussischen Quellen. Dieses Werk ist das erste, in welchem die Ereignisse aus Nachrichten von den Gegnern Preussens berichtet werden. Vieles erscheint nun in anderem Zusammenhange. Vom Herausgeber ist der dritte Theil des Inhalts abgefasst. (195)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (200)

Die
Völker des östlichen Asien.
Fünfter Band:
Reisen im Indischen Archipel, Singapore, Batavia, Manilla und Japan.
Von
Dr. Adolf Bastian,
Präsident der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin.

Gross 8. Eleg. broch. 3 Thlr. 10 Sgr.

Neben den persönlichen Erlebnissen des Verfassers, macht das Werk besonders das Geistesleben der jene rauhe Inselwelt bewohnenden Volksstämme zum Gegenstande der Betrachtung in der bunten Mannigfaltigkeit ihrer mythologischen Anschauungen, ihrer socialen und rechtlichen Institutionen, ihrer Sitten und Gebräuche.

☛ **Nur einmal angezeigt!** ☚

(Vollſtändigſtes u. neueſtes franz.-deutſches Wörterbuch.)

Sachs' encyklopädisches Wörterbuch
der
franz. u. deutschen Sprache.

I. Theil: Franz.-deutsch. — II. Theil: Deutsch.-franz.

Neu und eigenthümlich, namentlich in folgd. Punkten: Besondere Berücksichtigung der deutschen Leserwelt in beiden Theilen des Werks. — Durchgängige Angabe der Aussprache u. Wortverbindung nach dem phonet. System der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** — Angabe d. Orthographie u. d. schwierigen Anwendung d. grossen Anfangsbuchstaben im Franz. — Besondere Berücksichtigung der gesproch. Sprache neben d. Schriftsprache. — Allgemeinverständlichkeit. — Grösste Vollständigkeit, auch in Bezug auf wissenschaftl. u. techn. Wörter, auf Synonymen, Antonymen, Homonymen, Etymologie, Eigennamen etc. — Angabe von Autoritäten in streitigen Punkten.

Theil I. ca. 17 Lieferungen von je 10 Bogen (hoch Quart) zum **Subscriptions**-Preise von **9 Sgr.** pro Lfrg., der Bogen also nur 10 Pfennige. (Später erhebliche Preis-Erhöhung.)

☛ Freunde d. franz. Sprache finden in jed. Buchh. Gelegenheit, durch Einsicht in die vorräthige 1. Lfrg. Kenntniss zu nehmen von den bedeutenden, durch Fachautoritäten anerkannten Fortschritten, welche die internationale Lexikographie mit diesem Werke macht, das trotz seiner Gedrängtheit an Vollständigkeit u. Korrektheit von keinem seiner Vorgänger erreicht wird. (196)

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt betr. **Alexander von Humboldt.** Biographie, herausgegeben von **Carl Bruhns.** Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** (201)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joſeph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 23. Oktober 1869. — [Nº 43.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Der Proteſtantentag in Berlin. 621. — Die Alliance Israélite in Berlin. 623. — Ein deutſches Tagebuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Das damalige Schweden. 623.

Frankreich. Die deutſchen Schriftſtellerinnen und die „Revue des deux Mondes“. 624. — Das Kloſterweſen unſerer Zeit. II. Vermögen in todter Hand und Proſelytenmacherei. 626.

Italien. Ad. Stahr und Fanny Lewald: Ein Winter in Rom. 627.

Nord-Amerika. Ein neues Syſtem der Hauswirthſchaft. 628.

Baltiſche Provinzen. Das Nationalgefühl der baltiſchen Deutſchen. 629.

Rußland. Zur Juſtizreform in Rußland. 630.

Oſtindiſcher Archipel. S. Bickmore: Reiſen im Archipel. Menſchenfreſſer auf Sumatra. 631.

Kleine literariſche Revue. Die „Livländiſchen Beiträge“ in neuer Auflage. 632. — Ein Verſuch über die Urſachen der Welt. 633. — Eine Weltgeſchichte für das Haus. 633. — Katalog des landwirthſchaftlichen Muſeums in Berlin. 633. — Klaſſiſche Theaterbibliothek aller Nationen. 634. — Drei Luſtſpiele von Gisbert Freiherrn Vincke. 634.

Literariſcher Sprechſaal. Göthe's Verhältniß zu religiöſen Fragen. 634. — Karl v. Holtei und der Buchhändler Trewendt. 635. — Gewerbeſchulen für das weibliche Geſchlecht. 635. — Ein Frauen-Klub in New York. 635. — Ein japaniſcher Roman. 635.

Deutſchland und das Ausland.

Der Proteſtantentag in Berlin.

Der deutſche Proteſtanten-Verein, im Jahre 1864 von Führern und Vertretern der freieren Richtung innerhalb der evangeliſchen Kirche Deutſchlands gegründet, iſt eine Verbindung derjenigen dieſer Kirche angehörigen Männer, welche eine Erneuerung derſelben im Geiſte evangeliſcher Freiheit und im Einklang mit der geſammten Kulturentwickelung unſerer Zeit anſtreben. Als ſeine weſentlichen Aufgaben erkennt der Verein den Ausbau der Kirchenverfaſſung auf der Grundlage der Gemeinde, die Bekämpfung alles unproteſtantiſchen hierarchiſchen Weſens innerhalb der Kirche, und die Erhaltung und Förderung chriſtlicher Duldung und Achtung zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen und ihren Anhängern. Er hat ſich ferner zum Ziel geſetzt, die Rechte, Ehre und Freiheit des deutſchen Proteſtantismus zu wahren, und das chriſtliche Leben, ſowie alle chriſtlichen Unternehmungen und Werke, welche die ſittliche Wohlfahrt und Kraft des Volkes bedingen, anzuregen und zu fördern.

Wenn im Verein mit ſolchen Zielen, mit Aufgaben, die in ſo eminentem Sinne allgemein und tief empfundenen Schäden unſerer kirchlichen Zuſtände Abhilfe zu bringen ſtreben, bei ſeiner Thätigkeit in geſpannten Beziehungen, ja ſogar in ausgeſprochenem Gegenſatz zu manchen kirchlichen Behörden ſich befindet, ſo leuchtet ein, daß ein ſachlicher Grund hierzu nicht vorliegt. Denn nach dem reformatoriſchen Grundbegriff iſt die Kirche nicht ein unabänderlich abgeſchloſſener, fertiger Bau, ſondern ein lebendiger Organismus, welcher des Wachsthums, der Erneuerung und des Fortſchreitens im Zuſammenhange mit allen übrigen geiſtigen Beſtrebungen der Menſchheit gleich ſehr befähigt, wie bedürftig iſt. Echt proteſtantiſch iſt ferner die Forderung, daß die Verfaſſung dieſes Organismus ſich aus und auf der Grundlage der Gemeinde zu entwickeln habe. Ferner, wer hat kräftiger als der größte Held des deutſchen Proteſtantismus geeifert gegen hierarchiſche Gelüſte innerhalb der Kirche, wer nachdrücklicher das allgemeine Prieſterthum aller ihrer Mitglieder gelehrt und verfochten als Martin Luther? Und endlich, chriſtliche Duldung und Achtung zwiſchen den Anhängern der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe zu fördern, ſollte ja wohl Keinem mehr am Herzen liegen, als Denen, die vermöge ihrer Stellung als Kirchenbehörden, wie die Verhältniſſe bei uns einmal liegen, in der Regel zu Vertretern verſchiedener Confeſſionen von Amtswegen berufen ſind.

Fallen alſo die Aufgaben des Proteſtanten-Vereins, wie wir uns überzeugen, im Weſentlichen geradezu mit denen der Kirchen-Behörden zuſammen, ſo kann ein Gegenſatz zwiſchen beiden nur dadurch hervorgerufen werden, daß entweder der Verein ſich bei ſeinen Beſtrebungen unrichtiger oder bedenklicher Mittel bedient, oder aber daß die kirchlichen Behörden zu den gemeinſamen Aufgaben nicht die richtige Stellung einnehmen.

Die Mittel, mit denen der Proteſtanten-Verein für ſeine Zwecke arbeitet, ſind eben dieſelben, wie ſie von kirchlichen Vereinigungen der verſchiedenſten Richtung übereinſtimmend angewendet werden, um auf die Meinung ihrer Glaubensgenoſſen einzuwirken und Boden für ihre Tendenzen zu gewinnen. Oeffentliche Vorträge, die Herausgabe von Flugblättern und Schriften, Wanderverſammlungen — alles das hat der Proteſtanten-Verein mit anderen kirchlichen Vereinen, die ſich unverkennbarer Gunſt und Förderung bei den Kirchenbehörden erfreuen, lediglich gemein. Wenn er ſich von ihnen in etwas unterſcheidet, ſo iſt es durch eine beſtimmt ausgeſprochene Abneigung gegen das tumultuariſche Verfahren, das auf manchen Kirchentagen bei Abſtimmungen, Beſchlußfaſſungen u. ſ. w. beliebt wird. Das Statut des Proteſtanten-Vereins bietet gegen Ausſchreitungen dieſer Art ausreichenden Schutz, indem es durch eine geordnete Vertretung der Ortsvereine die Gefahr, die ſich aus der einſeitigen Geltendmachung der jeweilig am Verſammlungsorte vorwiegenden Elemente für die Unbefangenheit und Freiheit der Berathungen ergiebt, von vornherein beſeitigt.

Auf dieſen Grundlagen und unter der Leitung der hervorragendſten Vertreter der freieren kirchlichen Richtung, hat denn der Proteſtanten-Verein eine Thätigkeit entfaltet, deren Erfolge zunächſt durch den von Jahr zu Jahr ſteigenden Umfang des Vereins ſelbſt einleuchten. Daß die Aufgabe, der er vor Allem dient: die Erneuerung der Kirche im Einklange mit der Kulturentwickelung unſerer Zeit, eine überaus ſchwierige und umfaſſende iſt, wird von Jedem, der ſich für kirchliche Intereſſen überhaupt Sinn und Verſtändniß bewahrt hat, ohne Weiteres zugeſtanden werden. Einer unbefangenen Auffaſſung wird es nicht entgehen, daß der Verein durch ſein Auftreten Viele, die ſich den kirchlichen Fragen gegenüber auf kühlſten Indifferentismus beſchränkten, zu neuer Theilnahme erweckt und dadurch mit dem kirchlichen Leben wieder in einige Beziehung gebracht hat. Dieſe Anregung iſt beſonders da ſtark und nachhaltig geweſen, wo das Weſen des Vereins ſich am freieſten offenbaren konnte. Die Städte, in denen der Verein ſeine Jahresverſammlungen bisher gehalten, Eiſenach, Neuſtadt an der Hardt, Bremen, haben ihn in gutem Andenken.

Um ſo auffallender iſt der Empfang, der dem Verein bei

Digitized by Google

ſeiner diesjährigen Verſammlung, für welche Berlin auserwählt worden war, von den preußiſchen Kirchenbehörden bereitet worden iſt. Während dem Proteſt.-Verein überall, wo er bisher zuſammengetreten war, am Fuße der Wartburg, wie vor dem herrlichen Lutherdenkmal zu Worms, in der von einem katholiſchen Fürſten regierten Pfalz und in der alten Freiſtadt Bremen, die Kirchen und die Kanzeln offen geſtanden hatten — eine Gaſtfreundſchaft die keinem kirchlichen Vereine verſagt zu werden pflegt —: war der Hauptſtadt des größten proteſtantiſchen Staates, der Stadt, in welcher Schleiermacher gepredigt und gelehrt hat, der Anblick vorbehalten, einen Verein, der die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutſchen Proteſtantismus auf ſein Banner geſchrieben hat, von den Kirchen Berlins ausgeſchloſſen zu ſehen. Daſſelbe Conſiſtorium, das ſchon im Herbſte des vorigen Jahres ſich ſo eifrig zeigte, als es galt, dem Andenken des größten Berliner Theologen die kirchliche Feier zu ſchmälern, verweigerte die Erlaubniß, Berliner Kirchen zu Verſammlungen, ja ſelbſt auch nur zum Gottesdienſte der Mitglieder des Proteſtanten-Vereins zu benutzen, und die oberſte evangeliſche Kirchenbehörde des Landes, die damals jenem Eifer Schranken zu ſetzen für nöthig befunden hatte, fand ihn jetzt dem Proteſtanten-Verein gegenüber an der richtigen Stelle.

Das „Magazin" hat ſich ſchon oft, und nie öfter als in den letzten Jahren, in der Lage befunden, von ſeinem Standpunkte aus den Geiſt, der in der Verwaltung des preußiſchen Kirchen- und Unterrichtsweſens mit geringen Unterbrechungen ſeit nun mehr als einem Menſchenalter vorherrſchend iſt, als eine Verleugnung der großen preußiſchen Traditionen und als eine Schädigung der preußiſchen Intereſſen zu beklagen und zu bekämpfen. Es regiſtrirt den neueſten Akt, in welchem ſich der weite Abſtand des gegenwärtigen preußiſchen Kirchenregiments von den weiſen und freiſinnigen Principien der Duldſamkeit und der Lehrfreiheit, jenem herrlichen Erbtheile der Monarchie des Großen Kurfürſten und des Großen Friedrich, ſo unzweideutig kundgiebt, mit Trauer und Beſchämung. Ein Blatt, das auf dem Gebiete der literariſchen Kritik für die Achtung vor dem religiöſen Leben und Gedanken jederzeit mit Nachdruck eingetreten iſt, darf ſich berechtigt halten, den Schritt, durch welchen die Kirchenbehörden Preußens ihrem offenen Gegenſatz zu der geſammten Kulturentwickelung der Zeit einen ſo unumwundenen Ausdruck geben, als einen bedauerlichen und gefährlichen zu bezeichnen. Es wird ſo viel, und vornehmlich von der Seite, die ſich ausſchließlich die kirchliche zu nennen gewohnt iſt, über die Unkirchlichkeit unſerer Zeit geklagt. Glaubt man in der That, das kirchliche Intereſſe durch ſolche Excommunicationen abweichender Richtungen bei unſerm deutſchen Volke neu befeſtigen oder gar wieder erwecken zu können? Glaubt man die Kluft, die zwiſchen dem modernen Bewußtſein und dem kirchlichen Dogma unleugbar vorhanden iſt, dadurch zu überbrücken, daß man den Kirchenbegriff immer enger und unduldſamer auf den Bekenntnißſtand des 16. oder 17. Jahrhunderts zurückzuſchrauben ſucht?

Wir überlaſſen es den ſpeciell kirchlichen Zeitſchriften, die kirchenrechtliche und die kirchenpolitiſche Bedeutung der Maßnahme des preußiſchen Conſiſtoriums und Oberkirchenraths eingehender zu erörtern. Von unſerem Standpunkte aus haben wir nur zu conſtatiren, daß dieſelbe an ſich allein ausreicht, um die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit eines Vereins, wie des deutſchen Proteſtanten-Vereins, recht in's klare Licht zu ſetzen. Die Verhandlungen dieſes Vereins, die am 6. und 7. Oktober in der großen Berliner Turnhalle unter der lebhafteſten Betheiligung aller Kreiſe der Berliner Bevölkerung ſtattfanden, haben die Ueberzeugung bei uns neu beſtätigt, daß unſer Volk, wenn es ſich gegenüber der geräuſchvollen Kirchlichkeit einer gewiſſen Partei, theils in unwilligem Schweigen abwendet, theils in lautem Spotte ergeht, zwiſchen dem Kirchlichen und dem Religiöſen zu unterſcheiden verſteht und gewillt iſt. Von freieſtem Geiſte durchweht und gleichzeitig getragen von der Weihe echten Gottesdienſtes, werden die Verhandlungen des vierten deutſchen Proteſtantentages nicht verfehlen, den Wunſch nach einer Erneuerung der proteſtantiſchen Kirche im Lichte evangeliſcher Freiheit und im Einklange mit der Kulturentwickelung unſerer Zeit weithin zum Bewußtſein zu bringen. Sie bieten insbeſondere auch die geeignetſte Widerlegung des Vorwurfs, daß der Verein ſeine Stärke im Verneinen und Einreißen, nicht aber im Aufbauen und Bekennen ſuche. Sowohl die Vorträge, welche der Profeſſor Baumgarten aus Roſtock und die Prediger Schellenberg aus Mannheim und Bulle aus Bremen an den Abenden vor dem Beginne der Verſammlungen hielten, als die Predigten, durch welche dieſe ſelbſt von dem Oberhofprediger Dr. Carl Schwarz aus Gotha und dem Prediger Schiffmann aus Stettin eingeleitet wurden, waren bei entſchiedenſter Freimüthigkeit durchweg beſeelt von dem Streben, die poſitiven Grundlagen und die evangeliſche Berechtigung der freieren kirchlichen Bewegung klar zu legen. Ebenſo fand die ſehr poſitive Aufgabe der Verſöhnung der modernen Bildung mit dem kirchlichen Leben einen kräftigen und wirkſamen Ausdruck in der Anſprache, mit welcher der Heidelberger Staatsrechtslehrer, Geheimrath Dr. Bluntſchli das Präſidium der Verſammlung übernahm. Die Debatte über die Schulfrage, welche ſich an den gediegenen Vortrag des Profeſſors Holtzmann und an die von ihm aufgeſtellten Theſen über das Verhältniß der Schule zu Staat und Kirche, ſowie über die Geſtaltung des religiöſen Unterrichts anſchloß, bewegte ſich in der ernſteſten und ſachlichſten Haltung. Und wenn in dem Vortrag des Kirchenrathes Schenkel über die kirchliche Lage der Gegenwart das polemiſche Element in ſcharfer Abwehr der wider den Verein erhobenen Verdächtigungen überwog, ſo fand daſſelbe ſeine Ergänzung in den Erklärungen, die ſich von Seiten des Delegirten der Schweizer Reformvereine, Profeſſor Guſtav Vogt aus Bern, und des Profeſſors Baumgarten anſchloſſen.

Es iſt zu wünſchen, daß, wie in früheren Jahren, ſo auch diesmal die Verhandlungen des Proteſtantentags veröffentlicht und dadurch den weiteſten Kreiſen zugänglich gemacht werden. Inzwiſchen freuen wir uns, auf eine literariſche Erſcheinung hinweiſen zu können, durch welche der Verein einem Bedürfniſſe der Gegenwart auf's Beſte entgegenkommt. Das ſoeben erſchienene Jahrbuch des Deutſchen Proteſtanten-Vereins*), herausgegeben von den Berliner Geiſtlichen Hoßbach und Thomas, vertritt die echt proteſtantiſchen Grundſätze der ſelbſtändigen Forſchung und der Gewiſſensfreiheit mit voller Entſchiedenheit und freudiger Gewißheit. „Hält man uns als eine angeblich Alles in Erſtarrung verſenkende Aegide die knechtende Autorität einer fertigen Theologen- und Prieſterkirche entgegen: laß ſehen, wie der traurige, vielfach zuſammengeflickte Schild durch die Kraft des freien Gewiſſens und der erleuchteten Vernunft in tauſend Fetzen ſich auflöſt! Kommt man uns mit dem tödtenden Buchſtaben, wir treten mit dem lebendig machenden Geiſt dem Widerſacher muthig gegenüber. Immerhin mag man

*) Erſter Jahrgang. Elberfeld, R. L. Friedrichs, 1869. (XVI und 210 S. in Oct.) Preis 15 Sgr.

Digitized by Google

uns auf mannigfaches Fehlen des Einzelgewiſſens, auf mannigfaches Irren der Vernunft aufmerkſam machen, immerhin mag man die menſchliche Sündhaftigkeit urgiren. Wir ſind davon ſo überzeugt, wie nur unſere Gegner. Aber eben deshalb öffnen wir unſern Geiſt allen Lichtſtrahlen der Wahrheit, wie ſie durch die Geſundheit des menſchlichen Geſchlechts und durch ſeine Geſchichte hindurchleuchten, und gehen gerne bei allen Trägern des Lichtes, auf dem Gebiete der Kultur, der Wiſſenſchaft und der Kunſt in die Schule ....." Uns iſt Frömmigkeit das Höchſte und Heiligſte, denn auch alle wahre tiefere Sittlichkeit ſchöpft aus der Frömmigkeit ihr Herzblut, das Leben ihres Lebens. Aber geſunde, lebenswarme und lebensſtarke Frömmigkeit kann nur im himmliſchen Aether voller Freiheit gedeihen und ſich erhalten; ohne dieſelbe ſinkt ſie hinab in ſchwächliche Frömmelei und rohen Fanatismus, in Unwahrheit und Heuchelei." Dieſes Geiſtes voll ſind die Aufſätze, welche das Jahrbuch bringt. Wir heben nächſt der vortrefflichen kirchenpolitiſchen Rundſchau, von Baumgarten, dem Märtyrer des mecklenburgiſchen Kirchenunweſens, das ſchön gezeichnete Charakterbild des Apoſtels Paulus, von Prof. Lipſius, und den feinen, warm empfundenen Lebensabriß des vor zwei Jahren heimgegangenen, echt frommen und echt freiſinnigen Meiſters der deutſchen Theologie, Richard Rothe, von Prof. Holtzmann in Heidelberg, hervor. Die Beiträge von Dr. Bluntſchli, über die Einwirkung der Nationalität auf die Religion und kirchliche Dinge, und des Bremer Geiſtlichen Dr. Carl Manchot, über die Offenbarung St. Johannis, verdienen nicht minder Beachtung. In dem Jahresbericht über die Wirkſamkeit des deutſchen Proteſtanten-Vereins, vom Schriftführer, Pfarrer Hönig in Heidelberg, wird das Fortſchreiten der Vereinsſache veranſchaulicht. Wir begrüßen das Jahrbuch als einen Gaſt, der hoffentlich regelmäßig wiederkehren wird, und dem, wenn er ſich auf dem eingeſchlagenen Wege hält, die Herzen und Geiſter des deutſchen Volkes offen ſtehen werden.

Chriſtianus.

Die Alliance Israélite in Berlin.

Die internationale Verſammlung der „Alliance Israélite Universelle", die in Berlin dem deutſchen Proteſtantentage folgte, darf ebenfalls als eine Signatur unſerer Zeit betrachtet werden. Gerade weil er nach den verſchiedenſten Richtungen hin die Freiheit und die Selbſtbeſtimmung verficht und beanſprucht, weiſt der Geiſt unſerer Zeit, nach dem Princip, daß in Kämpfen um der Menſchheit höchſte Güter Jedermann für die Erhaltung derſelben Partei ergreifen müſſe, den religiöſen Indifferentismus ebenſo zurück, wie den politiſchen; den die Priorität des Geiſtes negirenden Materialismus ebenſo, wie den blinden Glauben an die Autorität.

Die vor etwa neun Jahren in Frankreich gegründete und ſeitdem auch über Deutſchland und andere Länder ausgebreitete „Allgemeine Israelitiſche Allianz" hat, wie ihr nach Berlin gekommener, ehrwürdiger Präſident Crémieux in einer hinreißenden, ideenreichen und von den deutſchen Zuhörern mit Begeiſterung aufgenommenen Rede in franzöſiſcher Sprache darlegte, eine wahrhaft humanitaire Tendenz: die Alliance Israélite leiht den in halbciviliſirten Ländern um ihres Glaubens willen verfolgten Juden ihren weitreichenden moraliſchen Einfluß und Beiſtand, und gründet da, wo die Israeliten durch langjährigen ſchweren Druck das Bewußtſein ihrer Menſchenwürde eingebüßt haben, Schulen für die Erziehung zu einem würdigen Kulturleben. Den Segen der geiſtigen Erleuchtung, den der Orient einſt dem Weſten gebracht, führt jetzt der Occident dem umnachteten Oſten zu. In Jeruſalem, in der aſiatiſchen und europäiſchen Türkei, in Griechenland, Aegypten, Algerien und Marokko hat die Alliance Israélite zahlreiche Schulen gegründet, deren einheimiſche Lehrer größtentheils in Paris ihre Bildung erhielten. Die Männer, die an der Spitze dieſes Vereins ſtehen und ihm mit Umſicht und Thatkraft die Wege zu ſeinen, von den Edeln aller Nationen anerkannten Zielen vorzeichnen, haben wir in Berlin kennen gelernt: neben dem greiſen, aber jugendfriſchen Crémieux den raſtlos wirkenden Albert Cohn, Präſidenten des israelitiſchen Conſiſtoriums in Frankreich, der einſt mit dem Erſteren, mit Sir Moſes Montefiore und mit unſerem verewigten deutſchen Freunde, dem gelehrten Orientaliſten Salomon Munk gefahrvolle, aber erfolgreiche Reiſen nach Aſien (Damascus) und Afrika unternahm, um israelitiſche Gemeinden gegen blutige Verfolgungen zu ſchützen.

Dieſe Männer und noch einige andere franzöſiſche Mitglieder des Vorſtandes der Alliance Israélite beriethen in Berlin mit Vorſitzenden und anderen Mitgliedern der deutſchen Zweigvereine, an deren Spitze Herr Profeſſor Lazarus ſich befand, die Mittel zur Abhülfe des moraliſchen und phyſiſchen Elends, in welchem ein großer Theil der an den öſtlichen Gränzen Preußens wohnenden ruſſiſch-polniſchen Juden ſchmachtet — eines Elends, das bekanntlich durch die Hungersnöthe der letzten Jahre noch bedeutend vermehrt worden iſt. Die Reſolutionen, die in dieſer Beziehung gefaßt wurden, betreffen ſowohl die Förderung des Jugendunterrichts, als die techniſche Anleitung zum Landbau und zu Handwerken, ſowie endlich die Organiſation einer nach volkswirthſchaftlichen Principien geleiteten Auswanderung jüdiſcher Familien jener Gegenden, wozu man die Genehmigung der ruſſiſchen Regierung zu erlangen hofft, da es nur ein Segen für das große nordiſche Reich ſein kann, wenn es von einer Bevölkerung, die ſich nicht ſelbſt zu ernähren vermag, auf geſetzlich geregeltem Wege befreit wird.

F. L.

Ein deutſches Tagebuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert.*)

Das damalige Schweden.

Der Verfaſſer dieſes intereſſanten Tagebuches entſtammt einer der älteſten ſchleſiſchen Adelsfamilien, machte ſeine Studien in Görlitz, Leipzig und Padua und nahm dann Theil an Philipp's II. von Spanien Kriegszuge gegen Portugal. Im Jahre 1585 ward er Hofbeamter Kaiſer Rudolf's und ſcheint als ſolcher namentlich als politiſcher Agent beſchäftigt geweſen zu ſein. Später ward er Truchſeß des Erzherzogs Maximilian und als ſolcher ward er 1590 nach Rußland geſandt, jedenfalls mit Aufträgen, die der Krone Schweden und Polen nicht günſtig ſein mochten. Laſſota fiel mit ſeinen Begleitern durch Unwiſſenheit des Schiffers in die Hände der ſchwediſchen Heerführer, wurde als Gefangener nach Schweden geführt, dort von ſeiner Dienerſchaft getrennt in Haft gehalten, von einem Schloſſe in's andere gebracht, vom Könige wie namentlich von deſſen Bruder, Karl von Südermannland, perſönlich befragt und bedroht, endlich aber nach dem Tode König Johann's auf Fürbitte Kaiſer Rudolf's II.

*) Tagebuch des Erich Laſſota von Steblau. Herausgegeben und mit Einleitung und Bemerkungen begleitet von Dr. R. Schottin. Halle, G. E. Barthel.

Digitized by Google

freigegeben. Das Mißlingen dieſer Geſandtſchaft ſcheint ſeinem Anſehen nicht geſchadet zu haben, denn ſchon im Jahre 1594 ernannte ihn Kaiſer Rudolf zu ſeinem Geſandten, um die Zaporogiſchen Koſaken in kaiſerliche Dienſte zu nehmen, und dieſen Auftrag führte er den Verhältniſſen nach ſo glücklich aus, daß der Kaiſer ſich ſehr anerkennend über ſeine Dienſte ausſprach. Hier endet das Tagebuch. Aus den vom Herausgeber deſſelben im Anhange mitgetheilten Urkunden erhellt jedoch, daß Laſſota ſpäter Muſtermeiſter von Oberungarn war, daß er 1604, als Kaſchau, die Hauptſtadt von Oberungarn, von den Rebellen unter Bochkai durch Verrath genommen wurde, all ſeine Habe einbüßte und 1611 kaiſerlicher Rath wurde.

Der Werth des Tagebuches iſt nicht gering. Zunächſt läßt es einen höchſt intereſſanten Blick thun in die Art, wie man im ſechzehnten Jahrhundert diplomatiſche Geſchäfte trieb. In ausführlichſter Weiſe aber werden wir bekannt gemacht mit den diplomatiſchen Beziehungen und Verbindungen, welche die damalige öſterreichiſche Regierung im öſtlichen Europa anzuknüpfen ſuchte. Die Hiſtoriker werden die hier gegebene Darſtellung als Quelle zu Rathe ziehen müſſen. Ebenſo vermag der Hiſtoriker Nutzen zu ſchöpfen aus der ausführlichen Schilderung des ſpaniſchen Feldzuges zur Eroberung Portugals und der Expedition gegen die Azoriſchen Inſeln. Namentlich ſind hierbei die Schickſale des deutſchen Regiments getreulich mitgetheilt und eine große Menge hiſtoriſcher und geographiſcher Data, Legenden und Sagen u. ſ. w. beweiſen, mit wie lebhaftem Intereſſe der Verf. des Tagebuches Alles auffaßte, was ihm wiſſenswerth ſchien.

Von noch allgemeinerem Intereſſe iſt die Geſandtſchaftsreiſe über Lübeck nach Rußland. Die genaue Darſtellung der in der Gefangenſchaft in Schweden erlittenen Drangſale geben ein treues Bild von dem damaligen traurigen Zuſtande Schwedens ſowohl, als von den im Norden damals ſo mächtigen deutſchen Einflüſſen. Dieſer Theil des Tagebuches iſt überhaupt der ausführlichſte, und mit Recht bemerkt der Herausgeber in der Vorrede, daß kein deutſcher Schriftſteller jener Zeit ſo ausführliche und treffende Schilderungen Schwedens gegeben habe. Laſſota bethätigt ein reges Intereſſe an allem Wiſſenswerthen. Er beſucht und beſchreibt Kirchen, copirt Grabinſchriften, beſchreibt Denkmäler, erzählt Sagen, berichtet über Naturerzeugniſſe, über Sitten und Lebensart der Bewohner, über das, was er von ihren alten Göttern („Thoro, Oden und Frigge") gehört hat u. ſ. w. So ſagt er z. B. von der Univerſität Upſala: „Es ſoll auch eine Univerſitet alda ſein, welche aber gar ſchlecht, und pro arbitrio des Khünigs zu und abnimpt, wie den zu meiner Zeit kein Profeſſor daſelbſt geweſen." Von den Bewohnern Schwedens ſagt er: „Das land iſt ſeiner gröſe nach nicht ſonderlich volkreich und ſtehen die Dörffer nicht ſo gar dick, dan in gemein ein jeder Pauer auf ſeinen Grund und Boden abſonderlich wohnet, Und wen etwan vier oder funff Pauernhoff beiſammen ſtehen, wirds für ein groß Dorff gehalten, Bondeby genennet. Dieweill aber die Pauerſchaft auch ein Standt im land, findet man unter ihnen feine politiſche leuthe, ſo in ihren heuſern ſauber und wohl leben. Wen man im lande reiſet, findet man keine Wirtsheuſer unterwegs, ſondern kehret bei den Pauern oder Priſtern ein, die theilen eſſen und trinckenn mit, ſoviel das Hauß vermagk, bisweilen umbſonſt, nachdem man reiche leuthe antrifft, oder aber umb ein zimlichen billigen Pfenning. An der Tafel helt der Wirdt und die Wirdtin im hauß ihr Oberſtell (ſo ſie Högſät, d. i. der hohe ſiz nennen) und da einer Ihnen die nehmen wolt, darff Er ſich keiner guten Bewirttung getröſten. Ihre heuſer ſein niedrig und gehen die Stuben biß gar unter das Tach, alda ſie gemeiniglich nur ein fenſter, und einfallend lichtt haben, und wird ſelten ein fenſter auff der ſeiten gefunden, die Tächer ſein mit Brätern gedeckt, welche ſie mit rinten von Birken belegen und erden darauf ſchütten. Sie gebrauchen ſich keiner Kachelöfen, ſondern haben allein Camin und Backöfen in ihren ſtuben, Winter Zeit pflegen ſie in den Stuben zu ſchlafen und gilt gleich es ſey fremder oder einheimiſcher, Man oder Weib. Das Weibesvolck iſt guter geſpräch und gar vertraulich, auch mit den Außlendern, ihr arbeit iſt kochen, brodbacken, bierbreuen, ſchlachten, brandwein brennen, ſpinnen, den man dort keine ſonderliche Becker oder Bierbreuer Zunft findet. Wenn ſie baden, gehet man und weib unter einander in eine Stuben, welches auch in den Teutſchen Seeſtädten der gebrauch. Der Adel im land iſt etwas ſchlecht, was aber von furnehmen heuſern und alten geſchlechtern iſt, nennen ſich izo in gemein herren, haben vor zeiten keine Zunamen gehabt, ſondern einiglicher hat an ſtad deſſelben ſeines vatern Tauffnahmen geführt, aber von eʒlich Jahren her haben ſie angefangen, ihnen zunamen zu ſchöpfen und nennen ſich gemeiniglich nach dem, was ſie im Wappen führen. Das Volck iſt in commun ſpitzfündig, argliſtig und argwöhniſch, trauet je einer dem andern nicht, liegen der volleren ſehr ob. Und dieweil der wein alda theuer, behelfen ſie ſich mit brandwein und bier, welches ſie aus gerſten breuen. Und dieweill ſie keinen ſonderlichen Hopffenwachs, ſondern derſelbe mehrentheils uber Meer hineingebracht wird, pflegen ſie, wen der Hopffen teuer, das bier mit wermuth oder mit einem kraut, ſo ſie Porſch nennen, und einen den Kopff gar voll macht, zu höpffen."

Fügen wir ſchließlich hinzu, daß eine Menge genealogiſcher Notizen dieſes Tagebuches dem Freunde der Genealogie und Adelsgeſchichte willkommen ſein werden, ſowie, daß der Herausgeber durch eine Einleitung, in welcher der Leſer zumeiſt über die im Tagebuche begegnenden geſchichtlichen Ereigniſſe orientirt wird, und durch ſprachliche und ſachliche Anmerkungen für ein erleichtertes Verſtändniß Sorge getragen hat, ſo glauben wir, das Buch genügend durch ſich ſelbſt empfohlen zu haben.

A. R.

Frankreich.

Die deutſchen Schriftſtellerinnen und die „Revue des deux Mondes".

„In Deutſchland ſind die ſchreibenden Frauen nicht ſo zahlreich, wie in England, und nicht ſo bedeutend, wie in Frankreich; ſie werden indeſſen viel geleſen und bewundert. Sie ſtellen einige allgemeine Richtungen ihrer Landsleute dar und haben einen unbeſtreitbaren Einfluß gewonnen; ſie verdienen es demnach, daß man literariſche Forſchungen über ſie anſtellt. Ihre Schriften geben zudem erſt ein richtiges Verſtändniß der deutſchen Sitten.

„Die deutſchen Schriftſtellerinnen bilden einen beſondern Kreis, der von allen Seiten beobachtet wird und ſcharf abſticht gegen das farbloſe Frauenleben in Deutſchland. Man beſchäftigt ſich faſt ebenſo viel mit ihrer Perſönlichkeit, wie mit ihren Schriften; das iſt eine Eigenthümlichkeit des deutſchen Publikums. Dieſelbe tritt noch entſchiedener bei den Frauen hervor; die Neugierde paart ſich dann mit der geheimen Sympathie für ihresgleichen.

Digitized by Google

„Uebrigens iſt dies nicht bloß Geſchmacksſache, ſondern es iſt in der Natur der Sache begründet; die Perſönlichkeit der Schriftſtellerinnen iſt faſt immer angenehmer, als ihr Erzeugniß. Ihr Leben iſt intereſſanter, als ihre Romane, die oft nur ein ſchwacher Abglanz des erſteren ſind. Bei Vielen unter ihnen iſt durch den Ruf ihres Geiſtes und Gemüthes, durch die Seltſamkeit ihrer Erlebniſſe und die Kreiſe, in denen ſie lebten, erſt ihre Geltung als Schriftſtellerinnen hervorgebracht worden. Daher läßt ſich der Erfolg von den Briefſammlungen, Memoiren und Selbſtbiographieen erklären, die in Deutſchland ſo zahlreich ſind. Die Autorinnen drängen ſich zu dieſen Schauſtellungen faſt noch mehr als das Publikum, das ſie dabei bewundern ſoll. Einige von ihnen, und gerade die berühmteſten, ſind nur durch ihre Briefe und die Mittheilungen ihrer Freunde bekannt geworden; es ſind naive Indiscretionen und ſtolze Selbſtbekenntniſſe, in denen ſich die Seele ganz nackt zeigt und ihrer Schönheit ſo ſicher iſt, daß ſie alle Hüllen verſchmäht. Man nimmt dieſe Bücher für baare Münze und verſchlingt ſie voll Glauben. Welche Erfindungen laſſen ſich dieſer Wirklichkeit an die Seite ſtellen! wenn man ein wenig Einbildungskraft hinzufügt, hat man einen vollſtändigen Roman vor Augen. Es fehlt kein weſentliches Element darin, weder das Seltſame, die Leidenſchaft, noch das Tragiſche. So verwirklicht ſich in einigen Originalen das ſeltene Ideal der genialen Frau, wie es die Deutſchen mit einem ihrer unbegreiflichen Ausdrücke bezeichnen.

„Es iſt beſonders Rahel Levin, die als ſchöner Geiſt auf dieſe Weiſe geprieſen wird. Goethe war von ihr entzückt, Humboldt war ihr Freund und Gentz ſchenkte ihr ſein Vertrauen. Auch Bettina mit ihrer Sylphenart und ihrer Abgötterei für Goethe gehört hierher; ebenſo müſſen die Göttinnen zweiter Klaſſe, die Heroinen hier genannt werden, Charlotte Stieglitz, die ſich tödtete, um den Dichtergeiſt ihres Mannes zu wecken, und Johanna Kinkel, die einem jungen Theologen die Theorieen von David Strauß in den Kopf ſetzt, ihn dann zum Schriftſteller macht und ſich für ihn aufopfert, als er durch politiſche Umtriebe in's Gefängniß kommt, mit ihm nach England flieht, wo ſie ſich aus dem Fenſter ſtürzte, als eben ihre Häuslichkeit wieder ſorgenfrei geworden war. Es giebt in Deutſchland noch ſeltſamere Fälle, ſogar die Gelehrten miſchen ſich in Liebesgeſchichten: Herr Profeſſor Kreuzer bringt eine Dichterin, eine tiefſinnige Stiftsdame, zur Verzweiflung; die Günderode, Bettina's Freundin, drückte ſich einen Dolch in die Bruſt und ſtürzte ſich dann in den Rhein, weil Kreuzer ſich nicht von ſeiner Frau ſcheiden laſſen wollte, die übrigens zwanzig Jahre älter war als er.

„Solchergeſtalt iſt die romantiſche Welt der deutſchen Schriftſtellerinnen, von denen hier einige die Revue paſſiren ſollen. Die erſten Beiden ſtehen einander diametral gegenüber: es ſind die Gräfin Hahn-Hahn, eine romantiſch-myſtiſche Ariſtokratin, und Frau Fanny Lewald, eine jüdiſche, ſtarkgeiſtige Demokratin."

Mit dieſen Worten, die wir hier auszugsweiſe mittheilen, leitet Herr Albert Sorel in der Revue de deux Mondes eine Abhandlung über die deutſchen Schriftſtellerinnen ein; dem Leſer wird es nicht entgangen ſein, welche Irrthümer ſchon in dem Beginn enthalten ſind. So beſchuldigt er die durch ihre Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit berühmte Rahel, in ihren Briefen ſich mit Affectation dem Publikum dargeſtellt zu haben, während doch kein einziger Brief von ihr gedruckt worden iſt, als ſie noch am Leben war, und die Publication erſt ſtattfand, als ſie ſie nicht mehr hindern konnte; denn ſie würde höchſt wahrſcheinlich die Veröffentlichung ihrer Briefgeheimniſſe ebenſo wenig erlaubt haben, als ſo manche Andere, deren diskrete Mittheilungen Varnhagen und ſpäterhin ſeine Nichte publizirt haben.

Alsdann verſtößt Herr Sorel doch allzu ſehr gegen die chronologiſche Ordnung, indem er den Selbſtmord der Günderode ſpäter ſetzt, als den von Charlotte Stieglitz, während der erſtere beinahe vierzig Jahre früher ſtattfand.

Im Verlauf ſeiner Abhandlung kommen jedoch noch mehr Irrthümer vor; es werden bei ſämmtlichen beſprochenen Schriftſtellerinnen die unbedeutendſten Werke erwähnt und die beſſern, charakteriſtiſchſten gänzlich übergangen. So konnte Fanny Lewald wohl verlangen, daß ihr großartiger Roman „Von Geſchlecht zu Geſchlecht" dem franzöſiſchen Kritiker bekannt ſei, und die Gräfin Hahn-Hahn, daß er nicht ihre letzten Romane mit ihren erſten zuſammenwerfe.

Noch mehr wird ſich aber Eliſe Polko wundern und beklagen können, daß er ſie neben Friederike Bremer und Ottilie Wildermuth ſtellt. Die vortreffliche Hausmannskoſt der beiden Letztern läßt ſich doch wahrlich nicht mit der Elfenſpeiſe der Erſteren vergleichen!

Wie aber wird Louiſe Mühlbach darüber erſtaunen, daß man ſie nur ganz flüchtig und in Einem Athem mit Thereſe von Bacharacht und Frau Paalzow nennt, mit denen ſie nicht die geringſten Vergleichungspunkte darbietet.

Daß Herr Sorel überhaupt die Schwedin Friederike Bremer ohne Weiteres unter die deutſchen Schriftſtellerinnen rechnet, iſt eine literariſche Keckheit ſonder Gleichen, und ebenſo müſſen wir es bezeichnen, daß er denſelben im Tone des Hofmeiſters folgende gute Lehren giebt: „Man kann unterrichtet ſein ohne pedantiſch zu werden, gefühlvoll ohne lächerlich, rechtſchaffen ohne ordinär zu ſein. Es giebt eine Heiterkeit der Seele, welche der Einbildungskraft nicht ſchadet, eine Unbewußtheit, die nicht Albernheit, eine Begeiſterung, die nicht Wahnwitz zu ſein braucht. Wir verlangen ernſte Grazie und holde Harmonie, ſtatt der widerſtrebenden Charakterbilder, die wir eben geſchildert haben. Anſtatt die Schwächen und Gebrechen der Menſchen zu verherrlichen, anſtatt Unnatur zu predigen, ſollten die Schriftſtellerinnen ſich umſehen nach rührenden und anmuthigen Gegenſtänden, nach dem ewigen Quell der Poeſie, der fühlenden Seele. Das wäre beſſer als die außerordentlichen Begebenheiten dieſer Frauenromane und würde ſich für weibliche Federn mehr eignen. Es giebt ein Gedicht von Chamiſſo, in welchem die verſchiedenen Stufen des Frauenlebens in einfachen Verſen beſungen werden: zuerſt die jugendſtolze Liebe, dann die Bewunderung des geliebten Gegenſtandes, dann das rückhaltloſe Vertrauen, die Wonne des Beſitzes und endlich die Mutterſchaft, in der die Liebe ſich verdoppelt und verjüngt; zuletzt der Schmerz am Sterbebett und die Hoffnung auf das Jenſeits. Dieſe Poeſie iſt vielleicht zu zart, zu innig, aber ſie bewegt das Herz, und wer ſie nun gar ſingen hört zu den ergreifenden Melodieen Schumann's, der wird die Natur der deutſchen Frauen beſſer zu würdigen wiſſen, als wer ihre Romane geleſen hat."

Ließe ſich nicht mit viel mehr Veranlaſſung alles das den franzöſiſchen Schriftſtellerinnen nachſagen? Haben ſie ſich nicht in viel auffallenderer Weiſe von der Natur entfernt und Götzendienſt mit den Leidenſchaften getrieben? Iſt es nicht ungerecht, wenn Herr Sorel behauptet, die deutſchen Schriftſtellerinnen könnten noch keinen Anſpruch machen auf eine Stellung in der Literatur und hätten, trotz einiger Berühmtheiten, ihrem Vaterlande noch keine Sevigné, keine Staël und keine

Digitized by Google

Sand geliefert! Können wir nicht mit Recht behaupten, daß Rahel's Briefe mehr Geiſt und Gemüth enthalten, als die der plauderſüchtigen, wenn auch liebenswürdigen Sevigné? Sind die Romane der Hahn nicht wahre Seelenverwandte von den Erzeugniſſen der Sand, und iſt Fanny Lewald nicht ebenſo ſtarkgeiſtig und univerſell gebildet, wie die Staël?

Im Uebrigen müſſen wir zum Schluß Herrn Sorel das Zeugniß geben, daß er in ſeinem Aufſatz über die deutſchen Schriftſtellerinnen eine ſo intereſſante, fein colorirte Darſtellung geliefert hat, wie die Revue des deux Mondes lange nicht aufzuweiſen hatte. Auch hat es uns ganz beſonderes Vergnügen gemacht, in Sorel's Erzählungen aus dem Leben der Gräfin Hahn unſere eigenen Auslaſſungen über dieſelbe wörtlich überſetzt wieder zu finden. Es iſt ein Beweis, daß die franzöſiſchen Kritiker ſich bemühen, ihr Quellenſtudium bis in die flüchtige Literatur unſerer Tageblätter auszudehnen.

F. von Hohenhauſen.

Das Kloſterweſen unſerer Zeit.

II.

Vermögen in todter Hand und Proſelytenmacherei.

Im Auguſt 1859 beſtätigte der höchſte Gerichtshof von Montpellier eine Entſcheidung, durch welche der letzte Wille eines gewiſſen M. L. annullirt wurde, der unter den empörendſten Umſtänden erzwungen worden war. Aus den Verhandlungen des Prozeſſes ging hervor, daß er den größten Theil ſeines Vermögens ſchon einer wohlthätigen Stiftung in Villefranche vermacht und wenige Tage vor ſeinem Tode mündlich vor einem Notar dieſe Verfügung beſtätigt hatte, welcher auch der übrige Theil ſeiner Familie zuſtimmte. Die letzten vierzehn Tage vor ſeinem Tode war ſein Geiſt gänzlich geſchwächt. Im letzten Augenblick kam ſein Beichtvater, der Abbé F., in ſein Haus mit einem Bogen Stempelpapier und ſagte der Pflegerin, ihr Patient habe vergeſſen, Geld für das Leſen von Seelenmeſſen zu hinterlaſſen. Mit Hilfe des geiſtlichen Herrn richtete ſie den Sterbenden im Bette auf und hielt ihn, während der Abbé das Papier vor ihm ausbreitete und anfing zu diktiren: „Ich ſetze als meinen Erben Monſieur M. ein." Hierbei entfuhr der Wärterin ein Ruf der Ueberraſchung, worauf der Abbé ſie aus dem Zimmer wies und nun wirklich ein Teſtament erzielte, in welchem dieſer M. als einziger Erbe genannt war. Nachdem das vorüber war, fragte der Sterbende wiederholt die, welche an ſein Bett kamen, wer dieſer M. ſei, da er offenbar früher nie von ihm gehört hatte. M. ſelbſt wußte nichts von ſeinem Glücksfall, bis er ihm vom Abbé mitgetheilt wurde mit dem Zuſatze, der Teſtator habe die Abſicht gehabt, das Geld ſolle zur Gründung eines Waiſenhauſes verwandt werden. Es wurde ferner ermittelt, daß, als die Wärterin über die von ihr bemerkten Umſtände zu Andern geſprochen hatte, der Abbé ſie mit Gefängniß bedrohte, und daß mehrere Umſtände derſelben Art vorgekommen waren, in denen er ähnliche Anklagen auf gleiche Weiſe zum Schweigen gebracht hatte. Wenn die, welche auf ſolche Weiſe um ihr Erbe gebracht werden, Privatperſonen ſind, ſo ziehen ſie wohlweislich vor, das Unrecht im Stillen zu leiden, anſtatt ſich die gefährliche Feindſchaft mächtiger Körperſchaften zuzuziehen, da ſie für ſich nur die zweifelhafte Hoffnung haben, unerlaubten Einfluß nachzuweiſen mit Hilfe von Zeugen, die jedem moraliſchen Drucke durch Einſchüchterungen ausgeſetzt ſind. Trotz deſſen kommen jedoch Fälle dieſer Art häufig genug vor die Gerichtshöfe, um zu beweiſen, in wie vielen Fällen mehr oder weniger unlautere Mittel gebraucht werden, um die Fluth des Reichthums anſchwellen zu machen, der in die Kaſſen der mönchiſchen Brüderſchaften ſtrömt.

Eine Gewaltthätigkeit anderer Art berührt uns noch näher, da eine preußiſche Familie davon betroffen worden. Im Juli 1860 wurde der betreffende Prozeß, den wir im gedrängten Auszuge mittheilen, in Gent verhandelt.

„Eine lutheriſche Familie, Namens Kohrſch, beſtehend aus Vater, Sohn und Tochter, zog von Pillau in Preußen fort, um ſich in Antwerpen anzuſiedeln. Auf ſeinem Sterbebette verlangte der Vater von ſeinem Sohne Richard das feierliche Verſprechen, die Schweſter getreu im Glauben ihrer Vorfahren zu erziehen und zu erhalten. Richard war ein junger Mann, der ein mäßiges Einkommen als Buchhalter bezog. Da er in einer kleinen Wohnung lebte, von der ſeine Geſchäfte ihn weit entfernt hielten, ſo hatte er keine für ein ſiebzehnjähriges Mädchen geeignete Häuslichkeit, und da ſeine beſchränkten Mittel ihm die größte Sparſamkeit zur Pflicht machten, brachte er endlich ſeine Schweſter als Koſtgängerin zu den barmherzigen Schweſtern nach Melſele. Eingedenk jedoch des Verſprechens, das er ſeinem ſterbenden Vater gegeben, ſtellte er die Bedingung, daß kein Verſuch zur Bekehrung gemacht werden dürfe, und empfing im Juli 1857 von der Oberin des Kloſters folgende ſchriftliche Erklärung:

En égard aux craintes que vous venez de m'exprimer, je vous garantis que mademoiselle n'est obligée à suivre aucun exercice religieux et jouit d'une entière liberté, quant aux prescriptions de sa propre croyance.

Einen Monat ſpäter war Annabella, ſo hieß das junge Mädchen, eine Convertitin, heimlich nach katholiſchem Ritus getauft, und vierzehn Tage ſpäter wurde ſie zur Communion zugelaſſen. So wenig Beziehung beſtand in den Augen dieſer eifrigen Proſelytenmacherinnen zwiſchen Religion und Moralität, daß keine Hilfsmittel der Lüge und Falſchheit geſpart wurden, um die Wahrheit geheim zu halten. Am Tage der Taufe ſelbſt erhielt Annabella den Beſuch ihres Bruders, und die Neugeweihte wurde angeleitet, ohne Erröthen zu lügen, um jeden Verdacht abzulenken.

Endlich wurde Richard unruhig, und im Mai 1859 nahm er ſeine Schweſter aus dem Kloſter fort. Ihr Beichtvater und ihr Pathe, P. G. Bogaerts, Pfarrer an St. Auguſtin in Antwerpen, das Hauptwerkzeug ihrer Bekehrung, diſpenſirte ſie von den Obſervanzen ihrer Religion, damit ihre Verheimlichung fortgeſetzt werden könne. Dieſe nothwendige Verheimlichung brachte jedoch ihrem Seelenheil Gefahr, und in Gemeinſchaft mit einem Jeſuiten, P. S. Schoofs, der auch bei der Sache ſelbſt betheiligt war, entwarfen ſie den Plan, ſie zu entführen. Drei Tage nach ihrer Rückkehr in das Haus ihres Bruders, drei Tage ſcheinbar ununterbrochener Zärtlichkeit, verſchwand Annabella, einen höchſt liebevollen Brief zurücklaſſend, in welchem ſie die Nothwendigkeit der Trennung beklagte. Richard, der eine fromme Intrigue dahinter vermuthete, wandte ſich an den preußiſchen Conſul, der die Behörden thätig in Bewegung ſetzte, um das verſchwundene Mädchen aufzufinden, aber ihre Beſtrebungen waren vergeblich und neun Monate lang war jede Spur von ihr verloren.

Nachdem ſie ihres Bruders Wohnung um 11 Uhr Morgens verlaſſen hatte, ging Annabella zum Hauſe der Marie Jeanne Lauterbaen, welche bei der Taufe als Pathin fungirt hatte. Hier

Digitized by Google

wurde ſie als Dienſtmädchen verkleidet und von da zu Marie Vandewoelen gebracht, einer Stickereihändlerin. Inzwiſchen hatten Bogaerts und Schoof es arrangirt, daß ſie in Begleitung einer Putzmacherin, Namens Roſalie de Duve, nach Brüſſel reiſen mußte mit einem Briefe, in dem ihre Aufnahme in dem Kloſter von Zethe verlangt wurde. Auf Seitenwegen erreichten die beiden eine entferntere Station und gelangten von da an den Ort ihrer Beſtimmung.

Im Sinne des Geſetzes war dies Alles ein ernſtes Verbrechen, denn Annabella war noch unmündig. Die Nonnen von Zethe vermutheten augenſcheinlich, daß irgend etwas nicht in Ordnung ſei und verweigerten die Aufnahme der Flüchtigen. Roſalie erlangte nur mit vieler Schwierigkeit, daß ſie in einem andern Kloſter für einige Tage aufgenommen wurde. Nun beſchloſſen Bogaerts und Schoof, ihre gefährliche Bürde nach Paris zu ſchicken. Unter dem Namen Eugénie de Marie und mit einem falſchen Paſſe verſehen, wurde Annabella in das Haus St. Joſeph nach Paris geführt, wo ſie auf die Koſten von Bogaerts bis zum September blieb. Aus irgend einem unerklärten Grunde wurde ſie dann durch Roſalie wieder abgeholt. In Mecheln trafen die Beiden mit Schoofs zuſammen, der ſie in das Kloſter der Soeurs de l'Union au Sacré Coeur zu Hongaarde führte, wo Einrichtungen für ihre Aufnahme getroffen waren. Nach drei Monaten der Ruhe ſahen ſich die ehrwürdigen Patres veranlaßt, Roſalie zu entſenden, um Annabella wieder nach Antwerpen zurückzubringen, wo ſie in dem Carmeliter-Kloſter untergebracht wurde. So wurde ſie noch mehrmals von Kloſter zu Kloſter geſchleppt und wäre wahrſcheinlich für immer verborgen geblieben, wenn nicht ihre natürlich menſchlichen Gefühle ſtärker geweſen wären, als der geiſtliche Einfluß, der ſie zu ertödten ſtrebte. Die Erinnerung an ihren Bruder und ihren früheren Glauben hatte ſie zweimal im Laufe dieſer unſeligen Wanderungen dazu gedrängt, ihm zu ſchreiben; beide Male waren ihre Briefe aufgefangen worden. Ein drittes Mal war ſie glücklicher. Am 16. Januar 1860 erhielt Richard einen Brief mit dem Poſtſtempel Gent und einer unleſerlichen Unterſchrift verſehen, welcher ihm mittheilte, daß ſeine verloren geglaubte Schweſter ſich unter dem Namen Marie Toinez im Kloſter zu Eecloo aufhalte, und daß man ſie dort während der Meſſe an Sonntagen ſehen könne hinter dem Gitter, das die Koſtgänger des Kloſters von der Gemeinde trennt.

Am folgenden Sonntag erkannte ein dorthin geſandter Zeuge ſie auch in der That. Am Montag erſchien Richard ſelbſt im Kloſter und forderte ſeine Schweſter zurück. Die Oberin verleugnete jede Bekanntſchaft, ſei es mit Marie Toinez oder Annabella Kohrſch, aber ſobald Richard das Haus verlaſſen hatte, wurde das Mädchen ſchnell in einen andern Schlupfwinkel gebracht, und zwar in das Haus des Beichtvaters Peteghem. Sofort kehrte Richard in Begleitung von Polizei zurück. Natürlich war jede Nachſuchung vergeblich, und um die Komödie aufrecht zu erhalten, heuchelte die Oberin tiefe Theilnahme für ſeinen Kummer, verſprach ihm beim Nachforſchen nach ſeiner Schweſter behilflich zu ſein und ließ ſich ſeine Adreſſe geben, um ihm jede etwa zu ihr gelangende Nachricht über dieſelbe ſofort mittheilen zu können.

Die Sache hatte inzwiſchen ſchon bedeutendes Aergerniß geſchaffen, und da die frommen Väter die Oeffentlichkeit vor Allem fürchteten, ſo wurde nun die arme Annabella bei Nacht und Nebel von einem Orte zum andern geſchafft, bis ſie ſchließlich in dem Hauſe eines Bauern von Weſtflandern Aufnahme fand. Die Hin- und Herreiſen hatten jedoch nicht ſo heimlich bewerkſtelligt werden können, um nicht die Aufmerkſamkeit der Polizei auf ſich zu ziehen; dieſe verfolgte die Spur und ſo gelang es denn endlich dem Bruder, ſeiner Schweſter eben in dem Hauſe jenes Bauern habhaft zu werden.

Wenn all dies nicht proſaiſch und von Zeugen beglaubigt vor einem Gerichtshofe als Criminal-Prozeß verhandelt worden wäre, ſo würde man anſtehen, zu glauben, daß ſolch ein Stück zwölftes Jahrhundert wirklich in das neunzehnte hinüberreichen könne. So ſchuldig jedoch die Mitwirkenden in dieſem ſeltſamen Drama auch vor dem Geſetze ſcheinen mögen, perſönlich ſind ſie kaum zu tadeln, ebenſo wenig als Hindus, die den Wagen Juggernaut's ziehen oder ihm Opfer vorwerfen, in dem Glauben, dadurch der Gottheit einen angenehmen Dienſt zu erweiſen. Es iſt das Syſtem, das man anklagen muß. Mönche und Nonnen, die die Entführung des Knaben Mortara vom Statthalter Chriſti in ſolchem Tone vertheidigen hörten, konnten es wohl für ihre Pflicht halten, die Seelenrettung einer jungen Lutheranerin eifrigſt zu betreiben, die Gott zu dieſem Zwecke in ihre Hände gegeben zu haben ſchien. Wenn Täuſchung, Lüge, Verheimlichung nöthig wurden, um ein ſo hohes Ziel zu erreichen, ſo war es nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld jener politiſchen Geſetze, die ſie der früher beſeſſenen Macht beraubt hatten, im Namen des Gekreuzigten alle menſchlichen Bande zu zerreißen.

Immer ſeiner Quelle, dem Werke von Sauveſtre, die Thatſachen entnehmend, theilt der amerikaniſche Autor noch mehrere Fälle gleich haarſträubender Art mit, die auch beſonders darthun, wie die frommen Väter auf den Aberglauben zu ſpekuliren verſtehen; — in wie weit ſie dabei betrogene Betrüger ſind, das vermöchte oft gewiß der ſchärfſte Pſycholog nicht zu unterſcheiden.

Außerdem giebt er auch Beiſpiele von dem unglaublichen Opfermuth und der Selbſtverleugnung, ja Selbſtentſagung, worin beſonders die barmherzigen Schweſtern ſo unübertroffen daſtehen. Noch iſt jedoch die Zeit einer unparteiiſchen Würdigung katholiſcher Beſtrebungen nicht gekommen, die öffentliche Meinung ſieht nur die eine Seite, die ſchlechthin verwerfliche derſelben, will nur dieſe ſehen, und hat gewiſſermaßen ein Recht dazu. Der Soldat, der ſich dem Feinde gegenüber ſieht, darf in dieſem eben nur den haſſenswerthen Feind ſehen, wenn er die Kraft zum vernichtenden Schlage bewahren will. — Einer ſpäteren Zeit muß es vorbehalten bleiben, das anzuerkennen und wo möglich zu retten, was Schönes und Großes im Katholizismus gelebt, vor Allem die Fähigkeit, einer Idee zu Liebe Alles zu dulden, zu tragen, zu thun, eine Fähigkeit, die unſerer Zeit nicht abhanden kommen darf.

Italien.

Ad. Stahr und Fanny Lewald: Ein Winter in Rom.*)

Was iſt nicht ſchon Alles über Italien und ſpeciell über Rom geſchrieben und gedichtet, ſeit Goethe ſeine berühmte Reiſe in dieſes Land der Wunder angetreten und ſo unvergleichlich beſchrieben hat! Wahrlich, wenn es noch eines Beweiſes bedürfte für den wunderbaren Reiz, den die ewige Roma auf die Herzen

*) Ein Winter in Rom. Von Adolf Stahr und Fanny Lewald. Berlin, J. Guttentag, 1869. (433 S. gr. 8.)

Digitized by Google

der Menſchen und namentlich auf uns Deutſche ausübt, man müßte ihn in dieſer nie geſtillten Sehnſucht nach jenem Zauberlande und in der nie verſiegenden Fluth von Reiſebeſchreibungen, die jenes Land und jene Stadt alljährlich hervorruft, finden. Daß unter der Menge derartiger Berichte, mit denen wir heimgeſucht werden, ein Buch von Adolf Stahr und Fanny Lewald eine hervorragende Stelle einnimmt, iſt ſelbſtverſtändlich, und ſo iſt denn auch der „Winter in Rom", den Beide dort zum zweitenmale nach einem Zeitraum von 21 Jahren, und zwar in den Jahren 1866 und 67 verlebten und gemeinſchaftlich beſchrieben haben, von der geſammten Preſſe freudig begrüßt und wohlwollend aufgenommen worden. Wenn auch wir uns dieſem günſtigen Urtheile über das Buch anſchließen, ſo werden wir dazu durch zwei Gründe bewogen, von denen der eine mehr ſympathiſcher, der andere äſthetiſch-kritiſirender Art iſt. Das Buch nämlich zeichnet ſich aus durch jene Wärme und Theilnahme des Empfindens und Genießens der unvergleichlichen Schätze des ewigen Roms, von der man ſagen möchte, man fühle in jedem Worte den warmen Herzſchlag der Begeiſterung und der liebevollen Hingabe, wie ſie nur dem eigen ſein kann, der mit wahrhaft poetiſchem Gemüthe, mit ahnungsvollem, heiligem Schauer jenen Ueberreſten einer großen Vergangenheit und jenen Schätzen einer ewig jungen Kunſt ſich naht. Dazu kommt, daß dieſe warme, tiefinnerliche Theilnahme noch erhöht und ſo zu ſagen perſonifizirt wird durch herzliche Beziehungen auf die Erlebniſſe des Dichter- und Schriftſtellerpaares ſelber. Klingt doch überall die Erinnerung an das, was Beide bei ihrem erſten Aufenthalt in Rom erlebten, an das, was damals ihre Herzen zu einander führte und ſie im Anſchauen der Wunderwerke der alten Welt zum Bunde für's Leben vereinte, wieder, und verklärt ſo mit dem Nachklang einer Herzensneigung, einer Geiſteseinigung und Seelenverwandtſchaft zwiſchen zwei gleich tief empfindenden und edlen Naturen jenes Gemälde, welches ſie uns von den Schätzen des alten Roms vor die Seele zaubern. Und nun dieſes Gemälde ſelber! Wer wäre unter den jetzt lebenden Schriftſtellern mehr geeignet, uns in dieſe Welt der Trümmer nnd doch der ewig jungen Kunſt und der reichſten Hinterlaſſenſchaft einer grauen Vorzeit einzuführen, an weſſen Hand könnten wir einen tieferen Blick thun in jene zauberhaften Kreiſe, die mit unwiderſtehlicher Gewalt die Seele des Menſchen gebannt halten, der ihnen einmal ſich genahet hat! Daß gerade Adolf Stahr und Fanny Lewald einen Schatz von Kenntniſſen, und zwar der mannigfachſten Art und aus den weiteſten Gebieten des menſchlichen Wiſſens, mit in die ewige Roma brachten, und daß ſie Beide ſich ergänzend ihr reiches Wiſſen in vollen, geſättigten Farben verwenden, um aus ihnen nachempfinden, denken und ſchauen zu laſſen, das iſt der zweite Grund, weshalb dieſes Buch eine ſo große Anziehung auf den Leſer ausübt.

Die Mehrzahl der briefartigen Aufzeichnungen rührt von Adolf Stahr her, während die Gattin zu dem Ganzen eine Anzahl von zehn an verſchiedene Perſonen in Deutſchland, einen an einen Freund in New-York und einen nach Lille beigeſteuert hat. Es iſt ſchwer, den Unterſchied zwiſchen den beiderſeitigen Schriftſtücken zu bezeichnen, doch wenn man durchaus einen ſolchen aufſuchen will, ſo dürfte derſelbe darin zu finden ſein, daß die Briefe des Gatten mehr die Schilderung und Beſchreibung der verſchiedenartigſten Kunſtſchätze, Gebäude, Tempel, Ruinen, Paläſte, Statuen und Gemälde betreffen, während die Gattin vorwiegend dem Leben in Rom, der Geſellſchaft, dem Volke, ſeinem Elend und ſeiner Verkommenheit, ſeiner Eigenart und ſeinem nationalen Charakter zugewandt ſind. Das giebt den letzteren einen beſonderen Reiz, und gerade dieſe mehr ſoziale Seite der Briefe Fanny Lewald's iſt es, die ihr Gelegenheit bietet, ihre feine, geiſtreiche, tief in den Kern der Sache eindringende Beobachtungsgabe geltend zu machen, und die gerade dieſe Briefe in eigenthümlicher Weiſe beleben.

Noch ſchwieriger, als die Bezeichnung dieſes Unterſchiedes, dürfte es ſein, wenn man ſich die Aufgabe ſtellen wollte, irgend etwas als beſonders intereſſant oder wichtig, oder neu aus der umfangreichen Schrift hervorzuheben. Sie bietet ſo viel des Geſehenen und Empfundenen, daß man nicht ſagen kann, welches davon das Anziehendſte und das Merkwürdigſte iſt; auch würde hier mehr wie bei einem anderen Buche die Subjectivität des Urtheils entſcheiden müſſen. Das Ganze iſt ein Stück Leben, von zwei in innigſter Seelen- und Geiſtesgemeinſchaft verbundenen Perſonen gelebt, und wie auf das Leben überhaupt, ſo kann man auch auf dieſen „Winter in Rom" des Dichters Wort anwende

„Greift nur hinein in's volle Menſchenleben,
Und wo ihr's faßt, da iſt es intereſſant."

So mag es uns erlaubt ſein, ſtatt aller einzelnen Citate, mit den Schlußworten des letzten im December 1867 von Adolf Stahr geſchriebenen Briefes von dem Buche Abſchied zu nehmen. Derſelbe enthält eine Schilderung des Lateranplatzes, die alſo ſchließt: „Dort kann man ungeſtört ſtundenlang träumen, hinausſchauend auf das ernſte Todtenfeld der Campagna, aus deſſen Schooße ein ſo großer Theil jener Marmortrümmer alter Kunſt zu Tage gebracht ſind, die wir ſoeben in den Räumen der alten Papſtburg durchmuſtert haben, — träumen über das Einſt und Jetzt und auch über das zukünftige Einſt der ewigen Stadt. Denn von dieſem Platze aus, über den jetzt nur ein Ziegenhirt ſeine Heerde treibt, zog Held Garibaldi, der Beliſar der römiſchen Freiheit von 1849, der Feldherr der ſterbenden Republik Rom, hinaus mit ſeinen letzten Getreuen, weichend der Uebermacht der neuen Gothen, aber feſt bewahrend in der Seele den Gedanken der Wiederkehr. Und wenn auch dieſelbe ihm bisher nicht gelungen iſt, wenn auch in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, auf's Neue vergeblich das Blut der tapfern Söhne Italiens vergoſſen wird — dennoch wird der Tag kommen, wo das Zion des geiſtlichen Imperatorenthums in deu Staub ſinkt und auf ſeinen Trümmern ſich ein neuer Staat der Menſchlichkeit und Geiſtesfreiheit triumphirend erhebt. Denn auch die Tage des Beſchützers der weltlichen Herrſchaft des Prieſterthums von Rom ſind gezählt, und auch au ihm wird ſich erfüllen, was der Dichter von „Epimenides Erwachen" dem erſten Napoleon zurief:

„Denn, was dem Abgrund kühn entſtiegen,
Kann, durch ein ehernes Geſchick,
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerſtehn!
Und Alle, die noch an ihm hangen,
Sie müſſen mit zu Grunde gehn!"

Dr. Zapp.

Nord-Amerika.

Ein neues Syſtem der Hauswirthſchaft.

Harper's New Monthly Magazine bringt folgende Mittheilung: Vor wenigen Monaten ſprachen wir über den Stolz, welcher amerikaniſche Frauen abhält, Domeſtikenſtellen anzutreten, und

Digitized by Google

über die Ungerechtigkeiten, welche ſich Hausfrauen gegen ihre Dienſtmädchen zu Schulden kommen laſſen. Eine freundliche Correſpondentin ſchreibt uns, daß wir die Diskuſſion leider nicht zu Ende geführt haben, da es neben jenem falſchen Stolze noch einen andern, leicht begreiflichen, Grund giebt, aus dem ſich Amerikanerinnen vor ſolcher Leibesanſtrengung ſcheuen. Sie ſind nicht kräftig genug für einen ſolchen Dienſt. Sie ſind in Betreff ihrer phyſiſchen Stärke ſo degenerirt, daß ſie völlig unfähig ſind, da, wo allein körperliche Kraft erforderlich iſt, mit den iriſchen Mädchen in die Schranken zu treten, welche mit feſten und mächtigen Muskeln und einer Geſundheit hierher kommen, die keinen Schmerz kennt; dies um ſo mehr, wenn die Hausfrauen ſoviel von der Bewohnerin der Küche zu verlangen pflegen, daß ſelbſt kräftigere Naturen leicht ermatten und eine leichtere Beſchäftigung ſuchen. Manches gutherzige amerikaniſche Mädchen würde gern ihren Stolz bekämpfen und freudig einen Dienſt antreten; ſie weiß aber, daß ihre Kraft nicht ausreicht, daß ſie bald, bei ihrer nervöſen Conſtitution, der Erſchöpfung erliegen und dann dem Mitgefühl und der Sorge ihrer ſelbſt ſchwertragenden Verwandten anheimfallen würde.“ Das iſt ohne Zweifel wahr. Eine Erklärung dieſer Zuſtände iſt aber ſo complexer Natur, daß es genügt, darauf hinzuweiſen, wie ſie geändert werden müſſen.

Ein Vortrag, den Mrs. Charles P. Peirce in Cambridge, bei Boſton, über „Cooperative house keeping“ gehalten hat,*) entwickelt den Plan dazu mit einer Logik und Klarheit, welche dem ſtärkeren Geſchlecht Ehre machen würden. Mrs. Peirce behauptet, daß der Preis der Nahrungsmittel in zehn Jahren ſich verdoppelt hat und noch ſteigt, daß die Domeſtiken weniger Arbeit leiſten und mehr Lohn verlangen; daß ihre Arbeit von geringerer Qualität und ihre Unluſt, nach der Vorſchrift ihrer Herren zu arbeiten, größer geworden iſt. Die Zeit für eine Reform iſt alſo da; der Vorſchlag geht dahin, Kochen und Waſchen, die beiden wichtigſten und erſchöpfendſten Departements der Hausarbeit, fabrikmäßig zu betreiben und auf ſie die anerkannten Grundſätze des Fabrikbetriebes anzuwenden — Aſſociation des Kapitals und Theilung und Organiſation der Arbeit. Die Pioniere von Rochdale in England und die continentalen Conſumvereine Europas haben das Beiſpiel dazu gegeben. Wenn ſo große Reſultate, wie die zu Rochdale, von engliſchen Handarbeitern erreicht wurden, warum ſollten ſie nicht von gut ſituirten (well-to-do) Yankee-Haushaltungen ökonomiſirt werden? Mrs. Peirce proponirt für Cambridge, wo die Nahrungsmittel enorm theuer ſind, und gewiß wenig Haushaltungen ſich ausſchließen würden, wenn das Einlagekapital nicht mehr als 25 Dollars für den Antheil betrüge, die Errichtung einer Maſchinen-Bäckerei, -Waſch- und -Kochküche. Ihre ökonomiſchen und adminiſtrativen Auseinanderſetzungen ſind ſehr gemeſſen und einſichtsvoll; ſie kalkulirt, daß faſt ein Drittel der Koſten des täglichen Unterhaltes geſpart werden könne; freilich giebt ſie zu, daß die Männer wahrſcheinlich zweifeln, ob überhaupt eine ſolche Erſparniß gemacht werden wird. Sollte dieſelbe aber auch im erſten Jahre — der Schulzeit — geringer ausfallen, ſo würden doch bei einer ſolchen Organiſation mehr Comfort, Schicklichkeit und beſſere Leiſtungen erzielt werden. Im November d. J. ſollen unter Leitung von Mrs. P. die erſten Operationen für einen Verein von 100 Familien beginnen.

*) Die deutſchen Leſerinnen mögen über den Gegenſtand noch auf Fanny Lewald's „Briefe aus der Heimat“ in der Kölniſchen Zeitung (Auguſt, September d. J.) verwieſen ſein. Ref.

Den Vorſtand einer ſolchen Küche können wir wie den erſten Ingenieur einer großen Fabrik anſehen — es iſt eine Stellung, die des Ehrgeizes einer Frau würdig iſt. Eine geſchickte Leiterin wird in kurzer Zeit geſchickte Gehilfinnen haben und rohe Handarbeit durch die Maſchine erſetzt ſein. Zu einer Zeit, wo die Agitation für die „Rechte der Frauen“ im Zunehmen begriffen iſt, muß dieſer muthige Akt der Selbſthilfe auf ſocialem Gebiet, den eine Frau vorſchlägt, als eine hoffnungsvolle Reform des Looſes der dienenden wie der haushaltenden Frauen begrüßt werden.

Baltiſche Provinzen.

Das Nationalgefühl der baltiſchen Deutſchen.

Der unermüdliche Woldemar von Bock hat außer einer zweiten Auflage des älteſten Heftes der „Livländiſchen Beiträge“ (vergl. unſern heutigen Artikel: „Kleine literariſche Revue“) auch noch ein erſtes Heft einer neuen Folge ſeiner „Livländiſchen Beiträge“ herausgegeben.*) Mancherlei Intereſſantes und für die Oſtſeeprovinzen Bedeutungsvolles findet ſich wieder darin. Die „Umſchau“ des Herausgebers beſchäftigt ſich vorwiegend mit einer Polemik gegen Samarin; zugleich wird ein Ausſpruch des Generalgouverneurs Albedinsky aufgeführt, aus welchem erhellt, daß ſich dieſer höchſte Beamte der Provinzen völlig die ſtaatsrechtliche Anſchauung jenes moskowitiſchen Nationalfanatikers aneignet. Bei einer Berufung des livländiſchen Landraths-Collegiums auf die verfaſſungsmäßigen Landesrechte, welche „allerhöchſt beſtätigt“ ſeien, erklärte er: „es liege keineswegs kaiſerliche Beſtätigung vor, ſondern nur kaiſerliche — Billigung.“

Obwohl Herr v. Bock ſich fortgeſetzt einer tadelloſen Loyalität gegen den Kaiſer Alexander als „Herzog“ der baltiſchen Länder befleißigt, ſo widerſpricht er doch in Uebereinſtimmung mit allen ſeinen Landsleuten den von Samarin, Katkov und Genoſſen erhobenen Anſprüchen des ruſſiſchen Volkes auf dieſe Gebiete und liefert in ſeinen Werken wiederholt Beweiſe für die deutſche Geſinnung der Balten aus alter und neuer Zeit. Auch in dem vorliegenden Hefte führt er drei urkundliche Belege für „das deutſche Nationalgefühl der Oſtſeeprovinzen“ aus verſchiedenen Perioden ihrer neueren Geſchichte an.

1) In der Einleitung der Kapitulation der livländiſchen Ritterſchaft mit Peter dem Großen vom Jahre 1710 ſpricht ſich das deutſche Nationalgefühl folgendermaßen aus: „Es bleibt vor aller Welt ein offenbares Monument und Anzeige, daß der Alles wiſſende und von Ewigkeit ſich immer erbarmende Gott die chriſtliche Intention der erſten, in dieſen Landen eingekommenen Teutſchen ſich gnädigſt gefallen laſſen, und wirklich auch völliglich dieſe Nation und ihren Nachkommen in denſelben und ſelbe vor ſie und ihre Poſterität bis an der Welt Ende in Gnaden erhalten wolle.“

2) Als nach dem Tode Peters I., unter der Kaiſerin Anna, die ruſſiſche Partei bei Hofe die erſten Verſuche machte, den deutſchen Charakter der Provinzen, insbeſondere die deutſche Gerichtsſprache anzutaſten, da remonſtrirte die ehſtländiſche Ritterſchaft in einer Denkſchrift im Jahre 1730 dagegen. Der zweite Punkt

*) Livländiſche Beiträge. Herausgegeben von W. v. Bock. Neue Folge, Bd. I, Hft. 1. (Leipzig, Duncker und Humblot.)

Digitized by Google

derſelben lautet: „Wenn ſelbige Rechte und Privilegien auch überſetzt (ins Ruſſiſche, wie die Ruſſen verlangten) werden ſollten, würde die Translation ſelbſt dem Lande gefährlich ſein.“ u. ſ. w. Punkt 4 lautet: „Es iſt auch eins von den Hauptprivilegiis des Landes mit, daß denen Herzogthümern in Rechtsſachen alle Ausſprüche und Reſolutiones in ihrer (d. h. in deutſcher) Sprache ertheilet werde.“

3) Als auf dem livländiſchen Landtage des Jahres 1827 der damalige Kreisdeputirte Samſon von Himmelſtierna eine Petition um Gewährung eines unabhängigen, baltiſchen Obertribunals betrieb, ſprach er in ſeinem Antrage u. a. folgendes bedeutſame Wort: „Wenn es unſer Stolz von jeher war, Teutſche zu ſein, unſer Wunſch und unſere Hoffnung, Teutſche zu bleiben, unſere anerkannte Pflicht, mit ſolchem Sinn treu und feſt unſerem oberſten Schutz- und Landesherrn, dem Kaiſer aller Reußen, anzuhangen, — ſo laſſen Sie uns das thun, was dieſe Nationalität, dieſen eigenthümlichen Charakter unſerer Staatsbürgerlichkeit erhalten und befeſtigen kann, laſſen Sie uns, wie Privilegium und Freiheit mit ſich bringen, den vorgeſchlagenen Schritt thun, welcher vorzugsweiſe nur dahin führen muß, uns untereinander nur feſter zu verbinden, und unſere Verbindung noch kräftiger zu ſichern, weil wir unverfälſcht nach unſeren Geſetzen lediglich von Richtern unſerer Nation gerichtet werden würden.“

Ein weiteres Zeugniß für die deutſche Geſinnung in den Oſtſeeprovinzen liefert uns v. Bock aus dem Jahre 1861 in einem Vortrage des Predigers Stöcker, jetzt in Hamersleben, welcher früher dort gelebt hat. Es heißt darin u. a.: „Es war i. J. 1861, da ſah die ehemalige Hanſeſtadt Riga in ihren alten Mauern ein ſeltenes Feſt, ein Sängerfeſt aller Deutſchen im ruſſiſchen Reiche. Sie waren von Moskau und weiter gekommen, um miteinander deutſche Lieder zu ſingen, auch das Lied vom deutſchen Vaterland. Als einige Verſe dieſes Nationalhymnus geſungen waren, fielen tauſendſtimmig die Verſammelten ein. Das Lied war zu Ende; da erhob ſich ein Jubeln und Jauchzen, Tücherſchwenken und Hurrahrufen — ich habe nur ſelten in Deutſchland ſolche deutſche Begeiſterung verſpürt, wie damals am Strande der Düna. Und neben mir ſaßen zwei Letten, ein Gutspächter und ein Candidat der Theologie; die ſangen und jauchzten mit, als wären ſie deutſchen Stammes. Und noch einmal wurde das ganze Lied geſungen vom erſten bis zum letzten Verſe; am Schluſſe wiederholte ſich der Jubel, und der Generalgouverneur Fürſt Suworow, der Deutſchenfreund, klatſchte Beifall. Man kann ſagen: das war ein einzelner Moment; aber es war ein Moment, der Einem die Liebe zu den Deutſchen an der Oſtſee wohl ins Herz ſchreiben konnte, auf Nimmervergeſſen.“

Rußland.

Zur Juſtizreform in Rußland.

Es giebt eine gewiſſe Sorte Politiker — zumal unter den Deutſchen — welche ſich die heutigen ruſſiſchen Zuſtände noch genau ſo vorſtellen, wie ſie es vor ungefähr fünfzig Jahren geweſen. Alle Reformen, welche Rußland in der jüngſten Zeit eingeführt, wären, nach der Verſicherung jener Gegner des nordiſchen Reichs, nur auf dem Papiere vorhanden, und in Wahrheit regierten dort noch immer die Knute und die Machtſprüche Einzelner. Dieſe Meinung wird indeß in der Regel gewöhnlich von Leuten vertreten, welche Rußland und ruſſiſches Weſen kaum genauer kennen als das unerforſchte Innere Central-Afrika's, und ſo fällt über das gedachte Thema jede ernſte Diskuſſion mit jenen Politikern von ſelbſt fort. Gewiß iſt allerdings, daß in Rußland noch viele Dinge der Kultur bedürftig ſind, und manche Inſtitutionen nicht auf das Prädikat der Vortrefflichkeit Anſpruch machen können, aber wo gäbe es einen Staat, der alle ſeine Organismen gleichmäßig ausgebildet — und dieſelben auf ein und daſſelbe freiheitliche Prinzip geſtellt hätte?

Bekanntlich gehört ein geordnetes *Juſtiz-* und *Finanzweſen* zu den Grundpfeilern einer guten Regierung, und gerade im Juſtizfache ſind in Rußland im Laufe der Neuzeit eine Reihe Reformen eingeführt worden, welche ſelbſt den liberalſten Anforderungen Genüge leiſten. Wir erinnern hier nur an die Einführung der Friedensrichter — eine Inſtitution, welche dem Code Napoléon entnommen, — ſowie an die durchgreifenden Aenderungen, die in dem Verfahren der Civil- und Kriminaljuſtiz angeordnet worden.*)

In manchen anderen Staaten, — beiſpielsweiſe in Oeſterreich — liegt die Juſtizreform noch ſehr im Argen, und vermag ſich nicht mit dem zu meſſen, was in dieſer Richtung in dem barbariſch geſchilderten Rußland geſchehen. In Oeſterreich kann es noch immer paſſiren, daß Jemand ſeiner Schuldforderung — durch verſchiedene Geſuche, Schreibereien und Formalitäten aufgehalten, — über ein Jahr nachjagt, bis endlich, nach dem Aufwande nicht unbedeutender Stempel- und Gerichtskoſten, der Schuldner auf- und davon gegangen und dem Gläubiger in den meiſten Fällen nur das leere Nachſehen übrig läßt. In Rußland aber wird durch das Inſtitut der Friedensrichter wie in Preußen, Frankreich und Italien eine Civilprozeßſache in kürzeſter Friſt erledigt, ja auch die Kriminaljuſtiz iſt einer analogen liberalen Reform unterworfen worden.

In neueſter Zeit hat man im ruſſiſchen Juſtizminiſterium ſogar den Plan gefaßt, auch die *Geſchworenengerichte* im Kaiſerreiche — mit Ausnahme Polens — einzuführen. Als vorbereitende Einleitung zu dieſer Reform hat das Juſtizminiſterium an die Gerichtshöfe der verſchiedenen Gouvernements die Anfrage gerichtet, ob in ihren Bezirken die hinlängliche Zahl intelligenter, vertrauenswürdiger Männer vorhanden wäre, die eventuell zu Geſchworenen ſich eignen würden. Von der Beantwortung dieſer Anfrage wird vorausſichtlich die nahe oder fern gelegene Einführung der Geſchworenengerichte abhängen; aber der Umſtand, daß dieſe wichtige Reform thatſächlich in der Abſicht der Regierung liegt, iſt ſchon an und für ſich werth, verzeichnet zu werden.

A. v. W.

*) Es ſtellt gewiß Niemand in Abrede, daß in Rußland ſeit dem Tode des Kaiſers Nikolaus ſehr viel geſchehen, was die guten ſtaatsmänniſchen Intentionen der jetzigen kaiſerlichen Regierung bezeugt. Aber alle dieſe Verbeſſerungen der Geſetzgebung werden durch zwei Grundübel paralyſirt: durch das jeden geiſtigen Einfluß des Volkes hemmende Syſtem der ruſſiſchen Kirche und durch den Mangel des allmächtigen, ruſſiſchen Beamtenthums an ſittlichem Pflicht- und an Ehrgefühl. Reformen müſſen nicht blos *eingeführt*, ſondern auch *redlich ausgeführt* werden, und daß Letzteres in Rußland geſchieht, nachzuweiſen, dürfte ſchwer fallen. Wir verweiſen den Herrn Einſender in dieſer Beziehung z. B. auf den in Nr. 35 des „Magazin“ enthaltenen Artikel über die Reformen der ruſſiſchen Geiſtlichkeit.

D. R.

Digitized by Google

Oſtindiſcher Archipel.

S. Bickmore: Reiſen im Archipel.*)

Menſchenfreſſer auf Sumatra.

Die im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſcheinende „Bibliothek geographiſcher Reiſen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit" enthält in ihrem vierten Bande die von dem Amerikaner Albert S. Bickmore in den Jahren 1865 und 1866 im Oſtindiſchen Archipel unternommenen Reiſen.

Herr Bickmore iſt Profeſſor der Naturgeſchichte an der Madiſon-Univerſität zu Hamilton im Staate New-York. Er ging nach dem Oſtindiſchen Archipel lediglich zu dem Zwecke, um Muſcheln zu ſammeln. Hauptſächlich hatte er ſich Amboina, die Hauptſtadt der Gewürz-Inſeln, als Reiſeziel gewählt, weil Rumphius, ein ausgezeichneter holländiſcher Gelehrter, viele Jahre daſelbſt gelebt und dort die erſte Muſchel-Sammlung aus dem Oriente gebildet hatte, jene Sammlung, von welcher ſich in der „Rariteit-Kamer", dem 1705 veröffentlichten großen Werke von Rumphius, höchſt exakt ausgeführte Abbildungen befinden, und die Napoleon I. für werthvoll genug erachtete, um ſie 1811 von Leiden nach Paris überſiedeln zu laſſen.

Die Sammlung iſt ſeitdem nach Leiden zurückgebracht worden, aber während der Ueberſiedelungen iſt ein großer Theil der Exemplare verſchwunden, und der Reſt iſt im großen Muſeum zu Leiden zerſtreut. Theils um Rumphius' Exemplare wieder herzuſtellen, theils um eine ähnliche Muſterſammlung für Nordamerika zu ſchaffen, ging Bickmore hin, um ſelbſt nach Muſcheln zu ſuchen.

Man weiß nicht recht, wie der Reiſende dazu kam, zu beſorgen, die holländiſche Regierung werde der Verwirklichung ſeiner Abſicht ein Hinderniß in den Weg legen und ihn namentlich an dem Beſuche der Gewürz-Inſeln hindern. Seine Beſorgniß wurde auf's Eklatanteſte widerlegt. Die Regierung unterſtützte ſein Projekt in ſo weitem Umfange, und ihre Beamten kamen ihm ohne Ausnahme ſo hilfreich entgegen, daß er nicht allein ſeinen ſpeziell wiſſenſchaftlichen Forſchungen unter hoher obrigkeitlicher Aegide nachgehen, ſondern auch alle Luſt am abenteuerlichen Reiſen unbeſchränkt befriedigen konnte.

Die Empfehlung des Gouvernements verſchaffte Herrn Bickmore alle Ehren, Aufmerkſamkeiten und Bequemlichkeiten, welche einem hohen Regierungs-Beamten auf Reiſen zuſtehen. In jenen von der Kultur nur ſehr zaghaft berührten Himmelsſtrichen hat das der Reiſende als ein unſchätzbares Glück zu betrachten. Fahrzeuge zu Waſſer und zu Lande ſtanden ihm ſo oft als möglich zur Verfügung. An Pferden war kein Mangel, wenn er ſich auch meiſt ſolcher Roſſe bedienen mußte, welche noch nie einen Wagen gezogen oder einen Reiter auf dem Rücken getragen hatten; und wo die Thiere nicht ausreichten, da trug man kein Bedenken, ein Dutzend Eingeborne vorn oder hinten — je nachdem — an den Wagen zu ſpannen. Eine Verfügung des General-Gouverneurs ſicherte ihm ſelbſt bei dem entfernteſten eingeborenen Gemeinde-Vorſteher, ſofern dieſer nur unter holländiſcher Botmäßigkeit ſtand, eine freundſchaftliche Aufnahme, die beſte Naturalverpflegung, ein ſolides Obdach, bereitwillige Auskunft und im Nothfalle eine Sicherheitswache, deren Werth freilich zuweilen zweifelhaft war. Trotz aller dieſer Begünſtigungen waren natürlich allerlei unerwünſchte Abenteuer nicht zu vermeiden.

Dem unruhigen vulkaniſchen Boden jener Inſelgruppen iſt kein Reſpekt vor dem Bürger der großen amerikaniſchen Republik beizubringen: wer vermag ſein Herz vor einigem Zittern zu bewahren, wenn ihn während der Nacht das Unheil in Form eines Erdbebens überraſcht? Auch die Beſteigung des ſteilen und kahlen „brennenden Berges" auf Banda iſt nur eine Art Spiel auf Tod und Leben; mehr als Einmal war unſer Reiſender bei dieſer Gelegenheit auf dem Punkte, ſein Leben dem Tode als Spielgewinn zu überlaſſen! Straßen, als wichtige Kulturmittel, laſſen die Holländer mit Vorliebe bauen, und die eigens dazu angeſtellten Beamten ſollen ſehr tüchtige, liebenswürdige Leute ſein. Ach! wie oft aber wäre Bickmore im Rechte geweſen, den deutſchen Ruf: „Hilfe Herr Landrath!" nach Indien zu verpflanzen, wenn der Lauf der Straße ihn nöthigte, einen reißenden Strom bis zum Barte im Waſſer zu durchwaten, beim Paſſiren einer Hängebrücke von ſchwankendem Rotang über einer fürchterlichen Tiefe die Kunſt der Seiltänzer zu üben, auf ſchmaler Felſenkante durch des eigenen Körpers Gegengewicht den Wagen, die Paſſagiere und das ſtörrige Pferd vor dem jähen Sturz in einen gähnenden Abgrund zu bewahren u. ſ. w. Selbſt das, was mit beſtem Willen als Annehmlichkeit dargeboten wird, verwandelt ſich zuweilen in einen Gegenſtand des Schreckens. Die malaiiſchen Tänzerinnen mögen recht anmuthig ſein, wenn ſie in ihren Dörfern dem revidirenden Gouverneur und ſeiner Begleitung ein Tanz-Divertiſſement darbringen. Aber ihre Liebenswürdigkeit geht ſo weit, dem Gouverneur und jedem Weißen in ſeiner Umgebung beim Feſtdiner, malgré lui, der Reihe nach einen Kuß zu octroyiren, und ein Malaien-Mund iſt doch nicht Jedermanns Geſchmack! Herr Bickmore wenigſtens behauptet, einen nicht geringen Schrecken empfunden zu haben, als er ſich einer ſolchen Kuß-Attake ausgeſetzt ſah. Kaum größer war der Schrecken geweſen, der ſich ſeiner bemächtigt hatte, da er bemerkte, daß eine ihm geſchenkte, gewaltige Pythonſchlange, die er wohlverwahrt mit an Bord eines Schiffes genommen, ihrem Kaſten entſchlüpft war. Glücklicherweiſe kehrte ihm hier die Geiſtesgegenwart rechtzeitig zurück: er ging der Schlange mit dem Bewußtſein zu Leibe, daß entweder ſie oder er ſelbſt auf dem Platze bleiben müſſe. Die Schlange unterlag; ein richtig geführter Arthieb trennte nach kritiſchem Kampfe ihren Kopf vom Rumpfe.

Soweit die Holländer Gewalt über die Eingebornen haben kann der Reiſende ſich wagen, ohne bei den Eingebornen eine Gefahr zu laufen. Die Holländer wiſſen im Bereiche ihrer Botmäßigkeit ſtrenge Zucht zu halten, und die Eingebornen ſind voll von Reſpekt vor dem unerbittlichen Strafgerichte des Gouverneurs. Dieſe Strenge iſt in der That nur der Vorbote einer Menſchlichkeit, von deren Segen auch jene wilden Völkerſtämme allmählich ergriffen werden. Sehr allmählich! Noch iſt auf den größeren Inſeln erſt der geringere Theil der Eingebornen unterworfen. Die Völkerſchaften im Innern harren noch des Zeitpunktes ihrer Bändigung.

Unter dergleichen Stämme begab ſich Bickmore, als er die Inſel Sumatra durchreiſte. Nachdem er vier Tage lang unter Menſchen zugebracht hatte, welche ſich noch vor wenigen Jahren dem Genuſſe von Menſchenfleiſch hingegeben hatten, machte er einen Streifzug mitten in das Bereich eines noch heute Menſchen freſſenden Stammes.

Es handelte ſich darum, eine geognoſtiſch intereſſante Klippe

*) Reiſen im Oſtindiſchen Archipel in den Jahren 1865 und 1866 von Albert S. Bickmore, M. A. Autoriſirte vollſtändige Ausgabe für Deutſchland, aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin. Jena, H. Coſtenoble. 1869.

Digitized by Google

zu unterſuchen. Der Gouverneur gab dem Radſchah (Gemeinde-Vorſteher) eines unterworfenen Dorfes den Befehl, den Reiſenden zu führen. Der Rajah, ein junger Mann, fürchtete ſich offenbar vor dieſem Unternehmen. Erſtens mußte man unter dem menſchenfreſſenden Stamme der Batta reiſen, und zweitens ſtand jene Klippe, die „Teufelswohnung", in dem Geruche, von böſen Geiſtern beſetzt zu ſein. Als der Radſchah aber ſah, daß ſich der Amerikaner weder vor den Menſchenfreſſern, noch vor den Dämonen fürchte, gab er ſeinen Widerſtand auf; er ließ den größten Mann ſeines Bezirks kommen und bewaffnete ihn mit einem langen roſtigen Schwerte. Auch Andere erhielten den Befehl, den Zug zu begleiten, obwohl ſich der Radſchah hauptſächlich auf den tapferen Mann mit der Waffe zu verlaſſen ſchien. Bickmore ſelbſt trug als einzige Waffe ein Taſchenmeſſer bei ſich. Diesmal genügte eine ſolche einfache Bewaffnung; aber Bickmore geſteht jetzt ſelbſt, die Gefahr unterſchätzt zu haben; ohne einen Revolver ſollte man einen ſolchen Ausflug nicht unternehmen. Bald kam der Zug in ein Batta-Dorf, wo ſich ihm noch drei Männer anſchloſſen, um als Führer zu dienen und die Leibwache zu verſtärken, die ſelbſt dann noch weit entfernt geweſen, Anderen Furcht einzuflößen und, wenn eine wirkliche Gefahr ſich dargeboten und ſie eine günſtige Gelegenheit gehabt hätte, davon zulaufen, es ſicherlich gethan haben würde.

Weiterhin trat man wieder in ein Batta-Dorf ein. Neugierig, die innere Einrichtung eines Batta-Hauſes zu ſehen, kletterte Bickmore zu einer dieſer auf Pfoſten ſtehenden Hütten hinauf und nahm einen ihm angewieſenen Platz auf dem Fußboden derſelben ein. Es gab weder Bank noch Stuhl, noch ſonſt etwas der Art; er lehnte daher, nach der Batta-Etikette, ſeinen Rücken an die Wand des Hauſes. Das ganze Gebäude beſtand aus einem einzigen Raume, ohne jede Spur von Scheidewand. Vier Familien wohnten in dem einzigen Zimmer, und jede derſelben hatte in einer Ecke des Raumes eine beſondere Feuerſtelle, die ganz roh, ohne Kamin war. Bickmore knüpfte eine Unterhaltung mit den Inſaſſen an. „Wie wißt Ihr denn", fragte er unter Anderem, „welcher Theil der einen Familie und welcher der anderen gehört? wo iſt Eure Scheidewand?" Einer von ihnen erhob ſich feierlich, kam an die Seite des Reiſenden und beantwortete die Frage damit, daß er auf einen Riß im Fußboden zeigte.

Der Ausflug lief glücklich ab. Der Reiſende brachte ſeine Haut, bis auf die von Steinen und Gräſern ſtark zerſchnittenen Füße und Knöchel, völlig unverſehrt zum Gouverneur zurück. Dafür konnte er ſich in der That beglückwünſchen. Denn die Batta ſind keineswegs zurückhaltend, wenn es ſich darum handelt, ihren Appetit auf Menſchenfleiſch zu befriedigen. Zu hören, daß in den benachbarten Bergen ein oder mehrere Eingeborne gegeſſen worden ſeien, iſt für die in Siboga, an der Weſtküſte Sumatras, wohnenden Fremden etwas ſo Gewöhnliches, daß Niemand daran denkt, es als etwas Auffallendes oder gar Unglaubliches zu betrachten. Oft werden dann Anträge an den Gouverneur geſtellt, die Batta zu ſtrafen. Das iſt jedoch höchſt ſchwierig; denn das ganze Land iſt äußerſt gebirgig und mit einem dichten Walde bedeckt; und die Batta ziehen ſich in dem Augenblicke, wo ſie ihren Angriff gemacht haben, ſofort wieder in's Innere zurück, wo ſie vor den Verfolgungen der Holländer ſicher ſind.

Die Batta eſſen das Menſchenfleiſch offenbar nicht aus Mangel an Nahrung, auch nicht bloß zur Befriedigung der Rachſucht, ſondern hauptſächlich um ihren Appetit zu ſtillen. Dem Gouverneur wurde folgender wunderlicher Urſprung ihrer kannibaliſchen Sitte erzählt: Vor vielen Jahren beging einer ihrer Radſchah ein großes Verbrechen, und es leuchtete Allen ein, daß er, ſo hoch er auch ſtehe, geſtraft werden müſſe, aber Niemand wollte die Verantwortlichkeit auf ſich nehmen, einen Fürſten zu beſtrafen. Nach langer Berathung kamen ſie auf den glücklichen Gedanken, daß er hingerichtet werden ſolle; aber ſie wollten Jeder ein Stück von ſeinem Leichnam eſſen und auf dieſe Weiſe Alle an ſeiner Beſtrafung theilnehmen. Während des Schmauſes fand Jeder zu ſeinem Erſtaunen die ihm zugetheilte Portion höchſt ſchmackhaft, und ſo wurde einſtimmig beſchloſſen, wenn wieder einmal ein Verbrecher hingerichtet würde, ihren Appetit auf dieſelbe Art zu befriedigen. Auf dieſe Weiſe entſtand die Sitte, die von einer Generation auf die andere übergegangen iſt und ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Nicht ohne gewiſſe Geſetzesnormen beſteht dieſe Sitte.

Jeder, der des Ehebruchs, mitternächtigen Raubes oder hinterliſtigen Angriffs auf irgend ein Haus, Dorf oder einen Menſchen überführt wird oder in Kriegsgefangenſchaft geräth, muß lebendig zerſchnitten werden.

In welcher Weiſe die Prozedur ſtattfindet, mag man aus folgendem, der Erzählung eines Miſſionärs entnommenen Beiſpiele erkennen: Ein Batta hatte eine ziemlich werthloſe Sache geſtohlen. Er wurde ergriffen, ſeine Arme wurden in voller Länge ausgeſtreckt und an einen Bambus befeſtigt. Darauf ſtellte man ihm unter das Kinn eine Stütze, ſo daß er den Kopf nicht bewegen konnte, und in dieſem Zuſtande band man ihn an einen Baum. Dann wurde dem Eingebornen, der beſtohlen worden war, das Meſſer eingehändigt und befohlen, vorzutreten und dem lebendigen Manne das Stück aus dem Leibe zu ſchneiden, welches ihm, dem Beſtohlenen, das liebſte wäre. Dies that er ſofort; der Radſchah nahm das zweite Stück, und das Volk beendete dann die kaltblütige Metzelei; dabei ſtarb das Opfer.

Auf die Gefahr hin, den Leſern den Appetit auf ihr europäiſches Diner oder Souper zu verderben, muß ich der Vollſtändigkeit wegen, Herrn Bickmore noch etwas von der Batta-Gourmandie nacherzählen. Die Theile des menſchlichen Körpers, welche dieſen Leuten als die größten Leckerbiſſen gelten, ſind die flachen Hände und nach ihnen die Augen. Sobald ein Stück herausgeſchnitten iſt, wird es noch warm und dampfend in Sambal — eine gewöhnliche aus Chili-Pfeffer und Salz beſtehende Würze — getaucht. Früher ſcheint es Sitte geweſen zu ſein, das Menſchenfleiſch zu braten oder zu kochen. Jetzt dagegen liebt man es, ohne weitere zeitraubende Vorbereitungen, es roh zu verſpeiſen — à la tartare, hätte man in der Reſtaurantſprache zu ſagen. Das Fleiſch der Malaien ſcheint ihrem Geſchmacke am Meiſten zu entſprechen; kein Malaie, wenn er wagte, in das Innere des Landes zu dringen, würde mit dem Leben davon kommen. Jedoch geniren ſich die Batta auch nicht, ſich aus Weißen ihren barbariſchen Schmaus zu bereiten, und Frau Ida Pfeiffer durfte bekanntlich nur deshalb von ihnen zurückkehren, weil ſie für eine Hexe gehalten wurde!*) G. H.

Kleine literariſche Revue.

— **Die „Livländiſchen Beiträge" in neuer Auflage.** Kaum iſt in den letzten Jahren ein anderes Werk von derſelben Be-

*) Wir erſuchen die deutſch-amerikaniſchen und öſterreichiſchen Blätter, die dieſen Artikel nachdrucken, ihre Quelle ehrlich anzugeben. D. R.

Digitized by Google

deutung für die baltiſchen Kämpfe erſchienen, wie das erſte Heft der „Livländiſchen Beiträge", das erſte, was Woldemar von Bock, ſeitdem er ſein Heimatland verlaſſen, auf norddeutſchem Boden veröffentlicht hat. Allerdings beſaß es hauptſächlich Wichtigkeit für die Oſtſee-Provinzen ſelbſt, während es im deutſchen Mutterlande ziemlich unbeachtet blieb. In unſeren Blättern wurde bereits im Jahr 1866 darauf hingewieſen. Jetzt iſt die erſte Auflage vergriffen und von Herrn v. Bock ſoeben die zweite, vermehrt und durchgeſehen, herausgegeben worden.*) Die hauptſächlichſten Urkunden, die darin veröffentlicht ſind und aus denen der Hauptwerth der Schrift beſteht, ſind noch immer wenig bekannt und doch würdig, daß auf ſie die Aufmerkſamkeit deutſcher Patrioten gelenkt wird. Die erſte Stelle nimmt unter ihnen der Bericht des Flügeladjutanten des Kaiſers Alexander, Grafen Bobrinsky, über die 100,000 livländiſchen Bauern ein, welche zur griechiſchen Kirche bekehrt, wieder zur lutheriſchen zurückkehren wollten. Darin ſprach dieſer ehrliche Ruſſe aus, daß die Unglücklichen nur durch die Drohungen der Popen und die Zwangsgeſetze des Reiches bei der „Rechtgläubigkeit" feſtgehalten würden, und daß dieſer Zwang „die Würde der Rechtgläubigkeit ſchände". Freilich iſt die Sachlage ſeitdem (1863) nicht anders geworden Es wurden dadurch ferner die barbariſchen Geſetze, durch welche die „rechtgläubige Kirche" zuſammengehalten wird und die den anmaßlichen Ruf ihrer Duldſamkeit Lügen ſtrafen, in Deutſchland bekannt; ebenſo zwei gerichtliche Protokolle über die Tödtung eines Kindes und die Lebensgefährdung zweier Wöchnerinnen durch einen Popen, welcher gegen Strafverfolgung durch ſeine prieſterlichen Vorgeſetzten geſchützt wurde. Auch finden wir hier ein namhaftes Erkenntniß des livländiſchen Obergerichts in der Sache eines proteſtantiſchen Vaters, Guſtav v. Bock, welcher ſein Kind nicht der „Rechtgläubigkeit" ausliefern wollte. Durch daſſelbe wurde eben für Recht erkannt, daß der ruſſiſche Swod und ſeine kirchlichen Zwangsgeſetze auf dem baltiſchen Boden des deutſchen Rechts keine Giltigkeit haben. Es war kein Wunder, daß dieſe Veröffentlichungen, welche neue Schatten auf den liberalen Schimmer der jetzigen ruſſiſchen Regierung und der ruſſiſchen Nationalpartei warfen, beiden höchſt ungelegen kamen und wie ein Dorn im Fleiſche ſchmerzten. Um ihrer Wirkung die Spitze abzubrechen, erhielt der General-Gouverneur von Albedinsky in Riga den Auftrag, die vier Landmarſchälle der baltiſchen Ritterſchaft zu einer Verleugnung der von Herrn v. Bock gemeldeten Thatſachen zu bewegen. Albedinsky erlangte bekanntlich, aber nach vieler Mühe, nur die Verleugnung der „Solidarität" mit der Perſon von Bock's. Die Thatſachen bleiben aber auf den Ruſſen ſitzen.

E. K.

— **Ein Verſuch über die Urſachen der Welt,** iſt der etwas hochtrabende Titel einer kleinen Schrift**) von Dr. Joſef Durdik, welche über die philoſophiſche Stellung Newton's und Leibniz' handelt. „In dieſer kurzen, vorläufigen Skizze — ſo leitet der genannte Verf. ſeine Arbeit ein — beabſichtige ich nichts Geringeres als aufzudecken, wohin die Anſichten über die Elemente der Welt zuſtreben, ſo wie, daß dieſes Endziel ſchon gegeben und in dem Denkreſultate der zwei erſten Heroen der Wiſſenſchaft — Leibniz und Newton enthalten iſt. Nicht der alte Streit zwiſchen Beiden, wie er uns in „dem ſchönſten Denkmal eines wiſſenſchaftlichen Kampfes", in der Collection of papers, which passed between Leibniz and Clarke vorliegt, ſoll hier erneuert, ſondern Einiges davon, was dort einander gegenüberſteht, zur Entſcheidung und in Einklang gebracht werden." — Wir haben uns mit den Beweisführungen und Anſichten des Verf. nicht befreunden können. Das ganze Buch macht in hohem Grade den Eindruck des Dilettantenmäßigen und Unreifen. So heißt es z. B. S. 29: „Alle philoſophiſchen Syſteme haben das Ziel gemeinſam, daß ſie die realen Urſachen der Welt ſuchen (??) und unterſcheiden ſich hauptſächlich darin, daß die Einen als Urgrund das Eins', die Anderen die Vielen ſetzen. Hält man ſich nämlich an den Begriff des wahren Seins (?), ſo muß man zu Spinoza, ja eigentlich zu den Eleaten zurückgreifen." — Für den Verfaſſer ſcheint alſo die ganze großartige, durch Kant in's Leben gerufene Epoche der Philoſophie nicht vorhanden zu ſein; ſonſt würde er wiſſen, daß es außer der von ihm beobachteten Betrachtungsweiſe der Dinge allerdings noch eine andere, allein ſich bewährt habende giebt: die kritiſche Philoſophie. Aber von dem Weſen und Werth derſelben ſcheint er, wie geſagt, keine Ahnung zu haben; dies beweiſt das ganze Buch und beſonders der Schluß, den wir als Curioſum anführen: „Hiermit hätte ich die Blicke neuerdings auf Leibniz und Newton gelenkt. Wir ſind noch nicht über ſie heraus, der ganze Zuſtand der Wiſſenſchaft iſt gebannt in ihren großen Kreiſen (sic!); ein Fortſchritt, ſelbſt der gewaltigſte, kann ſie wohl modifiziren, aber nicht erſchüttern, — und wenn einmal bei den letzten Philoſophenſchulen weder Halt gemacht, noch vorwärts geſchritten werden kann, ſo muß auf Leibniz und Newton zurückgegangen werden, nicht um bei ihnen ſtehen zu bleiben, ſondern um von ihnen aus vorwärts zu kommen; dies iſt aber nicht anders möglich, als durch die Verbindung der Grundgedanken Beider zu einer neuen, höheren Anſicht über die Elemente der Welt."

Viel gläubige und aufmerkſame Leſer wird dies Buch ſchwerlich finden, wiewohl es, abgeſehen von der verfehlten Grundidee, nicht ohne manche treffende Bemerkung im Einzelnen iſt.

L. B. F.

— **Eine Weltgeſchichte für das Haus.** Der wackere Volksſchriftſteller Ferdinand Schmidt in Berlin hat neuerdings eine „Weltgeſchichte für Haus und Schule"*) begonnen, von welcher die erſte Lieferung uns vorliegt. Nach dieſer Probe verſpricht das Werk den beſten Erzeugniſſen ſeiner, d. h. der populären Gattung ſich beizugeſellen, es iſt mit Wärme und in lebhaftem, blühendem Style geſchrieben; der Inhalt iſt den anerkannten Autoren der neueren deutſchen Hiſtorik entlehnt und befleißigt ſich des beſonderen Eingehens auf die Kulturgeſchichte der einzelnen Völker, wogegen der pragmatiſche Zuſammenhang der politiſchen Entwickelung (wie dies auch bei der Betrachtung des alten Aegyptens und Chinas ganz naturgemäß iſt) zurücktritt. Das Ganze wird in 25 bis 30 Heften vollſtändig ſein. Die beigegebenen Illuſtrationen von Georg Bleibtreu dienen eben ſo ſehr zum Schmuck als zur Erläuterung und Empfehlung des Buches.

— **Katalog des landwirthſchaftlichen Muſeums in Berlin.****) Vom landwirthſchaftlichen Muſeum in Berlin, dieſer ſeit 1868 dem Publikum eröffneten Anſtalt, iſt in letzter Zeit von Dr. L.

*) „Livländiſche Beiträge", herausgegeben von W. v. Bock. I. Bd., 1. Heft. Zweite Auflage. (Leipzig, Duncker u. Humblot.)

**) Halle, C. E. M. Pfeffer, 1869.

*) Berlin, Verlag von Albert Goldſchmidt.

**) Berlin 1869, Wiegandt und Hempel. (128 S. mit zwei Plänen.)

Digitized by Google

Wittmack, Cuſtoden dieſes Muſeums, ein allgemeiner, ſehr genauer und zugleich überſichtlich geordneter Katalog erſchienen, der für die reichen Schätze des jungen, noch viel zu wenig gekannten Inſtituts ein erhöhtes Intereſſe einflößt. Der Naturforſcher, der Kulturhiſtoriker, der Techniker eben ſo wohl als der Landwirth und der Gartenkünſtler empfangen durch den Anblick der zur Anſicht geſtellten Rohſtoffe, Modelle, Maſchinen und Fabrikate eine lebendige Anregung, während auch das größere Publikum die mannigfachſte belehrende Unterhaltung findet. Hr. Dr. Wittmack hat bei jeder Nummer oder Abtheilung die Provenienz angedeutet und im Uebrigen dem Kataloge einen durchaus wiſſenſchaftlichen Charakter verliehen. T. v. B.

— **Klaſſiſche Theaterbibliothek aller Nationen** *). Die in der Hoffmann'ſchen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erſcheinende „Klaſſiſche Theaterbibliothek" iſt nunmehr bis zum 64. Bändchen gediehen, deren jedes ein mehr oder weniger berühmtes deutſches oder ausländiſches Drama enthält und zu dem billigen Preiſe von 9 Kreuzern ſüddeutſche Währung zu haben iſt. Wir haben die erſten Bändchen, welche unter Anderen Molière's „Der Geizige", Shakeſpeare's „Kaufmann von Venedig", Calderon's „Leben ein Traum" brachten, in dieſen Blättern empfehlend angezeigt, aber den Wünſchen der Herren Verleger in Nord- und Süddeutſchland, ſolchen wohlfeilen Ausgaben älterer literariſcher Erzeugniſſe eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit zu widmen, können wir unmöglich nachkommen, da es uns hierzu ſowohl an Raum, als an Beruf fehlt. Wir wiederholen jedoch gern, daß in der vorliegenden Stuttgarter Ausgabe der Theaterſtücke aller Nationen jedes Drama mit einer gut geſchriebenen, hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung ausgeſtattet iſt, die den Leſer über den betreffenden Dichter, über die Quellen, die Bedeutung und den literariſchen Werth ſeines Werkes orientirt. So hat in Nr. 61 der Sammlung Herr O. A. Krais Shakeſpeare's „Richard III." den er nach Schlegel's Ueberſetzung mit einigen Verbeſſerungen edirte, eine für das große Publikum recht belehrende und maßgebende Einleitung geſchrieben, während Nr. 63 eine ſolche zu dem von Göthe überſetzten Voltaire'ſchen „Mahomet" bringt.

— **Drei Luſtſpiele von Gisbert Freiherrn Vincke** **) liegen uns zur Beurtheilung vor, und zwar als „erſter Band", ſo daß alſo noch weitere in Ausſicht ſtehen. Der Verf. beweiſt entſchiedenes Talent für das feinere Converſationsſtück, ſo daß dieſe kleinen anmuthigen Stücke gewiß bald ihren Weg nicht nur unter das leſende Publikum, ſondern auch auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, finden werden. Die Charaktere ſind ſcharf und klar gezeichnet, die Handlung ſpannend und überſichtlich; an komiſchen Situationen und Verwickelungen fehlt es nicht. — Die Titel dieſer drei Luſtſpiele ſind: Theorie und Praxis; Eine Ehe mit Bedingungen; Die Feuerprobe. — Wir werden uns freuen, bald weitere Bände zu Geſicht zu bekommen.

*) Stuttgart, Carl Hoffmann. 61—64. Bändchen.
**) Münſter, Brum's Verlag. 1869.

Literariſcher Sprechſaal.

Ein zu Prag im deutſchen Caſino von Prof. Joſeph Bayer 15. April d. J. gehaltener Vortrag über „Göthe's Verhältniß zu religiöſen Fragen" liegt uns gedruckt vor.*) „Göthe erklärte ſich", heißt es in den einleitenden Worten dieſer Schrift, „im tieferen Sinne des Wortes für einen Proteſtanten, und als ſolcher wollte er ſich die Freiheit erhalten, ſein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine beſtimmte Religion religiös zu entwickeln." Und der Verf. fügt hinzu: „Jeder bedeutende Denker oder Dichter iſt auch ein Prieſter, der an ſeinem eigenen, ſelbſterrichteten Altare opfert und das Feuer der Andacht unmittelbar an der allgemeinen Lichtquelle zu entzünden ſucht." Die Gottesverehrung Göthe's hing mit ſeiner Betrachtung und Bewunderung der Natur auf das Innigſte zuſammen; die Schlüſſe, die der Materialismus aus der Naturbeobachtung zieht, waren ihm völlig unbegreiflich, und was er in dieſer Beziehung über das zu ſeiner Zeit Epoche machende Buch: „Système de la nature" ſagte, iſt noch heutzutage auf die Nachtreter Holbach's vollkommen anwendbar. „Wir begreifen nicht", ſchreibt Göthe, „wie ein ſolches Buch gefährlich werden könnte; es kam uns ſo grau, ſo kimmeriſch, ſo todtenhaft vor, daß wir davor wie vor einem Geſpenſte ſchauderten. Alles ſollte nothwendig und deshalb kein Gott ſein! Könnte es aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Ein „Syſtem der Natur" ward angekündigt, und wir hofften alſo wirklich etwas von der Natur, unſerer Abgöttin, zu erfahren. Aber wie hohl und leer ward uns in dieſer tiefſten äſthetiſchen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen verſchwand! Eine Materie ſollte von Ewigkeit ſein und von Ewigkeit her bewegt, und ſollte nun mit dieſer Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die unendlichen Phänomene des Daſeins hervorbringen. Dies Alles wären wir ſogar zufrieden geweſen, wenn der Verf. wirklich aus ſeiner bewegten Materie die Welt vor unſeren Augen aufgebaut hätte. Aber ſtatt deſſen, pflanzte er einige allgemeine Begriffe, wie trockene Pfähle, hin, und glaubte er dadurch etwas gewonnen zu haben, wenn er dasjenige, was als das Höhere in der Natur erſcheint, zu einer materiellen, ſchweren, richtungs- und geſtaltloſen Natur verwandelt hatte." Noch im ſpäten Alter hatte ſich Göthe die Gottesverehrung ſeiner Jugend bewahrt, ein Gefühl, mit welchem allezeit eine aufrichtige Liebe zum Chriſtenthum und zu ſeinem Stifter verbunden war. Der Dichter hatte erwartet, „daß wir Alle nach und nach aus einem Chriſtenthume des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Chriſtenthume der Geſinnung und That kommen"; aber an einer anderen Stelle ſeiner „Geſpräche mit Eckermann" ſagt er: „Die Welt ſoll nicht ſo raſch zum Ziele kommen, als wir denken und wünſchen. Immer ſind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwiſchen- und entgegentreten, ſo daß es zwar im Ganzen vorwärts geht, aber ſehr langſam. Es lebe nur Einer recht lange fort, und er wird ſchon finden, daß ich Recht habe."

Wir haben dieſe Göthe'ſchen Citate dem Vortrage des Herrn Bayer entlehnt, einer wahrhaft geiſtvollen Studie, die wir allen Leſern, denen das Verhältniß Göthe's zu religiöſen Fragen ein intereſſantes Moment iſt, auf das Wärmſte empfehlen können. J. L.

*) Prag, Heinrich Mercy, 1869.

Digitized by Google

„Trewendt's Volkskalender" für 1870*) eröffnet ſein poetiſches Album mit einem Gedicht in ſchleſiſcher Mundart, das **Karl von Holtei** dem heimgegangenen wackern Buchhändler **Eduard Trewendt** gewidmet, deſſen intelligentes, jugendkräftiges Bild dem Almanach als würdiger Schmuck beigegeben iſt. Seit zwanzig Jahren iſt Holtei dieſem Volkskalender treu geblieben, und jedesmal hat er ihm, auch ſolang er in der fernen Steiermark lebte, zu einem der anmuthigen Genrebilder des Kalenders ein ebenſo anmuthiges ſchleſiſches Volksgedicht geliefert, das nicht blos in dem betreffenden Kalenderjahre, ſondern bis zum heutigen Tage ein beliebtes „Bärſchel" geblieben, nachdem es in die vielverbreitete Sammlung von Holtei's ſchleſiſchen Volksgedichten übergangen iſt.

Hinderſammen anne Zaspel Jahre
Ha ihch ſchund an däm Kalender Theel,
Sitze drinne mit der Bärichel-Waare.
Halde's Krähmel vur der Schläſing feel.
Denn der Trewendt, fleiſſich, meiner Gütte!
War bei Allem tüchte hingerdrein;
Jährlich mit der lrichten Aeppelblütte
Schickt a mer de friſchen Bildel ein:
Klaub Der aus, ſchrieb a, was Der nu juſte
Dodervohm recht zu Sinne ſtieht,
Oder feedern Dihch nutwendig mußt De
Weil's gedrange mit em Drucke gieht!

So ging's von Jahr zu Jahr, bis im Sommer 1868 ein plötzlicher Tod dem Wirken des unermüdlichen, wackern Buchhändlers ein Ziel ſetzte. Der alte „Bichermacher" hat ſeinen treueſten Freund verloren, aber getröſtet ſich mit der Ausſicht, ſeinem Verleger bald zu folgen und die bisherigen gemeinſamen Auflagen jenſeits mit ihm fortſetzen zu können:

Bir derſcheinen ſälber, durch a Wandel
Durt zum zweetenmale ubfgelä't.
Die Ubflagen, aus där ſillen Preſſe,
Drahn de Engel ſetzen buchgelehrt,
Reeſen uhf de Himmels-Oſtermeſſe:
„Durchgeſähn, verbeſſert und vermehrt."
Was für annen Einband daß ſe kriegen —
Wiß ma'e? Mihr ihs dahs partu-eegal,
Wenn ber ock hübſch näberſammen liegen,
Du und ihch, im ewſen Bücherſaal.

Nun, die zahlreichen ſchleſiſchen Freunde Karl von Holtei's, zu denen der Schreiber dieſer Zeilen ebenfalls gehört, hoffen, daß der „Alte im Barte", der im vorigen Sommer ſein funfzigjähriges Dichterjubiläum gefeiert, noch manchen Jahrgang von „Trewendt's Volkskalender" mit ſeinem „Liedel" ſchmücken werde, bevor er „ſälber durch a Wandel **durt** zum zweetenmale uhfgelä't" wird. J. L.

Fräulein **Louiſe Büchner** in Darmſtadt, die ſich den Beſtrebungen zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechtes in hingebendſter Weiſe gewidmet hat und in ihrem Wohnorte, wo dieſelben an der Frau Prinzeſſin Ludwig von Heſſen — Schweſter der Frau Kronprinzeſſin von Preußen — eine hochherzige Beſchützerin finden, die Seele aller dahin zielenden Unternehmungen iſt, ſpricht ſich in einigen in der Darmſtädter Zeitung veröffentlichten Aufſätzen ſehr eingehend und in beherzigenswerther Weiſe über Gewerbeſchulen aus. Sie ſtellt zu dieſem Zwecke die écoles professionelles und die Gewerbeſchule in Hamburg nebeneinander. In Paris exiſtiren jetzt vier ſolcher écoles professionelles, in Hamburg eine Gewerbeſchule. Auch iſt der Unterricht in Paris ein vielſeitigerer, da er die verſchiedenſten Arten des gewerblichen Zeichnens, Porzellanmalens, Holzſchneiden, Lithographie neben Muſterzeichnen, Buchhalten und Schneidern umfaßt und eine Schule kürzlich noch einen Curſus in der Krankenpflege hinzugefügt hat. In Hamburg beſchäftigt man ſich dagegen nur mit Buchhalten und dem dazu gehörigen Unterricht im Rechnen und Deutſchen, Muſterzeichnen, Maſchinennähen und Schneidern. Mag indeß der Kreis der Lehrgegenſtände enger gezogen ſein, die Hauptſache iſt, daß eine ſolche Gewerbeſchule exiſtirt und wir ſchließen uns dem Wunſche, mit welchem Frl. **Büchner** ihre Mittheilungen ſchließt, daß Paris und Hamburg uns nicht mehr lange Vorbilder bleiben, ſondern bald in allen größern Städten Deutſchlands Nachahmung finden mögen, aus vollem Herzen an.

Unter dem Namen „Sorosis" exiſtirt in New-York eine **geſellige Vereinigung von Frauen**, unter ihnen viele Schriftſtellerinnen, zum Zwecke gegenſeitiger geiſtiger Förderung, wie zur Unterhaltung. Von Zeit zu Zeit, bei feſtlichen Gelegenheiten, können von den Mitgliedern Herren eingeführt werden, welche jedoch lediglich die Rolle der Gäſte oder Zuhörer zu ſpielen haben. Kürzlich meldete ſich ein Herr zur Aufnahme in den Club und erhielt darauf von der Vorſitzenden folgenden Brief, der uns ein kleines Meiſterſtück zu ſein ſcheint, indem er in köſtlicher Weiſe die Art der Abfertigung, welche Frauen zu Theil wird, wenn ſie es ſich beikommen laſſen, um Aufnahme in Männer-Geſellſchaften ſich zu bewerben, copirt und ironiſirt:

„Geehrter Herr! Ihr Geſuch um Aufnahme iſt zuvörderſt dem Vorſtande und alsdann der ganzen Geſellſchaft vorgelegt worden, und ich bedaure, Ihnen anzeigen zu müſſen, daß es nicht acceptirt worden iſt. Die Gründe, welche dieſen Beſchluß herbeiführten, betreffen keineswegs Ihren Charakter, Ihre Lebensſtellung oder Perſönlichkeit, ſondern lediglich Ihr Geſchlecht, und wir geben gern zu, daß dieſe Zufälligkeit für Sie ein Unglück, aber keineswegs Ihr Fehler iſt. Wir bedauern Sie von ganzem Herzen und mit Ihnen die geſammte Männerwelt wegen ihrer jetzigen und zukünftigen traurigen und vereinſamten Lage, das iſt jedoch Alles, was wir thun können. Sorosis iſt zu jung für die Geſellſchaft von Herren und muß erſt heranwachſen. Später, wenn ſie ein geeignetes Alter erreicht haben wird — ſagen wir 21 Jahre — könnte ſie ſich vielleicht mit dem „Club der Preſſe" oder einem anderen Männerverein von gutem Rufe und angeſehener Stellung verbinden; bis dahin muß aber für alle männliche Bewerber die Eine Antwort bleiben: **Grundſatz, keine Männer!**

Jennie Jane Croly, Vorſitzende der Sorosis."

Dem Londoner Athenaeum zufolge, hat der japaneſiſche Romanſchreiber Kiong te Bakin einen Roman vollendet, den er **vor vierzig Jahren** begann; dieſes Werk umfaßt **hundert und ſechs Bände**. Seine Leſer werden für mehrere Winter genügende Abendlektüre daran haben.

---

*) Mit Beiträgen von Hedwig Gäde, Otto Glazau, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Philipp Krebs, S. Meyer, Guſtav Nieritz, Karl Ruß, Fr. Tietz u. A. Mit neun Stahlſtichen ꝛc. Breslau, Trewendt.

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus'

Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von

10 Thaler

vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Soeben erſcheint in zweiter vom Verf. durchgeſehener Aufl.:

Der Talmud von **Emanuel Deutſch,** Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London. Aus der 7. engl. Auflage übertragen. Autoriſirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Sgr.

„Dieſe kleine Schrift machte in England, wo ſie zuerſt erſchien, das ungeheuerſte Aufſehen. Gleich nach ihrem Erſcheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam. Das Intereſſe für ſie war allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 war ſie in 7 Auflagen erſchienen." Nationalzeitung. (208)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben: (203)

Bibliothek
geographiſcher Reiſen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit.

Vierter Band:

Reiſen
im
Oſtindiſchen Archipel.

Von
Albert S. Bickmore, M. A.,
Prof. der Naturgeſchichte an der Madiſon-Univerſität zu Hamilton im Staate New-York.

Autor. vollſt. Ausgabe f. Deutſchland.
Aus dem Engliſchen
von
J. E. A. Martin,
Cuſtos der Univerſitäts-Bibliothek zu Jena.

Nebſt 26 Illuſtrationen in Holzſchnitt und 2 Karten in Farbendruck.

Groß-Octav. Eleg. brochirt. 2⅔ Thlr.

Bei **Wilhelm Violet in Leipzig** erſchien ſoeben:

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 8ème édition française, revue et augmentée de contes moraux et instructifs, de Leçons de mémoire et d'un vocabulaire. br. 15 Ngr.

Eignet ſich vorzüglich für Penſionate und Mädchenſchulen, ſowie für Erzieherinnen im Auslande, indem es bei reiner Sprache die dankbarſten Stoffe darbietet.

The English Echo: a practical Guide to the Conversation and Customs of Every-day Life in Great-Britain. By Samuel D. Waddy. A. u. d. T.: Praktiſche Anleitung zum Engliſch-Sprechen. Mit einem vollſtändigen Wörterbuche. Sechste Auflage. gr. 8. geh. 15 Ngr.

Dieſes, ſo wie die drei anderen Echo's, ſind in den betreffenden Ländern ſelbſt verfaßt und deshalb von den alten Geſprächbüchern dadurch unterſchieden, daß ſie ein getreues Bild der fremden Sprache und Eigenthümlichkeit und dadurch eine gediegene Anleitung darbieten, die wirkliche Umgangsſprache der verſchiedenen Nationen ſich anzueignen. (204)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Juri Samarin's
Anklage gegen die Oſtſeeprovinzen Rußlands.
Ueberſeßt aus dem Ruſſiſchen.
Eingeleitet und commentirt von
Julius Eckardt.
8. Geheftet. 2 Thlr.

Das Samarin'ſche Pamphlet, welches Fürſt Gortſchakow „un événement" nannte und das in Rußland ebenſo viel Zuſtimmung wie in den Oſtſeeprovinzen Liv-, Eſt- und Kurlands Entrüſtung hervorgerufen hat, iſt durch die „Livländiſche Antwort" von C. Schirren glänzend abgefertigt worden. Eine gründliche Widerlegung der einzelnen unwahren Behauptungen und Darſtellungen der Samarin'ſchen Anklageſchrift aber gibt der bekannte Redacteur der „Grenzboten", Julius Eckardt, als Commentar zu der hier vorliegenden deutſchen Ueberſeßung dieſer vielbeſprochenen Schrift. Namentlich werden deutſche Leſer durch dieſelbe über die baltiſchen Verhältniſſe nach allen Seiten hin orientirt werden. (205)

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Das
Geheimniß der Frau von Nizza.
Eine Geſchichte
aus den letzten Lebensjahren Ludwig XIV.
von
Emile Mario Vacano.
8. Elegant brochirt. 1½ Thlr.

In vorſtehendem Buche entrollt der Verfaſſer ein Bild von ſo tief ergreifender Wirkung aus Ludwigs letzten Tagen, daß es jeden gebildeten und denkenden Leſer und beſonders jede Leſerin in immer ſteigender Spannung erhalten wird.

Der Winkelſchreiber.
Humoriſtiſcher Roman
von (206)
A. von Winterfeld.
3 Bände. 8. Eleg. broch. 4 Thlr.

Von allen Winterfeld'ſchen Romanen iſt dieſer ohne allen Zweifel der ſpannendſte und effectvollſte und namentlich gegen den Schluß hin von ſchlagender Wirkung.

Das sehr ähnliche Portrait-Medaillon
von
Alexander von Humboldt
nach dem Leben modellirt von Carl Bläser (⅓ Lebensgrösse), 16" im Durchmesser, ist zum Preise von 4 Thlrn. incl. Verpackung zu beziehen von (209)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmsstrasse 86.

Bei **Ambr. Abel** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen: (210)

Geſchichte der Mormonen
nebſt einer
Darſtellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen ſocialen und politiſchen Verhältniſſe
von
Dr. **Moritz Buſch.**

8⁰. broſch. Preis 2⅓ Thlr. = 4 fl. Südd.

Die Mormonen, mit ihrer Prieſterherrſchaft im demokratiſchen Amerika, ihrer Vielweiberei und Vielgötterei wohl die ſeltſamſte Sekte, die ſeit Jahrhunderten aus dem Chriſtenthum hervorgegangen iſt, ſind hier in einer Weiſe dargeſtellt, deren wiſſenſchaftliche Gründlichkeit das Buch dem gelehrten Theologen empfehlen läßt, während ſie durch große Anſchaulichkeit, geſchickte Gruppirung des Stoffes, Erzählertalent und lebendigen Styl daſſelbe zu einer ſehr anziehenden Lectüre für das ganze gebildete Publikum macht.

Lucrezia Borgia.
Herzogin von Ferrara.
Nach ſeltenen und zum Theil unbekannten Quellen bearbeitet von
William Gilbert.
Autoriſirte deutſche Ausgabe
von Dr. **Friedrich Steger.**
Mit Portrait und Facſimile v. Lucrezia Borgia. 8⁰. broſch. Preis 2⅓ Thlr. = 4 fl. Südd.

Eine Reihe werthvoller Bilder aus der Zeit der italieniſchen Renaiſſance, beſonders aber eine neue biographiſche Darſtellung der vielgeſchmähten Tochter des Papſtes Alexander VI., die aus guten, zum großen Theile neuen Quellen ſchöpft, und die uns die betreffende Fürſtin bei Weitem weniger ſchlimm, als wir ſie uns bisher vorſtellten, ja mit verſchiedenen ſehr achtungswerthen Eigenſchaften begabt, erſcheinen läßt.

In der **C. F. Winter**'ſchen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg iſt ſoeben erſchienen:

Die Natur im Lichte philoſophiſcher Anſchauung. Dargeſtellt von **Maximilian Perty,** Profeſſor zu Bern. 51 Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Das vorſtehende Buch, eine Frucht langjähriger Arbeit, iſt zunächſt für Philoſophen und wiſſenſchaftlich gebildete Laien geſchrieben; für erſtere wie für letztere iſt es weder möglich, die umfaſſenden Studien zu machen, noch die objectiven Anſchauungen des Naturforſchers zu gewinnen, welche zum Theil nur durch künſtliche Mittel und Experimente zu erhalten ſind. Aber auch für Naturforſcher wird dieſes Werk nicht ohne Nutzen ſein, da ſie in demſelben eine zuſammenhängende, in ſich harmoniſche, auf poſitive Erkenntniß gegründete Schilderung des Naturganzen finden, wie ſie nur ein einzelner geben kann. (207)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — **Berlin, den 30. Oktober 1869.** — **[Nº 44.**

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Zur Frauenfrage in Deutſchland. 637. — Der deutſche Frauenvereinstag in Caſſel. 638. — Zur Bevölkerungs-Statiſtik von Berlin. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ſowie Selbſtthätige unter Männern und Frauen. 639.
England. Engliſche Schriften über Frauenarbeit und Frauenbildung. 640. — Polemik gegen die Frauen als Aerzte. 643.
Nord-Amerika. Frauen-Univerſitäten und Gymnaſien. 644.
Frankreich. Das Geheimniß der Chasles'ſchen Documente. 614.
Spanien. Die republikaniſche Erhebung in jüngſter Zeit. 645.
Java. Felix Batel, oder Holland auf Java. 648.
Kleine literariſche Revue. Ein Buch für Bräute. 649. — Erziehungsfragen. 649. — Illuſtrirter Kalender für 1870. 649. — Die Stuttgarter Gewerbehalle. 650.
Literariſcher Sprechſaal. Friedrich von Raumer. 650. — Vorträge von Friedrich Spielhagen. 651. — Dora d'Iſtria über die Frauen Europa's. 651. — Reden des Grafen v. Bismarck. 651. — Dilke über Rußland. 651.

Deutſchland und das Ausland.

Zur Frauenfrage in Deutſchland.

Was wir mit dem Worte Reform oder Reformation bezeichnen, iſt, wenn man ganz auf den Grund geht, faſt auf allen Gebieten menſchlichen Lebens weniger das Auftreten ganz neuer Ideen, als vielmehr ein Zurückgehen auf ſolche, die, obgleich tief in der menſchlichen Natur begründet, in vollſter Uebereinſtimmung mit den Anforderungen der geſunden Vernunft, doch durch jahrelange Mißbräuche getrübt und verdrängt worden ſind; mit Einem Worte: Reformationen wie Revolutionen erſtreben weniger ein Schaffen als ein Abſchaffen, weniger ein Herſtellen als ein Wiederherſtellen natürlicher und rechtmäßiger, menſchenwürdiger Daſeinsbedingungen. — Wie es zugehen mag, daß dieſe einfachen Grundbedingungen ſo oft verkannt, die natürlichſten Rechte ſo oft verkümmert werden, woher aller Orten die kaum aufgegangene gute Saat ſo ſchnell vom üppigſten Unkraut überwuchert wird, ſo gründlich, daß deſſen gewaltſame Ausrottung einer vollſtändigen Umwälzung gleich kommt? dieſe Fragen gehören in das Gebiet der Moralphiloſophie; — hier haben wir nur deshalb daran erinnert, um zu zeigen, daß auch die große Frage, die ſoziale Stellung der Frauen betreffend, nicht etwa abſolut Neues in die Welt zu bringen beabſichtigt, ſondern daß ihre Vorkämpfer den Frauen eigentlich nur ſchon beſeſſene und wieder entriſſene Rechte, allerdings den vorgeſchrittenen Forderungen der Zeit entſprechend, erringen helfen wollen.

Sehr überzeugend legt dies eine ſehr beachtenswerthe kleine Schrift dar, die kürzlich bei Hoffmann und Campe erſchienen iſt*). Der Verfaſſer weiſt nach, daß von jeher „Spinnen, Weben Stricken, Nähen, die Künſte der Toilette, das Ordnen der Kleidung und des Haares, die Erziehung der Kinder, die Bereitung der Nahrungsmittel und Arzneien", die Ausſchmückung des Hauſes, ſowie in ſpäterer Zeit der Kleinhandel, als das eigentliche und unbeſtrittene Arbeitsgebiet der Frauen gegolten hätten, und *in ſeiner ganzen Ausdehnung* bereits im Mittelalter von ihnen beanſprucht worden ſei. Nun hat aber im Laufe der Jahre männliche Thätigkeit ſo viel von dieſen Beſchäftigungen an ſich geriſſen, daß die Frauen aus vielen derſelben ganz verdrängt ſind und in andern ſchwer gegen männliche Konkurrenz anzukämpfen haben. Dieſe Gebiete ſind es zunächſt, die der Verfaſſer zurückerobern möchte. Er erinnert z. B. an die Anfertigung eines Damenhutes. „Wer vermöchte die Fabrikationen von Stroh-, Roßhaar- und Baſtflechterei, die Blumen, Federn, Bandzierrathen und all die Hunderte verſchiedener Konfektionen anzuführen, die nur allein ein Damenhut erfordert! Nimmt man dazu die Ausführung der Stickereien, der Spitzen, die Poſamentier- und Perlborten, die Anfertigung der Kleider, Wäſche, Handſchuhe, Fächer, Schirme ꝛc., ſo ergiebt ſich ein Feld der Thätigkeit, das unüberſehbar wird!"

Wie kommt es nun aber, daß die Frauenarbeit ſich von dieſem ihr naturgemäß zukommenden Felde großentheils hat verdrängen laſſen? Iſt es wirklich nur Vorurtheil, wenn man meint, daß auf all dieſen Gebieten bis auf das des Kochens und Backens herab männliche Leiſtungen den Vorzug vor weiblichen verdienen?

Das wird, vielen redenden Thatſachen gegenüber, Niemand behaupten wollen. Das Vorurtheil für männliche Arbeit hat allerdings ſeine Begründung. So müßte denn alſo die Frauenarbeit nothwendig und immer untergeordneter Art ſein? — Keineswegs.

Will man auch ſo weit gehen, den Frauen jede Produktivität auf geiſtigem Gebiete abzuſprechen, ſo wird man doch zugeben müſſen, daß ſie, vielleicht gerade deshalb für die *Reproduktion* im Großen und Ganzen befähigter ſind als die Männer, und da die mangelnde körperliche Kraft jetzt ſo vielfach durch Maſchinen aller Art erſetzt werden kann, ſo ſtände wohl der Perfektibilität der Frauen auf den erwähnten Gebieten kein poſitives Hinderniß entgegen.

Worin liegt denn nun aber der Grund der bisher ſo mangelhaften Leiſtungen? Einzig in der mangelnden Fach-Vorbildung der Frauen.

„Talente und Fähigkeiten", ſagt der Verfaſſer, „werden freilich durch Bildung und Erziehung nicht hervorgerufen; daß ſie aber auch geweckt und angeregt werden müſſen, um ihr Daſein zu manifeſtiren, und daß ſich auf dem Wege der Ausbildung ganz *ungeahnte* Anlagen bei Völkern und Individuen entwickeln, beweiſen die zahlreichen Erſcheinungen deutſcher Tänzerinnen, Sängerinnen u. ſ. w. Wenn Friedrich der Große ſich noch weigerte, für Ausbildung einer deutſchen Sängerin eine Beiſteuer zu geben, weil er lieber ein Pferd wiehern als eine Deutſche ſingen hören wollte, ſo bezeichnete er damit vollſtändig die Epoche jenes Vorurtheils, welches Jahrhunderte lang der Ausbildung deutſcher Künſtler im Wege ſtand."

Wenn nun ſchon hierbei „die Schule" ſo viel zu leiſten vermag, um wie viel mehr da, wo es ſich um Erwerbung techniſcher Fähigkeiten und Fertigkeiten handelt! Muß doch jeder Schneiderburſche ſeine gehörige Lehrzeit durchmachen, ſeine Prüfungen beſtehen — die Schneiderin verdankt faſt immer nur dem Zufall und eignem „Abſehen", was ſie ſich von den Regeln ihres Kunſthandwerks zu eigen gemacht hat. Da wundert man ſich denn, wenn durchſchnittlich Schneider beſſer arbeiten, als Schnei-

*) „Die ſoziale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen", von Otto Auguſt.

Digitized by Google

derinnen, während es doch unter dieſen Umſtänden mehr zu verwundern iſt, daß überhaupt eine Konkurrenz zwiſchen ihnen möglich iſt.

Der Verf. dringt daher nicht nur auf genügende Fachbildung, ſondern wünſcht eine gänzliche Umgeſtaltung weiblicher Erziehung überhaupt, vor Allem ſoll mehr die „geiſtige Disziplin" gepflegt werden. Und gerade weil von Natur das Weib einer ſolchen widerſtrebt, müßte die Erziehung das größte Gewicht darauf legen. Sehr beherzigenswerth ſind des Verfaſſers Bemerkungen in dieſer Hinſicht, ebenſo wie ſeine Vorſchläge und Auffindung neuer Berufszweige durchweg dem Boden einer wahrhaft geſunden und vernunftgemäßen Auffaſſung entſtammen. Es ſei hiermit das Schriftchen allen ſich für dieſe Frage Intereſſirenden warm empfohlen.

In ähnlichem Sinne ſpricht ſich ein andres Schriftchen aus, ein Vortrag, den Herr Sam. Kokosky am 5. Oktober 1868 im Königsberger Handwerkerverein gehalten*). Der Verfaſſer hat hier mehr das Loos der eigentlichen Handwerkerfrauen und Töchter im Auge, obwohl ſeine Bemerkungen auch höhere Kreiſe treffen. Der von Müller in Pforzheim ausgeſprochene Gedanke, „daß die Frau zu jeder Arbeit berechtigt ſein müſſe, zu der ſie befähigt iſt", dient ihm als Leitſtern, ein Gedanke, der in ſeiner Selbſtverſtändlichkeit ein redender Beleg dafür iſt, daß (wie wir Eingangs ſagten) auch auf dem Gebiete der Frauenfrage die Reform eigentlich nur ein Zurückgehen auf naturgemäße, unbegreiflich lange mißkannte und mißachtete Wahrheiten iſt.

Auch Herr Kokosky verlangt dringend eine beſſere Vorbildung der Frau, doch nicht auf Staatshilfe, ſondern auf Selbſthilfe gegründet. Er giebt den Handwerkern den Rath, ſich in den heranwachſenden Töchtern wirkliche Gehülfen zu erziehen, und ohne eigentlich eine Erweiterung der weiblichen Erwerbsfähigkeit vorzuſchlagen, befürwortet er deren Vertiefung, d. h. die ſchon von Frauen ausgeübten Berufsarten ſollen tüchtiger und beſſer als bisher ausgefüllt werden, damit auch in den weiteſten Kreiſen die Wahrheit des Wortes erkannt werde: Arbeit giebt Ehre!

Der deutſche Frauenvereinstag in Caſſel.

Die dritte General-Verſammlung des „Allgemeinen deutſchen Frauen-Vereins" fand in dieſem Jahre in Caſſel ſtatt. Dieſelbe wurde am 3. October durch einen Vortrag des Fräulein Auguſte Schmidt aus Leipzig eingeleitet, welcher Zweck und Ziel des Vereins einem Publikum darlegte, das ſein Intereſſe in der Frauenfrage bis dahin nur durch die Gründung eines Bazars, einer Verkaufsſtelle für weibliche Arbeiten, bekundet hatte. Am folgenden Tage fand die erſte Sitzung unter dem Präſidium der Frau Louiſe Otto-Peters ſtatt. Begrüßt wurde die Verſammlung von Frl. Calm aus Caſſel im Namen des dortigen Comité's und von Herrn Hahndorf, Stadtverordneten und Vorſtand des Arbeiter-Bildungs-Vereins, im Namen der Stadt. Es folgten die Referate der Lokalvereine, die Frl. Calm mit einem Bericht über die Gründung des Lehrerinnen-Vereins in Berlin eröffnete. Bekanntlich ſandte der Allg. d. Frauenverein Frl. Schmidt und Frl. Calm bei Gelegenheit der Lehrerverſammlung in Berlin nach dort, wo ſie die Gründung des Lehrerinnen-Vereins anregten. Ein beſonderes Intereſſe bot ein Bericht von Frau Hermine v. Veres über die Errichtung eines Frauenbildungs-Vereins in Peſt. Fr. Dr. Goldſchmidt begrüßte die Peſter Damen Seitens des Vereins und erſtattete Bericht über den Frauenbildungs-Verein in Leipzig, der in dieſem Jahre neben ſeiner bereits vier Jahre beſtehenden Sonntagsſchule, die Gründung eines Volkskindergartens beſchloſſen. Der vom Allgem. deutſchen Frauen-Verein bei Gelgenheit der zweiten General-Verſammlung in Braunſchweig gegründete Verein hatte ſeine Vertreterinnen geſandt; Frl. Braſch, Lehrerin an der von dem dortigen Verein gegründeten Induſtrieſchule, erſtattete Bericht über ſeine Thätigkeit.

Am nächſten Tage fand ein Vortrag des Frl. Calm über die Stellung der deutſchen Lehrerinnen ſtatt. An dieſen Vortrag knüpfte ſich eine Discuſſion, nach welcher beſchloſſen wurde, den von Frau Dr. Goldſchmidt bereits vor zwei Jahren beantragten Weg der Petition zu beſchreiten, um Gemeinde und Staat zur Errichtung und Verbeſſerung von Lehrerinnen-Seminaren zu veranlaſſen. Frau Schönwaſſer aus Düſſeldorf behandelte das Thema: „Arbeit oder Almoſen" in einem eingehenden mit einem reichen, ſtatiſtiſchen Material verſehenen Vortrag. Die Profeſſoren Röder aus Heidelberg und Freiherr v. Leonhardi aus Prag ſprachen ſich über die Berechtigung und Befähigung der Frauen in klarer, wiſſenſchaftlicher Weiſe aus: der Erſtere vom juriſtiſchen, der Letztere vom philoſophiſchen Standpunkte. Betonten die Herren die Rechte der Frauen, ſo wies ein Vortrag der Frau Dr. Goldſchmidt auf die Pflichten hin, die die Frauen nach den veränderten Anſchauungen und Verhältniſſen unſerer Zeit, ſowohl in der Familie als in der Gemeinde, zu leiſten hätten. „Die Verwerthung der weiblichen Arbeitskraft nach individueller Befähigung im Dienſte der Familie und der Gemeinde" war das Thema, welches die Vortragende behandelte.

Damit war das Programm der Verſammlung erſchöpft, aber nicht das Intereſſe der Caſſeler Bevölkerung, namentlich der Frauen. Fünf- bis ſechshundert Perſonen faßte der Saal und er war immer und bis zuletzt gedrängt voll. Es kann dies allein ſchon als ein Reſultat des Vereins betrachtet werden, daß es ihm gelingt, in unſeren größeren deutſchen Städten Theilnahme, ja Begeiſterung bei einer Bevölkerung zu erregen, die ſich gleichgiltig, ja feindlich Beſtrebungen gegenüber verhalten, die durch ihre Neuheit mißkannt und mißachtet werden. Es gelang dem Vereine, wie im vorigen Jahre in Braunſchweig, auch in Caſſel die begeiſterte Theilnahme der Frauen zu einer That zu fixiren, indem ſich nach einer Anſprache mehrerer Vorſtands-Damen fünfzig Caſſeler Frauen zur Gründung eines Lokalvereins bereit erklärten, der es ſich zur Aufgabe macht, im Sinne der Frauenbildung und Frauenarbeit thätig zu ſein.

So darf denn der Allg. deutſche Frauen-Verein auf dem einmal betretenen Wege ruhig fortſchreiten: die Reſultate ſeines Wirkens, die ſo oft bezweifelt wurden, zeigen ſich bereits in vier auf ſeine Anregung geſtifteten Vereinen, von denen zwei Berlin angehören. Auch der Arbeiterinnen-Verein daſelbſt iſt durch die Anregung der Frau Louiſe Otto, bei Gelegenheit eines Vortrags im Louiſenſtädtiſchen Handwerker-Verein, entſtanden.

Am 4. und 5. November wird auf Veranlaſſung des Berliner Vereins zur Förderung der Frauenarbeit und der Frauenbildung, der zu Ehren ſeines verewigten Gründers den Namen „Lette-Verein" fortan führen wird, ein Kongreß von Abgeordneten aller Vereine in Deutſchland, welche gleiche Tendenz haben, ſtattfinden. Auch aus England und Nordamerika ſind Theilnehmer zu dieſem Kongreſſe angemeldet.

---

*) Die Erwerbsfähigkeit der Frauen und ihr Einfluß auf die ſoziale Stellung derſelben. Königsberg, Braun und Weber.

Digitized by Google

Zur Bevölkerungs-Statiſtik von Berlin.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ſowie Selbſtthätige unter Männern und Frauen.

Herr Dr. Hermann Schwabe, Vorſteher des ſtatiſtiſchen Amtes der Stadt Berlin, giebt in einer Abhandlung über die Berufsverhältniſſe der Berliner Bevölkerung (Sonntags-Beilage der „Voſſ. Ztg.", 1869, Nr. 39 und 42) folgende Ueberſichten, die nach der muſterhaft organiſirt geweſenen Berliner Volkszählung vom 3. December 1867 gewonnen worden ſind:*)

„Berlin hat ſich nach Ausweis der Volkszählungen von 1861 bis 1867 um 243,800, alſo nahezu um ſo viel Menſchen vermehrt, als das geſammte Großherzogthum Oldenburg Einwohner hat (Letzteres hat nach der letzten Zählung 245,935 Einw.). Was bildet nun für dieſe Maſſe Menſchen den Anziehungspunkt? Dieſe Frage hängt eng mit der Zuſammenſetzung der Berliner Bevölkerung nach Standes- und Berufsverhältniſſen zuſammen, die wir näher in's Auge faſſen wollen. Dabei werden jedoch verſchiedene Unterſcheidungen nöthig, die vorher erörtert werden müſſen.

Zuerſt kommen dabei in Betracht, ſo weit wir es mit den eigentlichen Erwerbsverhältniſſen zu thun haben, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, eine Unterſcheidung, die an ſich klar iſt; ſodann ſind bei den einzelnen Berufsklaſſen die Selbſtthätigen von den Angehörigen zu unterſcheiden. Als Selbſtthätige gelten alle diejenigen Perſonen, welche irgend einen Beruf ausüben, als Angehörige alle diejenigen Haushaltsmitglieder, welche keinen Beruf haben. Iſt beiſpielsweiſe die Frau eines Handwerkers Hebamme oder die Tochter Nähterin, ſo werden ſie nicht zu den Angehörigen gerechnet, ſondern zu den Selbſtthätigen; die Selbſtthätigen kann man auch die ernährende, die Angehörigen die ernährt werdende Bevölkerung nennen.

Im Ganzen ſind als faktiſche Bevölkerung von Berlin 702,437 Einwohner gezählt; laſſen wir dabei die Strom-Bevölkerung mit 2060 Perſonen und das diplomatiſche Corps mit 396 Perſonen außer Betracht, ſo bleiben 699,981 Einwohner. Darunter befinden ſich 344,216 alſo 49,2 pCt. Selbſtthätige und zwar 241,818 oder 70,2 pCt. männliche und 102,398 oder 29,8 pCt. weibliche. Faßt man nur die wichtigſten Berufsgruppen in's Auge, ſo vertheilt ſich die Bevölkerung in nachſtehender Weiſe auf folgende Gruppen:

	Seelenzahl		
Gartenbau und Landwirthſchaft, Viehzucht und Fiſcherei	4,272	oder	0,61 pCt.
Induſtrie, Bauweſen, Buch- ꝛc. Druckereien, Bergbau	352,978	„	50,42 „
Handel (Waaren-, Geld-, Credit-, Buch- und Kunſthandel, Verſicherungsweſen)	79,770	„	11,39 „
Verkehr (Land- und Waſſerverkehr, Erquickung und Beherbergung)	42,474	„	6,07 „
Perſönliche Dienſtleiſtende aller Art	75,256	„	10,75 „
Aerzte, Lehrer, Künſtler, Literaten, Geiſtliche, Advokaten, Beamte	45,293	„	7,31 „
Armee und Marine	21,978	„	3,14 „
Perſonen ohne Berufs-Ausübung und in Berufs-Vorbereitung Begriffene	66,408	„	9,49 „
Perſonen ohne Berufsangabe	1,552	„	0,22 „
	699,981	oder	100,00 pCt.

*) Man vgl. das in dieſen Blättern bereits ausführlich angezeigte Werk von H. Schwabe: „Die Berliner Volkszählung von 1867", (Berlin, Korkampf, 1869).

Oben an ſteht alſo die Induſtrie, welche etwas über die Hälfte der Berliner Bevölkerung in Anſpruch nimmt; ihr folgt ſodann der Handel mit 11,39 pCt.; perſönliche Dienſte Leiſtende ſtehen mit 10,75 pCt. an dritter Stelle.

„Faßt man die Arbeitgeber und Arbeitnehmer in's Auge und zwar zunächſt bloß ſoweit ſie Selbſtthätige ſind, ſo exiſtiren 128,011 Arbeitgeber und 216,205 Arbeitnehmer, es kommen alſo im Durchſchnitt auf 1 Arbeitgeber 1,7 Arbeitnehmer. Aus dieſer Unterſcheidung läßt ſich zugleich ein Anhalt gewinnen für die Größe der ſog. Arbeiterbevölkerung in Berlin. Rechnet man nämlich zu obigen 216,205 ſelbſtthätigen Arbeitnehmern noch deren Angehörige mit 150,264 Seelen hinzu, ſo beziffert ſich die geſammte Maſſe der arbeitenden Klaſſen auf 366,469 Seelen, alſo auf 52 pCt. der Geſammtbevölkerung.

Faßt man das Verhältniß der Arbeitgeber zu den Arbeitnehmern in den gewerblichen Berufsklaſſen in's Auge, ſo läßt ſich aus demſelben die Frage beantworten, in welchen Induſtriezweigen der Großbetrieb vorherrſchend iſt und welche noch handwerksmäßig betrieben werden. Freilich muß man dabei beſtimmte Berufsklaſſen ausſcheiden, wo man die Arbeitgeber mit den Arbeitnehmern nicht in Beziehung ſetzen kann; dazu gehören namentlich die Wäſcherei, Schneiderei und die perſönlichen Dienſtleiſtungen. Hier iſt Arbeitgeber Jeder, der irgendwo waſchen, jede Frau, die im Hauſe nähen läßt, Jeder, der ſich einen Dienſtboten hält. Da aber alle dieſe Arbeitgeber ſtatiſtiſch nicht faßbar ſind, wohl aber die Arbeitnehmer, z. B. jede Nähterin, Wäſcherin ꝛc. ſich als ſolche in die Liſten einträgt, ſo kann man ſelbſtverſtändlich Arbeitnehmer und Arbeitgeber hier nicht vergleichen. Andererſeits kommt noch ein Punkt in Betracht, der dieſe Verhältniſſe zwar nicht in der Geſammtſumme der Induſtrie, wohl aber im Detail derſelben etwas trübt, nämlich die Anzahl der Fabrikanten und Arbeiter, welche keine nähere Angabe gemacht haben, welchem Fabrikationszweige ſie angehören. So erſcheint beiſpielsweiſe in den Tabellen die Anzahl der weiblichen Arbeiter auf dem Gebiete der Druckerei, Weberei ꝛc. verhältnißmäßig gering, weil alle Arbeiterinnen, die ſich bloß als „Fabrikarbeiterin" eingetragen hatten, eben nicht den einzelnen Unterabtheilungen, ſondern bloß der Rubrik „Arbeiter ohne nähere Angabe" zugetheilt werden konnten."

Das Arbeitsgebiet der Frauen in Berlin.

„Es liegt in der Natur der Verhältniſſe, daß in Bevölkerungsgruppen, wo die Induſtrie entſchieden überwiegend iſt, die weibliche Arbeit mehr als ſonſtwo zu einem geſuchten Artikel wird. Es wird deshalb jetzt, wo man die Frau rechtlich wieder in die nationale Arbeit einzuführen ſucht, von Intereſſe ſein, zu unterſuchen, in welcher Weiſe, auf welchen Gebieten und in welchen Dimenſionen in Berlin die Frauen an der Arbeit ſich betheiligen.

Zieht man aus denjenigen Tabellen des Berichts über die Berliner Volkszählung, welche ſich auf dieſe Frage beziehen, diejenigen Berufszweige heraus, in denen die Frauenarbeit erkennbar hervortritt, d. h. wo mindeſtens auf 8500 weibliche Bewohner ein weiblicher Selbſtthätiger kommt, und ordnet dieſelben nach der Intenſität, mit der die Frau als Arbeitsfaktor auftritt, ſo ergiebt ſich folgende Ueberſicht, aus der zugleich ein Vergleich mit der männlichen Betheiligung an den betreffenden Arbeitsgebieten ſich gewinnen läßt:

Digitized by Google

Berufsgebiete der Frauenarbeit	Ein männlicher Selbſtthätiger kommt auf männliche Bewohner	Ein weiblicher Selbſtthätiger kommt auf weibliche Bewohner
Perſönliche Dienſtleiſtung	23	8
Schneiderei	37	31
Wäſcherei und Fleckenreinigung	7473	108
Handel mit Produkten und Induſtrieobjekten aller Art	12	115
Erziehung und Unterricht	148	206
Putzmacherei, Blumen- und Federfabr.	3548	210
Erquickung und Beherbergung incl. Zimmervermiethung	62	319
Geſundheitspflege und Krankendienſt	168	407
Tapiſſerie- und Strickwaaren	2903	537
Künſte, Literatur, Preſſe, Theater	109	734
Barbiere, Friſeure, Parfumeure	237	808
Cigarren- und Tabaksfabrikation	161	1140
Poſamentiergewerbe	472	1607
Arbeiten in edlen Metallen und Steinen	234	1798
Weberei	62	1768
Landverkehr	46	3321
Königl. Hausverwaltung und Hofſtaat	451	4103
Buchbinderei, Papp- u. Galanterie-Arbeiten	162	5535
Schuhmacherei	37	5911
Transport- und Handelsvermittelung	298	6013
Künſtler für Induſtriezwecke	69	6013
Tiſchlerei und Goldleiſtenfabrikation	26	6458
Tuchbereitung, Walken, Scheeren ꝛc.	598	7581
Handſchuhfabrikation	793	8110
Schirmfabrikation	4877	8110
Buch-, Kunſt- und Muſikalien-Handel	517	8506

Man erkennt ſofort die Arbeitsgebiete, wo die Frauen am ſtärkſten und wo ſie ſogar ſtärker auftreten, als die Männer: auf 8 Frauen kommt eine Dienſtthuende, auf 31 Frauen eine Schneiderin, auf 108 Frauen eine Wäſcherin, auf 210 Frauen eine Putzmacherin, während auf dieſen Gebieten die ſelbſtthätigen Männer zurücktreten. Wie ſtark die Betheiligung der Frau an der Arbeit in Berlin auftritt, erſieht man am klarſten aus der Thatſache, daß überhaupt kömmt:

1 männlicher Selbſtthätiger auf 1,45 Bewohner und
1 weiblicher Selbſtthätiger auf 3,40 Bewohner.

Unter den Ernährtwerdenden in den nachſtehend verzeichneten Berufsklaſſen exiſtiren Frauen im Alter von

	15—30 Jahren.	über 30 Jahre.
Erziehung und Unterricht	16,8 pCt.	22,3 pCt.
Handel	19,7 „	23,5 „
Induſtrie	17,2 „	23,6 „
Verkehr incl. Poſt- u. Telegraphen-Beamte	16,7 „	25,1 „
Künſte, Literatur, Preſſe	20,2 „	26,1 „
Geſundheitspflege und Krankendienſt	23,0 „	27,2 „
Kirche und Gottesdienſt	22,3 „	28,7 „
Staatsverwaltung	19,0 „	29,0 „
Gemeinde- und Corporations-Verwaltung	17,0 „	30,1 „
Königl. Hausverwaltung und Hofſtaat	19,0 „	30,7 „
Juſtiz	20,0 „	32,1 „

Dieſe kleine Tafel iſt ſehr lehrreich und erzählt wahrheitsgetreu die Abneigung und die Vorurtheile, welche unter den Frauen beſtimmter Stände gegen die Arbeit exiſtiren. Am Fleißigſten ſind die Frauen in den vier erſtgenannten Berufsgebieten; namentlich ſteht Erziehung und Unterricht voran, da dies Berufsgebiet einestheils für die Frauen einen ſtarken Anziehungspunkt bildet und es andererſeits nahe liegt, daß gerade Töchter von Lehrern dies Fach wieder wählen. Auch auf dem Gebiete der Kunſt, Literatur und Preſſe halten ſich die berufsloſen Frauen noch auf der Höhe des Durchſchnitts. Dagegen zeigen nun die übrigen Berufsklaſſen, wie wenig die Frauen entweder Gelegenheit haben, zu heiraten, oder Neigung zeigen, ſich einen Beruf zu wählen.

Rechnet man in allen Berufsklaſſen die Zahl der Frauen in den beiden obigen Altersklaſſen zuſammen, ſo betragen dieſelben 149,283. Nun exiſtiren in Berlin 110,913 verheiratete Frauen; bringt man von dieſen 5047 Ehefrauen in Abzug, welche als Selbſtthätige fungiren, und zieht dann den Reſt von obiger Summe ab, ſo bleiben

43,417 unverheiratete Frauen,

von denen man ſagen kann, daß ſie an der nationalen Arbeit ſich nicht oder nur im geringen Grade, als meiſt überſchüſſige Beihilfe in der Wirthſchaft ꝛc. betheiligen, ſondern es vorziehen mit Romanleſen und Clavierſpielen die Zeit zu verbringen. Berufsloſigkeit, d. h. in den meiſten Fällen Abhängigkeit von Andern, wird wohl immer als ein geſellſchaftliches Uebel bezeichnet werden können — und ſo iſt wohl mit dieſen Zahlen ſtatiſtiſch der Beweis geliefert worden für die große wirthſchaftliche und ſociale Berechtigung der neuerdings auch bei uns, bekanntlich auf Anregung und unter dem Protectorat Ihrer Königl. Hoheit der Frau Kronprinzeſſin lebhaft geförderten Beſtrebungen, welche die Verbeſſerung der Lage des weiblichen Geſchlechts zum Ziel haben."

England.

Engliſche Schriften über Frauenarbeit und Frauenbildung.

Während die philoſophiſche Discuſſion über eine Reform der ſocialen und politiſchen Stellung der Frauen im modernen Staat aufgehört hat, ein abſtraktes Intereſſe für praktiſche Staatsmänner zu haben, und ſowohl im Schooße wiſſenſchaftlicher Körperſchaften, wie ökonomiſcher Vereine und geſetzgebender Verſammlungen, tiefgehende Maßregeln für neue Organiſationen zur Debatte und zum Beſchluß über die Zukunft des Weibes geſtellt werden, hört die Preſſe nicht auf, von neuen Geſichtspunkten und mit neuen Argumenten in mehr oder weniger wirkſamer Weiſe dies wichtige Thema zu erörtern. Ein vor Kurzem in England erſchienenes, der Frauen-Arbeit und Bildung gewidmetes Buch bringt eine Sammlung von zehn ſehr leſenswerthen Abhandlungen aus der Feder competenter Verfaſſer.*) Die Herausgeberin, ſelbſt eine jener Frauen, die mit Geſchick die Feder für die Neugeſtaltung des Frauenlebens aufgenommen haben, legt in einer kurzen Einleitung den Standpunkt dar, von welchem aus ſie bei der Auswahl und Anordnung der einzelnen Materien verfahren iſt, und giebt dabei zugleich einen Beweis von der Tiefe ihrer perſönlichen Anſchauung des Gegenſtandes.

*) **Womans Work and Womans Culture. A Series of Essays. Edited by Josephine C. Butler. London: Mac Millan and Co. 1869. 8. 367 pag.**

Digitized by Google

„Sicherlich (ſagt ſie) müſſen Alle, die auf dieſe Frage der weiblichen Intereſſen von einem ernſten und hohen Geſichtspunkt ſchauen, wahrnehmen, daß es in Wirklichkeit eine Frage iſt, welche die Menſchheit im Allgemeinen und zwar in ſehr vitaler Weiſe berührt. Ich wünſchte, daß man allgemein fühlen lernte, wie diejenigen Frauen, welche ſpeciell für die Frauen thätig ſind, deshalb nicht einſeitig oder ſelbſtiſch ſein müſſen. Wir ſind erſt Menſchen, dann Frauen, und wir bekümmern uns zuerſt um die Uebel, welche auf den Frauen laſten, weil ſie eine Reaction auf die ganze Geſellſchaft üben und das Wohl des Allgemeinen beeinträchtigen. Frauen ſind nicht *Rivalen* der Männer, ſondern ihre *Gehilfen*. Es kann zwiſchen ihnen kein Antagonismus beſtehen, der nicht für beide ſchädlich würde. Wenn diejenigen Frauen, welche für das Weib gewiſſe Rechte beanſpruchen, die ihm bisher verweigert waren, ſelbſtſüchtig und eigennützig geſcholten werden, ſo ſcheint man zu vergeſſen, daß der Name „Weib" ein ſehr umfaſſender iſt.

„Wenn Männer von hoher Geburt und ſolche, die alle Vortheile des Reichthums und der Erziehung beſitzen, die Kämpfe des armen Mannes ausfochten und den parlamentariſchen Körperſchaften eine Ausdehnung der Privilegien abrangen, welche bisher nur Wenige beſaßen, um auch ihre ſich abmühenden und leidenden Mitbrüder daran Theil nehmen zu laſſen, ſo habe ich niemals gehört, daß ſie der Selbſtſucht beſchuldigt werden; im Gegentheil, die Rückſicht, welche ſolche Männer für das Recht des Mannes hatten, wurde geprieſen, und verdientermaßen, als etwas Edles und Selbſtloſes. Und warum ſollte man das Ding anders beurtheilen, wenn die Augen gebildeter und denkender Frauen der beſſeren Klaſſen ſich der ſchrecklichen Wahrheit in Bezug auf Millionen ihrer weniger begünſtigten Landsmänninnen erſchließen, und von ihnen aus eigenem Antrieb Abſtellung von Unrecht und Uebel einerſeis und Freiheit zur Arbeit und zu einem ehrlichen und unabhängigen Daſein andrerſeits verlangt wird?"

Frau Joſephine Butler läßt ſich von vornherein nicht als Blauſtrumpf oder grämliche alte Jungfer anſehen. Sie kennt ihr Publikum. „Die Mehrheit der Engländer hat, wie ich glaube, noch heutigentages eine geheime Furcht, daß die Gewährung von Forderungen, welche gegenwärtig von den Frauen erhoben werden, die Geſellſchaft revolutioniren würde. Ich wünſche ganz beſonders diejenige Beſorgniß anzuführen, oder diejenige Vorahnung, welche mir einer ernſten Betrachtung am Meiſten werth erſcheint — ich meine die Furcht, daß das Zugeſtändniß deſſen, was die Frauen verlangen, unſere *Häuslichkeit* zerſtören würde. Das iſt allerdings eine ernſte Sache; denn ich glaube, daß die Häuslichkeit die Pflegerin aller Tugenden iſt, die Quelle aller wahren Neigung und der Grundpfeiler für unſere nationale Kraft. Man verzeihe mir, daß ich über dieſen Gegenſtand mit Wärme ſpreche, da ich ſelbſt die volle Erfahrung der Heiligkeit und Glückſeligkeit einer Häuslichkeit habe. Man ſetzt manchmal voraus, daß die eifrigſten Vertheidiger der Frauenrechte Perſonen ſind, die in Bezug auf Neigungen des Herzens zu kurz gekommen ſind, ein Leben voll Enttäuſchung hinter ſich haben, in der Iſolirung bitter geworden und daher gern die Abgeſchloſſenheit des häuslichen Heerdes gegen einen Communismus vertauſchen möchten, in dem ſie ſich nicht übergangen, darbend und vereinzelt fühlen würden. Es iſt kein Wunder, wenn die Seufzer und ſelbſt Schmähungen ſolcher vereinzelten Perſonen klagend durch den allgemeinen Ruf nach einer neuen ſocialen Ordnung heraustönten. Es ſei mir aber geſtattet, das Publikum daran zu erinnern — wenn ſolche Erinnerung noch nöthig iſt — daß viele von jenen, die für dieſe Sache arbeiten, beten und Anhänger zu gewinnen ſuchen, zu den glücklichſten Frauen des Landes gehören. Sie könnten, wenn Gott ihr Herz hätte hart werden laſſen, zufrieden und mehr als zufrieden ſein mit dem, was ihnen zu Theil geworden. Aber gerade dieſer Reichthum an Glück, der ihnen beſcheert iſt, treibt ſie dazu, für die weniger Glücklichen zu ſorgen, dieſer Reichthum iſt für ſie ein Gewicht, das ſich kaum ertragen läßt in der Gegenwart der liebeleeren und zweckloſen Exiſtenzen anderer und der feierlich erwachenden Energie, mit der Tauſende von häuslichkeitsloſen Frauen heute nach einer Stelle in Gottes geſellſchaftlicher Ordnung verlangen."

Gerade vom *conſervativen* Standpunkt aus verlangt die muthige Sprecherin eine *zeitige* Reform. „Der wahre conſervative Geiſt zeigt ſich in der Anwendung alter und erprobter Prinzipien auf neue und wechſelnde Umſtände; und es giebt alte und ehrwürdige Grundſätze, die ich ebenſo zähe feſthalte, wie der ſtrengſte Conſervative. Aber ich halte dafür, daß das Feſthalten an der äußern Form, in die jene Prinzipien gekleidet ſein mögen, einfach weil die Form eine alte und oft das ſicherſte Mittel iſt, um die Geſellſchaft in dem ſchlimmſten Sinne des Wortes zu „revolutioniren", welche wir zu kräftigen wünſchen. „Er, der ſein Leben retten *will*, ſoll es verlieren," und Diejenigen, die auf Koſten Anderer entſchloſſen ſind, inmitten eines Volkes, deſſen Herzen ſich bereits von ihnen in Beſorgniß abwenden, in einer Zeit der Bekümmerniß und Verwirrung die oft ſelbſtſüchtigen Annehmlichkeiten und ausſchließlichen Genüſſe des Familienlebens und der Häuslichkeit für ſich allein zu erhalten, werden wahrſcheinlich dieſe Segnungen, mit denen ſie ſo geizen oder die ſie ſorglos genießen, während die Heimatloſen draußen ſtehen, verlieren."

Jede Verbeſſerung in der geſellſchaftlichen Stellung der Frau im Allgemeinen muß nach der Anſicht der Frau Herausgeberin auf folgende zwei Punkte gerichtet ſein: 1) Herſtellung unſerer Frauenwürde durch Erziehung, Bildung und *Arbeit*, 2) Einführung der Wirkungen der Häuslichkeit in die Maſſen des Volkes dadurch, daß den Frauen gewiſſe Aemter und Beſchäftigungen zugänglich gemacht werden, welche den Einfluß einer gebildeten Weiblichkeit auf jene Maſſen ermöglichen.

„Frauen ſind heutzutage billig; ihr Werth auf dem großen Weltmarkt iſt auf ein ſehr niedriges Maß geſunken." .... „Es hat unter uns, — den Frauen — eine Scheidung zwiſchen Nutzbarkeit und Schönheit ſtattgefunden; das iſt eine Trennung, welche einen Verluſt an wahrem Werth und wahrer Glückſeligkeit bedingt; ſie ſollte nicht exiſtiren, denn der höchſte Grad der Schönheit beruht, wie ich glaube, überall auf der größten Nutzbarkeit. Wer hat nicht gefühlt, daß die Anziehungskraft unſerer Frauen aus den beſſeren Klaſſen, die nur zu oft das Leben von Schmetterlingen führen, durch die Eitelkeit und den Egoismus beeinträchtigt wird, die ſich ſo leicht jener Gemüther bemächtigen, welche großer Gedanken entbehren und nicht den kräftigenden Einfluß der Arbeit empfinden? Der Egoismus iſt ein Gift, das ſelbſt die Schönheit tödtet.

„Andererſeits iſt in einer Zeit, wo Tauſende von Frauen gezwungen ſind, ihr Leben in unaufhörlicher Mühſal zu verbringen und bei ſo ſchlecht bezahlter Arbeit, daß Schönheit und Grazie Begriffe ſind, die auf ſie keinerlei Anwendung mehr finden, die Sittlichkeit der Geſellſchaft täglich mehr bedroht. So finden wir denn, wenn wir zu den ärmſten Klaſſen unſerer Städte herabſteigen, an Stelle der Ehe, geſetzloſe und wilde Verhältniſſe, Gewiſſen, die täglich ſchwärzer und regungsloſer unter der Laſt ſich häufenden Laſters und Elends

Digitized by Google

werden, das ſich als ererbtes Theil fortpflanzt und auch den phyſiſchen Typus der kommenden Generationen erniedrigt, bis endlich Gefängniſſe, Strafanſtalten und Arbeitshäuſer bis zur Ueberfüllung voll ſind von werthloſem, krankem, menſchlichen Unkraut, niedriggeſtirnten Affen, in denen die Intelligenz faſt erloſchen, Liebe erſtorben iſt und die Inſtinkte des Hungers und die roheſten animaliſchen Triebe allein zurückblieben."

In welcher Weiſe das „elaſtiſche und mannigfaltige Prinzip der Häuslichkeit" ſeinen Einfluß auf die Maſſen des Volkes üben kann und wie die Frauen der beſſer erzogenen Klaſſen ſich zum Mittel dieſes Einfluſſes machen ſollten, deutet Frau Butler in folgender Weiſe an: „Wir haben genügende Erfahrung über das, was wir die weibliche Form der Philanthropie nennen können, die iſolirte, vereinzelte Thätigkeit derſelben, die von zu mittelalterlichem Typus iſt, um der Gegenwart zu genügen. Sie hat Fiasko gemacht. Wir ſind jetzt dabei, die männliche Form der Philanthropie zu verſuchen: großartige ſyſtematiſche Maßregeln, Organiſationen und Inſtitute, durchdacht von Männern und ſanktionirt von Parlamenten. Auch dies wird fehlſchlagen, wenn es ſo weit geht, daß dadurch die Wahrheit deſſen erliſcht, was die andere Methode, trotz ihrer Auswüchſe, als richtig bewieſen hat. Warum ſollen wir nicht zuletzt eine Verbindung der Prinzipien verſuchen, welche beiderſeits richtig ſind? — „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei" — war eine ſehr frühe Verkündigung in der Weltgeſchichte; es iſt auch nicht gut für den Menſchen, allein zu arbeiten, wo es ſich um das Wohlbefinden der ganzen großen menſchlichen Familie handelt, und je größer das Werk iſt, das der Mann unternimmt ohne ſie, die Gott ihm als Gehilfin gab, deſto größer wird ſchließlich ſein Mißlingen ſein."

Die ausgewählten Eſſays haben die folgenden Titel:

I. „Der Endzweck der Frauen", von Frances Power Cobbe. Eine ſchwungvolle Vertheidigung der ſocialen und geiſtigen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern. Milton's Ausſpruch, daß der Mann direkt für Gott, die Frau aber nur „für Gott in ihm" lebt, iſt nach der Verfaſſerin dahin zu ändern, daß — wie die Gründer der Quäkerſekte lehrten — „Beide, Mann und Frau, in direkter und unmittelbarer Beziehung zum Vater der Geiſter ſtehen."

II. „Wie iſt für die überſchüſſigen Frauen zu ſorgen"? von Jeſſie Boucherett. Verf. ſucht zu beweiſen, daß nicht bloß in England, ſondern auch in allen civiliſirten Staaten eine große Zahl unverheirateter Frauen übrig bleibt, und führt das bekannte Beiſpiel der New-England-Staaten der nordamerikaniſchen Union an. „Es kann in demſelben Lande eine Ueberzahl an Männern, d. h. mehr Männer als Frauen, exiſtiren und doch ein Ueberſchuß an Frauen da ſein, d. h. mehr Frauen, als verſorgt werden können, ſei es durch die Ehe, ſei es als ſelbſtändige Arbeiter; dies gerade hat in den Vereinigten Staaten ſtattgefunden, denn in den öſtlichen Staaten giebt es mehr Frauen, als verſorgt werden können, und in den weſtlichen Staaten ſind ſo viele da, als gebraucht werden, obwohl ihre Zahl im Vergleich zu der der Männer ſo gering iſt"..... Die Hinterwäldler, die Goldgräber und die anderen Pioniere der Civiliſation müſſen „ledige Männer" ſein. Entgegen der Anſicht vieler Statiſtiker und Staatsmänner beweiſt die Verf. mit großem Geſchick, daß nicht die zu ſtarke Auswanderung der Männer aus Großbritannien die Urſache der hilfloſen Lage vieler Frauen iſt, ſondern die zu ſchwache. „Die Urſache des Elends unter den Frauen iſt die, daß die Männer nicht ſo viel auswanderten, als ſie es thun ſollten. Die Folge hiervon war, daß die Löhne faſt in allen Arbeitszweigen, die nicht durch trades-unions geſchützt waren, und beſonders bei der Ackerarbeit durch Concurrenz ſoweit herabgedrückt ſind, daß die Männer in mehreren Grafſchaften ihre Frauen und Familien nicht erhalten können und die Frauen gezwungen ſind, ſelbſt auszugehen, um durch ihren Verdienſt den Lohn des Mannes zu unterſtützen; viele Männer haben ſich überdies in Arbeitszweigen engagirt und ſie in Beſchlag genommen, die den Frauen zukommen, und ſo iſt der weibliche Arbeitsmarkt von zwei Seiten bedrängt und eine große Anzahl Frauen iſt überſchüſſig geworden."..... „In Queensland iſt die Nachfrage nach Männern ſo groß, daß die Farmer, weil ſie keine Männer bekommen können, Südſee-Inſulaner importiren. Welch' ein befremdendes Schauſpiel giebt das große britiſche Reich der Welt! Wilde thun die Arbeit der Briten auswärts; Männer thun daheim die Arbeit der Frauen, und die Frauen darben, betteln und ſündigen, weil ſie keine ehrliche Beſchäftigung finden!'"

III. „Die Erziehung der Jugend, eine Beſchäftigung für Frauen", vom Rev. G. Butler. Eine geſchickte Apologie für die Zulaſſung von Frauen als Lehrer an höheren Schulen und Univerſitäten. Gerade die moraliſche Ausbildung von Knaben und Jünglingen empfiehlt dieſe Ausdehnung des weiblichen Wirkungskreiſes.

IV. „Die Medizin als eine Beſchäftigung für Frauen", von Sophia Jex-Blake, enthält intereſſante hiſtoriſche Thatſachen über die Berechtigung und das Geſchick von Frauen zur ärztlichen Praxis. Die Geſchichte der Atheniſchen Jungfrau Agnodice wird berührt, welche, als Mann verkleidet, einen ſo ausgezeichneten ärztlichen Ruf erwarb, daß, als ihr Geſchlecht entdeckt und ſie nach dem Wortlaut des Geſetzes zum Tode verurtheilt werden ſollte, die Frauen Athens auf dem Areopag erſchienen und ihren männlichen Angehörigen unter den Richtern drohten, ſie fortan als ihre grauſamſten Feinde zu betrachten, wenn Agnodice nicht frei ausginge. Die Folge war eine Aenderung der Geſetzgebung, durch welche allen freigeborenen Frauen des Staates das Studium und die Praxis der Heilkunde geſtattet wurde. Die jährlich ſich mehrende Zahl von weiblichen Studirenden der Medicin auf europäiſchen und amerikaniſchen Univerſitäten beweiſt, daß die Hoffnungen der Verfaſſerin dieſes intereſſanten Aufſatzes im Laufe der nächſten Jahre weite Verwirklichung finden werden.

V. „Der Unterricht in den Wiſſenſchaften, von James Stuart, M. A. Der Verfaſſer, welcher im Herbſte 1867 in Liverpool, Leeds, Mancheſter und Sheffield vor vier Klaſſen von Damen von je 80, 100, 160 und 200 Zuhörern Vorleſungen über phyſiſche Aſtronomie hielt, ſpricht aus ſeiner praktiſchen Erfahrung über die Befähigung der Frauen, ſtreng wiſſenſchaftlichen, wie wiſſenſchaftlich populären Vorleſungen mit Nutzen zu folgen. Den Frauen den Unterricht in den reinen Wiſſenſchaften deshalb verweigern wollen, weil ihnen angeblich „der wiſſenſchaftliche Sinn" fehle, erklärt er für eine vorgefaßte Idee, ähnlich derjenigen ein Kind deshalb ſtrafen zu wollen, weil daſſelbe „höchſt wahrſcheinlich" ſpäter dieſe Strafe verdienen werde. Im wahren wiſſenſchaftlichen Sinne handeln heißt es, die Frauen in die Wiſſenſchaft einführen und dann zuſehen, was ſie darin leiſten werden. Wie die Vorbereitungen dazu getroffen werden können, deutet eine Stelle in einem Briefe der berühmten Mrs. Somerville, der Verfaſſerin der Physical Geography, an, deſſen Lektüre wir allen Leſerinnen empfehlen. Es heißt darin (S. 139): „Man hat behauptet, daß die körperliche Conſtitution der Mädchen durch klaſſiſche und wiſſenſchaftliche Erziehung neben den unentbehr-

Digitized by Google

lichen Zweigen des Lernens geſchwächt werden würde; dies iſt jedoch keineswegs der Fall, wenn man progreſſiv verfährt. Kinder lernen ſchon ſehr früh mehrere Sprachen gleichzeitig mit großer Leichtigkeit; ſie confundiren ſie niemals, und ſobald ſie leſen lernen und mit amüſanten Leſebüchern verſehen werden können, iſt ein ſehr wichtiger Schritt gemacht und viel gewonnen, bevor die eigentliche Erziehung beginnt. Wenn das Kind unterhalten wird, wird der Geiſt nicht ermüdet. Die weſentlichen Zweige der Geographie und Geſchichte können bis zu einem gewiſſen Grade vereinigt werden; denn bei der Beſchreibung der Gränzen eines Landes und ſeiner geographiſchen Natur würde es für das Kind unterhaltend ſein, etwas von den Einwohnern, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Geſchichte und dem animaliſchen und vegetativen Leben des Landes zu hören. Es liegt ſo in der Macht einer hochgebildeten Mutter oder Gouvernante, das Lernen angenehm zu machen und den Geiſt für höhere Zweige vorzubereiten, wenn das Mädchen im vorgeſchrittenen Alter fähig ſein wird, dieſelben zu verſtehen.

VI. „Ueber einige hiſtoriſche Anſichten die das Familienleben bietet", von Charles H. Pearſon, M. A., enthält eine Vertheidigung der Erleichterung des Abſchluſſes und der Trennung der Ehe.

VII. „Die Beſchränkung des Eigenthumsrechtes verheirateter Frauen und andere juridiſche Folgen der Ehe", von Herbert N. Mozley, macht auf die Widerſprüche und Mängel der beſtehenden engliſchen Geſetzgebung aufmerkſam und verficht die juridiſche Gleichberechtigung.

VIII. „Das Frauenſtimmrecht, beſonders in Bezug auf ſeine indirekten Folgen betrachtet", von Julia Wedgewood. Die Ausſicht, das gleiche politiſche Stimmrecht, wie die Männer, erlangen zu können, muß nach der Verf. dem heranwachſenden Mädchen ein Sporn zur Erlangung von Kenntniſſen ſein, und die Gewißheit, eine verantwortliche Stellung in der ſtaatlichen Geſellſchaft einzunehmen, wird auf die Frauen im Allgemeinen als ein Mittel zur Erhöhung ihrer Selbſtachtung und zu ernſterer Weltanſchauung wirken.

IX. „Die Erziehung der Mädchen, die Gegenwart und Zukunft derſelben", von Eliſabeth C. Wolſtenholme. Verf. hält das gegenwärtige Syſtem der weiblichen Erziehung und die Mittel dazu für durchaus ungenügend, ſowohl in den Elementar-, als in Privat- und Penſionsſchulen. Sie verlangt Vermehrung der Lehrmittel durch Staatsbeihülfe, Eröffnung der höheren Lehranſtalten für die Mädchen und, da getrennte Schulen mit gleich umfaſſenden Lehrmitteln zu koſtbar ſein würden, nicht bloß in den Elementarſchulen, ſondern auch in den Mittel- und höheren Schulen ſimultanen Unterricht für Knaben und Mädchen.

X. „Die geſellſchaftliche Stellung der Frauen in unſerem Zeitalter", von John Boyd-Kinnear. Daß die ſociale und politiſche Freiheit des Weibes gleichmäßig mit der Entwickelung der Cultur fortſchreitet, iſt der Kernpunkt dieſes letzten Aufſatzes.

Im Gegenſatz zu der rationaliſtiſchen Schärfe und Trockenheit, mit der J. Stuart Mill ſeine „Subjection of Women" geſchrieben hat, erfaßt das vorliegende Buch in der Mannigfaltigkeit und Skizzenhaftigkeit ſeiner Darſtellung die verſchiedenen Seiten des Themas in mehr unmittelbar lebendiger, gemüthvoller Darſtellung, bei der hier und da ein Zug reiner religiöſer Begeiſterung hervorleuchtet, in welchem die alte puritaniſche Sittenſtrenge mit der Liebe der moraliſchen und politiſchen Freiheit zu Einem Ton gemiſcht erſcheint. Die Spöttereien mancher politiſchen und wiſſenſchaftlichen Journale gegenüber einem ſo ausdauernden und ſiegesgewiſſen Enthuſiasmus, wie ihn die weiblichen Vorkämpfer für die Sache der Frauen zu entwickeln beginnen, werden niemals im Stande ſein, einen nachhaltigen Eindruck zu machen.

Polemik gegen die Frauen als Aerzte.

In der ſechsten Jahresverſammlung der Female Medical Society zu London, am 30. September d. J., theilte Dr. Edmunds, der Vorſitzende, mit, daß durch die Beihilfe der Geſellſchaft bereits 87 Damen eine mediciniſche Ausbildung genoſſen hatten und bisher jede den Erwartungen entſprachen. Im Verlauf ſeiner Eröffnungsrede betonte Dr. E. die Befähigung der Frauen nicht bloß für Medicin, ſondern auch für Jurisprudenz und Kirche. — Die Edinburger Univerſität wie die Apothecarys Hall zu London hat beſchloſſen, weiblichen Candidaten Diplome zu ertheilen. Mehrere der Profeſſoren an den Londoner Hoſpitälern haben bei Gelegenheit ihrer Einleitungsreden in das Winterſemeſter die Studenten daran erinnert, daß ſie ihren weiblichen Commilitonen gegenüber ohne Zweifel niemals die dem Geſchlechte derſelben gebührenden Rückſichten aus den Augen laſſen würden, während ſie dieſelben als gleichberechtigte Studiengenoſſen betrachteten. Ueberall wurden dieſe Andeutungen Seitens der Zuhörer mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßt.

Inzwiſchen bringt die „Lancet", die angeſehenſte mediciniſche Wochenſchrift Londons, in der Nummer vom 9. October einen Artikel „On the Subjection of Women" (der Titel des Mill'ſchen Werkes, das von Fräulein Jenny Hirſch unter dem Titel: „Die Hörigkeit der Frau" ins Deutſche überſetzt worden) indem ſie nachzuweiſen ſich bemüht, daß Frauen auf Grund ihrer phyſiſchen Conſtitution und geringeren intellektuellen Kraft nicht im Stande ſeien, auf ärztlichem Gebiet mit den Männern zu concurriren. Einzelne Ausnahmen beweiſen Nichts gegen die Regel. Auf mediziniſchem Gebiete, meint die altjüngferliche Jüngerin Aesculaps, könnten ähnliche Abnormitäten paſſiren, wenn Frauen an die Stelle der Männer treten, wie auf militäriſchem. Dabei führt ſie aus den Erlebniſſen eines engliſchen Generals der indiſchen Armee an, daß derſelbe einmal, als er an den Hof des Fürſten von Oude geſchickt wurde, auf eine hochſchwangere weibliche Schildwache ſtieß, die vor ihm das Gewehr präſentirte!

Dieſe Argumentation des „highly scientific Lancet" erſcheint uns ebenſo barbariſch, wie das erwähnte Vorkommniß ſelbſt, und könnte leicht durch weit draſtiſchere Erzählungen von obſtetritiſchen Ereigniſſen entkräftet werden, deren Wiedergabe wir jedoch der Privatmittheilung durch die Herren Militärärzte überlaſſen. Wie ſehr in Großbritannien das Intereſſe gebildeter Frauen an dem Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften und ihrer Verwerthung für die Probleme des geſellſchaftlichen Lebens zunimmt, beweiſt unter Anderem der Umſtand, daß bei der letzten Verſammlung der British Association zu Exeter nicht weniger als 600 Naturforſcherinnen eingeſchrieben wurden und die Zahl der weiblichen Theilnehmer am Social Science Congress, der ſoeben in Briſtol abgehalten wurde, faſt 200 erreichte! Eine gute und verdienſtliche Sache nach ihren Uebertreibungen zu beurtheilen und zu verdammen, iſt gewöhnlich leicht, aber weder ehrlich, noch eine andere als oberflächliche Anſchauung verrathend. Das Studium der Medicin und Hygieine durch Frauen, wenn es auch keine anderen Folgen hätte, als eine vernünftigere phyſiſche Erziehung des weiblichen Geſchlechts, muß für die modernen Völker

Digitized by Google

mindeſtens ebenſo ſegensreich werden, als es die Wiederbelebung der klaſſiſchen Studien unter den Männern für die ſocialen und politiſchen Zuſtände des Mittelalters war. Dr. med. S.

Nord-Amerika.

Frauen-Univerſitäten und Gymnaſien.

Während man in Europa ſich noch darüber ſtreitet, ob die Frauen ein Recht auf wiſſenſchaftliche Ausbildung haben, iſt in Amerika ſchon eine Anzahl von Univerſitäten errichtet worden, wo weibliche Studenten ſogar in der Mehrzahl die männlichen übertreffen.

Schon im Jahr 1861 gründete Mathieu Vaſſar in New-York eine Univerſität für Damen und verlangte als Preis für die reiche Dotation derſelben, daß ſie der großen ſtädtiſchen Univerſität einverleibt werde, weil damit erſt das Recht der Frauen auf Gleichſtellung mit den Männern vor dem Forum der Wiſſenſchaft proklamirt werde.

Mathieu Vaſſar, ein einfacher Bierbrauer, aber beſeelt von den hohen Ideen der Intelligenz und der Humanität, verſammelte in einer kleinen Stadt einen Theil der amerikaniſchen Bürger und Geſetzgeber, denen er die Aufſicht über das neue von ihm zu begründende Inſtitut anvertrauen wollte, und erklärte ihnen mit bewegter Stimme ſeine großmüthigen und gemeinnützigen Abſichten, indem er ihnen zwei und eine halbe Million Doll. in Gold und Papieren übergab.

Mit dieſer Schenkung konnte allerdings ein Inſtitut errichtet werden, wie es an Reichhaltigkeit und Pracht nicht ſeines Gleichen hat weder in der alten noch in der neuen Welt. Alle Entdeckungen der Wiſſenſchaft, alle Beſitzthümer der Kunſt ſind darin aufgehäuft, um das Lernen angenehm und leicht zu machen.

Auf einer Anhöhe in einiger Entfernung von der Stadt, wo man eine lachende Fernſicht genießt, iſt ein koloſſales Gebäude errichtet, das mit allem Comfort für das tägliche Leben verſehen iſt, denn vierhundert junge Mädchen finden hier Wohnung und Verpflegung. In dem zweiten Stock ſind die Hörſäle, die Laboratorien für Chemie und Phyſik, die Sammlungen von Mineralien, naturgeſchichtliche und geologiſche Cabinets, Gemäldegalerie u. ſ. w. Eine Sternwarte mit den koſtbarſten Inſtrumenten zum Studium der Aſtronomie, eine Bibliothek, eine Turnanſtalt und eine Reitbahn ſind ebenfalls vorhanden.

Um aufgenommen zu werden, müſſen die jungen Damen den Cäſar, Cicero und Virgil erklären können, Algebra, Rhetorik und Geſchichte ſtudirt haben und ſich auf vier Jahre zum Studium anheiſchig machen.

Der Umfang des Studiums läßt ſich nach dieſen Anfangsgründen bemeſſen. Es iſt keine noch ſo abſtrakte Wiſſenſchaft ausgelaſſen und die weiblichen Studenten ſollen nach dem Zeugniß glaubhafter Perſonen durchaus nicht gegen die männlichen zurückſtehen. Sogar zu Philologen haben ſich einige von ihnen ſchon ausgebildet. Es giebt bereits in amerikaniſchen Gymnaſien Damen, die den Unterricht im Griechiſchen ertheilen, und über dreihundert weibliche Doctoren der Medizin praktiziren jetzt in Amerika.

Außer der Univerſitätsbildung, ſteht dem weiblichen Geſchlecht auch die höhere Schule offen und zwar ebenfalls in Gemeinſchaft mit dem männlichen. Es giebt faſt keine Schule mehr in Amerika, in der nicht die Mädchen mit den Knaben zugleich unterrichtet werden; ja es ſind ſogar Penſionate vorhanden, wo die beiden Geſchlechter unter Einem Dache wohnen, wenn auch in verſchiedenen, ſtreng getrennten Stockwerken. Aber Spielſtunden und Mahlzeiten werden faſt immer gemeinſchaftlich gehalten. Die Lehrer verſichern, daß keinerlei nachtheiliger Einfluß zu bemerken ſei durch dies gemeinſame Studium; im Gegentheil würden die Knaben manierlicher und die Mädchen ernſter, beide aber zeigten einen heilſamen Wetteifer im Lernen. Nach ärztlichen Beobachtungen, ſind die Mädchen auch körperlich nicht hinter den Knaben zurückgeblieben, und iſt mehrfach bewieſen, daß es dem ſogenannten ſchwachen Geſchlecht nicht an Kraft fehlt, wenn es ſich im Lernen hervorthun ſoll. Die Sterblichkeit iſt unter den Mädchen, welche die gelehrten Schulen beſuchen, durchaus nicht größer, als unter denen, welche nur oberflächliche Dinge lernen und frühzeitiger in die Welt treten, als die weiblichen Studenten. Für das Familienleben ſoll es auch vortheilhaft ſein, wenn Bruder und Schweſter gemeinſam die Schule beſuchen; Erſterer wird frühzeitig die Rolle des Beſchützers übernehmen und Dankbarkeit dafür ärnten. Die Beſorgniß, daß frühe Verlöbniſſe durch die gemiſchten Schulen veranlaßt werden könnten, laſſen die Amerikaner nicht aufkommen; ſie behaupten, gerade durch das tägliche Zuſammenſein bei ernſter Geiſtesarbeit würde der Reiz zerſtört, der ſonſt die Jugend zuſammenführt.

Frankreich.

Das Geheimniß der Chasles'ſchen Documente.

Schon ſeit beinahe zwei Jahren iſt die Aufmerkſamkeit der gelehrten Welt auf die Bruchſtücke aus dem Briefwechſel der bedeutendſten Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts hingelenkt worden, welche der berühmte Mathematiker Chasles in den Sitzungen der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften nach und nach mittheilte. Ueber die Echtheit der fraglichen Documente konnte ein Zweifel nicht lange beſtehen; die Fälſchung war meiſtens zu evident, um auch nur der flüchtigſten Prüfung Stich zu halten, zumal die Entlehnung ganzer Seiten aus Werken jener Zeit von Leverrier und Andern bald nachgewieſen wurde. Verſchiedene Umſtände machten aber dieſe Fälſchungsgeſchichte ſowohl für die zahlreichen Freunde des geachteten Gelehrten, der die Glaubwürdigkeit der betreffenden Documente vertreten zu müſſen glaubte, wie auch für die gelehrte Körperſchaft, in deren Mitte dieſe dreiſten Falſificate an's Licht traten, ganz beſonders peinlich. Es war dies zunächſt der Umſtand, daß es ſich bei der ganzen Fälſchung um eine Inanſpruchnahme der bedeutendſten Entdeckungen Newton's für einen franzöſiſchen Gelehrten (Pascal) handelte, der einer derartigen Bereicherung nicht gerade bedurfte. In zweiter Linie war es das beharrliche Schweigen des Herrn Chasles über den Urſprung ſeiner Documente.

Unverhofft und plötzlich hat endlich eine Erklärung Chasles' in einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften (am 13. September) Licht in dieſe Sache gebracht — eine Erklärung, welche zwar über den guten Glauben und die Aufrichtigkeit des berühmten Gelehrten, der die Authenticität ſeiner wahrſcheinlich theuer genug bezahlten Briefe vertreten zu müſſen glaubte, keinen Zweifel läßt, die aber auf ſeine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit in hiſtoriſcher Kritik ein deſto ungünſtigeres Licht wirft.

Digitized by Google

Es war das Eintreffen eines Berichtes vom Director der Nationalbibliothek in Florenz, welches den directen Anlaß zu dieſer Erklärung gab. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte bereits früher einen der pſeudo-Galilei'ſchen Briefe zur Prüfung dorthin geſchickt und Herr Chasles auf das unbedingt verwerfende Urtheil der Bibliothekare zu Florenz, welche die Original-Manuſcripte Galilei's unter Händen hatten, die Möglichkeit zugegeben, daß der eingeſandte Brief nur eine Copie geweſen, wie er in der That von dieſem Briefe mehrere Copieen beſitze. Es wurde darauf dasjenige Schriftſtück, das er nach genauerer Prüfung als das Original des fraglichen Briefes zu erkennen glaubte, in photographiſchen Abbildungen an die Florentiner Archiviſten und Bibliothekare geſchickt. Der letzteingegangene Brief erklärt nun, daß das Original dieſer Photographie ebenſo wenig authentiſch ſei, als der erſt eingeſandte Brief. Hierauf machte denn Herr Chasles über den Urſprung ſeiner Autographen höchſt vollſtändige und überraſchende Mittheilungen.

Schon ſeit November 1861 ſei ein Individuum, das ſich für einen Archiviſten ausgegeben, mit einer erſten Auswahl dieſer Documente zu ihm gekommen und habe ſie ihm zum Kauf angeboten, indem es ſelbſt nur im Auftrage des wirklichen Beſitzers zu handeln behauptete, der ihn mit dem Verkauf betraut habe. Er (Chasles) habe „den wiſſenſchaftlichen Werth dieſer Documente ſofort erkannt" und in den Unterhändler gedrungen, ihm die ganze Sammlung zu verkaufen. Jener habe jedoch dieſem Wunſche entgegengeſetzt, daß der eigentliche Beſitzer dieſer Documente, die er in Amerika (wohin ſie 1791 geſchafft worden) angekauft, ſelbſt erſt leſen und ſtudiren wolle und dieſelben nur nach und nach, wie es ihm paſſe, zu veräußern beabſichtige. Er habe alſo, noch nicht im Beſitze der ganzen Sammlung, den Namen des Unterhändlers verſchweigen zu müſſen geglaubt, damit nicht ein Anderer ihm beim Ankauf des übrigen Theils dieſer werthvollen Schriftſtücke zuvorkomme. Die Documente hätten unter ſich in völliger Uebereinſtimmung geſtanden, deshalb ſowohl einen Zweifel an ihrer Authenticitat nicht aufkommen laſſen, als auch für jeden gemachten Einwurf gegen einen bekannt gemachten Brief in einem andern das Material der Widerlegung enthalten. Erſt die Ausſprüche der italiäniſchen Gelehrten hätten ihn zweifelhaft gemacht und er habe deshalb eine polizeiliche Hausſuchung bei dem Unterhändler ſowie deſſen Verhaftung veranlaßt. Weitere Documente ſeien nicht vorgefunden, dagegen habe der Pſeudo-Archiviſt erklärt, die etwa 20,000 (!!) Documente, die er ſeit 1861 an Herrn Chasles verkauft, ſelbſt gemacht zu haben, eine Behauptung, der Glauben zu ſchenken Letzterer ſich abſolut weigert, da der betreffende Unterhändler weder die wiſſenſchaftlichen noch die ſprachlichen Kenntniſſe beſitze, welche die Anfertigung dieſer Falſificate vorausſetze.

Unter den übrigen Autographen, von welchen Herr Chasles der Akademie früher zu berichten keine Veranlaſſung gehabt, befänden ſich übrigens noch Briefe von Ludwig dem Vierzehnten, Frau von Sevigné, Copernicus Petrus, Ramus, Chriſtoph Columbus, Luther, Calvin, Scaliger, Machiavel, Michel Angelo, Raphael, Thomas Morus, Karl dem Fünften; die Briefe von den elf letztgenannten Perſönlichkeiten ſeien ſämmtlich an Rabelais gerichtet, von dem er außerdem noch zweitauſend (!!) Originalbriefe beſitze. Ferner befänden ſich unter den von ihm angekauften Documenten mehrere Hundert Briefe von Montaigne, zahlreiche Briefe und Gedichte von Maria Stuart, Briefe von Shakeſpeare an Larrivey (bekanntlich Ueberſetzer der Piacevolnotti des Straparola und Dichter der „esprits", die Molière's „avare" als Vorbild gedient), Briefe von Ronſard, Cervantes, Taſſo, Petrarca und ſeiner Laura, Boccaz, Dante, Brantôme, Philipp Auguſt, Agnes Sorel und Jeanne d'Arc. Letztere (die allerdings wahrſcheinlich nicht ſchreiben konnte) habe durch Agnes Sorel und ihre Bettgefährtin in Orleans ſchreiben laſſen. Die Stücke von Petrarca und Laura ſeien nach beigefügten Notizen von Noſtradamus, der ſie in Avignon gefunden, an Rabelais geſchickt worden. Der Name des berühmten Fälſchers der Literaturgeſchichte der Troubadours hätte Herrn Chasles bei einiger Kenntniß der hiſtoriſchen Kritik gegen die Echtheit ſeiner Documente ſchon einnehmen ſollen.

Doch nicht genug mit allen dieſen Schätzen, ſogar einige Briefe vom heiligen Hieronymus und von Gregor von Tours, dem berühmten Geſchichtsſchreiber, beſitzt Herr Chasles, außerdem eine große Zahl Briefe vom heiligen Auguſtin, von mehreren Merovingiſchen Königen, ſehr viele Briefe von Karl dem Großen und endlich ſogar — zahlreiche Noten und Briefe von Julius Caeſar!!

Aber welches günſtige Geſchick hat denn alle dieſe Schätze auf unſere Zeiten kommen laſſen? Auch die Antwort darauf gaben Herrn Chasles ſeine Documente. Die Abtei von Tours war von jeher ſehr reich an alten Urkunden und Briefen berühmter Männer. Alcuin, als Abt von Tours, vergrößerte die Sammlung noch und ließ in Italien und anderswo Alles ankaufen, was ſeine Kloſterarchive bereichern konnte. — Rabelais (welcher Sprung durch die Jahrhunderte!) kannte dieſe Sammlung und nahm mit Erlaubniß Franz des Erſten Copieen und Ueberſetzungen Später gingen die Sammlungen in die Hände des berüchtigten Finanz-Intendanten Foucault über.

Man weiß nicht, worüber man mehr ſtaunen ſoll, über die Dreiſtigkeit des Verkäufers oder die Leichtgläubigkeit des Käufers! Darin, daß nicht Ein Individuum alle die Falſificate gemacht haben kann, mag Herr Chasles Recht haben. Seine beſchämende Enthüllung hat vielleicht den Erfolg, daß irgendwo eine Fabrik ſolcher falſchen Documente entdeckt wird, wie ſie neuerdings öfter an's Tageslicht gekommen. Die Simonides ſterben nicht ſo leicht aus.

F. W.

Spanien.

Die republikaniſche Erhebung in jüngſter Zeit.

Die Ereigniſſe der letzten Wochen werden die Blicke auch in Deutſchland wieder den ſpaniſchen Angelegenheiten zugewendet haben; daher will ich verſuchen, deren Veranlaſſung, Bedeutung und Wichtigkeit in Kürze zu ſchildern, um ſo mehr, da die Nachrichten, welche über Spanien in's Ausland kommen, häufig wenig zuverläſſig ſind und Manches von Wichtigkeit dabei verborgen bleibt.

Seitdem die Liberalen ſich in die zwei Hauptparteien, die monarchiſche und die republikaniſche, geſpalten haben und die Regierung ſich offen mit erſterer verbunden, hat es naturgemäß an Beeinträchtigungen von der einen, an Mißtrauen von der andern, an Angriffen und Beſchuldigungen von beiden Seiten nicht gefehlt; und da die Monarchiſten das Heft in Händen haben, haben ſie ſich gegen die ſchwächere und jüngere, aber energiſche, idealiſtiſche und unbequeme Partei der extremen Demokraten mehr und mehr herausgenommen. Als Produkt dieſer Spannung und Verſuche, das Uebergewicht gegen die freie Thätigkeit und Aus-

Digitized by Google

breitung der neuentſtandenen Richtung zu mißbrauchen, muß der Aufſtand der letzten Wochen erſcheinen.

Wenn in den Cortes die Redner der Minorität für die ungehinderte geſetzliche Sanktionirung der demokratiſchen Grundſätze freimüthig eintreten und alle Mißbräuche und Fehler der andern Partei rügen konnten, ſo mußte man ſie da gewähren laſſen, ſo unbequem auch manchmal ihre trotzigen Forderungen ſein mochten. Anders draußen. Hier fing man bald an, der ſteigenden Unzufriedenheit der republikaniſchen Partei und ihren übertriebenen Anſprüchen Maßregeln, die auf Einſchränkung der Freiheiten hinzielten, entgegenzuſetzen. Der Art war das Verfahren einzelner Gouverneure, republikaniſche Kundgebungen zu unterdrücken, nachdem einmal von der Majorität der Cortes die monarchiſche Staatsform angenommen war, und das damit übereinſtimmende Circular des Miniſters des Innern, Sagaſta, der ſich dahin erklärte, daß nunmehr öffentliche Kundgebungen gegen die Conſtitution nicht mehr zuläßig ſeien. Das war der erſte Griff in's Weſpenneſt; man hätte ohne Gefahr die Rufe viva la republica federal und ſelbſt die abajo la monarquia (nieder mit der Monarchie) erlauben können; das Verbot machte die Sache erſt wichtig, zeigte aber auch zugleich die Intention der Regierung hinſichtlich der Freiheit der Aeußerungen. Indeß vermied man es doch, in dieſem Geiſte wirklich gegen Verſammlungen und Demonſtrationen der Republikaner vorzugehen; den entſcheidenden Schritt wagte man nicht zu thun.

Sehr ungerecht und einfältig war ſodann der Zwang aller Behörden, den Eid auf die neue Conſtitution zu leiſten, ein Zwang, der von eben den Männern ausgeübt wurde, welche durch ihr Beiſpiel gezeigt hatten, daß im Falle der Noth und zum Beſten des unterdrückten Landes der Eid kein Hinderungsmittel für's Gewiſſen ſein könne, nicht das zu thun, was die Klugheit und das Wohl des Volkes gebieten. Ein Eid wird abgelegt, wenn es ſich darum handelt, ein Verbrechen oder ſonſtiges Vergehen zu entdecken, indem ein Menſch mit vollem Bewußtſein von der Wichtigkeit des Augenblickes eine heilige Verſicherung ablegt. Den Eid in anderen Fällen anzuwenden, als einer Verſicherung von der treuen Geſinnung, iſt nur geſtattet in Fällen, wo es ſich um ein unveränderliches Objekt handelt, etwa wie ein König, wenn er den Thron beſteigt, ſchwört, das Wohl des Landes zum oberſten Geſetze ſich zu machen und ſeine Geſetze zu halten, oder wie die Atheniſchen Epheben einen Schwur ablegten, der das Wohl des Staates im Allgemeinen zum Inhalte hatte. Dagegen iſt es abſurd, auf einzelne Geſetze oder Conſtitutionen, welche doch veränderlich ſind, einen Eid zu verlangen, noch dazu von einer Partei, welche jene Conſtitution nur zum Theil mit ihren Principien vereinigen kann und beim Zuſtandekommen derſelben einfach überſtimmt iſt. Ein ſolcher Eid verbietet im Grunde jeden Meinungswechſel hinſichtlich der Verfaſſung, die man beſchworen, ja er macht den Paragraphen, der von Aenderungen der Verfaſſung handelt, ungültig und verbietet auch friedliche Propaganda für andere Ideen von Seiten Aller, die ihn geleiſtet haben. Mit Einem Worte: Gehorſam den beſtehenden Geſetzen zu leiſten, iſt die Pflicht jedes Bürgers und Staatsbeamten auch ohne Eid und ſonſtige unnütze Ceremonien; dagegen auf eine Verfaſſung, welche jederzeit durch eine beſſere im Einzelnen oder Ganzen erſetzt werden kann, einen Eid zu leiſten, iſt einfach ein Unſinn oder mindeſtens Luxus, der die Bedeutung der Form ſehr verringert, außerdem aber eine grobe Ungerechtigkeit gegen Alle, die an dem Zuſtandekommen der Verfaſſung keinen Antheil haben und ſich demgemäß bemühen, Veränderungen in ihrem Sinne zu Stande zu bringen. Daher haben ſich von den republikaniſchen Gemeindebehörden einige geradezu geweigert, den Eid zu leiſten, andre haben es gethan, aber nur in dem Sinne, eine leere und nicht bindende Form zu erfüllen, um die ihnen wichtigen Stellen zu behaupten, etwa wie ein Jude in Staaten, in denen nur Chriſten Carrière möglich iſt, die Formel des Uebertritts ohne weitere innere Verwandlung und Skrupel erfüllen wird.*) Jedenfalls war es von Seiten der Regierung kein Zeichen von Achtung fremder Ueberzeugung und kein Sich über die Parteien ſtellen. wenn ſie auf jenen Eid drang, durch den ſie wohl hoffte, was ihr an wahrer Autorität und an Verdienſten fehlt, durch einen Druck auf die Gewiſſen zu erlangen, obwohl dies nirgends weniger als in Spanien möglich iſt, wo man die Jahre nach Pronunciamientos rechnen kann. Die Nothwendigkeit, zu gehorchen beruht nicht in Verſicherungen und Verſprechen, ſondern allein in der Gerechtigkeit und Güte der Regierung.

Hierzu kamen ferner alle Klagen über Nichterfüllung des demokratiſchen Programms, über Unterlaſſung dringender Reformen, über die Depravation der Regierung, und vor Allem über Einführung einer neuen Dynaſtie, die man im Auslande auch auf Koſten der Ehre Spaniens ſuchte und deren Wahl die Majorität der Cortes als ein ihnen zukommendes Recht in Anſpruch nimmt, ſo zweifelhaft dies auch iſt. Es ſcheint nun ſicher, daß der junge Herzog von Aoſta der Erwählte iſt, ſofern nicht auch dieſe Candidatur ſich wieder zerſchlägt; dann würde dem Lande wieder eine mehrjährige Regentſchaft bevorſtehen.

Die Spannung zwiſchen der Regierungspartei und den Republikanern brachte endlich den Conflikt in Folge der Ermordung des Sekretärs in Tarragona; die abſcheuliche, während einer republikaniſchen Demonſtration begangene That wurde dieſer Partei zur Laſt gelegt, und danach wurden die republikaniſchen Klubs und Verſammlungen in jener Stadt verboten, die Miliz entwaffnet, der Deputirte General Pierrad verhaftet. Die Entwaffnung der Miliz hatte einen Proteſt verſchiedener Bataillone derſelben in Barcelona zur Folge; und als auch dort deshalb entwaffnet werden ſollte, kam es zu einem fünfſtündigen Straßenkampfe, der mit dem Unterliegen der Republikaner endete. Zugleich erließ der Miniſter des Innern ein Circular, worin er die Gouverneure zur Strenge gegen alle anticonſtitutionellen öffentlichen Aeußerungen ermahnte und Vereine ohne feſte Statuten verbot, alſo Polizei-Kommiſſarien die Aufſicht über Verſammlungen und Vereine anwies. Darüber kam die Partei in begreiflichen Zorn; in verſchiedenen Provinzen, beſonders in Katalonien und Andaluſien, bildeten ſich bewaffnete Banden, zum Theil unter Führung von Cortes-Deputirten der Minorität. Jetzt ging auch die Regierung rückſichtslos vor, um ſo mehr, als jene Banden durch Zerſtörung von Eiſenbahnen, Brücken und Telegraphen bedeutenden Schaden anrichteten, die Communication ſtörten und das Land der Anarchie überlieferten. Freilich erſcheint das Vorgehen der Regierung mehr leidenſchaftlich, als gerecht und klug. Nicht zufrieden, die Majorität des Volkes auf ihrer Seite zu haben, wie ſie ſo gern zu verkündigen pflegt, und der Truppen ſicher zu ſein, hatte ſie ſchon bei Gelegenheit des Karliſten-Aufſtandes das Geſetz vom 17. April 1821 erneuert, wonach alle mit den Waffen in der Hand ergriffenen Aufrührer von einem Kriegsgericht gerichtet werden ſollen; ja Prim hatte durch beſondere Weiſung daſſelbe noch verſtärkt: ein Geſetz, würdig der Zeiten roher Militärherrſchaft und im

*) Die Redaktion des „Magazin" verwahrt ſich gegen die Vorausſetzung, daß ſie dieſe Anſichten ihres Mitarbeiters theile. D. R.

Digitized by Google

höchſten Grade der heutigen Kultur und der Situation des Landes zuwider. Waren doch ſelbſt verſchiedene Unſchuldige in einem Dorfe Kataloniens demſelben zum Opfer gefallen durch die Hand eines ſo plötzlich zum Richter beſtellten, unverantwortlichen, ohne weitere Information verfahrenden Offiziers! Auch damit aber nicht zufrieden, verlangte die Regierung jetzt von den Cortes Suspenſion verſchiedener Artikel der neuen Verfaſſung, welche Unverletzlichkeit des Domicils, Sicherheit der Perſon, außer in Folge eines Vergehens, Freiheit des Aufenthalts, Freiheit der Preſſe, Verſammlung, Aſſociation garantiren; und trotz des heftigen Widerſpruchs gegen dieſe gefährlichen und unnöthigen Maßregeln, welche das Schickſal des Landes einer Militär-Diktatur übergeben und unberechenbare und doch durch das Geſetz erlaubte Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten zur Folge haben konnten: trotz der Einrede, ſag' ich, von Seiten der Minorität in den Cortes, wurde das Geſetz angenommen, nach welchem auch in allen Theilen des Landes der Belagerungszuſtand erklärt werden durfte. Sofort begannen nun die Verbote republikaniſcher Blätter, die Entwaffnung verdächtiger Bataillone der Miliz, die Entſetzung von widerſpenſtigen Ayuntamientos und ihre Beſetzung mit Leuten aus der eigenen Partei, obwohl dieſelben zum Theil wenig achtbar ſind, wie in Cadiz, wo für dieſe Zwiſchenzeit ein anerkannt ehrloſer Menſch zum Alkalden gemacht iſt. Zu hoffen iſt nur, daß dieſer Zuſtand der Dinge mit der Suspenſion wichtiger Rechte bald ende: es ſcheint, daß die einzelnen Banden der Aufrührer auf eine kleine Anzahl reduzirt ſind; auch die Straßenkämpfe in Valencia und Zaragoſa ſind von den Truppen genommen worden, ſo daß augenblicklich die Herſtellung der Ruhe nahe bevorzuſtehen ſcheint. Die republikaniſche Minorität in den Cortes hat ſich für die Dauer der Suspenſion der erwähnten Grundrechte von den Verhandlungen zurückgezogen; 17 Deputirte, welche an dem Aufſtande ſich betheiligt haben, ſind deshalb von der Regierung den Cortes angezeigt; dieſe werden nun jene entweder ausweiſen aus ihrer Mitte, als unwürdig des hohen Poſtens, womit ſie freilich eine geſetzlich nicht erlaubte Gerichtsbarkeit an ſich riſſen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, ſie werden jene den gewöhnlichen Gerichten überweiſen.

Das iſt in Kürze die Veranlaſſung und der Verlauf dieſer unglücklichen Revolte. Werfen wir nun noch einen Blick auf ihre Berechtigung und Bedeutung. Die Berechtigung zu einer Revolution möchte ſich etwa in folgenden vier Punkten zuſammenfaſſen laſſen: 1) Der Staat leidet an großen Mängeln und die Geſetze deſſelben werden nicht gewiſſenhaft erfüllt von der Regierung. 2) Die revolutionäre Partei ſtellt dem überlieferten Stande der Dinge einen neuen, beſſeren und gerechteren gegenüber. 3) Geſetzliche Mittel, die Reformen einzuführen oder doch mit voller Freiheit zu empfehlen und zu vertheidigen, ſind nicht vorhanden. 4) Gegenüber den Gefahren eines Krieges im Inneren des Landes ſelbſt muß die Partei, welche die Neuerungen vertritt oder ſich Gerechtigkeit verſchaffen will, ihr Werk mit gegründeter Ausſicht auf Erfolg beginnen, gut vorbereitet und von einer ſtarken öffentlichen Meinung getragen, um die unabweisbare Kur möglichſt raſch und ſchmerzlos vollziehen zu können. Ich glaube, daß, wenn man das revolutionäre Treiben in dieſe Schranken eingränzt, eine richtige Mitte zwiſchen Stagnation der Verhältniſſe und verbrecheriſchen Neuerungsverſuchen gewonnen iſt und daß man trotz dieſer Beſchränkungen doch ein erklärter Vertreter des Fortſchritts ſein kann, da die einfache Klugheit jene Regeln vorſchreibt. Prüfen wir danach die hieſigen Verhältniſſe und die jüngſte republikaniſche Erhebung.

Unſere Meinung iſt allerdings — und wir hoffen ſie in dieſem wie in früheren Briefen unſeren geehrten Leſern einleuchtend gemacht zu haben —, daß die Partei der ſpaniſchen Republikaner mit Recht der Regierung viele Fehler von Anfang an vorwirft und vielfach ungerecht von derſelben zurückgeſetzt und beeinträchtigt iſt, wie ganz beſonders in der letzten Zeit, ſo daß die Regierung von Schuld an dem Aufſtande nicht frei iſt. Auch hat es den Anſchein, als hätte man den augenblicklichen Ausnahmezuſtand nur geſchaffen, um die unbequeme Partei einmal zum Schweigen zu bringen und ſie die ſchwere Hand fühlen zu laſſen, welche die Regierung beſitzt. Denn bei den mäßigen Dimenſionen des Aufſtandes und der Zuverläſſigkeit der Truppen und eines Theiles der Miliz erſcheint die Maßregelung der Preſſe, der politiſchen Vereine, der Gemeindebehörden, außerdem die harten Artikel des Geſetzes von 1821, das wir ſchon oben kritiſirt haben, einer Regierung, die ſich bemühen ſoll, allen Parteien gerecht zu werden und zur Aufrechthaltung der Ruhe nicht über das nothwendige Maß von Gewalt hinauszugehen, höchſt unwürdig. Und wenn der Gouverneur von Katalonien ſchon vor der Sanctionirung des Ausnahme-Geſetzes durch die Cortes in jener Weiſe Preſſe und Ayuntamiento von Barcelona maßregelte und dies von der Regierung gebilligt wurde, ſo iſt das ein Zeichen von offenbarer Geſetzwidrigkeit der Behörden. Daß die republikaniſche Partei genugſam gereizt worden iſt, läßt ſich demnach nicht leugnen. Ebenſo wenig kann man dem beſſeren Theile derſelben vorwerfen, rein negativ der beſtehenden Ordnung der Dinge entgegenzutreten und kein beſtimmtes, klargedachtes Ziel zu haben. Aber gleichwohl iſt der Aufſtand unbedingt zu verurtheilen; erklärlich und auch zu entſchuldigen mag er ſein, aber keinesfalls zu rechtfertigen. Denn der Grad von Freiheit und Rechten, den das ſpaniſche Volk jetzt hat, genügt vollkommen, um über die Stärke der Parteien und die Geſinnung des Volkes in's Klare zu kommen. In der Freiheit der Preſſe, der Vertretung in den Cortes, dem Rechte der Verſammlung und Aſſociation, der Freiheit der Erziehung ſind genug Mittel gegeben, womit jede Partei Proſelyten machen und zum Siege ihrer Ideen wirken kann. Statt deſſen zur Gewalt zu ſchreiten und das kaum einigermaßen conſtituirte Land in neue Gefahren zu ſtürzen, ſowie die eigene Partei in Mißkredit zu bringen, zeugt weder von Beſonnenheit und Klugheit, noch von Liebe zum Lande, noch von feſtem Vertrauen auf die eigenen Prinzipien, die derartige gewaltſame Mittel verlangen.

Wenn von dieſem Standpunkte aus der Verſuch der republikaniſchen Banden, die beſtehende Ordnung der Dinge umzuſtürzen, keine Rechtfertigung verdient, ſo muß man ihnen andererſeits Recht geben darin, daß es nicht gewiß iſt, ob die Cortes wirklich der getreue Ausdruck der Meinung des Landes ſind, da das Stimmrecht von 24 Jahren an eine große Menge urtheilsfähiger Leute ausgeſchloſſen hat, und ob ihre Entſchließung hinſichtlich der definitiven Berufung einer neuen Dynaſtie wirklich dem Wunſche des Landes entſpricht. Da ſie, wie es ſcheint, darin das allgemeine Stimmrecht nicht anwenden wollen, alſo lieber eigenmächtig als ſtreng gerecht verfahren wollen, ſo könnte dieſer wichtige Punkt am leichteſten als ein guter Grund zur Empörung von den Republikanern angeſehen werden.

Sollte es ſich aber auch zeigen, daß man von Seite der herrſchenden Partei Verſuche machte, die garantirten demokratiſchen Rechte einzuſchränken oder gar aufzuheben und ein ſcheinconſtitutionelles Staatsweſen einzurichten, ſo würde auch in dieſem Falle den Republikanern eine Appellation an die Waffen erſt dann erlaubt ſein, wenn ſie ſich Kraft genug zutrauen könnten, den

Digitized by Google

Sieg zu erringen; dies haben ſie bei dem gegenwärtigen Verſuche völlig außer Acht gelaſſen. Ohne Einheit und Plan, ohne gehörige Vorbereitung und Kampftüchtigkeit haben ſie das Land in die Wirren geſtürzt. Dabei hat man zu beachten, daß der Aufſtand wohl ein republikaniſcher, aber nicht einer der ganzen Partei war, entweder weil die Verſtändigen überhaupt demſelben abgeneigt waren, oder ihn für noch unzeitgemäß hielten; bei einer Königswahl durch die Cortes allein wäre derſelbe eher am Platze geweſen. So lief das ganze Unternehmen auf einzelne Banden hinaus, welche, geführt von untergeordneten Leuten der Partei, ſich eine Weile in den Gebirgen halten konnten; die anſtändigen Leute können nicht anders, als ſich fern halten von dem kopfloſen Beginnen. So hat man zwar über die eigentliche Stärke der Partei keine klare Anſchauung erhalten, aber ſo viel ſcheint ſich zu ergeben, daß in der That die republikaniſche Partei an Kraft es nicht aufnehmen kann mit einer durch die Majorität der Cortes geſtützten Regierung. Darauf weiſen auch einzelne Exceſſe hin, welche ſich ſolche Banden haben zu Schulden kommen laſſen, offenbar weil ſie ſich wegen ihrer Schwäche mit unſauberen Elementen verbunden haben. Wie die früheren Revolten in Cadiz, Malaga, Jerez, Barcelona, ſo iſt dieſe größere mißglückt; ob eine allgemeine beſſeren Erfolg haben wird, muß die Zukunft zeigen. Hoffen wir, daß die republikaniſche Partei durch Verletzung der demokratiſchen Freiheiten nicht dazu gezwungen wird, daß ſie aber im Uebrigen es über ſich bringt, augenblicklich mit Ruhe ſich zu unterwerfen, hoffend auf die Verbreitung ihrer Ideen über einen größeren Theil des Volkes.

Cadiz. Paul Foerſter.

Java.

Felix Batel, oder Holland auf Java.*)

„Die Schriftſteller, welche entfernte Länder beſchrieben haben, zerfallen in zwei Kategorieen, in die, welche nur in der Einbildung reiſten, und niemals weder ihren Großvaterſtuhl, noch ihre Pantoffel verlaſſen haben, und in die, welche, von der Leidenſchaft des Reiſens erfaßt, den Gefahren und Entbehrungen auf denſelben getrotzt haben."

Mit dieſen Worten beginnt der Verfaſſer die Einleitung zu ſeinem Buch, in welchem er uns in das reiche, blühende Java führt, um vor unſeren Augen einen feſſelnden, auf hiſtoriſchem Hintergrund gemalten Roman zu entrollen. Der Inhalt deſſelben iſt mit kurzen Worten folgender:

Felix Batel, ein Schweizer, liebt ein junges Mädchen aus adeliger, jedoch verarmter Familie. Um ihre Hand zu erwerben, arbeitet er als Ingenieur in den Bergwerken des Kanton Wallis, welchen Poſten er verliert, als die Ausbeute den gehegten Erwartungen durchaus nicht entſpricht. Dem Verzweifeln nah, hört er auf die Vorſchläge eines alten Freundes, der auf Java als Offizier gedient hat, und läßt ſich gleichfalls als holländiſcher Soldat anwerben, überzeugt, in Java in kurzer Zeit ſein Glück zu machen. Auf dem Schiff, welches ihn nach ſeinem neuen Beſtimmungsort bringen ſoll, bricht Feuer aus, das er durch ſeine Geiſtesgegenwart löſcht, und macht er, in Folge deſſen, die Bekanntſchaft des Commandanten, ſowie einiger einflußreicher Paſſagiere. Da dieſelben die Verhältniſſe in Java genau kennen, ſo verſchaffen ſie ihm einen Urlaub, weil ſie wiſſen, daß er in dieſer Weiſe als unabhängiger Mann, ſein Glück weit eher, wie als Soldat, erreichen kann.

Trotz der Liebe, die er zu ſeiner Braut empfindet, läßt er ſich von den Reizen einer coquetten Kreolin bethören, in der Hoffnung, daß ihm dieſelbe durch ihren Einfluß zur Erlangung ſeines Zweckes dienen könne. Doch auch er ſoll der Sirene die, wie ſie vorher ſchon die Königin von Java in Folge ihrer Schönheit war, nunmehr die wirkliche Königin des Landes werden will, beiſtehen, dadurch, daß er in ein Complot mit ihr und einem reichen Meſtizen tritt, um die holländiſche Regierung zu ſtürzen.

Felix verweigert ſeinen Beitritt und iſt zufrieden, als ihm von dem Director der öffentlichen Arbeiten im Innern der Inſel eine Beſchäftigung als Ingenieur, zur Aufnahme des Terrains, übertragen wird. Da er ſich dort die Feindſchaft einiger höheren Beamten zuzieht, ſo wird er, als er nach einigen Jahren mit den Vorarbeiten fertig iſt, von der Regierung als gemeiner Soldat eingezogen, und erfährt zu gleicher Zeit, daß ſich ſeine Braut, die von ſeinem Verhältniß zur Kreolin gehört, mit einem Andern verheiratet hat.

Mit dem Muthe der Verzweiflung kämpft er, auf der Inſel Borneo, gegen die aufſtändiſchen Dayaks, befreit den Gatten ſeiner früheren Braut, der dort als Controleur angeſtellt, dann aber von denſelben gefangen genommen war, und kehrt nach Surabaya zurück, von ſeinem Oberſt zum Avancement vorgeſchlagen. Wieder muß er ſich zurückgeſetzt ſehen, und nachdem ſo ſein Streben abermals unbelohnt geblieben und er ſich nunmehr ſelbſt von dem Elend der Eingebornen überzeugt hat, da — geht er auf die Vorſchläge der ſchönen Kreolin ein und weiß einen Theil des Heeres für die Verſchwörung zu gewinnen.

In der Nacht vor dem projectirten Aufſtand wird der Plan entdeckt — Felix wird gefangen genommen, entflieht, wird wieder gefangen und erſchoſſen, während die Haupträdelsführer, die Kreolin und der Meſtize glücklich entkommen.

Iſt nun ſchon der Roman ſpannend genug, ſo werden auch die Leſer, die nicht nur zur Unterhaltung, ſondern auch zur Belehrung leſen, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen, denn der Verfaſſer gehört zu der (von ihm aufgeſtellten) zweiten Kategorie von Schriftſtellern, nämlich zu denen, die wirklich aus ihren vier Pfählen hinausgekommen und ſich etwas in der Welt verſucht haben.

Wie ſchon am Anfange des Buches die Schilderungen aus der Schweiz intereſſant ſind, ſo führt uns der Verfaſſer auf Java von der ungeſund gelegenen Handelsſtadt Batavia in den etwas entfernteren Wohnort der Kaufleute, wohin dieſelben jeden Nachmittag nach gethaner Arbeit zurückkehren. Mit allem nur möglichen Comfort ſind die Häuſer, von reizenden Gärten umgeben, ausgeſtattet, und läßt er uns einen Blick in die feenhaft erleuchteten Räume, während des Soupers, das in ſeiner Zuſammenſtellung den höchſten Anforderungen eines europäiſchen Feinſchmeckers genügen würde, thun.

Dann führt er uns in die Kaſernen, in die Bambushütten der Eingebornen, ſchildert uns die Sitten und Gebräuche derſelben, läßt uns an einer Hochzeit, an der Feier des Neujahrstages, an Tigerjagden und Büffelkämpfen Theil nehmen, und weiß alle dieſe intereſſanten Einzelheiten ſo geſchickt mit dem Roman zu verbinden, daß die Aufmerkſamkeit ſtets in derſelben Weiſe geſpannt bleibt.

Aber, wie uns der Verfaſſer, als er mit uns auf der maca-

---

*) Felix Batel, ou la Hollande à Java, par Jules Babut. 2 vol. Bruxelles, C. Muquardt, 1869.

Digitized by Google

damiſirten Straße von Batavia nach Buitenzorg dahinrollt, darauf aufmerkſam macht, daß neben dieſem Wege, hinter Aloe- und Cactushecken verſteckt, der ſchlechtunterhaltene, vom Regen zerſtörte Weg, auf dem die Eingebornen ihre Waaren einzig und allein fahren dürfen, läuft, ſo macht er uns überall ebenſo auf die Schatten- wie auf die Lichtſeiten aufmerkſam.

So großartig auch immer der Ball, den der Gouverneur in eigener Perſon eröffnet, ſein mag, ſo traurig iſt auf der andern Seite die Lage der Eingebornen, die von ihren Chefs tyranniſirt und beraubt werden, ohne daß die holländiſche Regierung dadurch einen bedeutenden Vortheil hätte. Die Colonial-Verwaltung hat ſich nämlich von den Radſchas die Aernten abtreten laſſen und zahlt denſelben hohe Penſionen, indem ſie denſelben zugleich die Verwaltung der Polizei überläßt. In Folge deſſen haben die Einwohner zwei Herren, für die ſie arbeiten müſſen, und da ſie keinen Nutzen von ihrer Arbeit haben, ſo geſchieht dieſelbe natürlich mit Widerſtreben. Deshalb macht der Verfaſſer darauf aufmerkſam, daß das beſte Mittel zur Emancipation der Einwohner in der Anlage von Eiſenbahnen, die ohne die Vermittlung der Chefs anzulegen wären, beſtände, und ſchlägt er eine Vereinigung der Schweſterſtaaten, Holland und Belgien, zur Beſtreitung der Koſten vor.

Wie die geographiſchen und geſchichtlichen Details, wie ſchon erwähnt, vollkommen mit im Roman verflochten ſind, ſo theilt uns auch der Verfaſſer die von ihm gemachten Bemerkungen über die Colonial-Verwaltung in demſelben, unbeſchadet für die Dichtung, mit.

Der Styl iſt einfach und klar, und übt der Roman nicht allein durch den Reiz der Neuheit bei Schilderung der Zuſtände auf Java, ſondern auch durch die ſpannenden Epiſoden von Anfang bis zu Ende eine gleiche Anziehungskraft auf den Leſer.

Kleine literariſche Revue.

— **Ein Buch für Bräute.***) Ein Schriftchen, das man allen Frauen und Mädchen mit gutem Gewiſſen empfehlen kann, iſt das vorliegende, von Frau *Oeſer*, gewiß. Lebenserfahrungen einer Frau von geſundem Verſtand, gradem Charakter und hellem Sinn werden ſicherlich mancher Jungfrau und mancher Gattin nicht nur eine intereſſante, ſondern auch eine äußerſt belehrende Lektüre ſein; und zwar grade für *unſere Zeit*. Denn daß unſere, in vielen Hinſichten künſtlichen und ſehr complicirten Lebensverhältniſſe in Bezug auf die Erziehung der Frauen und ihre Stellung im ſpäteren Leben mancherlei Schwierigkeiten im Gefolge haben, die nicht Jede, der ſie ſich in den Weg legen, wegzuräumen im Stande, iſt leider wahr. Wir greifen aus dem Büchlein folgende treffende Bemerkung heraus, die ſich unter unzähligen anderen findet: „Der Mann geht nun einmal nicht unangefochten durch die Welt; er kennt meiſt das Leben und ſeine dunkelſten Schatten, wenn er daran denken kann, ſich einen eigenen Heerd zu gründen; und tritt er mit der Geſinnung eines Rechtſchaffenen in die Ehe, ſo hat er Alles aufzubieten, die Erkenntniß des Schlimmen, das er erlebt und erfahren, ſeinen Lieben fern zu halten und ſelbſt fortan tadellos zu wandeln. Setze man noch gegenſeitige Neigung voraus, ſo hat man die Bedingungen einer *guten* Ehe. Doch daß ſie eine glückliche ſei, iſt damit noch nicht verbürgt. Denn was bedingt das Glück der Ehe? die Liebe!“

Mit dem im Vorhergehenden freudigen Herzens geſpendeten Lobe ſoll natürlich nicht die Verantwortlichkeit für *alles* in dem Büchlein Geſagte übernommen werden. Bei einer Schrift ſolcher Art kann es nie fehlen, daß hier und da einmal etwas *Alltägliches*, ja Triviales unterläuft, oder auch daß der Autor zu *individuell* wird, als daß ſeine Anſchauungen und Urtheile *allgemeine* Verbindlichkeit haben ſollten. Indeſſen iſt dies in dem Buche der Frau Oeſer ſo vereinzelt der Fall, daß es dem entſchiedenen Werthe deſſelben nur geringen Eintrag zu thun im Stande iſt.

— **Erziehungsfragen***) iſt der Titel einer kleinen, allen Eltern und Erziehern ſehr empfehlenswerthen Schrift, welche drei wichtige pädagogiſche Fragen auf eine erſchöpfende Weiſe behandelt: über die Einflüſſe, unter denen die Kinder aufwachſen; über die erziehenden Thätigkeiten; über die Ziele und Zwecke der Gemüths-, Verſtandes- und Willensbildung der Jugend. Der Verfaſſer iſt ſich wohl bewußt, daß ſelbſt die beſte pädagogiſche Theorie noch keinen ſichern praktiſchen Erfolg verbürgt; dennoch, meint er, iſt eine genaue Feſtſtellung der Zwecke der Jugendbildung und die Erwägung, durch welche Mittel ſie erreicht werden können, nicht überflüſſig, und noch weniger darf man ſich deshalb von den Erziehungspflichten losſagen. „Es giebt nirgends eine Forderung von ſittlicher Beſchaffenheit, die in der Welt der Dinge und Erſcheinungen in gänzlicher Vollkommenheit ausgeführt werden könnte. Die Erziehung der Kinder aber iſt eine ſittliche Forderung, ja, noch mehr, ſie iſt eine religiöſe Pflicht und bleibt Beides, ob ihre Erfüllung in allen Fällen gelingt oder nicht. Statt alſo irgend welche Folgerungen aus der Idealität der aufgeſtellten Bildungszwecke gegen ihre Ausführbarkeit zu ziehen, iſt es richtiger, wenn ſie gerade deshalb, weil ſie in gewiſſem Sinne ideal ſind und bleiben, von denjenigen Perſonen, deren Aufgabe es iſt, Kinder zu erziehen, als die ſtärkſten Motive feſtgehalten werden, ihre Thätigkeit, ihren Ernſt und Fleiß, ihre Gewiſſenhaftigkeit und Treue, ihr Beſtreben, der Aufgabe nach allen Seiten gerecht zu werden, möglichſt anzuſpannen. In dieſen perſönlichen Eigenſchaften, die der Vater, die Mutter, der Lehrer, der Erzieher beſitzen oder ſich zu erwerben bemüht ſein ſoll, liegt ſelbſt eine Hauptbedingung, die Erziehungsaufgabe zu löſen.“

— **Illuſtrirter Kalender für 1870***). Dieſes wahrhaft encyklopädiſche Jahrbuch erſcheint jetzt zum fünfundzwanzigſten Male, und zwar, wie faſt jeder ſeiner Vorgänger, mit neuer Bereicherung ſeines wiſſenſchaftlichen wie ſeines künſtleriſchen Inhalts. Sein Calendarium verdiente in der That einen akademiſchen Almanac des Longitudes zu zieren, ſo belehrend iſt die Fülle der aſtronomiſchen Nachrichten und ſo anſchaulich ſind die zwölf Sternkarten zur Illuſtrirung der Erſcheinungen der verſchiedenen Oerter, Bahnen und Konjunktionen der Sonne, der Planeten und des Mondes im Laufe des Jahres 1870 in ihren ſcheinbaren Verhältniſſen

*) Im Brautkranz. Briefe an eine junge Verlobte mit einem Kapitel über die Ehe, als Morgengabe für Bräute; von Frau Thereſe. Hamburg und Leipzig. J. F. Richter, 1870. (149 Seiten.)

*) Erziehungsfragen, gemeinverſtändlich erörtert von Ludwig Strümpell, Prof. der Philoſophie und Pädagogik a. d. Univerſität zu Dorpat. Leipzig, Verlag für erziehenden Unterricht (G. Ad. Gräbner). 1869.

*) Jahrbuch der Ereigniſſe, Beſtrebungen und Fortſchritte im Völkerleben und im Gebiete der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe. Leipzig. J. J. Weber.

Digitized by Google

zu unſerer Erde und zu einander. Nächſt dem aſtronomiſchen, ſind der geſchichtliche und der ſtatiſtiſche Kalender wahre Fundgruben des Wiſſens in dieſem Jahrbuche. Nicht bloß eine Chronik des abgelaufenen Jahres wird uns jedesmal darin geliefert, ſondern auch eine Weltgeſchichtstafel, die im vorliegenden Bande vom J. 1449 bis zum J. 1479 reicht und welche in dieſer höchſt überſichtlichen Weiſe in jedem Bande fortgeſetzt wird. Die Geſchichtschronik der Gegenwart umfaßt die Bewegungen ſowohl auf politiſchem, als auf religiös-ſocialem Gebiete, während der Wiſſenſchaft und der Kunſt, der Literatur, dem Theater und der Muſik, den Gewerben, dem Handel, der Land- und der Hauswirthſchaft beſondere Abſchnitte ſowohl im hiſtoriſchen, als im ſtatiſtiſchen Theile gewidmet ſind. Gleichwohl iſt Eine charakteriſtiſche Erſcheinung der Zeit in dieſem encyklopädiſchen Jahrbuche ganz übergangen. Er enthält zwar auch einen „Frauen-Kalender" mit einer Modenüberſicht und einer „Bücherſchau der neuen Erſcheinungen in der (meiſt novelliſtiſchen) Frauenliteratur", aber der in allen Kulturländern ſich mehrenden Beſtrebungen zur Förderung der Erwerbsfähigkeit und der humanitairen Stellung des weiblichen Geſchlechts iſt dabei mit keiner Sylbe gedacht. Die den geiſtigen Bewegungen der Zeit mit ſolcher Aufmerkſamkeit folgende Redaktion wird wohlthun, dieſem Mangel in künftigen Jahrgängen abzuhelfen.

— **Die Stuttgarter Gewerbehalle***). Wenn Eins uns zum Bewußtſein zu bringen die große Pariſer Induſtrie-Ausſtellung des Jahres 1867 angethan war, ſo iſt es die Ueberzeugung, daß wir Deutſchen, das kunſtſinnige Volk par excellence, auf dem Gebiete der Kunſtinduſtrie hinter allen Anderen haben zurückſtehen müſſen. Mit Bezug hierauf ſagte ſehr richtig Jacob Falke: „Vor Allem faſſen wir unſere eigene Bedeutung, den Werth der deutſchen Kunſtinduſtrie, ins Auge, denn ohne Kenntniß des Punktes, auf dem wir ſtehen, können wir die Richtung nicht wiſſen, in der wir zu wandern haben. Wir müſſen das offen geſtehen, daß wir auf dieſem Gebiete eine vollſtändige Niederlage erlitten haben, daß in der ganzen weiten Ausſtellung keine Abtheilung (vielleicht, um gerecht zu ſein, die nordamerikaniſche ausgenommen) zu finden war, welche in dieſer Beziehung einen größeren Mangel an Intereſſe, an Reiz dargeboten hätte. Die gähnende Mine der Beſucher, die hier allezeit anzutreffen, war Beweis und Strafe zugleich dafür. Wahrlich, wir hätten die deutſche Kunſtinduſtrie lieber auf gerad verkehrten, aber originellen Wegen ertappt, als in dieſer Oede."

Nicht ohne Erröthen mußten wir dieſe Wahrnehmung machen, und das Gefühl der Scham überkam uns, da wir uns eingeſtehen mußten, daß wir nicht aus Unkenntniß oder Unvermögen dieſe Niederlage erlitten, ſondern trotz beſſeren Wiſſens und Könnens nur unſerer Mattherzigkeit und unſerem nationalen Phlegma dieſelbe zu verdanken haben.

Schon ſeit Jahren ſind Männer von Fach und Bedeutung mit regem Eifer bemüht geweſen, uns von dieſem Krebsſchaden zu befreien, und wenn irgend ein Organ es ſich hat angelegen ſein laſſen, durch Wort und Bild mahnend und helfend zum Beſſeren zu wirken, ſo iſt in erſter Reihe die von uns oben erwähnte „Gewerbehalle" zu nennen. Im ſechſten Jahrgange liegt dieſelbe bereits vor, und iſt auf's Eifrigſte bemüht, den modernen Geſchmack in die rechten Bahnen zu leiten, und ihn aus ſeiner kindiſchen Zerfahrenheit zu ſelbſtſtändigem, freiem Schaffen zu erheben. Wer immer auf dem Gebiete des Kunſtgewerbes thätig wird, will er nicht dem alten gewohnten und deshalb bequemeren Schlendrian fortbuldigen, ſondern die Erfahrungen und Beſchämungen der jüngſten Vergangenheit beherzigen, dieſes Organes für den Fortſchritt in allen Zweigen der Kunſtinduſtrie nicht entbehren können. Außer einer Fülle kleiner Aufſätze und Notizen, in denen viele praktiſche Winke gegeben werden, und vorzüglich ausgeführten Abbildungen, enthält der letzte Jahrgang der „Gewerbehalle" in größeren Abhandlungen als Einleitung einen Aufſatz von Jacob Falke: „Eine Nutzanwendung der Pariſer Ausſtellung"; ihm folgen, namentlich das Intereſſe der Praktiker in Anſpruch nehmend: Ueber Candelaberbildung; die Flach-Ornamentik, Buchbinderei und Ledergalanterie; die Kanzel in der Kirche Sta. Croce zu Florenz; der Henkel bei den antiken Hohlgefäßen; die Hauptgedanken der italiäniſchen Renaiſſance in Architektur, Dekoration und Kunſtgewerbe, ſowie in Kryſtallſchleiferei und Goldſchmiedekunſt.

*) Organ für den Fortſchritt in allen Zweigen der Kunſt-Induſtrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Wilhelm Bäumer, Profeſſor der Architektur am Polytechnikum in Stuttgart, und Julius Schnorr, Zeichner. Verlag der Gewerbehalle (J. Engelhorn) in Stuttgart.

Literariſcher Sprechſaal.

Mit Ehrfurcht und Rührung begrüßen wir eine „literariſche Gabe, die uns ſoeben zugegangen: die beiden Bände, die der greiſe Friedrich von Raumer unter dem Titel „Literariſcher Nachlaß"*) zuſammengeſtellt und an ſeinem neunundachtzigſten Geburtstage, am 14. Mai d. J., vollendet hat. Den Ertrag dieſer Mémoires d'outre-tombe hat der Gründer der „Berliner Volksbibliotheken" dieſen Anſtalten zur Verbreitung allgemeiner Geſittung, Bildung und Hebung der intelligenten Arbeitskraft gewidmet. Der alte treue Arbeiter auf dem Felde der geſchichtlichen Lehre, der Akademiker voll Geradſinn und furchtloſer Vaterlandsliebe bietet uns hier eine Fülle nicht eigentlich von Früchten, ſondern von Ausſaaten, die auf ſeinem Arbeitsfelde ausgeſtreut ſind und deren Frucht das deutſche Volk noch lange nachdem der wiſſenſchaftliche Ackersmann heimgegangen iſt, ärndten wird. In allen Kulturländern, in Deutſchland, Frankreich, England, Italien, Nordamerika beſaß und beſitzt Friedrich von Raumer Freunde, die an der Spitze der geiſtigen Bewegung ſtanden und ſtehen, und in dem brieflichen und mündlichen Ideenaustauſch mit dieſen Männern und Frauen hat Raumer bald hiſtoriſches, bald philoſophiſches und nicht ſelten auch natur- und ſozialwiſſenſchaftliches Material gefunden, das er zu belehrenden Eſſays verarbeitete, die in dieſen beiden Bänden geſammelt uns vorliegen und auf die näher zurückzukommen wir uns vorbehalten. Nur Eines ſei noch in der heutigen Nummer, die hauptſächlich dem in Berlin zuſammentretenden Kongreſſe der weiblichen Bildungs- und Erwerbs-Vereine gewidmet iſt, hervorgehoben: „Sechszehn Jahre lang", ſagt der Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen, „von 1849 bis 1865, habe ich geſchichtliche Vorleſungen für Damen gehalten. Die Zahl derer, welche ſich binnen dieſer Zeit in meine Liſten eintrugen, betrug 3375. Dieſe Vorleſungen machten mir die größte, mich wahrhaft verjüngende Freude, und die fleißigen Damen bezeigten mir ihre Zufriedenheit durch mehrere Andenken: ein Buch mit Bildniſſen von Perſonen aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution, eine prachtvolle Fußdecke und ein ſchönes Album mit

*) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1869.

Digitized by Google

ihren Bildniſſen." Und an der Spitze der edeln Frauen Berlins, die dem greiſen Lehrer ihre Dankbarkeit für ſeine allezeit der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Menſchenwürde treu gebliebenen Grundſätze bezeigten, ſtand die **Königin Auguſta**, die dem Greiſe am 22. Mai 1866, als fünfundzwanzig Jahre verfloſſen waren nach Eröffnung der Vorleſungen des „wiſſenſchaftlichen Vereins," deren Ertrag den Berliner Volksbibliotheken gewidmet iſt, Folgendes ſchrieb:

„Berlin, 22. März 1866.

Ich füge dem Danke des Königs meinen beſonderen Dank als **Frau** hinzu, weil Sie ſtets danach getrachtet haben, **Bildung in weiblichen Kreiſen** Eingang zu verſchaffen. Dann aber füge ich den Glückwunſch zum Fortbeſtehen des wiſſenſchaftlichen Vereins jenem Danke bei, weil dieſer Verein ſich fortpflanzen ſoll von einer Generation in die andere, der Aufgabe unſeres Vaterlandes entſprechend.

Auguſta."

Mit den Vorleſungen, welche Herr **Friedrich Spielhagen** aus ſeinen Werken gegenwärtig in Berlin begonnen hat, iſt eine Kunſt wieder in ihr Recht geſetzt, deren Ausübung das geiſtig angeregte Publikum lange genug entbehrte. Seit den Tagen Ludwig Tieck's und Karl von Holtei's, welcher Letztere übrigens im engeren Kreiſe ſeine Gabe des Vortrages noch mit dem alten Erfolge bewährt, hat bei uns faſt nie ein Dichter mit ſeinem Leſerkreiſe perſönlichen Verkehr gepflogen, und wer wäre mehr unter den jüngeren Kräften dazu berufen, als Spielhagen, der nicht nur ein ſchwungvoller phantaſiereicher Poet iſt, ſondern eine vollwiegende Stimme, eine wohlthuende männlich ſchöne Perſönlichkeit in die Wagſchale wirft, die das Publikum emporziehen ſoll. Schiller ſagt in der Einleitung zu den Horen, daß die Politik Muſen und Grazien aus faſt allen Zirkeln verſcheucht und daß ſeine Zeitſchrift einen Ruhm darin ſuchen werde, durch etwas Anderes, als das Lieblingsthema des Tages, zu gefallen; er hoffte, die politiſch getheilte Welt unter den Fahnen der Wahrheit und Schönheit zu vereinigen. Das thut die Beſchäftigung mit den ſchönen Künſten zu jeder Zeit, allein heutzutage iſt es nicht möglich, daß der Dichter nicht Farbe bekenne. Spielhagen iſt ein Bannerträger auf dem Wege zur Freiheit, und gleich ſeine erſte Vorleſung erfüllte die überaus gewählte und dabei zahlreiche Hörerſchaft mit dieſen Gefühlen. Nach einer kurzen Einleitung, in der er beſcheidentlich an ſeine Vorgänger, den neueſten, **Dickens**, und die älteſten, die **Homeriden**, erinnerte, unter denen der Letzte zu ſein, Göthe noch ſchön nenne, trug er Stellen aus den „problematiſchen Naturen" vor. Freilich war alle Hoheit und Schönheit auf den Wegen des freiheitlichen Helden Oswald Stein zu finden, und alle Töne des ironiſirenden Humors gehörten dem geiſtlichen und dem adeligen Herrn, aber der Vortrag war von Natur und Wahrheit ſo durchdrungen, daß man das Gehörte erlebt zu haben glaubte, und der Beweis, daß politiſches Leben nicht die Grazien aus gewählten Kreiſen verſcheucht, ſcheint nicht beſſer geführt werden zu können, als durch dieſe Vorleſungen.

Die Verfaſſerin des trefflichen Werkes über die Frauen im Orient (Les femmes en Orient), Madame **Dora d'Iſtria**, hat jetzt, und zwar ebenfalls in franzöſiſcher Sprache, ein die **Frauen der romaniſchen und der germaniſchen Welt** darſtellendes Werk, unter dem Titel: „Des Femmes par une femme" in zwei Bänden erſcheinen laſſen*) deſſen Inhalt ſie im Laufe des letzten Jahres bereits in engliſcher Sprache im Victoria Magazine publicirt hatte. Die polyglotte Verfaſſerin, die in allen Kulturſprachen und außerdem auch in ihren beiden Mutterſprachen, dem Rumäniſchen und Neugriechiſchen, zu ſchreiben verſteht, beſitzt, wie keine andere Frau, die Mittel, die Eigenthümlichkeiten fremder Nationalitäten zu verſtehen und darzuſtellen, und meiſtens — d. h. mit einigen Ausnahmen — iſt ihr auch die Charakteriſirung der Frauen im Occident ebenſo gelungen, wie früher die der Frauen des Orients. Der den romaniſchen Frauen gewidmete erſte Band des Werkes wirft zunächſt einen hiſtoriſchen Rückblick auf die Frauenzuſtände des Mittelalters, der Reformationszeit in Deutſchland und der Zeit der Renaiſſance in Italien und Frankreich, worauf die Franzöſinnen des ancien régime, der Revolution, der Reſtauration, der Zeit Ludwig Philipps und des zweiten Kaiſerreichs geſchildert werden. Die ſozialen, die kirchlichen und die Arbeiter-Zuſtände der Frauen in Frankreich werden mit beſonderer Ausführlichkeit und mit Scharfſinn dargeſtellt. Es ſchließen ſich daran Charakteriſtiken der Italiänerinnen, der Spanierinnen und der Portugieſinnen. Der ebenſo umfaſſende zweite Band des Werkes behandelt: La société germanique, und zwar im erſten Kapitel die deutſchen Frauen von der Reformationszeit bis zum 19. Jahrhundert. Die folgenden drei Abſchnitte ſind überſchrieben: „Mitteldeutſchland, die Sachſinnen;" „Norddeutſchland, die Preußinnen;" „Süddeutſchland, die Oeſterreicherinnen." Daran ſchließen ſich die Skandinavinnen, die Angloſachſinnen in England und Amerika, die Schweizerinnen, die Niederländerinnen, die Jüdinnen in den germaniſchen und romaniſchen Kulturländern und endlich die Zigeunerinnen in Europa. Man erſieht ſchon aus dieſer Inhaltsangabe, wie umfaſſend die Aufgabe iſt, die ſich die Verfaſſerin geſtellt und zu deren Löſung ſie in der That außerordentliche Studien gemacht hat.

Von den politiſchen „**Reden des Grafen von Bismarck-Schönhauſen**" iſt ſoeben eine **zweite Sammlung** im Druck erſchienen.**) Sie umfaßt die Zeit vom 26. Oct. 1867 bis zum 21. Juni 1869, an welchem letztgedachten Tage der Reichskanzler-Miniſterpräſident, und zwar im Deutſchen Zollparlament, öffentlich ſprach, um ſeitdem die Wahrheit des Horaziſchen „Beatus ille qui procul negotiis" auf ſeinem pommerſchen Tusculum zu erproben. Die Sammlungen der parlamentariſchen Reden des Reichskanzlers und Miniſterpräſidenten werden dem künftigen Hiſtoriographen der preußiſch-deutſchen Verfaſſungsgeſchichte ein ſehr ſchätzbares Material ſein.

Sir **Charles Dilke**, welcher gegenwärtig Rußland bereiſt, um die Materialien zu einem Werk über die dortigen Zuſtände, namentlich über die Folgen der Aufhebung der Leibeigenſchaft zu ſammeln, wird nach der Pall Mall Gazette auch im nächſten Herbſt dorthin zurückkehren und ſein Buch, das ein Seitenſtück zu dem auch im Magazin f. d. Lit. d. Ausl. beſprochenen zweibändigen Greater Britain werden ſoll, wird deshalb nicht vor 1871 erſcheinen.

*) Paris, Bruxelles et Leipzig, Lacroix Verboeckhoven.

**) Berlin Fr. Kortkampf. 1869. (260 S. gr. 8.)

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus'

Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von

☞ **10 Thaler** ☜

vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.,
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Gedächtnissreden.

Dove (H. W.), Gedächtnissrede auf Alexander von Humboldt gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Velinpap. 1869. gr. 8. 7½ Sgr.

Du Bois-Reymond (Emil), Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. 1868. Velinpapier. 5 Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.), **Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt** an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten. 1867. gr. 8. geh. 6 Sgr. (214)

C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung A. Chariſius in Berlin.

Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

Im Abonnement = jedes Heft nur 5 Sgr. =

Folgende werthvolle Abhandlungen ſind jüngſt erſchienen:

78. **Haeckel:** Arbeitstheilung in Natur- und Menſchenleben. Mit 18 Holzſchnitten und 1 Kupferſtich. ½ Thlr.
79. **Alberti:** Peſtalozzi ⅙ Thlr.
80. **Cohn:** Licht u. Leben ⅙ Thlr.
81. **Henke:** Johann Huß u. die Synode von Conſtanz ¼ Thlr.
82. **Rippold:** Aegyptens Stellung in der Religion und Culturgeſchichte ¼ Thlr.
83. **Ribbeck:** Sophokles ⅙ Thlr.
84. **Emminghaus:** Hauswirthſchaftliche Zeitfragen. — Dienſtbotennoth ꝛc. ¼ Thlr.
85. **Lammers:** Entwickelung des Freihandels. 8 Sgr.
86. **Zaddach:** Die ältere Tertiärzeit. — Ein Bild aus der Entwickelungsgeſchichte der Erde. ¼ Thlr.
87. u. 88. **de Bary:** Schimmel u. Hefe. Mit 7 Holzſchnitten ⅓ Thlr.
89. **A. Bernſtein:** Alex. v. Humboldt ¼ Thlr.

In neuen Auflagen erſchienen aus der I. Serie:

5. **Foerſter:** Ueber Zeitmaaße und ihre Verwaltung durch die Aſtronomie ¼ Thlr.
10. **Kühns:** Bedeutung des Wechſels für den Geſchäftsverkehr ¼ Thlr.
12. **Zſchokke:** Heinrich Zſchokke ⅙ Thlr.
13. **Aug. Müller:** Die erſte Entſtehung organ. Weſen ⅙ Thlr.
14. **Bona Meyer:** Volksbildung u. Wiſſenſchaft in Deutſchland während der letzten Jahrhunderte ⅙ Thlr.
15. **Baeyer:** Ueber den Kreislauf des Kohlenſtoffs in der organiſchen Natur ¼ Thlr.
17. **Holtzendorff:** Richard Cobden ¼ Thlr.

☞ Der Subſkriptionspreis für eine Serie von 24 Heften iſt 4 Thlr.

Die Theilnahme aller Schichten des Publikums hat ſich immer ſteigend dieſen Vorträgen zugewendet und wir empfehlen dieſelben jeder **Hausbibliothek**, beſonders aber den Lehrern aller **Bildungsvereine**, den Leſezirkeln, ſowie den **Lehrer- und Schülerbibliotheken.** Wie bisher wird auch ferner die Redaction bemüht ſein, namentlich den in der Zeit beſonders hervortretenden wiſſenſchaftlichen Intereſſen die gebührende Berückſichtigung zu ſchenken. Die hervorragendſten Männer der Wiſſenſchaft haben ſich den Redacteuren Virchow und Holtzendorff angeſchloſſen und alle dieſe Namen bürgen für die Wiſſenſchaftlichkeit in der Methode wie auch für die Verſtändlichkeit in der Darſtellung. (212)

Die Jury der **„Internationalen Ausſtellung in Amſterdam"** hat dieſen Vorträgen ſoeben die **goldene Preismedaille** zuerkannt.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble in Jena** erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben: (213)

Bibliothek

geographiſcher Reiſen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit.

Fünfter Band:

Die Schwediſche Expedition

nach

Spitzbergen und Bäreneiland

in den Jahren 1861, 1864 und 1868

ausgeführt unter Leitung von

A. Torell und A. E. Nordenſkjöld.

Vollſtändige Ausgabe für Deutſchland.

Aus dem Schwediſchen von L. Paſſarge.

Nebſt 8 großen Anſichten in Tondruck, 28 Illuſtrationen in Holzſchnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck.

Groß Octav. Elegant broſchirt. Preis 2 Thlr.

Für Alle, welche ſich für die **deutſche Nordpolfahrt** intereſſiren, iſt vorſtehendes Werk von hervorragender Bedeutung, da es die bedeutenden wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe der drei ſchwediſchen Nordpol-Expeditionen enthält.

In unſerem Verlage erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die

Verbindung der Künſte

auf der

dramatiſchen Bühne.

Eine Reihe akademiſcher Vorträge

von (215)

Dr. Karl Robert Pabſt,

Profeſſor der deutſchen Literatur an der Hochſchule zu Bern.

15 Bog. 8°. eleg. geb. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Heinrich Laube hat die Widmung dieſes Werkes: „Dem wahren Vorkämpfer für Befreiung und Veredlung der deutſchen Bühne" von dem Herrn Verfaſſer freundſchaftlichſt angenommen.

Haller'ſche Verlagshandlung in Bern.

Neue populär-philosophische Werke.

Sechs philoſophiſche Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Profeſſor an der Univerſität Jena.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Kantiſche Philoſophie. II. Ueber Jena's philoſophiſchen Ruhm. III. Ueber Novalis und die Romantik. IV. Ueber die Glückſeligkeitslehre der Stoiker. V. Ueber das Gaſtmahl des Plato. VI. Ueber die Anfänge der Muſik.

Acht pſychologiſche Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Profeſſor an der Univerſität Jena.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt.

I. Ueber die Natur der Seele. II. Ueber das Gedächtniß. III. Ueber die Einbildungskraft. IV. Ueber den Character. V. Ueber die Temperamente. VI. Ueber den Inſtinct. VII. Ueber die Freundſchaft. VIII. Ueber Materialismus und Idealismus.

Jena 1869. (216)

Mauke's Verlag (Hermann Dufft).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthaikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 6. November 1869. [Nº 45.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Zur Geſchichte unſerer Publiciſtik. I. Der Chroniſt und der Journaliſt. 653. — Neue volkswirthſchaftliche Prinzipien. Die Natur des Nationalreichthums, das geiſtige Eigenthum, der Nützlichkeits- und der latente Werth. 654. — Zwei neue Erfindungen im Gebiete der Photographie. 656.

Böhmen. Höfler contra Palazky: Ueber die Verſchmelzung Böhmens mit dem deutſchen Reiche. 657.

Frankreich. Sainte-Beuve, ein franzöſiſcher Leſſing. 658.

Rußland. Alexander v. Humboldt in Rußland. 660.

Polen. Eine poetiſche Geographie der Republik Polen. 661.

Bosnien. Eine Entdeckungsreiſe in der Türkei. 661.

Kleine literariſche Revue. Die zweite Ausgabe der Dechen'ſchen geognoſtiſchen Ueberſichtskarte. 663. — G. A. v. Klöden's Handbuch der Erdkunde. 664. — Grundlegung der Aeſthetik, Moral und Erziehung, vom empiriſchen Standpunkte. 664. — Muſikaliſches Converſationslexikon. 664. — Handlexikon der Tonkunſt. 664. — Neue, wohlfeile Ausgaben werthvoller Schriften. 665.

Literariſcher Sprechſaal. Ein Nothſchrei aus Siebenbürgen. 665. — Tſchechiſche Stimmen der Vermittelung. 665. — Ein geharniſchtes Idyll. 665. — Philoſophiſche Poeſie. 666. — Vorleſungen über Geſundheitspflege. 666. — Zwei literariſche Reklamationen. 666.

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſchichte unſerer Publiciſtik.

I.

Der Chroniſt und der Journaliſt.

Es iſt ohne Frage ein alter Satz, daß die Vergangenheit ein Spiegel der Zukunft ſei. Aus ſeiner Annahme geht die Geſchichtsforſchung hervor, ſowie der Zweck, den alle Völker von jeher mit dieſer verbunden haben. Der Rückblick auf das Entſchwundene, nicht mehr Beſtehende, beſäße überhaupt keinerlei Werth, wenn die Erfahrung nicht gelehrt hätte, daß aus ihm mehr oder minder giltige Folgerungen für das Kommende, in der Bildung Begriffene zu ziehen erlaubt iſt. Durch die vorgeſchrittenen Entdeckungen unſerer Zeit ließe der Vergleich ſich vielleicht vervollkommnen, wenn man die Geſchichte als die Metallplatte hinter der Camera obscura bezeichnete, auf der die vorüberziehenden Bilder ſich nach immer gleichen Normen fixiren. Der Ausdruck der Züge, die Zufälligkeiten der Haltung ſind auf jedem einzelnen Blatte verſchieden, aber aneinandergereiht ergeben ſie überall dieſelben Grundlinien des Ganzen, und oftmals finden ſich ſogar die „ſtillredenden Züge des Ahnherrn“ überraſchend in denen des Enkels wieder.

Wie die Sonne treulich das Antlitz der einzelnen Perſönlichkeit auf die Tafel des Lichtbild-Erzeugers malt, zeichnet ausharrend und geduldig die Zeit dasjenige der Völker, der ganzen Menſchheit in ihren Tabellen ein. Durch die Jahrtauſende weicht ſie keinen Moment aus ihrer beobachtenden Stellung. Sie zählt die Jahre, wie der Photograph die Sekunden; wie dieſer vermag ſie weder zu verſchönern noch zu verhäßlichen und bringt das Zufällige neben dem Bedeutungsvollen zur Darſtellung.

Es iſt bekannt, daß die Photographie niemals oder doch nur äußerſt ſelten ein wirkliches Kunſtwerk hervorzubringen im Stande iſt. Um dies zu können, müßten eine Reihe äußerſt günſtiger Umſtände zuſammenwirken, welche ein Augenblick des Lebens faſt nie vereinigt. Sie giebt den Menſchen, wie er unter den Zufälligkeiten des Aufnahme-Moments ſich darſtellte, nicht wie er in der Totalität ſeines Weſens iſt. Nicht nach einem einzelnen Lichtbilde, erſt nach einer Reihe verſchiedenartiger vermag der Maler ein Portrait einer ihm unbekannten Perſönlichkeit herzuſtellen, das dieſer in Wirklichkeit ähnlicher iſt, als jede einzelne Photographie, welche die unbeirrbare Sonne ſelbſt verfertigt hat. Ebenſo die Geſchichte. Wir vermögen nichts den modernen Photographieen Aehnlicheres aufzufinden, als die Abconterfeiung des Lebens in den alten Chroniken ſie darbietet. In ihnen miſcht ſich das Weſentliche auf gleicher Stufe mit dem Geringfügigen. Das Eine hat nicht mehr Recht, als das Andere. Es ſind Annalen der Weltgeſchichte mit Kirchthurms-Annalen durcheinander gemiſcht. Mißwachs und Gedeihen auf dem Meiereihof, den der Schwager des Schreibenden bewirthſchaftet, beſitzt für dieſen dieſelbe Wichtigkeit, wie das des deutſchen Reichs. Er iſt geneigt, eins aus dem anderen zu erklären, von dieſem auf jenes zu ſchließen. Er verzeichnet die im Spätfroſt erfrorenen Obſtbäume neben den in einer Schlacht Gefallenen. Und es iſt nicht einmal mit Sicherheit zu behaupten, daß er für die Aufzählung der bedeutenden Ereigniſſe mehr Dank erobern werde, als für die Aufzeichnung derer, die wir als geringfügig zu bezeichnen gewohnt ſind. Eine große Zahl von Leſern bringt weit mehr Intereſſe für die kleinen tägliche Freuden und Leiden des Chroniſten mit, als für die ſchwer verſtändlichen Haupt- und Staatsactionen. Wie der Letztere, läßt ſie den combinirenden Verſtand zuhauſe und lieſt mit dem Gemüth, und es iſt eine Frage, für deren Verneinung ſich nicht wenig vorbringen ließe, ob dieſe Majorität gerade im Unrecht iſt, ſo zu handeln, wie ſie thut.

Ich habe von den Chroniken geſprochen, als ob ſie noch heute beſtänden und fortgeführt würden, und in gewiſſem Sinne iſt dies unverkennbar der Fall. Die Züge und Namen ſind etwas verändert, aber die Grundlage ihrer Exiſtenz, der Wiſſensdrang oder die Neugier der Menſchen, iſt dieſelbe geblieben und die ähnliche Nachfrage erzeugt ein ähnliches Produkt. Wir nennen es nicht mehr Chronik, ſondern Zeitung; es erſcheint nicht mehr als geſuchte Seltenheit, ſondern es iſt in Hunderttauſenden von Exemplaren Jedermann zugänglich. Der bedeutungsvollſte Unterſchied iſt, daß es ſeinen Urſprung nicht mehr aus der Abgeſchloſſenheit einer Kloſterzelle nimmt, ſondern aus dem Getümmel der Menge. Wenn der Chroniſt die langgedehnten Töne eines mächtigen Vogels aufzuzeichnen ſchien, die aus der Ferne langſam und in Pauſen zu ihm herüberklangen, ſo ſteht der Journaliſt, vor Allem der Diurniſt, inmitten eines unabläſſigen, tauſendſtimmigen Concertes, in welchem ein Ton den andern zu übertäuben und zu erſticken ſucht. Aber dennoch ſind der Aehnlichkeiten viele für den Geſchichtsforſcher, d. h. für den Maler, der aus dieſen Photographieen das Bild des wirklichen Lebens herſtellen will. Es iſt vorzüglich die Täuſchung, welche ihn hier wie dort bedroht. Und dieſe wird dadurch um nichts weniger gefährlich, daß er es im letzteren Falle ebenſo oft mit Betrügern als im erſteren mit Betrogenen zu thun hat.

Die abſichtliche Fälſchung findet ſich bei den mittelalterlichen Chroniſten nur als Seltenheit. Sie beſchränkte ſich

Digitized by Google

meiſtens auf die engen Verhältniſſe des Privatlebens, in denen der Schreiber Partei ergriffen: für den Abt des Kloſters gegen den Biſchof, oder umgekehrt, für das Patriciat ſeiner Vaterſtadt oder für ihre Zünfte. Doch ſelten reicht der Blick noch zur Erkenntniß der Solidarität der Beſtrebungen aus. Er betrachtet den Vorgang in dieſer Diöceſe mit andern Augen als den in jener; in dem Verfaſſungskampf zu Ulm ſtellt er ſich auf die Seite der Innungen, in dem zu Nürnberg auf die der Geſchlechter. Er kann hier ſo gut betrogen ſein wie dort. Der Chroniſt ſieht und hört die Weltbegebenheiten und nimmt Antheil an ihnen, wie noch heutigentages die Frauen. Sie verabſcheuen die Gewaltthätigkeit, das Häßliche, ohne es ſich zu erklären. Dem momentan in erſchreckender Weiſe Unterliegenden wird Unrecht zugefügt. Sie treiben Politik des Gefühls, der Wirkungen, deren Urſachen ihnen bedeutungslos ſind. Ebenſo wie ihnen, fehlt den Chroniſten, wie wir es in neuer Zeit nennen, die Tendenz. Eine unglaubliche Naivetät herrſcht in ihren Büchern. Der ſchriftſtellernde Kloſterbruder, von der Wahrheit der chriſtlichen Religion unerſchütterlich durchdrungen, hält die Mythen der griechiſchen Kosmogonie für ebenſo unzweifelhafte Facta. Er giebt das Jahr an, in welchem Sarah Iſaac gebar, doch daneben, wann Apollo die Heilkunſt erfand. Der Hiſtoriker wird immer genöthigt ſein, dieſelben Zweifel in die Mittheilungen deſſelben zu ſetzen, die er aus unmittelbarer Nachricht zu ſchöpfen behauptet, wie in die Daten, wann Amphion ſich als Muſiker auszeichnete oder Herkules ſich in die Flammen ſtürzte. Der Chroniſt iſt kein Betrüger, aber er iſt, nach einem ähnlichen Wort, im Durchſchnitt der Beſtbetrogene ſeiner Zeit.

Es beweiſt einen Fortſchritt der Menſchheit, daß derartige Dinge bei uns ein ungläubiges Lächeln erregen, aber es muß den Freund der Neuzeit bekümmern, wenn er unſer Jahrhundert in ein entgegengeſetztes Syſtem verſtrickt ſieht. Derjenige, dem die Wahrheit am Herzen liegt, befindet ſich zum Zweck der Erforſchung der Jetztzeit in nicht beſſerer Lage, als zu jener der Vergangenheit. Er geräth aus der Charybdis in die Scylla. Aus der Fluth der modernen Zeitungsberichte wird er ſich an das ruhige Flußbett der Chroniken zurückſehnen. Die Strömung der letzteren iſt gleichmäßig und man vermag ſich eine Methode auszubilden, nach der ſich die Untiefen und verborgenen Riffe erkennen laſſen. Aber tauſend Winde wirbeln die Meeresfläche empor. Sie kreuzen ſich und wühlen die Waſſermaſſen auf. Die kaum erzeugten Wellen bekämpfen ſich und glätten ſich wieder aus. Es iſt ein ſteter Wechſel, jetzt Brandung, jetzt Ruhe und überall, wo man den Blick feſt auf die Urſachen heften will, ſprüht ein feiner Giſcht auf, der die Prüfung beirrt.

Es wird ſelten ausgeſprochen, daß in unſerer Zeit die abſichtliche Fälſchung der Weltereigniſſe und der Begebenheiten des täglichen Lebens eins der beſtrentablen Handwerke geworden; aber Jedermann weiß es. Wenig Dinge dürften intenſiver und im Durchſchnitt verderblicher auf die Moralität unſeres Jahrhunderts wirken, als die Tagesblätter. Sie haben einen Krankheitsſtoff in die Welt gebracht, der uns Alle gleichmäßig inficirt hat. Es giebt achtbare Ausnahmen, aber der Eindruck, welchen dieſe erregen, dient nur zur Beſtätigung der allgemeinen Regel. Mit Emphaſe kündet der Berichterſtatter eines jeden Winkelblattes ſich als den ehernen Mund der öffentlichen Meinung an, doch wir wiſſen Alle, welche Lüge ſich dahinter verbirgt. Wir ſind neuigkeitskrank vom Scheitel bis zum Zeh und verſchlingen begierig eine Spalte um die andere, von der wir wiſſen, daß der Schreiber während ihrer Abfaſſung über unſere Leichtgläubigkeit in's Fäuſtchen gelacht.

Es giebt Männer, die eine hohe und ernſte Meinung von ihrem Beruf hegen, für die Grundſätze, die ſie als rechtlich und gemeinnützig erkannt, öffentlich aufzutreten. Es giebt auch ſolche, welche dieſer Abſicht in hervorragender Weiſe Ausdruck verleihen und ihre Mitwelt dadurch zum Danke verpflichten. Deutſchland bietet vielleicht die größte Anzahl trefflicher Publiciſten der Art. Wir beſitzen Zeitungen und Journale, deren Ernſt und Unbeſtechlichkeit über jeden Zweifel erhaben iſt und in denen jeder Wohldenkende einen Irrthum nur der fallibeln Natur des Menſchen überhaupt beimißt; welche ohne Nebenabſichten ihre Beſtrebungen den Intereſſen der Kunſt, der Wiſſenſchaft, des Gewerbes, der Tagesfragen widmen, für die ihr Zweck ſie beſtimmt. Aber nicht minder wahr iſt es, daß unter zehn Fällen neunmal die Nebenabſichten nicht nur überwiegen, ſondern den eigentlichen Grund des Beſtehens der publiciſtiſchen Erzeugniſſe abgeben.

Dieſe Thatſache berührt den Gedanken, der mehr oder minder faſt das ganze moderne Schriftſtellerthum durchzieht, die Tendenz. Man vermag ſehr verſchiedene Prädicate dafür aufzuſtellen. Begeiſterte Fanatiker entgegengeſetzter Richtungen preiſen ſie als Parteinahme für die heilige Sache. Ich habe ſie oben die abſichtliche Fälſchung genannt. Die Bezeichnung erſcheint nicht genau, denn es iſt vielleicht das Traurigſte daran, daß auch die unabſichtliche ſich unter ihr verbirgt und in ihrer Wirkung mit jener zuſammenfällt. Das Wort Tendenz ſpricht die Sache ſelbſt aus. Es iſt ſchwer überſetzbar und läßt ſich dem Sinne gemäß am Beſten durch Voreingenommenheit wiedergeben. Die Wagſchaale der Beurtheilung iſt in ihrer horizontalen Lage geſtört, bevor die Gewichte hineinfallen.

Unſere Zeit hat die Nothwendigkeit empfunden, für die abſichtliche Fälſchung auf dieſem Gebiete einen eigenen Namen, den der Tendenzlüge aufzuſtellen. Doch dieſe beſitzt viele Spielarten und ſchillert in den mannigfaltigſten Farben. Der Urſprung beſtimmt die letzteren und es iſt nicht ohne Intereſſe, die Varietäten derſelben zu claſſificiren. Wilhelm Jenſen.

Neue volkswirthſchaftliche Prinzipien.*)

Die Natur des Nationalreichthums, das geiſtige Eigenthum, der Nützlichkeits- und der latente Werth.

Es iſt nicht ſowohl die Aufſtellung neuer, als vielmehr die Zurückführung wichtiger, volkswirthſchaftlicher Prinzipien auf eine ſolide Grundlage, die ſich der Verfaſſer der unten genannten Schrift zur Aufgabe gemacht hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſich gerade in die Wiſſenſchaft der National-Oekonomie, welche die hellſte und praktiſchſte unter ihren Schweſtern ſein will, manche Unklarheit eingeſchlichen hat, welche die Geiſter verwirrt und zu der Zerſplitterung geführt hat, die in den, leider zur Schuldoctrin gewordenen Meinungen der Volkswirthe auch bei Erörterung der einfachſten Fragen wahrzunehmen iſt.**)

*) Neue Principien der politischen Oeconomie, von Moritz Konrad Besser. Berlin, Stilke & van Muyden, 1868.

**) Wir weiſen z. B. auf die Verwirrung hin, die im doctrinairen Lager über die Natur der ſogenannten Prämienanleihen herrſcht: die Einen erklären ſolche Anleihen für unſittlich und ſtellen ſie auf Eine Linie mit den Spielhöllen in Baden-Baden und Homburg, während die Anderen, und wie es ſcheint mit Recht, behaupten, daß eine Combination, bei der Niemand verliert und nur Einigen eine Geldprämie zufällt, nicht einmal den Charakter einer Lotterie, geſchweige

Digitized by Google

Hier kommt nun eine Kritik, die ſich auf *juriſtiſchen* Boden ſtellt und die brennendſten Fragen der Wiſſenſchaft mit dem Apparate juriſtiſcher Unterſuchung gründlich ſondirt. Auf dieſem Wege, der ihn zuweilen ſehr weit ab von den Doctrinen unſerer „volkswirthſchaftlichen Kongreſſe" führt, kommt der Verfaſſer auch zu nicht gewöhnlichen Reſultaten.

Gleich in der Vorrede wendet ſich der Verfaſſer gegen die Schriftſteller, welche von dem populären Satze ausgehen, die Wiſſenſchaft der politiſchen Oekonomie ſei nichts weiter, als der geſunde Menſchenverſtand, und der Volkswirth habe nichts zu thun, als das zu fixiren, was alle Welt wiſſe und glaube. Was ſoll zuletzt, fragt der Verfaſſer mit Recht, aus der Wiſſenſchaft werden, wenn die Meinung der Majorität des Publikums ebenſo hoch geſchätzt wird, wie das Urtheil der Sachverſtändigen?

Seine Prinzipien ſtellt der Verfaſſer in ſechzehn Kapiteln zuſammen. Eins der intereſſanteſten dieſer Kapitel iſt gleich das erſte, das als Grundlage der ganzen Deduction gelten kann. Es handelt von der *Natur des Nationalreichthums*. Die politiſche Oekonomie hat bisher, der Anſicht Adam Smith's folgend, im Nationalreichthum nichts Anderes geſehen, als eine Summe von Gütern oder nützlichen Dingen, die entweder ein unentgeltliches Geſchenk der Natur ſind, oder als Erzeugniſſe menſchlicher Arbeit einen ſogenannten Tauſchwerth haben. Der Verfaſſer, für welchen Nutzen und Tauſchwerth nur untergeordnete Begriffe ſind, die erſt in ihrer Verbindung mit dem Begriffe des *Eigenthums* ihre angemeſſene Erklärung finden, ſchöpft ſeine Definition des Begriffs Nationalreichthum tiefer aus dem Leben. Er zeigt, daß dieſer einerſeits aus dem Reichthum der Privatleute und andererſeits aus dem des Staats und der übrigen Körperſchaften zuſammengeſetzt iſt. Dieſe beiden Beſtandtheile des Nationalreichthums ſind nicht weſentlich von einander verſchieden, ſondern nur als beſondere Arten des Eigenthums zu betrachten. Wenn nun die verſchiedenen *Theile* des Nationalreichthums nichts ſind als Eigenthum, ſo muß auch das *Ganze* dieſen Charakter tragen. Der Reichthum einer Nation beſteht alſo in dem Eigenthum der phyſiſchen und moraliſchen Perſonen, welche die Nation in ſich ſchließt.

Durch dieſen Satz wird im zweiten Kapitel die gewöhnliche Anſicht über die ſogenannten *herrenloſen* oder *natürlichen* Güter berichtigt. Zu dergleichen Gütern, d. h. zu ſolchen, welche nach der bisherigen Annahme nicht geeignet ſind, Gegenſtand des Beſitzes zu werden, pflegt man namentlich das Waſſer der Ströme, die Luft, das Klima, das Licht und das offene Weltmeer zu rechnen. Aber dieſe Güter haben ebenſo gut ihren Eigenthümer, wie die übrigen Beſtandtheile des Nationalreichthums. Das Waſſer der Ströme iſt Eigenthum des Staats; die Luft, nach römiſchem Rechte ein Beſtandtheil des Grundſtücks, über welchem ſie ſich befindet, gehört dem Grundſtücksbeſitzer. Das Klima eines Orts iſt nichts als die Temperatur ſeiner Luft und beſonders ſeiner unteren Luftſchichten, und befindet ſich alſo wie dieſe im Beſitz der Boden-Eigenthümer. Aehnlich verhält es ſich mit dem Licht und dem Niederſchlag der Atmoſphäre. Nur das Meer iſt, da ſeine Ausbeutung allen Menſchen frei gegeben iſt, als das natürliche und gemeinſame Eigenthum der Bewohner unſeres Planeten anzuſehen. „So verſchwindet bei genauerer Prüfung die praktiſche Bedeutung der ſogenannten herrenloſen Güter vollkommen, und die einfache Wahrheit tritt hervor, daß der Menſch, ſoweit es ſeine Kräfte erlauben, überall die Güter oder nützlichen Gegenſtände, die in ſeinem Bereiche liegen, in Beſitz nimmt. Die geſammte Natur wird dadurch in die Sphäre des Rechts erhoben, und der Gedanke, daß der Reichthum einer Nation in dem Eigenthum derſelben beſtehe, erſcheint ſo gegen den vorzüglichſten Einwurf geſichert, welcher ſich von Seiten der politiſchen Oekonomie dagegen erheben läßt."

Im dritten Kapitel beweiſt der Verfaſſer mit dem alten juriſtiſchen Grundſatze, daß das Eigenthum nur auf körperliche, materielle Sachen Bezug habe, die Unhaltbarkeit der Lehre von den *immateriellen Gütern*, inſofern dieſe darin zum Nationalreichthum gerechnet werden. Immaterielle Güter und Reichthümer giebt es überhaupt nicht, und wenn daher viele Volkswirthe die Eigenſchaften der Menſchen, ihre Zuſtände und Fähigkeiten, und beſonders ihre Dienſtleiſtungen, ferner die Fruchtbarkeit des Bodens, die nährende Kraft des Getraides, die Kundſchaft, die an gewiſſe Lokalitäten geknüpft iſt, ſelbſt die allgemeinen Naturkräfte, die Elektricität ꝛc. als Beſtandtheile des Nationalreichthums betrachten, ſo ſtellen ſie ſich in Widerſpruch mit dem Weſen des letzteren.

Ein ſehr lehrreiches und zeitgemäßes Kapitel iſt das vierte: „*Vom geiſtigen Eigenthum*". Der Verf. tritt natürlich für die Rechte dieſes ſogen. Eigenthums in die Schranken. Es iſt zweifellos, daß z. B. der Verfaſſer einer Schrift, als ſolcher, der urſprüngliche, wahre Eigenthümer derſelben iſt und das ausſchließliche Recht hat, darüber willkürlich zu verfügen. Er beſitzt die Befugniß, ſein Manuſcript drucken zu laſſen, und die gedruckten Exemplare dem Publikum zu verkaufen. Auch iſt ihm unbenommen, die Schrift an einen Dritten zu verkaufen und demſelben alle mit dem Verlage verbundenen Vortheile zu überlaſſen. In dieſem Falle muß man, um über die Frage hinſichtlich des inneren Grundes der Autorenrechte zu entſcheiden, das Verhältniß in's Auge faſſen, welches einerſeits zwiſchen dem Autor und ſeinem Verleger, und andererſeits zwiſchen dem Verleger und dem Publikum ſtattfindet. Dieſes Rechtsverhältniß beruht auf einem zweifachen Vertrage. Denn einmal verkauft der Autor ſein Manuſcript an den Verleger, und dann verkauft dieſer ſeinerſeits die gedruckten Exemplare an das Publikum. In beiden Fällen handelt es ſich alſo um einen Kaufcontract oder um einen Vertrag. Hierbei iſt der Wille der Contrahenten und der Sinn, in welchem ſie den Vertrag verſtanden haben, maßgebend, wenn man die Tragweite des Vertrags beurtheilen will. Bei dem Vertrage des Verlegers mit dem Käufer eines Exemplars iſt es klar, daß der Erſtere bei dem Verkaufe des Buches zwar das Eigenthum und das Recht der *gewöhnlichen* Benutzungsweiſe deſſelben cedirt, nicht aber zugleich das Recht zu der *beſonderen* Benutzungsart der Vervielfältigung. Dieſes Recht behält er ſich vor, was ſich ſchon aus der *Verſchiedenheit der Preiſe* ergiebt, die für das *Manuſcript* und für die *Copieen oder gedruckten Exemplare* bezahlt werden. Auch der Käufer des Buchs kann unmöglich der Meinung ſein, mit deſſen Ankauf zugleich das Recht der Vervielfältigung erworben zu haben. Er weiß, daß der geringe Preis, den er zahlt, nur für die gewöhnliche Benutzungsart des Buches berechnet iſt und zu dem Werthe des wirklichen Verlagsrechts außer allem Verhältniß ſteht. Der Nachdruck enthält alſo eine laesio enormis und muß ſchon aus dieſem Grunde als eine offen-

---

denn den eines Hazardſpiels habe. Nicht anders iſt es mit der Anſicht über die volkswirthſchaftliche Zuläſſigkeit einiger Conſumtionsſteuern, wie z. B. einer höheren Beſteuerung des Tabaks und einer mäßigen des Petroleums, denen nur der Doctrinarismus gewiſſer Kongreßredner den Vorzug vor der direkten Steuerſchraube ohne Ende abzuſprechen wagt. D. R.

Digitized by Google

bare Rechtsverletzung angeſehen werden. Wenn daher auch beim Verkaufe des Buches keine ausdrücklichen Stipulationen über die Benutzung deſſelben getroffen werden, ſo wäre es doch ein großer Irrthum, zu glauben, daß dergleichen Stipulationen gar nicht vorhanden ſeien. Dieſelben exiſtiren ſtillſchweigend. Der Verleger verkauft das Buch unter der Vorausſetzung, daß der Käufer daſſelbe einfach benutzen will, und dieſelbe Meinung hegt das Publikum, indem es kauft. Auf Treu und Glauben beruht der Vertrag, den der Verleger mit ihm abſchließt, indem er ihm ein gedrucktes Buch verkauft. Das allgemeine Rechtsgefühl iſt von jeher über dieſen Punkt im Klaren geweſen und hat den Nachdruck als eine offenbare Rechtsverletzung angeſehen. Nur die Volkswirthſchaftslehre des Herrn Carey in Nordamerika beſtreitet oder verkennt die Natur des literariſchen Beſitzrechtes. Im Uebrigen beſteht das ſogenannte „geiſtige“ Eigenthum in dem Rechte, eine Sache als Modell zur Anfertigung von Copieen zu benutzen, iſt alſo nur eine eigenthümliche Benutzungsweiſe gewiſſer Gegenſtände. Daß dieſe Benutzungsweiſe, ſtreng genommen, nicht als Eigenthum betrachtet werden kann, leuchtet ein; noch weniger kann ſie als eine beſondere Art des Eigenthums, als „geiſtiges Eigenthum“ gelten. Nur das Manuſcript iſt, als körperliche Sache, Eigenthum. Das ſogenannte geiſtige Eigenthum läßt ſich alſo zum Nationalreichthum nicht rechnen.

Von den übrigen Kapiteln wollen wir nur diejenigen vom „Nutzen“ und von den „latenten Werthen“ erwähnen.

In der Geſchichte der Volkswirthſchaftslehre begegnet man in der Regel nur der abſtrakten Auffaſſung des Nutzens. Nach der gewöhnlichen Definition und nach dem Sprachgebrauch, iſt der Nutzen weder an Zeit und Ort, noch an wirkliche Dinge und Perſonen gebunden; er hängt mit den Gattungen, mit den Eigenſchaften der Dinge zuſammen. Man nennt demnach die Steinkohle überhaupt nützlich, ohne zu fragen, ob ſie in den Tiefen der Erde ruht, oder ob ſie ſich ſchon in unſerem Beſitze befindet. Der Verf. des vorliegenden Buches urtheilt anders. Was nützt uns die Steinkohle, ſo lange ſie unerreicht vom Eiſen des Bergmanns noch im Schooße der Erde ruht? Was nützen die Perlen auf dem Boden des Meeres, ſo lange die Hand des Tauchers ſie nicht erfaßt? Was nützt der fruchtbarſte Boden Braſiliens, ſo lange ſich zu ſeiner Kultur kein fleißiger Arm findet? Demnach können nur ſolche Dinge als nützlich gelten, welche wirklich vom Menſchen benutzt werden. Die Benutzung ſetzt aber den Beſitz voraus, iſt an Zeit und Ort gebunden und bezieht ſich auf wirkliche Perſonen und Dinge. Der Nutzen, in dieſem Sinne verſtanden, iſt kein Abſtractum, ſondern ein concretes Verhältniß, eine Thatſache. Und nur ſoweit als der Nutzen der Dinge reicht, gehören die Dinge zum Nationalreichthum.

Mit Hilfe des Tauſches oder des Kaufes kommt der Werth der Dinge zum Vorſchein. Aber nur vorübergehend; denn er zeigt im Uebrigen eine Neigung, ſich zu verbergen und den Charakter eines latenten Werthes anzunehmen. Ein Centner Wolle hat an einem gewiſſen Markte einen gewiſſen Preis, aber ſobald er in die Hände des Fabrikanten gelangt, verbirgt ſich dieſer Werth und kommt nie mehr völlig rein zum Vorſchein. Aehnlich verhält es ſich mit den meiſten Dingen, ſobald ſie der Conſumtion anheimfallen und dem Verkehre entzogen werden. Ihr Tauſchwerth verſchwindet nicht, er verbirgt ſich nur und wird latent, kann aber jeden Augenblick wieder zum Vorſchein kommen. Daher ſind Dinge, die einen latenten Werth haben, nicht minder zu den Gegenſtänden des Eigenthums oder des Beſitzes, d. h. zum Nationalreichthum zu rechnen, als Dinge, deren Tauſchwerth jeden Augenblick beſtimmbar iſt.

Das intereſſanteſte Beiſpiel latenter Werthe bietet die Bevölkerung dar. Wenn der Menſch auch als moraliſches Weſen über die natürlichen Geſchöpfe weit erhaben iſt, ſo erſcheint er doch auf dem wirthſchaftlichen Gebiete, mit der Natur und dem Kapitale vereint, nur als ein einfacher Faktor der Produktion und nimmt als ſolcher, ſeiner moraliſchen Würde ungeachtet, einen wirthſchaftlichen Werth in Anſpruch. Dieſer Werth kann aber natürlich nur ein latenter ſein, da zwar Sklaven gekauft oder verkauft werden, freie Menſchen aber nimmermehr ein Gegenſtand des Kaufs werden können. Um zu beweiſen, daß in den einzelnen Menſchen, wie in der Bevölkerung eines Landes überhaupt, wirklich ein latenter Werth ſteckt, geht der Verf. von der Inſtitution der Sklaverei aus. Angenommen, daß ein Pflanzer in den ſpaniſchen Colonieen einem Sklaven unentgeltlich die Freiheit ſchenkt, ſo geht damit der Werth des Sklaven für den Herrn verloren, aber dieſer Werth verſchwindet keineswegs ganz, ſondern bleibt in der Arbeitskraft und Perſönlichkeit des Freigelaſſenen ungeſtört fortbeſtehen. Der Sklave iſt ſein eigener Herr geworden und ſein Werth iſt aus den Händen ſeines Herrn in ſeine eigenen Hände übergegangen. Wenn demnach der Freigelaſſenene in der ungehinderten Verfügung über ſeine perſönlichen Kräfte und Fähigkeiten ein reelles Kapital, alſo einen Werth, einen latenten Werth beſitzt, ſo wäre es ungerecht, dem freien Arbeiter einen ſolchen Werth abzuſprechen. Man muß alſo annehmen, daß Jeder, der von ſeiner Arbeit lebt, einen gewiſſen Geldwerth hat. Wie von dem gewöhnlichen Arbeiter, ſo wird dies auch, und noch mehr, von den geſchickten Handwerkern, von den kenntnißreichen Geſchäftsleuten, von den Beamten des Staats, und überhaupt von den gebildeten und mit einer nützlichen Arbeit beſchäftigten Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft gelten müſſen. Alle haben einen latenten Werth, und die arbeitsfähige, die arbeitende Bevölkerung eines Landes muß alſo ebenſo gut wie die gewöhnlichen Güter zu den Beſtandtheilen des Nationalreichthums gerechnet werden. Es mag freilich ſeltſam erſcheinen, wenn der Menſch als Eigenthümer ſeiner ſelbſt betrachtet werden ſoll; doch ſteht dieſer Gedanke mit der Erfahrung nicht im Widerſpruch; denn, ſo fragt der Verf., wie könnte Jemand einen Dienſtvertrag eingehen und ſich ſelbſt an Andere vermiethen, wenn der Menſch nicht überhaupt ein doppeltes Weſen wäre und in Folge ſeines Selbſtbewußtſeins über ſich und ſeine Fähigkeiten als Herr und Eigenthümer zu verfügen die Macht hätte?

Gleichwohl giebt der Verfaſſer ſeine Meinung über dieſen Gegenſtand nur als das, was ſie iſt, als eine Hypotheſe, von deren Wahrheit er aus den angegebenen Gründen überzeugt zu ſein erklärt, und über welche, wie er glaubt, das letzte Wort noch nicht geſprochen iſt.

Zwei neue Erfindungen im Gebiete der Photographie.

In der photographiſchen Welt ſind jetzt zwei neue Vervielfältigungs-Verfahren aufgetaucht, welche bald allgemeine Wichtigkeit für Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur erlangen dürften.

Die Herſtellung photographiſcher Bilder war bisher immer eine langſame und koſtſpielige Operation; langſam, weil das Kopiren der in der Camera aufgenommenen Negative auf Papier mit Hilfe des Lichtes geſchah und inſofern vom Wetter abhängig war, koſtſpielig, weil das theure mit Silberſalzen getränkte

Digitized by Google

Papier dabei in Anwendung kam. Inſofern konnte der moderne Buch- und Kunſtdruck nur in bedingtem Maaße von der Photographie Vortheil ziehen, und die Herſtellung photographiſcher Bilder durch den gewöhnlichen Preſſendruck oder Walzendruck war ein ſeit lange ſchwebendes Problem, das die bisher üblichen Methoden der Photolithographie und wie ähnliche Erfindungen heißen, nur theilweiſe zu löſen im Stande waren.

Jetzt haben zwei Männer, Woodbury in London und Albert in München, das Problem anſcheinend gelöſt, oder doch der Löſung nahe geführt. Die Photographiſchen Mittheilungen, Zeitſchrift des Vereins zur Förderung der Photographie in Berlin*), herausgegeben von Dr. H. Vogel, ein in Deutſchland wie im Auslande weit verbreitetes und mit Recht geſchätztes Organ der photographiſchen Kunſt, das ſchon ſeit Jahren regelmäßig bildliche Proben neuer photographiſcher Erfindungen gebracht, enthalten in den uns vorliegenden Auguſt- und September-Nummern zwei artiſtiſche Beilagen. Die eine iſt die Wiedergabe eines Oelgemäldes von Gérome, „der Kleiderhändler“, gefertigt nach dem Woodbury'ſchen Reliefdruck-Verfahren von Goupil in Paris, die andere iſt ein Portrait nach der Natur von Albert in München. Auf den erſten Anblick der beiden Blätter, glaubt man gewöhnliche Silberphotographieen vor ſich zu haben, ſo täuſchend ſind ſie dieſen ähnlich, und doch beſtehen ſie nicht aus Silber, ſondern aus Farbſtoff, reſp. Druckerſchwärze, und noch intereſſanter werden dieſe Bilder für uns durch die wunderbare Art der Herſtellung.

Auch ſie verlangen als Ausgangspunkt ein gewöhnliches auf Glas aufgenommenes Camerabild, ein Negativ; von dieſem wird mit Hilfe des Lichts eine Copie genommen auf eine Miſchung von Leim und chromſaurem Kali.

Eine Glasfläche mit dieſer Miſchung überzogen und unter dem negativen Bild dem Licht ausgeſetzt, verändert ſich in der merkwürdigſten Weiſe; ſie zeigt bald eine blaßbräunliche Copie des negativen Bildes, indem die Leimtheilchen an den vom Licht getroffenen Stellen unauflöslich werden. Dieſes ſo erzeugte Bild dient nun bei Woodbury ſowohl als bei Albert als Baſis zur Herſtellung der Druckplatte. Die Leimfläche hat nach Waſchen mit Waſſer die Eigenthümlichkeit, nur an den vom Licht getroffenen Stellen die Schwärze anzuziehen und feſtzuhalten, wenn man mit einer lithographiſchen Schwärzwalze darübergeht, und beim Zuſammenpreſſen mit Papier dieſe fette Schwärze an letzteres abzugeben und dadurch einen Abdruck zu liefern. In dieſer Weiſe verfährt Albert. Natürlich kann das Einſchwärzen und Abdrucken beliebig oft wiederholt werden, und ſo kann man von Einer Platte Hunderte von Abzügen herſtellen.

Freilich kommen die uns vorliegenden Portraitbilder, bei aufmerkſamer Muſterung, nach dieſem Verfahren einer gewöhnlichen Photographie in Bezug auf Haarſchärfe und gehauchte Halbtöne, vielleicht auch in Kraft der Schwärzen, noch nicht ganz gleich; inſofern werden ſie für das Portraitfach noch nicht allgemeine Aufnahme finden, aber ſie erſcheinen doch unendlich viel ſchöner, als gewöhnliche Lithographieen des Marktes und namentlich laſſen die nach dieſem Verfahren erzeugten Reproduktionen nach Kupfern und Cartons der Schiller- und Göthe-Galerie nichts mehr zu wünſchen übrig, und es wäre erfreulich, wenn durch dieſes Verfahren die Kunſtſchätze aller Nationen für einen billigen Preis zugänglich gemacht werden könnten.

Ganz anders iſt das Verfahren von Woodbury. Auch er nimmt das Bild auf die Leimſchicht, welches wir oben beſchrieben haben; er wäſcht es aber mit heißem Waſſer; dadurch löſen ſich alle Theile der Schicht, die nicht zum Bilde gehören, auf, und das Bild bleibt als Relief ſtehen, die Schwärzen am höchſten, die Lichter am tiefſten. Man höre! ein durch das Licht erzeugtes Relief! eine wahre Photoſculptur! Es iſt leicht, von ſolchem Relief einen Abklatſch in Metall zu machen, und es braucht nur mit einer Bleiplatte unter die hydrauliſche Preſſe gelegt zu werden und man bekommt ein vertieftes Bild in Metall, die Schatten am tiefſten, die Lichter am höchſten. Auf dies vertiefte Bild gießt nun Woodbury ſchwarz gefärbte Gelatinlöſung; dieſe dringt in alle Vertiefungen, und beim Anpreſſen eines Stück Papiers haftet ſie an dieſem und liefert ein anfangs reliefartiges Bild mit hoch heraustretendem Schatten, weniger hohen Halbtönen und ganz flachen Lichtern. Die zarteſten Uebergänge drücken ſich hier durch die dicken und dünnen Gelatinlagen aus, und in Bezug auf Kraft der Schatten und Schönheit der Halbtöne dürfte dieſes Verfahren wohl nichts zu wünſchen übrig laſſen, eher noch im Glanz der Lichter. Im Uebrigen iſt das Anſehen dieſer Bilder keineswegs reliefartig; die Gelatinſchicht, aus welcher das Bild beſteht, trocknet raſch zuſammen und durch den Druck einer ſtarken Walze wird das Bild völlig eben. Die Kunſthandlung von Goupil in Paris übt dieſes Woodbury'ſche Verfahren bereits praktiſch aus; ſchon ſind mehrere Bilder, Reproduktionen nach Oelgemälden, Handelsartikel, und nur die Schwierigkeit des Druckens mit der Gelatinſchwärze ſetzt dieſem Verfahren bei größeren Platten noch Hinderniſſe in den Weg.*)

Böhmen.

Höfler contra Palazky: Ueber die Verſchmelzung Böhmens mit dem deutſchen Reiche.

Im neueſten (am 15. October ausgegebenen) Hefte der „Mittheilungen des Vereines für die Geſchichte der Deutſchen in Böhmen“ befindet ſich eine von C. Höfler verfaßte kritiſche Abfertigung deſſen, was Palazky in ſeiner Geſchichte Böhmens beibringt über die Erhebung Karl's IV., Markgrafen von Mähren, aus dem Hauſe Luxemburg, zum König- und Kaiſerthum, im J. 1346. Karl hatte, um die Wittelsbacher in Rom auszuſtechen, dem Papſte Clemens VI. die merkwürdigſten Zugeſtändniſſe gemacht — Zugeſtändniſſe von wahrhaft ſchmachvoller, herabwürdigender Art für das römiſch-deutſche Kaiſer- und Königthum. Palazky beſchönigt dieſe Zugeſtändniſſe, indem er ſie weder als neu, noch als außerordentlich bezeichnet; Höfler, der ſchon ſo viele Unrichtigkeiten des „ſtändiſchen Hiſtoriographen“ nachgewieſen, beleuchtet auch dieſe Beſchönigung Karl's IV. mit der Fackel der Kritik und weiſt nach, wieviel auch in Bezug auf deſſen Königs- und Kaiſerwahl dem Geſchichtſchreiber Palazky gänzlich unbekannt war. Der tſchechiſche Hiſtoriograph theilt ebenſo über die Bedeutung der Goldenen Bulle Karl's IV. nur dasjenige mit, was in ſeinen ſlaviſchen Kram paßt, während er Alles verſchweigt, worin eine Anerkennung des vollſtändigen Aufgehens von Böhmen in das römiſch-deutſche Reich liegt. Bei dieſer Gelegenheit ſagt Höfler:

„Unwillkürlich wird man, wenn man ſieht, daß dergeſtalt

*) Berlin. Robert Oppenheim (1869, Heft V und VI).

*) Proben dieſer neuen Druckverfahren ſind in der Hanfſtängel'ſchen Kunſtausſtellung, Unter den Linden. 76, ausgeſtellt.

Digitized by Google

Böhmen durch ſeinen König und Kaiſer auch ſtaatsrechtlich, durch einen feierlichen Akt der Reichsgeſetzgebung, mit dem deutſchen Reiche verbunden ward, zu der Frage gedrängt, welcher Theil größeren Vortheil aus der Verbindung Böhmens mit dem deutſchen Reiche gezogen habe, ob erſterer, ob letzterer? Und in der That, wenn man die vielen Heereszüge bedenkt, welche unſere Könige und Kaiſer vom *neunten* und *zehnten* Jahrhunderte bis in das *ſiebzehnte* und *achtzehnte* führen mußten, um Böhmen bei dem deutſchen Reiche zu erhalten; die verheerenden Züge durch einzelne Theile Deutſchlands, wenn die Böhmen, ſei es in den Tagen Heinrich's IV., Otto's IV. oder Sigmund's, nach Thüringen, Sachſen oder Franken herausbrachen, und wie Böhmen regelmäßig der Wetterwinkel war, aus welchem die Gewitter und Stürme ſich über Mitteleuropa entluden, ſo erkennt man leicht, daß die Frage keine müßige iſt. Allein es handelte ſich anfänglich einfach darum: Sollte ſich an den Gränzen von Baiern, Franken und Sachſen nicht eine große ſlaviſche Geſammtmacht bilden, die wie ein Keil in das Herz des Reiches einzudringen vermocht hätte, dann mußte das einmal gewonnene Gränzland behauptet und in eine feſte Burg des Reiches umgewandelt werden, um Polen noch weiter zurückzudrängen und Mähren zu behaupten, Brandenburg zu ſchützen, Pommern zu gewinnen. Der Deutſche hat in Böhmen das Gefühl, daß ihm die, Jahrhunderte hindurch mit aller Conſequenz fortgeſetzten Beſtrebungen ſeiner größten Könige und Kaiſer zur Seite ſtehen; ſein Anrecht beruht auf der Thatſache, daß das alte Markomannenland, *alte deutſche Erde*, mit ungeheueren Anſtrengungen in den Bereich Deutſchlands wieder hineingezogen wurde, bis ſich das wohlbegründete Sprichwort bildete, die römiſche Krone gehöre auf die böhmiſche.

„Wenn die Könige von Böhmen nicht das mindeſte Bedenken trugen, ſich Floß und Parkſtein, Eger und andere Orte, endlich ganze Herzogthümer von den deutſchen Kaiſern ſchenken, verpfänden oder ſich damit belehnen zu laſſen, und ſo Böhmen, wenn es ging, in's Endloſe zu vermehren, mußte es ſich auch die ſlaviſche Nationalität gefallen laſſen, Deutſche nicht etwa blos zu dulden, ſondern ſie im Vollgenuſſe ihrer Rechte zu ſichern. Man konnte nicht nach der einen Seite ausgreifen und nach der anderen ſich national beſchränken. Entweder das Eine oder das Andere, aber nicht das Eine und das Andere. War aber einmal der König von Böhmen auch deutſcher König geworden, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſein Stammland ſich der univerſalhiſtoriſchen Idee unterwerfen, dieſe adoptiren mußte. Wollte man das nicht thun, ſo mußte man auch auf die Vortheile verzichten, welche man durch das römiſche Königthum erlangt hatte, auf die europäiſche Stellung. Deutſcher Kurfürſt zu ſein und, wie Wenzel, eine den Deutſchen feindliche Politik im Innern annehmen, iſt nur nach huſitiſcher Logik zu entſchuldigen; dieſe aber hat auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete noch kein Bürgerrecht gewonnen, ziemt ſich am wenigſten für Leute, welche auf Geſittung Anſpruch machen. Vollends zu Schimpfreden ſeine Zuflucht zu nehmen, wo es ſich um Beweiſe handelt, liefert höchſtens die Gewißheit, daß es in Böhmen keine Freiheit wiſſenſchaftlicher Erörterungen giebt, daß jene Zeiten noch hereinragen, die, ſtatt der Argumente, ſich der Dreſchflegel bedienten.“

Höfler läßt es übrigens nicht bei ſeiner Unterſuchung der böhmiſchen Geſchichte im vierzehnten Jahrhundert bewenden, um das alte Recht der Deutſchen auf die Hegemonie in Böhmen nachzuweiſen, ſondern in ſeinen weiteren Forſchungen über die Slaven und Germanen der älteſten Zeit zeigt er, daß Jahrhunderte bevor die Slaven überhaupt in der Weltgeſchichte aufgetreten waren und ſich in Europa conſtituirt hatten, die Deutſchen den Boden, den jene nachmals in Pannonien und im Lande der Markomannen einnahmen, vom Joche der Römer befreit hatten, daß das mittelalterliche europäiſche Staatenſyſtem ſich ganz unabhängig vom und unbekümmert um das Slaventhum ausgebildet und daß Böhmen bereits mit ſeiner frühen Annahme des Chriſtenthums „ein edles Glied des deutſchen Reiches“ wurde.

Frankreich.

Sainte-Beuve, ein franzöſiſcher Leſſing.

Es iſt wieder einer der Veteranen der Jugend von 1830 dahingeſchieden, die in ihren Kreiſen ſo zahlreiche, in der Literatur berühmte Namen zählte; Sainte-Beuve iſt nicht mehr unter den Lebenden. Das ſchmerzliche Leiden, das ſeit Jahren ſein Daſein verbitterte, hat den unvermeidlichen und längſt vorauszuſehenden Ausgang gehabt; am dreizehnten October, eineinhalb Uhr Nachmittags, hauchte er, umgeben von trauernden Freunden, in jenem beſcheidenen Hauſe der rue Montparnasse ſein Leben aus, das er ſeit nahezu vierzig Jahren bewohnte, trotz der Wandlungen der Zeit, die aus dem Feuilletoniſten des „Globe“ einen Akademiker und Senator gemacht hatte. Das beſcheidene Häuschen war ihm trotz ſeines Mangels an allem Comfort lieb geworden; auch fand er in jenem abgelegenen Viertel die Ruhe, die er in einer faſhionableren Stadtgegend vergebens geſucht hätte.

Die Geſchichte ſeines Lebens iſt einfach, wie die Stätte, die den größten Theil deſſelben ſah, obwohl er mit den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit zum Theil in ſehr nahe Berührung gekommen. Die großen Affecte und Paſſionen fehlen in dieſer in ſtets gleichmäßiger Ruhe dahinfließenden Exiſtenz; die Colliſionen, welchen bei den zahlreichen politiſchen und literariſchen Wandlungen ſeiner Epoche kaum ein anderes Naturell mit gleicher Leichtigkeit entgangen wäre, vermied er mit jener Biegſamkeit des Charakters, welche ihm weit öfter zum Vorwurfe gemacht iſt, als ſie ihm zum Lobe gereicht hat. Auch unſere leichtlebigeren weſtlichen Nachbarn fanden in einzelnen Fällen, daß Ste. Beuve ſeine Anſichten und Meinungen mit zu großer Leichtigkeit metamorphoſirte; namentlich als er im Jahre 1860 ſein Buch über Chateaubriand und ſeine Umgebung ſchrieb und ſich in dieſem Abdrucke der Vorleſungen, die er (1848) in Lüttich gehalten hatte, „von den geſellſchaftlichen Rückſichten und Verbindlichkeiten frei glaubte, welche ihn bis dahin veranlaßt hatten unter einer äußerlich auferlegten Schmeichelei (adulation) ſeine eigentliche Meinung über den Verfaſſer des René zu verbergen“. Das war den Franzoſen zum Theil denn doch zu ſtark, daß Ste. Beuve ſich mit einer ſolchen Phraſe über die Unzukömmlichkeiten hinweghelfen wollte, die es hatte, ein Idol mit eigenen Händen zu zerſchlagen, das er ſelbſt aufrichten geholfen. Dieſe Wandelbarkeit war auch die Urſache einer der trübſten Stunden ſeines Lebens, des Charivari, das ihm die ſtudirende Jugend 1852 im Collège de France brachte. Doch greifen wir dem Gange ſeines Lebens nicht vor.

Charles Auguſtin Ste. Beuve wurde am 23. December 1804 in Boulogne-ſur-mer geboren, zwei Monate nach dem Tode ſeines Vaters, eines Obercontroleurs der indirecten Steuern. Er erhielt von ſeiner Mutter, die aus einer engliſchen Familie ſtammte,

Digitized by Google

eine vorzügliche Erziehung, wurde aber ſehr bald nach Paris geſchickt, um ſeine vorbereitenden Studien im Collège Charlemagne zu vollenden. Er widmete ſich nach Abſchluß derſelben der Medicin, da er für dieſe Wiſſenſchaft, namentlich für ihren anatomiſchen Theil, ein großes Intereſſe empfand. Doch ließ dieſer Eifer ſehr bald nach, nachdem er das vorläufige Ziel ſeiner Beſtrebungen erreicht hatte und eine der ſehr begehrten Externatenſtellen mit Wohnung im Hoſpital St. Louis erhalten hatte. Als damals ein alter Lehrer von ihm, Dubois, die Direction des „Globe" übernahm, ließ er ſich durchaus nicht lange bitten, als Mitarbeiter für den literariſchen Theil des Blattes einzutreten, und hing bald darauf (1827) ſeine mediciniſche Berufsthätigkeit ganz an den Nagel.

Im J. 1826 erſchien der dritte Band der „Odes et Ballades" von Victor Hugo, und Ste. Beuve wurde beauftragt, denſelben für den Globe zu beſprechen. Die romantiſche Schule befand ſich damals noch in ihrer Bildungsperiode und war durchaus nicht frei von politiſchen Anhängſeln und ſolchen Tendenzen, zu denen der „Globe" ſtets eine abwehrende Stellung eingenommen hatte. Ste. Beuve beurtheilte das Werk Hugo's in dieſem Sinne; doch leuchtete durch ſeine Kritiken die Bewunderung deutlich genug hindurch, ſo daß Hugo, davon nicht unangenehm berührt wurde und dem jungen Kritiker einen Beſuch machte, um ihm zu danken. Dieſes Zuſammentreffen hatte den günſtigſten Erfolg, beide Theile wurden auf's Vortheilhafteſte von einander eingenommen. Es fand ſich, daß der junge Kritiker auch Verſe gemacht hatte, Victor Hugo beſtand darauf ſie zu ſehen, bewunderte ſie und Ste. Beuve ward Romantiker und Mitglied des Cénacle, jenes literariſchen Kreiſes der Romantiker, dem außer Victor Hugo noch de Vigny, Alfred Muſſet, die beiden Deſchamps und Andere angehörten.

In dieſe Zeit fällt eins der bedeutendſten Werke Ste. Beuve's, das „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au XVI. siècle". Daunou, ſein Landsmann, hatte ihm den Stoff vorgeſchlagen, der gleichzeitig Gegenſtand einer von der Akademie geſtellten Preisfrage wurde. Der Stoff nahm unter den Händen Ste. Beuve's eine unverhoffte Ausdehnung an und überſchritt ſehr bald den Cadre der Akademie, wie er auch zur feſtgeſetzten Zeit nicht abgeſchloſſen wurde. Die literariſchen Kämpfe jener Zeit bewirkten, daß Ste. Beuve ſeinen Gegenſtand in ganz anderem Lichte darſtellte, als das Programm der Akademie es mit ſich brachte. Ste. Beuve verzichtete auf den Preis und arbeitete das Werk in ſeinem Sinne aus. So entſtand die beſte Arbeit, die Frankreich über die Literaturgeſchichte des 16. Jahrhunderts beſitzt, vielleicht das beſte Werk ſeiner Literatur-Geſchichtsſchreibung überhaupt.

Das nächſte Werk Ste. Beuve's war ein Band Gedichte, die er, nach einer Mode jener Zeit (der auch Merimée in ſeinem Theater der Clara Gazul huldigte) einem kürzlich an der Lungenſchwindſucht geſtorbenen Studenten zuſchrieb (Poésies de Joseph Delorme, 1829). Wir ſtehen hier mitten im Romanticismus, Ste. Beuve geht über die Kühnheiten Victor Hugo's, die er geſtern noch getadelt heute ſchon hinaus. Die Consolations (1830) ſtehen auf demſelben Standpunkte, der Romanticismus iſt nur etwas feiner und zarter, mit einer Doſis von Myſticismus verſetzt. Die dichteriſchen Verſuche Ste. Beuve's, wie enthuſiaſtiſch ſie auch von den Romantikern, ſeinen Geſinnungsgenoſſen, aufgenommen wurden, ſind heute faſt vergeſſen; hier iſt es nicht, wo Ste. Beuve's literariſche Bedeutung liegt.

Nach der Juli-Revolution übernahm Pierre Leroux, der Saint Simoniſt, die Redaction des Globe. Ste. Beuve wurde einer ſeiner wärmſten Anhänger und, unter der neuen Redaction, wieder eifriger Mitarbeiter des Globe. Gleichzeitig trat er in die Zahl der Mitarbeiter der Revue des deux mondes ein, wo er ſeine in der Revue de Paris begonnenen literariſchen Porträts fortſetzte. Er wurde in dieſer Specialität bald der erſte und geſuchteſte Feuilletoniſt von Paris, namentlich nachdem ihn das tägliche Bedürfniß der Zeitungen gezwungen hatte, bei ſchnellerer Production auch einen eigenthümlich geſchraubten und verkünſtelten Stil aufzugeben, der manche ſeiner früheren Arbeiten, nicht gerade zu ihrem Vortheile, charakteriſirt. Die Vollkommenheit, zu der er es in ſeinem literariſchen Genre gebracht, verſchaffte ihm im J. 1845 den Fauteuil Caſimir Delavigne's in der Akademie.

Obgleich er die Orleans nicht liebte, war doch die achtundvierziger Kataſtrophe für ihn ein harter Schlag; er trat auf die Seite der Reaction, flüchtete zuerſt nach der Schweiz, ſpäter nach Lüttich und kam erſt 1850 zurück, um mit einem Jahresgehalt von 20,000 Franken beim Conſtitutionnel einzutreten. Der Staatsſtreich fand ſeine Billigung; er war einer der eifrigſten Freunde der neuen Napoleoniſchen Dynaſtie und ein regelmäßiger Beſucher der Salons der Prinzeſſin Mathilde. Nach dem Staatsſtreiche trat er mit einem enormen Gehalt beim Moniteur officiel ein und wurde gleichzeitig zum Profeſſor der lateiniſchen Poeſie am Collège de France ernannt. Seine allbekannte politiſche Richtung, die ihm zu dieſer Stelle verholfen hatte, verſchaffte ihm unter der ſtürmiſcheren Jugend des Quartier latin nicht die beſte Aufnahme; er wurde gleich bei ſeiner erſten Vorleſung mit ungeheurer Einſtimmigkeit ausgepfiffen und mußte den Saal verlaſſen. Noch am Ende ſeines Lebens iſt ihm ſeine Napoleoniſche Metamorphoſe am Wenigſten vergeben worden.

Eine Stellung als Profeſſor an der École normale, deren Eleven als Interne ſich ſolche politiſche Demonſtrationen nicht zu erlauben pflegen, entſchädigte ihn und 1865 erreichte er eins der großen Ziele ſeines Lebens: er wurde Senator. Er hatte ſeine Hingebung an die Napoleoniſche Dynaſtie zu oft betont und bewieſen, als daß ihm der Kaiſer dieſe Genugthuung hätte verſagen können. Kaum Senator geworden, wurde er Mitglied der Oppoſition in dieſer Körperſchaft, nicht ohne einiges Erſtaunen derjenigen, welche ihm zu der neuen Würde verholfen. Die frühere Geſchichte des neuen Senators hätte ſie auf eine ſolche Umkehr vorbereiten ſollen.

Ueber die politiſchen Meinungen und Handlungen Sainte-Beuve's iſt hier nicht der Ort, eingehender zu reden; man kann nur bedauern, daß ein ſolches Talent nicht in höherem Maße ein Charakter war. Sein eigentliches Feld und das bleibende in ſeiner Thätigkeit war ja doch die literariſche Kritik. Man kann ſagen, daß er dieſem Theile der Literatur ſeinen Stempel aufgedrückt hat. Ste. Beuve's „Port Royal", die „Portraits littéraires" und vor allen die Lundis, wo ſein eigenthümliches Talent ſich am freieſten entfaltet, nehmen in der Meinung und in der Handbibliothek franzöſiſcher Kritiker dieſelbe Stelle ein, die Leſſing's kritiſche Schriften bei ihren deutſchen Collegen noch immer behaupten.*)

Dieſe lange Reihe von Bänden, dieſes große Kaleidoscop von Monographieen, in denen es Ste. Beuve verſtanden hat, ſich zu vervielfältigen, ohne ſich zu wiederholen, bildet, nach der Anſicht der großen Mehrzahl der Franzoſen, das Höchſte, was in

*) Ich will dabei nicht im Entfernteſten Ste. Beuve mit Leſſing vergleichen; der Erſtere würde dabei zu ſehr verlieren.

Digitized by Google

der literariſchen Kritik überhaupt geleiſtet worden iſt oder geleiſtet werden kann. Selbſtverſtändlich bezieht ſich dieſe Anſicht nur auf die Form; keiner denkt daran, ſich das ſachliche Urtheil Ste. Beuve's in den vielen literariſchen Federkriegen anzueignen, in denen er vielleicht oft zu große Leidenſchaft und zu wenig Gerechtigkeit bewieſen. Die Leidenſchaft Ste. Beuve's war eigener Art; ſie äußerte ſich durch Nadelſtiche, die aber hinreichten, einen Menſchen oder wenigſtens einen Schriftſteller todt zu machen. Bei Allen iſt ihm dies freilich nicht gelungen; Balzac namentlich hat dieſen Nadelſtichen widerſtanden.

Der Tod Ste. Beuve's läßt eine große Lücke zurück, die auszufüllen nicht leicht. Den Kritiker zu erſetzen, der zugleich ein fleißiger Gelehrter zu ſein verſtand, der mit dichteriſchem Empfinden in das Werk eines Andern einzudringen verſtand, iſt keiner unter der jüngeren Generation berufen. F. W.

Rußland.

Alexander v. Humboldt in Rußland.*)

Während ſich die Welt vereinigte, um in der hundertjährigen Feier des deutſchen Namens Humboldt ein allgemeines Dankfeſt zu begehen, wird bekanntlich gegen den Geiſt Humboldt's noch in unſäglicher Weiſe allerorten gefrevelt. Auch der halbciviliſirte Gränzſtaat des europäiſchen Oſtens weiß ſein den Humboldt'ſchen Ideen von Humanität und Toleranz ſchnurſtracks entgegenlaufendes Verhalten zu den nicht großruſſiſchen Nationalitäten und zu den nicht „rechtgläubigen" Confeſſionen ſeines Gebiets mit officiellen und halbofficiellen Huldigungen gegen Humboldt's Ruhm zu vereinigen.

Zu dieſen vor Humboldt's Genius von den Ruſſen gemachten oder erlaubten Complimenten gehört die ſoeben erfolgte Herausgabe des Briefwechſels zwiſchen unſerm großen Forſcher und dem Schöpfer der ruſſiſchen Gränzſperre, zwiſchen Humboldt und jenem ruſſiſchen Finanzminiſter, Cancrin, der durch ſeine Thaten den — auch in dieſer Correſpondenz — auf engſte Verknüpfung aller Völker gerichteten Gedanken Humboldt's in's Geſicht ſchlug.

Das heutige Finanzminiſterium in Petersburg, von dem ein Beamter bei der vorliegenden Publication als Herausgeber betheiligt iſt, hat ſeine Akten zur Abſchrift der betreffenden Briefe und zur Anfertigung von erläuternden Auszügen gegenwärtig „in liberalſter Weiſe" geöffnet, obgleich vieles in dieſem Briefwechſel Enthaltene und aus ihm Hervorgehende gegen die Grundſätze und gegen die Maßregeln der ruſſiſchen Staatsverwaltung ſpricht.

Allerdings war Alexander v. Humboldt, wie wir Alle wiſſen, der Form nach ein ſehr höflicher Mann, der niemals „Nein", ſondern immer nur „Pardon" geſagt hat, und er verleugnet ſich als ſolcher auch in dieſem Briefwechſel nicht. Keineswegs aber verhindert ihn ſeine Politeſſe, ſich energiſch gegen Pläne des ruſſiſchen Finanzminiſteriums zu erklären, deren ſpätere, zum Theil noch gleichzeitig mit dem Briefwechſel erfolgende Verwirklichung Humboldt's Einſpruch nur völlig gerechtfertigt hat. So müſſen wir in der That Humboldt's ſtaatswirthſchaftliche Vorausſicht bewundern, wenn er, von Cancrin wegen der 1827 ſchon nahe bevorſtehenden Einführung von Platinamünzen um Rath gefragt, ſich dieſem Entwurf widerſetzt, nicht nur aus vielen praktiſchen Gründen, die ſich bald darauf als durchſchlagend erwieſen haben, ſondern hauptſächlich auch von der Anſchauung ausgehend, daß ein Verſuch, die Staaten volkswirthſchaftlich von einander zu iſoliren, ſich ſelbſt in einem ſo unermeßlichen Reich wie Rußland nicht ungeſtraft vollziehen laſſe. „Der Verkehr der Völker iſt gegenwärtig in beiden Welttheilen ſo lebhaft, daß es im ſtrengſten Sinne des Worts nicht mehr eine Provinzialmünze geben kann." Dieſer nur mit Rückſicht auf die Platina-Dukaten geſchriebene Paſſus ſchließt eine Verurtheilung des ganzen auf Abſperrung Rußlands gerichteten Cancrin'ſchen Syſtems in ſich. Aber es iſt dem Grafen Cancrin, wie aus dieſem Briefwechſel deutlich hervorgeht, gar nicht darum zu thun geweſen, von Humboldt die Wahrheit über Grundſätze der Finanzverwaltung zu hören, ſondern man bezweckte mit der Befragung und mit dem ſpäteren „Reiſenlaſſen" des großen Gelehrten nur die Ausbeutung ſeiner Kenntniſſe für Rußlands materiellſten Vortheil. Eine Art Reiſeroute wurde Humboldt vorgeſchrieben, gleich einem commis voyageur, und der mehrfach ausgeſprochene Wunſch des ſchon damals ſo hochberühmten Forſchers, den Ararat zu ſehen, wurde ihm aus dem Grunde nicht gewährt, weil „dieſe Reiſe zwar intereſſant, aber weniger nützlich ſein würde". Die von Humboldt ſelbſt in ſeiner überhöflichen und mehr als beſcheidenen Weiſe ſo gerühmte Municenz des ruſſiſchen Gouvernements beſchränkte ſich auf Anweiſung einer Summe von 20,000 Rubeln für die perſönlichen Ausgaben Humboldt's und ſeiner Begleiter. Und von dieſem Betrage hat Humboldt nach einer ſechsmonatlichen Reiſe, 8. Mai bis 1. November, faſt die Hälfte an die Regierung wieder zurückerſtattet, obwohl er ganze Schaaren zu ernähren hatte, die ihm aus einem Gubernium in's andere, durch Neugierde veranlaßt, das Geleite gaben. Die Genüſſe, von denen Humboldt in den Reiſebriefen ſpricht, waren wohl immer nur idealer Natur; denn die ganze Reiſe war von den namhafteſten körperlichen Unannehmlichkeiten begleitet. „Gegen die Mücken ſind wir durch erſtickende Masken gepanzert", ſchreibt Humboldt aus Tobolsk an Cancrin unter dem 11/23. Juli 1829.

Im Allgemeinen ruht der Werth der vorliegenden Correſpondenz nur in einer Aufhellung von perſönlichen Verhältniſſen Humboldt's. Größere naturwiſſenſchaftliche Auseinanderſetzungen verboten ſich für Humboldt durch die Perſon ſeines Adreſſaten, aber auch Staatswiſſenſchaftliches finden wir wenig in dem Buche eingeſtreut, da Humboldt freiere Wahrnehmungen über den Gang einer ſo complicirten Maſchine, als die Verhältniſſe und einmal erworbenen Rechte der höheren Stände und die Pflichten der untern darbieten, zurückhält, weil ſie „aufreizend" ſein würden, „ohne auf irgend eine Weiſe zu nützen". Für den Bergmann und Hüttentechniker bietet der Briefwechſel allerdings intereſſante Materialien, da Humboldt ja von den Ruſſen weſentlich als eine Art Inſpector und Reviſor für die bergmänniſche Ausnutzung des Landes betrachtet wurde. In jedem Fall finden die Verehrer, welche der große Alexander unſeres Jahrhunderts ſo zahlreich in allen Welttheilen beſitzt, eine Vervollſtändigung des Humboldt'ſchen Charakterbildes in dieſen Beiträgen. — Intereſſant iſt, daß, während der ganze Briefwechſel deutſch geſchrieben iſt, Humboldt den auf Remittirung der übrig behaltenen Geldſumme bezüglichen Brief in franzöſiſcher Sprache abgefaßt hat.

*) Im Ural und Altai. Briefwechſel zwiſchen Alexander v. Humboldt und Graf Georg v. Cancrin, aus den Jahren 1827—32. Leipzig, Brockhaus, 1869.

Digitized by Google

Polen.

Eine poetiſche Geographie der Republik Polen.*)

Wer die Schwierigkeiten einer Ueberſetzung aus dem Polniſchen in's Deutſche kennt, wird ſich nicht darüber wundern, daß ſo wenige der berühmten polniſchen Dichter Uebertragungen gefunden haben; noch minder darüber, daß dieſe Uebertragungen wenig geleſen werden; denn ſind dieſelben treu, ſo ſind ſie wegen des, eine gänzlich fremde Sinnes- und Denkweiſe zur Schau tragenden Ausdruckes für die Deutſchen ungenießbar; ſind ſie frei, ſo haben ſie häufig die poetiſche Kraft verloren. Um ſo mehr muß es Freude machen, wenn einmal ein wirklich poetiſches Gemüth ſich an das namenlos ſchwere Werk der Ueberſetzung aus dem Polniſchen begiebt; was von den einzelnen Schönheiten des polniſchen Originals als fremdartig aufgegeben werden muß, wird in dieſem Falle durch eine über das Ganze ausgebreitete dichteriſche Harmonie erſetzt. Nun iſt freilich Pol einer von denjenigen Dichtern der Polen, welche am eheſten einer Uebertragung in's Deutſche fähig ſind. In ſeiner völligen Objectivität hat er nur wenige Geiſtesverwandte unter den polniſchen Poeten. Seine vielen, meiſt Stoffe aus der polniſchen Vergangenheit epiſch behandelnden, größeren und kleineren Gedichte zeigen ihn beinahe als germaniſchen Denker; nur zu viele andere Jünger des Parnaß läßt das Ueberſprudeln des nationalen lyriſchen Dranges nicht zu wahrem hiſtoriſchen Colorit gelangen, wenn ſie ähnliche Stoffe behandeln.

In dem „Lied von unſerm Lande", welches jetzt in gelungener Ueberſetzung vor uns liegt, geht Vincens Pol mit ſeinen Leſern die Gegenden durch, welche den Beſtand der ehemaligen Republik Polen bildeten und charakteriſirt dieſelben auf das Schlagendſte mit einem geringen Aufwande von Mitteln. Wir würden dem Ueberſetzer ſowohl als dem Dichter Eintrag thun, wollten wir einzelne Stellen der vortrefflichen Kurtzmann'ſchen Ueberſetzung, losgelöſt aus dem Zuſammenhang, dem deutſchen Publikum präſentiren; das „Lied von unſerm Lande" iſt vielmehr eine einheitliche Rhapſodie, die in ihrem Zuſammenhange genoſſen werden muß, den Geſetzen epiſch-idylliſcher Dichtung gemäß. Wir empfehlen die Kurtzmann'ſche Ausgabe angelegentlichſt allen Denjenigen, welche die nationale Anſchauungsweiſe der Polen kennen lernen wollen. Nach derſelben wird ja auch heute noch der ehemalige Beſtand der Republik Polen als geographiſche Einheit aufgefaßt und Vincens Pol verſteht es, dieſer Begeiſterung für die Gränzen von 1772 einen echt poetiſchen Ausdruck zu geben, ohne dabei irgend eine der benachbarten Nationen zu verletzen. Ohne auf der andern Seite unwahr zu werden, verſteht er es doch, ſelbſt die ödeſten, ärmſten Gegenden des alten Polens mit poetiſchem Duft zu verklären, ſogar das verſchrieene Litthauen:

> Flaches, ebnes, träumeriſches
> Sand'ges Land, mit Moos bewachſen,
> Dunkle Wälder, karge Felder ꝛc.

Indem der Verfaſſer von Litthauen und Samogitien anhebt, geht er dann zu Weißreußen und Rothreußen über; knüpft eine wirklich prachtvolle Schilderung Podoliens, Wolhyniens und der Ukraine an und findet den Mittelpunkt ſeiner Reiſe in einer kraft- und gluthathmenden Skizze der Tatra, der auch von dem deutſchen Altmeiſter der Geographie, dem verewigten Karl Ritter, ob ihrer Schönheit geprieſenen polniſchen Centralkarpathen. Der Reſt des Werkes iſt dem lebenswarmen, höchſt lieblichen, mitunter auch humoriſtiſchen Abriß von den Gebräuchen Kleinpolens und Großpolens gewidmet. Freilich iſt ohne einen gewiſſen Optimismus eine poetiſche Betrachtung dieſer Verhältniſſe nicht denkbar.

*) Vincens Pol's „Lied von unſerm Lande". Aus dem Polniſchen im Versmaß des Originals überſetzt von Louis Kurtzmann. Poſen, Zupanski, 1869.

Bosnien.

Eine Entdeckungsreiſe in der Türkei.*)

Wenn heute von neuen Länderentdeckungen die Rede iſt, ſo denkt man zunächſt an das Innere Afrikas oder an eine neu entdeckte Inſel in der Südſee, oder an eine Reiſe in die Regionen der unwirthlichen, eisumſtarrten Nord- und Südpole der Erde; Niemand aber läßt es ſich einfallen, daß man gar nicht den europäiſchen Continent zu verlaſſen braucht, um auch hier noch Länder zu finden, die, obwohl von beträchtlicher Ausdehnung und keinesweges von den Hauptſitzen der Civiliſation entfernt, doch den meiſten Gebildeten noch ſo gut wie unbekannt ſind, und daß alſo Derjenige, welcher nach ihnen hin eine Reiſe unternimmt, zumal wenn dieſelbe einzig und allein den Zweck einer wiſſenſchaftlichen Erforſchung und Beſchreibung verfolgt, in der That ein Entdecker genannt werden muß und den Ruhm beanſpruchen darf, mit manchem anderen berühmten Entdeckungs-Reiſenden rangirt zu werden.

Eine ſolche Reiſe hat im Frühjahr des vorigen Jahres Herr Franz Maurer von hier aus unternommen, und wenn wir als das Ziel derſelben Bosnien bezeichnen, ſo wird man uns beiſtimmen, daß dies ein Land iſt, welches noch heute der Mehrzahl von uns faſt vollkommen unbekannt iſt, und daß alſo eine Reiſe dorthin zum Zweck der Erforſchung und Beſchreibung des Landes wohl eine Entdeckungsreiſe genannt werden kann. Auch ſonſt hat dieſelbe in vielfacher Beziehung ganz den Charakter jener Reiſen; ſie iſt nicht ohne Gefahr, und wer ſich entſchließt, wochenlang ohne Dienerſchaft und nur auf ſich ſelbſt und ſeine beſchränkten Mittel angewieſen, in dieſer Provinz zu durchleben und ſie von einem Ende bis zum andern zu durchziehen, der muß, ähnlich wie die in ferne Welttheile Reiſenden, auf viele und zwar auf die allereinfachſten Bequemlichkeiten des Lebens verzichten und eine Menge von Drangſalen und Mühſeligkeiten auf ſich nehmen, von denen unſere Schweizer- und Rhein-Touriſten natürlich keine Vorſtellung haben.

Das Alles hat Herr Franz Maurer gethan, und ſchon ſein Vorſatz, ein ſo unwirthliches und für den Fremden nicht ganz gefahrloſes Land im Dienſte der Wiſſenſchaft zu bereiſen, verdient alle Anerkennung. Es gehört aber zu der Ausführung einer ſolchen Reiſe wirklich ein hoher Grad von Charakterfeſtigkeit, von Muth, von Ruhe und Entſchloſſenheit, abgeſehen von manchen anderen Eigenſchaften, als da ſind: eine robuſte Geſundheit, eine ſeltene Anſpruchsloſigkeit, eine Vorbereitung und Bekanntſchaft mit tauſenderlei Kleinigkeiten und mit Dingen, auf welche wir bequemen, mitten in civiliſirten Großſtädten

*) Eine Reiſe durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn. Von Franz Maurer. Berlin, Carl Heymann's Verlag (Julius Imme), 1870. (gr. 8., 431 S.)

Digitized by Google

lebenden Menſchen gar nicht einmal achten, kurz: man muß ein ganzer Mann und außerdem noch mit mannigfachen Vorkenntniſſen und einer ſcharfen Beobachtungsgabe ausgerüſtet ſein, wenn man ſich nach Bosnien hineinwagen und nicht bloß ſeiner Touriſten-Neugierde, ſondern auch der Wiſſenſchaft einen Dienſt erweiſen will.

Als Beides hat ſich Herr Franz Maurer erwieſen; er hat ſeine Reiſe in einem ausführlichen Werke beſchrieben, welches unter dem Titel: „Eine Reiſe durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn", vor Kurzem bei Carl Heymann hier erſchienen iſt. Die Lectüre des intereſſanten Buches wird Jeden überzeugen, daß wir von den Eigenſchaften des Verfaſſers nicht zu viel geſagt haben.

Demſelben kommt es — und wir führen dies ausdrücklich an, um die Art und Weiſe ſeiner Reiſebeſchreibung gleich von vorne herein näher zu bezeichnen — in ſeinem Buche darauf an, ſeine Reiſe ſo zu ſchildern, wie er dieſelbe gemacht hat; er verſchmäht es, auszuſchmücken, um pikant zu werden, Nichterlebtes zu erleben, Vertrauen zu brechen ꝛc., bloß um ſeinen Stoff intereſſanter zu machen; dafür giebt er aber die Bürgſchaft, daß der Leſer das, was er erzählt, unbedingt glauben und in gediegener Geſellſchaft auch nacherzählen darf. Und dieſen Eindruck der Treue und Wahrhaftigkeit macht das Buch von einem Ende bis zum andern; wir fühlen es aus jeder Zeile heraus, daß wir hier es mit wirklich Selbſterlebtem zu thun haben, und daß der Verf. zunächſt und vor Allem wahr ſein und eigen Geſehenes und Erlebtes berichten will, ohne viel Kunſt und Ausſchmückung. Zugleich iſt es ſein Hauptzweck, neben der wiſſenſchaftlichen Ausbeute in ſeinem Buche auch ein wirkliches Reiſehandbuch zu geben, welches in den Stand ſetzen ſoll, mit demſelben in der Hand die Reiſe ihm nachzumachen und in demſelben über Preiſe der Lebensmittel, Art des billigſten und einfachſten Reiſens, Stationen, Herbergen, und was einem Touriſten ſonſt noch zu wiſſen Noth thut, ausführlich belehrt zu werden.

Wir wiſſen nicht, ob Herr Franz Maurer ſchon ähnliche größere Reiſen gemacht und beſchrieben hat, möchten dies aber aus mehr als Einem Grunde vermuthen. Namentlich iſt es der ſchon erwähnte ſichere und ſcharfe Blick, mit welchem er zu beobachten und auch das anſcheinend Unbedeutende und Kleine in ſeinen Geſichtskreis zu ziehen weiß, der auf eine ſchon gereiftere Erfahrung und auf eine durch Uebung erlangte Gewohnheit ſchließen läßt und welche wir für einen wiſſenſchaftlichen Reiſenden für unentbehrlich halten. Von dieſer Beobachtungsgabe liefert faſt jede Seite des Buches einen Beweis. Dahin rechnen wir z. B. gleich die im Anfang gemachten Bemerkungen über Dresden und ſeinen Charakter im Verhältniß zu Berlin, und wir können es uns hier nicht verſagen, die betreffende Stelle hervorzuheben, weil wir glauben, an ihr gleich am Beſten die Wahrheit unſerer Behauptung beweiſen zu können, da hier noch eine terra cognita vor uns liegt und ein Jeder aus ſeinen eigenen Beobachtungen ſich ein Urtheil über die Bemerkungen unſeres Reiſenden zu bilden vermag.

„Dresden" — ſo lauten ſeine Reflexionen — „macht den Eindruck einer Reſidenz im ausſchließlichen Sinne des Wortes, doch iſt es ſchwer, dieſe Stadt mit einer anderen von derſelben Beſtimmung zu vergleichen. Sie iſt ein Unicum, gewiſſermaßen ein verſteinerter Hofrath oder Kammerherr. Wollte man ſie Klein-Berlin nennen, dann würde man unſerer Stadt ein ſchweres Unrecht zufügen, denn dieſe iſt eine wirkliche Hauptſtadt, der Brennpunkt des Lebens der thatkräftigen nation prussienne, und hat ſehr wenig von einer Reſidenz an ſich; im Gegentheile, in ihr ſcheint das (abſolut gemeſſen) nicht Geringe, was ihr von einer ſolchen anhaftet, nur als werthvolle Decoration aufzugehen, die durch Anderes ebenſo gut erſetzt werden, oder auch ganz fehlen könnte, ohne ihr den Charakter einer Hauptſtadt zu rauben. Wollte man hingegen Dresden als Groß-Potsdam bezeichnen, dann würde man wieder die ſächſiſche Königsſtadt beleidigen, denn Potsdam iſt nur in ſeinen Schlöſſern und Parks eine Reſidenz, an ſich ſelbſt betrachtet indeſſen nichts weiter, als eine dürftige Lakaienſtadt, deren Bedienten-Phyſiognomie durch den Corporal einen Anſtrich von würdiger Steifheit erhält; ſchade, daß mit ihrem Namen ſo großartige hiſtoriſche Erinnerungen verknüpft werden, die Berlin vielleicht beſſer geſtanden hätten, obwohl es mit ihnen wahrſcheinlich einen mehr partikulardynaſtiſchen, als national-hauptſtädtiſchen Charakter erhalten haben würde, der nur Paris nichts ſchadet. Dresden iſt vornehm von der Thurmſpitze bis zum Kellerfenſter, von der äußerſten Vorſtadt bis zum Mittelpunkte; es iſt vornehm in einer angeborenen Weiſe, die nicht beleidigt, nicht lächerlich erſcheint, ſondern anzieht und über gewiſſe Attribute der Vornehmheit hinwegſehen läßt. Mit dem häuslichen Zopfſtyl, übertrieben großartiger Renaiſſance und karrikirter Antike verſöhnt uns die ſolide Pracht der bürgerlichen Bauten, denen man anſieht, daß ſie nicht prunken, aber doch ſchön ausſehen ſollen und daß ihre Eigener nicht beabſichtigen, dem Hofe oder hiſtoriſchen Magnaten einer glücklich überſtandenen Zeit Concurrenz zu machen, ſondern ſich mit der Rolle des wohlſituirten Unterthanen beſcheiden, ſehr im Gegenſatze zu den Staatsbürgern Preußens, die ſich mehr fühlen, ſelbſt wenn die Mittel nur zu Stuck und Zink ausreichen."

Von Dresden ging die Reiſe über Prag nach Wien, über welche beiden Städte ebenfalls manches Zutreffende und Originelle bemerkt wird, und es dürfte namentlich für uns Berliner Manches, was dort über den Vergleich unſerer Stadt mit ihrer Rivalin an der Donau und über den Charakter der beiderſeitigen Bewohner geſagt wird, volle Beherzigung verdienen. Von Wien geht es über den Semmering nach Marbach und Steinbrück, von da nach Kroatien und in die weſtliche Militärgränze über Agram bis Jaſſenowatz, hart an der Gränze Bosniens. Dann betreten wir dieſe türkiſche Provinz ſelber, in welcher wir dem Führer bis zu ſeiner ſüdlichſten Station, der Hauptſtadt Sarájewo, folgen, von wo aus dann die Rückreiſe über Dolnja-Tusla, Bertſchka, durch die öſtliche Militärgränze, Slavonien und Ungarn erfolgt.

Es iſt ſchwer, aus der Menge des intereſſanten Stoffes, der ſich zu einem Theil aus einer bis in's Einzelne gehenden Beſchreibung des Landes nach ſeiner oro-hydrographiſchen Beſchaffenheit, ſeinen telluriſchen Verhältniſſen und ſeinen landſchaftlichen Reizen und Vorzügen, zum Andern aber aus einem Berichte über die wechſelvollen Erlebniſſe des Reiſenden, ſeinen Verkehr mit den türkiſchen Behörden und den Bewohnern des Landes, ſowie ſeinen mannigfachen kleinen und größeren Leiden und Strapazen, Zufällen und Geſchicken zuſammenſetzt, eine Auswahl zu treffen, da Alles im engſten Zuſammenhange mit einander ſteht. Wir durchreiſen ein reiches, geſegnetes, d. h. von der Natur reich ausgeſtattetes Land, das aber überall noch in den erſten Anfängen der Kultur ſteckt und deſſen Bewohner noch in der Kindheit ihrer Entwickelung begriffen ſind. Alle ihre Einrichtungen, ihre Wohnungen, ihre Geräthſchaften, ihre Kleidung, ihre Mahlzeiten, ihre Vergnügungen, ihre geſelligen Zuſammenkünfte, ihre Reiſen, ihre kaufmänniſchen Geſchäfte,

Digitized by Google

ihre öffentlichen Wege, ihre Tempel, Kirchen und Moſcheen: Alles trägt noch ſo ſehr den Stempel des Primitiven, des Unvollkommenen und des Reizloſen, daß wir glauben, tief in Aſien oder Afrika hinein verſchlagen zu ſein, und kaum es für möglich halten, mitten in Europa, oder doch nicht fern von ſeiner Mitte noch ſolche Zuſtände und ſolche Verkommenheit anzutreffen. Daran iſt namentlich der träge und indolente Charakter der Herren des Landes, der Türken, Schuld; denn die Chriſten und Juden leben unter ſolchem Druck und in ſolcher — theilweiſe nicht unverſchuldeten — Verachtung, daß von ihnen ein Aufſchwung des Landes nicht erwartet werden kann, ſo lange die Zuſtände bleiben, wie ſie ſind. Erſt mit dem Aufhören der türkiſchen Herrſchaft und wenn dann durch Einwanderung einer chriſtlichen, intelligenten und arbeitſamen Bevölkerung allmählich Induſtrie, Bildung und Geſittung in dies ſchöne, bisher ſo ſchmählich verwahrloſte Land gebracht iſt, dann wird es ſchnell einer blühenden Kultur entgegengeführt werden und bald ſeine Stellung neben den übrigen Kulturſtaaten Europas einnehmen. Dieſe Bemerkungen drängen ſich unwillkürlich bei der Lectüre des intereſſanten Buches auf, durch welches wir ein Land in Europa kennen gelernt haben, von welchem wir bisher kaum etwas mehr wie den Namen wußten. Es von Neuem entdeckt zu haben, iſt ein Verdienſt des Herrn Franz Maurer, und wir wollen wünſchen, daß im Intereſſe dieſes bisher ſo gänzlich vernachläſſigten Landes und ſeiner Nachbarländer ſich recht viele Touriſten durch das Beiſpiel unſeres Reiſenden mögen bewegen laſſen, ſeinen Fußſtapfen zu folgen, um ſo immer mehr die Aufmerkſamkeit des übrigen Europas und namentlich Deutſchlands auf Gegenden in Europa zu lenken, die — wenn ſie gehörig angebaut und benutzt werden — noch vielen Tauſenden Wohnſitze und reichlichen Unterhalt gewähren und ſo Viele von der leidigen Auswanderungsſucht nach fernen Welttheilen abhalten könnten.

Schließlich ſei noch erwähnt, daß in der Sitzung der Berliner Geographiſchen Geſellſchaft vom 10. April d. J. Profeſſor Kiepert zwei nicht zum Druck beſtimmte Blätter Karten vorgelegt hat, welche die in unſerem Reiſebuche in Bosnien zurückgelegten Routen darſtellen, und welche nach den an Ort und Stelle von Franz Maurer angefertigten Skizzen, ſowie unter Benutzung ſeiner mündlich erläuterten Tagebuch-Notizen von Prof. Kiepert im Maßſtabe von 1:200,000 gezeichnet worden ſind. Prof. Kiepert knüpfte folgende Mittheilungen an die Vorlage der Blätter: Die im J. 1865 vom öſterreichiſchen Generalſtabe, nach den vom Major Roſchkjewitſch 1863 zurückgelegten Routen und geſammelten Skizzen, herausgegebene große Karte Bosniens ſei bei ihrem Erſcheinen als das Vollkommenſte begrüßt worden, was auf dieſem kartographiſch ſehr vernachläſſigten Gebiete bisher geleiſtet worden; es ſei ihm indeſſen ſehr bald aufgefallen, daß dieſelbe Vieles enthielt, was unmöglich mit der Wirklichkeit übereinſtimmen konnte, und habe er auch ſeinen Verdacht beſtätigende Nachrichten aus Wien und anderen Orten erhalten, ſo daß er zu dem Urtheile gelangte, die betreffende Karte habe vor ähnlichen älteren und ganz alten, die bei ihrer Anfertigung hauptſächlich benutzt worden, ſehr wenig voraus. Als daher im Sommer des vergangenen Jahres Maurer ihn um Belehrung hinſichtlich Bosniens, Serbiens und Bulgariens erſuchte und ſich zur Ausführung von Aufträgen erbot, habe er dieſe Gelegenheit mit Freuden ergriffen, um ſich u. A. über die in Rede ſtehende Karte einige Controle zu verſchaffen, und den Genannten darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich durch fleißige Benutzung ſo einfacher Mittel, wie Uhr und Compaß, neben gewiſſenhaften Tagebuch-Notizen und, wenn auch ganz rohen, aber an Ort und Stelle angefertigten Skizzen Vieles erreichen laſſe. Maurer habe ſeinen Rath eifrig befolgt, ein reichhaltiges Material zurückgebracht und ihm zur Benutzung übergeben, ſo daß ſich mit Recht ſagen laſſe, ſeine Reiſe habe nicht bloß auf dem ethnographiſchem Gebiete der Saveländer, worüber er der geographiſchen Geſellſchaft ſchon Mittheilung gemacht, ſondern ganz beſonders auch auf dem kartographiſchen ſchätzenswerthe Ergebniſſe zu Tage gefördert, welche indeſſen leider mit Roſchkjewitſch's Karte zum Theil gar nicht in Uebereinſtimmung zu bringen ſind, beſonders auf den vor Maurer noch nicht bereiſten Strecken zwiſchen Sarajewo über Olowo und Klandanj nach Doluja-Tusla und der kurzen von Dubitza nach Priedor, ſowie der längeren, erſt einmal vor langer Zeit bereiſten Strecke zwiſchen Banjaluka über Skender-Wakuf nach Trawnik. Aber ſelbſt ſolche Strecken, die Roſchkjewitſch ſelber berührt habe, ſeien auf ſeiner großen Karte auffallend fehlerhaft dargeſtellt worden. Sei dieſer Umſtand im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſehr zu beklagen, ſo ſei es andererſeits um ſo wünſchenswerther, daß ſich recht häufig Reiſende herbeilaſſen möchten, ſchon vorhandene Karten zu controliren, da ſich, wie ſchon geſagt, mit geringen Mitteln Vieles erreichen laſſe, wenn man dieſelben gewiſſenhaft und eifrig benutze. Der Vortragende wies auch als nachahmenswerth darauf hin, daß Maurer eine Anzahl Gebirgsprofile, ſowie hervorragende Kuppen abgezeichnet und von mehreren Städten Grundrißſkizzen angefertigt habe. — Nach der oben erwähnten ausführlicheren Karte iſt eine ſolche im verkleinerten Maßſtabe gezeichnet und dem Buche beigegeben, wodurch der Inhalt ſehr an Anſchaulichkeit gewinnt.

Dr. Zapp.

Kleine literariſche Revue.

— **Die zweite Ausgabe der Dechen'ſchen geognoſtiſchen Ueberſichtskarte.** Die im Jahre 1839 von dem Oberberghauptmann H. v. Dechen herausgegebene geognoſtiſche Karte von Mitteleuropa war damals die erſte derartige Zuſammenſtellung des auf dieſem Gebiete vorhandenen Materials; ſie wurde bald nach ihrem Erſcheinen in England nachgeſtochen. Wie ausgezeichnet aber dieſe Karte auch zur Zeit ihren Zweck erfüllt hat, iſt ſie, die überdies im Buchhandel nicht mehr zu haben war, doch in Folge der in dem Zeitraume von dreißig Jahren in allen Kulturländern fortgeſetzten geognoſtiſchen Forſchungen ſehr unvollſtändig geworden und veraltet. Der Herr Herausgeber hat daher in der vorliegenden Bearbeitung ſeiner „Geognoſtiſchen Ueberſichtskarte von Deutſchland, Frankreich, England und den angrenzenden Ländern",*) ein faſt durchgehends neues Werk hergeſtellt, das gewiß ebenſo, wie jene erſte Ausgabe, von der geſammten wiſſenſchaftlichen Welt mit Beifall aufgenommen werden wird. Die in Chromolithographie vom Berliner Lithographiſchen Inſtitut gelieferte Karte in zwei umfangreichen Blättern macht auch durch ihre äußere Erſcheinung einen ſehr günſtigen Eindruck. Bei der Herbeiſchaffung des ſehr umfaſſenden Materials iſt dem Herausgeber, der darüber in den begleitenden „Erläuterungen"**) die

*) Nach den größeren Arbeiten von L. v. Buch, Elie de Beaumont, Dufrenoy u. G. B. Greenough zuſammengeſtellt von H. v. Dechen. Berlin, Simon Schropp, 1869.

**) 60 S. 8.

Digitized by Google

genaueſte Auskunft ertheilt, die Deutſche Geologiſche Geſellſchaft hilfreich und förderlich geweſen. Herr v. Dechen ſagt bei dieſer Gelegenheit unter Anderem: „Bei dem anſehnlichen Verhältniſſe, in welchem die öſterreichiſche Monarchie zum Geſammtareal der Karte ſteht, war die Darſtellung ihrer geognoſtiſchen Beſchaffenheit von der größten Bedeutung für das Werk. Die Schwierigkeiten bei der Bearbeitung einer geognoſtiſchen Karte von Central-Europa lagen weſentlich darin, daß die Kenntniß der betreffenden Verhältniſſe für dieſen großen Ländercomplex während einer längeren Reihe von Jahren ziemlich auf dem gleichen Standpunkte geblieben war. Seitdem aber die „geologiſche Reichsanſtalt“ in Wien, lange Zeit unter der Leitung von W. v. Haidinger, ſchließlich unter der von Fr. v. Hauer, die Unterſuchung der öſterreichiſchen Monarchie begonnen, hat ſich dieſes Verhältniß in überraſchendſter Weiſe geändert. Dieſe Länder gehören gegenwärtig zu denen, welche in Europa in geologiſcher Beziehung am Vollſtändigſten und am Beſten bekannt ſind.“

— **G. A. v. Klöden's Handbuch der Erdkunde.***) Mit der kürzlich erſchienenen neunten Lieferung des dritten Bandes iſt nunmehr die zweite durchgeſehene und bedeutend vermehrte Auflage dieſes anerkannt beſten Handbuches der Länder- und Staatenkunde aller fünf Welttheile, ſowie der phyſiſchen Geographie unſerer Erde, vollendet. Keine geringere Autorität, als der Verfaſſer des „Kosmos“, gab die Veranlaſſung zu dieſem Werke, in welchem ſich, nach dem Ausdrucke Humboldt's, „das Hauptmaterial des jetzigen geographiſchen Wiſſens reflektirt“. Im Laufe von zehn Jahren hat die „Länder- und Staatenkunde“ eine vollſtändige Umgeſtaltung erfahren, wozu die politiſchen Ereigniſſe und Kriege in Italien, Deutſchland und Amerika, nächſtdem aber auch neue wiſſenſchaftliche Ermittelungen und geographiſche Entdeckungsreiſen, den Anſtoß gegeben. Der Verfaſſer hat mit demſelben Fleiß und derſelben Gründlichkeit, die er auf die Anlage ſeines Werkes verwandt, daſſelbe umgearbeitet und erweitert. Wenn irgend Jemand, ſo hat der Redacteur eines Journals, das die Aufgabe hat, die geiſtige Production und den Charakter der Länder und Völker der Erde ſeinen Leſern vorzuführen, Gelegenheit, wahrzunehmen, ob ein Werk zum Nachſchlagen, wie das Klöden'ſche, ſeinen Zweck erfülle. Und wir können dem Verfaſſer nur Dank ſagen für die vielen Dienſte, die uns dieſes Werk im Laufe des letzten Jahrzehends geleiſtet hat. Eine Vergleichung der älteren mit der neuen Auflage ergiebt leicht, wie ſehr der Verfaſſer beſtrebt war, ſein Werk zu vervollſtändigen und von unvermeidlich geweſenen Irrthümern oder Mängeln frei zu machen. Im zweiten Bande hat die Darſtellung einiger Länder Europas, wie namentlich Italiens, eine völlige Umgeſtaltung erfahren. Den einzelnen Ländern iſt ein Literatur-Nachweis der ſelbſtändig erſchienenen Werke vorangeſchickt, die zugleich als die Quellen zu betrachten ſind, aus denen der Verfaſſer geſchöpft hat. Der dritte Band, der die außereuropäiſchen Erdtheile umfaßt, iſt um die Hälfte (30 Bogen) ſtärker geworden, und die Zahl der Namen im Regiſter dieſes Bandes iſt um etwa 2000 gewachſen. Weſentliche Verbeſſerungen ſind beſonders in der Geographie Aſiens und Amerikas wahrzunehmen. Wir erwarten, daß dieſe zweite Auflage des vortrefflichen Werkes noch raſcher, als die erſte, im Buchhandel vergriffen ſein werde. J. L.

*) Drei Theile. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung.

— **„Grundlegung der Aeſthetik, Moral und Erziehung vom empiriſchen Standpunkte“**, ſo heißt eine Schrift**), die ein Syſtem der allgemeinen Aeſthetik der Seele nebſt ihrer Anwendung auf die Erziehungslehre umfaßt. An die Spitze ſtellt der Verfaſſer den Begriff des Schönen. Schön iſt ihm Dasjenige, was den Menſchen der Zukunft Bewunderung einflößt. Die Aufgabe der Wiſſenſchaft des Schönen oder der Aeſthetik iſt, zu lehren, welche Dinge ſchön ſind und welche nicht, und wie die ſchönen Dinge zu verwirklichen und die häßlichen zu vermeiden ſind. Sie zerfällt alſo in die Geſchmacks- und in die Kunſtlehre. Die Moral definirt der Verfaſſer als die Aeſthetik der Geſinnung, als diejenige Wiſſenſchaft, welche ſich mit dem beſchäftigt, was für die Mehrzahl der künftigen Menſchen als Tugend gelten wird. Derjenige Theil der Moral, welcher die ſchöne Geſinnung erkennen lehrt, iſt die Tugendlehre, und derjenige, welcher zeigt, wie ſie verwirklicht wird, iſt die Erziehungslehre, die auch die Pathologie und Therapie der Geſinnung genannt werden könnte. Der Verfaſſer begnügt ſich nicht mit der einfachen Darlegung ſeines Syſtems, ſondern ſeine Schrift hat zugleich eine polemiſche Tendenz, die Anſichten Herbart's und anderer Philoſophen zu bekämpfen. Wir fühlen uns nicht veranlaßt, uns der Sache des Verfaſſers oder der von ihm Angegriffenen anzunehmen. E. M.

— **Muſikaliſches Converſationslexikon.** Von einem ſolchen Lexikon liegen uns die erſten Lieferungen vor.***) Es wird unter Mitwirkung der literariſchen Commiſſion des Berliner Tonkünſtlervereins und einer Reihe namhafter Männer — wir nennen u. A. David, Dorn, Fl. Geyer, A. Reißmann, E. F. Richter, Riehl, Wandelt — herausgegeben von Hermann Mendel. — Der „Proſpektus“ ſpricht ſich über Zweck und Plan des Unternehmens aus: „Merkwürdigerweiſe giebt es grade in der Muſik kein lexikaliſches Werk, das, wie ähnliche Werke in anderen Zweigen des Wiſſens und der Kunſt, ein umfaſſendes Nachſchlagebuch für alle Vorkommniſſe auf dieſem Spezialgebiete wäre. Aeltere Werke dieſer Art ſind dem heutigen Standpunkte längſt entrückt, und die kleineren können ihrer ganzen Anlage nach bei ihren ſonſtigen Verdienſten, die Gegenſtände nicht ſo erſchöpfend behandeln, als es vorliegendes Lexikon ſeinem Umfange nach ſich zum Vorbild geſteckt hat. Es ſollen in demſelben Theorie und Praxis der Tonkunſt in allen ihren Begriffen eine umfaſſende und eingehende, durch zahlreiche Notenbeiſpiele und, wo es nöthig, durch Illuſtrationen unterſtützte Erklärung finden; die Technik und Geſchichte der Muſik werden in allen ihren Entwickelungsſtadien bis auf ihren heutigen Standpunkt klar dargeſtellt werden, und ebenſo werden die Biographieen den Lebenslauf und eine Beleuchtung der Wirkſamkeit derjenigen Muſiker, Muſikſchriftſteller und aller der Männer bringen, die ſich um Förderung und Entwickelung der Muſik verdient gemacht haben.“

— **Handlexikon der Tonkunſt.** Ein Werk ähnlicher Art, wie das vorſtehend angekündigte, iſt das „Handlexikon der Tonkunſt“ herausgegeben von Dr. Oscar Paul, das in 6 Lieferungen erſcheint, von denen uns die erſte (160 S.) vorliegt.***) Nicht ſo

*) Mit Rückſicht auf Herbart, R. Zimmermann, Lotze, Immar. Fichte, Fechner, Büchner und Trendelenburg. Von Dr. F. A. v. Hartſen. Mit einem neuen Verſuch, Philoſophie und Religion zu verſöhnen. Halle. C. E. M. Pfeffer, 1869.

**) Berlin, Verlag von L. Heimann.

***) Leipzig, Hermann Weißbach.

Digitized by Google

tief in die Materie eingehend, wie ſein Rival, bringt das „Handlexikon" in knapper Form, aber dafür in reicherer Zahl, die Artikel über Theorie und Praxis der muſikaliſchen Kunſt, ſowie über ihre Geſchichte und ihre Meiſter. Auf den vorliegenden 160 Seiten, die von „A" bis „Brivio" reichen, ſind nicht weniger als ungefähr 2500 Erklärungen gegeben.

— **Neue, wohlfeile Ausgaben werthvoller Schriften.**

Im Bibliographiſchen Inſtitut zu Hildburghauſen erſchienen:
Aeſchylos. Deutſch von A. Oldenberg. (11 Sgr.)
Shakeſpeare, Der Kaufmann von Venedig. Deutſch von Karl Simrock. (5 Sgr.)
Shakeſpeare, Julius Cäſar. Deutſch von Heinr. Viehoff. (6 Sgr.)
Sterne, Triſtram Shandy. Deutſch von F. A. Gelbcke. (15 Sgr.)
Camoens, Die Luſiaden. Deutſch von Eitner. (13 Sgr.)
Racine, Ausgewählte Tragödien. Deutſch von Ad. Laun. (15 Sgr.)
Puſchkin's Dichtungen. Deutſch von F. Löwe. (7 Sgr.)
Schiller's ſämmtliche Werke. Kritiſche Ausgabe in neun Bänden, von Heinrich Kurz. (Lieferung 13—18 à 5 Sgr.)
Deutſche Nationalliteratur, Heft 73—80. Enthaltend: Schiller's vermiſchte proſaiſche Schriften, Ueberſetzungen und dramatiſche Fragmente, herausgegeben von Heinr. Kurz. (Geſammtpreis der 8 Lieferungen 1⅓ Thlr.)

Bei G. F. Barthel in Halle:
Novalis, Gedichte. Herausgegeben von Willibald Beyſchlag, (10 Sgr.)

Bei Karl Habel in Berlin:
Racine's Werke, vollſtändig überſetzt von Heinr. Viehoff. (In 12 Lieferungen à 4 Sgr.)

Bei Philipp Reclam jun. in Leipzig:
Milton's poetiſche Werke. Deutſch von Adolf Böttger. Dritte durchgeſehene Auflage. (15 Sgr.)
Laurence Sterne, Empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. Deutſch von Friedrich Hörlek. (2 Sgr.)
Oſſian's Fingal. Deutſch von R. Jachmann. (2 Sgr.)

Bei J. Kühtmann in Bremen:
Walter Scott, Die Dame vom See. In den Versmaaßen des Originals überſetzt von L. Freytag. (20 Sgr.)

Literariſcher Sprechſaal.

Das Organ des volkswirthſchaftlichen Vereins in Wien, der „Oeſterreichiſche Oekonomiſt" vom 23. October, bringt mit der Ueberſchrift: „Ein Nothſchrei aus Siebenbürgen" die kaum glaublich klingende Nachricht, daß die gegenwärtige magyariſche Regierung im ſiebenbürgiſchen Sachſenlande die alten Handelsſtraßen, welche das Land mit der benachbarten Walachei verbinden, namentlich den ſogenannten „Rothenthurm-Paß", der bisher einem ſehr bedeutenden Ein- und Ausfuhrhandel von Rohprodukten, Vieh, Handwerker- und Fabrik-Erzeugniſſen als Vermittelung gedient, ſyſtematiſch verkommen laſſe, um die deutſchen Bürger von Hermanſtadt und die ſächſiſchen Bauern von Siebenbürgen zu ruiniren. Wir müſſen in der That hier ein Mißverſtändniß vorausſetzen, denn wir können uns nicht denken, daß in unſerer Zeit, welche die Vermehrung der Communicationsmittel als die Grundbedingung jeder Vermehrung des Nationalreichthums betrachtet, irgend eine Regierung ſo kurzſichtig ſein könne, aus nationaler Mißgunſt gegen einen Theil der eigenen Staatsangehörigen, dieſen und ſomit auch den ganzen Staat in den wichtigſten materiellen Intereſſen zu benachtheiligen. Es mag immerhin finanziell unausführbar ſein, koſtſpielige Eiſenbahnen zur Herſtellung einer lebhafteren Handelsverbindung zwiſchen Siebenbürgen und der Walachei jetzt ſchon zu erbauen, aber den beſtehenden „Reichsſtraßen" die bisherige Staatsunterſtützung zu entziehen, damit nicht zwei den magyariſchen Herren etwas unbequeme Nationalitäten, wie die ſächſiſche und die rumäniſche, nutzenbringend mit einander communiciren, wäre doch mehr, als halbbarbariſch!

Einige neue politiſche Kundgebungen der Tſchechen ſind als erfreuliche Fortſchritte auf dem Wege der Selbſterkenntniß und des Zeitbewußtſeins zu betrachten. Aus der Correspondance Tchéque entnehmen wir, daß die „Národny Listy", dieſes Hauptorgan der tſchechiſchen Partei, nicht mehr die Hegemonie des Slaventhums in Böhmen, ſondern nach dem Vorgang eines Tſchechen, der lange in der Schweiz gelebt, die dortige Gleichberechtigung der Nationalitäten, die Autonomie derſelben in allen die Landesſprachen und den Volksunterricht betreffenden Angelegenheiten, ihre Gemeinſamkeit aber in allen nicht lediglich die Familie und die Gemeinde, ſondern den ganzen Staat angehenden Dingen empfiehlt. In der Schweiz ſtehen ſich freilich drei völlig ebenbürtige Kultur-Nationen einander gegenüber, und wenn ein Baſeler in Genf, ein Lauſanner in Zürich, ein Berner im italiäniſchen Theile von Graubündten oder in Teſſin lebt, wird er dort der auf ſprachlichem und kulturerziehlichem Gebiete herrſchenden Autonomie immerhin ſeine Sympathie ſchenken können. Läßt ſich aber dieſes gegenſeitige Mitgefühl der Nationalitäten auch auf das heutige Böhmen übertragen? Selbſt die Herren Palazky und Rieger werden nicht behaupten wollen, daß das tſchechiſche Volk, das erſt ſeit etwa dreißig Jahren eine Bücherſprache überhaupt beſitzt und das, wenn es mit der übrigen Welt auf den Handels- und Induſtrie-Gebieten der Kultur in Verbindung treten will, der deutſchen Vermittelung gar nicht entbehren kann, pari passu mit dem deutſchen Volke in Böhmen zu gehen vermag. J. L.

Was man in Süddeutſchland doch Alles fabelt und reimt! Da iſt in Stuttgart bei Emil Müller ein ſogenanntes Idyll, ein „geharniſchtes Idyll" gedruckt und in ſchwarzrothgoldenen Umſchlag geheftet erſchienen*), worin es unter Anderem heißt:

„Zur Rechten von der Leitha Becken,
Bis wo der Rhein verſinkt in Sand,
Soll Preußen ſeinen Scepter ſtrecken —
Links Rußland bis in's Morgenland.

Der Oſtzar nähm' dann zweifelsohne
Den Sitz am Bosporus dort ein;
Der Zar des Weſtens aber throne
In alter Kaiſerpfalz am Rhein.

Zum Glück ward ſchlecht der Plan verhehlen;
Zur Antwort tönt von Ort zu Ort
Der Ruf: „Ein freies, großes Polen",
Als Oeſterreich-Ungarns Loſungswort.

*) Von M. E. Gritzner. Zürich, Verlag der Schabelitz'ſchen Buchhandlung, 1869.

Digitized by Google

Es ſammeln ſchon des Bundes Flotten
In Nord- und Oſtſee wucht'ge Macht,
Fürwahr, nicht müßig zu verrotten,
Auf raſchen Angriff kühn bedacht.

Dort hat zum Zar- und Zollernbunde
Sich Dänmark — ungern wohl — geſellt,
Nachdem man klug in eil'ter Stunde
Ganz Schleswig ihm zurückgeſtellt."

Der Dichter in Stuttgart muß doch ganz beſonderen Scharfſinn beſitzen, der ihn den „ſchlechtverhohlenen Plan" von der innigen Bundesfreundſchaft des danomoskowitiſchen Ruſſenthums und des deutſchen Preußenthums hat durchſchauen laſſen!

Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das ſchauet in Einfalt ein ſchwäbiſch Gemüth.

Ueber die Gedichte von Hieronymus Lorm*), deren bereits in Nr. 42 gedacht wurde, geht uns noch folgende Notiz zu: „Lorm iſt ein philoſophiſcher Dichter, reich an großen und tiefen Ideen, — das iſt ein unſchätzbarer Vorzug, durch den er hoch über die Maſſe der Versproducenten des Tages hervorragt; aber Lorm macht auch philoſophiſche Gedichte, und das erſcheint vom rein äſthetiſchen Standpunkt aus zunächſt höchſt bedenklich, da der Dichter im Allgemeinen die Idee nur aus dem concreten Stoff der Dichtung hervorſchimmern laſſen ſoll, ohne ſie ausdrücklich als ſolche auszuſprechen. Aber wo bleibt die abſtracte Regel vor dem glücklichen Griff des Talents oder Genies! Lorm giebt gerade in ſeinen bedeutendſten Gedichten nicht einen Stoff, aus dem die Idee hervorleuchtet, ſondern die Idee ſelbſt, aber ſo anſchaulich und poetiſch ausgedrückt, daß jede Spur des abſtracten Charakters, der ihr in der proſaiſchen Einkleidung des Gedankens ungehöriger Weiſe anhaftet, zu verſchwinden ſcheint, und man ſie als das erfaßt, was ſie iſt, als lebendige Intuition. So wird der Zweck der Poeſie gleichſam auf dem umgekehrten Wege wie gewöhnlich erreicht, und ſchon deshalb ſind dieſe Gedichte höchſt intereſſant. Immerhin aber darf dieſer gewagte Verſuch, der auch Lorm nicht immer glückt, nicht zur Nachahmung empfohlen werden, und wollen wir hoffen, dem begabten Dichter bald auf einem größeren Schauplatz zu begegnen. Die Gedichte der erwähnten Gattung haben wir übrigens nur deshalb hervorgehoben, weil ſie für die Begabung des Autors am Bezeichnendſten ſind. Außerdem enthält die Sammlung auch erotiſche Poeſieen von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe, ſowie zarte Lieder und ſinnige Gedichte nach orientaliſchen Muſtern. Die Weltanſchauung des Dichters erſcheint weſentlich durch Schopenhauer beeinflußt, aber ſie ſteht deſſen contemplativem Quietismus ebenſo fern, wie der ſentimentalen Frivolität der Weltſchmerz-Romantiker; das tief aber ernſt empfundene Weh hat für ihn weſentlich nur den Erfolg, „den Mann auf neue Bahnen zu führen" (S. 59). H.

Die erſte der Vorleſungen über Geſundheitspflege, die Herr Dr. Lichtenſtein in Berlin am 26. October im kleineren Saale der Geſellſchaft der Freunde hielt, hatte ſich der Theilnahme eines intelligenten Publikums zu erfreuen, das augenſcheinlich die Wichtigkeit dieſer Lehre erkannte, die zwar mit der Heilkunde nahe verwandt, aber gewiſſermaßen, indem ſie ſie unnöthig macht, ihr Gegenſatz iſt. Bis jetzt hat die Vortragung dieſer Lehre in den deutſchen Hochſchulen, einige Ausnahmen abgerechnet, noch kein Plätzchen gefunden, doch wenn erſt die „Geſellſchaftswiſſenſchaft" überhaupt das Bürgerrecht auf unſeren Univerſitäten erhalten hat, wird gewiß auch dieſer wichtigſte Theil derſelben nicht fehlen. Der Vortragende hob in ſeiner Einleitung hervor, daß es kaum einen wichtigeren Lehrgegenſtand geben könne, als die Geſundheitspflege, da ſie ja nichts Geringeres, als die behäbige Exiſtenz jedes einzelnen Menſchen im Auge habe. Hierzu habe die ſociale Arbeit zunächſt eine freie Gaſſe zu ſchaffen. Ob der Staat als ſolcher die Leitung der Geſundheitspflege zu übernehmen habe, könne erſt bei voller Selbſtverwaltung der Staatsangehörigen mit einem vollen Ja beantwortet werden; zunächſt ſei die Einſetzung einer oberſten Geſundheitsbehörde, wie die des britiſchen General Board of Health, als wünſchenswerth zu bezeichnen. „Vernunft und Erkenntniß der Natur iſt der Born, aus dem die körperliche und geiſtige Geſundheitspflege ihre Lehren zu ſchöpfen hat."

Nach Vorauſchickung dieſer einleitenden Worte, ging der Redner zu den ſpeciellen Gegenſtänden ſeines heutigen Vortrages: zu Betrachtungen über die Erdatmoſphäre und das Sonnenlicht, als den beiden unentbehrlichſten Factoren zum Beſtehen und Gedeihen des Menſchen, wie der organiſchen Thier- und Pflanzenwelt überhaupt, über. Wir bedauern, wegen Mangels an Raum in dieſen, den mannigfaltigſten Erſcheinungen der Weltliteratur gewidmeten Blättern, dem Vortragenden nicht weiter folgen zu können, bemerken jedoch, daß derſelbe, mit allen Forſchungen der Naturwiſſenſchaft unſerer Zeit vertraut, ein treuer und klarer Dolmetſcher der Ergebniſſe dieſer Forſchungen iſt. Mit wachſender Theilnahme wird ihm daher auch das Publikum in ſeinen ferneren Vorträgen über die elektriſche Beſchaffenheit der Luft, über Lufttemperatur und Luftdruck, über die Bewegung der Luft (Wind und Sturm), ſowie über den Dunſtgehalt und die Niederſchläge der Atmoſphäre folgen.

Von zwei Seiten ſind uns Reclamationen zugegangen, die wir nicht unbeachtet laſſen können, da ſie uns, nach näherer Prüfung, als wohlberechtigt erſcheinen. Herr Aug. Boden in Erlangen, Verfaſſer der in Nr. 39 des „Magazin" angezeigten Schrift: „Vertheidigung deutſcher Klaſſiker gegen neuere Angriffe", ein uns allerdings ſchon ſeit einem Vierteljahrhundert rühmlichſt bekannter Kämpe gegen die Verächter deutſchen Geiſtes und deutſcher, freier Forſchung, reclamirt gegen ſeinen Recenſenten, daß dieſer überſehen habe, Wolfgang Menzel ſei in der gedachten Schrift, wi in deren Vorrede ausdrücklich geſagt ſei, „nur Ausgangspunkt und Nebenſache und nur als Nebenſache wichtig." „Hat doch auch Leſſing," fügt Herr B. hinzu, „gegen Göze zu einer Zeit geſchrieben, wo dieſer längſt aufgehört hatte, eine geachtete Perſönlichkeit zu ſein; warum ſollte man ſich alſo nicht gegen grundloſe Angriffe auf Leſſings Beiſpiel berufen dürfen?"

Ein anderer Autor, der Verfaſſer von „Leibniz und Newton", Herr Dr. Joſeph Durdik in Prag, reclamirt gegen die Behauptung ſeines Recenſ. in Nr. 43 des „Magazin", „daß für den Verfaſſer die kritiſche Philoſophie nicht da zu ſein ſcheint." Wir haben durch die gedachte Schrift die Ueberzeugung gewonnen, daß dieſe Behauptung unbegründet ſei. Herr Durdik ſetzt ſich nicht bloß mit dem Syſteme Kant's vollſtändig auseinander, ſondern neben den beiden Namen Leibniz und Newton nennt er gewöhnlich auch den des Philoſophen von Königsberg; ja, auf S. 66 ſeiner Schrift ſagt er ausdrücklich, daß die Anſichten von Newton und Leibniz erſt durch Kant zum Ausdruck einer neuen Anſchauung der Welturſachen geworden ſind. J. L.

---

*) Hamburg, J. P. F. E. Richter, 1870.

Digitized by Google

Jn Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ſind folgende, auch zu Feſt-geſchenken geeignete Bücher erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grimm (Herman), Neue Eſſays über Kunſt und Literatur.

Velinpapier. gr. 8. Jn elegantem Umſchlage 2 Thlr.

Aus dem mannigfaltigen Jnhalt dieſes Bandes ſeien nur folgende Eſſays hier hervorgehoben: Ralph Waldo Emerſon; Berlin und Peter von Cornelius; Alexander von Humboldt; Dante und die letzten Kämpfe in Jtalien; Raphaels Disputa und Schule von Athen, ſeine Sonnette und ſeine Geliebte; Der Verfall der Kunſt in Jtalien. Carlo Saraceni; Göthe in Jtalien.

„Hier tritt uns eine befeſtigte künſtleriſche Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeſchichtlichen Jntereſſen, ſelbſtändig anziehende Momente der Kunſt und Literatur in einer faſt durchweg eigenthümlichen, den Leſer perſönlich feſſelnden Form auffaſſend und von dem ſicher erkannten und friſch dargeſtellten Detail immer zu allgemein bedeutſamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Reſultaten fortſchreitend." Preuß. Jahrb.

Hermann Grimm: Ueber Künſtler und Kunſtwerke.

Zwei Bände. 1865/67. Mit 15 Photographieen. gr. 8. Velinpapier. 4 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein sehr reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphaels, Michelangelos, Dürers, Holbeins, Lionardos Arbeiten. Anziehende Essays, mit zwei Ausnahmen aus der Feder des Herausgebers, behandeln Carstens', Raphael, Goethe. Die photographischen Blätter stellen zum Theil unedirte oder wenig bekannte Kunstwerke, theils nach den Originalen, theils nach seltenen Stichen dar. (217)

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26¼ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen, der erste Theil der „Kleineren Schriften" von Jacob Grimm, bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze. Herr Prof. Robert Prutz begrüsst im „Deutschen Museum" das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

... „Auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (218)

Aus den 12 Nummern seien hier nur folgende aufgeführt: Selbstbiographie; Meine Entlassung; Italienische und skandinavische Reiseeindrücke; Jubelschrift zu Savignys Doctorjubiläum; Rede auf Wilhelm Grimm; Rede über das Alter; Ueber den Ursprung der Sprache; Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache; Rede auf Schiller.

Voigt (F.): Geſchichte des brandenburg.-preußiſchen Staates.

Zweite verbeſſerte Aufl. 1867. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Jn Leinw. geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

„Daß ein Handbuch wie das Voigt'ſche bereits in zweiter Auflage vor uns liegt, iſt gewiß ein Beweis für ſeine innere Gediegenheit ſowohl, wie für das ſteigende Jntereſſe an der preußiſchen Geſchichte. Wer Gelegenheit hatte, daſſelbe häufiger zu Rathe zu ziehen, mußte die Akribie des Verfaſſers auf dem Gebiete eigener Forſchung und den Fleiß in der Benutzung fremder Unterſuchungen faſt durchgängig erproben. Die neue Auflage beſitzt dieſe Vorzüge natürlich in noch höherem Grade. Beſonders den früheren Partieen, die überhaupt für die ausgezeichnetſten des Buches gelten müſſen, ſind ſelbſtſtändige Studien des Verfaſſers zu Gute gekommen. Der neu hinzugekommene 15. Abſchnitt „Preußen ſeit 1840" behandelt ſogar noch die Ereigniſſe des Jahres 1867, eine Erweiterung, die gewiß jeder gutheißen wird." (219)

Hiſtoriſche Zeitſchrift. 1868. 2. Heft.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literariſche Centralblatt ſpricht ſich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben. (220)

Neue Studien von Karl Frenzel.

1868. Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Von dem geiſtvollen Feuilletoniſten der National-Zeitung liegt ein Band „Neuer Studien" vor, welche wir auf das Angelegentlichſte Allen empfehlen, die für Kunſt und Wiſſenſchaft ein Bildungsintereſſe haben. — Die lebensvolle Form der Entwicklung aller Anſichten, welche ſtets in die volle Wirklichkeit hineingreift, iſt nicht der geringſte Vorzug des Buches und wird ihre Anziehungskraft auf einen gebildeten Leſerkreis bewähren." (221)

Literar. Centralblatt.

Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie.

Von ſeinem Bruder **Maximilian Heine.**

Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Mag. f. Lit. d. Ausl. nennt das Buch: „Erinnerungen, die auf ein Plätzchen in jeder Bibliothek, in welcher Heine's Werke aufgeſtellt ſind, Anſpruch machen dürfen, da ſie ſo manchen Zug zu dem Bilde des Dichters liefern, den eben nur ein ihm ſo naheſtehender und von ihm letztwillig als der geeignete Herausgeber ſeiner Denkwürdigkeiten bezeichneter lieber Verwandter mit aller Naivetät und Wahrheit wiederzugeben vermochte." (222)

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in dieſen Skizzen ſeines Bruders vieles Anziehende finden. Von beſonderem Werth ſind die zum erſten Male mitgetheilten Teſtamente H. Heine's; das deutſche von 1846 und das franzöſiſche von 1848.

Deutſcher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidniſchen Vorzeit

von

Prof. **E. L. Rochholz.**

Zwei Bände. 1867. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Dieſes Werk bringt über eine große Anzahl weit verbreiteter, namentlich oberdeutſcher Sitten und Gebräuche die merkwürdigſten Mittheilungen und anziehendſten Aufſchlüſſe. Der Verfaſſer hat nicht blos mit großem Fleiß aus eigener Beobachtung und aus literariſchen Quellen den Stoff zu ſeiner Arbeit geſammelt, ſondern weiß auch denſelben geiſtreich und feſſelnd darzuſtellen. (223)

Die Satiren und Epiſteln

des

Quintus Horatius Flaccus.

Deutſch

mit Einleitungen und Anmerkungen

von

Prof. Dr. **Eduard Munk.**

24 Bogen. 8. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieſes Buch ſchließt ſich der von dem Herrn Ueberſetzer veröffentlichten Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Literatur in Format, Schrift und Ausſtattung an. (224)

Wichtig für jeden Schachspieler.

D. Harrwitz, (225)

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend

die Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen.

21½ Bogen. 8. gebd. 1 Thlr.

Der Verfasser ist als einer der stärksten Spieler bekannt und viele Jahre Lehrer des Schachspiels in Paris und London gewesen.

Digitized by Google

I. Theil: Die Päpſte als Menſchenſchlächter. 16 Ngr. 2. Aufl. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Ferner erſchien im gleichen Verlag ſoeben:

Lob und Schimpf
des
Jeſuitenordens

im Intereſſe der bürgerlichen Wohlfahrt hiſtoriſch dargelegt

von (226)

Dr. Franz Huber,

Verfaſſer der „Lateraniſchen Kreuzſpinne."

10 Bogen 8° in eleg. ſchwarzem Umſchlag.

Preis 12½ Ngr.

Haller'ſche Verlagshandlung in Bern.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung

vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung dargestellt von
Hermann J. Klein.

Das Sonnensystem,

nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. (227)

Mit drei Tafeln Abbildungen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr.

Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an:

Vernunft und Offenbarung.

Die Widerſprüche zwiſchen Glauben u. Wiſſen.

Naturwiſſenſchaftlich-philoſophiſch bearbeitet
von (228)
Karl Wilhelm Kunis.

Eleg. broch. 1 Thlr. Fein geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Das Werk wird Allen, welche ſich für die jetzige Bewegung auf kirchlichem Gebiete intereſſiren, hochwillkommen ſein.

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Freytag, Handſchrift, billige Ausgabe.

Soeben erſchien bei S. Hirzel in **Leipzig.**

Die
verlorene Handſchrift:

Roman in fünf Büchern
von (229)
Guſtav Freytag.

Fünfte, wohlfeile Ausgabe.

In zwei Theilen. 8. Preis: 2 Thlr.

Empfehlenswerthe Unterhaltungs-Literatur!

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Zwecks einer feſſelnden und Genuß gewährenden Lectüre lenken wir das Intereſſe der Leſewelt auf folgende vor Kurzem erſchienene Romane und Novellen, welche in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig ſind: (230)

Valerie. Roman in vier Bänden von **Guſtav vom See** (G. v. Struenſee). 8. 64 Bogen. Elegant broſchirt. Preis 6 Thlr.

Zwei Familien. Eine Erzählung von **Edmund Hoefer.** Zwei Bände. 8. 30½ Bogen. Elegant broſchirt. Preis 3 Thlr.

Eine alte Jungfer. Roman von **Karl von Holtei.** 8. 19¾ Bogen. Elegant broſchirt. Preis 1½ Thlr.

Aus Kriegs- und Friedenszeiten. Neue Geſchichten von **Edmund Hoefer.** 2 Bände. 8. 47 Bogen. Preis 3½ Thlr.
Inhalt: **1. Band.** Ein Licht im Grünen. — Zur goldenen Roſe. — Vierundzwanzig Stunden. — Der tolle Walther. — Zerbrochen. — **2. Band:** Die Herrin von Dernot. — Der Pfarrer von Steinkirchen. — Droſchke Nummer 1.

Der Anthropophag oder **Die Kinder des Doctors.** Fortſetzung des Romans **„Der Sclavenhändler".** Braſilianiſches Lebensbild aus den Papieren eines Touriſten. Original-Roman in 3 Bänden von **Ludwig Heinrich.** 8. 54 Bogen. Elegant broſchirt. Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (231)

Steffens Volkskalender für 1870.

Enthält Beiträge von Dr. **Cohn, G. Hiltl,** Dr. **Lewinſtein, A. Mützelburg, Max Ring, J. Rodenberg, Sacher Maſoch, Neumann-Strela** u. A.

Mit 8 Stahlſtichen und 4 Holzſchnitten. **Preis 12½ Sgr.**

In No. 42 dieſes Blattes ausführlich beſprochen und empfohlen.

Bei **Ambr. Abel** in **Leipzig** erſchien ſoeben und iſt durch jede Buchhandlungen zu beziehen: (232)

Abriß der
Urgeſchichte des Orient
bis zu den mediſchen Kriegen.

Nach den neueſten Forſchungen und nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient
bearbeitet von
Dr. **Moritz Buſch.**

3. Band: Araber. — Inder.

Die am Schluſſe des vorigen Jahres erſchienenen, von den hervorragendſten Blättern auf das allergünſtigſte beſprochenen beiden erſten Bände dieſes intereſſanten Geſchichtswerkes enthalten:

1. Band: Aegypter. — Iſraeliten. — Aſſyrer.
2. Band: Babylonier. — Meder u. Perſer. — Phönizier. — Karthager.

In Frankreich fand dies Werk eine ſo große Theilnahme, daß von der Ausgabe in franzöſiſcher Sprache binnen Jahresfriſt drei ſtarke Auflagen nöthig wurden.

Preis eines jeden Bandes 1 Thlr. 10 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Talmud von **Emanuel Deutſch,** Bibliothekar am Britiſchen Muſeum. Aus der ſiebenten engliſchen Auflage ins Deutſche übertragen. Autoriſirte Ausgabe. Zweite Auflage. gr. 8. 12 Sgr. (233)

In wenigen Monaten die zweite Auflage.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin

Neue populär-philosophische Werke.

Sechs philoſophiſche Vorträge
von
Dr. C. Fortlage,
Profeſſor an der Univerſität Jena.
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:
I. Ueber die Kantiſche Philoſophie. II. Ueber Jena's philoſophiſchen Ruhm. III. Ueber Novalis und die Romantik. IV. Ueber die Glückſeligkeitslehre der Stoiker. V. Ueber das Gaſtmahl des Plato. VI. Ueber die Anfänge der Muſik.

Acht pſychologiſche Vorträge
von
Dr. C. Fortlage,
Profeſſor an der Univerſität Jena.
Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt.
I. Ueber die Natur der Seele. II. Ueber das Gedächtniß. III. Ueber die Einbildungskraft. IV. Ueber den Character. V. Ueber die Temperamente. VI. Ueber den Inſtinct. VII. Ueber die Freundſchaft. VIII. Ueber Materialismus und Idealismus.

Jena 1869. (234)
Mauke's Verlag (Hermann Dufft).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] —— Berlin, den 13. November 1869. —— [№ 46.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Zur Geſchichte unſerer Publiciſtik. II. Die deutſche Preſſe. 669. — Die Conferenz der deutſchen Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine in Berlin. 671. — Hauswirthſchaftliche Zeitfragen. 672.
Holland. Holland und der große Kurfürſt. 673.
England. Der Graf von Paris als Arbeiterfreund. 676.
Rußland. Juri Samarin's Anklage gegen die Oſtſee-Provinzen. 677.
Polen. Polniſche Stimmen über ſlaviſche Wirthſchaft und Kultur. 679.
Kleine literariſche Revue. Sophokles und ſeine Tragödien. 680. — Memoiren einer Nähnadel. 681. — Die Tauchnitz-Ausgabe von Charles Lamb's Eſſay's. 681.
Literariſcher Sprechſaal. Die deutſche Preſſe in Rußland. 681. — Baltiſche Monatſchrift. 682. — Das Kunſtjournal „Frauenarbeit". 682. — Statiſtik der Kloſterſchulen in den Vereinigten Staaten. 682. — Vorleſungen für Frauen im Kenſington-Muſeum. 682. — Ein Werk von Garibaldi. 682. — Berühmte Liebespaare. 682.

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſchichte unſerer Publiciſtik.

II.

Die deutſche Preſſe.

Deutſchland unterſcheidet ſich auch in Bezug auf ſeine Publiciſtik weſentlich von ſeinen großen Nachbarländern. Seine geſchichtliche Entwickelung hat faſt in ſeinen ſämmtlichen Theilen die Centraliſation, wie ſie bei anderen Nationalitäten ſich findet, verhindert.

Erſt durch die neueren politiſchen Umgeſtaltungen hat Berlin begonnen, berechtigten Anſpruch darauf zu erheben, als das politiſche und geiſtige Centrum der zum Nordbund gehörigen Staaten betrachtet zu werden; aber keine deutſche Stadt bildet, wie Paris, London, ſelbſt Petersburg, den Mittelpunkt des ganzen deutſchen Elements, ja — wiederum mit Ausnahme Berlins — kaum den des Staates, dem ſie als Hauptſtadt angehört. Nur die Telegraphenfäden laufen zahlreicher in ihr zuſammen, nicht die der geiſtigen und induſtriellen Suprematie. Unſere kleinen Univerſitäten theilen ſich in die erſtere, große Fabrikplätze in die letztere. Der Hauptſtadt bleibt häufig nichts als die Reſidenz mit Hofchargen und titulirten Gewerben aller Art, der Sitz der Regierung und Obercollegien und ein Ständehaus mit zweifelhaftem Einfluß auf eine zweifelhafte Politik, die, um den Volkswillen unbekümmert, aus den Miniſterien oder mit Umgehung derſelben, aus den Köpfen einiger Cabinetsräthe hervorgeht. In allem Uebrigen iſt nicht ſelten die Hauptſtadt ein Capua der Geiſter, der Sammelplatz müßigen und verſchwenderiſchen Lebens, der am Wenigſten geeignet iſt, die Bedeutung des Geſammtlandes zu repräſentiren. Nichtsdeſtoweniger pflegt das Selbſtgefühl, mit dem ſolche Hauptſtädter auf die Provinzialbewohner herabblicken, noch dem gleichzukommen, das die Alten Athen als Attika und Sparta als Lacedämon bezeichnen ließ.

Dieſen Zuſtänden analog hat ſich auch die deutſche Preſſe entwickelt. Sie zählt mehr Tagesblätter, als irgend ein anderes Land von gleicher Bevölkerung, aber den Umſtänden gemäß keines von allgemeiner Bedeutung für die ganze Nation. Jeder Staat beſitzt eine amtliche Zeitung, doch keiner ein tonangebendes Organ. Wir haben eine großſtädtiſche, keine hauptſtädtiſche Preſſe. Die Augsburger Allgemeine Zeitung nimmt unbeſtritten in Baiern den erſten Rang ein; die Kölniſche Zeitung übertrifft an Bedeutung ſämmtliche Tagesblätter Berlins. Mehr oder minder beſitzt jede große Stadt ihr Organ, das vorwiegend partikulare Intereſſen verfolgt. So ſteht bei uns die Einwohnerzahl in quantitativem Verhältniß zu der Anzahl der Zeitungen, und da die deutſche Nation zwei Hauptſtädte zählt, beſitzen wir in ihnen zwei Sammelplätze der Publiciſtik, auf die hauptſächlich unſere Bemerkungen über den Tendenz-Journalismus unſerer Tage ſich bezogen. Zu ihnen geſellte die frühere Annahme eines imaginären Centrums der deutſchen Staaten in Frankfurt a. M. noch einen dritten. Durch den Bundestag hatte dies ſcheinbar die Bedeutung einer Weltſtadt erhalten und die Preſſe, unruhig umhertaſtend, freudig die Gelegenheit benutzt, ſich dort wenigſtens um den Schatten eines politiſchen Centrums zu gruppiren.

Aus dieſen drei Orten, Berlin, Wien und Frankfurt a. M., ſprudeln die Hauptquellen, welche den Neuigkeitsdurſt, der unſere Zeit erfaßt hat, zu löſchen bemüht ſind. Die Zahl der dort erſcheinenden Tagesblätter und Journale iſt vorzüglich in den beiden erſten außerordentlich. Die größten Hauptſtädte Europa's, deren Organe für das ganze Reich Geltung beſitzen, vermögen kaum mit ihnen zu concurriren. Die vergleichende Statiſtik zeigt in Deutſchland ein auffälliges und abnormes Verhältniß. Die Höhe des Bedürfniſſes wird weitaus von der Quantität des Dargebotenen übertroffen. Wir befinden uns in einem Zuſtande der Ueberſättigung, der keine günſtige Wirkung auf die Geſundheit unſeres Volkslebens ausübt.

Ich komme auf die Tendenz und ihre Erſcheinungen in unſerer modernen Journaliſtik zurück. Die letztere iſt ein Kind der Neuzeit und hat kaum das Mannesalter angetreten. Unſer Jahrhundert vermag auf ihre Erzeugung nicht ſtolz zu ſein. Sie gleicht einem mittelalterlichen Truppencorps, das aus wenigen geſchulten Soldaten, aus einem ungeheuren Troß verlaufener Marodeurs beſtand. Die widerſprechendſten Abſichten und Schickſale führten ſie im Lager zuſammen. Durch ſie verbreitete ſich die Unſitte, die Rohheit, die Disciplinloſigkeit im Heere. Die Sache, der ſie ſich angeſchloſſen, galt ihnen gleich. Sie wollten plündern, ein luſtiges Leben führen, mit Beute beladen heimkehren, ohne zu kämpfen. Der gute Soldat verachtete ſie; um ihretwillen waren der Profoß und die Steckenknechte erforderlich. Ausgepeitſcht liefen ſie von einer Partei zur andern; ſie hatten einzig den höheren Sold im Auge und entblödeten ſich nicht, ſich deſſen zu rühmen.

Die Publiciſtik unſerer Tage iſt ein herrenloſes Gebiet geworden. Kein Handwerk irgend welcher Art bietet einen ſo leichten Zugang. Der Wille allein genügt; keine Vorbereitung, kein Talent, keine Prüfung iſt erforderlich. Der Tertianer, dem die Befähigung, in die Secunda überzugehen, mangelt, verläßt die Schule und betheiligt ſich als mitberathender Areopagit an den Geſchicken Europa's. Studenten, zum drittenmale vom Examen zurückgewieſen, kommen zur Einſicht, daß ſie nicht zum Lehrfach im engen Kreiſe von Verblendeten, die an ihrem Genie zweifeln, ſondern zur Bevormundung der Welt berufen ſind. Der Copiſt,

Digitized by Google

deſſen orthographiſche Kenntniſſe nothdürftig zur Wiedergabe der Vorlage ausreichen, fühlt ſich, zur Verbeſſerung ſeines Gehalts, gedrungen, der ſtaunenden Menſchheit ſeine langverhaltenen, autochthonen Gedanken zu verrathen. Der Fibellehrer legt den Rohrſtock, mit dem er das Abc in die Rücken der Dorfjugend eingebläut, aus der Hand und bearbeitet mit der Feder das noch verſtocktere Gemüth der irdiſchen Machthaber. Speculative Schuſter entwickeln in Mußeſtunden theoſophiſche Syſteme, aus denen ſie die Zukunftsgeſtaltung eines idealen Staates conſtruiren. Wem die phyſiſche Möglichkeit eine Feder zwiſchen den Fingern zu halten erlaubt, der erlaubt ſich, der einſichtsarmen Welt ſein Urtheil über das, was ihr vor Allem zu vollbringen obliegt, nicht vorzuenthalten. Der Setzer bekümmert ſich weder um den Sinn noch um den Unſinn, welchen die Buchſtaben, die er einzeln aneinanderreiht, in ihrem Zuſammenhang ausmachen; der Corrector liegt höchſtens mit einigen orthographiſchen Eigenthümlichkeiten des Abzugs in Fehde, der Drucker macht ſich nicht mehr Gedanken darüber, als die Maſchine, welche ein Exemplar um das andere in die Welt ſchleudert, und dieſe Welt, d. h. das Publikum, lieſt es, gleichgiltiger gegen die Rechtſchreibung als der Corrector, unbekümmerter um die Sinnloſigkeit als der Setzer und gedankenloſer als die Maſchine in der Druckerei.

Es ſind wahrlich nicht die Kinder allein, die noch heutzutage glauben, daß Alles, was gedruckt vor ihnen liegt, wahr ſein müſſe. Die Zahl der erwachſenen und verſtändigen Leute, die heimlich von derſelben Ueberzeugung erfüllt ſind, iſt weit größer als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Ueberhaupt umſchwebt, beſonders für den Kleinſtädter, noch immer ein gewiſſer Nimbus die Gegenſtände, welche mit der Verbreitung und Veröffentlichung des Geſchriebenen zu thun haben. Er erſchrickt, wenn er ein Wort, das er geſprochen, in der Zeitung wiederfindet. Ja, er iſt geneigt, eine offenbare Lüge, die er aus dem glaubwürdigſten Munde eines Freundes zurückweiſen würde, dennoch für wahr zu halten, ſobald er ſie in einem obſcuren Winkelblatt gedruckt vor Augen ſieht. Die Privaterfahrung ſeines Lebens hat ihn wohl Mißtrauen in die einzelne Perſönlichkeit zu ſetzen gelehrt, aber in einem dunklen Gefühl hält er es für unmöglich, daß eine abſolute Lüge aus dem Filtrum ſo vieler Hände, die zu ihrer Herſtellung erforderlich ſind, hervorgehen könne. Im Bewußtſein eigener Rechtlichkeit glaubt er, daß eine ſolche irgendwo einen jungen Hercules finden müſſe, der die ausgeſendete Schlange vor der Erreichung ihres Zweckes zwiſchen den Fingern zerdrücke.

Aus dieſem Umſtande, der dem Herzen vielleicht ebenſo ſehr zur Ehre wie dem Verſtändniß zum Nachtheil gereicht, entſpringt hauptſächlich die Mißwirkung und die Exiſtenz der Ueberfülle unſerer Tagesliteratur. Dieſe Mißwirkung, in gleichmäßig fortſchreitenden Zeiten eine minder bedeutungsvolle, vermag in folgenſchwerer Periode, wie unſere jetzige, eine verhängnißvolle zu werden. Die Feder der Correſpondenten erhält eine Wichtigkeit, die weit über die Bedeutung des Kopfes deſſen, der ſie führt, hinausgeht. Eine vereinzelte Stimme erweckt tauſendfaches Echo; die Prüfung, ſelbſt der Verſtändigeren, wird durch leidenſchaftliche Erregung beirrt. Was unter anderen Umſtänden als Leichtſinn eines Müſſiggängers erſcheint, wird zum Verbrechen, der Eigennutz des Charakterloſen zu folgenſchwerer, fluchwürdiger That.

Es würde viel Unheil verhütet, wenn die Mehrzahl des zeitungleſenden Publikums eine Ahnung davon beſäße, in welcher Art die Correſpondenzartikel der Majorität unſerer Tagesblätter, vorzüglich derer an den drei oben erwähnten Centren derſelben entſtehen. Sie würden häufiger, anſtatt Furcht und Aufregung, Spott und Gelächter erregen. Der Ausfall in dem Budget des Correſpondenten würde ſeine Ausfälle gegen dasjenige des Staates erklären. Man würde erfahren, daß ſeine geharniſchten Worte ihren Urſprung dem Unwillen ſeines Magens verdanken; daß ſein majeſtätiſches „Wir" die um ihn verſammelten Topfſcherben ſeiner Manſarde bedeutet; daß ſein „Stimmungsbericht" eigentlich den Titel „Verdauungsbericht" beanſpruchte, aus dem ſich eine Beurtheilung der Zähigkeit des von ihm außer dem Hauſe genoſſenen Roaſtbeefs ermöglicht.

Es wird nicht zu viel geſagt ſein, wenn man zwei Drittheile der Autorſchaft unſerer Zeitungsberichte dem Leichtſinn und der Gleichgiltigkeit zuſchreibt. Daß dieſe in einer Zeit, wie die unſere, die verderblichſten Folgen nach ſich zu ziehen vermögen, bedarf keines Beweiſes. Aber dieſes Unheil erſcheint von verſchwindender Bedeutung gegen das ſchlimmere, welches nach allen Richtungen durch die abſichtliche Fälſchung verbreitet wird.

Es iſt kaum zu leugnen, daß hierzu eine größere Geſchicklichkeit erforderlich iſt. Während der Antrieb dazu derſelbe bleibt, ſteigert ſich ſeine Verächtlichkeit dadurch, daß er dem Ausübenden klar zum Bewußtſein gelangt. Selten widmet ſich ein durchaus beſchränkter Kopf dieſem Berufe, aber keineswegs ſelten iſt es, daß er ſich durch Sophismen über die Unehrenhaftigkeit deſſelben hinwegzuſetzen vermag. Durch eine merkwürdige Utilitäts-Philoſophie verſteht er ſich häufig die Selbſtachtung zu erhalten. Der vollendetſte Jeſuitismus vermöchte aus ſeinem Syſtem Vortheil zu ziehen, und das Beiſpiel des Pilatus aus der bibliſchen Geſchichte erſcheint für daſſelbe als Vorbild hingeſtellt.

Ich halte zunächſt diejenige Metropole im Auge, welche man bereits öfter als das deutſche Capua der Geiſter bezeichnet hat. Ohne Frage hat in ihr die abſichtliche Fälſchung in Deutſchland die höchſte Stufe erreicht. Sie hat es vorzüglich deshalb weil ſie keine Hülle mehr abzuwerfen beſitzt und ſich bereitwillig in nackter Obſcönität darſtellt. Die Schamloſigkeit iſt mit der Gier geſtiegen und hat den Grundſatz des kaiſerlichen Roms, daß für Geld Alles feil ſei, adoptirt.

Die Verſunkenheit der Moralität ſpricht ſich am Schärfſten aus, wenn die Ehrenhaftigkeit für die tonangebende Majorität einfach lächerlich zu werden beginnt. Es giebt kaum eine Steigerung über dieſen Zuſtand hinaus, wenn man nicht die Sanctionirung des öffentlichen Raubes befürwortet. Der Hohn, der das ſittlich Geziemende um deſſen ſelbſtwillen trifft, gleicht einer Temperatur, die das Queckſilber bis an die verſchloſſene Spitze des Thermometers emporgetrieben. Eine weitere Gradmeſſung iſt nicht ausführbar. Der Zuſtand ließe ſich vielleicht noch treffender mit der erreichten Siedhitze des Waſſers vergleichen, die keine Erhöhung der Wärme mehr, ſondern nur eine Umwandlung in feindſelig ſich bekämpfende Dampfmaſſen zuläßt.

In dieſer Phaſe beginnt die Tagesliteratur ſich als Unterabtheilung des großen merkantiliſchen Schwindels zu geſtalten. Sie iſt einfache Börſenſpekulation geworden und rechnet, anſtatt mit nicht exiſtirenden Geldſummen, mit Thatſachen und Gedanken, die nicht vorhanden ſind. Für die Bereicherung Einzelner untergräbt ſie den geiſtigen Credit von Millionen. Die Gemeinheit, der Schmutz, die Fälſchung werden ihr zinspflichtig und ſie verfolgt dieſelben mit den Argusaugen eines Gläubigers. Wie die Papiermühle Lumpen in Papier, ſo wandelt ſie tendenziöſe Lügen in Banknoten um. Es iſt ein Handwerk, das um ſo mehr Verdienſt abwirft, je weniger dem Ausübenden daran gelegen iſt, ſich Verdienſte um die Menſchheit zu erwerben.

In dieſem Beſtreben erſcheinen die Meiſter und die Hand-

Digitized by Google

langer ſich ebenbürtig; der Maßſtab — en gros oder en détail — allein iſt verſchieden. Der Herausgeber eines einflußreichen Blattes, der in jeder Spalte deſſelben den Krieg befürwortet, weil derſelbe einer von ihm unternommenen Börſenſpekulation entſpricht, iſt nicht verächtlicher, als ſeine Redacteure und Gehilfen, die ihm zu dieſem Zweck ihre Federn verkaufen. Der mit klingender Münze bezahlte Lobhudler der Reaction ſteht auf gleicher Stufe mit dem ſervilen Augendiener des Pöbels, der um Gunſt buhlt, die ſich in kürzerer oder längerer Metamorphoſe in dieſelbe klingende Münze umwandelt.

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Dinge."

In der That kann man in Bezug auf das vorliegende Thema den Vorderſatz zum Nachſatz machen. Denn während draußen in der Welt die Folgen der durch den Druck emanirten Prinzipien hart auf einander ſtoßen, ſitzen die Gedanken, d. h. die Anfertiger jener Grundſätze, friedlich am Reſtaurationstiſch zuſammen und der begeiſterte Demagog der freien Preſſe lächelt den beſternten Schriftlakaien des Feudalismus verſtändnißinnig an.

Schwer wird es für den Forſcher dereinſt ſein, den Proteus unſerer Tagesgeſchichte in ſeiner wahren Geſtalt zu erfaſſen und ſeinen vielzungigen Lippen das unverfälſchte Wort abzudringen. Viel ſinnloſer und widriger Wortſchwall der Mönche unſerer Zeit hat die Urſchrift des Palimpſeſtes überdrängt, die er zu entziffern berufen iſt. Schwerer und verhängnißvoller iſt es im Augenblick, aus den vielfach gekreuzten Stimmen den Ausdruck deſſen zu vernehmen, was die Wohlmeinenden und Weiterdenkenden verlangen, was die Wohlfahrt nicht des Einzelnen, nicht einer Partei, ſondern des ganzen Vaterlandes erheiſcht. Wilhelm Jenſen.

Die Conferenz der deutſchen Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine in Berlin.

Es hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit der Wunſch und das Bedürfniß geltend gemacht, die verſchiedenen Vereine, welche nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in den civiliſirten Nachbarſtaaten und vor Allem in Nordamerika die Special-Intereſſen des weiblichen Geſchlechts vertreten und, wenn ſchon unter verſchiedenen Formen und in ungleicher Organiſation, doch alle das Eine Ziel verfolgen, die ſociale und wirthſchaftliche Stellung der Frauen zu heben, — zum Bewußtſein ihrer Gleichartigkeit zu führen, eine Verſtändigung zwiſchen ihnen über gewiſſe principielle und praktiſche Fragen zu Stande zu bringen und wo möglich auch eine äußere Einheit zu erzielen. Es war klar, daß dieſer Zweck ſich nur erreichen ließ durch eine Conferenz, an der ſich möglichſt zahlreiche Vertreter der verſchiedenen Vereine betheiligten, wennſchon es von vornherein nicht ganz ſicher erſchien, ob eine ſolche Conferenz allen Erwartungen würde genügen können, und ob es nicht vielleicht zu dieſem entſcheidenden Schritt noch zu früh ſei. Je zweifelhafter uns dergleichen Bedenken vorher machten, mit deſto größerer Befriedigung können wir jetzt, am Tage nach den letzten Sitzungen derſelben, auf das Erreichte zurückſchauen.

Wir geben im Folgenden einen kurzen Ueberblick über die Verhandlungen und Debatten, von denen ein Theil unſerer Leſer ſelbſt Augen- und Ohrenzeuge geweſen iſt.

Am vierten November, Abends 6 Uhr, fand eine der regelmäßigen Generalverſammlungen des Berliner Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechtes ſtatt, der jetzt die kürzere und treffende Benennung „Lette-Verein", zur Erinnerung an ſeinen hochverehrten, unvergeßlichen Stifter, angenommen hat. In dieſer Verſammlung hatten ſich auch zahlreiche, von außerhalb gekommene Freunde des Vereins eingefunden, wo ſie vom Vorſitzenden, Prof. von Holtzendorf, begrüßt wurden.

Am folgenden Tage, am 5. November, ſahen wir ſämmtliche Delegirte der auswärtigen mit den Mitgliedern hieſiger ähnlicher Vereine und anderen Freunden und Freundinnen der Frauenſache zu gemeinſchaftlicher Sitzung verbunden. Nicht bloß aus dem Norden und Süden Deutſchlands, ſondern ſelbſt aus den Vereinigten Staaten waren mehrere Bürger des freien Amerika mit ihren Frauen gekommen, um für die Förderung der Sache zu wirken. Wir erwähnen von den hieſigen und auswärtigen Gäſten, ohne den Anſpruch auf Vollſtändigkeit der Aufzählung zu machen, Herrn Profeſſor Allan, Beamten des Unterrichtsdepartements aus Boſton, Herrn und Frau Dogget aus Chicago, Herrn Dr. Lammers aus Bremen, Herrn Prediger Kradolfer aus der Schweiz, (jetzt ebenfalls in Bremen), Herrn Prof. Emminghaus aus Carlsruhe, Herrn Director Röggerath aus Brieg, die Herren Director Jeſſen und A. Meyer aus Hamburg, Frau Profeſſor Fanny Stahr-Lewald von hier, Frau Dr. Goldſchmidt und Frl. Schmidt aus Leipzig, Frau Johanna Goldſchmidt aus Hamburg, Fräulein Calm aus Caſſel, Fräulein Luiſe Büchner aus Darmſtadt, Frau Profeſſor von Littrow aus Wien, Frau Apellationsgerichtsräthin Hendſchke aus Glogau, die Frauen Laßwitz, Simſon und Oelsner aus Breslau und viele Andere.

Nachdem auf den motivirten Vorſchlag des Redacteurs dieſer Blätter das Büreau durch Prof. von Holtzendorff als Präſidenten, Frl. Luiſe Büchner als Stellvertreterin deſſelben, der Frau Schepeler-Lette, Mrs. Dogget, Prof. Dr. Lammers als Ehrenmitglieder des Präſidiums, Frau Gräfin Brockenburg und Frl. Jenny Hirſch als Secretairinnen hergeſtellt worden, begannen die Verhandlungen, auf deren Verlauf man äußerſt geſpannt war; denn es mußte von großer Tragweite ſein, in welcher Weiſe eine Delegirten-Verſammlung von Männern und Frauen ſich geſtalten würde. Und hier mag gleich die Bemerkung Platz finden, die für uns das Reſultat dieſer Verhandlungen geweſen iſt, daß nämlich die anweſenden Frauen gerade durch ihre Haltung, durch die Art ihrer Betheiligung an der Diskuſſion und an den Vorträgen in glänzender Weiſe gezeigt haben, wie zeitgemäß die zu ihren Gunſten erſtrebten Ziele ſind, wie ſehr ſie es verdienen, an der Kulturbewegung der Zeit und am Vereinsrecht den vollſten, activen Antheil zu nehmen.

Von den anweſenden Damen betheiligte ſich, und zwar meiſt mit großem Geſchick, eine beträchtliche Anzahl an den Debatten; beſonders die gehaltvollen, ebenſo fern von jeder Scheingelehrſamkeit, wie von aller perſönlichen Eitelkeit ſich haltenden Vorträge einiger Damen erwarben ſich ungetheilte Zuſtimmung.

Für den erſten Tag der Verhandlungen ſtanden auf dem Programm drei Gegenſtände, von denen indeſſen nur zwei zur Verhandlung kommen konnten, nämlich 1) die Anbahnung eines regelmäßigen Verkehrs und Meinungsaustauſches unter den in Deutſchland und im Ausland beſtehenden Vereinen, vorgetragen vom Prof. Dr. v. Holtzendorff und 2) über die Arbeitsnachweiſungs-Anſtalten, über welche Frl. Jenny Hirſch referirte. Nachdem der Herr Referent über den erſten Punkt in längerer Rede ſeine Anſichten geäußert und

Digitized by Google

auf die Nothwendigkeit eines ſtetigen Meinungsaustauſches und die Herſtellung eines gemeinſamen Bandes zur regelmäßigen Ordnung der Beſtrebungen, als unabweisbar, hingewieſen hatte, beantragte er folgende Theſen: Die Verſammlung möge für nothwendig erachten: 1) Zweijährige Delegirten-Verſammlungen. 2) Hinzuziehung verwandter wirthſchaftlicher Vereine des Auslandes zu den in deutſcher Sprache zu führenden Verhandlungen dieſer Conferenzen. 3) Einſetzung eines Vorortes und eines geſchäftsführenden Vereins. 4) Feſtſetzung eingreifender Beſchlüſſe nur mit Zweidrittel-Majorität. 5) Zählung der Delegirtenſtimmen nach je 50 Stimmen der Auftraggeber. 6) Gründung eines eigenen Correſpondenzblattes für Frauen-Intereſſen und Einſetzung eines dieſe Gründung vorberathenden Comité.

Es wurde für die nächſten zwei Jahre Berlin als Vorort erwählt und dem Vorſtande des „Lette-Vereins“, als geſchäftsführender Direction, freigeſtellt, ſich durch Zuziehung von Mitgliedern anderer Vereinsvorſtände zu ergänzen. Der gehaltreiche und äußerſt inſtruktive Vortrag der Sekretärin des Lette-Vereins, Fräulein Jenny Hirſch: „Ueber Arbeitsnachweiſungs-Büreaus“ führte intereſſante ſtatiſtiſche Daten aus der Wirkſamkeit des Lettevereins an, und befürwortete, nachdem über die paſſendſte Organiſation ſolcher Büreaus geſprochen worden war, einen lebhaften Austauſch zwiſchen den verſchiedenen Vereinsbüreaus.

Der dritte Punkt des Programms konnte erſt am folgenden Tage zur Sprache kommen. Herr Director Dr. Nöggerath und Herr Prof. Emminghaus ſprachen in der Sonnabend-Sitzung „über die Einrichtung der für Frauen beſtimmten Fachſchulen“. Sie betonten beſonders die Bedeutung der Gewerbeſchule und wieſen namentlich den Kommunen die Pflicht zu, für entſprechende Inſtitute zu ſorgen, — was jedenfalls ſehr richtig iſt, da von Seiten des Staates zunächſt eine Unterſtützung kaum zu hoffen ſein wird.

Den zweiten Vortrag dieſes Tages hatte der Abgeordnete Herr Schultze-Delitzſch: „Die Erwerbsgenoſſenſchaften der Frauen“. Der geiſtvolle Vertreter des deutſchen Genoſſenſchaftsweſens ſprach eingehend mit juriſtiſcher Schärfe über das Weſen der Produktivgenoſſenſchaften und das Verhältniß der Frauen zu denſelben. Er wies die Befähigung der Frauen zum Genoſſenſchaftsweſen nach, und rief ſchließlich, unter großem Beifall, den Frauen, in ſeiner Eigenſchaft als Anwalt der deutſchen Genoſſenſchaften, ein herzliches Willkommen bei ihrem Eintritt in das Genoſſenſchaftsweſen zu.

Die berufsmäßige Ausbildung der Frauen zur Krankenpflege war das Thema des letzten Vortrags, der in die kundigen Hände des Landtags-Abgeordneten, Herrn Profeſſor Virchow gelegt war. Er betonte es, daß der Krankendienſt und die Krankenpflege vorzugsweiſe ein den Frauen zu überlaſſender Beruf ſei, und daß Schulen zur Ausbildung in dieſem Gegenſtand ein dringendes Bedürfniß ſein. Frl. Büchner gab einen Bericht über den in Darmſtadt beſtehenden „Alice-Verein zur Ausbildung der Krankenpflege“, der in vielen Beziehungen lehrreich und intereſſant war.

An dieſe Vorträge knüpfte ſich eine längere Debatte, an der ſich die Herren Profeſſor Emminghaus und Prediger Müller, ſowie Frau Lina Morgenſtern betheiligten. Ganz beſondere Erwähnung aber verdienen die Worte des Herrn Dr. Ravoth, welcher auf die Krankenwartſchule an der Berliner Charité hinwies und ferner u. A. bemerkte, daß der Berliner Frauen-Lazaret-Verein im Begriff ſtehe, die Krankenpflege, unter Benutzung des vom Verein erbauten Krankenhauſes, als Lehranſtalt zu einer ſocialen Wiſſenſchaft zu erheben.

Hiermit waren die für die Sitzungen angeordneten Gegenſtände zu Erledigung gekommen. Fräul. Schmidt aus Leipzig übernahm es, zum Schluß dem Präſidenten in würdigen, erhebenden und begeiſterten Worten den Dank der Frauen auszuſprechen.

Der hier in flüchtigen Umriſſen geſchilderte Congreß wird ſeinen großen Nutzen bald offenbaren. Noch immer haben die Beſtrebungen der betreffenden Vereine mit den ungerechteſten Vorurtheilen zu kämpfen und müſſen wir gegenüber den Schlechtunterrichteten reſp. Böswilligen immer auf's Neue wiederholen, daß ihr Ziel nicht iſt die ſogenannte Emancipation der Frauen, ſondern nur ihre geiſtige und rechtliche Gleichſtellung auf den Gebieten der Arbeit und der höheren, ſittlichen Bildung. Wir ſetzen voraus, daß, wenn der Congreß auf's Neue zuſammenkommt, die Anſichten geklärter und reifer, die Ziele ſeiner Wirkſamkeit beſtimmter geworden ſind und die gute Sache ſich unterdeſſen zahlreiche Freunde geworben hat.

Dr. L. B. F.

Hauswirthſchaftliche Zeitfragen.

Herr A. Emminghaus, einer der Referenten der vorgedachten Konferenz, und zwar über die Frage der Fachſchulen für Frauen, beſchäftigt ſich im 84. Heft der „Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge“*) mit den hauswirthſchaftlichen Zeitfragen, indem er den Markt- und Magazin-Verkauf, die Dienſtboten-Noth und das Einfamilien-Haus in den Kreis ſeiner Betrachtungen zieht. Er entwickelt bei dieſer Gelegenheit eine im Ganzen klare und annehmbare Anſchauung der ökonomiſchen Verhältniſſe, giebt dabei manchen beachtenswerthen Fingerzeig für Väter und Mütter, ſtellt aber hinwieder Anträge und Behauptungen auf, die ihre Probe im praktiſchen Leben nicht zur Befriedigung beſtehen können. Gleich zu Anfang nimmt er Anſtoß an dem Ausdruck „Nationalökonomie“ oder „Volkswirthſchaft“, indem er der Anſicht iſt, daß ein Volk als ſolches nicht wirthſchafte und daß es „höchſtens ganz zufällig einmal“ in bewußter Gemeinſchaftlichkeit an die Löſung einer gemeinſamen wirthſchaftlichen Aufgabe herantrete. „Nicht die Völker als ſolche“, ſagt er, „aber allerdings andere natürliche und künſtliche menſchliche Verbindungen ſehen wir neben den Einzelnen als Subjekte wirthſchaftlicher Thätigkeiten auftreten.“

Das iſt nicht ſtichhaltig und läuft auf eine Wortdeutung hinaus. Das Volk wirthſchaftet als ſolches ſehr wohl, indem es öffentliche Anſtalten zur gemeinſamen Benützung und zum gemeinſamen Wohle hinſtellt. In jedem Steuerthaler, den es zu Kunſt- und Bildungswerken, zu Schulen, Bahnen, Straßen, Sicherheits- und Vertheidigungsmitteln hergiebt, legt es ein Erſparniß an, ſchafft einen Werth und ſammelt ein Vermögen. Dies thut das Volk nicht „zufällig einmal“, ſondern immerfort und jeden Tag, denn es vergeht kein Tag, an dem es nicht arbeitet, Steuern zahlt und das allgemeine Wohl fördert. Die Steuerzahlung beſteht nicht etwa blos in der klingenden Baarentrichtung in Thalern und Groſchen an den Fiscus oder an die Commune, ſondern jeder Menſch zahlt auch ſchon Steuern, wenn er eine Semmel kauft, eine Cigarre raucht, ja wenn er

*) Berlin, C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung (A. Chariſius), 1869.

Digitized by Google

auch gar nichts kauft, ſondern nur angekleidet auf der Straße geht, da er ſo ſeinen Rock und ſeine Stiefel abnützt und dadurch genöthigt wird, den Schuſter und den Schneider zu unterſtützen und die abgenützten Kleider durch neue zu erſetzen. Daher zahlt man auch an Sonn- und Feiertagen Steuern, ja man kann — wie unſere Staats- und geſellſchaftlichen Verhältniſſe in ihrer unentwirrbaren Verſchlungenheit nun einmal eingerichtet ſind — ohne Uebertreibung ſagen, daß man auch im *Schlafe* Steuern zahle.

Mit der wirthſchaftlichen Verwendung, Ausgebung, Vertheilung und Erſparung der Steuern und anderer Einkünfte betraut das Volk ſeine *Vertreter*: die Abgeordneten in der geſetzgebenden und die Regierung in der ausübenden Gewalt. Es iſt eine Paradoxie, wenn behauptet wird, daß nicht ein Volk „als ſolches", ſondern nur ſeine Abgeſandten und Stellvertreter wirthſchaften. Wenn die Familie und der Staat „die natürlichen Verbindungen der Menſchen" ſind, wie Herr Emminghaus ſelber zugeſteht, ſo kann doch dieſe Familie, dieſer Staat und dieſe „natürliche Verbindung" nur aus dem Volke hervorgehen! Wie nun der Haushalt ſeinen Bedarf aus dem Geſchäfte empfängt, ſo empfängt wieder der Staat ſeinen Bedarf aus den Geſchäften und Gewerben der Bürger. Herr Emminghaus meint, daß der Bürger in ſeinem Hauſe als Haushalts-Vorſtand dem Steuerzahler zu vergleichen ſei: „er giebt ſtets, aber er gewinnt *nie mehr* zurück; im beſten Falle empfängt er genau das Aequivalent ſeines Opfers in der Geſtalt des häuslichen Behagens, der anmuthigen Bedürfniß-Befriedigung, wie der Steuerzahler in der Geſtalt der Sicherheit und des Genuſſes der Allen zu Gebote ſtehenden Staatsanſtalten" .... Iſt das nicht genug? Und iſt das häusliche Behagen, iſt die Sicherheit und der Genuß der Staatsanſtalten nicht auch ein *Rückgewinn*? Was ſoll er denn noch haben? Kann denn der Bürger ſeinem Geſchäfte obliegen, kann er ruhig arbeiten und ſeine Mittel verwerthen, wenn er dieſe Sicherheit *nicht* hat, wenn ihm der Genuß der öffentlichen Anſtalten verſagt iſt? Er erhält alſo nicht „im *beſten* Falle", ſondern er gewinnt auf alle Fälle das zurück, was er dem Haushalt zur Verköſtigung oder zum Behagen, und dem Staate zur Herſtellung der Sicherheit und der nützlichen Anſtalten giebt. Denn hier gilt auch das, was wir vom Steuerzahlen geſagt haben: der Gewinn beſteht nicht blos im baaren Gelde und in Waaren, ſondern wir bekommen auch einen großen Gewinn, wenn wir durch die gewährte Sicherheit, den Genuß und das Behagen *neue* Kräfte ſammeln können, und man erhält auch ſchon einen Gewinn, *wenn man nichts verliert*, wie derjenige ſicher gewinnt, der nicht in der Lotterie oder Karten ſpielt.

Viel Triftiges wird in den „hauswirthſchaftlichen Zeitfragen" geſagt über den Einkauf der Lebensmittel auf dem *Wochenmarkte*. Es iſt wahr, daß mit der Reiſe der Producenten, mit der Herbeiſchaffung der Viktualien und mit dem Verkaufe derſelben auf dem Wochenmarkt viel Zeit vergeudet wird, ſo wie andererſeits die Käufer hier auch viel Zeit todtſchlagen und ſich dabei in der Klatſchſucht üben (der Vortragende berechnet für jeden Wochenmarkt den Verluſt von viermal 5 Stunden = 20 Stunden in der Woche und 52,000 Arbeitstagen im Jahre, was wohl etwas übertrieben iſt). Aber läßt ſich überall Alles genau auf die Minute abmachen? Muß nicht Jeder, wer er immer ſei, viel Zeit mit unnützen Gängen, Reden, Feilſchen ꝛc. zubringen? Herr Emminghaus ſchlägt zur Abhilfe die Errichtung *ſtändig offener Verkaufsmagazine* für die ſpecifiſchen Wochenmarkts-Artikel vor. Das iſt ganz gut erdacht und wäre für die Käufer inſofern auch von Vortheil, als ſie nicht mehr auf gewiſſe Tage und Stunden zum Einkaufe ihres Bedarfs angewieſen wären. Aber wir haben bereits ſolche Lagerſtätten in den *Markthallen*, und wir ſehen die Gründe nicht ein, weshalb dieſe Markthallen nur als „Zwiſchenſtufe" betrachtet werden und warum wir uns „jedenfalls" (!) vor ihnen „hüten" ſollen. Die Magazine vermögen auch nicht „ſtets Alles friſch" zum Verkauf zu bringen, und was die Uebervortheilung betrifft, ſo kann die Concurrenz — wie Herr E. meint — doch nicht davor ſchützen, daß die Producenten einen niedrigen und die Conſumenten einen hohen Preis ſich gefallen laſſen müſſen.

Die Bemerkungen des Verf. über die Uebelſtände des Jahrmarkts ſind zutreffend, die über die Dienſtboten-Noth verdienen den vollſten Beifall, weswegen wir dieſe kleine Schrift jedenfalls der Leſewelt empfehlen.

Holland.

Holland und der große Kurfürſt.*)

Ueber wenige Fürſten iſt ein ſo allgemein günſtiges Urtheil gefällt worden, wie über den Gründer des preußiſchen Staates. Mag ſein Ruhm immerhin ein wenig durch den ſeines großen Nachkommen Friedrich II. verdüſtert worden ſein, Jedermann, der ſich nur einigermaßen mit der Geſchichte der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beſchäftigt, wird ſich unwillkürlich von der ritterlichen Geſtalt Friedrich Wilhelm's angezogen fühlen. Seitdem ſein officieller Hiſtoriograph, Samuel von Puffendorf, die Geſchichte ſeiner Regierung geſchrieben, wurde dieſe zu unzähligen Malen von Hiſtorikern behandelt, aber es würde ſchwer halten, auch nur Eine Bearbeitung ausfindig zu machen, welche ſich ungünſtig über den großen Kurfürſten ausließe. Weit entfernt in der gegenwärtigen Zeit ſtrenger hiſtoriſcher Kritik abzunehmen, hat ſich dieſe Eingenommenheit zu Gunſten Friedrich Wilhelm's vielmehr noch geſteigert. Niemand hat denſelben mit mehr Eingenommenheit — ja, man möchte beinahe ſagen, Voreingenommenheit behandelt, als der geiſtreiche Verfaſſer der Geſchichte der preußiſchen Politik, der Berliner Profeſſor *Droyſen*.

Es wäre ſinnlos, wollte man dieſe auffallende Vorliebe bloßer Parteilichkeit zuſchreiben. Jedermann, der das Leben Friedrich Wilhelm's genauer kennt, wird zugeben müſſen, daß er der Erſte war, der den im 17. Jahrhundert ſo tief geſunkenen *deutſchen* Namen wieder zu Ehren brachte, der Erſte, der einen ſelbſtändigen deutſchen Staat zu gründen den Muth hatte. Dies Alles brachte er überdies mit ſo geringen Mitteln und unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen zu Stande, daß ſeine Schöpfung ſich uns lediglich als ein Werk ſeines eigenen Geiſtes, ſeiner eigenen Kraft und Ausdauer darſtellt. Wahrlich, Friedrich Wilhelm iſt eine ſchöne Geſtalt in der Geſchichte, frei von vielen Gebrechen, welche den Fürſten ſeiner Zeit ſonſt eigen, ein Menſch von einer Alles belebenden Perſönlichkeit, in jeder Beziehung ein großer Fürſt, in vielen Dingen ein großer Mann.

*) Man wird uns keiner Abweichung von der in dieſen Blättern allezeit hochgehaltenen Verehrung des großen Kurfürſten beſchuldigen, wenn wir hier der Kritik eines Niederländers Raum gewähren, welche die Politik Friedrich Wilhelms im Jahre 1682 betrifft. Den Irrthum, der dem großen deutſchen Fürſten bei dieſer Gelegenheit nachgewieſen wird, hat er überdies durch die noch kurz vor ſeinem Ableben mit Eifer eingeſchlagene Politik zur Unterſtützung Wilhelms von Oranien in England vollſtändig wieder gut gemacht. D. R.

Digitized by Google

Daß man alſo in Deutſchland und namentlich in Preußen ſeine Regierung und ſeine Perſon mit Vorliebe, ja mit Voreingenommenheit behandelt, — daß man ſogar über die dunkeln Stellen, die ſich etwa finden mögen, ſo raſch wie möglich dahingleitet, dies Alles finden wir natürlich, begreiflich. Daß man aber deshalb Alles, was um ihn iſt, in das ungünſtigſte Licht zu ſtellen, ja in den Schatten zu drängen ſucht, um nur alles Licht auf ſeine Perſon allein fallen zu laſſen, das iſt ein Kunſtmittel, das wohl dem Maler geſtattet ſein mag, dem es lediglich auf *Effekt* ankommt, nicht aber dem Geſchichtſchreiber, dem es vor Allem um die *Wahrheit* zu thun ſein muß. Und deshalb können wir nicht begreifen, wie ein ernſter und wiſſenſchaftlich hoch ſtehender Hiſtoriker ſich ſolcher Mittel bedienen konnte, um den Kurfürſten zu verherrlichen. Dies iſt aber unſtreitig mit der Darſtellung der Fall, welche *Droyſen* von der Haltung Friedrich Wilhelm's dem niederländiſchen Staate gegenüber giebt.

Ueber dieſen intereſſanten Punkt der preußiſch-niederländiſchen Geſchichte iſt ſoeben in den „Nyhoff'ſchen Beiträgen"*) eine ziemlich umfangreiche Abhandlung aus der Feder eines tüchtigen jungen Hiſtorikers, Dr. P. L. *Muller* in Leiden, erſchienen, der ſich mit Vorliebe und, was mehr ſagen will, mit Glück und Gewandtheit in der Geſchichte des 17. Jahrhunderts bewegt — eine Abhandlung, welche wohl verdient, auch über die Gränzen Hollands hinaus bekannt zu werden. Geſtützt auf ſelbſtändige, im Laufe des vorigen Jahres im geh. königl. Staats-Archiv zu Berlin gemachte Forſchungen, zieht der Verf. blos den Zeitraum von 1672 bis 1688 in Betracht, um die Beziehungen des Kurfürſten zur damaligen Republik in wahrhaft ſcharfſinniger und geiſtreicher Weiſe zu beleuchten.

Es iſt allgemein bekannt, mit welcher tiefen Indignation Friedrich Wilhelm die durch den Weſtfäliſchen Frieden ſanctionirte Ausbreitung der ſchwediſchen Macht auf deutſchem Boden anſah und erduldete; mit Mißmuth erfüllte es ihn daher, als durch die nüchternere Auffaſſung der holländiſchen Generalſtaaten, der Friedensſchluß von Oliva (1660) keineswegs die Erfüllung ſeiner kühnen Hoffnungen auf völliges Verdrängen der Schweden aus Deutſchland brachte, — und ſowohl ſeine Briefe, wie die ſeiner Vertreter im Haag aus jener Zeit, fließen über von den bitterſten Klagen über den Egoismus der Generalſtaaten. In wiefern es gerechtfertigt war, dieſen darüber Vorwürfe zu machen, daß ſie den Kurfürſten in ſeinen weitgehenden und überdies von Jedermann ſelbſt wieder als gefährlich und herrſchſüchtig angeſehenen Plänen nicht gehörig unterſtützt hatten, möge dahin geſtellt ſein; auch darf nicht vergeſſen werden, daß der Weſtfäliſche Friede dazumal noch zu jungen Datums war, um eine Abänderung in den durch ihn geſchaffenen politiſchen Zuſtänden ohne Weiteres gebilligt zu ſehen. Gleichwohl war es der Kurfürſt von Brandenburg, der, als zwölf Jahre ſpäter (1672) Ludwig XIV. die niederländiſche Republik völlig unter ſein Scepter zu beugen drohte, und alle Uebrigen die Vernichtung derſelben theils mit ſtummem Entſetzen, theils mit ſtiller Schadenfreude anſahen, zuerſt begriff, daß, *ſollte Europa vom franzöſiſchen Despotismus errettet werden, jetzt oder nie dem bedrängten Holland beigeſprungen werden müſſe*.

Es war aber keineswegs Edelmuth gegen den in der äußerſten Noth befindlichen Nachbar, es war noch viel weniger Glaubenseifer für den bedrohten Proteſtantismus, der ihn zu dieſem Schritte trieb, — wohl aber kalte Ueberlegung, richtiger politiſcher Blick, wohlbegriffenes eigenes Intereſſe. Jede andere Darſtellung entfernt ſich von der Wahrheit. Der Kaiſer in Wien wurde aus ſeiner Apathie emporgerüttelt, und ein öſterreichiſches Heer unter Montecuculi marſchirte an den Rhein; allein das traditionelle Unglück, das von jedem Zuſammenwirken Oeſterreichs mit Preußen unzertrennlich, blieb auch diesmal nicht aus: Die Auflöſung der Coalition war nahe bevorſtehend, als durch den Einfall der Schweden in Brandenburg (Febr. 1675) der Krieg eine andere Wendung nahm. Jetzt liefen die Intereſſen Preußens und Hollands völlig auseinander, der Kurfürſt verlangte die Entſendung einer holländiſchen Flotte in die Oſtſee, — die Republik forderte das Erſcheinen eines preußiſchen Heeres am Rhein; keines von beiden geſchah. Holland ſah ſich auf ſich ſelbſt angewieſen um mit dem mächtigen Frankreich fertig zu werden; dieſen verzweifelten Augenblick benützte die antiſtatthalterliche Partei, um, unterſtützt von dem allgemeinen Verlangen nach Frieden, ſich an's Ruder zu ſchwingen, und durch Abſchluß des Nymweger Vertrages (10. Auguſt 1678) ihre langgehegten Pläne zur Ausführung zu bringen. Nun allerdings klagte der Kurfürſt laut über ſchändlichen Verrath, und doppelt, als, den Angriffen Frankreichs ohne alle Hilfe bloßgeſtellt, er ſich zum Friedensſchluß von St. Germain bequemen und bis auf ein kleines Stückchen Pommerns, alle ſeine ſchönen Eroberungen wieder herausgeben mußte. Vergebens ſtellte ihm ſein eigener Geſandter im Haag vor, daß Alles das Werk einer Partei ſei, die ſich weder durch Dankbarkeit noch durch Pflichtgefühl leiten ließe, daß das Land den Krieg unmöglich hätte länger fortführen können, und daß dies ſchon ſeit Jahren vorauszuſehen geweſen ſei. Der Kurfürſt ſchenkte dieſen Vorſtellungen ebenſo wenig Gehör, wie heutzutage ſein Hiſtoriograph Glauben dafür beſitzt. Friedrich Wilhelm behauptete, und Droyſen ſpricht es ihm nach, daß die Generalſtaaten den Krieg hätten um jeden Preis fortſetzen ſollen, und bei geringerem Eigennutz auch hätten fortſetzen können, daß, wenn ſie noch ein Jahr lang Stand gehalten hätten, er mit ſeiner ganzen Macht an den Rhein gerückt wäre und Frankreich zum Frieden gezwungen hätte. Wahrlich, an dem Prinzen-Statthalter lag es nicht, daß dieſer Plan nicht zur Ausführung gelangte; allein im Kampfe gegen den ſtürmiſch ſich aufdrängenden Volkswillen kann wohl keine Regierung für die Einhaltung auswärtiger Verbindlichkeiten verantwortlich gemacht werden.

Sei dem übrigens wie ihm wolle, — wir begreifen den Unmuth des in ſeinen Erwartungen betrogenen Kurfürſten nur zu gut; nichts aber kann die völlig verkehrte, um nicht zu ſagen *undeutſche* Politik entſchuldigen, welche lediglich ſein gekränkter Stolz ihn einſchlagen hieß, als im J. 1681 Ludwig XIV. durch die berüchtigten „Chambres de Réunion" und die Beſitznahme Straßburgs ganz Europa in Aufruhr verſetzte. Wohl bemüht ſich der Hiſtoriker Droyſen uns glauben zu laſſen, Friedrich Wilhelm ſei dazumal wirklich von der Fruchtloſigkeit einer antifranzöſiſchen Coalition überzeugt geweſen — allein ſehr richtig bemerkt der Verf. des oben erwähnten Artikels, der Kurfürſt habe uns eine zu hohe Meinung von ſeinem politiſchen Scharfblick beigebracht, als daß man glauben könnte, er habe ſich von einer friedlichen Politik, zumal Frankreich gegenüber, ernſtlich einen Erfolg verſprochen. Jetzt war er es aber, der allſeits vom Krieg abmahnte und zur ſklaviſchen Ergebung in den übermüthigen Willen Frankreichs rieth; durch ſein ungeſtümes Drängen zum Frieden arbeitete er dem Feind in die Hände, und wurde ſo, gewiß unabſichtlich, zum Verräther an den deutſchen Intereſſen. Mit großem Scharfſinn bezeichnet Dr. Muller als die

*) „Nijhoff's Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde." Bd. VI., Stück 2, SS. 169—213.

Digitized by Google

wahrſcheinlichen Beweggründe dieſer, wenn nicht illoyalen, doch immerhin ſehr zweideutigen Politik, erſtens die Erbitterung gegen die niederländiſche Republik, ferner die Ausſicht auf eine vortheilhafte Verwerthung ſeiner Bundesgenoſſenſchaft im geeigneten Augenblicke, dem zunächſt die Furcht vor einem Anwachſen der Macht des Hauſes Oeſterreich, und endlich den Antagonismus gegen Schweden, welches ſich diesmal unter den Alliirten befand. Wahrlich, welches immer die Beweggründe ſein mochten, die dem großen Kurfürſten dieſe Handlungsweiſe vorſchrieben, wenn man deſſen durch volle drei Jahre (1682—84) verfolgte Politik in's Auge faßt, ſo fällt es ſchwer, in ihm damals das Muſter eines aufrichtig patriotiſchen, *deutſchen* Fürſten zu erblicken.

Seine völlig veränderte Politik gegen Frankreich hatte ſelbſtverſtändlich auch eine verſchiedene Haltung gegenüber der Republik, oder wenigſtens gegenüber der dort herrſchenden Partei zur Folge. Ebenſo wie ſein übertriebenes Beſtreben den Frieden zu erhalten, ihn untreu gegen Deutſchland gemacht, ſo ward daſſelbe auch die Veranlaſſung zu des Kurfürſten unpolitiſcher und widernatürlicher Verbindung mit der antiſtatthalteriſchen Partei in Holland, wodurch der neu ſich bildenden Coalition noch mehr Schaden, als durch Preußens temporiſirende Politik in Deutſchland, zugefügt, und Frankreich der Weg geebnet wurde zur Erreichung ſeiner unbilligſten Forderungen. Der berühmte, zu Regensburg geſchloſſene, „zwanzigjährige Beſtand“ (2. Aug. 1684) beſiegelte die Schmach Europas, welches neuerdings, und diesmal ohne nur das Schwert gezogen zu haben, vor der übermüthigen Laune des franzöſiſchen Despoten ſich beugte.

Die Art und Weiſe des Kurfürſten, den Nymweger Friedensſchluß ſeine — wie er meinte — treuloſen Bundesgenoſſen entgelten zu laſſen, war in der That eine höchſt eigenthümliche, aber wenig beſonnene. Es ſcheint übrigens, als ob nach dem Abſchluß des Regensburger Vertrages, er ſelbſt über den Zuſtand erſchrocken wäre, in welchen er Europa durch ſeine unglückliche Politik hatte bringen helfen. Ludwig XIV. war mächtiger denn je. Unter dieſen Umſtänden begann ſelbſt Friedrich Wilhelm in ſeiner iſolirten Stellung ſich unheimlich zu fühlen, und ſuchte eine Annäherung an eine fremde Macht: der Kaiſer war aber mit den Türkenkriegen beſchäftigt, Spanien machtlos, das Reich getheilt; Schweden näherte ſich langſam wieder Frankreich; was erübrigte da wohl anders, als die proteſtantiſche Republik an der Mündung des Rheines? Was hätte aber wohl Preußen geſagt, wenn Holland nunmehr eine ähnliche Rolle hätte ſpielen wollen, wie jenes aus Aerger über den Nymweger Frieden? — Ja, es iſt ein von den preußiſchen Hiſtorikern zu wenig hervorgehobener Umſtand, und der in hohem Maße zu Gunſten der Beharrlichkeit und Ausdauer ſpricht, mit welcher der damalige Prinz-Statthalter ſeinen großen Plan, die Vernichtung der Macht Frankreichs, immer wieder aufnahm, daß gleich bei der erſten Aufforderung von Seite des Kurfürſten er ſich bereit finden ließ, in dieſem Sinne wieder gemeinſchaftlich mit Preußen zu wirken. Noch vor Anbruch des Winters (1685) war der Grund zu einer neuen Coalition gegen Frankreich gelegt, und zum Beweis, wie alle Parteien in der Republik wieder einig waren, war die Perſon, welche Alles vermittelte, derſelbe Amſterdamer Penſionär Jacob Hop, der noch 1684 behauptet hatte, daß eine Verſöhnung mit dem Prinzen zu den Unmöglichkeiten gehöre. Seitdem gingen die beiden Leiter der proteſtantiſchen Staaten mitſammen Hand in Hand, und als im Frühjahr 1688 der große Kurfürſt das Zeitliche ſegnete, ſchritt ſein Sohn in derſelben Bahn vorwärts und blieb wacker ſtreitend in den Reihen der Verbündeten, bis daß das große Ziel erreicht war und der Utrechter Frieden das Ende des langjährigen Kampfes gegen die Uebermacht Frankreichs bezeichnete.

Nach einem ſo raſchen und ſo gewaltigen Umſchwung in der bis dahin verfolgten Politik, iſt man wohl berechtigt zu fragen: was brachte dieſe plötzliche Sinnesänderung des Kurfürſten hervor? Droyſen bemüht ſich darzulegen, daß zwiſchen dem Zuſtand vor und jenem nach dem Abſchluß des „zwanzigjährigen Beſtandes“ ein gewaltiger Unterſchied beſtanden habe, und ſowohl der Tod Karl's II. im Frühjahr 1685, als die Glaubensverfolgungen in Frankreich in Rechnung zu ziehen ſeien. Für uns jedoch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Veranlaſſung zu obigem Umſchwunge lediglich in der von Friedrich Wilhelm gewonnenen Ueberzeugung zu ſuchen ſei, daß er ſich auf dem unrichtigen Wege befinde und ein Fortſchreiten auf der betretenen Bahn ihn und ganz Europa nothwendig in's Verderben ſtürzen müſſe. — Der Kurfürſt ſah ein, daß er ſich geirrt hatte, ſowie daß ſeine einzige Rettung in einer ſchleunigen Umkehr beſtand. Die Gewandtheit, mit der er dieſe ausführte, und der Eifer, mit welchem er den niederländiſchen Statthalter weiter unterſtützte, verdienen allerdings das größte Lob und reichen allein hin, um ihm den Ruf eines großen Staatsmannes zu ſichern. Für die Holländer bleibt es aber doch immer eine eigenthümliche Befriedigung, wenn ſie von dem damals wankelmüthigen und zaghaften Benehmen des brandenburgiſchen Kurfürſten hinüberblicken auf ihren unvergleichlichen Wilhelm III., der, ohne je durch Stürme oder Gefahren ſich irre führen zu laſſen, ſtets gerade auf ſein Ziel losſteuerte, gleich dem großen Schweiger *saevis tranquillus in undis*.

Dies iſt beiläufig der Sinn, in welchem die intereſſante Abhandlung Dr. Muller's den Gründer des preußiſchen Staates uns kennen lehrt: der ernſte, leidenſchaftsloſe Ton, in welchem der ganze Aufſatz gehalten iſt, ringt ebenſo ſehr dem Leſer Achtung ab, als er ihn zu Gunſten der Darſtellung einnimmt. Wir brauchen nicht erſt hinzuzufügen, daß Muller's Schrift keine Polemik gegen Droyſen beabſichtigt; in der Hauptſache ſind die beiden Hiſtoriker ſogar völlig einig, und Muller ſelbſt iſt der aufrichtigſte Bewunderer des großen Kurfürſten; nur konnte er es nicht verwinden, daß in der Ueberſchwenglichkeit patriotiſcher Gefühle wahrhaft Großes und Edles nebenbei mit Stillſchweigen übergangen, mitunter ſogar in gegentheiligem Sinne ausgebeutet wurde. Wenn uns nicht Alles täuſcht, ſo iſt es ihm gelungen, ohne an der Größe des Kurfürſten zu rütteln, darzuthun, daß neben Friedrich Wilhelm es doch noch andere Geſtalten gab, die einen Lichtſtrahl verdienen würden, ja die nicht zum geringſten Theil dazu beigetragen haben, ihn erſt recht zu dem zu machen, was er jetzt in der Geſchichte iſt, ohne daß man etwa ſagen könnte, daß ſie durch ihre Winzigkeit die Folie zu ſeiner Größe abgegeben hätten. Nein, des jungen holländiſchen Gelehrten Abſicht war nicht, den bewährten preußiſchen Geſchichtſchreiber zu widerlegen, ſondern bloß deſſen Darſtellung in einzelnen Punkten zu berichtigen, und wir leben der Ueberzeugung, daß durch ſo maß- und einſichtsvolle Emendationen die Hiſtorik nur gewinnen könne.

Ferd. von Hellwald.

Digitized by Google

England.

Der Graf von Paris als Arbeiterfreund.

Die vielen entthronten Fürſten Europas wurden und werden den durch ſie angeblich mächtiger gewordenen Potentaten noch vielfach unbequem, weil oft beide nicht recht wiſſen, wie ſie die verlorene oder gewonnene Macht zu ihrem und der Völker Heil benutzen ſollen. Erſtere ſuchen oft durch Privatvermögen und Entſchädigungsgelder Letzteren Verlegenheit und ſich neue Wege auf die verlorenen Throne zu bereiten. Aber die Wege dieſer ermittirten Landesherren ſind nicht ſelten ebenſo unmoraliſch als unpraktiſch. Die edlen Söhne Louis Philipp's gehören nicht dazu. Sie haben ſich in England, in der maleriſchen Vorſtadt Londons, Twickenham, während der langen Jahre ihrer Verbannung viel einſichtsvoller und edler benommen, als einſt der jetzige Kaiſer als Chambregarniſt in St. James-Street. Vor mehreren Jahren hatten wir ein Werk des Herzogs von Aumale über die franzöſiſche Armee wegen der größten Sachkenntniß und edelſter Unparteilichkeit zu bewundern, und neuerdings haben ſich zwei andere Orleaniſten königlichen Blutes durch verdienſtvolle Werke ausgezeichnet. Die Gewerkvereine in England*) von Louis Philipp von Orleans Grafen von Paris liegen uns ſchon in guter Ueberſetzung vor. Das andere, vom Herzog von Chartres, Robert von Orleans, über einige Schlachtfelder am Rhein, werden wir nächſtens nach dem Original zu beurtheilen haben. Jetzt freuen wir uns, den Grafen von Paris als unparteiiſchen, kenntnißreichen Freund aller Arbeiter und Schiedsrichter zwiſchen Capital und Arbeit kennen zu lernen. Napoleon ſchrieb als Gefangener von Ham auch wie ein ſolcher Freund, aber mit unhaltbaren, ſocialiſtiſchen Schrullen, an die er wohl ſelbſt nicht glaubte. Der Graf von Paris hat wirklich und wahrhaft ſtudirt und die Früchte davon in edelſter Weiſe benutzt, ſich den Arbeitern, beſonders den franzöſiſchen, nützlich zu machen und dadurch unwillkürlich den ſchönſten Anſpruch auf den ihm entriſſenen Thron zu begründen. Es kommt ihm im ganzen Buche darauf an, in der ſogenannten ſocialen Frage ganz unparteiiſch und aus Thatſachen praktiſche Geſichtspunkte zur Geltung zu bringen, die Entwickelung dieſer mächtigen und nicht ſelten ſchon furchtbar gewordenen engliſchen Trades Unions nachzuweiſen, die Gefahren darin aufzudecken und auf die bereits eingeſchlagenen Wege zur Vermittelung und zum Heile, wie auf noch nicht betretene Bahnen hinzuweiſen.

Das fruchtbare Prinzip der Aſſociation, ſagt er, iſt noch einer neuen Anwendung fähig, die der bürgerlichen Geſellſchaft nicht nur materielle Vortheile, höheren Nationalreichthum, ſondern auch geiſtige und ſittliche Dienſte leiſten wird. Daraus erſehen auch die Blinden und Verblendeten den Unſinn und das Verderben ihres vermeintlichen Gegenſatzes zwiſchen Capital und Arbeit, wenn ſie nur wollen, und es nicht vorziehen, das Wort der Einſicht mit Fäuſten und Knitteln zu bearbeiten. Unſer königlicher Graf ſchildert uns dieſe beiden Elemente alles perſönlichen, wirthſchaftlichen, ſittlichen und ſtaatlichen Gedeihens in verſchiedenſten Phaſen unnatürlicher Kämpfe und des daraus hervorgehenden Verderbens, um deren glückliche Vereinigung deſto überzeugender zugleich als die Blüthe ihrer Macht und des Segens nachzuweiſen. Damit beweiſt er zugleich unumſtößlich die Solidarität dieſer Intereſſen und dies um ſo überzeugender, als er hier alle Einzelnheiten, welche zur Aufklärung beitragen, berückſichtigt und ebenſo klar wie unparteiiſch darlegt. So darf er mit Recht hoffen, daß es ihm gelungen ſei, ſowohl gegen die großen Arbeitgeber, welche durch Geld und Geiſt die Fortſchritte der wahren Civiliſation fördern, als auch gegen die *rechtſchaffene und fleißige* Arbeiterbevölkerung, die mit ihrer tüchtigen Kraft die wahre Zierde des Staates bildet, gleichmäßig Gerechtigkeit zu üben. Noch mehr, auch den ſocialiſtiſchen, communiſtiſchen und neu aufgeputſchten, ſchutzzöllneriſchen Faullenzern, welche den Staat benutzen wollen, den Fleiß und die Freiheit für ihre Taſchen zu beſteuern, ſowie den Arbeitgebern mit viel Geld und deſto weniger Einſicht und Menſchlichkeit, wird damit das volle Recht zuerkannt, welches ſie in's Narrenhaus und, nach praktiſchen Verſündigungen, in andere Anſtalten verweiſt, die dazu dienen, gemeingefährliche Beſtandtheile der Geſellſchaft unſchädlich zu machen.

Unſer Verfaſſer beginnt ſein Werk mit Schilderung der Sheffielder Verbrechen, die zu ihrer Zeit auch in den deutſchen Zeitungen viel Raum und Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Die gerichtliche Unterſuchung derſelben dauerte über zwei Jahre und mehr als zwanzigtauſend an Angeklagte und Zeugen gerichtete Fragen und deren Antworten darauf ſind in zehn Foliobänden veröffentlicht, in denen zugleich die Ergebniſſe genauer Unterſuchungen über die Organiſation und Disciplin der Baugewerke, Eiſenarbeiter, Kohlenbergleute, Schiffbauer, Schneider, Glasarbeiter, Buchdrucker, Baumwollenſpinner u. ſ. w. aufgeſpeichert ſind. Aus dieſem entſetzlich umfangreichen und in den Details durch unendliche Wiederholung ermüdenden Material hat der ehemalige Kronprinz von Frankreich den Hauptinhalt ſeines Buches geſchöpft und uns damit zugleich eine Geſchichte der merkwürdigſten und umfangreichſten Arbeiter-Aſſociationen gegeben, wie wir ſie bisher noch nicht beſaßen. Damit verſchafft er uns auch die gründlichſte Gelegenheit zu der noch vielfach mangelnden Einſicht, daß dieſe Gewerksvereine, trotz der vollkommenſten Organiſation und Verſchmelzung zur Einheit, trotz aller ungehinderten Freiheit, ihre Intereſſen nicht wahren und fördern können. Dies führt ihn zu einer Kritik der angewandten und vorgeſchlagenen Mittel zur Beſchwichtigung des bisher im ewigen Einerlei wiederkehrenden Streites zwiſchen Capital und Arbeit. Er beleuchtet zunächſt die Schiedsgerichte und weiſt nach, in wie vielen Fällen ſie ſich bereits nützlich erwieſen und wie ſie durch beſſere Organiſation, namentlich durch gleichmäßige Vertretung der betreffenden Parteien, durch unparteiiſche Vertrauensmänner jeder der beiden Seiten noch ſegensreicher zu entwickeln ſeien. Das beſte Mittel gegen Arbeitseinſtellungen und für Löſung der ſocialen Frage überhaupt (in Parentheſe: der politiſchen und ſogar internationalen für kriegeriſche Entwaffnung und unüberwindliche Friedensſtärke aller Nationen) iſt die praktiſche Verbrüderung gemeinſamer Beſtrebungen und Intereſſen, wofür die Wiſſenſchaft ſchon erfreuliche Beiſpiele lieferte. Auch die Induſtrie hat dieſem Ideale bereits in allen kultivirten Staaten internationale Ausſtellungstempel erbaut. Die Engländer gehen eben damit um, wieder zwei neue, noch ſchönere Tempel der Art zu erbauen und zwar zunächſt für die ſpeciellen Intereſſen der Arbeiter, wie ſie auch, beſonders für die ländlichen, ganz neue Arten von Familientempeln oder Häuſern für je eine Familie, ſchon von funfzig Pfund an für jedes, hundertweiſe erbaut haben und damit mit verſtärkten Kräften fortfahren.

*) Die Gewerkvereine in England (Trades Unions), vom Grafen von Paris. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Dr. Emil Lehmann. Vom Verfaſſer autoriſirte Ueberſetzung. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1870.

Digitized by Google

Die engſte praktiſche Verbrüderung der Arbeiter, des Capitals und der Arbeit iſt die Cooperation in Form von Productivgenoſſenſchaften. Viele der Art ſind in England theils als Fehlgeburten untergegangen, theils als geſunde Früchte geſunder Einſicht und Wirthſchaft zu überraſchend gedeihlicher Entwickelung gekommen. Der Graf von Paris ſchildert uns zwei der letzteren, erſtens die Kohlengrube von Briggs u. Co. als ein Beiſpiel, daß dieſe Cooperation auch ohne große Capitalien und Arbeitgeber bei einer ſolchen Induſtrie möglich und erfolgreich ſein könne. Es iſt freilich nicht eigentlich Cooperation, ſondern Industrial Partnership, das auch bereits in Berlin verſuchte Mittel, die Arbeiter zu Mitarbeitern, zu Compagnons und Capitaliſten zu machen. Wir können uns hier nicht auf eine Kritik dieſer Heilmethode einlaſſen, in welcher der Statiſtiker Dr. Engel die Löſung der ſocialen Frage überhaupt begrüßte, John Prince Smith dagegen den finanziellen und wirthſchaftlichen Wurm der Zerſtörung nachwies. Dagegen hat die reine Cooperation um ſo mehr Ausſicht, das Heil der Arbeiter zu begründen und zur Löſung der ſocialen Frage beizutragen. Es wird Viele überraſchen, daß die cooperative landwirthſchaftliche Geſellſchaft zu Aſſington (Norfolk), 1830 mit funfzehn Tagelöhnern und ſechzig Ackern mittelmäßigen Bodens begonnen, ſo glänzende Ergebniſſe liefert, wie ſie uns im Buche geſchildert werden. Die Geſellſchaft begann damit, daß jeder der funfzehn Tagelöhner zwanzig Thaler einzahlte und der Grundbeſitzer vierhundert Pfund Sterling Vorſchuß gab. Dieſes Capital wurde angelegt, um zunächſt die ſechzig Acker zu pachten und Wirthſchaftsgegenſtände und Vieh anzuſchaffen. Damit arbeitete man ſo glücklich, daß noch hundertunddreißig Acker hinzugepachtet und noch ſechs neue Actionäre, à zwanzig Thaler, aufgenommen werden konnten. Als Beweis des glänzenden Erfolges erwähnen wir nur, daß die Actien von zwanzig Thalern nach vierundzwanzig Jahren einen Cours von funfzig Pfund oder mehr als 330 Thaler erreicht hatten, alſo bis über den ſechzehnfachen Betrag des Emiſſionspreiſes geſtiegen waren.

Dies lockte natürlich zur Nachahmung, worüber aber noch keine genaueren Berichte vorliegen. Auch in Amerika beſtehen ſolche Cooperativ-Geſellſchaften für Ackerbau und verſchiedene Induſtrieen. Beſonders wichtig auch für uns iſt dieſe Art von Verbrüderung kleiner Capitalien und Arbeitskräfte für die Landwirthſchaft, und in England, wo es jetzt gilt, nicht nur in Bezug auf Irland, ſondern auch auf dem feudaliſtiſch gebundenen Boden Englands neue, befreiende Agrargeſetze zu finden, kann das unerträglich gewordene Pachtverhältniß vielleicht gerade durch ſolche Mittel friedlich und wirthſchaftlich gelöſt werden.

Unſer Verfaſſer findet in dieſen Productivgenoſſenſchaften und ihrer rechtlichen Anerkennung überhaupt das wahre Heil der Induſtrie, Kultur und Freiheit. Freilich verlangt er auch mit Recht, namentlich für Frankreich, geſicherte politiſche und beſonders Preßfreiheit. Zuletzt ſagt er noch ganz eindringlich, daß die ſocialen Fragen mit ihrem faſt immerwährend wühlenden Bürgerkriege zwiſchen Capital und Arbeit ſich nur unter wirklicher politiſcher Freiheit friedlich löſen laſſen.

„Keine auf die Behauptung ihres Ranges in der Welt haltende Nation darf heutzutage dieſe Freiheit, die höchſte Auszeichnung des civiliſirten Menſchen, ungeſtraft wie einen Luxus behandeln, mit dem man ſich einen Tag ſchmückt, um ihn am nächſten wieder von ſich zu werfen.“

Rußland.

Juri Samarin's Anklage gegen die Oſtſee-Provinzen.*)

So liegt ſie denn vor uns, dieſe beredteſte und boshafteſte aller Schmähſchriften gegen den deutſchen Namen, übertragen in die Sprache der Fahrensbach, des Retters Neu-Moskowitiens von der Tatarenherrſchaft, der Patkul, Münnich, Oſtermann, Sivers, Euler, Pallas, Wittgenſtein, Diebitſch, Brunnow, Humboldt, Bär, Harthauſen und der Tauſend Anderen, welche Schweiß und Blut daran ſetzten, den ſlaviſchen Rieſen an der aſiatiſchen Gränze vom gröbſten Schmutze der Barbarei zu reinigen und ihn in die Geſellſchaft der europäiſchen Kulturvölker einzuführen. So trägt er ſeinen Erziehern den Dank ab; die Feder, die ſie ihn haben führen gelehrt, gebraucht er dazu, um ein hämiſches Pasquill auf ſie zu Tage zu fördern, um darin all ihre Schwächen mit den grellſten Farben auszumalen, dem Spott und Haß der Genoſſen preiszugeben, doch nein — vielmehr allerhand Laſter und Verbrechen zu erſinnen und ſie ihnen anzuhängen.

„Wer die Stimmführer der Slaven befragt“, ſagt Schirren in ſeiner „Livländiſchen Antwort an Samarin“, „vernimmt, wo die Sprache des Uebermuths ſchweigt, nur Jammer und Klage. Wenn ſlaviſche Stämme ihren Geiſt nicht ſo entfalten, ihre Kultur nicht ſo entwickeln, ihre Kirche nicht ſo weit ausgebreitet haben, als ihnen erwünſcht wäre, immer ſind die Umſtände daran ſchuld, oder fremde Stämme haben es zu verantworten: bald die Türken, bald die Deutſchen, bald hat es der Papſt auf ſeinem Gewiſſen. Vollends von allen Seiten angefallen und bedrückt, hat das rieſige Volk der Ruſſen ſein kümmerliches Daſein gefriſtet; von Oſten haben es die Mongolen geplagt, von Süden Tataren und Türken, von Weſten die Polen, die Schweden, die Deutſchen. So lang das her ſein mag — der Inſtinkt**) lehrt: es giebt keinen Weg zur Freiheit und zur Kultur, als mitten durch die Revanche, und keinen würdigeren Gebrauch der wiedergewonnenen Eigenbewegung, als nun die Mongolen und die Türken zu plagen, die Polen, die Schweden und die Deutſchen gründlichſt wieder zu drücken. Nur ſo kommt die Nation zum Bewußtſein ihrer ſelbſt. — Auch in dieſem Amte verleugnet ſich die urſlaviſche Paſſion nicht, ſich leidend zu fühlen und ſich angegriffen zu halten. Die Uebermacht darf noch ſo erdrückend ſein, die Zerſtörungswuth mag die letzten Schranken niederreißen: auch die wildeſte Laune behält die hyſteriſche Miene gekränkter Unſchuld. Das iſt der Inſtinkt der Raſſe: ein großes Volk wüthet und weint dabei über ſein unverdientes Loos.“

Es giebt wohl kein anderes Volk, als das deutſche, das ſo ſchwere, boshafte Anklagen eines Fremden gegen ſich oder doch einen ſeiner Zweige in die eigene Sprache übertrüge, treu und unverkürzt. Wir halten das für ein Zeichen geiſtiger Geſundheit. Der Deutſche läßt ſich mit Seelenruhe die verletzendſten Dinge ſagen; er geräth darüber nicht außer ſich, er prüft ſie, er widerlegt ſie, oder wenn er ſie nicht zu widerlegen vermag, ſo geht er in ſich und — ſucht die als gerecht erkannten Vorwürfe durch

*) Juri Samarin's Anklage gegen die Oſtſee-Provinzen Rußlands. Ueberſetzt aus dem Ruſſiſchen. Eingeleitet und commentirt von Julius Eckardt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869.

**) Der „Inſtinkt“ des ruſſiſchen Volkes iſt Herrn Samarin die höchſte Inſtanz, welcher Vernunft, Recht, Wahrheit untergeordnet wird und der ſich auch die nichtruſſiſchen Völker des Reiches blind unterwerfen ſollen.

Digitized by Google

eigene Beſſerung zu entkräften. Wir können wohl behaupten, daß kein Volk ſich ſelbſt ſo gut in allen ſeinen Fähigkeiten und Mängeln, in ſeinen Tugenden und Schwächen kennt, als das Deutſche. Nicht ganz zutreffend iſt dieſe Behauptung in Betreff einzelner ſeiner Glieder; von dieſen werden immer einzelne übermäßig erhoben, andere übermäßig herabgeſetzt. Das letztere Loos hat bis vor Kurzem die Balten getroffen. Wer noch vor drei Jahren, wie das Samarin vor einem Jahre gethan hat, mit der Anklage auftrat, daß der baltiſche Bauerſtand das Opfer der Willkür und der Selbſtſucht der dortigen deutſchen Gutsherrn ſei, daß die ruſſiſche Regierung allein deſſen Beſtes wolle und betreibe, aber von dieſen durch 50 Jahre hindurch ſyſtematiſch hinter das Licht geführt und betrogen worden ſei, daß die Letten und Ehſten eine aufrichtige Hinneigung zur griechiſchen Religion hegen, daß dieſe aber von den Deutſchen gewaltſam unterdrückt werde, daß auch ihr Bildungstrieb von dieſen niedergehalten, die Juſtizreform aus Standesſelbſtſucht hintertrieben werde, daß die Städte im Spießbürgerthum verknöchert ſeien und das Intereſſe für Recht, Glauben und Sprache der Väter von den Deutſchen nur vorgeſchützt werde, um unter dieſem Schilde für die Erhaltung ihrer mittelalterlichen Herrenrechte zu kämpfen — wer vor drei Jahren mit ſolcher Anklage der baltiſchen Deutſchen vor das Publikum des deutſchen Mutterlandes trat, der konnte einer beifälligen Aufnahme von ihm noch ſicher ſein, ſo ſchlimm war das Vorurtheil, welches damals noch allgemein gegen das Tochterland verbreitet war. Seitdem iſt Deutſchland durch eine Reihe von ſelbſtändigen Werken und zahlloſen einzelnen Aufſätzen in Zeitſchriften eines Beſſeren belehrt worden. Das „Magazin" hat zu den erſten Journalen gehört, welches ſeine Spalten einer richtigeren Würdigung der Zuſtände an der Düna erſchloß. Jetzt iſt uns kein deutſches Blatt bekannt, welches die Partei der Ruſſen gegen die Oſtſee-Provinzen hält. Wir hoffen, daß ſich auch die Kreuzzeitung nicht ferner durch Parteigänger der Ruſſen naſführen laſſen werde, wie das zuletzt vor Jahr und Tag durch den Korreſpondenten geſchah, den Woldemar von Bock öffentlich einen „frechen Lügner" und „Feigling" nannte.

Eine ganz andere Aufnahme wartete daher jetzt in jedem Falle der „Anklage Samarin's", als früher, wenn ſie in deutſcher Sprache veröffentlicht wurde. Indeß waren ſachliche Erläuterungen, wie ſie von Herrn J. Eckardt der Ueberſetzung beigefügt ſind, doch immer noch Bedürfniß, denn die baltiſchen Verhältniſſe ſind zu eigenartig, um ſich ſo leicht durchſchauen zu laſſen, und die Schrift enthält zu viel Blendendes und abſichtlich Irreführendes, um für ſich ſo leicht richtig gewürdigt zu werden. Herr Eckardt hat es ſich namentlich zur Aufgabe gemacht, „die thatſächlichen Unwahrheiten zu widerlegen, die ausgeſprengt werden, um dem baltiſchen Kredit im In- und Auslande zu ſchaden, und uns (Herr Eckardt ſpricht als Balte) hier als Rebellen, dort als verſtockte und tyranniſche Reaktionäre erſcheinen zu laſſen".

Im Ganzen kann man nur anerkennen, daß es dem Herausgeber wohl gelungen iſt, dieſe ſeine Abſicht zu erreichen; in dem „Kommentar" wird der deutſche Leſer ſogar den werthvollſten Theil des Buches finden und vielfache Belehrung daraus mit fortnehmen. Wir wollen das an einem Beiſpiel erweiſen. Seite 20 bringt Herr Samarin folgende Erzählung vor:

„Vor einigen Jahren war der Kaiſer während ſeiner Durchreiſe durch Livland auf der Jagd und übernachtete, wenn mir recht iſt, im Walde. Der Adel der Umgegend hatte dem Kaiſer einen Pavillon erbaut und ſich die Erlaubniß ausgebeten, vor der Thür des Schlafgemachs mit der Flinte in der Hand abwechſelnd Wache zu halten. Was konnte wohlgeſinnter erſcheinen, und wem iſt wohl eingefallen, daß das nichts weiter war, als eine beſondere Art von politiſcher Manifeſtation gegen die Bauern? Tages darauf war eine Erzählung folgenden Inhalts unter dem Landvolk der Umgegend in Umlauf geſetzt: der ruſſiſche Kaiſer traut den Letten nicht und deshalb hat er für die Nacht die adlige Wache zu ſich gerufen."

Dieſe artige Erzählung, welche in ihrem Schluſſe wohl dem Dichtertalente des Herrn Samarin zuzuſchreiben iſt und welche dazu dienen ſoll, das feindſelige Verhältniß zwiſchen Letten und Deutſchen zu erweiſen, wird von Herrn Eckardt folgendermaßen erläutert:

„Wir wiſſen nicht, woher Herr Samarin ſeine Nachrichten über das hat, was Letten und Ehſten zu berichten pflegen, wenn man ſie hinter dem Rücken der Ordnungsrichter über ihr Verhältniß zu Volk und Regierung Rußlands examinirt. Die Verehrung für Se. Majeſtät den Kaiſer wird bei ihnen gerade ſo gefunden, wie bei den Leuten, von denen ſie dieſelbe gelernt haben, d. h. bei jenen Predigern, Edelleuten und Lehrern, die unſer Verfaſſer zu geborenen Rebellen macht. Im Uebrigen ſind es ganz regelmäßig drei Punkte, welche der livländiſche Bauer zur Sprache bringt, wenn er ſich „auf der Jagd, im Kruge oder in der Hütte" über die Erfahrungen offen ausſpricht, welche er mit dem ruſſiſchen Element gemacht, dem Herr Samarin das Wort ſpricht. Er erzählt einmal, daß die Verſprechungen, welche ſeinen zur griechiſchen Kirche übergetretenen Landsleuten gemacht worden, ebenſo unerfüllt ſeien, wie die goldenen Berge, welche den zur Auswanderung nach Rußland beredeten liv- und kurländiſchen Bauern in Ausſicht geſtellt geweſen. Zweitens klagt er regelmäßig über die Mahlſchuld; er erzählt ausführlich, wie die Krone in den vierziger Jahren dem hungernden Landvolk Getraidevorſchüſſe angeboten habe, ohne zu erwähnen, daß dieſelben jemals zurückgefordert werden könnten, und daß dieſe Vorſchüſſe zum allgemeinen Schrecken ſammt beträchtlichen Zinſen plötzlich und mit einem Mal zurückgefordert ſeien. Den dritten Punkt machen regelmäßig Klagen und Beſchwerden darüber aus, daß zur griechiſchen Kirche übergetretenen Letten und Ehſten, welche ſich der Abendmahlsfeier oder der griechiſchen Taufe ihrer Kinder entzogen, auf Requiſition der ruſſiſchen Geiſtlichen zwangsweiſe in die Kirche geſchleppt und in Fällen fortgeſetzter Weigerung ſogar häufig mit Ruthen geſtrichen worden ſeien." Die „Jagdgeſchichte" des Herrn Samarin und beſonders die geſchickt gewendete Erzählung von der Bewachung des Kaiſers wird hierauf auf ihren wahren Werth zurückgeführt, daß ſie nämlich in einer ganz gewöhnlichen Fürſorge für die Sicherheit des Monarchen von Seiten der ſtändiſchen Beamten beſtand.

So weit wäre die Schrift des Herrn Eckardt ſehr löblich und werthvoll. Wir können jedoch nicht umhin, unſer Erſtaunen über die etwas byzantiniſche Form auszuſprechen, mit der er ſeine Loyalität nicht bloß gegen den Selbſtherrſcher aller Reußen, ſondern auch gegen die ruſſiſche Regierung an den Tag legen zu müſſen glaubt. Herr Eckardt vergißt ganz, daß er ſich ſchon ſeit Jahren der Schutzgenoſſenſchaft des norddeutſchen Bundes erfreut, daß er Redacteur eines geachteten deutſchen Blattes im Mittelpunkte des deutſchen Buchhandels iſt und daß er in der vorliegenden Schrift zum deutſchen Volke ſpricht, welches nicht das Glück ruſſiſcher Unterthanenſchaft genießt. Was ſoll uns alſo die „Verehrung für Se. Majeſtät", den jetzt regierenden oder gar den „höchſtſeligen Kaiſer" und dgl. mehr? Wenn wir Deutſche des Mutterlandes uns für unſere Stammverwandten im Oſtſeelande erwärmen ſollen, ſo können wir nicht anders, als ziemlich das

Digitized by Google

Gegentheil von Verehrung für den „Höchſtſeligen" empfinden, welcher ſeinen Namen unter ein Actenſtück ſetzte, in welchem, als „abzuſtellende Uebelſtände" in den Oſtſeeprovinzen, deutſche Sprache, deutſche Sitten und proteſtantiſche Religion genannt waren. Auch unſere Empfindung gegen den Zar Alexander II., welcher ſeine deutſchen Unterthanen in ruſſiſcher Sprache anredet und alle Ruſſifications-Maßregeln gegen dieſelben gutheißt, könnte er ſich vorſtellen. Nein, Herr Julius Eckardt iſt nicht der richtige Vertreter der Oſtſeeherzogthümer in Deutſchland. Ein Mann, der ſich noch immer eine Pforte offen läßt zur Rückkehr in das ruſſiſche Reich und vielleicht auch in ein ruſſiſches Ordenskapitel, kann nur gemiſchte Gefühle für die von ihm vertretene Sache erregen. E. K.

Polen.

Polniſche Stimmen über ſlaviſche Wirthſchaft und Kultur.*)

I.

„Polens Unglück im achtzehnten Jahrhundert war ſeine *Sitte*, Polens Unglück im neunzehnten Jahrhundert iſt ſeine *Sprache*", ſo erklärte ein geiſtreicher Pole dem Verfaſſer dieſer Zeilen. In der That iſt es wahr, daß viele der entſchiedenen Verirrungen, welche von polniſcher Seite im Laufe dieſes Jahrhunderts begangen worden, ſich nur durch die Iſolirtheit des polniſchen Denkens und Schreibens erklären. Es iſt ein trauriges Schickſal, wenn die Literatur eines gebildeten Volkes von keinem anderen Volke beobachtet wird. Schon für die *Schriftſteller* ſelbſt iſt es nicht angenehm, nur von einem landsmänniſchen Kreiſe beachtet zu werden. Ein großer Theil von den Chancen des Berühmtwerdens, welche den engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Autoren durch die *internationale* Bedeutung ihrer Literatur offen ſtehen, iſt dem verſchloſſen, welcher in einer Sprache ſchreibt, die, wie die polniſche, nicht einmal von den Völkern verwandter Zunge gelernt zu werden pflegt.

Auf der andern Seite bringt eine derartige Abgeſchloſſenheit doch wieder auch gewiſſe Vorzüge mit ſich. Weil der Schriftſteller nur wenige ſind, kennen ſie ſich ſämmtlich untereinander, und es bildet ſich, bei den Polen wenigſtens, ein Verhältniß der camaraderie im guten Sinne, von welchem alle Betheiligten und das Publikum dazu nur Nutzen ziehen. Weil das leſende Publikum aber nur Wenige zählt, welche ſich für eine polniſche Fachliteratur intereſſiren, ſo ſind alle Fachſchriftſteller von Hauſe aus gezwungen, ſich eine allgemeinverſtändliche praktiſche anziehende Schreibweiſe beizulegen, wenn ſie überhaupt eine Art Leſerkreis finden wollen. Weſentlichen Bezug nehmen aus dieſer Rückſicht faſt alle polniſchen Schriftſteller auf das beſtändig alle Klaſſen ihrer Geſellſchaft intereſſirende Unglück des ehemaligen Polenſtaats.

Es iſt auch an anderem Ort anerkannt, daß in letzter Zeit die Polen ſich bemühen, die *Gründe* ihres nationalen Unglücks ohne Schonung der angeborenen Empfindlichkeit ihres Stammes bloßzulegen. Ein Pole ſelbſt, Docent an der Lemberger Univerſität, hat mit beißender Kritik in Sybel's hiſtoriſcher Zeitſchrift alle Schwächen der nationalen Kultur und Literatur bloßzulegen unternommen. Was er und Andere in dieſer Beziehung auf hiſtoriſchem Gebiete thun, das ſuchen andere Schriftſteller, gleichfalls an die ganze Nation, aber leider, da ſie polniſch ſchreiben, nur an die Nation gewendet, im Bereich der Socialwiſſenſchaft zu ergänzen. Die beiden angezeigten Werke gehören dieſer Richtung an.

Der Sturz der polniſchen Nationalſelbſtändigkeit findet ſeine Urſache in der Schwäche des polniſchen Collectivlebens. Und eben *dieſe* im Vergleich zur Geſammtwirkſamkeit anderer an Kopfzahl gleich ſtarker Nationen noch immer bedeutende Schwäche hat, weil ſie fortdauert, alle bisherigen, auch nur theilweiſen Wiederbelebungsverſuche nicht gelingen laſſen.

Dieſe Schwäche des polniſchen Collectivlebens erſcheint auf drei in reger Wechſelbeziehung ſtehenden Gebieten um die Zeit der erſten Theilung Polens in greller Weiſe gleichzeitig in der Kultur, in der Kraft zu politiſch-rechtlicher Vereinigung und in der Wirthſchaft. Die Ueberwucherung des Individualismus in allen dieſen Sphären mußte den Sturz Polens herbeiführen.

Von 1772 an aber läßt ſich allerdings eine Reaction der geſundeſten Elemente, welche noch vorhanden waren, gegen das fernere Ueberhandnehmen des Individualismus wahrnehmen. Und nun gewährt es ſeit hundert Jahren ein tragiſches Schauſpiel, zu ſehen, wie das Wirken dieſer auf Reformen und Wiederkräftigung des Collectivlebens des Gemeingeiſtes und ſocialen Handelns gerichteten Elemente beſtändig durch gewaltſame Eruptionen des noch immer unbeſiegten Individualismus gehemmt und unterbrochen wird. Die ſeit hundert Jahren periodiſch wiederkehrenden polniſchen Aufſtände ſind der ſchlimmſte Feind einer Kräftigung des polniſchen Collectivlebens.

Zur Hebung des Gemeinſinns auf Grundlage der Errungenſchaften neuerer nationalökonomiſcher Wiſſenſchaft ſind die beiden vorliegenden Arbeiten beſtimmt. Dieſelben gehören inſofern zu einander, als der Verfaſſer des erſten Schriftchens „Etwas von unſerem Lande", Herr Soldraczynski, ein galiziſcher Gutsbeſitzer, der Adreſſat der offenen Briefe iſt, welche Herr Supinski, ein Lemberger Particulier und bekannter nationalökonomiſcher Schriftſteller, unter dem Titel „Einige Punkte von ſocialer Bedeutung' verfaßt hat.

Da der erſtere Schriftſteller ein Anhänger Carey's, des jetzt auch in Deutſchland vielbeſprochenen amerikaniſchen Volkswirths, iſt, der zweite ſich an Baſtiat, den Verfaſſer der Harmonies économiques, nicht ohne Selbſtändigkeit lehnt, ſo ſtehen die beiden Verfaſſer auf kosmopolitiſcher Grundlage. Deshalb wäre es einem deutſchen Publikum gegenüber, welches Carey und Baſtiat kennt oder leicht kennen lernen kann, überflüſſig, den nationalökonomiſchen Faden darzulegen, welcher durch die beiden Bücher läuft; wir wollen vielmehr im Folgenden zeigen, eine wie umfaſſende Anwendung auf Polens keineswegs muſtergiltige ſociale Verhältniſſe die Verfaſſer aus ihren nationalökonomiſchen Theſen herleiten.

II.

Der Verfaſſer von „Etwas von unſerem Lande" ſtellt weſentlich *diejenigen* Sätze des Amerikaners Carey an die Spitze ſeiner auf ein polniſches Publikum ihren Eindruck gewiß nicht verfehlenden Apoſtrophen, in welchen der gelehrte Buchhändler von Philadelphia die Nothwendigkeit einer Vervielfältigung der Arbeitsarten eines Volkes, das unabhängig beſtehen und gedeihen ſoll, dargethan hat. Fälſchlich wird Carey nur für einen fanatiſchen Schutzzöllner ausgegeben; er iſt bei weitem mehr als das; nur in ſeinem letzten, allerdings verbreitetſten Buch iſt

*) J. Sołdraczyński, Rzecz o Zieni Naszej. (Etwas über unſer Land.) Krakau, 1869.

Kilko szczegołoń Treści Społecznéj. (Einige Bemerkungen ſocialen Inhalts.) Krakau, 1867—1868.

Digitized by Google

er Schutzzöllner geworden. Der Schutzzoll aber paßt, genau genommen, gar nicht in ſein großes, ſchon früher in drei beſonderen Schriften entwickeltes Syſtem der Wirthſchaftslehre. Dieſes eigentliche Syſtem Carey's kann vielmehr als einer der gelungenſten Verſuche betrachtet werden, die wahren Principien der Humanität und Kultur mit denen der Wirthſchaft in Einklang zu bringen, und paßt darum vollkommen für ein Volk, welches ſich auf allen dieſen Gebieten gleichzeitig regeneriren will.

Soldraczynski beſchwört ſeine Landsleute, den bloß gewohnheitsmäßigen Ackerbau aufzugeben und ſich der rationellen Landwirthſchaft, zugleich auch der Induſtrie und dem Handel zuzuwenden, vor Allem aber mehr für Ausbildung des Geiſtes und Charakters zu thun. In dieſer letzteren Beziehung ſtellt er ſeinen Landsleuten das Beiſpiel der Deutſchen mit folgenden Worten (Seite 13) vor Augen:

„Mag man von der deutſchen Gelahrtheit ſagen was man will: die Deutſchen ſind zugleich tiefe Denker und weit in der Praxis vorgeſchritten. Bei uns dagegen heißt es: ex omnibus aliquid ex toto nihil. Große Fähigkeiten haben wir, aber es fehlt uns an Luſt und Ausdauer, gründliches Wiſſen zu erwerben."

Gleichzeitig gegen den Wankelmuth und die eitle Modeſucht, welche den Polen ſo oft vorgeworfen werden, ſind die Worte gerichtet: Unſere Jugend wechſelt ihre Anſichten in der Rede und im Kopf ebenſo leicht und oft als die Form der Kopfbedeckung.

Den Hang ſeiner Nation, ſich einſeitig dem Landbau zu ergeben, bekämpft er mit den Worten:

„Das Kapital wächſt nicht, wo einförmige und theuere Production Früchte anhäuft, die keinen Abſatz finden; ſollten ſie denſelben auch erlangen, ſo reduciren die Transportkoſten und das Kapitalmonopol des Käufers ihren wahren Preis auf ſehr unbedeutende Maße." (S. 23.).

Indem er ſeinen Landsleuten, den galiziſchen Polen, die Nothwendigkeit klar macht, außer dem Ackerbau auch andere Erwerbszweige zu kultiviren, damit ſich die allgemeine Bildung hebe und damit durch die geſteigerte lokale Nachfrage nach den Producten der Landwirthſchaft dieſe ſelbſt zum Fortſchreiten angeſpornt werde, nimmt er folgende, die ganzen polniſchen Kulturzuſtände, wie ſie gegenwärtig noch ſind, bitter geißelnde deductio ad hominem zu Hilfe (S. 28):

„Und jetzt blicket auf ein Land, in welchem falſche einſeitige Entwickelung der Production, trotz hinreichend dichter Bevölkerung und natürlicher Schätze, keine Induſtrie und keinen ſoliden Handel aufkommen läßt; wo in einem Jahr das Volk Hungers ſtirbt und im folgenden ſchon das Getraide in den Speichern dumpfig wird; wo man die Früchte der Civiliſation genießen möchte, ohne deren geiſtige und phyſiſche Arbeit zu theilen, wo leichtſinniges Belaſten des Grundes und Bodens mit Schulden zum guten Ton gehört, wo ſtechender Glanz neben trübem Schatten, Luxus neben dem Elend herrſcht, der Reiz ausländiſchen Comforts neben dem jämmerlichen Trödel des Volkes und neben den wankenden Edelhöfen der in ihrer Exiſtenz untergrabenen Gutsbeſitzer; wo — — — welches wird die Zukunft dieſes Landes ſein?"

Das Buch „Einige Punkte ſocialen Inhalts", in Briefen beſtehend, die an den Verfaſſer der eben beſprochenen Schrift gerichtet ſind, kann hier gleichfalls nicht weitläufig kritiſirt werden. Wir charakteriſiren es nur als eine lebhaft und anregend geſchriebene Diatribe, die, während die erſtere Schrift eine Aenderung der polniſchen Nationalgewohnheiten herbeiführen will (in customs und manners beſteht ja aber nach den Engländern der menſchliche Charakter), vorzugsweiſe eine Veredelung der polniſchen nationalen Denkweiſe in's Auge faßt. Das Hauptunglück der niederen Polen ſieht er in dem eingewurzelten Fatalismus derſelben und in ihrer Abgeſtumpftheit gegen die Schande. An zahlreichen Belegen für dieſe beiden wenig beachteten Thatſachen läßt er es nicht fehlen. So erzählt er S. 16 folgende ihm auf den galiziſchen Dörfern begegnete Erlebniſſe: Ein Kind ſtarb an einer leichten Krankheit bloß durch den Mangel an Pflege von Seiten ſeiner bäuerlichen Eltern. Warum habt Ihr das Kind nicht gerettet? „Es ſollte ſterben, da ſtarb's." Zur Cholerazeit ſuchte er die Landbevölkerung dem Genuſſe von Obſt und Gurken abwendig zu machen; wahrhaft orientaliſch antwortete man ihm hartnäckig überall: „Wer ſterben ſoll, der ſtirbt doch!" „Nun ſo ſetzt Euch unter einen Zaun und wartet, ob man Euch nach Hauſe trage!" „Nun, wiſſen Sie, Herr, ich werde ſchon zu Hauſe ſein, wenn es vorherbeſtimmt iſt, daß ich zu Hauſe übernachten ſoll."

Eine Bäuerin aus der Zolkiewer Gegend beſucht ihren wegen Brandſtiftung eingekerkerten Sohn. Wie geht es dir denn? Gut; ich habe kein ſchlechtes Eſſen, warme Wohnung und faſt nichts zu thun. Sohn, betrage dich gut, damit man dich nicht hinausjagt. Daß in der That die Strafhaft für das galiziſche Volk keine Strafe zu ſein ſcheint, beweiſt der Verfaſſer auch dadurch, daß, als einmal 200 Kerkergefangene zum Schneeſchippen commandirt waren, man am Abend 208 im Gefängniß wieder vorfand (S. 137). Die Schuld dieſer Zuſtände ſieht der Verfaſſer in der bisherigen ſocialen Organiſation der galiziſchen Polen.

Daß aber dieſe ſociale Organiſation, durch welche wenige Beſitzende vielen Beſitzloſen gegenübergeſtellt waren, auch für die Erſteren verderblich geweſen, beweiſt er durch noch eclatantere Thatſachen. Die polniſchen Latifundien haben zu weiter nichts, als zum Mangel an baarem Gelde und zu gränzenloſer Verſchuldung der Güter geführt. Eine Hilfe für die polniſche Landwirthſchaft erblickt der Verfaſſer nur in einer durch die Hypothekenordnungen zu billigenden Zerſchlagung der großen Rittergüter durch parzellenweiſen allmählichen Verkauf. Die Gründung eines landbauenden Mittelſtandes ſei die einzige Rettung für die Polen; nur durch den Beſitz mittelgroßer Güter würden ſie zur Erneuerung ihrer nationalen Denkweiſe zum Fleiß und zur Sammlung ihrer Kräfte angeſpornt werden. „Ein weiterer Verfall der polniſchen Landwirthſchaft iſt unſer allgemeiner Untergang, mit ihrem Tode ſterben wir Alle." (S. 161.)

Wenn der Verfaſſer aber auf S. 172 mit perſönlichen Todesahnungen ſchließt — er iſt leider bereits erblindet — ſo iſt zu wünſchen, daß er ſeiner Nation noch lange möge erhalten bleiben. Supinski nimmt unter den polniſchen Socialtheoretikern die erſte Stelle ein; ſeine „Schule der polniſchen Wirthſchaft" und „Verſuch einer ſocialen Phyſiologie" ſind für die Kenntniß des Zuſtandes der heutigen polniſchen Kultur außerordentlich wichtig. Seine über „Arbeit" ausgeſprochenen Sätze ſind das Loſungswort einer großen Schaar ſtrebender Polen geworden.

Kleine literariſche Revue.

— „**Sophokles und ſeine Tragödien**". Der große griechiſche Tragiker iſt der Gegenſtand eines von Dr. Otto Ribbeck, dem bekannten Kieler Philologen, gehaltenen Vortrags, der als eines

Digitized by Google

der Hefte in der Virchow-Holtzendorff'ſchen Sammlung im Druck erſchienen.*) Für den Fachmann bringt der Vortrag etwas weſentlich Neues nicht; auch iſt dies ja bekanntlich nicht der Zweck jenes Unternehmens. Dem Laien indeſſen giebt er eine gute Ueberſicht über die Stellung des Sophokles in der Geſchichte der griechiſchen Literatur, eine Charakteriſtik und Analyſe ſeiner Tragödien und eine Beſchreibung des Sophokleïſchen Dichtergeiſtes. Freilich wird dabei immer einige Kenntniß jener Meiſterwerke der Poeſie vorausgeſetzt; indeſſen iſt dieſelbe ja auch für den, der den großen Tragiker nicht in der Urſprache zu leſen vermag, leicht zu erwerben, da gerade ihm das Glück guter und geſchmackvoller Ueberſetzungen vor Anderen ſeiner Genoſſen von dem griechiſchen Parnaſſos zu Theil geworden iſt. Wir denken hierbei weniger an die in vielen Hinſichten bedenkliche Donnerſche Ueberſetzung, als vielmehr an die Arbeiten von Gravenhorſt und Wilbrandt. — Die Darſtellung in dem Ribbeck'ſchen Vortrag iſt durchweg ſchön und treffend; es zeigt ſich in ihr der ſeinen Gegenſtand völlig beherrſchende und doch für ihn begeiſterte Meiſter.

— **Memoiren einer Nähnadel.****) Wir bringen der Ueberſetzerin dieſes dem Franzöſiſchen entſtammenden Buches gern unſern Dank und unſere Anerkennung dafür dar, daß ſie es unternommen hat, dieſe ebenſo niedliche wie nützliche literariſche Schöpfung in Deutſchland einzubürgern. Die „Memoiren einer Nadel" erinnern ihrer Anlage nach an Anderſens „Was ſich der Mond erzählt"; aber es tritt in ihnen eine beſtimmtere Abſicht hervor, nämlich die, auf diejenigen, für die das Buch vorzugsweiſe beſtimmt iſt, auf junge Mädchen, anziehend einzuwirken. Dieſer Zweck wird in einer ſehr zarten, fein durchdachten Weiſe verfolgt. Mit Recht bezeichnet die Ueberſetzerin die Memoiren als ein Buch voll ſinniger, ernſter Gedanken, voll tiefen Gefühls, wahr und treu in der Schilderung der verſchiedenſten Gedanken. Auch war es ein guter Griff der Verfaſſerin, in dem Vorworte, als eine Erzählung der Nadel, nach dem Vorgange von Adam Smith in ſeinem berühmten Werk über den Nationalreichthum, die engliſche Nadelfabrikation zu ſchildern und auf dieſe Weiſe unſeren jungen Damen einen Begriff davon zu geben, welche Schickſale ein Stückchen Stahl zu beſtehen hat, bevor es als Nadel, niedlich und blank, den zarten Händen in Anfertigung von allerhand bewunderungswerthen Arbeiten behilflich ſein kann. Wir prophezeihen der Schrift einen bevorzugten Platz auf dem Büchertiſche unſerer erwachſenen weiblichen Jugend.

— **Die Tauchnitz-Ausgabe von Charles Lamb's Eſſays.*****) Ein altes Buch, über das die Kritik längſt entſchieden hat, liegt uns in einer neuen Ausgabe vor, und wir können es der Verlagshandlung nur Dank wiſſen, daß ſie dem Publikum Gelegenheit geboten, ſich dieſe engliſchen Muſter-Eſſays in einer wohlfeilen Ausgabe zu verſchaffen. Charles Lamb, im Jahre 1775 zu Edmonton geboren, geſtorben im Jahre 1834, gab kurz vor ſeinem Tode ſeine „Tales of Shakespeare" heraus. Seine Eſſays, die im Jahre 1823 als „Essays of Elia and Eliana" (ſeiner Schweſter) erſchienen, verſchafften ihm den Namen eines Meiſters auf dieſem Gebiete. Auch heutzutage noch lieſt man ſeine Betrachtungen über den alten und den neuen engliſchen Schulmeiſter mit großem Vergnügen. „Während die alten Schulmeiſter", heißt es darin, „glaubten, daß alles Lernen in den Sprachen, welche ſie lehrten, enthalten ſei, muß der neue Schulmeiſter von Allem Etwas wiſſen, da ſein Zögling nicht über irgend etwas gänzlich unwiſſend ſein darf. Da aber derartige Belehrungen nicht in den Schulſtunden, ſondern in den Pauſen, bei Spaziergängen, kurz bei jeder Gelegenheit angebracht werden, ſo iſt ein ſolcher Schulmeiſter wenig für die Geſellſchaft von Erwachſenen geeignet, indem er, der, gleich Gulliver, von ſeinen kleinen Leuten herkommt, die Größe ſeiner Kenntniſſe denen des erwachſenen Hörers nicht anzupaſſen verſteht."

*) Berlin, 1869. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.

**) Von Adèle Couriard. Ueberſetzt von E. P. Mit einer Zeichnung von L. Pietſch. Berlin, Carl Zabel, 1869.

***) The Essays of Elia and Eliana, by Charles Lamb. Leipzig, Tauchnitz Edition.

Literariſcher Sprechſaal.

Die „Riga'ſche Zeitung", eines der älteſten, deutſchen, politiſchen Blätter (ſie wurde im J. 1770 gegründet) hat ſeit dem 1. d. M. in Herrn Ludw. Pezold, dem früheren, geſchätzten Herausgeber der Reval'ſchen Zeitung, einen neuen Redacteur erhalten, der ſeine ebenſo ſchwierige, als wichtige Miſſion vollſtändig zu erfüllen den Beruf hat. „Wir haben", ſagt der neue Redacteur in ſeinem Programme, „mit dem ernſten Sinne eines politiſch gebildeten Leſerkreiſes zu rechnen und werden uns deshalb bemühen, auch in der Polemik das innere Recht unſerer Ueberzeugungen durch die Würde der Kampfesart zu erweiſen." Solchen Gegnern, wie den moskowitiſchen Feinden des Deutſchthums, gegenüber iſt es allerdings eine ſchwer zu löſende Aufgabe, ſtets die Würde der Kampfesart zu wahren, aber wir müſſen unſeren deutſchen Collegen an der Düna wie an der Newa (und die „St. Petersburger Zeitung" gehört ebenfalls zu den älteſten deutſchen Blättern: ſie iſt beinahe ſo alt, wie die von Peter I. gegründete Stadt) das Zeugniß geben, daß ſie die Würde der Sprache und der Nationalität, die ſie im fremden, fernen Lande vertreten, ſelbſt in den Kämpfen mit einem Katkov, Leontiew, Krajewsky ꝛc. nie aus den Augen verlieren. Nur Eines wäre ihnen zu wünſchen: daß ſie in ihren gefahr- und opfervollen Kämpfen auch von Deutſchland aus kräftiger unterſtützt werden, ſei es durch Anſchaffung dieſer Blätter in Leſezirkeln und Muſeen, ſei es durch Einſendung von Beiträgen, welche der Sache der Deutſchen in Rußland förderlich ſein können.

Die ruſſiſche „Petersburger Zeitung" macht in ihrer Behandlung der deutſchen Frage in Rußland eine rühmliche Ausnahme unter ihren nationalen Collegen, namentlich den Moskauer Zeitungen und dem „Golos" gegenüber. Im September d. J. brachte ſie einmal einen Artikel zum Schutze des deutſchen Bürger-, Sprachen- und Bildungsrechtes in den Oſtſee-Provinzen, der noch heute, nach beinah zwei Monaten, den Zorn und den Widerſpruch der verſchiedenen Organe der moskowitiſchen Partei erregt. Der „Golos" denunzirt jetzt mit Bezug auf jenen Artikel der ruſſiſchen Petersb. Ztg. die deutſchen Schützen-, Feuerwehr-, Turner- und anderen Vereine in den baltiſchen Provinzen, die er um ihrer deutſchen Lieder und Reden willen als ſtaatsgefährlich bezeichnet. Allerdings mögen dieſe Vereine einem aſiatiſch organiſirten, mit gräkomoskowitiſchen Religions- und Bildungs-

Digitized by Google

ideen beglückten Staate ſehr gefährlich und unbequem ſein, aber meine Herren Krajewsky, Katkov, Samarin ꝛc., warum bleiben Sie mit Ihren Ideen nicht in Moskau und Aſien? In Europa müſſen Sie es ſich nun einmal gefallen laſſen, daß dieſe Ideen als ungeſunde Elemente betrachtet werden, die ein kräftiger Körper, wenn er nicht unterliegen ſoll, auf natürlichem oder gewaltſamem Wege von ſich ausſcheiden muß. J. L.

Wir empfangen ſoeben die Anzeige von dem bevorſtehenden Wiedererſcheinen der „Baltiſchen Monatſchrift“ in Riga.*) Dieſes vortreffliche, kulturhiſtoriſch-politiſche Organ der Deutſchen in den baltiſchen Provinzen wird fortan von Herrn E. von der Brüggen, unter Mitwirkung des früheren Herausgebers, Herrn G. Berkholz, redigirt werden. Das erſte Heft (ein Doppelheft pro Januar und Februar 1870) wird bereits im December d. J. ausgegeben.

Das von Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens, Dr. Hermann Kletke und Dr. J. D. Georgens herausgegebene Kunſtjournal „Die Frauenarbeit“, *) liegt uns jetzt in einer Reihe von Nummern vor, und wir müſſen anerkennen, daß es ſowohl durch ſeinen Inhalt, als durch ſeine Ausſtattung, die Verſprechungen erfüllt, die bei ſeiner Ankündigung gemacht worden waren. „Alles,“ ſo ſtand im Programm, „was die ſocialen Intereſſen der Frau im Hauſe und in der Geſellſchaft berührt: Stellung, Erziehung, Literatur, Muſik, Theater, abbildende Kunſt, Hausökonomie und Familien-Induſtrie werden wir mehr oder minder in den Bereich unſerer Berathung ziehen, ohne dabei in den Ton der Abhandlung zu verfallen.“ Demgemäß iſt in dieſen Blättern die Frauenfrage nach ihrer theoretiſchen, wie nach ihrer praktiſchen Seite hin erörtert, vorzüglich durch die Frau Herausgeberin ſelbſt, die mit ſcharfer Beobachtungsgabe eine außerordentliche Gewandtheit der ſtyliſtiſchen Form verbindet, obwohl wir in der allezeit polemiſchen Haltung, die ſie in ihrer Kritik einnimmt, kein beſonderes Förderungsmittel weiblicher Tendenzen erblicken. Die Kunſt in der Frauenarbeit hat es in dieſer Zeitſchrift mit der Ornamentik der Wohnräume und ihrer Ausſtattung, ſowie mit der Aeſthetik der Stickereien und Gewänder zu thun, und die Illuſtrationen, die dieſen Erörterungen beigegeben ſind, unterſcheiden ſich durch ihren artiſtiſchen Werth ſehr weſentlich von dem Bilderkram unſerer vielverbreiteten Damenmuſter-Journale. Endlich iſt durch reichhaltige, poetiſche, literariſche, eſſayiſtiſche und muſikaliſche Beiträge auch für würdige Unterhaltung und Gemüthserhebung geſorgt. Wir können nur wünſchen, daß dieſe Zeitſchrift, deren Herſtellung mit großen Koſten verknüpft und deren Preis gleichwohl ſehr niedrig iſt, mehr als bisher vom Publikum berückſichtigt werde.

„The New York Tablet“, ein Organ der iriſch-katholiſchen Bevölkerung New-Yorks, bringt unter dem Titel „What the Church is doing for Education“ folgende ſtatiſtiſche Zahlen über die Schulen, welche von katholiſchen geiſtlichen Orden in der Union und Britiſch-Nordamerika geleitet werden. Da in manchen Orten derſelbe Orden mehrere Schulen hat, ſo giebt die nachſtehende Zahl der Orte kleinere Ziffern, als die Anzahl der Schulen beträgt: Die Jeſuiten haben Collegien in 20 Städten, die chriſtlichen Brüder in mehr als 30; die Frauen vom heiligen Herzen 18; die barmherzigen Schweſtern 107; die Schweſtern des Mitleids 39; die Schweſtern von Notre-Dame 36; die Schweſtern der Heimſuchung 21; die Karmeliterinnen 5; die Urſulinerinnen 21; die Schweſtern der Vorſehung (Negerinnen) 2; die Congregation des koſtbaren Blutes 7; die Töchter der Barmherzigkeit 7; die Congregation des heiligen Kreuzes 14; die Dominikanerinnen 17; die Schweſtern von St. Joſeph 35; die Schweſtern von Sta. Clara 1; die Piariſtinnen 1; die Brüder vom heil. Herzen 2; die Auguſtinerväter 1; die Schweſtern vom heil. Namen Jeſu und Mariä 18; die Präſentation-Nonnen 11 (950 Mädchen beſuchen ihre Schulen in San Franciſco); die Schweſtern von Loretto 21; die Schweſtern der Congregation Unſerer Herrin 18; die Schweſtern von St. Agnes 7; die grauen Nonnen von Montreal 9; die Töchter der heiligen Anna 7; die Lazariſtenväter 2; die Xaveriſchen Brüder 11 Schulen in Louisville; die Schweſtern Mariä 2; die Schweſtern der Vorſehung 15; die Benediktiner 4; die Benedikterinnen 11; die Schweſtern vom heiligen Kind Jeſu 2; die Frauen vom heiligen Herzen Mariä 4; die Töchter des Kreuzes 5; die Schweſtern von Nazareth 10; die Väter des h. Vincenz von Paul 1; die dienenden Schweſtern vom unbefleckten Herzen Mariä 13; die weiblichen Dienſtboten Jeſu Chriſti 1; die Brüder der chriſtlichen Lehre 2; die Piariſtenbrüder 3; die Schweſtern der Aſſumption 2; die Congregation des heiligen Kreuzes 1; die Congregation der Reſurrection 1; die Schreiber von St. Viateur 3; endlich die Brüder von St. Joſeph eine Schule.

Naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen für Frauen im South Kenſington Muſeum zu London werden in dieſem Winter von den Profeſſoren Huxley, Guthrie und Oliver gehalten werden. Das Honorar wird etwa 1 Shilling für jede Lection betragen; Schülerinnen und Lehrerinnen zahlen noch viel weniger. Am Schluſſe finden freiwillige Prüfungen und auf Wunſch die Ausſtellung von Zeugniſſen ſtatt.

Es befindet ſich ein populaires Werk Garibaldi's mit dem Titel „Rom im neunzehnten Jahrhundert“, in italiäniſcher Sprache geſchrieben, in England unter der Preſſe. Daſſelbe ſoll ein Beitrag des berühmten Patrioten zu den Beſtrebungen für Hebung des Volksunterrichts in Italien ſein, und viele bisher unbekannte Thatſachen enthalten.

Von unſerer langjährigen Mitarbeiterin, Frau F. v. Hohenhauſen, erſcheint bei Weſtermann in Braunſchweig: „Berühmte Liebespaare“, ein elegantes Büchlein mit trefflichen Porträts, das ſich beſonders zu Weihnachtsgeſchenken eignet. Es enthält hiſtoriſche Studien, die aber für gebildete Leſer beinahe den Reiz eines Romans haben werden durch die pſychologiſche Vertiefung und die individuelle Darſtellungsgabe, die wir an der Verfaſſerin kennen.

---

*) Verlag von Bacmeiſter u. Brutzer. (Jährlich 12 Hefte. Preis in Deutſchland 5 Thlr.)

*) Preis für das Quartal von neun Nummern von 1½ bis 2 Bogen Text mit artiſtiſchen Beilagen ꝛc. 25 Sgr. Berlin, Ulrich Frank.

Digitized by Google

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ſind folgende elegant ausgeſtattete und ganz beſonders zu Feſtgeſchenken geeignete Bücher erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit ſieben Bildern in Holzſchnitt. (235)

Velin-Ausgabe. Mit colorirten Bildern. In engliſchem Einband 1 Thlr.

Vierzehnte Auflage. 1869. Druckpapier. In farb. Umſchlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unſtreitig unter allen Märchenbüchern das ſchönſte.“

Bernhardt's Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften.

Undine.

Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Illuſtrirte Ausgabe. (Siebzehnte Auflage 1870.) Mit 60 Holzſchnitten. Octav.
In geſchmackvollem Reliefband. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. geh. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (15. Auflage 1869) mit Titelbild in Stahlſtich, nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In Reliefband mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung, „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie“, ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat ſich namentlich die Gunſt der Frauen in hohem Grade erworben. (236)

Luiſe, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. 1868. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büſte von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erſte Ausgabe dieſer Biographie der Königin Luiſe kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (237)

Das in Photographie wiedergegebene Bruſtbild der Königin nach einer Büſte von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Das Steinbild der Cornelia

von

Giſela Arnim. (238)

Im Sinne eines chriſtlichen Drama's geſchrieben

8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Worte des Heilandes

an Chriſtenkinder. Eine Feſtgabe in ſiebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. Nach dem Engliſchen. Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage. Mit einem Holzſchnitt, gez. von Ludwig Richter, geſchnitten von A. Gaber. 32. eleg. geh. mit Goldſchn. 8 Sgr.

„Das ſind Worte, durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde.“ St. Galler Blätter. (239)

Krummacher (Ad.): Harfenklänge.

gr. 12. in engl. Einband mit Goldſchn. 1 Thlr.

„Dieſe lieblichen Lieder und Geſänge, in denen tiefer Gehalt und gewählte, klangvolle Sprache ſich harmoniſch einen, werden ſich ſelber genugſam empfehlen.“ Deutſche Zeitſchrift ꝛc. (240)

Worte des Herzens

von (241)

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Zwanzigſte Auflage.

Mit einer Biographie Lavater's von A. Krummacher, L.'s Bildniß in Stahlſtich, und Titel in Farbendruck; in engl. Einband mit Goldſchnitt.
Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann.

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutſcher Lyrik.

Dritte Auflage. Mit Widmungsblatt.

16. in engl. Einband mit Goldſchnitt 15 Sgr.

„Die wahre Poeſie kündigt ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge des Lebens in Vogelperſpektive vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen.“ Göthe. (242)

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus'
Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von ☛ 10 Thaler ☚ vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen:
Abel (Dr. C.), Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe. Ein Vortrag. 1869. 8. geb. 5 Sgr.
Birlinger (Anton), So ſprechen die Schwaben. Sprichwörter, Redensarten, Reime geſammelt. 1868. 16. 12 Sgr.
Grimm (Jacob), Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 8. geh. 10 Sgr. (246)
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig ſind ſoeben erſchienen:

Alaska.
Reiſen und Erlebniſſe im hohen Norden.
Von (244)
Frederick Whymper.
Autoriſirte deutſche Ausgabe
von
Dr. Friedrich Steger.
Mit 36 Illuſtrationen und 1 Karte. gr. 8. Velinpap. geh. 2⅔ Thlr.

Alaska, das frühere ruſſiſche Amerika, ein ſehr intereſſantes, aber faſt unbekanntes Land, entſchleiert Fr. Whymper vor unſeren Blicken und zeigt es uns in ſeiner ganzen herben Schönheit, mit ſeinem Rieſenſtrome, dem Jukon, mit ſeinen Wäldern und Schneewüſten, ſeinen Indianern und Eskimos, ſeinen unterirdiſchen Hütten ꝛc. ꝛc. Seine Darſtellungen, die den künſtleriſch und wiſſenſchaftlich gebildeten Mann verrathen, athmen ein volles und warmes Leben und ſind mit einem heitern Humor gewürzt.

Der Malayiſche Archipel.
Die Heimath des
Orang-Utang und des Paradiesvogels.
Reiſeerlebniſſe
und
Studien über Land und Leute
von
Alfred Ruſſel Wallace.
2 Bände. Mit 51 Original-Illuſtrationen in Holzſchnitt und 9 Karten.
Autoriſirte deutſche Ausgabe
von
Adolf Bernhard Meyer.
gr. 8. geh. Velinpapier. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Dieſes bedeutende Werk des berühmten Reiſenden, der der Erforſchung des Malayiſchen Archipels den langen Zeitraum von acht Jahren widmete, enthält eine Schilderung ſeiner Reiſeerlebniſſe, untermiſcht mit Abſchweifungen über die intereſſanteſten naturwiſſenſchaftlichen, ethnologiſchen, ſocialpolitiſchen und andern Fragen, und wird durch ein Capitel über die Naturgeſchichte jeder einzelnen Inſelgruppe abgeſchloſſen. Das Ganze aber durchzieht jene Wärme der Empfindung, jene Unmittelbarkeit der Beachtung und jene Tiefe der Ueberzeugung, welche ſo viele Werke der Engländer als leuchtende Muſter erſcheinen laſſen.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in Leipzig erschien und ist in jeder Buchhandlung zu haben: (245)

Populäre Aesthetik
von Prof. Dr. **Carl Lemcke.** Dritte, stark verm. Aufl. Mit illustr. 1870. br. 2 Thlr. 21 Sgr., eleg. geb. 3 Thlr. 3 Sgr., mit Goldschnitt 3⅓ Thlr.

Geschichte der Malerei
von Dr. **Ad. Görling.** 2 Bde. Mit 192 illustr. 1865—1866. br. 3 Thlr; eleg. geb. 3⅔ Thlr., mit Goldschn. 3⅚ Thlr.

Im Verlage
von **Wilhelm Hertz** (Beſſer'ſche Buchhandlung) 7 Behrenſtraße, Berlin
erſchienen im Jahre 1869 u. A. folgende Werke: (247)

Jugenderinnerungen
eines
alten Mannes.
Wilhelm von Kügelgen's, herausgegeben von Ph. v. Nathuſius.)
Oct. (517 S.) eleg. geh. 2 Thlr.

Geſammelte
Novellen in Verſen
von
Paul Heyſe.
Zweite, aufs Doppelte vermehrte Auflage. Oct. 588 S. eleg. in Lein. cart. 2 Thlr.
Inhalt: Die Braut von Cypern. Margherita Spoletina. Urica. Die Brüder. Idyllen von Sorrent. Die Furie. König und Magier. Die Hochzeitsreiſe an den Walchenſee. Michelangelo Buonarotti. Rafael. Syritha. Frauenemancipation. Das Feenkind. Der Salamander.

Unüberwindliche Mächte.
Roman
von
Herman Grimm.
Zweite (wohlfeilere) Auflage.
Zwei Bände. Oct. (384 u. 388 S.) eleg. geb. 3⅓ Thlr.

Eine Ferienreiſe
nach
Spanien und Portugal
von
W. Wattenbach,
Profeſſor in Heidelberg.
Oct. (348 S.) eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

☛ **Nur einmal angezeigt!** ☚

(16 Aufl.) **Methode** (16 Aufl.)
Toussaint-Langenscheidt.
Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener. (248)
(Empfohlen v. d. Redakt. dieser Zeitschrift in Nr. 48, 1867.)
Englisch von **Dr. van Dalen,** Prof. **H. Lloyd** und **G. Langenscheidt** in Berlin.
Französisch von Professor **Ch. Toussaint** und **G. Langenscheidt** in Berlin.
Wöchentlich 1 Lection à 5 Sgr. Complette Course $5^2/_3$ Thlr.
(Kursus 1 u. 2 auf einmal statt 11⅓ Thlr. nur 9 Thlr.)
Brief 1 jeder Sprache **als Probe** 5 Sgr. (Marken).

Urtheile: „Diese Unterrichtsbriefe verdienen die Empfehlung vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. **Dr. Diesterweg,** Dir. **Dr. Freund,** Prof. **Dr. Herrig,** Prof. **Dr. Scheler,** Prof. **Dr. Schmitz,** Prof. **Dr. Städler,** Prof. **Dr. Viehoff** u. anderen Autoritäten geworden ist." (*Allgem. Deutsche Lehrerzeitg.*) — „Der wohldurchdachte Plan und die Sorgfalt der Ausführung treten in der Toussaint-L.'schen Meth. recht auffällig hervor, wenn man die schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche von der literar. Industrie auf den Markt gebracht werden." (*Schulbl. d. Prov. Sachsen.*)
☛ Eine 12fache Nachahmung d. Meth. T.-L. in Deutschland und ihre Adoption von fast allen Kulturvölkern des Auslandes überhebt dieselbe jeder weitern Empfehlung.

(Franco gegen fr.) **G. Langenscheidt's Verlagshandlung,**
Berlin, Hallesche Strasse 17.

Dieser Nummer liegt bei 1) Ankündigung des Werkes: **Von Gottsched bis Schiller.** Verlag von **Heinrich Mercy** in **Prag.** 2) **Verlags-Verzeichniß** der **C. F. Winter**'**ſchen Verlagsbuchhandlung** in **Leipzig** und **Heidelberg** (Rechts- und Staatswiſſenſchaft; Politik und Geſchichte). 3) **Proſpekt** betr. die illuſtrirte Zeitſchrift **Globus.** Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunſchweig.** (249. 50. 51)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. **Jahrg.**] **Berlin, den 20. November 1869.** [Nº 47.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die deutſche Frage in Böhmen. 685. — Die erſte israelitiſche Synode in Leipzig. 687. — Der Verein deutſcher Lehrerinnen und Erzieherinnen in Berlin. 689. —
England. Freiligrath's Gedichte Engliſch. 690. — Zur Kritik von Shakeſpeare's „Macbeth". 691.
Frankreich. Molière-Verächter und Shakeſpeare-Anbeter. 692.
Rußland. Piſemski's Tauſend Seelen. 694.
Orient. Morgenländiſche Dichtungen. 695.
Kleine literariſche Revue. Dove und Baſtian über Humboldt. 696. — A. v. Humboldt und der Geiſt zweier Jahrhunderte. 696. — Die illuſtrirte Ausgabe von Klencke's Humboldt. 696. — Rückert's poetiſche Werke. 696. — Illuſtrirtes Converſations-Lexicon. 697.
Literariſcher Sprechſaal. Neue Entdeckungen über die Natur der Sonne. 696. — Verſammlungsrecht und Redefreiheit in England und Nordamerika. 697. — H. Kletke's Sinngedichte auf deutſche Geiſtes-Heroen. 697. — Europäiſche Journaliſten in Aegypten. 698. — Bakers bewaffnete Expedition in Centralafrika. 698. — Eine amerikaniſch-deutſche Preis-Konkurrenz. 698.

Deutſchland und das Ausland.

Die deutſche Frage in Böhmen.

Unter den Schwierigkeiten, mit welchen die Regenerirung Oeſterreichs zu kämpfen hat, nimmt die Lage in Böhmen den erſten Rang ein. Noch vor nicht langer Zeit hat man ſich damit begnügen können oder beging man vielmehr den Fehler, ſich damit zu begnügen, eine „tſchechiſche Frage" zu erörtern. Heute hat ſich das Blatt gewendet, und ſtatt der „tſchechiſchen Frage" ſteht die „deutſche Frage in Böhmen" auf der Tagesordnung. Schlimmer als es je irgendwo um eine deutſche Frage geſtanden, ſteht es um dieſe und, um gleich das Aergſte zu ſagen, ſchlimmer als es je in Schleswig-Holſtein um die deutſche Frage geſtanden, ſteht es um dieſelbe in Böhmen, ſchon deshalb, weil die Schuld zum großen Theile diejenigen trifft, die unter ihr leiden. Unter den Verlegenheiten Oeſterreichs ſpielt ſie die hervorragendſte Rolle, d. h. ſeitdem die ungariſche Frage von der Tagesordnung geſtrichen. Die ungariſche Frage war im Grunde niemals ſchwierig. Schwierig war nur der Entſchluß, ſie zu löſen, welchen allerdings harte Schickſalsſchläge zeitigen halfen, und doch hat man wohlgethan zu der allerdings ein wenig complicirten Löſung zu ſchreiten; man hat dadurch eine einfachere Löſung verhindert, wie ſie z. B. die italiäniſche Frage in Oeſterreich gefunden. Und zu einer ſolchen „einfachen Löſung" — faſt hätten wir geſchrieben „Loslöſung" — wäre es gekommen, wenn man nicht noch im rechten Augenblicke den Muth des Entſchluſſes gehabt hätte, zum Dualismus zu greifen, und mit einer gewiſſen Beſchämung mußten ſich wohl damals die öſterreichiſchen Politiker eingeſtehen, daß das, was der aus Sachſen an die Spitze der öſterreichiſchen Staatsgeſchäfte berufene Graf zu Stande gebracht, ſie eigentlich, wenn ſie denſelben Muth des Entſchluſſes gehabt, auch hätten zu Stande bringen können. Wenn Bach oder Golochowski, Schmerling oder Belcredi den Ungarn dieſelben Zugeſtändniſſe gemacht hätten, wie Beuſt, ſo wäre die ungariſche Frage ſchon von ihnen gelöſt worden, und es wäre beſſer geweſen, wenn das ſchon damals geſchehen wäre. Das Beuſt'ſche Ausgleichswerk war urſprünglich architektoniſch ſehr gut angelegt, und nicht die Schuld des Architekten war es, wenn durch die innere Einrichtung, die andern Leuten überlaſſen war, manches verpfuſcht wurde. In Betreff des transleithaniſchen Flügels des öſterreichiſchen Verfaſſungsgebäudes ging, trotz mancher inneren Kämpfe, ſchließlich Alles nach Wunſch. Die Vorausſetzung, daß die Ungarn mit den andern Nationalitäten der jenſeitigen Reichshälfte fertig werden würden, war eine richtige, und mit Ausnahme ſolcher inneren Fragen, an welchen ſelbſt der fortgeſchrittenſte conſtitutionelle Staat — England — leidet, und wenn wir von den Uebelſtänden abſehen, welche ſich an der Leitha fortgeerbt haben und welche erſt die, dem neuen Regimente vorbehaltenen, Reformen zu beſeitigen haben werden, kann man mit der Ordnung, ja ſogar mit der Unordnung, die jenſeits herrſcht, wenn wir den im Weſen des Parlamentarismus begründeten Parteienkampf ſo nennen wollen, recht zufrieden ſein.

Wie ſteht es aber dieſſeits aus? Der dieſſeitige Flügel des Verfaſſungsgebäudes könnte heute dieſelbe Geſtalt haben, wie der jenſeitige, wenn man den Deutſchen nur von vornherein dieſelbe Rolle eingeräumt hätte wie den Ungarn. Jetzt erkennt man freilich den begangenen Fehler, aber es iſt zu ſpät, und der Verſuch jetzt, wo durch die innere Organiſation des Hauſes ſchon ſo manches verdorben, es wieder auf jenen Punkt zurückführen wollen, von welchem man bei der urſprünglichen Conſtruction ausgegangen, würde die Gefahr eines Zuſammenſturzes des Ganzen heraufbeſchwören. Heute haben wir dieſſeits eine polniſche, ſloveniſche, dalmatiniſche und tſchechiſche Frage, mit welchen wir rechnen müſſen.

Doch wir kommen von dem eigentlichen Thema unſerer Betrachtung ab. Weder bei der polniſchen noch bei der dalmatiniſchen Frage ſteht das Intereſſe der Deutſchen im Vordergrund. Die dalmatiniſche Frage iſt mehr wieder eine äußere Frage, ſofern man nicht ſowohl mit dem Widerſtande der Bocheſen, den man mit einiger Machtentfaltung niedertreten konnte, als vielmehr mit der Unterſtützung der Inſurrection von Außen zu rechnen hat. In Galizien iſt das Deutſchthum ohnehin ein verlorener Poſten, kann alſo bei unſerer Erörterung, die doch nur der deutſchen Frage gewidmet iſt, nicht in Betracht kommen, und was die ſloveniſche Karrikatur einer Nationalitätenfrage anbelangt, ſo wäre uns, falls es ſonſt nur um die deutſche Sache in der dieſſeitigen Reichshälfte gut ſtünde, wahrlich um das Deutſchthum in Böhmen nicht bange, wenn es den Herren Slovenen auch beliebte, demſelben manchen Streich zu ſpielen. Es wäre des Löwen faſt unwürdig, das Kätzchen zu erwürgen, das ſeine Tatzen beunruhigt.

In Böhmen ſieht die Situation ernſter aus, und an der Vertretung der deutſchen Intereſſen in Böhmen hängt mehr als bloß dieſe Vertretung; es hängt von ihr das Anſehen des öſterreichiſchen Staates ab, der in dem Momente abdicirt haben würde, wo er dieſe Intereſſen nicht mehr zu ſchützen vermöchte. Böhmen iſt der koſtbarſte Juwel in der öſterreichiſchen Krone, und wenn wir in dieſem Sinn von dieſer ehemaligen Provinz Deutſchlands reden, ſo reden wir ſelbſtverſtändlich von den Deutſchen in Böhmen, einem allen deutſchen Bruderſtämmen nach allen Richtungen hin ebenbürtigen Stamme, hervorragend in allen Leiſtungen der Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie, auf deren verſchiedenen Ge-

Digitized by Google

bieten er dauernde Denkmale ſeines Wirkens geſchaffen; wir reden von dem Stamme, der ſtets für die deutſche Sache wacker gefochten und treu zu dem Reiche gehalten, und wir reden nicht von den Großen, die nach Moskau hinmarſchirten, um von dort Succurs gegen das Vordringen der deutſchen — Kultur zu erhalten, von den Tſchechen, deren Geſchichte halb Mythos, halb Lüge, deren Staatsrecht eine Fiction, deren Literaturſchätze theils Humbug und deren ganze Kultur, wenn man von einer ſolchen reden darf, mit deutſchem Firniß übertünchte Barbarei, ja deren Exiſtenz-Bedingung deutſche Bildung iſt. Und von dieſen Tſchechen iſt das Deutſchthum in den gemiſchten Bezirken Böhmens von einer Unterdrückung bedroht, gegen welche das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein wahres Kinderſpiel war.

Das Deutſchthum in Böhmen läuft Gefahr, in den gemiſchten Bezirken das Opfer terroriſtiſcher Pöbelherrſchaft zu werden. Beſäßen die Deutſchen auch einen Pöbel, wie die Tſchechen, ſo wäre der Kampf vielleicht wenigſtens kein ungleicher, allein einen deutſchen Pöbel, der nur im Entfernteſten dem tſchechiſchen ähnlich wäre, giebt es nicht. Der Umſtand, daß in dieſem Augenblicke der legale Vertretungskörper Böhmens auch, trotz der Abſonderung der Tſchechen, beſchlußfähig iſt, ändert an den thatſächlichen Verhältniſſen nichts, denn der Terrorismus dauert doch fort. In den Gemeinde- und Bezirksvertretungen geſchieht doch Alles wie es die Tſchechen wollen, und die Tſchechiſirung macht die beklagenswertheſten Fortſchritte. Die Kinder der Deutſchen müſſen doch in die tſchechiſche Schule geſchickt werden, die Aktenſtücke der Behörden werden doch verrathen, die Wählerliſten werden doch gefälſcht, und die Wahrſprüche der Geſchworenen lauten doch parteiiſch, wenn auch die „Verfaſſung" formell zu Recht beſteht und die legalen Vertreter Böhmens im Reichsrathe ſitzen und an einer Legislative Theil nehmen, die von den Tſchechen perhorrescirt wird.

Es iſt ein permanenter Kriegszuſtand, in welchem ſich Deutſche und Tſchechen in Böhmen befinden, und dieſer muß beſeitigt werden. Auf welche Weiſe? Man wird uns hoffentlich nach dem Geſagten nicht undeutſcher Geſinnung zeihen, wenn wir ſagen: durch den Ausgleich! Wir würden zu einem andern Mittel rathen, wenn ein ſolches vorhanden wäre, ja wir würden zu der ſchonungsloſeſten Niederwerfung des Tſchechenthums rathen, wenn ſie möglich wäre. Aber ſie wäre nur dem abſolutiſtiſchen Regimente möglich. Im Arſenale des Conſtitutionalismus finden ſich keine Waffen, um eine Nationalität zu knebeln, ihre Forderungen mögen der zweiten Nationalität noch ſo haarſträubend erſcheinen. Wir haben alſo nur die Wahl zwiſchen Abſolutismus und Ausgleich, und da kann die Wahl nicht ſchwer ſein! Es iſt ſchlimm, daß es ſo weit gekommen, daß man in Böhmen vor dieſe Alternative geſtellt iſt, und es wäre nicht ſo weit gekommen, wenn die Deutſchen in Böhmen nicht ſelbſt ſo viel verſchuldet und die früheren Miniſterien nicht ſo arg geſündigt hätten; nun die Dinge aber ſo weit gediehen, muß man zwiſchen den beiden Uebeln das kleinere wählen, und das kleinere Uebel iſt ein Ausgleich, bei dem die Deutſchen in Böhmen vielleicht weniger zu opfern brauchten, als ihnen, wenn man ihn von der Hand weiſt, und der gegenwärtige Zuſtand fortdauert, entriſſen würde.

Oft ſchon hatten die Deutſchen in Böhmen die Mittel in Händen, dauernd die Herrſchaft zu erlangen, und niemals wurde von denſelben der richtige Gebrauch gemacht. Ueberall, wo ſie die Majorität hatten, ließen ſie ſich ſchließlich majoriſiren, was bei einiger Energie hätte vermieden werden können. Niemand war auch nur zu dem geringſten Opfer bereit. Wenn wir von dem wacker für die deutſche Sache eintretenden „Tagesboten aus Böhmen" abſehen, hat das Deutſchthum in Böhmen nicht einmal eine anſtändige Vertretung durch die Preſſe, ja noch mehr, das in deutſcher Sprache erſcheinende Tſchechenblatt „Die Politik", verdankt ſein Emporkommen lediglich der gewiſſenloſen Unterſtützung, die ihm von deutſcher Seite zu Theil wurde. Was hier und da die Aſſociation doch zu Stande brachte, zerſtörten die Eiferſüchtelei und der krankhafte Ehrgeiz Einzelner, die um der Rolle willen, die ſie ſelber uſurpiren mochten, Andere bei Seite ſchoben. In Prag hat bereits jeder dritte deutſche Mann einen Orden, einen Titel oder ein Amt, und das war auch das Ziel der Meiſten; um die Sache ernſt war es den Wenigſten. Nur wenn es um die Polizei rufen galt, da waren Alle einig. Selbſt ſich einer Gefahr ausſetzen mochte nur in den ſeltenſten Fällen Jemand.

Auch bei den letzten Wahlen ſtellte man den „Deklaranten", die ſich nur wählen ließen, um im Landtage wieder zu erklären, daß ſie nicht kommen werden, keine Gegenkandidaten gegenüber, und die Folge davon war der Sieg der Tſchechen auf der ganzen Linie.

Gerade die jüngſte Geſchichte Böhmens beweiſt, wie nothwendig ein „Ausgleich" oder, um das mißliebige Wort zu umgehen, eine Auseinanderſetzung mit den Tſchechen iſt, und daß ſie im beiderſeitigen Intereſſe gelegen wäre. Wir brauchen nicht erſt zu ſagen, daß bei einer ſolchen Auseinanderſetzung jede nationale Conceſſion von vornherein ausgeſchloſſen ſein müßte. Wenn der Tſcheche ſelbſt da, wo es ſein materieller Vortheil erheiſcht, ſeine Kinder nicht deutſch erziehen laſſen will, ſo darf gewiß noch viel weniger ein Deutſcher aus purer Verſöhnlichkeit ſeine Kinder tſchechiſiren laſſen, und noch weniger darf man ſich auf die utraquiſtiſchen Schwindeleien einlaſſen. Man hat zwar einmal ſchon den Verſuch gemacht, eine Partei aus Leuten zu bilden, die weder Deutſche noch Tſchechen, ſondern nur „Böhmen" hätten ſein ſollen, aber wie ſchmählich hat dieſer Verſuch geendet? Es giebt kein Mittelding zwiſchen deutſch und tſchechiſch, und auch kein Mixtum compositum von tſchechiſch und deutſch in Einer Perſon. Die dieſes erfanden, arbeiteten nur im Intereſſe gewiſſer gemiſchter Charaktere, die aber auch bald Farbe zu bekennen gezwungen waren. Wohl aber ſcheint es uns möglich, eine ſolche Trennung der nationalen Parteien herbeizuführen, durch welche jede Majoriſirung ausgeſchloſſen würde, die in nationalen Fragen immer unſtatthaft iſt, weil in nationalen Angelegenheiten einer Majorität nie das Recht und die Macht eingeräumt werden kann, die Minorität zu unterdrücken. In einer Gemeinde, in der es 2000 Tſchechen und nur 500 Deutſche giebt, dürfen Letztere darum, weil ſie in der Minderzahl ſind, doch nicht zu Heloten gemacht werden.

Um dem vorzubeugen, giebt es nur noch Ein Mittel: die *abſolute Trennung*. In den Diſtrikten, in welchen eine territoriale geographiſche Abgränzung möglich iſt, verſteht ſich die Trennung faſt von ſelbſt; in den gemiſchten muß ſie vorgenommen werden, indem ſich neben der tſchechiſchen eine deutſche Gemeinde bildet, die eine wie die andere mit vollſtändiger Autonomie ausgerüſtet. Ebenſo muß die Bezirksvertretung und endlich auch der Landtag getrennt werden; und was die abſolut gemeinſamen Angelegenheiten anbelangt, ſo wird ſich wohl ein Modus, ähnlich wie er für die gemeinſamen Reichsangelegenheiten getroffen worden, ausfindig machen laſſen. Dieſer letzte Verſuch muß gemacht werden, bevor man das Uebel, an welchem Böhmen krankt, für unheilbar erklärt, und in dieſer Trennung liegt vielleicht das einzige Mittel, die beiden Nationalitäten zu

Digitized by Google

einigen. Mit Ausgleichsphraſen iſt freilich Niemand gedient. Vielleicht finden ſich aber Leute, welche dieſe hier eben nur flüchtig hingeworfene Idee aufgreifen und ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie wenigſtens den Keim zu einem praktiſchen Ausgleichsgedanken enthalte.

Wien, im November. —z.

Die erſte iſraelitiſche Synode in Leipzig.

Im „Magazin" Nr. 34 iſt ein kurzer Bericht über die vom 29. Juni bis 4. Juli dieſes Jahres abgehaltene iſraelitiſche Synode gegeben worden. Jetzt liegen uns die Protokolle und ſtenographiſchen Berichte gedruckt vor*), und es läßt ſich aus dieſer Quelle eine genauere Einſicht in die Verhandlungen gewinnen, die in unſeren Blättern, welche ſonſt über Synoden nicht zu berichten pflegen, wegen ihres nicht ſowohl theologiſchen, als humanitären Charakters, Erwähnung verdienen.

Referent, welchem es vergönnt war, der Synode ſelbſt beizuwohnen, theilte mit Allen, welche Zeugen der Verhandlungen waren, den erhebenden Eindruck, den eine Verſammlung von Männern der verſchiedenſten Berufsarten gemacht hat, die Alle, welcher religiöſen Richtung ſie auch angehören mochten, von gleich inniger Menſchen- und Vaterlandsliebe beſeelt waren. Das fühlten alle Anweſenden, daß es ſich hier nicht darum handle, einer abgeſtorbenen Glaubensform nothdürftige Stützen zu geben, ſondern daß die Idee des Judenthums, die in den Herzen ſeiner Bekenner fortlebe, noch eine Entwickelungsfähigkeit habe, welche ihm eine ſchöne Zukunft verbürge. In dieſer Erſcheinung liegt das Hauptergebniß der Synode: der moraliſche Eindruck, den die Verhandlungen auf alle Mitglieder und Nicht-Mitglieder gemacht, iſt das Große und Segensreiche, nicht die einzelnen Beſtimmungen, die die Synode getroffen hat, und dieſen Eindruck wird gewiß auch Jeder, der unbefangen die Protokolle und Berichte durchmuſtert, gewinnen.

Das Judenthum hat den Vortheil, daß es ſich in ihm nicht um Glaubensſätze handelt. Ueber das einzige Dogma, das es aufſtellt, den Glauben an den einen und einzigen Gott, herrſcht unter ſeinen Bekennern kein Widerſpruch. Wenn ſich im Laufe der Zeiten noch andere Glaubensſätze gebildet haben, ſo waren dieſe doch nicht eigentliche Dogmen, ſondern mehr Meinungen, die, aus gewiſſen Zeitanſchauungen entſtanden, immer flüſſig geblieben und nie zu einem Glaubensſyſtem erſtarrt ſind, weil es nie eine hierarchiſche Macht im Judenthum gegeben hat, die befugt geweſen wäre, den Glauben zu fixiren. Ebenſo wenig wie über das Glaubensprinzip herrſcht über das höchſte ſittliche Prinzip des Judenthums: Gott über Alles und den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben, ein Streit; die Synode fand daher zunächſt nur ihre Aufgabe darin, die Inconvenienzen, die ſich mit der Zeit in dem Ritus und dem Kultus gegen die Sitten und Anſchauungen der Jetztzeit herausgeſtellt haben, auszugleichen, und das hat ſie mit möglichſter Schonung aller berechtigten Eigenthümlichkeiten zu thun verſucht.

Eine zweite Aufgabe war, den Religionsunterricht zu ordnen, und eine dritte, eine innigere Verbindung der einzelnen Gemeinden unter einander zur Förderung des Gemeindelebens ſelbſt und zu gemeinſamen Humanitäts-Zwecken herzuſtellen. Der Löſung der letzteren Aufgabe unterzog ſich, unabhängig von der Synode, der mit ihr gleichzeitig nach Leipzig berufene Gemeindetag.

Die Verſammlung imponirte nicht durch die Menge ihrer Theilnehmer — die Geſammtzahl der Mitglieder betrug 86, darunter etwa 30 Rabbiner — ſondern durch die Fülle von Geiſt und Intelligenz in derſelben und durch das Bewußtſein von der Heiligkeit und Wichtigkeit ihrer Sendung. Es waren Vertreter aus allen Gegenden Deutſchlands erſchienen: unter ihnen Männer, deren Namen in weiteren Kreiſen bekannt ſind: die Rabbiner Philippſon, Geiger, Adler, Aub, Landau, Joel u. A. Unter den Gemeindevertretern war unſtreitig die bedeutendſte Perſönlichkeit der Profeſſor Lazarus aus Berlin, der, zum Präſidenten erwählt, durch ſeine gewandte und unparteiiſche Leitung der Verhandlungen am Meiſten zu dem günſtigen Verlaufe der Synode beigetragen hat. Oeſterreich war würdig vertreten durch den Ritter von Werthheimer und einige andere Herren aus Wien, Prag und Krakau, Ungarn durch den Ober-Rabbiner Löw aus Szegedin, Belgien durch den Ober-Rabbiner Ariſtide Aſtruc und den Präſidenten des belgiſchen Conſiſtoriums, Laſſer aus Brüſſel, England durch den Rabbiner Gottheil aus Mancheſter, Amerika durch den Vice-Präſidenten Herman aus New-York und den Prediger Nathan aus St. Thomas.

Es iſt hier nicht der Ort, einen vollſtändigen Bericht über die Synode zu geben; dazu eben ſind die Verhandlungen durch den Druck veröffentlicht worden, damit Jeder, der ſich für die Bewegung im Judenthum intereſſirt, eine genaue Kenntniß davon erhalte. Wir wollen aus den Verhandlungen und Reden nur Einiges hervorheben, was beſonders geeignet iſt, die Anſchauungen des jetzigen Judenthums, wie ſie ſich übereinſtimmend von Männern ſowohl der conſervativen, als der liberalen Richtung kund gegeben, zu charakteriſiren.

In der Rede, womit der Prediger Goldſchmidt aus Leipzig die Synode eröffnete, gab er eine kurze Schilderung, wie der Gedanke einer Synode entſtanden ſei und ſich verwirklicht habe: „Selbſtvertretung und Abweiſung jeder geiſtlichen oder ſonſtigen Bevormundung, dieſe koſtbarſte Errungenſchaft und Parole unſerer Zeit, ſie war der leitende Gedanke, der die in unſerer Mitte zum erſten Male tagende Synode in's Leben gerufen. Selbſtvertretung und Abweiſung jedes bevormundenden Gebahrens, dieſer einzig adäquate Ausdruck echten und wahrhaften Fortſchrittes, in iſraelitiſchen Kreiſen heißt ſolcher Fortſchritt vielmehr Rückkehr zu ſich ſelbſt, in iſraelitiſchen Kreiſen, wo jene in eitlem Hochmuthe wurzelnde geiſtliche Bevormundung es nie wagen durfte, Gebote oder Verbote oder gar Glaubenslehren in eigener Machtvollkommenheit zu decretiren. Die Gemeinde war es ja, die von jeher Trägerin des religiöſen Gedankens in Iſrael war, und freiwillig trug ſie das Joch des Geſetzes und — was noch ſchwerer war — das Joch der ſtaatlichen Ausnahmegeſetze um dieſes Geſetzes willen. Die Gemeinde war und iſt es, aus deren Händen die Lehrer in Iſrael ihr Mandat erhalten und dieſes Mandat dauert, ſo lange das Vertrauen der Gemeinde zu dem von ihr ſelbſt gewählten Lehrer dauert. Dieſem, auf gegenſeitiges Vertrauen ſich gründenden Verhältniſſe zwiſchen Gemeinde und Lehrern einen Ausdruck zu geben und es wo möglich zu erfriſchen und zu beleben: das allein ſchon darf als eine der ſchönſten Aufgaben unſerer Synode angeſehen werden."

Als eine andere, nicht minder ſchöne Aufgabe der Synode

*) Verhandlungen der erſten iſraelitiſchen Synode zu Leipzig, vom 29. Juni bis 4. Juli 1869. (Enthaltend: Protokolle, Stenographiſche Niederſchriften u. ſ. w.) Berlin, Louis Gerſchel's Verlagsbuchhandlung, 1869.

Digitized by Google

erkennt der Redner die Herſtellung der Einheit unter den Iſraeliten aller Länder und aller Nationalitäten, gleichſam als Vorbild jener großen Vereinigung der Menſchheit, die einſt das Gottesreich auf Erden bilden ſoll: „Sie Alle, meine Herren, Söhne der verſchiedenſten Länder und der verſchiedenſten Zungen, Sie fühlen ſich Eins mit Ihrem Vaterlande, wie wir, Söhne des deutſchen Vaterlandes, uns Eins fühlen mit unſerem Vaterlande, an deſſen nationalen und Kulturaufgaben wir mit allen Kindern deſſelben gemeinſam arbeiten, gemeinſam kämpfen und ringen. Alleſammt geben wir Zeugniß davon, daß das Erfülltſein von einer ſittlichen Idee die nationalen Schranken zu überwinden vermag. Dieſe ſittliche Idee, beſtimmt, Gemeingut der ganzen Menſchheit zu werden, ſammle in ſich, wie in einen Brennpunkt, jede nationale Beſonderheit; ſie vereinige und umfaſſe ſie und helfe jenes Gottesreich auf Erden fördern, in welchem nur Ein Vater im Himmel, Eine Bruderfamilie auf der ganzen Erde.“

Der Rabbiner Adler aus Caſſel, der nach dem Prediger Goldſchmidt das Wort ergriff als Mitglied des Comités für die Berufung der Synode, dankte Gott mit jenem Segensſpruche, den der Iſraelit bei allen freudigen Gelegenheiten wiederholt, daß Gott ihn dieſe Zeit habe erreichen und erleben laſſen und ſetzte die Schwierigkeiten auseinander, mit welchen die Synode ſchon vor ihrem Zuſammentritt zu kämpfen gehabt habe. Man habe ſchon der Rabbinerverſammlung in Caſſel, in welcher die Berufung der Synode beſchloſſen worden ſei, den Vorwurf destructiver Tendenzen gemacht: „Vereinen wir uns, dem entgegenzuwirken. Ich darf wohl mit Entſchiedenheit ſagen: Wir ſind conſervativ! Denn wären wir nicht conſervativ, kein Einziger von Ihnen würde ſich hier eingefunden haben. Aber wir müſſen wohl unterſcheiden: es giebt einen wahren und einen falſchen Conſervatismus. Der wahre Conſervatismus iſt der, welcher das lebendige Judenthum, das Leben des Judenthums erhalten will, das Leben, ich meine die geſchichtlichen Erinnerungen der Vorzeit, die erhabenen Lehren, die göttlichen Grundſätze der Geſittung und der Tugend und wohl auch jene religiöſen Formen, durch welche dies Alles zum Ausdruck kommt. Aber der falſche Conſervatismus denkt nur daran, das zu erhalten, aus welchem das Leben entflohen; er ſucht den Leichnam einzubalſamiren, daß er nicht verweſe und nicht zu Grabe getragen werde. Der wahre Conſervatismus iſt es, der uns hier zuſammenruft!“

Der feierlichſte Act der Synode, deſſen Bedeutung von allen Anweſenden tief empfunden wurde, war die Annahme des Philippſon'ſchen Antrages: die Grundſätze des Judenthums, wie er ſie kurz zuſammengefaßt und in einer längeren, vortrefflichen Rede motivirt hatte, als die der Synode zu erklären. Vorangegangen war die Aufforderung des Präſidenten, das Andenken Joh. Reuchlin's, deſſen „Jahrzeittag“ heute wiederkehre, zu ehren als eines Mannes, der zuerſt Kenntniß von dem Judenthume verbreitet und damit der Anerkennung deſſelben vorgearbeitet habe. „Denn — das waren des Präſidenten eigene Worte — mit Stolz dürfen wir es ſagen: die Kenntniß des Judenthumes iſt mehr als der erſte Schritt ſeiner Anerkennung.“ In ehrender Erinnerung an Reuchlin erhoben ſich die Anweſenden von ihren Sitzen. Der Antrag Philippſon's lautete: „Die Verſammlung wolle beſchließen: die jüdiſche Synode erkennt das Judenthum in Uebereinſtimmung mit den Prinzipien der neueren Geſellſchaft und des Rechtsſtaates, wie dieſe Prinzipien im Moſaismus verkündet und in der Lehre der Propheten entwickelt worden, nämlich in Uebereinſtimmung mit dem Prinzip der Einheit des Menſchengeſchlechtes, der Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten dem Vaterlande und dem Staate gegenüber, ſowie der völligen Freiheit des Individuums in ſeiner religiöſen Ueberzeugung und dem Bekenntniß derſelben; die Synode erkennt in der Entwickelung und Verwirklichung dieſer Prinzipien die ſicherndſten Bürgſchaften für das Judenthum und ſeine Bekenner in der Gegenwart und Zukunft, die lebenskräftigſten Bedingungen für den uneingeſchränkten Beſtand und die höchſte Entfaltung des Judenthums; die Synode erkennt deshalb in dem Frieden aller Religionen und Confeſſionen untereinander, in der gegenſeitigen Achtung und in der Gleichberechtigung derſelben, ſowie in dem nur mit geiſtigen Waffen und in ſtreng ſittlicher Weiſe geführten Kampf um die Wahrheit Eines der großen Ziele der Menſchheit; die Synode erkennt daher als eine der weſentlichſten Aufgaben des Judenthums, dieſe Prinzipien zu bekennen, zu fördern, zu vertreten und dafür zu wirken und zu ſchaffen.“

Für den Antrag ſprach der Ober-Rabbiner Aſtruc: Messieurs, l'honorable Monsieur le Dr. Philippson a proposé à notre assemblée synodale, de commencer ses travaux par la déclaration solennelle que le Judaïsme est en intime conformité avec les principes sur lesquels reposent les sociétés modernes, et vous venez de l'entendre lui-même vous exposer les raisons si profondément justes, pour lesquelles il croit qu'une semblable déclaration doit être placée au debut de nos travaux. Le Judaïsme a pour base le principe de l'Unité divine qui signifie l'Unité humaine et l'égalité de tous devant la loi civile comme devant la loi morale; le Judaïsme a pour base la liberté de la conscience individuelle et de tous ses principes comme de toute son histoire; il resulte une énergique condamnation de la contrainte en matière religieuse, et l'affirmation que l'humanité doit, par la science et par l'amour, arriver à la fraternité et à la paix universelles.“ — Der Philippſon'ſche Antrag wurde hierauf, nach einigen redactionellen Aenderungen einſtimmig durch Acclamation angenommen.

Wir übergehen die intereſſanten Verhandlungen über den Religionsunterricht und heben aus den einſtimmig angenommenen Reſolutionen nur zwei hervor als beſonders den Geiſt der Verſammlung bezeichnend. Die eine lautet: „Die Verſammlung begrüßt mit Freuden die Strömung unſerer Zeit, welche nach der allgemeinen Herſtellung confeſſionsloſer Schulen ſtrebt; ſie erblickt in dieſer Strömung keine Gefährdung des Judenthums, hält es aber für um ſo wichtiger, daß neben dieſen confeſſionsloſen Schulen Anſtalten vorhanden ſeien, welche in dem heranwachſenden Geſchlechte die Erkenntniß der überkommenen Lehre und die Liebe zu ihr pflegen.“ Die andere: „Die Verſammlung erklärt, daß ſich der religiöſe Unterricht in der Schule der kritiſchen Behandlungsweiſe zu enthalten habe; ſie will nicht, daß der jugendliche Sinn in ſeiner idealen Entfaltung durch die Anregung von Zweifeln ernüchtert werde. Gerade deshalb aber erwartet ſie, daß unſere Schulmänner mit weiſer Umſicht die Reſultate der Wiſſenſchaft nicht ignoriren, vielmehr einem in der Seele der heranreifenden Jugend etwa ſpäter auftauchenden Widerſpruche zwiſchen der Religion und der zur Geltung gelangten wiſſenſchaftlichen Betrachtungsweiſe vorbeugen.“

Den größten Theil der der Synode zugemeſſenen Zeit nahmen die Debatten über den Cultus in Anſpruch. Mit richtigem Takte ließ man alle theoretiſchen Erörterungen bei Seite und beſchäftigte ſich bloß mit den praktiſchen Anträgen. Hier iſt jedoch der richtige Weg, den jüdiſchen Gottesdienſt zu vereinfachen und zu veredeln, nur erſt angebahnt worden; auf demſelben zum Ziele zu gelangen, mußte den künftigen Synoden

Digitized by Google

überlaſſen werden. Wir heben unter den Anträgen, die in Bezug auf die Gebetsformeln gemacht worden ſind, den einen des würdigen Ober-Rabbiners Landau in Dresden hervor, der mit allgemeiner Zuſtimmung in folgender Faſſung angenommen wurde: „In den zu überarbeitenden und neuen Gebetſtücken ſollen alle Aeußerungen, die irgendwie als Ausdruck der Erbitterung oder des Rachegefühls gedeutet werden könnten, gemieden, in allen Bitten, die nicht confeſſioneller Natur ſind, eine die ganze Menſchheit umfaſſende Form angewandt, der Dank für die geiſtigen Wohlthaten Gottes an Iſrael als Erwählung Iſraels, Sabbath u. dergl. poſitiv und in einer unſere Brüder anderer Confeſſionen nicht verletzenden Weiſe ausgedrückt werden. Dagegen ſollen, wie dies bereits in manchen bisherigen Gebeten der Fall iſt, ganz beſonders zum Ausdruck gebracht werden: die religiöſe Miſſion Iſraels, die providentielle Führung in der Geſchichte Iſraels, die großen Prinzipien des Judenthums, nämlich der fortſchreitenden Entwickelung, der dereinſtigen allgemeinen Herrſchaft der Gotteserkenntniß, der Liebe des Rechts und des Friedens (meſſianiſche Zeit), der allgemeinen Nächſtenliebe u. ſ. w."

Würdig und die Verſammlung wahrhaft erhebend und begeiſternd ſchloß der Präſident, Herr Lazarus, die Synode mit einer Rede, aus der wir einige Stellen hervorheben, weil ſie ein Geſammtbild der Beſtrebungen geben, welche die edelſten Männer aus Iſrael als ihre Aufgabe erkannt haben: „Nach meiner feſten Ueberzeugung gipfelt alle Idealität in der Religion; alle Ideen ſtehen in ihrem Dienſte und ſie verleiht allen die höchſten Preiſe. Unter Religion verſtehe ich aber nicht blos das Bekenntniß, nicht bloß das Dogma, nicht bloß die Satzung, ſondern die Religioſität ſelbſt, jene allgemein menſchliche Erhebung und Vertiefung, jenes Aufſteigen auf die Höhen des Menſchenthums, jenes Hinaufſteigen vom Kleinen zum Großen, vom Alltäglichen zum Erhabenen, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Zeitlichen zum Ewigen. An dieſer Erhebung haben wir hier für unſere Confeſſion mitgearbeitet; dieſer Geiſt der Religioſität hat hier gewaltet in den verſchiedenſten Meinungen, Jeder hat in dieſem Sinne ſeine Meinung vorgebracht.

„Draußen ſtehen die, welche fragen werden: „Was haben ſie wieder abgeſchafft, was wollen ſie dafür herſtellen?" Meine Herren, abſchaffen wollen wir freilich, abſchaffen wollen wir vor Allem den Indifferentismus, abſchaffen die Ignoranz. Damit allein iſt es nicht gethan; wir bedürfen auch der Reform. Wir ehren das Alte! Die wahrhafte Ehre deſſelben aber iſt, daß wir es pflegen, nicht daß wir es verkommen laſſen. — Ein Winzer weiß, daß, wenn ſein Weinſtock Früchte bringen ſoll, gute und viele Früchte, er die geilen Schößlinge des Weinſtocks beſchneiden muß, damit er nicht in's Holz ſchieße. Aber er weiß auch, daß, wenn er alle Zweige verſchneidet, der Stamm verdorrt. . . Der Grundgedanke, der ſich unter uns in verſchiedenen Modificationen ausgeſprochen, hat immer die Mitte feſtgehalten: Wir wollen nicht zu denen gehören, welche die Zeiger an der Uhr anhalten oder zurückſtellen und nun meinen, die Uhr ginge nicht weiter; wir wollen aber auch nicht zu denen gehören, welche fortwährend die Uhr aufziehen. Bekanntlich geht die Uhr während des Aufziehens nicht; diejenigen alſo, welche fort und fort die Uhr aufziehen, wiſſen gar nicht, was an der Zeit iſt. . . .

„In allen Confeſſionen unſerer Zeit wird Klage geführt über Mangel an religiöſem Leben, an religiöſer Begeiſterung, an religiöſem Gefühl. Wir klagen mit für unſere Confeſſion. Nun denn, da erwächſt der Synode eine neue Aufgabe, die ſie bis jetzt noch nicht ergriffen hat, nämlich: überhaupt nicht bloß confeſſionelle Unterſuchungen zu treiben, immer an die eigenen Mängel und Schäden zu denken, ſondern ſich mit in die Reihen der Kämpfer zu ſtellen, welche überhaupt für Idealität und Religioſität gegen den Materialismus, gegen das Alltägliche, gegen jede Verflachung kämpfen. . . . Wie die Einheit Gottes unſer Gedanke iſt, ſo auch die Einheit der Menſchheit. Darum haben wir für die geiſtige Hoheit und Reinheit derſelben vor Allen mit einzuſtehen!

„Wir ſtreben danach, daß wir auch die Einheit des Judenthums herſtellen in allen Phraſen und Formen ſeiner Entwickelung, aber keineswegs auch in allen Uebungen und Satzungen. Wir mögen es wohl ertragen, daß die eine Gemeinde etwas einführt von dem, was wir hier empfehlen, und eine andere ſich dagegen ſträubt, wenn das hier nur aus religiöſem Sinne geſchieht und dort es aus religiöſem Sinne nicht geſchieht. Auf das Innere müſſen wir ſehen und nicht bloß auf die äußere Form.

„Das Judenthum iſt von je her der Träger des einen Gottesgedanken geweſen; ja, dieſen Gottesgedanken hat es zu allen Zeiten, in allen Formen getragen, bald wie ein Joch, bald wie eine Krone. Darum ſei dieſe Einheit des Judenthums keine Phraſe für uns, ſondern der Ausdruck für die lebensvolle Continuität. Suchen wir die Continuität aller Juden zunächſt horizontal in der Gegenwart; die Juden aus allen Ländern, aus allen Welttheilen, ſie ſollen alle eine Einheit bilden, geſchaart um den einen Gottesgedanken. Aber auch vertical, im Ablauf der Zeiten in der Geſchichte, wollen wir ebenfalls eine Continuität der jüdiſchen Geiſtesentwicklung wahrnehmen, feſthalten und pflegen. Dieſer Geiſt der Einheit iſt der Geiſt, der auch in dieſer Verſammlung ſich zu erkennen gegeben hat.

„Herr Dr. Adler hat bei der Einleitung zu dieſer Verſammlung, als er die Weihe über dieſelbe ausſprechen wollte, das Dankgebet geſprochen, daß Gott uns die Ausführung dieſes Werkes hat erleben laſſen; jetzt, am Ausgange, haben wir einen andern Segensſpruch (den am Ausgange des Sabbaths) hinzuzufügen: „Danken wir dem, der die Lichter erſchaffen hat. Danken wir Gott, der das Feuer der Begeiſterung, die Gluth der Gefühle, das Licht der Erkenntniß in die Menſchenſeele gelegt hat!"

Wahrlich, wo ſolche Worte geſprochen und gefühlt werden, da iſt es licht geworden, da wird ſich auch die Hoffnung erfüllen, die der Redner am Schluſſe ausgeſprochen: „Hart und herbe war das Gefühl trotz aller Freudigkeit, daß wir ſo wenig zahlreich verſammelt waren, aber, „ob auch dein Anfang gering war, deine Nachfolger werden wachſen, blühen und gedeihen (Hiob 8, 7) unſäglich, edel, friedlich und freundlich, glücklich und fruchttragend."

Eduard Munk.

Der Verein deutſcher Lehrerinnen und Erzieherinnen in Berlin.

In Rückſicht auf die Anweſenheit einiger auswärtiger Mitglieder, welche zur allgemeinen deutſchen Frauenconferenz nach Berlin gekommen waren, fand am 5. November die Monats-Verſammlung des Vereins deutſcher Lehrerinnen und Erzieherinnen ſtatt. Es waren erſchienen: Frl. Calm aus Kaſſel und Frl. A. Schmidt aus Leipzig, welche die erſte Anregung zur Gründung des Vereins bei Gelegenheit der allgemeinen deutſchen Lehrerverſammlung gegeben hatten; ferner Frau Appellations-Gerichtsräthin Henſchke aus Glogau und Frau Dr. Gold-

Digitized by Google

ſchmidt aus Leipzig. Frau Henſchke ſetzte in einem längeren Vortrage die Mängel in Bezug auf weibliche Erziehung auseinander und lieferte durch zahlreiche ſtatiſtiſche Belege ein werthvolles Material für die dringende Forderung unſerer Zeit, durch vermehrte Lehranſtalten für die weibliche Jugend lang verſäumten Pflichten gegen dieſelbe nachzukommen. Sie bewies durch Zahlen, wie reichlich von Seiten der Behörden für die Ausbildung des männlichen Geſchlechts geſorgt ſei, während in der Verfaſſung kaum des Unterrichts für Mädchen gedacht ſei. Sie forderte eine kräftigere Unterſtützung der Communen zur Ausbildung derſelben und einen ausgedehnteren Wirkungskreis für Lehrerinnen, ſowie zahlreichere Bildungsſtätten für dieſelben, damit ſie nicht aus Mangel an Kenntniſſen an die unteren Klaſſen gebannt ſeien. Endlich wünſchte ſie, daß die Behörden mehr Lehrerinnen anſtellen und denſelben Penſionsberechtigung gewähren. Frl. Calm verlangt von der Schule das Streben nach allgemein menſchlicher Bildung, als Anſchluß an die Schule geſonderte Ausbildungsklaſſen für einen Beruf, damit das ſelbſtändige Denken geübt werde, denn dieſes beginnt erſt, wenn das Mädchen die Schule verläßt; wird es dann nicht geübt, ſo wird es lahm, wie ein nicht benutztes Glied. Frl. Schmidt pries den Beruf der Lehrerin, der die Zukunft gehöre, und verlangte von ihr Idealität und Begeiſterung wie vom Künſtler, dem ſie gleichzuſtellen ſei, da ſie auch einen Stoff zu bilden habe, und zwar den lebendigen, geiſtigen.

Endlich iſt von dem Verein deutſcher Lehrerinnen noch zu erwähnen, daß er die Vereinigung zwiſchen Eltern und Lehrern zur Verſtändigung über pädagogiſche Fragen erſtrebt, und daß er zur Erleichterung der gegenſeitigen Intereſſen ein unentgeltliches Stellenvermittelungs-Büreau bereits in voller Thätigkeit hat. Als eine fernere Aufgabe betrachtet der Verein die Hebung der geiſtigen und materiellen Intereſſen ſeiner Mitglieder.

England.

Freiligraths Gedichte Engliſch.

Zu den mehr als fünfhundert engliſchen Dichtern und Schriftſtellern, welche uns Tauchnitz wohlfeil und handlich zugänglich gemacht hat, kommen nun auch deutſche Dichter für die Engländer und alle die Millionen in verſchiedenen Ländern, welche Engliſch verſtehen. So macht ſich Tauchnitz auf doppelte Weiſe um die bereits auf den verſchiedenſten Gebieten praktiſch angeſtrebte Völkerverbrüderung und die Erlegung der martialiſchen Drachen zwiſchen den verſchiedenen Nationen verdient. Jeder, der ſich hier nützlich macht, iſt ein doppelter Wohlthäter der Menſchheit.

Die deutſchen Autoren in engliſcher Uebertragung ſind bis zum dreizehnten Bande erſchienen. Wir finden Auerbach, Reuter, Göthe, Fouqué, Heyſe, Zſchocke, Leſſing, Hackländer, Hauff, Marie Nathuſius und Freiligrath, freilich jeden, auch Göthe und Leſſing, bis jetzt nur in einem Bändchen und Schiller noch gar nicht, der allerdings ſchon vollſtändig, wenn auch in theurer Ueberſetzung vorliegt.

Hier nur ein Wort über Freiligrath's Gedichte, geſammelt und zum Theil überſetzt von ſeiner Tochter, der etwa fünfundzwanzigjährigen Käthe Freiligrath Kröker, wie ſie ſich als verheirathete Frau, zu Foreſt Hill bei London, unterſchreibt. Sie erweiſt ſich in der Widmung an ihren Vater nicht nur als liebende, verehrende Tochter, ſondern auch als gefühlvolle Dichterin. Sie verehrte ſeine wunderbaren Geſänge und Schilderungen ſchon als Kind, wie der Vater als Knabe die Bibel, und beſingt ſeine Gedichte, wie ihn ſelber, mit dichteriſcher Schönheit. Wir wollen davon bloß den letzten Vers citiren.:

Now go my book! I shyly send you forth!
Speed on your way, straight from our sombre North,
To where doth gleam afar the Neckār's water,
Where Suabia's happy plains in plenty smile,
Where corn and vineyard stretch out many a mile,
Fly forth — and bring him greeting from his Daughter.

Freilich hätte ſie nach unſerem Gefühl den Vater und deutſchen Dichter auch in dieſem Buche für die Engländer deutſch beſingen und grüßen ſollen. Ihr Verdienſt bei dieſer Sammlung beſteht zunächſt weſentlich in guter Auswahl bereits vorhandener engliſcher Ueberſetzungen durch Engländer. Manche Freiligrath'ſche Gedichte waren bereits doppelt und dreifach, ja bis ſechsfach übertragen worden. Die Tochter ſelbſt begnügte ſich mit der Ueberſetzung von etwa funfzehn Gedichten, die wir durchweg glücklich und gelungen finden. In einem Verzeichniß ſind alle die einzelnen Ueberſetzer angegeben. Es würde uns zu weit führen, genauer anzugeben und zu unterſuchen, in welchen Graden von Genauigkeit und dichteriſchem Geiſte die einzelnen Uebertragungen ausgefallen ſind; doch bemerken wir, daß wir in einigen die Feinheit des poetiſchen Sinnes und des deutſchen mächtigen Tonfalles wenig oder gar nicht übertragen finden. Dies iſt freilich in jeder überſetzten Lyrik, beſonders aber der Freiligrath'ſchen, nur in ſehr beſchränktem Maße möglich. Wir vermiſſen keinen der bedeutendſten und volksthümlichſten Geſänge; dagegen finden wir mehrere Ausbrüche der politiſchen Muſe Freiligraths aus früherer Zeit mit Schmerz übertragen und aufgenommen. „O lieb', ſo lang Du lieben kannſt!“ Begeiſterte Freunde des Dichters haben ausgerufen, daß er durch dieſes Gedicht allein ſeinen Platz im Herzen Deutſchlands erobert habe. Seine politiſchen Gedichte waren Ausbrüche des bluthroth-republikaniſchen Haſſes, der, in That und Leben übergehend, vielleicht die größere Hälfte der jetzigen Völker, auch der Vollblut-Republikaner Amerikas mit Vieltauſend-Pferdekraft-Dampf-Guillotinen vertilgen müßte, um ſein Marx-, Freiligrath-, Rothbecker'ſches Programm zu verwirklichen. Unſere Zeit hat kaum noch ein Verſtändniß für dieſen blutrothen Haß, und den Engländern wird er, mit Ausnahme der Anhänger von Erſt Jons und ſeiner noch lebenden Collegen, ſogar widerlich ſein. Freiligrath iſt einer der gefeiertſten Lieblingsdichter Deutſchlands geworden, und ein ſolcher Empfang, wie ihm bei der Rückkehr nach Deutſchland zu Theil ward, ohne Gleichen, ſelbſt in Bezug auf weltgeſchichtlichere Helden und Märtyrer. Wir gönnen es ihm, denn er iſt und bleibt weſentlich ein echter deutſcher Dichter. Doch mit um ſo größerem Schmerze, aber der Wahrheit zu Ehren, müſſen wir auch ausſprechen, daß er in Bezug auf Politik ein arg mißleitetes Kind war und blieb. Seine rothen Gedichte waren bereits vergeſſen und vergeben. Warum ſollen ſich nun die Engländer in ihrer Liebe und Verehrung für unſeren deutſchen Dichter durch dieſe blutdürſtige Sprache der rothen Republik ſtören laſſen? Die liebende Tochter wird ſie vielleicht für eine zweite Auflage ausmerzen. H. B.

Digitized by Google

Zur Kritik von Shakeſpeare's „Macbeth“.

Das Jahrbuch der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft liegt in ſeinem vierten Jahrgange vor uns*), und wie die früheren, ſo enthält auch dieſer Jahrgang wieder einige recht ſchätzenswerthe, wiſſenſchaftliche Arbeiten. Dahin rechnen wir den Beitrag von Delius über „Dryden und Shakeſpeare“, ferner eine ſehr lebendig geſchriebene Parallele: „Shakeſpeare und Euripides“ von Theodor Vatke und einen kritiſchen Verſuch über „Timon von Athen“ von Benno Tſchiſchwitz.**) Für uns hat aus pſychologiſchen Gründen, die Arbeit des Freiherrn v. Frieſen „über Shakeſpeare's Macbeth“ das meiſte Intereſſe, und ſie mag daher auch auserwählt werden, um an ihr zu zeigen, in welcher Weiſe die deutſche Shakeſpeare-Geſellſchaft beſtrebt iſt, das Verſtändniß ſeiner Poeſie zu vermitteln.

In dem Eingange zu ſeiner Abhandlung verbreitet ſich der Verf. zunächſt über die Quelle, aus welcher Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem Drama „Macbeth“ geſchöpft und wie der Dichter, trotz mancher aus der Chronik entlehnten Züge, doch in weſentlichen Stücken von der Geſchichte abweiche, ſo daß auch ſein „Macbeth“ nicht unbedingt ein hiſtoriſches Drama zu nennen ſei. Denn abgeſehen von einigen ſtofflichen Abweichungen Shakeſpeare's von der Geſchichte, iſt vor Allem der Umſtand beachtenswerth, daß Shakeſpeare's Macbeth nicht der von der Geſchichte geſchilderte, von Natur grauſame und brutale Mann iſt, und daß ferner Lady Macbeth, wiewohl ſie, gleich der geſchichtlichen Gemahlin Macbeth's, durch ihr Zureden einen großen Antheil an der ausgeführten Frevelthat hat, von Jener weſentlich verſchieden iſt.

Dies nachzuweiſen, iſt der Zweck der Abhandlung, und zwar will der Verf. derſelben dadurch die noch nicht entſchiedene und ſchon lange diskutirte Frage, ob dieſe Hauptfiguren, und vorzugsweiſe ob das Bild der Lady in Shakeſpeare der Natur entſprechend ſei, der Entſcheidung näher bringen. Wir übergehen, was der Verf. über die bis zur gewaltigen Kataſtrophe im zweiten Akte fortſchreitende, mit ihrer unaufhaltſam auf uns hereinbrauſenden Fluth von Thaten uns gleichſam überwältigende Expoſition und auf die dann etwas ruhiger werdende Darſtellung der Folgen ſagt, um uns dem intereſſanteren Theil der Abhandlung, nämlich der Rechtfertigung des über die beiden Hauptcharaktere im Eingange Geſagten, zuzuwenden.

Zunächſt verweiſt der Kritiker auf den bereits von Ariſtoteles hervorgehobenen Unterſchied zwiſchen dem von der Natur bedingten ſeeliſchen Weſen der tragiſchen Perſonen und dem, was auf dem Grunde ihres Naturells von der Verwickelung der Begebenheiten bedingt und zum Theil geboten wird; für Beides die hergebrachten Bezeichnungen „Charakter“ und „Geſinnung“ acceptirend. Bei allen tragiſchen Geſtalten beruht der eigentliche Kern ihres Verhängniſſes in dem Kampfe zwiſchen dem Charakter und ihrer Geſinnung. Der Charakter erliegt dem Drange der verblendeten Leidenſchaft, und nur durch eine Verwechſelung zwiſchen beiden, indem man Wirkungen für Urſachen nimmt und Eigenſchaften mit ihren Ergebniſſen verwechſelt, kommt man dazu, das weſentlich Gute zu verkennen und nur das poſitiv böſe Thun als den eigentlichen Charakter der tragiſchen Perſon zu betrachten.

So auch bei Macbeth und ſeiner Lady. „Wir können mit ſcheinbarer Berechtigung behaupten, Macbeth ſei nur bedingungsweiſe tapfer, im Grunde aber doch feige, mindeſtens fehlt es ihm an politiſchem Muthe, oder er habe nichts Edles und werde nur von frevelhaftem Ehrgeiz, ſowie von abſtoßender Selbſtſucht geleitet; wir können der Lady grauſame Herzenshärtigkeit und abſchreckende Beſonnenheit im Verbrechen vorwerfen. Aber wir werden dennoch bekennen müſſen, daß dies Alles nicht ſowohl Eigenſchaften ihres innern Weſens, als vielmehr die Wirkungen ihrer, unter einem verhängnißvollen Drucke zum Entgegengeſetzten verkehrten, urſprünglich edlen Eigenſchaften ſind.“

Der Verfaſſer macht auf einen eigenthümlichen Zug im Weſen Macbeth's aufmerkſam: auf ſeine große Empfänglichkeit für unmittelbare und faſt inſtinctartige Eindrücke der Natur. Dies wird durch Anführungen aus ſeinen Reden näher nachgewieſen. Auch wohnte ſeiner Seele eine Richtung nach dem erhabenſten Gottesbewußtſein inne, wie dies ſeine Reden vor dem Entſchluß zum Morde beweiſen. Daneben fehlte ihm freilich nicht ein hochſtrebender Ehrgeiz, doch war dies Motiv nicht ſtark genug, ihn bis zum unerhörten Verbrechen zu treiben. Vielmehr bedurfte daſſelbe der Trunkenheit der Verzauberung, welche die Prophezeiungen der Hexen auf ihn ausüben, zumal dieſer Zauber weſentlich durch die ſo ſchnell eintretende Erfüllung der erſten Verheißung erhöht wird. Daß ſein eigentliches Selbſt vorher ein anderes geweſen ſein müſſe, und daß nicht der ſich ſelbſt vernichtende Ehrgeiz allein die Hauptrolle bei ſeinem Untergange im Verbrechen ſpielte, das beweiſt ſein ganzes Weſen, nachdem dieſer tiefe Eindruck auf ſein wunderbar empfindliches Gemüth die gewaltſamſte Herrſchaft auszuüben begonnen hatte. In ſeinem Briefe an die Lady, den er nach der Begegnung mit den Hexen ſchrieb, war ſicherlich der Entſchluß, den Ausſpruch der Hexen wahr zu machen, ſchon niedergelegt. Sein ſpäteres Schwanken aber war ebenſo ſehr in der Natur begründet, wie der plötzliche Abfall ſeines Gemüthes nach dem vollbrachten Morde. Auch der viſionäre Zuſtand, in welchem er vor der Ermordung einen Dolch zu ſehen glaubt, oder vielleicht ſich dieſe Viſion nur einredet, iſt eine natürliche Folge des Kampfes, in dem ſich die urſprüngliche mit der leidenſchaftlich verzauberten Gemüthsart befindet, die Wirkung einer mehr als fieberhaften Seelenpein unter dem Drucke des Dämoniſchen. Dieſe Angſt iſt nicht eine Urſache ſeiner von Hauſe aus feigen Natur, ſondern nur darin zu ſuchen, daß das immerwährende Bewußtſein des Gefühls vom Fluche der Verdammniß auf ihm laſtet. Aber zu der völligen Sicherheit im Böſen, die von jeher der Erbfeind des Menſchen war, iſt Macbeth auch mitten in ſeinen Gräuelthaten nicht gelangt. Selbſt unter ſeiner faſt trivialen und gemeinen Ausdrucksweiſe nach dem Morde blitzt der mindeſtens noch in der Aſche glimmende Kampf zwiſchen dem Göttlichen und dem Dämoniſchen hindurch; wahrhaft erſchütternd iſt es aber, die Seele Macbeth's ſo tief geſunken zu ſehen, daß er bei der Nachricht von dem Tode der Lady nur die Worte hat:

„Sie hätte ſpäter ſterben ſollen, — es hätte
die Zeit ſich für ein Liebeswort gefunden“;

---

*) Jahrbuch der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft, im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben durch Karl Elze. Vierter Jahrgang. Berlin, Georg Reimer, 1869. (VI. u. 396 S. gr. 8.)

**) Des Letzteren „Nachklänge germaniſcher Mythe in den Werken Shakeſpeare's“, deren bereits früher in unſerem „Magazin“ mit Anerkennung gedacht wurde, ſind kürzlich in zweiter vermehrter Auflage (Halle, G. Emil Barthel) erſchienen. Auch kündigt dieſelbe Verlagshandlung ſoeben von Benno Tſchiſchwitz eine neue Ueberſetzung der Shakeſpeare'ſchen Sonette an, die ſich den neun anderen deutſchen Bearbeitungen dieſer Gedichte des großen Briten, die wir in Deutſchland bereits haben, gewiß in würdigſter Weiſe anreihen wird. D. R.

Digitized by Google

während das Gefühl der Liebe für ſeine Gattin früher die zärtlichſten Ausdrücke, wie: „my dearest love", oder „my dearest chuck" und „my sweet remembrancer" inmitten ſeines tiefſten Seelenſchmerzes noch zu finden wußte. So zeigt dieſe Wandelung, daß er, wie die Lady, in trunkener Verblendung zu Freveln geſchritten, die Beider Seelen niederdrücken mußten, während gröbere Naturen das Bewußtſein derſelben mit kaltem Trotze getragen haben würden. Und ſo iſt denn auch ſein endlicher Fall, ungeachtet des Abſcheus, den wir für ſeine Frevel empfinden, von tiefer Erſchütterung.

Aehnlich weiſt der Verf. nach, daß auch der urſprüngliche Charakter der Lady keinesweges ein ſo verworfener und im Böſen von vornherein prädeſtinirter iſt, wie wir geneigt ſind, auf den erſten Blick anzunehmen, und wie ſo manche Darſtellerinnen derſelben ihr Bild als das einer Furie zu zeichnen lieben. Man hält und hielt die Lady Shakeſpeare's gemeinlich für ein menſchliches Ungeheuer; daß ſie dies nicht iſt, wenigſtens nicht nach der Anlage ihres Charakters, weiſt der Verf. näher und ausführlich nach. Es würde uns zu weit führen, wollten wir ſeinen Auslaſſungen näher folgen: nur darauf wollen wir hinweiſen, daß auf dem innerſten Grunde der Erſcheinung, die uns auf den erſten Anblick wild, grauſam, furienartig bedünken will, ein Weſen anderer Art liegen müſſe; alſo auch hier muß man zwiſchen der naturwüchſigen Eigenthümlichkeit und dem unter dem Drucke des Aeußern entſtandenen Wollen und Handeln, oder zwiſchen Urſachen und Wirkungen unterſcheiden. So neigt ſich v. Frieſen dem Urtheile L. Tieck's zu: „Macbeth und ſeine Gattin ſind urſprünglich edle, ſelbſt weiche Naturen, nur Beide heftig ſich in der Leidenſchaft überſpringend, wie ſo oft die ſchwachen Charaktere." Dabei iſt beſonderes Gewicht darauf zu legen, daß, wie aus Macbeth's Brief an die Lady hervorgeht, der Entſchluß zum Morde nicht von dieſer, ſondern von Macbeth ſelbſt ausgegangen iſt. Durch denſelben wird ſie in eine ſo gewaltige Spannung verſetzt, wie ſie nur vom Taumel der Leidenſchaft erregt werden kann, und in dieſem Taumel, nicht aber in kalter Beſonnenheit, beſchließt ſie den Mord des Königs.

Als das Hauptmotiv, aus welchem die Handlungen der Lady hervorgehen, weiſt der Verf. auf die Liebe zu ihrem Gemahl hin. Nur um ihn zu befriedigen, treibt ſie zu den Gräuelthaten, und daher erklärt ſich auch ihre Verzweiflung, als ſie am Ende ſieht, daß mit Allem dieſe Befriedigung des geliebten Gatten nicht erreicht iſt. „Es liegt bei nur einiger Aufmerkſamkeit auf den Lauf der Welt und das geſammte menſchliche Leben unglaublich nahe, daß Frauen von leidenſchaftlicher Reizbarkeit in der Liebe zu ihren Gatten völlig aufgehen, daß ſie in dieſer jeden nur leiſe angedeuteten Wunſch deſſelben für Geſetz halten und auf dieſem Wege mit einer, ſo zu ſagen, inſtinctartigen Begeiſterung unter günſtigen Umſtänden das Erhabenſte und Edelſte leiſten, aber auch unter verhängnißvollem Einfluſſe rückhaltlos in die tiefſte Verworfenheit ſtürzen können. ... Und ſo konnte denn Lady Macbeth, trotz ihren inneren Qualen, ſich noch einigermaßen aufrecht halten, ſo lange ſie ſich noch der Hoffnung ſchmeicheln durfte, für den Gegenſtand ihrer verblendeten Leidenſchaft von Werth und Bedeutung zu ſein, ohne ihre Stellung in dieſer Beziehung durch eigenmächtiges Eindrängen in ſeine Plane und Handlungsweiſen erobern zu müſſen. Wie aber wendet ſich Macbeth Schritt vor Schritt immer mehr von ihr ab! Daß er ihr ſeine Gedanken über die beabſichtigte Ermordung Banquo's nur verſchleiert mittheilt, aber ihre Theilnahme an demſelben abweiſt, iſt für die Gemüthsverfaſſung der Lady nicht als Wohlthat, ſondern nur als ſchmerzliche Vernachläſſigung anzuſehen. In dieſem letzten Geſpräche — denn von nun an ſehen wir die beiden Gatten nicht wieder beiſammen — mußte die Lady fühlen, daß nicht allein das Ziel ihrer verbrecheriſchen Handlungsweiſe völlig verfehlt, ſondern auch der Verluſt ihrer ſeeliſchen Einheit mit dem Gemahl entſchieden war. Oder ſollte es nur zufällig ſein, daß uns der Dichter (Akt V, 1.) belehrt, der wunderbare Zuſtand ihres Nachtwandelns habe von dem Zeitpunkt an begonnen, wo der König in den Krieg gezogen ſei?"

Wir glauben, an dieſem Einen Stücke aus dem vierten Jahrgange des Jahrbuches der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft gezeigt zu haben, mit welcher Gründlichkeit man in derſelben Alles zu behandeln pflegt, was auf die Schöpfungen des Dichters ein neues Licht zu werfen im Stande iſt und uns das immer tiefere Verſtändniß derſelben vermitteln kann. Dr. Z.

Frankreich.

Molière-Verächter und Shakeſpeare-Anbeter.*)

Es iſt etwas Schönes und Lobenswerthes, eine verkannte, viel geſchmähte Perſönlichkeit zu vertheidigen und wieder zu Ehren zu bringen. Wir ſchenken gewiß einem Vertheidiger eher unſere Sympathie, als einem Ankläger, und wenn wir von dem Ankläger eine rein objektive, leidenſchaftsloſe Darlegung der Schuld verlangen, ſo wird uns bei einem Vertheidiger eine gewiſſe Eingenommenheit für den Klienten, eine Wärme des Gefühls, die von der inneren Ueberzeugung der Unſchuld ſeines Angeklagten Zeugniß giebt, ganz angemeſſen erſcheinen, nur darf die Rechtfertigung des Einen ſich nicht auf die Herabſetzung der Verdienſte eines Anderen ſtützen; denn auch für den Vertheidiger gilt der Grundſatz: Jedem das Seine.

Wir haben dieſe Bemerkung vorausgeſchickt, um unſer Urtheil über das unten genannte Buch zu begründen. Der Verfaſſer hat ſich die Aufgabe geſtellt, Molière gegen die deutſchen Kritiker, welche ſeine Luſtſpiele den Luſtſpielen Shakeſpeare's weit nachſetzen, zu vertheidigen. Die Geſchichte der Molière-Kritik in Deutſchland theilt er in zwei Perioden: die erſte, die der Anerkennung, beginnt ſchon zu Lebzeiten des Dichters mit der Verbreitung ſeiner Werke in Deutſchland nnd zählt unter den zahlreichen Verehrern als die hervorragendſten Leſſing und Göthe; die zweite Periode, die der Vernachläſſigung und Geringſchätzung, nimmt ihren Anfang mit der hämiſchen Kritik A. W. Schlegel's und reicht bis in die Gegenwart hinein, obwohl es auch in dieſer Zeit an namhaften Vertheidigern nicht gefehlt hat. Schon eine oberflächliche Beobachtung zeigt, daß unter den Kritikern, welche Molière getadelt haben, die enragirteſten Shakeſpeare-Anbeter ſind. Gegen dieſe richtet der Verfaſſer ſeine, wie er ſelbſt eingeſteht, leidenſchaftliche Polemik die er damit entſchuldigt, daß die Unwiſſenheit, Unklarheit und Unbeſcheidenheit jener Beurtheiler ſeinen gerechten Unwillen erregt habe. Er findet den Hauptgrund ihrer Parteilichkeit gegen Molière in der Eingenommenheit gegen alles Franzöſiſche und für alles Engliſche. „So lange wir uns" — ſagt er — „als eine politiſch zerſplitterte Nation unſicher und ſchwach

*) Molière, Shakeſpeare und die deutſche Kritik. Von Dr. C. Humbert. Leipzig, B. G. Teubner, 1869.

Digitized by Google

fühlten, mochte der Gedanke an vergangene Kämpfe jene Ungerechtigkeit und Geringſchätzung erklären und theilweiſe entſchuldigen; klug war dieſelbe niemals, und was Göthe in Auerbach's Keller zu Gunſten des franzöſiſchen Weines geltend machen läßt:

„Ein echter deutſcher Mann kann keinen Franzen leiden,
Doch ſeine Weine trinkt er gern."

das ließe ſich auch für die Literatur dieſes Volkes geltend machen. Jetzt aber, wo wir mit Hilfe unſeres Königes, Bismarck's und der Helden von 1866 uns eine Stellung errungen haben, von der wir getroſt und ruhig um uns ſchauen können und den Kampf mit keinem Gegner zu ſcheuen brauchen, wie ſtark und mächtig derſelbe auch ſein möge, jetzt fällt auch jene Entſchuldigung weg. Die beiden Völker ſtehen einander ebenbürtig gegenüber, und ſo thut es wohl Noth, daß auch wir wieder den großen Schriftſtellern der Franzoſen dieſelben Gefühle entgegentragen, mit welchen ſie ſchon lange den unſrigen entgegengekommen ſind."

Der Verfaſſer hat recht: politiſche Sympathieen oder Antipathieen dürfen uns nicht bei der Beurtheilung fremder Kunſtwerke leiten; allein der Grund, warum die Deutſchen ſich zur engliſchen Literatur mehr hingezogen fühlen, als zur franzöſiſchen, liegt tiefer, als bloß in den politiſchen Zeitverhältniſſen. Der Deutſche findet in der engliſchen Literatur einen ihm verwandten Geiſt, indeß die franzöſiſchen Dichtwerke, beſonders aus der Zeit der ſogenannten klaſſiſchen Periode, für ihn immer etwas Fremdartiges haben. Daß wir Shakeſpeare den Vorzug vor Molière geben, iſt eine Thatſache, die nicht aus der Beſchaffenheit der deutſchen Kritik zu erklären iſt, ſondern umgekehrt: unſere Kritiker übertreiben oft das Lob Shakeſpeare's und den Tadel Molière's, weil ſie dem nationalen Geſchmacke allzu vielen Einfluß auf ihre Beurtheilung einräumen. Ein gerechter Kritiker muß ſich aber auch von dem nationalen Vorurtheile frei machen, und wir billigen es ganz, wenn der Verfaſſer die Ungerechtigkeit rügt, mit der gewiſſe deutſche Kritiker Molière herabgeſetzt haben, um Shakeſpeare deſto höher zu heben. Wir ſind jetzt hoffentlich, beſonders ſeitdem Rümelin es gewagt hat, zu zeigen, daß auch Shakeſpeare nur ein Menſch geweſen, der, wie jeder andere, bei allen ſeinen Vorzügen doch auch ſeine Mängel gehabt habe, über das Stadium der Shakeſpeare-Manie hinaus; es wird fortan immer mehr eine beſonnenere Kritik des früher vergötterten Dichters auch bei uns Platz greifen. Aber daraus folgt noch nicht, daß nunmehr, wie der Verfaſſer zu hoffen ſcheint, das allgemeine Urtheil in Deutſchland Shakeſpeare als den ſchlechteren, Molière als den beſſeren Dichter anerkennen wird; vielmehr werden verſtändige Kunſtkenner Beiden gerecht werden und eingeſtehen, daß Beide gute Dichter ſeien, Jeder in ſeiner Art. Eine Rangordnung zwiſchen Dichtern verſchiedener Nationen, verſchiedener Zeiten und verſchiedener Tendenzen beſtimmen zu wollen, hat immer etwas Mißliches. Dichtwerke unterliegen nicht, wie wiſſenſchaftliche Werke, bloß dem Urtheile des zergliedernden Verſtandes; ihren Werth beſtimmt auch, und zwar ganz beſonders, der individuelle Geſchmack des Einzelnen, wie des Volkes, und über den Geſchmack läßt ſich bekanntlich nicht disputiren. Die Abſonderlichkeiten deutſcher Fachkritiker, die unſer Verfaſſer mit vieler Schärfe aufdeckt, rühren größtentheils davon her, daß ſie ihre Urtheile über Shakeſpeare aus allgemeinen äſthetiſchen Grundſätzen herleiten. Daſſelbe hat aber auch unſer Verfaſſer in Bezug auf Molière gethan. Je nachdem der Kritiker das Weſen der Poeſie ſo oder ſo beſtimmt, erſcheint ihm dieſer oder jener Dichter als der vorzüglichere. Verlangt man von dem Dichter vor Allem ſchöpferiſche Phantaſie, ſo übertrifft Shakeſpeare offenbar hierin Molière bei weitem; macht aber, wie unſer Verfaſſer meint, der ordnende Verſtand und die kunſtvolle Berechnung der zu verwendenden Mittel den Dichter aus, ſo trägt wieder Molière den Preis davon. Ein wahrer Dichter ſchafft aber ſein Kunſtwerk nicht nach den Regeln einer beſonderen Aeſthetik, ſondern jedes Kunſtwerk trägt ſeine eigene Aeſthetik in ſich. Einen allgemeinen Maßſtab, die Größe eines Dichters und ſeiner Leiſtungen zu meſſen, giebt es nicht; daher werden die Meinungen über die Dichter und ihre Werke immer ſchwanken. Iſt doch bei uns der Streit noch nicht entſchieden und wird wohl nie entſchieden werden, wer der größere Dichter ſei, Schiller oder Göthe.

Um einen Dichter recht zu verſtehen und zu würdigen, kommt es darauf an, nicht ihn als concretes Beiſpiel zu einer abſtracten äſthetiſchen Theorie, ſondern als hiſtoriſche Erſcheinung zu faſſen und aus allen Factoren, die ſeine Entwickelung beſtimmt haben, zu erklären. Derjenige iſt ein großer Dichter, welcher aus dem Beſtehenden ein Neues ſchaffen und in dem Gewande des Zeitlichen und Volksthümlichen das ewig Menſchliche zur Erſcheinung bringen kann. Das hat ſowohl Molière, wie Shakeſpeare vermocht und darum ſind Beide große Dichter. Die Molière'ſchen und Shakeſpeare'ſchen Luſtſpiele gehören Einer Gattung der Poeſie an, ſind aber verſchiedene Arten, die zu ihrer Entwickelung einen verſchiedenen Boden und ein verſchiedenes Klima verlangten. Welche Art die beſſere ſei, das läßt ſich wohl kaum entſcheiden: jede Art iſt da gut, wo ſie gedeiht.

Bekanntlich leitet man den Urſprung der Komödie von den freien und kunſtloſen Scherzſpielen her, wie ſie das Volk bei feſtlichen Gelegenheiten liebt. Eine Kunſtform gewannen dieſe Spiele da, wo geniale Dichter dem Volkshumor den poetiſchen Ausdruck zu geben wußten. So iſt in Athen die ſogenannte alte oder Ariſtophaniſche Komödie entſtanden und in England das Shakeſpeare'ſche Luſtſpiel. Wie ſehr auch beide von einander verſchieden ſind, ſo haben ſie doch ein ſo entſchieden nationales Gepräge, daß ſie einer Verpflanzung unter fremde Nationalitäten nicht fähig ſind und nur da verſtanden werden, wo ſich vermöge nationaler Verwandtſchaft die Volksneigungen und Anſchauungen begegnen. Daher kommt es, daß die Shakeſpeareſchen Luſtſpiele ſich in Deutſchland einer ſo großen Gunſt erfreuen, während die Franzoſen ſie ungenießbar finden. Anders verhält es ſich mit dem Molière'ſchen Luſtſpiel. Dieſes wurzelt in der antiken Komödie der Römer, welche wiederum ein aus Griechenland verpflanztes Gewächs war. Als Griechenland durch Philipp und Alexander von Macedonien ſeine Selbſtändigkeit eingebüßt hatte, entſtand in Athen das ſogenannte neuere oder Menanderiſche Luſtſpiel, welches Tragödie und Komödie zugleich erſetzte. Losgetrennt von dem Religiöſen und Politiſchen, war es das Familienleben, in welchem ſich dieſe Art von Komödie bewegte, und an die Stelle der erhebenden Ideen einer höheren Weltordnung oder einer freien Staatsordnung trat jetzt der Begriff des kleinlichen, vom Zufall bewegten häuslichen Lebens. Die Handlung wird zur Intrigue, der individuelle Charakter zur allgemeinen komiſchen Maske, die edle Geſinnung zur klugen Berechnung; die niedere Leidenſchaft der Geſchlechtsliebe ſucht den gewünſchten Gegenſtand ohne Seelenkampf durch Liſt und Täuſchung zu erlangen. Dieſe Komödie iſt nicht mehr national, ſondern kosmopolitiſch; die Charaktere, die ſie vorführt, ſind allgemein menſchliche, die ihre Gültigkeit für alle Zeiten haben. Daher iſt keine Dichtungsart ſo allgemein verſtändlich und fand

Digitized by Google

ſo leicht bei fremden Völkern Eingang, als dieſe Art des Luſtſpieles. Von den Griechen entnahmen es die Römer, von den Römern die Italiäner, von dieſen die Franzoſen. Molière hat das Verdienſt, ihm den ſittlichen Ernſt und die nationale Bedeutung wiedergegeben und dadurch ihm den höheren poetiſchen Werth verliehen zu haben.

J. L. Klein ſpricht ſich hierüber in ſeiner „Geſchichte des Drama's" in nachſtehender Weiſe aus: „Die Menanderiſche Komödie iſt ein Product der Zeit Alexander's und ſeiner Nachfolger, einer Epoche, die wie ein Trümmerfeld ſich hinſtreckt, überſäet mit dem Zerfall des alten Griechenlands, ſeiner Selbſtändigkeit und Freiheit, ſeiner großen Poeſie und Plaſtik. Sie iſt das Ergebniß der gleichzeitigen Philoſophie des Theophraſtus und Epikur. In den noch vorhandenen Charakterſchilderungen des Theophraſt kann man die Vorſtudien Menander's und die Umriſſe zu den Figuren ſeiner Komödie erkennen, und Epikur's Lehren, Principien und Maximen trägt ſein Leben, wie ſeine Komödie offen an der Stirn. Sie bezweckte das bloße Amüſement, den Reiz und Kitzel des unterhaltlichen Combinationswitzes, der eine urſprünglich unſittliche, dem Familienleben und der geſellſchaftlichen Ordnung feindliche, in der Regel geſchlechtliche Verirrung, im Wege eines künſtlichen, taſchenſpieleriſchen Apparats und Mechanismus von Situations-Attrapen, zu einer ſcheinbar wiederhergeſtellten und trüglichen Genugthuung der verletzten Sitte ſich entwirren läßt. Das Menander-Luſtſpiel bringt in das Drama ein jeſuitiſches Element, die Caſuiſtik, die ſich bekanntlich zur Aufgabe ſtellt, der Sünde eine Häßlichkeits-Schürze vorzubinden, dem Sittengeſetze von der Opportunitäts-Moral eine wächſerne Naſe drehen zu lehren und demgemäß, in letzter Abſicht, die Familienbande zu lockern und aufzufaſern, um ſie zu Gängelbändern für die „Obern" zu flechten. Die Komödie der lockeren Familienmoral hat auch nicht einmal den Schein eines ſolchen tieferen Zweckes. Dieſe Frivolität der vollkommenen Zweckloſigkeit mag ihr immerhin Brief und Siegel einer in demſelben Maße vollkommenen Kunſtwürdigkeit von Seiten der Schuläſthetik eintragen: vom Geſichtspunkte des poetiſch höchſten Kunſtzweckes aus betrachtet, wie derſelbe den größten Meiſtern vorſchwebte als der ſtrengſte, ernſthafteſte aller Zwecke, als Zweck der Zwecke, unterſcheidet ſich die Menander-Komödie der lockeren Familienmoral von der caſuiſtiſchen nur durch die größere Frivolität. Aber der Rächer blieb nicht aus. Er kam, wie gewöhnlich, ſpät, aber er kam. Molière's Tartüffe iſt der Alaſtor, iſt der Rachegeiſt der Menander-Komödie, des frivolen Beluſtigungsſpieles mit Familien-Intriguen-Skandälchen, iſt der Rachedämon der Luſtſpiels-Caſuiſtik."

Während Shakeſpeare's Komödien, keines weiteren Fortſchrittes fähig, höchſtens die Romantiker zu unglücklichen Nachahmungen reizten, trug das Molière'ſche Luſtſpiel die Keime einer ferneren Fortentwickelung in ſich. Diderot geſtaltete es zum ſogenannten rührenden Luſtſpiel und dieſes wandelte ſich in das ernſte Drama und in das bürgerliche Trauerſpiel der Engländer um: Gattungen, die auch in Deutſchland Eingang fanden, wo Leſſing ſie zur klaſſiſchen Vollendung brachte in ſeinen drei Meiſterwerken: „Minna von Barnhelm", dem echt deutſchen Luſtſpiele voll feiner Komik, „Emilia Galotti", dem erſchütternden Trauerſpiele, in welchem der Dichter ſeiner ſittlichen Empörung über die Mißachtung der Heiligkeit des Familienlebens einen Ausdruck gab, und „Nathan der Weiſe", dem ernſten Drama, das die Religion der reinſten Humanität verkörpert.

Wir erkennen demnach in Shakeſpeare und Molière zwei Dichter, die, gleich groß, doch auf verſchiedenen Wegen zu ihrer Größe gelangt ſind. Ihren Werth beſtimmt nicht blos der augenblickliche Eindruck, den ihre Dichtungen auf den Zuſchauer oder Leſer machen, ſondern mehr noch die nachhaltige Wirkung, die ſie auf ihre und die folgenden Zeiten geübt haben, die aber freilich nicht aus äſthetiſchen Lehrbüchern und Kritiken erkannt werden kann. Wir geſtehen daher unſerem Verfaſſer gern zu, daß es ein verdienſtliches Werk iſt, einmal den Ueberſchwenglichkeiten der Shakeſpeare-Kritiker entgegengetreten zu ſein, glauben aber, daß er, auch ohne Shakeſpeare zu nahe zu treten und ohne eine ſo weitläufige, faſt ermüdende Polemik gegen die Kritiker durch einfache Darlegung der Vorzüge Molière's ſeinem Lieblingsdichter hätte gerecht werden können. E. M.

Rußland.

Piſemski's Tauſend Seelen.*)

„Todte Seelen", iſt der Titel einer in Rußland ſehr berühmten Novelle von Nikolaus Gogol, den man, wie den obigen Titel, erſt dann verſtehen kann, wenn man weiß, daß der Reichthum der ruſſiſchen Grundbeſitzer nach der Anzahl der leibeignen Seelen geſchätzt wird, die auf einem Gute haften. Es kommt nun häufig vor, daß gewiſſer Vortheile wegen, die die Regierung gewährt, die volle Anzahl der Seelen, die zu einem Gute gehören, auch dann noch in den Liſten fortgeführt wird, wenn auch der größte Theil derſelben bereits verſtorben — daher der befremdlich klingende Titel der Erzählung Gogols. — „Tauſend Seelen" aber ſollen nur einen recht bedeutenden Beſitz bezeichnen.

Faſſen wir den Totaleindruck des Romans zuſammen, ſo muß man ſagen, daß es ein vorwiegend niederdrückender, melancholiſcher iſt — ein Eindruck, den faſt alle Dinge, die aus Rußland zu uns dringen, hervorrufen, ſei es nun eine jener tief ſchwermüthigen Volksweiſen, wie ſie beſonders der Süden hervorbringt, ſei es eins jener neuen Literaturerzeugniſſe, die die Konflikte des modernen Lebens mit ſo einſchneidender Schärfe darſtellen — immer liegt ein Hauch der Traurigkeit über den Aeußerungen des ruſſiſchen Geiſtes, immer ſcheinen ſie der Ausdruck eines tiefſchmerzlichen Unbefriedigtſeins. Die Quelle davon iſt vielleicht in jenem Konflikt zwiſchen Wollen und Vollbringen, zwiſchen Erkennen und Können zu ſuchen, den wohl jedes begabtere Individuum einmal fühlt, den aber das ruſſiſche Volk ganz beſonders zu empfinden beſtimmt ſcheint.

Der erwähnte Roman, der in Rußland großes Aufſehen gemacht, wirkt, als Ganzes betrachtet, ſo herabſtimmend, daß man bei aller Kunſt, die in der Ausführung der einzelnen Theile aufgewandt, doch geneigt iſt, das Prädikat eines wirklichen Kunſtwerks ihm zu verweigern, eines ſolchen wenigſtens, „das den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt".

Hier haben wir es nur mit der Nachtſeite der menſchlichen Natur zu thun; und was ſo tief entmuthigend wirkt, iſt, daß Jammer und Elend, Freudloſigkeit des Daſeins, Erbärmlichkeit der Triebfedern nicht etwa als etwas Außergewöhnliches, ſondern im Gegentheil als das ſchlechthin Alltägliche dargeſtellt werden.

*) Tauſend Seelen. Roman in vier Theilen von Alexis Piſemsk. Aus dem Ruſſiſchen übertragen von Dr. L. Kayßler. Berlin, L. Gerſchel's Verlagsbuchhandlung. 1870.

Digitized by Google

dem man ſich eben unterwerfen muß. Es wird nichts gegeben, was auch nur entfernt an Idealiſmus ſtreift, und das iſt es, was uns ſo unerquicklich berührt „wie der Nebelwind, der durch die dürren Blätter ſäuſelt“.

„Der Verfaſſer,“ ſagt der deutſche Ueberſetzer in ſeiner Vorrede, „gehört in der Kunſt der realiſtiſchen, in der Politik der nationalen Schule an. Er machte zum Helden ſeines Romans einen Literaten, der die damals (nach der Thronbeſteigung des Kaiſers Alexander II.) unter der gebildeten Jugend herrſchenden (nihiliſtiſchen) Ideen repräſentirt, und, ſpäter in die Verwaltung übergetreten, die Mißbräuche derſelben als Deſpot abzuſchaffen verſucht, aber im Kampfe mit der ariſtokratiſch-bureaukratiſchen Clique, deren Intereſſen er überall verletzt, unterliegt. Der Held des Romans iſt, ſo ſehr ſich der Verfaſſer als Realiſt dagegen ſträuben möchte, doch in gewiſſer Beziehung für ihn ein Ideal, freilich eins der ſonderbarſten Ideale, welches ſich je ein Dichter gemacht hat.“

Allerdings ein ſonderbares Ideal! Ein Menſch, der abſolut keine andern Triebfedern kennt, als den Wunſch, möglichſt großen Comfort um ſich zu haben, und Ehrgeiz, d. h. jenen erbärmlichen Ehrgeiz, dem es nicht um wirkliche Macht oder Einfluß zu thun iſt, ſondern um den Schein derſelben, der alſo vor Allem nach Orden und Titeln ſtrebt, und der zur Erreichung dieſer beiden Ziele eine Reihe der verächtlichſten Handlungen begeht, der Nichts zu ſeiner Entſchuldigung anführen kann, als daß die Anderen alle noch ſchlechter und verächtlicher ſind, und deſſen ſchließliche Verſuche, Gerechtigkeit auszuüben, ſtark den Anſtrich perſönlicher Rache an ſich tragen — kann man einen ſolchen Menſchen in irgend welchem Sinne ideal nennen? Die vollendete Meiſterſchaft in der Zeichnung einer ſolchen moraliſchen Häßlichkeit kann das Abſtoßende des Eindrucks nicht mindern. „Während berühmte ruſſiſche Sittenſchilderer,“ ſagt der Ueberſetzer, „bei ihren bitterſten Angriffen aus äſthetiſchen und nationalen Gründen immer noch ſchön färben, iſt Piſemski in ſeiner Realiſtik unerbittlich. Er reißt ſeinen Perſonen das letzte Läppchen ab, welches noch eine ſchwarze Stelle verdecken könnte und die Nacktheit wird manchmal abſtoßend, aber ſie iſt immer wirkungsvoll.“

Kann ein ſolches Abreißen aber Aufgabe der Kunſt ſein?

Man höre, wie der Verfaſſer ſeinen Helden ſchildert. Er kommt zum erſtenmal in das Haus einer reichen Dame und kehrt mit ganz neuen Empfindungen nach Hauſe zurück.

„Mehr als Alles hatte der Comfort, den er im Hauſe der Generalin geſehen hatte, Eindruck auf ihn gemacht..... Ich muß geſtehen, daß der Comfort im Geiſte meines jungen Helden immer eine große Bedeutung hatte. Und für wen unter den ſoliden, verſtändigen und gebildeten jungen Leuten unſerer Zeit hätte er dieſe Bedeutung nicht? Der Autor iſt zu der feſten Ueberzeugung gekommen, daß für uns Kinder des jetzigen Jahrhunderts Ruhm, Liebe kosmopolitiſche Ideen, Unſterblichkeit — nichts ſind gegen den Comfort. Alles Jenes iſt unſern Geiſtern zufällig, er allein ſteht vor unſerm Wege in ſeiner unermeßlich anziehenden Kraft. Auf ihn richten wir alle unſere Anſtrengungen. Es iſt unſer Idol, und ihm bringen wir Alles, was uns theuer iſt, zum Opfer..... Für den Comfort führt man ein Leben voll fieberhafter Arbeit, für den Comfort kriecht man, demüthigt ſich, handelt gegen das Gewiſſen ꝛc.“

Stände dieſem „Helden“ ein moraliſches Gegenbild gegenüber, ſo wäre der Eindruck weniger niederdrückend, dies fehlt jedoch vollſtändig. — Die Schilderungen ruſſiſchen Volks- und Familienlebens ſind höchſt gelungen, meiſterhaft z. B. iſt das Feſt beim Fürſten Iwan gezeichnet; überhaupt treten die Figuren lebhaft aus dem Rahmen heraus, allein die Größe des Talents läßt um ſo mehr die Größe der Verirrung betreffs der ſittlichen Grundlage des Ganzen beklagen.

Die Ueberſetzung des Herrn Dr. Kayßler giebt das Original mit ſolcher Treue und Leichtigkeit wieder, daß man vollkommen vergißt, daß man eine Ueberſetzung vor ſich hat. Die enormen Schwierigkeiten ſind mit künſtleriſcher Freiheit überwunden. Sehr begreiflich iſt es daher, daß, wie wir hören, J. Turgeniew die Ueberſetzung ſeines neueſten Werkes ebenfalls den Händen des Herrn Dr. Kayßler anvertraut hat. M. St.

Orient.

Morgenländiſche Dichtungen.

Eine der lieblichſten und werthvollſten Erſcheinungen unter den zahlreichen neuen und wohlfeilen Ausgaben der Dichtungen Deutſchlands und des Auslandes, die uns der deutſche Büchermarkt jetzt bietet, bildet die „Morgenländiſche Anthologie“, überſetzt von Prof. Ernſt Meier in Tübingen.*) Sineſen (Schiking), Inder (Savitri, Rigveda, Hitopadeça, Kalidaſa), Perſer (Hâfis), Araber (Koran, Liebeslieder und Sprüche), und Hebräer (Poeſieen des Pentateuch, Pſalmen, Hohelied, Ruth, Propheten) werden uns hier in ſinnigen Uebertragungen, leicht verſtändlich und anmuthig, gleichwohl aber auch treu im Geiſte des Originales, vorgeführt. Nicht etwa hat unſer Dolmetſcher Rückert's, Joſeph v. Hammer's, Daumer's und Anderer Arbeiten benutzt und zuſammengeſtellt; vielmehr ſind die anerkannten Mängel, die ſich ſelbſt in des Sprachen- und Gedankenmeiſters Rückert Uebertragungen finden, vermieden und mit Hilfe einer mit glücklicher Kritik gepaarten poetiſchen Begabtheit iſt in dieſer Anthologie das urſprüngliche, morgenländiſche Colorit treu und anſprechend wiedergegeben.

Wir theilen folgende kleinere Proben aus den Sinnſprüchen des Hitopadeça mit.

Sorge nicht!

Bemüh' Dich nicht ſo um Dein täglich Brot!
Der Schöpfer ſchafft Jedem ſein Futter:
So wie ein Kindlein geboren iſt,
So ſtrömen die Brüſte der Mutter.

Der Zufriedene.

Jedwedes Glück hat der Zufriedne:
An weſſen Fuß ein Schuh nur ſteckt,
Für den iſt ja die ganze Erde
Mit Leder überdeckt.

Behaupte Deinen Platz.

Zähne, Haare, Nägel und Männer
Taugen zu nichts — von der Stelle geriſſen:
Wenn der Verſtändige dies bedenkt,
Wird er ſeine Stelle zu halten wiſſen.

Der unbefolgte Rath.

Was hilft ein unbefolgter Rath,
Den man dem König ertheilt?
Durch bloße Kenntniß der Arznei
Wird keine Krankheit geheilt.

*) Morgenländiſche Anthologie. Deutſch von Ernſt Meier. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut, 1869. (16 Bogen, Pr. 12 Sgr.)

Digitized by Google

Spruch des Bartrihari.

Unſre Dichter traun ſind unverſtändig,
Daß ſie ſtets von ſchwachen Frauen ſingen;
Die mit flücht'gem Blick aus Schelmenaugen
Hohe Götter feſſeln, ſind ſie ſchwächlich?

Vortrefflich ſind auch die hebräiſchen Poeſieen wiedergegeben: ſo viele Uebertragungen wir auch vom hohen Liede, von der Idylle „Ruth" geleſen, ſo zwanglos, anmuthig und zutreffend iſt uns noch keine erſchienen, als die in Ernſt Meier's „Morgenländiſcher Anthologie".

Kleine literariſche Revue.

— **Dove und Baſtian über Humboldt.** Die beiden in Berlin, zur Feier des Humboldt-Jubiläums, in der Akademie der Wiſſenſchaften am Leibniz-Tage von H. W. Dove und vor den naturwiſſenſchaftlichen Vereinen Berlins am Säculartage von A. Baſtian gehaltenen Reden liegen uns in gedruckter Form vor.*) In beiden rhetoriſchen Meiſterarbeiten iſt wohl das Gedankenreichſte und Anregendſte enthalten, was die Humboldtfeier irgendwo an wiſſenſchaftlichen Darſtellungen producirt hat. Wenn in Dove's Rede der berühmte Kenner und Beobachter der Strömungen der Luft und des Meeres ſich nicht verleugnet, ſo trägt in der Rede Baſtian's der geiſtvolle Ethnologe, der die Menſchen- mit der Erdgeſchichte in engſte Verbindung bringt, die Leuchte der Wiſſenſchaft.

— **A. v. Humboldt und der Geiſt zweier Jahrhunderte.** Sehr zeitgemäß brachte kürzlich die Virchow-Holtzendorff'ſche Sammlung von Vorträgen auch zur Humboldtfeier einen Aufſatz aus der Feder von A. Bernſtein über „Alexander von Humboldt und den Geiſt zweier Jahrhunderte." In demſelben wird die dem Volke nicht unmittelbar verſtändliche Bedeutung des großen Naturforſchers nahe gerückt, wie ſich in ihm der Geiſt eines vergangenen Jahrhunderts ſpiegelt, wie er der Forſchung für das folgende Jahrhundert neue Bahnen anweiſt. Er erſcheint hier wahrhaft als Mittelpunkt aller großen Beſtrebungen auf die Naturerkenntniß ſeiner Zeit, Anreger, Förderer, Führer, wie niemals ein Anderer. Es hat zu allen Zeiten ſolche geiſtigen Mittelpunkte gegeben, im Alterthume Ariſtoteles, in ſpäterer Zeit Leibniz u. A. Aber den Strömungen ihrer Zeit gemäß, verwickelten ſich jene häufig in erfolgloſe philoſophiſche Speculationen, während Humboldt's Geiſt nur auf das Reale gerichtet blieb. So konnte er eine Wiſſenſchaft gründen, in der alle andern zuſammengehen und ſich verbünden, die Phyſik des Erdballs, wobei aber noch manche Lücke zu füllen blieb in bis dahin unbearbeiteten Fächern, wo er mithin den Grund zu neuen Wiſſenſchaften legte, als z. B. der vergleichenden Meteorologie und Klimatologie, der Vulkanenkunde, Pflanzengeographie und Ethnographie. Zugleich ſtrebte er danach, ſeine Forſchungen in edler verſtändlicher Sprache dem Volke zugänglich zu machen, in dieſer Weiſe ein Vorbild ſchaffend, welches ſtets als muſtergiltig daſtehen wird. Rechne man hinzu ſeine wiſſenſchaftliche Beſcheidenheit, welche aller Anmaßung fern blieb, ſeinen politiſchen Standpunkt unter dem nach Freiheit ringenden Volke, welches er zunächſt geiſtig frei zu machen ſtrebte, ſo geht daraus die Geſtalt eines geiſtigen Heroen hervor, dem ſein Volk wohl einen Kultus ſchuldet. Bernſtein's Feder mit gewohnter Meiſterſchaft hat es verſtanden, kurz und eindringlich ſeine Wirkſamkeit zu ſchildern.

— **Die illuſtrirte Ausgabe von Klencke's Humboldt.***) Eine wahre Feſtgabe iſt dieſes Buch, das am Jubiläumstage Humboldt's angekündigt wurde. Die erſte Auflage des Klencke'ſchen Werkes, die noch bei Humboldt's Leben erſchienen war, hatte ſich bereits allgemeiner Anerkennung zu erfreuen, und der gefeierte Mann ſelbſt ſchrieb darüber an den Verfaſſer: „Ich bewundere die Sorgfalt und Treue, womit Sie das zerſtreute Material meines Lebens geordnet und dargeſtellt haben." Jede folgende Auflage hatte ſich der mannigfaltigſten inneren und äußeren Verbeſſerungen und Verſchönerungen zu erfreuen, aber keine prangte in ſo reichem Schmucke uranographiſcher, geologiſcher, geographiſcher, landſchaftlicher, berühmte Perſönlichkeiten und hiſtoriſche Scenen darſtellender Abbildungen, wie die gegenwärtige, ſechſte Ausgabe, die, trotz des umfaſſenderen Inhalts und der prachtvollen Ausſtattung, zu einem überraſchend billigen Preiſe geliefert wird. Wenn die von Carl Bruhns im Verein mit namhaften deutſchen Gelehrten angekündigte wiſſenſchaftliche Biographie Alex. v. Humboldt's ein Werk für Akademieen und Univerſitäten zu werden verſpricht, ſo iſt das vorliegende Werk in ſeiner jetzigen Geſtalt das würdigſte deutſche Volks- und Bilderbuch zu nennen, das in neuerer Zeit hergeſtellt worden. Es fehlt dieſem Buche aber auch nicht die Weihe der Wiſſenſchaft. Die Referate, welche darin über die „Anſichten der Natur", über Humboldt's amerikaniſche und aſiatiſche Reiſen, und beſonders über den „Kosmos" geliefert ſind, laſſen für den Laien kaum etwas zu wünſchen übrig. Herr Profeſſor H. Th. Kühne hat ſich um das Werk beſonders dadurch verdient gemacht, daß er die Ergebniſſe der in den vier Bänden des „Kosmos" zerſtreuten naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen in überſichtlicher, leichtfaßlicher Weiſe zuſammengeſtellt und durch Illuſtrationen erläutert hat. Es iſt ein harmoniſches Bild des Lebens, des Wiſſens und des Wirkens des großen Reiſenden und Naturforſchers, das uns in dieſem Buche gegeben iſt.

— **Rückert's poetiſche Werke.** Von der neuen Geſammtausgabe der poetiſchen Werke Friedrich Rückert's*) ſind die drei letzten Bände (zwölf Lieferungen) erſchienen, ſo daß die angekündigten zwölf Bände nunmehr vollendet vorliegen. Dieſe umfaſſen ſeine lyriſchen Gedichte in acht, ſeine dramatiſchen in zwei und ſeine epiſchen Dichtungen in zwei Bänden, denen Nachrichten über Rückerts Leben, von Dr. C. Beyer, angehängt ſind. Wir haben bereits wiederholt dieſe Ausgabe, ſowohl ihrer Eintheilung und Anordnung, als um der Pietät willen, mit der ſie beſorgt iſt, als ein würdiges deutſches Nationalwerk bezeichnet, und unterlaſſen auch heute nicht, die Anſchaffung deſſelben Allen zu empfehlen, die ihre Bibliothek deutſcher Klaſſiker vervollſtändigen wollen.

*) Erſtere in Ferd. Dümmler's Verlag und Letztere bei Wiegand und Hempel erſchienen.

*) Alex. v. Humboldt's Leben und Wirken, Reiſen und Wiſſen. Ein biographiſches Denkmal von Dr. Herm. Klencke. Sechſte illuſtrirte Ausgabe, erweitert und theilweiſe umgearbeitet von Prof. H. Th. Kühne. Mit 130 Text-Abbildungen, 2 Karten, 8 Tonbildern ꝛc. Leipzig, Otto Spamer 1870. (426 S. 1⅓ Thl.)

*) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Digitized by Google

— **Illuſtrirtes Converſations-Lexicon.** Von Otto Spamer's Illuſtrirtem „Converſations-Lexicon für das Volk" iſt nun bereits das erſte Vierteljahresheft (6 Lieferungen à 5 Sgr.) fertig vorliegend, und wir können wohl ſagen, daß kein anderes Nachſchlagewerk eine ſo vollſtändig befriedigende Auskunft über Perſonen und ſonſtige anſchaulich zu machende Gegenſtände giebt, wie dieſes. Im vorliegenden Vierteljahreshefte ſind nicht weniger als 4 Tonbilder und 2 Buntbilder, insgeſammt aber 300 Abbildungen, darunter 17 Portraits, 22 Städteanſichten, 2 Karten, 33 Darſtellungen aus Mythologie und Geſchichte, 61 aus den Naturwiſſenſchaften, 79 aus Länder- und Völkerkunde, 43 aus Kunſt und Wiſſenſchaft, 7 Trachtenbilder, 39 Abbildungen von Werkzeugen, Geräthen, Inſtrumenten u. ſ. w. enthalten. Man wird hiernach den großen Kreis des Wiſſens, den dieſes Converſations-Lexicon umfaßt, beurtheilen können. Es iſt, wie ſein zweiter Titel ſagt, zugleich ein Orbis pictus für die Jugend, und Niemand wird in einem ſolchen Auskunft über religiöſe, philoſophiſche oder pſychologiſche Materien ſuchen. Dagegen finden Künſtler, Kunſtarbeiter, Techniker, Mechaniker, ſowie Alle, denen es um äſthetiſche Formen zu thun iſt, hier ein reiches Feld der Belehrung und der Anleitung zu eigenen künſtleriſchen Ideen. Das klaſſiſche Alterthum liefert ebenſo, wie die neueſten Afrikareiſen, Beiträge zu dieſer maleriſchen Encyklopädie, deren Abhandlungen übrigens nicht minder, als die Illuſtrationen, mit Genuß und Befriedigung von den Leſern aufgenommen werden.

Literariſcher Sprechſaal.

Wir nahmen bereits Gelegenheit, über die Erfolge der mit ſo großartigen Mitteln unternommenen Beobachtungen der amerikaniſchen Sonnenfinſterniß vom 7. Juni zu berichten. Es ſind hierbei nicht nur eine große Zahl der ſchönſten Photographieen gewonnen worden, die die Geſtalt, Größe und Lage der Protuberanzen und Sonnenflecke auf das Treueſte wiedergeben und die hohe Bedeutſamkeit der Photographie für Aſtronomie auf das Glänzendſte dokumentiren, ſondern man hat auch umfaſſende Beobachtungen mit Spektral-Inſtrumenten angeſtellt, die merkwürdige Aufſchlüſſe über die Natur der Corona geliefert haben. Die Corona bildet einen eigenthümlichen Lichtkreis, der die total verfinſterte Sonne einem Heiligenſchein gleich umgiebt; er erſcheint lichtſchwächer, als die Protuberanzen, und ſchon zu wiederholten Malen hat man in demſelben eigenthümliche Bewegungen, ſchießenden Strahlen des Nordlichts gleich, wahrgenommen. Die Natur der Corona ſelbſt war aber bisher völlig unbekannt. Bei Gelegenheit der amerikaniſchen Finſterniß beobachtete nun Prof. Young in Burlington mit dem Spektral-Apparat helle Linien im Lichte der Corona, die merkwürdigerweiſe mit den hellen Linien des Nordlichts übereinſtimmen und den Schluß rechtfertigen, daß die Corona ein permanentes polares Nordlicht iſt, welches den gewaltigen Centralkörper unſeres Planetenſyſtems wahrſcheinlich ununterbrochen umgiebt. Hoffentlich giebt die in Sicilien und Nordafrika ſichtbare totale Sonnenfinſterniß vom 22. Dezbr. 1870 unſeren Aſtronomen Gelegenheit, dieſe intereſſanten Beobachtungen zu beſtätigen reſp. zu erweitern.

Vorgänge der letzten Woche in Berlin, wo die von Sozialdemokraten und Ultramontanen ſyſtematiſch organiſirten Tumulte in einer von der Fortſchrittspartei zuſammenberufenen „Volksverſammlung" in ihrer Conſequenz das Verſammlungsrecht und die Redefreiheit der Bürger bedrohen, haben mehrfach Hinweiſungen auf ähnliche Vorgänge in Altengland und Jungamerika veranlaßt, wo dergleichen Eingriffe in das Recht und die Freiheit durch ganz ebenſo organiſirte, radikal-ultramontane Elemente nichts Seltenes ſind. Gleiche Urſachen haben unter allen Himmelsſtrichen gleiche Wirkungen. Wir wollen jedoch auf etwas aufmerkſam machen, was ſelbſt einem mit engliſchen und amerikaniſchen Zuſtänden ſo vertrauten Manne, wie dem Abgeordneten Dr. Löwe-Calbe, der im Namen der Fortſchrittspartei jene vielbeſprochene Volksverſammlung zuſammenberief, entgangen zu ſein ſcheint: In England ſowohl, als in Nordamerika, beruft Niemand, der zu den intelligenten Klaſſen der Bevölkerung gehört, eine Volksverſammlung, ein Maſſen-Meeting, bei welchem, nach der Natur der Dinge, in England die Radikalen und Irländer, in Nordamerika die Rowdies und Loafers regelmäßig die erſten Plätze einnehmen und den Ton angeben — nicht weil ſie die Mehrheit und die phyſiſch Stärkeren, was Beides zu beſtreiten iſt, ſondern weil ſie die Rückſichtsloſen ſind, welche nicht, wie Jene, die brutalen Kräfte in Zaum und Zügel halten. Man überläßt die Maſſen-Meetings, die Fenier-Aufzüge ſtets den Rückſichtsloſen, die ſchon ſelber dafür ſorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, daß der Unſinn den Sieg in der Geſellſchaft nicht davonträge. In England, wie in Amerika, betrachten es die intelligenten Hüter der Verfaſſung und der Geſetze als eine ihrer wichtigſten, politiſchen Aufgaben, Alles zu vermeiden und Nichts zu thun, wodurch den Maſſen Gelegenheit gegeben wird, das Individuum zu ſchädigen, ſowie andererſeits das Individuum zu hindern, daß es das natürliche und ſittliche Recht der Maſſen ſchädige. In einem verfaſſungsſtarken und wahrhaft freien Lande — was unſer Preußen freilich noch nicht iſt — werden Verſammlungsrecht und Redefreiheit gerade dadurch am Beſten gewahrt, daß alle Intelligenteren von Maſſen-Meetings und Demonſtrations-Aufzügen conſequent fern bleiben. J. L.

„Steffens Volkskalender" für 1870 bringt in den Monatstafeln ſeines Calendariums zwölf überaus anſprechende Sinngedichte auf deutſche Geiſtesheroen, die in den betreffenden Monaten geboren oder geſtorben ſind: namentlich im Januar auf Friedrich den Großen, im Februar auf Joſeph II., im März auf Göthe, im April auf Kant, im Mai auf Rückert, im Juni auf Winckelmann, im Juli auf die Königin Luiſe von Preußen, im Auguſt auf Herder, im September auf Alex. v. Humboldt, im October auf den Frhrn. v. Stein, im November auf Uhland und im December auf H. Heine. Dieſe gedankenreichen, ihren Gegenſtand in wenigen Zeilen charakteriſirenden, von Hermann Kletke gedichteten Poeſieen verdienen, als Denkverſe, eine weitere Verbreitung und Beachtung, als ſie an der leicht überſehenen Stelle des Calendariums finden. Wir theilen als Probe das December-Gedicht mit:

H. Heine.

O, zürnt ihm nicht, der jetzt mit Liebestönen
Das Herz Euch rührt,
Dann aber ſelbſt — das Liebſte zu verhöhnen —
Sein Lied verführt.

Digitized by Google

O, zürnt ihm nicht, wenn raſch der Wehmuth Schauer
Mit Spott ſich tauſcht;
O, zürnt ihm nicht, wenn unter'm Flor der Trauer
Ein Satyr lauſcht.

O, zürnt ihm nicht, der groß im Bett der Schmerzen
Sein Leid bezwang
Und der, ein Held, mit faſt gebroch'nem Herzen
Noch weiter ſang.

Der „Salon" (November) macht darauf aufmerkſam, daß, während Vertreter faſt ſämmtlicher großen politiſchen Blätter in Frankreich, England und Italien zur Suezkanal-Eröffnung eingeladen, die große deutſche Preſſe — vermuthlich durch die Schuld der betreffenden Conſuln — faſt ebenſo vollſtändig zu Hauſe gelaſſen worden. Nicht kann man es wohl als eine Aufmerkſamkeit für die einflußreiche Preſſe Berlins gelten laſſen, wenn die Herren Braß und Gödſche dergleichen Einladungen erhalten haben. Die „Kölniſche Zeitung", die ſeit Jahren, uneigennütziger als irgend eines der eingeladenen Pariſer Blätter, für das Unternehmen des Herrn Leſſeps kämpfte, hat man für minder würdig erachtet, als den Zuſchauer der Kreuzzeitung, und die Augsburger wie die Leipziger Allgemeine haben der Norddeutſchen des Herrn Braß den Vortritt laſſen müſſen. Die Berliner „Voſſiſche Zeitung" hat auf eigene Koſten ihren künſtleriſchen Feuilletoniſten L. Pietſch nach Aegypten geſchickt, und ein anderer Berliner Feuilletoniſt, Herr Hans Wachenhuſen, iſt im Auftrage der Wiener „Neuen freien Preſſe" dorthin gereiſt. Letzterer wirft in einem Bericht aus Kairo vom 29. October (Nr. 1866 der „N. Fr. Pr.") folgenden Blick auf das jetzt in Aegypten verſammelte Corps der franzöſiſchen, engliſchen und italiäniſchen Journaliſten:

„Und der Herr ließ Ungeziefer kommen über Pharao, ſeine Knechte, ſein Volk und ſein Haus, und alle Häuſer wurden voll. Und der Herr ließ Heuſchrecken kommen mit dem Oſtwind, die fraßen Alles. Alſo erinnere ich mich, im zweiten Buche Moſis geleſen zu haben zu einer Zeit, da ich noch beſſer in der heiligen Schrift Beſcheid wußte, als heute. Und alſo würde auch ein neuer Geſchichtſchreiber des Landes der Pharaonen ſchreiben, denn ohne Zweifel ſind alle die europäiſchen Journaliſten, die ſich der Vice-Pharao ins Land geladen, die letzte Plage dieſes unglücklichen Landes, von der die Kinder und Kindeskinder Aegyptens noch erzählen werden."

Die „Berliner Weſpen" (Nr. 46) bringen bereits einen in altägyptiſchem Monumentalſtyl entworfenen Fries zur Verewigung des europäiſchen Journaliſten-Zuges nach Suez.

Sir Sam. Baker wollte am 30. October mit ſeiner bewaffneten Expedition nach Centralafrika von Suez nach Suakim aufbrechen und giebt in einem Schreiben aus Cairo vom 22. October folgende Nachrichten über die Hauptzwecke derſelben:

„Nach Vernichtung des Sklavenhandels ſind folgendes die Hauptzwecke des Unternehmens: 1) Annexirung des äquatorialen Nilbeckens an Aegypten; 2) Herſtellung einer machtvollen Regierung in allen einander gegenwärtig bekriegenden Stämmen; 3) Einführung der Baumwollkultur in umfangreichem Maßſtabe, ſo daß die Eingeborenen ein werthvolles Erzeugniß zum Austauſch gegen Baumwollenwaaren u. ſ. w. haben; 4) Eröffnung der beiden großen Seen des Nils für die Schifffahrt; 5) Herſtellung einer Kette von Handelsſtationen durch alle zu annectirenden Länder, ſo daß, nach dem von der Hudſon's Bay-Company angenommenen Syſteme, der am weiteſten ſüdlich liegende Punkt mit der nördlichen Baſis in Verbindung ſteht. Jeder Stamm ſoll gezwungen werden, einen gewiſſen im Verhältniß zur Bevölkerung ſtehenden Flächenraum mit Korn und Baumwolle zu bebauen. Kriege werden nicht erlaubt ſein, und jeder Häuptling wird für die Handlungen ſeines Stammes verantwortlich gemacht werden. Nach dem Prinzipe der Wegeſteuer in Ceylon, ſollen Frohndienſte zur Eröffnung von Landſtraßen auferlegt werden. Zur Ausführung dieſer Pläne habe ich vom Vicekönig abſolute Gewalt erhalten. Die Heeresmacht umfaßt 1710 Mann, welche mit Vorräthen auf ein Jahr verſehen, Chartum bereits erreicht haben. Die vor zwei Monaten den Nil hinaufgeſchickte Flottille umfaßt 65 Schiffe, davon 10 Dampfer, außer den von Samuda Brothers gebauten Stahlſchiffen (3 Dampfer und 2 Segelſchiffe), welche in einzelnen Theilen bis 3. 32° nördlicher Br. befördert und dort zuſammengeſetzt werden ſollen, um den Albert-Nyanza See durch den ſchiffbaren Theil des Weißen Nil oberhalb des letzten Kataraktes zu erreichen. Außerdem begleiten 25 arabiſche Schiffbauer die Expedition, um am Albert-Nyanza hölzerne Fahrzeuge zu bauen. Die ganze Expedition wird ungefähr 2000 Köpfe zählen, darunter 15 Europäer, nämlich: der engliſche Marinelieutenant Julian A. Baker, der franzöſiſche Marine-Offizier Vicomte de Rigemont, Ober-Ingenieur Edwin Higginbotham, Dr. Joſeph Gedge, der Ober-Magazinverwalter Michael Marco Polo, ſechs engliſche Ingenieurs aus den Etabliſſemetns von Samuda und Penn, mein Diener Louis Peck, das Mädchen meiner Frau, Margaret Rullinaria, und wir Beide."

Das „New-Yorker Belletriſtiſche Journal", welches den Nachdruck der Werke deutſcher Schriftſteller durchaus verſchmäht, ja ſogar nicht einmal literariſche Produktionen in ſeine Spalten aufnimmt, welche bereits vorher irgendwo abgedruckt waren, hatte bekanntlich eine Roman-Konkurrenz für die Schriftſteller Deutſchlands ausgeſchrieben, in welcher Eintauſend Thaler für den beſten und Fünfhundert Thaler für den zweitbeſten Roman ausgeſetzt waren. Jetzt iſt die Entſcheidung der Preisrichter dahin getroffen, daß der erſte Preis dem Schriftſteller Auguſt Ewald König für ſeinen Roman „Durch Kampf zum Frieden" zuerkannt und bereits ausgezahlt worden iſt, während dagegen über den zweiten Preis keine Entſcheidung getroffen werden konnte, weil unter den vielen im Werthe nächſtfolgenden Romanen, nach dem Ermeſſen der Preisrichter, keiner einen Vorzug vor dem anderen verdiente. Das Preisrichter-Kollegium begnügte ſich daher, dem Herausgeber des „New-Yorker Belletriſtiſchen Journals", Herrn Dr. Rudolph Lexow, welcher den Winter über in Europa und zwar in Mentone bei Nizza verweilt, eine Anzahl der beſten nächſtfolgenden Romane zu bezeichnen, unter welchen er ſelber die Entſcheidung treffen könne. Herr Lexow hat ſich entſchloſſen, die Summe des zweiten Preiſes Zweien oder Dreien dieſer bezeichneten Leiſtungen zukommen zu laſſen. Damit dürfte dieſe Angelegenheit dann wohl zu einem liberalen, den Herausgeber jenes Journals ehrenden, und für alle Betheiligten befriedigenden Abſchluß gelangt ſein.

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Converſations-Lexikon

wird in Umtauſch gegen die neueſte elfte Auflage der Betrag von **10 Thaler** vergütet.

Die elfte Auflage koſtet dann: geheftet ſtatt 25 Thlr. nur 15 Thlr. geb. in Lwd. ſtatt 29 Thlr. nur 19 Thlr., geb. in Hlbfrz. ſtatt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

In dem unterzeichneten Verlage ſind erſchienen:

Buff (H. L.), Ueber das Studium der Chemie. 1868. 8. geh. 5 Sgr.

Du Bois-Reymond (Emil), Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. 1868. Velinpapier. gr. 8. geh. 5 Sgr. (260)

Wichelhaus (H.), Ueber die Lebensbedingungen der Pflanze. Vortrag. 1868. 8. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (253)

Lieder und Balladen von Robert Burns.
Deutſch von A. Laue.

Preis geh. 20 Sgr., fein in Goldſchn. geb. 1 Thlr.

Sofort nach Erſcheinen fand dieſe Uebertragung in der deutſchen und engliſchen Preſſe vielfache Anerkennung, ſo von Athenäum und Public Opinion. Letzteres Blatt ſtellt die Laue'ſche Sammlung der von Freiligrath veröffentlichten Auswahl der Burns'ſchen Gedichte ebenbürtig zur Seite.

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Die chriſtliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Verſtändigung für gebildete Chriſten aller Confeſſionen. Verlag von **Ferd. Geelhaar,** Berlin, Breiteſtraße 23.

Dies Schriftchen zum niedrigen Preiſe von 3 Sgr. kann als ein wahres Friedenswort auf kirchlichem und religiöſem Gebiet nicht dringend genug empfohlen werden. (254)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien: (255)

Im Ural und Altai.
Briefwechſel zwiſchen
Alexander von Humboldt
und
Graf Georg von Cancrin
aus den Jahren 1827—1832.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alexander von Humboldt's Briefwechſel mit dem ruſſiſchen Finanzminiſter Graf Cancrin vor und während ſeiner im Jahre 1829 auf Wunſch des Kaiſers Nikolaus unternommenen Reiſe in den Ural und Altai wird hier zum erſten mal aus den ruſſiſchen Staatsarchiven veröffentlicht.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig erschien soeben:

Aufsätze
zur
Englischen Geschichte
von
Reinhold Pauli
(Professor an der Universität Marburg).

(Inhalt: Eduard, der schwarze Prinz. — König Richard III. — Heinrich VIII. als Bundesgenosse Maximilian's I. und als Bewerber um die Kaiserkrone. — Charakter Heinrich's VIII. und seiner Regierung. — Sir Peter Carew. — Irland. — Cavaliere und Rundköpfe. — George Canning. — Prinz Albert.) (256)

gr. 8. **Preis geheftet: 2 Thlr 7½ Ngr., gebunden: 2 Thlr 20 Ngr**

Im Verlag von **Carl Conradi** in Stuttgart iſt eben vollſtändig erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (257)

Allgemeine Geſchichte der Literatur.
Ein Handbuch in 2 Bänden
umfaſſend die nationalliterariſche Entwickelung ſämmtlicher Völker des Erdkreiſes
von
Prof. Dr. Joh. Scherr.

Dritte neu bearb. u. ſtark verm. Auflage. broch. 3 Thlr. 6 Sgr., eleg. geb. 3 Thlr. 20 Sgr.

Kein ſtaubtrockenes Compendium, ſondern ein lesbares Buch, in welchem uns die bündigſte und anſchaulichſte Geſchichte der Entwickelung des Menſchengeiſtes vorgeführt wird, eigentlich eine Philoſophie der Literaturgeſchichte, geiſtvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige.

Vorzüglich auch zu Geſchenken geeignet.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung Berlin.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig: (261)

Von Gottes Gnaden.
Ein Roman aus Cromwell's Zeit.
Von
Julius Rodenberg.

5 Bände eleg. geh. Preis 6 Thlr.

Die Worte „Toleranz“ und „Gewiſſensfreiheit“, welche Cromwell zuerſt mit Nachdruck ausgeſprochen hat, tönen durch **Rodenberg's** neues Werk hindurch und ſtellen es unmittelbar in die geiſtige Bewegung des Augenblicks.

Große und kleine Welt.
Ausgewählte hiſtoriſche Romane und moderne Lebensbilder.
Von
Friedrich Adami.

4 Bände. Preis 4 Thaler.

Inhalt: **Kerker und Thron. — Der todte Paſſagier. — Das Nordlicht von Dalekarlien. — Der Herzog von Monmouth. — Napoleon als Eheſtifter. — Ein Sonderling. — Der Verräther. — Aus den Jugendjahren des Generals von Seydlitz.**

Es gehören dieſe Erzählungen zu den beſten, welche bis jetzt von dem beliebten Verfaſſer erſchienen ſind. Die prägnante Schreibart, die farbige Friſche und lebendige Darſtellung, welche den hiſtoriſchen Schriften von F. Adami — wir erinnern nur an deſſen Biographie der Königin Luiſe — einen ſo großen Leſerkreis verſchafften, zeichnen auch die oben genannten geſchichtlichen Erzählungen aus. (262)

Tauſend Seelen.
Roman in vier Theilen
von (263)
Alexis Piſemski.
Aus dem Ruſſiſchen übertragen
von
Dr. **L. Kayßler.**

2 ſtarke Bde. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Karl Frenzel ſpricht ſich über dieſen Roman in der „Nationalzeitung“ wie folgt aus:

„Unwillkürlich wird unſer Urtheil über einen ruſſiſchen Erzähler durch einen Hinblick auf Turgenjew beeinflußt. Es bedeutet ſchon viel, wenn ein anderer Autor deſſelben Volkes ſich neben dieſem unſerem Liebling behaupten kann, wie viel mehr, wenn er ihn nach einer Seite hin übertrifft. Piſemski's Roman „Tauſend Seelen“ gehört zu dieſen ſeltenen Werken. — Die ſcharfe Beobachtung des Einzelnen, die charakteriſtiſche, von einer gewiſſen humoriſtiſchen Bitterkeit überflogene Darſtellung zeichnen in gleicher Weiſe die erſten wie die letzten Kapitel aus, das Ganze tritt uns wie unmittelbares Leben entgegen.“

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden: (258)

Deutſche Nationalliteratur.
Kritiſche Textreviſionen von **Heinrich Kurz.**

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr. — **H. v. Kleiſt,** 2 Bände. 1⅓ Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr. — **Chamiſſo,** 2 Bände. 1⅓ Thlr.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.
Revidirte Ausgabe von 1869.
Complet in Mappe 12⅓ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte von Deutschland,
Zweite Auflage von 1869.
12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (259)

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illuſtrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34⅓ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden, 6⅔ Thlr. (264)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** und **Heidelberg** ist soeben erschienen: (265)

Heuglin, M. Th. v., Reise in das Gebiet des Weissen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862—1864. Mit einem Vorworte von Dr. **Aug. Petermann**. Nebst einer Karte sowie 9 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 Tafeln, nach Originalzeichnungen entworfen und auf Holz übertragen von C. Heyn gr. 8. Cartonnirt. Preis 4 Thlr.

In diesem Buche beschriebene Reise nach den Quellarmen des Gazellenflusses bis zu den westlichen Grenzen des oberen Nilgebietes gehört zu den glänzendsten Leistungen von **Heuglin's**. Er hat durch dieselbe nicht nur die Karte der Nilländer bedeutend vervollständigt, sondern das ganze Gebiet des Gazellenflusses, das wohl schon von mehreren Europäern bereist, aber nicht erforscht war, zum ersten Male wissenschaftlich beleuchtet.

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden:

Meyers Konverſations-Lexikon.

Zweite illuſtr. Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52 Tauſend. (266)
15 Leinwandbände, mit Atlas und Regiſter, 37½ Thlr.
☛ Auch in Umtauſch gegen **alte** Aufl. v. Brockhaus, Pierer u. Meyer.

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen.

Illuſtrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Ausgabe in Lieferungen à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe à Band von etwa 18 Bogen: Geheftet 1⅓ Thlr.
In engl. Einband 1⅔ Thlr.

Abeſſinien, das Alpenland unter den Tropen und ſeine Grenzländer. Schilderungen von Land und Volk, vornehmlich unter **König Theodoros** (1865—1868) von Dr. **Richard Andree**. Mit 80 Text-Abbildungen, 6 Tonbildern nach Originalzeichnungen von E. Zander, R. Kretſchmer, H. Leutemann u. A., nebſt einer Ueberſichtskarte von Abeſſinien.

Die Nipponfahrer oder das wiedererſchloſſene Japan. In Schilderungen der bekannteſten älteren und neueren Reiſen, insbeſondere der Amerikaniſchen Expedition in den Jahren 1852 bis 1851, ſowie der Preußiſchen Expedition nach Oſtaſien in den Jahren 1860 und 1861. Neu herausgegeben von Dr. **Richard Andree**. Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit 170 Text-Abbildungen, 8 Tondrucktafeln, ſowie einer Karte von Japan. Geheftet 2 Thlr. Elegant gebunden 2⅔ Thlr.

In gleicher Ausſtattung erſchienen in den letzten Jahren nachfolgende reich illuſtrirte Bände in demſelben Preiſe von 1⅓ Thlr. pro Band geheftet und 1⅔ Thlr. pro Band in elegantem engl. Einband:

Kane, der Nordpol-Fahrer. Vierte Auflage.
Die Franklin-Expeditionen und ihr Ausgang. Zweite Auflage.
Livingſtone, der Miſſionär. Dritte Auflage.
David Livingſtone's Neueſte Erforſchungsreiſen. Zweite Auflage.
Dr. Eduard Vogel, der Afrikarciſende. Zweite Auflage.
Die neueſten Entdeckungsreiſen an der Weſtküſte Afrika's.
Das Amur-Gebiet und ſeine Bedeutung.
Reiſen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.
Die Oſtaſiatiſche Inſelwelt. I. II.
Cook, der Weltumſegler.

Das „Buch der Reiſen und Entdeckungen“ iſt in nahe an **100,000** Bänden verbreitet und hat ſich durch reichen Inhalt, gepaart mit wiſſenſchaftlicher Einſicht und volksthümlicher Darſtellung, ſowie durch ſorgfältige ſplendide Illuſtrirung, endlich durch äußerſt billigen Preis allgemeine Anerkennung und Beliebtheit erworben. (267)

Prospecte über das „Buch der Reisen und Entdeckungen“, sowie ein „*Verzeichniss von Illustrirten Jugend-, Haus- und Volksschriften*“ desselben Verlages sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes **gratis** in Empfang zu nehmen.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Jena** erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig: (268)

Klatſchereien.
Drei Geſchichten
von
E. Köller.
Eleg. broch. Preis 1⅓ Thlr.

Lebenswahre Schilderung leicht erkennbarer hervorragender, politiſcher Perſönlichkeiten und Inſtitutionen eines großen norddeutſchen Staates, **im höchſten Grade** dazu angethan, das Buch **intereſſant** und **piquant** zu machen. Es iſt geeignet **große Senſation** zu erregen!

Unter dem letzten Welfenkönig.
Roman aus der jüngſten Vergangenheit
von
F. Klinck.
2 Bände. Eleg. broch. Preis 3 Thlr.

Die Folgen des Jahres 1866 für das ehemalige Königreich Hannover erhalten in dem letzteren Werke ihre Rechtfertigung!

Es werden die letzten Jahre und Tage im Welfenreich mit treuem Feſthalten an der Wahrheit in überaus feſſelnden und ſpannenden Scenen geſchildert. Das intereſſante Buch gewährt dem Leſer Einblicke in das dunkle und verworrene Treiben der damaligen Hof- und Beamtenwirthſchaft, wie es draſtiſcher die ſchwungvollſte Phantaſie zu erfinden kaum im Stande iſt.

Neue Romane
für **Leihbibliotheken** und **Leſezirkel** aus dem Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena.

Byr, A., Der Kampf um's Daſein. Roman. 5 Bände. 8. Geb. 6 Thlr.

Gerſtäcker, Fr., Die Blauen u. Gelben. Venezuelaniſcher Roman in 3 Bänden. Geb. 4½ Thlr. (269)

Gerſtäcker, Friedrich, Eine Mutter. Roman im Anſchluß an die Colonie. Zweite Auflage. 3 Bände. Geb. 4½ Thlr.

Grüel, C., Das Haus Morville. Roman. 2 Bände. 8. Geb. 3 Thlr.

Pasqué, E., Drei Geſellen. Eine heitere und ernſte Erzählung. 4 Bde. 8. Geb. 4½ Thlr.

Vacano, E. M., Das Geheimniß der Frau von Nizza. 8. Geb. 1½ Thlr.

Van mienen Keenich Willem. Van oll'n Ntmarker. 8. Geb. 1½ Thlr. Zweite Auflage.

Die erſte Auflage fand unter den Patrioten und Freunden plattdeutſcher Literatur ſehr großen Beifall und wurde in kurzer Zeit ſchon vergriffen.

Winterfeld, A. v., Der Winkelſchreiber. Humoriſtiſcher Roman. 2 Bände. 8. Geb. 4 Thlr.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt über **Sachs' Encyklopädisches Wörterbuch** der französischen und deutschen Sprache. **G. Langenscheidt's Verlagshandlung** in **Berlin**. (270)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — **Berlin, den 27. November 1869.** — **[Nº 48.**

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Das Sonnenlicht und das organiſche Leben. 701. — Emil Naumann: Die Tonkunſt in der Kulturgeſchichte. 702. — Der Verein der Künſtlerinnen und Kunſtfreundinnen zu Berlin. 703.
Böhmen. Deutſche Briefe aus Prag. Prag und die Deutſchen in Böhmen. 703. — Wünſche und Zielpunkte der Tſchechen. 704.
Ungarn. Der Nothſchrei aus Siebenbürgen. 706.
Schweiz. Die Prinzipien des deutſchen Proteſtantenvereins in der Schweiz. 707.
Frankreich. Ein orleaniſtiſcher Prinz über die Schlachtfelder am Rhein. 709.
Aegypten. Johannes Dümichen: Archäologiſche und hiſtoriſche Forſchungen in Aegypten. 711.
Kleine literariſche Revue. Auerbach's und Vautier's „Barfüßele". 712. — Die Zeitſchrift für Ethnologie. 712. — Die hebräiſche Grammatik Spinoza's. 713. — Schweizer-Geſchichte in Bildern. 713. — English Essays. 713.
Literariſcher Sprechſaal. Ein amerikaniſches Feſt in Berlin. 713. — Anthropologiſche Geſellſchaft in Berlin. 713. — Vernunft und Offenbarung. 714. — Eine ſlowakiſche Erklärung gegen den Panſlavismus. 714.

Deutſchland und das Ausland.

Das Sonnenlicht und das organiſche Leben.*)

Die Abhängigkeit des Lebens vom Sonnenlichte hat in neuerer Zeit eine beſonders eingehende Beachtung erfahren, namentlich ſeitdem die Erkenntniß des Geſetzes der Krafterhaltung veranlaßt hat, auf den Urſprung der Kräfte des Lebens zurückzugehen. Man erkannte bald in den Sonnenſtrahlen die von außen auf die Erde ſtrömende Kraft, welche ihr Leben erhält, und ſich in demſelben anſammelt. Am häufigſten ſind hierbei die langſameren Wärmeſtrahlen in Betracht gezogen worden, doch auch die geſchwinderen Schwingungen des Lichtes üben eine tiefere Wirkung, als die der bloßen Erhellung, auf die Welt. Bereits Moleſchott in ſeiner Antrittsrede bei der Züricher Hochſchule hatte dieſes anregende Thema zum Gegenſtande eines populären Vortrages gemacht; inzwiſchen ſind aber zahlreiche neue Ergebniſſe hinzugekommen. Insbeſondere unentbehrlich erſcheint das Licht dem Pflanzenleben, während das Thierleben von demſelben viel unabhängiger ſich erweiſt, inſofern nicht angenommen wird, daß die Lichtwirkung des Sonnenſtrahls in der Erdatmoſphäre beſtändig vorhanden, auch wenn unſer Horizont eben nicht von der Sonne beſchienen wird.

Darum verfolgt Herr Prof. Cohn die Wirkung des Sonnenlichtes auf die Pflanzenwelt zunächſt in den äußeren Erſcheinungen des Pflanzenſchlafs und Wachens, dann in der drehenden Kraft, dem ſogenannten Heliotropismus. Einige Pflanzen freilich vertragen die direkten Strahlen nicht, ſondern gedeihen beſſer im feuchten Schatten, ſuchen daher überall ſich von der Sonne abzuwenden, welcher ſonſt alles Grüne zuſtrebt. Um grün zu werden, iſt aber das Licht unentbehrlich, die kleinen Körnchen, welche im Zellenſafte dem Blutkügelchen der Thiere entſprechen, vermögen nur in den Sonnenſtrahlen ſich grün zu färben, und mit dieſer Umwandlung zu athmen und die Stoffe der Luft zu zerſetzen, zu ihrem Aufbau zu verwenden. So entzieht die Pflanze im Sonnenſchein der Luft die von den Thieren ausgeathmete und ihnen ſchädliche Kohlenſäure und behält zumal den Kohlenſtoff daraus für ihren Aufbau, während ſie den für die Thiere ſo unentbehrlichen Sauerſtoff an die Luft zurückgiebt. Fehlt das Licht, ſo wird der Stoffwechſel ein anderer: die Pflanze verbrennt, ähnlich dem Thiere, ihre Auswurfſtoffe in der Nacht zu Kohlenſäure und Waſſer. Es giebt auch Pflanzen, welche ähnlich dem Thiere größtentheils nur von organiſchen Stoffen leben, ſei es indem ſie andern Pflanzen als Schmarotzer den fertigen Lebensſaft entziehen, oder indem ſie gleich den Pilzen von organiſchen Stoffen leben, die in Zerſetzung befindlich ſind. Solche Pflanzen bedürfen in geringerem Grade des Lichtes; ſie brauchen ja die Stoffe der Luft nicht umzuſetzen, bedürfen alſo auch nicht der grünen Chlorophyllkügelchen; ſie bleiben weiß, grau, röthlich, mit Einem Worte mehr oder weniger mißfarbig. Der ſogenannte Fichtenſpargel unſerer Wälder kommt als wachsbleiches ſchuppiges Gewächs aus der Erde, und in den Tropen kennt man ſolche Schmarotzerpflanzen, welche beinahe nur aus einer unheimlichen, mühlſteingroßen roſenrothen Blüthe ohne grünes Blatt beſtehen, wie die Raffleſia. Auch die Pilze unſerer Wälder und Wohnungen (Schimmel- und Schwamm-Pilze) vegetiren im dunklen Innern des Holzes und der Erde; nur wenn ſie blühen wollen, treten ſie aus dem finſtern Aufenthalte hervor.

Ueber die Art und Weiſe, in welcher die verſchiedenen Antheile des weißen Lichtes hierbei wirken, hat die neuere Forſchung unerwartete Aufſchlüſſe ergeben. Der Lebensprozeß der Pflanzen wurde am meiſten durch die den Wärmeſtrahlen in ihrer Schwingungsdauer am nächſten ſtehenden rothen und gelben Strahlen angeregt. Die durch ihre energiſche chemiſche Wirkung ausgezeichneten blauen, violetten und ultravioletten Strahlen hingegen vermochten kaum die Pflanze grün zu machen, übten dagegen einen lebhaften Reiz, indem ſie die Pflanzen richteten, und gewiſſermaßen anzogen, eine Wirkung, welche wiederum den rothen und gelben Strahlen abging. Alſo auch unter den Sonnenſtrahlen findet eine Arbeitstheilung ſtatt: der eine Theil hilft die Schwerkraft überwinden, der andere regt die chemiſchen Prozeſſe an; der eine ändert an der Form, der andere an der Farbe der Pflanzen. Der Ort, in welchem das Licht arbeitet, iſt die Zelle, jene lebendige Membranenhöhle, aus welchen die organiſchen Körper größtentheils aufgebauet ſind. Als das Sonnenlicht in die erſte Zelle ſchien, war die Schöpfung der organiſchen Welt begonnen. Eine Zelle iſt die einzige Vorausſetzung, die der Naturforſcher machen muß, um nach Darwin'ſchen Prinzipien die Erde zu ſchmücken mit Wäldern, Wieſen und Feldern, um ſie zu beleben mit den Geſchlechtern der Thiere und Menſchen, ein Jegliches nach ſeiner Art. Freilich bleibt es immer noch unerwieſen, ob dieſe erſte Zelle, trotz der Einfachheit ihres Baues, von ſelbſt entſtehen kann, ohne Samen und Keim. Aus Luft und Licht und Wärme gewebte Kinder der Sonne ſind die Pflanzen, und darum iſt die alte Sage von der Clytia ſo tief empfunden, die, in eine Blume verwandelt, ihrem ehemaligen Anbeter, dem Sonnengott, ſtets das Angeſicht zuwendet, um ihn zu ſehen ſo lange er am Firmamente ſtrahlt, und um die Krone zu ſchließen, wenn er weggeht.

Verbrennt man dieſes Pflanzengewebe aus Luft und Licht und

*) „Licht und Leben", Vortrag von Prof. Dr. Ferd. Cohn. (In der Virchow-Holtzendorff'ſchen Sammlung.)

Digitized by Google

Wärme, ſo löſt es ſich wiederum auf in Luft und Licht und Wärme; das geringe Häuflein Aſche enthält beinahe Alles, was die Pflanze der Erde entnommen hatte, ihr ganzes irdiſches Theil. Man denke die ungeheure Menge von Arbeit, welche die Sonne in einem großen Baume, in einem Walde täglich verrichtet, welche Mengen von Waſſer und Saft ſie in die Höhe heben muß, was ſie aufſaugt, verarbeitet und ausſcheidet. Ausgedehnte Lager ihrer ehemaligen Arbeit liegen in den Steinkohlen und Braunkohlen gehäuft, deren Beſtandtheile erſt jetzt dem Kreislaufe des Univerſums wiedergegeben werden.

Und das Thier, wenn es auch nicht in ſo hohem Grade des Lichtes bedarf, auch im Dunklen leben und gedeihen kann, obwohl dies nicht für alle Thiere gilt, bedarf doch zu ſeiner Nahrung der Pflanzenſtoffe, welche das Licht in ihren Zellen angehäuft hat. Auch der Menſch lebt von den Pflanzenſtoffen, ſei es direkt, oder nach ihrer Verwandlung in Fleiſch. So iſt die Sonne die Quelle alles irdiſchen Lebens, welcher es jeden Morgen neu entgegenharrt und froh begrüßt. Darum begann Cohn ſeinen inhaltreichen Vortrag mit Schilderungen des Sonnen- und Licht-Dienſtes alter Völker, welcher ſo tief in der Natur begründet erſcheint. E. K—e.

Emil Naumann: Die Tonkunſt in der Kulturgeſchichte.*)

Der Verfaſſer giebt in dem erſten Bande eines größeren Werkes, deſſen ſpätere Folge, nach dem Proſpect, eine Geſchichte der Muſik mit Berückſichtigung der Geſchichte der geſammten Civiliſation enthalten wird, eine Darlegung der Tonkunſt in ihren Beziehungen zu den Formen und Entwickelungs-Geſetzen alles Geiſteslebens. Bei einer ſo umfaſſenden Betrachtung ſeiner Kunſt müſſen wir mit dem Verfaſſer unſeren Blick erweitern, und unter der Tonkunſt nicht das uns nahe liegende Entwickelungs-Stadium aus den letzten drei Jahrhunderten verſtehen; wir müſſen vielmehr mit ihm das Auge richten auf allen Sang und Klang, von dem wir Nachricht haben ſeit dem Tage, an dem die Bildung zu wirken anfing, ſeit dem Augenblick, an welchem die Menſchheit die Arbeit begann, ſich die Welt unterthan zu machen und ſich von der Arbeit zu erholen. Denn ſeit dieſem Augenblick wirken mit einander Arbeit, Wiſſenſchaft und Kunſt, organiſch verbunden, jedes das Complement des andern, und fördern den Gedanken der Humanität.

Wir können nur mit Freude dieſe That eines Mannes begrüßen, der, wie Wenige, der geſtellten hohen Aufgabe gewachſen iſt. Hervorgegangen aus einer Familie der ſtrengen Wiſſenſchaft, hat er ſchon im früheſten Lebensalter ſich einen hervorragenden Platz in der Tonkunſt erworben, wovon ein Brief Felix Mendelsſohn's Zeugniß ablegt, der den talentvollen Jüngling unter andern freundlichen Lehren das hohe Lob ertheilt, er ſolle ſo fortfahren, wie er begonnen.**) Zahlreiche weltliche und geiſtliche Compoſitionen, die praktiſche Thätigkeit als Muſikdirector und Lehrer, und eine langjährige Uebung der kritiſchen Talente bei einem großen Journal haben Emil Naumann zu einem Muſiker gemacht, der mit der ſchriftſtelleriſchen Feder ſo gut umzugehen verſteht, als mit der Notenfeder, und wir erfreuen uns im vorliegenden Buche an einer geſchmackvollen, durch äſthetiſche Bildung geklärten Darſtellung.

Die heutige Kunſtgeſchichte unterſcheidet ſich von den früheren Verſuchen in dieſer Wiſſenſchaft dadurch, daß ſie die Kunſt nicht als ein abſolutes Ding, ſondern in ihrer Einheit mit der gleichzeitigen Geſchichte der Menſchheit betrachtet. Dieſen Weg betrat zuerſt mit Erfolg in Deutſchland Schnaaſe, in noch umfaſſenderer Weiſe hat Buckle ſich in dieſer Richtung bewegt, indem er in dem leider zu kurzen von ihm behandelten Stücke der Geſchichte der Civiliſation die Fortſchritte derſelben in Einklang mit der großen geiſtigen Bewegung der Welt ſelbſt bringt. Bei den Jüngeren iſt hieraus eine förmliche Methode entſtanden. Wir erinnern nur an A. Woltmann's treffliches Holbein-Buch. Noch einen Schritt weiter geht Naumann. Ihm bilden die Künſte eine Einheit in ſich, und aus ihr heraus unterſtellt er ſeine beſondere Kunſt einer eingehenden Betrachtung. Hierdurch iſt er genöthigt, wie er auch gethan, eine von der gewöhnlichen Darſtellungsweiſe abweichende Anordnung zu wählen; er bringt uns zuerſt, und zwar mit vollem Rechte, ganz ſubjective ſeine Meinung über die Geſetze und den Zuſammenhang aller Künſte, und der Tonkunſt in ihnen, und behält ſich für ſpäter die geſchichtliche Entwickelung ſeiner Aufgabe vor.

Eine Analyſe des gedankenreichen Werkes in dieſen Blättern zu geben iſt nicht thunlich, weil ſie nur den eigentlichen Fachmann angeht. Dem denkenden Leſer aber, der ſich mit Andeutungen genügen läßt und ſich gern der ſelbſtthätigen Lectüre hingeben wird, darf es genügen, aus einigen Beiſpielen zu erfahren, wie der Künſtler ſeine philoſophiſche Aufgabe löſt. Er benutzt er nach einer treffenden Darſtellung des mittelalterlichen religiöſen Styls überhaupt, die Kreuzesblumen der gothiſchen Dome, die Stylformen van Eyk'ſcher Altarbilder, insonderheit des Genter Altars, die Sculpturen eines Peter Viſcher, namentlich das Sakramenthäuschen, um an ihnen nachzuweiſen, daß in allen das gleiche Element religiöſer Lyrik walte, daſſelbe wie im Requiem der alten katholiſchen Kirche. Wenn Robert Schumann, der einer der geiſtvollſten muſikaliſchen Schriftſteller war, einmal treffend ſagt, daß ein Lied Mendelsſohn's aus demſelben Brunnen gekommen, aus dem Eichendorff einige ſeiner Gedichte, der Maler Leſſing ſeine Eifellandſchaft geſchöpft, ſo geht dies aus der gleichen Anſchauung hervor, die ihn auch zu dem Spruch führte: „Die Aeſthetik der einen Kunſt iſt die der andern; nur das Material iſt verſchieden."*)

Von der Anmuth der ſich bietenden Vergleichungspunkte gelockt, geht der Verfaſſer faſt oft zu weit. Eine Bemerkung, wie die, daß die Bindeglieder zwiſchen einem Thurm und der Thurmhaube Modulation ſind, gehört, wie geiſtreich ſie auch immer iſt, nicht in ein philoſophiſches Buch. Andererſeits mag die Uebertragung der an Kreiſen, Rechtecken u. dergl. entdeckten Geſetze richtig auf die analogen Geſetze der Muſik angewendet ſein, allein wenn der Schriftſteller eine förmliche Vermeſſung des Parthenon und des Kölner Domes zum Zwecke der Unterſcheidung der längeren und kürzeren Theile eines Sonaten- und Symphonieſatzes vornimmt, oder gar die Lehre von dem goldenen Schnitt der Linie, deren größerer Theil die mittlere Proportionale zwiſchen dem kleineren und dem Ganzen iſt, einmiſcht, ſo wirkt er hierdurch proſaiſch und deshalb zweckwidrig. Kunſt läßt ſich nun einmal nicht mit Händen greifen und ihre Geheimniſſe kaum mit Worten verrathen.

Der Lehrſatz von der Einheit der Künſte geht durch das ganze Buch, nachdem der Verfaſſer einleitend die Stellung geſchildert, welche die verſchiedenen Künſte in ihren verſchiedenen Wirkungs-Verhältniſſen zu einander einnehmen. In ihrem Ver-

---

*) Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1869.

**) Briefe. Band II. S. 466. (März 1845.)

*) Geſammelte Schriften. Bd. I. S. 43.

Digitized by Google

hältniß zu Raum und Zeit werden die bildenden Künſte das Moment der Bewegung in der Ruhe, Muſik und Poeſie Ruhe in der Bewegung zu finden ſuchen, ein für die ſubjectiveſte aller Künſte, die Tonkunſt, die ſich leicht in's Maßloſe verliert, hochwichtiges Geſetz. In Bezug auf das Material bemerkt der Verf. als Haupt-Unterſcheidung, daß das der Muſik, der Ton, keinem Bedürfniß neben ſeiner Kunſt zu genügen hat, und daß die Muſik die einzige Kunſt iſt, die ihr Material nicht im Leben vorfindet, ſondern ihr eigenes erzeugen muß. Hier iſt zugleich der Punkt, wo er die Emancipation der Muſik von den andern Künſten anknüpft. In der reinen Inſtrumentalmuſik bedarf ſie keiner Kunſt außer ſich ſelber, und was ſie ausdrückt, iſt ihre eigene Welt. Wir ſtimmen der Behauptung bei, daß hier die Tonkunſt ihr eigenſtes Feld hat, halten es aber für irrig, deshalb der reinen Inſtrumentalmuſik den höchſten Platz innerhalb der Kunſt anzuweiſen. Beethoven, wenn er in der IX. Symphonie die menſchliche Stimme verlangt, die ſchweſterliche Poeſie herbeiruft, wird von einem äſthetiſch berechtigten Gefühl geleitet, und Marx ſagt von der Oper: „Schaffen aus der Fülle, Geſang aller Art, das weiteſte Orcheſter, alle Gattungen vom Lied bis zum reichgewebten Finale! Luſt, Tanz, Andacht, Liebe, Trauer, alle Stimmungen und Leidenſchaften, — die ganze Welt im Glanze neuer Schöpfung funkelt vor dem Glanze im innern Auge. Alles, was man nur in ſich fühlt und innerlich geſchaut und geahnt hat, ſoll Geſtalt gewinnen, vor Tauſende treten und ihr Gemüth wecken, ihre Seele läutern und erweiten und erheben!"*)

Wohlberechtigt iſt aber der Ausſpruch, daß die Muſik die ſubjectiveſte und darum an ſich die lyriſchſte aller Künſte iſt.

So in ihrer Sonderſtellung dargeſtellt und dann als Einheit vorgeführt haben Künſte und Kunſt das Ziel, daß ihre Gebiete einander ergänzen. Die Sache bis hierhin gefördert zu haben iſt der ſchöne Zweck des vorliegenden Bandes. Heutzutage, wo von Wagner's Seite die Anhäufung aller dienenden Künſte im muſikaliſchen Drama gerathen wird, iſt ſchon der Ausdruck, daß die Kunſtgebiete einander ergänzen ſollen, von hohem Werth, und fiele uns nicht die alte Erfahrung auf's Herz, daß, wo viel von Muſik geredet wird, wenig Muſik gemacht wird, daß überhaupt das Aeſthetiſiren nach der Blüthezeit der Kunſt kommt, dächten wir nicht zuweilen mit Wehmuth an das Göthe'ſche Wort: „Bilde Künſtler, rede nicht", — ſo würden wir das treffliche Werk mit noch mehr Genuß ſtudiren. Mit Spannung darf der Leſer der Fortſetzung entgegenſehen, denn Niemand iſt ſich dieſes Einwurfs mehr bewußt als der Verfaſſer ſelbſt. Er ſelbſt giebt zu, daß ſolch Unternehmen überflüſſig war, ſo lange die Tonkunſt in naiver Weiſe Großes und Unvergängliches ſchuf. „Aber, fügt er treffend hinzu, ſeitdem an die Stelle einer unbefangenen eine mehr reflectirende und von vorgefaßten Principien ausgehende ſchöpferiſche Thätigkeit getreten iſt, ſollte Niemand mehr ſchweigen, der ein Wort zur Verſtändigung reden zu können glaubt." L. L.

*) Leben Beethoven's, erſter Band, 2. Buch, Leonore.

Der Verein der Künſtlerinnen und Kunſtfreundinnen zu Berlin.

Unter allen, den Frauen zugänglichen Beſchäftigungen giebt es vielleicht keine, die ſo dem weiblichen Weſen entſprechend iſt, als Zeichnen und Malen. Das Herausſtellen der eigenen Perſönlichkeit, das den meiſten Frauen ſo ſchwer wird, fällt hier ganz fort, da nur die Arbeit, nicht die Perſon ſelbſt (wie dies z. B. bei muſikaliſchen Leiſtungen unvermeidlich iſt), vor das Publikum tritt. Die tiefe hingebende Innerlichkeit des Weibes, ſeine ſinnige Betrachtung der Außendinge laſſen es als beſonders befähigt zur Reproduktion erſcheinen, und ſeine Geduld und Ausdauer ſollten doch wohl im Stande ſein, die techniſchen Schwierigkeiten zu überwinden. Das iſt ja das Schöne an den bildenden Künſten, daß jede erklommene Stufe zugleich durch erfreuliche Denkmale bleibender Art bezeichnet wird. Die Frage, ob Frauen befähigt ſind, die höchſte Staffel der Kunſt nach dieſer Richtung hin zu erreichen, ſcheint uns eine recht überflüſſige; ſind doch ſchon in den Vorhallen des Tempels der edleren Genüſſe ſo viele bereitet, daß ſie hinreichen, ſo manches ſtille Leben zu ſchmücken, ja ganz zu erfüllen.

In dieſem Sinne wurde hier vor etwa zwei Jahren unter den Auſpicien des verewigten Präſidenten Lette ein Verein von Künſtlerinnen und Kunſtfreundinnen geſtiftet, deſſen Ziele ſowohl die geiſtige Förderung, als die materielle Unterſtützung der Mitglieder untereinander ſind; erſtere wird erſtrebt durch geſellige Zuſammenkünfte, Beſprechungen und belehrende Vorträge, letztere hauptſächlich durch eine vom Verein gegründete Unterſtützungskaſſe. Zum Beſten dieſer letzteren veranſtaltet der Verein alle zwei Jahre eine Ausſtellung von Arbeiten ſeiner Mitglieder, verbunden mit einer Verloſung. Für dieſes Jahr hat Se. Maj. der König die ſchönen Räume der früheren Cornelius'ſchen Ateliers dem Vereine zu dieſem Zwecke bewilligt, und ein Gang durch dieſelben wird dem Beſucher vieles recht Erfreuliche zeigen, ſei es auf dem Gebiete eigner Kompoſition in Oel und Aquarell-Malerei, ſei es in Copien berühmter Meiſterwerke oder in jenen zierlichen Arbeiten der Kunſt-Induſtrie, denen eine echt künſtleriſche Ausſchmückung einen höheren Reiz und Werth verleiht. Ganz beſonders hervorzuheben aber ſind die Studien, die aus der vom Verein erſt ſeit einem Jahre gegründeten Zeichenſchule hervorgegangen ſind, und die außerordentlich günſtiges Zeugniß für die Tüchtigkeit der Lehrkräfte, wie für den Fleiß der Schülerinnen ablegen.

Kein ganz glücklicher Gedanke ſcheint es uns zu ſein, daß neben den erwähnten Arbeiten, gewiſſermaßen als Schmuck des Ganzen, Werke anerkannter lebender Künſtler mit ausgeſtellt wurden, die weiter keine Beziehung zum Vereine haben. Es wird dadurch ein Vergleich provocirt, der den Arbeiten der Künſtlerinnen, ſo achtungswerth ſie auch an ſich ſein mögen, nicht vortheilhaft iſt, es auch kaum ſein kann, wenn man die immenſen Vortheile bedenkt, deren ſich bisher noch die Maler vor den Malerinnen erfreuten. — Dem ganzen Unternehmen kann man nur das allerbeſte Gedeihen von Herzen wünſchen. M. St.

Böhmen.

Deutſche Briefe aus Prag.

Prag und die Deutſchen in Böhmen.

Seit meinem erſten Briefe haben ſich für uns Prager Deutſche die Dinge nicht im Geringſten gebeſſert. Es nimmt den Anſchein, als ob die Deutſchböhmen ſelbſt nunmehr nicht mehr auf Prag als den Mittelpunkt ihres Stammes in politiſchen Dingen ſehen, ſondern ſie ſtreben nach einem andern politiſchen Vorort, gelangen aber bald zu mehreren und gerathen ſomit in die gefährlichſte

Digitized by Google

Zerſplitterung. Und doch können und dürfen die Prager die Führerſchaft nicht aufgeben, nicht blos ihrer eigenen Exiſtenz wegen, ſondern auch im Intereſſe des Stammes ſelbſt. Da gilt es aber bald, jenes Centralorgan zu ſchaffen, das die Geſammtleitung des Stammes energiſch in die Hand nimmt und durch unermüdliche Thätigkeit noch rettet, was zu retten iſt. Wie weit ſind wir wieder ſeit einem halben Jahre zurückgeworfen worden! Während die Tſchechen ihre nationale Agitation namentlich durch die „Tabors" und den wachgerufenen Hus-Cultus auf fortwährend gleicher Höhe erhalten, während die tſchechiſchen Publiciſten in täglich ſich ſteigernden Wuthausbrüchen die Maſſe zum Fanatismus gegen das Deutſchthum aufſtacheln, haben die Prager Deutſchen noch immer keine Anſtalten zur kräftigen Gegenwehr getroffen. Im Gegentheil! In wahrhaft beklagenswerthem Leichtſinne opfern ſie ſogar Vortheile, deren Behauptung nicht die geringſte Kraftanſtrengung gekoſtet hätte. Als vor einigen Monaten die Regierung die Schwurgerichte für Preßangelegenheiten einführte, beſtand die Kommiſſion, welche die Hauptliſten für die Geſchworenen anzufertigen hatte, zur Hälfte aus Deutſchen, zur Hälfte aus Tſchechen. Es wäre ganz natürlich geweſen, daß in demſelben Verhältniſſe auch die Hauptliſten ihre Abfaſſung gefunden hätten. Allein die kecken, trotzigen Tſchechen wußten es durchzuſetzen, daß von ihrer Nationalität zwei Drittel, von den Deutſchen aber nur ein Drittel aufgenommen wurden. Die ſchwachmüthigen deutſchen Kommiſſions-Mitglieder gaben in ihrer feigen Mattherzigkeit der Drohung der Tſchechen nach, die Schwurgerichte gar nicht zu Stande kommen zu laſſen, wenn man ihnen nicht jenes Verhältniß gewähre. Und was iſt die Folge? Schon hört man allſeitig die Deutſchen jammern: Lieber gar keine Schwurgerichte als ſolche! Der tſchechiſche Journaliſt iſt eben kugel- und ſtichfeſt geworden. Gemein und frech war er ſchon früher. Jetzt aber kann er das Geſetz mit Füßen treten, er kann das Heiligſte mit Hohn überſchütten, er kann verleumden, proſcribiren, rauben, plündern, ehrabſchneiden, wenn es nur auf Koſten der Deutſchen oder der Regierung geſchieht. Das Schwurgericht, beſtehend aus lauter nationalen Brüdern, denn die Paar etwa ausgeloſten Deutſchen werden lächelnd zurückgewieſen — ſpricht den Mann, und wäre er für den Galgen reif, einfach frei. Die deutſche Journaliſtik aber, an ſich nicht gerade übermäßig böſe, muß in nationalen Dingen immer ſanftere Töne anſtimmen, ſonſt kommt das Schwurgericht und richtet.

Der nationale ſakroſankte Publikus verſteht es denn auch ſeine Immunität in der vollendetſten Weiſe zu benützen. Das zeigte ſich insbeſondere bei Gelegenheit der Landtagswahlen im verfloſſenen September. Die tſchechiſchen Abgeordneten, welche in der letzten Seſſion den Landtag nicht beſucht hatten, waren ihres Mandats verluſtig erklärt worden und die Regierung ordnete Neuwahlen an. Eine wüthige Agitation der Tſchechen begann, der unerhörteſte Terrorismus von Seite der nationalen Zeitungen wurde ausgeübt. Man war allſeitig auf den Ausfall der Wahlen geſpannt. Denn auch die Regierung ſtrengte ſich etwas an, und ſogar das Prager „deutſche Wahlcomité" entwickelte, freilich erſt in der letzten Stunde, eine gewiſſe Rührigkeit. Was geſchah? All' überall, auf der ganzen Linie ſiegten die Tſchechen; ſie ſiegten ſogar an ſolchen Punkten, wo die deutſchen Wähler zweifellos die Majorität haben, wie auf der Altſtadt in Prag, auf dem Smichow und in Schüttenhofen. Allerdings herrſchte nunmehr große Beſtürzung im deutſchen Lager, aber das war ja Alles vorauszuſehen! So lange die Deutſchen nicht an die Stelle des aus zufälligen Elementen zuſammengeſetzten Wahlcomité einen kräftigen Nationalausſchuß, der auch einflußreiche Perſönlichkeiten vom Lande aufnimmt, ſetzen, ſo lange ſie nicht einen nationalen Fond gründen und eine ſtramme Partei-Diſciplin mit dem Aufgebote aller Mittel bilden, ſo lange werden ſie immer und immer wieder geſchlagen werden. Dieſer Tage iſt von der Regierung ein „Verfaſſungs-Verein der Deutſchen in Böhmen" beſtätigt worden. Sehr ſpät kommt dieſer politiſche Verein in Prag, und es iſt die Frage, ob er im Stande ſein wird, das ſo lange Verſäumte nachzuholen. Es wäre nur zu wünſchen, daß dieſer Verein mit aller Energie jene Aufgabe in die Hand nähme, welche wir oben einem „Nationalausſchuß" zugewieſen haben wollten.

Wenn gegenwärtig einige Wiener Blätter, inſpirirt von gewiſſen hochſtehenden Perſönlichkeiten, die Indolenz der Deutſchböhmen, namentlich aber der Prager Deutſchen mit ſcharfen Worten tadeln, ſo haben ſie theilweiſe recht, doch vollſtändig thöricht iſt das läppiſche Gerede dieſer Wiener Journale von einem ſogenannten Ausgleiche mit den Tſchechen. In Einem Punkt herrſcht bei den Deutſch-Böhmen vollkommene Einheit. Die Verfaſſung, die in der That ſehr freiſinnig iſt, darf nicht wieder geſtürzt werden zu Gunſten der föderaliſtiſchen Pläne der Tſchechen. Dagegen ſtemmen ſich die Deutſchböhmen mit aller Gewalt, die politiſchen Vereine des Landes faßten diesbezügliche Reſolutionen, und der Landtag (auf dem die Tſchechen wiederum nicht erſchienen waren) votirte einſtimmig eine Adreſſe an den Kaiſer, in welcher das Feſthalten an der Verfaſſung als die einzige Rettung des Staates hingeſtellt wurde. Ja, der Berichterſtatter, einer der einflußreichſten deutſchböhmiſchen Abgeordneten, ein höchſt gemäßigter und ſeine Worte wohl erwägender Mann, machte mit bedenklichem Geſichte, allerdings aber auch mit einigen Verklauſulirungen auf die Gefahr aufmerkſam, in welche die Deutſchböhmen bei föderaliſtiſcher Geſtaltung des Reiches gelangen würden, eine Gefahr, die hinreichend groß wäre, um in dem Stamm die Sehnſucht nach der Wiedervereinigung mit Geſammtdeutſchland immer mehr zu erwecken. — Ueber unſere literariſchen Verhältniſſe nächſtens. Ev.

Wünſche und Zielpunkte der Tſchechen.

Durch die in Nr. 45 des „Magazin" angezogene Mittheilung der Corresp., Tchèque, wonach die „Narodny Listy" nicht ſowohl die Hegemonie des Slaventhums in Böhmen, als die *Autonomie* und die Gleichberechtigung der Nationalitäten anſtreben, könnten die norddeutſchen Leſer zu dem Glauben verleitet werden, daß die Tſchechen eine Umkehr vollzogen, daß ſie auf dem Wege der Selbſterkenntniß wirklich eine Beſſerung in ihrem Betragen gegen die Deutſchen eintreten ließen. Die Folge eines ſolchen Irrglaubens, ließen wir die Leſer dabei, wäre eben gerade die Wirkung, welche die Tſchechen mit dieſer ihrer neueſten Taktik beabſichtigen, nämlich die deutſchen Landsleute zu Hauſe einzulullen und die Wachſamkeit der Stammesbrüder in Deutſchland zu täuſchen. Die Redaktion hat zwar gleich in der gedachten Nummer des „Magazin" einige Zweifel gegen die Durchführbarkeit der neueſten tſchechiſchen Einfälle erhoben; die Wahrheit gebietet uns aber, dieſe tſchechiſchen Vorwände näher zu beleuchten und ihnen den gleißneriſchen Prunk zu entziehen.

Was ſoll es zuvörderſt heißen, daß die Tſchechen jetzt nur die „*Autonomie*" ihrer Nationalität wollen? Hat man dieſelbe je von deutſcher Seite angefochten? und beſitzen ſie ſie nicht im Uebermaße und faſt uneingeſchränkt? Die Verfaſſung

Digitized by Google

vom 21. Dezember 1867 gewährleiſtet jedem Kroulande die ihm gebührende Berechtigung in Bezug auf Landesſprache und Volksunterricht, und ſie geſtattet jeder Nationalität den freieſten Spielraum zur Entfaltung ihrer Hilfsmittel. Die tſchechiſchen Profeſſoren dociren an der Prager, an der älteſten deutſchen Univerſität in tſchechiſcher Sprache; in Prag und auf dem Lande beſtehen zahlreiche tſchechiſche Schulen, in denen nur tſchechiſche Lehrer ausſchließlich tſchechiſche Gegenſtände vortragen; wieder in der Hauptſtadt und auf dem Lande iſt eine tſchechiſche Preſſe in vielen Organen und in Tauſenden von Exemplaren zur Bearbeitung und zur Bekehrung des eigenen und des „fremden“ Volkes thätig; im Landtage wird in beiden Landesſprachen verhandelt und die Stellvertreter der Regierung ſprechen, wie die Abgeordneten ſelbſt, abwechſelnd in deutſcher und in tſchechiſcher Sprache; die Juſtiz- und Verwaltungsbeamten müſſen nach der ansdrücklichen Vorſchrift beider Landesſprachen mächtig ſein und haben im Gerichtsſaale, wie im Verwaltungs-Büreau nur in tſchechiſcher Sprache zu amtiren, ſobald die Partei nur dieſe Sprache kann oder ſich ihrer nur bedienen will; die Geſetze, amtlichen Protokolle und Erlaſſe der Regierung werden in beiden Sprachen kundgemacht und ausgetheilt; die ſtädtiſchen Behörden, der Gemeinderath und der Magiſtrat verhandeln und debattiren tſchechiſch in Prag und wo die Mehrzahl für tſchechiſch gilt, oder ſobald es ihnen ſo beliebt; außerdem herrſcht im Verkehr die unbedingteſte Sprachfreiheit, und es kann Jeder in Prag und auf dem Lande ſeine Geſchäftsbücher, Rechnungen, Briefe, Wechſel, Geſuche, Aufſchriften oder dergleichen amtsgiltig in tſchechiſcher oder deutſcher Sprache führen.

Das ſind die Freiheiten der Tſchechen und das ſind deren Gerechtſame nach dem ausdrücklichen Wortlaut der Verfaſſung und der Regierungs-Verordnungen.

Nun frage ich jeden ehrlichen Menſchen: iſt das nicht genug Autonomie und Selbſtändigkeit? Iſt irgendwo auf Gottes weiter Erde, wo gemiſchte Nationalitäten neben einander wohnen, iſt in England, in Frankreich, in Preußen und in Rußland, iſt ſelbſt in Amerika eine größere Freiheit fur eine uncultivirte Nationalität vorhanden? Oder was hätte die jetzige öſterreichiſche Regierung für die Tſchechen noch thun ſollen, das ſie nicht gethan hat? — Ah, ſie hätte richtig noch etwas thun können, was ſie allerdings nicht gethan hat: ſie hätte die Deutſchen unterdrücken und ſie in die Gewalt der Tſchechen geben können. Und da ſind wir nun an dem Punkte angelangt, um den ſich der ganze Lärm und das wüſte Geſchrei der Tſchechen dreht, an dem Punkte, der für uns eine Lebensfrage und für die Gegner eine Machtfrage geworden iſt. Die Tſchechen wollen herrſchen, diktiren und nationaliſiren: das iſt das Puctum saliens.

Im Bewußtſein, daß ſie nur ein Ueberbleibſel einer ehemals das Land repräſentirenden Nation ſind, wohl einſehend, daß ſie heute nur gering an Zahl und gegen die Deutſchen im Kaiſerſtaate an Bildung, Intelligenz, Arbeitskraft und Betriebſamkeit weit zurückſtehen, und weiter erwägend, daß ſie, ſo wie ſie ſind, jetzt keinen Staat bilden und ihre etwa uſurpirte Herrſchaft auf die Dauer nicht behaupten könnten: trachten dieſe böhmiſchen Wenzelskinder danach, ihre Sprache und ihre Nationalität auszudehnen, ſtreben ſie vor Allem dahin, Leute anzuziehen und im Proſelytenmachen ſich zu vermehren, und legen ſie es endlich darauf an, das großböhmiſche Reich herbeizuführen und die Deutſchen in's caudiniſche Joch zu zwingen. Zu dem Behufe werden alte Scharteken und vergilbte Pergamentrollen hervorgeſucht, wird die Geſchichte gefälſcht und der Zeiger am Zifferblatt der Zeit zurückgeſchraubt, werden ſchließlich auch die rechtskräftig vollbrachten Thatſachen weggeleugnet und die von den Tſchechen ſelbſt mitberathenen und angenommenen Verfaſſungen — wie ſie dies durch ihre Theilnahme am Kremſierer Reichstage und durch ihr wiederholtes Erſcheinen im Wiener Reichsrathe nach dem Februar-Patent von 1861 hinlänglich bewieſen und erhärtet haben — rundweg als ungiltig erklärt. Man citirt das Staatsrecht von 1627 und ignorirt das Staatsrecht von Heute, welches auch ein geſchichtlich Gewordenes iſt nnd eine zweihundertjährige Vergangenheit hinter ſich hat, und man ſtellt ſich blind gegen die naturgemäßen Umgeſtaltungen und Veränderungen, denen die Staaten ebenſo gut, wie die anderen organiſchen Gebilde unterworfen ſind.

Solchergeſtalt iſt der Kampf der Tſchechen gegen die Deutſchen ein Krieg um die Uebermacht, ein Krieg des Umſturzes gegen die beſtehende und durch alles Recht geheiligte Ordnung, ein Krieg der rohen Gewalt gegen die humane Geſittung, der Barbarei gegen die Civiliſation, ein Vernichtungskampf, wie er nur von einer urwüchſigen wilden Race gegen gebildete Mitbürger geführt werden kann. Man glaube ja nicht, daß wir hier zu ſtark auftragen. Vor anderthalb Jahren hat der tſchechiſche Pöbel — und bei den Tſchechen iſt leider Alles Pöbel — die deutſchen Abgeordneten des böhmiſchen Landtags auf öffentlicher Straße inſultirt; er hat ſie verhindert, ihre friedliche, civile und dem Lande wohlthuende Aufgabe im Landtag zu erfüllen, und er hat das Landtags-Gebände ſelbſt ſo umlagert und mit einem ſolchen Höllenlärm auf dem Platze umtobt, daß eine Berathnng gar nicht möglich war und die Sitzungen unterbrochen werden mußten. Heuer, vor vier Monaten, haben dieſelben tſchechiſchen Helden auf allen Wegen und Stegen, in Wirthshäuſern und auf öffentlichen Plätzen, in Vereinen und in ihren Zeitungen den ſchrecklichſten Terrorismus entwickelt, nm bei der Wahl in den Landtag die Männer ihrer Partei, die nachmaligen „Declaranten“ als Abgeordnete durchzubringen, und den Juden hat man in zugeſendeten Briefen geradezu mit dem „Todtſchlagen“ gedroht, wofern ſie verfaſſungstreu ſtimmen und deutſche Abgeordnete wählen ſollten. Im Frühjahr 1866 hat wieder dieſer liebe tſchechiſche Pöbel die jüdiſchen Häuſer auf dem Lande geplündert, ausgeraubt und die Bewohner mißhandelt, weil man die Juden als deutſchgeſinnte Verräther verſchrie und ſie wegen ihrer Sympathie mit den Deutſchen ſtrafen wollte.

Das ſind nur einige Proben von den tſchechiſchen Heldenthaten. Haben wir da zu viel geſagt, wenn wir von der rohen Gewalt der wilden Racen gegen die gebildeten Mitbürger geſprochen haben? Und wenn die Tſchechen nach Moskau pilgern, wenn ſie dort Toaſte auf die allgemeine Verbrüderung der Slaven, auf die Vernichtung ihrer dentſchen Feinde ausbringen, wenn ſie zu Hauſe offen den Panſlavismus predigen, die ruſſiſche Sprache als diplomatiſche Schrift- und Verkehrsſprache annehmen und die ruſſiſche Weltherrſchaft als ihr berechtigtes Strebeziel proklamiren: iſt das nicht ein Kampf der Barbarei gegen die Civiliſation?

Mögen die Brüder in Deutſchland in der Theilnahme und in der Unterſtützung der Deutſchböhmen nicht nachlaſſen! Die Deutſchen haben in Oeſterreich gegenüber den Anmaßungen der Magyaren, der Polen, der Slovenen, der Italiener und anderer aufgeblähten Nationsfröſche überhaupt einen ſchweren Stand; aber die in Böhmen ſtehen in beſonderer Bedrängniß, denn zu den Anmaßungen der anderen Nationalitäten kommt hier noch die Rohheit und die Frechheit der Tſchechen. Ihre

Digitized by Google

neueſte Parole, daß ſie nur die Autonomie in Landesangelegenheiten wollen, iſt eitel Wind und Fuchſerei, denn ſie beſitzen, wie oben gezeigt, mehr als die Autonomie erfordert und das Staatswohl zugeben darf. Von einer Gleichberechtigung kann heute nicht die Rede ſein, denn obwohl die Deutſchen nominell am Ruder und ihren Miniſtern in der Oberhand ſind, haben die Tſchechen faktiſch alle Gewalt in Böhmen in Händen, ſind da die meiſten Aemter bis hoch hinauf in die Statthalterei von den Tſchechen beſetzt, huldigt die Kleriſei vom Erzbiſchof (Schwarzenberg) bis herab zum Dorfkaplan den nationalen Dalai-Lama's (Palazky, Rieger ꝛc.) und ihrer politiſchen Weisheit, und betheilt der Unterricht vom Dorfſchullehrer bis hinauf zum Univerſitäts-Profeſſor, Kind und Mann mit dem tſchechiſchen Lippen- und Zungenkrampf. Das geht ſo weit, daß der Pilſener Stadtrath jüngſt eine deutſche Schule in der deutſchen Stadt Pilſen eigenmächtig aufhob! daß ein Prager Telegraphen-Beamter am Sitze der Gubernial-Regierung die für die deutſchen Blätter in Wien beſtimmten und bezahlten Depeſchen heimlich den tſchechiſchen Zeitungen zur gleichzeitigen Veröffentlichung zuſteckte!!

Wo ſolche Dinge paſſiren, da kann man nicht mehr von gegenſeitiger Achtung und von der friedlichen Verſtändigung der Nationalitäten ſprechen. Faſeln die Tſchechen gar von Anerkennung ihrer Rechte und jammern ſie über „Unterdrückung", ſo iſt das eine offenbare Verhöhnung ihrer fortwährend beunruhigten und mißhandelten deutſchen Landsleute. An den Deutſchen wäre es, die Gleichberechtigung von den Tſchechen zu fordern, und ſo lange die Tſchechen die erſte Regel der Bildung — ſeinen Nebenmenſchen in Ruhe zu laſſen — nicht kennen oder nicht befolgen, ſo lange können die Deutſchen mit ihnen kein Bündniß ſchließen, geſchweige denn noch weitere Zugeſtändniſſe machen, ſondern müſſen fort für ihre Exiſtenz und für ihre Sicherheit kämpfen, und ſie verdienen hierin die Ermunterung der deutſchen Brüder alleſammt.

Ungarn.

Der Nothſchrei aus Siebenbürgen.

So unglaublich die Nachricht in Nr. 45 des „Magazin" klingen mag, daß die magyariſche Regierung durch ſyſtematiſches Zugrundegehenlaſſen der „Reichsſtraßen" des ſüdlichen Siebenbürgens den materiellen Ruin der ſiebenbürgiſchen Sachſen herbeiführe, ſo iſt dies doch leider eine unwiderlegbare Thatſache. Mit dem Erlaß des Miniſteriums für Communicationen vom 14. September d. J. wurde verordnet, daß vom 1. Januar 1870 an die bisher geleiſtete Staatsunterſtützung für den Straßenzug von Schaeßburg nach Kronſtadt und den von Weſten (einem unweit Hermanſtadt gelegenen Dorf) an den Rothenthurmpaß aufzuhören habe.

Wer nun nur einigermaßen mit den ſocialen und namentlich den gewerblichen Verhältniſſen der ſiebenbürgiſchen Sachſen bekannt iſt, weiß, daß mit der Verödung dieſer Straßen der wirthſchaftliche Ruin derſelben Hand in Hand geht. Im Süden des Landes, da, wo an den Abhängen der ſüdlichen Karpathenkette der größte Theil der deutſchen Anſiedler ſich gelagert und wo die engen Gebirgspäſſe den Weg in die ſüdlich und öſtlich gelegenen Nachbarländer, die Moldau und Wallachei, offen laſſen, hat der Handel von jeher ſeine Straße gehabt. Dieſe iſt, ehe noch die Portugieſen den neuen Handelsweg entdeckt hatten, der ſächſiſche Kaufmann gezogen, um die Erzeugniſſe des heimiſchen Gewerbfleißes und der weſteuropäiſchen Märkte — namentlich waren es Venedig und die Meſſen von Wien, Prag und Leipzig, die er regelmäßig beſuchte — im fernen Orient abzuſetzen. Es war dies zur Zeit, wo er ſelbſt bis nach Aegypten fuhr, wo in ſeinen Städten 24 Gewerbe blühten, mehr als gleichzeitig in Deutſchland, wo Aerzte aus Paris, Gelehrte aus Deutſchland für theures Geld berufen wurden und der Reichthum der ſächſiſchen Bürger ſich mit dem ihrer vlamiſchen Brüder in Gent und Brüſſel meſſen konnte.

Freilich — die Zeiten ſind längſt vorüber: die Türkenkriege und die Raubluſt des magyariſchen Adels goſſen in anderthalbjahrhundertlanger Folge ein namenloſes Elend über die ſächſiſchen Gaue aus, dem ſelbſt der Jammer des dreißigjährigen Krieges weit nachſteht. Namentlich das 17. Jahrhundert war für ſie ein Meer von Blut und Thränen. Unter der Herrſchaft Oeſterreichs kehrten zwar der äußere Friede und die ſtaatliche Ordnung wieder zurück, aber inzwiſchen hatte der Handel nach Oſtindien neue Bahnen eingeſchlagen — an einen großen Aufſchwung, an die Erreichung der früheren Blüthe des beinahe zu Tode getroffenen Sachſenvolkes war daher nicht mehr zu denken. Wohl haben Fleiß und Sparſamkeit ſeither einen mäßigen Wohlſtand unter ihm geſchaffen, aber auch dieſer erfuhr in den letzten Jahrzehnden keinen Zuwachs, ſondern wurde höchſtens vom Vater auf den Sohn vererbt. Die Urſache dieſes Stillſtandes lag in der Mangelhaftigkeit der Communicationsmittel Siebenbürgens; die Straßen waren bahnlos, ja bei anhaltend ſchlechtem Wetter abſolut unfahrbar. Dagegen drängte die ausländiſche Induſtrie durch die großartigen Communicationsmittel der Neuzeit, namentlich ſeit dem Beginn der Donaudampfſchifffahrt, die ſächſiſchen Waaren auf ein enger begränztes Abſatzgebiet zurück, und ſo kam es, daß man in Bukareſt die Waaren aus Wien billiger und raſcher bezog, als aus dem nahen Kronſtadt.

Endlich wurde, einem lang erkannten allgemeinen Bedürfniſſe entſprungen, auf vieljähriges Anſtreben des Landes, der Straßenzug von Schaeßburg nach Kronſtadt von den Gemeinden und dem Staate gemeinſam in Angriff und vom letzteren in ſeine ausſchließliche Pflege genommen. Er war beſtimmt, den Norden und das Herz des Landes, die mais- und weinreichen Kokel-Thäler mit einem ſicheren und ſtrebſamen Emporium zu verbinden und einen ſchwunghaften Handel von Rohprodukten und Kunſterzeugniſſen zu vermitteln. Durch den Puls dieſer noch kaum in allen ihren Theilen vollendeten Reichsſtraße ſtrömte erſt wieder einiges Leben in die induſtriellen Verkehrsverhältniſſe der mittleren ſächſiſchen Städte, namentlich Schaeßburgs, der viertgrößten Stadt im Lande. Kronſtadt bildete den Abſatzort für die Produkte ihres Gewerbsfleißes, von dem Hanf angefangen, den der Bauer producirt, bis zu den verſchiedenſten Erzeugniſſen der Gewerbe, welche von dort aus ihren Weg in die Wallachei nehmen, aus welcher wieder eine namhafte Zahl der ſächſiſchen Gewerbtreibenden (Rothgerber, Tuch- und Hutmacher u. a. m.) ausſchließlich ihre Rohprodukte bezieht.

Von gleicher Wichtigkeit iſt die Straße von Weſten an den Rothenthurmpaß. Dieſe ſeit unvordenklicher Zeit den Altfluß entlang befahrene Straße iſt, ſeitdem vor anderthalb Jahrhunderten (unter Kaiſer Karl VI.) kaiſerliche Genietruppen die via Carolina eröffnet haben, die allgemeine, wichtige und belebte Straße nach Konſtantinopel geweſen. Sie hat allerdings ſeit

Digitized by Google

Beginn der Donaudampfſchifffahrt weſentlich gelitten, und ſeit dreißig Jahren nehmen die Couriere, die Reiſenden und zahlreichen Caravanen von Handelsgütern theilweiſe eine andere Richtung: allein auch jetzt noch, zumal im Winter, wenn die Schifffahrt ſchläft, — iſt ſie die einzige directe, ſtets brauchbare Verbindung zu Land von Weſteuropa nach Bukareſt, Ruſtſchuk, Varna, Conſtantinopel, für Siebenbürgen aber der einzige ohne Bergrücken zu überſteigende, dem Lauf des Fluſſes in die Donau-Ebene folgende Weg, für den Süden des Landes endlich die einzige den noch aufrecht gebliebenen Handel mit der bevölkerten an Naturprodukten ſo reichen kleinen Wallachei vermittelnde Communication.

Man ſchneide nun die Adern des in erfreulichem Aufſchwunge begriffenen Handels ab, und man wird ſich das Bild von dem hereinbrechenden Elend mit nicht allzu düſteren Farben malen können. So beziehen — um nur ein Beiſpiel anzuführen — die ſächſiſchen Tuchmacher auf dieſen Straßen die rumäniſche Wolle und ſetzen die daraus gefertigten, ſtark geſuchten Erzeugniſſe wieder in der Wallachei ab. Ganze Orte, namentlich das gewerbſleißige Heltau, beſtehen aus ſolchen Tuchwebern, die ihren Unterhalt ausſchließlich aus ihrem Gewerbe ziehen. Hunderte von Meiſtern würden durch die eintretende Verkehrsſtockung an den Bettelſtab gebracht werden, und wer ſich etwa von dem verfallenden Handwerke auf den Boden der Landwirthſchaft retten wollte, fände dort in dem unausrottbaren Uebel der Plünderung des Grundbeſitzes durch den Weidegang und der in ſeinem Gefolge einherſchreitenden Unſicherheit des Feldeigenthums ſeinen um ſo ſichereren, wirthſchaftlichen Ruin. Aehnlich würde es den Riemern, Seilern und anderen Handwerkern ergehen, die faſt ausſchließlich von der Ausfuhr leben, und das allgemeine Reſultat wäre: das bürgerarme Ungarn hätte aus einem Bürgervolk einen Haufen Proletarier, aus Staat erhaltenden, Staaten gefährdende Elemente geſchaffen. Fragt man nach dem Grunde dieſer Regierungsmaßregel, ſo findet man keine Antwort; eine Erklärung iſt ſo unglaublich, wie die andere.

Unmöglich können die magyariſchen Staatsmänner ſo unverſtändige Nationalökonomen ſein, als daß ſie aus „Erſparungs-Rückſichten" die Quelle, aus welcher viele Tauſende fleißiger Unterthanen und guter Steuerzahler ihren Erwerb d. h. ihren Unterhalt und die Steuer ſchöpfen, zuſchütten wollen! Weiß doch jedermann, daß die Steuer-Ausfälle die Erhaltungskoſten der Straßen weit überſteigen würden. Nein, unmöglich! ein ſolcher Unverſtand machte ſich des Regimentes unwürdig, ja dieſes letztere ſie zu Verbrechern am Lande. Noch weniger kann man die Erklärung gelten laſſen, daß die magyariſche Regierung aus nationaler Mißgunſt die Sachſen verderben wolle, denn dieſe Annahme würde einen Abgrund ſittlicher Verworfenheit öffnen, die man bei einer Regierung im 19. Jahrhundert nimmermehr ſuchen darf. Wohl ſind die Sachſen unter das Joch eines harten Sprachengeſetzes gebeugt worden, wohl fährt der fanatiſche Racengeiſt, der es geſchaffen, noch fort, ſeine ungeſunden Blüthen zu treiben, wohl haben einige im Haß gegen das Sachſenvolk ergraute Männer vernichtend Schlag auf Schlag gegen ſeine Municipal-Verfaſſung, ſein gutes altes Recht, geführt — aber einen Theil der eigenen Staatsangehörigen vernichten, dadurch, daß man ihn auf Hungerkoſt ſetzt — ein ſolcher Fanatismus würde die Bosheit eines Philipp II, die Grauſamkeit eines Murawieff und die Zerſtörungswuth aller Tſchingis-Chane in den dunkeln Hintergrund ſtellen.

Vergebens ſucht man nach einer anderen annehmbaren Erklärung des miniſteriellen Actes. Allenthalben regt ſich die ſchwer bedrohte Bevölkerung, von allen Seiten laufen Petitionen bei der Regierung gegen ihre Verordnung ein, und es iſt zu wünſchen, daß dieſe bald mit der Zurücknahme derſelben antworte, und durch den Beweis, daß ihr die ſächſiſche Nation, dieſes, die Staatsziele gerne fördernde Glied des neuen ungariſchen conſtitutionellen und Rechtsſtaats, nicht gleichgiltig ſei, jedes weitere Forſchen nach einem Grunde jener unſeligen Maßregel, beziehungsweiſe die Entſcheidung für eine der oben zurückgewieſenen Möglichkeiten abſchneide.

Gewiß ſteht auch Deutſchland nicht gleichgiltig dieſem Vorgange zu; dafür bürgen nicht nur die Sympathien des Blutes, die zum Troſt dieſes treuen, vom Mutterlande lang als Stiefkind behandelten Stammes wieder lebendig geworden ſind, ſondern dafür bürgt auch das Intereſſe Norddeutſchlands, welches einer Etappe für ſeinen künftigen Orienthandel nicht wohl entrathen kann. Und die kann es an dem abendländiſch gebildeten Stamme im culturarmen Oſt-Europa finden. Durch die Suezſtraße leben die alten Handelswege wieder auf, und der Fleiß, die Sparſamkeit und der erwachende Unternehmungsgeiſt der Sachſen laſſen es als keine überſchwängliche Hoffnung erſcheinen, daß für ſie die ſchönen Tage unter Ludwig, dem großen Ungarnkönig, die Blüthezeit des ſächſiſchen Handels, wiederkehren werden. Gewiß! das Sachſenvolk iſt kein welkes Reis, das, losgetrennt vom Mutterſtocke, im fremden Boden ſeine Kraft erſchöpft hätte; noch immer iſt es ein lebensfähiges, das eine blühende Zukunft in ſich birgt.

Schweiz.

Die Prinzipien des deutſchen Proteſtantenvereins in der Schweiz.

Zur Ergänzung der Darſtellungen der religiöſen und kirchlichen Bewegungen in der Schweiz in Nr. 11 und 14 dieſer Blätter erlaube ich mir, Sie auf eine literariſche Erſcheinung aufmerkſam zu machen, welche zwar, im Gegenſatz gegen den Rationalismus eines Buiſſon und Genoſſen, vom poſitiv chriſtlichen, nicht aber vom orthodoxen oder dogmatiſch-rechtgläubigen Standpunkte ausgehend, eine Erneuerung des religiös-kirchlichen Bewußtſeins und Lebens dadurch anſtrebt, daß einerſeits die Trennung von Kirche und Staat, andererſeits aber eine echt liberale Annäherung der Chriſten aus Ueberzeugung an die der Religion Entfremdeten gegenüber der bisherigen Abſchließung empfohlen wird. Sie werden darin manche Anknüpfungspunkte an die Lehren des deutſchen Proteſtantenvereins finden.

In ſeinem Eſſay über das „liberale Chriſtenthum" des Prof Buiſſon*) erblickt nämlich Herr Tallichet, nebenbei geſagt ein Laie in der Theologie aber ein tüchtiger Kenner der Geſchichte, die Haupturſache des Verfalls des chriſtlichen Lebens und der verſchiedenen Kirchen überhaupt in der ſchon von der Reformation her datirenden unvollſtändigen Durchführung des Princips der chriſtlichen Freiheit in dem Verhältniß der Kirche zum Staate, in dem der theologiſchen zu den andern Wiſſenſchaften und in demjenigen der Geiſtlichkeit zu den übrigen Mitgliedern der Kirche.

Im Verlaufe der neueren und neueſten Zeit haben die aus dieſen Verhältniſſen ſich ergebenden Uebelſtände in Folge der

*) Revue Suisse 1869, Juillet, Août: „La Christianisme libéral" par Ed. Tallichet.

Digitized by Google

fortſchreitenden allgemeinen Bildung und des allgemeinen Strebens nach Freiheit in jeder Richtung ſich gegenüber dem Stillſtande des religiös-kirchlichen Bewußtſeins immer deutlicher dargeſtellt, und es iſt ſchließlich ſo weit gekommen, daß gerade die liberalen Parteien des ſtaatlichen und ſocialen Lebens in den verſchiedenen Kirchen ihre principiellen Gegner erblicken zu müſſen glaubten — ein Verhältniß, das auf den erſten Blick als im grellſten Widerſpruch mit den Grundanſchauungen des Chriſtenthums und ſomit als eine große Blöße derjenigen erſcheinen muß, welche ſich für die beſonderen Träger des chriſtlichen Bewußtſeins und Lebens halten und ausgeben.

Man erſieht ſchon hieraus, daß der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand mit freieſtem Geiſte erfaßt, indem ſeine Anſicht die beiden größten Gegenſätze unſeres Zeitbewußtſeins, das poſitive Chriſtenthum und die weitgehendſten Beſtrebungen der ſogen. „Welt" in der großen Syntheſe der Idee der Freiheit zuſammenfaßt und zu verſöhnen ſucht. Es wird Ihre Leſer intereſſiren, das Nähere zu erfahren, wie er ſeine Anſicht einerſeits begründet, andererſeits zu deren praktiſcher Verwirklichung Vorſchläge macht.

In erſterer Beziehung giebt er zunächſt einen hiſtoriſchen Ueberblick über die Folgen der ſeit der Reformation entſtandenen Staatskirchen. Die geſchichtliche Nothwendigkeit der letzteren zwar zugebend, da die Kirchen ohne Unterſtützung der weltlichen Macht von der damals übermächtigen, mit dem Staate verbundenen katholiſchen Kirche ſonſt bald, wie in Spanien, Italien, Frankreich unterdrückt worden wären, weiſt der Verf. nach, daß doch durch dieſe Verbindung der Kirche mit dem Staate der Geiſt der Freiheit aus den Kirchen wich, daß an die Stelle der Autorität der Schrift diejenige der Geiſtlichkeit, an die Stelle des Geiſtes immer mehr der Buchſtabe trat, während die Principien der Reformation allmählich außerhalb der Kirche, ja ſelbſt außerhalb der proteſtantiſchen Staaten Wurzel faßten, um endlich in der franzöſiſchen Revolution wieder in's äußere Leben einzutreten und den Staat zu reformiren.

Die Revolution hat zwar ihren höchſten Zweck, die allgemeine Freiheit, wenn auch nicht erreicht, doch wenigſtens in's Volksbewußtſein, gleichſam als Sauerteig, hineinzuwerfen vermocht; aber von dieſer allgemeinen Freiheit blieb doch die religiöſe Freiheit ausgeſchloſſen, und die neuen ſtaatlichen Gebäude hatten daher keine ſichere Grundlage. Daher überall nur Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, den materiellen Intereſſen und Genüſſen und daneben tiefe Unzufriedenheit der Volksmaſſen, ſocialiſtiſche Tendenzen u. ſ. w.: es fehlte die Befreiung des Individuums.

Warum erfüllte die Religion, die Kirche ihre Aufgabe nicht? Die Kirchen waren, wie bereits angedeutet, ſeit dem 16. Jahrhundert eines der größten Hinderniſſe der Freiheit geweſen; ſie waren allmählich vom allgemeinen Bewußtſein überholt worden; ſie hatten das Princip der Freiheit verleugnet und daher eine Menge von negativen Auswüchſen im pietiſtiſchen wie im rationaliſtiſchen Sinne aus ihrem Schoße geboren, welche deutlich genug eine innere Zerſetzung, eine Krankhaftigkeit des religiös-kirchlichen Bewußtſeins und Lebens bekundeten. Alle Kirchen ohne Ausnahme, orthodoxe wie pietiſtiſche und rationaliſtiſche, ließen ſich von dem fortſchreitenden Geiſte de Zeitbildung überflügeln und hörten darum auf, den rechten Einfluß auf die Bevölkerungen auszuüben. Das Chriſtenthum kam außerhalb des allgemeinen Fortſchrittes zu ſtehen, ſtatt dieſen zu durchdringen und zu leiten. Dieſer Fortſchritt beruht aber auf dem urſprünglich reformatoriſchen Principe der Freiheit.

Die Reform, auf welche Alles hinweiſt, beſteht ſomit darin, daß die Religion wieder auf ihren uranfänglichen Boden, auf den Boden der Freiheit zurückgeführt und zu einer individuellen freien That erhoben werde. So lange dies nicht geſchieht, wird ſich die Welt immer und immer wieder von der Religion abwenden, deren ſie gerade jetzt, wo auf allen anderen Gebieten ſo große Fortſchritte gemacht werden, mehr als je bedarf.

Bei dem gegenwärtigen Kampfe der Meinungen innerhalb der Kirchen ſelbſt, wo die Gläubigen einſeitig das göttliche, die Negativen einſeitig das menſchliche Moment der religiöſen Wahrheit, zwei Dinge, welche keineswegs unvereinbar ſind, vertreten, können nun aber nur dann fruchtbare Ergebniſſe erzielt werden, wenn für beide Richtungen die vollſtändigſte Freiheit und als Exiſtenzbedingung für beide das reine Streben nach Wahrheit gegenſeitig anerkannt wird und jede Partei auf ihre eigenſten Hilfsmittel beſchränkt bleibt. Auf beiden Seiten muß das religiöſe Bedürfniß ſich ganz frei entwickeln und auch äußerlich ſich geſtalten können; die Kirchen müſſen alſo nicht nur vom Staate, ſondern auch untereinander frei und unabhängig ſein. Dann werden angeſichts der praktiſchen Wirklichkeit die theoretiſchen Uebertreibungen auf beiden Seiten von ſelbſt fallen; bei jedem Theile wird ſich das Bedürfniß einſtellen, beim andern dasjenige Gute, deſſen er ſelbſt entbehrt, anzuerkennen und ſich ſelbſt anzueignen, und der Kampf wird ein wahrhaft fördernder werden.

Es iſt ein vergebliches und durchaus irrthümliches Beſtreben, die Seelen dem Chriſtenthum ohne Freiheit und gleichſam durch künſtliche Mittel zuführen zu wollen. Sie mögen unterrichtet, erleuchtet werden; aber nachdem ſie das Für und Wider angehört, laſſe man ihnen die Freiheit der Entſchließung. Damit aber dieſe eine heilſame ſei, muß ſich die Kirche ihre Aufgabe viel höher ſtellen, als bisher. Auch die beſten, die treueſten, die aufrichtigſten Kirchen haben bis jetzt nur den ſpezifiſch religiöſen Bedürfniſſen Rechnung getragen, während doch, je weiter das Leben fortſchreitet, auch der Religion eine immer größere Aufgabe in der Durchdringung derſelben in allen ſeinen Richtungen erwächſt. Es giebt auch andere, als rein religiöſe und doch mit dem religiöſen Leben auf's Innigſte verflochtene höchſt berechtigte Bedürfniſſe, welche, wenn auf unrichtige Weiſe oder gar nicht befriedigt, die Urſachen großer Uebel werden können. Ignorirt oder verdammt man gar dieſe rein menſchlichen Bedürfniſſe im Namen eines falſch verſtandenen Chriſtenthums, ſo ſtößt man damit eine große Zahl von Menſchen zurück, deren religiöſes Bedürfniß den engen Geſichtspunkt der Kirchen nicht anzunehmen vermag. Das Chriſtenthum bezweckt nicht, das Leben einzuſchränken und einzuengen, vielmehr es allſeitig zu entwickeln. Die „liberalen" Theologen haben daher ganz Recht, wenn ſie die von den Orthodoxen vernachläſſigte menſchliche Seite des Chriſtenthums hervorheben; aber das feindliche einander Gegenüberſtellen beider Seiten, der göttlichen und menſchlichen, iſt gerade ein Beweis für die Nothwendigkeit der harmoniſchen Durchdringung beider, ohne welche ein geſunder Einfluß der Kirchen auf das Weltleben in unſerer Zeit nicht mehr denkbar iſt.

Wie? das Chriſtenthum, einſt der Träger der Kultur, ſollte mit dieſer heutzutage nicht mehr vereinbar oder die Kultur mit dem Chriſtenthum unverträglich ſein? Wirft man einen Blick auf das Leben unſerer Frommen par excellence, ſo ſollte man wirklich oft meinen, es wäre dem alſo! Aber dieſes ſich Abſperren gegen alles ſogenannte Weltliche iſt, in der Nähe beſehen, doch eine bloße Abſicht, ein halb oder ganz verunglückender Verſuch; denn in Wahrheit können ſie aus der ſie überall umgebenden Welt — ſelbſt wenn ſie nach Jeruſalem auswanderten —

Digitized by Google

ſo wenig herauskommen, als aus ihrer eigenen Haut. Was zeugt mehr von der doktrinären Verranntheit jener Frommen, als daß ſie ſich die Geſchichte der Nationen und ihrer Kultur gewiſſermaßen nicht in den göttlichen Erziehungsplan der Menſchheit aufgenommen denken wollen oder können? Und wenn ein Buiſſon in ſeinem „liberalen Chriſtenthum" die Bibel aus der Volksſchule verdrängen will, ſo hat dies nur einen vernünftigen Sinn gegenüber dem orthodoxen Beſtreben, allen Inhalt der Religion nur auf die bibliſche und etwa noch auf eine einſeitig aufgefaßte Geſchichte der Kirche einzuſchränken. Das ſpezifiſch Chriſtliche war von jeher mit dem Nichtchriſtlichen oder Halbchriſtlichen, mit dem ſpezifiſch Weltlichen im Kampfe; wenn es daſſelbe aber überwand, ſo geſchah es nicht dadurch, daß es einfach verneinte oder ſich von ihm abſchloß, ſondern daß es dem Guten, dem rein Menſchlichen in demſelben, zum Siege verhalf über das Unreine und es veredelte. Wenn die Kirche heutzutage dieſen Einfluß auf die Welt nicht mehr ausübt, ſo beweiſt dies, daß ſie ſelbſt den wahren chriſtlichen Geiſt der Freiheit nicht mehr beſitzt, daß ſie hinter der Kulturentwickelung der Nationen zurückgeblieben iſt. Die Kirche ſoll nicht nur das Privat-, ſondern auch das öffentliche Leben der Nationen mit ihrem Geiſte durchdringen und ihm mit ihrer Wahrheit voranleuchten. In dieſem Sinne hat der zu wenig bekannte Verfaſſer der „Individualitäts-Philoſophie", Ferdinand Röſe von Lübeck, das ſcharfe, aber wahre Wort geſprochen: „Wo eine Kirche", möge ſie nun heißen wie ſie wolle, „„ihrem Princip nach"" ſich der politiſchen Entwickelung der Nation entgegenſtellen muß, da iſt ſie, trotz aller ſchönen Redensarten und trotz alles äußern Gepränges und Scheines, dennoch eine Kirche des Teufels und nicht eine Kirche Chriſti, ſelbſt wenn ſie hier und da gute Einwirkungen auf das Privatleben nachweiſen könnte!" (Pſychologie §. 148.)

Dies die Hauptzüge der theoretiſchen Seite der Frage. In Bezug auf die praktiſchen Mittel und Wege zur Erhebung des religiös-kirchlichen Lebens auf den ihm gebührenden Standpunkt erblickt der Verfaſſer das letzte und höchſte Ziel in der Trennung der Kirche vom Staate, verhehlt ſich aber nicht die Schwierigkeiten, welche einer ſofortigen Erreichung derſelben entgegenſtehen. Als Uebergang ſchlägt er jedoch eine Reform in den Bildungsanſtalten der Geiſtlichen vor, indem er in dieſen eine Haupturſache des mangelnden Einfluſſes der Kirchen gefunden hat. Nach ihm ſollte hier ein Princip aufgeſtellt werden, welches, dem hierarchiſch-katholiſchen direct entgegengeſetzt, auch von den proteſtantiſchen Kirchen bisher zu ſehr außer Acht gelaſſen worden iſt. Die Geiſtlichkeit, ſagt er, wird in der Regel in einer künſtlichen Atmoſphäre erzogen. Der theologiſche Unterricht gewährt den jungen Geiſtlichen nicht genug geiſtige Bewegung, nöthigt ſie nicht genug zum eigenen Nachdenken und zur Fortſetzung ihrer geiſtigen Ernährung, nachdem ſie einmal im Amte ſtehen. Die theologiſche Wiſſenſchaft ſelbſt muß ſich künftig mehr mit den andern Wiſſenſchaften durchdringen, wenn ſie ſelbſt fortſchreiten und zugleich Einfluß auf die andern gewinnen will.

Wenn die Theologie ihren einſtigen hohen Rang unter den Wiſſenſchaften wieder einnehmen ſoll, ſo muß ſie ſich wieder, ſowie ehemals, auf den Boden der freien Diskuſſion mit denſelben ſtellen. Es ſollten daher in den höheren Lehranſtalten, den Akademien und Univerſitäten, einerſeits zwiſchen den Schülern der verſchiedenen Fakultäten unter der Leitung der Lehrer, andererſeits zwiſchen den Lehrern ſelbſt Disputationen ſtattfinden. Hier würde es ſich dann zeigen, wo es der Theologie fehlt, um dem Leben und den andern Wiſſenſchaften gegenüber Stellung zu nehmen. Die Schüler würden auf dieſe Weiſe gleich von Anfang ihrer theologiſchen Studien an genöthigt werden, die Beziehungen ihrer Perſon und ihres künftigen Amtes zu der Welt, in welcher ſie einſt zu wirken hätten, nicht aus den Augen zu laſſen; es würde ihnen ein weiter, vorurtheilsloſer Blick in die mannigfaltigen menſchlichen Beſtrebungen und Verhältniſſe gleichſam angewöhnt. Bei den Lehrern aber würden dieſe Disputationen zu einem Probirſtein ihrer Lehren und ihres Unterrichtes und dieſer letztere müßte nothwendig immer gründlicher und nach allen Seiten hin ſtichhaltiger werden. Falſche Lehren, welche heutzutage gewöhnlich erſt zu ſpät, erſt in ihren ſchädlichen Reſultaten als ſolche erkannt werden, würden weit ſchneller bemerkt und könnten früher und erfolgreicher berichtigt oder bekämpft werden. Lehrer von ſolcher Richtung dürften aber nicht entfernt werden, ſondern, als Uebergang zur gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate, wo jede kirchliche Richtung das gleiche Recht beſäße, müßte der Staat an ſeinen höheren Anſtalten ſchon jetzt jeder Richtung eine Vertretung geſtatten. Es läge dabei ſtets in deſſen Macht, allfälligen ſchädlichen Richtungen durch Ernennung eigener Lehrer ein Gegengewicht entgegenzuſtellen, und der Staat würde ſo mit Freiheit den Zweck erreichen, um welchen allein es ihm zu thun ſein ſoll: eine ebenſo nationale als liberale, allſeitige Erziehung der Geiſtlichen. Etwas Aehnliches beſteht ſchon längſt in Baſel, wo mehrere Profeſſoren der Univerſität durch eine Privatgeſellſchaft beſoldet werden. — — —

Die Trennung der Kirche vom Staate wird zwar auch in dieſer Beziehung nicht Alles gewähren; aber ſie iſt, nach dem Verfaſſer, die Vorbedingung zu allem Uebrigen, ganz beſonders in einer Demokratie. Wenn irgendwo die Selbſtregierung am Orte iſt, ſo iſt ſie es in der Demokratie, und wenn irgendwo in der Demokratie, ſo iſt ſie es in der Kirche eines demokratiſch conſtituirten Volkes. Hier müſſen die Bürger unmittelbar und ohne Dazwiſchenkunft des Staates auch an der Kirche intereſſirt werden, wenn die echte Freiheit auf den andern Gebieten des öffentlichen und des Privatlebens heimiſch werden ſoll. Die wahre, ſtetig fortſchreitende politiſche Freiheit kann, namentlich in unſern Demokratieen, nur um den Preis der Freiheit des religiös-kirchlichen Lebens errungen werden. Die Religion muß aus ihrer Gebundenheit erlöſt werden und, ſich auf die Höhe der Bildung unſerer Zeit ſtellend, ihren verlorenen Einfluß auf das Leben wieder zur Geltung bringen. Zunächſt muß ſomit ihre eigene Befreiung, das Unterpfand aller übrigen Freiheiten, erkämpft werden. Alſo Trennung der Kirche vom Staate. Der Proteſtantismus befindet ſich gegenwärtig in voller Kriſis, weil die Reformation einſt auf halbem Wege ſtehen geblieben. Gleich dem Katholizismus hat auch er Menſchenſatzungen zu ſeinen Grundlagen gemiſcht, welche ihn nun mit logiſcher Nothwendigkeit zu ſeinem Ausgangspunkte zurückdrängen. Hier liegt ſeine Schwäche. Er muß endlich auf das falſche Syſtem verzichten und frei die Bahn der Freiheit wandeln. Seine eigenen Wirren, das Bedürfniß der Zeit, das Intereſſe ſeiner Zukunft, Alles drängt ihn dahin. E. S.

Frankreich.

Ein Orleaniſtiſcher Prinz über die Schlachtfelder am Rhein.

Die drei orleaniſtiſchen Prinzen haben auf eine würdige Weiſe ihre Karten aus dem Exil bei dem franzöſiſchen Volke abgegeben und zwar nicht p. p. c., ſondern um ſich für etwaige

Digitized by Google

Ereigniſſe in Erinnerung zu bringen. Letzteres ſoll bloß eine Vermuthung ohne Argwohn ſein. Thatſache iſt, daß die Bücher des Herzogs von Aumale über das Napoleoniſche Militär, des Grafen von Paris über die engliſchen Gewerksgenoſſenſchaften und des Herzogs von Chartres über die Schlachtfelder am Rhein die werthvollſten wiſſenſchaftlichen Thatſachen und geſunde Reformideen für das tyranniſirte Frankreich, für die Kultur und den Frieden Europas enthalten. Wir erwähnen nur beiläufig, daß auch der Erzherzog Albrecht von Oeſterreich durch ſein Buch über die Verantwortlichkeit im Kriege, als militäriſcher Schriftſteller, beachtungswerthen Reformen das Wort redet. Hier haben wir es nur mit den Schlachtfeldern am Rhein, von Robert von Orleans, zu thun*) Unſer Verfaſſer beſuchte die Rheinthäler in ihrer ganzen Länge von der Schweiz aus bis nach Holland, um die Großthaten militäriſchen Ruhmes der franzöſiſchen Nation auf den verſchiedenen Schlachtfeldern ſtrategiſch und taktiſch und zugleich ermuthigend für die kriegeriſchen Franzoſen zu ſchildern. Obgleich er es zuletzt widerruft, macht er ihrer Kriegs- und Ruhmſucht doch den größten Appetit auf den Beſitz dieſes unſeres deutſchen Rheins, der durch die ganze Geſchichte hindurch immer eine Hauptlebensader politiſcher Macht geweſen ſei, wie das Haus Hohenzollern auch jetzt noch ſeine Ueberlegenheit über das Habsburgiſche weſentlich dieſem Rhein verdanke. Von Cäſar an hätten die berühmteſten Kriegsherren und Heerführer hier ihre größten Siege gefeiert und Feinde geſchlagen.

„Der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, der Kaiſer Rudolph von Habsburg und der Pfalzgraf Friedrich I. waren hier groß, ſiegreich und furchtbar. Guſtav Adolph commandirte hier ſeine Armeen. Ludwig XIV. hat den Rhein geſehen. Enghien und Condé ſind über ihn geſchritten, und ebenſo Türenne! Druſus hatte feſten Fuß bei Mainz, wie Marceau bei Coblenz und Hoche bei Andernach."

Dieſe Stelle citirt er aus dem „Rhein" von Victor Hugo und fügt hinzu: „Jeder Franzoſe begegnet hier auf dieſem fremden Boden dem Bilde ſeines Vaterlandes und ruhmreichen Erinnerungen ſeiner Vorfahren, Spuren ihrer Heldentugenden und ihrer Siegeskraft." Auch vergißt er weder Karl den Großen, der hierher den Schwerpunkt des großen deutſchen Reichs verlegt habe, noch andere deutſche Helden. Nur ſcheint er nicht daran gedacht zu haben, daß jenſeits des Rheins noch herrliche deutſche Lande liegen, die uns durch tückiſche Diplomatie und nicht durch franzöſiſche Heldenthaten abgenommen wurden und welche uns wenigſtens dann, wenn Deutſchland in Freiheit und Wohlſtand einig geworden ſein wird, wieder zufallen dürften.

Die Schilderung der einzelnen Schlachtfelder, der ſtrategiſchen Fehler, welche bei Siegen und Niederlagen begangen wurden, und der Vortheile, welche ſie in neuen, nicht unmöglichen Kämpfen zwiſchen Deutſchland und Frankreich bieten würden, wollen wir militäriſchen Federn und Blättern zur Beurtheilung überlaſſen und uns nur des friedlichen Schluſſes freuen.

„Wo ſich die Väter glorreich geſchlagen, können auch die Kinder ohne Unterſchied des Alters, des Ranges und der Partei von Enthuſiasmus wieder hingetrieben werden.

Où le père a passé, passera bien l'enfant!

O ja, denn Frankreich iſt ſtolz auf ſeine Soldaten, die ſich in den rauhen Kriegsſchulen Afrikas, Chinas und Merikos (?) gebildet und ihre Fahnen glorreich durch die Krim und durch Italien getragen haben. Doch beeilen wir uns, zu verſichern, daß dieſe Studie des Rheinthales keineswegs eine Kriegsſtudie ſein ſoll. Nichts läßt uns als etwas Unvermeidliches die Wahrſcheinlichkeit eines europäiſchen Conflikts vorausſehen. Ein Krieg von Souveränen mit Souveränen, d. h. nach dem Willen dieſer Souveräne allein, wird immer weniger wahrſcheinlich: es iſt nicht anzunehmen, daß ein großes Land ſich durch bloße Speculationen politiſcher Perſönlichkeiten in einen Krieg ſtürzen laſſen werde. Es bleibt nur der nationale Krieg übrig, der einzige, den man begreifen könnte, ein ſolcher, welcher ausbricht, wenn zwei benachbarte Völker ſich in ihren beſtimmten Entwickelungen gegenſeitig ſchaden und ihre Intereſſen gegeneinander unverſöhnlich werden (bei einiger Einſicht in die gegenſeitigen Vortheile und die Baſtiat'ſchen Völkerharmonieen ſo ſinnlos, daß wir ihn ebenfalls für unmöglich halten wollen). Aber iſt es nothwendig, daß dieſe traurige Eventualität ſich zwiſchen Preußen und Frankreich verwirkliche? Kann ſich Erſteres nicht mit den ungeheuren Fortſchritten, die es ſeit zwei Jahren macht, begnügen? Und Frankreich? Muß es ſeinen überwiegenden Einfluß in europäiſchen Angelegenheiten nicht durch andere Mittel, als durch Waffen zu erreichen ſuchen, durch intellektuelle Ueberlegenheit, die Macht der Ideen, welche Europa ſchon ſo lange anerkannt hat? Nicht bloß durch Siege in Schlachten hat Frankreich ſeinen erſten Rang erworben; es war größer 1789, als es dem Continente neue Grundwahrheiten verkündigte, als 1810 mit den Gränzen Napoleon's, die er nicht zu halten vermochte. Die Principien, die ſich auf Frankreich von 1789 gründen, werden immer noch von allen Nationen anerkannt; aber Europa hat ſein Werk der Erneuerung noch nicht vollendet. Von der Wahrheit zur Wirklichkeit iſt es noch ſehr weit: dadurch, daß wir dieſe Entfernung überſpringen und Europa unſere ſociale Wiedergeburt, gegründet auf die breiteſten Grundlagen der Freiheit, zeigen, kann unſer Vaterland ihm das großartigſte Beiſpiel geben und die moraliſche Ueberlegenheit, welche ſeinem Genie gebührt, wiedergewinnen. Dies ſollte heutzutage ſein vorzüglicher Ehrgeiz ſein."

Die letzten Schlußworte tönen in eine Klage aus, daß ihm, dem Verfaſſer, verſagt war, ſeinen Begleitern auf dieſer Reiſe am franzöſiſch-glorreichen Rhein entlang, auf franzöſiſchen Boden zu folgen. Wir wollen deshalb hoffen, daß er die Wohlthat, einen freien deutſchen Rhein ohne Behelligung durch Napoleoniſche Häſcher ſtudirt und genoſſen zu haben, zu würdigen wiſſe. Es mag gut ſein, daß die Franzoſen ſich mit den Principien von 1789 wieder Achtung zu verſchaffen ſuchen. Aber wir werden für dieſe ideale Fremdherrſchaft danken und uns auf eigenem Boden, aus eigener germaniſcher Stamm- und Kulturgeſchichte mit Freiheit eigenen Gewächſes verſorgen lernen. Der Geiſt der Geſetze von Montesquieu und die blödſinnige Theilun der Gewalten, womit wir uns nun ſeit Menſchenaltern als Affen franzöſiſcher Theorien und romaniſcher Centraliſation zwiſchen Schein-Conſtitutionalismus, Militär- und Büreaukraten-Dictatur abgequält haben, muß endlich einem aus uraltem deutſchen Boden gewonnenen Freiheits- und Einheits-Ideale weichen. Wo die Gewalt hingehört, volle Gewalt, — und in den Herzen, Häuſern, Gemeinden, Kreiſen, Provinzen, Volks- und Stammgruppen überall die volle Freiheit innerhalb der verſchiedenen Kreiſe. Dies war das Weſen Deutſchlands ſchon in den Zeiten des Tacitus, die Quelle ſeiner Größe und Kultur durch alle Jahrhunderte hindurch und muß es wieder werden, wenn Deutſchland endlich aus dieſer franzöſiſchen Fremdherrſchaft wieder zu ſich ſelbſt, zur freien, nicht centraliſirten Einheit kommen will.

*) Une visite à quelques Champs de Bataille de la Vallée du Rhin, par Robert d'Orleans, Duc de Chartres. Bruxelles: C. Muquardt. Berlin, Mittler, 1869.

Digitized by Google

Aegypten.

Johannes Dümichen: Archäologiſche und hiſtoriſche Forſchungen in Aegypten *).

Es iſt bekannt und den Leſern noch erinnerlich, daß der Norddeutſche Bund im vorigen Sommer das Geld zu einer Expedition anwies, welche die totale Sonnenfinſterniß am 18. Auguſt in den tropiſchen Gegenden des ſüdlichen Aſiens beobachten ſollte, und daß dieſe Summe, trotz der Einſprache eines hochadligen Mecklenburgiſchen Abgeordneten, der, wie man witzig bemerkte, in ſeiner eigenen Heimat reichlich Gelegenheit habe, die Wirkung von totalen Verfinſterungen wahrzunehmen, vom Reichstage bewilligt wurde. Mit Hilfe eines Zuſchuſſes von Preußen war es möglich, daß man dieſe Ausrüſtung und die Beſchaffung vielfacher Apparate zugleich noch einem anderen wichtigen wiſſenſchaftlichen Zwecke dienſtbar machte, nämlich dem, beſonders intereſſante Monumente und Inſchriften Aegyptens photographiſch aufzunehmen. Der Sonnenfinſterniß-Expedition, welche aus den Herren DD. Vogel, Fritſche und Thiele beſtand, ward ſonach Herr Dr. J. Dümichen zugeſellt, welcher jetzt die außerordentlich reichen Reſultate ſeiner und ſeiner Freunde Forſchungen publizirt hat, ſo daß ſie uns in dem oben genannten Werke zur Beurtheilung vorliegen.

Es iſt bekannt, wie mit dem Aufſchwung aller hiſtoriſchen Disziplinen zu Anfang dieſes Jahrhunderts auch die Aegyptologie eine ganz neue Geſtalt angenommen hat. Den ſpäteren Unterſuchungen von Lepſius, dann ganz beſonders auch von Brugſch, iſt es zu verdanken, daß jetzt ein guter und ſicherer geſchichtlicher Boden gefunden iſt. Auch Herr Dümichen hat durch jahrelange hiſtoriſche, archäologiſche, linguiſtiſche Arbeiten, welche zum großen Theil an Ort und Stelle ſelbſt von ihm ausgeführt wurden, viel dazu beigetragen, gewiſſe landläufige, ungenaue und falſche Vorſtellungen von den Sitten und dem Charakter der alten Aegypter, welche aus dem einſeitigen Studium der griechiſchen Quellen entſtanden waren, zu beſeitigen und dafür richtigere, hauptſächlich auf dem Erforſchen der Inſchriften beruhende Anſchauungen hinzuſtellen. Auf neuem Fundament arbeitet jetzt in Deutſchland, Frankreich und England eine Reihe verdienſtvoller Gelehrten weiter, um noch manches ungelöſte Räthſel zu entziffern und immer mehr Klarheit in das Verſtändniß jenes eigenthümlichen Volkes zu bringen.

Unter den jüngeren Aegyptologen nimmt Herr Dr. Dümichen eine hervorragende Stellung ein: Dies beweiſt, außer ſeinen anderen früheren Arbeiten, vor Allem der vorliegende an „ſchätzbarem Material“ reiche, ziemlich ſtarke Groß-Folio-Band. Sein Inhalt iſt folgender:

1) Vorwort und einige Erläuterungen zu den mitgetheilten Darſtellungen und Inſchriften.
2) „Ueber das Seeweſen der alten Aegypter“, von Bernhard Graſer.
3) Einige Bemerkungen zu den mitgetheilten Thierdarſtellungen von Robert Hartmann.
4) 57 Tafeln bildliche Darſtellungen und Inſchriften, nach Kopien des Herausgebers.

Was zunächſt den unter Nr. 2 genannten Aufſatz des in philologiſchen Kreiſen rühmlich bekannten Gelehrten betrifft, ſo iſt derſelbe intereſſanter, als es auf den erſten Augenblick erſcheinen mag. „Die Kultur der alten Aegypter erſcheint uns, je genauer wir dieſelbe im Einzelnen kennen lernen, von immer größerer Bedeutung, von immer umfaſſenderem Einfluß auf die anderen Völker des Alterthums und namentlich auf die Kultur der Griechen. Dieſe Ueberzeugung, welche ſchon im Allgemeinen ſich aufdrängt, gewinnen wir noch ganz beſonders auf einem Gebiete, über welches uns die jüngſten umfaſſenden Publikationen Dümichen's ſo überraſchende Aufſchlüſſe gewähren, wir meinen das Gebiet des Seeweſens der alten Aegypter. Das Seeweſen war für die Völker des Alterthums ein Gebiet, deſſen Wichtigkeit für die Kultur ſich nicht hoch genug ſchätzen läßt: denn das Mittelmeer bildet räumlich, wie in übertragenem Sinne, den Mittelpunkt der damaligen civiliſirten Welt; die See bildete eine unbeſchränkte Bahn für die verſchiedenſten umfaſſendſten Verbindungen zwiſchen den Hauptvölkern jener Zeiten u. ſ. w.“ —

Es iſt deshalb allerdings von mehr als archäologiſchem Intereſſe, das Seeweſen der Alten zum Gegenſtand genauerer Studien zu machen, und Herr B. Graſer, der bisher durch genaue archäologiſche und numismatiſche Studien viele neue Angaben über das griechiſche Seeweſen gegeben hatte, hat nun ſeine Kenntniſſe benutzt, um noch weiter zurückzugehen und hat auch die ägyptiſchen Monumente auf dieſen Gegenſtand hin durchforſcht. Auch in dieſer Beziehung indeſſen fand er ſchon eine von Dümichen angeſtellte Vorarbeit, welcher in ſeinem früheren Werke: „Die Flotte einer altägyptiſchen Königin“, äußerſt ſchätzbares Material über dieſen Gegenſtand geſammelt hatte.

Es liegt außerhalb des uns geſteckten Zweckes, hierauf näher einzugehen; von Intereſſe wird es dem Leſer ſein, auch hier das hohe Alter jener Kultur zu erkennen. Die älteſte Periode, aus welcher in dem großen Dümichen'ſchen Werk ſich Schiffsdarſtellungen bieten, iſt die Zeit der vierten Dynaſtie, alſo etwa die Mitte des 3. Jahrtauſend vor Chr. —

Ein anderer wichtiger Geſichtspunkt iſt der von Dr. R. Hartmann geltend gemachte; denn die hiſtoriſche Forſchung dient hier dazu, einzelne ſehr intereſſante Fragen der Geographie und Zoologie zu beantworten. Es handelt ſich darum, zu erfahren, welche Verbreitung ſchon einige Jahrtauſende vor uns gewiſſe Thierſpezies gehabt haben. Herr Hartmann bemerkt hierüber: „So lange man Aegyptologie treibt, iſt unſeres Wiſſens noch von keinem der Herren Aegyptologen in ſo kurzer Zeit der Wiſſenſchaft ein ſo reiches Material zugeführt worden, wie durch den Herausgeber dieſes Werkes. Nicht weniger, als 9 umfangreiche Bände mit hieroglyphiſchen Inſchriften und bildlichen Darſtellungen ans verſchiedenen Tempeln und Gräbern Aegyptens ſind von Dümichen in den letzten drei Jahren veröffentlicht worden. Unter dieſen Publikationen verdienen namentlich „Die Flotte einer altägyptiſchen Königin“, der 2. Theil der hiſtoriſchen Inſchriften und das vorliegende Werk die Beachtung des Naturforſchers, weil hier auf den, altägyptiſches Naturleben darſtellenden Tafeln eine nicht unbedeutende Anzahl von wilden und gezähmten Thieren, ſowie von Hausthieren zur Mittheilung gebracht ſind. Es iſt bekannt, daß gerade in der Thierzeichnung die ägyptiſchen Künſtler ſo Vortreffliches geleiſtet haben, und ſo ſind denn auch die in den genannten Werken abgebildeten Thiere (den Monumenten des 3. Jahrtauſends und 17. Jahrhunderts vor Chr. entnommen) zum großen Theil mit ſo außerordentlicher Schärfe charakteriſirt, daß ſich dieſelben mit voller Sicherheit dem Syſtem einreihen, daß

*) Reſultate der auf Befehl Sr. Majeſtät Wilhelm I. von Preußen im Sommer 1868 nach Aegypten entſendeten archäologiſch-photographiſchen Expedition, herausgegeben von Dr. Johannes Dümichen. Theil I. Berlin, Alexander Duncker, 1869.

Digitized by Google

ſie ſich wiſſenſchaftlich beſtimmen laſſen .... Jedenfalls liefert die zoologiſche Unterſuchung dieſes höchſt werthvollen Materials einen nicht unerheblichen Beitrag zur Geſchichte der Thierwelt Afrika's."

Von dem Herausgeber des Werkes ſelbſt rühren die Tafeln mit genauen, ſauber ausgeführten lithographiſchen Abbildungen von Bildwerken und Inſchriften nebſt erläuterndem Text her.

Wir begnügen uns mit dem Geſagten, glauben aber das Werk dem Wohlwollen des Publikums um ſo wärmer empfehlen zu dürfen, als die immenſen Koſten der Herſtellung lediglich von dem Herausgeber und dem Verleger getragen werden, und nicht, wie es üblich iſt, eine Unterſtützung von Seiten der Regierung ſtattgefunden hat. Es iſt unbegreiflich, daß Geld bewilligt worden war nur zur Expedition ſelbſt, nicht auch zur vollſtändigen Publikation aller gewonnenen Reſultate. Indeſſen iſt das ja in Preußen eine alte, oft gehörte Klage, daß es für wiſſenſchaftliche Zwecke oft auch am Nothwendigſten fehlt. Bis es einmal anders wird — was hoffentlich bald der Fall — müſſen es die wiſſenſchaftlichen Inſtitute und die Bibliotheken Deutſchlands und der im Auslande lebenden, intelligenten Deutſchen als eine Ehrenſache betrachten, dergleichen literariſche Unternehmungen, wie die des Herrn Dr. **Dümichen**, mit allen Kräften aus Privatmitteln zu unterſtützen.

Kleine literariſche Revue.

— **Auerbach's und Vautier's „Barfüßele".** Eine Weihnachtsgabe, wie ſie ſelten reiner und ſchöner aus der Hand der edelſten Künſtler kam, iſt Berthold Auerbach's unvergleichliche Erzählung: „Barfüßele", illuſtrirt von Vautier.*) Je mehr wir armen Erdenkinder Leid erleben, bevor eine Stunde ungetrübter Freude kommt, — je angeſpannter unſere Arbeit iſt, bevor eine Minute des ruhigen Genuſſes eintritt, um ſo willkommener iſt uns eine Gabe, ſo lauter, wie dieſe! Das iſt deutſches Leben, heimatliche Schönheit, die uns aus dieſen Blättern anweht, und in der Stunde, die wir dieſen Zeilen, dieſen Bildern widmen, können wir alle Schwermuth, allen politiſchen oder ſocialen Hader vergeſſen und uns mit den glücklichen Gebilden der Dichtkunſt laben, denen jetzt der humoriſtiſche liebenswürdige Maler ſo lebenswahre Geſtalt gegeben. „Gott ſieht ein freudiges Herz lieber, als ein zerknirſchtes", das iſt der Wahlſpruch, den beide Poeten erwählt haben, Auerbach, als er vor Jahren eine ſeiner lieblichſten Erzählungen ſchuf, und Vautier, da er jetzt Amrei und Dami, die ſchwarze Marann und das Allgäuer Anweſen zu neuem Leben erweckte.

Der Fehler aller Illuſtration nicht ſtreng hiſtoriſcher Bücher pflegt darin zu liegen, daß illuſtrirt wird. Für unſere Lieblingshelden haben wir eben ſchon unſere Geſtalten erwählt. Das iſt ja die Aufgabe des Leſers, der ihnen im Leſen Geſicht und Figur giebt, ihnen das Haus baut und ſie kleidet. Wie oft ſtört gerade dieſen, unſern uns lieb gewordenen Gedankengang die Illuſtration! Wenn es ſich aber ſo trifft, daß die Geſtalt, die Du im Traum des Leſens geſehen und gedacht, nun gerade ſo vor Dir ſteht, wie Du ſie geträumt, und gerade ſo ſich hält und bewegt, da iſt es, wie wenn Dir ein lieber alter Freund begegnet, oder wie wenn Du nach langer Abweſenheit die Gefilde der Kindheit wieder erblickſt. Und das iſt dem Maler gelungen: Er hat nicht bloß kleine Kunſtwerke im techniſchen Sinne geſchaffen, nein, ſo und nicht anders ſahen dieſe Leute, die wir längſt kennen, aus, wie ſie Vautier zeichnet; ja, es iſt gewiß, daß dieſes Buch bald ein Lieblingsbeſitz der deutſchen Nation ſein wird. Dabei hat die Illuſtration ihren eigenen Weg genommen und hat Gedanken verwirklicht, die das Buch nur andeutet: ſo den Gegenſatz zwiſchen dem Schmuck der reichen Bauerntochter und der beſcheidenen Magd, ehe ſie zur Hochzeit fahren, ſo die kindliche Angſt Amreis vor dem Gewitter und das Nachtbild, wie die alte Eigenbrödlerin mit der Fackel die Gräber beſucht. Spinnſtube, Aernte und Bauernhochzeit ſind ſelbſtſtändige maleriſche Schöpfungen des Künſtlers. Am individuellſten aber und darum am wirkſamſten berühren uns zwei Bilder, in denen Amrei im tiefſten Schmerz dargeſtellt, das eine, wo das verwaiſte, der Elternloſigkeit bewußte Kind im Bette liegt und feſt nach der Hand der Pflegerin greift, und mehr noch das andere, in dem ſie zuſammenſinkt, ſterben will und jauchzen vor Liebesſchmerz, und das ſchöne Wort der Alten hervorlockt: „Sei froh; ſo gut wird es wenigen Menſchen, daß ſie eine rechte Liebe in ſich ſpüren." L. L.

*) Stuttgart, Cotta 1869.

— **„Die Zeitſchrift für Ethnologie".** Von der bereits im „Magazin" angezeigten „Zeitſchrift für Ethnologie", von A. Baſtian und R. Hartmann*), liegen jetzt Heft 1—3 vor. Die neue Zeitſchrift verſpricht ein gediegenes Fundament zum Aufbau dieſer jüngſten Wiſſenſchaft zu werden, von welcher mit Nachdruck das Wort gilt: The last not least! Jung dürfen wir dieſe Wiſſenſchaft nennen, obwohl ihre Anfänge im Alterthume liegen, denn ſie trägt oder trug Jahrhunderte lang die Kinderſchuhe und kam über das erſte Lallen nicht hinaus. Soviel auch von Sprach-, Geſchichts- und naturforſchenden Reiſenden gethan, geſammelt und vermuthet iſt auf dem Gebiete der Menſchenwiſſenſchaft — es fehlte doch an einem Syſtem, an Verarbeitung des Materials. Sowie der Menſch als das letzte Animal in die Erdgeſchichte, tritt ſein Studium auch ſpät in die Wiſſenſchaft und beginnt das „Erkenne Dich ſelbſt". Vielleicht darf man Humboldt auch hier als denjenigen bezeichnen, welcher dieſer Wiſſenſchaft eine Methode gegeben, der den Reiſenden gezeigt, wie man den Menſchen beobachten und das Gefundene verwerthen müſſe.

Die Herausgeber, als Koryphäen der Ethnologie längſt anerkannt, zeigen bereits in den erſten Heften, wie Werthvolles der Leſer zu erwarten hat. Nach einem einleitenden Artikel über das zu befolgende Syſtem, beginnt Hartmann mit einer Unterſuchung über die Völkerſchaften Nordoſt-Afrika's, welche endlich die zweitauſendjährige Frage über den Stamm der alten Aegypter zu löſen verſpricht. Baſtian's Aufſatz über die Mythologie des Thieres zeugt von einer außerordentlichen mythologiſchen Gelehrſamkeit, welche ſich über die Anſchauungen aller Völker der Erde und Geſchichte verbreitet, während wieder Hartmann, als Anfang einer Geſchichte der Hausthiere, das Kameel zum Gegenſtand einer ausführlichen Studie gemacht, welche als muſtergiltig bezeichnet werden darf. Nicht minder werthvoll ſind weitere Beiträge der Herausgeber und Mitarbeiter, ſowie die reichhaltige Abtheilung für Miscellen und Bücherſchau, ſo daß eine allſeitige Anerkennung des Gebotenen nirgends in Frage ſteht.

*) Berlin, Wiegandt und Hempel.

Digitized by Google

— **Die hebräiſche Grammatik Spinoza's.***) Auf dieſes wenig bekannte, gleichwohl aber Beachtung verdienende, fragmentariſche Werk des großen Denkers weiſt die vorliegende kleine Schrift hin. Daß ein Spinoza, auch wenn er das A B C lehrt, nicht in die Fußſtapfen des Schlendrians tritt, verſteht ſich von ſelbſt. In der That ſtößt er alle alten Theorien der hebräiſchen Grammatiker ſeiner Zeit um. Er lehrt z. B., daß faſt jedes hebräiſche Wort die Bedeutung und die Kraft eines Namens habe, und er erläutert dies auf geiſtvolle Weiſe. Wie es, nach ſeiner Ethik, nur Eine, Alles umfaſſende Subſtanz giebt, die ihre Attribute und Modi hat, ſo giebt es für Spinoza auch in der Grammatik nur Ein, Alles umfaſſendes Wort, das nomen, deſſen Attribute und Modi adjectivum und participium ſind. „Omnes hebraeae linguae voces vim et proprietates nominis habent", was ſoviel ſagen will, als daß faſt alle hebräiſchen Wörter ſämmtliche das nomen kennzeichnende Eigenthümlichkeiten annehmen können, ſoweit es eben ihrem eigenſten Weſen nicht widerſpricht.

— **Schweizer-Geſchichte in Bildern.** Die ſehr thätige Dalp'ſche Verlagshandlung (K. Schmid) in Bern hat neuerdings eine ganze Reihe ſchweizeriſch-nationaler Werke verlegt. Dahin gehört die von ihr unternommene bildliche Darſtellung der Hauptmomente der ſo reichen und merkwürdigen ſchweizeriſchen Geſchichte nach ſchon vorhandenen, aber in den verſchiedenen Muſeen der Kantone zerſtreuten Bildern berühmter nationaler Hiſtorienmaler oder nach im Auftrag des Unternehmers neuerdings von den tüchtigſten ſchweizeriſchen Künſtlern gefertigten Bildern.

Das Werk, welches jetzt bis zur 9. Lieferung und 36 Bildern in gr. Q.-F. gediehen iſt, führt den Titel „Schweizergeſchichte in Bildern" und erfüllt ſowohl ſeinen belehrend anregenden, als ſeinen künſtleriſchen Zweck. Die ſchweizeriſche Kunſt erhält in dieſen prächtigen Holzſchnitt-Nachbildungen**) eine Nationalgalerie der Hiſtorienmalerei, welche ſich mit der jeder andern Nation meſſen kann. W. L.

— **English Essays.*****) Es iſt ein guter Gedanke, aus der reichhaltigen eſſayiſtiſchen Literatur der Engländer und Amerikaner eine Auswahl, als Lectüre für die deutſchen Freunde der engliſchen Sprache, zuſammenzuſtellen. Das vorliegende erſte Bändchen bringt eilf ſolcher Eſſays, worunter auch der vielbeſprochene Senſationsartikel der Frau Beecher-Stowe über „das Byron'ſche Familien-Geheimniß" ſich befindet. Für deutſche Leſer ſind darin noch beſonders anziehend: Miß Harriet Martineau's, — nächſt Mary Somerville die ausgezeichnetſte, wiſſenſchaftliche Dame Englands — Eſſay über Alexander von Humboldt und eine der North American Review entlehnte Schilderung des alten Nürnberg, welcher Longfellow's berühmtes Gedicht auf dieſe Stadt — vielleicht die edelſte poetiſche Huldigung, die ihr jemals zu Theil geworden — angehängt iſt:

„Thus, o Nuremberg, a wand'rer, from a region far away,
As he paced thy streets and court-yards, sang in thought his careless lay,
Gathering from the pavements crevice, as a floweret from the soil:
The nobility of labour, thy long pedigree of toil."

*) Von Dr. Adolph Chajes. Breslau, 1869.
**) Aus dem Atelier von Buri und Jeker in Bern.
***) Hamburg, Otto Meisner, 1869. Vol. I

Literariſcher Sprechſaal.

Es iſt eine ſchöne Sitte der in der Fremde weilenden Amerikaner, daß ſie ſich alljährlich zu einer Art Aernteſeſt, dem ſogenannten Thanksgivingsday, vereinigen, und es iſt ein hervorragender Zug des nationalen Staats- und Volkslebens, daß die Bürger der nordamerikaniſchen Union in freundlicher perſönlicher Beziehung zu ihren auswärtigen Geſandten ſtehen und von deutſcher Kanzleihoheit im Auslande nichts verſpüren. So hatten ſich auch in dieſem Jahre die in Berlin weilenden Amerikaner, Männer und Frauen, um ihren Geſandten Bancroft vereinigt.

In dem in dieſen Tagen erſchienenen Buche von Profeſſor Nippold in Heidelberg: „Welche Wege führen nach Rom?" (Heidelberg, Baſſermann), das Herrn Bancroft gewidmet iſt, — weiſt der Verfaſſer auf eine Depeſche Bancrofts hin, die derſelbe als Geſandter in England im Jahre 1867 an ſeine Regierung richtete und worin er den Deutſchen zurief: „Euer Unternehmen iſt die größte That der neueren Geſchichte, und das öſtliche Sternenbanner des vereinigten Deutſchlands wird den Reigen führen im Himmel der Menſchheit." So iſt Bancroft nicht nur bei den deutſchen Regierungen, ſondern auch dem Geiſte und dem Herzen des deutſchen Volkes beglaubigt als ein edler Mittler zwiſchen Deutſchland und der nordamerikaniſchen Union. Er iſt es durch ſeine Liebe zu Deutſchland und durch ſeine Bedeutung in der Wiſſenſchaft. Aus dieſer heraus hatte er, nächſt dem Vertreter des Miniſteriums des Auswärtigen, dem Unterſtaatsſecretair von Thile, auch die Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, den Rector der Univerſität Dubois-Reymond, die Profeſſoren Dove und Virchow und den Dichter Berthold Auerbach als Gäſte eingeladen. Nachdem von den Staatsmännern die politiſchen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Amerika dargelegt waren, die, ein Beiſpiel ohne Gleichen, noch nie eine Trübung erlitten haben, brachten auch die Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt ihre freie Huldigung dar, und mit Jubel wurde eine Hinweiſung Dubois-Reymond's aufgenommen, worin er eines Briefes Alexander von Humboldt's erwähnte, der ſchon im Jahre 1820 den Geiſt und die Bedeutung Bancrofts in erſchöpfender Weiſe anerkannt hatte. Nicht minder mit Beifall aufgenommen wurden die Erwiederungen auf die ihnen ausgebrachten Hochs von Dove, von Berthold Auerbach und Virchow. Der Erſte pries die Leiſtungen der Amerikaner in den phyſikaliſchen und meteorologiſchen Wiſſenſchaften, der Zweite, auf deſſen „Landhaus am Rhein" Bancroft mit hohem Lobe hinwies, brachte ſein Hoch der Symphonie der Geiſter über die ganze Erde, während der Dritte darauf hinwies, daß Amerika die politiſche Freiheit, Deutſchland aber bis jetzt die Freiheit der Wiſſenſchaft erobert und gefaßt habe.

Solche Feſte der Amerikaner könnten uns Deutſchen zur Nachahmung dienen; es herrſchen darin ſolche Botmäßigkeit und Ordnung, daß Alles in Frohſinn und Erhebung verläuft.

Im Anſchluſſe an das von der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Innsbruck beſchloſſene Programm zur Gründung einer deutſchen Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte, hat ſich in der vorigen Woche in Berlin, unter der Leitung Virchows und Baſtian's, eine Anthropologiſche Geſellſchaft conſtituirt, deren Aufgaben und Ziele

Digitized by Google

in gegenwärtiger Zeit, welche uns täglich neues Material in Bezug auf den Zuſammenhang der Menſchen- mit der Erdgeſchichte zuführt, vielverſprechend und in mehrfacher Weiſe lohnend erſcheinen. Zunächſt will die neue Geſellſchaft in Berlin und den benachbarten norddeutſchen Landſchaften allen anthropologiſchen, ethnologiſchen und vorgeſchichtlichen Studien und darauf bezüglichen Arbeiten und Unterſuchungen, inſofern dieſelben die Kräfte Einzelner überſteigen, ihre Unterſtützung zu Theil werden laſſen; ſie will das ſich darbietende Material ſammeln und regiſtriren, die bereits vorhandenen Sammlungen für die allgemeine Belehrung nutzbarer machen und die lokalen Forſchungen mit denen des übrigen Deutſchlands und des Auslandes in wechſelſeitig förderliche Verbindung bringen. Durch ein Mitglied (Herrn Dr. Jagor) wurde auf den Nutzen aufmerkſam gemacht, den es haben könne, wenn die in deutſchen oder fremden Zeitungen enthaltenen Notizen und Berichte über Ausgrabungen, erdgeſchichtliche Funde und dgl., die manchmal dem eigentlichen Forſcher entgehen, von Seiten derjenigen, denen ſie nicht entgangen ſind, geſammelt und regiſtrirt werden. Herr Baſtian theilte, als Beweis, wie ſehr die Wiſſenſchaft durch intelligente Beobachtung zufälliger Ereigniſſe gefördert werden könne, die intereſſante Thatſache mit, daß in den wenigen Jahren, in welchen die Regierung der Vereinigten Staaten am nördlichen und ſüdlichen Endpunkte ihrer Weſtküſte, in Alaska und in Kalifornien, herrſche, Beobachtungen zur Erdgeſchichtskunde gemacht worden ſeien, wie ſie unter ruſſiſcher, reſp. ſpaniſch-amerikaniſcher Herrſchaft nie vorgekommen. So habe man innerhalb dieſer wenigen Jahre an der Küſte Kaliforniens ein Dutzend Dſchonken aufgebracht, die ohne Mannſchaft, lediglich durch die Gewalt der Meeresſtrömung, von den gegenüberliegenden Küſten Japan's und China's herangetrieben worden ſeien, und hierdurch ſei die Vermuthung, daß Amerika und namentlich Mexiko mit ſeinen alten Bau- und Schriftdenkmälern in vorgeſchichtlicher Verbindung mit Oſtaſien war, beinahe zur Gewißheit erhoben.

Die Stoff- und Kraft-Schule fängt an, Früchte zu tragen. Da verkündigt ein ſolcher Jünger der Welt das aufs Aeußerſte getriebene materialiſtiſche Evangelium*): „Der Stoff iſt unveränderlich; er iſt immer von denſelben Eigenſchaften, er wird immer dieſelben Eigenſchaften beſitzen, er kann keine neuen Eigenſchaften erhalten, es kann ihm keine Eigenſchaft verloren gehen.". Da aber dieſer Stoff unveränderlich iſt, ſo kann er auch nicht erſchaffen ſein, mithin giebt es keinen Schöpfer, denn „wenn die Schöpferkraft als ein unmittelbarer, nicht zu trennender Theil der Gottheit betrachtet wird, ſo muß die Ewigkeit, Unerreichbarkeit und Unveränderlichkeit des Stoffes die Gottheit verneinen". Aber, geehrter Herr Kunis! Sie befinden ſich auf einem Holzwege. Nichts iſt ſo wenig ewig und unveränderlich, als gerade der Stoff, der heut Sauerſtoff, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, in ſo und ſo viel Jahren Zelle oder Holzfaſer, in abermals ſo und ſo viel Jahren Torf oder Braunkohle, in neuen tauſend Jahren Steinkohle und endlich wieder Sauerſtoff, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff iſt, der in das Univerſum, zu ſeinem göttlichen Urquell, zur Sonne zurückkehrt.

Das Thier hat, nach Herrn Kunis, Selbſtbewußtſein, Gefühle, Affecte, Leidenſchaften und — Sprache. Die Thiere machen ſich gegenſeitig Mittheilungen; ſie geben Laute von ſich, und ſo haben ſie eine Laut- und Geberdeſprache. Da nun die Thiere auch Willen, Vorſtellungen, Gedächtniß, Phantaſie, Träume, Urtheile, Verſtand und Converſation beſitzen, ſo ſieht Herr Kunis keinen andern Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, als den Bau der Extremitäten und die Schrift. Bisher hat man geglaubt, der Menſch zeichne ſich durch ſeine Sprache aus; nun raubt ihm der Verfaſſer auch dieſen Vorzug und beſchränkt den menſchlichen Stolz und Hochmuth auf das mechaniſche Fixiren und Aufzeichnen des Gedachten und Geſprochenen. „Beſäßen die Thiere die Schrift, ſie wären daſſelbe, was die Menſchen ſind, denn Alles, was der Menſch iſt, das iſt er nur durch die Schrift." Vielleicht kommt nächſtens noch ein materialiſtiſcher Apoſtel und macht die Entdeckung, daß die Thiere auch ſchreiben können und nimmt uns noch den letzten Reſt unſeres Dünkels und Größenwahnes.

Selbſt mit der Moral des Verfaſſers ſieht es ſehr windig aus. Man höre folgende Haupt- und Univerſal-Theorie: „Strebe nach angenehmen Empfindungen, ohne die Intereſſen der menſchlichen Geſellſchaft zu verletzen." Und dieſe Lehre iſt nach dem Verfaſſer im Stande, „auf den ſittlichen und Culturfortſchritt der Menſchheit Einfluß auszuüben." Allerdings, aber Gott behüte uns vor dieſem „Einfluß" und vor ſeinen „ſittlichen" Folgen!

*) Vernunft und Offenbarung. Die Widerſprüche zwiſchen Glauben und Wiſſen, naturwiſſenſchaftlich-philoſophiſch bearbeitet von K. W. Kunis. Leipzig, M. Schäfer, 1870.

Die Slowaken im nördlichen Ungarn, die, ebenſo wie die Slaven in Mähren, zum tſchechiſchen Sprachſtamme gehören, haben, wie ihr Hauptorgan, die „Slovenske Noviny", berichtet, den patriotiſchen Beſchluß gefaßt, den Verlockungen ihrer Stammes- und Sprachgenoſſen in Böhmen und in Slavonien keine Folge zu geben und vielmehr ihren magyariſchen Landsleuten auch fernerhin, zur Vertheidigung der gemeinſamen Landesgränzen, wie der gemeinſamen Rechte und Freiheiten, ihre treue Unterſtützung zu leihen — vorausgeſetzt, daß die Magyaren auch ihrerſeits dem Prinzipe, die moraliſche und intellectuelle Entwickelung der verſchiedenen in Ungarn wohnenden Nationalitäten nicht zu hindern, treu bleiben — was freilich die Herren Magyaren, wie aus dem ſiebenbürgiſchen Vorgange zu erſehen, nicht immer thun. „Die ſlowakiſche Nation", ſagt das genannte Blatt, „hat eine ganz andere Aufgabe, als die, den Traum eines unabhängigen Staates mit unauffindbaren Gränzen zu erfüllen; das Intereſſe dieſer Nation iſt vielmehr identiſch mit der politiſchen Einheit und der Integrität des Gebietes der Stephanskrone". (Corresp. Tchèque Nr. 65.) Augenſcheinlich iſt dieſe Erklärung mehr noch gegen die panſlaviſtiſchen Agitationen der Moskowiten, als gegen die Verlockungen der Nord- und Südſlaven Ungarns gerichtet. Beſchämend iſt es jedoch für die Tſchechen in Böhmen, daß ihre ſlowakiſchen Stammes- und Sprachgenoſſen, denen ſich Jene gern als überlegen erachten, früher als ſie zu der Einſicht kommen, welche Rückſichten ſie den Mitbewohnern ihres Landes und dem hiſtoriſchen Kulturleben deſſelben ſchuldig ſind. Das Beiſpiel der aufſtändiſchen Bocheſen zeigt, welche traurige Folgen es hat, wenn eine leicht zu bethörende, unwiſſende Bevölkerung fanatiſchen Aufreizungen des Auslandes Gehör giebt. In Moskowitien werden jetzt allgemeine Geldſammlungen zur Unterſtützung der aufſtändiſchen Bocheſen veranſtaltet.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden:

Meyers Konverſations-Lexikon.

Zweite illuſtrirte Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52 Tauſend. (271)
15 Leinwandbände, mit Atlas und Regiſter, 37½ Thlr.
Auch in Umtauſch gegen alte Aufl. v. Brockhaus, Pierer u. Meyer.

Kinder- und Hausmärchen
geſammelt durch (274)
die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern.
Velin-Ausgabe. Mit color. Bild. geb. 1 Thlr.
Gew. Ausgabe. (14. Aufl. 1869.) kart. 15 Sgr.
„**Unſtreitig unter allen Märchenbüchern das ſchönſte.**“
Bernhardi's Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten.

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich v. Fouqué.**

16. Auflage. 1869. mit Goldſchn. 5 Sgr.
„Das reizendſte und tiefſte Märchen.“
Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (2-2)

Im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von **E. S. Mittler u. Sohn**, Kochſtr. 69, erſchien ſoeben: (273)

Gedichte
von
F. Manfried.
In 3 Abtheilungen.
broſch. 20 Sgr. in eleg. Shirtingband 1 Thlr.

Neuer Verlag
von Duncker & Humblot in Leipzig.

Leopold von Ranke's
Sämmtliche Werke.
Bisher erſchienen 15 Bände à 1 Thlr. 15 Sgr., enthaltend: Deutſche Geſchichte (6 Bände 9 Thlr.); **Zur deutſchen Geſchichte** (1 Band 1 Thlr. 15 Sgr.); **Franzöſiſche Geſchichte** (6 Bände 9 Thlr.); Engliſche Geſchichte (I. u. II. Band à 1 Thlr. 15 Sgr. Subſcriptionen werden fortwährend angenommen. (275)

Geſchichte
des
Preußiſchen Staates und Volkes
unter den
Hohenzollern'ſchen Fürſten.
Von **E. von Coſel.**
I. bis III. Band. Geb. à Band 1 Thlr. 24 Sgr.

Geſchichte
Wallenſteins.
Von
Leopold von Ranke.
Zweite Auflage.
Geheftet. 3 Thlr. 20 Sgr.

Jahrbücher des fränkiſchen Reichs.
1714—1741.
Die Zeit Karl Martells.
Von Theodor Breyſig.
Geheftet. 24 Sgr.

Paulus
der Apostel der Heiden.
Vorträge
von
Max Krenkel.
Geheftet. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hegel
als deutſcher Nationalphiloſoph.
Von
Karl Roſenkranz.
Geb. 2 Thlr.

Pascal.
Sein Leben und ſeine Kämpfe.
Von
J. G. Dreydorff.
Geheftet. 2 Thlr. 24 Sgr.

Bürgerthum
und
Bureaukratie.
Vier Kapitel aus der livländiſchen Geſchichte
von
Julius Eckardt.
Geheftet. 1 Thlr. 15 Sgr.

Aus
Baltiſcher Vorzeit.
Vorträge
von
Friedrich Bienemann.
Geheftet. 1 Thlr. 6 Sgr.

Russlands
Ländliche Zustände
seit Aufhebung der Leibeigenschaft
von
Julius Eckardt.
Geheftet. 1 Thlr. 24 Sgr.

Neue Probleme
der
Vergleichenden Erdkunde.
Eine Morphologie der Erdoberfläche
von
Oscar Peschel.
Geheftet. 1 Thaler.

ENCYCLOPÆDIE
der
RECHTSWISSENSCHAFT.
Systematisch und alphabetisch.
Herausgegeben von
Franz von Holtzendorff.
I. Systematischer Theil.
Geh. 4 Thlr.

Reform
der
Römiſchen Kirche
in Haupt und Gliedern.
Aufgabe des bevorſtehenden römiſch. Conzils.
Geheftet. 27 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für ältere Auflagen von Brockhaus'
Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von
10 Thaler
vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Soeben erſcheint in zweiter vom Verf. durchgeſehener Aufl.:

Der Talmud von **Emanuel Deutſch**, Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London. Aus der 7. engl. Auflage übertragen. Autoriſirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Sgr.

„Dieſe kleine Schrift machte in England, wo ſie zuerſt erſchien, das ungeheuerſte Aufſehen. Gleich nach ihrem Erſcheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam. Das Intereſſe für ſie war allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 war ſie in 7 Auflagen erſchienen.“ Nationalzeitung. (277)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Digitized by Google

Literariſche Feſtgeſchenke.

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden: (278)

Deutſche Nationalliteratur.

Kritiſche Textreviſionen von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr.
H. v. Kleiſt, 2 Bände. 1⅓ Thlr.
Chamiſſo, 2 Bände. 1⅓ Thlr.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden:

Ausländiſche Klaſſiker

in neuen deutſchen Uebertragungen.

(England.)

Burns, Lieder und Balladen, von K. Bartſch. 18 Sgr.
Byron, Dichtungen, von W. Schäffer. 10 Sgr. — **Don Juan**, von W. Schäffer. 18 Sgr. — **Harolds Pilgerfahrt**, von A. H. Janert. 14 Sgr.
Chaucer, Canterbury-Geſchichten, von W. Hertzberg. 1 Thlr. 10 Sgr.
Defoe, Robinſon Cruſoe, von K. Altmüller 20 Sgr.
Milton, Das verlorene Paradies, von H. Viehoff. 12 Sgr.
Shakeſpeares ſämmtliche dramatiſche Werke. 9 Bände. 8⅓ Thlr.
Shakeſpeares Sonette, von F. A. Gelbcke. 12 Sgr.
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von A. Strodtmann. 22 Sgr.
Sterne, Empfindſame Reiſe, von K. Eitner. 14 Sgr. — **Triſtram Shandy**, von F. A. Gelbcke. 1 Thlr. 7½ Sgr.
Tennyſon, Gedichte, von A. Strodtmann. 14 Sgr.

(Frankreich.)

Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von Fr. Dingelſtedt. 10 Sgr.
Chateaubriand, Erzählungen, von M. v. Andechs. 14 Sgr.
Le Sage, Der hinkende Teufel, von L. Schücking. 20 Sgr.
Molière, Charakterkomödien, von Ad. Laun. 25 Sgr.
Racine, Dramen, von Ad. Laun. 20 Sgr.
St. Pierre, Paul und Virginie, von K. Eitner. 12 Sgr.
Sand, Ländl. Erzählungen, von Aug. Cornelius. 18 Sgr.
Staël, Corinna, von M. Beck. 1 Thlr.
Töpffer, Roſa und Gertrud, von K. Eitner. 15 Sgr.

(Spanien und Portugal.)

Cervantes, Don Quijote, von Edm. Zoller. 2 Thlr. 20 Sgr.
Camoëns, Die Luſiaden, von K. Eitner. 18 Sgr.
Spaniſches Theater, von Rapp und H. Kurz. 2 Thlr. 26 Sgr.

(Italien.)

Dante, Göttliche Komödie, v. K. Eitner 1 Thlr.
Leopardi, Gedichte, von R. Hamerling 12 Sgr.
Manzoni, Die Verlobten, von E. Schröder. 1 Thlr. 20 Sgr.

(Skandinavien und Rußland.)

Björnſon, Bauernnovellen, von E. Lobedanz. 18 Sgr. — **Dramatiſche Werke**, von E. Lobedanz 1 Thlr. 2 Sgr.
Tegnér, Frithjofs-Sage, von H. Viehoff. 10 Sgr.
Holberg, Komödien, von Robert Prutz. 1 Thlr. 24 Sgr.
Puſchkin, von F. Löwe. 12 Sgr.

(Alterthum).

Aeſchylos, Dramen (Oreſtie, Prometheus), von A. Oldenberg. 16 Sgr.
Homer, Odyſſee, von F. Ehrenthal. 24 Sgr.
Sophokles, Dramen, von H. Viehoff. 28 Sgr.

(Orient.)

Kalidaſa, Sakuntala von E. Meier. 12 Sgr.
Morgenländiſche Anthologie, von E. Meier. 18 Sgr. (279)

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illuſtrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34⅓ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden, 6⅔ Thlr. (280)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.
Complet in Mappe 12⅔ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte von Deutschland,

Zweite Auflage von 1869.
12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (281)

Feſtgeſchenke

aus dem Verlage der **Haude- u. Spener'ſchen Buchhandlung** (F. Weidling) in Berlin.

Anderſen, H. C., Neue Märchen und Geſchichten. Min. Ausg. eleg. geb. mit Goldſchnitt 24 Sgr.

Archenholz, J. W. v., Der ſiebenjährige Krieg. 9. Aufl. In illuſtr. Umſchlag geh 15 Sgr., eleg. geb. 22½ Sgr. — „Ein Volksbuch im beſten und ſchönſten Sinne des Wortes, und zugleich ein Meiſterwerk unſerer Literatur." Breslauer Ztg.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenſchatz des deutſchen Volks. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Aufl. geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 7½ Sgr., eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Damen-Almanach. Notiz- und Schreibkalender für 1870. Mit einer Illuſtration von Hermine Stilke in Farbendruck. In ſehr elegantem Relief-Einband mit Goldſchn. 20 Sgr.

Leſſing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von Dr. W. Cosack. Mit einer Abb. der Marmorgruppe und erläuterndem Namenverzeichniß. Geb. 1 Thlr., in engl. Einb. 1⅓ Thlr.

Löwenberg, J., Geſchichte der Geographie. 2. Aufl. geh 1 Thlr. 20 Sgr., geb. 1 Thlr. 22½ Sgr. — „Gründliche Forſchung, klare Gliederung und durchſichtige, angenehm beſchäftigende Darſtellung zeichnen das werthvolle Buch aus, welches dem Freunde der Erdkunde auf dieſem ungeheuren Gebiete als treuer Führer und Wegweiſer dienen wird. Zur Orientirung iſt es vortrefflich geeignet." (Mag. f. d. Lit. d. Auslandes.)

Saling, A., Die Börſenpapiere. 3. Jahrg. 1870. 2 Theile. In engl. Einband 8 Thlr. (282)

Seidel, Emilie, Friede ſei mit Euch. Gedichte zum Geleit durch das Leben. Geb. 10 Sgr., eleg. geb. 15 Sgr.

Solly, Th., A Coronet of Englisch Verse. Or a Selection from English and American Poets. Geb. 1 Thlr. 12 Sgr.; in reichem Relief-Einband mit Goldschnitt 2 Thr. — „Eine kostbar ausgestattete Blüthenlese aus englischen und amerikanischen Dichtern; der Name des Herausgebers, früher Lehrer Sr K H. des Kronprinzen, bürgt für die gute und treffliche Auswahl. Bei der Neigung und dem Anklang, den die englische Lyrik bei uns in weiten Kreisen findet, wird dieser hübschen Sammlung ein dankbares Publikum nicht fehlen; sie empfiehlt sich zumeist für die Frauenwelt als ein gefälliges Geschenk." (Nat.-Ztg.)

Dieser Nummer liegt bei ein **Verzeichniss von illustrirten Jugend-, Haus-, Schul- und Volksschriften** aus dem Verlage von **Otto Spamer in Leipzig.** (283)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 4. Dezember 1869. [№ 49.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die proteſtantiſche Bewegung unſerer Zeit. 717.
Ungarn. Zur Geſchichte der Staatskirche in Ungarn. I. Die Stephanskrone, der Papſt und der Proteſtantismus. 719.
Belgien. Die Freiheit des Unterrichts und die Univerſitäten. 721.
Italien. Religion und Kunſt des Mittelalters. 723.
Griechenland. Zur Literatur der griechiſchen Dramatiker. 726.
Spanien. Stimmungsberichte aus Spanien. 726.
Nord-Amerika. Ein Beſuch des Vicepräſidenten der Vereinigten Staaten bei den Mormonen. 727.
Kleine literariſche Revue. Bernſtein's „Deutſcher Kalender". 728. — Fouqué's Undine. 729. — Braun's Kleinſtaaterei. 729. — Jeremias Gotthelf's „Uli". 729. — Blüthenleben, Original-Novelle von Lina Morgenſtern. 729. — Berliner Blaubuch. 729.
Literariſcher Sprechſaal. Die Oeſterreichiſche Reichs- und die Norddeutſche Bundesverfaſſung. 730. — Die deutſche Frage in Böhmen. 730. — Verhandlungen der Frauenconferenz in Berlin. 730. — Engl. Katalog der Berliner Muſeen. 730.

Deutſchland und das Ausland.

Die proteſtantiſche Bewegung unſerer Zeit.

Bei Gelegenheit der Beſprechung des in Berlin abgehaltenen Proteſtanten-Tages iſt zwar ſchon des „Jahrbuches des Proteſtanten-Vereins"*) Erwähnung geſchehen und auf ſeinen reichen Inhalt hingewieſen worden, doch iſt das eben nur beiläufig geſchehen, während die Bedeutung des Unternehmens für die von demſelben angeſtrebte Neugeſtaltung des kirchlichen Lebens in Deutſchland eine eingehendere Beſprechung des Buches als zeitgemäß erſcheinen läßt.

Die neue Zeitſchrift verfolgt den dreifachen Zweck: 1) „Alle Mitglieder des Proteſtanten-Vereins von den inneren und äußeren Fortſchritten der Vereinsſache in Kenntniß zu erhalten; 2) den Vereinsmitgliedern ein möglichſt gediegenes Material in die Hand zu geben, um zu den wichtigen Tagesfragen vom Standpunkt des Vereins aus Stellung zu nehmen und ſo zur Förderung und Belebung des Vereinsgeiſtes beizutragen; 3) zu verſuchen, die dem Verein noch fernſtehenden Kreiſe der Gebildeten mit dem Geiſt und den Zwecken des Vereines bekannt zu machen und ihre Theilnahme und Unterſtützung für ſeine Beſtrebungen zu gewinnen."

Unter den einzelnen Beiträgen des Jahrbuches möchten wir hier aber vornehmlich auf die von Dr. Baumgarten gelieferte „Kirchenpolitiſche Rundſchau" verweiſen, weil dieſelbe uns die traurigen Schickſale des Mannes noch einmal und zwar im Zuſammenhange in Erinnerung bringt, und weil an ihnen recht ſchlagend der eng-kirchliche, fanatiſche Standpunkt jener mecklenburgiſchen Zionswächter erſichtlich wird, an denen auch in der evangeliſchen Kirche des übrigen Deutſchlands kein Mangel iſt und die auch hier jede freiere Richtung in der Kirche mit ihrem Anathema und mit Ausſchließung aus derſelben verfolgen möchten, wenn nur das Kirchenregiment auch darin ihnen völlig zu Willen ſein möchte.

Dr. Baumgarten geht in dieſem Stück eigener Leidensgeſchichte davon aus, „die Zeichen unſerer Zeit" aufzuſuchen und er findet dieſelben, indem er dieſes Jahrhundert mit dem vorigen vergleicht, darin, daß gegenwärtig das nationale Bewußtſein und Leben von entſcheidender Bedeutung iſt, während im vorigen Jahrhundert einzelne Perſönlichkeiten durch natürliche oder künſtliche Größe der Geſchichte ihren Stempel aufdrücken. In dem nationalen Charakter der gegenwärtigen Volksbewegung hat auch die Religion begonnen, ſich von Neuem geltend zu machen. Einen Beweis dafür findet der Verf. in dem Umſtande, daß auch die politiſchen Tagesblätter ſich wieder ernſtlich mit derſelben und mit dem religiöſen Leben beſchäftigen. So „in Dänemark hat das gegenwärtige Miniſterium aus der Durchführung eines kirchlichen Geſetzes eine Kabinetsfrage gemacht: in den Niederlanden bewegt ſich ſeit Jahren der Kampf der Miniſterien und der politiſchen Parteien um die Frage nach der Confeſſionalität oder Neutralität der Schule, und ganz kürzlich hat ſich die Neuwahl der Volksvertreter nach dieſen beiden Stichworten vollzogen. In England hat die iriſche Kirchenfrage ein Miniſterium geſtürzt und ein neues an's Ruder gebracht. In Oeſterreich iſt der Kampf zwiſchen Staat und Kirche eben ſo heftig wie der Streit der Nationalitäten. Und was hat in der letzten preußiſchen Landtags-Seſſion die Aufmerkſamkeit ſo nachhaltig geſpannt, wie die Verhandlungen zwiſchen dem Kultusminiſterium und ſeinen Gegnern!"

Daher kann auch die literariſche Publiciſtik nicht anders, als ſich gleichfalls von dieſer überall erwachten religiöſen Bewegung durchdringen laſſen, denn ſie hat vornehmlich die Aufgabe, ein Spiegelbild der Kulturbewegung ihrer Zeit zu liefern.

Im Folgenden wird, als ein eigener Zug unſerer Zeit, die Verſchmelzung der nationalen Beſtrebungen mit den chriſtlichen und kirchlichen nachgewieſen. „Das ſlaviſche Kirchenthum bedroht die äußerſte Gränze deutſcher Kultur und iſt eine Gefahr für unſere Zukunft; das romaniſche Kirchenthum iſt ein Erbfeind in unſerem eigenen Hauſe!" Es werden dann die Beſtrebungen näher charakteriſirt, welche das römiſche Papſtthum neuerdings macht, um ſeine Herrſchaft zu ſichern und innerlich zu kräftigen. „Papſt und Kardinäle, Jeſuiten und Klerus ſind entſchloſſen, alle Freiheitsregungen auf dem ſtaatlichen und wiſſenſchaftlichen Gebiet mit den erprobten Mitteln der Gewiſſenstyrannei in den Bann zu thun und was ſich bis dahin zur Oppoſition rüſtet, iſt viel zu ſchwach, um gegen dieſe Coalition auf die Länge etwas von Belang ausrichten zu können." Ein Troſt iſt dabei nicht außer Acht zu laſſen, nämlich das in der proteſtantiſchen Kirche neu erwachte Leben; nur daß dieſe Anſätze zu einem neuen kirchlichen Leben nicht aus der Kraft und Fülle des proteſtantiſchen Geiſtes hervorgehen.

Die in der herrſchenden Kirche im letzten Jahre deutlicher als früher zu Tage getretene Richtung charakteriſirt der Verf. durch die folgenden drei Thatſachen: 1) die allgemeine luthe-

*) Jahrbuch des deutſchen Proteſtanten-Vereins. Unter Mitwirkung von Dr. Baumgarten, Dr. Bluntſchli, Dr. J. W. Hanne, Dr. von Holtzendorff, Dr. Holtzmann, Dr. Lipſius, Dr. Lieco, Dr. Manchot, W. Müller, Dr. Nippold, Dr. Räbiger, Dr. Schenkel, Dr. Sydow, Dr. Zittel. Herausgegeben vom Lic. Theol. Hoßbach, Prediger an der Andreas-Kirche in Berlin, und Thomas, Prediger an der Nicolai-Kirche in Berlin. Erſter Jahrgang. Elberfeld, R. L. Friederichs. (8. 210 S.)

Digitized by Google

riſche Conferenz, welche am 1. und 2. Juli 1868 in Hannover getagt hat, 2) den Bremer und den Berliner Kirchenſtreit und 3) die Geſangbuchsfrage in Schleſien und Berlin.

An der erſten Vereinigung von etwa 5000 Lutheranern aus fünfzehn verſchiedenen Landeskreiſen wird hervorgehoben und zugleich getadelt, daß dieſelbe nur auf dem Grunde der Bekenntniſſe der lutheriſchen Kirche zuſammengetreten und daß in dem Statut von der Bibel gar nicht die Rede iſt, während doch gerade Luther in ſeinem großen Bekenntniß zu Worms nur von der heiligen Schrift und dem Gewiſſen weiß. Ferner wirft der Verf. dieſer lutheriſchen Conferenz vor: daß ihr der Muth der Wahrheit gefehlt habe; er beweiſt dies dadurch, daß ſie zwei Männer an ihre Spitze geſtellt, welche Jahre lang in kirchlicher Feindſchaft gelebt und nicht aufrichtig genug geweſen, ihre Meinungsverſchiedenheiten offen zu bekennen und auszugleichen, nämlich den Erlanger Profeſſor von Hoffmann und den mecklenburgiſchen Oberkirchenrath Dr. Kliefoth. „Und dieſe Geſellſchaft, die nicht im Stande iſt, ihren häuslichen Hader, mit dem ſie ſich vor den Augen der Welt proſtituirt hat, chriſtlich zu erledigen, will in wirrer Zeit den Kirchenregimenten und Gemeinden ein Licht anzünden! Sie, die ſelbſt das Licht ſcheuen." Ein noch größerer Uebelſtand, der auf dieſer Conferenz zu Tage trat, war, daß man den Repräſentanten des mecklenburgiſchen Kirchenregiments, welches näher als ein durchaus papiſtiſches nachgewieſen wird, den Oberkirchenrath Kliefoth auf den Meiſterſtuhl ſetzte, anſtatt der nothleidenden mecklenburgiſchen Landeskirche, in welcher ein hierarchiſches Syſtem in modernem Styl aufgeſtellt iſt, zu Hilfe zu kommen. Und dieſes Syſtem des mecklenburgiſchen, proteſtantiſchen Kirchenfürſten wird dann näher an der gegen Dr. Baumgarten ſelbſt geübten Gewaltthat charakteriſirt. Weil er ſich zuerſt auf einer Synode in Parchim der reformatoriſchen Gewiſſens- und Glaubensfreiheit annahm, deshalb wurde Baumgarten, damals Profeſſor in Roſtock, zunächſt aus der theologiſchen Prüfungscommiſſion von dem Oberkirchenrath entlaſſen und dann durch ein hinter ſeinem Rücken abgefaßtes Conſiſtorial-Erachten, ohne daß er gehört oder vorgeladen worden, ja ehe er auch nur eine Ahnung von der Anklage hatte, ſeiner übrigen Aemter entſetzt.

Zur Charakteriſtik dieſes Kliefoth'ſchen Kirchenregimentes, das nun ſeit zwanzig Jahren in Mecklenburg gewaltet, mag hier noch angeführt werden, daß in drei Präpoſitur-Kreiſen, die etwa ſechsunddreißig Gemeinden umfaſſen, der Gottesdienſt in einem Jahr „282 Mal ausfallen mußte, weil kein Menſch zur Kirche kam."

„Es iſt ein trübes Bild", ſo ſchließt Dr. Baumgarten dieſe Epiſode aus der neueſten Kirchengeſchichte Mecklenburgs, „welches dieſe Lutheraner darſtelle, aber auch die kirchlichen Kämpfe in Bremen und Berlin gewähren keinen erfreulichen Anblick."

Bei dieſen kirchlichen Kämpfen handelte es ſich um die Entſcheidung der Frage, ob eine zahlreiche Partei der deutſchen Theologenſchaft, welche mehr oder weniger mit dem Buchſtaben, zum Theil auch mit dem Inhalt des dogmatiſchen Symbols zerfallen iſt, übrigens aber an dem ethiſchen Gehalt des Chriſtenthums mit allem Eifer feſthält, in der evangeliſchen Kirche volle Berechtigung beſitzt. Näher auf den Bremer Kirchenſtreit übergehend, erzählt der Verf. den Urſprung deſſelben, der ſich anknüpft an einen Vortrag des Paſtors Schwalb an Sanct Martini in Bremen, welchen derſelbe am 17. Januar 1868 im Bremer Proteſtanten-Verein „über den alten und den neuen Glauben an Chriſtus" gehalten und in welchem derſelbe alles Uebernatürliche in der Geſchichte Jeſu geleugnet, indem er die einzelnen Momente des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes aufzählt, andererſeits aber ſich zu Jeſu dem Herrn, „dem Könige der Menſchheit" bekennt. In Folge deſſen erklärten fünfundzwanzig Paſtoren des Bremer Kirchengebietes, nachdem ſie den Vortrag Schwalb's nur erſt im Auszuge kannten, „auf den ſechs Thatſachen, welche Dr. Schwalb leugnet, ruht der chriſtliche Glaube"; ſie conſtatiren ein öffentliches Aergerniß und einen unerträglichen Nothſtand der Bremiſchen Kirche; keiner aber der Fünfundzwanzig hat den Verſuch gemacht, mit Paſtor Schwalb über ſeine Lehre in perſönliche Verhandlung zu treten.

Profeſſor Baumgarten hat nach langen Beobachtungen und Unterredungen in Schwalb einen ſtillen, denkenden und in ſich gekehrten Mann gefunden, „der auch dann gelaſſen und leidenſchaftslos blieb, wenn ich ihm meinen Tadel über ſeine Irrthümer und ſeinen Unglauben, wenn ich ihm meinen Unwillen über ſeine heterodoxen Anſtößigkeiten ausſprach. Offenen Herzens und freien Gewiſſens hat er ſich mir gezeigt, wenn ich, wie oft geſchehen, meine Fragen auf ſein Innerſtes richtete". Seitdem freilich iſt nicht viel in jenem Bremer Kirchenſtreit geſchehen, und es gewinnt faſt das Anſehen, als ob jene 25 Paſtoren ihren Schritt als einen übereilten mehr und mehr erkennen.

„Der Bremer Kirchenſtreit iſt ein warnendes Exempel für alle Verſuchung zum überkirchlichen Eifer. Aber etliche Paſtoren der preußiſchen Reſidenz haben dieſe Warnung in den Wind geſchlagen." Mit dieſen Worten geht der Verfaſſer auf den Berliner Kirchenſtreit über, der ſich bekanntlich an einem Bericht Lisco's über die ſittlichen und kirchlichen Zuſtände der Friedrichs-Werderſchen Synode auf einer Verſammlung derſelben im Jahre 1867 entzündete. Eine Aeußerung in dieſem Bericht über die bibliſchen Wunder, die in unſerer heutigen Weltanſchauung keinen Platz mehr hätten, gab der ſtrenggläubigen Partei auf der Synode Veranlaſſung, die Anhänger der Schleiermacher'ſchen Lehre zu verketzern und auf ihre Entfernung von ihren kirchlichen Lehrämtern zu dringen. Und damit nicht zufrieden, gingen die 21 Mitglieder der Synode, welche jene Erklärung erlaſſen hatten, noch einen Schritt weiter und erließen ein Manifeſt gegen den Proteſtanten-Verein, in welchem ſie erklärten, „daß die Mitglieder dieſes Vereins ſammt ihrem Anhang mit der evangeliſchen Kirche und ihrem Bekenntniß thatſächlich gebrochen und den Glauben verlaſſen haben, auf den ſie getauft ſind und den ſie in ihrer Confirmation vor der Gemeinde bekannt haben." Die Gegenwirkung blieb nicht aus. Am 7. Juni 1868 beſchloſſen 123 angeſehene Männer der Berliner Gemeinden eine Reſolution, in welcher ſie öffentlich gegen die Erklärung der 21 Synodalen proteſtiren und eine Petition an den Berliner Magiſtrat, in welcher ſie den verketzerten Geiſtlichen bezeugen, „daß ihre Treue und Wahrhaftigkeit im Bewußtſein der Gemeinden lebt". Der Magiſtrat ſchloß ſich dieſer Erklärung an, und außerdem haben neunhundert Gemeindeglieder ihren Predigern Sydow und Lisco mit Rückſicht auf die ihnen widerfahrene Unbill ihre Beiſtimmung und Verehrung bezeugt. Auch hier kennzeichnet und richtet ſich der kirchliche Fanatismus der Buchſtabengläubigkeit durch das Merkmal der Halbheit; denn jene 21 Paſtoren mußten, wenn ſie conſequent ſein wollten, Alles daran ſetzen, damit das Kirchenregiment ihr Urtheil zur Ausführung bringe. Indirect iſt wohl ſo etwas verſucht worden, aber das brandenburgiſche Conſiſtorium hat es abgelehnt, eine Sichtung der Geiſtlichkeit nach Maßgabe jener paſtoralen Abtheilungen vorzunehmen. Dagegen haben die Männer des Berliner Anathema nichts gethan; ſie haben weder ihren Bannſpruch zurückgenommen, noch ſind ſie aus einem ſolchen gänzlich zerrütteten Kirchenweſen ausgeſchieden.

Digitized by Google

Schließlich beſpricht die „Rundſchau" auch die Geſangbuchs-Angelegenheit, welche ſich von den vorherigen Ereigniſſen dadurch unterſcheidet, daß man es hier nicht mit einer einflußreichen kirchlichen Partei, ſondern mit einer kirchenregimentlichen Action zu thun hat. Der Ref. beklagt es, „daß die Conſiſtorialregierung, die gerade in dieſen Tagen die dringendſte Pflicht hätte, verſöhnend und gewinnend auf die Gemeinden zu wirken, in einer zwar wohlgemeinten, aber falſchen Anſchauung von einem vorhandenen kirchlichen Bedürfniß, durch ihre Initiative in der Geſangbuchsneuerung einen unheilvollen Schritt wachgerufen hat". Die Einführung eines Geſangbuches kann nur auf freier Wahl jeder Gemeinde beruhen. Wenn aber das Kirchenregiment den Grundſatz aufſtellt, man müſſe ſich der Minderheit, welche ſich zur Kirche hält, gegenüber der unkirchlichen Mehrheit, durch Aufnahme der Kernlieder gefällig und anerkennend erweiſen, ſo treibt ſie dadurch die Majorität in den Gemeinden in den offenbaren Unglauben hinein.

Als auf der Friedrich-Werderſchen Synode im Jahre 1868 die Geſangbuchsfrage zur Sprache kam, trat Prediger Dr. Sydow mit Nachdruck auf für das Recht der evangeliſchen Gemeinde gegenüber den Maßnahmen, die der Referent in dieſer Angelegenheit vorgeſchlagen. Die Conſiſtorien, ſowohl das brandenburgiſche, wie das ſchleſiſche, liebten es, in dieſer Angelegenheit nicht offen, ſondern im Geheimen vorzugehen. Es werden die Vorgänge in Ohlau und in Finſterwalde beſprochen, auch des Verſuches der Gewalt von Seiten des Conſiſtoriums gegen die Gemeinden Reichenbach, Ohlau, Namslau und Neumark gedacht, wobei das Conſiſtorium ſchließlich einen unrühmlichen Rückzug antreten mußte. Die vier ſchleſiſchen Gemeinden Ohlau, Reichenbach, Namslau und Goldberg erließen am 3. Februar d. J. einen öffentlichen Aufruf an die evangeliſche Chriſtenheit, in welchem ſie um Unterſtützung bitten in ihrem Kampfe „gegen Geſangbuchszwang, wie gegen jeden Zwang in kirchlichen Dingen". Das brandenburgiſche Conſiſtorium hat leider dieſe ſehr deutlichen Zeichen der Zeit nicht verſtanden; es hat vielmehr unter dem 9. Februar d. J. den Entwurf eines neuen Geſangbuches herausgegeben, und der Urheber dieſes Entwurfs, Herr Conſiſtorialrath **Bachmann**, hat in einer allgemeinen Schrift die Geſichtspunkte und Grundſätze, nach denen er dieſen Entwurf bearbeitet, veröffentlicht.

Dieſer Entwurf und dieſe Denkſchrift iſt es, mit denen man ſich noch gegenwärtig in den Berliner Gemeinden vielfach beſchäftigt und welche in den verſchiedenartigſten Vereinen der Reſidenz eine lebhafte Oppoſition wachgerufen haben. Charakteriſtiſch für die Bezeichnung des Geiſtes, in welchem dieſe beiden Schutzſchriften abgefaßt ſind, iſt, was der Verfaſſer am Schluß dieſer letzten kirchlichen Controverſe hervorhebt, nämlich „eine ſolche Maſſe von Sprachhärten, von Geſchmackloſigkeiten, von dogmatiſchen Krankheiten, wie dieſes neue Geſangbuch enthält, den Berliner Gemeinden zum Singen anzubieten, das heißt die ſchon vorhandene Kluft zwiſchen Kirchenthum und Volksthum um ein Beträchtliches erweitern, das heißt die Kirche immer mehr zu einem Conventikel herabdrücken, der ſich gegen Licht und Luft des Volkslebens abſperrt, das heißt das deutſche Volksbewußtſein an ſeinem empfindlichſten Punkt beleidigen".

Wir ſind dem kirchlichen Rundſchauer deshalb ſo ausführlich in ſeinem erſten Jahresberichte gefolgt, weil auch wir ſeiner Anſicht ſind, daß in den großen Gefahren, die dem proteſtantiſchen Geiſte drohen, es geboten iſt, mit allen Waffen, die der Oeffentlichkeit zu Gebote ſtehen, in dieſem Kampfe für das Recht, die Wahrheit und die Freiheit einzutreten.

Auch wir halten es mit dem Verfaſſer für ein Glück in der gegenwärtigen Verwirrung, „daß die kirchlichen Verhandlungen nicht mehr in dem engen Raum der Schulen internirt ſind, daß ſie immer mehr genöthigt werden, an das Licht zu kommen". Darum wollen auch wir unſererſeits dazu beitragen, daß ſein Wunſch in Erfüllung gehe, nämlich, „daß wenn der Rundſchauer des nächſten Jahres ſeine Augen emporhebt zu dem kirchlich-politiſchen Horizont, er der ſchlimmen Zeichen weniger und der guten mehr finden möge!" Chriſtianus.

Ungarn.

Zur Geſchichte der Staatskirche in Ungarn.

I.

Die Stephanskrone, der Papſt und der Proteſtantismus.

Das ökumeniſche Concil mit ſeinen geheimnißvollen Zwecken hat in katholiſchen Ländern zu einer Bewegung Anlaß gegeben, die von Wirkungen der erfolgreichſten Art ſein dürften. Die Verſammlung der deutſchen Biſchöfe in Fulda, das Auftreten der franzöſiſchen Kleriſei im Intereſſe des Gallikanismus, namentlich aber die männliche, kernige Sprache des Pater Hyacinth ſind als ein Proteſt gegen den weiteren Verſuch der Geiſtertyrannei Roms anzuſehen. — Hat doch der Kongreß der Biſchöfe zu Fulda dadurch, daß er den Syllabus zu kritiſiren wagte, den eklatanteſten Beweis deſſen gegeben, daß ſich die Zeiten geändert, daß es nun nicht mehr iſt, wie vordem.

Die Bewegung der Geiſter am Ende des 18. Jahrhunderts endete mit dem Leugnen alles Poſitiven, die Erregtheit gegen Rom und ſeinen Klerus erreichte die höchſte Gränze. Der Rückſchlag war ebenſo ſtark, als kurz vorher das Treiben der Erregtheit und der Anfeindung des Klerus.

In der Gegenwart ſind die Gemüther ruhiger, ſie werfen nicht alles Beſtehende über den Haufen. Der Gang der Natur wird beobachtet. Was entwickelungsfähig iſt, ſoll entwickelt werden, ſoll ſeinen Entwickelungsprozeß durchmachen. Die Gegenwart iſt bedächtiger, ſie will keinen Umſturz: Entwickelung! Das iſt ihr Loſungswort.

Daß man in den katholiſchen Kreiſen Ungarns alſo denkt, ſcheint den Beifall Roms nicht erworben zu haben. Klagte doch der Papſt erſt unlängſt über die traurigen Zuſtände im Schoße der katholiſchen Kirche Ungarns. — Sieht es in Ungarn wirklich ſo troſtlos aus? Was geht in Ungarn denn vor? Wollen die Ungarn ſich des päpſtlichen Joches entledigen? Iſt eine neue Art Reformation im Zuge?

Das ſind Fragen, die der Uneingeweihte ſich ſelbſt ſtellt, wenn er von der „Autonomie der Katholiken in Ungarn" hört. — Es lohnt ſich deshalb wohl der Mühe, die Freiheitsbewegung der ungariſchen Katholiken näher zu betrachten; ſie datirt nicht aus den letzten Tagen, iſt mehr als zwanzig Jahre alt. Die einzelnen Phaſen der Entwickelung zu betrachten, ſei Aufgabe dieſer Zeilen.

Wie in Preußen die Religion des Herrſcherhauſes Staatsreligion iſt, wie in religiös-konfeſſionellen Dingen in Preußen die Regierung die höchſten Kirchenwürden verleiht, Kirchenangelegenheiten durch die Provinzial-Behörden, Ober-Präſidenten, verwalten, ordnen, regieren und leiten läßt, wie in Sachen der Religion die preußiſche Regierung in den Jahren 1808, 1815,

Digitized by Google

1817, 1827 und 1845 die Verhältniſſe der Staatskirche und der übrigen Confeſſionen regelte; wie endlich Friedrich Wilhelm IV. die Alles ſchaffende Kraft des erſten Chriſtenthums in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen beſtrebt war, aus eigener Machtvollkommenheit als Oberhaupt der Staatskirche, als erſte Perſon auf der Stufenleiter der Staatsreligion: ſo war es auch in Ungarn. — Das Herrſcherhaus war katholiſch, die katholiſche Religion war Staatsreligion, Staatskirche; der König ernannte die Kirchenwürdenträger; der König war Oberſter und Herr der Kirche — im Auftrage des Papſtes.

Damit hat es nun folgende Bewandtniß:

Der erſte König von Ungarn, Stephan der Heilige, ſandte Boten an Papſt Sylveſter II., dieſem ſein Reich empfehlend und bittend, ihm, wie anderen Fürſten Europas, eine Krone zu ſenden. Der Papſt ſandte nicht nur die erbetene Krone, ſondern auch noch ein Doppelkreuz, zum Zeichen der Apoſtelwürde des Ungarkönigs, der das Recht erhielt, Biſthümer zu gründen, Biſchöfe, Aebte und Pröbſte zu ernennen und Apoſtel zu ſein des chriſtlichen Glaubens; dabei durfte er auch die äußeren Angelegenheiten der Kirche im Verordnungswege verwalten, er konnte Beſtimmungen treffen. Sanct Stephan, ein eifriger Förderer des Chriſtenthums, trat ſomit in die Reihe der vom Papſte begünſtigten Fürſten; ſein Reich wurde ein ſogenannter „päpſtlicher Staat“. Daher kommt es auch, daß die Könige von Ungarn den Titel: „apoſtoliſcher König“ führen; ſie üben das Patronatsrecht in kirchlich-katholiſchen Angelegenheiten; es durfte der Ungarkönig nebſt Obigem neue Biſthümer errichten und dotiren, die biſchöflichen Einkünfte theilen, die kirchlichen Würdenträger von einem Poſten zum anderen verſetzen, religiöſe Orden einführen und des Landes verweiſen; über die Regelung der Seelſorge konnte nur allein der König Vorſchriften erlaſſen und hatte er auch die Disziplinargewalt über alle kirchlichen Beamten. — Das kirchliche Vermögen fiel bis zur Wiederbeſetzung der Pfarrpfründen und Biſchofſitze dem Staate, der Krone zu.

Zu des Königs Koloman Zeiten haben ſich die Domkapitel das Recht vindicirt, die Biſchöfe zu wählen, das Beſtätigungsrecht blieb aber trotzdem bei der Krone. Die Kapitel wurden erſt zur Zeit des Kaiſer-Königs Siegmund — wegen ſeiner Haltung am Concil zu Koſtnitz — ihres Wahlrechtes beraubt. Freilich übten die jeweiligen Könige Ungarns ihr apoſtoliſches Recht ſtets nur unter Beeinfluſſung und Bevormundung der Prieſter und Biſchöfe aus. Im königlichen Rath waren ſtets Biſchöfe in großer Anzahl vertreten und im Anfange des ungariſchen Staatslebens war faſt immerdar der Primas-Erzbiſchof von Gran der erſte Kanzler des Königs. Als ſpäter die Palatins- und Kanzlerwürde an weltliche Ungarn überging, da kandidirten auf die erledigten Biſchofſitze ſtets der Primas oder die von der Krone hierzu aufgeforderten Biſchöfe. Die Ernennung der Domherren war bis zur Zeit Maria Thereſiens ein ausſchließliches Recht der betreffenden Diözeſan-Biſchöfe; dieſes Recht fiel ſpäter auch der Krone zu. Die Verwaltung der kirchlichen Stiftungen und Fonds iſt auch ein Recht der Krone geweſen.

Namentlich hat die Regierung Maria Thereſien's eigenthümliche Verhältniſſe heraufbeſchworen. — Preußen fing an, der Staat der Intelligenz zu werden; Friedrich II. erklärte, die „Schulen ſeien Veranſtaltungen des Staates“. Daſſelbe that Maria Thereſia in Oeſterreich und in Ungarn. Preußen machte die Schule zu einem Adnexum der proteſtantiſch-preußiſchen Staatskirche; in Ungarn wurde ſie ein Suffixum der katholiſchen Staatskirche, indem die Biſchöfe Oberſtudien-Direktoren wurden und die Pfarrer Localſchul-Inſpektoren. Während der Ungarkönig bei ſeiner Krönung ſchwor, „die Entſtehung und Verbreitung neuer Religionsſekten“ zu hindern, waren die evangeliſch-lutheriſche, die evangeliſch-reformirte und die unitariſche Confeſſion geduldet (aber wie?) und die griechiſch-orientaliſche Religion (die ſchismatiſche Kirche) privilegirt, bis Joſeph's II. Toleranz-Edikt das Gleichgewicht einigermaßen herſtellte. — Der Hochmuth der katholiſchen Würdenträger, deren Unduldſamkeit, Ketzerriecherei, Verfolgungsſucht und fanatiſche Leidenſchaftlichkeit hat aber die edlen Beſtrebungen des ſeiner Zeit vorausgeeilten Monarchen zu vereiteln gewußt.

Die katholiſche Kirche ſtand ganz und gar im Dienſte der Staatsregierung, welche die kirchlichen Würdenträger ernannte. Die Kirche im Großen und Ganzen hatte nichts davon, denn das Volk, die Gläubigen, wurden bevormundet von den Dienern am Worte, wie von den Dienern des Staates. Den Druck von „Oben“ ließen ſich die Kirchenfürſten gefallen, damit ſie nach „Unten“ herrſchen könnten; ſie waren nach „Oben“ demüthig, um nach „Unten“ über- und hochmüthig ſein zu können. Welch ergebene Diener die Würdenträger auf kirchlichem Gebiete in Ungarn der Staatsregierung gegenüber waren, leuchtet aber daraus hervor, daß ſie es ſich gefallen ließen, wenn die Regierung ſie ihrer bisherigen Rechte beraubte. So z. B. ließen ſie ab von dem im Geſetze begründeten Rechte, die Domherren der Kapitel zu ernennen; ſie ließen das Berufungsrecht des Königs ſo ſehr wuchern, daß ſie gar keine Einſprache dagegen erhoben, als der Stuhl des Primas in anderthalb Jahrhunderten 52 Jahre lang unbeſetzt blieb. Als Kaiſer Joſeph verbot, den jungen Clerus im „Collegium germanico-hungaricum“ zu Rom bilden zu laſſen, was jedenfalls ein glücklicher Zug zu nennen iſt, hatte der hohe Clerus nicht den Muth, directe Einſprache dagegen zu erheben, ſondern er verſteckte ſich hinter die ungariſche Nationalität und agitirte gegen das humaniſtiſche Streben eines Kaiſer Joſeph. — Dafür konnte aber der Episkopat nach „Unten“ herrſchen in Kirchen-, Ehe- und Schulweſen; er ſtellte ſich der Staatsregierung ganz und gar zur Verfügung. Die Beſchlüſſe des Provinzial-Concils vom Jahre 1822 lagen und liegen unerledigt in den Acten der Regierung; das kümmerte aber keinen Biſchof, hatte er doch das Recht, unumſchränkter Herr zu ſein in ſeiner Diözeſe.

Das Drückende dieſes Verhältniſſes blieb auch nicht ohne die nothwendigen Folgen; das kirchliche Leben wurde niedergedrückt; die Prieſter genoſſen Adelsrechte und im Volke herrſchte Gleichgiltigkeit gegen die heiligſten Dinge der Menſchheit. War ja doch die Geiſtlichkeit zufrieden, wenn das Volk fleißig zur Kirche und zur Beichte ging und ſie ſchreckte nicht zurück, zu ſolchen rituellen Handlungen die Hilfe der Polizei in Anſpruch zu nehmen. Die Kirche wurde nicht als eine heilige, freie Aſſociation betrachtet, unabhängig von jeder bürgerlichen Gewalt, nicht als ein Feld, auf dem geiſtige Entwickelung blühen ſollte!!

Die Herrſchſucht hat die Prieſter blind gemacht für jeden Vortheil des kirchlichen Lebens, das ſich im Schoße der ungariſchen proteſtantiſchen Kirche ſo erfreulich entfaltete. Hier wurden Kirchenverſammlungen abgehalten in großer Anzahl, und obzwar auch den Katholiken das Recht ſolcher Verſammlungen im Geſetze garantirt war, wurde doch von dieſem Rechte faſt gar kein Gebrauch macht.

Und warum geſchah das bei den Katholiken nicht? Die Biſchöfe lehrten, daß die kirchliche Macht in der Hand des Biſchofs concentrirt ſein müſſe, daß die göttliche Miſſen

Digitized by Google

in fortlaufender Kette von einem auf den andern übergehe, daß darum die Katholiken in den Verſammlungen den Proteſtanten nicht nachahmen dürfen, weil hier die Prieſter durch Vocation des Volkes auf ihre Poſten kämen und unter denſelben die Presbyterial-Gleichheit ein Grundprinzip ſei. — Das brachten die Biſchöfe ſtets vor, um die katholiſch-hierarchiſche Einrichtung gegen die presbyteriale der Proteſtanten recht anſchaulich zu machen.

Die Lethargie des katholiſchen Volkes war ſo groß, daß ſelbſt die Gebildetſten der Nation die Sorge für Kirche und Schule den Geiſtlichen überließen. Doch konnte die Freiheit und Selbſtändigkeit der proteſtantiſchen Kirche auf die Katholiken nicht ohne Einfluß bleiben. Die Beſten der Männer katholiſcherſeits ſtrebten im Laufe der Zeit dahin, das Staatskirchenthum zu ſtürzen.

Um dies deutlicher zu erfaſſen, iſt es nothwendig, die Stellung zu betrachten, welche die Proteſtanten auf kirchlichem Gebiete in Ungarn einnehmen.

Die Reformation begann in Deutſchland ſich kaum ſo ſchnell zu verbreiten, als in Ungarn. Um das Jahr 1557 gab es in Ungarn nur noch drei Magnaten-Familien, die dem Katholizismus treu blieben; der größte Theil des Volkes huldigte der evangeliſchen Lehre. Da traten eifrige Katholiken auf, darunter Pázmány, und es trat die Verfolgung der Proteſtanten durch den katholiſchen Staat ein. Die Türkenherrſchaft erwies ſich als dem Proteſtantismus vortheilhaft, denn der Türke ließ, wie Friedrich der Große, „Jeden nach ſeiner Façon ſelig werden", nur ſollte er ſeine Abgaben zahlen; dazu kam noch, daß katholiſche Biſchofspfründen an Weltliche verliehen wurden, die dann ſpäter ſich dem Proteſtantismus zuwandten.

Daß auch der Religionskrieg in Ungarn wüthete, lehrt die Geſchichte. Endlich kam es durch den Szathmárer Frieden (1711, 29. April) zum Abſchluß; denn der König verſprach, „in Religionsangelegenheiten die Landesgeſetze und Uebereinkommen" aufrecht zu erhalten und „Jedermann zu geſtatten, etwaige Beſchwerden" dem Könige oder dem Reichstage zu unterbreiten.

Die Proteſtanten machten von ihrem Rechte fleißig Gebrauch, und in Folge des bewegungsvollen Lebens im Schoße des Proteſtantismus entſtand auch das Toleranz-Edikt Kaiſer Joſeph's II. Da aber Ungarn die Regierung dieſes Kaiſers nicht anerkennt, ihn als ungariſchen König nicht betrachtet, ſo war es erſte Sorge der Proteſtanten, die Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten nach dem Tode Joſeph's II. und nach Regierungsantritt Leopold's II. auf dem 1790/1ger Reichstage zu urgiren. Es gelang dies. Der 26. Artikel der Geſetze dieſes Reichstages ordnet auf geſetzlichem Wege die Stellung der proteſtantiſchen Kirche zum Staate. Das Geſetz anerkennt das kirchliche Selbſtverwaltungsrecht der Proteſtanten in vollem Maße; es garantirt die Fernhaltung jedweder Einmiſchung der Regierung durch Verordnungen; es berechtigt die Proteſtanten zur Abhaltung von Concilien, Conventen oder Conſiſterien; auch ſtellt das Geſetz feſt, daß die Proteſtanten, ohne Regierungserlaſſe befürchten zu müſſen, ſich nach eigenen Regeln und Statuten als Gemeinden organiſiren dürfen. In Sachen der Errichtung von Schulen und der Verwaltung ſämmtlicher proteſtantiſchen Kirchen- und Schulgelder und Vermögen wird vollſtändige Autonomie gewährleiſtet. Im Sinne dieſes Geſetzes ſind die Proteſtanten in Bezug auf ihre kirchlichen Angelegenheiten, auf die Wahl ihrer kirchlichen Würdenträger, auf Regelung ihrer Schulen vollkommen unabhängig, ſelbſtändig, und der Staat hält ſich von jeder Einmengung fern. — Ein ſolches Geſetz iſt das einzig mögliche Poſtulat der Gewiſſensfreiheit. Die Kirche iſt frei im Staate, und es iſt eben die proteſtantiſche Kirche in Ungarn diejenige, welche dem Geiſte des Proteſtantismus entſpricht. Ganz anders in den proteſtantiſchen Ländern (Preußen, Dänemark, England, Schweden u. ſ. w.), wo der Staat die Kirche bevormundet, regiert, wo die proteſtantiſche Confeſſion die Staatsreligion iſt, wo Conſiſtorien dem Volke die Seelſorger, und die Regierung der Kirche die Superintendenten anfoctroyiren im Auftrage und Namen der weltlichen Staatsbehörde.

Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit Ungarn's ſteht im Dienſte des Staates. Wer ſich nun einen Begriff machen will von den Verhältniſſen der katholiſchen Staatskirche in Ungarn zur Regierung, der betrachte das Verhältniß der proteſtantiſchen Kirche in Preußen — und er ſieht ein Abbild der ſich ſervil in den Dienſt des Staates ſtellenden Geiſtlichkeit, welcher es darum zu thun iſt, den Clerus zur Herrſchaft zu bringen und durch hierarchiſche Einrichtungen die Antheilnahme des Volkes in religiöſen Dingen im Keime zu erſticken. Das kann in der ungariſchen proteſtantiſchen Kirche nicht geſchehen.

Belgien.

Die Freiheit des Unterrichts und die Univerſitäten.*)

In dem Augenblicke, wo die Unterrichtsfrage in Deutſchland zu einer brennenden geworden, wo man in allen Schichten der Bevölkerung, bei allen Parteien darüber einig iſt, daß eine Reform der Schulen, wie der Hochſchulen, dringend geboten ſcheint, während man über die Art und Weiſe dieſer Reform ſehr verſchiedenartig denkt — in dem Augenblicke, wo der Herr Miniſter von Mühler dem preußiſchen Abgeordnetenhauſe ein Unterrichtsgeſetz vorlegt, das, wenn es in dieſer Seſſion überhaupt noch zur Berathung gelangt, ſehr wenig Hoffnung auf Annahme hat — in dieſem Augenblicke iſt jedes Wort aus competentem Munde, zur Klärung in dieſer Angelegenheit, von hoher Bedeutung. Schon aus dieſem Grunde würden wir uns veranlaßt fühlen, über eine die Lehrfreiheit betreffende, an die Univerſität Brüſſel gerichtete öffentliche Anſprache des Rectors derſelben zu berichten; es ſind jedoch noch beſondere Umſtände, welche die Worte des Herrn Profeſſor Dr. Gluge ſehr gewichtig in die Waagſchale fallen laſſen.

Herr Dr. Gluge iſt nämlich Preuße von Geburt, der jetzt ſeit mehr als dreißig Jahren als Profeſſor der Medizin mit großem Erfolg an der Univerſität Brüſſel lehrt, die ihn aufgenommen, nachdem religiöſe Intoleranz — Dr. Gluge iſt Jude — ihm, wie ſo vielen Anderen im Vaterlande, nur die Wahl gelaſſen zwiſchen einem Wechſel des Bekenntniſſes nicht aus innerer Ueberzeugung, ſondern aus äußeren Rückſichten, oder dem Verzichtleiſten auf jede Lehrthätigkeit, auf jedes vom Staate abhängige Amt im Vaterlande. Dr. Gluge entſchloß ſich in Folge deſſen zur Auswanderung, und ſeitdem lehrt er an der freien Univerſität Brüſſel, die ihn in dieſem Jahre wiederum, wie bereits früher einigemal, zu ihrem Rector erwählt hat, als welcher er am

*) La liberté de l'enseignement et les universités. Par le Docteur Gluge, recteur de l'université libre etc. Bruxelles, Gustave Mayolez, 1869.

Digitized by Google

11. Oktober d. J. mit der vorliegenden Rede ſein Amt antrat. Wir laſſen hier den weſentlichen Inhalt derſelben, ſoweit er ein nicht bloß belgiſches, ſondern ein europäiſches Intereſſe darbietet, folgen:

„Durch die ehrenvolle Abſtimmung meiner gelehrten Herren Collegen zum Rector erwählt, hätte ich vielleicht dem Beiſpiel meines geehrten Herrn Vorgängers folgen ſollen, welcher Ihnen im vergangenen Jahre in ſo beredter Weiſe ein Bild der Geſchichte der Chemie gezeichnet hat; ich glaube jedoch mit Rückſicht auf mein vorgerücktes Alter noch eine letzte Pflicht gegen die Univerſität Brüſſel erfüllen zu müſſen. Sie nahm mich im Jahre 1839 auf, als die religiöſe Intoleranz, welche heute, wenigſtens was die Geſetze betrifft, gewichen, damals mir wie ſo vielen Anderen in Preußen die Univerſitäts-Carrière verſchloß. Ich möchte Ihnen nun freimüthig über den Einfluß, welchen die Freiheit des Unterrichtes auf unſere Univerſität geübt hat, meine Anſicht darlegen, wie ich ſie mir durch eine dreißigjährige Erfahrung gebildet habe.

Belgien hat das, ich darf ſagen wohlerworbene Glück gehabt, oft als das Muſter eines Landes aufgeſtellt zu werden, welches, bei vollſtändig geordneten öffentlichen Zuſtänden, unbeſchränkte Freiheit der Preſſe und der Vereine, einen unabhängigen und unabſetzbaren Richterſtand und Könige beſitzt, die ihre conſtitutionellen Pflichten loyal erfüllen. Lange Jahre hat der Continent Europa's uns um dieſe koſtbaren Güter zu beneiden gehabt, und er ſteht jetzt erſt im Begriffe, ſie zu erlangen. Die bei uns herrſchende, unbegränzte Lehrfreiheit hat z. B. erſt wenige Nachfolger gefunden.

Preußen, das, trotz der nach 1815 eingetretenen undankbaren Reaktion, ſeinem Lehrkörper eine große Freiheit der Bewegung gelaſſen hat, dachte und denkt jetzt noch nicht daran, die Regierung ihres Rechtes der Einmiſchung in alle Zweige des Unterrichtes zu berauben. Nach der Meinung eines, von dem berühmten Hiſtoriker Sybel citirten preußiſchen Staatsmannes, hieße es, die Exiſtenz des Staates gefährden, wenn derſelbe ſich die Controle der Erziehung der heranwachſenden Generation nehmen ließe.

Oeſterreich ſucht nach der Kataſtrophe von 1866 in der Freiheit und in einer neuen Organiſation ſeines Unterrichtsweſens die Heilung von den Wunden, welche ein hartes Regiment ſeinen Völkern ſeit Jahren geſchlagen und durch welches die intellectuelle Entwickelung gewaltſam niedergehalten worden war. Italien, dem die Welt die Wiedergeburt der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte verdankt, erachtete nach ſeiner Wiederherſtellung die Reorganiſation des Unterrichts als ſeine erſte Pflicht und erbat ſich von Deutſchland Lehrer. Aber weder Oeſterreich noch Italien verkündeten die Lehrfreiheit in unſerem Sinne.

In Frankreich erhoben ſich, betroffen von dem Verfall des öffentlichen Unterrichtes, der immer unausbleiblich da iſt, wo der Staat Alles lenken will, einige ſchüchterne Stimmen und verlangten die Freiheit des höheren Unterrichtes.

Spanien hat ſie nach ſeiner letzten Revolution zu proklamiren gewagt. Möchte das edle Land durch ſie erhoben werden von der niedrigen Stufe, die es jetzt auf den Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt einnimmt — das traurige Reſultat dreier Jahrhunderte des Verfalls, die von der Zeit des grauſamen Regiments Karls V. datiren, welches in ſich die beiden abſcheulichſten und gefährlichſten Arten des Despotismus, den religiöſen und den ariſtokratiſchen, vereinigte, was man heutzutage höflich mit dem Worte „perſönliche Regierung" bezeichnet.

Freie Univerſitäten ſind nicht nur Stätten, von denen das Licht ausgeht; ſie entwickeln auch die nationale Unabhängigkeit. Preußen ſchuf durch die Gründung ſeiner Univerſität zu Berlin das erſte ernſtliche Hinderniß der Fremdherrſchaft; Leiden forderte als Belohnung für ſeinen heroiſchen Widerſtand die Errichtung einer Univerſität.

Belgien iſt mithin das einzige Land des Kontinents von Europa, wo ſeit beinahe vierzig Jahren ſchon vollkommene Lehrfreiheit herrſcht. Es iſt bekannt, daß der Staat in Ausübung ſeines Rechtes zwei Univerſitäten, zu Gent und Lüttich, gegründet hat; die Biſchöfe haben die katholiſche Univerſität zu Löwen in's Leben gerufen, wo Lehrende und Lernende derjenigen Religion angehören müſſen, die den ganzen Unterricht beherrſcht. Verhaegen, der ſpätere Führer der liberalen Partei, gründete in Gemeinſchaft mit einigen Freunden im Jahre 1834 die freie Univerſität Brüſſel. Trotz dieſes Namens iſt unſere Univerſität niemals dem religiöſen Gefühl entgegen getreten. Das religiöſe Gefühl iſt dem Menſchengeſchlecht angeboren, ebenſo wie das Gefühl für das Schöne, Wahre und Rechte, und es kann nur mit der Menſchheit aufhören. Nur ſeine Formen haben ſich der geiſtigen Ausbildung gemäß verändert, und in dieſem Sinne wird bei uns die Wiſſenſchaft gelehrt. Alle Religionen leben hier friedlich neben einander; der orthodoxeſte Lehrer und Schüler kann ſich gemeinſchaftlich mit dem Freidenker ohne jegliche Feindſeligkeit auf unſerem neutralen Boden der Wiſſenſchaft bewegen.

Die Anfänge der freien Univerſität Brüſſel waren eben ſo beſcheiden, wie mühevoll; es bedurfte zu ihrer Erhaltung der ganzen Beharrlichkeit, des ganzen Taktes ihres berühmten Stifters, der in Herrn van Schoor einen ſo würdigen Nachfolger gefunden hat. ...

Wie viel hat ſich ſeitdem verändert! Die Gemeinde- und Provinzialräthe, wie die Bürgermeiſter, haben eingeſehen, daß ohne Univerſität eine Stadt in Wahrheit niemals die Hauptſtadt des Landes ſein kann, daß man den Bürgern Brüſſels indem man ihnen die Möglichkeit gewähre, ihre Kinder während ihrer Studienzeit bei ſich zu behalten, beträchtliche Ausgaben erſpare und daß von der andern Seite der Stadt aus dem Zufluß der fremden Studirenden ein erheblicher Vortheil erwachſe. Von dieſen Erwägungen und von der Liebe zu den Wiſſenſchaften geleitet, hat der Gemeinderath einen wahren Palaſt an derſelben Stelle erbauen laſſen, wo früher die Intoleranz in der Perſon des ſchrecklichen Kardinals Granvella, des würdigen Werkzeuges eines Philipp II., ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. ...

Es muß hier ausgeſprochen werden, denn man vergißt es bei uns nur zu ſehr, daß, während die Lehrer für den Elementar- und den Gymnaſial-Unterricht ſich damit begnügen können, dem Schüler diejenigen Kenntniſſe, die ſeinen Geiſt bilden und entwickeln ſollen, mitzutheilen und klar darzulegen, der Univerſitätslehrer, ſelbſt wenn er ſeine Vorleſungen in vollſtändigſter Weiſe hält, damit doch immer nur erſt zur Hälfte ſeine Pflicht erfüllt. Er hat noch eine andere, höhere Miſſion: die, den Studirenden zu lehren, durch welche wiſſenſchaftliche Methode das Reich der Wiſſenſchaft ſich vergrößert, ſie durch eigene Forſchungen die künftigen Fortſchritte der Humanität vorbereiten.

Die wiſſenſchaftlichen Erfindungen, welche die Menſchheit den Univerſitäten verdankt, aufzählen wollen, wäre beinahe gleichbedeutend mit einer Abhandlung über die Fortſchritte der modernen Wiſſenſchaft. Deutſchland, das einen guten Theil ſeiner gegenwärtigen Größe ſeinen Univerſitäten verdankt, weiß wohl, was es thut, wenn es auf ſeine Lehrſtühle immer Männer be-

Digitized by Google

ruft, welche durch literariſche Arbeiten ſchon einen Maßſtab für ihre geiſtige Fähigkeit gegeben haben, denn produktive Geiſter ſind immer am beſten dazu geeignet, der Jugend den belebenden Impuls zu geben.

Die freie Univerſität Brüſſel zählt jetzt beinahe eben ſo viele Studirende, wie die Staats-Univerſität Lüttich, und läßt die ihr durch ihre immenſen Hilfsquellen ſo weit überlegene Univerſität Gent weit hinter ſich. Das iſt das Reſultat der freien Konkurrenz, und unſere Univerſität kann ſich nur Glück dazu wünſchen. Dieſes Reſultat iſt aber auch noch ferner ſehr bedeutſam deshalb, weil unſere Univerſität, außer den bereits von mir angeführten, noch auf andere Hinderniſſe geſtoßen iſt. War das Miniſterium katholiſch, ſo begünſtigte es natürlich die Univerſität ſeiner Partei; war es dagegen aus dem Schooße der Liberalen hervorgegangen, ſo vergaß es ſehr ſchnell die immenſen Dienſte, welche die Univerſität Brüſſel dem Liberalismus beſtändig geleiſtet hat, denn ohne ſie würde er viel ſpäter zur Macht gelangt ſein . . . .

Ja, unſere Regierung vergißt nur zu oft, daß jede verdienſtvolle Arbeit, die von einer der vier belgiſchen Univerſitäten ausgeht, zur Bedeutung des Landes beiträgt und ſeinen Einfluß vermehrt. Der Einfluß eines Landes wird nicht mehr bloß nach der Zahl der Menſchen, die es in Reih und Glied ſtellen kann, geſchätzt. Es giebt Länder, welche glänzende Heere beſitzen und weniger Einfluß auf den Fortſchritt der Menſchheit gehabt haben, als die kleine Republik Genf mit ihren 50,000 Einwohnern.

Italien.

Religion und Kunſt des Mittelalters.

Der zwiſchen Religion und Kunſt beſtehende Bund iſt ein uralter; ſie verhalten ſich in mancher Hinſicht zu einander wie Inhalt und Form. Nicht mit Unrecht meinte deshalb ſchon der alte Schelling, daß die Mythologie oder das Ganze der Götterdichtungen die nothwendige Bedingung und der erſte Stoff aller Kunſt geweſen ſei. Und in der That finden wir, daß die Gottesanſchauungen der meiſten Völker durch die Kunſt bildlich dargeſtellt worden ſind; iſt doch noch bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Kunſtakademie zu Düſſeldorf, am 22. Juni 1869, ein beſonderer Lehrſtuhl für chriſtliche Kunſt errichtet und dem Profeſſor Ernſt Deger anvertraut worden.

Da wir nun unleugbar in einer Zeit leben, wo nicht bloß politiſche und ſoziale Fragen die Welt bewegen, ſondern wo religiöſe Probleme ebenfalls ihrer Löſung harren, wo es ſich darum handelt, die Menſchheit von verrotteten Inſtitutionen und den Banden veralteter Glaubenslehren in Staat und Kirche zu befreien, ſo dürfte es den Leſern dieſer Blätter vielleicht nicht unintereſſant ſein, wenn wir nach einzelnen Richtungen hin den Zuſammenhang beſprechen, der im Mittelalter zwiſchen der chriſtlichen Religion oder der Kirche einerſeits und den bildenden Künſten, Malerei und Bildhauerei, andererſeits beſtand.

Es iſt bekannt, daß es eine Zeit gab, wo die chriſtliche Kirche in ihrer weltverachtenden Richtung gegen alle Kunſt und Kunſtſchöpfungen nicht nur gleichgiltig, ſondern ſogar feindlich und verfolgungsſüchtig auftrat. Bald aber gelangte die Kirche zu der Einſicht, daß bildliche Darſtellungen, weil ſie auf die Phantaſie und das Gemüth von gewaltiger Wirkung ſind, gar nützlich, wenn nicht geradezu unentbehrlich, für eine weitere Verbreitung der Geheimniſſe der chriſtlichen Kirchenlehren ſeien. Und ſo geſchah es, daß ſich unter dem Schutze und Beiſtande der Kirche Gotteshäuſer und Privathäuſer mit heiligen Bildern aller Art füllten, um die dunklen und dem Verſtande unergründlichen Religionslehren den Gemüthern der Völker tief und nachhaltig einzuprägen. Allerdings trugen dieſe chriſtlichen Kunſtſchöpfungen nicht immer einen beſonders hervorſtechend idealen Charakter; ſie waren ſogar, trotzdem ſie ſich in oder an Kirchen befanden, ſehr häufig rein weltlich, derb, ja, unchriſtlich und heidniſch. Suchen wir dies durch einige Beiſpiele zu beweiſen.

Eine harte Zumuthung für den ungetrübten natürlichen Verſtand bildete z. B. allemal die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, der Trinität. Um dem ungebildeten Volke, welches durchaus nicht begreifen wollte, daß Drei gleich Eins ſein könne, dieſe ſchwierige Lehre plauſibler zu machen, bildete man die heilige Dreieinigkeit als drei gleich alte Männer ab, mit Kronen neben einander auf einem Throne ſitzend, oder auch als zwei Gekrönte, einen jungen und einen alten, und über ihnen eine Taube, oder als *einen* Mann mit drei Köpfen, oder endlich als einen Kopf mit zwei Naſen und drei Augen, umſchlungen von einer Dornenkrone. Es that nichts, daß dieſe kirchlich-chriſtlichen Abbildungen gar ſehr an den indiſchen Trimurtis oder an den wendiſchen Triglaw, oder an die finniſchen, lappiſchen und andere heidniſche Dreieinheitslehren erinnerten, — die Hauptſache war, die gläubige oder ungläubige Menge ſollte recht anſchaulich und eindringlich für das Dogma von dem dreieinigen Gotte gewonnen werden, ob dabei heidniſche Elemente mit unterliefen, darauf kam es der Kirche ſo viel nicht an, wenn nur der Zweck erreicht wurde.

Ein anderer Glaubensſatz, die Gottheit Chriſti, machte der Kirche ebenfalls viel Schwierigkeiten; denn es wollte dem gemeinen Manne nicht immer recht einleuchten, daß Chriſtus, der in Menſchengeſtalt auf der Erde erſchienen war, doch wirklicher und wahrhafter Gott ſein ſollte. Die Kirche erfand daher die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau; und wir ſehen bald eine unermüdliche, um nicht zu ſagen fieberhafte Thätigkeit der kirchlichen Kunſt darauf gerichtet, dieſes wunderbare Religionsgeheimniß durch bildliche Darſtellungen den Völkern annehmbarer und glaubwürdiger zu machen. Die Art und Weiſe, wie dies aber geſchah, war oft geradezu roh; denn es giebt eine ganze Reihe von kirchlichen Bildern der immaculata virgo, deren hier Erwähnung zu thun, uns unmöglich iſt, und zwar nur aus Rückſichten der Delikateſſe und des guten Geſchmackes. Vögelin ſagt in einem Vortrage, den er am 2. März 1868 in der akademiſchen Aula zu Baſel hielt und der in den „Zeitſtimmen aus der reformirten Kirche in der Schweiz“ unter dem Titel „Die Religion im Spiegel der Kunſt“ abgedruckt iſt (Jahrgang X, S. 297 ff.) „Wer aus der Kunſtarchäologie“, dieſe Vorſtellungen kennt, der weiß, daß hier die Sinnlichkeit des Volkes in der allerroheſten Weiſe angeregt wurde, um das Geheimniß der Ueberſinnlichkeit plauſibel zu machen.“

Neben dieſen Verirrungen, die wir mit Vögelin von aller wirklichen Kunſt und aller wahren Religion gleichweit abliegend verurtheilen müſſen, gab es aber auch feinere Darſtellungen. Zarter und edler, wenn auch einem gebildeteren Geſchmacke noch immer nicht ganz entſprechend, erſcheint uns z. B. eine Auffaſſung, die ſich bald ſtark verbreitete, wonach Maria durch die himmliſche Botſchaft des Engels ſelbſt das Wunder an ſich erfährt. Die Verkündigung und die heilige Empfängniß fallen alſo gleichſam in Eins zuſammen und die Jungfrau empfängt

Digitized by Google

durch ihr Ohr, durch den Schall der göttlichen Botſchaft ſelbſt das göttliche Kind — eine Vorſtellung, die ſchon Walther von der Vogelweide zweifelsohne nach Gemälden kennt, wenn er ſagt: „dur ir ôre empfienc si den vil süezen" (Ed. Lachmann 36, 36).

Ein drittes Dogma, an dem der Kirche vielleicht am allermeiſten gelegen, weil es ein äußerſt praktiſches war, iſt die Lehre vom Abendmahle oder der Transſubſtantiation, d. h. von der Verwandlung von Brod und Wein in Chriſti Fleiſch und Blut. Auch dieſe für den geſunden Laienverſtand gar ſchwierige Vorſtellung wurde durch die kirchliche Kunſt klarer und augenſcheinlicher gemacht, wie z. B. eine der großen Glasmalereien im Chore des Münſters zu Bern zeigt. In der obern Abtheilung eines Fenſters ſieht man daſelbſt unter einem Spitzbogen die Geſtalt Gott-Vaters, ſchwebend auf einer Wolke, aus der in dichten Flocken das Manna herabfällt, das von den Kindern Iſraels eifrig eingeſammelt wird. Unter einem folgenden Bogen ſteht Moſes und ſchlägt aus dem Felſen den Quell hervor, aus welchem das auserwählte Volk mit Begier ſeinen Durſt zu ſtillen ſucht. Dieſer wunderbare Felſenquell wird nun zum Born des Lebens und tritt, weiter herabfließend und ſich ausbreitend, durch einen gothiſchen Bogen auf blauem, blumigem Grunde in das untere Feld, wo der Papſt in der Tiara ſteht und an einer Kette eine Schleuſe aufzieht, um den Born des göttlichen Lebens dem alten Bunde zu entziehen und allein auf ſeine Mühle zu lenken. Dieſe Mühle iſt als ein ziemlich plumper, runder Kaſten dargeſtellt, oben mit einem trichterförmigen Aufſatz abgeſchloſſen, in den die vier Evangeliſten das durch Inſchriftbänder veranſchaulichte Wort Gottes als Korn hineinſchütten. Unten ſieht man daſſelbe in Geſtalt kleiner Hoſtien durch eine offene Rinne hervorkommen, wobei ein Chriſtuskind auf die myſtiſche Beſchaffenheit dieſes chriſtlichen Mannas hindeutet. Im vollen Ornate ſtehen die vier höchſten Würdenträger der Kirche, Papſt, Kardinal, Erzbiſchof und Biſchof dabei und fangen die Hoſtien in einem Gefäße auf, aus welchem ſie das Abendmahl austheilen. Dieſe Malerei, im Jahre 1517 verfertigt, giebt uns einen Maßſtab von dem, was man unmittelbar vor der Reformation dem chriſtgläubigen Volke von Bern zumuthen durfte. Vergl. Vögelin, a. a. O. S. 310.

Dieſe Beiſpiele von grobſinnlicher Verſinnbildlichung der heiligſten Lehren des katholiſchen Chriſtenthums durch die kirchliche Kunſt beweiſen ſchlagend, zu welchen derben Mitteln die Kirche griff oder greifen ließ, um ihren mirakulöſen Dogmen beim Volke Eingang zu verſchaffen. Wir könnten dieſe Beiſpiele um das Hundertfache vervielfältigen, wenn es der Raum dieſer Blätter geſtattete und wenn wir nicht glaubten, daß die bereits gegebenen genügten, um die ſpecifiſch kirchliche Kunſt des Mittelalters in etwas zu charakteriſiren. Vom Jahre 1000 an verfertigte die Kirche in wahrhaft unüberſehbarer Menge z. B. jene Paſſionsbilder, die das Leiden Chriſti in allen ſeinen Einzelheiten, oft mit haarſträubender Natürlichkeit darſtellten. Dieſe Bilder riefen wahrſcheinlich auch jene lebenden Bilder hervor, welche in natürlichen plaſtiſchen Gruppen in den ſogenannten Paſſionsſpielen dem Volke vor Augen geführt wurden und in gewiſſen Gegenden noch jetzt vor Augen geführt werden. Was die Zuſtände nach dieſem Leben anbetrifft, ſo ſtellen unzählige Kirchenbilder den Himmel mit ſeinen Geigen, Flöten, Pauken, Ringeltänzen und Engeln dar; auf der andern Seite fehlte natürlich nicht der Höllenrachen mit ſeinen Teufeln und ſeinem Heulen und Zähneklappern. Der Teufel und die Hölle gingen aber auch den Menſchen des Mittelalters ſo ſehr in Fleiſch und Blut über, daß wir in der Jetztzeit, im 19. Jahrhundert n. Chr., in dem ſogenannten aufgeklärten Jahrhundert, dieſelben noch nicht ganz entfernen können. Der Glaube an den perſönlichen kirchlichen Gott ſchließt den Glauben an die Exiſtenz des Teufels in ſich. „Die Türken", ſagt Ludwig Feuerbach, „vertilgen die Ungläubigen mit Feuer und Schwert, die Chriſten mit den Flammen der Hölle. Aber die Flammen des Jenſeits ſchlagen auch ſchon in das Dieſſeits herein, um die Nacht der ungläubigen Welt zu erleuchten. Wie der Gläubige ſchon hienieden die Freuden des Himmels anticipirt, ſo müſſen auch hier ſchon zum Vorgeſchmack der Hölle die Feuer des Höllenpfuhls lodern." Daß Feuerbach Recht hat, beweiſen die unzähligen Hinrichtungen ſogenannter Ketzer durch den qualvollſten Feuertod. Wie man den kirchlichen Gott nicht wohl ohne den Himmel denken kann, wie dem kirchlichen Gottesglauben der Teufelsglaube zur Seite geht, ſo giebt es keinen Teufel ohne die Hölle, ſo iſt für den orthodoxen Kirchenglauben, gleichgültig, ob er proteſtantiſch oder katholiſch iſt, der Glaube an Gott und Himmel, an Teufel und Hölle identiſch. Die kirchliche Kunſt des Mittelalters beweiſt dis hundert-, ja tauſendfach.

Wir dürfen übrigens nicht vergeſſen, daß ſich dieſen grauenerregenden Schreckensſcenen nicht ſelten Bilder oder Skulptur- und Schnitzwerke hinzugeſellten, welche den ſchärfſten Humor, den beißendſten Spott und die bitterſte Ironie ausdrückten. So ſieht man z. B. in der Kirche zu Königslutter die verkehrte Jagd, d. h. ein ſchlafender Jäger wird von Haſen überfallen und gefeſſelt; ſehr häufig findet man in mittelalterlichen Kirchen die Fabel von dem Fuchſe, der den Gänſen predigt, dargeſtellt, ebenſo Scenen aus der Wolfsfabel, der Bärenfabel u. ſ. w. Nicht ſelten liefern Romane und Ritterſagen der kirchlichen Kunſt reichlichen Stoff, z. B. der Sagenkreis Karl's des Großen, die Geſchichte von Triſtan und Iſolde u. ſ. w. Selbſt Bilder, welche Scenen aus der alten griechiſchen und römiſchen Mythologie enthalten, fehlen in chriſtlichen Kirchen des Mittelalters nicht, ſo finden wir z. B. in der St. Michael-Kirche zu Dijon in Frankreich Apollo mit der Leier, Venus und Amor mit Pfeil und Bogen, Jupiter und Leda, u. ſ. w. Auf dem Säulencapitäl im Münſter zu Baſel iſt die Geſchichte von Pyramus und Thisbe durch Schnitzwerk dargeſtellt. Es muß indeſſen bemerkt werden, daß die Bildwerke, welche Spott und Ironie, oft in der allerderbſten Weiſe, ausdrücken, ſich zumeiſt in Kirchen gothiſchen Styles vorfinden.

Bei den verſchiedenen Völkern wurde Gott-Vater auch ganz verſchieden dargeſtellt, indem man ihm die Geſtalt des jedesmal mächtigſten Mannes gab; ſo bei den Deutſchen als Kaiſer, bei den Franzoſen als König, bei den Italiänern als Papſt, bei den Spaniern halb als Kaiſer, halb als Papſt. Und um den Anthropomorphismus auf die Spitze zu treiben, ließen ſich die Zünfte Gott als Zunftgott abbilden. In dem Geſellſchaftshauſe der Schneider zu Baſel war Gott-Vater mit Scheere und Elle abgebildet. Vergl. Vögelin a. a. O. S. 308 ff.

Selbſtverſtändlich war Chriſtus in der verſchiedenſten Weiſe, von ſeiner Geburt an bis zu ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt, durch die Malerei und die Skulptur in den Kirchen verherrlicht. Wo aber Gott der Vater und Gott der Sohn verehrt wurden, da durfte auch die Mutter Gottes nicht fehlen. Mit Recht ſagt daher Ludwig Feuerbach im „Weſen des Chriſtenthums" S. 80: „Ganz in der Ordnung war es, daß um die göttliche Familie, den Liebesbund zwiſchen Vater und Sohn zu ergänzen, noch eine dritte und zwar weibliche Perſon in den Himmel aufgenommen wurde; denn die Perſönlichkeit des heiligen Geiſtes iſt eine zu vage und prekäre, eine zu ſichtliche,

Digitized by Google

bloß poetiſche Perſonification der gegenſeitigen Liebe des Vaters und Sohnes, als daß ſie dieſes dritte ergänzende Weſen hätte ſein können." Und es iſt in der That auch nicht abzuſehen, warum das Mutterelement nicht in dem kirchlichen Dogma vertreten ſein ſollte. Oder ſollte die Mutterliebe unheiliger, ungöttlicher ſein, als die Vaterliebe oder die Sohnesliebe? Daſſelbe Herz, welches eines Sohnes Gottes bedarf, bedarf auch einer Mutter Gottes. „Die höchſte und tiefſte Liebe iſt die Mutterliebe. Der Vater tröſtet ſich über den Verluſt des Sohnes; er hat ein ſtoiſches Princip in ſich. Die Mutter dagegen iſt untröſtlich; die Mutter iſt die Schmerzensreiche, aber die Troſtloſigkeit die Wahrheit der Liebe."

So geſchah es denn aber auch, daß der Kultus der Maria lange Zeit den Hauptgottesdieſt bildete, daß er nahezu die Verehrung Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes verdrängte. Dieſer Zuſtand ſpiegelte ſich indeſſen ſofort in der kirchlichen Kunſt ab. Die rührendſten und ſchönſten Bilder hat der Marienkultus in's Leben gerufen. Allerdings zeigt ſich auch hier gar häufig und zwar bei den verſchiedenſten Völkern ein derber Realismus. —

Die germaniſchen Volksſtämme, welche in ihrer zwar rohen, aber unverdorbenen Naturkraft im Mittelalter an der Spitze der Weltbewegung ſtanden und eine angeborene Verehrung für die Frauen hegten, gaben dem Kultus der jungfräulichen Gottesmutter ſehr bald einen gewaltigen Aufſchwung. Deshalb gab es auch eine Zeit, wo die Auffaſſung des Madonnen-Ideals nicht in Italien, ſondern im germaniſchen Europa am tiefſten und innigſten war. Hunderte von Minneſängern ließen in jenem fröhlichen Völkerlenze in mancherlei Weiſen ſüß und verlockend, mit Jubel und mit Luſt ihre Stimmen und Lieder ertönen. Die Feier der Liebe, das Lob der minniglichen Frauen war der Kern dieſes vielſtimmigen Geſanges, deſſen Thema ſich mit den Schilderungen ritterlicher Heldenthaten, wie ſie namentlich die Kreuzzüge in Menge aufwieſen, unauflöslich verflocht. Und wie immer im Mittelalter, ſo prägte die Religion auch dieſem Aufſchwung der Empfindung ihrerſeits den geweihten kirchlichen Stempel auf. „Der Marienkultus", ſagt deshalb treffend der geniale Wilhelm Lübke, „iſt die kirchliche Form des Minnedienſtes". Und gewiß, ein gutes Theil zärtlicher Gefühle ſucht und findet ſeinen Gegenſtand in der Madonna; ihr zum Preiſe erſchallen hinreißende Hymnen; Litaneien, angefüllt mit den ſchwärmeriſchen Ausdrücken und orientaliſchen Phantaſien des hohen Liedes, wechſeln damit; himmelanſtrebende Kathedralen, in dem neugeſchaffenen gothiſchen Style, geſchmückt mit Werken der Skulptur und der Malerei, erheben ſich allerorts zu Ehren der Gottesmutter, und große und kleine Städte, Biſchofsſitze und Abteien, Laien und Geiſtliche wetteifern mit einander in ſolchen Prachtbauten.

Zwar finden wir bei den Madonnenbildern bis in's zwölfte Jahrhundert hinein kaum einen Hauch anmuthiger Empfindung; allein dies beweiſt nur, daß, als der Dichter ſchon mit kühner Hand in die volle, friſche Wahrheit des Lebens griff, die Phantaſie der Maler und Bildhauer noch im Halbſchlummer lag. Entweder im ſtarren Hofprunk byzantiniſcher Moſaiken und Miniaturen, oder in dem vergröberten und entarteten Nachklang antiker Auffaſſung tritt uns die Geſtalt der Maria entgegen; es fehlt ihr noch gar ſehr der gewinnende Zauber ſeelenvoller Weiblichkeit. So ließ z. B. der große Nicola Piſano noch im 13. Jahrhundert die Madonna auf den Reliefs der Marmorkanzeln zu Piſa und Siena als antike Göttin auftreten, eingehüllt in römiſche Prachtgewänder, mit dem Diadem der Juno geſchmückt, an deren Thron die Könige der Erde, die Weiſen aus dem Morgenlande anbetend niederſinken. Unſer großer Meiſter Albrecht Dürer legte die ariſtokratiſchen Formen italiäniſcher Künſtler bei Seite und faßte die Madonna als ſchlichte Nürnberger Hausfrau auf, die er bald in ihrem Wohnzimmer, bald auf ihrem Hofraume, am liebſten in der freien Natur ſich aufhaltend darſtellte. Einmal aber läßt er uns, wo er die Geburt Chriſti ſchildert, das Innere einer Nürnberger Wochenſtube ſeiner Zeit in allen Details erblicken. Im Hintergrunde ſieht man durch die zurückgeſchlagenen Vorhänge des Bettes die Mutter. Eine Frau bringt ihr eine ſtärkende Suppe, während ein Mädchen einen erfriſchenden Trank bereitet. Die Wehmutter, von Müdigkeit übermannt, iſt in ihrem Seſſel eingeſchlafen und lehnt den Kopf auf das Bett der Wöchnerin. Vorn ſind einige Nachbarinnen und Freundinnen beſchäftigt das Kind zu baden; eine von ihnen thut einen herzerquickenden Schluck aus einem zinnernen Kruge, und das Ganze gliche am meiſten einem Genrebilde, wenn nicht in der Luft auf Wolken ein Engel mit dem Weihrauchfaſſe herbeiſchwebte. Die holländiſchen Maler ſchildern die Gottesmutter meiſtens als eine wackere niederländiſche oder vlamiſche Bürgersfrau; nur der alte Hubert van Eyck hat auf dem berühmten Altarbilde zu Gent ſchon eine milde hoheitvolle Madonna dargeſtellt. In den ſpaniſchen Madonnen zeigt ſich die leidenſchaftliche Gluth des Südens; das dunkle Haar und die großen ſchwarzen Augen verrathen religiöſe Schwärmerei und tiefe Inbrunſt. Murillo ſteht hier als unerreichter Meiſter da.

In Italien malte Domenico Ghirlandajo, der erſte Lehrer Michelangelo's, die Gottesmutter als vornehme Wöchnerin, der die edlen und ſchönen Damen von Florenz ihren Beſuch abſtatten. Die florentiniſche Malerſchule trug überhaupt kein Bedenken, aus der Gottesmutter eine irdiſche Mutter zu machen. Aber indem ſie das wahrhaft Menſchliche betonte, gab ſie, wie W. Lübke mit vollem Rechte hervorhebt, nur ſcheinbar etwas Höheres auf, das in dem abſtracten Goldhimmel der mittelalterlichen Kunſt doch allmählich weſenlos und leer geworden war. Sie gewann vielmehr die ganze Kraft und Fülle der Wirklichkeit, ſie gewann den warmen Pulsſchlag des wahrhaftigen Mutterherzens und enthüllte uns die innere Schönheit eines ſolchen in all ſeiner Sorgfalt, ſeiner rührenden Treue und Zärtlichkeit als einen echten Abglanz höchſter Liebe. So erkannte ſie in dem rein Menſchlichen das wahrhaft Göttliche, nicht einen täuſchenden, weſenloſen Schein, ſondern die ſchönſte Offenbarung deſſelben in der Tiefe des mütterlichen Herzens; ſo führte ſie den Anthropomorphismus in der edelſten Geſtalt in die Kunſt ein und zerbrach die Schale einer ſchaal gewordenen Tradition.

Als die größten Meiſter der goldenen Renaiſſance ſtehen aber ohne alle Widerrede Lionardo da Vinci, Michelangelo Buonarroti und Rafael von Urbino da. Während uns aus Lionardo's Werken ein tiefer Seelenforſcher und Menſchenkenner, wie vor Allem ſein weltberühmtes „Abendmahl" beweiſt, entgegenblickt, iſt Michel Angelo der gewaltigſte und erhabenſte Darſteller echter Männlichkeit und Rafael der vollendetſte Meiſter zarter, edler Weiblichkeit. Die Geſtalt Gott-Vaters, wie Michelangelo ſie in ſeinen „Geſchichten der Geneſis" uns vor Augen geführt, iſt ein vorher nie geahntes, ſpäter ſtets nachgeahmtes, doch niemals wieder erreichtes Urbild göttlicher Majeſtät in Menſchengeſtalt; und Rafael's Madonnen, im höchſten Sinne die Sixtiniſche, ſind nicht für eine beſtimmte Epoche oder für eine beſondere kirchlich-religiöſe Anſchauung geſchaffen, nein, ſie leben für alle Zeiten und alle Völker, weil ſie

Digitized by Google

eine ewige, rein menſchliche Wahrheit in ewig gültiger Form offenbaren. (Vergl. W. Lübke, Grundriß der Kunſtgeſchichte, 4. Aufl. S. 590.)

Hermann Hettner und Moritz Carrière haben kürzlich mit großem Scharfſinn und geiſtvoller Klarheit nachgewieſen, daß gewiſſe Anklänge der reformatoriſchen Bewegungen, die Luther von Wittenberg aus begann, in den beſten Kunſtſchöpfungen von Michelangelo und Rafael nicht zu verkennen ſind. Und in der That haben ſich beide große Meiſter von dem beengenden Zwange einer veraltenden Dogmatik frei gemacht und einem erlöſenden Humanismus hingegeben; ſie bedurften des Mittlerthumes der Prieſter nicht. Michelangelo las im Alter wie in der Jugend die Predigten von Girolamo Savonarola, der am 23. Mai 1498 den Feuertod ſtarb, und ſagte noch als Greis zu ſeiner gleichgeſinnten Freundin Vittoria Colonna: „Dieſe Predigten ſind meines Fußes Leuchte geworden.“ Wie ſehr aber ein reformatoriſcher Sinn damals in die Herzen der edelſten Geiſter Italiens eingezogen war, das beweiſt u. A. ſchlagend ein Sonett der edel-frommen Vittoria, welches M. Carrière in der „Zeitſchrift für Bildende Kunſt“, Bd. IV, S. 333 mittheilt und — womit wir dieſen Aufſatz ſchließen wollen. Es lautet alſo:

„Mit ſeiner Fackel ſteigt der Geiſt hernieder,
Der heil'ge, ſuchend, wo ſie Nahrung findet;
Der alte Moder weicht; es überwindet
Die wahre Kirche, ſie erneut ſich wieder.

Die weiſen Streiter, ihre echten Glieder,
Erfaſſen ſchon den Sieg, ſteh'n treu verbündet,
Steh'n kampfbereit, zu ſel'ger Gluth entzündet,
Und ſingen ſchon des künft'gen Friedens Lieder.

Poſaunenruf erdröhnet zum Gerichte,
Und die im Erdenprunke ſich gebrüſtet,
Dem Bauch gefröhnt, dem Götzendienſt ergeben,
Verbergen nimmer ſich dem großen Lichte,
Das in das Herz dringt, wo die Sünde niſtet:
Es fordert neuen Willen, neues Leben.“

Rudolph Döhn.

Griechenland.

Zur Literatur der griechiſchen Dramatiker.

Von den Droyſen'ſchen Ueberſetzungen des Aeſchylos*) und des Ariſtophanes**) ſind in der neueſten Zeit neue Auflagen erſchienen. Daß trotz der vielen anderen, theilweiſe gelungenen Ueberſetzungen der beiden Dramatiker, welche ſeit den erſten Ausgaben der Droyſen'ſchen Ueberſetzungen veröffentlicht worden ſind, ſich das Bedürfniß nach neuen Auflagen herausgeſtellt hat, ſpricht am beſten für ihren Werth, und wir zweifeln nicht, daß ſie in der innerlich und äußerlich vollkommneren Geſtalt, in welcher ſie jetzt erſcheinen, zu den alten Freunden ſich viele neue Freunde erwerben werden.

„Die Antigone des Sophokles, ein Beitrag zur Antigone-Literatur“***), nennt ſich eine kleine Schrift, von ihrem Verfaſſer, Dr. Leopold Seligmann, ſeinem Lehrer Auguſt Böckh zum Todtenopfer geweiht. Nach einer kurzen Entwickelungsgeſchichte und Charakteriſtik der griechiſchen Tragödie überhaupt und beſonders der des Sophokles gebt der Verfaſſer zur „Antigone“ ſelbſt über, giebt ihren Inhalt an, zeigt, wie ſie durch Erregung der Furcht und des Mitleids den Geiſt der Zuſchauer zur Beſonnenheit lenkt und erweiſt die Auffaſſung Böckh's den Auffaſſungen anderer namhafter Kritiker gegenüber als die einzig maßgebende. Er ſchließt mit einer eingehenden Analyſe der Charaktere, welche das Stück in ſeinen Perſonen bietet, und der Chorpartieen deſſelben mit Hinblick auf die Bedeutung des Chores auch in den anderen Stücken des Sophokles. Die Antigone iſt dasjenige antike Drama, das durch die Mendelsſohn'ſche Muſik dem größeren Publikum näher gebracht iſt, als jedes andere; die Schrift wird daher Allen, welchen daran liegt, eine tiefere Einſicht in das Kuſtwerk ſelbſt zu gewinnen, eine erwünſchte, lehrreiche Gabe ſein.

E. M.

*) Dritte, umgearbeitete Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Beſſer'ſche Buchhandlung), 1868.

**) Zweite Auflage. Erſter Theil. Leipzig, Veit u. Co., 1869.

***) Halle, Eduard Heynemann, 1869.

Spanien.

Stimmungsberichte aus Spanien.*)

Die letzten Wochen waren äußerſt reich und fruchtbar an wichtigen Veränderungen unſerer politiſchen Lage. Nach Niederwerfung des ſinn- und planlos und ohne jede wirklich zwingende Nothwendigkeit unternommenen republikaniſchen Aufſtandes, fühlte ſich die Regierungspartei mehr noch als zuvor und hielt es für zeitgemäß, endlich an die wichtige Frage der Königswahl zu gehen. Dabei zeigte es ſich denn ſofort, welches zerbrechliche Band es war, das bisher die drei zur monarchiſchen Majorität verbundenen Parteien der Unioniſten, Progreſſiſten und Demokraten vereinigte. Die Unioniſten halten mit Conſequenz an ihrem Kandidaten, dem Herzog von Montpenſier, feſt, oder erklären ſich wenigſtens entſchieden gegen den Thronkandidaten der Majorität, welcher der Herzog von Genua, Neffe Victor Emanuels, iſt, ein fünfzehnjähriger, in England erzogener Knabe. Soweit wäre wenigſtens Klarheit in die Verhältniſſe gekommen. Die Einheit der Monarchiſten iſt damit thatſächlich gelöſt; die Unioniſten fangen an, mehr und mehr eine Oppoſition zu bilden, wenn man auch von keiner Seite das anerkennen will und immer noch von der Einheit, deren Ausdruck die neue Konſtitution ſei, viel redet; manche Organe dagegen bringen den Zwieſpalt in ihren Artikeln ſchon offen zur Sprache.

So beſtänden alſo jetzt folgende Parteien: Reaktionäre, d. h. Iſabelliſten, Alfonſiſten, Carliſten und überhaupt die ſogenannten Neokatolicos, die fanatiſchen Altſpanier, mit der Deviſe: Legitimität und Kirche; ſodann die Unioniſten, welche die verrufene ſpaniſche Büreaukratie vertreten, im Uebrigen den Reaktionären nicht fern ſtehen in Geſinnung, ſie ſehen ihr Heil allein in Montpenſier; ferner die jetzige Majorität der Progreſſiſten und Demokraten, welche den gemeinſchaftlichen Namen „Radikale“ angenommen haben; endlich die Republikaner, die dem Treiben augenblicklich abwartend zuſehen und mit der Zeit auch ans Ruder zu kommen hoffen, zugleich die Rolle des Mephiſto ſpielend.

Bei dieſer Spaltung und dieſem Gegenſatze der Prinzipien

*) Cadiz, 12. November 1869.

Digitized by Google

und Intereſſen iſt die augenblickliche Verwirrung und Unſicherheit größer, als je. Wie die Stärke der Parteien im Lande ſelbſt iſt, iſt ſchwer zu muthmaßen; ſicherlich aber entſpricht ſie nicht dem Stimmen-Verhältniß in den Cortes. Hier zählen die Reaktionäre etwa mit 30, die Unioniſten mit 80, die Radikalen mit 160, die Republikaner mit 70 Stimmen; aber in der That möchte wohl gerade die Partei der Radikalen am Wenigſten Anhalt im Volke haben. Dagegen hat ſie als Regierungspartei das Heer, welches ſich neulich ſehr zuverläſſig und tüchtig bewieſen hat, und die meiſten der Beamten auf ihrer Seite. Keine Partei erſcheint demnach ſtark genug, um für ſich die Entſcheidung in der Königsfrage herbeizuführen; alle hoffen auf Sieg. Die Reaktionäre rühren ſich von Neuem, Iſabella hat wieder ein Manifeſt geſchrieben, worin ſie ihren Alfonſo als „liberal erzogen" den treuen Spaniern als König anbietet; „kann man auch Feigen ernten von den Dornen?"

Die Republikaner ſind, trotz der Niederlage, welche ſie erlitten, gutes Muthes; ſie ſind nicht eingeſchüchtert und haben nur eine gute Lektion bekommen, beſonnener und maßvoller zum Ziele zu ſtreben, wie es die Abſicht der Beſſeren unter ihnen auch vorher war. Die Freigebung der ſuspendirten Grundrechte wird ihrer Propaganda wieder Freiheit geben. Was indeß aus all' dem Wirrſal ſich ſchließlich ergeben ſolle, wiſſen die Götter; geſetzt auch, die Genoviſten, wie die Anhänger der Kandidatur des Prinzen Thomas von Genua kurzhin heißen, erlangten eine nothdürftige Majorität in den Cortes, was freilich noch nicht erreicht iſt, und erlangten ſo den anderen negirenden Parteien gegenüber eine Art von Recht, ſo wäre doch damit wenig für ihre und ihres Kandidaten wirkliche Sicherheit gewonnen. Auch willigt, wie es heißt, Victor Emanuel nur unter der Bedingung in die Wahl ſeines Neffen, daß er zwei Drittel der Stimmen in den Cortes vereinige und dazu durch eine Volksabſtimmung beſtätigt werde. Dann möchte die definitive Löſung noch weit ſein. Bei der allgemeinen Verwirrung kann auch die Lage der Dinge ſich raſch ändern; die ſpaniſchen Politiker ſchwenken mit Leichtigkeit in andere Bahnen ein.

Der Ausdruck der Scheidung der früheren Majorität iſt der Miniſterwechſel; die Unioniſten Silvela, Ardanaz und Topete ſelbſt, der Anfänger der Revolution, ſind geſchieden, um einem „homogenen" Miniſterium Platz zu machen. Der Demokrat Martos iſt Staatsminiſter, der Progreſſiſt Figuerola Finanzminiſter geworden, was er thatſächlich ſchon vorher war. Topete zu halten, hat man viele Anſtrengungen gemacht, um den Schein der Einheit der revolutionären Parteien zu retten. Prim machte von dem Bleiben jenes auch das ſeinige abhängig, hat aber dann doch das Marineminiſterium interimiſtiſch übernommen. Neulich verſicherte er mit deutlichen Worten, ein entſchiedener Anhänger der Monarchie zu ſein, wie er es immer geweſen ſei; vielleicht kommt ein Tag, der auch dieſe Behauptung Lügen ſtraft. Uebrigens beruht auf Prim in der That jetzt die ganze politiſche und materielle Lage der Halbinſel; ſein Anſehen bei den Parteien, nicht nur bei ſeiner eigenen ziemlich anſehnlichen und dem Heere, ſeine Energie und Freiſinnigkeit bei ſonſtiger Verſöhnlichkeit, machen ihn zum eigentlichen Träger der Situation: er kann durchaus nicht entbehrt werden! — Topete's Austritt dagegen iſt nicht zu bedauern; er iſt ein unbedeutender, beſchränkter Kopf und eigenſüchtiger Politiker.

Als ein Glück bezeichnen wir es jedenfalls, daß endlich einmal ein wirklich freies Miniſterium zu Stande gekommen iſt, welches nicht immer durch Widerſpruch aus der eigenen Mitte an wichtigen Entſcheidungen behindert ſein wird, und welches deshalb wohl endlich einmal aus dem ewigen Zaudern zum Handeln kommen wird.

Eine weitere Frage, durch welche ſich Radikale und Konſervative von einander ſcheiden, iſt die Reform des Klerus, die der Juſtizminiſter Ruiz Zorilla ſich zur Aufgabe geſtellt hat; ſie beſteht in ſtarken Reduzirungen der höheren kirchlichen Würden und Aemter und in Trennung der niederen vom Staate, Zuweiſung an die Gemeinden u. ſ. w. Dieſes freiſinnige Projekt iſt vorläufig noch hinausgeſchoben, dagegen hat die Finanznoth wenigſtens zu einer Reduzirung des Budgets für den Klerus um 30 pCt. gedrängt.

Im Allgemeinen iſt allerdings der Stand der Dinge wenig erfreulich. Höchſtens inſofern, als eine freiere Richtung und eine Loslöſung von den Bedenklichkeiten der konſervativen Elemente in den leitenden Politikern bemerklich wird, zeigt ſich ein Anſatz zum Beſſeren.

P. F.

Nord-Amerika.

Ein Beſuch des Vicepräſidenten der Vereinigten Staaten bei den Mormonen.

Am 5. October d. J. machte Herr Colfax, nordamerikaniſcher Vicepräſident, einen Beſuch in der Salzſee-Stadt. Er wurde mit Serenaden und allen üblichen Ehrenbezeugungen empfangen, ließ ſich aber dadurch keineswegs abhalten, der ihn begrüßenden Verſammlung ſehr offenherzig ſeine Anſichten über die gänzliche Verkehrtheit ihrer Inſtitutionen zu ſagen. Der Chicago Tribune zufolge, ſprach er im Weſentlichen folgendermaßen:

„Es hat mir viel Freude gemacht, hier mit freundlich Geſinnten zuſammenzutreffen, aber dieſe große Freude iſt nicht ohne eine Beimiſchung von Schmerz, und ich fühle mich gedrungen, meine Anſichten beſonders über einen Punkt auszuſprechen, von dem ich überzeugt bin, daß der größte Theil des amerikaniſchen Volkes mir darin ganz beiſtimmt. Als amerikaniſcher Bürger eben ſolchen gegenüber, fühle ich mich berechtigt, ganz frei und offen auszuſprechen, was ich denke.....

„Ich wende mich hier nicht an Eine Klaſſe der Bürger vor andern; ich ſpreche zu Allen ohne Unterſchied des Glaubens und der Religion. Das Wohlbefinden und Glück aller Klaſſen liegt mir gleichmäßig am Herzen, und wenn, was ich mit männlichem Freimuth ſage, Einigen von Ihnen unangenehme Empfindungen erweckt, ſo müſſen Sie Geduld mit mir haben, wie ich ſie mit Ihnen habe.

„Sie ſagen, daß Sie die Autorität der Offenbarung für ſich haben, wenn Sie das alte Geſetz mißachten — einer neuen Offenbarung, die im Buche Mormon enthalten ſein ſoll, gegenüber. Ich erwidere Ihnen hierauf, daß Sie kein Recht dazu haben, die Geſetze in Folge von neuen Offenbarungen zu mißachten. Wenn heute Nacht irgend Einer von Ihnen die Offenbarung hätte, daß die Starken ſich der Weiber der Schwächeren bemächtigen ſollen, ſo würden Sie ſicher von einer ſolchen Offenbarung nichts wiſſen wollen. Wenn eine andere Offenbarung käme, dahin lautend, daß die Talentvollen und Reichen die Weiber der Armen und Unwiſſenden ſich aneignen dürften, ſo würden Sie ſicherlich dieſe Offenbarung mit Füßen treten. Wenn die Hindus hieher kämen und darauf beſtänden, das, was ihr religiöſer Ritus von ihnen fordert, hier auszuüben: die Verbrennung der Wittwen auf dem Holzſtoß des

Digitized by Google

todten Gemahls — ſo würden Sie ſicherlich eine ſolche Offenbarung und eine ſolche Religion verachten.

„Es iſt die Aufgabe der Verfaſſungen und Geſetze, die Maſſen zu verhindern, daß ſie das Individuum ſchädigen, ſowie das Individuum zu hindern, daß es den Maſſen gefährlich wird, und diejenigen Verfaſſungen ſind die weiſeſten und beſten, welche dem Individuum das größte Maß von Freiheit, das ſich mit dem Wohle des Ganzen verträgt, gewähren. Die Geſellſchaft iſt undenkbar und unmöglich, die den Trieben und dem Willen des Individuums nicht einen gewiſſen Zwang auferlegt.

„Sie ſelbſt erkennen dies an durch verſchiedene Geſetze, die die Freiheit der Bürger beſchränken. Nehmen Sie an: Jemand faßte das Recht des amerikaniſchen Bürgers, ſeinem Berufe zu folgen, ſo auf, daß er eine Knochenſiederei dicht neben dieſem Hotel, oder Pulvermühlen mitten in der Stadt anlegte, oder dergleichen mehr, ſo würden Ihre ſtädtiſchen Behörden ſehr bald dem Betreffenden klar zu machen wiſſen, daß er ſeine Freiheit nicht zum Nachtheil Anderer gebrauchen dürfe.

„So verbietet das amerikaniſche Geſetz den mörderiſchen Gebrauch der hinduſtaniſchen Witwen-Verbrennung; ebenſo verbietet das amerikaniſche Geſetz die Bigamie und hält dies für eine nothwendige Beſchränkung des Einzelnen zum Beſten des Ganzen. Dieſes hinderliche Geſetz des Congreſſes gilt gleichmäßig für alle Territorien; in Utah hat man ihm ebenſo zu gehorchen, wie anderswo. Wir leben in einem geſetzlich geregelten Lande, und ſeine Geſetze befinden ſich im Einklang mit dem Geiſte der Zeit und der Civiliſation, mit den Gefühlen des Herzens, wie mit den Inſtinkten und Traditionen unſeres Volkes.

„Ich habe mich mit der Geſchichte Ihrer Verfolgungen, als ich vor vier Jahren hier war, und jetzt wieder von Neuem beſchäftigt, und ich muß ſagen: ich habe keine Sympathie mit denen, welche Andere, ihres religiöſen Glaubens halber, verfolgen und verbannen. Jeder Pulsſchlag meines Herzens empört ſich dagegen; mein ganzer Einfluß iſt ſtets darauf gerichtet, jede Manifeſtation einer ſolchen Verfolgungsſucht, wo ich kann, an den Pranger zu ſtellen — aber in den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren können Sie ſich über keinerlei religiöſe Verfolgung, weder von Seiten des Volkes, noch von der der Regierung beklagen. Im Gegentheil giebt es in der ganzen Welt kein ſchlagenderes Beiſpiel von Toleranz als die Art, wie die Amerikaner „dieſe Sache" bei Ihnen dulden, die an keinem andern Orte der Welt ſo lange hätte beſtehen können.

„Ich habe zu Ihnen mit aller Offenheit über Ihre eignen Intereſſen geſprochen; ich habe es furchtlos und frei gethan. Hätte ich anders geſprochen, ſo wäre es Heuchelei geweſen, und ich weiß, Sie werden mich darum nicht weniger achten, weil ich den Muth gehabt habe, Anſichten auszuſprechen, die denen einer großen Menge meiner Zuhörer ſchnurſtracks zuwiderlaufen."

Herr Colfax machte zum Schluß noch einige Bemerkungen perſönlicher Art, vertheidigte ſich gegen Verleumdungen ſeines Privatcharakters, die ihm zu Ohren gekommen waren. Dieſe Bemerkungen wurden von lebhaften Zurufen vollſter Zuſtimmung und Vertrauens unterbrochen. Endlich ſagte er, nachdem er für die bewieſene Gaſtfreundſchaft herzlich gedankt hatte, daß er die Mormonen nochmals ermahne, dem Geſetze der Nation zu gehorchen, und ſie bäte, ihm zu glauben, daß er nur zu ihrem Beſten ſo offen und nur die Wahrheit geſprochen habe.

Jetzt ſtimmte das Orcheſter an: „Heil ſei dem Führer!" doch konnte dies kaum vernommen werden, ſo laut war der Beifall, mit dem die Maſſe der Verſammelten dem Redner lohnte.

Amerikaniſche Blätter, wie die New-York Tribune, nennen dieſe Rede des Herrn Colfax das Erfriſchendſte von Beredtſamkeit, was in den letzten Jahren überhaupt gehört worden ſei, und meinen, ſie würde wohl bei manchem Mormonen die Saat des Nachdenkens in's Herz ſtreuen. Doch darf man wohl kaum hoffen, daß es einer Rede gelingen werde, einen Mißbrauch in ſeinen Wurzeln zu lockern, der, ſo unbegreiflich er uns auch immer ſcheinen mag, doch durch ſeine Verbreitung zeigt, daß Amerika einen günſtigen Boden dafür bietet.

Kleine literariſche Revue.

— **Bernſtein's „Deutſcher Kalender."** *) Dieſer Volkskalender ſetzt ein wiſſenſchaftlich gebildetes Volk voraus, das nicht bloß an den Wetterprophezeiungen und Anekdoten des alten Kalendermannes, ſondern auch an den Stahlſtichen, Verſen und Novellen der modernen Almanache kein Gefallen findet. Dem großen „Illuſtrirten Kalender" von J. J. Weber, der ſeit fünfundzwanzig Jahren erſcheint, ſchließt ſich in dieſer Hinſicht der vorliegende kleine „Deutſche Kalender" an. In derjenigen Wiſſenſchaft, die den Kalender überhaupt erfunden hat, ſucht unſer neuer Volkskalender ſeinen Schwerpunkt. Mit der Klarheit und Leichtverſtändlichkeit, welche die naturwiſſenſchaftlichen Volksbücher Bernſtein's charakteriſirt, weiß er auch hier die Löſung der Probleme der Himmelskunde und der mathematiſch-phyſikaliſchen Erdbeſchreibung den Leſern anſchaulich zu machen. So iſt gleich die erſte Abhandlung: „Die Sonne und die Uhr" ein kleines Meiſterſtück populärer Definition der Frage über die wahre und die mittlere Zeit. Nicht minder werden durch Wort und Bild die im Jahre 1870 ſtattfindenden Sonnen- und Mondfinſterniſſe erklärt, wobei die Sonnenfinſterniß vom 22. December 1870 durch einen ebenſo einfachen, als ſinnreichen Mechanismus, mittelſt welchen man den verſchiedenen Phaſen der Verfinſterung der Sonne durch den Mond zu folgen vermag, erläutert wird. Zu vielem andern Belehrend-Unterhaltenden kömmt dann auch noch allerlei über gewiſſe Geheimniſſe der Zahlen (die Kabbala der Quadrat- und Kubikwurzeln) ꝛc. In ſeinem geographiſch-techniſchen Theile beſpricht der Kalender die vier Wunderbauten der Gegenwart, wobei natürlich der Suezkanal nicht fehlt, dem man jetzt nirgends entgeht, und die Nordpol- und Sonnenfinſterniß-Expeditionen des Jahres 1868. Als Anhang endlich folgt ein vom Anwalt des deutſchen Genoſſenſchaftsweſens, Herrn Schulze-Delitzſch, ausgehender Aufruf, dieſen Kalender zum Genoſſenſchafts-Organ zu machen, woran dann auch bereits verſchiedene Mittheilungen über die deutſchen Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften ſich reihen.

Und damit in dieſem Kalender auch die bloße Unterhaltung (ohne Wiſſenſchaft) nicht fehle, hat der Herausgeber eine Novelle „Der Ferien-Ausflug" hinzugefügt, die von ihm ſelbſt verfaßt, jedoch viel ſchwächer ausgefallen iſt, als ſeine früheren Arbeiten auf dieſem Gebiete: „Vögele der Maggid" und „Mendel Gibbor".

*) 1870. Deutſcher Kalender für Jedermann aus dem Volke, von A. Bernſtein. Berlin, Selbſtverlag des Herausgebers. (Komm.-Verlag von Franz Duncker.)

Digitized by Google

— **Fouqué's Undine.***) Ei, wie würde ſich der alte Heldenſänger gefreut haben, wenn er dieſe ſchmucke, ſiebzehnte Ausgabe ſeiner Undine mit den prächtigen, in den Text gedruckten Bildern und Initialen, nach Zeichnungen von Adalbert Müller, geſehen hätte! Der Sänger rief einſt dem holden Fiſchermädchen zu:

„Grüß ſittig jeden edeln Herrn.
Doch grüß vor Allen mit Vertrauen
Die lieben ſchönen, deutſchen Frauen,
Ich weiß, ſie haben dich recht gern."

Und wie die ſchönen, deutſchen Frauen, ſo haben auch ſittige Mädchen und Frauen der ganzen übrigen Welt, von Portugal bis Rußland und bis Amerika, Undine, die in alle Sprachen überſetzt iſt, mit Liebe aufgenommen. In England und Amerika iſt die Erzählung auch in deutſcher Sprache viel verbreitet, da dort die deutſch lernende weibliche Jugend am Liebſten ſich durch Undine in die deutſche Lectüre einführen läßt. Es giebt aber auch Ausgaben der verſchiedenſten Art von dem Buche, reich illuſtrirte, wie dieſe ſiebzehnte, und ganz wohlfeile (3 Sgr.) in kleinerem Formate, die alleſammt von der Dümmler'ſchen Verlagshandlung, der alten Pathin des ſchönen Kindes, veranſtaltet worden ſind.

— **Braun's Kleinſtaaterei.** Herr Karl Braun von Wiesbaden, ſeit 1866 preußiſcher Abgeordneter, hat eine Galerie von „Bildern aus der Kleinſtaaterei"**) zuſammengeſtellt, die jedenfalls, wenn auch keinen großen Kunſtwerth, doch einen gewiſſen kulturhiſtoriſchen Werth hat. Unſeren Nachkommen, die die Kleinſtaaterei mit ihrer Miſère nicht mehr aus eigener Anſchauung kennen werden, wird dieſe Galerie ein ebenſo curioſes und anziehendes Studium ſein, wie die eines Aquariums oder einer Menagerie. Die Braun'ſchen Bilder ſind größtentheils nach Wahrnehmungen und Erlebniſſen im Herzogthum Naſſau bearbeitet, deſſen parlamentariſche Oppoſition der Hofgerichtsadvokat von Wiesbaden lange geleitet hat. Gegenwärtig mag ihm ſelbſt wohl dieſe Rolle des Cato von Krähwinkel ebenſo lächerlich erſcheinen, als die naſſauiſche Cabinetspolitik, die er mit ſo vieler Anſtrengung bekämpfte. Seine kleinſtaatlichen Gegner ſind beſiegt, aber ohne daß er ſich als großſtaatlichen Sieger betrachten darf. Was Herr Braun im zweiten Theile ſeines Buches über Preußen und Heſſen-Darmſtadt ſagt, erinnert uns an die Antwort, die im Jahre 1815 ein bis dahin ſächſiſch geweſener und nun preußiſch gewordener Poſtillon der Station Delitzſch einem Paſſagier aus dem benachbarten Leipzig gab. Als dieſer ihn ironiſch fragte: „Nicht wahr, Schwager, Ihr ſeid jetzt hier recht ſtolz und glücklich, daß Ihr zu Preußen gehört?" antwortete der Poſtillon: „Gewiß! aber — den verdammten Leipzigern hätten wir's auch gegönnt!"

— **Jeremias Gotthelf's „Uli"** iſt kürzlich in vierter, wohlfeiler Ausgabe verſandt worden.***) Dieſe von einem ſchweizeriſchen Volksmanne, zunächſt für das Landvolk verfaßte Lebensbeſchreibung eines Armgeborenen, der ſich vom Dienſtknecht zum Meiſterknecht, von dieſem zum Eidam des Meiſters und endlich durch Fleiß und Redlichkeit zum Pächter und reichen Meiſterbauern emporarbeitet, iſt nicht bloß in dem Lande, für welche ſie geſchrieben worden, ſondern in ganz Deutſchland, wo man ein Verſtändniß für dergleichen ſchlicht erzählte Geſchichten ländlicher Arbeiten, Sorgen, Leiden und Freuden hat, ein weit verbreitetes Lieblingsbuch; wir brauchen daher ſeine neue, ſchmucke und wohlfeile Ausgabe nicht erſt zu empfehlen.

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. Siebzehnte Auflage.
**) 2 Bände. Leipzig, Otto Wigand.
***) Berlin, Julius Springer, 1870 (2 Bde.).

— **Blüthenleben, Original-Novelle von Lina Morgenſtern.***) Die unermüdlich für Abhilfe der ſocialen Nothſtände der Gegenwart thätige Frau, deren anregendem und mithelfendem Wirken wir bereits die Gründung von Kindergärten, Volksküchen, eines Kinder-Schutzvereins und, als ihre ureigene letzte Schöpfung, eine Fortbildungsſchule für junge Damen verdanken, hat neben ihrer ſo ſehr in Anſpruch genommenen Thätigkeit noch die Muße und Neigung ſich bewahrt, auch auf dem ſchriftſtelleriſchen Gebiete dann und wann mit größeren Arbeiten aufzutreten. Die neueſte derſelben liegt vor uns in der oben genannten Novelle, und wenn wir ein unbefangenes Urtheil über dieſe Dichtung ausſprechen ſollen, ſo wollen wir auch die Bedenken nicht verſchweigen, mit welchen wir das Buch in die Hand nahmen. Wir hatten in Frau Lina Morgenſtern bis dahin eine Frau kennen gelernt, die, mit ſeltener Klarheit des Verſtandes und einer eben ſo ſeltenen Willenskraft ausgeſtattet, in ihrem Schaffen und Wirken vor Allem das Praktiſch-Mögliche in Angriff nimmt, dann aber auch durch keinerlei Hinderniß und Mühe ſich abſchrecken und entmuthigen läßt. Vornehmlich hatten wir alſo ihren Verſtand und die Energie ihres Willens an ihr bewundert; ob ſie auch nach der Seite des Gemüthes hin eben ſo reich begabt ſei — darüber hatten wir kein Urtheil, und doch ſchien uns dieſe Begabung eine für die Dichterin unerläßliche Forderung. Da nun der Himmel einem Sterblichen nicht alle Gaben zu verleihen pflegt, ſo war wohl eine gewiſſe Befürchtung gerechtfertigt. Wir müſſen aber bekennen, daß wir in der wackern, praktiſchen Frau auch eine Dichterin anzuerkennen haben. Und was dem Buche einen beſonderen Reiz verleiht, das iſt die Schilderung der politiſchen und namentlich der ſocialen Reformen, die wir ſeit den letzten Decennien durchlebt haben, und daß für dieſe Seite des Lebens eine Frau, wie Lina Morgenſtern, ganz beſonders befähigt ſein müſſe, haben wir nicht erſt nöthig darzuthun. —p.

— **Berliner Blaubuch.** Nach dem Vorgang ihres berühmten Kollegen „Kladderadatſch", laſſen auch die „Berliner Weſpen" gegen den Schluß des Jahres eine beſondere Sammlung humoriſtiſcher, illuſtrirter Einfälle in Form eines Buches erſcheinen. Das „Blaubuch" der Berliner Weſpen liegt uns in ſeinem zweiten Jahrgange vor.**) Der Herausgeber, Herr Julius Stettenheim, wie der Zeichner, Herr Guſtav Heil, weiß in beiden Publikationen ſtreng die Gränzlinie innezuhalten, die den Humor und die gute Sitte vom Blödſinn und von der Geſchmackloſigkeit trennt, eine Gränzlinie, welche namentlich die Wiener Witzjournale „Kickeriki", „Floh" ꝛc., beſtändig überſpringen. Bei einem Vergleiche mit dieſen nach Norddeutſchland nur wenig kommenden Blättern mit ihren dem Journal pour rire nachgeahmten Karrikaturen***) und ihren unzweideutigen Verſen und Anekdoten erſcheinen uns „Kladderadatſch", „Berliner

*) Verlag von Alfred Oehmigke in Neu-Ruppin.
**) Berlin, B. Brigl.
***) Die großen, kolorirten Portrait's des „Floh" können allenfalls als Ausnahmen gelten.

Digitized by Google

Weſpen" und „Fliegende Blätter" als wahrhafte Blumenbeete des Humors, die mit jenen Brenneſſel- und Diſtelfeldern nicht die mindeſte Aehnlichkeit haben.

Literariſcher Sprechſaal.

Der „Oeſterreichiſche Oekonomiſt" (vom 20. Novbr.) enthält eine nicht unintereſſante, vergleichende Zuſammenſtellung der Oeſterreichiſchen Reichs- und der Norddeutſchen Bundes-Verfaſſung. Was zunächſt die Competenz-Beſtimmungen der beiden Grundgeſetze betrifft, von denen das eine die ungariſche Hälfte der Monarchie und das andere die nicht zum Norddeutſchen Bunde gehörenden, deutſchen Zoll- und Kulturvereinsländer zu berückſichtigen hat, ſo bemerkt der Verfaſſer des gedachten Artikels (wahrſcheinlich einer der Herausgeber des Blattes, Dr. Albert Schäffle): „Von den vierzehn Punkten der öſterreichiſchen Reichsraths-Competenz finden ſich neun faſt gleichlautend und von demſelben Umfange in der Norddeutſchen Bundesverfaſſung wieder; die übrigen ſind den eigenthümlichen öſterreichiſchen Verhältniſſen entſprechend. Nur die Geſetzgebung über die confeſſionellen Verhältniſſe und die Feſtſtellung der Grundſätze des Unterrichtsweſens enthalten ein Mehr der öſterreichiſchen Competenz, um welches uns der Nordbund füglich beneiden kann. Es liegt in jener Uebereinſtimmung ein ziemlicher Beweis für die Nothwendigkeit, die in der öſterreichiſchen December-Verfaſſung der Reichsraths-Competenz vorbehaltenen Gegenſtände als Reichsangelegenheiten zu betrachten und ſie dem Wirkungskreiſe der Landtage zu entziehen. Es erſcheint demnach als eine ganz ungerechtfertigte und unannehmbare Forderung (wie ſie z. B. der preußiſche Exjuſtizminiſter Graf von der Lippe geſtellt), dieſe an und für ſich auf das Nothwendigſte beſchränkte Reichsgeſetzgebung in noch engere Schranken zu weiſen. Wenn man dies in Oeſterreich bezüglich der confeſſionellen und Unterrichts-Angelegenheiten nicht gelten laſſen wollte, ſo darf wohl daran erinnert werden, daß im Nordbunde die Competenz-Erweiterung auch auf dieſe Gegenſtände bereits begonnen hat, wie das aus dem jüngſten Reichstage hervorgegangene Geſetz über die Gleichberechtigung der Confeſſionen in bürgerlicher und ſtaatsbürgerlicher Hinſicht beweiſt. (S. die Thronrede zum Schluſſe des Reichstages, am 22. Juni 1869) .... Leider läßt ſich ein gleicher Fortſchritt in den Angelegenheiten, die ſich auf die Ordnung und Dauer der Militairpflicht beziehen, auf keiner von beiden Seiten auffinden. Ueberall die gleiche Ueberſpannung aller Kräfte, die gleichen Vorurtheile und die gleich ſchädliche Rückwirkung auf alle volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe! Das ſind leider Thatſachen, die ſich ſeit dem J. 1866 nicht allein nicht geändert, ſondern eher verſchlimmert haben. Man kann kühn behaupten, daß der ganze Fortſchritt auf allen Gebieten des wirthſchaftlichen und ſocialen Lebens nicht im Stande iſt, die Nachtheile unſeres florirenden Militarismus aufzuwiegen!"

Unſer Prager Correſpondent beklagt in ſeinem letzten Schreiben (Nr. 48 des „Magazin") den Mangel an politiſcher Energie der Deutſchen in Prag, deren Unterliegen bei den letzten Wahlen zum Landtage ſowohl, als bei der Aufſtellung der Geſchworenenliſten, allerdings auch in Deutſchland die größte Verwunderung erregt hat. Mit Freuden haben wir daher von einem neuerlichen Schritte der Deutſchen in Prag Kunde erhalten, der den Beweis liefert, daß ſie hinter ihren politiſch-gebildeten Sprach- und Landesgenoſſen in der böhmiſchen Provinz nicht zurückbleiben. Nachdem nämlich die deutſchen Bürger von Leitmeritz, Eger, Reichenberg, Teplitz ꝛc. an die Regierung zahlreiche Adreſſen geſandt, worin ſie erklären: der böhmiſche Landtag, (aus welchem bekanntlich die tſchechiſchen „Deklaranten" wiederholt ausgeſchieden), beſitze das volle Vertrauen des Landes, welches der freien, allen Nationalitäten gleiches Recht gewährenden Verfaſſung treu bleiben wolle, theilt uns die „Corresp. Tchèque" mit, daß das Zeichen zu dieſen Kundgebungen der Provinz von den Deutſchen in Prag gegeben worden ſei. Namentlich wird das „Deutſche Caſino" in Prag genannt, deſſen Präſident, Herr Richard v. Dotzauer, ein Ehrenmann im vollſten Sinne des Wortes, am 12. November ein Rundſchreiben an die großen, induſtriereichen, deutſchen Communen Böhmens gerichtet hat, worin er ſie davor warnt, den Einflüſterungen falſcher Freunde Gehör zu geben, die ihnen anrathen, an dem Umſturze der Verfaſſung mitzuarbeiten; vielmehr ſollen ſie Alles aufbieten, um der Regierung klar zu machen, daß nur in der verfaſſungsmäßigen Aufrechthaltung der nationalen Rechte und der kulturgeſchichtlichen Verhältniſſe der Deutſchen, wie der Tſchechen, die Garantie für das Gedeihen und eine glückliche Zukunft des Landes liege.

Die ſtenographiſchen Aufzeichnungen der am 5. und 6. Nov. in Berlin abgehaltenen Vereins-Konferenz in Sachen der Frauenfrage ſind ſo eben im Buchhandel erſchienen*), nachdem die erſte Auflage innerhalb der Vereine ſelbſt vergriffen worden iſt. Bei den vielen Mißverſtändniſſen, die im großen Publikum über dieſe Frage verbreitet ſind und zum Theil auch abſichtlich verbreitet werden, iſt das Protokoll der Verhandlungen der zur Erörterung der Frauenfrage ausdrücklich zuſammenberufenen Konferenz ganz geeignet, Auskunft zu geben über das, was verſtändige Frauen im Kultur-Intereſſe ihres Geſchlechtes wünſchen, und was einige der kompetenteſten Männer Deutſchlands (Schulze-Delitzſch, Virchow, v. Holtzendorff u. A.) darüber denken. Wir können daher den Ankauf der kleinen Schrift und die Beherzigung der darin ausgeſprochenen Gedanken nicht dringend genug empfehlen.

Für die Sammlungen in den hieſigen Königlichen Muſeen ſind jetzt Kataloge auch in engliſcher Sprache erſchienen, „edited by Wassermann"*) Das Unternehmen iſt an ſich gewiß lobenswerth; die Angaben ſind, ſoweit wir es geprüft haben, genau, und für den mäßigen Raum ziemlich ausführlich, die Anordnung iſt überſichtlich. Außerdem ſind in einem Anhange die übrigen wichtigſten Galerien Berlins kurz bedacht. Indeſſen, was ſoll man dazu ſagen, daß im zweiten Hefte, welches das neue Muſeum enthält, der bei Weitem wichtigſte Theil deſſelben, die griechiſchen Skulpturen, fehlen? Der Verf. entſchuldigt ſich freilich damit, daß in dieſen Sammlungen gegenwärtig ein anderes Arrangement getroffen würde; — aber dann konnte ja mit der Veröffentlichung des Katalogs ſo lange gewartet werden; jedenfalls aber mußte der argloſe Käufer auf dem Titel von dieſem bedenklichen Defizit in Kenntniß geſetzt werden! dort aber ſteht ganz harmlos: „The New Museum".

*) Zweite Auflage. Berlin, Lüderitz'ſche Verlags-Buchhandlung. Preis: 10 Sgr., in Partieen billiger.

*) Published by R. Heidemann & Co. Berlin, 1869.

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus'

Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von

☛ **10 Thaler** ☚

vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung *F. A. Brockhaus* in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Sterblichkeit in Sachsen.

Nach amtlichen Quellen dargestellt von
G. F. Knapp, (285)
Prof. an der Universität Leipzig.

Lexikon 8°. VII. u. 238 S. Geheftet. 1 Thlr. 20 Sgr.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.
Complet in Mappe 12⅓ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte von Deutschland,

Zweite Auflage von 1869.
12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (286)

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Breslau erschien soeben: (290)

Catull's Gedichte

in ihrem geschichtlichen Zusammenhange
übersetzt und erläutert
von
Dr. Rudolf Westphal.

Zweite Ausgabe. Geh. 1⅙ Thlr., geb. 1⅔ Thlr.

Verlag d. Curr'ſchen Buchhandl. in Leipzig.

Intereſſante Neuigkeit!

Damen-Almanach

von
Louiſe Mühlbach.
Mit 3 Stahlſtichportraits.
In engl. Einband mit Goldſchnitt
2 Thlr. 24 Ngr. (291)

Eleganteſtes Feſtgeſchenk!

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Deutsche Vierteljahrsschrift

für öffentliche Gesundheitspflege.

Herausgegeben von der zu Dresden durch die Section für öffentliche Gesundheitspflege in der 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gewählten Commission: Dr. **Göttisheim** in Basel, Baurath **Hobrecht** in Stettin, Prof. Dr. **C. Reclam** in Leipzig, Dr. **G. Varrentrapp** in Frankfurt a. M., Dr. **Wasserfuhr** in Stettin.

Redigirt von Professor Dr. med. **Carl Reclam.**

Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und beigelegten Lithographieen. Royal-Octav. Fein Velinpapier. geh.

Erschienen ist: Erster Band. Erstes Heft. Preis 1 Thlr. Zweites Heft (mit 4 Tafeln). Preis 1 Thlr. 10 Sgr. Drittes Heft. Preis 1 Thlr. (287)

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden:

Meyers Konverſations-Lexikon.

Zweite illuſtrirte Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52 Tauſend. (288)
15 Leinwandbände, mit Atlas und Regiſter, 37½ Thlr.
☛ Auch in Umtauſch gegen alte Aufl. v. Brockhaus, Pierer u. Meyer.

☛ **!Nur einmal angezeigt!** ☚

(Vollſtändigſtes u. neueſtes franz.-deutſches Wörterbuch.)

Sachs' encyklopädisches Wörterbuch

der

franz. u. deutschen Sprache.

I. Theil: Franz.-deutsch. — II. Theil: Deutsch.-franz.

Neu und eigenthümlich, namentlich in folgd. Punkten: Besondere Berücksichtigung der deutschen Leserwelt in **beiden** Theilen des Werks. — Durchgängige Angabe der Aussprache u. Wortverbindung nach dem phonet. System der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** — Angabe d. Orthographie u. d. schwierigen Anwendung d. grossen Anfangsbuchstaben im Franz. — Besondere Berücksichtigung der **gesproch.** Sprache neben d. Schriftsprache. — Allgemeinverständlichkeit. — Grösste Vollständigkeit, auch in Bezug auf wissenschaftl. u. techn. Wörter, auf Synonymen, Antonymen, Homonymen, Etymologie, Eigennamen etc. — Angabe von Autoritäten in streitigen Punkten.

Theil I. ca. 17 Lieferungen von je 10 Bogen (hoch Quart) zum **Subscriptions**-Preise von **9 Sgr.** pro Lfrg., der Bogen also nur 10 Pfennige. (Später erhebliche Preis-Erhöhung.)

☛ Freunde d. franz. Sprache finden in jed. Buchh. Gelegenheit, durch Einsicht in die vorräthige 1. Lfrg. Kenntniss zu nehmen von den bedeutenden, durch Fachautoritäten anerkannten Fortschritten, welche die internationale Lexikographie mit diesem Werke macht, das trotz seiner Gedrängtheit an Vollständigkeit u. Korrektheit von keinem seiner Vorgänger erreicht wird. (289)

Verlag von **Hermann Coſtenoble** in Jena.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Weinkarte von Europa.

Entworfen und gezeichnet
von
Dr. Wilhelm Hamm,
k. k. Miniſterialrath u. Depart.-Chef im Ackerbauminiſterium zu Wien.

In ſiebenfarbigem lithgr. Druck ausgeführt.

26" rhein. breit und 21" rhein. hoch.
Mit Proſp. in Umſchlag cart. 1 Thlr. 10 Sgr.
Mit Proſp. ungebroch. u. gerollt 1 Thlr. 6 Sgr.

Herr Dr. **Wilhelm Hamm** hat es unternommen, die **Vertheilung des Weinbau's in Europa** in Form einer „Weinkarte" **geographiſch darzuſtellen,** wie ſie in ähnlicher Weiſe noch nicht exiſtirt. Die „Weinkarte" veranſchaulicht in einem Ueberblick die Topographie und die Ausdehnung des Weinbau's in ganz Europa ſowie auf den atlantiſchen Weininſeln. Sie bietet:

Die Angabe und die Ausdehnung ſämmtlicher Weinbau treibenden Gegenden Europa's. Die Weinorte Europa's und die **hervorragenden Gewächſe der drei erſten Rangclaſſen der Weine,** nach Provinzen und Lagen geordnet. **Die Bezeichnung der weißen Weine, der rothen Weine, der Liqueurweine durch verſchiedene Farben** in der überſichtlichſten Weiſe; Angabe der Schaumweinfabrikation. **Die jährliche Weinproduction der einzelnen Länder** in Hectolitern. **Vergleichungsflächen der verſchiedenen Weinproductionen** in farbigen Quadraten, um mit einem Blick die Größe der Weinproduction jedes Landes zu ermeſſen. **Die Aufzählung ſämmtlicher größeren Weinhandelsplätze** Europa's. **Die europäiſchen Weinmaaße,** reducirt auf den Hectolitre. **Die Iſothermcurven** oder Linien gleicher Jahreswärme innerhalb der Region des Weinſtocks. **Die Linie der Weinbaugrenze** im Norden. (292)

Digitized by Google

Verlag von **Carl Rümpler** in Hannover. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Leben Michelangelo's von **Herman Grimm**. Dritte durchgearbeitete Auflage. 3 Bände. Octav. Geheftet 5 Thlr.

Cornelius, der Meiſter der deutſchen Malerei. Von **Herman Riegel**. Mit dem Portrait des Meiſters. Lexicon-Octav. Geheftet 3 Thlr.

Carſtens Leben und Werke von **K. L. Fernow**. Herausgegeben und ergänzt von **Herman Riegel**. Mit 2 Bildniſſen. Lex.-Oct. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Grundriß der bildenden Künſte. Eine allgemeine Kunſtlehre von **Herman Riegel**. Mit 34 Holzſchnitten. Zweite Auflage. Lexicon-Octav. In elegantem Einbande 2 Thlr. 7½ Sgr.

Deutſche Kunſtſtudien, von **Herman Riegel**. Ein ſtarker Band. Lex.-Octav. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr. (293)

Leopold Robert. Sein Leben, ſeine Werke und ſein Briefwechſel. Nach Feuillet de Conches von **Edmund Zoller**. Octav. Geh. 10 Sgr.

Aus und über Italien. Briefe (über Kunſt und Künſtler ꝛc.) **an eine Freundin.** Von **R. Schlüter**. 2 Bände. Groß Octav. Geh. 1 Thlr.

Soeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (294)

Lieder und Balladen von Robert Burns.
Deutſch von **A. Laue.**

Preis geh. 20 Sgr., fein in Goldſchn. geb. 1 Thlr.

Sofort nach Erſcheinen fand dieſe Uebertragung in der deutſchen und engliſchen Preſſe vielfache Anerkennung, ſo von Athenäum und Public Opinion. Letzteres Blatt ſtellt die Laue'ſche Sammlung der von Freiligrath veröffentlichten Auswahl der Burns'ſchen Gedichte ebenbürtig zur Seite.

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Verlag d. Dürr'ſchen Buchhandl. in Leipzig.

Intereſſante Neuigkeit!

Auf dunklem Grunde.
Frauengeſtalten aus der franz. Revolution (1793).
Novelle
von (295)
Eliſe Polko.
In elegantem Einband mit Goldſchnitt
1 Thlr. 15 Sgr.

Eleganteſtes Feſtgeſchenk!

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **OTTO SPAMER** in Leipzig.

Das neue Buch der Reiſen und Entdeckungen.

Alexander von Humboldt's

Leben und Wirken, Reiſen und Wiſſen. Ein biographiſches Denkmal von **Dr. Herm. Klencke.** Sechſte, illuſtrirte Ausgabe, vielfach erweitert und umgearbeitet von Profeſſor **H. Th. Kühne.** Mit 130 Text-Abbildungen, 2 Karten, 8 Tonbildern, nebſt Porträt von Humboldt. Geheftet 1⅔ Thlr.; elegant gebunden 2 Thlr.

Was Humboldt in der langen Reihe ſeiner Werke, in ſeinem unſterblichen „Kosmos" niederlegte: es iſt in dieſem Buche auf das Gewiſſenhafteſte benutzt worden, ſo daß die neueſte Ausgabe der längſt allgemein anerkannten Biographie des großen Forſchers in gedrängter Form ein vollſtändiges Bild vom Leben und den Reiſen unſeres berühmten Landsmannes liefert.

Mehr als jede weitere Empfehlung wird die Thatſache bekunden, daß das Werk in ſeinen früheren Auflagen bereits in mehrere Sprachen überſetzt worden und, zu Lebzeiten A. v. Humboldt's erſchienen, ſich deſſen eigner Anerkennung zu erfreuen hatte, indem derſelbe in einem Schreiben an den Verfaſſer u. A. ſagte: „Ich bewundere die Sorgfalt und Treue, womit Sie das zerſtreute Material meines Lebens geordnet und dargeſtellt haben."

(296)

Auſtralien.

Geſchichte der Entdeckung und Koloniſation des neueſten Welttheils. Bilder aus dem Leben in der Wildniß und in den Stätten der Kultur. Von **Fr. Chriſtmann.** Mit 120 Text-Abbildungen, 4 Karten und 5 Tonbildern. Preis: Geh. 1⅔ Thlr.; elegant gebunden 2 Thlr.

In ſpannender Weiſe giebt der Verfaſſer ein Bild des Aufſchwungs dieſer neuen Welt; er ſchildert die Entdeckungsfahrten voll Entbehrungen und Abenteuern durch das Innere jenes Zukunftslandes, nicht minder auch die Reiſen zur See, welche zur Kenntniß ſeiner Küſten führten, die Goldentdeckungen, die Thier- und Pflanzenwelt. Endlich macht ein Schlußkapitel vertraut mit dem Leben und Treiben in den mächtig aufſtrebenden Metropolen des fünften Erdtheils: Adelaide, Melbourne, Sydney, Brisbane, mit ihrer rührigen Einwohnerſchaft, mit den Ausſichten, die den Europamüden in dem Lande der Antipoden winken, das er ſich zur neuen Heimat erwählt. Das Buch darf zugleich als ein kundiger Führer für Auswandrer bezeichnet werden.

Vorstehend aufgeführte Bände oder ein *Prospekt* über das „Neue Buch der Reisen und Entdeckungen" können durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden.

Verlagsbuchhandlung von Hermann Coſtenoble in Jena.

Die Alpen,

in
Natur- und Lebensbildern
dargeſtellt
von (297)
H. A. Berlepſch.

Mit 22 Illuſtr. u. einem Titelbilde in Tondruck nach **Originalzeichnungen v. Emil Rittmeyer.**

Vierte, ſehr verm. u. verb. Auflage.

32 bis 33 Bogen Lexikon-Octav. Pracht-Ausgabe auf feinſtem Velinpapier. Vollſtändig in 9 Lieferungen mit 3 bis 4 Bogen Text und 2 bis 3 Illuſtrationen in Tondruck broch. à Lieferung 10 Sgr. oder complett in 1 ſtarkem Bande 3 Thlr. Eleg. geb. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Circa alle 3 Wochen erſcheint 1 Lieferung.

Die erſte Lieferung iſt bereits erſchienen u. in allen Buchhandlungen vorräthig.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben.

Die Kriegswaffen

in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung von der Steinzeit bis zur Erfindung des Zündnadelgewehrs. Ein Handbuch der Waffenkunde von **Aug. Demmin.** 628 Seiten. 8. 8.

= Mit ca. 2000 Abbildungen. =

1869. broch. 3⅓ Thlr.; eleg. geb. 3⅔ Thlr.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

DER CICERONE.

Eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens.
Von **Jacob Burckhardt.**
ZWEITE AUFLAGE
unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen besorgt von Dr. **A. v. Zahn.**

I. Architektur. II Plastik. III. Malerei.

1869. 3 Bde. 16. br. 3⅓ Thlr.; geb. 4⅓ Thlr.

Verlag v. E. A. Seemann in Leipzig.

Michelangelo
Leonardo • Raffael.
Von **Charles Clement.**
Deutſch bearb. mit Ergänzungen u. Anhang von **C. Clauß.** (298)
Mit zahlreichen Holzſchnitten.

Zugleich als Supplementband zu: **Becker, Kunſt u. Künſtler d. 16. Jahrh.**

1870. gr. Lex.-8. br. 3 Thlr.; eleg. geb. 3⅔ Thlr.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei 1) ein Prospekt über die **historisch-politische Bibliothek**, Verlag von **L. Heimann in Berlin**, 2) ein Verzeichniss **Literarische Festgeschenke** aus dem Verlage von **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Gossmann) in **Berlin.** (299. 300)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmſtr. 86. Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] — Berlin, den 11. Dezember 1869. — [№ 50.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die Schule der Frauen. I. Die deutſchen Konferenzen in Sachen des Frauen-Unterrichts. 733. — II. Die Töchterſchule und die Erweiterung ihrer Aufgabe. 734. — Letzte Gedichte und Gedanken Heinrich Heine's. 735.
Ungarn. Zur Geſchichte der Staatskirche in Ungarn. II. Die freie Kirche und das Concordat. 737.
Schweiz. Der große Conſumverein von Zürich. 739.
Frankreich. Ein franzöſiſches Familiſtère. 740. — Zur Statiſtik der Pariſer Bevölkerung. 740.
England. Cromwell und die Juden in England. 741.
Nord-Amerika. Dörfer und Städte der heutigen Zeit. 741.
Japan. Japaniſche Literatur- und Kultur-Erſcheinungen. 742.
Hinterindien. Die Franzoſen in Hinterindien. 742.
Kleine literariſche Revue. Manfried's Gedichte. 743. — Burns in neuer deutſcher Uebertragung. 743. — Erzählungen aus dem Ries. 744. — Aus den Alpen. 744. — „Bergluft" aus der Schweiz. 744. — Berliner Kirchhöfe. 744. — „Heimath und Fremde". 744. — Schriften zur Frauenfrage. 745.
Literariſcher Sprechſaal. Die Lutherſtadt Eisleben. 745. — Zu Arndt's Säkularfeier. 745. — Die Wahrheitsliebe der Neutſchechen. 745. — Die Deutſchen in Siebenbürgen. 745. — Das Princip der Prämienanleihen. 746. — Internationale Verwaltungsſchule in Paris. 746. — Ein franzöſiſches Wort über die hiſtoriſche Rechtsſchule Deutſchlands. 746.

Deutſchland und das Ausland.

Die Schule der Frauen.

I.

Die deutſchen Konferenzen in Sachen des Frauen-Unterrichts.

Aus den Berichten über die Verſammlungen des Allg. deutſchen Frauen-Vereins in Braunſchweig und Caſſel und der Konferenz der Erwerbs- und Bildungsvereine in Berlin wird der aufmerkſame Leſer gewiß das Eine entnommen haben, daß die ſogenannte Frauenfrage, als Kulturfrage, überall und daher auch bei uns in Deutſchland mit der eigenthümlichen Kultur-Entwickelung des ganzen Volkes zuſammenhängt. Nicht blos das Land der Denker und Dichter, auch das Land der Schulen und Lehrer hat man mit Recht Deutſchland genannt. Mögen jetzt andere Länder im Einzelnen einen Vorſprung haben, mag namentlich die Schweiz und Nordamerika durch die Unentgeldlichkeit des Volksunterrichts uns voraus ſein — im Ganzen und Großen wird doch feſtgehalten werden können, daß der Schulzwang in Deutſchland nicht äußerlich aufzufaſſen iſt, ſondern daß er das Zwingende eines Volksbedürfniſſes hat — und ſomit von der allgemeinen Entwickelung unſeres Volkes nicht zu trennen iſt.

So iſt auch in allen öffentlichen Kundgebungen für Verbeſſerung des Frauenlooſes in Deutſchland, und es laſſen ſich dieſe auf die drei Verſammlungen des Allgemeinen deutſchen Frauenvereins und die jüngſte in Berlin zurückführen, die Erziehungs- reſp. die Schulfrage in den Vordergrund getreten.

Um zuerſt von der letzten, der Konferenz in Berlin, zu ſprechen, waren die Herren Nöggerath aus Brieg und Emminghaus von Karlsruhe bemüht, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform in dem weiblichen Unterricht zu zeigen. Der Erſtere konnte auf ſeine Gewerbeſchule hinweiſen und dadurch ein anſchauliches Bild der Fachſchulen für Jungfrauen geben.

Herr Emminghaus faßte alle Wiſſens- und Berufskreiſe in's Auge und kam zu dem Schluſſe, daß die Möglichkeit der Vorbildung für alle Berufskreiſe den Frauen zu erſchließen ſei, da ſie in allen zu wirken befähigt wären und nur auf einzelne Fächer aus jedem Berufskreiſe ſelbſt verzichten würden, wie z. B. ſchon bei den Handwerken: auf das Schmiede- und Schlächterhandwerk. Demgemäß verlangte er die theilweiſe Reform der beſtehenden Anſtalten, von der Elementarſchule bis zur Hochſchule, ſowie Gründung neuer Schulen.

Fügen wir. gleichſam als Ergänzung, dasjenige bei, was in der Debatte von den Frauen geſagt, ja, bei der Kürze der Zeit, nur angedeutet werden konnte, ſo wird man finden, daß dieſe vorzugsweiſe auf die beſtehenden Anſtalten — namentlich auf die Töchterſchulen hinwieſen und auf eine Reform dieſer Anſtalten drangen. Syſtematiſcher Unterricht, der die hauswirthſchaftlichen und die veränderten volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe berückſichtige, ſchien ihnen unumgänglich nothwendig. Frau Goldſchmidt (Hamburg), Frau Morgenſtern (Berlin) brachten aus ihren Erfahrungen werthvolle Beiträge für die Erziehung der Jungfrauen in Rückſicht auf deren künftigen mütterlichen und hausmütterlichen Beruf.

Es iſt beachtenswerth, daß die Frauen auch bei der Frage der Erziehung und des Unterrichts weniger theoretiſch als empiriſch zu Werke gehen. Recht deutlich ſtellt ſich dies heraus, wenn man die Behandlung der Schulfrage bei den Verſammlungen des Allgemeinen deutſchen Frauen-Vereins in's Auge faßt, weil dort Frauen die Referenten waren.

Schon in der vorjährigen Braunſchweiger Verſammlung wurde von Frau Dr. Goldſchmidt (Leipzig), von dem bereits anerkannten Beruf der Frau als Lehrerin ausgehend, darauf hingewieſen, daß dieſer Beruf in umfaſſenderer Weiſe ihr gehöre und namentlich die Volksſchule, wie dies in Nordamerika der Fall, ihr anvertraut werden müſſe. Wenn, bemerkte ſie, die Frau die Gehilfin des Mannes bei der Erziehung in der eigenen Familie ſei, ſo müſſe ſie, namentlich wenn die Gründung einer eigenen Familie ihr verſagt ſei — auch ſeine Gehilfin bei der Erziehung der Volksfamilie werden.

Von demſelben Princip geleitet, den Beruf der Frau als Lehrerin*) zu erweitern und ihn geiſtig und materiell zu heben, hielt Frl. Calm in Caſſel den Vortrag „Die Stellung der deutſchen Lehrerinnen", deſſen Reſultat die Erneuerung des Beſchluſſes war, Petitionen wegen Gründung von Seminarien für Lehrerinnen der Volksſchule an die Behörden zu richten.

Dem ſächſiſchen Landtage wird eine ſolche Petition bereits vom Vorſtande des Allgemeinen deutſchen Frauen-Vereins unterbreitet. Wie wir hören iſt außer den Reſolutionen des Herrn Nöggerath bei der Conferenz in einer nachträglichen Zuſammenkunft einiger Delegirten (Frauen) der Beſchluß gefaßt worden, ebenfalls eine Petition an den preußiſchen Landtag wegen der Anſtellung von Lehrerinnen an der Volksſchule zu richten und dieſe von ſämmtlichen preußiſchen Frauen-Vereinen unterſchreiben zu laſſen.

So hat ſich denn trotz der berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten und Beſonderheiten des deutſchen Weſens der

*) Von dieſem intereſſanten Vortrag iſt jetzt ein Abdruck erſchienen: Berlin, Lüderitz, 1870. D. R.

Digitized by Google

einheitliche Geiſt gezeigt, von dem die Beſtrebungen für Verbeſſerung des Frauenlooſes getragen werden. In Berlin ſowohl als in Leipzig, Braunſchweig und Caſſel ſind gleiche Beſtrebungen, gleiche Reſultate zu Tage getreten. Eine innere Arbeit, die langſam fortſchreitet, iſt die Arbeit der Erziehung, eine Arbeit, bei der die praktiſchen Reſultate nicht unmittelbar ſichtbar werden. Wie förderlich und dankenswerth es iſt, daß tüchtige Männer in den Verſammlungen und in den Vereinen die Frage vertreten — ihre Löſung iſt unmöglich ohne die Hilfe der Behörden. Die gefaßten Reſolutionen und Beſchlüſſe ſind indeß nicht das einzige Reſultat ſolcher Verſammlungen. Uns iſt der geiſtige Impuls, von dem ſie ausgehen und der weiter wirkt auch ein praktiſches Reſultat.

Die Anbahnung eines Verſtändniſſes der Vereine, die Zuſammengehörigkeit der verſchiedenen Elemente, aus denen bis jetzt zwar inſtinktiv, doch bedeutſam genug die Vereine hervorgegangen, hat ſich auch klar herausgeſtellt. Nicht gleichgiltig für unſere Sache war die Erfahrung, daß die meiſten Delegirten auch der Vereine, die von Männern mitgeleitet werden, Frauen waren und daß die deutſchen Frauen ſich würdig der Cultur unſeres Volkes zeigten. Die Erfahrungen denkender Frauen müſſen bei dieſer Frage beachtet werden, die wie keine andere in unſere beſtehenden Verhältniſſe eingreift.

Und iſt das Wort des Mannes geeignet belehrend und aufklärend zu wirken, ſind die Namen wiſſenſchaftlich hervorragender Männer eine weſentliche Unterſtützung bei der Gründung neuer Inſtitute, bei der Eröffnung neuer Erwerbsquellen von Seiten der Behörden, ſo iſt das öffentliche Wort einer Frau von nicht zu unterſchätzender Wirkung auf ihr eigenes Geſchlecht. Es erweckt die ſittliche Thatkraft der Frauen und ihre begeiſterte Theilnahme, und ohne dieſe wird keine menſchheitliche Frage gelöſt.

Die Scheu vor dem öffentlichen Wort einer Frau ſtammt aus einer Zeit, wo die Begriffe „Oeffentlichkeit, Häuslichkeit" einander ausſchloſſen. Wir wiſſen es, daß unſere Häuſer die Städte bilden, unſere Familien die Gemeinden, und daß es nicht blos das Geſpräch im Salon, oder in der Wohnſtube iſt, auf welches die Göthe'ſchen Worte ſich beziehen: „Es geziemt dem edlen Manne, das Wort der Frau zu achten." H. G.

II.

Die Töchterſchule und die Erweiterung ihrer Aufgabe.

Je mehr gerade in unſeren Tagen das Bedürfniß ſich herausſtellt und auch gefühlt wird, den Frauen, welche nicht von Hauſe aus über die Sorgen für den Lebensunterhalt hinweggehoben werden, eine Exiſtenz zu ſchaffen und die Fähigkeit mitzugeben, ſelbſtändig zu leben und ihren Unterhalt zu erwerben, um ſo eher darf Alles, was mit dieſen Fragen zuſammenhängt, auf Berückſichtigung hoffen und Anſpruch machen. Es iſt klar, daß die Frage: was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? die iſt, welche zunächſt beantwortet werden muß. Das iſt die eigentlich brennende Frage! Wir kennen das Leben hinreichend, um zu wiſſen, wohin nothleidende Frauen getrieben werden. Wenn wir ein liebliches Mädchen heranblühen ſehen, dem wir die Hände ſegnend auf das Haupt legen und ihm zurufen möchten: Du biſt wie eine Roſe, ſo ſchön und ſo hold, ſo befällt unſer Herz oft wie Mehlthau die Angſt: wie wird das enden? werde ich Dir einſt zurufen müſſen:

Eine Roſe liegt am Weg zertreten
Und mit ihr ein ganzes Königreich.

Wir tadeln deshalb die Beſtrebungen nicht, welche auf die Verbeſſerung der materiellen Exiſtenz gerichtet ſind, wir loben ſie vielmehr; aber wir finden doch, daß ſie noch häufig unklar und tumultuariſch ſind, daß ſie nach allen Seiten hin irrlichteriren; wir ſehen überall die Subjectivität hervortreten und vermiſſen die objective Behandlung der ſo wichtigen Frage. Wie ſollte das auch anders ſein können? Die ſocialen Verhältniſſe haben ſich in den letzten vierzig Jahren ſo ſchnell geändert, daß die Noth da war, ehe wir es ahnten. Wir ſtanden rathlos vor dem fait accompli. Tauſende von Eltern ſehen mit Beſorgniß in die Zukunft und Tauſende von Frauen darben, hungern, ſündigen und verkommen elend.

Da heißt es: helfen, eine Beſchäftigung finden, welche ernährt und nicht erdrückt und erniedrigt; da gilt es, neue Wege bahnen und einſchlagen, um die Noth zu lindern. Aber welche? das iſt die Frage. Mit keckem Muthe und friſchem Selbſtvertrauen treten viele Frauen und ihre Vertheidiger in die Schranken und rufen: Was die Männer zu leiſten vermögen, das können wir auch. Und Andere wehren kühl lächelnd ab und wollen die Fähigkeit der Frauen auf ein geringes Maß beſchränken.

Wer hat Recht? Darüber wird — wir zweifeln daran nicht — die Erfahrung entſcheiden und ſie hat ſchon in manchen Punkten entſchieden. Aber mit der Praxis muß die Theorie Hand in Hand gehen; bis jetzt jedoch fehlt noch die pſychologiſche und phyſiologiſche Grundlage. Daß der Körper der Frau ein anderer iſt, als der des Mannes, das wiſſen wir, und daß die körperliche Beſchaffenheit auf die Seelenthätigkeit einwirkt, iſt uns auch bekannt; aber das Wie, das iſt die große Frage. Und wollen wir nun nicht in die Irre gehen, ſo müſſen wir denn doch nach den letzten Gründen ſuchen. Ich habe aber nicht bemerkt, daß im Sturm der Discuſſion bis jetzt darauf geachtet wäre; vielleicht war die Erörterung dieſer Frage zu delicater Natur.

Ganz im Stillen jedoch, faſt unbemerkt im lauten Treiben jenes lebendigen Intereſſes, beſtrebt man ſich heute, die Pſyche des Weibes zu begreifen und geſtützt auf dieſe Erkenntniß das Mädchen heranzubilden. Faſt aller Orten entſtehen in Deutſchland Mädchenſchulen als lebendige Beweiſe für das Intereſſe, welches das Publikum an dieſer Frage nimmt. Die Schulen ſind vorhanden und immer neue entſtehen; aber vielfach fehlen Lehrer und wenn dieſe gefunden ſind, ſo wird experimentirt, denn eine leitende, eine feſt begründete Methode des Unterrichtes iſt nicht vorhanden. Das fühlen die Lehrer ſelbſt am beſten. So ſehr ſie ſich darüber freuen, daß ſie ein neues Feld, eine unbetretene Bahn vor ſich liegen ſehen, ſo ſehr wünſchen ſie auch, ihre Erfahrungen austauſchen und ihre Beobachtungen einander mittheilen zu können. Sie freuen ſich, daß auch die Aerzte beginnen, die wichtige Frage in's Auge zu faſſen und wünſchen, daß das noch eingehender geſchehen möge. Bis jetzt fehlt für die Vorbildung eines Töchterlehrers ſo gut wie Alles. Wo wird auf einer Univerſität dem Studenten, der nicht Mediziner iſt, eine Vorleſung geboten, welche ihn mit der Phyſis der Frau bekannt macht? Welcher Philoſoph giebt eine Darlegung der Frauen-Pſyche; in welcher Vorleſung über Pädagogik wird der Mädchen-Unterricht einigermaßen genügend behandelt? Wo werden Schulamts-Kandidaten für Töchterſchulen herangebildet? Wohin wir ſehen, überall Lücken!

Und doch darf die Ausbildung des heranwachſenden Geſchlechtes nicht vernachläſſigt werden, wollen wir das Haus nicht auf wankenden Grund bauen. Weil noch alle die oben genannten Requiſiten fehlen, weil noch bis jetzt keine allgemeinen Verſammlungen von Töchterlehrern abgehalten ſind, die ihre

Digitized by Google

Erfahrungen den weiteſten Kreiſen vorlegen, ſo iſt es um ſo wichtiger und verdient alle Beachtung, daß in letzter Zeit zwei Organe entſtanden ſind, welche ſich damit beſchäftigen die Erziehung der Töchter zu unterſtützen. Wir haben es hier mit dem älteſten dieſer Organe, mit der:

„Vierteljahresſchrift für höhere Töchterſchulen“ zu thun.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint ſeit dem Jahre 1867 in Thorn bei Ernſt Lambeck, in der Buchhandlung, welche dadurch bekannt iſt, daß ſie mehrere der „weſtpreußiſchen Kreisgeſchichten“ verlegt hat. Die Herausgeber ſind Dr. A. Prowe, Director der ſtädtiſchen Mädchenſchule, und Dr. M. Schultze, der erſte wiſſenſchaftliche Lehrer derſelben Anſtalt. Unter den Mitarbeitern finden wir Männer, welche ſich als tüchtige Kämpfer auf dieſem Felde der Literatur ſchon einen Namen erworben haben, ſo den Dr. Seincke in Hannover und Andere. Schulinſpektoren, Aerzte und Lehrerinnen betheiligen ſich an dem Blatte. Jedes Heft zerfällt in 6 Abtheilungen: 1) Abhandlungen, 2) Statiſtik, 3) Programmſchau, 4) Bücherſchau, 5) Chronik und 6) Feuilleton.

Der Theil Nr. 1 enthält wiſſenſchaftliche Abhandlungen, doch ſind dieſelben ſtets mit Bezug auf die Schule geſchrieben. So wird in zwei Heften des Jahrgangs 1869 unter dem Titel: Geographiſche Repetitionen England behandelt und in dieſen Aufſätzen gezeigt, in welcher Weiſe in den oberen Claſſen das erworbene Wiſſen, inſoweit es ſich auf England bezieht, lebendig gemacht und von Neuem gegliedert und geordnet wird. Die meiſten Abhandlungen aber beleuchten pädagogiſche Fragen. Man hört da die verſchiedenſten Anſichten und ſieht aus Allem, wie die erſten und einfachſten Grundfragen noch nicht einmal annähernd entſchieden ſind. Treten wir einmal an die Sache näher heran! Die erſte Frage iſt doch die: Sollen Behörden Töchterſchulen gründen, oder ſoll dies der Privatinduſtrie überlaſſen bleiben? Man entſcheidet ſich jetzt gewöhnlich ſo: Einige Schulen für excluſivere Kreiſe ſoll man der Privatinduſtrie überlaſſen; Schulen jedoch für den gebildeten Mittelſtand und Volkstöchterſchulen ſollen die Behörden errichten. So liegt die Sache in der Praxis; iſt das nun auch wirklich rationell? Darüber ſtreitet man; man warnt vor großen Schulen, man verlangt kleinere Kreiſe, welche ſich familienartig geſtalten. Es ſoll da ein gemüthlicher Verkehr zwiſchen Lehrern und Schülerinnen ſtattfinden. Man fließt oft dabei über von Sentimentalität und Gemüthlichkeit und bleibt bei ſchönen Redensarten.

Eine gründliche Unterſuchung aber fehlt noch, und zwar muß dieſe folgende Fragen in's Auge faſſen: Ueberwiegt bei der Frau, wie man ſagt, wirklich das Gefühl, nun, wie hat ſich dann die Schule dazu zu ſtellen? Soll ſie auch gefühlvoll, gemüthlich einwirken und wie weit, oder ſoll ſie das ſo viel wie möglich der Familie überlaſſen und rein objectiv den Lehrſtoff überliefern, die Kinder an Zucht und Ordnung gewöhnen und den Verſtand mehr ausbilden, als das Gefühl?

Man ſieht auf den erſten Blick, daß das tief einſchneidende Fragen ſind und daß ohne die Erörterung derſelben die nöthige Klarheit nicht gewonnen werden kann. Natürlich iſt darüber in der Zeitſchrift in allen Abtheilungen verhandelt und manches Material zur Löſung beigebracht worden. Beſonders erfreute den Ref. ein Ausſpruch von Geſenius in Stettin, der behauptete, daß vorzugsweiſe die Schule den Verſtand des Mädchens ausbilden ſolle, damit ſie eben ein Gegengewicht gegen das Ueberwiegen der Gefühlswelt gewähre.

Wenn man nun zugiebt, daß auch Behörden Töchterſchulen gründen ſollen, dann iſt die zweite Frage wichtig, ob die Staats- oder Communalbehörden das in die Hand nehmen mögen. Es ſoll hier genügen, die Frage anzudeuten; ein Blick in die Statiſtik, in die Programme 2c. wird genug Material zur Discuſſion liefern.

Dann iſt die Baufrage zu berückſichtigen. Die Größe der Klaſſenzimmer, die Breite der Corridore, die Art der Heizung, die Ventilation, die Anlage der Cloſets, der Turnräume, des Spielplatzes, das Alles iſt von der größten Wichtigkeit und bedarf ernſter Erwägung. Bei dieſen Fragen haben ſich die Aerzte lebhaft betheiligt, ebenſo bei der Discuſſion über die Schulbänke. Eine ganze Literatur liegt darüber vor, und noch iſt die Unterſuchung nicht beendet.

Ebenſo lebhaft wird darüber geſtritten, ob aller Unterricht nur Vormittags gegeben werden ſoll. Viele Stimmen ſprechen dafür, andere dagegen. Die Entſcheidung hängt wohl einmal von örtlichen Verhältniſſen ab, dann aber auch von dem Zwecke der Schule, alſo von dem Penſum, welches zu bewältigen iſt. Auch iſt der Umſtand zu beachten, wie viel Stunden hinter einander Unterricht ertheilt werden ſoll und kann, ohne die Kinder zu ſehr anzuſtrengen. — Bis jetzt iſt man noch nicht einig, wie viel Kinder in einer Anſtalt, wie viel in einer Klaſſe ſein dürfen. Die Anzahl der Klaſſen in aufſteigender Reihe, die Benennung derſelben iſt an verſchiedenen Orten ſehr verſchieden.

Ebenſo verſchieden iſt der Betrag des Schulgeldes. Was die Volkstöchterſchule betrifft, ſo fällt dieſe Frage in die hinein, ob der Volksunterricht frei ertheilt werden ſoll oder nicht. Von den höheren Töchterſchulen gewähren einige nach einem Procentſatz Freiſtellen, andere dagegen nicht. Die Entſcheidung darüber, was zweckmäßig iſt, iſt ſchwieriger, als bei Knabenſchulen. Sie hängt davon ab, ob eine Miſchung der Stände in Mädchenſchulen ebenſo wünſchenswerth iſt, als in Knabenſchulen.

Wenn dieſe Vorfragen erledigt ſind, dann ſtößt man erſt recht auf Schwierigkeiten. Wie weit hinauf ſollen Frauen unterrichten und in welchen Gegenſtänden? Welche Gegenſtände ſind beſonders zu beachten und welche Methode des Unterrichtes iſt anzuwenden?

Alles das iſt noch fraglich.

Man erſieht aus dieſer Betrachtung, daß hier ein faſt unbebautes Feld vorliegt: ein Arbeitsfeld, welches das größte Intereſſe darbietet. Man hat bisher dieſe Frage vernachläſſigt und doch iſt ſie ſo unendlich wichtig; von ihrer Löſung hängt ja weſentlich die Stellung der Frau in der Familie und im Leben ab. Möge daher das Publikum, welches dabei zunächſt betheiligt iſt, dieſem Gegenſtande ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden. Von dieſem Geſichtspunkte aus empfehlen wir Denen, die Belehrung ſuchen, die oben genannte Zeitſchrift, in welcher dieſe Fragen mit Ernſt und Begeiſterung behandelt werden.

R. Foß.

Letzte Gedichte und Gedanken Heinrich Heine's.*)

Der Herausgeber der Heine'ſchen Geſammtwerke und Biograph des Dichters, Herr A. Strodtmann**), bietet uns hier den lange erwarteten literariſchen Nachlaß deſſelben, welchen

*) Hamburg, Hoffmann und Campe.

**) Ueber den kürzlich vollendet erſchienenen zweiten Band ſeiner Biographie Heine's werden wir in einem beſondern Artikel referiren.
D. R.

Digitized by Google

die Witwe, Frau Mathilde, die „engelſüße dicke Perſon", endlich der Verlagsbuchhandlung zur Verfügung geſtellt hat. Es hat der Herausgeber einigermaßen in usum delphini verfahren zu müſſen geglaubt, indem er einige „Krankheits-Phantaſieen, in denen ſich der weltverachtende Nihilismus, welcher das Endreſultat ſeiner geiſtigen Entwickelung war, zu cyniſcher Wildheit, bisweilen ſogar zur ſkurrilſten Obſcönität ſteigert", ausgeſchloſſen, auch bei einem der veröffentlichten Gedichte den „ſcabröſen Schluß" fortgelaſſen hat. Nun, für junge Mädchen ſind die letzten Erzeugniſſe des Heine'ſchen Ingeniums überhaupt nicht geeignet; dieſe mögen im „Buche der Lieder" ſchwärmen; auch nicht für jene wohlanſtändige Ohren, vor denen man das nicht nennen darf, was keuſche Herzen, nach der Anſicht Göthe's, nun einmal doch nicht entbehren können — für jene keuſchen Ohren erklang nicht das tragiſche Lied des leidenden Dichters, dem die bunte Welt, die Süßigkeit deſſelben Fleiſches, das zu emancipiren ihn einſt verlangt hatte, auf ſeinem Schmerzenslager nur noch im Lichte des weltverachtenden Humors erſcheinen konnte.

Anders, als im „Buch der Lieder" erſcheint die Welt, die ſich im „Romancero" aufthut. Wohl erklingen noch die alten Weiſen, wohl ſucht der Dichter ſogar öfter durch forcirte und erkünſtelte Rohheit (wir erinnern an das Gedicht von Marie Antoinette) die alte Komik zu erſetzen; dazwiſchen aber tönen jene melodiſchen Seufzer „Zum Lazarus", dieſe Inbrunſt des gequälten Skeptikers, rollen ſich die grandioſen Bilder „Vitzliputzli", „Prinzeſſin Sabbath", „Jehuda Ben Halevy" vor uns auf, Bilder, die bis jetzt einzig daſtehen in unſerer Literatur durch Tiefe der philoſophiſchen Anſichten und lebendige Verkörperung derſelben in der allerrealſten Natürlichkeit. Welcher Poet erfand bis jetzt ein Märchen, wie das vom unglücklichen Prinzen Iſrael und der ſchönen Prinzeſſin Sabbath? Welcher Poet könnte ſich rühmen, Aehnliches geſungen zu haben, wie die Schlußverſe des grimmen Vitzliputzli:

Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Ein vollkommen dieſen Muſterwerken ebenbürtiges, leider indeſſen nur ſcheinbar vollendetes Gedicht „Bimini" giebt uns der vorliegende Nachlaßband. Bekannt iſt, wie die Spanier, in den erſten Zeiten nach Amerikas Entdeckung, den phantaſtiſchſten Fabeln Glauben ſchenkten, umherſegelten, um das Eldorado und das Land der ewigen Jugend, den Jungbrunnen zu entdecken. Auf letzterer Notiz baſirt das Gedicht, und wer hätte auch entſetzlicher und lebenswahrer die Sehnſucht des Alters nach der verlorenen Jugend ſchildern können, als der gemarterte Dichter:

Ach, beim Anblick dieſer Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke
Beſſer wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

Jugendzähne! mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend —
Denk' ich dran, ſchmachvoll ohnmächtig
Knirſch' ich mit den morſchen Stummeln.

Jugendzähne, nebſt der Jugend,
Könnt' ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlenſäcke.

— — — — — — — —

Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab' Erbarmen mit dem Thoren,
Der ſich ſchamhaft heimlich abzehrt
Und verbirgt ſein eitles Elend.

Jungfrau! dir allein enthüll' ich
Mein Gemüthe, dir geſtehend,
Was ich nimmermehr geſtände
Einem Heil'gen in dem Himmel. —

Dieſe Heil'gen ſind ja Männer,
Und, Caracho! auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Ueber Juan Ponce de Leon.

— — — — — — — —

Ach, viel glücklicher als wir
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derſelbe Herbſtwind —
Ihres Blätterſchmucks entkleidet, —

Alle ſtehen kahl im Winter
Und da giebt's kein junges Bäumchen,
Deſſen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenoſſen! —

— — — — — — — —

Und er ſchluchzte und er weinte
So gewaltig und ſo ſtürmiſch,
Daß die hellen Thränengüſſe
Troffen durch die magern Finger.

Da ſingt einſt die alte Indianerin Kaka, die den alten Juan Ponce de Leon in einer Hängematte ſchaukeln muß, ein ſeltſames Lied von der Inſel Bimini, auf der ewige Frühlingswonne herrſcht und das Waſſer der Verjüngung fließt.

Nach dem ew'gen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen;
Lebet wohl, ihr lieben Freunde.

Und Juan Ponce de Leon macht ſich auf, Bimini zu ſuchen. Doch vergebens ſteuert er in den Meeren umher:

Während er die Jugend ſuchte,
Ward er täglich noch viel älter
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das ſtille Land, wo ſchaurig
Unter ſchattigen Cypreſſen
Fließt ein Flüßlein, deſſen Waſſer
Gleichfalls wunderthätig heilſam —

Lethe heißt das gute Waſſer.

Heine hatte offenbar die Abſicht, die Irrfahrten dieſes neuen Ulyſſes auszuführen, denn der fünfverſige Schluß paßt ſchlecht zu der breiten Schilderung des Vorhergehenden.

Dieſem „Bimini" am nächſten ſteht Nr. 1 „Zum Lazarus", wo der Dichter ſich jung träumt und plötzlich ſein jetziges elendes Siechthum als Doppelgänger neben ſich ſieht.

Wie die übrigen Gedichte aus verſchiedenen Perioden ſtammen, ſo iſt auch ihr Werth den erſchienenen abgeſchloſſenen Sammlungen analog. Die einen klingen an den friſchen, ironiſch-ſentimentalen Ton des „Buches der Lieder" an, andere participiren an der etwas ermattenden, allzu in Pariſer Demimonde aufgehenden Stimmung der lyriſchen Partieen der „neuen Gedichte", die ſatyriſchen endlich ſchließen ſich dem bereits in den „letzten Gedichten" Gebotenen an; beſonders ſchlimm kommen Meyerbeer, Herwegh und das unglückliche Berlin fort, an deſſen

Digitized by Google

Literaten der Dichter die Anfrage ſtellt, ob noch immer kein Genie unter ihnen ſei?

Der proſaiſche Theil zerfällt in „Einfälle und Gedanken" und „vermiſchte Einfälle und Briefe" — Alles von ſehr verſchiedenem Werthe; was indeſſen dem Dichter nicht vorzuwerfen, da er dieſe Einfälle nur für ſich notirt hatte. Unter den literariſchen Bemerkungen wird manche die Getroffenen ärgern und man wird von Heine's Selbſtüberſchätzung reden. Nun, die Nachwelt wird entſcheiden, ob die im Rechte, die ſich ihm gleich, ja mehr dünken, oder er mit ſeinem witzig-unverſchämten Worte: „Gott wird mir die Thorheiten verzeih'n, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die ſie wider mich geſchrieben, obgleich ſie geiſtig ſo tief unter mir ſtanden, wie ich unter Dir, mein Gott!"

Einen tiefen Einblick in das ſo oft verläſterte Gemüth des Dichters gewähren die rührend-naiven Briefe an ſein Weib Mathilde — wenigſtens denen, die an Gedichte nicht glauben wollen, werden ſie beweiſen, daß ſein Herz intact geblieben.

Zum Schluß müſſen wir noch dagegen proteſtiren, Gedichte unter dem Namen Heine's zu veröffentlichen, die weder durch Gehalt, noch durch äußeres Zeugniß ſich als ſolche geben. Wir meinen die abgedruckten Sonette. Wenn es einerſeits tadelnswerth iſt, aus Prüderie dem Publikum etwas vorzuenthalten, ſo braucht die Pietät gegen große Männer auch nicht ſo weit zu gehen, wie die Göthe's gegen ſich ſelbſt, der auch mit den unbedeutendſten, fadeſten Zeilen die Nachwelt beglücken zu müſſen wähnte. H. H.

Ungarn.

Zur Geſchichte der Staatskirche in Ungarn.

II.

Die freie Kirche und das Concordat.

So ſtanden die kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken Ungarns — unterbrochen durch die Landesſynode von 1822 bis zu der ewig glorreichen Zeit des Reichstages vom Jahre 1847—48. Die letzten zwei Monate des am 11. April 1848 geſchloſſenen Reichstages unterſcheiden ſich durch die Fülle des verarbeiteten Stoffes und der tief eingreifenden Reformen auf ſocialem, politiſchem und religiöſem Gebiete. Zuerſt kam das Prinzip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zur Geltung; die Einſetzung der parlamentariſch-verantwortlichen Regierung, die Gleichberechtigung ſämmtlicher Bewohner Ungarns, die Aufhebung des Ahnen- und Urbarialrechtes, die Einſetzung einer nationalen Armee, die der Landwehr: ſind gleichſam Perlen der Reformbeſtrebungen, denen ſich jene auf dem Gebiete der Kirche und Schule würdig anſchloſſen. Die Veranlaſſung zu den kirchlichen Reformen gab ein Memorandum des Debrecziner proteſtantiſchen Kirchenſprengels, in dem die Gleichberechtigung aller Confeſſionen gefordert wurde.

Der in Folge dieſer Petition gebrachte XX. Geſetzartikel des Jahres 1847—48 nimmt die Unitarier unter die rezipirten Confeſſionen auf, ſtellt die Gleichheit und Gegenſeitigkeit der rezipirten (ſechs) Confeſſionen her, ordnet die Erhaltung der Kirchen und Schulen und deren Bedürfniſſe durch den Staat an und geſtattet den gegenſeitigen Schulbeſuch der Confeſſionen. — Auf eine Petition der Gläubigen des griechiſch-orientaliſchen Ritus, wird die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten einem von ihnen ſelbſt zu wählenden Congreſſe überlaſſen.

Katholiſcherſeits wurde kein Schritt gethan zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten; erſt dann rührten ſich die Biſchöfe, als obiger Geſetzartikel bereits zur königlichen Sanction unterbreitet wurde. — Eins muß dem kath. Epiſkopat als Ruhm nachgeſagt werden: Als das Geſetz über die Aufhebung des geiſtlichen Zehenten berathen wurde, entſagten auf dieſe Einnahmequelle alle am Reichstage anweſenden Geiſtlichen von ſelbſt! — Eigenthümlich iſts, wie dieſe von Edelmuth zeugen ſollende That von den katholiſchen Biſchöfen ſelbſt motivirt wird. Die Biſchöfe ſagten, daß die Prieſter dem Genuſſe des geiſtlichen Zehenten entſagten: weil derſelbe auch ohne ihre Entſagung und Verzichtleiſtung aufgehoben worden wäre. Das giebt zu denken! Nicht die Ueberzeugung, daß man etwas Gutes wirke, nicht die Abſicht, dem Volke eine Wohlthat zu erweiſen, leitete den Klerus; nein, die harte Nothwendigkeit drängte zu dem Entſchluſſe.

Am 20. März hielten die Biſchöfe eine Conferenz, in der die Selbſtändigkeit der katholiſchen Kirche zum Erſtenmale den Gegenſtand einer Diskuſſion bildete, und hier wurde beſchloſſen, den König bittlich anzugehen, ſeine apoſtoliſch-königlichen Rechte auch fernerhin im Sinne des Geſetzes vom Jahre 1790 aufrecht zu erhalten und dieſes Recht durch eine unter dem Vorſitz des Primas oder eines durch den König ernannten Biſchofs wirkende Commiſſion auszuüben. Sollte der König ſein Berufungs- oder Patronatsrecht nicht aufrecht erhalten können, ſo ſollte er die Katholiken auch jener Freiheit theilhaftig werden laſſen, welche die Proteſtanten und die orientaliſchen Griechen genießen. Schon am 29. gelangte die Sanctionirung des obigen wichtigen Geſetzartikels an den Reichstag, und in dem begleitenden Reſkripte erhielten die Biſchöfe indirect auf ihr Geſuch auch Antwort, indem der König erklärte, das Kirchen-Patronatsrecht auch ſowie bisher durch die ungariſche Hofkanzlei ausüben zu wollen. Aber eben dieſe Behörde war es, welche der Reichstag aufheben wollte durch das verantwortliche Miniſterium; das königl. Reſkript wurde zurückgewieſen und in einem ſpäteren Reſkripte, welches acceptirt wurde, erklärte der König — ohne die Hofkanzlei zu erwähnen, daß er ſich das Recht der Ernennung der Biſchöfe, Erzbiſchöfe, Aebte und Pröbſte vorbehalte.

Aus alledem iſt erſichtlich, daß ſich die Biſchöfe vom Jahre 1848, kurz vor dem Schluſſe des Reichstages. die Selbſtändigkeit der katholiſchen Kirche ſo vorſtellten, daß der König die Biſchöfe ernenne, die ihrerſeits wieder bevormunden ſollen. — Da in der Angelegenheit der äußeren Verhältniſſe der Kirche nicht nur gar keine Normen feſtgeſetzt waren, ſondern in den neuen ſtaatlichen Verhältniſſen die Kirche jedenfalls großen Wirren anheimgefallen wäre: ſo entſchloſſen ſich die Biſchöfe und Prieſter, auch den Laienſtand ins Mitleid zu ziehen. Die Laien wurden aus der Reihe der Landtagsabgeordneten gewählt und zur Berathung geladen. Nach öfteren Beſprechungen wurde endlich beſchloſſen, beim Reichstage zu petitioniren. Die Petition wurde am 7. April 1848 eingereicht — alſo vier Tage vor dem Schluſſe des Reichstages. Der Wortlaut dieſer Petition iſt folgender:

„Aus Anlaß der geſetzlich ausgeſprochenen und auch von uns begrüßten Gewiſſensfreiheit und Religionsgleichheit, aber auch zur Sicherung der katholiſchen Kirche wünſchen wir: 1) Wie die kirchlichen Verhältniſſe jedes Religionsbekenntniſſes zur bürgerlichen Macht durch das Geſetz beſtimmt ſind, ſo ſoll auch das Verhältniß der katholiſchen Kirche zum Staate auf der Baſis der Freiheit und der religiöſen Unabhängigkeit durch ein Geſetz geregelt werden, und es werde jeder Uſus, jede Verordnung, in-

Digitized by Google

ſoweit dieſe dem Geſetze widerſprechen, ſofort eingeſtellt. 2) Es werde die Abhaltung der durch das Geſetz nicht verbotenen, vielmehr durch Statut XLI. von 1559 und andere Geſetze erlaubten Concilien und kirchlichen Verſammlungen nicht verhindert. 3) Wie bei den Erziehungs-Angelegenheiten der übrigen Confeſſionen, werde auch den Katholiken mit Aufrechthaltung der höheren Aufſicht die Errichtung, zweckmäßige Organiſirung und Dirigirung ihrer eigenen Schulen garantirt. 4) Wie die evangeliſchen und orientaliſchen Griechen ihre Kirchen- und Schulfundationen ſelbſt verwalten, ſo ſollen auch die katholiſchen Fundationen, wozu auch jene gerechnet werden, welche bisher unter der königlichen Statthalterei ſtanden, mit Ausnahme der königlich ungariſchen Univerſität, durch eine aus geiſtlichen und weltlichen Katholiken beſtehende Commiſſion verwaltet werden. — Die Garantirung des Vorgebrachten durch das Geſetz fordert das Intereſſe der Gewiſſensfreiheit, die Billigung der Glaubensfreiheit und die Sicherung der Freiheit der katholiſchen Kirche, ſo auch die Beruhigung der die katholiſche Kirche bildenden Gläubigen. Mit vollem Vertrauen empfehlen wir deshalb unſere Bitte der Aufmerkſamkeit und Protection der vaterländiſchen Stände."

Wenn der Reichstag dieſe Petition einige Tage vor dem Schluſſe der Seſſion als „verſpätet" betrachtete, ſo wird das jeder billig Denkende ganz in der Ordnung finden. Mißbräuche eines oder mehrerer Jahrhunderte können nicht in vier Tagen abgeſchafft werden. Zudem war die Petition ſo gehalten, daß der Reichstag ſich darüber nicht unterrichten konnte, worin denn eigentlich die Freiheit und Selbſtändigkeit der katholiſchen Kirche in Ungarn beſtehen ſolle.

Da die Petition der Katholiken zurückgewieſen wurde, das Streben nach Gewiſſensfreiheit aber eine ſittliche Kraft iſt, welche die Beſten der Menſchheit zum Handeln aufmuntert, um den Schatz der Menſchheit zu erringen, ſo ſchaarten ſich am Tage nach der Verwerfung der Katholiken-Petition die Reichstags-Abgeordneten katholiſcher Religion um die faſt rathloſen Kirchenfürſten und beriethen ſich eingehend über die zu befolgenden Schritte. Es waren bei dieſer Berathung an 60 katholiſche Laien anweſend. Man ſprach die Ueberzeugung aus, daß das Streben nach Freiheit und Selbſtändigkeit in kirchlichen Angelegenheiten nicht erlöſchen kann, daß die Forderung der Katholiken nicht fallen darf; das Alles iſt aber von zwei Bedingungen abhängig. Die erſte dieſer Bedingungen iſt die, daß ſich die Biſchöfe und überhaupt der Klerus **nicht** auf die Staatsmacht ſtütze. Und die Biſchöfe und anweſenden Geiſtlichen ſtimmten ein in das große, immer denkwürdige Wort: „Da die katholiſche Kirche ihr Recht der Erſtgeburt verloren, da ſie des königlichen Schutzes ledig, in die Reihe der rezipirten Confeſſionen getreten iſt; ſo **muß ſie ſich in den Schutz ihrer eigenen Gläubigen begeben**, denn nur von **dieſen** kann ſie es erwarten, daß dieſelben die Bitte der **Kirche** unterſtützen werden." Die zweite der Bedingungen iſt die, daß in Sachen der Regelung äußerer kirchlicher Verhältniſſe auch den Laien ein Einfluß geſichert werde. Die Geiſtlichen ſagten zu. In jeder katholiſchen Kirchengemeinde ſollen Kirchenverwaltungen eingeſetzt werden, die in die Bezirke und Diözeſen ihre Abgeordneten ſenden, deren Haupt der Biſchof wäre. Ein ſolcher Kirchenrath ſollte aus zwei Drittel weltlichen und ein Drittel geiſtlichen Mitgliedern beſtehen.

Ueber die gepflogenen Verhandlungen ſollte ein längeres Memorandum veröffentlicht werden, damit die Katholiken ſich über das neue Streben unterrichten könnten. Das Memorandum wurde zwar gedruckt, fand aber wenig Anklang, denn kurz nach dem Schluſſe der Reichstagsſeſſion abſorbirte wiederum das rege politiſche Leben die ganze Kraft der Nation ohne Unterſchied auf die Confeſſion. Im Auguſt des Jahres 1849 hätte ſollen der erſte Congreß der Katholiken abgehalten werden; die Einladungen waren verſendet, der Tag rückte an. Aber das Waffengetümmel und die Waffenſtreckung bei Világos ſchlug die Bewegung in Ungarn zu Boden. —

Es kamen trübe Zeiten. Der Abſolutismus hielt mit eiſernen Armen jede geiſtige Bewegung umfaßt. Der Klerus hielt ſich für die „Kirche;" es entbrannte ein Streit über die Definition des Wortes „Kirche" — aber mit der Waffenſtreckung verſtummte Alles. Das Vaterland litt — und wenn des Ungarn Vaterland der Freiheit beraubt iſt, ſo kümmert er ſich um Nebendinge, wie ihm die Autonomie der Gemeinde dünkt, nicht viel. Eine Ausnahme bilden die Proteſtanten, die in der Ausübung der freien Kirchenverwaltung ſchon waren, als das Geſetz der Reciprocität gegeben wurde. Mit Eiferſucht wachten ſie deshalb über ihren kirchlichen Freiheitstempel, und als die abſolutiſtiſche Regierung proteſtantiſche Kirchenangelegenheiten durch ein Patent regeln wollte, ſo ſtemmten ſich die vaterländiſchen Proteſtanten mit der ganzen Wucht ihrer moraliſchen Kraft dagegen, wofür ihnen jeder treue Sohn des Vaterlandes ohne Unterſchied des Bekenntniſſes ungeheuchelte Anerkennung zollte.

Der Druck des Abſolutismus laſtete auf Land und Volk Ungarns! Hätte die Abſicht, die Schule zur Polizei-Anſtalt, zur Dienerin für Zwecke, welche dem Intereſſe des Landes entgegenſtanden, nicht ſo auffallend hervorgeleuchtet, alle die Männer der Freiheit wären froh geweſen, die Schulverwaltung des abſolutiſtiſchen Staates zu ſehen. Der Koſtenpunkt allein mag es geweſen ſein, der die Regierung dazu beſtimmte, die Schulaufſicht in die Hände des Klerus zu legen! — Miniſterialräthe, Referenten in Schulſachen, Schulräthe und Schulinſpectoren wurden aus den Reihen katholiſcher Geiſtlichen genommen, die es mit ihrem Gewiſſen und Patriotismus vereinigen konnten, in die Reihe der Staatsbeamten zu treten. Die Bewegung des Jahres 1848 unter den Katholiken war wieder vergeſſen, die katholiſche Kirche war wieder die bevorzugte, die katholiſchen Feiertage wurden wieder Landesfeiertage, das gläubige Volk, das ſich kaum erſt zu regen begann, wurde wieder zur Unthätigkeit verdammt. Biſchöfe und Prieſter genoſſen wiederum das Recht des „ecclesia praecedit." Inzwiſchen that die abſolutiſtiſche Regierung einen Schritt, der vom Standpuncte der Gewiſſensfreiheit ewig fluchwürdig bleiben wird. Kardinal Rauſcher, Fürſterzbiſchof von Wien, der raffinirte Staatsmann und Diplomat, konnte es nicht ertragen, daß der Erzbiſchof von Salzburg, Primas des deutſchen, und der Erzbiſchof von Gran, Primas des ungariſchen Reiches genannt werden. Es gelüſtete ihm — unter den Kirchenfürſten des gewaltſam einheitlich gemachten öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, wozu man auch das „eroberte" Ungarn zählte, der Erſte zu ſein; er wollte Primas von Oeſterreich werden! Die Sucht nach Rechten und Herrſchen leitete ihn, den einflußreichen Mann, die öſterreichiſche Regierung dazu zu beſtimmen, mit der römiſchen Kurie eine Vereinbarung zu treffen, wonach die Kirchenangelegenheiten der Katholiken vom Staate unabhängig werden ſollten. Kardinal Rauſcher war Bevollmächtigter der Regierung, und es kam eine Vereinbarung zu Stande: dieſe enthält — das Concordat vom 18. Auguſt 1855. Jeder Vortheil, der für die „freie

Digitized by Google

Kirche" hätte erwachſen ſollen, blühte nur für den Klerus. Namentlich erhielten die Biſchöfe darin Vorrechte, Freiheiten, Befugniſſe in Eheſachen, Leitung und Beaufſichtigung der auf Veranlaſſung des Staates entſtandenen öffentlichen Schulen, freien Verkehr mit Rom, das Recht der Abhaltung von kirchlichen Synoden, Einfluß auf die Verwaltung alles kirchlichen und Schulvermögens u. dgl. Das „gläubige" Volk wurde faſt als Null betrachtet und das Recht deſſelben beſtand darin, daß es für jede Gemeinde Kirchenväter, Syndici wählen durfte zur Controle des Kirchenvermögens, welches Recht aber dahin zuſammenſchrumpfte, daß dieſe Syndici der Kirche die Pfarrer anziehen, mit dem Klingelbeutel in der Kirche umhergehen und die Kerzen für den Gottesdienſt anzünden durften. Der Primas von Ungarn ſchleuderte zwar dem Cardinal Rauſcher den Vorwurf ins Geſicht: Ecclesiam perdidisti, aber das Concordat blieb auch in Ungarn in voller Kraft bis zur Wiederherſtellung des verfaſſungsmäßigen Lebens, welches mit der Ernennung des zweiten parlamentariſch verantwortlichen Miniſteriums (17. Februar 1867) beginnt.

Zwiſchen Klerus und Volk entſtand in dieſer Zeit eine Kluft, die ſchwer ausgefüllt werden kann, denn das Volk iſt gegen Alles, was die Geiſtlichen thun, mißtrauiſch geworden. Im Großen und Ganzen ſind alle Geiſtlichen von Herrſchſucht geleitet, und ſprechen ſie von Freiheit der Kirche, ſo iſt das nichts anderes, als die Sucht nach Befeſtigung einer clericalen Macht und Beförderung clericaler Intereſſen. Freie Männer unter den Geiſtlichen ſind ſelten, doch giebt es deren. An ihrer Spitze ſteht der bisher von allen Clericalen ſehr verfolgte Biſchof Michael Horváth, Zovángi, Hatala, Kuthy u. A. — Das Kirchen- und Schulvermögen, inſoweit deſſen Verwaltung in Händen der Regierung ſich befindet, repräſentirt den Werth von ca. 30 Millionen Gulden, wozu die immenſen Pfründen der Biſchöfe (reſp. Kirche) nicht miteingerechnet ſind.

Schweiz.

Der große Conſumverein von Zürich.

Welche glänzende Reſultate das Genoſſenſchaftsweſen herbeizuführen vermag, wenn zur Begründung genügende Mittel vorhanden ſind, das haben in neueſter Zeit die Berliner Volksküchen bis zur Evidenz bewieſen. Aehnliche Erfolge ſcheinen in der Schweiz die Conſumvereine zu erreichen. Wir entnehmen einem uns vorliegenden Bericht folgende Angaben:

Der große Conſumverein in Zürich hat ſeinen Hauptſitz in einem großen und bequemen Gebäude, das geſchmackvoll in verſchiedene Abtheilungen für die verſchiedenen Vorräthe eingetheilt iſt. Dies iſt die Niederlage en gros der Geſellſchaft; von ihr ausſtrahlend gehen die zwölf Geſchäfte für Detailverkauf aus. Dieſe Aſſociation unterſcheidet ſich in verſchiedenen Dingen von jedem andern Conſumverein in Europa. Sie hat keine Schulden und ihr Beſitzthum beläuft ſich auf 567,000 Francs; ſie zählt 2300 Mitglieder, beſitzt ein Inventar im Werthe von 77,574 Fr., und für 7000 Francs Pferde, Wagen, Oxhofte 2c. Ihre monatlichen Baareinnahmen betragen durchſchnittlich 117,204 Francs und ſie ſetzt einen beſonderen Stolz darein, ihren Mitgliedern nur zwei Procent Dividende zu zahlen. Die zwölf Detailgeſchäfte oder Zweigverkaufsläden ſind in paſſenden Localitäten über die ganze Stadt verbreitet und haben unter den Krämern und Kleinhändlern dieſelbe Oppoſition zu bekämpfen, wie ſie ähnlichen Unternehmungen in England und anderwärts entgegentritt.

Der Züricher Verein repräſentirt und verſorgt 9,200 Perſonen oder faſt ein Fünftel ſämmtlicher Einwohner der Stadt; der Verein iſt in ſtarkem Wachsthum begriffen und verſpricht binnen Kurzem ſämmtliche Einwohner Zürichs mit billigen Eßwaaren zu verſehen. Er beſitzt eine große Bäckerei; hat ausgedehnte Kellereien, aus denen ein guter Wein ſehr billig verkauft wird, und ſo durchweg.

Der Richtung folgend, die ſolche Genoſſenſchaften ſtets in England einſchlagen, beſitzt dieſer Verein, obgleich erſt einige Jahre alt, ein Leſezimmer und eine Bibliothek, und hofft bald eine genoſſenſchaftliche Schule zu gründen. Außer dem außerordentlich großen Vortheil, den dieſer Verein in jeder praktiſchen Hinſicht gewährt, rühmt er ſich noch eines andern, nicht minder großen: der volkswirthſchaftlich-politiſchen Bewegung, die er bei ſeinen Mitgliedern befördert.

Es iſt nämlich gegen die Grundſätze des Züricher Conſumvereins, große Dividenden zu vertheilen. Auf der andern Seite iſt er nicht excluſiv, ſondern verkauft der ganzen Welt zu denſelben Preiſen, wie ſeinen Mitgliedern. Er kauft enorme Mengen von Lebensmitteln zu Engros-Preiſen auf, und verkauft ſie im Kleingeſchäft zu denſelben Preiſen, indem er nur die laufenden Verkehrkoſten dazu ſchlägt; er iſt deshalb ein gefährlicher Feind für alle Kleinkrämer und Höker jeder Art. Dies Alles thut er aus Grundſatz. Der Conſumverein iſt für directen Verkehr zwiſchen dem Producenten und dem Conſumenten. So auch für directen Unterricht des Kindes durch die Eltern und ebenſo für directe Mitwirkung des Volkes bei der Geſetzgebung. Mit großer Conſequenz und Beharrlichkeit beſteht die Geſellſchaft nur auf dieſen Grundſätzen und ſteht in dieſer Hinſicht ganz einzig da.

Man wird natürlich fragen, welches die Anziehungspunkte, der Stimulus iſt, dieſer Geſellſchaft beizutreten, wenn man, auch ohne Mitglied zu ſein, ihre Beneficien genießen kann. Die Antwort lautet: Nichts anders als der Reiz des Logiſchen und dem geſunden Menſchenverſtande Einleuchtenden. Nie wird ein Dummkopf aufgefordert, der Geſellſchaft beizutreten, und, ſo ſeltſam und unpraktiſch es klingen mag, beſonders wenn man damit die Prahlereien und den Humbug ähnlicher Geſellſchaften in Amerika vergleicht, ſo iſt es doch wahr, daß der Verein einen großen Zulauf hat. Man bemüht ſich nur um ſolche Mitglieder, Männer oder Frauen, die durch Intelligenz hervorragen, oder ſich durch gute Werke oder Studien irgend welcher Art hervorgethan haben. Reichthum iſt gleichgiltig, und Speculanten werden abſichtlich ferngehalten. Auch jüngere Mitglieder, den Einflüſſen erziehlicher Ideen zugänglich, ſind willkommen. So kömmt es, daß der Züricher Conſumverein die intelligenteſte demokratiſche Genoſſenſchaft in Europa iſt. Die große Hauptaufgabe, die der Verein ſich geſtellt hat, iſt die Einführung oder vielmehr Rückführung des directen allgemeinen Stimmrechts mit Abſchaffung aller „Senate, Präſidenten und Abgeordnetenhäuſer", indem nur die Form der uralten Landesgemeinde wieder angeſtrebt wird, ſo daß das Volk veranlaßt wird, ſelber das Geſetz zu ſtudiren, für oder gegen welches es ſtimmen ſoll und dieſe Aufgabe nicht länger den Deputirten überlaſſen darf.

Alles dies ſieht ſich aus der Entfernung ſehr gut an, wird man ſagen, aber es wird lange Zeit dauern, ehe dieſe utopiſchen Ideen in's Leben treten können. Keineswegs! Es iſt ſchon ein Geſetz des Cantons Zürich geworden. Am 18. April 1869 iſt es

Digitized by Google

von der Volksvertretung deſſelben genehmigt worden; ebenſo ſind Thurgau, Bern, Graubündten und der Canton Aargau damit beſchäftigt, das Genoſſenſchaftsgeſetz des Cantons Zürich, das jedenfalls einfacher iſt und eine größere Zukunft für ſich zu haben ſcheint, als das von Schulze-Delitzſch in Deutſchland vermittelte Geſetz, bei ſich einzuführen.

Frankreich.

Ein franzöſiſches Familiſtère.

Vor zwanzig Jahren wurde das Familiſtère zu Guiſe durch Godin Lemaire gegründet. Daſſelbe befindet ſich augenblicklich in vollſter Blüthe des Erfolges. Godin Lemaine wurde von armen Eltern geboren zu Esquèsterés im J. 1817 und verbrachte ſeine Kindheit bis zum 17. Jahre bei den Arbeiten des Feldes und der Kalkgrube. Darauf reiſte er zehn Jahre lang. Im J. 1844, noch immer ein einfacher Arbeitsmann, kehrte er in ſein heimatliches Dorf zurück und richtete von da an alle ſeine Gedanken auf die Gründung des jetzt beſtehenden Etabliſſements. Das Problem, welches zu löſen er unternahm, war die gleichmäßige Vertheilung des Arbeits-Ertrages und damit die Verbreitung von Wohlhabenheit unter den Armen.

Die Gebäude beſtehen aus zwei Parallelogrammen, die einen Mittelhof umſchließen; ſie bedecken eine Bodenfläche von 324 Mètres. Die Flügel des Gebäudes haben auch die Form von Parallelogrammen und bedecken eine Bodenfläche von 200 Mètres. Die inneren Höfe ſind mehr als 200 M. breit und mit Glas gedeckt. Die Verbindung iſt durch Treppen und umlaufende Balkone hergeſtellt. Jede Etage iſt mit reichlichen Waſſerwerken verſehen; überhaupt iſt jede Einrichtung getroffen, um Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu erleichtern. Fünfundfünfzig dienende Perſonen ſorgen täglich dafür, daß Gänge, Treppen, Balkone, ſowie die Räume zu gemeinſchaftlichem Aufenthalt, rein gehalten werden. Der Lohn dieſer Perſonen wird von der Generalverwaltung ausgezahlt.

Wenn der Arbeiter mit ſeiner Frau von der Arbeit kommt, findet er gutgekochte Nahrung zubereitet zu einem ſo niedrigen Preiſe, wie er ſelbſt ſie kaum dafür herſtellen könnte. Wein, Bier und Wachholder ſind ſtets friſch vorräthig, ebenſo die Vorräthe guter Nahrungsmittel in dem gemeinſamen Vorrathshauſe. Jeden Tag läßt der Arzt ſich im Büreau die Namen der Kranken nennen; für dieſe exiſtiren auch tragbare Bäder, während für die Geſunden reichlich Badegelegenheit vorhanden iſt. Sprechzimmer, Spielzimmer, Leſezimmer mit Bibliothek ſind allgemein zugänglich. Gärten, Lauben und Spaziergänge an den ſtillen Ufern des Fluſſes Ouſe gehören zu der Beſitzung; ein Stück Land zu eigener Bebauung wird auf Wunſch jedem Bewohner des Familiſtère zugewieſen.

Was aber wohl die Hauptanziehung ausübt, iſt der freie Unterricht, den ſämmtliche Kinder dieſer Anſtalt genießen. Für die Säuglinge ſind Krippen und gute Pflegerinnen vorhanden, doch haben die Mütter beſtändig freien Zutritt zu dieſen Räumen. Mit ſechs Jahren können die meiſten Kinder buchſtabiren, bis Hundert zählen, auf der Tafel zeichnen; dann kommt das Kind in die zweite Klaſſe, wo Leſen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird, doch mit gelegentlicher Rückkehr zur erſten Stufe, wo die Grundlagen des Wiſſens neu befeſtigt werden. Körperliche Strafen ſind ganz ausgeſchloſſen; ſie werden durch den Grad der Erholungen, Belohnungen und Belobungen erſetzt, dieſe Auszeichnungen werden ſtets öffentlich verliehen. Am Ende jeder Woche wird der Grad des gezeigten Eifers, nicht der der erworbenen Kenntniſſe, belohnt, ſo daß ſelbſt der Schwächſte Auszeichnung erlangen kann. Täglich ſieht man die Kinder mit ihren kleinen Spaten und Hacken die Gartenwege in Ordnung halten — bis jetzt hat die Gartenkultur noch nicht die Koſten gedeckt; vielleicht findet ſich noch ein fähiger Mann mit denſelben Geſinnungen wie der Gründer, der dieſem Zweige neuen Aufſchwung giebt.

Zwei „Comités“, jedes aus zwölf Mitgliedern beſtehend, überwachen das Familiſtère. Beide werden in geheimer Sitzung gewählt, das eine aus den Männern, das andere aus den Frauen; jedes Mitglied, das dem Inſtitut ſeit einer beſtimmten Zeit angehört, iſt ſowohl ſtimmfähig als wählbar. Der Rath der Männer beſchäftigt ſich hauptſächlich mit Verſicherungs-Angelegenheiten, mit den Cooperativ-Fragen und der Anlegung der Gelder, was oft in öffentlicher Verſammlung discutirt wird. Dieſer Ausſchuß erhält die Ordnung aufrecht, beſtimmt die gemeinſchaftlichen Feſte u. ſ. w. Der weibliche Ausſchuß hingegen beſchäftigt ſich beſonders mit allen häuslichen Angelegenheiten: Reinlichkeit, Ventilation, der Beſchaffenheit der Vorräthe, der Erziehung der Kinder, kurz mit Allem, was ſich auf die innere Ordnung und das Wohlbehagen bezieht.

Dies iſt die moraliſche Seite des Familiſtère; ſeine materielle läßt ſich kurz folgendermaßen zuſammenfaſſen: Im April 1859 wurde der Grund zu dieſem „Volkspalaſte“ gelegt; 1861 wohnten ſchon dreihundert Perſonen darin. Der zweite Theil des Gebäudes wurde 1862 begonnen und 1865 eingeweiht. Die Gebäude ſind elegant, doch ſolide; ſie ſind in allen Details ſorgfältig behandelt und haben gute Zinſen von dem darin angelegten Kapital gewährt. Intereſſant ſind auch die Zahlen-Angaben über die Miethe, welche die einzelnen Bewohner zu entrichten haben; die Zahlen ſetzen durch ihre Niedrigkeit in Erſtaunen.

Die Frage, wie ſo große und in jedem Falle wünſchenswerthe Reſultate in ſo kurzer Zeit erzielt werden konnten, findet durch die obigen, einem ſummariſchen Bericht entlehnten Angaben wohl nicht genügende Beantwortung; beſonders wird die Frage: wo findet — noch dazu in einem ſo kleinen Orte — eine ſo große Anzahl von Arbeitern lohnende Beſchäftigung? ſich jedem Unbefangenen aufdrängen. Wir erfahren nur, daß das Werk beſteht, aber nicht, wie es in's Leben gerufen wurde.

Zur Statiſtik der Pariſer Bevölkerung.

Nachdem wir (Nr. 44) die Zahlen- und Berufsverhältniſſe der Bevölkerung von Berlin mitgetheilt, wird es unſeren Leſern intereſſant ſein, einen vergleichenden Blick auf die Bevölkerungsverhältniſſe von Paris zu werfen, und zwar mit Hilfe der kürzlich veröffentlichten, amtlichen Statistique de la France. Es ergiebt ſich Folgendes daraus:

Paris zählte mit der Garniſon im J. 1866 1,825,274 Einw. Der jährliche Zuwachs ſeit 1861 betrug 1,52 pCt. Die Zahl der Haushaltungen belief ſich auf 675,222 mit durchſchnittlich 2,[illegible] Perſonen. An Häuſern waren 57,686 vorhanden, von denen 50,318 ganz, 6311 theilweis bewohnt waren, 1057 leer ſtanden. Auf die ganz oder theilweis bewohnten Häuſer trafen im Durchſchnitt 32,23 Bewohner. Die Zahl der Wohnungen war, der

Digitized by Google

Haushaltungen faſt entſprechend, 641,165. Von den Gebäuden ſind nur 149 mit Stroh oder Holz bedeckt. Von den Häuſern hatten 4778 nur ein Erdgeſchoß (gegen 1861 — 3883), 12,164 außerdem 1 Stockwerk (+1371), 8823 2 (+1756), 7546 3 (+540), 8178 4 (+302), 16,197 mehr als 4 Stockwerke (+1840). Die Garniſon zählt 25,294 Mann, die Civilbevölkerung 1,799,980. Von der letzteren waren 592,763 geborene Pariſer*), 1,098,818 andere Franzoſen, 2512 naturaliſirte Fremde, 104,114 Fremde. Unter den Fremden bilden die Deutſchen die Mehrzahl (30,556**), demnächſt die Belgier (28,430), dann die Schweizer (9939) u. ſ. w. Von den Civileinwohnern ſind 96 pCt. Katholiken, 41,244 Proteſtanten, 20,615 Juden. Von 100 Civileinwohnern über 5 Jahre konnten 13 weder leſen noch ſchreiben, 2 nur leſen, 85 leſen und ſchreiben.

Von der Civilbevölkerung ſind 904,667 männlichen, 895,313 weiblichen Geſchlechts; unter den eigentlichen Pariſern überwiegt jedoch das weibliche Geſchlecht im Verhältniß von 100:92. Von 1000 Civileinwohnern ſind 504 Kinder und Unverheiratete, 423 Verheiratete, 73 Verwittwete. 11,936 Einwohner (die Familienglieder mitgerechnet) (0,69 pCt.) leben vom Gartenbau; 948,551 (54,81 pCt.) von der Induſtrie; 214,349 (12,39 pCt.) vom Handel; 124,649 (7,20 pCt.) von ſolchen Gewerben, die ſich an den Waarenumſatz, das Kredit- und Bankweſen u. dgl. anknüpfen; 76,339 (4,41 pCt.) von verſchiedenen Gewerben (darunter 45,323 Portiers); 75,238 (4,35 pCt.) von den ſog. liberalen Berufen (Richter, Aerzte, Literaten, Künſtler, Lehrer ꝛc.); 40,657 (2,35 pCt.) gehören der öffentlichen Gewalt (Gendarmerie, Polizei) an; 59,678 (3,45 pCt. der öffentlichen Verwaltung; 9679 (0,56 pCt.) der Geiſtlichkeit; 168,980 (9,77 pCt.) lebten als Rentiers; 48,794 Individuen hatten keinen Beruf (Detinirte, Findlinge, Sieche, Proſtituirte u. ſ. w.); bei 46,424 Individuen konnte der Erwerb nicht ermittelt werden.

Von der Bevölkerung waren (incl. der Familienmitglieder) 657,025 (37,98 pCt.) Selbſtändige, 206,528 (11,97 pCt.) Angeſtellte, 755,007 (43,61 pCt.) Arbeiter, 111,496 (6,41 pCt.) Dienſtboten.

England.

Cromwell und die Juden in England.***)

„Von Gottes Gnaden“, iſt der Titel eines fünfbändigen Romans von Julius Rodenberg, der uns darin nach dem von ihm bereits mehrfach mit großem Talente geſchilderten England führt, wo die Erzählung zur Zeit Cromwell's ſpielt. Können wir unſerem gewandten Cicerone nicht abſprechen, daß er es verſteht, uns in England umherzuführen, ſo müſſen wir auf der anderen Seite auch zugeben, daß er ein intereſſantes Stück Geſchichte vor uns entrollt. Wir wandern im Lager der Anhänger Karl's I., der Royaliſten, und im Lager der Parlaments-Armee umher, wir ſind Zeugen der blutigen Schlacht von Naſeby, der Hinrichtung Karl's I und ſehen Cromwell als Protector, auf deſſen Leben vielfache Attentate verſucht wurden. Namen, wie Milton, wiſſen das Intereſſe dieſer Schilderungen zu erhöhen. Was aber bei dieſem bekannten Stoffe vollkommen neu und daher feſſelnd iſt, das iſt die Geſchichte der Juden damaliger Zeit, die der Verfaſſer geſchickt in den Roman zu verflechten weiß.

Während in Amſterdam die aus Portugal ſtammenden jüdiſchen Familien zu fürſtlichem Reichthum und Anſehen gelangt waren, durfte ſich in England kein Jude auch nur vorübergehend aufhalten, geſchweige denn dort Haus, Boden oder ſonſtigen Beſitz erwerben. Nur Eine jüdiſche Familie, die des Abraham zum grünen Schild, befand ſich in England, da Abraham, als gewandter Geldmann, von ſeinem ehemaligen Landesherrn, dem Kurfürſten von der Pfalz, König Karl I. empfohlen war. Unter Cromwell's Regierung fiel nun die Verhandlung: „ob es zuläſſig ſei, das Geſetz aufzuheben, welches ſeit vierhundert Jahren die Juden aus England verbannt hatte“. An der Spitze der Deputation, die aus Amſterdam zur Unterſtützung dieſer Frage herübergekommen, ſtand der weiſe Rabbi Menaſſe ben Israel, eingeladen im Namen Cromwell's, welcher anordnete: „derſelbe ſolle mit allen den Geſandten einer fremden Nation gebührenden Ehren empfangen und behandelt werden, denn der Rabbi ſei der Geſandte der ganzen jüdiſchen Nation“.

In den Staatskutſchen des Protectors fuhren die, ſonſt ſo verachteten und mißhandelten Juden zu dem feierlichen Empfang, der ihnen in Whitehall zu Theil werden ſollte. Wenn auch die Hoffnungen der jüdiſchen Deputation nicht in allen Theilen in Erfüllung gingen, ſo haben ſie doch erreicht, daß die Juden fortan nicht mehr in Furcht und Zagen wie Verbrecher ſich in England aufzuhalten brauchten, ſondern daß ſie frei und offen dort wohnen und Handel treiben konnten.

Sehr geſchickt verſteht es der Verfaſſer, die Erörterung aller Fragen, die das Judenthum der damaligen Zeit betreffen, mit ſeiner Erzählung zu verbinden, und auch hier ſind es wieder bekannte Namen, die uns in der jüdiſchen Gemeinde von Amſterdam begegnen, wie die Acoſta und Baruch Spinoza, und dies verleiht dem Romane Rodenberg's ein ganz beſonderes kulturhiſtoriſches Intereſſe.

Nord-Amerika.

Dörfer und Städte der heutigen Zeit.

In Amerika haben ſich in neuerer Zeit ſogenannte Village Improvement Societies, Vereine gebildet, die es ſich zur Aufgabe machen, das Dorfleben in geſelliger und intelligenter Hinſicht zu veredeln. Einer amerikaniſchen Revue, welche darüber Betrachtungen anſtellt, daß in unſerer Zeit der Unterſchied zwiſchen Dorf und Stadt mehr und mehr ſchwinde, haben wir Nachſtehendes, mit gelegentlicher Hinweiſung auf europäiſche Verhältniſſe, entlehnt:

Vielleicht auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens iſt der Umſchwung der Dinge, welcher ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts eingetreten, ſo wahrnehmbar, als an der veränderten Beſchaffenheit der Dörfer. Ohne zu weit zu gehen, kann man behaupten, daß die Neigung der Zeit dahin geht, den ſcharfen Unterſchied zwiſchen ländlichen und ſtädtiſchen Gemeinden, den man von gewiſſer Seite ſo ſtreng aufrecht zu erhalten ſich bemüht, mehr und mehr zu verwiſchen. Während ſelbſt die kleinſten Dorfgemeinden nach Vergrößerung ſtreben und ſich ſo dem ſtädtiſchen

*) Alſo noch nicht der dritte Theil aller Pariſer Einwohner iſt in Paris geboren. Ein ähnliches Verhältniß dürfte auch in Berlin zwiſchen der Geſammtbevölkerung und den dort geborenen Einwohnern ſtattfinden.

**) Ungefähr ebenſo groß ſoll die Zahl der Pariſer Deutſchen aus Elſaß und Lothringen ſein. D. R.

***) Julius Rodenberg: „Von Gottes Gnaden“. 5 Bde. Berlin, Louis Gerſchel's Verlagsbuchhandlung, 1869.

Digitized by Google

Charakter nähern, ſind die großen Städte in Amerika und England und bis zu einem gewiſſen Grade auch in einigen Ländern des europäiſchen Continents nichts weiter als großartige Märkte für den Verkehr im weiteſten Sinne; denn Jeder, der es irgend ermöglichen kann, zieht ſich für den eigentlichen Lebensgenuß in die ländlichen Umgebungen zurück. Der nivellirende Geiſt der Zeit iſt alſo hier recht ſichtbar thätig. Blickt man auf das letzte Jahrhundert, ſo gewahrt man recht den Umſchwung.

Ein franzöſiſches Dorf zur Zeit Ludwig's XIV. war nicht viel mehr, als ein Agregat erbärmlicher Lehmhütten, alle düſter, unbehaglich, ſchmutzig. Der Eſel, die Kuh, das Schwein und das Geflügel theilten den Wohnraum mit dem Bauern und ſeinen Kindern. Die angeborne Heiterkeit des Franzoſen trieb ihn meiſt in die freie Luft; hier fanden alle Luſtbarkeiten und auch ein großer Theil der Arbeiten ſtatt. Aber das Innere der Häuſer verrieth, wie ſchwer Jahrhunderte der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, der tiefſten Vernachläſſigung auf dieſem Volke laſteten. Zur Zeit der Frau v. Sévigné erhielt der Pfarrer ihres Dorfes als Geſchenk eine Uhr aus Paris geſchickt. Schnell verbreitete ſich dieſe Neuigkeit im Kirchſprengel, und die Leute eilten herbei, das Wunder zu ſehen. So groß war ihr Erſtaunen über die von ſelbſt arbeitenden Räder, die Bewegung der Zeiger, daß ſie auf ihre Kniee fielen, ein Ave beteten und ausriefen: c'est le bon Dieu! Frau v. Sévigné, gutherzig und klug wie ſie war, lachte über dieſe Geſchichte, während ſie darüber hätte weinen ſollen; aber was waren der feinen, klugen Hofdame Ludwig's XIV. die armen, unwiſſenden Bauern?

Vor Kurzem hat eine Preisvertheilung großartigſter Beſchaffenheit in Hamburg ſtattgefunden, um die hervorragendſten Erzeugniſſe des Gartenbaues zu belohnen. — Eine Einrichtung ähnlicher Art, nur in kleinem Maßſtabe, beſteht ſchon ſeit vielen Jahren in Amerika und England und könnte gewiß überall mit Glück eingeführt werden. Es haben ſich nämlich dort Geſellſchaften gebildet zur Beförderung von Verſchönerung der ländlichen Wohnungen. In Verbindung damit werden alljährlich kleine Ausſtellungen in den betreffenden Orten ſelbſt veranſtaltet, auf denen nicht nur die beſten Erzeugniſſe der ländlichen Gartenkultur, ſondern auch die beſtgehaltenen Gärten prämiirt werden. Die Belohnungen beſtehen meiſt in Sämereien, Pflanzen ꝛc., und der Segen, den dieſe Aſſociationen unter ländlichen Gemeinden verbreiten, iſt recht deutlich wahrnehmbar. In England ſtehen ſehr oft Damen an der Spitze derſelben, und in der That kann man ſich kaum ein Gebiet vorſtellen, das geeigneter wäre für weibliche Thätigkeit, als die Anregung und Verbreitung des Schönheitsſinnes im Anſchluß an die Pflege der Pflanzenwelt.

Japan.

Japaniſche Literatur- und Kultur-Erſcheinungen.

Das Londoner Athenäum berichtet von der Publikation einer „japaneſiſchen Geſchichte des britiſchen Parlaments", die nach May, Hallam und anderen Verfaſſungs-Autoritäten compilirt iſt. Dieſes Buch iſt in Jeddo erſchienen, wo das erſte japaneſiſche Parlament vor Kurzem ſeine Arbeiten begonnen hat. Ohne Zweifel hat das Werk den Zweck, hierbei als Richtſchnur zu dienen; es umfaßt zwei kleine Bände und enthält einen trefflichen Plan von Weſtminſter, ſowie eine innere Anſicht des Unterhauſes mit Mr. Disraeli im Portrait, wie er eine volle Verſammlung anredet.

Die ſich mehr und mehr entwickelnde Neigung, europäiſche Verhältniſſe zu ſtudiren, europäiſche Kultur anzunehmen, welche die Japaneſen im Gegenſatz zu den Chineſen zeigen, hat ſich nach einer Specialcorreſpondenz der United Service Gazette beſonders bei der Anweſenheit des Prinzen Alfred von Großbritannien gezeigt. Die hohe japaneſiſche Ariſtokratie iſt entzückt über deſſen Beſuch geweſen, weil ſie darin eine bisher nicht dageweſene Aufmerkſamkeit gegen Erſtere ſeitens einer europäiſchen Regierung erblickte. Die Daimios wetteiferten in Zuvorkommenheit gegen den Sohn der Königin Victoria, den ſie als den einzigen ihnen ebenbürtigen Europäer betrachteten, der bisher Japan, die älteſte Feudalmonarchie der Erde, beſucht hat.

Sociale und politiſche Reformen ſind übrigens dort in ſchnellem Fortſchritt, wie der Correſpondent mittheilt; Jeder, deſſen Mittel es erlauben, trägt europäiſche Kleidung — mit Vorliebe von engliſchem Schnitt, wie der Correſpondent komiſcherweiſe nicht zu bemerken unterläßt — und europäiſche Sprachen (Engliſch natürlich am meiſten) werden eifrig getrieben. Die Daimios haben dem Mikado erklärt, ſich mit einem Zehntheil ihrer Einkünfte begnügen und ihre politiſchen Privilegien aufgeben zu wollen, falls ihnen dafür die Unterhaltung ihrer Clans-Genoſſen, jener zahlreichen feudal-militäriſchen Gefolge, abgenommen würde.

Der Herzog von Edinburg wurde vom Mikado mit einem prachtvoll in Goldverzierungen gebundenen zwölfbändigen Werke beſchenkt, das eine von vielen intereſſanten und künſtleriſchen Illuſtrationen erläuterte Geſchichte und Ethnographie des Landes enthält.

Ueber die Sucht der Chineſen, Fremde möglichſt fern zu halten und ſich europäiſchen Inſtitutionen zu widerſetzen,*) ſollen die Japaneſen mit überlegener Miene lächeln, da ſie dies für kurzſichtig und kindiſch halten. Die letztere Nachricht ſtimmt mit den Beobachtungen überein, die man in Californien über den Charakter beider Völker gemacht hat. Der Japaneſe iſt offener, aufrichtiger, ſich elaſtiſch den amerikaniſchen Zuſtänden und Perſonen anpaſſend, ein intelligenter Kosmopolit, während der Chineſe ſtets ein zopfiger und kaſtendummſtolzer Aſiate bleibt.

Hinterindien.

Die Franzoſen in Hinterindien.

Ein Verdienſt der Regierung Napoleon's III. iſt es, Frankreichs maritime Stellung gehoben und ſeinen Colonieen erheblichen Aufſchwung und größere territoriale Ausdehnung gegeben zu haben. Die Rolle, die Frankreich in Hinterindien durch ſeine Poſition in Cochinchina und ſeine Forſchungs-Expeditionen in dieſem bisher faſt noch unbekannten Lande zu ſpielen berufen iſt, ſcheint eine ſehr wichtige werden zu wollen. In der unter den Auſpicien des „Miniſteriums der Marine und der Colonieen" erſcheinenden trefflichen Monatsſchrift Revue maritime et coloniale hat der See-Lieutenant François Garnier, Chef einer Expedition zur wiſſenſchaftlichen Exploration des Mekong, ſo eben

*) Die jetzt in Berlin anweſende Geſandtſchaft aus China widerlegt dieſe Behauptung des engliſchen Athenaeum. D. R.

Digitized by Google

eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, welche von merkwürdigen Dingen berichten.

Garnier's Reiſe erſtreckte ſich (1867 und 1868) über ganz Hinterindien bis tief in das ſüdliche China hinein, in der That bis zum Yang-tſe-Kiang (blauen Fluß). Mit ſeinen Anſichten über die Zukunft franzöſiſcher Pläne hält er nicht hinter dem Berge. „Durch eine feſte Haltung gegenüber dem Hofe von Siam und, indem man ſich angelegen ſein läßt, die berechtigten Empfindlichkeiten der eingeborenen Völker zu reſpectiren, wird man dahin kommen, den Einfluß Frankreichs ſelbſt bis an die Thore dieſes nördlichen chineſiſchen Indien (Indo-China) auszudehnen, welches den unmittelbaren Zugang zum Reich der Mitte ſelbſt bildet. Die bewundernswerth günſtige Lage unſerer Colonie in Cochinchina kann, wenn wir es wollen, unſerem Einfluß, unſerer Civiliſation, unſerem Handel eine überwiegende Stellung in chineſiſch-Indien geben. Auf dieſer reichen Halbinſel, die ſo glücklich zwiſchen China und Indien liegt, können wir die Elemente jenes großartigen Colonialreichs wiederfinden, das Dupleix uns in Vorderindien zu erobern verſtanden hatte, und das heute einer glücklicheren oder geſchickteren Nation zugefallen iſt. An den Thoren Chinas und Japans poſtirt, können wir die Ereigniſſe, deren Schauplatz jene Länder ſind, aus der Nähe überwachen und ſie nach dem Maßſtab unſerer Intereſſen und Rechte dirigiren."

Nach Garnier's Anſicht müßte Frankreich ſobald als möglich die Mündungen des Tongkingfluſſes an dem gleichnamigen Meerbuſen beſetzen und die dortigen, dem Kaiſer von Anam tributpflichtigen Völkerſchaften unter ſein Protektorat nehmen. Durch dieſe würde es den Binnenhandel mit Thee aus China, mit Seide aus der chineſiſchen Provinz Tſe-Tſchuan, mit Metallen aus Jünnan und Tongking an ſich reißen, und die Küſtenſchifffahrt zwiſchen Cochinchina und Tongking würde den Abſatz franzöſiſcher Produkte und Manufakte vermitteln. Als wichtige Etappe für die Beſetzung von Tongking erſcheint, nach der Karte zu urtheilen, die gegenüberliegende Küſte der Inſel Formoſa, die nur ſehr locker mit dem chineſiſchen Reiche zuſammenhängt. Es würde uns nicht ſehr wundern, wenn ſich die Rothhoſen hier in nächſter Zeit niederließen. Was den Franzoſen in Cochinchina fehlt, ſind Kohlen, und dieſe finden ſie auf Formoſa.

Zu den intereſſanteſten Mittheilungen in der Arbeit Garnier's gehören die archäologiſchen Bemerkungen über die Ruinen von Angkor. Dieſe, von den erſten Europäern, die ſie 1570 und 1582 ſahen, Alexander dem Großen und den Römern zugeſchriebenen Bauten wurden erſt bei Eroberung der franzöſiſchen Beſitzungen neu aufgefunden. Die Franzoſen Mouhot, Durand und Rondet, der Engländer Kennedy und Dr. Baſtian in Berlin konnten ſie nur unvollſtändig unterſuchen. Etwa fünf Kilometer vom Ufer eines großen ſumpfigen Sees, inmitten eines tropiſchen Waldes gelegen, ſind ſie nur während gewiſſer Monate, wenn die Schiffahrt auf dem Oudenfluß und dem „Grand Lac" es erlaubt, mittelſt einer dreitägigen Waſſerreiſe von den Gränzen der Colonie aus zu erreichen. Als Denkmäler alter Hindu-Kultur (vielleicht ſind ſie von gleichem Charakter wie die im Innern Javas aufgefundenen Hindu-Bauten, deren Bickmore neulich erwähnt hat) und Zeugen von der Exiſtenz eines mächtigen, bald nach Chriſti Geburt blühenden Reiches, haben die noch vorhandenen Trümmer in dieſer Waldeinſamkeit hohes Intereſſe. Da die franzöſiſche Regierung nächſtens auf ihre Koſten photographiſche Darſtellungen derſelben veröffentlichen wird, ſo enthalten wir uns für jetzt einer weiteren Beſprechung.

Kleine literariſche Revue.

— **Manfried's Gedichte.** H. Heine giebt den Rath:

„Hat man an Dir Verrath geübt,
Sei Du um ſo treuer,
Und iſt Deine Seele zum Tode betrübt,
So greife zur Leier!"

Aber der zum Tode betrübten Seelen giebt es in dieſem unvollkommenen Leben gar viele, und derer, die ihren Schmerz in Worten oder Tönen auszuhauchen, ihn zu geſtalten vermögen nur Wenige, und daß dem ſo iſt, iſt gut, denn wenn alle ſingen wollten, wo ſollten ſchließlich die Hörer herkommen? — Die Gabe, das die Seele befreiende Wort auszuſprechen, während der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, bleibt eine göttliche, ob ſie nun ewige Meiſterwerke oder bald verklingende Lieder erſchaffe. In dieſem Sinne entſprechen die zahlreichen neuen Erſcheinungen auf dem Gebiete der Lyrik einem entſchiedenen Bedürfniſſe, und ſo heißen wir auch eine kleine Gedichtſammlung willkommen*) die offenbar einer weiblichen Feder ihre Entſtehung verdankt, wovon der Titel allerdings nichts verräth. Ein Charakter, der aus den Umwölkungen ſchwerer Leiden zu Klarheit und Einheit mit ſich ſelbſt ſich durchgerungen hat, deſſen inneres Licht endlich ſelbſt die tiefſten Schatten des äußeren Lebens überwindet, das iſt es, was uns aus dieſen Gedichten entgegentritt, deren Wohllaut und Formvollendung überaus angenehm berühren. Zart und ſinnig ruft die Dichterin den Freunden zu:

Mit Liebe ſehn,
Lehrt uns verſtehn
Den Reichthum der Natur in kleinſter Blüthe;
Mit Liebe ſehn,
Lehrt uns verſtehn
Auch den, der tief verborgen im Gemüthe.

— **Burns in neuer deutſcher Uebertragung.****) Der ſchottiſche Barde Robert Burns hat in Dr. Adolf Laun, dem wir ſchon mehrere geſchätzte Uebertragungen engliſcher und franzöſiſcher Dichter verdanken, einen neuen deutſchen Dolmetſcher gefunden, der gewiß dazu beitragen wird, den durch Robert Schumann's ſeelenvolle Compoſitionen in Deutſchland ſo beliebten Liederdichter noch populärer unter uns zu machen. Herr Laun hat die ſprachlichen Schwierigkeiten, die gerade Burns mit ſeinen hochländiſchen Anklängen darbietet, glücklich zu überwinden verſtanden, ohne doch etwas vom Reize des Originales zu opfern. Burns iſt noch immer, und zwar nicht blos in Schottland und England, ſondern auch in Amerika, der verbreitetſte Volksdichter. Wie beliebt er jenſeits des Atlantiſchen Meeres iſt, mag man aus folgender Notiz erſehen:

Die New-Yorker Zeitung „The Nation" giebt an, daß in Amerika auf ein Exemplar von Byron zwei von Robert Burns verkauft werden und daß zehn Ausgaben von Burns auf ſechs von Byron in den Vereinigten Staaten publicirt ſind, während auch die Zahl der importirten Exemplare von Burns die von Byron bei Weitem überſteigt. Walter Scott verkauft ſich in Amerika ſchlechter, als irgend ein moderner Dichter, ausgenommen Wordsworth, und auf ein Exemplar ſeiner Werke werden vierzig von Burns verkauft.

*) Gedichte von F. Manfried. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1869.

**) Lieder und Balladen von Robert Burns. Deutſch von Adolf Laun. Berlin, Robert Oppenheim, 1869.

Digitized by Google

— **Erzählungen aus dem Ries.** Seit Berthold Auerbach die Dorfgeſchichte gegen den Salon-Roman vertauſcht hat, iſt Melchior Meyr der einzige Autor, der ihre Poeſie noch zur Geltung bringt. Er iſt ein Meiſter in der naiven Sprache naturwüchſiger, unverfeinerter Menſchen und ein Schöpfer von Charakterbildern, die das innerſte Leben zur Darſtellung bringen. Die neuſte Folge ſeiner „Erzählungen aus dem Ries", ſo eben bei Rümpler in Hannover erſchienen, führt dem Leſer wieder ſolche naturwahre Kraftgeſtalten vor. „Der ſchwarze Hans", ein Don Juan im Knechtscoſtüm, iſt ein kleines Meiſterſtück von Originalität und Liebenswürdigkeit; ſeine Opfer, die ſchöne, tugendſtolze Dorfmaid Katharine, die ihre Liebe ſo ſchwer büßen muß, übertrifft an reizvoller Wirkung die meiſten Romanheldinnen der Neuzeit. Die ganze Erzählung wird von dramatiſcher Triebkraft getragen, ja es iſt wirklich ein vollſtändiges ländliches Trauerſpiel darin enthalten. Das tragiſche Ende auf den heitern, luſtreichen Anfang wirkt wenigſtens ergreifender als viele Bühnenverſuche. — Die zweite Erzählung „Georg" iſt ebenfalls reich an Leben und Gefühle in einfachen Bauernherzen. Der elegiſche Ton klingt auch hier aus den fröhlichen Naturlauten hervor, und es wird gewiß manches Auge naß, wenn die herzige Rebecka den Todtenkranz ſtatt der Myrthenkrone tragen muß und Georg an ihrem Sterbebette vor Schmerz vergeht. Daß die Darſtellung ſo fern von aller Sentimentalität und Künſtelei dabei bleibt, iſt ihr Hauptreiz. Die Friſche und Reinheit der Landluft weht gleichſam durch die Dorfgeſchichten von Melchior Meyr. F. v. H.

— **Aus den Alpen.***) Unter dieſem Titel bietet uns der bereits durch ſeine Erzählungen „Aus dem Jura" und „Genferſee", und „In den preußiſchen Hinterwäldern" bekannte Verfaſſer zwei Novellen, die um ſo freudiger zu begrüßen ſind, je mehr derartige in ſich vollendete kleine Kunſtwerke von dem breiten Strome der Senſations-Lectüre in den Hintergrund gedrängt werden. In dem hier vorliegenden „Krämer von Illiez", wie in dem „Wunderdoctor" führt uns der Verfaſſer in den Kreis der Bewohner eines Alpendorfes, wo er im kleinen Rahmen den Stoff zu Bildern von außerordentlicher Feinheit gefunden. Es ſind Dorfgeſchichten, aber nicht ſolche, in welchen der Verfaſſer Alles gethan zu haben glaubt, wenn er ſeine Bauern und Bäuerinnen in möglichſt ſtark aufgetragenem Dialect ſprechen, ſie ſich in möglichſter Plumpheit bewegen läßt und dann, um das Gericht ſchmackhaft zu machen, noch ein Quantum Sentimentalität zuſetzt, ſondern echte, wahre Dorfgeſchichten, wie ſie nur der ſchreiben kann, der ein Herz für das Volk, offenen Sinn für ſeine Eigenartigkeit, richtiges Verſtändniß für ſeinen vortrefflichen Kern und ein unparteiiſches Urtheil über ſeine Wunderlichkeiten hat. J. H.

— **„Bergluft" aus der Schweiz.****) Neben verſchiedenen im anſprechendſten Reiſebildſtyl gehaltenen Schilderungen merkwürdiger Bergtouren enthält die kleine Sammlung an der Spitze eine äußerſt gelungene novelliſtiſche Skizze: „Gyre-Jäggel", welche einen echt Berner-Oberländer Charakter zum Helden hat. Hier iſt jener eigenthümliche „Erdgeſchmack", welchen Kinkel als einen der bedeutendſten Züge der echten ſchweizeriſchen nationalen Literatur ſo richtig bezeichnet. Die ſchweizeriſchen Dichter ſollten unſeres Erachtens wirklich vor allen Dingen ihr Augenmerk auf jene aus den heimiſchen Verhältniſſen in Staat, Geſellſchaft und Natur hervorgegangenen Originalcharaktere richten, an welchen dieſes ideal-ſchöne Land ſo reich iſt, und welche von der Poeſie ſeither noch lange nicht genug gewürdigt und dargeſtellt wurden. Sie ganz in ihrer innerſten Naturwahrheit aufzufaſſen, das wird wohl nur einem Schweizer gelingen, denn Fremde, welche eine nationale ſchweizeriſche Dichtung, wie Schiller in ſeinem Tell, zu ſchaffen wußten, werden wohl alle tauſend Jahre nur Einmal geboren. W. L.

*) Erzählunzen von Robert Schweichel; Berlin, 1870. Otto Janke.

**) „Bergluft, Sonntagsſtreifereien eines alten Clubiſten", von Arnold Halder. Bern. Dalp, 1869.

— **Berliner Kirchhöfe.***) Ein Adreßkalender, ein Wohnungsanzeiger der berühmten Todten Berlins. Was ſeit zwei bis drei Menſchenaltern die große Stadt von ihren bekannteren und vielgenannt geweſenen Bewohnern, als Saat für die Ewigkeit, der Erde anvertraute, das iſt großentheils in dieſem Büchlein genannt, welches Allen, denen die Todten noch geiſtig lebend im Herzen ſind, ein willkommener Führer auf den zweiundzwanzig verſchiedenen, vielbevölkerten Kirchhöfen Berlins ſein wird. Allerdings fehlt darin wohl mancher geſchätzte Name, der dem „Spaziergänger" entgangen, aber die zahlreichen Namen, die er nennt und deren Gräber er meiſtens mit einigen treffenden Worten charakteriſirt, haben gewiß für alle gebildeten Leſer einen guten Klang. So enthält das Regiſter unter dem Buchſtaben B folgende Namen: Barez, von Barnim, Barth, Amal. Beer, Michael Beer, Begas, Bellermann, Benecke, Berger, Beſchort, Bethmann, Beuth, Blechen, Bloch, Böckh, Bopp, Bornemann, Borſig, v. Boyen und Buttmann. Man wird hieraus einen Schluß auf die in dem Büchlein genannten und charakteriſirten Namen der übrigen Buchſtaben des Alphabets ziehen können.

— **„Heimat und Fremde",****) ſo heißt eine Feſtgabe für die Jugend, wie ſie nicht literariſch würdiger gedacht werden kann. Richard Andree, Ed. Groſſe, E. Kauffer, Franz Otto und Andere haben darin aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Natur- und Kunſtleben eine Reihe der anziehendſten und belehrendſten Schilderungen zuſammengeſtellt. So erhebt ſich gleich die erſte Darſtellung: „Ein deutſcher Meiſter und ſein größtes Werk", welche uns in Rietſchel's Kunſtwerkſtätte einführt, wo eben das Lutherdenkmal zu Worms modellirt wird, durch Wort und Bild weit über alle ähnliche Weihnachts-Illuſtrationen. „Friedrich Frieſen, der deutſche Freiheitskämpfer", der Freund Theodor Körner's und des Turnmeiſters Jahn, reiht ſich würdig an dieſe Verherrlichung der Reformations-Helden durch die deutſche Kunſt. Nicht minder ſind die Skizzen aus der Länder- und Völkerkunde, dem Thierleben, den vulkaniſchen Werkſtätten im Erdinnern und der phyſikaliſch-mathematiſchen Welt eine Fundgrube von Unterhaltung und Belehrung für die reifere Jugend.

Für jüngere Knaben wird ſich dagegen das in demſelben Verlage erſchienene, von Hermann Wegner herausgegebene „Illuſtrirte Spielbuch" mit tauſendundein unterhaltenden Beluſtigungen, Spielen und Beſchäftigungen für Körper und Geiſt empfehlen.

*) Von N. Kleri. Berlin, Nicolai, 1869.

**) Leipzig, Otto Spamer, 1870. (Mit mehr als 100 Abbildungen.)

Digitized by Google

— **Schriften zur Frauenfrage.** Neuerdings ſind uns folgende kleine Schriften zur Erläuterung der Frauenfrage zugegangen, die, ſo ſchätzenswerth ſie auch ſein mögen, doch keiner beſonderen Kritik bedürfen, da ſie ſich durchgehends nur den hinlänglich erörterten und bekannten Anſichten anſchließen:

Der Nothſtand unter den Frauen und die Abhilfe deſſelben. Ein Beitrag zur Frauenfrage, von Karl Weiß, Vorſteher des Victoriabazars. (Berlin, B. Brigl.)

Die Löſung der Exiſtenzfrage der Frau, als Grundbedingung für die ſittliche und geiſtige Gleichberechtigung der Frau, von Minna Pinoff. Anhang: Denkſchrift zum Zwecke der Errichtung von Gewerbeſchulen für Frauen. (Berlin, Carl Heymann.)

Ueber die Emancipation der Frauen. Vortrag, gehalten im Ferdinandeum zu Innsbruck, am 20. Februar 1869, von Profeſſor Dr. von Inama-Sternegg. (Innsbruck, Wagner.)

Hausfrau, Gattin, Mutter. Gedanken über Frauenbildung. Den Gebildeten ihres Geſchlechts gewidmet von der Verfaſſerin. (Halle, Otto Hendel.)

Literariſcher Sprechſaal.

Dem großen Reformator, Dr. Martin Luther, ſoll in der Stadt Eisleben, in welcher er geboren und geſtorben iſt, ein würdiges Denkmal in Erz errichtet werden, und hierzu die nöthigen Geldmittel zu ſammeln, hat ſich ein Comité unter dem Vorſitze des dortigen Bürgermeiſters Martius gebildet, deſſen vom Reformationstage des Jahres 1869 datirten Aufruf wir allen Verehrern des unſterblichen Mannes empfehlen.

Der diesjährige zweite Weihnachtsfeiertag iſt zugleich der hundertjährige Geburtstag von Ernſt Moritz Arndt, dem „getreuen Eckart Deutſchlands“ im abgelaufenen Jahrhundert. Mit Alexander v. Humboldt in Einem Jahre geboren, iſt er auch gleich alt geworden wie dieſer, und hat er, wie dieſer, bis an ſein Lebensende die Liebe und die Verehrung des deutſchen Volkes beſeſſen, wenn er auch nicht, gleich dieſem, zugleich einen europäiſchen und einen Welt-Ruf beſaß. Die alte Verlagshandlung ſeiner Werke hat ſoeben eine Jubiläums-Ausgabe ſeiner „Wanderungen und Wandlungen“ verſandt*), die — eine der letzten Schriften Arndts — über ſein Leben und zugleich über einen anderen hochverdienten deutſchen Mann, über den Freiherrn Heinrich Karl Friedrich v. Stein, Vieles enthält, was kein Anderer ſo eindrucksvoll und volksthümlich ſchreiben konnte, wie der Verfaſſer der „Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen“. Das männliche deutſche Volk kann ſich kaum eine würdigere Weihnachtsgabe verſchaffen, als eines dieſer Bücher, während für die Jugend ein Lebensbild Arndts aus der Feder von Ferdinand Schmidt ganz beſonders geeignet erſcheint.**)

*) Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein, von E. M. Arndt. Dritter unveränderter Abdruck. Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung.

**) Ernſt Moritz Arndt. Ein Lebensbild von Ferdinand Schmidt. Berlin, Hugo Kaſtner. (Zugleich das vierzigſte Bändchen der ſehr beliebten Jugendbibliothek des Verfaſſers.)

Wir haben durch eine gelegentliche Bemerkung in Nr. 45 des „Magazin“: daß die Kultur- oder Bücherſprache der heutigen Tſchechen erſt ſeit einem Menſchenalter datire, den Zorn der neutſchechiſchen Heißſporne erregt, deren Einer die Correspondance Tchéque in Berlin redigirt. Wenn dieſe Herren in ihren groben Erwiederungen behaupten, daß es die Bücherſprache der Hus, der Commenius ſei, in der ihre ungeſchlachten Nachfolger heutigestages die Deutſchen und ihre Kultur beſchimpfen, dann beweiſen ſie eben auch hierdurch nur, wie es um ihre Wahrheitsliebe, oder vielmehr um ihre hiſtoriſchen Kenntniſſe beſchaffen iſt. Wir wiederholen, daß die heutige Bücher- und Zeitungsſprache der Tſchechen erſt von den Dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts datirt: Es war im Jahre 1831, als aus dem, neun Jahre vorher von Deutſchen und Böhmen gemeinſchaftlich begründeten böhmiſchen National-Muſeum in Prag ein Comité hervorging, welches ſich die literariſche und wiſſenſchaftliche Pflege der damals völlig verkommenen tſchechiſchen Sprache zur Aufgabe machte. Ausgezeichnete Männer, wie Dobrowsky, Hanka, Schaffarik, Swoboda, Purkynje, Celakowsky befanden ſich glücklicherweiſe in dieſem Comité, oder doch unter ſeinen Stellvertretern, und obwohl die Mitglieder deſſelben anfangs über die Grundſätze der Neubildung der tſchechiſchen Bücherſprache ſehr uneinig waren, ging doch aus ihren Erörterungen bald eine Combination hervor, in Folge deren die neue tſchechiſche Literatur ſich den ſlaviſchen Schweſtern Polens und Rußlands ebenbürtig an die Seite ſtellen durfte. Wir ſelbſt, die wir die Ehre hatten, mit einigen der oben genannten tſchechiſchen Gelehrten perſönlich bekannt zu ſein, haben deren bewundernwerthe Forſchungen und Leiſtungen in den Spalten unſeres ſeit Januar 1832 erſcheinenden „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bereitwillig und freudig anerkannt, und jetzt haben ihre Epigonen die Unverſchämtheit, von Prag und Wien aus, ja ſelbſt mitten in der Hauptſtadt Deutſchlands, in Berlin, uns, die wir nichts anderes, als die Achtung deutſcher Sprache, deutſcher Wiſſenſchaft und alten deutſchen Rechtes in Böhmen verlangen, der Unkenntniß, der Entſtellung und des Haſſes fremder Zuſtände — mit Einem Worte: einer Barbarei zu beſchuldigen, wie ſie heutigentages nur noch bei Neutſchechen und Neumoskowiten anzutreffen iſt. J. L.

Wir erſtatten gern Bericht über das willige Gehör, welches die ſiebenbürgiſchen Sachſen rückſichtlich ihrer in No. 48 des „Magazin“ ſo nachdrücklich hervorgehobenen Beſchwerden (im Artikel: „Der Nothſchrei aus Siebenbürgen“) vor dem ungariſchen Miniſter des Innern gefunden. Die Sachſen ſchickten nämlich an den Miniſter eine Deputation, deren Sprecher Rannicher in beredten Worten verſicherte, daß die ſächſiſche Nation keine Sonderſtellung wünſche, ſondern nur ihr 700jähriges Daſein menſchenwürdig fortſetzen, in ihrer Eigenart als deutſches Bürgervolk fortleben, ein wohlgegliederter Organismus bleiben und nicht in Atome zerſchlagen werden wolle. Der Miniſter, Paul Rajner, erwiderte darauf: er habe auf ſeiner eigenen Studien-Laufbahn den Werth der Bildung kennen gelernt und wiſſe darum auch die Bedeutung des deutſchen Kultur-Elements, welches in der ſächſiſchen Nation an der Oſtgränze des ungariſchen Reiches vertreten ſei, hochzuſchätzen. Ungarn und Deutſche ſeien als Kultur-Elemente auf einander angewieſen und haben gemeinſame Intereſſen. (Eine ſolche Aeußerung hört man von einem Tſchechen nie.) Indem der Miniſter noch die Bildung und die Ordnungsliebe der Sachſen als Bürgſchaft für die treue Erfüllung ihrer Bürgerpflichten anerkannte, machte er

Digitized by Google

die Mittheilung, daß er wegen Flüſſigmachung der Verwaltungskoſten (zur Erhaltung der Straßen ꝛc.), „deren Zurückhaltung ſo vielfältige Verlegenheiten bereitet habe", ſchon die erforderlichen Aufträge gegeben habe. — Wenn auch der gedachte Artikel über „den Nothſchrei" erſt in die Preſſe ging, als dieſe Antwort eben gegeben wurde, ſo kann ſich der Verfaſſer des Artikels doch an der Genugthuung betheiligen, welche die andern Vertreter der Preſſe in ihrer rühmlichen Verwendung für die ſiebenbürgiſchen Sachſen über dieſen Sieg der gerechten Sache empfinden. Wenn uns die Ungarn noch oft Gelegenheit geben, ihre Handlungen im Sinne der Gerechtigkeit und gebildeten Einſicht zu verzeichnen, werden ſie auch Deutſchland immer bereit finden, ihre nationale Sache und Selbſtändigkeit anzuerkennen und gegen jeden Angriff vertheidigen zu helfen.

Der bekannte Nationalökonom, Dr. Victor Böhmert Profeſſor am Polytechnicum in Zürich, hat über die Frage der Zuläſſigkeit von Prämien-Anleihen eine Schrift herausgegeben, welche an die vor einigen Monaten auf dem „volkswirthſchaftlichen Congreß" in Mainz darüber ſtattgefundenen Verhandlungen anknüpft.*) Das von vier der größten deutſchen Eiſenbahn-Verwaltungen entworfene Projekt einer Anleihe von Hundert Millionen Thalern, deren Amortiſation mit einer Vertheilung von Prämien in Verbindung gebracht werden ſollte, war es, was den herrſchenden Meinungsſtreit hervorgerufen hatte. Nachdem nämlich die traurige Erfahrung gemacht worden war, daß gewöhnliche Prioritäts-Anleihen jetzt nur mit ungeheueren, man kann wohl ſagen: wucherartigen, Einbußen am Kapital untergebracht werden können (wie dies namentlich die Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eiſenbahn-Geſellſchaft zu ihrem Schaden erfahren hat), haben jene vier Verwaltungen das Auskunftsmittel der Prämien-Anleihen gewählt, um dadurch ihren Geſellſchaften große Kapitalsverluſte zu erſparen. Allerdings begingen ſie dabei den Fehler, daß ſie, ſtatt ihren eigenen Geſellſchafts-Theilnehmern (Actionairen) die Betheiligung an dieſer ſehr beliebten Form der Anleihe vorzubehalten, einer Privatbank, die den Vortheil ihrer Commanditaire immer ſehr gut wahrzunehmen weiß, die General-Entrepriſe der Prämien-Anleihe von Hundertmillionen überlaſſen wollten. Die Ausbeutungskunſt der „General-Entrepreneurs" iſt in der Eiſenbahnwelt ſo verrufen, daß ſich von vornherein ein allgemeines Mißtrauen gegen jenes Projekt geltend machte und daß der volkswirthſchaftliche Congreß es leicht hatte, mit ſittlicher Entrüſtung dagegen aufzutreten. Gleichwohl erhoben ſich auch ſchon in Mainz gewichtige Stimmen, welche die Gleichſtellung der Prämien-Anleihen mit den Spielhöllen und dem Zahlen-Lotto für eine fromme Erfindung puritaniſcher Engländer und Amerikaner erklärten. Nur darüber war man einſtimmig, daß es volkswirthſchaftlich geboten ſei, dergleichen Unternehmungen nicht zum Privilegium großer, wohlſituirter Kapitalmächte zu machen, ſowie durch geſetzliche Beſtimmungen den Mißbräuchen der Schwindelplanmacher und der Promeſſen-Fabrikanten vorzubeugen. Ein Schwindelplan iſt es aber nicht, wenn, wie die vier großen Eiſenbahn-Verwaltungen projektirt hatten, die Anleihe mit vier Proc. jährlich verzinſt und außerdem die Amortiſirung derſelben in Verbindung mit Prämien, die durch das Loos vertheilt werden, bewirkt wird. Ein ſolches Verfahren für unſittlich und darum unſtatthaft zu erklären, wird der Schrift des Herrn Böhmert ebenſowenig gelingen, als es ſeiner mündlichen Deduction in Mainz gelungen iſt, ſeine principiellen Gegner zu überzeugen. J. L.

*) Lotterieen und Prämien-Anleihen. Berlin, Stilke und van Muyden, 1869.

Noch unter den Auſpicien des Miniſteriums Duruy hat Herr A. de Malarce in Paris, ein durch ſeine Theilnahme an vielen wiſſenſchaftlichen und humanen Vereinen bekannter Miniſterialbeamter, eine „internationale Verwaltungsſchule" (École d'administration internationale) in's Leben gerufen, deren Programm uns kürzlich zugegangen iſt. Obwohl hauptſächlich dazu beſtimmt, junge Leute auszubilden, die ſich dem Staats- oder Communaldienſte, oder auch Geſellſchafts- und Privatunternehmungen als Verwaltungsbeamte widmen wollen, ſteht dieſe Schule doch in keinem direkten Zuſammenhange mit der franzöſiſchen Regierung; ſie iſt vielmehr auf Actien fundirt, die ihren Zeichnern, außer den damit verbundenen Ehrenrechten, auch einen gewiſſen, allerdings nicht gerade zur Börſenſpeculation einladenden Ertrag zu bringen beſtimmt ſind. „International" heißt dieſe Schule, weil ſie auch Ausländer aufnimmt, die ſich für die verſchiedenen Verwaltungsämter ihrer Heimat ausbilden wollen, womit namentlich ſolchen Ländern, die noch keine geeigneten Univerſitäten für cameraliſtiſche Studien beſitzen, ſehr gedient ſein dürfte. Die neue „Verwaltungsſchule" ſteht mit der „Rechtsſchule" der Pariſer Facultät in collegialiſcher Verbindung, indem ihre Zöglinge dort an einem Lehrcurſus von täglich 1—2 Stunden theilnehmen, um dadurch den Grad eines Licentiaten zu erlangen, der die Vorſtufe zu allen öffentlichen Aemtern in Frankreich iſt, während ſie in der Verwaltungsſchule Unterricht in der Staats- und Volkswirthſchaftslehre, in Geſchichte und Erdkunde, in Mathematik und Calcül, ſowie in anderen adminiſtrativen Kenntniſſen erhalten. Der Etat der neuen Schule iſt vorläufig auf 300 Zöglinge berechnet, welche durchſchnittlich ein Unterrichts-Honorar von 600 Francs jährlich zu zahlen haben.

Es iſt eine erfreuliche Wahrnehmung, daß das Intereſſe für deutſches Leben und deutſche Literatur in Frankreich auf allen Gebieten ein immer lebhafteres wird. So finden wir in der Revue pratique du droit français, dem Organ der Rechtsſchule von Paris, eine, jetzt auch beſonders erſchienene*), gründliche Abhandlung über die hiſtoriſche Rechtsſchule in Deutſchland, von Dr. S. Vainberg. Der Verfaſſer, obwohl ſelbſt nicht ganz auf dem Boden der hiſtoriſchen Schule ſtehend, giebt doch ſeinen franzöſiſchen Leſern einen genauen und unparteiiſch würdigenden Bericht von dieſer Schule, die in Deutſchland faſt ein halbes Jahrhundert ausſchließlich dominirt hat und jetzt auch in Frankreich Terrain zu gewinnen beginnt. Selbſtverſtändlich iſt es beſonders Savigny, deſſen Leben und Verdienſte zu ſchildern waren. Herr Dr. Vainberg konſtatirt im Verlaufe ſeiner Darſtellung wiederholt die immenſe wiſſenſchaftliche Ueberlegenheit der deutſchen Jurisprudenz über die franzöſiſche, eine Ueberlegenheit, deren Urſache er hauptſächlich in der ſyſtematiſchen Unterrichtsweiſe der deutſchen Univerſitäten, gegenüber der rein exegetiſchen der franzöſiſchen Rechtsſchulen, findet. Er räth den Franzoſen dringend, die deutſche Methode anzunehmen. Es iſt wichtig, daß eine hochgeachtete wiſſenſchaftliche Zeitſchrift in Frankreich ſich nicht ſcheut, ſolche Anſichten zu veröffentlichen und damit gewiſſermaßen für die ihrigen zu erklären.

*) L'Ecole Historique en Allemagne, par S. Vainberg, Docteur en droit et en philosophie. Paris, C. Reinwald, 1869.

Digitized by Google

Für ältere Auflagen von Brockhaus'
Converſations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von

10 Thaler

vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.,
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtauſch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Zweite vom Verfaſſer durchgeſehene Auflage.

Der Talmud

von **Emanuel Deutſch**, Bibliothekar am Britiſchen Muſeum in London. Aus der 7. engl. Auflage übertragen. Autoriſirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Sgr.

„Dieſe kleine Schrift machte in England, wo ſie zuerſt erſchien, das ungeheuerſte Aufſehen. Gleich nach ihrem Erſcheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam. Das Intereſſe für ſie war allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 war ſie in 7 Auflagen erſchienen." Nationalzeitung. (306)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (302)

Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Herrmann Hettner.

In drei Theilen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh.

Erſter Theil: Die engliſche Literatur von 1660 bis 1770. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: Die franzöſiſche Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: Die deutſche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erſtes Buch: Vom weſtphäliſchen Frieden bis zur Thronbeſteigung Friedrich's des Großen. 1648 bis 1740. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Drittes Buch: Das klaſſiſche Zeitalter der deutſchen Literatur.

Erſte Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.

Die zweite Abtheilung des dritten Buches, mit welcher das ganze Werk geſchloſſen iſt, befindet ſich bereits unter der Preſſe und erſcheint im Laufe der nächſten Zeit.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappe 12⅔ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte von Deutschland,

Zweite Auflage von 1869.

12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (303)

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung in Berlin. (304)

Soeben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Piſemski (Alexis), Tauſend Seelen.

Roman in 4 Theilen. Aus dem Ruſſiſchen übertragen von Dr. **L. Kayßler.**

Zwei ſtarke Bände. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

„Der Verfaſſer dieſes höchſt intereſſanten und feſſelnden Romans iſt ein tiefer und feiner Kenner des Herzens und der Seele, die er bis in ihre verborgenſten Schlupfwinkel und Abgründe verfolgt. Sein Held iſt nichts weniger als ein Muſter, ſondern ein Mann der von Ehrgeiz verzehrt, von Leidenſchaften getrieben, der Verſuchung zwar erlegen, aber trotzdem durch eine Willenskraft unſre Theilnahme in hohem Grade beanſprucht. Ihm zur Seite ſteht ein Mädchen, das durch ſeine grenzenloſe Liebe uns mit ihren Verirrungen ausſöhnt, ebenfalls kein idealer Engel, aber ein echtes Weib und darum nur um ſo feſſelnder. Nicht minder gelungen ſind die übrigen Geſtalten des Romans, liebe Menſchen, durchaus wahr und dem wirklichen Leben abgelauſcht, aber durch echte Poeſie und den liebenswürdigſten Humor verklärt.

Die Zeichnung des Fürſten Iwan, eines gewiſſenloſen Roués und frechen Schwindlers, der unter feinen Formen und ariſtokratiſchen Manieren einen Abgrund entſetzlicher und doch nirgends übertriebener Schlechtigkeit birgt, iſt ein pſychologiſches Meiſterſtück, das ſich den beſten Leiſtungen eines Balzac, Boz und Thackeray an die Seite ſtellen darf. Auch die übrigen Figuren der höheren Geſellſchaft verrathen ein ſeltenes Beobachtungstalent, eine Kraft der Darſtellung, wie ſie nur ausnahmsweiſe in der jetzigen Schriftſtellerwelt gefunden wird."

Voſſiſche Zeitung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben: (305)

Rußland und Europa. Von Henri Martin.

Deutſche, vom Verfaſſer durchgeſehene und vermehrte Ausgabe.

Ueberſetzt und eingeleitet

von **Gottfried Kinkel.**

30½ Bogen Octav. Elegant geheftet 1½ Thaler.

Verlagshandlung von **Carl Rümpler** in Hannover.

In unſerm Verlage ſind ſo eben erſchienen:

Bedenken gegen die Annahme des Geſetzentwurfs betreffend die Konſolidation preußiſcher Staatsanleihen. Velinpapier. gr. 8. 5 Sgr.

Zur Harmonie der Volksſitte mit den Staatsgeſetzen. Entwurf eines Geſetzes zur Einführung der Civil-Ehe, den geſetzgebenden Faktoren des preußiſchen Staates gewidmet. 8. geh. 5 Sgr. (307)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig: (308)

Johann Gottfried von Herder
und die

Humanitätsbeſtrebungen der Neuzeit.

Eine literar-hiſtoriſche Studie
von
Adolph Kohut.

Erſter Theil. Preis 15 Sgr.

Berlin. Lou's Gerſchel Verlagsbuchhandlung.
86 Wilhelmsſtraße.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben: (309)

Die Byzantiner des Mittelalters

in ihrem Staats-, Hof- und Privatleben, insbesondere vom Ende des zehnten bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach den byzantinischen Quellen dargestellt von

Prof. Dr. Joh. Heinr. Krause,

Kgl. Custos d. Universitätsbibliothek zu Halle,

gr. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Halle a. d. S.
G. Schwetſchke'ſcher Verlag.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Jena** erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Opfer mangelhafter Juſtiz.

Gallerie
der intereſſanteſten Juſtizmorde aller Völker und Zeiten.

Dritter Band.

Von

Dr. Karl Löffler,

früherer Redact. d. Berl. Gerichtsztg., Ritter ꝛc.

Eleg. brochirt. Preis 2⅔ Thaler.

Der dritte Band dieſes intereſſanten Werkes enthält den Criminalprozeß gegen den Wundarzt Kühn in Ohrdruff, wegen Mordes, ein Fall, der als Indizienbeweis das größte Aufſehen macht und den der Verfaſſer einer ſcharfen Kritik unterwirft. Ferner enthält der Band noch den weltberüchtigten Prozeß gegen den Kaufmann Fonk und ſeinen Küper Hamacher und einen Schweizer Fall (Indermauer), der bisher noch nirgend veröffentlicht wurde. (310)

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden: (311)

Deutſche Nationalliteratur.

Kritiſche Textreviſionen von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr. | **H. v. Kleiſt,** 2 Bände. 1½ Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr. | **Chamiſſo,** 2 Bände. 1½ Thlr.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Festgeschenke für Kunstfreunde. (312)

Durch al.e Buchhandlungen zu beziehen.

Carsten's Werke. In ausgewählten Umriss-Stichen von **W. Müller.** 43 Kupfertafeln. 2. Auflage. Herausgegeben von H. Riegel. Qu.-Folio. In farbigem Umschlag eleg. geb. Preis 6 Thlr.

Führich, Jos. Ritter von, Der Bethlehemitische Weg. 12 Holzschnitte nach Orig.-Comp. In farb. Umschlag eleg. geb. Preis 2 Thlr.

— — **„Er ist auferstanden!"** 15 Holzschnitte nach Original-Compositionen. In farb. Umschlag eleg. geb. Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Genelli, B., Aus dem Leben eines Künstlers. 24 Compositionen. In Kupfer gestochen von **J. Burger, K. v. Gonzenbach, H. Merz** und **H. Schütz.** Grösstes Quer-Folio in eleg. Mappe. Preis 24 Thlr.

— — **Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie.** Neue Ausgabe mit erläuterndem Text versehen in deutscher, italienischer und französischer Sprache, herausgegeben von **Dr. Max Jordan.** 36 Kupfertafeln. Quer-Folio. In farb. Umschlag geb. Preis 5 Thlr.

Gleichnisse, Die, des Herrn nach den Worten der Schrift. 16 Compositionen von **J. Schnorr v. Carolsfeld, Jos. Ritter v. Führich, Th. Grosse, Gustav Jaeger, L. Nieper, O. Pletsch, Ludovico Seitz** und **H. Wislicenus.** Kl.-Folio. In farb. Umschlag eleg. cart. Preis 5 Thlr. 10 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 7 Thaler.

Gregorovius, F., Die Insel Capri. Mit 18 Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von **K. Lindemann-Frommel.** Imperial-4. Eleg. cart. Preis 4 Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 6 Thlr.

Hoffweiler, G. F. von, Sicilien. Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit. Mit 36 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von **Alfred Metzener.** Gr. 4. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr. 10 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 7 Thlr.

Scherer, G., Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von **F. Grünenwald, A. Müller, C. Piloty, A. v. Ramberg, L. Richter, M. v. Schwind, A. Strähuber,** und **P. Thumann.** Die vierstimmige Bearbeitung der Melodien (für Sopran, Alt, Tenor und Bass, zugleich für Clavier) von H. M. Kunz. 2. reichverm. Aufl. In farb. Umschl. geb. Preis 2 Thlr.

Schnorr von Carolsfeld, Jul., Italienische Landschaften in Photographien nach Originalzeichnungen. Herausgegeben von Dr. **Max Jordan.** Neue Ausgabe. 10 Lieferungen (à 2 Thlr.) je 3 Blatt (à 22½ Ngr.) enthaltend. Preis des vollständigen Werkes 20 Thlr.

Schwind, Mor. v., Die Wandgemälde des Landgrafensaales auf der Wartburg. In Holzschnitt ausgeführt. Text von B. v. Arnswald. 2. Auflage. Qu.-4. In farb. Umschl. geb. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Thorwaldsen, B., Der Einzug Alexander des Grossen in Babylon. Marmorfries. Nach Zeichnungen von **Overbeck** gestochen von **S. Amsler.** Neue Ausgabe mit erläuterndem Text herausgegeben von Dr. H. Luecke. 22 Kupfertafeln. Quer-Fol. In farbigem Umschlag geb. Preis 6 Thlr.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illuſtrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34½ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden, 6½ Thlr. (313)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden:

Meyers Konverſations-Lexikon.

Zweite illuſtrirte Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52 Tauſend. (314)
15 Leinwandbände, mit Atlas und Regiſter, 37½ Thlr.
☞ Auch in Umtauſch gegen **alte** Aufl. v. Brockhaus, Pierer u. Meyer.

Weihnachtsgeſchenk.

Soeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (315)

Robert Burns, Lieder und Balladen.

Deutſch von **Adolph Laun.** Preis geb. 20 Sgr., fein in Goldſchn. geb. 1 Thlr.

Dieſe Ueberſetzung wurde bereits von den Deutſchen und Engliſchen Blättern als eine äußerſt gelungene anerkannt.

Berlin, December 1869.

Verlag von **Robert Oppenheim.**

Soeben erſchien im unterzeichneten Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Häuſſer.

Erſter Band.

Zur Geſchichts-Literatur.

gr. 8. Geb. 4 Thlr. 10 Sgr.

Dieſer erſte, von Carl Pfeiffer in Heidelberg, unter Mitwirkung von Wenck in Leipzig, Gervinus und Knies in Heidelberg herausgegebene Band bildet eine Auswahl von Aufſätzen, welche, zunächſt in Zeitungen und Zeitſchriften veröffentlicht, in vorliegender Zuſammenſtellung dauernd werthvoll ſind und einen weſentlichen Beitrag liefern zu unſerer hiſtoriſchen und politiſchen Literatur. (316)

Berlin, im November 1869.

Weidmannſche Buchhandlung.

Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie.

Von ſeinem Bruder **Maximilian Heine.**

Velinpapier. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in dieſen Skizzen ſeines Bruders vieles Anziehende finden. Von beſonderem Werth ſind die zum erſten Male mitgetheilten Teſtamente H. Heine's; das deutſche von 1846 und das franzöſiſche von 1848. (317)

Kinder- und Hausmärchen

geſammelt durch (318)

die **Brüder Grimm.**

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern.
Velin-Ausgabe. Mit color. Bild. geb. 1 Thlr.
Gew. Ausgabe. (14. Aufl. 1869.) kart. 15 Sgr.

„Unſtreitig unter allen Märchenbüchern das ſchönſte."

Bernhardi's Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Dieser Nummer liegt bei 1) ein **Verzeichniss ausgewählter Werke** aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.** 2) eine Ankündigung von **A. Asher & Co.** in **Berlin** betr. d. **Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.** (319. 20)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Mattkäiſirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 18. Dezember 1869. [№ 51.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Die chineſiſche Geſandtſchaft in Europa. 749. — „Das gelehrte Alterthum." von H. Goell. 750. — Friedrich von Raumer's literariſcher Nachlaß. 751. — Die zweite Ausgabe von L. Büchner's Natur und Wiſſenſchaft. 752.
Ungarn. Zur Geſchichte der Staatskirche in Ungarn. III. Autonomie von Kirche und Schule. 752.
England. Ein Brief Carlyle's an einen amerikaniſchen Spiritiſten. 753.
Frankreich. Zur neueren franzöſiſchen Literatur der Poeſie. Baudelaire's Schmerzensblüthen und äſthetiſche Curioſa. 754.
Rußland. Buchhandel und Bibliographie in Rußland. 755.
Türkei. Eine türkiſch-öſterreichiſche Speculation auf Koſten Europas. 756.
Afghaniſtan. Die Civiliſation der Afghanen. 759.
Kleine literariſche Revue. Henry Ward Beecher's „Geiſtliche Reden." 760. — Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. 760. — Ludw. Leſſer. Ausgewählte Dichtungen. 761. — Ein Buchhändler-Katalog als Almanach. 761. — Aktenſtücke des Norddeutſchen Bundes. 761. Weihnachtsausgaben aus Otto Spamer's Verlag. 761.
Literariſcher Sprechſaal. Die Concile von Koſtnitz und Rom. 761. — Aus Oſtfriesland. 762. — Amerikaniſche Forſchungen in Japan und China. 762. — Die Exploſionen in den Kohlengruben. 762. — Internationale Ausſtellungen. 762. — Der literariſche Verkehr. 762.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutſchland und das Ausland.

Die chineſiſche Geſandtſchaft in Europa.

Ein Akt hoher kosmopolitiſcher Bedeutung iſt die neueſte Kundgebung des Kaiſerreiches China, welches, indem es eine Geſandtſchaft an alle civiliſirte Nationen ſendet, das Verlangen ausſpricht, in gegenſeitigen freundſchaftlichen Verkehr mit ihnen zu treten. Bekanntlich ſteht der, von 1861 bis 1868 am Hofe zu Peking als Vertreter der Vereinigten Staaten von Nordamerika beglaubigt geweſene Hon. Anſon Burlingame, ſeitdem zum Mandarin erſten Ranges ernannt, an der Spitze dieſer Geſandtſchaft, welche nicht nur in der nordamerikaniſchen Union, ſondern auch in England, Frankreich und den ſkandinaviſchen Staaten mit offenen Armen empfangen worden iſt. Daß ihr eine ähnliche Aufnahme in Deutſchland jetzt wird und ihr in Italien, Oeſterreich, Spanien und beſonders in Rußland bevorſteht, iſt ſelbſtverſtändlich. Ueber die Zwecke, welche dieſelbe verfolgt, hat ſich Mr. Burlingame in folgender Weiſe ungefähr ausgeſprochen:

China begrüßt die Mächte des Occidents, um, geſtützt auf internationale Verträge, in die Familie der großen Staaten aufgenommen zu werden und als ebenbürtiges Glied derſelben alle Rechte und Pflichten zu übernehmen, die aus dieſen, von ihr auf's Gewiſſenhafteſte zu erfüllenden Verträgen entſpringen.*) China wünſcht die Hinwegräumung veralteter Schranken, die Abſtellung aller ungerechtfertigten Anmaßungen und vernünftige Schlichtung jeder entſtehenden Zwiſtigkeit durch Schiedsverfahren. Es will keinen Krieg, begehrt keine Einmiſchung in ſeine inneren Angelegenheiten und verlangt Integrität ſeines Territoriums und Neutralität ſeiner Gewäſſer. Es erhofft eine großmüthige und chriſtliche Auslegung der Verträge, welche es unter dem Drucke der Kriegsbegebenheiten geſchloſſen hat, und deshalb, weil ſich ein ſolches Beſtreben ſeitens der fremden Nationen zeigt und man von dem Vergewaltigungs-Princip abzulaſſen beginnt, tritt China aus ſeiner bisherigen Zurückhaltung heraus, um ihnen die Hand zu reichen.

Kein Land der Erde hat in den letzten Jahren einen verhältnißmäßig größeren Aufſchwung erfahren, als China. Die inneren Zuſtände des Reichs, die Revenüen der Regierung, die Hilfsquellen der Nation haben ſich enorm verbeſſert; das Heer und die Flotte ſind reorganiſirt, Schulen und Univerſitäten eröffnet, und dies geſchah während einer Periode großen Mißgeſchicks, unmittelbar nach einem Kriege, der dreißig Jahre gedauert hat, und aus dem China ohne Nationalſchuld hervorgegangen iſt.

China erwartet von den Nationen des Occidents Wohlwollen und Gerechtigkeit; es iſt bereit zu einem gegenſeitigen, nicht nur materiellen, ſondern auch ideellen Austauſch. Unter ſolchen Bedingungen und bei vollſtändiger Aufrechterhaltung ſeiner Autonomie werden die Karawanen, welche China nach Rußland ſendet, in ungeahnter Weiſe an Ausdehnung gewinnen, die Schätze an Silber, welche ſeit Jahrhunderten ihm zugefloſſen und noch im Lande ſind, werden dem Welthandel zurückgegeben werden und befruchtend auf ihn wirken, die Ocean-Dampfer, welche den Verkehr zwiſchen China und anderen Ländern vermitteln, werden ihre Zahl um das zehn- und hundertfache vermehren.

Während alſo gegründete Ausſicht vorhanden iſt, mit jenem Lande und Volke, deſſen Seelenzahl auf vierhundert Millionen geſchätzt wird, in einen überaus regen Verkehr zu treten, fehlt uns, trotz der vielfach veröffentlichten, aber größtentheils veralteten, auch oft einſeitigen und unwahren Schilderungen, jede eingehende Kenntniß ſeiner politiſchen und ſocialen Zuſtände. Die durch die Verträge den fremden Nationen geöffneten Häfen und Handelsplätze haben auch für den Handel Norddeutſchlands bereits eine außerordentliche Wichtigkeit erlangt. (In der kürzlich erſchienenen zweiten Auflage des vortrefflichen „Handbuches der Erdkunde" von G. A. von Klöden (Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung, 1869) kann man eine Ueberſicht der wachſenden Zunahme des Seehandels und der Weltbedeutung der chineſiſchen Provinzen und Hafenplätze finden.)

In der Erſcheinung der chineſiſchen Geſandtſchaft giebt ſich zunächſt die Abſicht kund, diplomatiſch zu erreichen, daß von allen Seiten dahin gewirkt werde, daß die bisher von fremden Beamten und Kaufleuten in chineſiſchen Häfen geübte, unbillige und oft grauſame Politik einem humanen Verkehr weiche, Territorialrechte den Chineſen nicht mehr abgezwungen, Städte und Dörfer nicht auf einen, an den Befehlshaber eines Kriegsſchiffes von irgend einem Conſul ertheilten Befehl bombardirt werden. Bei entſtehenden Differenzen ſoll Berufung an die

*) Eine aus Peking vom 23. Nov. datirte, über Kiachta gegangene und von dort durch den Telegraphen nach Berlin expedirte Regierungs-Depeſche an den chineſiſchen Geſandten, Herrn Burlingame, meldet die Ratifikation des betreffenden, mit den Vereinigten Staaten von N. A. am 28. Juli abgeſchloſſenen Zuſatzvertrages.

Digitized by Google

betreffende Regierung, Erörterung und Schlichtung durch Schiedsgerichte ſtattfinden. Man wird künftighin davon abſtehen, das chineſiſche Volk — wie Herr Burlingame ſich kurz ausdrückt — zu indianiſiren, d. h. wie die Rothhäute in den Vereinigten Staaten zu behandeln.

Freilich vermag ſich die Abſchaffung aller dieſer Mißbräuche nicht ohne Oppoſition ſeitens der amerikaniſchen und britiſchen kaufmänniſchen Intereſſen zu vollziehen. Als vor wenigen Monaten der zum Nachfolger des Hon. Anſon Burlingame ernannte amerikaniſche Geſandte am Hofe zu Peking, Herr Roß Browne, ſich auf ſeinen Poſten begeben hatte, gelang es jener, der alten Unterdrückungs-Politik huldigenden engliſch-amerikaniſchen Partei in China, durch Freundlichkeit und Vorſpiegelungen ihn in ihre Netze zu locken und den gerechten und billigen Grundſätzen, die die Union, England, Frankreich und andere Staaten von nun an China gegenüber zu befolgen geſonnen ſind, abſpenſtig zu machen. Die Kenntniß dieſer Thatſache war kaum nach Waſhington gelangt, als der genannte Mr. Roß Browne unverzüglich ſeines Amtes entkleidet wurde. Auch der engliſche Geſandte in China, Sir J. Rutherford, der mit jener Partei geliebäugelt, erhielt von Lord Gladſtone einen Verweis und dürfte baldigſt abberufen werden. In Hongkong, Shanghai und anderen Häfen hat dieſe Partei Intriguen geſponnen, welche bis nach Peking reichen und den Zweck haben, der jetzigen Umgeſtaltung entgegenzuarbeiten. Es gelang ſogar, wenn auch nur auf kurze Zeit, die kaiſerliche Regierung in China einzuſchüchtern hinſichtlich der gegenwärtigen, allem bisherigen Gebrauch widerſtreitenden, Sendung eines Botſchafters an fremde Mächte und der etwaigen Folgen. Aber in Europa und auch in Amerika ſteht die öffentliche Meinung auf Seiten der Gerechtigkeit und Billigkeit, und desavouirt die eigenen beuteluſtigen und deshalb gewiſſenloſen Landsleute in China. Der eben an den kaiſerlichen Hof zu Peking ernannte amerikaniſche Geſandte, Exgouverneur Low, iſt ein geſinnungstüchtiger und bewährter Diplomat. Nachdem die Botſchaft unter Mr. Burlingame ihre Aufgabe erfüllt hat, wird die kaiſerlich chineſiſche Regierung ihre Repräſentanten an die Höfe aller Vertrags-Mächte ſenden. H...y J....y.

„Das gelehrte Alterthum," von H. Goell.*)

„Und des vielen Bücherſchreibens iſt kein Ende," klagte ſchon Salomo zu einer Zeit, wo die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war, die Menſchheit noch nicht mit einem Meere verderbten Papieres überfluthet wurde und die Bibliographie ſich ſchwerlich zu einem beſonderen Forſchungszweige hätte ausbilden können. Heute muß, wie uns ein engliſches, literariſches Blatt erzählt, der ausgezeichnete Profeſſor Milman das Manuſcript ſeines Werkes über griechiſche Poeſie den Flammen übergeben, weil er befürchtet, den Forſchungen eines Bode, Ulrici und Müller auf dieſem Gebiete nichts Neues hinzufügen zu können. — Und dennoch kann es auch heute noch Werke geben, welche in unſerer Literatur eine ſehr verſpürte Lücke ausfüllen und bei ihrem Erſcheinen mit Freude begrüßt werden müſſen; — ich meine diejenigen Werke, welche die einzelnen Zweige der Wiſſenſchaft populär behandeln und die myſtiſchen Quellen der Forſchung auch dem Laien zugänglich machen. Seitdem Alexander v. Humboldt, gleich einem zweiten Prometheus, das Feuer der Wiſſenſchaft von dem Olymp der Gelehrſamkeit geholt, der bis dahin nur den Eingeweihten zugänglich war, welche dort den immortaliſirenden Nektar der Erkenntniß in langen Zügen ſchlürften, verbreitete ſich Licht auch unter den Erdgeborenen tieferer Sphären. Die populär-wiſſenſchaftlichen Forſchungen bildeten ſich zu einem Zweige der Literatur heran, einem Zweige, welcher in würdigen Männern eifrige Pfleger fand und zum Träger der Bildung und Aufklärung unſeres Zeitalters wurde.

Dieſen Zweig der Literatur bereichert nun Herr Goell in ſeinem uns vorliegenden Werke mit einem ausgezeichneten Produkte ſeiner Forſchungen, einem Pantheon der klaſſiſchen Welt, welches, wie der Verfaſſer bemerkt, „ſeinen Schwerpunkt in das biographiſche Element legt und ſich bemüht, die Koryphäen in Bezug auf die Kultur-Zuſtände ihrer Epochen, auf die Hemmniſſe und Förderungsmittel ihrer Bildung, überhaupt als Menſchen und Kinder ihrer Zeit zu charakteriſiren, und welches ohne ſpezielles, tieferes Eingehen auf den Inhalt der einzelnen Schriften, ihre Geſammtverdienſte ins Licht rückt."

Nach dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften bildeten die reichlichen Denkmäler der klaſſiſchen Bildung lange faſt den einzigen, aber unerſchöpflichen Born, zu welchem die Jünger der exacten und ſpeculativen Wiſſenſchaften, der Kunſt und Literatur eifrig pilgerten, um ihren Wiſſensdurſt zu laben und aus den aufgeſpeicherten Schätzen das Material zum Ausbau unſerer heutigen Gelehrſamkeit zu holen. Aber über die Erhabenheit der Werke hätte man bald der Meiſter vergeſſen, beſonders der Gelehrten, deren Namen kaum zu etwas Anderem diente, als dieſes oder jenes Syſtem, dieſe oder jene Schule zu bezeichnen. Denn haben wir auch keinen Mangel an literar-hiſtoriſchen Compendien und Univerſalgeſchichten, ſo ſind dieſelben doch mehr darauf berechnet, eine Totalanſchauung zu ermöglichen, oder einen enger begränzten, aber tieferen Einblick in die Entwickelung der einzelnen Gattungen der wiſſenſchaftlichen oder literariſchen Thätigkeit zu gewähren, können daher über das Leben der Träger dieſer Bewegungen nur ſpärliche Notizen geben. Ein Anderes iſt es, dem Forſcher die Individualität jener Männer in ihrem Leben und Treiben, ſowie auch die Verhältniſſe der Geſellſchaft, der ſie entſproſſen, klar zu legen.

Dieſe Aufgabe hat Herr Goell in ſeiner trefflichen Arbeit glänzend gelöſt. Seine lebhafte Darſtellung, gepaart mit der präciſen Charakteriſirung der Perſonen und Verhältniſſe, verſetzt uns ganz in den Kreis jener Männer, „denen die Gelehrſamkeit in unſerem Sinne als tödtende, der Freien unwürdige Einſeitigkeit erſchienen wäre; denen ein Leben in der Studirſtube, getheilt zwiſchen Leſen und Schreiben und verbunden mit dem Bewußtſein der Pflicht und der zerſtreuenden Sorge um die Nahrung, wie das Schickſal eines Gefangenen oder Sklaven vorgekommen ſein würde, denen der Dienſt der Muſen weder ein Zwang noch ein Geſchäft, ſondern eine Erholung in freien Stunden, ein Troſt im Alter war, welchen ſie mit den Obliegenheiten des Staatsmannes wie des Soldaten zu vereinigen wußten." — Dieſe klare und durchſichtige Darſtellung gewinnt noch bedeutend durch die reichen ſorgfältig und glücklich gewählten Citate, ferner durch die größtentheils gelungenen, charakteriſtiſch treffenden und ſchönen Illuſtrationen.

Beſonders die ſtudirende Jugend ſoll auf das Werk aufmerkſam gemacht werden. Wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir ſagen, daß daſſelbe ihr in Beziehung der Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums und ſeiner hervorragenden Gelehrten mehr bieten kann, als — die philoſophiſche Seite abgerechnet — das Leſen einzelner Bruchſtücke der griechiſchen und römiſchen

*) Leipzig. Otto Spamer, 1870.

Digitized by Google

Schriftſteller, und dies um ſo mehr, da, wie das reiche Inhaltsverzeichniß des Werkes zeigt, in demſelben auch die in den Schulen weniger bekannten Namen ihren verdienten Platz finden.

J.

Friedrich von Raumer's literariſcher Nachlaß.*)

Zu unſerer großen Freude weilt der gefeierte Hiſtoriograph noch in unſerer Mitte; ſein „literariſcher Nachlaß" iſt daher als eine προλήψις anzuſehen, die aber ſchon deshalb unſere höchſte Beachtung verdient, weil ſie einer der edelſten Bürgertugenden, der allgemeinen Volksbildung, durch Vermehrung von Bibliotheken dienen ſoll.

Nicht minder gebührt aber auch dem Inhalte dieſer zwei Bände, als ſolchem, unſere Theilnahme. Zeigt derſelbe uns doch ein im edlen Dienſte geiſtiger Arbeit vollbrachtes Leben, das niemals ſtumpf, nie gealtert, vielmehr in jedem ſeiner Abſchnitte in neuer Jugendkraft ſich darſtellt.

Herr von Raumer bietet uns in ſeinem „Nachlaß" Mancherlei, entnommen aus den verſchiedenſten Regionen: Notizen zu ſeiner ſpätern Lebenszeit, Reden, Briefe von ihm und Andern, Anſichten über Religion und Politik, Geſchichte, Kunſt, Naturwiſſenſchaften, Arznei-, Länder- und Völkerkunde werden ſelbſt ſtrengen Fachgelehrten anziehend und lehrreich erſcheinen.

Friedrich von Raumer ſtellte ſich von früher Jugend an nicht, wie manche Andere ſeines Standes, außerhalb des Lebens und ſeiner Bewegungen, ſondern mitten in daſſelbe hinein. Und nach ſeinen eigenen Worten bewährt ſich an ihm das alte Sprichwort: „Man könne ſeine Natur nicht austreiben". Er blieb ſeiner Natur getreu, allüberall: mochte er die Geſchichte der Völker darſtellen, oder als Vertrauensmann im Dienſte der Diplomatie thätig ſein, mochte er ſich im Parlamente zu Frankfurt und Berlin, oder auf einem mit Ochſen beſpannten Reiſewagen in den Cordilleras de los Andes befinden. Stets gewahren wir das friſche, lebendige Auffaſſen der Dinge, und dem verdanken wir denn auch die beiden vorliegenden Bände.

Gleichwie nun Herr von Raumer in dem öffentlichen, Staats- und wiſſenſchaftlichen Leben den wahren Anforderungen der Zeit Rechnung trug, und ein Vorkämpfer der Freiheit in edlem Sinne zu nennen iſt, ſo ſehen wir aus ſeinem „Nachlaß", daß er auch in ſeinem Privatleben alle jene Bildungsmittel ſorgfältig zu pflegen ſuchte, welche dem Ideale unſeres Volks entſprechen und Stützpunkte gewähren. Vor einem auserleſenen Damenkreis hielt er ſeit langer Zeit Vorleſungen über deutſche und ausländiſche Literatur und trug auf ſolche Weiſe zur Hebung der geiſtigen Pflege der Frauen bei, die jetzt ein ſo allgemeines Intereſſe errungen hat.

Auch den deutſchen Geſang ſtrebte er ſeinestheils zu Ehren zu bringen; über 60 Jahre gehörte er dem Verbande der Singakademie an, und eben dieſe Stätte liefert noch heute einen andern Beweis von Raumer's ſegensreicher Wirkſamkeit. Dort werden nämlich alljährlich die Vorleſungen des von ihm 1841 gegründeten „wiſſenſchaftlichen Vereins" gehalten, von welchen Raumer zwei von ihm ſelbſt gehaltene hier abdrucken ließ, nämlich ſeinen Vortrag über Sicilien und Palermo (1863) und den über „Sonſt und Jetzt" (1866). Wenn in dem erſtern der Geſchichtsforſcher der ſocialen und politiſchen Bedeutſamkeit jener beiden Städte der ehedem ſelbſtändigen Inſel Siciliens gedacht hat und am Schluſſe der zweiten einige, wie es ſcheint, allzu „ängſtliche Fragen" beantwortet wiſſen will, ſo glauben wir, wird ihm das mit erlebte und nach unſerer Auffaſſung richtig gewürdigte Jahr 1866 auch die rechte Antwort gegeben haben.

Das Eſſay „zur Geſchichte Spaniens" zeigt uns in lebendigen Farben das, faſt möchten wir ſagen, hiſtoriſch gewordene und bis auf den heutigen Tag hiſtoriſch gebliebene Unglück dieſes ſchönen Landes; die unbeſchreibliche Tyrannei, welche die Habsburger und Bourbonen maßlos dort verübten, macht die entnervte Lage des Landes erklärlich.

Der Aufſatz über König Jakob II. und Anna Hyde veranlaßt Raumer zu der Unterſuchung, wie man Geſchichte ſchreiben ſolle. Dabei wiederholt er ein ſchon gegebenes perſönliches Glaubensbekenntniß: „Sollte man in meinen geſchichtlichen Schriften die höchſte Höhe der kalten, politiſchen Gleichgiltigkeit vermiſſen, oder tadeln, daß ich dem Erfolge, der Nothwendigkeit, dem Zufalle (oder, wie die Götzen ſonſt heißen) nicht unbedingte Ehrfurcht erweiſe, dann entgegne ich mit Godwin (History of the Commonwealth of England): „„Ich kann nicht zugeben, daß man von mir annehme, ich habe weder Empfindungen noch Gemüthsbewegungen, wenn Ereigniſſe der Hochherzigkeit oder der Schuld an meinem innern Auge vorübergehen. Ich wünſche vielmehr, daß man mich für ebenſo fühlend als denkend halte. Nennt man aber Unparteilichkeit, das Gute und Böſe ſo zu behandeln, als ſei dazwiſchen gar kein weſentlicher Unterſchied, ſo weiſe ich derlei Unparteilichkeit von mir und verleugne ſie.""

Die theologiſirenden Briefe aus Meran (1850) im erſten Bande und die Anſchauungen Raumer's über Religion und Theologie im zweiten Bande ſind prägnant und charakteriſtiſch; ehrlich und aufrichtig wie überall, ſcheuen ſie vor keinem Ergebniß zurück und ſtreben Wiſſenſchaft und Religion mit einander zu verbinden; iſt doch auch in jüngſter Zeit der Neſtor der Geſchichtſchreibung muthig und jugendfriſch gegen eine gewiſſe Theologie aufgetreten, welche die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaften zu fälſchen ſuchte.*)

Was den Briefwechſel Raumer's betrifft, ſo belehren uns zunächſt die im erſten Bande mitgetheilten Briefe A. v. Humboldt's, wie und in welcher Weiſe man fremder Leute Briefe veröffentlicht, dienen ſomit als Directiv, ſind aber namentlich und insbeſondere ein weſentliches Correctiv für die Klatſchereien von Ludmilla Aſſing.

Endlich müſſen wir auch noch der Novelle gedenken, welche Herr von Raumer im Jahre 1828 unter dem Titel „Marie" ſchrieb; ſie iſt ein Muſter pſychologiſcher Gedankentiefe im heitern Gewande einer Erzählung.

Der edeln Abſicht des Verfaſſers, durch den Ertrag dieſer Schrift die von ihm gegründete Stiftung der Berliner Volksbibliotheken zu vergrößern, wurde von einer befreundeten Seite dadurch entgegengekommen, daß eine größere Anzahl von Exemplaren des Buches beſtellt worden iſt. Möge dieſes Beiſpiel vielfach nachgeahmt werden, ſo daß der Autor auch nach dieſer Richtung hin Freude an ſeinem Werk erlebe! Dr. L. S.

*) 2 Bde. Der ganze Ertrag iſt für die Berliner Volksbibliotheken beſtimmt. Berlin, Mittler, 1869.

*) Eines jedoch vermiſſen wir in dieſen Raumer'ſchen Confessions: die Geſchichte ſeines Ausſcheidens aus der Berliner Akademie bei Gelegenheit ſeiner patriotiſchen Rede am Jahrestage Friedrichs des Großen. Der edle Greis hat, wie es ſcheint, Anſtand genommen, gleich Ham, dem Sohne Noah's, die Blöße ſeines Vaters aufzudecken. D. R.

Digitized by Google

Die zweite Ausgabe von L. Büchner's Natur und Wiſſenſchaft.*)

Der Sturm, welcher vor einem Jahrzehend die Philoſophie durchtobte, iſt vorüber. Er iſt zwar nicht ausgetragen, denn keine der Parteien hat ſich für beſiegt erklärt, aber auch hier iſt die Ruhe, welche dem Sturme gefolgt, nur ein bewaffneter Frieden. Der Haß iſt geblieben auf beiden Seiten, und erſt wenn dieſer mit der jetzt lebenden Philoſophen-Generation zu Grabe getragen ſein wird, kann an ein Compromiß, an ein aufrichtiges Bündniß zu gemeinſamer Fortarbeit gedacht werden.

In dieſem Kampfe der Geiſter muß Ludwig Büchner's Name in erſter Reihe genannt werden, denn ſein Buch: „Kraft und Stoff“ war der erſte Schuß, welcher den lange vorbereiteten Federkrieg eröffnete. Waren es auch Andere geweſen, ein Carl Vogt, Moleſchott u. ſ. w., welche die Waffen geliefert — er übertraf ſie Alle an Kühnheit des Vorgehens, an Schlagfertigkeit. Sie waren die Cavour, er der Garibaldi, welcher darauf losſchlug.

Wer will leugnen, daß intra et extra muros peccatur, daß auf beiden Seiten auf der der transcendentalen Philoſophie, wie auf der der anatomiſchen Ergründung der Idee, viel Irrthum, Mißverſtändniß und Anmaßung ſich breit machte — in der Studirſtube der Philoſophie, welche ſprechen zu können meinte: „Ich bin wie Gott, denn ich allein habe vom Baume der Erkenntniß gegeſſen“, wie im Laboratorium der Materialiſten, wo noch keiner Monade freiwillige Entſtehung beobachtet war, als man bereits ſtolz rief: „Wir brauchen keinen Gott; einer ſolchen Hypotheſe haben wir nach unſeren Beobachtungen nicht nöthig, um das All zu erklären.“

Seit jener Zeit iſt manches geſchehen, was den Streit betrifft. Vor Allem iſt Darwin's Buch über die Entſtehung der Arten erſchienen, und die Geſchichte der Erde, welche von ihr ſelbſt geſchrieben iſt, hat ihre genauere Begründung erfahren. Dagegen hat die rein ſpeculative Wiſſenſchaft inzwiſchen keine neuen Erfolge, wenigſtens keine durchſchlagenden aufzuweiſen. Vielmehr iſt da und dort ein Einlenken und ein Handreichen einerſeits der empiriſchen Forſchung an die Philoſophie und andererſeits der Idealiſten an die Naturforſchung wahrzunehmen.

In Büchner's vorliegender Schrift finden wir vornehmlich das kritiſche Tagebuch eines muntern Zuſchauers und Darſtellers der Kämpfe, der freilich ſeine Beobachtungen mit einem ſehr befangenen Blick anſtellt.

Wenn wir ſonach dieſes Buch als eine Zuſammenſtellung von Materialien zur Geſchichte der Philoſophie und der Naturwiſſenſchaft des letzten Decenniums betrachten, ſo müſſen wir hinzuſetzen, daß das Ganze von einem einſeitigen Standpunkte aufgefaßt iſt. Der Spiegel, in den wir hier ſchauen, iſt ein gefärbter; ſein Bild, wenn auch nicht verzerrt, hat doch nicht die natürliche Vertheilung von Licht und Schatten. So gewiß es iſt, daß die Schulphiloſophie von Kant bis auf Schopenhauer viel geſündigt, ſo unbeſtreitbar ferner, daß ſie in einer völligen Umwandlung begriffen iſt — es will uns doch Büchner's Materialismus weder als ihr Ueberwinder und noch viel weniger als die Philoſophie der Zukunft erſcheinen. Es iſt eine Contradictio in adjecto, da überhaupt noch von Philoſophie zu ſprechen, wo der Geiſt als Ausfluß der Materie angeſehen und nicht vielmehr die unbedingte Priorität des Geiſtes anerkannt wird. Dieſe Differenz der Stellung, ob Eins oder Zwei, iſt jetzt das ganze Streitobjekt der naturwiſſenſchaftlich-materialiſtiſchen und der philoſophiſch-ſpiritualiſtiſchen Schule — ein Streit, bei dem der Sieg der letzteren nicht mehr zweifelhaft ſein kann.

*) Aus Natur und Wiſſenſchaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen von Dr. Ludwig Büchner. Leipzig, Thomas, 1869. Zweite Auflage. (426 S.)

Ungarn.

Zur Geſchichte der Staatskirche in Ungarn.

III.

Autonomie von Kirche und Schule.

Nicht unmittelbar in die gegenwärtige Bewegung der ungariſchen Katholiken eingreifend, aber gleichwohl von großem Einfluß auf dieſelben, erſchien vor einem Jahre bei Ráth in Peſt eine geſchichtliche Studie unter dem Titel: „Pázmány Péter és Kora“ (Peter Pázmány und ſeine Zeit) von Wilhelm Frankl. Der Verfaſſer beleuchtet darin die Einwirkung des Jeſuiten und Primas Pázmány auf das religiöſe Leben ſeiner Zeit und insbeſondere ſeine Kämpfe gegen den Proteſtantismus. Auch die Werke Erneſt Renan's erſchienen gleichzeitig in ungariſcher Ueberſetzung von Leander Molnár. Das gebildete Publikum las dieſe Werke mit großer Begierde, und es wirkte die Religions-Auffaſſung dieſer Männer mehr oder weniger einflußreich auf die Meinung der ungariſchen Katholiken ein, was jedenfalls maßgebend für die Bewegung für Autonomie von Kirche und Schule in Ungarn war.

Als nach dem Ausgleich mit Oeſterreich der lange exilirt geweſene Miniſter, Biſchof Horváth in's Vaterland zurückkehrte, ſah man mit Spannung dem erſten Lebenszeichen Horváth's auf kirchlichem Gebiete entgegen. Und in der That, in Horváth täuſchte ſich kein Freund der vollen Freiheit des Gewiſſens! Er ſchrieb ein Werk: „William Roger“, der Begründer des Prinzipes „der freien Kirche im freien Staate“ in Amerika. In den Vereinigten Staaten iſt nämlich auch die katholiſche Kirche wahrhaft frei. Und das war die eigentliche Mahnung für Ungarn, die Kirche frei zu machen, bei den Katholiken ſo frei, wie bei den Proteſtanten.

Virgilius Szilágyi ſchrieb bald darauf die Broſchüre: „Katholikus autonomia“, in welcher er den fraglichen Gegenſtand aus den bekannten drei Geſichtspunkten: a) der Wahl des Klerus, b) Unabhängigkeit vom Staate, c) Verbeſſerung der materiellen Lage des niedern Klerus — behandelt. Das Werkchen macht den Anſpruch, eine diplomatiſche Arbeit zu ſein; es drängt das wahre Streben freier Katholiken in den Hintergrund. Szilágyi will mit dem Klerus pactiren und auf dem Felde der Kirchen-Reform Opportunitäts-Politik treiben. Sz. iſt auch der eifrigſte Vertreter directer Wahlen für den bevorſtehenden „Congreß der ungariſchen Katholiken“. Sein Werk befriedigte weder die Ultramontanen, noch die freiſinnigen Katholiken. Ob ſich die von Sz. angeſtrebte Vermittlung bewähren wird und kann, entſcheidet die nächſte Zukunft.

Eine nicht direct die Frage der Autonomie von Kirche und Schule behandelnde, dieſelbe aber indirect, als Ergebniß ihrer Deutungen, fördernde Schrift erſchien jüngſt bei Aigner in Peſt unter dem Titel: Tanügyi szervezés (Schul-Organiſation) von J. Rill. Das Werk behandelt die Regelung der Schule vom Standpunkte der bisherigen Praxis, wonach die katholiſchen Biſchöfe und überhaupt der Klerus das Aufſichtsamt über die

Digitized by Google

Schule im Auftrage des Staates ausübte, in Folge deren die Aufſicht im Sinne des neuen Schulgeſetzes durch die vom Staate neuerdings entſendeten Schulinſpektoren ausgeübt werden müßte. Der Verfaſſer führt den Nachweis, daß die confeſſionelle Schule zum Nachtheile der freien Kirche ſei; er iſt aus confeſſionellen Gründen gegen die Confeſſionsſchule. Da der Staat auch über die confeſſionelle Schule das Aufſichtsrecht ausübt und im Sinne des Geſetzes befugt iſt, nach dreimaliger Ermahnung die confeſſionelle Schule als „nichtbeſtehend" zu betrachten und der politiſchen Gemeinde die Errichtung einer Gemeindeſchule aufzutragen: ſo kann die Regierung, falls ſie eine Schule als den geſetzlichen Anforderungen nicht entſprechend befindet, ſich in eine Angelegenheit, die rein confeſſioneller Natur iſt, einmiſchen.

Die Kirche, die Confeſſion ſoll frei und unabhängig vom Staate ſein; der Staat, die Regierung ſoll ſich in keine confeſſionelle Angelegenheit mengen dürfen; in Schulangelegenheiten iſt aber das Recht der Einmiſchung des Staates — wie billig und aus der Natur der Volksbildung folgend, da die Schule Staatsangelegenheit iſt — garantirt und feſtgeſtellt: alſo bleibt nichts anderes übrig, als daß die Confeſſionen ihrem Rechte, Schulen zu gründen und zu erhalten, freiwillig entſagen; auf dieſes Recht verzichten. Thun ſie das nicht, ſo geben ſie dem Staate Anlaß, ſich in der Schulfrage in eine confeſſionelle Angelegenheit zu miſchen, und wollen die Confeſſionen dem Principe der „freien Kirche im freien Staate" huldigen: ſo müſſen ſie auf die Schule jedenfalls Verzicht leiſten. Die confeſſionellen Intereſſen würden nicht gefährdet werden, da die betreffenden Schulcommiſſionen, welche die politiſche Gemeinde wählt, die geſetzlichen Kreisſchulräthe, welche die Geſammtheit des Comitates wählt, die Schulinſpektoreien und Miniſterien doch auch aus ſolchen Menſchen beſtehen, welche irgend einer Confeſſion im Lande angehören und deshalb kirchliche Intereſſen zu vertreten ſchon in dieſer Eigenſchaft berufen ſind. Zudem ſind die Abgeordneten der Confeſſion in allen Schulräthen ſtimmberechtigte Mitglieder. Nicht ſo ſehr alſo im Intereſſe der Schule, als vielmehr im Intereſſe der Freiheit der Kirche — muß die Confeſſion der Schule entſagen. Und es iſt zu hoffen, daß die Vertreter der Katholiken Ungarns nicht ſo engherzig ſein werden, dies nicht einzuſehen.

Rill behauptet in ſeiner Broſchüre auch, daß durch die directen Wahlen die Repräſentanz der Katholiken Ungarns entweder gar nicht, oder nur ſehr ſchwer geſchaffen werden könne. Sollen in den Kreiſen der Diöceſen die Wahlen am Mittelpunkte des Kreiſes vorgenommen werden, ſo erwächſt daraus, daß jeder wahlfähige Katholik zur Wahl reiſen muß, für jeden Einzelnen Zeitverſäumniß und außerdem ſind auch noch Unkoſten zu beſtreiten. Dabei iſt nicht zu erwarten, daß alle Katholiken von gleichem Eifer beſeelt zur Wahlurne eilen werden; denn darauf ſoll doch ſicherlich nicht gerechnet werden, daß wie bei den Reichstagswahlen, die Wahlcandidaten die Unkoſten tragen ſollen. Dagegen ſchlägt der Verfaſſer indirecte Wahlen vor. Die Gemeinden mögen ſich ſelbſt organiſiren: je 500 Seelen ſollten einen Gemeindevertreter wählen; dieſe Vertretung der kirchlichen Gemeinden würde in jedem Diſtrikte eine beſtimmte Anzahl Vertreter in die Diöceſan-Verſammlung ſenden, wo die Wahl der Diöceſan-Vertreter für den Katholiken-Congreß — natürlich frei und ohne Beeinfluſſung von Seite des Biſchofs — vorgenommen werden könnte. — Dadurch würden, was die eine Hauptſache iſt — ſämmtliche Katholiken im Congreſſe vertreten ſein, und — das iſt die zweite Hauptſache — die Wähler hätten keine Auslagen, es wäre von keinem Seelenkauf die Rede, da die Wahlkoſten aus dem Kirchenvermögen erſetzt werden müßten.

So hätten wir ein ſummariſches Bild geliefert von der geiſtigen Bewegung der Katholiken in Ungarn, von denen der Papſt ſagte, „ſie bringen die Kirche in Gefahr". — Mit den Gefühlen höchſter Spannung ſieht man in Ungarn dem oekumeniſchen Concil entgegen, und harret der Dinge, die da kommen ſollen.

Eine kirchliche Sache müſſen wir noch berühren: es iſt dies das Kirchenvermögen. Die Biſchöfe und Prieſter verſtehen darunter die Kirchen- und Schulfundationen, frommen Stiftungen und Vermächtniſſe, welche bisher von der Regierung verwaltet wurden. Die Laien rechnen das wohl auch zum Kirchenvermögen, das iſt ihnen aber Nebenſache; die Hauptſachen ſind: die biſchöflichen Pfründen. Dieſe ſind königliche Donationen zu Gunſten der Kirche. Die Mehrheit der katholiſchen Laien, die einen großen Theil der Kirche doch ausmachen, ſind der Ueberzeugung, daß jene Donationen in Ungarn der katholiſchen Kirche gehören und von dieſer — reſp. ihrer Repräſentanz — verwaltet werden müſſen. Das Recht der Biſchofswahl ſoll übergehen auf die Katholiken jener Diöceſe, deren Biſchofsſitz erledigt iſt. So lautet die Forderung. Alſo muß auch das Recht der Dotation dieſen gehören. Ein Staatsminiſter Ungarns bezieht an Sold 12 000 Gulden; ſollte ein Biſchof mit der Hälfte dieſes Geldes nicht genug haben, ſelbſt wenn er verheirathet iſt? Gewiß! Die 150,000 oder gar 500,000 Gulden, welche die Biſchöfe Ungarns als Jahres-Revenüen einzeln beziehen, dürften ganz gut zu Beſoldungen der Seelſorger und Religionslehrer verwendet werden. Die Regelung dieſer Frage iſt eine dringende Nothwendigkeit, denn ſchon ſind Stimmen vernehmbar, welche die Säculariſation der Kirchengüter betonen. Dieſe kann ohne Umſtände vom Reichstage beſchloſſen werden, wenn die Biſchöfe den trüben Blick nicht bald klären und ſämmtliche Kirchengüter in die Hände der „Kirche" niederlegen.

Der Katholiken-Congreß Ungarns hat eine ſchwere Aufgabe zu löſen! Wir wünſchen den Sieg aus voller Seele derjenigen Partei, die das Wohl der Kirche im Auge hat; nicht aber die Befeſtigung des Kaſtengeiſtes, des Ultramontaniſmus, der Abhängigkeit vom Staate und von — Rom!

Zu wünſchen wäre, daß der hochwichtige Katholiken-Congreß bald zuſammenberufen werde und den Völkern Europas voranleuchte durch die Verwirklichung der Idee: Freiheit, Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit in der Kirche im Allgemeinen und Gewiſſensfreiheit der Perſon im Beſonderen. J. J. R.

England.

Ein Brief Carlyle's an einen amerikaniſchen Spiritiſten.

Der „American Scotsman", welcher in New-York erſcheint, bringt folgenden charakteriſtiſchen Brief aus der Feder des engliſchen Biographen Friedrich's des Großen:

„Lieber Herr! Endlich erhalte ich Ihre Schrift*) und habe ſie geleſen mit ſo viel Aufmerkſamkeit und Beachtung, als ich

*) „The Temple of Isis." By William Devovan.

Digitized by Google

vermochte. Es zeigen ſich darin bedeutende geiſtige Fähigkeiten, Kräfte des Verſtandes, der Imagination, ein ſtrenger, ernſter Charakter, hier und da ein Ton düſterer Beredtſamkeit und Spuren wirklichen literariſchen Geſchicks. Mein fortwährendes Bedauern war jedoch und iſt es auch jetzt, daß ſolche Kräfte auf einem handgreiflich chaotiſchen Gebiete thätig ſind, das gänzlich außerhalb der Gränzen menſchlicher Intelligenz liegt. Es ſind nicht Gedanken, welche Sie geben, es ſind rieſenhafte, leere Träume, die natürlicherweiſe weder jemals beſtätigt noch geleugnet werden können. Mein ausgeſprochener Rath würde daher ſein: geben Sie das Alles auf, lehnen Sie es ab, Ihre Intelligenz mit Dingen zu beſchäftigen, bei denen die Intelligenz keine Rolle ſpielt; hören Sie auf, Ihre Samenkörner im Reiche der Wolken und Schatten auszuſtreuen. Die höchſte Intelligenz, die nicht zu etwas Poſitivem gelangt, iſt völlig in die Irre gegangen. Die Welt der Praxis und der Thatſachen iſt die wahre Arena ihrer Bewohner, für Jeden und für Alle weit genug zur Bethätigung ihrer Intelligenz. Dieſe Welt war niemals ſo mit greulichem Dunkel und verderblichen Täuſchungen bedeckt, wie jetzt. Wirkliche Intelligenz mag mit Nutzen über Dinge ſchreiben, beſſer noch vielleicht verhält ſie ſich ſchweigend und wendet ihre ganze Kraft auf, den eigenen beſcheidenen Pfad in ſolcher Wildniß zu erhellen, um wenigſtens für einen ernſt denkenden Menſchen klar und ſicher zu ſtellen, was er zu thun hat.

„Wahrſcheinlich werden Sie dieſem Rath nicht folgen, ſicher wohl wenigſtens nicht ſogleich; das ſoll mich aber gar nicht mit Ihnen böſe machen. Ihre Schrift las ich mit Vergnügen; ſie hat ein gewiſſes Intereſſe, mit Ausnahme eines kleinen Abſchnittes, der von einer Sache handelt, die ich nicht erwähne, wenn ich nicht dazu gezwungen werde. — Das Ding, welches ſelbſt ſich „Spiritualismus" nennt, welches paſſender „Ultrabrutalismus" und „Liturgie der Todtenmeer-Affen" (Liturgy of Dead-sea Apes) genannt würde. Der Ihrige mit vielen guten Wünſchen

Thomas Carlyle."

Als Seitenſtück zu dieſer Epiſtel geſtatte uns der Leſer einen Zug aus A. v. Humboldt's Leben hierher zu ſetzen. Zur Zeit des Geiſterverkehrs und Tiſchrückens in Deutſchland befragte ein Prinz aus einem kleinen Raubſtaat auch den großen Naturforſcher um ſeine Anſicht über das Tiſchrücken. Humboldt lächelte und ſchwieg. „Aber ich verſichere, Ew. Excellenz, ich habe mit eigenen Augen geſehen, wie ſich der Tiſch von mir entfernte", bemerkte der fürſtliche Sproſſe mit Eifer. Das war zu viel. „Der Klügere giebt nach, Hoheit", erwiederte der ſarkaſtiſche Gelehrte.

Der Beſitzer einer großen Werkſtätte in London hat neulich öffentlich in den Zeitungen erklärt, daß er Geſchäftsaufträge für viele Tauſende an Werth gehabt hat, um in den verſchiedenſten Häuſern, die der Schauplatz für die Operationen des Tiſchrückens, ſpiritualiſtiſcher Zuſammenkünfte u. ſ. w. ſind, Metallknöpfe an ſcheinbar unverfänglichen Stellen anzubringen, die als Elektroden für geheime galvaniſche Batterien dienen!

Frankreich.

Zur neueren franzöſiſchen Literatur der Poeſie.

Baudelaire's Schmerzensblüthen und äſthetiſche Curioſa.

Eine vergleichende Charakteriſtik der literariſchen Periode unter dem zweiten Kaiſerreich mit jener innigen und tiefen Poeſie, deren mächtigſter Ausdruck Alfred de Muſſet war, würde ſehr zum Nachtheil der erſteren ausfallen; die gegenwärtige Poeſie hat verſchiedene mehr oder weniger brillante Eſſais aufzuweiſen, aber über die Verſuche iſt man eigentlich nicht hinausgekommen. Wenn man die allzu gemiſchte Sammlung Le Parnasse contemporain betrachtet, ſo findet man nur die Epigonen.

Indeſſen giebt es einige rühmliche Ausnahmen; fernab von der großen kalten Straße wandelt hier und da ein Dichter unſerer Tage, der den Rhythmus und die Schilderung zu handhaben weiß und die Natur zu beſchreiben und zu malen verſteht, ohne dabei die Wirkung auf das Herz zu vergeſſen. Zu dieſen Dichtern von poetiſchem Magnetismus gehört Baudelaire.*)

Schreiber dieſer Zeilen hat einen Freund, welcher Baudelaire kannte und ihn in ſeiner letzten Krankheit oft beſuchte. Der Dichter mußte viel leiden, er war der Sprache beraubt, aber ein ewiges Lächeln der Reſignation lag auf ſeinen Zügen. Seine Augen leuchteten und zeigten, daß ſein Geiſt noch lebendig. Er dachte noch, aber er konnte das Gedachte nicht mehr ausſprechen. Aufmerkſam und mit Intereſſe verfolgte er die Converſation, die an ſeinem Sterbebette geführt wurde; manchmal warf er ein oui oder non dazwiſchen, das er mit der äußerſten Anſtrengung hervorbrachte.

Augenzeugen haben die Verleumdung der Feinde Baudelaire's widerlegt, daß der Dichter der fleurs du mal geiſteskrank geſtorben ſei. Nein, in ſeinen ſchmerzhaften Prüfungen behielt er bis zum letzten Athemzuge ſeine volle Vernunft. Wer die fleurs du mal genauer prüft, der wird darin keinen Irrſinn finden, ſondern außer einigen allerdings etwas bizarren Phantaſieen, tiefe Kenntniß der menſchlichen Leiden und Leidenſchaften.

Baudelaire war ein Menſch von einer ganz eigenthümlichen Originalität. Die Natur hatte ihn glücklich mit ihren Gaben ausgeſtattet, obwohl er, undankbar genug, behauptete, er verdanke Alles nur ſeinem feſten Willen. Bei aller Abſonderlichkeit aber war er ein eminenter Geiſt.

Seine Poeſie iſt tiefgreifend, die Worte und Phraſen ſind ſinnvoll. Sein Paradoxon, daß nur der Wille das Talent ſchaffe, half ihm zwar zu manchem guten Einfall, aber auch zu manchen Fehlgriffen, indem man es vielen ſeiner Poeſieen anmerkt, daß ſie zu ſehr gewollt ſind. Darum bleibt auch Baudelaire ein Dichter, von dem man mehr ſpricht, als man ihn lieſt.

In ſeinen eigenen Angelegenheiten war er nicht minder ſorglos; er verwaltete ziemlich ſchlecht ſein Hab und Gut. Durch den frühen Tod ſeines Vaters fand er ſich im Beſitze eines gewiſſen Vermögens, das er indeſſen wenigſtens nicht unnütz vergeudete, indem er es zur Entwicklung ſeines Talentes verwendete. Er unternahm eine Reiſe nach Indien und dieſer Aufenthalt hat vor Allem dazu beigetragen, Baudelaire zu jenem mächtigen Naturmaler zu machen, den wir in ſeinen Gedichten bewundern. Aber derſelben Urſache kann man auch das Pêle-mêle der verſchiedenſten Töne und das Chaos der Nuancen bei ihm zuſchreiben.

Man vermuthet auch, daß der Dichter ſeinen Reiſen im Orient ſeine Krankheit verdanke. Er fand einen unmäßigen Geſchmack an den Aufregungen, die das Opium verſchafft, und dieſe verderblichen Ausſchweifungen ſind ohne Zweifel eine der hauptſächlichſten Urſachen der ſchrecklichen Krankheit, welche ihn ſo grauſam in der vollen Kraft ſeines Alters und Talentes dahinraffte.

*) Les fleurs du mal, Curiosités esthétiques, l'Art romantique, petites poëmes en prose, Paradis artificiels, par Charles Baudelaire. Édition définitive. Paris, 1869. Mich. Lévy frères.

Digitized by Google

Nach Frankreich zurückgekehrt, ſäumte Baudelaire nicht, ſich bekannt zu machen. Er zählte kaum zwanzig Jahre, als ſein Ruhm ſchon begann. Er nahm ſofort einen Kampf auf gegen die Bana ität unter allen Formen; ſein Haß des Trivialen trieb ihn bis zum Excentriſchen.

Ein wahres Ereigniß im Leben des Dichters war die Ueberſetzung der Werke des Amerikaners Edgar Poë. Natürlich mußte es ihn packen, zu erfahren, daß jenſeits des Oceans ein Mann exiſtirte, mit dem er, ohne ihn zu kennen, in der intimſten Ideen-Verbindung war, der ebenſo wie er das Sonderliche und Excentriſche liebte und ebenfalls im offenen Krieg mit den Vorurtheilen ſeines Jahrhunderts war. Tiefe Verachtung der Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft und excluſiver Cultus des Ideals, das ſind für Baudelaire, wie für Edgar Poë die beiden Fundamente ihrer Denkweiſe.

Außer den fleurs du mal ſind die wichtigſten Publicationen Baudelaire's die Paradis artificiels und die petits poëmes en prose. Die Paradis artificiels enthalten eine originelle Studie über das Haſchich und die Analyſe eines engliſchen Buches über den Opium (The confessions of an english opium-eater par Thomas de Quincey). Im Poëme du Haschich werden die bizarren Illuſionen, welche das Gift verurſacht, mit bewundernswerther Analyſe beſchrieben; das Buch hat einen großen pſychologiſchen Werth.

Die fleurs du mal erſchienen zum erſten Male geſammelt im Jahre 1857 und erregten ebenſowohl den lebhafteſten Enthuſiasmus als die bitterſten Kritiken. Man klagte ſogar das Buch an, daß es gegen die öffentliche Moral verſtoße und das Tribunal correctionel vernichtete ſechs von dieſen Poeſien; dieſelben ſind weder in der neuen Ausgabe von 1863 noch auch in der vorliegenden enthalten. Was das Buch iſt und ſein ſoll, ſagt der Titel zur Genüge: es iſt ein ſonderbares und phantaſtiſches Bouquet der Blumen des Uebels, des Böſen; es iſt die ganze Poeſie des Schreckens und des Laſters. Das Werk iſt keine Apologie des Laſters, auch keine Satyre in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; es iſt noch etwas mehr. Die fleurs du mal machen das Laſter verhaßt, aber ſie bringen es zugleich zum Verſtändniß. Das Böſe iſt haſſenswerth, aber muß es nicht eine geheime Kraft beſitzen, daß es ſo häufig die Vernunft zum Schweigen bringt und den Willen tödtet?

Große Sorgfalt legte der Dichter auf die Form; er ſorgte für die Toilette ſeines Gedankens wie für ſeine eigene. Dies erſtreckte ſich ſogar bis auf die Handſchrift. Mit der ſcrupulöſeſten Aufmerkſamkeit überwachte er den Druck ſeiner Sachen. Noch auf ſeinem Sterbebette beſorgte er ſelbſt die Correcturen. Ein Buch war für ihn ein Gegenſtand der Verehrung. Sein Styl iſt gründlich durcharbeitet, wie ſeine Verſification. Zuweilen, vornehmlich in ſeinen Kunſtkritiken, empfiehlt Baudelaire ſehr eindringlich die Naivetät. Aber was er empfiehlt, heißt nicht naiv denken oder fühlen, ſondern naiv das ausdrücken, was man denkt und was man fühlt. Von dieſem Standpunkt aus ſind wenige Autoren naiver geweſen als er ſelbſt, denn Niemand war aufrichtiger in ſeinen Ausdrücken.

Die fleurs du mal zerfallen in ſechs Theile: Spleen et idéal, Tableaux parisiens, le vin, fleurs du mal, révolte, la mort. Der erſte Theil iſt gleichſam das Haupt dieſes düſtern Gedichtes vom Böſen, die anderen ſind bloße Glieder. Unter Spleen verſteht der Dichter die Langweile (Müßiggang iſt aller Laſter Anfang), wovon er ſagt:

Quoiqu'il ne pousse ni grands gestes ni grands cris,
Il ferait volontiers de la terre un débris
Et dans un baillement engloutirait le monde.

Die Tableaux parisiens ſind eine kleine Galerie von Genrebildern. Nachdem uns der Dichter das Elend der Menſchen geſchildert, die Schmerzen und die Vorwürfe, welche ſie bedrücken, kommt er zum dritten Theil: Le vin, welcher die Menſchen erfreut und ſie ihre Leiden vergeſſen macht. Dann kommen die eigentlichen fleurs du mal. Révolte iſt ein wahrer Titanengeſang, und den Schluß der Dichtung bildet La mort. Der Tod iſt das einzige Heilmittel gegen alle Uebel. Das Ende lautet:

O mort! vieux capitaine, il est temps, levons l'ancre,
Le pays nous ennuie, o mort! appareillons!
Si le ciel et la mer sont noirs comme de l'encre
Nos coeurs que tu connais sont remplis de rayons.

Verse nous ton poison pour qu'il nous réconforte
Nous voulons, tant ce feu nous brûle le cerveau,
Plonger au fond du gouffre, enfer ou ciel, qu'importe?
Au fond de l'inconnu pour trouver du nouveau.

Das ganze Werk, ſo reiche, ſchöne und wahrhaft poetiſche Stellen es auch enthält, iſt doch nicht ſo angethan, daß es jemals populär werden könnte. Baudelaire arbeitete, wie er ſagte, nicht für Andere, ſondern für ſich ſelbſt. Jedenfalls iſt er ein tiefer und origineller Dichter, der ſeinen Platz in der Literaturgeſchichte hat.

Rußland.

Buchhandel und Bibliographie in Rußland.

Wenn auch der Buchhandel der außerdeutſchen, civiliſirten Staaten nicht dieſelbe ſyſtematiſche Organiſation und Verzweigung wie in Deutſchland erreicht hat, ſo ſehen wir doch in vielen Ländern, wie in Frankreich, England, Holland, Dänemark ꝛc. den Buchhandel zu erfreulicher Entwickelung und Blüthe gedeihen. Nach den ſtatiſtiſchen Berichten aber werden in keinem Lande der Welt ſo viele gediegene und wichtige Geiſteswerke zu Tage gefördert und zum Nutzen der Menſchheit verbreitet, als eben in Deutſchland oder von Deutſchen in anderen Staaten. Außer dem natürlichen Drange der Deutſchen zur Wiſſenſchaft und Geiſtesarbeit, iſt dies ohne Zweifel dem Schutze und der Förderung der Wiſſenſchaften durch die betreffenden Regierungen, ſowie jedenfalls auch der trefflichen Organiſation des Buchhandels in Deutſchland zu danken, deſſen Knotenpunkt in Leipzig ſeine Verzweigungen und Ausläufer durch alle Staaten der Erde ſendet. Zwar iſt auch in Frankreich bekanntlich Paris der Centralpunkt für den Buchhandel, aber leider auch faſt der alleinige Ort für literariſche Production, während in den Städten der Departements ſelten nur gediegene, wichtige Werke herausgegeben werden. In Deutſchland dagegen erſcheinen die großartigſten Werke nicht allein in Berlin, Wien und Leipzig, ſondern in allen Städten, Städtchen und Flecken werden die bedeutenden Errungenſchaften eiſernen Fleißes und mühevoller, ſaurer Geiſtesarbeit zu Tage gefördert. Mag es an dieſer Stelle als ein an die Herren Moskowiten gerichtetes Wort gelten, wenn wir ſagen, daß im Reiche des Geiſtes und der Wiſſenſchaft die deutſche Nation die Krone trägt und, trotz aller Mißgunſt, noch lange tragen wird.

In Rußland befindet ſich der Buchhandel noch in vollkommen primitivem Zuſtande. Da der Credit und das gegenſeitige Vertrauen hier noch unbekannte Größen ſind, kann von einer Mittheilung und Verſendung neuer Bücherausgaben à condition, in

Digitized by Google

Commiſſion, gar nicht die Rede ſein. Hier heißt es: erſt das Geld und dann die Waare. Und iſt ein Verleger einmal wirklich in die ſeltene Lage gekommen, ein gediegenes Werk zu veröffentlichen, ſo iſt er auch gleich ein Despot ſeinen Collegen gegenüber; ein Minimum von 3, 5 oder 6 Exemplaren liefert er dann gar nicht aus, es müſſen ſogleich zum Wenigſten 10, 20 oder 25 Exemplare mit einemmale bezogen werden. Daß bei ſo einſeitigen, unſoliden Verhältniſſen eine geregelte Entwickelung des Buchhandels oder des geiſtigen Lebens kaum erwartet werden kann, iſt evident. Der ganze ruſſiſche Buchhandel beſchränkt ſich daher auch faſt nur auf die beiden Hauptſtädte Petersburg und Moskau, und iſt es ein Ereigniß, wenn in Kiew, Charkov, Odeſſa oder Kaſan irgend ein gutes Buch veröffentlicht wird.

Eine Folge des traurigen Daniederliegens des ruſſiſchen Buchhandels und des ſpärlichen wiſſenſchaftlichen Lebens in Rußland iſt daher auch der ſehr fühlbare Mangel einer genauen, zuverläſſigen Bibliographie. Zwar wurden im Laufe dieſes Jahrhunderts auch hier einige bibliographiſche Anſtrengungen gemacht, können jedoch durchaus nicht verglichen werden mit den gewiſſenhaften, vorzüglichen Werken von Kaiſer, Hinrichs, Kirchhoff, Gräſſe, Engelmann u. ſ. w. — In den zwanziger und dreißiger Jahren wurden von Smirdin und Kraſcheninikov recht gute Kataloge einer ziemlich bedeutenden ruſſiſchen Leihbibliothek, auch wiſſenſchaftliche Werke umfaſſend, veröffentlicht, in welchen faſt alles Wichtige der älteren ruſſiſchen Literatur regiſtrirt iſt. — Dann gab es aber wieder eine lange Pauſe mit tiefem Schweigen bis 1860. Von dieſem Jahre bis 1867 wurde zweimal monatlich „Der Bücherbote" (Knischni Westnik) unter der Redaction von Senkowsky und ſpäter von Roſtowzew in Petersburg herausgegeben, der den nothwendigſten Bedürfniſſen des ruſſiſchen Buchhandels genügte und einigermaßen ſichere Auskunft über neue literariſche Erſcheinungen gab. Wegen zu geringer Theilnahme, einer Auflage von kaum 500 Exemplaren, ging dieſes Blatt jedoch leider ſchon 1867 wieder ein. Augenblicklich hat der Geheimrath A. N. Strugowſchtſchikov ein großartiges Unternehmen angekündigt, auf deſſen Verwirklichung die literariſche Welt in Rußland ſehr geſpannt iſt, nämlich eine Monatsrevüe unter dem Titel „Der Bibliograph" (Ausgabe des Geſchäftes: der ruſſiſche Buchhandel), in monatlich erſcheinenden Heften von 8—10 Bogen für den nicht geringen Preis von 7—8 Rbl. jährlich. Das Programm deſſelben zerfällt in fünf Abtheilungen: 1) Bibliographiſche Beſprechung ruſſiſcher Bücher; 2) bibliographiſche Beſprechung ausländiſcher Bücher; 3) von den ruſſiſchen periodiſchen Schriften; 4) vollſtändiges Verzeichniß aller neu erſcheinenden ruſſiſchen und ausländiſchen Bücher, ſowie der periodiſchen Schriften (?!?), nebſt kurzen Bemerkungen über dieſelben; 5) allgemeine Nachrichten über den Buchhandel. Die Ankündigung iſt bereits ſeit Monaten erfolgt, und iſt wohl jetzt bereits das erſte Heft erſchienen. In wie weit dieſes Unternehmen jedoch den Bedürfniſſen der Zeit Genüge leiſten wird, kann natürlich erſt nach Verlauf einiger Monate mit Gewißheit beurtheilt werden.

Recht gewiſſenhafte Arbeiten hat während der letzten zehn Jahre der bekannte Bibliograph W. J. Meſchov veröffentlicht, von welchen uns gegenwärtig ein ſtarker Band von 1000 Seiten vorliegt: der Katalog der ruſſiſchen Buchhandlung von Baſunov in St. Petersburg, 12,000 Büchertitel und ungefähr 7200 kritiſche und bibliographiſche Notizen enthaltend.*) Bei dem gänzlichen Mangel guter bibliographiſcher Hilfsmittel iſt dieſes emſig zuſammengetragene Werk des Herrn Meſchov jedenfalls mit großem Dank und beſonderer Anerkennung aufzunehmen, wenn es auch von einer erſchöpfenden Vollſtändigkeit noch ſehr weit entfernt iſt. Daß ſämmtliche angeführte Werke in einer Bändezahl von 30—40,000 alle in der genannten Buchhandlung zum Kaufe vorhanden ſein ſollen, iſt aber ebenſo wenig begründet, wie die kindliche Behauptung, daß einen ſo vorzüglichen Katalog bis jetzt noch keine einzige europäiſche Literatur aufzuweiſen habe. Als Beweis des Gegentheils mag nur die Bemerkung dienen, daß alle älteren, antiquariſchen Werke, die vor 1825 erſchienen und gegenwärtig im Novitäten-Buchhandel nicht curſiren, eben in demſelben nicht vorhanden ſind. Auch ſind von ausländiſchen Kritiken und Recenſionen nur „Die Ruſſiſche Revüe von Dr. Wolfſohn" und „Die Preußiſche Vierteljahrsſchrift" angeführt, während der unzähligen, kritiſchen Recenſionen unſeres „Magazin", das ſeit achtunddreißig Jahren faſt alle wichtigen Erſcheinungen der ruſſiſchen Literatur beſprochen hat, nicht mit einer Silbe gedacht iſt. In der erſten Abtheilung, der „Theologie", bilden die zahlloſen Biographieen und Wunderthaten der Tauſende von Heiligen der ruſſiſchen Kirche natürlich einen Hauptabſchnitt; — ſowie die vielfachen Ueberſetzungen wiſſenſchaftlicher und belletriſtiſcher Werke aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen den Löwenantheil ausmachen. Zum Ruhme der ruſſiſchen Literatur ſind uns dagegen noch viel mehr, als die angeführten 400 Ueberſetzungen ruſſiſcher Werke in fremde Sprachen bekannt.

Für die neuere ruſſiſche Literatur iſt dieſer Katalog aber immerhin in Ermangelung eines beſſeren ein ziemlich brauchbares Nachſchlagebuch, und kann man nur wünſchen, daß Herr Meſchov durch die Anerkennung des Geleiſteten ſich ermuthigt fühlen möge, dieſen Grundſtein einer Bibliographie der ruſſiſchen Literatur zu einer umfaſſenden, vollſtändig erſchöpfenden Arbeit auf dieſem Felde zu erhöhen.

Türkei.

Eine türkiſch-öſterreichiſche Speculation auf Koſten Europas.

Seit beinahe einem Jahre beſchäftigt ſich die europäiſche Preſſe mit einem Thema von der größten Wichtigkeit, nämlich mit dem von der Hohen Pforte und Wiener Banquiers angeregten Projecte, den europäiſchen Theil des Osmanenreiches auf Koſten der civiliſirten Welt mit einem Eiſenbahnnetz durchziehen zu laſſen. Der eigentliche Urheber dieſer beſtechlichen Idee iſt der berühmte Geolog und Reiſende Ami Boué. Schon im Jahre 1850 überreichte er der Akademie zu Wien eine Abhandlung über dieſes Project, und zwei Jahre ſpäter ließ er eine beſondere Flugſchrift über türkiſche Eiſenbahnen drucken; auch fügte er 1855 dem Viquesnel'ſchen Atlas der Türkei eine colorirte Eiſenbahntrace und Durchſchnitte bei. Das ſoeben erſchienene Heft der „Mittheilungen der geographiſchen Geſellſchaft in Wien" (1870, Nr. 1) bringt über die Vorarbeiten zum Bau der türkiſchen Eiſenbahnen, geleitet durch Dir. Preſſel, einen kurzen Bericht,

---

*) Syſtematiſcher Katalog der ruſſiſchen Bücher, die von 1825—1869 in Rußland erſchienen ſind und in der Buchhandlung von Baſunov in St. Petersburg verkauft werden, nebſt Hinweiſen auf Kritiken und Recenſionen, ſowie Aufzählung von 400 Ueberſetzungen ruſſiſcher Werke in andere Sprachen. Von W. J. Meſchov. St. Petersburg, 1869.

Digitized by Google

aus der Feder des Prof. Dr. v. Hochſtetter. Letzterer hat gemeinſchaftlich mit dem Herrn Preſſel und einer großen Anzahl öſterreichiſcher Ingenieure in dieſem Sommer eine Reiſe zur Ermittelung des Terrains der türkiſchen Eiſenbahnen gemacht.

Betrachten wir das Project in ſeiner jetzigen Geſtalt, wie ſie ihm von Banquiers, Strategen und Paſchas gegeben worden iſt, etwas näher. Daſſelbe ſoll die Reichs-Hauptſtadt Konſtantinopel mit den wichtigſten Provinzen, nämlich mit Rumelien, Bulgarien und Bosnien und zugleich mit Europa in direkte Verbindung ſetzen. Um dies zu erreichen, iſt eine Hauptlinie projectirt worden, welche von Konſtantinopel über Adrianopel, Philippopel, Tatar-Baſardſchik, Ueskūb (Skoplia), Nowi-Baſar, Sarajewo nach Türkiſch-Brod an der Sawe führen, während zwei Neben- oder Querlinien dieſe Bahn durchſchneiden ſollen. Die eine von ihnen ſoll von Warna über Adrianopel nach Enos und die andere von Salonik über Ueskūb nach Niſch (Niſſa) gehen.

Man ſieht auf den erſten Blick, daß die Hauptlinie eine rein ſtrategiſche iſt, welche den materiellen Intereſſen des Landes gar keine Rechnung tragen könnte. Konſtantinopel, der Heerd der türkiſchen Streitmacht, ſoll mit dem entlegenen Bosnien und mit dem Innern Rumeliens ſowie Weſtbulgariens in eine ſchnelle und ſichere Verbindung geſetzt werden, was ſich bei der mangelhaften Wegebeſchaffenheit bisher nicht bewirken ließ, auch wenn man die Truppen mit Hilfe der Flotte an die Küſten der betreffenden Gebiete warf.

Die Seitenbahn Saloni - Skoplia - Niſch kann ebenſo wohl ſtrategiſchen als commerziellen Zwecken dienen und iſt die einzig vernünftig begründete. Hingegen diejenige von Enos nach Warna iſt ſchon wieder mehr ſtrategiſch, denn nur von Enos bis Burgas (am Schwarzen Meere) beruht ſie in volkswirthſchaftlicher Beziehung auf ſolider Grundlage. Rohſtoff-Sendungen — und nur an ſolche hat man zu denken — welche auf der ſchon vorhandenen Ruſtſchuk-Warna-Bahn den letztgenannten Seehafen erreichen, können unmöglich noch auf dem 60 Meilen langen (projectirten) Bahnwege nach Enos weiter geſchickt werden, um in's Aegäiſche Meer zu gelangen. Man hat dies billiger, wenn auch nicht ſo ſchnell, auf dem Seewege durch das Schwarze Meer.

Für Warna giebt es zunächſt Wichtigeres zu thun, als die unmittelbare Verbindung dieſes Hafenplatzes des Schwarzen Meeres mit einem Hafen des Aegäiſchen Meeres anzuſtreben — man ſollte nämlich Warna vor allen Dingen zu einer wirklichen Hafenſtadt und zu einem geöffneten Kopf der ſchon vorhandenen Ruſtſchuker Bahn machen, indem man den verſandeten Ausfluß des großen und ſehr tiefen Dewna-Sees, der unmittelbar bei der Stadt liegt, regulirte und vertiefte, was ſchon längſt vorgeſchlagen worden; dann erhielte Warna in jenem See einen Hafen, der an Tiefe, Sicherheit und Geräumigkeit ſich mit den beſten der Welt meſſen könnte. Der jetzt vorhandene ſogenannte Hafen iſt nichts weiter, als eine offene Rhede, in der Schiffe vor Anker vom Sturme überraſcht und zerſtört werden können, während an den Ufern dieſer Rhede nichts vorhanden iſt, weder Kai, noch Bohlwerk, noch Krahn, um ein Aus- und Einſchiffen von Gütern oder Paſſagieren zu ermöglichen. Der Verkehr auf der Ruſtſchuk-Warnaer Bahn, die Konſtantinopel mit dem Weſten verbinden ſoll, hängt alſo bis jetzt völlig in der Luft, und zwar buchſtäblich, denn er hängt vom Wetter ab, das in Warna herrſcht.

In ſtrategiſcher Hinſicht wäre natürlich eine direkte Bahnverbindung zwiſchen Warna und Enos ſehr vortheilhaft, denn auf dieſer könnten die Armeen der Weſtmächte bei einem künftigen Kriege mit Rußland am ſchnellſten nach dem Mündungsgebiet der Donau und nach Rumänien ꝛc. gelangen, ohne daß die Haremsruhe und der türkiſche Schlendrian in Konſtantinopel derartig geſtört würde, wie zur Zeit des vorigen Krimmkrieges. Die weſtmächtlichen Armeen wären mit Hilfe dieſer Bahn auch viel unabhängiger von den Entſchließungen und Wünſchen der Hohen Pforte, und während des Krieges in der That die einzigen Herren der europäiſchen Türkei, denn im geſicherten Beſitze einer ſolchen Operationsbaſis zwiſchen zwei Meeren, welche die ganze Haupt-Bahnlinie und überhaupt jede Verbindung Konſtantinopels mit dem Weſten des Reiches abſchnitte, könnten die europäiſchen Cabinete nach Belieben pactiren, ohne die Türken zu befragen. Der kundige Ami Boué hat unſeres Wiſſens nur die Linie von Enos bis Adrianopel vorgeſchlagen.

Was die andere Flügelbahn betrifft, die nämlich von Salonik nach Niſch projectirte, ſo beruht dieſelbe, wie ſchon geſagt, auf einer vernünftigeren Grundlage, und wenn dieſe allein zur Rentabilität genügte, müßte eine ſolche erzielt werden, um ſo mehr, als eine Fortſetzung dieſer Bahn bis nach Belgrad und damit ihr Anſchluß an die öſterreichiſch-ungariſchen Bahnen eines Tages gewiß erfolgen würde; doch ſind die Verhältniſſe in der Türkei leider von der Art, daß die Rentabilität eines Unternehmens noch von ganz anderen Dingen als einer vernünftigen Grundlage abhängt. In ſtrategiſcher Beziehung würde dieſe Flügelbahn unter Beihilfe der türkiſchen Transportflotte zum Ausgleiche des Vorſprunges dienen, den Oeſterreichs Armeen bei einem Kriege um Bosnien oder Serbien vor den Stambuler Truppenſendungen voraus hätten, indem die Oeſterreicher, bei der großen Entlegenheit Bosniens von der türkiſchen Hauptſtadt, ohne Uebereilung Zeit haben würden, ſich der bosniſchen Bahn bis Raſchjen und vielleicht noch weiter ſüdwärts zu bemächtigen, ehe ſich die Türken bei Niſch oder Skoplia concentrirt hätten. Die bosniſche Bahn würde überhaupt mehr für die öſterreichiſchen als für die türkiſchen Armeen angelegt werden, denn ihre Verbindung mit dem Geſammtkörper hinge ſo zu ſagen am ſeidenen Faden, da bei dem erſten Conflicte der Türkei mit Montenegro oder Serbien die ſtreitbaren, kecken Bewohner jener Länder nicht verfehlen würden, ſofort einige Centner Pulver zur Zerſtörung jener Tunnel und Brücken zu verwenden, die ganz beſonders häufig in Raſchjen angelegt werden müßten, und bekanntlich iſt Raſchjen jener ſchluchtenreiche, ſchmale Landſtreifen, der gewiſſermaßen den leicht zuſammenſchnürbaren Hals bildet, welcher Bosnien mit dem übrigen Reiche verbindet. Auch Ami Boué hat ſeine Bedenken gegen dieſen Theil des Projects ausgeſprochen.

Werfen wir noch einen Blick auf das ganze Vorhaben, ſo gelangen wir zu dem Schluſſe, daß die ganze Hauptlinie, mit alleiniger Ausnahme der Strecke Konſtantinopel-Adrianopel, gänzlich verwerflich iſt, weil ſie nur militäriſchen Zwecken dienen kann, und dieſe nicht hinreichen, eine Rentabilität des auf Koſten von Weſteuropa hergeſtellten Baues zu erzielen. Von den beiden Flügelbahnen iſt nur diejenige von Salonik nach Niſch unter allen Umſtänden und in ihrer ganzen Ausdehnung empfehlenswerth, wohingegen die andere, welche von Enos projectirt iſt, nur bis Adrianopel Billigung finden kann. Will die Türkei ſtrategiſche Bahnen haben, dann möge ſie ſolche auf eigene Koſten in Gottes Namen bauen, nicht aber die Börſen der civiliſirten Welt deswegen brandſchatzen. Will ſie jedoch Bahnen zu nützlichen Zwecken haben, die dem Lande (wenn auch nicht den Actionären!) etwas einbringen, dann projectire ſie Bahnlinien, welche die Donau als Baſis haben und auf dem kürzeſten Wege dem Adriatiſchen ſowie dem Aegäiſchen Meere zuſtreben.

Digitized by Google

Ueberhaupt müſſen die europäiſchen Capitaliſten — und von ihnen hängt die Sache doch mehr ab, als von den Pforten-Miniſtern — darauf halten, daß alle türkiſchen Zukunftsbahnen von vornherein in Gruppen projectirt werden, welche den Staaten angepaßt ſind, die ſich über kurz oder lang aus dem osmaniſchen Reiche bilden müſſen. Man faſſe alſo in erſter Linie eine ſerbiſch-bosniſche Gruppe, dann eine bulgariſch-ſerbiſche, hierauf eine bulgariſch-rumäniſche und ſchließlich eine bulgariſch-albaneſiſche Bahngruppe in's Auge. Nimmt man ſolchergeſtalt auf die berechtigtſten und natürlichſten Erben des kranken Mannes Rückſicht, dann kann die unausbleibliche Kataſtrophe eintreten, wann ſie wolle; das Eigenthum der Actionäre wird dennoch im Ganzen wenig verkürzt aus dem Zuſammenſturz hervorgehen, denn die Inſurgenten (und mit ihnen muß man rechnen) haben ſelber das größte Intereſſe, daß die Schienenſtränge, welche zum particularen Nutzen ihrer Zukunftsſtaaten angelegt worden ſind, beim Kampfe möglichſt vor Zerſtörung bewahrt werden, wohingegen umgekehrt, die Inſurgenten das größte Intereſſe an Zerſtörung der Bahnkörper haben, wenn dieſe vorwiegend oder gänzlich im türkiſchen Reichsvortheile angelegt ſind. Es iſt überdies im erſteren Falle für die Vertreter der Actionäre leichter, nach Verlaufen der Sündfluth den neuen Staatengebilden gegenüber eine Poſition zu gewinnen, auf der ſich die Intereſſen ihrer Klienten wahrnehmen laſſen.

Mit Serbien laſſen ſich zunächſt ſolide Abkommen treffen, ohne daß man ſich irgendwie an die Wünſche der Pforten-Miniſter und an Stambuler Bakſchiſch-Gelüſte zu kehren nöthig hätte. In Serbien kann man die Geſtaltung der türkiſchen Bahnen vorſchreiben und die Vertreter der rumäniſchen Bahnen zu Verbündeten gewinnen, denn ſowohl das Intereſſe Serbiens und Bosniens als auch Rumäniens, Oſt-Ungarns und Siebenbürgens geht in erſter Reihe jetzt auf Verbindung mit dem Adriatiſchen Meere hinaus. Eine Bahn von Radujewatz (am Timok und der Donau) quer durch Serbien über Kragujewatz nach der bosniſchen Gränze mit der Richtung auf Fotſcha, um bei Raguſa ausmünden zu können, würde Rumänien und ſogar Galizien den fehlenden Winterhafen und die beſtändige nächſte Verbindung mit dem europäiſchen Weſten ſchaffen; das öſterreichiſch-ungariſche Staatsintereſſe wäre bei Weiterführung derſelben bis Raguſa engagirt und würde gewiß wahrgenommen werden, wohingegen eine Bahn von Rama (gegenüber dem öſterreichiſchen Bahnorte Baſiaſch) durch das Morawa-Thal bis zur bulgariſchen Gränze, mit der Richtung auf Niſch, nicht bloß das öſterreichiſch-ungariſche, ſondern auch das engliſche Staatsintereſſe in's Spiel zöge, denn einerſeits würde durch das Einmünden dieſer Bahn in den eben erwähnten Schienenſtrang Oſt-Ungarn und Siebenbürgen mit dem Adriatiſchen event. mit dem Aegeiſchen Meere in die nächſte Verbindung gebracht, alſo das öſterreichiſche Intereſſe gefördert, während andererſeits England wegen ſeiner indiſchen Poſt, die jetzt über Brindiſi gehen muß, und wegen der Concurrenz mit der öſterreichiſchen Export-Induſtrie, Alles aufbieten würde, um eine Verlängerung dieſer letzteren Bahn über Niſch nach Salonik durchzuſetzen. Hätte man das vorſtehend Angedeutete erreicht, dann wäre es Zeit an eine Verbindung Belgrads mit Sarajewo und Makarska oder Spalato an der Adria zu denken und ſchließlich noch eine Bahn von Eſſeg über Brod und Banjaluka nach Sabenitza oder Zara in's Auge zu faſſen, um auch Mittel-Ungarn zu berückſichtigen. Die Abfuhr des Ueberfluſſes von Weſt-Ungarn bliebe für Fiume oder Zeng, deren direkte Verbindung mit jenem Hinterlande ſchon längſt hätte bewirkt ſein ſollen.

Dürfte es noch lange Zeit haben, hieran zu denken, ſo können noch einige Generationen darüber hinſterben, ehe man an die bulgariſch-albaneſiſchen Gruppen denken könnte, will man nicht in ruchloſer Weiſe wegen des Unternehmer-Gewinnes fremde Capitalien opfern, denn es iſt wohl zu beachten, daß die jetzigen türkiſchen Provinzen nicht im Stande ſind, Bahnen zu erhalten, geſchweige denn gewinnbringend zu machen, und jedes derartige Unternehmen muß von vornherein als ein bösartiger Schwindel bezeichnet werden, ſobald es nicht die Ausfuhr Ungarns, Galiziens, Rumäniens und Serbiens als Hauptziel und Hauptſtütze im Auge hat, denn nur jene Länder produziren jetzt ſchon hinreichend, um die von uns vorgeſchlagenen Projecte einigermaßen ſolide zu machen. Wirkliche Solidität und Rentabilität wird für ſie indeſſen auch erſt dann eintreten, wenn die Osmanenherrſchaft aus Europa verbannt worden iſt; denn es giebt keinen Ausdruck, der ſtark genug wäre, um das unverbeſſerliche türkiſche Steuerſyſtem und die heilloſe türkiſche Verwaltung hinreichend zu kennzeichnen. Beide vereinigen ſich, die Grundlage alles materiellen Gedeihens einer Nation, nämlich Landbau und Induſtrie, im ſiechen und primitiven Zuſtande zu erhalten oder gänzlich zu vernichten, ſo daß ſich alle geiſtige Thätigkeit und alles Capital der Osmanen und der ihnen unterworfenen Völker ausſchließlich auf den Schacher wirft, der vor Ackerbau und Gewerbe den Vortheil voraus hat, daß ſeine Erfolge, nämlich der erzielte Gewinn, ſich verbergen laſſen, wenigſtens nicht Jedermann ſichtlich in die Augen ſpringen, ſo daß die habgierigen Paſchas und ſonſtigen Beamten ſchon zu anderen als den gewöhnlichen Mitteln greifen müſſen, wollen ſie einen Kaufmann oder Wechsler ausſaugen. Ueberdies iſt das eigentliche Kaufmannsgeſchäft faſt abgabenfrei, denn nicht die Einfuhr, ſondern die Ausfuhr wird in der Türkei beſteuert, und beim Entrichten dieſes Zolles wird die Waare, nicht der Verſender bedrückt, deſſen Perſon den Zöllnern außerdem meiſtens unbekannt iſt. Solche Zuſtände und Maximen haben aber die Folge, daß dem geſegneten Boden des Landes kaum mehr abgewonnen wird, als zur Ernährung ſeiner eigenen Bewohner hinreicht, weshalb Mißwachs ſogleich Hungersnoth hervorruft (wie vor einigen Jahren in Bosnien) und für die Ausfuhr auch in guten Jahren wenig erübrigt wird. Was helfen überdies Eiſenbahnen, wenn keine Chauſſeen in dieſelben einmünden, um Zufuhr heranzuſchaffen, und was ſollen Dampfwagen in einem Lande, in welchem das allgemein übliche Fuhrwerk die Arabá iſt, nämlich ein Kaſten, den Stiere auf ungeſchmierten Scheiben langſam wegſchleppen; ja nicht einmal Arabás ſind überall anwendbar, ſondern nur der Transport auf dem Rücken von Laſtthieren!

Die Erfahrungen, welche man bisher hinſichtlich der Eiſenbahnen in der Türkei gemacht hat, ſollten europäiſchen Kapitaliſten zur Warnung dienen. Da iſt zunächſt die zehn Meilen lange Strecke zwiſchen Tſchernawoda an der Donau und Kuſtendſché am Schwarzen Meere, deren Bau ſchon während des Krimkrieges begonnen wurde, die aber trotz ihrer vortheilhaften Lage nicht zum Gedeihen kommt und alljährlich die Türkei zu einem Wucherdarlehn zwingt, um die garantirte Verzinſung zu beſtreiten. Auf dieſer Bahn kann man im Herbſt, Frühjahr und Winter das Vergnügen einer Waſſerfahrt genießen und muß, im Coupé ſitzend, die Beine hochziehen, um nicht mit den Füßen in das naſſe Element zu tauchen. Gefahr iſt dabei nicht, denn an den tiefſten Stellen wird vorher mit der Meßſtange unterſucht, ob das Waſſer wohl ſo tief iſt, daß es das Feuer in der Lokomotive erſticken könnte. Was die

Digitized by Google

andere türkiſch-europäiſche Bahnſtrecke betrifft, die in einer Länge von etwa 29 Meilen Ruſtſchuk an der Donau mit Warna am Schwarzen Meere verbindet, ſo liegen auf ihr die Verhältniſſe faſt noch mehr im Argen, als bei der vorgenannten Bahn. Im Sommer des Jahres 1868 war ihr Schienenſtrang an mehreren Stellen völlig unterbrochen und die Hohe Pforte benutzte dieſen Umſtand zu einem (erfolglos gebliebenen) Verſuche, ſich einmal den üblichen jährlichen Zinſenzuſchuß zu erſparen, ja ſie forderte die Bahnverwaltung ſogar ſehr energiſch auf, den lebensgefährlichen Zuſtand des Bahnkörpers zu beſeitigen und die elenden, in unzureichender Zahl vorhandenen Wagen durch beſſere und zahlreichere zu erſetzen, jedoch vergeblich. Ich weiß aus ſicherſter Quelle, daß die Reiſenden zur Fahrt auf dieſer Strecke ſich verproviantiren müſſen, daß für gar nichts geſorgt iſt, daß die Züge ſich nicht nach Ankunft und Abfahrt der Dampfer, ſondern ganz willkürlich regeln, z. B. nach dem Mittagsſchläfchen eines Agenten der Bahngeſellſchaft, während welcher Zeit die aus dem Donaudampfer in den Bahnhof getretenen Paſſagiere einfach dort vier Stunden lang eingeſperrt werden, wie dies im Jahre 1867 bei einem Zuge vorkam, mit dem ſich auch ein deutſcher Diplomat befördern ließ, der ſich natürlich aus dem Bahnhofe zu befreien wußte. Mit den Bahnen auf aſiatiſchem Terrain iſt es auch nichts; die 20 Meilen lange Güſelhiſſar-Smyrnaer Bahn erfordert alljährlich einen bedeutenden Zinſenzuſchuß, deſſen Betrag die Hohe Pforte, wie immer, erſt von den Stambuler Wucherern *leihen* muß. Die Eingeborenen wollen ſich nun einmal nicht von der herkömmlichen Transportweiſe trennen und ſie löſen, wenn ſie zur Beförderung ihrer eigenen Perſon die Bahn benutzen, kein Billet, ſondern finden ſich mit den Subaltern-Beamten gegen ein Bakſchiſch ab. So geht es auch auf den ägyptiſchen Bahnen her. Ja, wenn wenigſtens eine Maſſenanſiedelung europäiſcher Einwanderer längs der anzulegenden Bahnen ſtattfinden könnte, dann ließe ſich wohl eher auf Rentabilität hoffen, doch eine derartige Einwanderung, wie ſie in Amerika ſtattfindet, will die Türkei nicht und es dürften ſich auch kaum freie, arbeitſame Menſchen finden, welche Luſt hätten, ihr Vermögen und ihre Zukunft in der Türkei zu opfern.

Die Anlage von Eiſenbahnen auf türkiſchem Boden iſt überdies mit unglaublichen Schwierigkeiten verknüpft, da dem Lande alle jene koloſſalen Hilfsmittel der Technik fehlen, über welche man bei uns verfügt; außerdem haben die Ingenieure keine zur Ausführung geſchickte oder willige *Arbeiter*. Selbſt in Rumänien, wo die Verhältniſſe doch ſehr viel günſtiger liegen, verhält es ſich in dieſem Punkte nicht beſſer, weshalb der Unternehmer der Bahnen dieſes Landes viele Tauſend Arbeiter aus Deutſchland anwerben und dorthin befördern mußte. Dies dürfte ſich indeſſen hinſichtlich der *eigentlichen* Türkei nicht ſo leicht machen laſſen, und es iſt auch kaum zu erwarten, daß die Unternehmer, welche *bis jetzt* in Sachen der türkiſchen Bahnen genannt worden ſind, Luſt haben werden, ihren Gewinn zu Gunſten einer beſſeren Ausführung zu ſchmälern — vorausſichtlich wird man ſich mit der Frohnarbeit der Rajahs behelfen, für welche man ſich nur mit den Paſchas abzufinden hat, wie dies bei den bulgariſchen Bahnen ſchon erprobt worden iſt, denn die unglücklichen Rajahs müſſen ſtumm gehorchen, gleichviel ob ein „intelligenter“ Paſcha ſie zum unentgeltlichen Wegebau (wie in Bosnien) oder zu ſonſt welchen Leiſtungen zwingt. Die Arbeit wird freilich auch danach, doch werden dafür im vorliegenden Falle nicht die Unternehmer, ſondern die *Actionäre zu büßen haben*!

Bei dem vielfach beſprochenen Projekt handelt es ſich um 2014 Kilometer oder 250 Meilen Bahnlänge, zu deren Anlage 600 Millionen Francs oder ca. 150 Mill. Thaler beanſprucht werden; die Meile Bahn ſoll demnach 600,000 Thlr. herzuſtellen koſten, alſo ca. 200,000 Thlr. mehr als in Deutſchland die Meile durchſchnittlich zu koſten pflegt! Wie koloſſal muß demnach die Summe ſein, welche hiervon in die Taſchen der Unternehmer, ſowie in den Divan und in deſſen Seitenkanäle abfließen ſoll! Und 8 Procent Verzinſung, d. h. jährlich 7½ Millionen Thaler, garantirt die Hohe Pforte — die nichts mehr zu verpfänden hat und die nur mit Hilfe von Wucheranleihen bisher den Zinſenzuſchuß für die vorhandenen kurzen Bahnſtrecken zu leiſten vermochte. Sapienti sat!

Franz Maurer.

Afghaniſtan.

Die Civiliſation der Afghanen.

Zu einer Zeit, in der ſich bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals die Blicke Europas nach Oſten und dem großen Reiche der Briten in Oſtindien richten, während gleichzeitig aus dem Innern Aſiens die bedenkliche Nachricht nach Weſteuropa gelangt, daß ſich der muſelmänniſche Beherrſcher von Bokhara zum Tributpflichtigen Rußlands erklärt und den Schutz des Zaren gegen ſeinen Nachbar Schir-Ali, den mit Subſidien in Geld, Waffen und Militär-Inſtruktoren unterſtützten Freund und Nachbar der Indo-Briten, angerufen hat, iſt es von Intereſſe, eine Schilderung des Kulturzuſtandes jener Völkerſchaften zu leſen, welche gewiſſermaßen die irregulären Vorpoſten der britiſchen Armee gegen Rußland bilden. In einem Eſſay der „Westminster Review“: „The Afghan Tribes on our Trans-Indus Frontier“, leſen wir:

„Ein legitimer Souverain iſt eine Seltenheit in jedem orientaliſchen Lande, aber in Afghaniſtan ganz unbekannt. Der einzige Souverain, der ein Recht hat, dort zu regieren, iſt der, welcher die Macht dazu hat. Jeder, der mehr Macht als der regierende Souverain hat, würde von allen Afghanen entweder als ein Verrückter oder als ein Schwachkopf angeſehen werden, wenn er ſeinen Gelüſten aus dem Grunde, daß er nicht der legitime Herrſcher iſt, Einhalt thun wollte. Ehre, Beſtändigkeit und Treue haben in der Politik bei den Afghanen nie eine Rolle geſpielt. Der König erhielt ſeine Autorität, indem er eine Partei gegen die andere ausſpielte. Der Adel giebt ſeine Anhänglichkeit auf oder hält ſie feſt, je nach ſeinem augenblicklichen Intereſſe. Thronprätendenten ſind beſtändig im Felde und Niemand zweifelt, daß ſie *moraliſch* daſſelbe Recht haben, wie irgend ein Anderer. Der gegenwärtige Emir weiß dies vollkommen wohl, und wenn er das Gefühl, das man ihm zutraut, jemals in Worte kleidete, ſo entlehnte er den Kniff hierzu einer engliſchen Zeitung. Die beſtehenden Uebelſtände dieſer Art nennt der Afghane Freiheit. Die Unabhängigkeit, welche er liebt, iſt völlige Willkür für Jeden, zu thun, was ihm beliebt. Jede Schmälerung dieſes Ideals, obwohl er gezwungen ſein mag, ſie zu ertragen, betrachtet er als eine ungerechte Beſchränkung der natürlichen Menſchenrechte. Er iſt überdies der faulſte und indolenteſte Menſch; er haßt jede Mühe, und es würde eine endloſe Mühe ſein, wollte man verſuchen, die afghaniſche Geſellſchaft zu reconſtruiren. Man gebe dem Afghanen eine Lehmhütte, eine Frau, ein Pferd und Waffen, ſo iſt er befriedigt. Müßiggang iſt, kann man faſt ſagen, das ihn beherrſchende

Digitized by Google

Laſter. Jeder Reiſende, der unter ihnen gelebt hat, bemerkte mit Staunen die ſtupide und ſchweigſame Manier, in der ſie ſtundenlang auf den Straßen ſitzen und einander anſtarren. Wenn die durch Raub erworbenen Vorräthe erſchöpft ſind, ſo iſt ihr Geiſt ganz mit dem Gedanken beſchäftigt, wie ſie Nahrung ohne Entgeld beſchaffen können. Sie gehen von Thür zu Thür in der Hoffnung, ein Mittageſſen zu erlangen. ..."

„Ein Beweis für ihre Indolenz iſt die Art, wie ſie den Winter zubringen. In Cabul iſt der Winter ſehr ſtreng und hindert den Aufenthalt im Freien; das iſt die Zeit, wenn der Afghane das höchſte Vergnügen genießt. In der Mitte des Fußbodens wird ein Loch gegraben und eine kleine Quantität glühender Kohlen hineingelegt, über dieſe wird ein Tiſch geſtellt, der mit Decken und Kleidungsſtücken behängt wird. Wenig Brennſtoff genügt, um die Wärme zu ſteigern, welche von den Decken bewahrt wird, ebenſo wenig Brennſtoff unterhält die Gluth. Eine ſolche Vorrichtung heißt „sandali". Den ganzen Tag hindurch ſitzen die Glieder einer Familie unter dem „sandali", die Decken bis zum Geſichte hinaufgezogen, und eſſen unaufhörlich die im Herbſt aufbewahrten Früchte. Die Nahrung liegt auf dem Tiſch, und wenn ſie Neigung zur Ruhe haben, ſo fallen ſie da, wo ſie ſitzen, rückwärts und ziehen die Decke des sandali über ſich. Der Afghane ſpricht mit Entzücken von dem Genuß eines ſolchen ſitzenden Daſeins. Der gegenwärtige Beherrſcher dieſes liebenswürdigen Volkes ſcheint jedoch die Abſicht zu haben, ihm einige Unbequemlichkeit zu verurſachen. Er hat es unternommen, das Feudalheer, das aus dem Gefolge der, von ihnen in Naturalien beſoldeten, Adeligen beſteht, in ein reguläres, in Regimenter getheiltes, ſtehendes Heer zu verwandeln, das er mit engliſchem Gelde beſoldet und deſſen Offiziere er ſelbſt anſtellt. Sollte Rußland den Khan von Bokhara mit Waffengewalt gegen Afghaniſtan unterſtützen, ſo würde England nicht unthätig bleiben."

Die Times ſagte bereits zu Anfang dieſes Jahres (15. Februar) in einem Leitartikel: „Die Okkupation von Afghaniſtan durch Rußland, oder ſelbſt nur die Erwerbung eines ausſchließlichen ruſſiſchen Protektorats über ein für alle andere, außer für militäriſche Zwecke ſo werthloſes Land, könnte von Großbritannien nicht geſtattet werden. Eine ſolche Bewegung könnte nur Eine Abſicht und Eine Wirkung haben: ſie würde Rußland zum Herrn der weſtlichen Zugänge Hindoſtans machen.... Der Marſch einer ruſſiſchen Armee auf Herat würde faſt gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung ſein, und wir ſind verpflichtet, eingedenk zu bleiben, daß Herat von Bokhara und Aſtrabad weniger entfernt als vom Indus iſt."

Die Warnungen, welche Vambéry in ſeinen Reiſebeſchreibungen ausſpricht, ſcheinen ſich raſch zu beſtätigen. Er tadelt die Engländer, daß ſie nicht früher die Civiliſation der Afghanen unternommen haben, um ſie als Vorhut gegen Rußland zu brauchen.

Kleine literariſche Revue.

— **Henry Ward Beecher's „Geiſtliche Reden."** *) Herr Prediger Dr. Lisco ſchreibt mit Bezug auf das eben gedachte Werk: „Der außerordentliche Genuß, den mir vor Jahren die Leſung Beecher's bereitete, veranlaßte mich, ſeine „Lebensgedanken" und ſeine „Königlichen Wahrheiten" zu überſetzen. Ich hoffte, daß die Tiefe und Lebendigkeit, daß die hohe dichteriſche Begabung und der ſittliche Ernſt, mit welchem Beecher die evangeliſche Wahrheit verkündigt, wie in Amerika, ſo auch in Deutſchland ihm Freunde gewinnen und jene echte Frömmigkeit fördern werde, die unter uns nach einer neuen Geſtaltung der Kirche ringt. Die Aufnahme jener Schriften ſeitens des Publikums, zahlreiche perſönliche Verſicherungen geben mir die Gewißheit, daß dieſe Hoffnung keine vergebliche war. Auch die „Geiſtlichen Reden" Beecher's zu überſetzen, war ich durch die Arbeiten, durch die Streitigkeiten der letzten Jahre behindert; ein jüngerer Freund, Herr Prediger Henri Tollin, hat dies in der vorliegenden, überaus ſchätzbaren Bearbeitung gethan, die ich Ihrer Prüfung nur empfehlen kann."

Nach einer von ſo competenter Stimme ausgeſprochenen Empfehlung Beecher's und ſeiner Werke brauchen wir wohl kaum etwas hinzuzufügen, um unſeren Leſern die Ueberzeugung zu geben, daß hier eine wahrhaft religiöſe Gabe für das Weihnachtsfeſt vorliegt, die, wie Herr Tollin bemerkt, „ein ernſtes Zeugniß von jenſeits des Oceans für die Einheit, Klarheit, Erhabenheit und praktiſche Thatkraft unſeres theuren evangeliſchen Glaubens iſt."

— **„Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde,** als Verſuch einer Morphologie der Erdoberfläche", ſo lautet der Titel eines 171 Seiten ſtarken Buches, welches Oscar Peſchel, rühmlichſt bekannt als Verfaſſer einer „Geſchichte der Erdkunde" und Redacteur des „Ausland", dieſer gediegenen geographiſchen Zeitſchrift, herausgegeben hat*). Den Inhalt bilden eine Reihe von Aufſätzen Peſchels, die er im „Ausland" ſeit einigen Jahren veröffentlicht hat, weshalb wir hoffen dürfen, noch weitere Publicationen dieſer Art in Buchform vom Verfaſſer zu erhalten, da das genannte Thema noch ferner von ihm behandelt wird. Das vorliegende Buch behandelt folgende intereſſante Stoffe: Das Weſen und die Aufgaben der vergleichenden Erdkunde. Die Fjordbildungen. Ueber den Urſprung der Inſeln. Die Thier- und Pflanzenwelt der Inſeln. Geographiſche Homologien. Die Abhängigkeit des Flächeninhalts der Feſtlande von der mittleren Tiefe der Weltmeere. Das Aufſteigen der Gebirge an den Feſtlandsrändern. Ueber das Aufſteigen und Sinken der Küſten. Ueber die Verſchiebungen der Welttheile ſeit den tertiären Zeiten. Die Deltabildungen der Ströme. Ueber den Bau der Ströme in ihrem mittleren Laufe. Die Thalbildungen, Wüſten, Steppen, Wälder. — Erläuternde Holzſchnitte ſind dieſen Aufſätzen, ſo weit nöthig, beigegeben und außerdem enthält das Buch eine große Ergänzungstafel mit Abbildungen. Ueber die ſtrengwiſſenſchaftliche und doch anſprechende Behandlung der gewählten Themata iſt es nicht nöthig, Weiteres zu ſagen, da der Verfaſſer wegen ſeines gefälligen klaren Stils, verbunden mit gründlicher Sachkenntniß, hinreichend bekannt iſt, doch wollen wir darauf hinweiſen, daß jeder Aufſatz eine in ſich abgeſchloſſene Vorleſung, gewiſſermaßen einen Vortrag bildet, alſo zu einer Benutzung in letzterer Art ſehr gut geeignet iſt, zumal der durchſchnittliche Umfang jeder Arbeit nur etwa 12 Octavſeiten beträgt. Lehrer an Schulen und Vereinen ſeien daher auf dieſen empfehlenden Umſtand beſonders aufmerkſam gemacht.

F. M.

---

*) H. W. Beecher's Geiſtliche Reden. Aus dem Engliſchen mit Genehmigung des Verfaſſers und mit einer biographiſchen Einleitung von Henri Tollin, Lic. theol. etc. Berlin, Otto Müller, 1870.

*) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869.

Digitized by Google

— **Ludw. Leſſer. Ausgewählte Dichtungen.***) Durch die Pietät des Verlegers, eines Sohnes des Dichters, geht uns dieſe Sammlung zu, die eine Cypreſſe auf dem Grabe eines edeln Mannes iſt, deſſen ganzes Leben nach innen, wie nach außen, ein wohlthuendes war. Wir kannten ſehr viele Kaufleute, die in ihrer Jugend wohlklingende Verſe zu machen verſtanden; aber nur ſehr wenige kannten wir, die, wie Leſſer, es verſtanden, die ihnen verliehene poetiſche Gabe zum Schmucke der eigenen Seele und zur geiſtigen Erhebung Anderer zu verwenden. Im „literariſchen Sonntagsverein", deſſen Mitſtifter Ludw. Leſſer im J. 1827 war und zu deſſen Mitgliedern M. G. Saphir, Friedr. Merkel, der jetzige Miniſter v. Mühler, Louis Schneider und Andere gehörten, in zahlreichen literariſchen Blättern, deren Mitarbeiter er in jüngeren Jahren unter dem Namen Ludwig Liber war, und in dem alten Humanitätsbunde der „Geſellſchaft der Freunde", in deſſen Vorſtand er dreißig Jahre lang an Werken der Menſchenliebe arbeitete — überall ehrte man Leſſer als Vorbild und als einen nach dem Ideale ſtrebenden, treuen Genoſſen. Darum wird ſeinen zahlreichen Freunden die von ſeinem Sohn herausgegebene poetiſche Sammlung eine willkommene Erinnerungsgabe ſein, wenn dieſe auch nicht den ſtolzen Anſpruch erhebt, mit dem Dichterlorbeer gekrönt zu werden. J. L.

— **Ein Buchhändler-Katalog als Almanach.** Die thätige „Internationale Buchhandlung" von R. Leſſer in Berlin hat ſoeben einen „Illuſtrirten Almanach für 1870" erſcheinen laſſen, der inſofern Erwähnung verdient, als er, abweichend von den um dieſe Zeit veröffentlichten Weihnachts-Bücherverzeichniſſen, nach Art ähnlicher engliſcher Publicationen, dem Katalog eine reichhaltige literariſche, mit Illuſtrationen verzierte Beigabe, beſtehend in neuen Gedichten und kleinen Eſſays bekannter Autoren, vorausſchickt. Das Portrait von Anaſtaſius Grün ziert den Titel; dann folgt ein „Willkommen" von Julius Rodenberg, und auf dieſes eine Gedenktafel deutſcher Literatur und Kunſt. Eine Biographie von Anaſtaſius Grün, von Karl Frenzel verfaßt, reiht ſich würdig an, und nach einigen Proben von neueſten deutſchen Dichtern folgen neueſte Blüthen engliſcher, franzöſiſcher und italiäniſcher Dichtung. Den Schluß dieſer Einleitung bildet eine „Erinnerung an Uhland" von Max Ring und ein „Gedenket unſerer Brüder im Eismeer" von Otto Ule. — Das Verzeichniß der Bücher, Karten und Atlanten, Prachtwerke ꝛc., iſt ſehr reichhaltig und die Ueberſicht durch eine gute Anordnung erleichtert.

— **Aktenſtücke des Norddeutſchen Bundes.** Das von Herrn Dr. A. Koller redigirte „Archiv des Norddeutſchen Bundes und des Zollvereins"**) liegt jetzt in ſeinem dritten Bande (Heft 1 und 2) vor uns, welcher die wichtige Gewerbeordnung für den Norddeutſchen Bund, die geſetzlichen Maßnahmen gegen die Rinderpeſt, das Einführungsgeſetz der Wechſelordnung ꝛc. umfaßt. Wir können dieſe Sammlung nicht beſſer charakteriſiren, als durch eine Kritik des gelehrten Staatsrechtskenners, Herrn Abgeordneten, Dr. v. Rönne, welcher über das Archiv ſagt: „Das umfangreiche, in dem Werke niedergelegte Stoffmaterial bildet eine ſo vollſtändige Quellenſammlung, daß Jeder, welcher amtlich, oder aus Intereſſe für die Sache, mit deren Gegenſtänden ſich vertraut zu machen die Veranlaſſung oder das Bedürfniß hat, das Buch mit unzweifelhaftem Erfolge benutzen kann. Die ſyſtematiſche Anordnung und Sichtung des maſſenhaft von Jahr zu Jahr anwachſenden Materials erleichtert unverkennbar die unerläßliche Benutzung der Quellen, und in je erfolgreicherer Weiſe die Entwickelung der Verfaſſung und Geſetzgebung des Bundes vorſchreitet, deſto wichtiger und unentbehrlicher wird der Beſitz eines Werkes, welches nicht blos den reichhaltigen Stoff vollſtändig und durchſichtig geordnet darſtellt, ſondern auch dieſen Stoff dem größeren Publikum zugänglich macht, welches ſich nicht im Beſitze der Druckſachen des Reichstages und Zollparlaments befindet."

*) Berlin, R. Leſſer, 1870.

**) Berlin, Fr. Kortkamp.

— **Weihnachtsgaben aus Otto Spamer's Verlag.**

Karl Böttger: Sprache und Schrift. Das Lautdenken für Ohr und Auge. Zweite, vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Alphabeten-Tafeln, fremden Schriftproben ꝛc.

Ed. Groſſe und Franz Otto: Vaterländiſches Ehrenbuch. Große Tage aus Preußens und Deutſchlands Geſchichte. Gedenkbuch an die glorreichen Tage von 1813 bis 1815. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit zehn Tonbildern und zahlreichen Illuſtrationen.

K. G. v. Berneck: Neues Soldatenbuch. Die Welt in Waffen von der Urzeit bis zur Gegenwart. II. Kriegsweſen und Kriegführung in der neueren Zeit, vom 30jährigen Kriege bis zum Schluſſe der deutſchen Befreiungskriege. Dritte Auflage. Mit 150 Text-Abbildungen.

M. O. Mohl: Alexander v. Humboldt, der Altmeiſter der neueſten Naturforſchung. (66 S., mit Abbildungen.)

Literariſcher Sprechſaal.

In einer Zeit, wo nach Jahrhundert langer Pauſe die katholiſche Kirche zu einem neuen allgemeinen Concil ſich aufrafft, um — ſo ſcheint es — gegen die mächtig vorſchreitende Zeit und ihre Forderungen das „Non possumus" eines beſchränkten Glaubensſtandpunktes geltend zu machen und gegen Alles, was unſere Zeit anſtrebt in Staat und Kirche, in Induſtrie, Wiſſenſchaft und Kunſt, Proteſt zu erheben, darf eine Schrift wie die von Herrn Prof. Henke über Hus und die Synode von Koſtnitz*) ein erhöhtes Intereſſe beanſpruchen. Die Zeit, in welcher die Kirche die Macht hatte, mit Feuer und Schwert gegen die Andersgläubigen einzuſchreiten, liegt hinter uns, nicht ſo der Wille derer, die das Heil der Menſchheit nur in dem ſtarren Feſthalten an längſt überlebten Glaubensſatzungen und todten Formeln eines menſchlich entſtellten Bekenntniſſes derſelben, erblicken. Welche Sprache würde wohl das in dieſen Tagen in Rom zuſammengetretene Concil führen, wenn dem, welcher es zuſammenberufen hat, zu ſeiner und nicht zu Gottes Glorifizirung, noch die vernichtende Macht zu Gebote ſtände, welche einſt einen Hus den Flammen überlieferte! Und würde es bei der Sprache allein verbleiben? Würde nicht den Worten die That folgen, ja würden nicht heute noch Scheiterhaufen entzündet

*) Johann Huß und die Synode von Conſtanz. Von Dr. Henke, Profeſſor an der Univerſität zu Marburg. (Virchow-Holtzendorff'ſche Sammlung.) Berlin, Lüderitz, 1869.

Digitized by Google

werden, wenn die Blitze nicht den Händen des römiſchen Pontifex entwunden wären? Freuen wir uns, daß wir in einer Zeit leben, wo keinerlei Beſorgniß vor den heiligen in Rom verſammelten Vätern uns ſchreckt, nicht etwa weil ihr Wille und ihr Haß ſich gewendet, ſondern weil ihnen die Macht, ihn zu bethätigen, entriſſen iſt. Darum aber mag es nicht vergeſſen ſein, was einſt geſchehen, und darum mag auch das Bild jenes Concils und die feurige Gluth des Scheiterhaufens, auf welchem einſt Hus ſeinen edlen Eifer büßen mußte, in der Erinnerung behalten bleiben. Dafür ſorgt die vorliegende Schrift, die mit geſchichtlicher Treue und in edler, ruhiger Sprache und Haltung uns jene Zeit in's Gedächtniß zurückruft. —p.

Aus Oſtfriesland wird uns geſchrieben: Allgemeines peinliches Aufſehen erregte vor einiger Zeit die Nachricht, daß in Eſens in Oſtfriesland zwei in jeder Hinſicht angeſehene Männer lediglich deswegen, weil ſie Mitglieder des Proteſtanten-Vereins ſind, aus der dortigen Synode ausgeſtoßen ſeien. Man mag über die Ziele und Zwecke des Proteſtanten-Vereins denken wie man will, ſo viel ſollte doch unter Allen feſtſtehen: unſere Zeit iſt auf religiöſem Gebiete eine Epoche der Gährung und Neugeſtaltung, und da kann die Wahrheit, nach der doch Alle ſtreben, nur erreicht werden, wenn jeder Richtung das Recht der freien Entwickelung gelaſſen wird. Aber auch abgeſehen davon, erſcheint es als ein ſehr wenig zweckmäßiges Mittel, die beſtehenden Verhältniſſe in der Kirche zu vertheidigen, wenn man diejenigen, welche eine Reform erſtreben, einfach ausſtößt. Wie wenig ſich ein ſolches Verfahren ſowohl aus dem Buchſtaben der Bibel, als aus dem Geiſt des Urchriſtenthums, der Reformation und unſeres Jahrhunderts rechtfertigen läßt, finden wir dargeſtellt in einem mit Wärme geſchriebenen Aufſatze von E. Gittermann: „Luther, das Ketzergericht in Eſens und die Bibel" (Jever und Eſens bei Mettcker), worauf wir bei der principiellen Bedeutung der Frage aufmerkſam machen. E.

Profeſſor Raphael Pompelly, vom Harvard-College zu Cambridge in den Vereinigten Staaten, ein Freund, Studiengenoſſe und Mitarbeiter des gegenwärtigen chineſiſchen Geſandten in Europa, Herrn Burlingame, iſt im Begriffe, bei Leypoldt und Holdt in Newyork ein Werk über China, Japan und die mit Oſtaſien in Verbindung ſtehenden amerikaniſchen und ruſſiſch-aſiatiſchen Häfen zu publiciren, das den Werth der diplomatiſchen und Welthandels-Verbindungen, welche unſere Zeit mit den ſeit Jahrhunderten hermetiſch verſchloſſen geweſenen Reichen Japan und China eröffnet hat, in einem neuen Licht erſcheinen läßt. „Across America and Asia" heißt dieſes Werk, das von San Francisco ſeinen Ausgang nimmt und uns über Jeddo und Jokuhama nach den inneren Provinzen China's, nach der Mandſchurei und nach Sibirien geleitet, um in St. Petersburg, nach fünfjähriger Forſchungsreiſe, ihren Abſchluß zu finden. In Japan hat Herr Pompelly, auf Veranlaſſung der Regierung, Landesvermeſſungen und geologiſche Unterſuchungen vorgenommen; ebenſo in der Mongolei. In China hat er im Hauſe ſeines Freundes Burlingame viel mit Letzterem zuſammen an der Umwandlung der auswärtigen Verhältniſſe des Landes gearbeitet. Eine amerikaniſche, wiſſenſchaftliche Zeitſchrift „The Galaxy", hat kürzlich bereits einige Auszüge aus dieſem Werke, mit der Ueberſchrift „Das chineſiſche Problem" publizirt.

In einem an Trübners Record gerichteten Schreiben des Herrn George Catlin lenkt derſelbe die Aufmerkſamkeit aller Geologen, Kohlenminenbeſitzer und Phyſiker auf den Umſtand, daß, obwohl während der letzten drei Jahrzehnde in den Kohlengruben Sicherheitsmaßregeln aller Art gegen die böſen Wetter, namentlich durch Ventilations-Apparate, Sicherheitslampen ꝛc., in Anwendung gekommen ſeien, doch in dieſer Zeit die Unglücksfälle durch Exploſionen um das Drei- und Vierfache gegen ſonſt, wo man dieſe Vorſichtsmaßregeln noch nicht gekannt, ſich vermehrt haben. Herr Catlin iſt der Anſicht, daß die älteren Kohlengruben, deren Flötze mehr und mehr durch Bearbeitung an Volumen verloren, die meiſten und furchtbarſten Exploſionen darbieten, weil die entzündlichen Gaſe, welche durch den wachſenden Luftdruck in den Gruben erzeugt werden, in dieſen tieferen Schachten einem um ſo ſtärkeren Druck unterliegen und dadurch auch mehr verdichtet und exploſibel gemacht werden; ja, Herr C. meint, daß durch Hineinpumpen friſcher Luft in die Gruben der Druck nur noch vermehrt, alſo auch die Gefahr der Exploſion vergrößert werde. Er fordert alle Sachverſtändigen auf, dieſe ſeine Erwägungen zu prüfen, um zu ermitteln, ob vielleicht durch anderweitige Ableitung der ſich erzeugenden Gaſe den ſtets bedrohlicher werdenden Exploſionen vorzubeugen ſei.

Die ſeit dem Jahre 1851 beſtehende, von Prinz Albert gegründete, engliſche Commiſſion für internationale Ausſtellungen, hat auf Veranlaſſung einer zahlreichen Verſammlung von Londoner Handwerkern den Beſchluß gefaßt, im Gegenſatz zu den bisher veranſtalteten, eine Reihe von ſolchen Ausſtellungen ins Leben zu rufen, die nur ſelbſtgefertigte Gegenſtände von Handwerkern aller Länder umfaſſen. Man hofft hierdurch einen mehrfach wichtigen Zweck zu erreichen, nämlich das Intereſſe der Arbeiter an ihren Erzeugniſſen, das durch das heutige Syſtem der äußerſten Arbeitstheilung (in den Fabriken), ſo ſichtbar erſchlafft iſt, wieder zu beleben, ihnen Einſicht in die Stufenfolge der Fabrikations-Prozeſſe zu verſchaffen und ſie zu erhöhter Thätigkeit anzuſpornen — Ziele, die man um ſo ſicherer zu erſtreben hofft, da die eingeſendeten Gegenſtände nicht nach den Nationalitäten von einander getrennt, ſondern in einzelne Klaſſen zuſammengeordnet werden, ſo daß nun die Leiſtungsfähigkeiten verſchiedener Nationen in einer und derſelben Branche leicht und ſicher überſehen, beurtheilt und mit einander verglichen werden können; da ferner nicht nur fertige Gegenſtände, ſondern auch die einzelnen Theile, durch deren Zuſammenſetzung das Ganze entſteht, Aufnahme finden, da bei jedem ausgeſtellten Gegenſtand der Name des Verfertigers genannt wird und ſchließlich Medaillen nebſt Verdienſt-Certificaten, in beſonderen Fällen Geldpreiſe, den würdigſten Ausſtellern zuerkannt werden ſollen.

Ein den Intereſſen der deutſchen Schriftſteller gewidmetes Blatt unter dem Titel „Der literariſche Verkehr" wird vom 1. Januar 1870 alle 32 Tage im Verlage und herausgegeben von Dr. Otto Löwenſtein in Berlin erſcheinen (Pr. 1⅓ Thlr. jährl.). Das uns vorliegende im December ausgegebene Probeblatt gewährt bereits eine Ueberſicht des Planes: das Blatt ſoll für die Schriftſteller ungefähr das ſein, was für die Buchhändler das Leipziger Börſenblatt iſt. Es ſoll ihre materiellen wie ihre geiſtigen Intereſſen vertreten, Angebot und Nachfrage ſchriftſtelleriſcher Arbeiten vermitteln und das Eigenthumsrecht der Autoren wahrnehmen helfen. Der junge, wiſſenſchaftlich gebildete Verleger des Blattes iſt ganz der Mann dazu, das Unternehmen tüchtig durchzuführen.

Digitized by Google

Elegante Feſtgeſchenke,

vorräthig in allen Buchhandlungen: (321)

Dante's göttliche Comödie. Uebersetzt und erläutert von **PHILALETES (König Johann von Sachsen).** 3 Bände. Neue wohlfeile Ausgabe, geh. 3 Thlr., eleg. geb. 3 Thlr. 27 Ngr. — Prachtausgabe, geh. 8 Thlr. 10 Ngr., eleg. geb. 10 Thlr.

Geſchichte der deutſchen Literatur. Von Heinrich Kurz. Mit Biographien und einer Auswahl des Vorzüglichſten aus den Werken der Schriftſteller aller Zeiten. Nebſt zahlreichen Porträts in Holzſchnitt. 3 Bände. 5. Aufl. Lex.-8. geh. 12 Thlr., eleg. geb. 13 Thlr. 15 Ngr.

Frommes Leben. **Dichtungen** der Neuzeit, ausgewählt von Benno Hoch. Eingeführt von Dr. Fr. Ahlfeld. Miniatur-Format. Eleg. geb. 1 Thlr. 21 Ngr.

Fromme Minne. **Ein Geſchenk** für Frauen und Jungfrauen, ausgewählt aus den edelſten Perlen deutſcher Dichtung. 3. Aufl. Min.-Form. Eleg. geb. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die Satiren und Epiſteln des Horaz. Deutſch von Ludwig Döderlein. Min.-Ausgabe. Eleg. geb. 1 Thlr.

Sämmtliche Märchen von H. C. Anderſen. Illuſtrirte Prachtausgabe. 8. Aufl. Eleg. geb. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Zur Einführung in das claſſiſche Alterthum.

Die Götter und Heroen des claſſiſchen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Von H. W. Stoll. 3. Auflage. Zwei Bände mit 42 Abbildungen. Eleg. geb. 2 Thlr.

Die Sagen des claſſiſchen Alterthums. Erzählungen aus der alten Welt von H. W. Stoll. 2 Bände. 2. Auflage. Mit 90 Abbildungen. Eleg. geb. 3 Thlr.

Geſchichte der Griechen und Römer in Biographien. Von H. W. Stoll. 2 Bände.

I. **Die Helden Griechenlands** im Krieg und Frieden. Geſchichte der Griechen in biographiſcher Form. Mit 1 Stahlſtich. 8. Eleg. geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

II. **Die Helden Roms** im Krieg und Frieden. Geſchichte der Römer in biographiſcher Form. Mit 1 Stahlſtich. 8. Eleg. geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Cicero und ſeine Freunde. Eine Studie über die römiſche Geſellſchaft zu Cäſar's Zeit. Von G. Boiſſier. Deutſch von Dr. Ed. Doehler. Mit 1 Stahlſtich. 8. eleg. geb. 2 Thlr.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben: (322)

Ueber den Gräbern.

Oſtergruß in Wort und Lied.

Mit einem Titelbild.

8. geheftet. Preis 22½ Ngr., elegant gebunden mit Goldſchnitt 1 Thaler.

Dieſes Büchlein gehört den Leidtragenden, Allen, die vor einem Grabe als vor des Todes feſt geſchloſſener dunkler Pforte ſtehen und weinen draußen. Unter den Ueberſchriften: Was weineſt Du? — Wen ſucheſt Du? Maria Rabbuni! oder: „Ich will euch wiederſehen" bietet dieſe ſinnig geordnete Sammlung proſaiſcher und poetiſcher Muſterſtücke aus der claſſiſchen weltlichen und geiſtlichen Literatur einen reichen Schatz des Troſtes für Leidtragende über den Gräbern dar und eignet ſich zu dem edelſten Geſchenk, zu einer Gabe der Trosteinſamkeit für Trauernde und Hinterlaſſene, indem ſie dem fragenden Glauben, der ſuchenden Liebe, der auf die Erfüllung harrenden Hoffnung das rechte ewige Ziel weiſt und die dunkelſten Räthſel des Todes und Grabes löſt. — Prediger und Seelſorger finden zugleich in dieſer Sammlung einen willkommenen Reichthum chriſtlicher Lehre und chriſtlichen Troſtes für Grabreden, ſowie Oſter- und Todtenfeſtpredigten.

Leipzig, November 1869. Die Verlagsbuchhandlung **B. G. Teubner.**

Wichtige Ergänzung zu jedem Werke über die französische Revolution!

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (323)

Tableaux
de la
Révolution française

publiés
sur les papiers inédits du Departement et de la Police secrète de Paris
par
Adolphe Schmidt.
Professeur d'histoire à l'université de Jéna.
Tome second.

Gr. Octav. VIII. u. 560 S. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Les derniers temps du ministère Garat (juin—août 1793). Le règne de la Terreur (août 1793—juillet 1794). La réaction thermidorienne et ses suites (juillet 1794—mai 1795). La fin de la Convention (mai—octobre 1795). Le début du Directoire exécutif (novembre et décembre 1795).

Band I. enthielt: { La chute de la royauté et le début de la république. La chute de la Gironde et l'ascendant de la Montagne.

Gr. Octav. XII. und 380 S. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Band III. (Schluss des Werkes) erscheint Ostern 1870.

Weihnachtsgeſchenk.

Soeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (324)

Robert Burns, Lieder und Balladen. Deutſch von **Adolph Laun.** Preis geh. 20 Sgr., fein in Goldſchn. geb. 1 Thlr.

Dieſe Ueberſetzung wurde bereits von den Deutſchen und Engliſchen Blättern als eine äußerſt gelungene anerkannt.

Berlin, December 1869.

Verlag von **Robert Oppenheim.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (325)

SHAKSPEARE.
JULIUS CAESAR,
ANNOTÉ PAR
CHARLES GRAESER.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Ausgabe von Shakspeare's „Julius Cäsar", durch Karl Graeser, den bekannten Verfasser vielverbreiteter Lehrbücher, mit mehr als 800 erklärenden Anmerkungen in französischer Sprache versehen, ist für Uebersetzungsübungen eingerichtet und kann auch deutschen Schulen als praktisches Lehrmittel empfohlen werden.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig: (326)

Johann Gottfried von Herder
und die
Humanitätsbeſtrebungen der Neuzeit.

Eine literar-hiſtoriſche Studie
von
Adolph Kohut.

Erſter Theil. Preis 15 Sgr.

Berlin. Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung. 86 Wilhelmsſtraße.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderjahre in Italien.

Von (327)
Ferdinand Gregorovius.
Drei Bände.

8. Jed. Bd. geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

Erſter Band: **Figuren.** Geſchichte, Leben und Scenerie aus Italien.

Zweiter Band: **Lateiniſche Sommer.** (Schilderungen aus Latium.)

Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien.

Gregorovius' Schilderungen aus Italien, bereits in zweiter Auflage erſchienen, gehören anerkanntermaßen zu den beſten neuern Werken über dieſes Land und ſeine Bewohner.

Kinder- und Hausmärchen

geſammelt durch (328)
die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern.
Velin-Ausgabe. Mit color. Bild. geb. 1 Thlr.
Gew. Ausgabe. (14. Aufl. 1869.) kart. 15 Sgr.

„Unſtreitig unter allen Märchenbüchern das ſchönſte."
Bernhardt's Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illuſtrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34⅔ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden, 6⅓ Thlr. (329)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — ſchön gebunden: (330)

Deutſche Nationalliteratur.

Kritiſche Textreviſionen von **Heinrich Kurz.**

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr.	**H. v. Kleiſt,** 2 Bände. 1⅓ Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4⅓ Thlr.	**Chamiſſo,** 2 Bände. 1⅓ Thlr.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Feſtgeſchenke (331)

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biographie, Briefe, Memoiren.

C. C. J. Freiherr von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. Deutſche Ausgabe. Von Nippold. 1. und 2. Bd. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
Briefe von Alex. v. Humboldt an Freiherr v. Bunſen. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.
Im Ural und Altai. Briefwechſel zwiſchen **Alexander von Humboldt** und **Graf Cancrin.** Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.
Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 4 Theile. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
Wilhelm v. Humboldt's Briefe an eine Freundin. 6. Aufl. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅔ Thlr.
Klippel, Das Leben des Generals von Scharnhorſt. 1. und 2. Theil. Geh. 3⅓ Thlr.
König Jérome und ſeine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von **Erneſtine von L.** Geh. 1⅔ Thlr.
Joachim Nettelbeck. Eine Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt aufgezeichnet. 3. Auflage. 2 Thle. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.
Eliſe Polko, Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Literatur- und Kunſtgeſchichte.

Carriere, Das Weſen und die Formen der Poeſie. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr.
—— Aeſthetik. 2 Theile. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
—— Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung. 1.—3. Band. Geh. 10⅓ Thlr. Geb. 11 Thlr. 25 Ngr.
Cholevius, Geſchichte der deutſchen Poeſie. 2 Bde. Geh. 5⅓ Thlr. Geb. 6⅓ Thlr.
Eckermann, Geſpräche mit Goethe. 3. Auflage. 3 Bde. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.
Graeser, Handbuch der neuern französischen Literatur. 2 Bde. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.
Lewes, The Life of Goethe. 2d. ed. 2 vols. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Sgr.
Oppermann, Ernſt Rietſchel. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr. Geb. 2 Thlr.
F. von Raumer, Handbuch zur Geſchichte der Literatur. 4 Bde. Geh. 5⅓ Thlr.
Roſenkranz, Diderot's Leben und Werke. 2 Bde. Geh. 5 Thlr. Geb. 5⅔ Thlr.
A. von Wolzogen, Rafael Santi. Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Feſtgeſchenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig iſt gratis zu haben.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Geh. 25 Thlr. Geb. in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr.

Auch nach und nach in allen beliebigen Terminen zu beziehen: in 150 Heften zu 5 Ngr. oder in 15 Bänden, geheftet zu 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden in Leinwand zu 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfranz zu 2 Thlr.

Aeltere Auflagen werden im Umtausch gegen die neueste elfte mit 10 Thlr. angenommen. Prospecte gratis.

Vorzügliche Jugendſchriften

belehrend und unterhaltend.

In allen Buchhandlungen ſind vorräthig:

Kinderleben. Ein Tagebuch von Kindern für Kinder. Von Thereſe v. Gärtner. Mit 6 colorirten Bildern. Cart. 1 Thlr.
Anderſen's ſämmtliche Märchen. Prachtausgabe mit 125 Holzſchnitten. 10. Aufl. Eleg. cart. 2⅓ Thlr.
Anderſen's ausgewählte Märchen für die Jugend. Mit zahlreichen Holzſchn. 14. Aufl. Eleg. cart. 1 Thlr.
Sigismund Rüſtig, der Bremer Steuermann. Ein neuer Robinſon, nach Marryat. Mit vielen Illuſtr. 12. Aufl. Cart. 24 Ngr.
Columbus. Die Entdeckung Amerika's für die deutſche Jugend erzählt v. C. Goehring. Mit 11 Stahlſt. 4 Aufl. Cart. 1⅓ Thlr.
Das Leben und Wirken Friedrichs des Großen, für die reifere Jugend geſchildert von Carl Weidinger. 3. Aufl. Mit 12 Stahlſtichen. Cart. 1 Thlr.
Andreas Hofer und ſeine Kampfgenoſſen, oder die Geſchichte Tirols im Jahre 1809. Von Carl Weidinger. 3. Auflage. Mit ſt ch. Cart. 1 Thlr.
Die Lebensbedürfniſſe des Menſchen, ihre Erzeugung und Bereitung. Mit 63 Holzſchn. und 6 colorirten Bildern. Cart. 1 Thlr.
Die Götter und Heroen des claſſiſchen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Von H. W. Stoll. 3. Aufl. Zwei Bde. mit 42 Abbild. Eleg. geb. 2 Thlr.
Die Sagen des claſſiſchen Alterthums. Erzählungen aus der alten Welt v. H. W. Stoll. 2 Bde. 2. Aufl. Mit 90 Abb. Eleg. geb. 3 Thlr.
Geſchichte der Griechen und Römer in Biographien. Von H. W. Stoll. 2 Bände.
I. Die Helden Griechenlands im Krieg und Frieden. Geſchichte der Griechen in biographiſcher Form. Mit 1 Stahlſt. 8. Eleg. geb. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. Die Helden Roms im Krieg und Frieden. Geſchichte der Römer in biographiſcher Form. Mit 1 Stahlſt. Eleg. geb. 1 Thlr. 25 Ngr.
Deutſchlands Schlachtfelder oder Geſchichte ſämmtlicher großen Kämpfe der Deutſchen. Von C. Goehring. 3. Aufl. Mit vielen Holzſchn. u. Stahlſt. 8. Cart. 1⅓ Thlr.
Die Helden des deutſchen Befreiungskrieges und deſſen Geſchichte. Von C. Goehring. Mit 12 Porträts in Holzſchnitt. 8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.
Ulrich von Hutten, der Streiter für deutſche Freiheit. Von C. Goehring. Mit 7 Stahlſt. 8 Cart. 1 Thlr. 7½ Sgr.
Choix de contes pour la jeunesse par H. C. Andersen. Traduits par CH. BRANDON 2ième édition. Avec beaucoup d'illustrations. 1⅓ Thlr.
Le livre de petits enfants. Nouvel alphabet, contenant des alphabets variés, des leçons graduées, des contes moraux, historiettes, fables, poesies &c. Par CH. BRANDON. Avec beaucoup d'illustrations. 3ième édition. Cart. 22½ Ngr.
Sigismond Rustig ou le naufrage du pacifique. Nouveau Robinson par le Capitaine MARRIAT. 2ième édition. Avec 94 gravures. Cart 1⅓ Thlr. (333)

Verlag von B. G Teubner in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erſcheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joſeph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 25. Dezember 1869. [Nº 52.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland. Deutſche Briefe aus Prag. Fiſchhof, der neue Arzt des alten Oeſterreich. 765. — Dr. Adolf Fiſchhof: Oeſterreich und die Bürgſchaften ſeines Beſtandes. 766. — Frhr. v. Reichlin-Meldegg: Der Raſtatter Geſandtenmord. 767.
Italien. Römiſche Ausgrabungen in den letzten Decennien. 769.
Frankreich. Baret's „Einfluß der Troubadours auf die Literaturen Südeuropas". 770.
England. Engliſches Urtheil über deutſche Arbeiter. 772. — Das Trinkwaſſer in London. 772.
Nord-Amerika. Panbritanismus und anglo-amerikaniſche Union. 773.
Rußland. Die Selbſtverſtümmler (Skoptzi) in Rußland. 774.
Türkei. Das türkiſche Unterrichtsgeſetz. 775.
Orient. Zur Urgeſchichte des Orients. Araber und Inder. 776.
Kleine literariſche Revue. Tſchichatcheff's Werk über Kleinaſien. 777. — Jahrbuch der Erfindungen. 777. — Maaß und Gewicht. 777. — Eine Feſtausgabe von Göthe's „Hermann und Dorothea". 777. — „Genrebilder," von Robert Alexander. 777. — Neue Romane. 778.
Literariſcher Sprechſaal. Die Volksſitte und die Civilehe. 778. — Miniſterzöpfe. 778. — Fälſchungen alter Kunſthandelsgegenſtände. 778. — Zur Theorie der Erdbeben. 779. — Aufruf, das Leben und die Werke von Cornelius betreffend. 779.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutſchland und das Ausland.

Deutſche Briefe aus Prag.

Fiſchhof, der neue Arzt des alten Oeſterreich.

Ich habe einen Freund, einen Künſtler ſeines Zeichens, der gern medizíniſche Bücher lieſt und namentlich „Bock's geſunden und kranken Menſchen" gründlich durchſtudirt hat. Der Mann iſt kerngeſund; er blüht gleich einem roſigen Bacchus, und doch klagt er mir alleweil von einem fürchterlichen Uebel, mit dem er behaftet ſei. Bald hat er die Symptome der Waſſerſucht an ſich beobachtet, bald meint er den Magenkrebs zu haben, und ein andermal geſteht er mit trauriger Miene, die Tuberkuloſe ſei ohne Zweifel im Anzuge. Als Virchow über die Trichinen Vorleſungen hielt, befand ſich der Arme in tauſend Aengſten, denn er hatte kurz vorher ein verdächtiges Schwein geſchlachtet und davon genoſſen. Unlängſt aber verwarf er alle übrigen Diagnoſen und ſchwur hoch und theuer, ein viele Klafter langer Bandwurm krabble im Innern ſeines geräumigen Corpus herum und verbittere ihm jedweden Genuß an Speiſe und Trank.

Obwohl ich nun dem etwas alt gewordenen öſterreichiſchen Staatskörper gerade nicht jene ſtrotzende Geſundheit meines Freundes vindicire, ſo glaube ich doch, daß zwiſchen beſagten zwei Körpern eine gewiſſe Aehnlichkeit ſtattfindet. Namentlich wird mein Vergleich weniger hinken, wenn man die December-Verfaſſung berückſichtigt, die ich für ein ganz lebensfähiges Kind halte. Dieſe Verfaſſung aber wuchs, wie mein Bandwurm-kranker fortwährend an etwas Anderem leidend, und zwar eben in den Augen der Verfaſſungstreuen ſelbſt. Die Verfaſſungsfeinde kommen nicht in Betracht; denn dieſe haben Februar und December-Patent ja längſt begraben.

Aller Augenblicke aber giebt's da auch bei Verfaſſungsfreunden ein bedenkliches Symptom, je nachdem dieſer hiſtoriſch-politiſche oder jener radikal-autonomiſtiſche und ſchließlich irgend ein feudalultramontaner Quackſalber eine neue Theorie über das Staatswohlbefinden vom Stapel gelaſſen hat. Jetzt kranken wir wieder an tauſend Uebeln in unſerer Verfaſſung; denn ein Idealpolitiker, der alte ehrenwerthe Fiſchhof, hat ein Buch „vom geſunden und kranken Oeſterreich" geſchrieben und eine Menge Leute leſen daſſelbe. Da haben wir, ſo meint der Eine, in unſerem Blute zu wenig Föderalismus, der Andere will die Gebirgsluft der Schweizer Cantönliverfaſſung einführen und der Dritte kommt wieder auf einen Bandwurm, das iſt die „tſchechiſche" Frage, die man durch eine ſchnelle Kur beſeitigen müſſe.

Soweit wäre die Sache komiſch, wenn ſie nur nicht ihre gar zu ernſte Kehrſeite hätte. So lange mein Freund bloß klagt, lächle ich im Stillen; als er mir aber unlängſt lothſchwere Pillen zeigte, die er von einer alten Kurpfuſcherin erhalten hatte, gegen die ägyptiſche Augenkrankheit, die über ihn gekommen war bei der Lektüre eines Zeitungsartikels über die Kaiſerreiſe nach Suez, trat ich ſeinem Beginnen energiſch entgegen. Klagen darf er, aber bei Leibe nicht kuriren. Wenn's doch auch ſo beim alten Oeſterreich wäre! Aber da wird ſeit 1848 ununterbrochen gedoctort, kurirt und experimentirt, bis es wirklich wird zur chroniſchen unheilbaren Krankheit gekommen ſein. Noch ſteht die Verfaſſung aufrecht und gerade, aber da ſind ſchon einige eifrige Geſellen, die nicht ruhen, bis ſie durch ihre Geheimmittel das Kind getödtet haben. Graf Taaffe ſteht ewig bereit da mit ſeinem großen ſchwarzen Pflaſter, das er im günſtigen Momente auf die Grundgeſetze zu kleben gedenkt; Miniſter Berger ſchwingt eine ſpitzige Sonde, mit der er fortwährend am Herzen des December-Patentes herumfühlt und der conſultirende Doctor Fiſchhof receptirt mit gewichtiger Miene eine Hexen-Mixtur, deren greuliches Gemiſch gerade geeignet wäre, die tödtliche Zerſetzung herbeizuführen. Und gar erſt der Wunderdoctor Beuſt!

Wir Prager Deutſchen, überhaupt wir Deutſchböhmen ſind frei von dieſer Sucht nach dem ewigen Kuriren. An dreihundert deutſchböhmiſche Gemeinden haben in dieſen Tagen dem Wiener Miniſterium durch beſondere Zuſchriften verſichert, daß ſie das Heil Oeſterreichs nur in der Durchführung der Verfaſſung erblicken. Wir ſtehen eben in der Schußlinie und wiſſen genau, wie die Herren Heilkünſtler in Wien den Tſchechen in die Hände arbeiten. Der gute Fiſchhof! die Tſchechen hält er für die beſten Oeſterreicher. Weiß er denn nichts von der Moskaufahrt, von den Reden auf ihren Volksverſammlungen, von der ruſſiſchen Volkshymne, die ſo oft in Prag zu hören war?*)

*) Es giebt allerdings hier und da einige Jungtſchechen, die, wie Herr Fritſch in Berlin, weniger mit ruſſiſchen, als mit polniſchen Panſlaviſten harmoniren, aber den Deutſchen und ſpeziell den Deutſch-öſterreichern gegenüber ſind ſie ebenſo mit den Moskowitern, wie mit den Bocheſen, zwei Herzen und Ein Gedanke.

Digitized by Google

Ein jüngſtes Stückchen iſt auch ſo recht bezeichnend für den öſterreichiſchen Patriotismus der Tſchecho-Ruſſen. Im Jahre 1866 hatte ſich ein Hilfscomité für die verwundeten öſterreichiſchen Krieger gebildet. Daſſelbe wirkte recht heilſam und gebot über mehr Mittel als nothwendig. Nach dem Kriege übergab das Comité eine erkleckliche Geldſumme und eine große Anzahl von Kleidungsſtücken, Bandagen u. dergl. dem Prager Magiſtrate zur Deponirung bis auf weitere Kriegseventualitäten. Solche traten bekanntlich in Dalmatien allzufrühe ein. Aber ſiehe da, der Prager Magiſtrat weigert ſich, die Bandagen, Hemden, Unterhoſen, welche in der Niklaskirche aufgeſpeichert liegen und vielleicht bald vermodern dürften, dem Comité herauszugeben, angeblich weil die Metzeleien in Dalmatien kein Krieg ſeien! Alſo für die von den bocheſiſchen Kannibalen hingeſchlachteten öſterreichiſchen Soldaten giebt es keine Bandagen; dagegen zupfen feine Damenhände im Lande Charpie, wie man behaupten will, für die ſlaviſchen Brüder in den Schluchten von Cattaro-Montenegro! Wer iſt nicht gerührt über die ſlaviſche Solidarität! Wer lacht nicht über Fiſchhof's Logik?

Vater Palazky dürfte auch ſeine Freude an den Naſenabſchneidern der Bocche haben. Wird doch ſeine Theorie von den Friedens- und Räubervölkern auf das Haar beſtätiget. Auch die Zuſammengehörigkeit der Tſchechen und der Boccheſen gewinnt durch das Naſenabſchneiden eine neue Erhärtung. In den ſchönen Zeiten des früheren Mittelalters nämlich, wo, nach Palazky, die goldene Freiheit herrſchte und tſchechiſche Civiliſation blühte, hatten auch die Bewohner Böhmens noch die altſlaviſche Vorliebe für die Naſen ihrer Widerſacher. Dem Wrſchowetzen Kochen wurde vor ſeiner greulichen Hinrichtung zur Beluſtigung des Publikums die Naſe abgeſchnitten und Sobieſlaw der Andere, ſo erzählt uns Salimil, der Homer der Tſchechen, ließ denjenigen ſeiner Unterthanen 100 Mark baren Silbers als Belohnung verſprechen, welche ihm den Schild voll deutſcher Naſen brächten.

Evening.

Dr. Adolf Fiſchhof: Oeſterreich und die Bürgſchaften ſeines Beſtandes.*)

Wir können einen deutſch-öſterreichiſchen Patrioten und Kämpfer für verfaſſungsmäßiges Recht, wie Fiſchhof, unmöglich bloß durch unſeren geiſt- und geſinnungsvollen, immerhin aber in einer gewiſſen Subjektivität befangenen, deutſchen Correſpondenten in Prag bei unſeren Leſern einführen laſſen. Wir müſſen ihn ſelbſt hören. Das Buch Fiſchhof's hat ſich in Wien der Zuſtimmung vieler wackeren, deutſchen Männer zu erfreuen, und wir, die wir außerhalb Oeſterreichs den dortigen, nationalen Bewegungen sine ira et studio, aber mit treuem deutſchen Herzen folgen, wir erblicken in dieſer Zuſtimmung ein Zeichen, daß uns hier Worte von mehr als gewöhnlicher Bedeutung vorliegen.

„Keine der großen Nationalitäten Oeſterreichs", ſo beginnt Herr Fiſchhof die Einleitung ſeines Buches, „kann für ſich allein den Beſtand der Monarchie ſichern, aber jede derſelben vermag durch ihren Widerſtand das Reich zu gefährden; deſtructiv eingreifen kann jede einzeln, conſtructiv vorgehen können nur alle vereint. Wenn Regierung, Volksvertretung und Publiciſtik ſowohl dies- als jenſeits der Leitha ſich dieſe Wahrheit ſtets vor Augen halten, wird Oeſterreich ſich conſolidiren, wo nicht — nicht!"

Um Oeſterreich zuſammenzuhalten, iſt es, wie Herr Fiſchhof darthut, vor Allem nothwendig, ſeinen heterogenen, nationalen Elementen gemeinſame ſittliche Intereſſen mit ſeinen territorialen Beſtandtheilen zu verleihen. Iſt dieſes ſchwierige Problem gelöſt, dann ſind auch die Bürgſchaften für den Fortbeſtand Oeſterreichs gegeben, und Herr Fiſchhof verſucht es, in einer Darlegung der phyſiſchen und moraliſchen Zuſtände der verſchiedenen Kronländer die Momente nachzuweiſen, die ein ſolches gemeinſames, ſittliches Band des Zuſammenhalts zu bilden geeignet ſind. Wir denken hierauf noch zurückzukommen und geben vorläufig Nachſtehendes, was die Anſichten des Herrn Fiſchhof im Großen und Ganzen klarlegt:

„In einem einheitlichen Nationalſtaate iſt der nationale Gedanke der leitende. Der Einheit und der Macht der Nation wird daſelbſt alles Andere ſchonungslos untergeordnet, und da in Europa kein einziger Großſtaat ohne Beimiſchung fremder Nationalitäten iſt, ſo findet dieſe Staatsidee ihre Befriedigung nur auf Koſten der Gerechtigkeit gegen die in der Minorität befindlichen Völkerſchaften. So verfährt Frankreich rückſichtslos gegen ſeine Einwohner nichtfranzöſiſcher Zunge, ſo Preußen und Rußland gegen die Polen ꝛc. In Oeſterreich hingegen, wo keine Nationalität ſo übermächtig iſt, daß ſie die anderen zu unterwerfen und dem Staate ihr nationales Gepräge aufzudrücken vermöchte, wo vielmehr die Völker einander das Gleichgewicht halten, und jeder Stamm ein wichtiger Faktor des Staatslebens iſt, in Oeſterreich, ſage ich, iſt der Staat in ſeinem eigenſten Intereſſe darauf hingewieſen, allen Nationalitäten gleich gerecht zu ſein. Somit iſt deſſen leitende Idee die der Gerechtigkeit, und ſteht Oeſterreich, wenn es ſeiner Individualität angemeſſen regiert wird, unter den Großſtaaten Europas in Bezug auf die ethiſche Bedeutung ſeines ſtaatlichen Daſeins unbedingt obenan.

„Gelingt es, nachzuweiſen, daß, ſobald dieſer Gedanke in den Staatseinrichtungen Oeſterreichs zum klaren und beſtimmten Ausdrucke gelangt, alle ſeine Stämme ihren Kulturgang unter deſſen Schutze am Ungeſtörteſten gehen und ihre geiſtigen, moraliſchen und phyſiſchen Beſitzthümer beſſer wahren können, als in irgend einem anderen Gemeinweſen, ſo iſt dadurch auch die hohe thatſächliche Bedeutung und mit ihr die Stabilität Oeſterreichs außer Zweifel geſtellt. Denn ſobald deſſen Völker unter dem Einfluſſe ſolcher Inſtitutionen zum Bewußtſein gelangen, daß ſie nur in ihrem harmoniſchen Zuſammenleben ſich die koſtbarſten Lebensgüter zu ſichern vermögen, werden ſie im Hinblick auf die Solidarität ihrer Intereſſen auch ſolidariſch für das Reich einſtehen, welches dieſelben ſchützt, und wird in ihnen aus der Erkenntniß der Einzelwohlfahrt allgemach die Erkenntniß des Geſammtwohls, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit ſich entwickeln, welches dieſe heterogenen Beſtandtheile zu einem organiſchen Ganzen verbinden und langſam aber ſicher jenes öſterreichiſche Bewußtſein wachrufen wird, das gewaltſam einzuimpfen man bisher vergebens ſich abgemüht.

„Von der höchſten ethiſchen Idee getragen, im Geſammtbewußtſein ſeiner Völker die Wurzeln ſeiner Kraft ſuchend, iſt Oeſterreich dann kein zufälliges Conglomerat, ſondern ein nothwendiges politiſches Gebilde, ein höchſt bedeutſames, reichgegliedertes, vielverſchlungenes und vollkräftiges Staatsweſen.

„Iſt ſchließlich noch der Beweis hergeſtellt, daß bei Zertrümmerung dieſes Reiches ein Theil ſeiner Stämme der hohen Kulturaufgabe, die ihm zugewieſen iſt, entrückt wird, und die anderen großentheils arg verſtümmelt oder unbarmherzig nieder-

*) Wien, Wallishauſſer'ſche Buchhandlung (Joſef Klemm).

Digitized by Google

getreten und zermalmt werden, daß ferner im Südoſten Europas Zuſtände hervortreten, welche das europäiſche Gleichgewicht ſtören und die abendländiſche Kultur bedrohen, dann iſt auch nachgewieſen, daß der Beſtand Oeſterreichs nicht nur eine locale, ſondern auch eine große europäiſche Bedeutung hat.

„Dieſe Bedeutung hat Oeſterreich aber nur ſo lange, als es auf ſeinem ethiſchen Schwerpunkte feſt und unerſchütterlich ruht; verrückt es dieſen, wenn auch noch ſo wenig, nach der einen oder anderen Richtung, ſei es zu Gunſten dieſer, oder jener Nationalität, ſo verliert es ſein Gleichgewicht und wird ſchwankend; ſein ſtaatliches Gefüge lockert ſich, und die Vorahnung nahen Zerfalles bemächtigt ſich aller Gemüther.

„Wie lehrreich in dieſer Beziehung iſt die Geſchichte der letzten zwanzig Jahre! Die unaufhörliche Fortdauer der inneren politiſchen Wirren und die häufige Wiederkehr der Kriſen während dieſes Zeitraumes haben ihren Grund nur darin, daß man vom 13. März 1848 bis zum Tage von Sadowa den Völkern Oeſterreichs nicht gerecht werden konnte, und ſeit Sadowa denſelben nicht gerecht ſein wollte, oder wenigſtens nicht gerecht zu ſein verſtand.

„Als im Jahre 1848 der mächtige Strom der Zeit Oeſterreich mehr als irgend einen Staat durchfluthete und die Nationalitätsidee in deſſen entlegenſte Länderſtriche und zu deſſen tiefſten Volksſchichten hintrug, ward es klar, daß dem öſterreichiſchen Staate eine Laſt aufgebürdet ſei, welche weder *ſeine* Schultern, noch die Schultern *irgend eines Staates* zu tragen vermochten. Als ob ſeine Staatsmänner nicht genügenden Stoff zur Thätigkeit im Inneren des Reiches fänden, ſollten ſie auch noch ſeine Stellung als *italiäniſche*, und ſeine Rechte *als deutſche* Macht aufrecht erhalten. Welch ein Chaos von Verhältniſſen, welch ein Widerſtreit der Forderungen und Wünſche, welche Kolliſion der Intereſſen! Wie ſollte Oeſterreich all dem gerecht, wie ſollte es ein Rechtsſtaat werden? Es verwirrte die Zuſtände überall, in Italien, wie in Deutſchland und am Schlimmſten daheim, im eigenen Hauſe. Es hinderte die Einigung Italiens, indem es ihr entgegen- und die Einigung Deutſchlands, indem es ihr beitrat. Es ſendete Deputirte nach Frankfurt, Truppen nach Mailand; es ſiegte da und dort, aber nur, um zu ſiechen. Sein ganzes Staatsweſen war tief erkrankt, denn um unhaltbare Stellungen zu behaupten, zerſplitterte und erſchöpfte es ſeine Kräfte, verlor es ſeinen Schwerpunkt im Inneren, alle ſeine Stützpunkte nach Außen; und ſo ohne jeden Halt ſchwankte es hin und her, und wäre taumelnd in den Abgrund geſtürzt, hätte die Vorſehung ihm nicht Solferino und Königgrätz beſchieden. Wie es früher an ſeinen Siegen erkrankte, ſo geſundete es jetzt an ſeinen Niederlagen. Das Schickſal entriß ihm gewaltſam, was es freiwillig hinzugeben nicht die Klugheit hatte.

„Oeſterreich beſitzt nun Provinzen, die ſich zwanglos in daſſelbe einreihen, Völker, die ſich ihm willig anſchließen, und wenn es trotzdem wieder von Recidiven bedroht iſt, wenn es noch heute den Frieden zwiſchen ſeinen Völkern nicht herzuſtellen vermag, ſo liegt der Grund hiefür nicht in den Verhältniſſen, ſondern in einer kurzſichtigen inneren Politik, welche, die Natur Oeſterreichs verkennend, eine Verfaſſung ſchuf, die, anſtatt das Panier des Reiches zu ſein, nichts iſt, als das Schiboleth der Parteien."

Frhr. v. Reichlin-Meldegg: Der Raſtatter Geſandtenmord.*)

Wir haben im „Magazin" Nr. 31 die kleine Schrift des Prof. Mendelsſohn-Bartholdy: „Der Raſtatter Geſandtenmord", angezeigt. Gegen dieſe iſt der Freiherr von Reichlin-Meldegg in der vorliegenden Schrift aufgetreten. „Der Inhalt der Mendelsſohn'ſchen Schrift — ſagt er im Vorworte — iſt wenig befriedigend; Herr Mendelsſohn-Bartholdy hat, was in der Kataſtrophe vom 28. April 1799 bisher dunkel und räthſelhaft war, keineswegs aufgeklärt; im Gegentheil ſtimmt derſelbe mit demjenigen überein, was von öſterreichiſcher Seite beinahe unmittelbar nach dem Geſandtenmorde verbreitet wurde, um die Schuld auf franzöſiſche Emigranten zu wälzen. Unſere Darſtellung beruht auf der Kenntniß von Thatſachen, welche wir von Augenzeugen jener Ereigniſſe erhalten haben und die geeignet ſind, wenn auch nicht den intellektuellen, doch die phyſiſchen Urheber des Mordes außer allen Zweifel zu ſtellen und hieraus weitere Schlüſſe ziehen."

Herr Mendelsſohn-Bartholdy ſpricht Oeſterreich von der Schuld an dem Geſandtenmorde frei, weil, wie er meint, die öſterreichiſche Regierung Klugheit genug beſeſſen habe, um ein nutzloſes, ja wahnſinniges Verbrechen zu unterlaſſen. Lag es Oeſterreich daran, ſich der Papiere der Geſandten zu bemächtigen, ſo konnte es ſich dieſe auf eine leichtere Weiſe verſchaffen, da man, wie der Ritter von Lang berichtet, in Raſtatt jedes beliebige Aktenſtück von jedem Stiefelputzer um ein Geringes erlangen konnte. Der Mord der Geſandten konnte nur den Emigranten einen weſentlichen Nutzen bringen, indem er die Ausſöhnung der franzöſiſchen Republik mit dem legitimen Europa unmöglich machte; es waren daher Emigranten, die, *als Szekler Huſaren verkleidet*, den Mord verübt haben.

Die Beſchuldigung der Emigranten weiſt Herr von Reichlin-Meldegg aus folgenden Gründen zurück: Nach der Ausſage der vier Poſtillone, welche die Wagen der Geſandten gefahren, waren die Angreifenden *wirkliche* Szekler Huſaren. Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Morde kam der badiſche Major von Harrant auf dem Schauplatze der That an und fand dort die Wagen der Geſandten von etwa fünfzig mit Fackeln verſehenen Szekler Huſaren umringt und damit beſchäftigt, die Wagen, welche ſie für ihre Beute erklärten, um die Stadt herum abzuführen. Dieſelben Szekler begleiteten und bewachten die auf Befehl des Majors von Harrant in die Stadt zurückfahrenden Wagen, ſie verhinderten jede Annäherung zu denſelben, machten ihrem Rittmeiſter Meldung und brachten dann auf deſſen Befehl die Wagen nach der Wache am Ettlinger Thore. Dies Alles trug ſich zu in Gegenwart der diplomatiſchen Perſonen, des badiſchen Stadtcommandanten, der Polizeibeamten und badiſchen Soldaten, und dennoch hat man von öffentlicher Seite behauptet, daß jene Szekler keine Huſaren, ſondern in kaiſerliche Militär-Uniform gekleidete franzöſiſche Emigranten geweſen ſeien. Man ſuchte dieſes Märchen damit glaubwürdig zu machen, daß, nach dem Geſandtſchaftsbericht des Herrn von Dohm, einer der Huſaren den Miniſter Jean Debry in franzöſiſcher Sprache gefragt habe: es-tu Jean Debry? Dieſe Angabe iſt wahrſcheinlich durch ein Mißverſtändniß des preußiſchen Geſandten von Dohm, welcher in dem von ihm gefertigten Bericht auch die Ausſage des der deutſchen Sprache unkundigen

*) Der Raſtatter Geſandtenmord, nach den Quellen dargeſtellt und beleuchtet von Joſeph Freiherrn von Reichlin-Meldegg, Großherzoglich Badiſchem Geheimen Regierungsrath. Mit 12 urkundlichen Beilagen. Heidelberg, Carl Winter's Univerſitätsbuchhandlung, 1869.

Digitized by Google

Jean Debry aufnahm, entſtanden; denn es hat der Poſtillon, welcher Jean Debry fuhr, die Huſaren nur deutſch ſprechen und auch mit deutſchen Worten ſich nach dem Geſandten erkundigen hören. Jean Debry konnte die Frage: „biſt Du Jean Debry?“ verſtehen, weil ſchon ſein Name genügte, ihm verſtändlich zu machen, daß man ſich nach ihm erkundige. Ein Mißverſtändniß muß hier um ſo mehr angenommen werden, als Jean Debry in ſeinem Bericht an den Miniſter des Auswärtigen in Paris nichts davon erwähnte, daß er in franzöſiſcher Sprache angerufen worden ſei, vielmehr bemerkte: „Meine unglücklichen Collegen wurden wie ich angeredet: biſt Du Bonnier? biſt Du Roberjot?“ was auch die Poſtillone beſtätigen. Der Poſtillon Roberjot's ſagt überdies, daß dieſer Geſandte auf ungariſchen Befehl des Wachtmeiſters niedergeſtreckt worden ſei. Damit ſteht zwar nicht in Uebereinſtimmung, was Jean Debry in ſeinem Narré fidèle du forfait commis à Rastatt erzählt, daß ein Szekler ſchon von fern „en mauvais français“ gerufen habe: „le ministre Debry“, daß ſein Secretär Belin behauptete, eine Frage nach Bonnier in ſchlechtem Franzöſiſch gehört zu haben und daß die Frau und die Töchter Jean Debry's ausſagten, ſie hätten gleichfalls eine Stimme in ſchlechtem Franzöſiſch rufen hören: es-tu Jean Debry? Allein der Widerſpruch bezüglich des gebrauchten franzöſiſchen Wortes bekräftigt die Anſicht, daß die Huſaren nur den Namen des Miniſters gerufen und nur deutſch geſprochen haben, was auch von dem franzöſiſchen Kutſcher des Jean Debry, Emanuel Siegrieſt, der unmittelbar hinter dem Wagen ſeines Herrn fuhr und mit den Huſaren deutſch ſprach, mit der Verſicherung beſtätigt wird: J'ai observé en outre, qu'il n'y avait pas un seul soldat qui parlât français. Der Oberſt Barbaczy ſelbſt geſteht in ſeiner Antwort an die Geſandten in Raſtatt, daß die That „durch einige raubſüchtige Gemeine, die er unverzüglich gefänglich einziehen laſſen werde“, verübt worden. Die Szekler Huſaren ſprachen offen von ihrem Kriegsſang, zeigten das erbeutete Gold und verkauften die geraubten Uhren, Doſen und dergleichen ungehindert in Raſtatt und Gernsbach.

Hiernach iſt nun in der That die Behauptung Mendelsſohn's, die Szekler Huſaren ſeien verkleidete Emigranten geweſen, ziemlich hinfällig; allein wenn die Emigranten auch nicht die Mörder ſelbſt waren, ſo folgt daraus noch nicht, daß ſie an dem Morde ganz unbetheiligt geweſen ſeien. Der Befehl an den Oberſten Barbaczy in Betreff der franzöſiſchen Geſandten ging offenbar von einer hohen Militärperſon aus, welcher der Oberſt unbedingten Gehorſam ſchuldig war. Wie ſehr er von dieſem Befehle überraſcht worden ſei, das hat unſer Verfaſſer ſelbſt von einem Augenzeugen, dem verſtorbenen Kirchenrath Hitzig, gehört. Dieſer befand ſich zur Zeit des Geſandtenmordes in Gernsbach im evangeliſchen Pfarrhauſe, wo ſich Mittags mehrere eingeladene Gäſte und unter dieſen der Oberſt von Barbaczy, eingefunden hatten. Kurze Zeit nachher wurde dem Letzteren ein verſchloſſenes Schreiben gebracht. Während Barbaczy daſſelbe las, wurde er ſichtbar aufgeregt und mit der Entſchuldigung dringender Dienſtgeſchäfte entfernte er ſich, bis an die Treppe von dem Pfarrer begleitet, dem er die Hand drückend ſagte: „Ein ſo unangenehmer Auftrag, wie ich hier erhalten, iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.“ Mit dieſer Erzählung ſtimmt auch die des katholiſchen Pfarrers Dietz in Rothenfels, welcher mit Barbaczy am 28. April Abends im Wirthshauſe zuſammentraf und beobachtete, daß derſelbe ſich in einem ungewöhnlich aufgeregten Zuſtande befunden, räthſelhafte Reden geführt und wie ein Trunkener ſich benommen, endlich nachdenkend im Zimmer auf- und abgehend zu ſich ſelbſt geſprochen habe: „Barbaczy, was wird die Welt zu deinem alten Kopfe ſagen!“ Dieſe Zeugniſſe werden unterſtützt durch den Brief des Rittmeiſters Burkhard, welcher einige Tage nach dem Morde an Dr. Hehl in Kirchberg geſchrieben, unverholen ſich über das Ereigniß ausſpricht und nicht dem mindeſten Zweifel an der Ehrenhaftigkeit der Handlung und dem dazu von der öſterreichiſchen Regierung erhaltenen Befehle Raum giebt.

Barbaczy und Burkhard waren mithin nur die Vollſtrecker des Befehls einer hohen Perſon, die unſer Verfaſſer zwar nicht nennt, aber ſo bezeichnet, daß man ſie leicht errathen kann. „Das Verhalten der öſterreichiſchen Regierung — ſagt er — läßt keinen anderen Schluß ziehen, als daß man gegen den Anſtifter des Mordes, beziehungsweiſe gegen Denjenigen, auf deſſen Befehl die Szekler handelten, nicht vorgehen wollte, und daß jene Perſon eine Stellung eingenommen hat, die ſie einerſeits ermächtigte, von dem Oberſten der Szekler Befolgung ihrer Befehle zu erwarten, andererſeits aber vor gerichtlicher Verfolgung ſchützte. Die Niederſchlagung der Unterſuchung, ſo wie die Unterhaltung des Verdachts gegen die Emigranten war hiervon eine erklärliche Folge.“

Der Hauptzweck des Ueberfalles der Geſandten war offenbar die Beſchlagnahme der Geſandtſchaftspapiere, worin man die Beweiſe eines von den franzöſiſchen Geſandten begünſtigten oder gar angezettelten Attentats gegen die deutſche Reichsverfaſſung zu finden und den vermeinten geheimen Abmachungen zwiſchen Preußen und der franzöſiſchen Republik auf die Spur zu kommen hoffte. Wenn Mendelsſohn, ſich auf Lang berufend, dagegen einwendet, daß es eines Angriffes der Geſandten nicht bedurfte, da man durch Beſtechung zu allen möglichen officiellen Actenſtücken gelangen konnte, ſo beruht, wie unſer Verf. nachweiſt, dieſe Annahme auf einem Mißverſtändniſſe. Lang ſpricht nur von den Reichsdeputations-Protocollen, die ohnedies für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren und die jeder Zeitungsredacteur gegen Bezahlung in Abſchrift erhalten konnte. Lag alſo der Beſchlagnahme der Papiere ein politiſches Motiv zu Grunde, ſo doch nicht dem Morde der Geſandten. Dieſer kann nur als ein Act perſönlicher Rache betrachtet werden und zwar, wie es uns wenigſtens ſcheint, nicht blos der Kaiſerlichen, ſondern ganz beſonders der Emigranten. Das anmaßende und übermüthige Benehmen der franzöſiſchen Geſandten in Raſtatt hatte nicht wenig den Stolz der öſterreichiſchen Diplomaten verletzt, die den Unwillen gegen die ohnedies verhaßten Franzoſen ſelbſt den höchſten Perſonen mitzutheilen verſtanden. Im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, wie am Hofe zu Wien, mochten außerdem einflußreiche Emigranten den Haß noch ſteigern, da die Antecedentien der drei Geſandten ſie beſonders zur Rache auffordern mußten. Roberjot war vor der Revolution katholiſcher Pfarrer geweſen; Bonnier hatte im Nationalconvent für den Tod des Königs geſtimmt und Jean Debry, l'ardent républicain, wie ihn franzöſiſche Schriftſteller ſchildern, war bekannt als Mitglied der Nationalverſammlung und der außerordentlichen Commiſſion der Zwölf, in deren Namen er den Antrag ſtellte, das Vaterland in Gefahr zu erklären; auch war er der Urheber des Vorſchlages, eine Legion von Königsmördern gegen alle gekrönten Häupter auszuſchicken. Eine ſo arge Verletzung des Völkerrechtes, wie der Geſandtenmord, kann nicht aus einer ruhigen Ueberlegung, ſondern nur aus dem augenblicklichen Entſchluß einer Leidenſchaft, welche die Folgen nicht berechnet, hervorgegangen ſein. Daß der Erzherzog Karl ſelber den Verdacht auf die Emigranten zu leiten ſuchte, beweiſt, daß ihm der tödtliche Haß derſelben gegen die franzöſiſchen Geſandten wohl bekannt war.

Digitized by Google

Man hat endlich auch den Mord und die Plünderung der Geſandten als eine Ueberſchreitung des Befehls, der nur auf die Beſchaffung der Geſandtſchaftspapiere gerichtet geweſen ſei, darſtellen wollen, und hat als Seitenſtück einen ähnlichen Vorfall in Schaffhauſen, am 13. April 1799, angeführt. Hier nämlich hatten öſterreichiſche Huſaren beim Einrücken in die Stadt den zu ihrer Bewillkommnung entgegenreitenden Stadt-Commandanten Schwarz und deſſen Sohn niedergehauen, weil man ſie in ihrer Schweizer-Uniform, welche der franzöſiſchen glich, für Franzoſen hielt. Alle Umſtände ſprechen jedoch gegen dieſe Annahme. Ein directer Befehl, die Geſandten zu ermorden, mag freilich nicht ertheilt worden ſein; wohl aber wußten die Anſtifter ihre Inſtruction ſo einzurichten, daß die Kataſtrophe erfolgen mußte. „Es war angeordnet worden — ſagt unſer Verfaſſer — an jenem Abend Niemanden aus den Thoren zu laſſen; nur die Abreiſe der franzöſiſchen Geſandten wurde, nach langem Hinhalten derſelben am Thore, geſtattet; die Abſicht, aus welcher dies geſchehen, laſſen die nachgefolgten Vorgänge erkennen. Es iſt unzweifelhaft, daß nur der Mord der Geſandten beabſichtigt war; ſie waren es, die man aus der langen Wagenreihe hervorſuchte und, nachdem man ſie gefunden, ſofort mit Säbelhieben niederſtreckte. Keine andere Perſon des zahlreichen Gefolges wurde verletzt und Kutſchern und Bedienten die beruhigende Verſicherung gegeben, daß ihnen nichts geſchehen werde. Nicht weniger iſt als gewiß anzunehmen, daß die kurz vorher von Gernsbach angekommenen Huſaren die Geſandten kaum dem Namen nach kannten, und da ſie doch nur dieſe ermordeten, dies auf Befehl geſchehen war. Erwähnen wir noch das zweideutige Benehmen der Offiziere Barbaczy und Burkhard, die Aeußerungen des Erſteren in Gernsbach und Rothenfels, die Strafloſigkeit ihrer als Mörder bezeichneten Soldaten, welche Barbaczy gefänglich einzuziehen verſprach, aber nicht verhaften ließ, die Verfolgung des flüchtigen, verwundeten und beraubten Jean Debry und den Umſtand, daß das Schickſal der Geſandten nach dem Vorfalle in Schaffhauſen vorauszuſehen war, wenn man dieſelben den gegen die Franzoſen erbitterten, beutegierigen Szekler Huſaren, ohne dieſelben unter den Befehl eines Offiziers zu ſtellen, preisgab.“

Die Unterſuchung wurde bekanntlich niedergeſchlagen. Mit Recht ſagt unſer Verfaſſer: „Die öſterreichiſche Regierung mußte, wie Erzherzog Karl und Kaiſer Franz dies auch feierlich zugeſichert hatten, gegen Diejenigen, welche jene blutige That verſchuldet hatten, die dem Verbrechen entſprechende Strafe erkennen, oder die Schuld ſich beimeſſen laſſen.“ Aus demſelben Grunde haben auch wir die Rechtfertigung Oeſterreichs, wie ſie Herr Mendelsſohn-Bartholdy in ſeiner Schrift verſucht hat, als mißlungen betrachtet.
E. M.

Italien.

Römiſche Ausgrabungen in den letzten Decennien. *)

Es iſt das Verdienſt des jetzigen Papſtes und des Kaiſers Napoleon III., daß in der neueſten Zeit unter der Leitung tüchtiger Archäologen Ausgrabungen in Rom veranſtaltet worden ſind, welche zu den wichtigſten und intereſſanteſten Reſultaten geführt haben. Eine überſichtliche Zuſammenſtellung und Beſchreibung der Funde giebt das unten genannte Buch. Drei Localitäten ſind es, über die ſich die Ausgrabungen erſtreckt haben: Die Katakomben, der Palatinus und das Souterrain der Kirche des heil. Clemens.

Die Katakomben waren ſeit dem Ende des erſten Jahrhunderts bis zu Anfange des fünften Jahrhunderts die Begräbnißſtätten der Chriſten. Nach der Eroberung Roms durch Alarich, 410, hörte die Beſtattung in den Katakomben auf und ſie waren nur noch Kultusſtätten für die kirchlichen Märtyrerfeſte. Als im Jahre 756 die Longobarden unter ihrem Könige Aſtolph die Katakomben verwüſtet hatten, faßte der Papſt Paul I. den Entſchluß, die Reliquien der berühmteſten Märtyrer an die Stadtkirchen zu vertheilen. Die letzten größeren Reſtaurationen in den unterirdiſchen Grüften ließen die Päpſte Hadrian I. (771—795) und Leo III. (795—817) vornehmen. Nach der Translocation von 2300 Leibern nach S. Praſſede, im Jahre 817, geriethen die Katakomben allmählich in Vergeſſenheit. Erſt im fünfzehnten Jahrhundert beſuchten einzelne Mönche aus religiöſem und Humaniſten aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe die Katakomben wieder, 1578 ſtießen einige Pozzolanarbeiter auf Grüfte mit Malereien, Sarkophagen und Inſchriften und 1593 begannen die Forſchungen des Antonio Boſio, Procurators des Malteſerordens. Sein großes Werk über die Katakomben, das erſt nach ſeinem Tode, 1634, herauskam, bildet die Grundlage aller ſpäteren Forſchungen. In den Jahren 1851—1855 erſchien das Prachtwerk über die Katakomben von Perret in 6 Bänden, das den Wunſch nach einer conſequenteren und tieferen Erforſchung dieſer Urſtätten des Chriſtenthums in Rom noch reger machte. Die Gebrüder de Roſſi unterzogen ſich dieſer ſchwierigen Arbeit. Die wichtigſten Entdeckungen waren die der echten Calliſtusgruft mit den Gräbern der Päpſte und der heiligen Cäcilia und der Lucina-Krypte, deren Beſchreibung die erſten zwei Bände des Werkes Roma sotteranea cristiana, Roma 1864 und 1867 mit 107 Tafeln Folio enthalten.

Ueber die Katakomben hatte man früher die irrige Meinung, ſie ſeien nur Erweiterungen verlaſſener Pozzolangruben, welche bekanntlich das Material zur Bereitung des Mörtels liefern. In den wirklichen Pozzolangruben oder, wie ſie hießen, Arenarien ſind jedoch keine Gräber, wohl aber in dem vulkaniſchen Tuff, wie er ſich am rechten Tiberufer in einzelnen Hügeln und am linken Ufer in faſt allen Höhenzügen von den Pariolibergen längs der Via Latina, Appia und Ardeatina bis zur Ostiensis findet. Bei den Etruskern und Römern war die Beſtattung in unterirdiſchen Kammern längſt eingeführt. Die Juden in Rom begruben ihre Todten ebenfalls in ſolchen Kammern, und im ſechszehnten Jahrhundert wurde an der Via Portuensis ein jüdiſches Cömeterium entdeckt, das älter als die älteſten chriſtlichen iſt. Die erſte Chriſtengemeinde, die noch dem Judenthume nahe ſtand, hielt ebenſo wie die Juden darauf, ihre Leichen unverſehrt zu erhalten, ſie nicht dem Scheiterhaufen zu übergeben und ſie getrennt von den Heiden zu beſtatten. Dieſer Sitte lag die Anſchauung von der brüderlichen Gemeinſamkeit und der Glaube an die Auferſtehung des Fleiſches zu Grunde. Von mehreren Katakomben iſt es erwieſen, daß ſie Anſchlüſſe an Grüfte vornehmer Familien waren; Unvermögende konnten ſich zu Gräber-Corporationen zuſammenthun, und ziemlich früh übernahm die Kirche die Leitung der Cömeterien. Als ſpäter die Gräber der Märtyrer als Kultusſtätten dienten, folgten

*) Römiſche Ausgrabungen in den letzten Decennien. Vorſtudien zu Meyer's Reiſehandbuch von Italien von Dr. Th. Gſell-Fels. Die Calliſtus-Katakomben — der Palatin — die Unterkirche San Clemente. Mit 3 Plänen und 2 Anſichten. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut, 1870.

Digitized by Google

auch die baulichen Einrichtungen dieſer neuen Bedeutung der Cömeterien.

Das Syſtem der Katakomben beſteht aus einer Menge geradlinig fortlaufender Stollengänge, welche in jeder abgegränzten Abtheilung eine bis zwei Hauptlinien bilden, um die ſich die größeren Räume traubenförmig legen und von denen die Seitengänge kreuzweiſe abgehen. Die Gänge ſind in der Regel ſo ſchmal, daß nur eine einzelne Perſon durchkann. Wände und Decken wölben ſich zur Ellipſe. In die Wände grub man zu beiden Seiten für die Aufnahme der Leichen Oeffnungen in Form langgezogener Rechtecke, ſogenannte loculi. Ueber dieſen Reihen finden ſich parallel wieder entſprechende Reihen von Vertiefungen, bisweilen bis zu ſieben Zügen über einander. Die Katakomben mögen die Reſte von etwa neun Generationen und gegen 3½ Millionen Gräber enthalten haben.

Ein größeres Intereſſe als die Gänge bieten die Grabkammern, cubicale, von verſchiedener Größe und Bauweiſe, meiſt viereckig, zuweilen ſechseckig oder rund. Sie enthalten häufig außer den ausgebrochenen loculis ein anſehnliches Grab an der Hinterwand, der Thür gegenüber, entweder eine rechteckige Lade oder einen Sarkophag mit einem horizontalen Marmordeckel in einer Niſche. Manche dieſer Cubikeln gehörten beſonderen Familien an, andere waren für ausgezeichnete Gemeindeglieder, beſonders aber für die Märtyrer beſtimmt, noch andere waren Verſammlungsſäle und konnten dann auch wieder Sarkophage aufnehmen. Hier fand an Feſttagen die Conſecration des Brotes und Weines ſtatt, entweder auf einem beſonderen tragbaren Altar, oder auf dem Sargdeckel des Heiligen. Die Cubikeln ſind ſomit die Vorläufer der Kapellen. Deckenſchmuck und Wandfresken zeichnen die älteren, architektoniſche Marmordecken die ſpäteren Cubikeln aus. Die Menge der Inſchriften, Malereien und Skulpturen dieſer unterirdiſchen Räume ſind von der größten Bedeutung für die Geſchichte der älteſten chriſtlichen Kirche und ihrer Kunſt. Die in dieſer Beziehung wichtigſten Katakomben ſind die des heiligen Calliſtus, in welcher zwölf Päpſte des 3. Jahrhunderts, einige Märtyrer und nicht-römiſche Biſchöfe beigeſetzt waren, die Krypte der heiligen Cäcilia und die Lucina-Krypte. Die genaue Topographie und Beſchreibung, welche der Verfaſſer von ihnen giebt, wird durch den Plan des Cömeteriums des Calliſtus und durch die beiden Anſichten der Papſtgruft und der Krypte der heil. Cäcilia veranſchaulicht.

Ueber die Ausgrabungen auf dem Palatinus hat das Magazin bereits berichtet: 1866 S. 545 und 716. Schon in den Jahren 1720—1728 entdeckte Bianchini auf dem Palatinus einige Räume des Flaviſchen Kaiſerpalaſtes. Gegenwärtig laſſen Napoleon III. und Pius IX. hier großartige Ausgrabungen ausführen, der Kaiſer auf der nördlichen, der Papſt auf der ſüdlichen Seite des Berges. Das Nonnenkloſter der Saleſianerinnen hindert leider die Verbindung dieſer beiden Ausgrabungsſtätten. Man vermuthet mit Recht unter dem Kloſter die Reſte des Auguſtus-Tempels und Palaſtes. Die Ausgrabungen, welche Napoleon vornehmen läßt, ſtehen unter der tüchtigen Leitung des Architekten und Archäologen Pietro Roſa. An allen wichtigen Orten ſind Tafeln angebracht mit den Stellen der antiken Schriftſteller, welche von den Oertlichkeiten ſprechen. Auf der Napoleoniſchen Seite hat man die Paläſte der Julier und Flavier, auf der päpſtlichen die Ueberreſte der Bauten des Commodus und Septimius Severus gefunden. Ein Plan der Kaiſerpaläſte, welchen der Verfaſſer beigegeben hat, gewährt eine bequeme Ueberſicht.

Die Kirche S. Clemente ſoll gleich nach dem Tode des heiligen Clemens, welcher im Jahre 100 als Märtyrer im Cherſones ſtarb, auf der Stelle ſeines väterlichen Hauſes unten am Cölius errichtet worden ſein. Der heilige Hieronymus (geb. 331) ſpricht von einer ſchon längere Zeit beſtehenden Kirche des heil. Clemens und auch ſpäter geſchieht ihrer Erwähnung. Um 867 kamen durch die Slavenapoſtel Cyrillus und Methodius die Reliquien des heil. Clemens hierher und Cyrillus ſelbſt wurde 869 hier beigeſetzt. Allein dieſe Kirche war ſpäter verſchwunden; die jetzige Clemens-Kirche iſt erſt im zwölften Jahrhundert gebaut worden. Das alterthümliche Gepräge in der inneren Einrichtung derſelben fiel jedoch von jeher auf, ſo daß im Jahre 1818 der Reiſende Gau aus Köln ſchon darauf aufmerkſam machte, daß auf Reſte einer weit tiefer liegenden früheren Baſilica mit Sicherheit geſchloſſen werden könne. Bunſen kannte bereits 1836 das rechte Seitenſchiff der Unterkirche; weitere Nachforſchungen fanden aber erſt 1858 ſtatt, als man bei einer Reparatur auch im Vorhofe auf altes Mauerwerk ſtieß. Jetzt nahmen ſich de Roſſi und J. Mullooly, Prior des an S. Clemente anſtoßenden iriſchen Dominikaner-Kloſters, der Sache an. Die Ausgrabungen begannen 1861 und 1868 war die Kirche den Beſuchenden ſchon geöffnet. Ein Plan der nun erſchloſſenen Oertlichkeit giebt ein Bild der inneren Einrichtung. Alles, was fortgeſchafft werden konnte, war ſchon früher in die Oberkirche gebracht worden. Die mehr oder minder gut erhaltenen Fresken, welche die Wände ſchmücken, ſind aus verſchiedenen Zeiten; de Roſſi hat zwiſchen dieſen Malereien Unterſchiede von nicht weniger als 800 Jahren geltend gemacht, ſo daß auch dieſe Ueberreſte für die Kunſtgeſchichte von hoher Bedeutung ſind. E. M.

Frankreich.

Baret's „Einfluß der Troubadours auf die Literaturen Südeuropas".*)

Dieſer Titel ſcheint ein Buch anzukündigen, welches, wenigſtens zum Theil, eine merkliche Lücke in der literarhiſtoriſchen Behandlung des Mittelalters auszufüllen beabſichtigt. Es iſt dies eine ausführliche und ſachgemäße vergleichende Geſchichte der lyriſchen Dichtung bei den Völkern des Mittelalters. Wir ſagen, zum Theil würde dieſe Lücke durch ein Buch, was dieſem Titel entſpräche, ausgefüllt werden, aber bei ſachgemäßer Behandlung könnte man, von der Geſchichte der provençaliſchen Dichtung ausgehend (die nicht blos chronologiſch den Ausgangspunkt bildet), nicht allein die Lyrik Spaniens und Italiens, ſondern auch ohne Zwang, über das Verbindungsglied der trouvères hinweg, die deutſchen Minneſinger in den Betrachtungskreis hineinziehen, welche dann wieder eigene Beziehungen zu der am Hohenſtaufiſchen Hofe in Süditalien blühenden Dichtung ergeben würden. Unter den Vorarbeiten, die eine ſolche Unterſuchung begünſtigen würden, ſind namentlich für die romaniſchen Literaturen, die dabei in Betracht kommen, die verſchiedenen Arbeiten unſeres Diez, des Altmeiſters der romaniſchen Philologie, zu erwähnen. Auf breiterer Baſis, mit Hinzuziehung der italiäniſchen und deutſchen Lyrik, hat dann Wackernagel in den die zweiundfünfzig Lieder des Berner Codex begleitenden

*) Eugène Baret, Les troubadours et leur influence sur la littérature du Midi de l'Europe. Paris, Didier, 1867.

Digitized by Google

Abhandlungen die Grundzüge einer ſolchen Unterſuchung gegeben. Speciell für Spanien ſind ferner namentlich die Arbeiten von Ferdinand Wolf wichtig. — Auf Grund dieſer Arbeiten und des ſonſt zahlreich genug vorhandenen Materials hätte bei genügender Sachkenntniß und einigem Fleiß und Scharfſinn eine höchſt verdienſtvolle Unterſuchung ausgeführt werden können, die zugleich eine bereits länger gefühlte Lücke ausfüllte und zu der wir die jüngere kritiſche Schule Frankreichs, die mit gutem Erfolg deutſche Gründlichkeit und wiſſenſchaftliche Methode beim Studium ihrer mittelalterlichen Literatur in Anwendung bringt, nur beglückwünſchen könnten.

Leider aber entſpricht das vorliegende Werk des Herrn Eug. Baret dem Titel ſehr wenig. Von deutſchen Fachſchriftſtellern kennt er Bartſch, Mätzner, Mahn, Ferdinand Wolf (wenigſtens nennt er ſie); Diez aber kennt er gar nicht. Daraus, daß er Letzteren nicht kennt, ſollte man faſt ſchließen, daß er bei Bartſch, Mahn und Wolf nicht über den Titel hinausgekommen, da er doch ſonſt auf dieſen Namen hätte ſtoßen müſſen. Mit der jüngeren kritiſchen Schule Frankreichs hat Baret auch gar nichts zu ſchaffen. Sein Werk iſt ein neues Beiſpiel von der in Frankreich nicht ſeltenen Manier, von der ſogar Koryphäen der Wiſſenſchaft nicht immer frei ſind, aus Journalartikeln, Recenſionen, Vorleſungen, Excerpten und anderen disparaten Beſtandtheilen ein Buch ganz äußerlich zuſammenzuflicken und es dann unter irgend einem vielverſprechenden Titel in die Welt zu ſchicken.

Eines der eclatanteſten Beiſpiele ſind die Variations du langage en France von Génin, ſeiner Zeit Diviſionschef im Unterrichts-Miniſterium und Urheber einer soi-disant Ausgabe des Rolandsliedes, welcher mit weniger als elementaren Kenntniſſen ſeiner Materie es unternahm, über Leute wie Orelli, Fallot und Diez in der lächerlichſten Weiſe abzuſprechen. Man wird es gern Herrn Baret zugeben, daß er mehr als Génin von ſeiner Materie verſteht, doch ſind ſeine Kenntniſſe davon noch in vieler Beziehung ſehr lückenhaft und weit unter dem Niveau der heutigen Wiſſenſchaft, wie eine eingehendere Betrachtung des Buches, zu der wir nach dieſen vorläufigen Bemerkungen übergehen, des Weiteren ergeben wird. In der Einleitung, die urſprünglich eine Eröffnungs-Vorleſung eines Cours de littérature etrangère an der Fakultät zu Clermont bildete, geht B. von folgendem Geſichtspunkte aus:

Bei der Bildung der modernen Geſellſchaft ſind hauptſächlich zwei Elemente thätig geweſen, das germaniſche und das romaniſche. Für das Studium der fremden Literaturen giebt es alſo zwei Wege: man kann wählen zwiſchen den nordiſchen Literaturen, die aus den deutſchen Dialekten hervorgegangen ſind, und den Literaturen des Südens, welche auf den neulateiniſchen Sprachen beruhen. Baret wählt den letzteren Weg, da der Weg des römiſchen Volks in der Geſchichte namentlich durch eine Spur bezeichnet iſt, durch die Entſtehung der Familie der romaniſchen Sprachen, von denen zwei wenigſtens („n'en déplaise pas à l'Allemagne“) eine Literatur hervorgebracht haben, mit der die Literaturen des Nordens keinen Vergleich aushalten können. B. verſucht dann, den Urſprung der provençaliſchen Literatur, als der erſten unter den modernen Literaturen, direct an die von den Römern dem ſüdlichen Theile Galliens imprägnirte Bildung anzuknüpfen, ein Verſuch, der, obgleich er mit einem „Quoiqu'il en soit“ über Jahrhunderte hinwegſpringt, dennoch als vollſtändig mißlungen bezeichnet werden muß. Als ebenſo mißlungen darf der Verſuch bezeichnet werden, die verſchiedenen provençaliſchen Dichtungsarten auf römiſche und griechiſche Muſter zurückzuführen. Unter dieſen bis in das klaſſiſche Alterthum zurückzuführenden Dichtungsarten der Provençalen führt der Verf. ſogar die Paſtourelle an, die doch nach Urſprung und Charakter ſo eminent nordfranzöſiſch iſt, daß die wenigen provençaliſchen Paſtourellen ſogar als Nachahmungen der trouvères bezeichnet werden können. — Im Weiteren erörtert dann B. Werth und Bedeutung der provençaliſchen Literatur und ihren Einfluß auf die Literaturen des Südens in allgemeinen Zügen, geht ſodann zu den Geſchichtſchreibern der Troubadours über und giebt gleich im Anfang einen ſchlagenden Beweis, wie wenig er auf dem Niveau der Wiſſenſchaft ſteht, indem er ſagt, daß die Meinung der gelehrten Welt ſich in Beziehung auf Jean de Noſtredame geändert habe. An der Meinung, die Raynouard, Diez und Fauriel von dieſem lügenhaften Compilator hatten, hat ſich bis heute noch nichts geändert und kann ſich auch nichts ändern.

Die Nichtkenntniß der Werke von Diez und der dem Noſtradamus geſchenkte Glaube würden hinreichen, das Buch als völlig unwiſſenſchaftlich zu charakteriſiren, wenn nicht andere zahlreiche Umſtände dieſes Urtheil rechtfertigten. — Gewiß hat ſich Herr B. ſehr mal-à-propos auf dem Titel des Buchs ein wiſſenſchaftliches Air gegeben, indem er von ſeltenen und noch nicht veröffentlichten Documenten ſpricht, die er als Beweisſtücke im Anhang veröffentliche. Unter dieſen „Documenten“, die größtentheils Wiederholungen längſt gedruckter Stücke, nicht einmal immer nach den beſten Quellen, ſind, befindet ſich z. B. eine vollſtändige Recenſion über ein Wörterbuch der langue d'oc, die der Verf. früher einmal in einem Journal veröffentlicht und welche auch mit unter den ſeltenen und nicht veröffentlichten Beweisſtücken fungiren muß, obwohl ſie nur ſehr wenig zur Sache gehört. — Als ein populäres, für das große Publikum geſchriebenes Buch mit Beibehaltung des Titels der erſten Auflage würde das Baret'ſche Werk auf eine weit gelindere Beurtheilung Anſpruch haben. Dann würden auch die langen Erörterungen über die Geſchichte der cataloniſchen Poeſie, über die Nachahmung der ſpaniſchen Literatur in Frankreich und über Cervantes und das Ritterweſen, die weit mehr als ein Drittel des Buches ausfüllen, ohne zur Sache, zur Geſchichte der Troubadours und ihres Einfluſſes auf die Literatur Südeuropas zu gehören, mehr an ihrem Platze ſein; dann würde man ihm die mangelhafte Anordnung des Stoffes, die bei dieſem Titel mit Recht getadelt wird, nicht ſo ſehr zum Vorwurfe machen können. Immerhin würden ihm aber die zahlreichen ſachlichen Unkenntniſſe vorgeworfen werden müſſen, von welchen wir jetzt nur noch einige den bisher hervorgehobenen hinzufügen müſſen. Ganz hinweg können wir gehen über diejenigen Behauptungen, die, als auf Noſtredame fußend, von vornherein keiner Widerlegung bedürfen, weil dieſer Gewährsmann jedes Glaubens entbehrt.

Was Baret's Erörterungen über ſpaniſche und portugieſiſche Literatur, ſowie über den Einfluß der ſpaniſchen Literatur auf die franzöſiſche, anlangt, ſo kennt er weder die dreibändige Stuttgarter Ausgabe des Cancioneiro de Reſende, noch die Werke von Clarus und von Schack, von denen namentlich das letztere, bei den ziemlich ungenügenden Leiſtungen der Spanier für die Geſchichte ihrer Literatur und namentlich ihres Theaters das beſte Hilfsmittel für derartige Unterſuchungen bildet. — In dem Kapitel über die Nachahmung der Spanier in Frankreich ſteigt B. durch lange Ueberſetzungen aus Lord Holland's „Some account on the life and writings of Lope de Vega and Guilhem de Castro“, ſowie durch dieſe weitläufige Erörterung eines Gegenſtandes, der namentlich durch v. Schack's vortreff-

Digitized by Google

liches Werk längſt abgeſchloſſen, von der Höhe der ſelbſtändigen wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, auf der er ſich ſonſt zu befinden glaubt, zur Populariſirung der Reſultate Anderer herab. Man kann allerdings den Franzoſen nicht oft genug ſagen, daß die ganze Handlung und die beſten Stellen ihres vielgeprieſenen Cid einem ziemlich unbekannten ſpaniſchen Autor angehören, der meiſtens da, wo Corneille abſichtlich von ihm abweicht, den Letzteren überragt.

Auch in dem Kapitel über Cervantes und das Ritterweſen kann die Annahme eines blos populariſirenden Zwecks dem Urtheile über Baret nur günſtig ſein. Denn was er über Charakter und Tendenz dieſes Meiſterromans ſagt, iſt längſt und beſſer von Anderen geſagt, aber man kann in Frankreich dergleichen Wahrheiten nicht genug verbreiten.

Eine ſchließliche, beſondere Erwähnung verdient noch das Kapitel über die Nachahmung der Troubadours durch die Trouvères in den lyriſchen Dichtungsarten; dieſe Beſchränkung des Titels zeigt gleich, daß B. die ehrgeizige Hypotheſe Fauriel's über das provençaliſche Epos nicht vertheidigen will. (Dagegen läßt er den Troubadours die Ehre widerfahren, ein Drama beſeſſen zu haben — eine Hypotheſe, die wir als auf Noſtradamus beruhend, der Widerlegung gar nicht werth und bedürftig halten.) Mit Bezug auf eine gleich im Anfang des Kapitels befindliche Aeußerung Baret's bedauern wir ſehr, daß er die directen Beziehungen, die zwiſchen den Troubadours und den Minneſingern beſtehen und die darzulegen ihm leicht wäre (wie er ſagt), nicht wirklich dargelegt hat. Es wäre gewiß intereſſant, eine ſolche directe Beziehung (alſo ohne das Zwiſchenglied der trouvères) nachgewieſen zu ſehen.

Wir bemerken noch ſchließlich, daß die im Anhange zu dieſem Kapitel angenommene Begegnung zwiſchen Chaucer, Petrarca und Boccaz noch lange nicht bewieſen iſt. Woher hat Baret die Notiz, daß Chaucer dem Petrarca vorgeſtellt wurde?

Paris. Dr. Julius Brakelmann.

England.

Engliſches Urtheil über deutſche Arbeiter.

Die Organiſation der deutſchen Handwerker- und Arbeitervereine hat neuerdings auch in England verdiente Anerkennung gefunden. Der Herausgeber des „Quarterly Journal of Science," James Samuelſon, zugleich Präſident der Liverpool Operatives Trade's Hall ſchildert ſeinen Landsleuten in einem eben erſchienenen Werke*) die Organiſation und Wirkſamkeit ſowohl der Bildungsvereine wie der geſchichtlichen Aſſociationen der deutſchen Arbeiter. Die erſteren empfiehlt er geradezu als Muſter für ſeine Landsleute.

Das folgende Reſumé zeigt den Verfaſſer als nüchternen und unparteiiſchen Beobachter: „Man hat in England lange ſich dem Eindruck hingegeben, daß der Continental-Arbeiter im Ganzen gegen den unſeren weniger leiſtet; dieſe Idee wurde dadurch gepflegt, daß man, wenn engliſche Maſchinen ins Ausland geſchickt wurden, für nöthig hielt, einige engliſche Handwerker mitzuſenden, um ihre Aufſtellung und ihren Betrieb zu leiten. Da außerdem die Engländer unleugbar größere Ausdauer beſitzen und ihre Thätigkeit während der Arbeitszeit die der Ausländer übertrifft, ſo war es nichts Ungewöhnliches, daß man bei großen Bauunternehmungen ganze Compagnien engliſcher Handarbeiter beſchäftigte, und ſelbſt heute noch amüſirt man ſich, davon zu ſprechen, daß der deutſche Arbeiter die Hälfte ſeines Werks mit der Tabakspfeife im Munde verrichtet. Das iſt aber die oberflächliche Anſicht von der Sache. Was dem deutſchen Arbeiter phyſiſch abgeht, wird im Allgemeinen ſehr wohl durch ſeine höhere Intelligenz und Nüchternheit ausgeglichen, und gerade in dieſen Punkten haben unſere Handwerker ſeine Concurrenz zu fürchten; darin mögen ſie an ihm ein Beiſpiel nehmen. Wir haben geſehen, wie ſeine Verſtandeskräfte mit Erfolg während ſeines ganzen Lebens cultivirt werden und wie er durch ſolche Mittel ſeine Lage verbeſſert, während der engliſche Handwerker nur phyſiſche Kraft für dieſen Zweck aufgewandt hat. Wer auf die Länge der dauernde Gewinner bleiben würde, wenn beide Methoden in gleicher Art bei uns und im Auslande Geltung behielten, iſt leicht vorauszuſehen . . . .

„Ich fürchte, daß nur wenige von unſeren engliſchen Handwerkern ſelbſt heute den Werth theoretiſchen Wiſſens zu ſchätzen verſtehen, welches in ſehr vielen Fällen der einzige und dem Grade nach oft nur geringe Vortheil iſt, den ihre Arbeitgeber vor ihnen voraus haben. Daß die geiſtige Weiterbildung Erwachſener im Auslande kein Syſtem von geſtern iſt, beweiſt das Alter einiger Bildungsvereine, wie z. B. des von Elberfeld, — und dieſe Vereine haben nicht nur den Arbeiter weiter erzogen, ſondern indem ſie ihm die Lücken ſeiner eigenen Bildung zeigten, erhöhten ſie ſeine Sorgfalt dafür, daß ſeine Kinder in nützlichen Kenntniſſen erzogen wurden!"

*) The German Working Man: his Institutions for Self-culture and his Unions for Material Progress, London 1869, Longmanns, Green & Comp.

Das Trinkwaſſer in London.

Das Trinkwaſſer in London kommt zum größten Theil aus der Themſe und dem Lea, und, da in jene beiden Flüſſe an verſchiedenen Stellen die Abflußkanäle, die das zuvor über Land geleitete Cloakenwaſſer weiterführen, münden, ſo entſtand die Frage: ob das Flußwaſſer nach jener Verunreinigung nachtheilige Folgen für die Geſundheit haben kann?

Vor Kurzem war nun eine Commiſſion mit der Prüfung jener Frage beſchäftigt, und entnehmen wir aus engliſchen Zeitungen darüber Folgendes:

Das Urtheil der Commiſſion lautet: daß „wenn das Waſſer gehörig filtrirt wird, keine irgendwie in Betracht kommenden organiſchen Beſtandtheile darin gefunden werden und dann kein entſcheidender Grund vorliegt, um eine ſonſt tadelfreie Quelle der Waſſerverſorgung aufzugeben, da die Meinung bedeutender Männer der Wiſſenſchaft, die der Anſicht ſind, daß durch Cloakenwaſſer verunreinigtes Flußwaſſer ſtets organiſche Stoffe enthalte, die, bei der genaueſten chemiſchen Unterſuchung kaum bemerkbar, dennoch ſchädliche Wirkungen auf den menſchlichen Körper ausüben, nicht genügend begründet iſt".

Scheint nun hierdurch die Frage gänzlich gelöſt, ſo können die Zweifel, die in Folge der Urtheile bedeutender Aerzte entſtanden ſind, doch nicht widerlegt werden, denn man muß bedenken, daß in der Commiſſion allerdings die Stimmenmehrheit das Urtheil ausgeſprochen, daß aber in derſelben nicht nur Aerzte und Chemiker, ſondern auch Techniker mitzählen. Nehmen wir

Digitized by Google

nur die Urtheile von Chemikern und Aerzten, ſo ſtellt ſich ein anderes Reſultat dar, denn während vier das Waſſer als geſund bezeichnen, ſind ſieben Stimmen dagegen.

Viel zur Beruhigung tragen die Urtheile jener vier Herren auch nicht bei. Während der Profeſſor Dr. Miller bemerkt, daß „die Erfahrung der Theorie vollkommen entgegen iſt, daß Waſſer, welches einmal durch Cloakenwaſſer verunreinigt iſt, je wieder als geſundes Waſſer betrachtet werden kann", verweiſt der Profeſſor Sir Benjamin Brodie „auf die mediziniſchen Statiſtiken, die weit mehr wie die chemiſche Analyſe über den gefährlichen Charakter des Cloakenwaſſers Aufſchluß geben, nachdem er nachgewieſen, daß der ſchädliche Charakter des Cloakenwaſſers weniger in der Quantität wie in der Qualität läge".

Während die Chemie nichts Schädliches im Cloaken-Waſſer finden kann, macht der Profeſſor Dr. Frankland darauf aufmerkſam: daß „der ſchädliche Theil derartig chemiſch gebunden iſt, daß er vollkommen außer dem Bereich des Chemikers liegt, da jene Keime wahrſcheinlich noch kleiner wie Blutkügelchen ſind".

In Betreff der von Mr. Simon angeregten Frage über die Verbreitung des Anſteckungsſtoffes bei Cholera- und Typhuskrankheiten, entgegnet Dr. Letheby (einer von den Vier, die das Waſſer für geſund halten), „daß es voreilig ſein würde, an die Wahrſcheinlichkeit oder Möglichkeit von Cholerakeimen im Waſſer zu denken, da bis jetzt noch Niemand weiß, worin die Cholerakeime beſtehen" u. ſ. w.

Daß in Folge jener Ausſprüche, die die Chemie in dieſem Fall als völlig machtlos darſtellen, das Vertrauen zu der Unſchädlichkeit des Waſſers ſehr erſchüttert iſt, läßt ſich leicht denken, und ertönt deshalb, trotz der Unterſuchung, von Vielen die Bitte: „Waſſer aus Quellen zu ſchaffen, zu denen Cloakenwaſſer keinen Zutritt hat, da ſelbſt nach der Filtration organiſche Keime (nach dem Ausſpruch des Sir Benjamin Brodie) zurückbleiben können, die außerordentlich nachtheilig auf die Geſundheit wirken können, ohne von den Sinnen wahrgenommen zu werden".

Nord-Amerika.

Panbritanismus und anglo-amerikaniſche Union.

Die Idee einer Conföderation aller engliſch ſprechenden Völker und Staaten außerhalb Englands, welche zuerſt in ausführlicherer Weiſe in dem vor zwei Jahren erſchienenen Rieſenwerke des Engländers Dilke: „Greater Britain" zur Sprache gebracht wurde, nimmt neuerdings in Folge der täglich wichtiger werdenden kanadiſchen Frage eine praktiſch bedeutſamere Geſtalt an. Daß Canada oder die kanadiſche Conföderation, welche gegenwärtig ſämmtliche britiſche Colonieen Nordamerikas umfaßt, in ziemlich naher Zeit ſich vom Mutterlande trennen wird, unterliegt von keiner Seite mehr wirklichem Zweifel. Die Bildung eines beſonderen kanadiſchen Staates würde unter gewiſſen Bedingungen, wie britiſche Staatsmänner bei öffentlichen Gelegenheiten ausgeſprochen haben, von England ſelbſt unterſtützt werden, wenn die Kanadier aus eigener Bewegung dazu ſchritten. Worüber man dieſſeits und jenſeits des Atlantiſchen Oceans uneinig iſt und ſich ohne die Wucht gewaltiger Thatſachen vorerſt auch ſchwerlich einigen wird, iſt die Autoriſation der Kanadier zu einem entweder baldigen Anſchluß an die Vereinigten Staaten, oder zur Gründung einer unabhängigen, aber mit England verbündeten Republik, oder endlich zu einer monarchiſchen Sekundogenitur mit Prinz Arthur. Während die britiſche Ariſtokratie und eine ſtarke Partei der Coloniſten, namentlich in dem ſchottiſch-engliſchen Oberkanada, für eine der beiden letzten Alternativen eingenommen iſt, verlangt die allgemeine Stimme in der Union, daß England einem freiwilligen Anſchluß ſeiner Colonieen an die große Republik kein Hinderniß in den Weg lege. Das eigene Intereſſe derſelben, meinen die Amerikaner, müſſe ſie ihnen bald von ſelbſt zuführen.

Der Plan brit. Staatsmänner, eine Conföderation der mehr oder weniger unabhängig gemachten Colonieen mit dem Mutterlande mittelſt eines Colonial-Parlamentes oder Rathes von Abgeordneten in London durchzuführen, welcher einer Seceſſion Kanadas und Auſtraliens vom britiſchen Reich vorbeugen ſoll, erſcheint den Amerikanern unausführbar und als Drohung gegen die Union unzuläſſig. Eine Conföderation der engliſch redenden Länder muß auch die Vereinigten Staaten umfaſſen. Dies iſt der Refrain eines Leitartikels, den die Londoner Anglo-American-Times, ein die amerikaniſchen Intereſſen mit erheblichem Geſchick verfechtendes Wochenblatt, kürzlich brachte. Wir entnehmen demſelben die folgenden bemerkenswerthen Stellen:

„Hätte England die Gelegenheit, welche ihm der letzte Krieg bot, ergriffen, ſo hätte es dieſelbe als mächtiges Mittel zu einer innigen Allianz verwerthen können; ſeine Thätigkeit war aber das Gegentheil davon; es war bemüht, die ſich bekämpfenden Glieder der Race in weitere Fragmente zu zerſplittern, doch gelang es ihm nicht. Wir glauben, daß dieſelbe Gelegenheit ſich noch in dem Eintritt Kanadas in die Union und einer umfaſſenden, wohlgeleiteten Einwanderung von Großbritannien bietet — zugleich mit einer reichlichen Anlage von britiſchem Capital für die Coloniſation von Minneſota und Kanſas, wie die Neubildung Virginiens und anderer Staaten. In praktiſcher Hinſicht muß man dies als etwas unvergleichlich Wichtigeres als die politiſche Allianz mit Kanada oder die Errichtung des Dominiums zu einer unabhängigen Macht bezeichnen. Die Saturday Review behauptet, daß die Verbindung Kanadas mit der britiſchen Krone allein verhindert hat, daß es nicht — mit oder gegen den Willen der Kanadier von der Union verſchlungen wurde, und daß ſeine völlige Unabhängigkeit ſofort eine ungerechte und gewaltſame Politik ſeitens der Republik zur Folge haben würde, welche im Falle des Widerſtandes zur Eroberung, im Falle der Duldung zur Abſorption führen würde. Die Thatſache, daß die Vereinigten Staaten ihren ſüdlichen Nachbar mit einem Angriffs- und Eroberungskriege heimſuchten, wird als beweiſendes Zeugniß dafür angezogen, daß der Norden auch den Ankauf Alaskas zu einem ähnlichen Zweck benutze. Es liegt hierin eine Unwiſſenheit und Verdrehung der Thatſachen, welche ſchon ſo viel dazu beitrugen, das engliſche Volk fehl zu leiten und andererſeits einen gefährlichen Geiſt des Uebelwollens in Amerika zu erzeugen.

„Wenn irgend eine Nation wiſſen müßte, wie ſchwer es iſt, eine Gränze gegen ein halbbarbariſches Land hin intakt zu erhalten, ſo iſt es die britiſche. Sie gründete in Indien eine Handelscompagnie, die den Krieg verabſcheute und jede Eroberung verſchwur, da ihre einzige Abſicht auf Gelderwerb ging, nicht auf die Gründung eines Reiches. Dennoch endete der Marſch vom Kap Komorin nur in Kabul und die Annexationen nach der Breite erſtreckten ſich von Scinde bis nach Burmah. Die britiſche Herrſchaft verſchlang Alles, unwegſame Wüſten und unzugängliche Gebirge, nach welchen ſie nicht das

Digitized by Google

geringſte Verlangen hatte. Weil aber die Vereinigten Staaten innerhalb faſt eines Jahrhunderts mit einem Gemeinweſen in Krieg geriethen, das ebenſo civiliſirt wie die von den Briten in Indien abſorbirten Staaten war, und weil dieſer Krieg wie alle ähnlichen nothwendig in einer Territorial-Abtretung endete, ſagt man, daß die Amerikaner ebenſo begierig ſind, Provinzen zu erobern, wie ſie zu kaufen.

„Seit jenem Eroberungskriege hat überdies die ganze Regierung der Union einen Wechſel erfahren. Damals war das Sklavenhalter-Intereſſe, die im Rathe der Nation herrſchende Macht, eine aus Selbſterhaltungstrieb aggreſſive. Es wäre ungerecht, wollte man heute auf die Abſicht der Vereinigten Staaten aus dem ſchließen, was ſie damals thaten; denn der Geiſt der Regierung iſt gegenwärtig ein anderer. Außerdem waren die Mexikaner völlig unwiſſend, eitel nach Ruhm, ungerecht und herausfordernd zu einer Zeit, wo noch das Staatsruder in Waſhington in der Hand von verhältnißmäßig nicht ſehr gewiſſenhaften Männern war, während die Sache der Kanadier ganz anders ſteht. Sie ſind von gleicher Race, ſprechen dieſelbe Sprache und haben keine weſentlich verſchiedenen Regierungsformen, Geſetze, Gewohnheiten oder Intereſſen; ein Krieg ſeitens der Vereinigten Staaten gegen ſie würde wenig geringer als ein Brudermord ſein. Und wozu? — um Bodenerwerb einem Lande hinzuzufügen, das bereits einen übergroßen Umfang hat, eine Bevölkerung, die der eigenen in Allem gleich iſt — durch Eroberung! — So gewaltig ſind die Intereſſen, welche die Vereinigten Staaten in einem ſolchen Falle preisgeben würden, ſo ſehr iſt dieſer Weg dem Geiſt der amerikaniſchen Inſtitutionen zuwider, daß es faſt unglaublich erſcheint, ein angeſehenes engliſches Blatt könne es als ſeine Meinung drucken, daß am Geburtstage der völligen Unabhängigkeit Kanadiens die Vereinigten Staaten eine Politik der Aggreſſion gegen daſſelbe beginnen würden, die zu einem Eroberungskriege leiten müßte! . . . .

„Wir glauben an eine panbritanniſche Rathsverſammlung und halten dafür, daß trotz der Vergangenheit eine ſolche Inſtitution noch für alle engliſch ſprechenden Völker möglich iſt. Wären die dreizehn Colonieen britiſch geblieben, ſo würde die Uebertragung der britiſchen Macht und des Sitzes der Reichsregierung nach Amerika geſichert geweſen ſein. Wo immer die größeren Intereſſen des Volkes exiſtiren, da wird auch die Regierung ihre Werkſtatt haben müſſen, und England wurde durch jenen Bruch davor gerettet, ſein Reichsparlament am Potomac ſtatt an der Themſe verſammelt zu ſehen."

Man ſieht, der junge Rieſe fühlt ſeine Kraft und ſpricht mit jugendlichem Selbſtvertrauen, nicht ohne eine ſtarke Beimiſchung von trotziger Zurechtweiſung des älteren Bruders. Daß trotz der anſcheinenden Indifferenz gegen Kanada die Annexion des ganzen nördlichen Continents bereits von Seward, dem Staatsſekretär Lincoln's, in's Auge gefaßt und zugleich mit dem Ankauf Alaskas vorbereitet wurde, beweiſen die in ſeinem Auftrage unternommenen Erforſchungs-Expeditionen nach Groenland und ſelbſt Island, deren Reſultate in gedruckten Berichten über die ökonomiſchen, ethnographiſchen und klimatologiſchen Verhältniſſe, zu Anfang des Jahres dem Congreß vorgelegt wurden. Inzwiſchen wird die Monroe-Doctrin verſuchsweiſe zuerſt wohl bei Cuba eine neue Anwendung finden, deſſen Annexion man in der Union als viel ſelbſtverſtändlicher anſieht, als man es diesſeits des Oceans glaubt.

Dr. H. E.

Rußland.

Die Selbſtverſtümmler (Skoptzi) in Rußland.

Seit Anfang dieſes Jahrhunderts geht die Sage von einer Sekte, in Rußland, unter dem Namen: „Selbſtverſtümmler" oder Skoptzi. Vor kurzer Zeit trat in Morſchansk, Gouvernement Tambov, eine Kataſtrophe ein, welche dieſe unnatürliche Verbrüderung entmenſchter Kreaturen an's Tageslicht brachte.

Plotizin, ein reicher Kaufmann in Morſchansk, galt im Munde der Leute, durch ſein bleiches, lappiges Geſicht, bartloſes Kinn und ſchlotternden Gang gekennzeichnet, für einen Skopetz, einen Selbſtverſtümmler. Obgleich als ſolcher der ganzen Schärfe ruſſiſcher Gerichtsbarkeit ausgeſetzt, war er als Millionär doch lange dagegen geſichert. In letzter Zeit mußte aber ſo dringende Anzeige gemacht worden ſein, daß die Polizei ihre Ohren nicht länger verſchließen konnte. Plotizin wurde arretirt, ſein Haus durchſtöbert und, Wunder genug, eine Summe von 14 Millionen Thaler — nach anderer Ausſage ſogar 50 Millionen — in ſeinem Keller aufgefunden. Die Polizei war blindlings über den Schatz der Sekte geſtolpert, ein Ding von beſonderer Wichtigkeit — ihr Hauptbekehrungsmittel. Es war längſt bekannt, daß nur die Aelteſten und Vorſteher der Sekte wirklich innerlich überzeugte Anhänger ſeien, während das Gros der Skoptzi ſich für gutes Geld den ſeltſamen Gebräuchen derſelben unterwarf. Selbſt Leibeigene wurden durch Erduldung der Operation in den Genuß eines arbeitloſen Lebens geſetzt, und viele Bankerottirer ſchloſſen ſich an, um wieder reiche und angeſehene Geſchäftsleute zu werden. Niemand aber hatte eine Ahnung von der Größe des Schatzes. Daß derſelbe, nunmehr gefunden, dem Staat anheimfallen müſſe, darin kam ganz Rußland überein, und es fragte ſich nur, auf welche Weiſe man ihn am beſten verwende. Vorſchläge wurden gemacht, ihn zu Eiſenbahnbauten zu verwenden, eine Handelsflotte herzuſtellen, das alte, unerreichte Streben Rußlands, oder Polen damit zu ruſſifiziren. Während ſich noch Alles über das heidenmäßig viele Geld freute, ſchlug plötzlich die Nachricht ein, der Schatz ſei verſchwunden. Höhere Ordre war gekommen. Woher? weiß man nicht. Der Schatz war fort. Wohin? iſt unbekannt geblieben. Die Polizei, ohne deren offenbares Gutheißen die Sekte niemals hätte entſtehen können, deren Anhängerſchaft ſich ſo unverkennbar in Benehmen und Erſcheinung ausprägt, hatte ſelbſt jetzt, wo Aller Augen auf ſie gerichtet war, der Beſtechung nicht zu widerſtehen vermocht. Der Mund des Volkes erzählt die Sache ſo:

Das Geld ſei nach Plotizin's Arretirung im Keller aufgefunden und daſelbſt von der bewaffneten Polizei ſiſtirt worden. Bald nachher ſei Befehl gekommen von einem hochſtehenden Beamten, daß die reichen Koffer dem Sohne des Hauſes übergeben werden ſollten, um die Geſchäfte der Firma nicht zu ſtören. Erſt nach vierzehn Tagen fiel es den Behörden ein, daß dieſer Sohn, ein adoptirter natürlich, ſelbſt Skopetz ſein könne. Aerztliche Unterſuchung ſtellte nun an dieſem Sohn ſowohl als an dem erſten Buchhalter und ſechs weiblichen Dienſtboten die Thatſache der gräßlichſten Verſtümmelung feſt. Die ganze Sippe war im Beſitz von einigen Tauſend Rubeln, dem Bekehrungsgelde vermuthlich; aber der große Schatz war verſchwunden, trotz polizeilicher Ueberwachung. In Folge deſſen wurde eine Razzia abgehalten, und noch eine große Anzahl Skoptzi arretirt.

Digitized by Google

Plotizin ſelbſt richtete es ſo ein, daß er in ein Hoſpital gebracht wurde, wo er unter den Reconvalescenten ein gemächliches Leben führt. Es iſt nicht bekannt, ob er als Criminal-Gefangener oder als Ketzer behandelt wird. In beiden Fällen iſt Sibirien das Endziel ſeiner Laufbahn.

Um das Gemiſch von Rohheit, Wahnwitz und religiöſem Eifer zu begreifen, welches dieſer und anderen ruſſiſchen Sekten eigen iſt, genügt die Thatſache, daß von 70 Millionen Einwohnern Rußlands nur Eine Million europäiſche Sitten und Kultur angenommen haben. Jene 69 Millionen abſoluter Ignoranten erhalten ihre einzige geiſtige Anregung von einer Prieſterſchaft, welche in den abergläubiſchſten Vorurtheilen befangen iſt, ja zum Theil ſelbſt nicht leſen und ſchreiben kann. Natürlich beſchränkt ſich ihre geiſtliche Thätigkeit auf Ceremonien und abergläubiſche Handlungen, während die ernſteren Menſchen, die einigen Trieb zum Nachdenken haben, bei dem gänzlichen Mangel aller Bildungsquellen, in die ſchrecklichſten Verirrungen gerathen. Auch exiſtirt kein allgemeines Sittengeſetz, das ſolche Leute vor der Oeffentlichkeit zurückſchrecken macht. Der nationale Typus der Ruſſen kennt keine Beſchränkung in ſeiner ungeſitteten rohen Denkungsweiſe. In dem einſamen Dorf auf öder Steppe, ſelbſt in größeren Verkehrsſtädten giebt ſich der Eingeborene, der von jeder belehrenden Stimme entfernte Menſch, auch der Handelsmann, deſſen Geſchäft nicht über einen engen Kreis von Gedanken hinausreicht, einer fixen Idee hin, welche ihn in gebildeten Landen von aller Geſellſchaft ausſchlöſſe, in Rußland aber nur zum Mittelpunkt Neugieriger macht. Bei einiger zelotiſcher Begeiſterung wird es ihm bald gelingen, die trägen Maſſen ſeiner Mitbürger in ſeine Bahn zu lenken, ihre leeren Köpfe mit ſeinen verkehrten Gedanken zu füllen. Daher waren die Flagelanten binnen Kurzem über ganz Rußland verbreitet und trieben öffentlich in den Kirchen ungeſtört ihr Unweſen. Die Skoptzi ſind dieſer Sekte entſproſſen, Flagelanten mit haut-goût.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, während der Regierung des Zaren Paul I., fühlte ein Leibeigener, Kondrati Selivanov, in dem Dorfe Stolbovo bei Orel, ſich von dem gewöhnlichen Weſen der Khysty, der Selbſtprügeler, überſättigt, und ſein lüſterner Geiſt führte ihn auf eine beſondere Deutung des zwölften Verſes, Cap. 19 Evang. Matth., den er alsbald zur Grundlage einer Vereinigung benutzte. Er erklärte die Menſchheit für ſündig und ſuchte ihr einziges Heil in deren Ausſterben. Die Ehe ſei Verbrechen und die Möglichkeit derſelben müſſe aufgehoben werden. Seine Anhänger und Nachfolger machten aus dem wahrhaft abſcheulichen Vergnügen jener Leibeigenen eine Operation, predigten Enthaltſamkeit, auch von geiſtigen Getränken, Tabak, Thee, ſogar Fleiſch, und wurden nur durch die Rückſicht vom Selbſtmord abgehalten, daß ſie nunmehr berufen ſeien, auch ihre Mitmenſchen über die Sündlichkeit der Fortpflanzung unſeres Geſchlechtes aufzuklären. Wie nahe kommen dieſe Menſchen jener indiſchen Sekte, den Shiwiten oder Thugs, welche den Mord als das prächtigſte Werk in majorem dei gloriam proklamirten?! Im Uebrigen erkennen ſie alle Dogmen der Landeskirche an und beſuchen fleißig den öffentlichen Gottesdienſt. Außerdem aber haben ſie ihre beſonderen nächtlichen Zuſammenkünfte, wo beide Geſchlechter im Hemde erſcheinen, als Symbol ihrer Keuſchheit.

Es iſt ungewiß, ob die Leiter der Skoptzi-Bewegung ſelbſt an ihre Dogmen glauben, oder dieſelben nur erfanden, um den niederen Schichten einen Popanz zu bieten. So viel aber iſt gewiß, daß die Reicheren mit größerem Fanatismus an ihrem Glauben hängen, als die meiſtens erkauften Seelen der ehemaligen Leibeigenen. Die ganze Sekte iſt ein Produkt der unglücklichen ſozialen Verhältniſſe Rußlands, unter deren Herrſchaft allerdings der Todesgedanke etwas Tröſtliches hat.

Ueber den wirklichen Reichthum dieſer Genoſſenſchaft, welche wohl zwei Millionen Anhänger zählt, giebt die Thatſache Aufſchluß, daß vor etwa zwei Jahren dieſelbe dem ruſſiſchen Staatsſchatz eine Summe von 60,000,000 Rubel für die Erlaubniß bot, in Petersburg eine Discontobank zu errichten und Papiergeld auszugeben zu dürfen. Die Sekte hat alſo noch einen zweiten, ſehr modernen Zweck, welcher unſeren Aſſociationen und Unterſtützungs-Genoſſenſchaften entſpricht. Herr von Reutern, Finanzminiſter, trat für dieſen Vorſchlag mit aller Energie ein, aber ſeine Collegen verwarfen denſelben. Schon der bloße Umſtand, daß dieſe Sekte alſo von ſtaatswegen ſoweit anerkannt worden, um ſich mit ihr in pekuniäre Unterhandlungen einzulaſſen, vermehrte die Zahl ihrer Anhänger in den letzten Jahren um das Doppelte, und man ſetzte ihr bis zu der von oben herab gewaltſam herbeigezogenen Plotizin-Kataſtrophe kein merkliches Hinderniß entgegen. Nichtsdeſtoweniger iſt vorauszuſehen, daß trotz Plotizin und ſeines noch ungewiſſen Schickſals, die Skoptzi mit Hilfe des Geldes, des Fanatismus und der leeren Hirnſchädel der Durchſchnittsruſſen, vielleicht mit Begünſtigung einflußreicher Beamten, ihren Weg ausweiten und ebnen werden. Die Ideen, welche dieſe Sekte leiten, ſind weder neu noch ſelten in unſeren Tagen. Das Mönchthum iſt eine verſteckte Skopetzerei. Verſchiedene Kirchenväter ließen ſich caſtriren und das Buch des Engländers Dixon: „Spiritual Wives“ deckt einen wahren Abgrund ähnlicher menſchlicher Verirrungen auf. Selbſt aus China wird über ehefeindliche Verbindungen berichtet und die begeiſterte Junggeſellenſchafts-Schwärmerei macht ſich allenthalben breit. Möge man das Krankhafte ſolcher Erſcheinungen mehr vom phyſiologiſchen als vom pſychologiſchen Standpunkte aus erklären!

Türkei.

Das türkiſche Unterrichtsgeſetz.

Die hohe Pforte hat ſoeben ein Geſetz über den öffentlichen Unterricht in 198 Artikeln veröffentlicht, deſſen wichtigſte Beſtimmungen folgende ſind:

Die öffentlichen Schulen des Reichs ſollen fünferlei Art ſein: Elementarſchulen, höhere Elementar- und Vorbereitungsſchulen, Lyceen und Spezialſchulen. Jedes Stadtviertel und jedes Dorf ſoll eine Elementarſchule beſitzen, und wenn die Bevölkerung eine gemiſchte iſt, eine ſolche für die Mohammedaner, eine andere für die übrige Bevölkerung. Die Kinder ſollen in den Religionsbüchern ihrer Sekte unterrichtet werden. Die Zeit des obligatoriſchen Schulbeſuchs iſt auf vier Jahre feſtgeſetzt, für Mädchen vom ſechſten bis zum zehnten, für Knaben bis zum elften Lebensjahr. Ausnahmen in beſonderen Fällen geſtattet Artikel 13. Eine höhere Elementarſchule oder, wenn der Unterſchied der Religion es erfordert, zwei, ſind auf Koſten des „Ejalets“ in jeder Stadt von 500 Häuſern zu errichten. Der Curſus wird ebenfalls ein vierjähriger ſein, er umfaßt türkiſche, perſiſche und arabiſche Sprachlehre, Arithmetik, Buchführung, Geographie, Geſchichte, Geometrie und eine Lokalſprache. Knaben und Mädchen ſollen nicht zuſammen unterrichtet werden. Bis

Digitized by Google

Lehrerinnen zu erlangen ſind, ſollen die Mädchen von würdigen Lehrern in höherem Alter unterrichtet werden. Die Vorbereitungsſchulen ſollen Mohammedanern und anderen Religionen gleich zugänglich ſein. Der dreijährige Curſus darin ſoll Franzöſiſch, politiſche Oekonomie und Naturgeſchichte umfaſſen. Diejenigen türkiſchen Unterthanen, welche eine Prüfung in den Vorbereitungsſchulen beſtanden haben, ſollen für drei Jahre als Penſionäre in dem Lyceum, das ſich in der Hauptſtadt jedes Ejalets befindet, aufgenommen werden. Die höchſte Klaſſe der Unterrichtsanſtalten ſchließt eine Normalſchule, die höheren Schulen für Künſte und Wiſſenſchaften und die Univerſität zu Konſtantinopel in ſich. Die Normalſchule, welche die Beſtimmung hat, Lehrer heranzubilden, *die alle türkiſche Unterthanen ſein müſſen*, ſoll hundert Studirende zu gleicher Zeit enthalten, die mit Maturitätszeugniſſen von den niederen Anſtalten verſehen ſind. Ein ähnliches Inſtitut ſoll weibliche Lehrer liefern. Die Univerſität ſoll drei Fakultäten haben — ſchöne Wiſſenſchaften, Jurisprudenz und phyſiſche Wiſſenſchaften. In der Hauptſtadt wird ferner ein Unterrichtungsrath und im Hauptort jedes Ejalets eine wiſſenſchaftliche Commiſſion eingeſetzt werden. Das Geſetz enthält endlich auch Beſtimmungen für die Controle der Privatunterrichts-Anſtalten im ganzen türkiſchen Reiche.

Orient.

Zur Urgeſchichte des Orients.*)

Araber und Inder.

Der uns vorliegende dritte Band des von uns im vorigen Jahre mit großer Anerkennung beſprochenen Werkes von Moritz Buſch bringt, als Schlußſtein der Urgeſchichte der ſemitiſchen, ariſchen und koptiſchen Völker, die Geſchichte der uns beſonders durch ihre Kultur-Entwickelung wichtigen Araber und Inder. Der Verfaſſer ſtützt ſich in demſelben, ſowie in den früheren Bänden, überhaupt auf Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient, ein Werk, welches von der franzöſiſchen Akademie mit dem Preiſe gekrönt und auch in's Engliſche überſetzt wurde, und welches, trotz ſeiner einzelnen Mängel, bei den Orientaliſten große Anerkennung gefunden. Der Verfaſſer beweiſt aber auch in dieſem dritten Bande, beſonders in der Geſchichte der Inder, daß er die Quellen, die er reichlich anführt, zum Gegenſtande einer ſelbſtändigen, eingehenden Forſchung gemacht und einige Lücken in Lenormant's Werk auszufüllen beſtrebt war.

Nicht nur Geſchichte, ſondern auch Religion, Kunſt, Kultur, ſoziales Leben, politiſche Einrichtung, Sitten und Handel der beiden Völker, deren eines dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften im Mittelalter den erſten Anſtoß gab, während bei dem anderen die erſte Quelle der klaſſiſchen Bildung zu ſuchen iſt, finden eine pragmatiſche und doch zweckmäßig gedrängte Behandlung. Ja, wir müſſen es beſonders anerkennend erwähnen, daß Verf. dem Kulturgeſchichtlichen ſeinen größeren Raum gewährt, als der eigentlichen Geſchichte, die ſowohl bei Arabern als auch bei Indern kaum Anderes bieten kann, als ein chaotiſches Gewirr von Stämmen, die von keinem politiſchen oder ſozialen Bande zuſammengehalten werden, und von Fehden, deren Urſachen und Zwecke außerhalb des Gebietes der Forſchung liegen — eine Chronik, nach dem Maßſtabe der größten Wahrſcheinlichkeit zuſammengetakelt aus den lückenhaften arabiſchen, himjariſchen, ſanskritiſchen und dravidiſchen Denkmälern, den durch Tradition und Phantaſie faſt unlöslich verwickelten, häufig auch durch religiöſen Eifer verdrehten Berichten ſpäterer Geſchichtſchreiber und den in dieſer Hinſicht ſpärlichen Hieroglyphen und Keil-Inſchriften. Werden auch die Nachfolger der großen Forſcher unſerer Zeit die ihnen vorbehaltene Aufgabe der Sichtung des Geſammtſtoffes und der Ergänzung des Mangelhaften in den zahlreichen Denkmälern noch ſo glücklich löſen, ſo können wir doch kaum glauben, daß je eine Zeit kommen wird, wo man ſeine Zuflucht nicht zu Hypotheſen wird nehmen müſſen, oder eine Urgeſchichte des Orients in dem Sinne wird ſchreiben können, wie dies von unſerer modernen Kritik verlangt wird. Mit Recht ſagt daher der Verfaſſer:

„Die Urgeſchichte hat es überhaupt mit der Religion (als dem faſt ausſchließlichen Terrain, auf welchem das ideelle Leben der Urvölker zum Ausdruck kommt), und geiſtigen Entwickelung zu thun. Sowohl Arabien als auch Indien bietet den Augen des Geſchichtſchreibers das Bild einer tiefen politiſchen Zerſplitterung, eines vollſtändigen Mangels an nationaler Einheit und nationalem Geiſte neben einer religiöſen und intellectuellen Einheit, die nicht weniger charakteriſtiſch iſt."

Wenn wir gegen etwas in dem Werke des Herrn Buſch, welches der Geſchichtſchreibung ein neues Gebiet von reicher Ausbeute eröffnet, auszuſetzen haben, ſo iſt es vor Allem die Transſcription der fremden Wörter, welche durchaus unſyſtematiſch und viel weniger als conſtant durchgeführt iſt. Wir kennen wohl die Schwierigkeiten derſelben, überhaupt dort, wo ſie nicht nur auf Fachmänner berechnet ſein kann; aber eben darum verdient ſie nur um ſo größere Sorgfalt. Die Transſcription iſt bei den meiſten Wörtern ungenau und ſind die Buchſtaben bald in ihrem deutſchen, bald im franzöſiſchen Lautwerthe genommen, ſo daß es häufig rein unmöglich iſt, das entſprechende Wort des Originals herauszufinden, ohne daß dieſe Conceſſionen eben dem Wohlklange gemacht worden wären.

Ein anderer Punkt, in welchem der Verf. dem zu Grunde liegenden Werke Lenormant's weniger hätte folgen ſollen, iſt das Beſtreben, die bruchſtückartigen Erzählungen und genealogiſchen Tafeln der Geneſis zu rechtfertigen — ein Beſtreben, das ihn oft völlig verſchiedene Namen mit einander verwechſeln läßt, wie z. B. wenn er S. 10 die Namen Mas, Meſa und Maſſa (in ſeiner Transſpiration Mas, Masa und Massa) identifizirt, oder wenn er S. 15 das Jobab der Bibel Jobar leſen will, um nur in dieſem Worte die *Jobariten* des Ptolemäos und das arabiſche *Wabar* auffinden zu können. Die in der Geneſis erwähnten Namen bezeichnen ihm bald Stämme, bald Gebiete und bald Länderabtheilungen. Dem Beſtreben des Herrn Lenormant, der in der Vorrede ſeines Werkes beſonders betont, daß er „Chriſt" ſei, alle Ehre; wir können ihm aber unmöglich beiſtimmen, wenn er glaubt, daß die Beſtätigung, welche einzelne Daten der Geneſis durch die aufgefundenen Denkmäler erhalten, *allen* Aufzeichnungen der Bibel den Stempel einer größeren Glaubwürdigkeit aufdrückt, als wir ſie den Berichten Herodot's, Diodor's und anderer Hiſtoriker des klaſſiſchen Alterthums zu zollen pflegen.

Doch thun dieſe kleineren Mängel dem inneren Werthe des Werkes nur wenig Eintrag, und wird daſſelbe gewiß ſowohl den Orientaliſten als auch allen Freunden der geſchichtlichen Forſchung willkommen ſein. Ueberhaupt aber wollten wir es

*) Abriß der Urgeſchichte des Orients, von Dr. Moritz Buſch. Dritter Band. Leipzig, Ambr. Abel, 1869.

Digitized by Google

gern in den Händen der reiferen Jugend ſehen, der die ſpärlichen Abſchnitte der bisher geſchriebenen geſchichtlichen Handbücher nur einen unklaren und ſehr beengten Einblick in das geiſtige Leben und in die geſchichtliche Entwickelung der Urvölker geſtatten. Wenn wir nur um ein halbes Jahrhundert zurückgehen, ſo finden wir, daß man aus der alten Welt nur die Griechen und Römer kannte, in denen man die einzigen Vertreter der alten Civiliſation zu erblicken gewöhnt war, ſo daß Alles vernachläſſigt wurde, was außerhalb Griechenlands und Italiens geſchah, und die eigentliche Geſchichte erſt dort begann, wo man den Fuß auf europäiſchen Boden ſetzte. Aber mit dem Schleier des Saitiſchen Bildes fiel jener Vorhang, der die Umriſſe der orientaliſchen Urgeſchichte, wie in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt, nur in verwiſchten Zügen erblicken ließ. Die Fackel der modernen Forſchung, die ihre Flamme überhaupt den für die Kenntniß des heutigen ſowohl, als auch des Orients längſt verfloſſener Jahrtauſende ſo wichtigen Entdeckungen der Sprachwiſſenſchaft verdankt, verbreitete endlich Licht in das finſtere Chaos der verſtümmelten, oder durch eine feurige Phantaſie vielfach ausgeſchmückten Traditionen, und bei ihren hellen Strahlen wurden auch Hieroglyphen und Keil-Inſchriften leſerlich, deren Labyrinth bis zur Zeit eines Champollion, Lepſius, Birch, Rawlinſon, Oppert und vieler Anderer keinen Theſeus gefunden. Das ganze Werk des Herrn Buſch enthält nun eine ſyſtematiſche und möglichſt gedrängte Zuſammenſtellung der wichtigſten Reſultate, ſtark bereichert durch die treffenden und intereſſanten Schilderungen der politiſchen und ſozialen Zuſtände der im Alterthum hervorragenden Stämme Aſiens.

Kleine literariſche Revue.

— **Tſchichatcheff's Werk über Kleinaſien.** In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften am 2. November c. überreichte Herr von Verneuil, Namens des Verfaſſers, den achten und letzten Band von Tſchichatcheff's großem naturwiſſenſchaftlichen Werk über Kleinaſien, welches die phyſiſche Geographie, die Klimatologie, Botanik und Geologie dieſes intereſſanten und, wie es ſcheint, bald wieder politiſch wichtigen Landes umfaßt. „Als M. Elie de Beaumont im Februar die drei der Geologie gewidmeten Bände vorlegte,“ ſagte Verneuil, „konnte er mit Recht den Ausſpruch thun, daß dieſes Werk Tſchichatcheff's ihm den Ruhm verleiht, ein aſiatiſches, dem Koran unterworfenes Land in die Zahl der geologiſch bekannten Länder eingereiht zu haben. Der Band, welchen ich hier deponire, giebt uns die koſtbarſten Aufſchlüſſe über die Paleontologie Kleinaſiens . . . Die Geſetze, welche für die Aufeinanderfolge der organiſchen Weſen in den verſchiedenen Epochen des Lebens der Erde maßgebend waren, ſind dort dieſelben, wie in andern Ländern; es iſt nichts an ihnen geändert, die Baſis, auf der ſie ruhen, iſt nur erweitert . . . Man kann von der „Déscription paléontologique de l'Asie Mineure“ mit d'Archiac und Sir Roderick Murchiſon behaupten, daß ſie eines der größten wiſſenſchaftlichen Monumente unſerer Zeit ſei, das dem Unternehmungsgeiſte eines einzigen Mannes zu danken iſt, der nur auf ſeine eigenen Fähigkeiten angewieſen, jedoch von einer wahrhaften und feurigen Liebe für die Wiſſenſchaft erfüllt war.“

— **Jahrbuch der Erfindungen.***) Wenn man Beckmann's noch heute geſchätzte Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen in die Hand nimmt, ſo ſieht man, wie in wenigen Bänden die praktiſch verwertheten Reſultate der Denkarbeit von Jahrhunderten geſammelt ſind. Heute iſt das anders geworden. Womöglich alle acht Tage bringen unſere techniſchen und wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften Material für einen ganzen Band herbei. Freilich iſt das meiſte ſo Gebotene ephemer, ſelbſt die patentirten Erfindungen werden häufig nicht einmal ausgeführt; Anderes berührt das praktiſche Leben und Volkswohl gar nicht. Es iſt eine mühſame aber dankenswerthe Arbeit, welche die Herausgeber des obengenannten Jahrbuches der Erfindungen übernommen, hier die Weizenkörner von der Spreu zu ſondern und die Aernte des Jahres in klarer Ueberſchau zu ſammeln. Durch vier Jahrgänge bereits haben ſie ihren praktiſchen Blick für dieſe Aufgabe bewieſen, und auch der neue Band giebt vollwichtiges Zeugniß dafür. Es treten diesmal beſonders hervor: die ſpectralanalytiſchen Unterſuchungen ſowohl irdiſcher Stoffe, als derjenigen der Sonne und Geſtirne, welche ein überreiches Ergebniß geliefert haben. In der aſtronomiſchen Abtheilung haben ſodann ein beſonderes Intereſſe die Beobachtungen der Kometen, Sternſchnuppen-Schwärme und des Merkur-Durchgangs aus dem Jahre 1868, im phyſikaliſchen Theile namentlich die Verbeſſerungen der elektriſchen Beleuchtungs-Apparate, ſowie der galvaniſchen Elemente und der Influenz-Maſchinen. — Aus dem technologiſchen Abſchnitte heben wir eine ausführliche Abhandlung über Näh- und Strickmaſchinen, aus der beſonders reichhaltigen chemiſchen Revüe einen längeren Artikel über Petroleum hervor. Das Jahrbuch verdient nach jeder Seite empfohlen zu werden.

— **Maaß und Gewicht.** Aus Dr. Georg Hirth's „Annalen des Norddeutſchen Bundes und des deutſchen Zollvereins“ ſind die von H. Hetzer und L. Duske bearbeiteten „Reductionstabellen zur praktiſchen Einführung der Norddeutſchen Maaße und Gewichte“ in beſonderem Abdruck erſchienen.**) Für Techniker ſowohl, als für den Handelsſtand, haben dieſe Reductions- und Preistabellen und Vergleichungen der Längen-, Flächen- und Körpermaaße, ſowie der verſchiedenen Münz- und Handelsgewichte, einen außerordentlichen Werth.

— **Eine Feſtausgabe von Göthe's „Hermann und Dorothea“** iſt bei Quandt und Händel in Leipzig erſchienen. Die Anfänge der Geſänge ſind mit Randleiſten, die Ausgänge mit Schlußverzierungen in Arabesken-Form geſchmückt. Außerdem beginnt jeder Geſang mit einem verzierten Anfangsbuchſtaben, wozu noch ſchöner Druck auf ſchönem, ſtarken Papier kömmt. Das Ganze, im Renaiſſance-Stil gehalten, macht einen ſehr gefälligen, dem Reize der Göthe'ſchen Dichtung entſprechenden Eindruck.

— **„Genrebilder“. von Robert Alexander.*****) Vierundzwanzig kleine Genrebilder, die weder metriſche Dichtungen, noch Märchen, noch Novellen, gleichwohl poetiſch, naiv und anziehend ſind. Aus der Kinder- und aus der Jugendzeit, vom Meeres-

*) Herausgegeben von H. Hirzel und H. Gretſchel, 5. Jahrgang mit 44 Abb. Leipzig, Quandt u. Händel, 1869, (415 S.)

**) Berlin, Stilke und van Muyden.

***) Berlin, Karl Habel.

Digitized by Google

ſtrand und Waldes-Dickicht, von Berggipfeln, Thalgründen, Stromfahrten und Wieſenbächen ſind dieſe Genrebilder hergenommen, die überall ein anmuthiges Feſtgeſchenk ſein werden.

— **Neue Romane.** Es ſind uns wieder eine Anzahl neuer deutſcher Romane von zum Theil namhaften Autoren zugegangen, denen wir gern eine eingehende Anzeige in dieſen Blättern widmen möchten, wenn dieſe nicht ihren Raum und wir unſere Zeit einem anderen, ſehr ausgedehnten Kreiſe von literariſchen Erſcheinungen zu widmen die Aufgabe hätten. Wir müſſen uns daher vorläufig begnügen, auf dieſe Romane hinzuweiſen, von denen vielleicht der Eine oder der Andere uns ſpäter noch zu einem den ſpeziellen Tendenzen unſeres Blattes entſprechenden Artikel Anlaß giebt:

Der Erb- und Gerichtsherr. Ein Polizei-Roman von Dr. F. C. B. Avé-Lallemant. 3 Bände. (Hannover, C. Rümpler.)

Die Blauen und Gelben. Venezuela'ſches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868, von Friedrich Gerſtäcker. 3 Bände. (Jena, Hermann Coſtenoble.)

Große und kleine Welt. Ausgewählte hiſtoriſche Romane und moderne Lebensbilder, in acht Erzählungen von Friedrich Adami. 4 Bände. (Berlin, Louis Gerſchel.)

Verfehlte Ziele. Roman von C. Löwenherz. 4 Bände. (Berlin, P. H. Langmann u. Co.)

Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngſten Vergangenheit, von L. Klinck. 3 Bände. (Jena, Hermann Coſtenoble.)

Kinder der Zeit. Roman von Carl Marquard Sauer. 3 Bände. (Hannover, Carl Rümpler.)

Staats- und Liebesintriguen. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit König Karl's II. von England. Von H. J. Schimmel. Aus dem Holländiſchen frei bearbeitet von C. Senden. 5 Bde. (Berlin, Dr. Langmann u. Co.)

Die geſchiedene Frau. Paſſionsgeſchichte eines Idealiſten, von Sacher-Maſoch. 2 Bände. (Leipzig, Paul Kormann.)

Die Stiefkinder. Roman von Graf Ulrich Baudiſſin. 3 Bde. (Stuttgart, A. Kröner.)

Aus dem Tagebuche eines Weltmannes. Cauſerien (Skizzen) aus der Geſellſchaft und aus der Bühnenwelt, von Sacher-Maſoch. (Leipzig, Paul Kormann.)

Licht und Finſterniß. Hiſtoriſcher Originalroman von Anatole S. Maure. 4 Bde. (Stuttgart, Kröner.)

Der Anthropophag. Roman in 3 Bänden, von Ludwig Heinrich, Verf. des „Sklavenhändler". (Breslau, Ed. Trewendt.)

Anna Severin. Roman von Frau Auguſtus Craven. Deutſch von Dr. Silvan. Autoriſirte Ueberſetzung. (Münſter, Ad. Ruſſell.)

Feuerſeelen. Abſonderliche Menſchen und Schickſale. Acht Erzählungen. (Berlin, B. Brigl.)

Literariſcher Sprechſaal.

„Zur Harmonie der Volksſitte mit den Staatsgeſetzen" wünſcht ein ungenannter Publiciſt und Volksfreund beizutragen, von welchem uns der wohlmotivirte Entwurf eines Geſetzes zur Einführung der Civilehe in Preußen, oder vielmehr im Bereiche des Norddeutſchen Bundes, vorliegt.*) Der Geſetzentwurf geht von dem Geſichtspunkt aus, daß ſogenannte kirchliche Trauungen, auch nach Einführung einer ganz unbedingten Civilehe vor dem Richter, die allgemeinſte Sitte bleiben werden und daß es keineswegs erſtrebenswerth ſei, gegen dieſe Sitte durch das Geſetz einzuwirken. Im Gegentheil erachtet es der Geſetzentwurf für wünſchenswerth, einen Modus der obligatoriſchen Civilehe, deren Einführung principiell unabweisbar iſt, aufzufinden, in welchem eine Harmonie der Volksſitte und des Staatsgeſetzes eintreten kann und würde. Dieſer Modus beſteht darin, daß den Religionsgemeinden und Religionsgeſellſchaften Gelegenheit geboten wird, ihre Geiſtlichen, Prediger, oder ſonſtige Kultusbeamte, die ſie zu religiöſen Trauungen für berufen erachten, den Gerichten als Commiſſarien zu empfehlen, welche die richterlichen Civilehen abſchließen, und zwar in einem Civilakte, der der Trauungs-Ceremonie vorangeht und, ganz geſondert von dieſer, in derſelben rechtsverbindlichen Form abgeſchloſſen wird, wie dies vom Richter ſelbſt geſchehen müßte. In dieſer Function würde der Geiſtliche nur Vertreter des Richters ſein und daher auch keine diesſälligen Vorſchriften geiſtlicher Oberen zu beachten haben. Findet ſich ein Geiſtlicher in ſeinem Gewiſſen zu ſolcher Abſtraction von ſeinem kirchlichen Geſichtspunkte nicht gewillt, ſo hat die Gemeinde hierzu einen Andern vorzuſchlagen. — Die kleine Schrift hat, ihrer ganzen Zuſammenſtellung nach, nicht bloß ein geſetzgeberiſches, ſondern auch ein allgemeines, kulturhiſtoriſches Intereſſe.

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (16 S.)

Die Franzoſen und die Chineſen unſerer Zeit haben die Rollen gewechſelt. Während die Regierung der Letzteren in der ganzen übrigen Welt Verbindungen aufſucht und alle bisher für Barbaren und rothe Teufel erklärte Wiſſenſchaftsmänner und Techniker des Auslandes einlädt, den Chineſen Unterricht zu ertheilen, läßt Herr v. Forcade, der franzöſiſche Miniſter des Innern, die belgiſchen, deutſchen, ſchweizer und anderen Zeitungen, die irgend ein freies, unabhängiges Wort über die jetzige Wirthſchaft in Frankreich enthalten, bei ihrem Ueberſchreiten der Gränze, confisciren und einem unbarmherzigen Feuertod überliefern. Die jetzt in Berlin anweſenden chineſiſchen Miniſter ſollen auch die Miſſion haben, ihre Zöpfe dem Herrn v. Forcade und einigen preußiſchen Kollegen anzubieten, die, wie Jeder zugeben wird, einen viel gerechteren Anſpruch darauf haben, als die neuerungsſüchtigen Mandarinen.

Die „Mittheilungen des k. k. öſterr. Muſeums für Kunſt und Induſtrie" bringen in ihrer Nr. 50 einen intereſſanten Artikel über die Fälſchung alter Kunſthandels-Gegenſtände, welche wegen ihrer angeblichen Seltenheit oft ſehr theuer bezahlt werden. Maſſenhaft werden namentlich alte Möbel und Waffen, Fayencen und Goldſchmiede-Arbeiten, kurz Alles, was ſich in möglichſt vollendeter, den echten Originalen ähnlicher Weiſe nur nachahmen läßt, neu hergeſtellt. Die Fälſchung bildet einen nicht gering anzuſchlagenden Theil der kunſtgewerblichen Production überhaupt, und es ſind nicht gerade die unbedeutendſten Talente und Kräfte, die ſich ihr zugewendet haben. Unter Anderem hat die große Nachfrage nach alten künſtleriſchen Möbelſtücken, namentlich der Renaiſſance, und die geringe Menge, die von ſolchen in zur Benützung noch halbwegs tauglichem Zuſtande vorhanden iſt, zur Errichtung förmlicher Fabriken „alter" Möbel geführt, die denn auch an vielen Orten, namentlich in Venedig, Köln, Paris, Brüſſel ꝛc. in rührigſter

Digitized by Google

Thätigkeit ſind. Da werden die Wurmlöcher, die das alte Holz zu haben pflegt, mit einem ſpitzigen Eiſen hervorgebracht, wenn man es nicht vorzieht, lieber gleich ſchon wurmſtichiges Holz zu verwenden; die ſcharfen Ecken werden mit Schmirgel-Papier abgeſchliffen, um ihnen das Ausſehen des Abgenützten und Abgegriffenen zu geben, und ſchließlich hilft eine braune Sauce, mit der man das Ganze anpinſelt, die nöthige Patina erzeugen; einige Hände voll Staub und Kehricht zum Ueberfluſſe noch darauf geſchüttet, vollenden das Werk. Bei Möbeln iſt übrigens noch eine andere Art von Imitation im Schwunge. Findet ſich nämlich wirklich einmal irgendwo ein altes gutes Stück, ſo wird es in Theile zerlegt und je ein oder mehrere dieſer Theile einem nachgemachten eingefügt. Es iſt dann Sache des geſchickten Verkäufers, die Aufmerkſamkeit ſeines Kunden vor Allem auf die echten eingeſetzten Stücke zu lenken und das Uebrige als bloße Ergänzung erſcheinen zu laſſen. Von den Fälſchungen alter Goldſchmiede-Arbeiten und Fayencen, namentlich von Majoliken und Thonreliefs (auf Trinkkrügen ꝛc.), liefert der gedachte Artikel der Wiener Monatsſchrift für Kunſt und Kunſtgewerbe einige ſehr kurioſe Nachrichten, auf die wir unſere Leſer, die ſelbſt Liebhaber von Kunſtſammlungen ſind, verweiſen, wie denn die „Mittheilungen des Oeſterr. Muſeums“ überhaupt empfohlen zu werden verdienen.

In Nr. 34. dieſer Zeitſchrift wird meiner Erdbeben-Theorie gedacht, dabei aber ein weſentlicher Umſtand nicht erwähnt, ohne welchen der geſchilderte Vorgang rein unmöglich iſt. Ich habe früher ſchon nachgewieſen (S. „Unſere Zeit“, Heft 7 von 1869), daß alle Weltkörper, welche in einem glühend flüſſigen Zuſtande waren und eine ſelbſtändige Axendrehung beſitzen, hohl geworden ſein müſſen. Nur unter dieſer Bedingung können die im Erdinnern unter der feſten Kruſte vorhandenen, glühend flüſſigen Maſſen bei ihrer Gravitation zum Monde eine Fluthwelle bilden, welche ihre erhabene oder konvexe Seite der mit Gaſen erfüllten Mitte der Erdkugel zuwendet und, weil ſie dem Monde gegenüber ſtehen bleibt, bei der Drehung der Erde von Weſten nach Oſten für einen beſtimmten Ort der Erdoberfläche eine nach Weſten gerichtete Bewegung beſitzt.

Auf das Speziellere der Theorie, welche ſich bereits zweimal vollkommen beſtätigt hat, können wir hier nicht näher eingehen; nur einen Umſtand, der über die Struktur des Erdkörpers einen neuen Aufſchluß giebt, will ich noch erwähnen.

Das mittlere ſpezifiſche Gewicht der die Oberfläche der Erdkruſte bildenden Körper (Silikate) beträgt wenig über 3 (dreimal ſchwerer als Waſſer); das der aus dem Erdinneren durch die Krater zu uns gelangenden Auswurfſteine (Laven) iſt nur ebenſo groß, aber das der als Vollkugel gedachten Erde iſt 5,6747. Daraus folgt, daß in der feſten Erdkruſte das Gewicht der Körper von oben nach unten bis zu einer gewiſſen Schicht zunehmen und von da bis zu den glühenden Maſſen wieder abnehmen muß. Dieſe dichteſte Mittelſchicht muß ſogar ein größeres ſpezifiſches Gewicht als 5,6747 haben, weil die Erde hohl iſt.

Das Lagerungsverhältniß iſt vollkommen naturgemäß, denn die Schwere trieb die gewichtigſten Maſſen nach unten, die bei der Axendrehung wirkſame Fliehkraft nach oben; alſo mußte eine Schicht des Gleichgewichtes für dieſe beiden Kräfte entſtehen. Die Beſtätigung dieſer Anſicht finde ich u. A. darin, daß ſich in den Gängen oder Riſſen, welche die feſte Erdkruſte bekam, aus der Tiefe ſehr ſchwere Stoffe (z. B. Bleiglanz und verſchiedene Erze) durch Sublimation anſetzten; ferner darin, daß man das gediegene Gold häufig ziemlich dicht unter der Erdoberfläche in ſo eigenthümlichen Geſtalten vorfindet, als ob es geſchmolzen in Waſſer abgelöſcht worden wäre, wie wenn man nach der Volksſitte am Sylveſterabende geſchmolzenes Blei in Waſſer gießt. In Kalifornien läßt man ſich ausgeſuchte Stücke der Art, wie ſie ſind, als Buſennadeln einrichten. — In der That hat die Erde, wie ich meine, ſolche Sylveſterabende in großartiger Weiſe gefeiert, indem das in die ſoeben gebildeten Gänge von oben eindringende Waſſer das unten in den Spalt gelangende Gold (deſſen ſpezifiſches Gewicht 19,3 beträgt) plötzlich ablöſchte, worauf es durch die gewaltigen Waſſerdämpfe nach der Erdoberfläche in kleineren oder größeren Stücken (bis zu 19,000 Dollar Werth), welche die deutlichſten Spuren der Schmelzung an ſich tragen, geſchleudert wurde.

Ph. Spiller.

Aufruf,

das Leben und die Werke von Cornelius betreffend.

Der geſammte handſchriftliche Nachlaß von Cornelius befindet ſich — im Einverſtändniſſe mit der Cornelius'ſchen Familie — zur Zeit in meinen Händen. Derſelbe beſteht aus einzelnen Aufzeichnungen und Gedichten des verewigten großen Meiſters, aus vielen von ihm verfaßten Briefen, aus ſehr zahlreichen an ihn gerichteten Briefen Anderer, aus Urkunden, Verhandlungen und dergl., die zu den Werken in Beziehung ſtehen, aus Feſtliedern und Aehnlichem mehr. Unter den Briefen von fremder Hand ſind als beſonders zahlreich oder bedeutend ſolche hervorzuheben von: König Ludwig von Bayern, Reichsfreiherrn vom Stein, Goethe, Alexander v. Humboldt — Overbeck, Schnorr, Genelli, Schwanthaler, Hübſch, Klenze, Schlotthauer, Barth, Xeller, Wach — Niebuhr, Bunſen, Graf Raczynski, Sulpiz Boiſſerée, Bethmann-Hollweg, Ringseis, Emilie Linder, Keſtner, den Schlegel's — Brüggemann, den Cornelius angehörigen oder verwandten Frauen u. ſ. w. Die Schriftſtücke umfaſſen den Zeitraum von 1811 bis 1867.

Nicht nur in Bezug auf das Leben und die Werke des größten deutſchen Malers, der ſeit Dürer erſtand, enthalten dieſe Schriftſtücke unvergleichlich wichtige und bedeutende Nachrichten, ſondern ſie bieten auch in Hinſicht auf allgemeine Dinge, auf die Zeitverhältniſſe, wie auf die Geſchichte der neueren deutſchen Kunſt reichen, zum Theil ſehr werthvollen Stoff. Es iſt deshalb meine Abſicht, dieſe Sammlung — natürlich nach Ausſcheidung des Unbedeutenden und Intereſſeloſen, an dem es nicht fehlt — herauszugeben.

Um derſelben jedoch eine möglichſte Vollſtändigkeit zu verleihen, will ich mit ihr die Aufzeichnungen, die mein vertrauter Umgang mit Cornelius veranlaßte, ſowie anderweitige Nachrichten, Briefe u. ſ. w., die ich bisher ſammelte, vereinigen. Auch bemühe ich mich, dieſes Material noch fortwährend thunlichſt zu vermehren und deshalb richte ich auch hiermit an das Publikum im Allgemeinen und ganz beſonders an die Freunde, Bekannten und Verehrer des großen Künſtlers die Bitte, mich bei dieſem Vorhaben zu unterſtützen und ſichere Nachrichten über Lebensſchickſale, über Entſtehung, Bedeutung und Schickſale der Werke, ſoweit ſolche noch nicht bekannt ſind, mir übermitteln zu wollen, ingleichen ferner ebenſo ſorgfältige, vom Beſitzer oder ſonſtwie beglaubigte Abſchriften von Briefen und überhaupt allen Schriftſtücken, die zu Cornelius und ſeinen Werken irgendwie in Beziehung ſtehen.

Das in dieſer Weiſe zu möglichſter Vollſtändigkeit ſich bildende Werk wird als eine Ergänzung meines Buches „Cornelius, der Meiſter der deutſchen Malerei“ angeſehen werden dürfen, und es wird bei demſelben Verleger, Herrn Carl Rümpler in Hannover, unter dem Titel: „Cornelius, Aufzeichnungen und Briefwechſel, nebſt Nachrichten über Leben und Werke des Meiſters, herausgegeben von Herman Riegel“, erſcheinen.

Eine möglichſt baldige Berückſichtigung meiner oben ausgeſprochenen Bitte würde ich ganz beſonders dankbar anerkennen.

Leipzig.

Dr. H. Riegel,
Privatdocent an der Univerſität, Cuſtos des ſtädtiſchen Muſeums ꝛc.

Digitized by Google

Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit ſieben Bildern in Holzſchnitt. (334)

Velin-Ausgabe. Mit colorirten Bildern. In engliſchem Einband 1 Thlr.

Vierzehnte Auflage. 1869. Druckpapier. In farb. Umſchlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unſtreitig unter allen Märchenbüchern das ſchönſte.“

Bernhardi's Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung)

Archiv für Anthropologie.

Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen.
Herausgegeben von C. E. v. Baer in St. Petersburg, E. Desor in Neuenburg, A. Ecker in Freiburg, W. His in Basel, L. Lindenschmit in Mainz, G. Lucae in Frankfurt a. M., L. Rütimeyer in Basel, H. Schaaffhausen in Bonn, C. Vogt in Genf und H. Welker in Halle.

Unter der Redaction von **A. Ecker** und **L. Lindenschmit.**

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und lithogr. Tafeln. 4⁰. Fein Velinpapier. geh. Dritter Band. Drittes und viertes Heft. Preis 4 Thlr. (335)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (336)

Steffens Volkskalender für 1870.

Enthält Beiträge von Dr. **Cohn, G. Hiltl,** Dr. **Lewinſtein, A. Mützelburg, Max Ring, J. Rodenberg, Sacher Maſoch, Neumann-Strela** u. A.

Mit 8 Stahlſtichen und 4 Holzſchnitten. Preis 12½ Sgr.

In No. 42 dieſes Blattes ausführlich beſprochen und empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Talmud von **Emanuel Deutſch,** Bibliothekar am Britiſchen Muſeum. Aus der ſiebenten engliſchen Auflage ins Deutſche übertragen. Autoriſirte Ausgabe. Zweite Auflage. gr. 8. 12 Sgr. (337)

In wenigen Monaten die zweite Auflage.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Bei S. Hirzel in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (338)

Karl Mathy.

Geſchichte ſeines Lebens.
Von
Guſtav Freytag.

1 Band in Octav. Preis: 2 Thaler.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunſchweig.** (339)
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In Verbindung mit Fachmännern und Künſtlern herausgegeben von
Karl Andree.

4. Fein Velinpapier. Sechszehnter Band. Preis jedes Bandes von 26 Nummern 3 Thlr.

Der „**Globus**“ erſcheint vom ſechszehnten Bande an in Wochen-Nummern von je zwei Bogen, reich illuſtrirt und mit Kartenbeilagen.

Vollſtändige Exemplare der früheren Bände können, ſoweit der Vorrath reicht, zum Preiſe von 3 Thlr. pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Geh. 25 Thlr. Geb. in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr.

Auch nach und nach in allen beliebigen Terminen zu beziehen: in 150 Heften zu 5 Ngr. oder in 15 Bänden, geheftet zu 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden in Leinwand zu 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfranz zu 2 Thlr.

Aeltere Auflagen werden im Umtausch gegen die neueste elfte mit 10 Thlr. angenommen. Prospecte gratis.

(310)

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung Berlin.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig: (341)

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit.
Von
Julius Rodenberg.

5 Bände eleg. geh. Preis 6 Thlr.

Die Worte „Toleranz“ und „Gewiſſensfreiheit“, welche Cromwell zuerſt mit Nachdruck ausgeſprochen hat, tönen durch **Rodenberg's** neues Werk hindurch und ſtellen es unmittelbar in die geiſtige Bewegung des Augenblicks.

Große und kleine Welt.

Ausgewählte hiſtoriſche Romane und moderne Lebensbilder.
Von
Friedrich Adami.

4 Bände. Preis 4 Thaler.

Inhalt: **Kerker und Thron. — Der todte Paſſagier. — Das Nordlicht von Dalekarlien. — Der Herzog von Monmouth. — Napoleon als Eheſtifter. — Ein Sonderling. — Der Verräther. — Aus den Jugendjahren des Generals von Seydlitz.**

Es gehören dieſe Erzählungen zu den beſten, welche bis jetzt von dem beliebten Verfaſſer erſchienen ſind. Die prägnante Schreibart, die farbige Friſche und lebendige Darſtellung, welche den hiſtoriſchen Schriften von F. Adami — wir erinnern nur an deſſen Biographie der Königin Luiſe — einen ſo großen Leſerkreis verſchafften, zeichnen auch die oben genannten geſchichtlichen Erzählungen aus.

Tauſend Seelen.

Roman in vier Theilen
von
Alexis Piſemski.
Aus dem Ruſſiſchen übertragen
von
Dr. **L. Kayßler.**

2 ſtarke Bde. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Karl Frenzel ſpricht ſich über dieſen Roman in der „Nationalzeitung“ wie folgt aus:

„Unwillkürlich wird unſer Urtheil über einen ruſſiſchen Erzähler durch einen Hinblick auf Turgenjew beeinflußt. Es bedeutet ſchon viel, wenn ein anderer Autor deſſelben Volkes ſich neben dieſem unſerem Liebling behaupten kann, wie viel mehr, wenn er ihn nach einer Seite hin übertrifft. Piſemski's Roman „Tauſend Seelen“ gehört zu dieſen ſeltenen Werken. — Die ſcharfe Beobachtung des Einzelnen, die charakteriſtiſche, von einer gewiſſen humoriſtiſchen Bitterkeit überflogene Darſtellung zeichnen in gleicher Weiſe die erſten wie die letzten Kapitel aus, das Ganze tritt uns wie unmittelbares Leben entgegen.“

Titel und Regiſter folgen nach.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.
Zuſendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt an die Redaction (Matthäikirchſtraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3ſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joſeph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsſtr. 86.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin, Franzöſ. Str. 51

Digitized by Google

13

3

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

3 2044 092 563 857

Digitized by Google